ÜBER LAND UND MEER

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

Bequest of

DR. JAMES O. GRIFFIN

Band 61. 1889.

Ueber Land und Meer

Deutsche Illustrirte Zeitung

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien

Deutsche Verlags-Anstalt

053
U22

557501

Inhalts-Verzeichnis.

LXI. Band. 1889. Nr. 1—26.

Sach-Register.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Harte Herzen. Erzählung von Anton Freiherrn von Perfall 305. 329. 349. 369. 389. 409. 429.
Jakobs Weihnachten. Eine Seeſkizze von Max Loy 241. 265.
Irrlicht des Glückes. Novelle von Leo Warren 1. 25. 49. 73. 97. 121. 145. 169.
Jean Portanal. Ein Roman aus Rumänien von Marie Bernhard 217. 250. 274. 294. 314. 338. 354. 378. 398. 418. 438. 458. 478. 498. 518. 538. 558.
Mieder Emerſons, der. Eine etwas ungewöhnliche Geſchichte von Paul von Schönthan 318. 334.
Nadja. Erzählung von Richard Voß 10. 34. 58. 82. 106. 130. 154. 178. 202.
Scharfe Ecke, die. Eine ſchweizeriſche Schmugglergeſchichte von Hugo Roſenthal-Bonin 285.
Schnee, der erſte. Novellette von Anna Kramer 246.
Stolze Roſen. Novellette von Ludwig Thaden 226.
Zwei Menſchen. Novelle von Klaus Zehren 449. 462. 489. 509. 529. 549.

Skizzen.

Armee und Marine im Dienſte der Schönheit. Von E. M. Vacano 183.
Ferni! Originalſkizze von Heinrich Landsberger 14. 30.
Marionetten, die. Von E. M. Vacano 403.
Schweſtern, die. Eine Geſchichte aus dem Leben. Von Cl. Schreiber 463.
Toilette, bei der. Von J. v. S. 316.
Urteil, das, des Paris. Von L. Heveſi 127.

Reiſen und Jagden.

Deutſche Einquartierung in Kairo 520.
Grönland, durch, auf Schlittſchuhen 296.
Jagdgebieten, aus den, des Kronprinzen von Oeſterreich-Ungarn. Von Hubertus 395.
Wolf, der lebendig gefangene. Von W. A. Beer 310.

Kultur- und Sittenbilder.

Bierverhältniſſe, altklaſſiſche. Von Ernſt Eckſtein 28.
Crevettenfiſcherinnen 15.
Engliſche Ehen. Von Leon Keßner 291.
Frauentypen aus der amerikaniſchen Geſellſchaft. Von Ant. Andrea 422. 474.
Hausfrauenleben in Afrika. Von Mme. Markel (Mara Cap) 566.
Kampf, politiſcher 103.
Mahlzeiten, altrömiſche. Von Ernſt Eckſtein 484.
Maſſenquartier reichshauptſtädtiſchen Elends, ein. Von Hans A. Fiſcher 501. 514.
„Preßball", der, in der Berliner Philharmonie. Von O. Beta 495.
Pudelmeiſter 360.
Schlichtung von Grenzſtreitigkeiten in Rußland 62.
Typen aus dem Leben der modernen Großſtädte. Von D. v. Gezern 54. 354.
Weihnachtsabend, am. Originalzeichnung von E. Brüning 245.
Weihnachtsmorgen, am. Originalzeichnung von R. Kögler 269.
Weihnachtszeit bei der „Zia", während der 244.
Wieder einmal daheim! Ein Bild aus dem holländiſchen Fiſcherleben von Ferdinand Fogerlin 397.
Wiener Regentage. Von Armin Friedmann 270.
Winterliches. Von Armin Friedmann 402.

Humoriſtiſches.

Dachſtübchen, unſere. Originalzeichnung von Mathilde Goeſter 361.
Feuer, im. Von Richard Schmidt-Cabanis 209.
Freuden der Eisbahn, die. Silhouetten von E. Heine 341.
Geographie des täglichen Lebens. Skizzen von Alfred Gudener 157.
Herrn Friedrichs Jagdabenteuer. Nach Skizzen von E. Schmidt gezeichnet von R. Kögler 17.
Humoriſtiſchen Mappe, aus unſerer 233. 541.
Kunſt und Leben, aus. Originalzeichnungen von R. Kögler 37.
Literariſches Allerlei. Silhouetten von Anna Leriep 521.
Menſch und Möve. Von „ihm" ſelbſt erzählt, weshalb ſeine Perſon etwas in den Vordergrund tritt. Mit Federzeichnungen von H. von Warburg 112. 137.
Mythologiſches aus dem Ballſaal. Zeichnung von W. Grögler 321.
Naturgeſchichte des Humors, zur. Von Richard Waldow 352. 372.
Pflegemutter, ein Stündchen. In Bild und Wort von M. Goeſter 89.
Tamerlan, der Studentenhund. Originalzeichnungen von Karl Stauber 65.
Traumbuch, das 297.
Unbekannte, der. Ein Karnevalsintermezzo in Originalzeichnungen von W. Grögler 481.
Vor den Couliſſen und hinter den Couliſſen. Nach Originalſkizzen von A. v. Fiſchern 421.
Weihnachten, ſchwarze. Von M. von Reymond. Illuſtriert von Hermann Kurtz 257.
Winterbilder vom Lande 278.

Geſchichte und Zeitereigniſſe.

Belgrad, aus dem Konak in 555.
Flucht, die, Ludwigs XVI. 334.
Grundſteinlegung, die, des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig 174.
Kaiſerfahrt, die deutſche, nach dem Süden 78. 102. 107. 128. 131.
Kaiſerjubiläum, ein 192. 227.
Kaiſers Geburtstag 434. 456.
Kaiſertag, der, in Hamburg. Von Hermann Lüders 152.
Marokkaniſche Geſandtſchaft, die, in Berlin. Von Heinrich Hacke 475.
Paris nach Waterloo 485.
Reichsfehde, die letzte. Von Karl Kieſewetter 322.
Tod, der, des Kronprinzen von Oeſterreich-Ungarn 459.
Verbrennung der Leiche eines Kawiſchen Häuptlings 455.
Waiſe, die kaiſerliche 55.
Wiederbeſtattung, die, Franz Schuberts 78.

Biographien u. Charakteriſtiken.

Alexander, Prinz, von Battenberg und ſeine Gemahlin 524.
Barth, Lola. Von Karl Wittkowsky 335.
Belimarkowitſch, General 556.
Brautpaar, ein fürſtliches. (Prinzeſſin Alexandra von Griechenland und Großfürſt Paul von Rußland) 270.
Chriſtian IX., König von Dänemark 203.
Dannecker, Johann Heinrich, und das ihm errichtete Denkmal. Von Otto Baiſch 271.
Dichterin, aus den Räumen einer königlichen 15.
Emin Paſcha und die zu ſeiner Unterſtützung auszuſchickende deutſche Expedition. Von F. von Hellwald 59.
Friedrich dem Großen, bei, in Sansſouci 62.
Friedrich, Erbprinz von Anhalt und ſeine Braut, Prinzeſſin Marie von Baden 476.
Galliera, Maria, Herzogin von. (Eine fürſtliche Erblaſſerin) 340.
Geburtstag, zum ſechzigſten, des Königs Oskar von Schweden. Von Oskar Meding 414.
Georg I., König von Griechenland 203.
Giers, Nikolai Karlowitſch von 152.
Goltz, von der, Max Freiherr; ſ. die deutſche Kriegsflotte und ihre Leiter.
Goltz, Alexander D. (Unſere Künſtler) 310.
Hammer, Bernhard, Oberſt, der ſchweizeriſche Bundespräſident für 1889. Von Jean Nötzli 355.
Harnack, Profeſſor. (Plaudereien am Kamin) 484.
Heusner, Contreadmiral; ſ. die deutſche Kriegsflotte und ihre Leiter.
Kaiſer Franz Joſef I. und Kaiſerin Eliſabeth von Oeſterreich. Ein Jubiläumsblatt 193.
Kaiſer Wilhelms I. Schreibtiſch am hiſtoriſchen Eckfenſter. Von J. v. Sydow 494.
Keller, Albert. (Unſere Künſtler). Von Hermann Helferich 522.
Keller, Ferdinand 7.
Kinderſtube, aus der, des Kaiſers 415.
Königsjubiläen, zwei 202.
Kronprinz Rudolf als Schriftſteller. Von Guſtav Karpeles 454.
Lavigerie, Kardinal. (Ein Apoſtel der Menſchlichkeit) 236.
Leiter, der neue, des Wiener Burgtheaters (Dr. Auguſt Förſter). Von Alexander Roſen 160.
Liebermann, Max. (Unſere Künſtler) 480.
Marie Valerie, Erzherzogin, und Erzherzog Franz Salvator 355.
Maximilian Joſef, Herzog in Bayern 207.
Moltkes ſiebenzigjährigem Dienſtjubiläum, zu Graf. (8. März 1889.) Von J. Steinbeck 515.
Monts, Admiral Graf 424.
Oberhaupt, das neue, der nordamerikaniſchen Republik und ſein Stellvertreter. (Benjamin Harriſon und Levi P. Morton) 175.
Oehlſchläger, O. von. (Der neue Chef des Reichsjuſtizamts) 544.
Protitſch, General 556.
Rascon, Graf von 556.
Rhapſodie, meine erſte. Von Wilhelm Jordan 420.
Riſtitſch, Joan 556.
Rudolf, Kronprinz von Oeſterreich-Ungarn 434.
Schelling, Ludwig Hermann von. (Preußens neuer Juſtizminiſter.) Von Eugen Sierke 465.
Stanley, Henry Moreton. Von Friedrich von Hellwald 39.
Thun-Hohenſtein, Leopold Leo Graf von 364.
Verlobung, eine, am deutſchen Kaiſerhofe. (Prinz Leopold von Preußen und Prinzeſſin Luiſe zu Schleswig-Holſtein) 395.
Werner, Carl. (Unſere Künſtler.) Von Otto Baiſch 78.
Wißmann, Lieutenant 62.

Feſte und Feierlichkeiten.

Grazer Ehrentag, ein. (Eröffnung der k. k. Techniſchen Hochſchule durch Kaiſer Franz Joſef) 517.

Natur.

Aſtronomie. November 67. Dezember 183. Januar 281. Februar 365. März 435. April 565.
Geſchwiſterlinge, die. Von Karl Vogt 363.
Weißkopfgeier auf der Felſeninſel Plavnik im adriatiſchen Meer. Originalzeichnung von A. Heilmann 400.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Deutſchland. Gelnhauſen und ſeine Kaiſerpfalz, Bilder aus 61.
  Hindelang 6.
  Porta Weſtfalica, die 278.
  Primkenau, Schloß 88.
Frankreich. Crevettenfiſcherinnen 8.
  Kolonien, die ausländiſchen, in Paris. Von Eugen von Jagow 86.
  Yport, Abfahrt zur Rettung in. Von E. von Jagow 563.
Italien. Gardone-Riviera am Gardaſee 335.
  Rom, am Tempel der Minerva in 32.
  Venetianiſche Fiſcherboote. Gemälde von Ludwig Dill 205.
Niederlande. Binnenhof im Haag, der 474.
  Holländiſches Heim, ein. Von Karl Roßbach 396.
Oeſterreich-Ungarn. Anſichten in Tirol 293.
  Mattſee 562.
  Meyerling, das Jagdſchloß 443.
  Raguſa, Bazar in 308. 309.
  Wien, aus. Von A. Friedmann 554.
Rußland. Georgien, Kinderbilder aus 161.
  Jung Rußland 401.
  St. Petersburg, auf den Straßen von 566.
  Tiflis, Markt in. Von A. G. von Suttner 19.
Norwegen. Fiſchfang in Norwegen 56.
  Norwegiſche Landſchaft 362.

Afrika.

Deutſch-Oſtafrika, Bilder aus 539.

Amerika.

Dufferin-Terraſſe, die, in Quebec 505.
Kolonien, aus den deutſchen, in Südbraſilien. Von Hermann Soyaux 424. 442.
Sao Vincente. Ein Stück atlantiſcher Seefahrt von Jul. Jenke 99.

Literatur.

Buch, ein echt deutſches. Mit Originalzeichnungen von G. Brandt 504.
Bücher und Schriften, neue 21. 42. 114. 161. 186. 207. 235. 255. 301. 324. 346. 365. 445. 505. 543.
Geſchenkbuch, ein vortreffliches, für unſere jungen Damen. Von H. Olbers 562.
Jubiläum, ein (Georg Ebers' „Aegyptiſche Königstochter"). Von Dr. Arthur Schilbach 150.
Literariſche Plaudereien. Von Bruno Walden. Franzöſiſche Literatur 171. Engliſche Literatur 394.
Literariſche Weihnachtsgaben 247.
Literatur 18. 39. 66. 87. 114. 127. 158. 182. 206. 222. 280. 298. 319. 342. 364. 382. 402. 415. 443. 462. 482. 494. 522. 542. 563.

Kunſt.

Baukunſt.

Baukunſt, die, im normanniſchen Sizilien. Von Adolf Friedrich Graf von Schack 559.
Dresden, die König Johannſtraße in 182.
Kaiſerburg, eine alte. Von Paul Clemen 62.
Vorbild, das, zu Kaiſer Friedrichs Mauſoleum. Von Lilly Willgerod 292.

Bildnerkunſt.

Dannecker-Denkmal, das 271.
Denkmal, ein, für König Ludwig II. 222.
Denkmünze, die goldene, auf Kaiſer Wilhelms II. Nordfahrt 184.
Denkmünze, die, zum Gedächtnis an die Hamburger Zollanſchlußfeierlichkeiten 245.
Hauptaltar der Kathedrale unſerer lieben Frau vom Pfeiler in Saragoſſa 220.
Jordan, W., Büſte 420.
Schreibzeug, ein hiſtoriſches 184.
Standbild für Kaiſer Wilhelm I. im Römer zu Frankfurt a. M. 534.

Malerei.

Alarm im Manöver. Gemälde von C. Sellmer 36.
Alchimiſt, der. Gemälde von David Teniers dem jüngeren 535.
Allegro. Gemälde von G. Max 77.
Allerſeelen. Originalzeichnung von J. A. Wehle 100.
Auferweckung von Jairi Töchterlein, die. Von Albert Keller 512. 513.
Bazar in Raguſa. Gemälde von Alexander D. Goltz 308. 309.
Begräbnis des Zwergs, das. Gemälde von L. Maſoni 333.
Beſuch, der, bei der Wöchnerin. Gemälde von E. Cap 9.
Billardſpieler. Von W. Löwith 416.
„Bitte ſchön!" Gemälde von F. Schleſinger 509.
Boccaccio erzählt ſeine Novellen. Gemälde von Caiſſoli 217.
Börſe, an der. Gemälde von Ferdinand Brütt 313.
Der Eine kommt, der Andere geht. Gemälde von G. di Chirico 29.
Eckart, der getreue. Gemälde von Julius Adam 252. 253.
Ehrenwörtchen, das gebrochene. Von L. Wain 561.
Einkehr. Gemälde von Hugo Kauffmann 294.
Elfride. Von Albert Hößlinger 1.
Engliſches Dorf. Originalzeichnung von G. Lindner 224.
Erwartung, die. Gemälde von E. Kieſel 149.
Erwartung des Schiffes, in. Gemälde von A. Guiliano 173.
Falkenjagd. Von W. Räuber 220.
Falſchſpieler, die. Gemälde von J. Kinzel 225.
Fiſchfang in Norwegen. Gemälde von Jahn Ekenaes 56.
Flucht nach Aegypten, auf der. Gemälde von Wilhelm Diez 298.
Franz Joſef I., Kaiſer von Oeſterreich, König von Ungarn, und die Seinen. Originalzeichnung von Theodor Volz 196. 197.
Friedrich dem Großen, bei, in Sansſouci. Gemälde von F. Poppe 49.
Geländen, an den. Gemälde von G. Schachinger 60.
Hero. Gemälde von Edmund Kanoldt 392.
Herzog Friedrich von Mecklenburg in ſeiner Bildergalerie. Gemälde von Heinz Emers 271.
Hochzeit, eine, zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Gemälde von F. Peralta 533.
Hochzeitsbrauch, ein alter. Gemälde von C. Sohn 52. 53.
Jagd, nach der. Gemälde von W. Räuber 83.
Jagdbeute. Gemälde von Jaroslav Veſin 517.
Kaiſer Wilhelm I., der ſiegreiche Gründer des Deutſchen Reiches. Gemälde von Profeſſor Ferdinand Keller. Von W. Lübke 6.
Kaiſer Wilhelm im Familienkreiſe. Gemälde von A. Eichſtädt 145.
Kampfplatz, auf dem. Gemälde von F. H. Kämmerer 101.
Kirche, in der. Gemälde von A. Graf Poſadowsky-Sandrart 372.
Konzert, ein. Gemälde von F. Beda 29.
Kreiſel, der neue. Nach einem Gemälde von Auguſt Herz 369.
Kriegserklärung. Gemälde von Louis Alvarez 492.
Ländliches Idyll. Von H. Biedermann-Arendts 552.
Lautenſpielerin. Gemälde von H. Vogler 377.
Liebeswerbung. Gemälde von A. Zick 352. 353.
Liſette. Gemälde von W. Schneider 412.
Luſtige Geſchichten. Gemälde von Emma von Müller 25.
Luſtiger Erzähler, ein. Gemälde von Julius Müller-Maßdorf 340.
Maria und das Chriſtuskind. Gemälde von Pietro Perugino 268.
Marionetten, die. Gemälde von Louis Alvarez 393.
Markt in Tiflis. Gemälde von Profeſſor Joſef Brandt 16.
Neujahrsgruß, des Friedensengels 290.
Norwegiſche Landſchaft. Gemälde von Magnus von Bagge 356.
Palaſthof, italieniſcher. Gemälde von Bernardo Belotto, gen. Canaletto 332.
Patrizierin, eine. Gemälde von A. Berzik 221.
Promenade einer Konſulin. Gemälde von F. W. Brede 208.
Konferenz, eine, im Café de la Rotonde. Gemälde von Georges Cain 440.
Ritt, der erſte. Ein Bild aus dem ungariſchen Dorfleben von J. Perez 357.
Römiſche Poſt. Gemälde von A. Torquetti 375.
Rückerinnerung. Gemälde von Heinrich Rauch 169.
Säulenhalle von Côme, von der. Aquarelle von Carl Werner 84.
Schlittenfahrt. Gemälde von A. Eggena 469.
Schnee, im. Gemälde von Anderſen-Lundby 433.
Schritt, der erſte, in die Welt. Gemälde von E. L. Garrido 472.
Schützengeſellſchaft, eine. Gemälde von L. Neuſtätter 289.
Schweſtern, die beiden. Gemälde von James Bertrand 449.
Smolensk, bei. Gemälde von W. A. Beer 40.
Spielmanns. Paſtell von Profeſſor J. Koppay 329.
Tanzunterricht, der erſte. Gemälde von Richard Groß 413.
Tempel der Minerva in Rom, am. Gemälde von C. Wuttke 32.
Tiſchgebet, das. Gemälde von Max Liebermann 473.
Traum vom Jungbrunnen, der. Gemälde von Ernſt Berger 537.
Urteil, das, des Paris. Gemälde von Jacques Wagrez 125.
Verbrennung der Leiche eines heidniſchen Häuptlings in Süd-Rußland im zehnten Jahrhundert. Gemälde von Henry von Siemiradzki 452. 453.
Verhör Ludwigs XVI. in Varennes. Gemälde von Henry Cain 336.
Verſammlung der „Generalſtaaten" im großen Saal des Binnenhofes im Haag um 1650. Gemälde von Anthonie Palamedeß Stevens 477.
Viſion. Gemälde von H. Herterich 292.
Vorfrühling. Paſtell von J. Koppay 489.
Wahrſagerin, bei der. Gemälde von Gabriel Max 432.
Waiſe, die kaiſerliche. Gemälde von Valerius Gyſis 57.
Waiſen, die. Gemälde von Th. Schwartze 172.
Weihnachtszeit bei der „Zia", während der. Von Giuſeppe Barchon 244.
Winterbilder vom Lande. Originalzeichnung von R. Kögler 277.
Wolf, der lebendig gefangene. Gemälde von W. A. Beer 312.
Zigeuner, eingefangene. Gemälde von E. Schulz-Brieſen 76.
Zigeuner, heimkehrender. Von G. Vaſtagh 529.
Zukunftsmuſiker, der. Gemälde von O. Stieger 305.

Muſik und Theater.

Ausſtattung, die, des neuen Wiener Burgtheaters. Von Armin Friedmann 159.
Barnay, Ludwig, und ſein „Berliner Theater" 378.
Burgtheater, altes und neues. Von Armin Friedmann 133.
Leſſing-Theater, das, zu Berlin. Von Hans von Zengeſchof 395.
Muſikleben, aus dem, der Gegenwart. Von Heinrich Ehrlich 27. 275.

Poeſie.

Allerſeelen. Von Otto Baiſch 103.
Eckart, der getreue. Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe 252. 253.
Elfride. Von Otto Baiſch 6.
Hiaß, Da'! Von Konr. Dreher 501.
Holzweg, der 342.
Jordan, an Wilhelm, den Freund, Dichter und Rhapſoden zum ſiebenzigſten Geburtstag. Sonett von Georg Ebers 420.
Viſion in der Neujahrsnacht. Von Otto Baiſch 298.

Aphorismen. Von Ernſt Ziel 310.
Aphorismen. Von F. Oſtano 474.
Gnomen. Von A. Friedmann 455.
Wespenſtiche. Von Alfred Friedmann 107. 335.

Kultur und Wiſſenſchaft.

Blätter für die Frauen:
  Söhne und Töchter. Von M. Gleim 63.
  Mode von Johanna von Sydow 256. 276. 441.
  Die Mode in unſerer Zimmereinrichtung. Von E. W. 384.
Diebſtahl, der, und ſeine Beurteilung. Kulturhiſtoriſche Plauderei von Dr. Franz Harder 155.
Diplomatiſche Briefe an eine Dame. Von Junius Secundus 110. 126.
Geſpenſter Lebender. Von Max Deſſoir 223.
Jubiläum, ein, der Humanität. Von Dr. Ludwig Fuld 174.
Jubiläum, unſer. Von Guſtav Karpeles 279.
Krankenpflege, die, in Frauenhand. Von Marie von Redwitz 150. 175.
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Weilen 247. 483. 500.
Steine, geheimnisvolle. Von Ernſt Bötticher 299.
Wort, ein, an Deutſchlands Frauen. Von Lilly Willgerod 455.
Zahlenfügungen. Von Detlev von Geyern 375.

Handel und Verkehr.

Einführung in die Bedeutung des Entwurfs eines bürgerlichen Geſetzbuchs für das deutſche Reich. Von Guſtav Strehlke 543.
Heinzelmännchen, d. moderne (Daimlers Motore) 544.
Poſtweſen, das moderne, und die Erfindung der Briefmarke. (Nach neuen Unterſuchungen dargeſtellt.) Von B. Dimand 403.

Militär und Marine.

Auf Leben und Tod. Von F. Lindner 415.
Biebrich am Rhein, Bilder aus. Von Emile Erhard. Mit Originalzeichnungen von H. Lüders 380.
Kriegsflagge, unſere deutſche. Von G. v. S. 15.
Kriegsflotte, die deutſche, und ihre Leiter. Von Guſtav Dahms 535.
Unterſeeiſche Boote. Von J. Caſtner 524.

Poſtblätter.

20. 42. 67. 87. 111. 135. 158. 185. 207. 234. 254. 281. 298. 323. 342. 363. 382. 404. 422. 444. 462. 482. 502. 523. 542. 563.

Spiele und Aufgaben.

Anagramm 385. Aufl. 425.
Anordnungsaufgabe 566.
Arithmogriph 90. Aufl. 138.
Auszählungsrätſel 365. Aufl. 425.
Bilderrätſel 68. 90. 138. 161. 186. 235. 255. 282. 346. 365. 385. 406. 466. 485. 506. 525. Aufl. 41. 115. 138. 186. 210. 235. 282. 301. 324. 385. 406. 425. 446. 506. 525. 545. 566.
Bilderrätſel, altägyptiſches. Aufl. 41.
Buchſtabenrätſel 210. 324. 486. Aufl. 235. 385. 545.
Citatenrätſel 466. 525. Aufl. 506. 566.
Dechiffrieraufgabe 566.
Ergänzungs-Aufgabe 41. Aufl. 90.
Füllrätſel 135. Aufl. 186.
Geogr. Sternrätſel 425. Aufl. 466.
Gordiſche Knoten, der 21. Aufl. 65.
Homonym Aufl. 65.
Kartenſpiele 41. 90. 161. 183. 210.

255. 301. 345. 385. 406. 445. 485. 525. 545.
Königsmarſch 41. 161. 324. 406. Aufl. 115. 210. 365. 446.
Kombinierte magiſche Quadrate 68. Aufl. 114.
Kriegsſpiel, deutſches 283.
Labyrinth-Rätſel 186. Aufl. 235.
Quadrat-Aufgabe 446. Aufl. 486.
Rätſel 114. 235. 282. 365. 406. 506. Aufl. 161. 301. 324. 406. 466. 545.
Rätſel, das, der Sonnenuhr 21. Aufl. 68.
Rätſelhafte Inſchrift 115. 301. 425. Aufl. 161. 346. 466. 545.
Rätſelhaftes Clavicymbal, ein 445. Aufl. 486.
Rätſelhaftes „Rühr-Ei" 186. Aufl. 235.
Rechentafel 255. Aufl. 301.
Röſſelſprung 301. 506. Aufl. 346. 566.
Roſetten-Rebus 324. Aufl. 365.
Schach 20. 41. 68. 90. 114. 138. 161. 183. 210. 235. 255. 282. 301. 324. 345. 365. 385. 405. 425. 445. 466. 485. 505. 525. 545. 564.
Scherzrebus 41. 210. Aufl. 90. 235.
Umbildungs-Aufgabe 345. Aufl. 385.
Umſtellungsrätſel 545.
Verſchiebrätſel Aufl. 41.
Vier-Spezies-Kryptogramm Aufl. 21.
Würfelſpiele, neue, von M. Reymond 138. 186.

Lotterieziehungen.

November 67. Dezember 161. Januar 425. Februar 425. März 485.

Briefmappe.

22. 42. 68. 90. 115. 139. 161. 186. 210. 236. 258. 283. 301. 325. 346. 365. 385. 406. 425. 446. 466. 486. 506. 525. 545. 566.

Alphabetiſches Regiſter.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel ſind illuſtriert.)

Abfahrt zur Rettung in Noth. Von E. v. Jagow* 563.
Alarm im Manöver* 35.
Alchimiſt, der* 539.
Alexander, Prinz, von Battenberg und ſeine Gemahlin* 524.
Allegro* 87.
Allerſeelen. Von Otto Baiſch* 103.
Anagramm 385. Aufl. 425.
Anordnungsaufgabe 366.
Aphorismen. Von Ernſt Ziel 310. Von F. Ontano 474.
Apoſtel der Menſchlichkeit, ein. (Kardinal Lavigerie.) Von Eugen von Jagow* 296.
Arithmogriph 90. Aufl. 138.
Armee und Marine im Dienſte der Schönheit. Von E. M. Vacano* 183.
Aſtronomie* 67. 183. 281. 365. 485. 565.
Auf Leben und Tod. Von F. Lindner* 415.
Ausſtattung, die, des neuen Wiener Burgtheaters. Von Armin Friedmann* 159.
Auszählungsrätſel 365. Aufl. 425.

Backfiſchlein, unſer. Originalzeichnung von Mathilde Teſſer* 361.
Barnay, Ludwig, und ſein „Berliner Theater"* 376.
Baukunſt, die, im normanniſchen Sizilien. Von Adolf Friedrich Graf von Schack* 559.
Bergh, Lolo. Von Carl Wittkowsky* 335.
Beſuch, der, bei der Wöchnerin* 15.
Biebrich am Rhein, Bilder aus. Von Emile Erhard* 380.
Bierverhältniſſe, altklaſſiſche. Von Ernſt Eckſtein 38.
Bilderrätſel 68. 90. 138. 161. 186. 235. 255. 282. 346. 365. 385. 406. 466. 485. 506. 525. Aufl. 41. 115. 138. 186. 210. 235. 282. 301. 324. 385. 406. 425. 446. 506. 525. 545. 566.
Bilderrätſel, altägyptiſches, Aufl. 41.
Billardſpieler. Gemälde von W. Löwith* 416.
Binnenhof im Haag, der* 474.
„Bitte ſchön!" Gemälde von F. Schleſinger* 509.
Blätter für die Frauen:
  Söhne und Töchter. Von W. Gleim 63.
  Mode. Von Johanna v. Sydow *256. 276. *441.
  Die Mode in unſerer Zimmereinrichtung. Von G. W.* 384.
Boccaccio erzählt ſeine Novellen* 222.
Börſe, an der. Gemälde von Ferdinand Brütt* 313.
Brautpaar, ein fürſtliches (Prinzeſſin Alexandra von Griechenland und Großfürſt Paul von Rußland)* 270.
Brautpaar, ein fürſtliches (Erbprinz Friedrich von Anhalt und Prinzeſſin Marie von Baden)* 476.
Briefmappe 22. 42. 68. *90. *115. 139. 161. 186. 210. 236. 258. 283. 301. 325. 346. 365. 385. 406. 425. *446. 466. 486. 506. 525. 545. 566.
Buch, ein echt deutſches* 504.
Buchſtabenrätſel 210. 324. 486. Aufl. 236. 385. 545.
Bücher und Schriften, neue 21. 42. 114. 161. 186. 207. 235. 255. 301. 324. 346. 363. 445. 505. 543.
Burgtheater, altes und neues. Von Armin Friedmann* 133.

Chef des Reichsjuſtizamts, der neue. (O. v. Oehlſchläger)* 544.
Citatenrätſel 466. 525. Aufl. 506. 566.
Crevettenfiſcherinnen* 15.

Dannecker, Johann Heinrich, und das ihm errichtete Denkmal. Von Otto Baiſch* 271.
Dechiffrieraufgabe 566.
Denkmal, ein, für König Ludwig II.* 222.
Denkmünze, die goldene, auf Kaiſer Wilhelms II. Romfahrt* 184.
Denkmünze, die, zum Gedächtnis an die Hamburger Zollanſchlußfeierlichkeiten* 345.
Der Eine kommt, der Andere geht* 30.
Deutſche Einquartierung in Kairo* 520.
Deutſch-Oſtafrika, Bilder aus. Von Guſtav Meinecke* 539.
Diebſtahl, der, und ſeine Beurteilung. Kulturhiſtoriſche Plauderei von Dr. Franz Herder 155.
Diplomatiſche Briefe an eine Dame. Von Junius Secundus 110. 126.
Dufferin-Terraſſe, die, in Quebec* 505.

Eckart, der getreue. Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe* 252. 253.
Eheverſprechen, das gebrochene. Zeichnung von L. Wain 561.
Einführung in die Bedeutung des Entwurfs eines bürgerlichen Geſetzbuches für das deutſche Reich. Von Guſtav Strehlke 543.
Einkehr* 206.
Eisfreude. Von Otto Baiſch* 6.
Emin Paſcha und die zu ſeiner Unterſtützung ausziehende deutſche Expedition. Von F. von Hellwald* 53.
Engliſche Ehen. Von Leon Kellner 291.
Engliſches Dorf. Originalzeichnung von E. Lindner* 224.
Ergänzungsaufgabe 41. Aufl. 90.
Erwartung, die. Gemälde von E. Riczky* 149.
Erwartung des Schiffes* 184.

Falkenjagd* 223.
Falſchſpieler, die. Gemälde von J. Kinzel* 225.
Fiſchfang in Norwegen* 55.
Flucht, die, Ludwigs XVI.* 334.
Flucht nach Aegypten, auf der* 297.
Feuer, im* 209.
Frauentypen aus der amerikaniſchen Geſellſchaft. Von Anton Andrea. I. Die Schöne 422. II. Das vornehme Mädchen 474.
Freuden der Eisbahn, die. Silhouetten von G. Heine* 341.
Friedrich dem Großen, bei, in Sansſouci* 62.
Friedrich, Herzog von Mecklenburg, in ſeiner Bildergalerie* 271.
Fertig! Originalſkizze von Heinrich Landsberger 14. 30.
Füllrätſel 138. Aufl. 186.
Fürſtliche Erblaſſerin, eine (Maria, Herzogin von Galliera)* 340.

Geburtstag, zum ſechzigſten, des Königs Oskar von Schweden. Von Oskar Meding* 414.
Geliebten, an den. Gemälde von G. Schachinger* 60.
Geographie des täglichen Lebens. Skizzen von Alfred Gubener* 157.
Geographiſches Sternrätſel 425. Aufl. 466.
Geſchenkbuch, ein vortreffliches, für unſere jungen Damen. Von H. Olbers 562.
Geſpenſter Lebender. Von Max Deſſoir 223.
Giers, Nikolai Karlowitſch von* 152.
Gnomen. Von Alf. Friedmann 455.
Gordiſche Knoten, der 21. Aufl. 68.
Grazer Ehrentag, ein* 317.
Grönland, durch, auf Schlittſchuhen* 296.
Grundſteinlegung, die, des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig* 174.

Hammer, Bernhard, Oberſt, der ſchweizeriſche Bundespräſident für 1889. Von Jean Nötzli* 355.
Harte Herzen. Erzählung von Anton Freiherrn v. Perfall* 305.
*329. *349. 369. *389. 409. *429.
Hausfrauenleben in Afrika. Von Mme. Marlet (Mara Leo) 505.
Heinzelmännchen, das moderne* 565.
Hero* 402.
Hias, Da'! Von Konr. Dreher* 501.
Hindelang* 6.
Hochzeit, eine, im Anfang dieſes Jahrhunderts* 535.
Hochzeitsbrauch, ein alter. Gemälde von C. Sohn* 52. 53.
Holzwerg, der* 342.
Holländiſches Heim, ein. Von Karl Kollbach* 396.
Homonym Aufl. 68.
Humoriſtiſchen Mappe, aus unſerer* 233. 541.

Jagd, nach der. Gemälde von W. Räuber* 33.
Jagdabenteuer, Herrn Feichtels. Nach Skizzen von E. Schmidt gezeichnet von R. Kögler* 17.
Jagdbeute* 515.
Jagdgebieten, aus den, des Kronprinzen von Oeſterreich-Ungarn. Von Hubertus* 395.
Jagdſchloß Meyerling, das* 443.
Jakobs Weihnachten. Eine Seeſkizze von Max Ley* 241. 265.
Jenſeits des Grabes. Novelle von Leo Warren* 1. 25. 49. 73. 97. 121. 145. 169.
Joſel Fortunat. Ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner* 217. 250. 274. 294. 314. 338. 358. 378. 396. 418. 438. 458. 478. 498. 518. 538. 558.
Jordan, an Wilhelm, den Freund, Dichter und Rhapſoden zum ſiebenzigſten Geburtstag. Sonett von Georg Ebers* 429.
Jubiläum, ein. Von Dr. Arthur Schiltach 150.
Jubiläum, ein, der Humanität. Von Dr. Ludwig Fuld 174.
Jubiläum, unſer. Von Guſtav Karpeles* 279.
Jung Rußland. Originalzeichnung von Arthur Wanjura* 401.
Juſtizminiſter, Preußens neuer (Ludwig Hermann v. Schelling). Von Eugen Sierke* 465.

Kaiſer Wilhelm I., der ſiegreiche Gründer des Deutſchen Reiches. Von W. Lübke* 6.
Kaiſer Wilhelm im Familienkreiſe. Gemälde von R. Eichſtädt* 145.
Kaiſer Wilhelms I. Schreibtiſch am hiſtoriſchen Eckfenſter. Von J. v. Sydow* 494.
Kaiſerburg, eine alte. Von Paul Clemen* 62.
Kaiſerfahrt, die deutſche, nach dem Süden* 78. 103. 107. 128. 131.
Kaiſerjubiläum, ein* 193. 227.
Kaiſers Geburtstag. Von Heinrich Hake* 436. 456.
Kaiſertag, der, in Hamburg. Von Hermann Lüders* 152.
Kampf, politiſcher* 103.
Kartenſpiele 41. 90. 161. 183. 210. 255. 301. 345. 385. 406. 445. 485. 525. 545.
Keller, Ferdinand* 7.
Kinderbilder aus Georgien. Originalzeichnung von A. Wanjura* 181.
Kinderſtube, aus der, des Kaiſers* 415.
Kirche, in der* 382.
König Johannſtraße, die, in Dresden* 182.
Königlichen Dichterin, aus den Räumen einer* 15.
Königsjubiläum, zwei* 203.
Königsmarſch 41. 161. 324. 406. Aufl. 115. 210. 365. 446.
Kolonien, aus den deutſchen, in Südbraſilien. Von Hermann Seyang* 424. 442.
Kolonien, die ausländiſchen, in Paris. Von Eugen von Jagow 58.
Kombinierte magiſche Quadrate 68. Aufl. 114.
Konak, aus dem, in Belgrad* 555.
Konzert, ein. Gemälde von F. Beda* 29.
Krankenpflege, die, in Frauenhand. Von Marie von Redwitz 150. 175.
Kreiſel, der neue. Nach einem Gemälde von Auguſt Heyn* 369.
Kriegserklärung. Gemälde von Louis Alvarez* 492.
Kriegsflagge, unter deutſcher. Von G. v. E. 15.
Kriegsflotte, die deutſche, und ihre Leiter. Von G. Dahms* 535.
Kriegsſpiel, deutſches 282.
Kronprinz Rudolf als Schriftſteller. Von Guſtav Karpeles 454.
Künſtler, unſere* 78. 310. 460. 522.
Kunſt und Leben, aus. Originalzeichnungen von R. Kögler* 37.

Labyrinth-Rätſel 186. Aufl. 235.
Ländliches Idyll* 552.
Lautenſpielerin* 377.
Leiter, der neue, des Wiener Burgtheaters (Dr. Auguſt Förſter). Von Alexander Reſer* 160.
Leſſing-Theater, das, zu Berlin. Von Hans von Tempelhof* 325.
Liebeswerbung. Gemälde von A. Zick* 352. 353.
Liſette* 414.
Literariſche Plaudereien. Von Bruno Walden. Franzöſiſche Literatur 171. Engliſche Literatur 394.
Literariſche Weihnachtsgaben 247.
Literariſches Allerlei. Silhouetten von Anna Carſep* 521.
Literatur 19. 39. 66. 87. 114. 127. 158. 182. 206. 222. 247. 280. 298. 319. 342. 364. 382. 403. 415. 443. 462. 482. 494. 523. 542. 563.
Lotterieziehungen 67. 161. 425. 485.
Luſtige Geſchichten. Gemälde von Emma von Müller* 25.
Luſtiger Erzähler, ein* 340.

Mahlzeiten, altrömiſche. Von Ernſt Eckſtein 434.
Marie Valerie, Erzherzogin, und Erzherzog Franz Salvator* 355.
Marionetten, die. Von E. M. Vacano* 403.
Markt in Tiflis. Von A. G. von Suttner* 19.
Marokkaniſche Geſandtſchaft, die, in Berlin. Von Heinr. Hake* 475.
Maſſenquartier reichshauptſtädtiſchen Elends, ein. Von H. A. Fiſcher 501. 514.
Matroſe* 562.
Maximilian Joſef, Herzog in Bayern* 207.
Meiſter, ein alter (Pietro Perugino)* 254.
Meiſterwerk, ein, altſpaniſcher Kunſt* 310.
Mieder Steenſens, der. Eine etwas ungewöhnliche Geſchichte von Paul von Schönthan 318. 334.
Moltke's ſiebenzigjährigem Dienſtjubiläum, zu Graf (8. März 1889). Von J. Steinbeck* 515.
Monts, Admiral Graf* 424.
Mäuſe und Männer. Von „ihm" ſelbſt erzählt, weshalb ſeine Perſon etwas in den Vordergrund tritt. Mit Federzeichnungen von H. von Warburg* 112. 137.
Muſikleben, aus dem, der Gegenwart. Von Heinrich Ehrlich 27. 279.
Mythologiſches aus dem Ballſaal. Originalzeichnung von W. Grögler* 321.

Naturgeſchichte des Humors, zur. Von Richard Wulkow 362. 372.
Neujahrsgruß, des Friedensengels* 290.
Norwegiſche Landſchaft* 362.
Notizblätter 20. 42. 67. 87. 111. 135. 158. 185. 207. 234. 254. 281. 298. 323. 342. 363. 383. 404. 422. 444. 462. 482. 502. 523. 542. 563.
Nubia. Erzählung von Richard Voß 10. 34. 58. 82. 106. 130. 154. 178. 202.

Oberhaupt, das neue, der nordamerikaniſchen Republik und ſein Stellvertreter. (Benjamin Harriſon und Levi P. Morton)* 175.

Palaſthof, ein, italieniſchen Stils* 334.
Paris nach Waterloo* 435.
Patrizierin, eine. Gemälde von A. Bertzik* 221.
Petersburg, auf den Straßen von St.* 556.
Pflegemutter, ein Ständchen. In Bild und Wort von M. Goeſer* 89.
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Weilen 247. *483. *500.
Porta Weſtfalica, die* 279.
Poſtweſen, das moderne, und die Erfindung der Briefmarke. (Nach neuen Unterſuchungen dargeſtellt.) Von B. Dimand* 403.
„Preßball", der, in der Berliner Philharmonie. Von Ottomar Beta *495.
Primkenau, Schloß, in Schleſien* 88.
Promenade, die, einer Kranken* 208.
Puderwolken* 360.

Quadrat-Aufgabe 446. Aufl. 486.

Rätſel 114. 235. 283. 365. 406. 506. Aufl. 161. 301. 324. 406. 466. 545.
Rätſel, das, der Sonnenuhr 21. Aufl. 68.
Rätſelhafte Inſchrift 115. 301. 425. 545. Aufl. 161. 346. 466.
Rätſelhaftes Clavicymbal, ein 445. Aufl. 486.
Rätſelhaftes „Rühr-Ei" 186. Aufl. 235.
Radern, Graf von* 336.
Rechentafel 255. Aufl. 301.
Reichsfehde, die letzte. Von Karl Kieſewetter 322.
Rhapſodie, meine erſte. Von Wilhelm Jordan* 429.
Ritt, der erſte. Ein Bild aus dem ungariſchen Dorfleben von J. Perez *357.
Römiſche Poſt vor der Porta di San Lorenzo* 375.
Röſſelſprung 301. 506. Aufl. 346. 566.
Roſetten-Rebus 324. Aufl. 365.
Rudolf, Kronprinz von Oeſterreich-Ungarn* 431.
Rückerinnerung* 174.

San Vincente. Ein Stück altamtlicher Seefahrt von Julius Jenke 99.
Schach 20. 41. 68. 90. 114. 138. 161. 183. 210. 235. 255. 282. 301. 324. 345. 365. 385. 405. 425. 445. 466. 485. 505. 525. 545. 564.
Scharfe Ecke, die. Eine ſchweizeriſche Sylveſternachtgeſchichte von H. Roſenthal-Bonin 385.
Scherzrebus 41. 210. Aufl. 90. 235.
Schlichtung von Grenzſtreitigkeiten in Rußland* 63.
Schlittenfahrt. Gemälde von A. Eggena* 469.
Schnee, der erſte. Novellette von Anna Kramer 246.
Schnee, im. Gemälde von Anderſen-Lundby* 433.
Schreibzeug, ein hiſtoriſches* 184.
Schritt, der erſte, in die Welt* 474.
Schützengeſellſchaft, eine. Gemälde von L. Neuſtätter* 289.
Schweſtern, die. Eine Geſchichte aus dem Leben von Cl. Schreiber* 463.
Seeſchmetterlinge, die. Von Karl Vogt* 343.
[illegible], bei* 39.
Späte Roſen. Novellette von Ludwig Thedes 226.
Spielmann. Paſtellgemälde von Profeſſor J. Koppay* 329.
Standbild, das, für den Kaiſer Wilhelm I. im Römer zu Frankfurt a. M. Von H. Becker* 534.
Stanley, Henry Morton. Von Friedrich von Hellwald* 89.
Steine, geheimnisvolle. Von Ernſt Bartlicher* 299.

Tamerlan, der Studentenhund. Originalzeichnungen von Karl Stauber* 65.
Tanzunterricht, der erſte* 414.
Tempel der Minerva in Rom, am* 82.
Thun-Hohenſtein, Leopold Leo Graf von* 364.
Tod, der, des Kronprinzen von Oeſterreich-Ungarn* 459.
Toilette, bei der. Von J. v. S.* 316.
Traum vom Jungbrunnen, der* 532.
Traumbuch, das* 297.
Typen aus dem Leben der modernen Großſtädte. Von Detlev v. Geyern. I. Der reſpektable Unbekannte 54. II. Der Profeſſionsſpieler 354.

Umbildungs-Aufgabe 345. Aufl. 385.
Umſtellungsrätſel 545.
Unbekannte, der. Ein Karnevalsintermezzo in Originalzeichnungen von W. Grögler* 451.
Unterſeeiſche Boote. Von J. Caſtner 524.
Urteil, das, des Paris. Von L. Heveſi* 127.

Venetianiſche Fiſcherboote* 206.
Verbrennung der Leiche eines ſamiſchen Häuptlings* 455.
Verlobung, eine, am deutſchen Kaiſerhofe* 395.
Verſchiebrätſel. Aufl. 41.
Vier-Spezies-Kryptogramm. Aufl. 21.
Viſion in der Neujahrsnacht. Von Otto Baiſch* 298.
Vor den Couliſſen und hinter den Couliſſen. Nach Originalſkizzen von A. v. Fiſchern* 421.
Vorbild, das, zu Kaiſer Friedrichs Mauſoleum. Von Lilly Willigerod* 292.
Vorfrühling. Paſtell von Profeſſor J. Koppay* 489.

Wahrſagerin, die* 443.
Waiſe, die kaiſerliche* 55.
Waiſen, die. Gemälde von Th. Schwartze* 172.
Weihnachten, fröhliche* 254.
Weihnachten, ſchwarze. Von M. v. Reymond* 257.
Weihnachtszeit bei der „Zia", während der* 244.
Weſpenſtiche. Von Alfred Friedmann 107. 335.
Wiederbeſtattung, die, Franz Schuberts* 78.
Wiener Dezembertage. Von Armin Friedmann 270.
Wien, aus. Von A. Friedmann 554.
Wieneriſches. Von Armin Friedmann 402.
Winterbilder vom Lande* 278.
Winterkurort, ein immergrüner. Von Dr. Koeniger* 335.
Wißmann, Lieutenant* 62.
Wolf, der lebendig gefangene. Von W. A. Beer* 310.
Wort, ein, an Deutſchlands Frauen. Von Lilly Willigerod 455.
Würfelſpiele, neue. Von M. Reymond 138. 186.

Zahlenfügungen. Von Detlev von Geyern 375.
Zigeuner, eingefangene. Gemälde von E. Schulz-Brieſen* 76.
Zigeuner, heimkehrender. Gemälde von G. Baſtagh* 529.
Zukunftsmuſiker, ein. Gemälde von O. Stiezer* 395.
Zwei Menſchen. Novelle von Klaus Zehren 449. 469. 489. 509. 529. 549.

Band 62.

1889.

Ueber Land und Meer

Deutsche Illustrirte Zeitung

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis.

LXII. Band. 1889. Nr. 27—52.

Sach-Regiſter.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

[illegible], auf dem. Eine Pariſer [illegible] von A. de [illegible] 657.
[illegible], das. Novelle von A. G. v. [illegible] 989. 1009. 1029.
[illegible], der. Novelle von [illegible] 549. 569. 589. 609.
Ihr [illegible] Name. Novellette von A. Meyer 549.
Joſef [illegible]. Ein Roman aus [illegible] von W. [illegible] (Fortſetzung) 576. 593. 613. 635. 653. [illegible] 719. 739. 759.
Jung [illegible] Braut. Roman von E. v. Dincklage 893. 929. 938. [illegible] 978. 998.
[illegible]. Eine Malkunſtgeſchichte von [illegible] 769. 789.
Leben, im alten. Humor. Erzählung von Karl [illegible] 1049. 1069.
Sommer, ein, in der Schweiz. Novelle von Arthur von [illegible] 813. 833.
Das Geld. Novelle von A. von [illegible] 549. 569. 609. 629. 649. 669. 689. 709. 730.
[illegible]. Novelle von H. Hoffmann 929. 938. 958. 978. 998. 1018. 1038. 1058. 1078.
[illegible], im. Eine [illegible] von O. [illegible] 753. 773.

Skizzen.

„Es war einmal!“ Skizze von C. von [illegible] 1032.
[illegible], der. Von C. R. [illegible] 791.
Geben und Nehmen. Von M. v. [illegible] 1031. 1052.
[illegible], eine 663.
[illegible], das verlaſſene. Von G. W. [illegible] 1032.
[illegible]. Von L. [illegible] 555.
Lieblinge, zwei. Von M. [illegible] 791.
[illegible], der 754.

Reiſen und Jagden.

Elefantenjagden und Elfenbeinhandel. Von G. [illegible] 855.
[illegible]. Jagdzüge von A. Freiherrn v. Perfall 694.

Kultur- und Sittenbilder.

Beda Lota. Von Mara Cey Markel 642.
[illegible], die. Von Mara Cey Markel 592.
[illegible], die 596.
Frauenkongreß vom internationalen, in Paris. Von J. Barber 1002.
[illegible] auf der amerikaniſchen [illegible]. Von A. [illegible] 793.
„Heimat der [illegible]“ auf Capri [illegible].
[illegible], ein, im Berliner Tiergarten. Originalzeichnung von W. [illegible] 561.
[illegible] in [illegible]. Gemälde von J. F. Hennings [illegible].
[illegible] 1074.
[illegible]. Originalzeichnung von C. [illegible] 841.
[illegible], die 643.
[illegible]. Originalzeichnung von A. Franz 615.
[illegible] in einem Petersburger Salon. Originalzeichnung von A. [illegible].
Rußland und [illegible]. [illegible] von A. [illegible] 575.
[illegible] im [illegible]. Von E. [illegible] [illegible].
[illegible] am Rande der [illegible]. Von [illegible] 1071.
Schiller und Goethe, das erſte Zuſammentreffen [illegible].
Spaniſchen Balladen, Bilder aus den 692. 674. 794.
[illegible], im. Originalzeichnung von E. [illegible].
[illegible], die [illegible] ic. Von R. [illegible].
[illegible], Berliner. Von D. [illegible].
Stille Woche, die, in Catalonien. Von [illegible].
[illegible], ein. Originalzeichnung von J. v. [illegible] 993.
[illegible], ein, ohne Frack. Bericht [illegible] von C. [illegible] 169.
[illegible] des [illegible], ein Stück. Von U. [illegible].
[illegible]. Gemälde von C. [illegible].
Wie in den [illegible] Gebet geſtellt wird [illegible].
[illegible]. Von L. [illegible] [illegible].
[illegible], Bilder aus den [illegible].
[illegible], die Enge 1011.
[illegible], die 785.

Humoriſtiſches.

Dankbare und heitere Erinnerungen vom Münchener Turnerfeſt. Originalzeichnung von G. Heine 951.
Eiſenbahnbremſe, etc., aus dem [illegible] 921.
Erziehungsverſuch, ein mißlungener 781.
Ferien. Originalzeichnung von G. J. [illegible] 941.
[illegible], Herrn [illegible]. Skizze von Max Schulz 621.
Heimkehr, die tolle, aus der Sommerfriſche. Originalzeichnung von G. Heine 1041.
Humoriſtiſches Mappe, aus unſerer 701. 881. 1001.
Jugend in allen Spielarten. Originalzeichnung von L. Bechſtein 601.
Oberbayeriſche Typen. Von A. [illegible] 1165.
Piers Prüfungen. Humor. Erzählung in Verſen von A. von [illegible] 641. 661. 681.
Radfahrer, moderne. Originalzeichnung von P. [illegible] 621.
Traum, der verhängnisvolle. Nach Skizzen von E. [illegible] 1061.

Geſchichte und Zeitereigniſſe.

Beſuch, der, des deutſchen Kaiſers in England. Von W. F. Brand 994.
Erdbeben, ein wunderſames. Von Fr. Bodenſtedt 611.
Großkreuz, ein (Louvel de Couderay) 756.
Herzog und Zauberer. Nach archivaliſchen Quellen von A. [illegible] 802.
Humbert, König, in Berlin 776.
Kaiſer Franz Joſef in Berlin 1011.
Kaiſerpaar, das, in Straßburg 1035.
[illegible]-Geſandtſchaft in Berlin 765.
Mamelucken, die Vernichtung der 961.
Norwegen, Kaiſer Wilhelms Fahrt nach 955.
Olga von Württemberg, Königin, in Lebensgefahr 742.
[illegible], deutſche Kämpfe in 920.
Regentſchaft, die, in Holland und Luxemburg 615.
Regierungsjubiläum, zum fünfundzwanzigjährigen, des Königs Karl von Württemberg 789.
Nihiliſten, unter 1061.
Samoa, die Kataſtrophe von 621. 673.
Samoakonferenz in Berlin 729.
Schah von Perſien, der, in Berlin 841.
Verlobung, die, der Prinzeſſin Louiſe von Wales mit dem Earl of Fife 899.
Vermählung, die, des Prinzen Leopold von Preußen mit der Prinzeſſin Luiſe Sophie von Schleswig-Holſtein im Kaiſerſchloſſe zu Berlin 856.

Biographien u. Charakteriſtiken.

Adolf, Herzog zu Naſſau und ſeine Gemahlin 616.
Bodenſtedt, Friedrich von. Von G. Ebers 624.
Carreli, Benedetta 905.
[illegible], Karl, Contreadmiral 735.
[illegible], Biſchof 1044.
Ehlers, Otto, der Weltreiſende 755.
Eiffel, Ingenieur 774.
Emma, Königin der Niederlande und ihre Tochter, Kronprinzeſſin Wilhelmine 602.
Falkenſtein, General Max Vogel von 644.
Fife, Earl of 899.
Gedenktafel am Geburtshauſe Fr. Silchers in Schnaith 894.
Greif, Martin 794.
Groth, Klaus. Von E. Ziel 635.
Hamerling, Robert 915.
Hefe, Karl Auguſt von 1064.
Hohenzollern, Prinz Ferdinand von. Von Dr. Ziegeler 676.
Hollmann, Friedrich, Contreadmiral 735.
Holmberg, Auguſt 576.
Honegger, J. J. Von H. v. Baſedow 1059.
Keller, Gottfried. Von E. Ziel 559.
Kiem, Wilhelm 1004.
Künſtler, unſere. Aug. Holmberg 576.
Lenau, Nikolaus, in Weinsberg. Von Th. Kerner 1014. 1039.
Lewald, Fanny. Von Dr. Andreas 879.
Liſt-Jubiläum, zum Friedrich 922.
Ludwig, Prinz von Bayern 959.
Luiſe, Prinzeſſin von Wales 899.
Marie Antoinette und die Mode. Von A. Probſt 741. 763.
Marie, Königin-Mutter von Bayern (eine ſchwergeprüfte Mutter) 754.
Markel, Mara Cey 1064.
Mitterwurzer, Friedrich 704.
Nektar, der, unſerer Tage (Nach Feverezl). Von F. [illegible] 782.
Platen-Hallermund, Julius, Reichsgraf von. Von Dr. A. Kohut 1026.
Quandt, F. A. von. Von G. [illegible] 919.
Richters, unter 1063.
Lallet, Hermann 924.
Schah von Perſien, der 841.
Silcher, Friedrich. Von L. Erbach 894.
Villiers, Guſtav 1002.
[illegible], A. Freiherr v. 663.
Verdy du Vernois, General Julius, der neue Kriegsminiſter 894.
Vig[illegible], Eliſabeth Louiſe (eine vielgefeierte franzöſiſche Künſtlerin) 1035.
Vogel von Falkenſtein, General Max 644.
Walden, Joſef van 879.

Feſte und Feierlichkeiten.

Jubelfeier der Schwediſchen Dragoner 703.
Jubelfeier, die ſchilberdertjährige, des Hauſes Wettin. Von Dr. G. Winter 632.
Jubelfeier, Nachklänge von der Stuttgarter 692.
Jubelfeſt, das, des Hauſes Wettin 771.
Jubiläumsfeierlichkeiten, die, in Stuttgart 851.
Turnerfeſt, das VII. deutſche, in München 959.

Natur.

Aſtronomie 1889. Mai 623. Juni 703. Juli 763. Auguſt 865. September 961.
Fuchsfamilie 675.

Populäre Medizin.

Heil- und Pflegeanſtalt, die, für Schwachſinnige in Mariaberg (Württemberg) 661.
Mediziniſche Botanik. Von Dr. Otto 723.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Deutſchland. Helenthaufen 772.
Berg. [illegible] 789.
Friedrichshafen, das königliche Schloß in 785.
Heiligenberg 735.
Kadolzburg, die. Von E. Spitz [illegible].
Kiſſingen, die obere Saline in Bad 564.
Koblenz und ſeine Rheinanlagen. Von Dr. J. [illegible] 1072.
Ludwigsburg (das ſtrategiſche Verſailles). Von G. Hänger 1050.
Meißen und die Albrechtsburg. Von G. Winter 779.
Oppenheim a. Rh. im Jahre 1645 783.
Stuttgart, das königliche Reſidenzſchloß 791. 792. Denkmal des Herzogs Chriſtoph 776.
Wiesbaden. Von H. Wachenhuſen 695.
Zugſpitze, die. Von L. [illegible] 95[illegible].
Frankreich. Paris, ein Ausflug nach. Von U. G. 1002.
Griechenland. Athen. Von G. de Fator 1031.
Großbritannien. Engliſche Germ. Von L. Hevesi 1012.
Italien. La Ziſa. Luſtſchloß bei Palermo 604.
Palermo, in 642.
Oeſterreich-Ungarn. Adenire und Vertiſas. Von Valvaſſor(?) 961.
Traunſtein, die, am Mondſee. Von L. Roſe 685.
Franzensfeſte, die, in Tirol 1025.
Monte Criſtallo und Dürrenſee (Südtirol) 765.
Schweiz. Pilatusbahn, die neue. Von J. [illegible] 674.
Juaz (ein ſtiller Alpenkurort). Von [illegible] am Rhein 1092.
Türkei. Markt in Pera 704.

Afrika.

Anſiedlungen, die engliſchen, am Nyaſſaſee und die Araberfrage. Von G. Meinecke 715.
Arabiſche Neumonde. Von Mara Cey Markel 835.
Bazar in Kairwan 1011.
Beduinenzelt, vor dem 902.

Amerika.

Botaniſche Garten, der, in Rio de Janeiro. Von J. [illegible] 775.
Magellanſtraße, die, und die Kanäle an der Weſtküſte Patagoniens. Aus den Reiſeerinnerungen eines vormaligen Seeoffiziers von H. P. 895. 924.

Aſien.

Ausflug, ein, nach dem Vulkane Bandai ſan. Von G. Kreitner 655.
Erdbebenorte, der Garten von 896.

Auſtralien.

Kolonien, die deutſchen, in Auſtralien. Von Dr. G. Jung 894.
Samoa-Inſeln, die, und ihre Bewohner. Von Chr. Bertard 575. 671.

Literatur.

Briefe eines literariſchen Einſiedlers. Von G. Oerants 1044.
Bücher und Schriften, neue 615. 653. 704. 724. 744. 844. 864. 844. 864. 885. 905. 923. 943. 963. 1023. 1063. 1083.
Frau, die, in der Weltliteratur. Von G. Karpeles 711.
Literariſche Plaudereien. Von Bruno Walden. Franzöſiſche Literatur 595. 974. Engliſche Literatur 791.
Literatur 582. 602. 622. 642. 663. 673. 695. 715. 742. 762. 785. 802. 822. 844. 864. 883. 898. 913. 942. 962. 982. 1004. 1024. 1042. 1062.

Kunſt.

Baukunſt.

Baukunſt, die, im normanniſchen Sizilien. Von A. F. Graf von Schack 560. 604.
[illegible], der 714.
Kaiſerpalaſt in Straßburg. Von Max Loy 674.
Kaiſerpalaſt, die Feſträume im Straßburger. Von Max Loy 1012.
Wiederherſtellung der Katharinenkirche in Oppenheim a. Rh. 783.
Wien, ein neues Theater in 920.

Bildnerkunſt.

Denkmal, das neu errichtete, des Herzogs Eberhard von Württemberg auf dem Stuttgarter Schloßplatz 796.
Liſt-Denkmal in Reutlingen 922.
Walterdenkmal, das Bozener. Von J. J. David 1044.

Malerei.

Abſchied vom Elternhauſe. Gemälde von A. [illegible] 669.
Angeln. Gemälde von J. F. Weidel 664.
Arbeit, aus der Tagen. Gemälde von A. Holmberg 577.
Aufnahme eines Briefes an Bord. Gemälde von H. Baron 732. 733.
Ausſichtung, die. Gemälde von A. Terz 869.
Bade, im. Gemälde von B. [illegible] 912.
Bazar in Kairwan. Gemälde von F. Eltenkut 1011.
Beduinenzelt, vor dem. Gemälde von Th. Herſtedt 903.
Bieca Lola. Gemälde von G. Baſagh 643.
Bildnis der „Dame mit dem Muff“ von Frau Vigée-Lebrun 1035.
Blindekuhſpiel. Gemälde von J. F. Hennings 753.
Bosniſches Mädchen. Gemälde von G. Baſagh 692.
Chriſtus und die Schriftgelehrten. Gemälde von U. [illegible] 577.
Dekamerone. Gemälde von Caſſali 889.
Dünen, auf der. Gemälde von F. Lenz 1029.
Einkehr auf der Alm. Gemälde von J. F. Hennings 803.
Einfahrung einer Rinderherde am Pfarrhof. Gemälde von M. Schmid 949.
Ernteſegen, zur, im Seeland. Gemälde von P. Höfer 689.
Ferne, in die. Originalzeichnung von J. F. Weber 774.
Fiſcher, der, und die Nixen. Gemälde von W. Kray 932. 933.
Frauenzimmer, das, „[illegible]“. Gemälde von v. Seiler 642.
Friſch erblüht. Gemälde von G. Schachinger [illegible].
Frühlingsfreuden. Originalzeichnung von [illegible] 573.
Frühlingsgenuß. Gemälde von R. Grödland 789.
Fuchsfamilie. Gemälde von U. F. Deiker 690.
Gauklers, der. Gemälde von G. Portielje 692.
Gewitter, nach dem. Gemälde von E. J. Palmie 1049.
Gewitter überraſcht, vom. Gemälde von H. Vriegel 629.
„Grab, das“. Gemälde von H. Kaulbach 572.
Hängematte, die. Gemälde von van den Bos 812.
„Heimat der Heimatloſen“, die, auf Capri. Gemälde von J. Rabenſtein 1056.
Heimkehr von der Gebirgsheuernte. Gemälde von K. Grob 837.
Herzensfrage, eine. Gemälde von G. Klinkenberg 653.
Herzensfragen. Zeichnung von G. L. Cremont 692.
Heimliche Schatzgräber zur Feudaleherſchaft. Gemälde von F. Schmalzer 1022. 1073.
Idylle auf dem Eiland. Gemälde von Prof. H. Baiſch 813.
Judas Ischariot. Von G. Doré 592.
Kind, das. Gemälde von A. Dreber 1021.
Königsfamilie, die württembergiſche. Originalzeichnung von Th. Volz 793.
Kreuzweg, Invalidenſchlacht. Aquarelle von L. Braun 729.
Kriegsgefangen. Gemälde von A. v. Werner 592. 593.
Lichtlarz in der Bay. Aquarelle von A. Braun 678.
Liebespaar, das. Gemälde von J. Beſſe 969.
Louviet und Lodoiska als Flüchtlinge in einem Bergamer Bauernhauſe. Gemälde von J. [illegible] 737.
Markt in Pera. Gemälde von H. Lang 693.
Marodeure zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Gemälde von F. Veerhuſen 1069.
Mariniers[illegible]. Gemälde von A. Corja 829.
Mickels „Argilus“ (Niederländen) 683.
Moſterfegermeiſter. Gemälde von G. Baſſaga 660.
Morgen, am. Gemälde von A. Caſſell 872.
Narciß und die Nymphen, in die Ferne wandernd. Gemälde von A. Bida 809.
Neugierige, die. Gemälde von F. G. Beilier 749.
Nixchen, zum. Gemälde von G. Feſſel 569.
Pferdehandel. Gem. von J. Jenle 1032.
Polniſche Bauernhochzeit. Gemälde von H. Sitnacki 1051.
Rechts oder links? Gemälde von P. Wagner 1052.
Regen, nach dem. Gemälde von L. de Schreyner 857.
Salome. Gemälde von A. Eichel 536.
Sardellen. Gemälde von H. Kalch 737.
Sommertag. Gemälde von J. Schmitzberger 929.
Sonntag Nachmittag in Bologna. Aquarelle von A. Braun 649.
Straßengeſang in Palermo. Gemälde von G. de Maria 640.
Taufe in Spanien vor hundert Jahren. Gemälde von F. Lendor 715.
Teufelsmaus, die. Gemälde von H. Pritzel 849.
Tiſchgebet. Gemälde von J. G. Gaiſer 672.
Tränke, an der. Gemälde von E. Dedet-Parant 607.
Trauung, nach der. Ein Bild aus Toledo von L. Alvarez 949.
Treffſchützen. Gemälde von W. Bouguereau 992.
Ueberraſchung, gegenſeitige. Gemälde von W. [illegible] 1009.
Unterhaltung, eine. Gemälde von Bippe 1002.
Veilchen. Gemälde von F. Merz 620.
Vernichtung, die, der Mamelucken am 1. März 1811. Gemälde von A. Bida 912.
Weil Eltern nur wollen. Gemälde von B. Lehner 613.
Wege, auf dem, nach Golgatha. Gemälde von A. del Chielundajo 650.
Zeitungsleſerin, die kleine. Gemälde von G. J. Lantert 1016.
Zigeunerin. Gemälde von G. Baſagh 712.
Zwiſchen den Wellen. Gemälde von L. Kaupp 672. 673.

Muſik und Theater.

Muſik, die, im Hauſe — und die Pflege der Geſundheit. Von Dr. A. Reißmann 939.
Muſikleben der Gegenwart, aus dem. Von H. Ehrlich 834. 854.
Theater, ein neues, in Wien (Volkstheater) 920.

Poeſie.

's Fiſcher-Reſel. Gedicht von K. Stieler, mit Muſikbeilage 761.
Gnomen. Von A. Friedmann 573.
Hängematte, in der. Von C. Buſſe 915.
Herbſt, im. Von M. Greif 1031.
Herzensfragen 953.
Liebe, die kleine, am Brunnen. Gedicht von A. v. Chamiſſo 721.
Meeresgrund. Von L. v. Pfeſſe 654.
Nacht, an die. Von Ernſt Ziel 742.
Pro amicis. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath 711.
Rechts oder links? Von J. Trojan 1063.
Reiſe vom Berge, die. Von A. Freiherrn v. Bruck 612.
Sommerabend. Von J. Sturm 654.
Sonnenaufgang, beim. Von A. Müller 953.
Stätte meiner Kindheit, an der. Von A. Müller 615.
Wandern, an den. Von G. von Deſtouches 997.
Wo Becher winken. Von Julius Sturm 991.

Aphorismen. Von M. Deſſoir 1055.

Kultur und Wiſſenſchaft.

Blätter für die Frauen:
Mode von Johanna von Sydow 643. 843.
Moderne Frauenkrankheiten. Von U. Klein 714.
Das Geheimnis der Liebenswürdigkeit. Von U. Klein 872.
Geſchäftsſtücke Kreuzſtichtechnik. Von G. von Areitach 894.
Ehrfurcht, die, vor dem Alter. Kulturhiſtoriſche Plauderei von Dr. F. Herder 671.
Gabel, die Geſchichte der. Von J. von Falke 614.
Geheimnisvolle Beobachtungen. Von M. Deſſoir 591.
Hofküche, die kaiſerliche, in Wien. Von J. Barber 963.
Kritiſche Tage. Von A. Falb 1075.
Liebhaberphotographen. Von Franz von Kobell 740.
Nahrungs- und Genußmittel der Seele. Von E. Tiſſot 574.
Phrenologie, die. Von A. Niemann 931. 952.
Plaudereien am Kamin. Von P. von Weilen 631.
Plaudereien am Seeſtrande. Von B. von Weilen 952.
Strudel, vom. Badeplauderei von Gräfin H. . . . . 991.
Wie unſere Familien wohnten. Von D. von Gezeen 882.
„Wohin gehen Sie dieſen Sommer?“ Berliner Salonplauderei von Gräfin H. . . . . 741.

Handel und Verkehr.

Ausladen der Fiſche in Fécamp (Normandie). Originalzeichnung von Th. Weber 712.
Ausſtellung, die, für Unfallverhütung in Berlin. Von F. Brink 634. 916. 849.
Geſetzbuch, zum bürgerlichen. Von G. Grotefend 913.
Hamburger Gewerbe- und Induſtrieausſtellung, die. Von Dr. J. Flach 912.
Pariſer Weltausſtellung, die. Von E. von Zogen 744.
Pariſer Weltausſtellung, im Zentrum der 916.

Sport.

Alpen, die Gefahren der. Von R. G. Grünmann 1031.
Herbſtrennen in Wien. Von A. v. Horn 1074.
Todesfall, der engliſche, des Grafen T. Feſtetics zu Keszthely. Nach der Natur gemalt von E. Adam 912.

Militär und Marine.

Marine, von unſerer. Von A. Dreis 631.

Notizblätter.

582. 602. 622. 643. 665. 682. 702. 722. 742. 763. 782. 803. 823. 843. 863. 884. 904. 922. 942. 963. 982. 1004. 1024. 1043. 1062. 1082.

Spiele und Aufgaben.

Anordnungsaufgabe Auſl. 635.
Arithmetiſche Aufgabe 555. Auſl. 625.
Band-Metamorphoſe 926. Auſl. 915.
Buchſtabenband-Rebus 655. Auſl. 715.
Bilderrätſel 565. 605. 645. 745. 765. 785. 845. 866. 925. 965. 1005. 1045. 1065. Auſl. 645. 645. 685. 785. 805. 826. 865. 905. 925. 965. 1005. 1045. 1085.
Buchſtabenrätſel 845. 925. Auſl. 865. 1025.
Charade, dreiſilbige 1065. Auſl. 1085.
Charade, vierſilbige 1065.
Citaträtſel 785. 865. Auſl. 845. 865.

Damenzug 805. Aufl. 845.
Dreiſilbenaufgabe Aufl. 605.
Ein-Schritt-Läufer-Zug 745. Aufl. 805.
Ergänzungsrätſel 625. 1086. Aufl. 666.
Fahnenrätſel 805. Aufl. 845.
[illegible]rätſel 705. Aufl. 745.
Geometriſche Moſaik-Aufgabe 725. Aufl. 765.
Horoſkop- oder Zodiakaliſche-Aufgabe 905. Aufl. 945.
Kapſelrätſel 725. 865. Aufl. 765. 925.
Kartenſpiele 585. 605. 645. 666. 705. 745. 805. 845. 885. 925. 965. 1025. 1065.
Königsmarſch 915. Aufl. 1005.
Königspromenade 765. Aufl. 826.
Kompoſitionsrätſel 765. Aufl. 826.
Kreis-Arithmogryph 585. Aufl. 625.
Kreuzſilbenproblem-Monogramm 965. Aufl. 1005.
Kryptogramm 885. Aufl. 925.
Labyrinthrätſel 905. Aufl. 945.
Literaturgeſchichtliches Füllrätſel 845. Aufl. 885.
„Lena"-Zahlenrätſel 1045. Aufl. 1086.
[illegible]rätſel 1056.
Pendelproblem 1056.
Quadrat-Rätſel 1005. Aufl. 1045.
Rätſel 745. 805. Aufl. 765. 845.
Rätſelhafte Inſchrift 725. 826. 945. 1025. Aufl. 595. 765. 866. 985. 1065.
Rahmenquadrat 605. Aufl. 666.
Röſſelſprung 625. 685. 826. 866. Aufl. 666. 725. 868. 905.
Röſſelſprung, arithmetiſcher 645. Aufl. 685.
Röſſelſprung-Königsmarſch 1065.
Schach 585. 605. 625. 645. 665. 685. 705. 725. 745. 765. 785. 805. 825. 845. 865. 885. 905. 925. 945. 965. 985. 1005. 1025. 1045. 1065. 1086.
Scherzrebus 625. Aufl. 666.
Schlüſſel-Problem 885. Aufl. 925.
Silbenrätſel 666. 705. 866. 985. 1005. Aufl. 705. 745. 925. 1025. 1065.
Silhouetten-Scherzrätſel 666. Aufl. 705.
Sternrebus 965. Aufl. 1025.
Umſtellungsrätſel 705. Aufl. 565. 745.
Worträtſel 685. Aufl. 725.
Zahlen-Verwandlungsrätſel 925 Aufl. 965.

Lotterieziehungen.

1889: April 605. Mai 645. Juni 705. Juli 785. Auguſt 865. September 964. Oktober 1065.

Briefmappe.

566. 606. 625. 646. 666. 685. 706. 725. 745. 765. 786. 806. 826. 845. 866. 886. 905. 925. 945. 965. 985. 1005. 1026. 1045. 1065. 1086.

Alphabetiſches Regiſter.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel ſind illuſtriert.)

Abſchied vom Elternhauſe* 615.
Achenſee und Pertiſau. Von [illegible]* 861.
Adolf, Herzog zu Naſſau und ſeine Gemahlin* 616.
Alpen, die Gefahren der. Von A. E. Petermann 1031.
[illegible] Aufl. [illegible].
[illegible], die engliſchen, am [illegible] und die Araberfrage. Von G. Meinecke* 715.
Arbeiterinnen. Von M. Teſſeir 1057.
Arabiſche [illegible]. Von Mara Cop Mariet 835.
Arithmetiſche Aufgabe 585. Aufl. 625.
Aſtronomie* 623. 705. 785. 865. 964.
Athen. Von E. de Fodor* 1002.
Aufnahme eines Lotſen an Bord* 751.
Ausflug, ein, nach dem Vulkane Bandaiſan. Von Guſtav Kreitner* 655.
Ausſtellung, die* 531.
Ausſtellung, die, für Unfallverhütung zu Berlin. Von F. Bendt* 854. 916. 949.
Bade, im. Gemälde von [illegible]* 912.
Band-Metamorphoſe 865. Aufl. 905.
Baukunſt, die, im normänniſchen Sizilien. Von A. F. Graf von Schack* 590. 604.
Bebenhauſen* 792.
[illegible], vor dem* 962.
Berg, Königl. Villa bei* 752.
Beſuch, der, des deutſchen Kaiſers in England. Von W. F. Brand* 791.
[illegible]-Rebus 685. Aufl. 745.
Biela Villa. Von Mara Cop Mariet* 642.
Bild, ein, zu Georg Ebers' „Gred".* 572.
Bilderrätſel 585. 605. 645. 745. 785. 785. 845. 865. 925. 965. 1005. 1045. 1065. Aufl. 625. 645. 685. 765. 805. 845. 885. 905. 925. 965. 1005. 1045. 1065. 1086.
Blätter für die Frauen.
  Mode. Von J. v. [illegible]* 643. 845.
  Moderne Frauenkrankheiten. Von W. Ellein 716.
  Das Geheimnis der Liebenswürdigkeit. Von M. Gilbert 822.
  Geſellſchaftliche Konverſation. Von E. von [illegible] 894.
Blindekuhſpiel. Gemälde von J. J. Hennings* 921.
Bodenſtedt, Friedrich von. Von G. Ebers* 628.
[illegible], die. Von Mara Cop Mariet* 592.
Botaniſche Garten, der, in Rio de Janeiro. Von Julius Zinke* 773.
Briefmappe 566. 605. 625. 646. 666. 685. 706. 725. 745. 765. 786. 806. 826. 845. 866. 886. 905. 925. 945. 965. *1005. 1026. 1045. 1065. 1086.
Buchſtabenrätſel 845. 965. Aufl. 885. 1025.
Bücher und Schriften, neue. 645. 685. 704. 725. 765. 805. 845. 845. 865. 885. 905. 925. 943. 985. 1025. 1065. 1093.
Carnot, Präſident* 930.
[illegible]
Charade, vierſilbige 1065.
[illegible], die* 591.
Chriſtus und die Schriftgelehrten* 571.
Citat-Rätſel 785. 1005. Aufl. 845. 945.
Dächern, auf den. Eine Pariſer Geſchichte [illegible]
[illegible]
Ehrfurcht, die, vor dem Alter. Kulturhiſt. Plauderei von Dr. F. Harder 621.
Eiferſuchtsdrama, ein, aus dem Zirkus* 921.
Eiffel, Ingenieur* 714.
Eiffelturm, der* 714.
Einfahrt auf der Alm* 591.
Einſchiffung einer Rinderherde am Bodenſee. Gemälde von W. Schmidt* 612.
Ein-Schritt-Läufer-Zug 745. Aufl. 805.
Elefantenjagden und Elfenbeinhandel. Von G. Meinecke* 935.
Elſaß, aus dem* 815.
Emma, Königin der Niederlande, und ihre Tochter, Kronprinzeſſin Wilhelmine* 602.
Engliſche Seen. Von L. Hereck 1022.
Entführungsverſuch, ein mißlungener* 781.
Ergänzungsrätſel 625. 1086. Aufl. 666.
Erlebnis, ein wunderſames. Von Friedrich Bodenſtedt 611.
„Es war einmal!" Skizze von C. von Oberkamp 1055.
Fahnenrätſel 805. Aufl. 845.
Falkenſtein, General Max Vogel von* 631.
Ferdinand, Prinz von Hohenzollern. Von Dr. Zingeler* 676.
Ferien. Originalzeichnung von E. J. Frankenbach* 941.
Ferne, in die. Originalzeichnung von J. R. Wehle* 773.
Fife, Earl of* [illegible].
Fiſcher, der, und die Nixen. Gemälde von M. Kraz* 802. 851.
Fiſcher in [illegible]* 732.
'S Fiſcher-Reſei. Gedicht von K. Stieler* 761.
Frankenrätſel 705. Aufl. 745.
Franziskanerkirche, die, in Trier* 1035.
[illegible]* 612.
Frau, die, in der Weltliteratur. Von G. Karpeles 911.
Frauenkongreß, der internationale, in Paris. Von J. Barber 1022.
Frauentypen aus der amerikaniſchen Geſellſchaft. Von A. Andrea. Die Unabhängige 781.
Friedrichskron, das königliche Schloß in* 795.
Friſch ertappt. Gemälde von B. Schachinger* 1049.
Frühlings Erwachen. Originalzeichnung von W. Zahr* 573.
Frühlingsgruß. Gemälde von A. [illegible]* 700.
[illegible]* 6[illegible].
Gabel, die Geſchichte der. Von J. von Falke 614.
Gaukler, der. Von E. M. Vacano* 801.
[illegible], ein* 752.
Geben und Nehmen. Von M. v. [illegible] 1031. 1043.
Gedicht, das. Novelle von A. G. v. Suttner 989. 1009. 1029.
Geheimnisvolle Wahrnehmungen. Von Max Teſſeir 591.
Geometriſche Moſaik-Aufgabe 725. Aufl. 765.
[illegible], zum bürgerlichen. Von G. Stiehle 943.
Gewitter, nach dem. Gemälde von L. J. Palmie* 1019.
Gewitter überraſcht, vom* 655.
[illegible]
[illegible] Martin* 754.
Groth, Klaus. Von E. Hiel* 635.
Hängematte, in der. Von C. [illegible]* 215.
Hubertus. Jagdbilder von A. Freiherrn v. Perfall 694.
Hamburger Gewerbe- und Induſtrieausſtellung. Von Dr. J. [illegible]* [illegible]
[illegible], Robert* 615.
[illegible], Karl Auguſt von* 1061.
[illegible]
Heimkehr von der [illegible]* 813.
Heldenwitwe, die. Novelle von K. Th. Schultz 849. 869. 889. 909.
Heimat, im. Von M. Greif 1031.
[illegible] in Wien. Von K. v. Rojen* 1074.
Herr [illegible] Ferienreiſe. Skizzen von Max [illegible]* 821.
Herzensfrage, eine* 602.
Herzensfragen* 902.
Herzog und Zauberer. Nach archivaliſchen Quellen von K. Kleinweiler 952.
Hofbälle, die kaiſerlichen, in Wien. Von J. Barber 963.
Hollmann, Friedrich, Contreadmiral* 715.
[illegible], Auguſt* 856.
[illegible], J. J. Von H. v. [illegible]* 1059.
Horoſkop- oder Zodiakaliſche-Aufgabe 905. Aufl. 945.
[illegible] Mappe, aus unſerer.* 701. 881. 1001.
Idyll, ein, im Berliner Tiergarten. Originalzeichnung von W. Gräbler* 591.
Ihre ſchöne Mama. Novellette von A. Stieler 949.
[illegible]
Idyll in alten Gemäuern. Originalzeichnung von v. Lebrecht* 901.
[illegible] der Schwedter Dragoner* 703.
Jubiläum, das achthundertjährige, des Hauſes Wettin. Von Dr. G. Winter* 852.
Jubiläum, Nachklänge von der Stuttgarter* 882.
Jubelfeſt, das, des Hauſes Wettin* 771.
Jubiläumsfeierlichkeiten, die, in Stuttgart* 831.
Jung Alrichs Braut. Roman von E. von Dincklage 809. 829. 848. 878. 898. 918. 938.
[illegible], die. Von E. [illegible]* 955.
Kairoan. Bazar in* 1011.
Kaiſer Franz Joſef in Berlin. Von L. [illegible]* 1011.
Kaiſer Wilhelms Fahrt nach Norwegen* 925.
Kaiſerpaar, das, in Straßburg* 1055.
Kaiſerpalaſt, die Feſträume im Straßburger. Von Max Lay* 1019.
Kaiſerpalaſt in Straßburg. Von Max Lay* 671.
Kapſelrätſel 725. 865. Aufl. 765. 925.
Kartenſpiele 585. 605. 645. 666. 705. 745. 805. 845. 885. 925. 965. 1025. 1065.
Kataſtrophe von Samoa, die* 622. 671.
Keller, Gottfried. Von E. Zel* [illegible]
Kellerabend in [illegible]* 742.
Kilima-Ndſcharo-Geſandtſchaft in Berlin* 755.
Klapphorn, das verfolgte. Von E. M. Vacano* 1059.
Koblenz und ſeine Rheinanlagen. Von Dr. Joh. Baumgarten* 1056.
König Humbert in Berlin* [illegible]
Königin Olga von Württemberg* [illegible]
Königsfamilie, die württembergiſche. Originalzeichnung von Th. Volz* 793.
Königsmarſch 915. Aufl. 1005.
Königspromenade 765. Aufl. 826.
Koketterie. Von E. Eckſtein 825.
Kolonien, die deutſchen, in Auſtralien. Von Dr. E. Jung 824.
Kompoſitionsrätſel 765. Aufl. 826.
[illegible] Wilhelm* 1031.
[illegible]
Labyrinthrätſel 905. Aufl. 945.
Lenau, Nikolaus, in Weinsberg. Nach eigenen Erinnerungen erzählt von Th. Kerner 1014.* 1039.
Lewald, Fanny. Von Dr. [illegible]* 979.
Liebhaberphotographien. Von Jenny von [illegible]* 549.
Lieblinge, zwei. Von M. Hoſt* 950.
[illegible], die [illegible], am [illegible]. Gedicht von A. von Chamiſſo* 721.
[illegible]-Jubiläum, zum, Friedrich* 922.
Literariſche Plaudereien. Von B. Walter. Franzöſiſche Literatur 566. 674. Engliſche Literatur 781.
Literariſchen Epikureers, Briefe eines. Von E. [illegible] 1054.
Literatur 582. 602. 622. 642. 662. 685. 685. 715. 742. 762. 785. 802. 822. 834. 864. 885. 894. 915. 942. 963. 982. 1004. 1021. 1042. 1062.
Literaturgeſchichtliches Füllrätſel 845. Aufl. 885.
Lotterieziehungen 585. 645. 705. 785. 865. 964. 1065.
[illegible]* 755.
Luzifer. Eine Muſikantengeſchichte von F. von [illegible] 769. 789.
Ludwig, Prinz von Bayern* 953.
[illegible]* 10[illegible].
Luiſe, Prinzeſſin von Wales* 900.
„Lena"-Zahlenrätſel 1045. Aufl. 1086.
Magellanſtraße, die, und die Kanäle an der weſtlichen Patagoniens. Aus den Reiſeerinnerungen eines ehemaligen Seeoffiziers von H. P.* 886. 924.
[illegible] und die Mode. Von [illegible]* 74[illegible].
Marie, Königin von Bayern ([illegible] „[illegible]")* 751.
Marine, von unſerer. Von A. Tiele 651.
Markt in Pera* 705.
Marlet, Mara Cop* 1081.
Marodeure* 1074.
Maskenball, ein italieniſcher. Originalzeichnung von C. Wagner* 861.
Mediziniſche Botanik. Von Dr. Otto 923.
Meereſtrand. Von L. von [illegible] 654.
[illegible]* 845.
Meißen und die Albrechtsburg. Von G. Winter* 779.
[illegible] „[illegible]" [illegible]* [illegible]
[illegible], Friedrich 701.
[illegible] und Turnerfeſt [illegible]* 7[illegible].
Montenegrinerin, die* 663.
Morgen, am* 863.
Münchener Turnerfeſt, dunkle und heitere Erinnerungen vom. Originalzeichnung von Th. Heine* 981.
Muſik, die, im Hauſe — und die Frage der Geſundheit. Von Dr. A. Reichmann 989.
Muſikleben der Gegenwart, aus dem. Von H. Ehrlich 563. 831.
Nadel, an der. Von Ernſt Ziel 742.
Noemi* 815.
Nahrungs- und Genußmittel der Seele. Von E. [illegible] 574.
[illegible] Tage, des [illegible]. Von F. [illegible]*
[illegible], die* [illegible]
[illegible]
Oberbayriſche Typen. Von R. [illegible]* 1085.
[illegible]
Pariſer Weltausſtellung, im Induſtriepalaſt der* 916.
Pendelproblem 1056.
[illegible], die. Von A. Niemann 931. 962.
[illegible]. Humoriſt. Erzählung in Verſen von A. von [illegible]* 641. 661. 681.
Pilatusbahn, die neue. Von J. [illegible]* 674.
Platen-Hallermund, Julius Reichsgraf von. Von Dr. A. Kohut* 1076.
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Weilen 691.
Plaudereien am Seeſtrande. Von P. v. Weilen 952.
Polen, wie in den Dörfern, gefreit wird* 1063.
Pro amicis. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath 711.
Quadrat-Rätſel 1005. Aufl. 1045.
Quenſtedt, F. A. von. Von E. Schlegel* 919.
Radfahrer, moderne. Originalzeichnung von P. [illegible]* 621.
Rätſel 745. 805. Aufl. 765. 845.
Rätſelhafte Inſchrift 725. 826. 945. 1025. Aufl. 595. 765. 866. 985. 1065.
Rahmenquadrat 605. Aufl. 666.
Rechts oder links! Von J. Trojan* 1063.
Regen, nach dem* 862.
Regentſchaft, die, in Holland und Luxemburg* 615.
Regierungs-Jubiläum, zum fünfundzwanzigjährigen, des Königs Karl von Württemberg* 769.
[illegible], unter* 1053.
Röſſelſprung 625. 685. 826. 866. Aufl. 666. 725. 868. 905.
Röſſelſprung, arithmetiſcher 645. Aufl. 685.
Röſſelſprung-Königsmarſch 1065.
Robert, Hermann* 926.
Roſe vom Berge, die. Von A. Freiherrn v. [illegible] 662.
Rückblick und Ausſchau. Eine Wiener Sommerplauderei von A. Friedmann 875.
Saline, die obere, in Bad Kiſſingen* 881.
[illegible]* 851.
Samoakataſtrophe* 622. *629.
Samariterkonferenz in Berlin* 729.
Schach 585. 605. 625. 645. 665. 685. 705. 725. 745. 765. 785. 805. 825. 845. 865. 885. 905. 925. 945. 965. 985. 1005. 1025. 1045. 1065. 1086.
[illegible] im [illegible]. Von E. Menzel* 1052.
Schah von Perſien, der* 816.
Schah von Perſien, der, in Berlin* 841.
[illegible] im Rate der [illegible]. Von O. Eckſtein 1071.
Scherzrebus 625. Aufl. 666.
Schillers und Goethes, das erſte Zuſammentreffen* 815.
Schloß, im alten. Humoriſt. Erzählung von K. Huber 1049. 1069.
Schlüſſel-Problem 885. Aufl. 925.
Schwediſchen Volksleben, Bilder aus dem* 652. 674. 724.
[illegible], im. Originalzeichnung von W. [illegible]* 10[illegible].
Seeland, zur Herbſtzeit im. Von A. [illegible]* 893.
[illegible]. Gemälde von [illegible]* [illegible]
Silbenrätſel 666. 705. 866. 985. 1005. Aufl. 705. 745. 925. 1025. 1065.
Silcher, Friedrich. Von L. [illegible]* 901.
Silhouetten-Scherzrätſel 666. Aufl. 705.
Sommer, ein, in der Schweiz. Novelle von Arthur von [illegible] 819. 838.
[illegible]. Von J. Sturm 884.
[illegible]
[illegible] Badeplauderei [illegible]* 991.
Stätte meiner Kindheit, an der. Von Karl [illegible] 615.
Sternrebus 965. Aufl. 1025.
Stille Woche, die, in Catalonien. Von Salvador. [illegible]
Strande, am. Originalzeichnung von J. v. [illegible]* 971.
Stuttgart. Königl. Reſidenzſchloß* 791. 792. Denkmal des Herzogs Chriſtoph* 796.
Südſee-Inſeln, die, und ihre Bewohner. Von Chr. Benkard* 575. 601.
Talent, ein, ihre Frau. Pariſer Lebensbild von C. [illegible] 961.
Tanz in Spanien vor 100 Jahren. Gemälde von M. [illegible]* 713.
Taufſchmaus, ein. Gemälde von H. [illegible]* 849.
Theater, ein neues, in Wien* [illegible]
Tiſchgebet. Gemälde von J. E. [illegible]* 690.
Tränke, an der* 612.
Traum, der verhängnisvolle. Skizze von E. [illegible]* 1041.
Trauung, nach der* 612.
Tropfſteinhöhlen* 1003.
Turnerfeſt, das VII. deutſche, in München* 959.
Ueberraſchung, gefährliche. Gemälde von W. [illegible]* [illegible]
[illegible], Guſtav* 1005.
Ums Geld. Novelle von A. von Klinckowſtroem 589. 599. 609. 629. 649. 669. 689. 709. 730.
Umſtellungsrätſel 705. Aufl. 565. 745.
Ungariſchen Volkslebens, ein Stück. Von M. Hecht* 1034.
[illegible]. Novelle von H. Wachenhuſen 929. 958. 979. 998. 1018. 1038. 1058. 1074.
Varnbüler, K. Freiherr v.* 603.
Venetianiſche Liebeswerbung. Gemälde von H. [illegible]* 1020.
Verdy du Vernois, General Julius, der neue Kriegsminiſter* 681.
Verliebt. Gemälde von E. Rau* 620.
Verlobung, die, der Prinzeſſin Luiſe von Wales mit dem Earl of Fife* 899.
Vermählung, die, des Prinzen Leopold von Preußen mit der Prinzeſſin Luiſe Sophie von Schleswig-Holſtein im Kaiſerſchloſſe zu Berlin* 550.
Vernichtung, die, der Mamelucken* 981.
Verſäumt, das [illegible]. Von [illegible]* [illegible]
Viel Lärm um nichts. Gemälde von P. [illegible]* 617.
Vogel von Falkenſtein, General Max* 631.
Vollblutgeſtüt [illegible], das* 915.
[illegible], das [illegible]. Von J. J. David* 1041.
Wanderer, an den. Von E. v. [illegible]* 991.
Weilen, Joſef von* 679.
Wettin* 775.
Wie unſere Vorfahren wohnten. Von D. von Heeren [illegible]
Wiederherſtellung der Katharinenkirche zu Oppenheim a. Rh.* 731.
Wiener Ateliers. Von A. Friedmann 1021.
Wiener Volksleben, Bilder aus dem* [illegible]
[illegible]. Von H. Wachenhuſen* 655.
[illegible]. Von Julius Stern 701.
„[illegible]" Berliner Salonplauderei von Gräfin H...... 734.
Worträtſel 685. Aufl. 725.
Zahlen-Verwandlungsrätſel 925. Aufl. 965.
Zeitungsleſerin, die kleine* 1011.
[illegible]
[illegible] 749. 778.
Zugſpitze, die. Von L. [illegible]* 995.
Zwei ([illegible]). Von [illegible]* 802.
Zwiſchen den [illegible]. Gemälde von [illegible]* 672. 673.

Google

Über Land und Meer.

No 1.

61. Band.
Einunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Jenſeits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von F. Wahle.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Es war in den erſten Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ludwig XIV., der große König, welcher ſo lange Zeit das abgöttiſch verehrte Ideal der Franzoſen und das Vorbild aller europäiſchen Höfe geweſen war, wurde alt und entfernte [illegible] Würde immer mehr [illegible] Lichtgeſtalt des Apoll, [illegible] und zu ſeinem Vorbild [illegible] Verſtändnis für den [illegible], das er früher in [illegible]. Das Volk entfernte [illegible] ſeinerſeits immer mehr [illegible] und bewunderten König. Die Unzufriedenheit über den Druck der Steuerlaſten, die unglücklichen Kriege und die demütigenden Friedensſchlüſſe machten ſich in einer Flut von beißenden Epigrammen Luft, welche langſam in allen Kreiſen das Gift der boshaften, höhniſchen Kritik aller Autorität verbreiteten. Aus ſolchen Vorausſetzungen entwickelte ſich ſpäter, als zu der Unzufriedenheit mit der Regierung die Verachtung der regierenden Kreiſe hinzutrat, die große Revolution, die den franzöſiſchen Staat und die franzöſiſche Geſellſchaft in Trümmer ſchlug.

Freilich drang von den Aeußerungen dieſer Unzufriedenheit wenig bis zu dem Könige hinauf; er ſaß abgeſchloſſen in ſeinem glänzenden Verſailles, ſeine Umgebung wachte mit ängſtlicher Sorgfalt darüber, daß nichts Unangenehmes zu ſeiner Kenntnis gelangte. Er, der früher ſo geſchickt war, über ſeine Miniſter und ſeinen Hof hinweg mit eigenen Augen zu ſehen, was das Volk bewegte, ließ ſich ſelbſt gern täuſchen, um ſich in der Illuſion zu erhalten, daß er noch immer der Führer des königlichen Sonnenwagens ſei, welcher auf leuchtender Bahn vor den Augen des bewundernden Europa dahinzog.

Je mehr ſich aber der Hof von Verſailles hinter ſeinen unnahbaren Mauern der Etikette von dem öffentlichen Leben abſchloß, um ſo lebhafter pulſirte dasſelbe in der Stadt Paris, und neben dem alten, abſterbenden, in langweilig feierlicher Würde einherſchreitenden Frankreich, wie es der Hof von Verſailles repräſentirte, erhob ſich täglich

Elfriede. Gemälde von Albert Häßlinger.

mehr die junge, übermütig kecke, ſpottſüchtige Welt, welche ſich in Paris zuſammendrängte.

Etwa eine Meile von Paris und ebenſo nahe bei Verſailles lebte auf ſeinem Schloſſe Voncourt der Graf von Germancey. Er war einer jener alten franzöſiſchen Edelleute, welche bald ganz ausſterben ſollten, in denen noch etwas von dem ritterlich romantiſchen Geiſte der Periode Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. lebte und welche zugleich jenes feine Verſtändnis der klaſſiſchen Bildung in ſich aufgenommen hatten, das die Zeit Molières, Corneilles und Racines bei der franzöſiſchen Geſellſchaft ſozuſagen in die Mode gebracht hatte. Seine Erinnerungen gehörten der Glanzperiode der Regierung Ludwigs XIV. an; er war Ehrenkammerherr des Königs und erfüllte pünktlich ſeine Verpflichtungen gegen den Hof, indem er wöchentlich ein oder zweimal von ſeinem Rechte der großen Entrées Gebrauch machte, um bei den kleinen Levers und Couchers des Königs zu erſcheinen, der ihn dann jedesmal mit einigen huldvollen Worten auszeichnete. Zugleich aber hatte der Graf von Germancey nicht wie ein großer Teil der älteren Höflinge das Verſtändnis für ſeine Zeit verloren; er ſtand mit der Pariſer Geſellſchaft in naher Verbindung und ſah häufig auf ſeinem Schloſſe Voncourt die Vertreter jener frondierenden und kritiſierenden Geſellſchaft von Paris bei ſich, welche zu dem alten Hof von Verſailles in ſo ſcharfem Gegenſatze ſtand.

Der Graf von Germancey war nur kurze Zeit und in verhältnismäßig vorgerücktem Alter verheiratet geweſen. Seine einzige Tochter Edmée war die Erbin ſeiner großen Reichtümer und der Gegenſtand ſeiner zärtlichſten Liebe und Sorge. Sie war ſechzehn Jahre alt, und als die Erbin der ausgedehnten und in muſterhafteſter Ordnung verwalteten Beſitzungen ihres Vaters mußte ſie der Gegenſtand der eifrigſten Bewerbungen aller jener jungen, eleganten Edelleute werden, welche in der tollen Verſchwendung des Hofes ſich faſt ſämtlich mehr oder weniger zu Grunde gerichtet hatten. Der Graf dachte daher ernſtlich daran, ſeine Tochter ſo bald als möglich, bevor ihr Herz vielleicht eine falſche Wahl träfe, zu vermählen und ihr einen würdigen, ſtarken und treuen Führer für das Leben an die Seite zu ſtellen, da die Verhältniſſe des Staats und der Geſellſchaft ſich immer mehr verwirrten und man zu jener Zeit ſchon unruhige Bewegungen vorausſah, wenn auch niemand ahnte, welche furchtbaren Verheerungen die lange zurückgedämmten Wogen des öffentlichen Geiſtes ſpäter anrichten würden. Der Graf hatte auch im ſtillen ſeine Wahl bereits getroffen.

Unter den regelmäßigen und häufigeren Gäſten, welche von Paris aus das Schloß von Voncourt beſuchten, befand ſich der Staatsrat Alphonſe von Thermigny, ein Mann von etwa dreißig Jahren, welcher durch ſeine vielſeitigen Kenntniſſe, ſeine Geſchäftskunde und ſeinen feſten Charakter das beſondere Vertrauen des Großſiegelbewahrers erworben hatte und eine der einflußreichſten Stellungen im Juſtizminiſterium einnahm.

Alphonſe von Thermigny gehörte nicht zum großen Adel und war nicht reich, aber das Vermögen der Erbin des Grafen von Germancey erhob denſelben [illegible] waren ja gerade unter Ludwig XIV. häufig ſchon bedeutende Perſönlichkeiten von unten auf hoch emporgeſtiegen — hatte doch Colbert ſich ſelbſt aus dem Bürgerſtande zu der Stellung eines allmächtigen Miniſters aufgeſchwungen, vor dem ſich die Prinzen und Herzoge demütig bückten — und ſelbſt davon abgeſehen, ſchien der Graf für ſeine Tochter die treue, ſtarke Hand eines ernſten Mannes dem bloßen Klang eines hochvornehmen Namens weit vorzuziehen.

Alles ſchien den geheimen Wünſchen des Grafen von Germancey Erfüllung zu verſprechen. Alphonſe von Thermigny hatte ſchon, als Edmée noch Kind war, derſelben eine herzliche Teilnahme und Zuneigung bewieſen. Er hatte ihr Spielwerke gebracht, ihre Lektüre geleitet und war unermüdlich geweſen, alle Fragen des in ihrem geiſtigen Leben vielfach ihren Jahren vorauseilenden Mädchens zu beantworten, ſo daß ſich zwiſchen den beiden das Verhältnis eines väterlichen, freundlich belehrenden Freundes zu ſeiner vertrauensvoll gelehrigen Schülerin ausgebildet hatte. Je mehr aber das ſinnige, reichbegabte Kind ſich zur Jungfrau entwickelte, um ſo deutlicher hatte ſich in der Teilnahme, welche Alphonſe ſeiner Schülerin bewies, zärtliche Innigkeit und Bewunderung gezeigt. Aus dem Führer und Lehrer war ein liebevoller Verehrer geworden, und die Gefühle, welche in ſeinem Herzen immer ſtärker für das junge Mädchen entbrannten, die er in ihrem geiſtigen Leben gewiſſermaßen für ſein Werk hielt, waren von dem Grafen mit Freuden bemerkt worden, bevor vielleicht Alphonſe ſelbſt ſich darüber klare Rechenſchaft gab.

Dieſe Gefühle, welche ſich nicht in der extravaganten Galanterie jener Zeit, wohl aber in ſeinen Blicken, in dem Ton ſeiner Stimme und in zahlloſen kleinen, zarten Aufmerkſamkeiten erkennbar machten, ſchienen auch bei Edmée Erwiderung zu finden. Sie hatte, obgleich ſie nun zur jungen Dame herangewachſen war, Alphonſe gegenüber die vertrauliche, herzliche Hingebung des Kindes behalten. Sie eilte ihm mit fröhlichem Gruß entgegen, wenn er kam, ſie war traurig, wenn er einige Tage ausblieb, ſie verlangte ſeinen Rat in allen Dingen, wählte ihre Toilette nach ſeinem Geſchmack und hatte ſtets unzählige Fragen für ihn, die ihr bei ihrer Lektüre oder in ihrer Unterhaltung mit den anderen Gäſten des Hauſes aufgeſtiegen waren. Sie hing ſich an ſeinen Arm, um ihn durch den Park zu führen, ihm ihre Blumen zu zeigen oder in den ſchattigen Laubgängen bald fröhlich lachend zu plaudern, bald ſinnend und träumeriſch Belehrung über ernſte Fragen des Geiſtes- und Seelenlebens bei ihm zu ſuchen.

Alphonſe von Thermigny, der inmitten des ernſten Lebens ſtehende Mann, war gewohnt, in allen Verhältniſſen mit klarem Blick um ſich und in ſich zu ſchauen, und er konnte ſich deshalb auch nicht lange darüber täuſchen, daß in ſeinem Herzen die Liebe für Edmée immer mächtiger und gewaltiger aufloderte, um ſo überwältigender, je kälter und zurückhaltender er bisher jedem weiblichen Reiz gegenübergeſtanden hatte. Er war erſchrocken bei dieſem Blick in ſein eigenes Herz, da ja ein ſo weiter Abſtand an Vermögen und perſönlicher Stellung ihn von der Erfüllung ſeiner Träume trennte; er beſchloß, ſich zurückzuziehen, um im Kampf mit einem Gefühl, das in der Wirklichkeit keinen Platz finden konnte, den feſten Boden ſeines Lebens nicht zu verlieren; aber der Graf von Germancey benützte jede Gelegenheit, um ihm beſtimmt und mit ſo deutlich erkennbarer Beziehung zu ſagen, daß er bei der Wahl des Gemahls für ſeine Tochter niemals auf Reichtum und beſonders glänzenden Namen Rückſicht nehmen werde, daß ihm vielmehr nur die Neigung ſeiner Tochter und der perſönliche Wert des von ihr Erwählten maßgebend ſein werden; er ſprach ſich ausführlich über die Eigenſchaften aus, die er von dem Lebensgefährten ſeines Kindes verlange, und das Gewählte dieſer Eigenſchaften ſtimmte ſo genau und ſo ſcharf erkennbar mit Thermignys eigener Perſon überein, daß dieſer ſich ſelbſt bei aller beſcheidenen Zurückhaltung über die Abſicht der Worte des Grafen nicht täuſchen konnte. Glückſelige Hoffnung erfüllte ihn, da er ja auch in dem vertraulich herzlichen Entgegenkommen, in den innig freundlichen Blicken Edmées ohne thörichte Eitelkeit leſen zu dürfen glaubte, daß ſie die Gefühle ſeines Herzens erwidere. Gleichwohl hielt er das entſcheidende Wort, das der Graf ihm faſt auf die Zunge legte, zurück, denn er wollte ſich erſt über die Geſinnungen des Mädchens völlige Klarheit verſchaffen. Es widerſtrebte ſeinem edlen, von idealer Romantik erfüllten Sinn, ihre Hand und ſein Glück etwa nur ihrem pflichtmäßigen Gehorſam gegen den Vater zu verdanken. Er beſchloß daher, ſie ſelbſt zunächſt zu fragen, ob ihr Herz fähig ſei, ſich ihm in zärtlicher Neigung zuzuwenden, und dann erſt, wenn er von ihr das Geſtändnis ihrer Neigung erhalten, mit ihrer Erlaubnis vor den Grafen zu treten, an deſſen Einwilligung er kaum zweifeln durfte.

Lange aber zögerte ſich die entſcheidende Frage hin, von welcher ſein künftiges Lebensglück abhing, lange konnte er das Wort zu derſelben nicht finden. Es wurde ihm ſo ſchwer, von der Rolle des väterlich führenden und belehrenden Freundes zu der des werbenden Liebhabers überzugehen, und immer fürchtete er, trotz der von Tag zu Tag mächtiger auflodernden Flamme ſeiner Liebe, den warmen Ton nicht zu treffen, der in Edmées Herzen Widerhall wecken könne; ja, es ſchien ihm zuweilen, wenn ſich ſchon ſeine Lippen öffneten, um dem vertrauensvoll zu ihm aufblickenden Mädchen das Geheimnis, das faſt ſeine Bruſt ſprengte, auszuſprechen, als müſſe ſie ſich erſtaunt abwenden, vielleicht gar ſpöttiſch lächeln, wenn der ernſte Freund ſich plötzlich in einen leidenſchaftlichen Liebhaber verwandelte.

Dann war eine Zeit größerer Unruhe und geſelliger Bewegung gekommen; ein Kriegsſchiff der königlichen Flotte war in den Hafen von Havre eingelaufen, um dort nach längerer Seereiſe gründlichen

Google

Ausbeſſerungen unterzogen zu werden; der Kapitän war mit dem größten Teil ſeiner Offiziere nach Paris gekommen, um ſich am Hofe von Verſailles vorzuſtellen und um zugleich den jungen Leuten, meiſt jüngeren Söhnen der vornehmen Adelsfamilien, eine Zeitlang den Genuß der Vergnügungen der Hauptſtadt zu gönnen. Der Kapitän war ein entfernter Verwandter des Grafen; er hatte denſelben in Boncourt beſucht und ihm auch ſeine jungen Offiziere vorgeſtellt, denen der Graf mit gewohnter Bereitwilligkeit ſein gaſtfreies Haus öffnete.

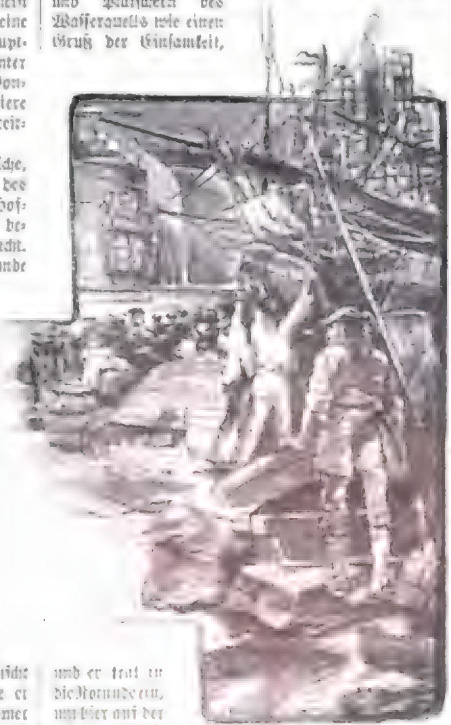
Dieſe lebensluſtigen, friſchen jungen Leute, welche, an den Kampf mit den Stürmen und Wogen des Meeres gewöhnt, ſo weit von der blaſirten Hofgeſellſchaft verſchieden waren, hatten ein fröhlich bewegtes Leben in das Schloß von Boncourt gebracht. Der Graf hatte ſeine Nachbarn und ſeine Freunde aus Verſailles und Paris zu Bällen und Gartenfeſten eingeladen, und der weite Park, in welchem ſonſt meiſt Dichter und Gelehrte aus Paris in ernſten Geſprächen auf und nieder gingen, hallte wider von den fröhlichen Stimmen und dem hellen Lachen der jungen Welt, welche durch die friſchen Flottenoffiziere zu ungewohnt bewegtem Leben elektriſirt wurde.

Während dieſes in täglich neuer Unruhe dahinrauſchenden Lebens hatte Alphonſe um ſo weniger Zeit und Gelegenheit gefunden, die Gefühle ſeines Herzens auszuſprechen. Es war faſt täglich zahlreiche Geſellſchaft in Boncourt geweſen, viele von Edmées Freundinnen waren gekommen, und in dem buntbewegten Leben hatte Alphonſe oft tagelang nur eben Gelegenheit gefunden, Edmée mit einem flüchtigen Händedruck und einigen herzlichen Worten zu begrüßen. Faſt war ihm dieſe Zögerung erwünſcht geweſen, denn mit einer bangen Scheu, über die er ſich ſelbſt oft Vorwürfe machte, ſchreckte er immer wieder vor dem entſcheidenden Wort zurück, obwohl auch Edmée ihrerſeits ihm immer deutlicher zu zeigen ſchien, daß er nicht befürchten dürfe, ſeine Neigung unerwidert zu ſehen. Auch während der größeren Geſellſchaften, welche in der letzten Zeit in Boncourt ſtattfanden, hatte ſie immer innige, herzliche Worte und tauſend kleine Aufmerkſamkeiten für ihn; oft hing ſie ſich in altgewohnter Weiſe an ſeinen Arm und ſchritt mit leichtem, kindlichem Geplauder durch die Reihen der Gäſte; ſie ſeufzte und errötete unter ſeinem Blick, und zuweilen ſchien es, als ſuche ſie in all dem unruhigen Gewühl eine trauliche Unterhaltung mit ihm, zu welcher ſich indes niemals die Gelegenheit gefunden hatte.

An einem ſchönen Sommertage kam Alphonſe von Thermigny früher, als dies ſonſt ſeine Geſchäfte erlaubten, nach Boncourt hinausgefahren. Er nahm nicht den Weg nach dem großen Einfahrtsthor des Schloſſes, ſondern ließ ſeinen Wagen einen Waldweg einſchlagen, der zu einem Seitenausgang des weitausgedehnten Parkes führte. Hier ſtieg er aus und trat durch das nur leicht angelehnte Gitterthor in die dichten Laubgänge, um nach der angeſtrengten Arbeit des Morgens ſich durch einen Spaziergang in der würzigen Luft zu erfriſchen, bis die Frühſtückszeit im Schloſſe herangekommen ſein würde, vor welcher der Graf, mit ſeiner Lektüre und ſeinen Korreſpondenzen beſchäftigt, nicht gern Beſuche zu empfangen pflegte.

Sinnend, gebeugten Hauptes, ſchritt er in den Park hinein. Edmées Bild ſtand vor ſeiner Seele, und wieder und wieder ſprach er, wie ſo oft ſchon, in Gedanken mit ihr, um ihr ſeine Liebe zu geſtehen. Wenn er allein war und die Geliebte nur als ein Bild ſeiner Phantaſie ihn umſchwebte, dann fand er ſtets ſo innige, ſo glühende, ſo ſchwungvolle Worte, um ihr alles zu ſagen, was in ſeinem Herzen für ſie lebte — aber wenn ſie dann vor ihm ſtand, ſo war alles wieder verſchwunden, und ſeine Lippen, die ſonſt ſo ſicher die Sprache beherrſchten, blieben geſchloſſen.

Er war nur eine kurze Strecke von dem Gitterthor vorwärts gegangen, als er an eine von hohen Hecken umgebene Rotunde kam, in welcher aus einem moosbewachſenen Felſen ein natürlicher Quell in ein Marmorbaſſin herabfiel. Der Platz war ſtill und lauſchig; ſelten nur drang von ferne das Geräuſch des Lebens im Schloſſe hieher, und nur in den Mittagsſtunden fielen die Sonnenſtrahlen über die hohen Hecken und die hinter denſelben aufragenden Baumkronen herein. Alphonſe empfand das Rieſeln und Plätſchern des Waſſerquells wie einen Gruß der Einſamkeit, und er trat in die Rotunde ein, um hier auf der neben dem Waſſerbaſſin ſtehenden Marmorbank einige Augenblicke ſeinen Gedanken nachzuhängen.



Ein leiſer Ruf der Ueberraſchung klang ihm entgegen, er richtete ſeinen Kopf auf und ſah zu ſeinem Erſtaunen Edmée auf der Bank ſitzen.

Eine unſägliche Verwirrung überkam ihn, als er ſich ſo plötzlich hier in der ſtillen Einſamkeit derjenigen gegenüberſah, mit welcher er ſich ſoeben, leiſe flüſternd, ſo innig unterhalten hatte; es ſchien ihm, als müſſe ſie ſeine Gedanken auf ſeinem Geſicht leſen — er ſenkte die Augen zu Boden, flammende Röte bedeckte ſeine Wangen, und faſt wäre er umgekehrt, um wie ein auf verbotenen Wegen ertapptes Kind davonzueilen — zögernd trat er heran, um Edmées Hand zu ergreifen, die ſie ihm entgegenſtreckte. Und als er nun ſcheu und langſam die Augen aufſchlug, ſah er, daß auch das junge Mädchen in eigentümlicher Verwirrung errötete und mit verſchleierten, thränenfeuchten Augen zu ihm aufſah.

„Edmée, Sie hier — um dieſe Stunde? — Ich hätte nicht geglaubt,“ fügte er, ſich gewaltſam zu einem ſcherzenden Ton zwingend, hinzu, „daß Sie ſo früh ſchon ſich aus den Armen des Schlafes riſſen!“

Sie ſchien ſeine Worte kaum zu hören, mit ängſtlich unruhigen Blicken ſah ſie ihn an und ſagte, ſeine Hand feſthaltend:

„O mein teurer, gütiger Freund, es iſt eine Fügung des Himmels, welche Sie hieher führt! Eben noch dachte ich an Sie und ſehnte mich darnach, mit Ihnen allein und unbelauſcht zu ſprechen, wozu ich ſo lange ſchon keine Gelegenheit mehr hatte.“

Sein Herz ſchlug höher.

Dem ſanften Zug ihrer Hand nachgebend, ſetzte er ſich neben ſie auf die Marmorbank und ſagte mit weichem, innigem Ton:

„Auch ich, Edmée, habe mich darnach geſehnt, daß dieſe Zeit mit ihrem unruhigen Treiben vorübergehen möchte, und ich habe faſt das ſchmerzliche Gefühl gehabt, als ob wir einander fremd geworden wären, ſeit wir nur vor ſo vielen beobachtenden Blicken und ſo vielen lauſchenden Ohren mit einander verkehren konnten.“

„O nein, mein Freund, nein, das fühle ich nicht — nein, Sie ſind mir nicht fremd geworden; deutlicher als je empfinde ich es, daß ich nur zu Ihnen ſo mit dem rechten, vollen Vertrauen ſprechen kann und daß jede Regung meiner Seele, jedes Geheimnis meiner Bruſt nur bei Ihnen eine ſichere Stätte findet!“

„Edmée, Edmée,“ rief er entzückt, indem er ihre Hand an ſeine Lippen führte, „wie glücklich machen Sie mich; ja, bei Gott, alles, was Sie betrifft, iſt meinem Herzen ein Heiligtum; Ihrem Glück gehören alle Kräfte meines Lebens, — ja, es iſt eine Fügung des Himmels, die mich hieher geführt hat; auch Sie ſollen klar in meinem Herzen leſen und erkennen, wie warm dasſelbe für Sie ſchlägt.“

„Ich weiß das, mein Freund, ich weiß das,“ ſagte Edmée, ſeine Hand zärtlich in die ihrige ſchließend, „Sie ſind ſo gut, ſo treu, Sie würden alles für mich thun; Ihnen kann ich ohne Scheu mein ganzes Herz öffnen, ſo ſchwer mir das Wort auch werden mag.“

Mit leuchtenden Blicken ſah er in ihr erregtes Geſicht.

„Nein, Edmée,“ ſagte er, ſich zu ihr herabbeugend, „Sie ſollen nicht ſprechen, — erlauben Sie Ihrem Freunde, Ihr holdes Geheimnis zu erraten —“

„Sie hätten es bemerkt,“ ſagte ſie zitternd, indem flammende Glut ihr Geſicht übergoß, „ſo hätte ich mich verraten, — o mein Gott, wenn auch andere bemerkt hätten —“

„Und wenn es wäre?“ ſagte er; „muß denn das lange im Herzen verborgene Geheimnis nicht dennoch aller Welt kund werden?“

„Ja, ja,“ ſagte ſie verwirrt, „aber das iſt es ja eben; ich zittere, — mein Vater —“

„Ihr Vater?“ ſagte er lächelnd; „fürchten Sie nichts; ich möchte dafür bürgen, daß Ihr Vater immer nur an das wahre Glück ſeiner Tochter über alle anderen Rückſichten hinweg denken wird.“

Unnennbare Glückſeligkeit durchſchauerte ihn, als bei ſeinen letzten Worten das ſchöne Mädchen ſo vertrauensvoll glücklich zu ihm aufſah, — ſchon wollte er ſeine Arme öffnen, um ſie an ſeine Bruſt zu drücken und ihr all die mächtige Glut ſeiner Liebe auszuſprechen, die wie ein wallender Feuerſtrom aus ſeinem Herzen emporflammte, als ſie leiſe den Kopf ſchüttelnd ſagte:

„Und dennoch — dennoch fürchte ich, daß mein Vater zürnen wird, daß ich ſo ſchnell mein Herz weggegeben habe, und daß ich nicht die Kraft hatte, mein Gefühl zu verbergen. Er iſt ſo ſtreng, ſo ernſt, und er kennt den armen René kaum, der nichts beſitzt als ſeinen Degen und ſein mutiges, hoffnungsvolles Herz.“

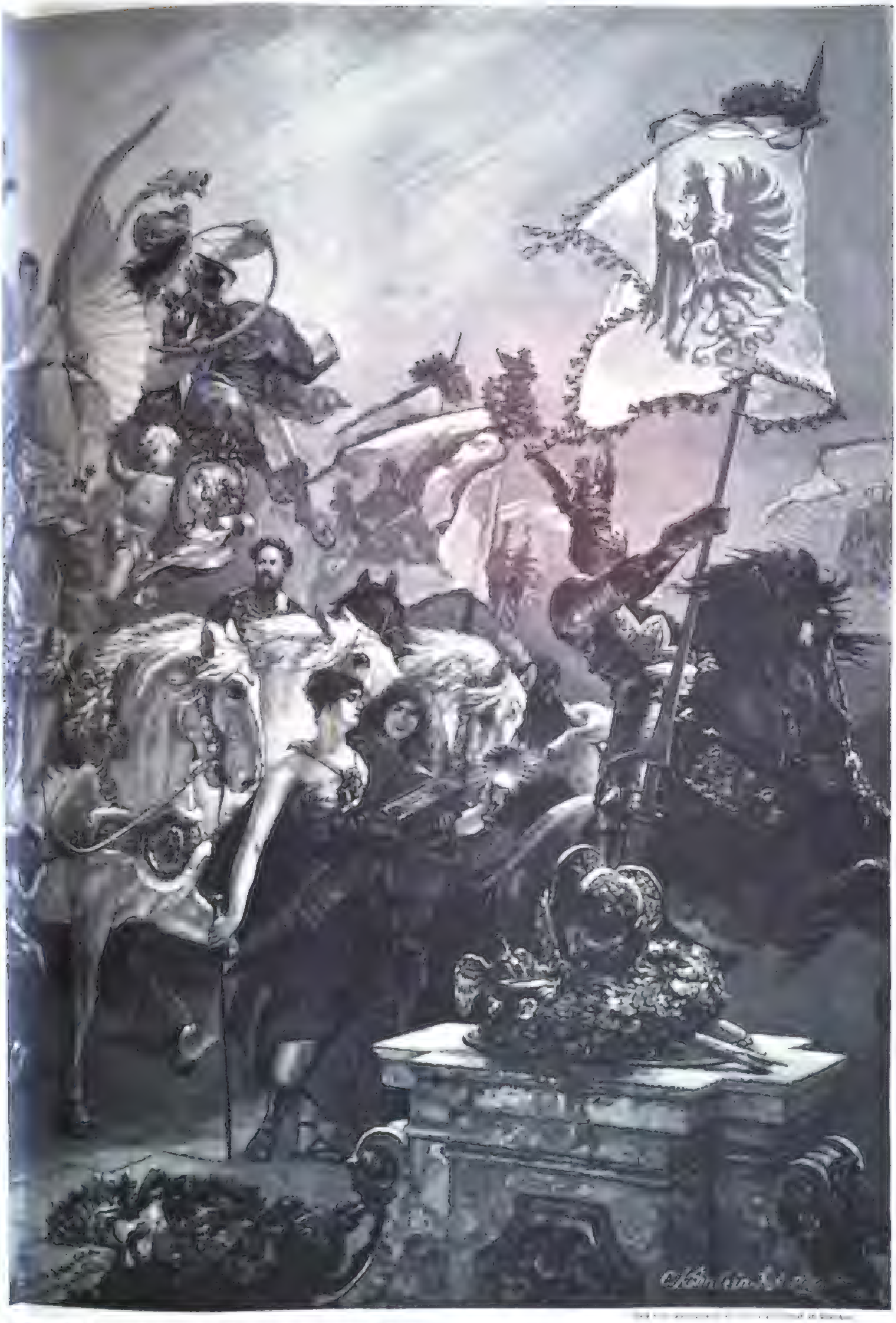
Alphonſe wurde bleich und ſtarr wie der marmorne Waſſergott, welcher auf dem Felſen über der Quelle ruhte; ſeine Augen ſtarrten weit geöffnet ins Leere, und mit tonloſer, bebender Stimme wiederholte er ihre Worte:

„Nichts als ſeinen Degen — ſein hoffnungsvolles Herz — René — was iſt das, mein Gott, was iſt das?“

Sie hatte errötend die Blicke in den Schoß geſenkt und bemerkte die entſetzliche Veränderung nicht, welche mit Alphonſe vorgegangen war.

„Er heißt René,“ flüſterte ſie in lieblicher Verwirrung, „der Chevalier von Malville; er iſt der jüngſte Sohn ſeines Hauſes, — er hat den Dienſt

Kaiſer Wilhelm I., der ſiegreiche Gründer des De



eutſchen Reiches. Gemälde von Profeſſor Ferdinand Keller.

Kaiſer Wilhelm I., der ſiegreiche Gründer des D

ſchen Reiches. Gemälde von Profeſſor Ferdinand Keller.

auf der Flotte gewählt, weil er die Freiheit liebt; er iſt ſo mutig und ſo ſtolz — und er liebt mich, o, ich weiß es, er liebt mich, — und der Vater iſt ſo reich; — doch, bei Gott, nicht deswegen hat ſich ſein Herz zu mir gewandt,“ rief ſie lebhaft beteuernd.

Alphonſe hatte die Hand auf ſein Herz gepreßt, er biß die Zähne [illegible] den er bei dieſer plötzlichen Vernichtung aller ſeiner Hoffnungen empfand. Edmée hatte bei ihren letzten Worten die Augen zu ihm aufgeſchlagen; erſchrocken fuhr ſie zuſammen, als ſie ſeine todesbleichen Wangen, ſeine entſtellten Züge, ſeine fieberhaft funkelnden Augen ſah.

„Ach,“ ſagte ſie traurig, „ſo hatten Sie dennoch das ganze Geheimnis meines Herzens nicht erkannt? Nicht wahr, auch Sie fürchten nun den Unwillen meines Vaters darüber, daß ich ohne ſein Wiſſen über mein Herz verfügte, — aber konnte ich anders, konnte ich ihm verbergen, daß ich ihn liebe? O, nicht wahr, mein Freund, Sie werden mir beiſtehen, Sie werden für mich ſprechen, und René wird Sie lieben und Ihnen danken wie ich. O, glauben Sie mir, er iſt es wert, daß Sie ſein Freund werden, daß ſie ihn beſchützen.“

Alphonſe war Sieger geblieben in dem übermenſchlichen Ringen, und ob auch die entſetzliche Pein dieſes Augenblicks alle Faſern ſeines Weſens mit namenloſem Schmerz durchwühlte, ob er in wilder Verzweiflung hätte aufſchreien mögen über die ſo jäh zertretenen Blüten ſeiner Liebe — er hatte die Kraft zu lächeln und mit ruhiger Stimme zu ihr zu ſagen:

„Ich bin Ihr Freund, Edmée, und Ihr Vertrauen ſoll Sie nicht täuſchen. Ich kenne den Chevalier von Malville nicht,“ fuhr er fort, indem er bei dieſem Namen leiſe zuſammenſchauerte, — „daß er arm iſt, gereicht ihm nicht zur Schande. Ihr Vater wird prüfen — auch ich werde prüfen, und wenn er Ihrer würdig iſt, dann ſeien Sie gewiß, daß ich alles thun werde, was in meiner Macht ſteht, um Ihres Vaters Zuſtimmung zu Ihrem Glück zu erlangen.“

„O Dank, tauſend Dank,“ ſagte ſie, ſeine eiskalte, feuchte Hand an ihr Herz drückend, „Dank, mein Freund, ich wußte es ja, daß Sie mich nicht verlaſſen würden! Sprechen Sie mit meinem Vater, ich wage es nicht; prüfen Sie, ich bin gewiß, er hat keine Prüfung zu ſcheuen.“

(Fortſetzung folgt.)

Elfriede.

(Hierzu das Bild Seite 1.)

Und mögen ſie preiſen allerwärts
Die Augen, die leuchtend funkeln, —
Mir drangen keine ſo tief ins Herz
Wie deine ſtillen, dunkeln.

Sie ſchaun ins Leben erwartungsvoll
Mit kindlich ſchüchternem Fragen. —
Beſeligt der Mann, dem vergönnt ſein ſoll,
Die Antwort darauf zu ſagen;

Das herrlichſte Glück im Erdenthal
Leis flüſternd dir zu künden,
In deinen Augen den warmen Strahl
Der Liebe zu entzünden.

Ihm wird die zaub'riſche Wunderwelt
Erſchloſſen ohne Säumen,
Die jetzt dein Sinnen gefangen hält
In märchenduftigen Träumen.

Kein höherer Wunſch wird in ihm entfacht,
Als all ſein Dichten und Denken
In deiner Augen berauſchende Nacht
Herzinnig zu verſenken.

Otto Rauch.

Hindelang.

(Hierzu das Bild Seite 12.)

Unſere reiſeluſtige Generation mit ihrem unerſättlichen Durſt nach „Sommerfriſchen“ dringt auf allen Höhen und in allen Thälern vor und raſtet nicht eher, als bis die äußerſten Winkel der Bergländer durchſtöbert ſind und irgendwo ein neues Plätzchen entdeckt iſt, von dem die kühnen Pioniere doch alsbald wieder durch die nachdrängenden Schwärme weiter geſchoben werden.

Zu dieſen ſozuſagen über Nacht berühmt gewordenen Sommerfriſchen nun gehört der Markt „Hindelang“ im bayriſchen Algäu allerdings nicht; ſchon Clemens Wenzeslaus, Kurfürſt von Trier und Fürſtbiſchof von Augsburg hatte die Annehmlichkeiten des „Oſterachter Thales“ zu würdigen gewußt und ſich hier eine ſtattliche Sommerreſidenz gebaut, all der Unbill vergeſſend, die einſt zu Zeiten des Bundſchuhs den Pflegern ſeiner Vorgänger ſelbſt hier in dieſer vom Schauplatze der Hauptgreuel doch ziemlich abgelegenen Gegend widerfahren. Aber jene Glanzperiode war verſunken und vergeſſen; das biſchöfliche Schloß iſt zwar nicht zerfallen und von der Erde verſchwunden wie die Burg der ſchon im 13. Jahrhundert genannten „Ritter von Hindelang“, ſondern nur in ein behagliches Wirtshaus verwandelt, das den friedfertigen Haſen im Schilde führt und dabei ein wenig vornehm aus ſeiner bäuerlichen Umgebung heraustritt; der herrlichen Gäſte jedoch waren wenig geworden, das Schwefelbad im nahen „Oberdorf“ wurde nur vom Landvolk aufgeſucht und ohne die Straße nach Tirol hinüber, welche die kürzeſte Verbindung mit dem Lechthale herſtellt, wäre wohl ſelten noch ein Wanderer in dieſe ſtille Welt gekommen.

Die Jagd war es zuerſt, die wieder fremden Zuzug in das Thal brachte. Seit Jahren hat der Prinzregent von Bayern in den mächtigen Grenzgebirgen ſein wohlgehegtes Gemſenrevier. Dann kam der Bergſport. Auch dem Ehrgeize, es dem edlen Grattiere im Klettern durch die Schroſen, im Ueberſetzen von Abgründen zuvorzuthun, eröffnete ſich hier ein herrliches Uebungsfeld. Endlich folgten auch die gewöhnlichen Touriſten und lediglichen Luftſchnapper, und ſo iſt der Ort ſchließlich ſehr in Aufnahme gekommen, wenn auch nicht geradezu in Mode, wie etwa das benachbarte Oberſtdorf, obwohl es, gleich weit von Immenſtadt, auch ſo ziemlich in jeder anderen Beziehung dasſelbe bieten dürfte. Wie dort liegt hier die Ortſchaft an dem oberen Ende des ſich hier verbreiternden Hauptthales, ſcheinbar in einem von ſteilem Bergkranz umſchloſſenen Keſſel. Eine weite Thalfläche, die man nach ungefähr anderthalb Stunden faſt ebenen Wegs von der Eiſenbahnſtation Sonthofen erreicht, breitet ſich zwiſchen dem Roßkopf, Hirſchberg, Iseler, den Tauern und dem Imbergerhorn wie ehemaliger Seeboden aus. Hier wird alljährlich im September bei den von den Alpen abgetriebenen Herden die ſogenannte „Viehſcheide“ gehalten, die ein intereſſantes maleriſches Schauſpiel bietet. An der Nordſeite dieſes Thales ſteigt leiſe an der Lehne der Markt Hindelang an. Vorderſt an der Hauptſtraße ſind es wohl modernere, nach ſtädtiſcher Art gehaltene Steinbauten, die den Ankommenden empfangen, aber ſie geben der Ortſchaft doch nicht den Charakter; das thun die breiten, zwei- und mehrſtöckigen braunen Holzhäuſer mit ihren grünen Läden und blühenden Nelken- und Geranienſtöcken an den niederen Fenſtern, die flachen, weit vorſpringenden Dächer, welche in die engen Nebengaſſen tiefe Schlagſchatten werfen, die plätſchernden Laufbrunnen und die laubreichen Obſtbäume, die überall zwiſchen den Anſiedlungen ihre Aeſte ineinanderſchieben. Der Stadtmenſch findet hier noch wirkliche Ländlichkeit, der Maler die reizendſten Motive. Und nun erſt der Bergläufer! Hindelang iſt der Ausgangspunkt für die ſchönſten Ausflüge, und es iſt da ſo ziemlich für jedes Leiſtungsvermögen geſorgt.

Wer leichte örtliche Kurbewegung wünſcht, der mag den Iseler beſteigen oder beſſer noch ſich an den Serpentinen der herrlichen Fahrſtraße ſachte bis zum „Vorderjoch“ hinanwinden, von wo man eben ſo bequem nach dem wohlgehaltenen Bade „Schattwald“ hinabſteigt und durch das liebliche Tannheimerthal am grünen „Haldenſee“ vorüber nach Reute hinausgelangt, nach Füſſen und Hohenſchwangau. Wer aber ſeinen Kräften ſchon ernſteres zumuten will, der ſteigt hinauf zu den Alpenmatten des Retterſchwanger Thals, aus dem in tiefer Schlucht die „Bſonderach“ hervorbrauſt. Zu der großen gemauerten Sennhütte „Mitterhaus“ ließ ſich, wie heute noch erzählt wird, der geiſtliche Kurfürſt gar manchesmal hinauftragen, um inmitten ſeines Gefolges von Dienern und Gäſten in der reinen Bergluft bei feſtlichen Spielen die Herrlichkeit dieſer großartigen Natur zu genießen.

Ein dritter vielbegangener Weg, wohl der ſchönſte von allen, führt, anfangs noch fahrbar, nach dem romantiſch gelegenen „Hinterſtein“ mit ſeinen emſig arbeitenden Nagelſchmieden, wo in der Nähe des in einem ſchönen Waſſerfalle über die Felſen rauſchenden Zipfelbaches das Prinz Luitpold gehörige Jagdſchlößchen ſteht. Auch hier finden ſich in der Kirche, wie in jener Hindelangs, Kunſtwerke der rühmlichſt bekannten Bildhauer „Eberhard“, die an der Oſterach ihre Heimat hatten. Das Thal, welches ſich hier zum letztenmale weitete, ſchließt ſich nun vollſtändig, der Weg ſteigt ſcharf an, während ſich das Waſſer tief unten mit toſendem Ungeſtüm durch die ſchauerlichen Felsklammen der „Auelesmänd“ und „Eiſenbreche“ hindurchdrängen. In dieſen düſtern Höhlen und Geklüften wohnen unheimliche Kobolde, die ehedem auf den Alpen ringsum ihren Spuk trieben, nun aber durch kirchlichen Bann unſchädlich gemacht ſind und in der Geſtalt gräulicher Kröten die ehemaligen Bauernſchinder und unredlichen Amtleute heimſuchen. Wer ſich durch ſie nicht erſchrecken läßt, kommt in kurzer Friſt nach „Fuß“, einem etwas freieren Platze, von dem man über jähen Felſenmauern des Roßkopfes das prinzliche Jagdhaus „Schrattenberg“ aus grünem Buſchwerk hervorlugen ſieht, und auf welchem die enge Schlucht des Bergündelethals mündet. Sie zieht ſich ſteil zum Hochvogel hinan, über deſſen 2590 Meter hohe Spitze die Grenzſcheide läuft, und hier endlich findet ſelbſt der Mann mit dem ſchwindelfreien Kopfe, dem mächtigen Bruſtwindfang und dem unermüdlichen Stahlknie ein auch ihm wohl völlig zuſagendes Gebiet.

Wenn er ſich in dem gut eingerichteten Unterkunftshauſe, das die Sektion Algäu-Immenſtadt zwiſchen den Steilwänden der Fuchskarſpitze und dem Wiedemer oberhalb eines kleinen Hochſees erbaut und auf den Namen des Prinzregenten getauft, ein wenig Raſt gegönnt hat, mag er den beſchwerlichen und nicht ungefährlichen Anſtieg über die jäh abfallenden Firnfelder fortſetzen, aus deren ewigem Schnee die wilden Schroſen ſcharfzackig emporragen. Er findet da oben — ſo ſagt man — ein wunderbares Panorama; frei ſtreift ſein Blick von den Zillerthaleralpen bis zum fernen Tödi. Das iſt ſchon eines Ganges wert.

K. B.

Kaiſer Wilhelm I., der ſiegreiche Gründer des deutſchen Reiches.

(Hierzu das Bild Seite 4 und 5.)

Alle großen Epochen der Weltgeſchichte haben ihr verklärtes Spiegelbild in den Schöpfungen der monumentalen Kunſt gefunden. Kein Wunder daher, daß auch unſere Zeit, die ſo Gewaltiges erlebt und die beſonders das ehemals zerriſſene und in ſeiner Spaltung ohnmächtige Deutſchland zu Einheit und Macht, zu nie vorher gekannter Größe hat emporſteigen ſehen, den ſehnſüchtigen Wunſch nach monumentaler Verherrlichung der großen Männer empfindet, welche dieſen erſtaunlichen Umſchwung bewirkt haben. In einer Reihe von plaſtiſchen Denkmälern iſt bereits vielfach dieſe Aufgabe zur Löſung gelangt, und ein Geſamtwerk ſolcher Richtung iſt vor allem die großartige Umgeſtaltung des Berliner Zeughauſes in eine Ruhmeshalle der deutſchen Nation, an welcher Architektur, Plaſtik und Malerei im Wetteifer noch fortwährend ihre Kräfte einſetzen. Iſt dort auch nicht alles als gelungen zu bezeichnen, ſo darf die Geſamtleiſtung als ſolche doch in hohem Grade Anſpruch auf warme Zuſtimmung, zum Teil auf begeiſterte Anerkennung erheben.

Während nun das Abſcheiden des großen Heldenkaiſers Wilhelm überall in Deutſchland einen ſchönen Wettkampf nach monumentaler Verherrlichung des erhabenen Gründers des deutſchen Reiches durch Standbilder entfeſſelt hat, war ſchon lange vor der ſchmerzlichen Kataſtrophe, welche Kaiſer Wilhelm I. ſeinem treuen Volke entriß, im Geiſte eines unſerer ausgezeichnetſten Künſtler der Gedanke gereift, auf eigene Hand eine Apotheoſe des großen Kaiſers zu entwerfen und auszuführen. Schon vor zwei Jahren, als der Heldengreis noch in bewundernswerter Friſche unter uns weilte und niemand an ein ſo nahes Ende dieſes erlauchten Lebens dachte, ſahen wir in Karlsruhe in der Werkſtatt Ferdinand Kellers den erſten Entwurf und die Farbenſkizze zu dem gewaltigen Bilde, welches der Künſtler dann mit der ihm eigenen Energie und ſicheren Meiſterſchaft in unglaublich kurzer Zeit vollendete und auf die internationale Ausſtellung nach München ſchickte, wo es ohne Frage als eines der hervorragendſten der im Glaspalaſt der allgemeinen Schau dargebotenen Kunſtwerke ſich darſtellt. Verſuchen wir, unterſtützt von der im großen Maßſtabe durchgeführten Nachbildung, eine Schilderung des rieſigen Werkes zu geben.

Unſer Blick fällt auf jene Triumphſtraße, welche Kaiſer Wilhelm I. nach zwei ſiegreichen Kriegen, begleitet von ſeinen Paladinen, an der Spitze ſeiner Truppen durchziehen durfte. Im Hintergrunde ragt das Brandenburger Thor mit ſeiner Viktoria auf dem Viergeſpann auf, wo jene Via triumphalis ihren Anfang nimmt, um in dem gewaltigen kuppelgekrönten Königsſchloß ihren Abſchluß zu finden. Eine reiche Prachtbaluſtrade, mit Guirlanden und Kränzen geſchmückt, meiſterlich gemalt und vortrefflich geeignet, das perſpektiviſche Zurücktreten des Siegeszuges wirkſam zu betonen, faßt die Straße ein. Innerhalb dieſes Rahmens, die ganze Breite und Tiefe des Raumes füllend, breitet ſich vor unſeren ſtaunenden Augen ein Triumphzug aus, nicht in jener Geſtalt wie ihn die Wirklichkeit am 16. Juni des Jahres 1871 geſehen, ſondern in einer viſionären Form, wie ſie die Phantaſie des Dichters oder des dichtenden Malers allein zu erſinnen und vor das Auge zu zaubern vermag. In der Mitte die lichtumfloſſene Geſtalt des Kaiſers, der das Schwert in die Scheide ſtößt und mit dieſer bezeichnenden Geberde eine Aera des Friedens und der gedeihlichen Kulturentwicklung heraufführt. Der Hermelinmantel, der die auf antiker, reich geſchmückter Quadriga ſtehende Geſtalt umgibt, läßt dieſen Mittelpunkt der Kompoſition auch hinſichtlich der Lichtwirkung zum maleriſchen Zentrum des Ganzen werden. Unübertrefflich iſt dem Künſtler der Ausdruck in dem edlen von Milde und Güte verklärten, ja durchleuchteten Antlitz des Kaiſers gelungen. Man ſieht ſofort: das iſt ein Herrſcher, der den Krieg nur um des Friedens willen, nur um ſeinem Volke die höchſten Güter zu erringen, geführt hat. Beſpannt iſt die Quadriga mit vier feurigen Schimmeln, die ſo ſtolz und freudig einherſchreiten, als wüßten ſie, zu welchem Ehrendienſt ſie beſtimmt wurden. Geführt aber werden ſie von den beiden wilden Männern des preußiſchen Königswappens, die in ihrer herkuliſchen Geſtalt, reich mit Kränzen geſchmückt, wie ideale Verkörperungen der Volkskraft erſcheinen, mit der im feſten Bunde die preußiſchen Herrſcher ihres Amtes gewaltet und ſo Hohes errungen haben. Vor dem Wagen ſchreiten zwei edle Frauengeſtalten, die Gerechtigkeit mit Geſetzbuch und Schwert und die Wahrheit, einen Spiegel in der Hand tragend. Den Zug eröffnet aber ein Geharniſchter auf feurigem Rappen, der das Reichsbanner emporhält, ein Vertreter des hochherzigen Rittertums, das in allen Schlachten ſtetig die Führung gehabt hat.

So viel wir uns entſinnen, dachte der Künſtler zuerſt daran, die beiden wiedergewonnenen Provinzen, von der Germania an der Hand geführt, an dieſer Stelle anzubringen. Obwohl nun gewiß Gerechtigkeit und Wahrheit vor dem Siegeswagen Kaiſer Wilhelms an ihrem Platze ſind, ſo würde doch vielleicht jene erſte Idee dem Bilde eine beſtimmtere und dadurch noch wirkſamere Geſtalt gegeben haben. Allein der Künſtler hat wahrſcheinlich wohlerwogene Gründe gehabt, welche ihn zu dieſer Aenderung beſtimmten.

Betrachten wir nun die Gefolgſchaft des Kaiſers. Zunächſt links vom Beſchauer hebt ſich die Heldengeſtalt des Kronprinzen auf feurigem Schlachtroß heraus, ſo wie wir den Liebling des deutſchen Volkes in jenen glück- und ſiegſtrahlenden Tagen geſehen haben, eine lichtglänzende moderne Siegfriedsgeſtalt im Zauber kraftvoll ſchöner Männlichkeit, ahnungslos in heiterer Zuverſicht, die noch nicht durch den leiſeſten Schatten einer düſteren Zukunft und eines tragiſchen Verhängniſſes ohnegleichen getrübt wird. Wie er einherreitet, den Marſchallſtab energiſch in die Seite ſtemmend, den Blick auf ſeinen verehrten Vater gerichtet, iſt er eine der gelungenſten Figuren des Bildes, deſſen Wirkung großenteils auf der glücklichen Charakteriſtik der beiden Hauptgeſtalten beruht. Weniger günſtig zeigt ſich auf der anderen Seite in der roten Huſarenuniform Prinz Friedrich Karl, deſſen Kopf eine ſchärfer eindringende Charakteriſtik zu wünſchen geweſen wäre. Hinter dem Kronprinzen gewahrt man die wie in Metall gegoſſene Geſtalt des „eiſernen Kanzlers“, deſſen Kopf wir übrigens etwas geiſtiger gewünſcht hätten, neben ihm die feinen Züge Moltkes, des großen Denkers der Schlachten, weiter zurück Roon, der das Werkzeug für die Siege des Kaiſers bereit geſtellt hat. Flatternde Fahnen, mit Siegeskränzen geſchmückt, drängen nach, und ganz vorne zeigt ſich ein norddeutſcher und ein bayriſcher Krieger, dieſer noch mit dem Raupenhelm, als Zeugen der auf dem Schlachtfeld errungenen Verbrüderung von Nord und Süd.

Während dies alles ſich auf feſtem Boden abſpielt, iſt die Luft von einer Schar idealer Geſtalten erfüllt, in denen der Maler von ſeinem guten Rechte der Allegorie Gebrauch macht und uns die volle Bedeutung des Siegeszuges vor Augen bringt. Drei herrliche weibliche Geſtalten, ſo lieblich, wie nur wenige heutzutage ſie hervorzubringen vermöchten, ſchweben zu Häupten des Kaiſers. Es ſind Siegesgöttinnen, die das ehrwürdige Haupt mit dem Lorbeer zu ſchmücken im Begriff ſtehen, beſonders die mittlere von entzückender Anmut, während ihre beiden, faſt ſtürmiſch bewegten Begleiterinnen mit Tuba und Trompete der Welt das große Ereignis zu verkündigen beſtrebt ſind. Ueber ihnen aber tummelt ſich in den Lüften eine Dreizahl köſtlicher Kindergenien, die in freudigem Spiel die Kaiſer- und die Königskrone hoch emporhalten. Dazu geſellt ſich endlich, von den anderen abgelöſt und dem Kaiſer voranſchwebend, noch ein prächtiger Genius, der dem ſiegreichen Herrſcher das Medaillonbild ſeiner geliebten Mutter, der Königin Luiſe, entgegenhält. Durch dieſen ſinnig bedeutſamen Zug iſt an jene ſchwere Zeit erinnert, da die edle Königin unter der tyranniſchen Willkürherrſchaft des erſten Napoleon ſchmerzlich gebeugt ward und nur in prophetiſcher Ahnung eine künftige Sühne vorausſehen mochte. Das Bild der erlauchten Dulderin durfte hier nicht fehlen.

Soweit die äußeren Elemente der Kompoſition, die in ihrer Klarheit, Verſtändlichkeit und Geſchloſſenheit ſofort eines mächtigen Eindrucks auf jeden Beſchauer ſicher iſt. Unterſtützt wird dieſelbe durch die maleriſche Behandlung des Ganzen, die in jedem Zuge und beſonders in der meiſterhaft abgetönten Luftperſpektive den großen feinfühligen Koloriſten erkennen läßt. Ströme von Licht fluten über die Hauptgruppen, als ſei der Himmel eben im Begriff aus Wolkenſchleiern mit dem vollen Glanze der Sonne hervorzubrechen. Vor allem wird dadurch der Kaiſer in ſeinem Hermelin auf der von Schimmeln gezogenen Quadriga zur dominierenden Hauptfigur, welche durch die kraftvollen Töne der Umgebung noch einheitlicher zur Wirkung gelangt. Die Farbe hat in der Meiſterhand Kellers hier ihre ſymboliſche Bedeutung gewonnen, ſo daß ſie ſelbſt einen jubelvollen Siegeshymnus anzuſtimmen ſcheint. In der Ausführung erkennt man bis ins kleinſte die ſouveräne Sicherheit des formenbeherrſchenden Künſtlers, mag man die wie aus zartem Aether gewobenen Bewohner der Lüfte oder die mit dem Mark des wirklichen Lebens erfüllten Geſtalten der Erde ins Auge faſſen. Hohes Schönheitsgefühl, Kraft der Charakteriſtik, Fülle individuellen Lebens vereinigen ſich zu einem Geſamtaccord von ſo berauſchendem Reichtum, daß wir eine Symphonie im vollen Glanz eines trefflich beſetzten Orcheſters zu vernehmen meinen. Bei längerer Betrachtung ſteigert ſich dieſer Eindruck zuſehends; nichts Leeres, Schemenhaftes ſtört uns, vielmehr iſt alles von echtem innerem Lebensgehalt erfüllt.

Ferdinand Keller

Der Künſtler hat, um ſeine Aufgabe im höchſten Monumentalſtil zu löſen, zu einer allegoriſch-hiſtoriſchen Behandlung greifen müſſen, die allein im ſtande iſt, den Einzelmoment der Wirklichkeit zum Unvergänglichen, Ewiggiltigen zu erheben. Gewiß ſind wir weit entfernt, der bildenden Kunſt die Berechtigung zu einer ſchlicht realiſtiſchen Behandlung eines beſtimmten geſchichtlichen Moments, wie zum Beiſpiel des ſiegreichen Einzugs Kaiſer Wilhelms nach dem deutſch-franzöſiſchen Krieg abzuſprechen. Aber ebenſowenig darf man ihr eine poetiſch-allegoriſche Schilderung, wie ſie hier vorliegt, verkümmern. Seit Rubens in dem berühmten Bildercyklus der Luxembourg-Galerie das glänzendſte Beiſpiel gegeben hat, darf die Kunſt, will ſie nicht verarmen, ſich dieſen Weg nicht verlegen laſſen. Und doppelte Anerkennung verdient ein Künſtler, der den Mut hat, der im einſeitigſten Realismus ſich beſchränkenden Zeit ein leuchtendes Bild idealer Anſchauung entgegenzuhalten. Freilich ſind unſere Zeitgenoſſen ſo ausſchließlich erfüllt von den Wundern des modernſten Naturalismus, daß ſie ſich faſt entwöhnt haben, Eindrücken einer anders geſtimmten Kunſt Auge und Herz zu öffnen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo man aus dieſer Einſeitigkeit und ihrer laſtenden Enge ſich wieder nach großen Anſchauungen ſehnen wird. Kellers treffliches Bild, ein Werk reifer Meiſterſchaft, wird dann zur vollen und allgemeinen Geltung kommen.

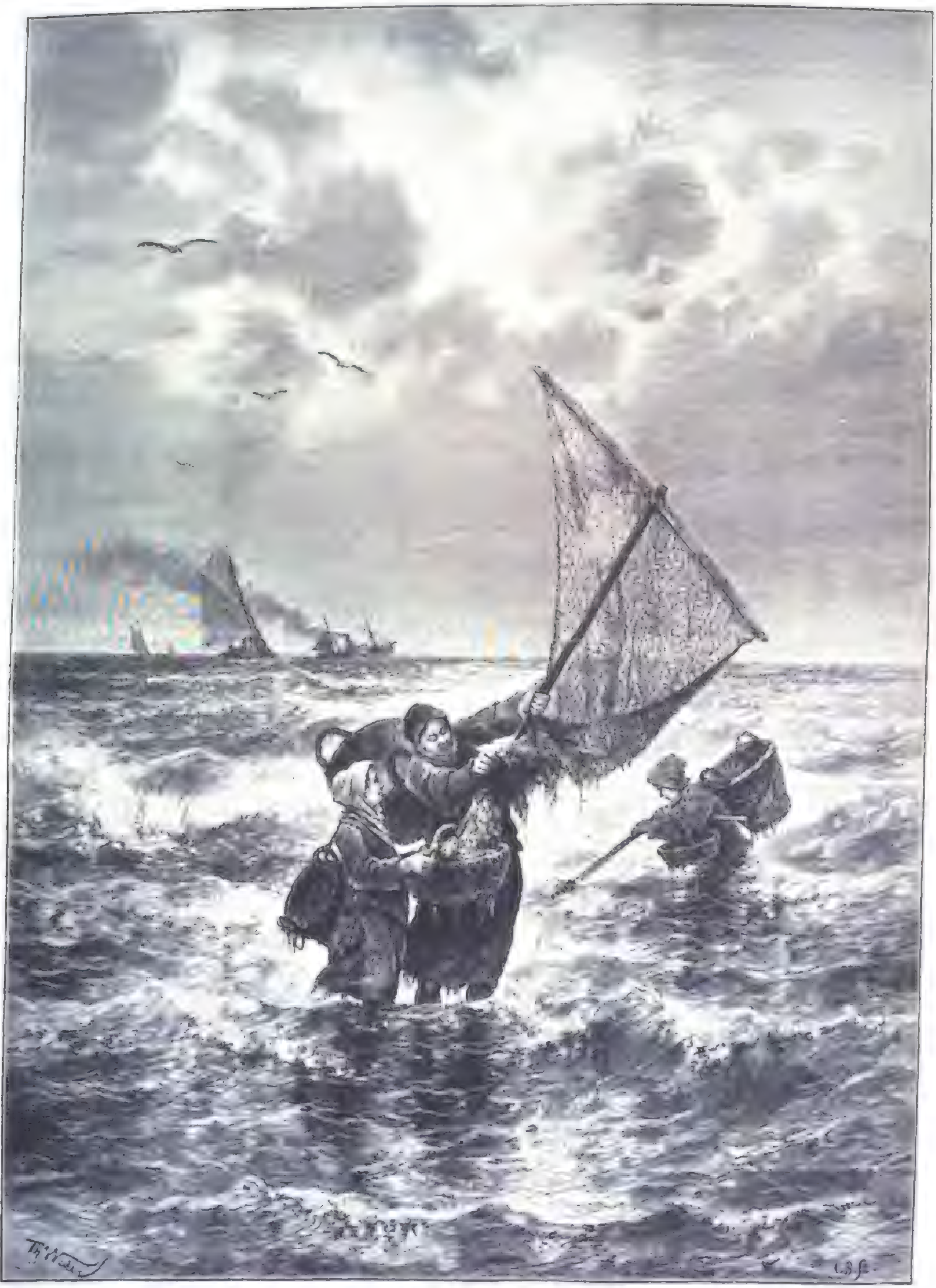
Möge es zum Schluß uns geſtattet ſein, einige Mitteilungen über Leben und Entwicklungsgang des Künſtlers hinzuzufügen. Ferdinand Keller wurde am 5. Auguſt 1842 in Karlsruhe geboren, wo er das Lyzeum beſuchte, auf dem er eine tüchtige Grundlage humaniſtiſcher Bildung legte. Mit ſeinem Vater begab er ſich dann 1857 nach Braſilien, deſſen tropiſche Urwälder ihn zu eingehenden Studien begeiſterten. Eine überaus große Zahl herrlicher Blätter entſtammen dieſer Zeit. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, trat er im einundzwanzigſten Lebensjahr als Schüler bei J. W. Schirmer ein, deſſen poetiſche Auffaſſung der Natur ihm innerlich ſympathiſch war. Hier malte er eine Reihe größerer Bilder aus der Tropenwelt.

Bald aber zog die Darſtellung der menſchlichen Geſtalt den jungen Künſtler in ihren Bann, und er gehörte zu denen, welche den Reiz der Formen in ihrem koloriſtiſchen Wert zu erfaſſen ſuchten. Auf dieſer Bahn war der hochbegabte Canon, dieſer Proteus unter den Malern, ſein Führer. Dann aber (1866) begab er ſich nach Rom, wo er mehrere Jahre lebte und in freundſchaftliche Verbindung zu Feuerbach kam, deſſen maleriſches Ideal dem ſeinigen verwandt war. In die Karlsruher Zeit fallen, außer vielen Porträts, Bilder, wie „Philipp II. von Spanien“, womit er dem damaligen Zuge der Zeit nach dem Geſchichtsbilde Rechnung trug. In allen dieſen Werken kündigt ſich bereits der geborene Koloriſt an, der dann durch den längeren Aufenthalt in der Siebenhügelſtadt die Weihe der hohen monumentalen Kunſt empfing. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, ſchuf er ſeinen „Nero“, das Freskobild in der Jeſuitenkirche zu Heidelberg, ein Deckengemälde „Aurora“ im Palais Douglas zu Karlsruhe, und ebendort die Lünettenbilder der neuen Muſeen, ſowie die Fresken im Treppenhauſe des Sammlungsgebäudes daſelbſt, die eine ideale Vereinigung der Geiſteshelden alter und neuer Zeiten darſtellen. In die Galerie der Kunſtakademie zu Wien gelangte ſein „Hero und Leander“, in die Karlsruher Kunſthalle das große Schlachtenbild des Türkenbeſiegers Markgrafen Ludwig von Baden. Hier erſcheint Keller in der Vollkraft ſeiner glänzenden koloriſtiſchen Begabung, aber das Werk ſteckt noch zu ſehr im Sturm und Drang der Jugend und erſtickt gleichſam in der übergroßen Fülle der Motive.

In reifer Schönheit und edler Meiſterſchaft abgeklärt zeigt ſich ſeine Kunſt in dem großen Bilde der Aula zu Heidelberg, welches, zur Jubelfeier der Univerſität ausgeführt, den Einzug der Pallas Athene in Heidelberg zeigt, während Kurfürſt Ruprecht thronend die Göttin empfängt, eine Schar jubelnder Studenten mit Bannern und Bändern ihr entgegeneilt und eine Anzahl berühmter Heidelberger Univerſitätslehrer ihr folgt. Schon in dieſem bedeutenden Bilde hatte der Künſtler den Weg idealer Verſchmelzung des Realen mit dem Allegoriſch-Symboliſchen betreten und eine Schöpfung voll Schönheit und Charakter hervorgebracht. Daß Ferdinand Keller außerdem zu den beſten Porträtmalern Deutſchlands gehört, deſſen Bildniſſe ſich durch feine Farbenwirkung und Geſchmack der Anordnung auszeichnen, iſt männiglich bekannt. Auf der vorletzten großen Münchener Ausſtellung errang das herrliche Bildnis einer Dame in ſchwarzem Seidenkleide, an deren Seite ſich eine mächtige Dogge ſchmiegte, ein Porträt der Gattin des Künſtlers, durch vornehme Auffaſſung und hohen koloriſtiſchen Reiz allgemeine Bewunderung. Um das Künſtlerbild abzurunden, haben wir noch hinzuzufügen, daß Keller auch ein vortrefflicher Lehrer iſt, daß die Karlsruher Kunſtſchule ſich glücklich ſchätzt, ihn zu den Ihrigen rechnen zu dürfen, da ſein Wirken einen nicht geringen Teil zu der hohen Blüte dieſer Kunſtanſtalt beiträgt, daß endlich ſeine zahlreichen Schüler mit Begeiſterung an dem jugendfriſchen Meiſter hängen, der eben auf der Höhe ſeiner künſtleriſchen Kraft und Leiſtungsfähigkeit angelangt iſt.

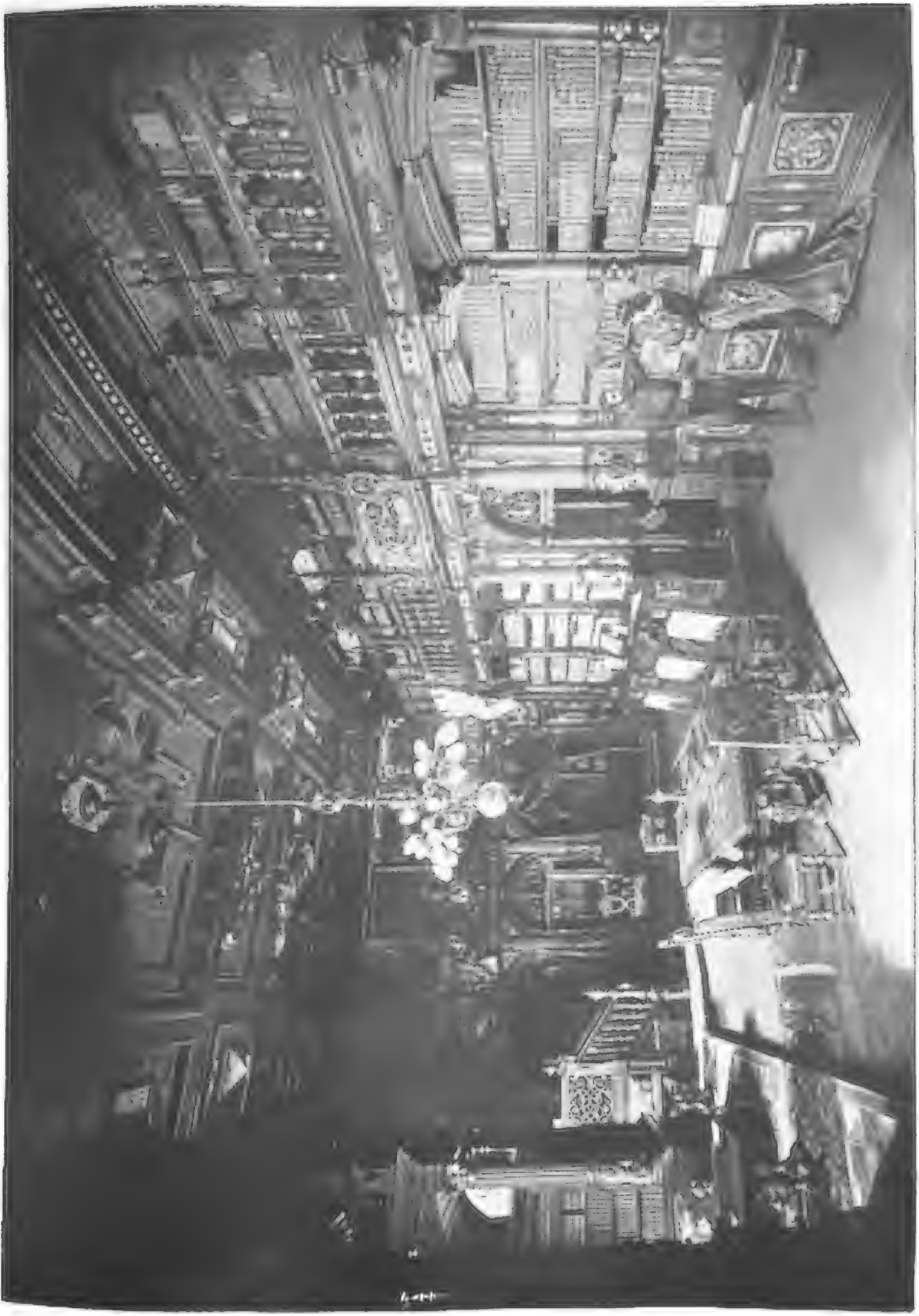
Was ſein neueſtes Werk anlangt, ſo halten wir es in freier Größe der Kompoſition und edler Durchbildung, in der glücklichen Verbindung von Schönheit, Anmut und Kraft für eine der bedeutendſten Schöpfungen, welche die jüngſte Zeit in Deutſchland hervorgebracht hat. Hoffentlich wird eine der öffentlichen Galerien unſeres Vaterlandes ſich dieſes von hohem Patriotismus eingegebene und von vollendeter Meiſterſchaft zeugende Monumentalwerk ſich nicht entgehen laſſen, damit für alle Zeiten der Genuß dieſes trefflichen Kunſtwerkes dem ganzen Volke zugänglich bleibe.

W. Lübke.



Crevettenfiſcherinnen. Originalzeichnung von Theodor Weber.

Der Beſuch bei der Wöchnerin. Gemälde von C. Coy.



Im Bibliothekſaal des Königs von Rumänien.

Frrrt!

Originalſkizze

von

Heinrich Landsberger.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Das haben Sie mir beim Walzer und beim Lancier auch geſagt. Ich werde nächſtens empfindlich werden, Baronin!"

„Erſtens, mein Herr, iſt Ihre Vermutung, daß ich noch frei bin, eine Impertinenz, zweitens finde ich den Contre grundſätzlich ſehr langweilig, und drittens habe ich in der That Migräne."

„Und Ihr Tänzer?"

„Er hat verzichten müſſen."

„Der Unſelige!"

„Kein Pathos!"

„Sie finden es alſo ſehr heiß im Saal?"

„Wollen Sie mir vom Wetter erzählen?"

„Im Gegenteil — von Ihrer Migräne."

„Nun?"

„Ich würde Ihnen empfehlen, an meinem Arm den Saal zu verlaſſen. Das Boſket nebenan wird Ihren Nerven gut thun."

„Glauben Sie, daß Sie mich täuſchen können?"

„Nein."

„Allerdings glauben Sie das. Sie wollen mich überzeugen, daß Sie ſich meiner Migräne erbarmen, weil Sie ſich in dieſem Saale langweilen. Iſt es ſo?"

„Ja!"

„Dann geben Sie mir Ihren Arm."

„Sie ſind ein Engel!"

„Still!"

„Ich ſchwöre es Ihnen!"

Sie erhob ſich.

Ein Ruck der ſchmalen, mit den neidiſchen Sechzehnknöpfigen verhüllten Hand und — frrrt — die zitternden Spitzen des Kreppfächers mit der nach Hans Meyer gemalten „dame au gant" ſtoben auseinander.

Sie nahm ſeinen Arm.

Eben drangen vom Orcheſter die erſten Klänge der Caglioſtroquadrille und die Paare begannen ſich zu ordnen.

„Eh bien!" ſagte die Baronin, indem ſie ſich zwiſchen einer blühenden Magnolie und einer rieſigen Gomutipalme niederließ, „unterhalten Sie mich!"

„Wovon?"

„Das überlaſſe ich Ihnen."

„Sagen wir — von Ihren ſchönen Augen."

„Sie werden trivial!"

„Ich werde poetiſch."

„Auch das noch!"

„Man wird es immer, wenn man von Ihren Augen ſpricht."

„Die Menſchen haben alſo doch recht!"

„Welche Menſchen?"

„Die da behaupten, Sie ſeien in mich verliebt."

Frrrt!

Der Krepp ſauſte zuſammen.

Aus dem merkwürdigen grauen Auge ſchoß ein Blitz auf das Geſicht des Mannes, der an ihrer Seite ſtand und ſich an den Stamm der Palme lehnte.

Er lächelte.

„Ich bin gewiß, Sie verachten die Verleumdung."

„Würde ich Sie ſonſt an dieſer Stelle dulden?"

„Ich habe die Bedingung nicht vergeſſen."

„Ich bitte darum!"

„Trotzdem finde ich Ihre Augen ſehr ſchön."

„Schweigen Sie!"

„Schweigen wir!"

Frrrt!

Sie bog ſich in den Fauteuil zurück.

Der Fächer raſchelte unter den ſchlanken Fingern auf und nieder.

Es war ſtill in dem Raum.

Nur das einförmige Plätſchern des Strahls, der hinter der Palme aufſchoß, und die gedämpften Klänge der Quadrille waren hörbar.

Der Premier a. D. trommelte mit dem Zeige- und Mittelfinger auf den Deckel ſeines Klaques, den er zwiſchen den Händen hielt, ſummte infolge eines eigentümlichen Ideenganges leiſe die Roſſiniſche Stabat mater-Arie vor ſich hin und ſah herab zu der ſchönen Frau.

Der Fächer verbarg ihr Geſicht; nur ein ſchmaler Streifen der feinen weißen Stirn mit den aſchblonden Löckchen, die ſich an der Schläfe kräuſelten, war ſichtbar.

Dieſe Löckchen, die unter dem Luftzuge des Krepp in luſtigem Gewirr hin und her tanzten, waren allerliebſt [illegible]

Der lichtblaue, ſchmiegſame Tüll offenbarte mehr die wundervolle Formen, als er ſie verheimlichte.

Und der kleine, goldlackglänzende Punkt, der unter den Crêmeſpitzen vorwitzig hervorlugte — welches Füßchen verriet er!

Auch die ſtrengſte Kritik mußte bekennen — ſie war eine ſchöne Frau.

Der Premier a. D. hatte ſeine Muſterung vollendet. Aber wie leicht kann man etwas überſehen, und die Gewiſſenhaftigkeit war einer ſeiner Grundſätze. Er begann alſo noch einmal bei den Stirnlöckchen.

Und in der That! Ueber dem Scheitel, da ſtak eine Roſe, eine weiße, wunderſchöne Capitain-Chriſti-Roſe.

Sie ſchien dieſe Blume zu lieben. Sie trug ſie auch damals . . .

Frrrt!

Der Fächer klappte zuſammen.

„Sie fixiren mich!"

„Ich betrachte die Roſe in Ihrem Haar."

„Was iſt da ſonderbar?"

„Sie erinnert mich an die Stunde unſerer Bekanntſchaft."

„Warum?"

„Sie trugen eine ebenſolche Roſe an jenem denkwürdigen Abend, als ich zum erſtenmale die Ehre hatte, Ihnen meine Ergebenheit zu verſichern."

„Sie haben ein vortreffliches Gedächtnis."

„Man ſagt es."

„Unterſtützen Sie das meinige."

„Sie erinnern ſich nicht mehr?"

„Nein."

„Sie kränken mich."

„Ich bedaure es."

„Zu Ihrem Glück verabſcheue ich die Revanche. An jenem denkwürdigen Abend ruhten Sie alſo mit reizender Nachläſſigkeit in einem Schaukelſtuhl, und während dieſer unter dem Druck einer unſichtbaren Fußſpitze hin und her wippte, ſchweifte Ihr graues Auge von der Brüſtung des Balkons, welcher die Faſſade des ‚Hotel Angleterre' in Scheveningen ſchmückte, über den belebten Strand zu Ihren Füßen, von da über die Dünen und von den Dünen über die blaue, glitzernde Flut bis zum Horizont, wo eben der feurige Ball in ſein wäſſeriges Grab hinabſtieg. Dieſe von den beliebteſten Schriftſtellern ſo bevorzugte Thatſache veranlaßte Sie höchſt wahrſcheinlich zu gewiſſen philoſophiſchen Betrachtungen. Ich vermute das. Denn als ich in Begleitung Ihres Schwagers durch die Balkonthüre trat, geruhte zwar Ihre Frau Schweſter, die mit der Miene der Reſignation einen Roman von Maupaſſant in den Händen hielt, die Liebenswürdigkeit, von meiner Gegenwart Notiz zu nehmen; ſogar der Skattiſch, der ſich in Ihrer Nähe etablirt hatte, würdigte mich eines Blickes, wenn auch eines mißfälligen; denn Ihr Vetter ſpielte eben einen Grand ohne Vieren, und wer läßt ſich in ſeiner Andacht gern ſtören! Nur Sie wollten den Kopf nicht wenden, und ich war doch ſo neugierig, was ſich hinter dieſem aſchblonden Knoten verſteckte. Aber die Welt hat ihre Chikanen, es blieb Ihnen ſchließlich nichts anderes übrig. Ich verſichere Sie, ich war entzückt. Um die roten Lippen ging freilich ein Zug, der ſich über den Störenfried zu mokiren ſchien. Ich verſöhnte Sie aber wieder. Denn Ihr Schwager begann einen Vortrag über die neueſte Bereicherung ſeines ethnographiſchen Muſeums, nämlich einer hölzernen Kürbisflaſche aus Neu-Caledonien, und da Sie erbleichten, ſo erlaubte ich mir einzuſchalten, daß Neu-Caledonien in der That ein wunderbares Land wäre, daß „Fromont jeune et Risler ainé" mit Coquelin im franzöſiſchen Theater nichtsdeſtoweniger heute abend gleichfalls einen Genuß verſpräche. In dieſem Augenblick präſentirte ich ſechs Logenbillets. Sie ſagten: ‚Ah!'"

„Ich erinnere mich. Mein Schwager hatte ſich an dieſem Morgen vergeblich für uns bemüht."

„Als Sie in der Loge dann das Fichu von den Schultern nahmen, ſah ich in Ihrem Haar die beſagte Capitain-Chriſti-Roſe."

„Und das haben Sie alles im Gedächtnis behalten?"

„O — noch mehr."

„Noch mehr?"

„Befehlen Sie!"

„Sprechen Sie!"

„Nach der Vorſtellung ſaßen wir im ‚Café de Veniſe' in einem jener kleinen, lauſchigen Seitenkabinette. Sie tranken einen Syphon mit Himbeer. Ihr Schwager machte Anſtalten, von einem Baſtgeflecht aus Neu-Guinea zu erzählen. Aber ich rettete Sie, indem ich mit einer Flankenwendung das Geſpräch von Neu-Guinea auf das Daudetſche Schauſpiel hinüberlenkte. Sie nahmen bei dieſer Gelegenheit die treuloſe Sidonie Risler gegen ihren Gatten in Schutz. Sie motivirten Ihre Parabere mit dem Grundſatze, daß ein alter Mann keine junge Frau [illegible]

wenn ſie recht hat; dennoch frappirte mich Ihr Eifer. Aber ich habe Erziehung und fragte nicht nach der Urſache. Auf dem Heimweg erzählte mir dann Ihr Schwager, daß Sie Unglück mit Ihrer Ehe gehabt hatten und daß Sie den Schwur gethan, ſich trotz Ihrer vierundzwanzig Jahre niemals wieder zu verheiraten. Welche Sympathie der Seelen! Am andern Tag, als ich Ihnen in Geſellſchaft Ihrer Verwandten auf der Strandpromenade begegnete, beſchloß ich, mich Ihnen zu entdecken. Indem ich Sie auf einen Dampfer am Horizont aufmerkſam machte, welcher nicht exiſtirte, gelang es mir, Sie zwanzig Schritte von den übrigen zurückzuhalten. Mit bewegtem Herzen geſtand ich Ihnen, wie wunderbar ich Ihren Entſchluß fand, und daß auch ich das Gelöbnis abgelegt, meine freie Manneshand niemals durch eine unwürdige Handſchelle zu entweihen. Ein freudiges Erſtaunen leuchtete über Ihr reizendes Geſicht. Wir waren beide entzückt. Ich bat um Ihre Freundſchaft, und Sie waren von der Schickſalsfügung ſo ergriffen, daß Sie mir nichts verweigerten. Eine Bedingung knüpften Sie an unſern Vertrag, die ich mit Begeiſterung unterſchrieb — ich durfte mich Ihnen nie, wie die anderen Schwächlinge meines Geſchlechts, mit einer ſentimentalen Regung nahen. An dem Tag, an welchem ſolches geſchah, wollten wir unſere Freundſchaft als gelöſt betrachten. — Sie ſehen, ich beſitze in der That ein gutes Gedächtnis. Und Sie konnten mich im Verdacht haben, daß ich ein unſchätzbares Gut, wie Ihre Freundſchaft, mutwillig dahingeben würde."

„Es wäre ein Affront!"

„Das ſage ich auch."

„Hören Sie!"

„Was?"

„Man kommt."

„Nun?"

Sie erhob ſich.

„Es iſt überflüſſig, daß man uns allein findet. Ihren Arm!"

Er bückte ſich.

„Was haben Sie?"

„Ihre Schleppe wollte an dieſem Nagel hängen bleiben."

Er log, denn er hatte eben die Capitain-Chriſti-Roſe aufgehoben, welche ihrem Haar entglitten war, und ſie mit großer Gewandtheit in der Bruſttaſche ſeines Fracks verſchwinden laſſen.

„Ich danke!" ſagte ſie und nahm den Fächer auf.

Frrrt!

Dann reichte er ihr ſeinen Arm.

„Apropos, ich darf mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen?"

„Vergeſſen Sie aber die Karte zur Ausſtellung nicht!"

„Niemals!"

Die Quadrille hatte eben ihr Ende erreicht, als ſie den Saal wieder betraten.

•

„Bodo Freiherr von Balkó-Pröhn, Rittergutsbeſitzer und Premierlieutenant à la suite des Garde-Küraſſierregiments", wie auf der Porzellantafel, die an der Entreethür angebracht war, zu leſen ſtand, befand ſich heute morgen entſchieden in verdrießlicher Laune. War es nun der unfreundliche graue Märzhimmel draußen, war es der ausgebrannte holländiſche Kamin mit dem toten, troſtloſen Aſchenhaufen, dem Symbol der Vergänglichkeit, oder war es das unbehagliche Gefühl, mit welchem man überhaupt am Morgen nach einer durchtanzten Nacht aufzuwachen pflegt — erwieſen iſt jedenfalls, daß die Stimmung, welche augenblicklich den Premier beherrſchte, jeder einzelnen dieſer Urſachen alle Ehre machte.

Am meiſten litt unter dieſem Uebelſtande natürlich Karl.

Karl würde, wenn er vor zwei Jahren die ihm angetragene Kapitulation angenommen hätte, unzweifelhaft Carrière gemacht haben. Er hätte es nach menſchlicher Vorausſicht ſehr wahrſcheinlich zu den höchſten militäriſchen Ehren gebracht, und der Tag, da er auf Grund eines königlichen Corpsbefehls autoriſirt war, ſeine lederne Säbeltroddel mit dem ſilbernen Portepée eines Wachtmeiſters zu vertauſchen, lag keineswegs im Bereiche der Illuſion. Es bedurfte alſo des ganzen Opfermutes, der eine ſo hervorſtechende Tugend ſeines vortrefflichen Charakters bildete, daß er auf die Propoſition des Premiers „damals" einging. Der Premier quittirte „damals" und offerirte ſeinem Burſchen, der „damals" die Wahl hatte, zur Reſerve abzugehen oder zu kapituliren, in ſeine Dienſte zu treten. Jeder Menſch hat im Leben ſeinen unbedachten Augenblick, beſonders der gutmütige. Denn was ſollte aus dem Premier werden, wenn er ihn verließ? Wer in ſämtlichen fünf Erdteilen wußte denn [illegible] zum Beiſpiel [illegible] verkommen wäre alſo der Premier, wenn Karl ſich nicht ſeiner angenommen hätte. Und nun lohnte er in dieſer Weiſe ſein Erbarmen. Zum drittenmale ſchickte er ihn hinaus, weil das Glas Waſſer angeblich nicht friſch war, und der Kaffee, den der Konditor gebracht hatte, war auch noch unberührt. Das Waſſer war ihm zu warm und der Kaffee zu kalt. Er ſollte ihn auf die Spiritusflamme ſetzen.

Karl ſchüttelte trübſinnig den Kopf, ſtellte das Glas auf die Toilette und verließ, das Service auf dem Handbrette balancierend, mit einem unterdrückten Seufzer das Zimmer.

Der Premier warf ihm einen vernichtenden Blick nach. Hatte er recht gehört? Der Menſch erlaubte ſich ja zu ſeufzen. Wirklich, er wurde von einem Tage zum andern unverſchämter. Sein ganzes Gebaren war von einer [illegible]! Aber jeder hat im Leben ſeinen erhabenen Augenblick, beſonders der Gutmütige. Und Lord Freikert von Vallis-Pachu gehörte leider Gottes zu dieſer Kategorie. Er wollte dieſen Menſchen im Elend nicht untergehen laſſen und nun dankte er ihm ſein Mitleid mit einer Unverſchämtheit.

Es war empörend, himmelſchreiend! Es war überhaupt alles empörend, himmelſchreiend heute.

Dieſe ungemütliche, kalte Stube!

Warum ſie der Menſch eigentlich nicht geheizt hatte? Aber ſagte man ihm ein Wort, ſo hielt er eine einſtündige Beweisführung, daß die Kohlen zu Ende waren oder daß eine Kachel geſprungen und ſo weiter!

Ein gräßlicher Menſch!

Am liebſten wäre er auf und davon gegangen.

Aber wohin bei dieſem Wetter, um dieſe Zeit?

(Schluß folgt.)

Crevettenfiſcherinnen.

(Zu dem Bild Seite 5.)

Die Flut kommt. Auf hoher See kämpft ein kleiner Vergnügungsdampfer tapfer gegen Wind und Wellen, ein paar große Laſtkähne ſtreben mit voll geblähten Segeln dem heimatlichen Hafen zu — ſonſt umliegt Öde den ganzen Strand entlang, bis auf einige Frauen, die in dem noch wenig bewegten Waſſer waten. Bald ſchieben ſie ein eigenartiges Netz, das beutelartig an zwei ſich kreuzenden Holzſtangen befeſtigt iſt, feſt auf dem Meeresboden vor ſich her, bald entleeren ſie es in weidengeflochtene Körbe, die ſie am Arm oder auf dem Rücken mit ſich ſchleppen. Die Briſe hält an — um ſo größer ihre Haſt; noch eine halbe Stunde, und die günſtige Zeit iſt vorüber! Raſch eilen ſie mit ihrer Laſt ans Ufer, ſchwenken die Netze und ſchütten ihre Beute, einige Maß Crevetten, in den größeren Korb zuſammen, um ſie eilends heimzutragen und zu ſieden, ſo lange ſie noch ganz friſch ſind. Crevette iſt der franzöſiſche Name für die Garnele, Crangon vulgaris. Sie gehört einer Familie der langſchwänzigen Zehnfüßer, den Garnelen (Caridina), an, von denen allein aus den europäiſchen Meeren 90 Arten beſchrieben worden ſind. Mit dieſen hat ſie die hornartige, biegſame Körperbedeckung, die durchſichtig zarte und ſchöne Färbung und die blitzſchnellen, hüpfenden Bewegungen gemein, während ſie ſich durch einen, mit 3 Stacheln auf dem Kopfbruſtſchilde, völlig glatten Körper und die geradlinige Stellung der Fühlhörner von den anderen Gattungen unterſcheidet. Lebendig ſehen ſie grau-grünlich-weiß, in Salzwaſſer gekocht bekanntlich roſenrot aus. Gefangen werden ſie an allen Nordſeeküſten, doch iſt die Art und Weiſe verſchieden. Die armen Fiſcher wenden dasjenige Verfahren an, welches in unſerem Bilde wiedergegeben iſt; andere ſpannen am Strand vor einen länglichen eiſernen Rahmen, an welchem ein entſprechend größeres Netz hängt. Am einträglichſten und bequemſten iſt der trichterförmige, reuſenartige Garnelkorb, der in den Rinnſalen der Watten aufgeſtellt und nach jeder Flut bei Eintritt der Ebbe geleert wird, doch iſt er auch am koſtſpieligſten. Da er ſtets im Waſſer bleibt und nur zeitweilig getrocknet wird, verrottet das Garn, aus dem er geſtrickt iſt, raſch und muß häufig erſetzt werden. Die Crevette gehört bekanntlich zu den billigſten und geſchätzteſten Leckerbiſſen der Armen und fehlt an der Küſte auf keiner Tafel. Leider verdirbt ſie raſch und läßt ſich ohne an Wohlgeſchmack zu verlieren für den Verſand nicht herrichten, doch findet man ſie konſerviert, allerdings ſehr verändert, auch bereits in den Delikateſſenhandlungen aller größeren Städte.

L. Ch.

Der Beſuch bei der Wöchnerin.

(Zu dem Bild Seite 9.)

Endlich iſt der Lieblingswunſch des jungen gräflichen Ehepaares in Erfüllung gegangen, der beglückte Vater durfte den lang erſehnten Sohn in ſeinen Armen halten, den Stammhalter, der beſtimmt iſt, den berühmten Namen des alten erlauchten Geſchlechtes fortzuführen. Und welch' hohe Freude verklärte die lieblichen Züge der jungen Mutter, als ſie zum erſtenmal in die Augen des kleinen Weſens ſah. Sie wußte ja, daß ſie dem geliebten Gatten kein ſchöneres, kein willkommeneres Geſchenk hätte machen können. Nun liegt ſie mit dieſem beſeligenden Gefühle in den ſeidenen Kiſſen, die Augen unverwandt auf den kleinen Liebling gerichtet, der an der Bruſt einer kräftigen Amme trinkt. Die Großmama war natürlich gekommen, um ihrer Tochter in der ſchweren Stunde beizuſtehen, und empfängt nun mit freundlichem Lächeln die Freundinnen der jungen Gräfin, die den erſten Beſuch bei der Wöchnerin abſtatten. Sie hat ſich aus dem Lehnſtuhl erhoben und tritt den Kommenden entgegen, die ihrerſeits auch zuerſt die ältere Dame begrüßen; denn ſelbſt der Eintritt der drei Freundinnen hat nicht vermocht, die Augen der Mutter von ihrem Kinde abzuziehen. Erſt als dieſe glückwünſchend an das Bett herantreten und pflichtſchuldigſt den Kleinen bewundern, da lächelt ſie ihnen glücklich und dankbar entgegen. Auch der alte Diener, der den Damen die Thüre geöffnet hat, bleibt einen Moment ſtehen und wirft einen ſchmunzelnden Blick auf ſeinen jungen Herrn. Alles im Schloſſe atmet Entzücken und Freude über die Geburt des Erben.

Der Maler des Bildes, welches ſich auf der Ausſtellung der ſchönen Künſte in Brüſſel 1887 befand, E. Cap in Antwerpen, hat ſich zum Hintergrunde dieſer heiteren und lieblichen Familienſzene ein Zimmer aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert gewählt, welches heute noch genau in demſelben Zuſtande erhalten iſt, wie wir es auf ſeinem Bilde ſehen. Das Zimmer befindet ſich in dem Schloſſe von Modave, zwei Meilen von Huy in Belgien entfernt, welches gegen Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts von Ferdinand, Grafen von Marchin erbaut wurde. Im Laufe der Zeiten hat es oft ſeinen Beſitzer gewechſelt; jetzt gehört es Herrn Fr. Braconier-Lamarche, Senator des Kreiſes Lüttich. Da es vollſtändig von allen Zerſtörungen und Veränderungen verſchont geblieben iſt, ſo bietet es ſowohl für den Künſtler als den Kunſtforſcher großes Intereſſe.

Aus den Räumen einer königlichen Dichterin.

(Zu dem Bild Seite 13.)

„Der Widerſpruch belebt die Konverſation; daher kommt es, daß die Höfe ſo langweilig ſind!" — weiter: „Die Dummheit drängt ſich vor, um geſehen zu werden; die Klugheit ſteht zurück, um zu ſehen!" Man möchte glauben, daß die beiden Ausſprüche in nahem Konnex zu einander ſtänden und daß ſie von jemand herrühren, der das große „geſellſchaftliche" Leben haßt, alſo das flieht, was nun einmal in der Welt oder wenigſtens in einem Teile derſelben war und immer ſein wird, weil es, durch konventionelle Schranken eingeengt, ſich nicht frei entwickeln kann wie der Baum des Waldes; denn daß die ſtrikte Innehaltung eines Zeremoniells, heiße es, wie es nur immer möge, dazu geholfen habe, den menſchlichen Geiſt weiterzubilden, das kann wohl kaum der verblendetſte Parteigänger behaupten. Und was die obigen beiden Ausſprüche anbelangt, ſo geht deren Urſprung auf ein Buch zurück, das ähnlicher Gedanken und Meinungen eine gute, große Reihe enthält und: „Pensées d'une reine" (Gedanken einer Königin) betitelt iſt. Ja, und dieſe Königin iſt eine ganz echte, unverfälſchte, kronentragende Majeſtät, deren großer Gedankenflug nichts zu thun hat mit jenen Dingen, welche als feſtgefügte Mauer die Geſtalten jener, mögen ſie wollen oder nicht, umgibt, die da in der Welt Krone und Zepter führen und vermöge der ganzen Einrichtungen, auf denen die äußerlich greifbare Machtſtellung ſichtbar ſich zeigt, gar oft der ſtarren Form gegenüberſtehen, welche für ſie die zwingende iſt und bleibt, obſchon rein menſchliches Gefühl vielleicht ganz anders, vielleicht oft viel reiner und edler ſich kund geben würde.

Carmen Sylva, die königliche Dichterin, hat dafür in ihren zahlreichen Werken den ſchlagendſten Beweis geliefert; denn wo der Ausdruck des rein Menſchlichen in ſo unmittelbarer Art und Weiſe — von der vollendeten Form braucht wohl nicht geſprochen zu werden — zu Tage tritt wie zum Beiſpiel in der herrlichen Dichtung „Leidens Erdengang", da iſt die letzte hemmende Feſſel geſprengt; der Purpur iſt nimmer gleichbedeutend mit der drückenden Laſt herkömmlicher Lebensgebarung, er iſt vielmehr der höchſte Schmuck, der in edler Weiſe einem Weſen angehört, deſſen ganze Denkungsart eine wahrhaft königliche genannt zu werden verdient, aus dem einfachen Grunde, weil die Erkenntnis der idealſten Güter die Krone menſchlichen Empfindens in ſich birgt, aus deren reinem Golde kein Edelſtein herausgeriſſen werden kann, da er zu tief im ganzen Weſen wurzelt, mit dem er völlig verwachſen erſcheint. Und wie ſtark, wie mächtig kommt gerade dieſer Zug in der oben erwähnten Dichtung zum Durchbruch! „Leiden" geht hervor aus „Leben", das den Begriff „Kampf" immer in ſich ſchließt. Das Leben, ein wunderbares Geſchöpf, wird in ſtürmiſcher Leidenſchaft umworben vom Kampfe, der naturgemäß ſchließlich die Oberhand behält. Aus der Vereinigung der beiden entſprießen „Tod" und „Leiden" als Kinder, und den Zug des letzteren über die Welt zu ſchildern iſt die Aufgabe des genannten Buches. Und darin hat die Dichterin-Fürſtin ein gut Teil der Empfindung jener eigenen ſchweren Stunden wiedergegeben, die ihr nicht als Monarchin, ſondern als Mutter vom Schickſal mit ſchwerer Hand auferlegt worden ſind. Kein ſentimentaler Zug macht ſich darin breit, kein weinerliches Beklagen des Verlorengegangenen. Im Drange der Mutter, die Wahrheiten des Lebens männlich zu ergründen, trifft ſie der harte Schlag, daß ihr Töchterlein ſtirbt; ſie bettet mit eigener Hand den ſüßen bleichen Lockenkopf ins Totenkiſſen. Der Schmerz, wiewohl er ihre Bruſt durchwühlte, ward ihrer nicht in unwürdiger Weiſe Herr, denn noch immer war das Verlangen der Erkenntnis tiefer gewurzelt als jeder andere Eindruck, und ſie fragte angeſichts des lieben Toten (ihres einzigen Kindes): „Leiden! Wo iſt die Wahrheit?" Da gab ihr Leiden den Griffel in die Hand, und ſie ward Dichterin. Was ſie dann zunächſt als ſolche aus dem Schatze der Sage gehoben, der im Rumänenland begraben iſt, o, das iſt eitel Gold und Edelgeſtein. In dieſen Volksſagen offenbart ſich, was der Strom, nach dem ſie „Pelesch-Märchen" benannt ſind, rauſcht, was die Baumwipfel in den Urwäldern der Karpathen flüſtern, kurzum, der ganze Reichtum, den volkstümliche Poeſie in ſich ſchließt und der dort noch nicht in jenem Maße durch den ſchalen Lack unſerer Hyperkultur ſo übertüncht iſt, wie es bei uns ſelbſt ſchon in den entlegenſten Bergthälern der Fall iſt. Da ſind die Geiſter des Märchens und der Poeſie davongezogen, und bald wird unſer Volk nichts mehr wiſſen von dem, was Wald und Heide, Moorland und ſteinüberſäte Gebirgshalden bevölkerte; jene Figuren, die aus dem Quell poetiſch volkstümlicher Naturanſchauung emporſtiegen, ſie flohen auf Nimmerwiederſehen, denn:

„Jetzt rennt der Dampf,
Jetzt brennt der Wind,
Jetzt gibt's kein Kraut noch Spat;
Die Sonne malt, und pfeilgeſchwind
Vermittelt der Kupferdraht."

Doch zurück zu Carmen Sylva, deren hohe Bedeutung als Dichterin ſich nicht nur in der formal ſchönen Ausdrucksweiſe märchenhafter oder allegoriſcher Dichtung bekundet, ſondern in alle dem, was einen für die Löſung hoher menſchlicher Probleme überhaupt beanlagten Geiſt auf allen Seiten auszeichnet, wo er mit ſicherem Griff die rechte Taſte anſchlägt. Ihr „Jehovah" iſt in dieſer Hinſicht ein Werk, das, begründet auf dem ewigen Geſetze des Werdens, dem Mutterglauben, uns eine Ahasverus-Figur vor Augen führt, deren Streben nach Erkenntnis aufgebaut iſt nicht auf geiſtreichelndem Sinnieren und äußerlich bewegungsloſem Meditieren, das vielmehr in erobernder Weiſe Stück für Stück erringen will, um innerſtem Drange zu genügen und jenem Ziele zuzuſtreben, das einen Fauſt in ſeiner Art ebenſo drückte wie es Parzival im Suchen nach dem Graal geſtaltete.

Es wäre zu weit gegriffen, ſollte hier ein Bild von der ſchöpferiſchen Frau gegeben, ſollten alle ihre eigenen und die in Gemeinſchaft mit einer andern Dame entſtandenen Werke aufgeführt werden.

Das neueſte Werk „In der Irre" iſt eine Reihe von Erzählungen, die eigentlich gar nicht unter einem Namen zuſammenzufaſſen ſind, ſo ſehr geht der Charakter der einzelnen in ſich abgeſchloſſenen Glieder des Ganzen auseinander. Während „Es war ein Irrtum" eigentlich eher als dramatiſche Arbeit der Entwicklung zweier fein angelegter Charaktere den richtigen Spielraum gäbe (dieſe Novelle iſt gemeinſame Arbeit der Fürſtin und ihrer Freundin und Mitarbeiterin, Frau Mite Kremnitz), überwiegen in „Ein Begräbnis in den Karpathen", „Die Schwiegermutter" (eine von der ſonſt ſo gefürchteten Spezies), „Sei ruhig, Mütti" und „In Feſſeln", Schilderungen hochpoetiſcher Natur von kraftvoller Farbe, packender Charakteriſtik, jedes für ſich ein Meiſterwerk.

Daß ſolch hochbegabte Frau auch in Bezug auf die künſtleriſche Geſtaltung der täglichen Umgebung in höchſtem Maße einwirkt, bedarf wohl kaum einer weiteren Erwähnung. Wie in Herrenchiemſee und anderen Bauten des prachtliebenden Bayernkönigs das Bedürfnis nach pomphafter Betonung des erſten Mannes im Staate klar hervortritt, ſo ſcheint es andererſeits mit jenen Räumen beſchaffen zu ſein, denen ein dichteriſch ſchaffender Geiſt ſeinen Stempel aufdrückte. Die prächtige Einrichtung der Bibliothek im Königsſchloſſe zu Sinaja iſt ein Werk von Münchneriſchem Urſprunge. Es ging nach Entwürfen des erſten Architekten im Pöſſenbacherſchen Atelier aus dieſer Anſtalt hervor, die ſchon mit gar ſo manchem Meiſterwerke der Schreinerei im künſtleriſchen Sinne des Wortes Zeugnis abgelegt hat für den Ruf, der ihr nicht umſonſt zuteil wird.

H. E. v. P.

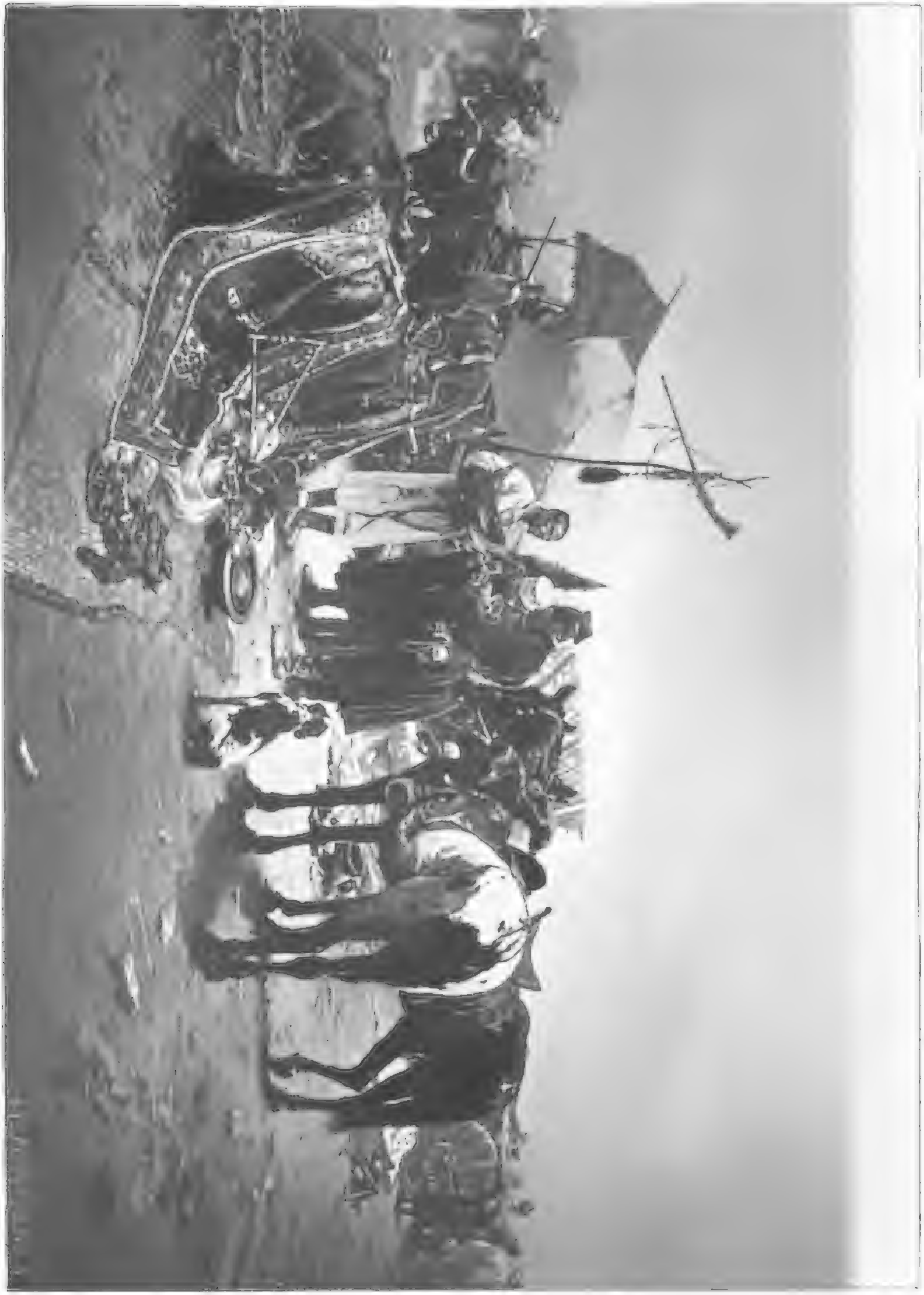
Unter deutſcher Kriegsflagge.

Von

G. v. S.

(Alle Rechte vorbehalten.)

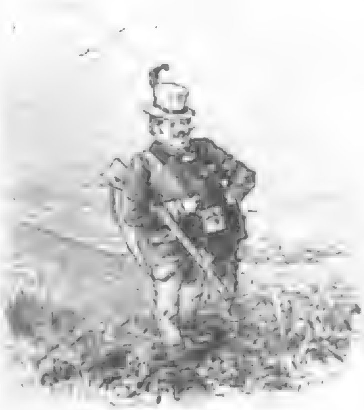
Es iſt eine anerkannte Thatſache, daß die erſte Aufgabe, welche die Seemacht des deutſchen Reiches ſich zu ſtellen hatte, nämlich die Verteidigung der Küſten, gegenwärtig als vollkommen gelöſt betrachtet werden kann, ſo daß wir im Fall eines Krieges das Vordringen einer feindlichen Flotte gegen unſere Küſte nicht mehr zu fürchten dürfen. Nun aber tritt an unſere Marine die neue Aufgabe heran, ſich auch auf der hohen See vollkommen ſchlachtentüchtig zu machen, damit ſie fähig ſei, die Intereſſen und die Ehre Deutſchlands auch dort, und zwar nicht allein gegen die Mächte zweiten und dritten Ranges, nachdrücklich zu verteidigen. Zu einer ſolchen Ausdehnung unſerer Marine



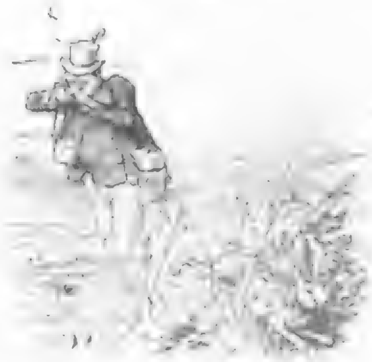
Markt in Tiflis. Gemälde von Profeſſor Joſef Brandt.

Herrn Feichtel's Jagdabenteuer.

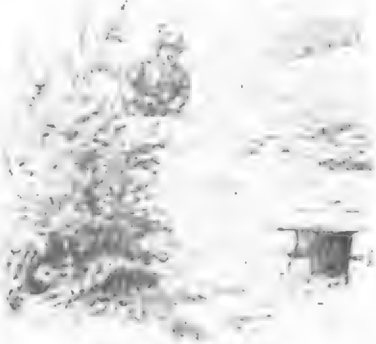
Nach Skizzen von E. Schmidt gezeichnet von K. Kögler.



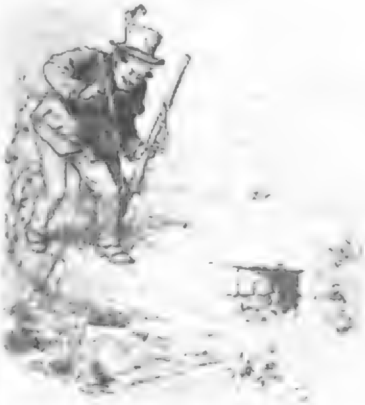
Herr Feichtl kimmt daher
Mit'n Ranzen und G'wehr,
„Und i' maan," denkt er friſch,
„Daß i' heunt was derwiſch."



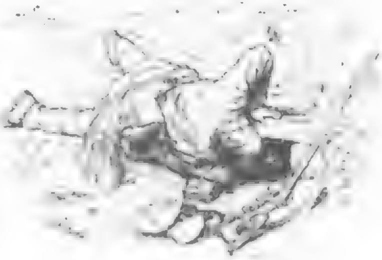
Und a Haſ', der ſpringt auf,
Den brennt er oans nauf
„[illegible]
Und lauf' [illegible] gar z' [illegible]!"



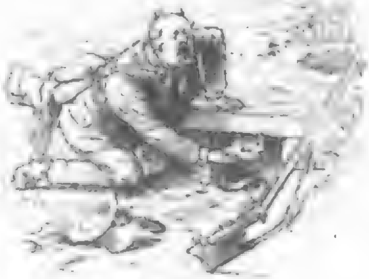
Und Herr Feichtl ſchleicht nach
[illegible]
„Zum Teufi, wo is 's denn,
Das Luder, das krumm'!"



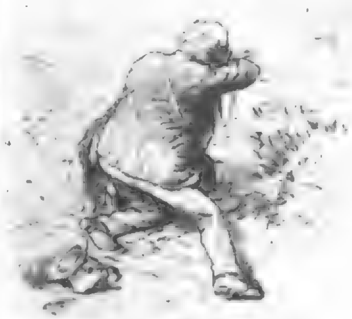
„Aha, da geh'n d' Spur'n,
Und da 'nein is er g'ſchloffn:
Jetzt wart nur, glei' wird
Aus dem Loch außer g'laaft."



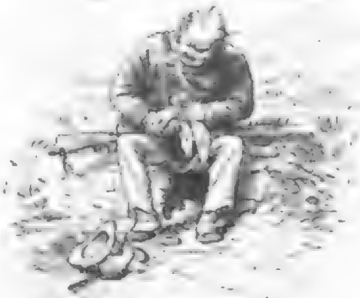
„Da is ihm' was [illegible],
Und 's [illegible] hat g'ſpür't 's,
So, Kreuzbeil, glei' pack' i',
D's hängt [illegible] d' [illegible]!"



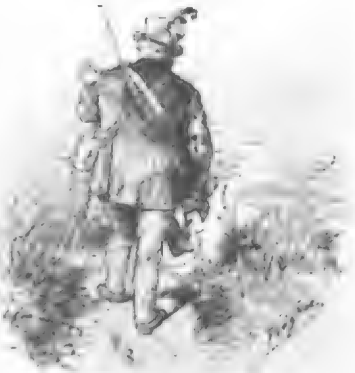
Und Herr Feichtl greift nei,
Und ſchreit: „Ah, Sakrament!"
Und a Fuchs halt dem Haſen
Aus dem Loch außer rennt.



Herr Feichtl nimmt 's G'wehr,
Und ſchiaßt hinter eam her,
Doch des Fuchserl — Sakris!
Hebt ihm d' Kappen in d' Höh'.



Der Haſ' is davo',
Und dem Fuchs hat's nix tho,
All beid' ſind verreaßt,
Nur der Feichtl der — ſchwaßt.



Und a Jager ohne Hund
Is a Faß ohne Spund,
Is a Hafen ohne Knopf,
Is a trauriger Tropf!

fordert uns ſchon die Rückſicht auf unſere Kolonien auf, welche bei weiterer Entwicklung eines ſtarken, auch von den Mächten erſten Ranges reſpektirten Schutzes bedürfen.

Wohl hat ſich bisher der mißgünſtige engliſche Einſpruch gegen unſere kolonialen Erwerbungen vor der einfachen Erklärung zurückgezogen, daß jene Gebiete unter dem Schutz des deutſchen Reiches ſtänden; aber es könnten doch immerhin auch Verhältniſſe eintreten, unter denen die Fragen ſich ernſthafter zuſpitzen. Vor allem muß man dabei bedenken, daß unſere Kolonien noch kein Wertobjekt bilden, für welches England einen Bruch mit dem mächtigen deutſchen Reiche wagen möchte. Aber wir haben gerade für unſere Kolonien ja auch mit dem Fall eines franzöſiſchen Krieges zu rechnen, und in ſolchem Falle würde die Gefahr für dieſelben um ſo größer werden, je mehr ſie an innerem Wert und wirtſchaftlicher Bedeutung ſich ſteigerten.

Dies muß aber nach Berechnung der bezüglichen Faktoren in ſchneller Progreſſion eintreten, wenn unſere Kolonialpolitik in richtiger Weiſe wie bisher ſich weiter entwickelt und zu einem weſentlichen Faktor der Blüte und des wirtſchaftlichen Reichtums unſerer Nation wird. Diejenigen, welche bei uns an der kolonialen Entwicklung zweifeln oder derſelben gar feindlich gegenüberſtehen und in unſerer Kolonialpolitik nur einen unnützen und erfolgloſen Verſuch erblicken, für den jede Ausgabe zu viel ſei, verkennen nach unſerer Ueberzeugung vollkommen die Bedeutung der Sache, wie dies ja auch bei den kolonialen Beſtrebungen der Engländer anfänglich der Fall war. Denn auch dort wurde die Gründung der engliſch-oſtindiſchen Compagnie mißtrauiſch angeſehen und der Privatſpekulation überlaſſen, und erſt die überraſchenden und großen Erfolge dieſes Unternehmens waren die Urſache, daß die engliſche Politik ſich mehr und mehr der Pflege der Kolonialpolitik zuwendete, welche heute die weſentlichen Wurzeln des engliſchen Reichtums und der engliſchen Großmachtsſtellung bildet. Ein großes Reich wie Deutſchland hat heute die Verpflichtung, auch ſeinen Anteil an den reichen Produktionsgebieten der fernen Weltteile, ganz beſonders Afrikas, das noch eine große Zukunft in ſich birgt, zu gewinnen und zu ſichern. Auch drängt die Entwicklung unſerer heutigen volkswirtſchaftlichen Verhältniſſe zur Berückſichtigung der Notwendigkeit, ein fruchtbares Gebiet für die überſchießenden nationalen Arbeitskräfte zu ſuchen.

Wir haben in Deutſchland ſolcher überſchießenden Arbeitskräfte ſchon ſeit lange außerordentlich viel und ganz erheblich mehr als zum Beiſpiel Frankreich und Italien. Die romaniſchen Raſſen ſcheuen vor fremden Verhältniſſen zurück, ſind läſſiger und träger und begnügen ſich in der angelebten Gewohnheit der vaterländiſchen Verhältniſſe mit einer engen und beſchränkten Exiſtenz. Der Deutſche ſcheut das Wagnis und die Arbeit nicht, wenn es gilt, ſich den Wohlſtand und den eigenen Herd, den er oft — nicht aus Trägheit, ſondern wegen Ueberfüllung mit Arbeitskräften — im Vaterlande nicht finden kann, auswärts zu erringen. Dieſer Drang hat ſchon ſeit lange zu einer ſehr bedeutenden Auswanderung geführt, deren Kräfte ſtets dem Vaterlande wirtſchaftlich verloren gingen und den Ländern zu gute kamen, denen ſie ſich zuwendeten, wie denn auch Nordamerika ſein Aufblühen nicht geringen Teilen der deutſchen Einwanderung dankt.

Der Verſuch einer Zurückhaltung ſolcher Einwanderung, der wohl zuweilen gemacht worden iſt, bleibt meiſt erfolglos und entſpricht auch nicht dem Wohl des Vaterlandes, denn die überſchießenden Arbeitskräfte, welche den Lohn ihrer Thätigkeit daheim nicht finden können, verfallen der Unzufriedenheit und dem Haß gegen die beſtehenden Verhältniſſe, denen ſie die Schuld an ihrem erfolgloſen Streben beimeſſen. Gerade aus ſolchen überſchießenden Arbeitskräften bildet ſich zum großen Teil die Sozialdemokratie, welche immer lauter und entſchiedener unſere politiſchen und wirtſchaftlichen Zuſtände bedroht. Durch eine ausgedehnte und richtig geleitete Koloniſation wird nun für alle diejenigen Elemente, welche entweder durch Auswanderung der wirtſchaftlichen Kraft des Vaterlandes entzogen werden oder aber hier bei uns einen gefährlichen Gärungsſtoff bilden, ein Gebiet nützlicher Thätigkeit geöffnet, deren Früchte dem Wohlſtand des Vaterlandes wieder zufallen.

Natürlich kann eine ſolche Entwicklung nicht mit einemmale ſich vollziehen, aber daß ſie kommen muß und kommen wird, kann allen denjenigen nicht zweifelhaft ſein, welche die Wahrheit nicht verkennen, daß die politiſche wie die wirtſchaftliche Geſchichte der Völker niemals in Sprüngen vorwärts geht und oft langer und mühſam vorbereitender Arbeit bedarf, ehe ſie, und dann in überraſchender Schnelligkeit, die Ergebniſſe derſelben vor Augen ſtellt, wie dies ja bei der [illegible]

[illegible]

lich entgegenſtelle, daß die Eingeborenen der Ziviliſation unzugänglich ſeien und daß man noch nirgends in den Kolonialgebieten wirklich nutzbare Produktionswerte in großem Umfang gefunden und nachgewieſen habe, welche dem nationalen Reichtum zu gute kommen könnten. Dieſe Einwände aber halten vor einer vorurteilsloſen Prüfung nicht ſtand, ſcheinen vielmehr von vornherein unbegründet. Das Klima hat noch niemals einer Koloniſation Widerſtand geboten, was am beſten die Engländer beweiſen. Der Menſch akklimatiſiert ſich überall und erträgt namentlich leicht und ohne Geſundheitsſchaden die ſtarke Wärme. Die gefährlichen Fieber aber, welche ſich hier und dort an den Küſten zeigen, haben ihren Grund meiſt nur in dem Mangel aller Kultur und verſchwinden mit der geregelten Anſiedlung und der wirtſchaftlichen Pflege des Bodens.

Mit all dieſen Hinderniſſen hat man am Kap und in Oſt- und Weſtindien in ſehr hohem Maße zu kämpfen gehabt, und dennoch ſind ſie überwunden worden, obgleich man zu ihrer Ueberwindung damals, als dies ſtattfand, noch lange nicht all die Hilfsmittel der Wiſſenſchaft und Technik hat anwenden können, die uns heute zu Gebote ſtehen.

Die Einwohner zeigen ſich in der noch ſo kurzen Dauer unſerer Anſiedlung der Ziviliſation leichter und ſchneller zugänglich, als man es anfangs glaubte, und werden um ſo bildungsfähiger werden, je mehr ſie die Wohlthaten der Ziviliſation empfinden und je mehr wir ſie auf richtigem Wege derſelben zuführen.

Die Engländer, welche durch ihre Kolonien groß geworden ſind, haben ihre gewaltigen Erfolge erreicht, obwohl ſie nach einem unſerer Anſicht nach falſchen Grundſatze vorgegangen ſind; ſie haben überall die Reichtümer der Länder, welche ſie ſich aneigneten, auf Raubbau ausgebeutet und die eingeborenen Völkerſchaften, wenn auch nicht dem Namen nach, ſo doch in der That als rechtloſe Sklaven behandelt, unterjocht und ausgenutzt und dieſelben ſich dadurch zu bitteren Todfeinden gemacht, ſo daß für ſie die ſchlimmſte Gefahr ihres Kolonialbeſitzes in der Bevölkerung desſelben ſelbſt liegt, die ſie unausgeſetzt niederzuhalten und zu bewachen gezwungen ſind.

Auf unſeren Kolonien wird ganz das entgegengeſetzte Verfahren beobachtet. Die Eingeborenen erhalten einen Rechtsſchutz, der ihnen bisher fremd war; wir ſind beſtrebt, ihnen Vertrauen einzuflößen, ihnen die Wohlthaten der Ordnung und des geſicherten Beſitzes zuzuführen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie auf dieſem Wege unſere Freunde und die ſicherſte Stütze unſeres Kolonialbeſitzes werden müſſen. Namentlich wird dazu die angebahnte und bald immer weiter fortſchreitende militäriſche Erziehung beitragen. Wenn es erſt einmal gelungen iſt, die eingeborenen Neger zu guten Soldaten zu machen, wozu ſie ſehr viel Neigung haben, ſo wird die weitere Ziviliſation, beſonders auch die Moral und das Chriſtentum, bei ihnen leicht Eingang finden.

Sehr wichtig in dieſer Beziehung iſt die für unſere Koloniſation gewählte Form. Wir haben die Kolonialgebiete nicht einfach in Beſitz genommen und einverleibt, ſondern nur unter den Schutz des deutſchen Reiches geſtellt. Nach außenhin, für den Beſitzſtand den anderen Mächten gegenüber, bedeutet das freilich ganz dasſelbe, es bildet jedoch einen großen Unterſchied für die innere Entwicklung jener neuen Gebiete. Würden dieſelben einfach einverleibt ſein, ſo würden dort auch ohne weiteres die deutſchen Geſetze in Kraft treten und natürlich mit den Lebensbedingungen und Anſchauungen der Eingeborenen ſich vielfach in Widerſpruch ſtellen und gewaltige Härten mit ſich führen. Dadurch nun aber, daß unſere Kolonien nur unter den Schutz des Reiches geſtellt ſind, iſt die innere Entwicklung vorbehalten und kann durch Verordnungen, welche den Lebensbedingungen und Gewohnheiten der Eingeborenen entſprechen, allmählich und ſicher der geſunden bürgerlichen und ſtaatlichen Entfaltung zugeführt werden.

Was nun den Reichtum der wirtſchaftlichen Produktionskraft jener Gebiete betrifft, ſo läßt ſich darüber auch noch nicht im entfernteſten ein richtiges oder gar abſchließendes Urteil fällen. Unſere Kolonien ſind noch zu jung, als daß in dieſer Beziehung ſchon Nachhaltiges hätte geſchehen können; ſo viel aber ſteht feſt, daß die afrikaniſchen Wälder bei forſtmäßiger Kultur erheblich höheren Ertrag als die hieſigen Forſten durch den Wert der Nutzhölzer bringen müſſen, und es müßte wunderbar zugehen, wenn die Erde dort bei bergmänniſcher Ausnutzung keine Erträgniſſe liefern ſollte.

Ebenſo iſt es zweifellos, daß der Boden einem außerordentlich ergiebigen Ackerbau mit mehrfacher Ernte zugeführt werden kann. Dazu gehört natürlich Zeit und Arbeitskraft, aber es iſt ganz gewiß, daß, wenn die Arbeitskräfte in wachſendem Maße zuſtrömen, wenn die heutigen Kräfte der Wiſſenſchaft und Technik zu Hilfe genommen werden, wir bald ganz außerordentliche Erfolge ſehen müſſen, ſo daß — vielleicht ſogar in verhältnismäßig kurzer Zeit — reiche [illegible] ungeahnte Früchte auf unſeren Kolonien erwachſen.

Dabei iſt ferner noch zu bedenken, daß das ganze Hinterland der Küſtenſtriche, die wir erworben, uns zugehört, ſo [illegible] wir es der Kultur öffnen und dadurch in [illegible]

[illegible]

ſtellt, alſo politiſch und wirtſchaftlich dem deutſchen Reiche angeſchloſſen ſind:

1) In Afrika:

Das Togogebiet an der Sklavenküſte mit Einſchluß des Gebietes von Porto Seguro und Klein-Popo.

Das Kamerungebiet vom Rio del Rey im Norden bis zum Campofluß im Süden.

Das ſüdweſtafrikaniſche Küſtengebiet von Kunene im Norden bis zum Oranjefluß im Süden, mit Ausſchluß der Walfiſchbai.

Die Gebiete der afrikaniſchen Herrſcher von Uſagara, Nguru, Uſeguha und Ukami in Oſtafrika, wie dieſelben im kaiſerlichen Schutzbrief vom Jahr 1885 näher bezeichnet ſind.

Das Witugebiet.

Zu allen dieſen Gebieten gehören natürlich die Hinterländer, wie ſie entweder durch Kultur in Beſitz genommen oder von den berechtigten Beſitzern vertragsmäßig erworben werden.

2) In der Südſee:

Die Marſchallsinſeln mit einem Flächeninhalt von 110 Quadratkilometer und 10,000 Bewohnern.

Ferner unter kaiſerlichem Schutz, aber unter Verwaltung der Neu-Guineacompagnie:

Kaiſer Wilhelmsland auf Neu-Guinea mit einem Flächeninhalt von 179,250 Quadratkilometer und 109,000 Bewohnern.

Den Bismarckarchipel — Inſeln zwiſchen den Meridianen 141 und 154 Grad öſtlich und dem Aequator im Norden und Neu-Guinea und 8 Grad ſüdlicher Breite im Süden — mit einem Flächeninhalt von 52,200 Quadratkilometer und 188,000 Bewohnern.

Die Inſeln der Salomonsgruppe, welche nördlich der zwiſchen der deutſchen und der großbritanniſchen Regierung am 6. April 1886 vereinbarten Scheidungslinie liegen, mit einem Flächeninhalt von 22,000 Quadratkilometer und 80,000 Bewohnern.

Es iſt dies ein außerordentlich ausgedehntes Ländergebiet mit einer jetzt ſchon nicht unerheblichen Einwohnerzahl, und es werden alle dieſe Gebiete, je nachdem ſie mehr und mehr in Kultur treten, demnächſt und vielleicht ſchon in kurzer Zeit ſchnell ſteigend, einen ſehr bedeutenden Wert darſtellen. Je mehr dieſer Wert ſteigt, je mehr die Kultur ſich entwickelt, um ſo mehr werden dann auch die überſchießenden Arbeitskräfte Deutſchlands dorthin ſich wenden, wo ſie unter der Fahne des Vaterlandes ſicheren Erwerb und Beſitz finden können. Auch die eingeborenen Einwohner werden ſich, wie das infolge geordneter Kultur ſtets der Fall iſt, in ſteigender Proportion vermehren, und die Kolonien werden in jeder Beziehung einen hochwichtigen Faktor in dem wirtſchaftlichen Leben der deutſchen Nation bilden. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß darum auch ein nachdrücklicher und vollkommen wirkſamer Schutz für dieſe Kolonialgebiete geſchaffen werden muß; man wird darauf bedacht ſein müſſen, auch dort die Küſten zu befeſtigen, Verteidigungsbeſatzungen zu gründen und nach deutſchem Vorbilde zu organiſiren. Wir werden dabei nach unſeren Koloniſationsprinzipien beſſer fahren, als es bei den Engländern der Fall war. Dieſe müſſen in ihren Kolonien viele europäiſche Beſatzungen halten, da ſie bei ihrem Ausbeutungsſyſtem und der brutalen Unterdrückung der Bevölkerung auf die eingeborenen Truppen ſich nirgends verlaſſen können, wie die Aufſtände in Indien mehrfach bewieſen haben. Unter deutſcher Disziplin und Ausbildung aber werden die Eingeborenen unſerer Kolonien gewiß bald tüchtige Soldaten werden und mit Freuden das Gebiet, das wir ihnen zu einer fruchtbringenden heimiſchen Wohnſtätte entwickeln und in welchem wir ihnen das Recht freier Gleichberechtigung geben, wenn es ſein muß, zu verteidigen bereit ſein. Die wichtigſte und wirkſamſte Verteidigung aber wird für unſere Kolonien, namentlich was die Inſeln betrifft, auf der hohen See geführt werden müſſen; wir werden eine ſchlachtentüchtige Flotte ſchaffen müſſen, welche auch in ihrer numeriſchen Stärke im ſtande iſt, feindliche Bedrohungen unſerer Kolonialgebiete zurückzuweiſen und die von dort ausgehenden Induſtrien ſo kräftig als möglich zu ſchützen. Daneben darf auch nicht außer acht gelaſſen werden, daß ſich leicht noch weitere maritime und koloniale Intereſſen für uns entwickeln können. Unter den Boers in Südafrika hat ſich ſchon mehrfach der Wunſch nach deutſchem Schutz laut kundgegeben. Selbſtverſtändlich wird das deutſche Reich niemals darauf ausgehen, gewaltſame Erwerbungen in fremden Weltteilen zu machen, wohl aber können Verhältniſſe eintreten, welche uns die Pflicht auferlegen, den Ruf germaniſcher Elemente nach dem Schutz des deutſchen Reiches nicht zu überhören, und auch für ſolche Fälle muß unſere Marine gerüſtet ſein. Es tritt daher die unabweisbare Notwendigkeit hervor, nunmehr energiſch an den Bau von Schlachtſchiffen zu gehen.

Wir dürfen es ohne Ueberhebung ſagen, daß unſere Marine, ſowohl was den Bau und die Ausrüſtung der Schiffe, als die Disziplin und Ausbildung [illegible]

[illegible]

Das deutſche Reich beſitzt 101 Kriegsfahrzeuge, Frankreich dagegen 410. Die franzöſiſche Flotte zählt 52 Panzerfahrzeuge, während wir deren nur 27 beſitzen. Frankreich hat 34 große Schlachtſchiffe — wir nur 13, und auf den franzöſiſchen Werften ſind noch 9 Panzerfahrzeuge erſten Ranges im Bau. Die franzöſiſche Schlachtflotte überſteigt die unſere numeriſch bedeutend.

Die engliſche Flotte beſitzt 61 Panzerſchiffe und iſt auch in Bezug der übrigen Kriegsfahrzeuge numeriſch überlegen, wenn auch allerdings gerade in England ſehr viele Schiffe nicht in Dienſt geſtellt ſind.

Es iſt dabei allerdings in Betracht zu ziehen, daß Frankreich ſowohl wie England beſtimmte Flottenſtationen haben, welche ſie nicht aufgeben und auch nicht weſentlich verringern können. Namentlich England würde viele ſeiner Stationsſchiffe nicht nur in Rückſicht auf äußere Angriffe, ſondern beſonders auch wegen der inneren Sicherheit der ſeiner Herrſchaft nicht abgeneigten Kolonien im Kriegsfalle eher noch zu verſtärken gezwungen ſein. So hält England im Mittelmeer 6 Panzerſchiffe erſten Ranges, welche es kaum gänzlich von dort fortnehmen kann, ohne ſeine Intereſſen preiszugeben, und für Indien mit der Oſtküſte Afrikas ſind [illegible] Kreuzer beſtimmt, welche im Falle von dort ausbrechender Unruhen erheblich verſtärkt werden müſſen. Das Kanalgeſchwader mit der erſten Reſerve beſteht im ganzen aus 10 Panzerſchiffen erſten Ranges von etwa 6000 Tonnen und 4 ſolchen zweiten Ranges von 3—6000 Tonnen.

Mit dieſem Geſchwader würden wir im Falle eines Krieges weſentlich zu rechnen haben, und auch mit dieſem kaum in ſeiner ganzen Ausdehnung, da die in der obigen Zahl mitgerechnete Reſerve zur Deckung der Küſten dient, deren Beſetzung nach Anſicht ſogar der engliſchen Seeleute ſehr mangelhaft iſt. Freilich werden wir mit der ſteigenden Ausdehnung unſerer Kolonialgebiete gezwungen ſein, auch unſererſeits Stationen anzulegen, die wir dann auch nicht zurückziehen oder erheblich verringern könnten. Wir würden alſo immerhin eine namhafte Vermehrung unſerer Schlachtſchiffe, ſowie der Panzerfahrzeuge erſten und zweiten Ranges vornehmen müſſen, um unſere Stellung zur See geachtet zu erhalten und unſeren Kolonien unter allen Umſtänden nachhaltigen Schutz zu gewähren.

Um der im Kriegsfall verfügbaren franzöſiſchen Flotte gleich zu kommen, würden wir noch etwa 20 größere ſchlachtmäßige Schiffe bedürfen, und mit derſelben Verſtärkung würden wir auch im ſtande ſein, England überall die Spitze bieten zu können.

Wir haben hier die Zahlen ungefähr aufgeſtellt; die Feſtſtellung derſelben, wie ſie als notwendig erſcheint, wird natürlich nach reiflicher Prüfung von den dazu berufenen Faktoren erfolgen müſſen, immer aber wird der Betrag der Vermehrung der Flotte nicht ganz unerheblich ſein können.

Dieſe Vermehrung ſoll natürlich nicht in übereilter Haſt durchgeführt, aber auch nicht zu lange verzögert werden; denn die heutigen politiſchen Konjunkturen und Möglichkeiten wechſeln ſchnell, und eine Großmacht wie das deutſche Reich hat die Pflicht gegen ſich ſelbſt, auf alles gefaßt zu ſein. Die erſte Frage bei dieſer Weiterentwicklung unſerer Flotte bildet nur das Geld, wie bei allen politiſchen und namentlich militäriſchen Notwendigkeiten. Es iſt früher einmal ein Betrag von 300 Millionen in Ausſicht genommen worden. Ob dieſe Summe zutreffend iſt, ſoll hier unuterſucht bleiben; ſo viel aber ſteht feſt, daß der Betrag immerhin ein ſehr namhafter ſein wird. Doch ſollte man kaum daran zweifeln, daß der deutſche Reichstag eine in dieſer Richtung gehende Forderung der Regierung mit nationalem Verſtändnis bewilligen wird, wenn dieſelbe in ſachgemäßer Begründung von einer Regierung geſtellt wird, welche jederzeit bewieſen hat, daß ſie entſchloſſen und befähigt iſt, die Ehre, Stärke und materielle Wohlfahrt des neugeſchaffenen deutſchen Reiches zu verteidigen und zu vermehren.

Wie ernſt es unſer Kaiſer Wilhelm II. mit der Entwicklung der Marine in dem vorſtehend kurz dargelegten Sinne nimmt, das hat der junge Herrſcher in ſeiner kurzen Regierungszeit ſchon deutlich durch die That bewieſen und auch in der Abſchiedsbewilligung für den hochverdienten General von Caprivi klar und beſtimmt ausgeſprochen. Nicht nur hat ſich der Kaiſer auf ſeinen Reiſen nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen von ſeiner Marine das Ehrengeleit geben laſſen und die Uniform derſelben getragen, ſondern er hat auch neuerdings öffentlich kundgegeben, wie hoch er die künftigen Aufgaben der Marine ſtelle und wie ſehr ſein Vertrauen begründet iſt, daß dieſe Aufgaben in der ſtetigen Hingebung ſeiner Seewehr Erfüllung finden werden.

Es iſt hergebrachte Sitte am preußiſchen Hofe, befreundeten Herrſchern die Uniformen preußiſcher Regimenter zu verleihen, indem ſie zu Chefs derſelben ernannt werden. Der König von Schweden nun, welcher bei dem feierlich freudigen Ereignis der Taufe des Prinzen Oskar als Pate des jüngſten Kaiſerſohnes in Berlin erſchien, iſt vom Kaiſer Wilhelm à la suite der deutſchen Marine geſtellt worden, und dieſelbe Stellung hat der deutſche Kaiſer in der ſchwediſchen Marine angenommen, ſo daß die beiden ſo nahe befreundeten Herrſcher künftig ſich in ihren beiderſeitigen Admiralsuniformen begegnen werden.

Es iſt jetzt zum erſtenmal geſchehen, daß ein deutſcher Kaiſer die deutſche Admiralsuniform getragen hat und daß einem fremden Souverän dieſe Uniform als Auszeichnung verliehen iſt. Der Eifer der Marine, ſich den großen Aufgaben ihrer Zukunft gewachſen und des Vertrauens ihres großen Kriegsherrn würdig zu zeigen, wird durch ſolche Auszeichnung auf das Höchſte geſteigert werden und muß darum bald auch Gelegenheit zu vorläufiger Bethätigung finden.

Wir möchten glauben, daß ſchon der nächſte Reichstag ſich damit zu beſchäftigen und auch ſeinerſeits ſeine nationale Begeiſterung für die große Sache der deutſchen Seemacht zu beweiſen haben wird.

Es iſt wohl gegen eine ſolche Weiterentwicklung der Marine, wie ſie von den Admiralen gewünſcht und befürwortet wurde, von ſeiten der Gegner eingewendet worden, daß man in Deutſchland nicht die zur Bemannung größerer Flotten tüchtigen und ausbildungsfähigen Mannſchaften in genügender Anzahl finde. Doch möchten wir auch dieſes Bedenken nicht für gerechtfertigt halten. Es ſteht zweifellos feſt, daß die Ausbildung und Mannszucht unſerer Marine die Bewunderung und den Neid aller Sachkundigen erregt haben, und wo einmal ein ſolcher Grund gelegt iſt, da baut es ſich leicht weiter, da gliedern ſich die neuen Elemente leicht an. Der Deutſche, auch der Binnenländer, ſcheut das Meer nicht, wie dies zum Beiſpiel der Franzoſe thut. Das beweiſen die zahlreichen Seereiſen unſeres Handelsſtandes und die Auswanderung nach überſeeiſchen Ländern. Der Deutſche iſt außerdem gern Soldat und liebt das Waffenhandwerk in jeder Form, und ſeit lange lebt die Begeiſterung für die deutſche Flotte und Flagge in allen deutſchen Herzen. Wir ſind deshalb überzeugt, daß auch Rekruten aus den Binnenländern ſich ganz vortrefflich in den Seedienſt hineinfinden werden; aber es bieten ſich ja noch der ſchon von Natur zum Seedienſt berufenen Kräfte genug in den militärpflichtigen Mannſchaften unſerer Küſtenländer Pommern und Preußen, in Schleswig-Holſtein, in Mecklenburg und den Gebieten der Hanſeſtädte; dort iſt die ganze junge Mannſchaft mit dem Meer vertraut und wird vielleicht in der größten Anzahl den Dienſt zur See dem zu Lande vorziehen. Jedenfalls werden wir unſere Flotte noch ſehr erheblich vermehren können, ehe wir Mangel an Mannſchaften für dieſelbe ſpüren, und ſelbſt der Bayer und Württemberger, der nie vorher das Meer geſehen, wird wahrlich allezeit noch ein beſſerer Wehrmann zur See unter der Flagge ſeines Vaterlandes ſein als die Matroſen, welche in England oft von fremden Schiffen angeworben und unter vaterlandsloſem Geſindel gepreßt werden.

Möge darum friſch und fröhlich in die Zukunft hinein der alte Kriegs- und Siegesruf auch über die Meere hin vom Bord der deutſchen Schiffe klingen:

„Vorwärts mit Gott für Kaiſer und Vaterland!“

Markt in Tiflis.

(Hierzu das Bild Seite 16.)

Tiflis hat zwar wie alle Städte ſeine beſtimmten Wochenmärkte, zu welchen die Leute aus der Umgebung in Prozeſſionen hereingewandert kommen, teils um ihre Produkte an den Mann zu bringen, teils um Viktualien, Kleider oder Hausgeräte zu erſtehen. Das hindert aber keineswegs die ſogenannten fliegenden Händler, ihre Buden je nach Zeit und Gelegenheit an anderen Tagen aufzuſchlagen.

Auf die Herkunft des Feilgehaltenen darf man nicht zu ſtreng achten. Oft iſt das zu verhandelnde Pferd durchaus nicht rechtmäßiges Eigentum der Perſon, die dasſelbe zum Kauf anbietet. Auch die vielerlei anderen Gegenſtände, die man hier zu Markte bringt, wie Hausgeräte, Teppiche, Waffen, Muſikinſtrumente, Luxusgeräte, Schmuckwaren und ſo weiter rühren in nicht ſeltenen Fällen von einem wohlgelungenen Raube her, der fern im Lande von einer Schar wegelagernder Tataren ausgeführt worden iſt.

Die Beute geht von Hand zu Hand, um ſchließlich erſt vom zehnten Hehler offen auf den Markt gebracht zu werden, und ſollte da etwa ein wachſamer Poliziſt die Sache bedenklich finden, ſo iſt der Verkäufer ſchnell mit der Urkunde bei der Hand, kraft deren bezeugt wird, daß er ſämtliche Objekte auf ehrliche Weiſe um ſoundſoviele bare Rubel erſtanden hat. Da gibt es dann nichts weiter zu machen, und der Schaden bleibt immer auf ſeiten des Beſtohlenen.

Ein ganz beſonderer Handelszweig im Kaukaſus iſt das Verſchachern geſtohlener Pferde. Da heißt es aber vorſichtig ſein, denn das Geſetz hat, um dem Ueberhandnehmen dieſes Unfugs zu ſteuern, die Anordnung getroffen, daß jedes Pferd ſeinen Paß — bei Menſchen würden wir's Perſonalbeſchreibung nennen — beſitzt, demzufolge es ſogleich erkannt werden kann.

Auf dieſem Paß iſt nebſt Angabe des jedesmaligen Beſitzers hauptſächlich das Brandzeichen genau nachgebildet und der Verkäufer muß dem neuen Erwerber beſagtes Papier nebſt einer behördlich beſtätigten Beſcheinigung übergeben, welcher in dem geſetzmäßigen Kauf ausdrücklich hervorgehoben iſt.

Aber auch für ſolche Fälle haben die ehrenwerten Herren Gauner einen Ausweg zu finden gewußt, indem ſie dem Brandzeichen des geſtohlenen Pferdes einige Striche und Schnörkel hinzufügen, mithin der Welt in der thatſächlichſten Bedeutung ein X für ein U vormachen, das entſprechende Dokument fälſchen und ſo gefahrlos das geſtohlene Tier auf den Markt bringen.

Die Zunft der Pferdediebe iſt heutzutage noch eine weitverbreitete und — man könnte faſt ſagen — angeſehene im Kaukaſus. Es wird als ritterlicher Sport betrachtet, bei Nacht und Nebel einen Stall zu erbrechen, ſich auf den Rücken des nächſtbeſten Pferdes zu werfen, die anderen an der Halfter mitzuzerren und nun in tollem Gejage über die Heide zu ſprengen, den Fluß zu durchſchwimmen und ſo bis zum Tagesanbruch dahinzuſauſen, um die Beute dem erſten Hehler zu übergeben, der dann ſeinerſeits befliſſen iſt, die erſtandene Ware ſo ſchnell als möglich dahin weiterzubringen, wo bereits ein dritter Eingeweihter auf ihre Ankunft wartet.

So mancher Abkömmling einer hiſtoriſchen Familie friſtet heutzutage ſein Leben auf dieſe Art, wagt ohne Ueberlegung Leib und Leben daran, um die leeren Taſchen zu füllen und ein paar Tage in Saus und Braus verjubeln zu können.

„Kurdi“ heißt der Dieb auf Georgiſch — vermutlich vom Volk der Kurden hergeleitet, welches insgeſamt eine einzige große Räuberbande bildet. Aber der imeretiſche oder abchaſiſche Pferdedieb iſt kein ſo gefährliches Geſchöpf wie ſein Geſchäftsgenoſſe aus dem [illegible]. Während letzterer nach allem, deſſen er habhaft werden kann, ſeine Finger ausſtreckt und gleich mit dem Meſſer bei der Hand iſt, findet es erſterer nicht kavaliermäßig, etwas anderes als Pferde zu ſtehlen; ja, ich glaube, ſo mancher würde die volle Geldbörſe liegen laſſen und auf einem mageren Vierzigrubel-Klepper davonjagen, nur um den Grundſatz zu wahren. Bekommt er dabei eine Kugel in den Leib, ſo nimmt er es dem Verfolger nicht einmal beſonders übel; ein verlorenes Spiel — weiter nichts! Ein mir befreundeter Franzoſe ſtand mit einem ſolchen berüchtigten Roßentführer auf dem beſten Fuße, obwohl er ihm ſchon dreimal einen ganz gehörigen Denkzettel gegeben hatte.

Eine Art Berühmtheit hatte ſich vor mehreren Jahren ein Fürſt Zulakidze erworben, welcher der Schrecken aller Pferdebeſitzer und — wie die Legende behauptet — der Wohlthäter aller Notleidenden war, indem er mit dem Erlös ſeines Raubes hilfsbedürftigen Landsleuten beiſprang. Dieſer mildernde Umſtand wurde jedoch bei Gelegenheit ſeiner Habhaftwerdung von den Richtern nicht in Betracht gezogen, ſondern man verurteilte ihn zum Tode. Immerhin hatte er auf ſeinem letzten Gange die Befriedigung, von einer ungeheuren Menſchenmenge aus allen Schichten der Bevölkerung begleitet zu werden und aus ſo manchem ſchönen Auge die hellen Thränen des Mitleids — vielleicht ſogar der Liebe — fließen zu ſehen.

A. G. von Suttner.

Literatur

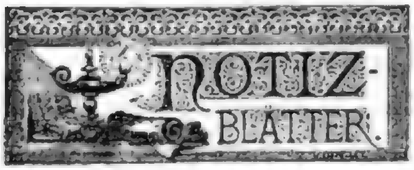
— **„Am Abgrund der Ehe“** — der Titel ſcheint Ihnen verblüffend! Nein, meine freundliche Leſerin, es iſt nicht die Ehe ſelbſt, welche **Franziska von Kapff-Eſſenther** in ihrer unter obiger Aufſchrift in die Welt hinausgegangenen Novellenſammlung (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag) als einen Abgrund bezeichnen will; ſie behandelt vielmehr eine ganze Reihe von Abgründen, in welche ein junges Eheglück ſtürzen kann. Alle die höchſt verſchiedentlich gearteten Paare, die uns da vor Augen treten, ſtreifen an dem einen oder andern dieſer Abgründe hin — die einen ahnungslos, tändelnd, ſcherzend; die anderen mit geheimem Grauſen oder offenkundigem Schaudern; die dritten wohl gar unbewußt angezogen von einem ſeltſamen Zauberbann, der von da unten auszugehen ſcheint und ſie mit beſtrickender Macht hinabzuziehen droht. Ob aber die Verfaſſerin uns in heiterer, nicht ſelten gutmütig ſpöttelnder Laune vor uns tritt oder uns beängſtigende Einblicke in unheilbergende Tiefen der Seelen erſchließt — immer weiß ſie Geſtalten voll überzeugenden Lebens zu ſchaffen, an deren Freuden und Leiden wir aufrichtig teilnehmen, deren Glück und Wehe zu dem unſerigen wird.

— **Ein römiſcher Grabſtein, aus den erſten Jahrhunderten** chriſtlicher Zeitrechnung ſtammend, der vor etwa anderthalb Jahrzehnten in der Nähe von Darmſtadt aufgefunden wurde, gab, ſo ſchreibt er, die erſte Anregung zu dem kulturgeſchichtlichen Romane „Tiſiphone, eine Geſchichte aus dem Zehntlande“ von **Gottfried Schwab** (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.). In groß- und phantaſievoller Weiſe läßt der Verfaſſer hier eine kampfdurchwühlte, leidenſchaftliche Vergangenheit wieder aufleben. Er ſchildert Geſtalten voll packender Wahrheit, Vorgänge voll erſchütternder Tragik. Es iſt keine bequeme Alltagslektüre, aber ein genußreiches Buch für den, der mit feinerem Sinnen zu leſen verſteht.

— **Eine ſehr eingehende Lebensſchilderung Petöfis** iſt unter dem Titel: „Petöfis Leben und Werke“ von **Alexander Fiſcher**, bei W. Friedrich in Leipzig erſchienen. Petöfis Leben iſt von ſeinen Werken nicht zu trennen. Wie kaum ein anderer Poet war dieſer ungariſche ein Gelegenheitsdichter, und dieſe Biographie weiſt mit großem Geſchick und außerordentlichem Scharfſinn nach, auf welche Weiſe aus Petöfis Leben ſeine Dichtungen hervorwuchſen, die wie ein friſch ſprudelnder Gebirgsquell noch heute, nachdem der Dichter vierzig Jahre tot iſt, aller Herzen erquicken. Petöfi ging im ſechsundzwanzigſten Jahr im Schlachtengetümmel unter, aber was hat der merkwürdige Mann in der kurzen Spanne Zeit, die ihm zu ſeinem Schaffen gegönnt war, geleiſtet! Er gehört der ganzen Welt an, wie er aber [illegible] Ungarn geweſen und Ungarn geworden, das erſehen wir aus dieſem vortrefflichen Buche, das ein Meiſterwerk ſeiner Gattung iſt. Wir haben hier nicht nur eine Biographie Petöfis, ſondern zugleich eine fein durchgearbeitete Kultur- und politiſche Geſchichte Ungarns, die um den nationalen Poeten ſich rankt, indem ſie ſein Bild nach allen Richtungen hin vor uns mit außerordentlicher Plaſtik und Klarheit erſtehen läßt. Ausgeſtattet iſt dies Werk mit den Bildniſſen von Petöfi und seiner Frau Julia, mit den Nachbildungen dreier Zeichnungen von der Hand des Dichters, einem autobiographischen Blatt und anderen Reliquien aus Petőfis Leben.

— **In gegenwärtiger Jahreszeit, wo das freie Land bereits** beginnt, seinen Flor einzuziehen, mag sich die Aufmerksamkeit besonders gern der Blumenzucht im geschlossenen Raume zuwenden, und so wird denn auch „Der Zimmergarten" von J. Hartwig (Leipzig, J. [illegible]) als Anleitung für eine bildende und dauernde Ausschmückung unserer Wohnräume eben jetzt besonders willkommen sein. Das Büchlein vermeidet alle überflüssigen Umständlichkeiten und gibt dafür seine Anweisungen knapp, bestimmt und zuverlässig nach den eigenen, erprobten Erfahrungen des bewährten großherzoglich sächsischen Garteninspektors.

— **Das „Geographisch-Statistische Welt-Lexikon" von Emil Metzger** (Stuttgart, Felix Krais) liegt nunmehr vollendet vor. Sein Hauptteil, das alphabetische Verzeichnis der Städte und Ortschaften, Länder, Gebirge, Flüsse und Seen der Welt mit gedrängter Angabe aller wichtigeren statistischen Zahlen ist so vollständig und verläßlich als möglich. Dankenswerte Beigaben bilden die vergleichenden Zeit-, Münz-, Maß- und Gewichts-, die Eisenbahn-, Post- und Zollanstaltstabellen sowie eine Erklärung vieler geographischen Namen nach Herkunft und Bedeutung. Als Nachschlagebuch ist das Werk jedem Gebildeten nahezu unentbehrlich.



Bildende Künste.

— **Professor [illegible] legt eben die letzte Hand an sein** großes Gemälde in der Vorhalle des Magistratssitzungssaals im Berliner Rathause: „Der Bürgermeister von Berlin labt auf dem Schlachtfelde von Großbeeren die Verwundeten".

— **Professor Hellmer in Wien hat das 31 Meter lange,** 4 Meter hohe Kolossalrelief vollendet, welches den Hauptgiebel des dortigen Parlamentsgebäudes ausfüllen soll. Das streng klassisch gehaltene Hochbild stellt die Huldigung der Kronländer (Allegorien) vor dem die Verfassung verleihenden Kaiser dar.

— **Michael Munkacsys „Christus auf Golgatha",** ein minder gelungenes Gegenstück zu seinem bekannten Bilde „Christus vor Pilatus", hat der amerikanische Krösus Wanamaker um 500,000 Franken für seine bedeutende Privatgalerie angekauft.

— **Fabelhafte Preise erzielen gegenwärtig auf dem Kunstmarkt** Arbeiten dekorativer und ornamentaler Art aus den Zeiten Ludwigs XIV. bis XVI. So wurden jüngst bei einer Versteigerung in Paris für eine silberne Schale mit Untersatz (Zeit Ludwigs XIV.) 4496 Franken, für ein Kanapee und vier Armstühle mit Stickereien, von jungen Damen im adligen Stift St. Cyr gefertigt, 5600 Franken; für zwei Gobelins zu Wandbekleidungen, der eine „Rückkehr vom Fischfang", der andere „Mädchen mit Kastanien" darstellend, 3400 Franken gelöst. Bei derselben Versteigerung wurden für 19 Meter gestickter venetianischer Borte aus dem sechzehnten Jahrhundert 2120 Franken bezahlt.

— **In der Kirche Martroy in Orleans wurde ein in** Temperafarben auf Holz gemaltes Madonnenbild gefunden, welches dem berühmten Dichterfreunde König René gehört haben und von dem Maler Nicolas Froment gemalt sein soll.

Kultur und Wissenschaft.

— **Ein riesiges Ammonshorn wurde im Münsterland gefunden.** Während die größten bisher gefundenen etwa 1 Meter Durchmesser hatten, zeigt jenes bei 35 Centimeter Dicke 1,40 Meter Durchmesser; da daran nun auch die mindestens den halben Umfang einnehmende Wohnkammer fehlt, so muß das Gehäuse des lebenden Tieres mindestens 2,40 Meter Durchmesser besessen haben. Das Gewicht des versteinerten Restes beträgt 25 Zentner! Denkt man sich das ausgewachsene Gehäuse gestreckt, so würde schon der letzte Umgang eine Länge von mehr als 7,5 Meter haben.

— **Neuere Funde in Transkaukasien und in babylonisch-assyrischen Gegenden** haben die interessante Thatsache ergeben, daß das Antimon, welches nach bisheriger Annahme den alten Völkern unbekannt gewesen, sowohl im Altertum als in vorgeschichtlicher Zeit zur Herstellung von Gefäßen, Schmuckgegenständen ꝛc. verwendet wurde. Ein zu Tello (Südbabylonien) ausgegrabenes sehr altes Gefäß soll aus reinem Antimon bestehen. Virchow erblickt in den früher dort gefundenen Ringgegenständen ebenfalls Antimonerzeugnisse, da Zinn und Zinnstein im Kaukasus nicht vorzukommen scheinen.

— **Bei Orosháza ist auf den fürstlich Trauttmansdorff'schen** Feldern ein Thongefäß mit etwa 800 alten Silbermünzen, darunter solche in Halbmondform und mit den seltsamsten Prägungen, ausgegraben worden.

Bühne.

Nach dem Lessingtheater Oskar Blumenthals ist nunmehr auch das Berliner Theater Barnays auf den Plan getreten und hat mit seinem ersten Erfolg jenes überboten. Am Schlusse der mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommenen „Demetrius"-Aufführung mußte Barnay heraustreten, um dem ungestümen Verlangen seiner Verehrer Folge zu geben, nachdem er schon vorher zweimal hervorgerufen worden war. Man erwartete von ihm eine Rede, aber sein [illegible] ließ ihn nur die drei Worte sagen: „Ich bin sehr glücklich!" Barnay hat bewiesen, daß er es in der [illegible] macht. Die Kräfte zeigen, daß er seine Leute zu finden weiß. Genug, das Ganze war ein guter Anfang, wenn schon das Schiller-Laube'sche Stück je länger desto mehr ermüdete und keinen einheitlichen Genuß zu gewähren vermochte. Das königliche Schauspielhaus in Berlin hat eine Lustspielneuheit, „Der Herr Major auf Urlaub", deren Verfasser G. Gerdsen und F. Stahl sind, herausgebracht und damit einen halben Erfolg und einen halben Abfall erzielt. Das Stück ist ganz nach der alten, hausbackenen Benedix'schen Philistermanier gearbeitet und behandelt das Thema von dem verspäteten Johannistriebe eines älteren Herrn, der sich in seine Nichte verliebt und hinterher erkennen muß, daß es für ihn doch keinen Wonnemond der Liebe mehr gibt. Einige andere Liebespaare, die später [illegible] ausgetauscht werden, bewegen sich daneben auf der Scene, die manchen netten Einfall bringt, aber doch über das Niveau der platten Alltäglichkeit sich in keinem Augenblick erhebt. — Auch Blumenthal hat auf seiner „Bühne der Lebenden" nunmehr einen Dichter der Gegenwart vorgeführt, nämlich sich selbst mit einem [illegible] Lustspiel: „[illegible]"; aber auch dieses Stück war nur geteiltes Vergnügen hervorzurufen im Stande, weil es zwar in den ersten Akten ein wahres Brillantfeuer des Witzes, der Laune und erheiternden Charakteristik zum besten gibt, in der weiteren Entwicklung dagegen erlahmt und verflacht. Der Titelheld ist ein eitler, aufgeblasener und gesinnungsloser Komödiant, der sein Metier auch im Leben treibt, und eine sentimentale Schwärmerin, ein Mädchen aus vornehmer Familie, das sich für ihn begeistert und in Liebe verzehrt, ohne ihn genauer zu kennen, durch schöne Künste für immer an sich zu fesseln trachtet. Ein Baron — ein Ausbund von Geist und allen Tugenden des Salonhelden — durchkreuzt dieses Vorhaben und stellt den holden Trost in seiner [illegible]. Daneben kommen noch andere Liebespaare vor, bei denen auch die interessante junge Witwe nicht fehlt. Man prophezeit dem neuen Stück keine sonderlich lange Wirksamkeit. Da es indessen unterhaltend und mit vielen witzigen Einfällen durchsetzt ist, dürften die Schwarzseher im Unrecht bleiben.

Natur.

— **Ein merkwürdiges Beispiel von gegenseitiger Förderung** bei Tieren ist die kürzlich beobachtete Freundschaft zwischen kleinen Fischen und tropischen See-Anemonen oder Seerosen. Innerhalb des Fühlerkranzes einer großen Seerose finden sich 2, oft auch 3 bis 4 Stück niedlicher, bis 5 Centimeter langer Fische der Gattung [illegible]. Dieselben schwimmen unermüdlich und in völliger Sicherheit vor Raubfischen zwischen den mit zahllosen Nesselkapseln besetzten Fühlfäden herum und wagen sich nur auf ganz kleine Entfernungen zur Erhaschung der Beute von ihrem schützenden Gastfreund weg. Auch an der Nahrung der See-Anemonen nehmen sie teil, indem sie dieselbe berupfen und benagen, ehe sie in den Magenraum der See-Anemone hinabgewürgt wird. Der durch das ständige Herumschwimmen der Fischchen erzeugte Wasserwechsel kommt dabei wiederum den Anemonen zu gut.

Sport.

— **Die Hofjagden in Steiermark, an denen Kaiser Wilhelm** und König Albert von Sachsen als Gäste des Kaisers Franz Josef teilnahmen, fanden in den Tagen vom 5. bis 8. Oktober statt. Der Gemswildstand hat zwar im vergangenen Winter sehr stark gelitten, die Reviere bei Mürzsteg mit ihrem großen Wildreichtum versprechen aber dennoch gute Jagd.

— **Den 1100. Rehbock erlegte Graf Ulrich Schaffgotsch auf** seiner Herrschaft Koppitz in Preußisch-Schlesien.

— **Das Matadorrennen, welches „Blue Belle" gewann,** hat der Berliner Traberklub als ständige Nummer in seinem Jahresprogramm aufgenommen. Auch sollen in diesem Herbst noch einige Rennen mit 10,000 Mark-Preisen gelaufen werden.

— **Die nächstjährige Regatta in Frankfurt a. M. ist auf** den 15. und 16. Juni festgesetzt worden.

Denkmäler.

— **Der Berliner Bildhauer Peterich arbeitet gegenwärtig** an einem Denkmal Karl Marias von Weber für Eutin.

— **David Hansemann, der Minister von 1848 und Begründer** der Berliner Diskontogesellschaft, wird in seiner Heimatstadt Aachen ein Denkmal erhalten.

— **Dem Professor Friedrich Voltz wird auf dem südlichen** Friedhofe in München ein stattliches Denkmal errichtet, mit dessen Ausführung Bildhauer Kühn und Architekt Drollinger betraut sind.

— **Meister Kopf in Rom hat zur Aufstellung im Gasthof** zur Post auf dem Brenner eine gelungene Marmorbüste Goethes gefertigt, um so die Stätte auszuzeichnen, wo der Dichter vor hundert Jahren auf seiner italienischen Reise Halt machte.

— **In Lorient wurde ein Standbild des bretonischen** Dichters Brizeux enthüllt.

Gestorben.

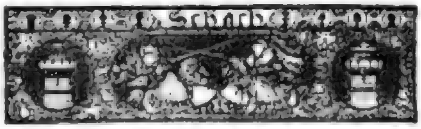
— Henry Léonard **Bordier**, einer der bedeutendsten Vertreter des Calvinismus in Frankreich, Bibliothekar am Departement der Manuskripte in der Nationalbibliothek, Mitglied des reformierten Konsistoriums in Paris, sowie des Zentralrats der reformierten Kirchen Frankreichs, am 2. September, in Paris.

— Baron Th. **Brunn**, kaiserlich russischer Wirklicher Geheimrat, Ministerstaatssekretär für Finnland und Präsident des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums in St. Petersburg, am 3. September, in St. Petersburg.

— Dr. Heinrich **Schwerdt**, Kirchenrat und Superintendent zu Waltershausen, bekannter Volks- und Jugendschriftsteller, 78 Jahre alt, am 5. September, in Waltershausen.

— G. **Lombardos**, griechischer Minister des Innern, der in der neugriechischen Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt hat, am 7. September, in Athen.

— Dr. Max **Schatz**, bekannter Musikschriftsteller, Feuilletonist des „Pester Lloyd", einer der begabtesten und charaktervollsten Vertreter seines Faches, 37 Jahre alt, am 11. September, in Graz.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Partie Nro. 57.

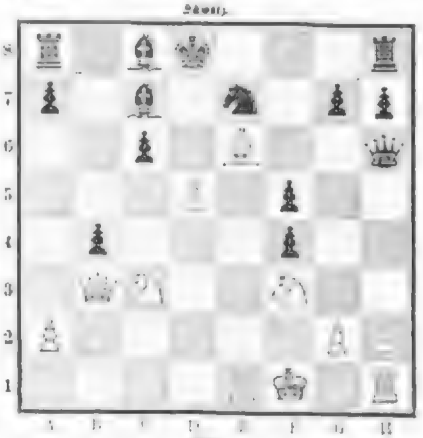
Gespielt im Meisterturnier zu Bradford 1888.

Eingeschränktes Läufergambit.

Weiß. H. E. Bird aus London. — Schwarz. Max Weiß aus Wien.

1) E 2 — E 4 . . . . 1) E 7 — E 5.
2) F 2 — F 4 . . . . 2) E 5 n. F 4.
3) L. F 1 — E 2. Damit beginnt das eingeschränkte Läufergambit, eine sichere und seitens von Bird bevorzugte Eröffnung.
3) F 7 — F 5. Stärker ist hier der von Zukertort empfohlene Zug D 7 — D 5.
4) E 4 — E 5 . . . . 4) D 7 — D 6. Um auf E 5 n. D 6 den Königsläufer vortheilhaft nach D 6 zu entwickeln, wo er den Gambitbauer deckt.
5) S. G 1 — F 3 . . . . 5) D 6 n. E 5.
6) S. F 3 n. E 5 . . . . 6) D. D 8 — H 4 †.
7) K. E 1 — F 1 . . . . 7) L. F 8 — D 6.
8) S. E 5 — F 3. Unvortheilhaft wäre D 2 — D 4, weil nach erfolgtem Figurentausch die Königsbauer später sehr weit und sehr schwach würde.
8) D. H 4 — F 6.
9) D 2 — D 4 . . . . 9) S. G 8 — E 7.
10) C 2 — C 4 . . . . 10) C 7 — C 6. Um auf C 4 — C 5 den Läufer nach C 7 zurückziehen zu können.
11) S. B 1 — C 3 . . . . 11) S. B 8 — D 7.
12) L. C 1 — D 2 . . . . 12) D. F 6 — H 6. In der Absicht S. D 7 — F 6 folgen zu lassen. Der Zug ist jedoch ein verlorenes Tempo. Hier mußte 0—0 geschehen.
13) C 4 — C 5 . . . . 13) L. D 6 — C 7.
14) D. D 1 — B 3 . . . . 14) S. D 7 — F 6.
15) L. E 2 — C 4 . . . . 15) S. F 6 — E 4.
16) T. A 1 — E 1. Diese feine Kombination verschafft Weiß entscheidenden Vortheil . . . . . . 16) S. E 4 n. D 2 †. Auf S. E 4 — G 3 † würde 17) K. F 1 — G 1, S. G 3 n. H 1; 18) D 4 — D 5, C 6 n. D 5; 19) S. C 3 n. D 5, L. C 7 — D 8; 20) L. D 2 n. F 4, D. H 6 — H 5; 21) T. E 1 n. E 7 † gewinnen; denn auf L. D 8 n. E 7 erzwingt 22) D. B 3 — E 3 den Sieg.
17) S. F 3 n. D 2 . . . . 17) K. E 8 — D 8.
18) S. D 2 — F 3 . . . . 18) B 7 — B 5.
19) L. C 4 — E 6 . . . . 19) B 5 — B 4.
20) D 4 — D 5. Sehr schön gespielt. Schwarz gibt den S. C 3 auf, da später D 5 — D 6 die Figur mit vernichtendem Angriff zurückgewinnt.

Schwarz.



Weiß.

20) B 4 n. C 3.
21) D 5 — D 6 . . . . 21) T. A 8 — B 8. Schwarz hat keine genügende Vertheidigung mehr.
22) D 6 n. E 7 † . . . . 22) K. D 8 n. E 7.
23) L. E 6 — D 7 †. Einfacher und besser war L. E 6 n. C 8 †.
23) K. E 7 — D 8.
24) T. H 1 — F 1 . . . . 24) L. C 8 n. D 7. Längere Vertheidigung gewährte L. C 8 — A 6 †; 25) K. F 1 — G 1, L. C 7 — D 6; 26) C 5 n. D 6, T. H 8 n. D 8.
25) T. E 1 — D 1 . . . . 25) K. D 8 — C 8.
26) T. F 1 n. D 1 † . . . . 26) K. C 8 — B 7.
27) T. D 1 — D 6 . . . . 27) T. H 8 — H 5.
28) T. D 7 n. C 6 † . . . . 28) K. B 7 — C 8.
29) T. C 6 — A 6 †. Hier gab Schwarz die Partie auf; denn nach K. B 8 — B 7 erzwingt Weiß durch C 5 — C 6 baldiges Matt.

Schachbriefwechsel.

Herr Georg K...l in Breslau und W. St. in Frankfurt a. M. In Nro. 469 nach 1) K. D 6 — F 8 spielt Schwarz nicht S. H 1 — A 3, sondern S. H 1 — H 2, wodurch das dreizügige Matt verhindert wird. — Gr. Wachtl in Frankenfelde, Klotz v. St. in Würzburg, L. Meyer in Danzig. Nro. 468 und 469 R.

Jakob Wiesedt in Arlés. E. Magdeburg in Berlin und D. Gieseke in Bremen. Nro. 470 und 472 R.

Dr. Wack in Heidelberg. L. König in Köln. Nro. 472 R. — Herr Dr. St. in Graf. In Nro. 472 nach 1) K. A 5 — B 4, A 4 — A 3 †; 2) K. B 4 — C 5, folgt D 4 — D 3, woran diese Lösung scheitert. — G. Freiling in Schaldeberg. Nro. 464—467 (Ostausgabe Nro. 473—[illegible]). Ueber Nro. 462 [illegible]

Auflösung der Aufgabe Nro. 472:

Weiß. — Schwarz.

1) [illegible] . . . . 1) D 4 — D [illegible]
2) L. A 2 — B 3 . . . . 2) D 3 n. E 2 oder K. E 5 n. E 4.
3) D 2 — D 4 oder T. H 4 — E 4 Matt.

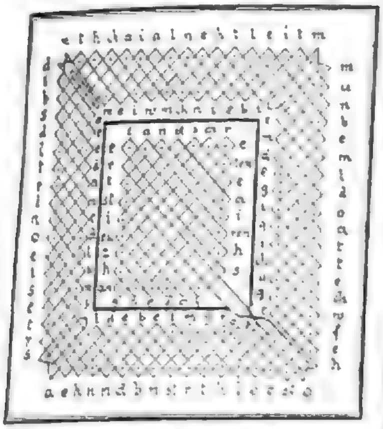
A.

1) [illegible]
2) D 2 — D 1 . . . . 2) A 2 — A 1
3) L. C 1 — F 4 Matt.

B.

1) [illegible]
2) [illegible] E 4 . . . . 2) K. E 4 — D [illegible]
3) [illegible]

Der gordische Knoten.

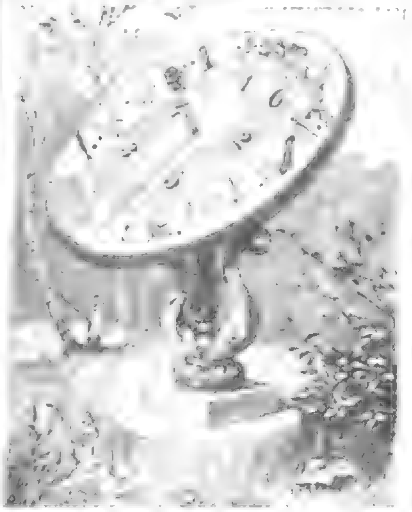

e t h d a i a l n e h t l e i t m
m e i n w a h n l e b t
l a n d m e e r
l d e b e l m
a e h n n d b n s t r t l e e s o

[illegible] Buchstaben in der richtigen Reihenfolge verbunden?

Auflösung des [illegible]-Kryptogramms Seite 1073 v. J.:

„[illegible] nie Frucht trug“.

Das Rätsel der Sonnenuhr.



Auf einer größeren Lichtung des etwas verwilderten alten Schloßparks zu [illegible] steht die hier abgebildete Sonnenuhr. — Die eigentümliche Stellung der Stundenzahlen scheint mit der wohl [illegible] Bilderschrift in nahem Zusammenhange zu stehen. Vielleicht unternimmt deren Lösung unsere Leser. Die Punkte bedeuten Zahl und Stellung der nichtgezeichneten Zahlen.

Neue Bücher und Schriften.

Blanet, R. v., Die Schlösser König Ludwig II. München, Th. Ackermann.

Curti, Th., Strömungen und Gedanken. Ein lyrisches Tagebuch. Zürich, [illegible].

Grosse, J. E., [illegible]. Trauerspiel. [illegible].

Gilardone, Ant., Die neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete des Theater-[illegible]. [illegible].

Gesner, A., Liebeslieder. Ein Novellenkranz. Wien, [illegible] & [illegible].

Hart, H., Das Lied der Menschheit. Epos in 24 Erzählungen. Band II: Nimrod. Großenhain, Baumert & Ronge.

Kalender, Allgemeiner, bis zum Ende des Jahrh., 1889—1900. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz.

Kaltenbrunner, F., [illegible]. Novellen. Leipzig, F. [illegible].

Kegel, F. M., Auf eigener Scholle. Roman. Leipzig, C. Reißner.

Krause, G. A., England. Charakteristisches über Land und Leute. Reiseerinnerungen a. d. J. 1886 u. 1887. Dresden, E. Pierson.

Perger, Aug., Ein verschlossener Mensch. 2 Bände. Leipzig, C. Reißner.

Löwe, Wilh., Zwei Schwestern. Dramatisches Zeitgemälde. München i. W. [illegible]

Lang, Georg, Deutschland ist mein Vaterland! Gedichte. Frankfurt a. M. [illegible]

Lutz, R. G., Das Recht d. Schriftstellers. Stuttgart, Süddeutsches Verlagshaus bei [illegible]

[illegible]. Wien, F. [illegible].

Mohr, Maria L. A., Das wahrere Deutsch. Skizzen und [illegible] aus dem Leben der [illegible]. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Müller, [illegible]. [illegible].

Schaffer, Eug. v., [illegible]. Heft 1. [illegible].

Schmidt-[illegible], [illegible]. Berlin, [illegible].

Schnorf, C. Chr., Sammlung deutscher Lese- u. Kosenamen; Ursprung, Abstammung und Bedeutung derselben. Hamburg, [illegible].

Schulte vom Brühl, Deutsche Schlösser u. Burgen. Heft 3. Die Ebernburg. Heft 4: Die Marksburg. Leipzig, Voß' Sort.

Proſpekt.

„**Ueber Land und Meer**“ tritt mit dieſer Nummer in das vierte Jahrzehnt ſeines Beſtehens ein. Ereignisreiche Zeiten waren es, die innerhalb der nunmehr abgeſchloſſen vorliegenden dreißig Jahrgänge ſich ſpiegelten, aber keiner von ihnen wurde Zeuge ähnlicher Verhängniſſe wie diejenigen, die während des letzten Jahrgangs zweimal im Verlauf weniger Monate an den deutſchen Kaiſerthron herantraten. Wie „**Ueber Land und Meer**“ einerſeits dieſen erſten Lebensabſchlüſſen zweier Kaiſer in pietätvoller Weiſe Rechnung zu tragen befliſſen war, andererſeits das markige Auftreten ihres jugendlichen, thatkräftigen Erben in ſeinen raſch aufeinanderfolgenden bedeutſamen Momenten mit Bild und Wort begleitete, ſo wird es auch fernerhin ſich beeifern, allen Intereſſen gerecht zu werden, die unſer geliebtes Vaterland bewegen. Es wird aber ſeine Blicke fortgeſetzt auch hinaus in die Fremde richten, das Bemerkenswerte aus allen Weltteilen in ſeinem Rahmen zu vereinigen beſtrebt ſein, immer jedoch in deutſchem Geiſt und deutſchem Sinne. Er beſeelt denn auch die beiden Novellen, mit denen wir unſeren neuen einunddreißigſten Jahrgang eröffnen, wenngleich den Schauplatz beider die Fremde bildet.

„Jenſeits des Grabes“ von Leo Warren

behandelt aufregende Vorgänge, wie ſie in den nächſten Umgebungen eines Königshofes nur zu einer Zeit ſich abſpielen konnten, in welcher das wachende Auge des Geſetzes noch nicht die heutige Schärfe beſaß. Aber gerade der eigenartige Charakter dieſer Zeit, durch intereſſante Randzeichnungen von geübter Künſtlerhand noch in helleres Licht gerückt, verleiht auch den Einzelheiten der ſpannenden Darſtellung einen beſonderen Reiz.

„Nubia“ von Richard Voß

ſchildert die Geſchicke eines für ſeine Ideale begeiſterten deutſchen Künſtlers innerhalb der noch von einem urwüchſig phantaſtiſchen Leben erfüllten römiſchen Campagna und läßt die Gegenſätze zwiſchen den Anſchauungen und Empfindungen des romaniſchen und germaniſchen Stammes, ſowie die Konflikte, die aus einer bedenklichen Berührung dieſer Gegenſätze erwachſen, in feſſelndſtem Lichte erſcheinen.

Eine niedliche Erzählung von **Heinrich Landsberger** unter dem Titel „Irrrl“, der in charakteriſtiſcher Weiſe das Geräuſch eines raſch aufgeklappten Fächers vergegenwärtigt, iſt ſchon in den beiden erſten Nummern zu Ende geführt und wird in ähnlichen knapp gehaltenen Novelletten ſeine ſicherlich willkommene Nachfolge finden.

Im Uebrigen ſind für den Anſchluß an die vorgenannten trefflichen Werke die nachſtehenden nicht minder bedeutungsvollen Romane und Novellen vorgeſehen:

„Jonel Fortunat“ von **Marco Brociner.** — **„Harte Herzen“** von **Anton Freiherrn von Perfall.** — **„Felicitas“** von **Robert Waldmüller.** — **„Die Heldenwitwe“** von **Karl Theodor Schultz.** — **„Zwei Menſchen“** von **Klaus Zehren.** — **„Unglückſelige Theeſtunden“** von **Hans Wachenhuſen.** — **„Prometheus“** von **Ludwig Ganghofer.** — **„Das Gedicht“** von **A. G. von Suttner.** — **„Die Platoniſchen“** von **Eugen Salinger.** — **„Lucifer“** von **F. v. Kapff-Eſſenther.** — **„Ihre ſchöne Mama“** von **Adelheid Weber.** — **„Im alten Schloß“** von **Karl Hecker.**

Auf die Schönheit der künſtleriſchen Ausſtattung wird nach wie vor volle Aufmerkſamkeit verwendet, und ebenſo werden wir wie bisher fortgeſetzt bemüht ſein, durch anziehende Aufſätze über alle möglichen wiſſenswerten Gegenſtände, reichhaltige, ſorgſam ausgewählte Notizblätter, erheiternde Gaben der frohen Laune, Rätſel, Spiele, Beſcheide in der Briefmappe ꝛc. allen gegründeten Wünſchen beſtens gerecht zu werden. So beginnen wir denn das vierte Jahrzehnt des Beſtehens von „**Ueber Land und Meer**“ in der frohen Zuverſicht, daß es ihm gegönnt ſein möge, das ſchöne Band zwiſchen unſerer mit größter Sorgfalt gepflegten Zeitſchrift und der deutſchen Leſewelt in Nähe und Ferne immer feſter zu knüpfen.

Der einunddreißigſte Jahrgang von „Ueber Land und Meer“ (Oktober 1888/89) erſcheint wieder als

Haupt-Ausgabe in Wochen-Nummern von mindeſtens 2½ Bogen oder 20 Seiten größtes Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 3 Mark durch den Buchhandel, oder 3 Mark 50 Pf. durch die Poſt bezogen;

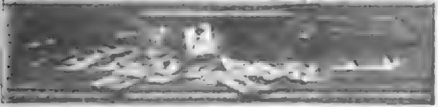
Haupt-Ausgabe in vierzehntägigen Heften von je mindeſtens 5 Bogen größtes Folio in illuſtrirtem Umſchlag (jährlich 26 Hefte) zum Preis von 50 Pfennig pro Heft;

Künſtler-Ausgabe auf feinſt Velinpapier mit jährlich 8 **Extra-Kunſtbeilagen** in Wochen-Nummern von mindeſtens 2½ Bogen größtes Folio in Umſchlag zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 6 Mark.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Briefmappe.



[illegible] Weiſel und Ernſt [illegible] und Novellen und Andere [illegible] großen Streifen Bildern und deren Tag widerſpiegeln, der daheim geſellſchaftlichen Bildung. [illegible] Unſere Literaturberichte [illegible] Aufſchluß. [illegible] Titel iſt [illegible] Werk über dieſen Gegenſtand im Verlag von Fr. Schmidt, Berlin, erſchienen und zum Preis von 10 Mark durch die Buchhandlung zu beziehen.

A. L. in St. Petersburg. [illegible]

Eine treue Weinberger Abonnentin. Das gäbe eine überlange Liſte. [illegible]

[illegible]

Theaterſtückdichter in [illegible]

[illegible]

[illegible]

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

[illegible]
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., Charlottenſtraße 11;
Budapeſt: Moritz Reich [illegible]
München: Fritz Schwarz, [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Jenſeits des Grabes, Novelle von [illegible] — [illegible], Gedicht von Otto Baiſch. — [illegible]

[illegible]

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Moſſe Annoncen-Expedition [illegible]

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M. [illegible] Reichswährung. [illegible]

Gleichzeitig mit dieſer Nummer wurde ausgegeben die Nummer 1 des

ſiebenzehnten Jahrgangs der

„Deutſchen Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer".

Abonnementspreis:

in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich

in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

[illegible] und beliebter deutſcher Romanſchriftſteller eröffnet:

Camilla, Roman in einem Bande von Ernſt Eckſtein

[illegible]

Der Weg zum Glück, Roman in drei Bänden von Robert Byr

[illegible]

Für den weiteren Verlauf des Jahrgangs beſtimmen wir bereits die nachſtehenden [illegible] Romane:

Im Banne [illegible], [illegible] **Der älteſte Sohn**, ein Band, von **Moritz von Reichenbach**, **Im Regiment**, ein Band von [illegible], **Unter deutſchen Palmen**, zwei Bände von [illegible], [illegible], zwei Bände, von [illegible], **Schatten**, zwei Bände, von [illegible], **Anonym**, ein Band von [illegible]

[illegible]

[illegible] „Ueber Land und Meer" beſtellt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Norddeutſcher Lloyd

Poſt- und Schnelldampfer
zwiſchen **Bremen** und
Newyork
Braſilien
Oſtaſien
Baltimore
La Plata
Auſtralien

Proſpekte verſendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutſchen Lloyd.

Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen

iſt die „Illuſtrirte Frauen-Zeitung". Dieſelbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern [illegible] gewerbliches, Wirtſchaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, ſodann viele künſtleriſch ausgeführte Illuſtrationen und enthält endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, [illegible] Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illuſtrationen, ſo daß die Zahl der letzteren an 2000 jährlich heranreicht. Kein anderes illuſtrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutſchlands, kann nur entfernt dieſe Zahl aufweiſen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 48 große farbige Modenbilder, alſo jährlich [illegible] Beigaben, und koſtet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oeſterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngaſſe 3.

„Wir kennen keine [illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

„Liederquell".
251 [illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

Buchführung!
Gratis [illegible] Heft 1.
Gründliche Ausbildung brieflich in einfacher, [illegible] doppelter Buchführung [illegible]
[illegible] Berlin SW. 48.

Ernſt Hartmann, Strumpffabrik
Chemnitz — Sachſen
[illegible]
Damenſtrümpfe und Herrenſocken.
[illegible] gratis und portofrei.

Emil [illegible], Hamburg.
[illegible] Japan-Waren, Japan-Kunſt- [illegible] und Japan-Altertümern.

Dresdener Velocipedfabrik [illegible]
Dreiräder, Zweiräder [illegible]

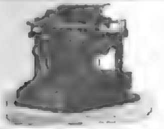
20 Pf. Jede Nr. Muſikaliſche Univerſal-Bibliothek!
[illegible]
Druck, ſtark Papier. [illegible] Felix Siegel, Leipzig [illegible]

Märchen, Fabeln, Jugendſchriften etc.
[illegible]
Ausführl. Kataloge [illegible] gratis u. franko durch jede Buchhandlung [illegible] Ambroſius Abel in Leipzig, [illegible]

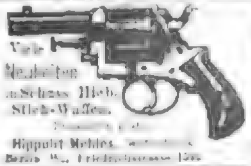
Geſchäftshaus für Damenmoden
Aug. Polich Leipzig
verſendet an Private:
Sämtliche Neuheiten
in
Kleiderſtoffen und Konfektion
für die
Herbſt- und Winterſaiſon
ſind eingetroffen.
Proben und Kataloge poſtfrei!

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon,

Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.



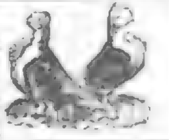
Remington
Schreibmaſchine
[illegible]
Glogowski & Sohn,
Berlin
[illegible]



Hippolyt Mehles, [illegible]
Berlin W., Friedrichstraße 159.

[illegible]
Kautſchukſtempel
Maurer & Thieme,
Berlin S., [illegible] 10
[illegible] gratis und franko.

Geflügelbörſe.



[illegible]

Transportable Dampfwinden und Fördermaſchinen,
Dampfkrähne, Perſonen- und Laſten-Fahrſtühle
[illegible]

Menck & Hambrock, Ottenſen bei Altona.

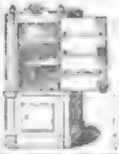
BUCHFÜHRUNG
[illegible]

[illegible]
Rich. Wusner, Freiberg
[illegible]

[illegible]

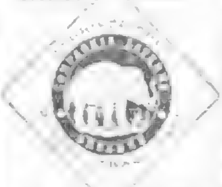
[illegible]

Schladitz & Bernhardt,
Dresden.



Stahlpanzer-
Geldschränke
[illegible]

Compagnie Laferme
Dresden Berlin



Petersburg Riga, Moskau
[illegible]

Serien-Loos-Geſellſchaft.
[illegible]
Julius Weil,
Bankgeschäft,
München.

Gegen Blutarmut!

[illegible]
Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.
[illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

[illegible]

Champagner

Aug. Grote & Co.,
Frankfurt a. Main.
[illegible]

* SECT *
[illegible]

Garantirt
Süd-Weine.
[illegible]
21 Mark.
Ernst Philip, Hamburg.

Cognac
[illegible]
bei gleicher Güte bedeutend
billiger als französischer.
[illegible]

[illegible]

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
[illegible]

Chemische Wasch-Anstalt
[illegible]
Herren & Damen Garderobe
[illegible]
Charlottenburg [illegible]

Kurbedürftige
[illegible]

Enthaarungsmittel — Depilatorium
[illegible]

[illegible]

Rheinwein.
[illegible]
Weißwein,
[illegible]
Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rhein.

CACAO-VERO.
[illegible]
Cognac.
[illegible]

HARTWIG & VOGEL
Dresden

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER
[illegible]
M. Beetham & Son, Cheltenham, England.
[illegible]
Paul Heinrich, [illegible]

Pain-Expeller
[illegible]
F. Ad. Richter & Cie.
[illegible]

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
[illegible]
Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren
werden
bereitwilligst zurückgenommen
und umgetauscht.

Herren-Anzüge.

Nr. 150. **Anzug** aus gutem, reinwollenem, dunkelgemustertem Buckskin. Vorräthig: dunkelbraun und dunkelgrau.

Jaquet mit wollenem Atlasfutter, 2 Seiten-, 1 Billet- und je 1 inneren und äusseren Brusttasche. M. 20.—.
Beinkleid . . . . „ 11.75.
Weste, vollständig gefüttert mit 3 äusseren und 1 inneren Tasche . . . . 6.75.

Nr. 153. **Anzug** aus gutem, schwerem gezwirnten Winter-Buckskin, sehr haltbar. Vorräthig braunmelirt und graumelirt.
Jaquet | wie zu Nr. 150 | M. 22.50.
Beinkleid | | „ 12.75.
Weste | | „ 7.—.

Nr. 155. **Anzug** aus feinem, dunkelgemustertem Velour, elegant u. sehr warm. Vorräthig dunkelgrau und dunkelbraun.
Jaquet | wie zu Nr. 150 | M. 26.—.
Beinkleid | | „ 14.—.
Weste | | „ 7.25.

Herren-Anzug.

Grössenangabe:

Grösse	Brustumfang	Hintere Länge der Jaquets	Schrittlänge der Beinkleider
Grösse I.	88 Cm.	72 „	73 „
Grösse II.	92 Cm.	74 „	80 „
Grösse III.	96 Cm.	76 „	82 „
Grösse IV.	100 Cm.	78 „	82 „
Grösse V.	104 Cm.	80 „	84 „
Grösse VI.	[illegible]	82 „	84 „
Grösse VII.	112 Cm.	84 „	84 „

Der Brustumfang wird auf der Weste unter den Armen hindurch über Brust und Rücken und die hintere Länge der Jaquets von der Kragennaht ab gemessen.

Schrittlänge ist innere Beinlänge.

Hausjoppe.

Nr. 158. **Anzug** aus feinem Winter-Cheviot von reiner Wolle, höchst modern und elegant. Vorräthig braun, modefarben und marengo.
Jaquet | wie zu Nr. 150 | M. 25.75.
Beinkleid | | „ 15.75.
Weste | | „ 7.50.

Nr. 162. **Anzug** aus feinem, schwarzem reinwollen. Kammgarn (schwere Waare). Jaquet und Weste mit seidener Borde eingefasst.
Jaquet | wie zu Nr. 150 | M. 27.75.
Beinkleid | | „ 16.50.
Weste | | „ 8.—.

Nr. 129. **Hausjoppe** aus reinwollenem marineblauen, kräftigen Stoff, mit Satin-Aermelfutter, Gummizug u. 4 äusseren Taschen. Leichte elegante Hausjoppe (sogen. Radetzky-Joppe) . . . M. 14.75.

Nr. 132. **Hausjoppe** aus reinwollenem echt blauen Serge mit reinwollenem hellgrauen Lama durchweg gefüttert und mit Gummizug. Sehr bequemes Kleidungsstück . . . . . M. 20.50.

Muster aller Stoffe und ausführliches Preisverzeichniss über *Herren-Bekleidungs-Gegenstände* versenden wir unberechnet und portofrei.

Winter-Ueberzieher für Herren.

Vorräthig in 7 Grössen.

Nr. 205–216.

Nr. 220.

Nr. 205. **Ueberzieher**, einreihig, aus gutem, reinwollenem Eskimo, mit reinwollenem Futter, verdeckten Knöpfen und Seiden-Sammetkragen. Vorräth.: dunkelblau u. dunkelbraun M. 32.50.

Nr. 212. **Ueberzieher**, einreihig, aus dunkelbraunem, reinwollenem Doppel-Cheviot, mit Wollatlasfutter, Seiden-Sammetkragen u. verdeckten Knöpfen. Bis oben herauf zu schliessen. Elegant und dauerhaft . . . . M. 40.75.

Nr. 210. **Ueberzieher**, einreihig, aus feinem, reinwollenem Eskimo, mit gutem Kammgarnfutter, Seiden-Sammetkragen und verdeckten Knöpfen. Vorräthig: schwarz, dunkelblau und dunkelbraun . . . . M. 41.50.

Nr. 213. **Ueberzieher**, einreihig, aus feinem, reinwollenem Castor-Eskimo, mit gutem Kammgarnfutter, Seiden-Sammetkragen und verdeckten Knöpfen. Vorräthig: dunkelblau und dunkelbraun . . . . M. 48.—.

Nr. 216. **Ueberzieher**, einreihig, aus feinstem, reinwollenem Eskimo in schmalem Diagonal-Muster, mit gutem Kammgarnfutter, Seiden-Sammetkragen und verdeckten Knöpfen. Vorräthig: dunkelblau und dunkelbraun . . . . M. 50.50.

Nr. 220. **Ueberzieher**, zweireihig, aus reinwollenem Ratiné, mit Woll-Satinfutter und Seiden-Sammetkragen. Sehr praktischer Ueberzieher. Vorräthig: indigoblau und braun . . . . . . M. 38.—

Herren-Schlafröcke.

klein	mittel	gross	extragross
110	125	130	[illegible] lang

Stoffproben versenden wir unberechnet und portofrei.

Nr. 20, 24. Nr. 21, 27. Nr. 31, 30, 32, 36.

Nr. 20. **Guter Ratiné mit breitem Ueberschlag**, bis oben zu knöpfen. Vorräthig: grau mit marineblauer und modebraun mit modebrauner Einfassung . . . . M. 13.—.

Nr. 22. **Guter glatter Double**, in schwerer Qualität mit breiten Aufschlägen. Vorräthig: grau mit marineblauer und modebraun mit brauner Einfassung . . . . M. 17.50.

Nr. 24. **Guter Velour m. farbigen Aermelaufschlägen und breitem Ueberschlag**, bis oben zu knöpfen. Sehr eleganter Schlafrock. Vorräthig: grau mit marineblauer, grau mit dunkelgrüner und modebraun mit brauner Einfassung . . . M. 19.75.

Nr. 27. **Feiner, sehr eleganter glatter Satin mit farbigen Tuchklappen und Aufschlägen.** Vorräthig: grau mit grauer, grau mit cardinal und modebraun mit brauner Einfassung . . . . . M. 24.50.

Nr. 29. **Prima Double-Velour** (extra schwer). **Breite, mit seidener Schnur besetzte Einfassung von farbigem Seidenplüsch.** Vorräth.: dunkelmodebraun mit brauner u. grau mit rother Einfassung M. 29.75.

Nr. 30. **Feiner weicher Velour** mit glatter (nicht langhaariger) Rückseite u. breit. Tucheinfassung. Sehr eleganter, bis oben zu schliessender Schlafrock. Vorräthig: modebraun mit brauner und grau mit marineblauer Einfassung M. 33.—.

Nr. 33. **Feinster weicher Velour mit carrirter Rückseite. Breite, mit seidener Schnur besetzte Einfassung von farb. Seidenplüsch.** Vorr.: modebraun mit oliv u. grau m. marineblauer Einf. M. 41.50.

Nr. 36. **Hochelleganter Schlafrock von farbigem, gestreiften und gemusterten Plüsch mit rothem Wollfutter. Breite, mit seidener Schnur besetzte seidene Einfassung.** Vorräth.: braun mit brauner und oliv mit oliv Einfassung . . . . M. 52.50.

Alle Schlafröcke sind mit wollener Taillenschnur versehen. Die Schlafröcke Nr. 20, 22, 24, 27, 29 und 30 liefern wir **auf besonderes Verlangen mit farbigem Flanellfutter, wodurch ein Preisaufschlag von M. 6.—** für jeden Schlafrock eintritt.

Kaisermäntel u. Havelocks.

Vorräthig in 7 Grössen.

Kaisermantel.

Havelock.

Nr. 231. **Kaisermantel**, zweireihig, aus starkem, wetterfestem Loden, mit warm gefütterten Muff-taschen, Aermelfutter und Steinnussknöpfen. Vorzüglich bei Reisen im offenen Wagen, wie auch bei nassem Wetter. Vorräthig: rehbraun und dunkelbraun . . . . M. 35.—.

Nr. 234. **Kaisermantel**, zweireihig, aus weichem, wollenem Diagonal-Cheviot-Loden, mit warm gefütterten Mufftaschen, Aermelfutter und Steinnussknöpfen. Wetterfest und elegant, sowohl für Reise als Stadtgebrauch. Vorräthig: marengo und braunmelirt . . . . M. 40.50.

Nr. 235. **Havelock-Mantel** mit voller (ringsherum reichender) Pelerine aus braunem, reinwollenem Diagonal-Cheviot, ohne Aermel. Pelerine mit Wollatlas gefüttert; Steinnussknöpfe. Zum Reise- und Stadtgebrauch gleich empfehlenswerth M. 28.—

Nr. 236. **Havelock-Mantel** mit voller (ringsherum reichender) Pelerine aus feinem, braunem, reinwollenem Velour-Cheviot, ohne Aermel. Pelerine mit wollenem Zanella gefüttert; Büffelhornknöpfe. Sehr elegant, weich und warm . . . . M. 41.75.

Nr. 239. **Havelock-Mantel** mit voller (ringsherum reichender) Pelerine, aus braunem, reinwollenem, dickem Jäger-Loden, ohne Aermel. Pelerine mit Wollatlas gefüttert; Büffelhornknöpfe. Ausserordentlich praktischer, warmer und dauerhafter Kleidungsstück . . . . . M. 45.—.

Nr. 240. **Havelock-Mantel** mit voller (ringsherum reichender) Pelerine, aus reinwollenem, feinstem dunkelgrauen Duffel, ohne Aermel. Pelerine mit wollenem Zanella gefüttert. Höchst eleganter und warmer Mantel . . . . . M. 50.50.

Winterjoppen.

Vorräthig in 7 Grössen.

Nr. 250. **Joppe**, einreihig, aus dunkelgrauem Duffel, mit Steinnussknöpfen; als Haus- oder Bureaurock gleich praktisch . . . . M. 10.50.

Nr. 253. **Joppe**, einreihig, aus reinwollenem Diagonalloden, mit Steinnussknöpfen, als warme und dauerhafte Joppe besonders zu empfehlen. Vorräthig: modefarben und dunkelbraun M. 13.75.

Winterjoppen.

Vorräthig in 7 Grössen.

Nr. 257. **Joppe**, zweireihig, aus reinwollenem, starkem Lodenstoff, mit Steinnussknöpfen und gefütterten Aermeln. Starkes, praktisches Kleidungsstück, bei jedem Wetter verwendbar. Vorräthig: mittelbraun und dunkelbraun . . M. 20.50.

Nr. 258. **Joppe**, zweireihig, aus dunkelbraunem, gemustertem, gutem wollenen Cheviot-Loden mit Aermelfutter und echten Hirschhornknöpfen. Ausserordentlich haltbar und praktisch M. 31.50.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Extra-Kunſtbeilage zu dieſer Nro. 1: „Die Reiſe ins Leben". Typograph. Kunſtdruck in 7 Farben. Nach einem Paſtell von Prof. J. Koppay.

Über Land und Meer.

Nº 2.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Jenſeits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

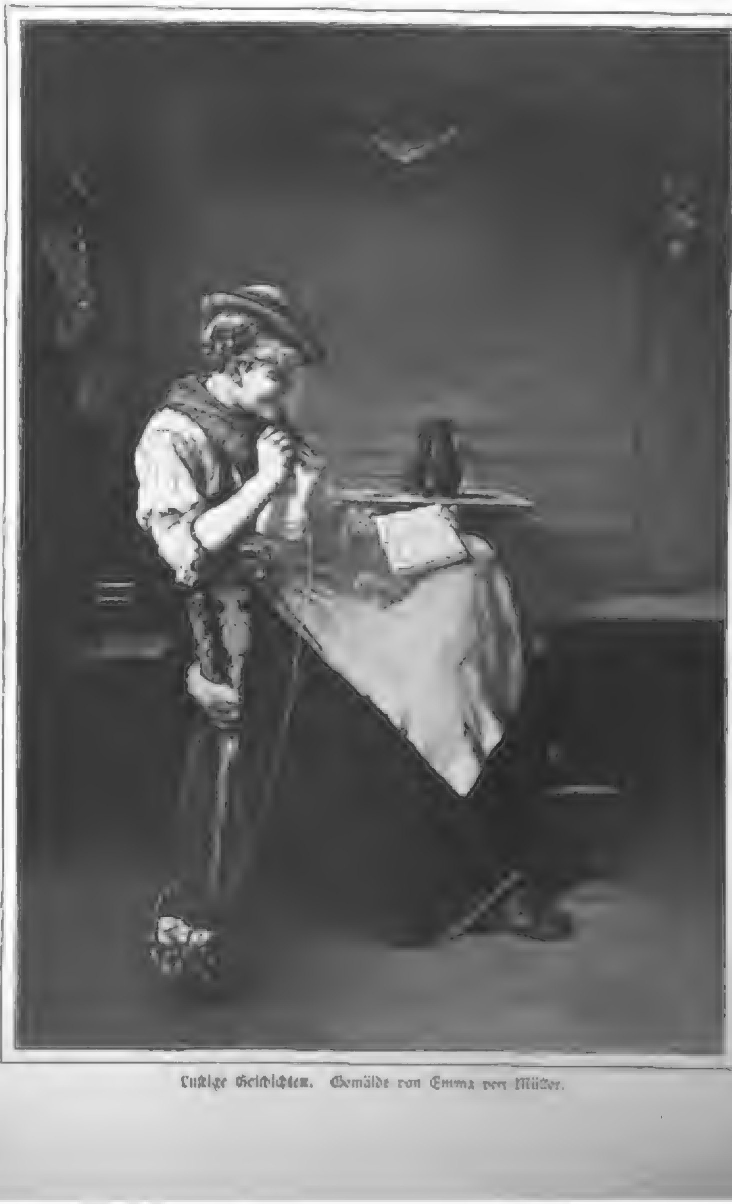
Mit Originalzeichnungen von F. Wahle.

(Fortſetzung.)

Leichte Schritte nahten eilig vom Eingang des Parkes her, lauſchend beugte ſich Edmée vor, ihre Augen ſtrahlten, ihr Buſen wogte unruhig, lieblich erglühten ihre Wangen. — Im nächſten Augenblick erſchien der Chevalier René von Malville in dem Eingang der ſchattigen Rotunde, vom Sonnenlicht beſtrahlt, wie ein lichtes Bild in dem dunklen Rahmen der grünen Hecken. Er war ein hoch und ſchlank gewachſener junger Mann von zwanzig Jahren, ſein Geſicht mit ſtolzen, kühnen Zügen und den feurig blitzenden Augen war gebräunt von der Luft des Meeres und der Sonne ferner Zonen. Die leichte, kleidſame Marineuniform hob ſeinen ſchlanken, kräftigen Wuchs vorteilhaft hervor, und das volle, dunkle Haar fiel leicht gepudert in natürlichen Locken über ſeinen Nacken herab. Als er Edmée an der Seite eines Mannes erblickte, deſſen Hand ſie zärtlich in der ihrigen hielt, blieb er wie erſtarrt ſtehen, ein drohender Blitz flammte aus ſeinen Augen, und die Rechte legte ſich an den Griff ſeines Degens.

Aber ſchon war Edmée aufgeſprungen und zu ihm hingeeilt. Sie nahm ſeinen Arm, um ihn in die Rotunde zu ziehen, und rief:

„Kommen Sie, René, kommen Sie; alles wird gut werden! Sie kennen Herrn von Thermigny nicht, er iſt mein Freund, mein beſter, mein treueſter Freund, er wird auch der Ihrige ſein. Ich habe ihm alles geſagt, er wird



Luſtige Geſchichten. Gemälde von Emma von Müller.

für uns ſprechen, kommen Sie, danken Sie ihm. Ich fürchte nichts mehr, wenn er uns beſchützt, wenn er unſere Sache bei meinem Vater führt."

Alphonſe hatte ſich erhoben. Auf ſeinem bleichen Geſicht lag ruhige, ernſte Reſignation. Mit ſtrengen, prüfenden Blicken ſah er den jungen Seeoffizier an, den er bisher unter ſeinen Kameraden kaum beſonders beachtet hatte, aber das Ergebnis ſeiner Beobachtungen mußte kein ungünſtiges ſein, denn der Ausdruck ſeines Geſichts wurde milder, und eine traurig wehmütige Freundlichkeit ſchimmerte in ſeinen Augen auf.

Der Chevalier von Malville näherte ſich in ungezwungener Haltung, welche trotz ihrer ſeemänniſchen Freiheit die eleganten Formen der vornehmen Welt bewahrte, dem älteren, ernſten Mann, den Edmée als den Beſchützer ihrer Liebe bezeichnete, ſtreckte ihm ehrerbietig ſeine Hand entgegen und ſagte:

„Ja, mein Herr, ich liebe Edmée, und ſie hat mich durch die Erhörung meiner Liebe zum glücklichſten Menſchen gemacht. Wohl fühle ich, daß es unwürdig iſt, unſere Liebe hier in dem gaſtfreien Hauſe ihres Vaters mit dem Schleier des Geheimniſſes zu bedecken; aber, mein Herr," fuhr er errötend fort, „ſo freudig ich bereit wäre, meinen letzten Blutstropfen im Kampf um meine Liebe einzuſetzen, ſo ſehr fürchte ich das Bekenntnis derſelben; denn der Herr Graf von Germancey könnte den Verdacht hegen, daß der arme junge Offizier nur um die Hand der reichen Erbin werbe, und ein ſolcher Verdacht wäre zu erniedrigend, jede Andeutung desſelben müßte ich als die tödlichſte Beleidigung betrachten. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, mein Herr, daß ich Edmée ebenſo lieben würde, wenn ſie arm wäre wie ich, und daß ich jeder Gefahr trotzen werde, um mir eine Stellung zu erringen, die mich ihrer würdig macht."

Langſam legte Alphonſe ſeine Hand in die des Chevaliers.

„Mein Herr," ſagte er, „ich hatte bis jetzt nicht die Ehre, Sie näher zu kennen, und weiß kaum etwas von Ihren Verhältniſſen, Edmée aber, die ich kenne, kann keine Wahl treffen, die ihrer unwürdig wäre. Da ich Edmées Freund bin," fuhr er mit einem wunderbar wehmütigen Lächeln fort, „muß ich

ſo wohl auch die Neigung [illegible] und das Vertrauen rechtfertigen, [illegible] Ich werde mit dem Grafen ſprechen, [illegible] voraus; aber rechnen Sie auf meinen ganzen Einfluß dafür, daß er, wenn die Prüfung ihn befriedigt, Ihre Wünſche erfüllen möge."

Mit einem Ruf des Entzückens ſchmiegte ſich Edmée an Alphonſe, und ehe er es verhindern konnte, hatte ſie ihre Lippen auf ſeine Hand gedrückt.

Der Chevalier dankte ihm in herzlichen Worten.

„Was geſchehen kann, muß ſogleich geſchehen," ſagte Alphonſe; „das Geheimnis, das auch fremde Blicke ſo leicht durchdringen können, ziemt ſich nicht für die Tochter dieſes Hauſes und hat ſchon zu lange gedauert. In dieſer Stunde iſt der Graf allein, ich werde ſogleich zu ihm gehen und für Sie ſprechen; folgen Sie mir nach einiger Zeit, ich hoffe, daß alles glücklich enden wird."

Den entzückten Dank der jungen Leute mit freundlichem Ernſt abwehrend, ging er feſten Schrittes dem Schloſſe zu. Gott, der von der Höhe des Himmels in die Herzen der Menſchen blickt, ſah allein, was in ihm vorging.

Edmée ſank hold errötend in die Arme des Chevaliers, und lange ſaßen ſie, leiſe mit einander flüſternd, die Hände verſchlungen, neben dem rieſelnden Quell, umrauſcht von den hohen Wipfeln, durch deren leiſe zitternde Blätter der Hauch des Windes ihnen den Gruß einer lichten, glückſeligen Zukunft entgegenzutragen ſchien.

Der Graf war ſchmerzlich betroffen durch die Mitteilung, welche Alphonſe ihm mit ruhig heiterer Miene machte. Auch ſeine Hoffnungen, die er für faſt ſchon erfüllt hielt, waren zertrümmert, und die unbefangene Ruhe, mit welcher Alphonſe ihm das Unerwartete mitteilte und ſich zum Fürſprecher der Liebe der beiden jungen Leute machte, bewies ihm, daß jene Hoffnungen ſich dennoch niemals hätten verwirklichen können. Unwillig wollte er jeden Gedanken an eine Verbindung ſeiner Tochter mit dem unbekannten jungen Offizier zurückweiſen, aber Alphonſe ſprach ſo warm und lebhaft für ſeine [illegible], daß, als dieſe endlich zum Schloſſe zurückkehrten und Edmée ſchüchtern und zagend den Chevalier zu ihrem mit Alphonſe auf der breiten Terraſſe auf und nieder gehenden Vater führte, dieſer den jungen Offizier freundlich empfing und ſogleich, über die peinliche Erörterung leicht hinweggehend, ihn ausführlich über ſeine Familienverhältniſſe befragte. Die offenen, freien und rückhaltloſen Antworten des jungen Seemannes ſchienen den Grafen zu befriedigen; er reichte ihm die Hand und verſprach ihm bald eine endgiltige Entſcheidung, welche nach ſeiner freundlichen Miene die Liebenden voll Hoffnung erwarteten.

Bald darauf kam der Kapitän. Der Graf hatte eine lange Unterredung mit ihm, und das Ergebnis derſelben war, daß er den Chevalier von Malville und ſeine Tochter zu ſich beſchied und ihrer Liebe ſeinen väterlichen Segen erteilte.

Das Schiff war inzwiſchen neu ausgerüſtet und zu einer Fahrt nach den Kolonien beſtimmt. Der Graf ſchlug dem Chevalier vor, ſeinen Abſchied zu nehmen und in Boncourt zu bleiben; allein der junge Mann fand es unwürdig, in einem Augenblick, in welchem der Dienſt ihn rief, zurückzutreten, und bat, die Expedition, welche etwa ein Jahr dauern konnte, noch mitmachen zu dürfen. Er hoffte ſich bei derſelben auszeichnen und wenigſtens zu beweiſen, daß er des Vermögens ſeiner künftigen Gemahlin nicht bedürfe, um ſich eine ihrer würdige Stellung zu erringen. [illegible] Edmée doch in ſtolzer Freude bei dieſem Entſchluß ihres Geliebten, und auch der Graf gab freudig bewegt ſeine Zuſtimmung zu demſelben. Er fand darin einen neuen Beweis, daß der Chevalier wirklich ſeiner Tochter wert ſei und daß er die Zukunft ſeines einzigen Kindes vertrauensvoll in die Hände dieſes jungen Mannes legen könne. Ein Jahr ging ſo ſchnell vorüber, beide waren noch ſo jung. So wurde denn die Verlobung nur im engeren Familienkreiſe gefeiert und beſtimmt, daß inzwiſchen alles vorbereitet werden ſolle, um das junge Paar in einem Flügel des Schloſſes von Boncourt zu inſtallieren, wenn der Chevalier nach einem Jahre zurückkehren werde, nachdem er ſich die Epauletten eines Flottenkapitäns errungen habe.

Nur wenige Tage noch blieben die Seeoffiziere in Paris, und dieſe vergingen dem Chevalier und Edmée in einem ſüßen Rauſch des Glückes, der durch die leiſe Wehmut, mit welcher der Gedanke an die Trennung die Herzen erfüllte, faſt noch einen höhern Reiz erhielt.

Alphonſe erſchien täglich in Boncourt; er beſaß die ſtolze und edle Kraft, ſein Opfer ganz und voll zu bringen und nichts von dem Schmerz, den er niederzukämpfen beſchloſſen hatte, in ſeinen Blicken und Mienen erſcheinen zu laſſen, wie denn alle großen und edlen Herzen ihre Freude und ihr Glück über alle Welt ausgießen möchten, während ſie ihr Leid eiferſüchtig in den geheimſten Tiefen ihrer Seele verbergen. In ähnlicher rührender Weiſe bewieſen die jungen Leute ihm ihren Dank.

Er begleitete Edmée nach Havre, als der Tag des Abſchieds gekommen war; er ſtand neben ihr auf dem Bollwerk des Hafens, als das ſtolze Schiff mit ſchwellenden Segeln in das Meer hinausfuhr, mit ſeinen donnernden Kanonen der Küſte des Vaterlandes den Abſchiedsgruß zurufend; er ſprach dem leiſe weinenden Mädchen Mut und frohe Hoffnung des glücklichen Wiederſehens zu, als er, neben ihr im Wagen ſitzend, ſie nach Boncourt zurückführte.

II.

Es folgte eine ſtille Zeit auf dem Schloß von Boncourt. Der Graf von Germancey fuhr nach wie vor ein- oder zweimal in der Woche nach Verſailles, um ſich dem König vorzuſtellen, welcher die Mitteilung von der Verlobung Edmées mit dem Chevalier ſehr gnädig aufgenommen hatte; denn Ludwig XVI. ſah es gern, wenn die ärmeren jüngeren Söhne vornehmer Häuſer ſich mit reichen Erbinnen verbanden, um neue glänzende Zweige alter Familien zu gründen. Die Freunde des Grafen aus den gelehrten und literariſchen Kreiſen in Paris beſuchten ihn wie früher, aber das fröhliche Getümmel glänzender Geſellſchaften kehrte nicht wieder in die Säle des Schloſſes zurück.

Edmée war ſtill und träumeriſch, aber glücklich und hoffnungsvoll; ſie zählte die Tage, welche langſam nach einander verſchwanden und die Zeit bis zu dem ſehnſuchtsvoll erwarteten Wiederſehen allmählich mehr und mehr abkürzten. Sie überwachte ſelbſt die Ausſchmückung der Räume, welche ihr und dem Geliebten zur Wohnung dienen ſollten, und war unermüdlich [illegible] einzelnen Tage gethan, und in ihren Aufzeichnungen den Beweis zu finden, wie ſie immer und immer nur an ihn gedacht habe.

Einigemale kamen auch durch die zu jener Zeit noch ſo ſchwierigen und ſeltenen Seeverbindungen Briefe von ihm aus fernen Gegenden, welche ihr die glühendſten Liebesgrüße, Worte froher Hoffnung und ausführliche Schilderungen der Erlebniſſe ihres Geliebten brachten. Die Lektüre dieſer Briefe gewährte ihrem ſehnſuchtsvollen Herzen glücklichen Troſt, und ſie ſendete ihre Antworten durch die Vermittlung des Marineminiſters ab, freilich ohne die Sicherheit, daß dieſelben jemals in die Hände deſſen gelangen würden, für den ſie beſtimmt waren.

Alphonſe kam ebenſo oft wie früher; er hatte ſich darein ergeben, ſein künftiges Leben von dem kühlen Schatten der Reſignation bedeckt zu ſehen und in der Arbeit und dem Streben eines edlen Ehrgeizes den Erſatz für die geknickte Blüte ſeines Herzens zu finden. Er hörte es freundlich und ruhig an, wenn Edmée nicht müde wurde, mit ihm von dem fernen Geliebten zu ſprechen; er gab ihr ſeinen Rat für die künſtleriſche Ausſchmückung ihrer Wohnung, und wenn ihm auch ſchmerzliche Wehmut das Herz zuſammenſchnürte, ſo empfand er doch eine ſtolze Freude und eine edle Befriedigung in dem Gedanken, das Glück derjenigen begründet zu haben, welche er niemals zu lieben aufhören konnte.

Der Winter ging vorüber, die Knoſpen des Frühlings öffneten ſich wieder unter den wärmeren Sonnenſtrahlen, immer näher rückte der Augenblick, welcher Edmées Herzen die heißerſehnte Wonne des Wiederſehens bringen ſollte. Da kam eines Morgens Alphonſe bleich und verſtört nach Boncourt. Lange blieb er mit dem Grafen in deſſen Kabinet eingeſchloſſen, und endlich ſuchten beide mit finſteren Mienen und feuchten Augen Edmée auf, welche beſchäftigt war, für eine antike Statue, die ſie erworben, in den für ihren künftigen Gemahl beſtimmten Räumen den richtigen Platz zu ſuchen. Ganz glücklich eilte ſie ihrem Vater und ihrem Freunde entgegen, um deren Rat zu hören, aber erſchrocken fuhr ſie zuſammen, als ſie deren bleiche Geſichter ſah, und ein ahnungsvolles Grauen ließ ihr Herz erzittern. Der Graf ſchloß ſie in ſeine Arme und führte ſie in ihr Zimmer. Hier erfuhr das bebende Mädchen die furchtbare Nachricht, welche wie ein zerſchmetternder Wetterſtrahl alle keimenden Hoffnungsblüten ihres jungen Lebens zerſchlug. Bei dem Marineminiſterium war die Nachricht eingelaufen, daß das Schiff, auf welchem ſich René von Malville befand, auf einer Fahrt an den fernen Küſten während der Stürme der Tag- und Nachtgleiche gegen ein Felſenriff geſchleudert und zertrümmert worden ſei. Erſt nach einiger Zeit war das Unglück durch die an das Land getriebenen Ueberreſte des Schiffes und einige aufgefundene Leichen bekannt geworden; trotz aller Nachforſchungen hatte man keine Spur weiter entdeckt, und es konnte kein Zweifel mehr beſtehen, daß die ganze Beſatzung in den Wellen ihren Tod gefunden habe. Man hatte zwar nochmals eingehende Nachforſchungen an allen nahegelegenen Küſten befohlen, doch gab man ſich keiner Hoffnung hin, denn wenn auch nur irgend einer von der Schiffsmannſchaft ſein Leben gerettet haben würde, ſo hätte derſelbe, wenn er das Feſtland erreicht, längſt ſchon eine Kunde von ſeinem Daſein geben müſſen.

Edmée brach zuſammen wie eine geknickte Blume. Lange lag ſie bewußtlos; in heftigen Fieberphantaſien ſah ſie den Geliebten mit dem Tode in den ſchäumenden Wellen ringen; entſetzlich und herzzerreißend war der Jammer, mit welchem ſie ſich aus den Armen der Wärterin loszureißen ſuchte. Sie glaubte auf der Spitze eines hohen Felſens zu ſtehen und unter ſich den Todeskampf ihres Geliebten zu ſehen; ſie verfolgte ſeine Bewegungen mit wimmernden Klagelauten und wollte ſich ihm nach in die Tiefen des Meeres ſtürzen. Nur mühſam gelang es der Kunſt der Aerzte, ſie wieder herzuſtellen. Und als ihr Geiſt wieder frei wurde von den furchtbaren Fieberphantaſien, da folgte der wilden Verzweiflung eine ſtille, ruhige Ergebung, welche einen faſt noch ſchmerzlicheren Eindruck machte, ſo daß der Graf ſeine Tochter nicht anzuſehen vermochte, ohne daß ſeine Augen ſich mit Thränen füllten. Zuweilen zitterte ein Wort des bitteren Unmuts gegen das Schickſal, das den Chevalier von Malville auf den Lebensweg ſeines einzigen Kindes geführt hatte, um deren ganzes Lebensglück in ſeinem Jugendkeim ſo grauſam zu zerſtören.

Edmée gewann zwar ihre körperliche Geſundheit bald wieder, aber ihr früher ſo jugendfriſches, kindlich fröhliches Geſicht war kalt und ſtarr, ſo daß ſie in dem ſchwarzen Gewand und mit den Trauerſchleifen, die ihr Haupt umhüllten, einem Bilde des unheilbaren Schmerzes glich. Sie hatte das Zimmer, welches für ihren künftigen Gemahl beſtimmt geweſen war, mit ſchwarzem Flor verhüllen laſſen. Sie hatte nach einem kleinen Miniaturporträt, das der Chevalier ihr geſchenkt, deſſen lebensgroßes Bild anfertigen und in jenem Zimmer über einem Tiſch aufhängen laſſen, auf welchem ein Kruzifix und zwei geweihte Kerzen ſtanden. Täglich ſtellte ſie vor dieſem Bilde eine Schale mit friſchen Blumen auf und ſtundenlang lag ſie auf ihren Knieen in das Anſchauen des Geliebten verloren. Täglich ließ ſie in der Kapelle des Schloſſes eine Meſſe für ihn leſen und flehte inbrünſtig zu Gott für das Heil ſeiner Seele, deren irdiſche Hülle unbeſtattet in den Tiefen des Meeres ruhte.

Der Graf ſah all dieſen Jammer ſchwer bedrückten Herzens mit an; ſein Nacken beugte ſich, und ſichtbar erbleichte ſein bisher nur leicht ergrautes Haar. Alles, was ihn noch an das Leben feſſelte, erſtarb in dem Kummer ſeines Kindes, und auch ſein Geiſt wurde täglich finſterer und trüber.

Alphonſe brachte alle freie Zeit, die ihm ſeine Dienſtgeſchäfte übrig ließen, in Boncourt zu. Mit aller Kraft ſeiner edlen und treuen Seele widmete er ſich den Pflichten der Freundſchaft für das unglückliche Mädchen, deren Leben er einſt in ſeinen hoffnungsvollen Träumen mit allen Kränzen des Glücks hatte ſchmücken wollen. In inniger Dankbarkeit ſchloß ſich Edmée an Alphonſe an; er war es ja geweſen, der einſt die Sache ihrer Liebe vor ihrem Vater vertreten und dem auch René dafür dankbare Verehrung geweiht hatte. Während ſie ſelbſt ihres Vaters Gegenwart auswich und bei jeder noch ſo leiſen Anſpielung auf ihr Unglück ſchnell die Einſamkeit ſuchte, als ob jede Thräne ihr zu heilig ſei, um ſie vor fremden Blicken ſehen zu laſſen, ſprach ſie mit Alphonſe frei und offen von dem Verlorenen, und es ſchien ihr einen freundlichen Troſt und eine Erleichterung der Seele zu gewähren, in ſeine befreundete Seele ihren Schmerz auszuſchütten.

Alphonſe ſuchte mit kluger Vorſicht ganz allmählich ihre Gedanken von dem einen dunklen Mittelpunkt, den ſie beſtändig umkreiſten, loszulöſen und zunächſt das Intereſſe für die Künſte und die Wiſſenſchaft wieder bei Edmée zu wecken. Er regte in ihr den Gedanken an, den Platz an der Quelle im Park, an welchem ſie mit René zuſammengekommen war, zu einem Denkmal für den Verlorenen umzugeſtalten und in dieſem Sinne mit allegoriſchen Bildwerken zu ſchmücken. Voll Eifer griff ſie dieſen Gedanken auf. Es wurden Pläne entworfen, Bildhauer nach Boncourt berufen. Die Feſtſtellung des Planes führte zu Erörterungen über die Kunſt ſelbſt, in denen Alphonſe den von Natur ſo lebhaften und empfänglichen Geiſt des jungen Mädchens zu immer geſteigerter Teilnahme anzuregen wußte. Der Sommer ging vorüber, ohne daß noch ein vollkommen feſter Plan über das ganze Werk, in dem ſich die einzelnen, bereits beſtellten künſtleriſchen Arbeiten vereinigen ſollten, feſtgeſetzt war, und in den langen, einſamen Winterabenden wußte Alphonſe das einmal erweckte Intereſſe Edmées zu immer weiterem Studium zu ſteigern. Da aber die bildenden Künſte zu ihrem vollen Verſtändnis einer Menge von Hilfswiſſenſchaften bedürfen, ſo führte Alphonſe Edmée auch zu immer neuen Gegenſtänden des Studiums. Er erklärte ihr mit ſeinem reichen, fein gebildeten Geiſt die griechiſche und ägyptiſche Mythologie, die nordiſche Götterlehre, die Geſchichte zuſamt den Sitten, Lebensgewohnheiten und den Trachten der verſchiedenen Jahrhunderte, wie ſie ſich in den Werken der alten Meiſter abſpiegeln, und er lehrte ſie jedes der berühmten Bilder, von denen er ihr die beſten Kupferſtiche brachte, nicht nur in ſeinem künſtleriſchen Inhalt, ſondern auch in ſeinen Beziehungen zu der Epoche ſeiner Entſtehung in der Welt- und Kulturgeſchichte verſtehen.

Edmée folgte mit immer ſteigendem Genuß ſeiner Führung; ſie fühlte, wie ihr Blick ſich erweiterte, ihr Geiſt ſich ſtärkte, ihre Empfindung ſich vertiefte, und ganz allmählich, ohne daß Alphonſe es jemals verſuchte, ſie unmittelbar von ihren ſchmerzlichen Gedanken abzulenken, wurde ſie ruhiger und fand in der Beſchäftigung mit ihren Studien immer mehr Troſt, immer mehr Kraft, das Leben zu ertragen und es mit edlen und ernſten Zwecken zu erfüllen. Ihr Schmerz, welcher ſie anfangs wie eine undurchdringliche ſchwarze Wolke eingehüllt hatte, begann ſich allmählich ſanft zu vergolden und in einen weichen Schleier milder Wehmut zu verwandeln, welcher zwar ihren Blick noch in trübem Schimmer verhüllte, ſie aber dennoch die Welt und das Leben um ſie her immer deutlicher und deutlicher wieder erkennen ließ.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Aus dem Muſikleben der Gegenwart.

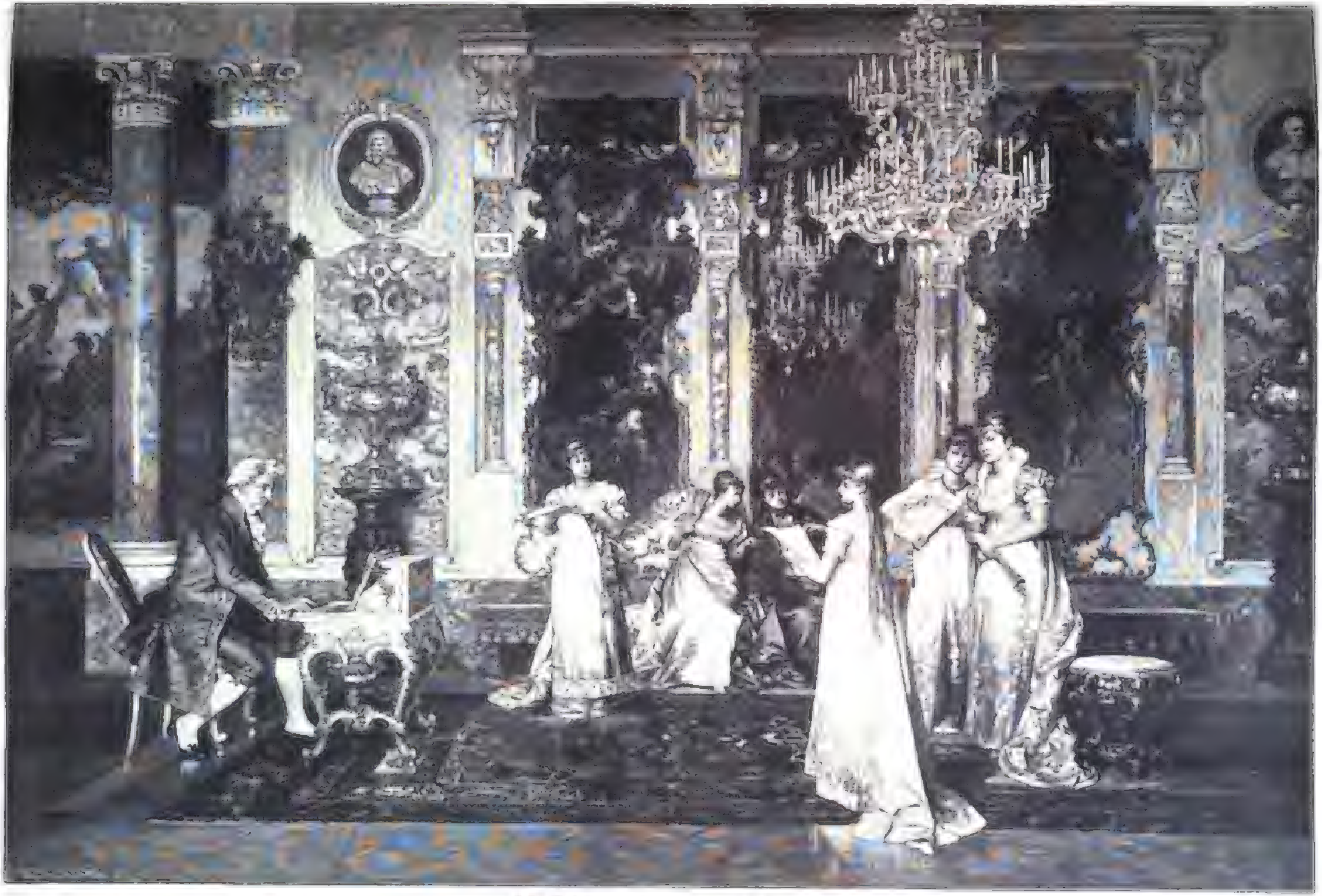
Von

Heinrich Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Eröffnungen neuer Theater und prunkende Beſchreibungen, erſte Vorſtellungen neuer Stücke und lange Kritiken, neue Kapellmeiſter und Opernſtreite, Gäſte aus nah und fern, Konzertanzeigen aller Art mit großartigen Verheißungen hat der September dieſes Jahres allein der Reichshauptſtadt mehr beſchert als in früheren Zeiten ein halbes Dutzend Jahre, und auch ein nicht ängſtliches Gemüt vermag nur ſchwer ſich der Betrachtung zu erwehren, daß die kaum erlangte Sicherheit des Friedens und die damit verbundene Verſtärkung des Geldumlaufes Zuſtände herbeigeführt hat, die jenen der tollen Gründerzeit wenig nachſtehen. Vorderhand wird die Aufmerkſamkeit des Publikums durch die Unternehmungen auf dramatiſchem Gebiet in Spannung erhalten; die neue Operette, welche das Friedrich-Wilhelmſtädtiſche Theater brachte, vermochte nicht eine nachhaltige Anregung zu erzeugen. „Der Glücksritter“ von Alfons Czibulka, Text von R. Genée, W. Mannſtädt und Bruno Zappert, war ein Pechvogel für den thätigen und ſtrebſamen Direktor des Theaters. Der Text liefert wieder den Beweis, in welche ganz unglaublichen Irrtümer die „Dichter“ verfallen, wenn ſie durchaus Unvereinbares zuſammenzwingen, feineren Stoff mit gewöhnlichen Poſſencouplets durchwirken, zu gleicher Zeit nach vorne und rückwärts Verbeugungen machen wollen. Der Grundgedanke, wie ja der faſt aller Operetten „aus dem Franzöſiſchen“ ſtammend, paßte vortrefflich für eine feinere Konverſationsoper, die freilich heutzutage auch nicht mehr „zieht“. Die Handlung ſpielt in

Der Eine kommt, der Andere geht. Gemälde von G. di Chirico.



Ein Konzert. Gemälde von F. Beda.

Google

London, 1660, kurz vor dem Einzug Karls II. Ein junger Schotte aus ſehr guter, armer Familie kommt mit ſeinem Diener als „Glücksritter“ nach der Hauptſtadt, mit einem Empfehlungsſchreiben an ſeinen Verwandten, den puritaniſchen Gouverneur. Durch eine Reihe verwickelnder Zufälle, Begegnung mit einer ſchönen Dame und ſo weiter, wird er bewogen, ſich der Partei des Königs anzuſchließen, ja, als dieſen die Puritaner ſuchen, um ihn hinzurichten, iſt der Glücksritter ſo edelmütig aufopfernd, daß er ſich als „Prätendent“ gefangen nehmen und zum Tode verurteilen läßt, damit die Königin und deren Vertraute, die ſchöne Unbekannte, Zeit gewinnen, die Ankunft des wahren Königs vorzubereiten. Selbſtverſtändlich wird der Wackere gerettet und Gemahl der Geliebten. Das wäre nun, wie ſchon oben bemerkt, ein ganz hübſcher Stoff, der bei geſchickter und eleganter Verarbeitung ein treffliches Textbuch abgeben konnte. Schon in der Benutzung der äußerlichen Erſcheinung der hiſtoriſchen Parteien lag ein Hauptmoment komiſcher Wirkungen. Die ernſten, ſteifen Puritaner mit ihren kurzgeſchnittenen Haaren („roundhead“), ihrem näſelnden Redeton, ihren ellenlangen Zuſätzen vor ihren Namen gaben einen vortrefflichen Gegenſatz zu der überluſtigen, ſorgloſen, in franzöſiſchen Luxuskleidern prunkenden Kavalieren, und es wäre dem Komponiſten ein reiches Feld geöffnet geweſen für allerhand komiſche Effekte durch die muſikaliſche Farbung dieſer Gegenſätze. Aber wie weit abſeits von dieſem Ziele lag der Weg, den die Textdichter einſchlugen! Die Puritaner erſcheinen im ſelben Anzug wie die Kavaliere, die einen ſind ſo albern wie die andern, und wo ein Kontraſt geſchildert wird, geſchieht es in der verkehrteſten Weiſe. Ein Beiſpiel wird genügen: Der edelmütige Glücksritter empfängt im Gefängniſſe das Urteil des Kriegsgerichts, das ihn (den vermeintlichen Prätendenten) dem Tode beſtimmt; er geht, um ſich würdig vorzubereiten, und ſein treuer, über des Herrn Schickſal ganz untröſtlicher Diener ſingt ein komiſch ſein ſollendes Couplet, thatſächlich eines der dümmſten, die mir in dieſer an ſolchen Dingen nicht armen Zeit vorgekommen ſind! Es bewährt ſich immer mehr und mehr, daß der eigentlichen Operette nicht mehr aufzuhelfen iſt, daß beſonders die Verſuche der Miſchung von feinerem Stoff mit gröberen Zuthaten die verfehlteſten ſind. Es mag vielleicht noch einmal vorkommen, daß ein recht luſtiges Textbuch mit der entſprechenden Muſik eine Zeit lang den alleinigen Zweck, das Publikum zu unterhalten, erfüllt, und daß dann jede andere Rückſicht außer acht gelaſſen wird; aber unzweifelhaft iſt das jetzige Miſchmaſchſtreben ein nutzloſes, und viel Beſſeres als der Glücksrittertext konnte nicht durchdringen.

In Bezug auf das Muſikaliſche muß hervorgehoben werden, daß der Komponiſt Czibulka in früheren Werken die Hoffnung erregt hat, es werde ihm noch gelingen, ſich zu einer wahren komiſchen Oper aufzuſchwingen; er hat auch in dieſer Operette einige recht hübſche, gut gearbeitete mehrſtimmige Stücke zu ſtande gebracht, die das Talent für Feineres bekunden. Aber in den Arien iſt doch der wenigſt vornehme Operettenſtil vorwaltend, und ſo iſt denn im ganzen eher ein Ab- denn ein Emporſchwingen zu beſtätigen; heutzutage müßte es denn doch nicht mehr ſchwer ſein, gewiſſe Wendungen ganz abzuſtreifen, für welche ja nicht einmal die Entſchuldigung der Mode geltend zu machen iſt!

An der Königlichen Oper hat ſich der neu angeſtellte Kapellmeiſter in der kurzen Zeit ſeiner Thätigkeit die Achtung der Kapelle und des Publikums erworben. Er iſt ein ſehr geſchickter und vollkommen ſicherer Leiter, dem es auch nicht an Feuer fehlt. Seine Gattin, die vorläufig nur vom Hamburger Theater auf vier Monate geliehen, hat beſonders in Wagnerſchen Opern glänzende Erfolge errungen. Sie wird die Brunhilde in der „Götterdämmerung“ und Desdemona in Verdis „Othello“ geben. Als junger Siegfried und eiferſüchtiger Mohr wird unſer unverwüſtlicher Niemann erſcheinen.

Nachdem ich oben von einer Eröffnung erzählt habe, ſei es mir nun erlaubt, auch von einem Schluſſe zu berichten, der allerlei Betrachtungen und Rückblicke erregte, dem der Krollſchen Sommeroper. Sie hat in dieſer Saiſon eine Maſſe der verſchiedenartigſten Gäſte vorgeführt, von denen faſt ein jeder eine Beſonderheit, eine „Spezialität“ darſtellte: da war Götze, der lyriſche Tenor, deſſen Stimme den wohllautendſten und weichſten Tenorklang beſitzt, in der Mittellage der Fülle entbehrt, dagegen die höchſten Töne mit ſtaunenswerter Leichtigkeit und Sicherheit herausſchmettert, deſſen Vortrag ſich immer gleichmäßig in den engen Grenzen des gemütlich Empfindſamen bewegt, deſſen Spiel nach wie vor ungelenk bleibt, deſſen hohe B, H und C noch immer die größte Anziehungskraft auf das Publikum ausüben und immer toſenden Beifall hervorrufen. Dann kam Mierzwinski, der Heldentenor, der ganz erſtaunliche Fortſchritte zeigte im unmuſikaliſchen Geſange; der früher nur Achtel-, höchſtens Viertelnoten verſchluckte, jetzt aber halbe Takte überſpringt, bei beſonderen [illegible] auch noch [illegible] ſeine große [illegible] in eine andere Ko[illegible] [illegible]ene Geſtalt, aber doch [illegible]

trag und Spiel, nicht durch das Koſtüm, allgemeine Anerkennung gewonnen hatte, blieb dieſesmal weit zurück hinter „Tell“ und „Hugenotten“; die Taktfehler wirkten gar zu ſtörend.

Der dritte intereſſante Gaſt war der königlich ſächſiſche Kammerſänger Bulß, jetzt neben Reichmann in Wien der gefeiertſte Baritoniſt; ein Künſtler, der eine ganz herrliche Stimme beſitzt, auch ganz gute muſikaliſche Studien erkennen läßt, der ſich aber nicht befreien kann oder will von den wenig künſtleriſchen Couliſſenmanieren, die ja unzweifelhaft das Beifallklatſchen der Menge hervorrufen, aber auf die Länge nicht den nachhaltigen Erfolg ſichern, der doch allein als der wahre Maßſtab für den echten Künſtler gelten muß.

Unter den Damen iſt die geniale Frau Klafſky zu nennen, dann aber Marianne Brandt, die als eine wahrhaft merkwürdige Erſcheinung hervortrat. Sie war ja in früheren Jahren lange an der Königlichen Hofoper thätig, als vielſeitige, hochgebildete Künſtlerin verehrt, die nur manchmal im Feuer der Leidenſchaft ſich zu Uebertreibungen verleiten ließ. Man konnte daher befürchten, daß ſie während der Zeit ihrer Gaſtſpiele in Amerika auch überſeeiſche, grellere Effektmanieren angenommen hatte. Aber ſie hat ſchöner, künſtleriſch edler geſungen als je, und die Stimme klang voller, wohltönender und in allen Lagen gleichmäßiger als in ihrer beſten Berliner Zeit! Nicht bloß als Fidelio, Fides, Azucena bot ſie Großartiges und künſtleriſch Vollendetes; ſie trat zuletzt in einer Rolle auf, in welcher ſie früher nie gewirkt hatte, die ganz außerhalb ihrer Sphäre lag, als Selica in der „Afrikanerin“; ſie gab allerdings nur den zweiten Akt; aber gerade in dieſem, der ausſchließlich die ſanfteſte Vortragsweiſe verlangt, in welchem die Lucca als unerreichbar galt, zeigte Marianne Brandt, daß einer wahrhaft muſikaliſch hochgebildeten Künſtlerin nichts unerreichbar bleibe. Warum die Königliche Hofoper ſich nicht entſchließen kann, dieſer noch immer unerſetzten, ſo unvergleichlich vielſeitigen Sängerin die Pforten weit zu öffnen, bleibt ein unlösbares Rätſel. Die Geſchichte der Altiſtinnen unſerer Hofoper iſt eine wahrhaft tragiſche. Die Brandt trat aus ihrer Stellung, als Herr von Hülſen die Frau Luger (Gräfin H.) berief und ihr den weiteſten Rollenkreis einräumte. Frau Luger nahm ihren Abſchied als Frau Reicher-Kindermann nach ihren Triumphen am Neumann-Wagner-Theater auf höchſten Wunſch angeſtellt wurde. Dieſe ward der Kunſt durch den Tod entriſſen, bevor ſie die erſehnten Bretter der Hofbühne betrat. Es blieb nur Fräulein von Ghilanyi, die auch ſchon den Keim des Todes in der Bruſt trug und voriges Jahr in der Blüte der Jahre von der Erde ſchied. Die jetzige Altiſtin, Frau Staudigl, iſt eine ſehr achtbare Sängerin, doch mit der Brandt nicht zu vergleichen. Aber wer will die Intendanzbureau-Rätſel löſen? Ich für meinen Teil fühle weder Fähigkeit noch Luſt dazu!

Das Krolltheater hat in dieſem Sommer die Aufmerkſamkeit des Publikums fortwährend rege erhalten. Sein ehemaliger Beſitzer, der „luſtige Rat Engel“ hat plötzlich das irdiſche Etabliſſement verlaſſen. Die Leſer, welche meine Artikel mit ihrer Aufmerkſamkeit beehren, werden ſich erinnern, daß ich ſchon vor Jahren dieſem Originale, ſeinen witzigen Einfällen und ſeiner Geſchäftlichkeit eine längere Beſchreibung gewidmet habe. Heute ſei alſo nur bemerkt, daß ſein Sohn und Nachfolger nicht ſo witzig iſt, ſich aber jedenfalls als ebenſo tüchtig und energiſch bewährt und die Gunſt des Publikums in vollem Maße erlangt hat.

Der Eine kommt, der Andere geht.

(Siehe das Bild Seite 25.)

Entſtehen und Vergehen, geboren werden und ſterben, das iſt der Welt Lauf. Wie oft wohnen bitterer Schmerzen und jubelnde Freude dicht neben einander, nur durch eine dünne Wand getrennt! Nirgends ſieht man jedoch dieſe Gegenſätze des Menſchendaſeins ergreifender ſich offenbaren, als in den Ländern des Südens, wo die Menſchen naiver und ungezwungener zeigen, was ſie bewegt, das Leben mehr in der Oeffentlichkeit ſich abſpielt als bei uns und die Hauptereigniſſe des Familienlebens, welche die Kirche weiht, ausdrucksvoller, farbenreicher und prunkhafter nach außen hin ſich bemerkbar machen. Ein Begräbnis in Italien, wenn es kein Armenbegräbnis iſt, überraſcht uns durch auffällig zur Schau getragene Farbenpracht, Lichterfülle und pomphafte Feierlichkeit; eine Taufe iſt ein heiteres, lautes Feſt, bei dem Roſen und Palmen in Fülle, gereichte Patengeſchenke und großer Putz und Staat aller Beteiligten eine gewichtige Rolle ſpielen. Wie Lachen und Weinen, ſo ſcheinen auch in Italien Geburt und Tod nähere Nachbarn zu ſein als anderwärts, und deshalb konnte G. di Chirico mit Recht ſie auf einem Bilde ſo wirkungsvoll vereinigen. Der Eine kommt, der Andere geht — das iſt [illegible]

Frrrt!

Originalſkizze

von

Heinrich Landsberger.

(Schluß.)

Der Premier trat mißmutig ans Fenſter.

Sollte er vielleicht ſpazieren gehen oder in die Manège, wo er mit tödlicher Sicherheit dem Aſſeſſor in die Arme lief, der ihn mit der Biographie ſeiner neueſten Raubmörder und Giftmiſcherinnen behelligte? Was dachte ſich dieſer Aſſeſſor eigentlich von ihm? Oder ſollte er in den Klub? Der Portier würde unfehlbar bei ſeinem Anblick die Flucht ergreifen, weil er ihn für ſeinen Geiſt hielt; kein Menſch war um dieſe Stunde im Klub. Oder ſollte er . . . Ja, was ſollte er denn noch? Vielleicht nebenan ins Operncafé, damit jeder Menſch glaubte, er wollte ſich in der Einſamkeit vor ſeinen Gläubigern verſtecken?

Ein Skandal! Man lebte in Berlin und wußte nicht, wenn der Regen an die Scheiben ſchlug, wie man zwei Morgenſtunden verbringen ſollte. Oder war es nur noch eine und eine halbe?

Er zog ſeinen Chronometer. Es war fünf Minuten über halb elf. Zur Not konnte man um zwölf Uhr bei ihr wohl ſchon aufwarten. Alſo noch anderthalb Stunden — weniger fünf Minuten. Die Droſchke brauchte dann auch noch eine gute Viertelſtunde; das war anzunehmen, denn zu Fuß ging man ja bereits volle zehn Minuten. Mithin noch eine runde Stunde!

Eine ganze Stunde! Entſetzlich!

Er wandte ſich verzweifelnd vom Fenſter und ging dreimal in großen Schritten durchs Zimmer. Beim viertenmale blieb er vor dem Handſpiegel mit dem Certoſarahmen ſtehen, den auf dem Guéridon ihm zwei vergoldete Amoretten entgegenhielten.

Er ſah in dem Spiegel ein unwilliges Geſicht mit einem energiſchen blonden Schnurrbart — auf dem Kopf einen roten Fez, der Oberkörper ſtak in einer braunen, mit blauer Seide gefütterten Sammetjoppe.

Ein ſehr kleidſames Koſtüm, das ihm ſonſt innige Freude machte. Er hatte es einmal im Reſidenztheater bei einer Aufführung des „Großſtädters“ auf der Bühne geſehen und eine Kopie für ſich beſtellt.

Karl, der den Kaffee und das mehrfach genannte Glas Waſſer brachte, unterbrach ihn in ſeiner Betrachtung.

Er ſtellte das Service auf den Tiſch und erwartete die Kritik ſeines Herrn.

Die Kritik war niederſchmetternd.

Sein Herr ſetzte mit einer Geberde des Schreckens das Glas vom Munde, und als er den erſten Löffel des aufgewärmten Kaffees genoſſen hatte, erklärte er, er ließe ſich prinzipiell nicht vergiften. An dieſe Verurteilung knüpfte er den Entſchluß, heute morgen auf das Frühſtück endgiltig verzichten zu wollen.

Karl verſuchte eine Einwendung.

„Ich verzichte!“ ſchrie der Premier.

Beſtürzt ſchlich ſich Karl hinaus.

Sein Herr ließ ſich erſchöpft in einen Fauteuil nieder.

Und ein ſolches Daſein nannte man eine menſchenwürdige Exiſtenz. Aber Reſignation iſt eine ſchöne Tugend, und er reſignierte. Er hatte in letzter Zeit ja einige Uebung in dieſer Tugend gewonnen. Ja wohl! Er rebellierte nicht mehr. Er ließ alles gelaſſen über ſich ergehen, alles — den Whiſttiſch, an den er jeden Abend im Klub, ohne um ſeine Meinung gefragt zu werden, geſchleppt wurde — den gekochten Spargel, den ſich François erſt geſtern wieder ihm vorzuſetzen erdreiſtete; der Verblendete bereitete ihn hartnäckig auf deutſche Manier, ſtatt à la Italienne in einer Sauce von Oel, Zitronenſaft, Pfeffer, Salz und Senf; er ließ ſich ferner, ohne zu murren, die Beſuche ſeines Vetters Oskar gefallen, ferner den Portwein, den man ihm unter der Maske der Freundſchaft zum Geburtstag geſchenkt hatte, ferner die Humoresken von K. von Winterfeldt und ferner — die Langeweile.

Ja, es war eine ausgemachte Thatſache — er langweilte ſich. Er hatte ſich nicht immer im Leben gelangweilt — zum Beiſpiel nicht, als er noch aktiv war.

Der Oberſt ſelbſt ſagte ihm damals, als er ſeinen Abſchied nahm: „Wallis, Sie machen eine Thorheit!“

Möglich! Er hatte vielleicht Chancen [illegible] hätte ihn ſonſt nicht zum Generalſtab geſchickt. [illegible] Broſchüre: „Kavallerieführung und Kavallerie[illegible]“ [illegible] ihm von maßgebender Seite ſogar [illegible] getragen. [illegible] die goldenen [illegible] für die Kameraden von der Schwadron ein großartiges Abſchiedseſſen in ſeiner Garçonwohnung veranſtaltete. Er fühlte ſich acht Tage ſpäter ſehr behaglich in ſeinem Frieſjacket — er brauchte in dem Zivilanzug ja niemand auszuweichen. Kein Menſch hatte mehr das Recht, ihm etwas zu befehlen oder zu verbieten. Er fühlte ſich wirklich ſehr behaglich. Er langweilte ſich auch nicht im mindeſten.

Nein — oder der Premier war wahrheitsliebend, auch gegen ſich ſelbſt. Er wußte ganz genau, ſeit wann dieſes arge Gefühl in ihm heraufgeſtiegen war. Es war nicht einmal die „ehrliche" Langeweile, die nichts thut und nichts verlangt. Es war ſchlimmer. Es war die Empfindung des Alleinſeins, die Empfindung des Entbehrens. Und dieſe Empfindung hatte Arme, die ſehr kräftig zu verlangen verſtanden, und ſie wußten ſehr wohl, nach welchem Preiſe ſie ſich ausſtreckten.

Ganz allmälich war es heraufgezogen, gerade wie die grauen Wolken am Horizont, bis ſie die Sonne verdunkeln. Dann liegt die Landſchaft in fahlem, trübem Grau und der Nebel breitet ſeine hypochondriſchen Schatten über die Flur. Gerade wie draußen.

Und wenn dann der Regen an die Scheiben praſſelt und wenn man allein im kalten Zimmer ſitzt und in den leeren Kamin ſtarrt — wenn man ſich obendrein noch über ſeinen Bedienten ärgert, wenn man Kopfſchmerzen hat, wenn man nicht einmal eine Taſſe Kaffee zum Frühſtück bekommen kann — da wird die Empfindung noch bedeutend unangenehmer.

Ja, die Situation war eine recht unbehagliche. Und wie viel derartige verregnete Morgenſtunden würden ihm im Leben wohl noch beſchieden ſein? Er war dreiunddreißig Jahre alt — vermutlich alſo noch ſehr viele. Und ſie würden vermutlich alle ſo ausſehen — wie dieſe. Eine erfreuliche Perſpektive!

Der Premier erhob ſich und ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer wieder auf und ab. Als er bei dem achteckigen Tiſchchen mit der Intarſienplatte vorbeidefilirte, blieb ſein Blick an den Cotillonorden haften, die Karl von ſeinem Frack genommen hatte. Immer dieſelben ſilbernen Sterne, immer dieſelben Embleme mit ihren grünſeidenen Bändchen und wohlmeinenden Sprüchlein. Wie fade dieſer ewige Firlefanz. Daß die Welt dabei ſich amüſiren konnte. Es war unbegreiflich.

Verächtlich ſchob der Premier den Kram zurück.

Bei dieſer Gelegenheit blickte unter dem glitzernden Häufchen ein weißer Punkt hervor — es war eine Roſe, eine weiße Capitain-Chriſti-Roſe.

Der Premier nahm ſie in die Hand.

Karl hatte ſie wohl in ſeiner Taſche gefunden und zu den übrigen gelegt.

Sie ſtak noch geſtern in ihrem Haar — dieſem aſchblonden Haar mit den wunderbaren Löckchen über der weißen Stirn. Und unter der Stirn die grauen Augen! Wie ſie ſpöttiſch herablachen würden zu ihm, wenn er das Knie vor ihr beugte, ihre Hand an die Lippen preßte und ſagte: „Madame, ich liebe Sie!"

Sie würde ihm einen Schlag mit dem Fächer geben und entgegnen: „Das vermutete ich, mein Herr! Aber ſtehen Sie auf, beſtauben Sie ſich nicht Ihre Pantalons und dementiren Sie nicht Ihre Grundſätze. Vergeſſen Sie auch nicht, Ihren Hut zu nehmen. Sie haben nämlich den Kontrakt gebrochen. Leben Sie recht wohl!"

Und er würde ſeinen Hut nehmen, und während ein helles Lachen hinter ihm dreinſchallte, würde er ſich davonſchleichen wie ein ausgepfiffener Tenor.

Nein, das wird er nicht!

Dieſen Triumph ſollte ſie nicht erleben — niemals, niemals! Alles iſt erlaubt außer der Lächerlichkeit — und der Premier wußte, was er ſich ſchuldig war.

Aber wie ſagt Philine zu Wilhelm Meiſter?

„Wenn ich Dich lieb habe, was geht's Dich an?"

In der That, was ging es ſie an? Niemand ging es etwas an.

Der Premier betrachtete noch einmal ſinnend die Roſe. Dann führte er ſie an ſeinen Mund und drückte einen Kuß auf die weißen Blüten.

In demſelben Augenblick holte die Bronzependule auf dem Kaminſims zum Schlage aus.

„Schon halb!"

Gottlob, dann war es eben Zeit, Toilette zu machen.

Er zog aus der Bruſttaſche ein Portefeuille und legte die Roſe zwiſchen die Blätter.

Darauf drückte er auf den Metallknopf oberhalb des Pianinos, Karl erſchien auf der Bildfläche und erhielt von ſeinem Herrn den Auftrag, eine helle Krawatte aus dem Schubfach herauszuſuchen. — — —

Die Baronin legte eben „Les dames de croix mort" von Georg Ohnet aus der Hand und ſah vor ſich hin. Ihre Gedanken waren heute nicht bei der Lektüre. Sie waren eigenſinnig, ſie hatten keine Disziplin, ſie gingen den Weg, der ihnen beliebte, und verweigerten dem Willen den Gehorſam. Sie proteſtirten gegen den Zwang, ſich mit den unzweifelhaft überaus ehrenwerten, aber im Grunde genommen ihnen höchſt gleichgiltigen Kloſterdamen zu beſchäftigen, und hüpften mutwillig, unbekümmert um jede Autorität, über die Zeilen hinweg, über den Rand des Buches — ſogar hinaus durch die Scheiben. Draußen aber packte ſie aus dem Hinterhalt der Wind und trieb ſie wie flüchtige Spreu vor ſich hin mit der ſauſenden Geißel, durch die Straßen, über die Plätze, durchs offene Thor, durch lange, von kahlen, zitternden Platanen umſäumte Alleen, immer weiter — bis hinaus aufs freie Feld.

Da gab es kein Hemmnis mehr, und ſchneller als ihr Verfolger, ſchneller, als wenn der Blitz ihnen nachſetzte, ſtoben ſie in die ungemeſſene Weite.

Ziellos — zwecklos!

Endlich raſteten ſie — am Strande des Meeres. Fürchteten ſie die Welle? Der Strand gehörte zur niederländiſchen Küſte. Ueber dem gelben, ſandigen Streifen zog ſich ein buntes, lebendiges Band, das in allen Nuancen ſchillerte. In der Menſchenmenge war auch eine Dame — eine junge Dame von ſchlanker Geſtalt, mit aſchblondem Haar. An ihrer Seite ging ein Herr — er hatte einen blonden Schnurrbart, trug einen grauen Anzug und einen Panama und lachte. Was die beiden ſprachen und lachten, das war nicht zu verſtehen. Schon waren ſie im Trubel verſchwunden.

Surrr!

Die Gedanken regten wieder die Fittiche, erhoben ſich in die Lüfte und flogen weiter.

Wieder zwecklos, ziellos — über Berg und Thal, durch Flur und Wald, Städte und Flüſſe.

Da ſahen ſie aus der flüchtigen Höhe unten auf der Erde wieder bewegtes Treiben. Es war ein großer umzäunter Park. Rauſchende Muſik drang herauf und lautes, toſendes Stimmengewirr. Zwiſchen den Bäumen ragte ein aus Glas und Eiſen gebautes Haus. Da tauchten die Gedanken hinunter, brachen durch die Menge ſich Bahn und glitten hinein in das Haus. Viele Menſchen gingen drinnen umher, von der Decke fiel aus durchſichtigen Scheiben ein Lichtſchimmer herab. An den Wänden hingen prächtige Gemälde. Eines der Gemälde ſtellte ein wunderbares Frauenbild dar. An der Goldleiſte auf dem Täfelchen war zu leſen: „Miß Katharina Grant". Eine Gruppe von Herren und Damen ſtand vor dem Kunſtwerk — und hinter der Gruppe wieder das Paar, dem ſie am Meeresſtrande ſchon begegnet waren. Sie war ernſt und ſchweigſam, er aber ſprach und lachte — wie damals — und wieder verloren ſich ſeine Worte im Schwall.

Da ſchlichen die Gedanken zur andern Thüre ſich hinaus und fuhren wiederum auf geflügelten Schwingen davon. Nicht lange — nicht weit. Denn der Winter war gekommen, der rauhe Geſell, mit Schnee und Hagel — und ſie ſuchten ein Obdach. Aus den Fenſtern der Häuſer in den Straßen fiel glänzendes Licht — wieder klang es wie gedämpfte Muſik. An den heruntergelaſſenen weißen Gardinen huſchten eilende Schatten vorbei. Aber die Vorhänge wehren dem flüchtigen Volke da draußen nicht. Sie dringen ein durch Ritzen und Spalten. Ein ſtrahlender Glanz, eine brauſende Tonwoge umfängt ſie. Neugierig ſchleichen ſie durch die Gemächer. Da, am Ende — da erblicken ſie einen ſanften Schein — den Schein einer Ampel — er leuchtet herab auf duftendes Grün und einen kühlen, ſpringenden Quell — und an dem Quell ſteht ein Mann und auf dem Fauteuil neben ihm ruht eine Frau. Wieder ſind es die beiden wieder ſprechen ſie. Aber diesmal iſt's ſtille im Raum und der Schall trägt ihre Worte nicht fort.

Sie blickt zu ihm auf und fragt ihn, ob er ſie liebe.

Wieder lacht er — wie damals — wie immer.

Wie immer!

Das Buch, das die Baronin in der Hand gehalten, glitt zur Erde.

Ihr Blick fiel auf die Flamme im Kamin.

Flüchtig ſchaute dann und wann eine der tanzenden roten Spitzen durchs Gitter.

Worüber beſchwerte ſie ſich? Weſſen klagte ſie ihn an?

Hatte ſie denn ein Recht!

Hatte ſie, was ſie ſo glücklich machen würde, nicht ſelbſt verſchworen?

Hatte ſie die Brücke nicht mit eigener Hand hinter ſich abgebrochen?

Warum?

Weil ihr Jugendtraum eine Illuſion geweſen! Weil ihr das Schickſal im erſten Anlaufe geweigert, was es ſo vielen verſagt, ſo unendlich vielen — das Glück!

Denn die Frau, die er liebte, die würde glücklich ſein.

Gerade weil er ſagte, daß er noch keine Neigung gefühlt — weil er den großen Schatz, den Gott dem Menſchen ins Herz gelegt, nicht in kleiner, wertloſer Scheidemünze verzettelte — weil er der Frau, die er einmal lieben, den Goldbarren unverkürzt, unangetaſtet in ſeinem Werte zu Füßen legen würde.

Einmal wird er jene Frau finden — ſie aber wird es niemals ſein.

Auch wenn er ſie liebte!

Sie hatte ja ſelbſt vor ſeine Lippen, die Thore des Herzens, einen ehernen Riegel gelegt. Er durfte ihn ja nicht ſprengen — und ſie? Durfte ſie den Riegel löſen?

Nimmermehr — wo bliebe der Stolz, die Scham!

Selbſt hatte ſie ihr Los ſich geſchaffen — in eiſernen Kerker das Zauberwort gebannt — unwiderruflich.

Doch, wo ſchweifte ihr Sinn?

Wer ſagte, daß er ſie liebte?

Aber erproben wollte ſie es. Wenn er ihr folgte ins Ausland . . .

Wieder blickten die grauen Augen vor ſich hin.

Im Kamin ſang die Flamme ihr einförmiges Lied.

Die Gedanken der Baronin wurden durch das Erſcheinen des Kammermädchens unterbrochen.

Sie brachte eine Karte.

Die Baronin warf einen Blick auf ſie.

„Ich laſſe bitten!"

Zwei Augenblicke ſpäter teilte ſich die Portière und der Premier wurde ſichtbar.

„Sie ſind ſehr pünktlich," ſagte ſie.

„Pünktlichkeit iſt die Höflichkeit der Könige und ihrer ausrangirten Premierlieutenants. — Aber im Ernſt, ich konnte es nicht erwarten, mich von Ihrem Wohlſein zu überzeugen," fügte er hinzu, indem er ihre Hand an die Lippen führte und in dem Seſſel ihr gegenüber Platz nahm.

„Sie ſind ſehr beſorgt um mich."

„Mit Recht, Sie ſehen etwas blaß aus."

„So etwas ſagt man nicht."

„Im Gegenteil, man wiederholt es ſogar — dieſe Bläſſe kleidet Sie nämlich entzückend."

„Fangen Sie ſchon wieder an?"

„Ja — obwohl ich keinen Anfang weiß und kein Ende, um Sie zu preiſen und zu rühmen. Ich werde mir das nächſtemal zur Unterſtützung meinen Mirza-Schaffy mitbringen. Dann werde ich recitiren — zum Beiſpiel . . ."

„Unterſtehen Sie ſich."

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Alſo zum Beiſpiel: ‚Ein graues Auge, ein ſchlaues Auge!'"

„Ah!"

„Ich beharre darauf — ein ſchlaues Auge! Denn ich erhebe eine Anklage wider Sie, Madame!"

„Sie erſchrecken mich!"

„Eine Anklage! Ich bin ſoeben Ihrem Vetter begegnet — er rannte mich an einer Straßenecke über den Haufen, bat dann um Entſchuldigung und erzählte mir, daß Sie in acht Tagen nach Paris reiſen. Sie haben mir davon kein Wort geſagt, um vor meiner Verfolgung geſichert zu ſein. Ich komme auf Mirza-Schaffy zurück: Ein graues Auge, ein ſchlaues Auge!"

„Sie irren — ich habe keine Abſicht gehabt."

„Man äußert ſie wenigſtens nicht. Aber ich bin eine feinfühlende Natur, fürchten Sie nichts von mir!"

„Was!"

„Fürchten Sie nichts von mir. Ich teile Ihre Abſichten, ich bleibe in Berlin."

Sie ſandte ihm einen langen Blick zu. Dann ſagte ſie gleichmütig, indem ſie den Kreppfächer zur Hand nahm, der aus irgend einer Veranlaſſung noch auf der mauriſchen Truhe neben der Chaiſelongue lag.

„Warum verſichern Sie mir das?"

„Es iſt wahr — aber man thut ſo vieles Ueberflüſſige!"

„Sehr vieles!"

„Zum Beiſpiel, wenn man über die Vernunft der Dinge nachdenkt."

„Ja."

„Oder wenn man einer ſchönen Frau Geſellſchaft leiſtet."

„Wie?"

Er erhob ſich.

„Denn ich vermute, Frau Baronin, Ihre Vorbereitungen zur Reiſe werden Sie derartig in Anſpruch nehmen, daß es ein Verbrechen wäre, wenn man keine Einſicht hätte!"

Sie war ſehr ruhig.

„Wie Sie glauben."

„Man wird Sie alſo vor Ihrer Abreiſe nicht mehr beläſtigen dürfen. Haben Sie noch Befehle für mich?"

„Ich danke — doch apropos, die Karte zur Ausſtellung!"

„Wahrhaftig, ich hätte ſie vergeſſen."

Er zog ſein Portefeuille aus der Taſche und öffnete das Schloß. Als er die Karte herausnahm, fiel gleichzeitig eine weiße Roſe zur Erde. Es war eine große weiße Capitain-Chriſti-Roſe.

Er wollte ſich bücken — zu ſpät!

Eine brennende Röte färbte ſein Geſicht.

„Nun wiſſen Sie es, Baronin," ſagte er, „lachen Sie mich aus!"

Sie lachte nicht, aber ſie lächelte.

„Baronin!"

Es war ein ſeliges Lächeln.

„Valentine!"

Er ſtürzte auf ſie zu.

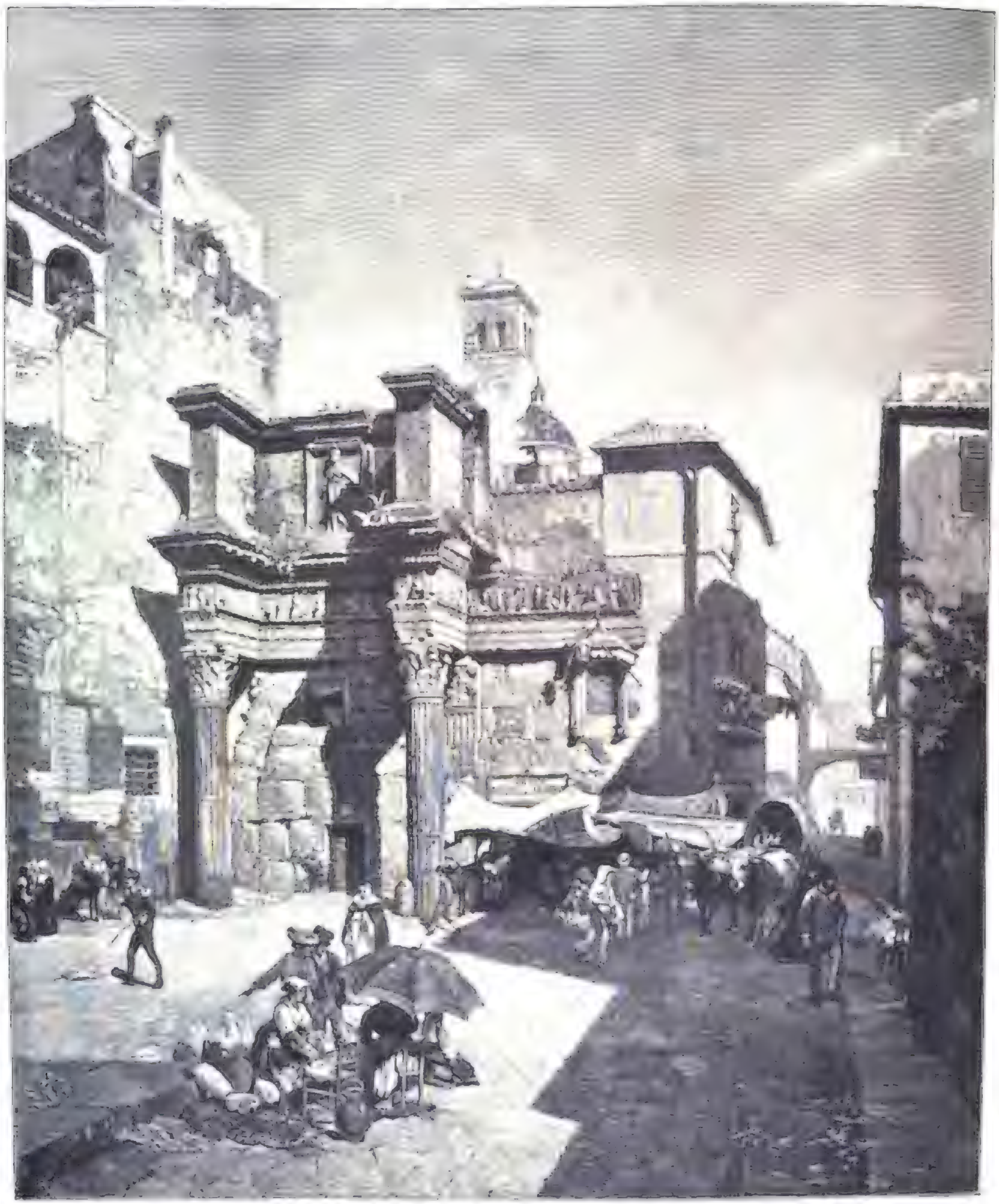
Frrrt!

Der Fächer ſchnurrte auseinander.

„La dame au gant" breitete ſchützend ihre Geſtalt vor den beiden auf der Chaiſelongue aus.

La dame au gant hinderte den indiskreten Blick des Berichterſtatters.

* * *

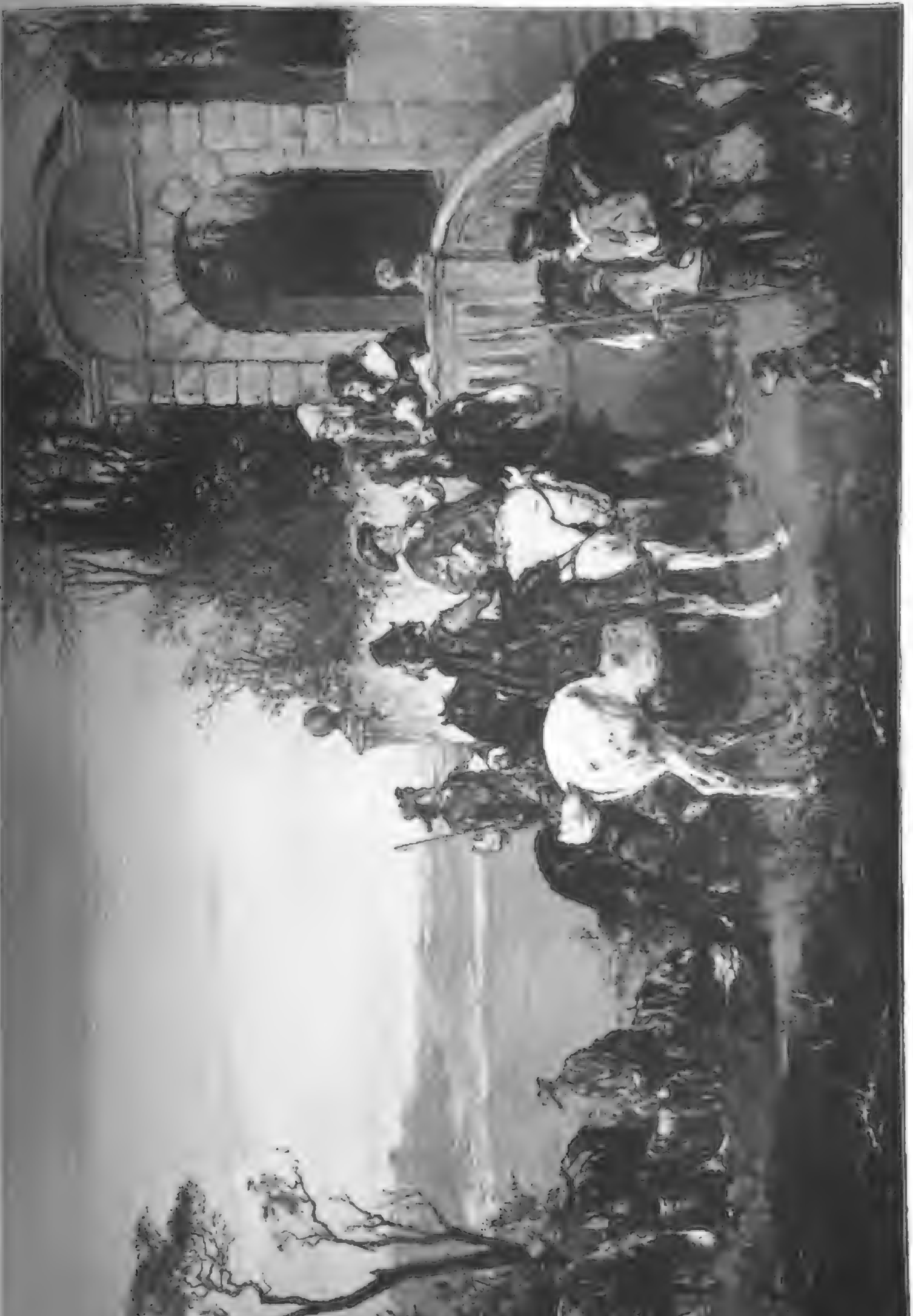


Am Tempel der Minerva in Rom. Gemälde von C. Wuttke.

Unweit vom forum romanum auf dem Wege vom Koloſſeum zur Piazza Venezia, findet ſich, verbaut in mittelalterliche Häuſer, die Ruine des ſogenannten Tempels der Minerva, manchmal wohl auch als forum Nervae bezeichnet. Von dem augenſcheinlich einſtmals großartigen Bau iſt nur ein kleiner Teil auf unſere Tage gekommen, und dieſer zeugt von großer dekorativer Pracht. Die zwei kannellirten Säulen mit römiſch-korinthiſchem Kapital ſind mit der Faſſade verknüpft. Das Gebälk iſt reich gegliedert und verziert, ein herrlicher Fries mit figürlichen Darſtellungen feſſelt beſonders unſer Auge. Die Wände, einſt mit Marmor bekleidet und mit Pilaſtern geſchmückt, zeigen mächtige Travertinquadern. Das antike Pflaſter mag etwa 8 Meter unter der heutigen Straße liegen, über die ſich nur die obere Hälfte der Säulen erhebt. — Dieſer Teil der ewigen Stadt, faſt ausſchließlich von der ärmeren Volksklaſſe bewohnt, hat auch heute noch etwas von dem mittelalterlichen Gepräge des päpſtlichen Roms. Ein vielfach intereſſantes Volksleben iſt hier noch zu finden auf der Gaſſe und drinnen in der „Oſteria“, die hier in antiken Subſtruktionen und Ruinen ſich befindet. Auch der vornehme Fremdling, vom ſtundenlangen Bewundern des antiken Roms ermüdet, wird manchmal hier eintreten. Ein vortreffliches Glas „vino dei castelli romani“ iſt für wenig Geld zu haben; auch was die Küche liefert, wird den nicht ganz Verwöhnten befriedigen. Von primitivſter Urſprünglichkeit iſt oft das Innere, die Küche mit den blanken Kupfergefäßen im ſelben Raum; nie fehlt das Bild der Madonna und der Schimmer des ewigen Lämpchens. Im dunklen Hintergrunde lagern die mächtigen Fäſſer, bezeichnet mit Frascati-Albano, Velletri und ſo weiter; aus dieſen unmittelbar wird der Wein verzapft. Jedes folgende Glas läßt uns das Leben heiterer anſchauen, glückliches Behagen kehrt in uns ein. Lebendig werden die Geſtalten antiken Lebens, die vor zweitauſend Jahren hier wandelten; die Phantaſie zaubert ein prunkhaftes Feſt vor das geiſtige Auge; es gilt der Göttin des Kriegsglücks zu opfern.

Der Tempel der Minerva bildet bekanntlich den Ausgangspunkt für die neue Ausgrabung, die von hier aus gegen das Forum hinübergeleitet werden und bis auf das antike Pflaſter hinabreichen ſoll.

C. W.



Nach der Jagd. Gemälde von W. Räuber.

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

(Fortſetzung.)

Jetzt trat Heinrich vor und auf die Mädchen zu, die über den Anblick des Fremden kaum weniger erſchraken, wie weiland die Jungfrauen der Nauſikaa, da ſie den göttlichen Helden erblickten.

Alle drängten zur Ziſterne und eine jede bereitete ſich vor, den Kampf von neuem aufzunehmen, dieſesmal gemeinſam in geſchloſſener Kolonne gegen den Fremdling vorgehend, ſollte ſich derſelbe als Feind ausweiſen.

Doch der Eindringling ſtand in geziemender Entfernung von den Schönen, die er freundlich grüßte und beſcheidentlich anredete.

„Ich war drunten in Vicovaro und ſah hier oben euer Dorf liegen, von dem mir viel Wunderſames erzählt wurde; da faßte mich das Verlangen, hinauf zu ſteigen und ſelber zu ſehen. Nun bin ich da. Aber ich bin müde; auch habe ich Hunger und Durſt. Ich bitte euch, ſagt mir ein Haus, wo man mich nicht allzu ungern für eine Nacht beherbergt. Ich bin ein Fremder und komme weit her; aus einem Lande, wo die Leute in einer ganz andern Sprache reden als hier. Aber bei euch gefällt es mir beſſer. Auch habe ich niemals ſo ſchöne Jungfrauen geſehen, ſelbſt nicht in Rom. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß ich ein Künſtler bin. Wenn ihr eine Kirche hättet, würde ich euch das Bild der Madonna malen.“

Heinrich hatte dieſe Rede ſehr langſam und ungemein ausdrucksvoll hergeſagt; denn er fürchtete, von den Schönen nicht verſtanden zu werden. Doch da er zugleich ſeine Blicke reden ließ, er überdies mit ſeinem hellen Geſicht, ſeinem lichten Gelock und ſeinen blauen Augen ganz darnach ausſah, um ſelbſt ſolchen ſcheuen Geſchöpfen der Felſenwildnis Vertrauen einzuflößen, ſo war anzunehmen, daß für ſein Unterkommen in Saraceneſco geſorgt werden würde.

Die Mädchen ſtanden und ſchauten auf ihn, beinahe ſo ſtaunend wie er auf ſie. Dann ſteckten ſie die Köpfe zuſammen und berieten:

„Das iſt ein Signore!“ — „Habt ihr gehört? Er ſagte, er käme von weit her.“ — „Ja, um unſern Ort zu ſehen.“ — „Es gefällt ihm bei uns.“ — „Er iſt müde!“ — „Er hungert, der Arme!“ — „Zu wem ſollen wir ihn bringen?“ — „Ja, zu wem?“ — „Ich weiß es nicht. Weißt Du es?“ — „Wir hätten wohl Platz für ihn.“ — „Platz für ihn hätten auch wir.“ — „Und wir!“ — „Wir auch!“ — „Bei uns könnte er friſchen Ricotto bekommen.“ — „Bei uns Polenta.“ — „Wir haben am Sonntag aus Vicovaro Weizenbrot geholt.“ — „Meine Mutter wird ihm eine Oelſuppe kochen.“ — „Die meine kann ihm eine Frittata backen.“ — „Ihr habt ja keine Eier.“ — „Er kann bei uns bleiben!“ — „Nein, bei uns!“ — „Bei uns!“

Mit einem Worte, eine jede der Schönen wollte den Fremden als Gaſt in ihre armſelige Hütte führen. Beinahe wären ſie darüber in Streit geraten.

Da rief jene Eine, Hohe und Herrliche, die auch bei dieſem Vorgang gelaſſen geblieben:

„Wir nehmen den Fremden auf.“

Heinrich fühlte, wie ihm das Blut ins Geſicht ſchoß, wie ſein Herz pochte.

Alle wandten den Kopf nach der Sprecherin, aber keine redete dagegen; nur eine meinte, mehr verwundert als mit Spott oder Aerger:

„Ihr, Nubia?“

Das Mädchen antwortete nichts. Sie ſah Heinrich an und ſagte mit gehaltener Freundlichkeit:

„Iſt es Dir recht, ſo geleite ich Dich zu meiner Mutter nach Hauſe.“

Ob es ihm recht war! Als er ſich von der Schönen ſo vertraulich angeredet hörte, wußte er nicht, wie ihm geſchah; nur mit einem Nicken und einem Blicke vermochte er zu antworten.

Sie ſchien indeſſen gar keine Antwort erwartet zu haben, rückte ſich nochmals ihre Conca auf dem Kopf zurecht, kreuzte die Arme und ſchritt davon, ihm voraus. Der Weg wäre für beide breit genug geweſen, aber er blieb hinter ihr.

Jetzt brachen auch die anderen auf, alle mehr oder minder in Aufregung über das wunderbare Begebnis: in ihrem Saraceneſco ein „Ingleſe!“ Doch keiner fiel es ein, die Bereitwilligkeit der ſtolzen und ſtrengen Nubia, den Fremden zu ihrer Mutter zu bringen, zu ſchmähen oder ſonſt darüber ein boshaftes Gerede zu führen. Nur zerbrachen ſie ſich die Köpfe, was die beiden Frauen dem Fremden zur Abendmahlzeit vorſetzen würden? Denn die Mutter war Witwe und die Aermſte im Dorfe, Nubias Bruder noch ein Knabe, der die Herden hütete. So beſaßen die beiden Frauen niemand, der im Sommer in die ſabiniſchen Thäler und in die römiſche Ebene hätte hinabſteigen können, um durch harte Arbeit einiges Geld zu verdienen.

Unterdeſſen die Mädchen eifrigſt berieten, ob Nubias Mutter wohl im ſtande ſein würde, mit Hilfe der Nachbarinnen eine Frittata zu backen, oder ob ſich der Fremde mit einer Oelſuppe würde begnügen müſſen, ſchritt Heinrich wie im Traum hinter der Herrlichen drein. Er wußte jetzt ſicher, daß er niemals in ſeinem Leben etwas ſo Schönes geſehen hatte, und konnte ſeine Blicke nicht losreißen von der hohen Geſtalt, die trotz ihrer Laſt wie in ſeliger Ruhe vor ihm herwandelte. Zuweilen erhaſchten ſeine Augen einen Streifen ihres Geſichtes, das vom feinſten Oval war und förmlich zu leuchten ſchien. Unter dem Schleiertuch glänzte ihr üppiges Haar hervor, von einer ſolchen warmen Goldfarbe, daß es dem verliebten Nazarener dünkte, ein Teil der Gluten des Sonnenuntergangs habe ſich an das ſchöne Haupt geheftet. Er ſah gar nicht, daß ſie ärmlich gekleidet war und nicht den mindeſten Schmuck trug.

Ehe ſie Saraceneſco erreichten, ward es Nacht, welche Heinrich ſeine ſeltſame Umgebung noch ſeltſamer und die ſchöne Geſtalt vor ihm gleich einem unirdiſchen Schattenbild erſcheinen ließ. Dann kamen ſie an.

Nubia wartete auch jetzt nicht auf ihn, nur daß ſie langſamer ging. Da trat Heinrich an ihre Seite.

Doch er mußte auf den Weg acht geben. Der Boden der Gaſſe war nackter Fels und zeigte keinen Fuß breit ebenen Grund. Bald war er genötigt, ſteil in die Höhe zu klettern, bald mit Vorſicht abwärts zu klimmen. Die Hütten zu beiden Seiten der Straße glichen Höhlen und bei den meiſten derſelben diente die Thür zugleich als Fenſter. In dieſer und jener Behauſung brannte auf dem Boden ein Feuer, den engen und niedrigen Raum und das wenige armſelige Hausgerät mit grellen Gluten beleuchtend.

Beinahe alle Einwohner befanden ſich vor den Häuſern, und wer drinnen war, trat heraus; denn das Gerücht von der Ankunft eines Fremden hatte ſich bereits durch den ganzen Ort verbreitet. Immer mehr Volk ſchloß ſich Heinrich und ſeiner Begleiterin an; auch ſämtliche Waſſerträgerinnen folgten den beiden.

Heinrich wußte nicht, wohin zuerſt zu ſehen, worüber zuerſt zu erſtaunen. Es war des Fremdartigen zu viel! Dabei die unſägliche Wildheit und Anmut des Ortes, die bunten, phantaſtiſchen Geſtalten, die Fülle ſchöner Menſchengeſichter. Sehr merkwürdig war es ihm, daß er beinahe nur Kinder und Frauen erblickte; die wenigen Männer, die Heinrich gewahrte, waren Greiſe. Jetzt blieb Nubia vor einer der letzten Hütten ſtehen.

„Hier wohnen wir, ich und meine Mutter. Sei uns willkommen!“

Sie nahm ihr Waſſergefäß vom Kopf und rief in die Hütte hinein:

„Mutter, hier draußen ſteht ein Fremder, der unſern Ort ſehen will und nicht wußte, wo er über Nacht bleiben ſollte. Ich habe ihn eingeladen, mit mir zu gehen, heiße auch Du ihn willkommen.“

Die Mutter trat ſogleich heraus, eine ſchöne, dunkelfarbige Matrone, von der die Tochter die herrlichen Augen hatte; doch ſah man ihrem Antlitz die Entbehrung, ihrer Kleidung die Dürftigkeit an. Auch ſie begrüßte Heinrich gaſtfreundlich.

„Meine Tochter hat recht gethan, Dich zu uns zu führen. Tritt ein und ruhe aus bei uns; Du wirſt dieſem Hauſe Glück bringen.“

Heinrich trat ein. Da er ſich nach Nubia umwandte, ſah er ſie draußen mit den Gefährtinnen reden. Die ganze Gaſſe ſtand voller Frauen und Mädchen, und die Kinder drängten ihre ſchwarzen Lockenköpfe in die offene Thür, ein Geſicht immer brauner, eines immer holdſeliger als das andere.

Nun kam auch Nubia herein.

III.

Sie trat zum Herde, zog aus der Glut ein brennendes Stück Reiſig und zündete die meſſingene Leuchte an. Dies gethan, wandte ſie ſich an den Gaſt:

„Ich will Dir Deine Kammer weiſen.“

Sie ſchritt ihm voraus in einen engen Nebenraum mit ungetünchten, ſchwärzlichen Wänden und einem winzigen Fenſter ohne Scheiben, nur mit einem Holzladen verſehen, der offen ſtand, ſo daß der glühende Abendhimmel wie ein Purpurvorhang davor hing.

„Es iſt die Kammer meines Bruders Maſtorre, der jetzt die Herden hütet; wenn er fort iſt, ſteht ſie leer, denn ich ſchlafe bei der Mutter. Gleich werde ich Dir Waſſer bringen, damit Du Dir Geſicht und Hände vom Staube reinigen kannſt; es war ein heißer Tag.“

Sie ſetzte die Lampe auf eine Truhe, welche außer der ärmlichen Lagerſtatt das einzige Geräte bildete, und ging hinaus. Heinrich blickte ſich um in dem öden Raum.

„Könnteſt du hier bleiben, Tage, Wochen, Monate!“

Er war noch ganz in dieſe Vorſtellung verſunken, als das Mädchen mit einem Krug und einem Linnentuch zurückkam.

„Das Waſſer iſt friſch aus der Ziſterne; wenn Du Dich geſäubert haſt, wird auch das Eſſen fertig ſein. Du wirſt gewiß Verlangen nach Speiſe tragen. Die Nachbarinnen wollten meiner Mutter allerlei bringen, damit ſie Dir ein reichlicheres Mahl bereiten könnte, denn wir ſind arme Leute. Ich bat indeſſen meine Mutter, Dir nur von unſeren eigenen Speiſen vorzuſetzen. Auch Dir wird es ſo am liebſten ſein und Hunger ſollſt Du bei uns nicht leiden.“

Dabei lächelte ſie, was ihr ſo wunderſchön ſtand, daß Heinrich über ihrem Anblick ſeine Antwort vergaß. Erſt als er ihre Augen fragend auf ſich gerichtet ſah, beeilte er ſich, ihr zu verſichern:

„Gewiß iſt es auch mir ſo am liebſten! Doch es bekümmert mich, daß ich Dir und Deiner Mutter Arbeit, wohl gar Sorge mache. Zugleich muß ich Dir geſtehen, daß ich mich freue, mehr, als ich Dir ſagen kann, von Dir aufgefordert worden zu ſein, Dir in das Haus Deiner Mutter zu folgen, und daß ich mich bei euch von Herzen wohl fühle.“

Es war zum erſtenmal, daß er zu ihr ſprach; er ſah an ihr vorbei und redete befangen. Ernſthaft ſagte das ſchöne Mädchen:

„Die anderen ſtritten ſich, wer Dich nehmen ſollte; denn jede hätte Dir gern Gutes erwieſen. Aber es war beſſer für ſie, daß ich Dich bat, unſer Gaſt zu ſein. Alle jene haben nämlich Väter oder Brüder oder Vettern, welche ſämtlich zur Weizenernte in das römiſche Land hinabgezogen ſind. Dieſen hätte es vielleicht nicht recht ſein können, daß ihre Frauen während ihrer Abweſenheit einen fremden Mann beherbergen: Du hätteſt alſo guten Menſchen, die Dir friedlich geſonnen ſind, Leid bereiten können, was doch gewiß nicht Dein Wille iſt. Mein Bruder iſt noch ein Knabe, und keiner der Abweſenden hat mir oder meiner Mutter etwas zu gebieten; ſo kannſt Du dieſem Hauſe durch Deine Gegenwart nur Freude geben. Deshalb ſei nochmals bei uns willkommen!“

Aber der junge Nazarener war etwas enttäuſcht. Mit pochendem Herzen brachte er hervor:

„Ich hatte geglaubt, daß Du Gefallen an mir fandeſt und aus dieſem Grunde mich aufforderteſt, mit Dir zu Deiner Mutter zu kommen.“

Er wartete faſt angſtvoll, was ſie auf dieſe kecke Rede erwidern würde, und laut hätte er aufjubeln mögen, als er ſie ohne jede Ziererei ganz gelaſſen ſagen hörte:

„Du gefällſt mir auch. Aber ich muß jetzt der Mutter helfen.“

„Ach, Nubia . . .“

Sie war jedoch ſchon zur Kammer hinaus.

Als Heinrich in den Wohnraum trat, wartete man bereits auf ihn mit dem Nachtmahl, das aus leichten, in Oel gebackenen Kuchen, Ricotto und Cichorienſalat beſtand. Nubia bediente den Gaſt, ſo daß dieſem trotz der ungewohnten ſabiniſchen Gerichte zu Mute war, als ſpeiſe er an eines Königs Tafel. Auch die Mutter ließ es ſich angelegen ſein, dem Fremden zu zeigen, daß er ihnen in Wahrheit willkommen ſei.

Mehr und mehr geriet Heinrich in eine traumhafte Stimmung; am liebſten hätte er ſtumm dageſeſſen und die Schöne in einemfort angeblickt. Doch zwang er ſich zum Reden und war es auch nur, um Nubia, auf deren ruhige, tiefe Stimme er ſtundenlang hätte lauſchen können, antworten zu hören. So fuhr er denn fort, ſich bei ſeinen Wirtinnen nach den verſchiedenſten Dingen zu erkundigen, wobei er ſich zwar an die Mutter wendete, jedoch meiſtens von der Tochter Antwort erhielt. Auch auf ſeine Frage nach den Männern von Saraceneſco entgegnete ihm Nubia:

„Wir Frauen ſind faſt das ganze Jahr über allein, denn ſchon im März ziehen die Männer davon. Zuerſt arbeiten ſie in den Oliveten und Vignen. Das iſt gute Zeit für ſie und für uns alle, denn alsdann haben ſie leichte Arbeit und es gibt noch keine Fieber. Auch im Mai, wo ſie auf der römiſchen Ebene das Gras ſchneiden, geht es noch leidlich. Sobald indeſſen die Weizenernte beginnt und die heißen Tage kommen, fängt das Unglück für uns arme Menſchen an, dann leiden auch wir hier oben große Sorge und Pein. Wir würden gewiß gern mit den Männern Weizen ſchneiden, wie die Frauen anderer Ortſchaften thun; es iſt jedoch bei uns Sitte, daß wir hier oben bleiben, und nur ſelten kommen wir ins Thal hinab. Den Männern aber geht es ſchlecht. Sie wohnen in Zelten, die ſie dort aufſchlagen, wo ſie grade zu ernten haben, und ehe ſie ſich's verſehen, hat das Fieber ſie gepackt. Mit dem Fieber im Leibe müſſen ſie alsdann von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Weizen ſchneiden. Viele ſterben dort auf dem Felde, viele werden nach Rom in die Spitäler gebracht; aber wenn ſie auch zurückkommen, krank ſind ſie alle! Krank kam jedes Jahr mein Großvater zurück und krank mein Vater, beide ſind zu Hauſe am Fieber geſtorben. Wir ſind daran gewöhnt und vermögen nichts dagegen zu thun; die Madonna helfe uns!

„Morgen iſt Sonntag, morgen beten wir alle für die Männer, die im Römiſchen ernten. Was wird es helfen?!

„Erſt im November, wenn das Land von neuem beackert und beſät iſt, kehren die Unſeren wieder. Dann ziehen die Frauen ihnen entgegen bis zu einer Stelle, wo ſie den Weg überblicken können. Dort iſt ein Kreuz errichtet, dort ſtehen dann alle und ſchauen aus, wer von denen, die ausgezogen ſind, wieder zurückkommt.

„So lange mein Vater lebte, haben auch wir, die Mutter und ich, jedes Jahr unter dem Kreuze geſtanden; nun iſt mein Vater tot, nun werden wir erſt wieder unter dem Kreuze ſtehen, wenn mein Bruder groß geworden iſt. Denn dann zieht auch er mit den anderen hinunter, dann wird gewiß auch er vom Fieber befallen. Wir können nichts dagegen thun. Nicht wahr, Mutter?“

„Nein, nein!“

Heinrich holte ſchwer Atem. Das war ſchrecklich, davon hatte er ſich nichts träumen laſſen. Und wie gleichmütig ſie davon ſprach! Nur um etwas zu äußern, ſagte er:

„Es wird gewiß alles noch einmal beſſer werden.“

Die Mutter meinte apathiſch:

„Es iſt auch ſo nicht ſchlecht; wir ſind daran gewöhnt.“

Heinrich gab dem Geſpräch eine andere Wendung:

„Alſo auch die Frauen von Saraceneſco kommen bisweilen den Berg hinunter?“

Die Mutter bejahte.

„Einigemale im Jahre nach Bardella oder Vicovaro. Dort kaufen wir Mehl, Salz und Oel und was wir ſonſt nötig haben. Dann gehen wir auch zur Meſſe, beichten und kommunizieren, damit unſere armen Seelen dereinſt nicht allzu lange im Fegfeuer leiden müſſen.“

Mit herber Stimme ſagte Nubia:

„Die Männer, die bei der Feldarbeit ſterben, kommen ohne die heilige Kommunion ins Fegfeuer; alſo können auch wir darin bleiben. Denn mit dem Losbitten iſt das eine ſchwere Sache: wir verſtehen eben nichts davon.“

Heinrich dachte: Fromm ſcheint ſie nicht zu ſein. Er fragte, was die Frauen von Saraceneſco das ganze Jahr über thäten?

„Es gibt genug zu thun. Während der guten Jahreszeit ſind wir den halben Tag drunten in der Macchia, trockenes Reiſig zu ſammeln. Denn im Winter iſt es hier oben kalt, und fällt Schnee, ſo bleibt er jedesmal für einige Tage liegen. Dann kommen von den Abruzzen die Wölfe zu uns herüber, und die Männer müſſen acht haben, daß die Beſtien uns nicht unſere Schafe und Ziegen aus den Ställen tragen.“

„Haſt Du ſchon einen Wolf geſehen?“

„Freilich.“

Die Mutter erzählte das Abenteuer.

„Sie hat ihres Vaters Büchſe, und wenn Wölfe in der Nähe geſpürt worden ſind, bewacht ſie den Stall. Vergangenen Winter raubte uns eine junge Wölfin eine Ziege. Da iſt ſie mitten in der Nacht hinter dem wilden Tiere her, hat ihm die Beute abgejagt und die Wölfin erſchoſſen. In Bardella haben ſie ihr für das Fell acht Scudi gegeben. Da hatten wir für den ganzen Winter zu ſpinnen und zu weben.“

Heinrich ſchaute die ſchöne Wolfsjägerin mit leuchtenden Augen an, Nubia meinte gelaſſen:

„Dabei iſt nichts Großes. Ein Tier zu ſchießen, wenn man eine Büchſe hat, das vermag ein Kind.“

Nach beendetem Mahl räumten die Frauen den Tiſch ab, Nubia löſchte das Feuer, brachte ſodann die Spindeln und ſtellte ſich mit der ihren an die Wand. Heinrich hätte am liebſten ſogleich zu Papier und Stift gegriffen, um die herrliche Geſtalt feſtzuhalten. Stumm ſaß er da und ſtarrte zu der Spinnerin hinüber, die gelaſſen ihren Faden drehte. Die beiden Frauen hatten kaum ihre Beſchäftigung begonnen, als die Nachbarinnen ankamen, eine jede mit ihrer Spinnerei. Freundlich grüßten ſie den Gaſt, ſtellten ſich an den Wänden auf, huben zu ſchwatzen an und fühlten ſich bald ganz vertraulich mit dem artigen Fremdling, der ihnen gar Vieles und Seltſames zu erzählen wußte: von Rom, dem Sankt Peter, der Madonna von Sankt Agoſtino, den Karnevalsfeſten auf der Piazza Navona, den Oktoberfreuden vor der Porta del Popolo. Das gab ein Staunen. Er erzählte ihnen auch von den engliſchen und deutſchen Künſtlern, von den Ateliers in der Via Siſtina und am Barberiniſchen Platz, von den ſabiniſchen, albaneſiſchen und volskiſchen Modellen an der ſpaniſchen Treppe.

Aber das verſtanden ſie nicht.

Sie hatten noch niemals von einem Künſtler gehört, noch niemals einen geſehen.

Heinrich ſagte:

„Seht mich an!“

Alle ſchauten auf ihn, die meiſten mit Scheu. Nubia ließ ihre Spindel ſinken und betrachtete ihn mit etwas wie Schrecken in ihrem Blick.

Er mußte lachen.

„Ich werde euch zeigen, was ein Künſtler iſt; gleich morgen will ich das. Und ich werde dabei keiner etwas zu leide thun, ihr könnt es mir glauben.“

Sie glaubten ihm; er ſchaute ſie mit ſeinen blauen, in Lebensluſt und Glück ſtrahlenden Augen ſo treuherzig an, daß alle ihm glaubten. Nur Nubia blieb nachdenklich. Später bat Heinrich die Schönen um einen Saltarello. Ohne weiteres zeigten ſich die Mädchen bereit; eine Nachbarin beſaß ein Tambourin, das ſogleich herbeigeholt ward. Nun wollten alle, daß Nubia tanzen ſollte, dieſe aber war nicht dazu zu bewegen. Doch ergriff ſie das Tambourin und begann es zu ſchlagen in einem leidenſchaftlich bewegten Rhythmus. Bald wurden alle Mädchen von Tanzluſt ergriffen, ſo daß die Zuſchauer bis auf die Gaſſe hinaus weichen mußten. Nubia ſtand mitten unter den Tanzenden und ließ die kleinen braunen Hände unermüdlich über das Fell gleiten, raſcher und raſcher.

Viel zu ſchnell für Heinrich machten die Mütter der Sache ein Ende und trieben die Töchter nach Hauſe. Keine verſäumte, dem Fremden die Hand zu reichen und ihm ein „Wiederſehen auf morgen!“ zuzurufen. Als ſich Heinrich mit den beiden Frauen wieder allein befand, fragte er Nubia, warum ſie durchaus nicht habe tanzen wollen? Es würde ihm ſolche Freude gemacht haben! Ernſthaft erwiderte ſie:

„Die anderen wollten ſich mit ihrem Tanz vor Dir zeigen, was für mich, da Du bei uns zu Gaſt biſt, nicht ziemlich geweſen wäre. Ein andermal tanze ich Dir gern den Saltarello vor, draußen bei der Ziſterne unter dem Baum. Du magſt dann den Tanz mit mir thun.“

„Wenn Du ihn mich lehren willſt.“

„Gern. Gute Nacht!“

„Gute Nacht! Morgen ſehen wir uns wieder.“

„Morgen.“

Sie reichte ihm die Lampe und er ging.

In ſeiner Kammer trat er ans Fenſter und ſchaute lange hinaus in die feierliche Nacht, den Sternen zu, wie ſie hinter den Felſengipfeln aufſtrahlten, als ſprängen ſie aus dem dunklen Geſtein. Dann ſtiegen ſie mit mildem Glanz hoch und höher. Als aber eine Sternſchnuppe fiel, ſeufzte er, ſtatt ſchnell einen Wunſch zu thun, aus tiefſtem Herzensgrund auf. Aber dann lächelte er, dann flüſterte er:

„Nubia, Nubia! Ich bin ſo glücklich, Gott, Gott, ſo glücklich.“

Plötzlich überfiel ihn eine ſchwere Müdigkeit. Ohne ſich zu entkleiden, löſchte er das Licht und warf ſich auf ſein Bett. Er ſchlief ſogleich ein und träumte von ſeiner Maria Magdalena. Es war aber eigentlich Nubia, Nubia als büßende Sünderin.

Mit einem Schrei erwachte er.

(Fortſetzung folgt.)

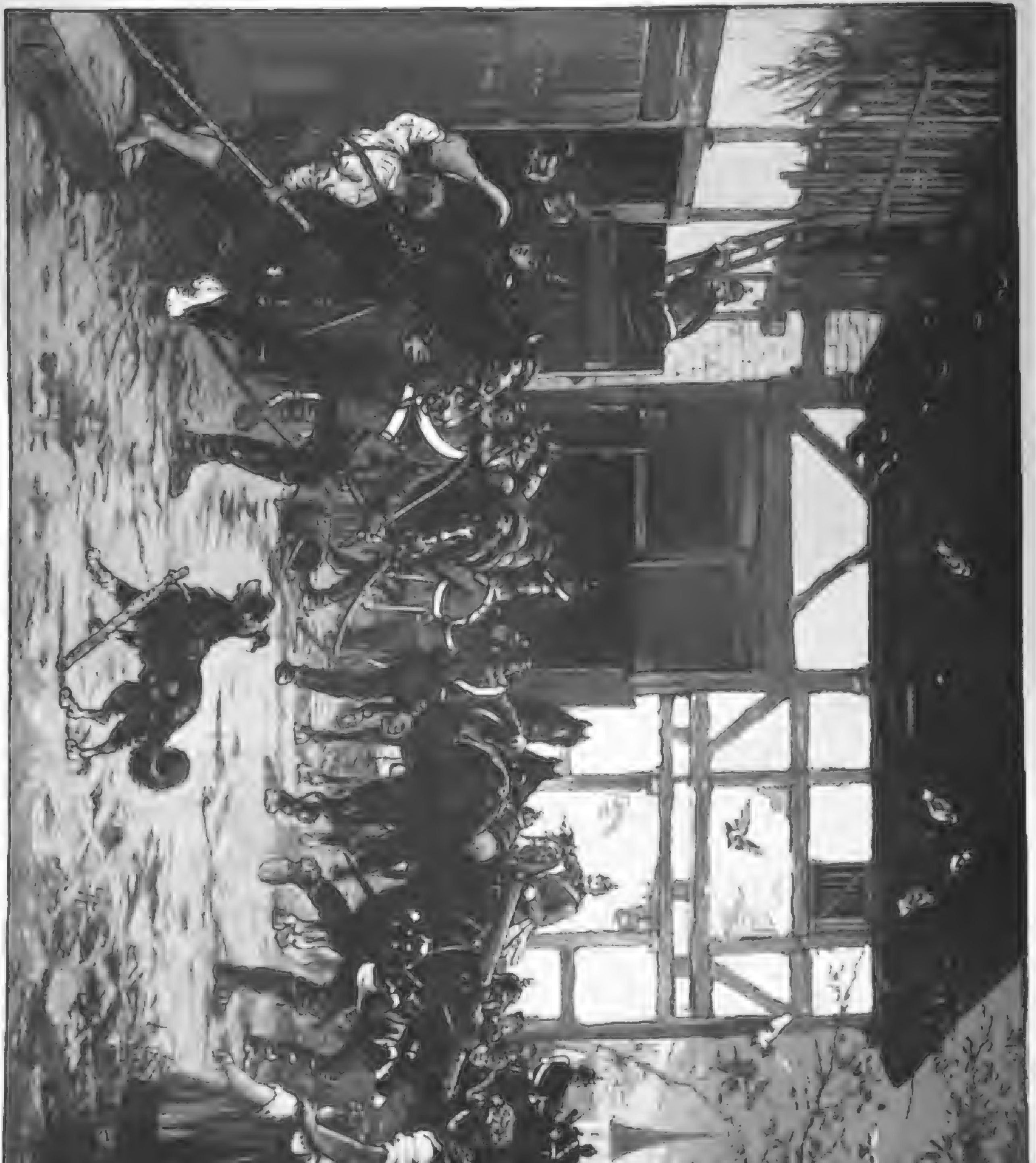
Alarm im Manöver.

(Hiezu das Bild Seite 36.)

Das ſonſt ſo friedliche Dörfchen hat heute einen gar kriegeriſchen Anſtrich. Die Brigademanöver, welche ſich ſchon ſeit einigen Tagen in der Umgegend abſpielten, haben ihr Ende erreicht. Man hat die Truppen allmählich auf engeren Raum zuſammengezogen, um eine Feldſchlacht in größerem Maßſtabe, Diviſion gegen Diviſion, zu ſchlagen. Die Ortſchaften ſind im Umkreis überfüllt, und auch in den ſonſt ſo ſtillen Gehöften unſeres Dörfchens wimmelt es von uniformierten Geſtalten. Der Quartiermacher, ſowie die Quartiergeber haben ihre helle Not gehabt, alle unterzubringen. Mit den Fußmannſchaften ginge es noch, aber die Pferde, die wollen Raum haben. Da muß denn alles herhalten vom Holzſchuppen bis zur Scheune, um die braven Roſſe unterzubringen. So war es hier beim Dorfſchulzen. Eine volle Batterie lag auf dem Gehöft, jeder Raum war belegt, und hier entfaltete ſich natürlich auch das größte Leben. Die Ställe ſind belagert von Neugierigen, Alt und Jung, Männlein und Weiblein des Dorfes. Der Einblick in das Leben und Treiben unſerer blauen Jungen, von denen ſie wohl ſo manches gehört, aber nicht gar zu viel geſehen, iſt ihnen wohl zu gönnen.

Am Mittag kehrte die Batterie vom anſtrengender Felddienſtübung zurück; dann war die Mannſchaft trotz großer Müdigkeit mit dem Reinigen der über und über mit Kot beſpritzten und verſtaubten Geſchirre und Montierungsſtücke beſchäftigt. Die Pferde, auch der eigene Leib waren abgefüttert, und ſo war es den Leuten nun nicht zu verdenken, daß, nachdem der letzte Knopf geputzt, ſich die Mehrzahl in das duftende Heu oder den Strohboden der Scheune, welche zum Pferdeſtall verwandelt war, verkroch. Man wollte nach den Strapazen des Tages Kräfte für bald folgende Anſtrengungen ſammeln; hatte doch der Hauptmann beim Appell geſagt, daß es morgen ganz beſonders ſcharf hergehen würde und ſich die Leute recht zuſammennehmen ſollten, damit der kommandierende Herr General keinen Grund zur Klage hätte. In Anbetracht dieſer Ausſichten hatte ſich bald alles auf das Ohr gelegt, und auch die Pferde zeigten durch Herabhängen der Köpfe, daß ihnen beſonders an Ruhe gelegen ſei, denn das Manöverterrain iſt nicht ſo glatt und eben, wie der Exerzierplatz in der Garniſon. So ruhte denn alles, Roß und Reiter. Das laute Schnarchen aus den Strohwinkeln zeugte davon, wie ernſt es ihre Müdigkeit meinte. Arme Kerle! Ihr ſollt nicht lange ruhen, ihr habt den Trompeter noch nicht gehört, der unten vom Dorfe herauf ſeine Signale ſchmettert. Die Pferde ſind wachſamer, ſie ſpitzen die Ohren, klirren unruhig mit den Halfterketten und wiehern laut mit hochgehobenen Köpfen und weitgeblähten Nüſtern zur geöffneten Stallthür hinaus. Sie kennen die Klänge, haben ſie gar oft gehört und ihre Folgen geſpürt. Es iſt Alarm! Auf, ihr armen Schläfer, jetzt iſt's vorüber mit der ſüßen Ruhe. Es ruft die Pflicht, die eiſerne Disziplin! Zeigt jetzt im Frieden, was ihr im Felde noch verſchärfter machen ſollt!

„Auf!“ donnert der Geſchützführer in den Stall. Soeben ſaß er noch ſchäkernd in der Jasminlaube mit der hübſchen Dorfſchulzentochter, als ihn das ferne Signal aufſchreckte und



Alarm im Manöver. Gemälde von C. Sellmer.

zur Stalle trieb. Von verliebten Gedanken iſt in den wettergebräunten Zügen nichts mehr zu leſen.

„Ach!" gähnt es nochmals von den ſchnurrbärtigen Lippen, und jetzt löſt ſich allmählich der Menſchenknäuel im Stroh. Ein Bild ſondergleichen bietet ſich dem ſtill erſtaunten Beſchauer.

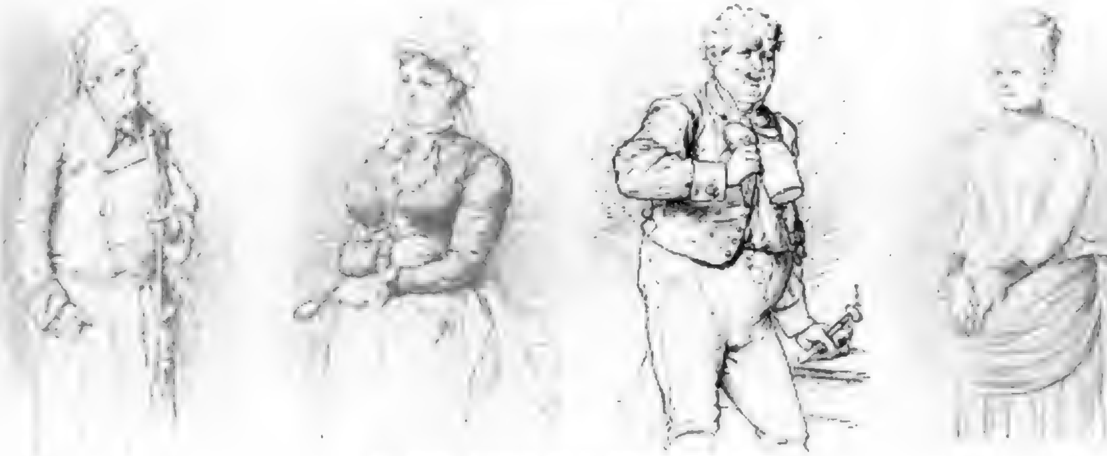
Die Leute haben den Schlaf gewaltſam abgeſchüttelt, den Zuſammenhalt begriffen, und jetzt wird in fieberhafter, aber doch bekannter Weiſe mit unglaublicher Schnelligkeit geſchirrt und geſattelt. Wie die Katzen gleiten die Bedienungsmannſchaften von Protzen herunter und unterſtützen die Fahrer. Hei! wie die Halfter fliegen, die Kummete auf die Hälſe der Pferde ſchlupfen. Noch nie iſt der ungariſche Knoten, der den Sattelgurt zuſammenhält, ſo ſchnell gedreht worden wie heute, derſelbe Knoten, der ſchon manchem Fahrer den ſchönſten Rüffel eingetragen hatte. Alle Müdigkeit iſt verſchwunden; vor kurzem noch, wie an allen Gliedern zerſchlagen von den Anſtrengungen des Tages, iſt jeder wie elektriſiert und nur von dem einen Gedanken beſeelt, womöglich der erſte im Geſchützpark zu ſein. Der Trompeter, der das Gehöft erreicht hat und in [illegible] [illegible], ſpornt alle zu doppeltem Eifer an. Die Kanoniere wiſſen nicht, warum ſie ſo unvermutet aufgejagt werden. [illegible], wiſſen überhaupt nicht, um was es ſich handelt; ſie ſind völlig im unklaren, ob ſie dem Feinde entgegengeführt werden, ob man einen Ueberfall befürchtet, oder ob man nur ihre Schlagfertigkeit prüfen will. Ein jeder ſagt ſich nur, es iſt durch das Signal befohlen, und blind folgen ſie dem Kommando.

Die Stallthüren werden aufgeriſſen und die Pferde hinausgezogen. Auf dem großen Hofe bietet ſich jetzt dem Auge des Beſchauers ein buntes Durcheinander dar; es kann gar nicht anders ſein, die Schnelligkeit der Bewegungen iſt zu groß. Die Landleute, welche dem Exerzitium in dichten Haufen zuſchauen, wohl auch mit Hand anzulegen verſuchen, ſind ſtarr vor Staunen. Einzelne von ihnen haben es ſelbſt ſchon mitgemacht in ernſterer Weiſe auf Frankreichs Boden. Es lacht den bärtigen Landwehrmännern das Herz im Leibe bei dem prächtigen Anblick; ſie fühlen alles mit, weil ſie ſelbſt Soldaten waren, innerlich noch ſind und bleiben werden. Jetzt ſprengt der [illegible] in den Hof; ihn überraſchte das Alarmſignal während des Diners, das der Ortspfarrer in lukulliſcher Weiſe ſeinen einquartierten Offizieren gegeben hatte. Den leckeren Kapaun, auf den er ſchon ſo ſehnſüchtig gewartet, mußte er ſtehen laſſen. Seine Laune iſt daher nicht die roſigſte, und er reitet ganz energiſch in den wirren Haufen hinein. Seinem geübten Auge fallen gar bald Fehler und Mängel auf. „Gefreiter Klaus! ſehen Sie die Welt immer mit der Hinterſeite an? Sie haben ja den Helm verkehrt aufgeſetzt!" oder: „Kanonier Huber, haben Sie die [illegible] an den Knieen ſitzen? Wollen Sie nicht gefälligſt den Säbel dahin ſchnallen, wo er ſeit Entſtehung der Welt hingehört!" Dieſe und ähnliche Bemerkungen regnen auf die Kanoniere hernieder. Sein Zorn legte ſich erſt, als die Geſchützführer ihr „Fertig zum Abrücken!" melden. Seit dem Alarmſignal ſind kaum fünf Minuten verſtrichen; jetzt ſteht der ſtattliche Komplex einer Feldbatterie marſchmäßig da. Bei den vielen Mißgeſchicken, die gerade in höchſter Eile ſtets paſſiren, wie Abreißen von Schnallen, Riemen, Verlorengehen kleinerer Stücke im Stroh der Ställe und ſo weiter, iſt die Marſchbereitſchaft binnen dieſer kurzen Zeit immer eine großartige Leiſtung, zumal wenn man bedenkt, was Pferd und Mann den Tag über ſchon vollbracht haben.

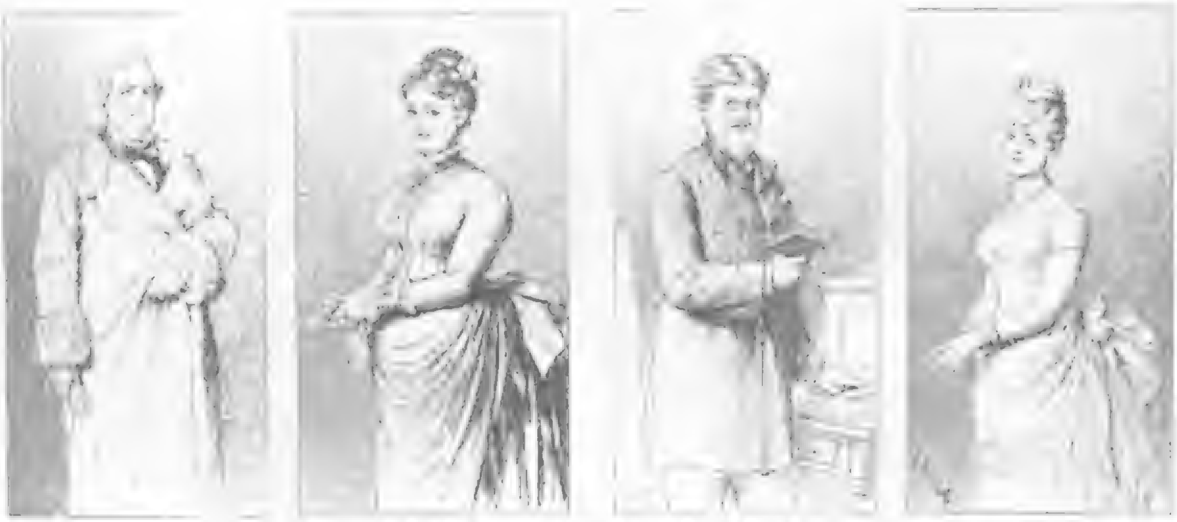
„Batterie, aufgeſeſſen!" und wie der Blitz ſchwingt ſich die Mannſchaft auf die ſtampfenden, unruhigen Pferde. „Batterie, Trab!" und fort geht's in ſchärfſter Gangart dem Geſchützpark zu, gefolgt von der keuchenden Bedienung und der noch ſchreienden Dorfjugend. Vor den Geſchützen harrt bereits ungeduldig mit der Uhr in der Hand der Batteriechef. Er atmet erleichtert auf, als der aufwirbelnde Staub das

Aus Kunſt und Leben.

Originalzeichnungen von K. Kögler.



Wie Rentier Knotterich und die Seinen in Natur ausſehen.



und wie ſie der Porträtmaler Arthur Schönhold in Oel gemalt hat.

Herannahen der Pferde verkündet. Seine Batterie iſt von den zweien, die im Orte liegen, die erſte im Park. Die Geſichter der Kanoniere glänzen vor heller Freude, als ſie ſich die erſten auf dem Platze ſehen; iſt doch ihr Ehrgeiz jetzt in ſchönſter Weiſe belohnt.

Schnell iſt angeſpannt und umgehangen, das heißt die Geſchütze ſind feuerfähig gemacht. Es ertönt das doppelte Signal zum Aufſitzen, und im Augenblick ſtürzt alles auf die Sättel, Protzen und Achſenſitze. Auf das weitere Signal: „Marſch!“ raſſelt die Batterie frohen Mutes dem Feinde entgegen. Schon hart am Dorfe, auf einer kleinen Anhöhe, ertönt das Kommando: „Batterie, Halt! Mit Granaten geladen! Geradeaus 1800 Meter auf die feindliche Kolonne!“ Eine Sekunde ſpäter kracht der erſte Schuß in die Luft hinaus, das Gefecht iſt eröffnet! Das iſt ein Beiſpiel unſerer ſchlagfertigen, vorzüglichen Truppen! Die ſichere, bewundernswürdige Schnelligkeit in der Handlung, die für unſer Heer faſt ſprichwörtlich geworden iſt, möge ſie nie erlahmen, und möge ſtets der ſchneidige, feſte Geiſt in der Armee herrſchen, der ſie von jeher ausgezeichnet hat, dann können wir auch getroſt der Zukunft entgegenſehen, und ſollten ſich wieder einmal die ſchwarzen Wolken zeigen, der Franzmann abermals Luſt verſpüren, dem deutſchen Boden einen Beſuch abzuſtatten, wir werden ihm zu begegnen wiſſen. Denn

„Lieb Vaterland magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.“

Altklaſſiſche Bierverhältniſſe.

Von

Ernſt Eckſtein.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In den Irrtümern, die ſich ungetrübt von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben, gehört auch die völlig grundloſe Meinung, das Altertum habe nur Wein gezecht. Samier, Falerner, Cäkuber, Maſſiker und ähnliche Wohlklänge ſtellen ſich dem gebildeten Leſer alsbald ein, wenn er altklaſſiſcher Kneipereien gedenkt. Das Bier aber, etwa in einem Sittengemälde aus dem Rom der Cäſaren gebraucht, würde ihm anachroniſtiſch vorkommen. Nun vollends in einer Schilderung aus Hellas oder dem Lande der Pharaonen! Von dem cäſariſchen Rom iſt man ja allenfalls noch gewohnt, daß es ſich ſcheinbar zeitwidrige Uebertretungen leiſtete. Rom war antik — und beſaß eine Zeitung, in welcher nicht nur die Haupt- und Staatsaktionen des Reiches, ſondern auch das „Vermiſchte“, der angenehme Familienklatſch der oberen Zehntauſend, die Kampfſpiele und die Wettrennen, die Gerichtsverhandlungen und die neueſten Pantomimen verarbeitet wurden. Rom war antik — und beſaß eine Hochſchule mit Studenten und Profeſſoren. Rom war antik — und kannte das Inſtitut der Verleger und Sortimenter. Hellas dagegen und die Gegend des Nils! Das urgermaniſch klingende Wort „Bier“ hat ſo gar nichts Homeriſches oder gar Hieroglyphiſches! Sokrates trank zwar den Schierlingsbecher — aber ſich zu denken, er habe ſich, ehe er mit Gottvertrauen auf ſein Bett ſank, einen Schnitt attiſches Lagerbier oder Euböer Export reichen laſſen, das überſteigt die Grenze unſeres Anpaſſungsvermögens. Ariſtides ein Stammſeidel ſchwingend! Pokale mit eingegrabener Dedikationsinſchrift: „Aspaſia ihrem lieben Perikles!“ Hochſchultrige Pyramidenerbauer, unter dem Palmbaum Maß haltend und zu Rettichen oder Radieschen ihre Krügel genießend! Rhampſinit im Beſitz eines Hofbräuhauſes! Pſammetich Bockbierfeſte begehend! Der Kontraſt iſt zu augenfällig. So was kann gar nicht exiſtiert haben, das ſteht von vornherein feſt, denn — und hier kommt der trügende Zirkelſchluß — es würde unſeren altüberkommenen Anſchauungen von der Kultur der Vergangenheit ſchmerzlich zuwiderlaufen.

Aber wenn wir uns irrten? Wenn in der That ſchon vor Jahrtauſenden etwas Aehnliches exiſtiert hätte wie die Berliner „Weiße“ oder das „Wernesgrüner“? Wenn es ſich nachweiſen ließe, daß man im alten Rom ſowohl wie in Hellas und in Aegypten Dutzende von verſchiedenen Bieren gebraut und maſſenweiſe vertilgt hätte?

Und es läßt ſich nachweiſen!

Freilich war das Bier nur ein Volksgetränk. Die Ariſtokraten verſchmähten es, dachten übel davon und verſpotteten dieſe „lumpige Nachäffung“ des göttlichen Rebenſaftes. Da nun die klaſſiſchen Dichter und Schriftſteller, die uns Bemerkungen über das Bier hinterlaſſen haben, entweder ſelbſt zur „Crême“ der Geſellſchaft zählten — Tacitus, Plinius, Herodot — oder ſich doch die erdenklichſte Mühe gaben, ihr nachzueifern — Martialis, Horatius — ſo darf man nicht ſtaunen, daß in der griechiſchen und römiſchen Litteratur ein Wort der Begeiſterung für das Bier ſich ſchwerlich entdecken läßt. Um ſo wertvoller ſind natürlich die rein objektiven Stellen, die zur Genüge beweiſen, daß gründlich und mit Verſtändnis in Bier gezecht wurde; daß Brauereien vorhanden waren, die an Umfang wohl mit den unſerigen wetteifern konnten; daß ſogar Fürſten — wenn auch „barbariſche“ — lang vor dem König Gambrinus den Gerſtenſaft für eine köſtliche Gabe der Götter hielten; und vor allem: daß ſelbſt die Gegner bekennen mußten, das Bier berauſche nicht unedler und verwerflicher als der Wein.

Geſtatten wir uns zunächſt einen flüchtigen Blick auf das Land uralter Bierweisheit, auf Aegypten.

Das ägyptiſche München hieß Alexandria, das ägyptiſche Kulmbach, wo man das beſte Exportbier zu brauen verſtand, Peluſium.

Bezüglich Alexandrias liegt uns das höchſt gewichtige Zeugnis zweier berühmten Schriftſteller vor, des geographiſchen Autors Strabo und des Philoſophen und Redners Dio Chryſoſtomus.

Strabo, der um Chriſti Geburt lebte, ſagt ausdrücklich, Alexandria habe mehr Bier getrunken als Wein, trotz der Nähe Kleinaſiens und Griechenlands, wo die Rebe gedieh wie kaum irgend ſonſtwo im Altertum, trotz der weinberühmten Eilande Samos und Chios, bei deren bloßer Erwähnung einem altklaſſiſchen Zecher das Waſſer im Munde zuſammenlief. Der Handel war damals ſo glänzend entwickelt, die Schiffahrt auf dem mittelländiſchen Meer ſo ausgezeichnet organiſiert und die Verkehrsſtraßen ſelbſt in den fernſten Provinzen des römiſchen Reiches ſo muſterhaft, daß die Bemerkung des Herodot (circa 400 vor Chriſto), die Aegypter hätten ſich Bier gebraut aus Mangel an Weinbergen, zur Zeit des Strabo längſt keinen Sinn mehr hatte. Freilich, Aegypten war die Getreidekammer des großen Imperiums — aber der Wein war ſo billig und die Zeitgenoſſen des Strabo verſtanden ihn durch Behandlung mit Rauch ſo transportfähig zu machen, daß die Hafenſtadt Alexandria, wo eine weitere Verladung alſo nicht nötig war, ganz gewiß nicht das Bier in ſo rieſigem Umfang konſumiert hätte, wäre ihr das famoſe Getränk nicht höchſt ſympathiſch geweſen.

Daß Alexandria in der That das München der alten Welt war, das beweiſen die Bierkrawalle, von denen uns der zweite der vorerwähnten Autoren, Dio Chryſoſtomus Cocceius (geboren zu Pruſa in der kleinaſiatiſchen Landſchaft Bithynien, der Großvater des bekannten Geſchichtſchreibers Dio Caſſius), berichtet. Er lebte ſo um die Mitte des erſten Jahrhunderts, alſo etwa ein Menſchenalter nach Strabo. Bei dieſem Chryſoſtomus ſteht nun zu leſen, daß die Bierfrage in Alexandria häufig Straßentumulte hervorrief. Alexandria beſaß eine Hafenbevölkerung von ſehr zweifelhaftem Charakter, die ſchon an und für ſich zu Exzeſſen geneigt war. Gab's nun irgend ein Ausſchankfeſt, wo man dem Bierkrug eifriger zuſprach als ſonſt, oder wagten einige herzloſe Brauer, durch Bildung eines den Markt beherrſchenden „Ringes“ das Bier zu verteuern, dann rottete ſich das alexandriniſche Volk mit ſtaunenerregender Einmütigkeit zuſammen, ſtimmte rebelliſche Lieder an und verlangte unter furchtbaren Drohungen die Wiederherſtellung des erſchütterten Gleichgewichts. Malzwucherer und Bierſpekulanten wurden geſteinigt, die Fäſſer zertrümmert, das entſtrömende Bier mit Kellen und Lederhüten geſchöpft oder aus den Vertiefungen des Straßenpflaſters gelappt. Die Behörden ging man um Schutz an, ſchwur bei den Totengebeinen der Ptolemäer, ſolche Verſündigung wider die Majeſtät des biertrinkenden Volkes ſei fürder unmöglich geweſen, und kündigte ſchließlich dem Cäſar den Frieden — bis der Ingrimm ſich ausgetobt und der Mißſtand beſeitigt war. Später hat bekanntlich der Kaiſer Diokletian umfaſſende, wenn auch nationalökonomiſch verfehlte Anſtrengungen gemacht, dem „Ring“-Unweſen und ähnlichen Ausbeutungen des Publikums den Weg zu verlegen.

Peluſium, das ägyptiſche Kulmbach, ſtellte gleichfalls ungeheure Quantitäten von Bier her, die allem Anſchein zufolge weit exportiert wurden. Ein Glas Peluſier galt für etwas ganz Delikates. Das peluſiſche Dunkelbier ſowohl wie das alexandriniſche Lagerbier unterſchieden ſich von den gangbaren Sorten der Gegenwart gewiß nicht halb ſo ſehr, als zum Beiſpiel das Münchener Hofbräu von der Leipziger Goſe oder gar von der Braunſchweiger Mumme.

Auch „Radiweiber“ gab's in Aegypten. Daß der unter Nero lebende Junius Moderatus Columella — Verfaſſer eines geiſtreichen Lehrgedichtes über den Landbau und ähnlicher, uns nur zum Teil erhaltener Werke — die „Rüben“ lediglich als Zuſpeiſe zum peluſiniſchen Bier erwähnt, beweiſt nichts gegen die Annahme, es ſei dergleichen auch anderwärts zur Steigerung der Biergenußfähigkeit dargereicht worden. Dem Schönheitsſinn der hochziviliſierten Alexandriner und Peluſiner wollen wir zutrauen, daß die Rüben durch angenehmere Hände verteilt wurden als die Radiwurzeln der bayriſchen Hauptſtadt. Auch Wolfsbohnen aß man zum Bier, wie man heutzutage die von den fahrenden italieniſchen Zuckerbäckern angebotenen Mandeln und Haſelnüſſe verzehrt.

Daß der Biergenuß weder ſchwerfällig machte noch ſtumpf, wird uns ausdrücklich bezeugt. In ſeinem Werke „Deipnosophistai“, zu deutſch: „Die Tiſchgelehrten“, ſagt der Grammatiker Athenäos, der zwar in Aegypten geboren aber ein Grieche war und den größten Teil ſeines Lebens in Rom verbrachte: das Trinken des Gerſtenſaftes hebe die Stimmung genau ſo wie der Genuß des Weines. Das peluſiniſche und alexandriniſche Bier mache ſo fröhlich wie der beſte Falerner. Auf einer gewiſſen Stufe der Fidelität angelangt, pflege der Biertrinker ein kräftiges Liedlein zu intonieren — Rundgeſang und Gerſtenſaft! Auf einer weiteren tanze und taumle er und benehme ſich überhaupt bis ins einzelne juſt wie der Weinberauſchte.

Im eigentlichen Hellas trat das Bier zwar hinter dem Wein zurück; aber in Thracien, deſſen Bewohner doch auch zur helleniſchen Völkerfamilie zählten, ſpielte es eine bedeutende Rolle, deren Einfluß auf die ſüdwärts belegenen Landſchaften mit der Zeit um ſich griff, wenn auch nicht in dem Maße, wie das bayriſche Bier in Deutſchland ſich den Norden erobert hat.

Daß Thracien ein echtes, gottbegnadetes Bierland geweſen iſt, dafür ſpricht ſchon die Vielzahl der uns überlieferten thraciſchen Biernamen, die zum Teil nachher allgemeingriechiſch wurden und ſelbſt ins Lateiniſche übergingen.

Das „Sikera“-Bier ſcheint ſich von vornherein nicht auf Thracien beſchränkt zu haben.

Urſprünglich thraciſch jedoch ſind die Benennungen Zythos, lateiniſch zythus (wovon das franzöſiſche cidre), Pinon und Bryton.

Das letzte Wort, das auch Brytos lautet, klingt eigentümlich an unſer „Bier“ und das Verbum „brauen“ an, das verſchiedene Sprachforſcher mit „Bier“, „beer“, „bière“ und ſo weiter lautlich zuſammenbringen. Das Grimmſche Geſetz der Konſonantenverſchiebung widerſpricht zwar der Hypotheſe, daß dieſer Anklang mehr ſei als eine bloße Zufälligkeit; jenes Geſetz erleidet jedoch ſo viele Ausnahmen, daß hier dennoch die gleiche indogermaniſche Wurzel vorliegen könnte; wie denn nachweislich unſere ariſchen Vorfahren ſchon am Indus und Ganges Bier gebraut und zu Ehren der heimiſchen Urgötter freudig geſchlürft haben. Zythos bedeutete „Bier“ und „Bierähnliches“, umfaßte alſo den Met, vielleicht auch den Aepfelwein. Bierbrauen hieß „zythopoiein“; der Bierbrauer „zythopoiós“.

Trotz dieſer ausgeſprochenen Leidenſchaft für das Bier waren die Thraker ein ſehr energiſcher Volksſtamm, ebenſo wie die noch weiter nordwärts wohnenden Macedonier, denen die nämliche Sympathie unterſtellt werden darf. Das weintrinkende Griechenland erlag bekanntlich den bierfreundlichen Macedoniern, und die weintrinkenden römiſchen Kaiſer büßten ihre Verachtung für den Gerſtenſaft durch den Untergang ihres Reiches, herbeigeführt durch den Anſturm der jugendkräftigen germaniſchen Biertrinker. Als Tacitus ſchrieb: „Die armen Teufel von Deutſchen begnügen ſich mit einem elenden Surrogat, einer ſeltſamen Brühe, die ſie aus Gerſte oder aus Weizen zu einer gewiſſen Aehnlichkeit mit dem Wein herankünſteln,“ da ahnte er nicht, daß dieſes verachtete Bier eine ſo welterobernde Kraft beſaß, welterobernd im zweifachen Sinn des Wortes. Germania bekundete übrigens damals dem Wein gegenüber eine ſpäterhin abgelegte Starrköpfigkeit. Trotz aller Anſtrengungen der römiſchen Kaufleute, die mit den Chatten, Cheruskern, Nerviern und Sueven gern ein lukratives Geſchäft gemacht hätten und überall ihre Weinreiſenden über den Rhein ſchickten, blieben die Deutſchen hartnäckig bei ihrem angeſtammten ſchäumenden Nationalgetränk. „Bier her, Bier her!“ erklang es unter den heiligen Buchen und Eichbäumen; das „ſüße Gift der Fremden“ ward wohl von einzelnen Edelherren als Feſtgetränk angenommen und mochte dann etwa die Rolle ſpielen wie heutzutage der Champagner; mancher kokettierte wohl auch mit dem Ausland und den „welſchen“ Gepflogenheiten der „Rumaburg“; gemeinhin aber warf man die Sendlinge der Weinpropaganda ebenſo prompt und ſicher zum Tempel hinaus, wie dies noch jetzt bei vielbeſchäftigten und choleriſchen Leuten im Schwange iſt, und einzelne Völkerſchaften, wie die eben erwähnten Sueven, ſperrten ſich gegen die Einfuhr der römiſchen Weine durch direkte Verbote ab. „Der Wein erſchlafft,“ behaupteten ſie mit der nämlichen Einſeitigkeit, mit welcher die römiſchen Ariſtokraten verſicherten, das Bier ſei ein Sklaventrank.

Ehe wir die Thatſache in den Vordergrund rücken, daß auch in Rom, dem Mittelpunkt des Reiches, dem Urſitz aller Verfeinerung, Bier in angemeſſenen Quantitäten verbraucht wurde, ſei noch die ausgeſprochene Bierfreundlichkeit der beiden Provinzländer Gallien und Spanien erwähnt. Die keltiſche Urbevölkerung dieſſeits und jenſeits der Pyrenäen teilte die altariſche Kunſt der Bierbereitung mit ihren germaniſchen Vettern an Oder und Elbe. Ja, es ſcheint, als habe man ſich in Spanien beſſer noch als in Deutſchland auf die Herſtellung eines außerordentlich haltbaren Stoffes verſtanden; vielleicht ſogar beſſer als in Peluſium. Daß die helleniſchen und hiſpaniſchen Biere ſehr ſtark und bitter geweſen ſind, wird uns ausdrücklich berichtet. Die Gallier gebrauchten zur Bezeichnung ihres Gerſtengetränkes den akademiſch klingenden Ausdruck „cervisia“; die Hiſpanier ſagten „ceria“. Späterhin iſt in Frankreich das deutſche Wort in der Form „bière“ über „cervisia“ Sieger geblieben, während „cervisia“ in Spanien das kürzere „ceria“ verdrängt hat und jetzt „cerveza“ lautet.

In Italien trank alle Welt ein leichtes, mouſſierendes Bier, alica oder halica. Alica (wovon das engliſche „ale“) iſt eigentlich die Bezeichnung für die Graupen, die aus der ſogenannten zea, dem Dinkel, Spelt oder Dinkelweizen (Triticum spelta L.) hergeſtellt wurden. Die altrömiſche zea iſt heute noch in der Schweiz und in Schwaben Getreidefrucht. Aus dieſen Graupen der zea bereitete man nun den ſchlechthin „alica“ benannten, „durch Beiſetzung eines eigentümlichen Saftes zur Gärung gebrachten“ Trank, das Spelt- oder

Beiundier. Worin dieſer eigentümliche Saft beſtand, insbeſondere ob man Hopfen zur Bierfabrikation verwandte, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit feſtſtellen; wie denn leider eine zuſammenhängende Schrift über die Kunſt des Bierbrauens nicht vorhanden iſt. Vielleicht findet ſich eine ſolche in den verkohlten pompejaniſchen Manuſkripten, an deren mühſamer Entrollung unabläſſig gearbeitet wird; denn dieſe wertvolle Bibliothek beſteht bekanntlich vorwiegend aus naturwiſſenſchaftlichen, technologiſchen und anderen Werken. Auch die ſpärlichen Angaben über die Bereitung des Bieres, die ſich da oder dort zerſtreut finden, ſind nicht erſchöpfend.

Wer ſich den altrömiſchen Met in hiſtoriſcher Charakterzuſammenſetzung bereiten will, dem gebe ich augenblicks die Rezepte: „Nimm zehn Teile Met, einen Teil Honig und laſſe das Ganze drei Stunden lang kalt!" Oder für Leute, die etwas Kräftiges lieben: „Vier Teile alten Falerner, einen Teil Honig, und zwar Hyblahonig oder hymettiſchen!" Fragte mich aber jemand nach der Zuſammenſetzung des Spelzbieres oder des thrakiſchen Pinon, ſo wäre ich genötigt, äußerſt vage Andeutungen zu geben: „Das Getreide muß naß gemacht und zur Keimung gebracht werden. — Gehörig trocknen! — Schroten, Backen, Aufkochen! — Flußwaſſer nehmen!" Hiermit würde dann unſere Weisheit zu Ende ſein.

Die alica war alſo ein beliebtes Getränk auf der ganzen italiſchen Halbinſel. Sie ſchäumte überall auf den Tiſchen des Handwerkers, des Colonen, des Kleinbürgers. Sie fand ſich ſogar auf den Tafeln der Decurionen, die in den übrigen Städten Italiens die nämliche Rolle ſpielten wie die Senatorenfamilien zu Rom. Nur in der Hauptſtadt ſelber galt die alica, weil ſie billig war, bei den Großen und Reichen für etwas plebejiſch. Ein Epigramm des Martial (XIII., 6) hebt mit den Worten an:

„Spelzbier ſchicke ich dir: mag Weinmet ſenden der Reiche."

Aus dieſem Vers geht hervor, daß man es immerhin doch riskieren konnte, einem geachteten Bürger der Siebenhügelſtadt ſelbſt von dieſer angeblich ſo verwerflichen alica ein Fäßchen zu dedizieren; denn es handelt ſich hier um ein Saturnaliengeſchenk. Die alica mag im Vergleich mit dem Wein und den äußerſt beliebten Bowlen, an deren Spitze die punſchartige „heiße" (lateiniſch calda) marſchirt, eine ähnliche Stellung gehabt haben, wie heutzutage in gewiſſen „feinen" (beſſer: „fein ſein wollenden") Gaſthäuſern das Bier in all jenen vornehmeren oder geringeren Spielarten. Der oberflächlich gebildete Deutſche, ſo ſehr er das Bier ſchätzt, hält es bekanntlich trotzdem für weniger „diſtinguirt" als den Rheinwein, und die Hoteliers kommen zum Vorteil ihres Geldbeutels dieſer albernen Auffaſſung dadurch entgegen, daß ſie in den „herrſchaftlichen" Lokalitäten ihres Beſitztums lediglich Wein verabreichen, den der Gaſt nun für ſchweres Geld ſeufzend vertilgen muß, ſelbſt wenn er gerne den gleichen Betrag für ein gutes Glas Bier auf den Tiſch legen möchte.

Die cervisia der Gallier drang, nachdem die Verkehrsverhältniſſe des römiſchen Staates einen ſo glanzvollen Aufſchwung genommen, mehr und mehr in Italien ein. Da ſie kräftiger war als die alica, ſcheint ſie die letztere allmählich in der Gunſt des Publikums merklich verdrängt zu haben, dem Siegeszug der Münchener Spaten-, Löwen-, Pſchorr- und anderer „Bräue" entſprechend, die dem norddeutſchen Lagerbier nur um deswillen nicht den Garaus machen, weil ihr Preis ein zu hoher iſt.

Im großen und ganzen läßt ſich behaupten, das Bier habe im Altertum zwar nicht die große kulturhiſtoriſche und nationalökonomiſche Bedeutung gehabt, die ihm gegenwärtig in Deutſchland zukommt, aber doch eine unglaublich größere, als ſie ſich jetzt zum Beiſpiel für Frankreich nachweiſen läßt, von Italien und Spanien ganz zu geſchweigen. Daß dieſe Thatſache unſerer klaſſiſch gebildeten Welt — immer natürlich abgeſehen von den Fachleuten — nahezu unbekannt iſt, daß man ſofort des Anachronismus verdächtig erſcheint, wenn man die Worte „altrömiſches Bier" ausſpricht, das zeigt zur Genüge, wie wenig uns in der Schule von der wirklichen und wahrhaftigen Phyſiognomie des Altertums übermittelt wird.

Bei Smolensk.

(Hierzu das Bild Seite 40.)

Die Liebe iſt die ſtärkſte Leidenſchaft, welche das Herz des Menſchen bewegt; ihr zu genügen, beſeligt, ihrer zu entbehren, heißt dem Leben die Roſen nehmen. Die zarteſten Gedanken der jungen Welt gelten ihr, und wo ſie ſich frei äußern darf, iſt ſie unter jedem Himmelsſtrich und bei jedem Volke dieſelbe. So hat auch Olga, die ſonſt nicht übermäßig regſame ruſſiſche Bauerndirne, noch vor Tag den Schlaf abgeſchüttelt, weil ſie weiß, daß ſie frühe auf ſein muß, wenn ſie den Geliebten treffen will. Raſch iſt „Woska", ihr Pferd, von der Wieſe, wo es während der Nacht geweidet, herbeigelockt und nach einigen Liebkoſungen gewandt beſtiegen. Auf Umwegen geht es in raſchem Galopp dem Dorfe zu, und gerade hat ſie das erſte Haus erreicht, als auch Iwan mit der Senſe auf dem Rücken bereits daherkommt. Sie wechſeln den Morgengruß, und Olga verrät mit keiner Miene, daß nicht der Zufall ſie zuſammengeführt. Mit wenigen verſtohlenen Blicken aber haben ſie für den Abend ein Stelldichein verabredet; ſo trennen ſich nach wenigen Minuten, als ſei nichts geſchehen, aber ſie tragen die Sonne in der Bruſt mit ſich fort. Noch nie hat Iwan flinker die Senſe geſchwungen und iſt Olga unermüdlicher hinter dem Pfluge geweſen, aber ihre Gedanken ſchweifen weit ab, und ihre hellen Augen gelten nicht der Arbeit, ſondern einem Verſprechen, von dem „niemand nichts weiß" und das ihnen eben deshalb inhaltſchwerer dünkt als irgend etwas auf der weiten Welt.

Literatur

— **Max Kretzers Roman: „Ein verſchloſſener Menſch".** (Leipzig, Carl Reißner) iſt ein ſehr bemerkenswertes Sittenbild unſerer Tage. Wenn Paul Lindau in ſeinen Berliner Romanen da am glücklichſten zu ſein pflegt, wo es ſich um Schilderung der Kreiſe handelt, in denen ein großes Haus gemacht wird, ſo verlegt ſich Kretzer, der ſeinen Schauplatz ebenfalls in die Reichshauptſtadt verlegt, vor allem auf das Leben des ehrbaren Kleinbürgertums und der unteren Volksſchichten. Aus dieſen Kreiſen enthält ſein jüngſtes Werk Schilderungen von packender Kraft. Volle Anerkennung verdient der Aufbau des Ganzen, das nach lebhaftem, mitten in die Situation hineinführenden Eingang ſich zunächſt mehr mit dem Zuſtändlichen beſchäftigt und dann in anfangs ruhiger, ſpäter mehr und mehr bewegter Entwicklung ſich bis zu ſtarker Dramatik ſteigert und den Leſer mit ſich fortreißt.

— **„Schiller" von Otto Brahm, erſter Band (Berlin, Wilh. Hertz)** — das iſt die neueſte und zugänglichſte Erſcheinung auf litterarhiſtoriſchem Gebiete. Nach [illegible] Schillerverhimmelung zu ſtudentiſchem Schillerkult übergegangen, ſchließlich aber abgeklärt zur verſtändnisvollen Begeiſterung für unſeren größten Dramatiker, hat der Verfaſſer den Stufengang durchgemacht, der ihn bei ſeiner bekannten Begabung für Litteraturkritik nunmehr ganz dazu befähigt, ein treffendes Bild unſeres volkstümlichſten Klaſſikers zu zeichnen, gleich frei von unkritiſcher Verherrlichung wie von verkleinernder Unterſchätzung. Wie dankenswert er dieſe Aufgabe durchführt, darauf werden wir nach Beendigung des abſchließenden zweiten Bandes näher zu ſprechen kommen.

— **Ein hiſtoriſches Tableau, das die alten Reiche und** deren allmähliche Entfaltung und Geſtaltung zu den Hauptreichen der Gegenwart in ſchematiſch-tabellariſch ſynchroniſtiſcher Darſtellung behandelt, hat J. Rubenickel [illegible] entworfen und in anſchaulicher Manier erſcheinen laſſen. Dieſe überſichtliche Geſchichtstabelle, die für das Verſtändnis des ſtaatlichen Entwicklungsganges überaus förderlich iſt und dadurch Lehrern und Schülern gleich willkommen ſein muß, iſt bereits in vielen Gymnaſien und Schulen Oeſterreichs eingeführt und verdient, auch im deutſchen Reiche mehr genauere Beachtung und Anerkennung zu finden.

Henry Moreton Stanley.

Von

Friedrich v. Hellwald.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Schon vor längerer Zeit tauchten unheimliche Gerüchte von dem Tode des großen Reiſenden auf, deſſen Namen wir als Ueberſchrift dieſen Zeilen voranſetzen. In den jüngſten Tagen traten dieſelben neuerdings auf, und die Möglichkeit eines ſo beklagenswerten Ereigniſſes läßt ſich leider nicht hinwegleugnen. So verlohnt es ſich denn, eine kurze, würdigende Ueberſicht vom bisherigen Wirken und Leiſten des berühmten Mannes zu halten.

In Dunkel und Unſicherheit hüllt ſich die Jugend des „Bismarck der Afrikaforſchung", wie er vom verſtorbenen Dr. Petermann bezeichnet ward. Nirgends findet ſich ſein Geburtstag angegeben, und ſelbſt ſein Geburtsjahr ſteht nicht ganz feſt, ebenſo ſein urſprünglicher Name. Als ein Kind der Liebe kam zu Denbigh in Wales — dies ſcheint annähernd das Richtige — im Mai 1840 James Rowland, nach anderen John Rowlands, in ärmlichen Verhältniſſen zur Welt. Im Alter von drei Jahren ward der Knabe in dem Armenhauſe zu St. Aſaph untergebracht, wo er zehn Jahre verblieb und eine gute Erziehung genoß. Anfänglich gedachte er ſich dem Lehrfache zu widmen, ging aber dann — warum, iſt unaufgehellt — als Schiffsjunge zur See und kam als ſolcher nach New-Orleans. Hier fand Rowland Beſchäftigung bei einem Kaufmann Namens Stanley, welcher ihn ſchließlich an Sohnesſtatt annahm, worauf der junge Mann ſeinen bisherigen Namen mit jenem ſeines Adoptivvaters vertauſchte. Was ihn bewog, auch ſeinen Vornamen zu verändern, wiſſen wir nicht. Bei Ausbruch des Sezeſſionskrieges ſah er ſich, da Herr Stanley plötzlich und ohne Teſtament geſtorben war, genötigt, in das Heer der Südſtaaten zu treten, wurde aber gefangen genommen und der Marine der Unionsſtaaten zugeteilt, in welcher er es bis zum Fähnrich auf dem Schiffe „Ticonderoga" brachte. Nach dem Frieden bereiſte der nunmehrige Stanley im Jahre 1865 die Türkei und Kleinaſien, wahrſcheinlich in der Eigenſchaft als Zeitungsberichterſtatter, in welcher wir ihn nachmals thätig ſehen. Als ſolcher begleitete er für den „New-York Herald" im Jahre 1868 die engliſche Armee nach Abyſſinien; 1869 treffen wir ihn in Spanien, wo er den dortigen Kämpfen beiwohnte. Mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung war es freilich nicht weit her. Vom Spaniſchen wußte er, auch nach mehrwöchentlichem Aufenthalte, nur einige Worte, vom Franzöſiſchen nicht viel mehr, und ein halbes Jahr darauf erſtaunte Wilhelm Lauſer in Aegypten, daß zu den Sprachen, die Stanley nicht kannte, auch das Arabiſche zählte. Trotzdem unternahm er es, ein Werk über Aegypten und deſſen Geſchichte zu ſchreiben, gerade ſo wie er verſicherte, über griechiſche Geſchichte, ohne Griechiſch zu lernen, ein in Amerika gerne geleſenes Buch geſchrieben zu haben. Immerhin hatte Stanley indes ſchon ein hübſches Stück Welt kennen gelernt, als ſein Name plötzlich in die Oeffentlichkeit trat.

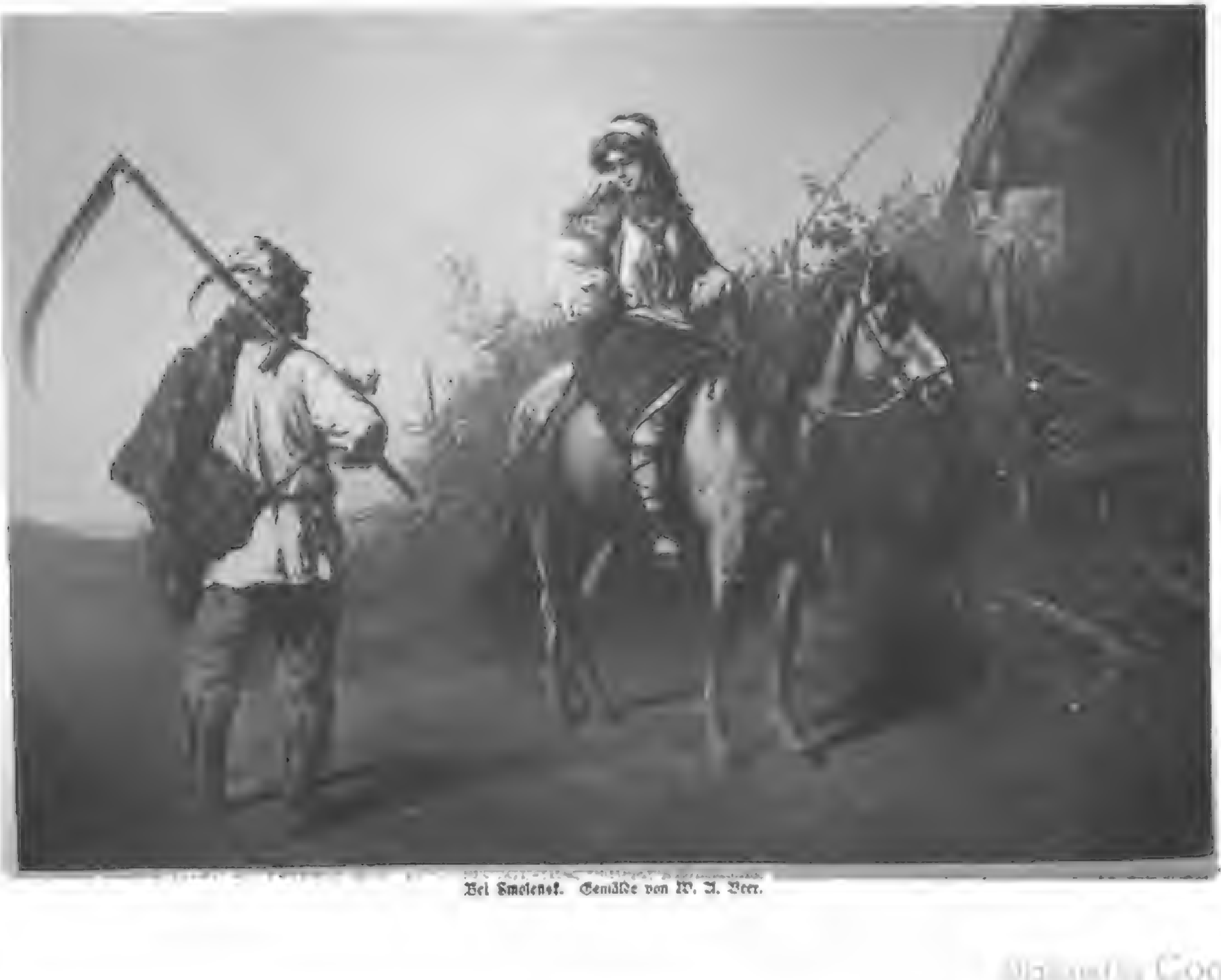
Dies geſchah infolge ſeines kühnen Zuges zur Auffindung des lange verſchollenen David Livingſtone, den Stanley in der That 1871 zu Udſchidſchi am Tanganikaſee auffindig machte. Die Geſchichte dieſes ihm von Gordon Bennett, dem Beſitzer des „New-York Herald" gewordenen Auftrags und des ſich daran knüpfenden Unternehmens, an deſſen Urheberſchaft übrigens, wie W. Lauſer erſt unlängſt bekannt gemacht hat, auch dem früheren Khedive Ismael Paſcha ein guter Teil zuzuweiſen iſt, iſt Stanley ſo oft wiedererzählt worden, daß wir hier nicht darauf zurückkommen. Genug, ſeither beſaß ſein Name Weltruf, und ſeine ſpäteren Leiſtungen ſind allen Zeitgenoſſen geläufig. Den Gipfelpunkt des Ruhmes erklomm er aber durch ſeine Durchquerung Afrikas auf dem Kongo. Durch Kapitän Cameron war es allerdings ſchon ſo gut wie unzweifelhaft, daß der von Livingſtone für den oberen Nil gehaltene Lualaba und der in Weſtafrika mündende Kongo ein und derſelbe Strom ſeien. Stanley aber erhob dieſe Thatſache zur Gewißheit und lernte den bisher noch geheimnisvollen Mittellauf jenes Gewäſſers kennen, welches ihn in noch nie betretene Regionen des ſchwarzen Erdteils führte. Eine ausführliche Schilderung dieſer epochemachenden Fahrt hat „Ueber Land und Meer" in ſeiner Nro. 22 des 39. Bandes gebracht, worauf wir bezüglich aller weiteren geographiſchen Einzelheiten verweiſen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſe große, mit unſäglichen Beſchwerden und Entbehrungen durchgeführte Reiſe eine bedeutende Leiſtung war und in der Entſchleierungsgeſchichte Afrikas geradezu einen Markſtein bildet. Andererſeits ſollte ſie jedoch nicht, wie von Laien gerne geſchieht, zu ſehr überſchätzt werden. Sie hat im ganzen die Beſtätigung für eine kaum mehr angezweifelte Thatſache erbracht und dabei unſere Kenntnis allerdings in weſentlichen Stücken, die aber doch Nebenſtücke der Hauptſache bleiben, erweitert. Er hat dies jedoch auf einem neuen Wege zu ſtande gebracht, welcher ſeinen Vorgängern verſagt geblieben. Indem er ſich mit einer nach hunderten von Köpfen zählenden, bewaffneten Begleitung verſah, konnte er, wo nötig, Gewalt gebrauchen und ſiegreich das erreichen, worauf ein einzelner verzichten mußte. Damit hat er ein neues Syſtem der Afrikaforſchung eingeleitet, deſſen Rückwirkung die Erfolge beſcheiden dahinziehender Einzelreiſenden fürderhin in Frage ſtellt.

Schon im März 1879 war Stanley wieder in Oſtafrika, wo er verſchiedene Flüſſe unterſuchte; dann begab er ſich abermals an die Kongomündung und eröffnete hier im Auftrage des Königs der Belgier jene großartige Thätigkeit, welche die Erſchließung des eigentlichen Kernes von Afrika bezweckte und in der Aufrichtung eines „unabhängigen Kongoſtaates" gipfelte. Die Geſchichte dieſer Bemühungen hat Stanley ſelbſt in einem zweibändigen Werk umſtändlich erzählt. Wiederum gehörte indes — bei aller Anerkennung der entwickelten Energie — die Reichhaltigkeit der ihm zur Verfügung geſtellten Mittel an Geld wie an Menſchenmaterial dazu, den Erfolg zu ermöglichen. Auch läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß der berühmte Mann im Intereſſe der von ihm vertretenen Sache ſich zu Schilderungen über die Natur Innerafrikas hinreißen ließ, welchen die Thatſachen keineswegs entſprechen, wie eine große Reihe verſchiedener, meiſt deutſcher Forſcher ſeither unwiderleglich dargethan hat.

Als infolge des Aufſtandes des Mahdi im Sudan die in der ſüdlichſten Aequatorialprovinz verweilenden Europäer, Dr. Schnitzer (Emin Paſcha), Dr. Wilhelm Junker und Kapitän Caſati, ſich von der geſitteten Welt völlig abgeſchnitten ſahen und die Ungewißheit über ihr Schickſal zu einer Befreiung derſelben aus ihrer peinlichen Lage drängte, war es wiederum Stanley, der ſich zur Führung der geplanten Expedition anbot. Naturgemäß handelte es ſich diesmal nicht um eine gelehrte Forſchungsexpedition, ſondern um einen förmlichen Feldzug mit ziemlich ſtarker Truppenmacht und reichen Geldmitteln. Dazu war Stanley ganz der Mann; es wird indes immer wahrſcheinlicher, daß die wahre Sendung Stanleys nicht die Befreiung Dr. Schnitzers zum Hauptzweck hatte, ſondern darin beſtand, die Quellen des Weißen Nil feſtzuſtellen und ſomit eine neue Straße vom Kongoſtaat nach Oberägypten zu eröffnen. Die Expedition ward auch in der That ausgerüſtet, und der König der Belgier wies die Regierung des Kongoſtaates an, derſelben alle Unterſtützung angedeihen zu laſſen. Endlich konnte ſie ſich auch noch der Ratſchläge Dr. Junkers erfreuen, welchem es mittlerweile gelungen war, ſich durchzuſchlagen und nach Europa zurückzukehren. Stanley ſprach ihn in Kairo, von wo er am 3. Februar 1887 nach Sanſibar abreiſte. Hier wollte er nämlich die Expedition endgültig zuſammenſtellen, die dazu erforderlichen Mannſchaften anwerben und dann mit ſeiner Schar um das Kap nach der Kongomündung ſegeln. Von dort beabſichtigte er quer durch Afrika Wadelai, Dr. Schnitzers Aufenthaltsort, zu erreichen. Wie geplant,

Henry Morton Stanley.

traf Stanley am 18. März am Kongo ein, nachdem er mit dem mächtigen arabiſchen Elfenbein- und Sklavenhändler Tippo-Tip ein Abkommen getroffen, wonach dieſer zum Entſatze Dr. Schnitzers mitzuwirken ſich verpflichtete und zugleich feierlich zum Gouverneur der Stanleyfälle gegen einen beſtimmten Gehalt ernannt ward. Am 21. März langte Stanley in Banza-Manteka am Kongo an; wegen der ſehr ſchwer beladenen Schiffe ging aber die Fahrt auf dem oberen Kongo nur langſam von ſtatten, und erſt am 6. Mai erreichte die Expedition Kwamouth. Auch verwüſtete Hungersnot das durchzogene Land, was auf dem Wege von Leopoldville nach Lukolela ernſte Schwierigkeiten bereitete. Am 11. Mai verließ die Expedition Bolobo; Tippo-Tip marſchirte mit der Vorhut, Stanley aber litt ungemein unter der unerträglichen Hitze. Am 28. Mai langte er am Zuſammenfluſſe des Aruwimi mit dem Kongo an und drang dann auf dem erſtgenannten Gewäſſer nordwärts vor. Am 6. Juni fuhr er den Fluß hinauf bis auf halbem Wege zwiſchen Yambi und Yambunga, zu einem Punkt, den er erreicht hatte, als er 1883 den Aruwimi hinaufgefahren war. Die Schiffahrt war der ſtarken Strömung wegen ſehr langſam, ſo daß Stanley erſt am 18. Juni die Stromſchnellen des Aruwimi erreichte, wo er Vorbereitungen zum Weitermarſch auf dem Landwege traf. Von da an lauten die Nachrichten unſicher, widerſprechend. Direkte, von Stanley ſelbſt ausgehende Meldungen ſind ſeither nicht mehr eingelaufen. Schon im Auguſt 1887 verbreitete ſich das Gerücht ſeines Todes, dem freilich alsbald widerſprochen wurde. Vielmehr wollten indirekte Nachrichten wiſſen, Stanley ſei bis zum 25. Juli den Aruwimi hinauf bis zu dem hochgelegenen Teil des Mabodebezirks gelangt. Hier wurde der Fluß ſo eng, daß die Expedition die Schiffe verlaſſen und die Leute die Vorräte auf dem Rücken weitertragen mußten. Nachrichten vom 8. Auguſt beſagten, Stanley habe das im Waldlande belegene Lager verlaſſen und den Marſch geradenwegs nach dem weſtlichen Geſtade des Mwuta-Nzige angetreten. Dabei ſtieß er auf ſchwere Schwierigkeiten wegen Ermattung ſeiner Leute, die ſchließlich ſo groß wurde, daß infolge der vielen Nachzügler die Expedition auf eine Entfernung von mehreren Kilometern zerſtreut war. Der letzte amtliche Bericht Stanleys war vom 2. Juli, und was er meldete, nicht angethan, Zutrauen zur glücklichen Durchführung ſeines Planes zu erwecken. In der Aruwimigegend herrſchte nämlich eine ſchreckliche Hungersnot, welche ihn und ſeine ſechs- bis ſiebenhundert Begleiter zwang, ſich tagelang von Bananen zu ernähren. Völlig unklar iſt die Rolle, die Stanleys „Freund“, der berüchtigte Araber Tippo-Tip, ſpielte. Bald ſprach man von offenbarem Verrat des mächtigen Häuptlings, bald hieß es, daß deſſen Einfluß weit überſchätzt worden wäre. Der angebliche Zweck des Stanleyſchen Unternehmens, Schnitzers Rettung, erſchien aber in zweifelhaftem Licht, als ein Brief Emin Paſchas bekannt ward, worin er erklärt, er wolle mit ſeinen Getreuen im Lande bleiben, in dem er ſich bisher ſiegreich, wenn auch nicht ohne Gefahr und Beſchwerde, behauptet habe, und verlange durchaus nicht nach „Rettung“ durch Stanley oder einen andern. Im Dezember 1887 brachte ein Bote aus Mittelafrika die indirekte Nachricht nach Sanſibar, daß Stanley nach vielen Entbehrungen Anfangs September Wadelai erreicht habe. Gerüchte, teils aufregender, teils beſchwichtigender Natur, liefen ſeither durch die Tagesblätter. Ausgezeichnete Kenner afrikaniſcher Verhältniſſe ſprachen ſich dahin aus, daß Stanley abſichtlich keine Nachrichten von ſich gebe; in der Begründung dieſer Vermutung gingen aber ihre Meinungen weit auseinander. Als der Mangel jeder Nachricht über das Schickſal Stanleys und ſeiner Genoſſen endlich die lebhafteſten Beſorgniſſe wachrief, äußerten ſich Schweinfurth, W. Junker und Gerhard Rohlfs in dem Sinne, daß zu irgendwelcher Beunruhigung nicht der geringſte Grund vorhanden ſei, da bei afrikaniſchen Verhältniſſen ſelbſt eine mehrere Monate betragende Verzögerung nicht im mindeſten ſeltſam erſcheinen könne. Wiederum wechſelten Nachrichten von dem Tode Stanleys, woran Tippo-Tip verantwortlich wäre, mit der Meldung, daß ein weißer Paſcha in der ſudaneſiſchen Provinz Bahr el Ghazal mit einer Streitmacht angekommen ſei. Ob dieſer „weiße Paſcha“ jedoch Stanley oder, was weit wahrſcheinlicher, Dr. Schnitzer ſelbſt iſt, darüber hat man bisher keine Gewißheit erlangt. Bis auf weiteres muß man demnach den anglo-amerikaniſchen Reiſenden zu den Verſchollenen zählen.



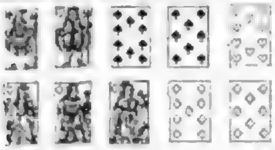
Bei Smolensk. Gemälde von W. A. Beer.

(Redigirt von Oskar Klein.)

Aufgabe Nro. 68.

Skat.

[illegible]

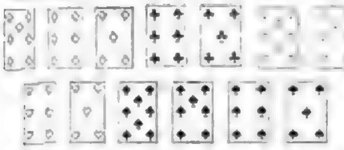


[illegible]

Auflösung der Aufgabe Nro. 66:

Whist.

Vorhand hält:



Der Spieler macht den ersten Stich, verdeckt, mit Coeur-Dame, [illegible]

Spielbriefwechsel.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

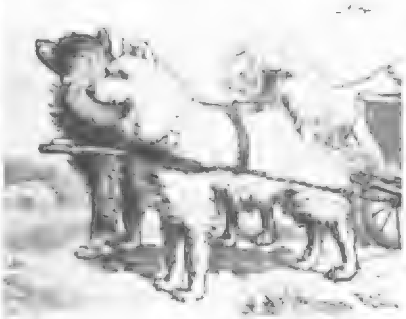
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Scherzrebus.



Auflösung des Versteckrätsels Seite 1073 v. J.:

Lomnitzer Spitze
Monte-Rosa.
Mont-Blanc.
Pic Teneriffa.
Arlberg.
Gerlitzer Spitze
Gotthard.
Schneeberg.
Feldberg.
Popocatepetl
Drachenfels
Großglockner
Monte Gargano

Auflösung des altägyptischen Bilderrätsels Seite 1073 v. J.:

[illegible]

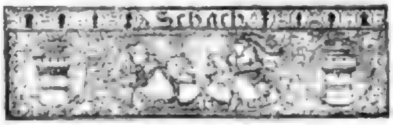
Ergänzungs-Aufgabe.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
			●						●			
e	a	●		●		e		●		●		
	●			n	●		●	t		a	●	h
●	s	e	h		d	●	h		k		t	●
	●				●	e	●	r			●	l
l		●		●	e			●		●		
		t	●	n					●	e		

Werden die fehlenden Buchstaben richtig ergänzt, so nennen die senkrechten Reihen: 1) eine Festung in Osteuropa, 2) eine Stadt in Nordamerika; 3) etwas, das jedem Menschen heilig sein muß; 4) einen in Deutschland hochverehrten Namen; 5) einen Präsidenten der Union; 6) ein deutsches Land; 7) eine Stadt in Belgien; 8) einen Vogel; 9) einen Namen aus der Tierfabel; 10) ein Werk Lessings; 11) einen Ausdruck aus der Chemie; 12) einen Erdteil und 13) einen europäischen Fluß. Sind alle Wörter richtig gefunden, so erscheint in den ersten der in obiger Figur durch Punkte bezeichneten Quadrate der Name eines deutschen Dichters, im ganzen sein bekanntestes Werk.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1091 v. J.:

Wer den rechten Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann.

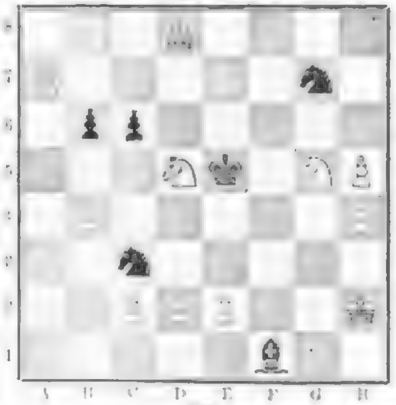


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 477.

Von H. A. L. Meyer.

Schwarz.

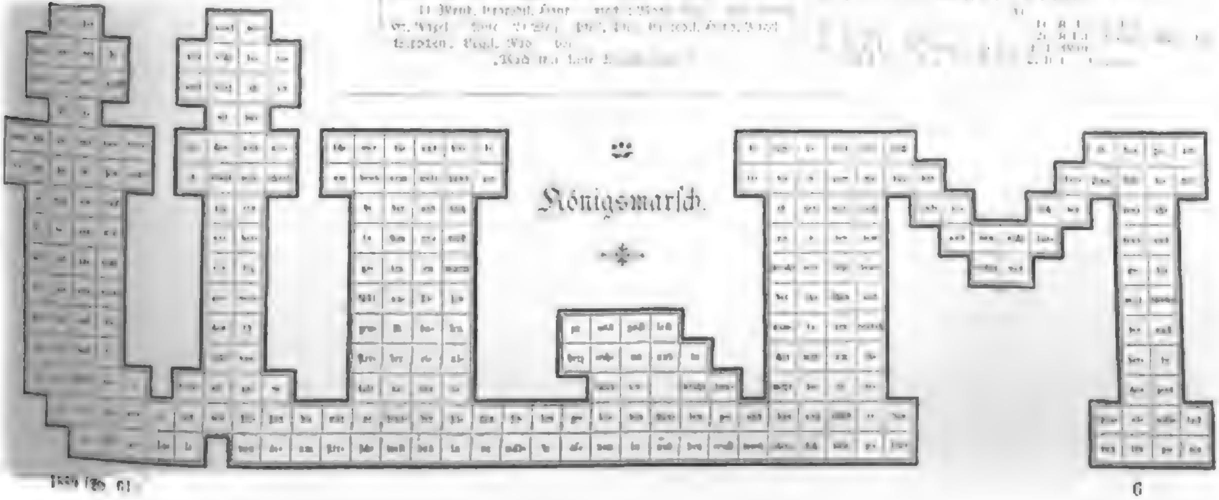


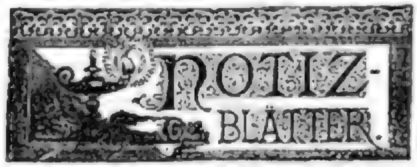
Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 473:

Weiß.	Schwarz.
[illegible]	[illegible]




Notiz-Blätter.

Bildende Künſte.

— **Von dem Marinemaler Saltzmann, der den Kaiſer auf** ſeiner Reiſe nach Petersburg und Stockholm begleitet und von beiden Städten aus uns einige unſeren Leſern gewiß in beſter Erinnerung ſtehende Originalzeichnungen geliefert hat, iſt dem Monarchen eine aus vierzig Blättern beſtehende Albummappe überreicht worden: Augenblicksaufnahmen ſolcher charakteriſtiſchen Vorfälle, intereſſante Gruppen- und Meeresbilder, wie ſie durch die Taſchenkamera des Künſtlers oder den größeren photographiſchen Apparat eben in der Schnelligkeit erhaſcht werden konnten. Unter dieſen Bildern befindet ſich eine ganze Anzahl, von deren Aufnahme der Kaiſer überhaupt bis dahin gar keine Kenntniß hatte, zum Beiſpiel eines, welches während eines ſtarken Sturmes gemacht wurde, und das den Kaiſer inmitten einer ziemlich bewegten Gruppe zeigt, Prinz Heinrich ganz im Vordergrund am Achterdeckhäuschen lehnend. Das eigenartigſte der Blätter iſt aber wohl dasjenige, welches den Kaiſer darſtellt, im Begriffe, den Löffel zum Munde zu führen, mit welchem er aus einem, von einem Matroſen ihm dargereichten Keſſel Matroſenkoſt ſchöpft, die er zur Prüfung ſich hatte darbieten laſſen.

— **Bildhauer Böhm (London) arbeitet gegenwärtig an** der Reiterſtatue des Prinz-Gemahls Albert, welche, als Geſchenk der engliſchen Frauen zum Regierungsjubiläum der Königin Viktoria, im Schloßpark zu Windſor aufgeſtellt werden wird. Der Künſtler hat auch das Thonmodell eines lebensgroßen Standbildes des Kaiſers Friedrich jüngſt vollendet.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die von Giorgione,** Tizian, Veroneſe ꝛc. gemalten blonden Frauen nicht alle von Natur „goldhaarig“ geweſen, ſondern zumeiſt ihren ſchwarzen Haaren dieſe Modefarbe damaliger Zeit künſtlich beigebracht hatten. Intereſſant iſt ein kürzlich in Venedig gefundenes „Rezeptbuch“ einer Conteſſa Veni, in welchem alle in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts gebräuchlichen Haarfärbemittel aufgezählt werden. Die meiſten derſelben ſtammen aus dem Morgenlande und kamen ſchon in der Kaiſerzeit nach Rom. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß all die empfohlenen Oele, Waſſer, Salben und Tinkturen, mit denen die aufgelöſten Haare zu befeuchten ſind, erſt dann nachhaltig wirken, wenn ſich die Trägerin ſtundenlang den glühenden Sonnenſtrahlen ausſetzt.

— **Die Bohlwege zwiſchen Mehrholz und Brägel unweit** Diepholz ſind als die berühmten pontes longi (lange Brücken) nachgewieſen worden, welche der römiſche Feldherr Cäcina im Jahre 15 vor Chriſto auf ſeinem Rückzug nach der Ems betreten hat. Dieſe Moorbrücken wurden ſo raſch angelegt, daß an einer Stelle ein Schlegel, mit dem man die Bretter feſtnagelte, liegen geblieben iſt.

— **Schliemanns Ausgrabungen bei Mykenä ſind andauernd** vom beſten Erfolg begleitet. Die ganze Gegend iſt voll von homeriſchen Gräbern. Dieſelben bilden regelrechte, in den Felſen eingehauene Leichenkammern von 25 bis 40 Quadratmeter, in welchen man die Toten niederlegte, ohne ſie mit Erde zu bedecken. Unter den zahlreichen Funden ſind Gegenſtände von Glas, Kryſtall und Elfenbein, ſowie herrlich gravirte Edelſteine. Die orientaliſche Art dieſer Erzeugniſſe läßt die Abſtammung der griechiſchen Kunſt aus dem Morgenland erkennen.

— **Im ruſſiſchen Gouvernement Jekaterinoslaw wurde in** neuerdings geöffneten Kurganen (Grabhügeln) ein eigentümlicher Fund gemacht. Man fand zwei Skelette, die Füße nach Weſten gerichtet, denen außer einer eiſernen Lanze eine Menge Pfeile in einem weiten Lederköcher beigegeben waren; an Stelle des Schädels aber lag ein Hammelkopf mit nach Oſten gerichteter Stirn.

— **In letzter Zeit wird in franzöſiſchen Blättern viel** geſprochen von der endgiltigen Löſung des Problems der Lenkbarkeit des Luftballons. Es heißt, Major Renard vom franzöſiſchen Luftſchifferdetachement ſei es gelungen, einen Motor von 50 Pferdekräften zu konſtruiren, der nur 500 Kilo wiegt und eine Kraft von 100 Kilometer pro Stunde produzirt. Es bedeutet dies, daß der Ballon von 1000 Fällen 991mal in der Lage iſt, gegen die herrſchende Luftſtrömung zu fliegen, die übrigen neunmale, wo dieſes Ziel nicht erreicht wird, entfallen auf ganz außerordentliche atmoſphäriſche Vorgänge, wie Cyklone und dergleichen. Der erſte Krebs-Renardſche lenkbare Ballon hatte nur eine Kraft von 23 Kilometer pro Stunde. Die Modifikation im Steuer, Stoff des Ballons, Ventil gegen dieſen erſten Ballon ſoll eine durchgreifende ſein. Der Stoff, aus dem der Ballon gefertigt, iſt „Tuſſor“, ein bei Damen modebeliebter Seidenſtoff. Auch der Anker hat nicht mehr die traditionelle Form, er iſt in der Form von Katzenkrallen gefertigt. Der Motor iſt fertig, der Ballon iſt im Bau, und ſo wird man bald darüber Näheres erfahren, ob die Erwartungen, die man an die neue Erfindung knüpft, in Erfüllung gegangen.

— **Durch Geburt und Stellung hervorragende Damen,** von nicht minder angeſehenen Männern unterſtützt, haben ſich zuſammengethan, um in der Nähe von Bonn ein Damenheim zu gründen, in welchem alte und junge alleinſtehende Damen für längere oder kürzere Zeit oder auch zeitlebens Aufnahme finden ſollen. In dieſem Heim will man ihnen Gelegenheit zu paſſender und lohnender Arbeit zu ſchaffen oder Stellen zur Selbſtgewinnung ihres Lebensunterhalts zu vermitteln beſtrebt ſein. Wer dieſem außerordentlich förderungswürdigen Zweck näher zu treten wünſcht, wende ſich an die Vorſitzende, Frau von Hergel in Oberkaſſel bei Bonn, oder an den Schatzmeiſter, Rittmeiſter z. D. von Lüningen in Hannover-Waldhauſen. Beide, ſowie eine große Reihe anderer Damen und Herren, deren Namen durch die Genannten in Erfahrung gebracht werden können, nehmen Beiträge für das im beſten Sinne wohlthätige Unternehmen dankbar entgegen.

Natur.

— **Ueber die Einwanderung des Steppenhuhns in Europa,** die im letzten Frühling ein ſo großes Aufſehen erregte, entnehmen wir einem Vortrag, den Dr. Rud. Blaſius in der allgemeinen deutſchen ornithologiſchen Geſellſchaft in Berlin hielt, und den daran geknüpften weiteren Erörterungen Folgendes: Zuerſt erſchienen die wandernden Vögel am 3. April 1888 im Gouvernement Ufa im Uralgebiet. Ueber ihren ferneren Weg durch Rußland beſitzen wir leider wegen der Gleichgiltigkeit der Hauptmenge des ruſſiſchen Volkes ſpärliche Nachrichten. In Deutſchland erſchienen ſie gegen die Mitte des April, überfluteten die ganze norddeutſche Tiefebene und breiteten ſich nach Nord-Frankreich und Holland aus, wo ſie in der zweiten Woche des Mai eintrafen. Einzelne kamen im Anfang Mai nach Süddeutſchland und dem Elſaß; jedoch ſcheinen die Hauptmaſſen Gebirge vermieden zu haben. Das Meer hemmte nicht ihren dunklen Drang nach Weſten; aus der Oſtſee wurden ertrunkene Steppenhühner aufgefiſcht; in England erſchienen viele tauſende der aſiatiſchen Wanderer. Und auch hier war nicht das Ziel ihrer Reiſe. Auf den Orkney- und Shetlandinſeln langten die erſten am 22. Mai an. Die große Frage iſt die: Wo bleiben die Steppenhühner? Hierüber waren die Meinungen geteilt. Während ſich Stimmen für einen mutmaßlichen Rückzug erhoben, ſprach ſich Dr. Reichenow dahin aus, daß die Tiere auf ihrem Zuge nach Weſten ſchließlich alle im Meer umkommen. Von der Hauptmaſſe zweigten ſich mehrere Züge ab, welche teils nach Norden, teils nach Süden vordrangen. In Helſingfors wurden am 16. Mai, in Stockholm am 18. Mai, in Bergen am 29. Mai die erſten geſehen. Von den Karpathen ſüdlich ergoß ſich ein anderer Strom, welcher am 24. April die Lombardei erreichte, am 15. Mai nach Civita Vecchia kam und von welchem ſogar einzelne Tiere am 2. Juni Spanien an der Albuferamündung erreichten. Im nördlichen Deutſchland ſcheinen einzelne Scharen bis jetzt geblieben zu ſein; in Oſtpreußen, auf Wangeroog ſtrichen ſie noch Ende Auguſt in Völkern umher. Von den verſchiedenſten Autoritäten jedoch wurde gewarnt vor leichtfertiger Annahme unſicherer Berichte über vorgekommene Bruten. Bis jetzt iſt den Ornithologen noch kein einziger Fall bekannt geworden, daß ein Steppenhuhn in Deutſchland gebrütet hat. Stets beruhten derlei Nachrichten auf Verwechslungen mit dem Rebhuhn und namentlich dem Wachtelkönig. Man darf aber immerhin die Hoffnung nicht aufgeben, daß doch wenigſtens eine der zahlreichen Zeitungsnachrichten über Bruten des Steppenhuhns wiſſenſchaftlich begründet werden könne. Gegen die Möglichkeit des Brütens ſpricht das Zuſammenhalten der Steppenhühner in Völkern; die Tiere würden gepaart erſcheinen, wenn Ausſicht auf eine Brut wäre. Dr. Reichenow, Berlin, Muſeum für Naturkunde, und Dr. R. Blaſius, Braunſchweig, geben gern über eingeſendete angebliche Steppenhuhneier oder über vermeintlich junge Vögel ihre Anſicht ab.

Geſundheitspflege.

— **Auf die Behandlung und Heilung Schwindſüchtiger** durch Einatmung hochgradig erhitzter, trockener Luft wird von Aerzten wiederholt nachdrücklich hingewieſen. Unter Arbeitern an Kalköfen iſt nie ein Fall von Schwindſucht vorgekommen, was dem Einfluß der trockenen, heißen Luft, die ſie einatmen, zuzuſchreiben iſt. Unterſuchungen haben ergeben, daß die Tuberkelbazillen ſchon bei einer Temperaturerhöhung im Körper von über 41 Grad Celſius zu Grunde gehen. Durch einen von Dr. Weigert konſtruirten Apparat kann nunmehr der Hitzgrad der trockenen Luft auf nahezu 200 Grad Celſius geſteigert werden. Selbſt wenn auf dem Wege durch die Inhalationsröhre in die Kehle etwas von dieſer Temperatur verloren geht, iſt dieſelbe immer noch hinlänglich ausreichend, den Schwindſuchtsbacillus zu töten und die Lunge völlig auszuheilen.

— **Wie aus dem Berichte der Direktion der Züricher** kantonalen Irrenanſtalt für das Jahr 1887 hervorgeht, iſt in der Behandlung der Kranken während dieſes Jahres vielfach die hypnotiſche Suggeſtion in Anwendung gebracht worden. Die Geiſteskranken zeigten ſich nun allerdings wider Erwarten für die Hypnoſe oftmals empfänglich, wenn auch in geringerem Grade als die geiſtig Geſunden; dagegen hat der Heilerfolg den auf die hypnotiſche Methode geſetzten Erwartungen bisher wenig entſprochen. In manchen Fällen konnte auf hypnotiſchem Wege lediglich Schlaf, Appetit, Arbeitsfähigkeit herbeigeführt werden, ſelten aber und meiſtens nur vorübergehend das Aufhören von Halluzinationen. Die Aufregungs- und Depreſſionszuſtände, ſowie die Wahnideen trotzten faſt immer der Hypnoſe ſelbſt und allen [illegible] Suggeſtionen. Dagegen hatte die Anſtaltsleitung ſehr ſchöne und dauernde Erfolge bei Alkoholismus, bei Neuralgien, Kopfſchmerzen, Menſtruationsſtörungen, Rheumatismus, kurz, bei ſolchen Störungen zu verzeichnen, welche vom Nervenſyſtem abhängig ſind oder zu ſein ſcheinen, ohne Pſychoſen zu ſein, das heißt ohne die Hauptverrichtungen des Gehirns zu beeinträchtigen. Am beſten waren die Erfolge bei körperlichen Störungen der geiſtig Geſunden, zum Beiſpiel beim Wartperſonal. Es verdient außerdem Erwähnung, daß in der Anſtalt bei ſämtlichen Alkoholikern der Grundſatz der völligen Enthaltſamkeit ſtreng und unnachſichtlich mit beſtem Erfolg durchgeführt wird.

Sport.

— **„Pumpernickel“, welcher die königlich preußiſchen Renn**farben im Wiener Jubiläumspreis tragen ſollte und als ſehr gefährlicher Kombattant galt, mußte einige Tage vor dem großen Kampf wegen Schulterlahmheit zurückgezogen werden.

— **Den Leipziger Stiftungspreis gewann Prinz G. Rad**ziwills dreijährige br. St. „Viſion“ vor „Battenberg“, „Freimaurer“ ꝛc., während das Neuerungsrennen „Biche“ für Graditz, das Greif- und das Johannapark-Handicap „Twiſter“ für Plantier, das Tribünenrennen „Komteſſe Kateline“ für Weich und das Saxoniajagdrennen „Sternblume“ für Rittmeiſter von Bodden nach Hauſe brachten.

— **Bei den Rennen zu Wien holte ſich im weiteren Ver**laufe Graf Henckels vierjähriger „Eubern“ das 1600 Meter-Handicap von 5000 Gulden vor „Vinaigrette“, „Badena“, „Trolla“, die je ein Kopf von einander trennte, und 4 anderen, während Capt. Baleſs dreijähriger „Dira“ den 3200 Meter-Staatspreis leicht vor „Oroſzlan“, „Sintra“ ꝛc. gewann. Das Corona-Steinerrennen wurde eine leichte Beute für Graf St. Eſterhazys vierjährigen „Sallich“ und im Kladruber-Preis feierte Egyedis zweijähriger „Filou“ den fünften Sieg, ohne eine Niederlage erlitten zu haben, während das Verteuil-Handicap mit dem Siege von Col. Anthonys „Dee“ eine große Ueberraſchung brachte.

— **Das deutſche Meilen-Fahren auf der Berliner Traber**bahn, 6000 Mark, 7500 Meter, gewann Terrys a. br. St. „Miſty Morning“ in 12 Minuten 17½ Sekunden leicht vor „Pelly“, „Bob“, „Johnſon“ ꝛc.

— **Radfahrerinnen dürften in Waſhington mehr denn** anderswo auf den Straßen zu ſehen ſein, da dieſelben bereits dort einen Klub gebildet haben, der aus 150 aktiven Mitgliedern beſteht.

Geſtorben.

— Franz Fiſcher, Kanonikus und Dechant in Peuerbach, Oberöſterreich, Reichsrats- und Landtagsabgeordneter, Führer der klerikalen Majorität im oberöſterreichiſchen Landtage, 63 Jahre alt, am 7. September, in Linz.

— van Swieten, königlich niederländiſcher Generalleutnant, ein ſehr volkstümlicher Heerführer, der ſeinem Vaterlande beſonders in den Kolonien die wichtigſten Dienſte geleiſtet hat, außerordentliches Mitglied des Staatsrats und Vertreter Amſterdams in der zweiten Kammer, 80 Jahre alt, am 9. September, im Haag.

— Tito Ricordi, der Chef der bekannten Mailänder Verlagsfirma, Mitglied mehrerer gelehrten und humanitären Körperſchaften, Freund und Verleger Verdis, 76 Jahre alt, am 10. September, in Mailand.

— Graf Kurt von Haugwitz-Hardenberg-Reventlow, königlich preußiſcher Kammerherr, Majoratsherr auf Krappitz in Schleſien, lebenslängliches Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, 78 Jahre alt, am 12. September, in Schedlau.

— Profeſſor Chriſtian Mohr, Dombildhauer in Köln, 63 Jahre alt, am 14. September, in Köln.

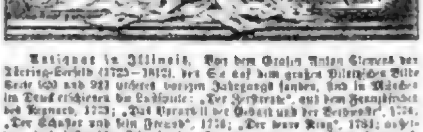
— Dr. Karl von Prantl, ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität München, hervorragender Gelehrter und Schriftſteller auf dem Gebiete der Geſchichte der Philoſophie, Mitglied der königlichen Akademien der Wiſſenſchaften zu Berlin und München, 68 Jahre alt, am 14. September, in Oberſtdorf.

— Fürſt Johann Adolf von Schwarzenberg, k. k. Wirklicher Geheimerat und Kämmerer, erblicher Reichsrat, Ritter des Ordens vom goldenen Vließ, einer der reichſten Großgrundbeſitzer Europas, 89 Jahre alt, am 15. September, auf Schloß Frauenberg in Böhmen.

— Freiherr Karl Cotta von Cottendorf, Chef der J. G. Cottaſchen Buchhandlung in Stuttgart, 55 Jahre alt, am 18. September, auf Schloß Serach, bei Eßlingen.

Neue Bücher und Schriften.

Eichendorff, Joſ. v., Aus d. Leben eines Taugenichts. Leipzig, Verlagshaus.
Geſchichte des Philharmoniſchen Vereins zu Königsberg i. Pr. (1838–1888.) Selbſtverlag.
Marryats Romane. Lief. 1. Berlin, E. Siegert Nachf.
Müller, Fri., Geſchichte der Großgemeinde Kadritz. Werſchetz, Wettel & Kaſtner.
Smital, Ant., Die Familie Kadiſon. Ein galiz. Sittenbild. Dresden, H. Minden.
Stacke, Dr. L., Erzählungen aus der neuen Geſchichte in biograph. Form. 12. Aufl. Oldenburg, G. Stalling.
Telmann, Konr., Im [illegible]. 2 Bände. Leipzig, C. Reißner.
Liebe, Joh., Theophilus. Das Fauſt-Drama des deutſchen Mittelalters. Hamburg, H. Grüning.
Nebel, C., Monats-Wetterkarten der [illegible]. Selbſtverlag.
Rial, Fr., Deutſchlands Vögel. Naturgeſchichte ſämtlicher Vögel der Heimat. Mit 227 Illuſtr. Lief. 1. Stuttgart, C. Hoffmann.
Zahn, Dr. C., Unfug, Fehler u. Gefahren beim Gebrauch der modernen Entfettungskuren. [illegible] 6. Aufl. Leipzig, Jul. Wedler.



Antiquar in Illinois. Von dem Grafen Anton Clemens von Törring-Seefeld (1723–1812), den Sie auf dem großen Pilotyſchen Bilde Seite 620 und 621 unſeres vorigen Jahrgangs fanden, ſind in München im Druck erſchienen die Luſtſpiele: „Der [illegible]“, aus dem Franzöſiſchen des Regnard, 1773; „Das Urtheil der Geburt und der Verdienſte“, 1774; „Der Schuſter und ſein Freund“, 1776; „Der wahre Ring“, 1781; außerdem das hiſtoriſche Schauſpiel: „Die Belagerung der Stadt [illegible]“, 1778, und das Original-Trauerſpiel: „Die Majeſtät in der Klemme“, 1790. Abdrücke dieſer Werke mögen antiquariſch wohl ziemlich ſchwer erhältlich ſein; jedenfalls nur — beim Antiquar.

Leo Q. in Tr.

„Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen“

läßt Schiller im vierten Aufzug ſeines „Wilhelm Tell“ den ſterbenden Attinghauſen ſagen. Goethes Wanderer (im zweiten der unter der Rubrik „Kunſt“ zuſammengeſtellten Gedichte) bricht beim Anblick von ſolchem aus Ruinen emporblühenden neuen Leben in die Worte aus:

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbteil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
[illegible]
Sie verklebt,
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfnis
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern!

In ähnlicher Weiſe äußert ſich der [illegible] Räumlein Zähbein, daß [illegible] weit darſtellt. Sie leben, [illegible] und [illegible] ſo leſen übrig geblieben.

[illegible]

Ein Zweifler in B. [illegible]

[illegible]

R. D. C. [illegible]

[illegible]

O. T. in Budapest. [illegible]

W. Cr. in B. Die Poesie ist zu schwach.

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] „Gänsemarsch" in [illegible].

Gesundheitspflege.

Alfred M. in Lp. [illegible]

[illegible]

J. C. Wir nennen Ihnen einige Anstalten, die erfahrungsgemäß gute [illegible] in Stuttgart, zu nennen sind.

Danach. [illegible]

Auguste [illegible]

Eine junge [illegible] Abonnentin in [illegible]

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.

Buchhandlung

Ambrosius Abel in Leipzig

Echte Briefmarken!

[illegible]

Briefmarkenzeitung gratis!

Emil Mühlenpfordt, Hamburg.
Import von Japan-Waren, Japan-Kunstsachen und Japan-Altertümern.

Zauber- und Nebelbilder-Apparate

Wilh. Bethge, Magdeburg.

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine

[illegible]

„Liederquell".

[illegible]

„Die Sammlung hat nicht ihresgleichen."

Corsets

RFC

Garantirt unübertreffliche moderne Façons.

[illegible] Geschäfte im In- und Auslande zu beziehen.

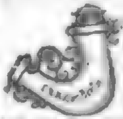
Jedes Corset trägt den Stempel
„RFC à la Princesse."
Engros & Export nur durch die Corsetfabrik von
Rosenthal, Fleischer & Cie.
Goeppingen Württemberg | **London** 31 London Wall

Wilh. Peting,
Hoflieferant
[illegible]
[illegible] franco.

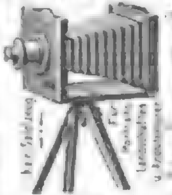
Stottern

[illegible] Denhardt's [illegible]

C. W. Möller [illegible] Berlin



Photographische Apparate.

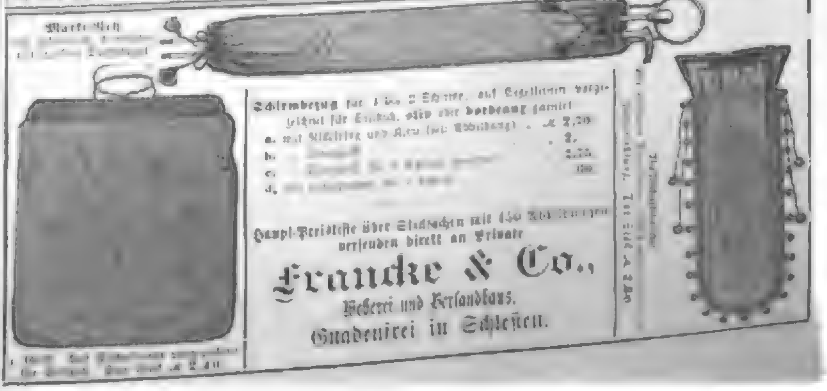


Touristen-Apparat
in Kabinetformat.

Joh. Sachs & Co.,
Berlin S., Ritter-Str. 88.

Guter Rat ist Goldes wert!

[illegible]


Franke & Co.,
Weberei und Versandhaus.
Gnadenfrei in Schlesien.

Kölnerin. Ohne perſönliche Unterſuchung iſt hier kein Rat zu erteilen. Mit derartigen Einreibungen werden Sie übrigens ſchwerlich zum Ziele kommen, eher noch durch Maſſieren des leidenden Teiles. Dr. Schm.

Redaktion: **Otto Baiſch** und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch**.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" SW., Charlottenſtr. 11;
Budapeſt: **Moritz Hecht** [illegible];
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunſt für Alle" (Kaulbachſtr. 32).

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Jenſeits des Grabes, Novelle von Ilſe Wartens, Fortſetzung. — Aus dem Muſikleben der Gegenwart, von Heinrich Ehrlich. — Der Eine kommt, der Andere geht. — Ferrol, Originalſkizze von Heinrich Landsberger, Schluß. — Am Tempel der Minerva in Rom, von C. W. — Nadia, Erzählung von Richard Voß, Fortſetzung. — Sklaven in Marokko. — Altklaſſiſche Bierverhältniſſe, von Ernſt Eckſtein. — Der Emporkömmling. — Litteratur. — Henry Morton Stanley, von Friedrich v. Hellwald. — Kuriositäten. — Rätſel: Scherzrebus; Auflöſung des Preisrätſels Seite 1073 v. J.; Auflöſung des altägyptiſchen Bilderrätſels Seite 1025 v. J.; Königsmarſch; Ergänzungs-Aufgabe; Auflöſung des Bilderrätſels Seite 1061 v. J. — Schach. — Rätſelbilder. — Neue Bücher und Schriften. — Briefmappe.

Illuſtrationen: Jenſeits des Grabes, fünf Originalzeichnungen von F. Wahle. — Luſtige Geſchichten, Gemälde von Emma v. Müller. — Der Eine kommt, der Andere geht, Gemälde von G. de Chirico. — Ein Konzert, Gemälde von F. Roybet. — Am Tempel der Minerva in Rom, Gemälde von E. Roesler. — Nach der Jagd, Gemälde von W. Räuber. — Sklavin in Marokko, Gemälde von E. Schmidt. — Aus Kunſt und Leben, Originalzeichnungen von R. Rößler. — Henry Morton Stanley. — Bei Emin Paſcha, Gemälde von W. A. Beer.

Gleichzeitig mit dieſer Nummer wurde ausgegeben die **Nummer 2** des

ſiebenzehnten Jahrgangs der „Deutſchen Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer".

Abonnementspreis:
in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich.
in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Dieſer neue Jahrgang wird mit zwei muſtergiltigen Werken berühmter und beliebter deutſcher Romanſchriftſteller eröffnet:

Camilla, Roman in einem Bande von Ernſt Eckſtein,

die Geſchichte einer unglücklichen — Millionenerbin, führt uns in die vertrauten Umgebungen des geſellſchaftlichen Salons, der ſtillen Häuslichkeit, aber innerhalb derſelben entſpinnt ſich eine Herzensgeſchichte und Lebensſchilderung von ebenſo feſſelnder Anmut als eigenartigem Charakterintereſſe.

Der Weg zum Glück, Roman in drei Bänden von Robert Byr

iſt eine Schilderung des ſprühenden Geiſtes und Lebens wie die ſchöne Heldin [illegible] führt, eine leidenſchaftliche [illegible], deren bewegte Geſchicke ſich auf einem wechſelvollen Hintergrund abſpielen.

Für den weiteren Verlauf des Jahrgangs beſtimmen wir ſodann die nicht minder intereſſanten Romane:

Im Bann der Irredenta, drei Bände, von **Mahling-Ravenna**, **Der älteſte Sohn**, ein Band, von **Moritz von Reichenbach**, **Im Regiment**, ein Band von **G. von Ohm**, **Unter deutſchen Palmen**, zwei Bände von **Chriſtian Benkard**, **Herdan Heirat**, zwei Bände von **Martin Beer**, **Schatten**, zwei Bände, von **Doris Freiin von Spättgen**, **Ananym**, ein Band, von **L. Haidheim**.

Dieſe Romane, jeder in ſeiner Art ein höchſt gelungenes Werk, behandeln die verſchiedenſten Gebiete des Lebens; nur in einem Punkte ſie überein: ſie ſind alle durchdrungen von dem Geiſte der Gegenwart, für den der Leſer den vollen übereinſtimmenden Widerklang in der eigenen Bruſt findet und dem er daher mit der unmittelbarſten Anteilnahme zu folgen nicht umhin kann. Da den oben genannten Romanen ſich noch einige weitere anreihen werden, erhält der Leſer, wie dies auch in den früheren Jahrgängen dieſer Zeitſchrift der Fall war, mindeſtens achtzehn Romanbände im üblichen Umfang zu dem fabelhaft billigen Jahrespreiſe von 8 Mark in der Nummern-Ausgabe.

☞ Auf den ſiebenzehnten Jahrgang der „Deutſchen Romanbibliothek" wolle bei derſelben **Buchhandlung** oder **Poſtanſtalt** abonniert werden, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

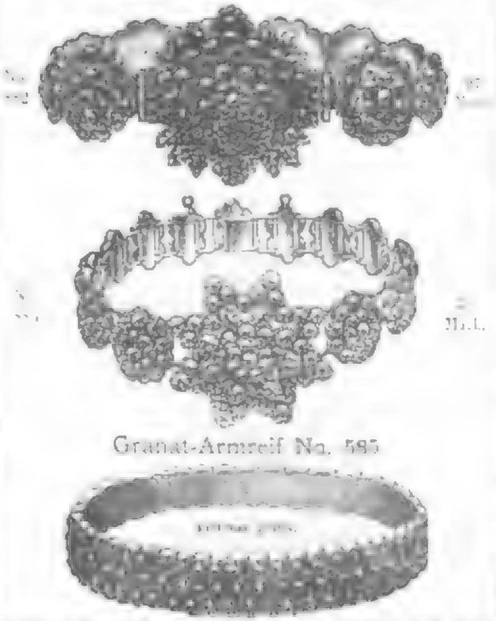
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutſche Verlags-Anſtalt.

Anzeigen

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.

Carl Koll in Stuttgart,
Gold- und Silberwarenfabrik.
Verſand gegen Nachnahme oder vorherige Barſendung.
Nichtgefallendes wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.
Echte böhmische Granatwaren.
Colliers, Broschen, Nadeln, Ringe, Kreuze, Knöpfe, Ohrringe etc. etc.
Granat-Glieder-Armbänder.



Granat-Armreif No. 585

3reihig 15 M. 4reihig 21 M. Mit extragroßen Steinen 3 M. mehr.
Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen

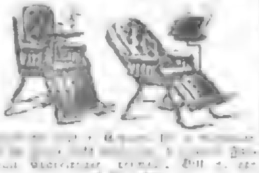
iſt die „Illuſtrirte Frauen-Zeitung". Dieſelbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beiblättern, ſo daß ohne [illegible] alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern ſind der „Modenwelt" gleich, welche mit ihren Beilagen von jährlich über 2000 Abbildungen [illegible] und mehr [illegible] der Garderobe für Damen und Kinder wie der [illegible] für den ausgedehnteſten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen [illegible] über das geſellſchaftliche Leben in den Großſtädten und Bädern [illegible] aus der Frauenwelt, Kunſtgewerbliches, Wirtſchaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, ſodann viele künſtleriſch ausgeführte Illuſtrationen und zu den Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder [illegible] reicht. Kein anderes illuſtrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutſchlands, kann nur entfernt dieſe Zahl aufweiſen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" [illegible] (in Oeſterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngaſſe 3.

Unübertroffene Neuheit:
Clarabella

Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.

Der vollkommenste u. beste Stuhl



[illegible]

J. Schöberl, [illegible] München.

Krankenfahrstühle

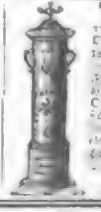
von M. 10 an [illegible] Tragstühle. [illegible]

Geschäftshaus für Damenmoden
Aug. Polich Leipzig.
versendet an Private
Sämtliche Neuheiten
in
Kleiderstoffen und Konfektion
für die
Herbst- und Wintersaison
sind eingetroffen.
Proben und Kataloge postfrei!

Nebelbilder-Apparate
und Skioptikons für sämtliche Schaustellungen, wie zur Unterhaltung in Familien.
Ediſons Phonograph.
[illegible]
Optiſches Inſtitut von
A. Krüſs in Hamburg.

Solide Buckskins,
das Meter von M. [illegible] an versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Prenzel, Cottbus.

Tragbare Oefen



mit Carbonnatron-Heizung. [illegible]
A. Nieske, Dresden.

[illegible]

Für Taube. [illegible]

Telephon: Amt Ia 7819.

Franz Christoph's
Fußboden-Glanzlack
geruchlos und ſchnell trocknend

in gelbbrauner, mahagoni und grauer Farbe, vollkommen ſtreichfertig geliefert, ermöglicht es, Zimmer zu ſtreichen, ohne dieſelben außer Gebrauch zu ſetzen. Alle Flecke, früheren Anſtrich ꝛc. deckt derſelbe wie Oelfarbe und gibt gleichzeitig Glanz. Niederlagen dieſes Fabrikats befinden ſich in den meiſten Städten Deutſchlands.

Nur nach Orten, wo keine Niederlage, direkter Verſand. Poſtkolli hinreichend zum zweimaligen Anſtrich zweier mittelgroßer Zimmer 9,50 M. franko ganz Deutſchland. Genaue Gebrauchsanweiſungen an jedem Gefäß.

Jede Auskunft ſowie Muſter bereitwilligſt durch die Fabrik.

Beim Kauf iſt genau auf die Firma zu achten, da dies ſeit 35 Jahren eingeführte Fabrikat häufig nachgeahmt und verfälſcht wird.

Franz Christoph,
Berlin NW., Mittelſtraße Nr. 11.
Erfinder und alleiniger Fabrikant des echten Fußboden-Glanzlack.
[illegible] für Oesterreich-Ungarn in Prag, Carolinenthal [illegible]

Dr. Lahmann's Reformbaumwollkleidung
verdrängt allmälich die Wollunterkleidung,

da sie keinen ihrer Nachteile hat, warm hält, ohne die Haut zu reizen und zu verweichlichen, vor Erkältungen besser schützt, in der Wasche nicht eingeht. Bei dem Rückgang der Wollindustrie werden von zahlreichen spekulativen, aber nicht hygieinisch denkenden Fabrikanten unter dem Titel „System Dr. Lahmann" Reformwäsche u. s. w. minderwertige zum Teil **gesundheitsschädliche** (weil falsch gewebt oder gar [illegible]) **Nachahmungen** auf den Markt gebracht.

☞ Wer die von Dr. Lahmann dargelegten Vorteile der [illegible] geniessen will, achte, dass er die **Originalfabrikate** aus der einzig konzessionirten Fabrik von **H. Heinzelmann (G. Wizemann)** in Reutlingen [illegible].

Dr. Lahmann

Jedes Stück muss mit der obenstehenden Fabrikmarke und dem Namenszug von Dr. Lahmann in blauem Aufdruck versehen sein.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Vorzügliche Lehr- und Lernbücher für junge Kaufleute sind:

[illegible] geb. ℳ 4.50. Schlüssel ℳ 1.50 geb.

[illegible] deutschen Handelskorrespondenz. 2. Aufl. [illegible] eleg. geb. ℳ 3.75.

[illegible] deutsche Handelskorrespondenz für junge Kaufleute [illegible] in das Französische und Englische wichtigen [illegible] und Fachausdrücke in diesen Sprachen. geb. ℳ 2.50.

[illegible] Fremdwörterbuch. 3. Aufl. (ca. 20,000 Fremdw.) geb. ℳ 3.–

[illegible] Jesmann's Quintessenz der einfachen und [illegible] geb. ℳ 2.– Leitfaden der einfachen Buchhaltung [illegible] geb. ℳ 2.–

[illegible] Odenthal's Lehrbuch der kaufmännischen doppelten [illegible] geb. ℳ 3.50.

[illegible] Buchhaltung von Dr. Klein, kart. ℳ 1.50.

[illegible] der Handlungsgehilfen. Prokuristen etc. ℳ 1.–

[illegible] deutsche [illegible] geb. ℳ 1.–

[illegible] Münz-, Maass- u. Gewichtsverhältnisse sämtlicher Länder der Erde [illegible] 2. Aufl. eleg. geb. ℳ 1.20.

[illegible] Von F. Wachsmuth. geb. ℳ 1.–

[illegible] der kaufmännischen Blätter franko durch

G. A. Gloeckner in Leipzig.

Einladung zu der neuen Subſkription

auf die

Illuſtrirten Klaſſiker-Prachtausgaben:

Goethe's Werke.

Mit 1054 Illuſtrationen.
Nebſt Goethe's Porträt und Lebensabriß.
Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Düntzer.

Dritte Auflage. Vollſtändig in 90 Lieferungen à 50 Pfennig.

Schiller's Werke.

Mit 760 Illuſtrationen.
Nebſt Schiller's Porträt und Lebensabriß.
Herausgegeben von Prof. Dr. J. G. Fiſcher.

Vierte Auflage. Vollſtändig in 65 Lieferungen à 50 Pfennig.

Shakeſpeare's ſämtliche Werke.

Eingeleitet und überſetzt von
Schlegel, Bodenſtedt, Delius, Gildemeiſter, Gelbcke, Herwegh, Heyſe, Kurz und Wilbrandt.
Mit 830 Illuſtrationen von Sir John Gilbert. Nebſt Shakeſpeare's Porträt und Biographie.
Dritte Auflage. – Vollſtändig in 60 Lieferungen à 50 Pfennig.

[illegible] erſcheinen [illegible] in Lieferungen zum Preiſe von à 50 Pfg., und zwar Goethe's Werke in 90 Lieferungen, Schiller's Werke in 65 Lieferungen, Shakeſpeare's Werke in 60 Lieferungen. – Alle 14 Tage werden eine bis zwei Lieferungen ausgegeben. – [illegible]

Beſtellungen [illegible] alle Buch- und Kunſthandlungen des In- und Auslandes, ſowie [illegible]

[illegible] Lieferungen [illegible] in Stuttgart [illegible]

Die erſte Lieferung der drei Werke wird von jeder Buch- und Kunſthandlung auf Verlangen zur Einſicht ins Haus geſandt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutſche Verlags-Anſtalt.**

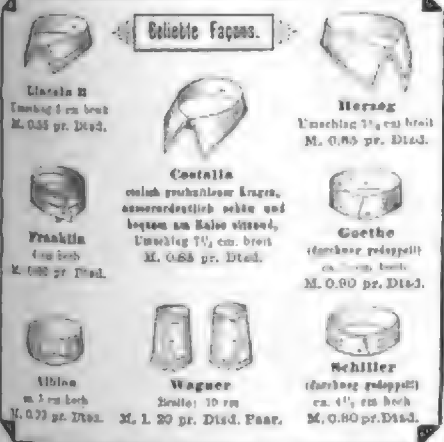
Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke „verschlungene Hände" trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen und Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

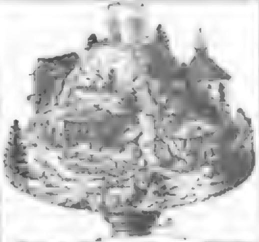
Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.



Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

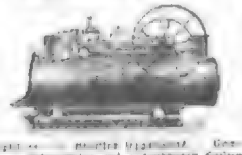
Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.



[illegible] H. Kumm[illegible] [illegible]

Spezialität!
alle
Maschinen und Apparate
für
Stärke-Industrie
[illegible]
Eigene Versuchsstation.

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau,



[illegible]

Galvaniſche Niederſchläge

von den im früheren Jahrgang von „Ueber Land und Meer" und „Illuſtrirte Welt" [illegible] Illuſtrationen werden fortwährend zum Preiſe von 10 Pf. pr. Quadratcentimeter abgegeben.

Stuttgart.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Serien-Loos-Geſellſchaft.

Die Geſellſchaft, der jedermann [illegible] als Mitglied beitreten kann, bezweckt, [illegible] Mitgliede einen [illegible] hohen Verdienſt zuzuführen und ſofort auszubezahlen. [illegible] 60 Mark [illegible] Mark verdienen kann, [illegible] auf erfülltes Verlangen an Jedermann umgehend u. koſtenfrei.

Julius Weil.
[illegible]
[illegible]

Wer

gut ſehen, ſeine Augen ſchonen, ſeine Augen erhalten, eine wirklich richtige Brille oder Pincenez beſitzen will, wende ſich bei Kurzſichtigkeit, Weit- u. Uebersichtigkeit, sowie bei zu raschem Ermüden der Augen an

Rodenstock's neue verbesserte Augengläser mit Diaphragma,

welche das Beste sind, was es zum Sehen und Erhaltung der Augen dieser Art gibt.

[illegible]

Zu Original-Preisen zu beziehen durch die autorisirten Verkaufsstellen in den meisten grösseren Städten des In- und Auslandes, und wo sich solche nicht befinden, direct [illegible]

Optisch-oculist. Anstalt München, Karlsthor 8,

Ausführliche Beschreibung [illegible] Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso [illegible] Anleitung zur schriftlichen Bestellung [illegible] Niemand, der [illegible]

Optische Anstalt
G. Rodenstock, München.

Warnung! Es werden sehr oft die [illegible] Fabrik-[illegible] für ächte [illegible] Gläser ausgegeben, weshalb man sich nur an die mit Täfelchen mit obiger Schutzmarke versehenen autorisirten Verkaufsstellen wenden und im Zweifelsfalle durch Anfrage bei uns sich vergewissern möge.

BÜSTEN
der Kaiserl. Familie
[illegible]
Gips, [illegible] und Marmor.
G. [illegible]
Berlin W., [illegible] 24.
Begründet 1856.
Preisverzeichnis gratis und franco.

Rudolf Mosse [illegible]

Viele Neuheiten in Schuss-, Hieb-, Stich-Waffen.
Preislisten gratis.
Hippolyt Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Claes & Flentje.
[illegible]
Strickmaschinen-Fabrik,
Mühlhausen i/Th.
[illegible] Arbeiter

[illegible]
C. C. [illegible]
[illegible]

[illegible]
Ueber 25,000 [illegible]
Ermöglicht guten Verdienst bei leichter Arbeit.

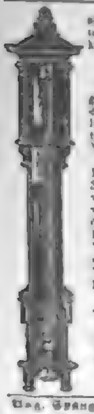
ROTHSCHILD's Taschenbuch für Kaufleute.

[illegible] **31. Auflage,** eleg. geb. M. 6.50.

Unerreicht im Bezug auf Reichhaltigkeit und Gediegenheit.

Verlag von G. A. Gloeckner, Leipzig. [illegible]

R. Trenkel in Berlin SW. [illegible]



Lambrecht's Patent-Polymeter

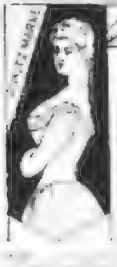
giebt über die Beschaffenheit der Luft [illegible]

1. Temperatur, 2. [illegible] 3. Dunstdruckmaximum, 4. jeweiligen Dunstdruck, 5. [illegible]

[illegible]

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gg. Spangenberg, Krankenmöbelfabrik, Berlin [illegible]



L. Pietsch [illegible]

Die [illegible] selbstthätige **Zimmerfontaine** [illegible] **Louis Heinrici** Zwickau i. S. [illegible]

Sammet- u. Seidenstoffe jeder Art, [illegible] in schwarzen, weissen u. farbigen [illegible] **M. M. Catz. in Crefeld.**

SPRATTS PATENT (GERMANY) Ltd.

Berlin N. Brunnenstr., Lagerhof.
London ✻ St. Petersburg

Hoflieferanten.

90 goldene Medaillen.

Hundekuchen. Geflügelfutter.

Proben und Prospekte gratis und franko.
Die Preise verstehen sich ab Fabrik.

Preisliste.

Telegramm-Adresse: SPRATTS, BERLIN.
Fernsprech-Anschluss Amt III № 553.

Fleischfaser-Hundekuchen

(mit Rotrüben) f. Hunde aller Rassen . . pro 50 Kilo M.	18.50
Greyhound-Biscuits f. Windhunde . . " " " .	2[illegible]
Puppy-Biscuits für junge Hunde . . " " " .	20.—
Leberthran-Biscuits f. Rekonvalescenten " " " .	24.—
Hafermehl-Biscuits [illegible] . . .	1[illegible]
Pet-Biscuits [illegible] . . " "	2[illegible]

Medikamente für Hunde.

[illegible]

Broschüre „Hundekrankheiten und ihre Behandlung" gratis und franko

Fleischfaser-Geflügelfutter

für **Hühner, Enten, Gänse etc.** . . pro 50 Kilo M.	1[illegible]
Fleischfaser-Fasanenfutter [illegible] . . . " " " "	19.—
Prairie-Fleisch „Crissel" (Beste Beigabe zum Fasanenfutter. Ersetzt Insekten, Ameiseneier etc.) . . . " " " "	[illegible]
Knochenmehl für Geflügel fein gemahlen und chemisch gereinigt) . . .	[illegible]
Taubenfutter (siehe Broschüre) in Säcken à 5 Kilo M. 2.40 . . .	[illegible]
Hunde- und Geflügel-Waschseife pro Stück	[illegible]

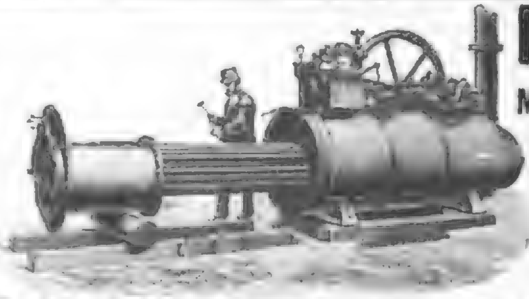
[illegible]

Broschüren:

„Praktische Geflügelzucht". Preis 20 Pf. [illegible] Preis 20 Pf. Probepakete [illegible]

Gutachten des Herrn **Dr. C. Bischoff**, Vereideten Chemikers der Kgl. Gerichte zu Berlin, vom 17. August 1887:

Die Analysen sind mit möglichst sorgfältigem Durchschnittsmaterial hergestellt. Die Präparate sind sämtlich als reich an Stickstoffsubstanz, reich an Phosphorsäure und von sachgemässem Gehalt an Fett und Kohlenhydraten zu bezeichnen.



R. WOLF

in

Magdeburg-Buckau

baut seit 1862 als **Hauptspecialität:** Fahrbare und stationäre

Locomobilen

mit **ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern**

und zwar:

Hochdruck-Locomobilen [illegible] mit durch den Regulator **selbstthätig** [illegible] bis zu [illegible] Pferdekraft,

Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation bis zu 120 Pferdekraft.

Die Wolf'schen Locomobilen [illegible] auf **allen** deutschen Locomobil-Concurrenzen in Bezug auf den **geringsten Kohlenverbrauch**

stets der Sieg

[illegible] ihrer **Leistungsfähigkeit und soliden Bauart unerreicht** [illegible] **gegenwärtig noch im Gebrauch.**

Die Wolf'schen Locomobilen, [illegible] **dauernden Brems- und Indicator-Versuchen** unter [illegible] des Wasser- und Kohlenverbrauchs [illegible]

Landwirthschaft als in industriellen Betrieben jeder Art

[illegible]

Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.

DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

Unentbehrlich für jeden Haushalt sind **heizbare Badestühle** [illegible]

Moosh & Teichmann, Berlin S. [illegible]

[illegible] Wien, [illegible]

Dampframmen

[illegible]

Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Nebelbilder und Apparate, [illegible] **E. Hamberg, Berlin SW.,** [illegible]

C. L. Flemming

Klotzenstein b. Schwarzenberg i. S. [illegible]

[illegible]

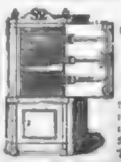
Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk.

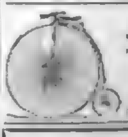
[illegible]

Hermann Gaiser, Göppingen [illegible]

[illegible]

Schladitz & Bernhardt, Dresden. empfehlen ihre [illegible] **Stahlpanzer-Geldschränke** [illegible]





Dresdener **Velocipedfabrik** Schladitz & Bernhardt [illegible] Dreiräder, Zweiräder [illegible]

Patent-Schnellfilter (System Piefke)

Patentirt in allen Kulturstaaten! [illegible] im grossen Maassstabe [illegible]

Tausende von Apparaten im In- und Auslande im Betrieb

G. Arnold & Schirmer, [illegible] Berlin NO., Friedenstrasse [illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

[illegible] Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet – erhöht die Verdaulichkeit der Milch. – In Colonial- u. Drog.-Hdlg. [illegible]

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt

Ehren-Diplome

auf allen Ausstellungen.

Der tägliche Verkauf von CHOCOLAT MENIER übersteigt

50,000 Kilos.

Verräthig in allen besseren Colonialwaarenhandlungen und Conditoreien.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

1 M. 60 Pf. per Pfund.

Dr. med. Haupt,

[illegible] Erholungsbedürftige.

Tharandt bei Dresden.

[illegible]

Gemütskranke

[illegible] Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.

Kurbedürftige [illegible] Sanatorium [illegible] München.

Champagner

Aug. Grote & Co.,

Frankfurt a. Main.

[illegible]

Verſchollene

[illegible]

Roveten & Cie., Stuttgart.

Garantirt!

● reine ● vorzügliche ●

Süd-Weine.

[illegible]

21 Mark.

Ernst Philipp, Hamburg.

Asthma, Katarrh, Bronchitis.

Cigaretten

Kraepelien & Holm.

[illegible]

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.

ROWLANDS'

MACASSAR OIL [illegible]

ODONTO, [illegible]

[illegible] Rowlands, 20 Hatton Garden, London.

Griechische Weine

von

J. F. MENZER

Neckargemünd

[illegible]

19 MARK.

Deutſche

Militärdienſt-

Verſicherungs-Anſtalt

in Hannover.

[illegible]

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

[illegible] Dresden. [illegible]

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

[illegible]

1881: 12623 Fl., 1882: 55761 Fl., 1883: 61808 Fl., 1884: 112231 Fl., [illegible] 217480 Fl., 1886: 106298 Fl., 1887: 626246 Fl.

Die Administration der Kronen-Quelle, Obersalzbrunn i. Schl.

MADEIRA.

[illegible] Funchal [illegible] Madeira [illegible]

Reiseverbindungen

Deutsches Hotel I. Ranges

[illegible]

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

[illegible] Central-Bureau [illegible] Trier.

INTERESSANTE ENTDECKUNG!

Parfums-ORIZA in fester Form

12 KŒSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewünschten Gegenstand zu parfumiren

L. LEGRAND, [illegible]

207, Rue Saint-Honoré, PARIS

Der [illegible] wird gratis und franco zugesandt [illegible]

[illegible] flotten Schnurrbartes [illegible]

[illegible] Original-Mustaches-Balsam

Nur Paul Bosse's [illegible] unter Garantie innerhalb 4 [illegible] Gebrauch höchst einfach. [illegible] M. 2.50.

[illegible] gegen Nachnahme.

Zu beziehen von **Paul Bosse**, Berlin S. 59, [illegible] J. Weiss [illegible] Engel Apotheke [illegible] C. Haubner, [illegible] E. Wildbolz, Kramgasse 84.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb
Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren
werden
bereitwilligst zurückgenommen
und umgetauscht.

Tricot-Knabenanzüge.

Alfred. Oskar.

Alfred, vorräthig: marineblau mit Säbellitzen, oder braun mit Goldlitzen verziert.
Grösse: 1 2 3 4
M. 8.—. 8.50. 9.—. 9.50.
Grösse: 5 6 7
M. 10.—. 11.—. 12.—.
Mütze hierzu . . . . M. 1.25.

Oskar, vorräthig: marineblau mit roth gestreifter, oder marineblau mit grau gestreifter Garnitur.
Grösse: 1 2 3 4
M. 6.—. 7.25. 8.50. 9.75.
Grösse: 5 6 7
M. 11.—. 12.25. 13.50.
Mütze hierzu . . . . M. 1.25.

Tricot-Taillen.

Solideste reinwollene Qualitäten, vorzüglichster Schnitt und sorgfältigste Ausführung. Die vielfach angebotenen billigen Qualitäten führen wir ihrer Unsolidität halber grundsätzlich nicht

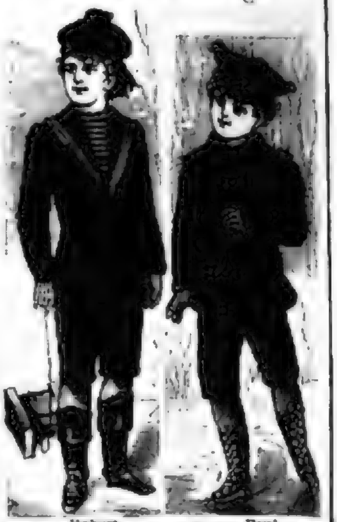
Vorräthig in 4 Grössen:

klein 88 Cm. Oberweite, 58 Cm. Taillenweite. | gross 102 Cm. Oberweite, 67 Cm. Taillenweite.
mittel 94 „ „ 63 „ „ | extragross 110 „ „ [illegible] „ „

Nr. 4707. Nr. 4709. Nr. 4711.

Nr. 4707 Schöner Wintertricot mit reicher Soutache-Stickerei. Vorräthig nur schwarz . . . M. 5.75.
„ 4709. Sehr guter Wintertricot mit eingesetzter Weste. Vorräthig nur schwarz . . . „ 8.50.
„ 4711 Neuheit aus bestem Wintertricot mit eingewebten gleichfarbigen Streifen. Vorräthig schwarz, marine, braun . . . „ 10.50.

Tricot-Knabenanzüge.



Robert. Paul.

Robert, Knabenanzug von ausserordentlich haltbarem Tricot. Vorräthig: marine mit rother, oder marine mit dunkelblauer Tresse.
Grösse: 1 2 3 4
M. 7.25. 8.50. 9.75. 11.—.
Grösse: 5 6 7
M. 12.25. 13.50. 15.—.
Mütze hierzu . . . . M. 1.75.

Paul, vorräthig: marineblau mit schwarzem oder dunkelbraun mit grauem wollenen Krimmer besetzt. Hübscher Schlittschuh-Anzug.
Grösse: 1 2 3 4
M. 8.75. 9.75. 10.75. 11.75.
Grösse: 5 6 7
M. 12.75. 13.75. 14.75.
Mütze hierzu . . . . M. 2.50.

Tricot-Kinderkleider.

Praktische und elegante Tracht. — Grössenerklärung:

Grösse 1: Hintere Länge 50 Cm. | Grösse 4: Hintere Länge 70 Cm.
„ 2: „ „ 55 „ | „ 5: „ „ 75 „
„ 3: „ „ 60 „ | „ 6: „ „ 80 „

Nr. 120. Nr. 121.

Nr. 120. **Tricotkleid.** Obertheil und vollgereihte Schärpe aus bestem einfarbigen Winter-Tricot. Plissérock, Revers, Aufschläge und Stehkragen aus Wollstoff mit effectvollen gewebten Streifen und schwarzer Fangschnur. Vorräthig: marine mit hellblau gestreift u. braun mit mode gestreift.
Grösse: 2 3 4 5 6
M. 13.—. 14.50. 16.—. 19.50. 21.—.

Nr. 121. **Neuheit** aus bestem Winter-Tricot m. vollgereihter Schärpe. Aermel-Aufschläge, Stehkragen und Einsätze aus grauem Krimmer. Rock mit breiten Krimmerstreifen besetzt. Vordertheil in hübscher Passementerie eingefasst. Reizendes Schlittschuh-Costüm. Vorräthig: marine und braun.
Grösse: 2 3 4 5 6
M. 16.—. 17.50. 19.—. 20.50. 22.—.

Nr. 110. Nr. 116. Nr. 114. Nr. 112.

Nr.		Grösse: 1	2	3	4	5	6
Nr. 110.	Tricotkleid. Obertheil aus gutem einfarbigen Wintertricot. Angesetzter Rock, Schärpe, Revers und Stehkragen aus carrirtem Wollstoff. Ungemein preiswerth. Vorräthig: braun mit mode carrirt und marine mit weiss carrirt . . .	M. 6.—	6.50	8.—	9.50	11.—	12.50
„ 112.	Tricotkleid, Obertheil aus bestem Wintertricot mit Fangschnur. Rock, Schärpe, Revers, Aermel-Aufschläge und Stehkragen aus gutem gestreiften Cheviot. Vorräthig: marine mit roth und grau gestreift . . .	„ 7.—	8.50	10.—	11.50	13.—	14.50
„ 114.	Praktisches und feines Tricotkleid mit einfarbigem Obertheil. Angesetzter Rock, Aermel-Aufschläge und Stehkragen aus bestem gestreiften Velour. Garnitur aus gutem Atlasband. Vorräthig: marine mit weiss gestreift und marine mit roth gestreift . . .	„ 8.—	9.50	11.—	12.50	—	—
„ 116.	Elegantes Kleid aus Wintertricot mit carrirter Tricotweste und carrirten Aermel-Aufschlägen. Rock und Schärpe aus einfarbigem Wollstoff. Vorräthig: marine mit marine und roth carrirter Weste oder bordeaux mit bordeaux und weiss carrirter Weste . . .	„ 8.25	9.75	11.25	12.75	—	—

Nr. 101. Nr. 102. Nr. 104.

Nr. 101. **Knabenkleid.** Einfarbige Tricotblouse. Matrosenkragen, Aermel-Aufschläge und angesetztes Röckchen aus gestreift. Cheviot. Vorr. nur marine m. roth u. grau gestreift.
Grösse 0 1 2
M. 7.—. 8.25. 9.50.

Nr. 102. **Knabenkleid.** Vordertheil und Rückentheil in Falten gelegt, mit Plüsch-Matrosenkragen und Plüschgürtel versehen. Vorräthig: marine und mittelbraun.
Grösse: 1 2
M. 10.75. 12.—.

Nr. 104. **Tricotkleid.** Obertheil aus gutem einfarbigem Wintertricot, Rock u. Stehkragen aus gestreiftem Cheviot und dazu passender wollener Schnur mit Quasten. Vorräthig: marine mit weiss gestreift und bordeaux mit weiss gestreift.
Grösse: 1 2
M. 3.—. 3.60.

Unsern Special-Catalog
über
Confection
versenden wir unberechnet und portofrei.

Stoffproben
versenden wir
unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.
No 3.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Jenſeits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von F. Wahle.

(Fortſetzung.)

Alle Nachforſchungen, welche das Marineminiſterium nach der Mannſchaft des geſcheiterten Schiffes hatte anſtellen laſſen, waren völlig erfolglos geblieben, und ſo endete denn endlich auch der bange Kampf der noch immer nicht ganz erſtorbenen Hoffnung in Edmées Herzen. Die Vergangenheit ſtand feſt abgeſchloſſen, unabänderlich da, und leichter fand ſie ſich wieder mit der Bürde des Lebens zurecht, als auch das letzte leiſe glimmende Fünkchen der Hoffnung auf eine Nachricht von den Geſcheiterten endlich erloſchen war.

Wohl betete ſie noch vor dem Bilde René's, wohl weilte ſie manche Stunde in der endlich vollendeten Grotte an der Quelle im Park, an deren Eingang zwei Genien von carrariſchem Marmor ſtanden, deren einer ſchmerzvoll gebeugt eine erlöſchende Fackel zur Erde ſenkte, während der andere mit verklärten Zügen aufwärts zum Himmel deutete; aber mehr und mehr wendete ſie ſich von der Geſtalt mit der geſenkten Fackel ab und folgte mit ihren Blicken dem Winke der anderen, welche zum ewigen Licht emporwies. Sie dachte nicht mehr an die im Meeresgrunde gebetteten Gebeine ihres Geliebten, ſondern richtete ihre Augen und ihren Sinn zum Himmel auf, von welchem, wie ſie in frommem Glauben gewiß war, ſein verklärter Geiſt auf ſie herabſah.

Alle Liebe, deren ihr Herz noch fähig war, wendete ſich dem treuen Freunde zu, der ſie mit ſo zarter Sorgfalt an dem Abgrunde der Verzweiflung vorüber wieder in das Leben zurückgeführt hatte.

Bei Friedrich dem Großen in Sansſouci. Gemälde von F. Poppe.

Freilich war das Gefühl, mit welchem ſie an Alphonſe hing, nur aus kindlicher Dankbarkeit und ehrfurchtsvoller Bewunderung zuſammengeſetzt und hatte nichts mit der heißen Empfindung gemein, welche ihr Herz erfüllt hatte, wenn Renés feurige Blicke ſich flammend und zündend in ihre Seele getaucht hatten; aber dieſe Dankbarkeit, Verehrung und Bewunderung war eben alles, was ihr ſchwer erſchüttertes Herz noch zu geben vermochte, und ſie gab es freudig und innig dem Freunde, als er, nachdem der zweite Sommer vorübergegangen, ernſt, faſt ſcheu und ohne jede Spur von feuriger Leidenſchaft in Blick und Miene ihr ſeine Hand zum Bunde für das Leben antrug. Er ſprach ihr nicht von den Kämpfen, welche er früher durchgekämpft, nicht von der feurigen, verzehrenden Liebe, die er ſo lange ſchon in den verborgenſten Tiefen ſeines Innern trug und deren Geſtändnis in jener verhängnisvollen Stunde bereits auf ſeinen Lippen gezittert hatte; er wollte ihr kein Opfer auferlegen, ſie ſollte nicht zurückbeben vor dem Gedanken an eine Liebe, die ſie nicht zu erwidern vermochte, er bot ihr nur einen Seelenbund warmer Freundſchaft, wie ſie ihn auch mit der ſchmerzvollen Erinnerung im Herzen annehmen konnte, und überließ es der Zukunft, ob und wie weit ſich ihr Herz ihm vielleicht in wärmerer Neigung zuwenden möchte.

Der Graf lebte in glücklicher Freude wieder auf, als er nach ſo ſchwerer Prüfung nun dennoch ſeine alten Hoffnungen ſich erfüllen ſah und mit dem beruhigenden Bewußtſein dem Tod entgegenſehen konnte, daß ſeine Tochter unter ſtarkem und treuem Schutz vor den Wechſelfällen des Lebens geſichert ſei. Alphonſe wollte ſeine Stellung im Dienſte nicht aufgeben, welche ihm die ſeinem kräftigen Geiſte notwendige fruchtbare Thätigkeit bot und zugleich die Unabhängigkeit gewährte, welche ſein Stolz dem Reichtum ſeiner Gemahlin gegenüber verlangte. Der Graf kaufte daher ein prachtvolles Hotel in Paris, richtete daſſelbe auf das glänzendſte für das junge Paar ein, und nachdem im ſtillen Kreiſe der nächſten Freunde des Hauſes die Vermählung gefeiert war, verſammelte ſich bald die beſte Geſellſchaft von Paris, einſchließlich der berühmteſten Künſtler und geiſtvollſten Schriftſteller, in den Salons des Hotel Thermigny, in denen die Dame des Hauſes, deren Schönheit durch einen eigentümlichen Hauch von Wehmut noch anziehender wurde, mit ebenſoviel Würde als Anmut die Honneurs machte. Auch aus den ſtarren und langweiligen Kreiſen des Hofes zu Verſailles, an welchem Alphonſe ſeine Gemahlin nur bei beſonderen Gelegenheiten zur Beachtung der unvermeidlichen Dehors vorſtellte, erſchienen häufig Beſucher im Hotel Thermigny, um ſich an dem geiſtig bewegten Leben dort zu erfriſchen.

Zwei Jahre vergingen in ungetrübtem Glück. Der Graf von Germancey behielt ſeinen Wohnſitz im Schloß Boncourt, aber er blieb mit ſeinen Kindern in unausgeſetzt innigem Verkehr. Im Sommer kamen ſie ſo oft als möglich zu ihm heraus, und Alphonſe ſelbſt führte dann ſeine Gemahlin nach der Rotunde im Park. Er küßte die Thränen von ihren Augen, wenn ſie in ſchmerzvoller Erinnerung an ſeine Bruſt ſank, und voll frommer Dankbarkeit richtete ſich dann ihr Blick auf ſein edles, treues Geſicht. Im Winter kam der Graf nach Paris; [illegible] punkt der Geſellſchaft, die ſich dort verſammelte. Sein Geiſt blieb friſch und klar, wenn er auch körperlich ſchwächer und gebrechlicher wurde, und er pries ſich glücklich, daß die Vorſehung die harte Prüfung, die ſein Haus getroffen, ſo gnädig und freundlich gewendet habe.

Auch über Edmées Weſen ergoß ſich mehr und mehr eine ruhige, freundliche Heiterkeit; immer inniger und herzlicher ſchienen die Gefühle für ihren Gemahl zu werden, und zuweilen ſchimmerte ein ſo warmer Strahl aus ihren Augen, daß immer wonniger die Hoffnung ſein Herz durchſchauerte, wenn er auch die heißen Flammen ſeiner Liebe immer in die Grenzen ruhig freundlicher Zurückhaltung einſchloß, um die Annäherung ihres ſchwergeprüften Herzens nicht zurückzuſchrecken. Nur ein Kind fehlte dem Glück der jungen Gatten, und oft richtete Alphonſe ſtille Gebete zum Himmel um die Erfüllung dieſes ſehnlichſten Wunſches, denn er glaubte, daß durch ein Weſen, in welchem ſich Edmées Liebe mit der ſeinigen begegnen würde, auch ihre Herzen immer mehr zu einander geführt werden müßten.

Aber der Himmel erhörte ſein Gebet nicht; vielmehr ſchien es, daß das finſtere Schickſal, welches eine Zeit lang beſänftigt geweſen, von neuem ſeine unglückſchwere Hand gegen das freundliche Glück in dem Hotel Thermigny erheben wollte. Edmées Geſundheit begann plötzlich zu ſchwanken, ſie wurde bleich, ihre Augen glänzten unſtät und fieberhaft, ſie ſchien von einer unbezwinglichen Unruhe umhergetrieben, und ihr Weſen zeigte alle Symptome einer bedenklichen Nervenkrankheit. Während ſie ſonſt ſelten ihr Haus verließ und ſich in demſelben ihre eigene abgeſchloſſene Welt bildete, begann ſie, wie von einer bangen innern Unruhe getrieben, zwiſchen Paris und Boncourt hin und her zu fahren; ſie wurde reizbar und empfindlich, die Geſellſchaft ihres Gemahls ſchien ihr peinlich, ſie gab häufig auf ſeine zärtlich beſorgten Fragen kurze, unfreundliche Antworten, dann wieder warf ſie ſich in ſeine Arme und bat ihn, in hyſteriſches Schluchzen ausbrechend, um Verzeihung. Zuweilen ſchien es, als ob ein Geheimnis ihre Seele belaſte, als ob ſie irgend eine furchtbare Enthüllung zu machen habe; aber wenn Alphonſe ſie dann zärtlich forſchend fragte, riß ſie ſich von ihm los und floh zitternd wie ein aufgeſcheuchtes Reh davon, um ſich in ihre Zimmer einzuſchließen.

Alphonſe war untröſtlich, denn Edmées Kräfte verfielen ſichtlich unter dem Einfluß dieſes unerklärlichen Nervenleidens. Er beſchwor den Arzt ſeines Hauſes, ſeine ganze Kunſt aufzubieten, um Hilfe zu bringen; der Arzt ſchüttelte bedenklich den Kopf, denn alle Symptome im Befinden Edmées deuteten auf eine ſo hochgradige Ueberreizung des Nervenſyſtems, daß eine ſchwere Geiſtesſtörung oder ein ſchnelles Aufzehren der Lebenskräfte zu befürchten war. Er verordnete die Mineralwaſſer des damals ſo viel beſuchten, heute faſt vergeſſenen Badeortes Forges les Eaux. Alphonſe, welcher nicht lange von Paris abweſend ſein konnte, da faſt die ganze Geſchäftslaſt ſeines Departement auf ihm ruhte, brachte zwar ſeine Gemahlin ſelbſt dorthin, mußte ſie aber an Ort und Stelle allein laſſen. Schon nach acht Tagen kehrte ſie plötzlich bleicher, unruhiger und aufgeregter als ſie zuvor wieder zurück. Der Arzt ſchüttelte noch bedenklicher den Kopf als früher; ſtatt der gehofften günſtigen Wendung hatte ſich Edmées Zuſtand entſchieden verſchlimmert, und ſie verweigerte auf das beſtimmteſte, jene Bäder noch weiter zu gebrauchen. Sie zog ſich in ihre Gemächer zurück, ihre Kräfte ſchwanden mehr und mehr, und bald mußte ſie den größten Teil des Tages im Bett zubringen.

Alphonſe hatte bisher die Gefahr des Zuſtandes ſeiner Frau dem Grafen verborgen und Edmées Leiden nur als eine leichte, flüchtig vorübergehende nervöſe Reizbarkeit dargeſtellt. Jetzt wurde es unmöglich, dem Grafen den Ernſt der Krankheit ſeiner Tochter länger zu verheimlichen, und traurige, düſtere Stille zog in das bisher ſo fröhliche und bewegte Hotel Thermigny ein.

Bleich und finſter irrte Alphonſe umher. Wenn er von ſeinen Geſchäften, die er mit eiſerner Willenskraft zu überwältigen rang, nach Hauſe zurückkehrte, fand er Edmée faſt täglich unruhiger und ſchwächer. Seine Gegenwart ſchien ſie zu beängſtigen, wenn ſie auch zuweilen ſeine Hand ergriff und unter ſtrömenden Thränen mit Küſſen bedeckte, als ob ſie ihn um Verzeihung für die Ausbrüche ihrer wechſelnden Launen bitten wollte, unter denen ſie ſelbſt ſichtlich ſchwer litt. Aus Furcht, ſie durch ſeine Gegenwart aufzuregen, mußte er in dem Vorgemach ihres Krankenzimmers bleiben, und lange, bange Nächte brachte er hier ſchlaflos zu, die brennenden Blicke zum Himmel aufrichtend mit der vorwurfsvoll bitteren Frage, warum das ſo ſchwer erkämpfte Glück ſeines Lebens wieder von feindlichen Mächten ſo faſt bis zur Hoffnungsloſigkeit bedroht werde. Die Pferde des Grafen durchmaßen oft zwei-, auch dreimal am Tage den Weg von Boncourt nach Paris, denn die bange Sorge um ſein Kind ließ dem alten Mann keine Ruhe; in Paris aber wollte er nicht bleiben, da ſeine Unruhe die tiefe und abſolute Stille des Hauſes hätte ſtören müſſen, welche der Arzt unbedingt vorgeſchrieben hatte. Nach jedem neuen Beſuch kehrte der unglückliche Greis ärmer an Hoffnung nach Boncourt zurück. Auch Alphonſe vermochte ihm

ſeinen Troſt zu geben, denn ſein ſonſt ſo ſtarkes und mutiges Herz war jetzt vor dem drohenden Unheil, das immer unabwendbarer zu nahen ſchien, gebrochen.

Eine einzige vertraute Kammerfrau durfte Edmées Zimmer betreten. Sie allein ſchaffte alles zur Pflege Nötige herbei, allen anderen Dienſtboten war von dem Arzt jede Annäherung an Edmées Wohnung ſtreng unterſagt, da jeder laute Schritt ihre Nerven auf das gefährlichſte erregen könne. Alphonſe allein hielt im Vorzimmer Wache, zuweilen leiſe durch die vorſichtig emporgehobene Portière auf die Atemzüge der Kranken lauſchend. Er war faſt zum Schatten herabgeſunken; nur ſeine Willenskraft hielt ihn aufrecht. Er glaubte an ſeinen Willen und hoffte, durch deſſen äußerſte Anſpannung die finſteren Mächte beſiegen zu können.

Der Graf von Germancey ertrug die Qualen der Sorge und Angſt um ſein Kind nicht mehr; er war auf das Krankenlager geſunken, und eines Tages, als die herbſtlichen Blätter zu fallen begannen, ſendete er einen Boten an Alphonſe mit der dringenden Bitte, daß dieſer ſelbſt zu ihm komme und ihm Nachricht über Edmées Befinden bringe. Mit ſeinen ſchnellſten Pferden eilte Alphonſe nach Boncourt hinaus, um dem vor ſchmerzlicher Aufregung erſchöpften Grafen einige Worte des Troſtes zu ſagen und ihm eine Hoffnung einzureden, die er ſelbſt kaum in ſeinem Herzen feſtzuhalten vermochte.

Nach zwei Stunden kehrte er nach Paris zurück. Mit verſtörten Mienen empfingen ihn die Diener am Thor ſeines Hauſes, das Entſetzliche war geſchehen — Edmée hatte ihren letzten Seufzer ausgehaucht.

In ſtarrer Betäubung, kaum ſeiner Sinne mächtig, ſchwankte Alphonſe nach dem Zimmer ſeiner Gemahlin. Die Kammerfrau kniete, das Geſicht mit den Händen bedeckend, am Bett, der Arzt ſtand neben ihr. Bleich und ſtarr, den Ausdruck friedlichen Schlummers auf dem Geſicht, lag Edmée da. Alphonſe, der ſtarke, kräftige Mann, brach in lautes Schluchzen aus. Er beugte ſich über das Bett hin und berührte mit ſeinen Lippen die kaum erkaltete Stirn Edmées; dann ſank er auf die Kniee nieder, ſeine Lippen murmelten ein Gebet, aber ſeine Seele vermochte ſich aus der Tiefe des vernichtenden Schmerzes nicht zu der tröſtenden Barmherzigkeit des Himmels zu erheben.

Der Arzt führte ihn fort — ſeine Kraft war gebrochen, man brachte ihn zu Bett, und faſt bewußtlos lag er die Nacht und den nächſten Tag da, bewacht von ſeinem alten Diener, dem der Arzt ſeine Vorſchriften erteilt und einen beruhigenden Trank gegeben hatte, der die durch Ueberreizung erſchöpften Kräfte wieder aufrichten ſollte. Am Abend des nächſten Tages thaten der Trank und die Ruhe ihre Wirkung, Alphonſe fand die Kraft wieder, ſeine Gedanken zu ſammeln und ſich zu erheben.

III.

Bereits war die Leiche nach der Kirche gebracht, von wo aus ſie am nächſten Tage zur ewigen Ruhe auf dem Friedhofe Père-Lachaiſe gebettet werden ſollte. Alphonſe eilte zur Kirche. In einer mit ſchwarzem Flor behangenen Seitenkapelle ſtand, von zahlreichen Kerzen umgeben, der Sarg; noch war der Deckel nicht geſchloſſen, nur ein weißer Schleier lag über der Leiche.

Der Arzt und die Kammerfrau waren zugegen, ein Prieſter betete am Fuß des Sarges.

Alphonſe warf den Schleier zurück. Von Blumen umgeben, freundlich und ſchön wie im Leben lag Edmée da; er vermochte kein Wort zu ſprechen, ſein Auge fand keine Thräne. Er wollte die Nacht am Sarge wachen, der Arzt litt es nicht und führte ihn faſt gewaltſam nach Hauſe zurück.

Wie er die Nacht zubrachte, weiß nur Gott allein; aber am andern Tag hatte er dennoch die Kraft, zur Kirche zu fahren, um diejenige, welcher die einzige Liebe ſeines Lebens [illegible] hatte, auf ihrem letzten Weg zu begleiten. Der geſchloſſene Sarg ſtand vor dem Altar, die Meſſe wurde geleſen, und von einem zahlreichen Trauergefolge begleitet, das ſich aus der ganzen vornehmen Geſellſchaft von Paris und Verſailles zuſammenſetzte, bewegte ſich der Zug nach dem Père-Lachaiſe, dieſer großen Totenſtadt von Paris, wo ſchon Abälard und Héloiſe die Ruhe nach den Leiden ihres ſchwer geprüften Lebens und die Vereinigung im Tode gefunden haben.

Bald war alles beendet. Der Sarg war in das weite Gewölbe hinabgeſenkt, in welchem für Alphonſe die Stelle an der Seite ſeiner Gemahlin offen gehalten war. Der unglückliche Witwer kehrte, eiſige Todesruhe im Herzen, nach ſeinem vereinſamten Hauſe zurück, wo ihn der Schall ſeiner eigenen Schritte in den leeren Zimmern mit Entſetzen erfüllte. Jetzt erſt wurde ihm klar, was er gelitten und was er verloren, denn in der qualvollen Pein der letzten Zeit hatten ſich ſeine Gedanken kaum zu vollem Bewußtſein erheben können. Noch eine ſchwere, entſetzliche Pflicht lag ihm ob — dem Grafen von Germancey die Trauerkunde zu bringen. Ruhig und kalt fuhr er nach Boncourt hinaus — was konnte es für ihn noch Schweres geben nach dem, was er erlebt!

Der unglückliche Vater brach zuſammen unter dem furchtbaren Schlag, den er ſo nahe drohend nicht gefürchtet hatte. Alphonſe blieb bei ihm, bis der ſchwache Greis die erſte Erſchütterung ſo weit überwunden hatte, daß er nach Paris gebracht werden konnte. Es wurde im Hotel eine Wohnung für ihn eingerichtet, und nun begann ein trauriges, düſteres, einſames Leben in dem einſt ſo heiter geſelligen Hauſe. Die Dienerſchaft wurde verringert, Edmées Kammerfrau ſowie die anderen Dienerinnen mit reichen Penſionen entlaſſen. Das gaſtliche Thor blieb jedem Beſuch verriegelt, Alphonſe hatte mit allen Freuden des Lebens abgeſchloſſen.

Er fuhr an jedem Tage nach dem Miniſterium, um mit eiſerner Pünktlichkeit ſeine Geſchäfte zu erledigen. Die Arbeit war das einzige, was ihm die Laſt des Lebens zu tragen möglich machte. Nach ſeiner Rückkehr nahm er das tägliche Mahl in dem Zimmer des Grafen ein, der nur auf wenig Stunden das Bett und ſeinen Lehnſtuhl verlaſſen konnte, dann ſprachen die beiden einſamen Männer leiſe von der Vergangenheit; die Zukunft war ja für ſie auf immer verſunken, und Alphonſe beneidete den Greis, der ſo nahe am Ende ſeines Lebens ſtand, während er ſein einſames, freudloſes Daſein noch weiter und weiter fortſchleppen mußte.

Seine einzige Freude war es, die Grabſtätte Edmées zu ſchmücken. Er berief die ausgezeichnetſten Künſtler von Paris und ließ durch ſie ein prachtvolles Mauſoleum herſtellen, welches allen Schmuck der edelſten Kunſt in ſich vereinigte und in deſſen Vorhalle das ganze Jahr hindurch die koſtbarſten Blumen ihre Düfte ausſtrömten. An jedem Tage kam er hieher, um in heißen Gebeten Troſt zu erflehen. Er hatte einſt an dem Denkmal von Edmées verlorener Liebe den Genius anbringen laſſen, welcher die bangende Seele aufwärts zum Himmel weiſt, und dies Bild hatte Edmée aufgerichtet in ihrem Schmerz; er ſelbſt aber vermochte es nicht, den Blick aufzurichten von der traurigen Geſtalt, welche die erlöſchende Fackel abwärts wendete. Alle Kraft und Freude ſeines Lebens war herabgeſunken zum Staube, der die Hülle ſeiner einzig Geliebten barg.

Kaum ein Jahr überlebte der Graf von Germancey den Verluſt ſeiner Tochter; er fand ſeine Ruheſtätte neben Edmées Sarg, und Alphonſe blieb nun ganz einſam in ſeinem weiten Hotel. Finſter, kalt und abſtoßend erſchien er vor der Welt. Wohl verſuchten ſeine Freunde ihn zu tröſten, aber mit traurig bitterem Lächeln wies er jede Annäherung zurück. Seine dienſtliche Arbeit war ſein einziger Zuſammenhang mit dem Leben; er fand immer höhere Anerkennung und Auszeichnung; der Miniſter führte ihn ſelbſt nach Verſailles, damit er dem König über ſchwierige und verwickelte Fälle Vortrag halte, und der König, der ſeine traurige Geſchichte gehört hatte, bewies ihm bei jeder Gelegenheit Huld und Wohlwollen. Alle Welt beneidete ihn, und die hohen Auszeichnungen hätten ihm vielleicht Feinde gemacht, wenn er nicht ſich ſo vollſtändig von allem ehrgeizigen Streben losgeſagt hätte; er trat niemand in den Weg und ſuchte keinen andern Einfluß als denjenigen, den ihm naturgemäß ſeine Arbeit gab. Wenn er nicht auf dieſe Weiſe noch einen Platz im öffentlichen Leben eingenommen haben würde, ſo hätte er ebenſo gut ſchon tot und vergeſſen ſein können, ſo wenig kam er mit der Welt in Berührung. Alle ſeine früheren Freunde gingen denn auch mit kaltem Gruß an ihm vorüber und blickten ihm höchſtens in mitleidiger Wehmut nach; niemand wollte ſich mehr der rauhen und faſt verletzenden Zurückweiſung ſeiner Anrede ausſetzen.

Er hatte nach dem bei ſeiner Verheiratung ſchon feſtgeſtellten Teſtament des Grafen das ungeheure Vermögen ſeiner Gemahlin geerbt, und da er für ſeine Perſon nichts bedurfte, ſo verwendete er ſeinen fürſtlichen Reichtum ausſchließlich zu wohlthätigen Zwecken. Er unterſtützte mit vollen Händen alle milden Stiftungen und ließ außerdem durch Vermittlung einiger befreundeten Geiſtlichen überall nachforſchen, wo es verſchämter Armut zu helfen und verborgene Not zu lindern gäbe; unzählig waren die Wohlthaten, welche er auf dieſe Weiſe erwies, aber ſie hüllten ſich ſtets in das tiefſte Geheimnis. Diejenigen, welche ihm von den Geiſtlichen als würdig bezeichnet wurden, empfingen ſeine Gaben in Briefen und Paketen, welche mit einem Siegel verſchloſſen waren, das in einfacher Schrift den Namen „Edmée“ zeigte; er wollte, daß der teure Name, der all ſein entſchwundenes Glück umfaßte, von tauſend Lippen mit Dank und Segen genannt werde. Niemals trat er aus ſeiner Verborgenheit heraus. Als einmal einer der Beſchenkten durch ein unvorſichtiges Wort des Geiſtlichen das Geheimnis entdeckt hatte und überſtrömenden Herzens kam, um Alphonſe ſeinen Dank zu bringen, wies ihn dieſer rauh und heftig mit der kurzen Bemerkung ab, daß er ihn nicht kenne und nichts von der ganzen Sache wiſſe.

Dieſe geheimen Wohlthaten, welche er unter dem Namen ſeiner verlorenen Gemahlin erwies, füllten

Ein alter Hochzeitsbrau

Gemälde von C. Sohn.

durch die Prüfung der Verhältniſſe der Bedürftigen und die Ueberlegung, wie am beſten zu helfen ſei, faſt alle Zeit, die ſeine dienſtliche Thätigkeit ihm übrig ließ, aus, die Stunden aber, die ihm noch frei blieben, brachte er in dem Mauſoleum auf dem Pèrelachaiſe zu. Die Wärter des Kirchhofs erzählten, daß ſie ihn oft mit erhobener Stimme in der Vorhalle des Gewölbes hätten reden hören, als ob er laut bete oder ſich mit dem Geiſte der Abgeſchiedenen unterhalte.

So ſchien das Leben mit ſeinen unruhigen und aufregenden Wechſelfällen für Alphonſe von Thermigny abgeſchloſſen, und obwohl noch faſt die Hälfte der dem menſchlichen Daſein zugemeſſenen Zeit vor ihm lag, ſo glaubte doch jedermann, daß der einſame Sonderling, den man teils bedauerte, teils verſpottete, in der ſtarren Gleichgiltigkeit, welche äußerlich auf ſeinem Geſicht lag, die Tage ſeines freudloſen Lebens zu Ende ſchleppen werde. Aber es ſollte anders kommen; noch einmal ſollte Alphonſe von Thermigny aus der ſtillen Ruhe ſeiner ſchmerzlichen Reſignation herausgeriſſen werden, und trotz allem Schmerzvollen, das er bereits erlebt, ſollten die gewaltigſten Erſchütterungen ihm noch bevorſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Typen aus dem Leben der modernen Großſtädte.

Von

Detlev von Geyern.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Der reſpektable Unbekannte.

In dem Leben der rieſigen Konglomerate, zu denen ſich in der neueren Zeit die großen Weltſtädte ausgedehnt haben, entwickeln ſich ganz ſonderbare und eigenartige Erſcheinungen, ſowohl in einzelnen Exiſtenzen wie auch in ganzen Maſſen und Kategorien. Zu ſolchen Weltſtädten gehörten bis vor kurzem eigentlich nur Paris und London; Wien konnte wegen der ausgeſprochenen Spezialfärbung des dortigen Lebens und wegen des ſcharf gezogenen Unterſchiedes der Stände und Maſſen kaum in dieſem Sinne zu den eigentlichen Großſtädten gerechnet werden, und Berlin blieb ja weit hinter den übrigen zurück und behielt immer gewiſſermaßen einen provinziellen Charakter.

Im Laufe der drei Luſtren, ſeitdem Berlin zur deutſchen Kaiſerſtadt geworden und nicht nur das ganze Leben des deutſchen Reiches in ſich aufſaugte, ſondern auch für ganz Europa, ja für die ganze Welt ein hohes Intereſſe gewonnen, hat die früher ausſchließlich brandenburgiſch-preußiſche Reſidenz mehr und mehr ihren ſozuſagen provinziellen Charakter abgeſtreift und iſt in die erſte Linie der wirklich univerſellen Großſtädte aufgeſtiegen, mit all ihren Vorzügen und zugleich auch mit allen paraſitiſchen Auswüchſen und dunklen Tiefen, die mit einer ſo ungeheuren Anhäufung von menſchlichen Intereſſen und Lebensbedingungen notwendig verbunden ſind und gegen welche auch die komplizierteſte und ſorgfältigſt gehandhabte Polizei nur wenig ausrichten kann.

Früher alſo war das Studium großſtädtiſcher Typen, geheimnisvoller und merkwürdiger Exiſtenzen ausſchließlich ein Studium von Paris oder London und hatte für Deutſchland nur ein Intereſſe zweiten Ranges. Heute aber übertragen ſich alle ſolche Typen auch auf unſere Reichshauptſtadt, und es bilden ſich daneben noch neue Erſcheinungen aus, deren Beobachtung ein unmittelbares und ganz beſonderes Intereſſe bietet. Wir glauben daher, daß unſere Leſer es uns jetzt vielleicht mehr noch als früher Dank wiſſen werden, wenn wir ihnen als Ergebnis unſerer Studien und Beobachtungen ſolche Geſtalten vorführen, die nur auf dem eigenartigen Boden des ſo vielfältig gemiſchten und unter ſeiner Oberfläche ſo dunkle und geheimnisvolle Tiefen bergenden großſtädtiſchen Lebens erwachſen können.

Greifen wir uns zunächſt eine ſolche Geſtalt heraus und nennen wir ſie: „den reſpektablen Unbekannten“.

Es iſt dies eine Figur, welche in der beſten Geſellſchaft jedermann kennt, welche überall in Achtung und Anſehen ſteht, welche ſogar in den ſonſt exkluſivſten Kreiſen verkehrt, ohne daß irgend jemand die leiſeſte Ahnung hat, wer dieſe [illegible]

vollen Augen, in ſeiner Miene und ſeiner Haltung jenes Horaziſche nil admirari, das überall einem Manne eigentümlich zu ſein pflegt, der auf einer geſicherten Baſis im Leben ſteht und die Gewohnheiten der guten Geſellſchaft beſitzt. Er ſteht in den Zwiſchenakten auf, betrachtet das Publikum durch ſein Glas; er klatſcht bei markanten Stellen der Oper, des Schauſpiels, welche allgemeinen Beifall erregen. Neben ihm ſitzt der eine oder der andere Herr aus der guten Geſellſchaft. Der Unbekannte grüßt artig, wenn er an jenem vorbeigeht, er bietet ihm auch wohl ſein Glas oder den Theaterzettel an; daraus ergeben ſich dann einige gleichgiltig gewechſelte Worte, und man fragt wohl im Zwiſchenakt:

„Wer war der Herr, der neben Ihnen ſaß?“

„Ich weiß es nicht,“ iſt die Antwort, „doch hat er gute Manieren und ſcheint ein Mann comme il faut zu ſein.“

Man ſieht nun den Unbekannten öfter, bald in der Oper, bald im Schauſpiel; man gewöhnt ſich an das Geſicht, man fragt auch wohl nochmals hier und dort: „Wer mag es ſein?“ aber ohne eigentliche Neugier; er wird ſozuſagen zu einer Staffage im Theater, die man vermißt, wenn ſie nicht da iſt, aber für die man kein eigentliches beſonderes Intereſſe hat, da eben die ganze Erſcheinung nichts Außerordentliches bietet, ſich vielmehr in allem ganz der allgemeinen Regel anſchließt. Derſelbe Herr erſcheint in den erſten Reſtaurants, er ſoupirt zum Beiſpiel nach dem Theater bei Hiller, er frühſtückt bei Borchardt, er hat ſeinen Platz an der Table d'hôte eines der erſten Hotels. Auch hier trifft er wieder mit Herren der beſten Geſellſchaft zuſammen. Findet ſich ſein Nachbar aus dem Theater unter dieſen, ſo wechſeln ſie einen Gruß und einige hingeworfene Worte. Die Kellner nennen den Unbekannten „Herr Baron!“, verbeugen ſich tief vor ihm, wenn er kommt und geht; ſie kennen ſeine Gewohnheiten, den Wein, den er trinkt, die Sorte Cigarren, die er raucht; er lebt in allem vornehm, aber äußerſt einfach und ohne alle Oſtentation. Fragt wohl einer oder der andere den Kellner: „Wer iſt dieſer Herr?“ — „Der Herr Baron Feldmann,“ iſt die Antwort, „er kommt oft hieher, iſt ein ſehr feiner Herr.“ Auch ſeine Wohnung iſt dem Kellner bekannt, ſie befindet ſich in der Beletage eines vornehmen Viertels; er hat ſich Cigarren und dies und jenes dorthin ſchicken laſſen. Nun kommt eines Abends vielleicht ein junger Lebemann, der neben dem Unbekannten im Theater geſeſſen hat, allein in das Reſtaurant; er blickt umher, er findet keinen ſeiner Freunde. Der Unbekannte ſitzt an einem Tiſch bei einem ſehr gut gewählten, aber ſehr einfachen Souper. Der junge Lebemann, nennen wir ihn Graf Felsberg, tritt heran, wechſelt einen Gruß mit ihm, und da noch immer keiner ſeiner Freunde erſcheint, ſo bittet er um die Erlaubnis, ſich an den Tiſch des Unbekannten zu ſetzen. Die Artigkeit erfordert es, daß er ſich vorſtellt, er nennt ſeinen Namen; der Unbekannte verbeugt ſich ruhig und verbindlich und reicht dem Grafen eine Karte, auf welcher einfach der Name „Karl Feldmann“ ſteht. Auf den Grafen macht es einen ſehr guten Eindruck, daß der Fremde, den die Kellner „Herr Baron“ nennen, ihm ſeine Karte reicht, um jedes Mißverſtändnis auszuſchließen und den falſchen ariſtokratiſchen Titel von ſich abzuwenden. Man unterhält ſich über dies und das, über ein neues Stück, über den Zirkus. Herr Feldmann ſpricht über alles, aber was er ſagt, iſt ungemein gleichgiltig, keine geiſtvolle Bemerkung kommt über ſeine Lippen, kein Bonmot, kein pikanter Scherz; aber man verlangt ja eben keine beſondere Unterhaltung bei ſolcher Gelegenheit; außerdem amüſiert ſich vielleicht Graf Felsberg beſſer, wenn er ſpricht, als wenn der andere ihm etwas erzählt. Nachdem eine Stunde vergangen iſt, kommen einige Freunde des Grafen, der Herr von A., der Baron von B., vielleicht ſogar der Prinz von C. Sie ſind ein wenig erſtaunt, den Grafen in der Geſellſchaft des Fremden zu ſehen. Es wäre ja nun aber gegen alle gute Sitte, wenn der Graf jetzt ſeinen Platz wechſeln wollte. Er bittet alſo ſeine Freunde, ſich zu ihm zu ſetzen, und nun muß natürlich eine Vorſtellung erfolgen. Herr Feldmann wird mit den Freunden des Grafen bekannt gemacht, und dieſe bringen ihm natürlich die vollendete Artigkeit entgegen, welche die gute Erziehung in ſolchem Fall erfordert. Die Unterhaltung wird lebhaft. Herr Feldmann trägt allerdings außerordentlich wenig zu derſelben bei, er beſtätigt zuweilen mit einer gewiſſen Bedeutſamkeit die Bemerkung oder das Urteil des einen oder des andern Herrn, er lächelt über einen Scherz, ja er tritt zuweilen ſogar bis zu einem Ausbruch wirklicher Heiterkeit aus ſeiner Reſerve heraus, und dieſer ſtumme Beifall macht ihn zu einem außerordent- [illegible]

gemeinſame Getränk auszuwürfeln. Mit einem ſchüchternen Blick auf den noch faſt Unbekannten wagt ſich dieſer Vorſchlag zögernd hervor. Feldmann ſtimmt ſogleich bei, und wenn er verliert, verändert ſich ſeine Miene nicht durch die leiſeſte Muskelbewegung. Er bezahlt den Kellner in Goldſtücken und fügt ein ſehr anſtändiges, aber nicht übertriebenes Trinkgeld hinzu, das der Kellner, ſich tief verneigend, mit einem ehrerbietigen „Danke, Herr Baron!“ in Empfang nimmt. Dann empfiehlt er ſich ruhig, artig und gleichgiltig. Die Freunde, lebhaft angeregt, ſagen ſich:

„Ein ſehr netter, ruhiger, anſtändiger Menſch, dieſer Feldmann — woher kennſt Du ihn?“

„Ich habe im Theater neben ihm geſeſſen — ſehr gefällig — ſehr liebenswürdig ...“

„Wer mag er ſein?“

„Ich weiß es nicht, aber er hat gute Manieren — vortrefflicher Geſellſchafter.“

Man denkt über die Sache nicht weiter nach; die Bekanntſchaft iſt ja noch ganz oberflächlich, Theater und Reſtaurant ſind ja überhaupt keine Orte, an denen ein Perſonalnachweis gefordert wird.

Nun dehnt ſich die Bekanntſchaft des Herrn Feldmann ſehr raſch aus; an der Table d'hôte, im Theater, in den Reſtaurants, überall trifft er die Herren, mit denen er an jenem Abend ſoupirt hat. Meiſt begegnen ſie ihm dann in Geſellſchaft anderer Bekannten, und die Vorſtellung erfolgt; die neuen Bekannten müſſen ihn immer wieder vorſtellen, wo ſie mit ihm zuſammen ſind. Fragt dann jemand: „Wer iſt Herr Feldmann?“, ſo lautet die Antwort: „Ein ſehr anſtändiger Menſch, ein Bekannter von dem Grafen Felsberg, dem Herrn von A., dem Baron B. und dem Prinzen C.,“ und das genügt. In jedem Theater, in den vornehmen Reſtaurants, an der Table d'hôte der Gaſthöfe ſieht man Herrn Feldmann in der beſten Geſellſchaft der Lebemänner der Reſidenz, überall benimmt er ſich kalt, ruhig, beſcheiden, zurückhaltend und doch wieder mit einem Selbſtbewußtſein, das jeden Hochmut entwaffnet; überall übt er die ſeltene Kunſt des verbindlichen Zuhörens, des Lächelns oder Lachens zur rechten Zeit; überall verſteht er es, geſchickt gleichſam die Bemerkungen der anderen zu accentuiren oder zu unterſtreichen. Dadurch trägt er ganz außerordentlich zur Lebhaftigkeit der Unterhaltung bei, und häufig hört man den einen oder den andern ſagen: „Ich weiß nicht, es iſt immer heiter und amüſant, wenn Feldmann da iſt,“ ſo daß nach einiger Zeit ſeine Geſellſchaft, die zuerſt geduldet, dann ſelbſtverſtändlich war, endlich geſucht wird. Auch bei den Rennen erſcheint er. Selbſtverſtändlich, daß er dort ſich den Kreiſen ſeiner Bekannten, mit denen er täglich zuſammenlebt, anſchließt; er wettet in beſcheidenen Grenzen und bleibt bei Gewinn und Verluſt vollkommen gleichgiltig. Es kommt eine Gelegenheit, daß einer ſeiner Bekannten, ein junger Lebemann, ſtarke Verluſte hat, darüber in Verlegenheit gerät und ſeinen Unmut zeigt. Mit äußerſter Diskretion und mit der Miene, als ob es ſich um den gleichgiltigſten Dienſt von der Welt handle, bietet Feldmann dem jungen Kavalier einige Banknoten zur Aushilfe an. Dieſer nimmt die Gefälligkeit erfreut an. Es vergeht einige Zeit, Feldmann zeigt, ſo oft er ſeinem Schuldner auch begegnet, mit keiner Miene, daß er ſich des Vorfalls erinnert, und als jener ihm die Summe zurückgibt, ſteckt er ſie mit der gleichgiltigſten Miene von der Welt, jeden Dank nur durch eine Handbewegung ablehnend, ein.

Der junge Kavalier macht ihm dann ſeinen Beſuch — das iſt er ihm nach einer mit ſo guter Manier erwieſenen Gefälligkeit ja ſchuldig. Er erzählt abends im Reſtaurant von der hübſchen und geſchmackvoll eingerichteten Wohnung des Herrn Feldmann. Dieſer lehnt beſcheiden ab und wirft dann ganz zufällig, ganz gleichgiltig die Bemerkung hin, daß es ihm eine Freude ſein werde, den Herren ſeine Wohnung zu zeigen, wenn ſie ihm die Ehre erweiſen wollten, bei ihm vor dem nächſten Rennen ein Glas Madeira und ein Biscuit zu nehmen. Mehrere folgen dieſer Einladung. Man findet ein ganz vortreffliches, aber ungemein einfaches, ohne alle Oſtentation von einem Diener ohne Livree ſerviertes Frühſtück. Es kommt in die Mode, bei Feldmann zu frühſtücken, und bald bedeckt ſich der Tiſch ſeines Salons mit Viſitenkarten, welche die vornehmſten Namen der jungen Herrenwelt der Reſidenz tragen. Man geht nach einem Rennen oder auch an einem theaterfreien Abend, nachdem man bei Tiſch noch bei einander geſeſſen iſt, in den Klub. Herr Feldmann wird natürlich aufgefordert, ſeine Bekannten, die faſt ſchon ſeine Freunde geworden ſind, zu begleiten. Im Klub finden ſich auch ältere Herren in höherer Lebensſtellung. Herr Feldmann wird ihnen vorgeſtellt, und da Herr von A., der Baron B. oder der Prinz C. ihn vorſtellen und mit ihm vertraulich umgehen, ſo [illegible] nur ganz beiläufig und gelegentlich gefragt, wer [illegible] Feldmann ſei, und jeder begnügt ſich mit [illegible] ſt, ergibt die Ballotage ſeine einſtimmige Aufnahme. Niemand könnte ja die Herren, die ihn eingeführt, durch eine Weigerung oder eine zu ſcharfe Nachforſchung verletzen; außerdem wird jeder exkluſive Skrupel durch die beſcheidene und doch wieder ſelbſtbewußte Zurückhaltung und das durchaus korrekte Benehmen des Herrn Feldmann entwaffnet.

Nun iſt er Mitglied des vornehmen Klubs, er macht abends ſeinen Whiſt und ſein Ecarté, er verliert und gewinnt mit einer Gleichgültigkeit, die über jede Bewunderung erhaben iſt, lehnt aber jedes Spiel ab, das über einen gewiſſen mäßigen Einſatz hinausgeht, und hält ſtets zwiſchen ſich und namentlich den jüngeren Kavalieren eine gewiſſe Ferne aufrecht, die ihm eine geachtete Stellung ſichert. Auch hier hat er wieder Gelegenheit, dem einen oder dem andern in kleinen Verlegenheiten auszuhelfen, und in allen ſolchen Fällen benimmt er ſich ſo muſterhaft, daß derartige kleine Gefälligkeiten, welche ſo oft zum Zerwürfnis führen, ihm nur Freunde ſchaffen.

So war Herr Feldmann zu einer außerordentlich reſpektablen geſellſchaftlichen Stellung gelangt; ſein Hauswirt hatte eine tiefe Verehrung vor ihm, denn er lebte außerordentlich ruhig und zahlte pünktlich wie die Bank ſeine ziemlich hohe Miete; er verkehrte nur mit der vornehmſten Geſellſchaft; das ganze Viertel, ſeine Lieferanten ſprachen den Namen Feldmann nur mit einer gewiſſen Ehrerbietung aus; die Reporter aller Zeitungen führten ihn unter den namhaften Perſönlichkeiten auf, wenn es ſich um irgend ein Ereignis, ein Rennen, eine Premiere oder dergleichen handelte. Freilich blieb ſeine Stellung auf die Herrenkreiſe beſchränkt; er that nie einen Schritt, um in die Salons der Geſellſchaft eingeführt zu werden; er ſchien eben von allem Ehrgeiz leer, hatte ſich ja auch ſeine ganze Stellung gleichſam entgegentragen laſſen, ohne auch nur einen Augenblick aufdringlich zu erſcheinen. Gleichwohl kannten ihn auch die Damen der vornehmen Geſellſchaft und zuweilen war er bei Begegnungen im Foyer, auf den Rennplätzen oder ſonſt irgendwo von einem oder andern flüchtig vorgeſtellt worden. Die Damen fragten auch wohl nach ihm, man gab die allgemein landesübliche Antwort, daß er ein Bekannter von dieſem oder jenem ſei, und dann wurde nicht weiter davon geſprochen. Es wäre ja allerdings auch ſo viel ſchwieriger geweſen, irgend eine genaue Auskunft über ſeine Perſönlichkeit in die Salons einzuziehen, oder vielleicht wäre ſelbſt dies noch geſchehen, vielleicht hätten ſich unter der Aegide ſeiner Freunde auch die Salons einer tonangebenden Dame ihm geöffnet, die ihn dann wieder vor allen Nachforſchungen gedeckt hätte, wenn nicht plötzlich ein ganz überraſchendes Ereignis eingetreten wäre.

Herr Feldmann erſchien eines Tages in einem der erſten Reſtaurants, in dem er häufig zu verkehren pflegte, früher als gewöhnlich; ſeine Toilette zeigte dieſelbe korrekte Eleganz wie immer, nur war er bleicher als ſonſt, und ſeine Hand zitterte, als er dem dienſteifrigen Kellner ſeinen Hut reichte. Er ließ ſich, was er ſonſt meiſt nicht zu thun pflegte, ein beſonderes Zimmer anweiſen, beſtellte ein einfaches, leichtes Frühſtück und eine halbe Flaſche Champagner. Der Kellner meinte, daß Herr Feldmann etwas unpäßlich ſei und deshalb allein zu bleiben wünſche. Er trug das beſtellte Frühſtück auf, entkorkte den Wein und ließ den Gaſt allein. Feldmann berührte die Speiſen nicht, er ging, die Blicke zum Boden geſenkt, im Zimmer auf und nieder und trank ein Glas des Schaumweins nach dem andern, bis die kleine Flaſche geleert war. Dann trat er vor den Spiegel, betrachtete ſeine ſo tadellos elegante Erſcheinung lange mit ſtarren Blicken und ſeufzte mehrmals tief und ſchmerzlich. Darauf zog er einen Revolver aus der Taſche und ſetzte die Mündung desſelben an ſeine Schläfe. Der Schuß krachte. Der Unglückliche ſtürzte auf den Boden nieder. Entſetzt eilte der Kellner, der die Detonation gehört hatte, in das Zimmer. Einige Gäſte kamen dazu. Bald war ein Arzt zur Stelle. Der Tod war unmittelbar eingetreten, und es blieb nur übrig, den Toten möglichſt ohne Aufſehen nach ſeiner Wohnung zu bringen. Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Kunde von dem Geſchehenen in all den Kreiſen, in denen der Tote bekannt geweſen war. Alle Welt war entſetzt. Man ſuchte nach der möglichen Urſache, aber man vermochte dieſelbe nicht zu finden — Herr Feldmann hatte keine Schulden, und für die laufenden Rechnungen lag auf ſeinem Schreibtiſch eine ausreichende Summe. Im übrigen aber fand man in ſeiner Wohnung nichts, was irgendwelchen Anhalt hätte geben können — es gab da kein Papier, keinen Brief, keinen Notizzettel irgendwelcher Art, woraus man über ſeine Familie und über den möglichen Grund ſeines Selbſtmordes irgend einen Schluß hätte ziehen können, ſo daß nur ein plötzlicher Anfall von Geiſtesſtörung als Erklärung übrig blieb. Da endlich begann man ſich zu erinnern, daß man eigentlich ja gar nichts über dieſen Herrn gewußt hatte, der plötzlich in der Geſellſchaft aufgetaucht war und eine ſo hohe Stellung in derſelben gewonnen hatte. Der eine oder der andere begann denn nun aus Neugier oder aus wirklicher Teilnahme Erkundigungen einzuziehen; natürlich that dies auch die Polizei, denn es fand ſich ein immerhin wertvoller Nachlaß an Mobiliar und einiger, wenngleich nicht bedeutender Barſchaft. Früher war zu ſolchen Nachforſchungen nicht die geringſte Veranlaſſung geboten, da der Verſtorbene ein ſo durchaus reſpektables Leben führte und ſtets genau und regelmäßig die Steuern, zu denen er nach ſeinem Mietzins eingeſchätzt war, bezahlte. Nach näheren Ermittlungen ſtellte ſich denn auch folgendes heraus:

Herr Feldmann war Reiſender in einem ſehr bedeutenden Geſchäft geweſen, das in die Hände einer Witwe gekommen; er hatte es verſtanden, die Neigung derſelben zu gewinnen, und ſie geheiratet. Das war in einer weſtfäliſchen Stadt geſchehen. Die Frau hatte ſich indeſſen in ihrer Wahl bitter getäuſcht gefunden. Feldmann hatte große Untreue gegen ſie begangen, ſie auf das äußerſte vernachläſſigt und ihr das Leben verbittert. Sie hatte, um Skandal zu vermeiden, ſeine Zuſtimmung zu einer Scheidung gegen das Verſprechen erlangt, ihm eine jährliche bedeutende Rente zu zahlen, und mit dieſem Einkommen ausgerüſtet, war er in der Großſtadt als der reſpektable Unbekannte erſchienen und hatte ſich nur durch ſeine Beſcheidenheit, ſeine Zurückhaltung, ſeine abſolute Nullität eine Stellung in der beſten Geſellſchaft erworben, die gar vielen reichbegabten und ebenſo ſtrebſamen Menſchen niemals eingeräumt worden wäre. Nun war ſeine geſchiedene Frau geſtorben und hatte ihr ganzes Vermögen Verwandten vermacht, ohne jene Rente ſicherzuſtellen. Herr Feldmann ſah ſich alſo plötzlich ohne Mittel und ohne die Möglichkeit, durch eigene Thätigkeit ſich die Grundlage der äußeren Stellung, die er ſich gewonnen, zu erhalten. Da hatte er denn ſeinem abſolut inhaltleeren Leben ein Ende gemacht, und die ganze Geſellſchaft hatte die Erfahrung zu machen, daß ſie einen ihr ſo gänzlich untergeordneten Menſchen ohne moraliſchen Wert und Halt jahrelang in ihre Kreiſe aufgenommen und als ihresgleichen behandelt hatte.

Wer das Leben der modernen Großſtädte verfolgt, wird vielleicht der Figur des reſpektablen Unbekannten ſchon begegnet ſein; ſie iſt eben nur möglich in dem wunderbar durcheinander flutenden Leben der Maſſenanhäufung menſchlicher Exiſtenzen in den immer gewaltiger anwachſenden Mittelpunkten unſeres heutigen Lebens, und niemand wird leugnen können, daß nicht nur ein ſo abſolut nichtiger Menſch wie Herr Feldmann, ſondern auch Perſonen mit einer ſchlimmer befleckten Vergangenheit ſich ähnliche Stellungen gewinnen können, wenn ſie es nur verſtehen, ſich in abſoluter Nullität zu erhalten und ihren Ehrgeiz darauf beſchränken, die Folie für fremde Eitelkeit zu bilden. Einem Manne, der durch redliche, tüchtige Arbeit Vermögen erworben, von dem jeder weiß, woher er kommt, der aber den Charakter hat, auf eigenen Füßen zu ſtehen und eine eigene Perſönlichkeit ſein zu wollen, wird man die Aufnahme in die Geſellſchaft, welche Herrn Feldmann ſo leicht wurde, ſtets verſagen oder man wird ihn ſtets mit demütigender Herablaſſung als Parvenu und Eindringling behandeln; in den modernen Großſtädten wird man aber immer mehr und mehr Exiſtenzen begegnen, welche ihre Stellung nur der Selbſtverleugnung verdanken, mit welcher ſie ſich begnügen, eben nur eine Figur zu ſpielen, welche ihren Platz ausfüllt, ohne jemand im Wege zu ſein, und nichts ſein zu wollen als eben — der reſpektable Unbekannte.

Fiſchfang in Norwegen.

(Hiezu das Bild Seite 56.)

Einer der Haupterwerbszweige der Norweger iſt der Fiſchfang. Wohl die Hälfte der Einwohner des Landes, die Bewohner der weitgeſtreckten und durch die zahlreichen Einſchnitte noch über das Dreifache der geraden Linie verlängerten Küſte nährt ſich von demſelben, ſowohl unmittelbar, da das Fleiſch namentlich in den Sommermonaten nur ſpärlich vorhanden iſt, als auch indirekt durch den ſchwunghaften Handel, der von hier aus ganz Europa mit getrockneten und geräucherten Fiſchen und Lebertran verſorgt.

Ehedem gehörte auch der geſalzene Fiſch zu den Ausfuhrartikeln, ſeit einer Reihe von Jahren aber ſind durch einen Umſtand, welchen die Naturforſchung bis heute noch nicht erklärt hat, die mächtigen Heringszüge, die ihren Weg früher der norwegiſchen Küſte entlang ſuchten, von dieſer Richtung abgelenkt worden, und gegenwärtig iſt es vor allem der Dorſch, welcher dicht vor dem Malſtrom erwärmten Gewäſſer aufſucht und die reichſte Ausbeute gewährt. Im Frühjahr namentlich und in den nördlichen Gegenden bieten dieſe ganzen Striche, ſelbſt des Binnenlandes, Beſchäftigung und Unterhalt. Die Bevölkerung zieht hinab an die See, fängt und trocknet den Fiſch, breitet ihn auf Klippen, wo er der Einwirkung von Luft und Sonne ausgeſetzt iſt, hängt ihn über ſchwelendes Feuer und ſiedet das heilſame Öl aus, deſſen ſchwärzlicher Rückſtand ſamt Kopf und Gräten immer noch als Dünger Verwendung findet.

Aber nicht nur dieſe eine Gattung, die allerdings in manchen Jahren Fänge bis zu zwanzig Millionen Stück liefert, iſt hier vertreten. In allen Sunden und Fjorden wimmelt es von Fiſchen und Seetieren aller Art; Haien, Walfiſche und wie ſie alle heißen, ſind in unbilligen Mengen vorhanden; aber auch das edle Volk fehlt unter dieſen Plebejern nicht; Lachſe und Forellen hauſen und wandern hier in erſtaunlicher Zahl in allen Buchten, durch alle Flüſſe, weit hinauf bis zu den hochgelegenen Seen, und ſie ſcheinen ſich nicht zu vermindern, obwohl überall Feinde auf ſie lauern, die Möwe in der Luft und der eigene raubgierige Genoſſe, der — nach dem Recht des Stärkeren — den Schwächeren verſpeiſt; vor allem aber der Menſch mit Angeln und Netzen aller Art, in Fahrzeugen jeder Gattung, von der vornehmen Jacht des engliſchen Sportsman bis zu dem roh zuſammengezimmerten Floße des nur eben ſeinen Hausbedarf deckenden Landwirts, der nach vollbrachtem Tagewerke den langgedehnten, hellen, nordiſchen Sommerabend noch ausnützt, mit ſeinen Kindern eine Strecke weit hinausrudert und ſich die ſchöne Gottesgabe zu einem leckern Nachtimbiß heimholt.

Eine ſolche Scene iſt es, welche das von uns heute wiedergegebene treffliche Bild von Glenoes darſtellt. Der Künſtler hat es verſtanden, den Vorgang nicht nur in überaus naturgetreuer Weiſe anſchaulich zu machen, es iſt ihm auch gelungen, den Betrachtenden mit an demſelben zu beteiligen. Wer könnte dieſen vergnügt ſchmunzelnden Alten ſehen, die geſpannte Aufmerkſamkeit in den ſchlicht-einfältigen Zügen des Jungen und die ſtille, freundliche Teilnahme, mit der die Tochter dem Aufholen des Netzes folgt, ohne ſich zu freuen, daß der hinterſte Sack noch ſolch ein prächtiges Exemplar birgt? „Komm nur, mein Burſche!“ meint der Alte, und wir nicken ihm zu und rufen herzlich hinüber: „Wohl bekomm's!“ P.

Die kaiſerliche Waiſe.

(Hiezu das Bild Seite 57.)

Der Künſtler führt uns in die Kärntnerthorkirche zu Wien in dem Augenblicke, als der getreue Hofmarſchall Kaiſer Albrechts II., Ulrich Eizinger, die kaiſerliche Waiſe Eliſabeth den verſammelten Edlen Oeſterreichs, den Abgeordneten der Wiener Bürgerſchaft und den geiſtlichen Würdenträgern vorſtellt, um von ihnen die Ermittlung einer beſſeren Vormundſchaft für die verlaſſenen Kinder Kaiſer Albrechts zu erbitten.

Die politiſchen Wirren des Jahres 1452, die Familienſtreitigkeiten in den öſterreichiſchen Erblanden, welche den damaligen Vormund der Königskinder Eliſabeth und Ladislaus in Anſpruch nahmen, ließen uns die traurige Lage der Waiſen verhältnismäßig würdigen; kein Wunder alſo, daß die Verſammlung den beredten Worten Eizingers und den Thränen und Bitten Eliſabeths Rechnung trugen und eine Vormundſchaft unter der Leitung Ulrich Eizingers genehmigte.

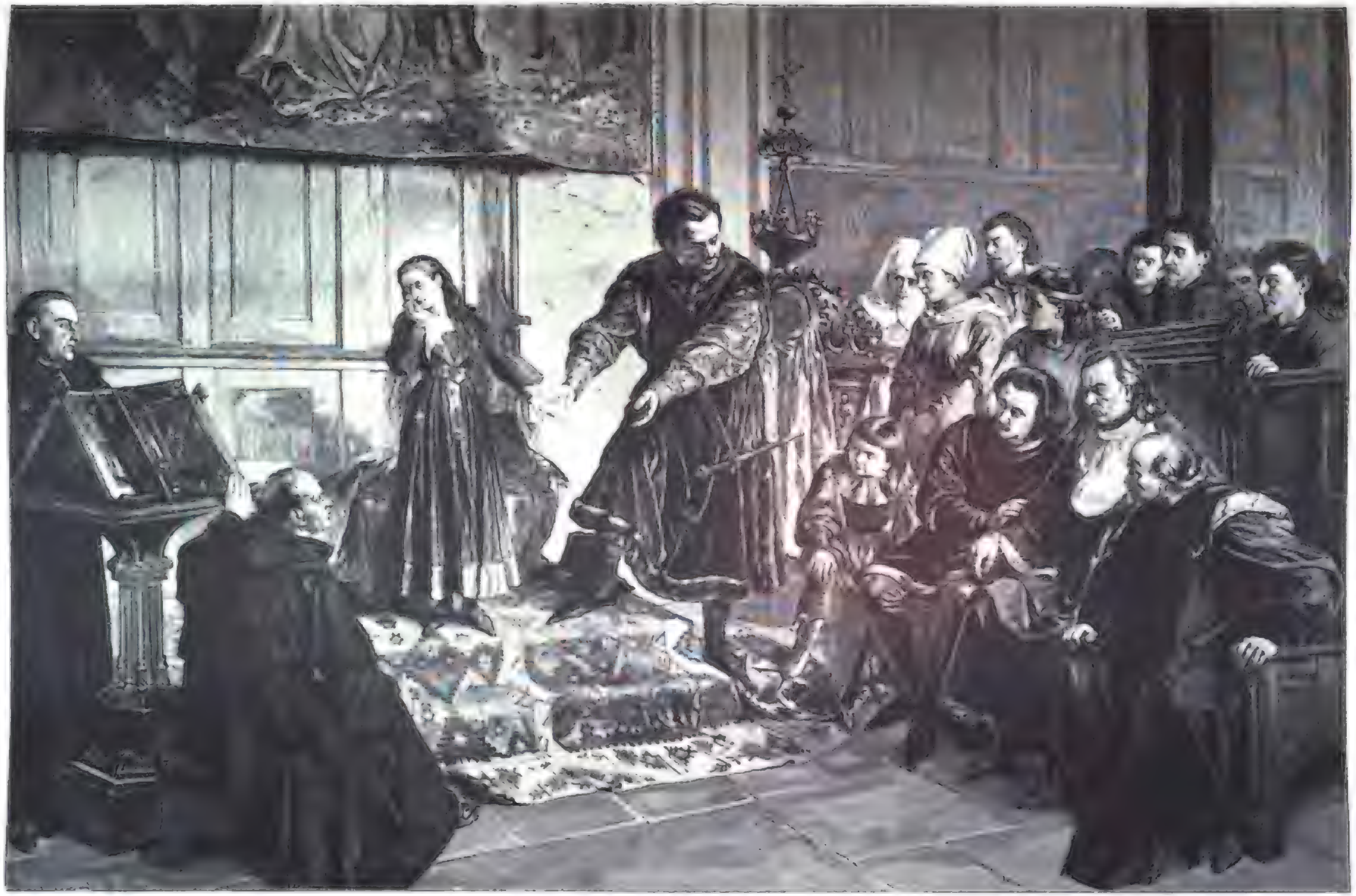
Dieſen Augenblick hat der Künſtler feſtgehalten und in meiſterhafter Weiſe verewigt. Zur eingehenderen Erklärung des Vorgangs wollen wir einige geſchichtliche Daten anfügen.

Eliſabeth war die Tochter des Kaiſers Albrecht II., Königs von Böhmen und Ungarn, Herzogs von Oeſterreich, eines der edelſten Monarchen ſeiner Zeit, und der Königin Eliſabeth, der einzigen Tochter des glorreichen Kaiſers Sigismund, und war dem entſprechend Erbin von Böhmen und Ungarn. In ihrem dritten Lebensjahre verlor ſie ihren Vater, zwei Jahre ſpäter ihre Mutter, welche vier Monate nach des Vaters Tod Ladislaus Poſthumus das Leben geſchenkt. Die beiden Waiſen, fremder Obhut übergeben, wuchſen heran ohne geſicherte Zukunft, ohne Hoffnung auf Anerkennung ihrer Gerechtſame. Das Volk, welches die Erinnerung an ihren edlen, geliebten Kaiſer Albrecht II. treu im Herzen bewahrte, hielt es für eine heilige Pflicht, den kaiſerlichen Waiſen ſeinen Schutz angedeihen zu laſſen, und der alte Diener des Hauſes, Eizinger, benutzte die Zeit, während welcher der damalige Vormund der Kinder, Kaiſer Friedrich III., zur Krönung nach Rom gereiſt war, um das Volk und den Landadel zu veranlaſſen, eine gewaltſame Änderung der Dinge herbeizuführen. Die Klagen über das Elend der Kinder hatten ſich gemehrt, und ein Zeitgenoſſe, der Sekretär des Kaiſers Friedrich III., Aeneas Sylvius (der ſpätere Papſt), berichtet, daß Eizinger die Verſammlung, welche unter Feld [illegible] geführt, mit den Worten anſprach: „Sehet die edelſte Jungfrau im heiratsfähigen Alter an! Bei Gott, welche Bürgersfrau, ich will nicht ſagen dieſer Stadt, aber des erſten beſten Marktes, würde nicht in einem beſſeren Anzuge ausgehen! Sie trägt zerriſſene Kleider und zerriſſene Schuhe, kaum wird ihr die Nahrung verabreicht.“

Drei Jahre ſpäter wurde Eliſabeth dem König von Polen, Kaſimir, dem Sohne des Ladislaus Jagello angetraut, welcher Ehe fünf Töchter und ſechs Söhne entſproſſen. Eliſabeth that ſich durch Weisheit, Milde und gute Erziehung ihrer Kinder hervor und trägt in der Geſchichte den Namen „Mutter der Jagellonen“. Ein von ihr verfaßtes Werk: „De Institutione Regii Pueri“ (über die Erziehung des Kronprinzen), iſt der kaiſerlichen Bibliothek in Wien erhalten geblieben.

Ueber den Künſtler Valerius Eljasz können wir folgende Daten geben. Eljasz iſt ein Kind des alten Krakaus und wurde am 12. September 1840 geboren. Als der Sohn eines Malers trat er ſchon 1856 in die Schule der ſchönen Künſte zu Krakau. Im Jahre 1862 finden wir ihn in München unter der Leitung von Anſchütz, ſpäter in der Schule Moriz Schwinds. Bei dem berühmten Profeſſor Herſchell vervollkommnete er ſeine Kenntniſſe als Zeichner und Aquarelliſt, wurde ein begeiſterter Verehrer Kaulbachs und zwei Jahre ſpäter begann er, mit den erarbeiteten beſcheidenen Geldmitteln verſehen, ſeine Kunſtwanderung durch Deutſchland, Belgien, Frankreich, Schweiz und Italien. Heute beſitzen wir eine bedeutende Anzahl hiſtoriſcher Gemälde von ihm, und Eljasz zählt zu den meiſtgenannten polniſchen Künſtlern der Gegenwart.

Fiſchfang in Norwegen. Gemälde von Jahn Ekenaes.



Die kaiſerliche Waiſe. Gemälde von Valerius Eljaſz.

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

IV.

Als Heinrich im Bette ſich aufrichtete, machte er große Augen: wo befand er ſich? War er über Nacht Mönch geworden? War dies ſeine Zelle? Auch ſein Traum laſtete auf ihm ſchwer wie ein Alp, ohne daß er ſich hätte beſinnen können, wovon ihm geträumt.

Nubia! Alles fiel ihm bei dem Namen ein; das ganze geſtrige wunderſame Erlebnis, und daß er verliebt war, verliebt, wie ein zweiundzwanzigjähriger Menſch das nur ſein konnte; gar nicht zu reden vom Kloſter Sankt Iſidoro, von dem frommen Meiſter Overbeck und allen den holdſeligen, himmliſchen Jungfrauen und ſüßen Heiligen, von denen ſein zweiundzwanzigjähriges Herz ſo lange Zeit erfüllt geweſen.

Heinrich ſchloß die Augen noch einmal, um weiter zu träumen; von dem Antlitz eines irdiſchen Mädchens. Und er murmelte ſchlaftrunken:

„Nein, lieber Meiſter Overbeck, keine Madonna, keine Madonna ...“

Da beſann er ſich, daß ſie ja nebenan ſei, daß er nur aufzuſtehen brauchte, um bei ihr zu ſein. Und mit einem Sprung war er aus dem Bette.

Eiligſt brachte er ſich in Ordnung und ſchaute ſich ſogar — leider vergebens — nach einem Spiegel um, einem Gegenſtand, den er bis jetzt für ſehr entbehrlich gehalten hatte. Nachdem er ſeine Locken gekämmt, ohne ſich überzeugen zu können, ob ſie genugſam glänzten, um auf Nubias Herz Eindruck zu machen, begab er ſich in den Wohnraum.

Hier fand er indeſſen nur die Mutter und einen zweiten Gaſt vor, einen jungen Franziskanermönch, dem die dunkelbraune Kutte trefflich zu dem bleichen, asketiſchen Geſicht ſtand. Heinrichs Augen begegneten bei ſeinem Eintritt Augen, die ſich mit ſolchem düſteren Ausdruck auf ihn hefteten, einem Blicke, in dem eine ſolche leidenſchaftliche Empfindung glühte, daß der junge Künſtler ſich nicht eines heftigen Unbehagens erwehren konnte und ſich zwingen mußte, um ſeiner Wirtin willen den Bruder freundlich zu grüßen. Dann fragte er nach Nubia. Sie ſei nicht da, hieß es, und Heinrich wollte es ſcheinen, als wäre das Benehmen der Mutter gegen ihn ſeit geſtern abend ein anderes geworden; die Frau antwortete ihm gedrückt und ſcheu. Während ſie für den Gaſt eine Polenta bereitete, ſagte ſie:

„Das iſt Fra Girolamo von San Coſimato drunten. Fra Girolamo kommt jeden Monat auf unſern Berg und hält uns um der Liebe Gottes willen eine Predigt. Verläſſeſt Du uns heute, ſo kann er Dich begleiten, damit Du Dich in der Macchia nicht verirrſt. In ſeinem Kloſter befinden ſich die heiligen Grotten, darin Sankt Benedikt ſich vor ſeinen Feinden verbarg. Das iſt eine gebenedeite Stätte, wo Du Dein Gebet verrichten kannſt; denn Du biſt doch gewiß auch ein guter Chriſt, wie ich dem Bruder gleich von Dir geſagt habe.“

„Ich bin Katholik,“ erwiderte Heinrich, um ſich ſogleich über ſeine Antwort zu ärgern: was hatte er nötig, vor dieſem blaſſen Franziskaner ſeinen Glauben anzugeben? Er war eben im Begriff zu ſagen, daß er durchaus nicht geſonnen ſei, in den Grotten des heiligen Benedikt irgendwelche Andacht zu verrichten, als die Thür der zweiten Kammer ſich öffnete und Nubia eintrat; in ihrem Sonntagsgewand, in dem ſie, ſo armſelig es im Grunde war, wie eine Fürſtin ausſah. Sie grüßte zuerſt den Mönch, jedoch ohne deſſen Hand zu küſſen, dann nickte ſie Heinrich zu.

„Du biſt früh auf. Ich fürchte, die Sonne wird Dich geweckt haben, denn ſie ſcheint des Morgens gerade auf das Bett. Ich ſah heute gleich, daß Du vergeſſen hatteſt, den Laden zu ſchließen; freilich hätte ich es Dir geſtern abend ſagen ſollen. Verſäume es nur heute nicht.“

Heinrich antwortete, er müſſe heute ſchon wieder fort. Aber ſie fiel ihm in die Rede:

„Während ich mich drinnen in der Kammer ankleidete, habe ich gehört, was ein Künſtler für ein beſonderes Menſchenkind iſt: der Bruder hat es meiner Mutter erklärt. Da nahm ich mir vor, Dich zu bitten, bei uns zu bleiben und für unſern Brunnen eine Madonna zu malen. Denn im Sommer verſiegt oft das Waſſer, was ein großes Unglück für uns iſt; bekommt aber die Madonna an unſerer Ziſterne ein Bild, ſo bittet ſie gewiß für uns, daß wir auch in den heißen Monaten das Waſſer behalten. Willſt Du uns das Bild malen?“

Heinrich war erblaßt; er ſah Nubia an.

„Ich bleibe und male das Bild.“

Der Mönch erhob ſich.

„Wenn es euch hier oben ſo ſehr um ein Madonnenbild zu thun iſt, ſo will ich aus dem Kloſter eines beſchaffen. Dieſer Fremde mag ruhig ſeines Weges ziehen, wir bedürfen ſeiner nicht.“

Auch die Mutter ſchien dieſer Anſicht zu ſein; aber Nubia, zu Heinrich gewendet, meinte:

„Du hörteſt, was der Bruder ſagte. Willſt Du alſo Deines Weges weiter ziehen, ſo mag ich Dich nicht gebeten haben; willſt Du aber bleiben, ſo ſollſt Du auch fernerhin unſer Gaſt ſein.“

Heinrich wiederholte:

„Ich bleibe und male das Bild.“

Nubia nickte ihm freundlich zu, die Mutter ſagte nichts, auch der Mönch ſchwieg und entfernte ſich bald darauf. Die Mutter begleitete ihn, ſo daß die beiden allein blieben. Heinrich faßte ſich ein Herz, trat auf das ſchöne Mädchen zu und ſagte mit unſicherer Stimme:

„Der Bruder zürnt euch, daß ihr mich aufgenommen habt, und da ich bleibe, wird ſein Zorn gegen euch wachſen. Euer Gaſt bringt euch Unheil! Für euch wäre es beſſer, Du hätteſt mich nicht aufgefordert, das heilige Bildnis zu malen.“

Das ſchöne Geſchöpf blickte den Aufgeregten voller Ruhe an und entgegnete ihm heiter:

„Laß Dich den Zorn des Mönches nicht kümmern. Obſchon er unſer Beichtiger iſt und gar ſcharf mit mir ins Gericht geht, hat er doch keine Gewalt über mich. Das iſt es, was ihn erzürnt. Auch das will ich Dir noch ſagen: als Du geſtern davon ſprachſt, Du ſeieſt ein Künſtler, und uns von den Mädchen und Weibern auf der ſpaniſchen Treppe erzählteſt, deren Bildniſſe die Künſtler malen, da regte ſich in mir etwas wider Dich und ich ward bekümmerten Herzens. Nun mußte ich aber dieſen Morgen mit anhören, wie der Bruder gegen die Künſtler eiferte, und das mit lauten Worten der Verdammnis. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, aber während der Bruder auf Dich ſchalt und von der Mutter forderte, Dich ſogleich hinwegzuweiſen, ward ich plötzlich wieder leichten Gemütes; und ich freue mich nun, daß Du ein Künſtler biſt, denn es kann nichts Schlechtes und Sündhaftes ſein.“

Heinrich rief: „Ach, Nubia ...“ Da ſah er die Mutter zurückkehren und fuhr haſtig, mit unterdrückter Stimme fort: „Aber Deine Mutter? Sie wird des Mönches Meinung über mich teilen; ſie wird mir gram ſein und auch Dir zürnen, weil Du mich bleiben hießeſt.“

Doch Nubia beruhigte ihn:

„Auch meine Mutter ſteht nicht unter des Mönches Gewalt. Du mußt nämlich wiſſen, daß mein Vater, weil er ohne die letzte Kommunion geſtorben iſt, kein chriſtliches Begräbnis erhalten hat. Nun war aber mein Vater ein wahrhaft frommer und guter Mann; ſeitdem iſt meine Mutter in ihrem Herzen gänzlich verwandelt und achtet der Mönche nicht ſehr; wie wir Leute von Saraceneſco denn überhaupt ſchlechte Chriſten ſein ſollen. Wir können nichts dafür.“

Die Mutter trat ein und Nubia ſchwieg. Wahrſcheinlich hatte die Frau von dem Mönch Weiſung empfangen, wie ſie ſich zu dem gefährlichen Gaſt verhalten ſollte, ſchien dieſem indeſſen freundlicher geſinnt zu ſein, als Heinrich zu hoffen gewagt. Nur daß ihm das ſchöne Geſicht ſeiner Wirtin noch ernſter, ſtarrer und gramvoller vorkam.

Nubia ſchaute hinaus auf die Gaſſe und ſagte:

„Jetzt geht der Bruder zu den anderen Frauen und redet gegen unſern Gaſt; ich werde aber auch mit ihnen ſprechen.“

Die Mutter that, als hörte ſie dieſe Worte nicht. Nubia kam auch ſogleich zurück und begann ein Geſpräch über gleichgiltige Dinge. Nicht lange, und man vernahm den ſchwachen Ton eines Glöckleins. Die Mutter ſagte:

„Es läutet zur Meſſe.“

„Ich glaubte, Saraceneſco habe keine Kirche,“ rief Heinrich verwundert.

„Wir halten den Gottesdienſt,“ erklärte ihm Nubia, „bei der Ziſterne, unter dem Baum. Da Du ein Chriſt biſt, gehſt Du doch wohl mit uns?“

Heinrich nickte ernſthaft; er dachte: Wäre ich auch ein Heide, würde ich doch mit Dir in die Meſſe gehen und heute ſicher der Frömmſte von allen ſein.

Da ſie als die letzten unter dem Baum anlangten, war die kleine Gemeinde bereits verſammelt; Heinrich nahm ſeinen Platz bei den Männern ein, ſo ſich aufſtellend, daß er Nubia ſehen und das ganze ſeltſame Bild überblicken konnte.

An der einen Seite des Baumes, von dem mächtigen Geäſt gleichſam mit einer grünen, von Sonnenſtrahlen durchleuchteten Kuppel überwölbt, befand ſich der für den Gottesdienſt beſtimmte Raum. Ein ſchlichtes ſchwarzes Kreuz war an dem Buchenſtamm befeſtigt und darunter aus Feldſteinen der Altar errichtet. Ginſterzweige waren um das Kreuz geſteckt, ſo daß das heilige Zeichen wie von einer Glorie umſtrahlt wurde, und der Altar war mit den ſchönen Blumen der Königskerzen und blauer Diſtelblüten überſchüttet. Unter dem Kreuz ſtand in prieſterlichem Ornat der junge Franziskanermönch; in beiden Händen hielt er das Heiligtum und ſetzte es dann auf die leuchtende Blütendecke nieder. Ein ſchöner Knabe miniſtrirte. Der Kleine war voll heiligen Eifers und verrichtete ſein frommes Geſchäft mit großer Würde und Ehrbarkeit; mußte er aber das Glöcklein läuten, das am Baum neben dem Kreuz hing, ſo ſtrahlte ſein ganzes Geſicht vor Vergnügen; er hatte helle Freude an dem klingenden Spiel und blinzelte, während er aus Leibeskräften die Schnur zog, mit leuchtenden Augen nach ſeinen Gefährten hinüber, von denen er ſich bitter beneidet wußte.

Mit der Gemeinde kniete auch Heinrich nieder, bekreuzigte ſich und ſchloß dann die Augen. Erſt als das Hochamt vorüber, ſtand er auf.

Nun ſchaute er um ſich. Von ſeinem Platz aus ſah er, über die Verſammlung hinweg, auf die ferne römiſche Ebene. Am Horizont erglänzte das Meer.

Und unter der Dämmerung der tief niederhängenden Zweige der blumenbedeckte Altar, das bekränzte Kreuz, der junge fanatiſche Prieſter und die Gemeinde, die beinahe nur aus Frauen beſtand. Aus was für Frauen! Sie aber, die Schönſte, ſtand bei der Mutter und ſchaute — nicht auf den Prieſter, nicht auf das Kreuz, ſondern weit, weit hinaus in die ſchimmernde Ferne.

Endlich hörte auch Heinrich auf die Worte des Mönches. Es war eine donnernde und verdammende Predigt von einer Herde, darein der Wolf bricht. Die Schafe würden von der Beſtie zerriſſen werden; aber der treue Hirte wacht, der treue Hirte verſcheucht den Wolf und rettet die Seinen. Nun wußte Heinrich ſehr wohl, wer mit dem wölfiſchen Ungetüm, das die armen Jungfrauen von Saraceneſco bedrohte, gemeint war, und er ſah voraus, daß auch die Schönen ihn als den Wolf in der Fabel erkennen würden. Aber er hoffte, ſie bald eines Beſſern belehren zu können; denn ſo ſehr ſteckte noch immer der Nazarener in ihm, daß er ſich ſelbſt für einen überaus ſittſamen Jüngling hielt, der gänzlich unfähig war, der Tugend eines Mädchens Schaden zu thun.

Nachdem die Predigt mit Verdammnis und Fegfeuer geendet, wurde für die in der römiſchen Campagna arbeitenden Männer gebetet. Sämtliche Weiber ſtürzten auf die Kniee, ſtreckten beide Arme dem Kreuz entgegen und riefen mit lautem Jammer die Barmherzigkeit der Himmelskönigin an. Unaufhörlich gellten die wilden Schreie der betenden Frauen.

„Grazie, Maria, grazie!“

Nachdem die kleine Gemeinde ſich entfernt hatte, blieb unter dem Baume nur Heinrich zurück, die Seele erfüllt von dem eben erlebten Vorgang. Ein unſägliches Mitleid mit dieſen armen, verwilderten Frauen, die für ihre Männer die Barmherzigkeit des Himmels anriefen, ergriff ihn. Er blickte hinüber nach der Campagna, über welcher ihm der Würgengel des Fiebers zu ſchweben ſchien.

Eine Stimme entriß ihn ſeinen Träumen. Als er aufſchaute, ſah er vor ſich den Franziskanermönch.

Heinrich ſagte: „Ihr ſeid es — der treue Hirt!“

Google

„Ich habe Euch aufgeſucht.“

„Was wollt Ihr von mir?“

„Euch bitten, den Ort zu verlaſſen — im Namen der Jungfrau Maria.“

Heinrich fuhr auf:

„Was unterfängt Ihr Euch?“

Demütig verſetzte der Mönch, ſeine glühenden Augen niederſchlagend:

„Ich thue, was meines Amtes iſt, und meines Amtes iſt, über die mir anvertrauten Seelen zu wachen.“

„Und Ihr werdet Euer Amt üben, Ihr werdet die Herde ſchützen vor dem Wolf.“

„Spottet nicht, hört mich!“

„Ihr habt gehört, daß ich bleiben werde.“

„So habe ich gehört und bin dennoch gekommen, Euch zu bitten, dieſen Ort zu verlaſſen.“

„Die Bitte hättet Ihr Euch ſparen können.“

Damit wandte ſich Heinrich ab und ging langſam davon. Der Mönch folgte ihm. Heinrich dicht zur Seite bleibend, ſagte er, und er ſagte es immer noch voll tiefer Demut:

„Denkt an die Jungfrau, bei deren Mutter Ihr zu Gaſt ſeid und die an Euren hellen Haaren und Euren Augen Wohlgefallen gefunden hat. Es iſt ein ſchönes und reines Geſchöpf, das Ihr zu Grunde richten werdet.“

„Genug, Bruder! Mißbraucht meine Geduld nicht länger. Lebt wohl.“

Doch der Mönch wiederholte mit ſtarker Stimme:

„Ihr werdet die Jungfrau zu Grunde richten.“ Er ſchlug die Augen auf. „Ihr werdet ſie verderben an Leib und Seele. An dieſem wilden Orte wohnte bis jetzt die Unſchuld; Ihr werdet in dieſes Paradies die Schuld bringen. Steht ab davon! Und Ihr habt noch eine reine Seele; befleckt ſie nicht mit Frevel. Lehrt dieſe armen Geſchöpfe nicht, ihre Schönheit zu ſehen, von der ſie noch nichts wiſſen, verwandelt dieſes Himmelsgeſchenk für ſie nicht in eine Gabe des Böſen. Ich warne Euch, ich — ich — —“

Die Stimme verſagte dem Mönch. Heinrich entſetzte ſich über den Anblick ſeines Geſichts, das von Qualen verzerrt war. Er mußte an Rubias Worte denken: „Dieſer hat keine Gewalt über mich!“ und plötzlich meinte er in dieſer leidenſchaftlichen Menſchenſeele leſen, ſie in ihren geheimſten Empfindungen ergründen zu können. Sich vergeſſend, rief er:

„Ihr wollt mich fortſchaffen, weil Ihr befürchtet, daß mir zu teil werde, was man Euch verweigert und wonach Ihr trotz Eurer geiſtlichen Kleidung ein ſündiges Verlangen tragt. Habt Ihr ſelber acht, daß Ihr an Eurer eigenen Seele keinen Frevel begeht.“

Und er ließ den Mönch ſtehen. Hinter ſich vernahm er einen Ruf, einen erſtickten Schrei; aber er ſah ſich nicht um.

Am Nachmittag erboten ſich die Frauen, ihm die größte Sehenswürdigkeit von Saraceneſco, den Friedhof, zu zeigen. Dieſer lag auf der andern Seite des Felſengipfels und war zugleich der Spaziergang von Saraceneſco. Vom Baume aus führte ein Pfad dorthin. Eine Viertelſtunde etwa ging es neben ſchwindelnden Felſen dicht am Abgrund entlang, dann erreichte man einen Platz, ähnlich einer offenen Halle, an den Seiten und im Hintergrund mit jäh emporſteigenden Wänden, die oben wie ein Gewölbe überhingen. Am Eingang ſtand ein Kreuz. Vergebens ſah ſich Heinrich nach den Grabhügeln um; überall war der Boden nackter Fels; dennoch befand er ſich auf einem Gottesacker. Endlich begriff er die Anlage. Die Toten von Saraceneſco ruhten in den Felſen ſelbſt, die den Platz von drei Seiten umſchloſſen; denn weil man die Leichen nicht in Erde beſtatten konnte, ſo höhlte man den Geſtorbenen ihre letzte Ruheſtatt in das Geſtein, darein während des Winters die Gräber je nach mutmaßlichem Bedarf von den Männern eingehauen wurden. Da die Schmalheit des in den Felſen geſprengten Pfades das Hinbringen der Toten auf dieſem Wege nicht geſtattete, ſo war oberhalb des Begräbnisplatzes an einer Stelle der überhängenden Felſen eine Vorrichtung getroffen, die in Tücher gehüllten Verſtorbenen an Stricken auf das Plateau hinabzulaſſen. Hier wurden ſie in Empfang genommen und in die Columbarien geſchoben, die man alsdann zumauerte. So bewahrten die Nachkommen der Sarazenen in der Sabina ihre Toten.

An Feiertagen beſuchten die Lebenden die Stätte. In langer Reihe ſchritten ſie den jähen Wänden entlang. Aus der Ferne geſehen, war es, als ſchwebten ſie über der Tiefe. In der Felſenhalle wandelten ſie dann auf und ab, und da ſie ihren Toten im übrigen wenig Ehre erweiſen konnten, ſo ſangen ſie ihnen etwas vor: Klagelieder und Trauergeſänge, von denen die Grotte wie von Geiſterſtimmen widerhallte.

Dieſen Eindruck machte es auf Heinrich, für den die Welt, darin er ſich befand, mehr und mehr eine unirdiſche Geſtalt annahm.

V.

Den Abend verbrachte Heinrich in derſelben Weiſe wie den vorhergehenden im Hauſe ſeiner Wirtin. Sein aufrichtiges, gutmütiges Weſen, ſowie Rubias kräftige Fürſprache bewirkten, daß der Eindruck der Franziskanerpredigt bei den Müttern wie bei den Töchtern ſchnell verblaßte. Das Völkchen war zu weltunerfahren und zu harmlos, um gegen den hübſchen Fremdling einen ernſtlichen Argwohn hegen zu können. Was hätte er ihnen auch anhaben ſollen? Fehltritte kamen in Saraceneſco nicht vor; kein Mädchen von Saraceneſco hatte nötig, ſeine Tugend zu ſchützen. Kaum daß man in dieſer Felſenöde leidenſchaftliches Liebeswerben und Liebesleiden kannte. Die Familien beſtimmten die Heirat, und wie Vater und Mutter wählten, ſo war es Söhnen und Töchtern recht.

Heinrich mußte ſeinen vielen Freundinnen verſprechen, ſie am nächſten Tage zu lehren, was ein Künſtler ſei und daß dabei keine Höllenkunſt im Spiele. Als nach dem Abendeſſen mehr und mehr Nachbarinnen ſich einfanden, ſchlug Rubia vor, zum Baum zu gehen und dort den Saltarello zu tanzen. Bei leuchtendem Mondſchein ſtiegen alle hinab, voraus die Tamburinſchlägerinnen, und dort, wo am Morgen der Gottesdienſt abgehalten worden, führten die Mädchen nun den Saltarello auf. Bis Mitternacht währte die Luſt, und auch dann endete ſie für Heinrich viel zu bald: tanzte doch Rubia, tanzte doch Rubia mit ihm!

Dieſes erſtemal blieb es für ihn bei der Auffaſſung, daß der Saltarello ein Tanz ſei, bei dem der Tänzer ſich möglichſt unſinnig zu geberden hätte, wohlverſtanden, unſinnig mit Grazie. Uebrigens mußte er ſeine Sache gut machen; denn er wurde von den Schönen eifrig belobt.

Frühzeitig am nächſten Morgen holte Heinrich ſein Skizzenbuch hervor und begab ſich zum Baum hinab. Ihn begleiteten die Kinder und wer ſich ſonſt gerade auf der Gaſſe befand. Bei der Ziſterne war bereits der Chor der Waſſerträgerinnen verſammelt und in dem Behälter daneben waſchen die Frauen. Heinrich begann Baum, Brunnen und Becken nebſt Staffage zu zeichnen. Mit dem letzteren hatte es ſeine Schwierigkeit: die Waſſerträgerinnen ließen das Waſſerſchöpfen, die Wäſcherinnen das Waſchen, alle kamen gelaufen und ſchauten ihm zu, ſo daß rings um ihn her ein dichtes Gedränge entſtand. Nachdem er ſich Raum geſchafft, bat er Rubia, am Brunnen zu bleiben, ſich ruhig gegen die Brüſtung zu lehnen und den Arm auf die Conca zu ſtützen.

Baum und Ziſterne gerieten dem Künſtler trefflich und wurden vom Publikum mit lauten Beifallsbezeugungen begrüßt; die Aufregung wuchs, als ſehr bald auf dem Papier Rubia an der Brüſtung lehnte, genau wie in Wirklichkeit! Alle erkannten ſie, alle riefen laut ihren Namen, alle ſtaunten. Rubia wurde geholt und im Triumph vor ihr Bildnis geführt. Starr ſchaute ſie auf die Zeichnung und wurde ganz blaß.

Nun wollten alle am Brunnen ſtehen; alle begehrten, ſich ſelbſt auf dem Papier zu ſehen, auch die Kinder. Und Heinrich zeichnete, was er zeichnen konnte. Die Köpfe der Hübſcheſten ſkizzirte er, ſchrieb darunter ihre Namen, ſchnitt die Blätter aus dem Buche und ſchenkte einer jeden das Abbild ihrer Schönheit. Solche Auszeichnung erregte heftigen Neid, bis Heinrich allen ihr Bildnis verſprach. Das letzte, was er an dieſem Vormittag fertig brachte, war eine junge Mutter, die ihrem Säugling die Bruſt reichte. Alle riefen: „Das iſt die Madonna!“

Auf dieſe Weiſe lernten in Saraceneſco die Leute, was ein Künſtler ſei, und es hatten alle ihre Freude daran.

Da die erſte Sitzung einen über alles Erwarten günſtigen Verlauf genommen hatte, gab ſich der junge Nazarener für die Zukunft den ſchönſten Hoffnungen hin: er wollte in Saraceneſco zeichnen und malen, ſkizziren und porträtiren, bis es in Saraceneſco nichts Ungezeichnetes und Ungemaltes mehr gab. Motiv auf Motiv fiel ihm ein, Kompoſition reihte ſich an Kompoſition, eine immer feierlicher als die andere, eine ganze Galerie ſaraceneſciſcher Gemälde war in ſeinem Kopfe fertig; gar nicht von dem Cyklus ſaraceneſciſcher Schönheiten zu reden. Welche Fülle von Bildern höchſten Stiles bot allein die Geſtalt Rubias!

So wurde es Heinrich mehr und mehr klar, daß er mit der Bekanntſchaft Saraceneſcos und deſſen Bewohnern eine Entdeckung für das ganze Gebiet der Kunſt gemacht. Denn wo auf der Welt gab es ähnliche Modelle? Nicht einmal in Rom! Welches Verdienſt, der Kunſt in Rom dieſe Geſtalten zuzuführen! Fürs erſte indeſſen wollte er in der Verwertung dieſes ſchönen Menſchenſchlages der einzige ſein; auch er beſaß ſeine Künſtlerſelbſtſucht.

Am Abend hatte er mit der Mutter in Rubias Gegenwart eine Unterredung. Er wollte den ganzen Sommer bleiben und noch länger, viel länger! Aber bleiben konnte er nur, wenn er zum Haushalt beiſteuern durfte. Die Frauen gaben denn auch ſeinem Drängen nach, und er händigte der Mutter eine kleine Summe Geldes ein, welche der Frau ein Schatz zu ſein dünkte. Dann erklärte er, den nächſten Tag nach Tivoli gehen zu müſſen, dort allerlei zu beſorgen und einzukaufen, Lebensmittel ſowohl wie Verſchiedenes, deſſen er bedurfte, um eine Reihe von Skizzen gleich in Oel ausführen zu können.

Zwei Tage blieb Heinrich fort. Er kaufte in Tivoli eine vollſtändige Ladung zuſammen, für deren Transport er eines Maultiers bedurfte. Da war Leinwand: viele Ellen! Und Oel: ein ganzer Topf voll! Und ſchwarze Kohle und weiße Kreide. Da war auch ein Tönnlein voll weißen und ein Fäßlein voll roten Weins — echten Tivoliweins! Und Schinken, Salami, eingelegter Thunfiſch, gedörrte Aniſoforellen! Und Maccaroni! Maccaroni in allen Größen und Breiten. Sogar die Konſerve von Paradiesäpfeln hatte der Umſichtige nicht vergeſſen. Und zuletzt war von Heinrich im alten Tibur noch etwas erhandelt worden: ein prächtiges Seidentuch und die ſchönſte Schnur blaßroter Korallen! Die ſchimmernde Seide mußte ſich gefallen laſſen, unter die Maccaroni gelegt zu werden, dafür war die Seide auch nur für die Mutter beſtimmt. Die Korallen dagegen wurden ſorgfältig am eigenen Leibe getragen — die Korallen ſollte auch die Tochter erhalten!

Aber auch die übrigen Bewohnerinnen Saraceneſcos waren von Heinrich nicht vergeſſen worden, ſie bekamen ein Feuerwerk: da gab's Raketen und Schwärmer, Sonnenräder und griechiſche Lichter. Die Leute von Saraceneſco hatten nämlich noch niemals ein eigenes Feuerwerk gehabt, in welcher höchſten aller Lebensfreuden doch die ärmſten Bewohner des Kirchenſtaates ſchwelgen. (Fortſetzung folgt.)

Emin Paſcha

und die zu ſeiner Unterſtützung ausziehende deutſche Expedition.

Von

F. v. Hellwald.

Nachdem Stanleys jüngſt beiſpielloſes Unternehmen, dem ſeit Jahren von Europa völlig abgeſchnittenen Gouverneur der früheren ägyptiſchen Aequatorialprovinz Emin Paſcha Entſatz oder wenigſtens Unterſtützung zu bringen, aus bisher nicht ermittelten Urſachen den beabſichtigten Zweck nicht erreicht hat, glaubt man abermals um Emins Schickſal bangen zu müſſen, und ſowohl in England als in Deutſchland ſind Schritte zur Veranſtaltung einer neuen Hilfsexpedition zu Gunſten des bedrängten Forſchers geſchehen. Emin Paſcha iſt ein Deutſcher mit Namen Eduard Schnitzer. Wenigſtens ſcheint dies die wahrſcheinlichſte Angabe, denn ſeltſamerweiſe gingen die Daten über ſeine Heimat, ſein Geburtsjahr und ſelbſt ſeinen Namen lange auseinander. Man nannte ihn Dr. Schnitzler, einige ließen ihn in Oeſterreichiſch-, andere in Preußiſch-Schleſien, und zwar bald zu Neiße, bald zu Oppeln, 1838 oder 1840 geboren ſein. Neuerdings wird verſichert, Eduard Schnitzer habe am 28. März 1840 zu Oppeln in Preußiſch-Schleſien als Sohn eines dortigen Kaufmanns das Licht der Welt erblickt.

der Adler, in Stein gehauen prangt, treten wir ein in die engen, winkeligen Gaſſen. Da ſtehen die alten Fachwerkhäuſer mit den hohen, ſpitzen Giebeln und den ſonderbaren Erkern; das obere Stockwerk immer das untere überragend und oft gar gefährlich nach vorn ſich überneigend. Altertümliche Schilder und Handwerkszeichen hängen an kunſtvollen Eiſenhaltern und klappern vergnüglich bei jedem Windhauch; an den Thüren ſind hübſch verzierte Sitze angebracht, alte Steinbilder hier und da in die Wände eingemauert — man fühlt ſich um einige Jahrhunderte zurückverſetzt: es iſt, als ob Ludwig Richter oder Karl Spitzweg die Stadt zu komponiren gehabt hätte. Eine hübſche Staffage geben hiezu die heſſiſchen Bauern und beſonders die Bauersfrauen in ihrer unveränderlichen Tracht — wandelnden Tonnen gleichend — auch hier zu Lande zeigt man nicht durch ſilberne Knöpfe und Halsketten den Reichtum, ſondern durch die Menge der übereinander getragenen Röcke; ob man da den 1. Auguſt oder den 1. Januar ſchreibt, das iſt vollſtändig gleichgiltig. Im ganzen Städtchen geht's fortwährend bergauf, bergab — die Droſchkengäule wären wirklich zu bedauern, wenn ſich Gelnhauſen eines ſolchen Luxusartikels, wie Droſchken ſind, nur zu erfreuen hätte. Auch der Marktplatz iſt eine durchaus ſchiefe Fläche, viele der Häuſer haben nach dem Berg zu ein, nach dem Thale zu zwei Stockwerke, wenn es auch noch nicht ſo arg iſt wie am Schloßberg zu Meißen, wo man von der Straße aus ins Parterre geht und auf der andern Seite aus den Fenſtern der ſiebenten Etage herabſchaut.

Nennt man aber Gelnhauſen die Krone des Kinzigthales, ſo iſt der leuchtendſte Edelſtein in dieſer Krone wieder die Kaiſerpfalz. Auf einer Inſel der Kinzig in der unteren Stadt — jetzt gehört ſie zur „Vorſtadt", das heißt Dorf Burg-Gelnhauſen, die einen ſchwarzen Querbalken im ſilbernen Felde im Wappen führt — ragen aus dem dunklen Grün die Trümmer des Palaſtes hervor. Sein Erbauer war kein anderer als Friedrich I. Ueber die Zeitpunkte, wann dieſe Pfalz erbaut worden, wann Friedrich zuerſt nach Gelnhauſen gekommen, wie oft er dort geweilt, iſt viel geſtritten worden, doch läßt ſich dies an der Hand der Urkunden, die er erlaſſen, leicht nachweiſen. Zum erſtenmal iſt Barbaroſſa ſicherlich auf dem Wege von Frankfurt a. M. nach Fulda in Gelnhauſen geweſen, zwiſchen dem 25. Februar und dem 29. März 1165, und iſt dort bei dem Reichsgrafen geblieben, der die Reichsgüter, Einkünfte und Waldungen zu verwalten hatte; damals faßte er wohl den Entſchluß zur Erbauung eines Gotteshauſes und eines Kaiſerhofs. Am 17. und 19. April ſchrieb der Kaiſer in Frankfurt a. M. einen Reichstag nach Würzburg aus — dort fertigte er ſchon am 23. Mai eine Urkunde aus. In den zwiſchenliegenden Tagen weilte er wahrſcheinlich wieder in Gelnhauſen, brachte dabei die Pläne zur Ausführung und ſeine Bauten in Zug und Ordnung, bis ihn das herannahende Pfingſtfeſt zwang, ſeinen Aufenthalt abzubrechen. Den Winter 1168 auf 1169 verbrachte der Kaiſer dann in Seligenſtadt am Main, von wo aus er, ſo oft er wollte, in wenigen Stunden Gelnhauſen erreichen konnte, um den Bau zu überwachen. Am 25. Juli 1170 ſtellte er ſeine erſte Urkunde hier aus, durch welche er den Ort zu einer freien Reichsſtadt erhob, und von dieſem Tage bis zum 1. Mai 1171 weilte Barbaroſſa ununterbrochen in ſeinem nunmehr vollendeten Palaſte — die längſte Zeit, die er an einem Orte, Würzburg ausgenommen, hinter einander zugebracht hat. Nachdem er dann im Frühjahr 1180 wieder einige Wochen hier war, bewohnte Friedrich von Mitte Februar bis Mitte Juli 1188 zum drittenmale ſeine Burg. Damals ward auch der denkwürdige Reichstag hier abgehalten.

Eingetreten in die ehrwürdigen Hallen, bietet ſich uns ein wunderſam prächtiger Anblick dar, der ſich an zauberiſcher Schönheit wohl faſt allen deutſchen Ruinen getroſt zur Seite ſtellen kann, wenn er auch an Großartigkeit und Ausdehnung von manchen übertroffen wird.

Wir ſtehen vor dem Prachtbau, dem eigentlichen Feſthaus. Nur die untere Fenſterreihe iſt erhalten; die alten Abbildungen in Förſters und Hundeshagens Bilderwerken zeigen noch eine zweite darüber; die aber iſt leider ſpurlos verſchwunden, und der Zahn der Zeit nagt an den Reſten — „übrigens eine ſehr ſchlechte Metapher," ſagt Heine, „denn die Zeit iſt ſchon ſo alt, daß ſie jedenfalls gar keine Zähne mehr hat." Als Kunſtwerk ſteht dieſer edelſte romaniſche Palaſtbau noch über dem Landgrafenhaus der Wartburg, über der Kaiſerpfalz zu Goslar durch die Regelmäßigkeit der Anlage, durch die klaren Verhältniſſe, durch die Pracht der Steinhauerarbeit. Der erhaltene Bau zeigt in der Mitte ein mächtiges Kleeblattfenſter, von Rundbogen eingeſchloſſen, und rechts und links je eine Reihe von drei und vier gekuppelten Fenſtern, die mit den doppelten Säulen und den köſtlichen Kapitälen einen prächtigen Eindruck machen. Unter den dreiundzwanzig Kapitälen, die im allgemeinen die Geſtalt des Würfels mit eingelegter Hohlkehle zeigen, kehrt nie dieſelbe Art der Ornamentirung wieder: Akanthusblätter in einfacher und doppelter Reihe, an langen Stielen, mit Riemenwerk durchflochten, mit unheimlichen Gebilden von Menſch, Tier und Fabelweſen wechſelnd — daraus beſteht der Zierat.

Die maleriſche Wirkung des ganz aus rotem Sandſtein ausgeführten Baues, dicht mit immergrünem Epheu bewachſen, iſt unvergleichlich großartig. Wie in Heidelberg mag der Kunſthiſtoriker die Zerſtörung beklagen, den ſchönheitsdurſtigen Blick des Künſtlers zieht gerade dieſe ſchwermütige Miſchung von kaltem Tod und friſchem Leben, dieſer wunderbare Farbengegenſatz von dunklem Grün und rotem, in allen Tinten flimmerndem Geſtein an. Ueber dem prächtigen Mittelfenſter blickt aus den Blättern und Ranken ein ſteinernes, gekröntes Haupt hernieder. Den Sänger der Freiheitskriege, den Kaiſerherold Max von Schenkendorf hat es einſt zum Liede begeiſtert:

„Zu Gelnhauſen an der Mauer
Blickt ein ſteinern altes Haupt
Einſam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

Und das Haupt, es ſcheint zu ſprechen:
‚Starb die ganze deutſche Welt!
Will kein Mann die Unbill rächen,
Bis der Erde Bau zerfällt?'

Und das Haupt, es ſcheint zu grüßen,
[illegible] uns, dem Kreuz, [illegible] milde.
Laßt es uns in Demut küſſen,
Das iſt Kaiſer Friedrichs Bild."

Uebrigens war Schenkendorf nicht der einzige der Romantiker, der Gelnhauſen ins Herz geſchloſſen hatte; auch Clemens Brentano hatte die Stadt auf ſeinen unruhigen Wanderzügen liebgewonnen — ſein reizendes Märchen: „Gockel, Hinkel und Gackeleia" ſpielt hier.

An das Feſthaus ſtößt rechtwinklig die mächtige gewölbte Eingangshalle, ein ſechsfaches Kreuzgewölbe, in der Mitte von zwei ſtarken Säulen mit einfachen Würfelkapitälen getragen. Ueber der Halle befindet ſich die Burgkapelle. Zwar ſtehen nur noch die Seitenwände, die Säulen und ſpärliche Reſte von Bogen, doch läßt ſich daraus der ganze Bau leicht wieder konſtruiren. Noch im vorigen Jahrhundert ward die Kapelle zum Gottesdienſt benutzt; freilich, der ſteinerne Altar, der ſich jetzt dort erhebt, ſteht kaum auf der richtigen Stelle; er nimmt gerade den Platz ein, wo zwei Säulen zu ſtehen hatten. Den Abſchluß bildet endlich der mächtige, nur durch ein einziges Rundbogenfenſter erhellte Bergfried.

Der ganze Palaſt iſt rings von einer hohen, aus Ruſtikaquadern ausgeführten Mauer umgeben — in dem Kaiſerhofe ſtehen mächtige Buchen und Linden, aus dem Ritterſaal ſchauen dunkle Tannen, und Harzduft weht herüber. An den ſtolzen Säulen klettert wilder Wein hinauf; die hintere Mauer verdecken Blütenſträuche, in denen ein Jubelchor von Sängern mit ſüß lockender Gewalt ſeine Lieder erſchallen läßt; aus verdämmernder Ferne blicken die blauen Berge herüber; in den Zweigen rauſcht es und flüſtert es von alten, vergeſſenen Zeiten; die grauen Steinbilder fangen an zu reden — ein Ort, ſo recht geſchaffen zum Träumen.

„Und wie die Epheuranke
Den Betenden umzieht,
Iſt's auch nur ein Gedanke,
Der unſer Herz durchglüht.
Die Luſt an den Geſtalten
Voll alter Kraft und Treu',
Der Glaube, daß wir neu
Der Väter Haus erhalten."

Da füllen ſich die Hallen mit edlen, ritterlichen Geſtalten, vom Turm wehen die Fahnen, und aus den Fenſtern ſchaut der Kaiſer ſelbſt, begleitet von ſeiner Gemahlin, umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaat. Sein roter Bart flattert im Winde, holde Frauen nicken hernieder, und unten im Hofe da hebt ein luſtig Buhurdiren und Tjoſtiren an — bis — ja, bis eben draußen die Pfeife der Lokomotive ertönt und uns erinnert, daß wir nicht im zwölften, ſondern im neunzehnten Jahrhundert leben.

Aus vollen Blütenzweigen ragen an der Rückwand des Feſtſaals zwei ſteinerne, reich verzierte Tragbalken, auf ſchlanken Säulen ruhend, hervor — das iſt der „Thron Barbaroſſas", wie uns unſer freundlicher Führer belehrt — in Wahrheit iſt es freilich ein Kamin; indeſſen das thut nichts. Im Burgverlies — denn das gehört nun einmal zum Inventar jeder Ruine — lehnt unter alten, zerbrochenen, moosüberwachſenen Säulen, Geſimsſtücken, ſteinernen Wappenbildern eine halbrunde, mit Bildwerk bedeckte Steinplatte — ehemals die Füllung einer Portalniſche — an der Wand; „das iſt der hohenſtaufiſche Löwe mit ſeinem Jungen," erklärt uns der Cicerone. Bei näherer Betrachtung entpuppt ſich der junge Löwe indeſſen als ein ganz gewöhnliches Fettſchwanzſchaf, das wirklich ſehr wenig Aehnlichkeit mit einem Löwen hat.

Auch die auf Friedrich I. folgenden Hohenſtaufen teilten des Gründers Vorliebe für Gelnhauſen. Heinrich weilte dort im Winter von 1189 auf 1190, im Herbſt 1191, im Sommer 1192, im Mai 1193. Zum letztenmale betrat er die Stadt am 6. März 1196. 1207 bewohnte Philipp von Schwaben den Palaſt, 1216 Friedrich II., 1227 und 1230 deſſen Sohn Heinrich. Er war der letzte Hohenſtaufe, der Gelnhauſen in ſeinen Mauern ſah. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Burg von den Schweden belagert und erobert, das Burggericht hörte damals auf — ſeitdem liegt der größte Teil der Burg in Trümmern.

Aus der Vorhalle werfen wir noch einen letzten Blick in den Kaiſerhof — der dunkle Rundbogen der Halle bildet den natürlichen Rahmen für das Bild, das vor uns im Strahlengolde der Sonne liegt, eine Farbenſymphonie, „eine Ruinenelegie, wie ſie Matthiſſon nicht ſchöner dichten konnte," ſagt ein rheiniſcher Dichter; „ein farbiger Kuß Gottes" ein anderer — das rote Geſtein leuchtet und glänzt; klar wie eine Silhouette hebt ſich die gezackte Mauer vom Horizont ab, darüber in leicht geſchwungenen Linien die Berge und der Himmel, die Erde küſſend und mit ihr zuſammenfließend in ein duftiges Blau — das iſt ein Bild wie geſchaffen für den Maler.

Wir machen noch einen kurzen Gang um die Stadt, betrachten das alte Kaſtell, beſuchen die romaniſche Gelakapelle — der Sage nach der älteſte Bau der Stadt, ganz unter Bäumen verſteckt in den Weinbergen gelegen — bewundern die dreifachen Mauern mit dem tiefen Graben, das alte Johanniterhaus am Holzthor, einen ſpätgotiſchen Profanbau, und kehren dann der Stadt den Rücken. Oben am Waldrande wenden wir uns noch einmal um. Da liegt Gelnhauſen in voller Pracht und ſchimmert im Abendrot zu uns herüber — noch ein letztes Lebewohl, und das Waldesdunkel nimmt uns auf.

Schlichtung von Grenzſtreitigkeiten in Rußland.

(Hiezu das Bild Seite 64.)

Der ruſſiſche Bauer nimmt es oft mit Mein und Dein nicht ganz genau. War doch im grauen Altertum in Rußland das Stehlen in manchen Fällen, beiſpielsweiſe um einen Gaſt zu bewirten, förmlich erlaubt. Derlei Gebräuche verſchwinden nicht ſpurlos, da dieſelben jedoch nunmehr natürlich vom Geſetze verboten ſind, gibt es oft Prozeſſe und Streitigkeiten.

Eine in dieſes Bereich gehörende und für das Leben des ruſſiſchen Bauern charakteriſtiſche Szene bringt unſer Bild zur Darſtellung. Beim Holzfällen iſt die Grenze zwiſchen dem Dorf- und dem Herrſchaftsrevier nicht eingehalten worden. Der Grundherr hat — wie es in ſolchen Fällen gewöhnlich geſchieht, ehe man ſich ans Gericht wendet — einen vereidigten Landſchaftsreviſor mit der eingehenden Prüfung der ſtrittigen Grenze beauftragt; derſelbe hat ſich, unter Führung des betreffenden Förſters oder Buſchwächters, in Begleitung des Dorfälteſten und einiger anderen Zeugen an die Arbeit gemacht. Unter Zuhilfenahme einer Spezialkarte ſchreitet man die Grenze ab, um die umgeſtellten Grenzpfähle an den ihnen zukommenden Platz zu ſetzen. Auf dieſe Weiſe wird der dem Gutsherrn zugefügte Schaden feſtgeſtellt. Das Ende vom Liede bildet gewöhnlich ein langwieriger Prozeß, bei dem jedoch der Grundherr ſelten etwas gewinnt, da die Bauern lieber ihre Strafe abſitzen, als daß ſie den geringſten Schadenerſatz oder die Prozeßkoſten bezahlen.

Die Geſtalten unſeres Bildes ſind echt ruſſiſche Typen, wie der große Novelliſt Turgenjeff ſie in ſeinem „Tagebuch eines Jägers" ſo herrlich ſchildert. Der Beamte, vor dem die ausgebreitete Karte liegt, läßt ſich offenbar vom Förſter einige notwendige Aufſchlüſſe und Erklärungen geben. Die Bauern folgen aufmerkſam den Auseinanderſetzungen, um, falls der Förſter zu ſehr im Intereſſe ſeiner Herrſchaft ſprechen ſollte, auch ein Wort mitzureden. E. Gr.

Blätter für die Frauen.

Söhne und Töchter.

Von

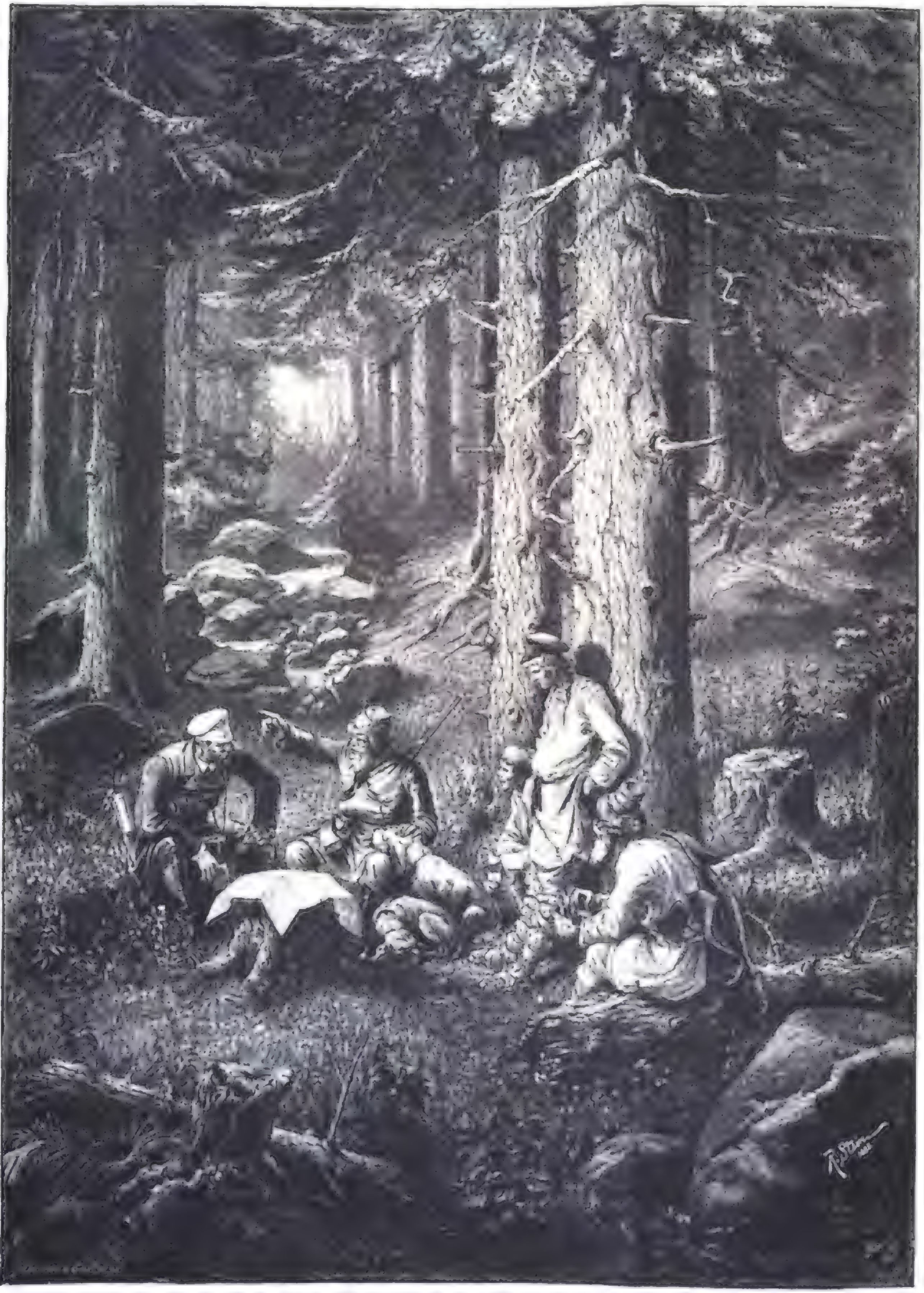
W. Gleim.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es herrſcht vielfach die Anſicht, daß dem Herzen der Mutter die Söhne teurer ſeien als die Töchter, daß die Sympathie mit tauſend unſichtbaren Fäden ein ganz beſonders unzerreißbar feſtes Band um Mutter und Söhne ſchlinge. Unterſuchen wir dieſe Behauptung auf ihre Wahrheit.

Wer das Glück hat, Mutter einer guten Tochter zu ſein, weiß, welche Wonne es iſt, ein Weſen ſein eigen zu nennen, das vom erſten Atemzug an ein Teil ihrer ſelbſt war und es bleibt bis ans Ende aller Tage. Denn kein Glück der Welt, nicht die jauchzende Freude unter ihren kindlichen Geſpielinnen, nicht die Luſt an Spiel und Tanz der Halberwachſenen, nicht die trunkene Wonne der jugendlichen Braut, noch die glückſeligſte Befriedigung der jungen Frau vermögen die Tochter dem Mutterherzen zu entfremden. In allen Stationen irdiſcher Glückſeligkeit kehrt die Tochter immer wieder dahin zurück, von wo ſie ausgegangen — an die Bruſt der Mutter. Noch um wie viel mehr im Leide, denn wo kann ſie ſich ungeſtörter ausweinen, wo darf ſie ausruhen von Sturm und Kampf, als in den Armen derjenigen, welche ein Recht hat an ihre verborgenſten Gefühle und Gedanken, welche ſie ganz verſteht bis in die innerſte Faſer ihres Herzens hinein, und die doch nichts von ihr verlangt, als ihr Troſt und Hilfe bringen zu dürfen in jedem Schmerz und jeder Erdennot, ſeien ſie körperlicher, ſeien ſie ſeeliſcher Natur.

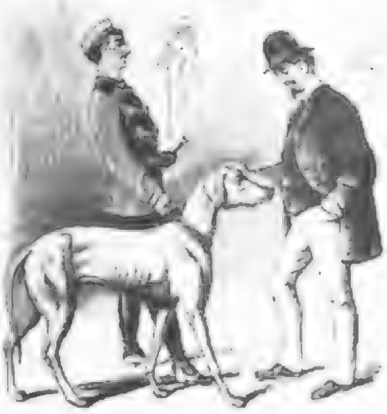
Sich eins fühlen mit der Tochter, die alle weiblichen Gefühle mit der Mutter gemein hat, von der zagenden Schüchternheit der Frauennatur an bis zum todesverachtenden Opfermut des liebenden Weibes; ſich eins fühlen mit einem Weſen, das alle Leidens- und Glücksphaſen des Familienlebens als natürliche Vertraute und Bundesgenoſſin mit der Mutter durchwandelt hat, dem ſie nichts zu verbergen braucht,



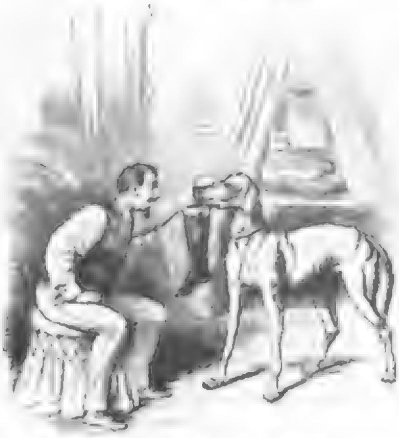
Schlichtung von Grenzſtreitigkeiten in Rußland. Originalzeichnung von Ralph Stein.

Tamerlan, der Studentenhund.

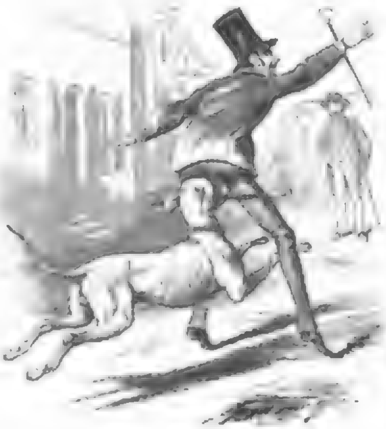
Originalzeichnungen von **Karl Stauber.**



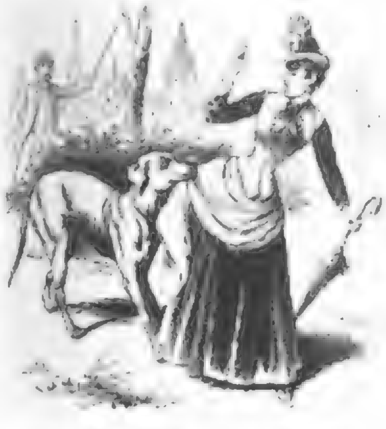
Der Student Fenchle verkauft wegen Ueberfluß an Geldmangel ſeinen Hund Tamerlan an ſeinen Landsmann Bitter, der ihn mit in ſeine Vaterſtadt nimmt.



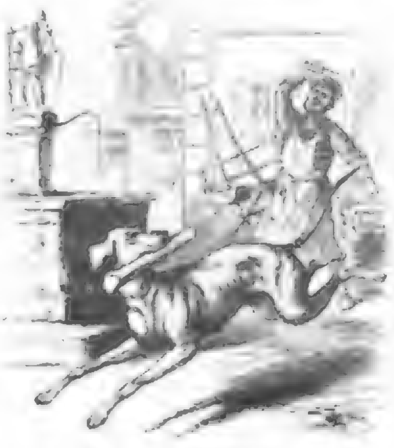
Tamerlan gewöhnt ſich ſchnell an ſeinen neuen Herrn, bringt ihm die Stiefel und ſtellt die Hausſchuhe unter das Bett. Herr Bitter iſt entzückt über das kluge Tier.



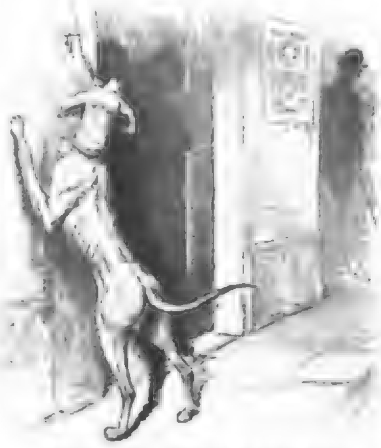
Tamerlan trägt mit Vorliebe den Stock ſeines Herrn, hat aber die Manie, den harmloſen Spaziergängern zwiſchen die Beine zu laufen.



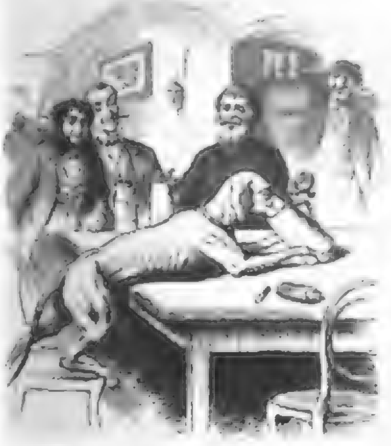
Sieht er eine junge Dame, ſo hat er die eigentümliche Gewohnheit, ſelbe am Rocke feſtzuhalten, bis ſein Herr nachkommt.



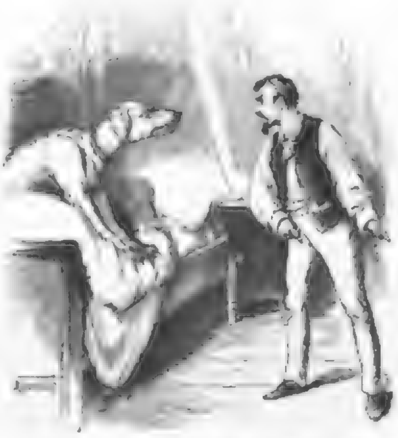
Tamerlan geht bei keinem Holzhacker vorbei, ohne ein Stück Holz zu apportiren und heimzutragen.



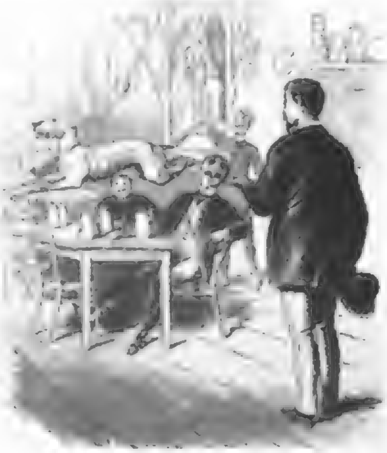
Nachts beim Nachhauſegehen macht es ihm Vergnügen, an den Glocken heftig zu ſchellen.



Läßt jemand am Stammtiſche ſeinen Deckelkrug offen, ſo iſt Tamerlan ſchnell da und ſäuft ihn aus.



In angeheitertem Zuſtande ſpringt er alsdann in das Bett ſeines Herrn und zeigt ihm die Zähne, wenn er ihn herausjagen will. Herrn Bitter bleibt nichts anderes übrig, als die Nacht auf dem Sofa zuzubringen.



Die ſeltenen Eigenſchaften Tamerlans veranlaſſen Herrn Bitter, denſelben eiligſt wieder zu ſeinem Corps zu bringen mit der Erklärung, daß ein ordentlicher Staatsbürger einen Hund mit ſolch akademiſcher Erziehung nicht haben kann.

Tamerlan ſpringt vor Freude über die Tiſche und beißt Herrn Bitter in die Waden.

weder die in tauſend Kleinigkeiten ſich offenbarende materielle Not des täglichen Lebens, noch die Herzens- und Seelenpein der ſorgenden Familienmutter, welch größeres Glück kann es für das liebende Mutterherz geben? Wer könnte es wagen, angeſichts ſolch reinen, innigen Seelenbundes davon zu ſprechen, daß Söhne dem Mutterherzen inniger verbunden ſein könnten als Töchter?

Zugegeben, nicht jedes Verhältnis zwiſchen Mutter und Tochter gleiche dem eben geſchilderten. Abgeſehen von den Schwierigkeiten, die manches eigenwillige, verſchloſſene, ſchwer zu erziehende Kind mit beharrlichem Widerſpruch und kindiſchem Trotz der Mutter bereitet und durch die das innige Verhältnis zwiſchen beiden getrübt werden kann, iſt da die Unverträglichkeit, die Ruheloſigkeit, das „keine Zeit haben“ dieſer oder jener Mutter, welche das ſich nahende Kind zurückſcheuchen. Da iſt ferner die gewöhnliche Eitelkeit des Weibes, die nicht ſelten feindlich zwiſchen Mutter und heranwachſende Tochter ſich drängt. Da iſt endlich die Oberflächlichkeit, welche für die glänzende Außenſeite der Tochter in reichem Maße ſorgt und andererſeits keine Veranlaſſung ergreift, ſich dem Gemütsleben des Kindes zu nähern, und mit dieſer Unterlaſſungsſünde eine unüberſteigliche Schranke zwiſchen dieſe ſo nahe zu einander gehörenden Herzen zieht. Trotz alledem iſt auch für die oberflächliche, eitle, genußſüchtige Frau der Beſitz der Tochter eine Quelle unbeſchreiblichen Glückes. Sie ſieht ſich, ihre eigene freudvolle Jugend in ihr wieder aufleben; von dem unſchuldigen Kinderſpiel an bis zu dem bedeutungsvollen Schritt in die Ehe lebt ſie mit dem Kinde ihr eigenes Leben wieder durch.

Sie kann das Kind ſtützen, ermutigen, zurückhalten und warnen, je nach ihren Erfahrungen und Empfindungen, und in dieſem Bemühen für die Wohlfahrt eines andern Weſens, in dem Bewußtſein, daß nur ſie allein in der Welt imſtande iſt, dieſem Weſen gerade den richtigen Rat und die richtige Leitung zu geben, ſtreift ſie die ſelbſtſüchtige Hülle ab, welche ihre beſſeren Gefühle wie eine Eiskruſte eingeengt hat, und der volle und reine Strom unermeßlicher Mutterliebe überflutet, glückbringend und ſie ſelber beglückend, die bisher ſo engen Ufer ihres inneren Lebensganges, und nimmt alle Hinderniſſe mit fort, welche in ihrem eigenen Herzen ihrem beſſeren Selbſt gegenüber ſich einſtmals hemmend aufgetürmt hatten. Der Segen, welchen die Mutter der Tochter verdankt, indem ſie in erziehender Sorge an dem Kind jeden Flecken zu tilgen bemüht iſt, welchen ſie an ſich ſelber ſchmerzlich empfindet, das Glück, in dem roſigen Angeſicht, in den begeiſtert ſtrahlenden Blicken des geliebten Kindes das eigene Bild in veredelter Geſtalt wie in einem reinen Spiegel zu erſchauen — das ſind ſchon Freuden aus einer höheren, beſſeren Welt!

Anders mit den Söhnen. Schon in den kindlichen Zügen des Knaben ſucht und findet die Mutter nicht ſich ſelber, ſondern das Bild des Vaters. Sie findet es, innerlich jauchzend, mit allen Vorzügen, mit welchen die feurige Einbildungskraft des jungen Weibes den geliebten Mann umgeben hat; ſie findet es, zum Tode betrübt, mit allen Fehlern und Leidenſchaften, welche ihr das tägliche Zuſammenleben an dem Mann ihrer Wahl enthüllt hat.

So lange der Knabe in der Kinderſtube unter ihrem unmittelbaren Einfluß lebt, ſo lange kann ſie verſuchen, durch Wort, That und Beiſpiel ihn dem Ideal immer ähnlicher zu machen, das ſie in dem Vater geliebt hat und — wenn auch unter Modifikationen — lieben wird bis an ihr Ende. Und — o wunderbares Geſetz der Natur! — der ſtolze Sinn des kleinen zukünftigen Helden beugt ſich in der Regel williger dem ſanften Einfluß der Mutter als dem ſtrengen, eiſernen Willen des Vaters. Folgſam ſein iſt ein gar ſchweres Ding für den männlichen Trotz, der ſich in dem Knaben ſchon regt. Wie üppig ſchießt das Unkraut empor in dem Kinderherzen, und wie leicht reißt eine zu kräftige Hand mit demſelben auch den edlen Keim aus, der ſchon im Begriff war, ſich zu entfalten. Nicht immer iſt es daher rätlich, daß der Vater die Entſcheidung durch Biegen oder Brechen herbeiführe. Das junge Stämmchen knickt leicht unter der Gewalt des Sturmes, während es doch geſund und kräftig heranwächſt, ſobald es loſe an einen ſtützenden Pfahl gebunden wird. Der ſtützende Pfahl in der Familie heißt Zucht, gute Sitte und Gewohnheit. Der Mutter Hand bindet unbemerkt den wilden Knabenſinn an dieſe Stütze. Nicht wie im Kreiſe unbändiger Kameraden darf er es wagen, in der Mutter Stube hereinzuſtürmen. Die Stunden der Mahlzeiten muß er regelmäßig einhalten. Den lauten, befehlenden Ton, der ihn zum Beherrſcher ſeiner Geſpielen macht, muß er vor der Thüre laſſen. Dazu braucht es keiner beſtimmt gegebenen Regeln oder Gebote, keiner ausgeſprochenen Befehle. Ein verwunderter Blick der Mutter, wenn er, die Mütze auf dem Kopf, bei ihr eintritt; eine leiſe Bewegung ihrer Hand, um dem auf dem Tiſch ruhenden [illegible]

[illegible]

„Mein Papa macht das ſo. — Mein Papa hat das geſagt. — Mein Papa hat die ſchönſten Pferde. — Mein Papa weiß das beſſer. — Mein Papa iſt aber ſtärker.“ Immer und überall ſieht er zu Papa auf. Am meiſten imponiert ihm Papas phyſiſche Kraft. Ueberhaupt iſt die Stärke der verſchiedenen Geſchöpfe maßgebend für ſeine Hochachtung vor denſelben. Schon wenn er noch hinter dem bunt gemalten Bilderbuch ſitzt, fragt er: „Wer iſt ſtärker, der Löwe oder der Tiger?“ Später heißt es: „Ich kann Karl ſchon bezwingen,“ oder: „Ich kann zwanzig — fünfundzwanzig Kilo heben.“ So tönt es durch alle Jahre der Kindheit des Knaben hindurch. Endlich iſt er ſo groß und ſo ſtark wie Papa, und ſein Ehrgeiz wendet ſich höheren Zielen zu. Seine Studien, ſeine erworbenen Kenntniſſe bringen ihn immer mehr mit dem Vater in Verbindung.

Sein zukünftiger Beruf macht ihm den Rat, die Hilfe, das Intereſſe des Vaters immer unentbehrlicher. Für der Mutter Angelegenheiten iſt er teilnahmsloſer; er hält dieſelben für unwichtiger, ja, es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß er einen mitleidigen Blick für ſie hat, wenn er ſie körperlich ihm gering ſcheinenden Strapazen erliegen ſieht.

Das Bewußtſein der Manneskraft regt ſich in ihm; er übt dieſelbe jetzt noch in etwas ungeſchickter Weiſe aus, denn es iſt ihm Bedürfnis, ſie zu erproben. So verletzt er die Mutter vielleicht, ohne es zu wollen, mit den Ausbrüchen lärmender Luſtigkeit, oder erſchreckt ſie mit Kraftproben, die ihr Entſetzen erregen. Doch nur kurze Zeit dauern dieſe Uebergangsſtadien. Die kluge und taktvolle Frau weiß den Jüngling, der ſich aus dieſen Kriſen entwickelt, weit ſchneller und leichter an den richtigen Platz in der Familie zu ſtellen als der Vater.

Erwachſene Söhne! Welche Stellung gebührt ihnen den Eltern gegenüber, und iſt ihr Verhältnis zu Vater und Mutter das gleiche?

Es iſt ein eigentümliches Gefühl, das Bewußtſein: Dein Kind iſt dir völlig entwachſen, es reicht mit ſeinem Denken und Streben weit hinaus in andere Sphären, ſein Sehnen iſt auf Ziele gerichtet, die deinem Verſtändnis völlig entrückt ſind.

Der Vater wird dieſes Gefühl niemals haben, aus dem einfachen Grunde, weil ſeine Kenntniſſe, ſeine Erfahrungen, ſeine Weltklugheit größer ſind als die jener ſich entwickelnden Söhne, und weil er in ſpäteren Jahren, wenn die Söhne mitten im Leben ſtehen, während ſeine Lebensintereſſen im Abſterben begriffen ſind, alles, was ihm Fremdes an den Kindern entgegentritt, gern als jugendliche Thorheiten und Irrtümer belächelt oder das, was er an ihnen nicht verſteht, geradezu in abſprechendſter Weiſe verdammt.

Es iſt dies ſicherlich tief in dem männlichen Weſen begründet, denn der Mann fühlt ſich als Herr der Welt in jedem Verhältnis. Stehe er auf der Höhe der menſchlichen Geſellſchaft oder gehöre er den niederſten Schichten derſelben an, dieſen erwähnten Grundzug haben alle Männer gemein. Es iſt die ſchöpferiſche Kraft des Mannes, welche ihm dies Bewußtſein verleiht. Die Herrſchaft über die Welt beſchränkt ſich indes meiſtens auf die Herrſchaft in der eigenen Familie.

Wenn der Vater alſo naturgemäß das Gefühl nicht haben kann, daß der Sohn über ihn hinauswächſt, ſo hat es doch ſicherlich die Mutter. Sie empfindet es um ſo lebhafter, je gebildeter und verſtändiger ſie iſt. Gehen doch ſchon die Studien des Sohnes weit über das gewöhnliche weibliche Verſtändnis hinaus und — ſeien wir ehrlich — auch der weibliche Verſtand hat eine natürliche Grenze, über die keine Strebſamkeit und keine Genialität hinweghilft. Aber aus dieſer Erkenntnis erwächſt keine trennende Schranke zwiſchen Mutter und Sohn, ſie iſt vielmehr die Brücke zu einem idealen Verhältnis zwiſchen beiden, wie es reiner, inniger und beglückender nicht gedacht werden kann.

Fängt die Mutter an, ſich ſelbſt unbewußt, in dem erwachſenen Sohn den Mann zu achten und demgemäß an ihm hinaufzuſehen, ſo iſt die natürliche Folge davon nicht etwa ein Ueberheben des Sohnes, ſondern ein unwillkürliches, freiwilliges Unterordnen desſelben im warmen Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung für die Mutter, welches ſich in den kleinſten und zarteſten Aufmerkſamkeiten kundgibt und ſo die unſichtbaren Fäden der Sympathie um beide ſchlingt, welche ſtärker ſind als eherne Ketten. Denn gegenſeitige richtige Wertſchätzung iſt das unlöslichſte Bindemittel in jedem menſchlichen Verhältnis, weil es, auf Wahrheit beruhend, das Selbſtbewußtſein und mit dieſem die Erkenntnis der eigenen Kräfte erweckt.

Darin liegt das vielen Vätern ſo unerklärlich ſcheinende Geheimnis, daß die Söhne, wenn ſie den Vater noch ſo hoch verehren, doch immer zärtlicher an der Mutter [illegible]

Nicht die Sanftmut der Frau iſt es, welche die Söhne bezwingt, auch in dem niemals verſiegenden Quell der Mutterliebe allein liegt nicht ihre Macht, — die auf Hochachtung begründete Anerkennung des Sohnes iſt es, welche der Mutter die Herrſchaft über das Herz desſelben ſichert.

Literatur

— **Welch ein bedeutender Meiſter der pſychologiſchen Vertiefung Richard Voß iſt**, wie er uns mit wenigen Worten mitten in eine eigenartige Seelenſtimmung hinein zu verſetzen, mit geringen Mitteln Bilder von packendſter Eigenart zu malen verſteht, das hält die eben in unſeren Spalten laufende Erzählung „Rolla“ unſeren Leſern fortgeſetzt gegenwärtig. Auf breiterer Grundlage entfalten ſich dieſelben ſeltenen Vorzüge in dem ſoeben erſchienenen dreibändigen Roman „Daniel, der Konvertit“, einer römiſchen Mönchsgeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert (Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart). Die Bekehrungsgeſchichte des phantaſtiſchen jüdiſchen Knaben iſt ein Meiſterſtück ergreifender Seelenmalerei, noch weit erſchütternder aber ſind die folgenden Abſchnitte, die Geſchichte von der ſchwärmeriſchen Ekſtaſe, die den Konvertiten aus dem Franziskanerkloſter, in das er als frommer Bruder aufgenommen worden, hinaus in die Einöde treibt, wo er ſeine Sünden abzubüßen und das Werk ſeiner Heiligung zu fördern gedenkt, und endlich die Schilderung der unheimlichen Erregung, die ihn, nachdem er Abt des Franziskanerkloſters geworden, anſpornt, mit unerbittlicher Strenge gegen ſeine früheren Glaubensgenoſſen zu Felde zu ziehen und, da ſie ſich ſeinem Bekehrungseifer hartnäckig widerſetzen, ſie und ihre Niederlaſſungen zu vernichten. Eine Reihe rührend kindlicher Bilder, die in dieſe Schreckniſſe hereinſpielen, bringt den durch die Meiſterſchaft der Darſtellung ohnehin ſeiner Sprödigkeit beraubten Stoff dem Gemüt um ſo näher und erhöht zugleich durch den Gegenſatz die Wirkung der ſchroffen Konſequenzen. Alles in allem iſt Daniel, der Konvertit, ein Werk, deſſen Eigenart auch diejenigen, die ſich nicht mit allen darin zum Ausdruck gelangenden Tendenzen ganz einverſtanden fühlen ſollten, unwiderſtehlich beſtricken und ihnen Bewunderung abnötigen wird.

— **Wilhelm Walloth iſt in allem, was er ſchreibt, ein** intereſſanter Autor, ſein ſpezielles Gebiet ſcheinen jedoch Romane aus der römiſchen Kaiſerzeit zu ſein. Hier kann er die düſtere, wilde Farbenpracht, die ſeiner Darſtellung eigen iſt, entfalten. Sein neueſter Roman dieſer Gattung: „Der Gladiator“ (Leipzig, Friedrich), gehört vielleicht zu dem Eindrucksvollſten, was dieſer Schriftſteller hervorgebracht. Er ſchildert hier die Schickſale eines jungen Menſchen, der, um die Schulden ſeiner Mutter zu bezahlen, das ſchimpfliche, aber einträgliche Gladiatorengewerbe ergreift; in ihn verliebt ſich die alternde Schauſpielerin Pardalis, eine Geliebte Kaligulas, und nun entrollt ſich vor uns ein ſchauerliches Drama aus der Zeit der wildeſten Entartung des kaiſerlichen Roms. Walloth iſt Realiſt und thut ſich häufig etwas zu gut auf die naturaliſtiſche Ausmalung von Zirkus- und Liebesſzenen, aber dieſer Realismus iſt durchtränkt von Geiſt, und eine Fülle der friſchen Beobachtungen aus dem Natur- und Seelenleben verſöhnt uns mit der Vorliebe des Autors für das Grelle und Grauſe. Wir ſtehen nicht an, dieſen Roman, der außerdem noch durch geiſtreiche und intereſſante Charakterzeichnung erfreut, zu den genialſten Gemälden der Zeit des Cäſarenwahnſinns zu rechnen.

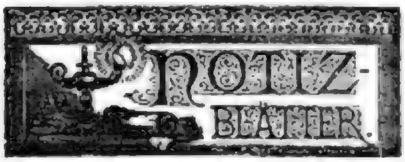
— **Als berufener Heine-Kenner bewährt ſich Guſtav Karpeles** aufs neue durch Herausgabe zweier Werke, die ſich mit ſeinem Lieblingsdichter beſchäftigen. Das eine iſt die neunbändige „Kritiſche Geſamtausgabe von Heinrich Heines geſammelten Werken“ (Berlin, G. Grote), das andere „Heinrich Heines Autobiographie nach ſeinen Briefen und Geſprächen“ (Berlin, Robert Oppenheim). Faſſen wir zunächſt das letztgenannte Buch näher ins Auge, ſo finden wir eine überaus ſorgfältige Zuſammenſtellung alles deſſen, was der Dichter über ſich ſelbſt und ſein Leben geäußert, ſoweit es noch irgend auffindbar und nachweisbar war. Wir erhalten ſomit hier in der That eine Selbſtbiographie, die uns über die Enttäuſchung in Bezug auf ſeine ſo lange mit Spannung erwarteten Memoiren, von deren Nichtvorhandenſein uns die längſte Zeit leider überzeugen mußte, ſo viel als möglich zu tröſten vermag. Das dürftige Fragment jener Memoiren, das ſeinerzeit die „Gartenlaube“ mitgeteilt, hat Karpeles in ſeine Ausgabe der „Geſammelten Werke Heines“ aufgenommen, die in Wahrheit ſo vollſtändig als möglich iſt und durch Beifügung abweichender Lesarten und wertvoller Einleitungen des Herausgebers zu jedem einzelnen Abſchnitt ein erhöhtes Intereſſe erhält. Den letzten Band und ein Drittel des vorletzten füllen Heines Briefe, und eine nicht minder ſchätzenswerte Beigabe iſt das Perſonenregiſter für ſämtliche neun Bände. So nimmt denn auch in Bezug auf Ueberſichtlichkeit dieſe Geſamtausgabe eine hervorragende Stellung ein.

— **„Die Stammtafeln des Adels des Großherzogtums Baden“ von E. von der Becke-Klüchtzner** (Baden-Baden, [illegible]

— Es [illegible]

— **Kein Volk der Erde pflegt den mehrſtimmigen Geſang** mit ähnlichem Eifer wie das unſrige. Ein recht zeitgemäßes deutſches Unternehmen iſt daher die muſikaliſche Zeitſchrift „Der Chorgeſang", herausgegeben von A. W. Gottſchalg (Leipzig, Hans Licht), die unlängſt in ihren vierten Jahrgang eingetreten iſt. Unſere überaus zahlreichen Männergeſangvereine wie die Verbindungen für Frauen- und gemiſchten Chor haben hier ein Organ, das in erſter Linie ihre eigenſten Intereſſen vertritt und ihnen in jeder Nummer neue Schöpfungen bewährter Komponiſten für ihre Sonderzwecke bietet. Daneben gelangt aber in Wort und Notenſatz das geſamte muſikaliſche Leben der Gegenwart zum Ausdruck, ſoweit es ſich in den Rahmen einer monatlich zweimal in der Stärke von circa zwei Bogen erſcheinenden Zeitſchrift faſſen läßt. Jeder, der die edle Tonkunſt liebt, wird am Gottſchalgſchen „Chorgeſang" ſeine Freude haben.

— **Otto Hübners „Geographiſch-ſtatiſtiſche Tabellen aller Länder der Erde, Jahrgang 1888"**, herausgegeben von Profeſſor von **Juraſchek**, ſind neuerdings in einem ſehr handlichen Format als Miniaturatlas erſchienen (Frankfurt, Rommel). Es bedarf wohl nur dieſer Hinweiſung, um die Freunde dieſes vortrefflichen und für die meiſten Berufsklaſſen unentbehrlichen kleinen Nachſchlagewerkes zu veranlaſſen, es ſich anzuſchaffen.



Bildende Künſte.

— **In einem Zeitraum von kaum ſechs Wochen hat** Profeſſor Peter Janſſen ſein Wandgemälde der Schlacht von Torgau in der weſtlichen Feldherrenhalle des Berliner Zeughauſes vollendet. Es vergegenwärtigt den Augenblick, in welchem der große Friedrich ſeinen kühnen Reitergeneral Zieten nach dem erfolgreichen Sturme begrüßt. Man hofft, in anderthalb Jahren den geſamten maleriſchen Schmuck der Ruhmes- und Feldherrenhalle vollendet zu ſehen.

— **Wie man alle Einzelheiten mit größter Pünktlichkeit** durchbilden und ſie dennoch der Geſamtheit geſchmackvoll unterordnen kann, das zeigt in überraſchender Weiſe das nach dieſer Richtung hin geradezu muſtergültige Bildnis des Generallieutenants v. W. von [illegible] in Stuttgart, das zur Zeit im dortigen Kunſtverein aufgeſtellt iſt. Mit voller Lebensfriſche und Porträtwahrheit tritt der Kopf leuchtend aus dem maleriſchen Halbdunkel, in das die leicht behandelte Umgebung gehüllt iſt und innerhalb deſſen all die zahlreichen Orden und Ehrenzeichen, mit denen die ganze Bruſt des verdienſtvollen Generals bedeckt iſt, zu verſchwimmen ſcheinen, ſobald man das Bild als Ganzes in ſeiner Geſamtwirkung ins Auge faßt. Dabei aber gelangen auch in dieſer beſchatteten Unterordnung Gold, Silber, Email zu ihrem vollſtändigen ſtofflichen Recht, zeigt jeder Ordensſtern, jede goldene Arabeske der Kragenſtickerei ihre präziſe Form. Trotz der mit virtuoſer Breite gehandhabten, nichts weniger als peinlich erſcheinenden Behandlung findet ſelbſt der Heraldiker hier ſeine Rechnung — Künſtler- und Laienauge ſind in gleichem Maße befriedigt.

Bühne.

— **„Nun haſt du mir den erſten Schmerz gethan,"** kann Barnay von der Kritik ſagen, die ihm die erſte „Neuheit" ſeines „Berliner Theaters", ein Schauſpiel von Hans Olden, einem ehemaligen Mitgliede des Deutſchen Theaters, „Ilſe" benannt, arg „verriſſen" hat, alſo daß es bereits nach wenigen Tagen vom Schauplatz ſeines Daſeins wieder verſchwinden mußte. „Ilſe" iſt ein echtes Schauſpielerſtück — intereſſant, einnehmend, äußerlich beſtechend und innerlich unwahr und hohl. Denn daß ein Mädchen für ein anderes eine unauslöſchbare Schande auf ſich nimmt und ſelbſt dann noch dieſe Laſt der Erniedrigung behält, als es ſich um ihr eigenes Glück handelt — das iſt denn doch eine Vorausſetzung ſo überſpannter, ſo unmöglicher Art, daß ſelbſt der gutmütigſte Zuſchauer dabei zum Spott verleitet wird. Hans Olden (deſſen wirklicher Name Oppenheim lautet) hat es nur der vorzüglichen Bühnenmache zu danken, daß man ſein Stück nicht entſchieden zurückwies. Denn ſpannend und theatraliſch wirkſam iſt es in der That. In jedem Augenblick glaubt man, daß die wahre Mutter, eine in hochmütigem Wohlleben ſchwelgende, herzloſe Egoiſtin, entdeckt und nunmehr eine ſchreckliche Kataſtrophe erfolgen werde, da dieſelbe die Gattin eines im Punkte der Ehre unerbittlichen Mannes geworden iſt und in raffinierteſter Weiſe in Verſuchung geführt wird. Als aber eine ſentimentale Wendung in dieſem leeren Charakter die Erwartungen des Publikums enttäuſchte, da reißt dieſem denn doch die Geduld und es bricht in laute, ſpöttiſche Heiterkeit aus. Barnay hat auch an dieſem Stück bewieſen, daß er ein vorzüglicher Regiſſeur und ein Feldherr iſt, der über tüchtige Truppen verfügt. Er hat vermittelſt der letzteren alles mögliche aufgeboten, um den Erfolg zu retten — vergeblich, denn gegen Unnatur und pſychologiſchen Widerſinn verliert auch der gewandteſte Künſtler die Partie. — Das Berliner Reſidenztheater hat mit einer luſtigen Poſſe von Meilhac ſeinen erſten Saiſontrumpf ausgeſpielt; dieſelbe führt den Titel „Dekoriert", weil durch die Verleihung einer Ordensauszeichnung an eine unrichtige Perſon der aus allerlei leeren und leichtſinnigen Elementen geſchürzte Knoten mit einem Zauberſchlage gelöſt wird. Die Fabel behandelt ein gebrauchtes Thema in verdoppelter Ausführung. Nicht nur der Gatte, ſondern auch die Gattin wandelt auf verbotenen Pfaden. Da ſich dieſelben infolge eines boshaften Zufalls treffen, ſo entſtehen hundert Verlegenheiten, über welche das Publikum in ein unbändiges Gelächter ausbricht und ſich fortwährend aufs köſtlichſte beluſtigt. Witz und Erfindung ſind ebenſo glänzend wie die Handlung ſchlüpfrig und bedenklich iſt. Da man im Reſidenztheater gewohnt iſt, die moraliſche Empfindlichkeit in der Garderobe zu laſſen, ſo hat dieſe Neuheit einen glänzenden Erfolg erzielt und wird ſicherlich Hunderte und Tauſende erheitern. Aber ehrbare Frauen und Mädchen müſſen erröten und vor Scham in die Erde zu verſinken wünſchen, wenn ſie Zeuginnen von ſo viel Verdorbenheit werden. — Im Viktoriatheater [illegible] iſt ein Spektakelſtück gewöhnlicher franzöſiſcher Marke, „Mathias Sandorf" von Jules Verne und Buſnach, das Lindau ins Deutſche übertragen hat, ein wahrer Rattenkönig von Mord und Totſchlag, in dem die ungeheuerlichſten Dinge geſchehen, bei der erſten Aufführung entſchieden abgefallen, wird aber trotzdem weitergegeben.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **In Chicago iſt eine „Comptometer" benannte Rechenmaſchine** erfunden worden, welche die verwickeltſten mathematiſchen Aufgaben mit größter Schnelligkeit und Zuverläſſigkeit löſt. Das 14 Zoll lange, 6 Zoll hohe Inſtrument kann auf jedem Tiſch aufgeſtellt werden und arbeitet ähnlich wie eine Schreibmaſchine. Umrechnung von Geldſummen in andere Währungen und Ähnliches mehr wird von der Maſchine in einer Sekunde tadellos ausgeführt.

— **In Dalekarlien wurde ein intereſſanter Fund aus der** erſten Zeit der Entdeckung des Eiſens gemacht. Fiſcher ſtießen am Ufer eines kleinen Sees auf eine ſogenannte „Rennwerkſtätte", eine jener Eiſenſchmelzhütten, in denen das See- und Raſeneiſen geſchmolzen wurde. Der in einem unregelmäßigen Viereck gelegene Ofen beſteht aus einer einfachen Erdgrube mit gepflaſtertem Steinboden und einer Rinne zum Abfluß des geſchmolzenen Eiſens. Man fand darin noch Kohlen und Schlacken von der letzten Schmelzung.

— **Einem Beamten des Münchener botaniſchen Gartens** iſt es nach vieljährigen Verſuchen gelungen, den Winterſchlaf der Pflanzen durch eine von ihm erfundene Behandlungsweiſe künſtlich zu verkürzen, um dadurch deren Blütezeit entſprechend hinauszuſchieben. So ſteht gegenwärtig eine ganze Gruppe nach dem neuen Verfahren behandelter Maiglöckchen, ſowie Deutzien und indiſche Azaleen in vollem Blütenglanz und Duft. Nach der Erklärung des Erfinders wird es künftig möglich ſein, alle Arten von Blumen, wie Narziſſen, Roſen, Nelken und ſo weiter zu jeder beliebigen Jahreszeit in Blüte zu haben, eine Thatſache, welche für die Kunſtgärtnerei von größter Bedeutung ſein muß.

— **Der Planet Mars beſitzt zwei** Monde, welche erſt im Jahre 1877 von einem Amerikaner entdeckt wurden. Jüngſt hat ein franzöſiſcher Gelehrter den Grund dieſer ſpäten Entdeckung dargelegt. Darnach waren die beiden Monde kleine Planeten (Aſteroiden), welche urſprünglich zwiſchen Jupiter und Mars um die Sonne kreiſten und erſt in neueſter Zeit in den Anziehungsbereich des Mars gelangten, wodurch ſie alsbald ſeine Trabanten wurden. Dem Planeten Erden ſteht wahrſcheinlich dasſelbe Schickſal bevor.

Sport.

— **Bei der großen Elchwildjagd** am ſchwediſchen Hofe wurden 38 der gewaltigen Geweihträger erlegt. König Oskar hatte 6, der Kronprinz 7, Prinz Eugen 1, der Prinz von Monaco 2 und unter anderen ein öſterreichiſcher Ariſtokrat, Graf Dominik Hardegg, 4 Elche auf der Strecke.

— **Ein deutſches Pferd hat den größten Rennpreis Oeſterreich-Ungarns** gewonnen und zwar den Jubiläumspreis von 25,000 Gulden über 2400 Meter. Seitdem „Good Hope" 1876 das Derby heimtrug, iſt Oehlſchlägers „Padiſchah" der erſte Träger deutſcher Rennfarben, welcher ein großes Rennen in Wien gewann. Der Schwarze ſiegte ſicher über „Pazman", „Sintra", „Schweninger", „Buzo", „Fidelio", „Regilla" und „Auknijel". An demſelben Tage ſchlug Egyeds zweijähriger „Filou" in den Trial-Stakes „Kiralyne" und „Oeregſel" und im großen Hürden-Handicap Fürſt Auerſpergs „Gardinetto", „Irala" und ſechs andere, während in der langen Brigantine-Steeplechaſe Prinz Eſterhazys „Ei" „Steerers", „Weckman" u. hinter ſich ließ.

— **Das große Berliner Fohlenrennen von 10,000 Mark** wurde zum erſtenmale gelaufen und über 1200 Meter von Prinz Radziwills zweijähriger br. St. „Viſten" vor „Orkan", „Carlito", „Erdtanne" und ſechs weiter gewonnen. Den Staatspreis erſter Klaſſe, 10,000 Mark über 2800 Meter, holte ſich Graditz mit „Altenburg" gegen „Turkmänger", während das Omnium an Oehlſchlägers „Goldonkel" fiel. Am zweiten Renntage feierte „Altenburg" ihren zweiten Sieg im Stuten-Biennial über „Bergdame", während das Biennial der Zweijährigen Ubeichs „Harzroſe" vor „Fledermaus" gewann; die Fohlenpreisſiegerin „Viſten" blieb unplaziert.

— **Ein Rennen um eine Viertelmillion Mark kam am** 22. September in Mancheſter zur Entſcheidung. Es blieb über die 1600 Meter die Oaks- und St. Leger-Siegerin „Seabreeze" erſte vor dem Derbyſieger „Ayrſhire", dem Franzoſen „Le Sancy" und 21 anderen Pferden.

— **Die Fahrt über den Ozean in dem 14 Fuß langen** Boot „Dark Secret" iſt Cape Andrews doch nicht geglückt. Nachdem er im Juni New-York verlaſſen, wurde er bald erſchöpft von einer Barke mitten auf dem Ozean am 11. September aufgefangen.

Geſtorben.

— **Leſter Wallace**, angeſehener amerikaniſcher Schauſpieler, Theaterunternehmer und Gründer des unter dem Namen „Wallace's Theater" bekannten Kunſtinſtituts in New-York, auch ſelbſt als Bühnenſchriftſteller erfolgreich thätig, 68 Jahre alt, Anfangs September, in ſeiner Villa bei Stamford, Connecticut.

— **Lazare Iſidor**, der Großrabbiner von Frankreich, 73 Jahre alt, Mitte September, in Montmorency.

— **Dr. Michael Richard Buck**, königlich württembergiſcher Oberamtsarzt, vorzüglicher Arzt und ausgezeichneter Germaniſt, 56 Jahre alt, am 15. September, in Ehingen an der Donau.

— **George William Petter**, einer der Gründer der bekannten Verlegerfirma Caſſell, Petter and Galpin, jetzt Caſſell & Comp. in London, hauptſächlich verdient um die Verbreitung nützlicher Bücher unter den arbeitenden Klaſſen, 64 Jahre alt, am 16. September, in Bournemouth.

— **Adolf von Wurmb**, k. k. Feldmarſchalllieutenant des Ruheſtandes, am 21. September, in Kritſchen in Mähren.

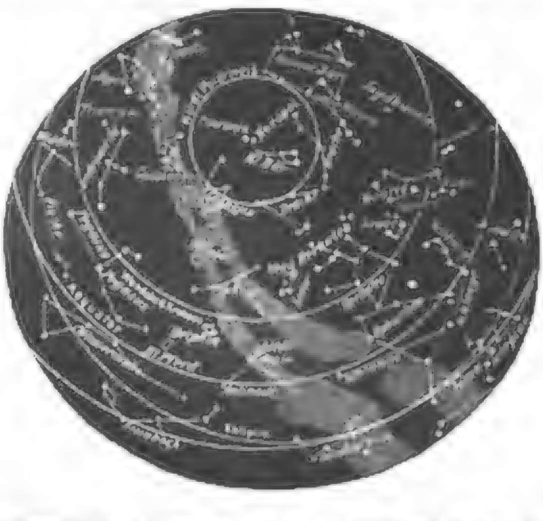
— **Guſtave Boulanger**, bekannter franzöſiſcher Hiſtorienmaler, 64 Jahre alt, am 22. September, in Paris.

— **Mathilde von Homolatſch**, genannt von Marlow, königlich württembergiſche Kammerſängerin a. D., eine einſt hoch gefeierte Künſtlerin, 62 Jahre alt, am 22. September, in Stuttgart.

— **François Achille Bazaine**, der bekannte ehemalige franzöſiſche Marſchall, 77 Jahre alt, am 23. September, in Madrid.

Monat November.

Gleich nach Sonnenuntergang nach 4 Uhr nachmittags ſind die 3 Planeten Venus, Jupiter und Mars, die erſten zwei im Weſten, der letzte im Süden zu ſehen. Ihr Stand iſt in der Zeichnung angegeben für den erſten Monatstag. Jupiter ſteht am höchſten über dem Horizont, Venus 3 Vollmondsbreiten tiefer und dem Antares, der hellſte rötliche Stern im Skorpion, wieder etwa 7 Vollmondsbreiten tiefer. Der Horizont muß im Weſten frei ſein, wenn die 3 Sterne noch einige Zeit ſichtbar ſein ſollen, nachdem es dunkel geworden.



Im Laufe des Monats bewegt ſich Jupiter langſam nach links aus dem Sternbild des Skorpion, Venus rückt bis in den Schützen, Mars aus dieſem in den Steinbock, wobei der Abſtand beider wenig ſich ändert.

Saturn geht gegen Mitternacht auf.

Lotterieziehungen im Monat November.

Am 1. Amſterdamer Induſtriepalaſt 10-Gulden-Loſe vom Jahre 1867, höchſter Preis 1000, niedrigſter 12 fl., zahlbar am 1. Februar 1889 (44. Ziehung). — Belgiſche 3% Kommunal-Obligationen à 100 Franken vom Jahre 1868, höchſter Preis 15,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 1. April 1889 (83. Ziehung). — Braunſchweigiſche 20-Thaler-Loſe vom Jahre 1868, Prämienziehung am 31. Dezember. — Stadt Bukareſt 20-Franken-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 100,000, niedrigſter 20 Fr., zahlbar am 5. März 1889 (83. Ziehung). — Finnländiſche 10-Thaler-Loſe vom Jahre 1868, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 12 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1889 (40. Ziehung). — Stadt Genua 150-Franken-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 70,000, niedrigſter 170 Fr., zahlbar am 1. Februar 1889 (39. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1868, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 100 Franken, zahlbar am 1. Februar 1889 (53. Ziehung). — Stadt Neufchâtel 10-Franken-Loſe vom Jahre 1857, höchſter Preis 6000, niedrigſter 12 Fr., zahlbar am 1. Februar 1889 (62. Ziehung). — Oldenburgiſche 40-Thaler-Loſe à 3% vom Jahre 1871, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 40 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1889 (29. Ziehung). — Schwediſche 10-Thaler-Loſe vom Jahre 1860, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 14 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1889 (57. Ziehung). — Stadt Reggio 100-Franken-Loſe à 3½%, vom Jahre 1870, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 100 Franken, zahlbar am 1. März 1889 (45. Ziehung). — Am 2. K. K. Oeſterreichiſche 500-Gulden-Loſe à 5% vom Jahre 1860, höchſter Preis 300,000, niedrigſter 600 fl., zahlbar am 1. Februar 1889 (57. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhauſen 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1857, Prämienziehung am 15. Dezember. — Kanton Freiburg 15-Franken-Loſe vom Jahre 1861, höchſter Preis 35,000, niedrigſter 20 Franken, zahlbar am 15 Februar 1889 (64. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loſe vom Jahre 1870, höchſter Preis [illegible], niedrigſter 50 Franken, zahlbar am 20. Mai 1889 (61. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loſe vom Jahre 1870, 50 Gew. jedes Los à 100 Franken, zahlbar am 20. Mai 1889 (61. Ziehung).

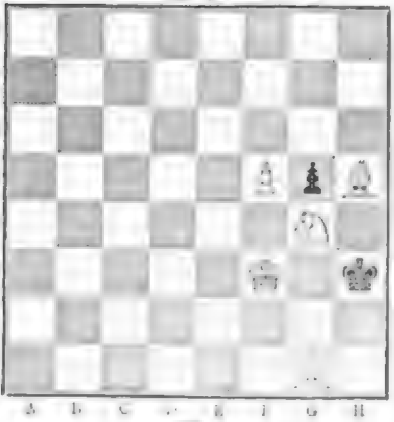
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 478.

Von A. W. Chilton in Bern.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 474:

Weiß.	Schwarz.
1) T. G 4 — E 4. Nun droht Matt durch 2) T. E 4 — E 3 †.	1) K. F 3 n. E 4.
2) D. A 8 n. D 5 †	2) K. E 4 oder L. F 7 n. D 5.
3) L. H 3 n. F 3 oder — G 6 Matt	
A)	
1)	1) L. F 7 n. H 5.
2) D. A 8 n. D 5 †	2) K. F 5 — G 4.
3) S. D 7 — F 8 Matt. — (Auf 1) . . . 1) D 5 n. E 4, 2) T. A 8 — A 3 † ec.; auf 1) . . . 1) K. F 3 n. G 3, T. E 4 — E 3 † ec.)	

Rätſel.

Kombinirte magiſche Quadrate.

Von Rudi von Warnkenhagen.

I.

E	E	E	E
F	G	G	I
I	I	L	N
N	R	R	T

II.

A	A	A	A
D	K	K	M
M	M	N	N
R	R	U	U

Die Buchſtaben in jedem der beiden obigen Quadrate ſind ſo zu ordnen, daß je vier Worte entſtehen, die in horizontaler Richtung von links nach rechts, in vertikaler Richtung abwärts geleſen, gleich lauten. Verbindet man — nach richtiger Löſung — das Wort der oberſten Horizontalreihe in Quadrat I. mit dem Worte der oberſten Horizontalreihe in Quadrat II. zu einem neuen Worte, ſo nennt dieſes den Dichter eines mittelhochdeutſchen didaktiſchen Gedichts.

Die zu bildenden Worte haben folgende Bedeutung:

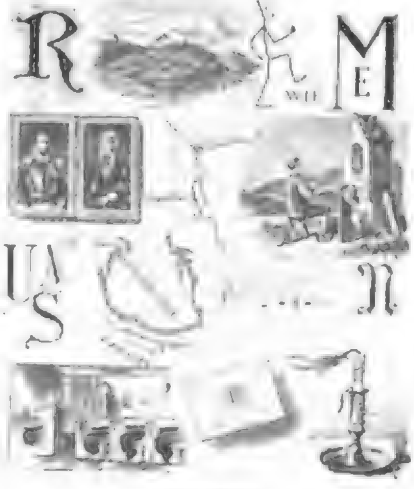
Quadrat I.	Quadrat II.
1) Unabhängig.	1) Erkenntlichkeitsbezeugung.
2) Symboliſcher Schmuck.	2) Strom in Afrika.
3) Vogel.	3) Altrömiſcher König.
4) Säugetier.	4) Geringe Ware.

Auflöſung des gordiſchen Knotens Seite 21:

Man beginnt mit dem im inneren Teile links oben ſtehenden „e", und ſetzt abwärts gehend, indem man die Linie des Knotens verfolgt, die Buchſtaben aneinander. Der Text lautet:

Es iſt das Herz ein Totenſchrein,
Man legt geſtorb'ne Lieb' hinein;
Doch wenn der Mond am Himmel ſteht,
Die tote Liebe auferſteht,
Und ſchwebt um dich im blaſſen Licht
Mit thränenfeuchtem Angeſicht. (Otto v. Leixner.)

Bilderrätſel.



Auflöſung des Rätſels der Sonnenuhr Seite 21:

Dieſe Uhr zeigt heit're Stunden nur.

Erklärung der Zeichen: 1) Drache . . Sichel . = Dieſe. 2) . Herz, Raupe = Uhr. 3) Zirkel . . Gabel, Tempel = zeigt. 4) Hammer . . Traube, Roß . = heit're. 5) Sichel, Tatze . Nadel, Dreifuß . Nabel = Stunden. 6) Nadel . Netz = nur.

Auflöſung der Homonyme Seite 1091 v. J.:

1) Weiden weiden. 2) Schirme ſchirme. 3) Haut haut.

Richard R. in Wien-Währing. Illuſtrirte Bücher und Schriften über dieſen Gegenſtand, der dem Intereſſe der großen Mehrzahl unſerer Leſer nicht nahe genug liegen würde, finden Sie im Verlage von B. F. Voigt, Weimar. Jede Buchhandlung liefert Ihnen das Gewünſchte.

Paul F. in Berlin. Diesmal nicht recht einverſtanden. „Das hohe Lied" entbehrt zu ſehr der Originalität, und die an ſich ſehr hübſche Idee des „Cliebes" iſt etwas zu breit getreten und in den Einzelheiten der Parallele zu geſucht.

H. B. in G. Wer heutzutage den Pegaſus mit einigem Erfolg beſteigen will, muß ihn auf minder ausgetretene Bahnen zu lenken wiſſen.

L. F. in W. Die beſte Ueberſetzung der Lieder und Balladen von Robert Burns, wohl die vollſtändigſte, die in deutſcher Sprache erſchienen iſt, finden Sie in der Kollektion Spemann (Bandnummer: 132).

Unklarer Bruder auf Reiſen. Allerdings iſt zu dem launigen „Spottvogel im Glaspalaſt" von A. Caſſel (Verlag von J. Littauer in München) inzwiſchen ein Nachtrag erſchienen, der in tollen Karikaturen auf hervorſtechende Bilder der gegenwärtigen internationalen Münchener Kunſtausſtellung und ſcharf zugeſpitzten erläuternden Epigrammen dem Ihnen in München ſelbſt vor Augen gekommenen Vorbild in nichts nachſteht. Sie werden beide Teile auch unterwegs durch jede Buchhandlung beziehen können. Die Befürchtung, den Münchner, deſſen nicht gerade ſchmeichelhafte Erwähnung im „Spottvogel" Sie abwehren hatten, durch Ihre Lobrede auf das draſtiſch wirkende Büchlein tief gekränkt zu haben, braucht Sie nicht zu ſehr zu quälen. Die Scherze ſind großenteils ſo flott, daß die Betroffenen gar nichts Vernünftigeres thun können als herzhaft mitlachen. Wie ſagt doch unſer Altmeiſter Goethe?

„Wer ſich nicht ſelbſt zum beſten haben kann,
Der iſt gewiß nicht von den Beſten."

G. L. D. in Ch. Teils ſchon zu oft dageweſen, teils grundſätzlich ausgeſchloſſen.

Junge Hausfrau in Livorno. 1) Bücher darüber finden Sie im Verlag von A. Hartleben, Wien, und B. F. Voigt, Weimar. 2) An die Haushaltungsſchule zu Erbach bei Ulm.

P. A. G. in St. Louis (Miſſouri). Die Bergakademie zu Berlin bietet in dieſem Fall entſchieden die beachtenswerteſten Vorteile; die Bergakademie zu Freiberg oder die Bergſchule zu Klausthal kämen in zweiter Linie in Betracht.

Violette. Sie haben vollkommen recht, aber freilich iſt in ſolchen Dingen leichter Vernunft predigen als das Gefühl der Vernunft unterthan machen.

Adolf F. in Chemnitz. Wir bedauern, dazu keinerlei Ermächtigung zu haben. Verſchwiegenheit in derartigen Fragen iſt eine der oberſten Pflichten einer Redaktion.

Richard T. in Ch. Das dem Zeitcharakter entſprechende, eigentümlich geſtaltete Schabwerk brachte hie allerdings etwas befremdlich wirkende Erſcheinung mit ſich.

Hans in Neuwied. Da iſt guter Rat freilich teuer. Mit Ueberſetzungen geht es wegen des mehr als genügend überquellenden Angebots ſchon gar nicht. Verſuchen Sie es einmal mit den kleinen Aufſätzen, für die Sie ſich allerdings das Thema zunächſt ſelbſt wählen müßten. Andere haben ja keine Idee, auf welchem Gebiete das Ihrer Feder Zuſagende zu ſuchen ſein könnte.

Robert P. in Allenſtein. Nicht immer. Beſondere Rückſichten bedingen gerade in dieſem Fall ab und zu eine Ausnahme von der im übrigen eingehaltenen Gleichheit des Inhalts.

„Dualgeiſt am Redaktionstiſch". Das iſt eine jener Fragen, die mit beſonderer Rückſicht auf [illegible] beantwortet werden müſſen. Im allgemeinen erachten wir die Sache unter den gegebenen Umſtänden für harmlos und zuläſſig, würden aber gleichwohl eher davon abraten im Hinblick auf die „böſe Welt", die nur zu geneigt iſt, alles von der bedenklichen Seite zu betrachten.

Reſignirte Zwanzigjährige F. B. 1) und 3) Unter „Geſundheitspflege". 2) Dieſe Aufſätze ſind ſehr zahlreich und viele davon gleich empfehlenswert. Wir müſſen Sie daher bezüglich der Einzelheiten auf einen der Führer verweiſen, die bei Karl Prochaska in Teſchen (Verfaſſer Profeſſor Reibenſchuh), A. Goldſchmidt (Adolf Kiepert) in Berlin (Verfaſſer Dr. C. A. Schramm) und anderen Verlagen erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen ſind.

Eleonore. Wir können Ihnen leider nur den Beſcheid geben, daß Ihr Rätſel bei den beiden Schweſtern gut aufgehoben iſt. Um in die Welt hinaus geſchickt zu werden, iſt das eine ſo wenig wie die zwei anderen reif genug.

Karl K. in Sao Sebaſtian Martyr. Für das eine oder andere hoffen wir, vorbehaltlich kleinerer Redaktionsänderungen, Verwendung zu haben.

R. A. in M. Die Reihenfolge iſt verſchiedenartig, je nachdem man von dieſem oder jenem Geſichtspunkt ausgeht. Nach der anderen gerechnet, ergeben ſich nach den beſten [illegible] (Stand 1887) ungefähr folgende Verhältniſſe: 1) Seemacht. Großbritannien 482 Schiffe und Kanonenboote mit 1455 Kanonen; Frankreich 307 Schiffe und Kanonenboote mit 1467 Kanonen; Rußland 310 Schiffe ec. mit 897 Kanonen; Deutſches Reich 79 Schiffe ec. mit 552 Kanonen; Oeſterreich-Ungarn 110 Schiffe ec. mit 343 Kanonen; Italien 103 Schiffe ec. mit 318 Kanonen. 2) Landmacht: a) Stehendes Heer auf dem Friedensfuß: Rußland 850 274 Mann regulärer Truppen; Frankreich 523 633 Mann; Deutſches Reich 491 825 Mann; Oeſterreich-Ungarn 287 739 Mann; Italien 265 600 Mann; Großbritannien 221,083 Mann. b) Auf dem Kriegsfuß: Rußland 2,387,010 Mann regulärer Truppen; Frankreich 1,867,000 Mann; Oeſterreich-Ungarn 1,553,253 Mann; Deutſches Reich 1,567,600 Mann ohne Landſturm und beſondere Formationen; Italien 611,027 Mann ſtehendes Heer mit Erſatzmannſchaft und Milizen oder 2,580,172 Mann; Großbritannien 910 944 Mann.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon,
Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Gute Druck, holzfreies Papier, feiner Einband
Märchen, Fabeln, Jugendſchriften etc.
Muſäus, C. Bletſch, F. Lohmann, Ludw. Richter, Wold. Friedrich, u. s. w.
Grimm, Andersen, [illegible], Arida Schanz, Dr. Fr. Hofmann, u. s. w.
Ausführl. Katalog [illegible] durch jede Buchhandlung ſowie durch die Verlagshdlg. Ambroſius Abel in Leipzig, Königsſtraße.

PATENTE
beſorgt und verwertet durch
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ

Glaſers Nachtlichte,
[illegible]

Durch jede Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandlung zu beziehen:
Richard Wagner,
Geſammelte Schriften und Dichtungen.
2. Auflage.
Complet in zehn Bänden.
Broſch. M. 18.— geb. M. 25.—
[illegible]
Inhaltsverzeichniſſe gratis und franco.
Verlag von E. W. Fritzſch in Leipzig.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutſchlands Trauer. — Des Reiches Hoffnung.

Die erſten drei Kaiſer des Neuen Deutſchen Reiches.

Aus den Kaiſer-Nummern von „Ueber Land und Meer", Deutſche Illuſtrirte Zeitung.
Mit 96 Abbildungen im Text und 7 Kunſtbeilagen.
15½ Bogen Groß-Oktav. In elegantem Umſchlag broſchirt M. 1. 50; in wirkungsvollem Einband M. 2. —

Inhaltsverzeichnis des Textes:
Der Kaiſer tot! Gedicht von Karl Gerok. — Wilhelm I., Deutſcher Kaiſer und König von Preußen. Ein Erinnerungsblatt. 1797 bis 1888. — Kaiſer Wilhelms Krankheit und Tod. — Domine ſalvum fac imperatorem et regem! Gedicht. — Kaiſer Friedrichs Thronbeſteigung. — Die Leichenfeierlichkeiten für Kaiſer Wilhelm. — Friedrich III., Deutſcher Kaiſer und König von Preußen. Ein Lebensbild treuer Erinnerung. — Zu Kaiſer Friedrichs Heimgang. Gedicht von Karl Gerok. — Aus den letzten Tagen Kaiſer Friedrichs. — Vom Friedenskaiſer zur Friedensgrenze. — Am Kaiſergrabe. Gedicht von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. — Vorwärts Kaiſer Wilhelm! Gedicht. — Des Reiches Hoffnung. — Die Eröffnung des Reichstags durch Kaiſer Wilhelm II. (25. Juni 1888). — Reichstagsrede.

Das Buch iſt nicht eine der ephemeren Erſcheinungen, wie ſie die vergangenen Monate in ſo großer Zahl hervorgebracht; es hat, abgeſehen von ſeinem künſtleriſchen, noch den unvergänglichen Wert eines getreuen Urkundenwerkes, das die weltbewegenden Ereigniſſe im deutſchen Kaiſerhauſe nach eigener Anſchauung bewährter Künſtler im Bilde feſtgehalten.

„Eine, die mit ihren bedrängten Schwestern fühlt.“ [illegible] „Der Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11, [illegible] Kaiser Wilhelm I., den geliebten Bruder, Kaiser Friedrich, und einen hoffnungsvollen Sohn, den Prinzen Ludwig von Baden, verloren, [illegible] der „Bazar“, [illegible]

Franz E. in Wien. [illegible]

C. O. in Bremen. [illegible] Frankfurt a. M. [illegible]

„Eine aufrichtige Wienerin“. Wir hoffen, [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] in Kopenhagen. [illegible], stud. phil. in Budapest. Viktoria [illegible] in Prag. Marie [illegible] in Leipzig. A. Langer in St. Petersburg. [illegible] „Frau am Eck“. [illegible] Anna Wagner in Wien. [illegible] in Zürich. [illegible] „auf der Hochzeitsreise“. Frau von W. [illegible] in Wien.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstraße 11);
Budapest: [illegible]
München: [illegible], Redakteur des [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible], Fortsetzung. — [illegible] — Nala, Erzählung von Richard Voß, Fortsetzung. — Emin Pascha und die zu seiner Unterstützung ausgerüstete deutsche Expedition, von F. v. Hellwald. — [illegible] — Eine alte Kaiserburg, [illegible] — [illegible] — Briefmappe.

Illustrationen: [illegible] — Emin Pascha (Dr. Schnitzer). — [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In neuer Auflage ist erschienen:

Die Sebalds.
Roman aus der Gegenwart
von
Wilhelm Jordan.
Zweite, durchgesehene Auflage.
[illegible]

2 Bände. Preis geheftet 10 ℳ, fein gebunden 12 ℳ.

Urteile der Presse:

Ein Buch, dessen Ideengehalt [illegible] **Bund, Bern.**

Es [illegible] **Post, Berlin.**

Das Buch bietet ein liebliches Bild, so sonnig, durchgeistigt und rein, wie wenige Romane der letzten Jahre. [illegible] **Kölnische Zeitung.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Magnetische Apparate.
[illegible]
Hugo Lamprecht in Stuttgart.

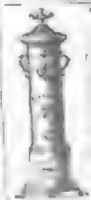
Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine [illegible]

„Liederquell“.
251 [illegible] Leipzig.

Unübertreffliche Neuheit!
Clarabella

Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. [illegible]



Tragbare Oefen
[illegible]
A. Nieske, Dresden.

Solide Buckskins [illegible]

Stuttgarter Rundstuhlfabrik
Wilh. Heidelmann
Stuttgart

D. R. P. Nr. [illegible]

Aug. Polich.
In Deutschland einzig [illegible]

Das Geschäftshaus für Damen-Moden Leinen-Waren und Aussteuer
Aug. Polich in Leipzig
[illegible] Baumwollen moderne Damen-Kleiderstoffe jeder Art [illegible] und Leinen-Waren [illegible] Aussteuer [illegible] fertige Wäsche [illegible] Kinder-Confection [illegible] Costüme, Damen- [illegible]

Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen

iſt die „Illuſtrirte Frauen-Zeitung“. Dieſelbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beiblättern, ſo daß ohne [illegible] regelmäßig wöchentlich [illegible] erſcheint (für Oeſterreich [illegible] der Stempelſteuer wegen [illegible] eine Doppel-Nummer). Die [illegible]-Nummern ſind der „[illegible]“ gleich, welche mit ihrem [illegible] von jährlich über 2000 Abbildungen ſamt Text weitaus mehr [illegible] 12 Beilagen [illegible] an Schnittmuſtern zur Selbſtanfertigung [illegible] für Damen und Kinder wie der [illegible] überhaupt genügend für den ausgedehnteſten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem [illegible] Feuilleton und Briefen über das [illegible] gewerbliches, Wirthſchaftliches, Gärtnerei und Briefmappe ſodann viele künſtleriſch ausgeführte Illuſtrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Muſterblätter für künſtleriſche Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illuſtrationen ſo daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich heranreicht. Kein anderes illuſtrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutſchlands, kann nur entfernt dieſe Zahl aufweiſen. Dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „[illegible] Ausgabe mit allen Kupfern“ bringt außerdem [illegible] noch 40 große farbige Modenbilder, alſo jährlich [illegible] ſondere Beigaben, und koſtet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. [illegible] Oeſterreich-Ungarn [illegible]

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngaſſe 3.

20 Pf. Jede Nr. Musikalische Universal-Bibliothek! [illegible]

BUCHFUHRUNG

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Richard Voß.

Soeben iſt erſchienen:

Dahiel, der Konvertit.

Roman von

Richard Voß.

[illegible] geheftet ℳ 12. — ; fein in Leinwand geb. ℳ 15. —

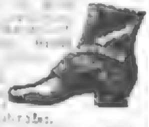
[illegible] unſtreitig einer der eigenartigſten Schriftſteller unſerer [illegible]. Wenn dieſer Meiſter einen [illegible] der an und für ſich ſchon höchſt originell iſt, ſo muß ein Werk, einzig in ſeiner Art, entſtehen, und eine ſolche Schöpfung iſt obiger Roman. Dieſes Buch enthält die Lebensgeſchichte eines Abtes, eines getauften Juden, welcher als Letzter einem vom italieniſchen Staat aufgehobenen Franziskanerkloſter vorſtand, und gehalten ſich auf Falkniers. Voß, vielleicht der beſte Kenner italieniſchen Lebens, hat hier ſeine ganze Kraft entfaltet und ein wahrhaft hinreißendes Seelengemälde, einen mit der ganzen Zaubergewalt ſeines Talentes ausgeſtatteten Roman geſchrieben, der, ohne irgendwie tendenziös zu werden, auch den gleichgiltigen und erſchwerten Leſer derart zu feſſeln, daß er nicht loskann von dem, was der Autor erzählt, und ſchließlich ſich geſtehen muß, in der Lektüre dieſes Buches einen ganz ungewöhnlichen [illegible], was Kraft und Tiefe der Darſtellung anbetrifft, höchſt ſeltenen Genuß gehabt zu haben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

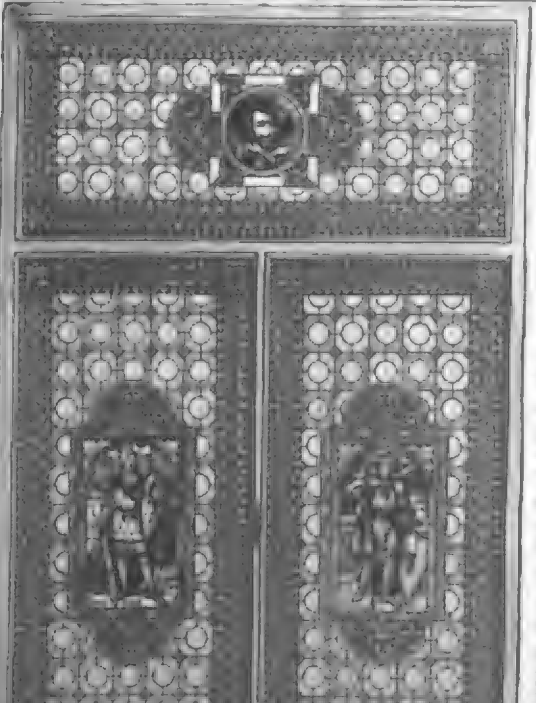
Uhren-Fabrik
E. Naumann,
Leipzig, Königsplatz 6.
[illegible]

Wunderkameras, Laterna magica eigener Fabrik. Auswahl [illegible]

D. R.-Patent Nr. [illegible]
Haarfilz [illegible]



[illegible] **Dücker & Co. in** [illegible]



„Diaphanien“

vollſtändiger Erſatz für

Glasmalerei

liefert allein echt die lithographiſche Kunſtanſtalt von

Grimme & Hempel,

Leipzig.

Einzige Diaphanienfabrik in Deutſchland.

Dieſe [illegible] übertrifft an Echtheit und Farbenpracht [illegible] die echte Glasmalerei. Die Sachen ſind dauerhaft, unempfindlich gegen Witterungseinflüſſe.

Das Aufmachen der loſen Blätter [illegible]. Anleitung dazu liefern wir auch fertig geſtellte [illegible] zum Einſetzen in Verhangebilder in allen Größen.

[illegible] Katalog in Deutſch, Engliſch, Franz. u. Italien. ſteht gegen Einſendung von M. 2.— (auch in Briefmarken) zu Gebote, welche bei einem Auftrage von M. 20.— zurückvergütet werden.

[illegible] gratis.

Intereſſenten an Orten, wo unſere Artikel nicht zu haben ſind, bitten wir, ſich an uns direkt zu wenden.

☞ Erſte Häuſer als Wiederverkäufer geſucht. ☜

Vertreter für Oeſterreich-Ungarn:
Joſ. Mangold, Wien IV, gr. Neugaſſe 11.

Ferner vertreten in London, Paris, Brüſſel, St. Petersburg, Moskau, Riga, Stockholm, Chriſtiania, Copenhagen, Barcelona, Neapel, [illegible] Melbourne, Sydney, Buenos Aires, Montevideo und andern überſeeiſchen Plätzen.

NB. [illegible]

Aus
Kaiſer Friedrich's Tagebuch.
1870–71.

und

Aus den (bisher ungedruckten)
Denkwürdigkeiten Sr. Hoheit des Herzogs Ernſt II. von Sachſen-Coburg-Gotha.

veröffentlicht die „Deutſche Rundſchau“ (herausgegeben von Jul. Rodenberg. Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin) in ihrem Octoberheft. Abonnements-Aufträge auf die „Deutſche Rundſchau“ zum Preiſe von 6 Mark [illegible] Gebrüder Paetel in Berlin W., [illegible] ☞ Das Octoberheft der [illegible] „Aus Kaiſer Friedrich's Tagebuch“ und „Denkwürdigkeiten Seiner Hoheit des Herzogs Ernſt II. von Sachſen-Coburg-Gotha“ [illegible] Buchhandlung aus, wird auch gegen Franco-Einſendung von 1 Mark [illegible] (in Briefmarken) von der Verlagshandlung überallhin franco verſendet.

D[illegible] J. [illegible], Berlin, [illegible] Wien. [illegible]

Emil Mühlenpfordt, Hamburg.
Import von Japan-Waren, Japan-Kunſtſachen und Japan-Altertümern.

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die **Fabrikmarke** „verschlungene Hände“ trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz** u. **bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.

Lincoln II
Umschlag 5 cm breit
M. 0.55 pr. Dtzd.

Herzog
Umschlag 7½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Costalis
[illegible] Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend,
Umschlag 7½ cm. breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin
4 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Goethe
Umschlag gedoppelt
ca. 5 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Albion
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner
Breite 10 cm
M. 1. 20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller
Umschlag gedoppelt
ca. 4½ cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche“ wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Van Houten's Cacao.

Beſter — Im Gebrauch billigſter.

Ueberall zu haben in Büchsen à

Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Fritz Borſtell's Leſezirkel

verbunden mit der

Nicolaiſchen Buchhandlung in Berlin [illegible]

Größtes deutſches Bücher-Leih-Inſtitut [illegible]

[illegible]

Lager über 500,000 Bände

[illegible]

Für jeden Freund guter Lektüre bietet die weitverbreitete „Neue Musik-Zeitung" einen Schatz von Anregung, Belehrung und Unterhaltung. Die Neue Musik-Zeitung wendet sich nicht ausschliesslich an Fachleute, sondern vielmehr an alle Musikliebhaber. Der Preis (80 Pf. vierteljährlich) ist in Anbetracht der Reichhaltigkeit des stets originellen und interessanten Inhalts der denkbar billigste.

NEUE MUSIK Zeitung.

Extra-Beilagen [illegible]

Gratis-Nummern [illegible] durch jede Buch- u. Musikalienhandlung [illegible] Verleger **Carl Grüninger** in Stuttgart.

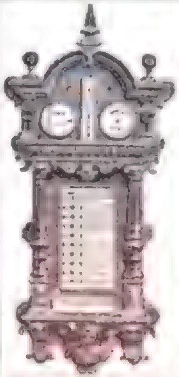
PATENTE [illegible]

J. Brandt & G. W. v. Nawrocki

BERLIN, W.

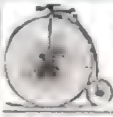
78 Friedrichstraße 78.

[illegible]



Patent-Wetter-Telegraph [illegible]

Wilh. Lambrecht, Göttingen.



[illegible]

Velocipedfabrik

[illegible]

Dreiräder, Zweiräder [illegible]

Schladitz & Bernhardt, Dresden,

[illegible]

Stahlpanzer-Geldschränke

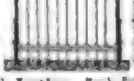
[illegible]

Petſchke & Glöckner,

Chemnitz, Sachſen.

Werkzeugmaſchinenfabrik.

[illegible]



Silos

G. Luther, [illegible]

Braunschweig.

C. L. Flemming

Klebenstein b. Schwarzenberg i. S.

[illegible]

Garrett Smith & Co.,

Magdeburg-Buckau,

[illegible]

[illegible]

Voigt's feinſtes Vaſelin- und Malta-Lederfett.

Deutſches Fabrikat.

[illegible]

Lebensgroße Portraits

[illegible]

C. Hummel

[illegible]

BUCHHALTER

[illegible]

[illegible]

Stahl-Möbel

[illegible]

Das ſchönſte Geſchenk [illegible] ſelbſtthätige Zimmerfontaine von Louis Heinrici, Zwickau [illegible]

Grusonwerk

Magdeburg-Buckau.

[illegible] Maſchinen [illegible]

Kugelmühlen [illegible]

[illegible]

[illegible] 45 Prämien. [illegible]

Vollſtändige Einrichtungen [illegible]

[illegible]

Räder [illegible] Modellen, [illegible] Lagern.

[illegible]

[illegible] Krahne aller Art [illegible]

[illegible]

KATALOGE IN DEUTSCH, ENGLISCH, FRANZÖSISCH UND SPANISCH GRATIS

CHOCOLADE

Hartwig & Vogel

Dresden

UND CACAO

[illegible]

Compagnie Laferme

Dresden Berlin

Petersburg Riga. Moskau

[illegible]

Rheinwein.

[illegible] M. 30 [illegible]

Weißwein, [illegible]

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rhein.

✱ **SECT** ✱

von O. & H. Graeger in Hochheim a. M.

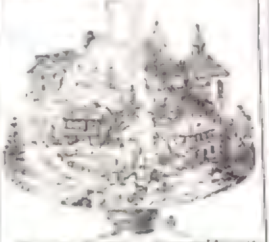
[illegible]

Die Nadelfabrik von Ernst Kratz in Frankfurt a. M. empfiehlt Nähnadeln mit federndem Oehr

zu grösster Erleichterung des Einfädelns

— D. R. P. No. [illegible] —

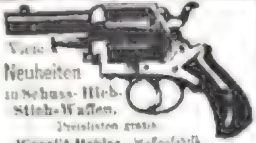
selbst von Schwachsehenden und Blinden [illegible]



[illegible]

H. Kumme.

Warmbrunn i. Schl.



Neuheiten in Schuss-, Hieb- u. Stich-Waffen.

Preislisten gratis.

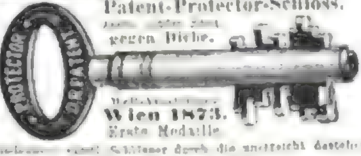
Hippolit Mehles, Waffenfabrik

Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Angenommen und empfohlen von Welt-Firmen der Cassen-Branche, der Kaiserl. Deutschen Reichs-Post und Reichs-Bank.

Patent-Protector-Schloss.

[illegible] gegen Diebe.



Wien 1873. Erste Medaille

Garantie für [illegible]

Cassen [illegible]

Bouillon-Extracte

MAGGI

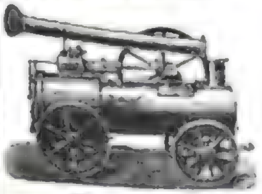
Zum Würzen [illegible]

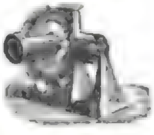
Feine Suppenmehle

[illegible]

Lokomobilen [illegible]

Centrifugalpumpen [illegible]





Menck & Hambrock, Ottenſen bei Altona.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisprodukt. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten [illegible] Verdickung v. Suppen, Saucen [illegible] Cacao [illegible]

Sodener Mineral-Pastillen à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

PEGLI

Winterkurort bei Genua.

[illegible] Meerbäder.

GRAND HOTEL & de la MÉDITERRANÉE.

[illegible] Aufenthalt S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1879/80 [illegible] und freier Aussicht auf das Meer.

Prospekte gratis u. franko.

[illegible] Winterstation alle anderen Kurorte Italiens" [illegible] „Pegli ist [illegible] Riviera" [illegible] „Pegli ist der eigentliche Gesundheitsort Italiens."

PEGLI

[illegible] Pegli bei Genua v. Professor W. Kaden, [illegible] versendet das Hôtel postfrei à Frs. [illegible]

Pensionspreise 7–12 Frs.

Succursalen:

Hôtel Bürgenstock bei Luzern.

Hôtel de l'Europe in Luzern.

Besitzer: Bucher-Durrer.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent [illegible] München, [illegible]

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer zu München [illegible] im Durchschnitt 1,8 Gramm Hämoglobin enthielten u. dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als [illegible] sind. Obige Untersuchung bestätigt

Dr. Rudolf Emmerich [illegible] an der Univ. München.

Dr. Max von Pettenkofer [illegible] Prof. an der Univ. München.

[illegible] und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige u. schwächliche Kinder ganz besonders

Jessler's Ludwigs-Apotheke in München.

Preis 1 M., ausreichend für 3–4 Wochen (auch halbe Schachteln).

Cannſtatt (Württemberg).

Erziehungsanſtalt für Töchter.

[illegible] Prospekte durch die Vorsteherin F. Rothert.

[illegible] Cannstatt; [illegible] Stuttgart; Dr. [illegible] Stuttgart; [illegible] Berlin.

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

(Naturheilanstalt)

auf „Weisser Hirsch" bei Dresden. In reizender Lage.

Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., [illegible] Leiden etc. Sommer- u. Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode etc. [illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, [illegible] in den hartnäckigsten Fällen gründlich und [illegible]

Apoth. Rich. Brandt's

Schweizerpillen

ſeit 10 Jahren von Profeſſoren, prakt. Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, ſicheres und unſchädliches Haus- und Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

Prof. Dr. R. Virchow, Berlin,
" " von Gietl, München,
" " Reclam, Leipzig,
" " v. Nussbaum, München,
" " Hertz, Amsterdam,
" " v. Korczynski, Krakau,
" " Brandt, Klausenburg.

Prof. Dr. v. Frerichs, Berlin,
" " v. Scanzoni, Würzburg,
" " C. Witt, Kopenhagen,
" " Zdekauer, St. Petersburg,
Dr. Soederstädt, Kasan,
" " Lambl, Warschau,
" " Forster, Birmingham.

bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeſchwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus reſultirenden Beſchwerden, wie: Kopfſchmerzen, Schwindel, Beklemmung, Atemnot, Appetitloſigkeit ꝛc.

[illegible] Rich. Brandt's Schweizerpillen ſind wegen ihrer milden Wirkung [illegible] und den ſcharf wirkenden Salzen, Bitterwäſſern, Tropfen, Mixturen ꝛc. vorzuziehen.

Zum Schutze des kaufenden Publikums

iſt noch beſonders darauf aufmerkſam gemacht, daß ſich Schweizerpillen mit täuſchend ähnlicher Verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge ſich ſtets beim Ankauf durch Abnahme der um die Schachtel gewickelten Gebrauchsanweiſung, daß die Etikette die obenſtehende Abbildung, ein weißes Kreuz in rotem Felde u. den Namenszug Rich. Brandt trägt. Auch iſt noch beſonders darauf aufmerkſam gemacht, daß die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen nur in der Apotheke erhältlich ſind, und in Schachteln zu M. 1 [illegible] verkauft werden. — Die Beſtandteile ſind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Rich. Brandt's Schweizerpillen ſind in den meiſten Apotheken Europas [illegible] Berlin: Kronen-Apotheke, Friedrichſtraße [illegible] Chemnitz: Nikolai-[illegible] Düſſeldorf: [illegible] Frankfurt a. M.: [illegible] Halle a. S. [illegible] Königsberg i. Pr. [illegible] Leipzig: Kreuz-Apotheke [illegible] Metz: Stadt-Apotheke. München: [illegible] Nürnberg: Marien-Apotheke. [illegible] Straßburg i. E. [illegible] Oeſterreich-Ungarn: [illegible] Prag: [illegible] Schweiz: [illegible]

Für Amerika: [illegible] Co., Newyork, [illegible]

Kurbedürftige erhalten gratis u. franko d. Prospekt d. altbewährten [illegible] Kuranstalt [illegible]-München.

Enthaarungsmittel — Depilatorium

v. Prof. Dr. Böttcher. [illegible] Erfolg u. [illegible]

J. Meier, [illegible] Frankfurt a. M.

[illegible] der [illegible] nicht gebracht, sucht und [illegible] auf diesem Wege — eine

Frau.

[illegible] Alter von 25–30 Jahren, [illegible]

[illegible]

Anmeldungen unter J. 0771 durch die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Leipzig.

Armour & Co.'s

flüssiger Fleischextract, besser, [illegible] billiger als jeder andere. Zu haben in größeren Delicatessen- u. Colonialwaarenhandlungen.

General-Depot F. Wohl, Frankfurt a. M.

Cognac

der Export-Cie für Deutschen Cognac

Köln a. Rh.

bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

Ueberall in Flaschen vorrätig.

Man verlange stets unsere Etiketten, [illegible] mit Wiederverkäufern.

Garantirt!

● reine ● vorzügliche ●

Süd-Weine.

1 Probekiste, enthaltend:

[illegible]

21 Mark.

[illegible]

Ernst Philipp, Hamburg.

Badische Weine

Gebr. Schlager

LAHR

Empfohlen als bekannte u. beliebte Marken

Weissweine: [illegible]

[illegible]

Rotweine.

[illegible]

Alles in Originalitäten ab hier.

Probe-Kisten mit 20 Flaschen nach Wahl, in hübscher Ausstattung ohne Berechnung der Emballagen.

Vorzügliche Referenzen aus allen Ständen [illegible]

Champagner

von

Aug. Grote & Co.,

Frankfurt a. Main.

Gegründet 1867 — höchst prämiirt.

Anerkannt vorzügl. Marken.

(Herstellung d. Gährung auf d. Flasche.)

Weiss Etikett [illegible]

Kaiser-Sekt [illegible]

Rhein- [illegible]

[illegible]

Medicinal-Sekt [illegible]

[illegible]

Anker-Pain-Expeller

[illegible] lung. Gicht oder Rheumatismus, Nerven- und Rückenschmerzen, [illegible] Bei Erkältungskrankheiten der Kinder ist es von [illegible] Erfolg begleitet, daß der echte Anker-Pain-Expeller das volle Vertrauen eines jeden Kranken verdient; [illegible] ersten Einreibung macht sich die wohlthuende [illegible] Wirkung bemerkbar. [illegible] 1 M. [illegible] in den meisten Apotheken des In- u. Auslandes; beim Einkauf sehe man jedoch nach der Fabrikmarke „rotes Anker" [illegible] Nachahmung. [illegible] senden auf Wunsch [illegible]:

F. Ad. Richter & Cie.

Rudolstadt, Wien, Olten, [illegible] London E.C., [illegible] Street, oder New-York, 310 Broadway.

Scherings CHINA-WEINE

rein und mit Eiſen.

[illegible]

Nervenſchwäche, Bleichſucht und beſonders für Rekonvaleszenten empfohlen.

Preis p. Fl. 3 M. und 1,50. Bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.

Scherings Grüne Apotheke,

Berlin N., Chausseestraße 19. [illegible]

[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER

[illegible]

[illegible] weich, glatt u. weiss [illegible] erhaltet [illegible] Sonnenbrand, Sommersprossen etc. [illegible] die Haut gegen die [illegible] Wind oder hartem Wasser, mehr effektvoll als jedes andere Präparat [illegible] Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen. Beetham's [illegible] In allen Apotheken [illegible]

M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England. [illegible] Deutschland: Sichler, Tochnacher & Co., Hamburg, [illegible] Agent der Firma: Paul Heinrich, Dresden, [illegible] 12.

[illegible] Crème [illegible] Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, [illegible] Augsburg: [illegible] Straßburg: [illegible] Wiesbaden: [illegible]

Ein Fabrikbeſitzer, Lieutenant d. L.,

[illegible] zu verheiraten. [illegible] Berliner Tageblattes [illegible]

Abonnements

auf „Ueber Land und Meer", Haupt-Ausgabe in Grossfolio und Künstler-Ausgabe, werden jederzeit entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern nachgeliefert von

allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, ebenso von jedem Postamt in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Dänemark, Helgoland, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland und Schweden.

Für das übrige Ausland besorgen Abonnements auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe von „Ueber Land und Meer" ausser den deutschen Buchhandlungen am Platze:

für **England, die englischen Kolonien, Nord-Amerika, Brasilien, Arabien, Persien, Indien, China und Japan:**
das deutsche Oberpostamts-Zeitungscomptoir in Köln;

für **Frankreich, Spanien und Portugal:**
das deutsche Reichspostamt in Strassburg i. E.;
A. Ammel, [illegible] Rue Monge in Paris;
A. Ammel, 5 Brandgasse in Strassburg i. E.;
H. Arthaud & Co., 48 Rue du Faubourg Saint Martin in Paris;
Veuve J. Boyveau, 22 Rue de la Banque in Paris;
[illegible]

für **Italien**, ausser den italienischen Postämtern
Zeitungsbureau des Hauptpostamts in Bern;
Fratelli Bocca, 3 via Carlo Alberto in Turin;
Rapetti & Bellini, [illegible] via Romagnosi in Mailand;
Ditta Haase, 3 via Carlo Alberto in Turin;

für die **Türkei, Griechenland und die Levante:**
das österreichische Postamt in Triest;
Ph. Ch. Xénockis, grande rue d'Éole in Athen;

für **Konstantinopel:** das kaiserlich deutsche Postamt dort;

für **Brasilien:** H. Laemmert & Co. in Rio de Janeiro;
Gundlach & Co. } in Porto Alegre;
A. Maxeron }

für die **Argentinische Republik:**
L. Jacobsen & Co. }
Arnoldo Moen } in Buenos-Ayres;
H. Vilter }

für **Mexiko:** A. Wagner & Levien in Mexiko;

für **Australien:** das deutsche Oberpostamts-Zeitungscomptoir in Köln;
Gordon & Gotch in Melbourne, Collins Street West;
Gordon & Gotch in Sidney, George Street;
Gordon & Gotch in Brisbane, Queen Street;
F. Basedow in Adelaide;
F. Basedow in Tanunda;

für **Japan:** Ahrens & Co. in Yeddo;

für **Chili und Peru:** C. F. Niemeyer in Valparaiso;
F. Springmüller in [illegible];
Colville & Co. in Lima;
Colville & Co. in Callao;

für **Kapland:**
Darter Brothers & Walton }
H. Michaelis } in Kapstadt.
A. Braun }

Auf Wunsch versendet auch die Expedition von „Ueber Land und Meer" jede Wochennummer sofort nach Erscheinen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse und beträgt dann der im voraus zu entrichtende Abonnements-Preis für ein Jahr (einschliesslich des Portos)

für die Haupt-Ausgabe:

innerhalb Deutschlands und nach Oesterreich-Ungarn M. 18.—
nach allen Staaten des Weltpostvereins M. 22.— oder Frcs. [illegible]
nach dem übrigen Ausland M. 30.— oder Frcs. 37.50 cts.

für die Künstler-Ausgabe:

innerhalb Deutschlands und nach Oesterreich-Ungarn M. 28.—
nach allen Staaten des Weltpostvereins M. 36.— oder Frcs. [illegible]
nach dem übrigen Ausland M. 49.— oder Frcs. 61.25 cts.

Die Einsendung des Abonnementsbetrages erfolgt am einfachsten [illegible] Postanweisung, [illegible] Anweisung auf ein [illegible] Haus.

Über Land und Meer.

№ 4.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Jenſeits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von J. Wahle.

IV.

Es war am Allerſeelentage, welcher dem Tode gehört und an welchem von allen Vierteln von Paris die Bevölkerung aller Stände nach den großen Kirchhöfen hinaus pilgert, um die Gräber der dahingeſchiedenen Verwandten und Freunde mit dem Schmuck der Erinnerung zu verzieren. Die letzten Blumen der Gärten werden an dieſem Tage geplündert, um den Toten geopfert zu werden. Es pilgert an dieſem Tag ebenſo der reiche Erbe zu dem marmornen Grabmal eines alten, kaum gekannten Oheims, von dem er lachenden Herzens das große Vermögen übernahm, das ihm ſeine glänzende Stellung in der Welt gibt, wie die arme Waiſe, welche allein in der Welt ſteht und von der Arbeit ihrer Hände lebt, zu dem kaum unterſcheidbaren Raſenhügel der von Gott abgerufenen Mutter hinauszieht, welche nichts beſaß als ihre Liebe und nichts hinterlaſſen hat als die wehmutsvoll bittere Erinnerung, und welche dennoch von der vereinſamten Seele des in der feindlichen Welt zurückgebliebenen Kindes ſo ſchmerzvoll beklagt und ſo heiß zurückgeſehnt

Feſtliche Beleuchtung des Königsbaues am Empfangsabend. Fahrt durch den Stadtgarten.

Kaiſer Wilhelm II. in Stuttgart. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten Th. Volz.

wird. Faſt immer ſteht die Pracht und Fülle der Blumenſpenden, welche den Ruheſtätten der Verſtorbenen geweiht werden, im umgekehrten Verhältnis zu dem Schmerz, der an ihrem Grabe die Herzen bewegt, und zu den Thränen, welche ihnen nachgeweint werden. Die arme Näherin, welche eine einzige, am trüben Fenſter ihrer Dachwohnung gezogene Roſe auf das Grab ihrer Mutter niederlegt, der Arbeiter in der Bluſe, der mit einem kleinen Veilchenſtrauß den Hügel ſchmückt, unter welchem ſeine Geliebte ſchlummert — ſie knieen lange auf dem grünen Raſen, heiße Thränen überſtrömen ihr Geſicht, ihre Herzen ziehen ſich krampfhaft zuſammen in unſäglichem Schmerz und der bittern Empfindung, daß nichts auf Erden ihnen erſetzen kann, was ſie verloren. Der elegante Herr dort oder die vornehme, ſchöne Dame dagegen, welche ein kunſtvolles Denkmal mit rieſigen Sträußen und Kränzen der ſeltenſten und koſtbarſten Blumen ſchmücken, erinnern während des kurzen Augenblicks, in welchem ſie ſcheinbar ihr Haupt zum Gebet für den Verſtorbenen neigen, ſich ſeiner kaum und haben gewiß ſelten den Wunſch, ihn noch unter den Lebenden wandeln zu ſehen. Jedenfalls ſind ſie ſchon längſt wieder von jedem Gedanken an ihn weit entfernt, wenn ſie am Thore des Kirchhofes in ihre glänzenden Equipagen ſteigen, um ſich aufs neue von den Wirbeln des ſchäumenden Lebensſtromes fortreißen zu laſſen, der ſie vielleicht bald auch an das öde Ufer des Todes werfen wird.

Bei Alphonſe von Thermigny fand ein ſolches Mißverhältnis, das ſo wenig zur Ehre des Menſchenherzens gereicht, nicht ſtatt. Sein Schmerz um Edmée war in den Jahren der Einſamkeit immer tiefer und tiefer geworden, und die äußeren Zeichen desſelben blieben immer noch weit hinter den bitteren Leiden zurück, welche ſein Herz erfüllten und für welche die Zeit, dieſe tröſtende und heilende Freundin der Menſchen, noch keine Linderung gebracht hatte. Wenn auch das ganze Jahr über das prächtige Mauſoleum, welches die Grabſtätte ſeiner ſo heiß beweinten Gemahlin überragte, täglich mit friſchen Blumen geſchmückt ward, ſo wurde doch an dem Allerſeelentage dieſer Schmuck in ganz außerordentlichem Maße vervielfacht. Nicht daß Alphonſe der beſondern Mahnung dieſes Tages bedurfte, um der Erinnerung ſeiner Gemahlin das Opfer ſeiner Liebe zu bringen — für ihn gehörte ja jeder Tag ſeines Lebens der Erinnerung an die Verlorene — aber er hielt es für eine heilige Pflicht, der Toten ebenſo auch die äußeren Zeichen der Liebe und Verehrung zu weihen, wie er dies der Lebenden gethan hatte. So war denn ſchon am frühen Morgen nicht nur der äußere Bau des Mauſoleums reich mit Kränzen und Guirlanden geſchmückt, ſondern auch die Vorhalle vor der Gruft prangte im reichſten Schmuck exotiſcher Blattpflanzen und Blüten, und Alphonſe ſelbſt kam, um einen Strauß der herrlichſten Roſen auf der Ruheſtätte ſeiner Geliebten niederzulegen. Er war vor der Marmorplatte, welche die Gruft deckte, auf die Kniee niedergeſunken. Ein betäubender Blumenduft erfüllte den ganzen Raum und durch die Glasmalereien der Fenſter fielen wunderſame Lichtreflexe herein, welche die weißen Marmorgeſtalten mit geheimnisvollem Leben zu überſtrömen ſchienen.

Alphonſe rang in bitterer Sehnſuchtsqual nach dem Troſt des Gebets, aber ſeine Seele blieb ohne Erleichterung vor der dunklen Grenzpforte, welche das Geheimnis des Todes verſchließt. Mit aller Inbrunſt ſeiner Seele flehte er zu der Macht, welche über den Sternen die Welt beherrſcht, um einen Blick, einen einzigen Lichtblick in das Dunkel, vor welchem die Flügel ſeiner Seele matt und kraftlos in den Staub ſanken.

„O meine ewig Geliebte,“ rief er, die gefalteten Hände emporhebend, „wenn Du herabblicken kannſt zu mir, wenn Du ſehen und fühlen kannſt, was ich leide in meiner Einſamkeit, ſo gib mir ein Zeichen, daß Du mich hörſt — ein Zeichen, daß ich Dich einſt wiederfinden und wieder mit Dir vereint ſein werde! Und du, allmächtiger Schöpfer, der Du uns das Leben gegeben und die Liebe als Leitſtern in dem dunklen Wirrnis des Daſeins uns ſchenkteſt, gewähre mir eine Offenbarung, die mir den Glauben und die Hoffnung wiedergibt — und ich will die Laſt des Lebens tragen bis zu Ende, ich will ſeine Arbeit und ſeine Pflichten auf mich nehmen in freudiger Ergebung.“

Immer inbrünſtiger, immer feuriger rang ſeine ganze Seele in dieſem Gebet — er blickte um ſich, es ſchien ihm, daß der Himmel ihn erhören müſſe. Es kam ihm vor, als ob das Rauſchen des Herbſtwindes in den Blättern draußen ihm eine Antwort auf ſeine ſehnſüchtige Frage zutrage, als ob vor ſeinen ſuchenden Blicken die Geſtalt der Geliebten erſcheinen müſſe, um ihm einen Gruß der Verheißung zuzuwinken.

Aber alles blieb ſtill und einſam, und endlich erhob er ſich in dumpfer, ſchmerzlicher Ergebung; er ſuchte gewaltſam ſeine zitternden und zuckenden Nerven zu beruhigen. Er drückte noch einmal ſeine Lippen auf die Roſen, welche ihr kurzes Blumenleben auf dem Grabe der Geliebten aushauchen ſollten; er breitete ſegnend die Arme über der Stätte ihrer Ruhe aus und ging dann ſchwankenden Schrittes dem Ausgange zu — er trug keinen Troſt und keinen Frieden, ſondern nur neuen Schmerz und neue Sehnſucht mit ſich davon.

Als er die verſchloſſene Thür öffnete, blieb er wie eingewurzelt ſtehen — ſein Geſicht wurde ſo ſtarr und bleich wie die Marmorbilder an den Wänden; unmittelbar vor ſich ſah er im Schatten der herabhängenden Cypreſſenzweige Edmée ſtehen: ihre Geſtalt war in einen weiten dunklen Mantel gehüllt, ein ſchwarzer Schleier umgab ihr Haupt, ihr Geſicht war bleich, ihre großen Augen mit Thränen gefüllt, ihre Hände zum Gebet gefaltet.

Seliges Entzücken durchſchauerte ihn — ja, der Himmel hatte ſein Gebet erhört, Gott hatte erlaubt, daß die Verklärte ſich ihm offenbare, um ihm den Glauben und die tröſtende Gewißheit des Wiederſehens zu bringen. Ueberwältigt ſank er auf die Kniee nieder, ſtreckte die Arme dem Bilde, das er für eine himmliſche Erſcheinung hielt, entgegen, und ſeine zitternden Lippen hauchten den Namen der Geliebten; aber die Erſcheinung vor ihm breitete nicht liebevoll und tröſtend ihm die Arme entgegen — in jähem Schreck zuckte ſie zuſammen, ſtarres Entſetzen malte ſich auf ihren Zügen — einen Augenblick noch ſtand ſie unbeweglich, dann, ſchnell ſich wendend, glitt ſie zwiſchen den Cypreſſenzweigen dahin und ſchwebte wie ein flüchtiger Schatten auf dem breiten Wege, welcher zu dem Ausgangsthor führte, davon.

„Edmée!“ rief Alphonſe, die Hände nach ihr ausſtreckend. „Edmée, höre mich! Wenn Gott erlaubt hat, daß Du in ſichtbarer Geſtalt Dich mir zeigteſt, ſo gib mir ein Wort des Troſtes, einen Wink der Hoffnung, laß mich nicht ſo zurück in meiner dunklen Einſamkeit —“

Aber die Geſtalt wendete ſich nicht um, in verdoppelter Eile ſchwebte ſie fern ſchon auf dem Wege dahin.

Einzelne Perſonen, welche an den nächſten Gräbern knieten, blickten verwundert auf; aber man war hier an leidenſchaftliche Ausbrüche des Jammers gewöhnt, jeder war mit ſeinen eigenen Gefühlen beſchäftigt, und ſo achtete man denn nicht weiter auf dieſen Mann, der auf der Schwelle des Grabtempels ſeinen klagenden Ruf zum Himmel zu ſenden ſchien.

Der kalte, feuchte Novemberwind kühlte die fieberheiße Stirn des armen Alphonſe.

„Es iſt unmöglich — unmöglich!“ rief er ſchmerzlich; „ſie würde ſich ſo nicht von mir wenden — es war eine Täuſchung, eine bittere Täuſchung! Und doch,“ rief er dann aufſpringend und die flüchtig dahineilende Geſtalt mit flammenden Blicken verfolgend, „doch, ſie war es — dieſe Züge — dieſe Augen, eine ſolche Aehnlichkeit allein wäre ſchon ein Wunder, und dort — dort, ich ſehe ſie, ich muß wiſſen, ob das eine Täuſchung der Sinne iſt oder das Blendwerk eines Dämons!“

Und ſchnell, mit flüchtigen Schritten ſtürmte er der davoneilenden Geſtalt nach, welche kaum im Schatten der Bäume erkennbar war. Er ſah die Falten ihres Mantels; immer mehr näherte er ſich — er glaubte, den Kies des Weges unter dem Tritt ihres zierlichen Fußes knirſchen zu hören — die Entfernung wurde immer kleiner, und immer noch löſte ſich die Geſtalt nicht in Luft und Nebel auf; ſo konnten ihn ſeine Sinne nicht täuſchen, dies mußte Wirklichkeit ſein. Schon ſah er das Ausgangsthor; er verdoppelte ſeine Schritte, um die geheimnisvolle Erſcheinung noch innerhalb des Kirchhofes zu erreichen, damit ſie ihm im Gewühl der Straße nicht verloren gehe. Kaum hundert Schritte trennten ihn von ihr, da ſchwebte ſie durch das Gitterthor hinaus — faſt in demſelben Augenblick fuhr eine geſchloſſene Kutſche vor, der Lakai öffnete den Schlag, die Geſtalt im Mantel ſtieg ein, der Lakai ſprang auf den Tritt, und in dem Augenblick, als Alphonſe atemlos den Ausgang erreicht hatte, fuhr der Wagen in ſchnellem Trabe davon der innern Stadt zu.

Keuchend vom ſchnellen Lauf blieb Alphonſe ſtehen; der Schweiß rann von ſeiner Stirn, alle ſeine Pulſe flogen — ſeine Blicke verwirrten ſich, er war einer Ohnmacht nahe und mußte ſich an dem Gitterthor halten, um nicht zuſammenzubrechen.

Dies war Wirklichkeit geweſen, eine überirdiſche Erſcheinung fuhr nicht in einem Wagen davon; er hatte alles deutlich geſehen — er hatte die Livree erkannt, blau und ſilber eingefaßt, nur das Wappen am Schlage hatte ſein getrübter Blick nicht mehr erfaßt — aber wie in der Welt war eine ſolche

Aehnlichkeit zu erklären? Der Graf von Germancey hatte keine Geſchwiſter, keine nahen Verwandten, welch ein wunderſames Spiel der Natur konnte hier walten?

Während alle dieſe Gedanken in wilder Verwirrung ſich in ſeinem Kopfe kreuzten, fuhr ſein eigener Wagen heran; ſein Diener hatte ihn an dem Ausgangsthor erſcheinen ſehen und ſtand an dem geöffneten Schlage.

„Haſt Du ſoeben den Wagen geſehen?“ fragte Alphonſe atemlos. „Haſt Du die Dame im Mantel geſehen, welche hier einſtieg?“

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“ erwiderte der Lakai; „der Wagen hat hier längere Zeit gehalten, aber ich habe die Dame nicht erkennen können, denn ihr Geſicht war mit einem dichten Schleier bedeckt.“

Er ſah ſeinen Herrn ganz erſtaunt an, denn er hatte denſelben noch nie in ſolcher Erregung geſehen, und noch niemals war es geſchehen, daß Alphonſe für irgend etwas in der Welt, am wenigſten für eine Dame, ein ſolches Intereſſe gezeigt hatte.

„Vorwärts!“ rief Alphonſe, in den Wagen ſpringend; „die Dame iſt dorthin gefahren, der Kutſcher ſoll um jeden Preis ihren Wagen erreichen und ihm folgen!“

Noch mehr erſtaunt, teilte der Lakai den Befehl ſeines Herrn dem Kutſcher mit, und im ſchnellſten Lauf folgten die Pferde der Richtung, welche der Wagen mit der geheimnisvollen Dame eingeſchlagen hatte, während Alphonſe ſich aus dem geöffneten Fenſter hervor lehnte und ſeine brennenden Blicke in das an dieſem Tage noch dichter als ſonſt ſich kreuzende Gewirr der Equipagen und Fußgänger tauchte. Nach einiger Zeit hielt der Kutſcher die Pferde an, und der Lakai meldete, daß keine Spur von dem vorausgefahrenen Wagen zu entdecken ſei. Finſter warf ſich Alphonſe in die Kiſſen zurück und befahl, nach Hauſe zu fahren.

Lange blieb er in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, während ſich flüſternd unter der Dienerſchaft des Hauſes die Nachricht verbreitete, daß der bisher ſo unnahbare, von aller Lebensfreude abgeſchloſſene Witwer in leidenſchaftlicher Erregung die Spur einer Dame verfolgt habe. Noch größer wurde das Erſtaunen aller, als nach einigen Stunden Alphonſe den Diener, der ihn bei ſeiner Fahrt nach dem Pèrelachaiſe begleitet hatte, zu ſich rufen ließ und ihm befahl, ganz Paris zu durchſtreifen und um jeden Preis die Spur der Livree jener Unbekannten zu entdecken, um dann von den Lakaien den Namen ihrer Herrſchaft zu erfahren. Er gab dem Diener eine mit Goldſtücken gefüllte Börſe, ſchärfte ihm ein, keine Ausgabe zu ſcheuen, und verſprach ihm, wenn er ſeinen Zweck erreicht habe, eine fürſtliche Belohnung. Aber dies genügte ſeiner Ungeduld nicht; von dieſem Tag an begann ein ganz neues und bewegtes Leben für ihn, welches nicht nur ſeine eigenen Leute, ſondern auch alle ſeine Bekannten in die höchſte Verwunderung verſetzte. Kaum hatte er ſeine Geſchäfte auf den Bureaux des Miniſteriums beendet, ſo begann er die Stadt zu durchſtreifen; man ſah ihn die beſuchteſten Straßen, in denen ſich um die Mittagsſtunde die vornehme Welt zu bewegen pflegte, oft mehrmals hinter einander auf und nieder gehen; er trat in die Kaffeehäuſer, welche er ſonſt niemals beſuchte, nahm ſeinen Platz in der Nähe des Fenſters und beobachtete wie die abenteuerluſtigen jungen Stutzer aufmerkſam die vorüberfahrenden Equipagen und die Damen in denſelben, welche ihre ſchönen Augen und den Glanz ihrer Toiletten der neidiſchen Bewunderung des Publikums zeigten.

Abends ſah man ihn dann in der Oper oder im Théâtre Français oder auch an dieſen beiden Sammelplätzen der eleganten Welt abwechſelnd. Die Geſellſchaft kannte ihn kaum mehr, und der finſtere ſchwarzgekleidete Mann, welcher von ſeiner Loge aus, ohne die Bühne zu beachten, an jedem Abend ſo eifrig die Zuſchauerräume durchmuſterte, zog bald alle Blicke auf ſich. Man ſprach faſt noch mehr von dem Wiedererſcheinen des Herrn von Thermigny in der Welt, als man früher von ſeinem Verſchwinden aus derſelben geſprochen hatte, und man war allgemein darüber einig, daß der trauernde Witwer ſeiner Einſamkeit überdrüſſig geworden ſei und in dieſer außergewöhnlichen Weiſe eine neue Gemahlin ſuche.

Alphonſe kümmerte ſich um das, was man über ihn ſprach, ſehr wenig, ja, er erfuhr kaum etwas davon, denn trotz ſeines ſo plötzlichen und auffallenden Wiedererſcheinens vor den Augen der Welt, welche ihn ſchon wie einen Toten vergeſſen hatte, blieb er doch für jede perſönliche Annäherung ebenſo unnahbar wie bisher. Wenn ihm einer ſeiner Freunde auf der Straße, in einem Café oder im Theater begegnete, ſo erwiderte er deſſen Gruß ſo kalt und zurückſchreckend und wies jede Unterhaltung ſo beſtimmt und meiſt geradezu unhöflich ab, daß jedermann ſich ſogleich wieder von ihm zurückzog und kopfſchüttelnd mit ſeinen Bekannten über die neuen Eigentümlichkeiten des unheilbaren Sonderlings ſprach.

Einige Wochen vergingen auf dieſe Weiſe, ohne daß Alphonſe einen Schritt weiter kam. Totmüde kehrte er abends nach Hauſe zurück, ohne daß er irgendwo eine Spur der ſo eifrig geſuchten Erſcheinung entdeckt hatte. Sein Diener, welcher ebenfalls den ganzen Tag über all die Straßen der Stadt durchſtreifte, teilte ihm die gleiche Erfolgloſigkeit in ſeinen unabläſſig betriebenen Nachforſchungen mit. Oft wäre er geneigt geweſen, jene Erſcheinung dennoch für eine übernatürliche Viſion oder ein Erzeugnis ſeiner überreizten Einbildungskraft zu halten, wenn nicht die Equipage, welche er ſo deutlich geſehen und deren Exiſtenz ihm auch von ſeinen Leuten beſtätigt worden war, ihn immer wieder zu der Ueberzeugung zurückgeführt hätte, daß jene Geſtalt, deren Anblick ihn ſo tief bewegte, dennoch der Wirklichkeit angehören müſſe.

Die täglich erneute Aufregung, in welche ihn das ängſtliche Jagen nach der Löſung des ſchauerlichen Rätſels verſetzte, das unſtäte Leben, das er führte, und die immer ſich wiederholenden Enttäuſchungen begannen ſeine Geſundheit zu zerrütten. Schon wollte er in ſtumpfer Ermattung ſich von dem Rande des Abgrundes, den dies ſchauerliche Geheimnis vor ihm öffnete, zurückziehen, als eines Tages, nachdem er abermals vergeblich auf den Straßen, in den Theatern umhergeirrt war, ſein Diener ihn ganz ſtolz und glücklich mit der Nachricht empfing, daß er die geſuchte Equipage entdeckt habe. In atemloſer Spannung ſchloß Alphonſe die Thür ſeines Kabinetts, um den Bericht des Lakaien anzuhören. Dieſer ſtellte ihn indes vor ein neues Dunkel. Der Diener hatte, in den Straßen umherſtreichend, denſelben Wagen mit derſelben Livree wie am Allerſeelentag am Eingange des Pèrelachaiſe vor einem Haus in der Rue de Richelieu halten ſehen. Er hatte lange gewartet und mit dem neben dem Schlage ſtehenden Lakaien ein Geſpräch begonnen; trotz aller Liſt und trotz großer Verſprechungen war es ihm indes nicht gelungen, von dieſem den Namen ſeiner Herrſchaft zu erfahren. Endlich war ein ihm unbekannter Herr aus dem Hauſe getreten, in den Wagen geſtiegen und ſo ſchnell davongefahren, daß es dem Lakaien, der keinen Mietwagen fand, unmöglich geweſen war, zu folgen.

„Und in jenem Hauſe,“ rief Alphonſe, zitternd vor Ungeduld, „dort hätteſt Du nachforſchen ſollen!“

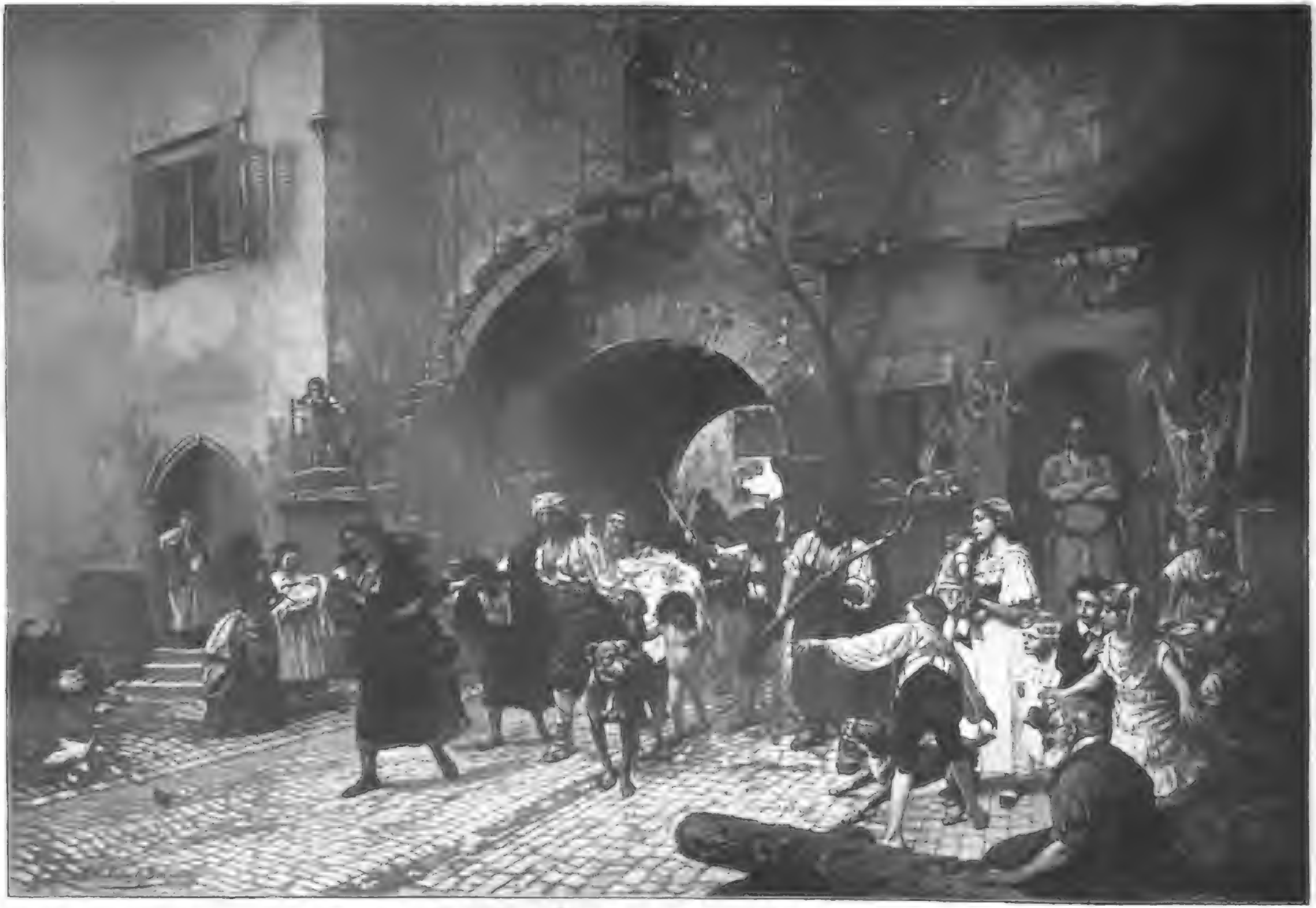
„Ich habe es gethan,“ erwiderte der Diener; „in jenem Hauſe wohnt Maitre Laporte, einer der erſten Advokaten von Paris. Jener Herr war bei ihm geweſen, wie er ihn ſchon einigemale beſucht hatte — weiter wußte der Portier nichts anzuführen!“

Alphonſe brachte die Nacht ſchlaflos zu. Jener Wagen und jene Livree exiſtirten alſo erwieſenermaßen, und es mußte ſomit der letzte Zweifel daran ſchwinden, daß auch jene Dame der Wirklichkeit angehöre. Es erübrigte demnach nur die Annahme einer an ein Wunder grenzenden Aehnlichkeit, und wenn auch ſeine an jenem Tage ſo ſchmerzlich aufgeregte Phantaſie den Eindruck dieſer Aehnlichkeit verſtärkt haben mochte, ſo blieb doch ſelbſt bei ruhigerer Ueberlegung die ganze Sache ſo außergewöhnlich und ſo eigentümlich geheimnisvoll, daß er zu ſeiner eigenen Beruhigung um jeden Preis das Dunkel lichten mußte.

Am nächſten Tag eilte er zu Maitre Laporte, um ihn zu befragen, welcher von ſeinen Klienten eine blaue Livree mit ſilberner Stickerei trug. Der Advokat, ein alter, trockener Geſchäftsmann, ſah ihn ganz verwundert an und erwiderte kurz, daß er ſich um die Livreen ſeiner Klienten nicht kümmere. Alphonſe fragte weiter, wer ihn geſtern beſucht habe; er erbat ſich eine Liſte ſeiner Kundſchaft; er bot große Summen für eine genügende Auskunft und nannte endlich, als der Advokat ihn kurz und entrüſtet zurückwies, ſeinen Namen und ſeine Stellung. Maitre Laporte wurde nun zwar etwas höflicher, erklärte ihm jedoch auf das beſtimmteſte, daß er keinerlei Auskünfte über ſeine Klienten ohne deren Willen und Auftrag erteilen könne, und ſein eigentümlich mitleidiger Blick ſchien anzudeuten, daß er bei dem Staatsrat von Thermigny, von deſſen Sonderbarkeiten die ganze Welt ſprach, eine Geiſtesſtörung vorausſetzte.

Alphonſe begriff, daß er auf dieſe Weiſe nicht weiter kommen könne, und ſetzte mit noch größerem Eifer ſeine Nachforſchungen, welche die Geſtalt einer fixen Idee annahmen, fort, indem er zugleich ſeinem Diener befahl, an jedem Tage von Sonnenaufgang bis zum ſpäteſten Abend vor der Thür des Notars Wache zu halten.

Es fand in dieſen Tagen ein großer Ball am Hofe von Verſailles ſtatt. Alphonſe hatte ſich bei ſolchen Gelegenheiten ſtets entſchuldigen laſſen, und der König, ſonſt in dieſem Punkte ſehr ſtreng, hatte mit Rückſicht auf die Verdienſte und das traurige Schickſal des in ſeinem Dienſte unermüdlichen Staatsrats deſſen Entſchuldigung angenommen. Diesmal aber beſchloß Alphonſe, nach Verſailles zu gehen, denn wenn die geheimnisvolle Erſcheinung, welche ihn unausgeſetzt beſchäftigte, wirklich, wie ihre glänzende Livree vermuten ließ, der vornehmen Geſellſchaft angehörte, ſo mußte ihm vielleicht am Hofe die Begegnung mit ihr gelingen, welche er auf der Straße und in allen Theatern bis jetzt vergeblich geſucht hatte. Die Sehnſucht nach dieſer Begegnung wurde täglich fieberhafter, denn er konnte die unruhig quälenden Gedanken, welche immer wieder den Schlüſſel des Rätſels in einer



Eingefangene Zigeuner. Gemälde von E. Schulz-Brieſen.

Allegro. Gemälde von Gabriel Max.

überirdiſchen Welt ſuchen wollten, kaum mehr ertragen. Wenn jene wunderbare Erſcheinung in der That der Wirklichkeit angehörte, ſo war er überzeugt, daß die eigentümliche Aehnlichkeit, welche ihn ſo tief erſchüttert hatte, bei näherer Betrachtung verſchwinden werde. Er befahl — zu neuer Verwunderung ſeiner Dienerſchaft — die ſeit Jahren nicht gebrauchte Staatskaroſſe in ſtand zu ſetzen, und erſchrak faſt vor ſich ſelbſt, als er vor der Abfahrt einen letzten Blick in den Spiegel warf und ſein Bild in dem goldgeſtickten Hofkleide vor ſich ſah. (Fortſetzung folgt.)

Unſere Künſtler.

Der Altmeiſter der deutſchen Aquarelliſten.

(Hierzu das Bild Seite 84.)

Sein achtzigſtes Lebensjahr vollendete am 4. Oktober 1888 in ungeſchwächter Schaffenskraft ein Meiſter, der mit der ſchlichten Waſſerfarbe ſo bedeutende maleriſche Wirkungen erzielte, wie ſie zur Zeit ſeiner Blüte nur wenige in der ungleich kräftigeren und dauerhafteren Oelfarbe zu erreichen im ſtande waren. Neben dem um zehn Jahre jüngeren, aber gleichwohl ſchon vor zwanzig Jahren aus der Welt geſchiedenen Eduard Hildebrandt, dem in allen Zonen gerechten großartigen Landſchafter, war es namentlich Carl Werner, der dafür Sorge trug, daß die ſchöne, leuchtende Aquarellmalerei bei uns in Deutſchland nicht von ihrer eroberungsſüchtigen Schweſter, der Oeltechnik, ganz in den Schatten gedrängt wurde, ſondern ſich aus ihrer Aſchenbrödelſtellung zu wohlverdientem Anſehen emporſchwang.

Weimar, die Muſenſtadt, die damals unſern Goethe auf dem Gipfel ſeiner Manneskraft und ſeines großartigen poetiſchen Schaffens ſah, war es, in welcher Carl Friedrich Heinrich Werner am 4. Oktober 1808 das Licht der Welt erblickte. Ihre erſten künſtleriſchen Anregungen hat ſeine kindliche Seele wohl noch in der Vaterſtadt empfangen; eine maleriſche Begabung auszubilden aber war ſie damals noch nicht in der Lage. Die dortige Zeichenakademie unter der Direktion von Hofrat Johann Heinrich Meyer — der Kunſtmeyer oder Goethemeyer genannt — lag in einem ſo ſtarren Zopftum befangen, daß es eine glückliche Fügung war, die den jungen Werner nach Leipzig und (1824) in die Schule von Veit Hans Schnorr von Karolsfeld, dem Vater des Meiſters der Nibelungenbilder in der Münchener Reſidenz, führte. Nachdem Werner von 1826 bis 1827 auch die Leipziger Univerſität beſucht, lenkte das Jahr 1829 ſeine Schritte nach München, wo er bereits durch gelungene Darſtellungen mittelalterlicher Bautendenkmale die Aufmerkſamkeit der Kunſtverſtändigen auf ſich zog. Beſonders entſcheidend für ſeine Richtung wurden die zwei nächſten Jahrzehnte, die er zum großen Teil in Italien (1833—1850) verbrachte, ſowie die darauf folgenden Reiſen nach England (1851), der eigentlichen Heimſtätte der neuzeitlichen Aquarelliſtik, in welcher er beſonders hohe Wertſchätzung fand und zum Mitglied des „Institute of Painters in water-colours“ wurde, dann die Wanderzüge durch Spanien (1856), und endlich ſeine in die ſechziger und ſiebenziger Jahre fallenden Orientfahrten. Aegypten, Paläſtina, Syrien und Griechenland lieferten ihm reiche Ausbeute an Studien, nach denen er ſeine glänzendſten Bilder ſchuf. Eine Aufzählung auch nur der gelungenſten unter ihnen verſuchen zu wollen, wäre eitle Mühe. Wo ſollten wir anfangen, wo aufhören? Beſſer, wir geben ein Beiſpiel davon, wie wirkſam er die gewaltigen Trümmer vergangener Größe und Herrlichkeit aufzufaſſen, die Maſſen zu gliedern, die Naturanſchauungen zum Bild zu geſtalten weiß.

Es iſt die Tempelhalle von Esne, der anſehnlichen Nilſtadt, zu deren großartigen Ueberreſten uns der Künſtler hier geleitet. Kaum mehr als die mächtigen Kapitäle der den Bau aus hochſchaftigen Säulen ragen noch über das Niveau der heutigen Stadt, deſſen Höhe durch den hochgelegten Boden bezeichnet wird, auf dem wir einen echt morgenländiſchen Vorgang ſich abſpielen ſehen. Einer jener beredten Märchenerzähler, durch deren in halb ſingendem Tone vorgebrachten Rede die bei uns Abendländern leider zum Lettergefüge erſtarrte lyriſch-epiſche Poeſie im Orient lebendig erhalten wird, trägt an dieſem angenehm beſchatteten Plätzchen einem Kreiſe durch den Zufall hier zuſammengeführter Bewohner der Stadt und der benachbarten Ortſchaften ſeine abenteuerliche Kunde vor. In ſtillem Lauſchen ſitzen und ſtehen die Jünglinge und Männer, der eine und andere an ſeinem Tſchibuk ſchmauchend und dichte Rauchwolken langſam vor ſich hinblaſend, um ihn her, während der Knabe, der ihn begleitet — der Zögling dieſes beturbanten Troubadours — ab und zu in regelloſen Schlägen ſeine kleine Handtrommel rührt, um die Aufmerkſamkeit der Hörer nicht etwa einſchlummern zu laſſen. „Klappern gehört zum Handwerk“ — auch in dieſem ſonnenreichen Gelände. Zwiſchen den beiden Säulen, in deren unmittelbarer Nähe der Knabe und ſeine beiden Nachbarn ſtehen, geht es hinab in das Innere der Tempelhalle, das unſer aufklärungsdurſtiges, den Dingen möglichſt auf den Grund gehendes Jahrhundert mühſam wieder freigelegt hat. Hier oben aber ſehen wir über das rohe Gemäuer, mit welchem die unmittelbare Umgebung des herrlichen altägyptiſchen Tempelbaus durch eine empfindungsloſe ſpätere Zeit verunziert worden, den hellen Spiegel des Nil herüberblinken, der ſeine Wellen ruhig an den jenſeitigen Höhenzügen vorüber wälzt, während ein tiefblauer Himmel, nur von wenigen weißen Wölkchen unterbrochen, ſich über ihm wölbt. Selbſt an unſerem Holzſchnitt, obgleich er ſeiner Natur nach auf den Zauber der Farbe verzichten muß, iſt dieſer Charakter des morgenländiſchen Himmels klar erkenntlich. Berückender noch wirkt dergleichen freilich in den Originalen des Meiſters, die ſich durch ſtrenge Zeichnung, ſolide Technik, glühendes Kolorit hervorthun. Dabei iſt er unerſchöpflich im Aufſinden maleriſcher Punkte innerhalb der weiten und künſtleriſch überaus dankbaren Gebiete, die er durchwandert hat, und weiß aus beſcheideneren Motiven ſo gut wie aus den allbewunderten Denkmälern vergangener Pracht und Größe anziehende Bilder zu geſtalten. Seine genaue Bekanntſchaft mit den maleriſchen Seiten des vielgefeierten Nillandes ließ ihn zur Mitarbeit an dem in der Deutſchen Verlags-Anſtalt, Stuttgart, erſchienenen Prachtwerk: „Aegypten in Bild und Wort, dargeſtellt von unſeren erſten Künſtlern, beſchrieben von Georg Ebers“, beſonders geeignet erſcheinen, und er hat denn auch zu dieſem Werk eine anſehnliche Zahl prächtiger Blätter beigeſteuert. Auch die Aquarelle, die unſer Holzſchnitt wiedergibt, iſt eigens für dieſes ſchöne Werk gemalt.

Seit langen Jahren lebt Profeſſor Carl Werner in Leipzig in ungetrübter Schaffensfreudigkeit. Aus ſeiner Schule iſt unter anderen der berühmteſte der jüngeren Aquarelliſten, Ludwig Paſſini, hervorgegangen. Dem Altmeiſter ſelbſt haben die Leipziger Künſtlerkreiſe zu ſeinem Ehrentag in einem würdigen Feſte ihre Huldigungen dargebracht; zu zahlreichen Auszeichnungen, deren er ſich ſchon früher erfreuen durfte, ſind neue hinzugetreten. Möge es ihm noch lange vergönnt ſein, ſonniges Leben auf die tote Fläche zu zaubern!

Otto Baiſch.

Die Wiederbeſtattung Franz Schuberts.

(Hierzu das Bild Seite 83.)

Die Bedeutung, welche Franz Schubert als Liederkomponiſt erlangt hat, ließ es wünſchenswert erſcheinen, den ſterblichen Ueberreſten des großen und beliebten Meiſters eine würdige Ruheſtätte zu bereiten. Schon im Juni 1888 hatte in Wien eine ähnliche Feierlichkeit ſtattgefunden. Damals waren die Gebeine Beethovens aus ihrer erſten Ruheſtätte im Währinger Ortsfriedhofe gehoben und auf dem Zentralfriedhofe der Kaiſerſtadt an der Donau zum zweitenmale dem dunklen Schoß der heiligen Erde anvertraut worden. In nächſter Nähe dieſer Ruheſtätte hat nun auch, umgeben von grünendem Baum- und Buſchwerk, Franz Schubert die ſeinige gefunden. Auf beiden Gräbern nennen ſchöne, ſtilvolle Denkſteine die Namen der unter ihnen Schlummernden.

Auf dem Währinger Friedhofe hatte ſich an einem prächtigen Sonntagsmorgen, am 23. September dieſes Jahres, eine große Anzahl von Verwandten, Freunden und Verehrern des verblichenen Tondichters verſammelt, darunter ſeine beiden noch lebenden Brüder Andreas und Hermann. Der letztgenannte ſprach als Prieſter den Segen über den prachtvollen, ganz mit Blumen bedeckten Sarg. Dann ertönte ein von der Währinger Liedertafel vorgetragener Chorgeſang, worauf ſich der äußerſt prächtige Leichenzug in Bewegung ſetzte. Er nahm ſeinen Weg durch die Währingerſtraße zur Votivkirche, wo ſämtliche Geſangvereine der Stadt und ihrer Vororte Aufſtellung genommen hatten. Sie ſchloſſen ſich dem großartigen Zuge an, der auf dem Schillerplatze zu Füßen des Dichterdenkmals Halt machte. Hier erklangen die herrlichen Akkorde des Schubertſchen Chors „Die Nacht“, dem ein neuer Text unterlegt war. Am Eingang des Zentralfriedhofs nahm der Weihbiſchof Angerer eine nochmalige Einſegnung vor und mit ergreifender Tonfülle ſang der Wiener Männergeſangverein das „Libera“ von Herbeck.

Während dann der Zug durch die langen Gräberſtraßen weiter ging, erklangen, von Poſaunen geblaſen, die dem Schubertſchen Liede „Der Tod und das Mädchen“ entnommenen Harmonien. An der offenen Gruft angelangt, gruppierten ſich die Teilnehmer um dieſelbe, worauf der Hofſchauſpieler Gabillon ein von L. A. Frankl verfaßtes Gedicht vortrug. Nachdem dann der Vorſitzende des Wiener Männergeſangvereins, Olſchbaur, mit dem Ausdruck wärmſter Begeiſterung das Grab und Denkmal dem Schutz der Stadt Wien übergeben und Vizebürgermeiſter Prix in würdiger Weiſe den Dank dafür ausgeſprochen hatte, wurde der Sarg in das Grab verſenkt. Als letztes Lebewohl ſandte der Männergeſangverein dem unſterblichen Meiſter ſein tiefſinniges Lied „Allerſeelen“ nach.

Das Denkmal ſelbſt, um deſſen Herſtellung ſich der Wiener Männergeſangverein ein großes Verdienſt erworben hat, iſt in vorzüglich künſtleriſcher Weiſe von Profeſſor Kundmann ausgeführt worden. Aus Marmor gearbeitet, hat es die Form eines hohen Rechtecks und zeigt die vortrefflich gelungene Büſte Schuberts, ſowie allegoriſche Figuren.

Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden.

(Hierzu die Bilder Seite 73, 80 und 81.)

I.

Der Beſuch in Stuttgart.

Waren für Kaiſer Wilhelms II. Reiſe nach dem Norden hauptſächlich politiſche Gründe maßgebend geweſen, ſo trat bei ſeiner jüngſten ſüdwärts gerichteten Fahrt ein warmer Gemütsanteil hinzu. Hatte es dort gegolten, ein ungerechtfertigtes Mißtrauen zu zerſtreuen, mißvergnügte, grollende Nachbarn zu verſöhnen, ſo galt es hier, lieben Freunden die Hand zu drücken, zu danken für warme Teilnahme in tiefem Leid, für unerſchütterliches Vertrauen und feſtes Ausharren in ernſten und ſchweren Tagen.

Man wußte längſt, daß als erſtes Ziel Süddeutſchland in Ausſicht genommen und der Kaiſer auch nach Schwaben kommen werde; es ſchien indes noch zweifelhaft, ob dem zeitweilig in Friedrichshafen am Bodenſee reſidierenden König Karl ſein ſchwankender Geſundheitszuſtand geſtatten werde, den Kaiſer in Stuttgart zu empfangen. Die Stimmung der Bevölkerung ſprach mit großer Wärme zu Gunſten der Hauptſtadt, und mit Sorge erwartete man die Entſcheidung. Mit einſtimmigem Beifall und lebhafter Dankbarkeit hörte man endlich, daß Stuttgart in der That gewählt worden.

Mit fieberhaftem Eifer begannen jetzt die Vorbereitungen zum Empfang des Kaiſers. Hunderte von Händen waren vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein beſchäftigt, die Stadt zu ſchmücken; Stangen, Bretter und Tannenreiſer wurden angefahren und beſonders im Zentrum hämmerte und lärmte es an allen Ecken und Enden. Erſt wenige Stunden vor Ankunft des kaiſerlichen Zuges war das Werk vollendet und konnte mit dem Abräumen der Bauabfälle begonnen werden.

Ganz beſondere Sorgfalt hatte man ſelbſtverſtändlich der Ausſchmückung der Feſtſtraße gewidmet. Sie begann mit zwei mit Tannenreiſern bekleideten Obelisken an der Kreuzung der Schloß- und Friedrichsſtraße, denen je vier andere am Oſt- und Weſtende des Königsbaus entſprachen. Zwiſchen ihnen erhob ſich zu beiden Seiten der Straße je eine Reihe von Fahnenmaſten, die durch Guirlanden verbunden waren und mit hübſch dekorierten und durch große Schalen gekrönten Dreifüßen abwechſelten. Vor dem Palais des Prinzen Wilhelm erhob ſich auf hohem Poſtament eine rieſige Wirtembergia, mit einer Palme grüßend. Fahnen, Embleme, wohin das Auge blickte!

Und nun war es Abend geworden. Die Einzugsſtraße wurde durch ein Spalier von Militär abgeſperrt, im Rathauſe, deſſen Aeußeres ebenfalls reichen, geſchmackvollen Feſtſchmuck trug, ſammelten ſich die bürgerlichen Kollegien, die ſtädtiſchen Beamten, die Reichs- und Landtagsabgeordneten und das Präſidium des [illegible] um unter Vorantritt einer Anzahl Stadtdiener [illegible] ſich zu begeben, in deſſen Vorhalle ſie mit der Geiſtlichkeit, den

Mitgliedern des Stuttgarter Liederkranzes und den Feſtſängerinnen ſich vereinigten und Aufſtellung nahmen. Mit Anbruch der Dunkelheit hatte man inzwiſchen auch mit der Illumination begonnen. Die Umriſſe des Königsbaus, des Poſtgebäudes und der meiſten ihrer benachbarten Privatgebäude hoben ſich hell, durch eng aneinander gereihte Lämpchen nachgezeichnet, bei dem dunklen Himmel ab; lange Ketten von Lampions glühten auf, hoch bis in die Spitzen der Bäume ſich hinanziehend, das Petroleum in den Pfannen auf der Spitze der Obelisken und in den von Dreifüßen getragenen Schalen wurde entzündet, weiß glänzten die Bogenlampen weit durch die Nacht dahin. Die Anſicht des Schloßplatzes mit ſeinem ebenfalls durch Lämpchen erleuchteten Raſen, ſeinen ſpringenden Waſſern, ſeinen Palmen, Piſangs und Lorbeerbäumen war im Laufe einer halben Stunde eine ganz zauberhafte geworden. Scharen von Neugierigen füllten ſchon von 6 Uhr an alle Wege und hatten ſich gegen 7 Uhr zu einer undurchdringlichen Maſſe zuſammengedrängt.

Im Bahnhof hatten zwiſchen 7 und 7½ Uhr auch die Hofchargen und eine glänzende Suite von Offizieren ſich verſammelt. Um 7¾ Uhr kam Prinz Hermann zu Sachſen-Weimar, der Schwager des Königs Karl, ferner Prinz Albrecht von Württemberg, dann der Thronfolger Prinz Wilhelm und ſchließlich der König, von lebhaftem Hurra begrüßt. Wenige Minuten ſpäter verkündeten Kanonendonner und Glockengeläute, daß der kaiſerliche Extrazug die Stuttgarter Gemarkung erreicht hatte. Punkt 8 Uhr hielt er in der rechtsſeitigen Einfahrtshalle, unmittelbar vor dem Eingang des mit Teppichen und Pflanzen reich geſchmückten Hofwartezimmers. Raſchen Schrittes verließ der Kaiſer ſeinen Salonwagen, ging, nachdem beide Monarchen mit Kuß und Handſchlag ſich begrüßt, die Front der Ehrenwache vom Weingartener Kaiſer Wilhelmregiment auf und ab, um dann, nachdem er aus der Hand der einen der Ehrenjungfrauen ein Bouquet entgegengenommen, ohne Aufenthalt an der Seite des Königs in die offene Bahnhalle hinauszutreten und, von brauſendem Hurra begleitet, durch die Reihen der ehrfurchtsvoll ſich verneigenden ſpalierbildenden Damen und Herren zu ſeinem Wagen ſich zu begeben. Der Jubel der draußen harrenden Menge, ſobald ſie des Kaiſers anſichtig wurde, war unbeſchreiblich; kein Kopf blieb bedeckt, und das Hurra nahm ſelbſt dann kein Ende, als die Fürſten das Schloß bereits längſt betreten hatten.

Während der Kaiſer im Spiegelſalon der Königin mit der königlichen Familie im engſten Kreiſe das Abendeſſen einnahm, hatte der Liederkranz auf einer Tribüne im weiten Hofe des Reſidenzſchloſſes aufs neue zu einer Serenade ſich poſtiert. Die Vereine und Körperſchaften der Stadt mit ihren Fahnen und Emblemen füllten die Mitte des Platzes, die geſamte Feuerwehr mit Magneſiumfackeln, umſchloſſen ihn in loſer Linie. Auf ein gegebenes Zeichen flammten die Fackeln gleichzeitig auf, die Muſik begann, und nun wurde es auch in dem Balkonzimmer im öſtlichen Flügel des Schloſſes lebendig. Herren in Uniform und Damen in hellen Gewändern zeigten ſich an den Fenſtern. Wenige Minuten ſpäter erſchienen auch der Kaiſer und der König.

„Willkommen uns vieltauſendmal,
Und Gott zum Gruß in Schwaben!
Im Aug' ſteht uns der Freude Strahl,
Daß wir in Stuttgarts Rebenthal
Dich, Kaiſer, bei uns haben.
Wir waren lang ſo ſehnſuchtsbang,
Bis wir dein Wort vernommen,
Nun brauſt's empor im Jubelklang:
Willkommen, uns willkommen!"

So klang es hinaus in die Nacht von den Lippen der Sänger in der zu den ſchwungvollen Verſen Emil Engelmanns von Profeſſor Wilhelm Förſtler für dieſen Tag beſonders komponierten Weiſe. Dann ergriff Oberbürgermeiſter Dr. von Hack das Wort, um den Kaiſer im Namen der Stadt noch beſonders zu begrüßen. Das Hoch auf die beiden Herrſcher, mit dem er ſchloß, ſetzte über den ganzen Schloßplatz hin ſich fort und wiederholte ſich immer aufs neue, bis ein neues Lied erſchallte und ſich Gehör erzwang. Die Monarchen zogen ſich zurück, um nach Schluß des Abendſtändchens noch einmal ſich zu zeigen und dankend ſich zu verneigen. Die Vereine ordneten ſich zum Abmarſch. Für heute waren die Feſtlichkeiten zu Ende. Aber nicht eher zerſtreuten ſich die Maſſen, als bis der Kaiſer ſie um Stille hatte bitten laſſen, da er nach den Anſtrengungen der Reiſe der Ruhe bedürfe. Bis weit nach Mitternacht blieb es auf den Straßen lebendig.

Schon in früher Stunde begann am andern Morgen das feſtliche Getreibe aufs neue. Die Züge brachten Tauſende aus allen Teilen des Landes, von der Peripherie der Stadt ſtrömte es dem Innern derſelben zu; jeder ſuchte ſich für die Ereigniſſe des Tages einen guten Platz zu ſichern. Selbſt das Wetter hatte ein feſtliches Geſicht angenommen. Die ganze Woche hindurch war es trübe und nebelig geweſen, jetzt ſchaute die Sonne hell vom wolkenloſen Himmel und übergoß die Weinberge, die in den bunten Farben des Herbſtes prangenden Parken und Anlagen mit warmem Licht. Bald nach 9 Uhr traten die Stadtgarde und der Reitklub vor dem Schloſſe auf; gegen 9½ Uhr begann die Auffahrt der Angehörigen der königlichen Familie; das Ulanenregiment, die Schulen und Vereine — im ganzen 23,000 Perſonen — hatten bereits früher in Spalieren ſich aufgeſtellt. Kaum ein Haus in der ganzen Stadt war ohne Fahnen und Kränze geblieben. Beſonders aber gewährte der Schloßplatz mit dem Theater, den gewaltigen Maſſen des Reſidenzſchloſſes, den Zinnen der alten Burg des württembergiſchen Herrſchergeſchlechts, den Türmen der Stiftskirche, der weiten Säulenhalle des Königsbaus, ſeinem friſchen Grün und ſeiner vielfarbigen, glänzenden Dekoration einen unvergleichlichen Anblick. Um 10 Uhr begannen die Glocken ſämtlicher Kirchen zu läuten — die Umfahrt der königlichen Familie mit ihrem Gaſte durch die Straßen der Stadt hatte begonnen.

Dem Zug voraus fuhr Polizeirat Helbert mit dem Vorſitzenden des Komitees für Spalierbildung, Gemeinderat Otto Mayer. Hieran ſchloß ſich die Stadtgarde zu Pferd, der Wagen mit dem Oberbürgermeiſter Dr. v. Hack und dem Obmann des Bürgerausſchuſſes, Guſtav Stälin, ſowie der Reitklub. Dann erſchienen unter Vorritt eines königlichen Stallmeiſters von brauſendem Hoch empfangen, in zweiſpännigem, von Rappen gezogenem Wagen Kaiſer Wilhelm und König Karl in Generalsinterimsuniform, den Mantel leicht umgehängt, die ſtürmiſchen Grüße freundlich erwidernd. Im zweiten Wagen, welchem die K. Oberſtallmeiſter und Stallmeiſter Graf Gronsfeld und Freiherr von Reitzenſtein folgten, befand ſich die Königin mit dem Prinzen und der Prinzeſſin Wilhelm, welch erſterer wiederum die Uniform der Gardehuſaren angelegt hatte; im dritten Wagen die Herzogin Wera mit dem Herzog Albrecht von Württemberg und ihren beiden Töchterchen Olga und Elſa; im vierten Prinz Hermann zu Sachſen-Weimar mit Gemahlin, Tochter und Sohn und im fünften die Herzogin von Urach mit ihren beiden Söhnen. Den Schluß bildeten der Ehrendienſt und das Gefolge des Kaiſers, unter welchem insbeſondere Graf Herbert Bismarck vom Publikum freudigſt begrüßt wurde. Der Zug bewegte ſich gegen das Theater am Café Bechtel vorbei nach der Königsſtraße, am Königsbau entlang nach der Eberhards- und Marktſtraße, nach dem Marktplatz, überall von ſtürmiſchen Hochs empfangen. Vor dem Rathauſe bildeten die bürgerlichen Kollegien ſowie die ſtädtiſchen Beamten Spalier. Beim Liederhallegarten hatte die Tivolibrauerei eine Gambrinusgruppe aufgeſtellt, an der zwei weißgekleidete Jungfrauen die Majeſtäten erwarteten und ihnen deutſches Kaiſerbier kredenzten. Um elf Uhr erreichte der Zug den Stadtgarten, an deſſen Eingang der Vorſtand der Stadtgartengeſellſchaft, Gemeinderat Fehr, die hohen Herrſchaften begrüßte, um ihnen dann bei einer Umfahrt durch die hübſcheſten Partien, an der indes nur die beiden erſten Wagen teilnahmen, das Geleit zu geben. Ein reicher Flor jugendlicher Stuttgarterinnen in weißen Feſtgewändern mit Schärpen in den Reichsfarben bildete Spalier, zehn von ihnen überreichten duftige Bouquets, die Muſik ſpielte „Heil Dir im Siegeskranz!" und „Ich bin ein Preuße!" Nach zehn Minuten wurde die Rückfahrt angetreten, um halb zwölf Uhr war das Schloß wieder erreicht.

Während der Mittagszeit machte der Kaiſer Beſuche; um zwei Uhr fand im weißen Saale des königlichen Reſidenzſchloſſes eine Galatafel zu 170 Gedecken ſtatt. Während des Mahles brachte der König folgenden Trinkſpruch aus: „Ich trinke auf das Wohl Seiner Majeſtät des deutſchen Kaiſers, deſſen Beſuch uns hoch erfreut hat. Ich wünſche, daß Gott ihm eine lange, glückliche Regierung ſchenken möge, zum Heile der kaiſerlichen Familie und zum Segen für unſere deutſche Heimat." Der Kaiſer erwiderte: „Aus tiefbewegtem Herzen ſpreche Ich Eurer Majeſtät Meinen innigſten Dank aus für die gnädige Einladung und den herzlichen Empfang, den Allerhöchſtdieſelben und Ihr ganzes Volk Mir bereitet haben. Ich bitte Eure Majeſtät, Mir zu glauben, daß Ich mit beſonders warmen Empfindungen hierher gekommen bin, denn dieſes reich geſegnete Land und dieſes herrliche Volk, über welches Eure Majeſtät regiert, hat im Mittelalter viele der edelſten deutſchen Fürſten, welche die Geſchicke des Reiches leiteten, hervorgebracht. Ganz beſonders zieht Mich hierher, daß das ſchwäbiſche Land auch die Wiege Meines Hauſes geweſen iſt, auch in Meinen Adern rollt ſchwäbiſches Blut ebenſogut wie in den Adern der Herren, die hier verſammelt ſind. Von feſter und unverbrüchlicher Anhänglichkeit an dieſes Land und ſeinen Herrn beſeelt, erhebe Ich Mein Glas und rufe: Seine Majeſtät der König und Ihre Majeſtät die Königin von Württemberg, Sie leben hoch, hoch, hoch!"

Nach dem Diner wurde Thee gereicht, dann hatte die Stunde des Abſchieds geſchlagen. Die Regimenter mit den Ehrencompagnien hatten teils als erſte Reihe in den Spalieren, teils im Schloßhof ihren alten Platz eingenommen. Die Herren des Gefolges, die Generale und Miniſter, die Prinzen und Herzoge fuhren dem Bahnhof zu, zuletzt kam der Wagen mit den Monarchen. Noch einmal entblößten ſich alle Häupter, ein donnerndes Hurra erſchütterte die Lüfte, freundlich dankte der Kaiſer. Wenige Minuten ſpäter hatte er Stuttgart verlaſſen.

L. Ch.

II.

In Konſtanz und auf der Inſel Mainau.

Wie in Stuttgart, ſo wurde der Kaiſer auch auf ſeiner Fahrt nach dem Bodenſee überall in ſchwäbiſchen Landen, wohin er kam, aufs herzlichſte begrüßt und empfangen. Alle Stationen waren feſtlich geſchmückt und dicht beſetzt von jubelnden Scharen. Als es dunkelte, brannten auf den Höhen der ſchwäbiſchen Alb Freudenfeuer; alle Bahnhofsgebäude waren mit bengaliſchen Flammen taghell erleuchtet. Gegen 10½ Uhr war Konſtanz erreicht. Hier erwartete der Großherzog von Baden mit Gefolge den Kaiſer in dem mit Lampions geſchmückten Bahnhof. Sobald der Zug hielt, trat er bis an den Wagentritt vor und begrüßte den Neffen mit herzlicher Umarmung und wiederholtem Kuß. Nach raſcher Vorſtellung der Anweſenden beſtiegen beide den bereitſtehenden offenen Wagen, der ſie durch die vom Kriegerbund, dem Militärverein und der Feuerwehr gebildeten Spaliere raſch nach dem Hafen brachte. Alle Gebäude auf dem Wege waren glänzend beleuchtet, die Glocken läuteten, die Menge rief Hurra bis die beiden Fürſten den Dampfer „Kaiſer Wilhelm" beſtiegen hatten und aus dem elektriſch beleuchteten Hafen in die nächtliche See hinausfuhren. Nun erſtrahlte mit einemmale das Münſter, das ganze Ufer in bengaliſcher Beleuchtung, ziſchende Raketen ſandten die letzten Grüße. Nach einer Viertelſtunde landete der Kaiſer an der Inſel Mainau angeſichts des ebenfalls feſtlich beleuchteten Schloſſes, wo er von der Großherzogin, dem Erbgroßherzog und der Erbgroßherzogin aufs herzlichſte begrüßt wurde.

Am andern Tage kehrte der Kaiſer noch einmal zu längerem Aufenthalt nach Konſtanz zurück. Die beiden Salonboote „Greif" und „Kaiſer Franz Joſef I." mit je einem Muſikkor, einer Abteilung Krieger des Hegauverbandes und vielem Publikum beſetzt, geleiteten das kaiſerliche Schiff. Von allen Türmen erſcholl Feſtgeläut, von allen größeren Schiffen wurden Begrüßungsſchüſſe abgegeben, ſobald das Geſchwader in Sicht kam. Umringt von zahlreichen buntbewimpelten Booten und Gondeln aus Konſtanz und den Uferorten des Unter- und Ueberlingerſees fuhr der Dampfer „Kaiſer Wilhelm" mit dem Kaiſer, Großherzog, Erbgroßherzog, Großherzog von Sachſen-Weimar, Herzog und Erbprinz von Naſſau und großem Gefolge an Bord in dem Hafen ein, während die auf dem „Greif" befindliche Regimentsmuſik den Kaiſermarſch von Richard Wagner ſpielte, in welchen vom Lande aus die vereinigten Geſangvereine, verſtärkt durch Gymnaſiaſten und Realſchüler, einſtimmten. Nach dem Ausſteigen wurde der Kaiſer von den Spitzen der Behörden und von Oberbürgermeiſter Weber durch eine längere Anſprache begrüßt, an deren Schluß der letztere ein jubelnd aufgenommenes Hoch auf den Allerhöchſten Gaſt ausbrachte. Zugleich wurde dem Kaiſer ein Ehrentrunk angeboten und zwar in demſelben Pokale, welchen Kaiſer Wilhelm I. bei ſeinem erſten Beſuche in Konſtanz unmittelbar nach der Gründung des Reiches im Jahre 1871 entgegengenommen hatte. Mit den Worten: „Auf das Wohl der Stadt Konſtanz!" trank der Kaiſer den Becher leer, während das Publikum in begeiſterte Hoch und Hurrarufe ausbrach. Nachdem ſodann noch durch 20 weißgekleidete Mädchen, von denen eines einen Blumenſtrauß überreichte, eine Begrüßung ſtattgefunden hatte, trat der Kaiſer mit dem Großherzog an die Vereine des Hegaumilitärverbandes heran, die 1200 Mann ſtark mit 40 Fahnen ſich eingefunden und vom Hafen bis zum Rathaus Spalier gebildet hatten. Von dem Präſidenten des Gauverbandes, Profeſſor Conrad, nahm der Kaiſer den Stärkerapport entgegen und unterhielt ſich mit demſelben ebenſo wie der Großherzog in huldvollſter Weiſe, ſich ſodann mit kräftigem Händedruck verabſchiedend. Nun beſtiegen die allerhöchſten und höchſten Herrſchaften die Wagen und fuhren unter nicht endenden Hurrarufen der alten Soldaten aus dem Hegau, der Zöglinge aller Schulen, des Militärs, ſowie der geſamten vieltauſendköpfigen Menſchenmenge in leichtem Trabe durch einige Straßen der Stadt, wobei unter anderem auch vor dem Haus „zum hohen Hafen" auf dem Obermarkt angehalten wurde, an welchem ſich ein Gemälde von Profeſſor Häberlin aus Stuttgart befindet, das den auf dieſem Platze im Jahr 1417 ſtattgehabten Vorgang der Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark Brandenburg ſinnig darſtellt. Nach kurzem Verweilen vor dem Denkmal Kaiſer Wilhelms I. im Stadtgarten, während deſſen ſich ein leichter Regen einſtellte, ging's zum Hafen zurück, von wo das Kaiſerſchiff mit derſelben Begleitung wie bei der Herfahrt unter endloſem Jubel des Publikums und abermaligem Geläute und Kanonenſchüſſen wieder der Mainau zufuhr.

-n.

III.

In München.

Nur wenige Monate ſind verfloſſen, da umſtand den Zentralbahnhof in München eine tauſend- und abertauſendköpfige Menge, ernſt, ſchweigend und traurig. Darinnen weilte für wenige Minuten Kaiſer Friedrich, der, zu Tode krank, dennoch das ſonnige Italien verlaſſen hatte und mit eiſernem Roß die Lande durcheilte, um das gewaltige Erbe ſeines Vaters anzutreten. Nur kurze Augenblicke weilte er in Münchens Mauern, aber dennoch hatten ſich unabſehbare Scharen verſammelt, des deutſchen Reiches zweiten Kaiſer zu ſehen, den ſie ſo liebten, der ihnen immer ſo nahe geweſen war, der ſie geführt hatte im großen Franzoſenkrieg, von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Wie gerne hätten ſie ihm zugejauchzt und zugejubelt, um ihm ihre Liebe und Treue zu bezeugen, aber die Zeiten waren nicht darnach angethan, zu jubeln und zu jauchzen, die Schatten des Todes lagen auf allen Gemütern, und als des Kaiſers Zug hinausbrauſte aus den weiten Hallen des Bahnhofs, begleiteten ihn lautlos, ſchweigend die Segenswünſche der Zurückbleibenden.

Und nun am erſten Oktoberabend des Jahres 1888 umgab wieder eine ungezählte Menge Kopf an Kopf den

Bahnhof, wogte durch die Straßen auf und nieder, ſammelte ſich auf den Plätzen und ſtrömte unaufhörlich durcheinander. Aber nichts von Trauer, nichts von Schweigen und Zagen! Alles Luſt und Leben und ſtürmiſche Freude. Es galt, den jugendlichen, blühenden Kaiſer zu empfangen, der den mächtigſten Thron der Welt beſtiegen, die Zügel der Regierung mit kühnen, kräftigen Händen gefaßt, der auf ſeiner Rundfahrt zu den verbündeten und befreundeten Mächten nun auch Bayern kam, nach München. Hier ſollte er ſehen, wie Bayerns Volk, Bayerns Hauptſtadt feſt und unverbrüchlich zu Kaiſer und Reich ſtehen, er ſollte ſehen, wie alle Herzen für ihn ſchlagen und bereit ſind, ihm zu folgen. Die Stadt hatte ihr Alltagsgewand abgelegt und ein prunkendes, glitzerndes Feſtkleid angezogen. Die Heimat der Künſte und der Künſtler, ſie weiß es freilich verſtehen, ſich zu ſchmücken, wenn es gilt, ihre Schönheit in das rechte Licht zu rücken. Vom Bahnhof bis zur Reſidenz, der ganze Weg, den der kaiſerliche Gaſt durchfahren mußte, war in eine Triumphſtraße umgewandelt. Zu beiden Seiten ſtanden in geringem Abſtand hohe Flaggenmaſten in den deutſchen und bayriſchen Farben, und bunt und beweglich flatterten die langen Fahnen und Wimpel durch die Luft. Am Fuß eines jeden Maſtes ſtand auf dreifüßigem Geſtänge ein Herd, mit Holz angefüllt, das emporflammen ſollte, wenn der Kaiſer vorüberfahre. Und von Fahne zu Fahne zogen ſich Tannengewinde mit goldenen, blau-weißen, ſchwarz-weiß-roten Schleifen, mit rieſigen Kränzen, mit Wappenſchildern und allerlei Zierat. Dem Ausgang des Bahnhofs gegenüber war eine Triumphpforte im Renaiſſanceſtil errichtet, in lichter Farbe, Weiß und Gold, der Giebel gekrönt mit [illegible] Bannern. Auf der Vor- und Rückſeite prangten das bayriſche und das preußiſche Wappen. Das zweite Triumphthor ſtand inmitten des Maximiliansplatzes, ein mächtiger Rundbogen, von vier Pfeilern getragen, darüber die rieſige, edelſteingeſchmückte Kaiſerkrone. Die Bogen zeigten die Inſchriften: „Salve Imperator!" und „Gott mit uns!" Die Pfeiler waren verdeckt durch große Flaggen und mächtige Blumenkörbe; ſie endeten in Flaggenſtangen mit den deutſchen Fahnen. Zum dritten Triumphbogen war das Hofgartenthor umgewandelt worden. Von der Spitze, welche die Königskrone ſchmückte, zogen ſich Laubgewinde zu den Ecken; unterhalb der Krone haftete ein Schild, ſchwarz im goldenen Feld den deutſchen Reichsadler weiſend. An den Seiten des Thores hing das bayriſche und das preußiſche Wappen, daran ſchloſſen ſich rieſige Pflanzendekorationen. Auf verſchiedenen Plätzen, die von der Triumphſtraße durchſchnitten werden, waren Muſiktribünen aufgeſtellt, mit farbigen Tüchern behängt, von denen aus Fanfaren dem Gaſte entgegenrauſchen ſollten. Und alle Gebäude zu beiden Seiten des Weges, öffentliche oder private, hatten ſich feſtlich herausgeputzt mit flatternden Fahnen, mit Kränzen, Guirlanden, mit bunten Teppichen, mit Büſten und Schleifen und Schildern. Kaum vermochte das Auge die ganze Pracht zu erfaſſen, ſo blitzte und ſchwirrte und flatterte und wogte es durcheinander.

Kaiſer Wilhelm II. auf der Spazierfahrt durch Konſtanz. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten H. Aley.

Und nun zwiſchen all dem Prunk die bewegte Menge. Ein buntes Gemiſch von Trachten. Denn nicht nur die modiſch gekleideten Städter waren da, vom Lande her aus dem Gebirge waren die Männlein und Weiblein hereingewandert, um den Kaiſer zu empfangen und zu begrüßen. Neben dem glänzenden Cylinderhut tauchte des Bauern breitkrämpige, flache Kopfbedeckung auf, neben dem eleganten Federhut der Stadtdame das ſchwarze oder farbige Kopftuch der Bäuerin. Und ſo ſtanden ſie ruhig und geduldig da, vertrieben ſich die Zeit mit urwüchſigem bayriſchem Humor und warteten der Dinge, die da kommen ſollten. Die verſchiedenen Vereine der Stadt bildeten ein lebendes Spalier vom Bahnhof bis zur Reſidenz. Hell loderten die Straßen entlang die Holzfeuer empor, elektriſches Licht ſandte ſeine kalten blauen Strahlen hernieder, unzählige Kerzen flackerten und leuchteten, bengaliſche Flammen verbreiteten ihren märchenhaften Schein.

Endlich — eine Minute vor 9 Uhr — vom Marsfeld her Kanonendonner! Der Kaiſerzug naht, gleich wird er in den Perron einfahren. Immer neue, immer ſtärkere Geſchützſalven! Der Kaiſer iſt in München! Die Aufregung ſteigt aufs höchſte, aber noch heißt es warten, bis die Vorſtellungszeremonien im Bahnhof vorüber! Da endlich, endlich! Der Kaiſer tritt mit dem Prinzregenten heraus, beſteigt einen offenen Wagen, und die Fahrt beginnt. Und nun bricht der Sturm los. Jetzt zeigt ſich, was eine Münchener Kehle zu leiſten vermag. Ein ohrenbetäubender Willkomm! Hurrarufen, Hochſchreien, Tücherſchwenken, Hütewerfen, tönender, dröhnender Jubel, Kanonendonner dazwiſchen, Sängerſtimmen; heller lodern alle Flammen auf.

Mit einemmal ein tiefes Schweigen, der Wagen des Kaiſers hält, der erſte Bürgermeiſter, Dr. von Widenmayer, tritt vor und begrüßt den erlauchten Gaſt namens der Stadt. „Es iſt das erſtemal," ſagt er unter anderem, „daß der deutſche Kaiſer unſere Stadt betritt. Tief drückt dieſer Tag ſich in die Stadtgeſchichte ein, wie jener andere Tag, da vor ſiebzehn Jahren Friedrich, der ſiegreiche Kaiſerſohn, Bayerns ruhmgekrönte Krieger in die Heimat führte. Damals war es Frühling im neuen Bunde, heute iſt's ein Ehrentag im dauernd gefeſtigten Reiche, auf dem Wilhelms und Friedrichs, der verklärten Kaiſer, Segen ruht." Und weiter: „In jubelnder Begeiſterung und mit unbegrenztem Vertrauen ſchauen wir auf zu Eurer Majeſtät, dem ſtarken, mutigen Führer des deutſchen Volkes. Heil ſei des geliebten Kaiſers Leben, Heil ſeiner Friedensbahn; ſein ſei die Kraft und die Liebe, ſein das Recht und der Sieg! Zum Himmel ertöne Münchens Ruf: Seine Majeſtät der deutſche Kaiſer Wilhelm, er lebe hoch!" Ein ſchmetterndes, brauſendes, ſinnverwirrendes „Hoch!" und „Hoch!"

Landung des Deutſchen Kaiſers an der Inſel Mainau.
Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten [illegible]

und „Hoch!“ Der jugendliche Kaiſer, ſchlicht, bewegt, dankt dem Bürgermeiſter für ſeine herzlichen Worte, dankt für den herzlichen Empfang dem bayriſchen Volke, welches in der Geſchichte des deutſchen Reiches eine ſo hervorragende Rolle geſpielt hat. Er reicht dem Bürgermeiſter die Hand und drückt ſie kräftig. Und nun fallen die Sänger und zugleich die ganze unabſehbare Menge mit der „Wacht am Rhein“ ein. Erneuter Jubel bricht los, erneutes Tücher- und Hutſchwenken, und der kaiſerliche Zug biegt in die Triumphſtraße ein, voran ein Wagen mit dem Stadtcommandanten und dem Polizeidirektor, dann die Adjutanten, die Hofchargen, das Gefolge des Kaiſers, ein Spitzenreiter mit Laterne, ein Zug ſchwerer Reiter, dann folgt der ſechsſpännige, offene Galawagen, in dem der Kaiſer mit dem Prinzregenten ſitzt, und wiederum ein Zug ſchwerer Reiter. Den Schluß machen die Prinzen, die Herzöge, die bayriſchen Miniſter und Hofchargen. So geht es langſam, Schritt vor Schritt durch die wogenden, lebenden Maſſen, überall die gleiche Begeiſterung, die gleichen Grüße und Rufe, überall ſchallende Muſik und Fahnenſchwenken und helle Freude über die jugendlich männliche Erſcheinung des Herrſchers. Auf dem Königsbau der Reſidenz ſteigt majeſtätiſch die Kaiſerſtandarte empor. Der deutſche Kaiſer iſt im alten Schloſſe der Wittelsbacher eingezogen. Die Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes begrüßen ihn. Und draußen vor den Fenſtern im geräumigen Hofgarten drängt und ſtaut ſich unzähliges Volk, um einen Blick auf den Gaſt zu erhaſchen und den Klängen der Muſik zu lauſchen. Bis tief in die Nacht hinein währt das Getriebe, und ſchon früh am andern Morgen beginnt es aufs neue. Den Tag füllt der Kaiſer mit Beſuchen und Rundfahrten durch die Stadt, mit Erledigung von Staatsgeſchäften aus. Um 6 Uhr abends findet das Galadiner ſtatt in den prächtigen, kunſtgeſchmückten Räumen des Schloſſes. Auf den Tafeln blinken die Gold- und Silbergeräte der Wittelsbacher Schatzkammern; unzählige Wachskerzen erzeugen einen augenberückenden Zauber; die blitzenden Edelſteine der Damen wetteifern mit dem Glanz der Uniformen. Hundertunddreißig Perſonen nehmen die Plätze um die Tafel ein. Der Prinzregent erhebt ſich und bringt ein Hoch aus auf Kaiſer Wilhelm, ſeinen erlauchten Gaſt, und auf die Kaiſerin Auguſte Viktoria. Mit herzlichen Worten erwidert der Kaiſer. Er erinnert an die altbewährte Freundſchaft, die den Prinzregenten mit Kaiſer Wilhelm I. verband und nun auch auf ihn ſelbſt übergegangen ſei, erinnert an den wichtigen Anteil, den das bayriſche Königshaus am Neuerſtehen des geeinigten Vaterlandes hat, und dankt innigſt für dieſe wahre Freundſchaft. Er verkündet ſeinen feſten Willen, in guten wie in böſen Tagen mit dem Hauſe Wittelsbach und dem treuen Bayernvolk zuſammenzuſtehen, und erhebt das Glas mit dem Wunſche, daß es Gott gefallen möge, Seine Königliche Hoheit noch lange zum Heile Bayerns und des deutſchen Vaterlandes zu erhalten.

Am Abend gegen 10 Uhr verließ der Kaiſer mit dem Prinzregenten die gaſtliche Reſidenz. Eine zweite Fahrt durch die Triumphſtraße! Die getreue Wiederholung des Jubels vom Abend vorher, derſelbe Feuerglanz, dieſelbe Begeiſterung. Kurze Zeit nach der Ankunft auf dem Bahnhof dampfte der kaiſerliche Extrazug unter Kanonendonner aus dem Perron heraus, begleitet von den brauſenden Hochrufen, von den aufrichtigen Segenswünſchen der Münchner. Die kaiſerliche Standarte auf dem Königsbau der Münchner Reſidenz ſtieg hernieder — der Kaiſer hatte das Weichbild der Stadt verlaſſen, um in Wien und Rom die Freunde des jungen deutſchen Reiches aufzuſuchen.

B. F.

Begrüßung des Deutſchen Kaiſers durch den erſten Bürgermeiſter von München. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten F. Amling.

Nubia.

Erzählung
von

Richard Voß.

(Fortſetzung.)

Fröhlich wanderte Heinrich neben dem Maultier und deſſen jugendlichem Treiber wiederum die Via Valeria dahin, und es ward ihm, als er auf dem hohen Bergesgipfel die grauen Häuſer wieder ſah, ganz heimatlich zu Mute. Bei Vicovaro ſtieß er auf den würdigen Geiſtlichen, der den fahrenden Künſtler wie einen alten Bekannten begrüßte.

„Nun, ſeid Ihr in Saraceneſco bei den Heiden geweſen?“

„Ich war droben.“

„Was habe ich Euch geſagt: ein wildes Volk, ein wüſtes Volk, ein gänzlich unchriſtliches Volk! — Wohin ſoll heute die Reiſe gehen?“

Heinrich machte eine Bewegung mit dem Kopfe:

„Hinauf.“

„He?“

„Hinauf nach Saraceneſco.“

„Noch einmal unter die Heiden?“

„Ich bleibe droben, den ganzen Sommer und noch länger! Lebt wohl! Ich kann mich nicht aufhalten.“

„Aber ſo hört doch ...“

Aber er hörte nicht.

Der würdige Herr blieb mitten auf der Landſtraße ſtehen; was er vor ſich hinmurmelte, klang nicht gerade wie ein Citat aus dem Horaz.

Je näher er dem Berge kam, um ſo mehr beſchleunigte Heinrich ſeine Schritte, das träge Maultier mit dem Buben weit hinter ſich zurücklaſſend. Bereits hatte er die ſteile Höhe erreicht, vermochte den Felſenpfad bis zum Saum des Buſchwaldes zu überſchauen, und gewahrte ſchon das Kreuz, davon Nubia ihm erzählt hatte als von dem Platz, wo die Frauen im Herbſt den heimkehrenden Männern in banger Erwartung entgegenzublicken pflegten. Wie ward ihm zu Mute, als er unter dem Kreuz eine Frauengeſtalt bemerkte! Jetzt hatte die Wartende den Ankommenden erblickt, jetzt winkte ſie ihm zu.

„Nubia!“

Atemlos erreichte er ſie. Glückſelig blickte er das ſchöne Mädchen an, kaum, daß er zu reden vermochte.

„Du biſt es! Du haſt hier geſtanden, Du haſt hier auf mich gewartet?“

Als wäre es die natürlichſte Sache, ſagte ſie:

„Ich ſtand ſchon geſtern hier und ſah nach Dir aus; heute war ich den ganzen Tag über froh.“

„Froh? Weshalb?“

„Weil ich heute abend wiederum hier ſtehen und nach Dir ausſchauen ſollte. Seit mein Vater nicht mehr zurückkehren kann, habe ich hier auf niemand mehr mit Freuden und Bangen gewartet.“

„Auf niemand — und nun auf mich?!“

Sie blickte ihn ruhig an.

„Biſt Du nicht unſer Gaſt? Wollteſt Du nicht wiederkommen? Da mußte ich doch wohl auf Dich warten. Auch meine Mutter meinte: ‚Sieh doch aus nach ihm!‘ Und nun biſt Du da.“

„Nun bin ich da,“ wiederholte er ihre Worte, ohne zu wiſſen, daß er etwas ſagte.

Sie gingen weiter, er, des ſchmalen Pfades wegen, hinter ihr drein. Plötzlich blieb er ſtehen.

„Nubia!“

Sie wandte ſich um nach ihm.

„Ich möchte Dich etwas fragen!“

Erwartungsvoll ſah ſie ihm ins Geſicht.

Allen ſeinen Mut zuſammennehmend und ſich zwingend, mit möglichſter Ruhe zu ſprechen, fragte er:

„Du ſagteſt vorhin, ſeitdem Dein Vater geſtorben, ſeieſt Du nie wieder dort am Kreuz geſtanden, um wie die anderen Frauen und Mädchen die Heimkehrenden zu erwarten und nach einem auszuſchauen, voller Hoffen und zugleich voller Bangen. So ſagteſt Du doch?“

Sie nickte ernſthaft.

„So ſagte ich.“

„Haſt Du auch bedacht, was Du ſagteſt?“

„Wie?“

„Ich meine ... Ach, Nubia, gibt es wirklich keinen, nach deſſen Wiederkehr Du ausſchauen könnteſt? Keinen guten Jüngling, der Dir gefällt, der Dir lieb iſt, den Du ...“

Er vermochte nicht weiter zu ſprechen. Sie ſtand und ſchaute mit großen Augen auf ihn.

„Der mir lieb iſt?“ wiederholte ſie verwundert. „Mir iſt keiner lieb.“

„Keiner?!“

„Und wem ſollte ich wohl lieb ſein? Wir ſind die Aermſten im Ort. Freilich meint meine Mutter, daß der junge Argante mich zur Frau nehmen möchte.“

„Der junge Argante ... Wer iſt das?“

„Ein guter Jüngling; der ärmſte von allen. Der arme Argante, er bekommt jedes Jahr das Fieber. Die Madonna ſchütze ihn!“

Heinrich ſtieß hervor:

„Alſo der arme Argante iſt in Dich verliebt, der arme Argante möchte Dich zur Frau nehmen; ſo wirſt Du alſo doch im Herbſt drunten am Kreuz ſtehen und nach dem armen Argante ausſchauen! Und iſt der arme Argante dieſen Sommer noch nicht am Fieber geſtorben, ſo heirateſt Du ihn im nächſten Jahr.“

Und der ſanfte, gutmütige Heinrich hätte dieſen armen Argante erwürgen mögen. Noch dazu nahm Nubia die Sache ganz ernſthaft; ganz ernſthaft verſicherte ſie:

„Wenn er bei der Mutter um mich wirbt und wenn meine Mutter mich ihm verlobt — was ſoll ich dann wohl anderes thun, als ihn zum Manne nehmen?“

„Was Du dann anderes thun ſollſt? Laufen laſſen ſollſt Du ihn! Welches Mädchen nimmt einen zum Mann, den es nicht liebt?“

Er bebte vor Schmerz und Entrüſtung. Sie verſtand ihn gar nicht und merkte nur, daß er beleidigt war, daß ſie ihn gekränkt hatte. Es that ihr leid und gern hätte ſie ihn wieder verſöhnt. Da fiel ihr ein, ſie hatte ihn ja um etwas bitten wollen, eben wegen des armen Argante. Vielleicht, daß die Mutter auf ihn hören würde, wenn er mit der Mutter ſpräche — denn auch ihr war es nicht recht, den armen Argante heiraten zu ſollen. Gerade heute hatte ſie daran denken müſſen, gerade heute hatte ſie ſich vorgenommen, ihren Gaſt zu bitten, mit der Mutter darüber zu reden. Sie ſagte ihm das, etwas ſchüchtern und ängſtlich, da ſie fürchtete, von neuem ſeinen Zorn zu erregen.

„Bruder Girolamo redet der Mutter zu, daß ſie mich dem Argante zur Frau geben ſollte.“

„Bruder Girolamo — wirklich? Sieh doch! Nun, das hätte ich mir denken können!“

„Aber ich —“

„Wie?“

„Wenn auch Du mit der Mutter ſprechen wollteſt —“

„Auch ich? Auch ich mit Deiner Mutter ſprechen, daß ſie Dich dem Argante zur Frau geben ſoll? Das wird gar nicht notwendig ſein, denn der Bruder Girolamo hat ihr ja bereits zugeredet.“

„Eben darum! Eben darum ſollſt Du ihr abreden.“

„Abreden? Nubia! Abreden?“

„Nun ja.“

„Wenn ich Deiner Mutter abreden ſoll, Dich dem Argante zur Frau zu geben, ſo —“

Er begriff es nicht recht, er begriff nur, daß er Nubias Mutter abreden ſollte und daß Nubia ſelbſt ihn darum bat. Im Augenblick war ſeine Stimmung verwandelt, in einem Augenblick war er der Glückſeligſte aller Sterblichen, denn Nubia würde den Argante nur heiraten, wenn die Mutter es wollte; aber Nubia hatte ihn gebeten, ihrer Mutter abzureden. Das wollte er, mit Engelszungen wollte er zu der Frau ſprechen.

Quer durch die Macchie ſetzten ſie ihren Weg fort. Ueber ihnen ſchlugen die Zweige der Kaſtaniengebüſche zuſammen; neben ihnen ſtürzten wahre Blütenfälle von Heckenroſen und Geisblatt aus den Laubgewinden herab, welche die hellen Ranken der wilden Gurke durchwucherten. Stacheliger Taxus und Maſtix, rote Päonien und gelbe Lilien wuchſen am Pfade, darüber große ſmaragdgrüne Eidechſen huſchten. Bunte Turteltauben und Palombas flogen vor den beiden auf. Amſeln und Blaudroſſeln ſangen. Auf eine Lichtung deutend, die Blumen und Sonnenglanz füllte, rief Heinrich in hellem Entzücken:

„Sieh, wie ſchön!“

Aber das verſtand ſie nicht. Er verſuchte, ihr zu erklären, warum das ſonnige Waldbild ſchön ſei, doch das konnte er nicht, der kleine Vorfall machte ihn gedankenvoll. Alſo es gab Menſchen, die nicht wußten, was ſchön ſei, denen man es auch nicht zu erklären vermochte. Ob das ſchöne Geſchöpf neben ihm jemals ihre eigene Schönheit, von der ſie auch nichts wußte, begreifen würde?

Gerade wie am Abend ſeiner erſten Ankunft befanden ſich ſämtliche Mädchen zum Waſſerſchöpfen am Brunnen. Als ſie Heinrich gewahrten, riefen ſie:

„Da iſt Don Enrico!“

Nun kam auch das beladene Maultier an, um zuſammen mit Heinrich von den Mädchen im Triumph zur Wohnung Nubias geleitet zu werden. Wer gerade des Weges kam, zog mit. Alsdann wurde unter der Beteiligung aller das Tier abgeladen. Welche Schätze! Schinken und Salami kannten die guten Leute von Anſehen, von Maccaroni hatten ſie reden hören. Welcher Jubel, als Heinrich ſie alle zu einem Maccaroniеſſen unter dem Baum einlud. Nach dieſem genialen Staatsſtreich hatte der Eindringling von der Politik des Klerus nichts mehr zu fürchten, die Maccaroni hatten ihn mit einem Schlage zum populärſten Manne von Saraceneſco gemacht.

VI.

Wilde Schreie weckten Heinrich. Er ſprang vom Lager auf, kleidete ſich haſtig an und eilte aus der Kammer. Die beiden Frauen fand er vor der Thür, die Gaſſe voll jammernder Weiber. Beſtürzt fragte er nach der Urſache dieſes Wehklagens, die Mutter erklärte ſie ihm:

„In aller Frühe iſt aus dem Römiſchen ein Bote eingetroffen mit Nachrichten von den Männern, welche unten bei Romavecchia Weizen ſchneiden. Die Hitze iſt unerträglich und das Fieber ſehr ſtark. Viele ſind ſchon geſtorben und noch mehr werden ſterben. Von unſeren Leuten ſind Gigio Marcaſſe und Evariſt Margutti tot. Seht, das ſind ihre Weiber!“

Eben kamen die beiden Witwen mit gelöſtem Haar und der Miene von Beſeſſenen die Gaſſe herauf, ſie ſtreckten die Arme gen Himmel und ſtießen fürchterliche Jammerlaute aus. Hinter ihnen her, nicht viel anders ſich geberdend, drängten ſich ſämtliche Frauen des Ortes. Heinrichs Wirtin ſchloß ſich den Klagefrauen an, während Nubia zu den Mädchen trat, die dem Zug in einiger Entfernung folgten, ſich aber, der Sitte gemäß, ruhig verhielten.

Da alle ein beſtimmtes Ziel zu haben ſchienen, ſo ging auch Heinrich, wohin die anderen gingen, und zwar begab ſich der Zug zum Baum.

Hier angelangt, warfen die Weiber ſich nieder, und wiederum — wie beim Gottesdienſt — brachen ſie in markerſchütternde Gnadenrufe aus:

„Grazie, Maria! Grazie! Grazie!“

Länger als eine Stunde währte das furchtbare Geſchrei, von den leidenſchaftlichſten Geberden und Geſtikulationen begleitet; erſt als die Wehklagenden gänzlich ermattet waren, ſchwiegen ſie.

An dieſem Tage war für Heinrich von irgend einer Thätigkeit keine Rede. Auch brannte die Sonne auf die Felſen herab, daß dieſe erglühten; die Luft war ſengend wie Odem der Wüſte und um den Horizont ſchienen Flammen zu kreiſen, deren Qualm den Himmel umbraute.

Nachmittags gewahrte Heinrich, der es in der Hütte nicht ausgehalten hatte, mächtiges Gewölk aufſteigen. Voller Freude eilte er ins Dorf, um die große Neuigkeit mitzuteilen:

„Ein Gewitter zieht herauf, es wird regnen, es wird kühler werden!“

Wie erſchrak er, als ſeine Nachricht wahres Entſetzen hervorrief. Alle ſtürzten jammernd aus den Häuſern, liefen unter leidenſchaftlichen Lamentationen zum Baum, warfen ſich auf die Kniee und ſchrieen den Himmel um Erbarmen an. Nubia deutete Heinrich dieſen Ausbruch von Jammer und Verzweiflung. Nichts ward in jenen Gegenden mehr gefürchtet, nichts war ſo gefährlich und verderbenbringend, als ein Gewitter mit ſtarken Regengüſſen während der heißen Jahreszeit, denn alsdann wurden die Felder unter Waſſer geſetzt, welches die Sonne aufzehrte; durch die Verdampfung entſtand eine feuchte, unerträgliche Schwüle, Fiebermiasmen entwickelten ſich, unter den Feldarbeitern nahmen Erkrankungen und Sterbefälle zu, eine Seuche ſtand zu befürchten.

Angſtvoll beobachtete jetzt auch Heinrich, welche Richtung die düſtere Wolkenmaſſe nahm. Langſam wälzte ſie ſich über den ſeit vielen Monaten von feinem Wölkchen bedeckten und von fahlen Dünſten umqualmten Himmel. Aber ſo leidenſchaftlich die Frauen auch ihre Arme ausſtreckten, ſo gellend ſie auch die Madonna anſchrieen, das verderbenbringende Gewölk trieb mehr und mehr der römiſchen Ebene zu. Dort ſah man es unter Donner und Blitz ſich entladen. Wie ein ungeheurer ſchwarzer Vorhang legte es über die Erde hin.

Nun liefen alle zum Ort zurück und beluden ſich, die Aelteſten wie die Jüngſten, mit Holz und Bündeln trockenen Reiſigs. Sie erklommen mit ihren Laſten die höchſte Felſenſpitze, wo ein mächtiger Scheiterhaufen geſchichtet wurde, den man, ſobald es dunkelte, anzündete. Als die Flammen loderten, ſtanden alle um die Feuerſäule und ſchrieen Bußgeſänge und Klagelieder ab. Das Flammenzeichen ſollte in der römiſchen Ebene geſehen werden und ſo die Männer dort erfahren, daß hier oben ihre Frauen und Töchter für ſie beteten. Aber nicht von Saracenesco allein ſtiegen in dieſer Nacht ſolche frommen Brände zum Firmament empor.

Beinahe eine Woche lang währte die furchtbare Hitze, bis ſchließlich weder vom Himmel, noch von der Erde etwas zu erblicken war; eine dichte Dunſtſchicht ſenkte ſich zwiſchen Saracenesco und den nächſten Bergen herab, ein Dunſtmeer füllte alle Tiefen.

Jeden Morgen und Abend verſammelten ſich ſämtliche Weiber unter dem Baum, erhoben ihr Klagegeſchrei und ließen ihre Bitten um Erbarmen erſchallen; jeden Tag ſchleppten ſie, der Gluten nicht achtend, von der Macchie unermüdlich Reiſigbündel auf den Felſen; jeden Abend brannten droben die Feuer, obgleich dieſe wegen der Dunſtmaſſen von der Ebene aus ſchwerlich wahrgenommen werden konnten.

Treulich teilten Nubia und ihre Mutter Sorge und Arbeit der übrigen Frauen. Von ihrem Gaſt begleitet, ſtiegen ſie frühmorgens noch vor Sonnenaufgang in die Macchie hinab und halfen den anderen den Buſchwald abholzen und Reiſig ſammeln. Hätte der Druck von Angſt und Sorge nicht alle Gemüter belaſtet, ſo wäre es für Heinrich in der beſtändigen Nähe der Geliebten eine Zeit voller Wonne geweſen. Dabei bedachte er nicht, was daraus werden ſollte, es fiel ihm auch kein Ausweg ein, wie er ſich aus ſeiner Leidenſchaft, die ihn wie eine ſchwere Krankheit befallen, heraushelfen ſollte; übrigens hatte er durchaus keine Neigung, ſo bald wieder geſund zu werden. Selbſt ſeine Sehnſucht ſchien ihm ein Glück, das er nicht gegen ein anderes vertauſcht haben würde. Noch hatte er nicht gethan, um was die Geliebte ihn gebeten, noch hatte er nicht mit der Mutter von dem „armen“ Argante geredet, das Geſpräch von einem Tag zum andern aufſchiebend, ſich ſcheuend, auszuſprechen, daß ein Verlöbnis Nubias mit dem armen Argante überhaupt in der Möglichkeit liegen könne. Was das ſchöne Mädchen in ihrem Verhältniſſe zu dem Fremden betraf, ſo ſchien ſie keine Ahnung davon zu haben, daß deſſen Leidenſchaft für ſie von Tag zu Tag mehr Gewalt über ihn gewann.

Als wäre ſie nicht andern Geſchlechtes, lebte ſie neben dem Jüngling hin, immer gleich gelaſſen freundlich, zuthunlich kühl, einem belebten ſchönen Bildnis ähnlicher als einem Weſen aus Fleiſch und Blut. Sie war dem jungen Manne ſo vertraut, als wäre ſie ein Teil ſeines eigenen Ichs und zugleich ihm ſo fremd, ſo entfernt und unnahbar, wie wenn ſie aus einer andern Welt ſtammte.

Häufig ſchwang auch Heinrich in dem wilden Buſchwald, deſſen grünender, blühender Liebreiz in der Sommergluten längſt verdorrt war, das breite Macchienmeſſer, um für die Jungfrauen einen beſonders ungefügigen Aſt abzuſchlagen und ihnen durch die Dickichte einen Pfad zu bahnen; immerhin blieb Zeit genug, daß er, unter einer Steineiche oder Kaſtanie gelagert, ſein Skizzenbuch mit den bewegten phantaſtiſchen Geſtalten der Waldarbeiterinnen anfüllen konnte; ehe noch die Woche vergangen, trug er in ſeiner Mappe eine ganze Kollektion Nubiabilder nach Hauſe.

Aber nicht nur an ſich allein dachte Heinrich; ſchon in den erſten Tagen jener Angſtwoche begann er das verheißene Madonnenbild, welches ſein Heiligtum unter dem Baum finden ſollte. Natürlich war Maria wiederum Nubia. In einem goldigen Mantel, die Himmelskrone auf dem Haupt, ſchwebte ſie glanzumfloſſen aus dem Gipfel der Buche zu den Frauen von Saracenesco herab, denen ſie mit Augen und Lippen Erhörung ihrer Bitten zulächelte. Trotzdem waren die guten Weiber nicht zufrieden. Wie das die Madonna ſein könnte? Ohne den „Bambino“! Zur Mutter gehöre das Kind.

Alſo malte Heinrich Maria — malte er Nubia mit dem Kinde. Ueber der neuen Arbeit begann er auch an dem Angeſicht der Madonna zu ändern, welches unter ſeiner Hand einen unſäglich traurigen, dabei ſtrengen, beinahe zürnenden Ausdruck bekam; die Aehnlichkeit mit dem ſchönen Urbilde war indeſſen womöglich eine noch größere geworden.

Während der Künſtler mit ſeinem Werke wenig zufrieden war, geberdeten ſich die guten Frauen, ſobald ſie die göttliche Mutter ſicher ihr Kind in den Armen halten ſahen, wie Verzückte, ſo daß Heinrich nicht im ſtande war, ihnen das Bild behufs einer abermaligen Uebermalung vorzuenthalten. So wurde es denn bekränzt und in feierlicher Prozeſſion von Haus zu Haus getragen, denn jede Familie beſtand darauf, einen Antrittsbeſuch der Madonna zu erhalten.

Heinrich glaubte, niemals etwas ſo Kindliches und zugleich ſo Rührendes erlebt zu haben als dieſen Umzug des armen, verwilderten Volkes mit ſeinem erſten Madonnenbild. Aus jedem Auge ſah er Freude, Zuverſicht und den unerſchütterlichen Glauben leuchten: nun haben auch wir ein Heiligenbild, nun ſind auch wir wahre Chriſten, nun wird auch uns geholfen werden.

Jedes Haus hatte ſich für das feſtliche Ereignis nach Möglichkeit hergerichtet, die Zimmer waren geſäubert, der Fußboden mit Grün beſtreut worden und auf dem Tiſche ſtanden die ärmlichen Lebensmittel, welche die Madonna ſegnen ſollte. Mit ihren beſten Kleidern angethan, traten die Bewohner der himmliſchen Beſucherin entgegen.

Es verurſachte Heinrich ein eigentümliches Gefühl, da er Nubia an einer hohen, laubumwundenen Stange ihr eigenes, von ihm gemaltes Bildnis dem Zuge vorantragen ſah. Sie ſchritt feierlich einher; ein erhabener Ernſt lag auf ihrem Geſicht, ſo daß dieſes noch mehr ſeinem Abbilde glich.

Nachdem die Madonna in jede Hütte getreten, ſetzte ſie ihren Weg fort bis hinauf zu dem Gipfel, von welchem aus ihr neues Reich, darin ſie fortan herrſchen ſollte, ihr gezeigt ward — eine braune Steinwüſte! Alsdann zog man hinab zum Baum, an deſſen Stamm das Bildnis, dem Brunnen zugewendet, befeſtigt ward. Nun ſtellten ſich Frauen und Jungfrauen im Halbkreis auf und brachten der Madonna ein Ständchen; ihre ſchönſten Lieder zum beſten gebend, meinten ſie:

„Das wird ſie freuen!“

Und es freute die Madonna. Denn kaum beſaßen ſie in Saracenesco ein Bildnis, als die Madonna dafür Wunder that; kaum war die Himmliſche in Perſon unter dem Laubgewölb erſchienen, als die Hitze nachließ, eine kräftige Tramontana den Sirocco verdrängte und kühlere Tage kamen. Auch daß in dieſem Sommer die Ziſterne nicht austrocknete, ward einſtimmig dem Bild angerechnet. Die guten Frauen prieſen die Friſche des Waſſers und machten ſehr bald die wunderſame Entdeckung, daß, ſeitdem die Madonna ihr himmliſches Antlitz in dem Brunnen ſpiegelte, das Waſſer ein ſicheres Heilmittel für allerlei Schäden des Leibes und der Seele geworden war. Mit einem Wort, ſeit die als halbe Heiden verſchrieenen Nachkommen der alten Sarazenen ihr Madonnenbild hatten, fingen ſie an, eifrige Chriſten zu werden.

Mehr noch als früher hielt ſich Heinrich bei dem Baum auf, er ließ ſich dort häuslich nieder, richtete unter der grünen Kuppel ſeine Werkſtatt ein, wobei es ihn nicht ſtörte, daß er ſein luftiges Atelier mit der halben Einwohnerſchaft Saracenescos zu teilen hatte. Einen Tag wie den andern hielten die Frauen am Becken große Wäſche, die Kinder gewöhnten ſich daran, um die Staffelei ihre Spiele aufzuführen, und wenn die Mädchen ihre Krüge gefüllt und gerade nichts anderes zu thun hatten, ſo brachten ſie ihre Spindeln zum Baum, um daſelbſt mit dem „Sor Enrico“ ein Schwätzchen zu halten. Dieſem war's recht, denn mit den anderen Jungfrauen kam auch die eine.

Heinrich hatte unter dem Baum immer Modell, die Studien zu einem figurenreichen Gemälde: „Die Malaria“ machend. Dieſes Bild ſollte in lebensgroßen Geſtalten die Frauen Saracenescos darſtellen, wie ſie auf dem Felſengipfel für ihre in der Ebene arbeitenden Männer den Himmel anrufen. Es war eine Kompoſition, die, wenn ſie dem Künſtler gelang, ihm die Unſterblichkeit bringen konnte. Neben ſolchen Vorarbeiten geſtaltete ſich in ſeinem Geiſt jenes andere Gemälde, das er ſchon im Kopfe gehabt hatte, bevor er Nubia im Herzen trug. Maria Magdalena vor ihrem Sündenfall.

Die Mittagsſtunde war die einzige Zeit am Tage, wo es unter dem Baum einſam war. Sobald Heinrich mit Mutter und Tochter geſpeiſt hatte, kehrte er trotz des Sonnenbrandes zum Baume zurück. Er liebte es, ſich dann auf den Rand des Beckens zu ſetzen und auf dem ruhigen, dunklen Waſſerſpiegel das Bild der Madonna zu betrachten.

So ſaß er auch eines Tages, als Nubia zu ihm trat. Er hatte ihr Kommen überhört und erſchrak, da er, Nubias Antlitz als Himmelskönigin im Waſſerſpiegel beſchauend, plötzlich Nubias Stimme vernahm.

„Die Mutter ſchickt mich Dir nach, weil Du heute mittag wieder keinen Biſſen genoſſen haſt. Die Mutter ſorgt ſich, Du ſeieſt krank, und auch mir will es ſcheinen, als wäreſt Du ein anderer geworden. Was ſiehſt Du im Waſſer, daß Du ſo hineinſchauſt?“

Heinrich hatte ſich ſogleich von dem ſchönen Geſchöpf fort ihrem Abbild im Brunnen zugewendet. Schwer Atem holend und ohne ſeine Stellung zu verändern, antwortete er:

„Ich betrachte das Bild der Madonna im Waſſer und muß denken, ob die Himmliſche, wenn ſie ihr Spiegelbild erblickte, wohl wiſſen würde, daß ſie ſchön iſt.“

Mehr betroffen über den Ton als über den Sinn ſeiner Rede, den ſie kaum verſtand, meinte Nubia:

„Wie ſollte die Madonna dergleichen Gedanken haben können? Betrachte ſie doch! Was weiß ſie davon, wie ſie ausſieht, warum braucht ſie es zu wiſſen?“

Heinrich ſprach ihr nach:

„Warum braucht ſie es zu wiſſen —“ Und ſeinen Blick mit einem faſt zornigen Ausdruck zu Nubia erhebend: „Ein Menſch verzehrt ſich vor ihren Augen in Sehnſucht und Qualen und ſie ſieht es nicht einmal.“

Er ſchwieg, fuhr aber fort, das Mädchen anzublicken, das jetzt auch auf ihn ſchaute mit einer Miene halb wie Staunen, halb wie Schrecken. Eine Weile blieben ſie ſo, jedes durch den Blick des andern gleichſam gebannt. Plötzlich ergriff Heinrich Nubias Hand, zog ſie mit Heftigkeit zu ſich hin, ſo daß ſie ſich weit über das Becken neigen mußte.

„Sieh Dich an,“ rief er leidenſchaftlich, „ſieh das Bild Deiner Schönheit an, die mich vor Deinen Augen von Sinnen bringt, ohne daß Du es nur merkſt!“

Er umfaßte ſie, die mit keiner Bewegung ſich ſträubte, mit beiden Armen und wollte ſie an ſich reißen. Da erblickte er auf dem klaren Waſſerſpiegel dicht neben Nubias ſchönem und bleichem, aber vollkommen ruhigem Antlitz ſein eigenes Geſicht, fahl, mit glühenden Augen, entſtellt von Leidenſchaft, daß ihn vor ſich ſelber Entſetzen ergriff und er mit einem Stöhnen von dem Mädchen abließ. Sein Geſicht, als wollte er es vor Nubia verbergen, mit beiden Händen bedeckend, glitt er an der Einfaſſung des Beckens nieder, ſchwer mit dem Kopf gegen den Stein aufſchlagend. Das Uebermaß ſeiner Empfindungen erpreßte ihm ein krampfhaftes Schluchzen.

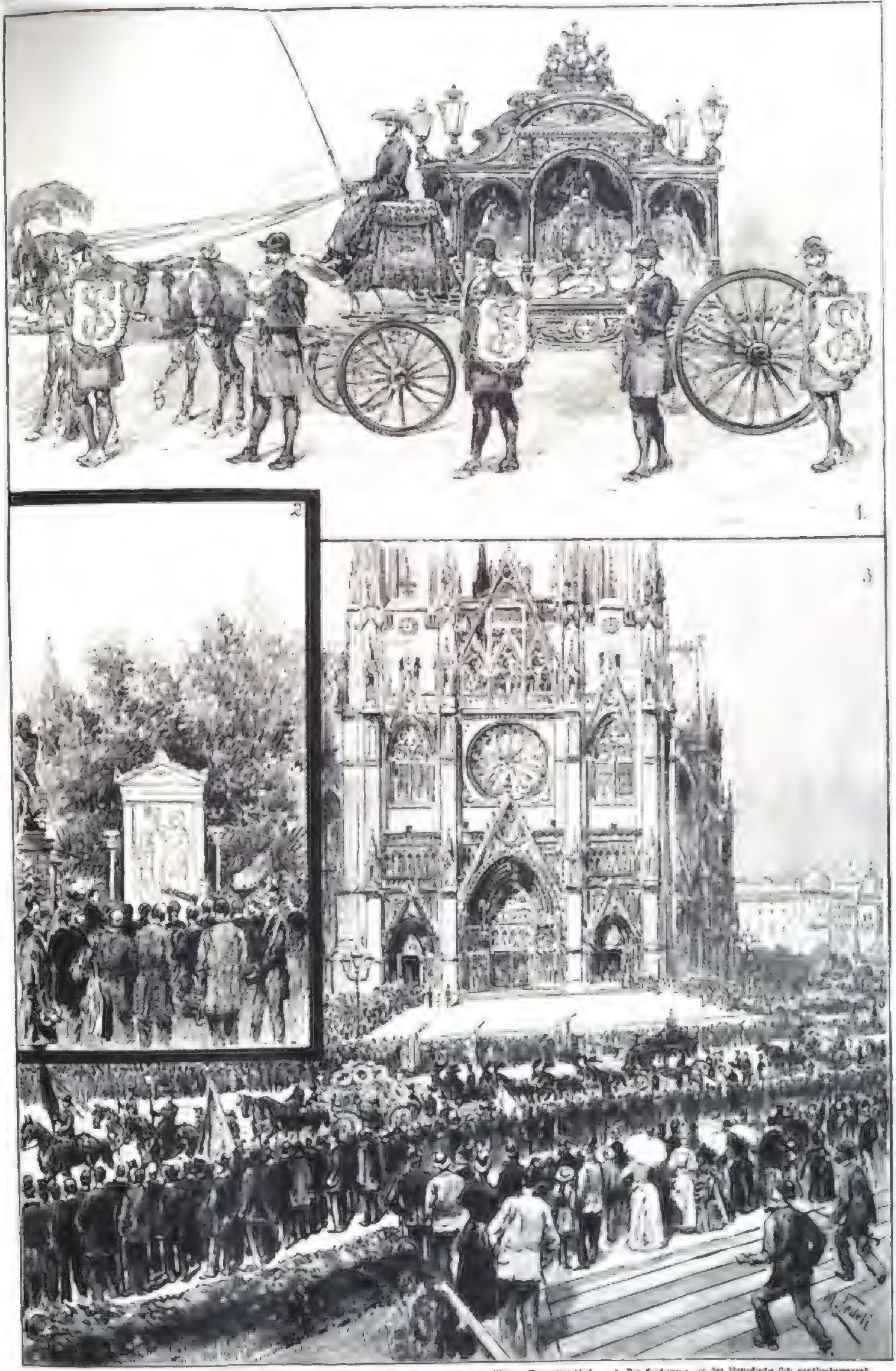
Nicht fähig, ein Glied zu rühren, ſtand Nubia neben ihm. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, ſo daß ihr herrliches Geſicht mehr als je einem Bild aus Erz glich. Sie ſah den Gaſtfreund ihrer Mutter am Boden liegen und mit einem Schmerz ringen, von dem dieſe Tochter der Wildnis nichts gewußt hatte. Sie hörte ihn verworrene Worte ſtammeln, ſinnloſe Reden führen, ſie hörte, wie er ſeine Liebe für ſie ausſtöhnte, hörte ihn ihren Namen rufen, wie wenn ſie die Göttliche ſelber wäre, hörte ſeine Seufzer, als ob er ein Sterbender ſei. Aber keine Bewegung konnte ſie thun, keines Lautes war ſie fähig, kaum daß ſie ihre Augen von ihm abzuwenden vermochte. Dieſe fielen auf ihr eigenes Geſicht im Spiegel der Flut, und nun ſtand ſie und ſtarrte ſich ſelbſt an. Schön ſollte ſie ſein! Um ihrer Schönheit [illegible], ihre Schönheit hatte den [illegible] ihrer Mutter in die Verzweiflung [illegible]! So war denn die Schönheit etwas Unheimliches? Sie begann zu empfinden, daß etwas mit ihr vorging, etwas Fremdes und Unbegreifliches, etwas, das ihr Grauen erregte. Ihr eigenes Geſicht ward ihr unheimlich, ſie blickte fort, ihre Augen ſuchten das Gnadenbild unter dem Baum. Aber da faßte ſie Entſetzen, auch die Madonna trug ihre Züge! Dieſen Augenblick ſah ſie es zum erſtenmal, erſt dieſen Augenblick erkannte ſie an der Göttlichen ihr eigenes Geſicht, ſtreng und finſter ſchaute es auf ſie herab mit toten, glimmenden Augen.

VII

Heinrich raffte ſich auf. Wie ein Trunkener ſchaute er um ſich und brach, als er ſich allein fand, in ein hohles Gelächter aus. Eine Zeit lang ſtand er und ſtarrte auf das Madonnenbild unter dem Baldachin von Zweigen. Es fuhr ihm durch den Sinn, das Gemälde herabzureißen und ſein eigenes Werk zu zerſtören, aber dann überkam ihn das Bewußtſein ſeines Elends, ſo daß er daneben nichts anderes mehr zu fühlen vermochte, und ſtürzte davon. Ohne der Sommergluten zu achten, lief er in die Felſenöde hinein, ſeine Schritte nicht eher hemmend, als bis ſeine Kräfte erſchöpft waren und er ſich, wo er gerade ſtand, niederwarf. Nun verſuchte er zu denken, über das Geſchehene zu brüten; aber er hatte von dem eben Erlebten nur eine ganz verworrene Erinnerung behalten und beſann ſich der Worte, die er zu dem Mädchen geſprochen, dunkel wie eines Traumes. In deſto ſchärferer Wirklichkeit ſtand das Geſicht vor ihm, mit dem ſie ihn angehört und das bei all ſeinem ſinnloſen Liebesſtammeln während des ganzen Ausbruchs ſeiner übermächtigen Leidenſchaft keine Miene verändert hatte, mit Augen auf ihn herabblickend, die ebenſo gut einer Bildſäule hätten angehören können.

„Sie hat keine Seele,“ murmelte er vor ſich hin, „keine Seele, keine Seele; wie hätte ſie ſonſt ſo daſtehen können, ohne ein einziges Wort, ohne eine einzige Regung, fühllos wie Stein! Aber ſie wird es noch bereuen, ich weiß, ſie wird es bereuen! So etwas rächt ſich im Leben.“ In dieſer Weiſe wühlte er ſich immer tiefer in ſeinen Liebesſchmerz ein, ſeine Qual ſteigernd, bis er es glücklich dahin gebracht hatte, gegen das ſchöne und fühlloſe Geſchöpf einen wahren Haß zu empfinden. Aber das verminderte weder ſeine Leidenſchaft, noch ſeinen Kummer. Beides ſchlug wie Flammen über ihm zuſammen, daß ihm war, als ob es für ihn keine Rettung mehr gäbe. Denn wie er auch grübelte und ſich den Kopf zerſann, er fand aus dieſem Labyrinth von Leidenſchaften keinen Ausweg. Nun begann er auf das unſinnigſte gegen ſich ſelber zu wüten. Das komme davon, wenn man nach Rom ginge, um in dieſer Stadt alles Lebens ein frommer Nazarener zu werden; das komme davon, wenn man mit zweiundzwanzig Jahren ſich in ein Kloſter ſteckte, wo man weder auf der Leinwand noch im Herzen etwas anderes dulden durfte als Glorienſchein und Faltenwurf; das komme von ſolcher Unnatur! Nun müßte er büßen, daß er ſo lange Zeit die Schönheit lediglich als Mittel zum Zweck angeſehen hatte, zu dem Zweck, Andacht zu erwecken — Andacht! War es erhört! Schönheit und Andacht — die Schönheit als Reizmittel für überſinnliche Begriffe, als Kupplerin, um Erde und Himmel zuſammenzubringen. Es war Frevelthat, es war Gottesläſterung! Die Schönheit der Menſchengeſtalt war geſchaffen worden, damit der Menſch ſie als das Höchſte empfinde und genieße, was der Himmel ſeinen Kindern zu ſpenden vermochte. Lieben ſollte der Menſch die Schönheit, die Schönheit ſollte den Menſchen beſeligen. Wehe dem Thoren und wunderlichen Schwärmer, der verſuchte, ſich dieſer Allmacht zu entziehen, ihn [illegible]

Vor der Säulenhalle von Core.
Nach einer Originalaquarelle von Profeſſor Carl [illegible]



1. Der Prunkwagen der Wiener Leichenbeſtattungsgeſellſchaft „Concordia". — 2. Das Grabmal auf dem Wiener Zentralfriedhof. — 3. Der Leichenzug an der Votivkirche ſich vorüberbewegend.

Franz Schuberts Wiederbeſtattung. Originalzeichnung von M. Ledeli.

Die ausländiſchen Kolonien in Paris.

Von

Eugen von Jagow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der jüngſte Erlaß des Präſidenten Carnot bezüglich der in Frankreich wohnenden Nichtfranzoſen hat die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf dieſe letzteren gelenkt, und die nachfolgenden Auseinanderſetzungen über die Fremdenniederlaſſungen in der franzöſiſchen Hauptſtadt werden daher gerade in dieſem Augenblick beſonders willkommen ſein.

Die Frage der „Ausländer in Paris“ iſt während der letzten Jahre wiederholt in den franzöſiſchen Blättern erörtert worden, aber freilich mit der größten Gehäſſigkeit im Hinblick auf die Deutſchen. Selbſt in denjenigen Preßorganen, welche den Chauvinismus und den Deutſchenhaß nicht berufsmäßig betreiben, war doch die beſondere Abneigung gegen die Sieger von Sedan zwiſchen den Zeilen zu leſen.

Die Wühlereien gegen die Fremden haben zwei Beweggründe: einmal — inſoweit es ſich um die Deutſchen handelt — den des blinden Haſſes, welcher in letzter Linie auf die nationale Eitelkeit zurückzuführen iſt. Alsdann den des Niederganges von Handel und Wandel und der einſt den Weltmarkt beherrſchenden Pariſer Gewerbthätigkeit, welchen man — in einer für den Franzoſen bezeichnenden Verblendung — nicht etwa den hohen Löhnen, dem Luxus der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, der Läſſigkeit der franzöſiſchen Konſuln, kurzum den eigenen Fehlern und Schwächen zur Laſt legt, durch welche die wachſende Konkurrenz des Auslandes begünſtigt wird, ſondern der Bosheit der „friedlichen Invaſion“ ſeitens der Fremden.

Nur zu oft wendet ſich der Pariſer Gewerbetreibende, um ſich des unbequemen ausländiſchen Mitbewerbers zu entledigen, an die niedrigſten Regungen der Maſſen, läßt ſich durch eine feile Preſſe unterſtützen, die durch ihn lebt und durch die er die Zahl ſeiner Kunden zu vermehren hofft. In der That werden die, welche ſich ausländiſcher Arbeiter bedienen oder gar ihre Waren aus Deutſchland entnehmen, ſo lange der öffentlichen Mißachtung empfohlen, bis ſie ſchließlich zu den Gewaltmitteln greifen.

Ich verzichte darauf, auf dieſe unerquicklichen Verhältniſſe hier näher einzugehen, welche früher ſchon in dem Spionengeſetz von Boulanger ihren bezeichnenden Ausdruck gefunden haben, und gehe ohne Weiteres zur näheren Beleuchtung der Sache ſelbſt über.

Aus der Volkszählung des Jahres 1886 geht hervor, daß ſich in Paris 181,253 Fremde befanden, mithin 8 bis 9 Prozent der Bevölkerung. Aus einem intereſſanten Aufſatz des deutſchen Reichstagsabgeordneten Bamberger aus dem Jahr 1867 erſehe ich, daß die Fremden damals 5½ Prozent ausmachten. Der Zuwachs iſt alſo im Hinblick darauf, daß ſich das Erwerbsleben in Frankreich ſeit jener Zeit ſtark zentraliſirt hat, weder überraſchend noch für einen franzöſiſchen Vaterlandsfreund erſchreckend.

Sehen wir nun, wie ſich die Ziffern zwiſchen den verſchiedenen fremdländiſchen Nationen verteilen, und gehen wir auf diejenigen Deutſchlands, welche uns natürlich am meiſten am Herzen liegen, zuletzt und am ausführlichſten ein. Von beſonderem Intereſſe iſt es natürlich, auf die Stadtteile zu achten, in welchen die Belgier, die Schweizer, die Engländer, die Amerikaner und ſo weiter ihr Hauptquartier aufgeſchlagen haben, denn je nach der Lage, Eleganz und gewerblichen Thätigkeit eines Viertels kann man natürlich auf die Mittel und den Beruf der Ausländer einen ziemlich ſichern Schluß ziehen.

Die Engländer, 12,501 an der Zahl, bewohnen die vornehmen Stadtteile Lutetias; man ſieht ihre mit engliſchen Inſchriften bedeckten Läden, ihre tailors — die Vertreter der franzöſiſchen [illegible] — ihre langgeſtreckten, behäbigen Hotels ſo gut am Tuilerienquartier, am Fuß der Vendômeſäule, deren großer Napoleon einſt von Nelſon beſiegt wurde, wie im Finanzviertel des Parc Monceau. Dort wird mehr engliſch als franzöſiſch geſprochen, und der Franzoſe, der „ſich reſpektirt“, trinkt nur Claret und ſchwärmt für den engliſchen [illegible].

Auf die Spanier (4000) paßt das Schillerſche Wort. Sie wohnen faſt ſo ſtolz wie die Engländer, aber mehr im Grünen, in jenen reizenden ſtädtiſchen Sommerfriſchen, welche das faſhionable Boulogner Wäldchen begrenzen, vor allem in Paſſy und Auteuil. Ihre kleine Kolonie — freilich noch zehnmal größer als die der Portugieſen — [illegible] ſich um den prächtigen Palaſt der Exkönigin Iſabella.

Die [illegible]

[illegible] Geſellſchaft ein vorwiegend aus politiſchen Gründen erklärliches Entgegenkommen. Er lebt nur zu oft von der Freigebigkeit des franzöſiſchen Amphitryon, deſſen auf dem Gebiet der Geographie und Ethnologie nicht eben ſehr bewanderten Gäſte in ihm einen Repräſentanten des geheimnisvollen Orients ſehen, wie in dem Ungarn den Vertreter der von den Romanſchreibern geprieſenen ritterlichſten Nation der Welt. Mit der Leidenſchaft einer Modekrankheit feiert man die ruſſiſchen Maler im „Salon“ und in den anderweitigen Gemäldegalerien, überſetzt man die Werke der mit dem franzöſiſchen Naturalismus liebäugelnden ruſſiſchen Schriftſteller, führt man die ruſſiſchen Theaterſtücke auf, beklatſcht man die ruſſiſchen Komponiſten und Virtuoſen. Das Wort des erſten Napoleon: Frankreich wird republikaniſch oder koſakiſch werden, verwirklicht ſich in der beinahe moskowitiſch gewordenen Republik in einer die Gegenſätze vereinenden, höchſt überraſchenden Weiſe.

Es iſt allerdings richtig, daß man ſich in Paris nur um die reichen oder reich erſcheinenden Ruſſen kümmert, welche die eleganten Viertel — un peu partout — bewohnen. Die ſehr armen, insbeſondere die zahlreichen polniſchen Juden in den nördlichen, Kleinhandel treibenden Stadtteilen (Roquette, Clignancourt) werden als Parias angeſehen, und ſo iſt denn die ruſſiſche Kolonie in Paris, an deren Spitze der vielumworbene Botſchafter, Herr von Mohrenheim, ſteht, ein kleines Spiegelbild der ruſſiſchen Gegenſätze von Groß und Klein.

Die Zahl der Amerikaner iſt bis jetzt ſtatiſtiſch nicht feſtgeſtellt — wenigſtens iſt ſie mir nicht bekannt. Sie kann nicht groß ſein. Und doch wiegen zehn amerikaniſche Millionäre — und es gibt deren ſehr viel mehr — eine ganze fremdländiſch europäiſche Kolonie auf. Sprechen wir ſogar das große Wort gelaſſen aus: Paris iſt der Amerikaner [illegible]! Die vornehme Pariſer Geſellſchaft iſt völlig amerikaniſirt. Der „New York Herald“ der Avenue de l'Opéra mit ſeinem vielbeneideten transatlantiſchen Kabel, das amerikaniſche Reporterweſen iſt der Pariſer Preſſe zum Modell geworden, das ſie freilich der fehlenden Geldmittel wegen nur unvollkommen nachahmen kann. Die einſt ſo berühmte franzöſiſche Cauſerie, der Esprit im Salon und in der Literatur, die ehemals ſo liebenswürdigen und ritterlichen Umgangsformen der Franzoſen ſind im amerikaniſchen Geldprotzentum verſchwunden wie das Blitzen und Blinken der Goldfiſchchen im Rachen eines unerſättlichen Delphins oder wie das Gezwitſcher farbenprächtiger Vögel in dem gewaltigen Schnabel eines gefiederten Räubers der Lüfte. Die ganze feile Boulevardpreſſe erſtirbt in Anbetung vor der anmaßenden, ebenſo überladenen wie kunſtloſen Pracht der amerikaniſchen Kröſus und Lukull.

Auch die Zahl der Pariſer Skandinavier und Dänen iſt mir nicht bekannt; ſie bewohnen faſt durchweg die wohlhabenden Viertel, woraus man ſchließen kann, daß ſie vorwiegend als Privatleute oder gut geſtellte Kaufleute die geheiligte Pariſer Luft atmen.

Die Griechen, Rumänen, Serben und Bulgaren betragen zuſammen etwa tauſend Köpfe. Der Umſtand, daß ſie faſt durchweg ihr Hauptquartier im Stadtviertel der Ecoles aufgeſchlagen haben, beweiſt, daß es ſich in erſter Linie um Studenten handelt. Letzteres gilt auch, wenn gleich in einem weit geringeren Grade, für die 150 Chineſen, Japaner und ſonſtigen Aſiaten, während die 939 Türken wohl vorwiegend dem Handel mit orientaliſchen Erzeugniſſen obliegen. Die anweſenden Neger gehören zum größten Teil ebenfalls der Studentenſchaft an, ſtellen aber auch ein hübſches Kontingent an Dienſtboten.

Wir kommen nun auf diejenigen Nationen, deren Angehörigen die im Eingang erwähnte Fremdenhetze am meiſten oder ſogar ausſchließlich gilt, auf die Schweizer, Belgier, Italiener, Oeſterreicher und Deutſchen. Sie ſtellen in der That die Arbeiter und Agenten, über deren Mitbewerb der franzöſiſche Arbeiter, Gewerbetreibende und Kaufmann, zum Teil ohne Grund, am meiſten erbittert iſt.

Die Schweizer wohnen im Zentrum der Stadt, alſo in den verhältnismäßig wohlhabenden Vierteln. Ihre Zahl beträgt 23,000, doch behaupten die Chauviniſten, daß ſich unter ihnen viele verkappte Deutſche befänden, wofür der natürliche Beweis indeſſen noch nicht erbracht worden iſt; viele Uhrmacher, überhaupt viele Vertreter derjenigen Erwerbszweige und Handwerksmethoden, welche in dem Lande der Alpen im Flor ſind, trifft man darunter.

Die Italiener, welche im Süden Frankreichs natürlich verhältnismäßig dichter geſät ſind, bilden eine Kolonie von 22,549 Individuen, welche vorwiegend die Arbeiterviertel bevölkern. Der italieniſche Arbeiter, der, beiläufig bemerkt, nach heimiſcher Sitte gern mit dem Meſſer ſpielt, lebt auch nach heimiſcher Sitte von Reis und Makkaroni und fordert [illegible]

Die Belgier — natürlich in den franzöſiſchen Grenzprovinzen noch ſtärker vertreten — bilden in Paris die an Kopfzahl (45,949) ſtärkſte Kolonie. Auch der belgiſche Arbeiter, deſſen Anſprüche an das materielle Leben zwiſchen denen des italieniſchen und franzöſiſchen etwa die Mitte halten, iſt ein böſer Mitbewerber. Der größte Teil der Belgier bewohnt die äußeren Stadtviertel und bedient ſich des bekannten franzöſiſchen Patois. Der Arbeiter erwirbt ſeinen Lebensunterhalt in den Fabriken und durch allerlei Thätigkeit, welche keine größere Handfertigkeit erfordert.

Ungleich gefährlicher für die ſogenannte industrie parisienne, welche noch vor wenigen Jahrzehnten in der That als ein Pariſer Monopol angeſehen wurde, iſt die deutſche und öſterreichiſche Konkurrenz. Nach der Statiſtik gäbe es in der franzöſiſchen Metropole 5000 Oeſterreicher und Ungarn, welche, die gewerbereichen Viertel bewohnend, ihre feinen Lederwaren und andere ſpezifiſch wieneriſche Artikel feilbieten, und 30,000 Deutſche. Auch hier meint die deutſchfeindliche Preſſe, daß die Zahl zu gering gegriffen ſei, da viele unſerer Landsleute ihr Vaterland verleugneten.

Es mag ſein, daß dies noch hie und da der Fall iſt. Aber zur Ehre des geeinigten, ſich ſeiner Kraft bewußt werdenden Deutſchlands ſei es geſagt, daß auch ſeine Vertreter in Paris ſich der Zuſammengehörigkeit mit ihrer Nation immer mehr bewußt werden und dieſe, trotz der ausgeſprochenen Feindſchaft, der das Deutſchtum überall begegnet, immer ſeltener verleugnen.

Bevor ich auf die gegenwärtigen Verhältniſſe der deutſchen Kolonie eingehe, möchte ich auf den ſchon erwähnten Bambergerſchen Aufſatz aus dem Jahr 1867 zurückkommen, alſo auf eine Zeit, in welcher Deutſchland einerſeits noch zerſplittert und ſchwach war, der Deutſche aber andererſeits noch nicht mit dem durch das Jahr 1870 erzeugten Haß zu kämpfen hatte.

Damals gab es eine heſſiſche Straßenfegerkolonie, welche jetzt nur noch der Geſchichte angehört, aber auf den Romanſchreiber jener Zeit dieſelbe Anziehungskraft ausüben konnte wie der vielbeſungene Lumpenſammler von Paris. Sie bewohnte das Schlachthausviertel von La Villette und das communardiſtiſche Belleville. Dieſe Savoyarden Deutſchlands lebten, man darf wohl ſagen, ſchlechter als die Hunde, denen ſie beim Straßenkehren begegneten; aber von einem unwiderſtehlichen Heimweh beſeelt, kehrten die wenigen, welche den Entbehrungen nicht erlagen, mit einer kleinen Erſparnis nach Deutſchland zurück. „Die heſſiſchen Kolonien waren die einzigen,“ ſchreibt Bamberger, „welche ſich nicht mit dem Reſt der Bevölkerung amalgamiren und deren Sprache nicht erlernen wollen. Der Reſt zerſtreut ſich; bei dieſem entſcheidet allein der Zufall, ob man ſich akklimatiſiren wird oder nicht, mehr oder weniger ſchnell akklimatiſiren wird.“

Dieſe Zeiten ſcheinen uns heute um ein Jahrhundert zurückzuliegen. Man begegnet zwar noch vielen deutſchen Namen ſolcher, die heute franzöſiſcher ſind als die Franzoſen ſelbſt, aber die Urſprünge dieſes Renegatentums liegen in einer Zeit, wo ſich der Deutſche im Auslande leider noch nicht vertreten fühlte. Heute würde es einem Deutſchen, ſelbſt wenn er der Ehre ſeiner Abſtammung vergeſſen wollte, ſehr ſchwer fallen, ſich mit den Franzoſen zu „amalgamiren“. Und was Bamberger, auf all die Ereigniſſe unſerer deutſchen Geſchichte hinweiſend, welche zu mehr oder weniger freiwilligen Auswanderungen aus politiſchen Gründen Anlaß gaben und welche den Aufenthalt eines Heine und Börne in Paris erklären, gewiſſermaßen in apodiktiſcher Form gibt: „Der Franzoſe, ganz erfüllt von ſeiner Perſönlichkeit; der Deutſche ſtets bereit, die ſeine aufzugeben,“ hat ebenfalls nur noch hiſtoriſches Intereſſe. Das Dichterwort: „Es wächſt der Menſch mit ſeinen höhern Zwecken,“ gilt auch für die Nation, und ich möchte heute den Vertreter der unſerigen ſehen, welcher dem Vaterlande der Wilſons, der Boulangers, der Floquets ſeine deutſche Perſönlichkeit opferte!

Wenn es mir nicht an Raum gebräche, möchte ich auf Bambergers Erörterungen über die Erwerbszweige der Deutſchen in den ſechziger Jahren näher eingehen. Ein großer Teil von ihnen zeichnete ſich ſchon damals, im Gegenſatz zu den Italienern, durch höhere Kunſtfertigkeiten aus. Das gilt noch heute und ſogar in erhöhtem Maße. Derjenige unſerer Leſer, welcher ſich für dieſen Gegenſtand lebhafter intereſſirt, findet in den verſchiedenen Jahrgängen der weltberühmten „Revue des deux Mondes“ darüber ſehr ſachgemäße und unparteiiſche Aufſätze, aus denen man den erfreulichen Schluß ziehen kann, daß der deutſche Arbeiter und Handwerker zuverläſſiger, mäßiger, arbeitſamer, kunſtſinniger, [illegible] als der franzöſiſche Mitbewerber [illegible]

[illegible] dem Pariſer [illegible] ohnmächtigen [illegible] woraus man [illegible], welche ſich [illegible] und Agenten [illegible] die an [illegible] Chaumont [illegible]

[illegible] einführt mit [illegible] an dieſer ein [illegible] aus Bayern

26,000 Tonnen Bier à 67 Liter eingeführt. Heute hat ſich dieſe Ziffer zum mindeſten verzehnfacht, wo nicht verzwanzigfacht. Wohin man ſieht — Brasseries mit Münchener Bier; und alle Zeitungspolemik, alle Ausſtellungen franzöſiſcher Biere fördern nur den Abſatz des deutſchen Gerſtenſafts. Man trinkt ihn, weil er eben beſſer iſt, mit einem Pereat auf Deutſchland, was das Wohlbehagen des franzöſiſchen Trinkers erhöht, ohne Deutſchland zu ſchaden.

Die Zahl der deutſchen Vereine hat ſich ſeit Boulanger, trotz der melodramatiſch inſcenierten Sturmangriffe auf deren Bierhäuſer durch den braven Déroulède, ſtark vermehrt. Der Turnverein, die philharmoniſchen Geſellſchaften haben die volle Blüte des Chauvinismus überdauert; andere Vereine ſind daneben entſtanden, die wohlthätigen Stiftungen nicht zu vergeſſen. Man lebt ſtiller, mehr unter ſich — aber darum nicht minder vergnüglich.

Zum Schluß noch ein Wort über den Wohlthätigkeitsverein, der in wahrhaft aufopfernder Weiſe ſeiner Beſtimmung entſpricht, aber unmöglich all die naiven Forderungen befriedigen kann, die man an ihn ſtellt. Eine unvermögende Witwe mit vier Kindern beiſpielsweiſe reiſt nach Paris in der zuverſichtlichen Hoffnung, in dieſer deutſchfeindlichen Stadt ein neues Kalifornien zu entdecken. Hier, denkt ſie, müſſen die Schätze wie in der Höhle Ali Babas angehäuft liegen, und die Enttäuſchung iſt faſt ebenſo groß wie das Elend, das ihrer und aller übrigen gutherzigen Thoren wartet.

Was ich hier ſage, iſt nichts Neues. Läßt doch der Wohlthätigkeitsverein alljährlich ſeinen Warnruf ertönen, nicht nach Paris zu gehen, wenn man über keine ſicheren Mittel verfügt. Aber gerade im Hinblick auf die große Verbreitung von „Ueber Land und Meer“ will ich, auf die Gefahr hin, längſt Bekanntes zu wiederholen, einer patriotiſchen Pflicht genügen. Möchten alle Leſer auf die ihnen zugänglichen Kreiſe in gleicher Weiſe klärend und menſchenfreundlich wirken!

Wie weit der neueſte franzöſiſche Regierungserlaß von fernerer Einwanderung abſchrecken und ſomit auch ohne anderes Zuthun Enttäuſchungen der letztgedachten Art künftighin nach Möglichkeit verhindern, welche Wirkungen er überhaupt hervorrufen wird, das hängt in erſter Linie von ſeiner Handhabung und den Schritten ab, die ſich etwa noch an ihn knüpfen werden. Thatſache iſt, daß faſt alle maßgebenden Pariſer Blätter die von Floquet, dem Conſeilpräſidenten, ausgehende Fremdenverordnung als eine der republikaniſchen Freiheit unwürdige, ungeſetzmäßige und überdies nutzloſe, den Geldbeutel von Paris ſchädigende Maßregel brandmarken.

Allegro.

(Hiezu das Bild Seite 77.)

Eines der erſten Gemälde, durch welche Gabriel Max ſeine Eigenart bekundete, war ſein „Adagio“, jenes junge Mädchen, das zur Seite eines noch jugendlicheren Knaben in herbſtlich angehauchter Landſchaft ſitzt und in den ſtillen Abend hinausträumt. Wie er dort die muſikaliſche Stimmung eines klaſſiſchen Tonſatzes in dem getragenen Zeitmaß des Adagio in maleriſche Darſtellung umzuſetzen verſuchte, ſo will das heute unſeren Leſern mitgeteilte neuere Gemälde dieſes in Farben dichtenden Seelenſchilderers die Stimmung eines leidenſchaftlich bewegten Allegro vergegenwärtigen. Freilich dürfen wir in dieſem Fall die italieniſche Tempobezeichnung nicht etwa wortgetreu mit „munter“, „fröhlich“ oder dergleichen überſetzen wollen. Es iſt nur der lebhaft bewegte Charakter des Allegro, der hier zu Grunde liegt und ſich diesmal in der ſtürmiſchen Inbrunſt bekundet, mit der eine jugendliche Seele die Gefühle, von denen ſie erfüllt iſt, in frommem Gebete dem Himmel anvertraut, in ſeinen Schutz und Schirm befehlend, was ihr glühendes, laut klopfendes Herz ſo tief erregt. War es wohl ein vorhandenes Muſikſtück, das in der Bruſt des Malers gerade dieſen Widerhall wach gerufen, oder wird vielleicht demnächſt ein begabter Tondichter ſich durch das Max'ſche Gemälde angeregt fühlen, ein neues Allegro in dieſem Sinn zu komponieren? — Warten wir's ab!

G. B.

Literatur

— **Den Leſern unſerer „Deutſchen Romanbibliothek“** iſt **Auguſt Niemann** durch ſeinen geiſtvollen Roman „Des rechten Auges Aergernis“ ſicherlich in beſtem Gedächtnis. Zeigt er uns dort eine von Geburt vornehme Welt, deren hochangeſehener Hauptvertreter durch ſeeliſche Haltloſigkeit Stufe um Stufe herabſinkt und ſchließlich zum Mörder wird, während die Tochter eines beſcheidenen Beamten ſich durch ihre moraliſche Kraft über alle Kämpfe und Mächte, die ein widerſtrebendes Geſchick ihr auferlegt, bewunderungswürdig erhebt, ſo führt uns ſein neueſtes Werk: „Eulen und Krebſe“ (E. F. Thienemann [J. Goeſch] in Gotha) wieder in ganz andere Umgebung. Die Buchhandlung von Friedrich Schillwälder, die zu Beginn der Erzählung das Jubelfeſt ihres fünfzigjährigen Beſtehens feſtlich begeht, während ſich heimlich bereits der Abgrund aufthut, der ſie zu verſchlingen droht, bildet ſamt dem, was zu ihr in nähere Beziehung tritt, den Hauptſchauplatz der Geſchehniſſe. Auch im vorliegenden Fall iſt die Zeichnung, die den behandelten Kreiſen zukommt, ausgezeichnet getroffen. Durch die echte und überzeugende Ausmalung aller Einzelheiten, was von vorn herein feſſelnd, verſteht es der Verfaſſer, für die Geſchicke des Hauſes Schillwälder und ſeiner bereits herangewachſenen Kinder, die durch ihre eigenwilligen Anſichten von Glück und Lebensgenuß den guten, aber ſchwachen Vater in ſchwere Sorgen ſtürzen, unſer lebhaftes Intereſſe in Anſpruch zu nehmen und bis zum Schluſſe feſtzuhalten. So geſtaltet Auguſt Niemann aus Eulen und Krebſen — erſtere als Symbol der Wiſſenſchaft auch dem Buchhandel heilig, letztere die bekannte buchhändleriſche Bezeichnung für unverkaufte, an den Verleger zurückgelangende Bücher — einen bürgerlichen Roman hervorragenden Ranges.

— **Zwei launige Erſcheinungen aus jüngſter Zeit** können wir allen empfehlen, die gern einmal in harmloſer Heiterkeit den Ernſt des Tages abſtreifen. Das eine der beiden Büchlein führt den Titel „Von einem, der auszog, artig zu werden, ein neuzeitlich-vorzeitpolitiſches Märchen“ von **Richard Schmidt-Cabanis** (Berlin, A. Eckſtein Nachfolger). Der Held, „ſein Prinz“, und die Heldin, „ſeine Prinzeſſin“, erleben Abenteuer, die ebenſo drollig als beziehungsreich ſind. — Mehr ein Kranzgewinde froher Einfälle und luſtiger Anekdoten, an ſeinen Anſatzpunkten mit paſſenden Notizen verſehen, iſt: „Das Buch von der Schwiegermutter, eine kulturhiſtoriſch-humoriſtiſche Unterſuchung von Dr. **Adolf Kohut** (Zürich, Verlags-Magazin). Daß es mit der „Rehabilitierung der Schwiegermutter“ ſchlecht ſteht, wird auch die Bücherkundigen milder ſtimmen, auf deren Koſten hier gelacht wird.

— **Die Geſchichte der neueren Kunſt**, in unſere akademiſchen Studien erſt ſeit nicht allzu langer Zeit aufgenommen, iſt trotz ihrer Jugend oder vielleicht eben um dieſer Jugendlichkeit und um des Reizes willen, den ſie für jeden Freund des Schönen haben muß, ganz dazu angethan, mehr und mehr ein Gemeingut der Gebildeten zu werden. Um ſie aber mit Verſtändnis und Genuß verfolgen zu können, muß man ſich vor allem einen annähernden Begriff von dem Weſen und der Handhabung der verſchiedenartigen Kunſttechniken machen können. Dem entſprechend beſchäftigt ſich die ſehr empfehlenswerte „Einleitung in das Studium der neueren Kunſtgeſchichte“ von Profeſſor Dr. **Alwin Schultz** (Leipzig, G. Freytag) ihrem weitaus größten Teile nach mit der „Technik der verſchiedenen Künſte“, während die zunächſt an die Jünger des Fachſtudiums ſich wendende „Technik der Kunſtgeſchichte“ ſelbſt ſich auf verhältnismäßig kleinem Raum erledigen ließ. 351 Textilluſtrationen und 12 Tafeln in teilweiſe ſchönem Farbendruck vergegenwärtigen das im Buch Beſprochene, und der Einbanddeckel, einem Prachtband aus dem letzten Jahrhundert nachgebildet, ſchließt das Ganze auch äußerlich ſtilgemäß ab.

— **Nachdem „das Land, wo die Zitronen blühn“** lange genug die ausſchließliche Zehrmutter deutſcher Malerei gebildet, lenken neuerdings unſere nordweſtlichen Nachbarn immer mehr unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Dieſen Beſtrebungen kommt unter anderem das ſoeben erſchienene Buch: „Das moderne Holland. Skizzen und Umriſſe aus dem Lande der Waſſerbauten“ von **Marie L. A. Mohr** (Berlin, Roſenbaum & Hart) entgegen. Es iſt ganz intereſſant zu verfolgen, wie ſich dieſes kanaldurchſchnittene flache Küſtengebiet und ſeine Bevölkerung in weiblichen Augen ſpiegelt, namentlich wenn es ſich wie hier um ein Augenpaar handelt, das zu ſehen, eine Feder, die zu ſchreiben, einen Geiſt, der zu beurteilen verſteht. Mag man auch manche Urteile — beiſpielsweiſe das ſehr verwegene, daß die holländiſchen Maler faſt alle ſchlechte Zeichner ſeien — keineswegs unterſchreiben, ſo gibt das Buch doch ſchätzbare Anregungen und wohl durch die Entſchiedenheit, mit der die Verfaſſerin ihre Standpunkte einnimmt, einen erfriſchenden Genuß.

— **Das Jahr 1869 mit ſeiner großen internationalen Kunſtausſtellung** im Münchener Glaspalaſt, auf welcher zum erſtenmale Courbet und der neuzeitliche franzöſiſche Realismus in Deutſchland ſich geltend machten, bezeichnet einen entſcheidenden Wendepunkt in der deutſchen Malerei. Gerade bis zu dieſem reicht das jüngſt erſchienene Buch: „Deutſche Maler von Asmus Carſtens an bis auf die neuere Zeit, in einzelnen Werken kritiſch geſchildert“ von **Hermann Becker**, von dem gleichnamigen Sohne des verſtorbenen Hiſtorienmalers und Kunſtſchriftſtellers herausgegeben (Leipzig, Karl Reißner). Ueber jenen Wendepunkt hinaus vermochte der Verfaſſer, der ganz in den Grundſätzen der älteren Schule ſtand, der modernen Bewegung nicht zu folgen; von der gedachten Periode aber gibt ſein Buch ein innerhalb ſeiner Schranken ſchätzenswertes Bild.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bühne.

— **Die Wintercampagne auf den Brettern, die die Welt** bedeuten, hat begonnen, und die Bühnen fangen an, ihre Neuigkeiten ins Treffen zu führen, mit denen ſie die Gunſt des Publikums zu erobern gedenken, leider nicht immer mit dem gewünſchten Erfolge. So hatte am Königlichen Hoftheater in Hannover die erſte Neuigkeit der Saiſon, das vieraktige Luſtſpiel „Fliegen in der Sonne“ von Max Bernſtein, vom Anfang an einen ſehr mäßigen Erfolg und nach dem letzten Akte ſogar einen ausgeſprochenen Mißerfolg. Der Grund der Ablehnung iſt hauptſächlich in den politiſchen Anſpielungen zu ſuchen, welche gerade in Hannover einen Teil des Publikums verſtimmen mußten. — Beſſeren Erfolg hatte das Darmſtädter Hoftheater mit der erſten Aufführung des neuen vieraktigen Luſtſpiels von Johannes Wilda „Unſere Zeitung“. Der Verfaſſer hat ſich die Großſtadtpreſſe zur Unterlage ſeiner Arbeit gewählt und in wirkſamer Weiſe ſowohl die Stellung der Journaliſten wie die die größeren Tageszeitungen beſtimmt. Bei Vermeidung aller trivialen Luſtſpieleffekte, hat er es verſtanden, das Stück in einem zwar heiteren, aber doch immer vornehmen Tone durchzuführen, wie er in den Geſellſchaftskreiſen, in denen die Handlung ſich abſpielt, natürlich iſt. — Hübſche Erfolge hat die leicht geſchürzte Operettenmuſe zu verzeichnen. So errang das Hamburger Karl Schultze-Theater mit dem „Glücksritter“ von Czibulka den lebhafteſten Beifall des Publikums, welcher ſowohl der leichtfließenden, melodiöſen Muſik wie auch dem flotten und ſpannenden Textbuch, das Genée, [illegible] und Zappert gemeinſam verfaßt, zu verdanken iſt. Der kurze Inhalt der Handlung iſt folgender: Ein junger Schotte, Henry Mac Donald, kommt im Jahre 1660 als Abenteurer mit ſeinem Diener Tobby nach London, wo nach Cromwells Tod einigermaßen anarchiſche Zuſtände herrſchen. König Karl II. befand ſich nach ſeinem verunglückten Unternehmen gegen Cromwell, das mit der Schlacht von Worceſter endigte, in den Niederlanden und verſuchte, von dort aus eine Gelegenheit zu erſpähen, um wieder feſten Fuß in England faſſen zu können. Die republikaniſche Partei verlor nach Cromwells Tod immer mehr ihren feſten Halt, und die Royaliſten ſetzten die Zurückberufung des Königs durch. Zu dem Zwecke des Textbuches iſt der Schwerpunkt der auf Wiedereinſetzung des Königs gerichteten Agitation in die Perſon der Königin gelegt, die aus Holland im geheimen nach London gekommen iſt, um dem König den Weg zu bereiten. Mit Hilfe einer Vertrauten, der Nichte des puritaniſch-republikaniſchen Kommandanten von London, weiß ſie die Royaliſten um ſich zu verſammeln, und ihr perſönliches Auftreten gewinnt die Herzen des Volkes für ihre Sache. In die vorbereitenden Intriguen wird der arglos junge Schotte durch ein Liebesverhältnis zu der jungen Vertrauten der Königin, Lady Beatrice Hamilton, hineingezogen, und ohne daß er eine Ahnung hat, welcher Partei er dient, muß er ſich, als König verkleidet, von den Puritanern gefangen nehmen laſſen. Daß ſich der Knoten im letzten Augenblick vor der ſchon beſchloſſenen Hinrichtung des vermeintlichen Königs wieder öffnet und der junge Glücksritter den Lohn ſeiner Hingebung durch die Hand der Geliebten erhält, iſt ſelbſtverſtändlich. — Im Theater an der Wien fand nicht minder freundliche Aufnahme „Der Schelm von Bergen“ von Alfred Oelſchlegel. Der Text dieſer Operette iſt nach Julius von der Trauns gleichnamiger Erzählung frei bearbeitet von Karl Lindau und Konrad Loewe, die Muſik äußerſt gefällig, voll von reizenden Melodien, die ihren Schöpfer als einen erfindungsreichen, ſich von der Schablone möglichſt frei machenden Muſiker kennzeichnen. Der Kern der Handlung, mit der eine Menge hochintereſſanter Epiſoden verflochten iſt, iſt in kurzen Zügen folgender: Roland, der Sohn des „Freimannes“ von Bergen, durchzieht als fahrender Sänger die Welt. Schon in früheſter Jugend wurde er von ſeinem Vater in die Fremde geſandt, um dem Fluche des ehrloſen Gewerbes, das ſich von Vater auf Kind vererbt, zu entgehen und in die Gemeinſchaft ehrlicher Menſchen eintreten zu können. Lange Jahre hat er nichts von ſich hören laſſen, da zieht ihn plötzlich Sehnſucht in die Heimat zurück. Hier treibt er ſich mehrere Tage unerkannt umher, verliebt ſich in Adeline, des Raubritters Balduin Kind, und weiht ſie in das Geheimnis ſeines Lebens ein. Adeline, deren Herz ihm anfangs in Liebe entgegenſchlägt, ſchaudert zurück und löſt den kaum geſchloſſenen Bund. Schon will Roland mit ſeinem Jugendfreunde Bergen verlaſſen, als ihn ein Befehl zurückhält. Der regierende Herzog hält in Bergen ſeinen Einzug. Unter die frohen Jubelrufe des Volkes miſcht ſich auch der Willkommgruß des fahrenden Sängers. Roland macht mit ſeinem Willkommliede ſo mächtigen Eindruck auf die Schweſter des Herzogs, daß dieſe in Liebe zu ihm entbrennt und ihn für den Abend zum Mummenſchanze ladet. Er hat Gelegenheit, mit ihr allein zu ſein, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, und ſie geſtattet ihm einen Kuß. Aber der unglückliche Troubadour wird von Adeline, deren Herz aufs neue von Eiferſucht durchwühlt wird, verraten. Da Roland leugnet, wird Erich, der alte Freimann, herbeigeholt, um die Wahrheit zu bezeugen. Dieſer erkennt die Gefahr ſeines Sohnes und verleugnet ihn. Roland iſt gerettet und [illegible]. Er hat Gelegenheit, eine Verſchwörung der Raubritterſchaft zu entdecken, und rettet ſo ſeinem Fürſten das Leben. Zum Danke hierfür tilgt dieſer den Makel ſeiner Vergangenheit und ſchlägt ihn zum Ritter „Schelm von Bergen“, während ihm die erlauchte Huldin die Hand fürs Leben reicht.

— **In den Künſtlergarderoben des neuen Wiener Hofburgtheaters** ſoll eine Neuerung eingeführt werden, die würdig des Jahrhunderts des Dampfes und der Elektrizität iſt. Während bisher die Künſtlerinnen des Hofburgtheaters die niedlichen Löckchen, die ihren Stirn und Nacken zieren, ausſchließlich mittels Brenneiſen kräuſeln, welche an gewöhnlichen, altmodiſchen Spiritusflämmchen erhitzt werden, gedenken nun die Ingenieure der Hofbühne mit dieſer feuergefährlichen Erwärmungsmethode zu brechen und an Stelle des veralteten Spirituskochapparates das moderne elektriſche Brenneiſen zu ſetzen. Die Friſeure und Friſeuſen verhalten ſich allerdings der Neueinführung gegenüber ein wenig ablehnend, da ſie befürchten, daß die Hantierung mit dem elektriſchen Brenneiſen Gefahren für den Haarkünſtler und den Friſierten ſelbſt in ſich ſchließen könnte.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die belgiſche Regierung hat um den Preis von** 300,000 Franken ſehr wertvolle, auf die Geſchichte der Niederlande bezügliche Manuſkripte und Dokumente, welche früher den verſchiedenen belgiſchen Abteien gehörten und ſeinerzeit beim Einbruch der Franzoſen geraubt worden, aus dem Nachlaß eines engliſchen Bibliophilen zu Cheltenham zurückerworben.

— **Die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften hat eine** neue hiſtoriſche Kommiſſion eingeſetzt, welche analog den monumenta germaniae hiſtorica monumenta boruſſica herausgeben ſoll, welche zunächſt die Zeit von 1713 bis 1786 umfaſſen werden.

— **Das Cluny-Muſeum in Paris hat koſtbare deutſche** Altertümer, Kunſtwerke der Holzſchnitzerei aus dem ſechzehnten Jahrhundert, erworben. Zu den hervorragendſten Stücken zählt eine aus Holz geſchnitzte, nackte weibliche Figur, welche eine Säule [illegible]. Sie galt zwei Jahrhunderte hindurch für eine Arbeit Albrecht Dürers und iſt unter dem Namen „die Frau“ bekannt.

— **Bei Durchforſchung des Tempels in Kleinaſien** unweit Smyrnas hat der belgiſche Archäolog Martin Schwedthal eine gewaltige pelasgiſche Feſtung entdeckt, deren Alter auf mehr als 3000 Jahre angeſchlagen iſt.

— **Der ſchweizeriſche Ingenieur Simon iſt beauftragt,** für die nächſtjährige Pariſer Weltausſtellung eine ungeheure Erdkugel anzufertigen, deren Durchmeſſer 13 Meter und deren Oberfläche mehr als 500 Quadratmeter beträgt. Die Ländermaſſen werden ſich darauf in Relief erheben.

— **Ein erfinderiſcher Amerikaner iſt, wie ein New-Yorker** Blatt zu erzählen weiß, auf die Idee verfallen, ein Theaterblatt von ganz abſonderlicher Beſchaffenheit herauszugeben. In der richtigen Vorausſetzung, daß das kunſtliebende und hochverehrungswürdige Publikum im Theater neben den künſtleriſchen auch die materiellen Genüſſe liebe, ließ er durch einen renommierten Konditor aus einem ſehr ſüßen Blätterteig dem Schreibpapier ähnliche Blätter anfertigen. Auf dieſelben wird dann nicht mit Druckerſchwärze, ſondern mit verdünnter Schokolade außer einigen kurzen und witzigen Artikelchen das Programm der jedesmaligen Vorſtellung gedruckt. Nachdem das Blatt ſeiner künſtleriſchen Beſtimmung genügt hat, erfüllt es in der Pauſe, in welcher ſämtliche Theaterzettel, ſofern ſie dann überhaupt noch vorhanden ſind, aufgeknabbert werden, erſt ſeinen eigentlichen Beruf.

— **Der preußiſche landwirtſchaftliche Miniſter hatte dem** Seidenzüchter Buchwald in Reichenbach 40 Morgen Eichenbeſtand aus den Staatsforſten zu Verſuchen mit der Züchtung des Eichenſeidenſpinners vor fünf Jahren überlaſſen. Auf Grund ſeiner ſeither gemachten Erfahrungen hat nun Buchwald auf der Generalverſammlung des ſchleſiſchen Forſtvereins mitgeteilt, daß der Zucht des chineſiſchen Eichenſpinners klimatiſche und finanzielle Schwierigkeiten nicht entgegenſtehen und die Seide von den in dem Verſuchswalde gezüchteten Eichenſpinnern, in Krefeld verarbeitet, ſich der beſten Mailänder Seide ebenbürtig erwieſen hat. Bei dem Reichtum Deutſchlands an Eichen glaubt er, daß die Seidenzucht bei uns ſehr einträglich werden könne.

— **Auch in Frankreich machen ſich Beſtrebungen bemerkbar,** die Rechtſchreibung zu vereinfachen. So ſchlägt Felix Clément, ein bekannter Schulmann, vor, die überflüſſigen Schriftzeichen abzuſchaffen und ſtatt ph: f zu ſchreiben, alſo filoſofe, ſtatt th: t, alſo teâtre ſtatt théâtre, und ſtatt c, wo es den S-Laut hat, und ç (c mit Cedille): s, glaser, mason ꝛc. Ferner ſolle man den mit einem Selbſtlaut endenden Hauptwörtern durchweg in der Mehrheit ein s anfügen und nicht, wie jetzt vielfach, ein x. Ebenſo ſei bei der männlichen Endung gewiſſer Eigenſchaftswörter das x durch das s zu erſetzen, in welches es ſich bei der weiblichen Endung ohnehin verwandelt, alſo: heureus, joyeus, rigoureus, und die Ausnahmen abzuſchaffen. Das g ſolle man, wo es hart ausgeſprochen werde, das heißt vor a, o, u und den Mitlautern, beibehalten, vor i und e aber durch j erſetzen, alſo manjer, chanjer, voulajer ꝛc. Auch die doppelten p, g, d und t ſeien zu unterdrücken, alſo apeler, adition zu ſchreiben ꝛc.

Natur.

— **Aus Löbau wird** eine Beobachtung mitgeteilt, welche beweiſt, daß das Pferd außer ſeinem allgemein bekannten Verſtand auch eine außerordentliche Gedächtniskraft beſitzt. Vor ungefähr fünf Jahren verkaufte ein dortiger Beſitzer ein von ihm ſelbſt erzogenes, ſechs Jahre altes Pferd an einen weit von da wohnenden Händler. Auf dem letzten Markt in Jablonetz kaufte nun der Beſitzer ein Pferd, in welchem er ſofort das vor fünf Jahren verkaufte wiedererkannte. Als er mit dem Tiere auf ſeinen Hof kam, wieherte dasſelbe freudig los; hierdurch aufmerkſam gemacht, zäumte er es ab, um ſich zu überzeugen, was es beginnen werde; das Pferd ging ohne alles Bedenken in den Stall und zwar auf denſelben Platz, auf dem es früher geſtanden. Trotz der Länge der Zeit hatte das Tier ſein früheres Heim ſofort wieder erkannt.

— **Der deutſche Rotklee wird auf Neuſeeland ſehr eifrig** als Futterpflanze gebaut und gedeiht ſehr gut, hat aber früher keinen Samen bringen wollen. Man ſuchte die Urſache für dieſe Erſcheinung im Fehlen der befruchtenden Inſekten, beſonders der Hummeln, denen in Europa bekanntlich die Befruchtung des Klees hauptſächlich obliegt. Im Jahre 1885 gelang es, etwa 100 Stück engliſcher Hummeln lebendig nach Neuſeeland zu bringen, wo ſie in der Nähe von Lyttleton ausgeſetzt wurden. Sie haben ſich raſch vermehrt und im Jahr 1886 ſchon über einen Teil der Inſel ausgebreitet, und bereits 1887 konnten die Ackerbauer in der Nähe von Lyttleton ihren Kleeſamen ſelbſt ernten.

— **Bei Rübeland im Harze, in deſſen Nähe ſich bekannt**lich die unlängſt vielbeſuchte Baumannshöhle befindet, iſt eine neue Höhle entdeckt worden, welche den Namen „Hermannshöhle“ erhalten hat. Die Höhlenräume, zum Teil reich mit Stalaktiten beſetzt, haben, ſo weit bis jetzt bekannt, eine Ausdehnung von etwa 316 Meter. Zwei Bewerber, nämlich die Halberſtadt-Blankenburger Eiſenbahngeſellſchaft und die Harzer Werke, haben ſich gefunden, welche dieſe Höhle weiter aufſchließen und dem Touriſtenverkehr zugänglich machen wollen. Eine Entſcheidung ſeitens des braunſchweigiſchen Staatsminiſteriums iſt indes noch nicht getroffen, da die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen der Höhle, mit welchen Profeſſor Kloos von der techniſchen Hochſchule in Braunſchweig beauftragt iſt, vorher abgeſchloſſen werden ſollen.

Militär und Marine.

— **In der Belgrader Feſtung wurden von glänzendem** Erfolg begleitete Schießverſuche mit dem vom Oberſten Pantelic neu erfundenen Schießpulver gemacht, deſſen Zuſammenſetzung Geheimnis des Erfinders iſt. So weit bekannt, wird es aus Stroh und gewiſſen Nitro-Präparaten erzeugt. Es beſitzt eine ganz ungewöhnlich große Expanſivkraft, ſo daß man es für eine gewöhnliche Ladung komprimiren mußte, um die Berſtung des Geſchützrohres zu verhüten; ſeine Verbrennung iſt eine ſo vollkommene, daß nach dem erſten Schuſſe gar keine Spuren eines Rückſtandes in dem Geſchützrohre bemerkbar waren; erſt im Verlaufe weiterer Schießverſuche zeigten ſich ganz unbedeutende Anſätze. Die Anfangsgeſchwindigkeit des Projektiles iſt ſehr groß, die Flugbahn ſehr raſant und die Erzeugung des neuen Schießpulvers ſehr billig.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Berlin fiel am dritten Tage der** deutſche Geſtütspreis, 10,000 Mark für Zweijährige, an Graf Schönburgs F.-H. „Rochsburg“, einen Sohn des Derbyſiegers „Trachenberg“, vor „Freimaurer“, „Erbtante“ ꝛc. Die 6000 Mark im Hertefeldrennen holte ſich Graditz mit „Hector“, der auch tags darauf das Vergleichsrennen gewann. Der Stall ſiegte außerdem im Wilamowitzjagdrennen mit „Nomade“ über „Landgraf“ und im Unteroffizierrennen mit „Winterkönig“ über „Incomparable“. Den 1800 Meter-Staatspreis holte ſich Johnſons „[illegible]“ vor „Hohenzoller“, das [illegible] Handicap Graf Schlippenbachs „Caſtagnette“ vor „Verſuch“ und das große Hürdenrennen Chriſts „Conſeal“ vor „Askold“.

— **Die Herbſtrennen zu Budapeſt brachten an den beiden** erſten Tagen den deutſchen Pferden keinen Erfolg. „Altenburg“ lief im Totaliſator-Handicap Dritte zu Fürſt Fürſtenbergs „Cintra“ und „Vizeadmiral“, während „Vivo“ hinter ihr folgte. Dieſer aber brachte tags darauf dem Capt. Viſlet den internationalen Preis von 7000 Gulden vor „Cintra“, „Pajzan“ ꝛc. nach Hauſe. Im Staatspreis der Zweijährigen brachte der Sieg von Graf Eſterhazys „Piſtache“ eine große Ueberraſchung, während Eggebrechts zweijähriger „Filou“ den Hatvani-dij als [illegible] vor „Radbod“ und „Galvanic“ heimtrug.

— **Am erſten Wiener Trabrenntage gewann „Banduren**girl“ das Eröffnungsfahren für das Frankfurter Geſtüt Mariahall, während „Polly“, die nach ihrem großartigen Berliner Laufen allen Gegnern Terrain zu geben hatte, im internationalen Handicap Zweite zu „Fauſt“ wurde, der 350 Meter vorſtand.

— **Der bekannte Radfahrer Göbel, Frankfurt, gewann bei** dem Herbſtmeeting der Wiener Radfahrer die Meiſterſchaft von Oeſterreich über 10,000 Meter. An demſelben Tage trug Eild, Wien, vier Rennen heim und zwar das Eröffnungs-Handicap und das Dreirad-Handicap, wobei er allen Gegnern vorgab, ferner die Meiſterſchaft von Wien auf dem Dreirad und das Dreiradhauptfahren.

Denkmäler.

— **In einer Höhe von nahezu 7 Meter erhebt ſich am** Ufer des Starnberger Sees im Parke von Schloß Berg das Denkmal, das die Unglücksſtätte bezeichnet, in deren unmittelbarer Nähe König Ludwig II. in den Fluten ſeinen Tod gefunden. Es beſteht aus einer roten Granitſäule, die auf einem breiten Marmorſockel mit zwei Stufen ruht und ein gegoſſenes Kruzifix trägt.

— **Erhebend in ſeiner Größe und Einfachheit wirkt das** aus rötlich-braunem, poliertem Granit gefertigte Kriegerdenkmal, welches der Berliner Kriegerverband zum Andenken an die Gefallenen auf dem Garniſonkirchhof in der Haſenheide hat errichten laſſen. Auf zwei quadratiſchen Steinſtufen erhebt ſich ein etwa 5 Meter hoher, von einer Kugel bekrönter Obelisk, an deſſen Vorderſeite ein Sarkophag nach beiden Seiten hin vorragt. Entſprechende Inſchriften erläutern die ernſte Bedeutung des Denkmals.

— **Das unlängſt in Nordhauſen enthüllte Lutherdenkmal** ſtellt einen Brunnen mit dem Bronzeſtandbild des Reformators dar, welcher, in freier Stellung, das Antlitz dem Rathauſe zuwendend, dem Volke predigt. Das Standbild iſt von Prof. Schaper (Berlin) modelliert.

— **Ein Denkmal Heinrich Marſchners, beſtehend aus einer** überlebensgroßen Büſte auf einem Sockel von rotem Granit, iſt in Zittau, dem Geburtsort des Komponiſten, feierlich enthüllt worden.

— **In Aachen wurde das Denkmal des früheren preußiſchen** Finanzminiſters David Hanſemann enthüllt.

— **In Semendria in Serbien wurde dem Begründer der** ſerbiſchen Zeitungsliteratur, Davidovic, der 1812 die erſte Zeitung in ſerbiſcher Sprache herausgab, ein Denkmal errichtet.

— **Das Standbild des italieniſchen Staatsmannes Quintino** Sella iſt in deſſen Geburtsort, dem Alpenſtädtchen Biella, in Gegenwart des Königs Humbert unter entſprechender Feierlichkeit enthüllt worden.

Geſtorben.

— A. J. de Bull, einer der beſten zeitgenöſſiſchen Dichter der Niederlande, der auch als Journaliſt eine hervorragende Stellung einnahm, 64 Jahre alt, Mitte September, in Amſterdam.

Pfarrer, Oberbaurat, vortragender Rat im Miniſterium der Finanzen in Darmſtadt, Abteilung für Bauweſen, um den lebhaften Aufſchwung des Sekundärbahnweſens im Großherzogtum Heſſen verdient, am 19. September, in Darmſtadt.

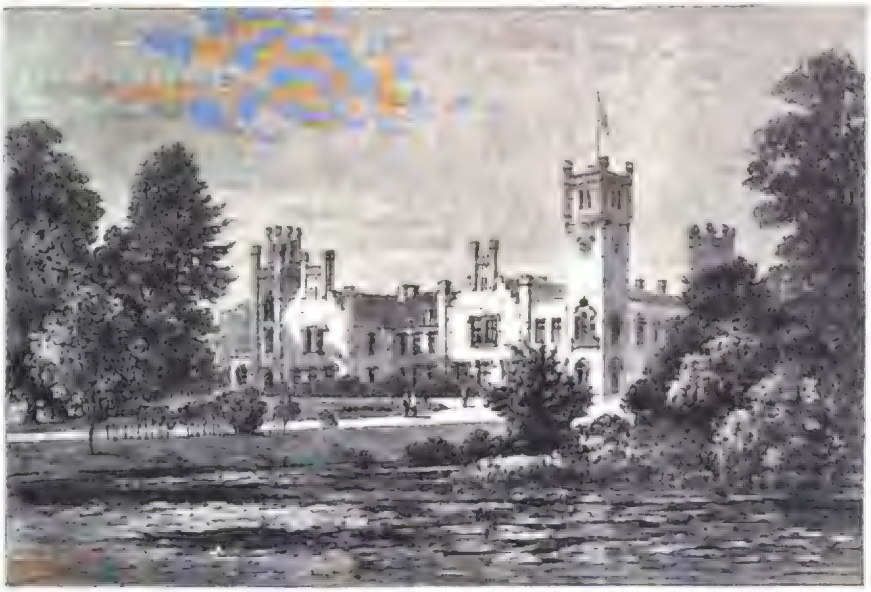
— Julius Lammers, bekannter Komponiſt und Lehrer am königlich ſächſiſchen Konſervatorium der Muſik in Leipzig, 59 Jahre alt, am 20. September, in Leipzig.

Louis Hendricks, namhafter belgiſcher Künſtler, der ſich ausſchließlich der religiöſen Malerei gewidmet hat, 61 Jahre alt, am 22. September, in Antwerpen.

Dr. Ernſt Müller, Biſchof von Linz, früher Profeſſor der Moraltheologie an der Univerſität und Domherr des Metropolitankapitels in Wien, 66 Jahre alt, am 28. September, in Linz.

Dr. Ludwig Hahn, königlich preußiſcher Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, der frühere langjährige Leiter des literariſchen Bureau (amtliche Preßanſtalt) und Begründer der Provinzialkorreſpondenz, hervorragend thätig in der geſchichtlichen und politiſchen Literatur, 68 Jahre alt, am 30. September, in Berlin.

— St. Mihailowitſch, früherer ſerbiſcher Miniſterpräſident, der in den Jahren 1858 und 1859 eine bedeutende Rolle ſpielte, 85 Jahre alt, am 1. Oktober, in Belgrad.



Schloß Primkenau in Schleſien.

Schloß Primkenau in Schleſien.

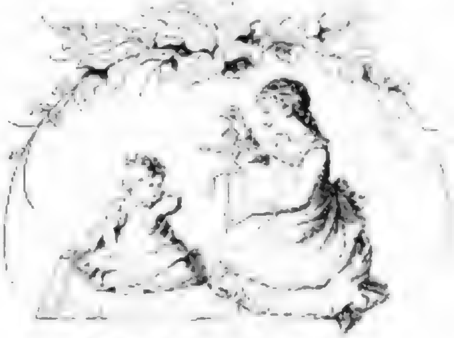
Als unſer Kaiſer ſich auf die große Rundreiſe begab, welche ihn an die verſchiedenen deutſchen Fürſtenhöfe, ſowie an die von Oeſterreich und Italien führen ſollte, zog ſich ſeine erlauchte Gemahlin mit ihren fünf Söhnen zeitweilig nach dem Schloſſe Primkenau in Schleſien zurück. An dieſen Ort knüpfen ſich für die hohe Frau die ſchönſten Jugenderinnerungen. Seit ihrem ſechsten Jahre hat ſie dort ihre Mädchenzeit verlebt; dort wurde ſie auch mit ihrer jüngeren Schweſter Karoline Mathilde am 22. Mai 1875 konfirmiert.

Die Auguſtenburgiſche Herrſchaft Primkenau, die einen Umfang von ungefähr vier Quadratmeilen hat und einen bedeutenden Waldbeſitz, etwa 39,000 Morgen, ſowie vierzehn Dörfer umfaßt, liegt im mittleren Teile Niederſchleſiens, im Regierungsbezirk Liegnitz. Die Stadt wurde um das Jahr 1280 von dem ſchleſiſchen Herzog Primislaus I. gegründet und nach ſeinem Namen benannt. Primislaus, der zugleich auch über die Herzogtümer Sagan und Sprottau gebot, war ein Enkel des bekannten, am 9. April 1241 auf der Wahlſtatt bei Liegnitz im Kampf gegen die Mongolen gefallenen Herzogs Heinrich II., des Frommen. Aber ſchon nach dem Tode des Begründers ging die Stadt und Herrſchaft Primkenau in andere Hände über und kam in den Beſitz des Ritters von Rechberg, bei deſſen Nachkommen ſie bis 1637 verblieb. In der Folge wechſelte dieſes herrliche Beſitztum oft ſeinen Herrn, bis es endlich im Jahre 1853 der Herzog Chriſtian Auguſt von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, der Großvater unſerer Kaiſerin, für den Preis von 2,850,000 Mark einem Herrn von Block-Bibran abkaufte. Er ſowohl als auch ſein Sohn, Herzog Friedrich, haben es ſich jederzeit angelegen ſein laſſen, den Zuſtand des ſchönen Stück Landes zu heben und zu verbeſſern, ſo daß Primkenau jetzt zu den herrlichſten und wohlgepflegteſten Herrſchaften Schleſiens gehört.

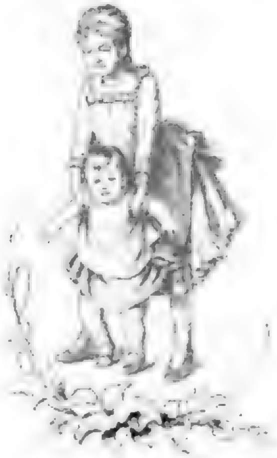
Ein Stündchen Pflegemutter. In Bild und Wort von M. Coeſter.

1. Immer iſt's ein großer Harm,
Aus dem weichen Mutterarm
Auf die harte, kalte Erden
Unverhofft verſetzt zu werden.

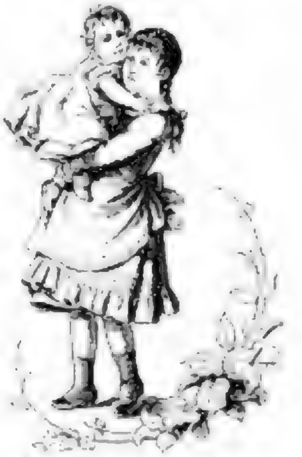
2. Wie ein Wunder ſchon es ſcheint,
Wenn ein Kind dabei nicht weint.
Mußt auf manche Kurzweil ſinnen,
Willſt du dir ſein Herz gewinnen.



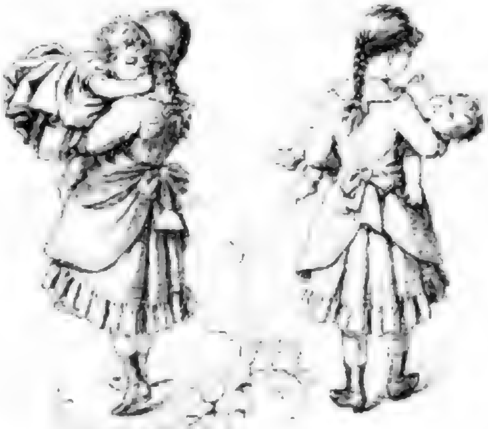
3. Wenn ſich erſt ein Lächeln zeigt,
Haſt du Großes ſchon erreicht.



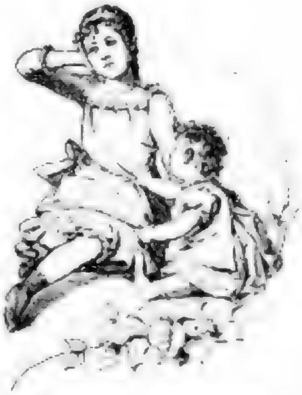
4. Was ein Kindlein lernt ſchon früh,
Macht ihm ſpäter keine Müh'.



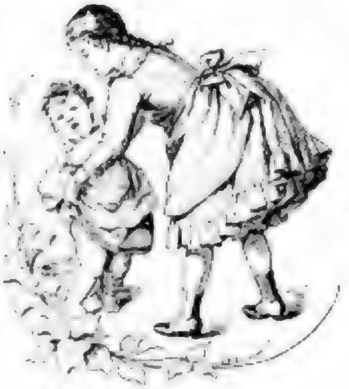
5. Meiſtens iſt der Anfang ſchwer,
Auch ein Kindlein merkt das ſehr.



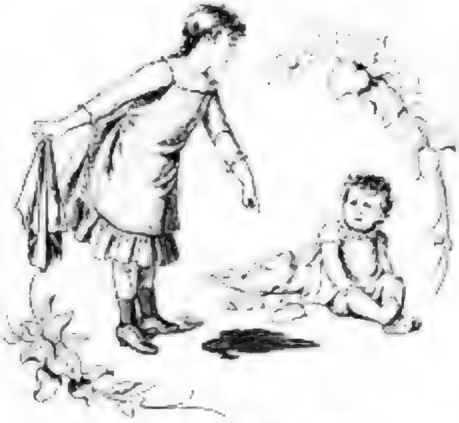
6. Auch ein Kindlein hat Gewicht,
Spürſt du's gleich im Anfang nicht.



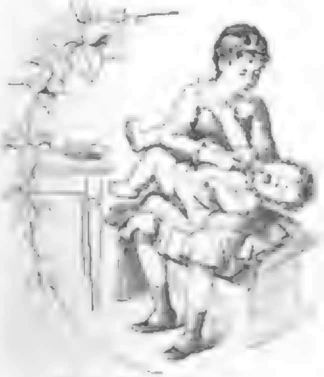
7. Auch ein kleines Kind macht warm,
Trägſt du's lange auf dem Arm.



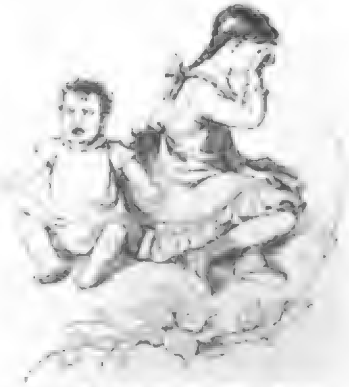
8. Beugſt du vor zur rechten Zeit,
Sparſt du dir Verdrießlichkeit



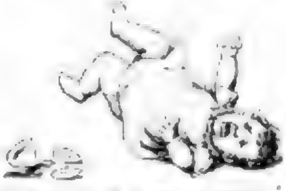
9. Schön iſt's wohl, natürlich ſein,
Doch in manchen Fällen — nein!



10. Thöricht iſt dein Widerſtand,
Biſt du in des Stärk'ren Hand.



11. Doch wer war der Stärk're hier?
Sehr in Frage ſcheint es mir.



12. Eins nur iſt gewiß zum Glück,
Die Mama kommt bald zurück!
Wäre dieſer Troſt nicht da — Unerträglich wär' es ja!

Schach.

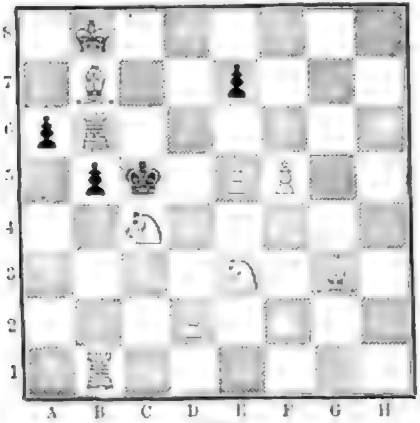
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 479.

Von A. F. Eilers.

Erster Preis im Problemturnier des „Northern Figaro“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 475:

Weiß. Schwarz.

1) T. E 6 — A 6. Droht durch 2) T. A 8 — A 6 folgen zu lassen und durch 3) S. C 2 — B 4 mattzusetzen.
1) K. B 5 — B 6.
2) T. G 8 — B 8 + ... 2) Beliebig.
3) Dame oder Springer Matt.

A)

1) . . . . . 1) K. B 5 — C 4.
2) T. [illegible] — C 8 + ... 2) [illegible]
3) Dame Matt. — (Auf 1) . . . 1) anders. 2) T. A 8 — A 6 ×.)

Schachbriefwechsel.

Herrn Hauptmann v. L. in Ludwigsburg. Sie haben Nro. 472 in „drei Zügen“ gelöst. Das ist schon ganz richtig; allein Ihre Lösung ist falsch. Auf 1) K. A 5 — B 4, A 6 — A 5 +; 2) K. B 4 — C 5 geschieht D 4 — D 3, und wo bleibt dann das Matt, das mit dem nächsten Zuge erfolgen soll? — Schachfreunde im Restaurant [illegible] in Chemnitz. Nro. 472—474 R. Inzwischen werden Sie wohl die Lösung von Nro. 473 abgedruckt gefunden haben. — A. [illegible] in Altona. Das ursprünglich in [illegible] erschienene „[illegible] Schachlehrbuch“, verfaßt von J. H. [illegible] und J. Dufresne, ist längst vergriffen. In Bezug auf die neue Auflage verweisen wir Sie an die Adresse des Verlagsbuchhändlers Herrn Jolowicz in Berlin, Kochstraße 3. In Nro. 459 muß der weiße König auf A 1 gestellt werden, wie wir längst berichtigt haben. — Lieutenant [illegible] in Rawitsch. G. u. L. in Luzern. A. T. in Aachen. Frl. Georgine T...t in Brüssel. Nro. 471—474 R. — Karl [illegible] in Breslau. R. in Schleiz. Nro. 470—473 R. — [illegible] in [illegible]. Nro. 468 und 469 ([illegible] Nro. 143 und 142). [illegible] in München. Nro. 468—470 ([illegible] Nro. 141—151) R. — H. [illegible] in Nürnberg. Dem von Ihnen ausgesprochenen Wunsche wird wohl das von J. Dufresne verfaßte „Kleine Lehrbuch des Schachspiels“ entsprechen, dessen fünfte Auflage kürzlich im Verlage von Ph. Reclam in Leipzig erschienen ist. Das Buch kostet 1 M.

Herrn Schmidt in Wesel. Mit Vergnügen gelesen. Nro. 473 bis 475 R. — P. [illegible] in [illegible] (Rußland). Georg Mayer in Bremen. C. Kern in Berlin. Nro. 473 R. — Dr. [illegible] in Heidelberg. J. K. in [illegible]. Nro. 473 R. — [illegible] in Stuttgart. [illegible] in Paris. L. v. G. in München. Nro. 475 R. — [illegible] in [illegible]. Von den freundlichst eingesandten Aufgaben ist Nro. 1 zu leicht lösbar. Die übrigen sollen bald geprüft werden. — Herrn v. S...l in Posen. Unter Selbstmatt versteht man eine Aufgabe, in der der Anziehende den Nachziehenden zwingt, ihn (den Anziehenden) in vorgeschriebener Zügezahl matt zu setzen. Ihrem Wunsche willfahrend, teilen wir Ihnen das folgende, leichte und elegante Problem mit, das diesem Genre angehört. Weiß: K. F 3; T. G 6; L. A 2, D 7; S. D 1, F 2; B. F 4. Schwarz: K. E 4; T. D 3; L. A 8; S. G 3; B. D 5, H 6, H 5. Selbstmatt in zwei Zügen von J. [illegible]. Weiß zieht an.

Kartenspiele.

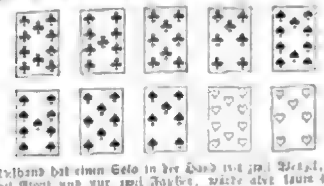
(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 69.

Skat.

(Eingesandt.)

Vorhand verliert einen Null, obgleich Coeur-Sieben und Neun nicht in einer Hand sind, würde aber sowohl Treff-Solo als auch Pique-Solo [illegible] haben.

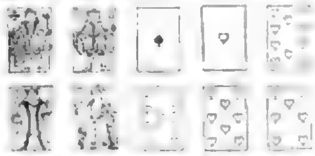


Mittelhand hat einen Solo in der Hand mit zwei Wenzeln, vierten oder fünften Atout und nur zwei Farben, würde aber kaum 40 Points gemacht haben. Wie waren die Karten verteilt?

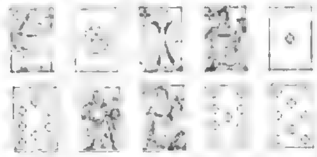
Auflösung der Aufgabe Nro. 67:

Skat.

Vorhand hatte zum Grand schwarz und zum [illegible] Null erwarb



In jedem Falle zahlt [illegible] Treff-Bube an; im Grand hat sie bei [illegible] im Null [illegible] Hinterhand, welche folgende Karten hat:



Hinterhand macht im Null sämtliche Stiche; im Skat liegen 3 Points in Pique.

Spielbriefwechsel.

B. L., Café Paris in Madrid. [illegible] „Nachspiel beim Skat“, [illegible] mit einem, also zwei Points. Haben aber zwei Spieler gleichviel Augen und mehr als die Dritte, so ist er allein richtig. [illegible] Hälfte [illegible] nicht [illegible] in der einen oder anderen Weise das Los darüber entscheiden zu lassen, welcher von ihnen den ganzen Betrag trägt. Die von Ihnen erwähnte Lösung der Streitfrage — [illegible] — bringt dem Dritten einen [illegible] unverhältnismäßig [illegible] Gewinn; allerdings [illegible] und das [illegible] Kommersch-Skatbuch als Regel. Das letztere ist aber nur ein Auszug aus Buhles [illegible] Skatbuch und auf einer von dem berühmten Verfasser, dem Altenburger Skatkongreß, in welchem [illegible] Hermann [illegible] teil. [illegible] Autorität [illegible] Buhle [illegible] den Kartenspieler [illegible] er hält ihn [illegible] eine [illegible] Bezeichnung. [illegible] es darf daher nicht wundernehmen, daß er einfach [illegible] Partheit [illegible] die Verteilung gilt, wie sein [illegible]. [illegible] erwähnt auch den Modus, daß im [illegible] Falle derjenige den Verlust bezahlt, der den letzten Stich macht, aber auch das ist falsch, denn Skat kennt, außer im Null, keinen Wert für Stiche; es wäre also ein ganz neues Moment in das Spiel hineingetragen worden, wenn man irgend einem Stiche, sei das nun der letzte oder der erste, irgend welche Bedeutung beilegen wollte. [illegible]

Rätsel.

Arithmogriph.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Namen eines deutschen Dichters, die Endbuchstaben von unten nach oben den Namen eines seiner Gedichte.

19, 1, 21, 22, 11. Ein Tier.
20, 14, 21, 17, 14. Ein körperlich großer Mann.
12, 15, 19, 9, 15, 8. Ein Titel.
11, 4, 4, 9. Eine Sage.
4, 12, 21, 8, 9, 8, 18, 20. Ein Machthaber.
20, 11, 2, 1, 16, 10, 12, 17. Eine Staatsverfassung.
12, 11, 15, 5. Eine Stadt in Württemberg.
22, 5, 6, 16, 9, 10. Ein Instrument.
22, 1, 7, 18. Ein männlicher Name.
11, 18, 10, 11, 8, 20, 1, 2. Eine Stadt in Jütland.
1[illegible], 20, 21, 1, 11. Ein Schattenreich.
17, 14, 10, 17, 14. Eine Blume.
11, 12, 14, 7, 19, 20, 12, 14, 4. Ein Held aus einer Oper Wagners.
21, 22, 20, 12, 11, 8, 16, 1, 20, 7. Eine Stadt in Westpreußen.
22, 9, 4, 20, 12, 9, 15. Ein römischer Kaiser.
12, 10, 10, 12, 6, 9, 15, 12. Ein Berg in Bolivia.
10, 12, 21, 8, 15, 20. Ein Offizier des römischen Magistrats.
10, 14, 12, 21, 14, 11, 8, 14, 20. Eine Stadt in England.
11, 11, 21, 22, 14. Ein Baum.
20, 1, 11, 11, 10, 9, 15, 4. Ein Reich.

Auflösung des Scherzrebus Seite 41:

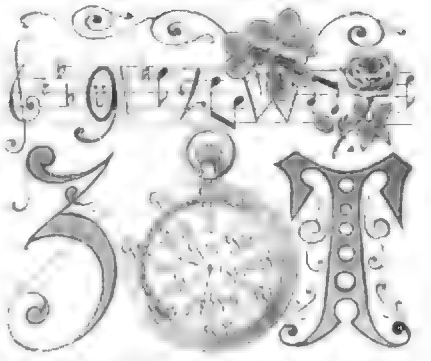
[illegible]

Auflösung der Ergänzungs-Aufgabe Seite 41:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
s	k	p	w	l	w	m	n	t	l	a	d	s
e	u	f	i	l	a	e	n	l	s	u	r	c
h	f	l	l	n	l	c	e	t	o	a	l	h
u	f	i	h	e	d	h	h	u	k	l	t	e
m	a	e	e	o	e	e	t	r	o	y	t	l
l	l	h	l	l	c	l	e	o	o	s	e	d
a	o	t	m	n	k	n	l	l	u	e	l	e

Wilhelm Hauff — Lichtenstein.

Bilderrätsel.

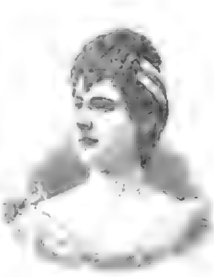


Briefmappe.

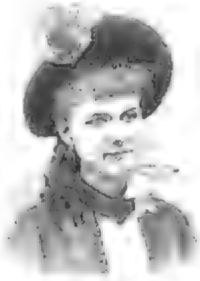
„Veilchen unter Rosen“. Nein, das gibt es nicht. Indes, warum sollte das feine Veilchen nicht doch noch [illegible], wie es schreibt, so [illegible] ausgesprochene Stimmung empfinden? Gerade an der bescheidenen Stelle ist ja ein blühendes duftiges Waldblümchen ganz an seinem Platz.

Frau C. v. W. in B. Der fragliche Roman ist im Jahrgang 1882 der „Deutschen Romanbibliothek“ enthalten, welchen Sie broschirt zum ermäßigten Preise von 3 M. oder gebunden in 2 Bände für 7 M. durch Ihre Buchhandlung beziehen können.

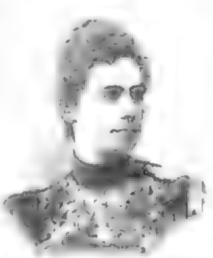
Neugierige Verehrer des schönen Geschlechts in L. Ob die drei Glücklichen, die bei der Schönheitskonkurrenz in Spa die Hauptpreise davontrugen, wirklich ihre Schwestern an Reiz und Jugend an Lieblichkeit übertreffen? Urteilen Sie selbst, denn es ist nach den Bildchen, die wir in Ihrem und jedenfalls vieler anderer Interesse hier einschalten, möglich. Die schöne Kreolin, die als Siegerin aus diesem Wettstreit der Schönheiten hervorgegangen, erhielt dafür einen Preis von 5000 Franken. Die Trägerin des zweiten Preises von 2000 Franken, die jüngste unter allen Preisgekrönten, ist einer spanischen Familie entstammt. Nach Wien gelangte außer dem dritten Preis von 1000 Franken, dessen Trägerin wir ebenfalls im Bilde wiedergeben, noch einer im Betrag von 500 Franken, welcher der siebenundzwanzigjährigen Frau [illegible] zufiel. Vier weitere Preise im gleichen Betrag verteilten sich nach Schweden, deren preisgekrönte Schönheit wir unter 4) aufführen, Budapest (Frln. Vilma [illegible], 17 Jahre), Genf (Frln. [illegible], 18 Jahre) und Paris (Frau Marthe [illegible], 20 Jahre).



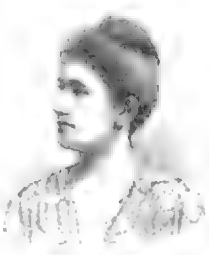
1. Frln. Bertha Soucaret aus Guadeloupe (18 Jahre).



2. Frln. Angela Delesta aus Ostende (16 Jahre).



3. Frln. Marie Stevens aus Wien (23 Jahre).



4. Frln. Olga [illegible] aus Stockholm (21 Jahre).

E. T. in Wien. Zu unbedeutend.

L. C. in Schwerin. Eine plattdeutsche Zeitung vermögen wir nicht zu ermitteln.

Olga Aldero. Das heißt, der Einfalt oder [illegible] gesagt, der Modenarrheit, die eine auf die Spitze getriebene Vergewaltigung des natürlichen Wuchses schön findet, auf Kosten der Gesundheit frönen. Der [illegible] schildert [illegible], wo es ihm darum zu thun ist, unsere Zeit mit all ihren Eigenarten, ihren Schwächen wie ihren Verirrungen zu charakterisieren; wir aber sind weit davon entfernt, Ihnen Verirrungen jener Art zur Nachahmung empfehlen zu wollen.

Jenny [illegible]. Gerlach, „Theorie der Rhetorik und Stilistik“; Wackernagel, „Poetik, Rhetorik und Stilistik“.

„Musiknarr im märkischen Sande“. Sie meinen die „Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten“, nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben von La Mara, in zwei Bänden bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen und zum Preis von 1 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen. Das sechzehnte Jahrhundert ist darin allerdings nur spärlich vertreten, das siebzehnte aber gelangt bereits zu ausgedehnterem Recht. Den Löwenanteil erhalten natürlich das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert.

Bisher „Mitleser“ in Genappe (Belgien). Wenn Sie die Zeitschrift nicht erhalten können, so wollen Sie dieselbe gefälligst bei der Buchhandlung verlangen, von welcher Ihnen die erste Nummer zuging. Wir könnten die folgenden Nummern nur per Post versenden, und es käme dann das Porto hierfür besonders in Anrechnung. Die Kosten würden sich für ein Jahresabonnement auf 22 M. = 27 Fr. 50 Cts. belaufen.

A. W. in Norrköping. 1) und 2) Unser „[illegible]“. 3) In Hugo [illegible] Kunsthandlung in Leipzig.

„Quälgeist am Neckarstrand“. Durch Ihren Nachtrag erscheint die Sache eher gerechtfertigt.

B. D. in Z. Zu wenig Gehalt.

Oskar L. in B. Wir sind derzeit nicht in der Lage, auf Ihre Anerbieten eingehen zu können.

Elisabeth R. in [illegible] [illegible] [illegible] „Der gründliche [illegible]" [illegible] Berlin [illegible]. „Der [illegible] [illegible] Buchhandlung bezogen werden kann.

Graf St. in W. a. S. Leider nicht!

Louis M. in Mainz. Der [illegible] [illegible] erhalten [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] Th. Kramer in [illegible]. [illegible] Château [illegible]. Aloysia Fink in Prag. Johanna Beck in [illegible] [illegible] in Berlin. [illegible] in Hamburg. [illegible] in Kassel [illegible] in Kopenhagen. [illegible] Rosa Frankfurt in Bonn. [illegible] Adolf [illegible] [illegible] in Chemnitz. [illegible] „[illegible]" in [illegible]

Gesundheitspflege.

J. W. in [illegible]. 1) Zu längerem Gebrauch eignen sich die [illegible] nicht, da sie mit der Zeit nachteilig auf den Magen wirken. [illegible] [illegible] täglich durch [illegible] [illegible] [illegible]. Das Verfahren muß [illegible] [illegible] werden, bis die Operation beseitigt ist. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Sommersprossen. Gegen [illegible] [illegible] der Haut gibt es kein Mittel. [illegible] [illegible].

[illegible] zwanzigjährige F. W. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] in [illegible]. Es braucht allerdings jemand, der einen [illegible] Magen hat, nicht gerade magenkrank zu sein [illegible] „Magenstärkung" [illegible] [illegible].

Vierzehnjährige Abonnentin in B. [illegible] Dr. [illegible] [illegible] Dr. [illegible] [illegible] bei Koblenz am Rhein. Dr. Schm.

Redakteure: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer", SW., Charlottenstraße 11.
Budapest: Moritz Kohl, [illegible]
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle", [illegible] 22.

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] [illegible] [illegible]. — Der [illegible] der deutschen [illegible], von Otto [illegible]. — Die [illegible] Franz Schuberts. — Die [illegible] nach dem Süden: I. Der Besuch in Stuttgart, von L. [illegible]. II. [illegible] und auf der Insel Mainau, von -n; III. In München, von F. P. — [illegible] von Richard Voß. Fortsetzung. — [illegible] von Japan. — [illegible] von C. B. — Litteratur. — Notizblätter. — [illegible] in Schlesien. — [illegible] von M. [illegible]. — [illegible] — Rätsel. — [illegible] S. 61; [illegible] S. 61; [illegible]. — Briefmappe.

Illustrationen: [illegible] des [illegible], [illegible] Originalzeichnungen von [illegible]. — Kaiser Wilhelm II. in Stuttgart. Originalzeichnung unseres Spezialzeichners Th. Volz. — [illegible], Gemälde von [illegible]. — Allegro, Gemälde von Gabriel Max. — [illegible] des [illegible] Carl Werner. — Kaiser Wilhelm II. auf der [illegible] nach [illegible], Originalzeichnung unseres Spezialzeichners [illegible]. — [illegible] des Deutschen Kaisers an der Insel Mainau. Originalzeichnung unseres Spezialzeichners [illegible]. — Begrüßung des Deutschen Kaisers durch den ersten Bürgermeister von München. Originalzeichnung unseres Spezialzeichners F. [illegible]. — [illegible] von [illegible], nach einer Originalzeichnung von Professor Carl Werner. — [illegible] Originalzeichnung von M. [illegible]. — Schloß [illegible] in Schlesien. — [illegible] [illegible], zwei Originalzeichnungen von M. Coeller.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die Nummer 4 des

siebenzehnten Jahrgangs der

„Deutschen Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer".

Abonnementspreis

in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich.

in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang wurde mit zwei [illegible] Werken berühmter und beliebter deutscher Romanschriftsteller eröffnet:

Camilla, Roman in einem Bande von Ernst Eckstein,

die Geschichte einer unglücklichen [illegible], führt uns in die [illegible] Umgebungen des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Der Weg zum Glück, Roman in drei Bänden von Robert Byr

ist eine Schöpfung voll sprudelnden Geistes und Lebens [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Für den weiteren Verlauf des Jahrgangs bestimmen wir bereits die [illegible] [illegible] Romane:

Im Bann der Verdachts, [illegible], von [illegible]. Der älteste Sohn, [illegible] von Moritz von Reichenbach. Im Regiment, [illegible] von G. von Ompteda. Unter deutschen Palmen, [illegible] Christian Benkard. Gerdas Heirat, [illegible] von Martin Bauer. Schatten, [illegible] von Dora Freiin von [illegible]. Anonym, [illegible] von C. Gerdolin.

Diese Romane, jeder in seiner Art ein [illegible] Werk, [illegible] die [illegible] Gebiete des Lebens; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Romanbände im [illegible] Umfang zu dem [illegible] billigen Jahrespreise von 8 Mark in der Nummern-Ausgabe.

Wie bisher wird die Redaktion auch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die „Deutsche Romanbibliothek" [illegible] [illegible] [illegible].

So sind wir denn gewiß, daß der neue Jahrgang [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „Deutschen Romanbibliothek" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

☞ Auf den siebenzehnten Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" [illegible] [illegible] Buchhandlung oder Postanstalt [illegible] [illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe [illegible].

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork | **Baltimore**
Brasilien | **La Plata**
Ostasien | **Australien**

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine [illegible]

[illegible] Dennin. [illegible]

„Liederquell".

251 [illegible] [illegible] Mk. [illegible] „Die Sammlung ist nicht [illegible]."

[illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ein neuer Roman von Richard Voß.

Dahiel, der Konvertit.

Roman von

Richard Voß.

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

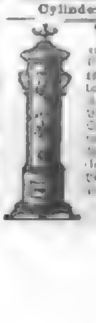
BUCHFÜHRUNG

[illegible]

Unübertreffliche Neuheit!

Clarabella

Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.



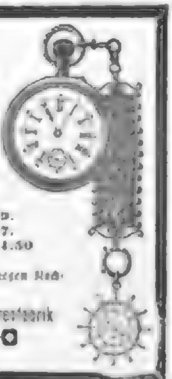
Tragbare Oefen
mit Carbonatron-Heizung. [illegible] [illegible] A. Nieske, Dresden.

Bei Nacht leuchtende
Uhren und Compasse

[illegible] Auf guten Gang wird garantirt. [illegible]

Preis der Remontoir-Uhr M. 15.
" des Compasses " 7.
" der Chatelaine-Kette " 4.50
Jedes Stück wird einzeln abgegeben.
☞ Alle 3 Stück zusammen nur 25 Mark. Versandt gegen Nachnahme [illegible].

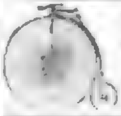
CARL HOLL Goldwarenfabrik
STUTTGART



Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.

[illegible] von C. Fleisch, [illegible], Ludw. Richter, [illegible] Friedrich, [illegible] Robetter, [illegible], [illegible], Dr. Fr. Hofmann, [illegible]

Ausführl. Katalog [illegible] jede Buchhandlung [illegible] Verlagshandlung Ambrosius Abel in Leipzig.



[illegible]
Velocipedfabrik
Schladitz & Bernhardt
[illegible]
Dreiräder.
Zweiräder [illegible]
[illegible]

Nebelbilder und Apparate.
[illegible] gratis und franko. W. Hagedorn, Berlin [illegible]

Solide Buckskins.
[illegible]

[illegible] in 7 Stockwerken [illegible]

Aug. Polich.

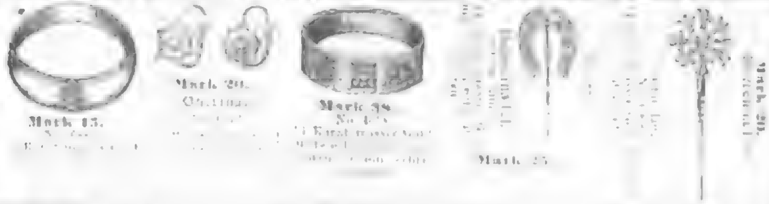
In Deutschland einzig [illegible]

[illegible]

Das
Geschäftshaus für Damen-Moden
Leinen-Waren und Aussteuer
Aug. Polich in Leipzig
ist die beste und billigste Bezugsquelle für moderne Damen-Kleiderstoffe jeder Art in Seide, Wolle, Baumwollen und Leinen-Waren [illegible] fertige Wäsche und Aussteuer [illegible] Costüme, Damen- und Kinder-Confection eigener Anfertigung.

Nur echte Brillanten.

S. Hartoch Nachf., [illegible] **Darmstadt.** [illegible]



Mark 15.

Mark 20.

Mark 38

Mark 25

Mark 20.

[illegible] echte Steine verarbeite, ich zahle den Betrag zurück. [illegible]

ROTHSCHILD's Taschenbuch für Kaufleute.

31. Auflage. M. 8.50

Photographiſche Apparate

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien.

Illuſtrirte Prachtwerke:

Große Prachtbibel. mit den Bildern von Guſtav Doré. Illuſtrirte **Pracht-Ausgabe** mit 230 großen Bildern [illegible] M. 10. [illegible]

Paläſtina in Bild und Wort. Nebſt der Sinaihalbinſel und dem Lande Goſen. [illegible] Georg Ebers und Hermann Guthe. **Pracht-Ausgabe.** Mit 30 Stahlſtichen, [illegible] 2 Karten, einem Plan von Jeruſalem. [illegible] M. 115.

Paläſtina in Bild und Wort. Nebſt der Sinaihalbinſel und dem Lande Goſen. [illegible] Georg Ebers und Hermann Guthe. **Wohlfeile Ausgabe.** [illegible] M. 60.

Aegypten in Bild und Wort. [illegible] Pracht-Ausgabe. [illegible] M. 115.

Goethe's Werke. Illuſtrirte Pracht-Ausgabe. [illegible] Heinrich Düntzer. [illegible] M. 60.

Schiller's Werke. Illuſtrirte Pracht-Ausgabe. [illegible] J. G. Fiſcher. [illegible] M. 18.

Shakeſpeare's ſämtliche Werke. Illuſtrirte Pracht-Ausgabe. [illegible] John Gilbert. [illegible] M. 40.

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. [illegible] Oskar Meding. [illegible] Illuſtrationen [illegible] als Erinnerungsgabe für das deutſche Volk [illegible] Carl Hallberger. **Pracht-Ausgabe.** [illegible] M. 3.50.

Idylle aus der Vogelwelt. [illegible] Mit Gedichten von Julius Sturm. Randzeichnungen von David Franz. Pracht-Ausgabe. [illegible] M. 10.

Die ſchöne Müllerin. [illegible] Wilh. Müller. **Pracht-Ausgabe.** Mit 60 Illuſtrationen [illegible] M. 18.

Anthologien der Lyrik Deutſchlands, Frankreichs und Englands:

Georg Scherer, Deutſcher Dichterwald. [illegible] M. 7.

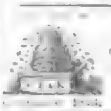
Ferdinand Freiligrath. The Rose, Thistle and Shamrock. [illegible] M. 7.

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. [illegible] C. Villatte. [illegible] mit Goldſchnitt. Preis M. 7.—

Vorſtehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaarenfabrik von von Elten & Keussen, Crefeld



[illegible] Creme Seide [illegible]

Piano
a
pittura
Epochemachende Neuheit.
Gesetzlich geschützt.
Ernst Kaps, Dresden.

[illegible]

J. A. Hietel, Leipzig.

Als hochelegantenWandſchmuck:

[illegible]

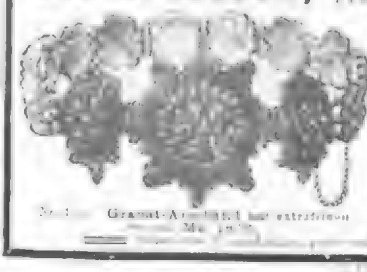
Sophie Chriſt.

Mainz, [illegible] Franz Kirchheim.

Kopf-Rechen- [illegible] UNIVERSAL [illegible]

Versand-Geschäft. Bijouterie-Fabrik

Max Grünbaum, Berlin W.



Granat-Armband [illegible]

Echte Granaten in echter Goldfassung.

Broches, Anhänger, Colliers, Armbänder, Haarnadeln etc.

Leinen- und Gebild-Weberei

12 Mal ausgezeichnet mit goldenen, silbernen und Staats-Medaillen.

F. V. Grünfeld, Landeshut in Schles.,

königlich preussischer, bayrischer, rumänischer u. grossherzoglich mecklenburgischer Hoflieferant.

Versand gegen Vorausbezahlung oder Nachnahme. Wünsche auf „Zahlung nach Empfang“ können nicht berücksichtigt werden.
Bei Aufträgen in Höhe von Mark 20.— an postfreie Zusendung innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

*Zur Auswahl geeigneter Weihnachtsgeschenke empfehle nachstehende Gegenstände, worunter auch Vieles für **Wohlthätigkeits-Zwecke.***
Bei Bestellung nach diesem Verzeichniss genügt die Angabe der vorgesetzten Nummer.

Für 75 Pfg. Nr. 1, 1 Dtzd. bunte baumwoll **Kinder-Taschentücher**, mit Bildern bedruckt, 35 Cm. gross
oder Nr. 2, 1 **Puppen-Gedeck** mit 6 Mundtüchern
oder Nr. 3, 1 abgepasste, blauweiss gedruckte **Küchenschürze**, 93×80 Cm.
oder Nr. 4, 2 **Kinder-Mundtücher** (Servietten), mit Band versehen, Krepp-Gewebe mit Canevas zum Besticken.

Für M. 1.— Nr. 5, 1 Satz weisse **Waschtischdeckchen**, bestehend aus 5 Stück verschiedener Grösse, mit Javaborde für Kreuzstich
oder Nr. 6, 1 **Damast-Nähtischdecke**, blaugold, 75 Cm. □
oder Nr. 7, 1 „**Germania**“-**Wirtschaftsschürze**, weiss oder crême mit den Wappen der deutschen Staaten, sowie mit Eiche und Kornblumen echtfarbig bedruckt.

Für M. 1.40 Nr. 8, ½ Dtzd. halbleinene **Taschentücher** mit farbigen Kanten, 46 Cm. □
oder Nr. 9, 1 **Männerhemd** aus blaugestreift Militär-Nessel
oder Nr. 10, 2½ Meter schlesisch Warp, halbwollenes Gewebe in glatt, gestreift oder karrirt zu einer **Jacke**
oder Nr. 11, 1 **Wäschesack**, vorgezeichnet auf grauweissem Fischerleinen
oder Nr. 12, 1 fertige **Hausschürze** aus Madras-Stoff mit Jacquard-Streifen.

Für M. 1.60 Nr. 13, 3 Meter friesartiger **Wollenstoff** (Wolldiek), dunkel karrirt oder gestreift, zu einem Frauenrock
oder Nr. 14, 2½ Meter ungebleicht **Köperbarchent** zu 1 Paar Manns- oder Frauen-Unterhosen
oder Nr. 15, 1 Dtzd. weisse **Schirting-Taschentücher**
oder Nr. 16, 1 **Kinder-Tischgedeck**, 70×70 Cm., mit 6 Mundtüchern, 20 Cm. □ mit farb. Querstreif. u. eingewebtem Spruch
oder Nr. 17, 1 **Krepp-Ueberhanghandtuch** zum Besticken.

Für M. 1.80 Nr. 18, 1 **Ballschuh-Tasche** mit Täschchen für Kämme, Nadeln und den Fächer mit Aufzeichnung für Stickerei.

Für M. 2.— Nr. 19, 5 Meter **Cassinet**, einfarbig, zu 2 Paar Manns-Hosen oder Jacken ausreichend
oder Nr. 20, 1 **Spieltischdecke**, 112 Cm. □, grauweiss mit entsprechenden Figuren eingewebt
oder Nr. 21, 1 Dtzd. halbl. **Kinder-Taschentücher** mit farbigen Kanten, 36 Cm. □
oder Nr. 22, 1 Paar **Schuhe** auf Stramin, in geschmackvollen Farben, nebst Wolle zum Fertigsticken.

Für M. 2.30 Nr. 23, 4½ Meter **Barchent**, farbig gestreift zu 2 Jacken
oder Nr. 24, ½ Dtzd. graue **Küchen-Handtücher**, blau oder roth gestreift, 42×115 Cm.
oder Nr. 25, 1 halbleinene **Damast-Decke** mit Fransen, hellblau mit grau, 135 Cm. gross
oder Nr. 26, 1 **Frauenhemd** aus weissgarnigem Handleinen starkfädig mit Zugbändchen und Zwickel-Aermeln.

Für M. 2.80 Nr. 27, ½ Dtzd. **Schul-** bezw. **Einkaufs-Taschen**, grau Leinen, farbig tamburirt
oder Nr. 28, 1 Dtzd. leinene **Wischtücher**
oder Nr. 29, 1 **Unterrock** aus bedrucktem baumwoll. Flanell mit Handbogen
oder Nr. 30, 1 leinen **Jacquard-Tischtuch**, geklärt, 134×138 Cm.
oder Nr. 31, 3 Meter halbwollen **Rockstoff** (Warp) in dunklen glatten oder gestreiften Mustern, zu einem einfachen Hauskleide ausreichend.

Für M. 3.40 Nr. 32, 6 Stück **Hülsenfrucht-Beutel** auf Canevas-Leinen, unfertig mit folgenden Aufschriften zum Besticken: Linsen, Erbsen, Bohnen, Graupen, Mehl, Reis
oder Nr. 33, 1 Dtzd. weiss leinene **Taschentücher**, gesäumt, 49 Cm. □

Für M. 3.60 Nr. 34, 8 Mtr. Warp, halbwollen Rockstoff, in dunklen glatten oder gestreiften Mustern zu einem einfachen **Hauskleide**
oder Nr. 35, 7 Mtr. **Schlesisch Buntdrucknessel**, waschecht, zu einem Kleide
oder Nr. 36, 1 Dtzd. graulein. **Küchen-Handtücher**, 42×110 Cm. gross.

Für M. 4.— Nr. 37, 1 Dtzd. weisse **Taschentücher**, rein Leinen, 49 Cm. □
oder Nr. 38, 1 weisse **Waffel-Bettdecke** mit Fransen
oder Nr. 39, für **6 Hausschürzen** je 85 Cm. buntgestreifte Schürzenleinwand
oder Nr. 40, 8 Mtr. **Cassinet**, in glatten Farben, zu 3 Mannsjacken
oder Nr. 41, 7 Meter **Cretonne** (Lederkattun) in hell oder dunkel bedruckten Mustern zu einem Kleide
oder Nr. 42, 6 Mtr. baumwollen **Flanell**, farb., sammetweich, zu 2 Hemden oder 3 Jacken
oder Nr. 43, 1 hochf. **Ueberhang-Handtuch**: „Vöglein unterm Regenschirm“.

Für M. 4.80 Nr. 44, 1 weisslein. **Damast-Tischtuch**, 160×170 Cm. gross
oder Nr. 45, 9 Mtr. gestreift **Militärnessel**, beste Güte, zu 3 Männer-Hemden
oder Nr. 46, 6 Mtr. weiss **Piquébarchent** in schönen Mustern, 70 Cm. breit, zu 3 Nachtjacken oder 2 Unterröcken.

Für M. 5.— Nr. 47, 1 baumwoll. blauweiss karrirter **Deckbett-Bezug**, 125×200 Cm. gross, nebst 2 Kopfkissen, 57×80 Cm. gross
oder Nr. 48, 1 weissleinen **Theegedeck** mit farbiger Kante nebst 6 Mundtüchern
oder Nr. 49, 1 Dtzd. leinene **Batist-Taschentücher** für Damen, 40 Cm. gross
oder Nr. 50, **Reste von Grünfelds** Wäschetuch, etwa 9 Mtr. starkfädig oder 11 Mtr. feinfädig
oder Nr. 51, 5¼ Meter **Zwirn-Cassinet**, zu Jacket, Weste u. Beinkleid, dunkelgrundig in gesprenkelten Mustern
oder Nr. 52, 1 **Rückenkissen**, auf Stramin vorgestickt, nebst entsprechender Füllwolle.

Für M. 6.— Nr. 53, 1 Paar weisse **Waffel-Bettdecken**, 168×225 Cm. gross
oder Nr. 54, **Reste** von Gebirgs-Halbleinen, 10 Meter mittelstark 83 Cm. breit, oder 12 Meter mittelfein 75 Cm. breit
oder Nr. 55, 1 Dtzd. weissleinene **Taschentücher** mit Hohlsäumen, 35 Cm. □ für Damen, **besonders preiswürdig**
oder Nr. 56, 1 grauweiss leinene **Damast-Kaffee-Decke**, 140 Cm. □, vorzügliche Güte mit Kanzlerspruch: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst Nichts in der Welt!“

Für M. 6.50 Nr. 57, 6 Meter **Piqué-Barchent** in vorzüglicher Güte, für 3 Nacht-Jacken oder 2 Damen-Unterröcke
oder Nr. 58, 1 **Kaffee-, Obst-** oder **Gartendecke** (Zwirn-Gewebe), mit geknüpften Fransen, a) roth-crême, b) blau-crême, c) bordeaux-crême
oder Nr. 59, 2 Stück **Bettlaken**, rein Leinen, mittelfeinfädig, 160×200 Cm. gross.

Für M. 7.50 Nr. 60, 1 **Gedeck-Garnitur** mit Fransen, blaugold, bestehend aus 1 Tischtuch, 1 Kommoden-, 1 Nähtischdecke und 6 kleinen Mundtüchern
oder Nr. 61, 1 **Leute-Bettbezug**, blauweiss baumwollen, bestehend aus 1 Oberbett-Bezug 130×200 Cm., 2 Kopfkissen-Bezügen 80×57 Cm., nebst 1 leinen Bettlaken 138×230 Cm.
oder Nr. 62, 1 **Sopha-Teppich** (Jute), 130×200 Cm. nebst 2 zupassenden Bettvorlagen.

Für M. 8.50 Nr. 63, 1 Dtzd. fertig genähte weisse **Hausm.-Drell-Handtücher**, 42×115 Cm.
oder Nr. 64, weiss **Satin** in schönen Mustern für 1 Deckbett- u. 2 Kissenbezüge, 4,10 Mtr. 130 Cm. und 3,50 Mtr. 84 Cm. breit.

Für M. 9.50 Nr. 65, ½ Dtzd. **Damen-Hemden** aus Hemdentuch, mit nachgeahmten Zwirnspitzen besetzt
oder Nr. 66, 1 leinenes **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, Tischtuch 160×170 Cm., Mundtücher 72 Cm. gross
oder Nr. 67, 18 Meter feinfädig **Bett-Bezug**, roth, blau oder bunt karrirt, 83 Cm. br.
oder Nr. 68, 1 Stück = 20 Mtr. **Stahl-Creas**, mittelstarkfädig, für jegliche Art Leibwäsche.

Für M. 10.50 Nr. 69, 1 Stück = 18 Meter bestes **Halb-Leinen** für Leibwäsche, 75 Cm. breit
oder Nr. 70, 18 Meter **Bett-Bezug** (baumwollen), für 2 Oberbetten und 4 Kopfkissen, vorzügliche Güte, blau-weiss, roth-weiss, roth-blau-weiss, lila karrirt
oder Nr. 71, ½ Stück = 16½ Meter **Leinen-Creas**, garnweiss, 75 Cm. breit, zu Hemden für Bedienstete geeignet
oder Nr. 72, 1 Stück = 20 Meter **Grünfelds Wäschetuch**, baumwoll., feinfädig, für jede Art Wäsche. **Diese Waare hat sich bereits einen Weltruf erworben.**

Für M. 13.— Nr. 73, 1 **Damast-Theegedeck** (rein leinen, grauweiss mit farbiger Borde u. 12 kleinen Mundtüchern
oder Nr. 74, 1 Stück = 18 Mtr. **Hausmacher-Halbleinen**, mittelstarkfädig, 83 Cm. breit
oder Nr. 75, 1 Dtzd. weissleinene **Jacquard-Handtücher**, geklärt, 53×132 Cm. gross
oder Nr. 76, 6½ Mtr. **Leinen-Creas**, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit, für jede Art Leibwäsche
oder Nr. 77, 1 leinen **Jacquard-Hausmacher-Gedeck**, Stern- oder Blumen-Muster, mit 8 Mundtüchern. Tischtuch 162×225 Cm., Mundtücher 66 Cm. □

Für M. 15.— Nr. 78, ½ Dtzd. **Damen-Beinkleider** aus bestem baumwollen Stuhl-Creas mit Handbogen
oder Nr. 79, 1 Dtzd. geklärte hochfeine **Jacquard-Handtücher**, Blumen- oder Stern-Muster, 53×132 Cm.

Für M. 17.— Nr. 80, 1 leinen **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, vorzügliche Hausmacher-Güte, mit einem in der Mitte eingewebten Buchstaben. Tischtuch 130 Cm. □, Mundtücher 72 Cm. □
oder Nr. 81, 1 **Damast-Theegedeck** mit 6 Mundtüchern, Marke „China“, weiss leinen mit breiter rother oder blauer Borde, Thee-Pflanzung und Ernte darstellend. Tischtuch 140 Cm. □, Mundtücher 36 Cm. □
oder Nr. 82, ½ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), vorzüglich haltbar, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit
oder Nr. 83, 18 Meter von bestem halbleinen **Bettbezug** in klaren, farbig karrirten Mustern für 2 Deckbett- u. 4 Kissenbezüge.

Für M. 20.— Nr. 84, 3 Stück verschiedene hochfeine **Damen-Taghemden** (Putzhemden), aus hochfeinfädigem Chiffon, mit reicher Ausstattung
oder Nr. 85, 4 Stück **Bettlaken** aus **Grünfelds Hausleinen**, mittelfein, fertig genäht, 160×210 Cm. gross
oder Nr. 86, ½ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), feinfädig, 83 Cm. breit oder mittelfein 67 Cm. breit.

Grünfelds Hausleinen

ist das Beste in Bezug auf Haltbarkeit und erfreut sich eines Weltrufes.

Muster zu Diensten!

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Allgemeine Rentenanſtalt zu Stuttgart.

Verſicherung auf Leibrenten.

Jährliche Rente aus einer Einlage von 100 Mk.

[illegible]

mit Anſpruch auf Dividende.

[illegible]

Der Verwaltungsrat.

Guter Rat iſt Goldes wert!

[illegible]

[illegible]

R. Trenkel [illegible] Berlin [illegible]

[illegible] Ratenzahlungen [illegible]

Frank & Baer

Frankfurt a. Main.

Emil Mühlenpfordt, Hamburg.

[illegible]

PATENTE

RICHARD LÜDERS,

Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Zuſchneid-Scheere

[illegible] Fabrikant [illegible] Preisliſte gratis.

Viele Neuheiten in Schuss- Hieb- Stich-Waffen.

Preisliſten gratis.

Hippolit Mehles. Waffenfabrik Berlin W., Friedrichstraſſe 159.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer,

Cannſtatt u. London.

UNIVERSAL KNET & MISCH-MASCHINE
Patentirt in allen Ländern.
32 höchste Auszeichnungen.

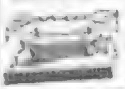
[illegible]

Cassetten mit Papierfüllung

100

[illegible]

Elektrisirmaschinen.



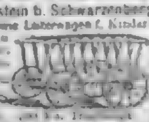
[illegible]

Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

C. L. Flemming

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene



[illegible]

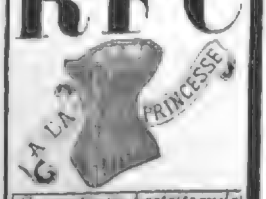
Des Kindes liebstes Spiel!

[illegible] wirklich [illegible]

Anker-Steinbaukaſten

F. Ad. Richter & Cie.

Corsets RFC



Garantie für bestsitzende moderne Façons.

[illegible] Auslande zu beziehen.

Jedes Corset trägt den Stempel „RFC à la Princesse."

[illegible] die Corsetfabrik von

Rosenthal, Fleischer & Cie.

Goeppingen | London

Württemberg | 21 London Wall.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Pracht-Ausgabe der Musikalischen Klassiker

Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,

in ihren Werken für das Pianoforte allein.

Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes

von

J. Moscheles.

[illegible]

Siebente Auflage.

Mit instruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk.

[illegible]

Beethovens [illegible] Sonaten, 4 Bde., à Bd. M. 4.50.

Mozarts [illegible] Sonaten . . 3 Bde., à Bd. M. 4.50.

Clementis [illegible] Sonaten 2 Bde., à Bd. M. 3. —

Haydns [illegible] Sonaten . 2 Bde., à Bd. M. 3.50.

Webers Kompositionen für das Pianoforte . . . . 2 Bde., à Bd. M. 4 —

Jeder Band und **jede Sonate** werden auch einzeln abgegeben.

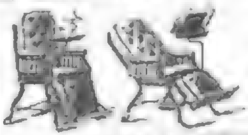
[illegible] **Festgeschenken** [illegible]

[illegible]

[illegible] des In- und Auslandes.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen [illegible]

Der vollkommenste u. beste Stuhl



[illegible]

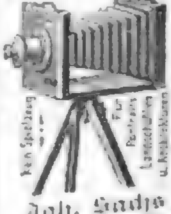
J. Schöbert. [illegible] München.

[illegible]

H. Rumme.

[illegible]

Photographiſche Apparate.



Touriſten-Apparat

[illegible]

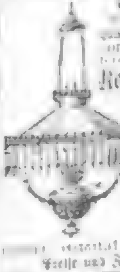
Joh. Sachs & Co.,

Berlin S., Ritter-Str. 88.

Das ſchönſte Geſchenk ſelbſtthätige Zimmerfontaine von Louis Heinrici Zwickau i. S.

[illegible]

Otto Wollenberg.



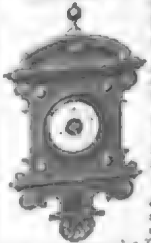
[illegible] neue Reform-Blitz-Lampe

[illegible]

Preiſe und Zeichnungen franko.

[illegible]

Lambrechts Holosteric-Barometer



[illegible] den Ueberſichten der Zeitungen [illegible]

Preis: (Naturesche m. Kupfer) [illegible]

[illegible] Metall-Barometer.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Der beste Hoſenknopf der Welt

[illegible]

Otto Wollenberg. Berlin [illegible]

Dr. Lahmann's Reformbaumwollkleidung

verdrängt allmälich die Wollunterkleidung,

da sie keinen ihrer Nachteile hat, warm hält, ohne die Haut zu reizen und zu verweichlichen, vor Erkältungen besser schützt, in der Wäsche nicht eingeht. Bei dem Rückgang der Wollindustrie werden von zahlreichen spekulativen, aber nicht hygieinisch denkenden Fabrikanten unter dem Titel „System Dr. Lahmann" Reformwäsche u. s. w. minderwertige, zum Teil gesundheitsschädliche [illegible]

Nachahmungen auf den Markt gebracht.

☞ Wer die von Dr. Lahmann dargelegten Vorteile der Reformkleidung [illegible] **Originalfabrikate** aus der einzig **konzessionirten Fabrik** von **H. Heinzelmann (G. Wizemann)** Reutlingen [illegible]

Dr. Lahmann

Jedes Stück muss mit der obenstehenden Fabrikmarke und dem Namenszug von Dr. Lahmann in blauem Aufdruck versehen sein.

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à

Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

---

von Zimmermann'ſche Naturheilanſtalt

[illegible]

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.

Fabrik von

Ph. Suchard

Neuchâtel

Entrepôt Général à Paris 61 rue des Francs Bourgeois
à Londres EC. 2 Mincing Lane

Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine

Mark 19. —

J. F. Menzer.

NECKARGEMÜND

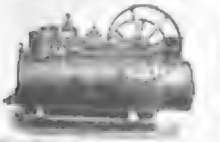
Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

Central-Bureau Trier.

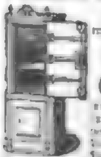
Armour & Co.'s

feſter Fleiſchextract, beſſer, billiger

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau,



Schladitz & Bernhardt,
Dresden.



Stahlpanzer-Geldſchränke

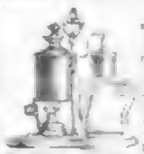
Carl Geler Bamberg.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

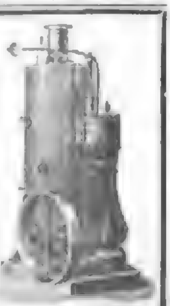
Eickes
ſelbſtthätige Patent-Kaffee-Maſchine.



H. Eicke, Berlin W.

Menck & Hambrock,
Ottenſen
bei Altona,

Dampfmaſchinen



Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

Kinder und Kranke — erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

Kurbedürftige

---

ungegypste **Natur-Weine** Oswald Nier BERLIN

Garantirt!

Süd-Weine.

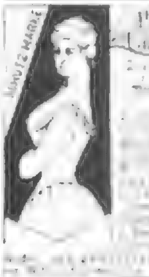
21 Mark.

Burks Arzneiweine

Zu haben in den Apotheken Deutſchlands.

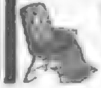
„Burks Pepsin-Wein",
„Burks China-Malvasier"

C. H. Burk, Stuttgart.



L. Pietsch

Krankenfahrſtühle



Rich. Maune.

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

Dresden.

Kronen-Quelle

zu Oberſalzbrunn i. Schl.

1887: 626246 fl.

Die Administration der Kronen-Quelle, Obersalzbrunn i. Schl.

MADEIRA.

Deutsches Hotel I. Ranges

Dr. med. Koester

Nizza.

Hotel d'Angleterre

Camerun-Seife.

Camerun-Seife.

ROWLANDS'

MACASSAR OIL

ODONTO, Perlen-Zahnpulver: macht die Zähne

---

nur der, welcher ſich eines flotten Schnurrbartes erfreut.
Ohne Schnurrbart keine Liebe! — Ohne Schnurrbart kein Kuß!
Nur Paul Bosse's Original-Mustaches-Balsam
iſt im Stande, unter Garantie innerhalb 4—6 Wochen einen kräftigen Bart zu erzeugen. Gebrauch höchſt einfach. Für die Haut völlig unſchädlich.
Per Doſe M. 2.50.

Zu beziehen von **Paul Bosse Berlin S. 59, Grimmstrasse**
in Wien J. Weiss
C. Haubner, Engel-Apotheke, Am Hof 6. — In Bern (Preis fr. 4) E. Wildbolz

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb
Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren
werden
bereitwilligst zurückgenommen
und umgetauscht.

Abtheilung: Pelzwaaren.

Muffe für Damen.

Nr.		Mittel-grösse M.	Grosse M.
9003	**Russisch. schwarz. Seidenhase** m. Zanellafutt. u. Pelzquast	2.75	3.50
9007	**Derselbe Muff** mit schwarzem Atlasfutter und Pelzquasten	3.75	5.—
9011	**Französ. schwarz. Kanin** m. Atlasf. u. Pelzquasten, nicht so langhaarig wie Seidenhase, aber haltbarer im Tragen	4.50	5.50
9017	**Schwarz Castorell** braun. Untergrund m. Atlasfutter und Pelzposament. Ein wirklich elegant. u. gutes Pelzwerk	10.50	12.—
9018	**Whitecoat** m. Atlasf. u. Pelzposam. Sehr eleg. u. dauerhaft	12.50	13.50
9019	**Schwarz-gefärbt. Schuppen** m. schwarz. Atlasf. u. Pelzposam. Sehr solides und empfehlenswerthes Pelzwerk **Qual. A**	12.75	15.75
9023	**Affenziege** mit schwarzem Atlasfutter, im Aussehen dem echten Affen sehr ähnlich, besond. preiswerth. Form 2	6.50	—
9027	**Gefärbter Affe** (Monkey) mit Atlasfutter und Pelzposamenten, **Qualität A**, Form 2	10.—	11.—
9028	**Derselbe Muff in Qualität B**, Form 2	7.75	8.50
9031	**Echt Affe** (Monkey) mit langem Gehänge. Schwarzes Atlasfutter mit Pelzposamenten, Form 2	12.75	14.—
9035	**Imit. Skunks** m. schwarz. Atlasf. u. Pelzposament. **Qual. A**	6.75	7.75
9037	**Schwarz gefärbt. Skunks** mit Atlasfutt. u. Pelzposamenten	12.75	15.—
9039	**Naturell Skunks** m. Atlasf. u. Pelzposam. Solid. fein. Pelzwerk	25.—	27.50

Fantasie-Kragen
Nr. 9012. Fantasie-Kragen [illegible] schwarzem Kanin mit [illegible] M. 6.50.
Nr. [illegible] Fantasie-Kragen [illegible] M. 24.
[illegible] M. 14.75.

Muffe für Damen.

Nr.		Mittel-grösse M.	Grosse M.
9042	**Dunkelbraun gefärbt. Kanin** m. Zanellafutter u. Pelzquasten	5.—	6.25
9043	**Imitirt Sealskin** (geschoren Kanin) mit braunem Atlasfutter und Pelzposamenten	7.—	8.—
9047	**Imitirt Sealskin** (Sealbisam) mit Atlasfutter und Pelzposamenten. Sehr schöne Qualität	10.50	12.—
9055	**Naturell Bisam** mit Atlasfutter u. seidenen Posamenten	8.50	10.50
9056	**Iltisfarb. gefärbt. Opossum** m. Atlasfutter u. Pelzposamenten	10.—	11.25
9057	**Iltisfarb. gefärbt. Skunks** m. Atlasfutter u. Pelzposamenten	10.75	12.50
9059	**Naturell Iltis** m. braun. Atlasfutter u. elegant. Posamenten	17.—	21.—
9063	**Nerz** mit braunem Atlasfutter und eleganten seidenen Posamenten. **Einfellig**	19.75	—
9064	**Derselbe Muff. Zweifellig**	19.—	32.50
9072	**Biberfarb. gefärbt. Kanin** m. Atlasfutter u. Pelzposamenten	7.50	8.25
9073	**Imitirt Otter** (otterfarbig gefärbter südamerikanischer Biber, mit Atlasfutter und Pelzposamenten	14.75	16.50
9081	**Echt Otter** mit Atlasfutter und Pelzposamenten. Sehr elegant und modern	18.—	22.25
9082	**Südamerikanischer Biber** mit Atlasfutter und Posamenten	12.—	15.—
9087	**Echt Biber** mit Atlasfutter und Pelzposamenten	34.—	41.—

Damen-Baretts.

Nr. 10027. Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) mit Atlasfutter u. braunem Federstutz (braun). M. 12.—

Nr. 10034. Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) mit Seidenfutter und elegant. [illegible] M. 1.50.

Wir bitten um genaue Angabe der Kopfweite.

Nr. 10031. Französisches schwarzes Kanin [illegible] M. 6.50.

Wir bitten um genaue Angabe der Kopfweite.

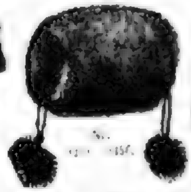
Damen-Baretts.

Nr. 10045. Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) m. Atlasfutter und [illegible] (braun). M. 7.25.

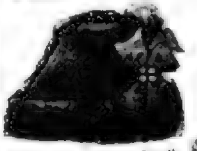
Nr. 10050. Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) mit schwarzem Futter und Federstutz (braun). M. 8.—

Nr. 10010. Französisches schwarzes Barett mit Zanellafutter. M. 3.50.
Nr. 10012. Dasselbe Barett mit seidenem Futter. M. 4.—

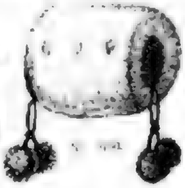
Nr. [illegible] Mädchen-Barett Imitirt Sealskin [illegible] M. 4.—



Nr. [illegible] 9456.

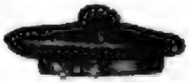


Nr. 10065. Mädchen-Barett Schwarz Kanin m. Zanellafutter und Atlasschleife. M. 3.—



Nr. 9453.

Nr. 10060 u. 10062.
Nr. 10060. Schottenform. Imitirt Sealskin (geschoren Kanin), mit seidenem Futter (braun). M. 7.75.
Nr. 10062. Dasselbe Barett in Sealbisam. M. 10.50.



Nr. 12103 u. 12105.
Nr. 12103. Knaben-Pelzmütze, schwarz Kanin, Rand und Schleife von breiter Wolllitzen. M. 3.75.
Nr. 12105. Kinder-Pelzmütze, weiss geschoren Kanin, mit weiss-blauer Schnur-Garnitur. M. 3.—

Nr. 12112 u. 12114.
Nr. 12112. Schülermütze, schwarz Seal-Kanin mit Zanellafutter, Ausserordentlich haltbar. M. 3.50.
Nr. 12114. Schülermütze, imit. Sealskin (geschoren Kanin) mit Zanellafutter (braun). M. 3.75.

Nr. 9692.

Runde Kinder-Muffen.

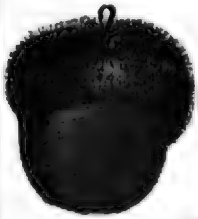
Nr.		M
9450.	Schwarz Kanin mit Zanellafutter	2.75
9453.	Weiss do. do.	2.—
9456.	Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) mit Atlasfutter	4.75
9459.	Grebes (Taucherente) mit Atlasfutter	5.50
9461.	Weiss Kanin mit schwarzen Tupfen (Hermelin-Imitation), mit blauem Futter	2.50
9391.	Hierzu passender Kragen aus gleichem Pelze	2.—

Nr. 9692. Fantasie-Muff aus Sealbisam dunkelbraun, mit Atlasfutter und [illegible] kleinen [illegible] Beutel [illegible] besonders passend für junge Damen. M. 11.—

Nr. 9692. Fantasie-Muff aus Sealbisam dunkelbraun m. Atlasfutter, Atlasschleife und darauf gesetztem kleinen reizenden Thierköpfchen. Sehr eleganter, höchst moderner Muff, zu Geschenken ganz besonders geeignet. M. 13.75.

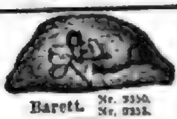
Ausführliches Preisverzeichniss über Pelzwaaren
versenden wir unberechnet und portofrei.

Fusstaschen.



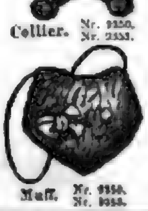
Nr. 9610.
Fusskorb von braunem Filz[illegible] mit Schaffellfutter und [illegible]
M. 5.—

Nr. 9611. Fusstasche aus grauem bedruckten, sehr wärmehaltenden Plüsch, mit Pelzbesatz, zum Zusammenrollen eingerichtet.
M. 3.75.



Barett. Nr. 9350. Nr. 9353.

Collier. Nr. 9350. Nr. 9353.



Muff. Nr. 9350. Nr. 9353.

Kinder-Pelzgarnituren.

Garnitur Nr. 9350.

Schwarz franz. Kanin mit schwarzem Futter und schwarzer Schnuren- und Atlasbandgarnitur:

Collier	Kragen	Muff	Barett
M. 1.75.	2.25.	3.50.	2.50.

Garnitur Nr. 9353.

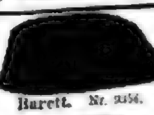
Weiss Kanin mit weissem Futter und weisser Schnuren- und Atlasbandgarnitur.

Collier	Kragen	Muff	Barett
M. 1.75.	2.—.	2.—.	2.25.

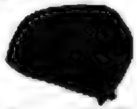
Garnitur Nr. 9356.

Imitirt Sealskin (geschoren Kanin) mit braunem Futter und brauner Schnuren- und Atlasbandgarnitur (braun).

Kragen	Muff	Barett
M. 3.50.	4.50.	3.75.



Barett. Nr. 9356.



Kragen. Nr. 9356.

Muff. Nr. 9356.

Fusstaschen

Nr. 9-19. Damen-Fusstasche von feinem Chagrin-Leder, mit schwarzem Pelzfutter und Besatz. Diese Tasche lässt sich ganz klein zusammenrollen und ist dadurch ausserordentlich bequem zu tragen. M. 10.50.

Nr. 9613.
Damen-Fusstasche von rothem Juchtenleder mit Schuppen- oder Opossum-Schweif. Innen Schafpelz.
M. 10.50.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

Nº 5.

61. Band.
Einunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Jenseits des Grabes.

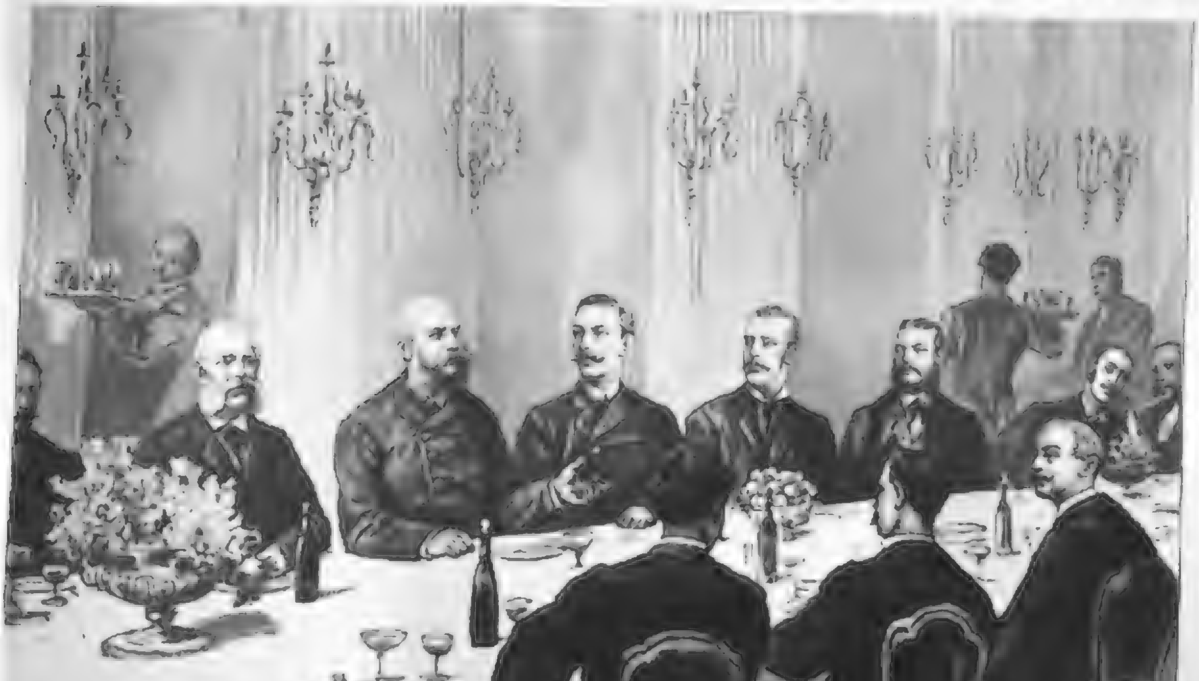
Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von J. Köhle.

(Fortsetzung.)

Auch in den [illegible] wo kaum [illegible] wurde, was nicht unmittelbar Bezug auf die [illegible] Person oder die königliche Familie hatte, erregte das Erscheinen des Staatsrats von Thermignon allgemeines Aufsehen. Es war für ihn keine geringe Pein, alle die Anreden und Fragen zu beantworten, welche an ihn gerichtet wurden und die er hier nicht wie an öffentlichen Orten mit rücksichtsloser Kürze zurückweisen konnte. [illegible] [illegible] durch eine huldvolle Anrede auszuzeichnen. Seine Majestät geruhten es äußerst gnädig zu loben, daß Herr von Thermignon sich endlich aus seinem tiefen Schmerz aufgerafft und seine einsame Zurückgezogenheit aufgegeben habe. Der König fügte einige allgemeine Bemerkungen über die Vergänglichkeit alles irdischen Glücks und über die Notwendigkeit, sich auch über die schwersten Verluste zu trösten und ihr [illegible] zu suchen, hinzu. „Die [illegible]“ [illegible]



König Albert von Sachsen.
Kaiser Franz Josef.
Kaiser Wilhelm.
Kronprinz Rudolf.
Prinz Leopold von Bayern.
Graf Kalnoky.

Der Besuch des Deutschen Kaisers am österreichischen Kaiserhofe: **Das Gabelfrühstück in Schönbrunn.** Originalzeichnung unseres Spezialzeichners Th. Breidwiser.

Anklang von Wehmut in ſeiner Stimme, „und Sie dürfen den Blick noch nicht von dem Blumenflor unſerer Damenwelt abwenden, unter denen die Schönſte ſtolz auf Ihre Wahl ſein darf!“

Der König hatte die letzten Worte mit erhobener Stimme und mit beſonderer Betonung geſprochen; alle Welt ringsum beneidete den ſo hoch Begünſtigten; das Wort Seiner Majeſtät flog durch die Säle, und nach dieſem Wort gab es keine Dame in Frankreich, ſo hoch ſie auch immer ſtehen mochte, welche eine Verbindung mit dem Staatsrat von Thermigny nicht als eine beſondere Ehre und Auszeichnung betrachtet haben würde.

Alphonſe verneigte ſich ſtumm, es ſchnitt ihm mit tiefem Weh ins Herz, daß ſein Wiedererſcheinen am Hofe dem Ueberdruß an der Einſamkeit und gar dem Wunſch, Erſatz für die verlorene Geliebte zu ſuchen, zugeſchrieben werden konnte; aber es war ja unmöglich, Seine Majeſtät über den wahren Grund ſeiner Anweſenheit hier aufzuklären, ohne den Hohn und Spott der ganzen ſkeptiſchen und ſchmähſüchtigen Hofgeſellſchaft herauszufordern. Er trat, als der König mit gnädigem Kopfnicken weiterſchritt, zurück und durchmuſterte mit unruhig forſchendem Blick die Geſellſchaft, ob er unter den im Glanz der Edelſteine funkelnden Damen keine entdecken könne, die ihn an jene Erſcheinung auf dem Pèrelachaiſe erinnerte.

Der König hatte auf ſeinem Rundgange den Marineminiſter angeredet, er ſtand nur wenige Schritte von Alphonſe entfernt, und dieſer hörte plötzlich von Seiner Majeſtät den Namen des Chevalier von Malville ausſprechen. Er fuhr zuſammen, denn dieſer Name berührte ja eine ſchmerzliche Stelle in ſeiner Seele. Hatten ſich auch die Gräber über der Vergangenheit geſchloſſen, ſo hatte Alphonſe doch niemals ein peinliches, mehr trauriges als bitteres Gefühl überwinden können bei dem Gedanken, daß der Chevalier Edmées erſte und friſcheſte Jugendliebe ihm vorweg genommen. Unwillkürlich trat er ein wenig näher zu dem Kreiſe, welcher ſich um den König gebildet hatte, und hörte zu ſeinem ſtarren Erſtaunen, wie dieſer ſagte:

„Es iſt eine wunderbare Geſchichte, die faſt wie ein Märchen klingt, daß jener Offizier, welcher ſo lange Jahre hindurch als tot gegolten hat, ſo plötzlich wieder unter den Lebenden erſcheint. Man könnte an eine Fee glauben, welche ihn nicht nur dem Leben wiedergegeben, ſondern ihn auch mit Glanz und Reichtum überſchüttet hat, da ſein Vetter und ſein Oheim bald hinter einander geſtorben ſind und er nun der Chef ſeines Hauſes und der einzige Erbe eines großen und wohlkonſervierten Vermögens iſt. Bei der erſten Meldung glaubte ich faſt an einen Betrug.“

„Nein, Majeſtät,“ erwiderte der Miniſter, „davon iſt keine Rede. Die Identität iſt vollkommen feſtgeſtellt nicht nur durch verſchiedene Papiere, welche ja auch in die Hände eines Fremden hätten gefallen ſein können, ſondern vor allen Dingen durch die Perſon des Wiedererſchienenen ſelbſt, welche trotz der Reihe der dazwiſchenliegenden Jahre von allen, die ihn einſt kannten, zweifellos feſtgeſtellt werden.“

„In der That, es kann kein Zweifel ſein,“ erwiderte der König; „ich habe den Chevalier oder nach ſeinem jetzigen Rang vielmehr den Grafen von Malville empfangen und mir ſeine wunderſamen Schickſale von ihm erzählen laſſen. Wenn ich ihn auch vordem nicht gekannt habe, ſo habe ich doch jetzt aus ſeiner ganzen Erſcheinung und ſeinem Auftreten die Ueberzeugung gewonnen, daß er kein Betrüger iſt.“

„Die Formalitäten ſind übrigens bereits alle geordnet,“ erwiderte der Miniſter; „der Graf befindet ſich im unbeſtrittenen Beſitz der Rechte, welche ihm als einzigem Träger ſeines Namens zuſtehen.“

Der König ſprach noch einige Worte und ſetzte dann ſeinen Rundgang fort.

Alphonſe fühlte ſeine Füße ſchwanken, und vor ſeinen Blicken ſchien die Geſellſchaft in den Sälen in verworrenen Bildern durcheinander zu gaukeln.

„Werden die Toten lebendig?“ flüſterte er vor ſich hin. „Der Chevalier von Malville lebt? Kann er, den ſie ſo ſehr liebte, die Macht haben, ihren verklärten Geiſt wieder zur Erde herabzuziehen? Mein Gott, mein Gott, wo iſt der Faden, der mich aus dieſem ſchauerlichen Labyrinth hinausführt!“

Einige Herren traten zu ihm heran und beglückwünſchten ihn über die gnädige Anrede des Königs; er ſtarrte ſie wie aus einem Traum erwachend an und wendete ſich nach einer kurzen Antwort zu dem noch in ſeiner Nähe ſtehenden Marineminiſter.

„Was iſt es mit dem Chevalier von Malville,“ fragte er heftig, „von dem Seine Majeſtät ſoeben ſprach? Der Chevalier iſt ſeit Jahren tot — im Meere verſunken mit ſeinem geſcheiterten Schiff!“

Der Miniſter ſchien betroffen über die Heftigkeit der Frage, dann ſagte er verbindlich:

„Ah, in der That, Herr von Thermigny, ich erinnere mich, daß der Chevalier einſt in Beziehungen zu dem Hauſe des Grafen von Germancey ſtand! Nun denn, der Chevalier lebt; es iſt, wie Seine Majeſtät die Gnade hatte zu bemerken, faſt ein Feenmärchen. Er allein von der ganzen Schiffsmannſchaft hat ſich auf einigen Trümmern des Wracks gerettet; er iſt an eine kleine, entlegene Inſel geworfen worden, die unziviliſierten Bewohner derſelben, harmloſe, gutmütige Menſchen, haben ihn freundlich aufgenommen, und jahrelang hat er dort unter ihnen als Wilder gelebt, bis endlich ein durch widrige Winde nach jener Gegend verſchlagener Kauffahrer von Martinique ein Boot an jene Inſel ſendete, um Waſſer zu holen. Der Chevalier wurde durch dieſen glücklichen Zufall befreit und iſt nun, da inzwiſchen ſein Oheim und ſein Vetter geſtorben, hier erſchienen, um die Erbſchaft des Vermögens ſeiner Familie anzutreten. Er hat ſich übrigens,“ fügte der Miniſter leichthin bei, „in Martinique mit der Tochter eines kleinen, unbekannten Edelmannes, deſſen Namen ich wieder vergeſſen, vermählt. Das iſt eine Thorheit,“ ſagte er achſelzuckend, „da er hier die glänzendſten Partien hätte machen können — allein was iſt zu thun? Wenn er einen Sohn hat, ſo wird es demſelben überlaſſen bleiben, die Verbindung ſeiner Familie mit dem hohen franzöſiſchen Adel wieder anzuknüpfen.“

Der Miniſter fügte noch einige Komplimente über die huldvolle Liebenswürdigkeit Seiner Majeſtät hinzu, ſprach lächelnd den Wunſch aus, daß Alphonſe der Andeutung des Königs, welche faſt ein Befehl ſei, bald Folge geben möge, und wendete ſich dann mit verbindlichem Gruß einer andern Gruppe zu.

Alphonſe blieb träumend ſtehen; das Gehörte erſchütterte ihn im Innerſten. Wenn auch dieſe wunderſame Rettung des Chevalier von Malville, der ihm einſt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſo ſchweren Schmerz bereitet hatte, mit der Erſcheinung, die ihn hieher geführt, in gar keinen erſichtlichen und vernünftigen Zuſammenhang zu bringen war, ſo wogten doch ſeine Gedanken unausgeſetzt um dieſe beiden Punkte durcheinander, und immer wieder tauchten aus dem wallenden Nebel, ſeinen Geiſt durchzuckend, die Geſtalten Edmées und des Chevaliers auf. Hand in Hand ſtanden ſie vor ihm wie einſt in der Grotte des Parks zu Boncourt, und Edmées thränende Augen ſahen ihn mit demſelben ſtarren und entſetzten Blick an wie jene Wundererſcheinung auf dem Pèrelachaiſe. Endlich kämpfte er gewaltſam ſeine Bewegung nieder. Was hatte er mit dem Chevalier zu ſchaffen, der einmal ſeinen Lebensweg ſo ſchmerzlich verhängnisvoll gekreuzt hatte und nun weitab auf fernen Bahnen dahinzog, mit denen er keine Berührung mehr haben konnte! Er war ja nur hieher gekommen, um den Schlüſſel zu dem Rätſel zu ſuchen, das ihn bewegte, und ſchnell durcheilte er einen der großen Säle nach dem andern, überall die Geſellſchaft prüfend und muſternd — aber unter allen den Damen fand er keine, die ihn auch nur entfernt an jene Erſcheinung auf dem Kirchhof erinnerte; bei keiner entdeckte er eine Aehnlichkeit mit den Zügen ſeiner verſtorbenen Gemahlin.

Müde und erſchöpft von dieſem vergeblichen Forſchen und Spähen, verließ er endlich den Ball, unbekümmert darum, ob der König vielleicht noch einmal nach ihm fragen könne; aber während er in ſeiner Karoſſe auf der Straße nach Paris dahinrollte, ſah er immer wieder, wenn er müde ſeine Augen ſchloß, die Bilder des Chevaliers und Edmées neben einander ihm entgegenſchweben, und in bitterem Weh durchzitterte ihn die Erinnerung an jenen ſchmerzlichſten Tag ſeines Lebens, als das Geheimnis ſeines Herzens vor Edmées Geſtändnis von ſeinen Lippen wieder in die Tiefen ſeiner Bruſt zurückgeſunken war.

Als er nach ſeinem Hotel zurückgekehrt war, trat ſein Diener ganz freudig erregt in ſein Kabinett.

„Der gnädige Herr wird mit mir zufrieden ſein, ich habe die Herrſchaft jenes Wagens entdeckt.“

„Nun,“ rief Alphonſe zitternd, „wer iſt es?“

„Ich ſtand vor dem Hauſe des Notars Laporte Wache,“ erwiderte der Diener, „wie der gnädige Herr es befohlen, als abermals jener Wagen vorfuhr und derſelbe Herr wie das letztemal in das Haus trat. Sein Geſicht war dunkel gebräunt, ſein Blick ſtolz und gebieteriſch; er blieb etwa eine Stunde im Hauſe. Diesmal näherte ich mich dem Diener nicht, um keinen Verdacht zu erregen; aber ich war vorſichtig geweſen, ich hatte einen Mietwagen mit den ſchnellſten Pferden, die ich finden konnte, bereit ſtehen. Der Herr kehrte zurück und fuhr davon, ich folgte ihm mit meinem Wagen auf dem Fuß, obgleich es nicht leicht war, mit ſeinen edlen Pferden Schritt zu halten. Endlich fuhr der Wagen in den Hof eines Hotels der Rue de Grenelle. Ich ließ meinen Kutſcher noch etwas weiter fahren, ſtieg dann aus und fragte den Concierge nach der Herrſchaft des großen, prachtvollen Hotels.“

„Nun,“ rief Alphonſe atemlos, — „und wer war es?“

„Das Hotel gehört dem Herrn Grafen von Malville,“ erwiderte der Diener.

„Dem Grafen von Malville?!“ rief Alphonſe, indem er wie gebrochen in einen Stuhl niederſank. „Er iſt von den Toten auferſtanden — und ſie? — Es iſt gut,“ ſagte er zu dem erwartungsvoll daſtehenden Lakaien, „ich werde Dir ſagen, was Du weiter zu thun haſt. Ich bin zufrieden mit Dir.“

fügte er hinzu, indem er ihm eine gefüllte Börſe reichte: „Du wirſt jenes Hotel genau überwachen Tag und Nacht, und Du wirſt Dir genau merken, wer dort ein und aus geht. — Du wirſt beſonders darauf achten," ſagte er zögernd, mit unſicherer Stimme, „ob jene Dame, die Du am Pèrelachaiſe geſehen, wieder in dem Wagen ausfährt. — Geh, geh, und je ausführlicher Du mir Bericht erſtatten wirſt, um ſo höher wird Deine Belohnung ſein."

Ganz glücklich eilte der Diener davon.

Alphonſe preßte die Hände gegen ſeine Stirn und rief mit dumpfer Stimme:

„O mein Gott, mein Gott, ſtärke meinen Geiſt, daß er ſich nicht verwirre vor dieſem finſtern, ſchauerlichen Geheimnis, das den Tod und das Leben mit dunklen Fäden durcheinander wirrt!"

Er brachte die Nacht in düſterem Brüten zu, und als die erſten Strahlen der Morgenſonne in ſein Zimmer fielen, hatten ſich ſeine Augen noch nicht zum Schlummer geſchloſſen. Eilig beſorgte er ſeine Geſchäfte auf dem Bureau des Miniſteriums und ging dann zu Fuß nach der Rue de Grenelle, um durch das Erſcheinen ſeiner Equipage kein Aufſehen zu erregen.

Vor dem bezeichneten Hauſe fand er ſeinen Diener, welcher getreulich Wache hielt und ihm berichtete, daß außer einigen Hausbeamten niemand durch das Thor ein oder ausgegangen ſei.

Alphonſe trat durch die Einfahrt in den geräumigen Hof, auf deſſen Rückſeite das alte, großartige Herrenhaus lag. Die Vorhänge an den Fenſtern waren geſchloſſen, auf dem Hofe ſelbſt und in den daranliegenden Ställen und Remiſen zeigte ſich nicht jenes geſchäftige Leben, welches die Anweſenheit der Herrſchaft in einem vornehmen Haushalt zu bezeichnen pflegt.

Während Alphonſe klopfenden Herzens ſeine unruhig forſchenden Blicke umherſchweifen ließ, trat der Portier, ein alter Mann in blauer, ſilberbeſetzter Livree, dem man es anſah, daß er lange Jahre gewohnt geweſen, das Haus zu hüten, aus ſeiner neben dem Hofthor liegenden Loge, muſterte den zu Fuß eintretenden, einfach gekleideten Fremden mit hochmütig kühler Miene und fragte kurz nach ſeinem Begehr.

„Ich wünſche den Herrn Grafen von Malville zu ſprechen," ſagte Alphonſe, indem er mühſam ſeine tiefe Erregung zurückzudrängen ſuchte.

„Der Herr Graf iſt nicht zu Hauſe," war die kurze Antwort, aus deren Ton die Erwartung herorklang, daß der unbekannte Beſucher, den der Portier vielleicht für einen Bittſteller halten mochte, ſich ſogleich wieder zurückziehen werde.

„Doch," erwiderte Alphonſe ſtreng und beſtimmt, „der Graf iſt zu Hauſe, ich weiß es und habe Notwendiges mit ihm zu ſprechen."

Die Miene des Portiers wurde noch hochmütiger, mit einem mitleidigen Achſelzucken ſagte er:

„Es iſt ſonderbar, mein Herr, daß Sie beſſer unterrichtet ſein wollen als ich; ich meinerſeits kann Ihnen nur wiederholen, daß der Herr Graf nicht zu Hauſe iſt!"

„Und um welche Stunde werde ich ihn finden?" fragte Alphonſe.

„Das weiß ich nicht, mein Herr," erwiderte der Portier ungeduldig; „der Herr Graf hat nicht die Gewohnheit, mir über ſeine Ausgänge und über die Rückkehr von denſelben Rechenſchaft abzulegen. Uebrigens," fügte er mit ſpöttiſch herablaſſender Miene hinzu, „kann ich Ihnen nicht raten, einen zweiten Weg hieher zu machen; es würde Ihnen nichts nützen, denn wenn auch der Herr Graf zu Hauſe wäre, würde er Sie nicht empfangen. Er iſt nur in Geſchäften auf kurze Zeit in Paris und nimmt keine Beſuche an."

Diesmal ſchien der Portier ganz beſtimmt die Konverſation für beendet anzuſehen; er wendete ſich mit einer kaum merkbaren Neigung des Kopfes ab, um ſich in ſeine Loge zurückzuziehen. Alphonſe hielt ihn zurück, er begriff, daß ihm für den Augenblick nichts zu thun übrig bleibe und daß es ihm unmöglich ſei, mit Gewalt weiter vorzudringen.

„Hört, mein Freund," ſagte er, „ich muß den Herrn Grafen in wichtigen Angelegenheiten ſprechen und bin gewiß, daß er, ſo beſchränkt auch ſeine Zeit ſein möge, zu meinen Gunſten eine Ausnahme machen wird. Ich bitte Sie alſo, den Herrn Grafen, wenn er zurückkehrt, wiſſen zu laſſen, daß ich hier war. Ich bin der Staatsrat von Thermigny und werde am Nachmittage wiederkommen."

Er drückte bei dieſen Worten ein Geldſtück in die Hand des Portiers. Dies Argument und die Nennung ſeines Namens verfehlten ihren Eindruck nicht; der Portier zog den Hut und ſagte, ſich ehrerbietig verneigend:

„Ich werde nicht verfehlen, den Namen des gnädigen Herrn dem Kammerdiener zu nennen, doch weiß ich nicht, ob der Herr Graf im ſtande ſein wird, den Beſuch des Herrn Staatsrats zu empfangen — er iſt leidend und der Befehl, niemand anzunehmen, iſt beſtimmt und ohne Ausnahme gegeben."

Er begleitete Alphonſe bis zur Schwelle der Einfahrt, und dieſer kehrte noch unruhiger und verwirrter nach Hauſe zurück, nachdem er ſeinem in einiger Entfernung wartenden Diener nochmals eingeſchärft hatte, das Hotel keinen Augenblick aus den Augen zu verlieren.

Am Nachmittag erſchien er wieder in der Rue de Grenelle, diesmal kam er in ſeinem Wagen, doch konnte er nicht in den Hof einfahren, da das Thor geſchloſſen war. Der Portier erſchien am Schlag und erklärte ungemein artig, daß dem Grafen die Meldung gemacht ſei; derſelbe ſei nur auf einen Augenblick nach Hauſe gekommen, werde den ganzen Tag abweſend bleiben und bedaure daher unendlich, den Herrn Staatsrat heute nicht empfangen zu können.

Alphonſe erbleichte und preßte die Lippen aufeinander — es konnte kaum ein Zweifel beſtehen, daß hier eine Abſicht vorliege, denn der frühere Chevalier von Malville mußte ſich ſeiner unfehlbar erinnern, und bei den Beziehungen, die zwiſchen ihnen beſtanden, hätte er, wenn keine beſonderen Gründe obwalteten, ſeinem Beſuch nicht ausweichen dürfen. Immer mehr verdichtete ſich der finſtere Schleier dieſes unerklärlichen Geheimniſſes, immer feſter wurde Thermignys Entſchluß, dieſen Schleier zu heben. Ohne dem Portier eine Antwort zu geben, fuhr er davon — es blieb ihm zunächſt nichts anderes übrig, als ſeine Verſuche, zu dem Grafen zu dringen, ſo lange zu wiederholen, bis jede Ausflucht unmöglich wurde. Abermals brachte er faſt die ganze Nacht ſchlaflos zu; finſtere, ſchauerliche Gedanken ſtiegen in ihm auf, und kaum vermochte er dieſelben niederzukämpfen.

Am andern Morgen erſchien er abermals vor dem Hotel der Rue de Grenelle. Das Thor war offen, der Kutſcher fuhr dem ihm erteilten Befehl gemäß in den innern Hof ein; auch der innere Eingang des Hauſes war weit geöffnet, ſo daß man die Marmorſtufen des Aufgangs ſehen konnte; von mehreren Fenſtern waren die Vorhänge aufgezogen.

„Der Herr Graf iſt alſo ſichtbar?" fragte Alphonſe den an den Schlag herantretenden Portier.

„Der Herr Graf iſt abgereiſt," erwiderte dieſer achſelzuckend; „ſeine Geſchäfte hier waren beendet, und es war ihm unmöglich, ſeinen Aufenthalt in Paris zu verlängern."

„Abgereiſt!" rief Alphonſe mit wilden, drohenden Blicken; „abgereiſt, da ich ihn doch um eine Unterredung gebeten! Und wohin?"

„Der Herr Graf wird es ohne Zweifel ungemein bedauert haben, den Herrn Staatsrat nicht haben empfangen zu können. Ueber das Ziel ſeiner Reiſe hat er keine Mitteilungen gemacht —"

„Und Briefe, die an ihn ankommen?" fragte Alphonſe.

„Sollen hier aufbewahrt werden, bis der Herr Graf darüber beſtimmen wird."

Ein Lächeln voll bittern Hohns ſpielte um Alphonſes Lippen, mit rauher Stimme gab er den Befehl, ihn nach ſeinem Hauſe zurückzufahren.

Einige Stunden blieb er in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, ſein Kammerdiener hörte ihn laut mit ſich ſelbſt ſprechen, zuweilen ſchien es ihm, als ob klagende Töne und unterdrücktes Weinen und Schluchzen aus dem Zimmer ſeines Herrn hervordrängen. Endlich erſchien Alphonſe im Vorzimmer; er war blaß wie ein Marmorbild und ſchien dem erſchrockenen Diener um Jahre gealtert zu ſein; ein ſchmerzlich bitterer Zug umgab ſeinen Mund, ein unheimlich drohendes Feuer glühte in ſeinen Augen. Er ließ ſeinen Wagen vorfahren und befahl dem Kutſcher, den Weg zum Polizeiminiſter einzuſchlagen.

(Fortſetzung folgt.)

São Vincente.

Ein Stück atlantiſcher Seefahrt

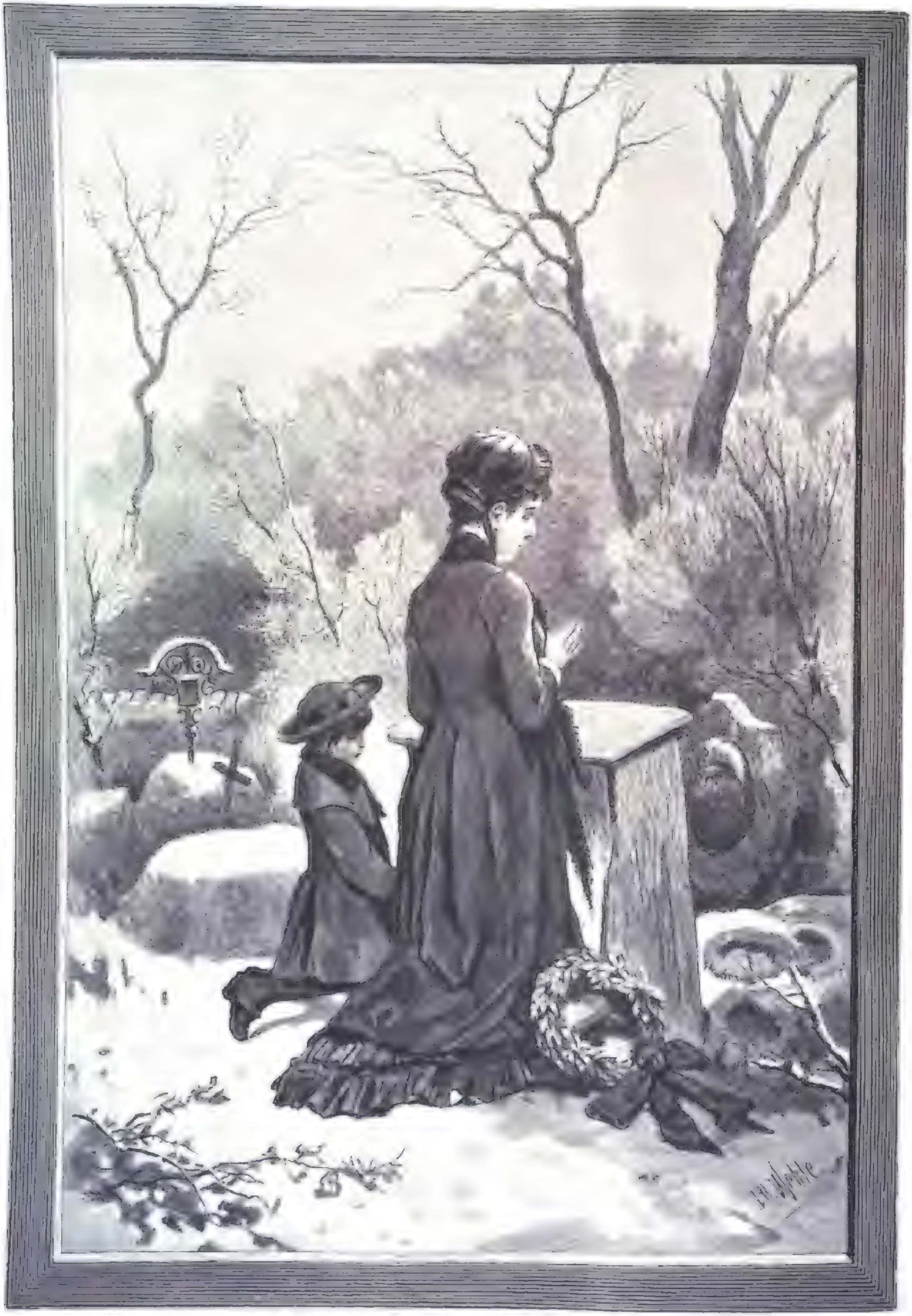
von

Julius Jenke.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In dem Maße, als der Frachtdienſt auf großer Fahrt von den Segelſchiffen allmählich an die Dampfer übergeht, iſt auch die Anzahl der Kohlenſtationen in allen Meeren eine größere und die Bedeutung dieſer Stationen eine ſtärkere geworden. Mag im allgemeinen auch der Rückgang unvermeidlich ſein, der unverkennbar in der Segelſchiffahrt eingetreten iſt, ſeitdem ſich der Dampf mehr und mehr das Feld abgewinnt, ſo haben wenigſtens manche der durch die Wettbewerbsfähigkeit der Dampfer bedrängten Segelſchiffe gerade durch den Dampf auch wieder Beſchäftigung — freilich in neuer Form — gefunden, indem ihnen vermöge ihrer billigeren Fracht die Aufgabe zugefallen iſt, die Kohlen nach jenen entlegenen Stationen des Erdballs zu ſchleppen, an welchen die eilenden Vermittler des Weltverkehrs auf ihren großen Routen ihre ſchwarze Nahrung zu ſich zu nehmen pflegen.

Im atlantiſchen Ozean iſt die Inſel São Vincente infolge ihrer günſtigen Lage eine der wichtigſten Kohlenſtationen geworden. Am Gabelpunkt der großen Dampferſtraßen Europa – Südamerika einerſeits und Europa – Weſt- und Südafrika andererſeits, dazu nicht weit aus dem Kurs der Weſtindiendampfer gelegen, iſt dieſe Inſel — ehemals ein troſtloſes, unbewohntes Felſeneiland — ſeitdem die Aera des Dampfes auch auf See angebrochen iſt, der Mittelpunkt eines wahrhaft großartigen Verkehrs geworden, eines Verkehrs, der ſich einzig und allein um die — Kohlen dreht. Auf der Außenreede wird



Allerſeelen. Originalzeichnung von J. R. Wehle.

Auf dem Kampfplatz. Gemälde von F. H. Kämmerer.

São Vicente ſelten angelaufen. Die Dampfer nehmen entweder ſchon im Heimatshafen oder doch in irgend einem der nordiſchen Häfen, den ſie paſſieren, ſo viel Kohlen, als ſie dem Raum nach nur irgend faſſen können, da ſie dieſelben nirgendwo wieder ſo billig bekommen können. Dagegen wird die Inſel um ſo häufiger von den heimkehrenden Dampfern angelaufen; denn die Fahrt nach dem Kap oder nach Südamerika iſt weit, und nur wenige Dampfer bringen heimatliche Kohlen von der Reiſe zurück. Die Dampfer, welche regelmäßig die große Tour Europa—Weſtküſte von Südamerika durch die Magelhaesſtraße machen, wie die Schiffe der Hamburger Kosmoslinie, haben häufig die letzten mitgebrachten Kohlen lange verbrannt, wenn ſie Perus Hauptſtadt, beziehentlich Callao in Sicht bekommen. Sie haben ſchon in Valparaiſo oder vielleicht ſchon in Buenos Ayres ihren Kohlenvorrat ergänzen müſſen. Kohlen ſind ja an allen dieſen Plätzen, ebenſo wie am Kap, die Menge zu haben, die Frage für die Reeder iſt nur: Zu welchen Preiſen? Denn da bekanntlich weder hier noch dort Steinkohlen gegraben werden, mithin jedes Stückchen per Segelſchiff von Europa oder an der Weſtküſte von Amerika von San Franzisko oder über Aspinwall angeſchleppt werden muß, ſind ſie an jenen fernen Stationen erklärlicherweiſe etwas teurer, als ſie zum Beiſpiel in Weſtfalen zu haben wären. Jeder Dampfer nimmt denn auch an dieſen Plätzen gewiß nicht mehr Kohlen, als er alleräußerſt nötig zu haben glaubt, um bis nach São Vicente hinzukommen, wo ſie eben der gegenſeitigen Konkurrenz der vielen dort etablierten Kohlenlieferanten wegen zu mäßigen Preiſen zu haben ſind.

Mag man nun vom La Plata kommen, oder vom Kap, oder von Braſilien, in welchem Fall gewöhnlich Bahia die letzte terra firma vor der großen Reiſe iſt, ſo erregt ſtets die Nachricht, daß der Dampfer São Vicente anlaufen wird, unter den Paſſagieren, namentlich unter denjenigen, die noch nicht dort waren und ſich darunter vielleicht eine andere Art von Madeira vorſtellen, einige freudige Erregung. Man hat doch die Ausſicht, wieder einmal ein Stückchen „Gegend“ und einige andere Geſichter zu ſehen als diejenigen, mit denen man an Bord für ſoundſoviele Wochen eingepfercht iſt. Weit weniger iſt dagegen die Mannſchaft erbaut, ſobald es gewiß iſt, daß nach São Vicente gegangen wird. Wer von den Leuten einmal dort das Kohlenladen mitgemacht hat, bewahrt dem Ort auf alle Zeiten ein keineswegs herrliches Andenken. Denn für die ganze Mannſchaft — vom Quartermaſter bis auf die Jungen — iſt der Name São Vicente gleichbedeutend mit einigen Wachen wahrer Hundearbeit.

Eines ſchönen Tages hat man, ohne daß man es gewahr geworden wäre, die Linie paſſiert. Von der üblichen „Taufe“, die ſich übrigens ſchon auf der Ausreiſe darauf zu beſchränken pflegt, daß irgend ein harmloſer Zwiſchendeckspaſſagier, während er, ahnungslos auf Deck ausgeſtreckt, in die neue Hemiſphäre hinüberſchlummert, plötzlich von [illegible] wird, oder daß einige jüngere „Kohlenzieher“ und die Jungen, die noch nicht über die Linie gekommen ſind, meuchlings ergriffen und mit einem ihrer weniger edlen Teile in eine volle Waſſerpütze getaucht werden, iſt auf der Heimreiſe natürlich keine Rede. In der Regel ſind ja alle lebenden Seelen an Bord „diesſeits“ der Linie geboren, alſo notgedrungen ſchon einmal über dieſelbe weggeſegelt, das heißt die Hühner, Schweine und Ochſen abgerechnet, die noch im letzten Hafen angeſchafft worden ſind. Befinden ſich aber wirklich auch unter den Paſſagieren aus dem Großen Ozean einige geborene Antipoden, die alſo von der anderen Seite her zum erſtenmal den Aequator paſſieren, ſo kann man noch nicht wiſſen, wie dieſe Leute den ihnen gänzlich fremden altnordiſchen Spaß der Taufe aufnehmen und ob ſie nicht am Ende bei den Offizieren Beſchwerde führen würden.

Die nächſten zwei bis drei Tage nach der Linie, ebenſo wie die letzten zwei bis drei Tage vor derſelben werden ſehr häufig von kurzen warmen Regenſchauern unterbrochen, und man ſieht zu jeder Tageszeit, oft an mehreren Stellen des Horizonts zugleich, ſchwere Regenwolken ſich entladen — eine das ganze Jahr hindurch unter der Linie beobachtete Erſcheinung. Dann folgt windſtilles, heiteres Wetter mit ruhiger See. Man kann ſehr bald merken, daß man ſich in der berüchtigten Zone der „Calmen“ befindet, die der Segler auf großen Umwegen zu vermeiden ſucht. Dem Dampfer freilich bereitet dieſer Gürtel der Windſtillen keine Schwierigkeiten; im Gegenteil iſt er ſein beſtes Fahrwaſſer, weil Wind und Seegang hier die Fahrt nicht aufhalten. Leiſe rauſcht das Waſſer, das der ſcharfe Bug rechts und links zur Seite ſchlägt; friedlich, beinahe ſenkrecht kräuſelt der ſchwere Kohlenrauch ſich in den tiefblauen Tropenhimmel. So feierlich ſtill liegt die See ringsum, daß man jeden Stoß der Maſchine bis auf Deck hinauf hört. In ſeiner ganzen Pracht tritt noch einmal das Seeleuchten in den wohlig warmen Nächten dieſer ruhigen Regionen auf. Wie bald heißt es Abſchied nehmen von dir, laue, funkelnde Flut, von dir, ſchimmernder Tropenhimmel! Wie bald umfängt den Reiſenden wieder die nüchterne nordiſche Natur, deren ſchönſter ſternheller Sommerabend doch nur ein matter Abglanz deiner Pracht iſt! Der Bug des Dampfers ſcheint in flüſſigem Gold zu wühlen — hochauf ſpritzt dann und wann der leuchtende Schaum, und wie er in die See zurückfällt, wird jeder Tropfen zum blendenden Funken. Dann wieder ſtrahlt es plötzlich tief unten aus der ſchwarzen Flut auf — hier — dort — an tauſend Punkten zugleich.

Selbſt der Seemann, der zum ſoundſovieltenmal in ſeinem Leben zwiſchen den Wendekreiſen ſchwimmt, mag in ſolchen Nächten nicht zur Koje gehen. Nachdenkend lehnt er über die Reling; das Kalkpfeifchen, ſein „Naſenwärmer“, iſt ihm lange über dem Sinnen unbemerkt ausgegangen; in wachen Träumen verſunken, blickt er hinab in das tolle Geflunkel. Sind es die Nixen, die den nächtlichen Reigen aufführen? Sind es die Kronen von Gold und edlem Geſtein, die heraufblitzen, ſobald eine im Wirbel des Tanzes nahe genug der Oberfläche kommt, den Menſchenkindern die Wunderpracht der ſagenumwobenen Tiefe zu verraten?

Schon in den nächſten Tagen friſcht der Wind — vorherrſchend Nordoſt — merklich auf. Der Dampfer hat die Calmen hinter ſich und befindet ſich im Nordoſtpaſſat, dem er, von Südamerika kommend, ziemlich gerade entgegenläuft. Aber man braucht den Wind nicht, und iſt daher unhöflich genug, auch keine Rückſicht auf ihn zu nehmen, ob es gleich an den Kohlen und an der Fahrt ſehr deutlich zu ſpüren iſt, wenn man ein paar Wochen lang den „Wind von vorn“ hat. Selbſt für den ſelteneren Fall, daß er gerade ſo kommt, wie er dem Dampfer in ſeinen Kurs paßt, weiß man ihm kaum Dank, denn ſelbſt dann vermag er nur wenig die Fahrt zu beſchleunigen. Steht doch die durch den raſchen Gang bedingte kurze Bemaſtung eines Dampfers außer allem nautiſchen Verhältnis zu dem gewaltigen Rumpf. Kommt der Wind im übrigen nur nicht unmittelbar von hinten, in welchem Fall die Feuerleute ihre liebe Not haben, und iſt er gerade ſtark genug, ſeinen Dienſt als Feueranblaſer richtig zu verſehen und genügend friſche Luft in den Keſſelraum zu ſchaffen, ſo iſt das alles, was man von ihm verlangt.

Dann und wann kommt ein Dampfer in Sicht, und die gegenſeitig ausgetauſchten Vermutungen über ſeine Nationalität und die Compagnie, der er wohl angehören könnte, unterbrechen dann für kurze Zeit den nachgerade bis zu den letzten Faden ausgeſponnenen Geſprächsſtoff. Seltener erſcheint ein Segel am Horizont. Man befindet ſich ja weit außerhalb der eigentlichen Segelſchiffſtraße. Mit der Triebkraft im eigenen Rumpf, hat der Dampfer nicht nötig, ſich noch an den auf empiriſchem Wege herausgefundenen Segelrouten zu halten, welche, die teils zu gewiſſen Jahreszeiten herrſchenden, teils immerwährenden Wind- und Meeresſtrömungen benutzend, oft die ſeltſamſten Kurven bilden, die ausgeſtreckt mitunter mehr als das Doppelte derjenigen Länge darſtellen würden, welche die von den Dampfern eingehaltene möglichſt kurze Waſſerlinie von Hafen zu Hafen ergibt.

Der Wind wird jetzt von Tag zu Tag friſcher, und mit dem nachts an Deck Schlafen iſt es vorbei. Kommt man von einem längeren Aufenthalt in den Tropen zurück, wo der Körper bekanntlich ungemein empfindlich gegen niedrige Wärmegrade wird, ſo findet man den heftigen Nordoſt ſchon ſehr ungemütlich und läßt ſich nur in den wärmeren Mittagsſtunden noch auf Deck ſehen. Und doch iſt man ja auch hier noch in den Tropen, keine ſechshundert engliſche Meilen von der Senegalküſte entfernt, welche ſich doch nach den übereinſtimmenden Berichten aller, die jemals dort waren, gerade nicht durch kühles Klima auszeichnen ſoll.

Je mehr der Wind auffriſcht, je höher der Seegang wird, deſto toller ſpringen die fliegenden Fiſche auf, deſto luſtiger kommen die Delphine — von den Seeleuten wegen ihrer ſpitzen Schnauze Schweinsfiſche genannt — von allen Seiten an. Es ſcheint, als ob dieſe Tiere gerade ſtark bewegte Luft und See beſonders liebten. Schon auf große Entfernung gewahren die Schweinsfiſche das Schiff, und nun kommt die ganze Herde, zuweilen an die hundert Stück, in großen Sätzen, wie man ſie den ſchweren Tieren gar nicht zutrauen ſollte, über das Waſſer, um ſich das Schiff in der Nähe zu beſehen. Mit fabelhafter Schnelligkeit eilen dieſe neugierigen Burſche dem in voller Fahrt begriffenen Dampfer voran, kreuzen dicht vor deſſen Bug, der ſie jeden Augenblick zu überrennen droht, in tollem Getümmel hin und her, dann und wann ihre Luftſprünge machend, wobei man, ſobald die am vorderen Teile des Kopfes befindlichen Spritzlöcher aus dem Waſſer kommen, ein eigentümlich pfeifendes Geräuſch vernimmt. Von dem ſchnellen Wettſchwimmen ermüdet, bleibt dann allmählich einer nach dem andern zurück, bis plötzlich von vorne wieder eine neue Herde angeſprungen kommt.

Jedoch verliert auch dieſes tagtäglich ſich wiederholende Schauſpiel allmählich ſeinen Reiz, und man fängt an — trotz der vorher gehörten, wenig einladenden Schilderungen — das Eiland des heiligen Vincentius herbeizuſehnen. Die ſchönen Tage werden jetzt noch dazu benützt, das Schiff gründlich zu reinigen und herauszuputzen. Eine ganze „Wache“ der Mannſchaft iſt von früh bis ſpät mit „Abſchrabben“ (Abkratzen) und Malen beſchäftigt. Einige ſind dabei, alles blanke Holz vom Deck bis in die oberſten Stengen mit „Cabialde“ einzuſchmieren. Andere teeren die Wanten und das ſonſtige Tauwerk wieder glänzend ſchwarz; noch andere kriechen rings an der Reling herum, wo ſie den alten Roſt abklopfen und dann dem Ganzen wieder einen blendend weißen oder hellgrauen Anſtrich geben.

Der zu unfreiwilliger Unthätigkeit gezwungene Paſſagier beneidet die Leute ſelbſt um ihre Pinſelei, die ihnen doch wenigſtens die Langeweile vertreiben hilft. Bis São Vicente in Sicht kommt, ſtrahlt der ganze Kaſten, innenbords wie außenbords — ſelbſt die Rettungsboote — in glänzend neuer Farbe wie geleckt, und die Oelfarbe iſt bis dahin gerade ſo weit zäh geworden, daß der Kohlenſtaub in São Vicente ſich ſo recht gemütlich darin feſtſetzen kann. Aber das thut nichts, das gibt doch für die nächſten Tage hinter São Vicente wieder Beſchäftigung für die Leute, mit ſcharfer Lauge die halb trockene Farbe ſamt dem Kohlenanflug wieder abzuwaſchen und — die Malerei von neuem zu beginnen.

Endlich eines Morgens werden in dem immerwährend am Horizont lagernden Dunſtkreiſe, der die Grenze zwiſchen Himmel und Waſſer nicht genau erkennen läßt, die zackigen Umriſſe zweier Eilande erkennbar. Eine halbe Stunde ſpäter, und man hat zur Linken eine völlig nackte, wüſte Felſeninſel, an deren ſteil aufragenden Wänden die weiße Brandung tobend hinaufleckt, zur Rechten die wild zerklüfteten Felsmaſſen einer zweiten, ebenfalls völlig kahlen Inſel. Auf dieſer letzteren gewahrt man, vorläufig als einziges Zeichen der Anweſenheit von Menſchen, einen Leuchtturm, der auf eine beſonders ſtark vorſpringende Felskante geklebt iſt. Scharf pfeift der kalte Nordoſt durch die Waſſerſtraße; er treibt einem die Thränen in die Augen, und wenn man nicht wüßte, daß man noch gute zwei Tage Reiſe bis zum nördlichen Wendekreis vor ſich hat, glaubte man nimmermehr, ſich noch in den Tropen zu befinden.

Bald wird das Fahrwaſſer breiter. Das Land zur Linken tritt zurück, und man überblickt ziemlich die ganze Länge dieſer mäßigen, in rundlichen Formen bis zu einer beträchtlichen Höhe anſteigenden Inſel, der Inſel São Antonio. Zur Rechten öffnet ſich, indem der Dampfer um die letzten verdeckenden Felsſchroffen wendet, plötzlich die Rhede von São Vicente. Wir laufen in eine beinahe halbkreisförmige Bai, zu beiden Seiten von äußerſt bizarr geformten braunen Felskuppen überragt, während ſich in der Mitte die Berge ſo weit verflachen, daß man dazwiſchen hindurch einen Blick in das troſtloſe ſandige Innere der Inſel werfen kann. Den Horizont ſchließt indes auch hier ein völlig kahler Felsrücken von phantaſtiſchen Umriſſen ab.

Inzwiſchen geht am Großmaſt vorſchriftsmäßig die Gelbfieberflagge — ein einfach gelbes Stück Flaggentuch — in die Höhe; das heißt, wenn der Dampfer geradenwegs von Braſilien, Weſtafrika oder ſonſt einer Gelbfieberküſte kommt. Am Beſan wird die Flagge der Compagnie und unter dieſer die ſogenannte Kohlenflagge (rot-weiß-blau) geheißt, welche den Händlern an Land ſignaliſiert, daß man Kohlen zu nehmen wünſcht. Der Dampfer ſtoppt, um die übliche polizeiliche Viſite zu empfangen, die nebſt der Zollabfertigung, wie im ſchönen Luſitanien ſelbſt, ſo auch in allen ſeinen Beſitzungen, die wichtigſte, weil einträglichſte Seite der ganzen Staatsmaſchinerie auszumachen ſcheint. Endlich empfehlen ſich die, nebenbei bemerkt, ziemlich ruppig ausſehenden Herren von der Polizei wieder in ihrer kleinen Pinaſſe, und der Dampfer ſucht ſich zwiſchen ſeinesgleichen auf der Rhede einen paſſenden Ankerplatz. Eine ſtattliche Anzahl dieſer eiſernen Kaſten von allen Nationen ankert links und rechts, alle mit Kohlenladen beſchäftigt. Eine vier- bis fünfmal größere Anzahl von Segelſchiffen liegt näher dem Strand vor Anker, wohin ihr Inhalt: Kohlen und nichts als Kohlen, in die großen Lager verbracht wird. Noch hat der neu angekommene Dampfer den Anker nicht geworfen, da kommen ſchon die Agenten der Kohlenfirmen in ihren Ruderbooten längſeit und an Bord. In aller Eile wird der Handel abgeſchloſſen — denn Dampferkapitäne haben immer Eile und ganz beſonders in São Vicente. Ihnen gilt doppelt hoch das erſte Gebot der ganzen Kauffahrtei, das da heißt: Kurze Reiſen!

Kaum fünf Minuten ſpäter kommen ſchon die Kohlen an. Zu ihrer Beförderung bedient man ſich in São Vicente großer Kaſten aus ſtarkem Eiſenblech mit flachem Boden, vorn und hinten nach Art der Hamburger „Schuten“ ſtumpf abgerundet und jeder mit einer großen weißen Kontrollnummer bemalt. Ein kleiner Schlepper bringt immer eine Folge von fünf bis ſechs dieſer ſchwimmenden Kohlenlager längſeit, wo ſie mit ſtarken Manilatroſſen feſtgemacht werden. Inzwiſchen hat die Mannſchaft die Dampfwinden klar gemacht. „Heave up!“ tönt der grölende Baß des Bootsmannes durch das Stimmengewirr, und das Geraſſel geht los. Jeder Hub bringt ſechs bis acht Säcke Kohlen an Deck, die mit einem Ruck in die Schachte ausgeleert werden, welche unmittelbar hinunter in die Kohlenbunker führen.

Es dauert keine halbe Stunde, ſo ſieht von Schweiß und Kohlenſtaub die ganze, vorher weiße Schiffsmannſchaft mitſamt dem dienſthabenden Offizier und dem „Aufſchreiber“, der die Anzahl der gelieferten Säcke Kohlen kontrolliert, ebenſo ſchwarz aus als die Neger und Portugieſen, die unten in der Schute die Säcke vollſchaufeln. Und wie ſieht das ſchöne, friſch geſalbte Deck aus! Einzelne Paſſagiere, welche ſich die Sache in der Nähe mit anſehen wollen, ziehen ſich gewöhnlich äußerſt raſch wieder zurück, nachdem ſie beide Augen ſo voll Kohlenſtaub haben, daß ſie nur mit Mühe die Kajütentreppe wieder finden, über die ſie eben heraufgekommen ſind. Sucht man ſich übrigens die Windſeite aus, ſo kann man auch hier, vom Staub unbeläſtigt, die friſche Luft genießen und dabei einen kleinen Rundblick thun.

An Land zu gehen, iſt ja, wenn man von einer Küſte kommt, die des gelben Fiebers verdächtig iſt und der Dampfer den Quarantänevorſchriften gemäß die gelbe Flagge zeigt, leider nicht geſtattet — ſelbſt wenn alle an Bord ſich vor Geſundheit nicht zu laſſen wiſſen. Zu allem Ueberfluß kreuzt ein Polizeiboot, von dem hohen Seegang wie eine Nußſchale auf und ab geſchleudert und beſtändig von den Spritzwellen überſchüttet, unabläſſig auf der Rhede hin und her und hält ſcharfe Wacht, daß keine Seele das Schiff verläßt. Uebrigens ſind die drei Dutzend Häuſer, Hütten und Schuppen, aus denen das ganze São Vicente beſteht, ebenſo gut von Bord aus zu überblicken, und auf der ganzen inneren Inſel iſt ſtrekin nicht zu finden als Sand und nackter Fels — keinen Baum, keinen Grashalm gewahrt das Auge. Nicht einmal das armſeligſte Moos kommt noch fort auf den glatten bräunlichen Kuppen dieſes, und Sao Antonios, des gegenüberliegenden Eilandes.

Von der See umbrandet und kaum hundertundfünfzig geographiſche Meilen vom Cabo verde entfernt, deſſen Namen ſchon auf ſeine Vegetation hindeutet, liegen die Inſeln des grünen Vorgebirges unter einem vollſtändig regenloſen Himmel. Einige alte Seeleute wollen ſogar ganz beſtimmt wiſſen, daß es auf Sao Vincente ſeit der Sintflut nicht mehr geregnet habe — genau ſo ſieht wenigſtens die ganze Gegend aus. Die Unterſuchung der Urſachen, deren Zuſammenwirken gerade über dieſem Teil des Atlantic die Bildung wäſſeriger Niederſchläge verhindert, wäre eine intereſſante Aufgabe der meteorologiſchen Forſchung. Würden auf Sao Vincente eines Tages die Schiffe ausbleiben, die dort Wohnenden wären einzig auf den Fiſchfang angewieſen, der allerdings ſehr ergiebig iſt. Eine kleine Flottille von Fiſcherkuttern liegt denn auch den ganzen Tag außerhalb der Rhede dem Fiſchfang ob.

Endlich bricht der Abend an. Das betäubende Stampfen der Dampfwinden verſtummt. Todmüde ſtrecken ſich die eingeborenen Arbeitsleute, in ihre alten, ſchmutzigen Decken gewickelt, auf die Kohlenhaufen in ihren Schuten. Das auf einer inmitten der Bai aufragenden Klippe angebrachte Leuchtfeuer beginnt zu ſtrahlen, und noch einmal überblickt man das öde und doch großartige Panorama ringsum. Ein leiſe wallender Nebelband hat ſich um die Geſtade gelegt, aus welchem wie über den Wolken ſchwebend die immer düſterer ſich verfärbenden Bergesgipfel in den grellen tropiſchen Abendhimmel ragen.

Schließlich begibt man ſich auch nach unten. Aber wie ſieht es hier aus! Alles, was man berührt, iſt mit einer feinen ſchwarzen Schichte bedeckt. Der Staub dringt durch alle Ritzen, in die Schlafkoje, in die Keſſel des Kochs, und einige Damen glauben an den Speiſen ſogar einen gewiſſen Kohlengeſchmack zu bemerken, obwohl die Chemiker der Meinung ſind, daß die Steinkohlen gar keinen Geſchmack haben. Unter dieſen Umſtänden gewahrt man beim Souper an der ganzen Tiſchgeſellſchaft eine auffallend dunkle Hautfarbe, die man für das Werk der tropiſchen Sonne halten könnte, wenn nicht zugleich auch die Wäſche und ſonſtige helle Kleidungsſtücke der Herrſchaften dieſelbe merkwürdig ſchwärzliche Nuance zeigten, die doch unmöglich auch von der Sonne erzeugt ſein kann.

Lange vor Tagesanbruch geht das Getrampel der mächtigen Matroſenſtiefel an Deck wieder los und ſchreckt im Verein mit dem Gekreiſche der Winden die ſchlummernden Fahrgäſte auf. Nach oben geklettert, erblickt man überraſcht das völlig neue Bild, das die Landſchaft ringsum darbietet. Von einem äußerſt zarten roſigen Dunſtſchleier undeutlich gemacht, ſcheinen die Geſtade über Nacht weit auseinandergerückt zu ſein. Wenn etwas die ſtarre Oede dieſer Inſelwelt anziehend machen kann, ſo ſind es dieſe ewig wechſelnden Effekte der Farbung und Perſpektive, welche wohl dem feinen Waſſerdunſt zuzuſchreiben ſind, der, ſich bald nach oben, bald nach unten verdichtend und verſchiebend, beſtändig die Atmoſphäre erfüllt.

Inzwiſchen ſind ſämtliche Kohlenbunker glücklich voll geworden. Aber man braucht noch mehr Kohlen, und da unten alles gepfropft voll Ladung ſteckt, ſo bleibt nichts übrig, als den Reſt Kohlen auf dem Vorderdeck anzuſchütten. Zu dieſem Zweck wird die Reling mit alten Segeln dicht gemacht, und bis Mittag liegt ein wahrhaftiges Kohlenflöz an Deck, ſo hoch, daß man kaum noch darüber wegſehen kann. Damit nicht der Wind die Hälfte über Bord weht, gießt man ſchließlich den ganzen Haufen tüchtig naß und bedeckt ihn mit altem Segeltuch.

Mittlerweile kommt die rot-weiß-blaue Flagge herab, und an ihrer Stelle geht das Abfahrtsſignal die Gaffel hinauf, der „blaue Peter“ (weißes Quadrat im blauen Flaggenfeld), wie man es in der Schifferſprache nennt. In aller Eile heißt es nun die Rechnungen mit den Agenten in Ordnung zu bringen, und mit den letzten leeren Schuten nimmt der Schlepper alles ans Land zurück, was nicht auf das Schiff gehört. Wenige Minuten ſpäter, und das Geraſſel der Dampfwinde tönt abermals über die Waſſerfläche. Diesmal aber wird niemand böſe darüber, denn ſie holt den Anker ein. Mit großem Vergnügen ſieht man ein Glied der Kette nach dem andern aus dem trüben Waſſer auftauchen, noch mit ſchweren Klumpen des ſchlammigen Grundes behaftet, die mit lautem Plätſchen ins Waſſer zurückfallen. Da kommt endlich der koloſſale Anker zum Vorſchein — ein dröhnender Pfiff, der rings in den Bergen widerhallt und — à Deus, Sao Vincente!

Der Nachmittag findet die ganze wachfreie Mannſchaft in der Waſchkammer. Jeder iſt mit wahrem Feuereifer dabei, unter großem Aufwand von Schimpfreden auf die „verwünſchte Kohlenarbeit“ und noch größerem Aufwand von grüner Seife ſich ſelbſt und ſeinem übel zugerichteten Arbeitszeug die urſprüngliche Farbe wiederzugeben. Die ganze Kammer nebſt dem dahin führenden Gang ſchwimmt in einer ſchwärzlichen, ſeifeſchäumenden Brühe, die mit dem Schwanken des Dampfers melodiſch hin und her gurgelt. Es iſt Leuten, bei denen ſich die ſogenannten „Seebeine“ nicht ſchon bis zu einem hohen Grade der Sicherheit ausgebildet haben, dringend anzuraten, die erſten Tage hinter Sao Vincente aus dieſer ganzen Region fern zu bleiben, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollen, bei einer unerwarteten Schwankung des Schiffes auszugleiten und der Länge nach in die Seife zu fallen.

Wie und wo die Zwiſchendeckspaſſagiere den Kohlenſtaub wieder aus dem Geſicht los werden, iſt ihre eigene Sache.

Der Kajütenpaſſagier aber begibt ſich in die bequeme Badekabine, um auch ſeinerſeits die auf ſeinem Aeußern zurückgebliebenen „dunklen Erinnerungen“ an Sao Vincente zu „verwiſchen“.

Allerſeelen.

(Hiezu das Bild Seite 100.)

Müde, das Lebensboot
Weiter zu ſteuern,
Gingt ihr von Leid und Not
Raſten, ihr Teuern.

Blicke voll Thränenflor,
Lippen voll Klagen
Senden zu Gott empor
Schmerzliche Fragen.

Ihnen, die euch geweiht
Inniges Lieben,
Ihnen iſt Not und Leid
Einzig geblieben.

Leiſe wie Geiſterwehn
Rauſcht's im Gezweige: —
Denk' an ein Wiederſehn,
Dulde und ſchweige!

Otto Banck.

Politiſcher Kampf.

(Hiezu das Bild Seite 101.)

Als nach dem Sturz der Robespierreſchen Schreckensherrſchaft im Juli 1794 zunächſt eine geſellſchaftliche Achtung und Verfolgung der bis dahin allmächtigen Jakobiner in der wieder hervortretenden „guten Geſellſchaft“ von Paris Mode wurde, waren es die ſogenannten Muscadins oder Petits-maitres, die Moſchushelden und Stutzer, oder die brillante jeunesse oder belles cuisses, wie ſie zumal von ihren Freunden genannt wurden, welche nach dieſer Richtung hin eine hervorragende Rolle ſpielten. Sie zählten vielleicht 25,000 Mann, ſoweit die Verwaltungs- und Handlungsgehilfen, und etwa 20,000, ſoweit die Söhne der Hauseigentümer in Betracht kamen. An allen öffentlichen Vergnügungsorten machten ſie ſich nun breit mit ihren Damen und ſuchten dabei, wenn ſie mit Jakobinern dort zuſammenkamen, Händel und Raufereien. Einen Jakobiner geprügelt zu haben, gehörte zur Ehrenſache dieſer Sippe, die allgemein auch als die jeunesse dorée, die „goldene Jugend“, bezeichnet wird, welchen Namen ſie jedoch erſt viel ſpäter von Geſchichtſchreibern erhielt.

Schon durch äußeres Weſen ſuchte ſie ihren reaktionären Sinn auszudrücken. Statt der Mützen brachte ſie die nie ganz verdrängten Hüte wieder in Aufnahme, ebenſo die rund geſchnittenen Haare anſtatt der gepuderten Zöpfe, die Stiefel anſtatt der Schuhe. Die langen Beinkleider machten wieder den Kniehoſen mit langen Strümpfen Platz, und der Frack trat bei ihnen an Stelle des ſeidenen oder farbigen Rundrocks. Halsbinden bedeckten im Gegenſatz zu den Jakobinern ihren Hals, und der lange Knotenſtock wurde das Zeichen, in dem ſie ihre Triumphe zu feiern ſuchten. In den Kaffeehäuſern „Chrétien“ und der „Chineſiſchen Bäder“ hatten ſie eine Art Hauptquartier; da waren ſie nachmittags und abends von vier bis zehn Uhr, laſen die Zeitungen, gloſſierten deren Inhalt, ſpähten nach einem Streit mit ſolchen Anweſenden, die ihnen jakobiniſch geſinnt vorkamen, und bei der Erregung der Geiſter war eine Rauferei bald vom Zaun gebrochen. Wer keinen Stock bei ſich hatte, nahm dazu auch ein Stuhlbein. Vorgänge in den Schankwirtſchaften, wie ſie unſere Abbildung nach dem packenden Gemälde von F. H. Kämmerer darſtellt, gehörten zu den gewöhnlichen Ereigniſſen. Wirt und Kellner hielten natürlich zu ihrer Stammgeſellſchaft, wo ſie jetzt aus der brillante jeunesse beſtand, und waren ſchnell bereit, ehe noch mehr Möbel und Geſchirr bei der Rauferei in Trümmer gingen, einen in Streit geratenen und entrüſteten Revolutionär beim Schopf und dem Zöpfchen zu nehmen, um ihn geſinnungsvoll an die Thür zu ſetzen, während die anweſenden Freundinnen des Muscadins deſſen Tapferkeit begütigend zu zügeln ſuchten.

Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden.

(Hiezu die Bilder Seite 97, 104 und 105.)

IV.

Kaiſer Wilhelm II. in Wien.

War es im Norden der mächtige Kaiſer und wurde es ſpäter im Süden der Bundesgenoſſe, dem Ehren und Jubel galten, ſo empfing in der alten Kaiſerſtadt an der Donau den jungen Träger der deutſchen Kaiſerkrone warme, innige Freundſchaft. Seit mehr denn einem Luſtrum war ja „Prinz“ Wilhelm ein ſtändiger Gaſt, der faſt alljährlich im Herbſte der Einladung Kaiſer Franz Joſefs folgte, in der Hofburg geweſen; kein Wunder, daß man dem jungen „Kaiſer“ Wilhelm dort einen ſo herzlichen Empfang bereitete, als wäre er im Kreiſe der eigenen Familie.

Im Feſttagsſchmuck prangte die Mariahilferſtraße. Fahnen und Fähnchen, Reiſig- und Laubgewinde, geſtickte Wappen und behängte Balkons ſah man vom Weſtbahnhof bis hinunter zum Burgring, und dazwiſchen wogte ſchon in früher Morgenſtunde ein tauſendköpfiges Publikum, während gegen 7 Uhr die erſten Truppen aufmarſchierten, welche in Paradeuniform die rechte Front der Feſtſtraße vom Bahnhofe bis zur Hofburg beſetzten. Eine Ehrencompagnie des 34. Infanterieregiments (Deutſcher Kaiſer) nahm mit Fahne und Muſikkapelle auf dem Perron ſelbſt Aufſtellung, wo hohe Militärperſonen und Staatsbeamte, ſowie die Spitzen der Zivilbehörden ſich verſammelten. Kurz bevor Kaiſer Franz Joſef auf dem Bahnhofe eintraf, hatten ſich dort die Erzherzoge Kronprinz Rudolf, Karl Ludwig, Franz Ferdinand von Oeſterreich-Eſte, Otto, Ferdinand, Ludwig Viktor, Großherzog Ferdinand von Toscana, Leopold Salvator, Albrecht und Rainer, eingefunden. Bald darauf fuhr der Hofzug mit dem Kaiſer Wilhelm, welchem der deutſche Botſchafter, Prinz Reuß, ſowie die ihm zugeteilten Ehrenkavaliere bis St. Pölten entgegengereiſt waren, in die Bahnhofshalle ein. Während die Kapelle das „Heil dir im Siegerkranz“ intonirte, ſalutirte Kaiſer Franz Joſef dem auf der Plattform des Waggons ſtehenden Kaiſer Wilhelm, der den Gruß militäriſch erwiderte, dann aber auf den kaiſerlichen Freund zueilte, der ihn bewegt umarmte und küßte. Nachdem Kaiſer Wilhelm die übrigen Mitglieder des Kaiſerhauſes in gleich herzlicher Weiſe begrüßt, und verſchiedene Vorſtellungen entgegengenommen hatte, ſchritt er mit dem Kaiſer Franz Joſef, der ſich bis dahin mit dem Grafen Herbert Bismarck unterhielt, dem Ausgange zu.

Die Truppen präſentirten das Gewehr, die Horniſten bliesen Generalmarſch, und unter den donnernden Hochrufen des Publikums fuhren die beiden Monarchen, begleitet von den anderen Mitgliedern des Hofes und ihrem Gefolge, in die Burg, woſelbſt ſie von den oberſten Hofchargen an der Stiege empfangen wurden. Unmittelbar vor den Zeremonienſälen empfingen Kaiſerin Eliſabeth und Kronprinzeſſin Stephanie mit den Erzherzoginnen Maria Thereſia, Maria Joſefa, Margarethe, Marie und Eliſabeth den deutſchen Kaiſer, welcher Ihrer Majeſtät gleich darauf den Arm bot und mit derſelben in das Spiegel-, ſodann in das Pietradurazimmer zur Begrüßung der Miniſter und des Hofſtaates der hohen Frau ſchritt. Dann geleitete Kaiſer Wilhelm Ihre Majeſtät bis zu deren Wohnappartements und zog ſich hierauf in die für ihn beſtimmten Räume im erſten Stock des Leopoldstraktes gelegen, zurück.

Mittags 12 Uhr ſtattete Kaiſer Wilhelm, begleitet vom General der Kavallerie, Baron Ramberg, ſeinem Generaladjutanten, Generallieutenant von Hahnke, dem Oberſten von Pleſſen und dem Oberſtlieutenant Baron Steininger, ſämtlichen in Wien weilenden Mitgliedern des kaiſerlichen Hauſes, ſowie auch dem deutſchen Botſchafter Beſuche ab. Er begab ſich ſodann in das Atelier des Profeſſors von Angeli, der gegenwärtig ein Bild Kaiſer Wilhelms malt, und empfing ſpäter die Beſuche des Prinzen Philipp von Koburg, des Fürſterzbiſchofs Grafen Schönborn, des Miniſterpräſidenten von Tisza und des Nuntius, Erzbiſchof Galimberti. Der nächſte Vormittag galt einem Beſuche des neuen Burgtheaters, in dem die beiden Monarchen über eine halbe Stunde verweilten. Der entzückende Bau wurde genau beſichtigt, Maſchinerien und Bühnenmechanismus geprüft, wobei Regierungsrat Blaſſel und Sonnenthal, mit denen der deutſche Kaiſer ſich unterhielt, vorgeſtellt wurden. Hierauf verließen die Majeſtäten mit Worten des Lobes und Dankes gegenüber dem Oberbaurat Baron Haſenauer wieder das Haus. Um 11 Uhr erfolgte die Aufwartung der Generalität und nachmittags 2 Uhr in der deutſchen Botſchaft der Empfang der Chefs der fremden Miſſionen in Wien. Kurz zuvor hatte der Kaiſer noch den Miniſter Grafen Kalnoky, den Bruder des Botſchafters, Prinzen Heinrich IV. zu Reuß, den Grafen Julius Andraſſy, ſowie Profeſſor Dr. Schrötter empfangen, während ſpäter Deputationen des deutſchen „Hilfsvereins“ und des Vereins „Niederwald“ zur Begrüßung ihres Kaiſers erſchienen.

Nach einem Familiendiner bei den Majeſtäten, an dem außer den oben erwähnten Mitgliedern des Hofes noch der Herzog von Braganza und Prinz und Prinzeſſin von Koburg teilnahmen, fand als Hauptfeier am erſten Tage ein großes Galakonzert im Redoutenſaale der Hofburg ſtatt. Es war eine der glänzendſten Feſtlichkeiten, welche der prachtvolle, reich mit exotiſchen Pflanzen geſchmückte Saal ſah. Mehr als 300 Einladungen waren an die erſten Würdenträger des Reichs ergangen, welche als glänzendes Gefolge die wiederum vollzählig verſammelten Mitglieder des Kaiſerhauſes umgaben, in deren Mitte, auf ein wenig vorgerückten Seſſeln, Kaiſer Wilhelm, zur Rechten die Kaiſerin, zur Linken der Kaiſer Franz Joſef, Platz genommen hatten. Während Kaiſer Wilhelm in der Uniform ſeines öſterreichiſchen Huſarenregiments erſchienen war, hatten ſein kaiſerlicher Gaſtfreund, ſowie diejenigen Erzherzoge, welche Inhaber deutſcher Regimenter ſind, zu Ehren ihres Gaſtes die Uniformen derſelben angelegt. Die Kaiſerin trug eine dekolletirte, mit blauem Pelz verbrämte lichtgelbe Brokatrobe, deren Taillie reich mit Silber geſtickt war, und im aufgelöſten Haar ein prachtvolles Diadem aus Smaragden und Brillanten. Frau Kronprinzeſſin Stephanie war in blaßblauem Atlas erſchienen, den Marguerites in

Digitiz by Google

Gold- und Silberdrapé ſchmückten, während blaue Straußfedern und Goldaigretten in der hochgeſteckten Friſur verwendet waren. Bald nach Erſcheinen der Majeſtäten begann das Orcheſter unter Leitung des Hofkapellmeiſters Hellmesberger ſodann die Ouvertüre zu Roſſinis „Wilhelm Tell“. Geſangsvorträge der Damen Lucca, Materna, Papier, der Herren Winkelmann, Reichmann, Van Dyck wechſelten dann mit einer Cello- und Harfenpièce der Herren F. Hellmesberger und A. Zamara ſowie Orcheſtervorträgen ab und fanden den vollen Beifall der hohen Zuhörer. Nach dem Konzert wurden die mitwirkenden Künſtler und Künſtlerinnen in den Saal befohlen, wo die Majeſtäten perſönlich in liebenswürdigſter Weiſe ihren Dank ausſprachen.

Am andern Tage folgte Kaiſer Wilhelm einer Einladung ſeines Botſchafters Prinzen Reuß zum Gabelfrühſtück in das Botſchaftshotel in der Reisnerſtraße. Es waren 33 Couverts aufgelegt, und auch Kronprinz Rudolf, den ſeit Jahren perſönliche Freundſchaft mit Kaiſer Wilhelm verbindet, hatte der Einladung Folge geleiſtet.

Als Abſchluß der eigentlichen Hoffeſtlichkeiten fand ſodann abends 6 Uhr im großen Redoutenſaale ein Galadiner zu 130 Gedecken ſtatt. Der Saal erhielt dadurch, daß außer dem lebenden Schmuck der Palmen auch die berühmten belgiſchen Gobelins des Kaiſerhauſes die Wände deckten, ein beſonders feſtliches Anſehen. Es war kein Leichtes für die kaiſerlichen Tafeldecker und ihre Kunſt, mit den Wundern des Interieurs zu wetteifern, und dennoch löſten ſie ihre Aufgabe meiſterhaft; die hufeiſenförmig aufgeſtellte Tafel war in der That ſtilvoll angeordnet. Zwanzig große Aufſätze, deren Blumenbouquets von je 16 Kerzen umrahmt waren, und die Kerzen von 30 kleineren Armleuchtern erſtrahlten mit den großen Kronlüſtres von ſtrahlendem Glanze und brachen ihr Licht in den Kryſtallen, den goldenen und ſilbernen Beſtecken auf der Tafel. Koſtbare Tafelaufſätze von geringerer Größe waren zwiſchen den vorerwähnten aufgeſtellt und trugen Bonbons und Pâtiſſerien, deren Hülle mit Bildern Kaiſer Wilhelms in verſchiedenen Uniformen und mit Porträts der Mitglieder des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes geziert waren. Neben dem Menü lag das Muſikprogramm. Die Hofballmuſik unter Direktion von Eduard Strauß begann mit der Ouvertüre zu „Oberon“ die Tafelmuſik. Wenige Minuten nach 6 Uhr erſchien unter Vorantritt des Grafen Hunyady, aus dem kleinen Redoutenſaale kommend, der Hof, während gleichzeitig durch die anderen Eingänge des großen Redoutenſaales die Herren vom Gefolge und die geladenen Gäſte eintraten. Die Anordnung der höchſten Herrſchaften war dieſelbe wie bei dem Hofkonzert. Kaiſerin Eliſabeth erſchien diesmal in einer Toilette aus ſilbergrauem Atlas mit reicher Ornamentſtickerei in Gold und Silber. Die Corſage war mit Brillanten überſät, und das leichtgewellte Haar ſchmückte ein Diadem von Brillantroſen und Rubinen. Die Robe der Frau Kronprinzeſſin beſtand aus karmeſinfarbenem Velourſtrappé, und die Schulterbänder wurden von Touffes weißer Marabutfedern gehalten, während ein breites Band, mit Diamanten und großen Rubinen beſetzt, ſowie ein dreifaches Perlenkollier den Hals zierte. Das Haar war hoch friſiert und mit drei Nadeln aus émail blond geſteckt, welche nußgroße Brillanten trugen. Nach dem fünften Gange des Diners, als der Champagner aufgetragen war, erhob ſich Kaiſer Franz Joſef zu einem Trinkſpruch, der durch Länge und Inhalt von denen abwich, die ſeit Jahren bei derartigen Feſten Sitte geworden ſind, und ſchon dadurch die ganz beſondere Freundſchaft, welche die beiden Monarchen verbindet, darthut. Kaiſer Franz Joſef ſprach:

[illegible] Vor dem Burgthor.

Die Ankunft des Deutſchen Kaiſers in Wien. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten M. Ledeli.

„Ich gebe der innigen Freude und dem Danke Ausdruck, daß es Mir gegönnt iſt, Seine Majeſtät den Kaiſer Wilhelm in Unſerer Mitte zu begrüßen. Mit den Gefühlen jener herzlichen treuen und unauflöslichen Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft, welche Uns zum Beſten Unſerer Völker vereint, trinke Ich auf das Wohl Unſeres kaiſerlichen Gaſtes. Der Allmächtige geleite ihn auf der Bahn, die er mit jugendlicher Kraft, mit männlicher Weisheit und Entſchiedenheit betreten hat! Seine Majeſtät der deutſche Kaiſer und König von Preußen, Ihre Majeſtät die Kaiſerin und Königin und das königliche Haus leben hoch!“

Die Anweſenden brachen in begeiſterte Hochrufe aus, und während die Muſik „Heil dir im Siegerkranz“ ſpielte, klangen die Gläſer der drei Majeſtäten aneinander. Dann erhob ſich Kaiſer Wilhelm zu folgendem Trinkſpruch:

„Eurer Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtät ſpreche Ich für Ihre huldvollen Worte aus gerührtem Herzen Meinen innigſten Dank aus und freue Mich beſonders, dies an Eurer Majeſtät Namenstage thun zu können. Nicht als Fremder bin Ich hieher gekommen, ſondern ſchon ſeit Jahren durch Eurer Majeſtät Güte ausgezeichnet, führe Ich ein heiliges Vermächtnis Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters aus. In dem Gefühle bewährter und unverbrüchlicher Freundſchaft erhebe Ich Mein Glas und trinke auf das Wohl Meines hochverehrten Bundesgenoſſen, Seiner Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich, Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und des geſamten kaiſerlichen Hauſes!“

Wiederum erklangen brauſende Hochrufe, und während Kaiſer Wilhelm ſein Glas an das des Kaiſers Franz Joſef und an das der Kaiſerin Eliſabeth klingen ließ, ſtimmte die Kapelle die öſterreichiſche Volkshymne an.

Noch ſtanden die Anweſenden unter dem Eindruck dieſer Reden, als ſich der hohe Gaſtgeber abermals erhob, um folgenden Trinkſpruch auszubringen:

„Geſtatten Eure Majeſtät, daß Ich das Glas erhebe auf das Wohl Eurer Majeſtät Armee, dieſes leuchtendſten Muſters aller militäriſchen Tugenden! Unſere preußiſchen, Unſere deutſchen Kameraden, ſie leben hoch!“

In den Augen des jungen Fürſten blitzte es auf, ſchnell ergriff er ſein Glas, und mit geſteigertem Ausdruck und in voller Klangfülle erwiderte er die Worte:

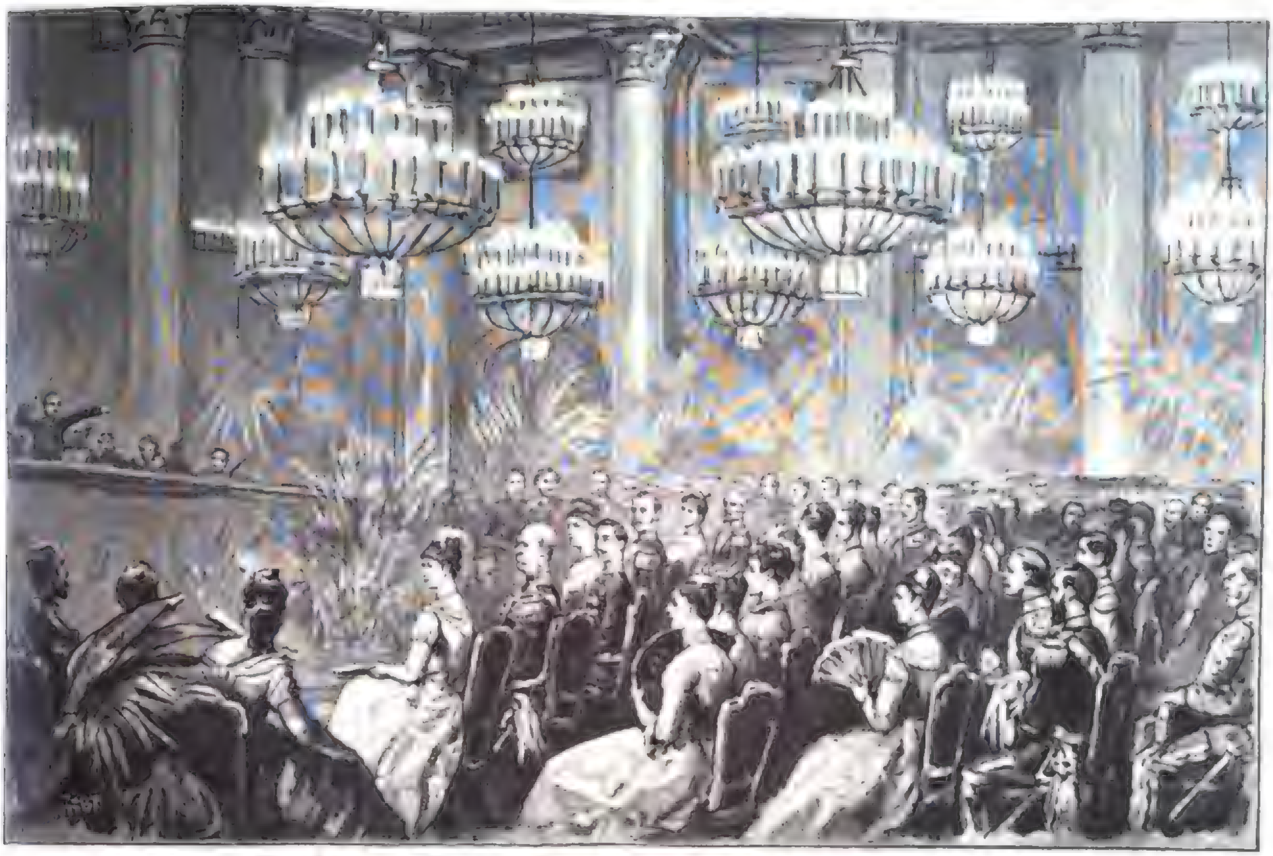
„Unſere Kameraden der öſterreichiſch-ungariſchen Armee — ſie leben hoch, nochmals hoch und zum drittenmale hoch!“

Die Hochrufe, welche dieſen beiden Trinkſprüchen folgten, ertönten nicht minder begeiſtert wie die vorhergegangenen. Kurz vor Schluß des Diners ſahen einige Naheſitzende noch, wie Kaiſer Wilhelm aus den Bonbons zwei auswählte, deren Enveloppen die Bilder der Kronprinzeſſin Stephanie und der kleinen Erzherzogin Eliſabeth trugen. Er ließ dieſelben durch einen Diener in ſeinen Czako legen und barg ſie ſpäter, als er ſich von der Tafel erhoben, in der Taſche ſeiner Uniform. Um 7½ Uhr war die Tafel zu Ende, die Majeſtäten hielten in dem kleinen Zeremonienſaal Cercle und verabſchiedeten um 9 Uhr die Gäſte.

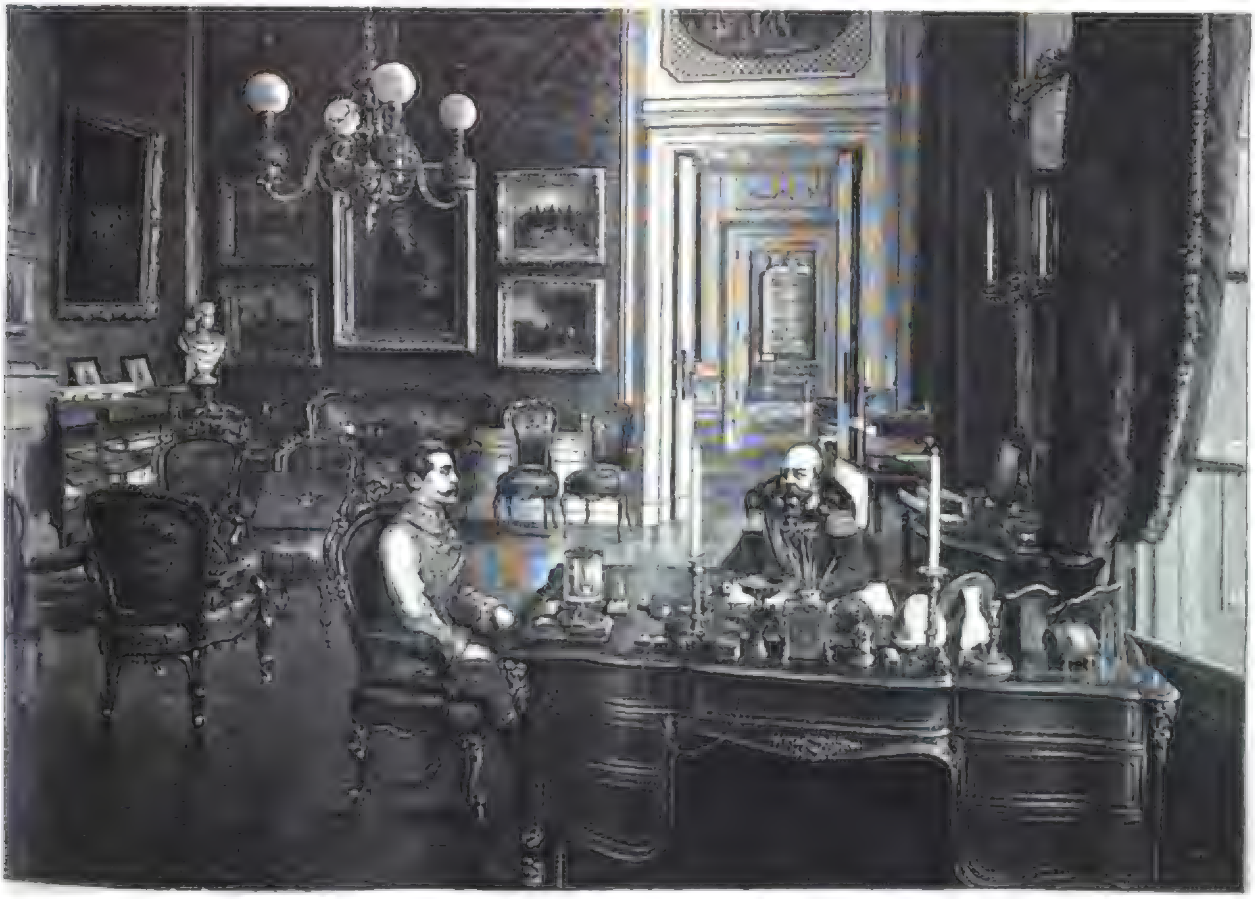
In vorgeſchrittener Abendſtunde wurde ſodann bei dem Erzherzog Karl Ludwig und der Erzherzogin Maria Thereſia in ihrem Palais auf der Wieden der Thee genommen, wobei die hohen Herrſchaften ohne jede Begleitung erſchienen. Nach ungefähr einſtündiger Unterhaltung, zu welcher die Kapelle des Infanterieregiments Nr. 84 ſpielte, verabſchiedete ſich Kaiſer Wilhelm von den Erzherzoginnen und den Prinzen, da er bereits am nächſten Morgen ſich zur Jagd begeben wollte.

Schon gegen 7 Uhr früh erfolgte der Aufbruch des Kaiſers Wilhelm, der zunächſt mit dem Kronprinzen Rudolf nach dem Lainzer Tiergarten fuhr, um dort einige Stunden zu birſchen. Von da ging's nach Schönbrunn, wo Kaiſer Franz Joſef, der König von Sachſen, Prinz Leopold von Bayern und andere hohe Fürſtlichkeiten ſchon vorher eingetroffen waren. Hier vereinigte noch unmittelbar vor der Abfahrt nach Mürzzuſchlag ein Gabelfrühſtück ſämtliche Teilnehmer des Jagdausflugs.

S. M.



Das Wiener Hofkonzert zu Ehren Kaiſer Wilhelms. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten Th. Breidwiſer.



Kaiſer Wilhelm bei Kaiſer Franz Joſef im Arbeitszimmer.

Nubia.

Erzählung
von

Richard Voß.

(Fortſetzung.)

Nachdem der arme Nazarener ſich in Selbſtanklagen und allen erdenklichen Spitzfindigkeiten erſchöpft hatte und ihm gar nichts mehr einfallen wollte, was er Himmel und Erde vorwerfen konnte, mußte er endlich doch überlegen, was er thun ſollte. Da er nun ſeiner Meinung nach ſo hoffnungslos liebte, wie jemals ein Menſch auf Erden geliebt hatte, ſo blieb ihm allerdings nicht viel zu thun übrig.

Alſo fort, ohne weiteres fort, und das bereits morgen.

Dennoch zauderte er, dieſes letzte Ergebnis als ſeines Sinnens bei ſich ſelbſt zu beſiegeln. Aber wenn er blieb, was würde geſchehen? Konnte er dadurch etwas ändern oder gar beſſern? Vielleicht würde er ſich noch mehr von der vollſtändigen Hoffnungsloſigkeit ſeiner Liebe überzeugen. Inſofern konnte ſein Bleiben ihm allerdings etwas helfen; denn das Mädchen, deſſen war er nur zu ſicher, würde ſich nicht ändern; niemals würde von ſeiner Leidenſchaft ein Gluthauch in ihre Seele einſchlagen, das kalte Herz erwärmend und ſchmelzend. Niemals durfte er hoffen, dieſes wandelnde Bildnis als liebendes Weib in ſeinen Armen zu halten.

Von neuem verlor er ſich in ſchwerem Brüten, ſein Gehirn marternd, ihm einen, nur einen belebenden und tröſtenden Gedanken zu geben, doch es gelang ſeinem Kopf nicht, ſein Herz zu betrügen. Ja, wenn er hätte verführen wollen, wenn er in dieſer Kunſt, darin es ſo viele Meiſter gab, hätte ein Anfänger ſein oder jemals werden wollen, vielleicht, daß es ihm dann gelungen wäre, ſich eine abſcheuliche Hoffnung einzuflößen. Aber wie er nun einmal beſchaffen, vor allem, wie das Mädchen beſchaffen war, lag auch hier keine Hoffnung für ihn, ſo daß ihm in der That nichts anderes übrig blieb, als den Entſchluß zu faſſen, den Ort zu entfliehen, der ihm ſo verderblich geworden war, und das ohne jedes Zaudern.

Jetzt kam eine große Ruhe über ihn, er fühlte plötzlich eine ungeheure Leere und Oede in ſich, zugleich mit ſeiner Hoffnung ſchien ihm auch die Fähigkeit genommen zu ſein, über ſeine Hoffnungsloſigkeit Schmerz zu empfinden. Auf einmal ſtand klar vor ihm, wie er ſich Nubia und der Mutter gegenüber benehmen, was er den beiden Frauen ſagen ſollte, welche Pflicht er in dem Hauſe, deſſen Gaſt er ſo viele Wochen geweſen, noch zu guter Letzt zu erfüllen hatte. Er war von ſeinem Vorhaben derartig durchdrungen, daß er ſeinen Entſchluß laut ausſprach.

„Sie muß das Weib des Argante werden, das iſt das einzig Richtige. Mag dieſer Sabiner beſitzen, was mir verſagt bleibt, mag er ſchwelgen, wo ich darben muß, ein Gott ſein, wo ich Höllenqualen erdulde. Natürlich liebt ſie ihn nicht; wie ſollte ſie auch, da ſie überhaupt nicht zu lieben vermag, aber das thut nichts, das Weib des Argante wird ſie deshalb doch werden wollen. Vielleicht würde ſie auch mich zum Manne nehmen wollen, ohne Liebe, vielleicht — aber ich müßte mich ja verachten. Nein, ſo toll bin ich durch dieſes Weib noch nicht geworden, daß ich das zu thun vermöchte. Pfui, ſo gemein! Was ſagte ſie mir damals: ich ſollte mit der Mutter reden, damit dieſe den Argante abwieſe, wenn er um die Tochter würbe? Schlange, Schlange! Wohl, ich werde mit der Mutter reden, der arme Argante ſoll glücklich werden.“

Dieſen bedenklichen Entſchluß faſſend, kam er ſich überaus edel vor, und bei all ſeinem Elend hatte er das Gefühl, daß er im Begriffe ſtand, eine gute That zu begehen. Nun raffte er ſich mit ſchmerzenden [illegible]

[illegible]

Oede zurechtgefunden hatte. Darüber ging die Sonne unter, die Dämmerung brach herein, es wurde ſchnell Nacht. Erſt bei völliger Finſternis erreichte er Saracenesco.

*

Nubia hatte die dreiarmige Lampe angezündet und den Tiſch für die Abendmahlzeit gedeckt; nun ſaß ſie am Herd und ſchaute unverwandt in das kniſternde Feuer, über dem im kupfernen Keſſel die Mineſtra kochte. Die Mutter war zu einer Nachbarin gegangen, deren Kind ſchwer krank lag, und würde ſich wohl mit Beten und Lamentiren bis ſpät in die Nacht hinein aufhalten; ſobald der Gaſt zurückgekehrt war, wollte auch Nubia hinüber, um mit ihrem Gebete zu helfen.

Wenn er nur bald käme, damit ſie fort könnte! Wo hielt er ſich ſo lange auf? Was hatte ihn heute nur angewandelt? Nie hatte ſie einen Menſchen ſo geſehen, nie einen Menſchen ſo reden hören. Und daß ſie ſchön ſein ſollte! Warum ſchalt er ſie ſo heftig, warum war er ſo erzürnt auf ſie? Sie war ihm ſtets freundlich begegnet. Wenn er ſie zum Weibe haben wollte, konnte er ja bei der Mutter um ſie werben. Freilich war er ein Fremder, und ſie entſann ſich nicht, jemals gehört zu haben, daß ein Mädchen von Saracenesco einen Jüngling aus einem andern Orte zum Mann bekommen hätte. Das war gegen alle Sitte. Was wollte er alſo von ihr?

Er liebte ſie, heilige Muttergottes!

Sie brachte ihren Geiſt von dieſem Gedanken nicht fort. Zuerſt war es für ſie etwas durchaus Fremdes, Unbekanntes, Unbegreifliches; während ſie es zu faſſen verſuchte, lauſchte ſie unabläſſig hinaus, ob ſie draußen ſeinen Schritt nicht vernahm.

Jetzt kam er. Sie erhob ſich langſam, trat vom Herde fort zum Tiſch und wendete ihr Geſicht der Thüre zu. Es war in dieſem Augenblick, daß ſie ihr Herz heftig ſchlagen fühlte und heiße Schauer ſie überliefen. Und plötzlich wußte ſie: er geht fort, er kommt nur, um Abſchied zu nehmen. Er geht fort! Morgen iſt er nicht mehr da, morgen biſt du allein, du ſiehſt ihn heute zum letztenmal. Da faßte ſie ein Schmerz, daß ſie mühſam einen Aufſchrei erſtickte und das Zimmer um ſie her zu kreiſen begann. Er darf nicht gehen, er muß bleiben; wenn er geht, ſtirbſt du gewiß. Wenn er ihr ſagte, daß er fort müßte, ſo wollte ſie ihn bitten, zu bleiben, ſo wollte ſie zu ſeinen Füßen liegen, wie heute er zu ihren Füßen gelegen hatte. Nur daß er nicht ging, daß er ſie nicht allein ließ!

Kaum war ſie zu dem Entſchluß gelangt, ihn nicht fortzulaſſen, als die angſtvolle Beklommenheit, die ſich ihrer bemächtigt hatte, einer freudigen Erregung wich, ſo daß ſie dem Eintretenden mit einem Antlitz entgegenging, darauf es wie ein Glanz lag. Heinrich indeſſen fand nicht den Mut, einen Blick auf das ſchöne Mädchen zu werfen; kaum daß er es über ſich brachte, ſein langes Ausbleiben durch eine weite Bergwanderung zu erklären. Dann fragte er nach der Mutter. Da er hörte, daß ſie ausgegangen ſei und er mit der Tochter allein war, wollte er ſich ſogleich in ſeine Kammer begeben, aber Nubia ſagte:

„Das magſt Du ſpäter thun, jetzt ſteht das Eſſen auf dem Tiſch. Ich bin nachmittags zum Feld hinuntergegangen und habe Cichorienblätter geſucht, die Du ſo gern ißt. Sieh, alles iſt bereit, ich habe auf Dich gewartet.“

Ueber ihrem neuen Daſeinsgefühl, davon ſie wie durch Zauberſchlag erfüllt worden, merkte ſie ſeine Verſtörung gar nicht, auch mußte ſie immerfort denken: „Sagt er jetzt: Morgen gehe ich fort, ſo bitte ich ihn, zu bleiben. Was er für ein Geſicht machen wird! Daß mir das nicht gleich eingefallen iſt, nicht ſchon heute mittag beim Brunnen!“

Sie erbebte, jenes leidenſchaftlichen Auftrittes gedenkend, eine jähe Glut ſtieg in ihr auf, ſie mußte die Augen ſchließen. Da, mit geſchloſſenen Augen erblickte ſie ſich ſelbſt, wie ſie als Madonna mit dem Kind im Arm aus den Zweigen [illegible]

Sie trat zu ihm, reichte ihm von den Speiſen, ſchenkte ihm Wein ein und ſetzte ſich dann ihm gegenüber. „Wenn er es dir nur bald ſagte, wenn du ihn nur bald bitten könnteſt,“ war ihr beſtändiger Gedanke. Er dagegen: „Wenn du nur erſt mit der Mutter geſprochen hätteſt, wenn du nur erſt fort wärſt! Jedenfalls nimmſt du keinen Abſchied, ſchleichſt dich morgen in aller Frühe vor Tagesanbruch davon. Sie wird ja wohl wiſſen, warum du es gethan, und mag es, wenn ſie Luſt hat, ihrer Mutter und den übrigen ſagen.“

Da er, ohne den Blick von ſeinem Teller zu heben, beharrlich ſchwieg, begann Nubia zu reden:

„Nun ſind es bald zwei Monate, daß Du bei uns biſt. Wie die Zeit vergeht! Noch einmal ſo lange und unſere Männer ſind wieder da und es iſt Winter. Dann iſt's kalt bei uns, wir frieren und die Wölfe kommen. Von Deiner Kammer aus kann man ſie nachts heulen hören. Was ich ſagen wollte, die Mariuccia und die Serena werden wohl noch dieſen Winter Männer nehmen. Die Armen! Sie müſſen dann hinunter nach Vicovaro und ſich vom Prieſter einſegnen laſſen. Was ſagſt Du?“

„Ich fragte, ob in Saracenesco bei einer Hochzeit irgend ein Brauch iſt oder ein Feſt gefeiert wird?“

Nubia ſchüttelte den Kopf.

„Um ein Feſt zu feiern, dazu ſind die Leute von Saracenesco zu arm. Wenn es gut geht, der trinkt in Vicovaro mit ſeiner jungen Frau und den Eltern eine Foglietta, ſie eſſen mit einander Maccaroni und ſüße Ciambelli und damit iſt's vorbei. Die ganz Armen laſſen es beim Wein bewenden. Die junge Frau ſchickt ihr Bett, ihre Spindel und ihre Truhe in ihres Mannes Haus und kocht dort am Abend die erſte Ölſuppe, von der ſie auch den Nachbarinnen abgibt. Wie ſollten ſie es anders machen?“

Heinrich rief:

„Es würde bei euch manches anders ſein, wenn die Mädchen von Saracenesco wie die von Tivoli, Olevano und Subiaco für den Winter nach Rom kämen. Die Künſtler würden ihnen das Doppelte zahlen als jedem andern Modell.“

Ernſthaft erwiderte Nubia:

„Du weißt, daß unſere Männer uns das niemals erlauben würden, denn es heißt bei uns, jene Mädchen, von denen Du uns erzählt haſt, waren ſchlechte Geſchöpfe. Wenn ein Mädchen von Saracenesco ſich in Rom an der ſpaniſchen Treppe hinſtellen würde, ſo müßte es erſt ein ſchlechtes Geſchöpf geworden ſein. Die Männer von Saracenesco würden ihre Töchter eher töten, als ſie den Malern nach Rom zu geben, und hätte das Mädchen keinen Vater mehr, ſo würde ihr Bruder oder ihr Geliebter es thun. Aber das iſt geſchwatzt, denn bis jetzt hat ſich noch kein Mädchen von Saracenesco in Rom an die ſpaniſche Treppe geſtellt.“

Heinrich wurde zornig, er rief:

„Und Du? Biſt Du noch immer der Anſicht, daß es eine Schande ſei, mit ſeiner Schönheit der Kunſt zu dienen?“

Nubia ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie leiſe, über und über erglühend:

„Wie kannſt Du ſo reden? Haſt Du nicht vielemale mein Bild gemacht? Sogar als heilige Gottesmutter ſelbſt, den ſüßen Knaben im Arm! Aber wenn die Schönheit in Wahrheit etwas ſo Hohes iſt, wie Du meinſt, ſo kann man ſie doch nicht verkaufen, und das thun jene Mädchen in Rom.“

„Es iſt völlig unnütz,“ dachte Heinrich, „zu verſuchen, ihr die Sache begreiflich zu machen. Uebrigens nimmt ſie mit ihrer Anſicht den höchſten Standpunkt ein. Was will ich alſo mehr?“ Laut meinte er: „Du haſt ganz recht; ich möchte nur wiſſen, ob die anderen Mädchen ebenſo denken und ob einer unter euren Männern ſeine Tochter oder Verlobte oder Schweſter wirklich töten würde, wenn [illegible] ſtände. Ich [illegible]“

[illegible] Nubia mit [illegible]

[illegible] in ſeine Ge[illegible] Geiſt nicht [illegible] ſein Platz [illegible] von einem [illegible] und Nubia [illegible] Augenblick, wo er ſagen würde: „Ich gehe fort,“ wo ſie ihn bitten wollte: „Bleibe hier!“ Was ſeinem Bleiben folgen, wie es dann werden ſollte, darüber machte ſie ſich keine Gedanken.

Da kam die Mutter nach Hauſe, viel früher, als Nubia gedacht hatte. Mit dem kranken Kind war es ſchlimmer und ſchlimmer geworden, es ſchien bereits in den letzten Zügen zu liegen. Da alle Mittel nichts halfen, wollte man die Madonna um ein Wunder bitten, und damit die Heilige das Mirakel in eigener Perſon vollbringen konnte, ſollte ihr Bild vor das Bett des ſterbenden Kindes gebracht werden. Bereits verſammelten ſich die Mädchen, das Bildnis in Prozeſſion zum Hauſe zu führen, denn wenn es nicht in feierlichem Zuge geſchah, hätte es die Madonna übel nehmen und aus Kränkung dem Kind ihre Hilfe verſagen können.

Die Mutter entzündete am Herdfeuer einen langen Span, gab ihn der Tochter und trieb dieſe hinaus, Heinrich auffordernd, ſich den Mädchen anzuſchließen. Dieſer ſchützte Müdigkeit vor und blieb am Tiſche ſitzen, wo er von neuem in die Flamme der Oellampe ſtarrte. Nach einiger Zeit vernahm er das Murmeln der Beterinnen, die mit dem Bilde herangezogen. Gleich darauf ward es wieder ſtill. Sie hatten alſo ſein Bild ins Haus und vor das Bett des kranken Kindes getragen; nun ſollte ſein Bild Wunder bewirken.

Wohl eine Stunde harrte Heinrich der Rückkehr der beiden Frauen, dann hielt er es in dem engen, dumpfen Gemach nicht länger aus, und eben wollte er ſich ins Freie begeben, als Nubia mit ihrer Mutter eintrat. Auf dem Geſicht des ſchönen Mädchens lag der Ausdruck einer tiefen Bewegung, ihre Wangen glühten, ſie ſchaute gerade vor ſich hin, mit Augen, darin eine ſtille Verklärung leuchtete, als habe ſie eine Viſion gehabt.

Sie ſprach kein Wort, ſondern ließ die Mutter reden, deren Bericht ſie mit einem glücklichen Lächeln zuhörte.

„Die Madonna ſei geprieſen, ſie hat das Wunder an dem Kinde gethan! Und ſo iſt es zugegangen: das arme kleine Geſchöpf lag in Krämpfen, niemand konnte ihm helfen, und wir Frauen meinten alle, es würde ſeiner Mutter unter den Händen fortſterben. Alſo ich hieher und die Nubia gerufen, daß ſie mit den Mädchen das Bild holen ſollte. Sie hatte erſt allerlei dagegen zu reden, dann ging ſie aber doch mit den anderen. Wir Weiber blieben unterdeſſen bei der Mutter, beteten und jammerten und warteten auf die himmliſche Jungfrau. Auf einmal rief die Mutter: ‚Es ſtirbt!‘ und begann erbärmlich zu ſchreien. Aber da kommen gerade die Mädchen mit Deinem Bilde, ſtellen die liebe himmliſche Frau vors Bett, wir brennen ihr zwei geweihte Kerzen an, die Nubia nimmt das Kind, reicht es der Madonna hin und betet wie eine Heilige, daß die Gottesmutter dem Kindlein helfen möge. Und ſie ſteht noch da und betet noch, als das Kind ſtill wird und ruhig einſchläft, nicht anders, als ob die Madonna ſelbſt es in Schlaf geſungen und eingewiegt hätte. Du hätteſt die Mutter ſehen ſollen, wie ſie der Gebenedeiten dankte und den Mantel küßte, den Du ihr gemalt haſt. Und erſt die Nubia! That das Mädchen nicht, als ob ſie ſelber die heilige Muttergottes wäre und das Kindlein gerettet hätte — die Madonna verzeih ihr die Sünde! Und was glaubſt Du wohl, daß ſie mich eben jetzt auf der Gaſſe gefragt hat? ‚Meinſt Du nicht, Mutter, daß die Madonna mir gleicht?‘ Was ſagſt Du dazu? Ich ſage, Gott verzeih ihr die Sünde!“

Ueber und über erglühend ſtand die Geſcholtene mit geſenkten Augen da, fuhr aber fort, ſtill vor ſich hin zu lächeln. Doch ſah Heinrich beharrlich von ihr hinweg, während die Mutter kein Ende fand im Preiſen des Wunders, welches ſich vor ihren Augen zugetragen und davon ein nicht geringer Teil des Ruhmes auf ihren Gaſt fiel. Trotz der ſpäten Stunde kamen noch die Nachbarinnen, das große Ereignis zu beſprechen und Nubias kräftige Fürbitte zu rühmen. Sie erzählten, das Kind liege in tiefem Schlaf und die Madonna halte mit der Mutter Wache an ſeinem Bett. Mitternacht war vorbei, als die Frauen endlich mit Heinrich allein blieben.

„Jetzt ſagt er der Mutter, daß er morgen fortgeht,“ dachte Nubia; „aber vor der Mutter will ich ihn bitten.“ Sie trat zum Herde, warf das verlöſchende Feuer auseinander und machte ſich mit ihrer Spindel zu thun.

Zur Mutter gewendet, ſagte Heinrich:

„Ich habe heute aus Rom Botſchaft bekommen, meine Freunde wollen, daß ich wieder zu ihnen zurückkehren ſoll. Sie haben recht, viel zu lange ſchon bin ich hier oben geweſen, und darum muß ein Ende gemacht werden. Ihr wart ſehr gut gegen den Fremden und er wird es Euch immer gedenken.“ Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſprach er, der Mutter ins Wort fallend, weiter: „Noch eines möchte ich Euch ſagen, im Römiſchen befindet ſich aus Eurem Ort ein Jüngling, Argante mit Namen, der zum Winter mit den anderen Männern wiederkommen wird; dieſer gute junge Menſch hat Eure ſchöne Tochter lieb und möchte ſie zum Weibe nehmen, wozu Ihr, wie Nubia mir anvertraut hat, gern Euren Segen geben werdet. Auch ich wünſche von Herzen, daß der junge Argante ein glücklicher Ehemann werden möchte. Freilich iſt mir bekannt, daß Eure Tochter keine ſonderliche Liebe für den jungen Menſchen fühlt. Aber wie ſie mir ſagte, wird ſie ihn trotzdem zum Mann nehmen, wenn er um ſie wirbt und es Euch genehm iſt. Und daran thut ſie recht, ſie weiß, daß ein Mädchen denjenigen, welchen ſie zum Manne nimmt, nicht zu lieben braucht, und das iſt gut für ſie, da ſie gar nicht wüßte, wie ſie es anfangen ſollte, einen Mann, der ſie liebt, wieder zu lieben. Aber vielleicht fragt der gute Argante darnach nur wenig, wenn er ſie nur zum Weibe bekommt, und auch ſie wird ſchnell vergeſſen haben, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ſie lieber nicht das Weib des guten Argante geworden wäre. Und nun lebt wohl, Ihr und Eure ſchöne Tochter! Es iſt ſpät geworden und ich habe in meiner Kammer zu thun. Auch ſehe ich Euch morgen wohl noch. Schade daß ich nicht ſchon an dem Morgen gegangen bin, da der gute Bruder Girolamo mir den Weg weiſen wollte. Grüßt dieſen frommen Hirten von mir und ſagt ihm, der Wolf ſei fort, ohne einem einzigen ſeiner Schäflein ein Haar gekrümmt zu haben. Mag er in Frieden ſeine Herde weiden.“

Heinrich gewann es über ſich, dieſe grauſame Rede mit ziemlich gelaſſener Miene, ohne allzu heftiges Beben der Stimme vorzubringen, und ſchickte ſich an, gleich nach ſeinen letzten Worten das Zimmer zu verlaſſen. Die Mutter, die kaum die Hälfte deſſen, was er vorgebracht, verſtanden hatte, lamentirte laut über den eiligen Aufbruch des ihr lieb gewordenen Gaſtes. Nubia ſagte kein Wort, aber als Heinrich ſich doch nicht überwinden konnte, fortzugehen, ohne einen letzten abſchiednehmenden Blick auf das ſchöne, kaltherzige Geſchöpf zu werfen, und langſam ſeine traurigen Augen zu ihr aufhob, ſah er ſie noch immer beim Herde ſtehen und unverwandt zu ihm hinüberblicken. Da indeſſen alle Gluten erloſchen waren und die Leuchte nur einen trüben Schimmer auf ihre Geſtalt warf, vermochte er ihre Miene nicht zu erkennen. Eine kurze Weile ſtand er, den Blick auf Nubia gerichtet, dann — mit einem tiefen Seufzer — wendete er ſich von ihr ab und verließ das Gemach. Sie rief ihn nicht zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Weſpenſtiche.

Von

Alfred Friedmann.

Frau Echo.

Was hat die Frau mit dem Echo gemein?
Das letzte Wort müſſen beide haben!
Das Echo ſtimmt mit dir überein —
Die Frau läßt ſich eher begraben!

Mode.

Die Thorheit durchlief ſchon alle Gammen,
Und doch erſtieg ſie noch nicht alle Skalen:
Man hat keine Totenlaken mit goldenen Monogrammen,
Keine Sterbetücher mit bunten Initialen!

Piedeſtal.

Wer einſt das Piedeſtal erdacht,
Der hat es wahrlich gut gemacht,
Weil auf vier Seiten man den Mann
Wieder ins Leere ſtürzen kann!

Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden.

(Hiezu die Bilder Seite 104 und 105.)

V.

Die Hofjagden bei Mürzſteg.

Wenn die Südbahn die Felſenwände des Semmering überklettert und der Blick bei jeder neuen Biegung der eiſernen Fahrbahn immer neue Schönheiten in dem Panorama dieſes unvergleichlich bezaubernden Gebirgszuges entdeckt hat, dann ſenkt ſich plötzlich von Mürzzuſchlag eine kleine Zweigbahn hinunter nach Neuberg. Hier zu Füßen der Schneealpe rauchen die hohen Schlote, und der gewaltige Dampfhammer wandelt die Eiſenmaſſen zu todbringenden Geſchoſſen, zu Torpedos, welche am Strande der Adria in der immergrünen Bucht von Abbazia zu ihrer Verderben bringenden Fahrt vollendet werden. Weiter aufwärts verengt ſich das Thal; immer entzückender werden die Landſchaftsbilder zu beiden Seiten des Weges, und plötzlich ſcheint eine hohe Felswand die ſchmale Fahrſtraße und die rauſchend dahin tanzende Mürz abzuſchließen. Da macht der Weg eine kleine Biegung, ein ſchmales enges Felſenthor, turmhoch begrenzt, öffnet ſich, und in dem kleinen Thalkeſſel dahinter liegt kaum ein Dutzend weißer Gebäude und rechts an der Felswand in einem Park hinter zierlichem Drahtgitter das Jagdſchlößchen Mürzſteg. Kamen gleich neben ihm auch das große, an hiſtoriſchen Erinnerungen reiche Jagdſchloß in Neuberg ſowie das idylliſch in den Krampen gelegene und nur wenig bekannte kaiſerliche Jagdhaus Tirol für die zeitweilige Aufnahme der Gäſte mit in Betracht, ſo bildete doch das neue, vielgenannte Mürzſteg den eigentlichen Mittelpunkt der Jagden. Ein Vorzimmer, wie das ganze Haus mit Jagdtrophäen geſchmückt, führt zu den inneren Gemächern dieſes Schloſſes. Links von dem langen Korridor liegt der Speiſeſaal und die Wohnung des Kaiſers, rechts iſt das Leſe- und Spielzimmer, und an dieſes ſchließen ſich Zimmer für die Gäſte, wie auch das ganze obere Stockwerk zu Gaſtzimmern eingerichtet iſt. Von der Veranda des Schloſſes ſchweift der Blick hinüber zu dem beſchneiten Gipfel der hohen Veitſch, und er ſtreift vorher an deren Hängen auf das wild zerklüftete Revier zwiſchen Stuhlſtein und Thörlener Wand, das Hauptquartier der Gemſen. Wild und unzugänglich ſind die Schluchten, ſteil und ſchroff die Felsſpitzen, welche daraus hervorragen, ſo daß ganze Strecken, unzugänglich ſelbſt für des Jägers Fuß, bisher nur von dem nie fehltretenden Huf der Gemſe betreten wurden. Wenn von der Höhe hernieder das „Hallo“ der Treiberketten erſchallt, dann ſtürzt das ſcheue Wild in unaufhaltſamer Flucht in das tiefere Waldesdickicht hinunter. Keine Felsſpalte iſt ihnen zu breit, kein Sprung zu tief; 30, 40 Fuß wagen ſie den Abſturz, und die kleinſte Felsplatte genügt ihnen zum Abſprung, von dem ſie mit fabelhaftem Orientierungsſinn ihren Weg mit unverminderter Geſchwindigkeit fortſetzen. Aber unten empfängt ſie Büchſenknall, und die vernichtenden Kugeln aus den Expreß-Rifles lichten ihre Reihen gewaltig. Dann geht es in noch tollerer Flucht wieder die Höhen hinan, wo vielleicht abermals von den Anſtänden das Rohr des Jägers Tod und Verderben in das Rudel entſendet.

In dieſem Jahre aber brachte das reiche Gemſenrevier nur geringe Beute. Dichte Nebel verhüllten bei der Ankunft der fürſtlichen Jäger ſelbſt die tieferen Waldpartien, und faſt unaufhörlich rieſelte in den nächſten Tagen der Regen vom Himmel, der hie und da von nicht minder feuchtkaltem Schnee abgelöſt. Trotz dieſer Ungunſt des Wetters brachen am Morgen nach der Ankunft der Deutſche Kaiſer, König Albert, Prinz Leopold und der Graf von Meran ſchon um fünf Uhr zur Birſchjagd auf, während Kaiſer Franz Joſef, der ſämtliche Reviere genau kennt und ſeinen hohen Gäſten ſelbſt die beſten Plätze anzuweiſen pflegt, auf dieſelbe verzichtete. Um acht Uhr war der Himmel zwar trübe, aber es regnete nicht, und die Geſellſchaft begab ſich auf die erſte Treibjagd. Bis zu den ſogenannten alten „vierundzwanzig Gräben“ fuhr der Kaiſer von Oeſterreich mit Kaiſer Wilhelm. Dort verabſchiedete er ſich mit herzlichem Händedruck von ſeinem Gaſte. Kaiſer Franz Joſef, Kronprinz Rudolf und ein Teil des Gefolges ſtiegen ſodann durch die vierundzwanzig Gräben zu ihren Standplätzen auf, während Kaiſer Wilhelm bis zur Schwarzenbachbrücke fuhr und von dort aus über den Schulterboden ſeinen Weg nahm. Auch Prinz Leopold, der Graf Meran und ein anderer Teil des Gefolges thaten ein Gleiches; König Albert und der Großherzog von Toskana dagegen waren unmittelbar von der Birſchjagd auf die Standplätze gegangen. St. Hubertus war an dieſem erſten Jagdtage dem Kaiſer Wilhelm nicht geneigt. Derſelbe kam auch bei der Treibjagd ebenſowenig zum Schuß wie König Albert von Sachſen, denn der Wind wechſelte und ließ die vielen Hirſche, welche in der Nähe waren, vor der Zeit davongehen. Kronprinz Rudolf, Prinz Leopold von Bayern, Großherzog von Toskana und Graf Meran hatten je einen Hirſch auf der Strecke. Bei dem Triebe im „Schwarzenbach“ wurden dann ein Vierzehnender, ein Zwölfender, 6 geringere Hirſche, 13 Tiere und 1 Kalb ſowie 3 Gemſen erlegt. Den Vierzehnender hatte König Albert, den Zwölfender Prinz Leopold auf die Strecke. Die Jagd im Rabengraben wurde am dritten Tage abgehalten. Kaiſer Wilhelm erlegte dabei 4, Kaiſer Franz Joſef 1, Prinz Leopold 1, der Großherzog von Toskana 3 Gemſen und 1 Tier; König Albert war des troſtloſen Wetters wegen nicht mit zur Jagd gefahren. Das Glanzergebnis in dem ſonſt ſo reichen

Triebe waren 19 Gemſen, 5 Hirſche und 3 Tiere. An demſelben Tage hatten auf der Morgenbirſche Kaiſer Wilhelm 2 und König Albert 1 Achtender erlegt. Den Abſchluß der Jagden bildete ein Trieb in Kaltenbach, abermals bei ungünſtigem Winde und Regen. Kaiſer Wilhelm und König Albert kamen gar nicht zu Schuß, Kaiſer Franz Joſef erlegte 1 Gemſe und 1 Rehbock, Prinz Leopold 1 Achtender und 1 Gemſe.

Jeden Abend vereinte nach der Jagd die hohen Jäger mit ihrem Gefolge wieder im Jagdſchloß, wo das gemeinſame Mahl um 6 Uhr eingenommen wurde. Inzwiſchen bereitete die Jägerei im Parke die Strecke, welche ſpäter von den Schützen beſichtigt ward. Einige der Gäſte Kaiſer Franz Joſefs verblieben ſodann noch kurze Zeit im Spiel- und Leſezimmer, folgten aber bald den anderen zur Ruhe, denn lange vor Morgengrauen ging es abermals hinauf in die Berge.

Nach glücklicher Beendigung der mehrtägigen Jagden fuhren die allerhöchſten Teilnehmer noch gemeinſam bis Mürzzuſchlag zurück. Dort trennten ſich die Wege Kaiſer Wilhelms, der die Richtung nach Rom einſchlug, von denen Kaiſer Franz Joſefs, der ſich nach Wien heimbegab. Der Abſchied der beiden Monarchen war ein überaus herzlicher. Nach wiederholten Umarmungen und Küſſen riefen ſie ſich immer von neuem „Auf Wiederſehen — auf frohes Wiederſehen!“ zu. So lange der Zug, der den deutſchen Kaiſer von dannen führte, ſichtbar blieb, folgte ihm Kaiſer Franz Joſef mit Blicken warmer Freundſchaft. F. Bl

Das Jagdhaus Tirol.

Originalzeichnung unſeres Spezialzeichners F. Schlegel.

VI.

Die Ankunft in Rom.

Herrlich war die Sonne über der ewigen Tiberſtadt aufgegangen, der Himmel hatte ein ſchönes blaues Gewand angelegt und erglänzte in ſeiner ganzen italiſchen Pracht. Ein wunderſchöner, echt römiſcher Herbſttag war angebrochen — recht von jenem eigentümlichen, römiſchen Reiz, welcher die Spätherbſtmonate dort zu den herrlichſten und angenehmſten des ganzen Jahres macht. Am frühen Morgen ſchon wogte eine bunte Menſchenmenge in den Straßen auf und ab, die mit Fahnen in den deutſchen und italieniſchen Nationalfarben reich geſchmückt waren. Inſonderheit war es die zum Bahnhofe führende Via nazionale, die den Zielpunkt jener unabſehbaren, freudig erregten Menſchenmenge bildete, welche in geſpannter Erwartung dem großen, bedeutungsvollen Ereignis entgegenſah, das, ſchon ſeit Wochen im Munde aller, den Tag zu einem geſchichtlich denkwürdigen, ja zu einem nationalen Feſttage zu machen beſtimmt war.

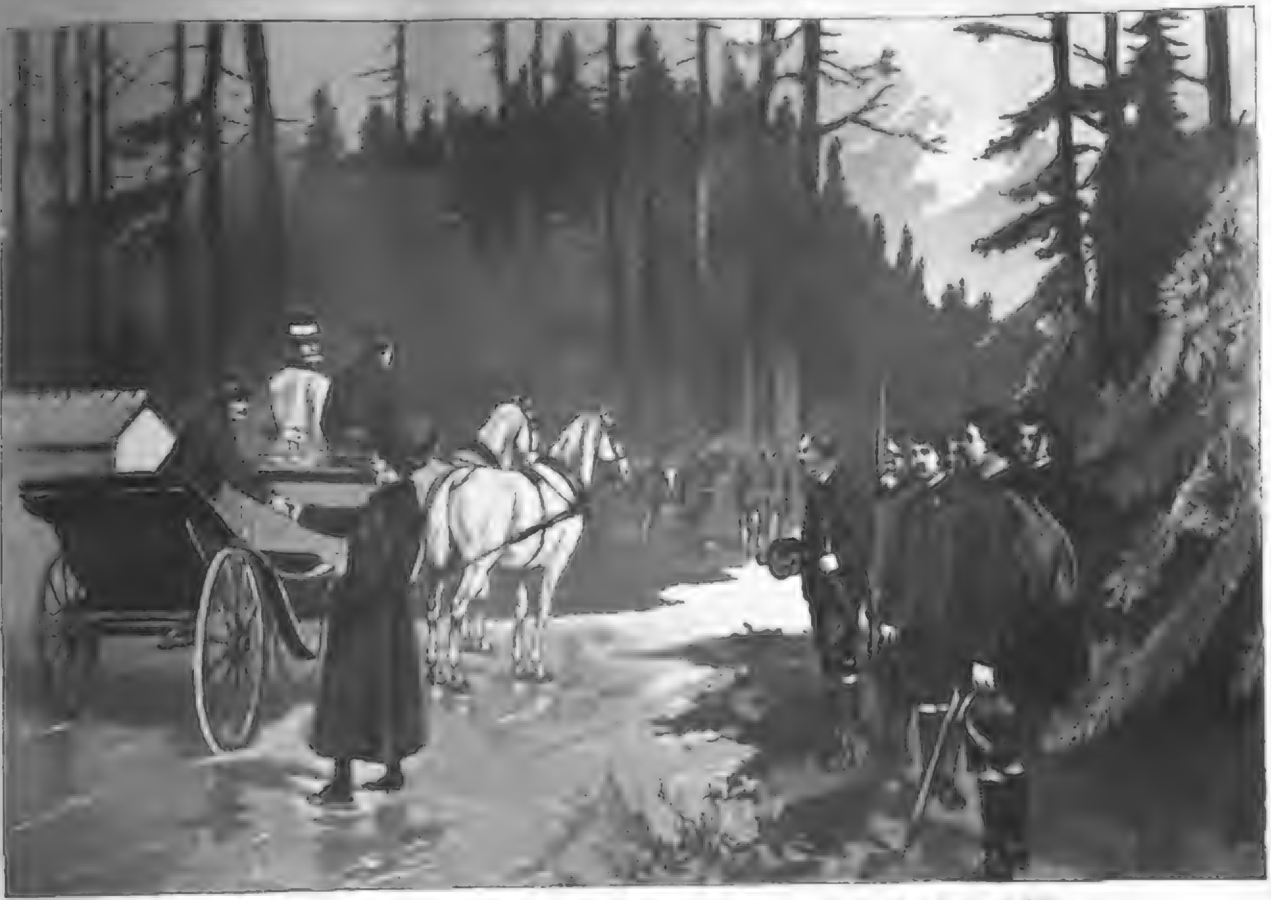
Deutſchlands Kaiſer, Wilhelm II., ſollte am Nachmittage eintreffen. Der erſte deutſche Kaiſer, der erſte Monarch überhaupt, der ſich entſchloſſen hatte, in feierlicher Weiſe den König des geeinten Italiens in deſſen viel umſtrittener Hauptſtadt zu beſuchen, der mächtige Herrſcher, der kam, um den königlichen Freund und Verbündeten zu begrüßen, um die Bande, welche beide Fürſtenhäuſer — Hohenzollern und Savoyen — und mit dieſen die beiden Nationen, deren Leiden und Kämpfe um die heißerſtrebte Einigung ſo manche Analogien bieten, umſchlingen, immer enger und dauernder zu ſchlingen und dem Friedensbunde der nach gleichen Idealen und Zielen ſtrebenden Völker die rechte Weihe zu geben.

Kein Wunder, daß Fürſt und Volk dem nordiſchen Gaſte einen Empfang bereiteten, wie er großartiger und erhebender wohl noch keinem Monarchen auf fremdem Boden zu teil geworden iſt.

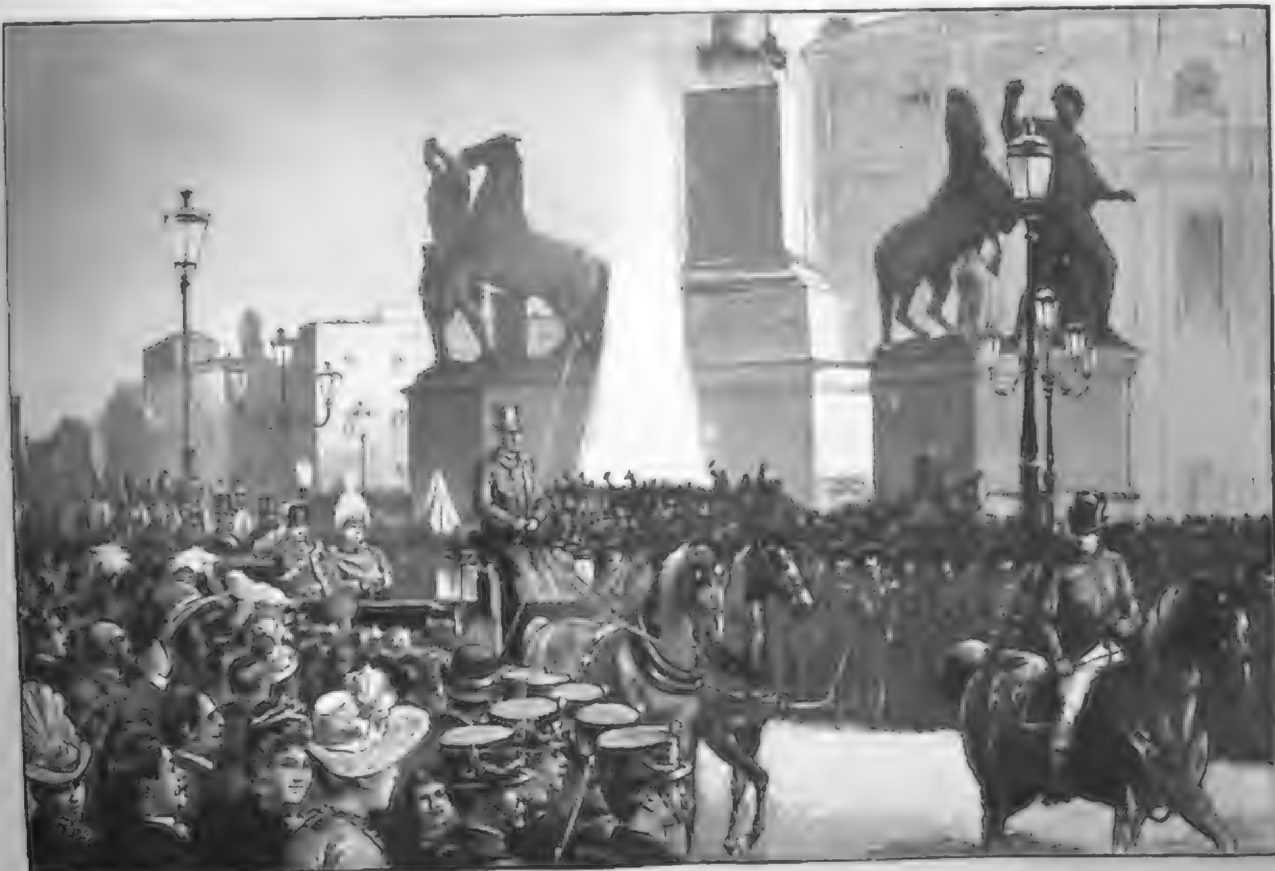
Immer mehr wuchs die Menge auf den Straßen an, endloſe Eiſenbahnzüge brachten noch fortwährend neue Gäſte von nah und fern, da und dort wurde noch die letzte Hand an die mannigfachen, buntfarbigen Dekorationen gelegt, die in ihrer Geſamtwirkung einen überaus maleriſchen Anblick gewährten. An den Fenſtern der Häuſer wurde es lebendig, die Balkons füllten ſich mit Herren und Damen in eleganter Toilette, ja ſelbſt die Dächer waren mit Zuſchauern dicht beſetzt. Schwarz-weiß-rote Fähnchen und Tücher wurden zum Verkauf ausgeboten und fanden reißenden Abſatz, alles war voll Leben, Bewegung und freudiger Erwartung. Endlich verkündete Kanonendonner die Einfahrt des kaiſerlichen Extrazuges in die Bahnhofshalle, wenige Minuten darauf erſchienen die Spitzenreiter, dann eine Abteilung königlicher Leibgarde zu Pferd und — ein endloſer Jubel brauſte aus tauſend und abertauſend Kehlen dem an der Seite des Königs Humbert in zweiſpänniger Hofkaleſche in die Stadt einfahrenden Kaiſer entgegen. Die Fanfaren ſchmetterten, der italieniſche Königsmarſch erſcholl, die Muſikkapellen ſtimmten das „Heil dir im Siegerkranz“ an, Hüte und Tücher wurden geſchwenkt, Fahnen rauſchten, lebhaftes Händeklatſchen wurde laut, und „Evviva Guglielmo! Evviva la Germania! Evviva la triplice alleanza!“ ertönte es in nicht enden wollendem Jubel bis hinauf zum Quirinal, der königlichen Burg auf dem monte cavallo, wo die Königin mit den Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes die Ankunft des kaiſerlichen Gaſtes erwartete. Noch lange nachdem die beiden Monarchen ihren Einzug in das Königsſchloß gehalten, erſchallten draußen auf dem von einer zahlloſen, aufgeregten Menſchenmenge angefüllten geräumigen Platze die Evvivarufe, bis endlich der Kaiſer, umgeben von der ganzen königlichen Familie, auf dem Balkon erſchien, um der jubelnden Menge für den begeiſterten Empfang zu danken. Dr. F. T.

[illegible]

Mürzſteg. Nach einer photographiſchen Originalaufnahme von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.



Verabſchiedung der beiden Kaiſer bei den „vierundzwanzig Gräben“. Originalzeichnung unſeres Spezialzeichners F. Schlegel.



Kaiſer Wilhelms Einzug in Rom (Piazza Quirinale). Nach einer Zeichnung von D. Paolocci.

Diplomatiſche Briefe an eine Dame.

Von

Junius Secundus.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Selten wohl, meine gnädigſte Frau, hat die Welt ſo voll gärender und zur Entſcheidung drängender Fragen der internationalen Diplomatie geſteckt als in dieſem Augenblick. Der Grund dafür liegt zunächſt in der Verjüngung des deutſchen Reiches durch den Regierungsantritt unſeres Kaiſers Wilhelm. Deutſchland, das einſt in der Bewegungsloſigkeit des alten Bundes nur ein gewiſſes Schwergewicht des Friedens bildete, iſt durch die gewaltigen Kämpfe der letzten Jahrzehnte zur maßgebenden und entſcheidenden Macht Europas emporgeſtiegen und iſt ſtark genug, den Frieden unſeres Weltteils nicht nur durch eine immerhin unverächtliche paſſive Kraft der Hemmung, ſondern auch durch gewaltigen machtentfaltigen Willen zu ſchützen. In den letzten Lebensjahren des Kaiſers Wilhelm I. legte das hohe Alter dem großen Monarchen ſelbſt eine Zurückhaltung auf, die dann zur Folge hatte, daß bedenkliche Fragen, deren ja genug am politiſchen Horizont lagerten, auch von den anderen Mächten aus Rückſicht für den allgemein verehrten und trotz ſeines Alters auch allgemein gefürchteten ſiegreichen Heldengreis vertagt wurden. Nun führt das deutſche Scepter und das deutſche Schwert eine jugendlich kräftige Hand, man hat nicht mehr zu fürchten, einen durch allgemeine Ehrfurcht geheiligten Lebensabend zu ſtören, und die einzig aus den Verhältniſſen erwachſenen Fragen treten hervor. Ich habe mir in meinen früheren Briefen erlaubt, in großen Zügen darzulegen, wie wohlgeplant, groß und kühn unſer Kaiſer ſogleich an die erſte den europäiſchen Frieden unmittelbar bedrohende Frage — die Beſtimmung Rußlands und die Erhaltung des Gleichgewichts im Orient — herangetreten iſt, und nach welchen Grundſätzen derſelbe zwiſchen Deutſchland und Rußland, wie auch mit Schweden und Dänemark die Grundlagen der künftigen Zukunft in großen Zügen vereinbart ſind. Zumal nun, bei der Anweſenheit des deutſchen Kaiſers in Wien, [illegible], während Graf Kalnoky mit dem Fürſten Bismarck in Friedrichsruhe verhandelte, jene Vereinbarungen die Zuſtimmung des öſterreichiſchen Kaiſers gefunden haben, und es werden nun vorausſichtlich die Verhandlungen und Abmachungen behufs ihrer Ausführung beginnen, ſo daß nach der Richtung des Orients hin eine bewegte diplomatiſche Aktion vorauszuſehen iſt. Dieſe Aktion wird ſich ganz und gar in dem Rahmen halten, den ich mir erlaubt habe, in meinem letzten Briefe Ihnen zu geben, und wird ohne Zweifel zu einer durch die deutſche Politik vermittelten freundlichen [illegible] zwiſchen Rußland und Oeſterreich führen, wenn durch die vertragsmäßige Ordnung der bulgariſchen Verhältniſſe die ruſſiſche formelle und materielle Empfindlichkeit beruhigt und zugleich die öſterreichiſchen Lebensintereſſen auf der Balkanhalbinſel geſichert ſein werden.

Beſondere Geſichtspunkte nun treten in den Beziehungen zu Italien zur Erwägung heran und machen den Beſuch unſeres Kaiſers in Rom zu einem beſonders bedeutungsvollen, nachdem dieſelben in großen Zügen bereits bei der Anweſenheit Crispis in Friedrichsruhe mit dem Fürſten Bismarck erörtert und feſtgeſtellt worden waren. Es iſt ja bereits allgemein bekannt, daß das Königreich Italien dem deutſch-öſterreichiſchen Friedensbündnis beigetreten iſt und daß dieſem Vertrag die gegenſeitige militäriſche Unterſtützung bei einem von Frankreich begonnenen oder angeſtifteten Kriege zu Grunde liegt. Zwiſchen Italien und Frankreich ſchwebt ganz beſonders als Anlaß möglicher Streitigkeiten und Zerwürfniſſe die Frage des Mittelmeers, welche überhaupt in dieſem Augenblick die Aufmerkſamkeit Europas vorzugsweiſe in Anſpruch nimmt; denn gerade die Veränderungen, welche, wie ich in meinem früheren Briefe ausgeführt habe, in einer mehr oder weniger nahen Zukunft für die Handelsbeziehungen zwiſchen Aſien und Europa eintreten müſſen, indem der Landweg für dieſen Handel allmählich wieder den Seeweg zu verdrängen berufen ſcheint, geben aufs neue dem Mittelmeer eine erhöhte Bedeutung und machen es jeder an das Meer angrenzenden Macht zur Pflicht, dort ihre Rechte und ihre freie Grenzbewegung zu wahren. Deutſchland hat auch in dieſer Frage unmittelbar die Intereſſen Oeſterreichs und dann in zweiter Linie das allgemeine europäiſche Gleichgewicht zu wahren. Es ſind nun in letzter Zeit, ganz insbeſondere von England und [illegible] Mittelmeer teils zu gewinnen, teils zu verwahren. England trachtet, wenn auch unter ſchweren und wechſelnden Kämpfen, ſich in Aegypten feſtzuſetzen. Frankreich beſitzt bereits Algier und ſucht ſeinen Beſitz weiter an der afrikaniſchen Küſte auszudehnen. Italien, obwohl [illegible] berechtigte Weltſtellung [illegible] je mehr eine neue Bedeutung dieſes ſchon im Altertum und Mittelalter die Waſſerſtraße des Welthandels bietenden Meeres ſich zu entwickeln begann. Italien hat dann in Aegypten, in Maſſauah und an der nordafrikaniſchen Küſte, freilich bis jetzt vergeblich, feſten Fuß zu faſſen verſucht. Es iſt dabei mit Frankreich, das jenſeits die erſte Rolle unter den lateiniſchen Mächten [illegible], nicht aufgeben will, nachdem es in Europa ſein Uebergewicht verloren, in Zerwürfniſſe geraten, die ſich ſo ſcharf zuſpitzten, daß ein Kriegsfall faſt unmittelbar bevorzuſtehen ſchien, wenn Italien noch einen Schritt weiter gethan hätte. Als dieſe Zerwürfniſſe anfingen, erſchien der italieniſche Miniſter Crispi in Friedrichsruhe beim Fürſten Reichskanzler, um ſich zu vergewiſſern, inwieweit Italien beim Ausbruch thatſächlicher Feindſeligkeiten auf die Unterſtützung Deutſchlands rechnen dürfe. Es kann kein Zweifel über die Stellung beſtehen, welche Deutſchland in ſolchem Fall einzunehmen hat und welche dem oberſten Vertreter der italieniſchen Regierung von dem deutſchen Reichskanzler gewiß mit der demſelben eigentümlichen Offenheit und Klarheit dargelegt wurde. Deutſchland hat allerdings über der Aufrechthaltung des Gleichgewichts der Mächte im Mittelmeer zu wachen, aber nur in ſeiner Eigenſchaft als europäiſche Großmacht und im Verein mit allen europäiſchen Mächten. Die Streitfragen, welche zwei Mächte unter ſich auszugleichen haben, können ein deutſches Eingreifen nicht rechtfertigen. Wenn alſo in Maſſauah oder in Tripolis zwiſchen Frankreich und Italien Streitigkeiten über Beſitzergreifungen oder Beſitzrechte entſtehen und etwa zu einem kriegeriſchen Zuſammenſtoß führen ſollten, ſo kann dies für Deutſchland keine Veranlaſſung zur Einmiſchung bieten. Die italieniſche Regierung muß ſich demnach völlig darüber klar ſein, daß ſie eine kriegeriſche Verwicklung mit Frankreich über Beſitz- und Rechtsverhältniſſe an der afrikaniſchen Küſte allein auszufechten hat, ſo lange natürlich, als die Feindſeligkeiten auf jene ſtreitigen Gebiete beſchränkt bleiben. Würden die Franzoſen etwa Truppen in Afrika landen, um dort dem italieniſchen Vorgehen ſich entgegenzuſtellen, oder würden ſie auf offenem Meer italieniſche Schiffe angreifen, ſo würde dies niemals ein Grund zu einer Einmiſchung Deutſchlands werden können, wenn es auch zweifellos iſt, daß auch in ſolchem Falle die gebotene Neutralität Deutſchlands eine für das befreundete Italien wohlwollende ſein würde. Etwas anderes natürlich wäre es, wenn Frankreich etwa Feindſeligkeiten, die an der afrikaniſchen Küſte entſtanden, auf das europäiſche Feſtland übertragen würde. In Afrika handelt es ſich um noch nicht völkerrechtlich anerkannte Erwerbungen, welche nicht zu dem durch die Verträge gewährleiſteten Beſitzſtand Italiens gehören. Würde Frankreich aber Italiens Küſte angreifen und dort Landung verſuchen, oder würde es von der nördlichen Grenze her Italien mit Krieg überziehen, dann würde die Sache anders [illegible] würde Deutſchland ohne Zweifel für den unerkannten Beſitzſtand ſeines Bundesgenoſſen eintreten. Eine ähnliche, wohl vielleicht ganz gleichlautende Erklärung wird auch der Graf Kalnoky bei der Zuſammenkunft in Eger-Franzensbad dem italieniſchen Miniſter gegeben haben, und ſo hat ſich denn die italieniſche Regierung gehütet, das Zerwürfnis mit Frankreich auf die äußerſte Spitze zu treiben. Der Friede iſt gewahrt geblieben, wenn auch der Zunder unter der Aſche weiter glimmt; denn die heute in Frankreich Regierenden würden gern ein wenig Ruhm einernten und halten ſich Italien allein gegenüber für gewachſen, Italien aber fühlt ſich nicht ſtark genug, um bei einem auf die afrikaniſche Küſte beſchränkten Krieg ſich Erfolge zu verſprechen. So hat denn auch in dieſem Fall die klare Ruhe und Sicherheit, mit welcher unſer großer deutſcher Staatsmann an dem durch die Nationalpolitik gebotenen Standpunkt feſthielt, einen Zuſammenſtoß verhindert, aus welchem immerhin ein europäiſcher Brand hätte entſtehen können; denn wenn heute irgendwo einmal ein Kanonenſchuß fällt, ſo würden die Würfel des Krieges unaufhaltſam und unberechenbar zu rollen beginnen.

Eine große und teilweiſe ganz abſichtlich von den verſchiedenen Parteiſtandpunkten aus genährte Verwirrung herrſcht, wie Sie, meine gnädige Frau, aus Ihren Zeitungen wohl geſehen haben werden, über die Stellung Deutſchlands in der großen Frage zwiſchen Italien und dem Papſt. Von beiden extremen Seiten möchte man Deutſchland in dieſe Frage hineinziehen. Die Radikalen in Italien und Deutſchland möchten den deutſchen Kaiſer und die deutſche [illegible] Partei nehmen laſſen für das neue Königreich gegen den Papſt, und umgekehrt möchten die extremen Klerikalen die Intervention der deutſchen Macht für die weltliche Herrſchaft des Papſtes erbitten oder wenigſtens demonſtrieren laſſen. Beide Wünſche ſind ebenſo übel angebracht, wie ſie erfolglos geblieben ſind und bleiben werden. Die deutſche Regierung ſowohl wie unſer Kaiſer perſönlich haben mit ebenſo viel Klugheit als Takt ihre Stellung zwiſchen dieſen beiden Parteien genommen, welche heute anſcheinend unverſöhnlich ſich gegenüber ſtehen. Die Frage der weltlichen Herrſchaft des Papſtes über den früheren Kirchenſtaat [illegible] die aus dieſer Frage hervorge[illegible]

[illegible]

Zu beiden Eigenſchaften gebührt ihm ehrerbietige Rückſicht und freundliches Entgegenkommen, nachdem die lange beſtandenen Streitfragen freundlich beglichen ſind. Daß zur Ausübung ſeiner Herrſchaft über die katholiſche Kirche und ſeiner Souveränität der Papſt eine weltliche Macht nicht notwendig bedarf, haben die letzten Jahre genugſam bewieſen, in denen die katholiſche Kirche mächtiger war als lange zuvor. Die jetzt erfreulicherweiſe ſo guten Beziehungen zwiſchen dem deutſchen Reich und dem katholiſchen Kirchenregiment haben alſo mit der weltlichen Herrſchaft des Papſtes nichts zu thun, der deutſche Kaiſer kann zugleich der Bundesgenoſſe des Königs von Italien und der Freund des Papſtes ſein, ohne ſich um das noch unausgeglichene Verhältnis beider unter einander zu kümmern. Er hat auf dasſelbe bei ſeinen Beſuchen alle durch Etikette und Takt erforderlichen Rückſichten genommen; er hat ſowohl in Wien bei dem Empfange des Monſignore Galimberti als bei ſeinem Beſuche im Vatikan in Rom gezeigt, daß er dem ſouveränen Oberhaupt der katholiſchen Kirche, zu der ſo viele ſeiner Unterthanen ſich bekennen, das ehrerbietige Entgegenkommen beweiſen will, das der höchſte Kirchenfürſt der Welt mit Recht beanſpruchen kann, und diejenigen, welche durch aufregende Zeitungsartikel, durch Verwirrungen und Verdrehungen dieſes ſo einfache Verhältnis zu trüben und zu verſchieben ſuchten, haben durch ſolche Bemühungen weder der katholiſchen Kirche noch Deutſchland einen Dienſt geleiſtet, und ihre Bemühungen werden der Weisheit des Kaiſers und des Papſtes gegenüber [illegible] zu nichte werden. Dabei wird es freilich nicht ausgeſchloſſen ſein, daß, wenn jemals die Verhältniſſe eine Verſtändigung zwiſchen dem Papſt und dem Königtum Italien möglich machen ſollten, der deutſche Kaiſer und ſeine Regierung eine ebenſo freundſchaftliche und wohlwollende, wie diskrete Vermittlung auf ſich zu nehmen bereit ſein werden. Es iſt, wie ich überzeugt bin, eine ſolche Verſtändigung in der Zukunft nicht ausgeſchloſſen. Schon ſind auch in ſtreng katholiſchen Kreiſen Stimmen laut geworden, welche nur an dem Prinzip feſthalten und ein verhältnismäßig kleines Gebiet weltlicher Unabhängigkeit für den Papſt als genügend anerkennen, und es ſcheint durchaus nicht unmöglich, daß in einer näher oder ferner liegenden Zukunft ſolche Anſchauungen ſich auf beiden Seiten Bahn brechen. Die freundliche Vermittlung Deutſchlands würde dann gewiß nicht vergebens angerufen werden; ohne eine ſolche Anrufung aber wird ſie gewiß niemals auch nur durch die leiſeſte Andeutung eintreten, und wer das Leben der Höfe und den Verkehr der Souveräne unter einander kennt, der darf überzeugt ſein, daß weder der König von Italien noch der Papſt auch nur einen Augenblick daran gedacht haben, mit einem Wort nur dem deutſchen Kaiſer gegenüber jene Frage zu berühren. Ich bin überzeugt, daß unſer Kaiſer voll aufrichtiger Verehrung gegen den greiſen Papſt zurückgekommen iſt, daß der Verkehr der beiden erhabenen Herren ſegensreiche Früchte tragen wird für die immer weitere Befeſtigung des kirchlichen Friedens in Deutſchland und für die Löſung der noch übrig gebliebenen Streitfragen, ohne daß darum auf die Bundesgenoſſenſchaft mit Italien der leiſeſte Schatten fällt.

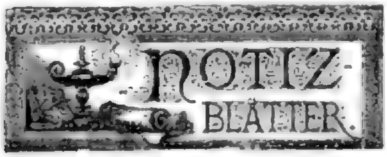
Die Früchte der großen Kaiſerreiſe werden außerordentlich ſegensreich nach allen Richtungen ſein. Ueberall hat man unſeren jungen Kaiſer perſönlich kennen gelernt, überall hat er die Herzen der Fürſten und der Völker erobert, überall hat man ſich von ſeiner Lauterkeit, Wahrhaftigkeit und Treue überzeugt. Auf dem Boden eines ſolchen Vertrauens werden alle diplomatiſchen Verhandlungen der Zukunft leicht von ſtatten gehen, und die Wucht der deutſchen Macht wird der gewaltig wirkſamen Unterſtützung des Vertrauens gewiß ſein, das in dem diplomatiſchen Verkehr der früheren Zeiten ein unbekannter Faktor war.

Es iſt ein wunderſames Zeitbild: der junge Kaiſer, der Erbe ſo vielen Ruhmes, ſo vieler Weisheit und ſo vieler Siege, auf ſtrahlender Bahn durch die Welt ziehend, von allen Völkern mit ſo jubelnder Freude begrüßt, als ob er auch ihnen angehöre; es iſt erhebend, zu verfolgen, wie er dabei mit ſchneidiger Sicherheit und zarteſtem Taktgefühl überall das Würdigſte, Richtigſte und Herzlichſte ſagt und thut, und wie während dieſer Zeit der altbewährte erſte Diener des Kaiſers und des Reichs, der Meiſter der Staatskunſt, in ſtiller, ländlicher Abgeſchiedenheit kunſtvoll die Fäden weiter zieht, um die Schickſale Europas zu lenken und ſie in die jugendkräftige Hand ſeines kaiſerlichen Herrn zu legen. Wenn aber das Bild unſerer Zeit [illegible] auf der einen Seite das helle Licht der Freude und Begeiſterung zeigt, welche überall dem erhabenen fürſtlichen Vertreter unſerer Nation entgegen fliegt, ſo zeigt ſich auf der anderen Seite im tiefen Schatten die völlige Vereinzelung Frankreichs, das neuerdings vergebens wieder in Petersburg Anknüpfung zu machen geſucht hat. In außerordentlich taktloſer Weiſe hat der franzöſiſche Miniſter Goblet ſeinen Kabinetschef, einen Herrn Robert, nach Petersburg mit geh[illegible] ſchickt, um den Eindruck der Reiſe un[illegible]

[illegible]

ſteht feſt und unerſchütterlich auf dem Boden der bei dem Beſuche des Kaiſers feſtgeſtellten Abmachungen und vertraut darauf, daß von deutſcher Seite auch in Wien diejenigen Rückſichten, welche die ruſſiſchen Intereſſen auf der Balkanhalbinſel mit Recht verlangen können, vertreten und aufrecht erhalten werden. Es zeigt ſich hierin ſchon die erfolgreiche Wirkſamkeit der deutſchen Staatskunſt und insbeſondere des perſönlichen Eingreifens unſeres Kaiſers. Bloße diplomatiſche Verabredungen würden vielleicht nicht ſo unbedingt genügt haben, um franzöſiſche Annäherungsverſuche zurückzuweiſen; nachdem aber das Wort der beiden Kaiſer verpfändet iſt, wird an den Grundlagen der erfolgten Verſtändigung nicht anders zu rütteln ſein, als wenn irgend eine Abweichung von dem vorgezeichneten Wege ſtattfände; daran aber iſt auf deutſcher und, wie man feſt vertrauen darf, auch auf ruſſiſcher Seite nicht zu denken und zwar um ſo weniger, als, wie ich immer und immer wieder hervorheben muß, Rußland für ſeine berechtigten und erfüllbaren Aufgaben keinen ſo wahren und uneigennützigen Freund finden kann, als den deutſchen Kaiſer und das deutſche Volk.

(Schluß folgt.)



Bildende Künſte.

— **Die Stadt Krakau eröffnet eine internationale Konkurrenz** zur Erlangung von Plänen für den Neubau eines Stadttheaters. Für die drei beſten Entwürfe werden drei Preiſe von 2500, 1500 und 1000 Gulden ausgeſetzt, und es bleibt außerdem der Ankauf weiterer Entwürfe nach Vorſchlag der Preisrichter vorbehalten. Die Arbeiten ſind einzuſenden bis 1. März 1889 an den Stadtpräſidenten von Krakau, durch den auch das ausführliche Programm des Wettbewerbs zu beziehen iſt.

— **Giuſeppe Brentano, ein junger Mailänder Architekt** im Alter von 26 Jahren, hat den erſten Preis von 40,000 Lire erhalten für ſeinen Entwurf zum Umbau der Vorderſeite des Mailänder Domes.

— **Ein koſtbarer Fund wurde gemacht bei Gelegenheit der** [illegible] des dem Grafen [illegible] gehörigen Schloſſes zu [illegible]. In einer Rumpelkammer wurde unter einigen alten Gemälden auch ein bisher unbekannter Rembrandt entdeckt. Das wertvolle Gemälde ſtellt einen männlichen Kopf dar und trägt die Inſchrift: „Rembrandt fecit 1634“.

Bühne.

— **Jetzt iſt für die Theaterdirektoren die Zeit der Ernte.** Die Grauwolkigkeit des Herbſtes erzeugt das Bedürfnis nach geiſtiger Anregung, das frühzeitige Hereinbrechen der Dunkelheit reizt und ſpannt die Phantaſie, die im Theater ihre liebſte Nahrung findet. Die neuen Muſentempel Berlins ſind ſchon ſtets auf mehrere Tage im voraus beſetzt und die alten machen auch ihr „Geſchäft“. In dem allgemeinen Wettbewerben ſteht jeder, wie es ſich nur eine tüchtige Bühne [illegible]. Bis jetzt hat ſich noch nicht gezeigt, daß die Vermehrung der Berliner Bühnen um zwei neue eine Thorheit war, im Gegenteil, ſie hat dem Kunſtleben neue Befruchtung verſchafft. Während früher nur auf einer Bühne, der des Deutſchen Theaters, die Kunſt der Regie Bewunderung hervorrief, ſtreitet man jetzt darüber, ob Leſſing- oder Berliner oder L'Arronge die Meiſterſchaft gebühre. Sie ſind alle drei einander ebenbürtig und es wäre thöricht, Rangunterſchiede zu machen. Die jüngſten [illegible] Ibſens „Eis“ und die Aufführung der „Frau vom Meere“ im Leſſingtheater waren ebenſo bedeutende Leiſtungen der Regiekunſt, nicht bloß der ſzeniſchen, ſondern auch der dramaturgiſchen, wie Barnays Aufführung des „Armand Carrel“ von Erckmann-Chatrian und der erſten Schauſpielnovität: „Zwiſchen zwei Herzen“ von Richard Voß; und was das Deutſche Theater anbetrifft, ſo weiß man ja, daß dort Poeſie der Auffaſſung und künſtleriſch verfeinerter Geſchmack mit einander Hand in Hand gehen. Auch das Königliche Theater, deſſen [illegible] der Regiekunſt weit mehr Schwierigkeiten in den Weg ſtellen, hat ſich emporgerafft und bietet ein Repertoire, an dem das Auge mit Befriedigung haftet. — Die Aufführung des Voßſchen Stückes bildet augenblicklich den Brennpunkt des Kunſtintereſſes. Das Thema iſt außerordentlich geſchickt und ergreifend, wenn auch nicht ganz befriedigend. Es behandelt in den erſten Akten heikle Dinge, die Untreue zweier Gatten. Dem einen verzeiht die hochherzige Gattin den Fehltritt und ſtellt dadurch die eheliche Harmonie dauernd wieder her; den andern dagegen verläßt die ſtrenge Gattin ſamt ihrer vierjährigen Tochter noch in derſelben Nacht, in welcher ſie die „Verirrung ſeiner Phantaſie, nicht ſeines Herzens“, wie er behauptet, entdeckt. Ihre ſtarre, ſtreng rechtende Moral hat kein Verſtändnis für Entſchuldigungsgründe menſchlicher Art. Um die Tochter nicht in ähnlichen Empfindungen aufwachſen und ſie den Verluſt fühlen zu laſſen, vertraut die Mutter ſie einer Erziehungsanſtalt an, in der ſie gleichſam als Waiſe, die dem Andenken ihres totgeglaubten Vaters mit überſchwänglicher Liebe anhängt, erzogen wird. Am Tage ihrer Konfirmation, der Vollendung des ſechzehnten Lebensjahres, treffen die Eltern bei ihr zuſammen. Aber trotz zwölfjähriger Trennung liegt der alte Groll zwiſchen ihnen und ſelbſt der heutiche Anlaß vermag ihn nicht zu dämpfen. Da lügt das junge Mädchen, welches mit zerriſſener Seele ſich allein vor die Wahl zwiſchen zwei Herzen geſtellt ſieht, daß der Tod des Kindes ein entzweites Elternpaar in ihrer Nähe verſöhnt habe. Voß entſchloſſen, iſt ſie bereit, das Opfer des eigenen Lebens dem Seelenfrieden der Eltern zu bringen. Aber zur rechten Zeit wird die Ausführung verhindert und die Verſöhnung auch ohne die Kataſtrophe herbeigeführt. Wie Voß, der ein echter Dichter und eine leidenſchaftlich empfindende Natur iſt, alles mit Feuereifer angreift, ſo hat er auch in dieſen Stoff ſeine ganze ſeeliſche Glut gelegt und ihn mit dramatiſch ſpannenden Szenen und ergreifenden Momenten durchwebt. Aber problematiſch, wie es ſeine Charaktere zu halten gewohnt iſt, bleibt auch der kleine Helden, der ſtarren Gattin, die er zwölf Jahren noch nicht das Verſtändnis für eine mildere [illegible] einer [illegible] gegeben hat und nun plötzlich innerlich eine ſo jähe Wandlung durchmachen ſoll. Man wird nicht überzeugt, oder mindeſtens doch nicht menſchlich angezogen von einem ſolchen Charakter, der nicht dem allgemeinen Naturgeſetz der allverzeihenden Liebe gehorcht, und darum bleibt ein unaufgeklärter Reſt von Bitternis zurück. Sprache und dichteriſche Behandlung ſind meiſterhaft, und wenn auch die erſten Akte durch ihre Berührung peinlicher Vorgänge eine ſchwüle Atmoſphäre verbreiten, ſo wird doch der ernſtere Zuſchauer ſich gerne der ergreifenden Gewalt menſchlicher Leidenſchaft gefangen geben. Das Stück gehört zweifellos zu den hervorragenden Schöpfungen der Gegenwart und machte einen bedeutenden Eindruck. — Den gleichen Erfolg errang das Deutſche Theater mit Grillparzers „Jüdin von Toledo“, einer Blüte der altſpaniſchen Romantik im Stile Calderons, die einen eigentümlich berauſchenden Duft ausſtrömt, aber in ihrer märchenhaften Unwirklichkeit ſich einigermaßen fremd erſcheint. Sie behandelt das ſchon von Lope de Vega bearbeitete Thema der verbrecheriſchen Liebe des ſpaniſchen Königs Alfonſo zu der ſchönen [illegible] Kaſtiliens bekannteſten ſchönen Rahel, die den König mit zauberiſchen Feſſeln gefangen hält, bis die zur Rache entflammende Königin die Nebenbuhlerin ermorden und damit den König von ſeiner verhängnisvollen Leidenſchaft heilen läßt. Auch hier tritt eine Bekehrung ein, an die man nicht recht glauben kann. Aber trotzdem übt die Kraft der Poeſie, die glänzende, warm empfundene Leidenſchaft, welche das liebende Paar wie heißer Wüſtenhauch umweht, einen vollen, unbeſprechlichen Zauber, der durch die Pracht der Bilder und die entzückende Süßigkeit der Sprache erhöht wird. Ein Theater, welches wie den König eine Kraft wie Kainz und für die Rahel eine Künſtlerin von dem berückenden Zaubergeiſte einer Sorma hat, darf es wagen, dies Stück aufzuführen. Der Eindruck der Vorſtellung, die durch Beides überall [illegible] Schärfe in der Charakteriſtik gehoben wurde, war ein bedeutender.

— **Am königlichen Hoftheater zu Stuttgart erzielte das** Drama „Alexandra“ von Richard Voß einen nicht minder durchſchlagenden Erfolg als früher an anderen bedeutenden Bühnen. In der Titelrolle bewährte die neu eingetretene Liebhaberin, Fräulein Tormani, ihre hervorragende Begabung, und auch Herr Georg und Frau Wenzel hatten in den Rollen des Grafen und ſeiner Mutter vollwichtigen Anteil an dem vorzüglichen Gelingen der Aufführung. Einer ſehr beifälligen Aufnahme erfreute ſich daſelbſt auch das auf ſchwäbiſchem Boden verfaßte vieraktige Volksſtück: „Der Grabenlehrer“, von Emma Fels. In beiden Stücken iſt es eine dunkle, im Hintergrund verborgene Vergangenheit, die auf den Titelhelden laſtet. Während aber bei Voß die „unſchuldig Schuldige“ unter unſerem Intereſſe zu Grunde geht, läßt Emma Fels ihre ſtreng [illegible] und damit zugleich die des Zuſchauers vom Anfang an nicht auf den Rächer des Grabenlehrers als diesem ſelbſt zu. So kommt es denn auch, daß bei Voß die Handlung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit einem erſchütternd tragiſchen Ausgang entgegengeführt wird, wogegen bei Frau Fels eine gewiſſe Schlußſtimmung herrſcht, indem mit [illegible] die glückliche Brautſchaft ſeiner Tochter beſiegelt wird. Voß lehnt die gewaltige Tragik der Klaſſiker an modernes Leben wiederklingen, während Emma Fels ſich mehr an die Art der Birch-Pfeiffer anlehnt. An derſelben Hofbühne hat Wagners „Tannhäuſer“ eine durchaus neue äußere Geſtaltung erhalten und dank der kleinmütigen Intendanz, die ſämtlichen muſikaliſchen Darſtellungen unter Hofkapellmeiſter [illegible] eine Ueppigkeit, die [illegible] Bühnenkunſt zu beſſerer Würdigung des Wagnerſchen Werkes zu leiſten.

Verkehr.

— **In der Schweiz wird eine Schmalſpurbahn von Visp nach Zermatt gebaut,** welche die vielbeſuchte Gegend leicht zugänglich machen ſoll. Sie wird 45 Kilometer lang, aber wegen des ſchwierigen Terrains 6,000,000 Franken koſten. Schon in dieſem Herbſte ſoll mit dem Bau begonnen werden.

Natur.

— **Ueber die Nahrung der Zugvögel ſagt Guſtav Radde** in der Beſchreibung ſeiner Reiſen im ſüdaſiatiſchen Sibirien folgendes: „Schon während meiner kaukaſiſchen Reiſen fand ich bei einigen Sumpf- und Schwimmvögeln, die friſch angekommen waren und bald darauf erlegt wurden, daß ihr Magen ſtark mit kleinen Quarzſteinchen gefüllt war. Damals fehlte es mir an genügenden Beweiſen dafür, ob die Erſcheinung allgemein gültig für die Zugvögel oder ob ſie nur individuelle Eigentümlichkeit einzelner Exemplare ſei. Nun unterſuchte ich hier das Innere vieler Zugvögels und achtete beſonders auf jene, welche friſch über Nacht angekommen waren. Die Ergebniſſe meiner Beobachtungen haben mich überzeugt, daß alle Sumpf- und Schwimmvögel ihren Zug mit ſteingefülltem Magen vollenden und erſt am Ziel ihrer Reiſe der gewöhnlichen Nahrung nachgehen. Ob dieſe Regel eine Ausdehnung auf alle Zugvögel erlaubt, wage ich nicht zu behaupten; wahr iſt aber, daß auch die Hühnerarten dem nicht entgegenſtehen, da auch bei ihnen, wenn ſie bald nach ihrer Ankunft erlegt wurden, der Hauptinhalt des Magens aus kleinen weißlichen Quarzen beſtand. Die Singvögel ſcheinen allgemein mit ganz leerem Magen an; ſie nehmen, ermüdet, am erſten Tage keine Nahrung auf, ſondern ruhten in ihrem Verſtecken. Im Magen eines wilden Kranichs betrug das Gewicht der Steine (weißliche Quarze, meiſt von der Größe einer Erbſe) 2 Unzen 1 Drachme und 1½ Skrupel. Vielleicht daß durch die Ausfüllung des Magens mit Sand und Steinen das Zuſammenſchrumpfen der Wandung des Magens abgeſtumpft wird.“

— **Wie Erdbeben auf Tiere wirken, darüber ſind neuerdings** intereſſante Beobachtungen geſammelt worden. Hunde, Pferde, Rinder und andere Haustiere zeigen kurz vor Eintreten der Erderſchütterung die eigentümlichſte Aufregung, ſuchen ſich aus ihren Ställen zu befreien, ihre Ketten zu zerreißen und davonzulaufen. Die Japaner behaupten, daß ſogar die Maulwürfe ihre Gänge durch eiliges Graben verlaſſen. Fiſche, die ſich ſonſt in der Tiefe aufhalten, kommen an die Oberfläche, große Schwärme von Seevögeln ziehen landeinwärts, Hunde und Katzen verlaſſen den bebenden Ort. Es iſt anzunehmen, daß die Tiere für die leiſeſten Stöße, [illegible] empfindlich ſind und durch dieſelben aufgeſchreckt werden.

Sport.

— **Das norddeutſche St. Leger zu Hannover gewann** Oehlſchlägers „Trebiſchab“ nach Kampf vor „Hortari“ ꝛc. Da der Graditzer ſich zur Zeit in gutartiger Form befand und noch einen Kaiſerpreis vor im Rennen hatte, bewies der Sieg „Trebiſchab“ über den langen Weg von 2800 Meter ſein Stehvermögen in beſter Weiſe. Das Antagonist-Handicap holte ſich Hochmuts „Tanzgänger“ vor „Gaſtwald“, und das Ausgleichsrennen [illegible] „Zeltmacher“ vor „Nakeroba“.

— **Das St. Leger zu Budapeſt brachte mit dem Siege** von Graf Eſterhazys „Eyrodrimal“ vor „Bas“ eine große Ueberraſchung, und ebenſo unerwartet kam der Sieg von [illegible] „Leichtherz“ in dem gleichfalls mit 5000 Gulden dotierten Prince of Wales-Handicap vor „Ehe“ ꝛc. Den 5000 Franken-Zweijährigenpreis der Zweijährigen holte ſich Graf Apponyis „Tamarak“ vor „Rakn“ und [illegible], während das große Handicap der Zweijährigen über 1100 Meter an Graf Moritz Eſterhazys „Pitacke“ vor „Garbos“ fiel. Die größte Ueberraſchung der Saiſon waren die beiden erſten Plätze von Baron Trivik „Vendome“ und „Arnaana“ im Heiden-Handicap der Dreijährigen; der Totaliſator zahlte 179 : 5 und für die Plätze 549 und 491 zu 25.

— **Die Greenwich Stakes, das lange Herbſt-Handicap** [illegible]

— **Bei den Trabrennen zu Wien holte ſich das Geſtüt** „Wonneland“ mit „Bär Bete“ vor „Belle“ und „Seiske“ den großen Herbſtpreis von 3000 Gulden. „Tauſir“, ein von erfahrenen Amerikaner, dürfte jedoch im nächſten Jahre, wenn er ſich akklimatiſiert, ſeinen Gegnern überlegen ſein.

— **Das neueſte Meiſterſchaftsrudern der Welt gewann** Peter Kemp ganz leicht vor Hanlan, der wohl keine neuen Verſuche mehr machen dürfte, die Meiſterſchaft wieder zu erobern.

— **Ein Wettſchwimmen wird auch in dieſem Jahre in** der zweiten Dezemberwoche in Wien abgehalten werden. Es werden vorausſichtlich gegen 20 Konkurrenten zur Entſcheidung kommen.

Denkmäler.

— **Unter dem hohen Protektorat des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachſen,** hat ſich in Dresden ein Komite gebildet, welches die Errichtung eines würdigen Denkmals für den am 19. Juni 1884 verſtorbenen, [illegible] Zeichner und Maler Ludwig Richter anſtrebt und im Verein mit zahlreichen Verehrern des Meiſters einen Aufruf erläßt, in welchem es um Beiträge bittet. Sendungen ſind zu richten an das Bankhaus Gunther & Rudolph in Dresden. Auskunft erteilt C. Kaiſan ebenda, Zinzendorfſtraße 13 part.

— **Ein wahrhaft fürſtliches Geſchenk hat Lord Ronald** Gower der Geburtsſtadt Shakeſpeares, Stratford, gemacht, indem er daſelbſt in den Gartenanlagen des Theatergebäudes ein großartiges Denkmal des Dichterfürſten errichten ließ. Auf 16 Fuß hohem Unterbau aus Bathſtein erhebt ſich die lebensgroße Bronzefigur Shakeſpeares. Er iſt ſitzend dargeſtellt und blickt nachdenkend auf die Gedanken, in deren Geiſt ſeine Gebilde reifen. Die vier vorſpringenden Ecken des Denkmals ſind mit vier Shakeſpeareſchen [illegible] geziert: Hamlet, [illegible] Falſtaff, während ſein Gegenſtück, der lachende Falſtaff, [illegible], in der Linken eine Flaſche hält und die Rechte ſchwörend in die Lüfte ſtreckt. Stehend an den beiden anderen Ecken erſcheinen die nachtwandelnde Lady Macbeth und Prinz Heinz, wie er ſich des Vaters Krone aufſetzt.

Geſtorben.

— Joſef Freiherr von Appel, k. k. Feldmarſchalllieutenant im Ruheſtand, Exzellenz, 64 Jahre alt, am 30. September, in Wien.

— Franz Ludwig Bertram, Premierlieutenant a. D., Beſitzer des Bades Cudowa in Schleſien, in der vorigen Legislaturperiode Mitglied des deutſchen Reichstags, keiner Partei angehörig, aber meiſt mit den Deutſchfreiſinnigen ſtimmend, 45 Jahre alt, Anfangs Oktober, auf ſeiner Beſitzung bei Frankfurt a. Oder.

— [illegible], königlich württembergiſcher Obermedizinalrat, [illegible] und langjähriges Mitglied des Landesgeſundheitsrates, 80 Jahre alt, am 1. Oktober, in Stuttgart.

— Juniuſ Frieke, ſozialdemokratiſcher Reichstagsabgeordneter für Breslau-Weſt, 49 Jahre alt, am 2. Oktober, in Breslau.

— Prinzeſſin Zenſide Hanem, ältere Tochter des Ex-Khedive Ismail und Schweſter des gegenwärtigen Khedive von Aegypten, am 3. Oktober, in Kairo.

— Graf Alexander Wladimirowitſch Adlerberg, kaiſerlich ruſſiſcher Generaladjutant, General der Infanterie a. D. und Mitglied des ruſſiſchen Reichsrats, unter Alexander II. Hausminiſter und Vertrauter des Kaiſers, am 4. Oktober, in München.

— Ceſare Correnti, hervorragender italieniſcher Patriot, Schriftſteller und Journaliſt, zu wiederholtenmalen italieniſcher Unterrichtsminiſter, 69 Jahre alt, am 5. Oktober, in Rom.

— John Ella, bekannter engliſcher Muſiker, Profeſſor am Londoner Muſikinſtitut, 86 Jahre alt, am 3. Oktober, in London.

— Dr. Karl Zidek, hervorragendes Mitglied der deutſchnationalen Partei in Böhmen, 53 Jahre alt, am 9. Oktober, in Prag.

— Baron J. J. d'Anethan, belgiſcher Staatsminiſter a. D., eifriger Vorkämpfer der klerikalen Partei, 85 Jahre alt, am 8. Oktober, in Brüſſel.

— Hofrat Dr. Moriz Schmidt, ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität Jena, bedeutender Gelehrter, 65 Jahre alt, am 8. Oktober, in Jena.

Mouche und Männe.

Von „ihm" ſelbſt erzählt, weshalb keine Perſon etwas in den Vordergrund tritt.

Mit Federzeichnungen von H. von Warburg.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Erſtes Kapitel,

in welchem der Held ſeine Erzählung beginnt, Verſchiedenes berichtet, aber vergißt ſich vorzuſtellen.

Meine Erinnerung reicht weit zurück — bis in die erſten Wochen nach meiner Geburt, aber es ſind nur Kindererinnerungen der gewöhnlichſten Art und nicht des Aufſchreibens wert. Mein Herr kümmerte ſich nicht um mich, er war nicht Jäger, daher auch gar nicht im ſtande, meine hervorragenden Eigenſchaften zu würdigen. Ich war auf dem beſten Wege zu verbummeln. Als ich ungefähr ein Jahr alt war, ließ mich mein Herr eines Tages einfangen, abbürſten und in eine ganz abſcheuliche Holzkiſte nageln.

Meine Intelligenz — und die Erzählungen eines alten Freundes, der eine Anſtellung als Jagdhund auf einem Nachbargute hatte, ermöglichten es mir, die abnormen Dinge zu begreifen, die mit mir vorgingen. „Aha," dachte ich mir, „du ſollſt verſchickt werden!" Und ſo kam es.

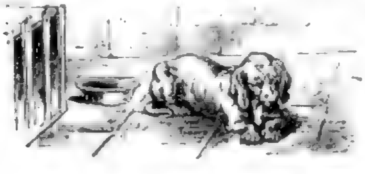
Anfangs war ich brillanter Laune.

Erſtens war es mir ganz recht, meine oſtpreußiſche Heimat zu verlaſſen — verſchiedene tolle Jugendſtreiche hatten ſich nämlich herumgeſprochen und verdarben mir mein Renommee. Bin ich doch zum Beiſpiel eines Tages einem Fremden mit den Worten vorgeſtellt worden: „Das iſt ein Racker, der

Menſch und Vieh in die Beine beißt!" Mir wird noch ganz flau bei dem Gedanken daran.

Zweitens hatte mir Beſchäftigung und die Geſellſchaft von beſonders lieben Freunden ſtets gefehlt, und drittens — na, kurz, der Abſchied wurde mir eben leicht. Natürlich freute ich mich auch auf die Reiſe, aber wie bald ging mein froher Mut zum Teufel! Keinen Augenblick durfte ich die greuliche Kiſte verlaſſen, die mir nur durch ein paar Spalten, zwiſchen Latten, einen Ausblick gewährte. Doch ich will mich nicht auf lange Beſchreibungen einlaſſen, ſondern einfach konſtatieren: ich befand mich fünf Tage lang in einer durchaus unwürdigen Lage. Dadurch, daß man einmal bei der Hitze vergaß, mich zu tränken, wurde ich auch nicht eben glücklicher.

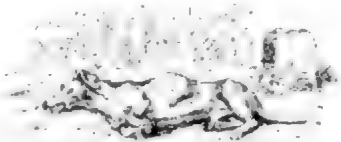
Endlich am Abend des fünften Tages wurde ich „ausgepackt". Zu meinem Empfange waren viele Leute anweſend, was mich einigermaßen unangenehm berührte, denn mein Fell befand ſich in ungekämmtem, ſchlechtem Zuſtand, und außerdem war mir auch ſchauderhaft ſchwindelig und dumm zu Mute. Alle ſahen mich erwartungsvoll an, was mich ſehr ärgerte. Ich ſchloß die Augen, um mich zu ſammeln, da flötete irgend jemand ängſtlich: „Ich glaube, er iſt toll!" — „Dummkopf!" dachte ich, griff aber die Idee auf und ſpielte, um mir vorläufig etwas Ruhe zu ſchaffen, in Mienen und Gebärden ein bißchen den „wilden Mann". Das half. Die Leute flohen und ſchloſſen die Thüre des Zimmers, in welchem ich mich befand. Schüchtern ſtellte mir noch ein Mädchen etwas Genießbares hin, dann kam die Nacht.



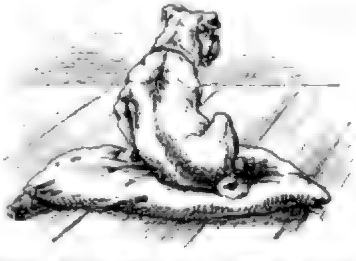
Am nächſten Morgen brannte ich durch. Ich war nämlich mit meiner neuen Umgebung höchſt unzufrieden. Meine Flucht ging durch ſogenannte Weinberge, eine, auf Ehre, ſcheußliche Einrichtung. Sie ſind nicht Fiſch, nicht Vogel — nicht Wald, nicht Wieſe, ja nicht einmal wie ein anſtändiges Rübenfeld. Schauderhaft!

Zunächſt erfuhr ich nun, daß ich mich am Rhein befände. Ich hatte ſchon einmal von der Gegend am Rhein ſchwärmen hören, mir imponierte ſie aber nicht. Landſchaftlich war es am Niemen, wo ich herkam, entſchieden ſchöner geweſen; da war die Welt ſo hübſch platt, ſie hatte keine unbequemen Berge, und ein großes Korn- oder Rübenfeld folgte immer dem andern. Hier am Rhein herrſchte außerdem eine geradezu blödſinnige Hitze; die Sonne brannte, als ob ſie's bezahlt kriegte. Allerhand Getränk fand ich zwar unterwegs, aber mein Appetit wuchs von Stunde zu Stunde, und ſchon am Abend des erſten Tages fühlte ich mich höllisch kaput. Und nun ging es faſt eine Woche lang ſo weiter. Verſchiedentlich verſuchte ich einen Umblick zu thun, um mir über mein Ziel klar zu werden, aber die elenden Weinſtöcke ſtanden mir überall im Wege und verſperrten mir die Ausſicht.

Endlich erreichte ich eine Chauſſee — leider zu ſpät, denn meine Kräfte waren aus, ich konnte nicht weiter und



mußte jämmerlich liegen bleiben. O unerhörte Schmach! Glücklicherweiſe fehlte mir damals das Gefühl dafür. Ich verlor wohl auch die Beſinnung, in meiner Erinnerung iſt wenigſtens da eine Lücke von mehreren Stunden. Das Ende vom Liede war, daß eine vorüberfahrende Equipage mich aufnahm und an dem Ausgangspunkt meiner Flucht abſetzte. Da hatte ſich mittlerweile vieles verändert. Ueber die Hälfte der Leute waren in ein Bad gereiſt, es herrſchte eine wohlthuende Stille, und ich beſchloß gleich, nun dazubleiben. Ich war doch furchtbar heruntergekommen! Mein früherer Herr hatte mir nicht gefallen, weil er kein Weidmann war — ja du lieber Gott! mein neuer Herr war nicht nur kein Weidmann, ſondern überhaupt gar kein Mann — ein Frauenzimmer und gefiel mir trotzdem leidlich. Einen ganz netten Kameraden fand ich vor, der ſich in vielem, namentlich aber ſeinem Benehmen, auffallend von ſeinen Standesgenoſſen



unterſchied. Er war Mops, ſchwarz, ſechsjährig, Junggeſelle, grimmiger Weiberfeind und ein bißchen verrückt, dabei aber ein guter Kerl. Na — die ganze Geſchichte in dem Hauſe war aber doch ledern. Zu arbeiten gab es nichts, lernen that ich auch nicht viel, und unter der hieſigen Landbevölkerung fing mein Charakter zu leiden an. Aber die Sporen habe ich mir damals doch verdient. Es war da ein Mann, den ſie „Kaplan" nannten, der nahm mich mit zum Fuchsgraben. Ich betrachtete mir den Mann auf ſein Jägertum hin. „Sportsmäßig ſiehſt Du nicht aus," dachte ich, und ich fühlte eine entſchiedene Geringſchätzung für ihn. Aber alle Achtung, der Mann hatte Schneid! Als wir abends heimkamen, überdachte ich ſo die Tagesereigniſſe, nachdem ich meine Wut an dem verhaßten Fuchſe gehörig ausgelaſſen — und ich fühlte mich zum erſtenmal in meinem Leben wahrhaft befriedigt. Der Kaplan lobte mich auch. Zum Dank dafür und zur Anerkennung ſeiner Verdienſte leckte ich ihm die Stiefel recht freundlich ab. Meine Stellung in dem Hauſe ſollte nicht mehr lange dauern. Im letzten Drittel des Auguſt war ich aus Oſtpreußen abgereiſt, die Fuchsaffaire ſpielte Ende Winters, und im März bereits kam ich fort.

Zweites Kapitel.

Der Held ſtellt ſich vor. Im übrigen handelt das Kapitel von „ihr".

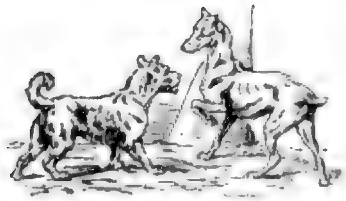
Pardon! Aus der Ueberſchrift, welche mein Herr beim Durchſehen meines Manuſkripts dem erſten Kapitel gab, erſehe ich, daß ich einen Fauxpas beging. Alſo, meine Herrſchaften, ich bin Teckel, heiße Männe, wie das in unſerer Familie Sitte iſt, war damals circa anderthalb Jahre alt, beſitze einige ſechzehn Ahnen und gehöre überhaupt entſchieden zu den „chic" ſeienden Perſönlichkeiten.

Mein neuer Wohnort lag hart am Rhein und in der Nachbarſchaft des vorigen. Vorläufig kam ich nur als Aushilfe in die Stelle. Da war ſie, meine einzige Liebe, mein Glück und — mein Elend! Sie führte den ſüßen Namen Mouche, war aus vornehmem Hauſe, zwar ſchon einmal bürgerlich verheiratet geweſen, aber doch das Sinnbild einer eleganten blaublütigen Dame. Ein bißchen kokett war ſie ſchon damals, aber ſo lange ſie nur mit mir

kokettirte, gefiel mir das. Es dauerte nicht lange, ſo bot ich ihr mein Herz und meine Pfote. Ich ward erhört und ſchwelgte in allen Himmeln! Doch mein neueſter Herr war ein Tyrann und wollte uns trennen — er verſuchte alles Mögliche, ſchickte mich ſogar öfters zurück zu dem Frauenzimmer, das den ſchwarzen Mops hatte. Das half ihm aber alles nicht, ich kehrte immer wieder zu meiner geliebten jungen Frau zurück, durchbrach jede Schranke und ſetzte es ſchließlich durch, daß Mouches Herr mich aufnahm und nun definitiv auch mein Herr wurde. Er lachte mich aus, hielt mir die Thorheit vor, daß ich, ein Teckel, in Liebe zu einer engliſchen Pinſcherin entbrannte, behandelte mich im übrigen aber gut. Seinen Warnungen verſchloß ich mein Ohr und ſchwelgte in Glück. Ueberhaupt kam nun die ſchönſte Zeit meines Lebens —

Mouche war die Zärtlichkeit ſelber, lief nicht mehr ſo viel fort wie früher und war eine liebe, gute Frau. Ein Jahr lang! Als wir dann ein Töchterchen bekamen — wir hatten wirklich nur das eine Kind — kam allerhand Aerger ins Haus. Zuerſt alterierte mich das Geſpött meines Herrn, der unſer reizendes Kind nicht zu würdigen verſtand, ja es ſogar Scheuſal betitelte. Auch Mouche kam mir nicht mehr ſo lieb vor wie früher — ſie war doch oberflächlich! Wer ſich einzig um die Kleine bekümmerte, war ich! Ich mußte

ſie behüten, ich mußte ſie für die mangelnde Mutterliebe entſchädigen. Meine Frau fing wieder an, mit anderen zu kokettieren, und für mich begann die Zeit der Duelle. Manchesmal ſah ich bös aus, meine ſchönen Ohren wurden mir zerriſſen, und auch ſonſt trug ich manche Wunde davon. Aber, ohne Aufſchneiderei, Sieger blieb ich noch ſtets, und einer meiner Gegner vergaß ſogar für immer das Aufſtehen. Der arme Kerl! Meines Herrn Burſche begrub ihn; Mouche kümmerte ſich gar nicht darum. Unſer Kind wurde mir in ſeiner Umgebung zu zerſtreut und zu lecker, ich brachte es daher mit Bewilligung des Burſchen in eine ſolide Penſion nach außerhalb. Ich hatte genug mit Bewachung meiner Mouche zu thun, die mich Höllenqualen der Eiferſucht leiden ließ. Von einem halben Dutzend Verehrer ließ ſie ſich den Hof machen, und es waren noch dazu ganz tolle Kraten ſtellenweiſe. Sie hatte auch wirklich gar keinen Geſchmack!

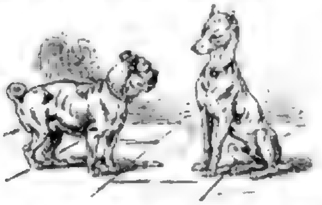


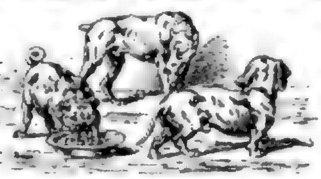
Kaum verging noch ein Tag, ohne daß ich einen Zweikampf zu beſtehen gehabt hätte. Plötzlich machte mein Herr ein Ende, aber wie! Er ſchickte mich einfach fort, das heißt richtiger, er nahm mich mit ſich fort, ſo daß ich auch als anſtändiger Kerl nicht einmal zurücklaufen durfte! Meiner Frau nahm ich das heilige Verſprechen ab, mir treu zu bleiben. Ich ſchwur ihr, ſie zu töten, falls ich hinter eine Untreue ihrerſeits käme, dann nahm ich Abſchied, und fort ging es. Mein Herr ritt und ich lief mit. Unſer Weg war ungefähr anderthalb Stunden weit und führte mich ſchließlich nach — meiner zweiten Lebensſtation zurück. Mein Herr verbrachte dort ſeinen Urlaub.

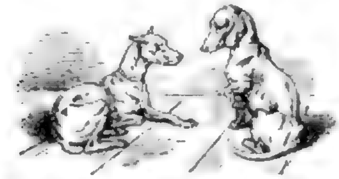
Drittes Kapitel,

in welchem der Held eine neue wichtige Bekanntſchaft macht, eine alte erneuert und „ſie" nicht zu ſehen bekommt.

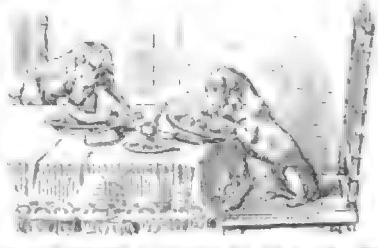
Wie lange war ich fort geweſen! Die Leute waren natürlich mittlerweile aus ihrem Bade zurückgekehrt und alſo wieder vollzählig. Der ſchwarze Mops lebte noch, war aber doch höllisch knickerig geworden. Es war auch noch ein neuer Kamerad da, ein Vetter meiner Frau. Er war jung, ſchön, leichtſinnig und herzlos, doch ein famoſer Geſellſchafter und bei den Frauen überaus beliebt. Eigentlich hatte ich viel gegen ihn, indeſſen konnte ich nicht anders, als mich mit ihm auf guten Fuß ſtellen, er hatte eben gar zu viel Beſtechendes. Der alte Junggeſelle brachte uns auch einander näher. Wir mokirten uns nämlich oft über die vielen Schrullen des Alten, und gemeinſames Mokiren iſt ein ganz guter Kitt. Der alte Schwarze war auch manchmal wirklich zu komiſch! Seine ältliche Gebrechlichkeit maskirte er mit allerhand ſeltſamen Manövern, die ſtutzerhaft und krampfhaft jugendlich ausſahen. Er war zum Beiſpiel auf der Hinterhand total fertig, knickte oft einmal unmotivirt zuſammen, benützte ſolch einen Accident aber ſtets zu irgend einem koketten Sätzchen. Dann war er auch blind wie eine Eule bei Tage, und wenn er einmal ſo recht gar nichts ſah, ſo neigte er den Kopf affektirt zur Seite und ſchaute ſich vertieft in irgend einen intereſſanten Fernblick. Gewaltig ekelirte mich ſeine Manier bei Tiſche. Keine Spur mehr von dem früheren Anſtand! Er ſchnaufte und grunzte, daß einem aller Appetit verging. Ja, wenn es irgend etwas beſonders Nettes zu trinken gab, pflegte er vor Eifer förmlich hineinzubeißen und — ſchrecklich! — die eine Pfote hineinzuſetzen. Schwatzhaft war er auch geworden, und lügen that er! Namentlich, wenn wir ſo auf die Weiber zu ſprechen kamen, da konnte er renommiren wie eine Tänzerin. Gegen mich war er immer recht liebenswürdig, runzelte aber, ſobald ich von Mouche zu ſprechen anfing, mit unverhohlener Verachtung die Stirnhaut, oder er ſagte in entſprechendem Tone: „Glücklicher Ehemann!" Da ich aber das Bedürfnis hatte, mich auszuſprechen, ſah ich mich genötigt, den Vetter meiner Frau mit meinen Konfidenzen zu beehren. Er hatte trotz ſeiner Jugend ſchon viel Erfahrung und zeigte ſich voller Verſtändnis für meine Sorgen. Seinen Namen habe ich nie vor- und nie nachher gehört, er hieß „Ob". Mir ſchien der Name bedeutungsvoll. Ich war nämlich ſtets im Zweifel über meine Gefühle ihm gegenüber, und alle meine Erwägungen in Bezug auf unſer Verhältnis zu einander begannen mit dem Worte. „Ob" ich ihm traue? „Ob" ich mich mit ihm einlaſſe? „Ob" ich mich zu dieſem oder jenem von ihm verleiten laſſe? „Ob" ich auf ihn höre und nach Mouche ſehe?







Und ſo weiter ad infinitum. Meiſtens fiel die Antwort, die ich mir gab, bejahend aus, obgleich ich ihm ſelten wirklich getraut habe. Er war leidenſchaftlicher Jäger und nahm mich täglich zu weiten Exkurſionen mit. Anfangs wurde mir das lange Laufen ſchwer, weil ich etwas ſtark geworden war. Die vorſchriftsmäßige Energie zum „Schweningern" hatte mir immer gefehlt. Ich litt am Ausnahmenmachen, wie die meiſten Leute, die dieſe Kur brauchen. Wer will darob einen Stein auf mich werfen? Nun aber ſchwand meine rundliche Fülle von Tag zu Tag, mein Atem wurde länger, und ſchließlich fühlte ich ſelbſt nach den weiteſten Märſchen keine Spur von Anſtrengung mehr. Meine Taille wurde ſo ſchlank und elancirt wie die franzöſiſchen langen Taillen der modernen Damen. Die Sorge um Mouche ließ aber keine Freude über das glückliche Ereignis in mir aufkommen. Zweifel an ihrer Treue nagten an meiner Seele. Weil meine Gedanken immer nur bei meiner Frau waren, fiel mir nie eine Ausrede ein, wenn Ob mit verführeriſchen Plänen kam. So ging es zu, daß ich damals trotz meines Jammers ein ziemlich lockeres Leben führte. In meiner Zerſtreutheit that ich eben vieles, was ſich für einen Ehemann nicht ſchickt — aber wirklich nur aus Zerſtreutheit. Ob, der ſtets den maître de plaisir machte, dekretirte eines Tages: Es wird unangeſagt zu Mouche hinübergelaufen. Er ſei begierig, ſeine viel umworbene Couſine kennen zu lernen, und ich könne ſo auch einmal gehörig nach dem Rechten ſehen. Er ließ uns noch ein prächtiges Frühſtück ſerviren, und fort ging es. Der Weg erſchien mir nicht halb ſo lang wie früher. Nach einer Stunde ſtanden wir vor meiner Wohnung. Da ich den Hausſchlüſſel nicht bei mir trug, mußten wir auf einen glücklichen Zufall warten, der uns hereinlaſſen würde. Dieſer Zufall erſchien dann auch — in Geſtalt des Burſchen. Nun ſollte das Wiederſehen kommen — mein Herz pochte mir in jeder Pfote vor Aufregung.



Viertes Kapitel.

Die Akteure werden darin alle beſchäftigt bis auf das Fräulein Minne, deren Reize die verſchloſſenen Pforten der Penſion verbergen.

Seliger Augenblick! — Mouches Situation machte den günſtigſten Eindruck von der Welt. Mit wirtſchaftlichen Arbeiten im Garten pflegt ſich doch ſonſt eine leichtſinnige Frau nicht zu beſchäftigen, und wenn der Mann verreiſt iſt, erſt recht nicht. Iſt es zu verwundern, daß ich nun vor Freude jubelte? Ich armer Kerl! Vertrauensſelig machte mich die Schlange wie ein Kind. Als Ob und Mouche ſich zuerſt begegneten, blieben ſie wie gebannt vor einander ſtehen. Unbegreiflicherweiſe war ich thöricht genug, nicht bei dieſem [illegible] ſofort aufmerkſam zu werden. Vernarrt, blind, polizeiwidrig dumm muß ich geweſen ſein! Ob war im weiteren Verlauf des Tages ruhig, ernſt und etwas zurückhaltend, Mouche liebenswürdig und ſo wirklich aufmerkſam, wie ich es bei meiner Frau liebte. Eine urgemütliche Viertelſtunde wurde mir noch im weiteren Verlauf des Tages. Das kam ſo: der Burſche unſeres Herrn ließ nämlich Mouche über den Stock einer Peitſche ſpringen, auf den Hinterpfoten gehen und ſo weiter. Ob beteiligte ſich ſofort an den Uebungen, zeigte ſich äußerſt gewandt, und es begann nun zwiſchen den beiden ein enthuſiasmirtes Wetteifern — während all dem aber mußte ich thatenlos verharren. Da habe ich mich zum erſtenmal meiner kurzen, ſchiefen Beine geſchämt, auf die ich doch ſonſt ſo ſtolz geweſen war wie ein Sekondelieutenant auf ſeinen mehr oder minder vorhandenen Schnurrbart. Aber die kleine Verſtimmung ging vorüber, und ich ſchied von meiner Frau, wie es ſich für einen zärtlichen Gatten ziemt. Auf dem Heimwege machten Ob und ich noch eine kleine Jagd auf Mäuſe.

Ob war glücklicher als ich. Die Art, in welcher er ſeine Beute erlegte, mißfiel mir wieder einmal gründlich. Er hatte keine Spur von Herz. Welcher anſtändige Kerl ſpielt denn mit einer Maus wie eine Katze! Hatte er ſich lange genug mit ſeinem armen kleinen Opfer amüſirt, ſo biß er ihm nonchalant den Kopf ein und ging mit ſeinem blaſirten, leichtſinnigen, oberflächlichen Geſicht weiter. Das Mäuschen blieb liegen. Mein Gott, beim Jagen wird ja immer — nein, nicht immer, aber doch ſtellenweiſe — etwas Lebendiges ſeines Lebens beraubt, das iſt ja einmal ſo. Jede Jagd iſt alſo ſchließlich grauſam, aber, du liebe Zeit, man macht doch ſo etwas ſo human wie möglich. Obs Manier erinnert mich an die Art Leute, die ſich einbilden, Weidmänner zu ſein, und es doch fertig bringen, ein Stück Wild mit Abſicht weidwund zu ſchießen. Na, das iſt aber auch eine feine Art von Jägerei!

Zu Hauſe angekommen, erfuhren wir aus der Sorge, mit welcher man ſich allgemein um den alten Junggeſellen bemühte, daß dieſem etwas zugeſtoßen ſein müſſe. So war's denn auch. Er hatte mit ſeinem kokett engen Halsband in der glühenden Sonnenhitze gelegen und war nach Stunden in Krämpfen und zu einer [illegible] geſchmort gefunden worden. Der arme Kerl war ja eigentlich zu bedauern. Aber zum Lachen konnte das Drum und Dran den Unſchuldigſten bringen. Zum Beiſpiel hatte man ihm ein naſſes Tuch auf den Kopf gebunden, um den Blutandrang zurückzutreiben. Na, mochte man ihn nun verlachen oder bedauern, den drolligen Alten, für Ob und mich war der Accident jedenfalls unbezahlbar, kamen wir doch ohne irgendwelche Unannehmlichkeit davon. Angſt hatten wir unſeres außergewöhnlich langen Ausbleibens wegen gehabt.

Die nächſte Zeit verlebte ich recht glücklich. Die Sorgen um Mouche waren auf ein Minimum reduzirt, dabei genoß ich in fröhlicher, ungebundener Freiheit mein Leben.

Mit Ob kam ich ein bißchen auseinander; er fühlte ſich öfters angegriffen, ermüdet und erklärte mir mit affektirter Höflichkeit, ich ſei ihm mit der Zeit im Laufen „über" gekommen, und er könne mit mir nicht mehr wetteifern. Ich glaubte ihm das natürlich, ich war ja ein armes Schaf! Abends ſchien er mir auch manchmal wirklich müde. Doch ich will gar nicht verſuchen, meiner Dummheit den Mantel chriſtlicher Liebe umzuhängen.

(Schluß folgt.)

Literatur

— **Noch ſelten bethätigte ein deutſcher Romanſchriftſteller** gleich in ſeinem Erſtlingswerk eine ſo bedeutende Kraft, verbunden mit ſo künſtleriſcher Rundung, wie **Theodor Duimchen** in ſeinem Roman „Jan te Verbrügge" (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —). Von den Schwierigkeiten ausgehend, die den in Rotterdam anſäſſigen Deutſchen von ſeiten verbiſſener Lokalpatrioten bereitet werden, baut der Verfaſſer auf dieſer Baſis eine ebenſo tief innerlich begründete als ſpannende Handlung auf. Mit dem glänzenden Siege, den ſein Held ſchließlich über die gegen ihn geſponnenen Ränke davon trägt, ſiegt zugleich echt deutſche Art über die Hinterliſt ihrer Widerſacher. In der glücklich vollzogenen Verbindung des thatkräftigen Helden mit der Tochter des angeſehenen Holländers aber reichen ſich ſinnbildlich die beiden verſchwiſterten Volksſtämme die Hand, ohne daß dieſe ſinnbildliche Deutung ſich anders als für unſere tief in Anſpruch genommene Empfindung fühlbar machte. Alles iſt feſſelnde Handlung, die ſich naturgemäß aus dem bewegten Spiel im Leben gegebener Gegenſätze entfaltet und zu einem ebenſo naturgemäß ſich ergebenden harmoniſchen Abſchluß gelangt.

— **Den Sänger des Buchs der Lieder in ſeinen perſönlichen** Beziehungen zum weiblichen Geſchlecht zu beobachten und zu ſchildern, iſt ohne Zweifel eine verlockende Aufgabe. Dr. **Adolf Kohut** hat ſie ſich geſtellt, und das Ergebnis iſt ſein Buch: „Heinrich Heine und die Frauen", mit ſechs Porträts (Berlin, Alfred H. Fried). Neben Mutter, Schweſter und Freundinnen des Dichters treten uns hier namentlich diejenigen entgegen, die in ſeinem leicht empfänglichen Herzen den Funken der Liebe entzündeten. Kohut iſt den Spuren all dieſer weiblichen Weſen in den Aufzeichnungen der Zeitgenoſſen nachgegangen und hat das Gefundene mit warmer Begeiſterung verwertet. Daß bei ſeinem Feuereifer einige Flüchtigkeiten mit unterliefen, werden ihm die Verehrer Heines, für ſein Buch dankbar, nicht zu ſchwer anrechnen.

— **Wie man immer über die Darwinſche Theorie denken** möge, niemand wird verkennen, daß ſie das Ergebnis geiſtvoller Unterſuchungen und Vergleiche iſt und hundertfältige Anregungen zu einem raſtloſen Aufſchwung der Naturwiſſenſchaft geliefert hat. So iſt denn auch ihr Urheber in ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit eine überaus intereſſante Erſcheinung, die näher kennen zu lernen ebenſo genußreich als belehrend iſt. Kein Buch aber übermittelt uns die Kenntnis des ganzen Mannes beſſer, als das dreibändige Werk „Leben und Briefe von Charles Darwin", herausgegeben von ſeinem Sohne **Francis Darwin**, deutſch von Victor Carus (E. Schweizerbartſche Verlagshandlung [E. Koch], Stuttgart). Den Kernpunkt der Schilderung bildet die Selbſtbiographie des raſtloſen Forſchers, an welche ſich die ihn betreffenden Aufzeichnungen ſeines Sohnes und Auszüge aus ſeinen Tagebüchern und ſeinem ebenſo regen als gehaltvollen Briefwechſel reihen. Bei dieſem treuen Spiegelbilde einer in ſich gefeſtigten Forſcherkraft wird jeder Freund der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis mit Intereſſe verweilen.

— **Für jene Art von Humor, die auf einer gemächlichen** Breite und gutmütigen, philiſterhaften Beſchränktheit fußt, erweiſt ſich der ſächſiſche Dialekt als vorzüglich geeignet. Er bewährt ſich in dieſem Sinn aufs neue in dem Büchlein: „Fazenfreide uffen Dichterferde, ſächſiſche Stimmungsbilder zum [illegible] gewandt" von **Auguſt Böbchen** (Leipzig, F. Reinboth). Dieſe Verſe, großenteils parodiſtiſcher Gattung, ſind von gemütlicher Laune diktiert und werden ihre Wirkung auf empfängliche Zwerchfelle nicht verfehlen.

— **Die Renaiſſance iſt in der Kunſt unſerer nachahmungsluſtigen** Zeit raſch durch die ihr folgenden Stilformen überholt, wenn auch nicht gerade verdrängt worden. Da iſt es denn ſehr am Platze, dieſe Formen und ihre Entwicklung planmäßig ins Auge zu faſſen. Dieſe Aufgabe ſtellt ſich die „Geſchichte des Barockſtils, des Rokoko und des Klaſſizismus" von **Cornelius Gurlitt** (Stuttgart, Ebner & Seubert, Paul Neff). Im erſten Bande von der Spätrenaiſſance in Italien zum Barockſtil dieſes Heimatlandes der jüngeren Kunſtformen übergehend, gelangt im zweiten der Verfaſſer Schritt vor Schritt bis zur Schilderung jenes Liebäugelns mit der Antike, das zur Zeit des erſten franzöſiſchen Kaiſerreichs die Loſung des Geſchmacks bildete. Zahlreiche gute Abbildungen kommen der klaren Darſtellung zu Hilfe.

— **Durch beſonders fein beobachtendes Eingehen auf die** bezeichnenden Züge des nationalen Lebens feſſelt das Buch: „England, Charakteriſtiſches über Land und Leute, Reiſeerinnerungen aus den Jahren 1884 und 1887" von **C. F. Krauſe** (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag). Nach farbiger Schilderung der Fahrt von Paris über Dieppe und Newhaven nach London verweilt der Verfaſſer ausſchließlich in der engliſchen Hauptſtadt, wo er jede Einzelheit ihrer bedeutſamen Einrichtungen, ihres öffentlichen und privaten Lebens ſcharf ins Auge faßt und treffend wiedergibt.

Neue Bücher und Schriften.

[illegible], Dr., Die Pflanzenkoſt als Heilmittel. Berlin. [illegible].

Bamberger, L., National. Berlin, Roſenbaum & Hart.

Bericht über verſchiedene Privat-Wohlthätigkeits-Anſtalten in Darmſtadt. Darmſtadt, L. C. Wittich.

Chronik der Deutſch-Nationalen Kunſtgewerbe-Ausſtellung in München. 1888. Heft 1—3. München, Verl. d. „Allgem. Monatshefte".

Cölln, E. v., König Harald Blauzahn. Eine Mär a. d. 10. Jahrh. Berlin, Verlag des litterar. Deutſchlands.

Erdmann, Guſtav Adolf, Die Lutherfeſtſpiele. Geſchichtliche Entwicklung, Zweck u. Bedeutung derſelben für die Bühne. Litterarhiſtoriſch-kritiſche Studien. Wittenberg, R. Herroſé.

Falck, Rud., Spruchbrevier für Haus und Heimat. Berlin, Meyer.

Fiſcher-Dückelmann, A., Neue Naturlehre. Zürich, Schröter & Meyer.

Gabelli, A., Rom u. die Römer. Aus d. Ital. überſ. v. Dr. Rud. Lange. Neuhaldensleben, A. Eyraud Nachf.

Gerlach, Mart., Die Pflanze in Kunſt u. Gewerbe. Lief. 1—23 (vollſt. in 25—30 Lief. à 14 M.). Wien, Gerlach & Schenk.

Handbuch deutſcher Dichtung, herausgeg. von G. Kahne. Jahrgang 1888. Leipzig, G. Wolf.

Helms, G. F., Das Leben in den Tropen. Ein Wort zur Kolonialfrage. Kiel, C. Homann.

Heyſe, Paul, Gott ſchütze mich vor meinen Freunden. Luſtſpiel. Berlin, Hertz.

— — Prinzeſſin Saſcha. Schauſpiel. Ebend.

Jokai, M., Im Neſt der Reiher. Schilderungen aus dem Szeklerland. Karlsbad, H. Feller.

Koenig, O., [illegible]lieder. 3. Aufl. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

La Jeune Fille. Journal hebdomadaire. 1888. Nro. 1. Bruxelles, J. Marquardt.

Leuſchner, M., Auf der Rutſchpartie. Humoresken im ſächſiſchen Dialekt. Dresden, [illegible].

[illegible], C. v., Die Patriziertöchter. II. Band. Leipzig, C. Reißner.

Leixner, O. v., Äſthetiſche Studien für die Frauenwelt. 4. Aufl. Leipzig, [illegible].

Marryats Romane. Lief. 1—4. Berlin, G. Hempel Nachf.

Moja-Kallai, [illegible] eines [illegible]. Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei.

Our Celebrities. A Portrait Gallery. Edited by J. Waléry and L. Engel. Nro. 1. London, Swan Sonnenschein & Co.

Raſchdorff, J. C., Die Entwürfe Sr. Maj. Kaiſer Friedrichs III. zum Neubau des Domes und zur Vollendung des Kgl. Schloſſes in Berlin. Berlin, E. Waſmuth.

Schmalz, Dr. H., Deutſche Brautwerber. Eine [illegible]dichtung. Berlin, [illegible].

Schulze, Dr. F., Das neue Deutſchland, ſeine alten Heldenſagen u. Rich. Wagner. Leipzig, C. Günther.

Virtue's New Illustrated Bible, edited by D'Onald Macleod. Div. 4. London, Virtue & Co.

Walloth, Wilh., Der Gladiator. Roman aus der Zeit Caligulas. Leipzig, W. Friedrich.

— — Tiberius. Ebend.

Weil, Theodor, [illegible]. Ein Bild ſeines Lebens und Schaffens. [illegible].

Werner, Marcel, Durch Mitteilung zum [illegible]. Eine philoſophiſche Studie. [illegible].

Wernich, Fritz, Durch Nord-Afrika und Spanien. Reiſeſkizzen. 2. Aufl. [illegible].

Wikſtröm, E. A., The true story about Gutenbergs invention of printing. 7 sheets. Leipzig, Berger & Wirth.

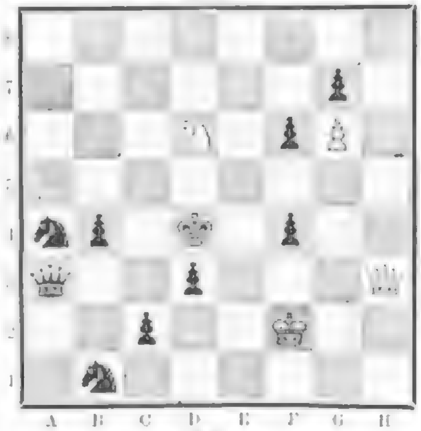
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 480.

Von Dr. Fritz Hofmann in München.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 476:

Weiß.	Schwarz.
1) S. F 2 — D 3. Nun droht 2) S. D 3 — D 4 † und 3) T. C 3 — E 3 (D 3, — C 6) Matt.	1) T. 6 6 n. D 3.
2) T. C 3 — C 4 †	2) T. D 3 n. C 4 oder K. D 5 n. C 4. — E 4
3) D. B 2 — D 2 oder n. E 4, oder T. C 3 — C 6 Matt.	
A)	
1)	1) Beliebig anders.
2) S. D 3 — B 4 (?) . . .	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	

Rätſel.

Von Nord nach Süd.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30.

Es ſchallt ein Ruf ſo hell und mächtig,
So herzenswarm, ſo lieb und treu;
Dem Fürſten gilt's, der hoch und prächtig
Einherſchreitet ſonder Furcht und Scheu;
Dem Feind die Bruſt, dem Freund die Hand,
So zog er aus dem deutſchen Land
Gerüſtet, kühn ſein Schwert zu ſchwingen,
Will er der Welt den Frieden bringen.
Wie ſeines Adlers hoher Flug
Ihn weit von Land zu Lande trug:
Im Segensgruß hört ihr's erklingen,
Den jubelnd ihm die Völker bringen.

23, 10, 7, 21, 26, 19, 17, 15.

Es iſt des Oſtens weites Reich,
Wo alte Freundſchaft ſchwankte,
Wo unter tückiſch böſem Streich
Treu' und Vertrauen wankte.
Wo drohend finſt'rer Lüge Hand
Die Fackel ſchwang zum Kriegesbrand.
Ein Händedruck — ein Wort — ein Blick,
Und das Vertrauen kehrt zurück.
Die Wahrheit drang von Herz zu Herz
Allmächt'ger als des Schwertes Erz.

7, 8, 9, 24, 6, 15, 16, 17.

Das Nordlandsvolk ſo ſtark und kühn
Des edlen Gaſts ſich freute,
Entgegen ihm die Herzen glühn,
Der alten Bund erneute.
Es klangen unter hellem Schall
Die Gläſer auf des Gaſtes Wohl,
Von ſtolzer Schiffe hohem Bord
Erklang der Königsgruß zum Fjord,
Und mächtig gegen jeden Feind
Stehn treue Freunde feſt vereint.

15, 10, 11, 17, 6, 30, 19, 28, 18.

Vom Meer umwallt im Inſelland,
Ein Volk ſo treu und mutig
Gen Deutſchland einſt im Kampfe ſtand
Und ſtritt ſo heiß und blutig.
Errungen ward der deutſche Gau,
Das Vaterland der hohen Frau,
Und von gar finſt'rem Schmerz und Groll
Blieb der Beſiegten Seele voll.
Dem tapfern Volk im Nachbarland
Bot Deutſchlands Fürſt die Freundeshand.

24, 10, 11, 23, 3, 4, 16, 30, 5, 6, 22, 1

Ein ſonnig ſchönes deutſches Land,
Voll Korn und Frucht und Reben,
Wo Treue gilt von Hand zu Hand
Im Ringen und im Streben.
Ein Fürſt an Ruhm und Ehren groß
Schlief ſchon in des Raſens Schoß.
Und wird die Welt auch immer neu,
Die Herzen bleiben fromm und treu;
In alter Treue Hand in Hand
Stehn Fürſt und Volk zum Vaterland.

5, 19, 20, 6, 22, 17.

Ein Volk, ſo tapfer, feſt und ſtark
Wie ſeiner Alpen Gründe,
Sein Herz voll Mut, ſein Arm voll Mark,
Dem Teufel ſelbſt beſtände.
Sein edler Fürſt, vom Wahn bethört,
Wird dennoch ewig hochgeehrt,
Er ſprach ein deutſches Königswort,
Dem Reich bot er den Kaiſerhort,
Und ſank er ſchmerzvoll auch dahin,
Auf ſeinem Throne lebt ſein Sinn.

2, 6, 21, 3, 14, 29, 23, 16, 20, 8 9.

Ein [illegible], mächtig hohes Reich,
Das unter ſeinen Kronen,
An Ehren und an Siegen reich,
Gar manches Volk läßt wohnen.
Es focht gar ſchmerzlich harten Strauß
Mit altem Hader blutig aus;
Vergeſſen iſt der alte Streit,
Es ſtehn zu Schutz und Trutz bereit
Die Fürſten gegen jeden Feind
In feſtem Bunde treu vereint.

20, 4, 19, 26, 25, 28, 17.

Fern an des Südens Sonnenland
Das Volk in weiter Runde
Grüßt edlen Gaſt mit Herz und Hand
Im ſtarken Friedensbunde.
Im ſchweren Kampf manch deutſcher Held
Fiel dort auf blutgetränktem Feld,
Doch heute wehen weit und breit
Die Fahnen nicht zu blut'gem Streit,
Sie huldigen in Feſtespracht
Des deutſchen Freundes ſtolzer Macht.

Auflöſung der kombinierten magiſchen Quadrate Seite 68.

I.

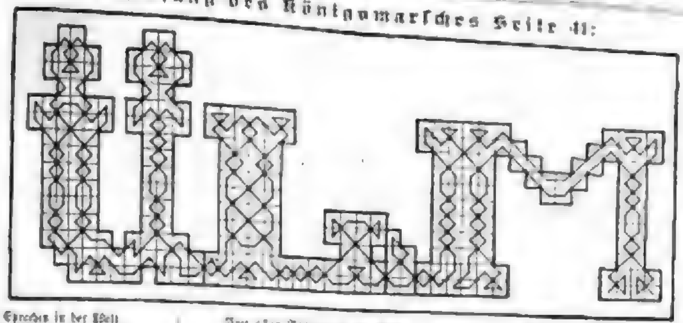
F	R	E	I
R	I	N	G
E	N	T	E
I	G	E	L

II.

D	A	N	K
A	M	U	R
N	U	M	A
K	R	A	M

Die beiden oberſten Horizontalreihen geben: Freibank.

Auflöſung des Königsmarſches Seite 41:



Von allen Sprachen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt,
Iſt kräftig, nicht von Seiden;
Und wo das Herz zum Herzen ſpricht
Ihr nimmermehr das Wort gebricht
In Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
Das deutſche mir am beſten gefällt.
Iſt gar ein herzig Weibchen:
Es ſchafft, was das Haus bedarf.
Iſt wohl im Leben, dornenſcharf,
Und backt ein artig Weckchen.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt
Von innen und von außen;
Sie ſchafft zu Hauſe, was ſie ſoll,
Die Schüſſeln und die Schränke voll
Und ſucht das Glück nicht draußen.

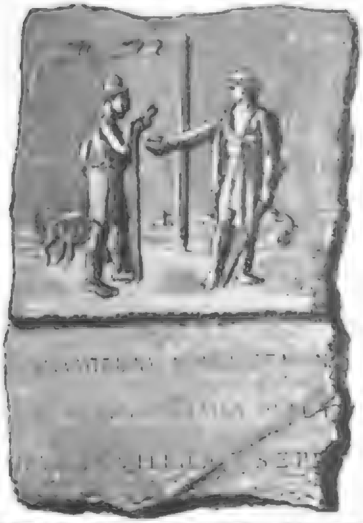
Von allen Freunden in der Welt
Der deutſche mir am beſten gefällt
Von Schale wie von Kerne;
Die Stirne kalt, der Buſen warm,
Wie Blitz zur Hilfe Hand und Arm
Und Troſt im Tagesſterne.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt,
Iſt eine feine Sitte;
Geſund an Leib und Geiſt und Herz
In rechtem Glauben Ernſt und Scherz
Und Eifer in der Mitte.

So lebe die geſamte Welt!
Dem Deutſchen deutſch am beſten gefällt,
Er hält ſich ſelbſt in Ehren
Und läßt den Nachbar links und rechts
Mit Landes, Glaubens und Geſchlechts
Nach Herzensluſt gewähren.

(Deutſches Land, v. Georg Ph. Schmidt)

Rätſelhafte Inſchrift.



Vorſtehende Steinplatte, in ¼ ihrer natürlichen Größe gezeichnet, wurde vor einigen Monaten beim Fundamentiren des neuen Waſſerleitwerks in Wallburg in einer Tiefe von 2½ Meter mit noch 6 Bruchſtücken ausgegraben und iſt zur Zeit noch im Privatbeſitz. Durch die Freundlichkeit des Beſitzers iſt es uns möglich geworden, eine Zeichnung davon machen zu können und freuen wir uns, dieſelbe hier unſeren werten Leſern zu bringen. Für die, der lateiniſchen Sprache nicht kundigen Leſer, geben wir hier die Ueberſetzung: „Den Ziegen bleibe die Zeit hier lange, nur ab, durch Schwalbe umſpinnen (bedeckt) — od. biſt jedenfalls verirrt — die allzu vielen ländlichen Plagen (Uebel)". Unter letzteren Plagen dürften wohl die kleinen Inſekten verſtanden ſein, mit denen die Schwalben, die hier auf dem Relief auf einem Seil ſitzen, behaftet ſind und von denen ſie ſich gerade eben reinigen. Man möchte faſt glauben, daß die hohe Stange, über die das Seil geſpannt iſt, eine Telegraphenleitung vorſtellen könnte; jedenfalls iſt es eine Art Waſchleine zum Aufhängen der naſſen Wäſche. Intereſſant iſt, daß ein Altertumskenner eine andere Ueberſetzung herausgefunden zu haben glaubt und wäre es uns ſehr angenehm, wenn vielleicht hie und da ein freundlicher Leſer unſerer Zeitſchrift ebenfalls eine anderweite Ueberſetzung reſp. Löſung zu Tage förderte. Wir bemerken nur noch, daß die abgebrochenen Stücke der Platte nur ſchmale Streifen ſind und ſozuſagen nichts enthalten, was etwa die Unterſchrift zu ergänzen im Stande wäre.

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 68:

Reue tritt wie ein mahnender Gläubiger an uns heran, deſſen Schuldbrief nie erliſcht.

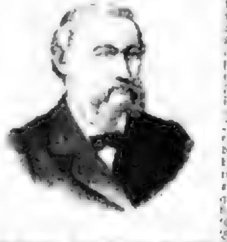
R. G. in New-York. In einigen Gegenden Deutſchlands, wie Hannover, Braunſchweig, Wolfenbüttel, ſpricht man ſt und ſp ſtets genau ſo, wie es geſchrieben wird; im ganzen übrigen Deutſchland dagegen werden dieſe beiden Konſonantenverbindungen am Anfang der Worte und Silben wie ſcht und ſchp geſprochen. Die deutſchen Bühnenleitungen verlangen unſeres Wiſſens einmütig den letztgenannten Grundſatz als den im weitaus größten Teile des deutſchen Sprachgebietes herrſchenden zum Geſetz erhoben. Eine ſtaatliche amtliche Körperſchaft für Litteratur und Kunſt, die ähnlich dem Inſtitut de France in derartigen Fragen als unbedingt ausſchlaggebend zu betrachten wäre, haben wir bekanntlich in Deutſchland nicht.

Langjähriger Abonnent in Troppau. Je nach den beſonderen Beziehungen: Inhalt, Tiefgehalt, Inhaltsmäßigkeit.

Treue langjährige Abonnentin in Potsdam. Ihr Manuſkript, auf dem infolge ungenügender Frankatur 30 Pf. Strafporto laſteten, iſt leider unverwendbar.

„Aeſthetiker in Baden". [illegible] ... Unterhaltung und Anregung [illegible] ... unterrichten Sie ſich [illegible] Photographien.

Vaterlandsfreunde in K. [illegible]



[illegible] ... nach Hamburg zurück ... [illegible] ... als Direktor des Polizeiamts, doch machte ihm ſeine [illegible] ... merkwürdig ſchöne [illegible] ... Geſchichte ... [illegible]

Alter Abonnent in Tegernſee. Hofrat Hanfſtaengl in München hat eine Erfindung gemacht, Tabellen ... zu ſpielen, doch iſt ſie bis jetzt nicht in [illegible] ... Vorſichtige Behandlung unter Glas und Rahmen iſt bei Pastellbildern noch immer die einzige gebräuchliche Aufbewahrungsart. [illegible]

[illegible] Zu viel Kochſalz.

[illegible] in England. Wir haben kein genaues Verzeichnis [illegible] ... Für Erledigung der zweiten ſollen wir [illegible]

A. G. in Antwerpen. Das Kabinet [illegible] iſt zum Aufräumen bereits ... brauchbar und billig. [illegible]

[illegible] in Solingen. [illegible] ... „Ueber Land und Meer" ... [illegible]

Valire in Lothringen. Buchmanns „Geflügelte Worte" enthalten [illegible]

[illegible] ... verſprochener Verlag.

V. G. in Heidelberg. Zu ſchickliche Verwendung angenommen.

A. L. in Bari. [illegible] ... 60 Pfg., 30 Teile [illegible] ... Die Flüſſigkeit wird mit dem Pinſel aufgetragen.

Erdland G. in Berlin. Nicht für uns geeignet.

Emma A. in Dresden. [illegible] ... Das Gedicht im „Heimat" [illegible] ... iſt.

A. L. in Hannover. Wir erhalten ſehr eine große Zahl von Aufgaben und [illegible] Löſung, die uns leider aus verſchiedenen Gründen [illegible] ... Für die freundliche Abſicht beſten Dank!

Ad. J. in Oldenburg. Der angeſchlagene Ton ſtimmt nicht zu der Haltung unſerer Zeitſchrift.

Sigrid. Wie inkolerant. Unſeres Wiſſens iſt G. G. nicht auf Reiſen.

Waldmann vom See. Die Beilage werden Sie inzwiſchen erhalten haben. Ihre jüngſte Sendung ſagt uns minder zu.

Einladung zu der neuen Subſkription auf die
Illuſtrirte Prachtbibel. Mit 230 großen Bildern von Guſtav Doré.

Evangeliſche Ausgabe.
Nach der deutſchen Ueberſetzung von Dr. Martin Luther.

Katholiſche Ausgabe.
Aus der Vulgata überſetzt von Dr. Joſeph Franz von Allioli.

Auf dieſes unbedingt ſchönſte und anerkannt großartigſte Pracht- und Bilderwerk der Neuzeit hat die unterzeichnete Verlagshandlung infolge vielſeitig geäußerter Wünſche

☛ eine neue Subſkription ☚

eröffnet. Dieſe neue Ausgabe der „Illuſtrirten Prachtbibel" erſcheint in 62 Lieferungen und umfaßt, in zwei Bände abgeteilt, im ganzen mehr als 240 Großfoliobogen Text mit reichen Verzierungen, 230 große Bilder und 4 Familienchronikblätter. — Der Preis einer Lieferung beträgt nur 1 Mark 20 Pfg. — Alle 8 bis 14 Tage erſcheint eine Lieferung.

Sämtliche Buch- und Kunſthandlungen des In- und Auslandes, ſowie jeder mit einer ſolchen in Verbindung ſtehende Bücheragent nehmen Beſtellungen auf die neue Subſkription entgegen.

☛ Die erſte Lieferung wird von jeder Buch- und Kunſthandlung auf Verlangen gern zur Anſicht ins Haus geſendet.

Das Prachtwerk kann auf Wunſch auch gleich vollſtändig, fein gebunden in zwei Bänden in Original-Einbanddecke (nach Zeichnung von Julius Schnorr oder Peter Herwegen) mit Goldſchnitt und reichſter Goldpreſſung, bezogen werden, und zwar:

in ganz Maroquin-Leder rot . . . . Preis M. 125.—
in ganz Maroquin-Leder ſchwarz . . . . Preis M. 116.—
in engliſcher Leinwand mit Lederrücken rot . . Preis M. 107.—
in engliſcher Leinwand mit Lederrücken ſchwarz Preis M. 105.—

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutſche Verlags-Anſtalt.

Der Bazar.
Illuſtrirte Damenzeitung.
☛ Beginn des Winter-Quartals mit den Nummern 37 und 38. ☚
Inhalt: Mode: [illegible] ... (mit Schnitt) ... (mit Schnitt) ... [illegible] — Handarbeiten: [illegible]
☛ Ferner doppelſeitige Schnittmuſterbogen. ☚
Unterhaltung: [illegible]
☛ Ferner [illegible] ☚
[illegible]

Vaterlandsfreund in Br. Eine der letzten photographiſchen [illegible] Kaiſer Friedrichs aus den Jahren, in denen die volle männliche Schönheit ſeiner imponierenden Erſcheinung noch von keinem Zug des Leidens beeinflußt war, iſt die von Richard & Lindner, Hofphotographen in Berlin, ſtammende. Im Lichtdruck von Stengel & Markert in Dresden iſt dieſe nicht lange vor Kaiſer Friedrichs Thronbeſteigung hergeſtellte Aufnahme im Verlag von Karl [illegible] in Dresden erſchienen.

„[illegible]" Aufklärung bietet Ihnen das Buch „Die Zigarrenfabrikation, wie ſie iſt und wie ſie ſein ſoll", von Wilhelm Reich, im Selbſtverlag des Verfaſſers [illegible], das bereits in dritter Auflage erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Dem „[illegible]" und ihren beiden Genoſſinnen. [illegible]

Mehrjähriger Abonnent in Lemberg. [illegible]

Treuer Verehrer in D. Wir danken Ihnen beſtens für die Glückwünſche, die Sie unſerer Deutſchen Verlags-Anſtalt zu der ihr bei der Münchener [illegible] zu teil gewordenen Auszeichnung darbringen. [illegible]

W. F. T. in Böhmen. [illegible] — ohne genauere Kenntnis Ihrer [illegible] — [illegible] unmöglich.

H. v. W. in Wien. „Traum" mit Dank angenommen.

Langjährige treue Leſerin. Wir bedauern, Ihrem Wunſche nicht entſprechen zu können, da der Gegenſtand ſich durchaus nicht dazu eignet, [illegible]

Richtige Löſungen ſandten: [illegible] in [illegible] a. Elbe. Johann Bod in [illegible]. [illegible] in Zürich. [illegible] in Wien. [illegible] Jos. P. [illegible] in Hamburg. [illegible] in Köln. [illegible]

Redaktion: Otto Baiſch und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenſtr. 11);
Budapeſt: [illegible] (V. [illegible]);
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunſt für Alle" ([illegible])

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] Novelle von [illegible], Fortſetzung. — [illegible] von Julius [illegible]. — [illegible] — Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden. IV. Kaiſer Wilhelm II. in Wien, von E. H. — [illegible] Erzählung von Richard Voß. Fortſetzung. — [illegible] — Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden: V. [illegible]; VI. Die Ankunft in Rom, von [illegible]. — [illegible] — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Rätſel: Von Nord nach Süd; [illegible] — Briefmappe.

Illuſtrationen: [illegible] — Originalzeichnung unſeres Spezialzeichners [illegible] — [illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Richard Voß.

Soeben iſt erſchienen:

Daniel, der Konvertit.

Roman von

Richard Voß.

2 Bände. Preis elegant geheftet 12 ℳ; fein in Leinwand gebunden 1[illegible] ℳ

Richard Voß iſt unſtreitig einer der eigenartigſten Schriftſteller unſerer Zeit durch ſeine Darſtellungsweiſe. [illegible] Dieſes Buch erzählt [illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

20 Pf. Jede Nr. Musikaliſche Univerſal-Bibliothek! [illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Was würden Sie mit einer Million anfangen?

[illegible]

Preis von dreihundert Mark (zahlbar in Kaiser Friedrichs-Doppelkronen)

[illegible]

Redaktion der „Luſtigen Blätter" Berlin SW. 12.

☞ **Probenummern, alles Weitere, sowie die Abonnementsbedingungen enthaltend, versendet auf Wunsch gratis und franco die Expedition der „Lustigen Blätter" Berlin SW. 12.** ☜

„Wir kennen keine [illegible]
[illegible] Steingraber Verlag, Leipzig.

„Liederquell".
251 [illegible] Preis ℳ 3.–. Fein gebund. ℳ 4.–
[illegible]
Steingraber Verlag, Leipzig.

[illegible]
Proſpecte und Probe gratis!
[illegible] Berlin NW. 6[illegible]

Fritz Borſtell's Leſezirkel
verbunden mit der
Nicolaiſchen Buchhandlung in Berlin C. 2.
Größtes deutſches Bücher-Leih-Inſtitut [illegible]
[illegible]
Lager über [illegible] Bände.
Jahres-Abonnements für auswärtige Leſer und Leſe-Geſellſchaften:
[illegible]
[illegible] Proſpekte gratis.

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.
[illegible]
[illegible] Ambroſius Abel in Leipzig, [illegible]

Unübertreffliche Neuheit!
Clarabella

Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.

Des Kindes liebſtes Spiel!
[illegible] wirklich gediegenes [illegible]
Anker-Steinbaukaſten
[illegible]
F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt (i. Th.); Wien I.; London E. C.; New-York 310 Broadway.

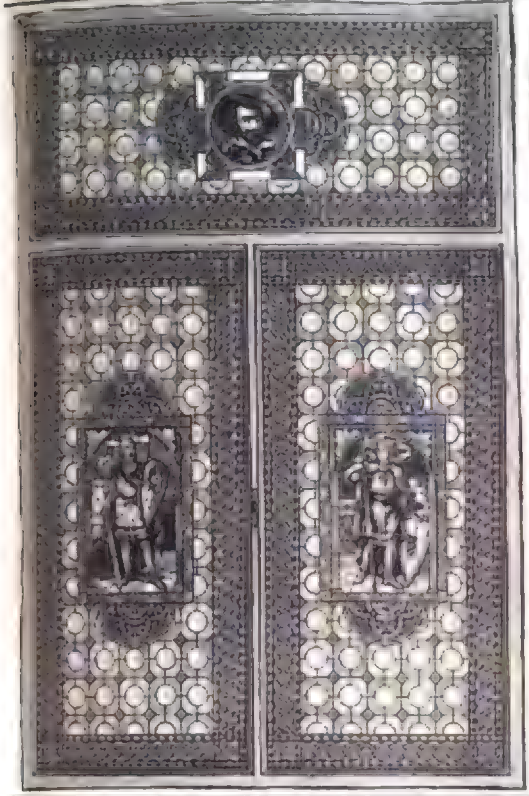
[illegible]
Adolf [illegible], Kunſtverlag, [illegible]

Buckſkins, [illegible]
Herm. Friedr. Zobel [illegible]

Das hier abgebildete [illegible] Aug. Polich.
In Deutſchland einzig in ſeiner Art!
[illegible]

Das Geschäftshaus für Damen-Moden Leinen-Waren und Aussteuer
Aug. Polich in **Leipzig**
ist die beste und billigste Bezugsquelle für [illegible] Damen-Kleiderstoffe jeder Art in Seiden, Wolle, Baumwollen [illegible] Leinen-Waren [illegible] Aussteuer [illegible] fertige Wäsche und Kinder-Confection [illegible] Costüme, Damen- und Kinder-Confection.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.



„Diaphanien"

vollſtändiger Erſatz für

Glasmalerei

liefert allein echt die lithographiſche Kunſtanſtalt von

Grimme & Hempel,

Leipzig.

Einzige Diaphanienfabrik in Deutſchland.

Dieſe herrliche Fenſterdekoration altdeutſchen und modernen Styles übertrifft an Exaktheit und Farbenpracht (Originale von erſten Künſtlern) die echte Glasmalerei. Die Farben ſind dauerhaft, unempfindlich gegen Witterungseinflüſſe.

Das Aufmachen der loſen Blätter geſchieht nach unſerer Anleitung, doch liefern wir auch fertig geſtellte Scheiben zum Einſetzen u. Vorhangbilder in allen Größen.

Unſer reichhaltiger bunter Hauptkatalog (in Deutſch, [illegible] u. Italien.) ſteht gegen Einſendung von M. 2 — (auch in Briefmarken) zu Gebote, welche bei einem Auftrage von M. 20.– zurückvergütet werden.

Illuſtrirt. Katalogsauszug, Muſter und Preisliſte gratis.

Intereſſenten an Orten, wo unſer Artikel nicht zu haben ſind, bitten wir, ſich an uns direct zu wenden.

☞ [illegible] ☜

Vertreter für Oeſterreich-Ungarn:

Joſ. Mangold, Wien IV, gr. Neugaſſe 11

Ferner vertreten in London, Paris, Brüſſel, St. Petersburg, Moskau, Riga, Stockholm, Chriſtiania, Copenhagen, Barcelona, Neapel, [illegible], Sydney, [illegible] und andern überſeeiſchen Plätzen.

[illegible]

Piano a pittura
Epochemachende Neuheit.
Gesetzlich geschützt.
Ernst Kaps, Dresden.

KLASSISCHER BILDERSCHATZ

[illegible]

Raſche Orientirung

[illegible] Neue Finanz- u. Verlooſungsblatt von R. [illegible], Stuttgart. [illegible]

Das

Buch der Hohenzollern

Max Ring.

[illegible]

Pracht-Volksbuch

[illegible]

Schmidt & Günther, Leipzig.

E. Neumann & Co. Dresden-N.

[illegible]

Haupt-Catalog über Cotillon- und Carnevalartikel.

Mützen, Orden, Touren, Attrapen, Chriſtbaumverzierungen, Illuminationslaternen [illegible]

[illegible]

Specialität:

Harmoniums

[illegible]

Alfred [illegible] Leipzig

[illegible]

C. Hommel [illegible]

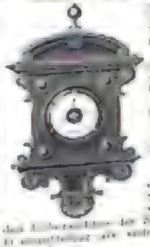
[illegible] – Frankfurt a. M.

BUCHFÜHRUNG

[illegible]

Lambrecht's

Holosteric-Barometer



[illegible]

Preis: [illegible]

Iſt als garantirt z. Zt. das ſolideſte und billigſte Metall-Barometer.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Dr. med. W. Schmidt.

[illegible] Stuttgart. Marktplatz 14.

[illegible]

Stottern

[illegible] Denhardt's [illegible] in Burgſteinfurt, Weſtfalen. [illegible]

Täglich 2 Ausgaben

zuſammen durchſchnittlich 16 Seiten groß Folio-Format.

nur Mk. 1.70

für November und Dezember bei allen deutſchen Poſtanſtalten

Auflage 63,000.

Münchner Neueſte Nachrichten

mit Volkswirthſchaftlicher — Alpiner — und Sport-Zeitung.

Tendenz: **liberal und deutſchnational.**

☞ Größtes und weiteſtverbreitetes Blatt Süddeutſchlands. ☜

☞ Verhältnißmäßig **billigſte Zeitung der Welt.** ☜

Pro November und Dezember (100 Nummern) nur Mk. 1.70 Pf.

Reicher politiſcher Inhalt. Gediegenes Feuilleton. Umfaſſende telegraphiſche Berichterſtattung. Eigene Correſpondenten an allen Hauptplätzen Europas. Große Reichhaltigkeit und Ueberſichtlichkeit. Kunſtberichte. Schachzeitung. Humoriſtiſches. Preisaufgaben.

☞ Münchner Spezialitäten. ☜

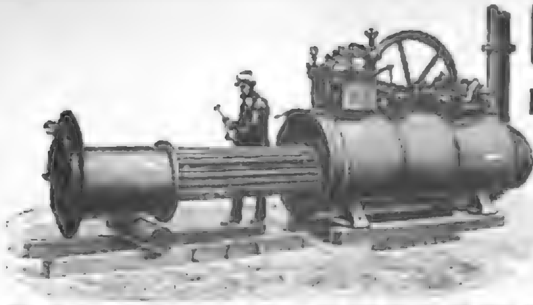
Probeblätter gratis und franko von der Expedition.

Durch die [illegible] Zeitung, welche die [illegible] Süden bildet, ſind die „Münchner Neueſten Nachrichten" [illegible] und dem ganzen [illegible] frühzeitig nach dem [illegible] Colonelzeile **nur 25 Pf.**

Hervorragendſtes und billigſtes Inſertionsorgan, die [illegible] Colonelzeile nur 25 Pf.

Solide Agenten in allen Städten geſucht.

Druck und Verlag der Buch- und Kunſtdruckerei von **Knorr & Hirth in München.**



R. WOLF
in
Magdeburg-Buckau
baut seit 1862 als
Hauptspecialität:
Fahrbare und stationäre
Locomobilen
mit
ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern
und zwar:

Hochdruck-Locomobilen mit einfacher oder mit durch den Regulator **selbstthätig** beeinflusster Expansionssteuerung bis zu 50 Pferdekraft,
Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation bis zu [illegible] Pferdekraft.

Die Wolf'schen Locomobilen wurden auf **allen** [illegible] in Bezug auf den **geringsten Kohlenverbrauch**

stets der Sieg

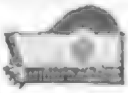
zuerkannt wurde, stehen auch hinsichtlich ihrer **Leistungsfähigkeit und soliden Bauart unerreicht** da. **Sämmtliche** seit 25 Jahren aus der Fabrik hervorgegangenen Exemplare sind **gegenwärtig noch im Gebrauch.**

Die Wolf'schen Locomobilen, welche ohne Ausnahme vor der Ablieferung in der grossen Probirhalle der Fabrik **dauernden Bremse- und Indicator-Versuchen** unter gleichzeitiger Feststellung des Wasser- und Kohlenverbrauchs unterworfen werden, finden sowohl in der

Landwirthschaft als in industriellen Betrieben jeder Art

ausgedehnte Verwendung und weisen gegenüber stationären Dampfmaschinen, namentlich in Bezug auf die Unterhaltungskosten, erhebliche Vorzüge auf.

Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.



Violinen
Zithern
[illegible]
Meistergeigen,
Cellos etc.
[illegible]
Zahlungserleichterung
ohne Preisaufschlag
Hamma & Cie.,
[illegible]
Stuttgart.

[illegible]

Violinen.

Das Beste und Billigste der Neuzeit. [illegible] Violinen, Cello und Bässe, Bogen [illegible] Zithern [illegible] Guitarren [illegible] patentirte Stumme Violine z. Studiren [illegible]

Gebrüder Wolff,
Saiten-Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Spieldosen Musikwerke
Lager [illegible]
Rich. Wüsner, Freiberg i. Sa.
[illegible]
Orchestrions etc. Mech. Kunstwerke

[illegible] Hamburg [illegible]

[illegible]

Grieg.

Normal-Uhren.
[illegible]

[illegible]

Th. Moewitz, Königsberg i. Pr.

Das überraſchendſte Geſchenk

iſt das Bild lieber, teurer Angehöriger. [illegible]

[illegible] **photographiſche Anſtalt von** [illegible] **in Freiſing,** [illegible] **Photographien** in jeder Größe [illegible]

Anerkennungsſchreiben und Preisliſte [illegible]

[illegible] 2 [illegible]
[illegible]
Frank & Baer
[illegible]
Frankfurt a. Main.

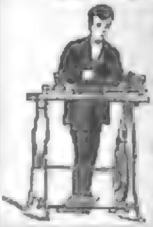
Nebelbilder-Apparate
und **Scioptikons** [illegible]
Ediſons Phonograph.
[illegible]
A. Krüss – Hamburg.

Sammet- u. Seidenstoffe
jeder Art, grosse Auswahl von **schwarzen, weissen u. farbigen** Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider", Billigste Preise. Seiden- u. Sammet-Manufaktur von **M. M. Catz. in Crefeld.**
Muster franko.

Pulverfabrik Rottweil-Hamburg
liefert
Alle Sorten Pulver
[illegible]
Centralbureau Rottweil a. N. (Württemberg)
[illegible] Hamburg
Jagd-Körnung No. 4
Gewehrpulver, Musketpulver, Mehl- u. Böllerpulver
Sprengpulver, Sprengpatronen, Dynamit.
Prämirt Stuttgart 1881, Amsterdam 1883, Madrid 1883, [illegible] 1887, Freiburg i. B. 1887
Jagdpulver SEKURIT
Patronen Postversandt
NB. Sämmtliche Niederlagen der Fabrik liefern die Jagdpatronen zu Fabrikpreisen.
vorzügliches dem Dynamit an Wirkung gleiches
Sprengmittel zur Vermeidung von Schlagwetterentzündungen

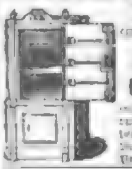
ETRURIA.
Kunſtgewerbliche Anſtalt
[illegible]
[illegible]

Für Weihnachten!



Geſchenke für Knaben
Laubſäge-Maſchinen,
[illegible]
Jul. Greger [illegible]
Stuttgart [illegible]

Schladitz & Bernhardt, Dresden,
[illegible]



Stahlpanzer-Geldschränke
[illegible]

ROSENFREUNDE
[illegible]
zu den billigsten Preisen bei
Soupert & Notting,
[illegible] Luxemburg [illegible]
Beschreibender Katalog [illegible] gratis.

PATENTE
[illegible]
RICHARD LÜDERS,
[illegible] GÖRLITZ.

Die Nadelfabrik von Ernst Kratz in Frankfurt a. M.

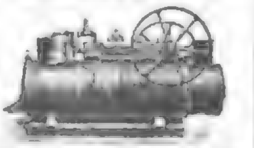
empfiehlt
Nähnadeln mit federndem Oehr
als grosste Erleichterung des Einfädeln
D. R. P. No. [illegible] –
selbst von **Schwachsehenden** und **Blinden** mit Leichtigkeit einzufädeln
[illegible]

Das schönste Geschenk [illegible]
selbstthätige
Zimmerfontaine
von
Louis Heinrici
Zwickau i. S.
Man verlange [illegible]

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
[illegible] kleine Leiterwagen f. Kinder [illegible]

[illegible]

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau,



[illegible] **Compound-Locomobilen auf ausziehbaren Kesseln** [illegible]

En gros. [illegible]
[illegible]
Kautſchukſtempel
von **Maurer & Thieme,**
Berlin S., Ritterſtraße [illegible]
Preisliſten **gratis** und **franko.**
[illegible]

Eincylindrige und Compound Dampfmaſchinen

[illegible]
Menck & Hambrock, Ottenſen bei Altona.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unſerem Verlage erſchien:

Kunſt und Kritik.

Aeſthetiſche Schriften von

Ludwig Pfau.

6 Bände. Jeder Band iſt einzeln käuflich.

Soeben wurde hiervon ausgegeben:

Vierter Band: **Freie Studien.**
Die Kunſt im Staat.
Dritte, durchgeſehene Auflage. 8°. Preis geh. M. 3.– ; in Halbfranz M. 4.50.

Sechſter Band: **Literariſche und hiſtoriſche Skizzen.**
Zweite Auflage. 8°. Preis geh. M. 4.– ; in Halbfranz M. 5.50.

Anfangs dieſes Jahres iſt erſchienen:

Erſter Band: **Maler und Gemälde.**
Artiſtiſche Studien.
8°. Preis geh. M. 5.– ; in Halbfranz M. 6.50.

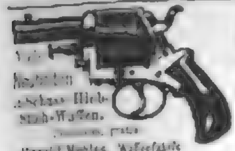
Zweiter Band: **Bild- und Bauwerke.**
Artiſtiſche Studien.
8°. Preis geh. M. 5.– ; in Halbfranz M. 6.50.

Eine der eigenartigſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kunſtkritik iſt Ludwig Pfau. Wohl einzig ſteht [illegible] in der [illegible] der Kunſtwerke, ſo daß der Leſer das kritiſierte Werk wahrhaft vor Augen zu ſehen meint. Das iſt ſelbſt eine große Kunſtleiſtung, und indem Pfau uns ſo das Bild, Gebäude oder Bildhauerwerk mit Worten veranſchaulicht, macht er zu gleicher Zeit mit der ſchärfſten Erkenntnis auf die Vorzüge und [illegible] der Schöpfung aufmerkſam und weiſt dem Künſtler ſeine Stellung in der Kunſtgeſchichte an. Kühn, [illegible] ſind dieſe Kritiken, aber ebenſo [illegible] mehr als überzeugend und glänzend geſchrieben, und niemand wird [illegible] Belehrung über zeitgenöſſiſche und frühere Kunſt empfangen zu haben, aus der Hand [illegible] ſehr pikant und anregend geweſen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

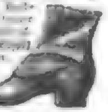
Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster. | Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

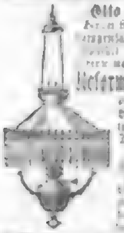


Hieb- Stich-Waffen.
[illegible]
Hippolyt Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

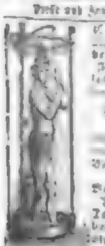
Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk,
[illegible]
Hermann Gaiser,
Göppingen [illegible]
[illegible] Rheumatismus, Gicht, Fussschweiss [illegible] etc.



D. R.-Patent No. [illegible]
[illegible]
— Stadt der Zulässigen. —



Otto Wollenberg.
[illegible]
Reform-Blitz-Lampe
[illegible]
Preise und Zeichnungen franco.



C. Maquet, [illegible] Heidelberg, Berlin SW.
[illegible]
Zimmer-Douche-Apparate
[illegible]
Badeeinrichtungen [illegible]
Dampfbäder [illegible]

Anker-Pain-Expeller
[illegible]
[illegible] Gicht oder Rheumatismus, Nerven- [illegible]
[illegible]
[illegible] ist der echte Anker- [illegible]
[illegible]
F. Ad. Richter & Cie.
[illegible]

Damen
[illegible]

Prediger- u. Religionslehrer-[illegible]
[illegible]

Neu! Für Raucher!
Imhoff's Patent-Patronen-Gesundheits-Pfeife.
[illegible]
Mk. 2.50, Mk. 3.50, [illegible] Mk. 2.—
[illegible]
Wilh. Imhoff in Cassel

Compagnie Laferme
Dresden Berlin
Petersburg Riga, Moskau
[illegible]
Käuflich in allen Cigarren-Geschäften
[illegible]

Bestes Putzmittel der Welt.
[illegible]

Clasen Nachtlichte,
[illegible]

[illegible]

Kaiser-Blume
feinster Sect
gesetzlich geschützte Marke
von
Gebrüder Hoehl
zu
Geisenheim.
Schaumwein-Kellerei.

Mondamin Brown & Polson
alleinige Fabr. k. engl. Hofl.
[illegible] zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten [illegible] zur Verdickung v. Suppen, Saucen [illegible]

Neue Erziehungs- und Lehr-Anstalt
in Melsungen
[illegible]
O. F. Henkel.
[illegible]

Militär-Pädagogium
[illegible] Dr. Fischer.
[illegible]

[illegible]
Brieflicher Unterricht.
[illegible]

[illegible]
Nervenkranke
zu [illegible] am Rhein.
[illegible]

Keine Hülfe für Brustkranke
[illegible] Schwindsucht. [illegible] Asthma [illegible]
[illegible]

Epilepsie ist heilbar
[illegible]

Enthaarungsmittel Depilatorium
[illegible]
Frankfurt a. M.

Armour & Co.'s
Billiger Fleischextract. [illegible]
General-Depot [illegible] Frankfurt a. M.

Medicinal- und Dessert-Weine
[illegible]
Carl [illegible] Bamberg
[illegible]

Gegen 1000 Artikel
[illegible]
W. A. Herb, Pulsnitz in Sachsen.
[illegible]

Dr. med. Lahmann's Sanatorium
[illegible] Dresden
[illegible]

MERAN
[illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, [illegible] Unterleibs- und Hautkrankheiten, [illegible]

86er Mosel- **WEIN** per Fl. 55, per Ltr. 65 Pf.
100 Liter 63 Mk.
Vorzügl. faschenreife Tischweine
84er Roth- per Fl. 70, per Ltr. 85 Pf.
100 Liter 82 Mk.
[illegible]
Fritz Daubenspeck, Homberg a. Rh.

Kurbedürftige [illegible]
[illegible]

Berliner Naturheilanstalt
Berlin S., [illegible]
[illegible]

Cognac
der Export-Cie für Deutschen Cognac
Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
[illegible]

Rheinwein.
[illegible]
Weisswein.
[illegible]

CACAO-VERO.
entölter, leicht löslicher
Cacao.
[illegible]
HARTWIG & VOGEL
Dresden

*** SECT ***
von O. & H. Graeger [illegible] Hochheim a. M.
[illegible]

Champagner
von
Aug. Grote & Co.,
Frankfurt a. M.
Gegründet 1867 — höchst prämiirt
[illegible]
Weiss Etikett [illegible]
Kaiser-Sekt [illegible]
Rhein-Sekt [illegible]
Monopole [illegible] 2.—
[illegible]
Medicinal-Sekt [illegible]
[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
[illegible]
Macht die Haut weich, glatt, [illegible] Sonnenbrand, Sommersprossen [illegible] Haut gegen die Einflüsse [illegible] hartem Wasser, [illegible]
[illegible]
M. Beetham & Son, [illegible] Cheltenham, England [illegible]

CRÈME SIMON
beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, aufgesprungene Lippen[illegible], ist unersetzlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände. Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses [illegible] Product wird von den berühmtesten [illegible] und von der eleganten [illegible]
[illegible]
J. SIMON, 36, Provence, PARIS [illegible] Apotheken u. Parfüm.

Sodener Mineral-Pastillen
à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

[illegible] 50 Pf. **Engelhorns** Allgemeine Gebunden 75 Pf.

Romanbibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
═ Fünfter Jahrgang. ═
Preis pro Band 50 Pf.; elegant gebunden 75 Pf.
Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.
Billiger als die Leihbibliothek.
Der erste Band
Robert Leichtfuss von **Hans Hopfen**
ist soeben erschienen.
Man abonniert in allen Buchhandlungen.

J. Engelhorn in Stuttgart.

[illegible]
E. Haye, Berlin N. 24

Solide Buckskins,
[illegible]
Bruno [illegible]

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke

„verschlungene Hände“

trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.

Lincoln II
Umschlag 5 cm breit
M. 0.55 pr. Dtzd.

Herzog
Umschlag 7½ cm breit
M. 0.55 pr. Dtzd.

Costalia
einziger stehkragenartiger Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend,
Umschlag 7½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin
4 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Goethe
(durchweg gedoppelt)
ca. 5 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Alston
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner
[illegible]
M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller
(durchweg gedoppelt)
ca. [illegible] cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche“ wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Ziehung am 19. u. 20. November 1888.

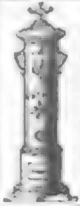
Kunst-Ausstellungs-Lotterie
zu Berlin.
Gewinne **80,000 Mk.** Werth
darunter 2500 goldene u. silberne
Drei Kaiser-Medaillen
v. 30000 Mk., gefert. von der Kgl. Münze zu Berlin.
Original-Loose **à eine Mark**
empfiehlt und versendet der General-Debiteur
Carl Heintze, Berlin W. Unter den Linden 3
Telegramm-Adresse: Lotteriebank Berlin

Gut und Billig!

[illegible]
Erler & Co., Berlin, [illegible]
[illegible]

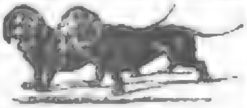
Cigarren [illegible]
Weine, [illegible]
Schmucksachen [illegible]

Erler & Co., Berlin, [illegible]



Tragbare Oefen
[illegible]
A. Nieske, Dresden.

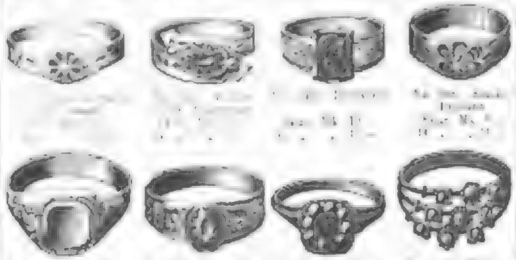
Petroleum-Motoren
[illegible]
A. v. Wurstemberger & Co., München.



Erste deutsche
Rasse-Hunde Zucht u. Versand Anstalt
[illegible]

Renommir-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sports-Hunde!
[illegible]

Versand-Geschäft. Bijouterie-Fabrik.
Max Grünbaum, Berlin W., Friedrichstr. 194.
Massiv goldene Ringe mit gesetzlichem Gold-Gehalt.



[illegible]

• [illegible] Weinfabrikation! •

„Oswald Nier [illegible] Naturweine“

[illegible] überall [illegible]

Natur-Weine
Oswald Nier
[illegible]

[illegible]

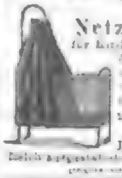
Zwei Millionen ¾ Liter-Flaschen!

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKENWAGEN FABRIK.

Patent-Kinderwagen
[illegible]
Preise von 12–120 Mk.

Kranken-Fahrstühle
[illegible]

Eiserne
Netzbettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren [illegible]
Preise v. 12–40 Mk.



[illegible]

PATENT KINDER- UND KRANKENWAGEN FABRIK,
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Es lohnt sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen

Spielwaaren
— und praktische Geschenke —
direkt aus **Nürnberg** zu beziehen.
Vollständig & reich illustr. **Preisbuch** mit ca. 3000 Nummern wird gratis und franko versandt.
Carl Quehl, Spielwaarenfabrik, **Nürnberg.**
Ältestes & renommirtestes Spezialitätengeschäft, besteht seit 1852.
Der kleinste Auftrag wird sorgfältig erledigt.

Prämiirt Nürnberg 1882 & 1885.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 6.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1889–1890.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Jenſeits des Grabes.

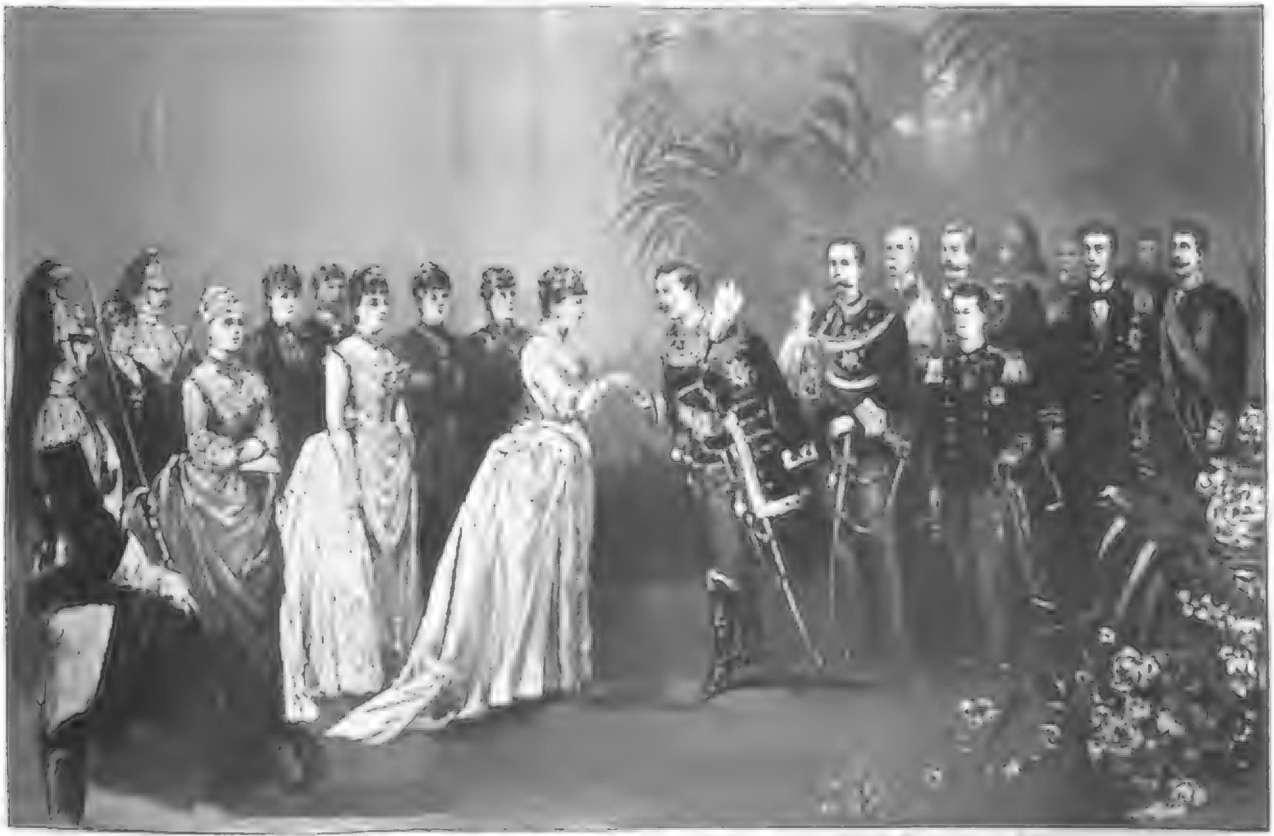
Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von J. Wahle.

V.

In der nächſten Nacht hielten mehrere Wagen vor der Einfahrt der großen Totenſtadt des Pèrelachaiſe. Auf den Schall der Glocke neben dem Gitterthor erſchien der Pförtner, um mit kurzen, unwilligen Worten den vor dem Thore ſtehenden dunklen Geſtalten zu erklären, daß der Eintritt während der Nacht verboten ſei, aber erſchrocken fuhr er zurück, als er bei dem Licht einer Blendlaterne in der vorderſten Geſtalt, welche den dunklen Mantel zurückwarf, den allmächtigen Polizeiminiſter Marquis d'Argenſon ſelbſt erkannte, welcher ihm befahl, ſofort zu öffnen. Der Pförtner gehorchte zitternd, denn da der hohe Chef der Polizei ſelbſt erſchien, ſo mußte es ſich wohl um eine hochwichtige Staatsangelegenheit handeln, und bei ſolchen Angelegenheiten öffneten ſich zu jener Zeit für die Beteiligten nur zu leicht die Kerkerpforten in der Baſtille, aus welcher es nur ſchwer eine Rückkehr gab. Der Marquis d'Argenſon trat ein; hinter ihm folgte ein unkenntlich in ſeinen Mantel gehüllter Mann, fünf bis ſechs andere Perſonen, ſämtlich verhüllt, ſchloſſen den geheimnisvollen Zug.



Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden: **Erſte Begegnung des Kaiſers Wilhelm und der Königin Margherita im Quirinal.**

„Fürchte Dich nicht," ſagte der Marquis zu dem zitternden Pförtner, „verſchließe das Gitter und bleibe ruhig in Deinem Hauſe. — Du wirſt uns nicht folgen," fügte er mit ſtrenger Betonung hinzu, „und wirſt kein Wort von dieſem Beſuch hier über Deine Lippen kommen laſſen. Würdeſt Du dies Gebot verletzen, ſo ſei gewiß, daß die Baſtille Dich ſchweigen lehren wird!"

„Eure Excellenz können ſicher ſein," ſtammelte der von Schreck und Angſt ganz betäubte Mann, „daß ich ſchweigen werde wie die Gräber, die mich umgeben!"

Der Marquis neigte den Kopf mit einer Miene, welche zeigte, daß er der Verſicherung des Pförtners vollen Glauben ſchenke, denn die Drohung mit der Baſtille war allerdings geeignet, auch der indiskreteſten Neugier wirkſame Schranken zu ziehen; doch befahl er zwei von ſeinen Leuten, an dem Gitterthor des Kirchhofs Wache zu halten, und nachdem der Pförtner in ſein Haus zurückgekehrt war, ſchritt er mit ſeinen übrigen Begleitern weiter.

Es war ein unheimlicher, düſterer Zug, und wer demſelben begegnet wäre, hätte wohl abergläubiſche Schauer empfinden können beim Anblick der dunklen Geſtalten, welche zwiſchen den Gräbern dahinſchritten, geſpenſtiſchen Schatten ähnlich, während die kleine Blendlaterne, welche der Marquis trug, wie ein Irrlicht zitternde Reflexe über die dunklen Taxusbäume und die weißen Marmordenkmäler hingleiten ließ.

„Ich würde mich nicht zu dieſem äußerſten Mittel entſchloſſen haben, mein lieber Herr von Thermigny," ſagte der Marquis d'Argenſon, während er auf dem Wege nach dem Innern des Kirchhofes fortſchritt, zu ſeinem Begleiter, „wenn ich es nicht für notwendig hielte, all Ihre Zweifel zu löſen und Ihren ſo tief erregten Geiſt zu beruhigen, deſſen Kraft der Dienſt des Königs ſo notwendig bedarf."

„Gott gebe es," erwiderte Alphonſe mit dumpfer Stimme; „denn in der That, mein Geiſt verwirrt ſich und irrt zwiſchen einem Wunder des Himmels und einem Schrecknis der Hölle hin und her; ich bin es mir ſelbſt und dem reinen Andenken an die Verklärte ſchuldig, Gewißheit mir zu ſchaffen und aus der dunklen Tiefe des Grabes Licht emporſteigen zu laſſen in die Nacht, die mich umgibt und in der all mein Denken und Empfinden verſinken wird. Gott wird es mir vergeben, wenn ich die Ruhe des irdiſchen Staubes ſtöre, um in meinen Gebeten der verklärten Seele derjenigen gedenken zu können, der auf Erden mein ganzes Leben gehörte und die ich dort wieder zu finden hoffe."

Sie waren zu dem prachtvollen Mauſoleum gekommen, welches der Staatsrat von Thermigny ſeiner Gemahlin hatte errichten laſſen. Alphonſe öffnete mit unſicherer, zitternder Hand das Schloß, alle traten in die Vorhalle und verſchloſſen ſorgfältig wieder die Thür. Auf den Befehl des Marquis d'Argenſon zündeten die Begleiter desſelben, welche er unter den zuverläſſigſten und verſchwiegenſten ſeiner Beamten gewählt hatte, mehrere große Wachskerzen an; helles Licht verbreitete ſich in dem Raum und beleuchtete den reichen Blumenſchmuck, welcher denſelben erfüllte.

Alphonſe öffnete mit dem mitgebrachten Schlüſſel die ſchwere eiſerne Thür des Grabgewölbes, welche ſich unter dem Bilde der Verſtorbenen befand. Alle dieſe Männer fühlten, wie ein Schauer durch ihre Glieder zitterte, als die Thürflügel ſich knirſchend in ihren Angeln drehten.

Einige Stufen führten in das Gewölbe hinab. Die Begleiter des Polizeichefs ſtiegen in die Ruheſtätte des Todes nieder und ſtellten die Kerzen auf den Boden; Alphonſe folgte, indem er ſich ſchwer auf den Arm des Marquis ſtützte und kaum zu atmen vermochte. In der Mitte des Gewölbes ſtand auf einem Unterſatz von ſchwarzem Marmor der mächtige, ſchwere Metallſarg.

Einen Augenblick blieben alle tief ergriffen ſtehen — Alphonſe hörte die Schläge ſeines Herzens, die ſeine Bruſt zu ſprengen drohten.

Der Marquis winkte, die Männer näherten ſich dem Sarge — man hörte das leiſe Geräuſch der bewegten Schrauben und Klammern, welche den Deckel ſchloſſen — eine kurze Zeit verging, welche Alphonſe eine Ewigkeit ſchien, dann hob ſich langſam der Deckel des Sarges — noch einen Augenblick — ein Schrei des Entſetzens ertönte, Alphonſe ſank gebrochen, ſtarren Blickes, die Hände vor ſich ſtreckend, in die Kniee nieder — der Sarg war leer.

Eine Zeit lang herrſchte tiefes Schweigen in dem Gewölbe. Die Polizeibeamten waren ſeitwärts zurückgetreten, der Marquis d'Argenſon blickte finſter zu Boden, Alphonſe ſtarrte unbeweglich auf den offenen, leeren Sarg, ſeine Züge waren verzerrt, ſeine Hände zuckten konvulſiviſch.

„Faſſen Sie ſich, mein Herr," ſagte der Marquis, „wir wiſſen, was wir wiſſen wollten; wir haben das Licht erhalten, anders freilich, als wir vermuteten. — Wenigſtens," fügte er bitter hinzu, „haben wir uns nicht den Vorwurf zu machen, die Ruhe der Toten geſtört zu haben."

„O mein Gott, mein Gott!" rief Alphonſe mit herzzerreißendem Ton, „das iſt unmöglich — unmöglich — was bin ich, wo bleibt der ganze Inhalt meines Lebens! Es war alſo kein Wunder des Himmels — es war ein Blendwerk der Hölle!"

„Es iſt ein Verbrechen der Menſchen," ſagte der Marquis, indem er Alphonſe aufrichtete, „ein Verbrechen, deſſen Erklärung mir noch fehlt, zu dem ich aber den Schlüſſel finden werde, um die Strafe ſo ungeheuren Frevels auf das Haupt der Schuldigen niederfahren zu laſſen. Kommen Sie, mein Herr, wir haben hier nichts mehr zu thun; das Grab, deſſen Zeugnis ich anrief, hat geſprochen — was ich für eine Täuſchung Ihrer Phantaſie hielt, iſt Wirklichkeit geweſen, und dieſe Wirklichkeit gilt es, jetzt zu verfolgen!"

Alphonſe blickte noch einmal auf den leeren Sarg — das Entſetzen verſchwand von ſeinem Geſicht, finſterer Zorn blitzte aus ſeinen Augen, grimmig preßten ſich ſeine Lippen zuſammen.

„Wie hat das möglich ſein können — ein ſolches Spiel mit meinem Leben, mit dem heiligſten Gefühl, ein ſo frevelhaftes Spiel mit Gott!"

„Das alles wird klar werden," ſagte der Marquis d'Argenſon; „doch kommen Sie, kommen Sie, mit den Toten ſind wir fertig, wir haben jetzt mit den Lebenden abzurechnen."

Er winkte, der Sarg wurde geſchloſſen; alle verließen das Mauſoleum, in welchem Alphonſe ſo viele ſchmerzvolle Stunden zugebracht hatte und das ihm jetzt wie ein geſpenſtiſches Schrecknis erſchien, aus welchem ſtatt der begrabenen Liebe Haß und Rache emporgeſtiegen war.

Noch einmal ſchärfte der Marquis dem Pförtner das Gebot des unbedingteſten Schweigens über den nächtlichen Beſuch ein, dann fuhr er mit Alphonſe nach ſeinem Hotel zurück.

Trotz der ſpäten Nachtſtunde ließ er ſeinen erſten Sekretär aufſuchen, und bis derſelbe erſchien, befragte er Alphonſe auf das eingehendſte über alle Umſtände aus ſeinem früheren Leben, über die Beziehungen ſeiner Gemahlin zu dem Chevalier von Malville, über ihre Krankheit, ihren Tod, ihr Begräbnis. Er ſchrieb ſich alle Einzelheiten auf und ſagte kopfſchüttelnd:

„Da iſt noch viel, viel dunkel; doch alles wird ſich aufklären, wenn wir den Mittelpunkt des ganzen Gewebes gefaßt haben. Es möchte nahe liegen," fuhr er ſinnend fort, „die Kammerfrau zu vernehmen, welche bei Ihrer Gemahlin während ihrer Krankheit war; ſie muß bei der Sache beteiligt ſein, ebenſo auch der Geiſtliche, welcher den Dienſt in der Kirche hatte — aber," ſagte er dann nach kurzem Nachdenken, „das würde Aufmerkſamkeit erregen und vielleicht [illegible] Die Hauptſache [illegible]

auf dem Kirchhofe — Ihre Verſuche, in das Hotel zu bringen — dieſe plötzliche Abreiſe — wir müſſen ſchnell handeln und mit einem Schlage das ganze Netz von ſeinem Mittelpunkt aus zerreißen."

„Und dennoch, dennoch," rief Alphonſe, „kann ich es nicht glauben, ein ſo ungeheures, ſo kalt überlegtes und ausgeführtes Verbrechen ſollte der Lohn all meiner Liebe geweſen ſein?"

„Wenn man ſo lange wie ich ſein Leben im Kampfe mit dem Verbrechen zugebracht hat," ſagte der Marquis d'Argenſon ernſt und faſt traurig, „ſo gewöhnt man ſich daran, nichts für unmöglich zu halten. Dennoch, mein Herr," ſagte er mitleidig, Alphonſe die Hand drückend, „geſtehe ich Ihnen, daß ich hier faſt an eine Unmöglichkeit glauben möchte, wenn nicht das Zeugnis, das uns das Grab abgelegt, zu klar und zu beſtimmt wäre."

Der Sekretär erſchien.

„Der Graf von Malville," ſagte der Polizeichef, „iſt in Paris geweſen."

„Der Herr Graf von Malville," erwiderte der Sekretär, „war für tot erklärt, nachdem ſein Schiff geſcheitert; er war hier, um ſeine Identität zu beweiſen und ſeine Rechte feſtſtellen zu laſſen, da er inzwiſchen der einzige Erbe des Vermögens ſeines Hauſes geworden war. Er hat ſehr ſtill und zurückgezogen in ſeinem Hauſe gelebt, nur mit ſeinem Notar verkehrt und eine Audienz bei Seiner Majeſtät in Verſailles gehabt."

„Ich weiß das," erwiderte der Marquis, „das alles iſt klar," fügte er, zu Alphonſe gewendet, hinzu, „und hat mit unſerer Sache nichts zu thun. Der Graf war verheiratet," fuhr er fort; „er hat ſeine Gemahlin weder bei Hofe noch ſonſt irgendwo gezeigt —"

„Die Gräfin war hier," fiel der Sekretär ein; „ſie wohnte mit ihrem Gemahl im Hotel Malville und fuhr nur ſelten aus."

„Und wer war ſie — woher kam ſie?"

„Der Graf," erwiderte der Sekretär, „hat ſich in Martinique verheiratet, ſeine Gemahlin iſt die Tochter eines franzöſiſchen Edelmannes, deſſen Eltern dorthin ausgewandert waren."

„Und ihr Name?" fragte der Marquis.

„Zufällig erinnere ich mich des Namens," erwiderte der Sekretär nach kurzem Nachſinnen, „und habe nicht nötig, die Akten aufzuſchlagen; der Familienname der Gräfin Malville iſt ‚von Brécamp'."

„Welch ein unauflösliches Dunkel!" rief Alphonſe.

„Es wird ſich aufhellen," ſagte der Marquis; „einen Namen zu finden, iſt keine große Schwierigkeit, und wir ſind bei der Polizei gewöhnt, uns mit den Namen nicht lange aufzuhalten. Der Graf von Malville," fuhr er fort, „iſt geſtern plötzlich abgereiſt; ich wünſche ohne Aufſchub zu wiſſen, wohin ſich derſelbe gewendet und wo er ſich jetzt befindet."

„Ich werde die Ehre haben, Eurer Excellenz in zwei Tagen meinen Bericht zu erſtatten," erwiderte der Sekretär.

„Wenn es in einem Tage möglich," ſagte der Marquis, „ſo werden Sie ſich meine beſondere Zufriedenheit erwerben. Es handelt ſich [illegible]

Sollte dieſelbe erforderlich werden, ſo muß jedoch mit ihm zugleich ſeine Gemahlin feſtgehalten werden; verſtehen Sie wohl, unter jeder Bedingung! Alles würde vergeblich ſein, wenn die Gräfin ſich uns entzöge. Ich empfehle dieſe ganze Angelegenheit Ihrer beſondern Sorgfalt."

„Eure Excellenz werden mit mir zufrieden ſein," erwiderte der Sekretär, „in der nächſten Stunde werden meine geſchickteſten und zuverläſſigſten Agenten unterwegs ſein, um ein unſichtbares und undurchdringliches Netz um den Grafen zu ziehen."

„Und nun, mein Freund, ruhen Sie," ſagte der Marquis d'Argenſon, „ruhen Sie und ſtärken Sie Ihre Kraft, wir werden der Aufregungen noch genug haben."

Alphonſe verabſchiedete ſich von ihm und fuhr nach Hauſe.

Faſt hatte der Rat, zu ruhen, ihm wie Hohn geklungen nach allem Entſetzlichen, das er erfahren, aber dennoch folgte er dieſem Rat; in einer Art von Trotz gegen den Schrecken und das Unheil, die über ihm zuſammenbrachen, ſuchte er ſein Schlafzimmer auf, und wunderſamerweiſe fand er in der That einen tiefen, ſtärkenden Schlaf, den er ſo lange ſchon entbehrt hatte. Während der Schmerz und die Sehnſucht der Liebe ihn unſicher und ſchwankend gemacht und ihm bis in ſeinen unruhigen Schlummer hinein gefolgt waren, ſchienen die Verachtung, der Haß und der Rachedurſt, die ihn jetzt erfüllten, das Gefüge ſeiner Nerven zu feſtigen und zu ſtärken.

Wunderbar gekräftigt erhob er ſich am nächſten Morgen; aber auch ſein ganzes Weſen war völlig verändert aus dieſer erſchütternden Kriſis hervorgegangen; es ſchien ihm, als ob ſein ganzes vergangenes Leben, deſſen Mittelpunkt ſeit ſo langen Jahren Edmée und immer nur Edmée geweſen war, wie ein leerer Traum in das Nichts zurückſinke; all ſein Denken und Empfinden, all ſein Handeln und Streben hatten ſich immer nur auf ſeine Liebe in ihrem Glück und ihrem Schmerz bezogen — nun plötzlich war dieſe Liebe zu einer hohlen Schale ohne Inhalt und Kern geworden, das Leben trat in ſeiner Unmittelbarkeit und Selbſtändigkeit an ihn heran und ſchien ihm neu und unbekannt. Bitterer Zorn erfüllte ihn über das frevelhafte Spiel, das man mit ſeiner edelſten Kraft und ſeinem heiligſten Gefühl getrieben, aber zugleich empfand er es faſt wie eine Erlöſung von dumpf beengendem Bann. Seine Kraft ſpannte ſich freier und ſtolzer, er fühlte in ſich ſelbſt den Mittelpunkt ſeines Daſeins, er hatte die Liebe verloren, aber die Freiheit dafür gewonnen, und er empfand demütigende Scham vor ſich ſelbſt, daß er ſich bisher ſo ganz und gar einem unwürdigen Gefühl hingegeben und bis zur Abgötterei die Verehrung für ein Weſen getrieben, das ſeiner ſo unwürdig geweſen. Die Verachtung, welche an die Stelle ſeiner Liebe trat, war ſo groß, daß er vielleicht jede Verfolgung aufgegeben haben würde, hätte nicht ſein Stolz ihn angetrieben, die Verhöhnung zu beſtrafen, welche an ſeiner Liebe und ſeiner Treue verübt worden war.

Am Morgen des dritten Tages ließ der Marquis d'Argenſon Herrn von Thermigny um ſeinen Beſuch bitten.

„Wir haben ſie," ſagte der Miniſter ganz ſtolz und freudig, als Alphonſe in ſein Kabinet trat. „Sie müſſen geſtehen, daß meine Polizei ſicher und ſchnell arbeitet. Der Graf von Malville hat ſich auf ſein Schloß Gillemont in der Dauphiné begeben, die Gräfin iſt bei ihm. Es werden zwar Vorbereitungen für eine größere Reiſe getroffen, doch ohne Uebereilung; ſie ſcheinen ſich ſicher zu fühlen. Meine zuverläſſigſten Leute umgeben das Schloß und halten alle Wege beſetzt, die zu demſelben führen; ſie können uns nicht entgehen, ich werde Sie ſelbſt dorthin begleiten."

Einen Augenblick zuckte es wie Widerwillen auf dem Geſicht des Staatsrats, dann aber ſagte er ſicher:

„In der That, ich werde hingehen! Für mein ganzes verlorenes, verhöhntes Leben muß ich mir wohl die Genugthuung gewähren, die Schuldigen niederzuſchmettern und vor meinem Blick in den Staub ſinken zu ſehen."

„Sie müſſen hingehen," ſagte der Miniſter, „Sie allein können die Identität der Gräfin feſtſtellen, Sie allein können ein Bekenntnis erzwingen, welches volles Licht in die Nacht dieſes unerhörten, allen menſchlichen und göttlichen Geſetzen hohnſprechenden Verbrechens bringen wird! Doch da die Sache ſo weit geführt iſt, daß wir die volle Enthüllung in unſerer Hand halten, muß ich dem Könige Bericht erſtatten. Seine Majeſtät wünſcht von allen außerordentlichen und intereſſanten Fällen Kenntnis zu haben, beſonders aber von ſolchen, welche die großen Familien des Landes betreffen, und ich würde mich ſchwerer Verantwortung ausſetzen, wenn ich dem Könige dieſe Sache verſchwiege, die er ja ſpäter doch erfahren muß. Begleiten Sie mich ſogleich nach Verſailles und laſſen Sie uns dann unverzüglich nach Gillemont abreiſen!"

Einen Augenblick ſtand Alphonſe in zögerndem Sinnen, dann neigte er das Haupt und ſagte leiſe:

„Sie haben kein Mitleid mit mir gehabt, warum ſollte ich die Strafe ihres Verbrechens von ihrem Haupte nehmen?"

Er ſtieg mit dem Marquis in deſſen Wagen, und beide fuhren nach Verſailles.

Der König war außer ſich, als er den Bericht des Marquis vernommen; er befahl die ſchärfſte und rückſichtsloſeſte Unterſuchung der Sache, welche er für ein Verbrechen gegen die Majeſtät Gottes ſelbſt erklärte. Er umarmte Alphonſe und ſagte, von ſeiner Bewegung über die ſcharfen, ſonſt ſo ſtreng beobachteten Grenzen der Etikette fortgeriſſen:

„Sie ſollen gerächt werden, Herr von Thermigny, für einen ſo unerhörten, unglaublichen Verrat, darauf gebe ich Ihnen mein königliches Wort!"

Alphonſe küßte die Hand des Königs. In finſterem Schweigen kehrte er nach Paris zurück, und noch an demſelben Tage begab er ſich mit dem Marquis d'Argenſon, begleitet von einer Schwadron der reitenden Grenadiere, auf den Weg nach der Dauphiné.

Am Ausgang einer Hügelkette lag der alte, weitausgedehnte, von Mauern und Türmen umgebene Herrenſitz von Gillemont. Vor dem Dorfe, das am Fuße des Abhanges gelegen war, traten zwei der ausgeſendeten Polizeibeamten in ländlicher Kleidung an den Wagen und meldeten, daß niemand das Schloß verlaſſen habe. Der Marquis befahl den Grenadieren, in dem Dorfe zurückzubleiben und den Weg nach dem Schloß abzuſperren; dann fuhr er, während die Bauern ſcheu und ängſtlich hinter den Thüren ihrer Häuſer hervor auf die Grenadiere blickten, welche die Ausgänge des Dorfes beſetzten, die breite Allee hinauf, die nach der Zugbrücke des Schloſſes führte.

Alphonſe fühlte zwar ſein Herz höher ſchlagen, als er ſich nun unmittelbar der Entwicklung des verhängnisvollen Rätſels ſeines Lebens näherte, aber ſein Geiſt behielt ſeine kalte, eherne Ruhe. Er war entſchloſſen, mit rückſichtsloſer Hand das finſtere Gewebe zu zerreißen und das Verbrechen zu ſtrafen, das ſein Leben vergiftet und ſeine beſte Kraft gebrochen hatte.

Der Thürhüter des Schloſſes erſchien vor der Zugbrücke; er grüßte ehrerbietig beim Anblick der glänzenden herrſchaftlichen Equipage, erklärte jedoch, ein wenig zögernd, daß er den Beſuch im Schloſſe melden wolle; der Marquis aber winkte den Poſtillonen, welche bereits vorher ihre Befehle erhalten, und donnernd fuhr der Wagen an dem ganz erſchrocken zurückſpringenden Kaſtellan vorbei über die Zugbrücke und durch das gewölbte Thor in den innern Hof. Einige Lakaien eilten herbei; ihre erſtaunten Mienen zeigten, daß die Beſuche im Schloſſe nicht häufig ſein mußten.

„Melden Sie dem Herrn Grafen den Marquis d'Argenſon," ſagte der Polizeiminiſter, indem er zugleich aus dem Wagen ſtieg und, von Alphonſe gefolgt, unmittelbar hinter dem Lakaien in das Innere des Schloſſes ſchritt. Man ging durch ein Veſtibül, in welchem auf ſchwarzen Poſtamenten Marmorbüſten von beſonders ausgezeichneten Ahnen des Hauſes aufgeſtellt waren, dann durch eine Reihe von prachtvollen Gemächern, welche in ihrer Ausſchmückung den Stempel vergangener Jahrhunderte zeigten, bis man endlich in einen modern eingerichteten Salon trat, in welchem der Lakai die Herren einen Augenblick zu warten bat, während er hinter einer ſchweren Portière verſchwand.

Indes der Marquis mit ſcharfem, ſpähendem Blick den Raum durchmuſterte und Alphonſe ernſt und traurig durch das Fenſter auf die entblätterten Bäume des Parkes herabſah, hörte man hinter der Portière den leichten Aufſchrei einer weiblichen Stimme. Der Marquis d'Argenſon beugte ſich lauſchend vor und machte eine Bewegung, als ob er ſchnell die Portière aufheben und in den innern Raum dringen wollte — aber im nächſten Augenblick ſchon trat unter den Falten des Vorhanges hervor ein kräftig gebauter, ſchlanker Mann von einigen dreißig Jahren von militäriſcher Haltung, mit dunkel gebräuntem Geſicht und feurig blitzenden Augen; unter der Miene ruhiger, verbindlicher Artigkeit, welche er auf ſeinem Geſicht feſthielt, konnte man mühſam unterdrückte Beſorgnis leſen. Er grüßte verbindlich, aber mit formeller Zurückhaltung, und ſagte:

„Was verſchafft mir die Ehre, den Herrn Marquis ſo fern von Paris unter meinem Dach begrüßen zu dürfen? Eure Excellenz dürfen überzeugt ſein, daß ich mich beeifern werde, jeden Wunſch, der Sie hieher geführt haben mag, zu erfüllen —"

Er brach plötzlich ab, eine tödliche Bläſſe überzog ſein Geſicht, ſeine Lippen bebten, ſeine Hände ſchienen eine Stütze zu ſuchen, denn Alphonſe, der bei ſeinem Eintritt am Fenſter geſtanden, hatte ſich langſam umgewendet und war, die Blicke ſtarr und durchdringend auf den Grafen geheftet, neben den Marquis getreten.

Einige Sekunden lang ſtand der Graf in ſprachloſer Beſtürzung da, es ſchien, als wolle er ſich, ſcheu zurückbebend, umwenden, um das Zimmer zu verlaſſen, dann aber gewann er wieder die Herrſchaft über ſich ſelbſt, gewaltſam ſich aufraffend, ſagte er ruhig, aber mit dumpf bebender Stimme, aus welcher ſeine innere Bewegung hervorklang:

„Ah, Herr von Thermigny — es iſt eine lange Zeit vergangen, ſeit wir uns zum letztenmale ſahen; ich habe es aufrichtig bedauert, Ihren Beſuch in Paris nicht empfangen zu können, unaufſchiebliche Geſchäfte zwangen mich zur ſchnellen Abreiſe, und ich behielt mir vor, bei meiner nächſten Anweſenheit Sie aufzuſuchen."

Mit einer gewaltigen Anſtrengung über ſich ſelbſt näherte er ſich Alphonſe und machte eine Bewegung, als ob er ihm die Hand reichen wollte; Alphonſe

Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden: **Der Feſtabend auf dem Kapitol**

ſchien dieſe Bewegung nicht zu bemerken und blieb, die kalten, drohenden Blicke auf den Grafen geheftet, mit verſchränkten Armen unbeweglich ſtehen.

„Ich komme zu Ihnen, Herr Graf," ſagte der Marquis ernſt und feierlich, „auf Befehl Seiner Majeſtät des Königs und bitte Sie, meinen Beſuch als einen dienſtlichen zu betrachten."

Die Hände des Grafen zitterten, doch behielt er ſeine Faſſung, deutete auf einen Seſſel und ſagte mit ehrerbietiger Verbeugung: „Ich ſtehe den Befehlen Seiner Majeſtät ſtets zur Verfügung, wie es einem treuen und loyalen Edelmann geziemt."

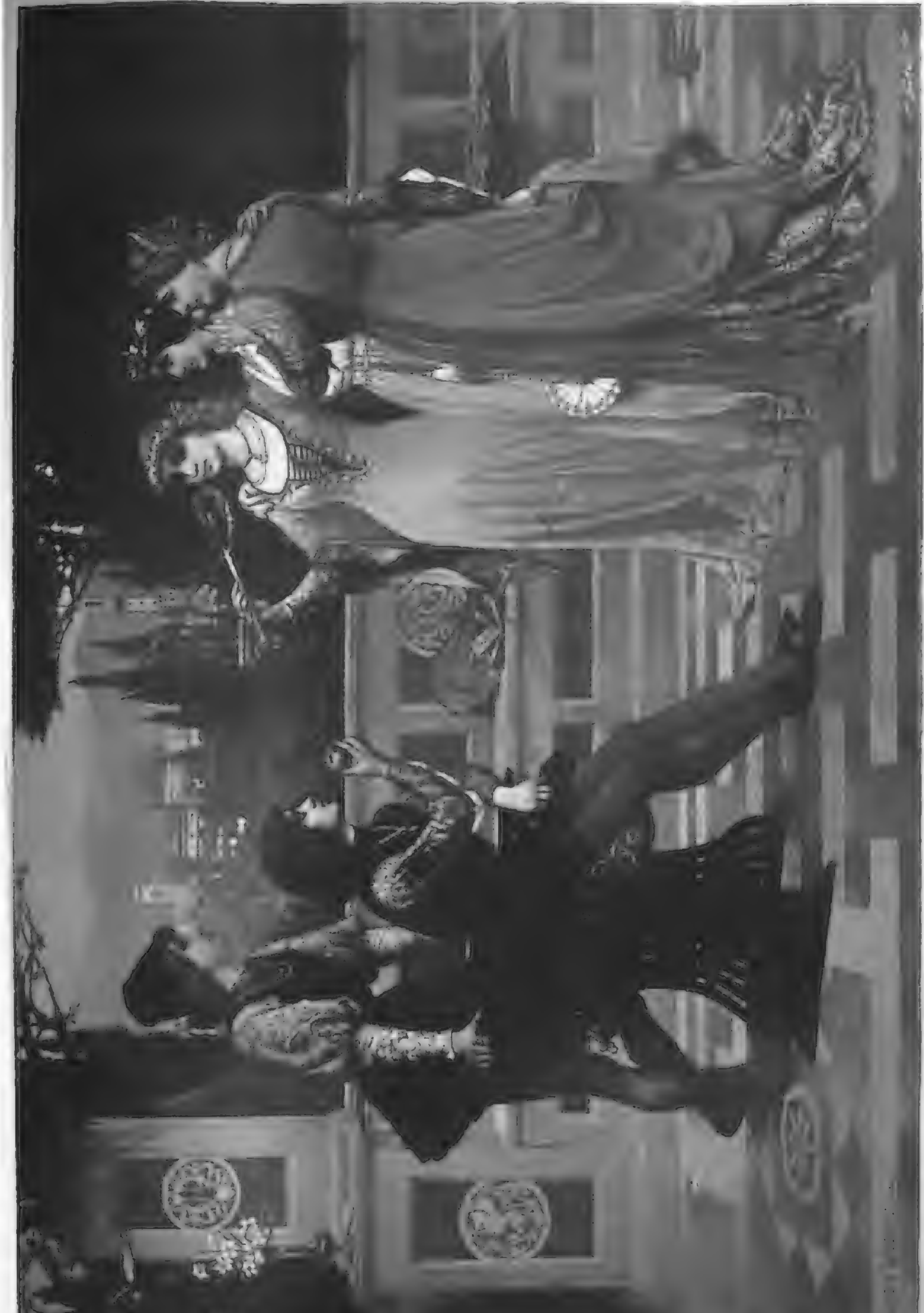
„So bitte ich," erwiderte der Marquis, „daß Sie die Güte haben wollen, mich der Frau Gräfin vorzuſtellen, dieſe betrifft mein Auftrag."

Der Graf zitterte heftiger. „Ich bedaure," erwiderte er, die Augen vor den durchbohrenden Blicken des Marquis niederſchlagend, „daß die Gräfin nicht die Ehre haben kann, die Herren zu empfangen; ſie iſt leidend und an ihr Schlafzimmer gefeſſelt."

„Und doch, Herr Graf," ſagte der Polizeiminiſter kalt und ſtreng, „muß ich meine Bitte wiederholen, denn nur die Frau Gräfin ſelbſt kann den Auftrag Seiner Majeſtät erledigen. Sie haben," fuhr er noch ſtrenger und faſt im Ton eines Verhörs fort, „Seiner Majeſtät keine Mitteilung über Ihre Verheiratung gemacht, und der König hat mir befohlen, Ihrer Gemahlin ſelbſt einige Fragen über deren Familie vorzulegen. Sie begreifen, daß angeſichts eines königlichen Befehls jede Rückſicht aufhört, die mir ſonſt einer Dame gegenüber ſchuldige Pflicht wäre, und ich muß Sie deshalb bitten, mich trotz aller Ungelegenheit zu der Gräfin zu führen. Meine Frage wird bald erledigt ſein, und Sie dürfen überzeugt ſein, daß ich auf den Zuſtand Ihrer Gemahlin alle Rückſicht nehmen werde — wenn dieſelbe wirklich ſo leidend iſt, wie Sie mir geſagt haben."

„Es iſt unmöglich, mein Herr, ganz unmöglich," rief der Graf entſetzt, „die Gräfin kann niemand empfangen — ich bitte Sie, mir Ihre Frage vorzulegen, ich werde ſie benachrichtigen!"

Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden: **Kaiſer Wilhelms Eintritt in den Vatikan.**



Das Urteil des Paris. Gemälde von Jacques Wagrez.

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris. Verlag von Hugo Groſſer in Leipzig.

„Mein Auftrag lautet beſtimmt,“ ſagte der Marquis, indem er aufſtand; „ich bedaure, zudringlich zu erſcheinen, aber ich muß den Befehl Seiner Majeſtät buchſtäblich erfüllen, und wenn Sie mich nicht zu Ihrer Gemahlin führen wollen, ſo muß ich mir ſelbſt den Weg zu ihr ſuchen.“

Der Graf trat vor die Thür, ſein Geſicht zuckte, drohend blitzten ſeine Augen.

„Sie ſind in meinem Hauſe, Herr Marquis,“ rief er, „ich bitte Sie, das nicht zu vergeſſen — Sie werden keinen Schritt weiter thun, ich werde die Gräfin benachrichtigen und derſelben Ihre Fragen vorlegen; Seine Majeſtät kann keine Rückſichtsloſigkeit, keine Gewaltthätigkeit gegen eine Dame befohlen haben, und ich werde dieſelben zurückzuweiſen wiſſen!“

„Nun denn, mein Herr Graf,“ ſagte der Marquis, ſich hoch aufrichtend, „Sie zwingen mich, dem Befehl Seiner Majeſtät in einer Weiſe Nachdruck zu geben, die ich zu vermeiden wünſchte — im Namen des Königs verhafte ich Sie, alle Wege zu Ihrem Schloſſe ſind beſetzt, eine Abteilung Grenadiere zu Pferde ſteht unten im Dorfe zu meiner Verfügung, verſuchen Sie keinen Widerſtand, er würde vergebens ſein.“

Der Graf ſank einen Augenblick wie gebrochen zuſammen, dann aber raffte er ſich wieder auf, riß ſeinen Degen aus der Scheide und rief mit verzweiflungsvollem Ton:

„Und dennoch, mein Herr, werden Sie nicht weiter vordringen — ich werde mein Hausrecht verteidigen, ich werde meine Gemahlin ſchützen!“ Er ſtellte ſich, den Degen in der Hand, vor der Thür auf.

„Nun denn,“ rief der Marquis, indem er ebenfalls den Degen zog, „im Namen des Königs fordere ich Gehorſam! Herr Staatsrat von Thermigny, Sie kennen den Willen Seiner Majeſtät, eilen Sie nach dem Dorfe hinab und rufen Sie die Grenadiere; der Herr Graf zwingt uns, Gewalt zu gebrauchen!“

„Und wenn eine Armee herankäme, ſo würde ſie nur über meine Leiche vordringen!“ rief der Graf.

Er hielt dem Marquis die Spitze ſeines Degens entgegen. Drohend ſtanden ſich die beiden Männer gegenüber; Alphonſe zögerte und blickte traurig auf den wild erregten Grafen, der zu fühlen ſchien, daß ein unerbittliches Verhängnis ſich vor ihm aufrichte.

„Eilen Sie, Herr von Thermigny, eilen Sie!“ rief der Marquis; „ich werde mit dieſem Raſenden fertig werden, der zu all ſeiner Schuld noch den rebelliſchen Widerſtand gegen den Befehl des Königs hinzufügt —“

Da öffneten ſich die Falten der Portière, und im dunklen Rahmen der Thür erſchien eine Frauengeſtalt in weißem Gewand; um das totenbleiche Geſicht floß das reiche Haar in natürlichen Locken, die großen Augen blickten traurig, voll ruhiger Ergebung auf die mit gezückter Waffe [illegible] das war Edmée, der ſeine Liebe gehört hatte, der er ſein Leben geweiht und an deren Grab er bangend und betend mit der Verzweiflung gerungen hatte.

Die Gräfin trat vor und ſagte mit ſchmerzvoll bewegter, aber ruhiger und ſicherer Stimme:

„Halt — all dieſer Schrecken, all dieſe Qual ſollen ein Ende nehmen — hier bin ich, meine Herren, fragen Sie, ich bin bereit, zu antworten!“

Stöhnend ſank der Graf in einen Seſſel nieder, der Degen entfiel ſeiner Hand.

„Es iſt aus,“ flüſterten ſeine zuckenden Lippen, „es iſt aus!“

„Edmée — Edmée!“ rief Alphonſe mit einem Ton, der ſchauerlich durch das Zimmer klang; beim Anblick dieſer Geſtalt erwachte in ihm die ganze Erinnerung ſeiner Liebe, ſeiner Sehnſucht und ſeiner Hoffnung, zugleich aber auch der ganze grimmige Zorn über den Frevel, der dieſe Liebe betrog, dieſer Sehnſucht ſpottete und dieſe Hoffnung zertrat.

„Ja,“ ſagte die Gräfin, indem ſie ihren Blick voll unendlichen Jammers auf Alphonſe richtete, „ja, es iſt Edmée, die Du wieder zu ſehen hoffteſt am Throne Gottes und die vielleicht für ewig die Barmherzigkeit des Himmels und ihre eigene Seligkeit verſcherzt hat! Ich fürchte nichts, mein Herr,“ ſagte ſie zu dem Marquis d'Argenſon, „es gibt nur einen Richter, vor dem ich ein Bekenntnis abzulegen habe, nur einen Richter, der über mich urteilen kann — er ſteht hier, er ſoll mein Bekenntnis hören, er ſoll das Urteil über mich ſprechen.“

Langſam ſchritt ſie zu Alphonſe hin; immer die Blicke mit demſelben unbeſchreiblich traurigen Ausdruck auf ihn gerichtet, ſank ſie vor ihm in die Kniee nieder und kreuzte demütig die Arme über der Bruſt.

Finſter blickte Alphonſe auf ſie nieder. Das Ungeheure, das er immer noch nicht hatte für möglich halten können, ſtand in ſchrecklicher Wahrheit vor ihm; was kümmerte ihn alles, was er nun noch hören konnte.

„Edmée — Edmée,“ rief der Graf verzweiflungsvoll, „was haſt Du gethan? Du haſt uns zu Grunde gerichtet!“

„Ich habe uns gerettet,“ erwiderte ſie ſanft; „nur dem reuigen Bekenntnis kann der Himmel vergeben; nach dieſem Bekenntnis hat meine Seele gedürſtet, ſeit ich ihn wiedergeſehen an jenem entweihten Grab, an jenem Denkmal ſeiner Liebe und Treue, das mich die ganze Größe meines Verbrechens empfinden ließ.“

Der Marquis d'Argenſon hob die knieende Frau auf und führte ſie zu einem Seſſel.

„Sprechen Sie, Madame, ſprechen Sie,“ ſagte er ernſt und bewegt, während zugleich aus ſeiner Stimme eine gewiſſe neugierige Spannung hervortrat, „Sie haben recht, ein reuiges Bekenntnis allein erleichtert die Seele und kann die Verzeihung des Himmels für jede Schuld gewinnen — auch wenn es,“ fügte er dumpf und traurig hinzu, „auf Erden keine Verzeihung gibt.“

Er ſetzte ſich neben Edmée, deren Geſicht den Ausdruck einer faſt glücklichen Ruhe zeigte; der Graf ſtützte, ſchmerzlich ſeufzend, den Kopf in die Hand, Alphonſe ſeinerſeits ſtützte ſich auf die Lehne eines Seſſels. Er blickte ſo bleich und ſtarr zu Edmée hinüber, als ob wirklich ein Geiſt aus überirdiſchen Welten zu ihm emporgeſtiegen ſei.

(Fortſetzung folgt.)

Diplomatiſche Briefe an eine Dame.

([illegible])

Ich hätte nun, meine gnädige Frau, nachdem ich die Fragen, welche gegenwärtig die europäiſchen Staatsmänner beſchäftigen, erörtert, noch einen Gegenſtand zu berühren, den ich als eine Frage der Zukunft bezeichnen möchte, welche früher oder ſpäter in der einen oder der anderen Form unzweifelhaft in den Vordergrund des Intereſſes und bald dann auch der Ereigniſſe treten wird und ſchon heute ihre Schatten — oder lieber möchte ich ſagen, ihre Lichtſtreifen — vorauswirft. Dieſe Frage liegt in Holland.

Holland oder die Niederlande, welche aus der Erbſchaft [illegible] an den Kaiſer Maximilian über[illegible] von da an deutſches Land. Sie gehörten [illegible] dadurch in natürlicher An[illegible] und befanden ſich unter Achtung ihrer Selbſtändigkeit, ihrer Rechte und Privilegien wohl dabei. Sie ſtanden in einem ihrer germaniſchen Nationalität entſprechenden Verhältnis zu dem großen Mittelpunkt des germaniſchen Lebens. Später überließ Karl V. bei ſeiner Abdankung die Niederlande, ſeinen Hausbeſitz, ſeinem Sohne Philipp II., dem er die ſpaniſche Krone übertrug. Die bekannten Kämpfe der Niederlande richteten ſich nicht gegen den ihnen angeſtammten Fürſten, ſondern gegen den unpolitiſchen und falſchen Verſuch desſelben, ſie zu einem willenloſen Beſtandteil der ſpaniſchen Monarchie als ſolcher zu machen und den germaniſchen Volksſinn unter ein Joch zu beugen, das alle Rechte und Freiheiten erdrücken ſollte. Die vielfachen Kämpfe und Streitigkeiten ſind hiſtoriſch bekannt. Das Haus Oeſterreich vermochte die Niederlande nicht zu halten, und endlich wurde der germaniſche Teil derſelben als Königreich der Niederlande zur Selbſtändigkeit erhoben und unter die Garantie der europäiſchen Mächte geſtellt. In Belgien ſetzte man eine koburgiſche Dynaſtie ein, Holland wurde unter die Herrſchaft des mit den Geſchicken des Landes innig verwachſenen Hauſes Oranien geſtellt. Die in Holland herrſchende Linie ſteht heute nur noch auf zwei männlichen Augen, und nach menſchlicher Berechnung wird in nicht zu langer Zeit eine Wendung eintreten. Der König von Holland hat ſich in ſpäteren Lebensjahren vermählt. Aus dieſer Ehe iſt eine junge Prinzeſſin entſproſſen. Es iſt nun in Vorausſicht der kommenden Ereigniſſe eine durch die Träger der holländiſchen Geſetzgebung vollzogene Feſtſtellung der Erbfolge dahin ſtattgefunden, daß die junge Prinzeſſin Königin von Holland werden und während ihrer Minderjährigkeit unter der Regentſchaft der verwitweten Königin mit einem Beirat ſtehen ſoll. Damit iſt unzweifelhaft für das Königreich Holland ein ſtaatsrechtlich geltendes Recht geſchaffen, ſoweit eben ein neueres Geſetz älteren Rechten gegenübertreten kann. Solche älteren Rechte ſtehen aber der naſſauiſchen Linie des Hauſes Oranien zu, welche durch die Ereigniſſe von 1866 ihre Herrſchaft in Naſſau verloren hat. Es gilt unzweifelhaft im Hauſe Oranien das ſaliſche Geſetz. Wohl haben ſich die oraniſchen Beſitzungen durch die weibliche Linie vererbt, aber immer nur dann, wenn eben gar keine männlichen Mitglieder des Hauſes mehr vorhanden waren. Als im Jahre 1174 Raimbold IV. ſtarb und nur eine Schweſter Tiburge hinterließ, fiel das Fürſtentum an ihren Gemahl Bertram de Beaux, der nun der Gründer einer zweiten Reihe der Fürſten von Oranien wurde. Raimond V. hinterließ im Jahre 1373 eine Tochter Maria und mit ihr ging das Fürſtentum auf ihren Gemahl Johann von Châlon über. 1530 ſtarb auch der letzte Sproß dieſer Linie, Philibert, und das Fürſtentum fiel nun an den Sohn ſeiner Schweſter, den Grafen Renatus von Naſſau-Dillenburg. Dieſer beſtimmte, da ſeine Ehe kinderlos blieb, ſeinen Vetter Wilhelm I., den Statthalter der vereinigten Niederlande, zu ſeinem Nachfolger, und dieſer nahm nun Titel und Rechte eines Prinzen von Oranien an. Ein ſolcher Fall aber liegt gegenwärtig nicht vor, da eben das Haus Oranien noch in der naſſauiſchen Linie blüht. Es würde alſo, wenn das neue Erbfolgegeſetz nicht durch die holländiſche Geſetzgebung geſchaffen wäre, in natürlicher Erbfolge nach ſaliſchem Recht der Herzog von Naſſau bei dem Tod des jetzt regierenden Königs von Holland deſſen Thron beſteigen. Es gibt nun in Holland eine ſtarke Partei, welche an dem ſaliſchen Geſetz feſthält und einen männlichen Oranier viel lieber zum König haben möchte als eine unmündige Prinzeſſin, welche bei ihrer demnächſtigen Vermählung den Thron wieder an ein neues Geſchlecht bringen müßte. In dem Großherzogtum Luxemburg, das bisher in Perſonalunion mit dem Königreich Holland vereinigt iſt, ſteht nun aber die Geltung des ſaliſchen Geſetzes außer Zweifel und iſt auch durch keine neuere Beſtimmung aufgehoben. Bei dem Tode des jetzigen Königs von Holland wird alſo der Herzog von Naſſau unzweifelhaft Großherzog von Luxemburg, und die oraniſche Partei in Holland wird es um ſo ſchmerzlicher empfinden, daß der in Luxemburg herrſchende männliche Oranier nicht zugleich den holländiſchen Thron ſeines Hauſes einnimmt. Luxemburg, das bis zum Jahre 1866 zum deutſchen Bund gehörte und durch den Londoner Vertrag im Jahre 1867 unabhängig und neutral geworden iſt, wird alſo ein ganz ſelbſtändiges, für ſich beſtehendes Großherzogtum werden, das auch durch die Thronbeſteigung des Herzogs von Naſſau nicht ohne weiteres an Deutſchland angeſchloſſen werden kann. Wohl aber iſt die deutſche Partei in Luxemburg der franzöſiſchen gegenüber außerordentlich mächtig geworden, da die bedenklichen und ſchwächlichen Zuſtände der franzöſiſchen Republik wahrlich keine Neigung nach einer Hinneigung dorthin erwecken können, und die aus der Kammermajorität hervorgegangene Ernennung des früheren Geſandten in Berlin, Herrn Eyſchen, zum Miniſter des Großherzogtums gibt die Bürgſchaft, daß unter Zuſtimmung der Mehrheit des Landes die Regierung in deutſchem Sinn geführt werden wird. Der Herzog von Naſſau, welcher bisher ſeit 1866 ſich grollend zurückhielt, hatte ſich dem preußiſchen Königshauſe ſchon durch die Vermählung ſeiner Tochter mit dem Erbgroßherzog von Baden wieder genähert. Er hat dann in perſönlicher Begegnung mit dem Kaiſer Wilhelm in Konſtanz und auf der Mainau die Vergangenheit vollſtändig begraben und deutlich gezeigt, wo er und ſein Haus künftig ihre natürliche Stütze finden wollen. Wenn nun der Herzog — oder der Erbprinz — von Naſſau in Luxemburg im deutſchen

Geiſt und zunächſt in perſönlicher Anlehnung an das deutſche Reich regiert, wenn die oraniſche Partei in Holland dies Beiſpiel in dem bisher verbundenen Lande vor Augen hat, ſo iſt es gar nicht zweifelhaft, daß eine nach Deutſchland hinfließende Strömung ſich immer ſtärker entwickeln muß. Schon iſt daran gedacht worden, die ſaliſchen Rechte des Hauſes Naſſau-Oranien mit dem neuen Erbfolgegeſetz in Holland dadurch zu verſöhnen und auszugleichen, daß der Erbprinz von Naſſau — trotz der großen Altersverſchiedenheit — mit der Tochter des Königs von Holland, der Kronprinzeſſin Wilhelmine, ſich vermählen ſoll. Dies Projekt beweiſt, wie ſehr man in Holland auf den Wunſch des größten Teils des Volkes Rückſicht zu nehmen für nötig hält, der den männlichen Oranier auf dem holländiſchen Throne zu ſehen wünſcht. Mag dieſer Wunſch nun aber erfüllt werden oder nicht, die Strömung, welche dahin drängt, den männlichen Stamm des Hauſes Oranien in Holland regieren zu ſehen, wird immer mächtiger und mächtiger werden und, wie das immer im Völkerleben geht, ebenſo in thätige Erſcheinung treten, wie das mit dem Einheitsdrang des deutſchen Volkes der Fall war. Diejenigen Parteien in Holland, welche eine ſolche Strömung vorzugsweiſe vertreten, erkennen zugleich aber auch an, daß Holland ſeine Kolonien, die Quellen ſeines Reichtums, immer weniger ſelbſt zu ſchützen im ſtande iſt, je mehr die Völker Europas ſich zu großen nationalen Staatsbildungen zuſammenſchließen, und daß Holland ſich unter dem Schutze des nationalen germaniſchen Reiches beſſer und ſicherer befinden würde als in ſeiner iſolierten Stellung, die ihm große Opfer auferlegt und doch nicht die Macht gibt, ſich in unruhig bewegten Zeiten ſelbſtändig zu behaupten. Die Sehnſucht dieſer Parteien geht dahin, Holland unter Wahrung ſeiner vollen inneren Selbſtändigkeit dem deutſchen Reich anzugliedern und unter deſſen mächtigem Schutz ſeinen Wohlſtand zu neuer Blüte zu erheben. Man hat wohl in deutſchen chauviniſtiſchen Kreiſen — denn es gibt ja ſolche auch bei uns — von einer Annexion Hollands an Preußen oder Deutſchland geſprochen, und die Feinde Deutſchlands haben mit dieſem Trugbild das Volk in Holland aufzuregen verſucht. In ernſten Kreiſen hat ein ſolcher Gedanke niemals Platz greifen können, wohl aber iſt es nicht zu verkennen, daß eine freie Angliederung Hollands an das deutſche Reich durch die deutſchen Oranier für beide Teile ein ſchwerwiegender Vorteil wäre, und dieſer Gedanke wird immer mächtiger werden, immer tiefer in das Bewußtſein des holländiſchen Volkes eindringen und ſich endlich auch in Thaten überſetzen, deren Zeit und Erſcheinungsform nicht vorherzuſagen iſt, die aber ebenſo naturnotwendig kommen werden wie eine Frucht am Baume reift und endlich zu einer Stunde und unter Umſtänden gepflückt wird, die niemand genau hat vorherſagen können. Deutſchland hat ſolche Früchte reifen ſehen. Noch im Jahre 1865 erſchien es ganz unmöglich und wurde von ernſten Männern für thörichte Träumerei gehalten, was dann in der Zeit von 1866 bis 1870 ſich vollzog. Aehnlich wird es auch hier gehen. Das Wie und das Wann iſt nicht zu beſtimmen, aber darauf glaube ich Sie, meine gnädigſte Frau, aufmerkſam machen zu können und zu müſſen, daß die Frage, die ich kurz ſkizziert habe, früher oder ſpäter und vielleicht in nicht zu ferner Zeit am politiſchen Horizont auftauchen wird. Deutſchland wird wahrlich nichts thun, um in unberechtigter gewaltſamer Weiſe über Völker- und Staatsrecht hinweg Erwerbungen zu machen, aber es wird gewiß auch allen nationalen Annäherungen verwandter Völker freundlich die Hand bieten und den Rechten eines deutſchen Fürſtenhauſes und des deutſchen Geiſtes in einem germaniſchen Volk, wo und wie dieſelben auch ſich geltend zu machen ſtreben, wohlwollende und nachdrückliche Förderung entgegenbringen. In Konſtanz, wo einſt die Belehnung der Hohenzollern mit der Mark ſtattfand, ſind auch die erſten Fäden dieſer Frage der Zukunft geknüpft worden, und auch nach dieſer Richtung hin iſt darum die große Reiſe unſeres Kaiſers für die Zukunft vielleicht bedeutungsvoller geweſen, als es jetzt noch beurteilt werden kann.

In der Diplomatie ſoll eigentlich die Romantik keinen Platz finden, aber ich ſchreibe ja an eine Dame, und da mag denn vielleicht auch ein romantiſcher Klang ſeine Geltung haben.

Das altniederländiſche Nationallied vom Jahr 1568 heißt:

„Wilhelmus von Naſſaue
Bin ich, aus deutſchem Blut
Bis in den Tod ſoll ſchauen
Mein Land mich treugemut.

In Gottes Furcht zu bleiben,
Das hielt ich fromm in acht,
Drum hat mich arge Tücke
Um Land und Leut' gebracht.

Gott ſoll mich treu regieren
Als ſein gut Inſtrument
Er mag mich wied'rum führen
Zu meinem Regiment."

Und Wilhelm heißt der Erbprinz von Naſſau wie jener große Oranier, von dem das alte Nationallied Hollands ſingt. Vielleicht wird nach Verlauf von drei Jahrhunderten der fromme Schlußwunſch des Liedes Wahrheit werden.

Ich bin, meine gnädige Frau, Ihr gehorſamſter

Junius Secundus.

Das Urteil des Paris.

(Hierzu das Bild Seite 125.)

In der ſchattigen Pergola ſaßen drei junge Mädchen und lugten, Wange an Wange, hinab in den Garten. Filomena, Ghismonda und Lauretta waren Schweſtern, die Töchter des edlen florentiniſchen Hauſes Grescimbeni. Gar ſchweſterlich liebten ſie einander, und wenn ſie ſich einmal nicht küßten, ſo war dies gewiß nur Zufall. Auch jetzt ſaßen ſie in dreifacher Umarmung und ihre ſechs Augen ſchienen nur einen Blick zu haben, mit dem ſie den Bewegungen des jungen Andreuccio folgten. Dieſer war das Brüderchen des tapferen Ritters Pandolfo de Renucci und war von der väterlichen Villa herabgekommen, um mit ſeinem Freunde Maſetto, dem Bruder der Jungfrauen, ein Stündchen Ball zu ſchlagen. Es war anmutig zu ſchauen, wie die beiden munteren Knaben auf dem Grasplan, im Schatten der dunklen Cypreſſen hin und wieder ſprangen, flinker ſchier, als der Ball, den ſie ſich zuwarfen.

„Fürwahr, ein ſchöner Knabe," ſagte Filomena, „ob er wohl ſo ſchön wird wie Pandolfo?"

„Wahrlich, ein kräftiger Knabe," ſagte Ghismonda, „ob er wohl ſo tapfer wird wie Pandolfo?"

„Wahrhaftig, ein feiner Knabe," ſagte Lauretta, „ob er wohl ſo ritterlich wird wie Pandolfo!"

Gleichzeitig hatten ſie es geſagt. Wie erſchreckt darüber, löſten ſie nun urplötzlich die Umarmung und blickten einander forſchend in die Augen. Sie hatten ſich mit einem Schlage als Nebenbuhlerinnen erkannt. Einen Augenblick kreuzten ſich ihre Blicke, ſie ſchwiegen. Die beiden Knaben aber blickten plötzlich erſtaunt zur Pergola empor, denn ſie vernahmen den tiefſten Seufzer, den ſie je im Leben gehört. Sie wußten freilich nicht, daß ſie eigentlich drei Seufzer hörten, welche gleichzeitig ausgeſtoßen wurden. Darüber jedoch hatte Maſetto verſäumt, den Ball, der ihm eben zuflog, zu haſchen; weit hinaus in die Luft flog dieſer, nicht der marmorne David unten auf Piazza dei Signori hätte den Stein aus ſeiner Schleuder weiter geworfen.

„Ach, nun iſt's aus mit dem Ballſpiel!" rief Maſetto verdrießlich.

„Warum denn?" entgegnete Andreuccio fröhlich, „da iſt ein beſſerer Ball," und riß einen goldgelben Apfel vom nahen Baume. „Aufgepaßt, Maſetto!" Und ſchon flog der Apfel hinüber — und wieder herüber.

Die Mädchen ſahen zu; bis plötzlich Lauretta, die dreiſteſte ſchien, hinunterrief: „Andreuccio, lieber Andreuccio, komm doch einmal zu uns herauf mit Deinem goldenen Apfel!" Und zu den Schweſtern gewandt, lachte ſie: „Wir wollen doch ſehen, wem von uns Dreien er den Apfel des Paris gibt; das ſoll uns gelten, als thäte es ſein Bruder Pandolfo, da doch dieſer jetzt nicht zugegen iſt, ſondern geharniſcht vor Arezzo liegen muß."

Nichts half da der Schweſtern Schreck, denn ſchon kamen die Knaben, heiteres im Geſichte, heraufgeſprungen, Andreuccio voraus, den Apfel der Schönheit in der Hand.

„Da, lieber Andreuccio," rief Lauretta lachend, „ſetz Dich auf dieſen ſchönen Thron und ſei einmal Richter zwiſchen uns. Der Schönſten gib Deinen Apfel!"

„Gern, Madonna Lauretta," rief der Knabe freudig, „ich will thun wie Paris auf dem ſchönen ſilbernen Schmuckkäſtchen meiner Mutter. O, ich habe mir das genau erklären laſſen von Meiſter Pierantonio, meinem Lateinlehrer. Aber …" Er ſtockte und ließ ſeine Augen bald unruhig, bald nachdenklich von dieſer zu jener und von jener wieder zu dieſer wandern. „Ich … ich … bei der heiligen Blumenmutter, die Sache iſt nicht ſo leicht, ganz und gar nicht ſo leicht." Er wandte ſich etwas verlegen zu Maſetto, der hinter ihm ſtand: „Geh, Maſetto, hilf mir … ſchauen. Ich habe die Augen ſchon ganz voll davon und ſchielte …" In der That, es war die ſchwierigſte Lage, in der er ſich jemals befunden. Da hatte es jener ſilberne Paris weit leichter, denn der hielt ſeinen Apfel ſchon ſeit hundert Jahren in der Hand und brauchte noch immer nicht mit ſeiner Meinung herauszurücken. Da begann Andreuccio auf einen ſchicklichen Ausweg zu ſinnen und ſagte ſchließlich etwas zögernd: „Wahrlich, ihr Jungfrauen, das wäre ein ſchlimmer Streich von mir, und mein rühmlicher Bruder Pandolfo würde mich ſchwer darob ſchelten, wenn ich zwei ſo ehrbare Damen kränken ſollte, um eine zu erfreuen; wollet mir lieber geſtatten, dieſen Apfel in drei Hälften zu ſchneiden und nehme jede mit einer vorlieb."

In ſeiner Verwirrung hatte er ſich verredet und mit Recht lachten nun alle drei Mädchen über die drei „Hälften", die ſein Apfel, ein wahres Wunderding von Apfel, enthalte. Dieſes Lachen verletzte den Richter, der nun die Stirne entſprechend kraus zog und entſchloſſen rief: „Wohlan denn, ihr edlen Damen, da ihr nicht für gerechte Teilung zu gewinnen ſeid, ſondern jede den ganzen Apfel beanſprucht, geſtattet mir, daß ich ihn … ſelbſt verzehre!" Und zweifelsohne hätte er alsogleich hineingebiſſen, wäre ihm nicht Maſetto in den Arm gefallen. Auch die Mädchen merkten nun, daß es geraten ſei, alle Minen ſpringen zu laſſen, und Filomena bat mit ihrer ſüßeſten Stimme: „Trefflichſter Andreuccio, ſieh mir doch in die Augen und gib mir den Apfel, ich will Dir auch dafür das ſchöne Buch dort ſchenken, es iſt die Geſchichte von Filocolo, in ſchönen Verſen und mit ſchönen Bildern". Ghismonda aber ſchnitt ihr das Wort ab: „Mir, liebſter Andreuccio, ſieh mir in die Augen und gönne mir den Apfel; ſieh, meine Laute will ich Dir dafür ſchenken, mit Silber iſt ſie beſpannt und tönt wie Nachtigallſchlag." Lauretta aber ſchaute nur ihn heran, neigte ſich zu ſeinem Ohre nieder und ſagte, was kein Menſch hören konnte. Rot wie eine Roſe wurde Andreuccio und fand kein Wort; ſtumm, mit zitternder Hand reichte er Lauretta den Apfel.

Da küßte ihn dieſe auf den Mund, zweimal, und flüſterte: „Einmal für Dich und einmal für einen andern."

„Morgen reit' ich damit nach Arezzo," triumphierte Andreuccio zurück.

L. Heveſi.

Literatur

— **Ludwig Pfaus „Freie Studien"** erfreuen ſich längſt ſo großer Beliebtheit und ſo hohen Anſehens bei Künſtlern wie bei Kunſtfreunden, daß die jüngſt in der Deutſchen Verlags-Anſtalt, Stuttgart, erſchienene dritte, durchgeſehene Auflage kaum mehr einer Empfehlung bedarf. In geiſtvoller, den Gegenſtand vollkommen beherrſchender und klärender Weiſe behandelt hier Pfau die Kunſt im Staate durch eine Reihe trefflicher Aufſätze, die im einzelnen die Beziehungen der Kunſt zur Induſtrie, Geſchichte, Moral, Ökonomie und Politik darlegen. Bild an Bild reiht ſich in logiſcher Folge aneinander, bis ſich das Ganze zu einer erſchöpfenden Darſtellung des äſthetiſchen und praktiſchen Weſens der bildenden Kunſt, mit beſonderer Beachtung ihrer Beziehungen zum Staatshaushalt, geſtaltet hat. Die Geſchloſſenheit des Buches iſt eine um ſo vollkommenere geworden, als der Verfaſſer einige auf andere Gebiete abſchweifende Aufſätze der erſten Auflage ausgeſchieden hat. Dieſelben bilden nunmehr in erweiterter Faſſung und durch neu hinzugekommene Abhandlungen vermehrt einen zweiten, in demſelben Verlag erſchienenen Band unter der Aufſchrift: „Litterariſche und hiſtoriſche Skizzen". Hier behandelt der Verfaſſer in vorurteilsfreien, Lob und Tadel ſtreng abwägenden Charakteriſtiken einerſeits Emile Zola, Erckmann-Chatrian, Claude Tillier und Proudhon, andererſeits die Herrſchaft der Merowinger und der Karolinger in ihrer kulturgeſchichtlichen Bedeutung. Auch auf dieſem Gebiet fördert er eine Fülle überraſchender und dabei grundſätzlich einſchlagender Anſchauungen zu Tage, regt Gedanken und Erwägungen an, die ihre unmittelbaren Beziehungen zum Thun und Treiben der Jetztzeit haben, und weckt ſo ein Intereſſe lebendigſter Art.

— **Daß in jungen Mädchenköpfen Gedanken und Empfindungen** nicht ſelten bunt durcheinander gaukeln wie die Melodien eines Potpourri, deſſen Komponiſt vom Heroiſchen ins Tändelnde gerät, iſt die Beobachtung, infolge deren G. von Beaulieu die drei Novellen, die er zu einem Bändchen vereinigt hat und in denen ſich jene Beobachtung widerſpiegelt, unter der Geſamtaufſchrift „Langes Haar, kurzer Sinn" (Breslau, S. Schottlaender) in die Welt entſendet. Die Mode der kurzgeſchorenen Mädchenköpfe kommt dabei freilich — zu kurz. Dafür weiß der Verfaſſer bald mit Ernſt, bald mit ſchalkhaft lächelndem Geſicht auf den langen Haaren ſeiner anziehenden Heldinnen Netze zu ſpannen, in denen ſich nicht nur dieſe und jene ſpöttiſch ſtreitende Meinung, ſondern auch das Intereſſe der Leſer willig gefangen nehmen läßt.

— **Ende April dieſes Jahres, alſo kurz nachdem Kaiſer** Friedrich den Thron Deutſchlands und Preußens beſtiegen hatte, veröffentlichte Edouard Simon ſein Buch über den edlen Fürſten, dem er mit warmempfundener, für einen Franzoſen ſeltener Vorurteilsloſigkeit hohe Beachtung zollt. Das Werk hat alle Anwartſchaft darauf, uns Deutſchen noch näher zu treten als den Franzoſen, für die und in deren Sprache es urſprünglich geſchrieben ward. So iſt es denn mit Dank zu begrüßen, daß der Verlag von S. Schottlaender (Breslau und Leipzig) ſoeben eine autoriſierte Überſetzung des geſchätzten Buches über „Kaiſer Friedrich III." von Valeria Gräfin Balleſtrem erſcheinen ließ. Zu bedauern iſt nur, daß nicht entweder der Originalautor oder die deutſche Bearbeitung durch Hinzufügung der Nachrichten über die letzten Lebensmonate des kaiſerlichen Dulders dem Werk einen vollen Abſchluß gegeben; indeſſen auch ſo iſt es ein ſchönes, erhebendes Denkmal für den hochherzigen dahingegangenen Herrſcher und Dulder. Die fehlende Ergänzung bietet dem Leſer wohl am beſten das in der Deutſchen Verlags-Anſtalt, Stuttgart, erſchienene Buch „Deutſchlands Trauer. — Des Reiches Hoffnung. Die erſten drei Kaiſer des Neuen Deutſchen Reiches." In dieſer mit reichem Bilderſchmuck ausgeſtatteten Schrift iſt gerade der kurzen Regierungszeit Kaiſer Friedrichs, ſeinem Ende und den ſeinem Gedächtnis gewidmeten Trauerfeierlichkeiten in ausführlicher Weiſe Rechnung getragen, wenngleich ſein früheres Leben und namentlich ſeine glänzende Kronprinzenzeit auch hier ebenſowenig außer acht gelaſſen worden wie der glorreiche Lebensgang Kaiſer Wilhelms I. und der verheißungsvolle Regierungsantritt unſeres jungen Kaiſers.

— **Die ewige Stadt und ihre heutigen Bewohner** von einem daſelbſt Anſäſſigen ſelbſt geſchildert zu hören, iſt eben jetzt, da alle Welt noch von dem Kaiſerbeſuch in der Tiberhauptſtadt und ſeinen Ausmalungen auf die Phantaſiegemälde der Leſer erfüllt iſt, doppelt anziehend. Da erſcheint denn gerade im rechten Augenblick das Büchlein „Rom und die Römer" von Ariſtide Gabelli, überſetzt von Dr. Rudolf Lange ([illegible], A. Beſſer) Kaſſel. Es behandelt ſeinen Gegenſtand mit voller Sachkenntnis und gerechter Vorurteilsloſigkeit, wo aber doch gelegentlich einmal der Römer ein wenig leidenſchaftlich pro domo ſpricht, da geſchieht es in ſo liebenswürdiger, unabſichtlich überzeugungsvoller Weiſe, daß man dem Verfaſſer über ſolch harmloſe kleine Anfälle von gekränktem Lokalpatriotismus gewiß nicht zürnen kann.

— **Einen „elſäſſiſchen Familienkalender"**, reich mit Erzählungen, Aufſätzen, Gedichten und Bildern ausgeſtattet, hat Maria Rebe unter dem Haupttitel „Vogeſengrün" (Straßburg, Heitz) herausgegeben. Volkstümlicher Ton und heimatliches Element ſichern ihm eine weite Verbreitung.

Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden.

VII

Kaiſer Wilhelms Aufenthalt in Rom.

Mit Originalzeichnungen unſeres Spezialartiſten A. Schlegel und anderer Künſtler.

Schon in den frühen Morgenſtunden des dem Kaiſereinzug in Rom folgenden Tages nahmen die Straßen

[illegible]

der ewigen Stadt [illegible] an. Vor dem [illegible] dem Spa[illegible] [illegible] Vatikan [illegible] Fahrt zum Vatikan von der Wohnung des am päpſtlichen Stuhle accreditirten preußiſchen Geſandten angetreten hatte, begab ſich auch Kaiſer Wilhelm II. vom Quirinal [illegible] zunächſt zu Herrn von Schlözer. Nachdem dort ein Frühſtück eingenommen war, an dem außer dem Prinzen Heinrich und dem Grafen Herbert Bismarck [illegible] anderen Würdenträgern der Kurie teilnahmen, wurde die Fahrt nach dem Vatikan angetreten. Einen prächtigen Eindruck machte das mit vier edlen Rappen à la Daumont beſpannte, elegante Gefährt des Kaiſers. Durch die von einer dichtgedrängten Menſchenmenge beſetzten Straßen ging der Zug: voran zwei Spitzenreiter, dann nach kurzem Zwiſchenraum der kaiſerliche Viererzug, dem ſich die Wagen mit dem Gefolge anſchloſſen. Die auf dem ganzen Wege Spalier bildenden Truppen präſentirten, die Militärkapellen ſtimmten die deutſche Nationalhymne an, und aus der Menge erſchollen unaufhörlich freudige Hurrah.

Im Vatikan hatte man alle Vorbereitungen getroffen, um den deutſchen Kaiſer mit dem ganzen Glanz [illegible] zu empfangen, den der [illegible] [illegible] zu tragen pflegt. Auf den Treppen und in den übrigen [illegible] päpſtliche Gendarmen [illegible] Nobelgarden [illegible]. Die [illegible] palatina hatte [illegible] Fahne in dem der Anfahrt zunächſt liegenden Hofe von S. Damaſo Aufſtellung genommen. Von dorther ertönte Trommelwirbel bei der Ankunft des Monarchen. Während Kaiſer Wilhelm [illegible] Bald darauf traf auch Prinz Heinrich ein, der [illegible] keine preußiſche Marineuniform trug. [illegible] Am Abend deſſelben Tages gab König Humbert ſeinen Gäſten zu Ehren das erſte große Galadiner, welches die Einleitung zu jener Reihe glänzender und bedeutungsvoller Feſte bildete, die während der ganzen folgenden Woche die Bevölkerungen der beiden Städte Rom und Neapel in Enthuſiasmus verſetzten. Während den Leuten der Stadt Rom ein Feſt auf dem Kapitol, dergleichen [illegible]

Bei der Truppenſchau: während der Vorbeifahrt des Kaiſers.

[illegible] nahmen in dem Programm der von König Humbert [illegible]ordneten Feſtlichkeiten die militäriſchen Schauſtellungen — große Truppenſchau in der Nähe Roms und Flottenrevue im Golfe von Neapel — die erſte Stelle ein. — Wandert man [illegible] am öſtlichen [illegible] Roms gelegenen Porta Maggiore [illegible] auf der [illegible] in die römiſche Campagne [illegible] [illegible] unterhaltenden Marſch des

[illegible]

Schweizergarde [illegible] Eingang zum Vatikan.

Hellebardier der Schweizergarde. Päpſtlicher Nobelgardiſt.

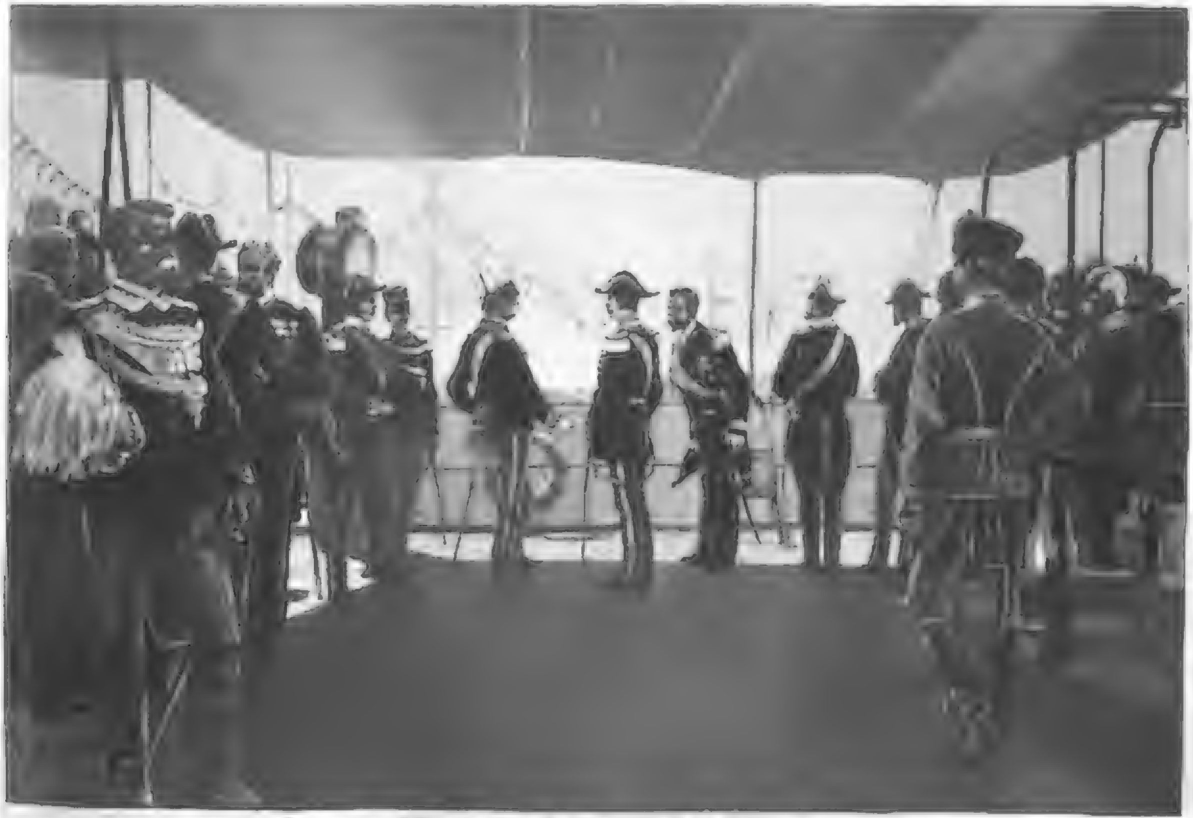
ſogenannte Caſale di Centocelle. Die ziemlich einförmige Landſtraße führt da und dort an zerſtörten Grabmälern und alten Waſſerleitungen vorbei, vorüber an den Ruinen des Grabmals der heiligen Helena, der Mutter Konſtantins, bis nahe an den halbverfallenen Aquädukt des Kaiſers Alexander Severus. Die ſonſt öde Straße bot nun auf einmal ein belebtes, buntfarbiges Bild: ausrückende Regimenter: Infanterie, Berſaglieri, Alpenjäger; elegante Herrſchaftswagen, beſetzt mit Herren und Damen im Geſellſchaftsanzug, beſcheidene Miethfuhrwerke, zweiräderige Carretti, deren Inſaſſen laut ſchreiend und geſtikulirend ſich einen Weg durch das dunkle Gewühl zu bahnen ſuchen, unzählige Fußgänger, die angeſichts der vielen ſie überholenden Fuhrwerke ihren Gang zu beſchleunigen ſuchen, um ſich beizeiten einen guten Platz zu ſichern, alles drängt, treibt und ſchiebt bunt durcheinander; ganz Rom eilt hinaus, um dem bevorſtehenden, überaus glänzenden Schauſpiel der Truppenſchau beizuwohnen und den Kaiſer zu ſehen. Endlich erreicht man das heißerſehnte Ziel; dort liegt das Caſale von Centocelle, hier der Aquädukt und weiter hinaus in der Campagna zerſtreut ſieht man Mauerüberreſte, Geröll, mächtige Steinquader, halbvergeſſene Denkmäler vergangener Zeiten. Von allen Seiten ziehen Truppen aller Waffengattungen heran, um ſich in Paradeſtellung zu ordnen, und mit Spannung und Ungeduld erwartet man das Erſcheinen der Majeſtäten. Die heiße Oktoberſonne ſendet glühende Strahlen herab, und manchem fängt das lange Warten an ſehr läſtig zu werden. Plötzlich kommt Leben und Bewegung in die Menge, in der Ferne erſcheint ein Wagenzug, und man erkennt die roten Livreen, — es iſt die Königin mit ihrer Mutter und den Prinzeſſinnen Iſabella und Letizia. Von mächtigem Applaus begrüßt, nehmen die hohen Herrſchaften auf der für ſie errichteten Tribüne Platz; noch einige Augenblicke, und nun ſprengt eine glänzende Kavalkade heran, Kaiſer Wilhelm und König Humbert an der Spitze, dann Prinz Heinrich, der Kronprinz von Italien und Prinz Amadeus, Generale, Adjutanten, Offiziere aller Grade und Waffengattungen, die Militärattachés ſämtlicher am Quirinal accreditirten Geſandtſchaften, im ganzen ein Gefolge von etwa 400 Reitern — ein prächtiger, unvergeßlicher Anblick! Schallender Applaus begrüßt wiederum das Erſcheinen der beiden Monarchen. Kaiſer Wilhelm reitet in kurzem Galopp nach der Tribüne der Königin, die er durch eine tiefe Verbeugung grüßt, und nimmt dann wieder unter dem unaufhörlichen Händeklatſchen der Zuſchauermenge ſeinen Platz an der Seite des Königs. Im Galopp ſetzt ſich dann der ganze Zug wieder in Bewegung, die beiden Nationalhymnen ertönen, die Fahnen ſenken ſich, die Beſichtigung der Truppen nimmt ihren Anfang.

Mit Kennerblicken und großem Intereſſe nahm der Kaiſer die einzelnen Abteilungen, die Haltung und Ausrüſtung der Mannſchaften und Offiziere in Augenſchein. Der hierauf folgende Vorbeimarſch verlief glänzend, und als während des Defilés der Berſaglieri, der Lieblingstruppe der Italiener, Kaiſer Wilhelm voll bewundernder Anerkennung die Hand König Humberts ergriff, da brach unbeſchreiblicher Jubel unter der vieltauſendköpfigen Zuſchauermenge aus; das lärmend erneuerte Beifallklatſchen und die Evvivas übertönten die ſchmetternden Weiſen der Tambouren und Regimentskapellen.

Am Abend war zu Ehren Kaiſer Wilhelms das Haus der deutſchen Botſchaft, der Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol, und ſeine ganze Umgebung feſtlich beleuchtet. Unzählige geladene Gäſte durchwogten die feſtlichen Säle. Nach 11 Uhr betrat der Hof das kapitoliniſche Muſeum, und von rauſchenden Klängen begrüßt, unternahmen die allerhöchſten und hohen Herrſchaften, voran Kaiſer Wilhelm, die Königin Margherita führend, einen Rundgang durch die Säle. Bis gegen Mitternacht verweilte der Hof. Die ſeit 1870 nur zweimal geläutete große Glocke des Kapitols ließ ihre tiefe, eherne Stimme feierlich ertönen, als kurz vor 12 Uhr Kaiſer Wilhelm das Botſchaftshaus verließ.

Dr. R. F.

Vor dem Palazzo reale in Neapel.



Kaiſer Wilhelm und der König von Italien mit ihrem Gefolge bei der Flottenſchau im Golf von Neapel.

Nubia.

Erzählung
von

Richard Voß.

VIII.

Der Fremde war fort. Als am Morgen nach ſeiner Abreiſe die guten Weiber von Saraceneſco von der Sache erfuhren, gab es ein großes Geſchrei, ſie verſammelten ſich unter dem Baum, und in ganz Saraceneſco ward den Tag über von nichts anderem geredet. Uebrigens glaubten alle der Mutter Nubias aufs Wort, die erzählte: als Sor Enrico geſtern in Vicovaro geweſen, habe er durch den Vetturin einen Brief von ſeinen Freunden aus Rom bekommen und noch in der Nacht den Entſchluß gefaßt, frühmorgens von Vicovaro mit dem Vetturin nach Rom zu fahren.

Das ſeltſame Bergvölkchen hatte einen viel zu weltfremden und harmloſen Sinn, um über dieſe Ausſage irgend welche Zweifel zu hegen, und nicht eines dieſer liebenswürdigen Naturkinder, dem es eingefallen wäre, ſich durch den abſchiedsloſen, jähen Aufbruch ihres guten Kameraden gekränkt zu fühlen. Groß war aber die Freude, als noch am Mittag des nämlichen Tages von Vicovaro ein Bote heraufgeſtiegen kam, im Schweiße ſeines Angeſichts einen mächtigen Pack Maccaroni mit ſich ſchleppend, für die lieben Frauen von Saraceneſco von ihrem getreuen Sor Enrico. Und noch am nämlichen Abend feierten die lieben Frauen ein Maccaronifeſt. Unter dem Baum wurde ein Feuer angezündet, groß genug, daran einen Ochſen zu braten, die Kinder ſchleppten den umfangreichſten Keſſel herbei, der im ganzen Ort aufzutreiben war, die Frauen kochten die vielgeliebte Speiſe und nach dem Schmauſe ließ ſich Jung und Alt zum Schellengeraſſel des Tambourin von den Wirbeln des Saltarello ergreifen. Wiederum leuchtete dazu der Mond.

Mit einem ganz abſonderlich ſtillen Geſicht ging Nubia einher, aber nicht einmal ihre Mutter bemerkte es. Sie hatte die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen und wohl gehört, wie lange vor Sonnenaufgang des Gaſtes Kammerthüre ging und dieſer das Haus verließ. Darauf war ſie noch eine Weile mit offenen Augen liegen geblieben, dann aufgeſtanden und mit dem Krug hinunter zur Ziſterne geſtiegen, als die erſte, welche dieſen Morgen zum Brunnen kam. Sie füllte ihr Gefäß, ſtand und blickte auf den Pfad, den vor einer halben Stunde der Fremde hinabgeſtiegen war, um niemals denſelben Weg zurückzukehren. So war ſie geblieben, bis ſie die anderen hatte kommen hören; gleichmütig grüßend ſtieg ſie an ihnen vorüber die Höhe hinan, etwas langſamer, als ſonſt ihre Art war. Im Hauſe fand ſie die Mutter auf und bereits das Frühmahl bereitend, wobei die gute Frau, um den Gaſt nicht im beſten Morgenſchlummer zu ſtören, möglichſt leiſe verfuhr. Nubia ſagte:

„Du weckſt ihn nicht, er iſt fort!“

Die Mutter ließ alles ſtehen und liegen, lief in die Kammer, fand ſie leer und begann zu lamentieren. Nubia blieb ſtumm. Nachdem die Frau ſich ausgeklagt hatte, ſprach ſie über das, was Sor Enrico ihr geſtern Nacht geſagt und von dem ſie nur einen verworrenen Begriff hatte. Sie fragte ihre Tochter:

„Was meinte er mit dem Argante?“

„Daß ich ſein Weib werden ſoll,“ erwiderte Nubia ſo ruhig, als wäre von einer andern die Rede.

Die Mutter ſeufzte:

„Er hat keine zwanzig Scudi; aber was ſoll man machen? Wenn die Madonna ihn geſund heimkehren läßt, mag der Bruder Girolamo euch zuſammengeben.“

„Der nicht!“ rief Nubia, wurde totenblaß und begann heftig zu zittern. Nach einer Weile beruhigte ſie ſich und meinte: „Ob der oder ein anderer, mir iſt's gleich. Wenn er kommt, magſt Du es ihm ſagen!“

Damit war die Sache abgethan, weder Mutter noch Tochter ſprachen weiter ein Wort davon.

Bald war bei den Leutchen von Saraceneſco alles wieder beim alten, die guten Frauen ſchleppten Tag für Tag ihre Wäſche zum Brunnen, ſtiegen Tag für Tag mit ihren Krügen zur Ziſterne hinab, ſammelten Tag für Tag in der Macchie trockenes Reiſig und Holz für den Winter, ſpannen eifrig an ihren Spindeln und noch eifriger an ihren Geſprächen. Das Kind, an welchem die neue Madonna ein Mirakel gethan, ſpielte wieder vergnügt mit den anderen Kindern und das wunderthätige Bild hing wieder an ſeinem alten Platz unter den Zweigen, die immer noch im leuchtendſten Grün prangten. Nur zwei Dinge waren anders geworden. Seitdem die Leute von Saraceneſco ihr liebes Heiligenbild beſaßen, hielten ſie jeden Abend unter dem Bilde gemeinſame Andacht, und während langſam die Sonne niederglitt und verſank, ſchallten ihre Bitten und Litaneien weit in die Oede hinaus. Das zweite, das ſich ſeit den Sommertagen verändert hatte, war, daß Nubia den Waſſerbedarf des Hauſes, anſtatt gemeinſam mit den Mädchen, fortan ſtets allein holte, entweder des Morgens vor Sonnenaufgang oder um die einſame Mittagszeit. Sie ſtand dann jedesmal neben ihrem gefüllten Gefäß, unverwandt auf das Spiegelbild der Madonna und ihr eigenes blickend, beide mit einander vergleichend und die Schönheit beider erkennend. Starren Blickes hinſchauend, erſchien ihr bisweilen wie eine Viſion neben dem Antlitz der Himmelskönigin — neben ihrem eigenen Geſichte auf dem dunklen Grund ein drittes mit bleichen, ſchmerzdurchwühlten Mienen, mit Augen, in denen ein verzehrendes Feuer glühte. Und das Geſicht ſprach zu ihr, ſie vernahm Worte höchſter Leidenſchaft, Klagen, Bitten, Seufzer. Und Nubia ſtand und lauſchte auf die geſpenſtiſche Stimme mit angehaltenem Atem, regungslos, wie in Verzückung, um plötzlich mit einem dumpfen Stöhnen, einem erſtickten Jammerton zu erwachen; dieſelbe Stimme, die ihr noch ſoeben Liebe geſtammelt, hatte geſagt: „Du ſollſt das Weib des andern ſein.“

Den ganzen Sommer über hatte der treue Hirt ſich nicht um ſeine Herde gekümmert, die er ohne Führer, von Gefahren umgeben, in der Wildnis wußte. Nun vernahm er, der unabläſſig nach dem hohen Felſenberge hinaufſchaute, die Mär von dem wunderthätigen Heiligenbilde, welches den Leuten von Saraceneſco vom Himmel herabgefallen zu ſein ſchien; nun hörte er, daß der Wolf ſich davongeſchlichen, und nun, gleich am erſten Sonntag nach Heinrichs Aufbruch, kam er.

Das erſte, was der Mönch ſah, war unter der Buche das Bildnis. Er erblaßte, ſeine Regung trieb ihn, an den Baum hinzutreten und das Bild herabzureißen, aber er bezwang ſich, faßte einen andern Entſchluß, warf auf das Antlitz der Himmelskönigin einen letzten Blick, der, wäre er dem Mönch am jüngſten Tag angerechnet worden, genügt hätte, die Wage ſeiner Sünden tief ſinken zu machen. Dann ſtieg er zum Ort hinauf, redete mit dieſem und jenem, fragte nach dieſem und jenem und begab ſich darauf in die ärmſte Hütte des Dorfes.

Er fand beide Frauen zu Hauſe und wurde von der Mutter mit ſichtbarer Freude, von der Tochter mit merklichem Unwillen begrüßt.

Der Mönch ſprach mit der kälteſten Miene von den gleichgiltigſten Dingen; es waren indeſſen noch keine fünf Minuten vergangen, als er von der Mutter erfahren hatte, daß Nubia nun doch den armen Argante heiraten würde und daß er das Paar noch dieſes Jahr zuſammengeben ſollte. Auf den Mönch machte dieſe Neuigkeit nicht den mindeſten Eindruck, er ſchien dieſelbe ſogar erwartet zu haben, ſagte der Mutter einige gehaltene Worte, ſtreifte aber das Geſicht der Tochter mit einem Blick, aus dem es wie eine Flamme ſchlug. Darauf befahl er dem Mädchen, im Ort zu verkünden, daß er in einer halben Stunde unter dem Baum Gottesdienſt halten würde, und nannte ihr zwei Knaben, die bei der Buche auf ihn warten ſollten, er würde gleich kommen. Auch als er mit der Mutter allein blieb, that er des abgereiſten Fremden mit keinem Wort Erwähnung, ſtumm zuhörend, da die Frau rühmte, wie gut jener geweſen, wie gern ihn alle gehabt, wie er dem ganzen Ort durch das Madonnenbildnis Segen gebracht.

Als eine halbe Stunde ſpäter das Glöcklein am Baume die kleine Gemeinde zu ihrem Gottesdienſt rief, erſtaunten die Leute von Saraceneſco nicht wenig, mitten auf dem Platz vor dem Brunnen ein großes Feuer brennen zu ſehen, das die beiden Knaben eifrig ſchürten. Auch ſtand der Mönch nicht unter dem Kreuz, wo ſonſt das Myſterium ſich vollzog und die Predigt gehalten wurde, ſondern auf der andern Seite der Buche unter dem Bild der Madonna. Er hatte weder ſeinen Ornat angethan, noch irgend etwas für den Gottesdienſt hergerichtet und zeigte eine Miene, daß manche der Frauen bis ins Herz erbebte. Sobald ſich alle verſammelt hatten, begann der Mönch ſeine donnernde Rede.

„Alle, wie ihr hier vor mir ſteht, ſollt heute von mir nicht geſegnet, ſondern verdammt werden, denn eure Sünden ſchreien zum Himmel. Ihr habt ein ſataniſches Götzenbild für ein chriſtliches Heiligenbild ausgegeben, habt das Teufelswerk angebetet und laut von ihm geprieſen, daß es Wunder vollbringe. Aber wie ſchuldig ihr alle ſein mögt, iſt doch keine unter euch ſo mit Sünden beladen wie das Weib, deſſen Geſicht jener verruchte Mann als das Antlitz der Madonna abbildete und das dafür dem Verſucher mit Leib und Seele verfiel. Seht ſie an, wie ſie beſeſſen iſt von dem unſaubern Höllengeiſt, welcher der Gebieter ihrer Seele geworden, ſeht ſie an, ob ſie vortreten wird, um vor dieſem Gottesgericht für ſich zu zeugen? Da ſteht ſie mit frecher Stirn; ſeht, da ſteht ſie und ſchweigt. O der Schande, der Schande, der Schande! Tretet alle fort von dieſer Sünderin, ich ſcheide ſie von euch allen, ich ſtoße ſie aus und ich verfluche ſie im Namen der göttlichſten Jungfrau. Und ſo verhänge ich über ſie die Strafe des Himmels. Ausgeſtoßen ſei ſie, ausgeſtoßen bleibe ſie, bis der Himmel ihre Reue erkannt, ihre Sühne angenommen hat. Ausgeſtoßen mit ihr ſei jeder und jede, der zu dieſer Verdammten ſich hält!“

Alle waren von der Unglücklichen hinweggewichen, ſie ſtand bei ihrer Mutter, ihren Blick in die Augen des Prieſters bohrend. Sie that keinen Laut, machte keine Bewegung, veränderte keine Miene; nur als ihre Mutter einen wilden Wehſchrei ausſtieß und neben ihr zuſammenbrach, erbebte ſie von Kopf bis zu Füßen. Doch gleich faßte ſie ſich wieder, ließ die Frauen ſich um ihre Mutter bemühen, trat von der Gruppe fort, einige Schritte dem Baume näher, mit ihrem Blick unverwandt an den Augen des Prieſters hängend.

Da wendete ſich dieſer, faßte mit beiden Händen das Bild, riß es herab, ſchritt, es hoch über ſich haltend, zum Feuer und ſchleuderte es in die Flammen. Ein Seufzer durchlief die Reihen der Frauen, nur Nubias Lippen blieben geſchloſſen.

Alle waren gegangen; auch die Mutter hatten die klagenden Weiber davongeführt, der Mönch gab dem traurigen Zuge das Geleit. In einiger Entfernung folgten unter tiefem Schweigen die erſchrockenen Mädchen.

Nubia hatte das Bild der Madonna in die Flammen ſinken und auflodern ſehen, ſie hatte zugeſchaut, wie die kniſternde Lohe gierig die himmliſche Geſtalt ergriff und verzehrte, wie das rote Feuer zuerſt das Antlitz der Jungfrau mit Gluten umzuckte und es dann verkohlte und zu Aſche brannte. Sie blieb ſtumm und ſtarr, aber ihr war zu Mut, als wäre es nicht ihr Bild, welches auf einem Scheiterhaufen gerichtet ward, ſondern ſie ſelbſt, und ſie fühlte vor den Qualen dieſes Feuertodes nichts von der Schande, die der Prieſter auf ſie geworfen. Wunderſame Dinge gingen in ihr vor, während ſie einſam vor dem verglimmenden Holzſtoß ſtand und in die flackernden, zuckenden Flämmchen ſtarrte. Plötzlich wußte ſie, wie alles gekommen ſein würde, wenn ſie in jener Nacht den Fremden gebeten hätte, zu bleiben; niemals hätte er bei der Mutter um ſie geworben, aber die Seine wäre ſie trotzdem geworden. Und wenn es dann gekommen wäre, wie der Mönch heute gelogen hatte, daß es gekommen ſei, ſo hätte ſie vor allen daſtehen müſſen, wie ſie heute dageſtanden, ſtumm, ohne ein Wort der Verteidigung, ohne einen einzigen Aufſchrei: „Es iſt nicht wahr!“ Plötzlich, in aller ihrer Verlaſſenheit, bei all ihrem Jammer wurde ſie ſich bewußt, daß in ihr die Leidenſchaft war, davon ſie noch nichts geahnt hatte, als der Geliebte dort unter dem Baum hingeſunken lag und ſeine Liebe zu ihr aufſtöhnte. Nun brach auch ſie zuſammen. Sie warf ſich nieder, Schauer ſchüttelten ſie, ſie ſtöhnte, ſchluchzte, weinte, und in ihr tauſend Stimmen, die ihr zuriefen: geſchehen wäre es, wie der Mönch von ihr ausgeſagt, ſie wäre, wenn er geblieben, durch ihn in Schimpf und Schande verfallen, durch ihn in Jammer und Elend geraten. Aber ſie dankte ihm nicht, daß er ihr alles erſpart hatte, daß er, von ihr ſich ſcheidend, davongegangen war, ſie einem andern überlaſſend: „Du ſollſt ſein Weib ſein!" Was war das für eine Liebe, die gleich entſagte und hingab? Hätte er noch einen einzigen Tag gewartet, ihr noch ein einzigesmal in die Augen geſehen, ein einzigesmal noch ihren Namen geſprochen! Aber er ging davon, er ſagte: „Du ſollſt eines andern Weib ſein!"

Ihre Gedanken von dieſem einen nicht fortbringend, regte ſich in ihr das heiße Blut ihres alten, wilden Mutterſtammes, immer tödlicher erſchien ihr die Kränkung, die ſie von dem geliebten Mann erfahren hatte, immer unauslöſchlicher der Schimpf, der ihr von ihm zugefügt worden war. Gleichgiltig gegen die ſoeben erlittene ungeheure Schmach empfand ſie mit wütenden Schmerzen, was jener andere ihr angethan, als er, ſich von ihr wendend, ihr zum ewigen Abſchied ſagte: „Du magſt das Weib deſſen werden, den Du nicht liebſt!"

Noch rang ſie mit Liebe und Haß, noch lag ſie in unſäglichem Elend, als ſie dicht neben ſich die Stimme des Mönches vernahm. Wie wenn der Biß einer Schlange ſie getroffen, fuhr ſie empor, wich ſie von dem Verhaßten zurück; ſie wollte fliehen, doch er vertrat ihr den Weg. Da blieb ſie ſtehen, ihn mit einem Blicke meſſend, daß der Prieſter den ſeinen abwenden mußte.

„Ich fand Dich am Boden liegend. Es war die Hand des Herrn, die Dich niederwarf. Erkennſt Du Deine Sünde?"

„Ja."

„Bereuſt Du ſie?"

„Nein."

„Elende!"

„Tretet aus dem Weg, ich will zu meiner Mutter!"

Da ließ er ſie gehen.

Ohne ſich umzuſehen, ob er ihr folgte, ſtieg Nubia den ſteilen Pfad hinauf, kam in den Ort, wo Jung und Alt auf der Gaſſe ſtand, mit leidenſchaftlichen Geberden den unerhörten Zufall beredend, denn alle glaubten dem Prieſter. Bei Nubias Erſcheinen verſtummten ſie, es ward ſtill, einige traten haſtig ins Haus, andere drückten ſich gegen die Wand, keine ſprach ſie an, ſelbſt die Kinder liefen vor ihr fort. Aber Nubia ging ruhig ihres Wegs, mit erhobenem Kopf gerade vor ſich hinblickend. Hinter ihr traten die Frauen wieder zuſammen, ſahen ihr nach, flüſterten, ſeufzten, jammerten.

Nubia kam nach Hauſe. Die Mutter kauerte neben dem Herde, ſämtliche Nachbarinnen waren bei ihr; nun begaben ſie ſich alle hinaus, die Tochter mit der Mutter allein laſſend. Dieſe richtete ſich auf, trat ſchwankenden Schrittes an das Mädchen heran und ſpähte in ihr Geſicht. Plötzlich ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus, erhob die geballte Hand und wollte zuſchlagen.

„Mutter!"

Die Frau ließ die Hand ſinken, ſie ſagte:

„Wenn Dein Vater noch lebte oder Dein Bruder nicht noch ein Knabe wäre, ſo würde dieſe Schande gerächt werden."

Nubia erwiderte: „Mein Vater würde mich töten. Vielleicht thut's ein anderer. Wenn er ſonſt der rechte Mann iſt, thut er's!"

IX.

Die Oktoberregen fielen. Auch den Felſengipfel, der das graue Saraceneſco trägt, umſäumte ſchon nach wenigen Tagen ein Streifen frühlingshellen Grüns. Vom Buſchwald ſpülten die Fluten allen Staub hinweg, Bäume und Strauchwerk erfriſchten ſich, neue Triebe brachen hervor, es gab wieder Blumen und die Vögel ſangen.

Morgen für Morgen lag das weite Felſengebiet in herrlicher Klarheit da, die Ferne ward zur Nähe. Es zeigten ſich Gipfel, die viele Monate lang im Dunſt verborgen, hohe Kuppen mit Ortſchaften, die wie verſchwunden geweſen waren, Thäler und Schluchten, die man den Sommer über vergeſſen hatte.

Deutlich ließ ſich jetzt das Albanergebirge mit dem leuchtenden Kranze ſeiner Städte ſehen, die Meeresküſte mit ihren finſteren Wildniſſen und dem ſchimmernden Dünenſtrand, die Stätte, wo Rom lag, und die ausgedehnten braunen Gefilde, auf denen die fremden Arbeiter die letzten Frondienſte des Jahres verrichteten.

Gegen Mittag umwölkte zwar ein nebeliger Schleier die Ferne; aber des Abends erſtrahlten die Bergſeiten in tiefem Blau und über dem aufleuchtenden Meer verſank die Sonne in einem Bett von Purpur und Gold.

Nubia hatte noch immer nicht das Wort geſprochen, welches ſie zu rechtfertigen und zu entſündigen vermochte. Es wäre dafür wohl auch zu ſpät geweſen, da niemand ihr geglaubt haben würde, ihre eigene Mutter nicht. Aber das ſtolze Mädchen dachte gar nicht daran, ſich überhaupt rechtfertigen und entſündigen zu wollen, ſo ſehr hatte ſich ihrer die Vorſtellung bemächtigt: wenn er noch einen Tag hier geblieben wäre, würde es ja geſchehen ſein, wie ſie ſagen. Wie Acht und Bann lag es auf ihr; ſie blieb ausgeſtoßen und verurteilt, alle mieden ſie, niemand ſprach ſie an. Jeden dritten Tag erſchien der Mönch, der, ſeitdem er das Götzenbild verbrannt und die Sünderin verurteilt hatte, in Saraceneſco zu großer Macht über die Gemüter gelangt war, die, ſo lange der Ort beſtand, zum erſtenmal einem Prieſter ſich beugten.

Nun, da die Leute von Saraceneſco es einmal thaten, thaten ſie es, ihrer Natur gemäß, gleich ſchrankenlos. Mit einem wahren Fanatismus unterwarf ſich beſonders Nubias Mutter der Gewaltherrſchaft des Mönches, während ihre Tochter den Gottesmann keines Blickes, geſchweige eines Wortes würdigte.

Sie hatte ſich ſehr verändert. Kein Blutstropfen war in ihrem Geſicht, ihre dunklen Augen brannten in einem unſtäten Feuer, ihre Züge erhielten mehr und mehr etwas Starres. Zuweilen belebte ſich plötzlich ihr Geſicht, das dann einen finſtern und wilden Ausdruck annahm. Die Schande, die auf ihr laſtete, erdrückte ſie nicht, im Gegenteil, unter der allgemeinen Verachtung hob ſich ihr Haupt, und ihre Schönheit entfaltete ſich mit jedem Tage zu herrlicherer Blüte.

Aeußerlich führte ſie in allen Stücken ihr gewohntes Leben fort, im Hauſe, am Brunnen und in der Macchie die nämlichen Obliegenheiten wie früher verrichtend, nur daß ſie es jetzt unter tiefem Schweigen that. Denn auch mit der Mutter redete ſie ſelten ein Wort, es dieſer nicht vergeſſend, daß ſie, wie alle anderen, ſogleich dem Prieſter geglaubt hatte.

Täglich ſtieg ſie zweimal zum Brunnen hinab, Waſſer zu holen; ſie ging, wenn die anderen gingen, es dieſen überlaſſend, ſie zu meiden. Stand ſie dann einſam am Brunnen, ſo kam es wohl vor, daß ſie vergaß, den gefüllten Krug ſogleich wieder auf den Kopf zu heben; in Gedanken verſunken, lehnte ſie am Brunnenrand, mit träumenden Augen auf den Buchenſtamm blickend, wo ihr Bildnis gehangen hatte, ſeine himmliſche Schönheit auf dem ſtillen Waſſergrund ſpiegelnd. Es ſollte ein Götzenbild geweſen ſein — — an ihr hatte es Wunder gethan.

Mittags nahm ſie dann ihre Spindel und verließ das Haus. Sie ging den Berg hinab, durchſchritt die Macchie und begab ſich zum Kreuz, das am Saume des Gehölzes aufgeſtellt war. Den Rücken gegen den Stamm lehnend, ſtand ſie und ſpann und ſchaute dabei auf den ſchmalen, vielfach ſich windenden Pfad, auf dem die heimkehrenden Männer ſichtbar werden mußten. Aber noch war es zur Ausſchau viel zu früh, erſt in einigen Wochen kam die Zeit, wo die Entfernten zurückerwartet werden konnten, wo um jenen Platz die ſehnſuchtsvoll harrenden Frauen und Mädchen ſich drängten.

Dennoch trat Nubia ſchon jetzt jeden Tag ihren Wachpoſten an, auf demſelben bis zum ſpäten Abend, oft bis in die tiefe Nacht hinein verharrend. Konnten ihre Augen nichts mehr erkennen, ſo ſtand ſie vorgebeugten Hauptes und lauſchte mit angehaltenem Atem, ob ſie nicht den haſtigen Schritt eines verſpäteten Wanderers vernähme, aber in der Tiefe unter ihr blieb es ſtill.

Als es auf den Bergen frühlingsfriſch zu grünen begann, kam aus den Schluchten der Knabe Maſtorre mit ſeiner Herde heraufgezogen. Da zum erſtenmal geſchah es, daß Nubia eine heftige Erregung äußerte, denn ſie liebte den Bruder innig und ward von dieſem auf das leidenſchaftlichſte wiedergeliebt. Als der junge Maſtorre erfuhr, was ſich zugetragen, verfiel er in Trübſinn, wollte Nubia nicht ſehen und kam von ſeiner Herde hinweg niemals nach Hauſe. Da ging endlich ſeine Schweſter zu ihm hinaus.

„Wärſt Du jetzt ſchon ein Mann, ſo könnteſt Du die Ehre unſeres Hauſes jetzt rächen, mein armer Maſtorre."

Tief erglühend ſich von ihr abwendend, meinte der Knabe mit zuckendem Munde:

„Es braucht nicht mehr lange, ſo bin ich ein Mann, und dann —"

Verhaltene Thränen erſtickten ſeine Stimme.

„So lange kann ich nicht warten," verſetzte Nubia.

Sie wollte ihrem Bruder Troſt zuſprechen, ſie wollte ihm etwas ſagen, aber Maſtorre lief fort, es dem Hund überlaſſend, die Herde zu hüten. Nubia rief ihm mehreremale, doch erhielt ſie keine Antwort. Da ſetzte ſie ſich auf einen Stein und weinte bitterlich.

Bevor auf dem Gebirge der erſte Schnee fiel, kam eine lange Regenzeit. Wiederum war von Erde und Himmel nichts zu erblicken: ſchwarzes Gewölk lagerte über den Gipfeln, ſenkte ſich tiefer und tiefer, füllte Thäler und Schluchten, deckte die ganze römiſche Ebene. Zuweilen zerriß der Weſtwind den ſchweren Dunſt, ſo daß die finſtere Landſchaft aus dem Gebräu wie eine Erſcheinung auftauchte, um ſogleich wieder in Regenſchauern zu verſchwinden. Ununterbrochen ſtürzten die himmliſchen Gewäſſer herab. Die Gaſſen in den hohen Bergſtädten wurden zu Rinnſalen, die Bäche und Flüſſe ſchwollen und traten über, weithin ward in der Ebene das Land von braunen Schlammfluten bedeckt. (Fortſetzung folgt.)

Die deutſche Kaiſerfahrt nach dem Süden.

VIII.

Beſuch in Neapel und Heimkehr.

Mit Originalzeichnungen unſerer Spezialartiſten F. Schlegel und H. Stoltenberg-Lerche

Nicht minder glänzend als die römiſchen Kaiſertage und in ihrer Eigenart noch großartiger und eindrucksvoller geſtalteten ſich die Feſttage in Neapel. War ſchon der Empfang, der dem Kaiſer bei ſeinem Einzug in die italieniſche Hauptſtadt zu teil geworden war, ein ganz überraſchend herzlicher und enthuſiaſtiſcher geweſen, ſo war das Bild, welches Neapel in den Tagen der Anweſenheit der beiden Monarchen bot, noch bunter bewegt, noch reicher an mannigfaltig wechſelnden Geſtaltungen. Die Kundgebungen der Freude und des Jubels, die dem kaiſerlichen Beſucher entgegengebracht wurden, übertrafen alle Erwartungen. Dieſe geräuſchvolle Ausgelaſſenheit, dieſe naive, um keine hemmenden Formalitäten ſich kümmernde Fröhlichkeit, das Bedürfnis jener Herzensfreude möglichſt lauten, ja lärmenden Ausdruck zu verleihen, dazu die vielfarbigen Trachten und maleriſchen Koſtüme der von Nah und Fern herbeieilenden Provinzbewohner, das alles verlieh den Feſttagen in Neapel ihren ganz beſondern und charakteriſtiſchen Reiz. Alles eilte und regte ſich, keiner wollte zurückbleiben. Auf Wagen und Karren, zu Pferde, auf Mauleſeln, auf den abenteuerlichſten und ſeltſamſten Vehikeln, deren Beſpannung zum Teil aus ein paar Ziegen beſtand, kamen ſie über die nahen Berge herein, um den Kaiſer zu ſehen. Und als er nun endlich einzog an der Seite König Humberts und die Tauſende ihn von Angeſicht zu Angeſicht ſehen konnten, da kannte der Jubel und die Begeiſterung keine Grenzen. In den mit Fahnen, grünen Kränzen, bunten Tüchern und Teppichen geſchmückten Häuſern drängte ſich an den Fenſtern bis zur oberſten Dachluke hinauf die ſchauluſtige Menge; Blumen und kleine Bilder des Kaiſers und des Königs wurden herabgeworfen, unten von dem Volke aufgefangen und an der Kopfbedeckung befeſtigt, und tauſendſtimmige Freudenrufe gaben dem gefeierten Gaſt das Geleite bis zum königlichen Schloſſe. Das großartigſte Schauſpiel, welches König Humbert ſeinem hohen Gaſte bieten konnte und welches zugleich geeignet war, dieſem einen Begriff von den gewaltigen Verteidigungsmitteln zu geben, die Italien in ſeiner gewaltigen Flotte mit ihren mächtigen Panzerſchiffen, den größten der Welt, beſitzt, ſollte am nachfolgenden Tage im Buſen von Neapel ſtattfinden. Ein Extrazug brachte die hohen Feſtgäſte am Morgen nach dem nahen Caſtellamare, wo dieſelben zunächſt dem Stapellaufe des neuerbauten Panzerſchiffes „Umberto I." beiwohnten. Herrlich lag an dieſem Vormittage der ſo unbeſchreiblich prächtige Meerbuſen da. Die Morgenſonne ſchien heiter und freundlich auf das belebte Bild herab, in der Ferne tauchten aus dem leichten Frühnebel die Umriſſe des unvergeßlichen Capri hervor, die Inſeln Procida und Ischia erhoben ſich aus der leichtbewegten Meeresfläche wie zwei einſame Felsblöcke, und der Veſuv ſtieß beſonders mächtige Rauchwolken aus, die ſich wie ein gewaltiger Federbuſch über den

Raum des Berges [illegible] [illegible] Waſſerfläche, kleine Dampfer und [illegible] von einem Ufer zum andern [illegible] ſich und glänzt, jeder geſchmückt, [illegible] all den großen [illegible] [illegible] in der maleriſchen Tracht à la Maier [illegible] luſtiges Volksſtück an alles atmete Leben. [illegible]

Draußen vor Castellammare lagen in Parade [illegible] der großartigſten und prächtigſten Fahrzeuge der italieniſchen [illegible] einem Torpedozerſtörer von ſechzehn Schiffen. Stolz und majeſtätiſch war zu Stunde der [illegible] begleitet. Die Feſtteilnehmer [illegible] unter freudigem Jubel [illegible] Feſtteilnehmer. Der Kaiſer und der König nebſt den anweſenden Prinzen [illegible] glänzenden Gefolge begaben ſich alsbald an Bord der [illegible], begleitet von dem mächtigen Kriegsſchiffe die Rückfahrt nach Neapel antraten. Vor dem [illegible] ins Meer hinaus; [illegible] Cap war [illegible] Anker; das nachfolgende [illegible] Schwader [illegible] in einem Bogen zur Seite [illegible] unter [illegible] und dem Hurra [illegible] in [illegible] Ordnung an der [illegible]

[illegible] mit rubinrotem [illegible] und [illegible] jeden [illegible] und Gärten um die [illegible] Santa [illegible] ihrer [illegible] Majoniellſtadt [illegible] zeiſierte [illegible] und am Ufer des [illegible] bewegten [illegible] Ständchen, Serenaden und ſo [illegible]

Bei den Ausgrabungen in Pompeji.

Grab beſucht zu haben, das in feierlicher Ruhe inmitten einer paradieſiſchen Landſchaft, inmitten des haſtigen Drängens und Treibens der Gegenwart ſtill und tot am Fuße des Veſuvs daliegt! Die frühen Morgenſtunden vor der auf denſelben Mittag feſtgeſetzten Rückkehr nach Rom waren dem Beſuche der Ruinenſtadt beſtimmt. Allein mit ſeinem königlichen Gaſtfreunde und mit wenig zahlreichem Gefolge durchwanderte der Kaiſer die freigelegten Teile der Stadt, mit regem Intereſſe die Spuren einer längſt vergangenen Zeit, die ſo wunderbar gut erhaltenen [illegible] ebenſo wie [illegible] Schwächen und Laſter [illegible] betrachtend. Nur wenige Stunden konnte der Aufenthalt an der intereſſanten Stätte währen. Nachdem noch die Arbeiten der neueſten Ausgrabungen in Augenſchein genommen und in Gegenwart der hohen Beſucher eine Anzahl wertvoller Altertümer aus ihrem achtzehnhundertjährigen Grabe ans Tageslicht gefördert waren, erfolgte die Rückkehr nach Neapel. Wir verzichten darauf, den Abſchied von dem herrlichen Neapel, der an Herzlichkeit und [illegible] voller Begeiſterung dem [illegible] ſowie den Wiedereinzug in Rom eingehend zu ſchildern. Nur des großartigen Abſchluſſes der römiſchen Feſttage wollen wir noch gedenken, jener magiſchen Beleuchtung, die das ewige Rom — Forum, Palatin und Coloſſeum — wie [illegible] [illegible] erſcheinen ließ. Am Morgen nach dieſer Beleuchtung trat ſodann Kaiſer Wilhelm nach herzlicher [illegible] ſeinem königlichen Freund und treuen [illegible] die Heimreiſe an. Die erſte Romfahrt des deutſchen Kaiſers hatte ihren Abſchluß erreicht. Möge der durch ſie befeſtigte Freundſchaftsbund ſeine ſegenbringenden Früchte tragen, und den beiden verbündeten Völkern auf lange Zeit hinaus die Wohltat des Friedens ſichern! Dr. R. J.

Die Rückfahrt von der Flottenſchau.

Altes und neues Burgtheater.

Von

Armin Friedmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Hiezu auch die Bilder Seite [illegible].)

Auf dem Michaelerplatze zu Wien ſteht, in einen Winkel gezwängt, als ſchäme es ſich des unmodiſchen Gewandes, ein altes, häßliches Haus. In dieſem alten, häßlichen Hauſe ward ſeit nahezu anderthalb Jahrhunderten Komödie geſpielt.

Am 17. Februar 1776 ließ Joſeph II. den verſammelten Mitgliedern dieſer Schaubühne kund und zu wiſſen thun: „daß, nachdem Seine Majeſtät das Theater nächſt der Burg zum Hof- und Nationaltheater zu erklären geruht haben, von nun an nichts als gute, regelmäßige Originale und wohlgerathene Ueberſetzungen darin aufgeführt werden ſollen, und daß die Schauſpieler bei der Wahl neuer Stücke nicht auf die Kaſſe, ſondern auf die Güte derſelben Acht zu nehmen haben.“

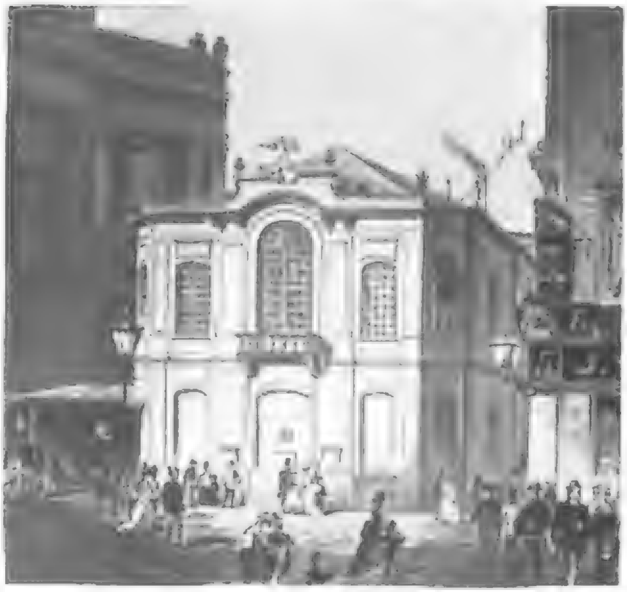
Seit dieſem Augenblick gibt es ein „Burgtheater“ in dem Sinne, den wir mit dieſem Namen zu verbinden gewohnt ſind.

Das „Hof- und Nationaltheater nächſt der Burg“ hat ſeinem Vater, dem großſinnigen „Schätzer der Menſchheit“, makellos Ehre gemacht in dieſen hundertunddreizehn Jahren. Zum ſtolzen Tempel deutſcher Schauſpielkunſt iſt das [illegible] Gebäude geworden. Große Meiſter haben ſeinen Ruf begründet, gewahrt und treu den Schatz gehütet, den ſie den Nachfolgern hinterließen: die Tradition des Hauſes. Arbeit ward ſtreng an dem Grundſatze feſtgehalten, daß das Kunſtwerk über dem Kunſtwind ſtehe! Und nun gilt es ernſtlich Abſchied nehmen von dem altehrwürdigen Raum, welcher vielen Geſchlechtern eine Stätte edlen, künſtleriſchen Genuſſes war und mit dem ungezählte, herrliche Erinnerungen verknüpft ſind. — Haſenauers mit verſchwenderiſcher Pracht errichteter Theaterpalaſt ſteht bereit. Wien wird nicht bloß das beſte, ſondern auch das ſchönſte Schauſpielhaus beſitzen. Großartig iſt die architektoniſche Anlage, feſſelnd der reiche plaſtiſche und maleriſche Schmuck. Die techniſchen Behelfe ſtehen auf der Höhe der vorgeſchrittenen Zeit.

Ein knapper hiſtoriſcher Rückblick möge über etwaige Sentimentalität hinweghelfen und wieder einmal zeigen, aus welchen Anfängen das Bedeutende ſich zu entwickeln pflegt.

Der Gründung ward gedacht. Vom 8. April 1776 datirt der erſte Zettel. Es wurden „zwey Luſtſpiele aufgeführet“: „Die Schwiegermutter“ und „Die indianiſche Wittwe“, beide ohne Autorennennung. Das Repertoire jener Zeit durchgehend, trifft man unter einer Menge erſchrecklichen Plunders doch auch auf echte Perlen aus den Kronen Shakeſpeares und Leſſings. Am 13. Juli 1776 ging gar ein Schauſpiel „vom Herrn von Goethe“, „Erwin und Elmire“, über die Bretter.

Die hervorragendſten erſten Hofſchauſpieler waren: Heiderich, Jaquet, die beiden Stephanie mit ihren Frauen, J. H. F. Müller, Mozarts Schwager Lange, Weidmann, Bergopzoomer, Leſſings Jugendliebe, Madame Weidner, und Demoiſelle Jaquet. Ihnen ſchloſſen ſich bald Madame Sacco an und Brockmann, als Hamlet und Lear viel gerühmt, der 1789, nach Aufhebung des bisherigen leitenden Ausſchuſſes, der erſte Director wurde



Das alte Burgtheater in Wien.

Feſtvorſpiel im Wiener Burgtheater: Die Poeſie geleitet den Genius des alten Hauſes in das neue. Originalzeichnung von Leopold Burger.

Auguſt von Kotzebue, ſeit 1797 Hoftheaterſekretär, beherrſchte mit ſeinen und Ifflands Waſſerſuppen jahrzehntelang das Repertoire. Schiller kam nur ſchwer zu Worte. Die Zenſur verballhornte ſeine Dramen in unglaublicher Weiſe, machte den alten Moor zum Oheim ſeiner Söhne, ernannte den Präſidenten zum Vizedom (!), verheiratete Karl VII. mit Agnes Sorel und gab dem Leibtrabanten Domingo eine fixe Anſtellung als erſter Höfling! „Vom Herrn von Goethe“ wurde die Tancred-Ueberſetzung gegeben und 1800 einmal die „Iphigenie“ — aber nur, um für lange ſpurlos zu verſchwinden.

Koberwein, Koch, Korn und Krüger — die vier berühmten K der Burg — traten nach einander in den Verband des Inſtitutes. Krüger ſpielte alles und gut bis 1828, wo er ſtarb. Koch und Koberwein waren beliebte, tüchtige Kräfte. Maximilian Korn, der von 1802 bis 1850 als erſter Salonliebhaber wirkte, deſſen leichter Geſprächston und anſprechendes Temperament reiche Anerkennung fanden, hatte auch im Charakterfache ſchöne Leiſtungen aufzuweiſen.

Sophie Schröder! Aus der Naiven, die 1798 nicht ſonderlich gefallen, war 1815 eine große Tragödin geworden, die bald freiwillig in das Fach der Heldenmutter übertrat, in welchem ſie das Außerordentlichſte zu leiſten berufen war. Anſchütz ſchilderte ihre künſtleriſche Perſönlichkeit in ſeinen Aufzeichnungen: „Wer Dich nicht gekannt in den Jahren Deiner Kraft und Entfaltung, der wird ſich kaum ein vollſtändiges Urteil bilden können über den Höhepunkt und die möglichen Grenzen tragiſcher Darſtellung. Wer Dich aber gekannt hat, der neigt ſich vor Dir ohne Neid und Eiferſucht mit dem Bekenntnis: Bis hieher muß der Genius der Kunſt dringen, aber er kann auch nie mehr erringen.“

Im Jahre 1814 wurde Joſef Schreyvogel Kanzleidirektor, ein Mann von allererſter Bedeutung für die gedeihliche Zukunft des Inſtitutes. Ihm dankt es ſeine erſte, reiche Blüteperiode. „Er war an Art und Geiſt Leſſing verwandt,“ ſchreibt Grillparzer, der ſelbſt thatkräftige Förderung von ihm erfahren. Schreyvogel war bereit, das Repertoire auf eine höhere, mehr litterariſche Stufe zu heben und dem Perſonal neue Kräfte zuzuführen. Er hatte ein ſcharfes Auge für aufſtrebendes Schriftſteller- und Schauſpielertum. Unter ihm wurden engagirt: Anſchütz (1821 bis 1864 [*]), Coſtenoble, der Vorgänger La Roches (1818 bis 1837), Fichtner (1824 bis 1865), Löwe (1826 bis 1871), Wilhelmi; die Frauen Julie Rettich (1830 bis 1866), Karoline und Sophie Müller, Peche und noch viele andere von Talent und Bedeutung.

Für ſolche Leiſtungen erntete Schreyvogel Undank, und die vorgeſetzte Behörde bereitete allen ſeinen Beſtrebungen Schwierigkeiten. 1832 wurde er, nachdem er zu ſeinem Chef: „Das verſtehen Sie nicht, Excellenz!“ geſagt, plötzlich entlaſſen und durfte nicht einmal ſeinen Regenſchirm mitnehmen, der ihm nachgeſchickt wurde.

Schreyvogels vom Genie begünſtigtes Talent im Auffinden und Heranbilden neuer Kräfte mahnt an ſeinen ſpäteren Nachfolger Laube. —

Heinrich Anſchütz war von der Natur verſchwenderiſch bedacht. „Einen Kröſus an Mitteln“ nennt ihn Lewinsky. In jungen Jahren ein gefeierter Heldenſpieler, ließ ihn Schreyvogel früh in ein ernſteres Fach übertreten. Sein Lear, Götz, Erbförſter, Beliſar, Miller waren Kunſtleiſtungen von hoher Vollendung, er ſelbſt der größte Sprecher, den die deutſche Bühne je beſeſſen. Der Pomp der Rede ſtand ihm zu Gebote wie keinem.

Karl Fichtner, der liebenswürdige Salonheld, hat, ſo klein er begonnen, ſich dennoch auf einen hohen Gipfel der Kunſt geſchwungen. Seine Leiſtungen leben noch heute unvergänglich in der Erinnerung aller, die ihn geſehen. In ſpäteren Jahren, als ſich zu abnehmendem Gedächtnis Taubheit geſellte und der Souffleur für ihn nicht vorhanden war, wußten wenige ihre Rollen wie — Karl Fichtner!

Der gewaltige Feuergeiſt Ludwig Löwe war aber ganz anders veranlagt — der nahm alle Poſitionen im Sturm. Ein Genie ſondergleichen, immer hinreißend, immer bewunderungswürdig! Grillparzer zeichnet ſein Weſen mit den zutreffenden Worten: „Du ſiegſt, wo der Dichter erliegt!“ und Laube, der ſtrenge, gründliche, ſchrieb begeiſtert: „Ich ſage nicht, Gott erhalte uns die Helden; ich ſage nur, Gott erhalte uns Löwe!“

Das Erbe der großen Schröder trat Julie Rettich an, deren ſtarker Geiſt alle Aufgaben tief und ernſt faßte. Auf dem Wege der intenſiven Gedankenarbeit gelangte dieſe merkwürdige Frau dennoch zu echten tragiſchen Wirkungen. Der berückende Reiz der äußeren Erſcheinung, der Poſe, blieb ihr verſagt. Friedrich Halm ſchrieb für ſie ſeine Griſeldis und Thusnelda. Ein Band reiner Freundſchaft verknüpfte innig die beiden. Julie Rettich war als Frau ſo groß wie als Künſtlerin.

Karoline Müller und die ſchöne Peche ſpielten Salondamen, und vorzugsweiſe in Bauernfelds zahlreichen Luſtſpielen. Die jung verſtorbene Sophie Müller, eine lang erſehnte tragiſche Liebhaberin, erinnert durch die liebreizende Mädchenhaftigkeit ihres Weſens an die arme Joſefine Weſſely. Sie ſpielten beide dieſelben Rollen, auf der Bühne wie im Leben, ſtarben beide im Alter von ſiebenundzwanzig Jahren, da ſie den Zenith ihrer Kunſt noch lange nicht erreicht hatten.

Deinhardſtein, der noch heute in Litteraturgeſchichten ein Schattendaſein friſtet, ward Schreyvogels Nachfolger. Er kümmerte ſich, ſein Amt von der leichten Seite nehmend, nicht allzu viel um das ſeiner Obhut anvertraute Theater und wirkte — ſozuſagen — bis 1841.

Unter ihm kam 1833 La Roche aus Weimar, ein Mann, von dem Goethe gegen Eckermann erwähnte: „Nehme ich dazu La Roche . . . ſo kann ich der Ausführung meiner Intentionen gewiß ſein.“ Laube ſprach ihm die Begabung eines Garrick zu. Wenn auch La Roche den Shylock, Mephiſto, — letzteren nach Goethes eigenſter Intention — den Schewa meiſterlich darſtellte, ſo lag doch die exceptionelle Größe dieſer bedeutenden Perſönlichkeit auf dem Gebiete der feinkomiſchen und realiſtiſchen Kleinmalerei. Sein „alter Klingsberg“, „Malvolio“, „Richter Adam“ und hunderte Rollen aller Fächer waren unvergleichliche Meiſterwerke der Schauſpielkunſt. Er ſpielte bis kurz vor ſeinem am 11. März 1884 erfolgten Tode, ſomit beinahe einundfünfzig Jahre, auf dem Burgtheater.

Unter Deinhardſtein wurden auch Luiſe Neumann, als Naiv-Sentimentale allgemein gefeiert (1839 bis 1856), und Chriſtine Enghaus, ſpäter Hebbels Gattin (1839 bis 1875), engagirt.

Deinhardſtein, dem Mann der Unwirtſchaft, folgte 1841 der Pedant Holbein, der das Theaterweſen kanzleimäßig auffaßte, dem die Bühne Regiſtratur und die Rolle Aktenſtück war.

Zwei neue, hervorragende Mitglieder brachte das Jahr 1846: die Haizinger (bis 1884) und Beckmann (bis 1866). Amalie Haizinger, die „Mama der Burg“, wie ſie in ſpäteren Jahren genannt wurde — das Koſewort kennzeichnete zugleich ihr Fach — war eine begabte, liebenswürdige Darſtellerin. Ihr Spiel blieb ſtets naturwahr, ihr Humor allzeit herzerquickend. Ein eminenter ſchauſpieleriſcher Takt und eine ihr eigentümliche graziöſe Schalkhaftigkeit zeichnete ihre Gebilde vorteilhaft aus.

Fritz Beckmann, der luſtigſte aller Käuze, hatte ſich vom Lokal- zum Charakterkomiker durchgerungen. Er ſchöpfte ohne ſonderliche Geſtaltungskraft allein aus dem unerſchöpflichen Born ſeines heiteren Naturells und fand ſtets die Lacher auf ſeiner Seite.

Dawiſon kam 1849. Es ward ihm aber nicht lange wohl an der „Burg“, der Virtuoſe mußte ſich als fremdes Element in dieſem Kreiſe fühlen.

Holbein ging in demſelben Jahr, und der Jungdeutſche mit den demokratiſchen Allüren, Heinrich Laube, wurde Direktor — nach Schreyvogel der hervorragendſte Verweſer des verantwortungsvollen Amtes. Laube war ein eminenter Praktikus, ein Planetenentdecker am Bühnenhimmel, der Mann der goldenen Rückſichtsloſigkeiten nach oben, unten, rechts und links, klar ſein Ziel erkennend und unbeirrt darauf losgehend.

Er führte Grillparzers Dramen wieder in das Repertoire ein, aus dem ſie allgemach verſchwunden waren, inſcenierte viele Shakeſpeareſche Stücke und begünſtigte die neufranzöſiſche Schule. Eine Anzahl damals unbekannter und ſtark angezweifelter Leute hielt er mit ſtarker Hand, und man ſah, daß es gut war. Laubes Schützlinge von dazumal ſind heute gefeiert und geprieſen als die Erſten ihrer Kunſt.

Sie heißen: Baumeiſter (1852), Meixner (1852 bis 1888), Gabillon (1853), Zerline Würzburg-Gabillon (1853), Sonnenthal (1856), Friederike Goßmann (1857 bis 1861), Lewinsky (1858), Förſter (1858 bis 1875), Auguſte Baudius-Wilbrandt (1861 bis 1875), Charlotte Wolter (1862), Ernſt Hartmann (1864), Helene Schneeberger-Hartmann (1867), Fritz Kraſtel (1865).

Dieſe Liſte, welche den Ruhm und die Größe des neuen Burgtheaters bildet, erhebt keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit.

Adolf von Sonnenthal und Joſef Lewinsky! Wir grüßen die Meiſter. Sonnenthal fiel zwar in ſeiner Antrittsrolle als Mortimer ein klein wenig durch, ließ ſich aber doch nicht abhalten, der gefeierte Konverſationsſpieler zu werden. Jetzt ſetzt er im älteren Fache die liebgewordene Beſchäftigung des Lorbeerenerntens emſig fort. Sein Hamlet, Derblay, Röller, Uriel, Kean — wir greifen aufs Geratewohl in ſein immenſes Repertoire — entſprechen vollauf den höchſten Anforderungen der darſtelleriſchen Kunſt. „Neben dem Manne iſt ſchwer Komödie ſpielen,“ geſtand uns eine ſeiner Kolleginnen; „er ſpielt nicht, er lebt alles.“ Sonnenthals warmer, voll aus dem Herzen ſtrömender Ton, die Größe ſeiner Auffaſſung, die Nobleſſe ſeines Spiels und ſeiner Erſcheinung — wer könnte ihnen widerſtehen!

Von der Natur karglich bedacht, aber dafür mit einem großen geiſtigen Fundus und gewaltiger Energie ausgerüſtet, iſt der Charakterdarſteller und Intrigant Joſef Lewinsky. Ein Denker, ein Grübler, der ſich Organ und Figur ſelbſt geſchaffen, ein gewaltiger Meiſter des Wortes aus der Anſchützſchen Schule.

Charlotte Wolter iſt die große Nachfolgerin der Rettich und Schröder. Ein paar flüchtige Zeilen über ſie ſchreiben, iſt ſchwer, ein Buch leicht. Ihre Gebilde tragen den Stempel der Vollendung. Mit faſt dämoniſch-genialer Geſtaltungskraft entwirft Charlotte Wolter ihre großen tragiſchen Rollen. Ein verzehrendes, leidenſchaftliches Feuer durchlodert ſie alle. Sie wirkt auf das Ohr durch den echt tragiſchen Timbre des herrlichſten Organs, — auf das Auge durch die Größe und Schönheit ihrer Bewegung und Poſe, die ſo klaſſiſch echt ſind wie ihr Profil. Als Meſſalina, Adelheid, Sappho, Lady Macbeth iſt die Wolter bewundernswert!

Ein echter deutſcher Künſtler iſt Baumeiſter — ſchlichte Einfachheit und Naturwahrheit ſind die Merkmale ſeiner Kunſt — Crespo, Götz, Falſtaff, Erbförſter ſeine beſten Rollen. Gabillon iſt in zahlreichen Epiſoden trefflich, ſo als „Hagen“, „Selbitz“, „Ramiro“, „Kalb“. In deſſen Gattin vermeinte Laube eine brauchbare Liebhaberin zu beſitzen — es war aber nur die pikanteſte, ſchärfſte, geiſtreichſte Salondame. So irren ſich große Direktoren! Die Goßmann wirkte nur drei Jahre, aber ſie genügten, um ihrer „Grille“ ehrenvolles, dauerndes Gedenken zu ſichern. Auguſte Baudius war eine Liebhaberin von berückender Schönheit und großer Anmut. Ihr Talent hielt dieſen Eigenſchaften die Wage. Des jüngſt dahingeſchiedenen Meixner haben wir unlängſt ausführlich gedacht. Ernſt Hartmann iſt ein guter Salonliebhaber, der ſich an Fichtner herangebildet. Fichtner wieder hat von Korn viel gelernt. So iſt Korn Hartmanns künſtleriſcher Großpapa. Das iſt die Vererbungs- und Veredlungstheorie des Burgtheaters. Einer bildet ſich am andern — um wieder ein anderer zu werden. Frau Hartmann, einſt eine vorzügliche Naive, geht langſam in das ältere Fach über, in welchem ihr der Erfolg treu bleiben möge. Fritz Kraſtel iſt unſer feuriger Heldenſpieler, der würdige Nachfolger des großen Joſef Wagner (1850—1870). — Förſter gehört der Burg längſt nicht mehr an.

Laube mußte 1868 gehen und Dingelſtedt, der ehemalige kosmopolitiſche Nachtwächter, „mit den langen Fortſchrittsbeinen“, kam an ſeine Stelle, nachdem Friedrich Halm ſich nach kurzer Führung derſelben gar nicht gewachſen gezeigt hatte. Dingelſtedt war mehr Regiſſeur und Ausſtattungsmeiſter, denn Direktor. Seine Verdienſte auf jenen Gebieten ſeien ungeſchmälert anerkannt, ſowie diejenigen, welche er ſich um die Aufführung des Cyklus der Shakeſpeareſchen Königsdramen erwarb.

Er engagirte die Hohenfels, eine reizende, vielbegabte Liebhaberin, und Hugo Thimig, deſſen jüngſten Leiſtungen man das Epitheton „außerordentlich“, ohne ungerecht zu werden, nicht verweigern darf. Thimig iſt Naturburſche und jugendlicher Komiker.

Dem undankbaren Burgtheater grollend fernſtehend, hat Laube es dennoch gegen ſeinen Willen gefördert und eine Reihe erſter Kräfte von ſeinem Konkurrenzunternehmen, dem weiland Stadttheater, hinüberziehen ſehen: die Herren Robert, Reuſche (†), Bukovics (†) und Arnolt, die Frauen Schratt, Schönfeld und Albrecht.

Robert zeigt uns gegenwärtig das lehrreiche und ſeltene Exempel, wie aus einem guten Schauſpieler ein großer wird. Sein Oedipus iſt eine herrliche Leiſtung.

Auf weitere Charakteriſtik einzugehen, müſſen wir uns verſagen, obwohl wir von Schöne, Arnsburg, Hallenſtein, Nötel, Stättler, von Frau Kratz, Mitterwurzer und anderen manches Anerkennenswerte zu berichten hätten. Auch können wir des jungen Nachwuchſes, der Devrient, Hübner, Wagner, Reimers, Schreiner, der Damen Formes, Sandrock nur erwähnend gedenken.

Dingelſtedt ſtarb 1881. Wilbrandt führte von 1881 bis 1886 das Direktionsſzepter, das ſeiner zarten Poetenhand, „die nur der Leier zarte Saiten“ zu ſpannen gewohnt war, bald zu ſchwer wurde. Das Burgtheater hat gegenwärtig in Sonnenthal nur einen vorübergehend wirkenden Leiter. Möge ſich bald ein Feldherr finden, der die ſieggewohnte Schar zu neuen Triumphen führe! —

Im Prolog des erſten Theaterabends geleitete die Poeſie (Frau Wolter) den Genius des alten Hauſes (Sonnenthal) in das neue. Von faſt muſikaliſchem Wohllaute erfüllt, klangen die Worte in ſchönen, gehobenen Rhythmen von der Sprecher Lippen. Grillparzers hochpoetiſches Fragment „Eſther“ folgte in durchgehends muſterhafter Darſtellung der einleitenden Dichtung. Hier ward nicht bloß ſchön, nicht bloß „weimariſch“ geſprochen, ſondern auch charakteriſtiſch, und ebenſo geſpielt. Den erſten Abend beſchloß „Wallenſteins Lager“. Es wurde ein farbenprächtiges Bild entrollt und — ſans aller „Meiningerei“ — das eminente Zuſammenſpiel des Burgtheaters glänzend bewährt.

In dieſem Zuſammenſpiel liegt das offene Geheimnis ſeiner Erfolge. Der kleinſte Darſteller iſt — Künſtler, aber auch die erſten Schauſpieler verſchmähen die winzigſten Röllchen nicht und ordnen ſich bereitwillig der Geſamtwirkung unter.

Welche Fülle von großen Bildern, Ereigniſſen und Geſtalten wir auch im engen Rahmen flüchtig konturirten, ſie ſind doch nur ein kleiner Bruchteil all des Bedeutenden, das auf den alten Brettern erſchienen.

Den großen Ruf und Ruhm zu mehren, gehört wahrlich nicht mehr in den Bereich der Möglichkeit — aber ihn zu hüten und zu erhalten, ſei aller heiligſte Pflicht!

---

[*] Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen immer den Zeitraum, innerhalb deſſen die Betreffenden am Burgtheater gewirkt haben.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bildende Künſte.

— **Emil Adam hat im Münchener Kunſtverein das Bildnis** Ormondes, des berühmteſten Rennpferdes unſerer Zeit, ausgeſtellt, das er im Auftrage des Londoner Jockeiklubs gemalt hat.

— **Dem Bildhauer Bruno Fiſcher, Schüler Schillings, iſt** für ſeine Bewerbungsarbeit „Nach dem Sündenfall" vom akademiſchen Senat zu Dresden das akademiſche Reiſeſtipendium von 3000 Mark für zwei Jahre verliehen.

Tonkunſt.

— **Eine wichtige Erfindung, die beſtimmt ſcheint, die Ausdrucksfähigkeit des Klaviers ungemein zu ſteigern,** hat Dr. Richard Eiſenmann zu Berlin gemacht. Durch einen elektromagnetiſchen Mechanismus iſt es nämlich, wie verſichert wird, möglich geworden, jeden angeſchlagenen Ton nach Belieben fortdauern, mehr oder weniger anwachſen oder abnehmen zu laſſen.

— **A. Anzoldi in Mantua hat ein Inſtrument patentieren** laſſen, das beſondere Aufmerkſamkeit verdient. Es beſteht aus einer gewöhnlichen Harfe, deren Saiten aber nicht mittelſt der Finger, ſondern durch eine Klaviatur angeriſſen werden. Der Mechanismus iſt derart, daß der Spieler nach Belieben lange und kurze Töne erzeugen kann.

Bühne.

— **„Wiſſen Sie ſchon das Neueſte?" fragte ein Berliner** Kritiker einen andern mit boshaftem Lächeln. „Im Leſſingtheater wird jetzt das ganze Jahr hindurch ‚Die Maus' gegeben werden." Der Gefragte ſieht ſeinen Kollegen mit verſtändnisloſer Miene an und erwidert: „Nun, warum denn das?" — „Ei," verſetzt der andere mit angenommener Wichtigkeit, „weil keine Katze hineingeht!" Das iſt Berliner Schärfe, die bekanntlich alles angreift. Paillerons neueſtes Luſtſpiel: „Fräulein Maus", deſſen Gegenſtand wir ſchon auf Seite 331 unſeres vorigen Jahrgangs näher beleuchtet haben, iſt Kaviar für das Volk. Es kommt dem franzöſiſchen Verfaſſer weniger auf die Darſtellung der Handlung als auf die der Seelenvorgänge an, dieſe aber weiß er mit der ganzen Grazie und Feinheit der poetiſchen Empfindung zu ſchildern, deren ein Franzoſe überhaupt fähig iſt. Das Stück iſt für Feinſchmecker. Wer unbändig zu lachen wünſcht, kommt vielleicht nur halb auf ſeine Koſten, denn nicht ſowohl das Gelächter des unbändigen Wohlbehagens als die feinere Heiterkeit des Geiſtes iſt es, was die Dichtung bezweckt. Daher kann man vom Standpunkt der eingefleiſchten Bühnenpraxis ſagen: der Erfolg dieſes Abends war ein bedingter, obſchon der feiner angelegte Geſchmack ihn als einen vollen bezeichnen wird. — Im Deutſchen Theater gab man zu derſelben Zeit drei Einakter zum erſtenmale. Der Erfolg dieſes Abends bekundete ſich in dem unausgeſetzten, in allen Tonarten ſchallenden Lachen der Zuſchauer, die bald mit heiterem Behagen, bald mit unbändigem Uebermut an den Vorgängen auf der Bühne ſich beteiligten. Das erſte Stück: „Frühling im Winter", iſt von dem jungen Frankfurter Advokaten, der bereits einmal auf dieſer Bühne mit einem zugkräftigen Einakter einen glänzenden Triumph errang. Es behandelt mit der anſprechendſten Feinheit des Geiſtes und Geſchmacks ein altes Thema, nämlich die Kunſt, einen ſchon bejahrten Weltſchmerzler, der Feldmarſchall iſt, weil er alles bis auf die Liebe ausgekoſtet hat und nur in Verachtung der Welt den Endzweck zur Verneinung des Lebens ſieht, dieſes aber [illegible] Arzneien und Rezepten p. p. c. mitteilt, zur Lebensfreude zu bekehren und ihn ſeinem Entſchluſſe abwendig zu machen. Natürlich gehört dazu die lebensfreudige, geiſtreiche und mit allen Künſten des praktiſchen Lebens vertraute Witwe. Da Fulda genügende Gewandtheit beſitzt, um das keckſte und etwas unwahrſcheinliche Problem in heiterer Weiſe zu löſen, ſo gelang es ihm, die Zuſchauer zu erobern. — Das andere: „Quintus Horatius Flaccus" von Hans Muker, einem Berliner Philologen, der ſich hinter dieſem Pſeudonym verbirgt, behandelt in Benedixſcher Manier die Liebe eines ſchüchternen, linkiſchen Schulmonarchen zu einem jungen Mädchen. Ein zartes Liebesgedicht, das er einem Primaner konfiſziert hat und in der Zerſtreuung in ein für die Verehrte beſtimmtes Buch legt, wodurch der Glaube erweckt wird, er ſei der Verfaſſer, bringt das Geheimnis an den Tag und führt eine Erklärung der Liebenden herbei. Auch dieſe liebenswürdige Gabe war vom Sonnenglanz eines zwar derben, aber doch natürlichen Humors beſtrahlt und beluſtigte die Anweſenden köſtlich. — Zuletzt kam ein Schwank von Malmkrug, der „Zwei Taube" auf die Bühne bringt und daher drollige Mißverſtändniſſe enthält. Dieſes Stück iſt zwar ſehr draſtiſch und zum Teil in abgebrauchter Situationskomik gehalten — aber doch auch ſehr ſpaßhaft. Geſpielt wurde in allen dreien ſo ausgezeichnet, wie man es nur von den erſten Schauſpielern verlangen kann.

— **Ein Hauptereignis in der Bühnenwelt während der letztvergangenen Wochen** war die erſte Aufführung des neuen Luſtſpiels von F. von Schönthan, „Cornelius Voß", im Hamburger Thaliatheater. Das Stück, welches einen vollen und durchſchlagenden Erfolg hatte, iſt ein Intriguenluſtſpiel, deſſen Handlung zwar nicht gerade reich, aber ſehr bühnenwirkſam geführt iſt. Der flotte und friſche, ſchlagfertige Dialog giebt ein glänzendes Zeugnis für die gewandte Feder des Verfaſſers. Die Neuheit enthält manche hübſche und unterhaltende Szene, wenn auch die Schwäche faſt aller neueren Luſtſpiele, unwahrſcheinlich in der Handlung zu ſein, auch dem Schönthanſchen Stücke anhaftet. Der Inhalt iſt in kurzen Zügen folgender: Karl, Prinz von Schönlingen-Ulmenthal iſt mit ſeinem Verwandten, dem Herzog von Falkenberg, in Streit geraten und ſucht ihm deshalb aus dem Wege zu gehen. Der Herzog ſchickt daher einen Bevollmächtigten in die Reſidenz, in welcher der flotte, etwas leichtſinnige Prinz weilt, um dieſen zu einer Heirat zu zwingen, die er, der Herzog, für paſſend hält. Zwei Vertrauensleute, der Kabinettsrat Graf Vernwald, und ſeine Tochter Paula haben den Prinzen ſchon vor zwei Jahren in Italien unter der Maske eines Malers und dem Namen Cornelius Voß kennen gelernt. Der eben dem Backfiſchalter entwachſenen Comteſſe war der liebenswürdige junge Künſtler nicht gleichgiltig geblieben; ſie iſt daher doch erſtaunt, als ſie ihn jetzt im Hauſe ihrer Freundin, der Baronin Feldheim, zu Berlin wieder trifft. Die Baronin klärt die Comteſſe nicht über ihren Irrtum auf, und ſo halten Paula ſowohl wie ihr Vater den Prinzen für den Maler Cornelius Voß. Ja, der Graf zieht ihn ſogar ins Vertrauen: er ſoll ihm behilflich ſein, den Prinzen aufzuſuchen. Nun entſpinnt ſich eine Reihe recht heiterer und hübſcher Szenen; in die Haupthandlung iſt noch die amüſante Liebesgeſchichte eines Berliner Bäckers mit der Baronin Feldheim verknüpft. Zum Schluß erfolgt dann die Verſöhnung des Prinzen mit dem Herzog, und die liebenden Paare werden vereinigt. — Weniger Glück hatte das Dresdener Hoftheater mit der erſten Aufführung des fünfaktigen Dramas „Cromwell" von Eduard Tempeltey. Der Dichter iſt in Auffaſſung ſeines Helden der denſelben rechtfertigenden Darſtellung Carlyles gefolgt; ja, er hat ihn ſogar zu einem entſchiedenen Verfechter von Denkfreiheit und religiöſer Unabhängigkeit gemacht. Bei ernſtem, ſtrebſamem Beſtreben iſt es Tempeltey aber nicht gelungen, eine klare und anſchauliche Darſtellung der Begebenheiten und Handlung zu liefern. Letztere zeigt überall große Lücken und Sprünge; erſtere, und zum Teil die wichtigſten, bleiben in ihrem Verlauf völlig im Dunkeln. Das dabei eingeflochtene unglückliche Liebesverhältnis der Lieblingstochter Cromwells, Eliſabeth, mit Henry Osborne, einem der treueſten Anhänger König Karls, bietet dafür keinen Erſatz. Es kommt zu keiner wahrhaft tragiſchen Stimmung und Spannung. Einzelne Szenen erheben ſich aber doch zu dramatiſcher Wirkung, vor allen die Begegnungsſzene Cromwells mit Karl I. Die Sprache iſt edel und kräftig, reich an charakteriſtiſchen Zügen und tiefdurchdachten Gedanken. Das Stück wurde vom Publikum mit Wärme aufgenommen, brachte es aber im ganzen doch nur zu einem Achtungserfolg. — Ebenſo hatte die in allen Münchener Kreiſen mit Spannung erwartete Lokalpoſſe „[illegible]" von [illegible] bei ihrer erſten Darſtellung im Gärtnertheater nur einen ſehr geteilten Erfolg. Der Verfaſſer iſt ein in München lebender Humoriſt, deſſen Feuilletons vornehmlich die kleinen Leiden und Freuden aus dem Leben des echten Münchener Bier- und Spießbürgers in draſtiſcher Weiſe behandeln und ſich eine ſo große Volkstümlichkeit erworben haben, daß ihr Held, der Rentier Kabelmayer, in München ein ſehr bekannter Typus geworden iſt. Die Poſſe, in welcher Rauchenegger dieſe zuerſt populäre Figur auf die Bühne gebracht hat, iſt nun nichts weiter als eine Reihe dramatiſcher Feuilletons, die nach Art von Salingres „Reiſe durch Berlin in achtzig Stunden" in verſchiedenen bekannten Münchener Lokalen ſpielen und loſe mit einander zuſammenhängen; die urwüchſige bajuvariſche Grobheit, welche ſämtliche Hauptperſonen des Stückes auszeichnet, macht wohl hie und da wieder lachen, erſetzt jedoch nicht den gänzlich fehlenden Humor oder die ebenſo vollſtändig mangelnde Handlung. — Etwas mehr Glück hatte das Münchener Reſidenztheater mit dem neuen fünfaktigen Trauerſpiel „Die Roſen von Tyburn" von Arthur Fitger. Das Stück, welches eine Epiſode aus der Geſchichte der Reſtauration der Stuarts in England behandelt, zeugt von ſtarker poetiſcher Kraft, leidet aber zugleich an Fehlern in der ganzen Anlage ſowie in der Durchführung, ſo daß der Eindruck bei im ganzen freundlicher Aufnahme doch nur ein geteilter war. Beſonders trug dazu der letzte Akt, der auch im Aufbau der ſchwächſte iſt, bei, da durch das Hereinziehen der Peſt — ein Peſtkranker verendet ſogar auf offener Bühne — der empfindlichere Teil des Publikums verletzt und deshalb die wahrhaft tragiſche Schlußwirkung des Dramas beeinträchtigt wurde. Das Stück ſpielt etwa 1661 auf dem Landſitze der Comteſſe Lady Hatton zu Kenſington, welche der luſtige Karl II. zu ſeiner Gemahlin erheben will. Dieſe ſchöne Witwe, eine ſeltene Miſchung aus Coquetterie und ſelbſtloſer Weiblichkeit, bereit, für den Geliebten ihres Herzens das größte Opfer zu bringen, verſchmäht den leichtfertigen König und ſinkt deſſen Freund und Vertrauten Robert Ashley an die Bruſt voll elementarer Leidenſchaft. Als dieſer jedoch ſein und ihr Leben durch das Geſtändnis gefährdet, daß er der unbekannte Henker des Vaters Karls II. geweſen, läßt ſie ihn ruhig fahren, um dann wieder, nachdem der König aus Furcht vor der Peſt den luſtigen Landſitz der Lady ſchnell verlaſſen hat, ſich in der ſchauerlichen Einſamkeit um ſie her, in die nur der Klang des Peſtglöckleins des vorüberfahrenden Leichenkarrenführers hereinklingt, in Sehnſucht nach dem enthaupteten Geliebten zu verzehren. An der Leiche des [illegible] an der Peſt geſtorbenen Karrners ſinkt ſie nieder und wandelt dann in die Nacht hinaus, dem Klange des Totenglöckchens nach.

— **Graf Nikolaus Eſterházy, der bekannte öſterreichiſche** Sportsman, hat, den künſtleriſchen Neigungen ſeines Hauſes folgend, ſich entſchloſſen, darſtellende Künſtler und Künſtlerinnen, Schauſpieler und Sänger, deren Leiſtungen ſo weit vorgeſchritten ſind, daß ein befriedigender Schluß auf ihre Begabung gezogen werden kann, in ausgiebiger Weiſe zu unterſtützen. Um ſeinen Schützlingen auch Gelegenheit zur vollen Bethätigung ihres Könnens zu geben, hat er im Sommer auf ſeinem Gute Totis ein kleines Theater erbaut, auf dem unter Leitung des bekannten Lehrers am Wiener Konſervatorium, Profeſſor Leo Friedrich, in Zwiſchenräumen von ſechs bis acht Wochen Aufführungen von Novitäten durch angehende Künſtler ſtattfinden. Mitte Oktober hat abermals eine ſolche Aufführung ſtattgefunden, der ſehr viele Mitglieder des öſterreichiſch-ungariſchen Adels beigewohnt haben und die in künſtleriſcher Beziehung ein ſehr befriedigendes Ergebnis lieferte.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Am 26. Oktober waren es fünfundzwanzig Jahre, daß** in Genf jene von Henri Dunant und Guſtave Moynier einberufene Verſammlung ſtattfand, deren Folge der Abſchluß der Genfer Konvention war. Wir haben anläßlich der vierten internationalen Konferenz der Geſellſchaften vom Roten Kreuz im vorigen Herbſt ausführlich über dieſe für die geſamte Menſchheit ſo außerordentlich wichtige Frage geſprochen und begnügen uns heute, neuerdings auf die ungeheuren Dienſte hinzuweiſen, welche das Rote Kreuz in den abgelaufenen fünfundzwanzig Jahren geleiſtet. Das Elend, die Sorge, der Schmerz von Millionen Menſchen iſt gelindert, Tauſende und aber Tauſende, die früher rettungslos zu Grunde gehen mußten, ſind dem Leben, ihrer Familie, ihrem Beruf erhalten worden. Mögen auch in Zukunft die Vereine, die berufen ſind, die Beſtimmungen der Genfer Konvention ins Praktiſche zu übertragen, blühen und gedeihen!

— **Die beiden kleinen Monde des Mars, die 1877 entdeckt** wurden, geben den Aſtronomen die ſchwerſten Rätſel zu löſen. Es muß nämlich nach der allgemein geltenden Kant-Laplaceſchen Theorie die Umlaufsgeſchwindigkeit jedes Satelliten gleich ſein der Geſchwindigkeit, mit welcher der den Satelliten beherrſchende Planet ſich um ſeine eigene Achſe dreht. Dieſes Geſetz erfüllt aber nur der eine der Marsmonde (30¼ Stunden), während der andere, ein Körper von nur 12 Kilometer Durchmeſſer, ein ſo raſender Schnellläufer iſt, daß er dieſelbe Bahn in 7½ Stunden vollendet. Es hat nun jüngſt G. Dubois, ein Pariſer Aſtronom, das Rätſel in der Weiſe zu löſen verſucht, daß er den kleinen Schnellläufer für ein verirrtes Sternchen aus der Aſteroidengruppe, die bekanntlich zwiſchen Mars und Jupiter kreiſen, anſieht und zwar für die Aethra, die ſeit 1874 verſchwunden iſt.

— **Das Licht, welches die Kometen ausſtrahlen, verdanken** ſie nach der Anſicht der meiſten Forſcher auf irgend eine Weiſe der Sonne, ſei es, daß in der Kometenmaſſe enthaltene, fein verteilte Kriſtallkörperchen von Eis oder feſt gewordene Kohlenwaſſerſtoffverbindungen das Sonnenlicht zurückwerfen, ſei es, daß — wie es die Meinung des verſtorbenen Aſtrophyſikers und Spektraliſten Zöllner war — durch den Einfluß der Sonnenelektrizität die verdünnten Kometenbeſtandteile leuchtend werden in ähnlicher Weiſe wie infolge eines elektriſchen Stromes der verdünnte Gasinhalt der Geißlerſchen Röhren Licht ausſtrahlt. Für dieſe letztere Anſicht ſprechen neuere Unterſuchungen, welche O. Berberich angeſtellt hat, und die ſich auf die Helligkeitsänderungen des Enckeſchen Kometen erſtrecken. Durch Vergleich derſelben mit den Perioden der Sonnenflecke ſtellte ſich nämlich heraus, daß die Stärke des Kometenlichtes zur Zeit der beträchtlichſten Sonnenthätigkeit größer iſt als während der Zeit ſchwacher Sonnenthätigkeit. Zöllner ſelbſt hatte ſeine Annahme dadurch begründet, daß die Spektren der Kometen mit denen der Gaſe in Geißlerſchen Röhren große Aehnlichkeit zeigen. Im übrigen paßt dieſe Anſicht gut zu der Vorſtellung, welche er von der Schweifbildung der Kometen hatte. Nicht eine durch die Sonnenwärme hervorgerufene Expanſion ſoll demnach durch einen Rückſtoß die Teilchen des Kernes nach der von der Sonne abgewandten Seite fortſchleudern, ſondern der elektriſche Einfluß der Sonne ſoll eine Abſtoßung der leichten Kometenmaſſe bewirken.

Geſundheitspflege.

— **Durch neuere Verſuche wurde nachgewieſen, daß das** Einatmen von Krankheitskeimen weit [illegible] gefährlicher iſt als das Verſchlucken derſelben beim Eſſen und Trinken. Von 140 Verſuchstieren, welche man trockenen, mit Milzbrandkeimen erfüllten Staub einatmen ließ, verendeten 96 innerhalb 2 bis 4 Tagen. Zum Vergleiche wurden dann 79 Tiere mit bakterienhaltiger Nahrung gefüttert, und von dieſen verendeten nur 7. Das macht 9,9 Prozent gegen 68,6 Prozent bei den Einatmungsverſuchen. Ob ſämtliche Bazillen von den Lungen aus anzuſtecken vermögen, ſteht noch dahin, doch darf man es von den ſogenannten Blutparaſiten annehmen, das heißt von denjenigen Pilzen, welche im Blute leben und ſich dort vermehren können — und das ſind für den Menſchen die Pilze des Rückfalltyphus und der Malaria. Damit würde ſich auch die leichte Erkrankung nach Einatmen von Malariaſtoff erklären.

— **Für Raucher wird es hocherfreulich ſein, zu vernehmen,** daß ein italieniſcher Forſcher, Dr. Taſſinari in Piſa, durch Unterſuchungen feſtgeſtellt hat, daß manche Krankheitskeime, zum Beiſpiel Cholera- und Typhusbazillen, durch Tabakrauch getötet, andere wenigſtens in ihrer Entwicklung verzögert werden.

Sport.

— **Bei den Jagden des Prinz-Regenten Luitpold von** Bayern im Vorbachthal und am Hinterſee erlegte der Jagdherr 10 jagdbare Hirſche und 5 ſtarke Gemſen.

— **Eine ſeltene Jagdbeute, einen Zweiundzwanzigender,** brachte Graf Thomas Nadasdy von einem Jagdausflug in die Wälder von Palota-Rana in Ungarn mit nach Hauſe.

— **Das königlich preußiſche Hauptgeſtüt Graditz hat nun** auch „Altenburg" infolge ihrer bedeutenden Siege nach England beordert, von wo ſie hoffentlich mit Erfolg zurückkehren wird.

— **Eine ziemliche Ueberraſchung brachte auch in dieſem** Jahre der Ausgang des Cambridgeshires, indem Leighs dreijähriger br. H. „Veracity", der 25:1 in den Wetten notierte, vor „Gaſina" 100:1 und dem ſtark favoriſierten „Bismarck", ſowie 14 anderen Pferden ſiegte.

— **Das große Inländer-Hürdenrennen zu Berlin-Weſtend** gewann Oldenburgers vierjähriger F.-H. „Tenner" vor „Modell" und „Luciana", während das Preis-der-Jagdrennen an Graf Schaffgotſch' a. „Chalder" vor „Glad mare" u. ſ. f. fiel.

— **Bei dem Wiener Hindernismeeting gewann Graf** Nik. Eſterházy mit der vierjährigen „Clematis" das 4000 Gulden-Steeplechaſe über 6400 Meter vor „Manfred", „Teredas" und ſo weiter und das 3000 Gulden-Hürdenrennen mit dem dreijährigen „Vizeadmiral" vor „Nana-wa"; in beiden Rennen liefen 6 Pferde.

— **Ein großer Schwindel bei dem Meiſterſchaftsfahren** der Welt zwiſchen den Radfahrern Rowe und Temple erregt in Amerika kein geringes Aufſehen. Die beiden „Champions" hatten verabredet, daß Rowe das erſte, Temple das zweite Rennen gewinnen und beide im dritten Rennen gleichzeitig das Ziel paſſieren ſollten. Rowe gewann aber auch das zweite Rennen und die hierdurch darauf gemachte Wette, wodurch der Schwindel bekannt wurde.

Statiſtik.

— **Am 15. Juni dieſes Jahres wurde eine Volkszählung** in St. Petersburg vorgenommen, welche im Vergleiche mit der Zählung des Jahres 1881 ein ganz unerwartetes Ergebnis lieferte. Die Zählliſten wurden mit unmittelbarer Beihilfe der hauptſtädtiſchen Polizei ausgeteilt, welche die Aufzeichnungen genau überwachte. Zum erſtenmale fand im Sommer, der gewählt wurde, die Zählung ſtatt und ergab eine bedeutende Abnahme der Bewohner; in den 38 Polizeirevieren der Stadt fanden ſich [illegible] männliche, 353,993 weibliche Perſonen, im ganzen 812,353. In 1881 die [illegible] 85.131 Personen auf 1888 weniger, und [illegible]. Für den 15. Dezember [illegible] eine zweite Zählung geplant, welche [illegible] Zahlen liefernd, [illegible] den [illegible] der Stadt [illegible]. Uebrigens hat die städtische statistische Abteilung bereits 1896 ihre Ansicht dahin ausgesprochen, [illegible] infolge ökonomischer Ursachen [illegible].

Denkmäler.

— **Die Ehre, dem allverehrten** Kaiser Wilhelm I. [illegible] das erste größere Standbild errichtet zu haben, hat Greiz, die Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums Reuß ä. L., davongetragen. [illegible] Bildhauer Berwald in Berlin [illegible], [illegible] gegossene, weit über lebensgroße Standbild zeigt den Kaiser mit dem [illegible] [illegible] wallenden Mantel [illegible]. Auf hohem Sockel sich erhebend, [illegible] in seiner schönen Umgebung [illegible].

— **Das Kaiser Joseph-Denkmal** von W. Tilgner ist in Brünn enthüllt worden.

— **Eine Statue des Kaisers** Franz [illegible] für die [illegible] Universität, hat [illegible].

[illegible]

In Paris wird eine [illegible] des englischen [illegible]

Gestorben.

Graf Konrad von Ayerg-[illegible] [illegible] August, in [illegible].

[illegible] Milwaukee, einer der hervorragendsten Vertreter der deutsch-amerikanischen Presse, Anfangs Oktober, in Milwaukee.

— [illegible], 62 Jahre alt, am 11. Oktober, in Minden.

— [illegible] Wolfgang Freiherr von Thüngen, [illegible] des Herzogtums Franken, 7[illegible] Jahre alt, am 12. Oktober, in Thüngen.

— Dr. Robert [illegible], [illegible] englischer Philologe, 6[illegible] Jahre alt, am 14. Oktober, in [illegible].

— Dr. med. Friedrich [illegible], Mitglied des [illegible], 72 Jahre alt, [illegible] Oktober, auf Schloß [illegible].

— [illegible] Ludwig [illegible] Freiherr von Egloffstein, [illegible] Generalmajor z. D., 65 Jahre alt, am 16. Oktober, in [illegible].

— Dr. [illegible], [illegible] und Professor der Geschichte [illegible] Jahre alt, am 17. Oktober, in Paris.

— Graf [illegible] Jahre alt, am 1[illegible]. Oktober, in [illegible].

— [illegible] Herzogin von Hamilton, [illegible] Prinzessin von Baden, Tochter des Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie [illegible] Jahre alt, [illegible].

[illegible] Republik Haiti, 7[illegible]

Das neue Burgtheater in Wien.

[illegible] im neuen Wiener Burgtheater. „Esther“ von Grillparzer. [illegible]

Mouche und Männe.

Mit Federzeichnungen von H. von Warburg.

(Schluß.)

Fünftes Kapitel,

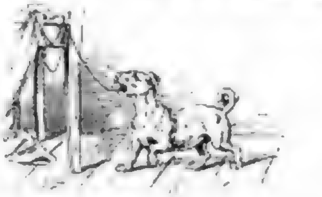
in welchem es ſich um einen Streich des Fräulein Männe handelt.

Das Leben ſteht nicht ſtill! Geräuchertes und Markknochen bekommt man nicht alle Tage — kurz, das Daſein bringt eben Abwechſelung. Und wenn man es eine Zeit lang einmal einer anſtändigen Exiſtenz würdig gehabt hat, ſo pflegt dann die Nachtſeite des Lebens in ihre Rechte zu treten. Traurig, aber wahr!

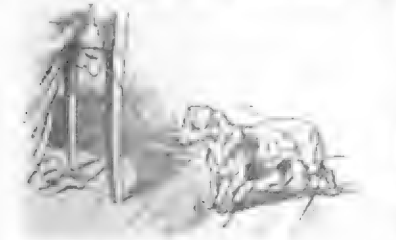
Auch für mich nahte das Ende einer Glücksperiode. Wie das zuging? Ja — wie denn nun eigentlich! Ich glaube, das Ende fing ſo an: Es kam eines Tages eine Nachricht aus dem Dorfe, in welches ich meine Tochter gebracht hatte. Man rief mich ſchleunigſt zu Heidi — ſo hatte man in der Penſion mein Kind getauft. Unverzüglich machte ich mich auf den Weg. Wie mußte ich mein armes Töchterchen finden! Der ſonſt ſo ſchlanke, zierliche Leib war unförmlich angeſchwollen, die klugen Aeuglein trieften, und der ſonſt ſo ungemein reizend geringelte Schwanz hing ihr melancholiſch zwiſchen den Beinen.

„Ach, du liebes Bißchen, was iſt dir denn paſſirt?“ rief ich ganz ſchwach vor Mitleid.

„Lieber Papa,“ hauchte das liebe Kind, „ich fühle, daß ich ſterben muß. O — ſterben zu müſſen an einem Spuk der Hölle! Höre nur, was mir geſchah. Geſtern nachmittag ſaß meine Penſionsmutter, die alte Schneiderin, in ihrer Stube mit mir allein. Es war drückend heiß. Ich fühlte mich ſchon zu drei Vierteilen wahnſinnig vor Langeweile. Meine Alte aß in aller Behaglichkeit ein Stück Brot mit Wurſt, gab mir aber nichts davon ab, die geizige Katze! Die Sehnſucht nach Zerſtreuung wuchs bei mir aufs höchſte, meine Kiefer krachten von gewaltigem Gähnen. Da baumelte plötzlich vor meinen Augen eine Strippe, zuerſt ganz hoch, dann etwas tiefer und ſchließlich in gleicher Höhe mit meiner Schnauze. Es war eine ganz gewöhnliche Strippe, lieber Papa, ich konnte es deutlich ſehen, denn ein Endchen guckte



heraus, wenn ſie auch ſonſt in einer Reishülle ſteckte. Natürlich ſchnappte ich darnach, entdeckte einen lebhaften Wurſtgeruch daran und ſchluckte das Ende, welches ſich in meinem Maule befand, hinunter. Das war doch ganz ſelbſtverſtändlich, nicht wahr, lieber Papa? Haben wir doch zu Hauſe manche Wurſtſtrippe verzehrt! Aber höre nur, wie die bösartige Natur, die tückiſche Niedertracht dieſer ſpeziellen Strippe ſich offenbarte. O — o!“ Und die arme Kleine wand ſich in Schmerzen und fuhr erſt, nachdem ſie ſich wieder etwas erholt hatte, fort, wie folgt: „In der Hoffnung, daß nun die zur Strippe gehörige Wurſt kommen ſollte, ſchlang ich ſo raſch wie möglich hinunter, was weiter kam, bis ich fühlte, daß es ſtramm ſaß. Aber nach kurzer Zeit wurde das Scheuſal wieder länger, es hing mir ſo unbequem am Maule herunter, daß ich, um es los zu werden, weiteres davon hinunterſchluckte. Ein



bißchen hoffte ich auch noch immer auf die Wurſt! Doch das Teufelszeug war wie verhext, es wurde länger und länger, und ich mußte ſchlucken und würgen und kriegte es doch nicht zu Ende. Endlos währte der Höllenſpuk, ich hatte ſchon das Gefühl, platzen zu müſſen. Schließlich konnte ich nicht mehr und ſank mit einem Seufzer ohnmächtig zur Seite.

„Als ich erwachte, empfing mich furchtbares Geſchrei, die Rufe: ‚Meine Paſſepoils!‘ und ‚Meine Heidi!‘ wechſelten ſich ab; zugleich ſchnitten die Hände der Alten das entſetzliche Ende, das immer noch von meinem Maule niederhing, ab — ich ſchluckte noch einmal, halb bewußtlos, und verſchwunden war die Strippe in meinem Innern. Seitdem leide ich dieſe Qualen. Nicht genug mit dem Unheil, das mein Eingeweide nun ſchon barg, gab mir meine Alte auch noch einen Löffel Ricinusöl nach dem andern und bereitete mir ſo eine Nacht voll tödlicher Schrecken. Ach, ich Armes! Nun muß ich ſterben — ſterben in der Blüte meiner Jugend!“

„Meine arme, teure Tochter!“ ſchluchzte ich, und ich weinte heiße Thränen des Vaterſchmerzes, des Mitleids und — des Zornes über die Eitelkeit der Menſchen, die Paſſepoils an ihren Kleidern tragen. Ja, ich verſtand beſſer wie mein unerfahrenes Kind, daß da kein Höllenſpuk geſpielt hatte, ſondern daß der aus den ruchloſen Händen einer Schneiderin hervorgehende, ſtetig an Länge zunehmende Paſſepoil der Mörder meines Kindes war!

Ganz ſo ſchlimm, als es ausſah, war es glücklicherweiſe nicht. Nach ſchrecklichen Kuren war die Gefahr überſtanden und Heidi gerettet. Ich hatte mich kühn über alle Forderungen, die meine Stellung an mich machte, hinweggeſetzt und war ohne Urlaub drei Tage bei meinem kranken Kind geblieben.

An dem ſich wieder leicht und ſchön ringelnden Schwanz der Kleinen entdeckte ich am dritten Tage das erſte Symptom der Beſſerung. Da regte ſich mein eingeſchlummertes Pflichtgefühl, und ich wollte nun heimlaufen. Mir fiel Mouche ein. War es nicht meine erſte Pflicht, ſie von der Krankheitsgeſchichte zu unterrichten und ſie vor Paſſepoil zu warnen, der unter der Maske der Wurſtſtrippe Tücke brütet? Mein Herz ſprach „ja!“ So machte ich mich denn auf den Weg zu ihr. Ob ich dann ſpäter von meinem Herrn die Strafe für drei- oder für viertägiges Ausbleiben erhielt, war ja auch gleichgiltig. Von Heidi hatte ich väterlich ermahnend, doch zärtlich Abſchied genommen, ſie hatte reſpektvolle Grüße an ihre ſchöne Mama beſtellt, und ſo zog ich denn hin mit fröhlichem, ſorgenerleichtertem Herzen — welch ſchrecklichem désastre entgegen! Nach einem ordentlichen Marſche war ich zur Stelle. Da ſtand das Haus — dort war die Thüre, ſie ſchien nur angelehnt — richtig! Ich trat ein!

Sechſtes Kapitel.

Der Held erträgt ein großes Unglück mit männlichem Stolz, ändert ſeine Lebensauffaſſung und ſeine Stellung und führt ſeine Erzählung zu Ende.

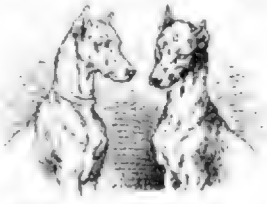
Einen Blick warf ich in meines Herrn Zimmer, aber damit hatte ich auch genug. War mir's doch, als tanze die ganze Welt um mich her einen wahnſinnigen Reigen, und nur die Gruppe vor mir ſtünde feſt, und ihr Anblick gab

meinem Herzen den Todesſtoß. Das Gefühl, den bekommen zu haben, drohte mich zu rühren, aber ich ſchluckte es hinunter und rüſtete mich zu etwas, das nun folgen ſollte, gegen deſſen Bericht ſich aber mein Sinn ſträubt. O, fürchter-

liche Schande! Von der treuloſen Gattin aber wendete ich mich kühl und vornehm ab, ich würdigte ſie keines Blickes mehr, meine Liebe war tot.

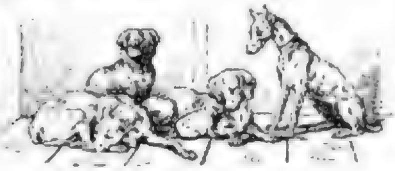
Nun direkt zu meinem Herrn zurück! Ob der mich liebevoll empfing? Nein, dieſe Behauptung ließe ſich ſelbſt vom Stärkſten nicht halten. Schließlich muß meinem Herrn aber doch mein deſolater Gemütszuſtand aufgefallen ſein, denn er hielt plötzlich in ſeinem ſtrafenden Thun inne, lachte und ließ mich mit dem alten Junggeſellen allein. Wie der mich anſah! Teufel noch einmal, der Blick regte mich auf. Von allem lag eine Doſis darin, Spott, Geringſchätzung, Ueberlegenheit, vom Mitleid noch am wenigſten! Sagen that er nichts. Das ärgerte mich, der kleine alte Sonderling ſollte nicht ſo triumphierend ausſehen dürfen. „Sie könnten ſich doch wenigſtens nach meinem Befinden erkundigen,“ be-

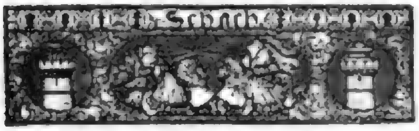
gann ich. — „Unnötig, Ihre eigentümliche Ohrentracht ſagt mir genug,“ lautete die kühle Antwort. Auch das noch! Bei meinen Seelenſchmerzen war mir das Gefühl für körperliches Unbehagen ganz abhanden gekommen, nun merkte ich's aber: ſie waren wieder ganz zerriſſen. O! Meine Wut ſtieg ins grenzenloſe. „Warten Sie nur, Ob, ich harre nur Ihrer Heimkehr, um Vergeltung zu üben!“ kreiſchte ich. Der Alte ſah mich wieder ſo von der Seite an und brummte: „Aha!“ Wer aber überhaupt nicht mehr kam, war Ob. Ich entnahm den Geſprächen meines Herrn mit der Herrin des Mopſes, daß Ob meine Stellung erhalten hätte. Meinet-



wegen — Mouche, die Schlange, wiederſehen zu müſſen, wäre doch nur eine Tortur für mich geweſen. Was aus mir werden ſollte, erfuhr ich bald. Man hatte den dringenden Wünſchen des Kaplans nachgegeben, der hoffte eine freie Stelle bei ſich durch meine Perſon beſetzen zu können. Noch ſelbigen Tages ſiedelte ich über, weit war es nicht, nur wenige Minuten. Meine neue Umgebung bezauberte mich ſofort. Viele unnütze, ennuyante Affairen, wie Bücher und ſo weiter, waren zwar vorhanden, aber für mich war die Hauptſache: Jagdzeug, Flinten, Büchſen leuchteten mir entgegen und erweckten in mir freudige Gefühle. Ich wurde mir jubelnd meiner edleren Beſtimmung bewußt. Ja, die Jagd, die wirkliche Jagd, im Dienſte eines Menſchen war das Wahre! Vergeſſen waren alle alten Sorgen, vergeſſen auch die lyriſchen Anwandlungen, die mich faſt ſchon dahin gebracht hatten, Schlummer und nimmer, Wallen und verlaſſen, Cypreſſen und vergeſſen und ſo weiter zu reimen. Gott ſei Dank, ich und die Welt [illegible] [illegible] [illegible]rt! Es wäre ſchrecklich geweſen. Der

alten Junggeſellen ſehe ich nun oft; wir kommen viel zuſammen, plaudern und freunden uns immer mehr an. Er äußert ſich ſtets begeiſtert über meine jetzigen Verhältniſſe. Eins ſpricht er zwar nie aus, ich weiß aber, daß gerade das ihn beſonders ſympathiſch berührt: das ewig Weibliche fehlt in der Haushaltung, die mein Herr und ich führen. Hinter meiner Vergangenheit mache ich einen dicken Strich, ich habe jetzt würdigere Intereſſen und lebe nur nach der Freundſchaft, der Jagd, dem Junggeſellentum und — meinem geliebten Herrn!





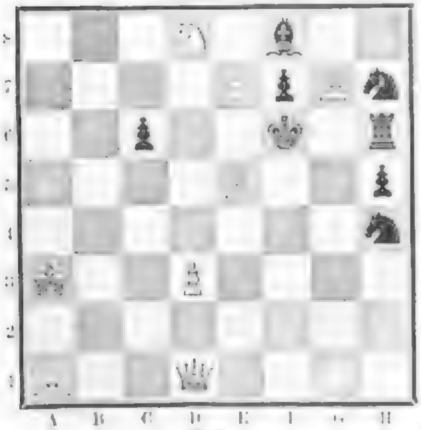
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Erſter Preis im Problemturnier von „Baltimore News“.

Aufgabe Nro. 481.

Von T. Taverner.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 477:

Weiß. Schwarz.

1) S. D 3 – E 5. Droht dadurch nun mit 2) T. D 8 – C 7 †. K. D 5 – D 4 (– F 6) und 3) T. C 7 n. C 2 † matt zu ſetzen.
1) S. C 3 – D 5.
2) T. D 8 – D 6 † . . . . 2) K. E 5 n. D 6 (– D 4).
3) S. E 3 – C 4 oder C 2 – C 4 Matt.

A)

1) . . . . 1) S. C 3 – E 4.
2) T. D 8 – D 4 † . . . 2) K. E 5 n. D 4 oder – F 4.
3) S. C 5 – F 3 oder T. D 4 – E 4 Matt.

B)

1) . . . . 1) S. C 3 – B 5.
2) S. A 7 – F 7 . . . 2) Beliebig.
3) Dame oder Turm Matt. (Auf 1) . . . 1) S. G 3 – E 6, 2) T. D 8 n. E 8 † etc.; auf 1) . . . 1) S. G 7 – E 6, 2) T. D 8 – D 6 † etc., auf 1) . . . 1) S. G 7 – F 5 2) T. D 8 – F 8 † etc.)

Neue Würfelſpiele von M. Reymond.

Parlament.

Die Bildung der Parteien wird
Mit einem Würfel markirt.
Es würfelt Jeder eine Zahl
Und die iſt ihm für allemal
Partei-Couleur, und darf nie fehlen,
Wenn ſeine Würfe ſollen zählen.
Beträgt die Spielerzahl nicht mehr
Als ſechs, ſo bleibt Solitär
Ein Jeglicher in der Partei,
Die er gewählt hat, und es ſei
In dieſem Fall die Spielerzahl
Derjenigen der Partei'n egal.
Der, welcher dieſes Spiel beſtimmt
Zuerſt den Becher übernimmt.
Er muß die Rednerliſte führen,
Auch nöthigenfalls die Glocke rühren.
Doch ſoll der Präſidentenrang
Ihm auferlegen keinen Zwang,
Ihn am Parteigefecht nicht hindern,
Auch ſeinen Redefluß nicht mindern.
Das „Wort“ erhält er nach der Reihe;
Der „Redner“ nimmt der Würfel dreie
Und was er wirft, wird ihm gezählt,
Wenn die Partei-Couleur nicht fehlt.
Drei Würfe darf ein Jeder thun,
Und bis die Reih' herum, dann ruhn.
„Schluß der Debatte“ findet ſtatt
Sobald ein Redner hundert hat;
Die Reihe läuft in dieſem Falle
Nochmals herum, und dann iſt's alle.
Die „Redeleiſtung“ wird gezählt,
Der ſchwächſte ſtets den Strich erhält.
Wie im Politiſchen überhaupt
Sind auch „Schikane“*) hier erlaubt:

Beiſpiel.

	A	B	C	D	E
Partei-Couleur	6	3	1	5	2
I. Gang.	31**)	25	15	22	18
II. Gang:	41	32	25	28	46
III. Gang.	49***)	42	36	41	24
	121	99	76	91	88

C erhält den Strich.

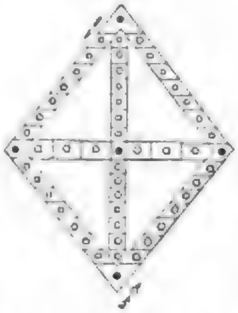
---

*) „Schikane“ nennt man in der Kunſtſprache Veränderungen, welche an der Lage der gefallenen Würfel vorgenommen werden, um denſelben den gewünſchten Wert zu verleihen, falls ſie dieſen nicht durch den Wurf ſelbſt erlangt haben. Ob eine Tour mit oder ohne Schikane geſpielt werden ſoll, wird jedesmal vor Beginn des Spieles beſtimmt, und zwar von demjenigen, der das Spiel ſelbſt beſtimmt, das iſt in der Regel derjenige, welcher das vorhergegangene Spiel verloren hat. Als zuläſſige, in vorliegendem Falle ſogar obligate „Schikane“ ſind zu bezeichnen: 1) Umlegen eines Würfels, ſo daß er auf diejenige Fläche zu liegen kommt, welche beim Wurfe zu oberſt gefallen war; zum Beiſpiel: Jemand wirft 1, 4, 5, er braucht aber die Sechs als „Partei-Couleur“. In dieſem Falle kann er die 1 durch Umkehren in eine 6 verwandeln. 2) Augenteilen. Die Summe der Augen von zwei, oder auch von allen drei Würfeln wird in beliebiger Weiſe geteilt (zum Beiſpiel 2 + 4 = 1 + 5 oder 3 + 3); hatte alſo jemand 3, 4, 6 geworfen und benötigt derſelbe die Fünf als „Partei-Couleur“, ſo kann er durch Augenteilung aus 4 + 6 = 5 + 5 machen. Ebenſo läßt ſich, was für die Tour „Parlament“ allerdings nicht von Belang iſt, das Vierer „Mühlen“ (4, 4, 4) aus dem Wurfe 1, 5, 6 herſtellen, denn 1 + 5 + 6 = 4 + 4 + 4 = 12. 3) Augenverbinden. In Fällen, wo die Zahl der Würfel nicht in Betracht kommt, läßt ſich eine beſtimmte Zahl auch mittelſt Verbindung der Augenzahl zweier Würfel bilden. Sind zum Beiſpiel 2, 4, 6 gefallen und wird der Sechſer benötigt, ſo bildet man aus 2 + 4 = 6. Grundſätzlich darf aber ein und derſelbe Würfel jedesmal nur einmal „ſchikanirt“ werden.

**) A hat in dieſem Gange geworfen:
1. Wurf: 2, 4, 5. 2 + 4 durch Augenverbindung = 6, 6 + 5 = 11; 2. Wurf: 3, 3, 3. 3 + 3 durch Augenverbindung = 6, 6 + 4 (3 umgekehrt) = 10, 3. Wurf: 1, 4, 5. 1 durch Umkehrung = 6, 6 + 4 + 5 = 15, in Summa 36.

***) A hat mit dieſem Wurfe die Hundert überſchritten, daher Schluß der Debatte. Die Reihe läuft noch einmal durch, dann wird abgerechnet. Wäre bei B Schluß der Debatte erfolgt, ſo würde A noch einmal zum Wurfe gekommen ſein.

Füllrätſel.



a, a, a, c, c, e, e, e, e, e, e, h, h, h, h,
i, i, i, i, i, i, k, l, l, l, m, m, m, m, n,
n, o, o, o, o, p, p, r, r, r, s, s, s, s, s,
t, t, t, u, u, u, y.

Wird der richtige Buchſtabe an die fünf vollen Punkte der Figur geſetzt, ſo ergibt er den Anfangs- und zu gleicher Zeit Endbuchſtaben von ſieben aus obigen Lettern zu bildenden Wörtern, welche bezeichnen: 1. einen griechiſchen Tragödiendichter, 2. einen Sohn des Perſeus, 3. einen römiſchen Konſul zur Zeit des Theodoſius, 4. eine berühmte Königin des Altertums, 5. einen Märtyrer; 6. einen durch eine Theaterbearbeitung berühmt gewordenen römiſchen Helden; 7. einen berühmten aſſyriſchen König.

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 90:

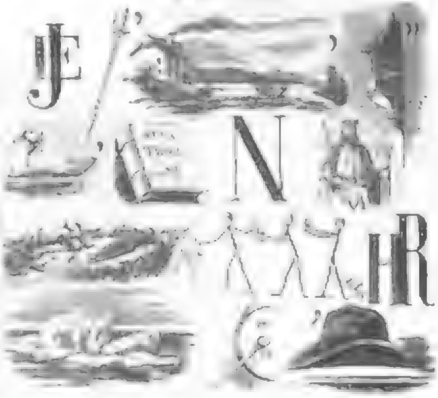
Nenne nie das klein, was Großes zur Folge hat.

Auflöſung des Arithmogriphs Seite 90:

Fabel	Octav
Recke	Nelke
Infant	Siegfried
Ebbe	Chriſtburg
Diktator	Hadrian
Republik	Illimani
Jöng	Lilie
Cordel	Leiceſter
Hugo	Ecke
Vielfraß	Rußland

Friedrich von Schiller. — Der Ring des Polykrates.

Bilderrätſel.



Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Briefmappe.

A. C. [illegible] **in Berlin.** [illegible]

Shakespeare-Verehrer. [illegible]

[illegible] in Heidelberg. [illegible]

Franz J. B. in [illegible]. [illegible] — [illegible] Sie schön!

A. K. in Koblenz und Friedrich W. in Eger [illegible]

Julius G. in Braunschweig. [illegible]:

„Holde Venus, o [illegible]
[illegible] an meiner Brust
[illegible]
[illegible]"

[illegible]

August K. in Berlin. [illegible] „Zu spät", [illegible]

Otto K. in Z. [illegible]

G. F. in Stuttgart. [illegible]

Hélène in Marseille. [illegible] „Deutsche Verlags-Anstalt, [illegible], Stuttgart".

Siegmund von L. in M. Ungeeignet.

Verehrer der Literatur in Altona. [illegible]

H. R. in Tilsit. Kam zu spät.

[illegible] in Stuttgart. [illegible]

M. H. in Bremen. Ungeeignet.

Enthusiast. [illegible]

A. S. in M. [illegible]

C. A. in Würzburg. „Bibliographie [illegible]" [illegible] — Die Zeitschrift „[illegible]" [illegible]

P. C. in J. [illegible]

Der kleinen Winde. Das Gedicht ist ganz niedlich, [illegible]

Wegewarte. [illegible]

A. C. in P. Der genaue Titel der von Ihnen angeführten Schrift ist: „[illegible]" [illegible]

M. W. in L. [illegible]

J. Gd. Lh. in Stapleton, S. J. New-York. [illegible]

Wilhelm in Rom. [illegible]

[illegible]. [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible]

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., Charlottenstr. [illegible];
Budapest: **Moritz Hecht** [illegible];
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunst für Alle" [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] — Das Urteil des Paris, [illegible] — Literatur. — Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden: VII. [illegible] — [illegible] Erzählung von Richard Voß. Fortsetzung. — Die deutsche Kaiserfahrt nach dem Süden: VIII. [illegible] — [illegible] — Schach. — [illegible] — Briefmappe.

Abbildungen: [illegible] — Das Urteil des Paris. [illegible] — [illegible] von O. von [illegible].

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in **neuer Auflage** erschienen:

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen
von
Adolf Friedrich Graf von Schack.
Mit dem Porträt des Verfassers.
Zweite, durchgesehene Auflage.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 15. —; fein gebunden ℳ 18. —

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer und Kunstmäcen eine so hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist, und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum von derselben geschätzt werden wird.

Schack gehört zu den vornehmsten und gebildetsten deutschen Dichtern und Schriftstellern. Seine Memoiren sind Aufzeichnungen eines Weltmannes, der alles gesehen und alles zu erzählen weiß, der sich nicht [illegible] bei geringfügigen Gegenständen aufhält, sondern auf dem Mantel des Faustus den Erdball durchfliegt und von seinem Höhepunkt herab alle Dinge in den richtigen Dimensionen und Lagen vor sich ausgebreitet sieht. **Peter Lingg.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

„Klatsch"

Berliner Roman [illegible]
Dr. Theophil Zolling,
[illegible]
„Berliner Tageblatt"
[illegible] großen gebildeten Publi- [illegible]

Allen neu hinzutretenden [illegible] größere Teil des Romans **gratis nachgeliefert.** [illegible] „Berliner Tageblatt" [illegible] „ULK" [illegible] „Deutsche Lesehalle" — „Der Zeitgeist" — [illegible]

1 Mk. 75 Pf. [illegible]

„Klatsch"

ROTHSCHILD'S Taschenbuch für Kaufleute.
[illegible] 31. Auflage. [illegible] M. 8.50.
[illegible]

[illegible] Briefmarkenzeitung gratis! [illegible]

Für [illegible]

„Wir kennen keine [illegible]
[illegible]
Steingräber Verlag [illegible]

„Liederquell".
[illegible]
Steingräber Verlag, Leipzig.

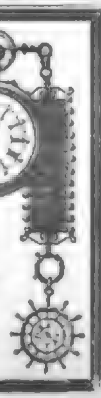
Cassetten mit Papierfüllung
100
[illegible]

Unübertreffliche Neuheit
Clarabella

Extra Musikstücke auf Bronze-Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.

Guter Rat ist Goldes wert!
[illegible]

Bei Nacht leuchtende
Uhren und Compasse
[illegible]



[illegible] der Remontoir-Uhr M. 10.
„ des Compassses „ 7.
„ der Chatelaine-Kette „ 4.50
[illegible]
[illegible] Mark. [illegible]

CARL HOLL
Goldwarenfabrik, Stuttgart, Neckarstrasse 6.
[illegible]

Elegante Reisedecken für M. 6.75,
Schöne Bett- u. Schreibtisch-Vorlagen für 80—1.95 Pf.
[illegible] Mechanische Weberei, Gnadenfrei i. Schlesien.
[illegible] Katalog und Muster [illegible] franko u. gratis.

Schönstes Weihnachtsgeschenk in Familienkreisen.

[illegible] Meister- [illegible] aus der Dresdner und Berliner Gemälde-Galerie [illegible]
[illegible] Königshütte O.-S.

[illegible] Geschäftsverkehr des Hauses
Aug. Polich.
In Deutschland einzig in seiner Art!

[illegible] catalog [illegible]

Das
Geschäftshaus für Damen-Moden
[illegible]
Aug. Polich in Leipzig
ist die beste und billigste Bezugsquelle [illegible] Kleiderstoffe jeder Art in Seide u. Wolle, Baumwollen [illegible] und Leinen-Waren [illegible]
fertige Wäsche und [illegible]
Costüme, Damen- und Kinder-Confection [illegible]

Leinen- und Gebild-Weberei

12 Mal ausgezeichnet mit goldenen, silbernen und Staats-Medaillen.

F. V. Grünfeld, Landeshut in Schles.,

königlich preussischer, bayrischer, rumänischer u. grossherzoglich mecklenburgischer Hoflieferant.

Versand gegen Vorausbezahlung oder Nachnahme. Wünsche auf „Zahlung nach Empfang“ können nicht berücksichtigt werden.
Bei Aufträgen in Höhe von Mark 20.— an postfreie Zusendung innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

Zur Auswahl geeigneter Weihnachtsgeschenke empfehle nachstehende Gegenstände, worunter auch Vieles für Wohlthätigkeits-Zwecke.
Bei Bestellung nach diesem Verzeichniss genügt die Angabe der vorgesetzten Nummer.

Für 75 Pfg. Nr. 1, 1 Dtzd. bunte baumwoll. **Kinder-Taschentücher**, mit Bildern bedruckt, 35 Cm. gross

oder Nr. 2, 1 **Puppen-Gedeck** mit 6 Mundtüchern

oder Nr. 3, 1 abgepasste, blauweiss gedruckte **Küchenschürze**, 98×80 Cm.

oder Nr. 4, 2 **Kinder-Mundtücher** (Servietten), mit Band versehen, Krepp-Gewebe mit Canevas zum Besticken.

Für M. 1.— Nr. 5, 1 Satz weisse **Waschtischdeckchen**, bestehend aus 5 Stück verschiedener Grösse, mit Javakante für Kreuzstich

oder Nr. 6, 1 **Damast-Nähtischdecke**, blaugold, 75 Cm. □

oder Nr. 7, 1 „**Germania**“-**Wirtschaftsschürze**, weiss oder crême mit den Wappen der deutschen Staaten, sowie mit Eiche und Kornblumen echtfarbig bedruckt.

Für M. 1.40 Nr. 8, ½ Dtzd. halbleinene **Taschentücher** mit farbigen Kanten, 46 Cm. □

oder Nr. 9, 1 **Männerhemd** aus blaugestreift Militär-Nessel

oder Nr. 10, 2½ Meter schlesisch Warp, halbwollenes Gewebe in glatt, gestreift oder karrirt zu einer **Jacke**

oder Nr. 11, 1 **Wäschesack**, vorgezeichnet auf grauweissem Fischerleinen

oder Nr. 12, 1 fertige **Hausschürze** aus Madras-Stoff mit Jacquard-Streifen.

Für M. 1.60 Nr. 13, 3 Meter friesartiger **Wollenstoff** (Wolldick), dunkel karrirt oder gestreift, zu einem Frauenrock

oder Nr. 14, 2½ Meter ungebleicht **Köperbarchent** zu 1 Paar Manns- oder Frauen-Unterhosen

oder Nr. 15, 1 Dtzd. weisse **Schirting-Taschentücher**

oder Nr. 16, 1 **Kinder-Tischgedeck**, 70×70 Cm., mit 6 Mundtüchern, 20 Cm. □ mit farb. Querstreif. u. eingewebtem Spruch

oder Nr. 17, 1 **Krepp-Ueberhanghandtuch** zum Besticken.

Für M. 1.80 Nr. 18, 1 **Ballschuh-Tasche** mit Täschchen für Kämme, Nadeln und den Fächer mit Aufzeichnung für Stickerei.

Für M. 2.— Nr. 19, 5 Meter **Cassinet**, einfarbig, zu 2 Paar Manns-Hosen oder Jacken ausreichend

oder Nr. 20, 1 **Spieltischdecke**, 112 Cm. □, grauweiss mit entsprechenden Figuren eingewebt

oder Nr. 21, 1 Dtzd. halbl. **Kinder-Taschentücher** mit farbigen Kanten, 36 Cm. □

oder Nr. 22, 1 Paar **Schuhe** auf Stramin, in geschmackvollen Farben, nebst Wolle zum Fertigsticken.

Für M. 2.30 Nr. 23, 4½ Meter **Barchent**, farbig gestreift zu 2 Jacken

oder Nr. 24, ½ Dtzd. graue **Küchen-Handtücher**, blau oder roth gestreift, 42×115 Cm.

oder Nr. 25, 1 halbleinene **Damast-Decke** mit Fransen, hellblau mit grau, 135 Cm. gross

oder Nr. 26, 1 **Frauenhemd** aus weissgarnigem Handleinen starkfädig mit Zugbündchen und Zwickel-Aermeln.

Für M. 2.80 Nr. 27, ½ Dtzd. **Schul-** bezw. **Einkaufs-Taschen**, grau Leinen, farbig tamburirt

oder Nr. 28, 1 Dtzd. leinene **Wischtücher**

oder Nr. 29, 1 **Unterrock** aus bedrucktem baumwoll. Flanell mit Handbogen

oder Nr. 30, 1 leinen **Jacquard-Tischtuch**, geklärt, 138×138 Cm.

oder Nr. 31, 8 Meter halbwollen **Rockstoff** (Warp) in dunklen glatten oder gestreiften Mustern, zu einem einfachen Hauskleide ausreichend.

Für M. 3.40 Nr. 32, 6 Stück **Hülsenfrucht-Beutel** auf Canevas-Leinen, unfertig mit folgenden Aufschriften zum Besticken: Linsen, Erbsen, Bohnen, Graupen, Mehl, Reis

oder Nr. 33, 1 Dtzd. weiss leinene **Taschentücher**, gesäumt, 49 Cm. □.

Für M. 3.60 Nr. 34, 8 Mtr. Warp, halbwollen Rockstoff, in dunklen glatten oder gestreiften Mustern zu einem einfachen **Hauskleide**

oder Nr. 35, 7 Mtr. **Schlesisch Buntdrucknessel**, waschecht, zu einem Kleide

oder Nr. 36, 1 Dtzd. graulein. **Küchen-Handtücher**, 42×110 Cm. gross.

Für M. 4.— Nr. 37, 1 Dtzd. weisse **Taschentücher**, rein Leinen, 49 Cm. □

oder Nr. 38, 1 weisse **Waffel-Bettdecke** mit Fransen

oder Nr. 39, für **6 Hausschürzen** je 85 Cm. buntgestreifte Schürzenleinwand

oder Nr. 40, 8 Mtr. **Cassinet**, in glatten Farben, zu 3 Mannsjacken

oder Nr. 41, 7 Meter **Cretonne** (Lederkattun) in hell oder dunkel bedruckten Mustern zu einem Kleide

oder Nr. 42, 6 Mtr. baumwollen **Flanell**, farb., sammetweich, zu 2 Hemden oder 3 Jacken

oder Nr. 43, 1 hochf. **Ueberhang-Handtuch**: „Vöglein unterm Regenschirm“.

Für M. 4.80 Nr. 44, 1 weisslein. **Damast-Tischtuch**, 160×170 Cm. gross

oder Nr. 45, 9 Mtr. gestreift **Militärnessel**, beste Güte, zu 3 Männer-Hemden

oder Nr. 46, 6 Mtr. weiss **Piquébarchent** in schönen Mustern, 70 Cm. breit, zu 3 Nachtjacken oder 2 Unterröcken.

Für M. 5.— Nr. 47, 1 baumwoll. blauweiss karrirter **Deckbett-Bezug**, 125×200 Cm. gross, nebst 2 Kopfkissen, 57×80 Cm. gross

oder Nr. 48, 1 weissleinen **Theegedeck** mit farbiger Kante nebst 6 Mundtüchern

oder Nr. 49, 1 Dtzd. leinene **Batist-Taschentücher** für Damen, 40 Cm. gross

oder Nr. 50, **Reste von Grünfelds** Wäschetuch, etwa 9 Mtr. starkfädig oder 11 Mtr. feinfädig

oder Nr. 51, 5¼ Meter **Zwirn-Cassinet**, zu Jacket, Weste u. Beinkleid, dunkelgrundig in gesprenkelten Mustern

oder Nr. 52, 1 **Rückenkissen**, auf Stramin vorgestickt, nebst entsprechender Füllwolle.

Für M. 6.— Nr. 53, 1 Paar weisse **Waffel-Bettdecken**, 168×225 Cm. gross

oder Nr. 54, **Reste** von Gebirgs-Halbleinen, 10 Meter mittelstark 83 Cm breit, oder 12 Meter mittelfein 75 Cm. breit

oder Nr. 55, 1 Dtzd. weissleinene **Taschentücher** mit Hohlsäumen, 35 Cm. □ für Damen, **besonders preiswürdig**

oder Nr. 56, 1 grauweiss leinene **Damast-Kaffee-Decke**, 140 Cm. □, vorzügliche Güte mit Kanzlerspruch: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst Nichts in der Welt!“

Für M. 6.50 Nr. 57, 6 Meter **Piqué-Barchent** in vorzüglicher Güte, für 3 Nacht-Jacken oder 2 Damen-Unterröcke

oder Nr. 58, 1 **Kaffee-, Obst-** oder **Gartendecke** (Zwirn-Gewebe), mit geknüpften Fransen, a) roth-crême, b) blau-crême, c) bordeaux-crême

oder Nr. 59, 2 Stück **Bettlaken**, rein Leinen, mittelfeinfädig, 160×200 Cm. gross.

Für M. 7.50 Nr. 60, 1 **Gedeck-Garnitur** mit Fransen, blaugold, bestehend aus 1 Tischtuch, 1 Kommoden-, 1 Nähtischdecke und 6 kleinen Mundtüchern

oder Nr. 61, 1 **Leute-Bettbezug**, blauweiss baumwollen, bestehend aus 1 Oberbett-Bezug 130×200 Cm., 2 Kopfkissen-Bezügen 80×57 Cm., nebst 1 leinen Bettlaken 138×230 Cm.

oder Nr. 62, 1 **Sopha-Teppich** (Jute), 130×200 Cm. nebst 2 zupassenden Bettvorlagen.

Für M. 8.50 Nr. 63, 1 Dtzd. fertig genähte weisse **Hausm.-Drell-Handtücher**, 42×115 Cm.

oder Nr. 64, weiss **Satin** in schönen Mustern für 1 Deckbett- u. 2 Kissenbezüge, 4,10 Mtr. 130 Cm. und 3,50 Mtr. 84 Cm. breit.

Für M. 9.50 Nr. 65, ½ Dtzd. **Damen-Hemden** aus Hemdentuch, mit nachgeahmten Zwirnspitzen besetzt

oder Nr. 66, 1 leinenes **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, Tischtuch 160×170 Cm., Mundtücher 72 Cm. gross

oder Nr. 67, 18 Meter feinfädig **Bett-Bezug**, roth, blau oder bunt karrirt, 83 Cm. br.

oder Nr. 68, 1 Stück = 20 Mtr. **Stahl-Creas**, mittelstarkfädig, für jegliche Art Leibwäsche.

Für M. 10.50 Nr. 69, 1 Stück = 18 Meter bestes **Halb-Leinen** für Leibwäsche, 75 Cm. breit

oder Nr. 70, 18 Meter **Bett-Bezug** (baumwollen), für 2 Oberbetten und 4 Kopfkissen, vorzügliche Güte, blau-weiss, roth-weiss, roth-blau-weiss, lila karrirt

oder Nr. 71, ½ Stück = 16½ Meter **Leinen-Creas**, garnweiss, 75 Cm. breit, zu Hemden für Bedienstete geeignet

oder Nr. 72, 1 Stück = 20 Meter **Grünfelds Wäschetuch**, baumwoll., feinfädig, für jede Art Wäsche. **Diese Waare hat sich bereits einen Weltruf erworben.**

Für M. 13.— Nr. 73, 1 **Damast-Theegedeck** (rein leinen, grauweiss mit farbiger Borde u. 12 kleinen Mundtüchern

oder Nr. 74, 1 Stück = 18 Mtr. **Hausmacher-Halbleinen**, mittelstarkfädig, 83 Cm. breit

oder Nr. 75, 1 Dtzd. weissleinene **Jacquard-Handtücher**, geklärt, 53×132 Cm. gross

oder Nr. 76, 6½ Mtr. **Leinen-Creas**, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit, für jede Art Leibwäsche

oder Nr. 77, 1 leinen **Jacquard-Hausmacher-Gedeck**, Stern- oder Blumen-Muster, mit 8 Mundtüchern. Tischtuch 162×225 Cm., Mundtücher 66 Cm. □.

Für M. 15.— Nr. 78, ½ Dtzd. **Damen-Beinkleider** aus bestem baumwollen Stuhl-Creas mit Handbogen

oder Nr. 79, 1 Dtzd. geklärte hochfeine **Jacquard-Handtücher**, Blumen- oder Stern-Muster, 53×132 Cm.

Für M. 17.— Nr. 80, 1 leinen **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, vorzügliche Hausmacher-Güte, mit einem in der Mitte eingewebten Buchstaben. Tischtuch 180 Cm. □, Mundtücher 72 Cm. □

oder Nr. 81, 1 **Damast-Theegedeck** mit 6 Mundtüchern, Marke „China“, weiss leinen mit breiter rother oder blauer Borde, Thee-Pflanzung und Ernte darstellend. Tischtuch 140 Cm. □, Mundtücher 36 Cm. □

oder Nr. 82, ½ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), vorzüglich haltbar, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit

oder Nr. 83, 18 Meter von bestem halbleinen **Bettbezug** in klaren, farbig karrirten Mustern für 2 Deckbett- u. 4 Kissenbezüge.

Für M. 20.— Nr. 84, 3 Stück verschiedene hochfeine **Damen-Taghemden** (Putzhemden), aus hochfeinfädigem Chiffon, mit reicher Ausstattung

oder Nr. 85, 4 Stück **Bettlaken** aus **Grünfelds Hausleinen**, mittelfein, fertig genäht, 160×210 Cm. gross

oder Nr. 86, ½ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), feinfädig, 83 Cm. breit oder mittelfein 87 Cm. breit.

Grünfelds Hausleinen

ist das Beste in Bezug auf Haltbarkeit und erfreut sich eines Weltrufes.

Muster zu Diensten!

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Märchen, Fabeln, Jugendschriften etc.

[illegible] Kataloge [illegible] durch jede Buchhandlung [illegible] Ambrosius Abel in Leipzig. [illegible]

Wer

gut sehen, seine Augen schonen, seine Augen erhalten, eine wirklich richtige Brille oder Pincenez [illegible] Kurzsichtigkeit, Weit- u. Uebersichtigkeit, [illegible] Leiden der Augen

Rodenstock's neue verbesserte Augengläser mit Diaphragma,

welche das Beste sind, was es zum Sehen und Erhaltung der Augen dieser Art gibt. [illegible] Josef Rodenstock angefertigten. Zu Original-Preisen zu beziehen durch die autorisirten Verkaufsstellen in den meisten grösseren Städten des In- und Auslandes, und [illegible] direct von der Hauptversandabtheilung, deren Specialbrillen [illegible] richtige Brillen und Pincenez.

Optisch-oculist. Anstalt München, Karlsthor 8,

[illegible] Beschreibung mit Anerkennungen [illegible] Anleitung zur schriftlichen Bestellung gratis und franco. **Niemand**, der irgend welche Augenleiden hat, versäume, sich diese kommen zu lassen.

Optische Anstalt
G. Rodenstock, München.

Warnung! Es werden sehr oft [illegible] Rodenstock'sche Gläser ausgegeben [illegible]

Magnetische Apparate,

[illegible] Universal-Schmerzpumpen für Zimmergymnastik [illegible]
Hugo Lamprecht in Stuttgart.

Russische Boots für Herren, [illegible] f. Damen [illegible] Mädchenboots [illegible] Kinderstiefel [illegible] Herrenschuhe [illegible] Gummi Regen- und Staubmäntel [illegible] Damenmäntel [illegible] Herren-Havelocks [illegible] Spielkarten.

W. Krahl, Gummiwaaren-Fabrik. Berlin SW., Markgrafenstr. 89.
Katalog [illegible] Specialitäten [illegible]

[illegible]

Die Modenwelt [illegible]

12 Beilagen mit etwa 250 Schnittmustern [illegible]

[illegible]

PLATO & CO.
Fabrik von
Musikdosen
Drehdosen, Spielwerke
pat. Salon-Leierkasten
[illegible]
Musik-Album
[illegible]
Berlin [illegible]

Gratis [illegible]
[illegible] Frakturen, Cotillon-Touren etc.
G. Kramer, Buchhandl., Hamburg 1.

Wollstoffersatz.

[illegible]

[illegible] Th. Zimmermann, [illegible]

[illegible]

Klassischer Bilderschatz

[illegible]

Elegante gediegene Festgeschenke
liefert das
Versand-Geschäft
Deutsches Kaufhaus, Fischer & Heilmann, Dresden
in tausendfältiger Auswahl.

Weihnachts-Katalog
mit ca. 1500 Illustrationen wird gratis und franco versandt, [illegible] Wäsche, [illegible] Reisedecken, [illegible] Papeterien, [illegible] Cigarren, Tabak, Seifen, Parfums, [illegible] Bade-Apparaten, [illegible] Möbeln und vielen anderen Waaren in nur wirklich guten Qualitäten.

PATENTE besorgen
J. Brandt & G. W. v. Nawrocki
BERLIN, W.
78. Friedrichstrasse 78.
Aeltestes Berl. Patentbureau. Gegründet 1873.

Sie husten nicht mehr

Dr. Rob. Bock's Pectoral

(Hustenstiller)

Gegen:
Verschleimung,
Husten,
Heiserkeit.

DR. R. BOCK'S PECTORAL

Bei:
Katarrhen der
Luftwege,
Schnupfen etc.

Rasch

Sicher

Von keinem Hustenmittel übertroffen.

Bock's Pectoral ersetzt Brustthee, Salmiak-Salzpastillen, Malzbonbons u. u.

Man überzeuge sich von dem Heilwert durch Lesen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugnisse.

Für Kinder allen anderen Mitteln vorzuziehen.

Dr. Bock's Pectoral ist in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, doch achte man genau darauf, daß die Umhüllung mit einer Etiquette wie vorstehende Abbildung verschlossen ist.
Die Bestandtheile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) ist [illegible] Aachen [illegible] Altona [illegible] Berlin [illegible] Bromberg [illegible] Chemnitz [illegible] Coblenz [illegible] Danzig [illegible] Dresden [illegible] Frankfurt a. Main [illegible] Halle a. Saale [illegible] Hamburg [illegible] Kiel [illegible] Köln [illegible] Königsberg i. Pr. [illegible] Leipzig [illegible] Liegnitz [illegible] Lübeck [illegible] Magdeburg [illegible] Minden [illegible] München [illegible] Nürnberg [illegible] Posen [illegible] Regensburg [illegible] Stettin [illegible] Stralsund [illegible] Straßburg i. E. [illegible] Stuttgart [illegible] Trier [illegible] Wiesbaden [illegible] Würzburg [illegible] Oesterreich-Ungarn: [illegible] Wien [illegible] Prag [illegible]

Angenehm und unschädlich

LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug
J. v. Liebig
in BLAUER FARBE trägt.

Richters Anker-Steinbaukaſten

Der Kinder liebſtes Spiel!

[illegible] auf die geſamte Kinderwelt [illegible] die größte Anziehungskraft aus; ſie ſind auch heute noch das beliebteſte und gediegenſte Spiel für jung und alt. [illegible] Jeder [illegible] Kaſten [illegible] Fabrikmarke „Anker“ [illegible] Mk. 1. 1.50, 2 Mk. und höher. [illegible]

Des Kindes liebſtes Spiel, welches auf Wunſch franko übersendet:

F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt, Wien, Olten, London, New-York.

Eine neue mediciniſche Wiſſenſchaft.

[illegible] von Dr. med. [illegible] in [illegible]. [illegible] 11 Lfg. à 2 Bog. [illegible] Preis [illegible] Verlagsh. [illegible] bisherige Medicin [illegible] deutlich [illegible] Entgegnung [illegible]

=Senſationelle Neuheit!!!=

Haushalt

[illegible] Elektriſches Salon-Feuerzeug [illegible] hochelegante Ausſtattung: [illegible] Preis ℳ 3.— Uhrſtänder [illegible] Preis ℳ 8.50. [illegible] ſämmtliche [illegible]

Wolff & Ricks, Berlin SW., [illegible]

== Soeben vollſtändig geworden: ==

Spamer's Buch der Erfindungen,

8te Auflage.

Gewerbe und Induſtrien.

Oberleitung: Geh. Reg.-Rat

Profeſſor F. Reuleaux.

Mit über **4000** Abbild.

8 Bände geheftet je ℳ 8, gebunden je ℳ 9.50.

Verlag: **Otto Spamer** in Leipzig.

Proſpekte überallhin unentgeltlich!

Zauber-Apparate

[illegible] Apparate [illegible] Tilliranten [illegible] Kinder [illegible] 1. Beilſt. [illegible] R. Munic, [illegible]

Soeben erſchienen: F. Wolff & Sohn's wohlriechender Taſchenkalender für 1889 [illegible] künſtleriſch ausgeführten Porträts berühmter Frauen [illegible] franko gegen Einſendung von [illegible] in Marken. Wiederverkäufer erhalten angemeſſenen Rabatt.

F. Wolff & Sohn, Parfümeriefabrik [illegible] Karlsruhe (Baden).

Neu Cymbal

ungariſches Nationale Inſtrument

[illegible] Conſtruktion, ſchöner Klang, [illegible] Inſtrument [illegible]

Cymbal-Schule in 2 Abt. [illegible] Verſand 3160 Stück, [illegible] Preisliſte gratis und franko.

W. J. Schunda, [illegible] Budapeſt.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Schachturnierbuch.

Auswahl von hundert vorzüglichen Partien, welche in den Wettkämpfen von 1873 bis 1888 [illegible] Herausgegeben von

Jean Dufresne.

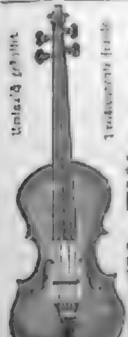
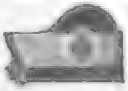
gr. 8. Geb. 3 Mark.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

BUCHHALTER

[illegible] Berlin NW. [illegible]

Emil Mühlenpfordt, Hamburg. Import von Japan-Waaren, [illegible]

Violinen Zithern

[illegible]

Meiſtergeigen, Cellos etc.

[illegible] Zahlungserleichterung ohne Preisaufſchlag.

Hamma & Cie., [illegible] Stuttgart.

Zithern

[illegible] Violinen [illegible] Gebrüder Wolff, [illegible] Kreuznach.

Corsets RFC

Garantie der beſtſitzende moderne Façons.

[illegible] Modewaren-Geſchäfte im In- und Auslande zu beziehen.

Jedes Corſet trägt den Stempel „RFC à la Princeſſe.“ Engros & Export nur durch [illegible]

Roſenthal, Fleiſcher & Cie.

Goeppingen [illegible] | London [illegible] Wall.

In der Edition Peters erſchienen neue Klavierſtücke und Lieder von

Grieg.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Hans Huckebein,

der Unglücksrabe.

Das Pusterohr. Das Bad am Samstag Abend.

Von

Wilhelm Buſch.

8. Aufl. Groß-Quart. Eleg. kart. Preis 3 ℳ [illegible] Preis 1 ℳ

[illegible]

BUCHFÜHRUNG

[illegible]

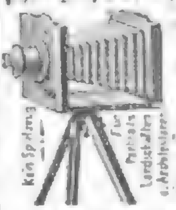
Kunſtgewerbliche Anſtalt

Neuwedell (Preußen)

[illegible]

altertüml. Schau- u. Prunkgefäße, [illegible] Teller, [illegible]

Photographiſche Apparate.



[illegible] Touriſten-Apparat in Kabinetform, [illegible] 7 ℳ [illegible]

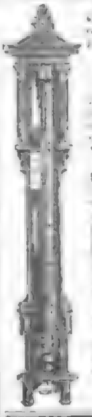
Joh. Sachs & Co., Berlin S., Ritter-Str. [illegible]

Buckſkins. [illegible] Herm. Friedr. Stoll, [illegible] Cottbus.

PATENTE

RICHARD LÜDERS,

[illegible] GÖRLITZ.

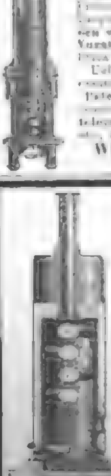


[illegible]

Lambrecht's Patent-Polymeter

[illegible] Vorausbeſtimmung d. Wetters, [illegible] Ueber noch andere intereſſante Neuheiten [illegible] Patent-Normal-Barometer [illegible]

Wilh. Lambrecht, Göttingen.



Vertikale **Dampfkeſſel** mit geſchweißter Feuerbüchſe halten auf Lager

Menck & Hambrock, Ottenſen bei Altona.

Deutſche

Militärdienſt-Verſicherungs-Anſtalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren [illegible] beſtehende Anſtalt aufmerkſam gemacht [illegible] Verminderung der Koſten [illegible] Dienſtes [illegible] Verſicherung von Invaliden [illegible] Statut Ende 1887: [illegible] ℳ [illegible] Reſervefonds ℳ 362,000. [illegible]

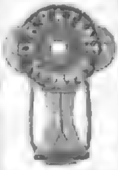
[illegible] Laterna magica [illegible] Auswahl von [illegible] Bildern, [illegible] Beleuchtungs- u. Objektiv [illegible] Preisliſten in Abbildg. gratis; [illegible]

Zauber-

[illegible] Weihnachtsgeſchenke, [illegible] Zauberkaſten, Laterna-magicas, Laterna-magica-Bilder, [illegible]

Wilh. Bethge, Magdeburg.

Nebelbilder und Apparate, [illegible] franko. **W. Hagedorn,** Berlin SW., [illegible]



[illegible] Neuheit! Der beſte

Hoſenknopf der Welt

[illegible] Otto [illegible]

[illegible]

Frank & Baer

[illegible] Frankfurt a. Main.

Solide Buckſkins, [illegible] M. 2.30 [illegible] Muſter frei.

Bruno Frenzel, Cottbus.

Das ſchönſte Geſchenk [illegible] ſelbſtthätige **Zimmerfontaine** [illegible] **Louis Heinrici** Zwickau i. S. [illegible] Katalog!

Schladitz & Bernhardt, Dresden.

empfehlen ihre feuer- und diebesſicheren

Stahlpanzer-Geldſchränke

mit den neueſten Verbeſſerungen u. d. beſten Schlöſſern verſehen. [illegible] Preiscourante franko.

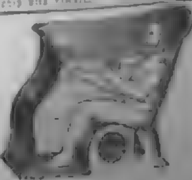
[illegible] für jeden Haushalt und

heizbare Badeſtühle

[illegible] in welchen man [illegible] Pfennig Kohle in 20 Minuten ein warmes Vollbad [illegible] Illuſtrirte Preisliſten gratis und franko.

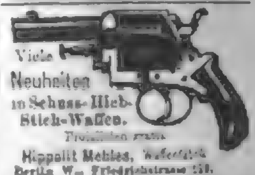
Leſch & Teichmann, Berlin S.

Fabrik heizbarer Badeſtühle und [illegible]



[illegible]

Gelbke & Benedictus Dresden.



Viele Neuheiten in Schuss-Hieb-Stich-Waffen.

Preisliſten gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik Berlin W., Friedrichſtraſſe [illegible]

Claes & Flentje.

Größte Strickmaſchinen-Fabrik.

Mühlhauſen i. Th.

[illegible]

[illegible] C. C. Fuhr [illegible] Berlin, [illegible]

Petroleum-Motoren

[illegible] Billigſte [illegible] 8–12 [illegible]

A. v. Wurſtemberger & Co., München.

Garrett Smith & Co.,

Magdeburg-Buckau,

empfehlen ihre neueſten [illegible] Lokomobilen [illegible] Preis [illegible] gratis und franko.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à

Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

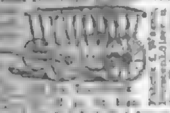
Tragbare Oefen

[illegible]

A. Nieske, Dresden.

C. L. Flemming

[illegible] Schwarzenberg i. S.



[illegible]

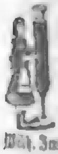
Beſtes Putzmittel der Welt.

Chem. Tinte

[illegible]

Neu! Aerztlich empfohlen!

Imhoff's patentirte Patronen-Cigarrenſpitze.



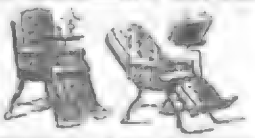
[illegible]

Wilh. Imhoff, Caſſel, Heſſen-Naſſau.

Kranken-Fahrſtühle

[illegible] u. [illegible], [illegible] Trag- u. Zimmerfahrſtühle, [illegible] Kopfkiſſ., Bett-tiſche etc. [illegible]

Der vollkommenſte u. beſte Stuhl



[illegible]

J. Schübbel, [illegible]

[illegible]

Aſthma

[illegible]

Armour & Co.'s

feſter Fleiſchextract, [illegible]

General Depot F. Wohl, [illegible] Frankfurt a. M.

[illegible]

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

ungegypste französische Natur-Weine aus Oswald Nier Hauptgeschäft BERLIN

[illegible]

Dr. med. Haupt,

[illegible]

Tharandt bei Dresden.

Kurbedürftige

[illegible]

Gemütskranke

[illegible]

MULSOW'S FLEISCH & GEFLÜGEL PAINS

ist ein wohlschmeckendes leicht verdauliches & haltbares NAHRUNGSMITTEL, zum kalten Genuss wie Pasteten. zu haben in DELICATESSENGESCHÄFTEN

En gros Verkauf bei TÜRK & PAPST, Frankfurt a/M.

Gegen 4000 Artikel

[illegible]

W. A. Herb, Pulsnitz in Sachſen.

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

(Naturheilanstalt)

auf „Weiſser Hirſch“ bei Dresden.

[illegible]

von Zimmermann'ſche Naturheilanſtalt

[illegible]

Bordighera (Riviera) das Palmenland Italiens.

Hôtel Angst.

[illegible]

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

[illegible]

1881: 12623 Fl., 1882: 55761 Fl., 1883: 61808 Fl., 1884: 112231 Fl., 1885: 217180 Fl., 1886: 406298 Fl. **1887: 626246 Fl.**

[illegible]

Die Administration der Kronen-Quelle, Obersalzbrunn i. Schl.

86^er Mosel-WEIN per Fl. 55, per Ltr. 65 Pf. 100 Liter 63 Mk.

84^er Roth-WEIN per Fl. 70, per Ltr. 85 Pf. 100 Liter 82 Mk.

[illegible]

Fritz Daubenspeck, Homberg a. Rh.

CRÈME SIMON

[illegible] in einer Nacht [illegible] unerſetzlich gegen **aufgeſprungene Haut, rothe Hände, Geſichtsröthe** und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt ſie. [illegible] und von der eleganten Damen-[illegible]

J. SIMON, [illegible] PARIS [illegible]

INTERESSANTE ENTDECKUNG!

Parfums-ORIZA in fester Form

12 KŒSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewünschten Gegenstand zu parfumiren.

L. LEGRAND, [illegible]

207, Rue Saint-Honoré, PARIS

Der Bijou-Catalog wird gratis und franco zugesandt

[illegible] WOLFF & SCHWINDT in KARLSRUHE [illegible]

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

[illegible] Central-Bureau: Trier.

ROWLANDS'

MACASSAR OIL

[illegible]

ODONTO,

[illegible] Row-lands, [illegible]

Jeder, welcher ſich eines flotten Schnurrbartes erfreut. Ohne Schnurrbart keine Liebe! — Ohne Schnurrbart kein Kuß! Nur Paul Boſſe's *Original-Mustaches-Balsam* iſt im Stande, unter Garantie innerhalb 1—6 Wochen einen kräftigen Bart zu erzeugen. Gebrauch höchſt einfach. Für die Haut völlig unſchädlich. Verſandt diskret, auch gegen Nachnahme. Per Doſe M. 2.50.

Zu beziehen von **Paul Bosse Berlin S. 59, Grimmstrasse** [illegible] J. Weiss [illegible] Apotheke Tuchlauben 27 [illegible] Engel-Apotheke, Am Hof 6. — In Bern (Preis [illegible]) E. Wildbolz, Kramgasse 84.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

[illegible] Kinder [illegible] Kranke [illegible] — erhöht die Verdaulichkeit der Milch. [illegible]

CHOCOLAT SUCHARD.
SUCHARD
NEUCHÂTEL SUISSE.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigen Preise aus und ist überall zu haben.

Sodener Mineral-Pastillen à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb
Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

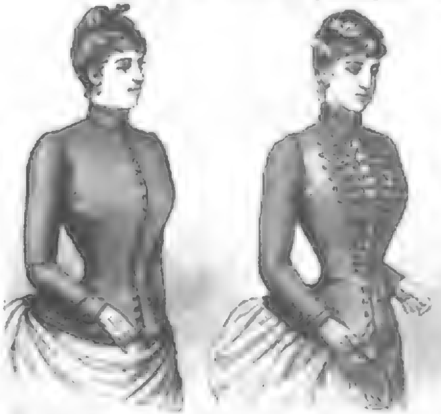
Nicht gefallende Waaren
werden
bereitwilligst zurückgenommen
und umgetauscht.

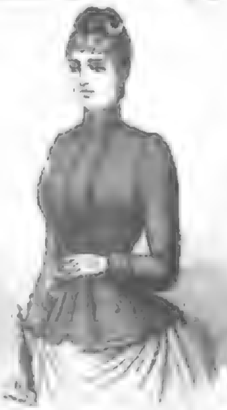
Tricot-Taillen.

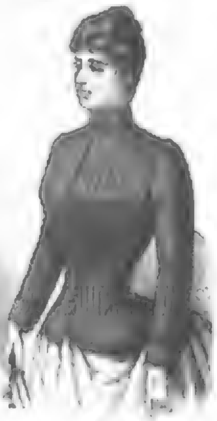
Solideste reinwollene Qualitäten, vorteilhaftester Schnitt und sorgfältigste Ausführung. Die vielfach angebotenen billigen Qualitäten führen wir ihrer Unsolidität halber grundsätzlich nicht.

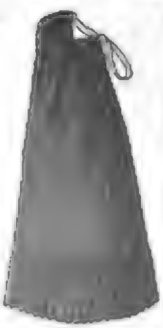
Vorräthig in 4 Grössen:
klein 86 Cm. Oberweite, 63 Cm. Taillenweite. gross 100 Cm. Oberweite, 67 Cm. Taillenweite.
mittel 94 „ „ 65 „ „ extragross 108 „ „ 74 „ „

Nr. 160 u. 162.
Nr. 160. Lastre, mit Plissé und Blende. M. —.90.
Nr. 162. Panama, mit Plissé und 2 Blenden. M. 1.45.

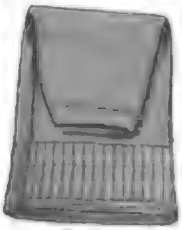

Nr. 4701, 4703 u. 4705.

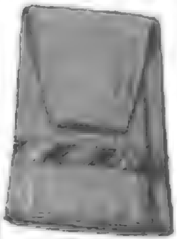

Nr. 4709.


Nr. 4711.


Nr. 172.
Cachemire mit Plisséebesatz.
M. 1.75.

Nr. 4701. Solider Wintertricot mit doppelten Seitentheilen und Faltenschoss. Vorräthig nur schwarz . . . M. 6.—.
„ 4703. Dieselbe Taille in besserer Qualität. Vorräthig: schwarz, marine, braun . . . „ 6.35.
„ 4705. Vorzüglicher Wintertricot mit doppelten Seitentheilen und Faltenschoss. Vorräthig nur schwarz . . . „ 9.—.
„ 4707. Solider Wintertricot mit reicher Soutache-Stickerei. Vorräthig nur schwarz . . . „ 5.75.
„ 4709. Sehr guter Wintertricot mit eingesetzter Weste. Vorräthig nur schwarz . . . „ 8.50
„ 4711. Neuheit aus bestem Wintertricot mit eingenähten gleichfarbigen Streifen. Vorräthig: schwarz, marine, braun . . . „ 10.50.


Nr. 1004.
Reinwollener Velour, mit Plisséebesatz. Vorräthig: schwarz, marine, braun und dunkelbordeaux.
M. 5.50.


Nr. 1005.
Reinwollener Velour, mit Plisséebesatz und bunt gestreifter seidener Blende. Vorräthig: schwarz, marine, braun. M. 7.50.

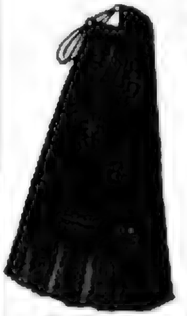
Unsern reichhaltigen
Special-Catalog
über
Confection
versenden wir
unberechnet und portofrei.

Damen-Morgenröcke.

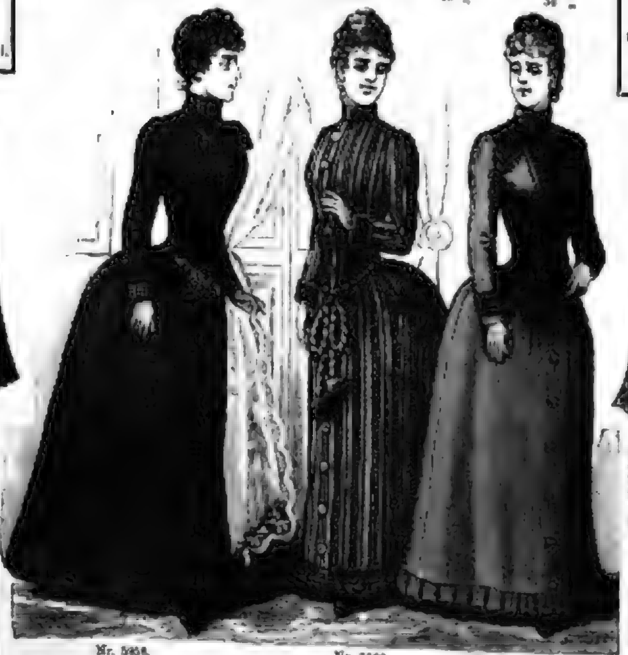
Wir halten sämmtliche Morgenröcke in folgenden 3 Grössen vorräthig:

	Vordere Länge	Brustbreite	Rückenbreite
klein circa	131 Cm.	41 Cm.	32 Cm.
mittel „	138 „	40 „	34 „
gross „	140 „	45 „	36 „

Muster
aller Stoffe
werden
unberechnet und portofrei
versandt.


Nr. 192 u. 194.
Nr. 192. Atlas, mit Plissé, Blende und Passepoil, oben gefältet M. 3.50.
Nr. 194. Dieselbe Schürze aus reinseidener Faille. M. 5.25.

Nr. 174.
Cachemire mit Plisséebesatz, Passementerie und Seidenstepperei.
M. 2.50.


Nr. 5958. Nr. 5960. Nr. 5962.

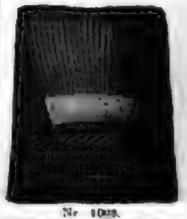
Nr. 5958. Prima reinwollener Velour. Kragen und Aermel mit Sammet und farbig benähten Litzen garnirt. Taille und Aermel mit Köperfutter. Vorräthig: marine, braun, granat . . . M. 16.—.
„ 5960. Gediegene Neuheit aus schwerem, tuchartigen Stoff mit Bandeau. Unten herum aufgesetzter Tollvolant. Taille und Aermel mit Flanellfutter. Vorräthig: grau mit schwarzen Streifen und marine mit bordeaux abschattirten Streifen . . . M. 25.50.
„ 5962. Besonders kleidsame Form für zierliche Figuren aus Prima reinwollenem Velour mit reicher Soutache-Verzierung. Rücken in Falten gelegt; unten herum aufgesetzter Tollfaltenvolant. Taille und Aermel mit Flanellfutter. Vorräthig: marine mit bordeaux verziert, braun mit braun verziert und granat mit schwarz verziert . . M. 30.—

Nr. 200 u. 202.
Nr. 200. Atlas mit Tollfaltengarnitur u. farbiger Seidenstickerei. Besonders kleidsam für zierliche Figuren M. 3.25.
Nr. 202. Dieselbe Schürze aus Cachemire. M. 3.40.

Nr. 204 u. 206.
Nr. 204. Faille, besonders vortheilhafte Qualität, mit Tollfaltengarnitur, Rollen und seidener Passementerie verziert. M. 7.50.
Nr. 206. Dieselbe Schürze, extragross, 75 Cm. lang. M. 10.25.

Nr. 1000 u. 1002.
Nr. 1000. Velour, mit Stoffblende u. Plisséebesatz, glatter Band. Vorräthig: dunkelgraumelirt, dunkelmodemelirt. M. 3.50.
Nr. 1002. Derselbe Rock in schwerem, einfarbigem Velour, mit breitem Patentband und Stoffpassepoil. Vorräthig: marine, braun, dunkelbordeaux. M. 4.50.

Nr. 1008.
Solide Neuheit aus bestem tuchartigen Stoff mit reicher Tollfaltengarnitur. Vorräthig: graumelirt mit schwarz gestreift, blaugraumelirt mit abgetönten Streifen, glattbraun mit modemelirten Streifen, marine m. bordeaux abschattirten Streifen.
M. 8.75.


Nr. 1010.
Solider gestreifter Velour, mit Blende, Plisséebesatz und Vorstoss. Vorräthig: marine mit rothen Streifen, marine mit grauen Streifen u. braun mit modefarbigen Streifen.
M. 4.75.

Nr. 1015 u. 1016.
Nr 1015. Steppreock, schwarz Zanella, 30 Cm. breit gesteppt, durchweg m. hochrothem oder hellblauem Flanell gefüttert, leicht wattirt
M. 11.—.
Nr 1016. Steppreock, schwarz Cachemire, mit 30 Cm. hohem Atlasbesatz, extra gesteppt, wattirt und durchweg mit hochrothem oder hellblauem Flanell gefüttert.
M 13.50.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.
Nº 7.

61. Band.
Einunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Jenſeits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

V.

Die Gräfin faltete die Hände über ihrer Bruſt und blickte eine Zeit lang wie in ſtummem Gebet aufwärts, dann begann ſie: „Was ich zu ſagen habe, iſt furchtbar, und kaum wagt es eine menſchliche Lippe auszuſprechen, kaum ein menſchliches Ohr hören, aber meine Seele wird das Bekenntnis erleichtern, die entſetzlichen Erinnerungen werden ihr Grauen verlieren, wenn ſie aus der Tiefe meiner Seele heraufſteigen, und die göttliche Barmherzigkeit wird milder werden, wenn die irdiſche Gerechtigkeit ihre ſtrafende Hand über meine Schulter ausſtreckt.

„Alphonſe,“ ſagte ſie, doch ſchnell vor ſeinem ſtarren Blick die Augen niederſchlagend, verbeſſerte ſie ſich und fuhr fort: „Herr von Thernigny, Sie wiſſen, wie ſehr ich René liebte. Sie ſelbſt waren ja der Beſchützer dieſer Liebe. Sie ſelbſt ſprachen für mich bei meinem Vater und waren der Vertraute unſerer glücklichen Hoffnungen. Sie ſtanden an meiner Seite in meinem Schmerz, als die unglückſelige Nachricht eintraf, welche die Blüten meiner Hoffnungen wie ein eiſiger Winterfroſt zerſtörte; Ihre treue

Kaiſer Wilhelm im Familienkreiſe. Gemälde von R. Eichſtädt im Beſitz von A. Tonger in Berlin.

Freundſchaft ſchützte mich vor Verzweiflung. Sie lehrten mich in meinem Schmerz an den Pflichten des Lebens mich feſtzuhalten, und was noch in mir lebte nach dem grauſamen Schlage, der den innerſten Kern meines Weſens getroffen, das klammerte ſich an Sie wie die ſchwache Ranke an den ſtarken Stamm. Es war eine ſchwere, traurige, aber doch eine friedens- und troſtreiche Zeit; die Erinnerung daran erquickt mich wie kühler Waldesſchatten."

„Ja," ſagte Alphonſe finſter, „es war eine ſchöne Zeit, ſchmerzlich und doch reich an Frieden, an Hoffnung und an Glauben. — Was bleibt jetzt, da das alles Lüge war?"

„Es war keine Lüge," ſagte Edmée, „bei Gott im Himmel — damals nicht; es war Wahrheit, was Sie mir gaben, und ewig werde ich Ihnen dafür danken!

„Sie boten mir Ihre Hand," fuhr ſie fort, „der Freund der Freundin, der Lehrer der Schülerin, um mir auch vor der Welt ſein zu können, was Sie meinem wunden, der friſchen Lebensfreude abgeſtorbenen Herzen waren. Ich nahm dieſe treue, warme und feſte Hand dankbar an, ich hatte keine Liebe mehr zu vergeben. Sie wußten das, Sie ſuchten ſie nicht; die Jugend meines Lebens war begraben, aber alle Blüten, welche mein gebrochenes Herz noch treiben konnte, gehörten ja Ihnen, und wenn Sie glaubten, Ihr Leben mit dieſen Blüten ſchmücken zu können, nicht um ihres Duftes und ihrer Farbe willen, ſondern in der edlen Freude des Wohlthäters an ſeinem ſegensvollen Werke, ſo war es mir ja eine heilige und eine ſchöne, liebe Pflicht, Ihnen zu weihen, was mein Herz noch beſaß: Dankbarkeit, treue Sorge und Gehorſam."

Mit bitterem Lächeln ſchüttelte Alphonſe den Kopf; der Marquis d'Argenſon hörte mit inniger Teilnahme der ſo einfachen, ruhigen Erzählung zu; der Graf ſaß in ſich zuſammengeſunken und nur zuweilen leiſe ſtöhnend da.

„Ich that, was möglich war," ſagte Edmée, „um meine Pflicht zu erfüllen und Ihr arbeitsvolles, ernſtes Leben mit ſo viel freundlichem Reiz zu ſchmücken, als ich vermochte, und Ihnen den Dank meiner Seele entgegenzutragen, die Sie aus den finſteren Abgründen der Verzweiflung gerettet hatten. Es war wenig, was ich Ihnen bieten konnte; mein Herz war ja abgeſtorben für alles Irdiſche und lebte nur in der Hoffnung der künftigen Wiedervereinigung mit dem Geliebten in dem himmliſchen Lichtreich, für das ich an Ihrer Hand, unter Ihrem freundlichen Blick mich immer reifer, immer würdiger werden fühlte — aber dennoch waren Sie glücklich über die durch Sie gerettete, dem Glauben und der Hoffnung erhaltene Seele — ich ſah es, und das erfüllte mich mit heiliger Freude."

„Ja, ich war glücklich," ſagte Alphonſe dumpf; aber die Erinnerung ſchien ihn nur noch ſchmerzlicher zu berühren, denn immer finſterer faltete ſich ſeine Stirn, immer bitterer zogen ſich ſeine Lippen zuſammen.

„Wie ſchwach und elend iſt der Menſch," fuhr Edmée fort, „wie gebrechlich die Sicherheit ſeines Herzens. Ich hielt mich für gut, für fromm damals, ich rechnete es mir für ein Verdienſt an, den Schmerz zu beherrſchen und in freudiger Ergebung die Pflichten des Lebens zu erfüllen — o mein Gott, wie ſchnell ſollte ich herabgeſtürzt werden von der Höhe dieſer Sicherheit, die ſelbſt ſchon eine Sünde war, denn kein Menſch iſt fromm, kein Menſch iſt gut, der nicht die Verſuchung niedergekämpft hat im lebendigen, zuckenden Herzen; die tote, ſchweigende Ergebung iſt keine Tugend, und der Stolz auf ſolche vermeinte Tugend iſt Sünde. Eines Tages —"

„Halt — halt," rief der Graf von Malville, indem er heftig aufſprang und vor Edmée hintrat, „halt, ehe Du weiter ſprichſt, laß mich reden; ich bin der Schuldige, ich habe Dich auf meinen Weg geriſſen, und daß ich es that, iſt dennoch vielleicht verzeihlich vor dem Gott, der die Liebe in die Herzen der Menſchen gelegt hat! — Hören Sie mein Schickſal," fuhr er, zu dem Marquis und Alphonſe gewendet, fort, „dann richten Sie über mich, den Schuldigen, nicht über Edmée, die unſchuldig iſt.

„Unſer Schiff ſcheiterte," ſprach er, mühſam ſeine zitternde Erregung beherrſchend, „wir waren in Sturm und Nebel vom Kurs abgetrieben und auf unbekannte Klippen geworfen; die ganze Mannſchaft verſank in den Wellen, mir allein gelang es, mich, an ein Holzſtück der zertrümmerten Schiffswand geklammert, über dem Waſſer zu erhalten. Wie durch ein Wunder wurde die Planke, welche mich trug, von einer turmhohen Welle über die Klippen geworfen; mit der Kraft der Verzweiflung hielt ich mich feſt, die Brandung warf mich an ein ſandiges Ufer — ich verlor das Bewußtſein.

„Als ich mich wieder erholte, ſah ich mich von braunen Geſtalten umgeben — ich glaubte mich verloren und taſtete an meinem Körper umher nach einer Waffe, um mich der Grauſamkeit der Kannibalen durch einen ſchnellen Tod zu entziehen; aber die wilden Inſulaner waren gutmütig und friedlich, ſie brachten mir Kokosmilch und Bananen und nahmen mich gaſtlich in ihren Laubhütten auf. Ich erholte mich bald, die harmloſen Wilden freuten ſich meiner wiederkehrenden Kraft und thaten alles, um mich ihrer freundlichen Geſinnungen und ihrer Gaſtfreundſchaft zu verſichern; ich mußte mein Schickſal tragen, und vielleicht hätte dasſelbe ſogar den Reiz phantaſtiſcher Neuheit für mich gehabt, wenn ich, wie kurz vorher, noch allein in der Welt geſtanden hätte, denn ich hoffte gewiß, daß bald ein Schiff in die Nähe kommen würde, um mich fortzuführen. Aber der Gedanke an Edmée erfüllte mich mit namenloſer Qual; das Unglück unſeres Schiffes mußte bekannt werden, man mußte mich mit den übrigen für verloren halten, und mein Herz ſchnürte ſich zuſammen bei dem Gedanken an Edmées Verzweiflung, wenn ſie das Schreckliche erfahren würde und an meinen Tod glauben müßte. Ich dachte nur an ihren Schmerz, an ihr Leiden — an nichts anderes," fügte er bitter hinzu, „aber dieſer Gedanke ſchon erfüllte mich mit namenloſer Pein.

„Ich lebte mit den Inſulanern nach ihrer Weiſe, ich lehrte ſie manche Handgriffe, welche ihnen Bequemlichkeiten und Erleichterungen ihrer Arbeiten verſchafften; ich lernte mich mit ihnen verſtändigen, und bald war ich ihr Führer, ihr Herr, dem ſie willig gehorchten. Ich ließ ſie Hütten bauen auf einer Anhöhe am Strande, von welcher man weithin das Meer überſehen konnte; unausgeſetzt ſpähte ich hinaus, ein rettendes Segel zu erblicken, und wenn ich beſchäftigt war oder ruhte, ſtellte ich Wachen am Strand aus. Während der Nacht mußten lodernde Feuer an den Küſten nach allen Himmelsrichtungen hin brennen — ich hoffte, daß man von einem vorbeiſegelnden Schiffe dieſe Zeichen ſehen und dann vielleicht den Tag erwarten werde, um nach ihrer Bedeutung zu forſchen — aber alle Hoffnung war vergebens, kein Segel zeigte ſich, und immer peinvoller quälten mich die Gedanken an Edmée und den Schmerz, den ſie um mich leiden müſſe. Ich orientirte mich durch Beobachtung der Geſtirne über die Lage der Inſel; ich hatte die Seekarte einigermaßen im Kopf, und ich fand, daß das kleine Eiland an einer Stelle des Ozeans liegen müſſe, an der man noch keine Inſeln entdeckt hatte. Lange dauerte es, bis ich die Hoffnung vollſtändig aufgab, durch ein vorbeiſegelndes Schiff Erlöſung zu finden; auch war die ganze Inſel ringsum von Klippen umgeben, und nur an einer einzigen Stelle war eine Ausfahrt in das freie Meer offen, wie ich bei meinen Exkurſionen mit den kleinen Kanots von ausgehöhlten Baumſtämmen entdeckte, deren ſich die Eingeborenen zum Fiſchfang bedienten — aber Befreiung wollte ich erringen von dieſer entſetzlichen Gefangenſchaft, von dieſem ſchauerlichen Tode der Abgeſchiedenheit aus der Welt meiner Exiſtenz, aus dieſem ungeheuren Grab, in das mich der Ozean und der Himmel lebendig eingeſchloſſen. Die Rettung konnte ich nicht anders anbahnen, als indem ich ſelbſt aus dieſer unbekannten Einſamkeit hinausfuhr, um die große Straße des Meeres zu erreichen, auf welcher ich vorbeiſegelnden Schiffen begegnen konnte. Ich beſchloß, ein großes Floß zu zimmern mit Steuer und Segeln, um die tollkühne Fahrt zu unternehmen, und bereitwillig leiſteten die Eingeborenen mir Hilfe, wenn ſie auch meinen Entſchluß ſchmerzlich beklagten und mich baten, bei ihnen zu bleiben.

„Es war eine unſäglich ſchwere, mühevolle Arbeit; ohne andere Werkzeuge als meine Hände, ſpitze Steine und ſcharfe Muſcheln — aber endlich gelang es. Freilich waren Jahre darüber hingegangen, und ſobald mein feſt zuſammengefügtes, breites, tiefgehendes und mit einem Bollwerk umgebenes Floß mir nur die Möglichkeit bot, eine Zeit lang die See zu halten, ging ich in der hohen Sommerzeit, wo meiſt dort die Stürme ruhen, bei furchtbarer Hitze unter Segel und ließ mich von dem ſanften Luftzug in das Meer hinaustreiben. Lange noch ſtanden die freundlichen Inſelbewohner grüßend am Strande, ich aber hatte nur einen Gedanken: Frankreich — und Edmée! — kaum blickte ich zurück nach der Stätte, welche mein Leben gerettet hatte, und vielleicht," fuhr er düſter fort, „wäre es mir beſſer geweſen, ich hätte jenes hilfreiche Inſelland nicht gefunden, ſondern wäre, wie meine übrigen Schiffsgenoſſen, von den Wellen verſchlungen worden. Alles wäre dann gut und wir wohl alle glücklich.

„Unter brennender Sonnenhitze fuhr ich dahin, immer nach dem Horizont hinausſtarrend, daß meine Augen faſt erlahmten vor dem blendenden Meeresſpiegel. Ich hatte Früchte und Waſſer mit in ausgehöhlten Schalen der Kokosnuß, und lange, bange Tage vergingen in vergeblichem Spähen; das Glück aber war mir günſtig, kein Sturm brach los, der Himmel blieb hell und freundlich, und ſicher trieb mein Floß dahin auf den langrollenden Wogen. Endlich ſah ich ein Schiff von fern; ich rief mit aller Anſtrengung meiner Stimme, aber ſie hörten mich nicht — das ſchnell ſegelnde Schiff verſchwand. Noch drei bis viermal erlebte ich den qualvollen Wechſel zwiſchen dem Aufſteigen der Hoffnung und ihrem entſetzlichen Verſchwinden — endlich kam ein Schiff heran, das gerade auf mich zu die Richtung hielt, ich wurde bemerkt, man ſetzte Boote aus und bald war ich, jubelnder Freude voll, an Bord gebracht, mein Floß dem Spiel der Wellen überlaſſend.

„Aber das Schiff, das mich gerettet, war ein Engländer und, woran ich in meinen Träumen und Plänen nie gedacht, ich hatte nichts, um zu beweiſen, wer ich war; ich hatte kein Geld, keine andere Kleidung als einen Ueberwurf von Baſtgeflecht. Dem Schiffbrüchigen hatte man freundlich beigeſtanden, man mißtraute dem Geretteten, der die Sprache eines feindlichen Landes redete. Das Schiff war ein Kauffahrer. Dem Kapitän, der etwas franzöſiſch ſprach, vertraute ich mich an; er konnte in keinen unſerer Häfen einlaufen, auch meinetwegen von ſeinem Kurs nicht abweichen. Er führte mich nach den engliſchen Kolonien, ſetzte mich ans Land, ſchenkte mir eine kleine Summe und überließ mich meinem Schickſal. Hier durfte ich nicht ſagen, wer ich war, wenn ich nicht zu langwieriger Kriegsgefangenſchaft abgeführt werden ſollte, und mein ganzes Sehnen und Sinnen richtete ſich doch nur darauf, ſo ſchnell als möglich Frankreich zu erreichen und Edmée die Botſchaft meiner Rettung zu bringen. — Was ich fürchtete," ſagte er dumpf und finſter, „war ja nur, daß der Schmerz ſie getötet haben möchte oder daß ſie in einem Kloſter den Troſt und Frieden des Himmels geſucht habe.

„Ich hatte auf der Fahrt ein wenig engliſch gelernt, ich hütete mich, franzöſiſch zu ſprechen, und gab mich für einen ſchiffbrüchigen italieniſchen Matroſen aus. Man brauchte Arbeiter am Hafen — ich arbeitete als Laſtträger — man zahlte hohen Lohn — ich lebte von Waſſer und Brotrinden, um die Koſten der Rückreiſe zu erſparen, und endlich hatte ich eine Summe zurückgelegt, mit der ich hoffen konnte, Frankreich zu erreichen. Aber darüber war wieder faſt ein Jahr verfloſſen, und endlich — endlich beſtieg ich ein Schiff, das nach Europa ſegelte. Mühſam entzog ich mich in England allen Nachforſchungen und gelangte auf langem Umwege durch Spanien endlich über die Pyrenäen nach Frankreich. Unaufhaltſam eilte ich mit Poſtpferden nach Paris. Niemand konnte mich erkennen; mein Geſicht war gebräunt von der ſüdlichen Sonne, mein Bart war gewachſen, und ich beſchloß, ehe ich mich bei dem Marineminiſter meldete, unerkannt nach Edmées Schickſal zu forſchen. Mit Entſetzen hörte ich, was geſchehen, und daß ſie, um die ich ſo viel gelitten, um die ich tauſendfach dem Tode getrotzt hatte, um die ich Armut, Entbehrung und ſchwere Arbeit ertragen, die Frau eines andern ſei."

„Alphonſe —" rief Edmée, „Herr von Thermigny, Sie wiſſen, wie es gekommen war, Sie wiſſen, daß ich ihn nie vergeſſen hatte, daß ich immer ihn — ihn allein liebte!"

Alphonſe neigte, ſchwer ſeufzend, das Haupt.

„Was ich empfand in jenen Tagen des Jammers," fuhr der Graf fort, „läßt ſich nicht beſchreiben — ich will nicht davon ſprechen, denn noch

d by Google

heiße gerinnt mir das Blut, wenn ich jener Qualen gedenke. Jahrelang war in der Einſamkeit des Ozeans Edmée mein einziger Gedanke, der einzige Stern meiner Hoffnung geweſen; um ſie hatte ich gekämpft und gerungen — und nun hatte ſie mich ſo ſchnell vergeſſen, nun war ſie heiter und glücklich an der Seite eines andern, der ſie niemals — niemals ſo lieben konnte, wie ich ſie liebte."

„Heiter und glücklich!" ſeufzte Edmée; Alphonſe aber ſah den Grafen mit einem ſtarren, drohenden Blick an.

„O, das war furchtbar," fuhr dieſer fort; „grimmiger Zorn erfaßte mich, meine gemarterte Seele bäumte ſich gegen den Himmel auf, knirſchend fragte ich Gott, warum er mich gerettet zu ſolchem Elend, das ich durch keine Uebelthat verdient. War es meine Schuld, daß mein Schiff an den Klippen ſcheiterte, daß ich hinweggeriſſen war aus dem Leben voll Glück und Hoffnung, um nun Schlimmeres als den Tod wiederzufinden, während ein anderer in ſicherer Ruhe diejenige beſaß, die allein meinem Leben Wert gab — ein anderer, der nichts zu thun gehabt, als die Hand nach ihr auszuſtrecken, die mich ſo ſchnell vergeſſen, während ich mich in Sehnſucht nach ihr verzehrte! Ein furchtbarer Haß, ein glühender, betäubender Rachedurſt erfaßte mich. Ich lauerte vor dem Thor des Hotels, ich ſah Edmée hinausfahren in glänzender Karoſſe, ſie ſchien heiter und glücklich, und ich ſchwor mir, daß ſie von meiner Hand fallen ſolle — ſie und er, der ſie mir entfremdet. Was hatte ich mit dem Himmel noch zu thun, der mir alles entriſſen? Die Hölle ſollte mir das eine geben, das ich auf Erden noch verlangte, die Rache. Aber nicht aus heimlichem Hinterhalt ſollte Edmée fallen, ſie ſollte wiſſen, woher ihr der tödliche Streich kam und warum ſie dem Tode verfallen ſei; ich wollte ſie einmal noch ſprechen, ihre Schuld und mein Leid ihr ins Geſicht ſchleudern.

„Lange ſpähte ich vergebens auf eine Gelegenheit, ihr entgegenzutreten; ich folgte ihr, ſobald ſie ihr Haus verließ, wie ihr Schatten, wie das Raubtier ſeiner Beute. Endlich an einem Frühlingstage fuhr ſie hinaus vor die Stadt nach dem Gehölz von Vincennes, ſtieg aus, ließ ihren Wagen halten und erging ſich unter den ergrünenden Bäumen. Ich ſchlich von einer andern Seite in den Wald — plötzlich, auf einem einſamen Wege, ſtand ich vor ihr und rief ihren Namen; meine Hand ruhte an dem Heft des Dolches, den ich an meiner Bruſt verborgen hatte.

„Einen Augenblick ſah ſie mich erſchreckt an, ſie ſchien an einen räuberiſchen Ueberfall zu glauben, dann aber erkannte ſie mich trotz meiner Veränderung; wie vom Blitz getroffen ſank ſie in die Kniee, ſtreckte mir die Hände entgegen und rief in einem Ton, als ob ſie eine überirdiſche Erſcheinung beſchwören wolle, meinen Namen. Der Dolch zuckte in meiner Hand, ich rang nach Kraft, um zu ſprechen und ihr alles, was an Haß und Verachtung in den Tiefen meiner Seele angeſammelt war, entgegenzuſchleudern — aber ſchon war ſie wieder aufgeſprungen, ſeliges Entzücken leuchtete aus ihren Augen, jubelnd rief ſie: ‚René, mein René, Du lebſt — Du biſt gerettet — Dank dem barmherzigen Gott, an dem ich faſt gezweifelt!‘

„Sie ruhte an meiner Bruſt — alle böſen Gedanken waren plötzlich verſchwunden, es ſchien mir, als wären alle meine Leiden reichlich aufgewogen durch die Seligkeit dieſes Augenblicks. Bald aber tauchte die Erinnerung wieder auf — ich ſtieß ſie von mir: ‚Hier iſt nicht Dein Platz!‘ rief ich, ‚Du haſt mich verraten, ſchnell vergeſſen — haſt Deine Liebe einem andern geſchenkt!‘

„‚Meine Liebe!‘ rief ſie zürnend und vorwurfsvoll; ‚Du weißt es wohl, daß meine Liebe Dir gehört für Zeit und Ewigkeit!‘"

Wieder traf den Grafen jener ſtarre, finſter drohende Blick aus Alphonſes düſter glühenden Augen.

„Es kamen Leute," fuhr der Graf fort; „erſchreckt ſah ſie ſich um, ich wollte ſie nicht von mir laſſen — wieder zuckte der Dolch in meiner Hand — aber ſie ſah mich ſo innig bittend an mit den klaren, treuen Augen, deren Blick in meine Seele geleuchtet hatte während meiner Gefangenſchaft auf der einſamen Inſel im Ozean.

„‚René,‘ ſagte ſie, ‚ich begreife, daß Du alles wiſſen mußt. Du haſt das Recht, zu fragen, kein Schatten ſoll ſein zwiſchen Dir und mir; ich muß Dich wiederſehen, Dir alles ſagen und mich zurechtfinden auf meinem Wege — ich muß Dich wiederſehen, aber nicht bei mir,‘ ſagte ſie ſchaudernd, ‚nicht bei mir.‘

„Wieder loderte der wilde Zorn in mir auf; es war, als ob ein Dämon mir zurief, ſie zu meinen Füßen niederzuſtrecken und in ihrem Blut meine Rache zu kühlen; aber ich konnte es nicht, als ich ihr in das klare, reine Auge ſah; ſie forderte Gehör, und hatte ſie nicht das Recht, gehört zu werden? Ich nannte ihr die Straße, in der ich eine beſcheidene Wohnung genommen hatte.

„‚Morgen erwarte ich Dich,‘ ſagte ich zu ihr; ‚aber vergiß nicht, daß ich Dich finden werde, wenn Du nicht kommſt!‘

„‚Ich werde kommen,‘ ſagte ſie, drückte noch einmal meine Hand und eilte davon.

„Die Vorübergehenden achteten nicht auf uns, ſie mochten glauben, daß zwei Bekannte ſich zufällig getroffen; ich folgte ihr, ſie ſtieg, ohne ſich umzuſehen, in den Wagen, der ſchnell davonfuhr.

„Am andern Tage ſpähte ich vom frühen Morgen von meinem Fenſter auf die Straße hinab. Es war ein entlegener Teil von Paris, wenig Menſchen gingen dort vorüber, ich mußte ſie ſehen, wenn ſie wirklich kam. Endlich ſah ich eine Dame in ſchwarzem Mantel, dicht verſchleiert; mit fiebernder Stirn und hochklopfendem Herzen ſtürmte ich die Treppen hinab — ſie war es. Ich führte ſie in meine Wohnung, ſie folgte mir ſtumm. In meinem Zimmer angelangt, warf ſie den Schleier ab, ich wollte ſie entzückt in meine Arme ſchließen, ſie wehrte mich ab.

„‚Nicht ſo, René,‘ ſagte ſie, ‚ich habe vor dem Altar meine Hand dem Mann gereicht, den ich am höchſten auf Erden achte und verehre, mein Band auf Erden mit ihm iſt unauflöslich. — Meine Liebe gehört Dir für ewig, auf Erden müſſen wir ſcheiden. Ich thue es freudig, da ich weiß, daß Du gerettet biſt, daß Du glücklich werden kannſt im Kampf um Ruhm und Ehre, nach denen Deine Seele dürſtet.‘ Und ſie erzählte mir," fuhr der Graf fort, „wie es alles gekommen, wie ſie mit dem Todesſchmerz um mich gerungen, wie in finſteren Stunden lockende Stimmen ihr zugerufen, das Band zu zerſchneiden, das ſie an das wertloſe Leben knüpfte; ſie erzählte mir, wie dann der Freund, der einſt unſere Liebe beſchützt, ihr Ergebung, Glauben und Hoffnung wiedergegeben und ihre Seele dem Himmel gerettet habe, wie er ihr ſeine ſtützende Hand auf ihrem dunklen Lebensweg geboten und wie ſie dieſe Hand dankbar wie ein verirrtes, in einſame Wildnis verſchlagenes Kind angenommen, da ſie ohne ſeine ſtarke Stütze und Führung das Leben nicht habe ertragen können.

„Ich hörte zu, jedes ihrer Worte durchzuckte mein ſo lange gemartertes, von übermäßigem Schmerz zerriſſenes Herz mit furchtbarer Qual; ich fühlte, daß ſie ſchuldlos war, daß kein Vorwurf ſie traf, und dennoch konnte ich ihr nicht verzeihen, dennoch konnte ich den Gedanken nicht faſſen, ſie aufzugeben."

„Ich begreife, wie ſchwer Sie gelitten haben," ſagte der Marquis d'Argenſon bewegt, indem er die feuchte, fieberheiße Hand des Grafen drückte.

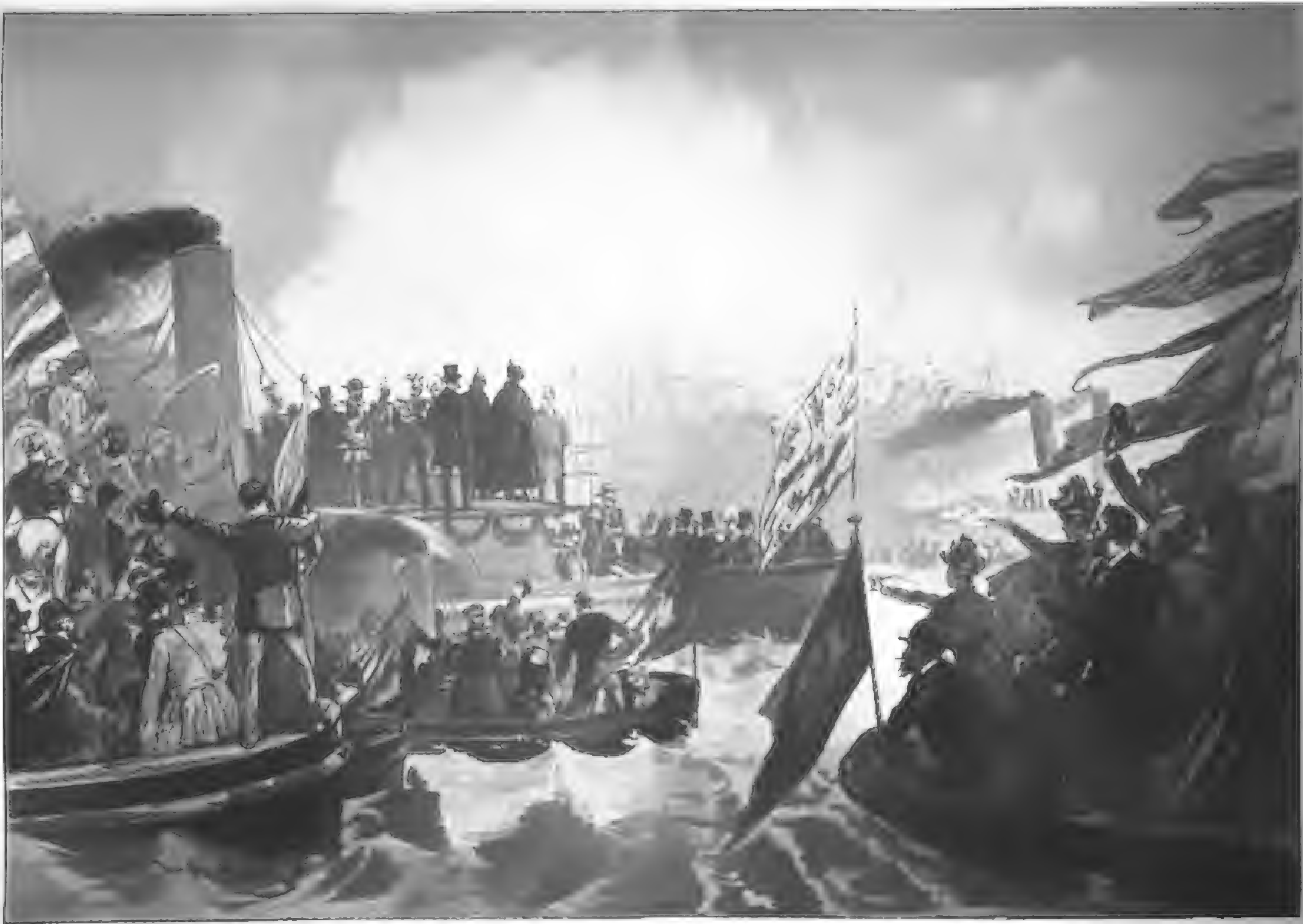
„Jetzt aber iſt es an mir, weiter zu ſprechen," nahm Edmée das Wort, indem ſie das bleiche Antlitz, das ſie bisher in ihre Hände geſtützt, erhob und mit ruhiger Entſchloſſenheit die thränenmüden Augen aufſchlug, „denn nun beginnt meine Schuld, und nur mein eigenes Bekenntnis kann mir Vergebung dafür gewinnen.

„Er bat," fuhr ſie fort, „voll glühender Leidenſchaft, daß ich mit ihm fliehen möge, da in Frankreich kein Platz mehr für uns ſei; er beſchwor mich bei der Erinnerung an die kurzen Augenblicke unſeres ſchnell verſchwundenen Glücks; er ſagte mir, daß ſein Recht, das älter und heiliger ſei, vor Gott mehr gelte, als jedes andere, wenn es auch die irdiſche Kirche nicht anerkenne. — O," ſagte ſie bebend, „wie drang jedes ſeiner Worte brennend in mein Herz, wie fand es lauten Widerhall in meinem eigenen Gefühl! Aber ich widerſtand ſeinen Bitten, ich flehte ihn um des ewigen Heiles unſerer Seelen an, abzulaſſen von dem, was des Himmels Fügung uns verſagte; ich flehte ihn an, ſeinen Platz in der Welt wieder einzunehmen und in hohem Streben Erſatz zu ſuchen für unſer verlorenes Glück. Er wollte mich nicht hören, er ſchwor mir, daß er zu mir dringen und zu meinen Füßen ſterben werde, wenn ich nicht käme, ihn wieder zu ſehen; zitternd verſprach ich's, ich hoffte, den wilden Sturm in ſeiner Seele beruhigen zu können, ich hoffte in thörichter Ueberſchätzung der eigenen Kraft, an ihm vollbringen zu können, was mein treuer, väterlicher Freund an mir gethan.

„Ich ſah ihn täglich; verſchleiert ging ich zu ihm, und immer mehr hoffte ich, ihn dennoch allmählich mit dem Schickſal zu verſöhnen und ihn zur Ergebung in den Willen des Himmels zu führen. Es war eine ſchwere, peinvolle Zeit. Jene heimlichen Ausgänge, die ich vor aller Augen verbergen mußte, drückten mich tief nieder wie eine Schuld, und doch war ich von jeder wirklichen Schuld frei, doch betete ich täglich zu Gott, alles zum Guten zu wenden und unſeren Herzen den Frieden zu geben. — Ach, ich bedurfte des Friedens mehr noch vielleicht als er, denn in hellen Flammen loderte die alte Liebe übermächtig wieder in meinem Herzen auf, die ja nie erloſchen war, und mehr vielleicht als er hatte ich zu kämpfen gegen die immer heißere Glut dieſer Liebe, welche einſt mein Glück und mein Stolz geweſen und nun ohne meine Schuld zum Verbrechen geworden war. Meine Kraft brach, meine Nerven ertrugen die Aufregung nicht, ich floh die Gegenwart des Mannes, den ich betrog, ohne daß ich mich doch ſchuldig gegen ihn fühlen konnte. Ich erkrankte, ich konnte René nicht mehr ſehen. Es gelang ihm, meine Kammerfrau für ſich zu gewinnen; ich erhielt täglich Briefe von ihm. Er wußte, daß ich krank war, und dennoch machte er mir Vorwürfe, daß ich nicht kam, immer heftiger drang er in mich, mit ihm zu fliehen, um mich vor dem innern Kampf zu retten, der mich töten müßte. Mein Leiden wurde von Tag zu Tag unerträglicher, und oft betete ich damals um den Tod, der mich aus all den furchtbaren Zweifeln erlöſen ſollte. Die Aerzte verordneten mir einen Aufenthalt in dem Badeort Forges les Eaux; er erfuhr natürlich, daß ich dorthin ging, und kaum war ich dort angekommen, ſo erſchien auch er unter einem fremden Namen. Umſonſt beſchwor ich ihn, von mir abzulaſſen — leichter konnten wir uns dort begegnen, ohne Aufſehen konnte ich ihn nicht zurückweiſen — meine Kammerfrau war von ihm gewonnen — die Kräfte meines Körpers und meiner Seele waren erſchöpft, immer mächtiger loderte die Leidenſchaft in meinem Herzen auf; ich vergaß, was ich ihm früher ſelbſt mahnend in die Seele gerufen, ein wilder, faſt bewußtloſer Taumel erfaßte mich, ich vergaß Vergangenheit und Zukunft, ich lebte nur der Gegenwart und dem berauſchenden Glück des Augenblicks. Wir teilten die Schuld, vor der ich uns beide hatte bewahren wollen und in welche doch mein eigenes Herz ſich ſehnend und ſchaudernd zugleich hineingeſtürzt hatte wie der Falter in die Flamme.

„Der Tag der Rückkehr kam — das Erwachen aus dem taumelnden Rauſch war fürchterlich. Ich floh den Anblick des Freundes mit den reinen, treuen Augen, denn nun war ich eine Verbrecherin gegen ihn, und dennoch konnte ich kaum mich ſchuldig fühlen, denn ich war ja nur der Liebe gefolgt, die einſt mein heiligſtes Gut vor Gott und Menſchen geweſen. Auch mich erfaßte jetzt ein finſterer Trotz gegen das Schickſal, vor allem aber fühlte ich klar, daß ich im Hauſe des Mannes nicht bleiben durfte, dem ich nun ja nicht mehr gehören konnte, deſſen Hand zu berühren ich nicht mehr das Recht hatte; jetzt war ich zur Flucht gedrängt. Meine Kammerfrau vermittelte den Verkehr mit dem Geliebten, ſie führte ihn heimlich zu mir, er kam in das Haus als ihr Verwandter, und nun wurde jener ſchauerliche Plan erſonnen, der wieder gut machen ſollte, was ein finſteres Schickſal an uns verſchuldet. Ich ergab mich in alles, ich hatte keinen Willen und keine Kraft mehr; nur der eine Gedanke lebte in mir, um jeden Preis von den entſetzlichen Qualen befreit zu werden, welche ich nicht mehr zu ertragen vermochte.

„René wollte nicht, daß ich fliehen ſollte, das würde einen Makel auf meinen Namen und auf den meines Gemahls geworfen haben, wir hätten uns für ewig vor aller Welt verbergen müſſen und wir glaubten doch, niemand unrecht zu thun; war ich doch für meinen Gemahl nur ein Schützling, den er aus Mitleid durchs Leben führte. — Ich wollte



Der Kaiſertag in Hamburg. Feſtfahrt durch den Hafen. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten Hermann Lüders.

Die Erwartung. Gemälde von E. Niczky

verſchwinden aus dem Leben meiner Vergangenheit, um frei der glücklichen Zukunft entgegengehen zu können, und auch meinem Gemahl ſollte der Weg offen gelaſſen werden, ſich ein neues, ein ſchöneres Glück zu gründen, wenn ſein Herz ihn auf einen ſolchen Weg führen würde. Wir waren gewiß," ſagte Edmée, indem ſie beteuernd die Hand auf ihr Herz legte, „gewiß, daß wir recht hatten und daß Gott mit uns ſein müſſe in dem Kampf gegen das Schickſal für unſere Liebe.

„Auch unſer Arzt wurde gewonnen, ich war ja reich an unerſchöpflichen Hilfsquellen; mein Gemahl hatte mir die freie Verfügung über das Vermögen meines Vaters gelaſſen — das Gold überwindet alle Schwierigkeiten, und mein Gold ſtand ja im Dienſt der Liebe, die vor nichts zurückweicht. Der Arzt gab mir einen Trank, der mich in tiefen, todähnlichen Schlaf verſenkte; er und meine Kammerfrau waren allein bei mir, ſie hielten jede Annäherung zurück, und als ich erwachte, befand ich mich in der Sakriſtei der Kirche, von welcher aus der Leichenzug nach dem Père-Lachaiſe geführt werden ſollte. Auch den wachehaltenden Prieſter hatte der Arzt durch einen Becher Wein für mehrere Stunden betäubt; man hatte mich aus dem Sarge gehoben und den Deckel desſelben feſt verſchloſſen — die Schwere des Metallſarges verhinderte, daß man das fehlende Gewicht bemerkte. — Ein Wagen ſtand vor der Kirche bereit, René erwartete mich; halb betäubt, aber doch mit dem Gefühl, als ob ich nach wirklichem Tode wieder zu neuem Leben erſtanden ſei, ſank ich in ſeine Arme, und während am andern Tage der leere Sarg in die Gruft geſenkt wurde, während die Gemahlin des Staatsrats von Thermigny für ewig aus der irdiſchen Welt verſchwunden war, flog ich an Renés Seite mit Kurierpferden nach Havre, um mit dem nächſten Schiff die Reiſe nach den Kolonien anzutreten.

„Und wirklich," fuhr ſie fort, „wir waren glücklich — glücklich, wie es vielleicht nur die Seligen ſind, die die ſchweren Feſſeln des irdiſchen Lebens von ſich geworfen haben. Freundlich dachten wir Ihrer, Herr von Thermigny; Sie hatten ein Kind verloren, das Sie vor den Stürmen des Lebens hatten ſchützen wollen und das Sie nun im Schutze des Himmels wähnten, und wenn Sie vielleicht wehmütig dieſes Kindes gedachten, ſo hatten Sie dafür die Freiheit gewonnen, wahres Glück zu ſuchen."

Ein rauher, unverſtändlicher Laut drang aus Alphonſes Bruſt hervor. (Schluß folgt.)

Ein Jubiläum.

Von

Dr. Arthur Schilbach.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Georg Ebers' „Aegyptiſche Königstochter", ein Buch, welches vielen Deutſchen lieb geworden iſt und auch weit über die Grenzen unſeres großen Vaterlandes hinaus ſich Freunde erworben hat, feiert in dieſem Monat, im November, ſein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum und erſcheint zu gleicher Zeit in der dreizehnten, neu durchgeſehenen Auflage. In der maſſenhaften litterariſchen Produktion der Neuzeit gerade auf dem Gebiete der Romanlitteratur kommt es nur ſelten vor, daß ein Werk dieſen feſtlichen Tag in ähnlicher Weiſe begehen kann, der ungeteilten Gunſt der gebildeten Leſerwelt ſich noch immer erfreuend. Die Aegyptiſche Königstochter verdient aber auch wie ſelten ein anderes Buch dieſe allgemeine Anerkennung. Wir brauchen hier nicht noch einmal alle Vorzüge des Romanes aufzuführen, die ſchon längſt die verdiente Würdigung von berufeneren Federn gefunden haben; wir wollen nur eines betonen, was ihm nach unſerer Meinung weſentlich mit zu ſeinem Erfolge verholfen hat und ihm denſelben auch für die Zukunft bewahren wird, das iſt die herrliche, ideale Jugendbegeiſterung, die das Ganze durchweht und die der Jugend ſo ſympathiſch iſt und ihr gerade in der Jetztzeit doppelt und dreifach erſprießlich ſein kann.

Der alte bekannte Spruch: „Habent sua fata libelli" (Bücher haben ihre eigenen Schickſale), darf mit beſonders gutem Rechte auf dieſes Werk angewendet werden. Denn während es heute nur wenige gebildete Deutſche gibt, die dieſen Roman nicht geleſen haben, während ihn längſt die Eltern, die ſich in ihrer Jugend daran erfreut, ihren Kindern als Herz und Geiſt erquickende und erhebende Lektüre darbieten und vierzehn Nationen die Aegyptiſche Königstochter für wert erachteten, ſie in ihre Sprachen zu überſetzen, hat ſie merkwürdigerweiſe anfangs bei ihrer Erſcheinung nur wenig Berückſichtigung gefunden; ja es bedurfte beinahe eines Zeitraumes von fünf Jahren, ehe die kleine erſte Auflage vergriffen war und die geſteigerte Nachfrage eine neue notwendig machte.

Als jugendlicher, damals erſt 29 Jahre alter Verfaſſer, war er in den weiteren Kreiſen der gebildeten Welt noch ganz unbekannt und ahnte ſelbſt nicht, daß er einſt von ſeinen Zeitgenoſſen und den kommenden Geſchlechtern als Schöpfer einer beſtimmten Gattung des hiſtoriſchen Romans geſchätzt werden würde. Als er ſeinen Lieblingsroman in die Welt hinausgehen ließ, hatte er ſich nur in dem engen Kreiſe ſeiner Fachgenoſſen durch eine gelehrte, in lateiniſcher Sprache geſchriebene Diſſertation über die ſechsundzwanzigſte Königsdynaſtie der Aegypter als gründlicher Forſcher bekannt gemacht. Es war ein gewagter Schritt, den er mit ſeinem erſten Roman als ganz neu auftauchender Autor machte. Er trat mit etwas ganz Fremdem vor das leſende Publikum und eröffnete ihm die Pforten zu einer ungeahnten Welt voller Wunder und Rätſel. Denn was wußten die Menſchen vor fünfundzwanzig Jahren von dem alten Pharaonenreiche! Und wie iſt ihm das Wagnis geglückt! Heute gehört der Verfaſſer der Aegyptiſchen Königstochter zu den bekannteſten und beliebteſten deutſchen Erzählern im In- und Auslande, und wenn die eigenartige und bedeutende Kultur des alten Aegyptens, die auf vielen Gebieten des geiſtigen Lebens den anderen Völkern des Altertums die Wege gewieſen hat, in den weiteſten Kreiſen als beachtenswert und intereſſant anerkannt wird, wenn nun jedermann weiß, daß auch in der Bruſt der braunen Männer, die wir in unſeren Muſeen in ſo großer Anzahl aufbewahren, ein Herz ſchlug, dem keine Regung fremd, die dem unſeren eigen, ſo hat das Georg Ebers [illegible]

Wie es in der Welt meiſtens geht, daß das Gute und Echte nur nach und nach ſich Bahn bricht, ſo hat auch Georg Ebers als Schriftſteller nur langſam die verdiente Anerkennung gefunden; es waren keine marktſchreieriſchen Plakate, es war kein ſenſationeller Aufputz, das ihm die Aufmerkſamkeit der geſamten gebildeten Welt immer mehr und mehr zuwendete, ſondern das Wohlgefallen und die Befriedigung der Leſer zogen immer weitere und weitere Kreiſe ganz in der Stille auf den neuen Stern am litterariſchen Himmel hin.

Den jungen, poetiſch beanlagten Gelehrten hatte es nach Beendigung ſeines Studiums gedrängt, das Leben des wunderbaren Volkes, deſſen Sprache und große Vergangenheit er zum Gegenſtand ſeiner Forſchung auserkoren, ſich ſelbſt und anderen wieder lebendig zu machen. So war unter den Augen ſeines großen Lehrers Richard Lepſius, deſſen Freund und Biograph er ſpäter werden ſollte, die Aegyptiſche Königstochter entſtanden. Ihm widmete daher auch der junge Verfaſſer ſein Erſtlingswerk, ein Erzeugnis redlichen Bemühens und feuriger Begeiſterung, und es war zuerſt in dem auserwählten und doch weiten Kreiſe des Lepſiusſchen Hauſes, wo die eigenartige Schöpfung des jungen Aegyptologen volle Anerkennung fand. Bevor noch eine größere Zeitung der Aegyptiſchen Königstochter eine eingehende Würdigung gezollt und die Leihbibliotheken den Mut gehabt, des unbekannten Autors fremdartigen Roman anzuſchaffen, hatte derſelbe den Weg in das Haus des Mannes gefunden, der, wie kein anderer, dazu befähigt war, ſeinen Wert zu erkennen. Wir meinen Friedrich Rückert, den edlen Gelehrten und Dichter, deſſen hundertjährigen Geburtstag wir in dieſem Jahre gefeiert haben. Die Aegyptiſche Königstochter war das letzte Buch, das er geleſen, und Beyer berichtet in der trefflichen Biographie des Mannes, der den Liebesfrühling geſungen und der, was weniger bekannt iſt, zu den beſten Kennern der ägyptiſchen Sprache gehörte, er habe, als ihm die Aegyptiſche Königstochter vorgeleſen wurde, bei einer Stelle gerufen: „Das iſt ſchön!" und ſie ſich wiederholen laſſen. Es waren die in den Text verwobenen Verſe über den Tod, dem der edle Dichtergreis gelaſſen ins Auge ſchaute und der ihm bald darauf winkte.

Was damals in dem Sterbezimmer des ſcheidenden Geiſtesfürſten vorging, ſollte erſt weit ſpäter in die Oeffentlichkeit dringen, und nur wenige dem Verfaſſer naheſtehende Freunde und Schüler, zu denen ſich auch der Schreiber dieſer Zeilen zählt, haben die ſchönen Worte freudiger Anerkennung zu Geſichte bekommen, mit denen in der Fremde Männer wie Max Müller in Oxford, der ausgezeichnete Dichter und Staatsmann Bayard Taylor, den Amerika als ſeinen Geſandten nach Berlin ſchickte, und ſeine edle Gattin, ferner die großen Aegyptologen Leemans in Leyden, S. Birch in London, Chabas in Frankreich, die Aegyptiſche Königstochter begrüßten, bevor ſie noch in Deutſchland einen größeren Leſerkreis gefunden hatte. Hier war es zuerſt Karl Frenzel, der ihr in der „Nationalzeitung", indem er ſie mit Flauberts Salambo verglich, eine eingehende und anerkennende Würdigung zollte, der bald andere in ähnlichem Sinne folgten. Hatten die Gebildeten einander ſchon früher auf das eigenartige Werk hingewieſen, ſo wurden ſie durch Jules Sourys Eſſay über dasſelbe in der „Revue des deux mondes", der, indem er die Gattung angriff, mancher Schönheit des Buches gerecht ward, von neuem darauf aufmerkſam gemacht. Und bald kam es dahin, daß die Aegyptiſche Königstochter ein Lieblingsbuch aller, beſonders aber der Jugend wurde, daß ihr Maler Stoffe entlehnten, daß man ſie mehrfach zu dramatiſieren verſuchte und daß man ſie manchen ſtrebſamen Schüler als hochwillkommenen Ehrenpreis verteilte. Nachdem ein Neudruck nötig geworden war, mußten die Auflagen, die einander verhältnismäßig ſchnell folgten, immer größer hergeſtellt werden, und wie vor zwanzig Jahren, ſo gehört die Aegyptiſche Königstochter auch heute noch zu den Werken, die in keiner Buchhandlung fehlen, und immer gewiß ihre Freunde zu finden.

Obgleich ihm der erſte kühne Wurf ſo gut gelungen war und er ſein Erſtlingswerk allenthalben mit dem beſten Erfolge gekrönt ſah, enthielt ſich Georg Ebers, ganz von gelehrten Arbeiten und ſeinem akademiſchen Berufe in Anſpruch genommen, dreizehn Jahre lang des dichteriſchen Schaffens. Dann ſchrieb er, leider in unfreiwilliger Muße, die „Uarda", die der Königstochter ebenbürtig zur Seite ſteht. Geradezu mit Begeiſterung aufgenommen, gehört auch Uarda noch heute zu den Lieblingsbüchern in allen Kulturländern der Welt. Auch ſie ſpielt im alten Pharaonenlande, und was ihren großartigen Erfolg wie den der Aegyptiſchen Königstochter gerecht erſcheinen läßt, iſt einerſeits die gewiſſenhafte Treue, mit welcher der Verfaſſer die Monumente zu Rate zieht und nichts gibt, was in der dargeſtellten Zeit, ſoweit es die archäologiſchen Einzelheiten angeht, nicht nachweisbar wäre, und andererſeits „die echte dichteriſche Kraft" — wir entnehmen dieſes Wort einer Kritik Heyſes — mit der er die Charaktere auszugeſtalten verſteht. In welchem Koſtüme ſie auch auftreten, immer ſind es Menſchen voll warmen, wahren Lebensblutes, die Ebers darſtellt, und die Farbenpracht, die ihm zu Gebote ſteht, berechtigt uns wohl, ihn den Koloriſten unter unſeren erzählenden Dichtern zu nennen.

Natürlich riefen die ſeltenen Erfolge ſeiner Romane Nachahmungen auf faſt allen Gebieten der Geſchichte in Ueberfülle hervor, und ſo kam es, daß ſich von vielen und guten Seiten Widerſpruch gegen die Gattung des hiſtoriſchen und namentlich des antiquariſchen Romans an ſich erhoben. Selbſt die Ehre des Parodiertwerdens und der ſatiriſchen Angriffe in Verſen und Proſa wurde den Ebersſchen Romanen zu teil. Die Beſten aber, und unter ihnen Kritiker wie F. Th. von Viſcher, haben die Dichtungen des berühmten Aegyptologen ſtets hochzuhalten gewußt, und jedes neue Werk desſelben iſt nicht nur ein buchhändleriſches Ereignis, ſondern wird auch in den weiteſten Kreiſen mit der lebhafteſten und aufrichtigſten Freude begrüßt, weil jedermann im voraus ſchon weiß, daß er etwas Gediegenes zu leſen bekommt, was ihm nachhaltigen Genuß zu gewähren im ſtande iſt.

Auch am diesjährigen Weihnachtsfeſt wird wieder eine neue Dichtung des liebenswürdigen Verfaſſers auf zahlreichen Geſchenktiſchen prangen und allgemeine Freude und Begeiſterung erregen; denn noch im Monat des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Aegyptiſchen Königstochter beſchenkt uns Ebers mit einem neuen Kind ſeiner Muſe, das diesmal keinen ägyptiſchen, ſondern den Namen einer Tochter unſeres alten deutſchen Nürnbergs trägt. Wir haben „Die Gred" kennen und lieben gelernt; möge ihr ein ebenſo freundliches Schickſal blühen, wie der Aegyptiſchen Königstochter, und möge es ihrem Schöpfer vergönnt ſein, noch lange die Erfolge ſeiner Werke zu genießen und ſeine zahlreichen dankbaren Verehrer und Bewunderer mit noch mancher Perle ſeines Geiſtes zu erfreuen!

Die Krankenpflege in Frauenhand.

Von

Marie von Redwitz.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Mein lieber Hofrat," ſagte Freifrau von L. zu dem gefeierten Mediziner, in dem ſie nicht nur den Arzt, ſondern auch den Freund ihres Hauſes begrüßen durfte, „wiſſen Sie, daß wir ein kleines Attentat auf Sie im Schilde führen? Meine Töchter haben von guten Bekannten in B. gehört, es hätten ſich dort Kurſe gebildet, in welchen einige Aerzte den Damen Gelegenheit geben, einen Einblick in das Weſen der Krankenpflege zu gewinnen. Es wird ihnen da gezeigt, wie man Notverbände anlegt und dergleichen, und auch im übrigen werden ſie in die Geheimniſſe der Berufspflege ein wenig eingeweiht. Man erkennt doch jetzt allgemein an, daß ſich nach dieſer Richtung hin ein empfindlicher Mangel in unſerer Mädchenerziehung fühlbar macht, und es iſt gewiß ganz gut, wenn da einige Abhilfe geſchaffen wird. Ich habe es nun unternommen, Sie, lieber Hofrat, zu bitten, ob Sie den Mädchen, das heißt meinen Töchtern und ihren Freundinnen, nicht Ihre Anſichten über dieſe Sache mitteilen möchten — natürlich nur, ſoweit der zu behandelnde Stoff für die jungen Mädchen geeignet und ihr Bekanntwerden mit demſelben ſchicklich iſt."

Der Hofrat lächelte etwas ironiſch ob dieſes Nachſatzes und ſagte:

„Ich werde darüber nachdenken, Frau Baronin."

„Wäre es wohl zuviel verlangt, wenn wir Sie bäten, uns einen kleinen Vortrag über dieſe Sache zu halten?"

„Gewiß nicht! Das ſcheint mir die beſte Einleitung — und die beſte Ableitung zu gleicher Zeit."

„Kleinmama?“ fragte die Dame. „Wie meinen Sie das?“

„Das werde ich Ihnen alles in jener Vorleſung deutlicher ſagen,“ erwiderte der Arzt.

Eine Woche ſpäter machten die Zeitungen bekannt, Herr Hofrat X. werde einen Vortrag über Krankenpflege halten, zu dem alle Damen, die dafür Intereſſe fühlten, eingeladen ſeien. Der Saal war denn auch bis zur letzten Ecke von Mädchen und Frauen aller Stände beſetzt.

Bald hatte der Hofrat ſeinen Platz am Pult eingenommen, und nach einigen da und dorthin gerichteten warmen Begrüßungen begann er:

„Meine hochverehrten Zuhörerinnen! Daß ich hier ſpreche, geſchieht auf Wunſch einiger weniger aus Ihrer Mitte, aber die Anweſenheit ſo vieler ſcheint mir der Beweis zu ſein, wie der Anteil an der Sache kein vereinzelter geweſen. So hören Sie denn über die aufgeworfene Frage die Anſicht eines Mannes, der im Laufe der Jahre manche Erfahrungen geſammelt.

„Als die größten Güter der Erde ſchätzen wir die materielle Sorgenloſigkeit, die ſeeliſche Befriedigung und die Geſundheit der Körperorgane. Dieſen ſtehen dann als Verneinung des Glückes gegenüber: die Not mit der Sorge im Gefolge, das Sichunglücklichfühlen aus ſeeliſchen Gründen und die Krankheit. Es ſind dies gleichſam die Elemente, aus denen ſich das Menſchenleben zuſammenſetzt, und das Uebergewicht von dieſem oder jenem macht unſer Daſein der Erde mit ſeinen millionenfachen Schattierungen aus.

„Am höchſten vor allem iſt die Geſundheit geſchätzt, am meiſten die Krankheit gefürchtet, denn dieſe iſt es, die uns jede Fähigkeit benimmt, die anderen Glücksgüter zu genießen, während die Geſundheit uns im Gegenteil hilft, alle äußeren Unfälle leichter zu bekämpfen, zu vergeſſen.

„Wie ſehr wir die Geſundheit für das Wichtigſte anſehen, bezeugen wir bei jeder Begegnung. ‚Wie geht's?‘ pflegen wir einander zuzurufen und beziehen das vor allem auf die Geſundheit.

„Fühlt man ſich wohl, ſo hat die Frage weiter keinen Wert. Sie wurde ohne Nachdruck hingeworfen und verhallt ohne Echo. Ganz anders iſt es, wenn ſie mit warmem Anteil den Leidenden auffordert, über den augenblicklichen Stand ſeines Befindens Aufklärung zu geben.

„Wir erkennen ganz deutlich, wie die Geſundheit das höchſte Gut, die Krankheit das ſchlimmſte Uebel iſt — und dennoch leben wir nicht darnach!

„Sie, meine Damen, wollten etwas Näheres über die Krankenpflege wiſſen; ich muß Ihnen ſagen, die Pflege beginnt nicht erſt bei jenen, die ſchon hilflos darniederliegen — ſie ſoll eigentlich das ganze Menſchenleben umfaſſen. Wenn Sie verſuchen lernen, bei Operationen dem Arzte behilflich zu ſein oder ſogar ſelbſt Verbände anzulegen, wenn Sie ſich aufopfern, bei Schwerkranken alle Handreichungen leiſten zu wollen, ſei es, um für ähnliche Vorkommniſſe im eigenen Kreiſe geſchult zu ſein, oder um ſich ganz dem Berufe der Krankenpflege zu widmen, ſo iſt das überaus lobenswert und gewiß auch ſehr nützlich. Es ſcheint mir aber ein etwas unvermitteltes Ende zu ſein, denn der Anfang fehlt, ein Wappnen nur gegen Ausnahmsfälle, denn das ſind die Fälle, die dergleichen Hilfeleiſtungen erfordern, doch gegenüber dem täglichen Leben, in dem ſich die Betreffenden nicht einmal durch die einfachſte Achtſamkeit auf ſich ſelbſt vor Erkrankung zu ſchützen wiſſen.

„Sie haben, verehrte Zuhörerinnen, erſtaunenswert viel gelernt. Man kann Ihr Wiſſen auf mancherlei Gebieten prüfen, und Sie werden eine verſtändige Antwort nicht ſchuldig bleiben; aber eben durch dieſes viele und vielſeitige Lernen ſind Sie Ihrem eigentlichen, von der Natur Ihnen gezeigten Berufe ferne gerückt — leider ſo ferne, daß ſich dies oft in bedenklicher Weiſe fühlbar macht.

„Sie ſprechen zum Beiſpiel faſt alle mit Leichtigkeit fremde Sprachen, auch ohne daß Sie vorhaben, darin Unterricht zu erteilen, alſo aus dieſer Wiſſenſchaft Ihren Beruf zu machen. Wäre das jedoch der Fall, dann haben Sie ſicher das Studium mit doppeltem Eifer betrieben. Nun — der häufigſte und naturgemäßeſte Beruf aller Mädchen iſt, daß ſie Frauen und Familienmütter werden. Es wird ſich gewiß niemand wundern, wenn die jüngſte von Ihnen in ein paar Jahren uns als Mutter mehrerer Kinder begegnen wird — und wie hat ſich dieſe auf ihren Beruf vorbereitet?

„Sie ſehen mich fragend an, meine Damen? Ja, das iſt es eben, was ich an Ihrer ſo vielſeitigen Bildung auszuſetzen habe — daß ſie nämlich ſo ſehr einſeitig iſt von vornherein und das Weib mit ſeinen Intereſſen auf Nebenwege drängt, ohne ihr die breite natürliche Straße zu zeigen, die doch meiſt künftighin ihr Weg ſein wird.

„Hie und da erhebt ſich eine Stimme, die dieſen Mangel an Erziehung unſerer weiblichen Jugend entdeckt, wie das gegenwärtig bei den Erörterungen über die Frage der Krankenpflege geſchieht. Aber unſere jetzige vorzügliche Bildung, die auch dieſe Lücke ausfüllen will, iſt nicht etwa zu loben, ſondern ſie iſt zu tadeln, weil ſie den Uebelſtand ſelbſt heraufbeſchworen und nicht bemerkt hat, wie ſie allmählich auf den Abweg gekommen.

„Die deutſchen Hausfrauen von ehemals, die noch verſtanden, heilende Salben zu bereiten und manch andere gute Hausmittel anzuwenden wußten, die ihre Kinder ſelbſt verſorgten, ohne erſt den Rat einer Kinderfrau einholen zu müſſen, ſcheinen mir ihren höchſten Pflichten unendlich viel näher geſtanden zu haben als ſo viele junge Mädchen und Frauen unſerer Zeit, die in poetiſcher Unſchuld jederzeit bereit ſind, eine Heirat einzugehen, ſich aber nur wie aus ſehr weiter Ferne an die Möglichkeit zu denken gewöhnen, einmal auch Familienmutter zu ſein.

„Jeder bereitet ſich auf das vor, was er zu ſeinem Lebenszweck erwählen will, nur diejenige nicht, der der wichtigſte anvertraut iſt — das Weib!

„Es iſt leider bei uns allgemein ſo viel von natürlichem Empfinden verloren gegangen, daß uns die Unnatürlichkeiten, denen wir täglich begegnen, nicht mehr als ſolche auffallen. Es iſt durchaus kein Zeichen höherſtehender Sittlichkeit, natürlichen Vorgängen ein mißdeutendes Mäntelchen umzuhängen. Ich halte unſere angelernte Prüderie, dieſe falſche Verſchämtheit, durchaus nicht für eine geſellſchaftliche Notwendigkeit, eher für eine Modekrankheit, die ſich namentlich in Bezug auf die Geſundheitspflege bitter rächt.

„Hier iſt es, wo die Bildung des Weibes mit vernünftiger Einſicht anfangen ſollte. Was hilft es der Eifrigen, die ſchwerſten ſamaritaniſchen Werke verrichten zu können, wenn ſie nicht erſt gelernt hat, die Geſundheit zu erhalten? Was iſt notwendiger: Krankheiten zu pflegen verſtehen oder ſie zu verhüten wiſſen? Ich denke doch, letzteres!

„Von allen Seiten hört man ſagen, und wir ſelbſt ſprechen es oft genug aus, wenn uns andere unſere körperlichen Leiden klagen: ‚Ich habe mich verdorben‘. Das iſt ſtets ein Vorwurf gegen unſere Vernunft — eine Sünde gegen die Natur, die dafür mit kleinen und großen Unbequemlichkeiten Rache nimmt. Dieſes ‚Sichverderben‘, das — vom kleinen Schnupfen angefangen, bis zu den ſchweren Krankheiten und Todesurſachen — eine Hauptrolle im Geſundheitsleben ſpielt, iſt nur die Folge von Mißachtung hygieniſcher Maßregeln. Man hat ſich aus Leichtſinn, Unwiſſenheit, Unachtſamkeit oder Prüderie krank gemacht und verlangt nun vom Arzt, er ſolle das Uebel baldmöglichſt beſeitigen. Daß jeder zuerſt ſein eigener Leibarzt ſein ſollte, daran denkt niemand, darauf iſt keiner erzogen! Daß man die Geſundheit ſchätzen ſolle, iſt eine tiefe Wahrheit; daß man ſie thatſächlich ſchätzt, das heißt ſchützt, bevor ſie verloren gegangen, iſt eine hohle Phraſe! Ihnen, meine verehrten Zuhörerinnen, möchte ich aber anempfehlen, den Satz in ſeiner ganzen Wichtigkeit anzuerkennen und darnach zu handeln.

„Bevor Sie alſo Krankheiten pflegen lernen, möchte ich Ihnen raten, ſich damit bekannt zu machen, wie man die koſtbare, unerſetzliche Geſundheit erhält — vor allem Ihre eigene und die der Kinder, die unter Ihrer Obhut ſtehen. Es iſt ein trauriges Zeichen, daß dieſe Wiſſenſchaft nicht als Ueberlieferung von Mutter auf Tochter vererbt wird wie gewiſſe Vorteile der Haushaltung, die gewiß meiſt unwichtiger ſind.

„Die Pflege umfaßt, wie bereits geſagt, das ganze Menſchenleben, beſonders aber den Anfang und das Ende desſelben. Da ſind die noch unentwickelten Kräfte zu heben, dort die ſchwindenden zu ſtützen, ihre Verluſte zu erſetzen.

„Das erſte und fruchtbarſte Wirken jedes erwachſenen weiblichen Weſens ſollte die richtige Kinderpflege ſein. Dies iſt das Naheliegendſte, das Notwendigſte, aber leider das Vernachläſſigtſte — vernachläſſigt nicht aus Beſchränktheit, ſondern aus ganz lächerlicher Prüderie. Statt daß man das junge Mädchen zu jeder Pflege der kleinen Kinder heranzieht, ihr gerne Gelegenheit ſchafft, das kleine Weſen in ſeiner rührenden Hilfloſigkeit, in all ſeinen Bedürfniſſen zu beobachten, hält man ſie — namentlich in unſeren höheren Ständen — abſichtlich davon fern. Anſtatt ſie Erfahrungen ſammeln zu laſſen, aus denen ſie nur Nutzen ziehen kann, gibt man ihr zu verſtehen, es ſei hier nicht ihr Platz. Und warum? Weil eine unvernünftige Verkehrtheit der Anſichten ihr das verbietet!

„Iſt ſie dann vielleicht ein Jahr darauf ſelbſt junge Mutter, dann ſteht ſie ſich ihrem eigenen Kinde gegenüber unbeholfen und fremd, muß ſich auf die Ausſprüche der Wärterinnen und ſonſtigen Pflegenden verlaſſen, weil ſie ſelbſt ohne Urteil iſt.

„Und wer ſagt, wie viele Erſtgeborenen jener poetiſchen Unwiſſenheit zum Opfer fallen?

„Das erſte Kind muß der Mutter gleichſam Verſuchsgegenſtand ſein. Kann ſie von einer Wärterin die Umſicht, die aufmerkſame Fürſorge verlangen, mit der ſie ſelbſt ihr eigenes Kind pflegen und verſorgen würde — wenn ſie es verſtünde?

„Ja — wenn ſie es verſtünde! Aber ſie verſteht es eben nicht! Hat ſie gewiſſenloſe oder auch nur ungeſchickte Ammen oder Wärterinnen, ſo iſt ihr beſtes Gut in ſchlechten Händen. Sie ſieht zu, wie ihrem Kinde nicht das gegeben und gethan wird, was ihm gegeben und gethan werden ſollte, und merkt den Mangel nicht einmal, weil ſie die natürlichen Erforderniſſe nicht kennt!

„Sollte nicht vor allem in dieſem wichtigſten Punkte Abhilfe geſchafft werden?

„Wenn junge Mädchen Luſt fühlen, zu pflegen, ſo ſollten ſie ſich doch viel eher an die Krippenanſtalten und Kinderſpitäler wenden, um dort die wichtigſten Erfahrungen für ihr Leben zu ſammeln. Oder ſie ſollten ſich in die Küche ſtellen und lernen, eine kräftige Suppe, ein nahrhaftes, leicht verdauliches Stück Fleiſch zu bereiten, wie man es braucht, um geſunkene Kräfte zu ſtärken. Es würde damit für das Wohl ihrer Familie ſicher der größte und einſchneidendſte Nutzen gebracht.

„Auch ſollten ſie in erſter Linie die eigene, ſo wichtige Geſundheit zu erhalten lernen, wiſſen, wie man ſich vor Ueberanſtrengungen und Erkältungen zu hüten habe, die die meiſten Erkrankungen hervorrufen, und jeder Sache die nötige Wichtigkeit beimeſſen.

„Unſer heutiges Frauengeſchlecht iſt nicht mehr von Eiſen, muß mehr als je auf die Geſundheit bedacht ſein. Gerade hier ſpielt das ‚Sichverderben‘ eine ſo wichtige Rolle. Und warum verdirbt man ſich? Weil man eine Bergpartie unternehmen will, einen Ball nicht verſäumen möchte, weil man es langweilig und in Verlegenheit bringend findet, ein ermüdendes Unternehmen nicht mitzumachen. Man ſchadet ſich aus Unwiſſenheit oder aus ungeſchickter Prüderie — das eine iſt durch die Folgen ſo tadelnswert wie das andere.

„Die Krankenpflege, die wir im täglichen Leben, in der Familie nötig haben, braucht keinen wiſſenſchaftlichen Untergrund, wenn ihr das Vorhandenſein eines ſolchen auch gewiß nicht ſchaden würde; ſie fußt vielmehr auf unermüdlicher Geduld und Aufmerkſamkeit, die ſich ganz dem Leidenden widmet und die Anſprüche des eigenen Ich in den Hintergrund treten heißt. Das natürliche Gefühl ſagt der Pflegenden, wie ſie ſich zu benehmen hat.

„Sie tritt leiſe ein ins Krankenzimmer, ſchließt die Thüre geräuſchlos und läßt außerhalb, was ſie zu ſehr in Anſpruch nimmt. Hier gilt es nicht mehr, dem Vergnügen der eigenen Perſon zu leben, ſie ſoll nur pflegen, ſoll dem Kranken die verlorene Geſundheit zu erſetzen ſuchen. Auf ihr ruht die Verantwortung dafür, daß die Befehle des Arztes pünktlich vollzogen werden, und daneben hat ſie noch ein Feld des ſelbſtändigen Handelns.

„Sie beobachtet die Gewohnheiten des Kranken, verlangt nicht, er ſolle ſich nach ihr richten, ordnet ſich vielmehr ſeinen Bedürfniſſen unter; für ihn zu denken und zu handeln iſt ihre Aufgabe. So wartet ſie nicht erſt ab, bis er ſich über zu grelles Licht beklage, richtet die Kiſſen, noch ehe ihm ſelbſt das Lager als zu unbequem erſcheinen, reicht dem Fiebernden den Trunk, bevor er erſt darum bitten mußte. Im Leſen oder im Geſpräch hält ſie inne, wenn ſie glaubt, er könne müde ſein. Verſucht er, ſich mühſam aufzurichten, ſo iſt ihr Arm die Stütze; vermag er nicht allein zu gehen, iſt ſie ihm die Hilfe — doch muß ſie das alles als ganz natürlich thun, dann wird es der Leidende gern und dankbar annehmen. Er darf nicht Zeit finden, ſich ſelbſt zwecklos klagen zu müſſen.

„Die Pflege muß als etwas ganz Selbſtverſtändliches gehandhabt werden, damit der Kranke nicht ſeine Hilfloſigkeit doppelt ſchmerzlich empfindet in dem drückenden Gefühl, nun den anderen zur Laſt zu fallen und die Urſache des Mißmuts ſeiner Umgebung zu ſein. Nur die heitere Pflege wirkt wohlthuend, und von dem guten Mut, der aus dem Geſicht der Wärterin lacht, fällt auch ein Strahl in die Seele des Leidenden. Ihre Arbeit erſtreckt ſich nicht nur auf die Pflege des Körpers, auch für das geiſtige Behagen hat ſie Sorge zu tragen. Sie hat alle Rückſicht auf ihn zu nehmen, auch wenn er ungeduldig und anſpruchsvoll erſcheint; ſie weiß, er iſt nicht Herr über ſich, und betrachtet die Launen als einen Teil der Krankheit. Alles, was ihm Aufregung bereiten könnte, weiß ſie ferne zu halten; ſie verteidigt ihn gegen das Geräuſch und die Eindrücke der Außenwelt, denen er im Augenblick nicht gewachſen iſt. Hört ſie geduldig ſeine Klagen an, ſo wird er es als Erleichterung empfinden. Sie hat einen Troſt, einen guten Rat zur Hand, lenkt ihn vielleicht auch allmählich auf Gedanken, die ſeine Phantaſie angenehm und vorteilhaft beſchäftigen, ohne ſie zu erregen, und ihn für einige Zeit Schmerzen und Elend vergeſſen machen.

„Und hat ſie nichts gethan als ſeinen Auslaſſungen ruhig zugehört, wenn es ihr auch noch ſo langweilig geweſen, ſo wird der Kranke dieſe Stunde als Erleichterung empfunden haben und freundlicher lächeln, wenn er ſie wieder erblickt.

„Die Ruhe der Pflegerin muß auch gleichmäßig ſein; weder in ihren Bewegungen, noch in ihren Mienen darf Furcht und Hoffnung wechſeln und den Leidenden beunruhigen. Dieſe Gleichmäßigkeit zu bewahren, iſt natürlich deſto ſchwerer, je näher uns der gefährlich Erkrankte ſteht. Viele glauben, ſie müßten mit und um den Leidenden jammern, um ihr Mitgefühl zu bezeigen, oder thun es, weil ſie ſich nicht beherrſchen können. Solche Elemente ſtören den Frieden des Krankenzimmers und ſollten beſſer ferngehalten werden.

„Die ideale Krankenpflegerin für das tägliche Leben in der Familie braucht keine großen Heldenthaten zu vollbringen. Ihre ſegenbringende Thätigkeit ſcheint machtlos zu ſein; ſie iſt eine Kette von kleinen Aufmerkſamkeiten und gewiſſenhaften Ausführungen der ärztlichen Anordnungen. Und eben weil das alles in anſcheinend nur kleinen Thaten beſteht, eignet ſich die weibliche Hand, der weibliche Sinn, der gern auch auf unſcheinbare Einzelheiten eingeht, viel beſſer dazu als das ungeſtümere Weſen des Mannes.

„Um der wohlthuende Engel des Krankenzimmers zu ſein, bedarf man, ſowie ein Arzt vorhanden, keiner wiſſenſchaftlichen Vorbildung; von viel wichtigerer Bedeutung ſind andere Eigenſchaften, als: Selbſtloſigkeit, Selbſtbeherrſchung, Milde, Ruhe und vorzüglich Geduld.

„Namentlich letztere iſt in vielen Fällen das Haupterfordernis. Viel leichter iſt ja die Pflege von kurzen, ſchweren Krankheiten, während deren Dauer unſer Intereſſe in Erregung erhalten iſt, Hoffnung und Furcht den Leſer nicht erkalten laſſen, als die langwierige, ermüdende Wartung der chroniſch Leidenden, bei denen die bleierne Gleichmäßigkeit der langen Tage ſchwer und bedrückend auf der Umgebung laſtet. (Schluß folgt.)

Nikolai Carlowitſch von Giers.

Unter denjenigen Männern, welche für die Erhaltung des in den letzten Jahren ſo häufig bedrohten europäiſchen Friedens von entſcheidendem Einfluß geweſen, iſt neben den leitenden Staatsmännern von Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn und Italien ſtets auch der ruſſiſche Miniſter des Auswärtigen, Herr von Giers, mit beſonderem Nachdruck genannt worden. Er hat inmitten der vom Panſlawismus durchſeuchten Petersburger Geſellſchaft ſeine gemäßigten Anſchauungen ſtets nur unter fortwährenden ſchweren Kämpfen zur Geltung bringen und zum Siege führen können. Um ſo mehr verdient er den Dank aller Friedensfreunde, beſonders derjenigen in Deutſchland, für das er ſtets eine lebhafte Sympathie bekundet hat und dem er ſtets ein beredter Vertheidiger geweſen. Kaiſer Wilhelm, Fürſt Bismarck und der Botſchafter von Schweinitz haben deshalb nur der Stimmung des deutſchen Volkes Ausdruck gegeben, als ſie ihn gelegentlich ſeines fünfzigjährigen Dienſtjubiläums am 25. Oktober beſonders auszeichneten und beglückwünſchten.

Nikolai Carlowitſch von Giers.

Nikolai Carlowitſch von Giers gehört einer finnländiſchen, aus Schweden ſtammenden Familie an, aber ſchon ſein Vater überſiedelte vor faſt hundert Jahren nach Polen, trat dann, als Polen dem mächtigen Nachbar einverleibt wurde, in den ruſſiſchen Staatsdienſt, erhielt den ruſſiſchen Adel und ſtarb hochbetagt Mitte der fünfziger Jahre als ruſſiſcher Staatsrat. Vermählt war er mit einer Gräfin Curle, der Schweſter des bekannten ruſſiſchen Admirals. Dem Sohn, am 9. Mai 1820 in Radziwilow (Polen) geboren, erhielt ſeine Ausbildung auf dem Lyceum von Zarskoje-Selo, einer echt ruſſiſchen Bildungsanſtalt, die aber zu jener Zeit deutſche Sprache und deutſche Literatur ganz beſonders pflegte. Obgleich Herr von Giers nur wenig Gelegenheit hatte, ſeine deutſchen Sprachſtudien weiter zu treiben, iſt ihm dennoch immer die deutſche Sprache vollkommen geläufig.

In ſeiner Familie wurde und wird indeſſen, wie in den meiſten vornehmen ruſſiſchen Häuſern hauptſächlich franzöſiſch geſprochen, zumal ſeine Gemahlin, eine rumäniſche Fürſtin Kantakuſena, dieſe Sprache beſonders bevorzugt. Im Jahre 1849 kam er als erſter Botſchaftsrat nach Konſtantinopel, 1858 als Generalkonſul nach Aegypten, Ende 1859 in die Donaufürſtentümer; 1863 wurde er Geſandter in Teheran, 1867 in der Schweiz und 1872 in Stockholm; 1875 ward er nach Petersburg zurückberufen, um als Gehilfe des Fürſten Gortſchakow in das Miniſterium des Aeußern einzutreten. Seit dem 9. April 1882 iſt er ſelbſt Miniſter des Aeußern.

Herr von Giers hatte die Freude, ſein Jubiläum an der Seite ſeiner Gemahlin und inmitten ſeiner vier Söhne feiern zu können. Sein Monarch zeichnete ihn durch Verleihung des Wladimirordens aus, von Nah und Fern trafen Glückwunſchdepeſchen ein, die fremden Diplomaten ſpendeten ein goldenes Schreibzeug, die Beamten des Miniſteriums ein Album mit den Bildniſſen der drei Kaiſer, unter denen der Jubilar gedient, der Kaiſerinnen, und ſeinem eigenen als jugendlicher Lyceiſt, ferner ſeinem Geburtshaus in Radziwilow, den Konſulatsgebäuden in Jaſſy, Bukareſt und Teheran, dem Stab des General Lüders und ſo weiter, Darſtellungen der Kaiſerkrönung und Szenen von den Zuſammenkünften zu Alexandrowo, Danzig, Skierniewice, Kremſier, und ſchließlich mit der Begrüßungsſzene Kaiſer Wilhelms II. in Peterhof. Wie ihm ſelbſt, ſo wurden auch der Frau von Giers koſtbare Angebinde überreicht, unter anderem ein ſchön gearbeiteter goldener Bouquethalter vom diplomatiſchen Corps. -n.

Der Kaiſertag in Hamburg. Von Hermann Lüders.

Mit Originalzeichnungen des Verfaſſers.

Herbſtſtürme ziehen durch das Land und künden das Ende eines Jahres an, das ereignisreich wie ſelten eines in die Geſchicke unſeres Vaterlandes eingegriffen hat. Schwere, tief niederdrückende Ereigniſſe auf der einen Seite, erhebende und begeiſternde auf der anderen. In einer Weiſe, zu der die Geſchichte kaum eine Parallele kennt, hat der jugendliche Kaiſer beim Antritt ſeiner Regierung den europäiſchen Höfen Beſuche abgeſtattet, die ſich in ihrem Fortgange zu einer ſo bedeutungsvollen Friedensdemonſtration geſtalteten, daß nicht allein das deutſche Vaterland, ſondern alle Völker und Regierungen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit den Schritten des Monarchen folgten. In jüngſter Zeit iſt auch der alten freien Stadt, dem reichen und ſtolzen Hamburg das Glück zu teil geworden, den Kaiſer in ſeinen Mauern begrüßen zu dürfen, der gekommen war, um den letzten Weiheakt an einem Werke zu vollziehen, das tiefeinſchneidende Veränderungen für die Bewohner mit ſich bringt. Der Schlußſtein der Bauten des Freihafengebietes wurde am 29. Oktober durch Kaiſer Wilhelm feierlich eingefügt. Hamburg hat ſeine Sonderſtellung aufgegeben, ſeine Zollgrenzen ſind niedergeriſſen, es hat ſich unmittelbar an die Geſamtheit angeſchloſſen. In gewaltigen Bauten iſt dagegen ein Freihafengebiet entſtanden, das in ſeiner Großartigkeit jeden mit Staunen und Bewunderung erfüllen muß. Wie eine gewaltige Feſtung erhebt ſich an den Ufern der Elbe eine Reihe mächtiger Backſteinbauten von jenem ernſten, wuchtigen Charakter, wie er den Bewohnern der nordiſchen Meere und allem, dem ſie ihren Stempel aufdrücken, eigen iſt. Stolze Brücken führen von der Stadt in dieſe in ſich abgeſchloſſene Welt hinein. Wer dies Gebiet betritt, iſt außerhalb der deutſchen Zollgrenze, — wer zurückkehrt, unterliegt dem Zwange, den jede Zollgrenze mit ſich bringt.

Man hört in Hamburg noch hie und da eine Stimme, die ſich nicht ſo ſchnell in die neuen Verhältniſſe eingewöhnen kann; es dünkt dem Kleinbürger noch ſchwer, ſeinen Kaffee, ſeinen Zucker um wenige Pfennige teurer bezahlen zu müſſen, aber im Großen und Ganzen überwiegt doch bei weitem die Anſicht, daß das Werk ein ſegensreiches ſei, daß der ungehinderte Verkehr mit dem Hinterlande all die kleinen Nachteile in reichem Maße aufwiegen wird, welche der neue Stand der Dinge mit ſich bringt, daß Hamburg reicher und ſtolzer als je ſich unter der neuen Einrichtung wird entwickeln können. Daß dieſe Stimmung die weitaus überwiegende iſt, daß der Hamburger neben der Pflege ſeiner Sonderintereſſen auch ein warmes Herz und ein feines Verſtändnis für die Dinge des großen Vaterlandes hat, dafür hat der Empfang Kaiſer Wilhelms am 29. Oktober einen ſchlagenden, untrüglichen Beweis geliefert. Dem Schreiber dieſer Zeilen iſt es vergönnt geweſen, im Verlauf der glanzvollen Kaiſerreiſen die Feſttage in Petersburg, Rom und Neapel mit durchzuleben, all den Jubel und den Glanz aus nächſter Nähe zu ſehen; es war überall ſchön, aber ſo herzlich, ſo alle Schichten der Bevölkerung erfaſſend wie in Hamburg war es im Auslande kaum irgendwo. Von langer Hand waren die Empfangsfeierlichkeiten in eingehendſter Weiſe vorbereitet und mit einem großartigen Aufwand in Szene geſetzt worden. Am Feſttage ſelbſt war vom Morgen an alles in feierlich gehobener Stimmung von freudiger Erwartung voll.

In dem prachtvollen Empfangszelt an der Lombardsbrücke harrten des Kaiſers die Bürgermeiſter, mehrere Senatoren, Miniſter von Bötticher, der Kommandierende des neunten Armeekorps von Leszczynski, der preußiſche Geſandte v. Kuſſerow und andere

Der Senat der Stadt begrüßt den Kaiſer auf der Brooksbrücke herausragende Perſönlichkeiten. Kurz vor Mittag verkündete das Läuten der Glocken vom St. Nikolaiturm, daß der Kaiſer das Gebiet der Stadt Hamburg erreicht habe, und Punkt 12 Uhr hielt der kaiſerliche Sonderzug an der Lombardsbrücke. Nachdem der Kaiſer die ehrfurchtsvolle Begrüßung der von den beiden Bürgermeiſtern geführten Senatsdeputation entgegengenommen, jedem der vorgeſtellten Herren die Hand gereicht und vom General den Rapport empfangen hatte, ſchritt er durch den geſchmackvoll hergerichteten Zeltgang nach der „Alſterluſt“, wo ein Gabelfrühſtück zu etwa dreißig Gedecken eingenommen wurde. Dann führte das elegante, mit reicher Vergoldung prangende Alſterdampfſchiff „Oskar“, von den ſämtlichen anderen Alſterdampfbooten geleitet, den Kaiſer und ſein Gefolge durch das von den ſchmalen Booten der Ruderklubs gebildete Spalier über das herrliche Becken der Binnenalſter dem alten Jungfernſtiege zu. — Es iſt altbekannt, daß Hamburg viel Maleriſches, namentlich auch in den Alſterumgebungen bietet, die bei dieſer reizvollen Fahrt berührt wurden; in dem Schmuck, den die Stadt an dieſem Tage in ſo reichem Maße angelegt hatte, machte ſie ſtellenweiſe einen geradezu entzückenden Eindruck. An der beſonders reich verzierten Quaitreppe ſtieg der Kaiſer mit Gefolge ans Land und fuhr dann im prächtigen Viergeſpann, den erſten Bürgermeiſter der Stadt, Dr. Versmann, neben ſich, in dem brauſenden Jubel der dichtbelebten Straßen hinaus zum Feſtplatz.

Einer der intereſſanteſten Punkte des Freihafengebiets an der ſogenannten Brooksbrücke war es, an welchem ſich nunmehr die Hauptfeier des Tages vollzog. Am Ausgange der genannten Brücke war in geſchmackvoller Weiſe, durch Tribünen und reichen architektoniſchen Schmuck ein Feſtplatz geſchaffen, der in Bezug auf ſeine Lage, auf den Blick, den er über die Stadt und über die großen zu [illegible] Anlagen gewährte, gar nicht beſſer gedacht werden kann.

[illegible]

Gefolgt von dem Senat und ſonſtigen hohen Würdenträgern überſchritt der Kaiſer die Brücke und begab ſich auf den eigentlichen Feſtplatz. Feierlich und genau dem Programm entſprechend vollzog ſich die feierliche Handlung. Der Bürgermeiſter hielt eine Rede, dann ſchritt der Kaiſer zu einem kanzelartigen Bau, der an dem Brückenturm errichtet war, und weihte mit drei kräftigen Hammerſchlägen und den Worten: „zur Ehre Gottes, zum Wohle des Vaterlandes, zum Segen Hamburgs!“ die Schlußſteinlage ein. Für Hamburg war es ein ewig denkwürdiger Augenblick, aber auch für jeden Deutſchen bot es ein ergreifendes Schauſpiel, den jungen Herrſcher zu ſehen inmitten einer vieltauſendköpfigen Menge, die von allen Fenſtern und Dächern herunterjubelte, ringsum die ſtolzen Bauten der Neuzeit, das alte ehrwürdige Hamburg mit ſeiner reichbelebten Elbe als Hintergrund, — man kann ſich nicht leicht etwas Erhebenderes und Maleriſches denken. Nach kurzer Weiherede durch einen Geiſtlichen begann dann derjenige Teil des Feſtes, der ſo recht eigentlich ein hamburgiſcher war, die Feſtfahrt durch den Hafen. Dies ſchildern zu wollen mit Worten iſt ein vergebliches Unternehmen. Ich habe verſucht, es im Bilde wiederzugeben, aber auch das vermag keine vollgenügende Vorſtellung von dem überaus impoſanten und lebhaft bewegten Bilde, das dieſe Fahrt darbot, zu gewähren. Der kaiſerliche Dampfer, auf deſſen Kommandobrücke der hohe Herr während der Fahrt ſtand, war umwogt von einer Unzahl von Fahrzeugen aller Art. Das Hurrarufen der Menge, der Rauch der Hunderte von Schloten, die Muſikchöre auf verſchiedenen Schiffen, die flatternden Wimpel, die bewegte Elbe, das alles geſtaltete ſich zu einem Eindruck, den keiner der Teilnehmer vergeſſen wird. Es war auf alle Fälle der maleriſchſte und wirkungsvollſte Teil des Feſtes, den genoſſen zu haben ich zu meinen liebſten Erinnerungen zähle.

Feſteſſen, Feſtreden und Toaſte haben dann in glänzender Weiſe den Schluß gebildet. Der Trinkſpruch, durch welchen Kaiſer Wilhelm ſelbſt bei dem großen Feſtmahl in der Kunſthalle den ihm gewidmeten begeiſterten Toaſt des zweiten Bürgermeiſters Dr. Peterſen erwiderte, ſoll um ſeiner beſonderen Bedeutung willen hier eine Stelle finden. Der Kaiſer ſprach:

„Geſtatten Sie, daß Ich Ihnen Meinen wärmſten Dank ausſpreche. Die Art und Weiſe der Aufnahme ſeitens der Bevölkerung der Stadt Hamburg hat Mich ſo überwältigt und erfreut, daß Ich es kaum in Worten auszudrücken vermöchte. Es iſt nicht das erſtemal, daß Ich in Ihren Mauern weile; und wenn ich damit zu gleicher Zeit ausſpreche, daß Ich von ganzem Herzen und freudig Ihrer Einladung gefolgt bin, ſo möchte Ich nur damit noch die Bemerkung verbinden, daß Mir Hamburg eine ganz beſonders liebe Stadt iſt. Wie Sie es richtig vorhin erwähnten, bin Ich ſchon im Jugendalter wiederholt hier geweſen. Zweimal — und mit beſonderer Freude denke Ich an jene Zeit; das einemal als Meine Eltern Meinen Bruder zum Eintritt in die Marine brachten und demſelben hier in feſtlicher Weiſe ein herzlicher Empfang bereitet wurde, und das anderemal, wie Ich im Gefolge Meines hochſeligen Großvaters eine jubelnde und begeiſterte Hingabe Hamburgs an Ihn miterleben konnte. Ich ſehe auch den heutigen Jubel und die heutige freudige Feſtſtimmung, die Mir entgegenſchlug, als ein Erbſtück deſſen an, was damals Meinem hochſeligen Großvater entgegengebracht wurde. Um ſo lieber weile Ich in dieſer Stadt, als Mich Mein Weg jedesmal, wenn Ich zu Meinem Bruder oder zu der von Mir ſo ſehr geliebten Flotte nach Norden fahre, ſtets durch Ihre gaſtlichen Mauern führt. Die Reiſe, die Sie vorhin erwähnten, habe Ich allerdings unternommen in der Abſicht, durch den Frieden, den Ich für Mein Vaterland befeſtigen würde, die Induſtrie und den Handel und die Wohlfahrt des Landes fördern zu helfen. Meine Herren, der heutige Tag iſt ein hochbedeutender Tag gerade in dieſer Richtung. Das Werk, dem die heutige Feier galt, iſt das erſte, welches als eine bedeutende Leiſtung der inneren Politik des Reichs unter Meiner Regierung zur Vollendung gereift iſt; und es iſt Mir eine ganz beſondere Freude, daß dies gerade in Ihrer Stadt ſtattgefunden hat. Mit hoher Genugthuung erfüllt Mich der heutige Tag, und Ich hoffe, daß Gottes Segen auf demſelben ruhen wird, und daß die Stadt Hamburg durch dieſe That einen Aufſchwung nehmen wird, der alle unſere Hoffnungen überſteigt. Sie haben einen großen Dienſt für das Vaterland geleiſtet; Sie ſind ja diejenigen, die das Vaterland mit unſichtbaren Banden an die fernen Weltteile weithin anknüpfen, ſeine Erzeugniſſe herüberbringen. Und nicht nur das; Sie ſind es, die auch unſere Gedanken und Ideen der fernen Welt mitteilen, wofür Ihnen das Vaterland beſonderen Dank ſchuldet.“ — In das Hoch, das der Kaiſer nun auf die Stadt Hamburg ausbrachte, darf Süddeutſchland freudigen Herzens einſtimmen, denn Hamburg hat an jenem Tage in der That gezeigt, daß es nicht nur eine reiche, glänzende, ſondern zugleich auch eine gut patriotiſche, echt deutſche Stadt iſt.

Am Jungfernſtieg während des Kaiſertages.

Die feierliche Einfügung des Schlußſteines durch den Kaiſer.

Nubia.

Erzählung
von

Richard Voß.

(Fortſetzung.)

Es regnete noch, als die Frauen von Saraceneſco ihre Männer zurück erwarteten; aber nicht Wetter und Wind hielt die guten Weiber ab, nun die ſeit ſo langem Entfernten zu den heimiſchen Herden zurückkehren mußten, beim Kreuz zu ſtehen und ſtundenlang auf den Weg zu ſpähen.

Während der ganzen erſten Regenwoche hatte Nubia ihren Platz am Saum des Waldes noch beibehalten, ſobald jedoch die anderen Frauen und Mädchen beim Kreuz erſchienen, blieb ſie aus, ſich ſtreng im Hauſe haltend und das Waſſerholen der Mutter überlaſſend, die ſie nur während der Mahlzeiten ſah. Sie bewohnte jetzt die Kammer des Fremden, der an den Wänden einige Skizzen zurückgelaſſen hatte, darunter einen Entwurf zu ſeinem Gemälde: Maria Magdalena vor ihrem Sündenfall. Jetzt ſaß Nubia ſtundenlang, ihr Geſicht an der Wand betrachtend und darüber ſinnend, was jener Mann, der ſich über ſie beugte, ihr zuraunte. Sie wußte es.

So teilnahmslos ſich in dieſen Tagen die Tochter zeigte, in ſo leidenſchaftlicher Erwartung befand ſich die Mutter. Nubia hörte ſie ſeufzen und ſtöhnen, vor ſich hinmurmeln und laut die Heiligen anrufen. Nachmittags verließ dann auch die Mutter das Haus, lief den Weibern nach, ſtand in Regen und Sturm, mit den übrigen harrend, da. Jeden Tag in dieſer Woche ließ ſich Bruder Girolamo ſehen, auch er ſchien auf jemand zu warten.

Eines Sonntag Abends ſaß Nubia ohne Licht in ihrer Kammer und horchte auf den Regen, der praſſelnd gegen die Fenſterladen anſchlug. Plötzlich fuhr ſie in die Höhe. Sie waren zurückgekommen und wurden von den Frauen unter jubelndem Freudengeſchrei nach dem Dorfe geführt. Jetzt waren ſie beim Baum, jetzt kamen ſie die letzte Strecke Weges heraufgeſtiegen. Jetzt traten ſie in den Ort. Näher und näher drangen die Töne überſchwenglichen Jubels zu der einſamen Lauſcherin, die dieſe und jene Stimme aus dem Geſchwirr von Lauten erkannte, das war die Mariuccia, die ihrem Verlobten zurief, und dieſes helle Lachen gehörte der andern Braut, der ſchönen Serena, an. Nun trennte ſich die Schar; die Heimgekehrten ſuchten mit den Ihren ſo ſchnell als möglich ins Trockene zu gelangen; einer nach dem andern trat ins Haus, nachdem ſie ſich noch eine gute Nacht zugerufen. Es wurde draußen ſtill, nur zuweilen noch erklang aus dieſem oder jenem Haus ein freudiger Aufſchrei.

Noch immer ſtand Nubia regungslos horchend. Die Mutter war noch nicht wieder da, alſo war auch Argante zurückgekehrt; ſie ſprach jetzt mit ihm. Was würde Argante ſagen? Er hatte ſie lieb. Was würde Argante thun? Was mußte er thun, wenn er ſie wahrhaft lieb hatte, wenn er wahrhaft ein Mann war? Wie lange ſie ausblieben! Die anderen waren ſchon längſt zurück.

Eine halbe Stunde verſtrich. Sie erhob ſich, ſeufzte, trat einige Schritte vor, ſteckte die Lampe an, griff zur Spindel und begann zu ſpinnen. Ihr Geſicht blieb bleich und ruhig, aber ihre Augen glühten wie im Fieber und blickten ſtarr nach der Thür, durch welche jeden Augenblick ihre Mutter allein oder in Begleitung eines Mannes eintreten mußte, der, wenn er überhaupt kam, ihr Verlobter war und ihr Gatte werden ſollte. Aber er würde nicht kommen; verächtlich, wie ſie für jeden geworden war, mußte ſie es auch für ihn ſein, und — er würde nicht kommen! Kam er aber doch, ſo ſollte er nichts anderes von ihr erfahren, als alle durch den Prieſter erfahren hatten.

Schritte die Straße herauf! Vor dem Hauſe blieben die Kommenden ſtehen, der Prieſter ſprach leiſe, die Mutter ſchluchzte. Dann wurde die Hausthür geöffnet, ſie traten ein, die Mutter und noch einer und — ein dritter. Jetzt ſtieß jemand die Kammerthür auf, es war der Mönch.

Seine Stimme, die heiſer klang, zum Flüſtern dämpfend, ſagte der Bruder:

„Da iſt der Argante zurückgekommen; Deine Mutter hat ihm geſagt, wie es um Dich ſteht, aber er will Dich dennoch zum Weibe nehmen. Geh zu ihm und danke ihm, küſſe ſeine Hände. He, Nubia! Hörſt Du nicht, Nubia?“

Er rief ſie an, weil ſie ruhig an ihrem Platze blieb, an dem Mönch vorüber ins Zimmer blickend, darin neben ihrer Mutter, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, ein Jüngling ſtand, das Geſicht fahl, als hätte er viele Wochen ſchweres Fieber gehabt, die dunklen, regenfeuchten Locken an Stirn und Wangen klebend, mit traurigen, ſtieren, gleichſam erloſchenen Blicken das ſchöne, gefallene Geſchöpf betrachtend, das ihm ſo gleichmütig entgegenſah.

Da Nubia ſtumm blieb, auch gar keine Bewegung machte, wollte der Mönch auf ſie zu und ſie in die Höhe reißen, aber Argante rief ihn zurück, kam in die Kammer, bat mit einer Handbewegung den Prieſter, hinauszugehen, und ſchloß hinter ihm die Thür. Als er auf ſeine Braut zutrat, erhob ſich dieſe langſam. Sie ſtanden ſich gegenüber und ſahen ſich an.

„Iſt's wahr?“

„Wenn Du mich fragſt, wird es wohl wahr ſein.“

Er that ihr nichts, nicht einmal, daß er mit der Rechten unter ſeinen Mantel nach dem Meſſer griff, nur daß er aufſtöhnte, als wäre er ins Herz getroffen worden, dann verließ er die Kammer, ohne Nubia eines Blickes zu würdigen.

X.

Sie ging dieſe Nacht nicht zu Bette, ließ das Licht brennen, ſetzte ſich, vollſtändig angekleidet, auf die Truhe, ſank mit dem Kopf gegen die Wand und ſchloß die Augen, aber ſie ſchlief nicht. Sie horchte, ob ſie ſeinen ſchleichenden Schritt vernahm. Er mußte ja wiſſen, daß die Hausthür niemals geſchloſſen wurde, daß er nur einzutreten und in ihre Kammer zu gehen brauchte, die weder Schloß noch Riegel hatte. Sie würde keine Bewegung thun, die Augen nicht öffnen; es ſollte ihm leicht werden, ihr ſein Dolchmeſſer ins Herz zu ſtoßen. Vielleicht fiel es ihm doch ein, was er ſeiner Ehre ſchuldig war, denn ſeit Jahren war er ihr nachgegangen, jedes Kind in Saraceneſco wußte, daß, ſobald er einige Scudi zuſammengebracht, er bei der Mutter um ſie hatte werben wollen. War ſie nicht im ganzen Ort als die zukünftige Frau des Argante betrachtet worden?

Und nun kam er zurück, nun erfuhr er, was geſchehen war — etwas, das in Saraceneſco noch niemals geſchehen; nun glaubte auch er dem Mönch und der Mutter, und nun, ſtatt die vermeintliche Schande des von ihm geliebten Mädchens an dieſem zu rächen, kam er, um ihr zu ſagen, daß er ſie trotzdem zum Weibe nehmen wolle, wofür ſie ihm noch danken, ihm noch die Hände küſſen ſollte.

Er war eben kein Mann, dieſer gute Argante.

Was er, der andere, wohl ſagen würde, wenn er in Rom hörte:

„In Saraceneſco hat einer ein Mädchen erſtochen!“ Er hätte gewiß gleich gefragt:

„Wißt ihr des Mädchens Namen?“

„Nubia!“

„Nubia iſt erſtochen worden?“

„Kanntet Ihr ſie?“

„Und nicht wahr, der, welcher die Nubia erſtochen, heißt Argante?“

„So heißt er.“

„Warum hat er's gethan?“

„Sie war ſchlecht geworden.“

„Schlecht? Nubia ſchlecht?“

„Im Sommer war ein Fremder droben in Saraceneſco, der wohnte bei ihrer Mutter, und da —“

Was er wohl ſagen, was für ein Geſicht er wohl machen würde! Madonna, wenn ſie ihm das doch anthun könnte! Nichts anderes würde eine ſolche Rache ſein, nichts anderes ihn ſo ins Herz treffen.

Aber die Nacht verging, der Tag dämmerte und kein Argante kam, ſie zu töten. Dennoch mußte es geſchehen, ſie mußte ſinnen, wie ſie ihn dazu bringen konnte, ſich an ihr zu rächen — wie ſie es anfangen ſollte, an dem andern eine ſolche Rache zu nehmen.

Was Nubia von Argante, wenn dieſer ein rechter Mann war, erwartete, geſchah auch in den nächſten Tagen und Nächten nicht. Allerdings ging der Bräutigam mit einem Geſicht umher, als ſinne er Blut und Mord. Er war indeſſen krank und fieberte ſtark. Seine Verlobte ſah ihn kaum, er kam ohne Gruß und ging ohne Gruß. Trat er ein, ſo ſetzte er ſich gleich auf den Platz dicht am Herde, wo er, bis an die Augen in ſeinen langen ſchwarzen Mantel gehüllt — denn es war bitter kalt geworden — den Hut tief in die Stirn gedrückt, ſtundenlang ſitzen konnte, ohne den Mund zu öffnen. Die Mutter wagte nur ſelten, ihn anzureden, zeigte gegen den Bräutigam, der doch einer der Aermſten im Ort war, ein beinahe demütiges Weſen und brach nach ſeinem Weggang regelmäßig in wilde Klagen aus, daß ein ſolcher wackerer Jüngling keine beſſere Frau bekäme und daß das ſchlechte Geſchöpf, das der gute Argante zum Weibe nehmen wollte, ihre eigene Tochter ſei. Wie Nubia zu allem andern geſchwiegen hatte, blieb ſie auch hiezu ſtumm.

Nach wie vor lag der Bann ihrer Schande auf ihr; ja, die Acht, in welche ſie verfallen, war ſeit ihrem Verlöbnis noch ſchärfer geworden und die Anweſenheit der Männer trug ein Beträchtliches bei, die Stimmung gegen ſie mehr und mehr zu erbittern. Denn dieſe Nachkommen der alten Saracenen waren ſtolz auf die Tugend ihrer Frauen; ſie durften es auch ſein; und einige Jahrhunderte früher wäre Nubia vom Volk gerichtet worden; viele gab es, welche wie Nubia der Meinung waren, daß Argante ein Rächeramt zu üben hätte und ihm ſein thatenloſes Umherſchleichen als Feigheit auslegten. In jedem Falle hatte Argante alles Anſehen verloren, ein Teil von Nubias Unehre fiel auf ihn. Unter ſolchen Umſtänden fand die Mutter nicht den Mut, den Bräutigam zu fragen, wann die Hochzeit ſein ſollte. Sie wollte aber Bruder Girolamo angehen, mit dem Verlobten darüber zu reden.

Unterdeſſen hatte Nubia ſich einen Plan ausgeſonnen, durch deſſen Verwirklichung ſie Argante dahin zu bringen hoffte, zu thun, was jeder andere an ſeiner Stelle gethan haben würde: ſie zu töten. Ohne Zaudern ſchickte ſie ſich an, ihren Entſchluß auszuführen.

Wie gewöhnlich blieb ſie auch an dieſem Tag in ihrer Kammer, aß am Abend zuſammen mit der Mutter, ſagte ihr gleich darauf gute Nacht, was ſie ſeit Wochen nicht gethan hatte, und begab ſich in ihren Kleidern zu Bett. Als ſie die Mutter in ihre Schlafkammer gehen hörte, ſtand ſie auf, nahm das leichte Bündel, das ſie ſchon am Tage zurecht gemacht hatte, und ſchlich aus dem Hauſe. Es war eine kalte, ſternenhelle Nacht und in Saraceneſco ſchon alles in tiefem Schlaf. Auf dem Platz beim Brunnen blieb ſie einen Augenblick ſtehen und horchte auf den Wind, der in den dürren Blättern der Buche wehte; wie erſtickte Seufzer klang es zu ihr hinüber. Es ging ihr durch den Sinn, daß ſie nie wieder hier ſtehen würde, um den Krug in die Tiefe gleiten zu laſſen und ihn gefüllt wieder heraufzuziehen, und daß, wenn die Blätter wiederum grünten und abends beim Mondſchein die Mädchen unter den Zweigen den Saltarello tanzten, ſie längſt im Grabe liegen würde.

Schnell ging ſie weiter, den wohlbekannten Pfad zur Macchie hinab und in den Wald hinein. Hier war es geweſen, wo ſie ihn gebeten hatte, mit der Mutter zu reden, daß die Mutter ſie nicht dem Argante zum Weibe geben möchte, er aber — nun, ſie würde gerächt werden.

Jetzt kam ſie zum Kreuz, hier hatte ſie vielemale Wache geſtanden und auf den Weg geſchaut, ob er nicht wieder käme, um die Schmach und den Jammer, die ihr zugefügt worden, von ihr zu nehmen. Aber wie ſie auch gewartet hatte, er war nicht gekommen, er hatte Jammer und Schmach auf ihr gelaſſen, und nun mußte ſie gehen, um den andern, deſſen Weib ſie auf ſein Geheiß werden ſollte, zu zwingen, an ihr und damit auch an ihm Rache zu nehmen.

Ohne Aufenthalt ſtieg ſie vollends den Berg hinab, erreichte das Thal und Vicovaro, raſtete eine kurze Weile und ſetzte dann ihren Weg auf der Landſtraße fort. Der Morgen graute, als ſie, zum erſtenmale zurückſchauend, einen letzten Blick auf die hohe Felſenkuppe warf, die ſeit vielen Jahrhunderten ihren Heimatort trug. Alsbald veränderte die Straße die Richtung und führte in kurzer Zeit nach Tivoli. Hier ruhte ſie eine Weile, genoß von dem

Brot, das ſie mitgenommen, und befand ſich wenige Stunden ſpäter in Rom.

Von dem Treiben der großen Stadt vollſtändig betäubt, irrte ſie durch die Straßen. Als es dunkel wurde und ihre Füße ſie nicht länger tragen wollten, ſuchte ſie unter dem Portal einer Kirche Zuflucht, kauerte ſich nieder und fiel ſehr bald, trotzdem ſie heftig fror, in tiefen Schlaf, aus dem ſie erſt am Morgen erwachte. Zitternd vor Froſt erhob ſie ſich, verzehrte den Reſt ihres heimatlichen Brotes und trieb ſich bis zum Oeffnen der Kirchen in den Straßen umher, mit einem dumpfen Staunen, daß es auf der Welt ſo viele Häuſer und ſo viele Menſchen gäbe. In die erſte Kirche, die ſie offen ſah, trat ſie ein, warf ſich vor dem Bilde der Madonna nieder und bat die Himmelskönigin, ihr gnädig zu ſein. Als ſie ſich wieder auf der Straße befand, erkundigte ſie ſich bei einer ältlichen, ehrbar ausſehenden Römerin nach der ſpaniſchen Treppe. Die Frau forſchte ſie aus, ob ſie Modell ſtehen wollte. Nubia bejahte die Frage, worauf die Frau anfing, heftig zu ſchelten, ihr allerlei böſe Namen gab und ſchließlich ihrer Wege ging, ohne Nubia Beſcheid geſagt zu haben. Dieſe ließ ſich von einem Kinde zurechtweiſen, fand die Richtung und war ſehr bald auf dem Platz, darauf hinter dem rauſchenden Brunnen die herrliche Treppe bis zur Höhe hinanſteigt, gekrönt von dem Portal und den beiden ſchmucken Türmen der Dreieinigkeitskirche.

Das Erſcheinen des unbekannten ſchönen Mädchens erregte auf der ſpaniſchen Treppe unter den bereits verſammelten ſabiniſchen und albaniſchen Modellen kein geringes Aufſehen; aber ohne nach rechts oder links zu ſchauen, ſtieg die Fremde die Treppe bis zur dritten Rampe empor, wo ſie ſich nahe der Mauer aufſtellte. Nubias Koſtüm verriet den Modellen, aus welchem Ort ſie ſei, eine Entdeckung, welche die Aufregung aller, namentlich der weiblichen Gemüter, um ein Merkliches ſteigerte, denn noch niemals war dieſe phantaſtiſche, an das afrikaniſche Heidentum gemahnende Tracht auf den ſchimmernden Stufen der ſpaniſchen Treppe geſehen worden. So kam es, daß an dieſem Morgen alle die bunten Gruppen auf der dritten Rampe ſich zuſammenfanden, gegenüber dem Platz, wo das Mädchen ſtand und ruhig vor ſich hinſchaute. Sämtliche Kollegen und Kolleginnen geſtikulierten heftig nach der neuen Konkurrentin hinüber, bald leiſer, bald lauter über dieſelbe ihre Vermutungen austauſchend. Anfangs hielten ſich alle von Nubia zurück, bis ſchließlich die Neugier zwei alte ſibyllenhafte Weiber aus Pagliano herüber trieb, denen alsbald die anderen folgten.

„Du biſt aus Saraceneſco?“

„Ja.“

„Weshalb kamſt Du nach Rom?“

„Ich wollte herkommen.“

„Aber was thuſt Du hier?“

„Was ihr hier thut.“

„Wir ſtehen Modell, das kannſt Du doch nicht?“

„Warum könnte ich das nicht?“

„Weil Du aus Saraceneſco biſt.“

„Nun, ich will auch Modell ſtehen!“

Die Modelle brachen in Rufe des Staunens und der Verwunderung aus; eine aus Saraceneſco wollte Modell ſtehen! Dann begannen die Fragen von neuem:

„Wann biſt Du angekommen?“

„Geſtern.“

„Allein?“

„Niemand kam mit mir.“

„Haſt Du denn keine Schweſter oder Mutter?“

„Ich habe eine Mutter.“

„Warum iſt ſie nicht mit Dir gekommen?“

„Weil ſie in Saraceneſco geblieben iſt.“

„Die Arme! Und Du willſt wirklich in Rom bleiben?“

„Nun ja!“

„Kennſt Du denn welche von den Künſtlern?“

„Ich kenne einen.“

„Warum gehſt Du nicht zu ihm?“

„Er wird mich ſchon finden.“

„Wenn er Dir nun keine Arbeit geben kann?“

„Er wird mir ſchon Arbeit geben.“

„Verſtehſt Du denn, wie man Modell ſteht?“

„Ich werde es ſchon lernen.“

„Es iſt ſchwer.“

„Das thut nichts.“

„Wo wohnſt Du in Rom?“

„Nirgends.“

„Willſt Du nicht mit uns zuſammen wohnen?“

„Nein.“

Sie ließen ſie ſtehen.

Zwei däniſche Künſtler, die in der Via Siſtina wohnten, kamen die Treppe herab; die jungen Leute waren mit allen Modellen vertraulich bekannt, tauſchten im Vorbeigehen Grüße und ſcherzhafte Reden mit ihnen, ſchienen es indeſſen eilig zu haben, in die untere Stadt hinabzukommen. Da ſahen ſie Nubia, blieben ſtehen, betrachteten die Schöne voller Staunen, traten endlich haſtig auf ſie zu, ſie fragend, ſeit wann ſie in Rom ſei und ob ſie Modell ſtände.

Nubia bejahte.

„Wie heißt Du?“

„Nubia!“

„Dein Name iſt ſo ſchön wie Du ſelbſt biſt. Nubia, komm mit uns.“

„Ich kann nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Ich warte hier auf jemand.“

„Auf einen Künſtler?“

„Ja.“

„Hat er Dich herbeſtellt?“

„Nein.“

„Dann brauchſt Du auch nicht auf ihn zu warten. Komm mit uns, wir geben Dir für den ganzen Winter und länger zu thun. Und da Dich keiner von uns dem andern wird laſſen wollen und da wir beide Dich zu gleicher Zeit geſehen haben, ſo kannſt Du uns beiden Modell ſtehen, aber, hörſt Du, nur uns! Wenn der andere, auf den Du hier warteſt, zu ſpät kommt, iſt das ſeine Schuld. Beſinne Dich nicht lange, Du ſollſt es gut haben bei uns, wir ſind ehrliche Leute und geben Dir, was Du forderſt.“

Aber Nubia ſchüttelte den Kopf.

„Ich muß hier warten.“

„Sei doch nicht thöricht. Wie heißt der, auf den Du warten mußt?“

„Enrico. Kennt ihr ihn?“

„Iſt's ein Deutſcher?“

„Ja.“

„Wir kennen ihn nicht, vielleicht iſt er gar nicht mehr in Rom und Du warteſt vergebens auf ihn.“

„Das mag ſein, aber warten muß ich.“

„Er iſt wohl Dein Liebhaber?“

„Nein!“

„Sieh uns nicht ſo zornig an, Nubia. Wo haſt Du dieſen Signor Enrico kennen gelernt?“

„In Saraceneſco.“

„Du biſt aus Saraceneſco?“

„Es iſt meine Heimat.“

„Wo liegt der Ort?“

„Dort oben.“

Sie machte eine Bewegung, die erſte während der ganzen Unterredung.

„Iſt es wahr, daß die Frauen und Mädchen aus Saraceneſco niemals Modell ſtehen?“

„Es iſt wahr.“

„Aber Du biſt nach Rom gekommen, um Modell zu ſtehen?“

„Ja, ich bin deshalb nach Rom gekommen.“

Die jungen Leute redeten noch lange Zeit auf das eindringlichſte in ſie hinein; aber ſie blieb dabei, daß ſie auf den „andern“ warten müßte. Die Künſtler, die nie ein herrlicheres Geſchöpf geſehen zu haben glaubten, konnten ſich gar nicht entſchließen, unverrichteter Dinge fortzugehen. Andere Maler und Bildhauer kamen, traten herzu, drangen gleichfalls in die ſeltſame Schöne, wurden gleichfalls abgewieſen und gerieten in hellen Zorn. Um die Gruppe ſammelten ſich die Modelle, neugierige Römer blieben ſtehen, es gab einen förmlichen Zuſammenlauf. Nubia ſprach endlich kein Wort mehr, ſo daß die Künſtler ſich wohl oder übel entfernen mußten. Ihre guten Freunde, die Modelle, zuckten die Achſeln und meinten:

„Was wollt ihr? Sie iſt toll!“

Aber das tröſtete die Abgewieſenen nicht. Aehnliche Auftritte wiederholten ſich im Laufe des Tages mehrfach, ſo daß Nubia zuletzt auf alle an ſie gerichteten Fragen überhaupt gar nicht mehr antwortete, ſondern die Künſtler ihre Erkundigungen bei den Modellen einholen ließ; ſtandhaft blieb ſie indeſſen auf ihrem Platz, unabläſſig den „andern“ erwartend.

Erſt bei anbrechender Dunkelheit entfernte ſie ſich, ſtieg die Treppe vollends hinauf, ſchritt durch die Via Siſtina, kaufte ſich am Barberiniſchen Platz ein Stück Brot und übernachtete auf der Treppe des nahegelegenen Kapuzinerkloſters, um den zweiten Tag ihres römiſchen Aufenthaltes genau ſo zu verbringen wie den erſten.

Gegen Abend des dritten Tages erblickte ſie ihn. Sie hatte ihn bereits erſpäht, als er eben aus der Via Condotti trat. Er war ohne Gefährten, ſchlenderte am Brunnen vorüber, ſtieg, ohne aufzuſchauen, die Treppe hinan, langſam und teilnahmslos, als ob er krank geweſen wäre und ſeinen erſten Ausgang machte. Jetzt war er auf der erſten Rampe angelangt, jetzt auf der zweiten und jetzt — — Er ſah ſie nicht, er wäre an ihr vorübergegangen, ohne ſie zu ſehen, und ſie hätte ihn auch nicht angerufen. Aber da war's, als empfände er den Blick, der auf ihm ruhte. Er hob die Augen, begegnete den ihren, rief ihren Namen, trat ſchwankend auf ſie zu.

„Du biſt hier? Du biſt in Rom, auf der ſpaniſchen Treppe. Was thuſt Du hier?“

„Ich ſuche Arbeit.“

„Arbeit?“

„Nun ja, bei den Künſtlern.“

„Du willſt Modell ſein?“

„Ja!“

„Du, Modell? Du, Nubia?!“

„Warum nicht? Sind es doch viele andere!“

„Und Argante — biſt Du denn nicht längſt die Frau des Argante?“

„Ich ſollte ſeine Frau werden, wie Du weißt. Er wollte mich auch nehmen, ich bin aber nach Rom gegangen.“

„Fort von Deiner Mutter und Deinem Verlobten?“

„Fort!“

Heinrich vermochte es nicht zu faſſen, er fand keine Worte, ſeine Gedanken verwirrten ſich, das Glück, ſie wiederzuſehen, überwältigte ihn faſt, er hatte ſo ſehr gelitten! Aber daß ſie von ihrer Mutter, von ihrem Bräutigam fortgegangen und nach Rom gekommen war, daß ſie auf der ſpaniſchen Treppe ſtand und Modell werden wollte — er begriff es nicht. Nachdem er eine lange Weile voll dumpfen Staunens geſchwiegen, ſtieß er hervor:

„Wird Dein Bräutigam Dich nicht ſuchen?“

„Ich denke wohl.“

„Aber wenn er Dich findet?“

„Was thut das?“

„Er wird ſehr erzürnt ſein.“

„Das wird er.“

„Er wird Dich mit ſich nach Saraceneſco nehmen.“

„Nein.“

„Jedenfalls wirſt Du ſein Weib.“

„Nein.“

„Alſo liebſt Du ihn nicht?“

„Das mußt Du wiſſen!“

„Nun ja, ich weiß; aber — was wird Dein Verlobter nur thun, wenn er Dich findet?“

„Was ſollte er mir thun können? Ich fürchte mich nicht!“

„Er darf Dich nicht finden.“ Dann nach einer Pauſe: „Nubia!“

„Nun?“

„Willſt Du mit mir gehen?“

„Ja.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Diebſtahl und ſeine Beurteilung.

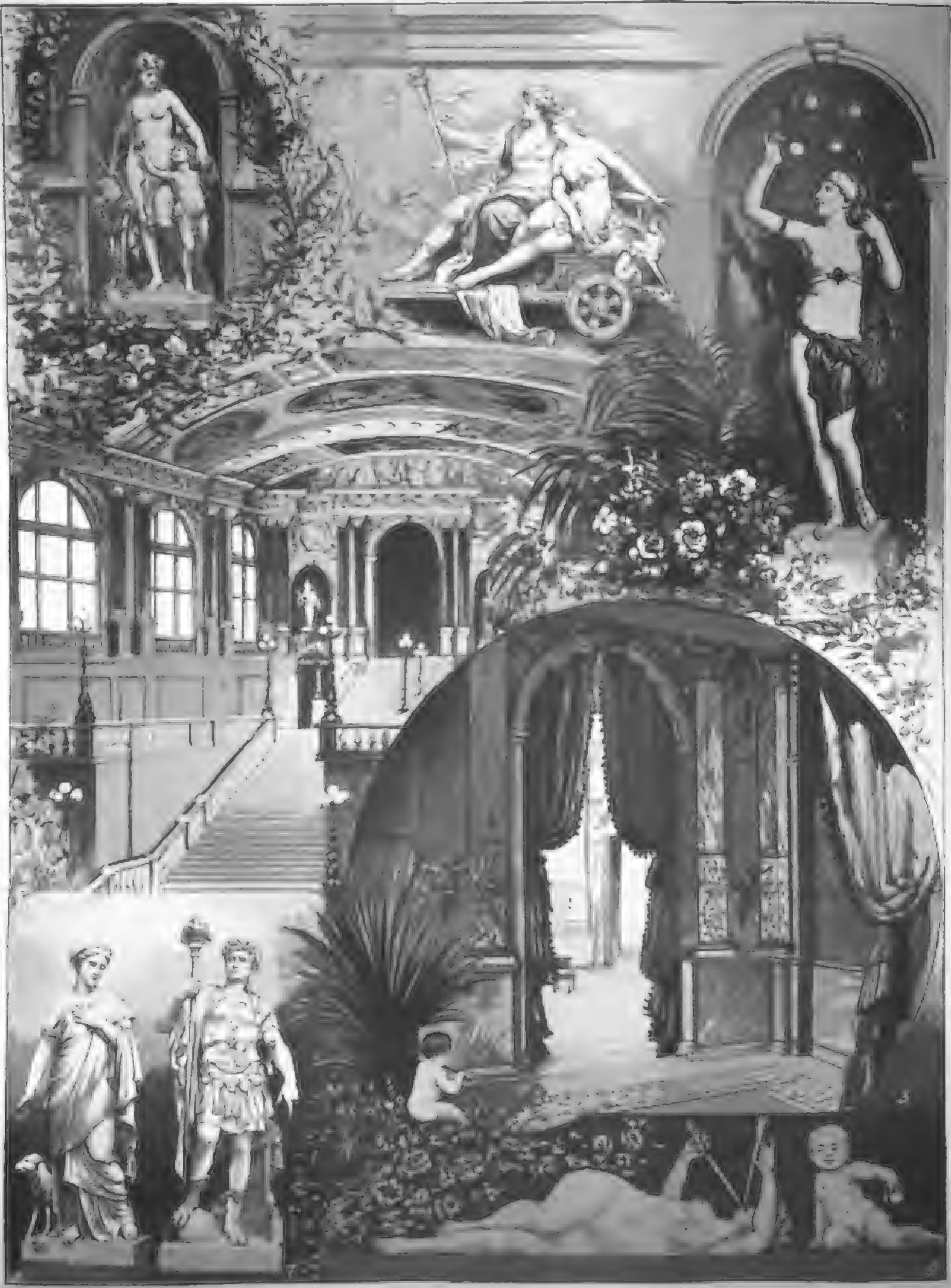
Kulturhiſtoriſche Plauderei

von

Dr. Franz Harder.

(Nachdruck verboten.)

Daß die moraliſchen Empfindungen der Menſchen zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern ſo weit auseinandergehen, wird heutzutage weniger aus einer beſonderen Verblendung oder Verſtocktheit der Andersfühlenden, als vielmehr daraus erklärt, daß ſie, wie alle Dinge der Welt, einer hiſtoriſchen Entwicklung unterworfen ſind, bei der ſogar zum Teil ganz äußerliche Momente, wie Klima, Bodenbeſchaffenheit, eine entſcheidende Rolle ſpielen. Gut und bös ſind ebenſo relative Begriffe, wie groß und klein, hoch und niedrig; ſie erhalten erſt einen Sinn, wenn ein Maßſtab dazu gegeben wird, der naturgemäß ſehr verſchieden ſein kann. Ohne eine ſolche Erkenntnis iſt eine



1. Gruppe der Liebe von Johannes Benk. 2. Bacchus und Ariadne aus dem großen Deckenbild von Prof. Rudolf Weyr. — 3. Niſche von Joh. Benk im „Kaiſerſaal". — 4. Treppenhaus im Flügel gegen den Volksgarten. — 5. Buffet. — 6. und 7. Demut und Herrſchſucht von Joh. Benk. — 8. Figuren aus den Wandgemälden.

Das neue Wiener Burgtheater und ſeine künſtleriſche Ausſtattung. Originalzeichnung von Theodor Feldhaber

Geographie des täglichen Lebens.

Skizzen von **Alfred Hubener.**

Der Brocken.

Das Schreckhorn.

Die drei Gleichen.

Lappland.

Der Große und der Kleine Belt.

Welsche Küſtenbewohner.

Tafelberg.

Weſten von Frankreich.

Gießen.

gerechte Würdigung hiſtoriſcher Vorgänge nicht möglich, und die Frage, wie denn eigentlich ſolche moraliſchen Empfindungen entſtehen, gehört zu den wichtigſten Problemen der Philoſophie.

Um zu zeigen, wie ſehr über ſcheinbar einfache Dinge die Anſchauungen ſchwanken, ſtellen wir einige Notizen über die Anſicht verſchiedener Völker über den Diebſtahl zuſammen. Man erkennt leicht, daß dabei zwei Standpunkte hervortreten, erſtens das Gefühl der Schädigung und das Streben, dergleichen zu verhüten und ſich zu ſchützen, zweitens aber eine der menſchlichen Natur tief eingeprägte Freude über Bethätigung hervorragender Kühnheit oder Liſt. Die modernen Kulturvölker betonen naturgemäß lediglich den erſten Standpunkt, und ebenſo verfahren viele unziviliſierte Nationen, wie zum Beiſpiel die Diebe in Neuſeeland totgeſchlagen, begraben, nach einigen Tagen der Erde wieder enthoben und an einem dazu errichteten Kreuz aufgehängt werden. Das Altertum dachte anders darüber.

In Aegypten herrſchte, nach Diodors Bericht, folgender Brauch. Wer das Diebshandwerk betreiben wollte, mußte ſich bei dem „Erzdieb“ oder Oberdieb einſchreiben laſſen und alle geſtohlenen Sachen ſofort zu ihm bringen. War nun jemand beſtohlen worden, ſo mußte er ein Verzeichnis der geraubten Sachen nebſt genauer Angabe von Ort, Tag und Stunde des Verluſtes ſchriftlich einreichen. Es wurde ihm dann gegen Zahlung vom vierten Teil des Wertes ſein Eigentum wieder zugeſtellt. Da es nämlich unmöglich ſei, daß ſich alle Menſchen des Diebſtahls enthielten, ſo ſoll dieſer merkwürdige, geſetzlich ſanktionierte Gebrauch eingeführt worden ſein, damit man mit geringem Löſegeld wieder zu dem Seinigen kommen könne.

Ganz ähnliche Einrichtungen ſollen ſich noch heut, allerdings nicht unter dem Schutze der Geſetze, im Orient finden; ſo in Kairo und Konſtantinopel, ja ſelbſt bei uns kam noch vor nicht langer Zeit dergleichen vor, ſo in den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts in einer Stadt Schleſiens, wo einzelne ſich vor einer berüchtigten Diebesbande durch eine Art Tribut ſicherten und in der That derart geſchützt waren, daß zum Beiſpiel einem ſo „abonnirten“ Schankwirte die bereits geſtohlenen Gartenmöbel wieder zugeſtellt wurden.

Andere Völker verbieten den Diebſtahl gegen Stammesangehörige, laſſen den gegen Fremde aber unbedenklich zu; ſo heißt es zwar im Dekalog „Du ſollſt nicht ſtehlen!“ aber doch gebietet Jehovah ſeinem Volke, die goldenen und ſilbernen Gefäße der Aegypter mit ſich zu nehmen; 2. Moſ 3, 21 22: „Und ich will dieſem Volke Gnade geben vor den Aegyptern, daß, wenn ihr auszieht, nicht leer auszieht, ſondern ein jeglich Weib ſoll von ihrer Nachbarin und Hausgenoſſin fordern ſilberne und goldene Gefäße und Kleider, die ſollt ihr auf eure Söhne und Töchter legen und den Aegyptern entwenden,“ und 2. Moſ. 11, 2 ähnlich; was aber das „fordern“ heißen ſoll, wird erſt recht deutlich aus 2. Moſ. 12, 35. 36: „Und die Kinder Israel hatten gethan, wie Moſe geſagt hatte, und von den Aegyptern gefordert ſilberne und goldene Gefäße und Kleider. Dazu hatte der Herr dem Volk Gnade gegeben vor den Aegyptern, daß ſie ihnen leiheten; und entwandten es den Aegyptern.“

In Griechenland hatte Sparta eine eigentümliche Anſicht vom Stehlen, was Plutarch darüber berichtet, erinnert ſtark an die Art, wie die fahrenden Schüler ſich ihren Unterhalt verſchafften. Der ungefähr zwanzigjährige Vorſteher einer Knabenſchar entſendet einige derſelben, um zum Mahl Holz und Eßwaren herbeizu — ſtehlen, ſo ſchleichen ſich denn einige in Gärten ein, andere ſuchen während der Mahlzeit der Männer etwas zu erhaſchen, andere machen ſich an Schlafende; wer aber auf friſcher That ergriffen wird, bekommt Peitſchenhiebe, weniger weil er ſtehlen wollte, als vielmehr weil er ſich ungeſchickt dabei angeſtellt. Außerdem aber müſſen ſie dann hungern, denn ihre eigentliche Mahlzeit war abſichtlich ſo ſpärlich bemeſſen, daß ſie notwendigerweiſe auf eigene Hilfe angewieſen waren. Auch in Samos war das Stehlen erlaubt, aber nur an den Feſten des Hermes, der ſo gewiſſermaßen in ſeiner Eigenſchaft als Gott der Diebe gefeiert wurde.

Auch von den Tſcherkeſſen wird berichtet, daß der Diebſtahl nur ſtrafbar iſt, wenn er während der That entdeckt wird. Ein geſchickter Dieb zu ſein, gilt ſogar als beſonderer Ruhm, und wer nichts derart geleiſtet, wird von den Mädchen über die Achſel angeſehen. Allerdings iſt ihnen das Stehlen innerhalb der Familie oder befreundeter Brüderſchaften nicht geſtattet.

Bei einigen Indianerſtämmen wird ein geſchickter Pferdedieb dadurch ausgezeichnet, daß man ihm erlaubt, an ſeinem Haarbuſche Schwanzklappern einer Klapperſchlange zu befeſtigen.

Auch bei den Beduinen iſt der Name „Harami“, das heißt Räuber, ehrenvoll; der nomadiſierende Araber beraubt ohne Gewiſſensbedenken, wie ältere Reiſende erzählen, Freunde, Feinde und Nachbarn; nur wer in deſſen eigenem Zelt verweilt, iſt vor ihm ganz ſicher, da er dann unter dem heiligen Recht der Gaſtfreundſchaft ſteht.

Manche dieſer Stämme, wie auch Kurden und Turkomanen, betrachten ihre Räuberei als eine Art Zoll, den ſie den Reiſenden auferlegen und für deſſen gutwillige Hergabe ſie den Reſt ſogar beſchützen; Buckingham, der eine ſolche Scene mitmachte, erzählt, daß die Räuber, die zuerſt nur in ganz geringer Zahl erſchienen, auf das ehrfurchtsvollſte begrüßt wurden, daß man auf ihren Befehl Halt machte, die Waren ſortierte und dann ſehr lange um die zu entrichtende Summe, die zum Beiſpiel für jedes Pferd einige Piaſter betrug, feilſchte und handelte.

Nicht viel anders, höchſtens noch ſchlimmer, war die Rechtsanſchauung der deutſchen Raubritter den Städtern, beſonders den reichen Kaufleuten gegenüber:

„Heraus ſoll man ſie klauben
Aus ihren ſeidnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben
Denſelben Kaufmann gut
Um ihren Uebermut,“

wie es in einem Reiterliede des fünfzehnten Jahrhunderts heißt, und dazu wird noch Sankt Jörg angerufen, Nothelfer zu ſein und wacker zu helfen. Wer denkt dabei nicht auch an den biedern Götz von Berlichingen!

Schließlich ſeien noch zwei eigentümliche Sitten erwähnt, die bei Völkern herrſchen, bei denen ſonſt der Diebſtahl geahndet wird.

Vom König der Aſchanti erzählt Hutton, er habe eine Schar kleiner Knaben bei ſich, die ihm die Waffen, Pfeil und Bogen nachtragen; dieſe Pagen hatten das Recht, überall ungeſtraft ſtehlen zu können.

Von den Grönländern und Eskimos erzählen Cranz und Parry folgendes: Wenn irgendwo der Hausherr geſtorben iſt, ſo ſuchen die beileidbezeigenden Gäſte bei ihren Beſuchen irgend eine Kleinigkeit aus dem Trauerhauſe fortzunehmen; das dauert ſo lange, bis die Witwe der Landesſitte gemäß wieder ausgehen darf; die Verwandten haben das Recht, dieſe Stehlerei zu hindern, wenn aber ſolche nicht vorhanden oder nicht ſtark genug ſind, ſo kommt es vor, daß die Witwe ſich ſchließlich aller Lebensbedürfniſſe beraubt ſieht: eine recht eigentümliche Art, Troſt zu ſpenden!

Literatur

— **Die „Abenteuer und Reiſen des Freiherrn von Münchhauſen“** mit den genial grotesken Bildern und Randzeichnungen Guſtav Dorés (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) ſind in einer neuen Ausgabe erſchienen, welche, dem fortgeſchrittenen Zeitgeſchmack entſprechend, die frühere an Handlichkeit und Gefälligkeit weit übertrifft. In dieſer Oktavausgabe kommt ebenſowohl der Reichtum der Illuſtrierung als die packende Kraft jeder einzelnen Zeichnung zur vorteilhafteſten Geltung. Wahrhaftig, es konnte ſich für die Verbildlichung dieſer übermütigen Erzeugniſſe einer toll ſprudelnden Phantaſie keine geeignetere künſtleriſche Kraft finden als eben Guſtav Doré. Sein lockerer, flotter Stift, ſo recht für die Schilderung des Bizarren geſchaffen, ſchwelgt hier in phantaſtiſchen Gebilden und weiß uns das Abſonderlichſte bis zu gewiſſem Grade glaubhaft erſcheinen zu laſſen. Sein Münchhauſen wird in dieſer neuen Geſtalt erſt recht zum ausgeſprochenen Liebling aller Freunde echten Humors werden.

— **John Henry Mackay hat ſeiner jüngſt beſprochenen** Novellenſammlung raſch einen neuen Band Gedichte: „Fortgang“ (Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge) folgen laſſen. Mackay iſt eine eigenartige, intereſſante Erſcheinung unter den jüngeren Schriftſtellern. Schotte von Geburt, dichtet er deutſch; obgleich ſeinen Stoffen und ſeiner ganzen Richtung nach einer vom „jüngſten Deutſchland“, hat er ſich dennoch durchaus fern von der lärmenden Reklame gehalten, durch welche andere Anhänger dieſer Schule ein ſo lebhaftes Vorurteil gegen ſich heraufgerufen; er iſt zugleich einer der wenigen, die zielbewußt weiterſtreben, und der in der That fortſchreitet, beſonders als Lyriker. Es iſt freilich auch in ſeiner neueſten Gedichtſammlung „Fortgang“ noch viel Unklares, Unreifes und Verworrenes nicht nur der Form, ſondern auch dem Inhalt nach; aber ſie erhebt ſich weit über ſeine erſten Verſuche. Ein entwickelteres Talent bricht überall durch. Die Töne, die er anſchlägt, ſind nicht mannigfaltig, aber ſie haben einen eigenen Klang — ſie ſind ernſt, ſchwermütig, düſter, ohne doch an berühmte Muſter zu erinnern. Wenn es Mackay gelingt, zu einer geläuterteren Lebensanſchauung ſich durchzuringen, als ſie in ſeinen bisherigen Werken ſich ausſpricht, ſo iſt noch Erfreuliches von ihm zu erwarten.

— **Die vor kaum Jahresfriſt in der Deutſchen Verlags-Anſtalt**, Stuttgart, unter dem Titel: „Ein halbes Jahrhundert“ erſchienenen gediegenen Lebenserinnerungen des Grafen Adolf Friedrich von Schack ſind bereits in zweiter Auflage erſchienen. Daß dieſe an Bedeutſamkeit ſo reichen Bilder aus den jüngſtvergangenen fünfzig Jahren einen weitgehenden Anklang finden, iſt freilich nicht zu verwundern.

— **Das letzte Jahrzehnt hat einen Zweig der Bühnen**litteratur zu ganz beſonderer Blüte gebracht — das Lutherdrama. Allgemein bekannt geworden ſind die Lutherfeſtſpiele von Devrient, Herrig und Trümpelmann, aber ſie ſind nur die hervorragendſten unter vielen, kein Jahr vergeht, ohne daß ſich ihnen nicht neue anreihen, und ſchon vom ſechzehnten Jahrhundert an iſt Luther für die Schauſpieldichter eine dankbare Figur geweſen. Guſtav Adolf Erdmann hat nun in ſeinem Werk: „Die Lutherfeſtſpiele“ (Wittenberg, R. Herroſé) eine Geſchichte der ganzen dramatiſchen Litteratur gezeichnet, die ſich mit Luther beſchäftigt. Sie beruht auf dem ſorgfältigſten Quellenſtudium, beginnt mit dem Jahre 1518 und iſt bis auf die jüngſte Gegenwart fortgeführt. Zum Schluß wird die Bedeutung der Lutherſpiele für die modernen Bühnen kritiſch erörtert. Der kleine, hübſch ausgeſtattete Band wird gern geleſen werden und viele Freunde finden.

— **„Durch Nordafrika und Spanien“ führen uns die unter dieſem Titel in zweiter Auflage erſchienenen Reiſeſtudien von Fritz Wernick** (Leipzig, Feodor Reinboth). Der Verfaſſer ſo vieler beliebten Städtebilder und Reiſehandbücher, der mit klaren Augen zu ſehen und mit anmutiger Friſche zu ſchildern verſteht, nimmt diesmal ſeinen Weg über Avignon und Nîmes nach Algier, wo er uns einen Winter und einen Frühling mit erleben läßt, beſucht dann Blida und Konſtantine, wandert durch die Wüſte, verweilt in Tunis, Karthago u. und geht über Italien und Spanien heim. Ueberall macht er Beobachtungen, die intereſſant, erſchließt er Reize, die überraſchend ſind.

— **Eine äußerſt ſorgſam ausgeführte Arbeit iſt der neue** „Katalog der königlichen Gemäldegalerie zu Kaſſel“ von ihrem Direktor Dr. Otto Eiſenmann (Kaſſel, L. Döll). Der Verfaſſer, einer der gewiegteſten gelehrten Kunſtkenner, hat die Gemälde hinſichtlich ihrer Herkunft und ihrer Meiſter unter Bezugnahme auf den jüngſten Stand der wiſſenſchaftlichen Forſchung eingehend geprüft. Er beſchreibt und erläutert ſie knapp aber erſchöpfend und fügt die Künſtlerſignaturen in Originalgröße bei. Eine intereſſante Geſchichte der Galerie und das Bildnis ihres Gründers ſind dem Katalog vorgedruckt.

— **Otto Spamers „Illuſtriertes Konverſationslexikon“**, das ſich ſeiner Handlichkeit und Prägnanz wegen längſt einer großen Beliebtheit erfreut, erſcheint jetzt in zweiter Auflage und iſt bereits bis zur Hälfte vollendet. Der jüngſt ausgegebene vierte Band umfaßt die Buchſtaben F, G und H und behandelt gegen 12,000 Wörter, denen 912 Abbildungen zur Erläuterung dienen. Eine ausführliche Beſprechung bringen wir, ſobald das ſchöne Werk, das beſonders dem kleineren Geſchäftsmann und Gewerbetreibenden nicht wärmer empfohlen werden kann, vollſtändig vorliegt.

Notizblätter.

Bühne.

— **An der Stuttgarter Hofbühne hat Adolf Wenzel ſein** vierzigjähriges Jubiläum als Kgl. Hofſchauſpieler mit einer ſehr gelungenen Darſtellung der Titelrolle in Paul Heyſes mit Recht beliebtem Schauſpiel „Hans Lange“ gefeiert. Reiche Huldigungen wurden ihm zu teil. Das Repertoire des genannten Hoftheaters iſt neuerdings um zwei hübſche Einakter bereichert worden. Das dramatiſche Gedicht „Eine Schachpartie“ von Giuſeppe Giacoſa ſchlägt vielfach lyriſche Töne an, die an Henrik Hertz („König Renés Tochter“) gemahnen, ſteigert ſich aber doch in der Hauptſcene, in welcher der jugendliche Held mit der Tochter ſeines Gaſtfreundes nicht nur um ſein Liebesglück, ſondern — ohne ihr Wiſſen — auch um Leben und Tod ſpielt, zu dramatiſcher Bedeutſamkeit. Immerhin beruht ein nicht geringer Teil ſeiner Wirkſamkeit auch in der trefflichen Ueberſetzung von A. Frhrn. von Berger, durch welche das Stück der deutſchen Bühne zugänglich gemacht wurde, auf dem nahezu muſikaliſchen Wohllaut der Verſe — fünffüßige Jamben, zum großen Teil reimlos, an den beſonders ins Ohr fallenden Stellen aber mit dem Reim verbunden. Der zweite in Rede ſtehende Einakter iſt Paillerons Luſtſpiel: „Der zündende Funke“, deſſen Titel auf einer Vergleichung des Frauenherzens mit einer — Elektriſiermaſchine beruht. Im ruhigen Zuſtand erſcheint ſie als ein kaltes, bedeutungsloſes Ding; aber ſetzt ihr ſie erſt in Bewegung, ſo entwickelt ſie raſch den zündenden Funken. Im vorliegenden Fall nimmt der Held ſeine Zuflucht zu der bewegenden Kraft der Eiferſucht, um aus der bis dahin gegen ſeine Liebe kalt gebliebenen Schönen den zündenden Funken hervorzulocken, was ihm denn auch ſchließlich gelingt. Ein gefälliger, mit zahlreichen Geiſtesblitzen ausgeſtatteter Dialog iſt das Hauptverdienſt des in ſeiner Anſpruchsloſigkeit ganz artig unterhaltenden kleinen Luſtſpiels, das von den Damen Turient und Brand und Herrn von Berge recht hübſch dargeſtellt wurde. Um den Erfolg des erſten Stückes machten ſich namentlich die Träger der beiden Hauptrollen, Fräulein Toepke, die in ihrer kleidſamen Maske beſonders reizend ausſah, und Herr Franz verdient.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die königlich ſchwediſche Akademie der Wiſſenſchaften** hat die großen Gräberfelder auf der Inſel Gothland unterſuchen laſſen, die zum Teil der älteren Eiſenzeit (400 v. Chr. bis 400 n. Chr.), zum Teil der jüngeren angehören. Darnach ſteht jetzt feſt, daß in jener älteren Zeit die Verbrennung der Leichen durchaus vorherrſchend war, die jüngeren Gräber aber (ſiebentes Jahrhundert) zeigten alle die Eigentümlichkeit, daß die Männer unverbrannt und dagegen die Frauen verbrannt begraben waren. Die ſogenannten Rieſengräber (kämpagraf), die 135 Fuß lang, die ſich über die ganze Inſel zerſtreut finden und deren Beſtimmung man bisher nicht kannte, entpuppten ſich als Ueberreſte alter Grundmauern und Wohnſtätten prähiſtoriſcher Zeit und enthalten eine Unmaſſe kulturhiſtoriſch wertvoller Gegenſtände.

— **Die berühmte Mineralienſammlung des Erzherzogs** Stephan von Oeſterreich, welche nach deſſen Tode der Herzog Georg Ludwig von Oldenburg erbte, iſt jetzt in den Beſitz eines Großinduſtriellen im Wupperthale, Karl Rumpf, übergegangen. Die Sammlung iſt eine der größten der Welt und wird von Sachkundigen über 300,000 Mark wert geſchätzt.

— **Wie tief dringt das Licht ins Waſſer ein?** Die Frage iſt zu naheliegend, als daß ſie nicht jeder ſich ſchon einmal vorgelegt hätte. Die Antwort iſt ziemlich ſchwer zu geben geweſen, aber der treue Helfer in ſo manchen naturwiſſenſchaftlichen Nöten, die Photographie, tritt auch hier ein. Soeben werden Unterſuchungen bekannt, die Profeſſor Forel über dieſen Punkt in Genf angeſtellt hat. Im Genferſee, in einer Entfernung von 3½ Kilometern vom Ufer, wurden äußerſt lichtempfindliche Chlorſilberplatten verſenkt und ſo lange im Waſſer gelaſſen, bis ein ſchwacher zog die Gewißheit einer photographiſchen Einwirkung gab. Man fand im Juli 1887, daß das Licht 45 Meter tief in das Waſſer gedrungen war, während es im März dieſes Jahres 110 Meter erreicht hatte. Im Winter iſt eben das Waſſer um vieles klarer als im Sommer, was daher kommt, daß in letzterer Jahreszeit ihm eine viel größere Menge organiſcher Staubteile beigemiſcht iſt.

— **Die Abhaltung öffentlicher hypnotiſcher Sitzungen iſt** in Sachſen verboten worden, auf Grund eines Gutachtens des ſächſiſchen Landesmedizinalkollegiums, wonach „durch die Hypnotiſierung für die derſelben unterworfenen Perſonen in verſchiedenen Beziehungen Nachteile und Gefahren, insbeſondere erhebliche Schädigungen der Geſundheit erwachſen können“.

— **Die Zahl der weiblichen Studierenden an der Pariſer** Univerſität beläuft ſich in dieſem Lehrjahre auf 114. Das größte Kontingent liefern wie gewöhnlich die Ruſſinnen, nämlich 90; die übrigen Nationen ſind ſchwach vertreten, und zwar nur durch 12 Franzöſinnen, 8 Engländerinnen und je 1 Amerikanerin, Öſterreicherin, Griechin und Türkin.

— **Zu den wertvollſten ägyptiſchen Altertümern gehört die** Aegis der Göttin Sechet, welche jüngſt im „[illegible]“ des ägyptiſchen Muſeums im Louvre niedergelegt ward. Der kleine, halbrunde Schild iſt mit einem vorzüglich gearbeiteten [illegible] von Sperberköpfen gekrönt, weil Sechet, die Göttin der [illegible], ſtets als ein löwenköpfiges Weib dargeſtellt wurde. Ganz beſonders wichtig iſt das Metall, aus welchem dieſe Aegis beſteht, nämlich eine Miſchung von zwei Dritteilen reinen Goldes und einem Drittel reinen Silbers, von welcher auch bei Plinius und Herodot mehrfach die Rede iſt.

Natur.

— **Eine eigentümliche Erſcheinung macht ſich in Frankreich** bemerklich. Seit 1884 findet durch das Geniekorps eine „Nivellementsaufnahme“ der Bodenfläche des ganzen Landes ſtatt. Dieſe Arbeit hat gezeigt, daß der Boden allmählich mehr und mehr von Süden nach Norden ſinkt. Während an der Südküſte die Bodenhöhe keine Aenderung erlitt, hat ſich das Land zwiſchen Marſeille und Lille, auf einer Strecke von 830 Kilometer, um 3 Centimeter im Jahre, alſo ſehr bedeutend, geſenkt. Bemerkenswert iſt der Umſtand, daß der Boden in der Richtung gegen Nordoſt ſich dreimal ſtärker geſenkt hat als in der geraden Richtung von Süd nach Nord. In erſterer Linie beträgt die Senkung 1 Millimeter auf 27 Kilometer, in letzterer 1 Millimeter auf 10 Kilometer. Sollte dieſe Senkung andauern, ſo würde in weiteren Jahrhunderten das nördliche Frankreich einem Unglück entgegengehen ähnlich dem, welches am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Niederlande heimſuchte.

— **In Merrekull, 125 Werſt von Petersburg am finniſchen** Meerbuſen gelegen, wurde jüngſt eine hochintereſſante Luftſpiegelung beobachtet. Man ſah ganz deutlich und in ſcharfen Linien abgegrenzt das Häuſermeer von Petersburg und einen Teil von deſſen nördlicher Umgebung. Dieſe ſeltene Luftſpiegelung hielt in vollem Glanze faſt eine Stunde an und zerfloß dann allmählich.

Heer- und Seeweſen.

— **Die franzöſiſche Marine begann im Jahre 1888 die** verſchiedenen Abteilungen (Zellen) an den Seitenwänden ihrer Kriegsſchiffe in Höhe der Waſſerlinie mit „amerikaniſcher Celluloſe“ auszufüllen, welche wegen ihrer Eigenſchaft, ſchnell Waſſer aufzufangen und dabei in bedeutendem Maß aufzuquellen, ſich beſonders zur Verwendung als [illegible] Mittel eignet. In der deutſchen Marine wurde zu dieſem Zweck bei den Panzerſchiffen der Sachſenklaſſe Kork verwendet. Geht ein Geſchoß durch eine mit Kork gefüllte Zelle, ſo vermindert der Kork nicht nur das [illegible], ſo daß ein nahezu rundes Schußloch entſteht, ſondern er ſchließt auch durch ſein Aufquellen beim Aufſaugen des eindringenden Waſſers nach und nach das entſtandene Loch. Letztere Eigenſchaft beſitzt aber die Celluloſe in noch höherem Maße, wie neuerdings in England angeſtellte Verſuche in überraſchender Weiſe bekundet haben. Es floſſen durch das Schußloch einer 27 Centimeter-Granate anfänglich in der Minute 14 bis 15 Liter Waſſer, nach und nach nahm die Waſſermenge ab, und in kurzer Zeit hörte das Lecken ganz auf, ein Beweis, daß das Schußloch durch das Aufquellen der Celluloſe ſich geſchloſſen hatte. Die erwähnte Celluloſe wird aus Kokosnüſſen als feinkörniges Mehl und faſeriges Fabrikat hergeſtellt.

— **Zwei Schiffe der engliſchen Marine, der „Orion“ und** der „Espoir“, haben kürzlich folgenden intereſſanten Verſuch gemacht, ſich auf offener See innerhalb großer Entfernungen zu verſtändigen. Der „Espoir“ ſegelte von dem Hafen zu Singapore nach Hongkong ab, und der „Orion“ blieb im Hafen zurück. Als der „Espoir“ 60 Meilen entfernt war, ſandte ihm der „Orion“ ein Telegramm zu, indem er helles elektriſches Licht in Form von kurzen und langen Lichtblitzen auf die Wolken warf, von denen es zurückgeworfen und deutlich an Bord des „Espoir“ geleſen wurde. Wenn auch die Ausnützung einer ſolchen Wolkentelegraphie ſehr natürlich vom Wetter abhängig ſein wird, ſo iſt doch immerhin die Möglichkeit, mit Hilfe von Wolken bei Nacht 60 Meilen weit ohne Draht zu telegraphieren, bemerkenswert. Auf dieſe Weiſe könnten beſonders die Lichter der Leuchttürme in wichtigen Plätzen auf weit größere Fernen ſichtbar gemacht werden, wenn die Türme mit einem Apparate ausgerüſtet würden, der die Lichtblitze an die Wolken werfen könnte. Durch Kombination von kurzen und langen Lichtblitzen könnte man dann ein Alphabet ſchaffen, welches dem beim Morſeapparate angewendeten genau entſprechen würde.

— **Nordenfelt, der bekannte Verbeſſerer des Tauchbootes** und Erfinder der nach ihm benannten Schnellgeſchütze, hat einen Torpedo erfunden und [illegible], welcher ſich, im Gegenſatz zum Whiteheadſchen, von der Abgangsſtelle [illegible] und [illegible] legt. Die Steuerung erfolgt mittels Elektrizität, beziehungsweiſe mit Hilfe eines Kabels von 1200 Meter Länge, welches der Torpedo im Fahren abwickelt. Als Triebkraft dienen 120 kleine Elektrizitätsſammler, und es beträgt die Geſchwindigkeit 18½ Knoten. Die Richtung, welche der Torpedo nimmt, zeigen [illegible] über Waſſer ragende Flaggenſtäbchen. Bei einem neulichen Verſuch auf der Themſe ging der Torpedo durch zwei in einiger Entfernung im Waſſer verankerte Bojen, wurde dann gedreht und gewendet, worauf er die Rückfahrt ebenſo glücklich vollbrachte und an den Ausgangspunkt zurückgelangte.

Sport.

— **Die deutſchen Rennpferde waren in England in dieſem** Herbſt auch nicht glücklich. Das königlich preußiſche Hauptgeſtüt Graditz ſandte „Hectari“ und „Wurſtein“ zum Poſten, doch ohne Erfolg; und ebenſo blieb Captain Joes „Cadenze“ in einem Rennen unplaziert.

— **Die beiden größten Jagdrennen in Deutſchland und** Oeſterreich-Ungarn kamen am letzten Oktober zur Entſcheidung. Im großen Preis von Charlottenburg, Ehrenpreis und 10,000 Mark dem erſten, 5000, 4000, 3000, 2000 und 1000 Mark den 5 folgenden Pferden, wurde Graf A. E. Schönborns ſechsjährige F.-St. „Gudaſſina“ erſte vor Oeſtſihlers „Freiherr“ und „Johnny Campbell“, denen „Frolic“, „Fleur de Patrie“, „Tommy“ und 6 andere folgten. — In Pardubitz gewann die große Steeplechaſe von 7000 Gulden Graf Eſterhazys vierjährige br. St. „Cunctata“ vor „Argonaut“, „Manfred“ ꝛc.

— **Bei den Rennen zu Berlin-Charlottenburg fiel das** Germania-Jagdrennen von 6000 Mark über 5500 Meter an den Leiter-Lothis ſechsjährigen F.-W. „Freiherr“ vor „Ide“, während der vierjährige br. W. „Poulte“ demſelben Stalle das 5000 Mark Hürdenrennen über 4000 Meter vor „Modell“ ꝛc. gewann. Die 3000 Mark im Herbſt-Handicap über 1600 Meter holte ſich Auerbachs „Vedit“ im Felde von 9 Pferden, und den gleichen Preis in einem ſchweren Flachrennen über 2400 Meter Lieutenant von Kettwigs „Roguit“ vor „Ahda“ und ſo weiter. Den Preis von Zitalau holte ſich „War-Cry“ gegen „Jeiberg I.“, das Damen-Jagdrennen „Genhilda“ vor „Eurokline“, und das Oktober-Hürdenrennen „Lorley home“ vor „Buccaneer“ ꝛc.

— **Die Rennen zu Wien ſchloſſen am letzten Oktober**ſonntage für 1888 mit einem Steeplechaſe-Handicap, das Fürſt Auerſpergs „Schwimmer“ vor „Feldmark“ und 3 anderen gewann. Im 2800 Meter-Hürdenrennen brachte der Sieg von Graf Eſterhazys „Patent“ vor „St. Wolfgang“ ꝛc. eine große Ueberraſchung, und zwar hatte „Donna Margherita“ mit ihrem Siege über 10 Pferde im Zweijährigen-Handicap die größte Totaliſatorquote des Jahres 141:5 gezahlt, während in einem gleich ſtarken Feld Fürſt Trauttmansdorffs „Roma vera“ das 2400 Meter-Hürdenrennen als Favorit gewann.

— **Das erſte Eislaufmeeting für den Winter 1888/89 hat** der Berliner Eislaufverein ausgeſchrieben und zwar auf den 19. und 20. Januar, zu laufen auf dem [illegible].

— **Ein Schwimmerverbandstag findet Ende November** dieſes Jahres in Berlin ſtatt.

— **Auguſt Lehr, der Meiſter-Radfahrer Deutſchlands,** ſchlug in einem Match über 1600 Meter Prinz Iſenburg-Büdingens [illegible] „[illegible]“ ganz leicht in 2:41.

Denkmäler.

— **Ein Denkmal Adelbert von Chamiſſos, beſtehend in** einer Marmorbüſte, die ſich auf einem geränderten Sockel erhebt, wurde in Berlin auf dem Monbijouplatz enthüllt. Der erhebenden Feier wohnte auch der Sohn des Dichters, Oberförſter von Chamiſſo, bei.

— **Dem großen Naturforſcher Lazzaro Spallanzani, geboren** 1729, iſt in ſeinem Geburtsort, dem Flecken Scandiano (Provinz Reggio), ein Denkmal geſetzt worden.

— **Ein Standbild des Generals Gordon, des Helden von** Khartum, iſt in London auf dem Trafalgar-Square ſang- und klanglos enthüllt worden.

Geſtorben.

— Generalmajor Adolf von Scholl, Kommandeur der preußiſchen Garde-Feldartilleriebrigade, am 10. Oktober, in Meran.

— Geheimer Kommerzienrat Georg Kellner, früher Inhaber des Bankhauſes Johann Philipp Schmidt in Frankfurt a. M., Verwaltungs- und Vorſtandsmitglied vieler großartiger finanzieller Unternehmungen, 76 Jahre alt, am 12. Oktober, in Frankfurt a. M.

— Landgraf Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl von Heſſen, Sohn des verſtorbenen Landgrafen Friedrich und der Landgräfin Anna (Tochter des Prinzen Karl von Preußen), Major à la ſuite der königlich preußiſchen Armee und des kaiſerlich ruſſiſchen Dragonerregiments Nro 14, 34 Jahre alt, am 14. Oktober, auf der Fahrt von Batavia nach Singapore.

— Longepied, talentvoller franzöſiſcher Bildhauer, 39 Jahre alt, am 14. Oktober, in Paris.

— Auguſtin Feyen-Perrin, berühmter franzöſiſcher Porträt- und Landſchaftsmaler, 58 Jahre alt, am 14. Oktober, in Paris.

— von Friedeburg, königlich preußiſcher Generalmajor von der Armee, am 15. Oktober, in Erfurt.

— H. P. Riviere, bekannter engliſcher Aquarellmaler, 76 Jahre alt, Ende Oktober, in London.

— [illegible] de la Tronchère, früher Generalinſpektor der franzöſiſchen Gefängniſſe, talentvoller Bildhauer, 63 Jahre alt, Ende Oktober, in Pau.

— Lord Mount-Temple, britiſcher Peer, Stiefſohn Lord Palmerſtons, vor ſeiner Erhebung zum Peer liberales Unterhausmitglied, bekleidete verſchiedene Poſten in liberalen Miniſterien, 77 Jahre alt, am 16. Oktober, in Broadlands Park, Romſey.

— Dr. Karl Schramm, Prediger der freireligiöſen Gemeinde zu Nordhauſen, der in der letzteren Bewegung eine große Rolle ſpielte, 76 Jahre alt, am 17. Oktober, in Nordhauſen.

— Peter Frederick Shortland, britiſcher Konteradmiral, beſonders ausgezeichnet durch ſeine vorzüglichen Tiefenmeſſungen, 74 Jahre alt, am 18. Oktober.

— Amtsgerichtsrat Hugo Pfafferott, früher Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes und des deutſchen Reichstages, der Zentrumspartei angehörig, 57 Jahre alt, am 19. Oktober, in [illegible].

— Geheimer Medizinalrat Dr. Wilhelm Haeckermann, Kreisphyſikus und Profeſſor der Medizin an der Univerſität Greifswald, 71 Jahre alt, am 19. Oktober, in Greifswald.

— Dr. Kappeler, Präſident des Schweizer Schulrats, Direktor des eidgenöſſiſchen Polytechnikums, lange Zeit hervorragendes Mitglied der Bundesverſammlung, am 20. Oktober, in Zürich.

— Graf Heinrich Alexander von Redern, Wirklicher Geheimerat, erbliches Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, Kammerherr und Obergewandkämmerer des Kaiſers Wilhelm I., Rechtsritter des Johanniterordens, 84 Jahre alt, am 23. Oktober, in Berlin.

— Joſef von Hülber, königlich bayeriſcher Hofrat und Direktor der Glyptothek und der neuen Pinakothek in München, 74 Jahre alt, am 23. Oktober, in München.

— von Tauſch, königlich bayeriſcher Generalmajor a. D., einer der verdienteſten Offiziere des bayeriſchen Heeres, 82 Jahre alt, am 23. Oktober, in Bamberg.

— Baron Gabriel Kemeny, ungariſcher Reichstagsabgeordneter und ehemaliger Handels- und Kommunikationsminiſter, Mitglied der Akademie und des großen Ausſchuſſes für gemeinſame Angelegenheiten, 58 Jahre alt, am 23. Oktober, in Peſt.

— Dr. jur. Franz Joſef Freiherr von Gruben, Chef der fürſtlich Thurn- und Taxisſchen Geſamtverwaltung, a. D., Reichstagsabgeordneter, dem Zentrum angehörig, 59 Jahre alt, am 24. Oktober, in Regensburg.

— Muſin, bekannter belgiſcher Marinemaler, 68 Jahre alt, am 25. Oktober, in Schaerbeek.

— Fürſtin Helene von Waldeck und Pyrmont, Tochter des verſtorbenen Herzogs Wilhelm von Naſſau und Gemahlin des Fürſten Georg, 57 Jahre alt, am 27. Oktober, in Arolſen.

— Geheimrat Dr. Hermann von Schulze-Gävernitz, ordentlicher Profeſſor des Staatsrechts an der Univerſität Heidelberg, Vertreter derſelben in der erſten Kammer Badens, hervorragender Staatsrechtslehrer, 64 Jahre alt, am 27. Oktober, in Heidelberg.

Die Ausſtattung des neuen Wiener Burgtheaters.

Von

Armin Friedmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Hierzu das Bild Seite 156.)

Auf Grundlage der Pläne von Gottfried Semper hat Baron Haſenauer das neue Burgtheater entworfen. Die geſamte Anordnung der bildneriſchen Ausſchmückung, die von geläutertem Stil- und Farbenempfinden zeugende Auswahl des Materials, welcher glücklicherweiſe keinerlei finanzielle Grenzen gezogen waren, ſind des Haſenauerſchen eigenſtes Werk, das alle Erwartungen weit hinter ſich läßt. Jedermann ſtimmt in das Lob des neuen Schauſpielhauſes und ſeines Meiſters ein — die grollenden Enthuſiaſten, welche keine Plätze zu den Eröffnungsvorſtellungen erhalten konnten, vielleicht einzig ausgenommen.

Auf den erſten Blick gibt ſich das Gebäude für das, was es iſt, und jedermann wird ſofort in ihm die Stätte der dramatiſchen Kunſt erkennen.

Hoch oben auf der Attika thront Kundmanns Apoll, von einer heiteren und einer ernſten Muſe flankiert, denen auf der rückwärtigen Faſſade Hofmanns Frauengeſtalten, „Die klaſſiſche und romantiſche Kunſt“, entſprechen. Weyrs Fries: „Der Triumph des Bacchus und der Ariadne“ iſt nicht nur räumlich bedeutend — die reiche Phantaſie des Künſtlers hat ein von [illegible] überſchäumender Daſeinsfreude erfülltes Werk geſchaffen!

Tilgner krönte die Mittelgiebel mit neun großen Büſten von Calderon, Shakeſpeare, Molière, Leſſing, Goethe, Schiller, Hebbel, Grillparzer und Halm.

Darunter verteilte Weyr neun [illegible] in die Fenſterbogen; weitere elf ſind von Tilgner, Silbernagel, Coſtenoble, an der Rückenfront und den Flügeln angebracht. Sie ſtellen Hamlet und Ophelia, Harpagon und Roſine, die Jungfrau von Orleans und Talbot, Donna Diana und Perrin und andere dar.

Benk fertigte noch ſechs Statuen für die Rundniſchen: Liebe, Haß, Heroismus, Selbſtſucht, Demut, Herrſchſucht, und Tilgner ließ ſeinen Falſtaff, Hanswurſt, Don Juan und die Phädra in vier Rechtecknischen rücken.

Die Medaillons von König ſtellen allerlei übermütige Kindlein mit Masken und Inſtrumenten dar.

Benk, Düll, Kaſſin, Hartel, Schmidgruber, Lax, Weyr haben jeder mitgeſchaffen an dem großen Maſſenaufgebote von Kentauren, [illegible], Genien und Putten.

Die ſchönen ſchmiedeeiſernen Thor- und Oberlichtgitter ſind nach Haſenauer von Wilde und Gridl ausgeführt worden.

Vier Unterfahrten hat das Gebäude und — von Neben- oder Notthüren abgeſehen — neun Haupteinläſſe. Das Treppenſyſtem iſt äußerſt verſtändig angelegt. Das unter Umſtänden ſo verhängnisvolle Gedränge wird hier thunlichſt vermieden. Der erſte Vorraum iſt edel und einfach gehalten. Das Material der Innenräume iſt weit koſtbarer, als das der Außenſeite. Der Iſtrianer Kalkſtein wird vom glänzenden Marmor abgelöſt. Einen prächtigen Eindruck macht die Monumentaltreppe aus gelblichem San Stefano-Marmor mit ihrem Purpurteppich und den Kandelabern von Hanuſch. Die Standbilder der großen Schauſpieler — darunter natürlich Garrick, L. Devrient, Eßlair, Seydelmann und andere, — Hofmanns plaſtiſche Giebelgruppe: „Bacchus-Weihe“ — bilden den [illegible] Schmuck des Treppenhauſes. Die beiden Freitreppen der Seitenflügel erſcheinen mit hervorragenden Kunſtwerken bedacht. Auf der einen Seite Benks im leichten Wagen ſtehende Aphrodite mit den anmutig gelagerten Hebe und Paris, ferner Athene mit dem „Ruhm“ und der „Unſterblichkeit“; in der gleichen Anordnung auf der andern desſelben Meiſters „Wahrheit“ mit der „Dicht- und Schauſpielkunſt“, ferner

Apoll mit zwei die tragiſche und komiſche Kunſt verſinnbildlichenden Jünglingen.

Die Deckenbilder der Freitreppen von Matſch und den Brüdern Klimt ſind unmittelbar auf das Mauerwerk gemalte Oelbilder: je vier Deckendarſtellungen und je ein Giebelfeldbild.

Matſch brachte das Sophokleiſche Dionyſos-Theater, Antigone-Scene. Hier finden wir eine gute Bekannte, deren antike Züge der Künſtler feſthielt — Frau Wolter, welcher wir übrigens auch auf dem Bühnenvorhange begegnen werden. Ferner iſt von Matſch der „antike Improviſator", die mittelalterliche „Myſterie" mit der in Erde, Himmel, Hölle, dreigeteilten Scene, und die Giebelfreske: „Pothos, Apollons Herme ſchmückend".

Guſtav Klimt ſtellte in einer überaus reizvollen Landſchaft das ausgegrabene Theater von Taormina dar, ferner eine Scene auf dem Theſpiskarren und eine auf dem Globetheater, der Bühne Shakeſpeares: die Gruftſcene aus „Romeo und Julia". Von Ernſt Klimt wiederum iſt das Molièretheater mit der Scene aus dem „Eingebildeten Kranken", „Der Hanswurſt auf der Jahrmarktsbühne" und der Dionyſoskult, das Gegenſtück zu der erwähnten Apolloſcene.

Alle dieſe Darſtellungen ſind ſowohl lebendig angeordnet und von gar nicht gewöhnlichem Reiz der Farbe. Weyrs elliptiſche Reliefs: „Saturn", „Venus", „Diana", „Apoll" und Geigers allegoriſche Griſaillen, Kindergruppen, die den Hanswurſt erſt verſpotten und dann bejubeln, müſſen dagegen ein wenig zurücktreten.

Durch ein mit plaſtiſchen Medaillons von König geſchmücktes Portal betritt man ein Veſtibül, in welchem uns vier Standbilder aus ſchneeigem Laaſer Marmor empfangen: „Laube" und „Dingelſtedt" in Kotzers ungemein charakteriſtiſcher Auffaſſung und Silbernagls eleganter „Sonnenfels" und „Schreyvogel". Auf dem entſprechenden Raume des andern Flügels ſtehen vier Statuen ausländiſcher Bühnengrößen: „Kean", „Talma", die „Rachel" und die „Riſtori".

Kargers Plafonds zeigen dem Beſchauer das „Oberammergauer Paſſionsſpiel" und ein modernes Schauſpielhaus, in welchem, wenn wir nicht ſehr irren, eben eine Scene aus Freytags „Graf Waldemar" geſpielt wird.

Das Foyer mit den edlen grauen, nach oben zu ins Rötliche ſpielenden Marmorwänden, deſſen Pilaſter und Thürverkleidungen aus dunkeladerigem Pavonazzo hergeſtellt ſind, zieren drei prächtige Deckenſtücke von Maler Charlemont: „Apoll mit Muſen", eine poetiſch phantaſtiſche Darſtellung aus dem „Sommernachtstraum" mit Zettel-Eſel, Titania und Elfenſpuk, ferner die Opferſcene aus „Iphigenie".

Die beiden Buffet-Salons haben hübſche Schildereien von Früchten, Blumen, Vögeln und Käfern, ferner Charlemonts heitere Allegorien.

Vom großen Foyer führen drei Gänge zu den Logen. Hier iſt die Porträtgalerie des Theaters, welche vorher im „alten Burggang" war, paſſend untergebracht. Dieſe hiſtoriſch intereſſante und künſtleriſch wertvolle Sammlung enthält die Bildniſſe der beſten Burgtheaterleute von den Tagen der Gründung bis auf die jüngſte Zeit.

Mit einer ganz auserleſenen Pracht ſind die für den Kaiſer und die Erzherzoge beſtimmten Treppen und Räume geſchmückt — die Seiner Majeſtät vor allen anderen. Die Treppen ſind aus Carraramarmor, deren baluſtrierte Geländer aus edelſteinartigem ägyptiſchem Alabaſter hergeſtellt, welch letzterer auf gewöhnliche Erdenkinder einen nahezu verblüffenden Eindruck macht. Was für die Mitglieder des Erzhauſes „nur" aus Tiroler, aus [illegible], aus belgiſchem oder grünem Pyrenäenmarmor gefertigt wurde, iſt für den Kaiſer orientaliſcher Breccie, beziehungsweiſe grüner, indiſcher Marmor. In der Mitte des ſogenannten Kaiſerganges prangt Benks allgemein bewunderte Meiſterſchöpfung, die „Klythia" lichtſpendend auf ihrem Onyxſockel. Maler Eiſenmengers Plafonds, Tilgners Hermen mit Putten — die reich ornamentierten Stickereien — die Gobelins, Goldbronzen, Aubuſſonteppiche — die entzückenden Kamine aus fabelhaft koſtbarem Material — vereinigen ſich zu einem Geſamteindruck, den wir in die Leſſingſchen Worte zuſammenfaſſen:

„So reich! und mit Geſchmack ſo reich!"

Und erſt der Bühnenſaal! Er bietet für 2000 Perſonen Raum. Die Logen ſind nach italieniſchem Syſtem, ein Hebegitterchen vermittelt den traulichen Verkehr von einer zur andern.

Peſchorner hat einen phantaſtiſchen Rieſenkronleuchter geliefert. Die Decke ſchwebt ohne ſichtbare Stützen über dem Saale. Die Geſtaltung derſelben, die Einteilung, die Zuweiſung der Felder an Plaſtiker und Maler ſind meiſterhaft.

Wir finden hier vier in Relief ausgeführte Allegorien, deren leitende Idee Wilbrandt angab: „Der mit dem Leben kämpfende Heroismus", „der mit dem Leben ſpielende Humor", „die tragiſche Verblendung" und „die komiſche Schwäche".

Hynais, ein in Paris lebender Schüler weiland Anſelm Feuerbachs, hat auf Goldgrund die hierauf bezugnehmenden Geſtalten gemalt: „Jeanne d'Arc", „Falſtaff", „Oedipus" und „Harpagon". Beſſer ſind ihm jedoch die vier Lunetten gelungen, welche die großen Dramatiker aller Zeiten vorführen. Wir wollen nicht darüber rechten, daß Voltaire juſt zwiſchen Grillparzer und Leſſing zu ſtehen kam, daß Schiller und Goethe denn doch etwas weniger in den Winkel und etwas mehr in die Mitte gehörten, daß Jodelle und den Epiker Arioſt hier wohl niemand vermißt hätte, ſondern uns lieber naiv der ſchönen Wirkung dieſer vollendeten Kunſtwerke hingeben und erfreuen. Hans Sachs, ein uralter, ſtrahlender Mann, und Grillparzer in ſinnender, ungezwungener Stellung wollen uns am beſten gefallen.

Die Logenbrüſtungen der erſten beiden Ränge haben wieder Tilgnerſche Büſten von Burgſchauſpielern — es iſt beinahe zu viel des Beſten! Weyr meißelte ein Proſceniumsrelief: „Die ſchöpferiſche Macht der Phantaſie" — ein ſchlankes Weib mit bewegten Kindergruppen. Faune dienen der Bühne als Geſimsträger.

Der Vorhang vom Maler Fux iſt ein Meiſterwerk für ſich und an dieſer Stelle. „Der unheilbergenden Büchſe Pandoras entſteigen die Leidenſchaften der Menſchen". Dieſer tiefſinnige Vorwurf wurde in einer figurenreichen Kompoſition künſtleriſch bewältigt, die man nicht zergliedern, ſondern wirken laſſen muß.

Das Geſamtbild des Saales iſt ein vorteilhaftes. Der Grundton des zarten, elfenbeinmäßigen Goldweiß wird von Rot und Gold prunkvoll, aber keineswegs ſchroff unterbrochen.

Die techniſchen Behelfe des Bretterns zu ſchildern, fehlt es uns an Raum und dem bisher wohlgeneigten Leſer an Geduld. Hydrauliſche Kräfte verrichten mit faſt unheimlicher Präziſion das geräuſchloſe Verwandlungswerk. An dem Haſenauerſchen Grundſatz: „Wenig Holz, viel Eiſen", wurde bei der bühnentechniſchen Anlage nur um ſo konſequenter feſtgehalten. Ein Urwald von Schläuchen, Stangen, Röhren, Leitern, Schranken, Traljen, Aufzügen, Kurbeln und Hähnen: man weiß wahrlich nicht, „ob es in jenen Sphären ein Oben oder Unten gibt". Als beſondere Merkwürdigkeit ſei noch der doppelte Bühnenboden erwähnt, welcher Geſamtverwandlungen ermöglicht.

Du armes, altes, ſchlichtes Häuslein auf dem Michaelerplatz, du kannteſt das alles nicht! Du hatteſt ſtatt all deſſen ein „Bankel" unter dem Regendach, auf dem ſich's allerdings ſehr gemütlich ſaß. Drei Stufen geng's hinauf, drei herunter! Entſetzliches Terrain! [illegible], Parterreeinbuchten, faſt fortlaufende Brüſtungen, bald ſeid ihr der vernichtenden Spitzhacke verfallen! Ich werde meine lieben zwei Eiſenſtangen im vierten Stock nie wiederſehen, an die ich mich in jüngeren Jahren klammern mußte, wenn ich rittlings auf der Banklehne klaſſiſche Dichtungen genoß — nach vorheriger mehrſtündiger Anſtellung in der „Reitſchul" oder beim „Burgthor"! Das alte, täglich erneute Problem, wo es beſſer ſei, ſich anzuſtellen, hüben oder drüben, bleibt alſo ewig ungelöſt!!!

Der neue Leiter des Wiener Burgtheaters.

Dr. Auguſt Förſter.

Den geiſtigen Erben Heinrich Laubes, des um das heutige Burgtheater beſtverdienten Mannes, hat die Wiener Generalintendanz der Hoftheater in Dr. Auguſt Förſter zum Leiter des Hofſchauſpiels berufen und damit die denkbar glücklichſte Löſung der mit der Ueberſiedlung in das neue Haus brennend gewordenen Direktionsfrage gefunden. Den alten Geiſt im neuen Hauſe zu pflegen kann, ſo weit wir im deutſchen Theaterreiche Umſchau halten, niemand berufener erſcheinen als der Mann, der in vorderſter Reihe unter denen ſteht, welche dieſen Geiſt in der jüngeren Generation des Burgtheaters mit erweckt und feſtgehalten haben, ein echter und rechter Theatermann, deſſen ganzer Entwicklungsgang in ihm all die Eigenſchaften gereift hat, die zur Leitung der erſten deutſchen Bühne notwendig erſcheinen.

Als flotter junger Doktor der Philoſophie betrat der dreiundzwanzigjährige Sohn des Lauchſtädter Juſtizbeamten Förſter, kurz nachdem er zu Jena promoviert hatte, am 25. Mai 1851 die Bühne. Poetiſcher Hang, wirkliches Darſtellungstalent und die ungewöhnliche Morgengabe einer gründlichen klaſſiſchen Bildung, allem voran aber die ideale Auffaſſung ſeines Berufes, halfen ihm die Not des fahrenden Komödiantentums, die er mehrere Jahre hindurch gründlich durchgekoſtet, überwinden. Direktor Franz Wallner, ein reſoluter, ſtets auf der Suche nach Talenten befindlicher Theatergeiſt, hatte bald entdeckt, was in dem jungen Förſter ſtak; er engagierte ihn für das Stadttheater in Poſen, und von hier ab bewegte ſich die Laufbahn des Künſtlers in raſch aufſteigender Linie. 1855 wurde Förſter vom Stettiner Stadttheater durch Laube zu einem Gaſtſpiel ans Burgtheater berufen, welchem einige Jahre ſpäter das Engagement folgte. 1856 wirkte Förſter als Schauſpieler und Regiſſeur in Danzig, 1857 in gleicher Eigenſchaft in Breslau, und im folgenden Jahre trat er in ſeine Stellung am Wiener Burgtheater, die unter ſteigenden Ehren und Erfolgen bis 18. Mai 1876 andauerte. Vom 1. Juli 1876 an leitete er ſechs Jahre hindurch die Direktion des Leipziger Stadttheaters und trat im Herbſt 1883 als Societär, als Regiſſeur und ſtellvertretender Direktor mit an die Spitze des neubegründeten „Deutſchen Theaters" in Berlin.

Als Schauſpieler wie als Regiſſeur war Förſter während ſeines Wirkens in Wien dem Burgtheater bald eine kräftige, namentlich in der letzteren Eigenſchaft eine ſo ſchwer entbehrliche Stütze geworden, daß ein Geſuch um Entlaſſung, welches er im Jahre 1872 in einer Audienz beim Kaiſer vorbrachte, abſchlägig beſchieden wurde.

Vermochte er als Schauſpieler auch die Erinnerung an Anſchütz nicht ganz zu verwiſchen, ſo zählte er doch in erſten Charakter- und Väterrollen, wie „Erbförſter", König Friedrich Wilhelm in „Zopf und Schwert", auch als Darſteller behaglich komiſcher Typen zu den geſchätzteſten Mitgliedern des Burgtheaters; dem Redner Förſter aber kam ſeine geiſtvolle Auffaſſung ſo ſehr zu ſtatten, daß ſein „Nathan der Weiſe" ſicherlich zu den bedeutendſten Leiſtungen deutſcher Schauſpielkunſt gezählt werden darf.

Laube zog den Künſtler zur Mitarbeiterſchaft an der dramaturgiſchen und direktiven Thätigkeit heran. Er ſchätzte ſeine literariſche Bildung, ſeine richtige Empfindung für das dramatiſch Wirkſame, verwendete ihn mit Vorliebe als Mithelfer bei der Führung junger ſchauſpieleriſcher Talente, und daß wohl niemand dem Hauptvorzuge der Laubeſchen Schule, der klaren und natürlichen Rede, die ſich nur als das Ergebnis der vollen Durchfühlung und geiſtigen Durchdringung einer Rolle entwickelt, jemals ein beſſeres Verſtändnis entgegenbrachte, als Dr. Auguſt Förſter, zeigt ſich, ganz abgeſehen von ſeinem Wirken am Burgtheater, am deutlichſten und erſprießlichſten in dem künſtleriſchen Range, zu dem ſich das „Deutſche Theater" in Berlin unter Förſters Mitdirektion erhoben hat.

Manches Talent, das heute zu den Zierden des Burgtheaters zählt, wir nennen nur Stella Hohenfels, hat Förſter entdeckt, geführt und gefördert, und an zahlreichen deutſchen Bühnen gibt es Schauſpieler, die ſich dankbar des thätigen Intereſſes erinnern, das er ihrem Streben entgegengebracht. Er hat wie Sonnenthal, der ſich am meiſten für ſeine Berufung zum Direktor des neuen Burgtheaters einſetzte, ein Herz für das Theater und das geiſtige Uebergewicht eines klaren Kopfes, der, wie Laube ſich auszudrücken pflegte, auch das „Regieren" verſteht. Wie Laube, den man gerne als praktiſchen Theaterſchriftſteller hinſtellt, haben auch Halm, der feinfühlige Dichter, und Dingelſtedt, ein Meiſter und ein Poet der äußeren Scene, in Förſters Hingebung und Verſtändnis für die höheren Aufgaben des Theaters eine ihrer beſten Stützen geſucht und gefunden. Einen Mann, der nach einer ſolchen Vergangenheit an die Spitze des Burgtheaters tritt, haben wir allen Grund, von Herzen willkommen zu heißen.

Alexander Koſen.

Lotterieziehungen im Monat Dezember.

Am 1. Sachſen-Meininger 100-Thaler-Prämienpfandbriefe à 4% vom Jahre 1871, Prämienziehung am 2. Januar. — Köln-Mindener Pr.-A. 100-Thaler-Loſe à 3½%, vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. Februar. — Kurheſſiſche 40-Thaler-Loſe vom Jahre 1845 Prämienziehung am 1. Juli. — K. K. Oeſterreichiſche 100-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, höchſter Preis 150,000, niedrigſter 200 fl., zahlbar am 1. März 1889 (104. Ziehung). — Stadt Neapel 150-Lire-Loſe à 4½%, vom Jahre 1868, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 150 Lire, zahlbar am 1. Januar 1889 (55. Ziehung). — Türkiſche 400-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1870, höchſter Preis 600,000, niedrigſter 400 Franken, zahlbar am 1. Januar 1889 (113. Ziehung). — Fürſt Windiſchgrätz 20-Gulden-Loſe vom Jahre 1846, höchſter Preis 20,000, niedrigſter 36 fl., zahlbar am 1. Juni 1889 (52. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhauſen Eiſenbahn 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1857, höchſter Preis 6000, niedrigſter 10 fl., zahlbar am 15. Juni 1889 (64. Ziehung). — Ungariſche 100-Gulden-Loſe vom Jahre 1870, höchſter Preis 100,000, niedrigſter 145 fl., zahlbar am 15. Juni 1889 (63. Ziehung). — Belgiſche 3% Kommunal-100-Franken-Loſe vom Jahre 1861, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 110 Fr., zahlbar am 10. Juli 1889 (76. Ziehung). — Am 31. Braunſchweiger 20-Thaler-Loſe vom Jahre 1868, höchſter Preis 80,000, niedrigſter 21 Thaler, zahlbar am 31. März 1889 (76. Ziehung). — Stadt Venedig 30-Lire-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 50,000, niedrigſter 30 Lire, zahlbar am 1. Mai 1889 (137. Ziehung).

Neue Bücher und Schriften.

Bergner, Rud., Ungarn. Land u. Leute. Zur Reiſe und zum Studium. Mit 47 Illuſtr. Würzburg, Leo Woerl.

Bleibtreu, K., Der Kampf ums Daſein der Literatur. Leipzig, W. Friedrich.

Blümner, H., Ueber die Bedeutung der antiken Denkmäler als [illegible]. Zürich, Meyer & Zeller.

Brügelmann, Dr. W., Ueber Aſthma, ſein Weſen und ſeine Behandlung. [illegible]

[illegible], Emma, Hertha. Eine [illegible] Dichtung. Berlin, Verlag des [illegible] Deutſchlands.

[illegible], C., Storia bizzarra. Florenz, G. Barbèra.

[illegible], Fr., Die Verſchwörung gegen Venedig i. J. 1618. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Fiſcher-Sallſtein, C., [illegible]. Berlin, Verlag des „Deutſchen Buches" [illegible].

[illegible], Dr. A., Der Nachbar im Oſten. Kultur- und Sittenbilder aus Rußland. [illegible] Hannover, Helwing.

[illegible], Fr., Die neueſten Erfahrungen auf dem Gebiete der Theater-[illegible]. Hagenau i. E., [illegible].

[illegible], Dr., Der II. und III. Band von [illegible]. [illegible] in Breslau. Mit 7 Tafeln. [illegible]

[illegible], H., Eine vornehme Frau. 2 Bde. Leipzig, W. Friedrich.

Hilfsbuch für [illegible] in der erſten Zeit des Vorbereitungsdienſtes. Freiburg, [illegible].

[illegible], Dr. R. C., Strafprozeßordnung für das deutſche Reich nebſt Einführungsgeſetz. II. Band. Erlangen, Palm & Enke.

Leſſing, Otto, Bau-Ornamente der Neuzeit. II. Band. 4. Lief. Berlin, E. Waſmuth.

[illegible], Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen. Leipzig, C. F. Winter.

[illegible], R. C., Das Buch der [illegible]. Stuttgart, Süddeutſches Verlagsinſtitut.

[illegible], R., [illegible] Hamburg, Verlagsanſtalt.

[illegible], Eliſe, Im Banne der [illegible]. Breslau, S. Schottlaender.

[illegible], Joſ., Welten und Sonnenſchein. Novellen und Erzählungen. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Herder.

[illegible], E., [illegible]. Tragödie, zur [illegible]-Feier des Jahres 1889. [illegible]

[illegible], Th., Die [illegible]. [illegible] Berlin, [illegible].

[illegible], C. u. A. Schneider, Formenbuch. [illegible] aller Stile u. Länder. [illegible] Berlin, [illegible].

[illegible], C. E., Die amtliche u. bürgerliche Stellung des Volksſchullehrers. [illegible] — Hieraus einzeln:

— — Der [illegible] des Volksſchullehrers.

— — Der Volksſchullehrer in ſeiner Stellung als Staatsbürger.

— — Das Züchtigungsrecht des Lehrers gegen ſeine Schüler.

— — Die Beſoldung der Volksſchullehrer.

— — Die [illegible] d. deutſch. Jugendſchriftſtellerwelt. [illegible]

[illegible], Fr., Deutſchlands Vögel. Mit 227 Abbildungen. [illegible] in 12 Heft. Stuttgart, C. Hoffmann.

[illegible], des ſächſiſchen Knaben. Gedichte in ſächſiſcher Mundart, von [illegible]. München, Braun & Schneider.

Kartenſpiele.

(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 70.

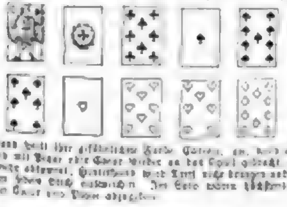
Piquet.

Vorhand hat zwei Stichen, eine Acht und zwei Neunen ſkartirt und es ſtehen nur ein [illegible] und einen Buben behalten; Hinterhand hat nach dem Skart drei [illegible], drei Könige, zwei Damen und einen Buben in der Hand. Welche Karten muß jeder von ihnen haben und was muß Vorhand ſagen, um zu melden und einen Sechziger gewinnen zu können?

Auflöſung der Aufgabe Nro. 69:

Skat.

Im Skat liegt der Alte und Grün-Buben; Mittelhand hat:



Vorhand [illegible] Karte [illegible] Hinterhand [illegible] Coeur [illegible] an das Spiel gebracht [illegible] Hinterhand [illegible] und 21 [illegible] Stich [illegible] 36 auf [illegible]

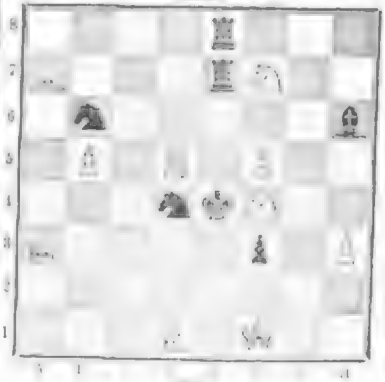
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 482.

Von A. J. [illegible].

Schwarz.



Weiß.

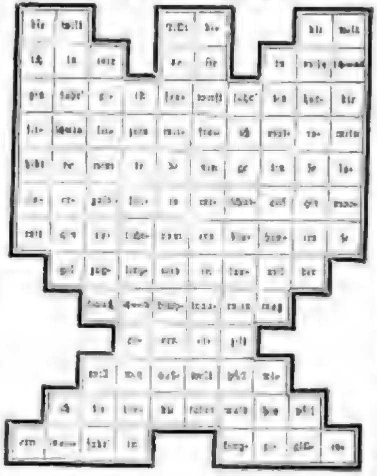
Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 470:

Weiß.	Schwarz.
1) L. G 2 — C [illegible]	1) K. H 1 — H 4
2) K. [illegible] — G [illegible]	2) [illegible] H 4 — H [illegible]
3) S. [illegible] — F [illegible]	3) [illegible] H [illegible] — H 6 oder — H 4.
4) L. C 5 — F 8 oder [illegible] Matt.	

Räthſel.

Königsmarſch.



Auflöſung des Räthſels „Von Nord nach Süd" Seite 114:

Gott beſchütze den Kaiſer Wilhelm!
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30.

Rußland.
22, 10, 7, 11, 26, 19, 11, 15.

Schweden.
7, 8, 9, 24, 6, 15, 16, 17.

Daenemark.
15, 18, 11, 11, 6, 20, 19, 23, 18.

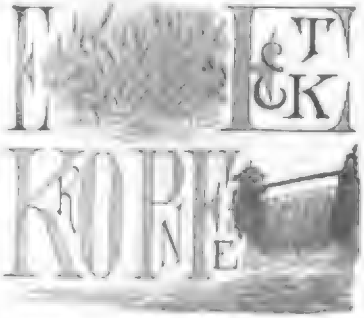
Wuerttemberg.
24, 10, 11, 23, 3, 4, 16, 30, 5, 6, 22, 1.

Baiern.
5, 19, 20, 6, 22, 17.

Oeſterreich.
2, 6, 21, 5, 14, 22, 23, 14, 20, 4, 9.

Italien.
20, 1, 12, 26, 25, 28, 17.

Bilderräthſel.



Auflöſung der räthſelhaften Inſchrift Seite 115:

Na (Seisel) [illegible], [illegible]? — A no (arial, i waiß) net; na (nachher) [illegible] i, [illegible] an do nimm i a mal a leisel, heute will i [illegible] Sepp!

Briefmappe.

Sepp. Wir werden ſehen, ob wir im nächſten Frühling für Ihre [illegible] Verwendung finden. Die [illegible] werden wir gerne [illegible].

[illegible] in [illegible]. 1) Händel und Johann Sebaſtian Bach. 2) Von Karl von Gebhardt, geboren in St. Petersburg am 22. Oktober 1838, [illegible] in Wien. 3) In München. 4) Die Romane „Der [illegible]", „Die [illegible]", „Die Tochter des Kapitäns", die [illegible] „[illegible]" und „Die Schlange im Paradies", [illegible].

[illegible]. Das Sujet der [illegible] iſt ſeinem Inhalte nach [illegible].

[illegible] in Bergen (Norwegen). Jede [illegible] wird Ihnen das [illegible].

[illegible]. Nicht verwendbar.

W. in [illegible]. Wir bedauern, für [illegible] keinen Raum zu haben.

Caroline in B. 1) Mantout, 1 [illegible]. 2) [illegible] nicht bekannt. 3) Jehre, Geſchichte der deutſchen Philoſophie. 4) Ceſare Balbo, Sommario della storia d'Italia. Jede gute Buchhandlung beſorgt Ihnen die genannten Werke.

E. J. in London. Uns iſt kein derartiger Fall bekannt, [illegible] die [illegible] geworden wäre.

Abonnent [illegible] in [illegible]. Ueber [illegible] hat unſer [illegible] in Nr. 22 unter C. S. in [illegible] [illegible]

[illegible] in Dresden. Kann in dem einen wie in dem andern [illegible] angewendet werden.

[illegible] in [illegible]. Seien Sie überzeugt, daß wir Ihr warmes [illegible] — Der [illegible] — nicht immer — keine Raum [illegible] werden kann.

G. E. in [illegible]. Gehen Sie Vergnügt in die Bergwälder.

Fr. H. in [illegible]. Uns unbekannt.

[illegible]. Wenn es Ihnen nur darum zu thun iſt, ſich mit der Sprache ſo weit vertraut zu machen, um in ihr [illegible] Bücher und [illegible] leſen zu können, [illegible] die „Ruſſiſche Konverſationsgrammatik" von [illegible] „Schlüſſel" zu betreiben, beides im Verlag von Julius Groos in Heidelberg erſchienen, [illegible] — [illegible]

[illegible]. [illegible] die „Praktiſche Anleitung zur Himmelsphotographie nebſt einer kurzgefaßten Anleitung zur modernen photographiſchen Operation und der Spektralphotographie" von Nikolaus von Konkoly, Dr. phil. (Halle a. S., [illegible]) [illegible] als Buch, das Ihnen mit Hilfe [illegible] Abbildungen die Sache und die dazu nöthigen Apparate ſo anſchaulich als möglich macht.

J. M. in Innsbruck. Im Gedicht „[illegible]" heißt es:

„Und ſeht ihr [illegible] mich und [illegible]
Nach Berg und Thal und [illegible],
[illegible], ihr [illegible]
Das Lied, das [illegible]"

Wenn Sie damit die zum Theil [illegible] Stelle Ihres Gedichtes „Der [illegible]" [illegible] Ihr Gedicht nicht auf Reminiszenzen [illegible] als auf eigener Schöpferkraft beruht.

[illegible] in [illegible]. Die [illegible] bietet Ihnen die [illegible] Schrift „Die [illegible]" von A. [illegible] 2. Aufl. Leipzig, [illegible] Verlag.

Zwei [illegible]. 1) [illegible] 2) [illegible] daß ſie kein Unheil ſtiften.

Kattegat. Wir wollen ſehen, was ſich damit anfangen läßt.

Franz W. in H. [illegible] an der Elbe. [illegible] eine oder andere [illegible] mit Verwendung zu finden.

Dr. R. F. in W. Wir werden es [illegible] ſehen.

Alter Abonnent in Kolin. Ein Roman unter dem Titel: „Ein bulgariſches Mädchen" iſt uns nicht bekannt.

O. D. in Meran. Für [illegible] „[illegible], geſchichtliche, naturwiſſenſchaftliche und ſoziale Skizzen", von G. vom Rath. [illegible] Verlag von Carl Winter's Univerſitätsbuchhandlung, Heidelberg. — [illegible]

V. R. in L. Ihrem Gedicht fehlt jede [illegible] Formvollendung [illegible]

G. E. in W. „Revue illustrée", „Cassels Family Magazine".

[illegible] [illegible]

E. E. in Halle a. S.; L. von D. in Sch. St. P.; H. G. in W.; F. K. in W. bei W.; F. C. in B.-W.; Ceſar Sch. in Madrid. Nicht geeignet.

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible] Ober-öſterreich. [illegible] in München. [illegible] in Ulm. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Prag (2). C. Hartl in Groß-[illegible] (2). [illegible] in Hamburg. Otto [illegible] in Stuttgart. Fr. [illegible] in Karlsbad. [illegible] in [illegible]. Fr. Hilt. [illegible] in Zürich (3). [illegible] in Hamburg. C. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Zürich. [illegible] in Caſſel-[illegible]. [illegible] in [illegible] i. W. Hedwig [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. Marie [illegible] in Hannover. Fr. [illegible] in [illegible] (2). Sophie [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. Marie [illegible] in [illegible]. [illegible] auf der [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. Friedrich [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. „Drei [illegible]" in [illegible]. [illegible] in Erfurt. C. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Frankfurt a. M. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Hannover. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Frankfurt a. M. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. Hermann [illegible] in [illegible] i. B. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Wien. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible] i. Voigtland. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. „[illegible]" in [illegible].

Geſundheitspflege.

[illegible] Behandelte. Wir verweiſen Sie auf das ſchon oft erwähnte Buch von Dr. Klaba: Die Haut und das Haar. Stuttgart. Verlag von [illegible]. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. Sie finden darin alles, was ſich auf Pflege, Ausfallen der Haare, Pflege der Haut und ſo weiter bezieht.

Abonnent mit [illegible]. [illegible] iſt nicht geeignet.

Sorgfältiger in London. Desgleichen. Schief gewachſene Zähne bei Kindern können [illegible] gerade gerichtet werden [illegible] Apparat [illegible] ganz [illegible]. Es iſt nur wichtig, die Hilfe eines Zahnarztes rechtzeitig in Anſpruch zu nehmen, damit das Uebel von [illegible] beſeitigt werden kann.

Abonnent F. [illegible] haben nichts zu bedeuten; ſie beruhen auf einer [illegible] des Farbſtoffs [illegible]. [illegible] veranlaſſen dürfen wir.

Amalie. [illegible] werden am Sicherſten durch Ausſchneiden entfernt.

Ein langjähriger Abonnent. [illegible] haben Sie doch einmal einen Verſuch mit einem [illegible] machen. [illegible]

Abonnenten in Ungarn. [illegible] Mitteln iſt kein Erfolg zu erwarten.

U. R. W. in Berlin. Warum auf den Händen [illegible]

Alte Abonnentin in St. 1) Dagegen läßt ſich nichts machen. 2) Durch den Genuß von [illegible]

K. v. W. in Rußland. D. P.......n in Braunſchweig. M. Schwenkel. Die angeblichen Erfolge der derartigen Mittel iſt gar nicht [illegible].

W. L. P. Wenn die Blutung [illegible] iſt, dann iſt Ihre Frage zu bejahen; wenn aber nicht, ſo iſt es beſſer, mit den [illegible] Tage zu warten. Temperatur ca. 20—25° R. Ein [illegible] auf den Liter Waſſer genügt [illegible]

Dr. Schm.

Redaktion: **Otto Baiſch** und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] von „**Ueber Land und Meer**", W., Charlottenſtr. [illegible].
Budapeſt: **Moritz Hecht**, [illegible].
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunſt für Alle", [illegible].

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] — Der Kaiſertag in Hamburg [illegible] — Die Ausſtattung des neuen Wiener Burgtheaters, von Armin Friedmann. — [illegible] — Schach. — Rätſel: Röſſelſprung; Auflöſung des Rätſels „[illegible]" Seite 114; Bilderrätſel; Auflöſung des [illegible] Seite 113. — Briefmappe.

Illuſtrationen: [illegible] Gemälde von A. Eichſtädt im Beſitz von A. [illegible] in Berlin. — Der Kaiſertag in Hamburg: [illegible] Skizze [illegible] Hermann Lüders. — Die [illegible]. Gemälde von C. [illegible]. — [illegible] — Der Kaiſertag in Hamburg: [illegible] Originalzeichnungen unſeres Spezialartiſten Hermann Lüders. — Das neue Wiener Burgtheater [illegible] Originalzeichnungen von Theodor [illegible]. — [illegible] des [illegible] Lebens [illegible] Skizzen von [illegible]. — [illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben iſt erſchienen:

Jantje Verbrügge.
Roman
von
Theodor Duimchen.

Preis geheftet ℳ 3. —; fein gebunden ℳ 4. —

In dieſem Roman offenbart ſich ein Erzählertalent erſten Ranges von einer Kraft und einem Glanz der Darſtellung, die den Leſer wahrhaft hinreißt und bezaubert. Der Autor, mitten im großen Weltleben ſtehend, ſchildert die niederländiſche Geſellſchaft ebenſo wahr wie intereſſant und läßt einen jungen Deutſchen ſich in dieſem Strudel zu Glück und Anſehen emporringen. Dabei machen wir die Bekanntſchaft ſeltſamer Typen dieſer widerſpruchsvollen holländiſchen Geſellſchaft, thun tiefe Blicke in das Treiben mannigfacher Menſchenklaſſen der großen niederländiſchen Handelsſtadt und lernen ein intereſſantes Stück Leben kennen, indem wir uns dabei außerordentlich amüſiren und prächtig unterhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämmtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung,

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	**Baltimore**
Brasilien	**La Plata**
Ostasien	**Australien**

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine
[illegible]
[illegible] Leipzig
[illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

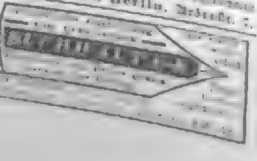
„Liederquell".
251 [illegible]
[illegible] Preis [illegible]
[illegible] Fein gebund. [illegible]
[illegible]: „Die Sammlung hat nicht [illegible]."
[illegible] Verlag, Leipzig.

[illegible]
Clarabella.

Clarabella-Mignon
[illegible]
[illegible] Illuſtrirte [illegible]

Emil Mühlenpfordt, Hamburg.
Import von Japan-Waaren, Japan Kunſt
[illegible]

Gut und Billig!
[illegible]
Erler & Co., Berlin, 7 [illegible]
[illegible]
[illegible] Kataloge gratis [illegible]
Cigarren aus beſten [illegible] 10—12 [illegible]
Weine, garantirt reine [illegible] 1—5 Mark.
Schmuckſachen aller Art, [illegible]
[illegible]
Erler & Co., Berlin, [illegible] 7.



„Klatſch"

Ein neuer **Berliner Roman** [illegible]
Dr. Theophil Zolling,
[illegible]
„Berliner Tageblatt"
[illegible] großen gebildeten [illegible]
[illegible]
Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum 1. [illegible] größere [illegible] **gratis nachgeliefert.** [illegible]
„Berliner Tageblatt" [illegible] „ULK" [illegible]
[illegible] Handels-Zeitung [illegible] „Deutſche Leſehalle" — „Der Zeitgeiſt" — [illegible] Landwirthſchaft, Gartenbau [illegible]
1 Mk. 75 Pf. bei [illegible]
[illegible] Probe-Nummer [illegible]

„Klatſch"

[illegible]
[illegible] C. Fleiſch, F. Jaunann, Ludw. Richter, [illegible] Friedrich,
Märchen, Fabeln, Jugendſchriften etc.
[illegible] Andersen, [illegible], [illegible], Dr. [illegible],
[illegible]
Ausführl. Katalog [illegible] gratis u. franko durch jede Buchhandlung [illegible] Ambroſius Abel in Leipzig, [illegible]

Soeben erſchienen:
L. [illegible] & [illegible]
[illegible] Taſchenkalender für 1889
[illegible] Vorrath [illegible] auf die [illegible]
[illegible] Wiederverkäufer erhalten angemeſſenen Rabatt.
F. [illegible] & Sohn, [illegible]
[illegible] Karlsruhe [illegible]

In der Edition Peters [illegible] Klavieralbums und Lieder von
Grieg.

Muſterblätter für Laubſäge,
[illegible], Einlege- und [illegible]
[illegible]
Mey & Widmayers Verlag in München.

[illegible]
Aug. Polich.
In Deutſchland einzig in ſeiner Art.
[illegible]

Das
Geschäftshaus für Damen-Moden
Leinen-Waren und Ausſteuer
Aug. Polich in Leipzi
[illegible] Damen-Kleiderſtoffe [illegible]
[illegible] Leinen-Waren [illegible]
fertige Wäſche [illegible]
Coſtüme, Damen-[illegible]

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit:

Von der Wiege bis zum Grabe.

Ein Cyklus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen
Von Karl Reinecke, op. 202.

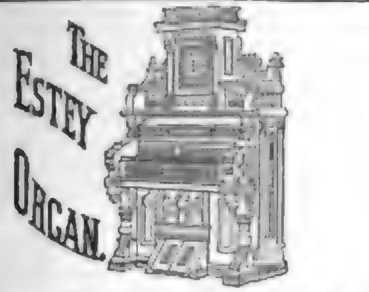
Inhalt	Preis: 2h.	4h.		2h.	4h.
[illegible]	ℳ 1.—	1.50	9. Das Haus [illegible]	ℳ 1.—	1.50
[illegible]	„ 1.—	1.50	10. Stilles Glück	„ —.80	1.—
[illegible]	„ 1.—	1.50	11. Trübe Tage	„ —.80	1.—
[illegible]	„ 1.—	1.50	12. Trost	„ —.80	1.—
[illegible]	„ —.80	1.—	13. [illegible]	„ —.80	1.—
[illegible]	„ —.80	1.50	14. Im [illegible]	„ —.80	1.—
[illegible]	„		15. Abendsonne	„ —.80	1.—
[illegible]			16. Ad astra	„ —.80	1.—
[illegible]	„ —.80	1.—	2händ. kompl. 2 Hefte à 3 ℳ, eleg. geb. 8 ℳ		
[illegible]	„ —.80	1.—	4händ. kompl. 2 Hefte à 4 ℳ, eleg. geb. 10 ℳ		

Verbindender Text gratis.

[illegible] diese [illegible] schönen Stücke unseres berühmten Meisters Prof. Karl Reinecke allen Musikfreunden angelegentlichst, dieselben sind ein Schatz für jede Familie, erfreuend und erbauend [illegible]

Zu beziehen durch jede Buch- u. Musikhandlung oder direkt franko vom Verleger

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig, Querstrasse 26 & 28.



Estey-Cottage-Orgeln.

Im [illegible] dieses Jahres verliess das

200,000ste Instrument

die Fabrik der [illegible] welches in der Geschichte des Instrumentenbaues einzig dasteht. In den Jahren 1849–73 wurden [illegible] 1873–88 „ [illegible] Estey-Orgel-Harmoniums angefertigt und verkauft. Diese Thatsachen überheben uns jeder weitern Anpreisung. Wer die Estey-Orgeln kennt, kauft kein anderes Fabrikat. Reiche Auswahl ist stets vorräthig. Agenturen befinden sich in allen grösseren Städten Europas. [illegible] Garantie, etwaige Reparaturen [illegible] durch [illegible] der Fabrik. Kataloge gratis.

Beste Qualität, billige Preise.

Louis Ritz & Co., Hamburg.

General-Agenten für Europa

[illegible]

Accord-Zither-Harfe

[illegible]

Nr. 51 Preis [illegible] ℳ 3.50
Nr. 54 [illegible]
Nr. [illegible]
Nr. 65 [illegible]
Nr. 66 [illegible]
Nr. [illegible]
Nr. 76 [illegible]
Nr. 77 [illegible] ℳ 14.50

[illegible]

A. Zuleger, Leipzig

(1870 gegründet 1870)

[illegible] **Symphonion** u. **Manopan** [illegible]

[illegible] gratis und franko.

A. Zuleger, Leipzig

[illegible]

Vorzügliche Lehr- und Lernbücher für junge Kaufleute sind:

Dr. F. Amthor's kaufm. Rechnen. geb. ℳ 4.50. Schlüssel ℳ 1.80 geb.

[illegible] Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz. 2. Aufl. 100 Briefmuster, Menge Formulare, Terminologien eleg. geb. ℳ 3.75.

[illegible] deutsche Handels[illegible] [illegible] geb. ℳ 2.50.

[illegible] Fremdwörterbuch. 2. Aufl. (ca. 20000 Fremdw.) geb. ℳ 3.—

Buchhaltung für Anfänger: Neumann's [illegible] geb. ℳ 3.— Leitfaden der [illegible] Buchhaltung von Aug. Schmidt. geb. ℳ 2.—

Buchhaltung für Geübtere: [illegible] Lehrbuch der [illegible] geb. ℳ 5.50.

[illegible] Buchhaltung von Fr. Klein, kart. ℳ 1.50.

Rechte u. Pflichten der Handlungsgehilfen, Prokuristen etc. ℳ 1.—

[illegible] geb. ℳ 1.

[illegible] von H. Siegfried. 2. Aufl. eleg. geb. ℳ 1.20.

[illegible] Von F. [illegible] geb. ℳ 1.

[illegible] der Kaufmännischen Blätter franko durch

G. A. Gloeckner in Leipzig.

[illegible]

Spielwerke

[illegible]

Spieldoſen

[illegible]

J. H. Heller, Bern (Schweiz).

[illegible]

— Specialität! —

Harmoniums

v. M. 120 an, [illegible] Frei[illegible]

Alfred Merhaut Leipzig

Gegenstände m. Musik,

geschmackvoll, z. billigst. Preisen [illegible]

[illegible] Hamburg.

[illegible]

Rheinische Saiten-Instrumenten-Fabrik [illegible] Kreuznach.

Specialitäten: **Violinen** [illegible] **Zithern.** [illegible]

[illegible] Preiskataloge gratis und franko.

[illegible]

Violinen.

Das Beste und Billigste der Neuzeit. [illegible] beste Meister [illegible] ℳ Bratschen, Celli und Bässe, Bogen [illegible] Guitarren [illegible] Saiten. [illegible] patentirte Stumme Violine z. Studiren [illegible]

Gebrüder Wolff,

Saiten-Instrumenten-Fabrik,

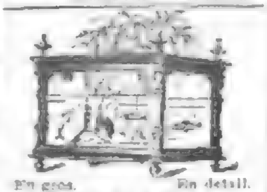
Kreuznach.

Export!

En gros!

Kanarienvögel

prachtvolle, [illegible] je nach Gesangsleistung à [illegible] per Post gegen Kasse oder Nachnahme nach allen Orten, [illegible] [illegible] bestehend seit über 30 Jahren.



En gros. En detail.

Aquarien,

[illegible]

Friedrich [illegible] a. M.

[illegible] **Nadelfabrik** [illegible]

Ernst Kratz in Frankfurt a. M.

[illegible]

Nähnadeln [illegible]

[illegible] **Schwachsehenden** und **Blinden** [illegible]

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch [illegible] Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Ebhardt.* [illegible] verb. Aufl. [illegible] Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel Vign. 41 Bog. eleg. geb. [illegible] 10 Mk.

II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. *Prospekte gratis u. franco.* [illegible] oder direkt [illegible] JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

Fritz Borſtell's Leſezirkel

[illegible]

Nicolaiſchen Buchhandlung in Berlin C. 2.

Größtes deutſches Bücher-Leih-Inſtitut [illegible]

[illegible]

Lager über 500,000 Bände.

[illegible]

[illegible] Einlage frei. — Proſpekte gratis.

Praktischer Wegweiser

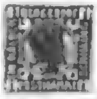
bei Auswahl klassischer und moderner Musik, sowie musikalischer Schriften

Breitkopf & Härtel's

Katalog gebundener Musikwerke

eigenen und fremden Verlages.

Gratis durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.



Neueſte illuſtrirte Briefmarken-Albums

[illegible]

Alwin Zſchieſche,

[illegible]

Raſche Orientirung

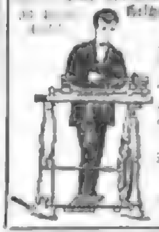
[illegible] Neue Zeitung [illegible] Stuttgart [illegible]

[illegible]

A. Trenkel in Berlin NW., [illegible]

[illegible]

— Zur Weihnachten! —



[illegible] für Knaben.

Laubſäge-Maſchinen,

[illegible] ℳ 7.50.

Drehbänke,

[illegible]

Jul. Geiger [illegible] **Stuttgart.**

[illegible] **Porträts** [illegible]

C. Hosemann [illegible] Frankfurt a. M.

In jede Haushaltung gehört, um ſich und beſonders die Kinder vor Zuhkältungen zu ſchützen, ſtets weiches, waſſerdichtes, dauerhaftes Schuhwerk zu behalten und über die Hälfte in den Ausgaben dafür zu erſparen

Voigt's feinſtes Vaſelin- und Malta-Lederfett.

Deutſches Fabrikat,

[illegible] In Doſen zu 10, 20, 25 Pf. [illegible]

[illegible]

Das ſchönſte Geſchenk [illegible] ſelbſtthätige

Zimmerfontaine

von

Louis Heinrici

Zwickau i. S.

[illegible]

Für **2** Mark

[illegible] **Damenhemd** [illegible]

Frank & Baer

[illegible]

Frankfurt

a. Main.

Bestes Putzmittel der Welt.

Ueberall vorrätig.

Wer ſich einen [illegible]

[illegible]

Filiale in Wien, [illegible]

[illegible]

Krankenfahrſtühle

[illegible]

Rich. Maune,

[illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

[illegible] neuer Auflage [illegible]

Ein halbes Jahrhundert.

[illegible]

Adolf Friedrich Graf von Schack.

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bilanz pro 30. Juni 1888.

Aktiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
A. Ständige Fonds.				
I. Areale und Flächrechte. In Salach-Süssen	[illegible]	—		
" Wildbad	[illegible]	—	[illegible]	
II. Wohngebäude. In Stuttgart	[illegible]	—		
" Salach-Süssen	[illegible]	—		
" Wildbad	[illegible]	—	319,000	—
III. Fabrikgebäude. In Stuttgart	[illegible]	—		
" Salach-Süssen	433,500	—		
" Wildbad	117,000	—		
" Plochingen	30,000	—	1,139,500	—
IV. Wasserkräfte. In Salach-Süssen	[illegible]			
" Wildbad	[illegible]	—	[illegible]	
V. Maschinen und technische Einrichtungen. In Stuttgart	342,667	73		
" Salach-Süssen	400,029	64		
" Wildbad	[illegible]	—		
" Plochingen	[illegible]	63	1,031,335	25
VI. Inventarien und Utensilien. In Stuttgart	19,066	95		
" Salach-Süssen	5,639	43		
" Wildbad	1,145	56	26,452	34
VII. Gasfabriken und Reparaturwerkstätten. In Salach-Süssen	11,000	—		
" Wildbad	4,000	—	15,000	—
VIII. Verlagskapital (Verlagsrechte). In Stuttgart	[illegible]			
Wien	[illegible]		[illegible]	—
			3,912,415	57
B. Betriebs-Fonds.				
I. Kassenbestände. In Stuttgart, Salach, Wildbad und Wien	17,032	38		
II. Wechselbestände. In Stuttgart	31,497	12		
III. Kautionseffekten. In Stuttgart	2,720	—		
IV. Bankguthaben. In Stuttgart und Frankfurt a. M.	653,233	10		
V. Debitoren. In Stuttgart, Salach, Wildbad u. Wien	220,849	87		
VI. Vorräte aller Art. In Stuttgart, [illegible] und Wien	1,150,614	31		
VII. Vorausbezahlte Assekuranzprämien	9,529	54	2,106,045	25
			[illegible]	[illegible]

Passiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
A. Fremde Fonds.				
I. Aktien-Kapital	3,000,000	—		
II. Kreditoren	105,216	79		
III. Hallbergersche Hausstiftung	20,000	—		
IV. Separatunterstützungskassen der Papierfabriken	14,250	81		
V. Allgemeiner Unterstützungs- resp. Pensions-Fonds	154,283	79		
VI. Kautionskasse Salach-Süssen	2,000	—		
VII. Unerhobene Dividenden	540	—	3,303,311	39
B. Eigene Fonds.				
I. Statutenmäßige Reserve	[illegible]	[illegible]		
II. Dividenden-Reserve	425,000	—		
III. Remunerations-Reserve	242	49		
IV. Amortisations-Fonds. auf Fabriken	[illegible]	[illegible]		
auf das Verlagskapital	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
V. Gewinn-Saldo			[illegible]	[illegible]
			[illegible]	[illegible]

Soll. Gewinn- und Verlust-Conto. Haben.

Soll	ℳ	₰	ℳ	₰
An General-Unkosten	47,[illegible]			
" Zinsen auf Passiven	245,[illegible]			
" Delcredere-Conto	[illegible]			
" Abschreibungen pro 1887/88	[illegible]		[illegible]	
" Gewinn-Saldo			[illegible]	
			[illegible]	

Haben	ℳ	₰	ℳ	₰
Per Saldo-Vortrag vom Vorjahre			21,358	[illegible]
" nachträglich eingegangene, früher abgeschriebene Posten			[illegible]	
" Brutto-Ertrag der gewerblichen Etablissements	831,127	73		
" Netto-Mietertrag der Areale und Wohnhäuser	19,264	[illegible]	851,[illegible]	
			[illegible]	

Vorstehende Bilanz mit Gewinn- und Verlust-Conto haben wir mit den Gesellschafts-Geschäftsbüchern verglichen und mit denselben in vollkommener Uebereinstimmung gefunden.

Stuttgart, den 8. Oktober 1888.

Der Aufsichtsrat.

S. Scholl, C. Hallberger, L. v. Erlanger,
Georg Doertenbach, F. Schneider, A. Moser.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Die auf ℳ 75 — per Aktie feſtgeſetzte Dividende per 1887/88 kann von jetzt ab erhoben werden
in **Stuttgart** bei den Herren **Dörtenbach & Cie.,**
in **Frankfurt a. M.** bei den Herren **Gebrüder Bethmann,**
" " " **v. Erlanger & Söhne.**

Stuttgart, den 29. Oktober 1888. **Der Vorſtand.**

20 Pf. Jede Nr. Musikalische Universal-Bibliothek! [illegible]
[illegible] Druck, stark. Papier. Verzeichnis grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, [illegible]

Versand-Geschäft. — Bijouterie-Fabrik
Max Grünbaum, Berlin W., Friedrichstrasse 104

Echte Granaten in echter Goldfassung.
Broches, Anhänger, Colliers, Armbänder, Haarnadeln etc.
Nr. 1155. Granat-Armband mit [illegible] Mk. 18.75.
[illegible] Preiskatalog gratis und franko.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.
Der junge Schachspieler.
Anleitung des edlen Spieles für die Jugend nebst Anweisung zur Erlernung des Damenspiels und anderer Brettspiele.
Von Jean Dufresne.
Mit eingedruckten Figuren.
gr. 8. 2 Mk. 25 Pfge.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Kunſtgewerbliche Anſtalt
[illegible]
altertüml. Schau- u. Prunkgefäſſe, [illegible] Schüſſeln, Platten, Teller, Nutzungsgegenſtände, Pokale, [illegible] [illegible] Kunſt, in [illegible] zu [illegible] billigen Preiſen. [illegible] gratis und franko.

Christbaum-Untersatz mit Muſik u. Mechanik,
[illegible]

In eleg. Nickelgehäuse ℳ [illegible]
" naturgetr. Felsgruppe ℳ [illegible]
" Stile, Holzpostament ℳ [illegible]
[illegible]
Versandt geg. Einsdg. od. Nachnahme.
J. C. Eckardt, Stuttgart. [illegible]

[illegible] Neuheiten in Schuss-, Hieb-, Stich-Waffen.
[illegible]
Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Stuttgarter Rundstuhlfabrik
Wilh. Heidelmann
Stuttgart

[illegible] Specialität [illegible] maschinen [illegible]
D. R.-P. Nr. 37,642, 44,062 u. 44,095.
[illegible]

AU BON MARCHÉ

Firma Aristide Boucicaut Nouveautés **Paris.**

[illegible] der beständige Grundsatz der Firma AU BON MARCHÉ.

Die Firma AU BON MARCHÉ [illegible]

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, dass unser neuer illustrirter Katalog für die Winter-Saison soeben erschienen und auf Verlangen jedermann portofrei zugesandt wird. Infolge unseres stets wachsenden [illegible] sind unsere Sortimente in allen Winter-Nouveautés reichhaltiger als je, [illegible] auch die durch uns gebotenen unbestreitbaren Vorteile sowohl in [illegible] der Preise als auf Gediegenheit der Ware. Wir versenden auf Anfrage franko [illegible] aller unserer neuesten Seiden-, [illegible] Stoffe, Spitzen, Bänder, Teppiche u. Möbelstoffe, sowie auch [illegible] Abbildungen unserer neu geschaffenen Modelle in [illegible] Costumes, Modes u. Coiffüren, [illegible], Morgenkleidern, [illegible] und Mädchen, Pelzwaren, Herrenkleidern, Weisswaren, fertiger Leibwäsche [illegible] Damen, Kinderleinen, Taschentüchern, Strumpfwaren, [illegible] Kravatten, Blumen, Federn, Herren-, Damen- und Kinderschuhen, [illegible] Au Bon Marché [illegible] Warenlager und als eine von allen Fremden [illegible] Sehenswürdigkeit. Das Haus Au Bon Marché, welches seine Lokale [illegible] erweitert, ohne kaum jemals dem stets gesteigerten Zudrange des [illegible] [illegible] Lager und Geschäfts-[illegible] sicher Sprache sind stets zur Verfügung der Fremden, welche die Lokale und Einrichtungen zu besichtigen wünschen. Alle Bestellungen von 25 Fres. aufwärts, mit Ausnahme der Möbel u. Bettgeräte u. einiger in unseren Katalogen [illegible] Artikel, werden nach ganz Deutschland u. Oesterreich-Ungarn portofrei bis zur nächsten Bahn- oder Poststation geliefert. Nur der eigentliche Eingangszoll [illegible] zu tragen. Das Haus Au Bon Marché hat für den Verkauf keine Filialen [illegible] Agenten oder sonstige Vertreter. — Vor jedem Angebot [illegible] wird ernstlich gewarnt.

Buckskins, [illegible]
[illegible] Muster franko.
Herm. [illegible] Schultz
[illegible] Cottbus

! Photographien nach der Natur!
[illegible] Adolf Sellinger, [illegible]

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke „verschlungene Hände“ trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz** u. **bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz.

Der illustrirte Katalog über „Mey's [illegible]“ verlangen an Jede[illegible]

Natur-Nachahmungen

als Zimmerſchmuck

für Vaſen, an Bildern u. Spiegeln, auf Paneelen ꝛc

Apfelzweige, Stück Mk. 1.—, 1.75, 2.50, 7.—	**Rothdorn,** Stück Mk. 1.75, 2.50, 4
Heckenroſe, Stück Mk. 1.50, 2.25, 3.50,	**Kirſche,** Stück Mk. 1.75, 2.50, 4

je nach Größe und Breite der Zweige

Genaueſte Nachahmung in Stoff-Blättern und Blüthen an Natur-Zweigen.

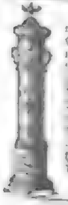
Obige Abbildung ſtellt ein **Weintrauben-Bouquet** vor, Blätter von Stoff, Trauben von Glas, Rebe natur [illegible]

Bouquet, ca. 50 cm hoch, Stück Mk. 5.50,
Eichenholzwandleiſte, 35 cm hoch, Mk. 1.50, [illegible] Mk. [illegible]
dazu Verpackung und Porto Mk. 1

Schönſter Schmuck für jedes Zimmer, Speiſeſalon etc.

Man verlange Weihnachts-Catalog gratis und franko, der eine Fülle von Geſchenken enthält.

J. C. Schmidt, Hof-Lieferant **Erfurt.**



Tragbare Oefen

zu Gasheizung [illegible]

[illegible]

[illegible] Dresden.

Uhren-Fabrik

E. Naumann,
Leipzig, Auguſtusplatz 6.

[illegible]

Illustr. Briefmarkenzeitung gratis!

[illegible]

Schweizer-Damen-Unterjacken

[illegible]

Seidene Mk. [illegible], **Wollene** Mk. [illegible], **Baumwollene** Mk. [illegible] [illegible] billiger. **Herren-Unterkleider** [illegible] Wiederverkäufern Rabatt. [illegible] gratis und franko.

Allein-Verkauf für Deutschland.

Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schlesien.

PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15

Echter

böhmischer Granatenschmuck

[illegible]
Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin

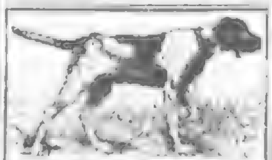
PATENTE
[illegible]
RICHARD LÜDERS,
[illegible] GÖRLITZ.

ROSENFREUNDE

[illegible]
zu den billigsten Preisen
Soupert & Notting.
[illegible]

Wilh. Pelling,
[illegible]

H. Kunss, Warmbrunn i. Schl.



Cäsar Mineo

Zahna, Provinz Sachsen.

[illegible]

ARTHUR SEYFARTH
KÖSTRITZ
[illegible]
RACE-HUNDE
[illegible]

„Diaphanien"

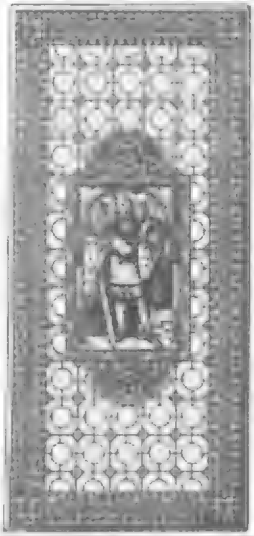
vollſtändiger Erſatz für

Glasmalerei

[illegible] die lithographiſche Kunſtanſtalt von

Grimme & Hempel, Leipzig.

Einzige Diaphanienfabrik in Deutſchland



Dieſe herrliche Fenſterdekoration [illegible] überttrifft an [illegible] und Farbenpracht die echte Glasmalerei [illegible]

Die Sachen ſind dauerhaft, unempfindlich gegen Witterungseinflüſſe.

Das Aufmachen der [illegible] Blätter geſchieht nach Anleitung, doch liefern wir auch fertige Scheiben zum Einſetzen und Vorhänge bilder.

Unſer reichhaltiger bunter Hauptkatalog ſteht gegen Einſendung von M. 2.— (auch in Briefmarken) zu Gebote, welche bei einem Auftrage von M 20.— zurückvergütet werden.

Illuſtrirt. Katalogsauszug, Muſter und Preisliſte gratis.

Erſte Häuſer als Wiederverkäufer geſucht.

Vertreter für Oeſterreich-Ungarn:
Joſ. Mangold, Wien IV. Wieden, Hauptſtraße 23

[illegible]

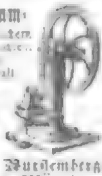
Richters Anker-Steinbaukaſten

[illegible] Dauer bildende Geſchenk [illegible] die Kinder [illegible] Jeder echte Kaſten kann ſtets durch einen Ergänzungskaſten regelmäßig vergrößert werden. [illegible] „Den Kindern liebſtes Spiel" [illegible] Richters Anker-Steinbaukaſten [illegible] Marke „Anker" an.

F. Ad. Richter & Cie., K. K. Hoflieferanten,

Rudolſtadt (Thüringen), Nürnberg, Wien, I. [illegible] Olten, Rotterdam, London E.C., [illegible] und New-York, [illegible]

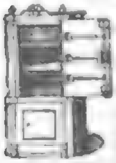
Petroleum-Motoren



[illegible]

A. v. Wurtemberger & Co., München.

Schladitz & Bernhardt, Dresden.



Stahlpanzer-Geldſchränke

[illegible]

Neu! Für Raucher!

Imhoff's Patent Patronen-

Geſundheits-Pfeife.

[illegible] „Geſundheits-Pfeife“ [illegible]

Wiederverkäufer in jedem Ort geſucht.

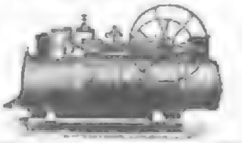
Wilh. Imhoff in Caſſel

Solide Buckskins.

[illegible] an Private. Muſter frei.

Bruno Prenzel, Cottbus.

Garrett Smith & Co., Magdeburg-Buckau,



[illegible] ſparſame Lokomobilen auf ausziehbaren Keſſeln [illegible]

Compagnie Laferme

Dresden Berlin

Petersburg Riga, Moskau

[illegible] Mongolen [illegible] Albumiſten [illegible]

[illegible] in allen Cigarren-Geſchäften Deutſchlands.

J. A. Hietel, Leipzig.

Kunſt-Stickerei und Fahnen-Manufaktur

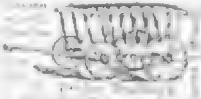
D. R.-Patent [illegible]

[illegible]

C. L. Flemming

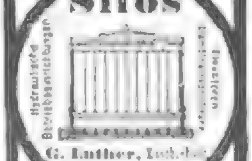
Klobenſtein b. Schwarzenberg i. S.

[illegible] kleine Leiterwagen f. Kinder [illegible]



[illegible]

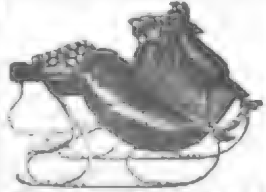
Silos



G. Luther, [illegible]

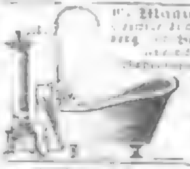
Braunſchweig.

DETAILVERKAUF in allen beſſeren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.



Pegauer Patentſchlitten.

[illegible] Simon & Sohn [illegible]



W. Mauquet, [illegible] **Heidelberg,** [illegible] **Berlin SW.** [illegible]

Glaſen-Nachtlichte, [illegible]

CHOCOLADE

Hartwig & Vogel Dresden

UND CACAO

[illegible]

Ernst Hartmann, Strumpffabrik [illegible]

Damenſtrümpfe und **Herrenſocken.**

[illegible] Preisliſten gratis und portofrei.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.

Macht die Haut weich, glatt u. weiß, ſchützt gegen Froſt, das kälteſte Wetter, kalte Winde oder hartes Waſſer, mehr effektvoll als jedes [illegible]

[illegible] von Apotheken u. Parfümerieladen. — Alleinige Fabrikanten: **M. Beetham & Son,** Pharmaceuten, Cheltenham, England. General-Depot [illegible] Hamburg [illegible] Dresden [illegible]

Niederländiſcher Chinawein.

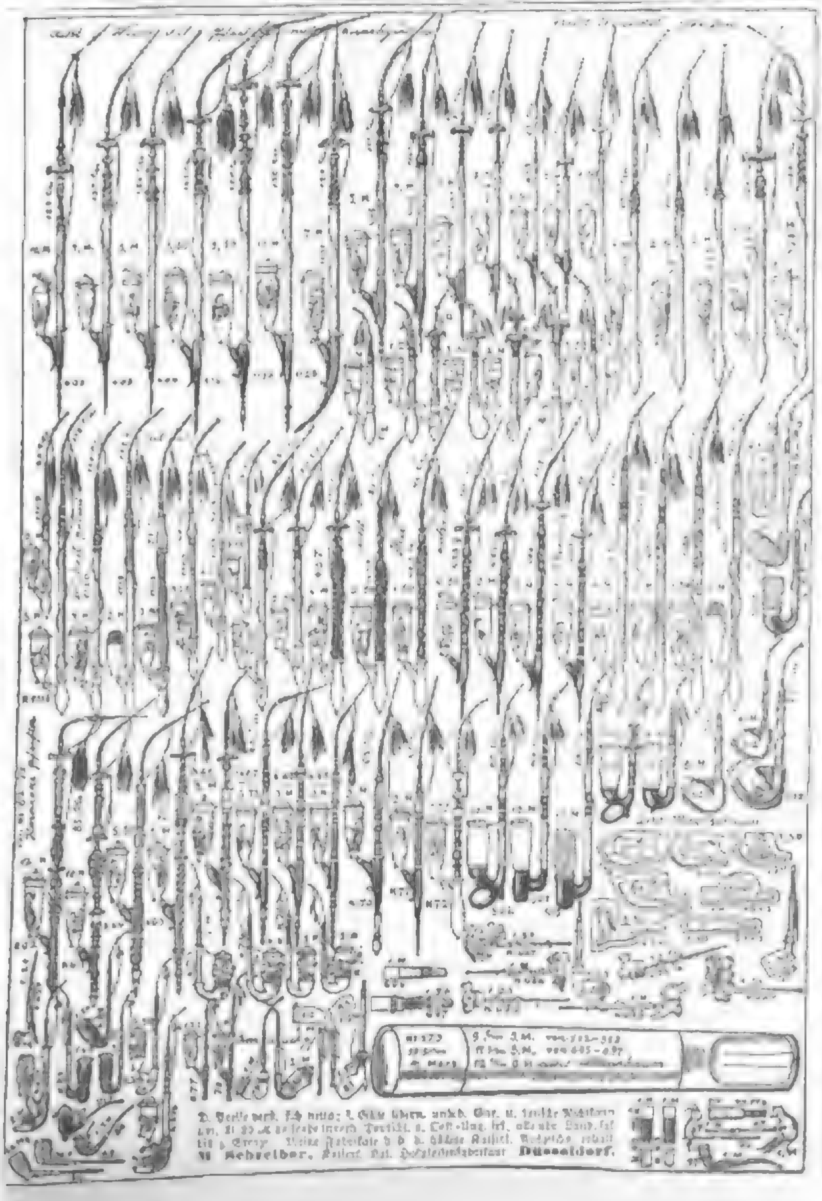
Bleichſucht, Blutmangel, Fieber und Schwächezuſtände, Appetitloſigkeit ic. [illegible] Chinawein mit und ohne Eiſen [illegible] Apoth. Kraepelien & Holm Zeiſt (Holland). [illegible] In den meiſten Apotheken zu haben.

Cognac

der Export-Cie für Deutschen Cognac Köln a. Rh.,

bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

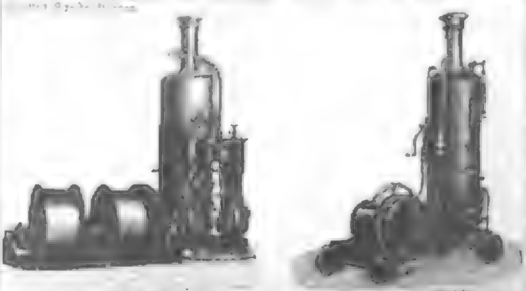
[illegible]



[illegible] **Schreiber,** [illegible] **Düſſeldorf.**

Transportable Dampfwinden und Fördermaſchinen, Dampfkrähne, Perſonen- und Laſten-Fahrſtühle

[illegible]



Menck & Hambrock, Ottenſen bei Altona.

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Bautech.
Brieflicher Unterricht.
[illegible]

Champagner
von
Aug. Grote & Co.,
Frankfurt a. M.
Gegründet 1867 — höchst prämiirt.
[illegible]

[illegible] Thee-Versand!
[illegible]

Kurbedürftige [illegible]

SECT
O. & H. [illegible]
[illegible]

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Pain-Expeller
[illegible]

Erziehungsanſtalt für Töchter.
[illegible]

Dr. med. Lahmann's Sanatorium
[illegible] bei Dresden
[illegible]

16 Medaillen & Ehrendiplome.
Cibils
FLEISCH-EXTRACTE
liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

Rheinwein.
[illegible] Weißwein.
[illegible]

Armour & Co.'s
[illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
[illegible]

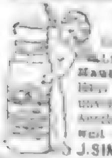
Festgeschenke.

Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine

1 Kiste 12 Flaschen [illegible] verschiedener Sorten [illegible] und süss, Flasche und Kiste [illegible] versendet zu Mark 19. —
J. F. Menzer.
[illegible]
NECKARGEMÜND
[illegible]

Sodener Mineral-Pastillen
à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

Mondamin
alleinige Fabr. Brown & Polson
k. engl. Hofl.
[illegible] Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten etc. u. zur Verdickung v. Suppen, Saucen, [illegible]



CRÈME SIMON
[illegible] in einer Nacht [illegible] aufgesprungene Haut, rothe Hände [illegible]
J. SIMON, 36, Provence, PARIS [illegible]

Apoth. Rich. Brandt's
Schweizerpillen
ſeit 10 Jahren von Profeſſoren, prakt. Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, ſicheres und unſchädliches Haus- und Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:
Prof. Dr. R. Virchow, Berlin,
[illegible]
Prof. Dr. v. Frerichs, Berlin,
[illegible]
St. Petersburg,
[illegible]
bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeſchwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus [illegible] Kopfſchmerzen, Schwindel, Beklemmung, Atemnot, Appetitloſigkeit u. [illegible]

Zum Schutze des kaufenden Publikums
[illegible] in der Apotheke erhältlich ſind, [illegible]

Sie huſten nicht mehr
Dr. Rob. Bock's Pectoral
(Hustenstiller)
Gegen:
Verſchleimung,
Huſten,
Heiſerkeit.
Bei:
Katarrhen der Luftwege,
Schnupfen etc.
Raſch
Sicher
Von keinem Hustenmittel übertroffen.
Bock's Pectoral erſetzt Bruſtthee, Salmiak-Salzpaſtillen, Malzbonbons ꝛc. ꝛc.
Man überzeuge ſich von dem Heilwert durch Leſen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugniſſe.
Für Kinder allen anderen Mitteln vorzuziehen.
Dr. Bock's Pectoral iſt in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, doch achte man genau [illegible] Etiquette wie obenſtehende Abbildung verſchloſſen iſt.
[illegible] auf jeder Schachtel angegeben.
Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) iſt vorrätig: [illegible]
Angenehm und unſchädlich

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb
Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren
werden
bereitwilligst zurückgenommen
und umgetauscht.

Abtheilung: Versilberte Waaren.

Nr. 1304. Butterdose, versilbert, mit Glaseinsatz M. 8.50.

Nr. [illegible] Senftopf, versilb., mit Glaseinsatz M. 3.50.

Nr. 1040. Bierkrug, gemalt, mit versilbertem und vergoldetem Deckel. M. 11.—.

Nr. 602. Zuckerzange. M. 3.—.

Nr. 1041. Bierglas, mit versilb. und vergold. Deckel. M. 9.75.

Nr. 1532. Schreibzeug. M. [illegible]

Nr. 412. Zuckerdose mit Glaseinsatz und vergold. Verzier. M. 17.—.

Nr. 1452. Tischglocke. M. 5.55.

Nr. 713. Fruchtkorb mit blauem Glaseinsatz. M. 15.—.

Nr. 1380. Handleuchter. M. 7.25.

Nr. 1343. Serviettenring, innen vergoldet. M. 2.75.

Nr. 1125. Salzgestell, ungefähr 15 Cm. hoch. M. 5.50.

Nr. 1106. Essiggestell, ungefähr 19 Cm. hoch, mit Senflöffel. M. 7.50.

Nr. 1341. Serviettenring. M. 1.75.

Nr. 1163. Butter- und Käseglocken-Gestell. M. 18.25.

Nr. 1400. Cigaretten-Tabaksdose. M. 4.—.

Nr. 3001. Liqueurgestell, mit vergoldeten Verzierungen, 6 bemalten Gläsern und 2 Flaschen à ½ Liter Inhalt M. 22.75.

Nr. 673. Theesieb. M. 1.50.

Nr. [illegible] Theesieb [illegible] M. 3.25.

Nr. 1437. Rauchservice. M. 29.—.

Nr. [illegible] Zuckerkorb m. rothem Glaseinsatz u. Teller. M. 12.50.

Nr. 612 Fruchtschale, ungefähr 19 Cm. hoch. M. 10.75.

Nr. 715. Korb mit vergold. Verzier. M. 12.—.

Nr. 502.
Brett (28 Cm. Durchmesser) M. 10.75.
Kaffeekanne (¾ Liter Inhalt) „ 10.75.
Theekanne (¾ Liter Inhalt) „ 10.75.
Rahmkanne (⅓ Liter Inhalt) „ 5.25.
Zuckerdose „ 5.—.
Sämmtl. 5 Gegenstände zus. M. 42.—.

Nr. 252. Bowle, ungef. 39 Cm. hoch, 5 Liter Inhalt, mit blauem [illegible] Glaseinsatz. M. 24.75.

Nr. 602 Zuckerkorb mit blauem Glaseinsatz M. 5.75.

Nr. [illegible] Punschglashalter [illegible] M. 8.25.

Unser ausführliches Preisverzeichniss über „Versilberte Waaren“, welches wir unberechnet und [illegible] Auswahl.

Nr. 643. Theekessel, ungef. 2 Liter Inhalt, 37 Cm. hoch. M. 49.75.

Nr. 241. Blau und Gold bemalt Steingut-Service mit versilberten Beschlägen.
Brett (42 Cm. Durchmesser) M. 29.75.
Kaffeekanne (1¼ Liter Inhalt) „ 11.75.
Theekanne (1 Liter Inhalt) „ 11.75.
Rahmkanne (⅓ Liter Inhalt) „ 5.25.
Zuckerdose „ 5.50.
Sämmtl. 5 Gegenstände zusammen M. 65.—

Abtheilung: Japanische Waaren.

Nr. 242. Cigarrenbecher, ungefähr 10 Cm. hoch, 7 Cm. Durchmesser. M. 1.50.

Nr. [illegible] Einsatzdose, eine Anzahl kleine Schmuckschalen enthaltend. M. 2.—.

Nr. 312. Theebüchse, grüngrundig, ungef. 16 Cm. hoch. M. 2.—.

Nr. 260. Kuchenschale, rund, ungefähr 23 Cm. im Durchmesser. M. 8.25.

Nr. 191. Taschentuchkasten ungef. 14 Cm. im Quadrat, 5½ Cm. hoch. M. 2.—.

Nr. 736. Schmuckkästchen, mit Perlmutterauflage, ungef. 20 Cm. lang, 10½ Cm. breit. M. 1.40.

Nr. 204. Flaschenteller, braun oder schwarz mit Malerei, M. —.35.

Nr. 221. Nadelschale, Porzell. M. —.15.

Nr. 343. Cigarrentasche, aus Bastfasern geflochten. M. —.40.

Nr. 250. Uhrhalter, bemalt. M. 1.25.

Nr. 237. Kuchenbecher, ungef. 8 Cm. hoch. M. —.60.

Nr. 263. Cigarren, Präsentirschale. M. —.90.

Nr. 267 u. 269. Brodkörbchen.
Nr. 267. Ungef. 32 Cm. lg., 14 Cm. br. M. 1.50.
„ 269. „ 31 „ „ 17 „ „ „ 2.—.

Nr. 365. Cabinet, ungefähr 8 Cm. lang, 12 Cm. breit, 12 Cm. hoch. M. 2.50.

Nr. 216. Muschel, in bemalter Lackfassung, ungefähr 15 Cm. lg. M. —.75.

Nr. 215. Aschenschale aus Bronze. M. —.75.

Nr. 343. Handleuchter, bunt bemalt. M. 1.10.

Nr. 335 u. 339. Compotschüsseln, bemalt
Nr. 335. Ung. 19½ Cm. lg. 15 Cm. br. M. 1.50.
„ 339. „ 25 „ „ 20 „ „ „ 2.75.

Nr. 330. Theekanne, blau bemalt. M. 1.65.

Nr. 375. Spielkartenkasten, ungefähr 12 Cm. lang, 6 Cm. breit, 8 Cm. hoch. M. 4.—.

Nr. 447 u. 451. Handschuhkasten.
Nr. 447. Ungef. 24 Cm. lg., 5 Cm. hoch. M. 1.50.
„ 451. „ 30 „ „ 5 „ „ „ 3.—.

Unser ausführliches Preisverzeichniss über Japanische Waaren enthält eine reiche Auswahl, dasselbe wird auf Wunsch unberechnet und portofrei zugesandt.

Nr. 315. Blumenvase, blau bemalt, das Paar M. —.75.

Nr. 333. Teller, bunt bemalt, ungefähr 21½ Cm. Durchmesser. M. 1.15.

Nr. 341. Cigarrenbecher, ungef. 9 Cm. hoch. M. 1.—.

Nr. 286—290. Theebrett, rechteckige Form.
Nr. 286. Ungef. 17 Cm. lg., 14 Cm. br. M. —.80.
„ 287. „ 21 „ „ 20 „ „ „ 1.50.
„ 288. „ [illegible] „ „ 21 „ „ „ 2.—.
„ 289. „ 45 „ „ 27 „ „ „ 3.50.
„ 290. „ 55 „ „ 30 „ „ „ 6.—.

Nr. 349. Theekasten, mit doppeltem Verschluss und 2 Einsätzen, ungef. 19 Cm. lang, 14 Cm. breit, 12 Cm. hoch. M. 6.—.

Nr. 365. Rauchservice, 5theilig, Durchm. des Brettes ungefähr 21 Cm. M. 6.—.

Nr. 345. Theekasten, mit doppeltem Verschluss, ungef. 12 Cm. lang, 12 Cm. breit, 15 Cm. hoch. M. 4.25.

Nr. 291—294. Theebrett, ovale Form.
Nr. 291. Ungef. 26 Cm. lg., 16 Cm. br. M. 1.—.
„ 292. „ 32 „ „ 20 „ „ „ 1.75.
„ 293. „ 38 „ „ 24 „ „ „ 2.50.
„ 294. „ 45 „ „ 27 „ „ „ 3.50.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.
Nº 8.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Jenſeits des Grabes.

Novelle von

Leo Warren.

Mit Originalzeichnungen von I. Wahle.

(Schluß.)

„Ich hatte eine Summe mitgenommen," fuhr Edmée fort, „welche für unſere einfachen Bedürfniſſe ausreichte; die größeren Beträge, welche ich für unſere Flucht, für die Sicherſtellung meiner Kammerfrau und die Beihilfe des Arztes verwendet, waren einfach als an mich gezahlt in Ausgabe geſtellt; ich war gewiß, daß nie darnach gefragt werden würde, da ich ja niemals angab, wofür ich das Geld, das ich mir zahlen ließ, bedurfte. So war auch äußerlich ein ganz neues, beſcheidenes, ärmliches Leben für mich angebrochen, das mich ebenſo glücklich machte und deſſen leicht ertragbare Entbehrungen mir faſt wie eine Sühne erſchienen für den Betrug, den wir gegen die Welt und die Kirche verübt.

„Mein Gemahl fand einen alten, verarmten und herabgekommenen Edelmann, der für eine Summe, die wir entbehren konnten, mich adoptirte und mir ſeinen Namen gab. Er ſelbſt that nun bei den Behörden Schritte, um auch ſeinen Namen wieder annehmen zu können; es fanden ſich Perſonen, welche ihn früher gekannt hatten und bezeugten, daß er in der That der als tot verſchollene Offizier des geſcheiterten Schiffes ſei. Er nahm ſeinen Namen wieder an, erklärte indes, ſeinen Dienſt nicht wieder antreten zu wollen, und ſuchte irgend eine Beſchäftigung, um ein Vermögen zu erwerben. Das alles war ohne jedes Aufſehen möglich, da ja wenig Kunde aus den Kolonien nach Frankreich drang —"

„Ich war faſt vergeſſen," fügte der Graf hinzu. „Von den Kolonialbehörden war dem Marineminiſterium der Vorgang angezeigt, die Anzeige blieb unbeantwortet, man mochte keine Veranlaſſung finden, ſich um den einmal verſchollenen, unbedeutenden Offizier weiter zu kümmern. Ich wurde mit Edmée unter dem Namen, den ſie durch die Adoption gewonnen hatte, getraut, und ſo ſchien denn die Grundlage unſeres neu begonnenen Lebens befeſtigt zu ſein."

„Aber damals — damals ſchon," fiel Edmée bewegt ein, „als unſer auf ſo furchtbar ſchmerzlichen und ſchauervollen Wegen erkämpftes Glück gekrönt werden ſollte, durchzitterten mich die erſten Schauer

Rückerinnerung. Gemälde von Heinrich Raſch.

kommenden Unheils. Als ich vor dem Altar ſtand, um das Gelübde der Treue abzulegen, während der Bund, den ich vor dem Altar desſelben Gottes geſchloſſen, nicht gelöſt war, da erfaßte mich eine entſetzliche Angſt. Die Segensworte, welche der Prieſter ſprach, klangen mir wie Fluch und Verdammnis; die Gewölbe der Kirche ſchienen ſich zu neigen, um über mir zuſammenzubrechen. Ich wollte aufſchreien in meinem Entſetzen, ich wollte die heilige Handlung unterbrechen. Halb ohnmächtig, ſprachlos ſank ich in Renés Arme. Der Prieſter mochte glauben, daß nur die freudige Bewegung mich ſo erſchütterte, er vollendete die Zeremonie, und neu geboren, unter neuem Namen gehörte ich dem Mann an, den mir die Wellen des Meeres nicht hatten entreißen können. Aber war ich auch hinübergegangen durch die Schrecken des Todes zu einem neuen Leben, — der Stachel der Erinnerung blieb in meiner Bruſt. Von jenem Augenblick an ſchwebte ein Schatten um mein Haupt, und Geiſterſtimmen ſchienen in mein Ohr zu flüſtern, daß ich nie glücklich ſein dürfe, daß der Frevel, den ich an der Kirche Gottes und an der Majeſtät des Todes ſelbſt begangen, ſeine Sühne verlangte; doch das Glück der Liebe brachte jene Stimme immer wieder zum Schweigen.

„René fand Beſchäftigung bei einigen großen Rhedern; unſere Einnahmen mehrten ſich, und die finſtere Zukunft ſchien ſich in heiteres Glück verwandeln zu wollen —“

„Und ich,“ rief Alphonſe in heftigem Ausbruch, „ich? Haſt Du keinen Augenblick gefunden, an mich zu denken?“

Erſchrocken ſah ihn Edmée an.

„Ich glaubte,“ ſagte ſie, „ich hoffte, Sie würden glücklich ſein — Sie waren frei —“

„Frei!“ lachte Alphonſe in bitterem Hohn, dann ſtützte er das Geſicht in die Hände und verſank wieder in ſein düſteres Schweigen.

„Endlich,“ berichtete Edmée weiter, „erfuhren wir, daß der Graf von Malville und ſeine beiden nächſten Erben bald hinter einander geſtorben ſeien. ‚Ein Strahl des Glücks,‘ ſagte René damals; ich dagegen empfand eine dumpfe, bange Furcht — mein Gefühl hatte nur zu recht — es war das Unglück, es war die rächende Vergeltung meines Frevels. René wollte das ſo ſtolz und herrlich winkende Glück nicht fahren laſſen; ich wagte es nicht, dieſe Entſagung von ihm zu verlangen, und ſo kamen wir hieher, um die Erbſchaft zu ordnen. Ich hielt mich verborgen in unſerem Hotel; wir waren entſchloſſen, nach Erledigung der Geſchäfte uns hier auf unſere Beſitzungen zurückzuziehen und die große Welt zu meiden, bis ſichere Vergeſſenheit über die Vergangenheit ſich breiten würde. Aber,“ fuhr ſie zitternd fort, „ein innerer, unwiderſtehlicher Drang trieb mich, die Stätte aufzuſuchen, welche die Welt für mein Grab hielt; ich wollte an dieſer Stelle den Himmel um Verzeihung für meinen Frevel anflehen, es war, als ob mich eine übermächtige Gewalt dorthin zöge, ich hoffte, im Gebet die Ruhe meiner Seele wieder zu erringen — ich ſollte das Gericht finden!

„Ich ließ mir den Weg zeigen vom Concierge des Kirchhofs, ich fand ein großes, prachtvolles Mauſoleum; tiefe Rührung ergriff mich bei dem Gedanken, daß der edle Sinn meines Freundes ſo das Andenken der Schuldigen ehrte, welche ihn um die Welt und den Himmel betrogen hatte. Meine Seele rang in heißem Gebet um Verzeihung meiner Schuld — da plötzlich öffnete ſich die Thür des Mauſoleums, Alphonſe trat heraus. Zuerſt faßte mich ſtarres Entſetzen, dann eine tödliche Furcht; ich wendete mich zu haſtiger Flucht, erreichte meinen Wagen und kam halbtot in meinem Hauſe an. Ich verſchwieg René meine Begegnung, aber die Gewiſſensangſt war ſtärker als je in mir erwacht, und obgleich ich längere Zeit nichts hörte und mich in meinen Zimmern verſchloſſen hielt, hatte ich doch immer das Gefühl, daß das Gericht unabwendbar über mir ſchwebe.

„Da endlich erfuhr ich, daß Herr von Thermigny hier geweſen — René war beſtürzt, doch glaubte er, daß nur die alte Erinnerung die Veranlaſſung dieſes Beſuches ſei. Ich wagte nicht, ihm alles mitzuteilen; wir reiſten ſchleunigſt ab, da alle Geſchäfte beendet waren. Einen Augenblick dachte ich daran, Alphonſe — Herrn von Thermigny aufzuſuchen, ihm alles zu ſagen und ſeine Verzeihung zu erflehen; dann wieder ſchauderte ich bei dem Gedanken, ihm entgegenzutreten, und hoffte, daß er uns vergeſſen oder daß es uns gelingen würde, nach den Kolonien zu entkommen, wohin René auf eine Zeit lang zurückkehren wollte.“

„O Edmée, Edmée,“ rief der Graf von Malville ſchmerzvoll, „warum haſt Du mir jene Begegnung verſchwiegen? Alles würde ſich freundlich gelöſt haben!“

„Es war das Verhängnis, mein Freund,“ ſagte ſie ſanft. „Die Entſcheidung iſt gefallen, der Herr Marquis hat die Verletzung des weltlichen und göttlichen Geſetzes, deren wir uns ſchuldig gemacht haben, zu rächen — aber,“ ſagte ſie, die Hände gegen Alphonſe erhebend, „Sie, mein Freund, der Sie mir zweimal die Hand reichten, um mein Leben zum Glück und zum Frieden zu führen, verzeihen Sie mir, daß ich Sie hintergangen, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen Kummer gemacht, denn ich weiß, es hat Sie geſchmerzt, als Sie mich leiden ſahen, und verzeihen Sie mir, wenn ich nun Ihren Namen beflecke, den Sie mir einſt in edlem Vertrauen zu führen erlaubten. — Ich hoffte, daß mein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligſten den Namen Ihrer Gemahlin rein erhalten ſollte — verzeihen Sie mir um all meiner Leiden willen. — Welche Strafe das ſo ſchwer verletzte Geſetz über mich verhängen mag, ich werde ſie ruhig ertragen, wenn ich weiß, daß Sie mir verziehen haben und daß Sie auch Gott um Verzeihung für diejenige bitten, die einſt Ihre Freundin war.“

Alphonſe richtete ſich langſam auf, ſeine ganze Geſtalt zuckte und bebte, finſterer Schmerz verzerrte die Züge ſeines totenbleichen Geſichts, ſeine flammenden Blicke ſprühten drohende Blitze.

„Verzeihen,“ rief er, „verzeihen ſoll ich, was Ihr an mir gefrevelt um eurer Leiden willen? Und habe ich nicht gelitten? Wiegt mein Leiden denn nicht ebenſoviel als das eure, die ihr glücklich geweſen ſeid trotz des feindlichen Schickſals, das euch traf? War ich nicht euer Freund — hatte ich euch meine Freundſchaft nicht bewieſen? Bedurfte es des unwürdigen Betruges, um einen Ausweg zu ſuchen aus dem Wirrſal des Verhängniſſes?“

Er trat dicht vor Edmée hin — ſeine Blicke brannten in düſterer Glut — unſäglicher Schmerz durchzuckte ſein Geſicht.

„Edmée,“ ſagte er mit einem Ton, aus dem alle Qualen ſeiner Seele hervorklangen, „an jenem Tag, als ich Dich fand in der Rotunde im Garten Deines Vaters, da ſchwebte das Wort auf meinen Lippen, das Dir das Geheimnis meines Herzens erſchließen ſollte — das Geheimnis, daß die Liebe zu Dir in mir erwachſen und erblüht war, Stunde für Stunde — Tag für Tag, wie Du vom Kinde zur Jungfrau erwachſen und erblüht warſt unter meinem ſorgenden Blick. — Es war der Wunſch Deines Vaters, mir Deine Zukunft anzuvertrauen, und ich trug die ſehnende Hoffnung in mir, daß Du dem Lehrer und Führer Deiner Kindheit die erwachende Liebe Deines jungen Herzens zuwenden könnteſt. In jenem Augenblick, Edmée, als ich das Wort ſuchte, Dir alles zu ſagen, was mich lange ſchon erfüllte, bekannteſt Du dem Freunde, daß Du den Geliebten erwarteteſt — Du bateſt den Freund um Schutz für Deine Liebe — und das Wort, das auf den ſonnenlichten Flügeln der Hoffnung ſchon meinen Lippen entſchweben wollte, ſank ſchwer und vernichtend in die Tiefen meiner Bruſt zurück.“

„O mein Gott,“ rief Edmée, ihr Geſicht in den Händen verbergend, „er hat mich geliebt — er kann nicht vergeben!“

Der Graf blickte entſetzt und verzweiflungsvoll auf Alphonſe — der Marquis d'Argenſon ſchüttelte traurig den Kopf.

„Nein,“ rief Alphonſe in heftigem Ausbruch, „nein — ich vergebe euch nicht. — Der mag vergeben, deſſen Haupt die Sonne des Glückes und der Freude überſtrahlt — mein Leben war trüb und grau — jetzt ſind auch die letzten Sterne des Glaubens und der Hoffnung von Nacht überzogen — aus der Finſternis kann kein Licht hervorgehen — nein — ich will — ich kann nicht vergeben!“

Er wendete ſich finſter ab — ſchluchzend brach Edmée zuſammen.

Da hob ſich der ſchwere Thürvorhang, und aus den dunklen Falten hervor trat ein Knabe von drei Jahren mit blonden Locken und großen Augen, in denen der lichte Glanz der von keiner Erdenſchuld noch berührten Kinderſeele ſchimmerte — eine Erſcheinung, jenen lieblichen Engelsköpfen ähnlich, welche, die Madonnen der alten Meiſter umgebend, aus dem Goldgrund ihrer Bilder hervorblicken wie aus dem Morgenrot eines reinen, heiligen Tages.

Das in lichtblaue Seide gekleidete Kind blickte zuerſt ſchüchtern auf die fremden Männer hin, dann aber eilte es zu ſeiner Mutter, ſtreckte die kleinen Arme zu ihrem gebeugten Haupt empor und rief, ihre thränenfeuchten Wangen ſtreichelnd:

„Warum weinſt Du, meine ſüße Mama? Bitte, weine nicht — ſonſt muß ich auch weinen!“

Und die ſilberreine Stimme des Knaben trübte ſich bei den letzten Worten wie vom Duft aufquellender Thränen.

„Mein René — mein armer René!“ ſchluchzte Edmée, indem ſie faſt ſcheu das Haar des Kindes küßte. „Warum muß dieſe unſchuldige Seele belaſtet werden mit dem Kummer und Leid für fremde Schuld, die ſein ganzes Leben zerſtören wird!?“

Auch die lichten Augen des Kleinen füllten ſich jetzt mit Thränen, er folgte dem Blick ſeiner Mutter, der ſich ſchmerzvoll auf Alphonſe richtete, und inſtinktmäßig ſchien das Kind zu begreifen, daß dieſer finſtere fremde Mann an dem Jammer ſeiner Mutter ſchuld ſei.

Der kleine René trat zu Alphonſe heran, faßte ſeine Hand und ſagte, halb bittend, halb drohend zu ihm aufblickend, mit ſeiner thränenſchweren Stimme:

„Du ſollſt meine arme Mutter nicht kränken — denke an den lieben Gott im Himmel, der meine Mutter lieb hat — der liebe Gott wird Dir vergelten, was Du ihr zu leide thuſt, Du böſer fremder Mann!“

Alphonſe wendete ſich um und blickte in die Augen des Kindes.

Wie die Morgenröte mehr und mehr die Nacht vom dämmernden Wolkenhimmel verſcheucht, ſo verſchwand vor dem Blick des Kindes allmählich die Starrheit von dem Geſicht des finſtern Mannes.

„Böſer Mann!“ wiederholte er leiſe mit unendlich ſchmerzvollem Ton, dann aber brach all der in ſeinem Innern zuſammengepreßte Jammer in unwiderſtehlich mächtigem Strome hervor — der ſtarke Mann beugte ſich ſchwankend und zitternd zu dem Knaben herab, ſchloß ihn in ſeine Arme und brach in lautes Schluchzen aus.

Erſchreckt, aber doch glücklich lächelnd, blickte der kleine René zu ſeiner Mutter herüber, welche in ſtillem, wortloſem Gebet die gefalteten Hände erhob.

Alphonſe nahm den Knaben bei der Hand, führte ihn zu ſeiner Mutter und ſagte:

„Und dennoch vergebe ich Dir, Edmée, um dieſes Kindes willen. O, ich fühle es wohl,“ fuhr er fort, ohne ſeine Thränen zurückzuhalten, „wenn uns der Himmel dies Kind geſchenkt hätte, Du würdeſt mich nicht verlaſſen haben. Es muß doch wohl Gottes Wille geweſen ſein, daß alles ſo kam — ſo möge denn Gott Dir vergeben und Dich ſegnen, wie ich es thue!“

Er ſtreckte ihr ſeine Hand hin — ſie drückte ihre Lippen auf dieſelbe und ſank, mit glücklichem, dankerfülltem Blick aufſchauend, in die Kniee nieder.

Das Kind ſchien erſtaunt über dieſe demütige Beugung ſeiner Mutter vor dem fremden Mann, aber es ahmte ihr Beiſpiel nach und küßte innig und ehrerbietig die Hand des Herrn von Thermigny.

*

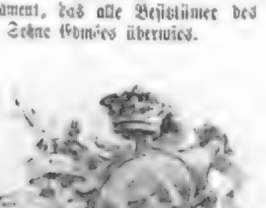
Der Marquis d'Argenton hatte ſeinen Bericht erſtattet. — der König war von heftigem Zorn erfüllt und befahl, trotz der Vorſtellungen des Miniſters, die Verhaftung des Grafen von Malville und derjenigen, die den Namen ſeiner Gemahlin führte. Zwar verbot er, den Gründen des Herrn von Argenton nachgebend, ein öffentliches Gerichtsverfahren, das die Namen zweier hochgeachteter Familien ſchwer kompromittiren müßte, aber in den Kerkern der Baſtille ſollten die Schuldigen ihren Frevel an dem göttlichen und menſchlichen Rechte büßen.

Da erbat Alphonſe von Thermigny eine Audienz, die ihm ſogleich gewährt wurde. Lange blieb er allein mit dem König, und als er denſelben endlich verließ, da ſtrahlte ſein bleiches Geſicht wie in heiliger Verklärung. Er hatte erlangt, was er erbeten. — „Wer durch das Grab gegangen", hatte er dem König geſagt, „der ſteht vor Gottes Richterſtuhl. — für das weltliche Geſetz bleibe die Auferſtandene tot — und daß Gott ihr vergebe, darum werde ich die ewige Liebe anrufen."

Da hatte Ludwig XIV. ſelbſt mit thränenden Augen ihn umarmt.

„Ich habe den edelſten Mann meines Reiches kennen gelernt," ſagte der König tief bewegt, „es ſei, wie Sie bitten. Zu jeder Zeit ſteht Ihnen meine Thür ohne Anmeldung offen; was Sie jemals von mir verlangen wollen, iſt Ihnen im voraus gewährt, und alle Schuld ruhe jenſeits des Grabes."

Der Graf von Malville blieb mit ſeiner Gemahlin auf ſeinen Gütern — ſo befahl es der König. Herr von Thermigny aber kehrte in die Welt zurück, er hatte ſeine ſtille, ruhige Heiterkeit wiedergefunden, und als er endlich ſtarb, da erhielt Edmée, die er niemals wieder geſehen, einen Brief, der nur die Worte enthielt: „Auf Wiederſehen jenſeits des Grabes, in welchem alle irdiſche Schuld und alle irdiſche Unruhe verſinkt." Dabei lag ein Teſtament, das alle Beſitztümer des Verſtorbenen dem Sohne Edmées überwies.



Literariſche Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Franzöſiſche Literatur.

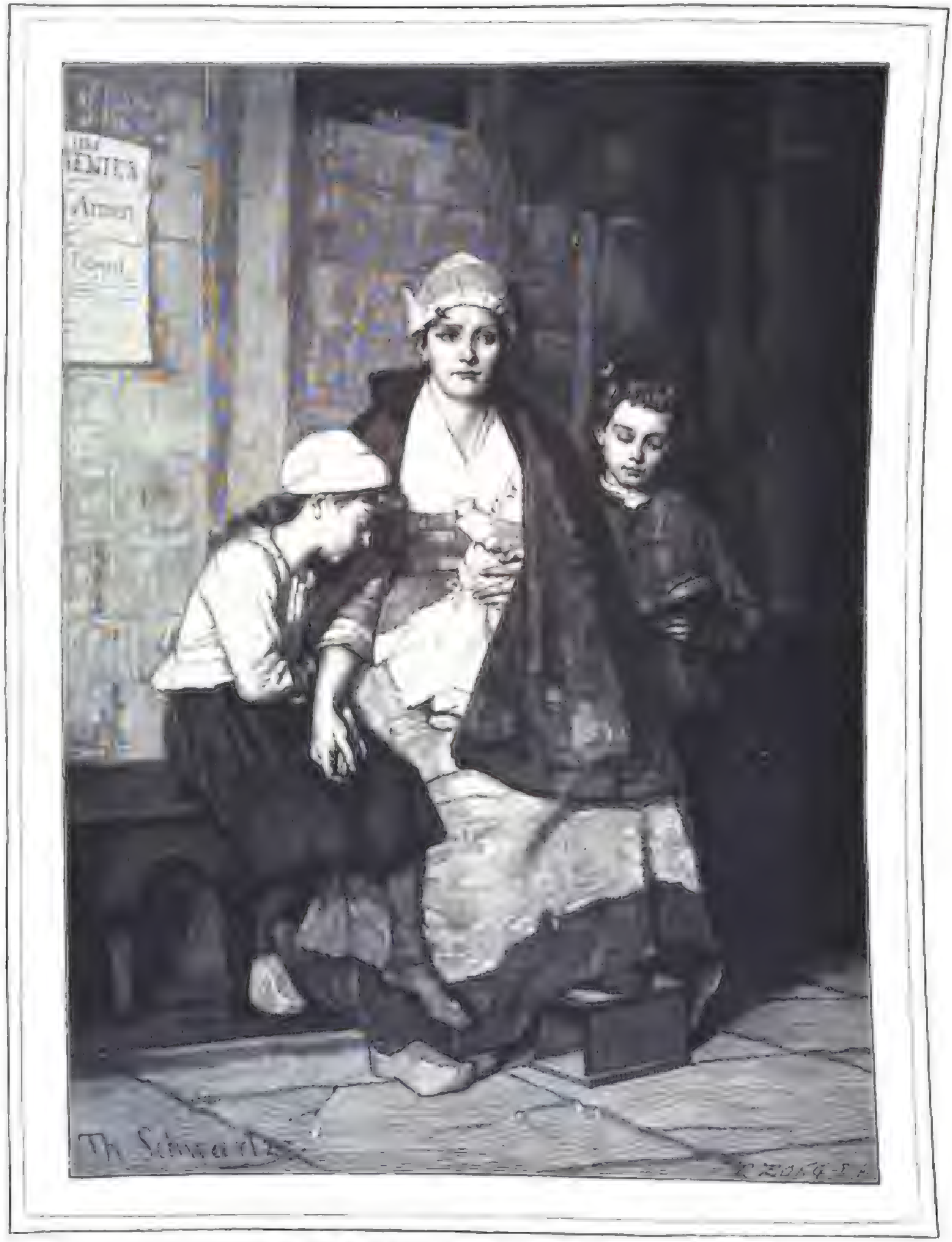
Wäre der Ruhm, der einem Buche zukommt, nach den Staubwolken zu bemeſſen, die es aufwirbelt, ſo müßte „L'Immortel" von Alphonſe Daudet ohne weiteres den unſterblichen Werken zugezählt werden. Da dieſer Maßſtab aber nur kaufmänniſche und nicht auch literariſche Geltung beſitzt, muß man „den Unſterblichen" auf ein weit geringeres Wertmaß zurückführen. Es iſt ein hochintereſſantes, geiſtſprühendes, aber — häßliches Buch, denn grimmiger Haß hat es diktirt. Wie abwechslungsſüchtig die Franzoſen auch ſind, ihre Ruhmesinſtitutionen pflegen ihnen heilig zu ſein, ja ſie ſind in dieſer Richtung konſervativ bis ins Kleinliche hinein, und nun überſchüttet einer ihrer erſten Schriftſteller ihre altehrwürdige Akademie mit geiferndem Spotte! Die Akademiker, die uns Daudet vorführt, ſind ausnahmslos entweder an Altersſchwächung laborirende Greiſe, in der Berechnung auf ihren nahen Tod gewählt, oder unfähige Menſchen, deren Schaffenskraft über ihre Berufsſchablone nicht hinausreicht, die aber in dem, ihrer Beſchränktheit entſprechenden Größenwahn, jeden, deſſen Leiſtungen die ihren überragen, verlegen und verächtlich ihrer klaſſiſchen Gemeinſchaft unwürdig erklären. In dieſe einzudringen bedarf es nicht nur jener ebenbürtigen Mittelmäßigkeit, die ein Solidaritätsintereſſe im Zuſammenhalten und Ausſchließen ſchafft, es iſt eine Ehre, die, nach Daudet, ſtets durch Erniedrigung und Heuchelei, oft auch auf andere Weiſe noch, und nicht ſelten durch die Schmach der Gattin oder Tochter des ſtimmenſammelnden Unſterblichkeitskandidaten erkauft wird. Die demoraliſirende Gewalt dieſes alles verſchlingenden, ſich zur fixen Idee ſteigernden Ehrgeizes, den palmengeſtickten Frack zu tragen, iſt mit dramatiſcher Lebendigkeit dargeſtellt, mit tödlicher Entrüſtung gegeißelt; nur die cyniſchen Uebertreibungen verzerren das Bild zur Fratze. Daudet hat ſich Talleyrands Warnung vor dem Uebereifer nicht vor Augen gehalten, die für die Kunſt mindeſtens ebenſo ſehr gilt wie für die Diplomatie. L'Immortel, der Titelträger ſelbſt, iſt einer jener Kärrner der Wiſſenſchaft, die, unfähig eines die Thatſachen unter einander in Verhältnis und Zuſammenhang ſtellenden Ueberblickes, Ameiſenfleiß daran wenden, „Material" an den Tag zu fördern und in deſſen Anhäufung die höchſte und verdienſtvollſte Aufgabe des menſchlichen Geiſtes erblicken. Er fühlt ſich ſtolz und glücklich, ein Hoheprieſter in dem orthodoxen Ruhmestempel, und hat ſich dieſe Würde — bewußt- und ahnungslos — durch alle oben angedeuteten Erniedrigungen erkauft. Den Glorienſchein ſeines Namens zu erhöhen, hat er dem eigenen Aſtier, jenen des Großvaters ſeiner Frau, Réhu, hinzugefügt, eines nahezu hundertjährigen Akademikers, der trotz ſeines Schwachſinnes noch das Ehrwürdigkeits-Paradeſtück der ehrwürdigen Körperſchaft abgibt. Ein unermüdlicher Arbeiter, fördert Aſtier-Réhu Werk um Werk zu Tage, um durch überraſchende Quellenfunde ein neues Streiflicht auf dieſe oder jene Epiſode in der Geſchichte Frankreichs zu werfen. Im Fanatismus des Archivforſchers aber iſt er in die Hände eines Betrügers gefallen, der ihm Fälſchungen verkaufte um teures Geld. Der Akademiker hat ſich und den Seinen alles nicht Notwendige abgemarktet, ſich in den Beſitz dieſer „Schätze" zu ſetzen, und ſchon ſind einige der „wertvollen Dokumente" in „wiſſenſchaftlicher Beleuchtung", durch gelehrte Kommentare erſchienen, als er des Betruges inne wird. Doch iſt Aſtier-Réhu ein ehrlicher Mann; er weiſt den Vertuſchungsvorſchlag, durch den ein Kandidat ſeine Stimme erkaufen will, von ſich und ſtellt ſich ſelbſt bloß, indem er den Fälſcher öffentlich verklagt. Tout Paris findet ſich bei der Gerichtsverhandlung ein, die das pikante Schauſpiel eines blamirten Akademikers bietet. Die frechen Witzeleien, mit welchen der Angeklagte boshaft noch ſeines Opfers ſpottet, erregen die Heiterkeit dieſes trotz aller Eleganz roh-ſenſationsſüchtigen Publikums. Verhöhnt und verlacht, eilt der geſtürzte Olympier heim, bei ſeiner Frau Teilnahme zu finden. Sie aber, die den „beſchränkten Pedanten" ſtets gering geſchätzt, kann es ihm nicht verzeihen, daß er den Namen bemakelt hat, den ihr abgöttiſch geliebter Sohn — ein moderner Streber der allerſchlimmſten Sorte — trägt. Mit brutaler Grauſamkeit raubt ſie dem Gatten die letzte Illuſion, den Glauben, daß er ſeinerzeit doch um ſeines Verdienſtes willen in die erhabene Gemeinſchaft gewählt worden ſei, indem ſie ihm höhnend ihren Anteil an jenem Wahlſieg enthüllt. Im Innerſten vernichtet, ſchleicht Aſtier-Réhu in die Einſamkeit des Nachtdunkels hinaus. Eine Weile irrt er umher, dann läßt er ſich auf einer Bank am Seineufer nieder, nach der Kuppel ſeiner geliebten Akademie zu ſtarren, die ihm immer noch die geheiligte Heimſtätte des höchſten irdiſchen Ruhmes, der vollſten irdiſchen Glückſeligkeit dünkt. Am nächſten Morgen zieht man ſeinen Leichnam aus dem Fluß. — So, knapp aus dem Buche herausgeſchält, berührt der Lebenslauf dieſes armen Immortel, trotz dem Kaſtentum — an dem die Mitglieder aller orthodoxen Körperſchaften laboriren — von dem er angekränkt, Mitgefühl erregend, wie der Lebensbruch eines jeden an einem ehrlichen Irrtum Geſcheiterten. Steht er doch trotz ſeines verſchnörkelten Größenwahns und dem Cliquengeiſte als Idealiſt neben ſeinem Sohne, der nicht durch redlichen, wenn auch ſchlecht angewendeten Fleiß, ſondern durch gemeinſte Niedertracht Carrière macht. Es liegt ein Zug von naivem Pathos in dem Manne, der ſich eigentlich nur als Mitglied des hehren Inſtitutes ſo hochhält; doch drängt ſich dieſer Zug gegen den Willen des Autors zu Tag, der den „beſchränkten Mauerkopf", erbarmungslos höhnend, bis zuletzt mit ſeiner Verachtung geißelt. Dasſelbe Uebermaß der Gehäſſigkeit gibt ſich in dem ganzen Buche kund, ſo daß ſich der Roman wie ein Pamphlet empfindet. Im Ganzen aber thut man Daudet ſicher unrecht, im Zurückführen des Zerrbildes, das er von der Akademie entwirft, auf ſeine angebliche Verbitterung darüber, ihr nicht anzugehören. Offenbar hat ihn aufrichtige Entrüſtung gegen den Fetiſchdienſt um den „Fauteuil" und ſeinen demoraliſirenden Einfluß geleitet, allein auch gerechter Haß wird, wo er uneingeſchränkt herrſcht, ungerecht und vor allem ein Dichter ſollte ſich von unedlem Fanatismus freihalten. Es iſt eine Doppelſünde: gegen die Wahrheit, die dem Lebensbilde zukommt, und gegen jene vornehme Ueberlegenheit in der Auffaſſung und Behandlung des Stoffes, die denſelben allein zu einem Kunſtwerk zu geſtalten vermag.

Trägt Daudets Roman mit ſeiner ausſchließlichen Betonung und cyniſchen Geißelungsform des übertriebenen Häßlichen ein höchſt modernes Gepräge, ſo ſtammen die nachgenannten Romane dafür aus der alten Schule, obwohl einige ihrer Verfaſſer der literariſchen Jugend Frankreichs zuzuzählen ſind. In dieſem Lande vielen Wechſels übt die Ueberlieferung dennoch eine merkwürdige Macht im Kunſtleben. Arſène Houſſaye bleibt nur einer ſeit nahezu einem halben Jahrhundert von ihm geübten Gepflogenheit treu, indem er in „Rodolphe et Cynthia" die Allmacht der Leidenſchaft feiert, die ehrliche Menſchen zu Schurken, und Hetären zu edlen Heroinen der Aufopferung umgeſtaltet. Die franzöſiſche Belletriſtik hat uns dieſen Umwandlungsprozeß zu oft ſchon vorgeführt, als daß er noch unſer beſonderes Intereſſe zu erregen vermöchte, doch verfügt Houſſaye immer noch über eine Empfindungsglut der Darſtellung, die das abgedroſchene Thema über die Schablone hinaushebt. Ein Samum echter Leidenſchaft weht durch das Buch.

Als feiner Pſycholog behandelt der treffliche André Theuriet die grande passion in ſeinem „Amour d'Automne". Der „Johannestrieb" wird in Deutſchland und Frankreich nationalcharakteriſtiſch verſchiedenartig illuſtrirt. Bei uns iſt es zumeiſt ein Gelehrter, oder ein von öffentlicher Wirkſamkeit ganz in Anſpruch genommener Mann, der in der Bethätigung idealen Strebens den normalen Herzensfrühling verſäumt hat und ſich zwiſchen Vierzig und Fünfzig züchtig, mit verſchämten Wangen den ihn überraſchenden Offenbarungen der Liebe hingibt. Jenſeits des Rheines ſind es Lebemänner, die, in der gleichen Altersperiode, nach ausgelebter Leidenſchaft ihr Herz entdecken. Philippe Desgranges iſt ein ehrlicher Vertreter dieſer Kategorie. Die Reinheit und Charakterfeſtigkeit, der helle Verſtand und das warme Herz der weltfern auf dem Lande aufgewachſenen Mariannette Dioſaz bezwingt ihn. Die Tüchtigkeit des jungen Geſchöpfes erweckt die ſeine, die durch allzu günſtige Verhältniſſe latent verblieben, und er fühlt ſich mit erneuter Lebenskraft dem Leben gegenüber ſtehen. Allein mit der Ehrfurcht vor dieſer ſchönkräftigen, makelloſen Jugend überkommt ihn das Gefühl ſeines Alters, ſeiner Unwürdigkeit, und er wagt es nicht, um die Liebe der ſeinem Schutz empfohlenen verwaiſten Tochter des toten Freundes zu werben. Philippe zieht ſich zurück. Mit dem — mindeſtens in Romanen — üblichen Erfolg. Mariannette wird ſich nun erſt bewußt, daß ihr der vom Vater ererbte Freund mehr noch als ein ſolcher geworden. Wie ihn ihre Lebensunberührtheit, bezaubert ſie ſeine Lebensüberlegenheit. Eine Kontraſt-Ergänzung, die gar häufig überreife Männlichkeit mit mädchenhafter Jugendblüte verbindet. Als Mademoiſelle Dioſaz inne wird, daß willenskräftig verhehlte Liebe Desgranges zur Unfreundlichkeit der Flucht getrieben, bietet ſie ihm die Hand. Im Uebermaß ſeines Glückes vergißt er ehrlich die Sklavenkette, zu der eine ſchöne und leidenſchaftlich herrſchſüchtige Frau das „Opfer", das ſie ihm gebracht, ſeit zehn Jahren ſchon umgewandelt hat. Madame Camille Archambault ſpürt ihn in dem ſavoyiſchen Dörfchen auf und kommt, ihr ſchmacherkauftes „Eigentum" zu reklamiren. Philippe macht die Angſt um ſein Glück feig; er wagt es nicht, ſich energiſch freimachend, peinliches Aufſehen heraufzubeſchwören und der Braut ſeine bewegte Vergangenheit zu geſtehen. Mariannette würde ihm dieſe verziehen, aber als ſie ſich, dank den Intriguen ihrer Nebenbuhlerin, von ihm belogen, getäuſcht ſieht, iſt ihr Vertrauen erſchüttert, und ſein verſpätetes Bekenntnis vermag es nicht mehr zu erneuern. Und doch! beſäße er im Augenblick des Abſchiedes Kühnheit, vielleicht könnte er ſein Glück noch zurückerobern; allein ſeine beſten Eigenſchaften eben lähmen ſeinen Mut, und die beiden im Innerſten verbundenen Menſchen gehen auseinander für immer. Ein einfaches, aber mit ebenſoviel zarter Empfindung wie pſychologiſcher Schärfe durchgeführtes Gemälde.

Jules de Glouvet gibt ſich zweifach als der alten Schule angehörig zu erkennen, in „La fille adoptive". Nicht allein, daß auch hier ausſchließlich die Liebe das Werk ſchürzt, Proſper Sidoine iſt einer jener Grundbösewichte aus Einem Guſſe, die nicht mehr gebräuchlich ſind. Die problematiſchen Naturen mit ihrem ewigen Schaukeln zwiſchen Gut und Bös haben den Sieg über die Engel und Scheuſale davongetragen, die ſich ſtets ſo erbarmungslos konſequent benahmen, und die Lebenswahrheit fährt gut dabei. Glouvet aber malt ſchwarz in Schwarz und weiß in Weiß und — gleichfalls höchſt unmodern — belohnt die Tugend und beſtraft das Laſter. Nur in Einem iſt dieſer altfränkiſch angelegte Roman modern: er berührt vom Anfang bis zum Ende unangenehm. Dieſes vornehmſte Ziel unſerer Realiſten läßt ſich ja auf gar verſchiedenartigen Wegen erreichen.

Ganz beſonders aus dem franzöſiſchen Herkommen erwachſen iſt der Konflikt in F. de Girodon-Pralons „Péché originel". Baron Pierre de Lorlay, ein Edelmann ohne



Die Waiſen. Gemälde von Th. Schwartze.

Furcht und Tadel, hat in ſeinem Herzen den Kampf zwiſchen Liebe und Sohnespflicht zu beſtehen. Seine verwitwete Mutter, ein Muſterbild aller frommen Tugenden, verweigert ſeiner Verlobung mit Berreine de Boisfréville ihre Einwilligung — nicht aus perſönlichen Gründen, denn ſie kennt die junge Dame nicht und glaubt willig alles Gute und Schöne, das der vergötterte Sohn von ihr berichtet, ſondern weil ſie die Tochter des Präſidenten der anti-religiöſen Liga und einer plumpen Kokette iſt. „Man heiratet die Tochter ſolcher Leute nicht", ſchreibt ſie an Pierre, der ihr vergeblich vorzuſtellen ſucht, dieſe Anwendung des Begriffes von der Erbſünde ſei eine Ungerechtigkeit, die eine Unſchuldige verdamme. Die tragiſche Löſung des Konfliktes durch die überedle Berreine ſelbſt herbeigeführt, beſtätigt dies. Der Graf von Boisfréville — der, wie es ſcheint, mit einiger Beziehung auf ſeinen Standesgenoſſen Henry Rochefort gezeichnet iſt — hat einſt, ein hartes, aber gerechtes Wort zu rächen, dem Vater Pierres ein Unrecht zugefügt, das durch Kränkung

In Erwartung des Schiffes. Gemälde von A. Guiliano.

deſſen frühen Tod herbeigeführt. Nun rühmt er ſich der That, ſeiner Tochter eine Liebe aus dem Herzen zu reißen, die ſein politiſches, auf ein Miniſterportefeuille gerichtetes Intriguenſpiel zu kreuzen drohte. Verveine, die weiß, daß der Geliebte geſchworen, am „Mörder ſeines Vaters“ Rache zu nehmen, führt nun den Bruch herbei, und damit Pierre ſeine Liebe überwinden möge, unter dem Anſchein der Unbeſtändigkeit. Sie ſelbſt befolgt Hamlets Rat und geht ins Kloſter. Doch bricht ihr — trotz aller Inbrunſt der Andacht — Liebesleid das Herz. Marcelin Lorlan, „die Barmherzigkeit in Perſon“, befreundet ſich mit der kranken Novize, ohne zu ahnen, wer Schweſter Philomena eigentlich iſt. In der Todesſtunde führt das Geſchick der Dulderin auch Pierre noch zu, und ſie fordert zwei Verſprechen von ihm: daß er die Braut, die ihm ſeine Mutter zuführen werde, heirate, und daß er der Rache entſage. Lorlan, der treu verblieben und nun erſt Verveines Thun begreift, erfüllt, im Innerſten getroffen, ihr Begehren und Philomena ſtirbt verklärt. Die Baronin iſt tief gerührt und ſchmerzlich erſchüttert, doch hält ſie ohne Gewiſſensbiſſe an ihrer Theorie von der Erbſünde feſt, denn „eine Ausnahme beſtätigt nur die Regel“.

Ein Jubiläum der Humanität.

Von

Dr. Ludwig Fuld.

(Nachdruck verboten.)

In dem Jubel der Feſttage von Hamburg und Leipzig iſt ein Gedächtnistag ziemlich ſpurlos vorübergegangen,*) der mit unvergänglichen Lettern in die Annalen der Humanität eingezeichnet iſt: der 25. Oktober, an dem vor 25 Jahren die erſten amtlichen Schritte zu dem Abſchluß der Genfer Konvention geſchahen, die beſtimmt iſt, die Schrecken des Krieges zu lindern und die beſſere Pflege der erkrankten und verwundeten Krieger zu ermöglichen. Der Vertrag vom Roten Kreuze, wie er auch gern genannt wird, iſt eine der edelſten Früchte der fortſchreitenden Humanität unſeres Jahrhunderts; in ihm feiert der Geiſt des Mitleids und der Liebe, der Geiſt der Charitas und der Menſchlichkeit einen Triumph, wie er ſchöner nicht gedacht werden kann, und wir brauchen die Zuſtände, welche unter ſeiner Herrſchaft beſtehen, nur mit denjenigen zu vergleichen, wie ſie noch zur Zeit der Befreiungskriege und des Krimkrieges herrſchten, um den gewaltigen Fortſchritt zu erkennen, welchen die Vermenſchlichung des Krieges gemacht hat. Einem Genfer Arzte — Dunant iſt der Name des edlen Menſchenfreundes — gebührt das Verdienſt, den Anſtoß zu dem Abſchluß des Genfer Vertrages gegeben zu haben. In ſeinem Buche: „Erinnerungen an Solferino“, ſchilderte derſelbe die Eindrücke, welche er auf dem Schlachtfelde zu Solferino und bei dem Beſuche der Militärhoſpitäler erhalten hatte, in denen die Verwundeten und Kranken der franzöſiſchen, öſterreichiſchen und italieniſchen Armee verpflegt wurden, und regte den Gedanken an, ob es nicht möglich ſei, die Krankenwagen und Krankenhäuſer unter den Schutz der Neutralitätsflagge zu ſtellen. Mit Begeiſterung nahm ſich die Gemeinnützige Geſellſchaft in Genf des Vorſchlages an, ihr Vorſitzender, Moynier, vereinte ſich mit Dunant, und beide wandten ſich mit günſtigem Erfolg an eine Reihe von Regierungen, um ſie für die gute Sache zu gewinnen, die in allen Ländern die Sympathien der weiteſten Kreiſe erregte. Vor allem war es die Regierung der Schweizer Eidgenoſſenſchaft, welche dem menſchenfreundlichen Werke ihre volle Unterſtützung angedeihen ließ, und ihr iſt es in erſter Linie zu danken, daß bereits 1863 eine Verſammlung von Bevollmächtigten vieler Staaten zuſammentrat, um die „geſamte Pflege verwundeter und kranker Krieger zu neutraliſieren“. Im folgenden Jahre, am 22. Auguſt 1864, wurde der Genfer Vertrag endgiltig abgeſchloſſen; die Staaten, die ihn ſofort unterzeichneten, waren Baden, Belgien, Dänemark, Frankreich, Heſſen-Darmſtadt, Italien, die Niederlande, Portugal, Preußen, die Schweiz, Spanien und Württemberg. Ein Jahr darauf erfolgte der Beitritt von Großbritannien, Schweden und Norwegen, Griechenland und Mecklenburg-Schwerin; 1866 traten Bayern und Sachſen bei, nach dem Kriege erſt Oeſterreich, 1867 auch Rußland und 1868 der heilige Stuhl für den Kirchenſtaat. Zuletzt in Europa, nämlich 1873, traten auch die Regierungen von Rumänien und der Türkei dem Weltvertrage bei. Bereits im Jahre 1868 wurde der Erlaß eines Nachtragsvertrags erforderlich, welcher den Hauptvertrag auch auf den Seekrieg ausdehnte und verſchiedene unklare oder zweifelhafte Beſtimmungen richtig ſtellte. Der weſentliche Inhalt dieſer beiden Verträge vom Roten Kreuz iſt folgender:

Das Perſonal der Krankenhäuſer und Krankenwagen für den Geſundheits-, Verwaltungs- und Transportdienſt ſteht unter dem Schutze der Neutralität, ſo lange es ſich dieſem ſeinen Obliegenheiten widmet; ebenſo gelten die Feldprediger als neutral. Militärſpitäler und Krankenwagen — nach dem Kunſtausdruck „Ambulanzen“ — ſind neutral und müſſen geſchützt und geachtet werden, ſo lange ſich Verwundete oder Kranke darin befinden; werden ſie militäriſch beſetzt, ſo hört die Neutralität auf. Das Perſonal der Krankenhäuſer kann auch nach einer Beſitznahme durch die feindliche Macht ſeinen Dienſt verrichten oder ſich zu dem Truppenteil zurückziehen, dem es angehört; im letzteren Fall muß es den Vorpoſten ſeiner Armee ſeitens der feindlichen Macht zugeführt werden. Das Material der Militärſpitäler wird nach dem Kriegsrecht behandelt, während den Ambulanzen das Material zu belaſſen iſt. Die den Verwundeten zu Hilfe kommenden Landesbewohner ſind frei und zu ſchonen, und der Vertrag verpflichtet die kommandierenden Generale, die Einwohner von dieſer Neutralität und dem Aufruf, der namens der Menſchlichkeit an ſie ergeht, zu benachrichtigen. Jeder in ein Haus aufgenommene und verpflegte Verwundete dient demſelben als Schutz; ein ſolches Haus ſoll mit Einquartierung und teilweiſe auch mit Kontributionen verſchont werden. Alle verwundeten und kranken Krieger, ohne Unterſchied der Nationalität, werden aufgehoben und verpflegt; diejenigen, welche nach ihrer Geneſung als dienſtuntauglich befunden werden, ſind zu entlaſſen, die anderen können unter der Bedingung entlaſſen werden, in dem Kriege nicht mehr die Waffen gegen den betreffenden Feind zu tragen; ſowohl ſie wie das ſie geleitende Perſonal genießen den Schutz unbedingter Neutralität. Zur Hervorhebung der Spitäler, Krankenwagen und entlaſſenen Verwundeten vor anderen Gebäuden, beziehungsweiſe Perſonen dient die Fahne der Genfer Konvention; ſie trägt das rote Kreuz auf weißem Felde; das neutraliſierte Perſonal trägt ein Armband, in welchem ebenfalls auf weißem Felde ein rotes Kreuz ſich befindet. — Für die Verhältniſſe des Seekrieges gelten beſondere Vorſchriften, welche die bisher dargeſtellten Grundſätze auf Schiffe und Schiffsperſonal anwenden.

Innerhalb der Zeit, während deren der Vertrag vom Roten Kreuze jetzt in Geltung iſt — annähernd eines Vierteljahrhunderts — hat ſich ſein Inhalt ſo in das Rechtsbewußtſein der Kulturmenſchheit eingelebt, daß die Verletzung der in ihm enthaltenen Beſtimmungen als eine der ſchwerſten Uebertretungen des Völkerrechtes gilt. Nicht der Geſandte iſt mit dem Charakter der Unverletzlichkeit in höherem Maße bekleidet als der Arzt oder Krankenträger, auf deſſen Arm das rote Kreuz weithin ſichtbar iſt; nicht das Hotel des Botſchafters iſt vor Angriffen und Kugeln ſicherer als das Haus, von deſſen Zinnen die weiße Fahne mit dem roten Kreuze flattert als Zeichen, daß hier aller Haß und alle Feindſchaft verſtummt und nur die werkthätige Menſchenliebe in dieſen Mauern gebietet. Wo die Flagge mit dem roten Kreuze weht, da verſtummt das Gewehr, da ſchweigt die Kanone, da ruhen Säbel und Bajonett. Die dichtgeſchloſſenen Kriegerſcharen, welche dem mörderiſchen Feuer der Mitrailleuſe todesmutig ſtand hielten, öffnen ihre Reihen willig, wenn der Wagen mit dem Symbole der Krankenpflege erſcheint, wenn die Kolonne der freiwillig das Werk der Aerzte unterſtützenden Perſonen ihre traurige Arbeit beginnt.

Es wäre eine Selbſttäuſchung, verkennen zu wollen, daß die Genfer Konvention noch vielfach Mängel und Unklarheiten aufweiſt, welche Mißverſtändniſſe und Verletzungen ihrer ſo menſchenfreundlich gedachten Beſtimmungen nahe legen. Eine durchgreifende Reviſion des Vertrages auf Grund der reichen, wenn ſchon nicht durchweg ſehr angenehmen Erfahrungen, die man bezüglich ſeiner Anwendung in dem deutſch-franzöſiſchen und ruſſiſch-türkiſchen Kriege gemacht hat, iſt unbedingt notwendig und ſollte nicht mehr lange verſchoben werden. Aber trotzdem kann die unermeßliche Bedeutung, welche die Konvention für die Verbeſſerung des Loſes der erkrankten und verwundeten Krieger hat und gehabt hat, nicht verkannt werden; ſie hat, wie Bluntſchli ſehr richtig geſagt hat, das chriſtliche Prinzip der Feindesliebe in die bindende Form des Menſchen- und Völkerrechtes überſetzt und darf unter den Früchten, welche am Baume der Humanität in unſerem Jahrhundert gereift ſind, an erſter Stelle genannt werden. Haben wir es auch noch nicht ſo weit gebracht, den ſchönen Traum von dem ewigen Frieden und der Völkerverbrüderung zu verwirklichen, ſo haben wir es doch erreicht, die Schrecken, mit welchen das Walten Bellonas verbunden iſt, zu lindern und die Leiden des Mars zu verringern, die alte, barbariſche Anſchauung, daß man im Kriege dem Feinde jedes Uebel zufügen könne und von der Beachtung aller Geſetze der Sittlichkeit und Menſchlichkeit entbunden ſei, iſt überwunden, unſere Zeit huldigt der Anſicht, welche in den von Lincoln erlaſſenen amerikaniſchen Kriegsartikeln ſo wunderſchön ausgedrückt iſt: Men who take up arms against one another in public war do not cease on this account to be moral beings, responsible to one another and to God — „Wenn die Männer die Waffen gegen einander ergreifen, ſo hören ſie gleichwohl nicht auf, ſittliche Weſen zu ſein, verantwortlich gegen einander und gegen Gott.“

* * *

Rückerinnerung.

(Hierzu das Bild Seite [illegible].)

Jetzt iſt auch der Sommer entflohen, und der Herbſt mit ſeiner Buntheit, dem fallenden Laube und ſchwer dahinziehenden Wolken verſetzt uns in jene ſeltſame Stimmung, die uns an das Sterben aller Luſt und Fröhlichkeit des Lebens erinnert, während wir noch ſozuſagen die bunteſten Blumen des Lebens in der Hand halten. Ein leiſer Schauer durchzieht unſer Herz, und in dem ſtillen Nebel der Vergangenheit beginnen all die lichten Punkte des glänzenden Sommers zu verſinken. Einer ähnlichen Gemütsbewegung ſcheint die junge Dame mit den ſchon frühzeitig entlaubten Bäumen auf unſerem Bilde hingegeben. Voll leuchtender, ſtrahlender Hoffnungen hat ſie wohl den Sommer erwartet; die heiße Sonne des Lebens ſtreifte ſie — aber der warme Glanz wollte nicht haften, nicht bei ihr weilen. Er zog vorüber in raſchem Fluge wie der Sommer — gleich wie ein luſterfüllter Tag, ſchnell iſt er vergangen — und jetzt meldet ſich ſchon der Herbſt mit ſeinen Winterahnungen ... ob der Herbſt auch nun für immer für ſie begonnen, ob mit dem ewigen Wechſel der Jahreszeiten auch ihr der Frühling und Sommer wiederkehrt, jener Sommer, der ihr Lebensglück reift und zeitigt — — ? Mit den dämmerig düſter dahinſchwebenden Wolken ziehen auch die Gedanken des jungen Weibes in unbekannte Fernen.

Die Grundſteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig.

(Hierzu das Bild Seite 176.)

Am 31. Oktober dieſes Jahres hatte die Stadt Leipzig zum erſtenmale die Ehre, Wilhelm II. als Kaiſer in ihren Mauern begrüßen zu dürfen. Dieſer Tag war zur feierlichen Grundſteinlegung des deutſchen Reichsgerichtsgebäudes beſtimmt worden. Nachdem kurz vor 12 Uhr mittags der König Albert und der Prinz Georg von Sachſen mit großem Gefolge in der alten Lindenſtadt angekommen und von den Spitzen der Zivil- und Militärbehörden empfangen worden waren, fuhr eine Viertelſtunde ſpäter auch der kaiſerliche Sonderzug im Dresdener Bahnhof ein. Nach einer überaus herzlichen Begrüßung durch Umarmung und Kuß begaben ſich die beiden Monarchen in das Königszimmer, wo Oberbürgermeiſter Dr. Georgi in einer längeren Anſprache den Kaiſer willkommen hieß, der mit huldvollſten Dankesworten darauf erwiderte. Dann verließen die Majeſtäten den Bahnhof, ſchritten die außerhalb desſelben aufgeſtellte Ehrenwache ab und beſtiegen die bereitſtehenden Hofwagen. Unter brauſenden Jubelrufen einer unabſehbaren Menſchenmenge fuhren die fürſtlichen Herrſchaften, gefolgt von den Vertretern der Stadt und geleitet von einer Abteilung des 19. Huſarenregiments und ſächſiſchen Karabiniers durch die feſtlich geſchmückte Stadt nach dem Feſtplatze. Dort hatten ſich inzwiſchen die zur Feier geladenen Perſonen verſammelt. Der Vertreter des Reichskanzlers, die ſtimmführenden Bevollmächtigten zum Bundesrat und die Vizepräſidenten des Reichstages traten neben den Grundſtein rechts vom Kaiſerzelt, — die Juſtizminiſter der Bundesſtaaten, eine Anzahl hoher Reichsbeamten, der Oberbürgermeiſter und die Baumeiſter links vom Kaiſerzelt; die Mitglieder des Reichsgerichts, die Reichsanwälte und die Rechtsanwälte beim Reichsgericht ſtellten ſich gegenüber dem Kaiſerzelte auf. Als die beiden Herrſcher in der großen Generalsuniform mit wehendem Federbuſch nahten, ertönte eine Fanfare; die Sonne durchbrach ſiegreich die grauen Regenwolken und beleuchtete ein impoſantes, farbenprächtiges Bild, welches die reichen, goldenen Uniformen der Bundesratsmitglieder, die glitzernden Generalsröcke, die in Gold und Silber geſtickten Miniſtertrachten, die bordeauxroten Reichsgerichtsgewänder, die Trachten der Univerſitätsdekane, die Corpsſtudenten in vollem Wichs den Blicken der zahlreich verſammelten Zuſchauer darboten. Ein Geſang leitete die Feier ein, worauf der Vertreter des Reichskanzlers, Staatsſekretär von Schelling, nach eingeholter Erlaubnis des Kaiſers die Urkunde verlas, welche ſodann unter den Klängen der Muſik mit anderen Schriftſtücken und einem vollſtändigen Satz aller Reichsmünzen in den Grundſtein verſenkt wurde. Nun traten die Herrſcher an den Grundſtein und der bayriſche Bundesbevollmächtigte, Graf Lerchenfeld-Köfering, überreichte mit kurzer Anſprache die Kelle dem Kaiſer, welcher den Mörtel auf den Stein warf. Nachdem von den Werkmeiſtern das Schlußſtück aufgeſetzt war, that nunmehr der Kaiſer mit dem ihm vom erſten Vizepräſidenten des Reichstages, Dr. Buhl, überreichten Hammer die drei erſten Hammerſchläge und ſprach dazu mit weithin ſchallender, markiger Stimme die Worte: „Der Ehre Gottes des Allmächtigen, dem Rechte und ſeinen allezeit getreuen Knechten!“ Dann that der König von Sachſen mit den Worten: „Gott zur Ehre, dem Reiche zum Ruhme, dem Rechte zum Schirme!“ die üblichen drei Hammerſchläge und nach ihm, während die Muſik die [illegible] der Bundesſtaaten, die Chefs der Reichsämter, der Präſident des Reichsgerichts, der Oberreichsanwalt, der Oberbürgermeiſter von Leipzig, der Geheime Juſtizrat Dorn, die Mitglieder der Baukommiſſion und die beiden Architekten des Baues. Darauf betrat der Superintendent Dr. Pank die Kanzel und hielt die Weiherede. Nachdem dieſe beendet und der Sängerchor die erſte Strophe des Chorals: „Nun danket alle Gott“ geſungen hatte, ſchritt der Wirkliche Geheimrat Präſident Dr. von Simſon vor das Königszelt und brachte den Majeſtäten den Dank des Reichsgerichts dar. Seine Ausführungen ſchloſſen mit einem begeiſterten Hoch auf beide Majeſtäten, in welches die Feſtverſammlung jubelnd einſtimmte.

---

*) Wir haben dieſes Jubiläums bereits in unſeren Notizblättern gedacht, kommen aber gern auf den nicht hoch genug zu würdigenden Gegenſtand eingehender zurück. Die Redaktion.

Der allgemeine Geſang der erſten Strophe der Hymne: „Heil dir im Siegerkranz“ ſchloß die Feier.

Darauf fuhren die Majeſtäten nach dem reichgeſchmückten neuen Gewandhaus, in deſſen Foyerraum der König von Sachſen ſeinem kaiſerlichen Gaſte und den geladenen Feſtteilnehmern ein Gabelfrühſtück gab. Daran ſchloß ſich im großen Saale ein Konzert, dem die Monarchen eine Zeit lang mit ſichtlicher Teilnahme beiwohnten. Dann verließen die Herrſcher unter brauſenden Hochrufen die Verſammlung, um ſich nach dem bayriſchen Bahnhofe zu begeben, von wo der Kaiſer nach Berlin zurückkehrte.

Die Krankenpflege in Frauenhand.

Von

Marie von Redwitz.

(Schluß.)

Sie ſehen, meine verehrten Zuhörerinnen, man braucht nicht Uebungskurſe durchgemacht zu haben, um für die gewöhnlichen Fälle ſeine Pflicht am Krankenbette vollkommen gut ausfüllen zu können. Doch ſind unter Ihnen etwelche, die ihre Kräfte bei der Pflege ſchon erprobt, fühlen dieſe ſich mit den gehörigen Eigenſchaften ausgeſtattet und verfügen ſie zudem ſelbſt über eine gute Geſundheit, ſo wird es ungemein nutzbringend ſein, dieſe Fähigkeiten für die Berufspflege zu verwerten — ſei es, um einen Broterwerb ſich dadurch zu gründen oder um in Fällen der Not in Bereitſchaft zu ſein, beſonders im Kriegsfall organiſierend und helfend eingreifen und andere unterweiſen zu können.

„Bis vor nicht langer Zeit war die Berufskrankenpflege allein in den Händen der religiöſen Geſellſchaften, der katholiſchen Klöſter, ſowie der proteſtantiſchen Diakoniſſenhäuſer. Doch deckten dieſe Anſtalten nicht ausreichend den Bedarf, und aus dieſem und noch manchen anderen Gründen entſtand das Verlangen nach weltlichen Pflegerinnen. In jüngſter Zeit hat nun der Verein des Roten Kreuzes es ſich zur Aufgabe gemacht, dem Mangel an Krankenhäuſern, ſowie an Wärterinnen in den Hoſpitälern und für die Privatpflege, abzuhelfen. So manche, die ihre Kräfte der leidenden Menſchheit widmen wollen, haben nicht zu gleicher Zeit auch den Beruf, bindende religiöſe Verhältniſſe einzugehen. Solchen iſt dann in den Anſtalten dieſer Geſellſchaft, die ſich in allen größeren Städten Deutſchlands befinden, Gelegenheit geboten, ſich fachlich auszubilden und in dem ſchönen Amt nebſt einem befriedigenden Lebensberuf auch eine Lebensverſorgung zu finden. Wie viele, die auf Erwerb ihres Unterhalts angewieſen ſind, plagen ſich in Stellungen, zu denen ſie nicht paſſen, erledigen Pflichten ſchlecht, weil ihnen die nötigen Fähigkeiten mangeln — während ſie hier einen Platz weit beſſer auszufüllen vermöchten als viele andere.

„Durch dieſe Anſtalten finden ſie bei erprobter Tüchtigkeit Verſorgung für die Gegenwart und ſelbſt für die Zukunft. Es vereint ſich alſo hier ein idealer Zweck mit dem praktiſchen. Im Gemeinſchaftsleben iſt ihnen Erſatz für Familienbeziehungen geboten; der Gehalt, der ſich mit den Dienſtjahren ſteigert, iſt derart, daß ſie, vor jeder Notlage geſchützt, ſelbſt etwas für ſpätere Tage ſparen können. Auch wird im Mutterhauſe älteren oder kränklich gewordenen Schweſtern eine Verwendung zu teil, die ſie nutzbringend beſchäftigt, ohne ihre Kräfte zu überbürden.

„Wer den Entſchluß gefaßt hat, ſich der fachlichen Pflege zu widmen, ſei es für immer, ſei es nur für eine Lehrzeit, dem muß in erſter Linie der tiefe Ernſt der Sache vor Augen ſtehen. Die Poeſie der barmherzigen Schweſternſchaft liegt allein in der nüchternen Pflichterfüllung. Der Glorienſchein, mit dem wir dieſen ſchweren Stand nicht mit Unrecht umgeben, verdient ſich nicht durch verzückte Schwärmerei, ſondern durch ſtändige Thätigkeit — nicht durch ſelbſtgefällige Betrachtungen, ſondern durch ſelbſtloſe Arbeit für andere.

„Nur an der Schwelle der Berufspflege möchte ich verſchiedene Warnungsrufe ausſprechen:

„Bleibet zurück, die ihr nicht Blut ſehen könnt und Ekel empfindet vor Wunden und widrigen Krankheitserſcheinungen — euer Platz iſt nicht hier, denn ihr könnt nichts nützen!

„Bleibet ferne alle, die Prüderie, dieſe falſche Schamhaftigkeit, an Stelle der geſunden Unbefangenheit geſetzt! Hier gilt es, der leidenden Menſchheit zu helfen, wo und wie immer es nötig ſei, darum ſind eure ängſtlich bedingten und eingeſchränkten Leiſtungen nicht zu brauchen. Auch jenen möchte ich von jedem Annäherungsverſuch abraten, die hier nur den Boden zu einer phantaſtiſchen Herzensgeſchichte ſuchen. Wer mit ſolchen Hintergedanken — und lägen ſie im tiefſten Herzenswinkel verborgen — ans Werk geht, wird ſeiner Pflicht nie ganz genügen können. Anders iſt's, wenn jemand im Leben ein großes Leid erfahren hat und ohne krankhafte Herzgeheimniſſe im gänzlichen Aufgehen für andere Selbſtvergeſſen und Ueberwindung des Kummers finden will. Aber für kokettierenden Herzensſchmerz iſt hier kein Platz. Nur Arbeit — ernſte Arbeit und Tüchtigkeit ſind vonnöten, neben denen weder unberechtigte Ziererei noch zerſtreuter Schwärmerſinn geduldet werden kann.

„Meiſt machen ſich die Damen ſehr falſche Vorſtellungen von der Krankenpflege. Das typiſche Idealbild iſt wohl ſtets ein todkranker Jüngling, dem die kühlende Eisblaſe von der Hand der Pflegerin aufgelegt wird. Er erwacht dann für einen Augenblick aus ſeinen Fieberträumen, in denen er dann die Erſcheinung des wohlthuenden Engels ſich weiterſpinnen läßt. Da iſt denn die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß ein auch nach der Geneſung bleibendes Intereſſe einen ſpäteren Heiratsantrag zur Folge hat.

„Der Fall iſt gerade nicht unmöglich, doch ganz gewiß außerordentlich ſelten.

„Welche befriedigende Poeſie wird die Wärterin aber bei anderen, viel häufigeren Fällen empfinden, wenn zum Beiſpiel ein bei einem Bau verunglückter Arbeiter gebracht wird? Schmutzig, ſchwielig, blutrünſtig liegt er da und muß nun gereinigt und gewaſchen werden. Hier muß ſie bethätigen, daß ihr ein Patient ſo lieb, wie der andere, ihre Sorgfalt muß für jeden gleich groß ſein — ihr ſind ſie ja alle nur Glieder der leidenden Menſchheit, der ſie ſich geweiht.

„In den nüchternen Sälen der Krankenhäuſer muß jede falſche Aufbauſchung der Gefühle fallen. In langen Reihen liegen die Kranken hilflos, oft ſogar mit getrübtem Bewußtſein. All dieſen Armen müſſen die Kräfte erſetzt werden, die ihnen Kopf, Arm und Fuß verſagen. Jeder hat Anſpruch auf Hilfe, und der Schwächſte am meiſten.

„Es heißt hier, die innerlich Leidenden nach Vorſchrift der Aerzte zu verſorgen und am Operationstiſch, ſowie beim Wechſeln der Verbände die gehörigen Handreichungen zu thun, ohne Ekel und Entſetzen. Es iſt eine neue Welt, in die man verſetzt iſt, eine Welt des Leides, der Schmerzen; man ſteht mitten drin im menſchlichen Weh. Von einem andern Standpunkt aus, in einem andern Licht erſcheint das Leben; wie leere Hülſen fallen die Standes- und Vermögensunterſchiede, ſogar die Bildungsgrade weg, und aller äußeren Würde entkleidet, ſteht der Hilfeſuchende dem Hilfegewährenden gegenüber. Das Verhältnis zwiſchen dem Kranken und dem Pflegenden iſt auf das einfachſte, natürlichſte zurückgeführt; was uns im geſellſchaftlichen Leben ſo ganz verloren gegangen, tritt hier wieder in Kraft — man iſt Menſch zum Menſchen.

„Wer hier eintritt, hat die Schwächen der modernen Geſellſchaft hinter ſich zu laſſen und ſich vor keiner Arbeit zu ſcheuen, denn die Schule muß von unten auf durchgemacht werden. Die Eitelkeit wird beiſeite geſchoben, und ein zweckentſprechendes, ſchmuckloſes Kleid umhüllt die Pflegende.

„Sie gibt vieles auf, indem ſie ſich der Genoſſenſchaft einverleibt, aber ſie erhält auch vieles dafür.

„Die ſeeliſche Befriedigung, die der Beruf ſelbſt gewährt, ſchafft glückliche Harmonie und Zufriedenheit; der geſicherte Erwerb hebt ſie über Nahrungsſorgen, und endlich — kann man ſich eine geachtetere Stellung denken und wünſchen als die einer Pflegerin, der jeder Wohlwollen und Rückſicht entgegenbringt? Bei jeglicher Begegnung bezeugt man ihr gerne, wie ſehr man ihren Opfermut achtet und ehrt. Der Kranke nennt ſie Schweſter und ſieht in ihr den hilfreichen Engel, und wo immer ſie ſich befinden mag, gilt ſie dem Fernerſtehenden als ihm verſchwiſtert; in jeder Notlage würden Beſchützer für ſie aufſtehen.

„Sehen wir die pflegenden Schweſtern an — ſie erfreuen ſich meiſt eines guten Ausſehens, denn bei gehöriger Einteilung iſt der Krankendienſt kein aufreibender Beruf, wo die nötigen Kräfte vorhanden waren; auf ihren Mienen liegt Ruhe, und aus den Augen ſtrahlt unbefangene Klarheit.

„Hier ſind es nicht die Jahre, nicht die Schönheit, nicht Herkunft, die erwogen werden; außerhalb der Geſetze der Geſellſchaft ſtehend, nehmen die Krankenpflegerinnen ihr gegenüber eine Ausnahmeſtellung ein. Weder Zurückſetzung, noch Verbitterung läßt uns dieſes Leben empfinden; es füllt ganz aus mit ſeinen ſtündlichen Pflichten und läßt jede Pauſe als reine Ruhe und Erholung genießen; — aber freilich das alles nur, wenn es mit der Krankenpflege ernſt genommen wird, wenn ſie wirklich Beruf iſt. Wer ſie aber nur als intereſſante Modeſache betrachtet, wer nur ‚ein bißchen‘ pflegen will, der bleibe fern. Den meiſten von Ihnen, meine Damen, möchte ich erſt raten, ſich um Hygiene zu kümmern, kleine Kinder behandeln zu lernen, wozu Sie, abgeſehen von den bereits erwähnten Krippenanſtalten, in verwandten und befreundeten Familien gewiß reiche Gelegenheit finden, und ferner zu ſehen, wie man für Kranke Speiſen zu bereiten hat. Das iſt kein minderes, kein weniger hilfreiches Wohlthun, wenn es auch geräuſchloſes iſt.

„Die Geſundheit und die Krankheit ſpielen die Hauptrolle in unſerem Leben — ſie ſind vielfach gleichbedeutend mit Glück und Unglück — ſie bauen ein glückliches Heim und zerſtören deſſen Daſein. Die erſte Aufgabe ſei alſo die Geſundheit zu erhalten — die zweite, dem Erkrankten die nötige Hilfe zu gewähren.

„Der weiblichen Hand zunächſt iſt es beſchieden, das Erlöſungswerk an der kranken Menſchheit zu vollziehen. Das Feld für die hilfeleiſtende Nächſtenliebe iſt ebenſo weit, als die kleinen und großen, die ſtill getragenen und laut bejammerten Leiden der Menſchheit verbreitet ſind. Auf Schritt und Tritt ſind ſie zu finden — auf Schritt und Tritt könnt ihr lindern und helfen. Wandelt nur mit fühlenden Herzen auf der Erde, tretet der Natur näher! Räumt ihr auch freiwillig ihre Rechte ein, da ſie ſonſt eine Krankheitserſcheinung als nachträgliche Forderung, die nicht ſo leicht beglichen iſt, ſendet.

„Pfleget euch und pfleget andere! — Ihr werdet gleich wohlthuend wirken, ob es aus Neigung des Augenblicks oder als Berufsthätigkeit geſchieht!“

Das neue Oberhaupt der nordamerikaniſchen Republik und ſein Stellvertreter.

Nach vierjähriger Herrſchaft iſt die demokratiſche Partei der Vereinigten Staaten von Nordamerika am 6. November aus dem Felde geſchlagen worden und wird am 4. März 1889 die Staatsgewalt an die Republikaner zurückgeben müſſen. Für Europa war die diesjährige Wahl von ganz beſonderer Bedeutung. Hatte ſich doch Cleveland, der bisherige Präſident, als Kandidat der Demokraten entſchieden für Ermäßigung des Zolltarifes ausgeſprochen, während Harriſon, ſein Nachfolger, die gegenwärtigen hohen Schutzzölle beizubehalten wünſcht. Die Vereinigten Staaten werden ſich alſo nach wie vor gegen die Einfuhr europäiſcher Erzeugniſſe möglichſt abſchließen.

Benjamin Harriſon, der 23. Präſident der Vereinigten Staaten ſeit der Gründung der Republik, iſt in North Bend, einige Meilen ſüdlich von Cincinnati, Ohio, am 20. Auguſt 1833 als Sohn John Scott Harriſons geboren. Sein Urgroßvater gehörte zu den Männern, welche die Unabhängigkeitserklärung unterſchrieben; ſein Großvater war der 9. Präſident der Vereinigten Staaten und ſtarb während ſeiner Amtszeit im Jahre 1841. Den erſten Unterricht genoß Harriſon in der Diſtriktsſchule ſeines Heimatortes. Als er dort alles gelernt hatte, was zu lernen war, bezog er als Knabe von fünfzehn Jahren die Miami Univerſity zu Oxford, Ohio, wo er bereits nach Ablauf von drei Jahren die Abgangsprüfung mit Ehren beſtand, um ſich ſodann in Cincinnati dem Brotſtudium der Rechtsgelehrſamkeit in dem Bureau von Bellamy Storer zu widmen. Noch nicht volljährig, wurde der junge Harriſon zur Advokatur zugelaſſen, und obgleich ohne pekuniären Rückhalt, beſaß er Mut genug, um zugleich mit Aufnahme der Gerichtspraxis in den Eheſtand zu treten. Als Benjamin Harriſon zum erſtenmale von dem Stimmrecht des amerikaniſchen Bürgers Gebrauch machen konnte, war er bereits Familienvater. In dem nämlichen Jahr verlegte der jugendliche Rechtsanwalt ſeinen Wohnſitz nach Indianopolis, und dieſer Stadt blieb er treu bis auf den heutigen Tag. Lange Zeit lebte Harriſon mit ſeiner Familie in beſcheidenen Verhältniſſen, allein er entwickelte ſo ungewöhnliche Eigenſchaften, daß er bald eine angeſehene Stellung als Advokat einnahm. Als der Bürgerkrieg ausbrach, warb er auf Veranlaſſung des Gouverneurs Morton eine Compagnie an, zog ins Feld und avancierte ſchnell zum Kapitän und Oberſt des 70. Indiana-Regiments, ohne indeſſen beſonders hervorzutreten. Erſt am 23. Januar 1865 zeichnete er ſich bei Reſaca ſo aus, daß General Hooker ihn noch an demſelben Tage zum Brigadier machte. Harriſons Aeußere war nichts weniger als kriegeriſch, und ſeine Kameraden hielten mit Witzen über die komiſche Erſcheinung des kaum dreißig Jahre alten Generals durchaus nicht hinter dem Berge. Breite Schultern, kräftige Arme, kurzer Nacken und kurze Beine, ſonſt ſchmal, faſt knabenhaft ausſehend, fiel er um ſo mehr auf, als er ſtets ein großes Pferd ritt. Auf der andern Seite erfreute er ſich aber des vollen Vertrauens ſeiner Soldaten. Was ihm an Kriegskunſt fehlte, erſetzte er durch ein ſcharfes Auge in der unter Umſtänden ſchwierigen Kunſt des Fouragierens. Nach Beendigung des Krieges, aus dem er unverſehrt heimkehrte, nahm Harriſon in Indianapolis ſofort ſeine Advokatur wieder auf. Bis 1868 war er als amtlicher Bearbeiter der Entſcheidungen des Oberſtaatsgerichts von Indiana thätig und mittlerweile ein einflußreicher Politiker geworden. Das ſollte ſich beſonders zeigen, als er 1876 nachträglich als Gouverneurskandidat aufgeſtellt wurde, nachdem Gouverneur Orth, der reguläre Kandidat der republikaniſchen Staatskonvention, ſich aus dem Wahlkampfe zurückgezogen hatte. Er unterlag freilich, blieb aber ſeitdem eines der angeſehenſten Häupter ſeiner Partei und wurde 1880 Bundesſenator. Als jedoch 1886 die Republikaner wohl den Staat erlangten, die Legislatur aber einbüßten, verlor auch er ſeinen Sitz im Senat, wo er ſich als ſcharfer Dialektiker und geſchickter Redner einen Namen gemacht hatte. Als Mitglied des Ausſchuſſes für auswärtige Angelegenheiten wirkte er beſonders bei der Anti-Chineſen-Geſetzgebung mit.

Der neue Vizepräſident Levi Parſons Morton iſt am 16. Mai 1824 in Shoreham, Vermont, geboren, wurde Lehrling, hierauf Verkäufer und Buchhalter in einer Handlung mit gemiſchten Waren auf dem Lande. Er machte raſch Carriere, wurde

„Er würde mich auch in Neapel oder Sorrent finden!"

„Dann will ich nach Saraceneſco gehen und mit dem Argante reden."

„Das würde nichts nützen!"

„Warum nicht?"

„Argante würde mich Dir doch nicht laſſen; da er nun einmal mein Verlobter geworden iſt, kann er das auch gar nicht!"

„Dann wollen wir fort, nach Deutſchland."

„Nun gut; aber nicht gleich. In einer Woche will ich mit Dir gehen."

„Warum ſo lange warten?"

„Ich werde es Dir ſagen, wenn wir unterwegs ſind."

„Wenn wir bleiben, müſſen wir uns verborgen halten; niemand darf Dich bei mir ſehen. Du darfſt das Haus nicht verlaſſen. Zum Glück iſt dieſe Gegend einſam, und ich wüßte keinen, der mich hier aufſuchen könnte. Aber die Modelle auf der ſpaniſchen Treppe ſahen Dich mit mir fortgehen, und Argante wird ſich gewiß bei ihnen nach Dir erkundigen."

„Das wird er; doch was thut das? Hier findet er mich nicht, hier findet mich niemand. Kennen Dich die Leute, die auf der ſpaniſchen Treppe ſtehen?"

„Nur von Anſehen!"

„Dann iſt's gut!"

„Warum willſt Du nicht gleich mit mir fort?"

„Du erfährſt es ſchon; auch will ich nicht vor dem Argante fortlaufen."

„Es hat Dich doch heute, als Du die Einkäufe machteſt, niemand gefragt, wo Du wohnſt?"

„Gefragt haben ſie mich, ich habe es ihnen aber nicht geſagt!"

Den Nachmittag verbrachten ſie im Garten; Nubia wand an ihrem Roſenkranz und Heinrich las vor aus dem Dante den fünften Geſang des Inferno über Franceſca da Rimini. Nicht lange dauerte es, da entſanken Nubias Händen die Blumen und ihre Augen hingen an den Lippen des Vorleſers. Die Begeiſterung ſeiner ſchönen Zuhörerin entflammte Heinrich, daß er das göttliche Gedicht ohne allzu großes Pathos, aber mit leidenſchaftlichſtem Vortrag las und durch die Herrlichkeit der Verſe von neuem hingeriſſen wurde. Bei der Schilderung von Franceſcas Schatten ſaß Nubia da, aufſeufzend, zitternd und bebend.

Als es dunkelte, verließen beide Haus und Garten, gingen, ohne jemand zu begegnen, an der verlaſſenen Villa des Papſtes Giulio vorüber durch den Arco oscuro auf das Feld hinaus, zwiſchen Lorbeerhecken, einen ſchmalen Weg, der ſie an den Brunnen der Aqua acetosa führte; dann erreichten ſie den Tiber, deſſen Lauf ſie ſtromabwärts bis zum Ponte molle verfolgten. Hier, in einer beſcheidenen, altertümlichen Herberge, darin ſie um dieſe Zeit die einzigen Gäſte waren, nahmen ſie ihr Nachtmahl ein und kehrten darauf durch die verödete Via Flaminia nach ihrem Kaſino zurück.

Später, als ſie ihm ſchweigend am Tiſch gegenüber ſaß, fragte er ſie:

„Woran denkſt Du?"

„An die arme Franceſca!"

„Nicht wahr, das iſt ſchön?"

Nubia ſeufzte, ſagte aber nichts. Nach einer Weile bat ſie ihn leiſe und ſcheu:

„Würdeſt Du mir das Gedicht noch einmal leſen?"

„Gern!"

Und ſogleich holte er das Buch und las mit ſeiner tiefen, tönenden Stimme die gewaltigen Verſe noch einmal.

> „Francesca, i tuoi martiri
> A lagrimar mi fanno tristo e pio,"

wiederholte Nubia.

Sie ſtand auf.

„Gute Nacht!"

„Gehſt Du ſchon?"

„Ich bin müde."

„Gute Nacht!"

XII.

Die Woche, welche Nubia noch in Rom hatte bleiben wollen, war bald vorüber; aber die beiden dachten gar nicht daran. Heinrich malte an ſeinem neuen Bilde.

Ein dunkler Himmel ruhte ſchwer über einer grauen Felſenöde. Nebel brauten auf. Es ſtürmte. Der Wind zerriß das Gewölk, die Sonne brach ſiegreich durch, eine Strahlenflut fiel auf Geſicht und Geſtalt eines jungen Weibes, das in der Wildnis allein war, als wäre ſie der einzige Menſch auf der Welt. Sie ſtand und blickte gerade vor ſich hin, über einen Abgrund weg, der zu ihren Füßen ſich aufthat und aus dem ſchwere Dünſte aufquollen. Der Sturm hatte ihr herrliches Haar gelöſt und das Gewand vor der Bruſt auseinander geſchoben. Sie achtete es nicht. Beide Arme hingen ſchlaff am Leibe herunter, und es war, als wären ihre Füße gefeſſelt. Sie hatte die Lippen wie zu einem Seufzer geöffnet und ihre Augen ſahen groß, ernſt und ſtill den Beſchauer an. Ueber ſie hin rieſelte der Strom Sonnengoldes, die Ausgeſtoßene und Verdammte mit Glorie übergießend.

Niemals in ſeinem Leben hatte Heinrich ähnlich geſtalten können; es war über ihn gekommen wie eine Inſpiration, wie die Offenbarung ſeines Genius. Er brauchte nach nichts zu ſuchen, es ergab ſich ihm alles von ſelbſt: Konzeption, Zeichnung, Stimmung und Farbe. Es däuchte auch ihn ein Wunder, wie es unmittelbar aus ſeiner Empfindung auf die Leinwand überging, dort ſich belebte, Geſtalt und Daſein gewann. Den ganzen großartigen Entwurf machte er, ohne ein einzigesmal unentſchloſſen zu ſein. Es war, als würde ſeine Hand von einer andern unſichtbaren Hand geführt. Keinen Strich änderte er, keinen Strich hätte er ändern können; wie es war, ſo war es gut, denn es war ſein Bild, wie er es im Kopf trug, wie er es im Geiſte ſah und nun vor ſich auf der Leinwand erblickte. Dazu kam das ſichere Bewußtſein, daß er mit dieſem Gemälde ſein Beſtes gab, in Wahrheit ein Kunſtwerk und ſein Meiſterwerk. Ihm war zu Mut, als ob er dem Staube der Erde und ſeinem eigenen Ich entrückt wäre, als ob er niemals wieder in ein alltägliches Daſein würde zurückkehren können. Er wünſchte ſich, mit dem letzten Pinſelſtrich, den er an ſeinem Bilde that, den letzten Seufzer zu thun, ſich aufzulöſen, zu ſterben! Und gar, wenn er vorher Nubia einmal geküßt haben ſollte!

Wie der Künſtler, ſo ſchien auch das Modell keine Ermüdung zu kennen. Es waren die köſtlichſten Sonnentage, wahres Frühlingswetter. Heinrich verhing ein Stück des Fenſters und öffnete die Thüre, durch welche die Sonne in das Atelier ſchien, ſo daß um Nubia alles Schimmer und Glanz war. Mit geſchloſſenen Füßen, niederhängenden Armen, die Lippen „wie zum letzten Seufzer geöffnet", blickte ſie ſtill und ruhig gerade vor ſich nach Heinrich hinüber. Selten wurde zwiſchen ihnen ein Wort gewechſelt, ſelten ruhten ſie.

„Biſt Du noch immer nicht müde?"

„Nein!"

„Du ſollteſt wirklich ruhen."

„Nein, nein!"

„Aber ich bin ermüdet." Und er legte Pinſel und Palette beiſeite.

Gewöhnlich traten ſie dann hinaus, langſam, unter tiefem Schweigen durch den verwilderten Garten wandelnd; Heinrich mit ſeinem Geiſt vollſtändig bei ſeinem Bilde, Nubias Seele verſunken in Sterbegedanken. Aber jedesmal war ſie es, die zuerſt wieder an die Arbeit mahnte.

Jeden Abend machten ſie zuſammen einen Ausgang, immer den nämlichen Weg, durch den Arco oscuro zur Aqua acetosa hinaus, am rauſchenden Tiber entlang bis Ponte molle, wo ſie in jener biedern Weinſchenke ihr beſcheidenes Mahl verzehrten. Auf dieſen nächtlichen Wegen, wo ſie ſelten einem Menſchen begegneten, erzählte Heinrich ſeiner Gefährtin von ſeinem deutſchen Vaterlande, von ſeinem elterlichen Hauſe, von ſeiner Mutter — der Vater war tot — und ſeinen beiden Schweſtern. In tiefer Verſunkenheit hörte Nubia zu, ſo daß er oft glaubte, ſie wüßte gar nicht, wovon die Rede ſei, und gekränkt ſchwieg; dann bat ſie mit leidenſchaftlichem Drängen:

„Erzähle!"

Kamen ſie von ihrem Spaziergange zurück, ſo brannte Heinrich die feierliche Kerze an, trug den Lehnſeſſel zum Tiſch, breitete den Teppich aus, während Nubia Wein, Backwerk und Früchte aufſtellte und jeden Abend eine Fülle von Roſen, Tazetten und Veilchen um die hohe Leuchte ſchüttete. Dann mußte ſie auf ihrem Thron Platz nehmen und Heinrich las aus ſeinem geliebten Dante vor. Dann hingen wieder zwei ſchöne, todtraurige Augen an ſeinen begeiſterten Zügen.

Nie ſprach er zu ihr ein Wort von ſeiner Liebe, nie verriet ihr ein Blick, wie ſehr er um ſie litt. Jeden Abend verließ ſie das Zimmer und bettete ſich nebenan in der Kammer, ohne daß er ſie ein einzigesmal zurückgerufen hätte. Heinrich hatte in dieſen Nächten Träume wie Alpdruck ſo ſchwer; aber er ſchlief doch, während ſie gar nicht auf ihrem Lager war, ſondern in einer Ecke kauerte, ihr Stöhnen dadurch erſtickend, daß ſie ſich die Flechte herabriß und darauf biß, oder ſie verbrachte einen Teil der Nacht im Freien, wo ſie durch den Garten irrte und ruhelos das Haus umſchlich.

Da ſagte Heinrich eines Abends:

„Morgen iſt die Woche um!"

Nubia fuhr heftig zuſammen, begann zu zittern, wandte ihr Geſicht von ihm ab und blieb ſtumm. Heinrich fuhr fort:

„Nun muß ich Dich ſelbſt bitten, daß wir noch eine Woche bleiben, des Bildes wegen. In dem Zuſtand, in dem es jetzt iſt, kann ich die Arbeit nicht unterbrechen. Möglich, daß noch eine Woche, daß noch zwei Wochen vergehen, bevor ich ſo weit bin, mit gutem Gewiſſen reiſen zu können. Iſt es Dir ſehr unlieb?"

Sie ſagte nichts, aber es ſchien ihr nicht unlieb zu ſein.

Heinrich meinte:

„Vielleicht irren wir uns in Argante, vielleicht ſucht er Dich gar nicht. Jedenfalls hat er Dich noch nicht gefunden."

„Vielleicht irren wir uns, vielleicht ſucht er mich gar nicht."

„Jedenfalls müſſen wir noch bleiben."

„Ja, ja!"

Alſo blieben ſie. Heinrich malte mit einer wahren Ekſtaſe, Nubia kannte keine Ermattung; dennoch wurde ſie von Tag zu Tag bleicher, der Ausdruck ihrer Züge ſtarrer, ihr Blick lebloſer. Da es indeſſen ganz die Miene war, deren Heinrich für ſein Bild bedurfte, ſo war er glückſelig darüber, voller Bewunderung für das große Aneignungstalent des ſchönen Mädchens, dem es ſo leicht ward, die Stimmung in Haltung und Geberde auszudrücken, die dem Künſtler gerade notwendig war; er merkte erſt jetzt, Nubia war es, die ihn inſpirirte, ihr dankte er ſein Bild.

Einmal bemerkte er während des Malens lächelnd:

„Weißt Du, daß ich Dich unſterblich mache?"

Sie verſtand ihn nicht; er mußte ihr erklären, was er meinte.

„Wenn Du einmal ſterben ſollteſt, ſo lebſt Du in Deinem Bilde fort, in dieſem meinem Gemälde. Verſtehſt Du mich?"

Sie verſtand ihn. Ihre Augen hefteten ſich auf das Bild, wie ein Schimmer zuckte es über ihr Geſicht, ſie lächelte, denn ſie würde leben bleiben, ſie konnte nicht ſterben — für ihn konnte ſie nicht ſterben. Dieſem für ſie ganz neuen Gedanken hing ſie fortan unabläſſig nach. Von dem ewigen Leben, welches ihr Glaube ihr verhieß, hatte ſie ſich niemals eine Vorſtellung machen können, plötzlich vernahm auch das Kind der ſabiniſchen Felſenwildnis das Evangelium, ſie würde fortleben nach dem Tode, fortleben durch die Kunſt. Von dieſem Tag an ging in ihrer Seele eine mächtige Umwandlung vor.

Ein anderesmal erzählte ihr Heinrich von einem deutſchen Freund, der ein römiſches Modell geheiratet hatte.

„Eine von dort oben her, Du weißt. Ich habe ſie geſehen, ein herrliches Weib! Mein Freund betete ſie an und auch ſie war ihm gut. Nein, auch ſie liebte ihn leidenſchaftlich. Sie heirateten ſich und waren glückſelig; wenigſtens waren ſie es eine Zeit lang."

Er ſtockte und verſtummte. Nubia fragte:

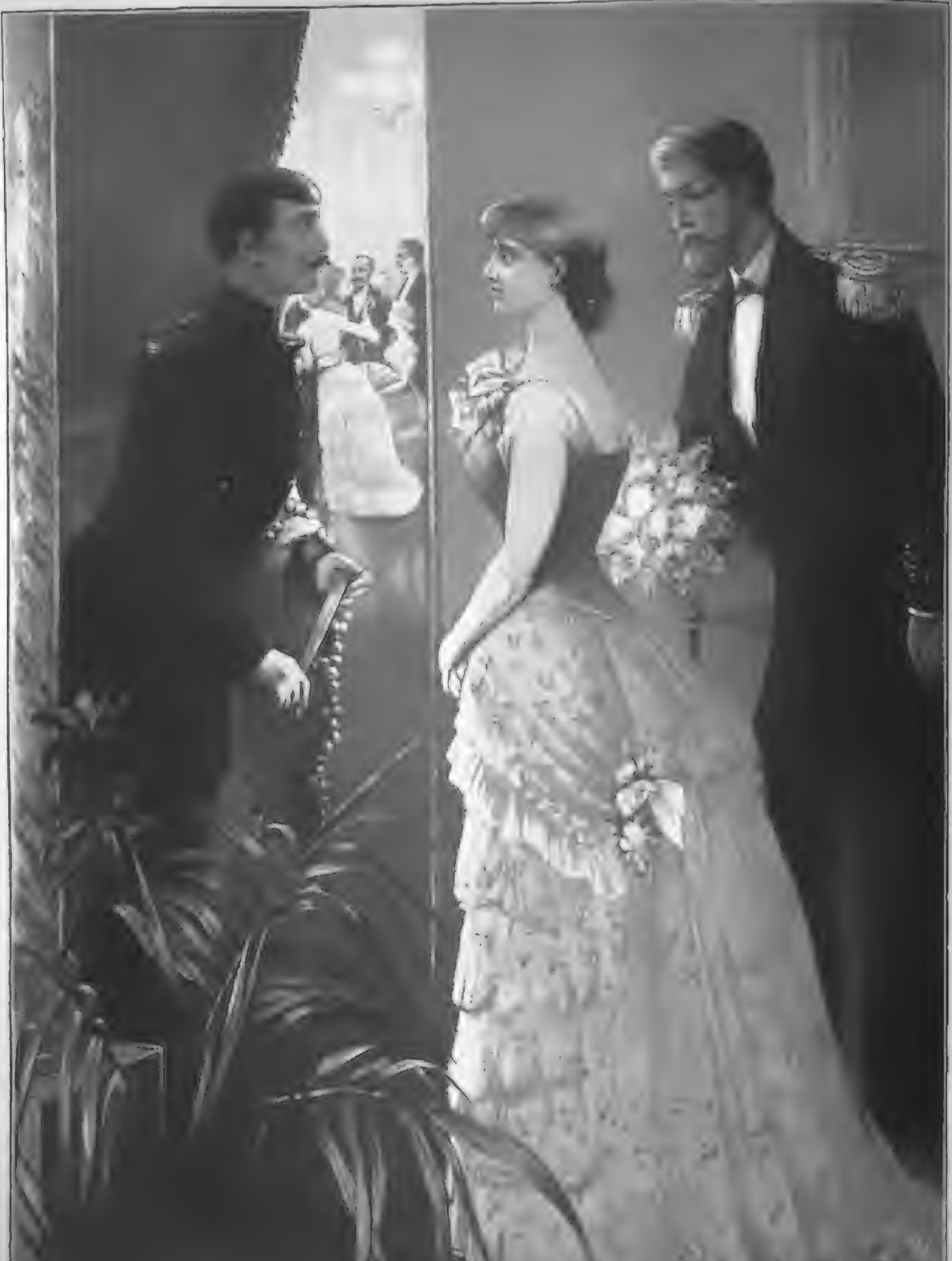
„Nur eine Zeit lang?"

Aber Heinrich wollte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand bringen und begann von ſeinem Bilde zu reden, wie glücklich es ihn machte, was er davon für ſich hoffte.

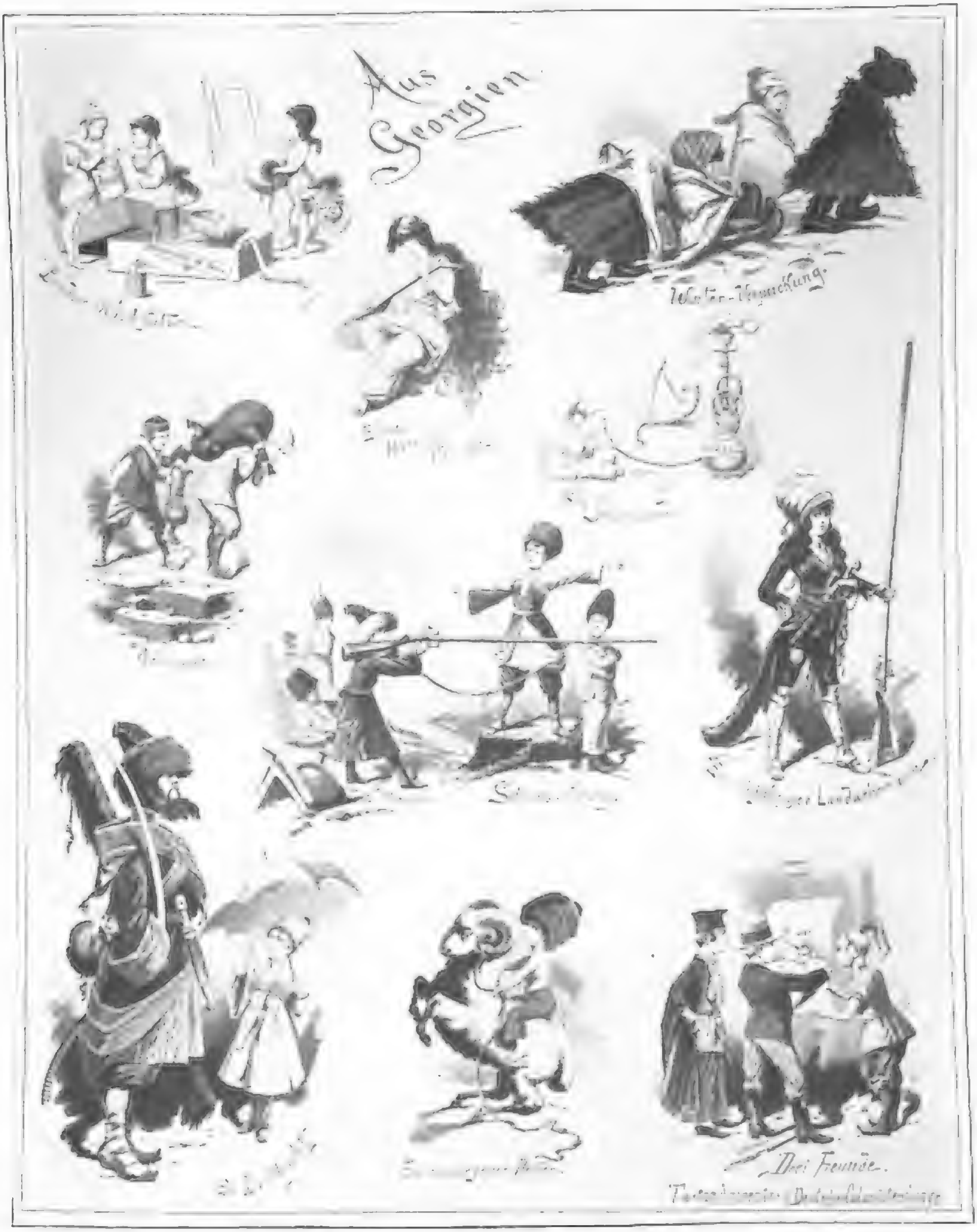
„Das Bild begründet meine Zukunft; meine Zukunft danke ich Dir!"

Sie ließ ihn ruhig zu Ende reden, blieb auch dann noch eine Weile ſtill; plötzlich ſagte ſie:

Google



Armee und Marine im Dienſte der Schönheit. Gemälde von Fanny Brate.



Kinderbilder aus Georgien.

Originalzeichnung von [illegible]

„Erzähle mir noch mehr von Deinem Freund, der ſein Modell heiratete und mit ſeiner Frau für eine kurze Zeit glücklich war. Nicht wahr, ſo ſagteſt Du doch?“ Sie fragte ſo dringlich, daß er ihr endlich die Wahrheit ſagte.

„Nun ja, nur für eine kurze Zeit. Sie paßten eben nicht zuſammen, der deutſche Künſtler und die ſchöne Sabinerin.“

„Was that die Frau?“

„Die Frau? Die that nichts! Was hätte ſie thun ſollen? War es nicht genug, daß ſie ihren Mann unglücklich machte? Ich glaube ſogar, ſie blieb ihm treu, dem armen Kerl!“

„Er dauert Dich?“

„Da er mein guter Freund war und ein ſolches Ende nahm ...“

„Was für ein Ende?“

„Er erſchoß ſich. Aber wir wollen die alten Geſchichten laſſen; was geben Sie uns an?“

Obgleich es ſie nichts anging, machte es doch beide gedankenvoll. (Schluß folgt.)

Die König Johannſtraße in Dresden.

(Hiezu das Bild Seite 177.)

Seitdem die mittelalterlichen, allen Verkehr hemmenden Feſtungsgürtel unſerer größeren Städte verſchwunden und an deren Stelle anmutige und ſchattige Promenaden getreten ſind, hat ſich anſchließend an das Stadtinnere ein Ring von Vorſtädten und Vororten gleichſam ſtrahlenförmig angeſetzt. Dieſe Erweiterung nach außen, durch welche die Aufſtellung weitgehender Bebauungspläne bewirkt worden iſt, hat aller Orten die Aufmerkſamkeit der Bauenden mehr und mehr von dem Stadtinnern abgelenkt, weshalb dasſelbe in den meiſten Fällen während der letzten zwei Jahrzehnte ſehr vernachläſſigt und in ſeiner baulichen Entwicklung weſentlich zurückgeblieben iſt.

Wie ſich nach und nach überall der Mangel ausreichend breiter Verkehrsadern vom Innern nach dem Äußern fühlbar machte, ſo war dies in hohem Maße der Fall auch in Dresden, wo der nach Oſten gelegene Stadtteil (Pirnaiſche Vorſtadt und Johannvorſtadt) nur durch ſchmale und winkelige Gäßchen zugänglich war.

Bereits 1882 wurde durch Architekt Bruno Adam das Projekt für eine vom Altmarkte nach dem Elbberge durchzubrechende Verkehrsader aufgeſtellt, welches jedoch, trotz jahrelanger Bemühungen und Anſtrengungen zu keinem endgültigen Ergebnis führte. Erſt Ende des Jahres 1884, als die Hoffnung auf Erlangung einer von ſeiten der Stadt zu gewährenden finanziellen Beihilfe die Beteiligten zu weiterem Vorgehen anſpornte, als ſich Stadtrat Dr. Rake mit unermüdlichem Eifer der für Dresden ſo wichtigen Frage hingab, Bankier Henri Palmié in Firma Günther & Rudolph mit beſonderem Geſchick die Löſung der ſchwierigen Finanzfrage in die Hand genommen und eine Anzahl mit großem Gemeinſinn erfüllter Bürger, darunter Haltenhof, Gurlitt, Kaiſer, Kommerzienrat Günther, Gutmann, lebhaft für die Angelegenheit eingetreten waren, machte das Durchbruchsprojekt der Straße, für deren Endpunkt auf Verlangen des Rates inzwiſchen der Pirnaiſche Platz angenommen worden war, weitere Fortſchritte und erlangte die Zuſtimmung des Rates und der Stadtverordneten in jener für Dresden denkwürdigen Sitzung am 26. März 1885.

Eine Aktiengeſellſchaft, die Baubank für die Reſidenzſtadt Dresden, wurde gebildet, deren Aufgabe die Durchführung der großartigen, etwa 400 Meter langen und 20 Meter breiten, Verkehrsader ſein ſollte.

Mitte Oktober 1885 begann die eigentliche Durchbrucharbeit. Es ſind ſeit dieſer Zeit 46 ältere Häuſer durch Abbruch beſeitigt, 9 große Geſchäftshäuſer fertiggeſtellt und bezogen worden, und es ſteht zu erwarten, daß bis Ende dieſes Jahres die Vollendung der bereits im Bau weit vorgeſchrittenen letzten 10 großen Geſchäftshäuſer ſowie die Herſtellung der Straßenfahrbahn erfolgt ſein wird.

Unſer Bild zeigt die Kreuzung der König Johannſtraße mit der Moritzſtraße, die vom Neumarkt ausgeht und bereits bis zum Johannisplatz durchgeführt iſt. Rechts im Vordergrunde erblickt man eine aus 3 Häuſern beſtehende, durch ſtattliche Giebel belebte Baugruppe, deren vorderes Haus im Volksmunde bereits den Namen Uferecke erhalten hat; nicht als ob hier jemals irgend ein Gewäſſer vorbeigefloſſen wäre, ſondern weil die große Geſchäftsfirma Ufer Nachfolger in dieſem Hauſe eingemietet hat. Links liegt eine aus 2 Häuſern beſtehende, an den Landhaushof angrenzende Baugruppe, deren Geſchoſſe von anderen großen Geſchäftsfirmen eingenommen ſind. Weiter im Hintergrunde rechts ſieht man den durch eine großartige Eckkuppel bekrönten, an die Ringſtraße angrenzenden Gebäudeblock, der in ſeinem Erdgeſchoß das bereits allgemein beliebte Frankenbräu enthält. Die König Johannſtraße wird zweifellos zu den verkehrsreichſten und ſchönſten Straßen der reizenden Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Sachſen zählen.

Literatur

— **Ernſt Eckſtein, deſſen liebenswürdiger Roman „Camilla“** eben jetzt die Leſer unſerer „Deutſchen Romanbibliothek“ auf das anregendſte unterhält, hat in ſeinem „Nero“ (Leipzig, Friedrich) es unternommen, zu zeigen, wie dieſer Herrſcher, eine edle, gut angelegte Natur, ein Menſch von großer Begabung und dem beſten Wollen, durch unglückliche Verhältniſſe und hauptſächlich durch die Schuld ſeiner Mutter Agrippina jenes Scheuſal geworden, als das ihn die Geſchichte kennt. Der Roman enthält eine Fülle wirkungsvoller, ſehr intereſſanter Scenen; die ſchwierige Charakterzeichnung des Helden iſt mit großer Sorgfalt ausgeführt; dennoch begreift der Leſer nicht ſo recht, wie aus dem idealen Nero der erſten zwei Bände das Ungeheuer des letzten hat werden können; freilich, wer einem Tigellinus vertraut, muß untergehen, denn dieſer Freund und Genoſſe des Kaiſers iſt der perſonifizierte Böſe des antik römiſchen [illegible]. Eine überaus liebliche Erſcheinung in dieſem an düſteren, wilden Scenen reichen Roman iſt die Freigelaſſene Akte, des Kaiſers Jugendliebe, ein Naturkind ſüdlicher Sonne; ihr gegenüber ſteht die keuſche Gemahlin Neros, Octavia, in wirkungsvollem Gegenſatz. Ueberhaupt iſt dieſes Werk von großer künſtleriſcher Reife, und die ſchrecklichen Ereigniſſe ſind maßvoll geſchildert; dennoch bleibt genug Nervenerſchütterndes in dieſem Roman, ſo die Ermordung Agrippinas und der Brand Roms; das brachte aber wohl der Stoff mit ſich.

— **Heinrich Hart hat ein Werk begonnen, wie es kühner** wohl noch nie von einem Dichter geplant worden iſt. In einem großen Epos, das 24 Erzählungen umfaſſen ſoll, will er die Entwicklung des Menſchengeſchlechts veranſchaulichen; jede Erzählung wird einen Band füllen und eine Station umſchreiben. Man ſollte glauben, ein Menſchenleben würde nicht ausreichen, einer ſolchen Aufgabe gerecht zu werden, aber ſo überraſchend wie das ganze Unternehmen, ſo überraſchend ſind auch ſeine Anfänge. Eben ſind zwei Bände des „Liedes der Menſchheit“ (Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge) in raſcher Folge erſchienen. „Tul und Nahila“ ſchildert das Leben des wilden Menſchen der indiſchen Urzeit, „Nimrod“ den Nomaden, „der in der Naivität ſeines Begehrens heiter, auf der Bahn des Hergebrachten vorangedrängt, der Maßloſigkeit verfällt“. Der Fluß der Verſe iſt ſo leicht und ungezwungen, daß die dichteriſche Form Heinrich Hart kaum mehr Schwierigkeiten machen kann als die Proſa, und nie wird ſie trivial, immer bleibt ſie geiſtvoll, erfüllt von Glut und Leben. Vermiſſen wird der litterariſche Feinſchmecker vielleicht eine gewiſſe Friſche, die überwältigende Eigenart der Erfindung und Behandlung. Aber das liegt im Stoff, der den Dichter bindet und den Staub der Studierſtube nie völlig wird abſchütteln laſſen. Wenn dieſe beiden Bände die höchſte Stufe dichteriſchen Könnens, wo die Kritik aufhört und das Unbeſtreitliche beginnt, auch nicht erreichen, ſo hat dennoch nur ein Talent erſten Ranges, ein genial beanlagter Kopf ſie erſinnen und ſchaffen können.

— **Unter den Erzeugniſſen der neueſten Lyrik verdienen** die Gedichte von Auguſt Ammann: „In ernſten und heitern Stunden“ (Heidelberg, Karl Winters Univerſitätsbuchhandlung), wegen ihres ſchlichten, ſinnigen Tons, ihres geiſtigen Gehalts und ihrer tadelloſen Form hervorgehoben zu werden. In dieſen ſangbaren Liedern treibt auch der Humor ſeine Blüten, und eine beſondere Gewandtheit zeigt der rheiniſche Dichter in der Behandlung der ſpaniſchen [illegible].

— **„Ein Entwurf Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs** Friedrich III. zum Neubau des Domes und Vollendung des königlichen Schloſſes in Berlin“ iſt mit allerhöchſter Genehmigung von J. C. Raſchdorff, der den Gedanken des zukünftigen Monarchen die architektoniſche Geſtaltung verlieh, herausgegeben worden (Berlin, Ernſt Waſmuth). Das ſchöne und großartige Projekt des frühverſtorbenen Kaiſers gelangt hier durch eine Reihe prächtiger Zeichnungen größten Formates in entſprechender Mappe und begleitenden, die erläuternden Text zu voller Ueberſichtlichkeit. Wie ſchade, daß der edle Urheber dieſer gewaltigen künſtleriſchen Gedanken ihre Ausführung nicht erleben und ins Werk ſetzen durfte!

— **Weihnachten kündigt, wie immer, ſeine Nähe durch** eine Reihe ſchön ausgeſtatteter litterariſcher Vorboten an, die ſich zu einem guten Teil auch mit der bildenden Kunſt verſchwiſtert haben. Da iſt „Edwin Bormanns Liederhort in Sang und Klang, in Bild und Wort“ im Selbſtverlag erſchienen und außer dem Bilderſchmuck von Fr. Frazer, C. Gehrts und anderen namhaften Künſtlern mit Singweiſen von alten und neuen Meiſtern verſehen. Als einen „Hausſchatz und Feſtfreund für fröhliche Menſchenherzen“ bezeichnet ſich mit Recht das ebenſo ſchön ausgeſtattete als luſtige Buch, von dem daneben auch eine kleinere, einfachere Textausgabe vorliegt. Ihm wahl- und ſtimmungsverwandt ſind die friſchen „Wandergrüße“ von Saxen-Hauſen (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer), nur daß in dieſen kräftigen Reimen ſich mehr die Heiterkeit des Herzens als die der übermütigen Laune offenbart. Als dritter im Bund meldet ſich „[illegible]!“ Dieſe Gedichte in oberbayriſcher Mundart von Robert Graf (Köthen, Otto Schulze) atmen die ganze kernige Naturluſt des altbayriſchen Berglands. Liebe alte Bekannte begegnen uns auf dem „Gang durch Wald und Flur“, der unter dem Haupttitel „Heideroſen“ bei Meißner & Buch in Leipzig erſchienen iſt. Die reizvollen farbigen Randzeichnungen, mit denen hier auserleſene Lieder von Roquette, Eichendorff, Geibel, Uhland, Bodenſtedt, Rückert, Gerok, Greif und anderen feinſinnigen Dichtern ausgeſtattet ſind, bilden eine würdige künſtleriſche Einleitung für dieſe duftige Poeſie. Seltſamerweiſe iſt Heine in dieſer Muſterleſe nicht zu Wort gekommen. Dafür iſt eine Auswahl ſeiner Werke von Guſtav Karpeles in vier Bände gefaßt worden, die ſelbſt in eins gebunden ein immer noch handliches Buch bilden und dabei doch faſt alles, was Heine in Verſen, und das beliebteſte, was er in Proſa geſchrieben hat, enthalten (Berlin, Alfred H. Fried). Auch Eichendorffs Aufzeichnungen „Aus dem Leben eines Taugenichts“ liegen in neuer und zwar ſehr hübſcher Geſtalt vor, deren zierlicher Bilderſchmuck von der Hand R. E. Keplers ſtammt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus Engelhorns allgemeiner Romanbibliothek ſind in Salonausgabe die gern geleſenen engliſchen Romane „Eine Familiengeſchichte“ von H. Conway und „Der kleine Lord“ von F. H. Burnett in autoriſierten Ueberſetzungen erſchienen (Stuttgart, J. Engelhorn). Ein Buch aber, das auf ſchön umrahmten weißen Blättern die Aufzeichnungen verſtändiger Federn erſt in ſich aufnehmen ſoll, erſcheint unter dem Titel „Unſere Gäſte, ein Gedenkbuch fürs Haus“ mit einem begleitenden Wort von Dr. Emil Frommel und Zeichnungen von Eliſabeth Reich, geb. Siewerking ([illegible], E. [illegible]). In etwas beſcheidenerem Umfang dient demſelben Zweck „Unſer Fremdenbuch, Blätter der Erinnerung an unſere Gäſte“ (Hanau, G. M. Alberti). Beide Bücher werden in ihren ſchönen, geſchmackvollen Faſſungen vielfach Freude machen. Obgleich es ein Friedensfeſt in des Wortes ſchönſter Bedeutung iſt, das wir vorbereiten, wird bei demſelben doch auch „Der Krieg von 1870/71, dargeſtellt von Mitkämpfern“ (Nördlingen, C. H. Beck) eine Stelle finden. Hat er doch zu einem Frieden geführt, der für uns ebenſo erſprießlich als glorreich war. Den erſten Band, „Weißenburg, Wörth und Spichern“, hat Hauptmann Tanera, den zweiten, „Um und in Metz 1870“, Dr. J. Steinbeck behandelt. Beide ſchildern, was ſie miterlebt, mit Klarheit, Treue, ſchöner Begeiſterung und geſchmackvollem Maß. Aus der waffenklirrenden Wahrheit in das ſagenumwobene Land der Träume geleitet uns Willibald Beyſchlag durch ſeinen „Godofred, ein Märchen fürs deutſche Haus“ (Halle a. S., Eugen Strien). Märchengebilde ſind die Schwärmerei der Kinder, und ſo ſind wir mit Godofred bereits bei den Kindern angelangt, die ſich für den Weihnachtstiſch unſerer Kleinen eignen. Eine der lieblichſten Gaben dieſer Art bilden die „Sterne der Heimat, Bild und Reim aus des Kindes Daheim“ (Leipzig, Meißner & Buch). Frida Schanz ſingt hier ebenſo herzinnig aus der Seele der Kinder heraus wie A. H. Plinke dieſe kindliche Vorſtellungswelt in maleriſche Geſtaltung zu faſſen wußte. Als eine Mädchengeſchichte fürs Backfiſchalter kündigt ſich „Die Familie Schroller oder Haus und Welt“ von Marie Silling (Berlin, Herm. J. Meidinger) an, die Marie Schaefer mit 60 niedlichen Zeichnungen ausgeſtattet hat. Anziehend und zugleich auf Veredlung des Gemüts hinwirkend, erfüllt dieſe Erzählung ihre Abſicht auf glückliche Weiſe. In elfter Auflage ſtellt das illuſtrierte Bilderbuch „Der kleine Nußknacker“ (Bremen, M. Heinſius) ſich ein, deſſen erſte Sammlung für gute Kinder von Ernſt Lauſch herausgegeben und von C. Gehrts reich illuſtriert iſt. „Des ſächſiſchen Knaben Wunderhorn“, Gedichte in ſächſiſcher Mundart von Milado enthaltend (München, Braun & Schneider), gehört zu den luſtigen Gaben — doch nicht für alte Knaben.

— **Einheitlich zuſammenfaſſende Behandlung von Länder-** und Völkerkunde in voller Anſchaulichkeit, das iſt der leitende Gedanke des ſchönen, nunmehr nahezu vollendeten Lieferungswerkes: „Die Erde in Karten und Bildern“ (Wien, A. Hartleben). Ein auf 60 Karten berechneter Handatlas vereinigt ſich hier mit einem durch 800 Abbildungen belebten Text über die obengenannten Wiſſensgebiete. In der Reihe künftiger Weihnachtsgaben für ſtrebſame, wiſſensdurſtige Menſchenkinder, iſt dieſes vielſeitige Werk zu einer bemerkenswerten Rolle berufen.

— **Mit den Formen der Renaiſſance iſt in unſere Häuſer** auch der gute alte Brauch wieder eingezogen, die Dinge, die täglich uns vor Augen ſind und durch unſere Hände gehen, mit paſſenden Sinnſprüchen zu verſehen. Da wendet ſich denn zu Nutz und Frommen aller, die dieſem ſchönen Brauch zu huldigen willens ſind, der „Spruchſchrein“ von Rob. Falk (Berlin, Wilh. Hertz). Fürs Haus, für verſchiedene Räume und Hausſtücke im Hauſe, für Gläſer, Pokale, Krüge, Schüſſeln, Teller und andere Gegenſtände findet ſich da eine reiche Auswahl bedeutungsvoller Inſchriften, teils in kurzen Verſen, teils wohl auch in einem einzigen treffenden deutſchen oder lateiniſchen Wort beſtehend. Als bezeichnendes Beiſpiel ſei der beherzigenswerte, auf einem Wandkalender anzubringende Sinnſpruch angeführt: „Jedem Tage — Stell die Frage,
Wie man ihn benutzt ertrage.“

— **Wenn man aufs Land nur im Sommer geht, ſo haben** die großen Reſidenzſtädte dagegen zu jeder Jahreszeit ihren Zuzug von Fremden. Auch jetzt wird daher das Erſcheinen einer erneuten ſiebzehnten Auflage der „Acht Tage in München“ in der neuen Bearbeitung von Karl Wetzſtein (München, Cäſar Fritſch) willkommen geheißen werden. Dieſer „Illuſtrierte Führer durch München und ſeine Umgebung“ behandelt ſeinen Stoff in ebenſo knapp gefaßter als erſchöpfender Weiſe; ſeine Verläßlichkeit iſt um ſo größer, als der Neubearbeiter des beliebten Dr. Regnetſchen Buches zu den einſichtsvollſten Kennern aller bemerkenswerten Einzelheiten der bayriſchen Hauptſtadt zählt und ſeine gediegenen Kenntniſſe in gemeinnützigſter Faſſung zu verwerten weiß.

— **„Tauſigs Illuſtrierter Wiener Hausfrauenkalender“** (Moritz Perles, Wien) hat ſich auch für 1889 in gewohnter, den Fragen der Häuslichkeit und dem Gebiete der Frau überhaupt eingehend Rechnung tragender Weiſe eingeſtellt. Daß er ſich keineswegs auf öſterreichiſches Einzelintereſſe gründet, ſondern im deutſchen Reiche ſeinen Platz nicht minder gut ausfüllen wird, ſei beſonders hervorgehoben. In demſelben Verlag erſchien gleichzeitig auch der „Illuſtrierte öſterreichiſche Volkskalender“ für 1889, redigirt von Friedrich Petz (45. Jahrgang) mit Bildern von Gerſt und Juch und litterariſchen Beiträgen namhafter Schriftſteller. Anziehend durch ihre Naturwahrheit ſind namentlich die reich illuſtrierten Erzählungen aus dem öſterreichiſchen Volksleben von Anzengruber, Obermüller, Steinbach, R. Schöffel und J. Fink, die dem Kalender ſeine ausgeſprochene Färbung verleihen. Eine Jahresrundſchau trägt dann namentlich auch den tiefeingreifenden Ereigniſſen am deutſchen Kaiſerhofe volle Rechnung. — Vier Kalender für 1889, deren jeder ſeine beſondere Beſtimmung trefflich erfüllt, ließ der Verlag der J. E. von Seidelſchen Buchhandlung in Sulzbach erſcheinen. Sein „Vollſtändiger Geſchäftskalender“, der bereits das Jubiläum ſeines fünfzigſten Jahrgangs feiert, bietet für jeden Tag des Jahres ein beſonders abgegrenztes Feld für Geſchäftsnotizen. Den weitern Raum des ziemlich ſtarken Kalenders füllen klar geordnete Nachweiſe über alle möglichen Dinge, die für das Geſchäftsleben von Wert ſind. Sein „Gemeinnütziger Hauskalender“ enthält für jeden Tag eine Rubrik für Einnahmen und Ausgaben, ſowie Mitteilungen, Verzeichniſſe und Nachweiſe, die ein allſeitiges Intereſſe haben. Der „Terminkalender für Beamte und Geſchäftsleute“ umfaßt im Kalendarium eine Vereinigung der Felder für allgemeine Notizen und für Einnahmen und Ausgaben ohne weſentliche weitere Beifügungen. Sein „Sulzbacher Taſchenkalender“ endlich bietet im niedlichſten Format ein mit weißen Blättern durchſchoſſenes Kalendarium und einen kleinen, gefälligen Anhang mit Abbildungen.

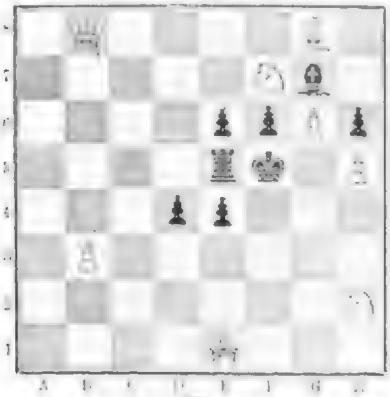
(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 483.

Von J. Slater.

Preisgekrönt in einem der letzten engliſchen Problemturniere.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 479:

Weiß. Schwarz.

1) [illegible] 1) [illegible]
2) [illegible] 2) [illegible]
3) [illegible] matt.

A.

1) . . . . 1) [illegible]
2) [illegible] 2) Beliebig.
3) [illegible] matt.

B.

1) . . . . 1) [illegible]
2) [illegible]

C.

1) . . . . 1) [illegible]
2) [illegible] 2) [illegible]
3) [illegible]

Kartenſpiele.

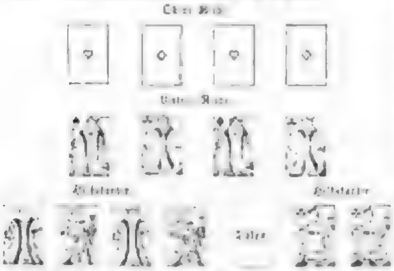
(Redigiert von Oskar Stein.)

Patience.

Bezique-Sechshundert.

Zwei Spiele Whiſtkarten.

Es werden die vier roten Aſſe, ſämtliche acht Könige und die beiden [illegible] als Bild und Hilfskarten wie folgt ausgelegt.



Auf die Grundkarten der oberen Reihe [illegible]

[illegible]

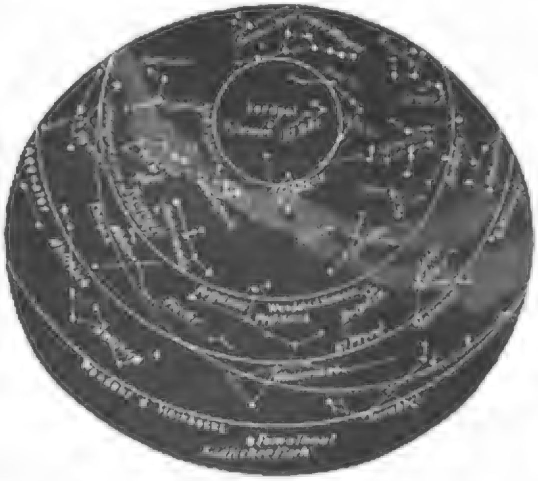
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Monat Dezember.

Die Zeichnung gibt den Anblick des Himmels gegen 5 Uhr abends. Im Weſten ſind die Planeten Mars und Venus zu ſehen. Beide ziehen im Lauf des Monats ungefähr dieſelbe Bahn, Venus etwas tiefer. Der Stand beider für den Anfang des Monats iſt durch ihre Zeichen angegeben, Venus geht raſcher als Mars, ſo daß ſie Ende des Monats ihn nahe einholt (am 2. Januar kommenden Jahres ſteht ſie eine ſtarke Vollmondsbreite unter Mars).



Saturn erſcheint abends im Oſten, Aufgangs gegen 9 Uhr, zu Ende gegen 7 Uhr.

Es ſind gegenwärtig eine Anzahl Kometen am Himmel, aber alle teleſkopiſch, nur mit großen Fernrohren ſichtbar. Von keinem iſt zu erwarten, daß er an Helligkeit beträchtlich zunimmt.

Armee und Marine im Dienſte der Schönheit.

(Skizze von [illegible].)

Amelie war faſt betäubt vor Erſtaunen, als ſie ihn das erſtemal ſeit ſeiner Schülerzeit wieder ſah — ſo ſchön und ſtattlich war er geworden, der Frank — oder eigentlich Baron Frank Mayreder, wie er hieß. Freilich hatte er ſchon in der Kadettenſchule ein wenig den künftigen beau erraten laſſen, und nun vollends in der knappen, reichen Uniform! Ami von Ferſen war ſelber eine prächtige Schönheit mit ihrem getreideblonden Haar und ihren großen Vergißmeinnichtaugen — und die Schönheit fühlt ſich immer zur Schönheit hingezogen mit magiſcher, unbeſiegbarer Gewalt. Frank Mayreder war mit den Ferſens verwandt und als Kadettenſchüler öfters auf ein paar Ferientage zu ihnen gekommen. Schon damals war es allen aufgefallen, wie ſehr die beiden „zu einander paßten" — und jetzt, jetzt war Ami wirklich in ihn verliebt . . . nun, man verſteht auch ſchon.

Was war jeder andere Mann gegen ihn! Er war wie das friſche, reiche, junge Leben im Mann. Es war ihr, als könne man in ſeiner Nähe aufatmen wie befreit von allem, was einen bedrückte. Ein ſolches Gefühl muß der Frühling, der hold lächelnde, dem eisgefeſſelten Bächlein, dem träumenden Samenkorn machen. Frank Mayreder war wie ein Herrſcher von der Natur Gnaden — ſein Lächeln erhellte und gebot.

Ami war liebeskrank — ſie fühlte das. Sie war erſchreckt darüber und doch ſo ſchmerzlich glücklich! Immer und immer wieder gingen ihr Gretchens klagende Worte durch den Sinn: „Meine Ruh' iſt hin — ſein hoher Gang — ſein' edle Geſtalt — ſeines Mundes Lächeln — ſeiner Augen Gewalt! . . ." Sie hatte es früher niemals begreifen können, wie Goethe die ganze Liebe Gretchens in die männliche Erſcheinung Fauſts konzentrieren konnte — aber Goethe kannte das Weib und ſeine Liebe . .

Und Frank Mayreder? Er hatte geſagt: „Aber Ami, daß Sie auch ſo gar nie was hören ließen — und ich habe ſo oft an Sie gedacht und Ihre Photographie angeſchaut . . ." Und er machte ihr auf ſeine leichte, ſchmeichelhafte Weiſe „brüderlich" den Hof, denn ſie war ebenſo ſchön als reich, und ſie paßten zuſammen.

So liebeskrank aber Ami war — ſie hatte doch ihre lichten Augenblicke wie jede Kranke, und in ſolchen Augenblicken ſah ſie den jungen Offizier, wie er war: ſo eitel, ſo ſelbſtbewußt, ſo verhätſchelt und — ſo herzlos. Nein, er liebte ſie nicht ſo, wie ſie ihn lieb hatte; ſie gefiel ihm nur und war eine gute Partie. Aber was half ihr dieſe Erkenntnis! Sie war hilflos. — Wie herrlich, glanzvoll, gebietend war er über alle, alle Männer . . .

Gleich einer Erlöſung empfand es Ami, als gegen Karnevalsende Rudi Müller heimkam für eine Raſt. Rudi Müller war ebenfalls ein Jugendgeſpiele ihres Bruders geweſen und ein alter Freund des Hauſes. Er war ganz anders als Mayreder — ernſt, ſtreng und hatte etwas Feſtes und Vertrauenerweckendes in ſeinem ganzen Weſen. Er blendete nicht, er beruhigte. Und daß er ſie liebe, ſtill, innig, ſtumm, das fühlte ſie und wußte ſie. Welches Mädchenherz — das reinſte und beſte ſo gut wie das gefallſüchtige — fühlt dergleichen nicht! Er war Marineoffizier, und das Leben in der Natur, mit der Waſſerwüſte und im Kampf mit den Stürmen hatte vielleicht ſein Weſen ſo ernſt, faſt traurig gemacht.

Gleich einer Erlöſung war es, wie geſagt, über ſie gekommen in ihrer hilfloſen Schwäche, als Rudi Müller ankam. Sie fühlte ſich an ſeiner Seite wie geſichert, wie die Taube in der Arche Noahs.

Es war irgend ein Eliteball, den Ami mit ihren Eltern beſuchte. Papa und Mama plauderten noch an der Garderobentüre und Ami trat, gefolgt von Rudi Müller, in den Saal. Der friſche Seemann trug einen Strauß von Teeroſen, den er ihr gebracht — ihre Lieblingsblumen. An der Saaltüre erwartete ſie ſchon Baron Mayreder — glänzender, lauter, ſieghafter als je. Und all ihre Ruhe, all ihre mädchenhafte Heiterkeit war wieder dahin mit einem Schlage — ſie zitterte unter ſeinem Blick, ihr Herz pochte wie bezaubert, ſie dürſtete darnach, in jedem ſeiner Worte ein wenig Liebe zu finden — er war wieder „ihr König", was war die ganze Welt gegen ihn!

„Fräulein von Ferſen iſt wahrhaftig zu beneiden!" ſagte jemand im Saale; „die Armee und die Marine liegen huldigend zu ihren Füßen . . . Sie kommt mir vor wie eine jener prachtvoll geformten Allegorien auf den Bildern von Rubens, wo die geharniſchten Krieger mit ſehr roten Armen und die Flußgötter mit ſehr gezauſten Wellenhaaren zu den Füßen irgend einer Bellona liegen . . . Wie geſagt, die ſchöne Ferſen iſt beneidenswert!"

„Meinen Sie?" entgegnete die ſcharfe Stimme einer habichtsnaſigen Dame, welche, längſt [illegible], alle jungen Mädchen um ihre Anbeter beneidete; „die Sache iſt nur, daß die Göttinnen des Rubens Herrſcherinnen bleiben, während die irdiſchen Frauenzimmer ſtets die Sklavinnen — entweder des tyranniſchen Mars oder des windgezauſten Neptun werden und ihnen den Steigbügel halten oder den Dreizack putzen müſſen."

Baron Mayreder war während des Balles ſtets um Ami geweſen, um ſie werbend, ihr gnädig lohnend und mit ſiegreichem Lächeln gleichſam ſagend: „Weshalb ſträubſt Du Dich armes Kind — bin ich doch unwiderſtehlich!"

Am andern Morgen — es war ein trüber, regendunkelnder Tag — ſaß Ami blaß und matt auf der Veranda ihres Heims. Der Seemann lehnte an der Baluſtrade derſelben, und während ſie auf die windbewegten Bäume hinausſah, ſah er auf ihr ſchönes, herzbewegtes bleiches Geſicht.

Er hatte ihr geſagt, daß er ſie liebe, daß ſie ſein ganzes Glück ſei — in wenigen ſchlichten Worten hatte er das geſagt und hatte um ſie geworben, denn er hatte geſehen, daß ein Ende gemacht werden müſſe ſeinem unerträglichen Bangen.

Und ſie hatte ihm geſagt — geſtanden, daß ſie — Franz Mayreder liebe, daß ſie nicht anders könne. „Aber ich werde nicht ſeine Gattin werden, mein Freund," hatte ſie geſagt mit zitternder Stimme, „ich würde mich davor fürchten, denn er hat kein Herz — das fühle ich! Er hat nur Eitelkeit und Selbſtſucht, und wenn er mich wählt, ſo iſt es, weil ich reich und vornehm bin und ihm paſſe. Meine Hand iſt alſo frei — wenn es auch mein Herz nicht iſt — mein Herz, das aber ſtumm bleiben wird. Ich war Ihnen dieſes Geſtändnis ſchuldig. Wollen Sie es daraufhin wagen? Wollen Sie noch, daß ich Ihre Frau werde? Ich werde jene krankhafte Schwäche beſiegen, und ich achte Sie höher als alle anderen Menſchen! Genügt Ihnen das?"

„Nein!" ſagte er leiſe, traurig, feſt. „Aber nicht um meinetwillen trete ich zurück, Amelie, ſondern um Ihretwillen! Sie werden ja doch nur mit ihm glücklich werden, mit ihm, dem Ihr Herz gehört. Seien Sie alſo glücklich mit ihm — und wenn es auch nur für eine kurze Stunde iſt, und wenn auch Elend und Leid folgen ſollten daraus. Es iſt für den Menſchen beſſer, zu ſterben mit gebrochenem Herzen nach kurzer Seligkeit, als ein liebe- und ſchmerzleeres Daſein dahinzuſchleppen. Eine Stunde des Lichtes wird nicht zu teuer erkauft durch viele dunkle Jahre. Werden Sie ſein Weib, und wenn Sie eines Tages in ſein Herz blicken wie in einen hoffnungsloſen Abgrund, ſo werden Sie darüber weinen, aber Sie werden gelebt haben und nicht hingedämmert an der Seite eines — Unglücklichen, wie ich bin."

Damit bedeckte der hohe, ſtattliche Mann, der Held, ſein Antlitz mit beiden Händen und ſein ganzes Weſen bebte leiſe wie das Blatt im Sturm. Sie neigte ihr Haupt und weinte bitterlich — um ihn und um — ſich.

*

Rudi Miller ging wieder auf die See.

Als er zurückkam nach zwei langen Jahren, glaubte er Ami Ferien als Gattin des Barons Mazerder zu finden. Aber er fand ſie nicht Wittwe geworden, doch frei. Der ſchöne Baron war in der Zeit verſchollen in irgend einem Spielermalheur oder einer Weiberaffaire — man wußte nicht recht, was.

Als aber Ami einmal allein war mit dem Jugendfreund und er ſie fragte, wie das alles ſo gekommen, und in ſeinen Worten all ſeine alte Liebe zitterte, da ſagte ſie mit Thränen in den Augen und einem Lächeln auf den Lippen:

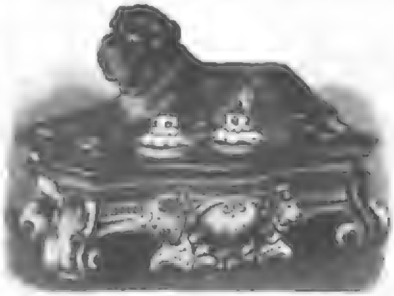
„Ich habe auf Sie gewartet, Rudi. Und wenn Sie nimmer gekommen wären, ſo wär' ich doch Ihrem Andenken treu und einſam geblieben. Denn Sie ſind der echte, der edle, der mutige Mann. Sie allein ſind liebenswert. Das Frauenherz iſt ſchwach und haltlos im Banne der Schönheit — aber ein einziger Augenblick, wo es die Größe und Güte eines hohen Mannesherzens erkennt, genügt, daß es ſich ſelber, die Wahrheit und das Leben erkenne. Und als Sie damals von mir gingen, erkannte ich alles. In ihn war ich verliebt und Sie — Sie liebe ich!"

E. M. Vacano.

Ein hiſtoriſches Schreibzeug.

Zu einer ſtillen Stätte wehmütiger Erinnerung iſt das vor weniger als Jahresfriſt noch von weltbewegendem Leben erfüllte Arbeitszimmer Kaiſer Wilhelms I. in ſeinem Berliner Palais geworden, jenes Zimmer, an deſſen hiſtoriſchem Eckfenſter der leutſelige Monarch ſo oft geſtanden, der Menge, die ihn dort unten ehrfurchtsvoll begrüßte, mit liebenswürdiger Freundlichkeit dankend. Das Licht dieſes Eckfenſters fällt unmittelbar auf den kaiſerlichen Schreibtiſch, auf welchem inmitten einer faſt unüberſehbaren Fülle zierlicher Gebrauchsgegenſtände, kleiner Kunſtwerke und anmutiger Nippſachen auch das in ſo mancher Beziehung merkwürdige Schreibzeug ſteht, das wir unſeren Leſern durch die beigegebene Abbildung veranſchaulichen und über das einige nähere Mitteilungen gewiß nicht unwillkommen ſein werden.

Dieſes aus Porzellan gefertigte Schreibzeug, das ganz das Gepräge ſeiner Entſtehungszeit, der erſten Jahrzehnte unſeres Jahrhunderts, trägt, wurde urſprünglich von Kaiſer Alexander I. von Rußland dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen zum Geſchenk gemacht. Von ihm erbte es ſein erlauchter Sohn, der nachmals außer der preußiſchen Königskrone auch die in erneutem Glanz erſtandene Kaiſerkrone des wiedererrichteten deutſchen Reichs auf ſeinem Haupte tragen ſollte. Hundertfältige Erinnerungen, die ſich an dieſes Schreibzeug knüpften, machten es ſeinem kaiſerlichen Beſitzer beſonders teuer. Es behauptete während ſeines ganzen Lebens ſeinen bevorzugten Platz auf dem Schreibtiſch des edlen Monarchen und leiſtete dem unermüdlichen Regenten Tag für Tag ſeine Dienſte. Zu welch bedeutſamen Federzügen hat es die Tinte geliefert und welch inhaltſchwere Dokumente auf dieſe Weiſe entſtehen geholfen!



Ein Schreibzeug Kaiſer Wilhelms I.

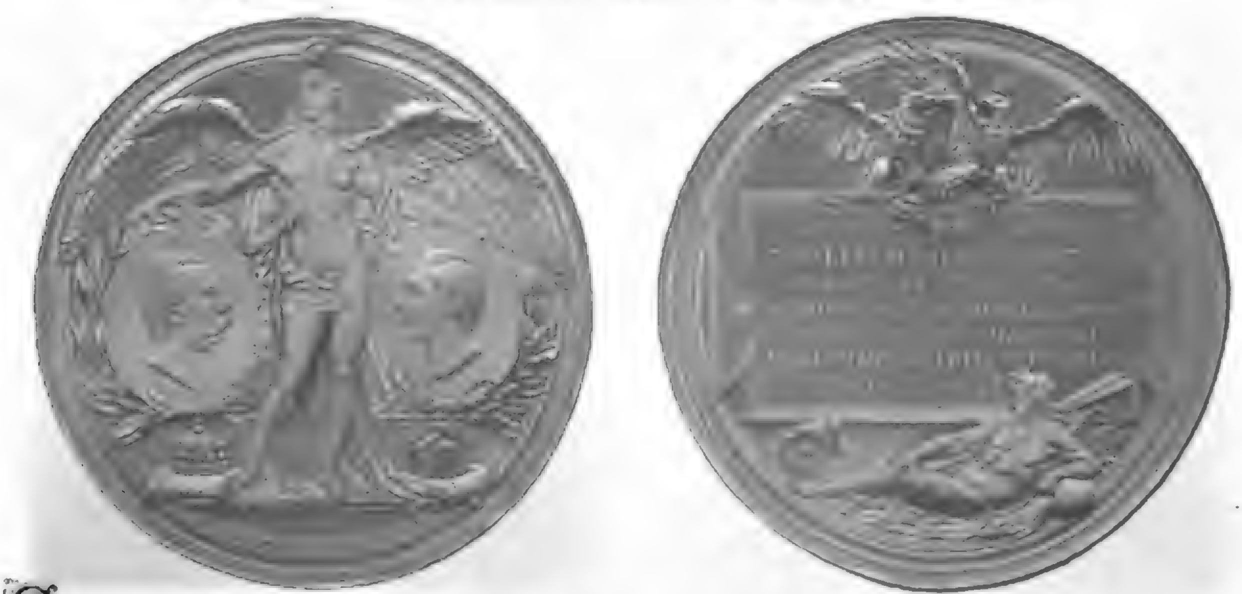
In ſeiner bekannten Güte geſtattete der Kaiſer noch kurz vor ſeinem Tode einem Künſtler, der ihn darum bat, eine Nachbildung dieſes hiſtoriſchen Schreibzeugs anzufertigen. Sie iſt in der Meißener Porzellanfabrik vervielfältigt worden, und die Firma Julius Trier in Berlin (Kochſtraße 60) hat dieſe getreue Nachbildung des kaiſerlichen Schreibzeugs in den Kunſthandel gebracht. Sie wird an allen größeren Plätzen Deutſchlands im Handel zu finden ſein, wo das lebhafte Verlangen nach Erinnerungszeichen an den dahingegangenen erſten Kaiſer des neuen deutſchen Reichs ſich geltend macht, und wo in unſerem geeinigten Vaterlande wäre das nicht der Fall! eh.

Erwartung des Schiffes.

(Hiezu das Bild Seite 181.)

In unſerer Zeit der Blitzzüge, der Telegraphenkabel und der Schnelldampfer können wir uns nur ſchwer vorſtellen, wie langſam ſich der Verkehr vor zwei Jahrhunderten etwa abwickelte. Damals hieß es Geduld haben, und die Leute hatten ſie, denn ſie waren es nicht anders gewöhnt. Es war ein aufregendes Ereignis, wenn ein Zug Kaufmannswagen in eine größere Stadt kam; er brachte Briefe, Botſchaften, Waren mit, Neuigkeiten nach jeder Richtung hin und ſetzte die Einwohnerſchaft in Berührung mit der Fremde. In Hafenplätzen ſpielten die gleiche Rolle die Schiffe; ſie bargen in ihren plumpen hölzernen Bäuchen, vom Winde geſchützt, Wunderdinge, märchenartige Erzeugniſſe ferner Länder, fremder Kultur. Unſer Bild verſetzt uns in jene Zeit an die Küſte Italiens in die Nähe eines großen Hafens, vielleicht Venedigs, Genuas. Es wird ein Fahrzeug erwartet, deſſen Ankunft ſchnell vorausgeſegelte Boote verkündeten. Das große Schiff kommt von den Zaubergeſtaden des Orients und wird farbenſchimmernde, ſeltſame Pracht in Edelſteinen, Stoffen, Waffen und Federn, noch nie geſehene Tiere mitbringen. Natürlich blicken dem heranſchwebenden Holzkoloß mit den gewaltigen, himmelhoch aufragenden Segelſchwingen die Bewohner der fürſtlichen Villa voll Neugierde und freudiger Erwartung entgegen, denn was das Schiff heranführt, wird vor allen ihnen dienen zur Verſchönerung ihres prunkfreudigen Daſeins, als Schmuck für ihre Perſonen oder zur ſeltenen Zierde für die mit Koſtbarkeiten ſchon angefüllten ſchimmernden Gemächer. Die freudige Aufregung teilt Jung und Alt, Hoch und Gering, denn das Ausladen allein ſchon bringt die ſchönſte Augenweide.

Die goldene Denkmünze auf Kaiſer Wilhelms II. Romfahrt.



Ein goldenes Andenken an ſeine römiſch-neapolitaniſchen Tage hat Kaiſer Wilhelm mit nach Hauſe gebracht, beſtehend in einer prächtigen Münze, die König Humbert ihm kurz vor dem Abſchied überreichte. Eigens für dieſen Zweck in zwei goldenen Exemplaren geprägt, deren eines der König von Italien ſelbſt als freundliches Erinnerungszeichen an die ihm ſicher unvergeßlichen Tage aufbewahrt, zeigt ſie auf der Vorderſeite die Medaillonbildniſſe der beiden Monarchen, von einem jugendlichen, geflügelten Genius gehalten, auf der Rückſeite eine Tafel mit italieniſcher Inſchrift des Inhalts: „1888 begegneten ſich Wilhelm II. und Humbert I. in Rom, die Verbrüderung zweier großen Völkerſchaften in den unantaſtbaren Segen der Ziviliſation bekräftigend." Zwei Adler mit den Wappenſchildern Italiens und Deutſchlands oberhalb der Inſchriftentafel liefern ein treffendes Sinnbild dieſer Verbrüderung. Wir würden verſucht ſein, ein zweites in der unterhalb der Tafel angebrachten Gruppierung zu erblicken, wenn wir den nach der ſaugenden römiſchen Wölfin hinüberſchauenden Flußgott, wie es naheliegend wäre, für den deutſchen Rhein anſehen dürften. Die italieniſchen Erklärer bezeichnen ihn indes als den Tiberſtrom, wie ihm denn auch in der That die Weinlaubbekränzung fehlt, die von unſerem guten Vater Rhein denn doch unzertrennlich iſt.

Die Münze iſt nach den Zeichnungen des Profeſſors Pogliaghi von Capuccio gravirt. Den Wortlaut der Inſchrift hat der Oberbürgermeiſter von Mailand, Carlo Negri, entworfen und der dortigen Firma Johnſon war die Prägung der Münze übertragen. Einige wenige Wiederholungen ſind in Silber geprägt und an hochgeſtellte Perſönlichkeiten verteilt worden.

Notiz-Blätter.

Bildende Künſte.

— **Dem Architekten Bruno Schmitz in Berlin** wurde für ſeinen Entwurf zum Mainzer Konzerthauſe vom Preisgericht der erſte Preis zuerkannt, dem Düſſeldorfer Karl Hecker der zweite.

— **Das Preisgericht für die Entwürfe zum Bau eines** Ständehauſes in Roſtock erteilte den erſten Preis dem Architekten Hannemann in Leipzig, den zweiten dem Baurat Möckel in Doberan.

— **Profeſſor Karl Becker, der Präſident der Berliner** Akademie, hat ein größeres Gemälde vollendet, welches „Gretchen vor dem Spiegel" darſtellt, wie ſie in Gegenwart der Frau Marthe ſich, mit dem vorgefundenen Schmuck geziert, entzückt betrachtet.

— **Der Düſſeldorfer Maler Ernſt Röber hat in der Feld**herrnhalle des Berliner Zeughauſes ein großes Wandgemälde vollendet, welches die Schlacht bei den Düppeler Schanzen darſtellt.

— **Die Kunſt des Schattenriſſes, die ganz aus der Mode** gekommen, ſucht der ſchwediſche Bildhauer Ernſt Krangh wieder volkstümlich zu machen und hat zu dieſem Zweck in Berlin, wohin er übergeſiedelt, Mappen mit Proben ſeiner Kunſt ausgeſtellt.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Paſteurs Hypotheſe,** daß die Regenwürmer das in der Erde ruhende Milzbrandgift auf die Oberfläche mit emporzubringen und auf andere Tiere zu übertragen vermögen, gab Bollinger Veranlaſſung zu Experimentaluntersuchungen, bei welchen er nicht künſtlich infizirte Regenwürmer verwendete, ſondern ſolche aus verdächtigen Milzbrandgruben Bayerns bezog. Dieſelben wurden, nachdem ſie durch Abwaſchen von allen anhaftenden Erdteilchen ſorgfältig befreit waren, teils ganz zerſtückelt, teils mit Waſſer zerrieben und den Verſuchstieren unter die Haut geſpritzt. Unter zwanzig Verſuchstieren zeigte nur ein Meerſchweinchen die Krankheitserſcheinungen des Milzbrands, denen es am dritten Tage nach der Impfung erlag. Aus dieſem Ergebnis glaubt Bollinger den Schluß ziehen zu dürfen, daß Paſteurs Hypotheſe zu Recht beſtehe.

— **Dampf und Elektrizität überwunden und zwar durch** eine neue Kraft, durch die Kraft des Tones, ſo lautet die ſtark nach Reklame riechende neueſte Kunde. Der von dem Amerikaner Keely erfundenen Tonkraftmaſchine gehöre die Zukunft. Keely ſei es gelungen, den Ton zu einer lebendigen Kraft von unglaublicher Gewalt umzugeſtalten, die alle bisherigen treibenden Kräfte zu erſetzen vermöge. Er entwickle ohne Steinkohle wie beim Dampf, ohne Voltaiſche Säule wie bei der Elektrizität eine Kraft, die hundertfach ſtärker ſei als jene Kräfte, über die wir heute verfügen. Durch Anwendung dieſer Kraft werde auf allen menſchlichen Lebens- und Schaffensgebieten eine Umwälzung vollzogen werden, die wir bislang noch gar nicht ausdenken können, ſo unerhört großartig ſei die Bedeutung dieſer neuen Entdeckung. Die geſamte moderne Produktionsweiſe werde von Grund aus geändert. Das Problem der Lenkbarkeit der Luftſchiffe gelange zu ſeiner Löſung. Alle derzeitigen im Gebrauche ſtehenden Maſchinen wanderten in die Rumpelkammer. Die Kriegsflotte mit ihrem derzeitigen Kampf- und Fortifikationsſyſtem werde total hinfällig. Der menſchlichen Arbeitskraft erſtehe ein nie geahnter Erſatz in der Tonkraft. Alſo kein Dampf, keine Elektrizität mehr! Die unendliche Kraft im Dienſte aller, inſofern die Allgemeinheit ſich dieſer Entdeckung bemächtige, das wäre die Bedeutung der großartigen Erfindung Keelys.

— **Um die Wirkung der ultravioletten Strahlen auf das** Wachstum der Pflanzen feſtzuſtellen, kultivierte Sachs in Würzburg Tropaeolum majus hinter Glasgefäßen, welche mit einer Löſung von ſchwefelſaurem Chinin gefüllt waren. Dieſe Löſung verſchluckt alle ultravioletten Strahlen und läßt nur die Farben bis Violett durchdringen. Das Ergebnis war, daß die Pflanzen ihr Laub nur ſchwach und gar keine Blüten entwickelten. Kontrollverſuche, bei welchen die Pflanzen hinter mit Waſſer gefüllten Glasgefäßen kultiviert wurden, lieferten normal entwickelte Pflanzen mit zahlreichen Blüten. Demnach ſcheint es, daß das Sonnenſpektrum drei phyſiologiſch verſchieden wirkende Regionen hat: die gelben Strahlen, welche die Zerſetzung der Kohlenſäure veranlaſſen und bei der Aſſimilation wirkſam ſind; die blauen und violetten Strahlen, welche die mechaniſchen Veränderungen in der Vegetation, ſoweit dieſelben vom Licht abhängig ſind, veranlaſſen; endlich die ultravioletten Strahlen, welche in den grünen Blättern die Bildung derjenigen Stoffe bewirken, die zur Erzeugung der Blüten notwendig ſind.

— **Die Entfernung der Erde von der Sonne iſt nach den** Ergebniſſen, welche amerikaniſche Aſtronomen aus dem letzten Venusdurchgang im Jahre 1882 gewonnen haben, um 150,000 Meilen geringer als die bisher herrſchende Annahme (92,385,000 Meilen).

— **Ueber den ſogenannten Weltäther hat in der Wiener** Akademie der Wiſſenſchaften Freiherr von Härdtl das Ergebnis ſeiner dreißigjährigen Studien mitgeteilt. Danach iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß überhaupt Weltäther, das heißt eine den Weltraum erfüllende ganz feine Materie vorhanden iſt. Denn die Annahme einer ſolchen ſtützte ſich weſentlich auf die Verzögerungen, welche der alle dreieinhalb Jahre wiederkehrende Enckeſche Komet in ſeiner Umlaufszeit erleidet, weshalb man eine Widerſtandskraft im Himmelsraum wirkſam glaubte. Jedoch durch Härdtls genaue Unterſuchungen anderer Kometenbahnen, namentlich des alle ſiebeneinhalb Jahre zurückkehrenden Winneckeſchen Kometen, der keine Spur einer Verzögerung zeigte, die Annahme eines Weltäthers hinfällig wird.

— **Auf Loſſower Gebiet in der Nähe von Frankfurt an** der Oder wurde ein größerer Urnenfund gemacht. Die Gefäße — etwa 30 im ganzen — wurden meiſt in Steinpackung vorgefunden, die Mutterurne umgeben von Beiurnen, erſtere vielfach mit Leichenaſche und Sand gefüllt. Auch Metallbeigaben, wie bronzene Nadeln mit halbrunder Kuppe, fanden ſich. Die ſämtlichen Urnen, teils ausgebaucht, teils mehr in Geſtalt von Töpfen, Flaſchen, Näpfen und Schalen, weiſen einfachen ländlichen Typus auf. Sie ſind anſcheinend Ueberreſte einer ausgedehnten altdeutſchen Anſiedlung.

— **In Cäſarea (Cappadocien) wurde eine lateiniſche In**ſchrift und bei ihr ein Marmortorſo mit einem Armbande gefunden. Die Inſchrift beſagt, daß auf der Fundſtätte eine Statue der Sonne geſtanden, welche ein kaiſerlich römiſcher Domänenverwalter unter Caracalla hat errichten laſſen.

— **Bei Bevaix (Kanton Neuenburg) wurde ein der Bronze**zeit angehöriges Grab entdeckt, das in Form eines regelmäßigen Fünfecks aus Steinplatten zuſammengefügt war. Von den beiden darin gefundenen Skeletten trug das männliche ein bronzenes Halsband. Es fanden ſich noch andere Bronzegegenſtände, darunter eine Nadel, ſowie Reſte eines römiſchen Thongefäßes vor.

— **Ein großer, gehörnter Steingötze wurde im Gouverne**ment Kiew aus dem Fluß gezogen, wodurch eine alte Ueberlieferung beſtätigt wird, welche ſagt, daß bei Einführung des Chriſtentums durch den Großfürſten Wladimir die Bewohner der Stadt Belizkow den Götzen des Viehs, Weleß oder Welos, ins Waſſer warfen.

— **An der Stätte des Heiligtums der Aphrodite, dem Tempel** von Paphos auf Cypern, ſind maſſenhaft Altertümer ausgegraben worden, darunter ein wertvolles Kunſtwerk, die Statue eines ſitzenden Eros. Sämtliche Funde, ſoweit ſie verſendbar waren, ſind in London angekommen und wurden an das britiſche Muſeum und die Muſeen von Oxford und Cambridge verteilt.

Induſtrie, Handel und Verkehr.

— **Der höchſte Schlot in Deutſchland wird gegenwärtig** für den Betrieb der Freiberger Muldenhütten errichtet. Die Eſſe erhebt ſich auf einer quadratiſchen Grundlage, deren Seiten je 12 Meter lang ſind, und endet in einer Höhe von 135 Meter mit einem kreisförmigen Querſchnitt, deſſen Durchmeſſer 3 Meter beträgt. In Europa gibt es nur noch eine Eſſe, welche um 3 Meter höher iſt als die Freiberger. Dieſelbe befindet ſich in Port Dundas bei Glasgow. Die Eſſe von St. Rollox-Glasgow iſt 132,7 Meter, die in Mechernich in den Rheinlanden nur 131,1 Meter hoch.

— **Der deutſche Konſul in Buenos-Ayres teilt mit, daß** für deutſche Zuckerchemiker und für Verwendung der beſſeren deutſchen Maſchinen und Apparate der Zuckerinduſtrie in Argentinien noch ein großes Feld offen ſtehe. Die Entwicklung der Zuckerinduſtrie würde, nach dem Urteile des Berichterſtatters, bereits bedeutend größere Ausdehnung angenommen haben, wenn nicht bisher überwiegend franzöſiſche und engliſche ſtatt der beſſeren deutſchen Maſchinen, die erſt neuerdings Eingang fanden, verwendet worden wären. Ganz ähnlich lautet ein Bericht des deutſchen Konſuls in Georgetown für Britiſch-Guayana.

— **Elektriſche Beleuchtung der Eiſenbahnzüge iſt ſchon ſeit** einigen Jahren verſuchsweiſe von einigen engliſchen Geſellſchaften (London, Brighton und South Coaſt Railway Company) auf einzelnen Zügen eingeführt worden und ſoll ſich ſo gut bewährt haben, daß jetzt davon die Rede iſt, alle Züge der genannten Bahnen elektriſch zu beleuchten. Der Brightongeſellſchaft haben die Patentinhaber das Angebot gemacht, die Beleuchtung ſämtlicher Züge und Wagen mittelſt Elektrizität für denſelben Preis zu übernehmen, welchen die Beleuchtung mit den alten, mangelhaften Petroleumlampen erfordert. Die elektriſche Beleuchtung iſt bei den Reiſenden ſehr beliebt und wird wohl in Bälde allgemein eingeführt werden.

— **Das Poſtweſen in Marokko befindet ſich heute noch in** demſelben Zuſtande wie vor 1100 Jahren, und die marokkaniſchen Poſtboten gehören zu den bedauernswerteſten Menſchen auf der Erde. Der Poſtdienſt wird von den nackten, halb verhungerten arabiſchen Eilboten mit großer Ehrlichkeit und Geſchwindigkeit für die elendeſte Bezahlung beſorgt. Einige Datteln und etwas Durrahkuchen bilden ihre einzige Nahrung. Sie legen ihre Wege in einer Art Trab zurück unter brennender Sonne, bekommen tagelang keinen Baum zu ſehen und keinen Tropfen Waſſer zu trinken; ſie marſchieren durch Wälder voll wilder Tiere, erklimmen Berge, die für Maultiere unzugänglich ſind, durchſchwimmen Flüſſe, in die ſich Pferde nicht hineinwagen. Ihre Nachtruhe beſchränkt ſich auf einige Stunden. Die Reiſe von Tanger nach Fez, zu der ein Maultier fünf Tage gebraucht, legt ein Eilbote zu Fuß in dreieinhalb Tagen zurück.

— **Nicht weniger als 251 Eiſenbahnbrücken ſind in Amerika** innerhalb der letzten zehn Jahre unter der Laſt der darüberfahrenden Züge zuſammengebrochen! Durchſchnittlich ſtürzt alſo drüben alle vierzehn Tage eine Eiſenbahnbrücke ein!

Natur.

— **Die europäiſche Sumpfſchildkröte (Emys lutaria) iſt ein** ſeltener Bewohner der Gewäſſer des mittleren Deutſchlands. Um ſo mehr wird es intereſſieren, von einem gelegentlich beobachteten häufigeren Vorkommen dieſes Tieres zu hören. Ungefähr 12 Kilometer ſüdweſtlich von Deſſau liegt das Dorf Tornau. Der in der Nähe desſelben befindliche, in der Fuhne-Niederung belegene Teich gehört zum Flußgebiet der Saale. „Schon vor längerer Zeit war mir," ſchreibt G. Partheil im „Humboldt", „beſagtes Waſſerbecken als ein Fundort der Emys bezeichnet worden. Der Lehrer des Ortes und mehrere Landleute wollten Exemplare verſchiedener Größe geſehen haben. Trotzdem war es mir lange nicht möglich, eins derſelben zu erlangen. Vor etwa vier Wochen wurde mir jedoch ein prächtiges Exemplar der Sumpfſchildkröte zugeſchickt. Dasſelbe war, als es in meinen Beſitz gelangte, von einer dicken Schlammkruſte überzogen, welche es jedoch im Aquarium beim Schwimmen zwiſchen den Waſſerpflanzen bald entfernte. Anfänglich benahm ſich das Tier ſehr ſcheu, jetzt jedoch hat es alle Furcht abgelegt, bewegt ſich munter umher und nimmt bereits Nahrung zu ſich. Rohes Fleiſch ſcheint ihm am beſten zu munden. Seine Größe beträgt, vom Kopf bis zur Schwanzſpitze gemeſſen, 17 Centimeter."

— **In einer vom Forſtdepartement der k. k. Statthalterei** für Tirol zuſammengeſtellten Ueberſicht wurden für Tirol und Vorarlberg im Jahre 1888 2847 Lawinen gezählt. Nicht weniger als 53 Menſchen haben durch ſie den Tod gefunden. An Tieren waren folgende Verluſte aufzuzeichnen: 6 Pferde, 33 Ochſen und Kühe, 121 Rinder, 11 Schweine, 105 Schafe, 100 Ziegen, 2 Maultiere, 104 Gemſen, 28 Rehe; im ganzen 510 Stück im Werte von 17,318 Gulden. Die Zahl der zerſtörten Baulichkeiten beläuft ſich auf 103 Häuſer, 94 Stallungen, 150 Alphütten, 445 Heubergen, 1 Kohlſtätte, 245 verſchiedene Oekonomiegebäude, 1 Schützenhaus und 1 Wäſcherhaus (Badegebäude), 13 Schupfen, 52 Mühlen, 17 Hammerhäuſer, 77 Brücken, 1 Bergwerk, 4 Stallſtes, 9 Sägen, 2 Backöfen, 2 Kapellen: zuſammen 1204 Gebäude im Werte von 216,249 Gulden. Der Schaden an vernichteten Fahrniſſen, Lebensmitteln, Viehfutter und dergleichen beziffert ſich auf 5366 Gulden, die Beſchädigungen an Aeckern, Wieſen, Obſtgärten und ſo weiter betragen 26,340 Gulden, der Schaden an Einzäunungen 729 Gulden. Aber auch der Wald wurde von ſolchen Lawinen, die ſich hoch über der Vegetationsgrenze gebildet haben, hart mitgenommen; die verwüſtete Fläche beträgt 2020,65 Hektar mit einer Holzmaſſe von 302,313 Kubikmeter und einem Schaden von 427,020 Gulden. Nach der vorgenommenen Bewertung ſtellt ſich der Geſamtſchaden durch Lawinen in Tirol und Vorarlberg lediglich für den ſchneereichſten Winter auf 754,162 Gulden.

Geſundheitspflege.

— **Als ein vorzügliches Heilmittel gegen Diphtherie,** Scharlach, Ruhr macht in einem Artikel des deutſchen Medizinalblattes der Geheime Sanitätsrat Dr. Heer untergärige Hefe bekannt, mit der er überraſchend günſtige und ſchnelle Erfolge erzielte. Er fordert alle Aerzte zur Erprobung ſeines Mittels auf und hofft, daß die Beziehungen zwiſchen Hefenpilz und den feindlichen Bazillen der angeführten Krankheiten feſtgeſtellt und dadurch ſeine praktiſchen Erfolge am Krankenbett auch theoretiſch als maßgebend erklärt werden.

Sport.

— **Bei den diesjährigen Elchwildjagden in Ibenhorſt erlegte** Graf Otto Stolberg-Wernigerode einen kapitalen Schaufler von 12 Enden mit einem Gewichte von 413 Kilogramm.

— **Einen Bären an Stelle des gewünſchten Hirſches erlegte** während der Brunſtzeit in den Revieren von Sz. Miklos bei Munkacs Graf Ferdinand Wurmbrand.

— **Die Nennungen für die großen Rennen ſind beim** Rennbetriebe in Deutſchland wie in Oeſterreich-Ungarn glänzend ausgefallen, doch kommt die Zunahme in den Nennungen lediglich auf Rechnung Oeſterreich-Ungarns. Von den 132 Unterſchriften, die für das deutſche Derby einliefen, ſind 81 aus dem Nachbarreich gekommen, ſo daß die deutſche Zucht jener gegenüber immer mehr zurückbleibt. Für das öſterreichiſche Derby gingen ſogar 151 Unterſchriften ein, davon — nur 13 aus Deutſchland. Das norddeutſche St. Leger ſchloß mit 75 Nennungen und für den Jubiläumspreis von Baden-Baden blieben 31 Pferde ſtehen.

— **Bei den Trabrennen zu Berlin-Weißenſee holte ſich** M'Donalds a. br. St. „Polly" den großen Preis, 10,000 Mark, im Stikemann-Handicap über 2000 Meter, mit 30 Meter Vorgabe, gegen „Une Belle" (am Start), „Silverleaf", „Reliaty", „Walker" ꝛc. Den Klubpreis, 6000 Mark über 5000 Meter, gewann Luigi Magnanis „Jeroſi", der allen Gegnern Terrain gab, ganz ſicher vor „Polly" ꝛc.

— **Die beiden amerikaniſchen Billardmeiſter Sloſſon und** Schaefer werden bei der nächſtjährigen Pariſer Ausſtellung Vorſtellungen geben und Vignaux, den Altmeiſter, herausfordern.

— **Einen Meiſterſchaftskampf im Eislaufen hat Amſter**dam ausgeſchrieben. Man hofft, die beſten Läufer Amerikas und Europas beim Start zu ſehen, deſſen näherer Termin noch bekannt werden wird.

Denkmäler.

— **Der Prinz-Regent von Bayern hat befohlen, daß zum** Andenken an die Siege der bayeriſchen Truppen im Jahre 1870/71 in der Feldherrnhalle zu München ein großes Monument aus Marmor errichtet werde und zugleich den Entwurf des Bildhauers und Erzgießers Ferdinand von Miller zur Ausführung auf Koſten der königlichen Schatulle beſtimmt. Das Denkmal wird eine Höhe von 16 Fuß erreichen. Auf der Mitte einer ſymboliſchen Koloſſalgruppe ragt ein Krieger mit römiſchem Streithelm hervor, der mit dem Schild eine Frauengeſtalt (den Frieden) ſchützt, während zu ſeiner Linken ein Jüngling das lorbeergeſchmückte Schwert auf der Schulter trägt. Zu Füßen der Gruppe ruht der bayeriſche Löwe.

— **In der Feldherrnhalle zu Berlin wurde die vortreffliche** Bronzebüſte Kaiſer Friedrichs von Reinhold Begas aufgeſtellt.

— **Geijer, dem größten ſchwediſchen Geſchichtſchreiber** (geſt. 1847), wurde in Upſala, wo er dreißig Jahre lang an der Univerſität Geſchichte lehrte, ein Standbild errichtet.

Geſtorben.

— J. **Girardin**, Profeſſor am Lyceum in Verſailles, verdienſtvoller Jugendſchriftſteller, 54 Jahre alt, am 26. Oktober, in Verſailles.

— Sigmund von **Meyer**, vormaliger kurheſſiſcher Miniſter, zur Zeit des Miniſteriums Haſſenpflug Geheimer Kabinettsſekretär des Kurfürſten und jahrelang Geſandter am napoleoniſchen Kaiſerhof in Paris, 82 Jahre alt, am 27. Oktober, auf ſeinem Landſitz in Wolfsanger bei Kaſſel.

— Ernſt **La Rochelle**, Bibliothekar an der Pariſer Nationalbibliothek, bekannter Hiſtoriker, der ſich auch um die Verbeſſerung der Lage der Taubſtummen große Verdienſte erworben, 63 Jahre alt, am 31. Oktober, in Meudon bei Paris.

— L. **Radulovics**, Metropolit von Moſtar, in den Kämpfen der Herzegowina gegen die Türken vielgenannt, Ende Oktober, in Moſtar.

— Karl **Kemmler**, Pfarrer zu Donnſtetten in Württemberg, Ehrendoktor der Univerſität Tübingen, botaniſche Autorität, am 1. November, in Donnſtetten.

— Georg von **Marées**, königlich preußiſcher Oberſtleutnant a. D., Militärſchriftſteller, Herausgeber der Jahrbücher für die deutſche Armee und Marine, 54 Jahre alt, am 1. November, in Berlin.

— Nikolaus von **Przewalsky**, der berühmte ruſſiſche Forſchungsreiſende, 49 Jahre alt, am 1. November, in Karakol.

— Stephan **George**, Weingutsbeſitzer und früherer Bürgermeiſter von Büdesheim am Rhein, langjähriges nationalliberales Mitglied und zeitweiliger Vizepräſident der zweiten heſſiſchen Kammer, 62 Jahre alt, am 2. November, in Büdesheim.

Neue Bücher und Schriften.

[illegible] [illegible] Fibel, bearb. v. E. Fischer. Olden-[illegible]

[illegible] der griech. Künstler. 2. Aufl. Lief. 1 [illegible] Stuttgart. Ebner & Seubert.

[illegible] der Klassiker. I. Band: Lessing. [illegible] II. Band: Shakspeare. 3. Aufl.

[illegible] Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig. Breitkopf & Härtel.

[illegible] Quedlinburger Ardijssa. Quedlin-[illegible]

[illegible] Berlin. Rosenbaum & Hart.

[illegible] Frau in Haus und Welt. 2. Aufl.

[illegible] Lied und Vers aus Mark [illegible] Berlin, Besser.

[illegible] aus der Zeit der ersten [illegible]

[illegible] Roman. Berlin, O. Janke.

[illegible] herausgeg. von Dr. Rob. [illegible] Süddeutsches Verlagsinstitut.

[illegible] Berlin. Simon.

[illegible] Erziehung. Lose Blätter als [illegible] Paderborn, F. Schöningh.

[illegible] herausgeg. [illegible] 1. Jahrg. 1. Heft. Berlin.

[illegible] d. Vögel (Charakterbild). Altona.

[illegible] der altchristl. Architektur. Mit [illegible] 1 Heft. in 8 Lief. Stuttgart.

[illegible] Uebertragen von Joh. Kersten. [illegible]

[illegible] Lustspiel. Dresden.

[illegible] Spiel und Lied für Haus und Spielplatz. 2. Auflage.

[illegible] Entstehung der Erde und des [illegible] und Studien in den [illegible] Berlin, Adyen. [illegible]

[illegible] in 10 Gesängen. 2. Aufl. [illegible] Deutschlands.

[illegible] Bilder und Skizzen aus dem [illegible] & Meyer.

[illegible] Berlin. Besser.

[illegible] Berlin, Nicolai.

[illegible] Frau. Roman. Leipzig, C. [illegible]

[illegible] 3. Aufl. Olden-[illegible]

[illegible] XXIII. Band: Jakob, der [illegible]

[illegible] Wörterbuch. 2. Aufl. Berlin.

[illegible] 1884, Heft 1-3. Zürich, Orell

[illegible] von Frankfurten u. [illegible] Berlin, Heuser.

[illegible] Welt. Auf Grund der [illegible] Paderborn.

[illegible] auf Ostasien. I. Band: [illegible] Frankfurt a. M., C. Winter.

[illegible] im Drange der Welt. Roman. Berlin.

[illegible] und eine Nacht. 2. Aufl. Lief. 1-2. Stuttgart, Kröner.

[illegible] oder die denkwürdigsten [illegible] Erfindungen im Kunst- und Kultur-[illegible] Rob. Jentsch.

[illegible] Goldberg, Ihr Ideal. Lustspiel.

[illegible] zum Kremno. Eine Festhumoreske. Oldenburg. Schulze.

[illegible] Sammlung vierstimmiger Männerchöre.

[illegible] Berlin, E. Fischer.

Neue Würfelspiele von M. Reymond.

Reichskanzler.

[illegible] eines, verläuft und schließt
[illegible] „Parlament"; nur in
[illegible] — anstatt Parteienstreit —
[illegible] Reichskanzler-Kanzlerkonzert.
[illegible] Würfelwurf
[illegible] fortbestimmt
[illegible] fällt von ungefähr,
[illegible] alsbald für leer.
[illegible] „Kanzler" aber darf mit ihr
[illegible] nach Belieben;
[illegible] das Wort ergreifen,
[illegible]
[illegible] in diesem Fall
[illegible] allemal.
[illegible] darf er verrechnen
[illegible] Augen mit den seinen;
[illegible] er nicht, so kann
[illegible] kein Vordermann.
[illegible]*) sind, wie selbstverständlich,
[illegible] Seiten unabwendlich,
[illegible] verfährt.
[illegible] „Parlament" erklärt;
[illegible] fällt zum Schluß herein —
Der Kanzler wird's wohl selten sein!

Beispiel.

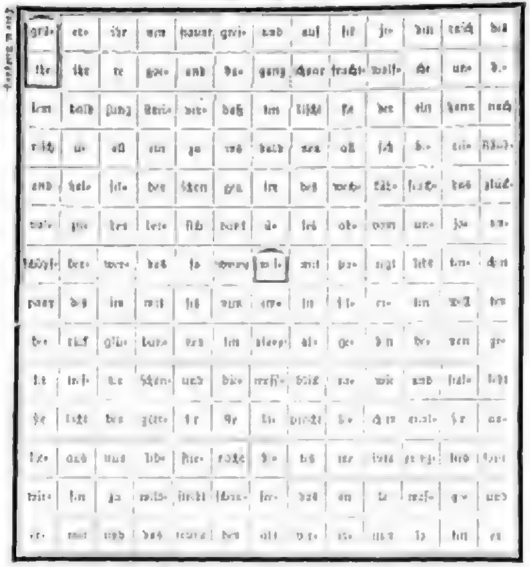
[illegible] Wurf 3, 5, 6 (3 umgekehrt = 4) 5. 4. 5 = 10 [illegible] 2. Wurf: 4, 5, 5 = 14. 3. Wurf: 1, 1, 3, [illegible]

[illegible] Wort, weil die Wahrscheinlichkeit, [illegible] nicht groß ist, und wirft: 2, 2, 5. Aus 2 und 5 [illegible] 1 + 6 = 7, 7 + 5 = 12. 2. Wurf: 2, 5, 6, [illegible] = 6 [illegible] + 6 = 15. 3. Wurf: 1, 4, 4, 1 umgekehrt = 6; [illegible] 41. Der Kanzler schreibt 41 + 24 (die [illegible]

---

*) Vergl. Anm. zu dem Würfelspiele „Parlament" in Nro. 7, Seite 139.

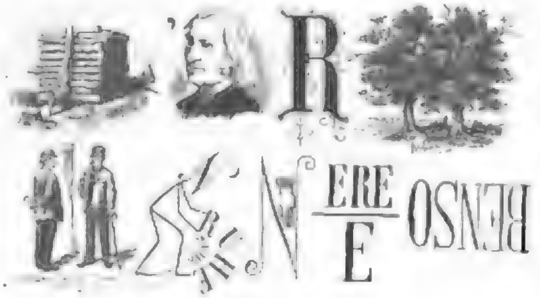
Labyrinth-Rätsel.



grä-	ce-	ihr	um	[illegible]	grei-	und	auf	sie	je-	din	reich	das
the	the	re	gan-	und	da-	gang	Quar	frucht-	wolf-	die	un-	d-
lem	bald	fung	Berie-	die-	daß	im	licht	sa	der	ein	dann	nach
[illegible]	u-	all	ein	zu	[illegible]	bald	[illegible]	all	sich	d-	[illegible]	Rück-
und	hal-	lie-	der	lichen	gen	im	des	[illegible]	läß-	[illegible]	das	glück-
[illegible]	gie	der	lese	sich	dort	de-	les	ob-	[illegible]	un-	zu	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	das	so	[illegible]	[illegible]	mit	be-	sagt	lebt	[illegible]	[illegible]
paar	[illegible]	im	mit	sie	[illegible]	[illegible]	im	[illegible]	[illegible]	im	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	glü-	[illegible]	[illegible]	im	[illegible]	[illegible]	ge-	[illegible]	[illegible]	[illegible]	ge-
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	und	die-	[illegible]	blick	[illegible]	wie	und	[illegible]	[illegible]
[illegible]	licht	der	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	und	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	im	ja	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	das	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	und
[illegible]	[illegible]	und	das	[illegible]	den	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Eine geschlossene Linie führt durch das ganze Labyrinth und wieder zum Eingange zurück. Der leitende Ariadnefaden, ein Goethesches Gedicht, ist durch Knoten (Silben) in gleichmäßige Abschnitte eingeteilt, welche durch Abzählen der Silben gefunden werden.

Bilderrätsel.

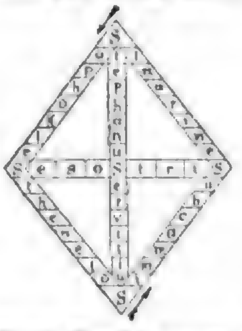


Rätselhaftes „Rühr-Ei".

Loth, Samen, Bel, Eich, Leim.

In jedes der obigen fünf Wörter thue man ein „Ei" und rühre dasselbe tüchtig mit den Lettern desselben zusammen. Durch gewandte Manipulation erzielt man dann fünf neue Wörter, deren Anfangsbuchstaben, der Reihe nach gelesen, eine deutsche Universitätsstadt nennen. Die zu erzielenden Wörter haben folgende Bedeutung: 1) Deutscher Schriftsteller und Dramaturg; 2) Zeichen; 3) Der irdische Abglanz göttlicher Vollkommenheit (im ästhetischen Sinne); 4) Etwas Starres; 5) Mädchenname.

Auflösung des Rätsels Seite 137:



Sophokles, Sthenelos; Simonides, Sesostris; Stephanus, Servius; Sisyphus.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 134:

Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an, er heißt Mut.

In der soeben ausgegebenen Nummer 8
des siebenzehnten Jahrgangs der
„Deutschen Romanbibliothek"
zu „Ueber Land und Meer"
hat neu begonnen:

Im Bann der Irredenta.
Roman von
Oskar Meding (Gregor Samarow)

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" (Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften nur 35 Pfennig pro Heft) kann jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden den eintretenden Abonnenten [illegible] nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Briefmappe.

Frn. Y—er in Warschau. Julius Lippert, der Verfasser der Kulturgeschichte der Menschheit und anderer wissenschaftlichen Werke, ist Realschuldirektor a. D. in Prag-Smichow. Das Weitere werden Sie am vollständigsten aus vermittelnder Quelle erfahren können.

L. K. in Moskau. Wir nennen Ihnen: [illegible] Magnetismus und Hypnotismus (A. Hartlebens Verlag, Wien). Auch wird Ihnen Karl Siegismunds Buchhandlung und Antiquariat, Berlin W., Mauerstraße 68, auf Wunsch gerne ihren in diesen Fächern sehr reichhaltigen Katalog senden.

D.... in Bukarest. Wir können Ihnen für solche [illegible] und besonders [illegible] in München, [illegible] 10 II., empfehlen, da er diese Richtung zu seiner Spezialität gemacht hat.

Bescheidener Anfänger in E. Für Ihre Zwecke ist der neueste Schillerband „[illegible]" ([illegible]) wie geschaffen. Er stellt sich die besondere Aufgabe, denen zu dienen, die den [illegible] nicht als ein Kunstfach, sondern als eine leicht und angenehm auszuübende, gesunde Körperbewegung betrachten und behandelt wissen wollen, und wird diese Aufgabe mit [illegible] erfüllen.

Paul Z. in Berlin. „Mitternacht in der Wildbahn" dankend angenommen.

H. G. in M. b. W. Das Dekanat der philosophischen Fakultät irgendwelcher Universität, an die Sie sich wenden wollen — die Wahl ist in diesem Fall Geschmacksache — wird Ihnen auf höfliche Anfrage gern über alle angeregten Punkte die zuverlässigste Auskunft erteilen.

O. V. für E. Dr. in Dresden. Wir haben besten Dank [illegible].

W. M. in Darmstadt. Den einzigen zuverlässigen Ueberblick über Leben und Werke von Jacob de Bolland in deutscher Sprache erhält bei dem Professor Eduard [illegible] Artikel „[illegible]" in Band 14 der Herzogschen Theologischen Real-Encyklopädie, 1885. In diesem Artikel finden Sie auch die bis jetzt erschienenen deutschen Uebersetzungen angeführt. Die Frau Professor [illegible], welche die Betrachtungen und [illegible] sowie die Kinderlieder übersetzt. Und außerdem noch die [illegible] aber bis jetzt noch nicht veröffentlicht.

Treuer Abonnent in Aachen. Es ist eine einfache Kaffeetrommel ohne gläserne Deckplatte; [illegible] Holzverschalung [illegible]. Die [illegible] durch welche das Licht [illegible] sind in derjenigen Wand angebracht, die dem am Tisch Sitzenden gegenüber, also auf der [illegible] gerichtet ist.

Fried. T. in T. Ja, diese Methode ist darauf berechnet, aller Orten zur Anwendung gebracht zu werden, und hat schon vielfach befriedigende Ergebnisse geliefert.

Kleine Wißbegierige. Immer das Gegenteil — in seinem Schwärmen nämlich, wie sich gewöhnlich dem zuwendet, was wir nicht besitzen. Schon darin liegt es ausgesprochen, daß diese rein auf dem individuellen Geschmack beruhende Frage eine rede und allgemeingültige Lösung niemals finden kann. Wollen Sie aber unsere persönliche Meinung teilen, wir finden eine zarte Blondine überaus lieblich, eine feurige schwarzlockige Schöne sehr blendend und meinen, in einem holden, von kastanienbraunem Haar umrahmten Gesicht die ruhige Harmonie der Erscheinung.

C. E. in Lodz. Von J. Seilinger & Sohn in Basel.

Münzensammler in Stuttgart. 1) Finden Sie in unserer Briefmappe, Nr. 6, Seite 139, Spalte 1 unter „Graf H." [illegible] 2) Das [illegible]

Anna L. in Straßburg. Wir begreifen das und freuen uns, daß Sie die Berechtigung unseres Einwandes anerkennen. Hoffentlich dürfen wir darin eine Bürgschaft dafür erblicken, daß Sie fortan zur Abhilfung derartiger Mißbräuche — denn das sind und bleiben sie trotz ihrer [illegible] Beliebtheit — in Ihrer Umgebung nach Kräften mitwirken werden. Die gesandten Verse zeigen leider zu wenig Maß und stehen noch formell nicht auf der Höhe, die wir beanspruchen müssen.

Langjährige Abonnentin in Brüssel. Nicht ohne Tadel, wenn auch nicht nach allen Richtungen hin vollkommen befriedigend. Wir wollen sehen, ob wir für das erste mit kleinen redaktionellen Aenderungen Verwendung finden.

Elise Z. in Olubod. Böhmen. Derartige Beiträge werden uns wirklich zu Masse ohne irgendwelchen Honoraranspruch angeboten, daß infolge dessen nur noch in den seltensten Ausnahmefällen Honorar für [illegible] bewilligt wird.

Hermann R. in Nordhausen. Mit Dank angenommen.

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] in Prag (2). [illegible] in Jägerndorf (2). Martha Erdmann in St. Petersburg. [illegible], Château de Romal sur Ourthe. [illegible] in [illegible] (3). [illegible] in Dachs. Joh. P. [illegible] in Hamburg. [illegible] in [illegible]. Louis Engel in Meiningen. [illegible] in Trondhjem. M. Kreuer auf Weißfeld i. B. Caroline Müller in [illegible] i. B. Helene Krämer in Bukarest. Flora Rothschild in Berlin. Anna in Pilsen (2). Johann Bock in [illegible] (2). [illegible] in Hannover. „Zwei Weltumsegler" in Meadow. Julius German, stud. med. in Kiel. Georg Weinmann in [illegible]. [illegible] in Marbach. [illegible] 21. [illegible] in [illegible]. Dr. Eckhert in Berlin. Auguste Eckhert in [illegible] a. d. Elbe. Marie v. d. Burg und Anna Krebs in Siegen a. d. Sieg. Emil [illegible] in München. Marie [illegible] in [illegible]. Fritz [illegible] in Altona i. W. (2).

Gesundheitspflege.

H. G. v. R. Eine derartige Anstalt, in welcher [illegible] finden, die sich dem Studium der Medizin widmen wollen, [illegible] fünfjährigen Studienzeit unter der Bedingung [illegible] werden, daß sie sich verpflichten, die ersten zehn Jahre [illegible] Militärarzt [illegible] in der k. k. Armee zu dienen, gibt es außer in Wien noch in einer andern Stadt Oesterreichs.

J. R. in Düsseldorf. Die Ursachen des Ausfallens der Haare an umschriebenen Stellen des Kopfes sind in vielen Fällen noch dunkel. [illegible] [illegible] sich aber nach einiger Zeit die kahlen Stellen von selbst mit gesundem Haar, auch ohne daß man etwas besonderes dazu thut. Geduld ist zu empfehlen.

L. G. A. Das von Dr. Wegert angegebene Verfahren, die Schwindſucht durch Erwärmung [illegible] zu heilen, iſt noch zu neu und [illegible], als daß man darüber ſchon ein ſicheres Urteil fällen [illegible]. Dr. Wegert berichtet ſelbſt über ſein Heilverfahren: „Von allen Mißgriffen [illegible] bewußt iſt, daß es mir nicht etwa zur Aufgabe geſtellt [illegible] die Tuberkuloſe in der [illegible] Bedeutung des Wortes zu heilen, das [illegible] überall im Körper, wo immer er ſich befinden möge, zu vernichten, ſondern daß ich einzig und allein den Tuberkelbacillus [illegible] in den lebenden Geweben [illegible] Zellſäften und deren Wandungen. Daher iſt allerdings die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß mein Heilverfahren weittragende Wirkungen haben dürfte, als ich ſie gegenwärtig glaube. Die [illegible] Thatſache, daß das Temperaturoptimum des Tuberkelbacillus (das heißt die Temperatur, bei welcher derſelbe am beſten gedeiht) 37,5° C. iſt, und daß höhere, ſowie niedrigere Temperaturen die Entwicklung und Fortpflanzungsfähigkeit desſelben beeinträchtigen, beziehungsweiſe dieſelben ganz aufheben, veranlaßten mich, Verſuche anzuſtellen, deren Reſultat ergaben, daß dem menſchlichen Körper Luft, die zu 180 und mehr Graden Celſius erhitzt, eingeatmet werden kann. Da ſich infolge des Einatmens heißer Luft die allgemeine Körpertemperatur [illegible] erhöht, ſo erſchien die Annahme berechtigt, daß die in den Lungenalveolen befindliche Luft eine Temperatur aufweiſe, welche genüge, um energiſch gegen die Lebenskraft der Bakterien einzuwirken. Nach dieſen [illegible] Verſuchen ging ich direkt zum Verſuche am kranken Menſchen über.“ Dieſe Verſuche ſcheinen nun wirklich in einer Reihe von Fällen Erfolg gehabt zu haben, ſo daß eine weitere wiſſenſchaftliche Unterſuchung des Heilverfahrens entſchieden anzuſtreben iſt. Dr. Wegert wohnt in Berlin, W. Genthinerſtraße 30.

Thereſia. Dagegen läßt ſich ohne ärztliche Unterſuchung nicht [illegible]. Dr. Behm.

Redaktion: **Otto Baiſch** und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**“ SW., Charlottenſtraße 11;
Budapeſt: **Moriz Heckſch** (V. Franz Joſefsquai 5);
München: **Fritz Schwarz**, Redakteur der „Kunſt für Alle“ ([illegible] 22).

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Inmitten des Grabes. Novelle von Lew Wallace. Schluß. — Literariſche Parodien von Emmy Walden; franzöſiſche Literatur. — Ein Jubiläum der Havanna, von Dr. Ludwig [illegible]. — [illegible]. — Die Grundſteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig. — Die Krankenpflege im [illegible], von Marie von [illegible]. — Das neue Oberhaupt der nordamerikaniſchen Republik und ſein [illegible], von -s. — Kleine Erzählung von Richard Voß. Fortſetzung. — Die König Johannſtraße in Dresden. — Literatur. — Schach. — [illegible]. — Aſtronomie: Monat Dezember. — Armee und Marine im Dienſte der Schönheit, von C. W. [illegible]. — Ein hiſtoriſches Schreibzeug, von -ch. — Erwartung des Schiffes. — Die goldene Denkmünze auf Kaiſer Wilhelms II Romfahrt. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — [illegible] von M. Maynard: [illegible]. — Rätſel: Labyrinth-Rätſel; Bilderrätſel; [illegible]; Auflöſung des [illegible] Seite 135; Auflöſung des Bilderrätſels Seite 135. — Briefmappe.

Illuſtrationen: Inmitten des Grabes, drei Originalzeichnungen von F. [illegible]. — [illegible], Gemälde von Heinrich [illegible]. — [illegible], Gemälde von Th. [illegible]. — In Erwartung des Schiffes, Gemälde von E. [illegible]. — Benjamin Harriſon, der neue Präſident, und Levi P. Morton, der neue Vizepräſident der nordamerikaniſchen Republik. — Die Grundſteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig. — Die König Johannſtraße in Dresden, Originalzeichnung von Paul [illegible]. — Armee und Marine im Dienſte der Schönheit, Gemälde von Fanny Braun. — Kinderbilder aus [illegible], Originalzeichnung von [illegible]. — Ein Schreibzeug Kaiſer Wilhelms I. — Die goldene Denkmünze auf Kaiſer Wilhelms II. Romfahrt.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unſerem Verlage wird demnächſt erſcheinen:

Die Gred.

Roman aus dem alten Nürnberg
von
Georg Ebers.

2 Bände. Preis geheftet in illuſtriertem Umſchlag 10 Mark;
in feinſtem Original-Einband 12 Mark.

Dieſer neue Roman von Georg Ebers führt den Leſer nicht, wie manche ſeiner Vorgänger, in das alte Ägypten, ſondern ſpielt in Nürnberg. Ein Familienroman in des Wortes voller und guter Bedeutung iſt dieſe „Gred“, und die Gred (Margaretha) Schopperin eine Geſtalt, die jedes Deutſchen, vornehmlich der Frauen und Mädchen Freundin und Liebling zu werden verdient. Der Verfaſſer bietet hier ein Werk, welches Geiſt und Herz befriedigt und für die langen Winterabende reichhaltigſten Genuß gewähren wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Der Bazar.

Illuſtrirte Damen- und Modenzeitung.

Vierteljährlich 12 Wochen-Nummern. Preis 2 ℳ 50 ₰
Inhalt der Nummern 43 und 44:

Mode: [illegible] (mit Schnitt). Kleider und Mäntel für Mädchen (mit Schnitt). [illegible] für Damen [illegible]. — **Handarbeiten:** [illegible] Mädchen [illegible]. Puppen-Kleider und -Mäntel [illegible]. [illegible] mit Stickerei (3 Abbild.). [illegible] u. ſ. w.

Hierzu doppelſeitiger Schnittmuſterbogen.

Unterhaltung: [illegible]. Novelle von E. [illegible] (Schluß). [illegible]. Von Karl [illegible]. Die Jagerwirth. [illegible]. [illegible] von Johanna Heiſe (mit Illuſtrationen). Weihnachtsbild [illegible]. Von Johanna Schwarck. Allerlei fürs Haus (mit Illuſtrationen). Schach. [illegible]. Kalender. Korreſpondenz u. ſ. w. — **Illuſtrationen:** [illegible] und ſein Heim. [illegible]. Das Victor Emanuel-Denkmal in Rom. Nach dem Projekt von G. Sacconi. [illegible] Originalzeichnung von E. [illegible].

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Stuttgart. Wie bekannt, wurde kürzlich aus Anlaß des Kaiſerbeſuches in Stuttgart, bei der Feſttafel im königlichen Schloſſe, deutſcher Schaumwein, Marke „**Keßler**“ gereicht. Seine Majeſtät der Kaiſer ſprach ſich über den Wein ſehr lobend aus und ſah ſich infolge deſſen Se. Maj. der König von Württemberg veranlaßt, Sr. Maj. dem deutſchen Kaiſer dieſer Tage nach Berlin eine Sendung dieſes Weines von der Firma G. C. Keßler & Cie. in Eßlingen (älteſte deutſche Schaumweinfabrik, gegründet 1826) zum Willkomm [illegible] nach der Romfahrt zugehen zu laſſen.

Als ein weiterer Beweis, welcher Beliebtheit ſich der Keßler'ſche Schaumwein in den allerhöchſten Kreiſen erfreut, iſt ferner die Thatſache erwähnt, daß ſich an die früheren Auszeichnungen [illegible] „[illegible], Großfürſten von Rußland“ [illegible] hat.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine [illegible]
[illegible]
[illegible] G. Danz [illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

„Liederquell“.
251 [illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

[illegible]
Clarabella.

Clarabella-Mignon [illegible]

C. W. Möller [illegible] Alexanderplatz Berlin

[illegible]

Stottern
heilt gründlich die seit 27 Jahren bestehende Denhardt'sche Anstalt zu Burgsteinfurt, [illegible] Honorar nach Heilung.

Kranken-Fahrstühle
[illegible] Kopfkiss., Bett-tische etc. [illegible]

Wollstoffersatz.
[illegible] aller Farben Mk. 10.50. Neue Muster u. Modebilder versendet auf Wunsch [illegible]
Mechanische Weberei Th. Zimmermann, Gnadenfrei in Schlesien.

Dringende Bitte an alle Eltern,

Der Kinder liebstes Spiel!

welche für die beschädigten oder fehlenden Steine ihrer Anker-Steinbaukasten zu Weihnachten [illegible] Ergänzung derselben kurz vor dem Feste bei der Fabrik kaum mehr möglich; man wolle deshalb diese Kasten gleich nachsehen und die gewünschten Ergänzsteine schleunigst bestellen. Die unterzeichnete Firma versendet gegen eine 10 Pfg.-Briefmarke ein Buch mit 321 Einrichtungen und Preisbildern franko. Um Zeit zu geben, bestelle man die Ergänzungskasten schon jetzt in den [illegible].

F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt, Wien, Olten, London, New-York.

PEGLI
Winterkurort bei Genua.
Winter-, Frühling- u. Herbststation.
Meerbäder.
GRAND HOTEL & de la MÉDITERRANÉE.
Siebenmonatlicher Aufenthalt
S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1875/80.
Grossartiges Etablissement mit Prachtpark und freier Aussicht auf das Meer.
Prospekte gratis u. franko.
[illegible] „Pegli [illegible] Winterstationen [illegible]“
[illegible] „Pegli [illegible]“
[illegible] „Pegli ist [illegible]“
PEGLI
[illegible]
Vollständige Einrichtung für [illegible]
Das Prachtbadeleben: Pegli bei Genua [illegible] fessor W. Kaden. [illegible]
Pensionspreise 7—12 Frs.
[illegible]
Hôtel Bürgenstock bei Luzern.
Hôtel de l'Europe in Luzern.
Besitzer: Bucher-Durrer.

[illegible]
Aug. Polich.
In Deutschland einzig in seiner Art!
[illegible]
Das
Geschäftshaus für Damen-Moden
Leinen-Waren und Ausstattungen
Aug. Polich in Leipzig
[illegible] Damen-Kleiderstoffe [illegible] Baumwollen und Leinen-Waren [illegible] fertige Wäsche und Aussteuer [illegible] Costüme, Damen- und Kinder-Confection [illegible]

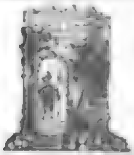
Piano a pittura
Epochemachende Neuheit.
Geſetzlich geſchützt.
Ernst Kaps, Dresden.

Auflage 352 000 [illegible]
[illegible]
in [illegible] fremden Sprachen
Die Modenwelt
[illegible]

G[illegible]
[illegible]
Illustr. Briefmarkenzeitung gratis!
[illegible] Berlin [illegible]

Erfolg durch Annoncen erzielt man nur, wenn die Annoncen [illegible] ſind, ferner die richtige Wahl der geeigneten Zeitungen getroffen wird. Um dies zu erreichen, [illegible] **Rudolf Moſſe**; von dieſer Firma werden die [illegible] eines Erfolges erforderlichen Auskünfte koſtenfrei ertheilt, ſowie Inſertions[illegible] ſtets zur Auswahl geliefert. Berechnet werden lediglich die Originalpreiſe [illegible] unter Bewilligung höchſter Rabatte bei größeren Aufträgen, [illegible] Benutzung dieſes Inſtitutes neben den ſonſtigen großen Vortheilen eine [illegible] Inſertionskoſten erreicht wird.

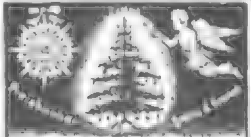
[illegible] Haushaltungs-, Tot-[illegible] [illegible] verſenden wir [illegible] franko [illegible] mit einem [illegible] Fleiner & Kraft, [illegible] Wien



Neueſte Neuheit. Geſetzl. geſchützt.
[illegible] Petroleum-Lampe [illegible]
Nachtlampe.
Ueberraſchende Lichtwirkung.
Carl Guſt. Lowe & Co., Berlin W.,
[illegible]

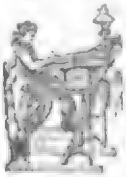
OPTIKERN
[illegible]
[illegible]

INSTRUMENTENMACHERN
[illegible]
[illegible]



Christbaumschmuck,
Cotillon- und Carneval-Artikel,
Cartonnagen, Attrapen,
Künstliche Pflanzen
[illegible]
Gelbke & Benedictus Dresden.

Vorzügliches Feſtgeſchenk.
Patent-Kinderpulte
Schularbeiten.
[illegible]

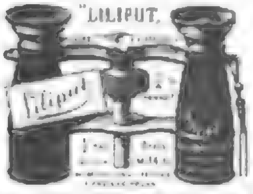


[illegible] & Co., Frankenthal [illegible]
[illegible] Berlin [illegible]
[illegible]

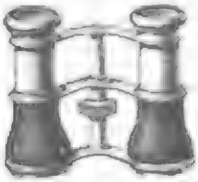
Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Einblicke
durch
Fenſter, Thür und Dach
in das Innere des Menſchen.
[illegible] Lavater, [illegible]
[illegible]
Dritte Auflage,
[illegible]
Friedrich Seidel.
Mit 24 Tafeln Abbildungen
[illegible] 3 Mark
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

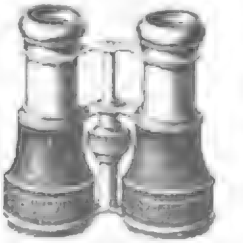
E. Krauss & Co., Leipzig, Plagwitzerstr. 33.
Fabrik optischer Instrumente. Paris, Aven. d. l. Republ. London, Haymarket 60. St. Petersburg, Moika 40. Mailand, [illegible]
[illegible]
Illustrirte Preiscourante umsonst und postfrei.



No. II. Vorzügliches Westentaschen-Glas für Theater, Reise, Jagd, Militär.
[illegible]
[illegible] von Schachtmeyer,
[illegible]



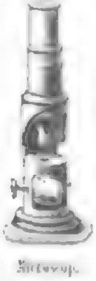
No. XX. Elegantes gediegenes Special-Opernglas
in schwarzem Leder M. 10.
in Elfenbein . . . „ 17.50
in Perlmutter . . . „ 25.
in Aluminium . . . „ 3[illegible].—



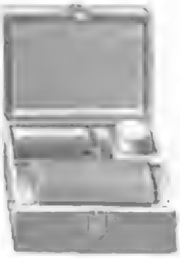
No. I. Universal-Doppelfernrohr „Argus“ für Theater, Reise, Jagd, Militär. Mk. [illegible]

No. III. Leistungsfähiges deutsches Armee-Doppelfernrohr.
[illegible]
Vorzüglicher Feldstecher; [illegible]

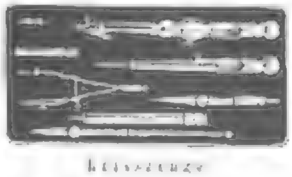
No. II. Photographischer Dilettanten-Apparat „Tandem“
M. [illegible] etc., mit welchem ein [illegible] Vorkenntnisse [illegible] genügende Photographien herstellen kann. Special-Preis-Verzeichniss [illegible] kostenfrei.



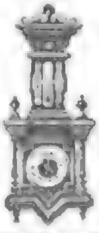
Mikroskop.
No. [illegible] Vergr. M. [illegible]
No. 111 [illegible] M. [illegible]
No. 112 [illegible] M. [illegible]



No. 113. Universal-Taschen-Mikroskop mit Lupe M. 6. Lin. Vergr. 50–100 Vergr. [illegible]
Infusorien, Haarreisser, nützliches Geschenk.



Reisszeuge
in allen Zusammenstellungen, nur in gediegenen Qualitäten für Architekten, Ingenieure, Techniker, Schüler etc.



[illegible] Barometer
in allen Ausstattungen (stilgerecht) mit garantirten Werken von M. 10 an.

PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15.
Echter
böhmischer Granatenschmuck.
[illegible] Preiscourante gratis und franco.
Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin
u. Friedrichstrasse Nr. [illegible]

Neueste u. beste Schulen.
[illegible]
Verlag v. **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig**
[illegible]
Wer gründlich Clavier [illegible] Louis Köhler [illegible]
Clavierschule op. 314

Natur-Nachahmungen
als Zimmerſchmuck
für Vaſen, an Bildern u. Spiegeln, auf Paneelen ꝛc.

Apfelzweige, Stück Mk. 1.—, 1.55, 3.50, 7.—
Rothdorn, Stück Mk. [illegible]
Heckenroſe, Stück Mk. 1.50, 2.25, 3.50.
Kirſche, Stück Mk. 1.75, 2.50, 4.—

je nach Größe und Breite der Zweige.

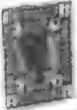
Genaueſte Nachahmung in Stoff-Blättern und Blüthen an Natur-Zweigen.

Obige Abbildung ſtellt ein **Weintrauben-Bouquet** dar, Blätter von Stoff, Trauben von Glas, Rebe natürlich.
Bouquet, ca. 50 cm hoch, Stück Mk. 4.50,
[illegible] 75 cm hoch, Mk. 3.50, zuſammen Mk. 8.—
dazu Verpackung und Porto Mk. 1.

Schönſter Schmuck für jedes Zimmer, Speiſeſalon etc.

Man verlange Weihnachts-Catalog gratis und franco, der eine Fülle von Geſchenken enthält.

J. C. Schmidt, Hoflieferant **Erfurt.**



Neueſte illuſtrirte Briefmarken-Albums
[illegible] Briefmarken [illegible] alle Buchhandlungen.
Alwin Zſchieſche,
Leipzig und Naumburg a. S.

Spielwaaren
und praktiſche Geſchenke
Nürnberg
Preisbuch
Nürnberg.
Carl Quehl, Spielwaarenfabrik,

Enorme Preisherabſetzung!
Eine ganze klaſſiſche
Bibliothek für 30 Mark.
[illegible]
für nur 30 Mark!
Selmar Hahne's Buchhandlung
Berlin S., Prinzenſtr. 54

Die Lieder der Mormonen.
[illegible]
in prachtvoller Ausſtattung

Methode Gaspey-Otto-Sauer
zur Erlernung der neueren Sprachen

Neu.
Niederländiſche Sprachlehre [illegible]
Spaniſche Sprachlehre [illegible] von C. M. Sauer. [illegible]
Grammatik von C. M. Sauer. [illegible]

Neue Auflagen.
Kleine italieniſche Sprachlehre [illegible] von C. M. Sauer. [illegible]
Franzöſiſches Leſebuch [illegible]

Deutſch. Engliſch. Franzöſiſch. Holländiſch. Italieniſch. Portugieſiſch. Ruſſiſch. Spaniſch.
[illegible] und gegen Einſendung des Betrags von
Julius Groos' Verlag in Heidelberg.

Gelbke & Benedictus
Dresden.

Große Preisherabſetzung
der brillanteſten Prachtwerke.
Garantie für komplet, neu und fehlerfrei.

Kieperts größter Handatlas der Erde und des Himmels.

Goethe's Fauſt. Illuſtrirte Quart-Prachtausgabe

Die Meiſterwerke der Aquarell-Malerei.

Gustav Doré, Arioſt's raſender Roland.

Die vier Evangelien. Mit 132 Radirungen von Alex. Bida

Pecht und Ramberg's Goethe-Galerie in 50 Stahlſtichen

Pecht und Ramberg's Schiller-Galerie in 50 Stahlſtichen

Scheffels Ekkehard. Folio-Prachtwerk.

Die Berliner Gemälde-Galerie in ihren Meiſterwerken in 40 Blättern.

Die Dresdener Gemälde-Galerie in ihren Meiſterwerken in 50 Blättern.

Das neue Buch der Welt.

Ludwig Bunds Lieder der Heimat.

Großer Muſterſchatz von Handarbeiten

Expedition erfolgt gegen Poſtnachnahme oder gegen frankirte Einſendung des Betrags.

Vollſtändige Kataloge unſeres großen Bücherlagers gratis.
Rudolphiſche Exportbuchhandlung
in Hamburg.

101 Neue Fabeln
Frida Schanz. Victor Blüthgen.

Ein Mann, ein Wort.
Hermann Vogel.

Ausführl. Katalog [illegible] jede Buchhandlung
Abel in Leipzig.

Versand-Geſchäft. — Bijouterie-Fabrik.
Max Grünbaum, Berlin W., Friedrichſtr. 191.
Maſſiv goldene Ringe mit geſetzlichem Gold-Gehalt.

Almandin
Illuſtr. Preisliſte [illegible] gratis und franko

Malutenſilien

für Porzellan-, Glas-, Oel-, Aquarell-, Majolika-, Bronze-, Gobelin-, Chromo-, Paſtellmalerei etc.

Müller & Hennig.

Kunſtfarben-Manufaktur, Dresden.

[illegible]

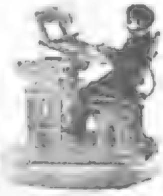
Chemnitzer Turn- und Feuerwehr-Geräte-Fabrik von

Julius Dietrich & Hannak

[illegible]

Dr. Schreber'ſche

Zimmer-Turnapparate, ſtellbare Haus-Schulbänke.



[illegible]

Obige Hausſchulbänke, verwendbar für alle Zeiten, ſind allſeitig anerkannt als die beſten der exiſtirenden. Billige Turnapparate für Familie, Turngeräte. Proſpekte gratis.

[illegible] Hölzer, Terracotta und [illegible] Waren [illegible]

zum Bemalen etc.,

[illegible]

Chromo-Malerei.

[illegible]

PATENTE

RICHARD LUDERS,

GÖRLITZ

Chem. Tinten [illegible]

Galluſtinte, [illegible]

Zuſchneid-Scheere

R. Kiſſner [illegible]

Muffe

Haſe, [illegible] ſchwarz,

[illegible]

Biſam, [illegible]

Opoſſum, [illegible]

[illegible]

Joh. Heinr. Helberger,

Frankfurt a. M.,

Römerberg 30. 32. 34. [illegible]

[illegible]

D[illegible] L. Pepl, Berlin, [illegible] Wien. [illegible]

Buckskins, [illegible]

[illegible]

Herm. Arlede, Tönniß

[illegible]

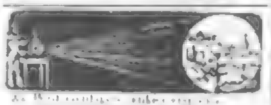
Emil Mühlenpfordt, Hamburg

Import von Japan-Waren Japan-[illegible]

[illegible]

Nebelbilder und Apparate.

[illegible] M. Haarbem, Berlin SW.



Stereoskope und Bilder.

[illegible]

Nebelbilder-Apparate und Bilder, Laterna magica, Wundercamera. Dampfmaſchinen [illegible]

Photographiſche Apparate

[illegible]

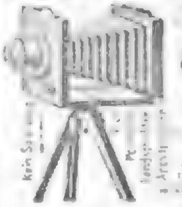
C. Eckenrath, Berlin W.,

Charlottenſtraße 29.

Wundercamera, Laterna magica [illegible]

[illegible]

Photographiſche Apparate.



Touriſten-Apparat in Kabinetform

[illegible]

Joh. Sachs & Co.,

Berlin S., Ritter-Str. 88.

[illegible]

Solide Buckskins,

das Meter von M [illegible] an Private. Muſter frei

[illegible]

[illegible] Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

[illegible]

Kunſt und Kritik.

[illegible]

Ludwig Pfau.

3 Bände. [illegible]

[illegible]

Die Kunſt im Staat

Dritte, durchgeſehene Auflage.

[illegible]

Erſter Band: Maler und Gemälde.

Zweiter Band: Stile und Bauwerke

Aeſthetiſche Studien.

Aeſthetiſche Studien.

[illegible]

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

BUCHHALTER

[illegible] Berlin SW. 40

Zauber- [illegible] und Nebelbilderapparate [illegible] Weihnachts-Geſchenke. [illegible] Laterna magica, Laterna-magica-Bilder, [illegible]

Wilh. Rethge, Magdeburg.

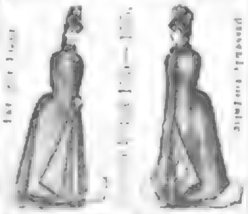
Julius Nawratzki

BERLIN C., Jeruſalemerſtr. [illegible]

Damen-Mäntel-Fabrik und Pelzwaaren-Confection

[illegible]

Radmäntel,

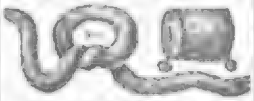


[illegible]

Pelz-Mäntel

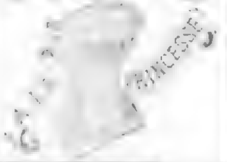
[illegible]

Pelz-Muffen [illegible] **Damen.**



[illegible]

Corsets RFC



Garantie für tadelloſe moderne Façons.

[illegible] Auslande zu beziehen.

Jedes Corset trägt den Stempel

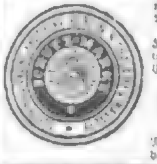
„RFC à la Princesse,“

Engros & Export nur durch die Corsetfabrik von

Rosenthal, Fleiſcher & Cie.

Goeppingen Württemberg. | **London** 20 London Wall.

SCHERING's PEPSIN-ESSENZ



nach Vorſchrift von Dr. Oscar Liebreich, Profeſſor der Arzneimittellehre an der Univerſität zu Berlin.

Verdauungsflüſſigkeit, [illegible] Magenverſchleimung, die Folgen von Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken werden durch dieſe angenehm ſchmeckende Eſſenz binnen kurzer Zeit beſeitigt.

Preis p. ¹⁄₁ Fl. 3 M., ½ Fl. 1.50.

Schering's Grüne Apotheke

Berlin N., Chauſſee-Straße 19.

[illegible] Poſtbriefe Beſtellungen werden prompt ausgeführt.

Caſſetten mit Papierfüllung

100 [illegible]

[illegible] Halberſtadt.

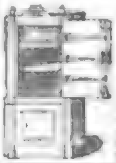
[illegible] Schuß-, Hieb- Stich-Waffen.

[illegible] gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik

Berlin W., Friedrichſtraße 159.

Schladitz & Bernhardt, Dresden.



Stahlpanzer-Geldſchränke

mit den neueſten [illegible]

[illegible]

Das [illegible]

ſelbſtthätige **Zimmerfontaine**

Louis Heinrici

Zwickau i. S.

[illegible]

C. L. Flemming

Globenſtein b. Schwarzenberg i. S.

[illegible]

[illegible]

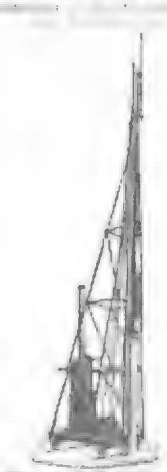
Petſchke & Glöckner.

Chemnitz, Sachſen,

[illegible]

Dampframmen

[illegible]



Menck & Hambrock,

Ottenſen bei Altona.

[illegible]

Dresden [illegible] Berlin [illegible]

[illegible] Rudolf Schuſter, [illegible]

Photographiſche Apparate

[illegible]

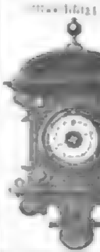
Gebr. [illegible],

[illegible]

Lambrechts

Holosteric-Barometer

[illegible] d. Geſetz v. 11.1.[illegible]



zeigt 1. den jeweiligen Luftdruck ... Wetterveränderung, II. den jeweiligen Luftdruck auf den [illegible]. Es iſt das einzige Barometer, das in Genauigkeit und [illegible] Angaben [illegible] Prüfung [illegible] leiht, [illegible] [illegible] len Unterſuchungen der Zeitungen [illegible] als ſicherer [illegible]

Preis: [illegible] Kupfer [illegible]

[illegible]

Wilh. Lambrecht, Göttingen,

[illegible] **4** [illegible]

[illegible] franko an [illegible]

[illegible]

Frank & Baer

[illegible]

Frankfurt a. Main

Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk,

durch zahlreiche Atteſte von [illegible] [illegible]

Hermann Gaiſer,

Göppingen (Württemberg).

[illegible] ſämmtlich zu Kaiſer [illegible] unentbehrlich und ſchützt bei kalten Füßen, Rheumatismus, Gicht, Hühneraugen, Fußſchweiß, Lungen- und Bruſtleiden, Blutarmut etc.

[illegible]

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer,

Cannstatt u. London.

Patentirt in allen Ländern.

[illegible] Auszeichnungen.

[illegible]

[illegible] Induſtrie.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

[illegible]

H. [illegible], Warmbrunn i. Schl.

[illegible]

Als Weihnachts-Präſent

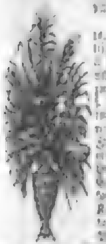
[illegible]

Katalog 50 Pf. in Marken

Paul Schröder,
Berlin, [illegible]

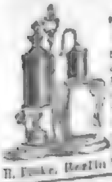
Schönes Geſchenk
für 3 Mk. 50 Pfg.

[illegible]
Makartbouquet
[illegible]



H. Peiser, [illegible] Halle a. S.

Eickes
[illegible] Patent-Kaffee-Maſchine.



[illegible]

H. Eicke, Berlin W., Friedrichſtraße 67.

Ernst Hartmann, Strumpffabrik
in Chemnitz-Sachsen
[illegible]
Damenſtrümpfe und Herrenſocken.
[illegible]

Für Hausfrauen!
Univerſal-Feueranzünder.
Praktiſch! Billig! Gefahrlos! Reinlich!
[illegible]
Preis pro Paket 50 Pfennige.
[illegible]
Wiederverkäufer geſucht.
Die Univerſal-Feueranzünder-Fabrik
Speer & Bergmann, Sonneberg, S.-M.

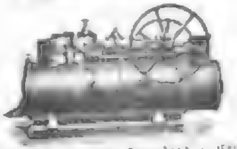
Tragbare Oefen

[illegible]
A. Nieske, Dresden.

Beſtes Putzmittel der Welt.

Ueberall vorräthig.

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.



[illegible]

Petroleum-Motoren

[illegible]
A. v. Würtemberger & Co., [illegible]

Moselwein-Vertriebs-Geſellſchaft Duhr & Cie.

[illegible] Central-Bureau in Trier.

Feſtgeſchenke.

Spezialität:
[illegible]
Tisch- & Tafelweine
[illegible]
20 Mark.

Hausfleiß. Brieflicher Unterricht.
[illegible]

Spezial-Heilanſtalt für
Morphiumkranke
Dr. med. [illegible] Schmidt, Wiesbaden.

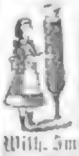
Kurbedürftige [illegible]

Pein's-Caffee-Verſand,
Hamburg O. [illegible]

Armour & Co.'s
[illegible]
General-Depot [illegible] Berlin & Frankfurt a. M.

ungegypste
Natur-Weine
von
Oswald Nier
Hauptgeschäft
BERLIN

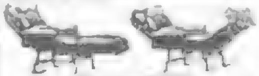
Neu! Aerztlich empfohlen!
Imhoff's patentirte Patronen-
Cigarrenſpitze.



[illegible]

Wilh. Imhoff, Caſſel. [illegible]

[illegible]



[illegible]
Ferdinand Eckermann, Hamburg.

Der vollkommenſte u. beſte Stuhl

[illegible]
J. Schoberl, [illegible] München.

Die Stiftung
von Zimmermann'ſche Naturheilanſtalt
[illegible]

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

(Naturheilanstalt)
bei Dresden.
[illegible]

Nizza.

Hôtel d'Angleterre I. Ranges. [illegible] Deutſcher u. ſchwed. Offizierorten. [illegible]
Steinbrück, Beſitzer.

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.

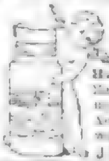
Bouillon-Extracte
[illegible]

MAGGI

[illegible]
Feine Suppenmehle
[illegible]

86er Mosel-WEIN per Fl. 55, per Ltr. 65 Pf.
100 Liter 63 Mk.
84er Roth-WEIN per Fl. 70, per Ltr. 85 Pf.
100 Liter 82 Mk.
[illegible]
Fritz Daubenspeck, Homberg a. Rh.

CRÈME SIMON



[illegible] in einer Nacht [illegible] Haut, rothe Hände, Geſichtsröthe, aufgeſprungene [illegible]
J. SIMON 36, Provence, PARIS [illegible]

ROWLANDS'

MACASSAR OIL [illegible]

ODONTO, Perlen-Zahnpulver; macht die Zähne [illegible] weiß und verhindert deren Schlechtwerden. Man verlange in Apotheken und Parfumerie-Geſchäften nach den Produkten von Rowlands, 20 Hatton Garden, London, [illegible] Nachahmungen.

Sodener Mineral-Pastillen

à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apoth[illegible]

Zu Weihnachts-Geſchenken vorzüglich geeignete Werke

aus der

Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Illuſtrirte Prachtwerke:

Große Pracht-Bibel, mit den Bildern von **Guſtav Doré.** **Illuſtrirte Pracht-Ausgabe** mit 230 großen Bildern und reichen Verzierungen im Text. Fünfte Auflage.
Evangeliſche Ausgabe. Nach der deutſchen Ueberſetzung von Dr. Martin Luther.
Katholiſche Ausgabe. Aus der Vulgata überſetzt von Dr. Joſeph Franz v. Allioli.
Je zwei Bände groß Folio in Original-Prachteinband mit Goldſchnitt und reichſter Goldpreſſung
in ganz Maroquin rot . . . Preis **M. 120. —**
in ganz Maroquin ſchwarz . Preis **M. 116. —**
in engl. Leinw. mit Lederrücken rot . . Preis **M. 107. —**
in engl. Leinw. mit Lederrücken ſchwarz Preis **M. 105. —**

Paläſtina in Bild und Wort. Nebſt der Sinaihalbinſel und dem Lande Goſen. Nach dem Engliſchen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Erſte Ausgabe.** Mit 39 Stahlſtichen, mehr als 500 Holzſchnitt-Illuſtrationen, 2 Karten und einem Plan von Jeruſalem. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldſchnitt. Preis **M. 115. —**

Paläſtina in Bild und Wort. Nebſt der Sinaihalbinſel und dem Lande Goſen. Nach dem Engliſchen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Zweite Ausgabe.** Mit 2 Titelbildern in Stahlſtich, mehr als 500 Holzſchnitt-Illuſtrationen, 2 Karten und einem Plan von Jeruſalem. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldſchnitt. Preis **M. 60. —**

Aegypten in Bild und Wort. Beſchrieben von **Georg Ebers** und dargeſtellt von unſeren erſten Künſtlern. **Pracht-Ausgabe.** Mit 782 Illuſtrationen in feinſtem Holzſchnitt und 2 Karten. Zweite Auflage. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldſchnitt. Preis **M. 115. —**

Cicerone durch das alte und neue Aegypten. Ein Reiſe- und Handbuch für Freunde des Nillandes von **Georg Ebers.** Mit zahlreichen Holzſchnitten und 2 Karten. 2 Bände in einem feinen Leinwandband. Preis **M. 13. —**

Goethe's Werke. **Illuſtrirte Pracht-Ausgabe.** Mit 1058 **Illuſtrationen** erſter deutſcher Künſtler. Herausgegeben von Profeſſor Dr. **Heinrich Düntzer.** Mit Goethe's Porträt und Lebensabriß. Zweite Auflage. Fünf Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpreſſung. Preis **M. 60. —**

Schiller's Werke. **Illuſtrirte Pracht-Ausgabe.** Mit 740 **Illuſtrationen** erſter deutſcher Künſtler. Herausgegeben von Profeſſor Dr. **J. G. Fiſcher.** Nebſt Schiller's Porträt und Lebensabriß. Dritte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpreſſung. Preis **M. 48. —**

Shakeſpeare's ſämtliche Werke. **Illuſtrirte Pracht-Ausgabe.** Eingeleitet und überſetzt von **A. W. Schlegel, Fr. Bodenſtedt, N. Delius, F. A. Gelbcke, O. Gildemeiſter, G. Herwegh, P. Heyſe, H. Kurz** und **A. Wilbrandt.** Mit 830 **Illuſtrationen** von **Sir John Gilbert.** Nebſt dem Porträt und der Biographie Shakeſpeare's. Fünfte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpreſſung. Preis **M. 40.**

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menſchen- und Heldenbild unſeres unvergeßlichen Kaiſers Wilhelm I. von **Oskar Meding.** Mit **Illuſtrationen** nach den von des Kaiſers und Königs Majeſtät Allergnädigſt zur Benützung verſtatteten Aquarellen **als Erinnerungsgabe für das deutſche Volk** herausgegeben von **Carl Hallberger. Pracht-Ausgabe.** 165 Seiten hoch Quart. In feinſtem Originaleinband. Preis **M. 3. 50.**

Deutſchlands Trauer. Des Reiches Hoffnung. Die erſten drei Kaiſer des Neuen Deutſchen Reiches. Mit 96 Abbildungen und 7 Kunſtbeilagen. In wirkungsvollem Einbande Preis **M. 2. —**

Idylle aus der Vogelwelt. 18 **Originalzeichnungen** von **H. Giacomelli.** Mit Gedichten von **Julius Sturm.** Randzeichnungen von **David Franz. Pracht-Ausgabe.** Dritte Auflage. Quart-Format. In prachtvollem Einband mit Goldſchnitt. Preis **M. 10. —**

Die ſchöne Müllerin. In Muſik geſetzt von **Franz Schubert.** Lieder-Cyklus von **Wilh. Müller. Pracht-Ausgabe.** Mit 60 **Illuſtrationen** von **A. Baumann** und **R. Schuſter.** Groß Quart. In Originaleinband mit Goldſchnitt und reicher Preſſung. Preis **M. 18. —**

Münchhauſen's Abenteuer und Reiſen. Mit 150 Illuſtrationen von **Guſtav Doré.** Zweite Auflage. **Pracht-Ausgabe** in Quart. Fein gebunden mit Goldſchnitt. Preis **M. 9. —**

Münchhauſen's Abenteuer und Reiſen. Neu bearbeitet. Mit 29 Vollbildern und 116 Illuſtrationen von **Guſtav Doré. Ausgabe in Oktav.** In anſprechendem Original-Einband. Preis **M. 5. — (Neu!!)**

Hauff's Märchen. **Pracht-Ausgabe.** Mit 42 **Illuſtrationen** von **Th. Weber, Th. Hoſemann** und **L. Burger.** Fein gebunden mit Goldſchnitt. Preis **M. 12. —**

Victoria, Königin von England. Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden. Von 1862—1882. Mit Allerhöchſter Autoriſation aus dem Engliſchen übertragen von **Euſemia Gräfin Balleſtrem.** Mit 8 Stahlſtichporträts und 5 Illuſtrationen in Holzſchnitt. In Halbfranzband. Preis **M. 10. —**

Humoriſtika:

Wilhelm Buſch, Hans Huckebein, der Unglücksrabe. — Das Puſterohr. — Das Bad am Samstag Abend. Achte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt Preis **M. 3. —**; **kolorirte Ausgabe** Preis **M. 4. —**

Wilhelm Buſch, Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihals. — Die Priſe. Dritte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt Preis **M. 2. —**; **kolorirte Ausgabe** Preis **M. 3. —**

Johannes van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Mit 32 Illuſtrationen von **Ottello.** Zweite Auflage. Preis fein gebunden **M. 3. —**

Johannes van Dewall, Kadettengeſchichten. Mit 69 Illuſtrationen von **Ottello.** Zweite Auflage. Preis fein gebunden **M. 4. —**

Paul Lindau, Die kranke Köchin. — Die Liebe im Dativ. Mit 15 Illuſtrationen von **Julius Ehrentraut.** Zweite Auflage. Fein gebunden. Preis **M. 4. —**

Antonie von Linſtow, Pieps Penſionäre. Humoriſtiſche Erzählung in Verſen. Mit 30 farbigen Illuſtrationen. Elegant gebunden. Preis **M. 4. — (Neu!!)**

Gallerie-Werke:

Ebers-Gallerie. **Geſtalten aus den Romanen von Georg Ebers.** Nach Gemälden von **L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, P. Grot-Johann, H. Kaulbach, Ferdinand Keller, O. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teſchendorff, P. Thumann.** 20 Kunſtblätter in prachtvollen photographiſchen Reproduktionen.
a. in einer **Imperial-Ausgabe.** (Kartongröße 83/62).
Die Sammlung komplet Preis **M. 260. —**; das einzelne Blatt **M. 15. —**
b. in einer **Großfolio-Ausgabe.** (Kartongröße 52½/39).
Komplet in feiner Leinwandmappe Preis **M. 60. —**; das einzelne Blatt **M. 4. 50.**
c. in einer **Kabinet-Ausgabe.**
Komplet in feiner Leinwandmappe Preis **M. 20. —**; das einzelne Blatt **M. 1. —**

Piglhein-Panorama: „Jeruſalem und die Kreuzigung Chriſti", gemalt von **Bruno Piglhein in München.** Mit Genehmigung der Eigentümer direkt nach dem Rundgemälde aufgenommen, mit Erläuterung von **Dr. Ludwig Troſt.** In zweierlei Reproduktionen:
a. **Holzſchnitt-Folio-Ausgabe:** Zwölf Blätter à 32×44 cm., gebrochen als Leporello-Album, ganze Papierlänge ca. 380 cm.,
in eleganter Folio-Mappe . . . . Preis **M. 8. —**
in Rolle (vorgeſehen zum Aufziehen des Bildes) . **M. 7. —**
b. **Photographie-Kabinet-Ausgabe:** Zehn Einzelblätter auf Karton in Format von je 12×18 cm. Kartongröße,
in eleganter Mappe . . . . Preis **M. 6. —**

König Ludwig-Album. Nach Original-Aquarellen von Profeſſor **H. Breling.**
Große Ausgabe in Folio-Format: 12 Heliogravüren mit Titelblatt: Porträt König Ludwig II. In eleganter Leinwandmappe mit Goldpreſſung. Preis **M. 18. —**; das einzelne Blatt **M. 2. —**
Kleine Ausgabe in Kabinet-Format: 12 Photographien mit Titelblatt: Porträt König Ludwig II. In eleganter Leinwandmappe mit Goldpreſſung. Preis **M. 10. —**; das einzelne Blatt **M. 1. —**

Muſikalien:

Pracht-Ausgabe der Klaſſiker: Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein herausgegeben von **J. Moſcheles,** weil. Profeſſor am Konſervatorium in Leipzig. Siebente Auflage. Mit inſtruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. In ſehr eleganten Leinwandkarton-Bänden mit Goldtitel.
Beethoven's ſämtl. Sonaten 4 Bände à **M. 4. 50 Pf.**
Mozart's ſämtl. Sonaten . 3 Bände à **M. 4. 50 Pf.**
Clementi's ausgew. Sonaten 2 Bände à **M. 5. — Pf.**
Weber's Pianof.-Kompoſitionen 2 Bände à **M. 4. — Pf.**
Haydn's ausgew. Sonaten . . . 2 Bände à **M. 3. 50 Pf.**
Jeder Band und jede Sonate werden auch einzeln abgegeben.

Heinrich Reiſer, Klavier-Schule für Kinder. Mit beſonderer Rückſicht auf einen leichten und langſam fortſchreitenden Stufengang.
Erſte Abteilung. 45. Auflage. Preis geh. **M. 2. 50.**
Zweite Abteilung. 35. Aufl. Preis geh. **M. 3. —**
Dritte Abteilung. 10. Aufl. Preis geh. **M. 3. —**
Vierte Abteilung. 6. Aufl. Preis geh. **M. 3. —**

Anthologien und Gedichtwerke:

Georg Scherer, Deutſcher Dichterwald. Lyriſche Anthologie. Dreizehnte Auflage. Mit vielen Porträts und Illuſtrationen. Original-Prachteinband mit Goldſchnitt. Preis **M. 7. —**

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry. VI. edition. With portrait of Ferd. Freiligrath and numerous illustrations. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 7. —**

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. VII. édition, revue et augmentée par C. Villatte. Avec 12 gravures sur bois. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis **M. 7. —**

Gerhard von Amyntor, Peter Quidam's Rheinfahrt. Eine Dichtung in 12 Geſängen. Fein gebunden mit Goldſchnitt und reicher Preſſung. Preis **M. 8. —**

Auguſte Meyer, Dichten und Denken. Gedichte. Fein gebunden mit Goldſchnitt und reicher Verzierung. Preis **M. 4. 50.**

Adolf Friedrich Graf von Schack, Gedichte. Sechſte, vermehrte Auflage. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 6. —**

Schönaich-Carolath, „Lieder an eine Verlorene". Fein in Leinwand gebunden mit Goldſchnitt und reicher Preſſung. Preis **M. 4. 50.**

Auguſt Silberſtein, Mein Herz in Liedern. Fünfte Auflage. Mit dem Porträt des Dichters. Fein in Leinwand gebunden mit Goldſchnitt und reicher Preſſung. Preis **M. 6. —**

Friedrich Theodor Viſcher, Lyriſche Gänge. Zweite, vermehrte Auflage. Fein in Leinwand gebunden mit Goldſchnitt und reicher Prägung. **Unter der Preſſe.**

Unterhaltungsſchriften:

Joſeph Bajovar, Alpenroſen und Gentianen. Epiſode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. Mit Porträt und Facſimile. Zehnte Auflage. Fein gebunden mit Goldſchnitt. Preis **M. 3. —**. **Ausgabe für Bücherliebhaber** auf holländiſchem Büttenpapier, numerirt (Nro. 1—150), gebunden in Leder. Preis **M. 5. —**

Wilhelm Jordan, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Zweite durchgeſehene Auflage. 2 Bände. Fein gebunden. Preis **M. 12. —**

Hermann Lüders, Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden. Mit 84 charakteriſtiſchen Illuſtrationen vom Verfaſſer. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 6. —**

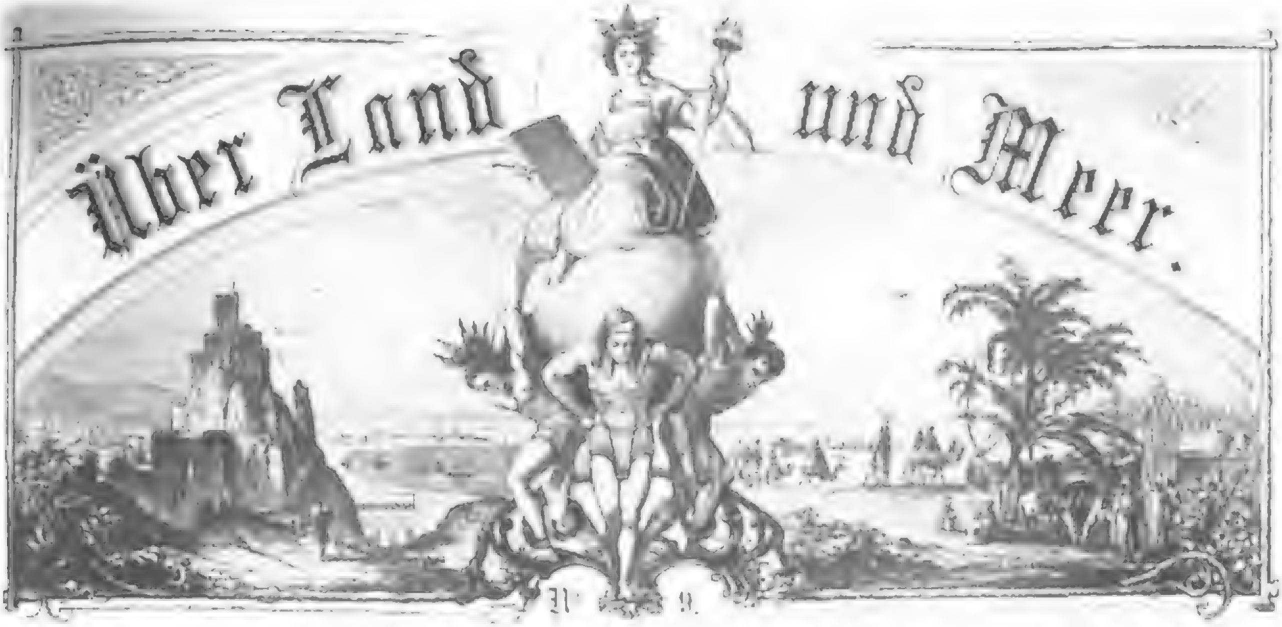
Adolf Friedrich Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Mit dem Porträt des Verfaſſers. Zweite, durchgeſehene Auflage. 3 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 18. —**

Friedrich Theodor Viſcher, Auch Einer. Eine Reiſebekanntſchaft. Dritte, neu durchgeſehene Auflage. 2 Bände. In feinem Leinwandband. Preis **M. 11. —**

Richard Voß, Dahiel, der Konvertit. Roman. 3 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 15. — (Neu!!)**

Lewis Wallace, Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Chriſti. Mit dem Porträt von General Wallace. Vierte Auflage. 2 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis **M. 7. —** **Ausgabe für Bücherliebhaber** auf feinſtem Papier, numerirt (Nro. 1—200), hochfein gebunden. Preis **M. 12. —**

Vorſtehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.


Über Land und Meer.
Nº 2.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

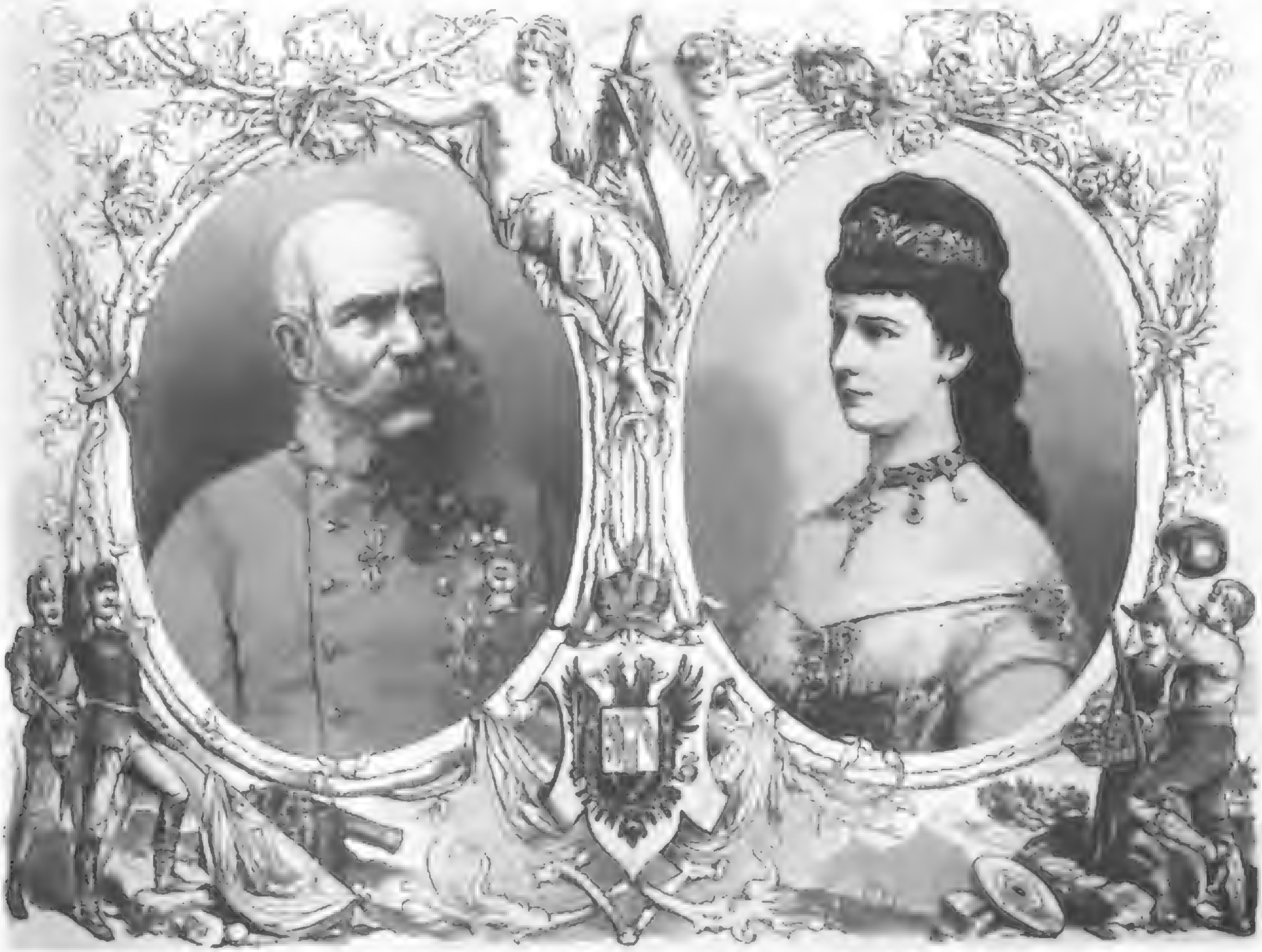
Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Ein Kaiſerjubiläum.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Glücklicher und verheißungsvoller für die Zukunft nicht nur des hier zunächſt in Betracht kommenden öſterreichiſch-ungariſchen Staates, ſondern ganz Europas, deſſen friedliche Weiterentwicklung von dem guten Einvernehmen ſeiner Fürſten und Völkerſchaften abhängt, konnte der vierzigſte Jahrestag der Regierung Kaiſer Franz Joſefs I. von Oeſterreich nicht eingeleitet werden, als durch den dieſer Jubelfeier faſt unmittelbar vorangegangenen Beſuch Kaiſer Wilhelms II. in Wien, von dem wir unſeren Leſern in Wort und Bild eingehend berichtet haben.



Kaiſer Franz Joſef I. und Kaiſerin Eliſabeth von Oeſterreich. Ein Jubiläumsblatt.

Erfüllt von der hohen Bedeutung dieſer erneuten Bekräftigung des innigen Freundſchaftsbundes zwiſchen den beiden Herrſchern und den beiden naturgemäß zuſammengehörigen Nationen, vollzog das öſterreichiſche Volk doppelt begeiſtert die Vorbereitungen zu einer glänzenden Feier des Jubiläums ſeines Kaiſers, der ſeinen hohen Teil zur Erhaltung jener ſchönen Friedensgrundlage beigetragen hat. Wenn in dieſem Falle das zum Heil der Allgemeinheit Gereichende ſich mit ſeinen innigſten Herzenswünſchen deckt, ſo hat er ſicherlich in anderen Fällen weit öfter, als es die Geſchichte unſerer Zeit buchſtäblich nachzuweiſen vermag, die eigenen Wünſche und Neigungen in edelſter, ſelbſtloſeſter Weiſe dem geopfert, was er als dem Wohle des von ihm regierten großen Reiches förderlich erkannte. Wahrlich, die Schwierigkeiten, welche die Regierung dieſes aus ſo verſchiedenartigen Volksſtämmen zuſammengeſetzten Reiches bietet, ſind keine kleinen, und es kann nicht überraſchen, wenn es in einem ſolchen Staate doppelt und dreifach unmöglich erſcheint, allen Wünſchen gerecht zu werden. Es iſt nicht zu verwundern, wenn es in dieſen letzten vierzig Jahren, während deren Europa gewaltige Entwicklungsprozeſſe durchzukämpfen hatte, in Oeſterreich-Ungarn nicht an ernſten und trüben Tagen gefehlt, wenn jähe Erſchütterungen an dem Gefüge des Reiches gerüttelt, ſchwere Opfer an Gut und Blut die Völker getroffen haben. Aber die in immer weitere Schichten der Bevölkerung gedrungene Erkenntnis, daß Kaiſer Franz Joſef nicht aus Ruhmſucht oder Ländergier, ſondern ſtets nur zur Verteidigung der hiſtoriſchen Stellung und des Machtbeſtandes der Monarchie das Schwert gegen ſeine Feinde ergriff, die Rechte der Krone freiwillig mit ſeinen Völkern teilte, ſeine konſtitutionellen Pflichten gewiſſenhaft erfüllte, mildernd und verſöhnend auf die heftigen politiſchen und nationalen Gegenſätze einzuwirken verſuchte, den Fortſchritten der Kultur auf allen Gebieten des geſellſchaftlichen Lebens inmitten der größten Bedrängniſſe unverwandt ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte und zu allen Zeiten ein leuchtendes Vorbild der Pflichttreue und der Hingebung in ſeinem hohen Berufe war — alle dieſe Momente ſtärkten während der wechſelvollen Geſchicke des Reiches die Bande der Liebe und Anhänglichkeit. Dankbar erkannten die Völker in ihrem Kaiſer den ſchützenden Hort des Rechtes und der Gerechtigkeit, den Schöpfer und Förderer ihres Wohlſtandes. Ueber all dem Guten, dem Schönen und dem Edlen, zu welchem er immer gern die Hand bot, vergaßen ſie die Schrecken des Krieges, den politiſchen und nationalen Hader, die Opfer an Gut und Blut.

Der kleine Erzherzog Franz Joſef und die Schildwache.

Es ſei uns vergönnt, anläßlich dieſes Gedenktages einen Rückblick auf die bedeutungsvollſten Momente im Leben und in der Regierung des Kaiſers zu werfen.

Als das erſtgeborene Kind des Erzherzogs Franz Karl, des jüngeren Sohnes des Kaiſers Franz, und der Erzherzogin Sophie, Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern, erblickte Erzherzog Franz Joſef am 18. Auguſt 1830 im Luſtſchloſſe Schönbrunn bei Wien (beſchrieben und abgebildet in unſerem vorigen Jahrgang Seite 783 ff.), das Licht der Welt. Mit banger Erwartung hatte der hochbetagte kaiſerliche Großvater des neugeborenen Erzherzogs dieſem Ereigniſſe entgegengeſehen, da er den ſehnlichen Wunſch hegte, noch vor ſeinem Lebensende über den Gang der Thronfolge beruhigt zu ſein, weil bei dem Geſundheitszuſtande des eigentlichen Kronprinzen, Erzherzogs Ferdinand, nicht vorauszuſehen war, daß deſſen Ehe mit Kindern geſegnet werden würde, und auch die Ehe des Erzherzogs Franz Karl bisher kinderlos geblieben war. Freudig begrüßte daher der Kaiſer die Geburt des Prinzen, und mit ihm jubelte ganz Oeſterreich, welches in dem neugeborenen Erzherzog die Hoffnung des Hauſes und des Reiches erblickte, über das zarte Kind, aus dem vorausſichtlich ein neuer, kräftiger Stamm emporblühen werde.

So war denn vom Tage ſeiner Geburt an Erzherzog Franz Joſef, im Schoße der kaiſerlichen Familie „Franzi“ genannt, Gegenſtand der zärtlichſten Fürſorge ſeiner Eltern und Großeltern. Seine Mutter, Erzherzogin Sophie, ſchön und anmutig ſowie durch ungewöhnlichen Geiſt und hohe Bildung ausgezeichnet, wachte mit der liebevollſten Sorgfalt einer guten deutſchen Hausfrau über der erſten körperlichen Entwicklung des Kindes. Täglich ließ der Großvater den Prinzen zu ſich bringen, beſchäftigte ſich mit ihm, überhäufte ihn mit Spielzeugen, machte mit dem Knaben die erſten Marſchierübungen, zuerſt im Zimmer, dann im Freien, und liebte es, ihn bei ſeinen Spaziergängen in dem prächtigen Park zu Laxenburg zur Seite zu haben.

An ſeinem vierten Geburtstage war Erzherzog Franz Joſef mit Spielſachen im Gartenſalon des genannten Luſtſchloſſes beſchäftigt, als er plötzlich ſeine Aufmerkſamkeit der vor demſelben ſtehenden Schildwache zuwandte. Er bat den Großvater um ein Geldſtück, damit er es dem Soldaten geben könne. Im Beſitze des Gewünſchten, lief er zu dem Manne hin und hielt ihm das Geld entgegen. Der Soldat, ein Ungar, präſentirte, machte aber keine Miene, das Dargebotene anzunehmen. Lächelnd erklärte der Kaiſer dem jungen Erzherzog, daß die Wache das Geld nicht nehmen dürfe, ſetzte aber bei: „Franzi, ſteck' ihm das Geld in die Patrontaſche, das iſt nicht gegen den Befehl.“ Vom Kaiſer emporgehoben, warf der kleine Erzherzog das Geld in die Patrontaſche des Soldaten. Der Kaiſer ſelbſt, befriedigt über die ſtreng vorſchriftsmäßige Haltung des Mannes, erlegte, nachdem er erfahren hatte, daß dieſer zu den Bravſten des Regiments zählte, aus ſeiner Privatſchatulle für ihn die Loskaufſumme vom Militär.

Nachdem der Erzherzog das fünfte Lebensjahr erreicht hatte, wurde die oberſte Leitung der Erziehung und des Unterrichts der ſämtlichen Prinzen des Erzherzogs Franz Karl und der Erzherzogin Sophie dem Grafen Heinrich Bombelles, bis dahin öſterreichiſchem Geſandten am Turiner Hofe, anvertraut, einem durch ſeinen Charakter, ſeine Bildung, ſeine Erfahrungen und ſeine feinen Umgangsformen ausgezeichneten Mann, welcher zwar einer franzöſiſchen Emigrantenfamilie angehörte, ſeit ſeinem Uebertritt in öſterreichiſche Staatsdienſte aber deutſche Denk- und Gefühlsweiſe ſich angeeignet hatte. Zum beſonderen Erzieher des Erzherzogs Franz Joſef wurde Hauptmann Graf Johann Coronini, Vater des gegenwärtigen Reichstagsabgeordneten und Bürgermeiſters der Stadt Görz, gewählt, gleichfalls ein Mann von ausgezeichneten Geiſtes- und Charaktereigenſchaften, reichem Wiſſen und hohem, ritterlichem Sinn. Der Unterricht in den einzelnen Fächern lag in den Händen der bewährteſten Kräfte.

Schon während der Knabenzeit blieb der Verkehr des Prinzen nicht auf ſeine jüngeren Brüder beſchränkt, ſondern der junge Erzherzog hatte auch andere Spiel- und Unterrichtsgenoſſen, wie die Söhne der Grafen Bombelles und Coronini, des Staatskanzlers Fürſten Metternich, den Grafen Eduard Taaffe, Sohn des Präſidenten der oberſten Juſtizſtelle, und andere. Zuerſt wurden gemeinſame militäriſche Waffenübungen vorgenommen; dann kamen andere, den Jahren angemeſſene Spiele an die Reihe, bei denen es ſehr lebhaft zuzugehen pflegte. Im Sommer war eine Zeit lang das engliſche Cricketſpiel ſtark im Schwung. Zuweilen wurden auch Vorträge abgehalten und einmal (1845) von den Prinzen und ihren Spielgenoſſen vor dem ganzen Hof eine dramatiſche Vorſtellung veranſtaltet.

Der Erzherzog entwickelte ſchon frühzeitig vortreffliche Eigenſchaften. Er zeigte raſche Auffaſſung, ſcharfen Verſtand und ausdauernden Fleiß. Als Knabe war er dabei ernſt, ſchweigſam, in ſich gekehrt. Erſt als er zum Jüngling heranreifte, gewann er größere Zuverſicht in ſein Können und Wiſſen, und ſein offenes, liebenswürdiges Benehmen erſchloß ihm die Herzen ſeiner Umgebung. Was den Erzherzog aber ſchon in dieſen Jünglingsjahren beſonders auszeichnete und der Grundzug ſeines Charakters als Monarch verblieb, war ſtrenge Wahrheitsliebe, gewiſſenhafte Pflichterfüllung und ſtarkes Gerechtigkeitsgefühl; Lüge, Schmeichelei und hohle Phraſen waren dem Prinzen ſeit ſeiner Jugend verhaßt. Frei von Selbſtliebe, erkannte er rückhaltlos die Tugenden und Vorzüge anderer Menſchen an. Stets bewährte er ſchon in jungen Jahren unerſchütterliche Dankbarkeit gegen jene, welche ihm Dienſte leiſteten oder ihm Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit gaben.

In ſeinen Lehrjahren bereits zeigte der Erzherzog einen lebhaften Sinn für Gegenſtände des realen Wiſſens. Unterſtützt durch ein vortreffliches Gedächtnis, erlernte er mit Leichtigkeit die Sprachen der verſchiedenen Volksſtämme des Reiches und entwickelte eine große Fertigkeit in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache. Auf dem Gebiete der Geſchichte feſſelten ihn die Schickſale ſeines Hauſes, die Darſtellungen großer Charaktere und weltgeſchichtlicher Begebenheiten. Chemie intereſſirte ihn ſo lebhaft, daß er ſelbſt um eine Verlängerung des Kurſes bat, tief in das Weſen dieſer Wiſſenſchaft eindrang und eingehende ſchriftliche Ausarbeitungen über Glasfabrikation lieferte. Auf dem Gebiete der Technologie blieb es nicht bei bloßen Vorträgen, ſondern es wurden auch Sammlungen, Fabriken und Werkſtätten beſucht. Vorzügliches leiſtete der Erzherzog ſchon als elfjähriger Knabe auf der Schießſtätte in Salzburg, wo er den Ehrenpreis errang. Nicht eben ſo ſchnell vermochte er ſich mit dem Reiten zu befreunden; als er aber die Scheu überwunden hatte, wurde er ein kühner und gewandter Reiter, deſſen vornehme, ritterliche Haltung bei öffentlichen Anläſſen Bewunderung erregte. Unter der ausgezeichneten Anleitung des damaligen Artillerie-Oberſten Franz von Hauslab, dem die militäriſche Ausbildung des jungen

Erzherzogs anvertraut war, gewann derſelbe eine große Liebe zum Wehrſtand; er erlernte von der Pike auf alle Waffengattungen theoretiſch und praktiſch, trug die Montur eines gemeinen Soldaten der Infanterie, dann eines Ulanen und eines Kanoniers. Es machte ihm große Freude, ſeinem Vater als Zugführer von Ulanen in der Joſefſtädter Kaſerne ſeine Leiſtungen zeigen und im geſtreckten Lauf des Pferdes mit Kraft und Sicherheit die Lanze ſchwingen zu können. Als Oberſt der Artillerie kommandirte er mit großer Bravour ſechs Batterien auf der Simmeringer Heide. Eine ausgeſprochene Begabung zeigte der Erzherzog für das Zeichnen, und auch hier war der realiſtiſche Sinn vorwiegend, indem er meiſt Trachten und Koſtüme, Scenen aus dem Volks- und militäriſchen Leben und humoriſtiſche Darſtellungen wählte. Bis zum Jahre 1847 lebte der Erzherzog ausſchließlich im Kreiſe ſeiner Familie, ſeine Studien nur mehrmals durch inſtruktive, auch von ſeinen jüngeren Brüdern geteilte Reiſen in verſchiedene Teile der Monarchie unterbrechend. Nun erſt weihte ihn der Staatskanzler Fürſt Metternich in die Staatsgeſchäfte, insbeſondere in jene der äußern Politik ein. Im Herbſt desſelben Jahres trat der Prinz zum erſtenmal in die Oeffentlichkeit; er wurde nämlich vom Kaiſer nach Peſt entſendet, damit er dort als deſſen Stellvertreter die feierliche Inſtallation ſeines Vetters, des Erzherzogs Stephan, vornehme. In der ſchmucken Uniform der Kaiſerhuſaren in der Komitatsverſammlung erſcheinend, begrüßte er die Verſammlung in fließender ungariſcher Sprache. Als er ſeine Freude ausſprach, ſeine erſte amtliche Funktion im Ungarlande vornehmen zu können, ertönte der Saal von feurigen Eljens, begeiſtert ſprangen die Komitatsvertreter von ihren Sitzen auf und raſſelten mit den Säbeln. So mächtig war der Eindruck des erſten Auftretens des Erzherzogs, daß Ludwig Koſſuth noch am 3. März 1848 im Landtagsſaal an den „hoffnungsvollen Sprößling aus dem Hauſe Habsburg“ erinnerte, „welcher raſch die Liebe der Nation zu erringen wußte“.

Erzherzog Franz Joſef an der Seite Radetzkys in der Schlacht bei Santa Lucia.
am 6. Mai 1848.

Wenige Tage darauf brachen die Iden des März an. Mit elementarer Macht verbreiteten ſich die revolutionären Vorfälle von der Kaiſerſtadt aus bis in die entlegenſten Teile des Reiches und drohten letzteres aus ſeinen Fugen zu heben. Mächtig erſcholl der Ruf nach Verfaſſung, Preßfreiheit und Volksbewaffnung. Ueber Nacht ſtürzte das alte Oeſterreich zuſammen; neue Ideen und neue Männer traten in den Vordergrund, welche ſich die Kraft zutrauten, ein neues Oeſterreich zu ſchaffen.

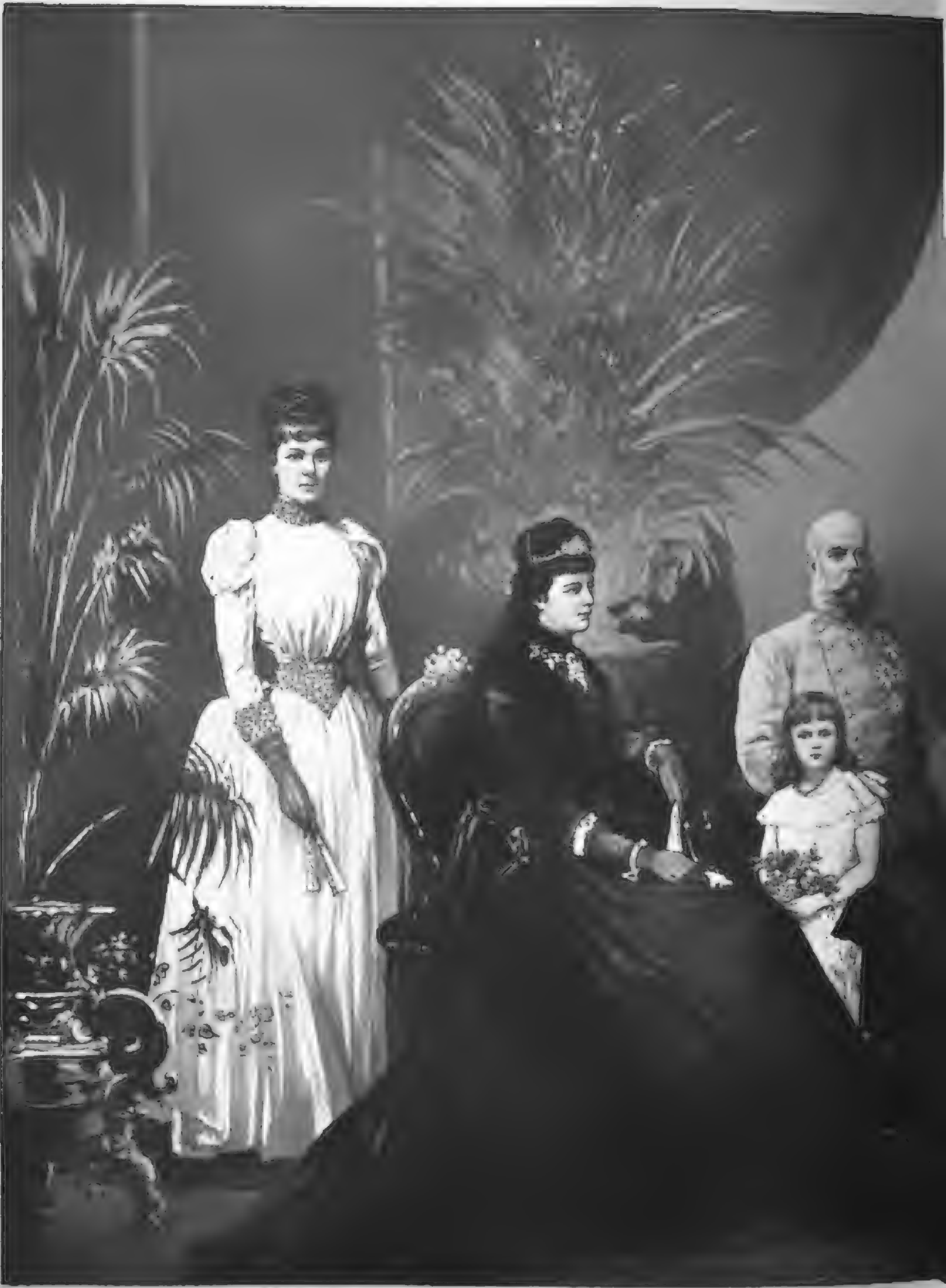
Auf den jungen Erzherzog, der inmitten der ganzen Bewegung ſeine Studien fortſetzte, mußte die bedrohliche Lage der Monarchie einen tiefen Eindruck hervorrufen. Thatſächlich wurde er noch ernſter, als er bisher geweſen. Angeſichts der Schwäche und Zerfahrenheit gewahrte er nur einen Lichtpunkt am politiſchen Horizont: die ſiegreiche, von patriotiſchem Geiſt erfüllte Armee in den lombardiſchen Ebenen. Die Flucht des kaiſerlichen Hofes nach Innsbruck berührte ihn peinlich, und er vermochte es nicht über ſich, dort den Ereigniſſen, welche ſeine eigene Zukunft tief berührten, müßig zuzuſehen. Es wurde dem Erzherzog geſtattet, in das Feldlager Radetzkys nach Verona zu eilen. Als der Marſchall ſich von ſeiner Ankunft betroffen gezeigt hatte, erwiderte er ihm, daß ſeine Ehre es ihm gebiete, auch wider deſſen Willen bei der Armee zu bleiben. Bei Santa Lucia empfing der Erzherzog die Feuertaufe, und er fühlte ſich beglückt, als der greiſe Marſchall im Armeebulletin ſeine Ruhe und Unerſchrockenheit während des Gefechtes rühmend hervorhob. Auf Andringen ſeiner Eltern wieder nach Innsbruck zurückgekehrt, beſchäftigte er ſich dort nur widerſtrebend mit juridiſchen und politiſchen Studien. Sein Sinn weilte bei den bewegten patriotiſchen Vorgängen, die ihn umgaben. Mit größter Freude begrüßte er die Schützenaufmärſche, welche der Landesverteidigung galten. Erlaubte es ſeine Zeit, ſo übte er inmitten der Bauernſchützen ſein Auge auf den Schießſtänden des Berges Iſel, oder er jagte, in der Tiroler Joppe, den grünen Gebirgshut auf dem Kopf, in den Achenthaler Bergen auf Gemſen. Im Auguſt 1848 mit dem Kaiſer nach Wien zurückkehrend, verweilte er mit ſeinen Eltern zurückgezogen in Schönbrunn, den Verlauf der revolutionären Bewegung ruhig beobachtend und an der Seite des Hofrates von Lichtenfels ſeine Rechtsſtudien vollendend. Noch ſchmerzlicher empfand es ſein mutiges Herz, als ſich der Hof am 7. Oktober genötigt ſah, ſich abermals nach Olmütz zurückzuziehen. Er legte mit ſeinen Brüdern den langen Weg zunächſt den Wagen des Kaiſerpaares und ſeiner Eltern zu Pferde zurück. In ſeinem Innern über dieſe Vorfälle tief ergriffen, wurde er in ſich gekehrt; er ahnte, daß ſich große, ſeine Perſon betreffende Ereigniſſe vorbereiteten.

Schon kurz nach den Märztagen hatte Kaiſer Ferdinand beabſichtigt, dem Throne zu entſagen. Er wußte, daß ſeine unendliche Güte nicht genügte, die Stürme zu bannen. Wiederholt war er ſeither auf dieſen Entſchluß zurückgekommen. Von der augenblicklichen Verwirklichung desſelben riet aber ſtets der einflußreichſte Ratgeber der kaiſerlichen Familie, Fürſt Windiſchgrätz, ab, der Anſchauung huldigend, daß erſt nach einer entſcheidenden Wendung in der innern und äußern Lage ein Thronwechſel eintreten ſolle. Nach den Siegen Radetzkys in Italien und der Niederwerfung des Aufſtandes in der Reichshauptſtadt war wohl eine Beſſerung der politiſchen Lage eingetreten; dafür war es in Ungarn zum offenen Bürgerkrieg gekommen, welcher das Aufgebot aller militäriſchen Streitkräfte erforderlich gemacht hatte. Deshalb wollte der Fürſt noch immer den Thronwechſel vertagt wiſſen.

In Olmütz machten ſich aber andere Einflüſſe geltend. Dort hatte ſchon während der Oktobertage das neu gebildete Miniſterium Schwarzenberg den Willen kundgegeben, eine ſtarke, kräftige Regierung zu bilden, deren Aufgabe es ſein ſolle, die ungariſche Revolution energiſch zu bewältigen und das erſchütterte Reich auf dem Wege feſter konſtitutioneller Formen aufzurichten. Dazu war aber erforderlich, daß der Träger der Krone die Bürgſchaft der That- und Willenskraft bot und in ſeinen Entſchlüſſen durch keine der Revolution gegenüber eingegangenen Verpflichtungen gebunden war. Unter ſtrengſter Wahrung des Geheimniſſes wurde der Thronwechſel in Olmütz vorbereitet. Zu den wenigen Eingeweihten zählte Fürſt Windiſchgrätz, der ſeine Bedenken fallen gelaſſen hatte. Dagegen wußten die meiſten Mitglieder des Kaiſerhauſes nichts von dem ſich vorbereitenden Ereigniſſe.

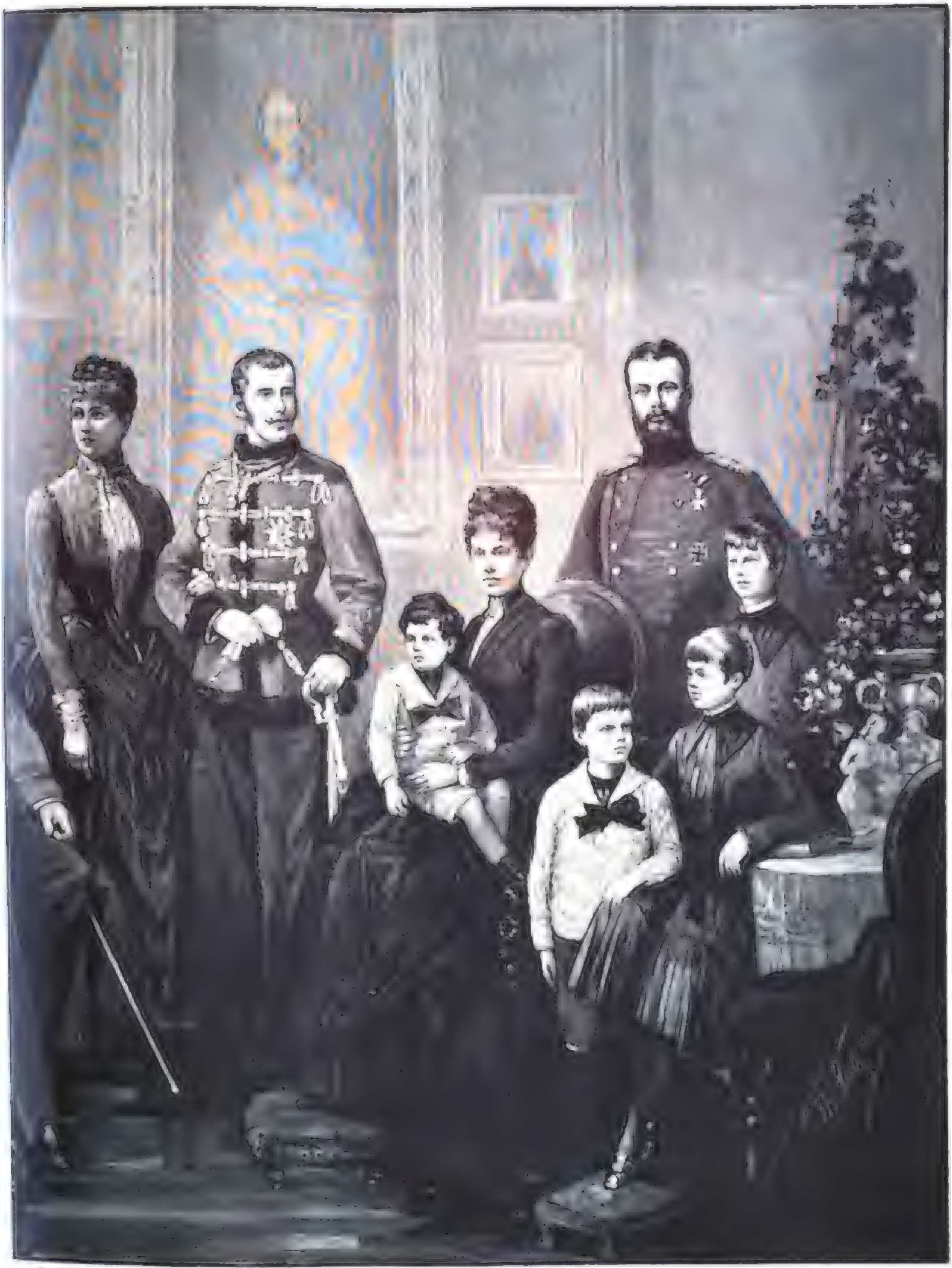
Am 2. Dezember 1848 wurden ſämtliche Mitglieder des Kaiſerhauſes und die am kaiſerlichen Hoflager verſammelten Hof- und Staatswürdenträger eingeladen, ſich zu ganz ungewohnter Stunde, acht Uhr morgens, in den Sälen der fürſterzbiſchöflichen Reſidenz einzufinden. Alle Anweſenden waren in höchſter Spannung und Erwartung. Ahnungslos fragte einer der Erzherzoge den Kriegsminiſter, was denn los ſei. Die Thüren in den Thronſaal öffneten ſich. Kaiſer Ferdinand trat, umgeben von den Miniſtern, ein und beſtieg den Thron, von dort aus in feierlicher Form verkündigend, daß er ſich entſchloſſen habe, die Kaiſerkrone zu Gunſten ſeines Neffen, des Erzherzogs Franz Joſef, niederzulegen, nachdem deſſen Vater, Erzherzog Franz Karl, erklärt habe, auf das ihm nach den Haus- und Staatsgeſetzen zuſtehende Recht der Thronfolge zu Gunſten ſeines Sohnes unwiderruflich zu verzichten. Der Verſammlung bemächtigte ſich eine unbeſchreibliche Bewegung, die einer tiefen Rührung wich, als nach Verleſung der verſchiedenen auf den Thronwechſel bezüglichen Staatsakte der jugendliche neue Kaiſer, vor innerer Erregung keines Wortes mächtig, ſich zum Zeichen der Dankbarkeit vor dem alten Kaiſer auf die Kniee niederließ und dieſer ſeinen kaiſerlichen Neffen mit den ſchlichten, herzlichen Worten umarmte: „Gott ſegne Dich, ſei nur brav, Gott wird Dich ſchützen. Es iſt gerne geſchehen.“ So vollzog ſich dieſer weltgeſchichtliche Akt, deſſen vierzigſten Jahrestag die Völker Oeſterreichs nunmehr feſtlich begehen.

Das Manifeſt, durch welches Kaiſer Franz Joſef I. ſeinen Völkern den Regierungsantritt feierlich verkündigte, trug deutlich das Gepräge des Heranbrechens einer neuen Zeit. In erhebenden Worten erklärte er, das Reich auf den Grundlagen der Freiheit, der Gleichberechtigung aller Völker, der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Geſetze, ſowie der Teilnahme der Volksvertreter an der Geſetzgebung umgeſtalten und verjüngen zu wollen, damit das Vaterland in alter Größe und verjüngter Kraft neu erſtehe. Wohl waren die Gemüter durch die



Erzherzogin Marie Valerie. Kaiſerin Eliſabeth. Kaiſer Franz Joſef I. Erzherzogin Eliſabeth.

Franz Joſef I., Kaiſer von Oeſterreich, König von U


Erzherzogin Stephanie, (Kronprinzessin.)
Erzherzog Rudolf. (Kronprinz.)
Prinz Konrad
Prinzessin und Prinz Leopold von Bayern (Erzherzogin Gisela.)
Prinz Georg
Prinzessin Elisabeth
Prinzessin Auguste
von Bayern

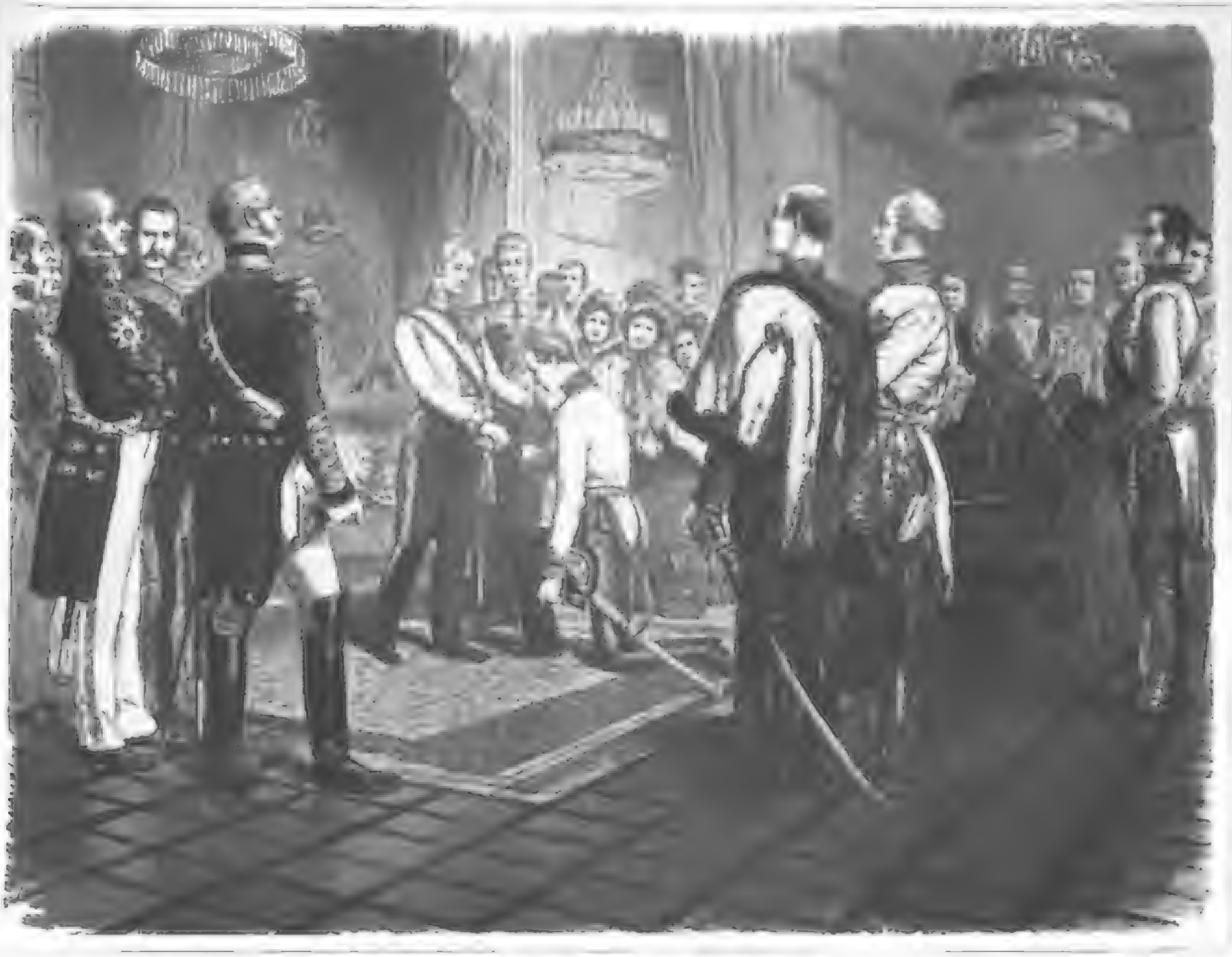
ngarn, und die Seinen. Originalzeichnung von Theodor Volz.

Thronentſagung des gütigſten Monarchen tief bewegt worden, wie ſich dies allenthalben in den rührendſten Kundgebungen ausſprach. Aber ebenſo mächtigen Widerhall fanden die verheißungsvollen Worte des neuen Kaiſers. Deputationen des in Kremſier verſammelt geweſenen Reichstages und der bürgerlichen Kollegien von Wien eilten nach Olmütz, um dem Kaiſer zu huldigen und ihn der Liebe und Treue der von ihnen vertretenen Körperſchaften zu verſichern. Nur in Ungarn blieben die Verheißungen des Kaiſers wirkungslos. Ahnend, daß in dem kaiſerlichen Manifeſte kein Raum für den Fortbeſtand der avitiſchen Rechte Ungarns ſei, erblickte die Unabhängigkeitspartei in dem Thronwechſel einen mächtigen Hebel zur Förderung ihrer Pläne. Dort wurde der alte Kaiſer gegen den neuen ausgeſpielt und jener blutige Krieg organiſiert, der erſt mit der Waffenſtreckung Görgeys bei Vilagos am 2. Auguſt 1849 zu Ende ging.

Raſche und glückliche Erfolge hatte die öſterreichiſche Armee in dem im Frühjahr 1849 wieder begonnenen Kriege mit Sardinien aufzuweiſen. In einem achttägigen Feldzug erfocht Feldmarſchall Graf Radetzky glänzende Siege bei Mortara und Novara, welche zu einem dauernden Friedensſchluſſe führten, und nach mehrmonatlicher Belagerung ergab ſich auch Venedig, womit die letzten blutigen Nachſpiele des Jahres 1848 in Italien zum Abſchluß kamen.

Noch während der Kriege in Ungarn und Italien ſchritt der Kaiſer, ſeinem Regierungsmanifeſte getreu, an die innere Neugeſtaltung Oeſterreichs, getragen von der erhebenden Hoffnung, daß es ihm vergönnt ſein werde, ſeinem Reiche den Frieden in ſich zu geben, deſſen es zu einer geſunden, kräftigen Entfaltung ſo ſehr bedurfte. Leider ſtellte ſich die außerordentliche Verſchiedenartigkeit der Intereſſen in den zahlreichen Kronländern ſeinen beſten Abſichten hindernd in den Weg, machte ſo manche der verheißungsvollſten Maßnahmen ſcheitern und führte zu jenen langwierigen Verfaſſungskämpfen, auf die des nähern einzugehen hier nicht der Raum iſt.

Im Jahre 1853 rief eine in ihren Folgen ungeheure Frevelthat in allen Teilen Oeſterreichs gerechte Entrüſtung hervor. Am 18. Februar, wenige Tage nach der mazziniſtiſchen Erhebung in Mailand, wurde Kaiſer Franz Joſef bei einem Spaziergange auf der Baſtei von einem ungariſchen Schneidergeſellen mörderiſch überfallen. Die glückliche Abwendung dieſes Attentats durch den Grafen O'Donnell und den Wiener Bürger Ettenreich gab die Anregung zur Erbauung der von den Völkern Oeſterreichs als Votivdenkmal geſtifteten Heilandskirche in Wien, deren Einweihung am Vortage der ſilbernen Hochzeit des Kaiſers und der Kaiſerin in Gegenwart aller Biſchöfe des Reiches (23. April 1879) gefeiert wurde.



Die Thronbeſteigung des Kaiſers Franz Joſef I., Olmütz, 2. Dezember 1848

Noch im Jahre 1853 ſchloß Oeſterreich das Zoll- und Handelsbündnis mit Deutſchland und behielt ſich den Eintritt in den deutſchen Zollverein vor.

Im Sommer desſelben Jahres wurde die von [illegible] vergrabene uralte ungariſche Königskrone ent[illegible] und am 8. September in Ofen feierlich dem [illegible] übergeben.

[illegible]

tages veranſtaltete die Reichshauptſtadt glänzende Feſte, welche in allen Teilen des Reiches mächtigen Widerhall fanden, als das Kaiſerpaar ſpäter Reiſen in die Mehrzahl der Kronländer unternahm.

Mitten in die Vorbereitungen zur Vermählung des Kaiſers fiel der Ausbruch des Krieges zwiſchen Rußland und den Weſtmächten, welchem ſchon im Jahre 1853 der Krieg Rußlands mit der Türkei vorausgegangen war. Oeſterreich geriet in eine ſchwierige Lage gegenüber dem Zaren, welcher ihm bei der Bekämpfung der ungariſchen Revolution hilfreich zur Seite geſtanden. Die höchſten Intereſſen des Reiches geboten aber, dem Vordringen Rußlands an der [illegible] Reiches Beobachtungscorps an und trat dem Bunde mit den Weſtmächten zur Erhaltung der Türkei bei, ohne aber aus ſeiner zuwartenden Stellung herauszugehen. So ging denn dieſer Krieg vorüber, ohne für Oeſterreich tiefer einſchneidende Wunden mit ſich zu bringen.

Verhängnisvoller geſtalteten ſich die Dinge, als im Jahre 1859 der Kaiſer der Franzoſen das dem König von Sardinien gegebene Verſprechen löſte, die italieniſchen Einheitsbeſtrebungen zu fördern. Es kam zu einem Kriege Oeſterreichs mit Sardinien und Frankreich. Vergebens hoffte Kaiſer Franz Joſef auf eine Unterſtützung Deutſchlands; er mußte den Kampf allein aufnehmen, und ſo führte derſelbe zur Niederlage. Dem Kaiſer von Oeſterreich erübrigte [illegible]

Feſtungen Mantua und Peschiera abzutreten und zur Bildung eines italieniſchen Staatenbundes, dem auch Venetien angehören ſollte, ſeine Zuſtimmung zu geben.

Der nachteilige Einfluß, den der ſchlimme Ausgang dieſes Krieges naturgemäß auch auf die innere Ausgeſtaltung des öſterreichiſchen Staates übte, vermochte den Eintritt glücklicherer Wendungen nicht allzu lange hintan zu halten. Einen Gipfelpunkt derſelben bildete die auf liberalen Grundſätzen fußende Reichsverfaſſung, die der Kaiſer am 26. Februar 1861 ſeinen Völkern verlieh. Nirgends rief dieſe kaiſerliche That, durch welche der Monarch nach bitteren Erfahrungen wieder an ſein urſprüngliches Regierungsprogramm anknüpfte, größeren Jubel hervor als in den Kreiſen der Deutſch-Oeſterreicher. Er kam zum Ausdruck in den Huldigungen, welche dem Kaiſer und ſeinen Staatsmännern bei allen Anläſſen dargebracht wurden. An die Spitze der loyalen Bewegung ſtellte ſich die Hauptſtadt des Reiches. Sie verlieh dem Staatsminiſter und den Präſidenten beider Häuſer das Ehrenbürgerrecht und beſchloß, den Jahrestag der Februarverfaſſung feſtlich zu begehen. Bei der Rückkehr der Kaiſerin von Madeira (Auguſt 1862) bezeugte ſie der hohen Frau ihre Freude über die wiedererlangte Geſundheit durch eine Beleuchtung der Stadt und der Vorſtädte und einen glänzenden Fackelzug. Wie im Triumph zog der Kaiſer nach dem in Frankfurt am Main abgehaltenen Fürſtentage (1. September 1863) durch feſtlich geſchmückte Straßen. War doch der Stadt bewußt, daß ihre vom Kaiſer mächtig geförderte Neugeſtaltung durch die zentraliſtiſche Verfaſſung neue Impulſe erhalten werde.

Durch fünf Jahre blieb die Februarverfaſſung ungeſtört in Kraft. Die Ungarn und Kroaten aber fühlten ſich in ſcharfem Gegenſatz zu ihr und bereiteten ihrer Durchführung fortgeſetzte Schwierigkeiten. Die Folge davon war die am 20. September 1865 erfolgte Aufhebung der weſentlichſten Beſtimmungen der Februarverfaſſung und ein neuer Meinungskampf von geſteigerter Erbitterung.

Während er ſich in ſtärkſter Gärung befand, wurde die äußere Machtſtellung des Reiches abermals ſchwer bedrängt. Im Jahre 1863 hatte ſich Oeſterreich der Idee einer Reform des Deutſchen Bundes bemächtigt. Kaiſer Franz Joſef I. verſammelte in Frankfurt am Main die deutſchen Fürſten und legte denſelben den Entwurf einer neuen, den nationalen Wünſchen mehr entſprechenden Bundesakte vor. Wie groß auch der äußere Glanz der Verſammlung war, ſo ſcheiterte doch das ganze Projekt an dem Widerſtande Preußens, das in den vorgeſchlagenen Neugeſtaltungen eine Schädigung ſeiner natürlichen Intereſſen ſah. Zwiſchen Oeſterreich und Preußen beſtand ſeither eine merkliche Spannung. Zwar hatte im Jahre 1864 Dänemarks Verletzung der Anſprüche des Deutſchen Bundes auf Schleswig-Holſtein die beiden Großmächte geeinigt. Als es zum Kriege gekommen war, kämpften öſterreichiſche und preußiſche Truppen gemeinſam zu Land und zur See gegen Dänemark. Als es ſich aber darum gehandelt hatte, zu entſcheiden, wem das eroberte Schleswig — ob dem Auguſtenburger oder Preußen — zufallen ſollte, wurde der Keim zu einem ernſten Konflikt zwiſchen Oeſterreich und Preußen gelegt, der im Juni 1866 zum Kriege führte. Abermals mußte Oeſterreich auf zwei Schlachtfeldern ſeine Machtſtellung verteidigen. Auf dem Schlachtfelde von Cuſtozza errang zwar Erzherzog Albrecht einen glänzenden Sieg über Italien, und in der Seeſchlacht bei Liſſa vernichtete Admiral Tegetthoff die italieniſche Flotte, die Hauptverteidigung lag aber auf dem öſterreichiſch-deutſchen Kriegsſchauplatze. Hier erfocht Preußen jene Siege, durch welche Deutſchlands Neugeſtaltung angebahnt wurde. Preußiſche Heereskolonnen drangen bis in das Marchfeld vor und bedrohten Wien mit ihrer Beſetzung. Oeſterreich bot in Nikolsburg die Hand zum Waffenſtillſtand (26. Juli 1866), allerdings mit dem ſchweren Opfer, aus dem politiſchen Verbande mit Deutſchland für immer zu ſcheiden und Venetien an Italien abzutreten. Vier Wochen ſpäter wurde auf dieſen Grundlagen der Prager Friede geſchloſſen.

Kaiſer Franz Joſef I. im Krönungsornat, 1849.

Niemand konnte tiefer die herben Schickſalsſchläge empfinden als Kaiſer Franz Joſef. Seine Macht war verdrängt aus Deutſchland und Italien durch die Bildung nationaler Staaten, deren Schwergewicht derart verrückt, daß ſie nur durch die innere Kräftigung und das einmütige Zuſammenſtehen aller Völker des Reiches wieder emporkommen konnte. Zunächſt berief der Kaiſer zum Miniſter des Aeußern den vormals ſächſiſchen Miniſter Freiherrn von Beuſt, der bald darauf die Bildung eines neuen Kabinets übernahm. Unter ſeinem Einfluß wurden die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn wieder aufgenommen. Nachdem der ungariſche Landtag durch Deaks mächtigen Einfluß eine gemeinſame Behandlung der Angelegenheiten des Geſamtſtaates zugeſtanden hatte, berief der Kaiſer am 2. Januar 1867 eine außerordentliche Reichsverſammlung ein. Infolge des hartnäckigen Widerſtandes der deutſch-öſterreichiſchen Parteien gegen die Beſchickung der letzteren und der zu Gunſten der Anhänger der Februarverfaſſung ausgefallenen Wahlen geriet das Miniſterium in die ſchwierige Lage, daß der Ausgleich über die Lebensfrage des Reiches ohne Mitwirkung der Deutſchen geſchloſſen werden mußte. Am 15. Februar 1867 erhielt Ungarn ein verantwortliches Miniſterium, an deſſen Spitze Graf Julius Andraſſy trat, und nachdem der ungariſche Landtag die Verfaſſung von 1848 den Wünſchen des Kaiſers entſprechend abgeändert hatte, fand am 8. Juni 1867 die feierliche Krönung des Kaiſers Franz Joſef I. zum König von Ungarn in Gegenwart von Deputationen des Reichsrats und des Wiener Gemeinderats mit herkömmlichem Glanze ſtatt. Sogleich nach der Krönung trat an den Reichsrat die Aufgabe heran, die Februarverfaſſung zu ſichten und im Einvernehmen mit Ungarn die Ausgleichsgeſetze zu vereinbaren. Nach langen und ſchwierigen Verhandlungen kamen die wichtigſten neuen Verfaſſungsgeſetze noch zu Ende des Jahres 1867 zu ſtande, worauf am 27. Dezember der Kaiſer die Ernennung des Reichsminiſters für die gemeinſamen Angelegenheiten und am 30. Dezember jene eines parlamentariſchen Miniſteriums für die diesſeitige Reichshälfte vollzog. Freiherr von Beuſt wurde Reichskanzler.

Der Ausgleich mit Ungarn ſchuf zwei vollſtändig getrennte Staatsgebiete, welche einen gemeinſamen Monarchen und zwei aus den Vertretungen beider Reichshälften gewählte Delegationen zur Beratung und Beſchlußfaſſung der denſelben gemeinſamen Angelegenheiten beſitzen; er ſchuf aber auch zwei wetteifernde Haupt- und Reſidenzſtädte — Wien und Budapeſt.

Im Beſitz der nationalen Selbſtändigkeit machte Ungarn auf allen Gebieten außerordentliche Fortſchritte. Verwaltung und Juſtiz wurden den modernen Ideen entſprechend umgeſtaltet, zur Hebung des Unterrichts die größten Anſtrengungen gemacht und zum Aufſchwung der Künſte die namhafteſten Opfer gebracht. Man baute zahlreiche Eiſenbahnlinien, nicht nur zu dem Zwecke, den Verkehr im Lande ſelbſt zu heben, ſondern auch um unmittelbare Verbindungen mit Weſteuropa und dem Orient zu erlangen. Zur Begründung einer nationalen Induſtrie gewährte die ungariſche Regierung jenen, welche neue Fabriken anlegten, außerordentliche Begünſtigungen. Ueberall bekundete ſie das Beſtreben, das Land in ſeiner inneren Entwicklung von Oeſterreich möglichſt unabhängig zu machen. In der ungariſchen Landwehr, den Honveds, ſchuf ſie eine nationale Armee. Vor allem aber förderte Ungarn mit Eifer alle Unternehmungen, welche dem Aufſchwung und dem Emporblühen Budapeſts, der Landeshauptſtadt, ihrer Verſchönerung und Vergrößerung zu gute kamen.

Wie anders hatten ſich die politiſchen Verhältniſſe in der diesſeitigen Reichshälfte entwickelt! Das „Bürgerminiſterium“, wie das damalige Kabinet genannt wurde, betrachtete es als ſeine nächſte Aufgabe, die Gleichſtellung mit Ungarn auch auf dem Gebiete der politiſchen Freiheiten zum Ausdruck zu bringen. Unterſtützt vom Reichsrate wurde der Inbegriff der letzteren in Staatsgrundgeſetzen formulirt, welche durch Ausführungsgeſetze zur praktiſchen Geltung gelangt waren. Dieſen folgten die Verweiſung der Preßdelikte vor die Geſchworenen, die Freigebung der Advokatur, die Aufhebung der Schuldhaft, der Strafbarkeit des Wuchers und der Erbfolge bei Bauerngütern, das Koalitionsgeſetz und ſo weiter. Von größter Bedeutung war die Einführung der konfeſſionellen Geſetze, die neuen Volksſchulgeſetze, die Reorganiſation der politiſchen Verwaltung und der Juſtiz, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, endlich die Unifikation der Staatsſchuld, die Zinſenreduktion und die Einführung neuer Steuern zur Regelung der tief erſchütterten Finanzen. Durch das neue Vereinsgeſetz wurde der Unternehmungsgeiſt für induſtrielle und Verkehrszwecke mächtig gehoben, was die Gründung zahlreicher Banken und Aktiengeſellſchaften zur Folge hatte. Die Errichtung des öſterreichiſchen Muſeums für Kunſt und Induſtrie lieferte dem öſterreichiſchen Kunſtgewerbe die Grundlage zu einem hohen Aufſchwung, wie er auf allen volkswirtſchaftlichen Gebieten zugleich ſich bemerkbar machte, begünſtigt namentlich durch die Steigerung des Abſatzes von Waren nach Ungarn.

Ungeachtet dieſer Erfolge konnte ſich aber niemand der Beſorgniſſe über die Fortdauer der Gegenſätze der nationalen Parteien entſchlagen. Der Hauptherd der Oppoſition gegen das Bürgerminiſterium blieb Böhmen.

Das ſchlimmſte war, daß ſchon im Herbſt 1868 dieſes Miniſterium ſelbſt nicht mehr auf feſtem Boden ſtand und bald durch ein anderes abgelöſt wurde, das nach kurzer Zeit einem dritten wich, deſſen Präſident Graf Potocki war. Dieſem Miniſterium ſtellte der Kaiſer die Aufgabe, einen Ausgleich mit den Tſchechen auf Grundlage der Dezemberverfaſſung anzubahnen. Wie ſchwach aber die Hoffnungen auf das Gelingen dieſer Aufgabe waren, zeigte der Umſchwung in den politiſchen Anſchauungen der Wähler. In Wien trat der Verein der Deutſchen in Oeſterreich zur ſtärkeren Wahrung der nationalen Intereſſen und die deutſche Fortſchrittspartei ins Leben.

Schloß Poſſenhofen am Starnbergerſee, das Geburtshaus der Kaiſerin Eliſabeth.

letztere in der Abſicht, vorwiegend Männer der Induſtrie und des Handels in den Reichsrat zu wählen. Auf dem flachen Lande gewannen zum erſtenmale die Klerikalen und Konſervativen bei den Wahlen an Boden. Und thatſächlich blieb auch die Miſſion des Miniſteriums Potocki, ungeachtet ſeiner verſöhnlichen Haltung, wirkungslos; dabei verpflanzten ſich inmitten des deutſch-franzöſiſchen Krieges die Gegenſätze der Parteien auf das Gebiet der auswärtigen Politik. Die Tſchechen, Polen und Klerikalen verlangten eine Intervention zu Gunſten Frankreichs, die Deutſchen und Ungarn die Einhaltung einer ſtrengen Neutralität.

Angeſichts dieſer ſchwierigen Lage bildete der Kaiſer am 6. Februar 1871 ein neues Miniſterium unter Graf Hohenwart. Dieſes ſollte frei von jeder ausſchließlichen Parteirichtung als eine wahrhaft öſterreichiſche Regierung durch ſorgfältige Beratung der verſchiedenen Intereſſen die Macht und die Wohlfahrt des Reiches begründen. Das Miniſterium Hohenwart war aber keineswegs ein über den Parteien ſtehendes. Es war nicht abgeneigt, mit den Tſchechen auf Grundlage der Fundamentalartikel zu verhandeln und die Verfaſſung im föderaliſtiſchen Sinne umzugeſtalten. Doch dagegen erhoben neuerdings die Anhänger der Dezemberverfaſſung energiſchen Widerſtand, und mit dieſen vereinigten ſich der Miniſter des Auswärtigen, Graf Beuſt, und der ungariſche Miniſterpräſident, Graf Julius Andraſſy, welche aus Gründen der auswärtigen Politik und des ungariſchen Ausgleiches entſchieden gegen jede föderaliſtiſche Umgeſtaltung der Verfaſſung Einſprache erheben. Als hierauf der Kaiſer in einer an den böhmiſchen Landtag gerichteten Botſchaft erklärt hatte, daß das Oktoberdiplom, das Februarpatent und die Dezemberverfaſſung der unverrückbare Rechtsboden der Verſtändigung ſei, trat das Miniſterium Hohenwart zurück, und der Kaiſer berief im November 1871 von neuem ein verfaſſungstreues Miniſterium unter Vorſitz des Fürſten Adolf Auersperg. Zu derſelben Zeit nahm Beuſt, den der Kaiſer inzwiſchen in den Grafenſtand erhoben hatte, ſeine Entlaſſung als Reichskanzler, und es trat an deſſen Stelle Graf Julius Andraſſy. Seither hielt der Kaiſer unerſchütterlich an den einmal geſchaffenen ſtaatsrechtlichen Grundlagen feſt und wies die Parteien an, nur auf dem Boden des Verfaſſungsrechts eine Einigung zu ſuchen.

Das Miniſterium Adolf Auersperg, welches bis zum Auguſt 1878 im Amte war, bemühte ſich zunächſt, der Verfaſſung allſeitig Anerkennung zu verſchaffen. Die ſchwierigſte Aufgabe aber fiel ihm auf wirtſchaftlichem Gebiete zu. Als das Miniſterium in das Amt trat, war durch die Befreiung der wirtſchaftlichen Aſſoziation von allen Feſſeln eine großartige Ueberſpekulation im Gange, deren traurige Folgen in dem großen Krach des Jahres 1873 zu Tage traten. An der Regierung lag es nunmehr, der Entmutigung entgegen zu wirken, den Unternehmungsgeiſt wieder zu beleben, Mittel und Wege zu ſchaffen, damit keine Arbeitsſtockungen einträten und auf dem Wege der Geſetzgebung

Trauung des Kaiſers Franz Joſef I. und der Kaiſerin Eliſabeth, Wien, 24. April 1854.

[illegible] Auswüchſen der Börſenſpekulation [illegible].

Gelegentlich einer wiederholten Miniſterkriſis betraute der Kaiſer im Auguſt 1879 den Grafen Taaffe mit der Bildung eines neuen Miniſteriums. Dieſer, der ſchon als Miniſter des Innern die Neuwahlen in den Reichsrat geleitet hatte, inaugurirte eine neue Wendung in dem bisherigen Gange der inneren Politik. Anfangs über den Parteien ſtehend, ſtellte er allen Parteien die nationale Gleichberechtigung in Ausſicht. Den Tſchechen kam er insbeſondere dadurch entgegen, daß er ihnen die Achtung ihrer hiſtoriſchen Rechte, inſoweit dieſe mit der Macht und Einheit des Reiches und mit der beſtehenden Verfaſſung im Einklange ſtehen, verſprach. Auf dieſem Boden hoffte er eine Verſöhnung der Völker der diesſeitigen Reichshälfte herbeizuführen. Thatſächlich errang er den großen Erfolg, daß ein öſterreichiſches Vollparlament zu ſtande kam. Selbſt die Tſchechen traten, allerdings mit einer Rechtsverwahrung, in den Reichsrat ein. Auf dem gemeinſamen Boden der Bekämpfung der Verfaſſungspartei verbündeten ſie ſich mit den Polen und Slovenen, den Konſervativen und Klerikalen der deutſch-öſterreichiſchen Länder zur Bildung einer parlamentariſchen Majorität (der Rechten), welche den Beweis herſtellen ſollte, daß ſich auch ohne die Deutſch-Liberalen (die Linke) in Oeſterreich regieren laſſe. Wie die aus Mitgliedern der verſchiedenen Parteien erfolgte Zuſammenſetzung des Miniſteriums zeigt, ſchien es aber nicht die Abſicht des Grafen Taaffe geweſen zu ſein, auf die Unterſtützung der Verfaſſungspartei vollſtändig zu verzichten. Indem er auf das Zuſtandekommen einer Mittelpartei gehofft hatte, bildete er anfangs ein Koalitionsminiſterium. Mit Rückſicht auf die parlamentariſche Situation aber traten noch im Jahre 1880 mehrere Aenderungen in der Zuſammenſetzung des Miniſteriums ein. Zu ſeinen Mitgliedern zählen heute von Dunajewski für Finanzen, Graf Schönborn für Juſtiz, Graf Falkenhayn für Ackerbau, Graf Welſersheimb für Landesverteidigung, von [illegible] für Unterricht und Kultus, Marquis Bacquehem für Handel. Miniſter ohne Portefeuille ſind: Freiherr von Prazak für Böhmen und von Zaleski für Galizien. Von dieſen Miniſtern haben einen ausgeſprochenen Parteicharakter [illegible], Schönborn, Falkenhayn, Prazak und Zaleski im Sinne und im Geiſte der Rechten.

Unter dem Einfluſſe des neuen Regierungsſyſtems vollzogen ſich in der inneren Politik Oeſterreichs folgenſchwere Aenderungen. In allen gemiſcht-ſprachigen Ländern wurden den nichtdeutſchen Volksſtämmen [illegible] in Bezug auf die Dienſtſprache der politiſchen und Gerichtsbehörden und den höheren und Elementarunterricht gemacht. Die Deutſchen erlitten dadurch eine von Jahr zu Jahr ſich ſteigernde Einbuße; ſie verloren die [illegible], und alle ihre Verſuche, die [illegible] als Staatsſprache zur geſetzlichen Geltung zu bringen, ſcheiterten an dem Widerſtreben der übrigen Volksſtämme. Sie büßten aber auch an Einfluß ein, ſeitdem die vereinigte Linke ſich im Jahre 1885 wieder ſpaltete. Wie im Reichsrate, verloren ſie auch in einzelnen Landtagen die Majorität. Bei den Wahlen machten die Konſervativen und die Klerikalen merkliche Fortſchritte. Der Haß der Tſchechen gegen die Deutſchen machte ſich in Prag (1881) in blutigen Zuſammenſtößen der Studenten beider Volksſtämme Luft. Die natürliche Folge war, daß die liberalen Deutſchen in die heftigſte Oppoſition gegen das Miniſterium Taaffe traten. Im böhmiſchen Landtage kam es im Jahre 1887 ſo weit, daß die Deutſchen aus demſelben ſchieden. Unter letzteren ſelbſt gewann die extreme nationale Richtung in den deutſch-öſterreichiſchen Ländern Boden. Zum Schutze der deutſchen Sprache in den gemiſchtſprachigen Bezirken wurde ſchon im Jahre 1880 der Deutſche Schulverein gegründet, und der im November 1880 abgehaltene öſterreichiſche Parteitag ſtellte ſich die Aufgabe, die Intereſſen der Deutſch-Oeſterreicher energiſch zu wahren.

Aber auch auf wirtſchaftlichem und ſozialem Gebiet führte das Miniſterium Taaffe einen großen Umſchwung in der inneren Politik herbei. Zum Schutze der einheimiſchen Induſtrie, der Landwirtſchaft und Staatsfinanzen wurde im internationalen Verkehr die frühere mehr freihändleriſche Zollpolitik verlaſſen und, von den Nachbarſtaaten gedrängt, das Syſtem der Schutz- und Finanzzölle angenommen. Ein neues Gewerbegeſetz ſuchte den Forderungen der Kleingewerbetreibenden in Bezug auf die genoſſenſchaftlichen Verbände zu entſprechen und die Lage der gewerblichen und Fabrikarbeiter zu verbeſſern. Zum Schutze derſelben wurde die Unfall- und Krankenverſicherung geſetzlich geregelt. Große Fortſchritte machte die Verſtaatlichung der Privateiſenbahnen, die Ermäßigung der Eiſenbahntarife für den Perſonen- und Güterverkehr, die Ausbildung der Lokalbahnen und die Reform des gewerblichen Unterrichts. Ein neues Wuchergeſetz kam zu ſtande; Poſtſparkaſſen wurden eingeführt. Mit großem Nachdruck wahrte die Regierung die Autorität des Staates bei den Aufſtänden in der Krivoscie (1882) aus Anlaß der Rekrutenaushebung und bei den verbrecheriſchen Anſchlägen der Anhänger der Internationale. Im Intereſſe der Staatsfinanzen erfolgten die Regulierung der Grundſteuer und die Eröffnung neuer Einnahmsquellen. In allen die Kräftigung der Macht des Reiches berührenden Angelegenheiten, insbeſondere in Fragen der Reorganiſation der Armee und der Bewilligung außerordentlicher Geldmittel zur Erhöhung der Wehrkraft wurde auch von der Linken nicht nur das Reichsminiſterium, ſondern auch das Miniſterium Taaffe mit patriotiſcher [illegible] unterſtützt.

(Schluß folgt.)

[illegible] I.
als König von [illegible]

Kaiſer Franz Joſef I. läßt ſich als König von Ungarn krönen. Budapeſt, 8. Juni 1867.

Nubia.

Erzählung

von

Richard Voß.

(Schluß.)

Auch die zweite Woche verging, kurz, wie ein Frühlingstag, und die dritte Woche näherte ſich ihrem Ende. Das Bild war beinahe vollendet, dann mußte es trocknen, dann ſollte es verpackt werden, dann konnten ſie fortgehen, nicht gleich über die Alpen, ſondern nur bis Florenz; in keiner Stadt der Welt war der Frühling ſo ſchön wie in der Blumenſtadt am gelben Arno.

An einem der letzten Arbeitstage fühlte Heinrich ſich nicht wohl. Mit erſchöpften Kräften hatte er vom frühen Morgen an vor der Staffelei geſtanden, nun überwältigte ihn die Müdigkeit, ſo daß er ſich für eine kurze Zeit niederlegte und ſogleich in den tiefen Schlaf der Ermattung ſank. Kaum wußte Nubia ihn eingeſchlummert, als ſie Zimmer und Haus verließ, das Gartenthor öffnete, hinter ſich wieder verſchloß, mit raſchen, entſchloſſenen Schritten der Via Flaminia ſich zuwandte und dieſe Straße nach Piazza del Popolo hinaufging. Unterwegs dachte ſie:

„Was hilft es mir? Leben bleiben kann ich nicht, ich habe meinen Verlobten verlaſſen, und da hilft es denn nichts. Aber auch ſonſt muß ich ſterben. Nicht darum, weil ich ihn gehaßt habe und mich an ihm rächen wollte, ſondern weil ich ihn liebe und doch nicht ſeine Frau werden darf. Denn ich würde ihn ja doch nur für eine kurze Zeit glücklich machen, und ihn ſoll nicht einmal einer ſeiner Freunde bedauern, wie er ſeinen Freund bedauert hat, der auch eine heiratete ‚von dort oben her, Du weißt!‘ Was ſoll ich alſo thun? Fortgehen von ihm kann ich nicht, lieber ſoll der Argante mich totſtechen. Er wird ſich gewiß tröſten, hat er doch mein Bild; in meinem Bilde bleibe ich leben …“

Sie hatte ſich den Weg gut gemerkt, ſo daß ſie, ohne fragen zu müſſen, ſich zur ſpaniſchen Treppe hinfand. Langſam, ohne umzuſchauen, ſtieg ſie die Treppe empor bis zur dritten Rampe, ſtellte ſich hier gegen die Wand, um, wie es ſchien, wiederum auf jemand zu warten. Dieſesmal hielten ſich die auf der Treppe herumlungernden Modelle nicht lange zurück, und nach wenigen Augenblicken ſtand Nubia dicht umringt da. Die allgemeine Stimmung gegen ſie hatte in den drei Wochen einen großen Umſchwung erfahren; da ſie nicht mehr erſchienen war, hatte der Brotneid nichts mehr von ihr zu fürchten; auch war ſo viel von dem ſchönen Geſchöpf geredet worden, daß viele ſich freuten, ſie wiederzuſehen. So ging denn das Geſpräch lebhaft hin und her.

„Da biſt Du ja wieder!“

„Freilich, da bin ich wieder.“

„Haſt Du immer Arbeit gehabt?“

„Die ganze Zeit über.“

„Bei dem fremden Maler, mit dem Du damals fortgegangen biſt?“

„Ja!“

„Wie viel zahlt er Dir?“

„Nichts!“

„Wie, Du läßt Dir nichts von ihm bezahlen?“

„Nein!“

„Heilige Mutter Gottes, warum nicht?“

„Weil er mich heiraten will.“

„Heiraten will er Dich? Welches Glück!“

„Das iſt es.“

„Dann wirſt Du eine Signora!“

„Nun ja!“

„Wann nimmt er Dich zur Frau?“

„In zwei Tagen gehen wir fort von Rom.“

„O, Du Arme!“

„Ich gehe gern fort.“

„Warum biſt Du heute hieher gekommen?“

„Ich glaubte meinen Bruder hier zu finden. Er wollte herkommen.“

„Wenn er das iſt, der uns immer nach Dir fragt!“

„Das iſt mein Bruder! Und er fragt immer nach mir?“

„Er kommt faſt jeden Tag und fragt nach Dir, ob wir Dich nicht geſehen hätten.“

„Iſt er ſchon lange hier?“

„Es werden bald drei Wochen ſein.“

„Madonna, und ich habe es nicht gewußt!“

„Wir werden es ihm ſagen, ſobald er kommt.“

„Seid ſo gut!“

„Er kommt gewiß noch heute abend her!“

„So lange kann ich nicht warten; wenn ihr es ihm aber ſagen wolltet —“

„Das wollen wir gewiß! Du haſt ihm doch nichts zu leide gethan?“

„Hat er ſich über mich beklagt?“

„Nein, aber er thut ſo wild. Nimm Dich in acht vor ihm!“

„Er wird mir nichts thun!“

„Vielleicht iſt's ihm nicht recht, daß Du einen Fremden zum Manne nimmſt!“

„Das iſt möglich; darüber will ich mit ihm reden, heimlich, verſteht Ihr?“

„Wir verſtehen! Was ſollen wir ihm ausrichten?“

„Daß ich heute nacht — nein, daß ich morgen nacht auf ihn warten wollte!“

„Wo?“

„Um die ſechste Stunde nach Ave bei der Villa Papa Giulio!“

„Du wohnſt wohl dort in der Nähe?“

„Ich wohne nicht weit davon. Wollt ihr ihm das alſo ausrichten von der Nubia aus Saraceneſco?“

„Wie heißt er?“

„Argante!“

„Um die ſechste Stunde nach Ave, vor der Villa Papa Giulio!“

„Ganz recht! Tauſend Dank! Lebt wohl!“

„Lebt wohl!“

Eilig trat Nubia ihren Heimweg an. Als ſie ankam, war Heinrich eben erwacht und hatte laut nach ihr gerufen. Sie ſagte ihm, ſie ſei im Garten geweſen.

XIII.

Heinrich kam nicht aus dem Staunen heraus, was war mit Nubia vorgegangen? Sie war die alte Nubia nicht mehr. Er hätte nie gedacht, daß ſie ſo ſanft und innig ſein könnte; ſelbſt ihre Stimme klang anders, weich und zärtlich; auch war ſie auf einmal ganz geſprächig geworden, hatte ihm allerlei zu ſagen, was er gar nicht in ihrem Kopfe vermutete. Oft ſah ſie ihn an, ſcheu und demütig; ihr Stolz, ihre Herbheit und ihr Trotz waren verſchwunden, ſie wurde von Stunde zu Stunde heiterer, ſie lächelte, ja, einmal lachte ſie hell auf.

Lieder kamen ihr plötzlich in den Sinn, alte, wunderliche Weiſen: der Jüngling tötet die treuloſe Liebſte. Nubia ſang die eintönigen Strophen mit halblauter Stimme, Heinrich häufig zunickend und ihn anlächelnd.

Oder ſie ſprach mit ihm über das Bild und ſeine Kunſt, mit einem inſtinktiven Verſtändnis, wie der Künſtler ein ſolches bei ſeinem ſchönen Wildling nicht für möglich gehalten hatte. Sie bat ihn, nicht erſt nach Florenz zu gehen, ſondern gleich in ſein Vaterland zurückzukehren zu ſeiner guten Mutter, ſeinen lieben Schweſtern. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ſie:

„Was werden die ſagen, wenn ich mit Dir komme?“

„Was ſie ſagen werden? Bewundern werden ſie Dich, freuen werden ſie ſich über Dich!“

Aber Nubia ſchüttelte den Kopf:

„Sie werden ſehr böſe mit Dir ſein, ſie werden mich gar nicht leiden mögen!“

Heinrich verſuchte, ihr dieſen Gedanken auszureden, doch ſie blieb bei ihrer Anſicht. Da wurde auch er plötzlich ſtill, ſeiner herrlichen Mutter und der Schweſtern gedenkend und noch eines Mädchens mit roſigen Wangen, blauen Augen und blondem Haar, das ihm einſt lieb geweſen und das die Mutter für ihren abweſenden Sohn treulich am Herzen hielt. Er wurde ſehr ernſt, was Nubia gleich bemerkte.

Zum letztenmale hatte ſie zu Heinrichs Gemälde Modell geſtanden, genau im Koſtüm des Bildes, mit loſem Haar und mit über der Bruſt offenem Gewande. Bis zur Dunkelheit hatte Heinrich gearbeitet und dann noch ſo lange auf die Geſtalt ſeiner liebſten Einſamen geblickt, bis ſie in die Schatten der Nacht verſank wie in eine Gruft hinab. Nubia wollte die Lampe anzünden; aber er bat ſie, es noch finſter zu laſſen, und verharrte in ſeiner Verſunkenheit vor dem Bild, ohne darin von Nubia durch ein Wort geſtört zu werden. Aus tiefſter Bruſt aufſeufzend, riß er ſich endlich los; da war's ihm, als hörte er Nubia aufſchluchzen.

„Nubia!“

„Ich bin hier!“

„Fehlt Dir etwas?“

„Was ſollte mir fehlen?“

„Weinſt Du nicht?“

„Aber nein!“

Sie ſchwiegen, dann, nach einer Weile, rief er ſie von neuem an:

„Nubia!“

„Soll ich jetzt die Lampe anzünden?“

Leiſe meinte Heinrich:

„Ich wollte ſagen, daß ich ſehr glücklich bin!“

Als ſie Licht machte, blendete das jähe, grelle Aufleuchten Heinrich ſo, daß er die Hand vor die Augen legte; als er aufſah, war Nubia aus dem Zimmer.

„Biſt Du in der Kammer?“

Sie antwortete hinter der Thür:

„Ich komme gleich, ich will mich nur ankleiden!“

„Ach, bleibe doch noch in Deinem Gewand —“

„Sogleich bin ich fertig!“

Nach fünf Minuten trat ſie wieder bei ihm ein.

„Nun wollen wir zum Ponte molle gehen!“

Heinrich war es recht.

„Den heutigen Abend müſſen wir feiern!“

Sie gingen. Nicht weit vom Gitter entfernt, war es Heinrich, als ob jemand hinter ihnen her ſchleiche. Er blieb ſtehen und wendete ſich um, doch gewahrte er nichts. Allerdings war es ſo dunkel, daß auf zehn Schritte kein Gegenſtand ſichtbar ward.

„Warum ſiehſt Du Dich um?“ fragte Nubia.

„Ich glaubte, jemand folge uns!“

„Wer ſollte uns folgen?“

Als ſie über den Platz ſchritten, an dem der öde Prachtbau der Villa des Papſtes Julius wie eine ausgeſtorbene Ruine lag, erſchauerte Nubia ſo heftig, daß er es bemerkte.

„Was haſt Du?“

„Es überlief mich!“

„In Deutſchland ſagt man: ‚Jetzt ſchreitet jemand über mein Grab.‘ Welch ein troſtloſer Ort, höre nur!“

„Das iſt ein Kauz!“

„Wie kläglich er ſchreit! Wir wollen ſchneller gehen! Worauf horchſt Du noch?“

„Du ſagteſt vorhin, daß Dir war, als ob jemand hinter uns her käme.“

„Ich täuſchte mich. Komm ſchnell! Es muß ſchon ſpät ſein!“

„Erſt zwei Stunden nach Ave!“

Bald erreichten ſie die Oſteria, darin an dieſem Abend mehr Leben war als gewöhnlich. Außer einigen Römern, die ſich bei ihrer Foglietta verſpätet hatten, befand ſich in dem einzigen Gaſtzimmer des Wirtshauſes Landvolk vom Berg Soracte. Denn die heilige Adventzeit rückte heran, wo von allen Seiten her fromme Hirten, Greiſe, Jünglinge und Knaben nach der „Stadt“ zogen, um der Jungfrau und dem Kind auf Dudelſack und Hirtenpfeife vorzuſpielen und im Petersdom anzubeten. Auch die fremden Gäſte des biedern Weinſchankes am Ponte molle gehörten zu dieſem beſten Schlage aller Rompilger; die Beine mit dunklem, zottigem Ziegenfell umgürtet, ein gelbliches Schaffell ſtatt des Rockes, den ſpitzen braunen, mit rotem Bandwerk umwickelten Hut auf dem Kopf, ſaßen ſie um einen Tiſch zuſammengedrängt, auf dem für ſie alle ein einziges, mäßig großes Fiaſcho ſtand.

Heinrich, von dem die gehobene Stimmung, in der er ſich den ganzen Tag über befunden, nicht weichen wollte, ließ nicht nur für ſich und Nubia das Beſte auftragen, was Küche und Keller zu geben vermochten, ſondern lud auch die Hirten ein, das Feſtmahl mit ihnen zu teilen. Nubias Geſicht ſtrahlte vor Freude über ihre Gäſte, ſie machte auf das zierlichſte die Wirtin, nötigte eifrig zum Eſſen und Trinken, plauderte, ſcherzte, wußte ſchnell einen jeden zutraulich zu machen. Auch die Römer, auch Wirt und Wirtin ſetzten ſich zu den Fröhlichen; Heinrich ließ den Wein nicht weniger werden, es ging hoch und luſtig zu. Einmal wurde Nubia von einem alten Hirten gefragt:

„Wer iſt denn das eigentlich? Iſt er Dein Schatz?“

Heinrich, der die Frage gehört hatte, erwiderte übermütig:

„Freilich bin ich ihr Schatz und ſie wird mein Weib; nicht wahr, Nubia?“

Sie ſah ihn an und nickte.

„Wann haltet Ihr Hochzeit?“

„Morgen, nicht wahr, Nubia?“

Sie ſah ihn wieder an und nickte wieder.

Der Alte meinte bedächtig:

„Wenn Du auch ein Herr biſt und ſie eine der Unſeren, ſo ſcheint ihr doch zuſammen zu paſſen und zwei gute Leutlein zu ſein; und daß ihr euch gern habt, ſieht man euch an den Augen an. Die Madonna ſegne euch!“

Darauf ließen alle das Brautpaar leben.

Nun nahmen die wackeren Hirten ihre Inſtrumente zur Hand und begannen nach Herzensluſt zu dudeln und zu flöten, teils der lieben Madonna, teils dem guten Brautpaar zu Ehren. Nachdem die anderen eine Weile andächtig zugehört hatten, regte ſich in ihnen die Luſt nach fröhlicherer Muſika. Die Wirtin brachte behend das geliebte Trommelfell, das bunte, raſſelnde Tambourin, herbei, fing auch gleich mit kräftiger Hand es zu ſchlagen an, die fromme Hirtenmuſik hörte auf und es dauerte nicht lange, ſo ſprangen alle im Saltarello umher. Hier thaten auch Heinrich und Nubia ihren Brauttanz.

Ueber zwei Stunden mochten ſo vergangen ſein, als Nubia den Geliebten zum Aufbruch mahnte: es ſei ſpät und ſie todmüde. Sogleich war er bereit zu gehen, zahlte die Zeche und nahm Abſchied von ſeinen Gäſten, aber dieſe ließen es ſich nicht nehmen, dem ſchönen und freundlichen Paar das Geleit zu geben. So zog denn die kleine Schar, das Brautpaar an der Spitze, mit Schall und Klang über die ehrwürdige Brücke, die Flaminiſche Straße hinauf, die beiden Glücklichen bis zum Thor ihres Gartens geleitend.

Dann war es ſtill um ſie. Die Kerze brannte, nun bald aufgezehrt, und die Flamme beleuchtete die Geſtalt auf Heinrichs Bild und das Weib zu ſeinen Füßen. Denn Nubia kniete vor ihm; an ihn geſchmiegt, geſtand ſie ihm flüſternd, daß ſie ihn gehaßt hatte, weil ſie ihn hatte lieben müſſen.

„Und jetzt —“

Und jetzt verſchloß ſie ſeinen Mund mit ihren Lippen.

„Nun will ich zu Bette gehen.“

Langſam ging ſie der Kammerthür zu, da rief er ſie an:

„Nubia!“

Noch einmal wendete ſie ſich zu ihm, nickte, lächelte, winkte ihm mit der Hand, bewegte die Lippen. Ihm war, als flüſterte ſie: „Morgen!“

Ja, morgen wurde ſie ſein Weib.

XIV.

Nein — er hörte ſie nicht. Sie lag vor der Thür auf dem Steinboden und küßte die Schwelle, über die er morgen ſchreiten würde in den Glanz des Tages hinein. Er hörte nicht ihr Liebesmurmeln, nicht ihr erſticktes Schluchzen, er hörte nicht, wie ſie aufſtand und die Kammer verließ.

Es war hohe Zeit, die ſechſte Stunde mußte bereits vorüber ſein, er würde bereits auf ſie warten. So eilte ſie denn fort und befand ſich nach wenigen Augenblicken auf dem Platz, über den ſie vor einigen Stunden mit Heinrich gegangen war, als der Kauz ſo kläglich geſchrieen. Jetzt war der Vogel ſtill, jetzt war alles ringsum lautlos.

„Argante!“ Sie blieb ſtehen und lauſchte. „Argante, Argante!“

Es kam keine Antwort; er war noch nicht gekommen, ſie mußte noch warten, ſie blieb noch leben.

Wie lange noch?

Sie konnte die Minuten an den Schlägen ihres Herzens abzählen; ihr Herz ſchlug ganz ruhig.

Es mußte geſchehen, alſo mochte es geſchehen.

Das finſtere Gewölk, welches ſeit Sonnenuntergang den Himmel bedeckte, teilte ſich, die Sichel des jungen Mondes ward ſichtbar, wie ein Feuerzeichen leuchtete es plötzlich in dem Düſter auf. Ein ſchwacher Schein glitt über die Erde, Nubia ſah das Luſthaus des Papſtes, ſah eine ſteile Felſenwand mit einigen hohen Cypreſſen. Aber auch jetzt nirgends etwas von Argante zu ſehen. Doch würde er kommen, dieſesmal würde er ſicher kommen.

Der Mond verkroch ſich wieder hinter dem ſchwarzen Vorhang der Wolken, von der Flaminiſchen Straße tönte das Schellengeläut eines Karren herüber. Wie fröhlich die Glöckchen klangen! Jetzt entfernte es ſich. Wie ſchaurig die Stille nun war!

Kam er noch immer nicht, ſollte die Qual noch immer nicht aufhören?

Sie ertrug es nicht länger, ſie ging die Straße, die er kommen mußte, zurück, ihm entgegen, ſchnell und ſchneller, zuletzt faſt laufend. Wenn er überhaupt nicht käme —

Sie war auf der Via Flaminia zurück bis faſt zu ihrem Hauſe gelangt. Was war das? Wie ein Schrei — Jetzt nichts mehr! Und von Argante nichts zu ſehen. Der Feigling!

Zum zweitenmale begab ſie ſich an den Ort des Stelldicheins, noch einmal wartete ſie, eine volle halbe Stunde und länger. Da zeigten die Kirchenuhren der Stadt die ſiebente Stunde an; jetzt kam er nicht mehr, und wenn er heute nicht kam, kam er nie. Sie würde leben!

Und Nubia, die bereits mit dem Leben abgeſchloſſen hatte, ſah ſich plötzlich wieder auf des Lebens Schwelle, weit, weit entfernt von dem Tode, deſſen Hauch ſie bereits zu ſpüren vermeint hatte. Und zugleich mit der Gewißheit: „Du darfſt leben bleiben!“ durchdrang ſie ein Lebensgefühl, ein Lebensdrang, ein Lebensglück, eine ſchier übermächtige Wonne des Lebens. Es ergriff ſie ein Schwindel, ſie wurde todesmatt, ſo daß ſie ſich, um nicht umzuſinken, gegen die Mauer lehnen mußte. Mit geſchloſſenen Augen ruhte ſie aus, in tiefen Zügen die friſche Nachtluft einatmend; dann raffte ſie ſich auf und zauderte jetzt nicht einen Augenblick länger, ſondern ging, ſo ſchnell ſie konnte, ihren Todesweg zurück; ſie blieb leben, ſie blieb bei ihm, ſie wurde ſein Weib, ſie zog mit ihm fort. Der Wahn, in deſſen Bann ſie ſo lange Zeit gelegen hatte, fiel von ihr ab wie eine Binde, die ſie um die Augen getragen. Alles erkannte ſie, ihren ganzen unſeligen Irrtum, ihre Schuld, daß ſie um ein Nichts hatte ſterben wollen. Aber — ſie lebte, ſie lebte!

In vollem Lauf erreichte ſie die Gaſſe, an welche der Garten ſtieß. Einen Augenblick mußte ſie ſtehen bleiben, um Atem zu ſchöpfen.

Was bedeutete das? Sie hatte das Thor doch hinter ſich zugemacht und jetzt ſtand es weit offen. Sollte er gemerkt haben, daß ſie fort war, ſollte er ſie ſuchen?

Sie war da, ſie war wieder zurück, lebend wieder zurück, lebend wieder bei ihm!

Offen ſtand auch die Hausthür, weit offen die Thür, die in das Atelier führte; die Kerze brannte noch, war aber dem Verlöſchen nahe, ſo daß in dem weiten und hohen Raum ein trübes Zwielicht herrſchte. Nubia ſtand im Zimmer und ſuchte ihn mit den Augen. Sie ſah ihn, er lag angekleidet auf dem Ruhebett, wie es ſchien, in tiefem, friedlichem Schlaf. Da flackerte die Kerze noch einmal hell auf, und da — auf dem Boden, vom Bette her bis dicht zu ihren Füßen ein breiter, dunkler Streifen — Blut!

Bei ihrem gräßlichen Aufſchrei verloſch das Licht. Sie fiel nieder, fiel in das Blut; es klebte an ihren Händen, ihren Kleidern, ihrem Geſicht. Unfähig, ſich aufzurichten, kroch ſie in ſeinem Blute nach dem Bette hin. Auch hier alles heiß und feucht! Sie warf ſich über ihn, umfaßte ihn, ſie preßte ihr Geſicht gegen ſeines, ihre lebenswarmen Lippen auf ſeinen kalten, ſtummen Mund, ſie rüttelte ihn, ſie ſchrie ſeinen Namen, ſie wollte ihn aufrichten, ihn emporheben — ſchwer und ſtarr ſank er aus ihren Armen auf das Lager zurück.

*

Auf dem kleinen Kirchhof an der Ceſtiuspyramide, wo die Roſen das ganze Jahr nicht aufhören zu blühen, wurde Heinrich begraben; ſeine alten Freunde, die Nazarener, gaben dem Toten das letzte Geleit. Auch der ehrwürdige Meiſter Overbeck folgte im Zuge, tief bekümmerten Herzens über den treuloſen Jünger, der um eines ſchönen und ruchloſen Weibes willen einen unchriſtlichen Tod gefunden.

Den damaligen Zuſtänden des Kirchenſtaates gemäß wurde dem Mörder des deutſchen Künſtlers nur mit wenig Eifer nachgeſtellt, die päpſtliche Polizei wußte, daß ſie den Mann doch nicht bekommen würde, denn jedenfalls befand er ſich in der Macchie, und in der Macchie war der Uebelthäter ſo ſicher vor dem rächenden Geſetz, als ruhte er in Abrahams Schoß.

Von Nubia ſah und hörte man nichts, weder in Rom noch in Saraceneſco. Der tote Künſtler und ſein ſchönes Modell waren längſt vergeſſen, als eines Tages auf der ſpaniſchen Treppe die Modelle in große Aufregung gerieten und von Mund zu Mund die Nachricht ging:

„Nubia iſt wieder da!“

Und wirklich, ſie war es. Auf der dritten Rampe ſtand ſie an ihrem alten Platz und ſchien auf jemand zu warten. Sie ſah zum Erbarmen aus und war faſt in Lumpen gehüllt, dabei von einer Schönheit ohnegleichen. Doch als einige der Weiber ſie anredeten, verſtummten ſie bald dieſem bleichen, ſtarren, todtraurigen Antlitz gegenüber. Auch erhielten ſie auf alle ihre Fragen keine Antwort.

Wenn Nubia auf jemand wartete, ſo kam dieſer jemand ſehr bald, denn mit dem erſten Künſtler, der ſie anredete, ob ſie ein Modell ſei, entfernte ſie ſich. Es dauerte nicht lange, und der Ruhm ihrer Schönheit verbreitete ſich weit über die Künſtlerkreiſe hinaus durch die ganze Stadt; nicht lange dauerte es, und ganz Rom kannte ſie, ganz Rom bewunderte ſie.

Auch ſonſt ſprach man viel von ihr: daß ſie für ihr Modellſitzen nur ſo viel Geld nehme, als ſie brauchte, um ſich nähren und kleiden zu können, daß ſie keinerlei Schmuck trug, was doch die Aermſte that, daß ſie draußen vor Porta del Popolo mutterſeelenallein in einem einſamen Gartenhaus wohnte, daß engliſche Lords, deutſche Barone und italieniſche Grafen ſie heiraten wollten und daß ſie keinen von allen nahm. Dagegen wollte man auf der ſpaniſchen Treppe wiſſen, es gäbe Künſtler, welche ... Aber man ſollte keinem Menſchen etwas Böſes nachſagen.

Ein neues Bild von Nubia, war es nun ein Gemälde oder eine Statue, wurde für die Römer zum Ereignis. Nach dem Atelier des Glücklichen, der ein ſolches Kunſtwerk ausſtellen konnte, wurde förmlich gewallfahrtet. Da ſah man dann allerdings, auf Faltenwurf und Draperie gab das berühmte Modell augenſcheinlich nicht viel.

Bis in das wilde Land der Sabina hinein drang der Ruf von Nubias Herrlichkeit, Saraceneſco war voll davon. Die Mutter jedoch konnte ihn nicht mehr hören, und Maſtorre, der ihn vernahm, ſprach den Namen ſeiner Schweſter nur aus, um ſie zu verwünſchen.

Und Argante? Argante hatte eine Frau und die Hütte voller Kinder.

Ein letztes Wort von Nubia. Sie ſtarb in der Blüte ihrer Schönheit in wenigen Tagen am römiſchen Fieber, Künſtler aller Nationen trugen ſie zu Grabe.

In der Galerie einer großen deutſchen Stadt befindet ſich ein Bild, im Bädeker mit einem Stern bezeichnet. Unter dem Gemälde ſteht zu leſen:

„Heinrich Hoffmann, geboren zu Düſſeldorf 1807, geſtorben zu Rom 1830. Büßende Magdalena.“

Der Fremde, der heute in Rom auf der ſpaniſchen Treppe ſich bei den Modellen erkundigt, aus welcher Ortſchaft ſie wären, erhält häufig — und gerade von den ſchönſten Jünglingen, den herrlichſten Frauen und Mädchen, den lieblichſten Kindern — zur Antwort: „Aus Saraceneſco!“

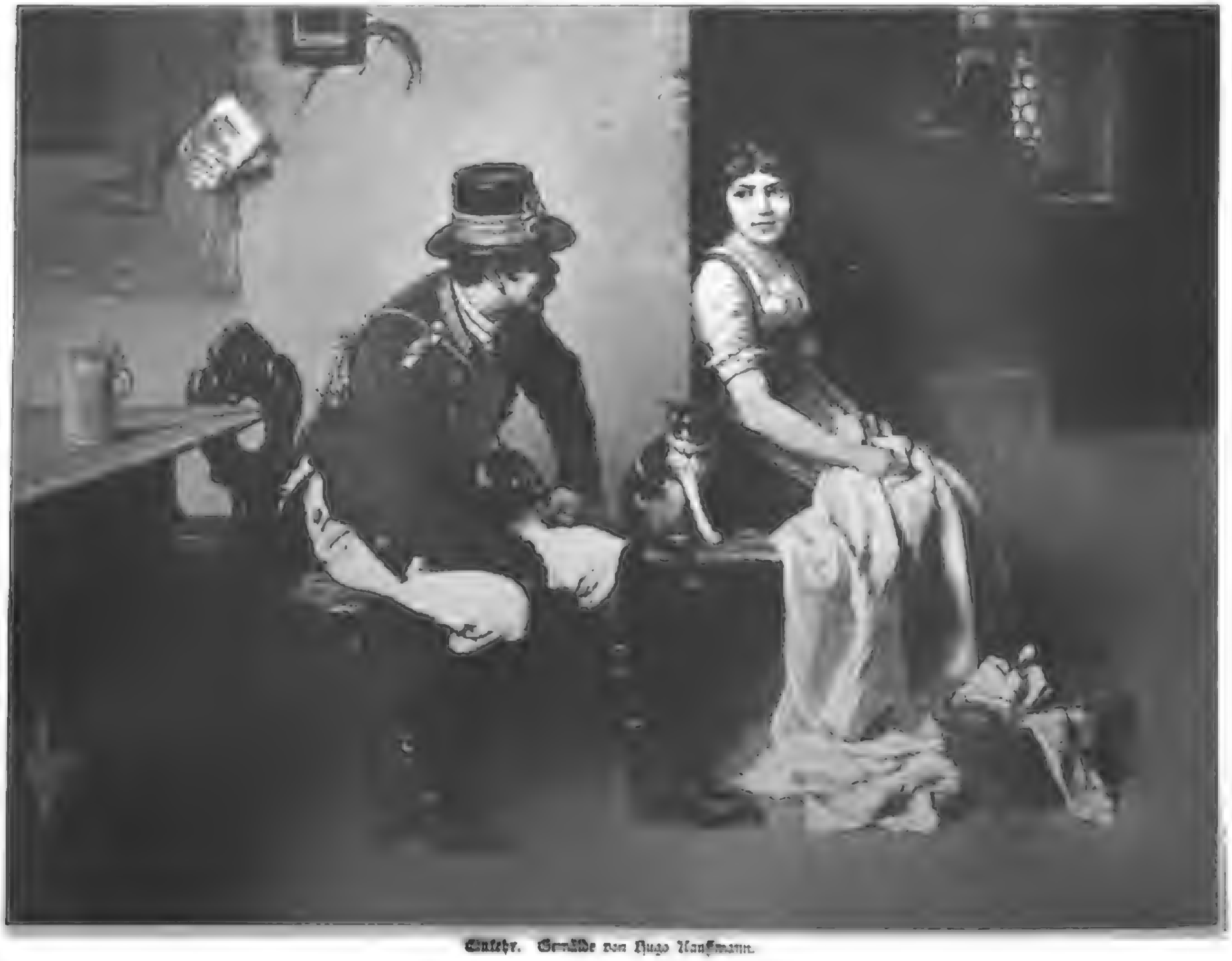
Zwei Königsjubiläen.

Daß Vater und Sohn in einem Jahre ihr fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feiern, das iſt wohl in der Weltgeſchichte noch nicht vorgekommen. In dieſem Jahre hat ſich dieſer außerordentliche Fall ereignet, und zwar hat der Sohn ſogar noch früher als der Vater den feſtlichen Tag erlebt. Die beiden Regenten, denen dieſes ſeltene Glück zu teil geworden iſt, ſind die Könige Chriſtian IX. von Dänemark und Georg I. von Griechenland. Da der Chronologie nach diesmal der Sohn dem Vater vorangeht, wollen wir auch zunächſt einen Rückblick auf die Regierung des Sohnes werfen. Das griechiſche Volk, welches in den zwanziger Jahren unſeres Jahrhunderts, unterſtützt von Enthuſiaſten aus den verſchiedenſten Ländern, den Kampf um ſeine Freiheit gegen die Türken ausgefochten, hatte zunächſt in dem bayriſchen Prinzen Otto einen Verteidiger dieſes herrlichen Gutes, einen König gefunden. Innere Zwiſtigkeiten aber veranlaßten denſelben, im Oktober 1862 die Krone niederzulegen und in ſein deutſches Vaterland zurückzukehren. Obgleich

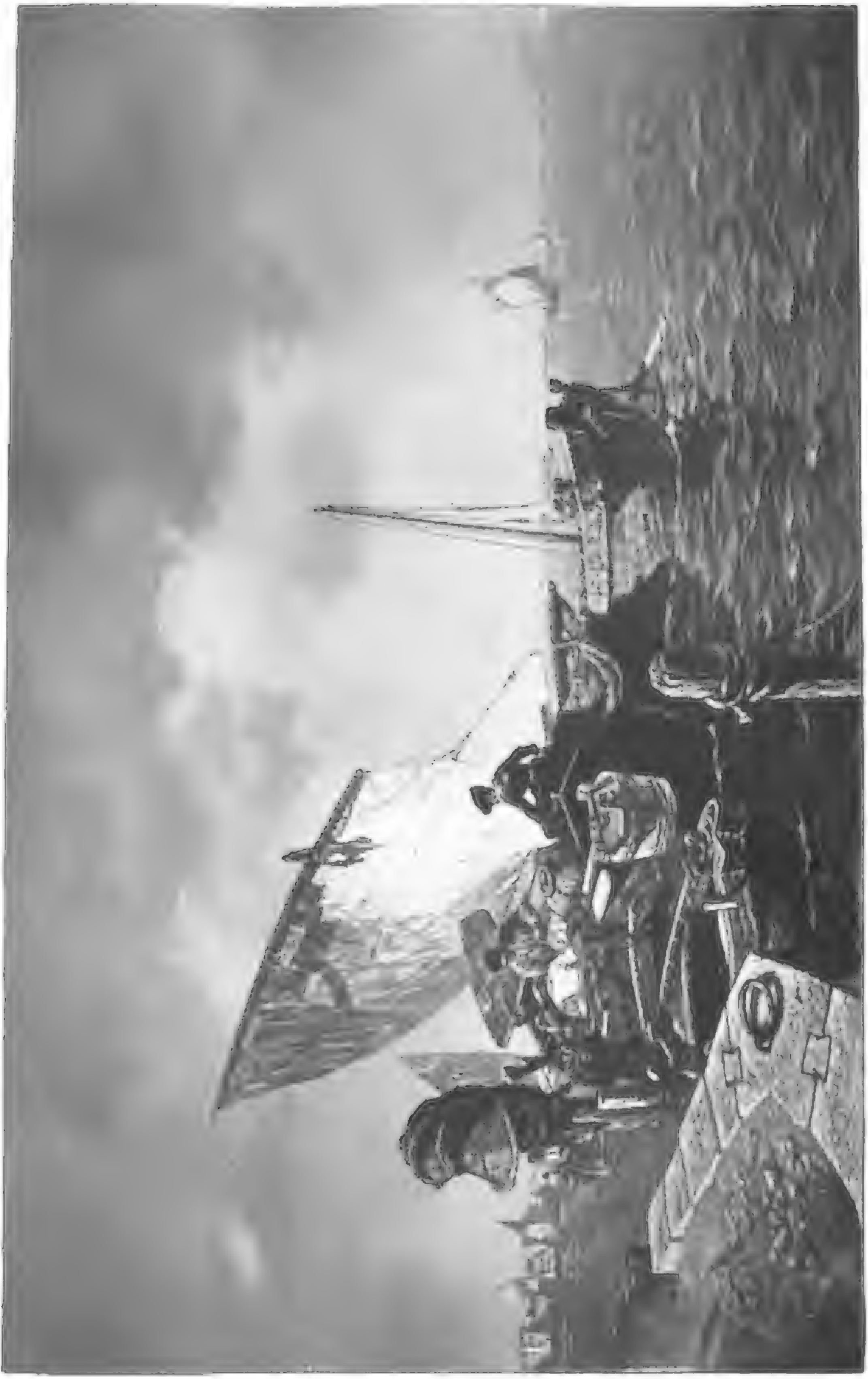
König Chriſtian IX. von Dänemark.

König Georg I. von Griechenland.

dieſer hochherzige Fürſt nur darum ſchied, damit nicht um ſeinetwillen auch nur ein Tropfen Griechenblutes vergoſſen werde, ſo forderte die „königsloſe, die ſchreckliche Zeit“ nur eines Jahres doch von den Griechen große Opfer. Deshalb atmete das ganze Volk der Hellenen auf, als am 18. (30.) März 1863 die griechiſche Nationalverſammlung einſtimmig den Prinzen Wilhelm Chriſtian Adolf Friedrich Georg von Dänemark aus dem Hauſe Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg unter dem Namen Georg I. zum König erwählte. Im Juni desſelben Jahres teilte die aus Kanaris, Th. Zaimis und D. Grivas beſtehende Kommiſſion dem Prinzen in Kopenhagen den Beſchluß der Nationalverſammlung mit und erhielt die Zuſage König Friedrichs VII. von Dänemark und des Prinzen Chriſtian als Vater des neugewählten Königs. Am 30. Oktober 1863 hielt der junge König unter dem brauſenden Jubel des Volkes ſeinen Einzug in Athen und leiſtete darauf den Eid auf die griechiſche Verfaſſung. Nun ſind ſeit jenem Tag fünfundzwanzig Jahre vergangen, Jahre, in denen ſchwere Prüfungen an den Monarchen herangetreten. So viele Miniſterien aber auch gekommen und gegangen ſind, der König hat ſeine Stellung behauptet und ſich in der Liebe ſeiner treuen Unterthanen befeſtigt. Wie im Innern ſein Beſtreben jederzeit darauf gerichtet war, die Ausgleichung und Verſöhnung der verſchiedenen Parteien herbeizuführen, ſo iſt auch in der äußeren Politik eine mächtige Friedensliebe König Georgs grundleitender Gedanke jederzeit geweſen. Wie oft drohte der Krieg mit der Türkei auszubrechen, immer jedoch hat es die friedfertige Geſinnung des Monarchen verſtanden, die Gelüſte ſeiner heißblütigen Unterthanen zu bezähmen. Aber auch ohne blutige Kämpfe hat ſich Griechenland um ein gar ſchönes Stück vergrößert; König Georgs friedliche Haltung hat ſeinem Lande nur Nutzen gebracht. Die Zeit, die dem Könige die nicht geringen Regierungsgeſchäfte übrig laſſen, verbringt er in dem trauten Kreiſe ſeiner Familie. Seit Oktober 1867 iſt er mit der Großfürſtin Olga Konſtantinowna vermählt, die ihm ſieben blühende Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter geſchenkt hat. Für uns Deutſche hat ſein Haus in der jüngſten Zeit beſonders dadurch noch an Intereſſe gewonnen, daß wir ſeit kurzem in dem älteſten Sohn des Königs, dem Kronprinzen Konſtantin, den Verlobten der zweitjüngſten Schweſter unſeres Kaiſers begrüßen. Möge es dem erſt dreiunddreißig Jahre



Einkehr. Gemälde von Hugo Kauffmann.



Venetianiſche Fiſcherboote. Gemälde von Ludwig Dill.

alten König, dem ebenſo wie ſeiner erlauchten Gemahlin, als der Tochter einer geborenen Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg, deutſches Blut in den Adern fließt, noch lange vergönnt ſein, zum Segen ſeines Volkes die Geſchicke des ſchönen Griechenlands zu lenken.

Nur einen halben Monat ſpäter, am 15. November, feierte der Vater des Königs Georg von Griechenland, der König Chriſtian IX. von Dänemark das gleiche herrliche Feſt. Am 15. November 1863 ſchied König Friedrich VII. auf dem Schloſſe zu Glücksburg plötzlich aus dem Leben und hinterließ das Reich und die Krone unter den ſchwierigſten Verhältniſſen dem zu ſeinem Nachfolger erwählten Prinzen Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, der als ſolcher ſchon zuvor den Titel als „Prinz von Dänemark“ angenommen hatte. Der neue König iſt geboren am 8. April 1818 auf dem Schloſſe Gottorp bei Schleswig als der vierte Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm Paul Leopold (geſtorben am 7. Februar 1831) und der Herzogin Luiſe Karoline, Tochter des Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel (geſtorben am 13. März 1867). Seine erſten Jugendjahre verlebte der Prinz ſtill im Kreiſe ſeiner Familie, deren ſchönes Zuſammenleben bald durch den Tod des Vaters getrübt wurde. Wie dieſer trat auch der Sohn in däniſche Dienſte. Er gewann bald das Vertrauen und die Liebe König Friedrichs VI., der ihn immer mehr und mehr an ſeinen Hof zog und zu mehreren diplomatiſchen Sendungen verwendete. 1839 beſuchte Prinz Chriſtian die Univerſität Bonn, um daſelbſt ſich dem Studium der Jurisprudenz und Geſchichte zu widmen. Dort blieb er bis Herbſt 1840, unternahm dann eine Reiſe durch Süddeutſchland und kehrte 1841 über Berlin in die Heimat zurück. Der König Friedrich VI. war inzwiſchen geſtorben, und Chriſtian VIII. hatte den Thron beſtiegen, der dem Prinzen das gleiche Wohlwollen bezeigte. Am 26. Mai 1842 vermählte ſich Prinz Chriſtian mit ſeiner Couſine und Jugendfreundin, der Prinzeſſin Luiſe Wilhelmine Friederike Karoline Auguſte von Heſſen, geboren am 7. September 1817, der Tochter des Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Kaſſel und der Prinzeſſin Luiſe Charlotte von Dänemark. Die äußerſt glückliche Ehe des fürſtlichen Paares, das wahre Herzensneigung zuſammengeführt hatte, wurde durch ſechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter, geſegnet. Nach dem Tode Chriſtians VIII. am 20. Januar 1848 war ihm ſein Sohn als Friedrich VII. nachgefolgt, der nach Beendigung des Krieges mit den Elbherzogtümern, an dem Prinz Chriſtian als Chef der Garde zu Pferde teilgenommen hatte, dieſen zu ſeinem Nachfolger ernannte. Bald nach ſeinem Regierungsantritt brach dann der zweite ſchleswigſche Krieg aus, der Dänemark die Herzogtümer koſtete. Seitdem herrſcht Friede nach außen, während im Innern die Parteiſtreitigkeiten nicht ruhen wollen. Es wäre das ſchönſte Geſchenk für den greiſen, um ſeine Unterthanen hochverdienten Fürſten, wenn auch in ſeinem Lande bald der Friede einkehren würde, nachdem der edle Monarch erſt vor kurzem noch die Freude gehabt hat, daß die freundnachbarlichen Beziehungen zu unſerem Vaterlande ſo herzliche und innige geworden ſind.

„Einkehr“.

(Hiezu das Bild Seite 204.)

Der Philipp hatte eigentlich ein Herrenleben, ſo meinte wenigſtens ſeine Sippſchaft daheim im Dorf. Nichts zu thun als in blitzſauberen Lederhoſen und dem Frack mit den goldenen Knöpfen die Poſtkutſche nach Middelhagen fahren und den Briefbeutel bewachen, der zeitweiſe nahezu leer war, hie und da einmal ſeine Füchſe anfeuern, die den kaiſerlichen Reichsdienſt ſo ſteifbeinig und gravitätiſch beſorgten, als ging's wirklich nun nicht mehr länger, und im übrigen, die Peitſche in der Hand, den blauen Himmel über ſich, dem lieben Gott den Tag abzuſtehlen, mag auch ein beneidenswertes Los ſein. Der Philipp hatte darüber aber ſchon ſeine eigenen Gedanken. Die Lederhoſen und die goldenen Knöpfe machen uns doch nicht mehr glücklich, wenn wir ſie ſchon an die fünf Jahre getragen haben, und das faule Leben auf dem Bock, ja, das war's ja eben, was ihn erſt recht verdroß. Auf die dümmſten Gedanken kam er, auch wenn er am Morgen noch ſo geſchickt über das dröhnende Vorſtadtpflaſter zum Thore hinausgefahren war.

Da fiel ihm urplötzlich ein, wie glücklich ſo ein Poſtillon ſein müſſe mit einer jungen hübſchen Poſtillonin, die am Abend am Herdfeuer ſitzt, wenn er heimkommt. Nachdenklich und prüfend ging er alle Mädchen durch, die er kannte, und wußte auf einmal, daß die Chriſtel zu putzſüchtig, die Julie eine Näherin und die Auguſte ein eigenwilliges Ding war. Ja, die Beate, die einzige Tochter des Krugwirts, wenn die wollte, das wäre eine Poſtillonin, daß einem das Herz im Leibe lachen könnt'. Ob die Beate …

Nein, die paßt ſchon gar nicht. Wem könnt's nur eine Sekunde einfallen, zu denken, die möchte aus dem Krug wegen dem Philipp, der nichts hat als ein paar große, ſchwielige Hände, mit denen er nichts thut, als ein paar knickbeinige Füchſe anſchirren, und einen Mut, der nicht weiter langt, als den Middelhagener Briefbeutel zu bewachen.

Und ſie war jung und wohl das hübſcheſte Mädchen im Städtchen. Dieſe verdrießlichen Gedanken quälten ihn alle Tage, während er durch die Felder fuhr, und an manchen Tagen ſchien alles, was ihm begegnete, bemüht, ihn zu verhöhnen. Die Burſchen, die an ihm vorübergingen, hatten dann ganz gewiß alle einen Schatz an der Hand, und ſelbſt wenn er den Enten zuſchaute, wie ſie mit ihrem grüngoldigen Gefieder im Teiche untertauchten, kam eine unter dem Schilf ſicher gerade mit einem fetten Biſſen hervor und ſchien den auszulachen, der mit trockenem Munde mitten durch die Schönheit dieſer Welt hindurchfuhr.

Das mußte ein Ende nehmen, und heute war der Tag der Entſcheidung. Nachdem die Füchſe dreimal länger geſtriegelt und zehnmal langſamer gefüttert worden als ſonſt, ging der Philipp nach dem Kruge, um „einen Kalten“ zu trinken. Auch nicht in der Stalljacke wie ſonſt, ſondern in dem vollen Glanz eines properen, blitzſauberen Poſtillons, der Julie, die Näherin, noch immer mit Gedanken von Eitelkeit und Ehrgeiz erfüllte.

Beate brachte ihm den Krug und ſetzte ſich wieder an den Kamin; es war ſchon ein gutes Zeichen, dachte Philipp, daß ihr die Katze heut zur Rechten ſaß. „Wenn die links ſäße, ich brächt's nimmer fertig!“ Und nun faßte er ſein biederes Poſtillonsherz feſt in ſeine Hände.

„Beate … 's geht nicht länger, daß jeder ein junges Weib hat, und ich ſoll nur die alten Füchſe haben, wo die Blaſſe ſo ſchon kaum noch von der Stelle kann; 's wird immer ſchlimmer. Und im Haus umgehen thu' ich, daß es meiner Mutter das Herz erbarmen thät, und das Sitzen am Abend hab' ich gelernt eine Sünde und Schande achten; was ſoll's mit mir werden? — Weil doch jeder brave Poſtillon auch eine Poſtillonin hat, ſo wollt ich heut …“

Das Ende dieſer hochnotpeinlichen Situation Philipps iſt in Beatens Augen zu leſen.

Als er den Krug verließ, war er nicht nur der bravſte, ſondern auch der glücklichſte Poſtillon im ganzen Reich, und ſein Schatz wußte auch, warum gerade heute die Kataſtrophe geſchehen.

„Weißt, 's hat mich doch zu ſehr gewurmt, wie die Ente bloß untertauchte und hatt' ihren gefräßigen Schnabel voll, und ich fahr' nun ſchon fünf Jahre mit trockenem Munde am Krug vorbei. ‚Du dummer Kerl!‘ dacht' ich, und hab' an die Ente gedacht, bis — auch mein Schnabel was gehabt hat!“

Venetianiſche Fiſcherboote.

(Hiezu das Bild Seite 205.)

Zwei Hauptarten von Fiſcherbooten ſind in den venetianiſchen Gewäſſern anzutreffen; ſolche, die zum Fiſchfang auf das offene Meer hinausfahren und ſolche, die nie die Lagune verlaſſen. Mit den letzteren haben wir es hier zu thun. Die Lagunenfiſcher ſind von der größten Armut; ſie wohnen in den ſchmutzigen, höhlenartigen Häuſern an der Peripherie von Venedig, und der Fremde, der zufällig in dieſe abgelegenen Quartiere gerät und dort von den in Schmutz und Elend verkommenden Kindern und Weibern unter betäubendem Lärm umringt wird, kann ſich eines gelinden Schauers nicht erwehren; unwillkürlich fallen dem Geängſtigten allerhand Geſchichten aus den Armenquartieren großer Weltſtädte ein. Doch jede Befürchtung iſt unnötig, denn ſo verwegen und bedrohlich dieſe Menſchen ausſehen, ſo gutmütig ſind ſie in Wirklichkeit.

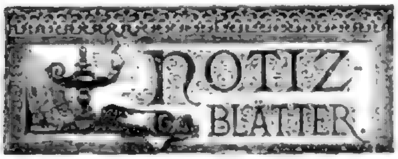
In der großen Armut dieſer Fiſcher liegt das Geheimnis des unerſchöpflichen Reichtums an maleriſchen Motiven, den ſie ſelbſt und ihre Gerätſchaften dem Künſtler darbieten. Ein Hemd, eine Jacke, ein Segel wird ſo lange zuſammengeflickt, bis es ſchließlich zerfällt, und die Schiffe ſelbſt mit ihrem uralten Holz- und Netzwerk bieten Formen und Farbentöne dar, wie ſie im beſſer ſituirten Norden niemals angetroffen werden. Daher die große Vorliebe der Künſtler für dieſe ſüdlichen Stoffe.

L. D.

Literatur

— **Marie von Redwitz, die begabte Tochter des gefeierten** Dichters, hat einen Band anſprechender Novellen unter dem Titel „Oſt und Weſt“ bei Wilhelm Hertz (Berlin) erſcheinen laſſen. Ausgedehnte Reiſen in morgenländiſche Gebiete und insbeſondere ein längerer Aufenthalt in Konſtantinopel haben der Verfaſſerin tiefe Einblicke in die Kulturverhältniſſe des Oſtens verſchafft, und ſie zeigt hier, wie gut ſie die gewonnene Erkenntnis künſtleriſch zu verwerten weiß. Ihre Geſchichte der ſchönen, lebenskranken [illegible] Frau Fatma („Fatma Hanum“) iſt ein Bild, das in allen ſeinen fein umriſſenen Einzelzügen den Eindruck des dem Leben unmittelbar Abgelauſchten macht. Aehnliches gilt auch von den drei anderen Novellen, deren umfangreichſte, „Die Heilige der Steppe“, eine ruſſiſche Adelsfamilie von bedenklich weitem Gewiſſen zum Ausgangspunkte nimmt. In der originellen Erzählung: „Seine Frau“, die halb auf Cypern, halb in England ſpielt, tritt eine ſchöne Marmorſtatue zwiſchen die Liebe zweier Herzen, während in „[illegible]“ ein junger Baron die Rolle des Störenfrieds übernimmt. Dieſe Geſchichte der dunkeläugigen Reſi und des blonden Hanſel beweiſt — wie dies unſere Leſer übrigens ſchon aus dem „Heiligen Antonius von Kaltern“ der Verfaſſerin dieſes Novellenbuchs wiſſen — daß Marie von Redwitz ihr ſchönes, ſchlichtes Südtirol und ſeine urwüchſigen Bewohner nicht minder eingehend ſtudiert hat als die verlockende Fremde. Ob aus Oſt oder Weſt — immer iſt der Ton treu getroffen, die Fabel anmutig erſonnen und das Ganze ebenſo feinſinnig als unterhaltend durchgeführt.

— **Für den Weihnachtstiſch liegt uns eine weitere Reihe** prächtiger Werke vor. Wir beginnen mit den Gaben für die Kinderwelt und nennen da zunächſt drei ſchöne, farbig illuſtrierte Bücher aus R. Voigtländers Jugendſchriftenverlag (Kreuznach und Leipzig). Das eine, „Fritz Ohlſen, Kaiſer Wilhelms Unteroffizier“ von Otto von Bruneck unterhält die reifere Jugend mit dem, was der wackere Kämpe in zwei Kriegen, dem ſchleswig-holſteiniſchen von 1864 und dem deutſch-franzöſiſchen von 1870—71, erlebt hat, und gibt in dieſer Faſſung eine dem jugendlichen Sinn angepaßte, die Keime einer ſchönen patriotiſchen Begeiſterung weckende und nährende Darſtellung dieſer denkwürdigen Feldzüge ſelbſt. Aus den ſinnigen „Märchen“ von Ernſt Moritz Arndt hat A. Kürs eine Auswahl für Knaben und Mädchen mittleren Alters getroffen und denſelben eine entſprechende Ueberarbeitung angedeihen laſſen, in der ſie nicht nur den jugendlichen Sinn, ſondern jeden, der ſich für derartige Poeſie ein offenes Herz bewahrt hat, doppelt anſprechen werden. Für jüngere Kinder aber hat Guſtav Schalk „eine Sammlung der ſchönſten Märchen“ unter dem Haupttitel „Im Märchenlande“ zuſammengeſtellt, in der eine anſehnliche Reihe der beſten neueren Märchendichter zu Wort kommt und die kindliche Phantaſie vielſeitige, meiſt nachdenkenswerter Richtung hingelenkte Nahrung erhält. — Ein ſchon gereifteres Verſtändnis ſetzt der bei H. R. Sauerländer (Aarau) erſchienene „Dichterſaal“, auserleſene deutſche Gedichte für die Jugend, nach den Dichtern geordnet und herausgegeben von Dr. Max Wilh. Götzinger (achte durchgeſehene und vermehrte Auflage), voraus. Es iſt eine weitgreifende Auswahl des Beſten, was aus dem reichen Schatz heimiſcher Poeſie für den Sinn der heranreifenden Jugend geeignet erſchien. — Für die Kleinen und Kleinſten ſorgt dieſes Jahr, wie bisher immer, auch der altbekannte Bilderbuchverlag von J. F. Schreiber in Eßlingen. Das ſind einmal farbenprächtige Gaben, ſo vor allem „Die Krippe“, beſtehend aus drei Tafeln zum Aufſtellen und Zuſammenklappen. Das Buch, wie die ſchönſte Theaterdekoration wirkend, dürfte ganz beſonders überraſchen, wenn es an dem Tannenbaum aufgeſtellt würde. Die Zeichnung und Farbengebung iſt ſo ſchön, die Gruppierungen ſo intereſſant, daß ſelbſt Erwachſene an dem Werk Freude haben werden. Dann müſſen wir noch auf ein großes Ziehbilderbuch aufmerkſam machen, beſtehend aus acht beweglichen Bildern von dem für das Genre beſonders begabten Lothar Meggendorfer und begleitet von hübſchen Verſen. Die Ziehbilder ſind überraſchend und durchaus komiſch und werden den Kleinen großes Vergnügen machen. Ebenſo prächtig in Farben und überreich in Erfindung iſt das Bilderbuch zum Aufſtellen: „In Großvaters Garten“, gleichfalls von L. Meggendorfer. Hier haben die Kleinen einen bunten Reichtum von Szenen vor Augen, durchgängig gute Zeichnungen von Menſchen-, Tier- und Naturleben in meiſt heiteren Zuſammenſtellungen, die ihnen ſtundenlang Unterhaltung, Belehrung und Beſchäftigung gewähren werden. Allerliebſt und ſehr reichhaltig iſt auch desſelben Verlegers luſtiger „Kinderkalender“ von Meggendorfer mit Illuſtrationen ausgeſtattet in kräftigem Farbendruck und verſehen mit Kalendarium, Geſchichten, Skizzen, Gedichtchen, Anweiſungen zur Beſchäftigung und Arbeiten an langen Winterabenden und vielerlei anderen hübſchen Dingen. Beigegeben iſt dem Kinderkalender noch eine Art Panoramabild von Meggendorfer, einen luſtigen Tag erzählich darſtellend. — „Neſthäkchens Zeitvertreib“ betitelt ſich ein ſchönes Bilderbuch, ebenfalls für das erſte Alter, im Verlage von M. Heinſius in Bremen. Das Buch zeigt 30 ſehr ſchöne Bilder von dem in dieſer Richtung bewährten C. W. Mohr nebſt 45 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. Das Buch iſt originell und künſtleriſch ſchön in Zeichnungen. — In gleicher Weiſe künſtleriſchen Charakter trägt das Werkchen „Jugendluſt“ von Fritz Reiß (Leipzig, Meißner & Buch). Drollige Szenen aus dem Kinderleben mit Reimen von Fr. Erd. Reiß hat hier wirklich Ausgezeichnetes geleiſtet. — Für eine etwas höhere Altersſtufe iſt das ſchöne, ſtattliche Buch: „Unterricht im Tierreich“ von Anna Liebold, mit Bildern von H. W. Schmidt (Leipzig, E. Twietmeyer) berechnet. Die Kleinen finden hier fein ausgeführte, herrlich kolorierte Szenen und Porträts aus der Tierwelt, Haus- und landwirtſchaftliche und Feldtiere mit hübſchem Text in belehrendem, erklärendem, Fabeln, Sprüchen und ſogar pädagogiſch aufgeſtellten Fragen und Antworten. — Für ein etwas reiferes Alter hat Oskar Höcker, der bekannte Jugendſchriftſteller ſeine beiden recht umfangreichen Bücher: „Die [illegible] von Köln“, eine Erzählung aus dem rheiniſchen Kaufmannsleben im ſechzehnten Jahrhundert (Berlin, Meidinger), und „Am Hofe der Medici“ (der gleiche Verlag), Erzählung aus der Blütezeit des italieniſchen Städtelebens, berechnet. Beide Werke ſind ebenſo ſpannend wie gut geſchrieben, farbig, belehrend und amüſant und beide mit ſchönen Vollbildern nach Originalzeichnungen von Otto Lau und anderen bekannten Meiſtern geſchmückt. Die Ausſtattung dieſer Bücher iſt elegant und in die Augen fallend. — Aehnlichen Charakter trägt auch das Werk „Weltſtadtkinder“ von J. Pederzani-Weber ([illegible] Verlag), nur iſt hier die Tendenz etwas mehr hervorgehoben. Das Buch enthält eine Fülle gut verarbeiteten Stoffes aus dem Leben einer Weltſtadt und wird die reifere Jugend ungemein intereſſieren. — Für Erwachſene liegt uns vor allem ein umfangreiches, breit angelegtes Werk über den verſtorbenen greiſen Helden auf Deutſchlands Thron vor: „Kaiſer Wilhelm und ſeine Zeit“, von Profeſſor Dr. Bernhard von Kugler (Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, vormals Fr. Bruckmann, München). Die Darſtellung iſt von edler Vaterlandsliebe getragen, die Ausſtattung eine reiche, durch viele Illuſtrationen namhafter deutſcher Künſtler verſchönerte. — Aehnliche Vorzüge dürfen ſich die „Worte des Herzens“, eine Blütenleſe aus deutſchen Dichtern und Denkern mit Illuſtrationen von M. von Beckendorff (Leipzig, Meißner & Buch) rühmen, — ſtimmungsvolle, vignettenartige Zeichnungen in prächtiger, ebenſo zarter wie wirkungsvoller Reproduktion. — Mit Knaus und Defregger eröffnet Julius Lohmeyer in würdiger Weiſe das von ihm herausgegebene Werk: „Aus Studienmappen deutſcher Meiſter“ (Breslau, C. T. Wiskott). In trefflicher Lichtdruckwiedergabe bietet jede dieſer Foliomappen zehn Studien des betreffenden Meiſters nebſt ſeinem Selbſtporträt und einer lebendigen biographiſchen Würdigung ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Künſtlerſchaft aus der gewandten Feder des kunſtſinnigen Herausgebers. — Als Geſchenk für Mädchen dürfte ſich beſonders das von R. Schottenthal herausgegebene, ſehr ſchön ausgeſtattete Buch: „Unſere Frauen“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) eignen. Das Werk ſtellt ein Pantheon zeitgenöſſiſcher Dichterinnen dar und iſt mit 12 Porträts in Lichtdruck der in der Auswahl hauptſächlich vertretenen Dichterinnen geſchmückt. Zu demſelben Zweck eignet ſich auch eine allerliebſte Miniaturausgabe von „Eichendorffs Gedichten“, für die Frauenwelt ausgewählt von Klara Braun, mit 6 Lichtdruckvollbildern und Zeichnungen von A. G. Kepler (der gleiche Verlag). Der zierliche Band wird mit Freuden willkommen geheißen werden. Unſere [illegible] und Leſerinnen werden ſich freuen über die gut ausgeſtatteten und in ſchöner Mappe vereinigten „Rätſelſprünge aus deutſchen Dichtern“, geſammelt und herausgegeben von A. Herman (Frankfurt a. M., Auguſt Oſterrieth), während vorzugsweiſe für die Freunde einer heiteren Laune der „Champagner-Geiſt“, Dichtungen franzöſiſcher Meiſter, übertragen von Sigmar Mehring (Leipzig, Z. Mehring) geſchaffen iſt. Lieder von Béranger, Richepin, Coppée, Victor Hugo, Muſſet, Lamartine ſind hier ebenſo glücklich in deutſche Weiſe umgegoſſen, wie die Luſtſpiele „Sokrates und Xantippe“ von Théodore de Banville und „Der Schierling“ von Emile Augier. Das erſtere ſchildert ſehr poſſierlich, wie Xantippe außer ſich gerät, weil es ihr mit all ihrem Schelten und Keifen nicht gelingen will, ihren philoſophiſchen Gatten aus ſeinem Gleichmut aufzurütteln. Sie möchte lieber mißhandelt, möchte geprügelt ſein; nur gerade die unerſchütterliche Sanftmut ihres Mannes iſt es, die ſie außer ſich bringt. Auch Augiers Schierling iſt eine luſtige Komödie aus der antiken Welt. — Ein Geſchenk von hoher Bedeutung für das körperliche Gedeihen des weiblichen Geſchlechts bildet die „Heilgymnaſtik für Mädchen und Frauen“ von Dr. E. Angerſtein und G. Eckler, den Herausgebern des vor Jahresfriſt im gleichen Verlag (Th. Chr. Fr. Enslin, Berlin) erſchienenen Buches über Hausgymnaſtik für beide Geſchlechter. In dieſem neuen Werk iſt die Anleitung zu körperlichen Uebungen für Geſunde und Kranke des weiblichen Geſchlechtes in umfaſſender Ausdehnung und mit erſchöpfender Gründlichkeit gegeben. Durch zahlreiche Abbildungen iſt auch hier jede einzelne Uebung zu klarſter Anſchaulichkeit gebracht.


NOTIZ-BLÄTTER.

Tonkunſt.

— **Luiſe Adolpha Le Beau errang als Pianiſtin wie als** Komponiſtin neue Erfolge in einem Konzert, das ſie in Wiesbaden zum Beſten des Kaiſer Wilhelm-Denkmals gab. Sie brachte dann in Gemeinſchaft mit Kapellmeiſter Lüſtner (Violine) und Konzertmeiſter Ebert (Violoncell) ihr Trio in D-moll zur Aufführung, das vermöge der lichtvollen, gewandten Faktur jedes einzelnen Satzes die Kenner, vermöge ſeines anſprechenden melodiſchen Inhalts die Laien erfreute. Nicht minder gefiel ihr von Roſalie Olivier unter anderen Geſangsnummern vorgetragenes Lied „Kornblumen und Heidekraut“ durch die glückliche Erfindung und den ſtimmungsvollen Hauch, der darüber liegt.

— **In ſechzehn anziehenden Klavierſtücken hat Karl Reinecke** die verſchiedenen Lebensabſchnitte behandelt und das Ganze, durch einen verbindenden poetiſchen Text ſchön abgerundet, unter dem treffenden Titel: „Von der Wiege bis zum Grabe“ bei Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig in zwei Ausgaben — zu 2 und zu 4 Händen — erſcheinen laſſen. Dieſe reizende Folge lebenswahr empfundener und fein muſikaliſch durchgebildeter Kompoſitionen eignet ſich ebenſowohl zum Vortrag im Konzertſaal wie im häuslichen Kreiſe. Ihre Popularität hat, wie wir hören, bereits ihren ſprechenden Beleg darin gefunden, daß die erſte Auflage binnen weniger Tage ausverkauft war.

Bühne.

— **Vernunftmäßige Theaterbeſucher ſeufzen und ſtöhnen** über den unerſchöpflichen Segen, der von dem dramatiſchen Himmel Berlins in den letzten Wochen herniedergegangen iſt. An vier bis fünf Bühnen in kurzer Friſt eine Folge von Neuaufführungen mitzumachen, iſt in der That eine nicht zu unterſchätzende Leiſtung — zumal, wenn dabei das Soll größer iſt als das Haben. Dies gilt zunächſt von einem Schwanke Moſers, der in den erſten drei Akten ſehr ernſte Urſachen auf den Rang eines feineren Salonſtücks erhebt und dabei von einer erdrückenden Langweiligkeit iſt. „Unkraut“ — iſt für ein Theaterſtück ein verhängnisvoller Titel. Nomen et omen! Das Unkraut ſind jene „Lilien“ der Geſellſchaft, die verheirateten Frauen Beleidigungen bereiten und ſelbſt die Feſſelung durch das Band der Ehe verſchmähen. Moſer führt drei ſolche Exemplare vor, zwei junge und ein älteres, ſkandalöſe Kavaliere, von denen der eine ſeine Couſine, eine Gräfin von Zöllburg, der andere deren Freundin, die Frau eines Malers, zu bethören ſucht. Beide Damen laſſen ſich dieſe Bewerbungen eine Zeit lang gefallen, da ſie in der Ehe ſich nicht nach Verdienſt gewürdigt wähnen. Im weiteren Verlaufe der Handlung zeigt der Verfaſſer indeſſen die Grundloſigkeit dieſer Annahme, und in dem Maße, wie ihre Unzufriedenheit abnimmt, verlieren auch die Anbeter an Kredit, die dabei immer dreiſter und ungeſtümer werden und dadurch die Frauen in ernſte Gewiſſensbedrängnis bringen. Die eine findet ſich bald wieder, indem ſie an der Bruſt des Gatten Schutz und Frieden ſucht, nachdem ſie den Courmacher energiſch abgetrumpft hat; die andere, die Gräfin, reiſt mit ihrer Schwiegermutter nach Nizza, während ihr etwas trockener und pedantiſcher Gatte unter Anleitung eines alten Onkels ſich von einem Bücherwurm zu einem feinen Lebemann ausbildet. Der leichtlebige Vetter hat inzwiſchen ſich einer kaum den Kinderſchuhen entwachſenen „Ingenue“ zugewendet, mit der er ſich auch alsbald verlobt. Sein noch leichtfertigerer Kumpan, der ſich bei demſelben jungen Mädchen einen ſelben Korb geholt hat, überläßt ſich darauf teils aus Eitelkeit, teils aus Aerger dem Dämon des Spiels an der Roulette von Monaco. Die Gräfin aber überzeugt ſich ſelbſt von der mit ihrem Gemahle vorgegangenen Metamorphoſe in Nizza, wo ſie Zeugin iſt, wie dieſer auf einer Redoute im Begriffe ſteht, die Rolle eines liebenswürdigen Schwerenöters zu ſpielen, eine Entdeckung, die ihr dann von den Eigenſchaften ihres Gemahls eine beſſere Meinung verſchafft. Der letzte Akt iſt von ſprudelnder Laune und zeigt den Verfaſſer wieder in der ganzen Bravour ſeines für den Schwank veranlagten reichen humoriſtiſchen Talents. Während vorher alle Welt gegähnt hatte, iſt ſie jetzt entzückt, aber der Erfolg iſt doch nur ein [illegible]. Ein dauernd zugkräftiges Stück hat Moſer mit dieſer ſeiner neueſten Arbeit dem Leſſingtheater nicht geliefert. Aehnliches muß von Paul Lindaus Luſtſpiel „Die beiden Leonoren“, das im Deutſchen Theater in Scene gegangen iſt, geſagt werden. Auch dieſes Stück hat nur in der erſten Hälfte lebhaft intereſſiert, wenn Paul Lindau all ſein Formtalent und ſeinen Witz aufgeboten hat, um auch in der zweiten das Spiel zu gewinnen. Die beiden Leonoren ſind Mutter und Tochter. Jene eine verwöhnte, launiſche und ſelbſtſüchtige Schönheit, das Urbild einer lediglich auf den Genuß ihrer Triumphe gerichteten Natur, dieſe ein unverdorbenes, ſchlichtes Naturkind, welches, in der Penſion aufgewachſen, plötzlich als Dame in das elterliche Haus zurückkehrt, um nun der Mutter beſtändig als Mahnung an das, was einſt war, zu dienen, eine unfreiwillige Rolle, welche der Mutter um ſo unbehaglicher erſcheint, als dieſe durchaus nicht geneigt iſt, die Schönheiten des Lebens ſelbſt auf unerlaubten Wegen zu erhaſchen und zu dieſem Zweck einen Koſtümball beſucht, wo ſie ihren „Roman“ zu erleben hofft. Es verſteht ſich, daß es dazu nicht kommt. Auch der [illegible] ein junger Lebemann [illegible], denn nachdem er ſich [illegible] Mutter [illegible], wendet er ſich dem [illegible] Töchterchens als [illegible] Mann [illegible] zu und läßt jene im Stich. In den beiden folgenden Akten hat der Verfaſſer verſucht, die Umkehr der Heldin zu zeigen. Aus der [illegible] Kokette wird eine liebende Mutter und Gattin! Der Zuſchauer erfährt nur das Reſultat dieſes Prozeſſes, indem er vom Verfaſſer zum Zeugen eines [illegible] gemacht wird, [illegible]. Leider kann er den Glauben an die Wahrheit des Vorgangs nicht finden. Die Figuren ſind fein und elegant ſkizziert, aber die Welt, in der ſie leben, berührt ebenſowenig an, um ſie ſolche Sympathien zu erwecken vermögen. Wie großartig und erhebend dagegen wirkt jene Welt, die Ernſt von Wildenbruch mit ſeiner Tragödie „Die Quitzows“ vor uns entſchleiert. Das Stück behandelt den Konflikt der beiden märkiſchen Raubritter, die ſich zu Gebietern der märkiſchen Städte aufgeſchwungen, nachdem ſie dieſelben von dem Raubgeſindel befreit. Der ältere Quitzow iſt ein Tyrann und hochmütiger [illegible], der die Städter, als ſie ihm nicht länger unterwürfig ſein wollen, mit Gewalt zum Gehorſam zwingt und ſie daran abhält, dem Hohenzollern, der ihr Lehnsherr geworden, die gebührende Huldigung darzubringen. Sein milder Bruder vermag dieſe Unbill nicht ruhig zu dulden, und es kommt zu einem heftigen Kampfe zwiſchen ihm und dem älteren, in welchem dieſer fällt, während die zur Niederwerfung des Tyrannen herbeigeeilten Städte die Burg der Quitzows belagern. Inmitten des Schlachtengetümmels befiehlt der überlebende Bruder einen Ausfall, um zu ſiegen, während die Burg erſtürmt wird und der [illegible] Fähnrich eindringt. Wildenbruch hat mit der ganzen gewaltigen Kraft ſeines dichteriſchen Genius keine Aufgabe erfaßt und hinreißende Scenen geſchaffen, die brauſenden Beifall entfeſſeln. Mag man an der Kompoſition der Handlung auch allerlei ausſetzen, mag man die Begründung und die Steigerung in ihrer logiſchen Notwendigkeit bemängeln können — was er dargeſtellt, iſt ſo erfüllt von der idealen Macht eines hochſtrebenden Geiſtes, ſo edel und wahr, ſo ergreifend und allgemein menſchlich, daß niemand ſich der Gewalt dieſer Dichterkraft entziehen kann. Hochintereſſant ſind einzelne Volksſcenen, in denen die Art der damaligen Städter geſchildert wird, von elementarer Wirkung. Das königliche Schauſpielhaus, das noch immer im Opernhaus zur Miete wohnt, hat damit wieder einen großen Wurf gethan, der durch muſterhafte Darſtellung und Inſcenierung noch an bedeutſamem Reiz gewinnt.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die arktiſche Expedition zur Erforſchung bisher un**bekannter Gebiete Grönlands, die der Norweger Dr. Nanſen mit vier kühnen Genoſſen in dieſem Sommer antrat, iſt glücklich von ſtatten gegangen. Nach einem eingelaufenen Berichte des Steuermanns Sverdrup wurde Grönland in einer Breite von 64°, Grad von Oſt nach Weſt durchquert auf einer Strecke von 90 Meilen innerhalb 46 Tagen. Die Reiſe wurde zum größten Teil auf Schneeſchuhen zurückgelegt, ſoweit dies nicht Schwierigkeiten der Terrainverhältniſſe oder Ueberſchwemmungen unmöglich machten. In einer Höhe von 7000 Fuß und bei einer Kälte von 40 bis 50 Grad Celſius hatte man einen furchtbaren Schneeſturm zu überſtehen. Dr. Nanſen überwintert an der Weſtküſte Grönlands. Die wiſſenſchaftlichen Kreiſe ſehen geſpannt ſeinen Nachrichten entgegen.

— **Der ſogenannte Schatz des St. Dionyſiuskapitels von** Enger, der ſich ſeit dem Jahre 1414 in der Johanniskirche zu Herford befand und zu den wertvollſten kulturhiſtoriſchen Altertümern in Deutſchland zählt, iſt jetzt in den Beſitz des Berliner Kunſtgewerbemuſeums übergegangen. Die Stücke des Schatzes reichen bis in die Zeit Karls des Großen zurück und hängen mit der Bekehrung Wittekinds zuſammen, der in Enger begraben liegt.

Sport.

— **Ein Sieg der königlich preußiſchen Rennfarben in** England iſt neuerdings durch den fünfjährigen „[illegible]“ erfochten worden, der im Level Autumn Handicap über 1600 Meter „The Baron“, „Jewitt“ und 3 andere ſchlug. — Der Liverpool Autumn Cup über 2200 Meter, das wichtigſte der großen diesjährigen Handicaps, brachte mit dem Siege von Wilsons dreijähriger br. St. „Lady Roſebery“ über den Favorit „Bismarck“, „Aurelius“ ꝛc. eine große Ueberraſchung.

— **Die Hindernisrennen zu Berlin-Charlottenburg mußten** infolge des plötzlich eingetretenen ſcharfen Froſtes auf unbeſtimmte Zeit verſchoben werden.

— **Bei den Trabrennen zu Bologna holte ſich** [illegible] „Robin Wilkes“ den Herbſt- und den Ausdauerspreis. In einem Rennen gewann ſie abwechſelnd 3 Heats von 5, während „Grandmont“ zweimal ſiegreich lief; in dieſem aber ſchlug ſie „[illegible]“ ganz nach Gefallen.

— **Eine großartige Totaliſatorquote brachte das Freie** Handicap bei den Trabrennen zu Weißenſee. Für den unerwarteten Sieg von [illegible] „[illegible]“ wurden nämlich 603 Mark für 10 Einſatz gezahlt.

— **Die Verſammlung zur Gründung eines deutſchen Eis**läuferverbandes in Hamburg hat eine allgemeine Wettlaufordnung aufgeſtellt.

— **Der Radfahrſport erobert ſich immer mehr Gebiete im** praktiſchen Leben. Zur Zeit hat man in London den Vorſchlag gemacht, die Poſtboten mit Velocipeds auszurüſten, und die Ausführung dieſes Planes wird vermutlich demnächſt erfolgen.

Geſtorben.

— B. W. Coleman, Beſitzer der Zeitung „Herold“ in Milwaukee, um die Förderung des Deutſchtums in Nordamerika hochverdient, 52 Jahre alt, am 26. Oktober, in Milwaukee.

— Graf Alexander de Grenaud, Hofmarſchall des Fürſten Ferdinand von Bulgarien, 53 Jahre alt, am 30. Oktober, in Sofia.

— Maurice Richard, ehemaliger [illegible], 1870 Miniſter des Kaiſerreichs, 68 Jahre alt, Anfangs November, in Paris.

— Karl Gaſton Graf von Stürgkh, k. k. Kämmerer, Anfangs November, auf ſeiner Herrſchaft Halbenrain.

— Friedrich von Diederichs, Oberregierungsrat a. D., ehemaliges Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes und des deutſchen Reichstags, 63 Jahre alt, am 3. November, in Berlin.

— Guſtav Gerlich, Rittergutsbeſitzer, früheres Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes und des deutſchen Reichstags, 73 Jahre alt, am 3. November, zu Bankau im Kreiſe Schwetz.

— Dr. theol. H. Rönſch, früher Diakonus in Lobenſtein, hervorragender Kenner des Bibellateins, am 5. November, in [illegible].

— Giulio Capece-Zurlo, Herzog von San Marco, Durchlaucht, 56 Jahre alt, am 6. November, in [illegible].

— Profeſſor Dr. Adalbert Horawitz, bedeutender Geſchichtsforſcher, 48 Jahre alt, am 6. November, in Wien.

— von Hellmann, bayr. Generalleutnant z. D., angeſehener Militärſchriftſteller, 63 Jahre alt, am 7. November, in München.

— Geheimer Hofrat Dr. Rudolf Maier, ordentlicher Profeſſor der pathologiſchen Anatomie und Staatsarzneikunde an der Univerſität Freiburg, 64 Jahre alt, am 7. November, in Freiburg i. Br.

— Hofrat Dr. Heinrich von Bamberger, ordentlicher Profeſſor der Medizin an der Univerſität Wien, hervorragender Patholog, 66 Jahre alt, am 9. November, in Wien.

— Benjamin Herder, Chef der Herderſchen Verlagsbuchhandlung, 70 Jahre alt, am 10. November, in Freiburg i. Br.

— Raymund Härtel, vormaliger Chef der Buch- und Muſikalienverlagshandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig, 78 Jahre alt, am 11. November, in Leipzig.

— Graf Hermann von Pückler, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes und des Landesökonomiekollegiums, Landesälteſter der oberſchleſiſchen Fürſtentumslandſchaft, hochverdient um Hebung der heimiſchen Landwirtſchaft, 55 Jahre alt, am 12. November, in Breslau.

— Maximilian Joſef Herzog in Bayern (ſiehe S. 208), 80 Jahre alt, am 15. November, in München.

Neue Bücher und Schriften.

- [illegible], D., Die Kunſt im Handwerk. [illegible] 1. Heft. Wien, [illegible].
- [illegible], Alfr., [illegible]. Berlin, [illegible] & [illegible].
- [illegible]
- [illegible], Die jam [illegible]. [illegible] Kaiſer Wilhelm II. und ſeine Gemahlin Kaiſerin Auguſta Viktoria [illegible].
- [illegible], D., [illegible]. Roman aus der franzöſiſchen Provinz. 2 Bände. [illegible].
- [illegible], Dr. J. J., [illegible] der [illegible] 4. Aufl. Würzburg, A. Stuber.
- [illegible], Dr. C., [illegible] II. [illegible]. Würzburg, [illegible].
- 11. Jahresbericht [illegible]. Berlin. [illegible]
- [illegible], M., [illegible]. Dresden, E. Pierſon.
- [illegible], J. A., [illegible]. Bremen, [illegible].
- [illegible], Fritz, [illegible]. Drama. Norden, D. Fiſchers Nachfolger.
- [illegible], Paul, [illegible]. E. [illegible] & [illegible].
- [illegible]
- [illegible], J. R., [illegible] an der Rätiſchen Bahn(?). [illegible].
- [illegible], Carl, [illegible].
- [illegible], K., [illegible]. Trauerſpiel. Wien, [illegible].
- [illegible], Kath., [illegible]. Norden, [illegible].
- [illegible]
- [illegible]
- [illegible], Dr. K., [illegible].
- [illegible], M., [illegible]. Roman. Dresden, E. Pierſon.
- [illegible]
- [illegible] für 1889. 42. Jahrgang. [illegible].
- [illegible], Dr. [illegible]. Wien, [illegible].

Maximilian Joſef, Herzog in Bayern.

Mitten hinein in die feſtlichen Vorbereitungen zu dem vierzigjährigen Regierungsjubiläum Kaiſer Franz Joſefs I. von Oeſterreich traf die Trauerkunde von dem am 15. November in München erfolgten Ableben des hochbetagten Herzogs Maximilian Joſef in Bayern, des Vaters der öſterreichiſchen Kaiſerin Eliſabeth. Dieſes ſchmerzliche Ereignis mußte einen dämpfenden Schleier über den Feſtjubel breiten, wenngleich es nicht ganz unerwartet kam. Auf den Schultern

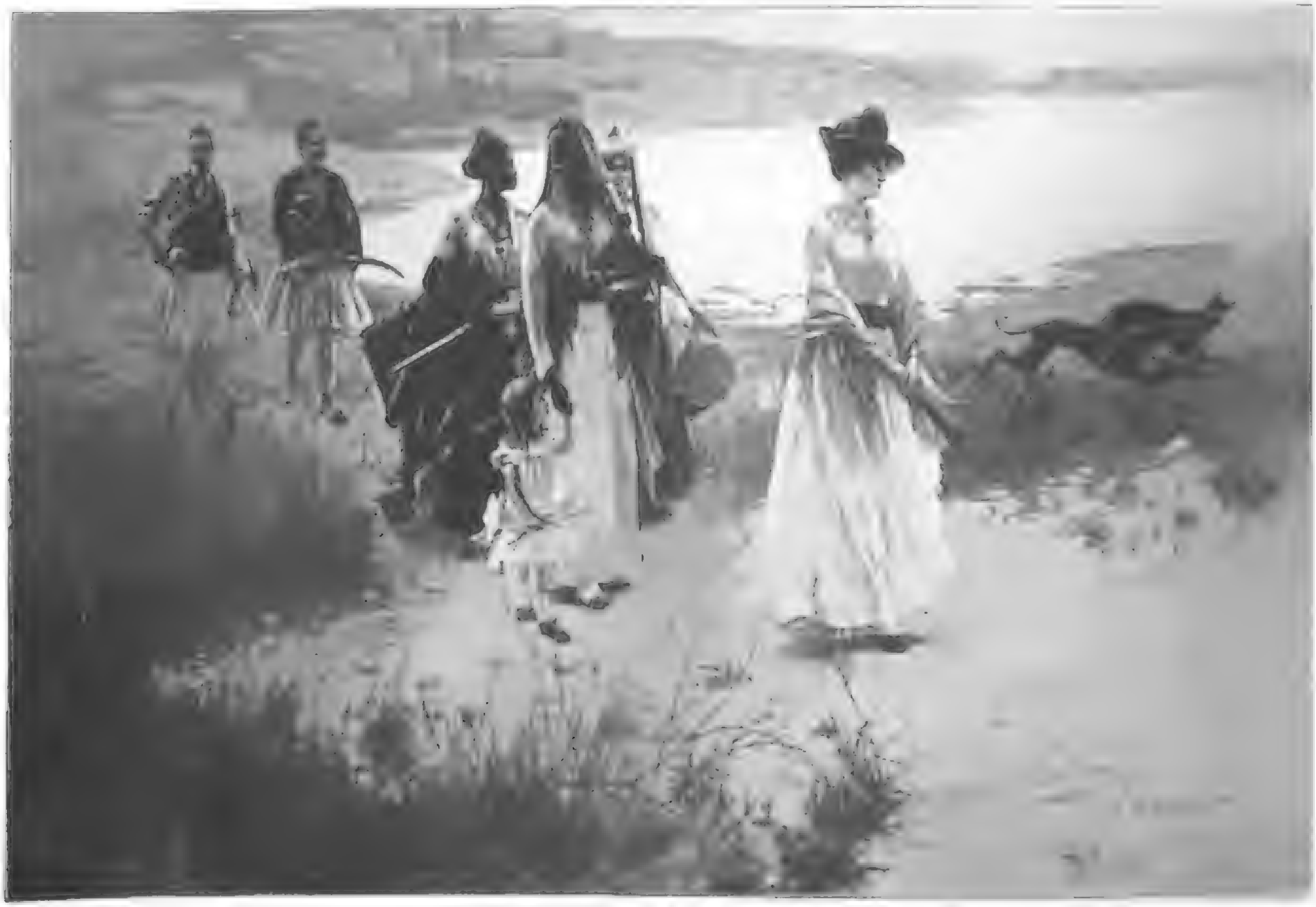
Maximilian Joſef, Herzog in Bayern.

des ehrwürdigen Greiſes, dem es noch vergönnt war, am 9. September dieſes Jahres mit ſeiner gleichalterigen Gemahlin, der Herzogin Ludovica, das gewiß ſeltene Feſt der diamantenen Hochzeit im Kreiſe ſeiner Kinder und Kindeskinder zu feiern, ruhte ja die ſchwere Laſt von bereits 80 Jahren, und ſein Geſundheitszuſtand war ſchon längere Zeit ein ſehr ſchwankender geweſen.

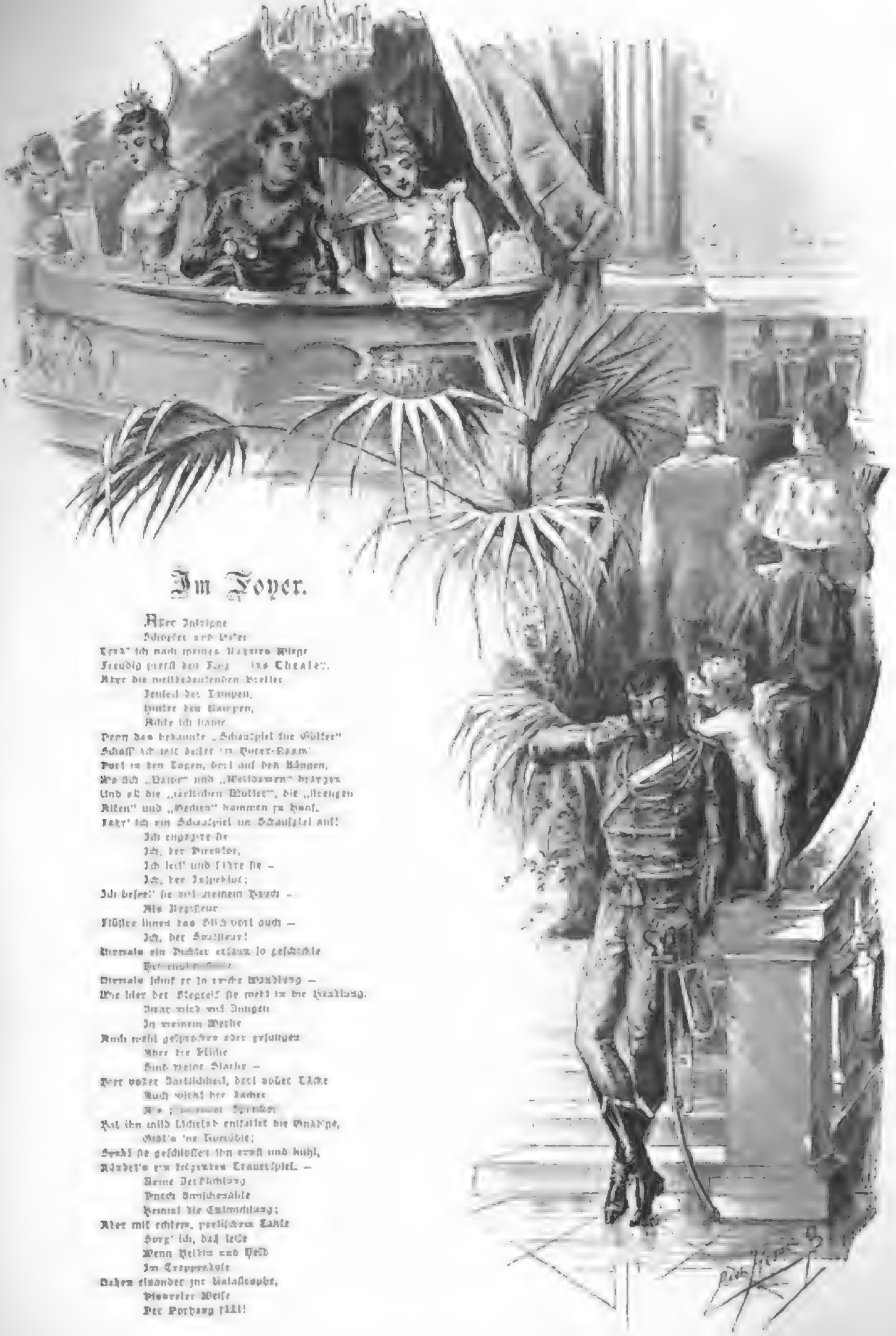
Herzog Max war geboren am 4. Dezember 1808 in Bamberg als Sohn des Herzogs Pius. Seine Jugendjahre verlebte Prinz Max teils in Bamberg, teils in München unter den Augen ſeines Vaters und Großvaters. In letzterer Stadt war er auch Zögling des jetzt von Benediktinern geleiteten, nach ſeinem Gründer, Dr. Holland, benannten Erziehungsinſtituts für Studierende. Im Alter von 18 Jahren bezog er die eben von Landshut nach München verlegte Univerſität und widmete ſich dort dem Studium der Geſchichte, Volkswirtſchaft und Naturwiſſenſchaften. Nach erlangter Volljährigkeit im Jahre 1827 trat er den Beſtimmungen der Verfaſſung gemäß in die Kammer der Reichsräte ein, zunächſt nur mit Sitz, dann nach drei Jahren auch mit Stimme. In demſelben Jahre, 1830, wurde er Inhaber des dritten Chevaulegersregiments. Er geizte aber weder nach den Lorbeeren eines politiſchen Redners, noch nach denen eines Soldaten, obwohl er 1857 den Generalsrang erhielt und auch lange Zeit die Stellung eines Generalinſpektors der mit der neuen Heeresorganiſation zu Grabe getragenen ſogenannten Bürgerlandwehr bekleidete. Seine Neigung führte ihn mehr zur Beſchäftigung mit Kunſt und Wiſſenſchaft. Große Reiſen, die ihn 1837/38 bis nach Nubien führten, unterſtützten dieſen Trieb. Außer ſeiner „Wanderung in den Orient“, welche friſch und anſchaulich geſchrieben und als Reiſewerk noch heute von Wert iſt, veröffentlichte er auch unter dem Namen „Phantaſus“ dramatiſche Dichtungen und Novellen. Am 9. September 1828 hatte er ſich mit der Prinzeſſin Ludovica, einer Stiefſchweſter König Ludwigs I., vermählt. Dieſer äußerſt glücklichen Ehe entſtammen acht Kinder. Die älteſte Tochter iſt die verwitwete Erbprinzeſſin Helene von Thurn und Taxis, deren Gemahl, der Erbprinz Maximilian von Thurn und Taxis, ſchon vor 21 Jahren verſchied. Die zweite Tochter Eliſabeth hat durch ihre Ehe mit dem öſterreichiſchen Kaiſer Franz Joſef I. das Haus Wittelsbach mit dem Hauſe Habsburg verbunden. Der älteſte Sohn Ludwig entſagte dem Majorat infolge ſeiner Vermählung mit der Freifrau Henriette von Wallerſee, geborenen Mendel. Sein jüngerer Bruder Karl Theodor, der als Augenarzt einen großen Ruf genießt, trat an ſeine Stelle. Er iſt zum zweitenmale vermählt mit der Infantin Maria Joſefa von Portugal. Seine erſte Frau war ſeine Couſine Prinzeſſin Sophie von Sachſen. Die beiden nächſtfolgenden Töchter haben zwei Brüder geheiratet, Maria, „die Heldin von Gaëta“, den König Franz II. von Sizilien, und Mathilde deſſen Stiefbruder, den Prinzen Ludwig, Grafen von Trani. Die jüngſte Tochter, Prinzeſſin Sophie hat zum Gemahl den Herzog Ferdinand von Alençon. Der dritte Bruder endlich, Herzog Max Emanuel, iſt der Schwager des Fürſten Ferdinand von Bulgarien. Sie alle trauern an der Leiche des teuren Vaters, mit dem echte, innige Kindesliebe ſie verband.

Die Promenade einer Konſulin.

Das Geſtade eines der vielen tuneſiſchen Seen iſt es, an das der Maler unſeres Bildes, das in der unlängſt geſchloſſenen internationalen Kunſtausſtellung im Münchener Glaspalaſte durch die Eigenartigkeit ſeines Gegenſtandes wie durch die Gefälligkeit ſeiner Behandlung die Blicke der Beſucher auf ſich zog, uns führt. In friedlicher Abendſtunde ergeht ſich hier die Gattin eines europäiſchen Konſuls. Still ſinnend wandelt ſie vor ſich hin, denn die Annehmlichkeit einer Geſellſchaft ihr Gleichſtehender, mit denen ſie auf einem derartigen Spaziergange des traulichen Geplauders pflegen könnte, iſt ihr in dieſen außerhalb der abendländiſchen Kultur gelegenen Gebieten verſagt. Um ſo mehr umgibt ſie ſich mit zahlreicher Dienerſchaft, deren ſie bedarf, um die Würde ihres Standes zu wahren und zu vertreten. Je mehr Gefolge, deſto vornehmer die Erſcheinung! Außer der ſudaneſiſchen Kindswärterin, die das Töchterchen der Dame an der Hand führt, folgen ihr noch eine zweite ſudaneſiſche Sklavin und eine Araberin auf dem Fuße, während in etwas größerer Entfernung die beiden unentbehrlichen Kawaſſen darauf zu achten haben, daß die Gebieterin von jeder unliebſamen Begegnung verſchont bleibt. In den Händen der Dienerinnen ſehen wir Teppiche, ein Tiſchchen und ähnliche Dinge, die mitgenommen wurden, damit an irgendwelchem, von der Herrin auszuwählenden ſchönen Punkte der kleine Imbiß, den die erſte Negerin in verdeckter Schüſſel trägt, behaglich verzehrt werden kann. Ueber der Landſchaft, die der unmittelbaren Umgebung von Tunis entnommen iſt, lagert eine jener hellen Zwielichtſtimmungen, die man in Afrika täglich kurz nach Sonnenuntergang, oder richtiger noch, während desſelben, wahrzunehmen pflegt. Um dieſe Zeit herrſcht die kühlſte, angenehmſte Temperatur des ganzen Tages, und ſie eignet ſich daher mehr als irgend eine andere Stunde dazu, friſche Luft zu ſchöpfen. Das Behagen, das dieſer Naturgenuß hervorruft, liegt über dem Bilde in anmutender Weiſe ausgebreitet.



Promenade einer Konſulin. Gemälde von F. M. Bredt.



Im Foyer.

Aller Intrigue
Schöpfer und Leiter
Lenk' ich nach meines [illegible] Wiege
Freudig zuerſt den Fuß ins Theater.
Aber die weltbedeutenden Bretter
Jenſeit der Lampen,
Hinter den Rampen,
Meide ich gerne
Denn das bekannte „Schauſpiel für Götter"
Schaff' ich weit beſſer im Foyer-Raum:
Dort in den Logen, dort auf den Bänken,
Wo ſich „Väter" und „Weltdamen" drängen
Und oft die „zärtlichen Mütter", die „ſtrengen
Alten" und „Helden" kommen zu Hauf,
Führ' ich ein Schauſpiel im Schauſpiel auf!
Ich engagire ſie
Ich, der Direktor,
Ich leit' und führe ſie –
Ich, der Inſpektor;
Ich beſeel' ſie mit meinem Hauch –
Als Regiſſeur
Flüſtre ihnen das Stichwort auch –
Ich, der Souffleur!
Niemals ein Dichter erſann ſo geſchickte
[illegible]
Niemals ſchuf er ſo reiche Wandlung –
Wie hier der Liebgott ſie webt in die Handlung.
Zwar wird viel Zungen
In meinem Werke
Auch wohl geſprochen oder geſungen
Aber die Blicke
Sind meine Stärke –
Hier voller Zärtlichkeit, dort voller Tücke
Auch wirkt der Fächer
Als ſtummer Sprecher.
Hat ihn mild lächelnd entfaltet die Gnäd'ge,
Heißt's 'ne Komödie;
Wird ſie geſchloſſen ihm ernſt und kühl,
Handelt's ein leidiges Trauerſpiel. –
Keine Verwicklung
Durch Zwiſchenfälle
Hemmt die Entwicklung;
Aber mit echtem, poetiſchem Takte
Sorg' ich, daß leiſe
Wenn Heldin und Held
Im Zwiſchenakte
Nahen einander zur Kataſtrophe,
[illegible] Weiſe
Der Vorhang fällt!

Originalzeichnung von Paul Heydel für ſein Werk: „Aus Amors Werkſtatt", ein Bilderbuch für Liebende, Text von Richard Schmidt Cabanis.
(Verlag des königlichen Hof-Kunſt-Inſtituts in Berlin.)

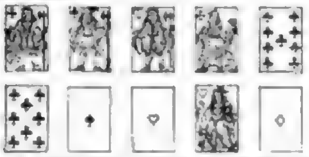
(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 71.

Skat.

(Eingeſandt.)

Mittelhand würde mit

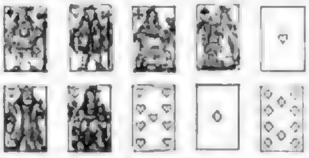


zwar einen Treff-Solo (ſtets) gewinnen, aber ſelbſt Schneider werden, obgleich 30 Points im Skat liegen, wenn ſie den [illegible] gegen eine [illegible] der Hinterhand eintauſchte. Welche Karten hatte die Hinterhand, was lag im Skat und welche Karte müßte der Spieler eintauſchen?

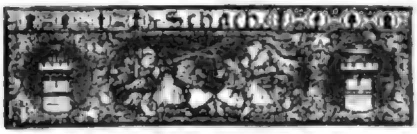
Auflöſung der Aufgabe Nro. 69:

Skat.

Mittelhand hatte:



Im Skat Treff- und Pique-Aß. Die Null wird verloren, weil Hinterhand, ſobald ſie an das Spiel kommt, Coeur-Aß ziehen muß; im übrigen bedarf das Spiel bei der angegebenen Kartenverteilung keiner Erläuterung.

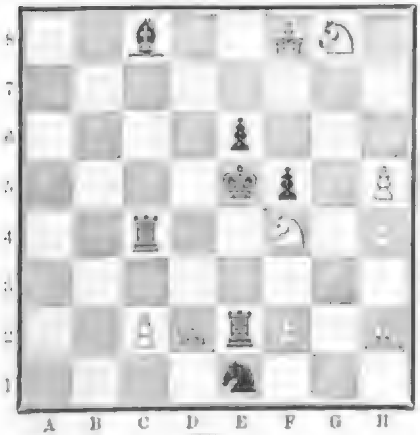


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 484.

Von Edmund Eylmann in Krautſand.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 480:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 6 — H 6. Drohend mit 2) S. D 6 — E 5 † und 3) D. H 8 — E 5 mattgeſetzt	1) H 4 — B 3.
2) T. H 3 n. H 8 †	2) K. D 4 n. D 5.
3) T. H 5 — D 5 Matt.	
A)	
1)	1) S. B 1 oder S. A 4 — C 3.
2) T. H 5 — E 5 †	2) F 4 n. E 3 †.
3) D 2 n. E 3 Matt.	
B)	
1)	1) S. A 4 — C 5 oder F 4 — F 3.
2) T. H 3 — F 3	2) Beliebig.
3) Dame Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	

Schachbriefwechſel.

Herrn G. T. in Aachen. Die von Ihnen freundlichſt eingeſandten Partien ſind für den Abdruck ungeeignet. Im übrigen verweiſen wir Sie auf die treffliche, von C. Schallopp, Arnold Heyde und W. Hülſen redigirte Schachzeitung „[illegible]“, welche in vierteljährlichen Lieferungen im Verlage von Hacke, Rieger & Co. in Braunſchweig erſcheint. Der Jahrespreis beträgt 10 ℳ.

Herrn Gb. O. in Stuttgart. In Ihrer ſorgfältigen und korrekten Löſung von Nro. 472 vermiſſen wir die Spielart 1) S. B 5 — E 3, S. C 3 — B 5. Nro. 476 R.

Joſef Wörndl in Telfs. Das treffliche Meyer'ſche Problem hat Ihre Anerkennung wohl verdient. Nro. 476—479 R. — Gottfried Grünthal in Eger. In Nro. 477 führt 1) T. D 8 — F 8 2. K. E 6 n. D 5, 2) D 2 — D 3 nicht zum Ziel, weil Schwarz K. F 3 — E 2 antwortet, worauf die vorzügliche Löſung ſcheitert. — [illegible] in T. [illegible]. Nro. 478 R. — Reinhard Hermann in Barmen. Der Lehrſatz muß wieder geprüft werden. Die gewünſchte Auskunft finden Sie in den „Sammlungen leichterer Schachaufgaben“, welche J. Dufresne im Verlage von Ph. Reclam in Leipzig veröffentlicht hat. Jedes Bändchen koſtet 40 Pf.

Herren Ed. J. Gilles in [illegible]. L. v. G. in Berlin. R. S. in Trachenberg. J. [illegible] in Paris. In Nro. 474 wird Ihr Zug 1) L. E 7 n. F 7 durch S. H 6 n. G 5 † widerlegt. — Ed. Zeidl in München. Nro. 473—474 (Oktavausgabe Nro. 185—187) R. In Nro. 471 (Oktavausgabe Nro. 184) führt 1) T. H 7 — H 8 nicht zum Ziel, weil Schwarz L. F 5 n. E 7 antwortet. — Dr. Weiß in Heidelberg. A. Kattner in Bremen. E. v. K. in Warſchau. Nro. 476 bis 478 R. — Schachfreunde in Chemnitz ([illegible] Café). Nro. 476 und 477 R. — Studenten in Weſel. Nro. 477 und 478 R.

L. St...g in Breslau. In Nro. 477 nach 1) S. D 5 — E 3, S. C 3 — E 4 hat 2) T. A 7 — F 7 keinen Erfolg, weil C 4 — C 3 das Matt hindert. — Fräulein Martha Richter in Görbersdorf. Nro. 473 R. Freundlichen Gruß. — R. in Schlawe. Graf von R...g in St. Petersburg, C. Maybaum in Hannover, G. Döring in Berlin. Nro. 473—477 R.

J. C. in [illegible]. L. Eacher in Danzig. Nro. 476 R. — G. [illegible] in Teleſt. Die freundlichſt eingeſandten Probleme ſind zu leicht. Leider.

Salomon Weiß in Nowara. In Nro. 471 von Abela (Oktavausgabe Nro. 184) wird der Zug 1) L. H 7 — D 3 durch T. E 6 n. E 7 erfolglos. Zur Vorbereitung muß 1) S. H 7 — D 4 geſchehen.

Rätſel.

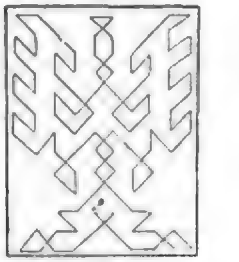
Buchſtabenrätſel.

a, a, a, c, c, d, d, e, e, e, e, e, e, g, g, g, g, h, h, i, i, i, i, l, l, k, l, n, e, n, n, n, o, s, o, r, r, r, s, t, t, u, w, z.

Die aus dieſen 44 Buchſtaben zu bildenden 7 Wörter benennen 7 europäiſche Inſeln; dieſe Inſelnamen ſind ſo zu ordnen, daß deren Anfangsbuchſtaben eine Grundfarbe bezeichnen.

Auflöſung des Königsmarſches Seite 161:

Ausfahrt.



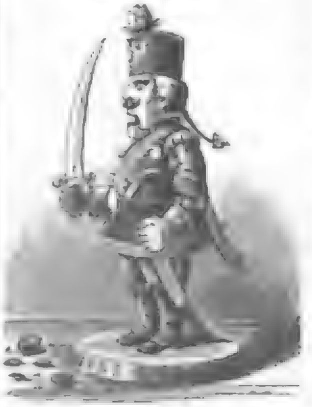
Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen
Vom Lenzhauch geſchwellt;
Zugvogel mit Singen
Erhebt ſeine Schwingen,
Ich fahr' in die Welt.

Mir iſt zum Geleite
In lichtgoldnem Kleide
Frau Sonne beſtellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten,
Ich fahr' in die Welt.

Mein Hutſchmuck die Roſe,
Mein Lager im Mooſe,
Der Himmel mein Zelt;
Mag lauern und trauern
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt.

(Joſeph Victor v. Scheffel.)

Scherzrebus.



Auflöſung des Bilderrätſels Seite 161:

Es hilft keine Krone für Kopfweh.

Shakeſpeare détrôné. 1) „Haus-Gymnaſtik für Geſunde und Kranke“ von Dr. E. Angerſtein und G. Eckler. Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin, Berlin, durch jede Buchhandlung zu beziehen. 2) Eine hübſche, aber wenig ſympathiſche Idee. Wie ſtellen Sie ſich die maleriſche Charakteriſierung des Verrücktwerdens vor? 3) Da müſſen Sie ſich an Sport- und Handelsorgane wenden. Mit Beratung in finanziellen Fragen befaſſen wir uns nicht. 4) Vielleicht, verſuchen Sie's! 5) Ganz zuverläſſig wird ſich keiner weder die eine noch die andere Anſicht erwieſen haben. Verſuchen Sie übrigens Ihr Glück mit einer wiederholten Anfrage bei der Redaktion der betreffenden Konverſationslexika. Sie ſind ja darin groß!

Einſame Frau. Es gibt ſehr reizende Stickarbeiten, die man bei einiger Uebung der Handfertigkeit ganz ohne Hilfe des Geſichts auszuführen vermag, wie das die [illegible] völlig Erblindeten mit oft erſtaunenswerter Geſchicklichkeit thun. In Ihrer Lage wäre es wohl das Empfehlenswerteſte, wenn Sie ſich mit [illegible], bei einem Lehrer oder einer Lehrerin, die darauf eingeübt ſind, Blinde in Handarbeiten zu unterrichten, ſich perſönlichen Rat und Unterweiſung zu erholen. Auf dieſem Wege könnten Sie, wie wir glauben, in angenehmer Art allerlei Handfertigkeiten ſich zu eigen machen, die dazu angethan wären, Ihnen die langen Stunden der Einſamkeit in angenehmer und nützlicher Weiſe zu kürzen, ſei es, daß Sie die Ergebniſſe verkäuflich oder zu Geſchenken an Ihnen nahe und befreundete Perſonen verwenden würden.

E. E. in Halle a. S. „Ich klag's euch, ihr Blumen, ihr plaudert's nicht aus“ iſt ein altes Lied, deſſen Inhalt Sie nur in eine ſtrophiſche Form umgegoſſen haben. Die andern Verſe „An eine Kranke“ enthalten manches Gelungene, nur daß man Tulpe für gewöhnlich nicht mit dem Munde einſchlürft. Das iſt eine unklare Verkehrung der Dinge, die das Ganze ſchädigt.

H. J. in Kulmbach. Die Pointe iſt zu dürftig.

Mrs. Emma C. v. St. in St. Louis. Von [illegible]; durch jede deutſche Buchhandlung zu beziehen.

G. W. in Dortmund. Laſſen Sie ſich in Ihrer Buchhandlung das Verlagsverzeichnis von Julius Groos in Heidelberg geben, in deſſen Verlag eine Reihe einſchlägiger Werke erſchienen iſt.

K. V. in V. Erfolgt demnächſt.

K. T. in Breslau. Beſten Dank! Auf Verwertung können wir Ihnen zu unſerem Bedauern keine Hoffnung machen, da wir mit Vorräten überhäuft ſind.

„Stud. math.“ in Gießen. Zu allgemein gehalten.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

[illegible] Der Roman: „[illegible] des [illegible]“ [illegible] ein französischer Roman [illegible] Inhalts [illegible]. Es würde [illegible] sein, zu erfragen [illegible] nach Ihrer [illegible] Angab. [illegible] Die Adresse lautet: [illegible]

[illegible] Gartenstraße [illegible]

[illegible] Dank für die freundliche Notiz, daß das [illegible]

[illegible] in Bremen. [illegible] von dem wir auf Seite 156 [illegible] Roman [illegible] geben [illegible]

[illegible] in Nürnberg. Wenn Sie [illegible] und mit Geist [illegible]

J. G.... in [illegible]. Ihr Gedicht fehlt [illegible]; wir wollen sehen, ob wir es mit einiger [illegible] verwenden können.

[illegible] Lehrbuch der [illegible] von Hermann [illegible]; Lehrbuch [illegible] von demselben. Lehrbuch [illegible] von Karl [illegible]; Wörterbuch der [illegible] von demselben. [illegible] „Melodielehre oder die Kunst, das [illegible] Lied zu [illegible]“. Sämtlich durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Abonnentin aus Frankfurt a. O. Ein Roman mit [illegible] Schluß.

[illegible] Ihre Aufsätze [illegible] — [illegible] für unsere [illegible] — wie wir schon des öfteren betont — [illegible] Rücksendungspflicht zu übernehmen, da solche [illegible]

[illegible] Wir bitten um gefällige Wiederholung der [illegible]

[illegible] in Hannover. Kam für sich selbst zu spät. Vielleicht [illegible]

[illegible] Ablehnungen [illegible] Wien. [illegible] in Riga. [illegible] Hugo [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ein Kaiserjubiläum. — [illegible] Erzählung von Richard [illegible]. — [illegible] — Literatur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Maximilian Josef, Herzog in Bayern. — Die [illegible] einer Kreisstadt. — Im [illegible] — Rätselspiele. — Schach. — Rätsel: [illegible]; Auflösung des Königsmarsch's Seite 151; [illegible]; Auflösung des Bilderrätsels Seite 161. — [illegible]

Illustrationen: Kaiser Franz Josef I. und Kaiserin Elisabeth von Österreich. — Der kleine Erzherzog Franz Josef und die Schildwache. — Erzherzog Franz Josef an der Seite Radetzky's in der Schlacht bei Santa Lucia. — Franz Josef I., Kaiser von Österreich, König von Ungarn und die [illegible] — Die [illegible] des Kaisers Franz Josef I. — Kaiser Franz Josef I. im [illegible]. — Schloß [illegible], das Geburtshaus der Kaiserin Elisabeth. — Krönung des Kaisers Franz Josef I. und der Kaiserin Elisabeth. — Kaiser Franz Josef I. als König von Ungarn auf dem Krönungshügel in Budapest. — Kaiser Franz Josef I. läßt sich als König von Ungarn krönen. — König Christian IX. von Dänemark. — König Georg I. von Griechenland. — [illegible] Gemälde von Hans [illegible]. — [illegible] Fischerboote, Gemälde von [illegible]. — Maximilian Josef, Herzog in Bayern. — [illegible] einer Kirchhalle, Gemälde von G. M. [illegible]. — Im [illegible], Originalzeichnung von Paul Hey[illegible].

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] von „Ueber Land und Meer“ SW., Charlottenstr. 11;
Budapest: Moriz Hecht [illegible];
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle“ [illegible].

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 ₰ Reichswährung.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Soeben ist erschienen:

Die Gred.
Roman aus dem alten Nürnberg
von
Georg Ebers.

2 Bände. Preis geheftet in illustriertem Umschlag 10 Mark; in feinstem Original-Einband 12 Mark.

Dieser neue Roman von Georg Ebers führt den Leser nicht wie manche seiner Vorgänger in das alte Aegypten, sondern spielt in Nürnberg, der an Glanz und Ruhm reichen deutschen [illegible] feiner Kunst [illegible], des Handels, der Kunst und des Handwerks. [illegible] „Gred“ und die Gred [illegible] [illegible] jedes Deutschen und namentlich der Frauen und Mädchen [illegible] [illegible] — Es ist dem [illegible] Roman ein Werk, welches Herz und Geist befriedigt und dem Leser zu gleicher Zeit mit [illegible] Lektüre beschert. [illegible] deutschen Familie die langen Winterabende, die der [illegible] Dichtung [illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

[illegible]
Weltlitteratur.
ADOLF STERN
[illegible]

Garantie-Seidenstoffe
der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld
direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen
In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:
[illegible] schwarze Seidenstoffe, weisse und Crème Seidenstoffe, [illegible] farbige Seidenstoffe [illegible]
Gegründet 18[illegible]. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion

„Wir kennen keine [illegible]
[illegible]
G. Damm, [illegible] Leipzig.

Neueste illustrirte Briefmarken-Albums
[illegible]
[illegible] Briefmarken [illegible]
[illegible] Buchhandlungen.
Alwin Zschiesche.
Leipzig [illegible]

„Liederquell“.
251 [illegible] Volkslieder [illegible] Feingebund. [illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.
[illegible]

101 NEUE FABELN
herausgegeben von Felix Schanz.
Illustriert von Fedor Flinzer.
Gebunden 4 Mark.

EIN MANN, EIN WORT.
Gedichte eines deutschen Ritters und [illegible]
Von G. [illegible]
Illustriert von Hermann Vogel.
Gebunden 5 Mark.

Ausführl. Katalog [illegible] jede Buchhandlung [illegible] Ambrosius Abel in Leipzig.

[illegible] erschien im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W., Behrenstr. 17.
Aus meinem Leben
und aus meiner Zeit
von
Ernst II.
Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha.
Zweiter Band. [illegible] geh. 11 M., in Leinwand geb. [illegible] in Halbfranz geb. 14 M.
[illegible]

Harmoniums
[illegible]
Alfred Merhaut Leipzig.

Solide Buckskins,
[illegible] versendet nach [illegible] Muster frei.
Bruno Frenzel, Cottbus.

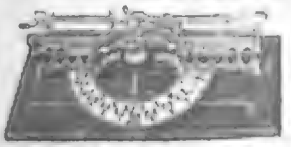
Buckskins.
[illegible]
[illegible] Cottbus.

Dr. med. W. Schmidt.
[illegible]
Stuttgart. Marktplatz 14.
[illegible]

PATENTE
[illegible] durch
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

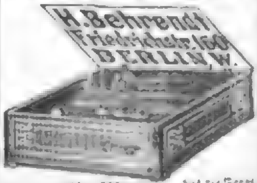
Fritz Borstell's Lesezirkel
[illegible]
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin [illegible]
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut [illegible]
[illegible] französische und italienische [illegible]
Lager über 300,000 Bände.
[illegible]

„Boston-“
Schreib-Maschine.
D. R. P. 11127.



Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.
Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.
Grosse Schnelligkeit. Bedeutende Ersparnis an Zeit und Geld. Einfachste Handhabung.
[illegible]
Preis 60 Mark.
[illegible] General-Vertretern
Hermann Hurwitz & Co., Berlin C.,
Klosterstrasse 49.
Gewicht 1½ Ko.
Gewicht 1½ Ko.

Unübertreffliche Neuheit!
Clarabella.



Clarabella-Mignon [illegible]
Preis M. 24. [illegible]
[illegible] Illustr. Kataloge gratis.

[illegible] folgende hervorragende Neuigkeit
Von der Wiege bis zum Grabe.
Ein Cyklus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen.
Von Karl Reinecke, op. 202.

Inhalt:	Preis: 2h.	4h.		2h.	4h.
1) Kindesträume	M. 1.—	1.30	9) Des Hauses Weihe	M. 1.—	[illegible]
2) Spiel und Tanz	1.—	1.30	10) Stilles Glück	[illegible]	[illegible]
3) [illegible] chen	1.—	[illegible]	11) Trübe Tage	[illegible]	[illegible]
4) Ruhiges Schlafen	1.—	1.30	12) Trost	[illegible]	[illegible]
5) In der Kirche	—.80	1.—	13) Geburtstagsmarsch	[illegible]	[illegible]
6) Hinaus in die Welt	—.80	1.30	14) Im Silberkranze	[illegible]	[illegible]
7) „Schöne Maiennacht, wo die Liebe wachte“	—.80	1.—	15) Abendsonne	[illegible]	[illegible]
8) Hochzeitszug	—.80	1.—	16) Ad astra	[illegible]	[illegible]

Verbindender Text gratis.
Ich empfehle diese [illegible] schönen Stücke [illegible]
Dr. Karl Reinecke [illegible]
für jede Familie [illegible]
Zu beziehen durch jede Buch- u. Musikalienhandlung [illegible]
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig [illegible]

Abgabe jeden Masses

Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren.

Spezialität: Lasting-Monopole!

Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.

Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

ÄRZTEN

[illegible]

REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN i. B.

[illegible]

INSTRUMENTENMACHERN

empfehlen wir für den Wiederverkauf unsere elektr.-med. Apparate zu den [illegible]

Grosses Lager. Schnelle Bedienung.

REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN i. B.

[illegible]

Markendorf'scher Frühstückskorb

empfehlenswertes Festgeschenk.

vorzüglicher Präsent-Artikel.

Dieser Frühstücks- oder Esskorb — eine von mir vor Jahren angeregte, an sich einfache Idee, in gefälliger, geschmackvoller Form ausgeführt und ausgestattet — hat sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben [illegible], wie selten etwas, als praktisches u. gern gesehenes Gelegenheits-Geschenk.

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung [illegible] aller Spezialitäten für Tafel und feine Küche, nach den speziellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache u. feinste Arrangements: von 6 Mk. bis 30 Mk. u. darüber

Auswärtige Aufträge werden pünktlich ausgeführt und sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme:

Gustav Markendorf, Leipzig.

Versand-Geschäft. — Bijouterie-Fabrik

Max Grünbaum, Berlin W., [illegible]

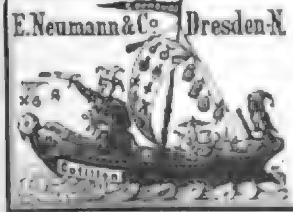
Echte Granaten in echter Goldfassung,

Broches, Anhänger, Colliers, Armbänder, [illegible]

Armbänder von **echten** Granaten.	[illegible]	[illegible]	[illegible]
I. Qual. Fassung echt Gold	Mk. [illegible]	15,—	[illegible]
II. „ „ leichte Goldlegirung	„ 7,—	[illegible]	[illegible]

Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

E. Neumann & Co. Dresden-N.



versenden ihren reichillustrirten

Haupt-Catalog über **Cotillon- und Carnevalartikel,**

Mützen, Orden, Touren, Attrapen. Christbaumverzierungen. Illuminationslaternen etc. gratis und franko.

Neuheit für Herren: Thier-Costüme. Neuheit für Damen: Blumen-Costüme. Auch der kleinste Auftrag findet prompte Erledigung.

Ernst Hartmann, Strumpffabrik [illegible]

[illegible]

Damenstrümpfe und **Herrensocken.**

[illegible] Preislisten gratis und portofrei.

En gros. Export.

[illegible]

Kautſchukſtempel

von **Mäurer & Thieme,** Berlin S., Ritterſtraße 10.

Preisliſten gratis und franko.

[illegible]

Leinen, Tischzeuge.

Gegründet 1812.

Baumwollenwaaren.

Herren-, Damen- u. Kinder-Wäsche.

Ganz bedeutendes **Bettenlager.**

Eigene Tapezier-Werkstelle.

Meissner & Sohn Hamburg. Neuerwall 21/23.

Verkauf gegen baar zu ungemein billigen Preisen bei vorzüglichen Qualitäten.

Eigene Wäsche-Fabrik im Geschäftshaus.

Vollständige Brautausstatt. [illegible]

Preisbuch Nr. 7 (148 Seiten stark) mit über 450 Abbildungen und vielen Stoffproben wird gratis und franko versandt.

Proben versenden wir umgehend franco.

Weihnachts-Geſchenke

liefert preiswert die Firma

Erler & Co., Berlin, 7 Debanſtr., [illegible]

[illegible]

Cigarren und beſten amerikaniſchen Ta[illegible]

Weine, garantirt reine Naturweine [illegible]

Schmuckſachen [illegible]

Korallen, [illegible]

[illegible]

Erler & Co., Berlin, Debanſtr. 7.

PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15

Echter

böhmischer Granatenschmuck.

Reich illustrirte Preiscourante gratis und franco.

Zentraler Versandt ab Filiale in Berlin. W. Friedrichstrasse Nr. [illegible]

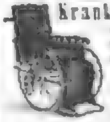
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN FABRIK.

Patent-Kinderwagen

mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste [illegible] für gesunde wie kranke Kinder.

Preise von **12–140 Mk.**



Kranken-Fahrstühle

neuester und bewährtester Konstruktion in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.

Preise v. 36–[illegible] M.

Eiserne **Netzbettstellen**

für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. prakt. und elegant in verschiedenen Grössen, [illegible] Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.

Preise v. 12–60 Mk.

Reich ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Tragbare Oefen

[illegible] Oefen brennen ohne Schornſtein, [illegible]

[illegible]

Oefen funktioniren ohne [illegible]

[illegible]

C. Natron [illegible]

A. Nieske, Dresden.

D. R.-Patent No. [illegible]

Haarschälle [illegible]

[illegible]

[illegible] **A. Ritcher & Cie. in Offenburg.** [illegible]

Achtet vor Fälſchungen.

[illegible]

Erfolg durch Annoncen

erzielt man nur, wenn [illegible] ausgeſtattet und, ſowie die Auswahl der geeigneten Zeitungen [illegible] wird. Um dies zu erreichen, wende man ſich an die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse;** [illegible] Erzielung eines Erfolges erforderlichen Auskünfte koſtenfrei ertheilt, [illegible] Entwürfe zur Anſicht geliefert. Berechnet werden lediglich die Originalpreiſe der Zeitungen unter Bewilligung höchſter Rabatte bei größeren Aufträgen, [illegible] durch Benutzung dieſes Inſtitutes neben den ſonſtigen großen Vortheilen an Erſparniſſen an Inſertionskoſten erreicht wird.

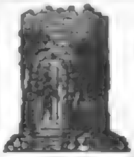
Schweizer-Damen-Unterjacken

(Leibchemden, Tricot, Maschinen gestrickt)

seidene Mk. 3,50, Wollene Mk. 2,40, Baumwollene [illegible]

im halben Dutzend noch 10% billiger. **Herren-Unterkleider** [illegible] vorrätig. Wiederverkäufern Rabatt. Stoffmuster gratis u. franko.

Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schlesien



Reizend. Neuheit. Geſetzl. geſchützt.

Die Dichtung eines [illegible], reflektirt [illegible] Dekorations-Lampe [illegible] und als **Nachtlampe.**

Ueberraſchende Lichtwirkung.

Carl Guſt. Löwe & Co., Berlin W.,

Unter d. Linden 17.

[illegible]

Spezialität: [illegible]

[illegible]

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke

„verschlungene Hände"

trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

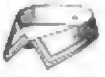
MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen und Passen** aus.

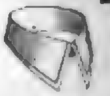
Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

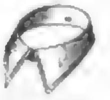
Beliebte Façons.



Lincoln II
Umschlag 5 cm breit
M. 0.65 pr. Dtzd.



Herzog
Umschlag 7½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

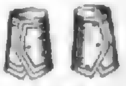


Costalia
(ogleich geschnittener Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend,
Umschlag 7½ cm. breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin
6 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Goethe
(durchweg gesteppt)
ca. 5 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Albion
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.



Wagner
Breite: 10 cm
M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.

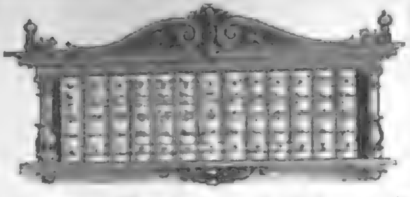
Schiller
(durchweg gesteppt)
ca. 4½ cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.



Das paſſendſte Weihnachtsgeſchenk für jeden Leſefreund
zu einem außerordentlich geringen Preis
bildet der ſoeben vollſtändig gewordene
erſte Jahrgang (1888) unſerer
Salon-Ausgabe
der
Deutſchen Romanbibliothek.

(Verkleinerte Abbildung des Einbandes.)

8°. 15 Bde. gebunden in anſprechendem Original-Einband.
Preis komplet 20 Mark.

Inhalt.

Niemann, A., Des reichen Jungen Irrgarten. Roman. 2 Bde.
[illegible], Theod., [illegible]. Roman. 1 Band.
[illegible], Chr., In ferner Inſelwelt. Roman. 2 Bde.
[illegible], Robert, [illegible]. Roman. 1 Band.
Boy-Ed, Ida, Fanny Förſter. Roman. 1 Band.
Meding, Oskar, Unter fremdem Willen. Roman. 2 Bde.
(Gregor Samarow.)
Bauer, M., Die Schlafkrone von [illegible]. Roman. 1 Band.
Suttner, A. G. v., Die Adjaren. Roman. 1 Band.
Hoffmann, H., Iwan der Schreckliche. Roman. 1 Band.
Perfall, Anton v., Dämon „Ruhm". Roman. 2 Bde.
Klinckowſtröm, A. v., Der [illegible]. Roman. 1 Band.

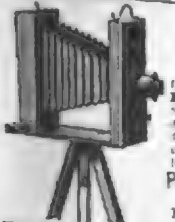
Zuſammen 15 Bände.

Dieſe groſse „Salon-Ausgabe" der Deutſchen Romanbibliothek iſt eine litterariſche Erſcheinung, an welcher auch die anſpruchsvollſten, verwöhnten Leſekreiſe ihre volle Befriedigung finden werden. In eleganteſter Ausſtattung und handlichem Format bietet obige Sammlung

elf der neueſten und beſten deutſchen Romane fein gebunden in 15 Bänden

zu einem Preis, wie er für derartige Original-Romane noch nicht vorgekommen ſein dürfte.
Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutſche Verlags-Anſtalt

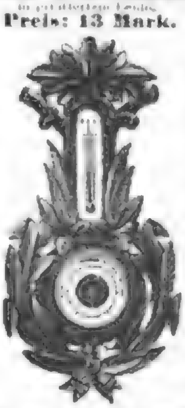


Photogr.
Dilettanten-Apparate.
Durch Erfindung der Trockenplatten, welche überall fertig käuflich sind, ist es jetzt Jedermann, selbst Kindern, möglich [illegible] Mark liefert
Paul Goerz, Berlin N., Belforterstr. 3,
Fabrik photogr. Apparate u. optische Anstalt.
Preisverzeichn. u. Anleitung z. Photogr. auf Wunsch kostenfrei.

[illegible]
Edelweiß. Für Frauen [illegible]
Heidenröslein. [illegible]
[illegible] M. 5.—
Junge Blüten. [illegible]
[illegible]
NEU!
[illegible]
Zu beziehen d. jede Buchhandl. oder von Greiner & Pfeiffer Stuttgart.

Billige Musikalien
aller Art [illegible]
Gustav Fock in Leipzig, [illegible]
Verſandgeſchäft für Bücher u. Muſikalien.
[illegible]

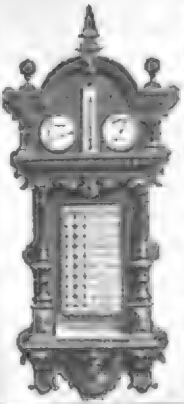
Unübertroffen!
Vorzügl. Qualität!
Nro. [illegible] Miniaturfeldstecher
[illegible]
Preis: 13 Mark.



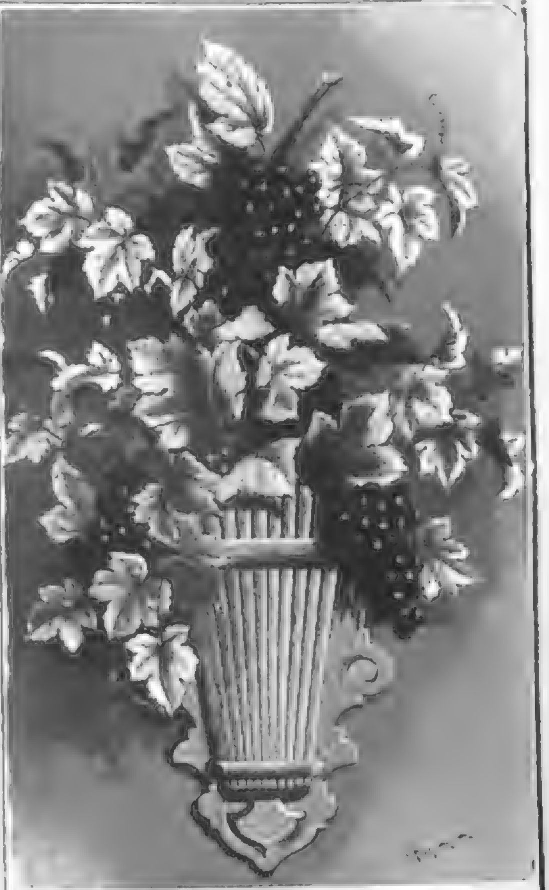
Gediegene Holzschnitzerei!
Vollste Garantie für exaktes Funktioniren!
Nro. 310. Aneroid-Barometer
mit Thermometer ca. 45 cm. lang.
Preis: 12 Mark 50 Pfg.
Optische Industrie-Anstalt
Gebr. Grabich
Rathenow (in Preussen) und Leipzig.
Direkteste Bezugsquelle
der rühmlichst bekannten Rathenower optischen Fabrikate.
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

Photographieen nach der Natur
[illegible]
Preiſe. verſ. Adolf [illegible], phot. Kunſtverlag,
[illegible]

Illuſtr. Briefmarkenzeitung gratis!
[illegible]



Patent-Wettertelegraph [illegible]
Wilh. Lambrecht, Göttingen.



Natur-Nachahmungen
als Zimmerſchmuck
für Vaſen, an Bildern u. Spiegeln, auf Paneelen ꝛc.

Apfelzweige,
Stück Mk. 1.—, 1.75, [illegible]
Rothdorn,
Stück Mk. 1.75, 2.50, 4.—
Heckenroſe,
Stück Mk. 1.50, [illegible]
Kirſche,
Stück Mk. 1.75, 2.50, 4.—
je nach Größe und Breite der Zweige.

Genaueſte Nachahmung in Stoff-Blättern und Blüthen an Natur-Zweigen.

Obige Abbildung ſtellt ein Weintrauben-Bouquet vor, Blätter von Stoff, Trauben von Glas, Rebe natürlich.
Bouquet, ca. 50 cm hoch, Stück Mk. 4.50.
Eichenholzwandtaſche, 35 cm hoch, Mk. 3.50, zuſammen Mk. 8.—
dazu Verpackung und Porto Mk. 1.—

Schönſter Schmuck für jedes Zimmer, Speiſeſalon etc.

Man verlange Weihnachts-Catalog gratis und franko der eine Fülle von Geſchenken enthält.

J. C. Schmidt, Hof-Lieferant Erfurt.

Enorme Preisherabſetzung!

15 Jugendſchriften

und Bilderbücher, [illegible]

für nur 6 Mark!

Selmar Hahne's Buchhandlung.

[illegible]

Die vorzügl. Beschaftigungen f. Dilettanten.

[illegible]

Ernst Eckstein

NERO

Roman in 3 Bänden 12 Mk.

[illegible]

Klavier-Schule für Kinder

[illegible]

Gegenstände m. Musik.

[illegible]

[illegible] Hamburg.

[illegible]

Spielwerke

[illegible]

Spieldoſen

[illegible]

Das überraſchendſte Geſchenk

[illegible]

photographiſche Anſtalt von [illegible]

[illegible]

PATENTE beſorgen

J. Brandt & G. W. v. Nawrocki

BERLIN, W.

78. Friedrichstrasse 78

Patentbureau Gegründet 1873

Pulverfabrik Rottweil-Hamburg

liefert

Alle Sorten Pulver

[illegible]

Jagd-Körnung No. 4

Gewehrpulver, Musketpulver, Mehl- u. Böllerpulver

Sprengpulver, Sprengpatronen, Dynamit.

Jagdpulver

Patronen Postversand

SEKURIT

vorzügliches dem Dynamit an Wirkung gleiches Sprengmittel zur Vermeidung von Schlagwetterentzündungen.

Prämiirt Stuttgart 1881, Amsterdam 1883, Madrid 1883, Königsberg 1887, Freiburg i. B. 1887.

Sämmtliche Niederlagen der Fabrik liefern die Jagdpatronen zu Fabrikpreisen.

In Karl Winter's Univerſitätsbuchhandlung in Heidelberg iſt ſoeben erſchienen

Zwei Kaiſergräber.

Ein Weihelied von Chriſten.

12°. eleg. broſch. 1 M. 60 Pf.

Die welthiſtoriſchen Ereigniſſe, die ſich in verwichenem Frühling in Berlin, Charlottenburg und Schloß Friedrichskron als eine die Volksſeele erſchütternde Tragödie abſpielten, ſind hier rhapſodiſch dargeſtellt und dem Gedächtnis aller deutſchen Patrioten tief eingeprägt.

Cassetten mit Papierfüllung

100

[illegible]

D. R. Patent Nr. [illegible]

Die stumme Violine

[illegible]

Gebrüder Wolff [illegible]

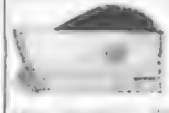
Kreuznach

Bandoneons.

[illegible]

Gebrüder Wolff

Wiesbaden



C. Jacob.

[illegible]

Stuttgart.

[illegible]

Glaeſel & Herwig

[illegible]

Spieldoſen — Muſikwerke

Rich. Wüchner, Freiberg

[illegible]

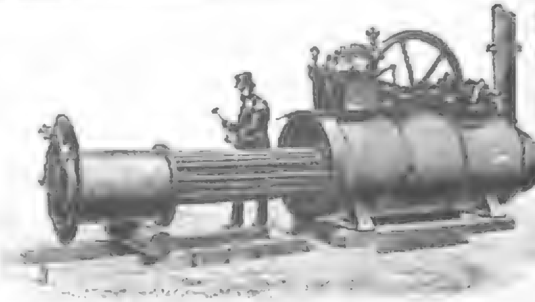
Orcheſtrions — Mech. Kunſtwerke

Imitirte Glasmalerei

[illegible]

G. Armbruſter. Stuttgart

[illegible]



R. WOLF

in

Magdeburg-Buckau

baut seit 1862 als

Hauptspecialität:

Fahrbare und stationäre

Locomobilen

mit ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern

und zwar:

Hochdruck-Locomobilen [illegible] durch den Regulator **selbstthätig** [illegible] bis zu 50 Pferdekraft,

Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation bis zu 200 Pferdekraft.

Die Wolff'schen Locomobilen, welchen bei **allen** deutschen Locomobil-Concurrenzen in Bezug auf den geringsten **Kohlenverbrauch**

stets der Sieg

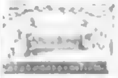
zuerkannt wurde, [illegible] **Leistungsfähigkeit und soliden Bauart unerreicht** [illegible] **Sämmtliche** [illegible] **gegenwärtig noch im Gebrauch.** [illegible] in der grossen Probirhalle der Fabrik [illegible] **dauernden Brems- und Indicator-Versuchen** [illegible] Feststellung des Wasser- und Kohlenverbrauchs [illegible]

Landwirthschaft als in industriellen Betrieben jeder Art

[illegible] in Bezug auf die [illegible]

Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.

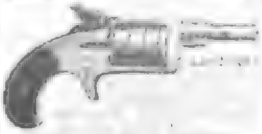
[illegible]



Elektrisirmaschinen.

[illegible]

Gebr. Mittelstrass. [illegible]



J. M. [illegible]

Grusonwerk

Magdeburg-Buckau.

[illegible]

Zerkleinerungs-Maschinen [illegible]

[illegible]

Vollständige Einrichtungen [illegible]

Maschinen und complete Anlagen [illegible]

II. Bedarfs-Artikel für Eisenbahnen, [illegible] als Hartguss-Herz- und Kreuzungsstücke, [illegible]

Räder nach [illegible]

III. Hartguss-Artikel aller Art, besond. Hartgusswalzen jeder Construction für die Müllerei, für Thon, Cement, Papier, Draht, Eisen, [illegible] Zuckerrohr etc. [illegible]

IV. Tiegelstahl Façongu. [illegible]

Ferner: Krahne aller Art, Pressen, besonders hydraulische, Maschinen für Pulverfabriken, [illegible] und Stahl, Cosinus-Regulatoren, Ludwig's Flan-Raststäbe, schmiedbaren Guss, Gussstücke jeder Art.

Kataloge in deutsch, englisch, französisch und spanisch gratis.

Normal-Uhren.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zur Weihnachten!

Geſchenke für Knaben

Laubſäge-Maſchinen,

[illegible]

Drehbänke.

[illegible]

Stuttgart

2

[illegible]

Frank & Baer

[illegible]

Feinſte Nähmaſchine

für junge Mädchen.

Neu! Dauerhaft!

[illegible]

I. C. Eckardt Stuttgart

Viele Neuheiten in Schuss-, Hieb-, Stich-Waffen.

[illegible]

Hippolit Mehles, Waffenfabr. Berlin W., Friedrichstrasse 159.

C. L. Flemming

Klubenstein b. Schwarzenberg i. S.

[illegible]

[illegible]

Das schönste Geschenk [illegible]

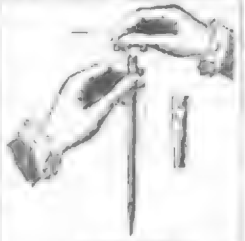
selbstthätige Zimmerfontaine

von

Louis Heinrici

Zwickau i. S.

Man verlange Katalog!



Die Nadelfabrik von Ernst Kratz in Frankfurt a. M.

Nähnadeln mit federndem Öhr

[illegible]

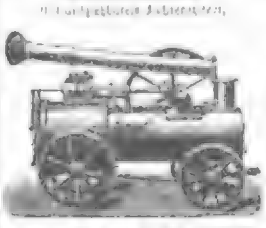
— D. R. P. No. [illegible] —

[illegible] **Schwachsehenden** [illegible] **Blinden** mit Leichtigkeit einzufädeln

[illegible] Zu haben in fast allen [illegible]

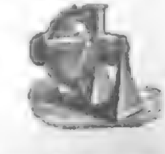
Lokomobilen

[illegible]



Centrifugalpumpen

[illegible]

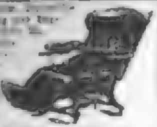


Brandt & Hambrock, Ottenſen bei Altona.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

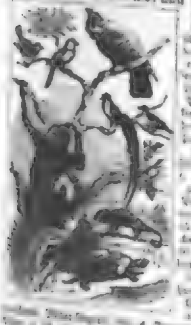
Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



[illegible]

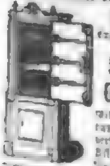
Weihnachts-Präſent
[illegible]
Katalog 30 Pf. in Marken.
Paul Schröder,
Berlin [illegible]

Kanarienvogel
[illegible]
H. Kumss, Warmbrunn i. Schl.

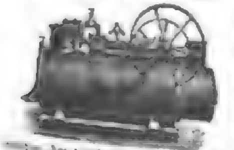


[illegible]

Schladitz & Bernhardt, Dresden.
[illegible]
Stahlpanzer-Geldschränke
[illegible]

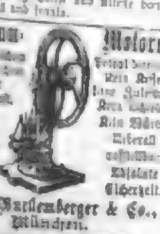


Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.



[illegible]

Petroleum- Motoren
[illegible]



A. v. Wurllemberger & Co.,
München.
[illegible]

Compagnie Laferme
Dresden Berlin
Petersburg Riga, Moskau
empfiehlt die Cigaretten Carton à
[illegible]
käuflich in allen Cigarren-Geschäften
[illegible]

CACAO-VERO.
[illegible]
Cacao.
[illegible]

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Armour & Co.'s
[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
[illegible]
M. Beetham & Son, Pharmaceuten. Cheltenham, England. [illegible]
Hamburg. [illegible]

[illegible]

[illegible]
Filiale in Wien, [illegible]

Bestes Putzmittel der Welt.

Ueberall vorräthig.

Magnetiſche Apparate,
[illegible]
Univerſal-Schmierpumpen für Dampfcylinder ic.
Hugo Lamprecht in Stuttgart.

Kurbedürftige [illegible]

Heilanstalt für
Nervenkranke
zu Hendorf am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. [illegible]

Pain-Expeller
[illegible]

Cognac
der Export-Cie für Deutschen Cognac
Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
[illegible]

Burks Arzneiweine
[illegible]
Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.
Von vielen Aerzten empfohlen.
Burks Pepsin-Wein
[illegible]
Burks China-Malvasier.
[illegible]
Burks Eisen-China-Wein.
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
[illegible]
Zu haben in den Apotheken Deutschlands
und vieler grösseren Städte des Auslands.
Man verlange ausdrücklich „Burks Pepsin-Wein“, „Burks China-Malvasier“
und beachte obige Schutzmarke und die Firma: C. H. Burk, Stuttgart.
Export nach überseeischen Ländern

Dr. med. Lahmann's Sanatorium
(Naturheilanstalt)
[illegible] Dresden.
In [illegible] Lage.
Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen- [illegible] — Prospekte [illegible]

MERAN
[illegible]
Leipzig u. Berlin. [illegible] Winterstation. [illegible] für Lungen-, Nervenkranke. [illegible]
Prospekte gratis.
Die Kurvorstehung.

[illegible]
Brieflicher Unterricht.
[illegible]

Keine Hülfe für Brustkranke
[illegible]
Asthma [illegible] Bronchial- und Kehlkopf- [illegible]
[illegible]

Pein's Thee-Versand!
[illegible]

Champagner
von
Aug. Grote & Co.,
Frankfurt a. M.
Gegründet 1807 — höchst prämiirt.
[illegible]
Weiss Etikett [illegible]
Kaiser-Sekt [illegible]
Rhein-Sekt [illegible]
Monopole [illegible]
Versand in jedem Quantum.
Medicinal-Sekt [illegible]

✱ SECT ✱
[illegible]

16 Medaillen & Ehrendiplome.
Cibils
FLEISCH-EXTRACTE
liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

CRÈME SIMON
beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, [illegible] aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.
J. SIMON, 36 Provence, PARIS. In allen Apothek. u. Parfum.

Camerun-Seife.

Camerun-Seife.
[illegible]
Man bittet, auf die Schutzmarke zu achten!
[illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, [illegible]

Mondamin Brown & Polson
alleinige Fabr. k. engl. Hofl.
[illegible] Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speciell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch. [illegible]

Sodener Mineral-Pastillen
à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken

Leinen- und Gebild-Weberei

12 Mal ausgezeichnet mit goldenen, silbernen und Staats-Medaillen.

F. V. Grünfeld, Landeshut in Schles.,

königlich preussischer, bayrischer, rumänischer u. grossherzoglich mecklenburgischer Hoflieferant.

Versand gegen Vorausbezahlung oder Nachnahme. Wünsche auf „Zahlung nach Empfang“ können nicht berücksichtigt werden.
Bei Aufträgen in Höhe von Mark 20.— an postfreie Zusendung innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

Zur Auswahl geeigneter Weihnachtsgeschenke empfehle nachstehende Gegenstände, worunter auch Vieles für Wohlthätigkeits-Zwecke.
Bei Bestellung nach diesem Verzeichniss genügt die Angabe der vorgesetzten Nummer.

Für 75 Pfg. Nr. 1, 1 Dtzd. bunte baumwoll. **Kinder-Taschentücher**, mit Bildern bedruckt, 35 Cm. gross

oder Nr. 2, 1 **Puppen-Gedeck** mit 6 Mundtüchern

oder Nr. 3, 1 abgepasste, blauweiss gedruckte **Küchenschürze**, 93×80 Cm.

oder Nr. 4, 2 **Kinder-Mundtücher** (Servietten), mit Band versehen, Krepp-Gewebe mit Canevas zum Besticken.

Für M. 1.— Nr. 5, 1 Satz weisse **Waschtischdeckchen**, bestehend aus 5 Stück verschiedener Grösse, mit Javaborde für Kreuzstich

oder Nr. 6, 1 **Damast-Nähtischdecke**, blaugold, 75 Cm. □

oder Nr. 7, 1 **„Germania“-Wirtschaftsschürze**, weiss oder crême mit den Wappen der deutschen Staaten, sowie mit Eiche und Kornblumen echtfarbig bedruckt.

Für M. 1.40 Nr. 8, ½ Dtzd. halbleinene **Taschentücher** mit farbigen Kanten, 46 Cm. □

oder Nr. 9, 1 **Männerhemd** aus blaugestreift Militär-Nessel

oder Nr. 10, 2½ Meter schlesisch Warp, halbwollenes Gewebe in glatt, gestreift oder karrirt zu einer **Jacke**

oder Nr. 11, 1 **Wäschesack**, vorgezeichnet auf grauweissem Fischerleinen

oder Nr. 12, 1 fertige **Hausschürze** aus Madras-Stoff mit Jacquard-Streifen.

Für M. 1.60 Nr. 13, 3 Meter friesartiger **Wollenstoff** (Wollfleck), dunkel karrirt oder gestreift, zu einem Frauenrock

oder Nr. 14, 2½ Meter ungebleicht **Köperbarchent** zu 1 Paar Manns- oder Frauen-Unterhosen

oder Nr. 15, 1 Dtzd. weisse **Schirting-Taschentücher**

oder Nr. 16, 1 **Kinder-Tischgedeck**, 70×70 Cm., mit 6 Mundtüchern, 20 Cm. □ mit farb. Querstreif. u. eingewebtem Spruch

oder Nr. 17, 1 **Krepp-Ueberhanghandtuch** zum Besticken.

Für M. 1.80 Nr. 18, 1 **Ballschuh-Tasche** mit Täschchen für Kämme, Nadeln und den Fächer mit Aufzeichnung für Stickerei.

Für M. 2.— Nr. 19, 5 Meter **Cassinet**, einfarbig, zu 2 Paar Manns-Hosen oder Jacken ausreichend

oder Nr. 20, 1 **Spieltischdecke**, 112 Cm. □, grauweiss mit entsprechenden Figuren eingewebt

oder Nr. 21, 1 Dtzd. halbl. **Kinder-Taschentücher** mit farbigen Kanten, 36 Cm. □

oder Nr. 22, 1 Paar **Schuhe** auf Stramin, in geschmackvollen Farben, nebst Wolle zum Fertigsticken.

Für M. 2.30 Nr. 23, 4½ Meter **Barchent**, farbig gestreift zu 2 Jacken

oder Nr. 24, ½ Dtzd. graue **Küchen-Handtücher**, blau oder roth gestreift, 42×115 Cm.

oder Nr. 25, 1 halbleinene **Damast-Decke** mit Fransen, hellblau mit grau, 135 Cm. gross

oder Nr. 26, 1 **Frauenhemd** aus weissgarnigem Handleinen starkfädig mit Zugbündchen und Zwickel-Aermeln.

Für M. 2.80 Nr. 27, ½ Dtzd. **Schul-** bezw. **Einkaufs-Taschen**, grau Leinen, farbig tambarirt

oder Nr. 28, 1 Dtzd. leinene **Wischtücher**

oder Nr. 29, 1 **Unterrock** aus bedrucktem baumwoll. Flanell mit Handbogen

oder Nr. 30, 1 leinen **Jacquard-Tischtuch**, geklärt, 133×133 Cm.

oder Nr. 31, 8 Meter halbwollen **Rockstoff** (Warp) in dunklen glatten oder gestreiften Mustern, zu einem einfachen Hauskleide ausreichend.

Für M. 3.40 Nr. 32, 6 Stück **Hülsenfrucht-Beutel** auf Canevas-Leinen, unfertig mit folgenden Aufschriften zum Besticken: Linsen, Erbsen, Bohnen, Graupen, Mehl, Reis

oder Nr. 33, 1 Dtzd. weiss leinene **Taschentücher**, gesäumt, 49 Cm. □.

Für M. 3.60 Nr. 34, 8 Mtr. Warp, halbwollen Rockstoff, in dunklen glatten oder gestreiften Mustern zu einem einfachen **Hauskleide**

oder Nr. 35, 7 Mtr. **Schlesisch Buntdrucknessel**, waschecht, zu einem Kleide

oder Nr. 36, 1 Dtzd. graulein. **Küchen-Handtücher**, 42×110 Cm. gross.

Für M. 4.— Nr. 37, 1 Dtzd. weisse **Taschentücher**, rein Leinen, 49 Cm. □

oder Nr. 38, 1 weisse **Waffel-Bettdecke** mit Fransen

oder Nr. 39, für **6 Hausschürzen** je 85 Cm. buntgestreifte Schürzenleinwand

oder Nr. 40, 8 Mtr. **Cassinet**, in glatten Farben, zu 3 Mannsjacken

oder Nr. 41, 7 Meter **Cretonne** (Lederkattun) in hell oder dunkel bedruckten Mustern zu einem Kleide

oder Nr. 42, 6 Mtr. baumwollen **Flanell**, farb., sammetweich, zu 2 Hemden oder 3 Jacken

oder Nr. 43, 1 hochf. **Ueberhang-Handtuch**: „Vöglein unterm Regenschirm“.

Für M. 4.80 Nr. 44, 1 weisslein. **Damast-Tischtuch**, 160×170 Cm. gross

oder Nr. 45, 9 Mtr. gestreift **Militärnessel**, beste Güte, zu 3 Männer-Hemden

oder Nr. 46, 6 Mtr. weiss **Piquébarchent** in schönen Mustern, 70 Cm. breit, zu 3 Nachtjacken oder 2 Unterröcken.

Für M. 5.— Nr. 47, 1 baumwoll. blauweiss karrirter **Deckbett-Bezug**, 125×200 Cm. gross, nebst 2 Kopfkissen, 57×80 Cm. gross

oder Nr. 48, 1 weissleinen **Theegedeck** mit farbiger Kante nebst 6 Mundtüchern

oder Nr. 49, 1 Dtzd. leinene **Batist-Taschentücher** für Damen, 40 Cm. gross

oder Nr. 50, **Reste** von **Grünfelds** Wäschetuch, etwa 9 Mtr. starkfädig oder 11 Mtr. feinfädig

oder Nr. 51, 5¼ Meter **Zwirn-Cassinet**, zu Jacket, Weste u. Beinkleid, dunkelgrundig in gesprenkelten Mustern

oder Nr. 52, 1 **Rückenkissen**, auf Stramin vorgestickt, nebst entsprechender Füllwolle.

Für M. 6.— Nr. 53, 1 Paar weisse **Waffel-Bettdecken**, 168×225 Cm. gross

oder Nr. 54, **Reste** von Gebirgs-Halbleinen, 10 Meter mittelstark 83 Cm. breit, oder 12 Meter mittelfein 75 Cm. breit

oder Nr. 55, 1 Dtzd. weissleinene **Taschentücher** mit Hohlsäumen, 35 Cm. □ für Damen, **besonders preiswürdig**

oder Nr. 56, 1 grauweiss leinene **Damast-Kaffee-Decke**, 140 Cm. □, vorzügliche Güte mit Kanzlerspruch: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst Nichts in der Welt!“

Für M. 6.50 Nr. 57, 6 Meter **Piqué-Barchent** in vorzüglicher Güte, für 3 Nacht-Jacken oder 2 Damen-Unterröcke

oder Nr. 58, 1 **Kaffee-, Obst-** oder **Gartendecke** (Zwirn-Gewebe), mit geknüpften Fransen, a) roth-crême, b) blau-crême, c) bordeaux-crême

oder Nr. 59, 2 Stück **Bettlaken**, rein Leinen, mittelfeinfädig, 160×200 Cm. gross.

Für M. 7.50 Nr. 60, 1 **Gedeck-Garnitur** mit Fransen, blaugold, bestehend aus 1 Tischtuch, 1 Kommoden-, 1 Nähtischdecke und 6 kleinen Mundtüchern

oder Nr. 61, 1 **Leute-Bettbezug**, blauweiss baumwollen, bestehend aus 1 Oberbett-Bezug 130×200 Cm., 2 Kopfkissen-Bezügen 80×57 Cm., nebst 1 leinen Bettlaken 133×230 Cm.

oder Nr. 62, 1 **Sopha-Teppich** (Jute), 130×200 Cm. nebst 2 zupassenden Bettvorlagen.

Für M. 8.50 Nr. 63, 1 Dtzd. fertig genähte weisse **Haus-Drell-Handtücher**, 42×115 Cm.

oder Nr. 64, weiss **Satin** in schönen Mustern für 1 Deckbett- u. 2 Kissenbezüge, 4,10 Mtr. 130 Cm. und 3,50 Mtr. 84 Cm. breit.

Für M. 9.50 Nr. 65, ½ Dtzd. **Damen-Hemden** aus Hemdentuch, mit nachgeahmten Zwirnspitzen besetzt

oder Nr. 66, 1 leinenes **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, Tischtuch 160×170 Cm., Mundtücher 72 Cm. gross

oder Nr. 67, 18 Meter feinfädig **Bett-Bezug**, roth, blau oder bunt karrirt, 83 Cm. br.

oder Nr. 68, 1 Stück = 20 Mtr. **Stuhl-Creas**, mittelstarkfädig, für jegliche Art Leibwäsche.

Für M. 10.50 Nr. 69, 1 Stück — 18 Meter bestes **Halb-Leinen** für Leibwäsche, 75 Cm. breit

oder Nr. 70, 18 Meter **Bett-Bezug** (baumwollen), für 2 Oberbetten und 4 Kopfkissen, vorzügliche Güte, blau-weiss, roth-weiss, roth-blau-weiss, lila karrirt

oder Nr. 71, ½ Stück = 16½ Meter **Leinen-Creas**, garnweiss, 75 Cm. breit, zu Hemden für Bedienstete geeignet

oder Nr. 72, 1 Stück = 20 Meter **Grünfelds Wäschetuch**, baumwoll., feinfädig, für jede Art Wäsche. **Diese Waare hat sich bereits einen Weltruf erworben.**

Für M. 13.— Nr. 73, 1 **Damast-Theegedeck** (rein leinen, grauweiss mit farbiger Borde u. 12 kleinen Mundtüchern

oder Nr. 74, 1 Stück — 18 Mtr. **Hausmacher-Halbleinen**, mittelstarkfädig, 83 Cm. breit

oder Nr. 75, 1 Dtzd. weissleinene **Jacquard-Handtücher**, geklärt, 53×132 Cm. gross

oder Nr. 76, 6½ Mtr. **Leinen-Creas**, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit, für jede Art Leibwäsche

oder Nr. 77, 1 leinen **Jacquard-Hausmacher-Gedeck**, Stern- oder Blumen-Muster, mit 8 Mundtüchern. Tischtuch 162×225 Cm., Mundtücher 66 Cm. □.

Für M. 15.— Nr. 78, ½ Dtzd. **Damen-Beinkleider** aus bestem baumwollen Stuhl-Creas mit Handbogen

oder Nr. 79, 1 Dtzd. geklärte hochfeine **Jacquard-Handtücher**, Blumen- oder Stern-Muster, 53×132 Cm.

Für M. 17.— Nr. 80, 1 leinen **Damast-Gedeck** mit 6 Mundtüchern, vorzügliche Hausmacher-Güte, mit einem in der Mitte eingewebten Buchstaben. Tischtuch 180 Cm. □, Mundtücher 72 Cm. □

oder Nr. 81, 1 **Damast-Theegedeck** mit 6 Mundtüchern, Marke „China“, weiss leinen mit breiter rother oder blauer Borde, Thee-Pflanzung und Ernte darstellend. Tischtuch 140 Cm. □, Mundtücher 36 Cm. □

oder Nr. 82, ½ Stück = 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), vorzüglich haltbar, mittelfeinfädig, 80 Cm. breit

oder Nr. 83, 18 Meter von bestem halbleinen **Bettbezug** in klaren, farbig karrirten Mustern für 2 Deckbett- u. 4 Kissenbezüge.

Für M. 20.— Nr. 84, 3 Stück verschiedene hochfeine **Damen-Taghemden** (Putzhemden), aus hochfeinfädigem Chiffon, mit reicher Ausstattung

oder Nr. 85, 4 Stück **Bettlaken** aus **Grünfelds Hausleinen**, mittelfein, fertig genäht, 160×210 Cm. gross

oder Nr. 86, ½ Stück — 17 Meter **Grünfelds Hausleinen** (vollweiss), feinfädig, 83 Cm. breit oder mittelfein 87 Cm. breit.

Grünfelds Hausleinen
ist das Beste in Bezug auf Haltbarkeit und erfreut sich eines Weltrufes.
Muster zu Diensten!

Über Land und Meer.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

Mit Randzeichnungen von R. E. Kepler.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Der Gottesdienſt in dem ärmlichen Kirchlein von Baneſti war beendet. Trotz des Sonntags hatten demſelben außer dem Küſter nur noch zwei alte Mütterchen und Alexe, der Kutſcher des Gutsherrn von Baneſti, beigewohnt. Pope Konſtantin war über dieſe traurige Thatſache durchaus nicht ungehalten. Im Gegenteil. Je geringer die Zahl der Kirchenbeſucher, deſto lieber war es ihm. Da konnte er den Gottesdienſt raſch abthun, ganze Seiten ſeines abgegriffenen Gebetbuches überſpringen und in einer halben Stunde das fromme Geſchäft verrichten, wozu er ſonſt bei ehrlicher Pflichterfüllung viermal ſo viel Zeit gebraucht hätte. Pope Konſtantin war kein ſchlechter Chriſt. O nein! Aber er huldigte der Anſicht, daß der liebe Herrgott die paar überhüpften Seiten einem armen Popen ſchwerlich übel nehmen könne, der bei den geringen Einnahmen, die ihm aus ſeiner frommen Mühewaltung zufloſſen, und bei den kümmerlichen Erträgniſſen der ihm gehörigen ſechs Pogons*) Ackerboden auf dem Gemeindegute Dance ein recht unerquickliches Daſein geführt haben würde, wenn ihm nicht der Gutsherr von Baneſti, Herr Demeter Fortunat, aus ſeiner Privatkaſſe einen Monatsgehalt von drei randigen Dukaten aus purem Edelmut beſtimmt hätte. Ja, drei randige Dukaten, die Pope Konſtantin regelmäßig am erſten eines jeden Monats erhielt, wenn er ſich mit dem geweihten Waſſer in das Schloß begab, um dasſelbe einzuſegnen. Pope Konſtantin vergaß daher nie, beim Schluß des Gottesdienſtes ein beſonderes Gebet für das Wohl des Herrn Fortunat und das ſeines Söhnleins Jonel zu murmeln. Heute hatte er dieſes Extragebet mit einem ganz beſonderen Nachdruck verrichtet und dabei den Namen des Gutsherrn und den ſeines Knaben ſo laut zur Kirchenwölbung emporgerufen, daß der Kutſcher des Herrn Fortunat, der alte Alexe, der von ſeinem frühen Sonntagsrauſch im kühlen Gotteshauſe ſich ernüchterte und dabei eingeſchlummert war, erſchreckt emporfuhr, raſch ein Kreuz ſchlug und ſich eiligſt aus der Kirche hinausſchob.

Pope Konſtantin, ein großer, ſtarkknochiger Mann in den Vierzigen, in einem verſchoſſenen, grünlich ſchimmernden Talar und mit einer cylindriſchen

Boccaccio erzählt ſeine Novellen. Gemälde von Caſſioli.

Nach einer Photographie von A. Conti in Florenz (Vertreter: Hugo Großer in Leipzig).

---

*) Ein Pogon entſpricht einem halben Hektar.

Bedeckung auf dem Haupte, verließ auch bald darauf die Kirche, welche der Küſter hinter ihm abſchloß. Er begab ſich langſamen Schrittes und ſeinen graumelirten, wallenden Bart ſtreichelnd, der ihm ein ehrwürdiges Ausſehen verliehen haben würde, wenn nicht ſeine Naſe ſo verdächtig rot gefunkelt hätte, in ſeine Wohnung.

Dieſelbe beſtand aus einem niedrigen, ebenerdigen, moosüberwucherten Häuschen, deſſen Außenwände blau angeſtrichen waren und das ungefähr zwanzig Schritte rechts von der Kirche lag, deren Hofraum gleichzeitig den Gottesacker von Baneſti bildete. Mitten auf einem Gottesacker zu wohnen, in welchem die Grabhügel knapp beieinander lagen, ſo knapp, daß man, um für den hinzukommende Tote Raum zu ſchaffen, die alten Gräber aufſchaufeln mußte, mag nicht beſonders angenehm und erheiternd ſein. Anfangs hatte ſich Pope Konſtantin mit ſeiner Wohnung auch nicht recht zu befreunden vermocht. Aber mit der Zeit — er wohnte nun an die fünfzehn Jahre hier — wurde ihm der Friedhof ein gar lieber Ort, den er mit Lindenbäumen und Trauerweiden bepflanzte und zu einem Garten umſchuf.

Und beſonders ſeitdem er ſeine liebe, gute Mariza, ſein blondes, ſchönes Weib, darin zur ewigen Ruhe gebettet, hätte er um nichts in der Welt ſeine Wohnung wechſeln mögen.

Knapp vor ſeinem Häuschen erhob ſich ein weißer Grabſtein auf einem grünen Hügel, unter dem ſein Weib ſchlummerte.

Pope Konſtantin hatte ſich, nachdem er ſich in ſeiner Wohnung durch diverſe Gläschen „Weihwaſſer“, wie er den Schnaps beſchönigend nannte, gekräftigt, daſelbſt niedergelaſſen, den Kopf an den Grabſtein gelehnt, und ſchaute traurig vor ſich hin.

Heute war nämlich der Todestag ſeiner Frau. Das Geſicht des Popen hatte dementſprechend einen melancholiſchen Ausdruck, wie das eines Menſchen, der in traurige Betrachtungen verſunken iſt. Dieſe traurigen Betrachtungen waren jedoch nicht ſo ſehr durch die pietätvolle Erinnerung an ſeine Gottſelige, als vielmehr durch den Umſtand verurſacht, daß die „Coliva“, der flache, ſüße Weizenkuchen, den er anläßlich des Todestages ſeiner Mariza gekauft hatte, aus ſeiner Stube verſchwunden war. Pope Konſtantin hatte an dieſem Kuchen, für den er zehn Franken geopfert, eine herzinnige Freude gehabt. Er war ſo umfangreich, daß ihn der Pope kaum mit beiden Armen zu umſpannen vermochte und ſo geſchmackvoll, und hatte auf ſeiner oberen Fläche ein religiöſes Symbol: das Haupt des heiligen Nikolai, das eine kunſtfertige Hand aus rotem Zuckerſtaub hervorgezaubert. Und dieſer herrliche Kuchen war verſchwunden, war offenbar geſtohlen worden. Und der Dieb war zweifellos der Küſter, kein anderer! Eine Coliva zu ſtehlen, eine ſolche Coliva! Unerhört! Pope Konſtantin ſchüttelte ingrimmig ſein von lang wallenden Strähnen umrahmtes Haupt. Da wurde auf einmal die tiefe Stille durch eigentümliche, abgeriſſene Hornklänge unterbrochen. Pope Konſtantin fuhr empor und horchte. Er wußte eine Weile nicht recht, was dies bedeuten möchte. Aber plötzlich erinnerte er ſich, daß heute jüdiſches Neujahr ſei.

„Die verfluchten Juden,“ murmelte er ärgerlich. Pope Konſtantin war kein Judenfeind, Gott behüte! Aber in dieſem Augenblicke verwünſchte er die geſamte Nachkommenſchaft Jakobs in die tiefſte Hölle.

„Es iſt ein wahrer Jammer,“ dachte er, „in einem chriſtlichen Städtchen gibt es nur eine einzige Schenke, und die iſt heute, wo ein rechtſchaffener Menſch ſeinen Schmerz mit einigen Gläschen Wein wegſchwemmen möchte, geſchloſſen, weil ihr Beſitzer Naftali in der Synagoge betet, in welcher ſicherlich auch der einzige Jude hockt, mit dem man ein ernſtes Wort reden kann, mein lieber Freund Zilibi Pſantir.“

Und dem war auch ſo. Sowohl Naftali, der Beſitzer der Schenke, die anläßlich des Neujahrstages geſchloſſen war, als auch Zilibi Pſantir befanden ſich in der Synagoge, die am äußerſten Ende des Städtchens unweit der Kirche lag.

Zilibi Pſantir, ein mageres Männlein mit einem gelben Pergamentgeſicht, einem ſchwarzen Spitzbärtlein und zwei klugen dunklen Aeuglein, war ſogar der Urheber jener eigentümlichen Töne, welche den erbaulichen Betrachtungen des Popen eine weltliche Richtung gegeben hatten. Am jüdiſchen Neujahrstage wird nämlich, einer uralten Tradition gemäß, in den Synagogen „Schofar“ geblaſen, und Zilibi Pſantir hatte ſich um den ehrenden Auftrag beworben, dem Widderhorn jene frommen, aber durchaus unharmoniſchen Töne zu entlocken, welchen die Juden am genannten Feſttage in inbrünſtiger Andacht lauſchen. Zilibi Pſantir war mit dieſer Miſſion betraut worden. Und ſo ſtand er denn mitten in der Synagoge vor einem mit einem bunten Tuch bedeckten Tiſche, die Spitze des Widderhorns im Munde, und neben ihm Naftali, ein großer, rotbärtiger Mann, welcher die hebräiſchen Formeln vorſagte, nach denen Zilibi die Zahl und den Takt der Hornſtöße zu regeln und zu moduliren hatte.

Es war dies kein leichtes Geſchäft. Die erſten Hornſtöße waren raſch von ſtatten gegangen. Als er aber denſelben Ton dreimal ſchnell nacheinander dem Horn entlocken mußte, da wurde das Inſtrument widerſpenſtig.

Die Schweißtropfen traten Zilibi auf die von Runzeln durchfurchte Stirne. Er hatte bereits einigemale das Inſtrument an die Lippen geſetzt, aber die ungeduldige Gemeinde konnte noch immer keinen Ton vernehmen.

Naftali lächelte boshaft. Er hatte es ja vorausgeſagt, daß dieſer dünne, ſchwächliche Zilibi nie und nimmer einen derartigen „Schofar“ meiſtern werde. Dazu brauchte man tüchtige Lungen und eine ſo mächtige Bruſt, wie ſie nur Herr Naftali beſaß.

Aber tiefer noch als das boshafte Lächeln Naftalis ſchmerzte Zilibi Pſantir das Kichern, das aus der weiblichen Abteilung herüberklang.

Nein, man ſollte über ihn nicht lachen! Er reckte ſich jäh, nahm alle ſeine Kräfte zuſammen, ſein bleiches Geſicht wurde flammend rot, ſeine eingefallenen Wangen ſchwollen zu Pausbacken an — und plötzlich klang durch die Stille ein Ton, ſo grell und ohrenzerreißend, daß alles zuſammenfuhr. Das war ein Hornſtoß, wie ihn die Synagoge von Baneſti noch nie vernommen, ſo erſchütternd und grundgewaltig wie jener, der die Mauern von Jericho in ihren Grundfeſten erbeben gemacht hatte.

Die Wirkung blieb auch nicht aus. Ein zottiger ſchwarzer Hund, der vor der Synagoge träge und ſchläfrig in der Sonne gelegen und ab und zu nach Fliegen geſchnappt hatte, ſprang bei dieſem Hornſtoß jämmerlich heulend auf, ein anderer Köter replizirte und in wenigen Augenblicken bellten, wie auf ein gegebenes Zeichen, ſämtliche Hunde von Baneſti. Hiedurch beunruhigt, begannen einige Rinder zu brüllen und da alles in Baneſti ein Lebenszeichen von ſich gab, ſo erachteten es die Hähne für ihre Pflicht, durch anhaltendes Krähen ſich gleichfalls bemerkbar zu machen. Es war ein Höllenſpektakel.

„Die verfluchten Juden!“ rief wild auffahrend Pope Konſtantin, der ſich eben angeſchickt hatte, auf dem Grabhügel ſeiner Frau ein kurzes Schläfchen zu halten. Dann ließ er ſein Haupt wieder in den weichen Raſen zurückſinken. Aber ſeine Abſicht, trotz dieſes allgemeinen Aufruhrs ſein kleines Vormittagsſchläfchen zu abſolviren, wurde ſchnöde vereitelt.

Ein Schwarm kleiner, feſtlich geputzter Judenjungen mit langen Kaftanen und kleinen Schläfenlocken war nämlich in den Friedhof hereingeſtürmt und begann lärmend und jauchzend zwiſchen den Gräbern herumzurennen. Pope Konſtantin wollte ſich erheben, um ſein Hausrecht zu wahren und die ungebetenen Gäſte aus dem geheiligten Bezirke hinauszujagen. Da erblickte er zwiſchen dem Schwarm ein reizendes, weißgekleidetes Mädchen mit langem ſchwarzem Lockenhaar: die kleine Lea, Zilibi Pſantirs Töchterlein. Die war die Wildeſte. Die flatterte wie eine Hummel allen voran und lärmte und ſang und klatſchte mit den kleinen Händchen, daß es eine Art hatte. Der Anblick dieſes in überſprudelnder Fröhlichkeit herumtollenden Kindes beſänftigte raſch den Unmut des Popen. Er ſtützte das Haupt auf die Hand und ſchaute grimmig lächelnd dem Treiben der Kinder zu.

„Wer will mich fangen?“ rief Lea. Sie hatte ſich auf einen Grabſtein geſchwungen und blickte mit leuchtenden Augen auf die Jungen.

„Ich, ich!“ tönte es zu ihr empor.

„Ich nehme es mit euch allen auf,“ lachte das Mädchen, „ihr ſtellt euch alle in eine Reihe hin, ich verlange fünf Schritte Vorſprung, und wenn ich in die Hände klatſche, fangen wir an zu laufen. Wollt ihr?“

„Ja, ja!“ jubelten die Jungen.

Lea ſprang vom Grabſtein herab, poſtirte die Knaben in eine Reihe und zählte fünf Schritte. Dann klatſchte ſie in die Hände. Der Wettlauf begann. Lea flog flink und behend wie ein Kätzchen dahin, verfolgt vom jauchzenden Kinderſchwarm. Sie eilte den Weg entlang bis zum Grabhügel, wo der Pope lag, ſchleuderte ihm eine friſchperlende Lache ins Geſicht, hielt einen Augenblick inne, kehrte raſch um, ſchoß durch die Reihen ihrer Verfolger, ſetzte über die Grabhügel, wand ſich ſchlangenhaft zwiſchen den Grabſteinen durch, verſetzte im Zickzacklaufe bald hier, bald dort dem einen oder dem andern der ſich ihr nähernden Knaben einen neckiſchen Schlag, und all dies mit einer ſo wilden, blitzſchnellen Haſt, daß der Pope vor Staunen die Hände zuſammenſchlug und mit offenem Munde ihr nachgaffte. Endlich hielt ſie erſchöpft auf dem freien Platze an, von wo der Lauf begonnen hatte. Sie war totenbleich und atmete ſchwer. Aber die großen, brennend ſchwarzen, von langen Wimpern überſchatteten Augen blickten triumphirend auf die Knaben, die einer nach dem andern ſtaubbedeckt und atemlos auf dem Sammelplatz eintrafen.

„Und jetzt ſpielen wir Räuber, und ich bin der Hauptmann,“ klang Leas ſilberhelle Stimme. „Oder will jemand anders Räuberhauptmann ſein? Willſt Du es ſein, Jankele?“ wendete ſie ſich an einen ſchmächtigen, rothaarigen Jungen, den Sohn des Schenkwirtes Naftali.

„Nein, nein,“ lärmten die Knaben, „Du, Lea, biſt unſer Hauptmann!“

„Hört,“ ſagte ſie und ſtrich mit der Handfläche die dunklen Locken von der Stirne zurück, „ſechs von euch ſind Räuber und die vier anderen ſind Gendarmen. Du Jankele biſt der Anführer der Gendarmen. Und unſer Verſteck iſt das Wäldchen dort.“ Sie zeigte mit der Hand auf ein die Fahrſtraße entlang ſich hinziehendes Birkenwäldchen. Die Blicke der Knaben folgten der von ihr angedeuteten Richtung. Da rief plötzlich Jankele mit zitternder Stimme: „Jonel kommt!“ Und dieſer Ruf hatte eine ſeltſame Wirkung. Die Knaben ſtanden einen Augenblick wie erſtarrt da, dann drängten ſie ſich wie Schafe beim Herannahen eines Wolfes zuſammen die ängſtlichen Blicke auf die Landſtraße gerichtet, auf welcher ein Knabe dem Friedhof zuſchritt, welchem ein hoher Mann mit einem ſchwarzen Cylinderhut auf dem Kopfe in ziemlich unſicherer Haltung folgte.

„Er wird uns ſchlagen,“ jammerte Jankele. „Jonel hat uns erblickt; o Gott, er wird uns ſchlagen, laufen wir davon.“

„Bleibt!“ rief das Mädchen. Sie trat einen Schritt vor.

Jonel hatte die Judenknaben bemerkt. Mit beflügelten Schritten, ſeinen Begleiter weit hinter ſich laſſend, eilte er heran und blieb einige Schritte vor Lea ſtehen. Der zwölfjährige Sohn des Gutsherrn von Baneſti war der gefürchtetſte Feind der jüdiſchen Gaſſenjungen des Städtchens. Jeder der zehn Knaben, die eingeſchüchtert, vor Angſt bebend, in einen Haufen zuſammengedrängt hinter dem Mädchen ſtanden, hatte mehr als einmal die kleine, mit einem Elfenbeingriff verſehene Reitpeitſche zu ſpüren bekommen, die er auch jetzt drohend in der Hand hielt. Jonel ſchaute eine Weile das Mädchen an, das ihm furchtlos in die Augen blickte. Sie waren beide von derſelben Größe und die Geſichtszüge beider zeigten bei aufmerkſamer Betrachtung eine gewiſſe Aehnlichkeit. Die dunklen Augen des Knaben hatten denſelben Schnitt wie jene des Mädchens, er hatte denſelben kleinen Mund mit den etwas vollen Lippen, dieſelbe feine Naſe mit den zarten, gewölbten Flügeln wie Lea, nur die Stirne war bei beiden verſchieden. Die Stirne des Mädchens war klein und niedrig, während jene Jonels hoch und gewölbt und für ſein Alter faſt zu ſtark entwickelt war.

„Was treibt ihr Judenjungen auf einem chriſtlichen Friedhofe euch herum?“ ſagte er verachtungsvoll. „Ihr habt eine Synagoge, dort könnt ihr ſpielen, wenn ihr wollt, aber nicht hier; hinaus!“

Er erhob drohend die Reitpeitſche.

„Bleibt!“ rief das Mädchen.

Einen Augenblick ſchienen die Knaben zu zögern; da fuchtelte Jonel ein wenig mit der Peitſche und das Schwirren derſelben wirkte zauberhaft. In einem Nu ſtoben die Jungen nach allen Richtungen auseinander. Die Augen des Mädchens ſprühten. Mit einem katzenhaften Griff hatte ſie den roten Jankele, der ihr am nächſten geſtanden, am Schoße ſeines langen Seidenkaftans gepackt und hielt ihn zurück.

„Hinaus!“ ſchrie Jonel.

„Sie läßt mich ja nicht laufen,“ jammerte Jankele.

Da ſauſte die kleine Reitpeitſche auf den Rücken des Judenjungen nieder, der mit einem lauten Wehruf von Lea ſich losriß und jämmerlich ſchreiend davoneilte. Einen Augenblick ſtand Lea unſchlüſſig da. Dann ſchwankte ſie einige Schritte, bückte ſich, ergriff einen fauſtgroßen Kieſelſtein, und todenbleich, mit den weißen Zähnchen ihre Unterlippe zernagend, mit flammenden Augen, ſtürzte ſie auf Jonel. Ein pfeifender Ton wie das Ziſchen einer Schlange entrang ſich ihrem Munde, während ſie mit dem geballten Fäuſtchen, darin ſie den Stein krampfhaft preßte, dem Knaben mitten in die Stirne einen ſo heftigen Schlag verſetzte, daß er taumelnd niederſtürzte.

Pope Konſtantin, welcher dieſe ganze Scene aufmerkſam verfolgt hatte, ſprang, als er Jonel niederſinken ſah, empor, eilte heran und blieb vor dem bewußtlos daliegenden Knaben, von deſſen Stirne das Blut über ſein Geſicht niederrieſelte, entſetzt ſtehen.

„Herr Brunner!“ ſchrie er verzweifelt auf. Der Ruf galt dem Hauslehrer Jonels, dem Manne mit dem hohen Cylinderhut, welcher am Eingang des Kirchhofes ſtehen geblieben war und eigentümlich lächelnd vor ſich blickte.

Herr Brunner rührte ſich nicht von der Stelle. Der Pope bückte ſich zum Knaben, hob ihn auf und trug ihn, der ſtarr daſtehenden Lea einen zornigen Blick zuwerfend, in ſeine Wohnung. Daſelbſt legte er ihn fürſorglich auf ſeinen Diwan. Der Knabe öffnete die Augen und ſchaute befremdet um ſich. Pope Konſtantin küßte ihn auf den Mund. „Es iſt nichts, Kind,“ murmelte er, „eine kleine Wunde, wir wollen das Blut wegwaſchen und kalte Umſchläge auf die Stirne legen. Thut Dir's weh, Kind?“

Jonel ſchüttelte verneinend den Kopf. Der Pope holte aus einem Kaſten ein neues, roſageblümtes Taſchentuch hervor, tauchte es in Waſſer, wuſch das Blut weg, unterſuchte die Wunde und band das Tuch dem Knaben um die Stirne.

„Daß ſo etwas in einem Friedhofe geſchehen mußte,“ ſeufzte er, auf den Diwan neben dem Knaben ſich ſetzend und ihm die ſchwarzen Locken aus der Stirne ſtreichend. „Und an einem Sonntag. So ein gottloſes, wildes Mädchen; warte, ich will es ihrem Vater ſchon ſagen. Wenn nur der gnädige Herr nichts erfährt. Aber, wo ſteckt denn Brunner. Mir ſcheint, der Mann iſt heute wieder betrunken. Sag, Jonel, haſt Du Schmerzen?“

„Nein, nein!“ rief der Knabe ärgerlich, „ich habe keine Schmerzen, aber ich bin matt, ich will ein wenig ſchlafen.“

Er ſchloß die Augen. Pope Konſtantin faltete die Hände, ſchaute ſinnend auf das ſchöne, bleiche Geſicht des Knaben, machte über ihn dreimal ein Kreuz, ging dann auf den Fußſpitzen zum Schranke, der neben der Thüre ſtand, wo er ſein „geweihtes Waſſer“ aufbewahrte, holte eine langhalſige Branntweinflaſche hervor, und ſtärkte ſich daraus lange und gründlich.

*

Die vom Popen Konſtantin ausgeſprochene Vermutung, daß Herr Brunner, der Hauslehrer Jonels, angetrunken ſei, entſprach leider den Thatſachen. Herr Balthaſar Brunner, ein hagerer, ungefähr vierzig Jahre zählender Mann, um deſſen dünnen Leib ein langer ſchwarzer Rock ſchlotterte, und auf deſſen Haupt ein hoher Cylinderhut verwegen ſaß, war thatſächlich angetrunken, was ſeiner Erſcheinung, die durch den langen blonden Bart und durch die ſtark entwickelte Glatze eine gewiſſe Würde erhielt, entſchieden Abbruch that. So oft ſonſt Herr Brunner ſeinem idylliſchen Daſein durch reichliche Libationen einen höheren Schwung zu geben pflegte, wußte er nach außenhin ſtets das Decorum zu wahren. Daß dies heute nicht der Fall, daran war der ganz außerordentliche Umſtand ſchuld, daß Tags zuvor Herr Fortunat eine Sendung Rheinweine erhalten, wovon er ein halbdutzend Fläſchen Herrn Balthaſar Brunner zur Verfügung geſtellt hatte. Als nun dieſer heute früh die erſte Flaſche in ſeinem Zimmer entkorkte und der Duft des Rheinweines ihn umfing, da waren tauſend klingende Erinnerungen an ſein fernes Vaterland in ihm aufgetaucht, heitere und wehmütige Erinnerungen aus ſeiner Kindheit, aus der blöden und doch ſo ſüßen Flegelperiode während ſeiner Gymnaſialzeit und ſchließlich wurden die zehn in dulci jubilo an der Univerſität Heidelberg verrauſchten Semeſter in ihm lebendig, wo er alles Mögliche und einiges Andere — etwas Theologie, etwas Philoſophie, etwas Philologie — mit heißem Bemühen und ſo lange ſtudirte, bis die Subſiſtenzmittel aus der Heimat verſiegten, ſo daß er um des lieben Brotes willen gezwungen war, als Hauslehrer ſich zu verdingen. In dieſe Erinnerungen verſunken hatte er eine Flaſche nach der andern ſtill, andächtig und wehmütig geleert. Und die Geiſter des Rheinweines ſpielten diesmal dem armen Brunner einen gar argen Streich. Sie verhielten ſich anfangs ruhig und begannen erſt im Freien während des Spazierganges in ſeinem Hirn herumzurumoren, in ſeinen Beinen zu prickeln und den ganzen Menſchen in ſo heilloſer Weiſe zu necken, daß Brunner all ſeine moraliſche Macht aufbieten mußte, um ſein Gleichgewicht nur einigermaßen zu wahren. Aber ungefähr dreißig Schritte vor dem Eingang in den Friedhof gab er den ausſichtsloſen Kampf auf. Sein Geiſt war zwar immer noch willig, aber die Beine waren ſchwach, wurden immer ſchwächer, bis die ganze Geſtalt bedenklich ſchwankte. Da flog ein wehmütiges Lächeln über die Schwachheit der menſchlichen Natur um ſeinen Mund — er wankte noch bis zum Thore und blieb daſelbſt angelangt ſtehen. Er hatte den Popen Konſtantin ſeinen Namen rufen hören und eine dunkle Ahnung, daß etwas Ernſtes vorgefallen, war in ihm aufgeſtiegen. Aber er wagte ſich gleichwohl nicht in dieſes Labyrinth von weißen Grabſteinen hinein, die geſpenſterhaft in der hellen Mittagsſonne vor ſeinen Augen tanzten. Und wie er ſo mit geſenktem Kopfe daſtand und ſann und lächelte, mit dem Oberkörper bald nach rechts, bald nach links und dann wieder nach vorne wankend, ſchlug plötzlich ein heftiges Schluchzen an ſein Ohr. Einige Schritte vor ihm auf einem Grabhügel unter einer Trauerweide, deren dünne Zweige faſt bis zur Erde reichten, ſaß Lea und weinte.

„Jonel,“ rief Brunner, „wo ſteckſt Du?“

Lea war bei dieſem Rufe aufgeſprungen.

„Ach, Du biſt es Lea?“ ſagte Brunner, an den Thorpfoſten ſich lehnend, „haſt Du meinen Zögling, meinen lieben Wildfang Jonel nicht geſehen?“

Das Mädchen wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſchaute düſter vor ſich. Dann ſagte ſie raſch: „Er iſt krank, vielleicht tot.“

Herr Balthaſar Brunner legte den Zeigefinger der Rechten an ſeine ſchiefe Naſenſpitze, die bläulich ſchimmerte, während der Reſt ſeiner Naſe in einem hochroten Farbenton glänzte: ein Phänomen, welches darin ſeinen Erklärungsgrund fand, daß die betreffende Naſenſpitze vor mehreren Jahren während eines ſtrengen Winters zu erfrieren das Malheur gehabt hatte.

„Ein geſunder Knabe,“ murmelte er, „kann unmöglich im Handumdrehen krank werden — und noch weniger ſterben. Das widerſpricht allen Naturgeſetzen. Du lügſt, Lea,“ fügte er nachdrucksvoll hinzu, „Du lügſt oder phantaſierſt, eins von beiden.“

„Ich lüge nicht!“ rief Lea; „Pope Konſtantin hat Jonel in ſeine Wohnung getragen.“

Brunner fuhr mit der Hand über die Stirne, er erinnerte ſich dunkel an den angſtvollen Ruf des Popen, es mußte in der That etwas vorgefallen ſein.

„Mein liebes Kind,“ ſagte er, „reich mir Dein Händchen und geleite mich in die Wohnung des Popen, ich leide nämlich an Schwindel und ſtehe, wie Du ſiehſt, etwas ſchwach auf den Beinen.“

Lea ergriff ſeine Hand. Herr Balthaſar Brunner warf den Kopf empor und ließ ſich in ſtrammer, nur ab und zu durch Schwankungen unterbrochener Haltung von dem Mädchen auf dem an den Gräbern vorbei ſich ſchlängelnden Pfade bis zum Häuschen des Popen führen. An der Thür trat ihnen Pope Konſtantin entgegen.

„Er ſchläft,“ ſagte er leiſe, „nicht laut reden.“ Dann begann er flüſternd Herrn Brunner den Vorfall zu erzählen und ſchloß mit der Verſicherung, daß ihm dieſe traurige Affaire vollſtändig den Kopf verwirrt, den Magen in Unordnung gebracht und daß er nie und nimmer geglaubt hätte, daß in einem ſo kleinen Judenmädchen — er warf bei dieſen Worten Lea einen finſteren Seitenblick zu — der leibhaftige Teufel ſtecke.

„Bleiben Sie einige Augenblicke hier, Brunner,“ fügte er hinzu, „überwachen Sie den Knaben, mich ruft leider die Pflicht ins Städtchen.“

Der Ruf der Pflicht war eine Umſchreibung des Satzes, daß Pope Konſtantin im Städtchen nachſehen wollte, ob es denn nicht möglich war, trotz des jüdiſchen Feiertages für ein kleines Stündchen in Naftalis Schenke Eingang zu finden, um daſelbſt ſeinen Magen in Ordnung zu bringen.

Brunner, welcher die Pflichten, denen Pope Konſtantin in Baueſti oblag, wohl kennen mochte, lächelte bedeutungsvoll.

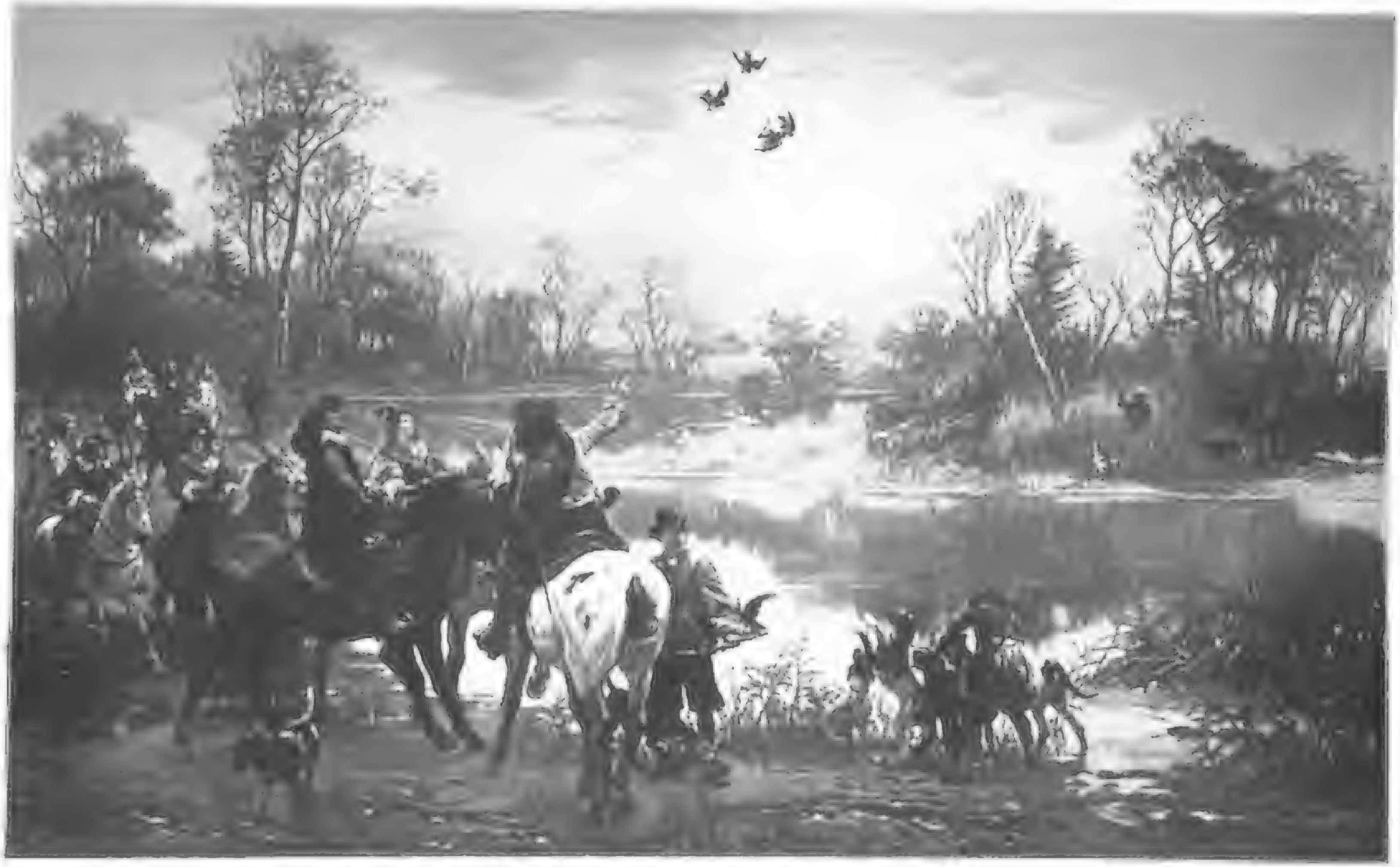
„Ich danke Ihnen, Vater Konſtantin,“ ſagte er ernſt, „für Ihre fürſorgliche Mühewaltung.“

Er drückte ihm hiebei die Hand, dann ſchloß er plötzlich den Popen an ſeine Bruſt, küßte ihn einigemale auf den Mund und begann leiſe zu weinen.

Pope Konſtantin entfernte ſich tief gerührt über dieſe jähe Gefühlsaufwallung.

Brunner öffnete leiſe die Thür und trat in die Stube des Popen. Es war ein niedriges, reinliches, kühles Gemach, die weiß und blau betupften Wände faſt bis zu den Balken der Decke mit Handtüchern behangen, die an beiden Enden und in der Mitte mit goldig und ſilbern glänzenden Fäden durchwirkt waren; eine Hinterlaſſenſchaft der verſtorbenen Gattin des Popen, welche dieſe Handtücher ſelbſt verfertigt und faſt ihr ganzes Leben hindurch daran gearbeitet hatte. An der Wand, gegenüber der Eingangsthür, hing unter einer ewigen Lampe ein Glasgehäuſe, darin aus einer durch kunſtvoll übereinander geſchichtete Rauſchgoldblättchen erzielten perſpektiviſchen Ferne der Kopf des heiligen Nikolai auf Goldgrund ſichtbar war, umleuchtet von einem glitzernden Glorienſchein. Daneben hingen unter Glas und wurmſtichigem Rahmen zwei durch die Gewichte einer Schwarzwälderuhr getrennte Bilder, von denen das eine die heilige Jungfrau Maria mit dem Chriſtusknäblein auf dem Arme und das andere den heiligen Georg in dem Augenblicke darſtellte, da er mit dem gewaltigen Speere den Drachen erlegt. An dieſe Bilder, welche mit dem heiligen Beruf des Popen Konſtantin in Einklang ſtanden, ſchloſſen ſich drei andere, von denen man dieſes nicht behaupten konnte und welche der Pope aus purer Liebe zur Kunſt vor einigen Jahren auf dem Jahrmarkt in der Stadt bei einem ruſſiſchen Bilderhändler um drei Franken erworben hatte. Das eine Bild ſtellte den Zar Nikolai, das andere irgend eine mörderliche Schlacht zwiſchen Ruſſen und Türken dar, während das dritte als eine ſtark angedunkelte Photographie in Kabinetformat ſich präſentirte und zwar als die Photographie einer vollbuſigen Dame, deren oberflächliche Toilette die Balletttänzerin verriet. Das Ameublement der Stube beſtand aus zwei Rohrſtühlen, aus einem kleinen, wackeligen Tiſche, auf dem die geſamte, aus zwei alten, abgegriffenen Gebetbüchern und einem Kalender beſtehende Bibliothek des Popen ſich befand, aus einem Kaſten, darin Seine Hochwürden ſeine Garderobe und die ſpirituöſen Stärkungsmittel aufbewahrte, und aus einem niedrigen Diwan, auf welchem Jonel mit geſchloſſenen Augen lag und ſchlummerte. Brunner betrachtete eine Weile den Knaben, dann ließ er ſich auf dem Stuhl nieder. Um ſeine Augen lagerte es ſich wie Spinnengewebe, er begann mit dem Kopfe zu nicken; bald darauf umfing ihn ein tiefer Schlummer und man hörte nichts als die ſchweren Atemzüge des Schlafenden und das Ticken der Schwarzwälderuhr.

Da ſchob ſich langſam und vorſichtig durch die halbgeöffnete Thür zuerſt Leas ſchwarzlockiges Köpfchen und dann das ganze Mädchen in die Stube. Sie ſchlich leiſe auf den Fußſpitzen bis zum Diwan, blieb vor demſelben ſtehen, beugte ſich über den ſchlafenden Knaben und lauſchte eine Weile ſeinen Atemzügen. Dann nahm ſie das feuchte Tuch von ſeiner Stirne, auf welcher ein roter, ſenkrechter Strich faſt bis zur Naſenwurzel ſich hinzog. Da öffnete Jonel die Augen, ſie wich einen Schritt mit einem leiſen Schrei zurück, das Tuch entfiel ihrer Hand. Er hob den Kopf ein wenig in die Höhe und blickte



Falkenjagd. Gemälde von W. Räuber.

izierin.

von A. [illegible]

Falkenjagd. Gemälde von W. Räuber.

Eine Patrizierin.

Gemälde von A. Berzik.

wirr um ſich. Und wie er Lea erkannte, wurde die Erinnerung an den Vorfall im Gottesacker in ihm lebendig und eine heiße Röte flammte auf ſeinen bleichen Wangen, als ihm der Gedanke durchblitzte, daß dieſes kleine, dumme Judenmädel, die Tochter des lumpigen Zilibi Piantir, des Fiedlers und Spaßmachers, den er kaum eines Blickes würdigte, ihn, Jonel, den Sohn des Gutsherrn von Baneſti, zu Boden geworfen und blutig geſchlagen habe. Die Geſchichte — ſo flog es ihm durch den Kopf — wird die Runde machen durch das ganze Städtchen, man wird davon ſprechen allüberall, und wie werden die Judenjungen, die ſonſt einen ſo gewaltigen Reſpekt vor ihm hatten, frohlocken! Er legte die Hand an ſeine brennende Stirn und fühlte den blutigen Strich. Eine heiße, ſchwere Thräne rollte ſeine Wange herab. O, die Wunde ſchmerzte ihn nicht, aber daß er auf ſeiner Stirne Tag für Tag, vielleicht ſein ganzes Leben hindurch eine Narbe herumtragen würde, das unverlöſchbare Merkmal ſeiner Schmach, das brannte ihm auf der Seele, das zuckte um ſeine Lippen, das ſprühte in ſeinen Augen, die funkelnd auf dem Mädchen hafteten, das ſtill und ſcheu daſtand. Er ballte die Fäuſte. O, wenn dieſe Lea kein Mädchen, wenn ſie ein Junge wäre, wie hätte ſie es gebüßt! Zu Boden hätte er ſie geworfen, mit der Reitpeitſche ihr Geſicht zerfetzt, alle Hunde des Hofes auf ſie gehetzt! Aber ein Mädchen! Wie konnte man ſich an einem Mädchen rächen? Er knirſchte mit den Zähnen. Und doch, es gab eine Rache: ihr Vater, der Trödlerjude, mit den finſteren Augen, der mußte es büßen.

„Du,“ fuhr er auf, „Dich will, Dich kann ich nicht ſchlagen, aber Deinen Vater, warte nur, dem werde ich's heimzahlen.“

„Mein armer Vater hat Dir ja nichts gethan,“ ſagte ſie, das Köpfchen emporhebend, „und mir thut es ja auch leid, daß ich Dir ſo weh gethan,“ fügte ſie mit Thränen in der Stimme hinzu, „aber ich konnte ja nicht anders. Warum verfolgſt Du die Judenknaben? Warum ſchlägſt Du ſie? Was haben Dir denn die Juden gethan, Jonel?“

Was hatten ihm die Juden gethan? Dieſe Frage hatte ſich Jonel noch nie vorgelegt. Er haßte ſie, weil alle Welt im Herrenhofe ſie haßte, weil ſein Vater ſie haßte, weil ſie lange Schläfenlocken und lange Kaftane trugen, weil ſie gebückt und gedrückt einherſchlichen und ſchmutzig und feige waren. Aber was hatten ſie ihm gethan? Er las dieſe Frage in den glühenden dunklen Augen des Mädchens, die ſpannungsvoll auf ihm ruhten, und er konnte keine Antwort darauf finden.

„Aber was hab' ich denn Dir gethan, warum haſſeſt Du mich, Lea?“ brauſte er plötzlich auf, „ja, warum?“

Das Mädchen trat nahe an den Diwan, ihre Wangen röteten ſich. „Sieh, Jonel,“ begann ſie, „Du trägſt eine feine Sammetjacke“ — ſie berührte ſeinen Aermel mit der Hand — „die Elle koſtet mindeſtens zehn Franken, und Deine Schuhe ſind aus feinem, zartem Leder. Und das koſtet alles ſchweres Geld, und Du bekommſt alles und weißt ſelbſt nicht wie, und lebſt in einem herrlichen Schloſſe und haſt einen eigenen Lehrer und fährſt ſpazieren, und wirſt ein großer, reicher Mann werden und alle Leute werden mit dem Hute in der Hand vor Dir ſtehen. Warum? Und ich habe nichts, und mein Vater iſt ein armer Jude, und er arbeitet Tag und Nacht, und läuft früh und ſpät herum, und hat doch nichts, und die Leute machen ſich über ihn noch luſtig und ſchimpfen ihn Jude, und er darf nichts ſagen, nichts. Warum? Und ich möchte auch eine Sammetjacke haben,“ ſprudelte es von ihren Lippen, „und ſolch feine Stiefelchen tragen wie Du und auch ſpazieren fahren, und ich wollte auch, daß die Leute mit dem Hute in der Hand vor mir ſtehen. Warum haſt Du alles und ich nichts? Und wenn ich noch ſehe, daß Du die Judenknaben ſchlägſt und kein Menſch Dir etwas zu thun wagt, dann fühl' ich einen Stich hier — im Herzen — und darum haß ich Dich, jetzt weißt Du es.“

Sie hielt ſchwer atmend inne, eine ſeltſame Glut brannte in ihren großen, mandelförmigen Augen, die auf das bleiche Geſicht des Knaben ſtarrten, der regungslos dalag. Sie ließ ſich auf dem Diwan zu ſeinen Füßen nieder, preßte die Hände an ihre hämmernden Schläfen und ſchaute ſtumm vor ſich. So war er denn endlich gekommen, der große Augenblick, nach dem ſie gelechzt. Jonel, der Sohn des allmächtigen Gutsherrn, der ihr ſtets wie ein Weſen aus einer andern, ſchöneren Welt erſchienen, zu der ſie mit Angſt und Haß und oft wieder mit glühender Sehnſucht wie nach etwas Unfaßbarem emporblickte, der gefürchtete Jonel, der ſie bis jetzt kaum beachtet, der ſtolz, verachtungsvoll von ſeiner unnahbaren Höhe auf ſie, auf alle Judenjungen von Baneſti herabblickte, jetzt lag er neben ihr, bleich, ſtill, die Stirne blutig geſchlagen, und das von ihrer Hand, und was ihr auf der Seele gebrannt, ſie hatte es ihm ins Geſicht geſagt und er hatte nichts darauf erwidern können, keine Silbe.

Ein eigenes Gefühl ſchwellte bei dieſem Gedanken ihr Herz — ein Gefühl wonnevollen Stolzes, daß die Kluft, die ihn bis jetzt von ihr geſchieden, überbrückt ſei, daß ſie in ſein Leben eingegriffen, daß er nunmehr ſie beachten und an das arme, verachtete „Judenmädel“ denken müſſe, ob er nun wolle oder nicht. Sie ſprang auf. Jonel hatte die Augen halb geſchloſſen, an ſeinen langen, ſeidenen Wimpern hingen zwei glänzende Thränen. Sie ſchritt leiſe zum Kopfende des Diwans.

„Jonel!“ rief ſie. Er öffnete die Augen und ſchaute ihr ins Geſicht. Da zuckte es ſeltſam um ihre Lippen, ſie neigte ſich raſch, drückte ihm jählings einen flüchtigen Kuß auf den Mund und eilte aus der Stube.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Denkmal für König Ludwig II.

Wir haben bereits in Kürze gemeldet, daß im Parke von Schloß Berg am Starnberger See nächſt der Unglücksſtelle, an welcher König Ludwig II. ſeinen Tod fand, ein ſchlichtes, aber in ſeiner Einfachheit und ſeiner bedeutenden Höhe würdig wirkendes Denkmal errichtet worden. Heute kommen wir auf dasſelbe zurück, um es unſeren Leſern im Bilde vorzuführen und einige weitere Erläuterungen beizufügen. Die vom Prinzregenten Luitpold errichtete und aus ſeiner Privatſchatulle beſtrittene Gedenkſäule ruht auf einem Unterbau aus Fichtelgebirgsgranit. Die gewundene Säule ſelbſt hat 5,40 Meter Höhe, iſt aus ſchwediſchem Granit hergeſtellt und findet ihren Abſchluß in einer achteckigen, 1,25 Meter hohen Laterne aus demſelben Geſtein mit ſieben roten Glasfenſtern. Die achte Oeffnung iſt aus Eiſen und ermöglicht das Anzünden des ewigen Lichtes, für welches die Laterne beſtimmt iſt. An den Seiten des Sockels lieſt man mehrfach wiederholt in gotiſchen Lettern die Inſchrift: „13. Juni 1886“. An vier Seiten iſt das bayriſche Wappen angebracht. Die Säule krönt ein beinahe zwei Meter hohes, von Ferdinand von Miller gegoſſenes Kruzifix aus Erz. Entworfen iſt das Denkmal vom kgl. Oberhofbaurat Hofmann.

Boccaccio erzählt ſeine Novellen.

(Hiezu das Bild Seite 217.)

In Boccaccios Leben läßt ſich Sage von Wahrheit ſchwer trennen und iſt vieles dunkel. Die Jugend des berühmteſten Gelehrten ſeiner Zeit und des größten Novelliſten Italiens war abenteuerlich, und erſt durch ſeine Freundſchaft mit Petrarca, ungefähr um 1350, erhält das Leben des genialen Erzählers hiſtoriſche Anhaltspunkte für die Nachwelt; auch dieſe ſind dürftig genug. Unſer Bild zeigt Boccaccio in reiferem Alter, und man darf annehmen, daß er ſich in Neapel befindet bei dem dortigen Großſeneſchall Nic. Acciajuoli, der ihn 1363 zu ſich berief und ſehr freundſchaftlich aufnahm. Wir ſehen hier Boccaccio im Kreiſe der Familie ſeines hohen Gönners eine ſeiner luſtigen, lebenswahren „Geſchichten“ aus dem italieniſchen Volksleben vortragen; die Erzählung erregt ſichtlich allgemeine Heiterkeit. Boccaccio war damals noch ein arges Weltkind; einige Jahre ſpäter ſaß er als hochernſter Mann auf dem Lehrſtuhl für Erklärung von Dantes „Göttlicher Komödie“. Die Florentiner hatten, um den von ihnen ſo bitter verfolgten großen Landsmann zu ehren, einen öffentlichen Lehrſtuhl für Danteerklärung gegründet und Boccaccio zu dieſer Profeſſur berufen. Der Danteforſcher Boccaccio und der Verfaſſer des „Decamerone“ waren zwei ganz verſchiedene Menſchen. Auf unſerem Bild iſt er noch ganz der luſtige, zu tollen Schwänken ſtets aufgelegte Boccaccio der früheren Periode, in einer Geſellſchaft, die nach damaliger Leichtlebigkeit gern das ganze Daſein zu einem ewigen Faſching geſtaltet hätte.

Literatur.

— **Schon früher einmal hat uns Georg Ebers in einem** ſeiner Romane nicht in ſein ausgeſprochenes Lieblingsgebiet, das alte Aegypten, ſondern ſtatt deſſen in ein germaniſches Land und ein uns näher liegendes Jahrhundert geführt. Seine „Frau Bürgemeiſterin“ hat nicht minder ihre zahlreichen und begeiſterten Freunde und Verehrer gefunden wie ſeine „Aegyptiſche Königstochter“ und ihre [illegible] Nachfolge. Auch ſeine jüngſte literariſche Gabe, „Die Gred“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt, 2 Bände), verſetzt uns in die deutſche Vergangenheit zurück und zwar in die gute alte Reichsſtadt Nürnberg zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Die durch eine ſeltene Fügung bei einem venetianiſchen Antiquar von dem Verfaſſer aufgeſtöberten Aufzeichnungen der im Jahre 1404 geborenen Gred Schopperin aus Nürnberg lieferten ihm — ſo erzählt er uns in der Einleitung — die Ausgangspunkte für ſeine Darſtellung. Das vermoderte alte Manuſkript ſelbſt ging durch ein unabwendbares Verhängnis zu Grunde, bevor es literariſch verwertet war; aber des Verfaſſers Abſchriften einzelner Stellen, ſeine lebhafte Erinnerung des Ganzen und ſein in die Lücken eintretender Poetengeiſt gaben dem Bilde die volle Rundung. So erſcheint denn ſeine Gabe gewiſſermaßen als die phantaſievolle Rekonſtruktion eines alten, ſchlichten, aber in ſeiner naiven Einfalt und Lebenswahrheit warm anheimelnden Kunſtwerks. In einfacher Chroniſtenweiſe läßt der Verfaſſer die Gred ihre Lebenserinnerungen wiederholen, und der altertümlich angehauchte Ton und Stil verſetzen uns leicht in die volle Stimmung. Was nun aber die Gred an gemütlichen und beſchaulichen, rührenden und ergötzlichen Dingen mit wohlthuender Behaglichkeit zu erzählen weiß, darüber höre man ihren lebendigen und beredten Dolmetſcher ſelbſt. Es wird niemand reuen, ihm mit ſtiller Verſenkung in ſeine feſſelnden Darſtellungen gelauſcht zu haben. Nur ſo viel ſei noch ausdrücklich verraten, daß das Ganze ſich zu einem prächtigen Sittenbilde der damaligen Zeit mit ihrem ehrſamen Bürgertum, ihrem natürlichen Schönheitsſinn, ihrer gediegenen Art zu leben und ſich zu geben abrundet und daß auch ſo manche Beziehung zum Ausland und einzelnen [illegible] Größen damaliger Zeit in dieſes gute altnürnbergiſche Bild hineinragt.

— **Wenn wir auch diesmal unſere Weihnachtsſchau mit** den für unſere jugendlichſten Lieblinge beſtimmten Büchern eröffnen, ſo haben wir da vor allem einer reichen Auswahl zu gedenken, die der unermüdliche Kinderſchriftenverlag von W. Effenberger in Stuttgart für den diesjährigen Feſttiſch dargeboten hat. Eine originelle Neuheit dieſes Verlags, die außerordentlich viel Vergnügen machen wird, iſt ſein „Neues Schokolade-Bilderbuch für artige Kinder“ — eine Attrape der reizendſten Art. Ihr erhaltet eine Tafel Vanilleſchokolade in ſorgfältiger Verpackung. Nachdem ihr Umſchlag und Stanniol entfernt habt, ſeid ihr der feſten Meinung, ohne weiteres ein Stück von der verlockenden Tafelſchokolade abbrechen und verſpeiſen zu können. Doch wenn ihr ganz genau zuſeht, ſtellt ſich heraus, daß dieſe Leckerei nicht für den Mund, ſondern für Augen und Herz beſtimmt iſt. Die Tafel läßt ſich aufklappen, und ihr findet 16 Farbendruckbilder, auf denen ſich alles vereinigt, was den lieben Kleinen beſonders ans Herz gewachſen iſt. Nicht minder originell iſt das Buch: „Was der Jahrmarkt bringt“. Dieſes luſtige Ziehbilderbuch mit 24 Bildern von C. Offterdinger und W. Schäfer, ſowie Text von Moritz Anders enthält auf jedem ſeiner Hauptblätter eine ganze Reihe eingefügter Darſtellungen, die mittelſt des Ziehapparats eine um die andere enthüllt werden. Daneben bietet uns dieſer ſchätzbare Verlag vier Leporello-Albums, das eine von H. Leutemann mit Haus- und wilden Tieren angefüllt, die drei anderen „Im Zirkus“ — „Luſtiges Abenteuer“ und „Große Vorſtellung“, eine Fülle von Kunſtleiſtungen zwei- und vierbeiniger „Artiſten“ veranſchaulichend. Ein „Neues Leinwand-Bilderbuch“ enthält ein illuſtriertes ABC und hübſche Kinderverschen. Ebenfalls auf Leinwand aufgezogen ſind Bilder und Begleitverſe des Buches „Große Freude für kleine Leute“. Nun folgen lange Reihen von Märchen- und Geſchichtenbüchern, von der Sammlung echter Kindermärchen für die ganz Kleinen unter der Aufſchrift: „Mein erſtes Märchenbuch“ bis zu den vornehm ausgeſtatteten „Ausgewählten Erzählungen“ von Chr. von Schmid und „Acht Erzählungen“ von Thekla von Gumpert, beide für die älteren Schulkinder. Dazwiſchen liegen der ſorgſam ausgewählte „Märchenſtrauß“ von F. K. Berger, die zwölf Erzählungen „Für brave Mädchen“ von 7 bis 10 Jahren von Pauline Schanz, ein „Neues Märchenbuch“, 30 Nummern zählend, die „Märchen aus 1001 Nacht“, für die Jugend bearbeitet von Paul Beaudort, „Leben und Abenteuer Don Quixotes“ und „Der Waldläufer“, beide von P. Moritz bearbeitet und endlich der „Robinſon“ von J. H. Campe. Alle dieſe Bücher ſind mit Farbendrucken nach C. Offterdinger, P. Schnorr und anderen wirkungsvoll illuſtriert. — Von W. Effenberger zu den Verlagswerken anderer Firmen übergehend, beginnen wir wieder mit einem Buch für diejenigen, die noch nicht leſen, wohl aber allerliebſt plaudern und auch ſchon etwas in ihren kleinen Köpfchen behalten können. Es nennt ſich „Der Mutter Schatzkäſtlein“ und enthält allerhand Spiele, Reime, Geburtstagswünſche und dergleichen für die Kleinſten, geſammelt von **Frida Heinze** (Dresden, C. C. Meinhold & Söhne). Ebendaſelbſt erſchien auch ein weiterer „Zeitvertreib für die ganz Kleinen", beſtehend in einem Buch mit 15 farbigen Originalzeichnungen von **Emil Limmer** nebſt paſſenden Verslein. — **L. Meggendorfer** widmet den Kleinen ein Leporello-Album „Der zoologiſche Garten" (München, Braun & Schneider), in dem die kindlichen Beſchauer und Beſchauerinnen ebenſo poſſierlich ſind wie die Affen und Papageien, während es natürlich auch an den Königen der Wüſte und ihren Trabanten nicht fehlt. — Der Verlag von G. Löwenſohn in Fürth ſpendet ſehr hübſche Jugendbücher, ſo ein ſtattliches Werk: „Feierſtunden", mit Beiträgen von **A. von Leixner**, **K. Oppel**, **P. Modius**, **F. Pflug**, **A. Scipio** und anderen. Das Buch enthält vielſeitig und durchgängig gute Beiträge, Gedichte, Erzählungen, Kinderluſtſpiele aus der Kinderwelt, Reiſeſchilderungen, [illegible] und Hiſtoriſches und weiſt ſehr guten farbigen Bilderſchmuck auf. Die Publikation macht den Eindruck des Gediegenen und Reichhaltigen. Dasſelbe können wir auch von des gleichen Verlegers „Bildern aus dem Völkerleben", gemalt von **H. Leutemann**, mit Text von Profeſſor **A. Kirchhoff**, und von Leutemanns „Zoologiſchem Atlas der Naturgeſchichte" (derſelbe Verlag) rühmen. Das erſtgenannte, ſehr praktiſch eingerichtete Werk enthält eine Reihe charakteriſtiſch gemalter und vortrefflich kolorierter Tafeln mit Menſchentypen, in lebhaften Szenen vorgeführt, welche der klare, gut geſchriebene Text Kirchhoffs intereſſant erklärt. Das zweite iſt ein Tierbilderbuch ganz prächtiger Art mit 255 Bildern in feinſtem Farbendruck und orientierendem Text. Alle drei Werke ſind fein ausgeſtattet. — Ein ſehr empfehlenswertes Geſchenk für die heranwachſende Jugend iſt auch die Sammlung „Jugendblätter" von **Iſabella Braun**, gegründet unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde, herausgegeben von **Iſabella Hummel** (München, Braun & Schneider). Dieſer Jahrgang 1888, der vierunddreißigſte, zeichnet ſich wie ſeine Vorgänger aus durch geſchickte Wahl des Unterhaltungsſtoffes, Erzählungen, Theaterſtücke, Märchen, Biographien rc., ſchöne Bilder und durch ſchöne, anmutige Form des Dargebotenen. — Einen ähnlichen Charakter, jedoch für eine etwas höhere Altersſtufe, etwa bis zu fünfzehn Jahren, für Knaben und Mädchen gleich geeignet, weiſt die „Kinderlaube" (Dresden, Meinhold & Söhne) auf. Dies illuſtrierte Jahrbuch, von **Th. Schäfer** bearbeitet, iſt jetzt auch ſchon bei dem ſiebenundzwanzigſten Band angelangt und enthält neben vortrefflich gewähltem Erzählungsſtoff aus den verſchiedenſten Gebieten des Lebens, der Natur rc. viel intereſſante Textbilder und kolorierte Tafeln. Es wird den Empfängern viel Freude machen und manche lange Winterabendſtunde angenehm und belehrend kürzen. — Als ſtattlicher, viel Gutes enthaltender Band liegt der erſte Jahrgang von „Schorers Jugendfreund", herausgegeben von **A. Torenwell** (Berlin, J. H. Schorer) vor. — Für die heranwachſende weibliche Jugend erſchien: „Der Trotzkopf" von **Emmy von Rhoden** (Stuttgart, Guſtav Weiſe) bereits in fünfter Auflage und auch die „Briefe an eine junge Freundin" von **Margarete Henke**, [illegible] haben ſich aufs neue eingeſtellt. Die anerkannten Vorzüge beider Werke entheben uns weiterer Empfehlung derſelben. — Recht anmutig leſen ſich die „Märchen aus dem Leben" von **H. Richter** (Stuttgart, Max Waag) mit 20 Textilluſtrationen und 5 Farbendrucken von **Emil Klein** und **Ernſt Vaber**. — Auch die „Denkſteine aus älterer und neuerer Zeit", Erzählungen von **T. Aicak**, überſetzt von Eliſabeth Alec (Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauſes) ſind eine ſchätzenswerte Gabe. — Reizend nach jeder Richtung hin iſt das Buch: „Kleine Leute von geſtern und heute" von **Frida Schanz**, mit Bildern von G. Bolln (Stuttgart, Gebr. Kröner). Den lieblichen farbigen Darſtellungen der Bildtafeln ſind die Verſe und Erzählungen der Herausgeberin vollkommen ebenbürtig. Derſelbe Verlag bietet noch verſchiedene weitere Gaben für Mädchen und Knaben. Dazu gehört zunächſt „Der Jugendgarten", gegründet von **Ottilie Wildermuth**, dreizehnter Band, mit einer reichhaltigen Auswahl gediegener Erzählungen und anderer erfreuender Gaben für die Jugend, illuſtriert durch 8 farbige und 12 Tondruckbilder. „Ottilie Wildermuths Leben", nach ihren Aufzeichnungen zuſammengeſtellt und ergänzt von ihren Töchtern, wird nicht nur der Jugend, ſondern auch deren Freunden eine willkommene Gabe ſein. Auch ein Buch, deſſen Titel mit dem des vorzüglichen Robert Byrſchen Romans in unſerer Deutſchen Romanbibliothek übereinſtimmt, „Der Weg zum Glück", Erzählungen für die reifere Jugend von **Victor Blüthgen**, mit 6 Farbendruckbildern von Fritz Bergen, iſt bei Gebrüder Kröner, Stuttgart, erſchienen. Daß Blüthgen friſch und flott zu erzählen und den Ton für die Kinderherzen zu treffen weiß, iſt allbekannt. Mit dem letzten neuen Verlagswerk derſelben Firma „Das erſte Jahr im neuen Haushalt", eine Geſchichte in Briefen von **R. Artaria** mit einem anmutigen Titelbild in Lichtdruck von F. Reinicke kommen wir bei den für Erwachſene beſtimmten Gaben an. In liebenswürdigem Plauderton berichtet hier eine junge Frau ihrer Freundin, wie ſie Schritt für Schritt ihren jungen Haushalt der größeren Vollkommenheit entgegenführt. Sie vergleicht ſich von Anfang an recht hübſch mit David Copperfield, als er im „Walde der Schwierigkeiten" Bäume fällte, und ruft ſo den berühmten **Charles Dickens**ſchen Roman ins Gedächtnis, der ſich ebenfalls in hübſch gebundener Ausgabe, deutſch von A. Scheibe, mit einer Einleitung von Dr. Julian Schmidt (Halle, Hermann Geſenius, 3. Auflage, 4 Bände, in 2 gebunden) für den Weihnachtstiſch darbietet. — Wie die „Rätſelluſt für Jung und Alt" von **Karl Leo** (Berlin, Rud. Mückenberger), ſo haben auch an den trefflichen 40 neuen „Münchener Bilderbogen" (München, Braun & Schneider), dem geſammelten „Oberländer-Album" (derſelbe Verlag) und der reizenden Sammlung „Aus A. Hendſchels Skizzenbuch" (Frankfurt a. M., M. Hendſchel) Groß und Klein ihre Freude. Um freilich dieſe ausgezeichneten Gaben ihrem ganzen Werte nach zu ſchätzen, dazu gehört ſchon ein gereifter Sinn, ebenſo wie zum rechten Verſtändnis der „Hagebutten" ([illegible]), eine Sammlung luſtiger Balladen und Romanzen, Lieder und Gedichte aus dem Roſengarten der „Fliegenden Blätter", mit 283 Illuſtrationen und einem Vorwort von [illegible] (München, Braun & Schneider, 2. Aufl.). Harburger, Meggendorfer und andere Humoriſten des Zeichenſtifts haben hier ihr Beſtes geleiſtet, und die Humoriſten der Feder haben ſie wacker unterſtützt. Der letzteren entraten konnte der Künſtler, von welchem „Die neue Spitzweg-Mappe" (derſelbe Verlag) zwölf der ſtimmungsvollſten Gemälde des liebenswürdigen Meiſters in feinſter Heliogravüre von Dr. Eugen Albert enthält. Stimmungsvolle Bilder ſchlagen wie ausdrucksvolle Lieder ohne Worte ihre Töne ſo treffend an, daß ſie keines Textes bedürfen. — Mit Kraft und tiefer Empfindung verdeutſcht findet ſich die friſche Laune in „Robert Burns' Gedichte in Auswahl", deutſch von **Guſtav Legerlotz** (Leipzig, Otto Spamer). Der anheimelnden Rede hochdeutſcher Ueberſetzungen des gefeierten Ayrſhire-Dichters ſtellt Legerlotz hier eine ſolche gegenüber, die das ſchottiſche Idiom des Originals durch einen Anklang an oberdeutſche Mundarten wiederzugeben beſtrebt iſt, ein Verſuch, der in manchen Fällen recht anmutende Ergebniſſe zu Tage gefördert hat. — Einige liebe alte Bekannte und daneben viel ſchönes Neues begrüßen wir in der Sammlung der „Gedichte" von **Frida Schanz** (Leipzig, J. J. Weber). Wir behalten uns vor, den Leſern unſerer „Deutſchen Romanbibliothek" Proben dieſer echten Poeſie mitzuteilen, für die es uns hier leider an Raum gebricht.

Geſpenſter Lebender.

Von

Max Deſſoir.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„September 1878.

Mein Vater ſtarb am 11. Januar 1848. Meine Mutter, die mich während der ſchweren Krankheit meines Vaters nicht zu Hauſe wünſchte, hatte mich zu einer Tante geſchickt, die ungefähr zwei Meilen entfernt wohnte. Am Morgen ſeines Todes wurde ich um ſechs Uhr geweckt, um, wie gewöhnlich, meinen Couſinen bei der täglichen Arbeit zu helfen. Ein Viertel vor ſieben ging ich die Treppe hinunter, ein Licht in meiner Hand, als ich plötzlich meinen Vater ſah, wie er im Nachthemd auf mich zukam. Er ſtreckte die Hand aus, als ob er den Leuchter nehmen wollte, aber ich bekam einen ſolchen Schreck, daß ich das Licht fallen ließ und im Dunkeln blieb. Ich wußte, es konnte nicht mein lebender Vater ſein, ſondern war überzeugt, daß er geſtorben und nur gekommen wäre, um mir ein letztes Lebewohl zu bieten. Ich erzählte meinen Couſinen, was ſich ereignet hatte, und ſagte, ich müßte ſofort nach Hauſe gehen. Sie meinten zwar, es wäre nur meine Einbildung geweſen, und verſuchten mich zu überreden, bis nach dem Frühſtück zu warten, aber ich brach ohne Säumen auf und traf auf dem Weg meine Tante, welche die Nacht bei meinem Vater gewacht hatte und mir die Nachricht von ſeinem Tode bringen wollte. Derſelbe war genau eine Viertelſtunde vor ſieben Uhr eingetreten. Jeane Bariord."

Dieſer Bericht iſt einer überaus ſtattlichen Anzahl ähnlicher Erzählungen entnommen, welche in einem unlängſt erſchienenen Werke*) geſammelt ſind. Obwohl er weder beſonders gut beglaubigt noch hervorragend intereſſant iſt, haben wir ihn doch an die Spitze unſerer Unterſuchung geſtellt, weil er die charakteriſtiſchen Merkmale ſolcher Vorkommniſſe trotz ſeiner Kürze ziemlich vollzählig enthält: die Erzählerin glaubt eine Perſon, mit der ſie durch Verwandtſchaft aufs engſte verbunden iſt, gerade in dem Augenblicke zu ſehen, wo dieſe in Wirklichkeit weit von ihr getrennt iſt und mit dem Tode kämpft. In zahlreichen anderen Fällen iſt es das Gehör oder das Gefühl, welches affiziert wird, das heißt, der Betreffende vermeint die Stimme eines andern zu hören oder deſſen Geſtalt zu taſten, auch braucht die Kriſis, in der ſich der andere befindet, nicht gerade mit dem Tode zu endigen, ebenſowenig wie das Verhältnis beider ein verwandtſchaftliches ſein muß; immer aber findet eine Verbindung ſtatt, welche durch keine ſinnlichen Elemente vermittelt wird und der Erklärung zu ſpotten ſcheint. Daß die Berichte, auf welche ſich eine ſolche Behauptung ſtützt, nicht erlogen ſind und daß ſie ſich nicht durch die Zufallhypotheſe erklären laſſen, kann hier nicht des näheren bewieſen werden; unſere Aufgabe iſt es vielmehr, dieſe Geiſtergeſchichten auf ihre Erklärbarkeit hin zu prüfen.

Denn daß wir es hier mit ſogenannten Geiſtergeſchichten zu thun bekommen, wird jeder Leſer wohl bemerkt haben. Die Litteratur aller Völker und aller Zeiten iſt ja voll von ſolchen Erzählungen, die, teils durch dichteriſche Phantaſie verklärt, in Sagen und Märchen ihre Heimſtätte gefunden haben, teils die Annalen des Aberglaubens füllen; aber auch die Aufklärung der neueren Zeit hat ſie nicht ganz zu verdrängen vermocht, und vergebens iſt man mit einem ganzen Wörterbuch von leeren Redensarten, von den „aufgeregten Nerven" an bis zu dem „halluzinatoriſchen Wahnſinn", gegen ſie zu Felde gezogen. Erſt neuerdings iſt in England der Verſuch gewagt worden, auch an dieſe Erſcheinungen mit dem Geiſte echter Wiſſenſchaftlichkeit heranzutreten, der in vorurteilsloſer Weiſe prüft, ehe er urteilt, und da hat ſich denn zunächſt herausgeſtellt, daß die Vorausſetzung, unter welcher derartige Erlebniſſe gewöhnlich berichtet werden, eine unhaltbare iſt. Erſtlich nämlich iſt es ſehr unwahrſcheinlich**), daß in der That ein „Geſpenſt" erſchienen iſt, das heißt eine aus leicht vergänglicher Materie zuſammengefügte, oft bloß hör- oder fühlbare Körperform, ſondern es iſt eher anzunehmen, daß eine Halluzination ſtattgefunden hat, welche ſich jedoch dadurch von den gewöhnlichen Halluzinationen unterſcheidet, daß ſie in urſächlichem Zuſammenhange mit der von ihr vergegenwärtigten Perſon ſteht. Legen wir dieſe Annahme zu Grunde, ſo ſchließen wir naturgemäß alle jene Geiſtererſcheinungen aus, deren Träger ſchon ſeit längerer Zeit verſtorben iſt, und verweiſen dieſelben vorläufig in das Gebiet der rein ſubjektiven Halluzinationen, nehmen aber diejenigen Fälle in die Betrachtung auf, bei denen die Wahrnehmung nur wenige Stunden nach dem Tode eintrat, weil hier die Möglichkeit gegeben iſt, daß der ſchon früher vorhandene Keim der Halluzination dieſer Zeit zu ſeiner Entwicklung bedurfte.

Da erhebt ſich nun zunächſt die Frage, was denn eigentlich Halluzinationen ſind, eine Frage, die nebenbei nicht ohne praktiſche Bedeutung iſt, da wir alle mehr oder weniger gelegentlichen Sinnestäuſchungen unterworfen ſind — mögen dieſelben auch zumeiſt „Illuſionen" ſein, alſo in der Mißdeutung realer Gegenſtände beſtehen. Eine Sinneshalluzination iſt eine Wahrnehmung, welche der gegenſtändlichen Grundlage entbehrt, die ſie vermuten läßt, deren Gegenſtandsloſigkeit aber nur durch ausdrückliche Reflexion erkannt werden kann. Im Grunde genommen ſind alſo alle naiven inſtinktiven Beurteilungen von Wahrnehmungen des Geſichts, Gehörs und Gefühls nur Halluzinationen, inſofern wir das, was in Wirklichkeit Affektion unſerer Sinne iſt, ſofort als Objekt der äußeren Welt deuten. Hier jedoch iſt eine gegenſtändliche Grundlage vorhanden, welche von allen Perſonen mit normalen Sinnen wahrgenommen und nötigenfalls auch photographiſch fixiert werden kann; bei den eigentlichen Halluzinationen dagegen, ſelbſt wenn ſie mehrere Perſonen befallen haben, fehlt jedenfalls dieſes letzte Kennzeichen. Für das Verſtändnis unſerer Begriffsbeſtimmung müſſen wir vor allen Dingen feſthalten, daß Wahrnehmungen nur als Thätigkeiten des Geiſtes exiſtieren und daß, ſobald ein ſeeliſcher Vorgang den Charakter einer Empfindung trägt, er Empfindung iſt. Hatten ſchon Burdach und Baillarger vor vielen Jahren den theoretiſchen Nachweis geführt, daß Phantaſiebilder, die hinreichend lebhaft ſind, um mit ſinnlichen Wahrnehmungen verwechſelt zu werden, geradezu ſolche geworden ſind, ſo iſt erſt in der jüngſten Zeit der experimentelle Beweis hinzugekommen und zwar durch Verſuche, welche die Herren Binet und Féré mit Hypnotiſierten angeſtellt haben.

Giebt man einer im Somnambulismus befindlichen Perſon die Eingebung, daß etwa auf einem vor ihr befindlichen dunklen Tiſch ſich ein Porträt befindet, ſo ſieht ſie auch nach dem Erwachen ganz deutlich das Bild mit allen ſeinen Zügen. Wenn man darauf, ohne ein Wort zu ſagen, ein Prisma vor eins der Augen hält, ſo ſieht das Subjekt zu ſeinem größten Erſtaunen zwei Porträts, von denen das falſche immer gemäß den phyſikaliſchen Geſetzen lokaliſiert wird. Rückt man den Tiſch nahe genug, ſo fällt die Verdoppelung fort, ein ſicheres Anzeichen dafür, daß es nicht die Erinnerung iſt, welche die Wirkung hervorbringt. Entſprechende Erfolge werden mit Vergrößerungs- und Verkleinerungsgläſern erzielt, wobei man darauf achten muß, daß alle Objekte aus dem Geſichtsfelde zu entfernen ſind, deren Größenänderungen als Merkzeichen dienen könnten.

Die zahlreichen Formen, welche dieſer Verſuchstypus unter den Händen der franzöſiſchen Forſcher angenommen hat und die von dem Verfaſſer vielleicht nicht unerheblich vermehrt wurden, ſollen hier nicht aufgezählt werden, allein es mag noch eines Vorfalls gedacht werden, der ungemein charakteriſtiſch und für unſere Unterſuchung bedeutſam iſt. Als der Chef der chemiſchen Arbeiten in der Pariſer Salpêtrière, Profeſſor Lande, eines Tages in der Klinik eine hyſteriſche Kranke ſah, die ſich im Somnambulismus befand, zeigte er ihr eine photographiſche Platte, welche er zufällig in der Hand hielt, und ſagte: „Sehen Sie, das iſt Ihr Bild, Sie ſind ganz nackt." Nach ihrem Erwachen bemerkte die Patientin kaum die Platte, welche in Wirklichkeit eine Pyrenäenlandſchaft darſtellte, als ſie auch ſofort auf dieſelbe losſtürzte und ſie in Stücke brach, voller Wut darüber, in einem Zuſtande abgebildet zu ſein, der ſich allzu ſehr der Natur näherte. Nun hatte man aber vorher ſchon zwei Abzüge von dieſer Platte genommen und bewahrte dieſelben mit Sorgfalt auf. Jedesmal wenn die Kranke dieſe ſieht, zittert ſie vor Wut, denn ſie bemerkt jedesmal ihre eigene nackte Geſtalt, und vergeblich hat man ſich bemüht, ſie von ihrer Täuſchung zu befreien; noch jetzt, nach Verlauf von mehr als zwei Jahren, dauert die Halluzination fort.

Dieſe Thatſache, welche ich ſelbſt in den verſchiedenartigſten Variationen beſtätigt gefunden habe, läßt zwei überaus merkwürdige Anwendungen zu, die, ſoweit mir bekannt, noch nicht erprobt worden ſind. Angenommen nämlich, wir geben einer Verſuchsperſon die poſthypnotiſche Suggeſtion, ſie ſolle beim Erwachen an einer beſtimmten Stelle die Geſtalt eines verſtorbenen Anverwandten ſehen, und, um ſich von der Realität derſelben zu überzeugen, den betreffenden Ort abphotographieren, ſo [illegible] die Wahrſcheinlichkeit [illegible], daß jede ſo gewonnene Photographie dieſer einen Perſon in der That das Bildnis eines Geiſtes bietet. Alsdann wurde das zweite Argument, welches wir zu Gunſten der Subjektivität von Halluzinationen vorbrachten, ſich als unzulänglich erweiſen. Ferner aber, wenn man von zehn ganz gleichen weißen Kartons einen als den Träger eines imaginären Bildes bezeichnete und die von allen genommenen photographiſchen Aufnahmen demſelben Subjekte vorlegte, würde dieſes dann diejenige Photographie herausfinden, welche dem bezeichneten Karton entſpricht?

---

*) Phantasms of the Living. By Edmund Gurney, Frederic H. W. Myers and Frank Podmore. 2 Vols. London, Trübner & Co.

**) Ich ſage mit Abſicht nicht unmöglich. Gerade die Phänomene des abnormen Seelenlebens ſind noch ſo ſehr in Dunkel gehüllt, daß man nicht vorſichtig genug im Abſprechen ſein kann, und es läßt ſich hier am wenigſten vorausſagen, welche Entdeckungen die Zukunft bringen wird. Wer ſich weiter mehr für dieſe Thatſachen intereſſiert, ſei auf die ebenſo unparteiiſche wie reichhaltige Monatsſchrift „Sphinx" verwieſen.

Doch es kommt für unſern Zuſammenhang weniger auf ſolche einzelne Experimente, als auf die Reſultate an, die ſich aus dieſen Verſuchsreihen ergeben. Die Herren Binet und Féré*) faſſen dieſelben mit den Worten zuſammen: „L'objet imaginaire, qui figure dans l'hallucination, est perçu dans les mêmes conditions que s'il était réel." So richtig dieſe Definition auch iſt, ſo leidet ſie doch unter Ungenauigkeiten, welche ihre Urheber ſelbſt verleitet haben, die Frage nach dem Urſprung der Halluzinationen falſch zu beantworten. Beide meinen nämlich, daß an dem Orte, wohin der imaginäre Gegenſtand verlegt wird, ſich „Merkpunkte" wahrnehmen laſſen, welche einen Empfindungskomplex hervorrufen, an den ſich immer von neuem die Halluzination anſchließt. Oder um es an dem zuletzt gebrauchten Beiſpiele zu verdeutlichen: der bezeichnete Karton iſt den übrigen neun nicht abſolut gleich, ſondern unterſcheidet ſich von ihnen durch gewiſſe kleine Differenzen, welche der geſteigerten Empfindungsfähigkeit des Hypnotiſierten nicht entgehen können und getreulich von der Photographie wiedergegeben werden. An ihnen haftet die Täuſchung, falls ſie eintritt. Aber dieſe Erklärung, welche ſchon bei ſich bewegenden Halluzinationen erhebliche Schwierigkeiten bietet, läßt uns ganz im Stich, wenn Phantasmen in völliger Dunkelheit wahrgenommen werden. Die zahlreichen Erfahrungen ganz geſunder, von Augendefekten freier Menſchen*) weiſen nachdrücklich auf den zentralen Urſprung der Halluzinationen hin. Im übrigen braucht man nur einmal die Beſchreibung eines recht ausgeprägten Falles von Sinnestäuſchung zu leſen, um ſogleich die Hypotheſe der „Merkpunkte" in ihrer Haltloſigkeit zu erkennen. So teilt der Rev. A. H. Newnham (The Chaplaincy, Magdalen-street, Exeter) den Herausgebern der „Phantasms" folgendes Erlebnis mit, das ihm im Herbſt 1883 begegnete: „Ich kam, wie gewöhnlich, ungefähr eine Viertelſtunde vor Beginn des Gottesdienſtes in die Sonntagsſchule und ſprach teils mit den Lehrerinnen, teils nickte ich ihnen nur zu. Beſonders bemerkte ich eine, an der ich regen Anteil nahm, wie ſie bei ihrer Abteilung ſaß, nickte ihr zu und erhielt zum Dank ein freundliches Lächeln. Nachher beim Gottesdienſte bemerkte ich ſie wiederum und zählte ſie zweimal mit (ich zähle immer die verſammelte Gemeinde): einmal, als ich alle Anweſenden, dann, als ich Kinder und Erwachſene geſondert zählte. Später ſtellte ſich heraus, daß das Mädchen überhaupt nicht da geweſen war. Ich glaube, ich bin niemals in meinem Leben ſo erſtaunt geweſen, jedoch iſt jeder Irrtum ausgeſchloſſen, da ſie den ganzen Nachmittag nachweislich bei ihren Angehörigen zubrachte."

Engliſches Dorf. Originalzeichnung von G. Lindner.

Noch zahlreiche andere Gründe laſſen ſich dafür anführen, daß der Urſprung der Halluzinationen ein cerebraler, in den Vorſtellungen des Gehirns vorhandener, nicht in den Sinnesorganen ruhender iſt, und da hiervon das Verſtändnis für die „Geiſterwelt Lebender" abhängt, ſo müſſen wir wohl noch einen Augenblick dabei verweilen. Immerhin aber übergehen wir die eingebildeten Wahrnehmungen des Gehörs und Geſichts und wenden uns gleich den willkürlich hervorgerufenen Halluzinationen zu. Wie oft iſt Blakes Beiſpiel nacherzählt worden von dem Maler, der das Bild, das er von einer Perſon in ſich trug, ſichtbar in den Raum hinaus projizieren konnte und das Porträt nicht nach dem Original, ſondern nach dem Phantom malte! Und wie mancher Schauſpieler konnte über ähnliche Vorgänge während des Studiums ſeiner Rollen berichten! Aber auch die inneren Stimmen, von denen ſich die Heiligen inſpiriert glaubten und die in der ſpiritiſtiſchen Literatur einen ſo großen Raum einnehmen, ſind halluzinatoriſcher Natur und zeigen das Sinneselement auf einen niedrigen Grad zurückgeführt. Ihnen nahe verwandt iſt ein anderer Typus, von Gurney treffend als mögliche (potentielle) Halluzination bezeichnet, nämlich das peinliche Gefühl von der Gegenwart einer beſtimmten Perſon, das ſich oft zu einer ausgebildeten Sinnestäuſchung entwickelt. Nehmen wir hinzu, daß in allen dieſen Fällen Ruhe der Sinnesorgane günſtig wirkt, ſo erkennen wir leicht die vollkommene Kontinuität ſolcher Erſcheinungen im wachen Zuſtande mit den Phänomenen des Schlafs. In der That ſind Träume das geläufigſte Beiſpiel dafür, daß Bilder unſerer Phantaſie für Realität gehalten werden, und es iſt eben die Häufigkeit dieſer Erfahrung, welche uns die nahe Aehnlichkeit beider Gruppen überſehen läßt. Man darf geradezu Träume die normale Form der Halluzination, oder Halluzinationen des Wachens die pathologiſche Form des Träumens nennen und als Mittelglied die Phantaſien des Halbſchlummers betrachten.

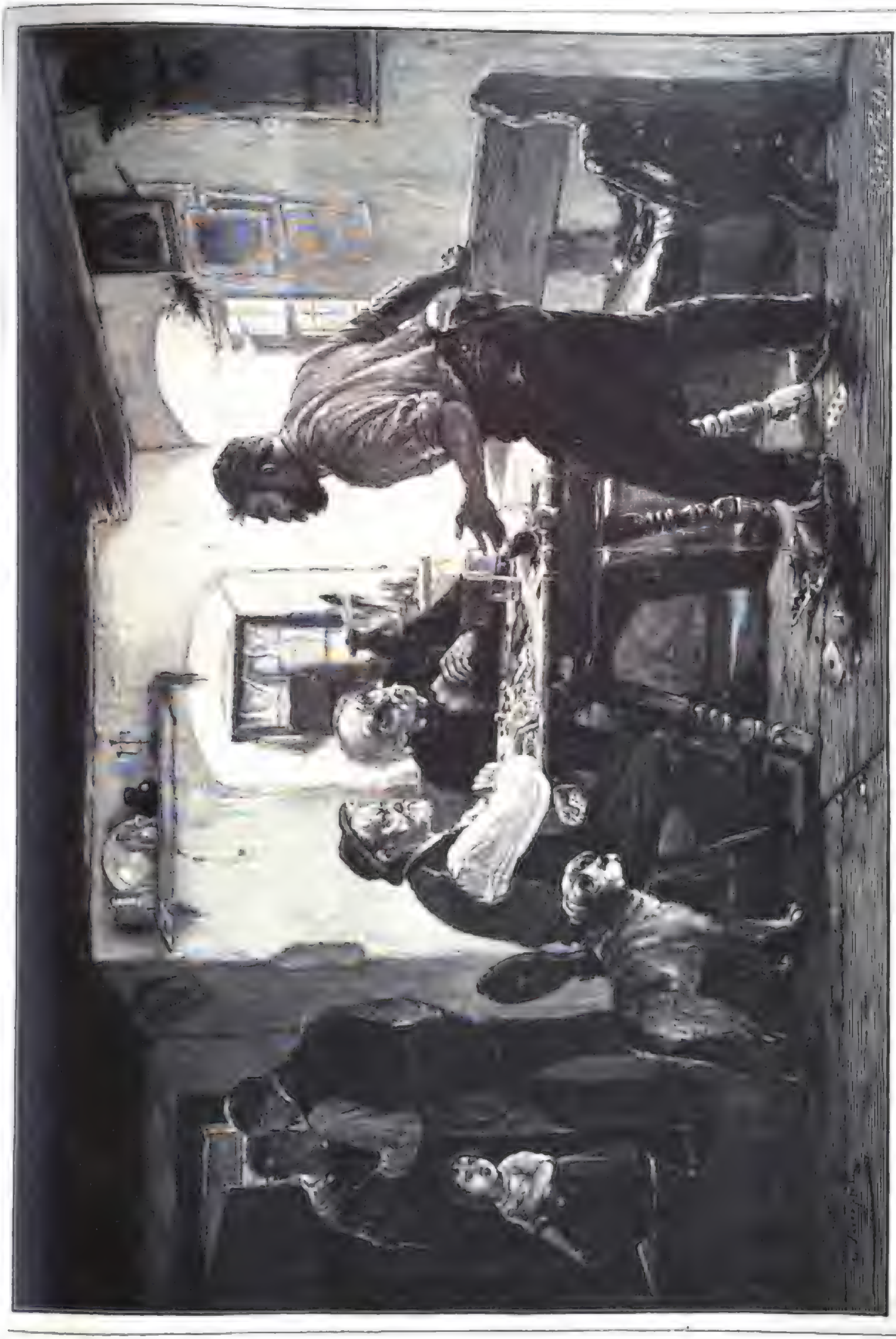
Nachdem wir uns ſoweit über das Weſen der Halluzination klar geworden ſind, erhebt ſich von ſelbſt die Frage nach ihrer Veranlaſſung. Sie ſind, wie wir wiſſen, innerliche Schöpfungen des Geiſtes, laſſen ſich aber durchaus nicht auf krankhafte Erregungen oder nervöſe Erſchöpfung des Körpers zurückführen, ſondern treten im Gegenteil am leichteſten unmittelbar nach dem Erwachen aus tiefem Schlafe oder in Augenblicken ein, wo der Betreffende am wenigſten dazu geeignet ſcheint. Vielfach freilich dürfte die Urſache in den Gefühlen der Angſt oder der Erwartung liegen, welche den Betreffenden beherrſchen. Endlich aber gibt es noch Fälle, in denen die Anormalität nicht rein ſubjektiver oder pathologiſcher Natur iſt, ſondern — ſo behaupten wir — in einem Eindrucke beſteht, der von einem andern Geiſte übertragen worden iſt. Solche Wahrnehmungen entſprechen noch vollkommen unſerer Begriffsbeſtimmung, indem ſie der gegenſtändlichen Grundlage entbehren, die ſie vermuten laſſen, denn dieſe Grundlage würde die thatſächliche phyſikaliſche Gegenwart eines menſchlichen Körpers ſein, mit ſeiner Schwere und allen ſeinen anderen Eigenſchaften. Aber eine objektive Grundlage anderer Art haben ſie freilich, nämlich den außergewöhnlichen Zuſtand der Perſon, welche ſie darſtellen oder in die Erinnerung rufen.

Von ihnen ein andermal!

---

*) Le magnétisme animal. Paris 1887. S. 168.

*) Vergl. Pick, Jahrbuch für Pſychiatrie, 1880, II, S. 30; Schüle, Handbuch der Geiſteskrankheiten, S. 125; Bernheim, Gazette médicale de Paris, 21. März 1885.



Die Falſchſpieler. Gemälde von J. Kinzel.

Späte Roſen.

Novellette

von

Ludwig Thaden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein ſchöner Septembermorgen! In kühlem Blau glänzen die fernen Bergesſpitzen; Blätter und Blüten hängen voll Tau. Friſche, Farbe und Schönheit, wohin das Auge blickt. Auf grünen, halb verwachſenen Waldwegen reiten ein Herr und eine Dame. In tiefen Zügen atmen ſie die kühle, würzige Luft; die Pferde, erſt eben aus ſcharfem Trab in Schritt übergegangen, ſchnauben und haſchen ſchäumend nach den Blättern der überhängenden Zweige.

„Sie wüßten wirklich nicht mehr, Gnädigſte?“ fragt er.

Die Gnädigſte lacht und erwidert:

„Was ſoll ich wiſſen?“

„Es war ein Tag wie heute!“ beginnt er pathetiſch. „Die Wärterin, die eine durchſchwärmte Nacht hinter ſich haben mochte, war an dem ſchattigen Platz, auf welchem wir geſpielt, eingenickt; eine Weile hatten wir uns noch in der Nähe gehalten, dann lockte eine Blume, ein bunter Schmetterling uns bald dorthin, bald dahin; ein Weiher mit langſam dahingleitenden Schwänen und einer zierlichen Gondel blieb hinter uns zurück. Und nun endlich waren wir im Walde. In hohen Bogen wölbten die Eichen und Buchen ſich über uns hin, weiterhin ſtanden Fichten und Tannen — grüne Wildnis, ſo weit das Auge reichte. Nur hie und da ſchlüpfte ein Sonnenſtrahl durch das dichte Blätterdach in die grüngoldene Dämmerung hinab, ſtreifte hier eine eben aufgeblühte Orchis, dort eine weißliche Blütendolde, ruhte hier gebrochen auf einem üppigen Moospolſter, dort wieder in vollſter Glut auf einem märchenhaft geformten Farnwedel oder plumpen Pilz. Wohnte das Dornröschen hier oder wohl gar die böſe Fee? Wie geheimnisvoll flüſterte es in den Blättern! War nicht jener Eichenſtumpf ein verwunſchenes Menſchenangeſicht? Spöttiſch lächelte es auf uns herab. Und jener Fuchs, der dort mit hängender Zunge über den Weg trottete, war es vielleicht ein boshafter Zauberer? Endlich hielt ein ſanft dahinfließender Bach uns auf; unter einer mächtigen, epheuumſponnenen Buche ließen wir uns nieder. — Wie ſchwül es war, trotz der dichten Schatten auf allen Seiten! Ein Reh trat aus dem Gebüſch und trank in langen Zügen —, auch ihm war warm. Wie einſchläfernd das Waſſer rauſchte und murmelte — ein uraltes Wiegenlied, traut und ſüß wie keines ſonſt auf der Welt. Zwei müde Lippen gähnten, ein braunlockiges Köpfchen legte ſich an meine Bruſt und ſchloß die Augen. Ein Häschen tauchte drüben jenſeits des Baches aus dem Gras auf, horchte, die Ohren ſpitzend, zu uns herüber und floh mit hochgehobenem Stutzſchwänzchen ſchleunigſt davon. Ein Eichhörnchen eilte in zierlichen Sprüngen den Buchenſtamm hinauf, machte ſein Männchen und verſchwand. Pluto knurrte im Schlaf, eine Hummel flog vorüber — noch einmal ſchlug ich müde die Augen auf, dann ſchlief auch ich.“

„Inzwiſchen iſt das Mädchen erwacht, man ſucht uns, man ruft! Die Strafe, die dann folgte,“ lachte die Dame, „hat dieſen Tag allerdings für immer meinem Gedächtnis eingeprägt! Und das iſt alles?“

„Und iſt das nicht genug? Litt ich die Strafe nicht für Sie?“

„Und habt Ihr Euern Lohn nicht längſt dahin, mein werter Herr?“ erwiderte ſie lächelnd. „Achten Sie auf! Es war ebenfalls um die Mittagszeit, Mamſell Röschen Demuth, meine würdige Duenna, war in ihrem Sorgenſtuhl ſanft entſchlummert, als mit vorſichtigen Schritten, wie die Katze auf der Jagd, Ihr Euch nahertet — leiſe, leiſe — Eure Augen funkelten, und der Schatten, den Euer Bart vorauswarf, ſträubte ſich. Mit ſpitzen Nadeln bewaffnet, begannet Ihr ein ſeltſames Werk an den Kleidern der alten Dame, als wäret Ihr eine Schneiderin und nicht ein Mann. Dann machtet Ihr Euch raſch davon — ganz Triumph, dem Böſen gleich, dem es gelungen, eine arme Seele zu verderben. Dann plötzlich ein Krachen, ein Reißen, ſchadenfrohes Lachen, halbe Ohnmachten! Vergebens ſucht die Dame von ihrem Ruhelager ſich zu befreien. Hätte ich als Sühnelamm auf dem Altar der Freundſchaft mich nicht geopfert — nicht lebend hätten Sie den Schauplatz ſo unerhörter Miſſethat verlaſſen!“

„Wie gerne würde ich es büßen,“ lachte der Herr, „doch Mamſell Demuth fand den Weg zum Himmel — was ſoll ich thun? Indeſſen — ſehen Sie,“ ſetzte er abbrechend hinzu, „welch ein Tag und welch eine Landſchaft!“

Die Bäume traten auseinander, und ein rings von Wald umſchloſſener Gebirgsſee breitete ſich vor ihnen aus. Kein Windhauch kräuſelte die dunkle Fläche, einem Spiegel gleich gab ſie das Bild der Umgebung — Wald, Gebirge und Wolken, Erde und Himmel — wieder. Ein paar Wildenten rauſchten aus dem Uferröhricht, ſonſt kein Ton, kein Laut ringsum.

„Und morgen ſchon liegt das alles hinter mir,“ ſeufzte der Reiter.

„Bleiben Sie doch hier,“ erwiderte die Gefährtin. „Was treibt Sie fort? Sie ſind frei, und mir ...“

„Willkommen!“ unterbrach er ſie.

In demſelben Augenblick kam um die Waldecke ein zweiter Reiter daher, hoch in der Rechten ein Couvert ſchwingend.

„Eine Depeſche, Herr Graf!“ rief er. — „Der Zufall führte mich an Ihrem Hauſe vorüber, gnädige Frau,“ ſetzte er, der Dame die Hand küſſend, hinzu; „wer könnte eine ſo günſtige Gelegenheit unbenutzt laſſen.“

Mit verdüſterter Miene ſah der andere auf das Blatt in ſeiner Hand.

„Kurt iſt erkrankt,“ ſagte er zuletzt, „er ſtirbt vielleicht! Ich muß noch heute heim. Wann geht der nächſte Zug?“ — —

Eine Stunde ſpäter ſtand derſelbe Herr, jetzt in elegantem Reiſeanzug, am Fenſter eines ſtattlichen, ſchön gelegenen Landhauſes und ſah, in Gedanken verloren, in das ſchattige Waldthal hinab, das da unten ſich hinzog. Ein weites Raſenparterre mit Teppichbeeten und Bosketts ſenkte ſich bis zum Fluſſe hinunter. Jenſeits — ſtromab — lag ein kleines Städtchen, halb verſteckt hinter Wald und Hügeln.

Schwere Gedanken ſchienen hinter der Stirn des Träumenden ſich zu kreuzen. Dann mochte er raſch einen Entſchluß gefaßt haben. Er wandte ſich ab, gab dem im Nebenzimmer mit Packen beſchäftigten Diener noch einige Befehle und ging hinunter. Wenige Minuten ſpäter ſtand er in einem kleinen länglichen, altdeutſch ausgeſtatteten Salon der Dame gegenüber, die er vorhin begleitet.

„Schon?“ fragte ſie.

„Ich habe noch eine halbe Stunde Zeit,“ erwiderte er. „Haben Sie ſie auch — zu einer kurzen Unterredung?“

„So feierlich?“ fragte ſie. „Was bringen Sie Krieg oder Frieden?“

„Nur ein Märchen,“ antwortete er. „Wenn Sie es hören wollen — es iſt raſch erzählt. Einſt lebte in dieſen Landen ein Menſchenpaar — ein Knabe und ein Mädchen — ſchön wie die Sonne ſelbſtverſtändlich und, wie es ſchien, zu allem Guten auf Erden auserleſen. Es waren keine Geſchwiſter, aber ſchon frühzeitig waren ſie zuſammengebracht worden, denn ihre Väter waren Jugendfreunde, die noch als Männer ſich lieb behalten hatten, und auch ſie liebten ſich von Herzen. Sie teilten ihre Aepfel, ſie teilten ihre kleinen Freuden, Leiden und Sorgen, ſie ſtreiften miteinander durch Feld und Wald, über Berg und Thal und ſteckten ihre Näschen in dasſelbe Buch, wenn ſie abends bei traulich brennender Lampe in enger Klauſe bei einander ſaßen. Ich brauche nicht zu ſagen, daß die Meinung aller Sachverſtändigen von Hinz bis Kunz und von der Schloßfrau bis zur Gänſehirtin dahin ging, unſere beiden ſeien von Uranfang beſtimmt, Mann und Weib zu werden, und auch ſie wußten es nicht anders, als daß ſie zuſammengehörten bis in alle Ewigkeit.

„So blieb es manches Jahr, wenngleich ſie im ſpäteren Kindesalter ſich nicht ſo häufig mehr ſahen, da die Ferien der Kadettenſchule, die Leopold beſuchte, und des Penſionats, in welchem Leonore die höhere Bildung erſtrebte, nur noch ſelten zuſammenfielen. Dann aber ſtarben Leopolds Eltern; Leopold kam unter ſtrenge Vormundſchaft, die ſchönen Reiſen hatten ein Ende. Jetzt erging er ſich, wenn er im Freien ſich tummeln wollte, auf öden Heiden; ſehnſüchtig flog ſein Herz dem Süden zu, aber Hand und Fuß waren ihm gebunden, er mußte ſich gedulden und beſſere Zeiten hoffen. Mit allem Hoffen und Harren, mit allen ſeinen Erinnerungen und Plänen aber waren nach wie vor ein ſüßes Kinderantlitz, von braunen Locken umwallt, ein Paar großer, fragender Augen und eine zierliche Geſtalt verknüpft. Sehnſüchtig ſtreckte er die Arme aus, dem Traumbild entgegen. Aber kein Echo antwortete ſeiner rufenden Stimme. Er blieb einſam und allein, er hatte niemand für ſein liebes Herz, als ſeinen Hund und ſeine Pferde und dann und wann einen Freund, wenn er gerade guter Laune war.

„So waren Jahre vergangen, als Leopold eines Tages in der Bildergalerie aus weiter Entfernung eine Dame bemerkte, die ihn auffallend an Leonore erinnerte. Das war dasſelbe Haar, dieſelbe Geſtalt, dieſelbe Art der Bewegungen! Sollte ſie es wirklich ſein können? In den gleichen Mauern mit ihm weilen, ohne daß er es wußte? Das Herz ſchlug ihm. Raſch eilte er ihr nach. Geſpannt wartete er, daß ſie ſich wenden möge. Endlich! Auch das Geſicht ähnelte. Aber Leonore war jetzt höchſtens ſiebenzehn bis achtzehn Jahre alt, dieſe Dame mindeſtens in der Mitte der Zwanziger. Leonorens Antlitz war friſch, geſund und braun, dieſem hatten Kummer, Schmerz und Sorgen die Farben genommen und ihre Spuren tief eingezeichnet. Leopold ſtammelte eine Entſchuldigung, die Dame nahm ſie lächelnd an, man wechſelte noch einige Worte, dann eine Verbeugung. Die Epiſode war vorüber. Von nun an dachte Leopold nur noch um ſo lebhafter an Leonore, und auch die fremde Dame lernte er näher kennen. Sie war die Frau eines Kameraden und bei einer Tiſchgeſellſchaft abermals mit ihm zuſammengetroffen. Beide hatten, durch ihr Abenteuer einander näher geführt, lange und gern zuſammen ſich unterhalten. Leopold war eingeladen worden, ſie zu beſuchen; er war zu ihr gegangen häufiger und immer häufiger, und hatte zuletzt eine Freundin in ihr gefunden, wie früher Leonore es ihm geweſen. Geweſen? Nein, ſie wurde eben die Dritte im Bunde, und kein Tag verging, an welchem er nicht mit der neuen Freundin über die alte ſich unterhalten hätte.

„Und nun endlich war es Sommer! Zum erſtenmale, ſeit Leopold Offizier geworden, erhielt er einen längeren Urlaub. Mit welchem Jubel trat er ihn an, mit welchen Erwartungen ſah er den kommenden Tagen entgegen! Nach einem kurzen Beſuche bei den Verwandten eilte er dem Süden zu, um die Freunde am See und Leonore ſelbſt einmal wieder zu ſehen. Die ganze Familie empfing ihn am Bahnhof, dann ging es durch den herbſtlichen Wald dem Landhauſe zu. Welch ein Leben! Welch eine Freude, mit der Büchſe in der Hand, von der treuen Diana begleitet, dem Wilde nachzuſchleichen, auf dem See im Abendſonnenſchein dahinzugleiten und auf den Gebirgen herumzuklettern. Leonore war ganz geblieben, wie ſie geweſen, kräftig, friſch und geſund — ein halber Bub, wie der Vater, eine treue, liebe Freundin, wie Leopold ſagte. Alles Trennende war ſchon nach wenig Tagen vergeſſen. Die Alten und die Jungen waren, wie ſie geweſen, und Leopolds ganze Seele ein hohes Lied des Glückes und der Freude, denn er liebte, jetzt wußte er's, er liebte von Herzen, und wer wäre glücklicher, als der zum erſtenmale liebt. Und Leonore? Nun, ſie war immer gleich heiter und gleich ausgelaſſen. Als aber der Tag kam, an welchem Leopold ſcheiden mußte und ſie nach langem, vergeblichem Suchen dennoch fand — da begegnete ſie ihm wortlos, aufgelöſt in Thränen, ſo daß ſie nur mit einer Handbewegung von ihm Abſchied nehmen konnte. Hatte Leopold unrecht, wenn er hoffte?

„Leopold kam heim. Und der erſte Gang faſt war ins Haus der Freundin in der Stadt. Aber ſeltſam — die Baronin empfing ihn ſcheu und ſchüchtern, der Baron kühl, ſteif und förmlich. Hatten ſie ſonſt zuſammen muſiziert, miteinander die Ausſtellungen, die Kunſtſammlungen, die Muſeen beſucht, ſo ſaßen ſie jetzt gezwungen ſich gegenüber, und das Geſpräch blieb öde und langweilig. Was hatte ſich ereignet? Vergebens ſuchte Leopold des Rätſels Löſung. Sein Humor will ſchon in Stücke gehen, da hilft ein ſeltſam Abenteuer ihm wieder auf den rechten Weg.

„Eines Morgens wird Leopold ein Brief gebracht, der ihn mehr lachen macht als irgend einer, den er je erhalten. Er iſt anonym, aber der wenn auch verſtellten Handſchrift nach von einer Dame und ladet ihn nach einem glühenden Liebesgeſtändnis ein, den Abend das beiliegende Billet für eines der beſſeren Theater zu benützen, wenn ihm daran liege, die Unbekannte kennen zu lernen. Rechtzeitig macht er ſich auf den Weg, ſtolz thront er auf dem überall ſichtbaren, exponiert gelegenen Platze; aber wohin er auch die Blicke ſchweifend ſendet, nichts wird entdeckt, das ihn auf die Spur der erwarteten Schönen hätte leiten können. Unverrichteter Sache geht er heim. Aber ſchon am andern Morgen erhält er einen Brief von derſelben Hand. Das Ausbleiben der Dame wird auf das unverfänglichſte erklärt und in den glühendſten Ausdrücken und demſelben etwas übertreibenden Stil, wie am Tage vorher ſeine Liebe, jetzt ſeine Verzeihung geſucht. Der Schluß des Briefes bildet abermals eine Einladung in ein anderes Theater. Abermals macht Leopold ſich auf den Weg — jetzt aber ſchon weniger als troſtbereiter Freund gefühlvoller Damen, denn als Spitzel und Spion, aber wiederum findet er ſich gefoppt, wenngleich er im Foyer eine Dame bemerkt, die ihm eine auffallende, heitere Aufmerkſamkeit zu widmen ſcheint, und abermals trollt er ſich heim, um eine neue Erfahrung über die Treuloſigkeit und Falſchheit des weiblichen Geſchlechts bereichert. Der Brief, der auch jetzt nicht ausbleibt, macht kaum noch einen Verſuch, den Schalk zu verleugnen, iſt aber unterzeichnet mit den Initialen der Baronin, und das rückt die Sache in ein ganz neues Licht. Noch an demſelben Abend ſind ſämtliche Briefe in den Händen der Freundin. Lachend lieſt ſie ſie. Finſteren Auges aber ſieht der Baron der langen Unterredung zu. Zorn, Leidenſchaft und Aufregung prägen ſich in ſeinen Zügen aus.

„Anderen Tags geht Leopold wie gewöhnlich in die Manège, ſich und ſeinem Pferde zu der nötigen Bewegung zu verhelfen. Harmlos übt er ſeine Künſte, als plötzlich der Baron in die Bahn ſprengt und Leopold anreitet, daß das Pferd ſtürzt und jener ſelbſt ſich nur mit Mühe im Sattel hält. Spöttiſch lächelnd entſchuldigt ſich der Baron.

„Und wieder trifft es ſich, daß am Abend Leopold und der Baron im Klub am Spiele ſich beteiligen. Jener gewinnt, dieſer verliert und ſpielt nur um ſo wilder, je mehr er verliert. Schließlich kommt die Bank an ihn — er verliert nur um ſo mehr. Es wird ein, zwei Uhr. Mehrere Spieler ſcheiden aus; auch Leopold macht ein Ende und ſteckt den Gewinn ein. Mit funkelnden Augen ſieht der Baron ihm zu.

„‚Halt!‘ ruft er. ‚Revanche! Und wer ſie mir verſagt . . .‘

„‚Genug!‘ erwidert Leopold. ‚Wenn Sie mich meinen, ich ſtehe zu Dienſten!‘

„‚Gut,‘ erwidert der Baron, ‚ſo ſpielen wir!‘

„Leopold ſetzt ſeine ganze Börſe. Er gewinnt. Noch einmal läßt er die ganze Summe ſtehen. Er gewinnt abermals. Dann noch einmal.

„‚Nun, meine Herren,‘ ſagte der Baron, ‚Sie ſehen ſelbſt, iſt das ein Spiel, wie es ſich gehört!‘

„‚Ich gebe Revanche, wie Sie es gewünſcht!‘ antwortet Leopold.

„‚Das iſt keine Revanche, das iſt eine Provokation!‘

„Leopold zuckt die Achſeln.

„‚Wie Sie wollen!‘

„‚Nun gut, wie ich will!‘ ruft der Baron. ‚Die Herren ſind Zeugen. Sie werden von mir hören.‘

„‚Tant de bruit pour une omelette!‘ ſagt ein junger Offizier, ein Neuling in dieſen Kreiſen. ‚Was hat denn das zu bedeuten?‘

„‚Nichts, als daß der Baron den Herrn Grafen nicht nur für einen glücklichen Spieler, ſondern auch für einen ebenſo glücklichen Liebhaber hält,‘ antwortet ein entfernter Verwandter des Barons und intimer Feind Leopolds.

„Leopold antwortet mit einer Ohrfeige. So kommt es, daß er zweimal ſeiner Haut ſich zu wehren hat.

„Einen Tag ſpäter ſteht Leopold zunächſt dem jüngeren der Gegner gegenüber. Er ſchießt raſch und ſicher und verwundet ihn an der Schulter. Noch einmal wird auf Leopolds Wunſch der Verſuch gemacht, mit dem Baron eine Verſtändigung herbeizuführen. Vergebens! Beim erſten Kugelwechſel ſchießt Leopold abſichtlich in die Luft, er ſelbſt wird ſehr fühlbar am Ohr geritzt. Nun erwacht auch in ihm der Zorn, es geht um ſein Leben, er hat keine Urſache mehr, Schonung zu üben. Der Baron fällt und iſt nach einer Stunde eine Leiche.“

Die Gräfin hat ſich erhoben und tritt in ſtärkſter Erregung an eines der Fenſter. Der Erzähler ſchaut ihr geſpannt nach, dann fährt er fort:

„Hat Leopold ein Unrecht begangen? Trifft ihn irgend eine Schuld? Vielleicht iſt er ein wenig raſch geweſen; aber iſt ihm nicht die Piſtole wider ſeinen Willen in die Hand gedrückt worden? War er ein Nichtswürdiger, der aus Uebermut und Raufluſt ein Menſchenleben geopfert? Die Baronin ſpricht ihn frei. Sie kennt den Toten und ſeine thörichte Leidenſchaft. War es Leopolds Schuld, wenn er einen Verdacht gefaßt, der durch nichts gerechtfertigt iſt, als durch das Geklatſch alter Weiber oder vielleicht durch jene Briefe? Die öffentliche Stimme aber klagt ihn an. Wohin er ſieht, begegnet er kalten Mienen. Selbſt diejenigen, die ihm näher ſtehen, zucken die Achſel.

„Und die Freunde im Süden? Er ſchreibt an ſie — angſtvoll wartet er auf Antwort. Er erhält ſie nicht. Er wird verurteilt — keine Zeile. Halten auch ſie ihn für ſchuldig? Haben ſie nicht einmal die Teilnahme für ihn, die ihm ſelbſt diejenigen nicht verſagen, die ihn verdammen? Da bricht der Krieg aus. Er wird begnadigt. Er ſelbſt eilt, Gewißheit ſich zu holen. Er findet niemand daheim, die ganze Familie auf Reiſen. Als dann der Feldzug zu Ende und Leopold wiederkommt, abermals alles leer — die Eltern ſind geſtorben und Leonore — Leopold lachte, aber das war kein Lachen, über das die Engel im Himmel ſich freuen — Leonore iſt die Frau eines andern.

„Und wiederum ſind Jahre vergangen. Leopold iſt ein müder, einſamer Mann geworden, der in der Arbeit Vergeſſen ſuchte, aber nicht fand. Seine einzige Geſellſchaft ſind Kranke — ſein Oheim, der zwei ſeiner Söhne im Feldzug verlor, und Kurt, der dritte Sohn, der lebend zurückkam, aber lebend tot iſt. Wer iſt mehr zu beklagen — dieſe, welche für jeden Tag, der ihnen noch geſchenkt wird, dankbar ſind, oder jener, der jeden Morgen ſich erheben muß mit der Anklage gegen den Zufall, eine unſelige Verkettung von Umſtänden, ein Mißverſtändnis, die es ihn nicht ſein laſſen?

„Da führt der Zufall Leopold wieder mit Leonore zuſammen.“

Haſtig trat der Graf einen Schritt vor und fuhr mit leidenſchaftlich bewegter Stimme fort:

„Leonore, Sie ſind frei! Noch iſt es Zeit, noch löſcht ein Wort von Ihnen die Vergangenheit aus! Ich liebe Sie noch immer — mehr als je! Muß ich nun wieder hinaus und dies elende Leben weiterſchleppen wie bisher? Habe ich mich völlig getäuſcht, als ich einſt annahm, daß auch Sie mir ein wenig gut, und iſt alles erloſchen, was damals vielleicht für mich in Ihnen geſprochen? Sprechen Sie, ich flehe Sie an! Dieſer Augenblick kehrt nicht wieder. Sie haben mein Schickſal in der Hand, und ich warte mit ſchmerzlicher Sehnſucht, wie Sie es geſtalten werden!“

„Wie ich es geſtalten werde? Und wer gibt mir die Garantie, daß ich nicht fehlgreife, wie ſchon einmal? Wenn Sie alles wüßten! Alles in mir fällt in ſich zuſammen, und ich ſoll mich entſcheiden über den Reſt unſeres Lebens? Gehen Sie! Ich bin ſo verwirrt, daß ich einen Entſchluß nicht faſſen kann und nirgends Klarheit ſehe! Gehen Sie! Wir ſehen uns wieder!“

„Sie weiſen mich ab?“

„Fragen Sie nicht weiter! Wir ſehen uns wieder!“

Der Graf ſieht einen Augenblick traurig fragend zu Leonore auf, dann küßt er ihr heftig bewegt die Hand und eilt fort.

Wenige Minuten ſpäter rollt der Wagen durch das Hofthor dem Städtchen zu. Zu ſpät! Noch ehe er die Hälfte des Weges zurückgelegt, iſt der Zug bereits angekommen, wieder abgefahren und verſchwindet nun raſch in der Ferne.

Langſam, mit geſenktem Haupt geht der Graf durch den Wald dahin. Er hat die Kutſche heimgeſchickt — unmöglich ſchien es ihm, Eleonore noch einmal zu ſehen.

Hat er recht gethan? — Iſt nun alles aus?

Da hört er ein Schnauben von Pferden, er ſieht ein Gefährt — es iſt dasſelbe, das ihn zum Bahnhof hat bringen ſollen.

„Eleonore! Sie?“

„Ja ich! Sie fliehen mich? — Sie wollen nicht heimkehren zu mir? — Sie haben mich völlig mißverſtanden! Nicht für immer habe ich Sie abweiſen wollen — nur verwirrt war ich und habe das rechte Wort nicht finden können. Sie haben recht geſehen — ich habe Sie geliebt, ſolange ich Sie gekannt — ich habe Ihnen mißtraut, fremden Einflüſterungen mein Ohr leihend. Noch iſt es Zeit, alles, was wir Böſes uns zugefügt, auszulöſchen und zum Guten zu verkehren. Wollen wir es? Glauben Sie mir? Ich habe nie jemanden geliebt außer Dir, Leopold — glaubſt Du es mir?“

Leopold lächelt mit einer Thräne im Auge.

„Und es iſt kein Mitleid, das Dich treibt?“

Auch Leonore lächelt.

Mit einem Schrei liegen ſich beide einander in den Armen.

*

Die Sonne ſenkt ſich, es wird Abend. Eine Flut goldenen Lichtes liegt zwiſchen Himmel und Erde. Abendfriede, Abendruhe überall!

Eine ſchöne Altſtimme ſingt:

„Und geht es draußen noch ſo toll,
Unchriſtlich oder chriſtlich,
Iſt doch die Welt, die ſchöne Welt,
So gänzlich unverwüſtlich.

Und wimmert einmal auch das Herz,
Stoß an und laß es klingen!
Wir wiſſen's doch, ein rechtes Herz
Iſt gar nicht umzubringen!“

„Und haſt Du nie entdeckt, wer jene anonymen Briefe ſchrieb, von denen Du mir erzählt?“ fragt Eleonore, ſich an Leopolds Arm hängend und den Kopf an ſeine Schulter legend.

„Nein!“ antwortet Leopold, überraſcht auf Eleonore hinabſehend.

Eine feine Röte ſteigt in ihr Geſicht.

„Schließe die Augen,“ ſagte ſie, „ich habe Dir ein Geſtändnis zu machen. Ich war zu jener Zeit in Deiner Nähe — ich hörte von Deinem lockeren Leben — ich wollte Dich auskundſchaften — —“

„Du warſt die Uebelthäterin?“

Er bedeckte Eleonorens Mund mit ſtürmiſchen Küſſen.

Plötzlich läutete es. Ein Briefbote kam ihnen entgegen.

„Eine Depeſche!“

Mit zitternder Hand nahm Leopold ſie entgegen und riß ſie auf.

Ein Freudenſchimmer flog über ſein ernſtes Geſicht.

„Hurra!“ rief er aus.

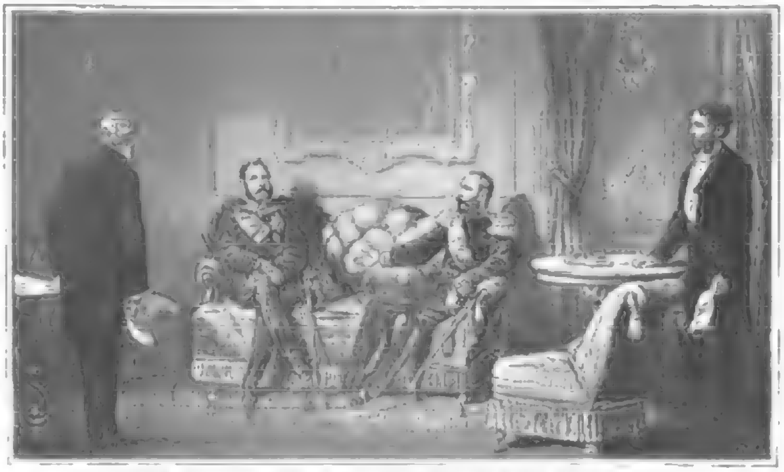
„Von Kurt?“

„Ja! Zeit bringt Roſen. Kurt hat ſich erholt — es wird noch alles gut. Diesmal war's zum Glück nur — blinder Lärm.“

Ein Kaiſerjubiläum.

(Schluß.)

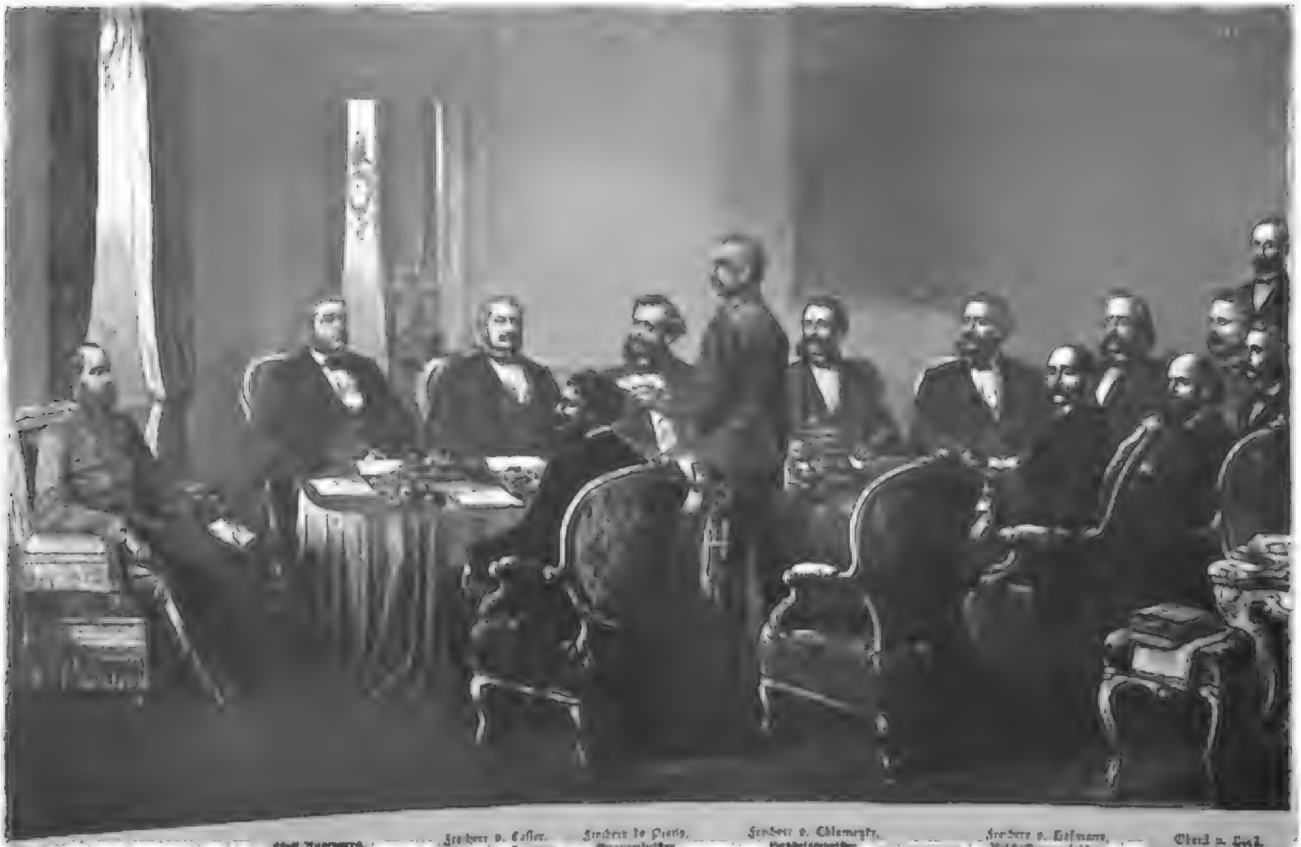
In der auswärtigen Politik errang Oeſterreich-Ungarn bald nach den Erſchütterungen des Jahres 1866 durch ſeine kluge und friedliche Haltung und den patriotiſchen Geiſt der Delegationen der beiden Reichshälften eine hochgeachtete Stellung. Allerdings bedurfte es einiger Zeit, bis die Wunden, welche das Ausſcheiden Oeſterreichs aus Deutſchland hervorgerufen hatten, vernarbten, und faſt ſchien es, als ob die Herſtellung eines freundlichen Verhältniſſes zwiſchen Oeſterreich und Preußen in weiter Ferne läge. Aber allmälich drang immer mehr die Ueberzeugung durch, daß die Thatſache der ſich vollziehenden Einigung der deutſchen Volksſtämme unter Preußens Führung mit Selbſtverleugnung hingenommen werden müſſe. Vergebens waren die Verlockungen Napoleons III., der bei ſeiner Zuſammenkunft mit Kaiſer Franz Joſef in Salzburg denſelben für ein Bündnis zu gewinnen ſuchte. Als der Kaiſer von Oeſterreich zu einem Gegenbeſuche nach Paris reiſte, traf er vorher in Oos mit dem König von Preußen zuſammen, damit die politiſche Bedeutung des Beſuches abgeſchwächt werde. Mit Herzlichkeit begrüßte der Kaiſer Franz Joſef ſodann den Beſuch des Kronprinzen von Preußen anläßlich deſſen Reiſe nach dem Orient und ſchlug freudig in die dargebotene Hand zum Vollzug eines Freundſchaftsbündniſſes zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Obgleich eine mächtige Partei während des deutſch-franzöſiſchen Krieges eine entſchiedene Parteinahme für Frankreich verlangte, beobachtete der Kaiſer eine ſtrenge Neutralität. Hatte die Verſtändigung mit Preußen ſchon Graf Beuſt, wenn auch mit einigem Widerſtreben, angebahnt, ſo nahmen die Beziehungen mit dem Deutſchen Reiche unter den Miniſtern des Auswärtigen, Grafen Julius Andraſſy (1871 bis 1879), Freiherrn von Haymerle (1879 bis 1881) und Grafen Kalnoky (1881 bis heute) einen immer herzlicheren Charakter an. Sie führten im Jahre 1879 zu jenem großen mitteleuropäiſchen Bündniſſe zwiſchen dem Deutſchen Reich und Oeſterreich, welches Europa die Segnungen des Friedens ſicherte. Von Jahr zu Jahr nahm dieſes Bündnis, welches im wärmſten Einklang mit den Wünſchen der Völker und mit den perſönlichen Gefühlen der Monarchen ſtand, einen immer innigeren Charakter an, welcher in den faſt jährlich wiederkehrenden Begegnungen des Kaiſers Wilhelm mit Kaiſer Franz Joſef in Iſchl und Gaſtein, den häufigen Beſuchen und Gegenbeſuchen des Fürſten Bismarck mit den leitenden öſterreichiſchen Miniſtern äußerlich ſeinen Ausdruck fand und durch den Hinzutritt Italiens eine weſentliche Kräftigung erhielt. Auch nach dem Tode des ruhmgekrönten erſten Kaiſers des neuen Deutſchen Reiches erwies ſich dieſes Bündnis unerſchütterlich feſt. Ein erhebendes Zeugnis dafür gab der jugendliche Kaiſer Wilhelm II. in den jüngſten Tagen, als er dem öſterreichiſchen Kaiſerpaare in Wien ſeinen Beſuch abſtattete. Die beiden Monarchen feierten öffentlich das Freundſchaftsbündnis als unauflösbar und unzertrennbar.



Die Zuſammenkunft Kaiſer Franz Joſefs I. mit Kaiſer Alexander II.
Reichſtadt, 8. Juli 1876.

Wenden wir uns nach dieſer Darlegung der Entwicklung der inneren und äußeren Politik von Oeſterreich-Ungarn in den letzten Jahrzehnten einzelnen hoch bedeutſamen Ereigniſſen zu, die ſeinem Kaiſerhauſe nahtraten und mit dieſem zugleich die ganze Nation bewegten. Jubelnden Widerhall innerhalb derſelben fand vor allem die Freude, die dem kaiſerlichen Paar in der am 12. Juli 1856 in Wien erfolgten Geburt der Erzherzogin Giſela widerfuhr und die ſich noch weſentlich ſteigerte, als zwei Jahre ſpäter, am 21. Auguſt 1858 der Erbe des Thrones, Kronprinz Rudolf, das Licht der Welt erblickte. Erſt ein Jahrzehnt darauf, am 22. April 1868, erfolgte zu Ofen die Geburt einer zweiten Prinzeſſin, der Erzherzogin Marie Valerie, die als dritte im Bunde nunmehr den Reigen der öſterreichiſchen Kaiſerkinder ſchloß. Friſch und kräftig wuchs Erzherzog Rudolf, geſund und lieblich blühten die beiden Prinzeſſinnen empor. Gleichwohl blieb das kaiſerliche Haus von herbem Kummer nicht verſchont. Wenige Tage nach Kaiſer Franz Joſefs Krönung zum König von Ungarn geſchah es, daß Kaiſer Maximilian von Mexiko, der älteſte unter den jüngeren Brüdern des Kaiſers, von den Franzoſen verlaſſen, im Kampfe gegen die Republikaner unterlag. Durch Verrat in ſeiner letzten Zufluchtsſtätte, der Citadelle von Queretaro, welche er mit ſeinen letzten Getreuen mutvoll verteidigt hatte, gefangen genommen, wurde er am 19. Juni 1867 erſchoſſen. Dadurch tief erſchüttert, verfiel ſeine hohe Gemahlin, Kaiſerin Charlotte, in unheilbaren Wahnſinn.

Zum Glück ſteht dieſen tiefſchmerzlichen Schickungen eine weitere Reihe freudiger und glänzender Ereigniſſe gegenüber, unter denen in erſter Linie die fünfte internationale Weltausſtellung in Wien hervorzuheben iſt. Am 1. Mai 1873 wurde dieſelbe in Gegenwart der Kronprinzen von Deutſchland, England und Dänemark feierlich eröffnet. Sie gab Zeugnis von dem großartigen wirtſchaftlichen Aufſchwung des Reiches während der Regierung des Kaiſers. In jenen Monaten war Wien der Mittelpunkt der Welt, auf dem ſich die Völker des Erdballs zu dem edelſten ziviliſatoriſchen Wettkampfe zuſammenfanden. Zahlreiche Fürſtenbeſuche erhöhten den Glanz der Feſte. Unter dieſen waren jener des Zaren, des Kaiſers und der Kaiſerin des Deutſchen Reiches, ſowie des Königs von Italien von hervorragender politiſcher Bedeutung.


v. Ziemialkowski, Miniſter für Galizien.
Graf v. Bylandt-Rheidt, Reichskriegsminiſter.
Dr. v. Stremayr, Unterrichtsminiſter.
Graf Mannsfeld, Ackerbauminiſter.
Kaiſer Franz Joſef.
Fürſt Auersperg, Miniſterpräſident.
Freiherr v. Laſſer, Miniſter des Innern.
Freiherr de Pretis, Finanzminiſter.
Graf Andraſſy, Miniſter des kaiſerlichen Hauſes und des Aeußern.
Freiherr v. Chlumecky, Handelsminiſter.
Freiherr v. Hofmann, Reichsfinanzminiſter.
Oberſt v. Horſt, Miniſter f. Landesverteid.
Dr. Unger, Miniſter.
Dr. v. Glaſer, Juſtizminiſter.

Ein öſterreichiſcher Miniſterrat unter dem Vorſitz des Kaiſers im Jahre 1877.

Kurz vor der Eröffnung der Weltausſtellung (20. April 1873) feierte Erzherzogin Giſela, die erſtgeborene Tochter des Kaiſers, ihre Vermählung mit dem Prinzen Leopold von Bayern, dem ſie inzwiſchen zwei Prinzeſſinnen und zwei Prinzen geſchenkt hat.

Eingedenk der Segnungen, welche die Regierung des Kaiſers ſeinen Völkern brachte, wurde 1873 in ganz Oeſterreich der 2. Dezember, an welchem Tage dieſer fünfundzwanzig Jahre früher den Thron beſtiegen, feſtlich begangen. Mit Jubel begrüßten die Wiener das Kaiſerpaar und den Kronprinzen, als dieſe am Vorabend eine Rundfahrt über die feenhaft beleuchtete Ringſtraße machten. Aufrichtige Liebe und Verehrung bildeten den Grundton der Glückwünſche der langen Reihen von Feſtdeputationen, welche der Kaiſer an der Seite der Kaiſerin und des Kronprinzen am Gedenktage ſelbſt empfing.

Am 8. Juli 1876 hatten Kaiſer Franz Joſef und der Kaiſer von Rußland eine gewichtige Unterredung in Reichſtadt in Anweſenheit der Miniſter des Auswärtigen Fürſten Gortſchakoff und Grafen Andraſſy zur Erzielung eines gemeinſamen Vorgehens angeſichts der ernſten Lage im Orient.

Am 9. November 1878 traf in Wien eine Deputation aus der Herzegowina ein, welche, da der Kaiſer ſich damals in der Burg zu Ofen aufhielt, wenige Tage ſpäter dorthin berufen ward. Aus ſechsundzwanzig Perſonen beſtehend, zeigte ſie das bunteſte Gemiſch der Stände und Trachten. Da waren katholiſche und griechiſch-orientaliſche Biſchöfe und Kloſterbrüder, chriſtliche und mohammedaniſche Großgrundbeſitzer, Beamte, Handelsleute und dergleichen mehr. Die Spitzen der Deputation überreichten eine Adreſſe, prächtig gebunden in roten Sammet mit Goldbeſchlägen. „Alle Konfeſſionen des Landes,“ ſagte der Kaiſer in ſeiner Erwiderung, „ihre Gewohnheiten und begründeten Rechte werden Schutz bei mir finden.“ Mit Begeiſterung wurde dieſes Kaiſerwort entgegengenommen.

Die Feier der ſilbernen Hochzeit des Kaiſers und der Kaiſerin am 24. April 1879 rief in Oeſterreich-Ungarn zahlloſe Kundgebungen der Liebe und Anhänglichkeit an den Monarchen hervor. Den Glanzpunkt der Feſtlichkeiten bildete der nach den Ideen Hans Makarts angeordnete Huldigungsfeſtzug der Stadt Wien, deſſen Großartigkeit und Schönheit allgemeine Bewunderung erweckt hatte.

Kurze Zeit darauf (Auguſt 1879) hatte der Kaiſer eine Begegnung mit dem deutſchen Kaiſer in Salzburg, welch letzterer ſich hierauf in Begleitung des Fürſten Bismarck zur Kur nach Gaſtein begab. Am 28. Auguſt traf Graf Andraſſy daſelbſt ein und hielt mit Bismarck wiederholt Konferenzen ab, worauf am 21. September 1879 Fürſt Bismarck in Wien namens ſeines Souveräns ein Schutz- und Trutzbündnis mit Oeſterreich-Ungarn abſchloß. Am 22. September 1879 trat Graf Andraſſy von der Leitung des Miniſteriums des Auswärtigen zurück. An deſſen Stelle ernannte der Kaiſer den öſterreichiſch-ungariſchen Botſchafter am italieniſchen Hofe Freiherrn von Haymerle. Seit dem Jahre 1879 wiederholten ſich faſt jährlich in Gaſtein und Iſchl die Begegnungen des Kaiſers Franz Joſef mit dem deutſchen Kaiſer, welche immer mehr an Herzlichkeit gewannen.

Kaiſer Franz Joſef I. empfängt in der Burg zu Ofen die Deputation aus der Herzegowina.
14. November 1878

Am 10. Mai 1881 feierte Kronprinz Rudolf ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Stephanie, Tochter des Königs der Belgier. Im ganzen Reiche rief dieſes Ereignis die freudigſte Bewegung hervor. Am glänzendſten beging die Reichshauptſtadt das kaiſerliche Familienfeſt.

Vom 27. bis 31. Oktober desſelben Jahres weilten der König und die Königin von Italien am Wiener Kaiſerhof als gefeierte Gäſte. Bei der großen Galatafel, die den Mittelpunkt der glänzenden, zu Ehren der italieniſchen Majeſtäten veranſtalteten Hoffeſtlichkeiten bildete, brachte König Humbert ein Hoch auf das öſterreichiſche Kaiſerpaar in herzlichſter Weiſe aus.

Am 16. Auguſt 1883 fand die Eröffnung der elektriſchen Ausſtellung ſtatt. Kronprinz Rudolf feierte in der Eröffnungsrede die großen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften und die Bedeutung Wiens für das Reich mit dem Wunſche, „daß ſtets ein Meer von Licht aus dieſer Stadt ſtrahle und neuer Fortſchritt aus ihr hervorgehen möge“.

Am 2. September 1883 wurde die glückliche Ehe des Kronprinzen Rudolf durch die Geburt einer Prinzeſſin, der Erzherzogin Eliſabeth, geſegnet.

Am 12. September desſelben Jahres beging Wien das Jubiläum der Befreiung der Stadt von der Türkengefahr in Verbindung mit der Schlußſteinlegung zum neuen Rathauſe in Anweſenheit des Kaiſers

Am 14. April 1881 trat Kronprinz Rudolf eine Reiſe in den Orient an, deren Ergebniſſe er in einem beſonderen Werke veröffentlichte.

Am 15. bis 17. September 1884 verweilte Kaiſer Franz Joſef in Skierniewice und hielt dort eine Zuſammenkunft mit den Kaiſern des deutſchen und des ruſſiſchen Reiches. In der Begleitung der Monarchen waren Fürſt Bismarck, Graf Kalnoky und Herr von Giers. Die Zuſammenkunft galt der Befeſtigung der freundſchaftlichen Beziehungen der drei Reiche im Intereſſe der Erhaltung des Weltfriedens.

Im Auguſt 1887 reiſte der Kaiſer Franz Joſef nach Gaſtein zum Beſuche des deutſchen Kaiſers. Sie ſahen ſich da zum letztenmale; es war ein ernſter, bewegter Abſchied — ob ſie wohl ahnten, daß ſie für immer ſchieden?

Im Frühjahr und im Sommer 1888 veranſtaltete zur Feier des Jubiläums des Kaiſers die Wiener Künſtlergenoſſenſchaft eine internationale

Falkenjagd.

(Hiezu das Bild Seite 232.)

Falkenjagd — in der Jägerſprache Falkenbeize: die Worte klingen aus verſchollenen Tagen zu uns herein, ſie mahnen „an das Mittelalter ſo ſchön, an der Vorzeit halbe Romantik“. Die Falkenbeize war ſchon darum die romantiſchſte aller Jagdvergnügungen, weil an ihr die Damen teilnehmen konnten und zwar nicht bloß jene, welche die Aufregungen lebensgefährlichen Treibens, wie ſie die Fuchshetzen oder die Parforcejagden mit ſich brachten, liebten, ſondern auch die Edelfräulein ſanfteren Gemütes, wenn ſie nur zu reiten verſtanden. Denn mit den Falkenjagden war keine Lebensgefahr verknüpft, kaum ein Sturz mit dem Pferde, weil das Terrain, auf dem man jagte, zuvor von gefährlichen Stellen befreit oder gangbar gemacht war. Höchſtens konnte man dabei gelegentlich ein wenig in den Sumpf geraten, aber die Rettung aus ſolcher Gefahr hatte ja gerade für Dame und Kavalier ihre pikant-romantiſche Seite.

Was unſer Bild darſtellt, iſt die Beize auf den Fiſchreiher, das ganz beſonders beliebte Jagdvergnügen. Sie begann im Mai und dauerte bis in den Auguſt hinein, den Anfang der Mauſerzeit für die gefiederten Bewohner unſerer Flur. Wenn die Mittagshitze einer gemäßigteren Temperatur Platz gemacht hatte, zog man aus; das Jagdvergnügen dauerte dann bis zum Sonnenuntergang. Der Sammelplatz war eine Stelle, von welcher aus man das Jagdfeld und den mutmaßlichen Kampfplatz der Falken mit dem Reiher überblicken konnte. Mindeſtens zwei wohlberittene Falkeniere lagen mit ihren Falken im Verſteck, ſo daß ſie die vom Fiſchfang in den Flüſſen, Kanälen oder Sümpfen nach ihren Standorten heimkehrenden Reiher ſchon von der Ferne heranſtreichen ſahen. Die Vögel hielten ihren beſtimmten Strich; nur flogen die unter ihnen, deren Beute genug geweſen war, höher und flinker als andere, welche viel Ballaſt im Leibe trugen. Auf die letzteren war es abgeſehen, weil die Falken ſie ſchneller erreichen und ſich weniger leicht verfliegen konnten. Kam ein Reiher nun jagdgerecht, ſo warfen die Falkeniere ihre Falken empor mit dem Ruf: „au vol“, auf welches Signal die Jagdgeſellſchaft gewartet hatte, um raſch zu Pferde zu ſteigen und zunächſt den Kampf der Vögel zu beobachten. Dieſe Augenweide dauerte bis zu dem Augenblick, da einer der Falken den Reiher nach oft längerem Umkreiſen und vielen vergeblichen Stößen feſt gefaßt hatte. Dann ging es im Galopp unter „Hallo“ der Stelle zu, auf welche vorausſichtlich der Reiher von den Falken zu Boden gedrückt wurde. Die herbeigeeilten Falkeniere befreien zunächſt den noch lebenden Reiher von den Falken, ein nicht ganz gefahrloſes Geſchäft, weil der Reiher ſich mit ſeinem ſpitzigen Schnabel tapfer zu verteidigen verſteht und manchmal dem Falkenier recht kräftige Wunden beibringt. Den Falken werden bereitgehaltene

Aus unſerer humoriſtiſchen Mappe.

Originalzeichnungen.

„Warum bleibſt Du denn jedesmal an dieſem Schaufenſter, in wehmütiger Betrachtung verſunken, ſtehen?“

„Lieber Freund, die Erinnerung iſt es, welche mich hier feſthält, denn, ſieh — ganz ſo ſah meine ſelige Frau aus!“

Handſchuhverkäuferin: „Welche Farbe iſt gefällig?“

Kolonienbeſuch in der deutſchen Reſidenz: „Bitte, hier dieſe Fleiſchfarbe!“

„Welch gewaltiger Unterſchied zwiſchen Profeſſor X und ſeinem Sohn!“

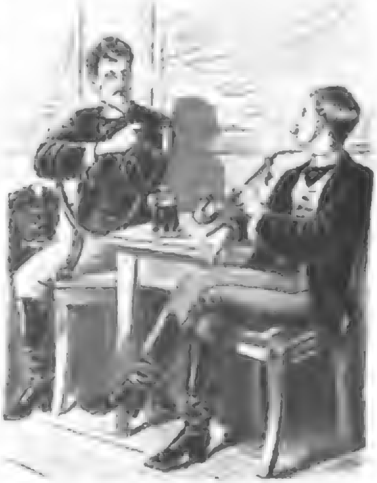
„Eigentlich nur ein kleiner Unterſchied, denn der Alte iſt eine Größe erſten Ranges und der Sohn ein Range erſter Größe!“

„Es war wirklich ein reizender Abend bei Ihnen, Herr Tiſchler. Darf ich bitten, uns jetzt einen Wagen holen zu laſſen!“

Tiſchler: „Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau.“

„Nun, liebes Männchen, was haſt Du auf Deinem Jagdzuge mit Deinem Freund Fritz geſchoſſen?“

„O, es hat keiner den andern angeſchoſſen; das will doch heutzutage auch etwas heißen!“



Eine Klaſſiker-Illuſtration.

„Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen.“

(Schiller, Lied von der Glocke.)

lebende Tauben zugeworfen. Die Tiere ſind zu einem zweiten Kampf am gleichen Tage nicht mehr zu gebrauchen. Soll die Jagd fortgeſetzt werden, ſo müſſen weitere Falken zur Hand ſein. Für die Jagdgeſellſchaft ſtellt das Vergnügen zugleich ein Wettrennen dar; denn wer zuerſt am Reiher ankommt, erhält deſſen ſchöne Nackenfedern als Auszeichnung auf ſeinen Hut, wenn der Glückliche ſie nicht als Huldigung ſeiner Dame auf das Barett ſtecken darf.

Iſt der Reiher ſtark verwundet, ſo wird er vollends getötet; iſt er unverletzt, ſo behält man ihn zum Gebrauch bei der Dreſſur der Falken oder läßt ihn frei, nachdem man ihm ein Meſſingplättchen um den Lauf befeſtigt hat.

Das Abrichten der Falken koſtete viel Zeit und Mühe und beſtand dem Weſen nach in einer — kunſtgerechten Tierquälerei, denn, wenn die Haube, unter welcher man den Vogel monatelang im Dunkeln hielt, nicht zureichend war, ſo nähte man den armen Vögeln die Augenlider zu, abgeſehen davon, daß man ſie wie wilde Tiere durch Hunger zähmte.

Auch ſehr koſtſpielig war das Vergnügen. Die beſten Falken wurden zu oft ſehr hohen Preiſen aus Island oder Norwegen bezogen; zur Abrichtung und zur Jagd war ein großes, beſonders für dieſen Dienſt angeſtelltes Perſonal erforderlich, an deſſen Spitze der Oberfalkenmeiſter ſtand, der zu den oberſten Hofchargen zählte, unter ihm die Falkenmeiſter, Oberfalkeniere, Falkeniere und Falkenjungen. Dieſe Koſtſpieligkeit war es auch, welche neben der Verbeſſerung der Jagdgewehre die Abnahme und den allmählichen Eingang der Falkenjagd herbeiführte. In Frankreich, wo ſie beſonders blühte, bereitete ihr die Revolution ein jähes Ende; in Deutſchland und vornehmlich in Holland ragt ſie noch in unſer Jahrhundert herein.

In das Abendland wurde die „Falknerkunſt" wahrſcheinlich durch Kreuzfahrer, welche ſie im Orient kennen gelernt hatten, wo ſie auch jetzt noch betrieben wird, eingeführt und nicht wenige Kaiſer und Könige haben durch ihre Vorliebe für dieſelbe ihre Verbreitung gefördert. So Friedrich II., der Enkel Barbaroſſas, welcher ein umfangreiches Werk in lateiniſcher Sprache über ſie ſchrieb, das lange vorherrſchend zur Richtſchnur diente. Es gibt heute noch Nimrode, welche dieſes Jagdvergnügen wieder aufblühen ſehen möchten; ob es aber dahin gelangt, wollen wir der Zeit anheimgeben. E. N.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bildende Künſte.

— **Die Münchener Künſtlergenoſſenſchaft** hat in einer Generalverſammlung den Beſchluß gefaßt, einen „Münchener Salon" nach dem Vorbild des Pariſer Salons ins Leben zu rufen. Derſelbe wird alljährlich im Glaspalaſt veranſtaltet und in jedem vierten Jahre mit der Internationalen Kunſtausſtellung verbunden werden.

Tonkunſt.

— **Von der deutſchen Geigenmacherſchule in Schwerin i. M.,** 1887 von Otto Schünemann unter dem Protektorat des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin zu dem Zweck gegründet, den alten Meiſtergeigen neue Inſtrumente von gleicher Güte entgegenzuſtellen, erhalten wir ſehr Günſtiges. Bekanntlich pflegen Violinen, ſofern ſie überhaupt gut gebaut ſind, erſt nach Menſchenaltern zu einem ſchönen, glänzenden Ton zu kommen, und es ſind deswegen die vor bald 200 Jahren von Stainer, Stradivarius, Guarnerius und anderen gefertigten Geigen ſo hoch geſchätzt. Nun aber ſpielte bei einem unlängſt in Hamburg ſtattgehabten Kammermuſikkonzert Hofkonzertmeiſter Halir aus Weimar mit drei anderen Künſtlern Haydnſche und Schubertſche Quartette auf ganz neuen, im Schünemannſchen Atelier eigens für Kammermuſik gefertigten Inſtrumenten, die einen überraſchend prächtigen Eindruck erzielten. Die Töne dieſer völlig zu einander paſſenden Inſtrumente hoben und ergänzten ſich gegenſeitig, ergaben tadellos verſchmolzen, alles voll, rund, im höchſten Grad veredelt und harmoniſch. Auch bei den Solovorträgen bewährten ſich dieſe Geigen glänzend. Die Sachverſtändigen waren über dieſe wunderbaren Erfolge auf neuen Inſtrumenten förmlich erſtaunt. Es iſt zu hoffen, daß ſich allmählich das Sehnen der vielen Jünger des edlen Violinſpiels, denen jene alten und unerſchwinglich teuern Meiſtergeigen zu hoch hängen, durch aus dem Schweriner Atelier hervorgegangene gleich gute und weit billigere Inſtrumente ſtillen läßt, und daß dies deutſcher Ausdauer, deutſchem Fleiß gelungen, iſt doppelt erfreulich.

— **Eine bisher unbekannte Partitur Glucks,** betitelt „Prolog", iſt in Florenz aufgefunden worden. Es iſt ein kleines Feſtſpiel, das Gluck im Jahre 1767 auf Wunſch des Großherzogs Leopold II. von Toskana ſchrieb. Das Werkchen befindet ſich bereits im Druck und wird nächſtens erſcheinen.

Bühne.

— **Zu einer künſtleriſchen Großthat** geſtaltete ſich im Hoftheater zu Dresden-Altſtadt die erſte Aufführung der dreiaktigen Oper „Benvenuto Cellini" von Hektor Berlioz. Eine eigentliche Neuheit iſt dieſes bahnbrechende und außergewöhnlich ſchwierige Werk des genialen, ſchon 1869 verſtorbenen franzöſiſchen Komponiſten um ſo weniger, als es bereits 1852 von Liſzt in Weimar auf die Bühne gebracht wurde. Doch iſt es ſeitdem nicht wieder auf den Brettern erſchienen. Der Erfolg war ein großartiger, und das Publikum wurde in förmlichen Enthuſiasmus verſetzt. — Einen gleich bedeutenden Erfolg erzielte das Wiener Karltheater mit der neueſten dreiaktigen Operette von Franz von Suppé: „Die Jagd nach dem Glück". Der Text iſt mit freier Benützung einer franzöſiſchen Idee von R. Genée und B. Zappert verfaßt. Die Muſik iſt außerordentlich melodienreich, graziös und fein und vor allen Dingen original, das heißt nicht aus den Geleiſen verbrauchter Muſter hervorgeholt. Suppé hat ſich wieder einmal in voller Friſche gezeigt und einen glänzenden Sieg davongetragen. Die Handlung des Stückes, welches mit einem Vorſpiel beginnt, iſt folgende: Im bayriſchen Hochgebirge lebt im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Graf Wilfried mit ſeiner Tochter Stella und ſeinem Adoptivſohn Rudolf. Die beiden jungen Leute lieben ſich, und mit Einwilligung des alten Grafen werden ſchon die Zurüſtungen zur Hochzeit getroffen. Da erwachen in der Bruſt Rudolfs Bedenken, ob er, der Unerfahrene, vor dem die Welt noch wie ein verſiegeltes Buch daliegt, deſſen Inhalt zu leſen er vor Begierde brennt, im ſtande ſein wird, Stella glücklich zu machen und ſelbſt an dem ſtillen Glück einer ruhigen Häuslichkeit auf die Dauer Geſchmack zu finden. Sein Adoptivvater hat ihn in einem Selbſtgeſpräch belauſcht und erklärt ſich bereit, ſeinen Wünſchen zu willfahren. Er ſoll ſich in der Welt umſehen und nach Jahresfriſt zurückkehren, um, wenn ſeine Sehnſucht nach dem Unbekannten geſtillt iſt, Stella zum Altare zu führen. So zieht denn Rudolf mit ſeinem Diener Kaſimir in die Ferne, aber heimlich begleiten ihn die Braut, ihre Milchſchweſter und der alte Hausarzt. Zunächſt geht es nach Paris. Dort erjagt er das Glück in Geſtalt einer reizenden Tänzerin, bis dieſe, nachdem er in kurzer Zeit ihr Unſummen in den Schoß geworfen und den Reſt im Spiel verloren, alſo ganz auf dem Trockenen ſitzt, und nachdem zum Ueberfluß ſein Diener ausgeplündert worden, ihm den Abſchied gibt. Die drei „heimlichen" Begleiter haben inzwiſchen unter allerlei Masken, die Braut als Straßenſängerin, die Milchſchweſter als Bukettverkäuferin, ihn umſchwebt und ſich Mühe gegeben, ſein beſſeres Gefühl zu wecken, und da er in Genuß und Spiel kein Glück gehabt, verſchaffen ſie ihm, weil gerade der ſchwediſche Karl XII. in Paris die Werbetrommel rühren läßt, ein Offizierspatent. Auf alſo nach Schweden und ins Lager von Friedrichshall! Braut und Milchſchweſter ſind, diesmal in [illegible], als Feldkaplan und als Trompeter, beide natürlich auch diesmal von ihm nicht erkannt, ebenfalls zur Stelle. Im Handumdrehen iſt er Oberſt geworden und verrichtet Wunder der Tapferkeit, aber da kommt aus dem belagerten Friedrichshall die däniſche Kugel, die den König zum Tode trifft. Es wird Friede geſchloſſen, und die militäriſche Laufbahn des Oberſten iſt, bevor er noch General hat werden können, zu Ende. Jetzt lockt ihn Venedig, von dem er ſo oft geträumt, und er ſtürzt ſich in den Faſchingstrubel. Braut und Milchſchweſter, jene als Fiſcherin, dieſe als Kolombine, ſind wieder, natürlich unerkannt, in ſeiner Nähe. Er verfolgt eine glutäugige Andaluſierin und eine ihn ſympathiſch anmutende Venetianerin. Da naht die Stunde, wo die Masken fallen müſſen. Die Andaluſierin entpuppt ſich als eine ſehr reife Schönheit, die Venetianerin iſt ſeine verlaſſene und vergrämte Braut, und als ſie rührend das Lied ſingt, mit welchem ſie ihn im heimatlichen Hochgebirg entlaſſen, ſinkt er gerührt in ihre weit geöffneten Arme und kehrt geheilt mit ihr in die Heimat zurück. — Eine dritte, dem muſikaliſchen Gebiet angehörende „Bühnen-Neuheit", die ebenfalls recht beifällig aufgenommen wurde, iſt die komiſche Oper „Im Namen des Geſetzes" von Siegfried Ochs, deren erſte Aufführung im Stadttheater zu Hamburg ſtattfand. Das Werk iſt ziemlich harmlos ſowohl im Libretto als in der Kompoſition. Die im ganzen gefällige Muſik erinnert nur etwas ſehr an bekannte Operetten, weiſt jedoch einzelne recht ſcharf pointierte Momente auf. Die Handlung ſpielt zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, in welcher ein junger Pariſer, der in Abweſenheit ſeiner Frau ſeinen Geburtstag in lichtſcheuer Geſellſchaft begangen, von dieſer überraſcht wird, ſo daß ihn ein anweſender Freund veranlaßt, ihm, um ihn in den Augen ſeiner Gemahlin zu rechtfertigen, die damals verbotene Marſeillaiſe zu ſingen, worauf zum Schein ſeine Verhaftung als Verbrecher „im Namen des Geſetzes" erfolgt. Die Frau glaubt dieſen Vorgaben, nicht aber die Schwiegermutter, welche, als ſie ihren Verdacht beſtätigt findet, ihre Tochter überredet, das Haus ihres Mannes zu verlaſſen, um nach Spanien zurückzukehren. In den Pyrenäen ſollen dann die beiden Damen von zwei ſpitzbübiſchen Bürgermeiſtern überfallen und beraubt werden, aber von dem Ehemann und deſſen Freund, dem Polizeileutnant, gerettet, und die Handlung endet mit allgemeiner Verſöhnung.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Sonnenſtrahlen in bewegende Kraft umzuſetzen,** dieſes ungeheure Problem, an welches die Phyſiker ſchon Jahrzehnte allen Scharfſinn wendeten, ſcheint ſich wirklich ſeiner Löſung zu nähern. Um zu ermeſſen, was die Löſung bedeuten würde, muß man wiſſen, daß ſchon ein ganz kleiner Bruchteil der Sonnenwärme hinreichen würde, in jeder Minute nicht weniger als 2000 Millionen Tonnen Waſſer 3½ Meilen (dies iſt die mittlere Entfernung der Wolken von der Erde) hoch zu heben. Um die gleiche Arbeit zu verrichten, wären nahezu 3 Billionen Pferdekräfte nötig. Nun iſt es aber drei franzöſiſchen Technikern (Crova, Pifre, Mouchot) gelungen, einen Weg zur Umwandlung der Sonnenwärme in Kraftleiſtung zu finden mittelſt thermo-elektriſcher Batterien, das heißt ſolcher, in denen der galvaniſche Strom nicht durch chemiſche Prozeſſe, ſondern durch die Wirkung der Wärme erzeugt wird. Der ſo gewonnene Strom wurde in einen Accumulator geleitet und dort aufgeſpeichert, um für verſchiedene Zwecke, zum Beiſpiel zum Treiben einer Maſchine, zur Beleuchtung und ſo weiter verwendet zu werden. Sobald es gelingt, dieſe großartige Erfindung dem täglichen Bedarf nutzbar zu machen, wird eine der ungeheuerſten Umwälzungen ſich vollziehen, welche jemals das induſtrielle und materielle Leben erfahren hat. Denn alsdann wird die Sonne, die Quelle alles Lebens, auch die Arbeit des Lebens zum größten Teil verrichten; und was heute noch wie ein phantaſtiſcher Traum erſcheint, kann in wenigen Jahren Thatſache ſein.

— **Eine Art Naturwunder iſt in Nordamerika im Staate Georgia** entdeckt worden. In der Nähe des neu entſtandenen Ortes „Hillman" befindet ſich eine felſige Gegend, die ganz von Elektrizität erfüllt iſt. Die Felſen, der Erdboden, ſogar das Waſſer zeigt ſich elektriſch. Wer zum Beiſpiel die Hand in den dort rinnenden Bach taucht, erhält einen ſtarken elektriſchen Schlag. Jedoch iſt die Stärke der elektriſchen Strömung nach den Tageszeiten verſchieden und wechſelt wie Ebbe und Flut. Das Georgiamirakel beſchäftigt die amerikaniſchen Gelehrten ſehr eingehend; aber eine wiſſenſchaftliche Erklärung der Erſcheinungen iſt ihnen bisher nicht gelungen.

— **Das Berliner Muſeum für Völkerkunde** hat der Wiſſenſchaft einen Schatz erworben, der einzig in ſeiner Art iſt, nämlich die größte Sammlung peruaniſcher Altertümer, die bisher in Cuzco, der Hauptſtadt des alten Inkareiches, aufbewahrt wurde.

— **In Paris hat die Eröffnung der Paſteur-Anſtalt (gegen Wutkrankheit)** unter großer Feierlichkeit in Gegenwart des Präſidenten der Republik, der Miniſter und anderer hoher Würdenträger ſtattgefunden. Die Sammlungen, welche die Anſtalt ermöglichten, haben gegen 3,000,000 Franken ergeben.

— **Dantes Divina comedia, das heißt 14,233 Verſe** oder 96,000 Worte oder 400,000 Buchſtaben auf ein Blatt Papier zu ſchreiben, dieſes Benediktinerkunſtſtück hat ein Neapolitaner namens Caforci vollbracht. Das merkwürdige Blatt iſt in Neapel ausgeſtellt und erregt allgemeines Staunen. Zu leſen iſt es nur mittelſt eines ſtarken Vergrößerungsglaſes. Wahrſcheinlich wird die Dante-Geſellſchaft das Blatt ankaufen.

Feſte und Verſammlungen.

— **Joſef von Egle, der königlich württembergiſche Hofbaudirektor,** beging am 23. November in Stuttgart ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag. Durch unzählige Glückwünſche, einen großen Fackelzug, ein ſolennes Bankett ꝛc. wurde der würdige Jubilar gefeiert, der als einer der vorzüglichſten Architekten unſerer Zeit und Schöpfer einer Reihe muſtergiltiger kirchlicher und weltlicher Bauwerke nicht minder als in ſeiner Eigenſchaft als Lehrer und Direktor der Stuttgarter Baugewerkeſchule ſich außerordentliche Verdienſte erworben hat.

Sport.

— **Der Prinz von Wales** hat ſeine Rennfarben in den letzten Tagen zweimal auf „Magic" ſiegreich geſehen. Nachdem der alte Wallach die Grand Sefton nach Hauſe gebracht, gewann er nun auch die Prince of Wales Handicap-Steeplechaſe von 5000 Mark über 4800 Meter.

— **„Eurasian", deſſen Leiſtungen auf der Rennbahn ihm** ein gutes Zeugnis ausſtellen, iſt vom Grafen Lehndorff auf Koſten der preußiſchen Regierung als Deckhengſt angekauft worden.

— **Die Nennungen für die großen Berliner Rennen haben** kein günſtiges Ergebnis gebracht. Es erhielten: Union 77, Hertefeld 59, Großer Preis 55, Henckel 52, Geſtütspreis 49, Diana 39 und Staats-Biennial 1889/90 81 Unterſchriften.

— **Die Rennen zu Berlin-Weſtend konnten infolge plötzlich** eingetretenen Tauwetters am 18. November wieder aufgenommen werden. Die 500 Kronen holte ſich Leutnant Suermondts „Ida" vor „Sharper", den Preis von Bankier Ahlberts „Bremen" gegen „Immortelle", das Herbſtflachrennen „Hannes Grapling" vor „Travemünde" ꝛc.

— **Für ein Bernhardiner-Puppy wurden 30,000 Mark** von einem Mr. Brolitz auf der letzten Ausſtellung zu Elberfeld geboten, jedoch von dem Beſitzer des jungen Tiers ausgeſchlagen.

— **Die beiden Kunſtradfahrer von Profeſſion, Kaufmann und Meaney,** zeigten ſich bei dem [illegible] des Wiener Bicycleklubs in noch viel beſſerem Licht als auf der Bühne. Die größere Bahn erlaubte ihnen, Kunſtſtücke auf ihren Maſchinen auszuführen, die ſelbſt gewandte Radfahrer in Erſtaunen ſetzten.

— **Ein Billard-Zweikampf zwiſchen I. Taylor und W. Cook,** wobei jener 1000 auf 10,000 Points vor erhielt, endigte zu Gunſten des erſteren. Cook hatte bereits die Vorgabe eingebracht, unterlag aber am letzten Tage mit 736 Caramboles.

Geſtorben.

Heinrich Girgenſohn, Generalſuperintendent von Livland, am 7. November, in Riga.

— Graf von Lucan, königlich großbritanniſcher Feldmarſchall, ſpielte im Krimkrieg eine große Rolle, 89 Jahre alt, am 12. November, in London.

— Camilla Prinzeſſin zu Windiſch-Grätz, geborene Prinzeſſin Oettingen-Spielberg, Gemahlin des Reichsratsabgeordneten Prinzen Ernſt zu Windiſch-Grätz, Sternkreuz-Ordens- und Palaſtdame der Kaiſerin von Oeſterreich, 43 Jahre alt, am 12. November, in Wien.

— Otto Wilhelm Alfred von [illegible], königlich preußiſcher Generalleutnant und Kommandeur der 9. Infanteriediviſion zu Glogau, am 13. November, in Berlin.

— Geheimer Legationsrat Emil von Heydebreck, vortragender Rat in der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes, 50 Jahre alt, am 13. November, in Berlin.

— Freiherr Rudolf von Falkenſtein, königlich preußiſcher Generalleutnant z. D., am 14. November, in Wiesbaden.

— Graf Dubois de Saligny, als franzöſiſcher Geſandter zu Mexiko von Einfluß, Mitte November, in Paris.

— Ludwig Müller-Uri, der berühmte Verfertiger künſtlicher Glasaugen, hochverdient um das Aufblühen der Glasinduſtrie des Thüringer Waldes, 75 Jahre alt, Mitte November, in Lauſcha.

— Edmond Gondinet, bekannter franzöſiſcher Luſtſpieldichter, 60 Jahre alt, Mitte November, in Paris.

— Dr. theol. Karl Chriſtian Zapff, königlich ſächſiſcher Oberkonſiſtorialrat a. D., Kirchen- und Schulrat, ein um die Entwicklung des kirchlichen Lebens im Königreich Sachſen ſehr verdienter Mann, 52 Jahre alt, am 15. November, in Dresden.

— Otto Karl Viktor Erbprinz von Schönburg-Waldenburg, Rittmeiſter im königlich preußiſchen Garde-Huſarenregiment, 32 Jahre alt, am 15. November, in Potsdam.

— Dr. Nikolaus Delius, ordentlicher Profeſſor für Sanskrit, [illegible] Bonn, [illegible] November,

Neue Bücher und Schriften.

[illegible], A., [illegible]. Leipzig. C. Reißner.
[illegible] und [illegible], Der [illegible]. Sammlung [illegible] Schriften für Theater. [illegible]
[illegible], A. G., Aus der großen [illegible]. [illegible] 2 Bände. Stuttgart. A. Bonz & Co.
Geschichte der [illegible] Künste, herausgeg. v. C. v. Lützow. [illegible]
[illegible] Studien, [illegible]
[illegible], J. G. v., [illegible]
Kinder-Gartenlaube. Band V. Heft 9–12. Band VI. Heft 1–4. Leipzig. O. [illegible]
Knackfuß, H., Deutsche Kunstgeschichte. IV. Abtlg. Bielefeld. Velhagen & Klasing.
[illegible], A., [illegible]
[illegible]
[illegible], A. u. A. [illegible]
Müller, Emil, [illegible]
[illegible], M., Unter dem [illegible]. [illegible] Erzählungen. Berlin. [illegible]
[illegible], J. G., [illegible]
[illegible], A., [illegible] Deutschlands vom 10.–18. Jahrhundert. [illegible]
[illegible]
Scheffel, J. V. v., Gedichte aus dem Nachlaß. 2. Auflage. Stuttgart. A. Bonz & Co.
[illegible]. Leipzig. [illegible]
[illegible], Der Weg zum [illegible]. Heidelberg. G. Weiß.
Springer, A., Grundzüge der Kunstgeschichte. III.: Die Renaissance in Italien. Leipzig. E. A. Seemann.
Stern, Dr. Ad., Geschichte der Weltlitteratur. Lief. 10/11 (Schluß). Stuttgart. Rieger.
[illegible], Volksblätter. Erzählung. [illegible]
[illegible] in 100 Karten. Lief. 6/13. Wien. Hartleben.
Voß, Rich., [illegible]. Bilder aus Italien. Jena. H. Costenoble.
Weber, G., Lehrbuch der Weltgeschichte. 20. Aufl. Lief. 10/12. Leipzig. W. Engelmann.
Wichert, Ernst, [illegible]. Roman. 2 Bde. Leipzig. C. Reißner.
[illegible], J. V., [illegible]. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittelitalien. Frauenfeld. J. Huber.
Woltmann, A. und K. Woermann, Geschichte der Malerei. III. Band. Leipzig. E. A. Seemann.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

[illegible]

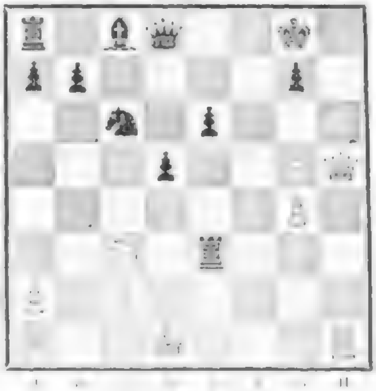
Partie Nro. 5[illegible].

Französisches Spiel.

Weiß — [illegible]. Schwarz — [illegible].

1) E 2 – E 4 . . . . 1) E 7 – E 6.
2) D 2 – D 4 . . . . 2) D 7 – D 5.
3) S. B 1 – C 3 . . . . 3) S. G 8 – F 6.
4) E 4 – E 5. Diese Fortsetzung, welche früher für [illegible] galt, weil man der Ansicht war, daß Schwarz später mit [illegible] das [illegible] Zentrum zu sprengen vermöchte, ist neuerdings [illegible] mit gutem Erfolg wieder aufgenommen worden.

[illegible]



18) T. C 3 – H 3. Dieser entscheidende Zug, der [illegible] leitet den Schluß der [illegible] Schlußkombination ein, die [illegible] hat.

19) [illegible]

Auflösung der Aufgabe Nro. 4[illegible]:

Weiß. Schwarz.

[illegible]

Rätsel.

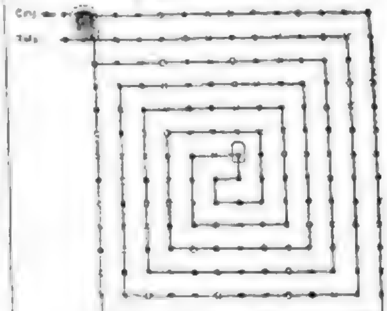
Amt,	Watte.	Kain,
[illegible]	Nacht.	Narr,
[illegible]	[illegible]	Regen,
[illegible]	Heil,	Stein,
Liste,	Probe	Strich
Meter,	Rene,	

Aus jedem der obigen Wörter läßt sich durch Einfügen eines Buchstabens ein neues Wort bilden. Werden die 17 neuen Wörter richtig geordnet, so ergeben ihre neueingefügten Buchstaben — von oben nach unten gelesen — den Namen eines deutschen Opernkomponisten.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 186:

Bei geistreichen Männern hebt die äußere Ruhe die innere auf, ebenso umgekehrt.

Auflösung des Labyrinth-Rätsels Seite 186:

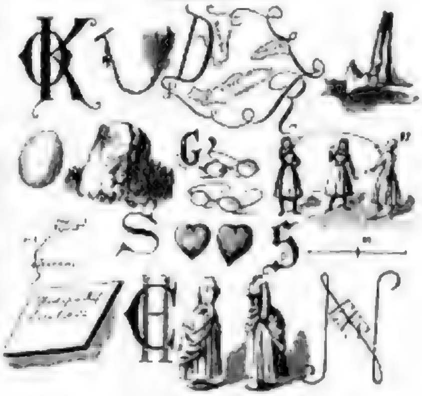


Jeder dritte Punkt wird ausgezählt. Die betreffenden Punkte des ersten Umganges sind mit ×, die des zweiten Umganges mit [illegible], die des dritten Umganges mit • bezeichnet. Als [illegible] hat man: „[illegible]" von Goethe, Strophe 4, 6, 7, 8 und 9:

[illegible]

Das „[illegible]", Lied von Johann Wolfgang Goethe.

Bilderrätsel.



Auflösung von „Rätselhaftes Näh-Ei" Seite 186:

[illegible]

Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter, der Reihe nach gelesen, geben: „[illegible]".

Weihnachtsgabe für unsere Abonnenten von „Ueber Land und Meer".

Gleichwie im vorigen Jahre haben wir auch dies Jahr Vorsorge getroffen, um unsere geehrten Abonnenten wieder mit einer besonderen **Kinder-Weihnachtsgabe** erfreuen zu können, welche soeben erschienen ist unter dem Titel:

Den lieben Kleinen

zu Weihnachten 1888

von

„Ueber Land und Meer".

Groß Oktav. 56 Seiten mit über 40 farbigen Illustrationen.
Elegant geheftet in illustrirtem Umschlag. Preis 75 Pfennig.

Inhalt: Die Reise ins Leben. — Erwacht! — Juchhe, ich leb' mir die Schaukel! — Hoch zu Esel. — Das tote Häschen. — Zuckerdüten. — Haschemann. — Wichtige Begebenheit. — Die kleine Näherin. — Wie sich die Mama zu helfen weiß. — Am Bache. — Fritz und Franz. — Huckepack. — Trost im Leiden. — Wieder sind sie da! — Die Naschkatzen. — So geht's! — Brüderchens erste Ausfahrt. — Das Geburtstagsgeschenk. — Kunterbunt. — Märchensilhouetten. — Große Gesellschaft. — Allein. — Die kleine Conditorei. — Das Lieblingsplätzchen. — Lustige. — Schwing' dich auf, klein Käferlein. — Keinen Dank. — Pilly und [illegible]. — Der Morgenbesuch. — Das Frühstück. — Der Schneemann. — Beim Photographen. — Kinderfreuden. — Im Freien. — Die kleinen Wäscherinnen. — Von draußen. — Glück genug. — Der Großvater. — Ringelreihen! — Gute Freundschaft. — Weihnacht. — Auf Wiedersehen.

Nebst einem typographischen Kunstblatt in Farbendruck:

„Die Reise ins Leben" von Professor J. Koppay.

Die Ausstattung dieses Weihnachtsbuches, wie im Vorjahre in mehreren Farben gedruckt, ist eine höchst elegante, und unser Zweck bei Herausgabe dieser Jugendschrift ist wie früher der, unseren Abonnenten Gelegenheit zu bieten, ihrer Jugend und damit auch sich selbst eine besondere Freude zum bevorstehenden Weihnachtsfeste **für wenig Geld** zu bereiten.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen, wozu man den dieser Nummer beiliegenden Bestellschein gefälligst benützen wolle. Wo der Bezug durch eine Buchhandlung auf Schwierigkeiten stoßen sollte, ist die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart bereit, nach Orten in Deutschland und Oesterreich-Ungarn gegen Einsendung des Betrages von 85 Pfennig (auch in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder deutschen Stempelmarken) die direkte Franko-Zusendung zu vermitteln.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Soeben iſt in neuer Auflage erſchienen:

Eine ägyptiſche Königstochter. Hiſtoriſcher Roman von **Georg Ebers.** Dreizehnte, neu durchgeſehene Auflage. **(Dreiunddreißigſtes Tauſend.)** 3 Bände. 8°. Elegant geheftet Preis 12 Mark; fein gebunden in Original-Einband 15 Mark. (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.)

Georg Ebers' ägyptiſche Königstochter hat genau 25 Jahre nach ihrem erſten Erſcheinen in der dreizehnten Auflage, die ſomit ein Jubiläumsbuch iſt, eine neue Wanderung begonnen. Es bedarf kaum eines wiederholten Hinweiſes auf den dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Wert dieſes Romans, dem die Beſten aller Nationen den lebhafteſten Beifall zollten, der in vierzehn Sprachen überſetzt, und von der bildenden Kunſt oft benützt ward, um ihm Stoffe zu entnehmen. Die Mutter, welche als Mädchen im Genuß dieſes Buches ſchwelgte, freut ſich heute noch, es den heranwachſenden Kindern, Enkeln und Enkelinnen zu geben, und wenn die Königstochter zu dem geworden, was ſie jetzt iſt, verdankt ſie dies nicht nur dem reichen und zuverläſſigen Lehrſtoff, der in der neuen Auflage wieder manche Ergänzung erfahren, ſondern ganz anderen Eigenſchaften. Der Verfaſſer war fünfundzwanzig Jahre alt, als er dies Werk ſchrieb, und der poetiſche Schwung, die ideale Geſinnung und friſche Daſeinsfreude einer jungen Seele, die ſich in ihm widerſpiegeln, ſind es unverkennbar, die das Wohlgefallen der Jugend an ihm bedingen. Die Geſtalten einer Rhodopis und Sappho, eines Amaſis, Bartja und Kambyſes werden nie veralten. Keiner Mode — denn welche Mode überdauerte ein Vierteljahrhundert! — verdankt dieſer Roman ſeinen langſam erwachſenen, großen, heute noch unverminderten Erfolg, und ſo möge die ägyptiſche Königstochter noch lange bleiben, was ſie iſt, eine Quelle des Vergnügens für uns Aeltere, ein lehrreiches und herzerhebendes Lieblingsbuch für die Jugend aller Nationen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Briefmappe.

Weber in Köln. Der Dichter des Liedes: „O alte Burſchenherrlichkeit", das zuerſt in einem Frankfurter Unterhaltungsblatt von 1825 ohne Verfaſſernamen erſchien, iſt, wie erſt beim [illegible] Jubiläum der Univerſität [illegible] bekannt wurde, Dr. med. Eugen Höfling, [illegible] Sanitätsrat in [illegible]

Ratloſer junger Herr. 1) Es iſt vollkommen in Ihrem Recht. 2) Auch dagegen läßt ſich [illegible] machen. Wir können Ihnen nur dringend empfehlen, [illegible] auf eine Sache zu verzichten, die [illegible] nicht als eine Bewegung Ihres Herzens [illegible] iſt.

Heinz Taborg in Flensburg. Sie haben uns gefragt, in [illegible]: „[illegible] Geburtstagsmonat [illegible] ſterbenden Vaters für eine [illegible]". [illegible] vorzunehmen, wo wir es für nötig erachten ſollten. Wenn wir [illegible] gültigen Grundſatz Gebrauch machen wollten, würde [illegible] Ihrem Werke gar nicht viel übrig bleiben. Wir verzichten deshalb gern darauf.

Abonnent K. M. Wenden Sie ſich an einen der vielen kaufmänniſchen Vereine.

F. Gz..... in Cöthen. [illegible]

Zwei Backfiſchchen jung und fast aus W. 1) Sind [illegible] in Nro. [illegible] von „Ueber Land und Meer" gebracht worden. 2) Sind [illegible] im Umlauf, daß ſie [illegible] 19 [illegible] als die [illegible] haben. 3) [illegible] nicht [illegible] im Mittel etwas. [illegible] durch einen [illegible] wieder [illegible]. 4) Gedicht von Robert Burns, [illegible]. Sie finden den Wortlaut in [illegible]

Hrn. von D. auf Rt—hof. Nur die „Künſtlerausgabe" unſeres Journals bringt die von [illegible] Extra-Kunſtbeilagen, und zwar werden [illegible] beigegeben. Die „Künſtlerausgabe" von Ueber Land und Meer wird auf feinſtes Kunſtdruckpapier gedruckt, wodurch [illegible] beſonders [illegible] nachkommen. Preis vierteljährlich [illegible] Mark, jede in [illegible] Umſchlage [illegible] Mark. Abonnieren können Sie bei jeder Buchhandlung und bei jedem Poſtamt.

Muſenſohn in St. Louis. Das alte Lied: „Gebt Wein, [illegible]", enthält unter anderem die Verſe

„[illegible]
[illegible]
O wie [illegible]
[illegible]"

Nikolaus Lenau aber ſingt:

„[illegible]
In der [illegible];
[illegible]
[illegible]"

Das erſtere mit ſeinem [illegible] und deutlichen Anklange an den [illegible] Monolog der [illegible] Maria Stuart auf der [illegible] und [illegible] an Thomas Moores „last rose of summer" [illegible] des letzten [illegible] — denn wohl die Vielen, [illegible] „[illegible]" [illegible] in der Ferne tragen — das [illegible]

A. P. in P. Der „[illegible]" [illegible] Straße [illegible], [illegible] Gründer und Verlag [illegible] Joseph von [illegible] in Berlin [illegible] [illegible]

Nach Kl. in Riga. III. [illegible]

Regenwetter. Eine einfache [illegible], [illegible] Vorausſetzung [illegible] auf [illegible] für [illegible] jährlich auf 25 [illegible] Geldbeiträge ſind uns [illegible]

Junger Abonnent in K...... [illegible]

Eine Wetterdigel! Wir rufen Ihnen mit Ihrem eigenen [illegible] „O [illegible]!"

S. T. in Stuttgart. Auf Ihre Frage: „Hängt der Umſtand, [illegible] Thermometer (aus Glas) mit der Zeit [illegible] werden, damit zuſammen, daß das Glas ſich zuſammenzieht infolge veränderten [illegible] oder des äußeren Luftdrucks?" lautet die Antwort: Ja. [illegible] durch den äußeren Luftdruck veränderten [illegible]

Alter Abonnent in Rumänien. Wir wiſſen nicht, ob Sie [illegible] alt ſind, wohl aber, daß [illegible] laſſen. [illegible]

G. R. in München. Wir [illegible] Ihren [illegible] nicht [illegible] erproben.

E. von Zj. in C. Unſeres Wiſſens [illegible] nach [illegible] Genehmigungen einzuholen und darauf [illegible] ermitteln ſollten.

Marianne. Wenn Sie ein Werk aus dem Engliſchen [illegible] bedürfen Sie allerdings der Erlaubnis des Verfaſſers [illegible] der Verlagsbuchhandlung. Dagegen haben Sie [illegible] nicht nötig, die Ueberſetzung dem Autor zur Prüfung vorzulegen. [illegible] hängt ganz von Ihnen ab. [illegible] Sie mit irgend einer literariſchen Agentur, deren es [illegible] in allen [illegible] Ländern gibt, in Verbindung treten. [illegible] Bureau des Deutſchen Schriftſtellerverbandes, deſſen [illegible] dinge genannt werden müßten. Romane und Novellen werden Sie am [illegible] unterbringen, doch können wir beſtimmte Werke Ihnen nicht empfehlen. [illegible] Adreſſe der Schriftſtellerin Helen Mathers iſt uns unbekannt.

Winterſchwalbe. [illegible] Geſchmacksſache. [illegible]

Eifriger Abonnent. [illegible] nicht verwendbar.

F. i. R. Franzöſiſcher Schwindel.

W. P. in C[illegible]. [illegible] Schwankungen [illegible] und [illegible] Waſſer [illegible]

J. Sch. in B[illegible]. Wenden Sie ſich an die dortige Geſandtſchaft, die Ihnen alles Erforderliche mitteilen wird.

Hippo aus Hamburg. [illegible] & Co. in Berlin.

Junge Kunſtfreundin. Wir machen Sie hierdurch auf zwei Werke aufmerkſam, welche ſich vortrefflich als Geſchenk für Ihren Herrn Papa eignen. Die Titel dieſer beiden [illegible] bei J. [illegible] in Stuttgart [illegible] Prachtwerke lauten: „Monument du costume physique et moral de la fin du XVIII. siècle, ou tableaux de la vie, ornés de vingt-six figures dessinées et gravées par Moreau le jeune", und „Histoire des modes et du costume des Français dans le dix-huitième siècle. [illegible] estampes dessinées par S. Freudenberg et gravées par les [illegible] artistes". Sie [illegible] Kupferſtiche der berühmten [illegible] [illegible] Moden und [illegible] Mobiliar und Toilette der feinen Geſellſchaft in Frankreich [illegible] des 18. Jahrhunderts dar. Wir [illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork
Brasilien
Ostasien

Baltimore
La Plata
Australien

Prospekte [illegible]

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

PERRY & CO., Frankfurt a. M.,
Neuheiten und Spezialitäten für Festgeschenke.

Rasierlampe mit Schaumbecken u. Spiritus [illegible]
Messing Mk. [illegible], vernickelt Mk. [illegible]

Stell. Toilette-Spiegel [illegible]

PERRY & CO. senden ihr illustrirtes Preisverzeichnis gratis und franko.
Versand nur gegen Nachnahme oder gefällige vorherige Einsendung

Alter Abonnent im Amt Ritzebüttel. [illegible] die Dynamitpatrone [illegible] würde, noch ehe ſie den Lauf verlaſſen hatte.

Richtige Löſungen ſandten ein: Valerie Pick in Prag. [illegible] Fritz Bohrmeier in Altona. [illegible] Joh. P. Stoppel in Hamburg. [illegible] in Pola. [illegible] Emma Eck [illegible] in Falkenſtein [illegible] „Schachgeſellſchaft" in Oelsnitz. [illegible] Frank Engel in Meiningen. [illegible] in Budapeſt. Max Hille [illegible] Anna Heine in Markneukirchen [illegible] Haak in Bayreuth. [illegible] in Offenbach. [illegible] in St. Ingbert [illegible] in München-Gladbach. [illegible] in Bern.

Geſundheitspflege.

Liebe. Die ſogenannte Wanderniere kommt hauptſächlich bei Frauen vor, welche nach wiederholten Geburten ſehr ſchlaffe und nachgiebige Bauchdecken haben; ferner nach ſtarken Erſchütterungen des Körpers, zum Beiſpiel durch Fallen von großer Höhe oder auf die Füße. Häufig iſt aber gar keine Urſache nachzuweiſen. Heilbar iſt die Wanderniere zwar nicht, doch kann man die Beſchwerden lindern, zumal wenn ſie ſehr ſchlaffe Bauchdecken haben, dadurch, daß man ſie eine elaſtiſche Leibbinde tragen läßt. Beſonders [illegible]

A. H. in New-York. Unſere „Medical"-Mittel gegen das Schnarchen [illegible]

[illegible]

Alter Abonnent. Wenn der üble Geruch aus [illegible] Außerdem iſt es gut, den Mund [illegible] und wenn der Geruch trotzdem noch andauern [illegible]

Dankbarer Abonnent. 1) Ein Mittel [illegible] 2) Die Gebrauchsanweiſung [illegible]

Mitleſer. Sie können das betreffende Pulver ohne Nachteil nehmen.

Fr. K. H. in [illegible]. Zu ſcharfe Bürſten der Zähne, ſo daß das Zahnfleiſch blutet, iſt nicht gut. Im Uebrigen wenden Sie ſich am beſten an einen Zahnarzt.

Anna Schwarz. Als ein ſehr gutes Haarwaſſer gegen Schuppen iſt folgendes zu empfehlen: Tinctura Cantharidum 10, Tinctura balsami peruviani 30 und Spiritus vini rectif. 150 gr. Die Kopfhaut wird damit allabendlich eingerieben und außerdem alle 14 Tage einmal mit lauem Seifenwaſſer abgewaſchen. [illegible] Zum Einfetten der Haare bedient man ſich am beſten [illegible] oder des feinen Mandelöls. Wenn man will, kann man ſich dasſelbe parfümiren und zwar mit Bergamottöl, Zitronenöl, Pomeranzenſchalenöl oder dergleichen. Franzbranntwein iſt dem Haare nicht gerade zuträglich.

Dr. K. in W—r. Darüber kann Ihnen doch wohl jeder dortige Arzt Auskunft geben.

Freda M. Gegen das [illegible] iſt nichts, [illegible]

Eine alte Abonnentin in [illegible]. 1) Eine Liter Bier als tägliches Durchſchnittsquantum iſt nach unſerer Anſicht [illegible] Mann zu viel. [illegible] 2) [illegible] kein Mittel.

Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., Charlottenſtr. 11;
Budapeſt: Moritz [illegible]
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunſt für Alle", Maximilianſtr. 22.

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible]

Illuſtrationen: [illegible]

— Die [illegible] Kaiſer Franz Joſef I. [illegible] im Jahre 18[illegible]. — Kaiſer Franz Joſef I. [illegible] — [illegible] Kaiſer Franz Joſef I. [illegible]

Der Bazar.
Illuſtrirte Damenzeitung.

Preis vierteljährlich M 2.50. — Alle 8 Tage eine reich ausgeſtattete Nummer mit Moden, Handarbeiten und Unterhaltung.

Inhalt der Weihnachts-Nummern 45 und 46.

Moden: [illegible] — **Handarbeiten:** [illegible] — **Unterhaltung:** [illegible]

Illuſtrationen: [illegible]

Anzeigen

Rudolf Moſſe [illegible]

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M 60 ₰ Reichswährung.
[illegible] Frankfurt a. M. [illegible] Halle a. S. [illegible] München, Nürnberg

ADELFELS:
„Das Lexikon der feinen Sitte", ſoeben erſchienen, [illegible] der praktiſchen Form alphabetiſch geordneter, ſelbſtändig in ſich abgeſchloſſener Artikel auf viele hundert Fragen [illegible] Umgangs, der feinen Lebensart und guten Sitte, des Anſtands u. der Sittlichkeit, [illegible] Antwort u. Rat.
Preis broſch. M 3.60, in Leinwand eleg. geb. M 4.50.
Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

101 NEUE FABELN [illegible] von Frida Schanz. Bilder von Fedor Flinzer. Gebunden 4 Mark.
EIN [illegible] Bilder von Hermann Vogel. [illegible]
Ausführl. Katalog mit zahlr. Proben gratis u. franko durch jede Buchhandlung, ſowie durch die Verlagsbhdlg. Ambroſius Abel in Leipzig.

Imitirte Glasmalerei
[illegible]
G. Armbruſter, Stuttgart. [illegible]

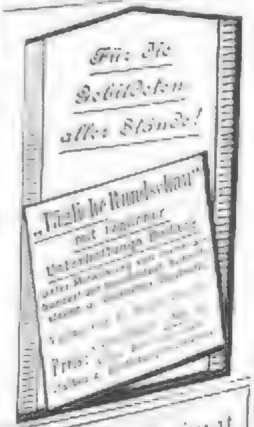
Nebelbilder und Apparate. [illegible]

BUCHHALTER [illegible]

Weltlitteratur. ADOLF STERN [illegible]

„Wir kennen keine [illegible]

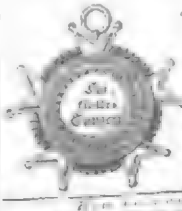
„Liederquell". 251 [illegible]



Für die Gebildeten aller Stände!
„Tägliche Rundſchau" [illegible]

Lieder der Heimat. [illegible]

15 [illegible] Jugendſchriften [illegible] für nur 6 Mark! [illegible] Buchhandlung [illegible]

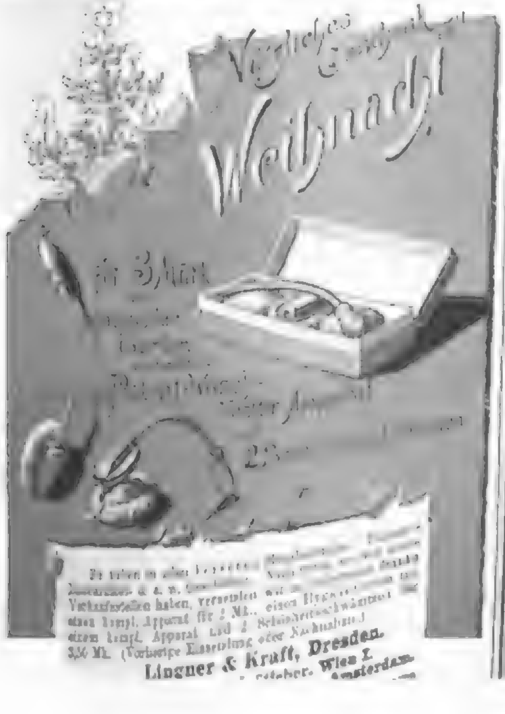


N. L. Chreſtenſen, Erfurt.
Königlich Preuß. Hoflieferant.
[illegible] Cotillon-, Ball- und Karneval-Artikel in großartigſter Auswahl zu den billigſten Preiſen. [illegible] Cotillon-Bouquets [illegible] Cotillon-Touren [illegible] Kopfbedeckungen [illegible]

Pasta Mack
in eleganten Cartons
[illegible]
Heinr. Mack in Ulm a. D.
[illegible]
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Carl Moll in Stuttgart.
Gold- und Silberwarenfabrik.
Verſand gegen Nachnahme oder vorherige Barſendung.
[illegible]
Uhrketten
[illegible]

[illegible] Illuſtr. Prachtkatalog gratis und franko.



[illegible] Verkaufsſtellen haben, verſenden wir [illegible] einen [illegible] Apparat für 2 Mk., einen [illegible] Apparat und 2 [illegible] 3,50 Mk. (Vorherige Einſendung oder Nachnahme.)
Lingner & Kraft, Dresden.
[illegible] Wien I. Amſterdam.

Richters Anker-Steinbaukaſten

Der Kinder liebſtes Spiel!

ſind ſeit 10 Jahren rühmlichſt bekannt und **mit jedem Jahr verbeſſert u. vervollkommnet worden; ſie ſtehen jetzt unerreicht da.** Wer die zahlreichen Gutachten angeſehener Fachleute und die Anſicht vieler Eltern kennen lernen will, der [illegible] das [illegible] Buch „**Des Kindes liebſtes Spiel**“. Dasſelbe enthält zahlreiche farbenprächtige Vorbilder u. eine [illegible] Beſchreibung [illegible] jeden Kaſtens; die [illegible] Anker-Steinbaukaſten [illegible] **feineren Spielwarengeſchäften der Welt vorrätig;** man ſei jedoch beim Einkauf **recht vorſichtig** u. nehme nur die **echten** Steinbaukaſten mit der Marke „**Anker**“

F. Ad. Richter & Cie., K. K. Hoflieferanten.

Rudolſtadt (Thüringen), Nürnberg, Wien, I. [illegible] 4, Olten, Rotterdam, London E.C., [illegible] und New-York, [illegible] Broadway.

Piano a pittura
Aufſehenmachende Neuheit.
Geſetzlich geſchützt.
Ernſt Kaps, Dresden.

In der **Edition Peters** erſchienen neue **Klavierſtücke und Lieder von**

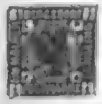
Grieg.

Muſterblätter für Laubſäge-, [illegible], Einlege- [illegible]

Rey & Widmayers Verlag in München.

L'Indépendant Littéraire.

Revue bimensuelle (1^re année), 24 pages in-4°, 48 col. de texte. **Collaboration de professeurs de Facultés et d'Universités.** Cette revue [illegible] universellement connue aujourd'hui, publie des études de littérature française et étrangère, articles d'art, actualités théâtres, romans et nouvelles, bibliographie, compte rendu des séances des académies et de l'Institut. — **L'Indépendant Littéraire** s'adresse à tous ceux qui tiennent à suivre le mouvement littéraire et artistique. **Abonnement** (très-modique) **Allemagne 10 M.** On s'abonne à la **Direction — 31 Rue de Poissy Paris**, à la librairie **F. A. Brockhaus** (Leipzig) et [illegible] et chez les principaux libraires.



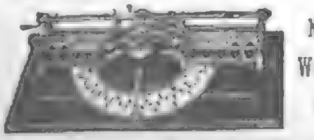
Neueſte illuſtrirte Briefmarken-Albums

zu 25 Pf., 1, 1½, 5, 6, 7, 7½, 8, 9, 15 und 32 ℳ.
Echte Briefmarken billigſt. [illegible] gratis. Katalog 1888 75 Pf.
zu beziehen durch **Alwin Zſchieſche,**
und alle Buchhandlungen. Leipzig und Naumburg a. d. S.

„**Boston-**“
Schreib-Maschine.

[illegible] natürlicher Grösse.

D. R. P. 41127.



Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.

Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.

Grosse Schnelligkeit. Bedeutende Ersparnis an Zeit und Geld. Einfachste Handhabung.

Unentbehrlich für Personen, welche an Schreibkrampf leiden oder durch sonstige Gebrechen am Schreiben verhindert sind. Mit dieser Maschine, welche man überall bei sich führen kann, ist es auch möglich, während der Eisenbahnfahrt zu arbeiten, und daher besonders für **Geschäfts-Reisende** geeignet.

Preis 60 Mark.

Man verlange Prospekt, Schriftproben u. Anerkennungsschreiben von den General-Vertretern

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C.,
Klosterstrasse 49.

Gewicht 1½ Kg.

Gewicht [illegible] Kg.

Feſtgeſchenke erſten Ranges.

Illuſtrirte Weltgeſchichte für Frauen und Töchter von Prof. Dr. W. Zimmermann. Mit 53 Illuſtrationen. Ein [illegible] Band. [illegible] Bogen [illegible] M. 10.—

Große deutſche Hausbilderbibel nach **Dr. M. Luther.** Mit 220 Originalholzſchnitten von **Jul. Schnorr** und Anmerkungen von **Heyngeler u. Blandarde** [illegible] in [illegible] mit Goldſchnitt M. 22.— in Leinwand M. 21.—, broſch. M. 12.—

[illegible] Kirchenzeitung ſagt: „Dieſes Bibelwerk iſt ein Unikum, eine [illegible] ein Hausſchatz für das deutſche chriſtliche Volk u. ſ. w.“

Die Nachfolge Chriſti von Thomas v. Kempis mit Betrachtungen von Dr. A. Werfer. [illegible] und Familienbuch. Mit 122 großen [illegible] von **C. Geiges** in Düſſeldorf. Alte [illegible]. Auf Chamoispapier, Schwabacher [illegible] Goldſchnitt M. 12.— feinſten Leinwandbandes Goldſchn. M. 14. 20 broſch. M. 9.

Wilh. Hauf, Lichtenſtein. Prachtausgabe mit 251 [illegible] [illegible]

Keller, Geiſt- und [illegible] Kochbuch von Th. Meckel. Mit [illegible] [illegible] M. [illegible]

Verlag v. J. Ebner in Ulm u. Leipzig.

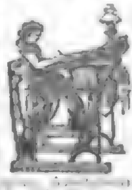
[illegible] **Hermann Peters** Verlagsbuchhandlung [illegible] **Paul Leiſt.**
Hofbuchhändler Sr. Maj. d. Kaiſers u. Königs,
[illegible] Charlottenſtraße [illegible]
[illegible]

Lebensbilder

der Kaiſerinnen
Auguſta, Victoria und Auguſta-Victoria.
[illegible]
von
Vedor von Köppen.
Preis: eleg. geb. mit Goldſchnitt M. [illegible]

[illegible]

Vorzügliches Feſtgeſchenk.



Patent-Kinderpulte für [illegible] Schularbeiten.

[illegible]

A. Lickroth & Co., Frankenthal (Pfalz).
W. Simon & Co., Berlin, [illegible]
A. Lickroth & Co., [illegible] **Dresden.**
[illegible] zu haben bei
Otto Wilkens, [illegible] **Hannover.**

[illegible] Neuheit!

Clarabella.

Clarabella-Mignon [illegible] erregt, ſie iſt elegant u. äußerſt angenehm. Das Oberteil iſt [illegible] [illegible]

Preis M. 24, inkl. 6 Stücke. [illegible] auf [illegible] Cylinder à 6 Stück M. 6. Verſand [illegible] gegen Caſſa oder Nachnahme. [illegible] Inſtrumente gratis und franko.

Guter Rat iſt Goldes wert!

[illegible]

MATERIALISMUS

Geſchichte des
und Kritik
ſeiner Bedeutung in der Gegenwart
von **Friedrich Albert Lange.**
weil. Prof. in Zürich u. Marburg.
[illegible] Aufl. [illegible] 10 M.
[illegible] in Halbfranz gebunden [illegible]

Photogr. Apparate von [illegible] M

Laterna magica von [illegible] M. an. Nebelbilder-Apparate und Wunderkameras, Mikroskope v. 6 M. an, mikrosk. Präparate [illegible] 2 M. Stereoskope mit 12 Bildern von [illegible] M. an. Elektriſche Apparate und [illegible] Elektriſiermaſchinen [illegible] wie überhaupt alle phyſikal. Lehrmittel. **Neu!** Die Taſchen-Sternwarte [illegible] zur Erklärung des Weltalls [illegible] und Text 25 M. Preisliſten gratis.

W. Iſaachſen, in Firma [illegible] Nachf., [illegible] Hof-[illegible] und Mechaniker

Berlin W., [illegible]

[illegible] 1866

Weihnachts-Geſchenke

[illegible] empfehlen
Erler & Co., Berlin, [illegible]
[illegible]

Cigarren und deren [illegible]

Weine, [illegible]

Schmuckſachen [illegible]

[illegible]

Erler & Co., Berlin, [illegible]

Ernst Eckstein

NERO

Roman in 3 Bänden. 12 M.

[illegible]

Der Krieg von 1870/71 dargeſtellt von Mitkämpfern.

I. Bd.: Weißenburg, Wörth, [illegible] Von Hauptmann Tanera. II. Bd.: [illegible] von [illegible] Steinbeck. III. Bd.: Die Schlachten von [illegible] u. [illegible] v. Hptm. Tanera. Jeder Band eleg. geh. 2 ℳ; geb. 2 ℳ [illegible]

[illegible]

═ Prächtige Bücher, gleich geeignet für Alt wie Jung, für Militär wie Nichtmilitär! ═

Gegen Einſendung des Betrags franko!

C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen.

Zauber-Apparate

Laterna magica und Nebelbilder-Apparate für Künſtler, Dilettanten und Kinder [illegible]. **Zauber-App.-Fabrik R. Music**, Berlin, [illegible] 11. [illegible]

Zauber- und Nebelbilderapparate [illegible] Weihnachtsgeſchenke, [illegible] Zauberkaſten, Laterna-magicas, Laterna-magica-Bilder, [illegible]

Wilh. Bethge, Magdeburg.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neues humoriſtiſches Werk à la Buſch!

Soeben iſt erſchienen:

Pieps Penſionäre.

Humoriſtiſche Erzählung in Verſen
mit 30 farbigen Illuſtrationen von
Antonie von Linſtow.
Elegant gebunden mit Umſchlag in Farbendruck. Preis 4 Mark.

Ein prächtiges, echt humoriſtiſches Buch, das ganz geeignet iſt, ſich in all den Kreiſen heimiſch zu machen, welche gern ihre Mußeſtunden einer heitern Lektüre widmen. Mit ſeinem herzerfriſchenden Humor, begleitet von den luſtigen Bildern, wird das Werkchen, von Alt oder Jung in die Hand genommen, gewiß überall Frohſinn verbreiten.

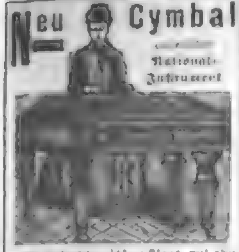
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon,

Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Neu Cymbal

Nationalinſtrument



[illegible]

Cymbal-Schule

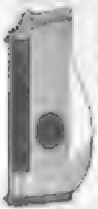
W. J. Schunda.

[illegible] Budapeſt.

Preisgekrönt.

Zithern

— eigenes Fabrikat —

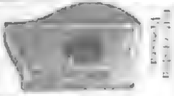


[illegible]

→ Preiscourant gratis! ←

Inſtrumenten- und Saiten-Fabrik

Josef Thumbart, München



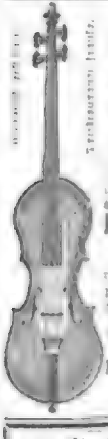
Zithern

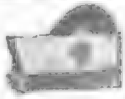
[illegible]

Violinen und alle Streich-Inſtrumente. Preiscourante franco.

Gebrüder Wolff.

[illegible]





Violinen

Zithern

[illegible]

Meistergeigen. Cellos etc.

[illegible]

Hamma & Cie.

Stuttgart.

Glaeſel & Herwig

[illegible]

Gebrüder Kuhfus.

Violinen

Specialitäten:

Zithern.

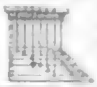
[illegible]

[illegible]

W. Trenkel, Berlin [illegible]

[illegible]

[illegible] Rob. Barth, Stuttgart [illegible]



Aeolozither

[illegible]

Adolf Klinger.

Reichenberg in Böhmen.

[illegible] Zeichenapparat

[illegible]

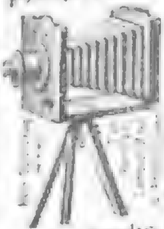
Ausverkauf

Armee-Feldstecher

Modell 1895.

jetzt nur noch M. 10.

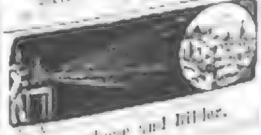
Photographiſche Apparate.



Touriſten-Apparat

Joh. Sachs & Co.

Berlin S., [illegible]



Stereoskope und Bilder.

Nebelbilder-Apparate und Bilder.

Laterna magica, Wundercameras.

Photographiſche Apparate

[illegible]

C. Eckenrath. Berlin W.

LUFTPRÜFER

[illegible]

PLATO & CO.

Fabrik von

Musikdosen

Drehdosen, Spielwerke, pat. Salon-Leierkaſten

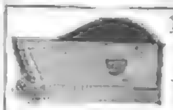
[illegible]

Muſik-Albums

Damen- u. Herrengeſchenke mit Muſik.

[illegible]

Berlin SW., Köpnickerſtr. 107



L. Jacob,

Inſtrumenten-Fabrik

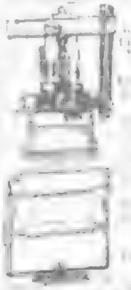
Stuttgart.

[illegible]

Stuttgarter Rundstuhlfabrik

Wilh. Heidelmann

Stuttgart



[illegible]

Claes & Flentje.

Strickmaſchinen-Fabrik.

[illegible]

[illegible]

Corsets

RFC

[illegible]

Rosenthal. Fleiſcher & Cie.

Goeppingen | London

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Die Gred.

Roman aus dem alten Nürnberg

von

Georg Ebers.

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes

Caſſetten mit Papierfüllung

100 [illegible]

Illuſtrirte Preisliſte frei.

[illegible]

Nebelbilder-Apparate

[illegible]

Ediſons Phonograph.

A. [illegible] Hamburg

[illegible]

PATENTE

Richard Lüders

[illegible]

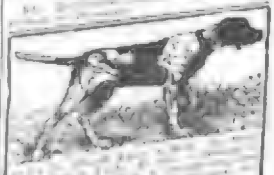
Damenſtrümpfe und Herrenſocken

[illegible]

[illegible]

!Kanarienvögel!

[illegible]



[illegible]

Zahna, Provinz Sachſen.

[illegible]

Ruſſiſche Boots

[illegible]

W. Krahl. Berlin [illegible]

Sammet- u. Seidenstoffe

[illegible]

M. M. Catz. in Crefeld.

Elegante Reisedecken für M. 6.75.

[illegible] Mechaniſche Weberei. [illegible]

Kürſchners Quart-Lexikon

[illegible] Konverſations-Lexikon

in 1 Band

[illegible]

[illegible]

Chemnitzer Turn- und Feuerwehr-Geräte-Fabrik von

Julius Dietrich & Hannak

in Chemnitz i. Sachſen

[illegible] Dr. Schreber'ſche

Zimmer-Turnapparate, ſtellbare Haus-Schulbänke,

patentirt [illegible]

Solche Hausſchulbänke, [illegible] für alle Zeiten, ſind allſeitig anerkannt als die beſten der exiſtirenden. Billigſte Bezugsquelle für ſämtl. Turngeräte. Preisliſte gratis.

Christbaum-Untersatz

mit Muſik u. Mechanik,

[illegible]

Über 11000 im Betrieb!

In eleg. Nickelgehäuse ℳ 31 [illegible]
„ naturgetr. Felsgruppe ℳ 32 [illegible]
„ ſtilv. Holzpoſtament ℳ 3[illegible]
[illegible] mit 2 Weihnachtsliedern.
Verſandt geg. Einſdg. od. Nachnahme.
J. C. Eckardt, Stuttgart, [illegible] 30.
[illegible]

Kaiſerbüſten

[illegible]

Wilhelm I., Friedrich III., Wilh. II.

[illegible]

A. Trinte.

Neuſtadt-Magdeburg.

[illegible]

Illuſtr. Briefmarkenzeitung gratis! Echte Briefmarken billigſt! [illegible] Ernſt Haas, Berlin S. 24.

Photographiſche Apparate

[illegible]

Gebr. Mittelſtraß,

Magdeburg.

[illegible]

Christbaumhalter

aus Ornamentguss.

Obertheil durch Patent-Conus drehbar, [illegible]

[illegible] Gold-Bronce [illegible]

für jeden Baum paſſend.

J. C. Eckardt

Stuttgart

[illegible]

C. Gotthardt.

Berliner Wäsche-Wringmaschinen-Fabrik

BERLIN S.O., Adalbert-Strasse 43.

Fernsprech-Anschluss Amt IV, No. 1838 für alle mit Berlin angeschlossenen Städte.

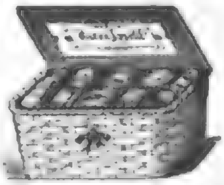
☞ Für meine Wringmaschinen **aller** Sorten, **aller** Systeme übernehme ich unbedingte Garantie für alle Teile, führe **nur** beste Qualitäten, welche zu preiswerten Notirungen abstehe.

☞ Sämtliche Eisenteile sind **stark verzinkt**, können also **nie rosten!** – In meiner Reparaturwerkstatt werden Wringmaschinen aller Systeme, ☞ auch nicht bei mir gekaufte, sorgfältig, preiswert und schnell reparirt.

☞ Zeichnungen und Preise auf Verlangen sofort postfrei ohne Kosten zu Diensten. ☜

Markendorf'scher Frühstückskorb

empfehlenswertes Festgeschenk.



vorzüglicher Präsent-Artikel.

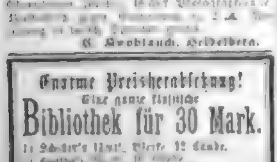
Unser Frühstücks- oder Fesskorb – eine von mir vor Jahren angeregte, [illegible] – hat sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben [illegible]

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines [illegible] für Tafel und feine Küche, [illegible]

Preise für einfache u. feinste Arrangements; von 6 Mk. bis 30 Mk. u. darüber.

☞ Auswärtige Aufträge werden pünktlich ausgeführt und [illegible] Verpackung garantirt. ☜ Briefe und Telegramme.

Gustav Markendorf, Leipzig.



Christbaumschmuck.

Cotillon- und Carneval-Artikel,

Cartonnagen, Attrapen,

Künstliche Pflanzen

empfiehlt die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Chromo-Malerei.

[illegible]

G. Knobland, Heidelberg.

Enorme Preisherabſetzung!

Eine ganze klaſſiſche

Bibliothek für 30 Mark.

1) Schiller's ſämtl. Werke 12 Bände.
[illegible]
[illegible]
4) Körner's ſämtl. Werke in 1 Bande.
5) Hauff's ſämtl. Werke [illegible]
6) Shakeſpeare's ſämtl. Werke 12 Bde.
[illegible]

[illegible] u. in den prachtvollen [illegible]

für nur 30 Mark!

[illegible]

Selmar Hahne's Buchhandlung,

Berlin S., Prinzenſtr. 54.

[illegible]

E. Krauss & Co., Leipzig, Plagwitzerstr. 33.

Fabrik optischer Instrumente. Paris, Avenue d. l'Opéra [illegible] London, [illegible] 60. St. Petersburg, [illegible] 40. **Mailand,** via filo drammatico 7.

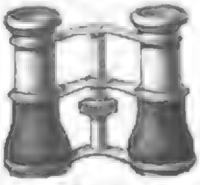
Empfehlen folgende Specialitäten. Vorzüglichste Qualität garantirt! Nachnahme oder Vorauszahlung! Umtausch gestattet.

Illustrirte Preiscourante umsonst und postfrei.

No. II. Vorzügliches Westentaschen-Glas (für Theater, Reise, Jagd, Militair).

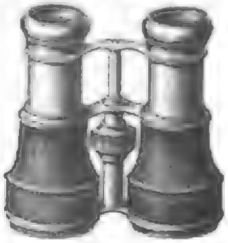
[illegible] wo ich ihn sehr empfohlen habe. [illegible], am 13. Mai 1886.

gez. **von Schachtmeyer,**
General der Infanterie.



No. XX. Elegantes gediegenes Special-Opernglas

in schwarzem Leder	M. 1[illegible] —
in Elfenbein	„ 17.50
in Perlmutter	„ 24.—
in Aluminium	„ 42.—



No. I. Universal-Doppelfernrohr „Argus" (für Theater, Reise, Jagd, Militär) Mk. 13.50.

„Wir bestätigen Ihnen gern, dass die [illegible] Argus' allgemein als in jeder Beziehung praktisch und vorzüglich befunden sind.

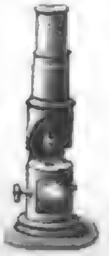
[illegible]"

No. III. Vorschriftsmässiges deutsches Armee-Doppelfernrohr. Mod. 86.

Ausgezeichneter Feldstecher; zeichnet sich durch grosse Schärfe und handliche Form aus.

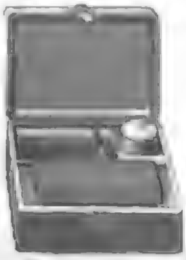
No. II. Photograph. Dilettanten-Apparat „Tandem"

M. 30–[illegible]–150 [illegible] jeder ohne Vorkenntnissen den strengsten Anforderungen genügende Photographien herstellen kann. Special-Preis-Verzeichnis, Anleitung z. Photogr. kostenfrei.



Microscop.

No. 110	10[illegible] lin. Vergr.	M. 9.
No. 111	60 „	„ M. 8.
No. 112	35 „	„ M. 7.



No. 113. Universal-Taschen-Microscop mit Lupe M. 6. Lin. Vergr. 50×; ☐ Vergr. 2500×. **Interessantes, lehrreiches, nützliches Geschenk.**

Reisszeuge

In allen Zusammenstellungen, nur in gediegenen Qualitäten für Architekten, Ingenieure, Techniker, Schüler etc.

Aneroid-Barometer in allen Ausstattungen (stilgerecht) mit garantirten Werken von M. 10 an.

Über Land und Meer.

Nº 11.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Jakobs Weihnachten.

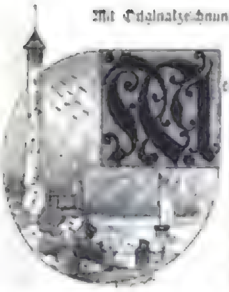
Eine Seeſkizze

von

Max Lay.

Mit Originalzeichnungen von Theodor Weber.

(Alle Rechte vorbehalten.)



„Meine liebe Mutter, ich hoffe beſtimmt, daß ich zu Weihnachten bei euch bin," hatte Jakob, der wohlbeſtallte Schiffsjunge an Bord der Brigg „Anne Kathrine", die mit einer ſchweren Ladung Eiſenteile von Briſtol nach Bremerhaven beſtimmt war, nach Hauſe, das heißt nach dem Fiſcherdorf Langwarden an der Nordſeeküſte, geſchrieben, und er wäre auch ſicherlich noch zeitig genug gekommen, wenn die Brigg durch den heulenden Weſt nicht ſo lange in dem ſogenannten verkehrten Kanal zurückgehalten worden wäre, wenn man nicht ſchon bei Cardiff wieder vor Anker gehen mußte, nachdem man tagelang in dem engen Fahrwaſſer vergebens laviert, und wenn man noch zeitig genug Kap Landsend umſegelt hätte, um denſelben immer noch fortblaſenden Wind eher in den Rücken zu bekommen. Nun half die Eile nichts mehr. Es war bereits heiliger Abend und die Brigg lief erſt in die gefährliche Enge des Pas des Calais hinein. Mit ſolchen wenig tröſtlichen Gedanken ſtand der kleine, ſtämmige Kerl als Ausguckmann auf der Back, dem erhöhten Vorderteil des Schiffes, und rechnete nach, ob es nicht doch am Ende noch möglich zu machen ſei, ehe Weihnachten vorbeiging, nach Hauſe zu kommen. Er hat den Kopf mit dem breitkrämpigen Südweſter tief zwiſchen die Schultern gezogen, ſo daß der emporgeſchlagene Jackenkragen auch noch die Ohren möglichſt gegen die ſcharfe Kälte ſchützte, die ihm ſchneidend um die Naſe pfiff. Die Hände hat er trotz der dicken Fauſthandſchuhe tief in die Seitentaſchen vergraben und drückt die Arme feſt gegen den Leib, alles bewährte Mittel gegen die rauhe Kühlte.*) Dazu gehört auch, daß er mit vorſichtig kleinen Schritten von einer Seite zur andern trippelt, und doch iſt das ein gefährliches Beginnen, denn die Brigg iſt nur klein und hat ein ſchmales Vorderdeck, um das nur ein handhoher Rand läuft, der keinen Schutz bietet gegen die aufſpritzenden Wellen, in die das Schiff tief eintaucht und ſich unabläſſig nach rechts und links zur Seite neigt, ſo daß es faſt ausſieht, als müßte der kleine Mann mit dem nächſten Schritt auf den Wellen weiter wandern, aus denen die leuchtenden Funken um ſeine ſchwerfälligen Seeſtiefel ſpritzen. Ein Ausrutſchen muß den Ausguckmann

Der Ausguckmann.

---

*) Schwerer Wind.

faſt unfehlbar über Bord in das naſſe Grab gleiten laſſen, und doch ſcheint er die furchtbar drohende Gefahr nicht zu ahnen — oder er verachtet ſie. Sicher biegt er den Körper nach rechts und links mit dem ſchaukelnden Schiff und bleibt nur hin und wieder ſtehen, um mit zuſammengekniffenen Augen in die finſtere See hinein zu lugen, wo die Waſſer noch ſchneller als das Schiff in unförmlichen Maſſen vorwärts drängen, ſich überſchlagen und hellleuchtend weißen Schaum vor ſich herſpritzen. Die aufzuckende und wieder verſchwindende Helle auf der unruhigen Fläche iſt die einzige Beleuchtung. Der Himmel liegt wie ein ſchwarzer Sack über der Welt, die das Schiff trotz der wenigen ausgeſpannten Segel brauſend durchjagt. Und gerade die unheimlich ſchnelle Fahrt erfüllt Jakobs Herz noch mit einiger Hoffnung: er pfeift luſtig vor ſich hin; trotz allem iſt doch Weihnachten — auch an Bord. Der Kajütsjunge hat ihm in aller Heimlichkeit anvertraut, was der Kapitän für die Feſtmahlzeiten der Mannſchaft beſtimmt. In der Speiſekarte wimmelte es von leckeren Konſervegemüſen und Hammelskoteletten aus Blechbüchſen — ſogar Wein, und ſchon heut abend gibt es nach weſtfrieſiſcher Sitte „Pannekaken“, deren warmſchmalziger Duft ihm zeitweiſe von hinten her ahnungsreich um die Naſe weht, und wenn er zur Abwechſelung einmal nach hinten ausguckt, ſieht er in die offenſtehende Kambüſenthür*) und in der engen Bude den Koch am Herd ſtehen, wie er den Teig in der Bratpfanne zurechtſtreicht. Die qualmende Oellampe flackert, der Mann ſteht breitbeinig vor ſeinem eiſernen Heiligtum, in der Rechten kunſtgeübt den Löffel führend, indes die Linke die Pfanne am Stiel balancirt, damit bei dem heftigen Schwanken des Schiffes der Pfannkuchen nicht aus dem brodelnden Fettbade entflieht. Jakobs ſcharfes Seemannsauge taxiert den ſchon fertigen Haufen in der großen blechernen Schüſſel, und immer wieder ſtreift der Koch eine neue gelbbraune Scheibe zu den anderen und ſtreicht mit gewandtem Löffel einen neuen Kuchen zurecht. In tiefſter Seele ergriffen von dem embarras de richesse, dreht Jakob ſich wieder um, die Fülle der in den nächſten Tagen zu erwartenden Genüſſe preßt ihm einen ſtolzen Seufzer aus und dann denkt er wieder an ſeinen Wachtpoſten und blickt ſcharf in die See hinaus. „Gut ausgucken für Schiffe!“ hat ihm der Steuermann auf die Seele gebunden. Wenn der vom Hinterdeck ein Licht ſieht, ehe er als Ausguckmann es meldet, ſetzt es ganz beſtimmt Kopfnüſſe. Der Offizier ſpaßt nicht — auch nicht am heiligen Abend. So paßt er alſo lieber genau auf und ſpäht wieder unabläſſig über die vor dem Bug aufwallenden hellen Wogen hinaus ſcharf in die finſtere Weite.

Auf der Backbordſeite am Hinterdeck ſteht der Kapitän mit dem Steuermann, an die Brüſtung gelehnt. Sie unterhalten ſich natürlich auch von dem frohen Feſt, und der Mann am Steuerruder findet das Thema ſo intereſſant, daß er verſtohlen zuhorcht. Hin und wieder gleitet auch ein flüchtiges Lächeln der Erinnerung über ſein Geſicht, auf das der ſcharf abgegrenzte Schein aus der Lampe des Kompaßhäuschens fällt. Sonſt aber blickt das gefurchte bartloſe Geſicht unter der Südweſterkrämpe ernſt und unbeweglich auf die zitternde Scheibe der Windroſe, die bei dem heftigen Arbeiten des Schiffes ebenfalls hin und her ſchwankt und die Beobachtung des Steuerpunktes erſchwert. Die Brigg ſegelt platt vor dem Winde. Die Linnen ſind weggenommen bis auf die beiden Marsſegel und die Fock, das unterſte Segel am Vordermaſt. Vor den drei großen Lappen, die, ſteif wie Blech aufgebläht, den Sturmwind auffangen, raſt das Schiff durch die nächtliche Flut, daß das Kielwaſſer wie eine unabſehbare Schlange von weißleuchtendem flüſſigem Feuer hinterdrein zieht. Der Wind heult durch die kahle Takelage und pfeift unliebliche Melodien auf den Löchern der unzähligen Taurollen.

„Steam—boat — recht — voraus!“ So ruft der kleine Ausguckmann mit dem ganzen Aufwand ſeiner hellen Stimme, die auch gegen den Wind bis zum Hinterſchiff dringt. Die beiden erzählenden Schiffshäupter fahren auseinander.

„Well — well!“ ruft der Steuermann und eilt nach vorn.

Kapitän Larſen biegt ſich weit über die Schiffsſeite, um beſſer Ausſchau halten zu können. Da ſteigen die drei bezeichnenden Lichter aus dem Waſſer auf. Rechts ein rotes, links ein grünes und über ihnen ein helleres weißes, das eben anzeigt, daß das Schiff unter Dampfkraft herankommt. Da beide Schiffe unter ſchnellem Lauf vorwärts ſtreben, ſo wächſt das leuchtende Dreieck mit unheimlicher Schnelle in die Höhe. Nach den allgemeinen Schifferregeln ſollten ſie jetzt links ausweichen. Aber Larſen weiß, daß dort Sandbänke lauern. Ohne ſich erſt lange zu beſinnen, ruft er: „Hart Backbord,*) Chriſtian!“ Geſpannt beobachtet er die Bewegung des Dampfers.

„Hart Backbord!“ echot der Mann am Ruder. Das Rad ſchnurrt herum, die Steuerketten raſſeln und in mächtigem Bogen ſchwingt das Schiff nach rechts. Die Segel kommen los und beginnen ein donnerndes Getrommel.

„Backbordabraſſen**) — heiß den Klüver!“***) ſchwirren die Kommandos. In der Finſternis iſt mit dem Auge faſt nichts zu unterſcheiden. Aber an dem Trappeln auf dem Verdeck, an dem taktmäßigen Heulgeſang der Matroſen und dem Aechzen der Takelage hört man, wie die Leute ihre Pflicht thun. Der Kapitän beobachtet kalten Blutes die Situation. Die Dampferlichter ſchieben ſich nach links und vergrößern ſich. Als der Steuermann zum letztenmal „Mach feſt!“ kommandiert, gleitet der Ozeandampfer an dem Segler vorbei. Eine Flut von Licht ſcheint über das Deck der Brigg und zeigt auf Augenblicke die Matroſen, die geſchäftig von Tau zu Tau eilen. Aus den runden Fenſtern des Dampfers leuchtet es wie aus hundert feurigen Augen. Aus der weiten Eſſe wälzt ſich eine dicke Wolke rot durchglühten Qualms, die der Sturmwind zerreißt. Ein ſchwimmender Palaſt rauſcht es vorüber, dann ſinkt alles in Finſternis.

Der Schiffskoch.

Endlich iſt die Brigg wieder vor den Wind gebracht; ſie ſteuert nun in einer Richtung, die die Abweichung vom Kurs wieder wettmachen ſoll, denn das eigentliche Fahrwaſſer iſt hier eng und vielfach verſchlungen, von Sandbänken an beiden Seiten eingefaßt. Der Steuermann kehrt wieder zum Hinterdeck zurück, wo der Kapitän mit ſchwankendem Seeſchritt auf und ab ſpazierte.

„Ein ekelhafter Kerl, ſolch ein Dampfer bei Nacht!“ ſagt der Schiffsführer.

„Und gar hier in dem verflixten Fahrwaſſer!“

„Kann einem die ganze Weihnachtsfreude verderben!“

„Und möglicherweiſe Neujahr dazu,“ brummte der Steuermann.

„Oho — bis dahin wollen wir wohl gemütlich in Bremerhaven vor Anker liegen, und der Sylveſterpunſch ...“

„Segler — recht voraus!“

Der Kapitän flog an die Brüſtung.

„Segler recht voraus!“ ſchrie es ſchon wieder und dringlicher als das erſtemal.

„Luv — luv!“ ſchrie der Kapitän dem Rudersmann zu und begleitete ſein Kommando mit der entſprechenden Armbewegung. Der Matroſe that ſeine Schuldigkeit und das Schiff flog herum. Die Rahen*) wurden ſo weit herangeholt, daß die Brigg faſt dicht am Winde lag. Der Steuermann ſtolperte eilig die Stufen zum Hinterdeck herauf.

„Der Segler iſt jetzt über Stag gegangen**) — dort iſt ſein grünes Licht!“

„Dann fall ab, Chriſtian — Steuermann, laß voll braſſen***) — wir müſſen ihm weglaufen, ſonſt rennt er uns geradewegs in den Grund.“

Wieder geriet das Schiff in fieberhafte Bewegung. Es bedurfte einer eiſernen Willenskraft, in dem Wirrwarr der Finſternis, wo ſchnell auf einander folgende Kommandos in dem Klappern der Segel und dem Heulen des Sturmes nur teilweiſe verſtändlich blieben, den klaren Kopf zu behalten, die Lage zu beherrſchen. Der Kapitän ſtand neben dem Mann am Ruder und erteilte kurz ſeine Befehle. Nach einigen Minuten geſpannter Aufmerkſamkeit tauchte der fremde Segler wie ein rieſenhaftes Geſpenſt auf der linken Seite des Hinterſchiffes auf. Der helle Schein der roten Signallaterne fiel in die geblähten Segel der Brigg. Der Klüverbaum†) des Fremden, im Seegang auf und nieder ſchwingend, fuhr ſo dicht am Schiff vorüber, daß der Kapitän ſich unwillkürlich zur Seite bog, als fürchte er geſpießt zu werden.

„A you goddam ...“ Der Reſt der Schimpfreden des Gegners ging im Sturmesgebraus verloren. Nachdem der Engliſhman ſo ſeine ſeemänniſche Viſitenkarte abgegeben, war er ſpurlos in der Finſternis verſchwunden.

„Ein luſtiger Abend, wenn das ſo fortgeht!“ brummte der Steuermann mit gezwungenem Lachen.

„So geht's nicht weiter,“ entgegnete Larſen ernſthaft. Er warf einen Blick auf den Kompaß. „Der hat uns nett aus dem Kurs geworfen!“ Er ſchritt zur Kajüte und verſchwand in der Luke.

Der Steuermann blieb am Ruder ſtehen und blickte bedenklich auf den Kompaß und wieder in das Takelwerk empor. Vorn auf dem Deck hörte man das Klappern der Taue, die von den Leuten wieder geordnet — aufgeklart — wurden. Da ſtieg Larſen wieder aus dem Loch herauf.

„Steuermann — laß klar machen zum Ankern — wir müſſen unter Land laufen. Dort drüben ſoll wohl bald ein Feuer in Sicht kommen — wir ſind hier mitten zwiſchen den Bänken.“

Das kam ruhig, aber ſo beſtimmt heraus, daß weitere Erörterungen unnötig waren.

„Wir wollen loten,“ ſagte der Kapitän nach einer Weile, während deren er mit einem doppelrohrigen Fernglas unabläſſig nach der Gegend hinausgeſpäht hatte, wo die franzöſiſche Küſte lag. Die Matroſen krochen mit der langen Leine auf der Brüſtung entlang.

„Klar hier!“ ſchrie es von vorn.

„Laß gehen!“ —

Der Steuermann ſchleppte den ſchweren bleiernen Bolzen, der in der Geſchwindigkeit den Grund befühlt, dicht an die Kompaßlampe. „Zehn Faden!“††) ſagte er zum Kapitän und unterſuchte dann aufmerkſam die Bodenfläche des Senklotes, wo ſich in dem Talg, der eine Höhlung ausfüllte, der Meeresgrund plaſtiſch abgedrückt hatte.

„Weißer Sand mit kleinen Muſcheln,“ berichtet er aufſehend.

„Gut — laß einen Mann mit dem Handlot hier hinten am Heck ſtehen; wir werden bald weniger Waſſer haben!“

Dann wurden mehr Segel geſetzt und das Schiff arbeitete ſich, faſt dem Wind entgegengerichtet, auf die Küſte zu. Da es nun den ſchweren Seegang ſeitlich von vorn aufnahm, brachen ſich die Wellen am Bug und ſtürzten in ſchäumenden Maſſen auf Deck. Der Anprall der Wogen ließ das Schiff erzittern; aber mit dem Vorderteil mächtig auf und nieder tauchend, ſtrebte es, tief auf die linke Seite geneigt, vorwärts. Die Matroſen liefen von Tau zu Tau und ſchimpften und lachten durcheinander, wenn ſie von der überbrechenden kalten Sprüh durchnäßt wurden. Am Hinterteil ſtand ein Matroſe und warf von Zeit zu Zeit das Handlot ins Waſſer und meldete die ſtetig abnehmende Tiefe.

---

*) Kambüſe gleich Schiffsküche.

*) Steuer links, damit das Schiff rechts biegt.

**) Taue zum Segelſtellen.

***) Dreieckiges Vorſegel.

*) Querſegelſtangen.

**) Das Schiff drehen beim Kreuzen.

***) Die Segel mit Wind füllen.

†) Nach vorn gerichteter überhängender Maſt.

††) Zwanzig Meter.

Endlich machte ſich die Küſte durch eine Anzahl kleiner Feuer in langer Linie bemerkbar. Die Bark wurde nun vollends in den Wind gedreht. Auf den Ruf des Kapitäns ſchlug der Steuermann den Bolzen weg, der den Anker am Krahnbalken hielt. Die ſchwere Eiſenmaſſe mit der Kette ſank donnernd und raſſelnd in die Tiefe. Die Wogen brechen ſich nun an dem ſcharfen Bug des Schiffes, das an der Kette zerrend auf und nieder ſchwingt.

Eine Zeit lang klettern die Matroſen, Jakob nicht ausgenommen, in dem Takelwerk umher, die Segel aufzurollen und an den Rahen feſtzuſchnüren, eine Arbeit, die trotz der Finſternis mit gewohntem Geſchick wie bei Tageslicht vollendet wird.

Die Mannſchaft verſammelt ſich dann an Deck unter dem Lichtkreis der in der Strickleiter am Vordermaſt baumelnden Laterne, dem Signal, daß hier ein Schiff vor Anker liegt. Der Steuermann erteilt noch einige Anordnungen bezüglich der Nachtwachen, dann verſchwindet einer nach dem andern in dem kleinen, kellerartigen Loch, das hinunter ins Matroſenlogis führt. Ein einzelner Wachmann, der ſich bereits ſeine Pfeife in Brand geſetzt hat, tappt langſam auf dem vereinſamten Deck umher, mit wehmütigem Blick die Lichter am fernen Lande beobachtend. Nur hin und wieder blickt er hinunter in das dunſterfüllte Kellerloch, wo die Kameraden um den Tiſch geſchart ſitzen, den Weihnachtsabend in aller Schiffsgemütlichkeit zu begehen. Der gezwungene Aufenthalt kommt ihnen nun gar nicht ſo ungelegen.

Das Logis iſt ein enger dreieckiger Raum in dem ſpitzen Vorderteil des Schiffes. An den Wänden öffnen ſich, je zwei übereinander liegend, die Schlafkojen, gegen deren Außenwand die Wellen plätſchern und gurgeln. Ueber dem Tiſch in der Mitte hängt die Lampe und ſpiegelt ihre offene Flamme in einigen Flaſchen mit Branntwein, die der Kapitän aus dem doppelten Anlaß des ſchlechten Wetters und der Feſtlichkeit zur Hinunterſpülung der Pannekaken geſpendet.

Die Begegnung des Seglers mit dem Ozeandampfer.

Die Matroſen haben es ſich nach der harten Tagesarbeit bequem gemacht. Hier wechſelt einer die naſſen Kleider mit einem blauwollenen Bluſenhemd, dort kratzt ſich einer mit bedenklichem Schnaufen in dem dicken Haarwuſt, weil eine genaue Durchmuſterung ſeiner Habſeligkeiten nichts „Trockenes“ mehr ans Licht ſchaffte. Von dem Schiffszimmermann ſieht man nur die untere Rückſeite. An der Spitze des Schiffes unter einer reichen Sammlung hin und her baumelnder Taurollen hat er ſich tief über ſeine Werkzeugkiſte gebückt und brummt und ſchimpft dumpf aus ſeinem Verſteck heraus, weil er ſeinen großen Hammer nicht finden kann, den ihm wieder irgend jemand zu irgend einer Verrichtung ohne ſeine Autoriſation entführt hat. Unterdes holt Jakob das blecherne Eßgeſchirr hervor und putzt Meſſer und Gabel, die bisher in den Spalten der Balkendecke geſteckt haben, ſorgſam auf dem Aermel ſeines Wollhemdes ab.

Endlich poltert der Koch auf der ſchmalen, ſteilen Treppenleiter in die trüb beleuchtete Unterwelt herunter. Er ſetzt die große Blechſchüſſel mit den Werken ſeiner Kunſt auf den Tiſch, und mit dem Ruf: „Zum Schaffen!“ ſetzt ſich das halbe Dutzend Menſchen in fröhlichſter Stimmung zu Tiſche, die Feſtesfreuden einzuleiten. Endlich ſind alle ſo ziemlich geſättigt. Einer der Leute erhebt ſich und hüllt ſich in ſein waſſerdichtes Oelzeug, denn der auf das Deck niederpraſſelnde Regen bezeugt eine erhebliche Verſchlechterung des Wetters, und es liegt ihm ob, den Ankerwächter abzulöſen.

Jakob hat ſich in eine Ecke zurückgezogen. Auf dem Kaſten vor ſeiner Koje ſitzend, beobachtet er ſinnend die Geſellſchaft. Ihm gegenüber packte ein alter Matroſe mit bartloſem Geſicht, das wie in Leder gebunden ausſah, in ſeiner Kiſte herum, ſo daß er von den Kameraden, die, mit der brennenden Pfeife im Munde, mehr bequem als graziös mit aufgeſtemmten Ellenbogen um den Tiſch rekelten, gefragt wurde, ob er ſich fertig mache, an Land zu gehen. Der alte Chriſtian antwortete darauf nicht. Er ſagte nur zu Jakob, daß er mit ihm die nächſte Ankerwache zu halten habe, und Jakob berechnete, daß er darnach Zeit habe, die ganze Nacht zu ſchlafen — ein nicht zu unterſchätzendes Weihnachtsgeſchenk. Er fühlte ſich ordentlich behaglich. Die Pannekaken hatten ſo ſanft ſchmalzig geſchmeckt, dazu ein guter Schluck Branntwein, ſo gut hatte er lange nicht gelebt — er hätte es zwar fertig gebracht, noch mehr zu eſſen; aber wenn die Matroſen aufhören, muß er ebenfalls ſatt ſein. Immerhin winkte ihm noch eine Hoffnung. Wenn der letzte, der eben abgelöſt wurde, geſpeiſt hatte, blieb gewiß noch etwas übrig, was ihm dann zu verſtohlener Vertilgung anheimfiel. Der eben trepfuß niederſteigende Wachmann brachte zum Ueberfluß ſeinen Anteil warm aus der Kombüſe mit. Er ſetzte ſeinen Teller auf den Tiſch, blies in die kalten, teerbraunen Hände und rief dann im Deklamatorton:

„Und doch muß ſich der Menſch in ſeinem Herzen als Kerl zeigen und ſingen: Trala trala tralallalla!“

Der friſche Ausdruck von Galgenhumor machte auch die anderen wieder etwas lebendig. Erſt als er ſaß und ſich eifrig über ſein Mahl hermachte, trat wieder Stille ein, der enge Raum füllte ſich mit dickem Tabaksnebel; man ſtellte Wetterbetrachtungen an.

„Wie iſt der Wind?“ fragte der Zimmermann mit der Würde, die ihm ſein Beruf im Matroſenlogis gibt.

„Immer noch Südweſt,“ ſagte kauend der Matroſe.

„Was mir nicht gefällt, iſt, daß man die Glocken vom Lande hört,“ warf Chriſtian ein, eine erſchreckliche Dampfwolke gegen die Lampe blaſend, daß faſt Dämmerung eintrat.

„Ja, was iſt denn dabei?“ fragte ein anderer mit keck aufgeſtülpter Naſe.

„Das bedeutet allemal nichts Gutes,“ meinte der Zimmermann.

„Ja, und noch dazu, wenn Klabautermann ſich gezeigt hat,“ warf Chriſtian mit ſeiner ſchwerfälligen Sprechweiſe ein.

Der junge Matroſe lachte.

„Lach Du man — ich weiß nicht, ob Du morgen noch lachſt!“ Chriſtian ſpie zornig aus und warf dem Spötter einen eigentümlichen Blick zu.

„Wo haſt Du ihn geſehen?“ fragte der Zimmermann, und Jakob ſpitzte mit bangem Gefühl die Ohren, die unheimliche Mär zu hören.

„Ich ſtand geſtern nacht am Ruder und höre plötzlich in der Takelage klopfen. Und wie ich hinaufſehe, ſitzt er auf der Großrahe und hämmert an dem Beſchlag der Nock (Spitze der Rahe) herum.“

„Zu Lee oder zu Luward?“ fragte wieder lachend der Spötter.

„Dummkopf,“ knurrte der Alte verächtlich; „wo haſt Du denn Lee und Luv, wenn Du platt vor dem Winde ſegelſt!“

„Haſt Du auch recht geſehen?“ fragte noch zweifelnd der Zimmermann, ohne den Zwiſchenfall weiter zu beachten.

„Ganz genau — ich habe das kleine Männchen mit ſeinem gelben Südweſter auf der Rahe reiten ſehen, wie er mit Deinem großen Hammer klopfte!“

„Nun ja, da iſt es kein Wunder, wenn der Zimmermann ſeinen Hammer nicht findet — Klabautermann hat ihn!“

Ein wieherndes Gelächter erdröhnte den Raum, auch Jakob mußte mit einſtimmen. Chriſtian geriet vollends in Wut.

Da er den allgemeinen Zweifel an der Erſcheinung des gefürchteten Seegeſpenſtes nicht durch Beweisgründe niederſchlagen konnte, wurde er grob und ſchalt in ungezwungenſter Weiſe über die dummen Jungen, die alles beſſer wiſſen wollten als alte Leute, die ſeit dreißig Jahren zur See fuhren, und um ihn zu beſänftigen, bat ihn der Zimmermann, nicht auf das einfältige Gelächter zu hören und zu erzählen, wie er die letzten Weihnachten zugebracht.

„Ja, ich will es euch erzählen — damit ihr Dorsköpfe ſeht, wie dumm ihr ſeid und wie Klabautermann doch recht behält. Als wir lagen mit der engliſchen Bark ‚Cromwell‘ in Tientſin in Nordchina am Quai, und auf dem andern Ufer des Fluſſes lag ein Bettlerdorf — lauter erbärmliche Lehmhütten mit Lumpenvolk; das kam jedesmal, wenn wir auf der Back*) zum Mittageſſen ſaßen, in Kähnen herübergefahren und bettelte. Unſere Mannſchaft beſtand faſt nur aus Geſindel, wie man es manchmal am Londoner Strand zuſammenſucht. Die Kerle warfen aus Aerger, weil ſie keine iriſchen Kartoffeln bekamen, den Bettlern die Yamswurzeln ins Geſicht, daß ſie kleben blieben, und freuten ſich noch, wie die armen Leute den weichen Teig von den Backen abkratzten und aßen. Ich habe ſie gleich gewarnt, daß es nicht gut thue, wenn man ſo mit dem Proviant umginge; aber die Bengels lachten mich aus, gerade wie ihr. Dann ging's auf die Rückfahrt. Wir hatten die Sundaſtraße ſchon paſſirt und durchkreuzten die indiſche See. Da wurde der Kapitän krank und mußte in der Koje liegen bleiben. Nun hatten die beiden Offiziere täglich Streit mit den Leuten. Bekamen wir 'mal nachts ein Gewitter und mußten ſtundenlang klar ſtehen bei den Tauen von wegen der Böen,**) ſo ging der Spektakel los. Die Matroſen liefen bei jedem Befehl wie toll durcheinander und wiederholten jeden Befehl fünf-, ſechsmal — einer rannte den andern um, und wenn der zweite Steuermann kam, um Ruhe zu ſtiften, und ſelbſt mit Hand an die Taue legte, traten ſie ihm aus Verſehen mit Willen auf die Füße und tobten wie die Wilden, ſtatt ihren Dienſt zu thun. Kein Wunder, wenn die Segel zerriſſen und wir tagsüber nur immer zu flicken hatten. Mir wurde bange über den Ausgang der Reiſe. Weihnachten kam, und der erſte Steuermann gab nur die gewöhnliche Schiffskoſt, weil die Matroſen ſich ſo ſchlecht betrugen. Nun wurde die Sache noch ſchlimmer. Da ſah ich in der Nacht, wie ſie ſich wieder herumſchlugen, — denn keiner wollte freiwillig den [illegible] ablöſen — den Klabautermann auf der Fockrahe. Und richtig — am andern Tag ſtarb der Kapitän. Das war der erſte. Weil wir ſo weit vom Land waren, [illegible] See verſenken. Der erſte Steuermann [illegible] — [illegible] beachten. [illegible]

---

*) Vorderſchiff; bedeutet aber auch Tiſch und Eſſen.

**) Gefährliche Windböen.

Der Weihnachtsabend der Matroſen.

[illegible]

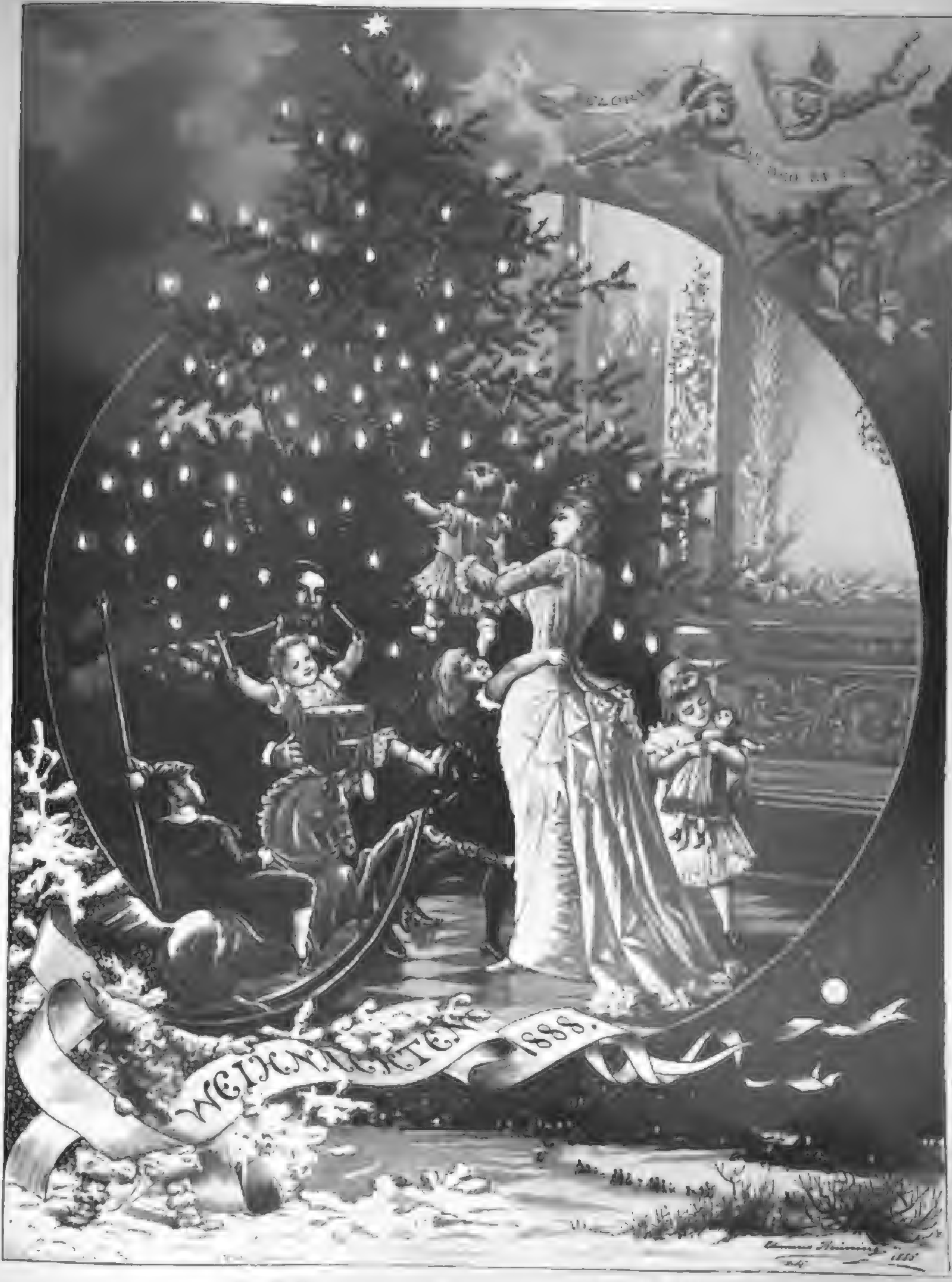
aber keiner zog. Da eilte der zweite Steuermann auf die Back und faßte die Schote dicht am Block und zog, um die Wichte zu beſchämen. Da ſchrie einer: „Los die Schot!“ und alle ließen das Tau fahren. Der Offizier wurde von dem aufblähenden Segel in die Luft emporgeriſſen und ſtürzte in die See. Nun ſchrieen ſie: ‚Mann über Bord!‘ und der Oberſteuermann, der alles mit angeſehen, ließ ein Boot ausſetzen — ſie fanden aber nichts mehr.

(Schluß folgt.)

Während der Weihnachtszeit bei der „Zia“.

In Italien, namentlich da, [illegible] lichen Kleinkinderbewahranſtalten ins Leben getreten ſind, beſchäftigt ſich eine [illegible] Anzahl alter [illegible] zu etabliren. [illegible] das Wohnzimmer [illegible] den Raum dar, ein [illegible] werden der [illegible] auch ſelbſt [illegible] ein — und dann [illegible] ruhige Geſellſchaft zu unterhalten [illegible] und in eine derartige

Während der Weihnachtszeit bei der „Zia“.
Ein Bild aus dem italieniſchen Volksleben von Giuſeppe [illegible]



Am Weihnachtsabend. Originalzeichnung von Edmund Brüning.

kleine Anſtalt zur Weihnachtszeit. Italien feiert dort Feſt eigentlich wenig. Ausſtellung von Krippen, Geſchrei auf den Straßen, Geſang in den Kirchen, das iſt meiſt alles. Kinder werden manchmal beſchenkt, und ſo ſehen wir auch die Kleinen auf unſerem Bilde, welche mit dem Weihnachts-Arlecchino und der ihm geſellten Colombine eine Tanzkomödie aufführen. Es wird dabei ſehr viel geſungen und geſprochen, und das kleine Publikum ſpielt oft leidenſchaftlich mit, ſo daß die ausgeſtopften Artiſten nicht ſelten in Gefahr geraten, zerriſſen zu werden. Dann legt jedoch die Alte ihre Strohflechterei auf die Kommode und ſtiftet Ruhe; im übrigen läßt ſie ihren Pfleglingen große Freiheit, beſonders in der Weihnachtszeit, die ja im ganzen Süden und ſo auch in Italien eine laute, luſtige Zeit iſt.

Der erſte Schnee.

Novellette

von

Anna Kramer.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es war ein trüber Herbſtmorgen, ſelbſt das ſonſt in heiterer Schöne lachende Wien ſah in dieſem grauen Lichte faſt melancholiſch aus.

Frau Karoline oder, wie ſie von alten Freunden und in guten Stunden von ſich ſelbſt genannt wurde: Lolo, ſtand mißmutig vom Frühſtückstiſch auf, die Taſſe halb geleert, die Zeitung kaum geleſen zurücklaſſend. Es fröſtelte ſie, ſie ſuchte Bewegung und Zerſtreuung. Die Schleppe des lichtblauen Kaſchmirmorgenkleides aufraffend, inſpizirte ſie erſt die Küche, und dann begann ſie mit einem zierlichen, bunten Wedel von den verſchiedenen Etagèren, Konſolen und den darauf poſtirten Sächelchen, welche ihre Zimmer ſchmücken ſollten, den von der Dienerin vielleicht nicht völlig entfernten Staub abzulegen. Ihr Gedankengang dabei war kein heiterer.

„Dieſe Menge alten Plunders,“ dachte ſie, „daß man daran hängt und meint, dieſe bunten, geſchmackloſen Sächelchen ſchmückten, geſtalteten unſere Räume wohnlicher! Meiſt iſt es nur Pietät, die ihnen den Wert verleiht, unſerem Schönheitsſinn ſagen ſie nichts!“

Sie nahm die ausgeblaßte Photographie eines jungen, kränklich ausſehenden Mannes in altmodiſchem Rahmen zur Hand.

„Armer Eduard, wie krank ſahſt Du ſchon vor zwei Jahren aus, als Du ſo leidenſchaftlich um mich warbſt. Hatte der Vormund recht, daß er es eine romantiſche Grille, die weibliche Sucht, ſich zu opfern, nannte, als ich darauf beſtand, Dich zu heiraten? Fünf Jahre pflegte ich Dich! Ich hoffe, Du wenigſtens warſt dadurch glücklicher!“

Sie ſtellte das Bild wieder auf den Schreibtiſch und nahm vom Kaminſims ein anderes, eine alte Dame darſtellend, ihre Schwiegermutter, mit welcher ſie nach dem Tode des Gatten mehrere Jahre zuſammengelebt hatte, bis dieſe vor anderthalb Jahren dem Sohne nachgefolgt war.

„Gute Mama! Du haſt mich halb tyranniſirt und halb verhätſchelt. Da ſtelle ich Dich wieder zwiſchen die beiden plumpen vergoldeten Vaſen mit den künſtlichen Blumen, die Du liebteſt. Garſtige Dinger! So ſteif und kalt! Und wie ſie den Staub aufnehmen!“ Sie machte ein paar energiſche Striche darüber hin. „Nun noch mein Reiſealbum — das iſt rein, es iſt ja auch neu — von zwei Sommern! Die erſten, in welchen ich eigentlich frei war, thun — bleiben — gehen konnte, was, wo, wohin ich wollte. Ja, frei! Und ich werde es bleiben! Niemand ſoll dieſe endlich erreichte Selbſtändigkeit mir rauben!“

Wieder ein energiſcher Strich mit dem Wedel über die letzte der Etagèren, und ſie ging elaſtiſcheren Schrittes denn vorhin in ihr Schlafzimmer, ihre Toilette zu vollenden. Die Magd kniete vor dem Ofen und feuerte tüchtig ein.

„Das iſt klug, Toni,“ ſagte Karoline — denn noch war ihre Stimmung derart, daß ſie ſich ſelbſt ſo genannt hätte, „es iſt ja abſcheulich kalt! Zwölf Grad? Und wir haben erſt den zwanzigſten Oktober! Ja, der Winter beginnt, und die langen Abende — die langweiligen Abende,“ ſetzte ſie in Gedanken hinzu, „nur Furcht vor ſolchen ließ mich die Einladung von Hofrat S. zu ihren Whiſtpartien wieder annehmen. Und — Gott! — wie öde war es geſtern dort — faſt mehr als zu Hauſe. Die guten alten Leute hängen an mir, weil ſie der Schwiegermutter befreundet waren. Aber lauter alte Leute! Und ich ſpiele nicht einmal beſonders gern!“

„Gnädige Frau,“ unterbrach Toni dieſen Gedankengang, „ſehen Sie nur, wie es finſter wird.“

„Wahrhaftig, es wird wieder Nacht,“ entgegnete die Herrin, „kaum werde ich zum Friſiren ſehen.“

Die Dienerin ſtellte das Spiegeltiſchchen in beſſeres Licht und verließ das Zimmer. Karoline ließ ſich vor demſelben nieder und löſte ihr dunkelblondes Haar. Es fiel zwar nicht ſehr lang, aber reich, in glänzenden großen Wellen über ihre Schultern. Die zunehmende Verfinſterung zwang ſie, dem Fenſter näher zu rücken, ſchließlich ſogar den gelblichen Zwiſchenvorhang, der den gegenüber Wohnenden den Einblick in ihr Zimmer wehrte, zurückzuziehen. Nun war es verhältnismäßig hell, und flink und geſchickt ſteckten ihre ſchlanken Finger die dunkelgoldigen Haarmaſſen. Auf einmal ſtockten ſie in der Arbeit. Karoline ſah ſtarr in das Glas, nahm den Handſpiegel, erhob ſich, trat dicht an das Fenſter, beſpiegelte ſich von allen Seiten, hob hie und da eine Strähne Haare empor, warf ſie wieder zurück, ließ ſchließlich den Handſpiegel entmutigt ſinken und ſah melancholiſch vor ſich nieder.

Es war keine Täuſchung geweſen — hie und da erglänzte es in dem dunklen Golde wie Silber! Weiße Haare! Da rechts über dem Stirnwinkel war ein ganzes Büſchel! Sie wurde alt! Es erſchreckte ſie.

„Kaum dreiunddreißig Jahre,“ dachte ſie, „und ſchon iſt es aus! Ja, das Zuſammenleben mit dem Kranken, der alten Mama machte mich frühzeitig alt. Nun iſt die Jugend vorbei! Ach, und ich habe mich in dem letzten Jahre ſo frei, ſo friſch gefühlt. Habe ich nicht in dieſem Sommer bei W.s mit den jungen Mädchen um die Wette Unſinn getrieben? Als wäre ich wie ſie nur achtzehn Jahre. Nun iſt es aus! Still und ehrbar, eine Witwe — eine Matrone, werde ich dahinleben!“

Sie lehnte ſinnend an der Fenſterverkleidung, in ihrem lichtblauen Kleide, ein zartes weißes Tuch über den Schultern, umwallt von dem welligen Haare, ein melancholiſches Lächeln um den hübſchen Mund, jung und lieblich — durchaus nicht matronenhaft anzuſehen.

„Und der herrliche Mondſcheinabend — damals auf der Ruine,“ dachte ſie weiter; „wir waren in großer Geſellſchaft hinaufgeklettert, der ſchöne Tenoriſt aus München auch dabei — unten im Dorfe blies einer das Flügelhorn, ſehnſüchtig zogen die Töne durch die ſtille Nachtluft; wir zwei ſtanden allein auf dem Altane; hätte da der dort unten nicht eben falſch geblaſen und der ſchöne Tenoriſt mich zu dreiſt angeſehen — wer weiß, was für eine Dummheit ich noch gemacht!? Aber das iſt nun vorüber! Lolo, die Jugendliche, hat ausgeſpielt — die ernſte Karoline bleibt! Mit weißen Haaren!“ Ein Sonnenſtrahl, der plötzlich durchs Fenſter fiel, machte ſie aufblicken. „Wahrhaftig! Es hat geſchneit! Da vorne rechts, im Park auf dem grünen Raſen, den letzten Sträuchern liegt es weiß, und der Himmel hellt ſich wieder auf. Ein ſeltſamer Anblick! Aha, da drüben ſieht auch jemand heraus,“ — ſie trat zurück — „es iſt wohl nur der Herr mit dem dichten grauen Haar, der erſt kürzlich eingezogen ſein muß. Wie? Er ſieht herüber?“ Sie trat noch tiefer ins Zimmer zurück. „Noch ſo neugierig mit ſo vielen grauen Haaren? Ach, da ſollten doch alle Wünſche ruhen. Wäre ich ſchon ſo weit! Nun iſt er weg.“ Sie näherte ſich wieder dem Fenſter und warf einen letzten Blick auf das friſch gefallene Weiß. „Ein ſeltſamer Anblick — der erſte Schnee!“ Und in nachdenklicher, weichmütiger Stimmung vollendete ſie ihre Haartracht.

Am Nachmittage machte Karoline einen Beſuch in einer entlegenen Vorſtadt. Für den Rückweg wollte ſie, da es ſchon dämmerte, die Pferdebahn benützen, die in der Nähe ihres Hauſes eine Halteſtelle hatte. Sie ſprang auf, das Innere des Wagens war beſetzt, der einzelne Platz außen war noch frei. Sie nahm ihn ein. Bei der nächſten Halteſtelle drängten — gemäß der in Wien herrſchenden Unſitte — noch mehrere Perſonen herauf, unter ihnen eine ſehr ärmlich gekleidete Frau mit kränklich blaſſem Geſicht, auf dem einen Arm ein Kind, an dem andern einen ſchweren Korb. Man wollte dieſer Armen, der die Ermattung in den Augen ſtand, kaum Platz gönnen. Karoline erhob ſich.

„Setzen Sie ſich,“ ſagte ſie freundlich, „ich ſtehe leichter.“

Das Weib dankte ſehr erſtaunt und ließ ſich, tief aufatmend, nieder — ein auf der andern Seite ſitzender Herr ſtand auf und bot Karoline ſeinen Platz an. Sie wendete ſich zu ihm — er fixirte ſie ſcharf, blieb dann, als ſie ſich geſetzt hatte, ihr gegenüber ſtehen und ſtreifte ſie einigemale mit einem fragenden Blick, in welchem die Luſt, ſie anzureden, deutlich zu leſen war. Er fand endlich eine Gelegenheit dazu — das Kindchen da drüben ſah mit großen Augen auf die hübſche Dame herüber — Karoline, die es ſchmerzlich empfunden, daß ihre Ehe kinderlos geblieben war, lächelte freundlich hinüber. Da begann der Herr mit dem Weib ein Geſpräch über das Kleine und zog faſt unmerklich Karoline mit hinein. Dieſe, in ihrer noch andauernden weichen Stimmung und dem Bewußtſein, alt und ungefährlich zu werden, gab ihre ſonſtige Zurückhaltung auf und antwortete, zwar knapp, doch nicht unfreundlich. Das angenehme, ſonore Organ, das lebhafte Auge des Herrn ſprachen ſie an — das grau Geſprenkelte ſeines kurzen Vollbarts beruhigte ſie. Bei ihrer Halteſtelle ſprang ſie ab, der Herr gleichfalls, er grüßte verbindlichſt, ſie dankte freundlich und ging in ihre Straße, er folgte auf der andern Seite derſelben; als ſie, in ihr Hausthor einlenkend, zufällig hinüberblickte, ſah ſie ihn, im Begriffe ihr gegenüber einzutreten, er begegnete ihrem Blicke, zog noch einmal den Hut — das volle Licht der Gaslaterne fiel über ihn.

„Der graue Herr vom vis-à-vis,“ dachte ſie überraſcht, „wie jung der ausſieht!“

Noch mit dieſem Gedanken beſchäftigt, trat ſie in ihr Wohnzimmer; mild durchwärmt, im freundlich hellen Licht der bereits angezündeten Lampe bot es einen anheimelnden Anblick — ſie fand es kühl und leer.

„Wer trug mir doch neulich einen Hund an?“ fragte ſie Toni, als dieſe dienſteifrig ihr den Paletot abnahm; „ich werde ihn kaufen.“

Sie kaufte ihn nicht. — Einige Wochen ſpäter erſchien ihr ihre Wohnung behaglich und ausgefüllt. Es war ein richtiger Winterabend; um drei Uhr ſchon hatte es zu dunkeln begonnen, und der Schnee fiel ſeitdem in dichten Flocken unermüdlich hernieder; ein ſcharfer Wind machte den Aufenthalt im Freien höchſt unerquicklich, und jeder, der ein durchwärmtes Heim beſaß, eilte, dasſelbe zu erreichen. So hatte auch ſie geeilt, nach Hauſe zu kommen, und nun ſtand ſie in ihrem hellblauen, warmen Morgenkleide mit vergnügtem Geſichte — ganz Lolo! — vor dem Kamin. Auf dem Simſe desſelben hatten die plumpen vergoldeten Vaſen mit den künſtlichen Blumen anderen, dunklen, die ſchlank und zierlich emporragten und mit friſchen, lieblich duftenden Sträußen gefüllt waren, Platz gemacht. Sie zog eben eine rote, warm gefärbte Roſe aus einer derſelben, und ſie an den Buſen ſteckend, ſprach ſie lächelnd hinüber zu jemand, der an der Kaminecke im großen Armſeſſel ſaß.

„Wie die geringe Gutthat ſich lohnte! Hätte ich jener armen Frau damals nicht Platz gemacht — Sie hätten mich nicht bemerkt, nicht meinen Namen und gemeinſchaftliche Bekannte ausgekundſchaftet, nicht mich bei Hofrat S. endlich gefunden, Sie hätten —“

„Lolo,“ unterbrach ſie der dort Sitzende mit wohlklingender Stimme, „bitte, wer bin ich?“

Sie trat zu ihm, und die niedliche Hand auf ſeine Schulter legend, erwiderte ſie mit angenommenem Ernſt:

„Der alte Herr mit dem vielen grauen Haar, mein vis-à-vis — auch ſonſt genannt Johannes Norbert, Architekt, Baurat, Ritter des Franz-Joſefsordens, Ehrenbürger der —“

„Genug,“ unterbrach er ſie lachend, „ich ſehe, Du kannſt meine offizielle Karte auswendig — nein — für Dich bin ich ſeit zwei Tagen Dein Verlobter — in vier Wochen Dein Gatte und jetzt und immer Dein Hans und Du! Hörſt Du?“

Und er nahm ihr Händchen und küßte es. Sie ſah ihn zärtlich an.

„Ich will mir's merken — es kam eben ſo ſchnell. Dieſe Tramwayfahrt!“

„Nicht doch,“ ſagte Hans Norbert, „ich kannte Dich, ja ich möchte ſagen, ich liebte Dich ſchon früher.“

„Wie,“ fragte ſie erſtaunt, „woher?“

Er ſtand auf, nahm eine weiße Spitzendecke von einem in der Nähe ſtehenden Tiſchchen, und, den Arm um ſie legend, zog er ſie in die Mitte des Zimmers unter die Hängelampe.

„So,“ ſagte er und warf ihr die Spitzenhülle über die Schultern, „bitte, halte den Kopf ein wenig ſtill.“

Die verwunderte Lolo gehorchte, und mit großer Ungewandtheit zog er ihr raſch die dicken, hellen Nadeln, die den Lockenbau zuſammenhielten, aus den Haaren, ſie fielen weich und wellig an ihren errötenden Wangen hernieder. Er betrachtete ſie entzückt.

„So ſah ich Dich zum erſtenmale, ſo eroberteſt Du mich!“

Eine Erinnerung tauchte in ihr empor, ſie lächelte.

„Damals am Fenſter, beim erſten Schnee?“

Sie wurde ernſt.

„Nein, Du mußt alles wiſſen. Ich war betrübt damals, ich hatte eben die erſten weißen Haare an mir entdeckt; ſieh her,“ ſie neigte ihm die Schläfe hin, „hier, hier, und ſieh, da rechts ein ganzes Büſchel!“ ſie blickte faſt bekümmert zu ihm auf; „ich werde grau, und ich bin ſchon dreiunddreißig.“

Er lachte.

„Und ich, wie Du weißt, mein Schatz, ich bin grau und werde erſt fünfundvierzig!“

„Ach, Hans, ich beneidete Dich!“

„Mich?“

„Ja, um Deine vielen grauen Haare. Da müßte es, meinte ich, auch in Kopf und Herz bei Dir ſchon ruhig und wunſchlos ſein.“

„Närrchen,“ ſagte er, ihr liebevoll über die goldglänzende Haarflut ſtreichend, „ruhig und wunſchlos! Wer iſt das? Wir ſind es auf Stunden in der Erſtarrung tiefſten Schmerzes, auf Augenblicke im Empfinden allesumfaſſenden Glückes. So wie jetzt!“ Er nahm ſie in ſeine Arme und küßte ſie innig, faſt feierlich, auf die Stirne. „Aber,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „die Unruhe, die Sorge, das Haſten und raſtloſe Wünſchen, es kehrt immer, immer wieder. Auch uns, auch vielleicht noch“ — er ſah ihr zärtlich in die fragenden Augen — „wenn wir beide einmal wirklich alt und weiß, wie heute die vom Winterſchnee bedeckte Welt, geworden. Doch,“ er ſah ſuchend um ſich, nahm dann vom Schreibtiſche eine kleine Schere und ſagte wieder lächelnd: „Nun, teure Lolo, halte mir, bitte, noch einen Augenblick ſtille.“

Sie gehorchte abermals, raſch hatte er an ihrer rechten Seite das Büſchel weißer Haare ergriffen und abgeſchnitten.

„Was thuſt Du?“ rief ſie verwundert.

Er ſchlang die zarten Silberfäden um ſeine Finger zu einer Locke und erwiderte: „Ich habe daheim ein altes Medaillon von der verſtorbenen Braut meiner Jugendjahre; da hinein will ich dieſe Haare legen, und ein längſt beſchneiter Mann mit frühlingswarmem Jünglingsherzen, will ich ſie zeitlebens tragen zur Erinnerung an den glückbringenden, heilige Winterzeit verkündenden erſten Schnee.“

Und er drückte einen feurigen, alles [illegible] Kuß auf ihre willigen Lippen.

Literariſche Weihnachtsgaben.

Eine Folge von elf auserleſenen neuen Romanen, in ſämtlich übereinſtimmend geſtaltete Bände gebunden und ſo für ſich eine kleine Salonbibliothek des Beſten bildend, was namhafte deutſche Romanſchriftſteller in jüngſter Zeit geſchaffen, und das alles zu einem überaus billigen Preiſe — ſollte das nicht eines der ſchönſten, der Geber wie Empfänger willkommenſten Weihnachtsgeſchenke ſein, die ſich denken laſſen? Der ſoeben zum Abſchluß gelangte erſte Jahrgang der Salonausgabe der „Deutſchen Romanbibliothek“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) iſt es, der all dieſe ſeltenen Vorzüge in ſich vereinigt. Demſelben Verlage entſtammt eine lange Reihe gediegener Werke, deren außerordentliche Beliebtheit ſich zu jeder neuen Weihnachtszeit aufs neue hundertfältig bewährt. Da ſtehen in erſter Linie die reich illuſtrierten Prachtausgaben unſerer beiden Dichterfürſten Goethe und Schiller, ſowie Shakeſpeares, den wir Deutſche ja auch längſt zu den Unſeren zählen dürfen. Da iſt ferner die berühmte Doré-Bibel in evangeliſcher wie in katholiſcher Ausgabe und das auf die geweihten, biblich bedeutenden Stätten ein beſonderes Augenmerk richtende Prachtwerk „Paläſtina in Bild und Wort“ von Ebers und Guthe, ſowie des erſteren „Aegypten in Bild und Wort“, beides Werke, deren reiche künſtleriſche Ausſtattung auf jeder ihrer eleganten Bildſeiten glänzendes Zeugnis davon ablegt, daß ſie nur den berufenſten Händen anvertraut war. Da iſt die hoch anſehnliche Reihe Georg Ebers'ſcher Romane, von der „Aegyptiſchen Königstochter“, deren Auflage bereits beim 33. Tauſend angelangt iſt, bis zur „Gred“, die in den paar Wochen ſeit ihrem Erſcheinen ſchon eine zweite Auflage nötig machte und von der bereits Ueberſetzungen in acht Sprachen: die engliſche, italieniſche, däniſche, ſchwediſche, ungariſche und polniſche, vorbereitet werden, nebſt der künſtleriſch auf oberſter Stufe ſtehenden „Ebersgalerie“. Da ſind die epochemachenden Lebenserinnerungen: „Ein halbes Jahrhundert“ von Adolf Friedrich Graf von Schack und die von Carl Hallberger herausgegebenen: „Einundzwanzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“, von Oskar Meding, das von Kaiſer Wilhelm I. ſelbſt durchgeſehene und in allen Einzelheiten richtig geſtellte Bild des thatenreichen Lebens dieſes unvergeßlichen, glorreichen Erneuerers des alten deutſchen Reichs. Da ſind die gelungenen Abbildungen der bayeriſchen Königsſchlöſſer, die das „König Ludwig-Album“ von Profeſſor H. Breling bilden, und iſt Piglheins ergreifendes „Panorama der Kreuzigung Chriſti“ mit dem umfaſſenden Blick auf Jeruſalem. Da ſind ferner die drei vorzüglichen Muſterſammlungen deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Dichtung: „Deutſcher Dichterwald“ von Georg Scherer, 13. Auflage, — „Album lyrique de la France moderne“ par Eugène Borel, 7. édition; — „The Rose, Thistle and Shamrock“ by Ferdinand Freiligrath, 6. edition; ſowie die literariſch-bedeutſamen „Gedichte“ des Grafen Schack, die geiſtvollen „Lyriſchen Gänge“ von Friedrich Theodor Viſcher, ſoeben in zweiter, vermehrter Auflage erſchienen, die leidenſchaftlichen „Lieder an eine Verlorene“ von Prinz E. zu Schönaich-Carolath, die ſinnigen Geſänge: „Mein Herz in Liedern“ von Auguſt Silberſtein, ſowie Gerhard von Amyntors köſtliche Dichtung „Peter Quidams Rheinfahrt“. Wir bitten uns ſtets entſchuldigen, brechen jedoch hier ab, um von den Verlagswerken der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart zunächſt zu denen von A. Krabbe, daſelbſt, überzugehen, der auch zum diesjährigen Weihnachtsfeſt eine Anzahl Bücher herausgeſchickt hat, die dem Geber Ehre eintragen und den Empfängern großes Vergnügen machen werden. So vor allem möchten wir erwähnen die Fortſetzung des „Illuſtrierten Hackländer“, des ewig jungen, von dem die Romane „Handel und Wandel“, „Der neue Don Quixote“, „Der Augenblick des Glücks“ mit 200 geiſtvoll ausgeführten Illuſtrationen von A. Langhammer und F. Bergen in höchſt geſchmackvoller, eleganter Ausſtattung vorliegen. Derſelbe Verlag bietet auch [illegible] „Buch der Liebe“ und „[illegible]“ in Miniaturausgaben mit Goldſchnitt und zierlichen Einbänden als Geſchenkwerkchen dar. Schließlich möchten wir nicht unterlaſſen, auf das Werk: „Die deutſche Geſchichte bis zum Jahre 1888“ von W. Müller (der gleiche Verlag) hinzuweiſen, — eine illuſtrierte Volksausgabe, welche die ungemein ſchwierige Aufgabe, in einem mäßigen Bande die Geſchichte unſeres Volkes von dem erſten Erſcheinen deutſcher Stämme bis zu Kaiſer Friedrich eingehend, intereſſant und populär darzuſtellen, vortrefflich löſt. Weitere Unterhaltung bietend, gelangen wir zu jenem Bilderbuch für Liebende von Paul Heydel und Richard Schmidt-Cabanis, „Aus Amors Werkſtatt“, aus dem wir unſeren Leſern auf Seite 209 bereits eine Probe mitgeteilt haben. Die zwölf zu einem elegant gebundenen Album vereinigten Blätter zeigen den kleinen Schalk in ſeinen Beziehungen zu den verſchiedenartigſten Erdenkindern. Hat dieſes Werk einen harmloſen Humor auf ſeine Flagge geſchrieben, ſo dient dem ernſten Zweck eines Nachſchlagebuchs für alle möglichen Fälle „Kürſchners Quart-Lexikon“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann). Der geſchickte, die praktiſche Verwendbarkeit ſcharf ins Auge faſſende Lexikograph gibt hier ein Konverſationslexikon, das zwiſchen ſeinem Taſchen-Lexikon und ſeinem neuen „Pierer“ die Mitte hält. Die Auskünfte, die es erteilt, ſind knapp, aber ſchlagend und für die meiſten Fälle des gewöhnlichen Lebens genügend. Die Reichhaltigkeit läßt kaum etwas zu wünſchen übrig, und dabei iſt das Ganze immer noch recht handlich. 1460 niedliche Abbildungen veranſchaulichen viel Wichtiges auf kleinſtem Raume. Darf ſich dieſes Quart-Lexikon mit Recht als ein Buch für jedermann bezeichnen, ſo iſt Hillmanns „Haushaltungsbuch“ (Leipzig, A. [illegible]) ausſchließlich für unſere Frauen berechnet, für dieſe aber eine ebenſo hübſche als nützliche Gabe. Die Einteilung dieſer Seiten, auf denen jeder Gattung der täglich zu beſchaffenden häuslichen Bedürfniſſe ihr beſonderes Feld angewieſen iſt, ermöglicht eine leicht überſichtliche Buchung der Tagesausgaben und ſichert dadurch jeder rechnungsliebenden Hausfrau [illegible]. Sieht ſich dieſelbe aber als Mutter nach Hilfsmitteln um, vermöge deren ſie ihren ſchulpflichtigen Kindern das Lernen erleichtern kann, ſo bietet ſich ihr ein ſolches für dasjenige Fach, das den kleinen Köpfen gewöhnlich beſonders viel Pein verurſacht, in „Daniels geographiſcher Leitfaden in Fragen und Antworten“ von Dr. W. Kornknecht (Hannoverſche Verlagsbuchhandlung, Hannover). Der große Vorteil dieſer in katechetiſcher Anordnung mitgeteilten Frage- und Antwortſtellung iſt der, daß vermöge derſelben jeder Lernende ſich ſelbſt prüfen oder durch irgend jemand auch der Sache Unkundigen ſich prüfen laſſen kann. Wie hier ſpielend der Sinn für wiſſenſchaftliche Erkenntnis geweckt werden ſoll, ſo zeigt eine andere, den Kleineren gewidmete Weihnachtsgabe, wie man kindlich ſpielt, und zwar in einer Weiſe, die ebenfalls zugleich ein gewiſſes kulturhiſtoriſches Intereſſe hat. „Jung-Japan beim Spiel“ (Leipzig, E. Twietmeyer) nennt ſich das als Leporello-Album geſtaltete Buch, das auf jedem ſeiner farbenreichen Blätter ein hübſches Kinderſpiel nach japaniſchem Geſchmack dargeſtellt und mit deutſcher Erläuterung, ſowie deutſchen Spielverschen ausgeſtattet zeigt. Es iſt ebenſo luſtig zum Anſchauen als anregend zu allerhand kindlichen Gewandtheits- und Bewegungsſpielen. Doch wir haben nach dieſer kleinen Abſchweifung zunächſt zur reiferen Jugend zurückzukehren, für welche „Pytheas von Maſſilia und ſeine Meerfahrt nach dem Bernſteinlande“ von Wilhelm Behrendt (Breslau, Ed. Trewendt) beſtimmt iſt. Die Geſchichte dieſer erſten, hiſtoriſch genauer bekannten Seefahrt über den atlantiſchen Ozean, die der kühne Pytheas etwa um 320 vor Chriſtus unternahm, bildet hier zugleich den Faden, an dem — wie Perle an Perle — eine Folge intereſſanter Ausblicke auf das damalige Kulturleben ſich anreiht. Wird dieſe Geſchichte vor allem ein Freund der unternehmungsluſtigen Knaben und Jünglinge werden, ſo wendet ſich an die heranwachſende junge Mädchenwelt die Erzählung „Katjana“ von Sophie von Adelung (Stuttgart, Ad. Lutz), und ſie wird den kleinen Damen ſicherlich nicht minder willkommen ſein als die niedlichen Novellen, unterhaltenden Aufſätze und empfindungsvollen Gedichte „Für Geiſt und Herz“, unter Mitwirkung verſchiedener anderer herausgegeben von Anna [illegible] (Berlin, L. J. [illegible]). Ganz ſelbſtändig begrüßt uns die [illegible] Dichtkunſt in der geſchmackvoll zuſammengeſtellten und ſchön ausgeſtatteten Anthologie „Sang und Klang“, ein Hausſchatz deutſcher Lyrik (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) und in den eigenartigen „Liedern des Meermanns“ (Leipzig, H. [illegible]), die ihre früher beſtandene engliſche Außenform gegen die deutſche Buchform vertauſcht haben, ſowie in dem Geleitbuch deutſcher Dichtung „Von Tag zu Tag“, herausgegeben von Richard Schwinger mit Bildern von Julius Hartmann (Stuttgart, Fr. Frommann), in welchem jeder Tag des Jahres mit einem Gedicht oder Reimſpruch und einem leeren Raum für handſchriftliche Einträge und Widmungen bedacht iſt. In den traulichen vielſtufigen Tönen, die Scheffel durch ſeinen „Trompeter von Säkkingen“ in der neudeutſchen erzählenden Dichtung eingebürgert hat, ſchrieb Hermann Loden ſein [illegible] Gedicht „Jörg von Falkenſtein“, in welchem er die Ritterlichkeit und Frauenhuld der guten alten Zeit verherrlicht. Noch weiter zurück führt uns „Udo, der Frieſe“ von Johann von Wildenradt (Leipziger Verlagsbuchhandlung, Greuell & Francke). Die altnordiſche Mythologie ragt noch herein in dieſe zwar nicht chriſtlich geſchriebene, aber doch an altgermaniſche Heldenlieder [illegible]. Einen heiteren Gegenſatz zu dieſer weihevollen Poeſie bildet der bei Robert Lutz, Stuttgart, erſchienene „Frauen-Struwwelpeter“, ein Hausfrauenbrevier von M. Reymond, dem bewährten Humoriſten, dem unſere Leſer auch die auf unſerer Seite 237 mitgeteilte Humoreske „Schwarze Weihnachten“ verdanken. Wie im Original-Struwwelpeter die Unarten der Kleinen, ſo werden hier einige Auswüchſe, die ſich in der Welt unſerer lieben Frauen — natürlich nur als ſeltene Ausnahmen! — vorfinden finden, mit luſtiger Laune bloßgeſtellt. Verſchiedene deutſche Künſtler haben dazu niedliche Federzeichnungen geliefert. Daß der leichten Laune ein bedeutſames Gegenbild nicht fehle, dafür ſorgt Lina Morgenſtern durch den unlängſt abgeſchloſſenen vorliegenden und ein ſtattliches, ſelbſtändiges Ganzes bildenden erſten Band ihres verdienſtvollen Werkes „Die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts“ in biographiſchen und kulturgeſchichtlichen Zeit- und Charaktergemälden (Berlin, Verlag der Deutſchen Hausfrauenzeitung). Wem nun aber die Göttin der Töne freundlich lächelt, wer eine anſprechende Singſtimme beſitzt und ſie zu guter Vortragsfähigkeit ausgebildet hat, dem bietet unter anderem der Muſikalienverlag von Licht & Meyer in Leipzig ein ſehr hübſch zuſammengeſtelltes und mit einfacher Begleitung ausgeſtattetes [illegible] Album [illegible] geiſtlichen und weltlichen Inhalts für eine und mehrere Stimmen von Niels W. Gade, Guſtav Jenſen, Joſef Rheinberger und anderen enthaltend, herausgegeben von Guſtav Jankewitz, ſowie einen gefälligen Liedercyklus für eine Sopran- oder Tenorſtimme, „Amala“ von Anton Eberhardt. Ein „Allgemeiner deutſcher Muſikerkalender“, herausgegeben von Oskar Eichberg, iſt auch für 1889 bei Raabe & Plothow, Berlin, erſchienen. Dieſer elfte Jahrgang enthält wieder neben dem unentbehrlichen Kalendarium ein Notiz- und Nachſchlagebuch, einen Stundenkalender zum Ausfüllen für alle Tage des Jahres, eine Reihe für den Muſiker wichtiger Statiſtiken, einen Adreßkalender und viele ähnliche Nachweiſe, die jeder Jünger der Tonkunſt willkommen und nützlich finden wird.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Heute möchte ich,“ begann Frau von Ramberg, als die Geſellſchaft um den hellodernden Kamin Platz genommen hatte, „bei der wiſſenſchaftlichen Einſicht unſerer geehrten Freunde mir Aufklärung darüber erbitten, was es für eine Bewandtnis mit den ſogenannten kritiſchen Tagen hat, über welche man in der letzten Zeit wieder ſo viel in den Zeitungen geleſen und welche Erdbeben, Grubenexploſionen, große Stürme und all dergleichen ſchreckliche Ereigniſſe mit ſich bringen ſollen. Herr Falb hat darüber eine Theorie aufgeſtellt, und in den erſten Tagen des November hatten wir einen ſolchen kritiſchen Tag, wie ich geleſen habe, auch ſoll ja der 1. Januar 1889 ebenfalls ein ſolcher ganz außerordentlich kritiſcher Tag ſein. Ich kann mir nun abſolut nicht denken, daß es möglich ſein könne, ſolche elementare Ereigniſſe vorher zu beſtimmen, die doch von Zufälligkeiten oder mindeſtens von Einwirkungen abhängen, die ſich der menſchlichen Kenntnis und Beobachtung entziehen. Ich begreife es wohl, daß man einige Tage vorher einen Sturmwind ankündigt, wenn man weiß, daß es zum Beiſpiel über dem Kanal heftig weht und die Luftbewegung naturgemäß ſich hierher fortſetzen muß, aber auf weithin beſtimmte Tage zu bezeichnen, welche elementare Kriſen über uns herbeiführen ſollen, das ſcheint mir doch in der That nicht möglich.“

Ein augenblickliches Stillſchweigen folgte der Frage der Frau von Ramberg. Endlich ſagte Graf Sternfeldt:

„Ich bin allerdings nicht in der Lage, Ihnen, meine gnädige Frau, eine vollkommene Erklärung des Syſtems, welches Herr Falb für ſeine Theorie der kritiſchen Tage aufgeſtellt hat, zu geben. Er hat ja dieſe Theorie veröffentlicht, indes zum Verſtändnis derſelben gehören Vorbedingungen, welche den meiſten Menſchen fehlen, und ſeine Sätze werden ja auch vielfach von anderer Seite beſtritten. So viel indes kann auch der Laie begreifen, daß es ſich bei Herrn Falbs Aufſtellung nicht etwa um [illegible] oder eine Art von geheimnisvoller Magie handelt. Er bringt vielmehr die elementaren Erſcheinungen auf unſerer Erde im weſentlichen mit den Sonnenflecken in Verbindung, welche ja lange ſchon beobachtet worden ſind und in deren Erſcheinung er eine gewiſſe vorausbeſtimmende Regelmäßigkeit feſtſtellen zu können meint, die aus der Bewegung der glühenden Körpermaſſe der Sonne und des dieſelbe umgebenden Flammenmeeres herzuleiten wäre. Ob dieſe Vorherberechnung wirklich mit mathematiſcher Genauigkeit möglich ſei, weiß ich nicht, ſo viel aber ſcheint mir ganz richtig, daß der Eintritt elementarer Erſcheinungen auf der Sonne, von der ja unſer ganzes Leben, nicht nur die Bewegungen unſerer Erde, ſondern auch unſere Vegetation, unſere eigene körperliche Exiſtenz, mit einem Worte alles, was in uns und um uns thätig wird, in Abhängigkeit ſteht, Rückwirkungen auf unſere Verhältniſſe haben müſſe. Sehen wir doch manche ganz außerordentliche Einwirkung, die der Mond auf die Erde und uns ausübt, der doch unſer Planet iſt und von uns in Abhängigkeit ſteht und nur rückwärts wieder durch die Zurückwerfung des Sonnenlichtes ſeinen Einfluß geltend macht. Wir ſehen, daß der Mond auf Ebbe und Flut und das Wachstum der Pflanzen einen ganz weſentlichen Einfluß übt, ja, wir wiſſen, wie von ihm in geheimnisvoller und unerklärbarer Weiſe bei den Mondſüchtigen auch auf den menſchlichen Organismus ein mächtiger Einfluß ausgeht. Wie viel mehr muß dies bei der Sonne der Fall ſein. Wenn deren regelmäßiges Licht ſo viel regelmäßige Erſcheinungen auf der Erde hervorbringt, wie Sommer und Winter, Tag und Nacht, das Schlafen der Tiere und der Pflanzen, das Blühen der Blumen, das Reifen der Früchte, ſo iſt es natürlich, daß auch außergewöhnliche Erſcheinungen am Sonnenkörper ebenſo außergewöhnliche Wirkungen auf das elementare Leben der Erde haben können, ja ſogar haben müſſen. Wenn alſo das Erſcheinen und umgekehrt wieder das Verſchwinden der Sonnenflecken, welche Oeffnungen in der Flammenatmoſphäre der Sonne ſein ſollen und durch Gasausſtrömungen gebildet werden, an einzelnen Stellen unſerer Erde plötzliche Abkühlung und dann wieder Erwärmung hervorrufen, ſo iſt es natürlich, daß daraus ſich Stürme entwickeln müſſen, indem die kalten und warmen Luftſchichten ſich durch mächtige Strömungen mit einander ausgleichen. Dieſe Stürme müſſen um ſo heftiger ſein, je plötzlicher die Erwärmungen und Abkühlungen eintreten. Solche ſchnellen und mächtigen Temperaturveränderungen müſſen aber ebenſo unter die Erdoberfläche herabwirken und die dort lagernden Gaſe ebenfalls ſchnell erhitzen oder abkühlen. Dadurch entſtehen dann die ſogenannten ſchlagenden Wetter und die Grubenexploſionen in den Bergwerken, ebenſo auch die Erdbeben, indem die Gaſe und feurigen Dünſte durch die ſtärkere Erwärmung ſich ausdehnen und auszuſtrömen ſuchen. Die Gewitter hängen ebenfalls mit derartigen Temperaturveränderungen zuſammen, da in den ſchwülen Lüften ſich der elektriſche Stoff häuft und zu Exploſionen drängt.“

„Das alles,“ fiel Frau von Ramberg ein, „iſt mir vollkommen klar und begreiflich; auch daß die Sonnenflecken in ſolcher Richtung wirkſam ſind, ſcheint mir durchaus erklärlich und natürlich; nur vermag ich es nicht zu faſſen und als richtig anzunehmen, daß es möglich ſein ſolle, das Erſcheinen der Sonnenflecken vorher beſtimmen zu können und darnach alſo zum Beiſpiel beſtimmte Tage anzugeben, an denen Erſcheinungen wie Grubenexploſionen, Erdbeben und ſo weiter eintreten müſſen.“

„Mir,“ erwiderte Graf Sternfeldt, „iſt das ebenfalls nicht vollkommen erklärlich, allein für unmöglich kann ich es nicht halten, denn die elementaren Erſcheinungen auf der Sonne richten ſich doch ebenfalls nach beſtimmten Geſetzen, und wer durch Beobachtung oder Kombination dieſe Geſetze ganz oder teilweiſe ermittelt hat, der wird natürlich, wenn er die Urſache feſtſtellen kann, auch deren Wirkungen vorher beſtimmen können, ebenſo wie der Aſtronom, der einmal die Bahnen der Weltkörper feſtgeſtellt hat, genau auf die Sekunde vorherſagen kann, wann ſich dieſelben in ihren Konſtellationen decken und dadurch Finſterniſſe erzeugen. Bei den Aſtronomen ſtimmt die Probe vollſtändig; die Finſterniſſe treten ein und damit iſt der Beweis geliefert, daß auch die Berechnungen der Umlaufsbahnen der Weltkörper richtig ſind. Man muß nun allerdings Herrn Falb die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſeine Vorherſagungen ſich gar vielfach bewahrheitet haben, wie zum Beiſpiel für den Anfang

November ja Stürme und Grubenexploſionen genau an dem Tag eingetreten ſind, den er vorher als einen ſogenannten kritiſchen bezeichnet hatte. Würden ſich dieſe Vorherſagungen weiter genau erfüllen, ſo würde man ſchließlich auch der Theorie, auf welcher dieſelben beruhen, die Anerkennung der Richtigkeit nicht verſagen können. Wir müſſen alſo zunächſt wieder den 1. Januar 1889 abwarten, um die jetzt noch nicht abgeſchloſſene Beweisführung weiter zu verfolgen."

„Ich möchte doch dabei hervorheben," ſagte Doktor Heilborn, „daß zwiſchen den Falbſchen Theorien und den Berechnungen der Aſtronomen, auf denen die Vorherverkündigungen der Finſterniſſe beruhen, ein weſentlicher Unterſchied beſteht. Die Bahnen der Planeten ſind etwas ganz Beſtimmtes, in ihren Eigenſchaften wie in ihren Wirkungen unabänderlich Feſtſtehendes; es ſind eben nur rein mathematiſche Berechnungen, die ja natürlich immer zutreffen müſſen, ſofern ſie von richtigen Vorausſetzungen ausgehen. Die Falbſche Theorie aber greift in das organiſche, gewiſſermaßen chemiſche Leben der Weltkörper ein, und dabei iſt, wie mir ſcheint, von der Sicherheit rein mathematiſcher Berechnungen nicht die Rede. Wenn ich zum Beiſpiel beſtimmt weiß, daß ein gewiſſes Medikament aus dem Pflanzen- oder Mineralreich eine beſtimmte Wirkung auf den menſchlichen Organismus ausübe, ſo kann ich darum doch niemals mit voller Beſtimmtheit ſagen, in welchem Grade und zu welcher Zeit dieſe Wirkungen eintreten werden, denn das hängt von verſchiedenen anderweitigen Wirkungen ab, welche mir vielleicht teilweiſe ganz unbekannt ſind, jedenfalls aber anderen Geſetzen folgen. Wenn ich die gleiche Doſis eines Medikaments heute einem Menſchen und morgen einem andern eingebe, ſo wird vielleicht bei dem einen die Wirkung viel geringer, vielleicht gar nicht eintreten, je nachdem er etwas anderes in ſich aufgenommen hat, was eine Gegenwirkung erzeugt. Die Wirkung wird bei dem einen Menſchen ſchneller als bei dem andern eintreten, auch bei demſelben Menſchen zu verſchiedenen Zeiten [illegible] ſich anderweitig [illegible]. Ich kenne das [illegible], daß auf dem Gebiet, das Herr Falb allerdings mit vielem Fleiß und vieler [illegible] zu erforſchen bemüht iſt, ganz genaue Berechnungen überhaupt nicht möglich ſind, ja, daß die auf erfahrungsmäßige Beobachtung gegründeten und [illegible] ſich vielfach [illegible] Berechnungen [illegible] ſeltſam werden, weil eben andere Wirkungen dazwiſchen oder entgegen getreten ſind, deren Geſetze man nicht kennt oder die man nicht hat in Betracht ziehen können."

Maria und das Chriſtuskind. Gemälde von Pietro Perugino in der Nationalgalerie in London.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Groſſer in Leipzig).

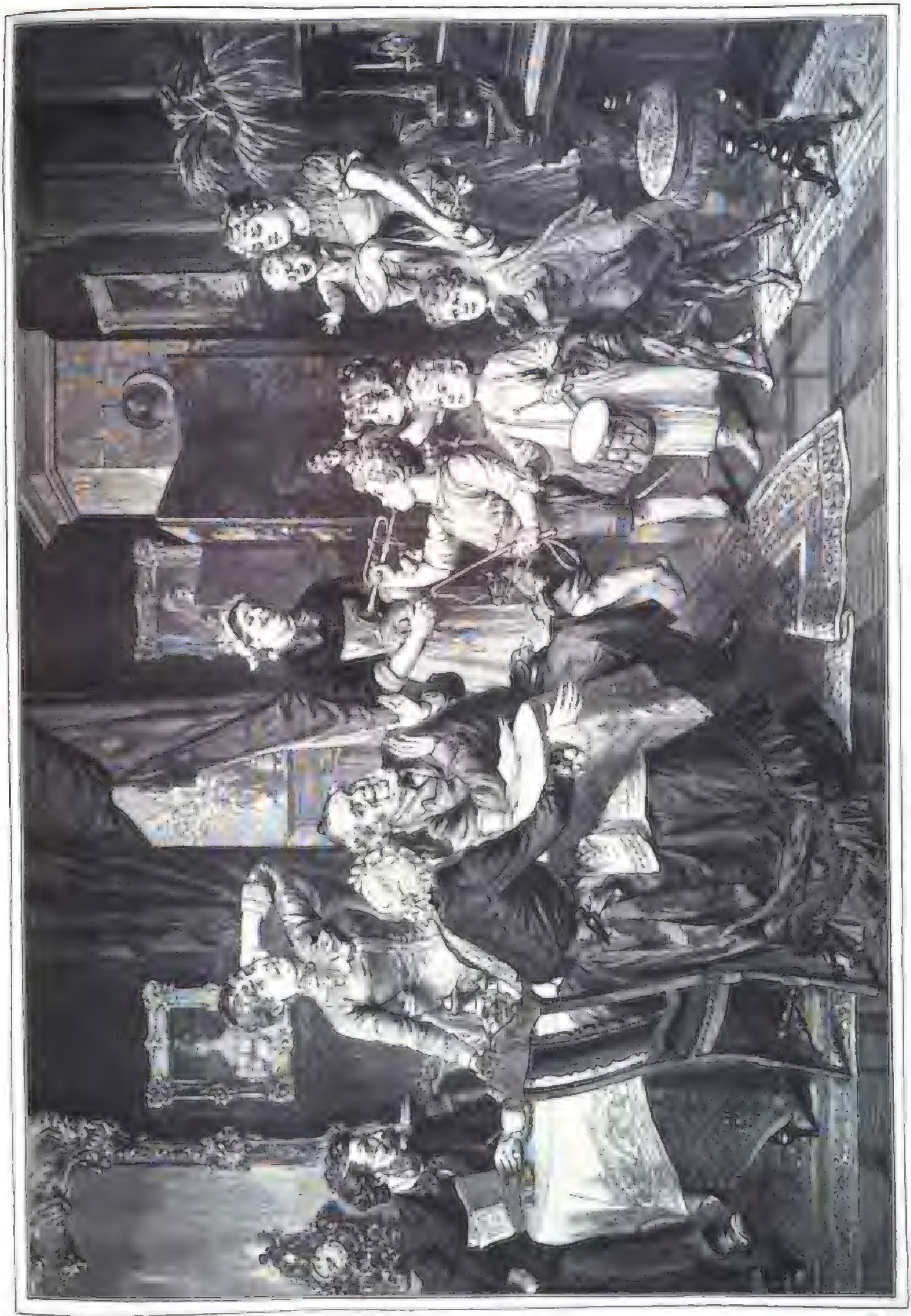
„Das iſt ganz richtig," ſagte Graf Sternfeldt, „dagegen vermag ich nichts einzuwenden, ſo ſehr ich auch wünſche, daß die Theorie des Herrn Falb ſich bewahrheiten möge, denn es würde ja der Menſchheit zum großen Segen gereichen, wenn man die uns aus dem elementaren Leben der Erde drohenden Gefahren vorher berechnen und ſich dadurch gegen ſie ſchützen könnte. Den Ausſchlag wird jedenfalls der thatſächliche Beweis der Richtigkeit geben müſſen."

„So wollen wir denn," ſagte Frau von Ramberg, „den 1. Januar 1889 abwarten, um zu ſehen, ob auch dieſer Tag ſich wieder als ein kritiſcher erweiſen und die böſen Vorherſagungen wahr machen wird. Ich muß aufrichtig ſagen, ich wünſche von Herzen, daß Herr Falb unrecht haben möge und daß das kommende Jahr 1889 ſich nicht durch Erdbeben, Grubenexploſionen und gefährliche Stürme einführen möge — wir haben wahrlich des Unglücks in den Jahren 1887 und 1888 genug gehabt, und ich ſehne mich ſo recht nach einer ruhigen, gleichmäßig freundlichen Zeit."

„Nun," ſagte Doktor Landen, „ſo abergläubiſch wollen wir nicht ſein, um aus einem Gewitter am Neujahrstage gleich verhängnisvolle Schlüſſe auf Glück oder Unglück des ganzen Jahres zu ziehen."

„Ich bin nicht abergläubiſch," entgegnete Frau von Ramberg, „aber doch muß ich geſtehen, daß mir das Vertrauen zu einem glücklichen Jahre nicht ſo recht von Herzen kommen würde, wenn der Neujahrstag ſich gerade durch Unglücksfälle auszeichnet."

„Mag nun," ſagte Graf Sternfeldt, „Herr Falb am 1. Januar recht behalten oder nicht, ſo bleibt ſeine Theorie immer höchſt intereſſant und ſeine Mühe und Arbeit außerordentlich anerkennenswert; auch beweiſt ein einmaliger Fehlſchlag durchaus noch nichts gegen die Richtigkeit ſeiner Vorausſetzung. Jede neue Entdeckung bedarf ja der Zeit, um ſich zu voller Klarheit Bahn zu brechen — faſt alle unſere Erfindungen haben ja die Stadien des Irrtums und der Täuſchung durchgemacht, bis endlich die Wahrheit ſich ſiegreich Bahn gebrochen. Eine ſichere Prognoſe der elementaren Erſcheinungen auf der Erde wäre, wenn man ſie erreichte, wohl der höchſte Triumph des menſchlichen Geiſtes und eine große Wohlthat für alle Menſchen."



Am Weihnachtsmorgen. Originalzeichnung von K. Rögler.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

Mit Randzeichnungen von R. C. Kepler.

(Fortſetzung.)

J[illegible] ſenkt. Der hatte nichts geſehen. Am Fenſter hatte auch niemand geſtanden, kein Menſch hatte es geſehen, daß ihn Lea, Zilibi Pſanties Töchterlein, geküßt. Und doch laſtete es auf ihm mit banger Schwere, als wäre ihm etwas Gräßliches, etwas Unſagbares widerfahren, als hätte er ſelbſt etwas begangen, darüber er ſich vor aller Welt, vor ſich ſelbſt bis in die tiefſte Seele ſchämen müſſe. Er drückte das Geſicht in das Polſter, er wollte nichts ſehen, nichts hören, und ihm war, als müßte er aus tiefſter Bruſt aufſchluchzen.

O, dieſe Lea! Sie hatte ihn nicht nur geſchlagen, wie man ein Kind ſchlägt, ſondern auch geküßt, wie man ein Kind küßt, nachdem man es gezüchtigt. Und er hatte alles geduldet, kein Wort hatte er ihr geſagt. Was würden die Leute von ihm denken, was würde ſein Vater ſagen, wenn er es erführe. Er legte die Hand an die Lippen und rieb daran, als hätte der Kuß ein Abzeichen daſelbſt zurückgelaſſen, das er tilgen müſſe. Die Stirne that ihm nicht mehr weh. Er hob das Geſicht aus dem Polſter empor, richtete ſich halb auf und blickte um ſich. Auf einem zum offenen Fenſter niederhängenden Zweige des Weidenbaumes, der vor der Thür ſtand, ſaß ein Spatz, der ſich kokett die Federn putzte und dazwiſchen luſtig und fröhlich in die Stube hineinzwitſcherte. Auf dem Fußboden, mit den funkelnden gelben Augen zum Spatz ſehnſüchtig emporblickend, lagerte der rothaarige alte Kater des Popen. Aber er machte keine Anſtalten zur Jagd auf den frohlockenden Sänger. Und das aus wohlerwogenen Gründen. Denn auf dem Fenſterbrett lag der Lieblingshund Seiner Hochwürden, ein kleiner, ſchwarzer, zottiger Pintſcher, der zum Kater herabblinzelte und ihn ironiſch anbellte, als wollte er ſagen: „Verſuch's nur, heraufzuſpringen, und wenn du's vergeſſen haſt, wie ich dir dein Fell zerzauſe, ſo will ich es dir in Erinnerung bringen.“ Aber plötzlich ſprang der Pintſcher, ohne eine Provokation abzuwarten, blitzſchnell herab, packte mit ſeinen ſcharfen Zähnen den Kater, bevor dieſer ſeine Krallen gebrauchen konnte, am Genick, beutelte ihn einigemale recht derb nach rechts und links und ſprang ſodann, nachdem er auf dieſe Weiſe ſein Mütchen an ihm gekühlt, zum Fenſterbrett wieder hinauf, während der Kater, der während dieſer Operation jämmerlich miaut hatte, mit einem Satz durch die halboffene Thür hinausfuhr. Jonel lachte auf, und es wurde ihm auf einmal ſo froh zu Mute wie dem Spatzen, der, ungeſtört durch das kleine Intermezzo zwiſchen Hund und Katze, immer noch luſtig in die Stube hineintrillerte.

„Ah pah,“ ſagte er leiſe, „in einigen Tagen iſt die Schramme gänzlich vernarbt und ich habe alles vergeſſen, und wenn ich Lea erblicke, ſo wende ich den Kopf weg, als kennte ich ſie nicht. Was geht mich ſo ein Judenmädel an?“

„Was geht mich das Judenmädel an?“ wiederholte er laut vor ſich. Dann legte er ſich wieder hin und wollte ſchlafen, um im Schlafe alles zu vergeſſen, was ſich in den letzten Stunden zugetragen. Aber er fand keine Ruhe. So feſt er auch die Augen zudrücken mochte, er konnte dem jüngſten Ereignis und dem Bilde des Judenmädchens nicht entrinnen. Um es aber doch zu verdrängen und um ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, rief er ſich das Töchterlein der Madame Belota ins Gedächtnis. Vor einigen Tagen erſt war er bei Madame Belota, der benachbarten Gutsherrin von Oleſti, mit ſeinem Vater zu Beſuch geweſen und hatte ihrem Töchterchen, der armen, kranken Florica, ein ſchönes Bilderbuch geſchenkt. Die blondlockige Florica mit den zwei frommen blauen Augen, die ſo ſanft leuchteten, war ein ganz anderes Mädchen als Lea. O ja, die war ſo gut wie das liebe Brot, und ihre Stimme klang ſo ſüß wie Vogelgezwitſcher, die konnte keinem Menſchen ein Leid zufügen und ihm ſchon gar nicht. Wenn er nächſtens wieder zu Frau Belota kommt, dann wird er der armen Florica erzählen, was für ein wildes, jähzorniges, ſchlechtes Judenmädel Lea ſei, daß ſie ihn heimtückiſch überfallen, mit einem Stein ein Loch in den Kopf geſchlagen, daß ſie ihm die Sammetjacke nicht gönne, weil ſie ſelbſt nichts zum Anziehen habe, daß ſie vor Neid vergehe und daß ſie ihn … daß ſie ihn geküßt — nein! das durfte niemand wiſſen, auch Florica nicht. All dieſe Reflexionen und beſonders der Gedanke, daß niemand vom Kuſſe erfahren werde, hatten ihn beruhigt. Er ſprang auf, und wie er ſeinen Lehrer mit dem auf die Bruſt herabgeſunkenen Haupte, den Cylinderhut zwiſchen den verſchränkten Armen, ſitzen und ſeine Glatze von einem einfallenden Sonnenſtrahl beleuchtet ſah, da überkam ihn eine plötzliche Heiterkeit, ſo daß er laut auflachen mußte. Herr Brunner erwachte und ſeine blaßblauen Augen ſchauten eine Weile verwundert um ſich, bis ihm die Situation, in der er ſich befand, einigermaßen klar wurde.

„Ich glaube, ich habe geſchlafen, Jonel,“ ſagte er, aufſtehend. Dann zog er die Uhr hervor. „Fünf,“ murmelte er, „wir müſſen heim.“ Bald darauf verließ er, ſeinen Zögling an der Hand führend, die Stube des Popen.

Es war ein angenehmer Septembernachmittag, der Himmel klar und wolkenlos, ein leichter Wind bewegte die Blätter der Bäume des Gottesackers.

Brunner atmete in vollen Zügen die friſche Luft ein, er hatte ſeinen Rauſch vollſtändig ausgeſchlafen und fühlte nicht die geringſte Spur eines Katzenjammers. Es war ihm im Gegenteil ſo wonnig zu Mute, als hätte er ein erquickendes Bad genommen.

Er lachte leiſe und mit geſchloſſenem Munde vor ſich und dachte dabei, daß ſo ein vaterländiſcher Trunk goldigen Rheinweines denn doch ganz anders wirke, als der fälſchlich geprieſene rumäniſche Landwein, belebend und erheiternd und ein Gefühl tiefſter Lebensfreude in der Seele weckend.

Sie waren inzwiſchen am Ausgang des Friedhofs angelangt.

„Laß 'mal Deine Kopfwunde ſehen,“ ſagte Brunner, ſtehen bleibend. Die Affaire Jonels mit Lea war ihm durch den Kopf geflogen, und er hielt es für ſeine Pflicht, ſeinem Zögling ein wenig ins Gewiſſen zu reden.

„Es iſt nichts,“ ſagte Jonel leichthin, den kleinen Strohhut lüpfend.

Brunner betrachtete aufmerkſam die Beule, machte hiebei ein ſehr ernſtes Geſicht und begann ſodann weitläufig ſeinem Zögling auseinanderzuſetzen, daß derſelbe als der Sohn eines reichen und allgemein geachteten Gutsherrn ein ſeiner Geburt und ſeiner geſellſchaftlichen Stellung würdiges Betragen beobachten, daß man mit zwölf Jahren das Leben etwas ernſter auffaſſen müſſe und daß ſich für einen jungen Menſchen, welcher die lateiniſche Grammatik zu ſtudiren begonnen habe, Prügeleien mit Judenknaben im allgemeinen und mit einem Judenmädchen im ſpeziellen durchaus nicht geziemen. „Und nun,“ ſo ſchloß er ſeine Mahnrede, „wollen wir auf das Vergangene den Schleier der Vergeſſenheit werfen, und da ich ſoeben die lateiniſche Grammatik erwähnt habe, ſo wäre es mir nicht unlieb, wenn wir uns die Wegſtrecke bis zum Herrenhof dadurch verkürzten, daß wir nochmals die vier Konjugationen durchgehen.“

Jonel war jedoch nicht in der Stimmung, ſeine Aufmerkſamkeit der lateiniſchen Grammatik zu widmen.

„Thut Dir vielleicht der Kopf weh, mein Kind?“ fragte ihn Herr Brunner.

„Nein, nein!“ rief Jonel, „ich bin ganz wohl, aber erzählen Sie mir doch lieber was Luſtiges, was Schönes, eine Geſchichte. O, erzählen Sie mir eine Geſchichte, Herr Brunner!“

„Eine Geſchichte, nun gut,“ lächelte Brunner; er blieb ſtehen, legte die Hand auf das Haupt des Knaben und ſagte:

„So weit Dein Auge reicht, Jonel, dieſe Felder, dieſe Wieſen, das Schloß dort, das ſo ſtolz auf der Anhöhe ragt, und dieſe Wälder, welche den Horizont abſchließen, all dies gehört Deinem Vater, und dereinſt werden Wald und Flur Dir als Dein Eigentum zufallen. Aber es giebt auch arme Leute, denen keine Spanne Boden gehört, die unter der Laſt des Lebens einherkeuchen und denen jeder einen Fußtritt verſetzt, das ſind die Juden dort im Städtchen Baneſti, die Juden, deren Kinder angſtvoll ſich verſtecken, wenn ſie Dich in der Ferne erblicken. Aber dieſe Juden, hörſt Du, Jonel, waren einſt ein großes, ein tapferes Volk, und aus ihm ſind Männer hervorgegangen, deren Namen die Welt mit Bewunderung nennt, und vor zweitauſend Jahren hat es uns einen Gott geſchenkt — einen Gott der Liebe, den wir alle anbeten. Haſt Du mich verſtanden, Jonel?“ Brunners Stimme hatte tief und warm geklungen. Jonel ſchaute ihm mit ſeinen großen, leuchtenden Augen voll ins Geſicht. „Haſt Du mich verſtanden?“ wiederholte Brunner.

„Ja,“ ſagte leiſe der Knabe.

„Wenn Du mich verſtanden haſt,“ fuhr Brunner fort, „ſo mußt Du auch fühlen, daß Du nicht gut daran thuſt, wenn Du dieſe armen Judenknaben von Baneſti mißhandelſt. Es iſt nicht recht, Jonel, es iſt ſogar ſchlecht.“

„Und es kann ſie doch niemand leiden,“ ſagte Jonel weinerlich, „der Vater nicht, die Madame Belota nicht und der Herr Präfekt Remus Aldean ſchon gar nicht, der ſagt ſogar, daß man ſie insgeſamt aus dem Lande treiben ſollte.“

„Herr Remus Aldean, der Präfekt unſeres Bezirkes, iſt ein ſehr ehrenwerter Mann,“ ſagte Brunner rauh, „aber ich bin ſo frei, ſeine Anſicht nicht zu teilen.“

„Sind Sie mir böſe?“ fragte Jonel, indem er ſich ſchmeichelnd an ihn ſchmiegte.

„Nein, mein liebes Kind,“ ſagte Brunner, den Kopf des Knaben zwiſchen die Hände nehmend und ihm zärtlich ins Geſicht blickend, „ich habe Dich lieb und eben weil ich Dich liebe und weil Du eine gute, zartfühlende Seele haſt, ſo wünſchte ich, daß Du freier denkſt als die anderen, als Dein Vater, als Madame Belota und als der ehrenwerte Präfekt Remus Aldean.“ Er küßte den Knaben auf die Stirne, dann ergriff er wieder ſeine Hand und ſie ſchritten ſchweigend die Fahrſtraße entlang dem Herrenhofe zu, deſſen Fenſter in der Abendſonne goldig funkelten.

II

Der Herrenhof, ein ſchmuckloſer, einſtöckiger, altersgrauer Bau, mit glitzerndem Blechdach, hohen Fenſtern und einem auf zwei Karyatiden ruhenden Balkon, liegt öſtlich von Baneſti, auf einer hügeligen Anhöhe. Ein gut erhaltener, mit Platanen bepflanzter, ungefähr zwei Kilometer langer Fahrweg führt vom Schloß über fette Weidegründe, durch wogende Kukuruzfelder und durch ein kleines Birkenwäldchen in das Städtchen, das aus einer einzigen, langgeſtreckten, ungepflaſterten Straße beſteht, an deren beiden Seiten niedrige, zumeiſt aus Lehm und

Rutenwerk erbaute Häuschen ſich erheben, deren ſchwarze, riſſige Schindeldächer mit grünen Moosſchichten überkleidet ſind.

Vom Balkon des Schloſſes, hinter welchem ein parkartiger, verwahrloſter Garten ſich erſtreckt, fliegt der Blick frei und unbehindert nach allen Seiten über eine weite, waldumkränzte Ebene, in welcher jenſeits von Baneſti der Silberſpiegel eines Teiches blitzt, an deſſen Ufern die Fähnchen des Schilfrohrs vom Winde hin und her bewegt werden. Es iſt ein ſtilles, dem Auge nichts Markantes bietendes Landſchaftsbild, das nur dann einigen Reiz gewinnt, wenn in klaren Nächten der Mond das Ganze umleuchtet, wenn ſein ſilbernes Licht die Kuppel des Kirchleins umflimmert und über die glitzernde Fläche des Teiches huſcht. Dann iſt es auch in dem verwilderten Schloßgarten mit ſeinen mächtigen Rieſeneichen traumhaft ſchön.

Dieſer Garten hatte einſt wohl beſſere Tage geſehen; darauf deuten die zahlreichen, von Buchsbaum eingefaßten Beete hin, in denen jetzt Unkraut wuchert, und die nach einem einheitlichen Plane angelegten grasbewachſenen Kieswege, welche ſtrahlenförmig in ein von Eichen und Platanen umringtes, mitten im Garten gelegenes Rondel münden. Hier ſteht, von wildem Wein über und über umſponnen, eine Kapelle, durch deren kleines, rundes Fenſter man in einen dunklen Raum blickt, aus dem wie ein zitterndes Sternlein das Flämmchen eines ewigen Lichtes blinkt. Rechts von der Thüre der Kapelle neben einem marmornen Grabſtein, auf welchem halbverwiſcht bloß ein Jahrestag und eine Jahreszahl eingravirt ſind, erhebt ſich auf einem niedrigen Sandſteinſockel eine Marmorſtatue, ein ſchönes, jugendliches Weib darſtellend. Zwei Trauerweiden mit tief herabhängenden, dünnen Zweigen halten vor dem Eingang zur Kapelle Wacht. Einige Schritte weiter ragt mitten aus einem Baſſin ein ſchwarzer, pausbäckiger Triton mit einem Horn im Munde empor. Aber es ſpendet daraus kein Waſſer, welke Blätter bilden den Inhalt des Baſſins. Es iſt ein ſtiller, trauriger Ort, und beſonders wenn die Herbſtwinde die Eichen rütteln und die gelben Blätter durcheinander wirbeln.

Und ſtill, traurig ſpinnt ſich das Leben des Gutsherrn ab. Herr Demeter Fortunat iſt nicht mehr jung, er zählt an die fünfzig Jahre, ſein ſchwarzes, lockiges Haupthaar iſt von zahlreichen Silberfäden durchzogen, und das Haar an ſeinen Schläfen ſtark gebleicht. Aber ſeine Haltung iſt noch ſo jugendlich, ſein bleiches, von einem graumelirten Vollbart umrahmtes Geſicht ſo friſch, ſeine hohe Stirn ſo weiß und glatt und ſeine dunklen Augen ſo glanzvoll, daß man ihn leicht für einen früh ergrauten Dreißiger halten möchte. Herr Demeter Fortunat gilt als Sonderling. Dem politiſchen Treiben ſteht er vollſtändig fern, unterhält mit ſeinen Gutsnachbarn nur geringen Verkehr, ſpricht nicht viel, lacht ſelten und ſcheint in der Bewirtſchaftung ſeines Gutes, ſowie in der Erziehung ſeines Knaben Jonel eine ihn vollauf befriedigende Lebensaufgabe und in ſeinen Büchern ausreichende geiſtige Erfriſchung zu finden.

Ueber ſein Vorleben zirkuliren allerhand Gerüchte. Man weiß, daß dieſer ſtille Mann, auf deſſen Zügen ſtets ein ruhiger Ernſt lagert, vor Jahren einer der lebensluſtigſten und übermütigſten Elegants der Reſidenz geweſen, daß er, ohne mit den Augenwimpern zu zucken, Tauſende in einer Nacht zu gewinnen oder zu verlieren pflegte, daß er in wenigen Jahren alle ſeine Güter bis auf Baneſti verjubelt hatte; man weiß, daß er damals mit einem ſchönen jungen Mädchen, dem Fräulein Notara, der ſpäteren Madame Belota, verlobt geweſen, daß er plötzlich aus der Reſidenz verſchwunden, einige Jahre in Deutſchland und Frankreich ſich herumgetrieben, bis er vor acht Jahren eines Tages in Baneſti wieder auftauchte, ein ſtiller, ernſter Mann, in dem die einſtige überſprudelnde Lebensluſt ſich vollſtändig ausgetobt, und daß bald darauf ein vierjähriger, wunderſchöner, ſchwarzlockiger Knabe im Schloßgarten ſich herumtummelte. Wie Herr Demeter Fortunat zu dieſem Knaben gekommen, darüber wiſſen vielleicht nur zwei Perſonen genau Beſcheid: Alexe, der alte Diener des Herrn Fortunat, und die Gutsbeſitzerin von Galeni, Madame Aglae Falutza, eine ſechzigjährige, kinderloſe Witwe. Aber Alexe iſt ein brummiger, ſtets nach Schnaps duftender alter Knabe, der auf alle diesbezüglichen Fragen ein ſchroffes: „Laßt mich ungeſchoren!" zur Antwort hat. Madame Aglae Falutza hingegen, o, die iſt ſo geſchwätzig wie eine Elſter, die Worte ſprudeln nur ſo aus ihrem breiten, mit falſchen Zähnen ausmöblirten Munde. Die weiß alles, was ſich in den letzten dreißig Jahren an großen und kleinen Familienereigniſſen, an großen und kleinen Skandalen im ganzen Diſtrikte abgeſpielt; und ſie liebt es, die eigenen und fremden Erlebniſſe mit behaglicher Breite zu erzählen.

Nur wenn die Rede auf Fortunat und auf die Herkunft ſeines Knaben Jonel kommt, da verſtummt ſie jäh, oder ſie begnügt ſich mit einigen hingeworfenen geheimnisvollen Andeutungen, welche die Neugierde nur noch mehr anſtacheln.

Madame Aglae Falutza iſt ſeit zwanzig Jahren Witwe. Aber ſie iſt trotz ihrer ſechzig Jahre immer noch eine rüſtige, reſolute Frau, die an allen Familienereigniſſen ihrer zahlreichen Bekanntſchaft lebhaften Anteil nimmt und eine beſondere Paſſion hat, unverheiratete Männer unter das Ehejoch zu bringen.

Jeden Sonntag nachmittag um fünf Uhr pflegt ſie Herrn Fortunat einen Beſuch abzuſtatten, zwei, drei Stunden bei ihm zu verweilen, zwei, drei Taſſen türkiſchen Kaffee zu ſchlürfen und ihm alle Vorfälle der Woche zu erzählen. Auch heute war ihre mit vier Pferden beſpannte altertümliche Kutſche um die genannte Stunde in den Hofraum des Schloſſes eingefahren. Ihr weißhaariger Kutſcher Dumitru hatte wie gewöhnlich, wenn der Wagen vor dem Portal ſtehen blieb, mit der Peitſche dreimal geknallt, wie gewöhnlich einen weithin ſchallenden Juchzer ausgeſtoßen, worauf Alexe herbeieilte und der alten Dame beim Herunterſteigen behilflich war. In dem Augenblicke, als Madame Falutza aus dem Wagen ſtieg, traten Jonel und Herr Brunner in den Hofraum des Schloſſes.

„Jonel!" rief ſie freudeſtrahlend beim Anblick des Knaben aus, eilte ihm entgegen, umarmte ihn und küßte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit auf den Mund.

„Was iſt denn das?" ſchrie ſie plötzlich auf. Sie hatte die Beule an ſeiner Stirn bemerkt.

„Ich bin gefallen," ſagte Jonel, die Augen ſenkend.

„Gefallen?" rief ſie, Herrn Brunner einen fürchterlichen Blick zuſchleudernd. „Glauben Sie, Herr Brunner, daß Herr Fortunat das Geld ſtiehlt, das er Ihnen dafür gibt, daß Sie Jonel überwachen? Glauben Sie das?"

Und ohne ſich darüber zu vergewiſſern, ob Herr Brunner dies glaubte oder nicht, faßte ſie Jonel bei der Hand, eilte mit ihm in das Schloß, riß die Thür eines ebenerdigen Zimmers, das rechts vom Eingang lag, auf, zwang Jonel, ſich auf ein Kanapee hinzulegen, befahl Alexe, raſch ein Küchenmeſſer zu holen, drückte die flache Klinge desſelben auf die Beule und murmelte hiebei einige myſtiſche Sprüche. Nachdem ſie dieſe Beſchwörung beendet hatte, die nach ihrer Meinung eine unfehlbare heilkräftige Wirkung ausüben mußte, küßte ſie Jonel und bat ihn, eine halbe Stunde ruhig liegen zu bleiben. Jonel verſprach es ihr unter der Bedingung, daß ſie ſeinem Vater nichts von dem Vorfalle erzähle. Nachdem ſie dieſe Zuſage gemacht, verließ ſie die Stube und ſtieg die Treppe empor, um Herrn Demeter Fortunat, deſſen Studirzimmer im erſten Stock lag, zu begrüßen. Als ſie dasſelbe betrat, ſaß Fortunat, in die Lektüre eines Buches verſunken, am offenen Fenſter. Er ſprang bei ihrem Eintritt auf, trat ihr entgegen, ſchüttelte ihr herzlich die Hand und lud ſie zum Sitzen ein.

Nachdem ſie eine geraume Weile über alles Mögliche mit einer wunderbaren Zungenfertigkeit geplaudert: über die Ernte, über die Getreidepreiſe, über ihre Abſicht, einige tauſend Franken in Wertpapieren anzulegen, über die bevorſtehende Verlobung eines Gutsnachbars, über einen Prozeß, den ſie mit einem Getreidehändler hatte, über das prächtige Ausſehen Jonels und über die ſeltſame Naſenſpitze ſeines Inſtruktors, verſiegte auf einmal der Strom ihrer Beredſamkeit, ſie ſchlürfte in einem Zug die Taſſe türkiſchen Kaffee aus, den Alexe inzwiſchen gebracht hatte, drehte ſich eine Cigarrette, zündete ſie an und ſagte dann, Herrn Fortunat voll ins Geſicht blickend, ohne weiteren Uebergang: „Madame Belota iſt ſeit mehreren Wochen Ihre Gutsnachbarin. Sie haben ſie während dieſer Zeit im ganzen bloß dreimal beſucht. Warum?"

Eine leichte Röte färbte Fortunats bleiches Geſicht.

„Mich wundert, daß Sie dieſe Frage an mich ſtellen, nachdem Sie doch mein einſtiges Verhältnis zu Madame Belota kennen?"

Frau Falutza lachte ſtill vor ſich hin. „Gerade deshalb," rief ſie aus, „weil ich es kenne, frage ich Sie, warum Sie jetzt an dieſer Frau nicht das gut machen, was Sie einſt an ihr geſündigt haben?"

Fortunat erhob ſich. Er ging einigemale in dem Zimmer auf und ab und blieb dann vor der alten Frau ſtehen, in deren Augen es ſchalkhaft leuchtete.

„Was Sie mir ſoeben geſagt haben, liebe Freundin," begann er, und aus ſeiner Stimme klang eine tiefe, innere Aufregung hervor, „habe ich mir oft ſchon ſelbſt geſagt. Aber es gibt gewiſſe Dinge, die ein Weib niemals verzeiht. Darunter gehört, denke ich, die Beleidigung, die man einem Mädchen dadurch zufügt, daß man es acht Tage vor der Hochzeit ſitzen läßt und dem Geſpötte der Welt preisgibt. Ein ſolches Verbrechen, das nur der milder zu beurteilen vermag, welcher die unſelige Leidenſchaft kennt, die mich dazu getrieben, habe ich einſt an Fräulein Notara, der jetzigen Madame Belota, begangen. Dreizehn Jahre ſind ſeitdem dahingefloſſen. Mein Haar iſt inzwiſchen grau geworden, und ich habe vieles vergeſſen lernen. Daß aber Madame Belota den Schimpf, den ich ihr angethan, vergeſſen hätte, daß ſie demjenigen die Hand reichen könnte, der die Veranlaſſung dazu war, daß ſie zwölf Jahre, zwölf der ſchönſten Jugendjahre, einem kranken, krüppelhaften Manne widmen mußte, das halte ich für eine Unmöglichkeit."

„Für eine Unmöglichkeit," ſagte Madame Falutza, die ihm ruhig angehört hatte, „für eine Unmöglichkeit," wiederholte ſie mit einem verſchmitzten Lächeln um den breiten Mund, „dann werden Sie es wohl dulden müſſen, daß der Präfekt Remus Aldean die ſchöne Witwe heimführt."

„Nie und nimmer," unterbrach ſie Fortunat. Er hatte dieſe Worte ſo heftig, ſo leidenſchaftlich hervorgeſtoßen und ſein Geſicht war dabei ſo bleich geworden, daß er ſelbſt über ſich erſchrak.

Die kleinen, dunklen Augen der Frau Falutza ruhten forſchend auf ihm. Er ſtand eine Weile wie erſtarrt da. Dann faßte er die alte Dame bei beiden Händen: „Lachen Sie, Frau Falutza, lachen Sie über den alten Narren, was ich mir bis jetzt ſelbſt nicht zu geſtehen wagte, ich offenbare es Ihnen. Seitdem ich Madame Belota wieder geſehen, fühle ich mich wie verjüngt, wie neugeboren, ihr Anblick berauſcht mich, ich zittere wie ein blöder Knabe, wenn ihr Kleid mich ſtreift, ich möchte ihr zu Füßen fallen und ſie um Verzeihung bitten für all das Leid, das ich ihr zugefügt — und in meinem Herzen tobt es ſo wild, ſo unbändig wie einſt, als ich in Racheles Augen mein Lebensglück für immer beſiegelt wähnte. Und ich bin kein Jüngling mehr, mein Haar iſt grau — iſt das nicht zum Lachen?"

Und Madame Falutza lachte, lachte aus vollem Herzen. Sie erhob ſich, legte die Hand vertraulich auf ſeine Schulter und ſagte: „Sie würden mir alſo nicht böſe ſein, wenn ich ein gutes Wort für Sie bei Madame Belota einlegte?"

„Thun Sie es nicht!"

„Dann thun Sie es ſelbſt. Statten Sie ihr gleich morgen einen Beſuch ab und vergeſſen Sie ja nicht, Jonel mitzunehmen, Florica ſchwärmt für ihn. Alſo, wie geſagt, Sie fahren morgen zu Madame Belota und klopfen ein wenig auf den Buſch. A bon entendeur salut!"

Sie drückte ihm die Hand und verließ lachend mit freudeſtrahlendem Geſicht das Zimmer. Fortunat hörte bald darauf ihre Kutſche vorfahren, die Peitſche knallte, der alte Dumitru ſtieß einen heiſeren Juchzer aus, und der Wagen ſauſte davon.

Dann wurde es wieder ſtill im Schloßhofe. Die Sonne war hinter den Wäldern hinabgeſunken. Die Abendröte am weſtlichen Horizont verblaßte, die Schatten der Nacht begannen die weite Ebene zu umhüllen, einige Sterne leuchteten am Himmel, und bald darauf tauchte voll und hell die Mondſcheibe aus leichten Wolken empor.

(Fortſetzung folgt.)

[illegible] von [illegible] Albert.

[illegible] von Franz Hanfstaengl in [illegible]

Der getreue Eckart.

Gedicht von

Johann Wolfgang von Goethe.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühſam geholte, das Bier,
Und laſſen nur leer uns die Krüge.

So ſprechen die Kinder und drücken ſich ſchnell;
Da zeigt ſich vor ihnen ein alter Geſell:
Nur ſtille, Kind! Kinderlein, ſtille!
Die Hulden, ſie kommen von durſtiger Jagd,
Und laßt ihr ſie trinken, wie's jeder behagt,
Dann ſind ſie euch hold, die Unholden.

Geſagt ſo geſchehn! und da naht ſich der Graus
Und ſiehet ſo grau und ſo ſchattenhaft aus,
Doch ſchlürft es und ſchlampft es aufs beſte.
Das Bier iſt verſchwunden, die Krüge ſind leer;
Nun ſauſ't es und brauſ't es, das wütige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell,
Geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell:
Ihr Püppchen, nur ſeid mir nicht traurig! —
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut. —
Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur ſchweiget und horchet wie Mäuslein!

Und der es euch anrät und der es befiehlt,
Er iſt es, der gern mit den Kindelein ſpielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Beſtätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köſtlich in Händen.

Sie kommen nach Hauſe, ſie ſetzen den Krug
Ein jedes den Eltern beſcheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch ſiehe, man koſtet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde ſchon dreimal und vier
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie iſt's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, ſie lächeln, im ſtillen ergetzt;
Sie ſtammeln und ſtottern und ſchwatzen zuletzt,
Und gleich ſind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Geſicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Alderman ſpricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern iſt ſchädlich, verſchweigen iſt gut;
Dann füllt ſich das Bier in den Krügen.

Ein alter Meiſter.

(Hierzu das Bild Seite 248.)

Worauf ſich die Londoner Nationalgalerie beſonders viel zu Gute thut, das ſind die Perlen aus der Frühzeit der italieniſchen Renaiſſance, die zu ihrem Beſitzſtand zählen. Eine der anziehendſten darunter iſt der Pietro Perugino, den unſere Abbildung wiedergibt. Der tief empfindende umbriſche Meiſter, in deſſen Schule Rafael jene Gemütsinnigkeit ſeines künſtleriſchen Schaffens großzog, welche den Schwerpunkt ſeines vielgeprieſenen Wirkens bildet, zeigt ſich uns hier in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit. In den Anblick ihres göttlichen Kindes verſunken, faltet die begnadete Jungfrau in demutvoller Frömmigkeit die Hände zum Gebet, während ein Kinderengel, das Jeſuskind ſanft in den Armen haltend, mit ſtiller Verehrung zu ihr ſelbſt aufſchaut. Oberhalb der rührenden Gruppe im blauen Aether wiederholen die drei Erzengel den wunderbaren Weihnachtsgruß: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!“ Und wie beziehungsvoll klingt er draußen wieder in der Verehrung des Göttlichen, die ſich in der Maria ausſpricht, dem Frieden, den die ganze ruhevolle Landſchaft atmet, dem Wohlgefallen, das jeder dieſer herzgewinnenden Züge unwiderſtehlich weckt.

Welche Verdienſte ſich die Firma Ad. Braun & Comp. in Dornach durch die vollendete Wiedergabe ſolcher alten Meiſterwerke erworben, haben wir ſchon des öftern hervorgehoben.

G. L.

Fröhliche Weihnachten.

(Hierzu die Bilder Seite 245 und 248.)

Der Monat Dezember, die Wochen vor Weihnachten, ſind die Zeit der Geheimniſſe vor allem für die Kinderwelt. Jedes Paket, das ins Haus gelangt, hat in der Vorſtellung der Kleinen etwas Geheimnisvolles; hinter jeder geſchloſſenen Thür bergen ſich in der Phantaſie der Jugend ſorgfältig geheimgehaltene Schätze. In der Nacht raſchelt es von Wichtelmännchen, die Gaben herzutragen. An dem dämmerig mondbeglänzten Fenſter erſcheint das Chriſtkind leiſe pochend und bringt ſchöne Dinge, die dann von den aufmerkſamen Eltern ſchnell verborgen werden. Die Aufregung wird immer größer, je näher der 24. des Wintermonats heranrückt, und endlich iſt der ſo heiß erſehnte Tag da und will kein Ende nehmen. Nun wird es dunkel; jetzt erſcheinen die Sterne, die verſchloſſenen Thüren öffnen ſich, und im ſtrahlenden Lichtſchein offenbaren ſich alle die Rätſel und liegen entſchleiert da all die Geheimniſſe; ſie wandern in die Hände der Kleinen und rufen Glück und Jubel hervor.

Faſt noch ſchöner aber als der aufregende Abend iſt das glückliche Erwachen am nächſten Tage; da begreift man erſt ſo recht, was man hat, und ſchwelgt im Beſitze. Aus den Betten ſpringt die junge Schar; hier gibt's kein Halten, Amme und Wärterin ſind machtlos. Es wird zur Trommel und Trompete gegriffen, zur Puppe und Wiege, und herein ſtürmt das junge Volk in das Frühſtückszimmer der Eltern und Großeltern. Da wird geblaſen, geklingelt, getrommelt, geſchrieen. Sie ſollen alle ſehen und hören, wie ſchön die Sachen ſind. Heute nimmt man keine Rückſicht auf die Nerven von Mama und Papa, man braucht keine zu nehmen, man weiß vor lauter Glück nichts von Verboten und Hausregeln. Alles iſt verſunken vor dem einen Gedanken:

„O du ſelige, o du fröhliche,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Notiz-Blätter.

Bildende Künſte.

— Für ſeine fortdauernden, von Woche zu Woche ſich erneuernden Ausſtellungen hat ſich der Stuttgarter Kunſtverein ein Heim mit den ſchönen, vorzügliches Oberlicht empfangenden Sälen erbaut, das Ende November eingeweiht und mit einer ſehr bemerkenswerten Ausſtellung eröffnet worden iſt. Der genannte Verein beſitzt in dieſem ebenſo günſtig als geſchmackvoll ausgeſtalteten und vorteilhaft gelegenen Neubau Ausſtellungsräume, um die ſo manche kunſtſinnige deutſche Stadt ihn beneiden wird. [illegible] kurz zuvor enthüllte Tauſendjahrdenkmal von [illegible] ſeine Entſtehung dem „Verein zur Förderung der [illegible]

[illegible]

in voller Rüſtung auf einer Steinplatte, welche 8 Klagemänner in Trauergewändern tragen, jeder ein Wappenſchild haltend. Dieſes Denkmal gilt als eines der bedeutendſten Stücke burgundiſcher Bildnerei.

Tonkunſt.

— **Seit Beginn der diesjährigen Konzertſaiſon hat das** Stuttgarter Muſikleben bereits eine Reihe bemerkenswerter Erſcheinungen zu verzeichnen. Als Neuheit brachte Joſef Krug-Waldſee ſeine Legende „Der Geiger von Gmünd“, Dichtung von Juſtinus Kerner, komponiert für gemiſchten Chor, Soloſtimmen und Orcheſter mit Violinſolo (Mauſtrugel) im Neuen Singverein zur Aufführung und erzielte mit der in volkstümlicher Melodioſität angelegten und in reichem Wechſel der harmoniſchen und orcheſtralen Klangfärbung durchgeführten Kompoſition einen wohlverdienten, bedeutenden Erfolg. Im deutſchen Konzert erſchienen unter anderem auch Gottfried Linders im großen Stil aufgebaute „Feſtkantate“ und Wilhelm Speidels duftiges „Mailied“ für gemiſchten Chor. Mierzwinski und Saraſate konzertierten mit ſtürmiſchem Beifall. Erſterer war vorzüglich bei Stimme und dankte unermüdlich für die jubelnden Hervorrufe der Hörer durch immer neue Zugaben, in denen er ſich ſelbſt zu überbieten ſuchte. Als ein bemerkenswertes junges Talent entfaltete ſich in einem früher gegebenen Konzert der Pianiſt Moskwitz. Auf die bedeutſamen Abonnementskonzerte der Königlichen Hofkapelle kommen wir demnächſt zurück.

Bühne.

In den Berliner Theatern, die den Namen ſolcher [illegible] Literatur des Nordens: Richard Voß und Ibſen. Es iſt eigentlich unſtatthaft, beide in einem Atemzuge zu nennen, denn welch ein Unterſchied zwiſchen dem ſchwärmeriſch angehauchten Idealiſten, der vergebens darnach ringt, den idealen Grundzug ſeines dichteriſchen Weſens abzuſtreifen, und dem bis zur verletzenden Verneinung logiſch, ſcharf und unerbittlich auf das Nichts hinausſtrebenden Dichter — nein, Nichtdichter der leeren Wirklichkeit, die im Grunde genommen auch nur ein nach der Richtung des Nichtidealen durchgeführtes Phantaſiegebilde iſt! Während man im Leſſingtheater „Nora“ und „[illegible]“ [illegible] Farben aufgeführt und damit großen Eindruck erzielt hat, iſt im Berliner Theater Richard Voß' „Eva“ zu einem ſtarken Zugſtück geworden, nachdem das Schauſpiel „Zwiſchen zwei Herzen“ am Leſſingtheater vor einiger Zeit wiederum die allgemeine Aufmerkſamkeit der gebildeten Theaterbeſucher auf dieſen eigenartigen Dichtergenius hingelenkt hat. Was man auch an Voß' Art zu ſchaffen mit Recht auszuſetzen haben mag, niemand kann ſich bei ſeinen dramatiſchen Erzeugniſſen dem Eindruck entziehen, den nur eine ſtarke dichteriſche Kraft auszuüben im ſtande iſt. Wie dort, ſo behandelt er auch hier Seelenprobleme von bedeutendem Inhalt. Er iſt nicht engherzig in der Auffaſſung ſolcher, wie ſo viele ſeiner minder ſtark gearteten Zeitgenoſſen, ſondern er erfaßt ſie mit kraftvollem Geiſt — wenn er auch nicht im ſtande iſt, ihre kunſtgemäße dramatiſche Entwicklung und Löſung den dramatiſchen Bedürfniſſen anzupaſſen. Eva iſt die Tochter eines Grafen Thuren, der ſich in gewagte Minenſpekulationen einläßt und dabei zu Grunde geht. [illegible] Natur, dem Grafen Elimar, erleidet inmitten der wirtſchaftlichen Kataſtrophe ihres Vaters Schiffbruch, und an Stelle des Grafen erſcheint derjenige Mann Ernſt Hand, der ſich am meiſten für ihres Vaters verkrachte Unternehmungen eingeſetzt und ihnen das Vertrauen ſeiner Bekannten gewonnen hat, ein einfacher, zuverläſſiger und charaktervoller Biedermann, der Teilhaber Hartung. Das beſcheidene Glück an der Seite dieſes Mannes der Arbeit behagt indeſſen der nach einem glänzenden Wohlleben trachtenden Ariſtokratin nicht, und als in einer ſchickſalsſchwangeren Stunde der ehemalige Geliebte wieder vor ihr erſcheint und die verführeriſchen Erinnerungen geträumten Glanzes in ihr wachruft, da wird ſie das Opfer weiblicher Schwäche und wirft ſich dem beſtrickenden Verführer in die Arme, ohne zu ahnen, daß dieſer nur ſeinem ehrloſen Verlangen Genüge zu ſchaffen wünſcht, um ſie dann, wie viele andere vor ihr, kalten Sinnes zu den Toten zu werfen. Eine von den letzteren, die frühere Inhaberin der Wohnung, die Elimar ihr, der neuen Herrin, abgetreten hat, erſcheint zu rechter Zeit, um ſie über das ihrer harrende Schickſal aufzuklären. Im namenloſen Schmerz ihrer Enttäuſchung und im Rachezorn über den ihr bereiteten Verrat ergreift ſie die Piſtole und ſchießt den Niederträchtigen über den Haufen. Man ſieht, der belebende Einfluß der neufranzöſiſchen Sittendramatiker hat auch auf einen ihnen widerſtrebend geſinnten Geiſt wie den Voß' ſeine unwiderſtehliche Gewalt geltend gemacht. Nach geraumer Zeit findet der Zuſchauer die Unglückliche als Gefangene juſt an dem Tage wieder, der ihr die Freiheit nach verbüßter Strafe bringen ſoll. Im Zuchthaus erſcheinen der treulos verlaſſene Gatte und die bekümmerte Schwiegermutter, um ihr Begnadigung zu bringen und ſie in ihr Heim, das Aſyl des Friedens und der Verſöhnung, zurückzuführen. Das Uebermaß des Glücks tötet ſie, und ſie ſühnt ihre Schuld nach tragiſchem Geſetz mit dem Leben. Niemand wird ohne tiefe Ergriffenheit, ohne fieberhaftes Intereſſe dieſem düſtern Lebensroman folgen. Aber als Drama betrachtet, ſtört daran die Unfertigkeit der Kompoſition, der dramatiſchen Entwicklung, in der die wichtigſten Abſchnitte [illegible] Mit Recht wird Voß zum Vorwurfe gemacht, daß er einen dramatiſierten Roman in verſchiedenen [illegible] Kapiteln biete und daß er den Faden nicht [illegible], daß er die Charaktere nicht ſtetig, ſondern ruckweiſe ſich entwickeln laſſe und gerade da ein Verſagen der Kraft erkennen laſſe, wo der Dramatiker in der Kunſt der [illegible] Schilderung von Urſache und Wirkung ſich bewähren ſollte. Barnay als Hartung und die Niemann als Eva haben Hauptverdienſt, dem Dichter mit dem bedeutenden Namen, daß er ziel[illegible] gelangt. Das Stück er[illegible]

[illegible]

des klaſſiſchen Repertoires dieſer unſtreitig von dem reinſten künſtleriſchen Geiſte getragenen Berliner Privatbühne. — Im Schauſpielhauſe feiert Wildenbruch noch immer glänzende Triumphe mit ſeinen „Quitzows“, die ihm auch inzwiſchen eine beſonders ehrende Ordensauszeichnung ſeitens des preußiſchen Staates eingetragen haben. — Das Leſſingtheater gibt neben „Nora“ und „Ein Fallissement“ wieder das unterhaltende Luſtſpiel von Blumenthal: „Die große Glocke“, während das Berliner Theater kürzlich den „Probepfeil“ zur großen Befriedigung ſeiner Beſucher mit Haaſe in der Rolle des Barons von der Egge herausgebracht hat.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die in Frankfurt a. M. anſäſſige Peter-Wilhelm-Müller-Stiftung** hat in Gemeinſchaft mit dem von ihr ernannten Preisgericht, dem unter anderen auch Guſtav Freytag angehört, dem Dichter Paul Heyſe in München die goldene Medaille und den Dichtern Ludwig Anzengruber in Wien, Rudolf Baumbach in Meiningen und Konrad Ferdinand Meyer in Zürich einen Ehrenpreis von je 3000 Mark zuerkannt.

— **Das zu Tiefmeſſungen benützte engliſche Kriegsſchiff** „Egeria“ hat kürzlich ſüdlich der Freundſchaftsinſeln den Ozean 4295 und 4330 Faden, das heißt 5 engliſche Meilen tief gefunden. Es iſt dies die größte Tiefe, welche auf der ſüdlichen Halbkugel jemals angetroffen worden iſt, und auch auf der nördlichen ſind nur drei Stellen bekannt, an denen der Ozean noch einige hundert Fuß tiefer iſt.

— **In Böotien iſt ein Stein aufgefunden worden,** deſſen Inſchrift eine Rede des Kaiſers Nero wiedergibt, die derſelbe bei den iſthmiſchen Spielen vor dem verſammelten Griechenvolk gehalten hat. Den Inhalt bildet die Gewährung der Steuerfreiheit für die ganze Provinz Achaja (Griechenland). Dem Stein iſt auch der Dank der Provinz eingegraben, daß ſie nämlich beſchloſſen habe, Nero einen Altar zu errichten und ihn als Jupiter-Befreier unter die Götter zu verſetzen. Der Archäologe Holleaux teilte dieſen hiſtoriſchen Fund, der einer der wertvollſten iſt, die in den letzten Jahren gemacht ſind, in der franzöſiſchen Académie des inscriptions mit.

Verkehr.

Der Winter iſt da, und unſere Wetterpropheten wollen ſogar wiſſen, daß wir einen ſtrengen Winter durchzumachen haben werden. Angeſichts dieſer Prophezeiung ſei nachſtehend etwas über die Widerſtandskraft des Eiſes mitgeteilt: „Wenn das Eis eine Dicke von 4 Centimeter hat, ſo trägt es das Gewicht eines einzelnen Mannes. Bei 8 Centimeter kann Infanterie in Reih und Glied, aber in gebrochenem Schritte darüber paſſieren. Für Kavallerie und leichte Geſchütze bedarf es einer Dicke von 11 bis 16, für ſchwere Geſchütze einer ſolchen von wenigſtens 20 Centimeter. Iſt das Eis 40 Centimeter oder darüber hinaus dick, ſo widerſteht es dem Drucke der ſchwerſten Laſten.

Natur.

— **Daß ſogar Telegraphendrähte als Boden für irgendwelche** Pflanzenbildung dienen können, berichtet ein Reiſender, welcher in Braſilien Telegraphendrähte mit einer Fülle von Miſteln überwuchert fand. Durch die Entleerungen der Vögel gelangen nämlich Samenkörner verſchiedener Miſtelarten auf die Drähte und entwickeln ſich hier leicht und ſchnell zu Pflanzengebilden, die franſenartig längs den Drähten hängen. Und wiewohl die Aufſeher ſolche Pflanzen von den Drähten entfernen, ſorgen die Vögel doch immer wieder für Nachwuchs.

— **Neuere Beobachtungen, die in Schleswig über das** Steppenhuhn gemacht wurden, lauten: Läßt man die Vögel ruhig gewähren, vermeidet man beſonders jedes aufſcheuchende Geräuſch, wie Schießen und dergleichen, in ihrer Nähe, ſo werden ſie ganz zutraulich, ſo daß man ihnen auf wenige Schritte nahen kann. Im Mai und Juni hat man wirkliche Fälle von Bruten beobachtet. Es ſind auf Grasflächen und Wieſengründen Neſter mit 1, 4, 5, 7 und 9 Eiern gefunden worden, jedoch war der Boden eher trocken als feucht zu nennen. Die Neſter gleichen denen des Kibitz, nur einige Grashälmchen bildeten die Unterlage für die Eier, welche braun getüpfelt und denen der Waldſchnepfe ähnlich ſind. Die Anlage der Neſter war gruppenweiſe, woraus ſich ergibt, daß auch während der Brutzeit das Beiſammenleben in Geſellſchaft ſtattfindet, was bei anderen Vögeln nur ſehr ſelten vorkommt. Junge Steppenhühner zeigten ſich zur Zeit der Heuernte von Ende Juni bis Mitte Juli. Der naßkalte Sommer iſt der Vermehrung und dem Gedeihen der Tiere ſchädlich geweſen, auch hat ſich der Kolkrabe als ſchlimmer Feind von ihnen erwieſen. Mitte September ſammelten ſich die Steppenhühner zu größeren Scharen von 40—60 Köpfen und ſchickten ſich zur Wanderung an, ſind indeſſen infolge des milden Winters noch hier; und wird der Winter kein ſtrenger, ſo dürften ſie ihn auch überſtehen. Die Stimme der Vögel, die ſie fortwährend beim Fliegen erheben, iſt dem heiſeren Schrei der Möven ähnlich, nur nicht ſo durchdringend.

Sport.

Die Rennſaiſon Deutſchlands ſchloß für dieſes Jahr am 22. November zu Charlottenburg mit einem intereſſanten Er[illegible]. Das Parforce-Jagdrennen, welches über eine volle deutſche Meile führte, wurde nach verzweifeltem Ringen zu einem toten [illegible] „Harnisch“ vor „Tommy“ und 4 anderen. Das Handicap-Jagdrennen über 3000 Meter holte ſich St. Sufferts II „Akadia“ gegen „Dux“ und „Arenia“ im Felde von 10, und das Verkaufs-Hürdenrennen Graf[illegible] „Thekla“ vor „Orange Girl“ und „Pedrogel“. Die Siegerin hatte ſchon eine Stunde [illegible]

[illegible]

— **Im letzten großen Flachrennen Englands, dem Mancheſter** November-Handicap über 3000 Meter, ſiegte der letzte Sattler. Lord [illegible] vierjähriger „[illegible]“ vor „Phil“ und 16 anderen.

— **Einen Preis von 30,000 Mark für ein Trabrennen** beabſichtigt der Berliner Verein für das Frühjahr 1889 auszuſchreiben.

— **Ein Elchhirſch wurde im [illegible] Forſt in Preußiſch-Schleſien** erlegt. Derſelbe dürfte eine weite Wanderung vor ſeinem Ende hinter ſich gehabt haben.

Herſchel, der berühmte Sieger des engliſchen Hundederbys, wurde im [illegible] geſchlagen.

— **Die Meiſterſchaft von Frankreich im Scheibenſchießen** holte ſich unter 1040 Konkurrenten Renault aus Batna in Algerien mit 239 Points bei 30 Schüſſen. Sein engerer Landsmann [illegible] wurde mit 234 Points Zweiter.

Denkmäler.

— **In der Haupthalle des engliſchen Parlamentsgebäudes** wurde ein in Erz gegoſſenes Standbild des vor drei Jahren verſtorbenen Staatsmannes Sir Stafford Northcote, Earl of Iddesleigh, unter entſprechender Feierlichkeit enthüllt.

Geſtorben.

Sir [illegible], früherer britiſcher Geſandter am ruſſiſchen Hofe, [illegible] Jahre alt, am 16. November, in London.

— **Duncan**, königlich großbritanniſcher Oberſt, konſervativer Abgeordneter für den Wahlbezirk Holborn in London, auch ſchriftſtelleriſch thätig, 52 Jahre alt, am 16. November, in London.

— **Mangold**, weitberühmter Paſtetenbäcker und elſäſſiſcher Dialektdichter, 72 Jahre alt, am 17. November, in Colmar i. E.

— **Karl Friedrich Auguſt Mank**, Stadtbau-Oberingenieur in Dresden, hervorragender Techniker, 50 Jahre alt, am 17. November, in Plauen bei Dresden.

— **Earl of Devon**, konſervativer britiſcher Peer, der früher verſchiedene Staatsämter bekleidete, 81 Jahre alt, am 18. November, auf Schloß Powderham bei Exeter.

— Wirklicher Geheimrat Freiherr **Auguſt von Marſchall**, großherzoglich badiſcher Oberhofrichter a. D., [illegible] Jahre alt, am 18. November, in Freiburg im Breisgau.

— **Ludwig von Jeſſen**, kaiſerlich ruſſiſcher Geheimrat im Miniſterium des Aeußern, auch als Schriftſteller und Ueberſetzer geſchätzt, am 18. November, in St. Petersburg.

— **Helene Fürſtin Koltzow-Maſſalski**, geborene Prinzeſſin Ghika, die unter dem Namen Dora d'Iſtria bekannte geiſtvolle Schriftſtellerin, 60 Jahre alt, am 17. November, in Florenz.

— Profeſſor **Wilhelm Frauenholz**, Vorſtand der Ingenieurabteilung an der techniſchen Hochſchule in München, 65 Jahre alt, am 19. November, in München.

— **Hermann Krabbe**, königlich preußiſcher Regierungsrat a. D., bis 1879 an der Spitze der Verwaltung der Güter des Grafen von Fürſtenberg-Stammheim, früher [illegible] Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, 57 Jahre alt, am 19. November, in Deutz.

— **Ernſt Louis Förber**, Bezirksſchuldirektor in Dresden, Leiter der von dem ſächſiſchen Peſtalozziverein herausgegebenen „Deutſchen Jugendblätter“, beliebter Jugendſchriftſteller, 47 Jahre alt, am 21. November, in Dresden.

— **Joſef Jireček**, Unterrichtsminiſter im früheren öſterreichiſchen Miniſterium Hohenwart, bis vor kurzem Mitglied des Abgeordnetenhauſes, eifriger Czeche, 61 Jahre alt, am 25. November, in Wien.

— **Karl Zant**, königlich bayriſcher [illegible], Schöpfer hervorragender [illegible], [illegible], in München.

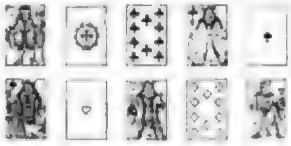
Kartenſpiele.

(Redigirt von Oskar [illegible].)

Aufgabe Nro. 72.

Skat.

Hinterhand ſagt Grand an, den er auf folgende Karten verliert.

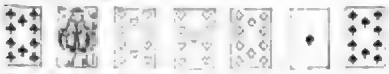


Wie waren die übrigen Karten verteilt?

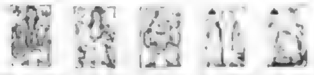
Auflöſung der Aufgabe Nro. 70:

Piquet.

Vorhand kann vier [illegible] in die Hand bekommen und derart [illegible], daß, als Er zu



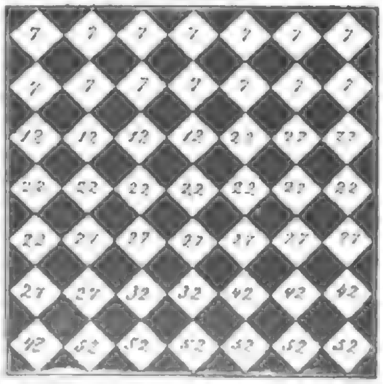
[illegible]



[illegible]: Vier Point überall, Quart, drei [illegible] und drei [illegible] — [illegible] gekauft werden konnte, das Kaufrecht des [illegible] geſichert den [illegible].

Rätſel.

Rechentafel.



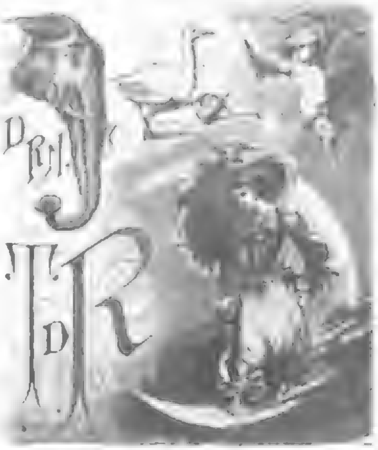
7	7	7	7	7	7	7
7	7	7	7	7	7	7
12	12	12	12	22	22	22
22	22	22	22	22	22	22
22	27	27	27	27	27	27
27	27	32	32	42	42	42
42	52	52	52	52	52	52

Die Ziffern der vorſtehenden Figur ſind ſo zu ſtellen, daß die Summe jeder Horizontalreihe, jeder Vertikalreihe und jeder der beiden Diagonalreihen = 164 beträgt. Die erſte wagerechte Reihe vorwärts entſpricht der ſenkrechten rückwärts, ebenſo die zweite der letzten, die dritte der [illegible]. In gleicher Weiſe entſprechen ſich die [illegible] und alle übrigen der Diagonalen parallele Reihen. Wählt man die horizontalen oder vertikalen Reihen in eine einzige lange Zahlenreihe [illegible] herauszuſchreiben, ſo würde dieſe Zahl [illegible].

Auflöſung des [illegible] Seite 210:

Sultan
[illegible]
Helgoland
[illegible]
[illegible]
Rügen
Harfe
[illegible]

Bilderrätſel.



Auflöſung des Scherzrebus Seite 210:
Ein Maulheld.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Der Verlagsbuchhändler Adolph Rögner in Leipzig, [illegible] der Nürnberger Schachgeſellſchaft, hat in der von ihm [illegible] „[illegible]“ [illegible], das unter dem Titel „Lehrbuch der Kombinationsſpiele“ [illegible] erſchienen [illegible].

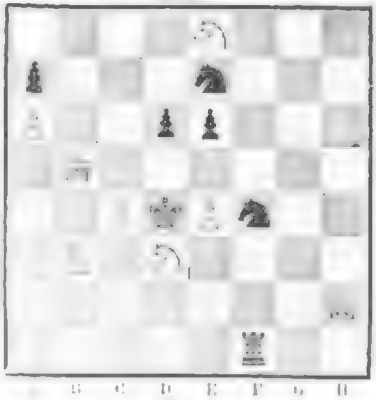
Die Theorie beſchäftigt ſich nur mit den Eröffnungen und Endſpielen, die Kunſt der Führung des Mittelſpiels kann nicht in ſyſtematiſcher Art gelehrt werden. Für dieſen überaus wichtigen Teil der Partie iſt praktiſche Uebung die Hauptſache, [illegible] durch das Nachſpielen guter Partien [illegible] Art [illegible] Partien enthalten. Das Rögner'ſche Buch legt 343 ſchachliche Stellungen und Mittelpartien der neueſten Zeit vor, in denen durch [illegible] Opferungen der Sieg [illegible] wird. Wir können es allen Freunden des Schachſpiels empfehlen, welche in das innerſte Weſen der Kombinationen eindringen und ihr Wiſſen vertiefen wollen. Jedes Bändchen der Rögner'ſchen Bibliothek koſtet 1 ℳ. [illegible].

Im bevorſtehenden ſechſten amerikaniſchen Schachkongreß ſind für den erſten Sieger im Meiſterturnier [illegible] Dollars gefordert. Der Preis [illegible] erhöht werden. An dieſem Wettkampf wird ſich Steinitz nicht beteiligen, hat aber die Bearbeitung des Kongreßbuches übernommen, welches ſämtliche Partien mit ſeinen Erläuterungen, ſowie die preisgekrönten Aufgaben des Problemturniers enthalten wird. — Im nächſten Februar ſieht man in der Havanna dem Eintreffen des [illegible] ruſſiſchen Meiſters Tſchigorin entgegen, der [illegible] Partien mit Steinitz ſpielen ſoll. Der dortige [illegible] Schachgeſellſchaft hat für den Sieger in jeder einzelnen Partie 125 ℳ, für den Gegner [illegible] ℳ als Preis [illegible] ausgeſetzt. — Der öſterreichiſche Meiſter [illegible] iſt mit der [illegible] eines [illegible] Werkes beſchäftigt, das jetzt bald erſcheinen wird. Der Subſkriptionspreis beträgt bis zum 1. Januar 1889 nur 2½ Dollars; ſpäter tritt eine Erhöhung auf 3 Dollars ein. Die [illegible] übernimmt Herr [illegible], Redakteur der franzöſiſchen Schachzeitung „La Stratégie“ in Paris (Rue [illegible]), daß man eine [illegible] zu [illegible] [illegible] herauszugeben zu werden.

Weihnachtsnuß für Schachſpieler.

Von Edmund [illegible].

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 482:

Weiß. Schwarz.

1) [illegible]
2) [illegible]
3) [illegible] Matt.

[illegible]

Neue Bücher und Schriften.

[illegible], D., [illegible] Erzählungen. Leipzig, [illegible].
[illegible], Dresden, [illegible].
[illegible], Dr. H. J., Das deutſche Volkslied. Leipzig, [illegible].
[illegible] Jahrg. 1887, II.–V. Band. [illegible].
[illegible] Erholungen für [illegible].
[illegible], Die Familie vom [illegible]. Roman in 2 Bänden. Dresden, [illegible].
[illegible], C., [illegible]. Jurck, Verlagsmagazin.
[illegible], Joh., [illegible]. Hamburg, Verlagsanſtalt [illegible].
Helmi, Wm., [illegible] Holland [illegible]. Selbſtverlag.
Jokai, M., [illegible]. Leipzig, Gracklauer(?).
[illegible], Dr. H. W., Der [illegible]. Mit 30 Illuſtr. Berlin, W. [illegible].
Kalender für Poſt u. Telegraphie [illegible]. VI. Jahrg. [illegible]. Berlin, [illegible].
[illegible], M., Der [illegible]. Ein Beitrag [illegible]. Berlin, W. [illegible].
[illegible]. Verlag C. [illegible].
[illegible], J., [illegible]. Zürich, [illegible].
[illegible], R., [illegible] Kunſt und ſeine Werke. Mit 6 Illuſtrationen. Leipzig, J. J. Weber.
Niemann, Aug., Die Ergänzung des [illegible]. Dresden, [illegible].
[illegible], R., [illegible] und [illegible]. Wander- u. Ausflüge im Süden u. Norden. Berlin, [illegible].
[illegible] — [illegible]. Ebend.
Sauer, C. M., [illegible] Sprachlehre. [illegible].
Sauer-Runge, [illegible] Sprachlehre. Ebend.
Schanz, Frida, [illegible]. Glogau, C. Flemming.
Schanz, Dr. M., [illegible] Werke. [illegible].
[illegible], H., [illegible]. Roman in 2 Bänden. Dresden, [illegible].
[illegible], R. v., Ein Beitrag [illegible].
Schmidt, [illegible], Praktiſches Kochbuch der [illegible]. 16 Auflage. Magdeburg, [illegible].
[illegible], Jak., [illegible]. Zürich, [illegible].
Sommer, [illegible]. Zürich, [illegible].
[illegible], Detlef, Der [illegible]. Roman. 2 Bände. Berlin, C. [illegible].
[illegible], L. G. C., [illegible]. [illegible] J. Gross.
[illegible], E. v., [illegible]. Berlin, C. [illegible].

Blätter für die Frauen.

Mode von Johanna von Sydow.

S[illegible]

[illegible]

Das Gewebe ist ein Seidengewebe, dessen eingewebtes [illegible] in die Technik die Wirkung mehrerer Töne abgewinnt, dessen Seiden allein den Wechsel schafft. Nur durch den Wechsel kleiner Punkte, hier [illegible], dort glänzend gehalten, werden [illegible] Changeants eingearbeitet [illegible] hervorgerufen, die, zumal je größer die einzelnen Felder gehalten [illegible] nuancirten Reflexe geben.

Unter den neuen Farben ist das sizilianische Rot, der [illegible], ein Steinblau und Olivengrün besonders ausgezeichnet. Auch ein altes Rosa, das man dem verblaßten Reiz koketter Stöckelschuhe entlehnt zu haben scheint, sieht apart aus, und bei Licht wird es in eine Flut von Glanz getaucht. Schon in den glatten Geweben, wo ihr ungebrochener Lustre zur Geltung kommt, sind diese Farben von außerordentlichem Effekt, wenn sie anderen Tönen den Fond bieten, wenn die Anmut des Musters sie zum Hintergrunde nimmt für koloristische Harmonien, für Silber- und Goldornamente, alle jene Abwechslungen, über welche uns die neuen Proben aufklären.

Alle Farbenlust aber vermag die festdauernde Freude am Weiß nicht zu beeinträchtigen.

Nicht nur die Gesellschaftstoilette, mit dem Schnee ihrer Spitze [illegible] die Promenade [illegible] Frauen. [illegible]

[illegible] Jetzt kommt [illegible] [illegible]

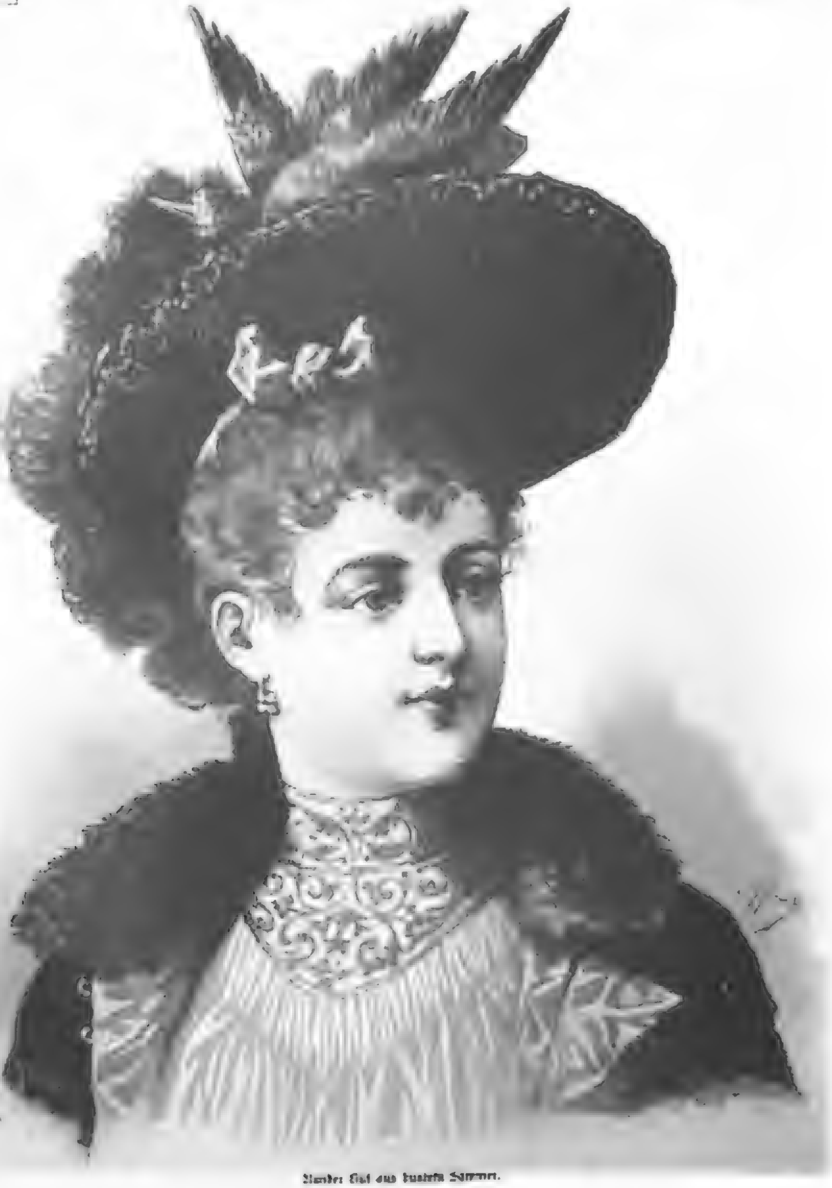
[illegible] schnittenes Viereck in scharfer Diagonale durchschneidet, geben die anmutigste Chiffonage. Sie werden mit gebrannten [illegible] belegt oder mit Blonden und in den verschiedensten Anordnungen auf Rock und Taille befestigt.

Die lose Taille mit ihrem Anspruch an hervortretendes Spitzengenre eröffnet den Besitzerinnen guter Points die glücklichste Verwendung. Die ganz launenhafte und individuelle Behandlung der faltigen Unterblusen macht aus jedem Volant, jeder [illegible] alten Spitzenmuschlante das [illegible], mischt Goldgaze hinein und übersetzt das Ganze [illegible] goldenen Gürtel [illegible] heben das Ele[illegible] wenn sie sich ver[illegible] etwa bei den Medicikragen aus Guipure, die [illegible] machen, dann hat das Auge seine Freude daran. Neben [illegible] hat die Garnitur [illegible] Abwechslungen zu schaffen. Für jugendliche [illegible] allen neuen [illegible]

[illegible]

Inzwischen liegt ein anderes vor unseren Augen, das Kleid für das Haus und [illegible] Promenadentoilette. Da gibt es manch neue Namen für alte Gewebe, und zahlreiche [illegible] der Farbe und [illegible] die Serges und [illegible] die Nachahmung von Flanelle in allen Farben und allen [illegible]

(Schluß folgt.)



Runder Hut aus dunklem Sammet.

Schwarze Weihnachten.

Von M. von Reymond.
Illustrirt von Hermann Kürtz.

„Profeſſor Trottel läßt ſchön grüßen
Und legt zu König Babas Füßen,
Der eben jetzt vor einem Jahr
Nebſt Frau und Kind ſein Täufling war,
Die Kiſte hier mit Chriſtgeſchenken
Zu wohlgemeintem Angedenken!“

Es wendet Jack und ſegelt weiter,
Denn zum Verbleib hat keine Zeit er.

King Baba nimmt voll Dankesdrang
Die große Kiſte in Empfang.

Und dieſe wird nun ungeſäumt
Gleich eigenhändig ausgeräumt:

Des Gebers Bild in goldnem Rahmen
Erregt den Neid der ſchwarzen Damen,
Denn für King Baba zweifelsohne
Iſt das beſtimmt als Sonntagskrone.
Aus der [illegible] Leiſtenwand
Befreit es raſch des Königs Hand

Und zu dem ſchwarzen Krauſelhaar
Macht ſich der Rahmen wunderbar.

Bald findet auch die Königin
Ein Chriſtgeſchenk nach ihrem Sinn:

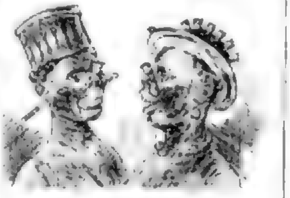
Sie ſtülpt mit ſelbſtgefäll'gem Prangen
Die Trommel für den jüngſten Rangen
Aufs Haupt und ſteckt ins Ohr, ſtatt Ringen,
Die Schlegel mit den Meſſingzwingen.

Den Tſchako langt mit gier'gen Händen
Prinz Bobo ſich aus den Spenden,
Und als Tambour wird mit Glück
Er avanciert im Augenblick.

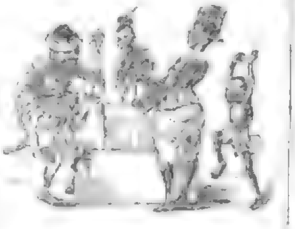
Das Netz zum Fang von Schmetterlingen
Schätzt Baba hoch vor allen Dingen
Und will fortan zur Krone benutzen
Dies Muſter aller Zipfelmützen.
Daß ſo bequem ſich ſchickt zum Genuß,
Weil man's nicht ſelber taſten muß.

Ei ſieh, das große Bilderbuch!
Das gibt das ſchönſte Schurzentuch
Für Prinz Bobo — wie jammerſchade,
Daß dieſer auch die Schokolade
Entdecken mußt' zu gleicher Zeit
Und ihr ſo viel Int'reſſe weiht,
Daß bald des Schurzes Bilderzier
Gefleckt iſt in Aquarellmanier!

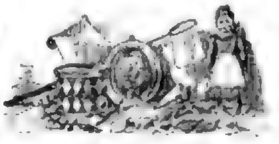
Zur Weihnachtszeit iſt jetzt [illegible]
Ein Feuerwerkchen im Hauſe,
Drum hat daran mit feinem Takt
Herr Trottel extra beigepackt.
Doch hindert hier die Zuckerbildung
Die tragiſche Entwickelung,
Und gleich mit dem Konfekt zuſammen
Speiſt Baba die bengal'ſchen Flammen.



Recht paſſend ſcheint für jedes Alter
Als Schmuck der Chriſtbaumkerzenhalter;
Ein Dutzend reichen eben aus
Fürs ganze königliche Haus.

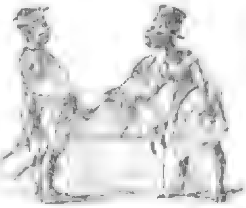


Ein lebensgroßes Baby ſchließt
Der Gaben Reihe — last not least!

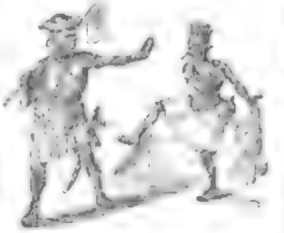


Kein Kleidchen trägt's, kein [illegible],
Genau wie die Frau Profeſſor Trottel.
Der King grinſt ſchier in Extaſe,
Die Queen dagegen rümpft die Naſe;
Der King will ſtürmiſch es erfaſſen,
Die Queen will ihm das Wurm nicht laſſen.

Er zerrt hin, ſie zerrt her
Und [illegible]
An einer Schnur, und ſehe da —
Das Unglücksbaby ſchreit: „Ba—ba!“



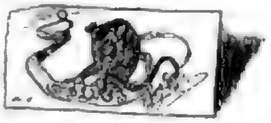
Da ſteht King Baba ſtarr vor Schrecken;
Er ſieht der Queen die Zähne blecken
Und hört ſie ſchrei'n: „So, ſo — aha!
Baba! ha, ha — ich dacht' es ja!“

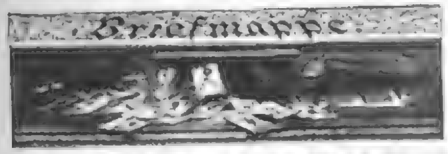


Die ſchwarze Rache, dürſtet Blut
Und packt das Baby voller Wut
Und bohrt ihm in den Leib die Zähne
Und — kriegt den Mund voll Sägeſpäne.

Bei dieſem Anblick, wild und ſchrecklich,
Wird auch der König Baba ſchwächlich;
Ihm liegt das Feuerwerk im Magen
Und das verdarb ſein Wohlbehagen.
Er ſtirbt, es ſtirbt die Queen nicht minder,
Es ſterben auch die Königskinder,

Und ſchließlich gibt's ein Weihnachtsfeſt,
Das viel zu wünſchen übrig läßt.





C. A. [illegible] Zeugnis [illegible] Vogel [illegible] Herz [illegible]

v. U., Sekondelieutenant in K. [illegible] befindet ſich das Heroldsamt in Berlin nicht. Wenden Sie ſich an das Heraldiſche Inſtitut von [illegible] in München.

F. E. in D. Ueber dieſe Sache gibt es viele Bearbeitungen. Sie finden darüber alles Nähere in E. Eckel, Die Litteratur der [illegible] Weltſagung [illegible] 1873 [illegible]

A. P. in Weil. 1) Die drei Weltausſtellungen auf dem Boden [illegible] unſerer [illegible] Berlin, Moskau, Wien [illegible] 2) Fama a pittura bedeutet ein Gemälde [illegible] Gemälde, das [illegible] Medaillon [illegible]

Frau F. B. in Stuttgart. Wir wollen darauf Bedacht nehmen, doch [illegible] Verfaſſer ſelbſt [illegible]

O. v. Ep. in C. Der Kanzler [illegible] gewählt und verkauft. [illegible]

Abonnent in Amerika. [illegible] Amerika [illegible] unſere Zeitſchrift für 21 Cts. [illegible] Teilen der Vereinigten Staaten, wo der Preis [illegible] Anſichten verbreitet iſt [illegible] Sie das [illegible] Ihren [illegible] Verlagshandlung [illegible] Ihren Namen [illegible]

Friedr. v. L. in K. [illegible] A. Hartleben [illegible] Wien [illegible]

W. Noel in Mannheim. Bei jedem Credit [illegible]

[illegible]

Waldmann vom [illegible] „Abendlied" zu wenig [illegible] „Dämmerlicht" — [illegible]

Ottmar [illegible]

[illegible] Lemberg. [illegible] Deutſchen und Oeſterreichiſchen [illegible] Buchhandlung [illegible] Der Jahrgang [illegible] auf den Poſtämtern und Buchhandlungen [illegible]

[illegible] ob [illegible] für eine [illegible] Recht [illegible]

A. St. in Weſtpreußen. 1) Photographie im Verlag von Franz Hanfſtängl in München erſchienen und durch den Kunſthandel zu beziehen. 2) Einen ſolchen Spezialführer beſorgt Ihnen jede Buchhandlung.

[illegible] ausgearbeitet, aber die Erwägung, daß wir erſt vor kurzem ein Weihnachtsgedicht ganz ähnlichen Charakters gaben und uns nicht zu ſehr in Gleichartigem wiederholen wollen, beſtimmt uns zum Verzicht.

J. und B. in Omaha. Sie finden dieſelbe Frage auf Seite 211 [illegible] „A. L. in K. Chypreuſen" beantwortet.

L. P. G. in St. Louis (Miſſouri). Wir haben noch zu bemerken, daß ſich in Clausthal außer der Bergſchule und einer Bergvorſchule, beide zur Ausbildung der Unterbeamten beſtimmt, auch eine Bergakademie befindet [illegible] Berlin [illegible]

Conſtantin P. in [illegible]

[illegible] Deutſche Verlags-Anſtalt Stuttgart.

Langjähriger Abonnent in Stettin. Uns unbekannt.

R. G. M. in Mainz. 1) [illegible] Zeitſchrift für bildende Kunſt, Leipzig, E. A. Seemann. 2) Unſeres Wiſſens nicht.

Katharina L. in Kl. Allerdings laſſen ſich ſolche Anfragen, in einer Zeitſchrift, deren Umfang und große Auflage eine Vorbereitung von langer Hand erfordern, nicht in ſo kurzer Zeit erledigen, wie Sie glauben.

Richtige Löſungen ſandten ein: Emil Hahn in Hamburg (3). G. [illegible] in [illegible] (4). [illegible] (2). [illegible] in Speyer (2). [illegible] Ludwig [illegible] Wilhelm [illegible] in Hamburg. Jakob [illegible] in Hamburg. J. [illegible] in Prag. [illegible] Leipzig. [illegible] in Dresden. [illegible] in [illegible]

In der Edition Peters erſchienen neue Klavierſtücke und Lieder von

Grieg.

Muſterblätter für Laubſäge-,
Schnitz-, Brandmalerei- und Holzmalereiarbeiten.
[illegible]
Mey & Widmayers Verlag in München

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. [illegible]

II. Teil. Unserer Frauen Leben. [illegible]

[illegible] KLINKHARDT [illegible]

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Pharus am Meere des Lebens.
Anthologie für Geist und Herz
Verlag

[illegible]

Die Modenwelt. [illegible]

12 Beilagen mit etwa 250 Schnittmuſtern für alle Gegenſtände der Garderobe und etwa 200 Muſter-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntſtickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, [illegible]

Soeben erſchien:
Weihnachtskatalog
von
Otto Spamer in Leipzig
enthaltend:
[illegible] Geſchenkwerke für Erwachſene — Lieblingsbücher der Jugend.
[illegible]

Empfehlenswerte Feſtgeſchenke.
Unsere Meister.
Sammlung [illegible] Werke für Klavier.

Bach-Album.	Neue Folge	1.50
Beethoven-Album.	Neue Folge	1.50
Chopin-Album.	Neue Folge	1.50
[illegible]-Album		1.50
[illegible]-Album		1.50
Haydn-Album.	Neue Folge	1.50
Heller-Album		3.—
Mendelssohn-Album.	Neue Folge	1.50
Mozart-Album.	Neue Folge	[illegible]

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

[illegible]
BUCHFÜHRUNG
[illegible]

Zauber-Apparate
Laterna magica und Nebelbilder-Apparate für Künſtler, Dilettanten und Kinder empf. [illegible] Zauber-App.-Fabrik R. Muste, Berlin, [illegible] 17 [illegible]

Stottern
heilt gründlich [illegible] Denhardt'ſche Anſtalt in Burgſteinfurt. [illegible]

„Wenn ich doch ein hübsches, praktisches Weihnachtsgeschenk für meinen Mann wüsste! Cigarrenspitzen, -taschen u. s. w. gefallen ihm nie, wenn ich sie ihm kaufe — Schlummer-Rollen will er auch nicht mehr haben ……"

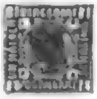
„Schenk ihm doch einen Hygiea-Carton, wie ich meinem Mann gekauft habe; darüber wird er sich sicherlich freuen."

„Was ist denn das für'n Ding?"

„Ein prachtvoller Carton mit erhaben ausgeprägter Hygieia, und drin liegt der famose Lingner & Kraft'sche Patent-Wasch-Frottir-Apparat. Kostet 3 Mark*, und ist in allen besseren Toilette- und Haushaltungsgeschäften zu haben."

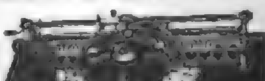
* Vergl. Annonce in dem Inseratenteil.

Als Feſtgeſchenk empfehlen wir:
Tiroler-Dichterbuch.
Herausgegeben im Auftrage des Vereins zur Errichtung eines Denkmales Walthers von der Vogelweide in Bozen, von Dr. Ambros Mayr.
Mit Titelbild. Groß-Quart. [illegible] Original-Einband M. 14.20.
Wagner'ſche Univerſitäts-Buchhandlung in Innsbruck.



Neueſte illuſtrirte Briefmarken-Albums
zu 75 Pf., 1, 1½, 3, 6, 7, 9, 12 und 30 ℳ
[illegible] Preiscourant gratis. Katalog 1893 75 Pf.
Alle Briefmarken [illegible] zu beziehen durch
und alle Buchhandlungen.
Alwin Zſchieſche,
Leipzig und Naumburg a. d. S.

„Boston-"
Schreib-Maschine.
[illegible] natürlicher Grösse.
D. R. P. 41127.



Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.

Nützlichstes Weihnachts-Geschenk.

Grosse Schnelligkeit. Bedeutende Ersparnis an Zeit und Geld. Einfachste Handhabung.
[illegible]
Preis 60 Mark.
[illegible]
Hermann Hurwitz & Co., Berlin C.,
[illegible]

Geſundheitspflege.

R. in New-York. Apparate zur Heilung der Schwindſucht durch Einatmung heißer Luft ſind noch [illegible] zu haben, da nach Anſicht des [illegible] das Heilverfahren [illegible] in einer [illegible] Berliner Klinik zur Anwendung gebracht werden kann.

[illegible] V. [illegible] Seite 3[illegible] vorigen Jahrgangs.

Abonnentin B. in Z. In dem [illegible] iſt rauchende Salpeterſäure zur Entfernung von Warzen ein [illegible] Mittel.

O. H. [illegible] geeignet. Wir laſſen ſich an jeden Arzt wenden, nur nicht an den [illegible].

Frau K. in Hamburg. Mit dem Namen „Baſedowſche Krankheit" bezeichnet man eine Kombination einer von dem ſubjektiven Gefühl des Herzklopfens begleiteten Beſchleunigung der Herzthätigkeit und verſtärkter Pulſation der Gefäße des Halſes und Kopfes, Anſchwellung der Schilddrüſe und mehr oder weniger ſtark hervortretenden Augen. Die Urſache der Krankheit iſt dunkel, doch kommt ſie bei Frauen viel häufiger vor als bei Männern. Der Verlauf kann ſich über Monate, ſelbſt Jahre erſtrecken, doch [illegible] Beſſerung und [illegible] Heilung [illegible] zu den Seltenheiten. Die Behandlung iſt Sache des Arztes. Eine Schilderung derſelben geht über den Rahmen dieſer Rubrik hinaus.

Carl Wild. Das Buch: „Die Haut und das Haar" iſt von Dr. [illegible] und bei Gundert in Stuttgart im Verlag.

Dr. [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Jakobs Weihnachten, eine Erzählung von [illegible]. — Während der Weihnachtszeit bei der „Fee". — Der erſte Schnee, Novellette von [illegible]. — Litterariſche Weihnachtsgaben. — Plaudereien am Kamin, von Paul von [illegible]. — Zwei Feſtabend [illegible] von Marie [illegible]. — Der getreue Eckart, Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe. — Ein alter Meiſter, von O. R. — Fröhliche Weihnachten. — Notizblätter. — Raſtenſpiele. — Rätſel; Schachaufgabe; Auflöſung des Buchſtabenrätſels Seite 210; Bilderrätſel; [illegible] Seite 210. — Schach. — Neue Bücher und Schriften. — Blätter für die Frauen: Mode, von Johanna von [illegible]. — [illegible].

Illuſtrationen: Jakobs Weihnachten. Mit drei Originalzeichnungen von [illegible]. — Während der Weihnachtszeit bei der „Fee", ein Bild aus dem italieniſchen Volksleben von [illegible]. — Am Weihnachtsabend, Originalzeichnung von [illegible]. — Maria und das Chriſtkind, Gemälde von [illegible] in der Nationalgalerie zu London. — Am Weihnachtsbaume, Originalzeichnung von [illegible]. — [illegible] mit Randzeichnungen von [illegible]. — Der getreue Eckart, Gemälde von [illegible]. — [illegible] für die Frauen: zwei Originalzeichnungen. — Schwarze Weihnachten, [illegible] von Hermann [illegible].

Muſikbeilage: „[illegible]" Gedicht von Friedrich Rückert, in Muſik geſetzt für eine Singſtimme mit Pianofortebegleitung von [illegible].

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" (SW., Charlottenſtraße 11);
Budapeſt: **Moritz Rath** ([illegible]);
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunſt für Alle" ([illegible]).

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes,
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile
1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben iſt erſchienen:

Die Schlange im Paradieſe.

Novellenkranz von

H. Roſenthal-Bonin.

Preis geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Roſenthal-Bonin hat in der Leſerwelt eine ſolche Bedeutung erlangt, daß ein neues Werk von ihm der Aufmerkſamkeit eines großen Publikums ſicher iſt. Dieſe neueſte Veröffentlichung des geiſtvollen und originellen Erzählers darf ſicher zu dem Kräftigſten und Feſſelndſten gerechnet werden, was dieſer Autor geſchrieben. Der ſtattliche, elegant gebundene Band enthält ſechs Novellen, von denen jede auf eine beſondere Art überraſchend wirkt, ſowohl durch den Reiz neuer Lokalitäten wie durch eigenartigen Inhalt. Der Verfaſſer gebietet über die heiterſten Töne wie über ergreifenden Ernſt. Die Lektüre dieſes Buches iſt ein Genuß; ſie gewährt Blicke in das Leben — vom Schnee und Eis des Nordens bis zu den Ländern, wo ein ewiger Frühling blüht — überall das Charakteriſtiſche und Eigenartige im Menſchenleben hervorhebend und künſtleriſch geſtaltend.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Geleſenſte liberale Zeitung Deutſchlands.
ca. 70 Tauſend Abonnenten!!

Berliner Tageblatt

Unter den großen politiſchen Zeitungen Deutſchlands [illegible] „Berliner Tageblatt" [illegible] raſche und zuverläſſige Nachrichten [illegible] vollſtändigen Handels-Zeitung [illegible]

Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau

[illegible]

„Deutſche Leſehalle" [illegible]

Friedrich Spielhagen:
„Ein neuer Pharao",

[illegible]

Man abonnirt [illegible] „Berliner Tageblatt [illegible] Handelszeitung" bei allen Poſtanſtalten des Deutſchen Reiches [illegible]

Probe-Nummern gratis und franko.

[illegible]

Clarabella.

Clarabella-Cigarre [illegible]

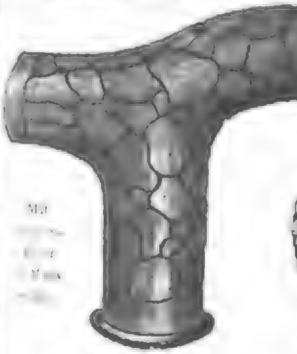
[illegible]

[illegible]
C. Cohns [illegible]

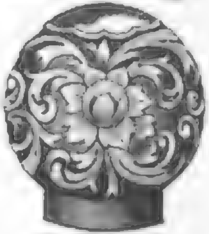
Gaſts Univerſal-Zeichenapparat
[illegible]

U. L. Chreſtenſen,
Erfurt,
Königlich Preuß. Hoflieferant,
[illegible] Cotillon-, Maske- und Karneval-Artikel in großartigſter Auswahl [illegible] Cotillon-Bouquets [illegible] Cotillon-Touren [illegible] Knallbonbons(?), Attrapen, Scherzartikel, Kopfbedeckungen billigſt.
[illegible] gratis und franko.

Carl Moll in Stuttgart,
Neckarſtraſſe 61. Gold- und Silberwarenfabrik.
Versandt gegen Nachnahme oder vorherige Baarsendung.
[illegible] wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.
Garantirt silberne Stockgriffe.



No. 650 M. 20,15

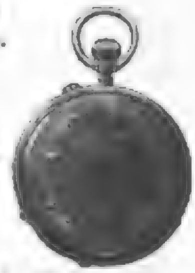


No. 778 M. 15,50

2 Jahre Garantie.

Jede Uhr ist sorgfältig abgezogen.

No. 618 Remontoir-Herren-Uhr, Silbergehäuse, Goldrinder, 6 Steine M. 26.



No. 612 Remontoir-Damen-Uhr, gravirtes Silber-Gehäuse, 10 Steine M. 26,50.

Illustrirter Prachtkatalog gratis und franko.

Die vorzügl. Beschäftigungen d. Dilettanten.
[illegible]
Bey & Wißmayers Verlag in München

[illegible] Auflage!
Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau
[illegible]

Raſche Orientirung
[illegible] Neue Annonce [illegible]

Harmoniums
[illegible]
Alfred Merhaut Leipzig

Reich illustrirte Weihnachtsbücher.

Im grünen Wald. [illegible]

Moderne Philoſophie [illegible] Von H. Schwerkart u. M. Hoffmann. [illegible]

Neuheit
Rob. Burns' Gedichte. Deutsch von Gust. Legerlotz. [illegible] gebunden M. 3,50.

Fliſterwochen [illegible] Erzählung von H. Schwerkart u. M. Hoffmann. Geschmackvoll gebunden M. 4,50.

Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig.

[illegible]
Spielwerke
[illegible]
Spieldoſen
[illegible] beſonders geeignet zu Weihnachtsgeſchenken, empfiehlt
J. H. Heller, Bern (Schweiz).
[illegible]

Ein reizendes Weihnachtsgeschenk!

Pasta Mack
in eleganten Cartons
[illegible] mit der Goldenen Medaille auf der hygien. Ausstellung zu Ostende 1888(?) ist ein vortreffliches Präparat zur Herstellung eines höchst angenehmen, gesunden u. erfrischenden Toilette- und Badewassers [illegible]
Alleiniger Fabrikant und Erfinder
Hch. Mack in Ulm a. D.
Zu haben in allen Parfümerie-Gesch.
General-Depot für Deutschland:
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

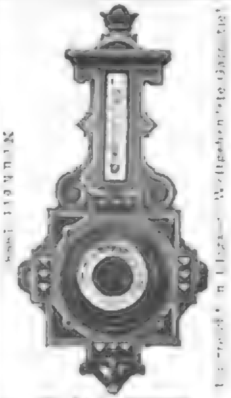
Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen

Illuſtrirte Frauen-Zeitung.

Dieſelbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit [illegible] jährlich 12 Beilagen [illegible] überhaupt genügend für den ausgezeichneten [illegible]. Das Unterhaltungsblatt bringt außer Romanen [illegible] vielſeitigen Feuilleton und Berichten über das [illegible] Leben in den Großſtädten und Bädern regelmäßige Mitteilungen aus der Frauenwelt, Kunſtgewerbliches, Wirtſchaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, ſodann viele künſtleriſch ausgeführte Illuſtrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Muſterblätter für künſtleriſche Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illuſtrationen, ſo daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich hinanreicht. Kein anderes illuſtrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutſchlands, kann nur entfernt [illegible] beträgt der vierteljährliche Abonnementspreis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern“ bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, alſo jährlich 64 beſondere Beigaben, und koſtet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oeſterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngaſſe 3.

Piano a pittura
Epochemachende Neuheit.
Geſetzlich geſchützt
Ernst Kaps, Dresden.



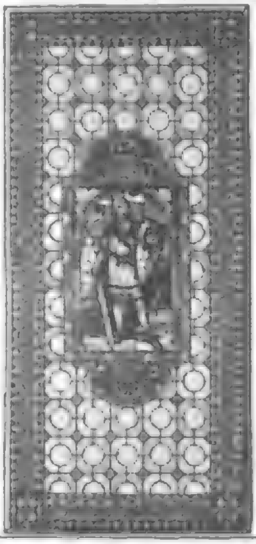
No. 5 Barometer
[illegible]
Preis: 18 Mark 50 Pfg.

Optiſche Induſtrie-Anſtalt
[illegible]
Die Rathenower Optiſchen Fabrikate
[illegible]

OPTIKERN
empfehlen wir für den Wiederverkauf unsere elektr. med. Apparate [illegible]
Grosses Lager. Schnelle Bedienung.
REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN i. B.
[illegible]

LUFTPRUEFER
[illegible]
REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN i. B.
[illegible]
Haupt-Katalog 60 Seit. 300 Abbildung.

„Diaphanien“
vollſtändiger Erſatz für
Glasmalerei
liefert allein echt die lithographiſche Kunſtanſtalt von
Grimme & Hempel, Leipzig.
Einzige Diaphanienfabrik in Deutſchland



Dieſe herrlichen Fenſterdekorationen altdeutſchen und modernen Stiles übertrifft an Echtheit und Farbenpracht die echte Glasmalerei. [illegible] Darſtellungen in jedweder Größe.
Die Sachen ſind dauerhaft, unempfindlich gegen Witterungseinflüſſe.

Das Aufmachen der loſen Blätter geſchieht nach Anleitung, doch liefern wir auch fertige Scheiben zum Einſetzen und Vorhängebilder.

Unſer reichhaltiger bunter Hauptkatalog ſteht gegen Einſendung von M. 2.— (auch in Briefmark.) zu Gebote, welche bei einem Auftrage von M. 20.— rückvergütet werden.

Illuſtriert. Katalogauszug, Muſter und Preisliſte gratis.

Gute Häuſer als Wiederverkäufer geſucht.

Vertreter für Oeſterreich-Ungarn:
Joſ. Mangold, Wien IV, Wieden, Hauptſtraße 23.

[illegible]

101 NEUE FABELN [illegible] Frida Schanz [illegible]
EIN MANN, EIN WORT. [illegible] Hermann Vogel [illegible]
Ausführl. Kataloge [illegible] jede Buchhandlung [illegible] Ambroſius Abel in Leipzig. [illegible]

Richters Anker-Steinbaukaſten.

Der Kinder liebſtes Spiel!

Warum [illegible]
Weil [illegible]
Weil [illegible]
Weil [illegible]
Weil infolge der [illegible]
Wenn als andere [illegible] unſerer Kinder Liebling [illegible]
[illegible] „Richters Anker-Steinbaukaſten“ [illegible] vorrätig in allen feineren Spielwarengeſchäften der Welt.

F. Ad. Richter & Cie., [illegible]
[illegible] Rotterdam
New-York, [illegible]

C. Gotthardt.
Berliner Wäsche-Wringmaschinen-Fabrik
BERLIN S.O., Adalbert-Strasse 43.
Fernsprech-Anschluss Amt IV, No. 1836 für alle mit
Telegramm-Adresse
Berlin

Für meine Wringmaschinen aller Sorten, aller Systeme übernehme ich unbedingte Garantie für alle Teile, führe nur beste Qualitäten, welche zu [illegible] Notirungen anstelle.

Sämtliche Eisenteile sind stark verzinkt, können also nie rosten!

In meiner Reparaturwerkstatt werden Wringmaschinen aller Systeme, auch nicht bei mir gekaufte, sorgfältig, preiswert und schnell [illegible]

Zeichnungen und Preise auf Verlangen sofort [illegible] ohne Kosten zu [illegible]

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Jakobs Weihnachten.

Eine Skizze

von

Max Lay.

Mit Originalzeichnungen von Theodor Weber.

(Schluß.)

„Von den Offizieren, die übrigens ſchon ſeit Wochen nur mit dem Revolver in der Fauſt an Deck kamen,“ fuhr Chriſtian in ſeiner Erzählung fort, „war nun nur noch der Oberſteuermann übrig. Der ſchickt den Nichtsnutz — den Bill — auf die Bramrahe,*) um das Segel wieder 'mal zu flicken — unſer Schiff ſah ſchon ſo liederlich aus wie ein Italiener — alſo der Bill ſetzt ſich da oben zurecht und näht den Flicken aus Bosheit an eine Stelle, wo er gar nicht nötig war. Der Steuermann ſchreit ihm zu — es hilft nichts. Bill näht ruhig weiter. Da ſteigt der Offizier hinauf, und ich höre noch, wie ſie ſich herumſtreiten — da ſchlägt Bill dem Offizier das Spleißeiſen auf den Kopf, daß er rücklings auf das Deck herunterſtürzt. Wir laufen hinzu und heben ihn auf. Er rührte aber kein Glied mehr. Ich ſagte kein Wort; ſie mußten mir aber wohl anſehen, wie ich über die Sache dachte, denn Bill, der eilig heruntergeklettert war, drohte mir mit dem Spleißeiſen und ſchrie: ‚Du haſt doch geſehen, Chriſtian, daß er mich geſchlagen hat und ausgeglitten iſt?‘ Ich ſagte gar nichts, drehte mich um und ging ins Logis. Nachher kamen ſie und forderten, ich ſolle das Schiff an Land führen — denn von

Die entſchäkelte Ankerkette.

---

*) Viertes Segel von unten.

den Elenden verſtand kein einziger ein Segel richtig zu ſetzen — und nun mußte ich mit in die Kajüte. In der Tiſchſchublade fanden wir eine Schiefertafel, auf der die letzte ausgerechnete Höhe und Breite geſchrieben ſtand. Nun wurde beratſchlagt, der Wein ausgetrunken, den ſie vorfanden, dann kam es zu einer Schlägerei, bei der auch der Reſervekompaß und die Lampe in Stücke ging, und ſchließlich wurde beſchloſſen, daß wir direkt Weſt ſteuern ſollten, da wir ſo die afrikaniſche Küſte nicht verfehlen konnten. Es war ein Glück für mich, daß ſie niemand anders hatten, das Schiff zu führen, ſonſt hätten ſie mich gewiß über Bord geworfen, weil ich ihnen zu ſtill war. Gehorchen wollte aber doch keiner, aber jeder befehlen. Wir bummelten nun — glücklicherweiſe hatten wir gutes Wetter und ſchönen Paſſat — auf der See herum. Nach etwa vierzehn Tagen bekamen wir einen Segler in Sicht und ſteuerten hinter ihm her, bis wir Land in Sicht bekamen. Nun wollten die einen das Großboot ausſetzen und das Schiff verlaſſen, die anderen aber die Bark erſt näher an Land bringen. Wieder verging ein Tag, da wurden wir von einer engliſchen Korvette angerufen. Nun waren alle wie auf den Mund geſchlagen; keiner hatte mehr den Mut, zur Flucht oder zu etwas anderem zu raten. Mit den Signalflaggen verſtand natürlich auch keiner umzugehen, und weil das Kriegsſchiff nun keine Antwort bekam, ſchickte es eine Schaluppe herüber, und zwölf Blaujacken mit Flinten ſtiegen an Bord. Wir wurden alle in Feſſeln gelegt und das Schiff nach Port Natal geführt. Ich ſagte natürlich, wie ſich alles zugetragen, und das Schiffsjournal mußte meine Ausſagen beſtätigen. Von der ſauberen Mannſchaft ſah ich niemand mehr. Ich wurde von unſerem Konſul nach Hauſe geſchickt.“

Das rettende Boot.

Die auf die Erzählung folgende Stille wurde durch die Frage des jungen Matroſen, der ſich durchaus nicht überzeugen laſſen wollte, unterbrochen:

„Und Dein Klabautermann, Chriſtian, was kann der dafür?“

„Hat er noch nicht recht gehabt — mit drei Toten? Wie viele von dem engliſchen Geſindel gehängt wurden, weiß ich ja nicht!“

Die nun über die verſchiedenen Einzelheiten eröffnete Unterhaltung wurde durch den ſchrillen Klang der Schiffsglocke unterbrochen, die acht Glaſen ſchlug, alſo die Erlaubnis zum Schlafengehen anzeigte.

Chriſtian, dem man es anſah, daß er überzeugt war, daß er als Sieger aus dem Streit über Klabautermanns Sein oder Nichtſein hervorgegangen war, gab Jakob einen Wink. Der wickelte in ſtiller Ergebung einen dicken Shawl um ſeinen Hals und kletterte, ſeinem Vorgeſetzten voran, ſeufzend die Stufen empor. Der abgelöſte Matroſe polterte eilfertig die Treppe hinunter und bald erlöſchte das Licht im Logis. Auf dem Deck war es unheimlich einſam. Der Sturmwind heulte noch immer ſeine ſchaurigen Melodien, die von dem Rauſchen der ſchwarzen See, auf der die leuchtenden Schaumkronen raſtlos tanzten, begleitet wurden. Der Himmel hatte zwar ſeine Schleuſen geſchloſſen, hing aber wie ein dunkler, dichter Sack über der flüſſigen Welt. Nur in weiter [illegible] blinkende Lichter den Strand [illegible], die außer Be[illegible] Welle ſchlafen [illegible]

und einige ſachgemäße Beobachtungen gemacht, ſchickte ihn nun in die Takelage hinauf, um die baumelnde Signallaterne wieder in Ordnung zu bringen. Dann gingen ſie zuſammen auf das Hinterdeck und Chriſtian zeigte ſeinem kleinen Adjunkten, wie man an dem auf den Grund niedergelaſſenen Senklot erkennen könne, ob die Anker hielten und das Schiff auf ſeinem Platze verbliebe.

„So — hier hältſt Du den Finger auf die Lotleine. Wenn das Schiff treibt und ſchleppt den Anker mit, fühlſt du, wie ſich die Leine ſpannt und mit dem Lot über den Boden zittert. Dann ſteht die Leine auch ſchräg — ſo lange ſie ſenkrecht im Waſſer ſteht, iſt nichts zu fürchten!“

Jakob folgte aufmerkſam den Lehren, war aber doch froh, als er die verklammten Hände wieder in die warmen Taſchen ſeiner Jacke verbergen durfte. Nun gingen ſie auf und nieder und Chriſtian erzählte von früheren Seefahrten. War auch nicht alles buchſtäblich wahr und lief ſo hin und wieder eine kleine Ungeheuerlichkeit mit unter, die ſelbſt Jakob mit ſeiner kurzen Seeerfahrung als ſolche erkannte — Seeleute ſind in dieſer Beziehung etwa ebenſo wahrheitsliebend als die Jäger — ſo wagte er doch keine Einwendungen zu machen, denn er fühlte wohl die Ehre, die er genoß, wenn der alte Seebär, der ſonſt ſo hübſch grob werden konnte, ſich herabließ, mit ihm Unterhaltung zu pflegen, die die langweilige Ankerwache abkürzte. Dann kam noch einmal der Steuermann an Deck und ermahnte Chriſtian, nur genau auf das Wetter zu achten. Wenn aber das Schiff von Anker treiben ſollte, hätte er ſofort alle Mann an Deck zu rufen, um noch den zweiten Anker zu werfen.

Die beiden waren wieder allein in Wind und Wetter. Der Sturm ſteigerte allmählich, aber ſtetig ſeine Macht. Wie aus einem ungeheuren dunklen Höllenrachen brauſte der Wind heran, trieb die See in ganzen Bergen vor ſich her und ſchleuderte die Brigg auf und nieder, daß die Kette ſich anſpannte und erklang wie eine Violinſaite.

Die beiden Ankerwächter zogen die Schultern immer höher und liefen immer ſchneller auf und nieder, die durchdringende Kälte zu überwinden. Das immer ſtärker werdende Schwanken des Schiffes machte Chriſtian ſchließlich unruhig. Er ging brummend zum Vorderteil und prüfte auch hier durch Handauflegen auf die Kette die Standhaftigkeit des Ankers. Die eiſernen Ringe zitterten auf der dicken Holzwalze der Winde. Mit einem leiſen Fluch eilte er nach hinten an das Lot; nun war kein Zweifel mehr, das Schiff trieb. Er warf noch einen Blick [illegible]

„Steuermann — die Brigg treibt auf Land!“

„Dann doch ſchnell die Leute heraus!“ gebot der Steuermann, noch ehe er ſeinen Schlafkaſten verließ. Chriſtian trabte ab und Jakob kletterte bald auf ſein Geheiß hinunter ins Logis, zündete die Lampe an und ſchrie aus voller Lungenkraft:

„Reiſe, reiſe aus zum Ankerwerfen!“ Dazu trommelte er mit den Fäuſten auf den Tiſch und mit den Füßen auf den Boden, ſo daß die Schläfer in ihren Kojen auffuhren. Hier kam ein verwirrter Kopf, dort ein Paar langer Beine in wollenen Strümpfen zum Vorſchein. Mit der ſtillen, innerlichen Wut, die den Seemann erfaßt, wenn ihm des Schickſals Ungunſt die ohnehin karg bemeſſenen Ruheſtunden noch mehr verkürzt, fuhren die Leute in die Kleider.

Auf dem Vorderdeck wimmelte es von Leuten.

„Jakob — kriech 'mal unter die Back und ſehe zu, ob die Kette klar läuft!“ gebot der Steuermann, und der Kleine arbeitete ſich auf allen vieren in den niedrigen Zwiſchenraum zwiſchen Back und Verdeck. Er befühlte die Kette von der Klüſe (eiſerne Hülſe, die durch die Schiffswand führt) aus, mußte dann aber aus ſeinem Loch heraus melden, daß ſie ſich mehrfach verſchlungen habe und nicht auseinander zu bringen ſei. Auch der Zimmermann kroch in das Loch, man brachte Licht herbei, die Matroſen zogen die Kette mit ihren fünf Pfund ſchweren Gliedern nach hinten — es half nichts.

Der Kapitän hatte unterdeſſen das langſame Vorrücken des Schiffes beobachtet.

„Beeilt euch,“ rief er nun, „wir treiben immer ſchneller!“

Der Steuermann erklärte ihm die Sachlage.

„Dann ſchäkelt die Kette ab und klart die Windungen!“ ordnete der Kapitän an. „Ein Mann ſoll ſie in der Klüſe feſtklemmen, daß das Ende nicht ausläuft!“

Wieder krochen die Leute durcheinander, Jakob mußte aus ſeinem Loch heraus, und der Zimmermann fluchte, daß ſein Hammer nicht zu finden ſei. Wie durch eine glückliche Fügung kam dieſer plötzlich zum Vorſchein. Jakob war darüber geſtolpert und ſchleppte das Gerät frohlockend herbei.

„Ja — wenn wir unſern Jakob nicht hätten!“ lachte Chriſtian mit einigem Galgenhumor und leuchtete dann dem Zimmermann mit der Laterne. Der hieb den beweglichen Bolzen aus einem Kettenglied und zog die durcheinander geratenen Glieder auseinander.

„Alles klar!“ rief er und wollte ſich daran machen, die Kettenteile wieder zuſammenzufügen, da legte ſich das Schiff vor einer heranrollenden ſchweren See ſo weit auf die Seite, daß die ganze Mannſchaft ſamt der klirrenden Kette auf die andere Schiffsſeite hinüberrutſchte. Der Matroſe, der mit einem Hebebaum das Kettenende in der Hülſe feſtklemmte, glitt ebenfalls aus und die nun freie Kette ſchlüpfte hinaus und baumelte vor dem Bug an dem am Krahnbalken hängenden Anker. Als die Leute ſich fluchend und lachend aufgerafft und die Sachlage überſchauten, wurde der Steuermann ernſt und meldete es dem Kapitän.

„Immer beſſer — verdammt!“ murmelte dieſer. „Wir haben jetzt keine Zeit, die Kette einzufangen. Unterdeſſen treiben wir auf Strand.“

„Wenn nur die Takelage aushält [illegible]

Wieder war alles in emſigſter Arbeit. Der Zimmermann war mit einem Matroſen hinunter in den Kettenraum geſtiegen, aus beiden Ketten eine einzige zu machen. Dumpf klangen die ſchweren Hammerſchläge und das Klirren der ſchweren Eiſenteile herauf. Die beiden in Eiſen gefaßten Löcher im Deck, durch welche die Ketten heraufführten, glühten von der inneren Beleuchtung wie die Augen eines Ungeheuers. Jakob mußte an Klabautermann denken. Es überlief ihn eiskalt trotz der ſchweren Arbeit, die ihm die Schweißtropfen aus der Stirn preßte. Er ſah ſcheu auf den alten Chriſtian; in der Dunkelheit war aber deſſen Geſichtsausdruck nicht zu erkennen. Wie die Uebrigen glitt er wie ein Schatten hier- und dorthin. Mit nervigem Arm ſtieß er die Kette in langen Buchten auf dem Deck entlang, mit heller Stimme zum gleichmäßig ruckweiſen Anziehen ausſingend.

Endlich war dem ungetreuen Anker alle Kette nachgeſandt, die man zur Verfügung hatte. Aber die Wettergötter ſchienen es darauf abgeſehen zu haben, den mit ihnen kämpfenden Menſchlein zu zeigen, wer eigentlich Meiſter auf See ſei. Heftige Böen, die Schnee und Regen auf das arbeitende Schiff entluden, fielen ein und ließen das Gebäude vom Kiel bis zu den Maſtſpitzen erzittern. Die Leute folgten willig den unabläſſig gegebenen Anordnungen des Kapitäns, der alles aufbot, die Kataſtrophe abzuwenden. Trotz alledem geriet das Schiff, das einige Zeit am Platze gehalten, wieder ins Treiben. Auf dem Deck wurde es zuletzt ſtill. Die Matroſen liefen von Zeit zu Zeit zur Ankerwinde, um ſich zu überzeugen, daß das Schiff ſeinem Verderben langſam entgegentrieb. Doch wagte keiner dem andern die Befürchtungen mitzuteilen. Sie horchten, wie Chriſtian, der mit dem Handlot auf dem Hinterdeck ſtand, die wechſelnde Waſſertiefe, die oft beängſtigend ſchnell abnahm, ausrief. Verſtohlen wandten ſich die Blicke immer wieder dem Lande zu, wo die Leuchtfeuer, die einzigen feſten Punkte inmitten des aufgeregten Weltalls, immer deutlicher wurden.

Am Strande.

„Zimmermann," ſagte einer der Matroſen leiſe, „ich glaube, dort iſt Brandung!"

„Du biſt verrückt!" brummte der zur Antwort. „Nichts als Rollwogen!" Aber auch bei ihm war die eigene, nur zu wohl begründete Befürchtung der Vater der Grobheit.

Endlich kam der Steuermann nach vorn und gebot dem Koch, den Morgenkaffee zu bereiten. Seine Sicherheit und der zur Schau getragene Gleichmut wirkten auch günſtig auf die Leute. Dahin zielten auch ſeine Anweiſungen zu allerlei Aufräumungsarbeiten.

„Es muß doch noch nicht ſo ſchlimm ſein," dachte Jakob bei ſich, indem er das verwirrte naſſe Tauwerk in Ringen zum Trocknen auf die Pflöcke hing. Wozu ſollte ſonſt noch die Arbeit dienen.

Kapitän Larſen ging eine Zeit lang mit ſchwerfälligen Schritten das Deck auf und ab. Dann gebot er dem Steuermann, das Sturmſegel am Bugſpriet beiſetzen zu laſſen und beorderte einen Mann ans Steuerruder. Aber auch dieſer Verſuch, Herr über die Bewegung des Schiffes zu werden, währte nur kurze Zeit. Kaum ſtand das dicke Tuch ſteif wie ein Brett voll Wind, da fing es an zu kniſtern und mit donnerndem Krach flog es auseinander. Die Fetzen peitſchten im Winde und die Leute zogen die Reſte wieder herunter. So verging mit nutzloſen Mühen die Nacht. Die Seeleute fühlten ſich ermattet, und doch hatte keiner Luſt, auszuruhen. Es war ja jedem klar, daß nur harte Arbeit Schiff und Leben retten konnte. — Der Kaffee war fertig. Einzeln gingen ſie hinunter in das Logis und wärmten die erſtarrten Hände an den blechernen Trinkgefäßen.

Ein fahler Schimmer verkündete den nahenden Weihnachtstag.

Hinter den rollenden Wogen zeigte ſich eine feſtſtehende dunkle Linie im Oſten — das Land, wo vielleicht Rettung winkte. Aber dazwiſchen lag die brüllende Strandſee und der immer deutlicher hervortretende weiße Streifen der Brandung. Mit dem hereinbrechenden Morgen ſchien der Wind nachlaſſen zu wollen, doch die Lotung meldete wenig tröſtlich fünf Faden.

„Es treibt nur noch langſam!" rief der Steuermann dem Kapitän entgegen, der eben aus der Kajüte kam, wo er emſig über ſeinen Karten ſtudirt hatte.

Der frohe Ruf des Offiziers beruhigte den Führer keineswegs.

„Wir haben ſogleich Stillwaſſer," ſagte er finſter; „dann kommt die Ebbe und nimmt uns das Waſſer unter dem Kiel fort. Wir wollen Notſignal geben. Vielleicht bekommen wir einen Lotſen, der uns aus den verdammten Bänken herausbringt!"

Der kleine Meſſingböller, der ſonſt nur zum Staat auf dem Hinterdeck glänzte, wurde geladen. In langſamer Folge donnerten die Schüſſe über die See. Bald wurden ſie vom Lande aus durch Feuerzeichen erwidert. Die Leute atmeten auf — ſie ſchienen doch nicht von aller Welt verlaſſen. Larſen ließ die Hauptſegel ſo weit löſen, daß ſie im Notfall ſchnell beigeſetzt werden konnten, und teilte dann durch ein aus einer Anzahl farbiger Flaggen zuſammengeſetztes Signal denen am Lande ſeine Lage mit. Der immer weiter voranſchreitende Morgen mit ſeinem trüben Licht zeigte eine gelblich mißfarbene See, die in kurzen, krauſen Wellen überſchlug. Die Leute ſtanden an den Schiffspumpen und arbeiteten ſich warm. Das ſchwere, heftige Auf- und Niederſtampfen hatte den Boden des Rumpfes leck geſchlagen, ſo daß die Brigg bereits zwei Fuß Waſſer im Raum hatte. Chriſtian wollte eben wieder die Tiefe meſſen, da erſchütterte ein furchtbarer Stoß die Brigg, ſo daß ſelbſt die Leute von den Pumpen hinweg zu Boden geriſſen wurden. Gleichzeitig ergoß ſich eine Woge, aus Waſſer und Sand gemiſcht, über das Deck.

„Auf Strand!" ſchrie Chriſtian, der von der Brüſtung bis an den Großmaſt geflogen war.

Der Kapitän raffte ſich auf und ſandte die Leute nach vorn.

„Hebet den Anker, Steuermann; wir müſſen uns von der Bank wegbugſiren!"

Die Matroſen flogen an die Ankerwinde und ſchwangen die langen Hebel mit kräftiger Fauſt auf und nieder. Jakob ſtand tapfer auf ſeinem Poſten und zog die aufgewundene Kette beiſeite, wie es ſeines Amtes war. Die Winde ächzte und drehte ſich mit hellem Klippklapp der eiſernen Sperrbolzen, Glied für Glied von der Kette hereinziehend, aber der Wind erwachte in neuer Wut und warf die See wieder höher auf. Die Stöße auf den ſandigen Grund vermehrten ſich, unter dem ſinkenden Schiffe hervor trieben Hölzer, die ihren Platz im Innern des Raumes verlaſſen. Der Boden war alſo eingeſtoßen, der Untergang gewiß, wenn nicht ſchleunige Hilfe kam. Der Steuermann lief nach hinten, weil er einen Ruf des Kapitäns nicht recht verſtanden. Die Matroſen ließen unentſchloſſen einen Augenblick die Arme ruhen.

„Hiev weg!" ſchrie der Zimmermann und ſchwang in wilder Energie den Hebel von neuem. Aber Chriſtian trat einen Schritt hinweg, ſpie bedächtig aus und meinte:

„Das hilft jetzt alles nichts mehr. Laßt man ſtehen!"

Die Matroſen wurden nach hinten gerufen.

„Wir wollen das Großboot klar machen!" rief der Steuermann, der trotz der empfindlichen Kälte die warme Jacke abgeworfen, um freier arbeiten zu können. Es bedurfte keiner weiteren Anweiſungen; jeder wußte, um was es ſich handelte, und kannte ſeine Arbeit.

„Komm, Jakob," ſagte Chriſtian und kroch mit ihm hinunter ins Kabelgatt (Tau- und Gerätekammer), um große Flaſchenzüge hervorzuziehen. Der kleine Burſche ſchien die todesdrohende Gefahr gar nicht ſo ſchwer aufzufaſſen. „Jetzt ſchnell und wieder an Deck, ſonſt gibt's naſſe Füße, mein Junge!" mahnte der alte Seemann.

„Macht nichts, Chriſtian!" entgegnete der Schiffsjunge, im Eifer ſchnaufend. „Wo Ihr bleibt, bleibe ich auch!"

Chriſtian mußte über die Entſchloſſenheit des Kleinen lachen.

„Laß nur, noch hat ja Klabautermann uns nicht bei dem Kragen. Wenn wir nur erſt das Boot außenbords haben!"

Das Schiff hob ſich noch einmal mit dem Hinterteil, ſtieß dann wieder, daß alles durcheinanderflog und ſaß feſt auf dem Sande, ins Waſſer getaucht bis an das Deck, das nun von den Wellen überſpült wurde, die hier und da loſe Hölzer mitnahmen und in die See wirbelten. Die Matroſen ließen ſich das alles nicht anfechten. Durchnäßt bis auf die Haut wateten ſie ſich durch und entleerten das mitten auf dem Deck befeſtigte Großboot von allem Hinderlichen. Einige ſtiegen mit den Flaſchenzügen auf den Rücken in die Wanten*) empor, ihr Tauwerk mit den Rollen, an denen das Boot über die Schiffsſeite gehoben werden ſollte, an den unteren Rahen zu befeſtigen.

Chriſtian, der ebenfalls hinaufgeſtiegen, winkte plötzlich mit gellendem „Ohoi!" nach dem Strande zu.

„Boot in Sicht!" ſchrie er hinunter. Helle Freude tönte aus ſeiner rauhen Stimme.

Vom Lande her ſchoß ſich ein breit gebautes Fahrzeug unter dem Druck von acht kräftig geſchwungenen Riemen heran. Es wurde von den Wogen hochgehoben und wieder in die Tiefe geſchleudert, aber bei jedem Auftauchen hatte es Weg gewonnen, und als es unter dem Winde an das geſtrandete Schiff heranſchwenkte, warf man ihm ein Tau zu. Es bedurfte keiner langen Verſtändigung. Die Leute ſprangen auf ein Wort des Kapitäns noch einmal ins Logis hinunter, das mit dem Vorderteil noch ziemlich über Waſſer lag. Doch rauſchte es unter dem Fußboden ſchon bedenklich. Ein jeder warf einen Haufen Kleider, was er gerade in der Eile erwiſchte, in ſeinen Zeugſack und ſprang wieder an Deck. Die geretteten Habſeligkeiten flogen ins Boot und wurden von den Strandleuten unter die Bänke geſchoben.

---

*) Strickleitern.

„Nun denn vorwärts — über Bord!“ Das war das letzte Kommando des Kapitäns. In ſeinem wettergebräunten Antlitz zuckte es, ſeine Zähne knirſchten. Er warf noch einen letzten prüfenden Blick über das Schiff, das er jahrelang geſchickt und glücklich geführt. Aber es half nichts. Er mußte es hier, ein Wrack, in der tobenden Strandſee ſeinem bereits entſchiedenen Schickſal überlaſſen. Mit einem dumpfen Aechzen ſchwang er ſich als letzter über die Brüſtung ins Boot.

„Allez!“ kommandierte der Mann am Steuer, das Boot ſetzte ab, die Riemen klatſchten ins Waſſer.

Ein freundlich kameradſchaftliches Lächeln glitt über die dunklen Geſichter der braven Fiſchersleute, als ſie eifrig dem Lande zu arbeiteten. War es ihnen doch gelungen, die verunglückten Brüder eines nahe verwandten Berufes zu „holen“. Aber die Unterhaltung war ſpärlich. Der Bootsführer allein that die gewohnten Fragen nach Woher und Wohin des Schiffes. Seeleute lieben es überhaupt nicht, ſich mit Fremden in langer Rede und Gegenrede aufzuhalten. Die Hauptſachen lagen ja auch jedem klar und verſtändlich vor Augen. Ein wrackes Schiff ſpricht eine deutliche Sprache.

So ſchoſſen ſie durch die Brandung auf den Strand, wo hundert bereit waren, das Boot gänzlich aus dem Bereich der Wellen zu ziehen. In langem Zuge ging es hinauf in das Fiſcherdorf, deſſen ſpitzer Kirchturm über die Dünen guckte. In dem einfachen Wirtshaus war die Mannſchaft wieder verſammelt, ſich ſelbſt überlaſſen, denn es war ja Weihnachtsmorgen und die Fiſcher mußten ſich zum Beſuche des Gotteshauſes rüſten. In der großen Wirtsſtube mit der ungeheuren Schenke ſaßen die Schiffbrüchigen in trockenen, warmen Kleidern an dem langen Tiſche, mit matten Augen und abgeſpannten Mienen. Nachdem ſie den erſten brennenden Durſt geſtillt, ließen ſie den dampfenden Glühwein, den ihnen die behäbige Wirtin freigebig geſpendet, faſt unberührt. Einige hatten den Kopf auf den Tiſch gelegt und waren in bleiernen Schlaf verſunken. Die übrigen ſtarrten ſchweigend vor ſich hin. Es hatte wohl niemand Luſt, den Streit vom geſtrigen Abend um Klabautermann wieder aufzunehmen, und Chriſtian, der mit ſeiner unheimlichen

[illegible]

[illegible] Alexandra von Griechenland und Großfürſt Paul von Rußland.

Herzog Friedrich von Mecklenburg in ſeiner Bildergalerie. Gemälde von Heinz Ewers.

Prophezeiung nun doch recht behalten hatte, ſaß mit ſteifem Nacken und unbeweglichem Antlitz in einer Ecke und ſchnitt ſich mit größter Seelenruhe eine Pfeife voll Kautabak zurecht, den er in der hohlen Hand ſorgfältig zerrieb. Mit ſeinen zwinkernden grauen Augen ſpähte er in der Stube umher, als müſſe er ſich jede Einzelheit genau einprägen. Daß er erſt vor wenigen Stunden einem naſſen Tod entronnen, ſchien ſeine in Wind und Wetter hart gewordene Natur kaum noch zu berühren.

Etwas abſeits an einem runden eiſernen Tiſch ſaß Kapitän Larſen, den energiſch geſchnittenen Kopf mit dem kurzen Haupthaar in die breite rötlichbraune Hand geſtützt, und ſtarrte grübelnd auf den mit friſchem Sand beſtreuten Fußboden. Dachte er daran, daß ein großer Haufen desſelben Materials, das in einzelnen Körnern unter ſeinen Sohlen knirſchte, ſein mühſam erſpartes Vermögen zerſchlagen und verſchlungen? Eine große ſchwarze Katze verließ langſam ihren warmen Ruheplatz am Kaminherd, auf dem ein helles Feuer unter dem aufgehängten Keſſel flackerte und geheimnisvoll kniſterte. Das Tier ſchlich an den Kapitän heran und rieb ſeinen gekrümmten Rücken an dem Bein des Mannes, der nun ſeine Hand in das weiche Fell ſinken ließ, als wollte er danken für das Zeichen von Mitgefühl, das ihm die vernunftloſe Kreatur zutrug.

Die Wirtin trat, zum Kirchgang gerüſtet, noch einmal in die Stube, um ſich zu überzeugen, daß niemand ihrer bedürfe. Still hinausgehend, zog ſie das große Wollentuch über die breitrandige normanniſche Haube zuſammen, denn draußen heulte noch immer der Sturm und trieb Regen und Schnee vermiſcht gegen die angelaufenen Fenſterſcheiben.

Auf der Bank in der Fenſterniſche ſaß Jakob in eine Jacke gehüllt, die ihm um das Doppelte zu groß war. Er hatte die Aermel weit herumgeſchlagen, um die Hände herausſtrecken zu können. Die Wucht der Ereigniſſe, die ihn und ſeine Genoſſen an den fremden Strand geſchleudert, lag ſchwer auf ſeinem Gemüte, ſo daß er ſich kaum auf die ſich überſtürzenden Einzelheiten beſinnen konnte. In dumpfe Lethargie verſenkt, beobachtete er trübſinnig die Leute, die in Gruppen die Straße aufwärts ſtiegen zu der kleinen Kirche, wo es ſoeben zum Gottesdienſt läutete. Er bemerkte noch, wie der Kapitän ebenfalls vors Haus trat, einen Blick nach der Strandſee hinüberwarf, die aus dickem, mißfarbenem Nebel heranrollte, und wie er dann langſam der Kirche zuſchritt. Der feierlich klagende Ton lullte den armen Jungen ein. Den Kopf an das Fenſterbrett gelehnt, entſchlief er und träumte, wie er, ins elterliche Haus zurückgekehrt, von Eltern und Geſchwiſtern unter dem ſtrahlenden Chriſtbaum jubelnd empfangen wurde und wie die kleine Schweſter mit einem großen Lebkuchen in der Hand an ihn herantrat, um ihn zu fragen, ob er endlich den längſt verſprochenen Affen über See mitgebracht habe.

Ein fürſtliches Brautpaar.

(Hiezu die Bildniſſe Seite [illegible].)

Bei der letzten Anweſenheit des Großfürſten Paul von Rußland in Athen fand deſſen Verlobung mit der Tochter des Königs von Griechenland, Prinzeſſin Alexandra, ſtatt. Wie man aus Athen ſchreibt, war dies Ereignis für das griechiſche Volk keine Ueberraſchung. Man hatte dasſelbe ſchon ſeit längerer Zeit herannahen geſehen, begrüßte aber deshalb die Nachricht vom endgiltigen Abſchluß der Verlobung mit nicht minder lebhafter Freude. Die Prinzeſſin Alexandra genießt in Griechenland einer ungemein großen Beliebtheit. Ihre hervorragende Schönheit und Klugheit ſowie ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit entzücken einen jeden, der Gelegenheit hat, ſie zu ſehen, mit ihr zu verkehren. Der Großfürſt Paul wurde gleich beim erſten Zuſammentreffen von ihrem anziehenden Weſen gefeſſelt. Oeftere Begegnungen in Athen und letzten Sommer auch in Peterhof gaben dem hohen Paar Gelegenheit, ſich näher kennen zu lernen, und dieſe Gelegenheit wurde, wie der Erfolg beweiſt, im erfreulichſten Sinne ausgenützt. Die Braut des Großfürſten galt als der erklärte Liebling der ganzen königlichen Familie. Bei einem zur Feier der Verlobung veranſtalteten Feſte ſprach ſich eine Hofdame gegenüber dem griechiſchen Thronfolger, dem Prinzen Konſtantin, begeiſtert über die Herzensgüte und den Liebreiz der Prinzeſſin aus, worauf der Prinz zur Antwort gab: „Ja, Sie haben vollkommen recht, und eben darum fällt es uns ſo ſchwer, uns an den Gedanken zu gewöhnen, daß dieſer Stern bald für uns nicht mehr leuchten wird“. Ebenſo denkt die ganze Geſellſchaft von Athen und das geſamte griechiſche Volk, was ſelbſtverſtändlich nicht ausſchließt, daß es dem neuen Bunde des kaiſerlich ruſſiſchen und königlich griechiſchen Hauſes die wärmſten Sympathien entgegenbringt. Wenn man übrigens dem Gerücht Glauben ſchenken darf, ſo beabſichtigt das fürſtliche Paar nach der Vermählung alljährlich den Winter in Athen zu verbringen. Der Großfürſt Paul ſoll ſich lächelnd geäußert haben, daß er ſich ebenſo ſehr als Grieche wie als Ruſſe betrachte und in Athen ein Palais zu bauen gedenke.

Prinzeſſin Alexandra iſt die älteſte Tochter des Königs von Griechenland; ſie iſt am 30. Auguſt 1870 geboren und demnach zehn Jahre jünger als der Großfürſt Paul, der am 21. September 1860 geboren wurde.

Wiener Dezembertage.

Von

Armin Friedmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es iſt ſehr hübſch, mehrfacher Millionär zu ſein. Die es nicht ſind, kommen oft in die Lage, es zu bedauern, beſonders aber jetzt in Wien. Aus Anlaß des Kaiſerjubiläums konnten die vom Geſchick Reichbegünſtigten den hochherzigen Abſichten des Monarchen Folge leiſten und ihren patriotiſchen Gefühlen durch mildthätige oder gemeinnützige Stiftungen in einer Weiſe Ausdruck verleihen, die ihren Herzen und Brieftaſchen gleiche Ehre machte. Den anderen ward nur die Rolle des bewundernden Chorus zu teil, wenn die Reichen einander überboten. Wer nicht zumindeſt hunderttauſend Gulden für ideenarme Luſtſpieldichter oder einen ähnlichen Betrag für mittelloſe Tenoriſten geſpendet, hat kaum mehr ein Anrecht, zur guten Geſellſchaft zu zählen. Den Statiſtikern von Beruf ſei es überlaſſen, die Summen zu gruppieren, welche aus Anlaß des Thronjubiläums auf dem Altar der Nächſtenliebe niedergelegt wurden. Wir ſind nicht in der Lage, ſie auch nur annähernd zu beziffern, vermuten aber, daß ſie wohl hinreichend geweſen wären, die Schulden aller Kavallerieoffiziere Europas zu tilgen. Die Kapitaliſten, mit den niederen Prozentſätzen des internationalen Geldmarktes unzufrieden, ſcheinen ſich plötzlich aufs Wohlthun geworfen zu haben, welches ja bekanntlich auch Zinſen trägt. Und wer nicht geſchenkt hat, der hat zumindeſt — gedichtet. Eine wahre Hochflut von meiſt recht wäſſeriger Poeſie umbrandete das altehrwürdige Haus Oeſterreich.

In hunderte verſtimmter Leiern griffen ſie und ſangen. Man hatte Warnungstafeln in der Nähe der Kaiſerburg errichten ſollen mit der ergänzten Inſchrift: „Wandbekritzeln, Schubkarrenfahren und — Dichten iſt hier bei ſtrenger Ahndung unterſagt.“

Und wer nicht dichtete und nicht ſchenkte, der erzählte Anekdoten. Wer keine in der Erinnerung bewahrte, ging ohne langes Ueberlegen unter die Erfinder. Sehr bezeichnend iſt indes, daß in allen dieſen Geſchichtchen die Geſtalt des Kaiſers immer die gleich leutſelige, ſchlichte und herzgewinnende bleibt!

Eine würdige Kaiſerfeier beging jeder Beſucher der Ausſtellung im Landhauſe, wo die Wiener numismatiſche Geſellſchaft, eine rührige, wiſſenſchaftliche Vereinigung, die von 1848 bis 1888 geprägten Münzen und Medaillen überſichtlich zur Schau ſtellte.

Ehe man die Treppe hinanſtieg, ſah man links und rechts vom Eingang je einen ſteinernen Arm aus der Mauer ragen und drohend dem ahnungsloſen Beſucher ein blechernes Schwert hinhalten, worunter die Warnung zu leſen.

„**Der Röm. Kay. May. unſers allergnädigſten Landsfürſten Ernſtliche Warnung und Befelch iſt daß ſich Niemand Wer dem auch ſein mag unterſtehe in oder vor dieſem befreyten Landhauß die Wöhr zu blöſſen, oder Balgen oder zueſchlagen noch zu Rumoren (rumoren?). Welche aber freventlich darwider handeln daß dieſelben Verbrechen an Leib und Leben nach Ungnaden geſtrafft werden ſollen. Actum in 1571 Jahr.**“

Wir nehmen uns natürlich ſogleich vor, die Wehr nicht zu blößen, nicht zuzuſchlagen und auch nicht zu balgen — ſondern ſteigen wohlgeſittet die paar Stufen zu unſerer Jubiläumsausſtellung hinan.

Dieſe geprägte Geſchichte gewährt ein deutliches Bild der letzten vier Jahrzehnte. Man kann die allmählichen Veränderungen der jugendlichen Züge des achtzehnjährigen Herrſchers verfolgen, bis ſie ſo ausſehen, wie heute alle Welt ſie kennt. Alle wichtigen und unwichtigen Regierungsakte, alle ernſten und frohen Familienereigniſſe ſind durch Denkmünzen verewigt. Die Fortſchritte im Stempelſchnitt und in der Prägung ſind unverkennbar.

Aber auch allerlei Porträtmedaillen wurden zugelaſſen, welche auf das Jubiläum nicht unmittelbar anſpielen, ſondern nur als hervorragende zeitgenöſſiſche Kunſtleiſtungen das Intereſſe in Anſpruch nehmen. Dadurch wurde eine ſonſt unvermeidliche Einförmigkeit glücklich umgangen. Die Leiſtungen der beiden Medailleure Scharff und Tautenhayn ſind von hohem künſtleriſchem Wert. Gewiß werden in hundert Jahren oder vielleicht noch früher die Liebhaber nach dieſen Kunſtwerken eifrig fahnden und ſich überglücklich ſchätzen, wenn ſie etwa Meiſter Scharffs Prinz Luitpold von Bayern, Baurat Streitt, das große Schmerlingmedaillon oder die prächtige Rathausmedaille in ihren Beſitz gebracht haben. Doch auch diejenigen, welche Tautenhayns Alexander III. von Rußland, Dumba, Kaſing, Erzherzogin Valerie ergattern, werden beneidet ſein, obwohl ſie ihre Eigentumsrechte gewiß gut werden bezahlen müſſen. — Als ein von aller Welt überſehenes Kurioſum ſei eine Graveurmedaille von Neudeck erwähnt, welche das Innere des Domes von Antwerpen darſtellt. Die außerordentlich ſchwierige Aufgabe, im kleinſten Raume komplizierte Architektur perſpektiviſch en relief darzuſtellen, erſcheint bewältigt.

Von dieſen Werken der Kleinkunſt, deren Durchmeſſer oft nur wenige Centimeter beträgt, wollen wir zu einem räumlich etwas ausgedehnteren überſpringen, nämlich zu der neueſten Schlacht, die der polniſche Maler der Polen, Jan Matejko, auf einer Rieſenleinwand ſiegreich geſchlagen. „Koſciuſzko bei Raclawice“ heißt das Bild, das er uns von Krakau nach Wien herübergeſendet. Diesmal hat ſich der Künſtler aus dem myſtiſchen Dunkel der dem großen, nichtſlaviſchen Publikum fremden Abſchnitte ſeiner vaterländiſchen Geſchichte herausgewagt und ſich ein Kapitel zur Illuſtration aufgeſchlagen, das uns näher ſteht.

Die Schlacht iſt zu Ende, und die letzten feindlichen Abteilungen fliehen rechts in die Tiefe gegen Raclawice zu. Der Held des Tages, Glowacki, iſt von ſeinen Krakauer Senſenmännern, ſtämmigen Geſtalten, halb Bauern, halb Krieger, umringt. Enthuſiaſtiſch begrüßen ſie Koſciuſzko, der aus der Tiefe des Waldes hervorreitet und, für die ſtürmiſche Huldigung ergriffen dankend, ſein Haupt entblößt. Neben dem Heros reitet einer ſeiner Unterfeldherren. Links ſtößt ein einziger Gegner das Schwert in die Scheide zum Zeichen der Ausſöhnung. Auf derſelben Seite werden die Gefangenen eskortiert, und in die Mitte vorn ſind ein paar Männer hingeſtellt, ungemein charakteriſtiſch in Typus und Haltung, begeiſtert vom erhebenden hiſtoriſchen Moment, mit blitzenden Augen und geröteten Wangen. Dieſelbe Begeiſterung flammt auf dem Antlitz des Schwerverwundeten, der ſeine Todesſchmerzen und den tröſtenden Prieſter vergißt, der vor ihm kniet. Tote und Sterbende liegen im Halbſchatten. An den Kanonen im Mittelgrunde lehnt einer, der das Geſchehene überſinnt. Mützen fliegen hoch auf in die Luft. Ein Mann dengelt ſeinen krummen Säbel gleich einer Senſe mit einem Wetzſtein. Der Föhrenwald ſchließt die Hälfte der Scene. Rechts hebt ein tiefdunkler Himmel an, voll ſchwerer roter und gelber Wolken. Abendbeleuchtung.

Aufs neue hat Matejko die alten weltbekannten Vorzüge bewährt und die alten Fehler fallen laſſen. Die Zeichnung iſt von energiſcher, kraftvoller Korrektheit, die Charakteriſtik groß und kühn, ganz im Sinne der echten Hiſtorie gehalten. Das lebhafte Kolorit erſcheint gleichwohl etwas ſchwer. Anſtatt des entſetzlichen Gewirres und unkomponierten Gedränges auf früheren Matejkoſchen Stücken, wo man gar oft zu ſtudieren hatte, wem eigentlich dieſer Fuß oder jener Arm zugehörte, haben wir hier eine weiſe erwogene Raumverteilung vor uns. Der leider ſehr kurzſichtige Meiſter, welcher, wie man ſpricht, nur mit ſchärfſten und mehreren Gläſern bewaffnet arbeiten ſoll, verlor nur zu leicht die große Ueberſicht ſeiner Anordnung. Und der Feldherr muß doch die Maſſen überſchauen, die er ins Treffen führt! Diesmal hat er ſie geſehen! Die Details ſind virtuos gemalt: die Kanonenrohre, Stahlklingen und Eiſenringe glänzen und ſpiegeln im Abendrot; Sammet, Leder und Seide — wer wollte ſie beſſer wiedergeben? Selbſt das im gelben Kalkſand verſickernde Blutgerinſel ſcheint nach der Natur ſtudiert zu ſein.

Im Saale nebenan hat Viktor Tilgner, unſer Angeli unter den Bildhauern, ſein Projekt zur Umgeſtaltung des Rathausplatzes, welches er im Auftrag eines kunſtſinnigen Induſtriellen entwarf, ausgeſtellt. Eine überragende Rolle iſt darin der Plaſtik zugefallen. In die Mitte des großen Platzes will Tilgner ein von Säulen getragenes ſchlankes Kuppeldach in barocken Formen haben, unter dasſelbe ein ideales Reiterdenkmal, der Ruhm oder die Unſterblichkeit oder die Seelengröße oder ſonſt was Gutes. Vier Springbrunnenbaſſins ſollen das Denkmal flankieren, außerdem noch etliche Obelisken mit Viktorien. Dann ſollen noch links und rechts rieſige Monumentalbrunnen mit obligater Marmorbevölkerung zu ſtehen kommen, ferner Arkaden, Baluſtraden — Herz, was willſt du mehr? Schade, daß wir ſo wenig überflüſſige Millionen haben! Das Projekt zeigt dieſelbe große Phantaſie wie Tilgners vor zwei Jahren entworfener Umgeſtaltungsplan des Schwarzenbergplatzes und wird wahrſcheinlich ſo lange Projekt bleiben wie jener, nämlich immer. In das Stilgemenge des Rathausplatzes mit dem gotiſchen Rathaus, dem helleniſchen Parlament, der italieniſchen Renaiſſance der Univerſität und der modernen des Burgtheaters würde das einzige noch fehlende Element, die Barocke, getragen werden. Es iſt doch eigentlich ganz gut, daß wir gar ſo wenig überflüſſiges Kleingeld haben!

Burgtheater! Oben ſteht es, das Wort, es iſt heraus! Wir können nicht mehr hinweg über das jüngſte Schmerzenskind des ewig unzufriedenen Wienertums. Sie wollen nicht durch die Wüſte. Sie verlangen, daß man ſie ſchleunigſt auf dem kürzeſten Weg in das gelobte Land führe; ſie ſehnen ſich ſogar nach Aegypten zurück. So unglaublich als wahr! Schön und ſtolz ragt das Haus auf, wie kein zweites — aber — aber — Hören wir ſie ein wenig an, die Klagen. Einer bemerkt, daß man im vierten Rang dreizehnte Reihe nicht ſo gut höre und ſehe wie in der erſten des Parket! Sehr richtig. Auch die Logenbeſucherinnen ſind unzufrieden, weil der helle Fond ſpezielle Toiletten gebieteriſch fordert. Auch gehen — horribili dictu! — keine ſiebenzehn Perſonen in eine Loge. Alſo zu klein! Die Akuſtik iſt auch nichts wert, weil diejenigen Künſtler, welche nicht im Beſitz eines ſonoren Sprechorgans ſind oder naſal und undeutlich ſprechen, nicht recht vernehmbar ſind. Unnachſichtlich deckt das neue Haus die Fehler einer mangelhaften Redetechnik auf. Sehr merkwürdig und ſehr unangenehm. Daß man ein Repertoire von einigen hundert großen Stücken nicht kurzweg auf einen Karren laden und von einem Bühnenboden flink auf den andern übertragen kann, will niemand begreifen, findet alle Welt merkwürdig. Auch das Maſchinenweſen wird vielfach bekrittelt, weil es in ſeiner Handhabung den Arbeitern noch nicht recht geläufig iſt. Obwohl bis heute noch kein einziger ſtörender Zwiſchenfall zu verzeichnen iſt, findet jedermann das Ganze ungenügend. Einigen zieht es ſogar — die vielen Notthüren! — und ſie fordern beinahe, daß man ihnen gleich ein neues Haus baue! Man laſſe doch dem armen Burgtheater ein klein wenig Zeit, gewöhne ſich an das Neue und behellige es nicht mit mißgünſtiger, ſchulmeiſterlicher Nergelei. Der fehlende Leſeſaal, die ungenügenden Wirtſchaftsräume kümmern ja doch uns Publikum als ſolches noch nicht. Wer wollte ſich indeſſen ungefragt mit ſeinem Rat in die internen Familienangelegenheiten des Bühnenorganismus drängen! Dr. Förſter iſt ſich wohl Manns genug, aufzuräumen und Ordnung zu ſchaffen, wo es not thut.

Bis jetzt hat er „Romeo und Julia" neu inſzeniert. Szene für Szene verriet des Meiſters ſichere, führende Hand. Mit feinfühligem Takte, fern jeder aufdringlichen Regie, die den Schauſpieler bemuttert, kam das Dichtwerk zur vollen Geltung. — Sonnenthal ſpielte als Nachfolger Meixners den Giboyer im „Pelikan". Ein viel weicherer Giboyer. Dieſelben Worte — aber eine ganz andere Geſtalt.

In der Oper gab es bis jetzt zwei Neuſzenierungen und eine kleine Novität. Flotows „Stradella" wurde ganz ſo aufgenommen, wie man in der guten Geſellſchaft unbedeutende Brüder liebenswürdiger Schweſtern aufzunehmen pflegt. Man ſagte ihm allerlei Angenehmes über ſeine Schweſter „Martha". Lortzings melodienreicher „Wildſchütz" wirkte wie eine Novität, erfriſchend in ſeiner ſchlichten Anſpruchsloſigkeit. Das jüngſte Mitglied der Wiener Oper, Fräulein Renard, deren Abgang von der Berliner Oper dort ſo lebhaft bedauert wird, feierte in der Rolle der Baronin einen wohlverdienten Triumph. Stimme, Geſtalt und Spiel vereinigen ſich zu der liebenswürdigſten Geſamtwirkung. Armes Berlin! Keine Renard mehr, keine Perth . . .

Das kleine einaktige Ballettchen: „Die Puppenfee", bildet merkwürdigerweiſe den größten Erfolg der Oper in dieſem Jahre. Die Fürſtin Pauline Metternich hat das herzige, liebe Ding erſonnen und in der ariſtokratiſchen Dilettantenvorſtellung im Palais Liechtenſtein zur Aufführung gebracht. Es hat ſomit eine ähnliche Vorgeſchichte wie die zugkräftigen „Wiener Walzer". Für die Bedürfniſſe der Großen Oper wurde die „Puppenfee" natürlich erweitert und prächtig ausgeſtattet. Es iſt nun ein Ballet für Kinder und ſolche, die es werden wollen. Man ſpannt es vor die älteren Opern, und ſiehe! es hilft ihnen auf die Beine. Neu iſt die Idee eben nicht. Die „Nürnberger Puppe", „Coppelia", weiland die „Prinzeſſin von Trapezunt", alle behandeln ſie das alte, das gleiche Motiv. Aber in dieſem Ballet des Steifen, Hölzernen, Eckigen und Ungrazióſen wird es zur n-ten Potenz erhoben. Dieſer Sinn liegt wohl ferner in dieſem kindiſchen Spiel. Wer wollte auch ſo unvernünftig ſein, hier Vernunft zu ſuchen? Iſt es denn nicht genug, wenn man am Schluſſe von all der Tollheit alle Lebeweſen für mechaniſche Kunſtwerke mit Rädern und Glasaugen hält! Und die Muſik? Ja freilich, es wird auch welche gemacht. Sie iſt anſprechend, leichtflüſſig und ſo wenig aufdringlich, daß man ſie kaum merkt.

Und doch zieht das Publikum derartiges den modernen italieniſchen Tanzpoëmen entſchieden vor, die, mit großem Raffinement entworfen, den dekorativen Luxus auf die Spitze treiben und von der Maſchinerie Unerhörtes fordern. So hat ſeinerzeit die Ausſtattung von „Excelſior" mit der entſetzlichſten Tam-Tam-Muſik Unſummen verſchlungen, die auf einer andern Seite durch lautere Reklame hereingebracht werden mußten. Die lehrhafte Tendenz noch dazu! „Excelſior" [illegible], mit einiger Kulturgeſchichte verſetzt, und „Amor", der freilich die Grenzen Italiens noch nicht überſchritten, gar Philoſophie tanzen!

Vielleicht dient noch einmal die „Kritik der reinen Vernunft" einem Balletdichter zum willkommenen Canevas. Wir freuen uns aufrichtig, die Kategorien zu je Zweien neckiſche Pas de deux aufführen, die Amphibolie der Reflexionsbegriffe ſich auf die Fußſpitzen ſtellen zu ſehen und ſchließlich den großen Aufmarſch der transzendentalen Ideen zu bewundern!

Herzog Friedrich von Mecklenburg in ſeiner Bildergalerie.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Herzog Friedrich von Mecklenburg war ein muſterhafter Landesvater. Er ſorgte väterlich für das Wohl ſeiner Unterthanen, für Handel und Gewerbe ſeines Landes, für gemeinnützige Anſtalten und vernachläſſigte auch die Kunſt nicht. Um ſich ihrer zu freuen, legte er eine ſtattliche Gemäldegalerie im herzoglichen Schloſſe an und hielt einen eigenen Galeriedirektor, von welchem er ſich von Zeit zu Zeit einen Vortrag halten und etwa auch ein neuerworbenes Bild auf einer Staffelei vor Augen ſtellen ließ.

Eines Tages ſtellte ihm der Galeriedirektor eine neu gekaufte Landſchaft auf die Staffelei. Was war das? Der Herzog wurde blaß und rot, neigte ſich vor, befahl dem Pagen die Rouleaux aufzuziehen, damit grelleres Licht auf das Bild falle und ſchaute und ſchaute und ſchaute — —

Die Landſchaft war wirklich gar nicht ſo außerordentlich. Der Direktor erklärte ziemlich monoton:

„Ein ſehr ſchöner Sonnenuntergang, Sereniſſime. Und ein Schloß. Und Jasminbüſche. Und ein Reiter im roten Rock verſchwindet auf einem Braunen in der Ferne . . ."

Ach, der Herzog kannte das Ganze ſo wohl, daß ihm das Herz pochte, faſt zum zerſpringen. Es war, weiß Gott, es war dasſelbe Abendlicht, derſelbe verſchwiegene Parkgang, dasſelbe Schloß, es waren dieſelben ſchwül duftenden Büſche und derſelbe Reiter wie einſt — wie einſt!

„Wer, wer hat das gemalt?" fragte er endlich.

„Eine Malerin, Durchlaucht; ſie heißt Frau Merwick."

„Wo lebt ſie?"

„In Roſtock drinnen, durchlauchtigſter Herr. Sie petitionirt überall, daß man ihr Bilder ablaufe; ſie ſoll nach dem Tode ihres braven Mannes in großer Not ſein. Ich that es aus Erbarmen, denn ihre meiſten Bilder hat ſie flüchtig gemalt, um raſch Geld zu verdienen. Dieſer Sonnenuntergang war das einzige, das ich würdig hielt, in unſere Galerie aufgenommen zu werden."

Wenige Tage ſpäter erſchien zu vorgeſchrittener Abendſtunde in der ärmlichen Wohnung der alternden Malerin ein Mann in einfacher, dunkler Kleidung. Sie ſchaute ihn lange an und zitterte heftig. Sie hatte ihn erkannt, als er noch immer ſtumm in dem abgehärmten Antlitz nach den Zügen des Mädchens ſuchte, das er einſt geliebt.

„So viele Jahre ſind vergangen, ſeit wir uns nicht geſehen," ſagte er bewegt.

Sie hatte ſich aufgerafft und ſprach es ihm leiſe, faſt tonlos, nach: „So viele Jahre."

„Ich habe Ihr Bild ‚Sonnenuntergang' geſehen, und es hat mich ſehr glücklich gemacht. Denn ich ſah daraus, daß Sie mich geliebt haben."

„Ich!" entgegnete ſie, ſich ſtolz aufrichtend. „Wer ſagt das? Ich habe nur meinen Gatten geliebt und bin ſehr glücklich mit ihm geweſen. Und jetzt liebe ich nur meinen Sohn."

„Sie haben mich geliebt," ſagte er bewegt. „Leugnen Sie nicht; Sie haben es gethan. Jahre ſind darüber hingezogen, lange Jahre des Kummers und der Entſagung, und wer es vermag, durch alle dieſe Jahre hindurch jeden kleinſten Umſtand jenes letzten Abends feſtzuhalten, mit den ganzen Farben der Sehnſucht im Herzen zu bewahren, der hat geliebt. Auf Ihrem Bilde verglüht dasſelbe Licht wie an jenem Abende des Abſchieds, jenes flammende Licht wie ſchmerzliche Liebe — ich ſehe dieſelben Büſche mit dem weißen, duftenden Jasmin, dieſelbe Wolke, die damals durch den Himmel ſchwand, die zerbrochene Statue ſelbſt — alles! Das war der Abend, wo ich Ihnen mein ganzes Herz bot und Sie es zurückſtießen — und heute weiß ich's, Sie haben mich doch geliebt."

„Ihr ganzes Herz boten Sie mir, Durchlaucht; es war dem armen Förſterskinde aber zu wenig. Ich hatte einen greiſen Vater und ſah an jedem Abend der frommen Mutter in die Augen, die mich beten gelehrt. Hätte ich das an einem Abend nicht mehr thun können, es wäre ihr Tod, eine Schmach für mich, eine Reue für Sie geweſen. Ich bin heut ein altes, abgehärmtes Geſchöpf, und drum kann ich's ſagen: der Himmel weiß, was es mich darum doch gekoſtet hat, dieſen Abſchied zu nehmen. Ich kann kurz ſein über mein Leben. Ich heiratete den Maler Hans Merwick, deſſen Schülerin ich ſchon damals geweſen. Ueber meine Ehe will ich nicht ſprechen; ſie war von Kampf und Qual erfüllt, und als mein Gatte ſtarb, blieb ich mit dem Kinde in Not und Entbehrung zurück. Aber da Sie jenes Bild geſehen haben: nun ja, die alte, lebensmüde Frau hier, ſie hat Sie in der Jugend geliebt, ſo heiß, wie ein junges, unberührtes Mädchenherz nur zu lieben vermag, und das Andenken an dieſes Glück und dieſen Schmerz meines Lebens hat in mir fortgelebt, all dieſe düſteren Jahre hindurch." Sie ſchaute ihn dabei aus feuchten Augen traurig an.

„Das macht mich noch heute glücklich," ſagte er bewegt. „Der Gedanke, Sie hätten mich damals wirklich nicht geliebt, hat lange als Schatten in meinem Leben gelegen." Und nun ergriff er ihre Hände. „Was kann ich für Sie thun, Frau Merwick?"

„Für mich? Nichts. Für meinen Sohn alles. Er iſt meine einzige Lebenshoffnung, und ich habe nicht die Mittel, daß er ſtudire."

„Er iſt mein Pflegling; ich werde treu für ihn ſorgen. Aber für Sie — was kann ich für Sie thun?"

„Was könnten Sie mir geben, das mir mehr wäre als das Bewußtſein, ein ſolches Herz einſt mein genannt zu haben!"

Damit ſchieden ſie. Der „Sonnenuntergang" der Malerin Katharine Merwick hängt noch heute in der alten Schloßgalerie; ein unſcheinbares, ganz unbedeutendes Bild, das wohl noch nie die Aufmerkſamkeit irgend eines Beſuchers erregt hat.

K.

Johann Heinrich Dannecker

und das ihm errichtete Denkmal.

Der Glanzpunkt von Stuttgart iſt ſein Schloßplatz. Kaum hat der ankommende Fremde den geräumigen Bahnhof verlaſſen, ſo empfängt ihn dieſer weite, prächtige Platz mit ſeinen monumentalen Bauwerken, ſeinen reizenden Gartenanlagen und ſeinem Ausblick auf die freundlichen Rebenhügel, von denen die ſchwäbiſche Reſidenz umſäumt iſt. Stolz und doch zugleich anmutig und wohnlich grüßt jenſeits der Kaſtanienallee das königliche Schloß mit ſeinen in gewaltiger Hufeiſenform angeordneten, einen ſtattlichen Hof umſchließenden drei Flügeln herüber, von Herzog Karl, dem vielgenannten Gründer der Karlsſchule, erbaut und ſpäter mit der über ſeinem Mittelbau ſich erhebenden koloſſalen Königskrone geſchmückt. Ihm gegenüber ragt der Königsbau mit ſeinen hochſtrebenden Säulenhallen empor, vom letztverſtorbenen König Wilhelm ins Leben gerufen und von Oberbaurat Dr. von Leins, dem erfindungsreichen Schöpfer einer anſehnlichen Reihe hervorragender Stuttgarter Bauwerke, ausgeführt. An dieſem Prachtbau vorüber führt nach beiden Seiten hin die lange Flucht der großſtädtiſch angelegten Königsſtraße. Neben dem Königsſchloß erſchließt ſich nach der einen Seite der Ausblick auf das ehrwürdige alte Schloß, das mit ſeinen gedrungenen runden Ecktürmen wie ein Stück gepanzerten Mittelalters in die leichtgeſchürzte Neuzeit hineinragt, während nach der andern Seite hin das mit dem neuen Schloß loſe zuſammenhängende Hoftheater und ein kleines, niedriges Bauweſen, das Café Pahtel, oder, wie es nach ſeinem vorigen Pächter im Volksmunde noch immer vorzugsweiſe genannt wird, Café Marquardt, den Schloßplatz abſchließt. Dieſem wenigſt anſehnlichen unter allen hier ſichtbar werdenden Gebäuden gebührt gleichwohl bei unſerer heutigen Umſchau ein Ehrenplatz, denn es iſt das vormalige Künſtlerheim Johann Heinrich Danneckers, des berühmten Bildhauers, deſſen Denkmal ſich nunmehr an der gegenüberliegenden Seite des Schloßplatzes erhebt.

Die Entſtehungsgeſchichte dieſes Monuments hat Prinz Hermann zu Sachſen-Weimar als Präſident des Vereins zur Förderung der Kunſt bei der jüngſt begangenen Enthüllungsfeier in folgende beredte Worte gefaßt:

„Unweit der Stelle, an welcher unſer unvergeßlicher Dannecker lebte und wohl die Mehrzahl ſeiner herrlichen Werke ſchuf, erblicken wir, nachdem die Hülle des Denkmals gefallen ſein wird, das von talentvoller Hand und mit feinem Geſchmack gefertigte, ihm geweihte würdige Denkmal. Der Tribut der Anerkennung und der Verehrung, welchen wir dem großen Meiſter unſeres Heimatlandes längſt ſchon ſchuldeten, iſt — ich darf es ohne Ueberhebung ſagen — ſomit hauptſächlich durch die Bemühungen des Vereins zur Förderung der Kunſt abgetragen. Unſer wärmſter Dank und unſere aufrichtigen Lobſprüche gebühren dem trefflichen Künſtler Herrn Curfeß, der dieſes wohlgelungene Werk entworfen und ſo künſtleriſch ausgeführt hat. Seine Majeſtät unſer gnädigſter König und hoher Protektor, der ja ſo gerne die Kunſt auf allen Gebieten fördert, erleichterte in hervorragender Weiſe das Erreichen unſeres Zieles, indem Allerhöchſtderſelbe uns dieſen ſchönen, ſo geeigneten Platz auf das entgegenkommendſte überließ. Unſer Königlicher Protektor war unſerem Wunſche, Dannecker ein würdiges Zeichen der Erinnerung in der Hauptſtadt ſeiner Heimat zu errichten, von Anfang ganz ſympathiſch, nicht nur weil Seine Majeſtät ein Verehrer der künſtleriſchen Schöpfungen Danneckers iſt, ſondern weil auch die ehrwürdige Geſtalt des damals im Greiſenalter ſtehenden Meiſters mit den weißen wallenden Locken zu den lieben Jugenderinnerungen Seiner Majeſtät gehört. Dank ferner gebührt den Verwandten und Verehrern von Dannecker, ſowie auch den Mitgliedern unſeres Vereins, welche uns bei dieſer Veranlaſſung ſo thatkräftig unterſtützten. Möchte dieſes Kunſtwerk für alle Zeiten eine Zierde unſerer lieben Stadt Stuttgart und eine Augenweide für deren kunſtſinnige Bewohner bleiben!"

Als nach dieſen weithin tönenden Worten die Hülle des Denkmals langſam herabſank, zeigte ſich zuerſt die marmorne Koloſſalbüſte des Meiſters, für welche Curfeß die von Dannecker eigenhändig modellierte Büſte, die ſich im Beſitz ſeiner Familie befindet, zum Vorbild genommen. Der ſchlanke Sockel von rötlichem, grau und weiß geäderten Marmor ruht auf einem feingeſchliffenen Quader aus dunkelgrauem Friedrichsfelder Syenit, welcher die beiden um den Sockel gruppirten Bronzefiguren trägt und ſelbſt von drei Stufen aus hellgrauem Granit getragen wird. Auf dem Quader prangt in goldenen Lettern der Name DANNECKER. Die in anderthalbfacher Lebensgröße ausgeführte jugendliche Muſe, die den Meiſter mit einem goldenen Lorbeerkranze ſchmückt, und der an den Füßen des Denkmals ruhende, zu ihm emporblickende Knabe, der dem Gefeierten ein reiches Blumengewinde darbeut, ſind nach dem Curfeßſchen Modell von der Firma Gladenbeck in Berlin in Erz gegoſſen und dunkel patinirt. So zeigt das Ganze eine Stilfertigkeit, die, als an monumentalen Werken ungewohnt, man [illegible] begegnet. Ihnen gegenüber darf geltend gemacht werden, daß die verſchiedenen, vornehm gedämpft erſcheinenden es aus ſeinem Munde zu ſtrömen — es war ein gräßlicher Fluch gegen das arme Weib, ein Fluch, bei dem Fortunat die Haare ſich ſträubten. Und dann verließ er ſie. Seit dieſer Stunde hatte ſich in ſein Verhältnis zu Rachele etwas Fremdes eingeſchoben, das ihm jeden Genuß verkümmerte. Sie war immer noch das liebende, hingebungsvolle Weib, aber aus ihren Augen ſprach ein dumpfes Weh, das ihn mit bangen Ahnungen füllte. Er verließ das kleine Gut an der ruſſiſchen Grenze, wo er ſo glückliche Stunden verlebt, und überſiedelte nach Baneſti. Dort, in der Nähe der Stadt, hoffte er, daß der ſchwere Bann von ihr weichen, daß ſie wieder aufblühen und die ſchreckliche Scene vergeſſen werde. Seine Hoffnung ſchien ſich zu verwirklichen. Aber an einem Abend — es war ein ſchöner, mondheller Herbſtabend wie heute — da ſtürzte Alexe atemlos und bleich und mit weit aufgeriſſenen Augen zu ihm und ſtammelte: „Rachele!“ Eine ſchreckliche Ahnung durchſchauerte ihn, er flog in ihre Stube und da lag ſie am Diwan mit verzerrten Zügen, ſeinen Revolver in der krampfhaft geſchloſſenen Rechten, und aus ihrer rechten Schläfe rannen Blutſtreifen auf das weiße Polſter. Auf dem Boden lag ein Blatt Papier, darauf ſtanden die wenigen Worte:

„Mein Leben iſt verwirkt, ſorge für unſer Kind.“

Wie ein Keulenſchlag hatte ihn die gräßliche Selbſtvernichtung des ſchönen, leidenſchaftlich geliebten Weibes getroffen, und ihm war, als müſſe er die Waffe aus der Hand der geliebten Toten reißen und ſie gegen ſeine eigene Schläfe richten. Aber da erinnerte er ſich an ſein Kind. Sein Leben gehörte nicht mehr ihm, er mußte es dem armen Weſen weihen, das unſchuldigerweiſe ſeine eigene Mutter in den Tod getrieben. Dieſer Gedanke hielt ihn inmitten ſeiner Schmerzen aufrecht. Tags darauf bettete er ſeine geliebte Rachele in den kühlen Raſen im Park. Er hatte den ſchönſten Ort für ſie ausgeſucht. Dann übergab er ſein Kind der Pflege der Madame Faluza und verließ das Land. Einige Jahre trieb er ſich in der Fremde herum, mit der ſtillen, unausrottbaren Liebe zur Heimat und zu ſeinem Kinde tief im Herzen. Und dann war er heimgekehrt, ein ſtiller Sonderling, der vom Leben für ſich nichts mehr verlangte und nur den einen Wunſch hatte, ſeinen Jonel zu einem tüchtigen Manne heranreifen zu ſehen. Und nun ſah er ſeinen ganzen Lebensplan zerſtört und in ſeinem Herzen eine Leidenſchaft emporwachſen, die ihn bald mit Grauen, bald wieder mit ſchwellendem Entzücken und einem ſeligen Jubelgefühl erfüllte. War es ihm wirklich gegönnt, in ſeinem Leben noch ein anderes Glück zu empfinden als das der Liebe für ſeinen Sohn? Er konnte dieſen Gedanken nicht faſſen, und doch drängte es ihn mit einer elementaren Gewalt, dieſes Glück zu erhaſchen, zu den Füßen der Madame Belota ſich zu ſtürzen, ihr die Hände zu küſſen und ihr zu geſtehen, wie tief und gewaltig er ſie liebe.

„Mein ſüßes Weib.“ Er hatte dieſe Worte geſprochen und erſchrak vor ſeiner eigenen Stimme. Und doch lag in dieſen drei Worten ein ſo beſeligender Zauber, daß er ſie immer wieder und wieder wiederholen mußte. Er ließ ſich auf den Lehnſtuhl nieder, ſtützte das Haupt auf die Lehne und ſchloß die Augen, um ſeinen Träumen beſſer nachhängen zu können.

Da fühlte er ſich plötzlich umſchlungen. Es war Jonel.

„Wir erwarten Dich unten ſeit einer Stunde zum Nachtmahl, Papa,“ ſagte der Knabe.

Fortunat küßte ſeinen Sohn auf die Stirne. „Ich war beſchäftigt,“ ſagte er verwirrt. Dann erhob er ſich.

„Was meinſt Du, Jonel, möchteſt Du nicht Frau Belota zur Mutter haben?“

Fortunat fühlte, wie des Knaben Hand in der ſeinen zitterte. „Du willſt Madame Belota heiraten?“

„Vielleicht — ſehnſt Du Dich nicht nach einer Mutter?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Jonel ausweichend, „aber das Töchterchen der Madame habe ich ſehr lieb, ich könnte eine Schweſter nicht lieber haben.“

„Das mußt Du der Madame Belota ſelbſt ſagen und zwar gleich morgen. Morgen vormittag werden wir Madame Belota einen Beſuch abſtatten.“

III.

Madame Belota hatte mit ihrem Gatten in einer zwölfjährigen Ehe gelebt, die man zwar keine glückliche, aber auch keine unglückliche nennen konnte. Als ſie ihren Mann heiratete, war er faſt dreimal ſo alt als ſie, abgelebt und kränklich. Man hatte ſich darüber anfangs ein wenig gewundert, dann aber gefunden, daß Fräulein Rotara eine überaus praktiſche Natur war. Ein Mädchen von weichem und ſchwärmeriſchem Gemüt, das der Bräutigam acht Tage vor der Hochzeit verlaſſen hätte, wäre vor Kummer und Scham vergangen, würde geklagt und gejammert und für längere Zeit aus der Geſellſchaft ſich zurückgezogen haben, um dem unerquicklichen Gerede der Leute, den verletzenden Mitleidsbezeugungen der einen, den zudringlichen Tröſtungen der anderen zu entfliehen. Fräulein Rotara klagte nicht, jammerte nicht, ſie ſchien den Schlag leicht und ſchnell verwunden zu haben und überraſchte alle Welt durch ihre bald darauf erfolgte Verlobung mit Herrn Belota, der zwar, wie geſagt, alt und kränklich, aber auch ſehr reich und ſehr angeſehen war.

„Es wird kein Jahr vergehen,“ ſo hieß es allgemein, „und Fräulein Rotara wird eine hübſche, reiche, lebensluſtige Witwe ſein.“

Herr Belota aber that jenen, welche ſeinen Tod prognoſtizirten und darauf ſpekulirten, nicht den Gefallen, zu ſterben.

Im Gegenteil! Ein Jahr nach ſeiner Hochzeit ward er glücklicher Vater eines reizenden Mädchens und lebte dann noch volle elf Jahre.

Es war allerdings ein trauriges Daſein, das ſich faſt immer in der Krankenſtube abſpann.

Und ſo fehlte es denn auch nicht an guten Seelen, welche Madame Belota herzlich bedauerten, nebenbei aber auch ein Gefühl mitleidigen Behagens darüber durchklingen ließen, daß der einzige Sprößling dieſer ſeltſamen Ehe an beiden Füßen gelähmt war. Aber Madame Belota ſchien keines Mitleides, keines Troſtes bedürftig.

Sie führte ein großes Haus, gab glänzende Bälle, bei denen ſie in der liebenswürdigſten Weiſe die Honneurs machte, und verdunkelte alle ihre lieben Freundinnen durch ihre ebenſo teuren als geſchmackvollen Toiletten, durch die Sicherheit ihres Auftretens und durch ihre ſtrahlende Schönheit.

Es machte einen ganz eigentümlichen Eindruck, wenn man die ſchöne, ſtets heitere Frau neben ihrem zuſammengeſchrumpften Gatten mit den halb erloſchenen Augen ſah.

Ihrem Schwarm von Verehrern ſchien es unfaßbar, wie ein ſo herrliches Weib an der Seite eines ſolchen Mannes leben und lachen konnte. Es fehlte daher auch nicht an Bemühungen, ihr jenes Glück zu verſchaffen, das ſie nach der Anſicht ihrer Verehrer in ihrer Ehe unmöglich finden konnte.

Madame Belota wies die zahlreichen ſchwärmeriſchen Liebesbeteuerungen, die ſie beſonders während der erſten Jahre ihrer Ehe umrauſchten, nicht mit ſchroffer Kälte zurück, ſie hörte dieſelben ruhig, aber mit einem ſolch ironiſchen Lächeln, mit einem ſolch ſouveränen Gleichmut an, daß man ſie bald unter die Kategorie der Frauen mit Marmorherzen rubrizirte. Man huldigte ihr zwar ununterbrochen, keiner ihrer Verehrer hoffte jedoch, der Pygmalion dieſes Marmorweibes zu werden.

Einige Monate nach dem Tode ihres Gatten verließ Madame Belota die Reſidenz und reiſte mit ihrem Kinde nach Nizza. Sie pflegte alljährlich eine ſolche Badereiſe zu unternehmen und jedesmal von der Hoffnung beſeelt, daß ihre arme Florica Geneſung finden werde. Es gab keinen berühmten Arzt in Europa, den ſie nicht diesbezüglich konſultirt, kein Bad, das ſie nicht beſucht hätte. Aber die Lähmung wollte trotz aller möglichen Kuren nicht weichen.

Das Mutterherz verzweifelte nicht. Wenn ſie in die klaren blauen Augen ihrer Florica blickte, wenn ſie das wunderſame, feine Geſichtchen betrachtete, ſo konnte ſie es nicht faſſen, daß ihr Kind für alle Zeiten verurteilt ſei, ſein Leben lang wie eine geknickte Blume dazuliegen.

Einige Monate nach ihrer Ankunft in Nizza empfing ſie einen Brief von der Frau Faluza.

Derſelbe enthielt drei Poſtſkripta. Das erſte ſchilderte in redſeliger Weiſe, welch einſames, verdüſtertes Leben Herr Fortunat in Baneſti führe. Das zweite beſtand aus zahlreichen Anſpielungen, daß eine junge, ſchöne Witwe nicht dazu geſchaffen ſei, ihr Leben einſam zu vertrauern, und daß eine Frau von der ſtarken Hand eines Mannes geleitet werden müſſe. Das dritte endlich enthielt die lakoniſche Bemerkung, daß das in der Nähe von Baneſti gelegene Gut Oleſti um einen Spottpreis zu haben ſei.

Madame Belota hatte dieſe drei Poſtſkripta mit einem ſeltſamen Gefühl des Unbehagens geleſen. Einige Tage nach Empfang des Briefes las ſie denſelben nochmals durch und eine Woche ſpäter hatte ihr Advokat in Jaſſy den Auftrag erhalten, in ihrem Namen das Gut Oleſti anzukaufen.

Die Nachricht, daß Madame Belota Gutsherrin von Oleſti geworden, hatte beſonders unter den unverheirateten Gutsbeſitzern des Diſtrikts eine freudige Aufregung erweckt, die ſich zu einem förmlichen Enthuſiasmus ſteigerte, als gegen Anfang Juli die ſchöne Witwe mit ihrem Töchterchen auf dem Herrenhof ihres neu erworbenen Gutes eintraf.

Frau Faluza, die ſich ſonſt in Hyperbeln zu ergehen liebte, hatte diesmal nicht übertrieben.

Madame Belota war in der That eine ſeltene Erſcheinung. Ihr weißes, roſig angehauchtes Geſicht hatte allerdings keine klaſſiſch ſchönen Züge. Die Naſe mit den leicht bebenden Naſenflügeln war ein wenig ſtumpf, der Mund mit der ſtolz aufgeworfenen Oberlippe ein wenig breit. Aber gleichwohl frappirte dieſes Geſicht mit den von langen Wimpern überſchatteten dunkelblauen Augen, das von ſchwerem, glänzend blondem, durch einen goldenen Kamm nach oben gehaltenem Haar umrahmt war, von dem einzelne widerſpenſtige Löckchen auf dem Nacken ſich kräuſelten.

Und wenn Madame Belota ein wenig erregt war, wenn es in ihren dunkelblauen Augen zu wetterleuchten begann, wenn die hohe, wie von einer Künſtlerhand gemeißelte Geſtalt ſich erhob, wenn der halb geöffnete Mund mit der ſtolz geſchürzten Oberlippe die ſchimmernden Zähne ſehen ließ, wenn alles an ihr Leben und Bewegung, aus ihrem ganzen Weſen unverwüſtliche Jugendfriſche ſtrahlte, dann war dieſes herrliche Weib in der That entzückend.

Was Wunder, daß Madame Belota gleich in der erſten Woche ihres Eintreffens in Oleſti ein halbes Dutzend Heiratsanträge erhielt?

Einer ihrer glühendſten Verehrer war der Präfekt des Diſtrikts, Herr Remus Aldean, ein hübſcher, eleganter Mann, anfangs der Dreißiger, mit kohlſchwarzem Lockenhaar und feinen Manieren. Herr Remus Aldean hatte, bevor er als Freier auftrat, im ſtillen Erkundigungen über die materielle Lage der ſchönen Witwe eingezogen und erfahren, daß das einſt bedeutende Vermögen ihres verſtorbenen Gatten ſehr zuſammengeſchrumpft war.

Dieſe unerquickliche Thatſache dämpfte zwar ein wenig die Liebesglut des Präfekten, vermochte aber ſeinen Entſchluß, um die Hand der Frau Belota anzuhalten, nicht zu erſchüttern.

Herr Remus Aldean ſtrebte nämlich darnach, in eine Bojarenfamilie hineinzuheiraten, um hiedurch einen kleinen Makel ſeiner Abſtammung zu verwiſchen. Man munkelte nämlich davon, daß Herr Remus Aldean trotz ſeines urwüchſig lateiniſchen Vornamens der Sohn eines Zigeuners ſei, und böſe Zungen behaupteten ſogar, daß er bis zu ſeinem vierzehnten Jahr dem zwar ehrlichen, aber nicht beſonders ehrenden Gewerbe eines Bärenführers obgelegen.

Dieſen Geburtsfehler durch eine Heirat mit einer den vornehmen Kreiſen angehörenden Dame wenn nicht ganz zu tilgen, ſo doch wenigſtens zu verdunkeln und vergeſſen zu machen, war der ſehnlichſte Wunſch des Herrn Präfekten.

Darum machte auf ihn die Enthüllung, daß Madame Belota über ein nur unbedeutendes Vermögen verfüge, keinen ſonderlichen Eindruck.

Was verſchlug es im Grunde, daß ihm Madame Belota keine reiche Mitgift ins Haus brachte? Standen ihm nicht tauſend Wege offen, um auf eine leichte und bequeme Weiſe Geld in Hülle und Fülle zu verdienen? Wer ein Staatsgut pachten, wer bei einer Vergebung öffentlicher Arbeiten durchdringen, bei der Hypothekenbank eine Anleihe machen, oder ſonſt eine Gunſt vom Staate erhaſchen wollte, der benötigte die Mitwirkung oder mindeſtens die Fürſprache des Herrn Präfekten.

(Fortſetzung folgt.)

Mode.

Von Joh. v. Sydow.

(Schluß.)

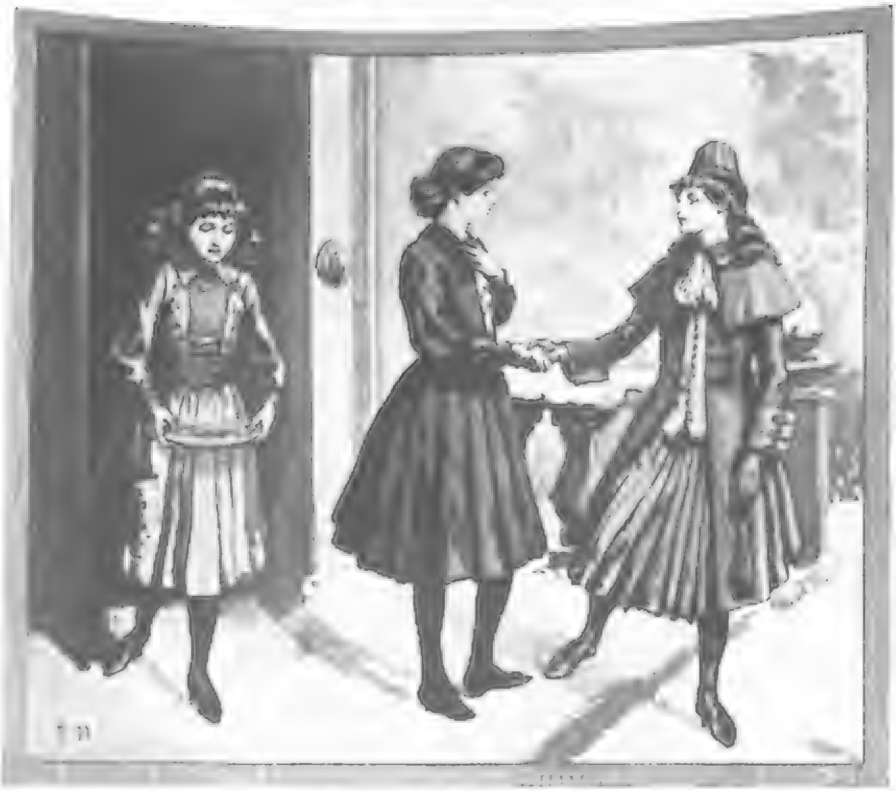
Eine Bevorzugung aller grauen und braunen Töne hängt mit der Neigung zuſammen, die Promenadentoiletten mit gleichfarbigen Pelzen zu garniren, oder mit ungekräuſeltem Straußfederbeſatz, der ſehr apart iſt. Die Modemagazine führen abgepaßte Koſtüme mit Pelz oder Federbeſatz, welche dieſen Geſchmack auch wohlfeiler machen. Neu ſind auch weiche, langhaarige Frieſtoffe und glatte, ſtarke Serges mit breiten Friesſtreifen durchwirkt, ebenſo rauhe, flanellartige Gewebe, mit ſeidenweichen, glatten Streifen in abweichender Farbennuance. Auch für den Schnitt dieſer Kleider iſt die Einfachheit des Empire maßgebend. Der nur an leichte Falten eingerichtete Rock wird meiſt hinten etwas länger geſchnitten und zur Erreichung der Rundung dort einigemal in kurzen Griffen aufgereiht, vorn an den Seiten je einmal aufgenommen, läßt er einen Fond hervortreten, welcher im Madeirageſchmack reich geſtickt iſt, meiſt allerdings ſoutachirt, weil in dieſer Form zweckentſprechende Fonds abgepaßt zu haben ſind. Die Taillen werden vielfach vorn in der Mitte zuſammengenommen durch ein altes Schloß, eine paſſende Spange oder auch ein paar ſchöne, antike, große Knöpfe; ſie öffnen ſich über einer gleichfarbigen oder heller nuancirten Stoffweſte, einem ſeidenen Unterteil oder einer Chemiſette.

Auch in der Kindermode ſind die ſympathiſchen Züge charakteriſtiſch. Nichts Einfacheres als dieſe glatten, pliſſirten Röcke mit den bequemen, durch farbige Weſten oder Jabots belebten Taillen, die ſchlichten Kragen und langen, am Handgelenk eingekrauſten Aermel, und doch Kinderanzüge, deren aparten Eindruck ſich der gute Geſchmack nicht verſagen wird.

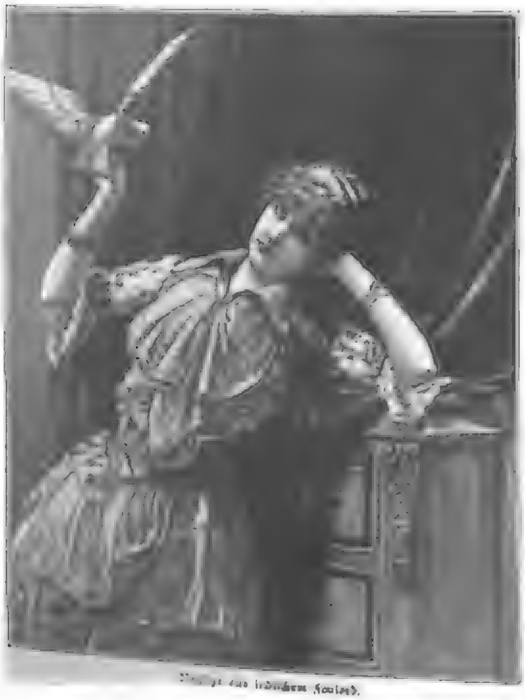
Die Konfektionen wechſeln zwiſchen langen, ſeriöſen Mantelformen, nicht minder langen Paletots und ganz kurzen Jäckchen ab; eine Vermittlung mögen ja vielleicht die kleinen Taillenmantelets bilden, die ihre Enden nach vorn über den Taillenſchluß hinaus, oft bis zur Knielinie, verlängern, jedenfalls aber mehr für das Auge als in praktiſcher Beziehung. Jede dieſer Formen bevorzugt den Pelzbeſatz.

Neben den Arten, welche nie aus der Mode kommen, gilt gelber Biber als fein, und ganz neu iſt die Idee, Konfektionen mit zweierlei Pelzwerk zu garniren. Das geſchieht in dem Nebeneinander regelmäßiger Streifen verſchiedener Pelze oder doch wenigſtens anderer Farben derſelben Art, alſo von grauem und ſchwarzem Krimmer, von hellgrauem und dunkelbraunem Biber, von Sealſkin und nuancirtem Biber, und wirkt ſehr originell. Die mittellangen Kragen mit vorn lang auslaufenden Boas, die ganzen Sealſkinjacken, die Zouaves, die Koſtümgarnituren aus breiter Seitenbahn am Rock, die hochkragigen Schulterſtücke mit langen Vorderteilen, variiren alle dieſe Arten und Farben vor unſeren Augen. Auch hier iſt alle Anmut bei der Jugend, bei den reizenden, kleinen, koketten Launen, welche auch den Pelz einmal ſich dienſtbar machen.

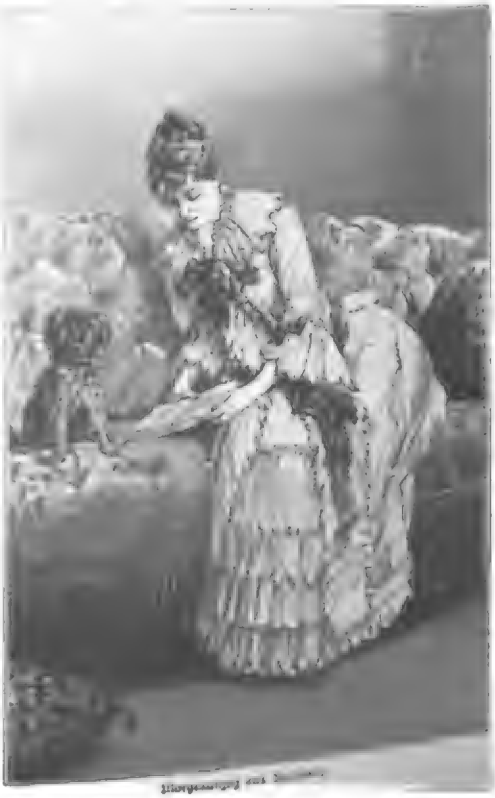
Legitimierter iſt das Anrecht auf Anmut ohne Zweifel beim Hut, und da gibt's auch manches Neue, dem ſie wirklich eigen iſt. Reizende, kleine Theaterhüte aus koſtbaren orientaliſchen Stickereien, Capotformen, bei denen die Kopfe ganz aus gekräuſelten Straußfedern beſtehen, bunte Sammethüte in allen Modefarben und allen Formen, welche die Jugend und ältere Jahre kleiden, Hüte von bezaubernder Pikanterie und von vornehmſter Einfachheit. Sehr modern iſt es, ſolche bunte Sammethüte nur mit ſchwarzen oder weißen Straußenfedern zu garniren und ihnen ebenſolche große Knickſchleifen aus Spitze zu geben. Für die Eisbahn beſtimmt iſt eine Damenmütze mit breitem Schirm nach dem Muſter der neuen deutſchen Marinemützen. Sie werden aus dem Stoff des getragenen Koſtüms gemacht, aus demſelben Fries, demſelben Flanell, nur mit einer bunt geſtickten Borte verſehen, mit welcher auch der äußere Schirm bekleidet iſt. — Da nun aber dieſe winterliche Jahreszeit ſo ganz beſonders den Abenden unter uns, der Kaminecke im warmen, molligen Boudoirs gehört, ſchließen wir nicht, ohne auch aus dieſem Rahmen ein Bild zu geben. Das Negligé, im Sinne der eleganten Frau, bewegt in unſerer Zeit außerordentlichen Luxus. Es legt Beſchlag auf dieſelben Reize, welche der Salon einſchließt, auf die üppigſten ebenſowohl wie auf die ſchmachtendſten Farben, auf die reizendſten Kokettereien, ja junge und geliebte Frauen bekommen Negligés geſchenkt, deren Preis an Narrheit grenzt. Die traditionelle Form dieſer intimen Toilette iſt das lange Gewand aus weichem, ſchmiegſamem Seidenſtoff, vielleicht nilgrün, oder ciel, oder roſa, überflutet von Spitzen, durchſtrömt vom Lieblingsparfum, mit lang dahinziehender Schleppe. Wir bieten heute in unſeren kleinen Modebildern ſchlichtere Modelle. Beide Negligés verzichten auf die Schleppe. Das elegantere Modell aus indiſchem Foulard, rote Blumen auf einem hellgrünen Fond, zeigt den glatten runden Rock ohne jede Garnitur; die dazu getragene, ſich den Körperformen leicht anſchmiegende Matinée iſt mit einem breiten, kaffeefarbenen Spitzenvolant beſetzt, ebenſolche Spitze formt das zwangloſe Jabot, deſſen Gefältel faſt bis zum Taillenſchluß herabfällt. Ein halblanger, weit herabfallender Aermel gibt die Form des Armes frei. — Der Morgenanzug aus Kaſchmir iſt einfacher. Auf ſeegrünem Fond ein feiner Roſaſtreifen, der Rock mit ausgeſchlagenen Volants garnirt, die lang auf den Rock herabfallende, hinten kürzer geſchnittene Matinée durch eine Flut roſa Atlasbandes am Kragen und im Taillenſchluß zuſammengezogen. Auch dieſe Modelle geben wir nicht ohne Hinblick auf gewiſſe Weihnachtswünſche, welche um dieſe Zeit in der Luft liegen. Alle kleinen, eitlen Bräute, alle jungen, geliebten Frauen bilden das Kontingent dieſer traulichen Toiletten intimer Stunden am Kaffeetiſch.



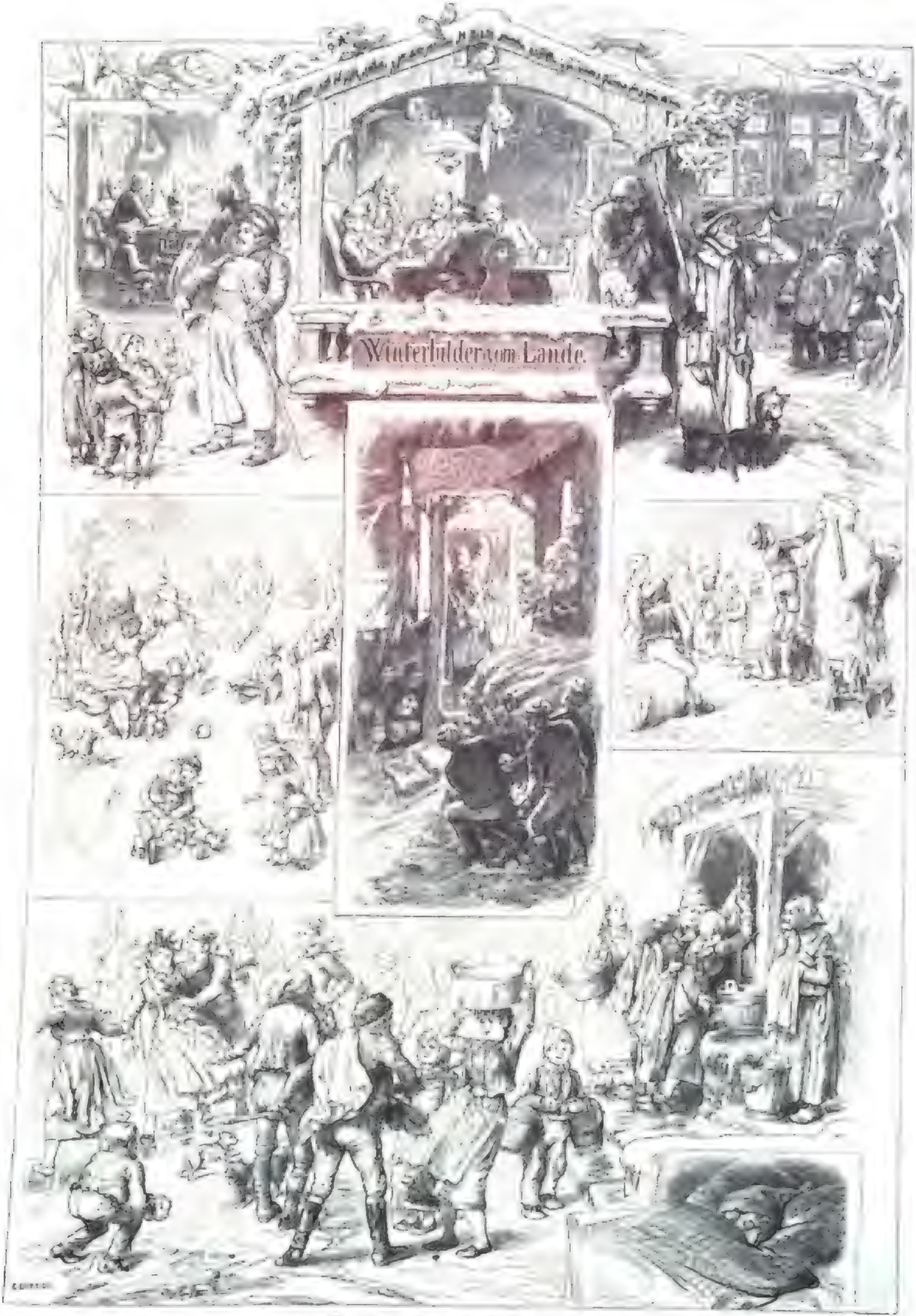
Reizende Mädchenanzüge aus farbigen Wollſtoffen. [illegible]



Negligé aus indiſchem Foulard.



Morgenanzug aus Kaſchmir.


Winterbilder vom Lande.

Originalzeichnung von K. Högler.

Aus dem Muſikleben der Gegenwart.

Von

Heinrich Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein Berichterſtatterſtrike! Doch die Gefahr iſt vorüber. Anfangs November war die Anzahl (oder Unzahl) der Konzerte derart angewachſen, daß alle vorhandenen Berichterſtatterkräfte nicht mehr ausreichten. Am Abend des 12. November gab es nicht weniger denn fünf Konzerte und zwar lauter beachtenswerte: Symphonieabend der königlichen Kapelle unter dem neuen Kapellmeiſter Sucher und mit Joachims Mitwirkung; in der Singakademie Montagskonzert des ganz ausgezeichneten Muſikers und Pianiſten Dr. Biſchoff mit dem trefflichen, beliebten großherzoglich ſächſiſchen Sänger Fr. Schwarz; im großen, prächtig neu hergeſtellten philharmoniſchen Saale Konzert des Berliner Lehrervereins, der ſeit den zwei Jahren ſeines Beſtehens den Ruf des muſikaliſch beſtgeſchulten Männergeſangvereins erlangt hat; in der Garniſonkirche Händels „Meſſias“ mit Mozarts Inſtrumentation, ausgeführt vom Schnöpfſchen Geſangverein mit Frau Müller-Ronneburger und Herrn Hauptſtein, die beide zu den geſchätzteſten Oratorienſängern Berlins zählen; endlich noch ein Kirchenkonzert mit ſehr intereſſantem Programm. War's da zu verwundern, wenn die Berichterſtatter „die Arbeit kündigten“ und erklärten, daß ſie nicht an einem Abend nach drei verſchiedenen Weltgegenden laufen oder fahren könnten, um dann je über zwei gehörte Stücke eines Konzertes zu ſchreiben? Glücklicherweiſe hat ſich die Hochflut ein wenig beruhigt; doch noch immer kommen durchſchnittlich dritthalb Konzerte auf den Abend — und die Hauptberichterſtatter der großen Blätter fragen einander: „Wo gehen Sie morgen hin? Wer wird Sie bei X. vertreten?“

Und wenn doch wenigſtens alle die Konzerte ſtark beſucht wären und man nicht für das Wort „leer“ allerlei Umſchreibungen ſuchen müßte! Aber in dieſem Muſikwinter erfreuen ſich nur die großen Abonnementskonzerte der Gunſt des Publikums, vor allem die philharmoniſchen Konzerte unter Bülows Muſikfeldherrnſtab. Unſer unvergleichlicher Dirigent bietet immer Neues auch in den Kompoſitionen, die man ſchon oft gehört hat; mit ſeiner genialen Auffaſſung, mit ſeinem gründlichen, ernſten Studium dringt er in die Tiefen der Werke und holt Perlen heraus, die bisher verborgen gelegen hatten. Man muß Mendelsſohns A moll-Symphonie und „Hebriden“-Ouverture, Beethovens Siebente Symphonie unter ſeiner Leitung gehört haben, um zu begreifen, wie dieſer Mann bisher ungeahnte Schönheiten entdeckt und wie er das Orcheſter begeiſtert. Der große, neue, prächtige philharmoniſche Saal iſt immer überfüllt. Mit dieſen Konzerten halten die Quartettabende von Joachim und Genoſſen gleichen Schritt. Sie ſind ja auch in ihrer Art das Vollendetſte, und es iſt hocherfreulich, daß die gute muſikaliſche Geſellſchaft ſich ihnen wieder mit Vorliebe zuwendet, nachdem ſie bis vor zwei Jahren nicht mehr die frühere Anziehungskraft geübt haben. Sonderbar, auch bei der Quartettmuſik ſpielt die Mode mit! In den ſiebenziger Jahren mußte alles, was zum „bon ton“ gehören wollte, in den Joachim-Quartetten geſehen werden; damals ſtanden die Leiſtungen noch nicht auf der jetzigen Höhe der unvergleichlichen Vollendung; als ſie dieſelbe erreicht hatten, begann der Beſuch nachzulaſſen. Aber in den ſiebenziger Jahren war Joachim eine politiſch merkwürdige Perſönlichkeit, ein Mann, der dem Kultusminiſter von Mühler entſchieden entgegentrat und die Oberhand behielt; zehn Jahre ſpäter war er nur — der große Muſiker!

Unmittelbar nach dieſen beiden oberſten Kunſtgaben kommen die Oratorien der „Singakademie“ und des Sternſchen Geſangvereins, die in dieſer Richtung dem Hörer die höchſten Genüſſe bieten; dann noch andere Abonnementskonzerte, denen auch zahlreiche Freunde und Gönner ihr Scherflein zollen.

Da nun die Vorbeſtellungen für alle angeführten Konzerte den verſchiedenartigen Muſikfreunden gleich zu Anfang des Winters ſo bedeutende Unkoſten verurſachten, ſo läßt ſich hieraus einigermaßen erklären, daß die Konzerte, welche nur Soliſtenleiſtungen bieten, immer weniger Zugkraft üben, und daß nur der immer bejubelten, nie genug gehörten Marcella Sembrich die Hörer den großen, an dreitauſend Menſchen faſſenden Philharmonieſaal füllen. Aber unerklärlich bleibt es doch, daß ein außerordentlicher Künſtler wie Gura, der im verfloſſenen Winter alle Hörer — Kenner wie Laien — entzückt, begeiſtert hat, der auch in dieſem Jahre die faſt nie gehörten Schubertſchen Geſänge „Greiſengeſang“ und „Prometheus“ tief ergreifend vortrug: daß Gura nicht den kleineren Singakademieſaal ganz voll vor ſich ſah! Uebrigens hat dieſer merkwürdige Künſtler nicht wenig Verwirrung in die Köpfe anderer berühmten Sänger gebracht. Weil er, der auf der Bühne reiche Lorbeeren gewann, auch im Konzertſaale das Höchſte leiſtet, glaubten ſie, es ihm gleichthun — zu müſſen. Schon im verfloſſenen Winter kam Reichmann aus Wien, gab einen Liederabend bei Kroll, in welchem er immer die Noten vor das Geſicht hielt und den Schnurrbart zupfte; der Künſtler, der in ſo vielen Rollen wirklich entzückend ſingt, erſchien an jenem Abend wie ein Tiſchler oder Gardeoffizier (in Zivil) mit imponierendem Aeußern und ſehr ſchöner Stimme. In dieſem Winter trat der königlich ſächſiſche Kammerſänger Bulß öfters als Liederſänger hervor. Seine wunderſchöne Stimme und ſehr gut gebildete Technik ſichern ihm immer den Erfolg beim großen Publikum; aber gewiſſe theatraliſche Manieren des Vortrags laſſen keine künſtleriſch abgerundete, einheitliche Leiſtung zu ſtande kommen; dabei ſingt er mitunter neben Schubert, Schumann und Löwe (die ſich ſo nicht immer ganz gewogen zeigen) recht unbedeutende, auf momentane Wirkung berechnete Lieder, die der Kunſtbetrachtung nicht den geringſten Anhalt bieten. Es gab ein Konzert im großen Saale der Philharmonie; nach meinen oben ausgeſprochenen Beſchreibungen und Betrachtungen wird der Leſer den geldlichen Erfolg einigermaßen ſelbſt abſchätzen können. Endlich kam auch noch der bayriſche Kammerſänger, der gute, liebe Franz Nachbaur aus München, der liebenswürdige Künſtler, der vor Jahren in verſchiedenen Rollen bei Kroll glänzte, aber niemals den Konzertboden betrat; der wollte nun auch Lieder ſingen und gab Beweiſe, daß man nicht beiläufig dreißig Jahre — er iſt 1835 geboren — „ungeſtraft unter Palmen wandelt“, das heißt, daß er nicht ſo lange ausſchließlich Bühnenſänger ſein und dann mit einemmale mit voller Sicherheit in den Eichenhain des deutſchen Liedes treten kann.

Während nun manche bedeutende Sänger durchaus nicht alt werden wollen, bietet eine große Künſtlerin das ganz merkwürdige Schauſpiel, daß ſie durchaus vor der Zeit als alt gelten will: Marianne Brandt hat hier in Berlin „das letztemal vor ihrem Rücktritt in das Privatleben“ geſungen und den feſten Entſchluß kundgegeben, nicht mehr öffentlich aufzutreten. Und ſie ſingt jetzt ſchöner, edler als je! In früheren Jahren neigte ſie zum leidenſchaftlichen Uebertreiben der hohen Töne; in dieſem Jahre ließ ſie ihre Stimme im weichen, ſchönſten Klang ertönen, und der Vortrag war von echteſter hochkünſtleriſcher Innigkeit und Einheitlichkeit. Selbſt frühere Gegner oder kühle Lober mit Vorbehalt zollten ihr dieſen Winter unbedingte Anerkennung. Und doch iſt ſie fortgezogen und wird ſich in Wien als Geſangslehrerin niederlaſſen! Schon im ſechzehnten Jahrhundert komponierte der große Orlando Laſſo (Roland de Lâtre) ein vierſtimmiges Lied, deſſen Text mit den Worten beginnt: „Es thut ſich alles verkehren in dieſer letzten Zeit!“

Verkehrt war auch das Unternehmen der ſonſt ſehr achtenswerten Beſitzer des Konzerthauſes, daß ſie durch das „Internationale Konzertbureau“ den Bülow-Konzerten neue Konkurrenz boten und in ihrem Saale Abonnementskonzerte anberaumten. Und noch verkehrter erſcheint es, daß ein ſehr bedeutender Dirigent, der junge Kapellmeiſter des Leipziger Theaters, Nikiſch, ſich bereit finden ließ, dieſe Konzerte zu führen. Er iſt den Kennern noch vom Jahre 1884 her in beſter Erinnerung: am Vorabend der Eröffnung des Neuen Gewandhauſes führte er die Oper „Triſtan und Iſolde“ auf, und ſelbſt ganz entſchiedene Gegner des Werkes, altklaſſiſche Direktoren frommer Vereine, äußerten ihre vollſte Anerkennung des jungen genialen Kapellmeiſters, der aus dem Gedächtnis und mit voller Ruhe und Sicherheit dirigierte! Um ſo unbegreiflicher iſt es, daß er nicht bedachte, daß ein zwar aus guten Muſikern beſtehendes, aber außer aller künſtleriſchen Leitung befindliches Orcheſter, wie das des Konzerthauſes, nicht mit zwei oder drei Proben auf die Höhe des philharmoniſchen gebracht werden kann, das ſeit Jahren unter Joachim, Rudorff geſchult war und jetzt durch Bülow zu ſteten Siegen vorwärts ſchreitet. Bülows einſtige Meininger Kapelle beſtand auch nur aus guten Muſikern, aber er hat ſich erſt Jahre hindurch ihrer Ausbildung gewidmet; ſie kannte keinen andern Vortrag als den von ihm vorgeſchriebenen und bis in jede Einzelheit ſtudierten. Wie konnte Nikiſch das unbeachtet laſſen! „Es thut ſich alles verkehren in dieſer letzten Zeit.“

Ueber die Oper hoffe ich in einem nächſten Briefe ſchreiben zu können. Bis jetzt iſt nichts Bemerkenswertes zu melden.

Die Porta Weſtfalica.

(Hiezu das Bild Seite 273.)

Auf der Fahrt durch die norddeutſche Tiefebene nach dem ſchönen Rheine zeigen ſich zuerſt bei Hannover dem Auge des Reiſenden ſüdlich in der Ferne dunkle Bergketten, die allmählich ſich nähern, je weiter die Bahn nach Weſten führt. Immer deutlicher treten die Umriſſe des langgeſtreckten Gebirges hervor, bis hinter Bückeburg ein tiefer Einſchnitt die lange Flucht des Höhenzuges unterbricht: die weltbekannte und neuerdings in Verbindung mit dem ſchönen Gedanken eines hier zu errichtenden Denkmals für unſern dahingegangenen Heldenkaiſer Wilhelm I. ſo oft genannte Porta Weſtfalica. Unzähligemal beſungen, wurde ſie namentlich von Freiligrath in ſeinem „maleriſchen und romantiſchen Weſtfalen“ meiſterhaft geſchildert. „Wer von euch,“ ſo ruft er aus, „ſtand bei Sonnenuntergang auf der Weſerbrücke bei Minden? Unter ihm ſchießt der Strom hinweg in die weite Fläche des Tieflandes, wenn er aber das Geſicht ſtromauf wendet, ſo ſieht er die Berge, die der Prall der Waſſer vor Jahrtauſenden durchbrochen, ſieht vor ſich das Felſenthor, durch welches hindurch der Fluß aus dem Gebirgsland in die Ebene ſich ergießt. Das iſt die Porta, die alte Weſerſcharte, und wer ſie ſo geſehen hat, nach mühſamer Durchwanderung des Flachlandes, felſig und waldig, von den heißen, ſehnſüchtigen Tinten eines Sonnenunterganges magiſch beleuchtet, wohl ſchlug dem das Herz hoch auf vor Freude, und er lauſchte hinab in das murmelnde Plaudern des Fluſſes, der alle Märchen und Heimlichkeiten des eben verlaſſenen Waldgebirges ihm erzählen zu wollen ſchien.“ In ſolcher Stimmung war's, als ich die Porta erblickte, und demnächſt den ſagenumwobenen Wittekindsberg, die weſtliche Pfortenſäule hinaufſtieg, um von der Plattform des Turmes ins weite Land zu ſchauen. Welch ein Anblick! Nördlich das Flachland bis zum Meere, mit ſeinem bunten Gemiſch von Städten und Dörfern, Wieſen und Feldern, durchſchlängelt von dem Silberfaden des Stromes, ſüdlich ein noch bunteres, von Wald und Fluß mannigfach belebtes Gebiet und zwiſchen beiden, kräftig und langgeſtreckt in hellem Sonnenglanze, der bunt bewaldete Rücken des Gebirges. Nicht minder maleriſch iſt die Ausſicht von dem öſtlich der Pforte ſich aufthürmenden Jakobsberg, welcher von der Weſer nur durch den Bahnkörper getrennt iſt und zu deſſen Höhe, an mächtigen Felsbrüchen vorbei, die den berühmten Portaſandſtein liefern, ein Schlangenweg hinaufführt. Von hier aus genießt man einen lohnenden Blick auf das intereſſante Profil des Wittekindsberges, das tief unterhalb liegende idylliſche Hausberge, weiterhin — über das Stromthal und den vielbeſuchten Kurort Oeynhauſen hinweg — auf die mächtigen Gebirgsmaſſen des Teutoburgerwaldes.

Das iſt der Eingang in das Land, deſſen Los es, wie Freiligrath ſagt, ſeit Jahren war, zu wenig beachtet und geprieſen zu werden.

Als den köſtlichſten Schmuck aber ſeiner Heimat ſieht der Weſtfale eben dieſe Eingangspforte mit den anſchließenden Gebirgszügen an, über welche die ſchaffende Natur, ehe ſie in der Ebene ausruht, noch einmal den vollen Reichtum und die ganze Fülle landſchaftlicher Schönheit ausgegoſſen hat. Im Bilde, namentlich im ſchlichten Schwarz auf Weiß, laſſen ſich dieſe landſchaftlichen Reize freilich nur ſehr ungenügend andeuten. Insbeſondere ſagen die langgeſtreckten Formen der Geſamtanſicht dem Stifte des Künſtlers weniger zu, und unſer Zeichner hat ſich daher auf die eigentliche Porta beſchränkt, indem er uns den Durchblick von Süden her mit dem kaum eine Stunde entfernten Minden bietet.

Als nun der Gedanke angeregt wurde, zur Erinnerung an den dahingeſchiedenen Heldenkaiſer Wilhelm ein Denkmal der Provinz Weſtfalen auf einer Bergeshöhe zu errichten, wurden gar manche Höhenpunkte hiefür in Vorſchlag gebracht, aber keiner fand ſo lebhaften Beifall in den weiteſten Kreiſen, keiner iſt in der That ſo geeignet zu einem Wahrzeichen vaterländiſcher Erinnerung als der weithin ſichtbare, fern von dem unruhigen Gewühl einer Stadt und doch unmittelbar an einer Weltverkehrsſtraße belegene und dadurch leicht erreichbare Berggipfel am Eingange der Provinz. Bietet er doch neben all den geſchilderten Vorzügen eine Fülle geſchichtlicher Erinnerungen. Hier war es ja, wo einſt Armin, der Befreier, deſſen Standbild mit dem gezückten Schwert vom Teutoburgerwald herüberwinkt, die Macht der römiſchen Eroberer brach; hier hat der Sachſenherzog Wittekind den eindringenden Franken unter Karl dem Großen langen, hartnäckigen Widerſtand entgegengeſetzt, bis er ſich dem Chriſtengotte beugte und von hier chriſtliche Kultur verbreitete. Hier wiederum, nördlich der Porta, war es, wo in der denkwürdigen Schlacht des ſiebenjährigen Krieges die Franzoſen vollſtändig unterlagen, und durch dieſe ſelbe Pforte iſt ein Jahrhundert ſpäter König Wilhelm mit ſeinen waffenfrohen Scharen zum Kampf gegen jenen Erbfeind des deutſchen Volkes hinausgezogen, um als ruhmgekrönter deutſcher Kaiſer heimzukehren.

So möge denn auch hier ihm, dem Befreier und Einiger des deutſchen Reiches, dem ſiegreichen Helden und ſtarken Friedenshort, ein würdiges Denkmal erſtehen als ein Wahrzeichen der Dankbarkeit des deutſchen Volkes und zur bleibenden Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit.

Winterbilder vom Lande.

(Hiezu das Bild Seite 277.)

Der Herr Pfarrer, der Bürger- und der Schulmeiſter nebſt dem Wirt — das ſind die hervorragenden Männer im Dorfe. Wie billig, wurde ihnen daher auch im Bilde die erſte Stelle angewieſen; — wir dürfen's mit ihnen nicht verderben! An den kurzen Wintertagen aber iſt das beſte der lange, gemütliche Abend, daher wir auch mit dieſem oben anfangen. Daß ein harmloſer Rams mit und ohne Bemogeln ſeine großen Reize hat, wenn auch oder weil nicht ſo viel geiſtige Anſtrengung und ſchlaue Berechnung dazu gehört wie zu dem an Feinheiten reichen [illegible], ſteht außer Frage; daß ſich aber der Herr Pfarrer, der Wirt und Bürgermeiſter in einer Perſon und auch der Herr Schullehrer ſchon morgens auf ihn freuen und heimlich die dämmernden Minuten zählen, bis die Stunde des Miſchens und Gebens ſchlägt, das können wir, wenn es auch Leute gibt, die es vermuten, nicht mit ausreichenden Belegen erhärten. Sicher iſt, daß die Genannten jeglichen Abend zur feſtgeſetzten

Stande dem Kämmlein zu brönen beginnen und keiner jemals eine Minute zu ſpät kam oder eine früher davonging als bis zur eiſernen Stunde, es ſei denn etwa ein Brand ausgebrochen oder beim Schulmeiſter daheim jählings ein Kindbett eingetreten, in welchen Fällen man denn höchſtens noch zweimal herumgeht. Dieweil ſie nun ihr Sümmchen ſetzt und ſonders auſs Kamin gerichtet und die Frau Wirtin und Bürgermeiſterin beim Strickſtrumpf ſanft in ſich ſelber verſunken, findet das wackere Gretle die benötigten unbewachten Augenblicke, um dem draußen im Schnee harrenden heimlichen Schatz von der Laube aus eine äußerlich froſtige, aber innerlich deſto heißere Audienz zu geben. Die beiden Kätzlein laſſen das verführeriſche Beiſpiel nicht unbeachtet vorüber gehen. — Der Nachbar zur Linken bietet im Kreiſe der Familie ein anderes Bild. Dem Wirtshausbeſuche wenig hold, widmet er die Mußeſtunden der Winterabende geiſtiger Stärkung und Erbauung. — Auf der andern Seite hat eben der eine der heiligen drei Könige, der große Kaspar, ſeinen weitleuchtenden Stern aufgepflanzt und mit ſeinen gekrönten Genoſſen Melcher und Balthes in zähneklappernden Tremolo ſein Terzett angeſtimmt:

„Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie eſſen, ſie trinken aber zahlen nicht gern."

Aus den gefrorenen Fenſtern und hinter denſelben lauſcht Alt und Jung den durch die Nacht hallenden Klängen, und ſie laſſen ſich, einfach angelegt, wie ſie bezüglich ihrer Gehör- und Gefühlsorgane ſind, ihren Genuß auch durch das bekannte Gekrähe nicht ſtören, das der weiland Hieronymus Jodl, jetziger wohlbeſtallter Nachtwächter, genannt der „alte Schorſ", ſeinem Horn entlockt, wodurch das Vokalkonzert der heiligen drei Könige zu einem ſolchen „mit Hornbegleitung" geſtempelt wird.

Im Mittelbilde verlaſſen eben drei ahnungsloſe Dorfengel mit ihren Rocken die Spinnſtube, welchen Moment eine Anzahl von Verehrern zu einem Ueberfall auserſehen hat. Noch einen Augenblick, und die aufgeſchichteten weißen Kugeln ſauſen durch die Luft, fahren, mit Klatſchen explodierend, auf krampfgeſpannte Nacken. Röcke und Bänder fliegen, helles Geſchrei ertönt, Gelächter, Gewieher, plauderndes Handgemenge, ein und der andere kurze Schmatz, Schimpfen, Gelufer, dann das Geknarre verſchiedener Hausthüren, und nun ringsum wieder Ruhe der Nacht und: — Tut — tut — tut. Das wäre die Nachtſeite der Sache.

Nun zum Gegenſtück. Lockt der Wächter der Nacht mit ſeinem melancholiſchen Horn keine Katze hinter dem Ofen hervor, ſo läßt ſich ſolche Erfolgloſigkeit der Wächter der ſtaatlichen Ordnung und dörflichen Gebote, der Polizeidiener, nicht nachſagen. Angethan mit den Attributen ſeiner Würde, der tellerdeckelen Kappe, dem militäriſchen Mantel und dem grimmen Säbel an der Seiten, jeder Zoll ein ehemalig gewieſener Kriegsgewaltiger, ſchwingt er mit Macht die lärmende Schelle und verkündet mit weithin ſchallender Wichtigthuerſtimme den Inhalt des bürgermeiſterlichen Ukaſes, den in verſtändnisinniger Gemeinſchaft mit einem reſpektverwandten Knirps die Linke umklammernd hält. Wahrſcheinlich handelt es ſich um eine höchſt bedeutungsvolle Sache, etwa um ſofortiges Schneeſchaufeln auf der Landſtraße.

Drunten geht's weniger pathetiſch zu. Die fröhliche Jugend freut ſich der glatten Schlittenbahn. Sauſend fliegen ſie die abſchüſſige Straße herunter, alles im Wege Befindliche fort- oder umreißend oder daran ſcheiternd. Armes Mariele mit deinem Korb voll Kartoffeln oder Aepfeln auf dem Kopfe! Von den ſchmerzenden Beulen wollen wir gar nicht reden, kriegſt du nur deine weithin rollenden Knollen wieder! Und zu dem Schaden haſt du auch noch den Spott der alten giftigen Kluge.

Drüben bauen die Knaben den herrlichen Schneemann. Auf dem Rücken des Peterle findet das künſtleriſch beanlagte Hermännle den ſchöpferiſchen Standpunkt, um mit gewaltiger Hand und ein paar Kohlen dem toten Koloß den Adel des Menſchenangeſichts aufzudrücken, ihm ſozuſagen die Seele einzuhauchen, während das nicht viel minder beanlagte Fränzle demſelben zur letzten Vollendung der Form den Hinterteil behobelt. Da ſteht er nun herrlich und groß in erhabener Verſteinerung. Doch was iſt irdiſche Größe! Ein Tag nur, und er iſt noch ein Klötze, den zweiten iſt nichts mehr vorhanden, kaum weiß man mehr, wo er geſtanden!

So kommt man ſelbſt im Dorfe zum Philoſophiren — und — Reimen. Laſſen wir beides und verfolgen unſern eingeſchlagenen Weg ohne weitere Sentimentalität. Da kommen wir weiter unten zu dem dörflichen Platz, den rechts der gemeinſame Ziehbrunnen flankirt. Hier mengen die Bilder ſich bunt durcheinander. Trotz des Verbotes der hohen Obrigkeit hat ſich da eine ſpiegelnde Schleifbahn gebildet, auf der ſich Alt und Jung fröhlich tummelt. Den Schulbuben und den kleinen Mädchen könnte der aufgedeckte Schnauzbart des Dorfpolizeigewaltigen und die Kanonade ſeiner rauh aufgeſpeicherten Wettern und Flüchen zwar weniger imponieren, als ſein handlicher Knüttel es für Momente wenigſtens vermag, aber die ſtärkere Jugend iſt dieſem Schrecken leider entwachſen. Daher läßt er ſich lieber gar nicht ſehen, denn es iſt nichts ſchändlicher als nicht reſpektierte Autorität. So fliegen ſie denn ungeſtört hin, Mädchen und Burſchen. Vorne die, das iſt das Kathle. „Natürlich!" Immer vorne, bei der Arbeit, beim Eſſen und beim Vergnügen, immer ſelb dabei, wenn auch weniger graziös als ſolid. Dann kommt die Freundin, die Anne, die dem Burſchen als was ganz Beſonders in der Naſe ſteckt, und es iſt wohl nicht ganz ohne Abſicht, daß ſie der eine auf der Bahn eingeholt und ſo aus dem Gleichgewicht gebracht hat, daß ſie, unwillkürlich nach einem Haltpunkt greifend, in die geöffneten Arme des Burſchen fällt, die ſie, nach allem zu ſchließen, wohl nicht ohne herzlichen Druck wieder entlaſſen werden, eine Annahme, welche in dem Nachfolger offenbar auf die Stirne geſchriebene genußbeneidende Gedanken hervorruft. Da könnt' ein Romänchen draus werden, wer weiß! — Im Vordergrund kommt das hübſche Gretle mit einem Zuber voll Waſſer auf dem Kopfe harmlos vom Brunnen getrippelt. Da ſchreit's plötzlich dicht vor ihr mit rauher Stimme: „'s Geld oder 's Leben!" und ein Dreiſchlegel ſtarrt ihr entgegen. Ach der Schrecken! Zurückfahrend bringt ſie ihr Waſſergefäß aus dem Gleichgewicht, und die eiskalte Flut plätſchert ihr über Bruſt und Schürze. Alter Juxvogel du, was biſt du für 'n Flegel, ſo 'n liebliches Kind zu erſchrecken! Aber ſie nimmt es nicht ſo krumm, das Gegenteil eher, denn auf dem Dorfe verſteht man Spaß von noch viel derberer Art. Auch der kleine Matheisle mit ſeinen zwei Eimern, die mit ihm zum Brunnen gehen, ſowie das nebenhergehende Schweſterchen Evele amüſiren ſich offenbar darüber. — Und, und der alte Krautmichele, der vor dem Ziegelplattenläter geht, iſt auch noch zu einem Scherz aufgelegt. Von hinten ſollte man ihm das gar nicht anſehen und von vorne vielleicht auch nicht. Die Mütze hat er über die Ohren heruntergezogen, der Mund hat wohl kaum noch die nötigen Zähne, die Pfeife zu halten, und er iſt überhaupt ein ſchlottriger Alter. Drüben am Brunnen ſteht, klappernd vor Froſt in ihren Holzpantoffeln, eine Altersgenoſſin, die hat er zum Scherz ſich erwählt. Mit der linken Hand nach der glatten Schleifbahn deutend, fragt er, warum ſie da ſtehe und nicht mitmache beim Schleifen und den ſich ergebenden Konſequenzen, wie ſie die einander in die Arme Fallenden zeigen. Vergnüglich grinſend zahlt ſie die Fopperei heim, wie ſich gehört, mit gehörigen Zinſen. — Am Brunnen aber zieht das Vevele aus Leibeskräften an der eisumglaſten Kette, die den ſchweren Waſſereimer aus der Tiefe hebt. Das macht ihr viel Not. Wenn aber ein hübſch jung Mädel in Not iſt, da iſt die Hülfe auch gewöhnlich nicht fern. So ſtellt ſich auch hier ein chriſtlich fühlender Jüngling ein, ihr ziehen zu helfen. Es ſcheint aber darum kaum ſchneller zu gehen, ſie ſchauen ſich zu ſehr in die Augen, und das ſoll eine zeitraubende Beſchäftigung ſein, der andere Handierungen nicht gleichen wollen.

So ſpielt ſich der kurze Wintertag in wechſelnden Bildern herunter. Aber das Beſte, das Allerbeſte am Winter ſind doch die langen, einſamen Nächte, drum kommen an ſie wir zuletzt. Wenn man im Schmucke der geſpitzten Schlafmütze, über Schultern und Hals herauf bis zur Naſe die warme Federdecke gezogen, ſo wie im Bilde unten das Bäuerlein daliegt und mit Bewußtſein dem Schlafe ſich hingibt, und es ginge im Kopfe auch irgend ein ſtörender Gedanke herum, ſo wäre es ſicher nur der: warum man kein Dachs iſt, daß man den ganzen lieben langen Winter ſo fortſchlafen könnte.

R. L.

Unſer Jubiläum.

Von

Guſtav Karpeles.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Alle Welt feiert heutzutage Jubiläen, gleichviel ob berechtigte oder unberechtigte, zwanzig- oder dreißigjährige, ja ſelbſt fünfundzwanzig- und fünfundvierzigjährige. In einer ſolchen jubiläumsluſtigen Zeit iſt die Feier eines zweihundertjährigen Gedenktages gewiß eine hohe Seltenheit, und ſie bedarf da auch nicht der geringſten Rechtfertigung. Ein ſolches Jubiläum feiern aber wir, das heißt die Zeitſchrift „Ueber Land und Meer", in dieſem Jahr, und wenn der Schreiber dieſer Zeilen ſich auch zu dieſem „Wir" rechnet, ſo geſchieht dies in dem Vollgefühl des Stolzes, zwanzig Jahre hindurch ein ſtändiger und treuer Mitarbeiter des Unternehmens zu ſein, das ſich in der angenehmen Lage befindet — wenn auch nur im weiteren Sinne, das heißt in ſeinen Vorgängern — auf ein ſo ehrwürdiges Alter zurückblicken zu dürfen.

Denn wie geſagt, gerade zweihundert Jahre ſind es, daß zu Leipzig die erſte belletriſtiſche und illuſtrirte Zeitſchrift erſchienen iſt, — und nun ſage einer noch, wir hätten kein Recht, „unſer Jubiläum" zu feiern! Von dieſer Zeitſchrift, ihrem Herausgeber und ihrem Inhalt, möchte ich nun heute unſeren Leſern einiges erzählen.

Chriſtian Thomaſius, der große Vorkämpfer deutſchen Geiſtes und deutſchen Weſens, der große Befreier unſerer Wiſſenſchaft von aller Pedanterie und allem Zopf, der kühne und freie Schriftſteller, war es, der dieſe Zeitſchrift zu Anfang des Jahres 1688 begründete. Und es iſt ein Glück für den Journalismus, daß man mit Stolz und ohne Einſchränkung ſagen kann: ſein Begründer iſt ein Charakter in des Wortes edelſtem und höchſtem Sinne geweſen, ein entſchloſſener, mutiger Charakter, deſſen Eigenart er auch in dem großen Werk bewährte, wodurch er eigentlich allein der geiſtige Vater des deutſchen Journalismus geworden iſt.

Man kann ſich wohl kaum denken, welch ein ungeheures Aufſehen in ganz Deutſchland damals das erſte Heft dieſer neuen Zeitſchrift erregte. Dieſelbe erſchien in klein Oktav unter dem Titel:

> „Schertz- und Ernſthaffter, Vernünfftiger und Einfältiger Gedanken, über allerhand Luſtige und nützliche Sachen und Fragen. Erſter Monat oder Januarius in einem Geſpräch vorgeſtellet von der Geſellſchaft derer Müßigen. Frankfurt und Leipzig, Verlegts Moritz Georg Weidmann Buchhändler, 1688."

Die neue Zeitſchrift hatte einen entſchieden populären Charakter. Schon die Vorrede kündigte eine förmliche Revolution in der ſchönen Litteratur an. Sie iſt an die Herren „Tarbon und Dartuffe" gerichtet: das ſoll heißen Barbon und Tartuffe, bekanntlich die beiden berühmten Charaktere von Balzac und Molière. An die Pedanten und Scheinheiligen wendet ſich der ſtreitbare Thomaſius alſo zuerſt in ſeiner neuen Zeitſchrift, die angeblich von einer „Geſellſchaft der Müßiggänger" herausgegeben wird. Dieſe Geſellſchaft ſoll aus vier Perſonen beſtanden haben. Der eine iſt ein Kavalier, der in ſeiner Jugend ſtudiert hat, nachher in den Krieg gegangen und nun, da er dort verwundet worden, ganz ſeinen Studien lebt. Der andere iſt ein Juriſt und der dritte ein Handelsherr, der zu ſeinem Vergnügen das Studium der Philoſophie treibt, der vierte ein Schulmann. Alle kommen bald zu der Ueberzeugung, daß es genug gelehrte Sozietäten und ſtreng wiſſenſchaftliche Bücher gebe, daß es aber beſſer wäre, wenn man die hochdeutſche Sprache etwas mehr pflegen und der großen Maſſe des Volkes angenehme Unterhaltung zuführen möchte.

Die erſte Zeitſchrift bewegt, wie ſchon Robert Prutz bemerkte, gewiſſermaßen ein dramatiſches Element. Der ganze Inhalt wird durch Geſpräche ausgefüllt. Die vier Freunde treffen ſich in einer Landkutſche, mit welcher ſie von Frankfurt am Main nach Leipzig zur Neujahrsmeſſe fahren. Auf dieſer Reiſe unterhalten ſie ſich über die neueſte Litteratur, und einer von ihnen hat die Kühnheit, zu ſagen, daß er Romane der wahren Geſchichte vorziehe, „abſonderlich die kleinen Franzöſiſchen". Da bietet ſich nun reiche Gelegenheit, über das Romanweſen, über die Franzoſen und die franzöſiſche Galanterie ſich zu unterhalten, und ſchließlich wird die Frage aufgeworfen, welche Bücher man überhaupt leſen ſolle. Den Sieg über alle Fakultäten und ihre Werke trägt ſchließlich der Romanliebhaber davon, und damit iſt die Tendenz der neuen Zeitſchrift genügend charakteriſirt, deren erſtes Heft einen ſeltſamen Abſchluß hat: der Wagen, in dem ſich die vier Reiſenden befinden, fällt nämlich um, und ſie fallen alle in den Schnee, „daß alſo ihr angefangener Discours damahl ein unangenehmes Ende nehmen muſte, oder, damit ich nach der Invention anderer Teutſchen Scribenten die Sachen zierlicher gebe: ihr Discours nahm ein betrübtes ENDE".

Schon nach dieſer flüchtigen Skizze kann man ſich nun wohl ein Bild von der ungeheuren Wirkung entwerfen, welche dieſe Zeitſchrift in Deutſchland hervorbringen mußte, wenn man bedenkt, daß alle gelehrten Schriften bisher in lateiniſcher Sprache erſchienen waren. Auch die einzige Zeitſchrift, die „Acta eruditorum", erſchien in Latein. Romane, Schauſpiele und dergleichen wurden in ſolch gelehrter Geſellſchaft überhaupt nicht erwähnt. Und nun kam auf einmal ein deutſcher Profeſſor und ſtellte die Sache vollſtändig auf den Kopf. Dinge, an welche man bisher nur mit Schauer und Ehrfurcht gedacht hatte, wurden von ihm mit leichtfertigem Scherz abgefertigt, andere wieder, an die man kaum heimlich zu denken wagte, wurden hier offen und ehrlich mit vollem Namen genannt. Und dies alles in einer Form, die von der bisher gebräuchlichen himmelweit verſchieden war. Die ganze Zeitſchrift trug entſchieden einen novelliſtiſchen Charakter und übte auf das Publikum, das des trockenen Tons nun einmal ſatt war, einen außerordentlichen Reiz aus. Schon der Anfang des zweiten Heftes enthält ſo etwas wie eine Novelle, und zwar eine Art parodiſtiſcher Novelle, die das Geſpräch des erſten Heftes fortſetzt und mit folgender humoriſtiſch-mythologiſchen Schilderung beginnt:

„Madame Thetis ließ allbereit den Tiſch decken, und die Tritones trugen die Teller zu, daß dieſelben bey zeiten gewärmet würden; die Waſſer-Nymphen aber präparirten ein mit Kümmel und Vermeigen zugerichtetes Fußbad, damit, wenn Monsieur Phöbus, welcher kaum noch 100 Schuh vom Geſtade des Meers war, anlangte, er nicht lange auff ſeinen Abend-Imbeiß warten dürffte, als zwiſchen Frankfurt und Leipzig auff der Land-Straße 4. Perſonen im Schnee herumkrochen, davon der eine ſich bald auf die Beine machte, und den Kutſcher, ſo ihn umgeſchmiſſen, wegen ſeiner Nachläſſigkeit, ausſchalte; der andere aber lachete und ſchüttelte den Schnee von ſeinen Kleidern; der dritte war weder zornig noch freudig, ſondern ſtund in ſeiner ſelbſt Gelaſſenheit ſo da, und half dem vierdten aufſtehen, der ſich ſehr erbärmlich gehabte, weil er nicht alleine den Arm ſehr zerſchellert, ſondern auch ein großes Loch in den Kopff gefallen hatte."

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß dieſer vierte, den der Autor ſeinen Unwillen ſchon dadurch empfinden läßt, daß er ihm ein Loch im Kopf zuteilt, die humoriſtiſche Perſon, der Vertreter des Zopftums und der akademiſchen Pedanterie, iſt. Nachdem die vier ſich wiederum friedlich beiſammen am wohlgedeckten Tiſch niedergelaſſen, beginnen die Geſpräche von neuem, und zwar über Politik und Litteratur, über Frauen, über Journalismus und andere Dinge.

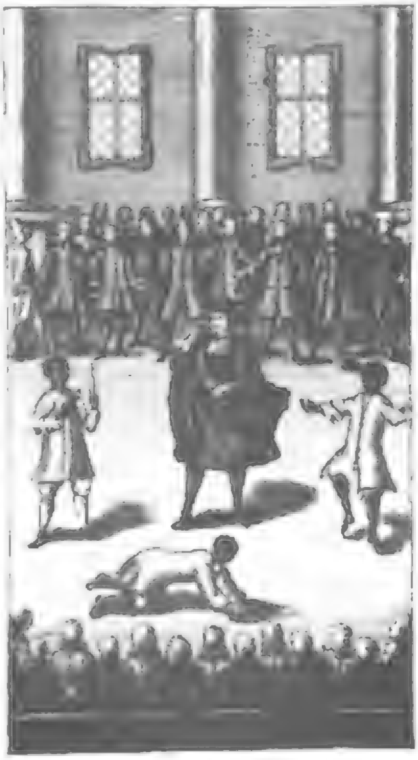
Ein poetiſcher Erguß von Bedau, den Thomaſius ſogar in deutſchen Verſen „vermutterſpracht", unterſucht eingehend die Eintönigkeit der proſaiſchen Geſpräche. Auch dieſe Verſe ſind überaus bezeichnend für das ganze Unternehmen. Sie lauten folgendermaßen:

„Nichts macht diß Buch verhaßt, als daß es nicht kan heucheln,
Und den Unwürdigen mit falſchen Namen ſchmeicheln.
Dieß iſt es, daß die Gunſt der Klügner ſo erſchreckt,
In deren Schul-Pelz doch ein wälſch Hertze ſteckt.
Sie wollen nicht, daß man, aus Eifer angetrieben,
In Schrifften Bilder hat, der Laſter, ſo Sie lieben.
Sie leiden's nicht, daß man der Tugendhafften Welt
Die Mängel Ihres Thuns klar unter Augen ſtellt.
Sie können nicht ein Wort, das Sie beſchämt, vertragen;
Sie wollen, ſo man lacht, gleich mit dem Schwerdt drein ſchlagen.
Sie führen überall ein greulich Mord-Geſchrey,
Als ob gar jede verletzt des Landes Wohlfahrt ſey;
Sobald Sie hören, daß es einer friſch gewagt,
Und ihrer Schande hat die Wahrheit deutſch geſagt.
Nach Ihrer Meinung iſt ſolch Werck das ſchlimmſte Gifft,
Das nicht allein die Welt, ja ſelbſt den Himmel trifft.
Doch ob ein falſcher Schein, ſtatt Ihre Schwachheit decket,
Das ſieht man doch, daß nichts als Wahrheit ſie erſchrecket.
Es iſt nur gar umſonſt, daß dieſes falſche Bild
In einen Mantel ſich der ſtrengen Tugend hüllt;
Ihr ſchämich Hertz, das ſelbſt mit GOtt und Tugend ſchertzet,
Hat ſonder Zweifel noch nie lachend Spiel verſchmertzet.“

Schon aus dieſen Verſen, die ſo recht eine Rede pro domo ſind, kann man erkennen, welche Kämpfe Thomaſius mit ſeinen lieben Amtsgenoſſen und dem gelehrten Publikum überhaupt wegen der belletriſtiſchen und ſatiriſchen Haltung ſeiner Zeitſchrift zu beſtehen hatte. Gerade aber dieſe Kämpfe trieben den wackern Mann immer weiter und immer mutiger „vorwärts“ auf ſeiner Bahn: den deutſchen Geſchmack gründlich zu läutern. In dem folgenden Heft ließ er alle Rückſichten, die er bisher noch gegen den alten Zopf geübt, fallen. Er bringt einen Roman von dem „Leben des Ariſtoteles und deſſen Courteſien“, der zu den treffendſten und witzigſten Satiren gehört, welche die Schulpedanterie, der akademiſche Zopf, die Verlogenheit und Selbſtſucht jemals erfahren haben. Ariſtoteles wird zum Helden einer Reihe der luſtigſten und übermütigſten Abenteuer gemacht. Er, der gewiſſermaßen für die Univerſität ſo gut wie ein Heiliger war, wird als verliebter Don Juan und als luſtiger Windbeutel geſchildert, der zahlloſe Liebeshändel hat, der die Spielkarten und namentlich das L'Hombreſpiel erfindet und alle möglichen und unmöglichen Schwänke treibt. Der Eindruck, den dieſe Satire auf die gelehrten Kreiſe hervorbrachte, muß wahrhaft überwältigend geweſen ſein. Auch das nächſte Heft iſt in demſelben Geiſte gehalten. Ja, deſſen Hauptinhalt iſt die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Romans: „L'amour raisonnable et galante“, und Thomaſius erklärt ſelbſt als ſein oberſtes Redaktionsprinzip, abwechſelnd ein recht ernſtes und unanſtößiges ein ebenſo ausgelaſſenes wie luſtiges Heft folgen zu laſſen.

Die erſten ſechs Hefte, die reife Frucht des erſten literariſchen Halbjahres, vereinigte Thomaſius ſpäter zu einem Bande, dem er den allgemeinen Titel „Luſtiger und Ernſthaffter Monats-Geſpräch Erſter Theil“ gab. Ich habe bereits im Eingang dieſes Aufſatzes erwähnt, daß dieſe erſte Zeitſchrift illuſtriert war, und zwar durch recht ſatiriſche Kupferſtiche, denen Thomaſius eine Erklärung ſelbſt beigab. Der erſte Stich ſtellt die bekannte Scene aus Molières „Tartuffe“ dar, wo Tartuffe der Elmira ſeinen bekannten Antrag macht, während Orgon unter dem Tiſch verſteckt iſt. Das zweite Kupfer ſtellt das uns bereits bekannte „bezeichnete Ende“ des Januarheftes vor. Die anderen Kupfer ſind meiſt Abenteuer und komiſche Scenen aus dem Roman des Ariſtoteles — beſonders ergötzlich iſt die Scene, wo Ariſtoteles im Treſſenrock und Allongeperücke der Königin Olympias das Steckenpferd abgiebt. Wie es ſcheint, haben auch dieſe Illuſtrationen ebenſo wie die Geſpräche der Zeitſchrift ſelbſt allerlei Aehnlichkeiten und Anſpielungen auf bekannte Perſonen jener Zeit gehabt und dadurch einen beſondern Reiz auf das Publikum geübt, dem jene Menſchen und Verhältniſſe ja bekannt waren. Das gilt ſicherlich auch von dem im erſten Heft enthaltenen Kupfer, das wir unſeren Leſern in getreuer Nachbildung mitteilen, und von ſeiner Erklärung, die folgendermaßen lautet: „Uber des Clenardi Erfindung denen Leuten lateiniſch zu lernen, die der Herr Morhoff im zehenden capitel erzehlet, habe ich von Hertzen lachen müſſen. Er hatte drey Leib eigene Mohren, mit denen ſpielete er für denen alten und jungen, die ſeine Schule beſuchten, und redete ſtets Lateiniſch mit ihnen, dergeſtalt, daß ſie das Latein alsbald in der That exprimiren muſten. Wenn er den einen dantzen hieſſe, ſo dantzte er, hieſſe er den andern auff allen vieren kriechen, ſo kroche er, den dritten hieſſe er das Licht putzen, ſo putzte ers, und wenn ers ausblieſe, ſo ſchalt ihn Clenardus aus. Dadurch imprimirten ſich ſeine Zuhörer die Bedeutung der Lateiniſchen Wörter, und ſahen ſtetswehrend lauter Poſſen-Spiele. Aber ich weiß nicht ob Clenardus auff dieſe Weiſe auch groſſe authoritat bey ſeinen Auditoren wird behalten haben, und ob es nicht öffters ſehr liederlich und neutraliſch (ich will nicht ſagen gottloß) habe in dieſer Schule hergehen müſſen, wenn Clenardus denen Leuten aller Lateiniſchen Wörter Bedeutungen mit ſeinen Mohren hat weiſen wollen.“ — Noch ein Jahr ſetzt Thomaſius ſeine Zeitſchrift fort.

Die franzöſiſchen Liebeshiſtorien wechſeln auch fernerhin mit ſcharfer Polemik gegen den Univerſitätszopf ab, und die wechſelvollen Schickſale, die dieſe Zeitſchrift während ihres kurzen Lebens faſt ununterbrochen erfahren, bilden in der That, wie ſchon Prutz hervorhebt, ein Prognoſtikon und einen Inbegriff alles deſſen, was dieſer Journalismus auch ſpäterhin überall erfahren ſollte, wo es nur verſucht wurde, den von Thomaſius begonnenen Kampf fortzuführen und wie dieſer nicht ſowohl der Eitelkeit der Gelehrten als vielmehr den allgemeinen Intereſſen und den großen Fragen der Menſchheit zu dienen.



Der Lehrſaal des Clenardus.

Illuſtrationsprobe aus der erſten illuſtrierten Zeitſchrift Deutſchlands.

Faſſen wir noch einmal alles zuſammen, was dieſe erſte belletriſtiſche und illuſtrierte Zeitſchrift ihren Leſern gebracht: novelliſtiſche Geſtaltung und dramatiſches Leben, Beſprechung der Zeitfragen und wichtigſten Tagesereigniſſe, Humor und Satire, Ueberſetzungen franzöſiſcher Romane, Buchkritik, Illuſtrationen zur Erklärung der Romane — und nun entſcheide der geneigte Leſer ſelbſt, ob „Ueber Land und Meer“ das Recht hat, dieſe Zeitſchrift als ſeinen Ahnherrn zu begrüßen und das zweihundertjährige Jubiläum des erſten illuſtrierten belletriſtiſchen Journals in dieſem Jahr zu feiern.

Literatur

— **„Was wir da erzählen,“ — ſo lautet eine Stelle in** **Paul Lindaus** neueſtem Roman „Spitzen“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) — „iſt eine Spitzengeſchichte in der doppelten Bedeutung! Sie handelt von Spitzen und ſpielt im Kreiſe der Spitzen unſerer Geſellſchaft. Die ſchönen Spitzen!“ — Die „Zeitung der Verdächtigen“: „Der Rechtsſtaat“ iſt es, in welchem nach Paul Lindaus Erzählung innerhalb eines ganz im Sinne der Revolverpreſſe gehaltenen heimtückiſchen Schmähartikels obiger Paſſus erſcheint, aber derſelbe erläutert zugleich den Titel des Lindauſchen Romans, der ebenfalls in einer doppelten Bedeutung zu verſtehen iſt. „Ein bekannter Verehrer in reiferen Jahren“, ſo berichtet der erwähnte Artikel eines Schandblatts — „ſchenkt einer ganz jungen Frau ſehr ſchöne nachgemachte Spitzen. Die Spitzen werden geſtohlen. Nach längerer Zeit kommen ſie in eigentümlicher Weiſe, aus den Falten eines alten Mantels, wieder zum Vorſchein. Und ſiehe da! ... Aus den nachgemachten Spitzen, die geſtohlen waren, ſind echte geworden!“ Dieſes ſeltſame Phänomen, das keine Erfindung der Verfaſſerin iſt, die dieſe Geſchichte ihren Leſern auftiſcht, ſondern von ihnen nur für ihre Zwecke ausgebeutet wird, bildet den Knotenpunkt des Lindauſchen Romans. Wir werden eingeweiht in die eigentümlichen Verhältniſſe, die den zeitweiligen Austauſch einer geſchickten Nachahmung der berühmten, aus dem ſechzehnten Jahrhundert ſtammenden „[illegible]ſpitze“, des Stolzes brabantiſcher Klöppelkunſt, gegen das alte, überaus koſtbare Original hervorrufen, und ebenſo in die Umtriebe der Gaunerbande, die ſich dieſer Spitze zu bemächtigen weiß. Die Geheimniſſe des Salons werden vor uns enthüllt wie die der Verbrecherhöhlen. Paul Lindau hat nicht umſonſt eine Reihe intereſſanter Kriminalprozeſſe eingehend verfolgt und mit ſcharfſinniger Kritik behandelt. Die Ergebniſſe der bei dieſer Gelegenheit gewonnenen Einſicht ſind in ſeinem neueſten Roman ebenſo künſtleriſch verwertet wie ſeine Vertrautheit mit dem Leben der oberſten Zehntauſend. Das vom Anfang bis zum Schluß durchgeführte Spiel der aufeinander prallenden Gegenſätze, mit Lindaus geiſtvoller Darſtellungsgabe zur Geltung gebracht, verleiht dem Romane ein beſonders pikantes Gepräge. Dabei ſind Schuld und Sühne in einer Weiſe gegen einander abgewogen, daß durch die letztere die erſte mehr als ausgeglichen erſcheint. Es iſt eine moderne Tragödie der ergreifendſten Art, die Paul Lindau in dieſem ſpannendſten Romane vor unſeren Augen ſich abſpielen läßt.

— **Nirgends iſt Gregor Samarow (Oskar Meding) mehr** in ſeinem Element, als wenn er Vorgänge von weltgeſchichtlicher Bedeutung, ob ſie nun der Gegenwart oder der Vergangenheit angehören, zum Ausgangspunkt ſeiner Schöpfungen nimmt. So iſt denn auch ſein ſoeben erſchienener zweibändiger Roman „Die Ritter des deutſchen Hauſes“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) eine Schöpfung, in der ein hochintereſſantes Stück welt- und kulturgeſchichtlicher Entwicklung ſich in eingehend ausgeſtalteten Bildern wiederſpiegelt. Die ſtolz über die Weichſelniederung hinausragende Marienburg, der alte Sitz der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, bildet den Schauplatz dieſes hiſtoriſchen Romans, der um die Zeit beginnt, da der edle Ulrich von Jungingen dieſes Hochmeiſteramt bekleidete. Große geſchichtliche Umwälzungen und das eng ſich einwebende Lieben, Sehnen, Hoffen und Bangen der Menſchenherzen verweben ſich hier zu einem geſtalten- und handlungsreichen Geſamtbilde, deſſen echt deutſche Art ihm einen uns beſonders lieb berührenden Reiz verleiht.

— **Zu welch intereſſanten Geſtaltungen das eigenartig** leidenſchaftlich bewegte Leben in den Geſellſchaftskreiſen Ungarns Anlaß zu geben vermag, das konnten die Leſer unſerer „Deutſchen Romanbibliothek“ zur Zeit an dem glänzend durchgeführten Romane **Robert Byrs** „Der Weg zum Glück“ ſehen. Die jüngſt verſtorbene Dichterin **Stephanie Wohl** ſchöpfte aus gleicher Quelle die Anregung zu ihrem zweibändigen Roman „Rauſchgold“, der — urſprünglich ungariſch geſchrieben — ſoeben in einer von der Verfaſſerin ſelbſt beſorgten deutſchen Ausgabe bei Hermann Coſtenoble in Jena erſchienen iſt. In ihrem Helden, Sixtus von Szekely, ſchildert die Verfaſſerin einen jener glänzenden Calculateure, jener erfolgreichen Streber, die hinter blendender Außenſeite und unerſättlicher Gier nach Glanz und Ehren eine erſchreckende innere Zerfahrenheit und Haltloſigkeit bergen. In ſeiner Gattin, der ſchönen, warmherzigen Maria, ſteht ihm eine echte Griſeldis an weiblicher Hingebung und ſelbſtverleugnendem Edelmute gegenüber. Er opfert dieſe Perle, deren Liebe ihn zum glücklichſten Sterblichen machen könnte, wenn er ſie nur zu ſchätzen wüßte, einer fieberheißen Leidenſchaft. Die Ehe wird getrennt, damit Sixtus die herzloſe, eroberungsluſtige Lila freien kann. Aber kaum iſt ſie ſein Weib, ſo wird ſie auch zu ſeiner Geißel, und während ſich an ihm die Rache unerbittlich vollzieht, findet Maria zuerſt in den Schätzen ihres Innern, ſpäter auch an der Seite eines ihrer würdigen Mannes Erſatz für die geknickte erſte Blüte. Dies der knappe Grundriß eines Romans, der mit viel Begabung und Temperament anregend entworfen und durchgebildet iſt.

— **Knapp vor Thorſchluß gelangen in unſere Hände noch** etliche weitere für den Weihnachtstiſch berechnete Bücher, aus denen wir gewohntermaßen am luſtigſten einige Jugendſchriften hervorheben. Wie herzerfreuend ſchauen uns da: „Bunte Blätter für Kinder“ von **Viola von Baltlar** (Breslau, S. Schottlaender) entgegen! Allerhand muntere Kinderverschen, meiſt liebe alte Bekannte und ſo recht nach dem Herzen unſerer lieben Kleinen, ſind hier in entzückend neuer Weiſe verbildlicht. Denſelben Verfaſſern und demſelben Verlag danken wir auch die luſtige Geſchichte von „Küchlein und Tränkchen mit dem Gockelhahn“ in farbigen Bildern und friſch dahinfließenden Reimen. Auch die niedlichen Parabeln „Kinder und Blumen“, gedichtet und illuſtriert von **Olga zu Eulenburg** und **Louiſe Beraſſez**, ſowie die ſinnigen Märchen von **Adolf Glaſer** mit 27 Illuſtrationen von **Paul Wendling** ſind höchſt ſchätzenswerte Gaben des gleichen Verlags. — „Was ſoll ich werden?“ lautet die Aufſchrift eines „lehrreichen Bilderbuchs“ von **Lothar Meggendorfer** mit Text von **Franz Braun** (München, Braun & Schneider). In naiv charakteriſtiſchen Bildern und munteren, leicht verſtändlichen Verſen ſind hier dem kindlichen Geiſte die gebräuchlichſten künſtleriſchen, gewerblichen, kaufmänniſchen und wiſſenſchaftlichen Berufsarten vorgeführt, die neben nützlicher Aufklärung über dieſelben auch zu ſelbſtändigen Gedanken über die eigene Berufswahl anregend. Das kann nicht leicht zu bald geſchehen, denn nach wie ſeltſamem Maßſtab auch das Kind ſeine erſte Wahl treffen möge, die frühe Beſchäftigung mit dieſer wichtigen Frage ſetzt immerhin den Gedanken in Thätigkeit, der zur allmählichen Klärung führt. — Ein anderes ausdrücklich für Knaben beſtimmtes Buch iſt „Herz“ von **Edmondo de Amicis**, deutſch von **Raimund Wülſer** (Baſel, Felix Schneider). Es iſt die Geſchichte eines Schuljahres, im Sinne eines Schülers der dritten Klaſſe einer italieniſchen Elementarſchule geſchrieben, und hat in ſeiner Heimat bereits 72 Auflagen erlebt. Die Verdeutſchung hat das liebenswürdige Werk unſerer Empfindungsweiſe etwas näher gerückt, ohne ihm den eigenartigen Reiz des Fremdländiſchen ganz zu rauben. An die Jugend beiderlei Geſchlechts wenden ſich „Greta und Trenk nebſt drei anderen Erzählungen für Kinder“ von **Amanda Korſ**, ſowie „Licht und Schatten“, Märchen und Geſchichten für die Jugend von **Dietrich Theden** (Leipzig, B. Zwietmeyer). Letzteres Buch iſt durch farbige und ſchwarze Bilder von **Hermann Vogel, Rich. Püttner** und anderen, erſteres durch 6 Tonilluſtrationen belebt. Beide enthalten anmutige Geſchichten, in denen der Ton für das heranwachſende Geſchlecht gut getroffen iſt. Dem Verlage von Karl Fr. Pfau in Leipzig entſtammen die Märchen „Im Nordlande“, für die Jugend und ihre Freunde erzählt von **Ernſt Konſtantin**, mit zahlreichen Bildern und einer Karte der Nordpolarländer, in denen einigt dieſe „modernen Märchen" ſelbſt. — Mit dem heimatlichen Boden der afrikaniſchen Wildniſſe dagegen verwachſen ſind die „Märchen aus Kamerun", erzählt von Ajo Tikene, geſammelt und aufgeſchrieben von Elli Meinhof, mit 3 lebendig gezeichneten Bildern von Fritz Bergen (Straßburg, J. H. Ed. Heitz), während heimatliche Bilder und Klänge verwoben ſind in den „Märchen" des F. von Wolingen, die mit zierlichen Textbildern von Martin Schulte bei Friedr. Pfeilſtücker (Berlin) erſchienen ſind. Jene verklärte Poeſie aber, die nicht an Raum und Zeit gebunden iſt, ſondern allerorten und zu allen Jahrhunderten dieſelbe hehre Muſe bleibt — die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, die Liebe des Mannes zu dem holden Mädchen, in welchem er das leuchtende Ideal ſeiner kühnſten Jugendträume erblickt, durchweht mit ihrem wunderbaren Zauber das Märchengedicht „Licht" von Frida Schanz (Gießen, Emil Roth), das die innigſten Empfindungen der Menſchenbruſt in zarter Weiſe mit ſinnigem Gegenbild vermählt. So haben wir in dieſer formvollendeten Märchendichtung ein Werk vor uns, das ebenſowohl dem gereifteſten Geſchmack zu befriedigen als im jugendlichen Herzen die Keime des Edlen und Schönen zu nähren geeignet iſt. — Nicht die treuloſe Gemahlin des Königs Etzel, ſondern eine fromme, im Heidentum gemarterte Dulderin iſt die Heldin des bei Oskar Bonde (Altenburg) verlegten epiſch-lyriſchen Gedichts „Gizeva" von Adolf Pichler, dem langjährigen Verfaſſer der „Märchenbilder" und „Wegewart", der uns hier eine ſchätzbare, von blühender Lyrik durchzogene neue Gabe bietet. Gleich ihr verſetzt uns in todesdurchwehte Ritterzeit auch Engelbert Windecks epiſches Gedicht „Rudolf der Stifter in Tirol" (Innsbruck, Wagnerſche Univerſitätsbuchhandlung), während „Der neue Merlin" von Ed. Paulus (Stuttgart, Karl Krabbe) ſich als ein Gedicht aus dem nächſten Jahrhundert entpuppt. Nicht im Sinn einer müßigen Spielerei, ſondern „mit der Sehkraft Seherauge ſchauend in das Künftige" geht der Verfaſſer daran, uns dieſes Zukunftsbild unſeres Volkes zu entrollen. Seine Zukunftsträume ſind von vornherein wenig verlockend. Er ſieht in den Anfängen des nächſten Jahrhunderts in Deutſchland „wieder neu die alte Zwietracht reifen", die alle Früchte der glücklichen Einigung längſt aufgezehrt und vergeſſen gemacht hat; aber er ſieht ſchließlich auch den großen Helden der Zukunft, der das zerriſſene Volk wieder einheitlich um das Banner des deutſchen Reichs zu ſcharen weiß und ſo dasſelbe zu dauerndem Siegeslaufe führt. Tiefen Gehalt, einer ernſten Warnung und Mahnung gleich zu achtenden Zukunftsdichtung gegenüber ſtehen die „Dichterklänge aus dem Altertum" von Jakob Herzer (Leipziger Verlagshaus, Grenzel & Francke), formgewandte Ueberſetzungen und Nachdichtungen griechiſcher und römiſcher Poeſie in deutſchen Versmaßen. Das gleiche Ziel, die altklaſſiſche Poeſie dem modernen Geſchmack ſo nahe als möglich zu bringen, ſtrebt auf gleichem Wege Johannes Roſſen in „Horaz, Auswahl ſeiner Lyrik" (Norden, Hinricus Fiſcher Nachfolger, dritte Ausgabe) an, und auch er gelangt zu beachtenswerten Ergebniſſen. Unſeren Damen bietet Maria Schramm-Macdonald ihr Buch „Für Herz und Haus, Briefe an deutſche Frauen" (Dresden, L. Ehlermann). Die friſch und anregend geſchriebenen, nicht ſelten auch mit überraſchender Laune durchſetzten Briefe behandeln allerhand der Frauenwelt naheliegende Fragen in einer Weiſe, die überall Widerhall finden wird. In knappem, zweckmäßigem Tone beſpricht ähnliche Fragen „Die Frau in Haus und Welt, ein praktiſcher und moraliſcher Führer für Frauen und Jungfrauen" von Baronin Carola Eynatten (Leipzig, C. A. Koch, 2. Auflage). Mit ſeinem ſechzehnten Jahrgang erſcheint A. Hauſſ Damenkalender für das Jahr 1889 in gewohnter eleganter Zierlichkeit mit unerläßlichem Raum für tägliche Aufzeichnungen und der unterhaltenden Novelle „Ohne Zukunft" von Villamaria, zu der das künſtleriſch ſchöne Titelbildchen gehört. „Dem Andenken Kaiſer Wilhelms des Großen" weiht Rudolf Hertzog ſeine „Agenda 1889", die mit dem praktiſchen Zweck, dem Notizen- und Rechnungsweſen im Haushalt oder Geſchäft zu dienen, eine Fülle ſchöner Erinnerungsbilder aus dem Leben unſeres Heldenkaiſers verbindet. Eine andere praktiſche Gabe für Frauen und Töchter iſt „Das Kleidermachen zum Selbſtunterricht" von Henriette Rötter, Direktorin der Frauenarbeitsſchule zu Nürnberg (Wien, A. von Waldheim). Daß hier das erläuternde Wort durch zahlreiche Abbildungen und beigegebene Schnittmuſter unterſtützt wird, iſt ſelbſtverſtändlich. — Ein ſehr hübſches Volksbuch: „Geläutert", von Frau Schuber-Weil (München, Schneider), möchten wir bei dieſer Gelegenheit nicht übergehen. Die Geſchichte des jungen Mädchens, das nach Amerika verſchlagen wird und ſich durch eine harte Schule zum Glück emporgearbeitet, iſt mit großer Wahrheit und warmem Fühlen erzählt. Der ſchlichte Erzählerton paßt vortrefflich für dieſe Art von Volksbuch. — Da die einheitlich angelegte, reich und ſchön illuſtrierte „Deutſche Kunſtgeſchichte" von H. Knackfuß (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klaſing) durch Erſcheinen ihrer fünften Abteilung nunmehr glücklich zum Abſchluß gelangt iſt, ſei ſie heute noch in Kürze erwähnt. In zwei ſtattliche Originalbände von eleganter Ausſtattung gebunden, wird ſie allen Freunden deutſcher Kunſt und ihres bedeutſamen Entwicklungsganges eine hochwillkommene Weihnachtsgabe ſein. Wer aber aus den Schätzen, über die der deutſche Kunſthandel verfügt, das eine oder andere gediegene Blatt auszuwählen wünſcht, der findet ein trefflich zuſammengeſtelltes illuſtriertes Verzeichnis beſonders empfehlenswerter Kunſtblätter in dem Katalog der Kunſthandlung von Amsler & Ruthardt in Berlin, zu welchem ſoeben der bis auf die jüngſten Erſcheinungen fortgeführte zweite Nachtrag erſchienen iſt.

Aſtronomie.

Himmelserſcheinungen im Jahr 1889.

Das Jahr zeichnet ſich dadurch aus, daß zwei totale Sonnenfinſterniſſe ſtattfinden, die eine am 1. Januar, die zweite am 22. Dezember, und eine ringförmige am 27. Juni. Keine iſt in Europa ſichtbar, die erſte im weſtlichen Nordamerika. Zwei teilweiſe Mondfinſterniſſe ſind in Europa ſichtbar, die erſte am 16. Januar, die zweite am 12. Juli.

Von Sternbedeckungen iſt bemerkenswert die des Jupiter am Abend des 7. Auguſt.

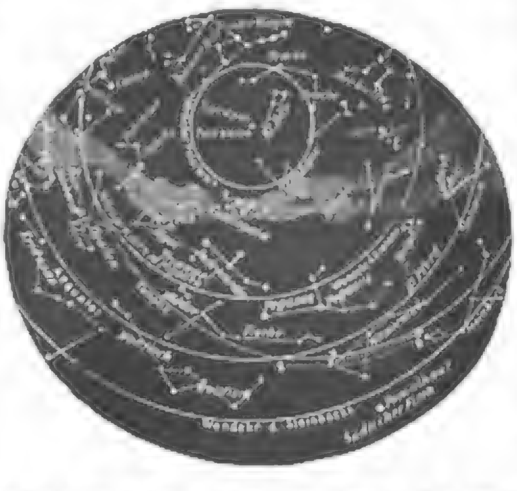
Von den Planeten iſt Venus Anfangs des Jahrs Abendſtern, erreicht Ende März den größten Glanz, und geht dann gegen 10 Uhr unter, im April verſchwindet ſie in den Sonnenſtrahlen, kommt im Mai als Morgenſtern und erreicht als ſolcher den größten Glanz Anfangs Juni, bleibt dann Morgenſtern bis zum Schluß des Jahrs. Mars iſt bis Ende Mai nur abends ſichtbar zu ſehen und erſcheint vom Auguſt an wieder morgens bis zum Ende des Jahrs, wo er gegen Mitternacht aufgeht. Jupiter iſt Anfangs des Jahrs am Morgenhimmel aufzuſuchen, geht etwa um 5 Uhr auf, im April um Mitternacht, im Juli abends, ſo daß er die ganze Nacht am Himmel iſt. Gegen Ende des Jahres wird er unſichtbar. Saturn iſt Anfangs des Jahrs die ganze Nacht ſichtbar, geht im Mai gegen Mitternacht unter, wird im Auguſt unſichtbar und iſt dann morgens am Oſthimmel aufzuſuchen.

Januar 1889.

Am 1. Januar findet eine totale Sonnenfinſternis ſtatt, ſichtbar im nördlichen großen Ozean und in Nordamerika, den ganzen Verlauf auch nur im weſtlichen Nordamerika. Am 17. Januar iſt bei uns ſichtbar eine teilweiſe Verfinſterung des Mondes, ſie beginnt $4\frac{1}{2}$ morgens, die größte Verfinſterung ($^4/_{10}$ des Durchmeſſers) findet um 6 Uhr ſtatt, das Ende iſt wegen Monduntergang unſichtbar.

Von den Planeten ſind Mars und Venus abends im Weſten ſichtbar, ſie ſtehen am 2. Januar einander am nächſten, Mars $1\frac{1}{2}$ Monddurchmeſſer höher als Venus. Auf der Zeichnung, die für abends 5 Uhr gilt, iſt die Bahn beider Planeten eingezeichnet, Venus geht raſcher als Mars. Anfangs des Monats gehen beide gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr unter, am Ende Venus gegen 9 und Mars gegen 8 Uhr. Die Venus wird alſo den ganzen Monat mehrere Stunden lang als Abendſtern ſichtbar ſein.

Jupiter iſt unſichtbar. Saturn kommt abends 7 Uhr im Anfang, 5 Uhr am Ende des Monats.



Notizblätter.

Bildende Künſte.

— **Ein Zeitraum von fünf Jahren — bis Herbſt 1893** — wurde dem Maler Karl Gehrts in Düſſeldorf für Ausführung der Wandgemälde im Treppenhauſe der dortigen Kunſthalle bewilligt, nachdem ihm dieſer ſchöne Auftrag auf Grund ſeiner vielverſprechenden Skizzen durch einen vom Kultusminiſter unterzeichneten Vertrag endgiltig übertragen worden. Der Künſtler hat, ehe er die Wandmalereien ſelbſt in Angriff nimmt, noch eine Studienreiſe nach Italien vor, die er im Februar anzutreten gedenkt.

— **Die Berliner Akademie hat die beiden Preiſe der** Michael Beerſchen Stiftung von je 2250 Mark folgenden jungen Künſtlern zuerkannt: dem Maler Otto Markus (geboren 1863 zu Walchow in Mecklenburg), der ſeine Studien auf der Wiener Akademie begonnen und in München unter Herterich und Löfftz vollendet hat, und dem Bildhauer Friedrich Hausmann (geboren 1860 zu Wien), einem Schüler der Wiener Bildhauerſchule.

Bühne.

— **Kein anderes Gebiet der Bühnenkunſt kann jetzt ſo** viel mehr erfolgreiche Neuigkeiten aufweiſen als die Operette, beziehungsweiſe die komiſche Oper und die Poſſe. So können wir auch diesmal wieder von mehreren Kindern der heitern Muſe berichten, die ihre Bühnenlaufbahn glücklich begonnen haben. Das Theater am Gärtnerplatz in München hat kurz nacheinander zwei neue Stücke dieſes Genres mit Erfolg zur Aufführung gebracht. Das erſte, die Operette „Ali-Baba" von Charles Lecocq, hat einen durchaus vornehmen Charakter und behandelt einen poetiſchen, von den Autoren des Librettos, Vanloo und Busnach, geſchickt ausgebeuteten Stoff. Es iſt die Geſchichte vom armen Ali-Baba, dem Holzhauer von Bagdad, der von ſeinem Vetter, dem reichen Caſſim, aus ſeiner Halle vertrieben, in den Wald geht, ſich das Leben zu nehmen. Dort belauſcht er das Geheimnis der vierzig Räuber in ihrer Schatzhöhle — er wird ein unermeßlich reicher Mann. Auch Caſſim erfährt das Geheimnis, dringt in die Höhle ein — hat aber das Zauberwort: „Seſam, öffne dich!" vergeſſen und wird in der Höhle von den Räubern überraſcht. Dem Tode zu entrinnen, wird er ſelbſt Mitglied der Bande, die nun Rache brütet gegen Ali-Baba, den Mitbeſitzer ihres Geheimniſſes. Durch Alis Sklavin Morgiane werden die Anſchläge der Räuber vereitelt und am Schluſſe wird Morgiane Alis Weib. Lecocqs Muſik iſt einſchmeichelnd und melodiſch; vor allem reicht ſie, was Inſtrumentation betrifft, über das gewohnte Durchſchnittsgenre der Operette hinaus. — Das zweite Stück iſt der dreiaktige Schwank von Alexander Biſſon und Antony Mars (deutſch von Emil Neumann), „Madame Bonivard". Das Thema muß wieder einmal das beliebte Motiv der böſen Schwiegermutter hergeben, aber die Behandlung iſt neu, originell und von ſo unwiderſtehlicher Luſtigkeit namentlich im zweiten und dritten Akte, daß das Publikum gar nicht aus dem Lachen herauskam. Ein näheres Eingehen auf die im Grunde genommen ſchauderhaft blödſinnige Handlung erlaſſe man uns, denn ſie iſt ſo verwickelt wie nur möglich, denn in Verwicklungen und Verwechslungen beſteht ja ihr Hauptreiz. — Neben dieſen beiden Stücken franzöſiſchen Urſprungs hat im Theater an der Wien auch eine deutſche Operette: „Der Liebesbrief" von Hugo Wittmann und Oskar Blumenthal, Muſik von Adolf Müller, einen glänzenden Erfolg davongetragen. Die Novität ſteht höher als Werke ähnlicher Art, ſie iſt ein gelungenes Luſtſpiel von feſſelnder Wirkung. Die Handlung führt uns im Beginn unſeres Jahrhunderts auf das Schloß eines alten Legitimiſten, der ſich dahin aus dem Lärm der napoleoniſchen Aera zurückgezogen hat, um feudalen Träumen nachzuhängen. Das ſchöne Mittelalter wird auf dieſem Schloſſe getreulich nachgeahmt bis auf das Spiel der Minnehöfe, die über Herzens- und Liebesfragen zu entſcheiden pflegen. Politik und Liebe dringen in dieſe Welt ein und bringen einen legitimiſtiſchen Journaliſten und eine junge Frau in Gefahr. Zum Schluſſe führt die große Politik — der Sturz Napoleons — alles zu gedeihlichem Ende. Von ſeinem Liebeshof kann Graf Roger Brie-en-Bear an den Hof Ludwigs XVIII. ziehen. Zu dem äußerſt graziöſen, erheiternden und mit wirklich großem Geſchick aufgebauten Libretto hat Adolf Müller eine Fülle reizender Melodien erſonnen. Seine Muſik iſt launig, geht ins Ohr und wird überall gern gehört werden. — Als vierte Novität heiteren Genres ſchließt ſich an die komiſche Oper von B. Triebel „Der Hauslehrer", welche mit hübſchem Erfolg im Schauſpielhauſe zu Frankfurt am Main ihre erſte Aufführung erlebte. Der Held des Stückes iſt der luſtige König Jerôme von Weſtfalen. Die Muſik iſt recht gefällig und enthält ſtimmungsvolle Melodien; doch iſt ſie nicht frei von Erinnerungen an bekannte Meiſter und ſchwingt ſich im großen und ganzen nicht über den Boden der gewöhnlichen Operette mit ihren Walzerweiſen und Couplets. — Endlich ſei noch Erwähnung gethan des „Simplicius" von Johann Strauß, Text von Viktor Léon, ein Werk, das zwar keine eigentliche Novität, ſondern nur vollſtändig umgearbeitet iſt. In ſeiner urſprünglichen Form als Operette in einem Vorſpiel und zwei Akten hatte es im vorigen Jahre im Theater an der Wien keinen Erfolg. Bei einer dreiaktigen Aufführung im deutſchen Theater zu Prag war der äußere Erfolg wohl ein großer, aber die richtige animierte Stimmung konnte doch nicht aufkommen. Strauß, der unter lebhaftem Beifall des Publikums und vom dreimaligen Tuſch des Orcheſters empfangen, ſelbſt am Dirigentenpult erſchien, hat zu einem ernſten, teilweiſe [illegible] Texte Weiſen zumeiſt leichten Genres komponiert, die jedoch das Prickelnde und die Friſche ſeiner früheren Kompoſitionen nur ſelten erreichen. Deshalb galten auch die dargebrachten Huldigungen mehr dem berühmten Walzerkönig und Komponiſten der „Fledermaus" und anderer urſprünglich gewürzter Werke als dem Komponiſten des „Simplicius".

Gewerbe und Handel.

— **Die größte Wage der Welt dürfte diejenige ſein,** welche jüngſt auf dem Kruppſchen Gußſtahlwerk geeicht wurde. Dieſelbe hat eine Tragkraft von 100,000 Kilogramm.

— **In Rußland hat der Handel mit Vogelbälgen, Vogelköpfen** und Federn zum Schmuck der Damenhüte ſo großen Umfang angenommen, daß ſich die Regierung genötigt ſah, dagegen einzuſchreiten, um der vollſtändigen Ausrottung der einheimiſchen Vögel vorzubeugen. Bälge und Federn werden mit einem ſehr hohen Ausfuhrzoll belegt und der Handel damit vom 13. März nächſten Jahres ab überhaupt verboten werden.

Sport.

— **Bei der Hofjagd in der Letzlingen-Kolbitzer Heide kamen** 7 Rothirſche und 7 Tiere, 189 Damſchaufler und 270 Tiere, ſowie 160 Sauen zur Strecke. Kaiſer Wilhelm erlegte 1 Hirſch, 1 Tier, 34 Schaufler, 7 Tiere und 58 Sauen; Erzherzog Franz Ferdinand von Oeſterreich-Eſte 2 Rothirſche, 41 Schaufler, 43 Tiere und 41 Sauen ꝛc.

— **„Johnny Longtail", der die Orthſchlagerſchen Farben** im großen Preis von Charlottenburg auf den dritten Platz hinter „Glückskind" und „Freiherr" getragen, gewann die Great Metropolitan-Steeplechaſe unter dem Höchſtgewicht vor „Sahem", „Merry", „Maiden" ꝛc.

— **Der Bau einer neuen Trabrennbahn in Berlin, und** zwar zunächſt der Hindernisrennbahn von Charlottenburg, iſt eine beſchloſſene Sache. Bekannte Mitglieder der Ariſtokratie und der Sportwelt ſtehen an der Spitze dieſes Unternehmens, das ſchließlich die Rennbahn zu Weißenſee ſchlagen ſollte.

— **Die Rudermeiſterſchaft von Amerika gewann der ehemalige** Schüler Hanlans, O'Connor, gegen John Teemer leicht mit 10 Längen. Der jugendliche Sculler beabſichtigt nun, um die Meiſterſchaft der Welt zu kämpfen.

— **Ein Seglertag wurde Ende November durch den** „Deutſchen Seglerverband" nach Berlin einberufen. Es wurden allgemeine Regeln für die Wettſegeln ꝛc. und zugleich die Termine für die nächſtjährigen Regatten beſtimmt.

— **Eine Serie von 1035 Carambols in der gewöhnlichen** franzöſiſchen Partie hat A. Garnier, der bekannte Pariſer Meiſter, in der Zeit von 30 Minuten gemacht.

Denkmäler.

Auf Befehl der Königin von England hat der Bildhauer Böhm eine Marmorstatue Kaiser Friedrichs ausgeführt. Der verstorbene Monarch ist in Kürassieruniform dargestellt, über welche die Robe des Hosenbandordens geworfen ist. Die Hände stützt der Kaiser auf die Säbelkoppel. Das Standbild wird in der St. Georgskapelle in Windsor neben [illegible] des verstorbenen [illegible] zu der Rechten seinen Platz finden.

— **Am Tage, da der Kaiser von Oesterreich das Jubiläum** seiner vierzigjährigen Regierung feierte, wurde bei [illegible], einem Städtchen an der untern [illegible], ein schlichtes Denkmal enthüllt zum Gedächtnis an 86 österreichische Krieger, die 1866 dort in Kriegsgefangenschaft starben. Der Obelisk, den österreichische Embleme zieren, wurde angesehen „als ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung zwischen den beiden mächtigen Reichen Oesterreich und [illegible]“.

Gestorben.

— **Choudens**, der große Pariser Musikverleger, Chef des Hauses Choudens Père & Fils, am 14. November, in Paris.

Graf Béla [illegible], Vizepräsident des ungarischen Abgeordnetenhauses, 53 Jahre alt, am 13. November, in Budapest.

O. F. Svendsen, früher dänischer [illegible], als Erfinder des [illegible] zur Erhaltung eines jeden Schiffteiles für die [illegible] wohl bekannt, am 19. November, in Kopenhagen.

— Louis [illegible], Professor der Rechte an der Brüsseler Universität und [illegible] Belgiens, einer der Mitbegründer der [illegible], 76 Jahre alt, am 20. November, in Brüssel.

— [illegible], 68 Jahre alt, am 21. November, in [illegible].

Dr. [illegible], der [illegible], [illegible] Jahre alt, am 2[illegible] November, in [illegible].

Jean [illegible], [illegible] 46 Jahre alt [illegible].

[illegible]

Auflösung der Aufgabe Nro. 48[illegible]:

Weiß.	Schwarz.
1) T. [illegible] – [illegible]	1) [illegible]
2) T. [illegible]	2) [illegible]
3) [illegible]	
1) [illegible]	1) [illegible]
2) T. [illegible]	2) [illegible]
3) [illegible] Matt.	

Schachbriefwechsel.

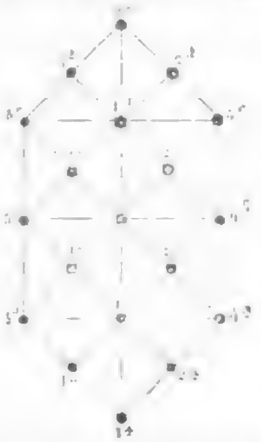
Zur Aufgabe Nro. 481. [illegible]

[illegible]

Deutsches Kriegsspiel.

Von Aug. [illegible]

[illegible]



[illegible]

Schlachtenort mit [illegible]:

- I. Sedan: Linie auf 14, 20, 21; Vertheidiger auf 1a.
- II. Leipzig: Vertheidiger auf 1a; Ersatz auf 2a; Linie auf 1b, 2b, 4b.
- III. [illegible]: Vertheidiger auf 5b; Ersatz auf 5a; Linie auf 4a, 2b, 3b.
- IV. Dorfkampf I.: Vertheidiger auf 5c; Ersatz auf 6b; Linie auf 3c, 1d, 2d.
- V. Dorfkampf II.: Vertheidiger auf 1b; Ersatz auf 1a; Linie auf 2b, 3b, 4b.
- VI. Jena: Vertheidiger auf 1a.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 235:

[illegible] in der [illegible] ist ein [illegible]

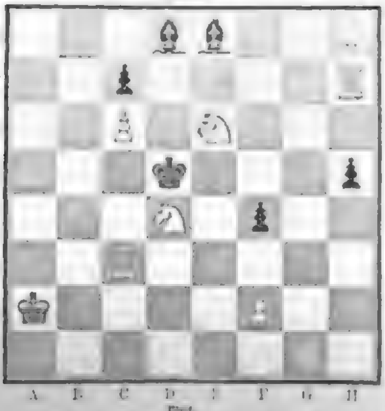
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 485.

Von W. G. [illegible]

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

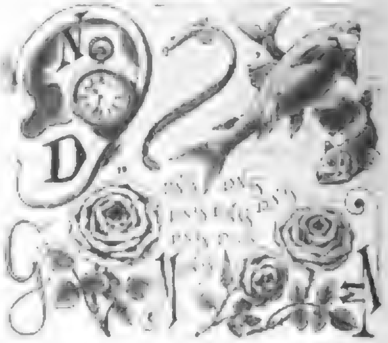
Räthsel.

Nicht bin ich [illegible], doch biet' ich stolz den Wogen
Der grünen See die Stirne frank und frei,
Und wie lehr' ich den Kindern, kommt gezogen
Der grimme Feind zu Kampf und Streit herbei.

Doch mit dem Roß auch jag' ich um die Wette,
Stets bin zuerst ich am ersehnten Ziel,
Mit ihm auch trage ich die [illegible]
Zu schwerer Arbeit, nicht zu leichtem Spiel.

Und willst du dich in schwankem Kahn mir [illegible],
Laß heimisch Land und geh nach Osten fort,
An meinen Ufern fremde Weisen klingen,
Doch bin ich heimisch auch in Süd und Nord.

Bilderräthsel.



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Briefmappe.

[illegible] Fragenden [illegible] [illegible]

C. H. T. in Z. [illegible]

H. C. B. in Guben. [illegible]

Th. Abrokatoff in Wien. [illegible]

Paul H. in Singen. [illegible]

Abonnement in Turin. [illegible]

[illegible]

Comtesse M. in R.–f. [illegible] „Der Bazar“ [illegible]

H. W. in Ilbenden. [illegible]

Langjährige Abonnentin. [illegible]

Abonnent in St. Pölten. [illegible]

„Blonde“. [illegible]

Ungar. Abonnent in Wolfenbüttel. [illegible]

[illegible]

Abgemacht. [illegible]

Richtige Lösungen [illegible] Stuttgart. [illegible]

Verantwortlich: Otto Baisch [illegible] Ernst in Stuttgart. [illegible] Otto Baisch.

Auswärtige [illegible] Vertretungen
Berlin: [illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]
Budapest: Moritz Adolf [illegible]
München: Fritz Schwarz, [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible]

Illustrationen: [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Friedrich Theod. Vischers Gedichte in neuer Auflage!

[illegible] erschienen

Lyrische Gänge.

Von

Friedrich Theod. Vischer.

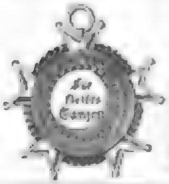
Zweite, aus dem Nachlasse des Verfassers vermehrte Auflage.

Elegant geheftet Preis ℳ 6.– [illegible] mit Goldschnitt und rother [illegible] ℳ 7. [illegible]

In den „Lyrischen Gängen“ herrscht eine [illegible] Mannigfaltigkeit [illegible], [illegible] Wechsel der Weise, daß sich bei der [illegible] ein [illegible] Bild [illegible]. [illegible] Vischer auf dem ganzen [illegible] des [illegible] und der [illegible], bald schlägt er [illegible] Die „Lyrischen Gänge“ Friedrich Theodor Vischers sind [illegible].

Deutsches Montagsblatt, Berlin.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse [illegible] Anzeigen Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.60 [illegible] Reichswährung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.



N. L. Chrestensen,
Erfurt.

[illegible]
[illegible] Cotillon-, [illegible] Artikel in großartigster Auswahl [illegible]
Cotillon-Bouquets [illegible]
[illegible]

G[illegible]

[illegible]

[illegible] Auflage!
Der praktische Ratgeber
im Obst- und Gartenbau
[illegible] eine Mark
[illegible]

101 NEUE FABELN
[illegible]
EIN MANN, EIN WORT.
[illegible] der G. Wurtzse-Bilder, [illegible] Hermann Vogel.
Gebunden 6 Mark
Ausführl. Katalog [illegible] durch jede Buchhandlung [illegible] Abel in Leipzig. [illegible]

ADELFELS:

„Das Lexikon der feinen Sitte“, soeben erschienen, ertheilt in der [illegible] Form alphabetisch geordneter, selbständig in sich [illegible] Artikel auf viele hundert Fragen des gesellschaftlichen [illegible], der feinen Lebensart und guten Sitte, des [illegible] u. der [illegible], rasch u. präzis Antwort u. Rat. Preis broschirt ℳ 3.60, in Geschenkeinband eleg. geb. ℳ 4.50.
Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Piano a pittura
Epochemachende Neuheit
Gesetzlich geschützt.
Ernst Kaps, Dresden.

[illegible] „Berliner Tageblatt“ [illegible] rasche und zuverlässige Nachrichten [illegible] vollständigen Handels-Zeitung [illegible]

Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau

Montags-Ausgabe [illegible] „Zeitgeist“ [illegible]

Berliner Tageblatt

[illegible] werthvolle Original-Feuilletons. [illegible] ausführliche Parlamentsberichte. [illegible] Preußischen Lotterie. [illegible] In täglichen [illegible] Roman von

Friedr. Spielhagen: „Ein neuer Pharao“,

[illegible]

Man abonnirt auf das täglich 2mal in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt und Handelszeitung“ bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches für alle 3 Blätter zusammen für 5 Mk. 25 Pf. vierteljährlich. Probe-Nummern gratis und franko.

☞ ca. 70 Tausend Abonnenten!!

Ein reizendes Weihnachtsgeschenk!

Pasta Mack
in eleganten Cartons
[illegible] Medaille
[illegible] vortreffliches Präparat
[illegible] höchst angenehm, gesundes u. erfrischendes [illegible]
[illegible]
Alleiniger Fabrikant und Erfinder
Heh. Mack in Ulm a. D.
Zu haben in allen Parfumerie-Gesch.
General-Depot für Deutschland
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon,
Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Täglich 2 Ausgaben — Morgenblatt und Vorabendblatt.

Täglich 2 Ausgaben
zuſammen durchſchnittlich 16 Seiten
groß Folio-Format.

63,000
Abonnenten.

nur Mk. **2.50**
pro Quartal
bei allen Poſtanſtalten.

Münchner Neueſte Nachrichten

Münchner Anzeiger, Volkswirthſchaftliche, Alpine & Sport-Zeitung.

Reicher politiſcher Inhalt.
Tendenz: liberal u. deutſchnational.
Gediegenes Feuilleton.
Wiſſenſchaftliche Rundſchau.

Große Vielſeitigkeit und Ueberſichtlichkeit
Münchner Specialitäten.

Umfaſſende telegraphiſche Berichterſtattung. Eigene, gut unterrichtete Correſpondenten an allen Hauptplätzen Europas. Berichte über Kunſt, Muſik, Literatur und Theater. Schachzeitung. Humoriſtiſches, Räthſel- und Scherz-Aufgaben.

Einzig daſtehende Maſſenverbreitung in Süd- u. Mitteldeutſchland.

[illegible]

Hervorragendſtes und billigſtes Inſertionsorgan von anerkannter Wirkſamkeit.

Die 6ſpaltige Colonelzeile bei einer Auflage von 63,000 Exemplaren **nur 25 Pf.**

[illegible]

Abonnement für Januar, Februar u. März 1889 (150 Nummern) **nur Mk. 2.50**
bei allen Poſtanſtalten.

63,000 Abonnenten 63,000

Praktischer Wegweiser
bei Auswahl klassischer und moderner Musik, sowie [illegible]
Breitkopf & Härtel's
Katalog gebundener Musikwerke
eigenen und fremden Verlages.
Gratis durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben iſt in neuer Auflage erſchienen:

Ein halbes Jahrhundert.

[illegible]

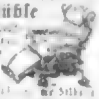
von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

[illegible]
Zweite, durchgeſehene Auflage.
3 Bände. Preis geheftet 15 [illegible] gebunden 18 Mark.

[illegible] Die Grenzboten. [illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Kranken-Fahrſtühle

[illegible]

Glas-Schreibfedern
2 Stück-Proben für M 1.40. Briefmarken an GUSTAV PICKHARDT in BONN.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Loſe Blätter.

[illegible]

Die Leuchte Aſiens.

von
Edw. Arnold.
Deutſch von Dr. Arthur Pfungſt.
[illegible]

Von der Wiege bis zum Grabe.

[illegible]

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig [illegible]

Nebelbilder und Apparate.
[illegible]

Für Hämorrhoidal-Leidende und Damen
[illegible]

[illegible]

Grieg.

Solide Buckskins.
[illegible]

„Boston-"
Schreib-Maschine.

D. R. P. 41127.

Nützlichſtes Weihnachts-Geſchenk.

Nützlichſtes Weihnachts-Geſchenk.

[illegible]

Preis 60 Mark.

[illegible]

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C.
[illegible]

61. Band.
Einunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die scharfe Ecke.

Eine
schweizerische Sylvesternachtgeschichte
von

H. Rosenthal-Bonin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Jungfer Susanne Rechsteiner befand sich in einer eigentümlich schwermütig-bänglichen Stimmung, und das war um so auffallender, da Susanne ein überaus heiteres, fröhliches Geschöpf war, und um so sonderbarer, weil dies Mädchen die nicht unbegründete Ahnung hatte, daß heute mit Schluß des alten Jahres und Beginn des neuen ihr Verspruch und ihre Verlobung mit Josef Künzel, dem reichsten und angesehensten unter den jüngeren Bürgern von Tiefenwyl, gefeiert werden sollte.

Es war Vormittag, als sie eben aus dem Haus trat und auf der von Schnee reingefegten Schwelle unter dem kleinen roten Schutzdache Halt machte. Das Haus stand an einem etwas hohen Rain, und unter ihr lag das weitgestreckte Dorf mit seinen stattlichen, wohlhäbig ausschauenden Häusern tief im Schnee. Der Rauch stieg aus den Schornsteinen bräunlichrötlich in dünnen Wirbeln kerzengerade zum blaßblauen Himmel auf, aus kalt silberweiß schimmerndem, flimmerndem Dunst hob sich wie eine ungeheure Mauer, welche die Welt abschloß, beinahe mit dem Fuß das Dorf berührend, in unheimlich still erhabener Majestät das mit Eis und Schnee überhäufte Felsgebiet des Säntis und Hohenkasten. Das Mädchen warf einen Blick auf die grandiose Stille und feierliche Eispracht dieses letzten Dezembertages, schaute prüfend zum Himmel und dann auf ein großes, viereckiges Steinhaus in ihrer Nachbarschaft; es gehörte Josef Künzel — dann schweifte ihr Blick für den Moment noch zu einem andern, kleinern, aber ähnlich alten Hause drüben hinüber, wo das Thal sich hebt, und kehrte mit nachdenklichem Ausdruck zu dem ersten Gebäude zurück. Dort regte sich nichts, aus dem andern jedoch trat ein hochgewachsener, stark gebauter, blondhaariger junger Mann und grüßte mit Handwinken hinüber.

Des Friedensengels Neujahrsgruß.

Nach einem lebenden Bilde aufgenommen von Professor Karl Koller, k. k. Hofphotograph in Budapest.

Susanne erwiderte flüchtig nickend den Gruß und ging schnell in das Haus zurück.

Dort traf sie ihren Vormund, der, die Bibermütze auf dem Kopf und die lange Pfeife im Mund, auf sie zukam. Er trug seinen dicken blauen Straßenrock und wollte wohl einen kleinen Ausgang machen.

„Du hast nach dem Wetter gesehen, Susanne?“ sprach er seine Mündel an. „Es bleibt gut, es gibt keinen Schnee — ihr werdet eine schöne Schlittenfahrt haben — ich möchte eben einmal zu Josef gehen.“

„Es ist drüben alles still,“ äußerte Susanne.

„Er ist aber doch zu Hause — er erwartet mich,“ versetzte Herr Huber und warf einen eigentümlich pfiffig lächelnden Blick auf das Mädchen.

Suſanne lächelte auch und ging etwas verſchämt in das Zimmer, während Herr Huber ſich auf die Straße hinaus begab.

Suſanne, die ewig geſchäftige, zog die blütenweißen Gardinen an den kleinen Fenſtern — vier waren dicht in einer Reihe und gewährten ſo dem Tageslicht vollen Eingang in das peinlich ſaubere Zimmer — auseinander, rückte den runden Stickrahmen ans Licht und gebrauchte emſig die Nadel. Aber ſeltſam, ihre Hand zitterte; ſie war heute ſehr unruhig, ihr Herz pochte, es fehlte ihr, der Urgeſunden, an Luft, ſie zwang ſich noch ein Weilchen zum Weiterarbeiten, dann ſchob ſie den Rahmen fort, ſtand auf und ging im Zimmer umher.

Heute ſollte es ſich entſcheiden; heute, ſann ſie, heute wollte ſie ihr Jawort dem Manne geben, der ihr von Jugend auf bekannt, dem ſie ihr Vormund verſprochen, dem reichſten Mann im Dorf — das wußte ſie jetzt ja ſchon lange, weshalb beunruhigte die Entſcheidung ſie denn ſo? Sie hatte ja freiwillig ihre Zuſtimmung dem Vormunde gegeben, es zwang ſie nichts, jenen Mann zu nehmen, ſie war ihm nicht ungünſtig geſinnt — es war eine brillante Partie, um welche ſie der ganze Kanton — denn der ganze Kanton kannte den jungen Künzel — heftig beneidete; freilich, beſonders leidenſchaftliche Zuneigung für ihn hatte ſie nicht — aber beſaß ſie denn mehr für einen andern? So gingen ihre Gedanken, und wieder ſchweifte ihr Blick zu jenem kleinern alten Hauſe an der andern Straße am Fuße des ungeheuren Eis- und Schneegebirges, über welchem jetzt die Sonne wie eine große hellgoldene Kugel ſtand, die ſcharfen Graten und Spitzen des Eiſes weißglühend erleuchtend. Sie liebte ja keinen andern mehr, ſagte ſie ſich nachdenklich, ſie war im heiratsfähigen Alter, ihre Eltern, die jetzt ſeit fünf Jahren tot, ihr Vormund hatte dieſe Heirat gewünſcht — dieſer ſah die Heirat für ein außerordentliches Glück an, alle anderen, die ſie kannten, waren derſelben Anſicht — weshalb legte ſich denn ein unerklärliches Gefühl von Schwere und Bangen beinahe auf ihre Bruſt, machte ſie aufgeregt und zittern?

Suſanne erinnerte ſich ihrer Freundin Bertha — als dieſe Braut wurde, warf ſie ſich vor Freude weinend und ſchluchzend an ihre Bruſt — warum würde ſie das nicht können — weshalb hatte ſie kein freudiges Gefühl — was hatte das zu bedeuten, daß ihr ganz anders, faſt traurig zu Mute war? ... Ihr Blick fiel durch das Fenſter unwillkürlich wieder zu dem kleinen alten Hauſe, und ſie ſah jetzt ſeltſamerweiſe den ihr Beſtimmten dort aus der Hausthür kommen.

Wie klein und unbedeutend, wie knabenhaft der Mann ausſah in ſeiner Pelzmütze und dem eng zugeknöpften Rock und den Rieſenpelzhandſchuhen! Was hatte er denn dort bei den Studerus zu thun? Die Leute ſtanden zu ihm ja nicht beſonders gut. Schon als Künzels Vater noch lebte, hatten die Familien Streitigkeiten, und ſeit der alte Künzel geſtorben — das war jetzt ein und ein halbes Jahr — hatte Joſef, der Sohn, gar keinen Verkehr mit jenen gehabt — aus welchem Grunde machte er heute einen Beſuch dort?

Suſanne folgte Joſef mit den Augen, ſah ihn den feſtgetretenen, ſchmalen Schneeweg zur Thalmulde, wo die Hauptſtraße ſich entlang zog und ein Bach unter Eis und Schnee dumpf murmelnd rieſelte, hinabſtampfen und dann zu ſeiner Beſitzung langſam emporſteigen; von dort her kam ihm ihr Vormund entgegen. Die beiden Männer trafen ſich, begrüßten einander mit Handſchlag und gingen dann gemeinſam dem großen Künzelſchen Steinhauſe zu.

Suſanne blieb in der Mitte des Zimmers ſtehen und ſah durch die kleinen Fenſter in die flimmernde, ſonnenerleuchtete Schneeluft hinaus. Ihr Geſicht war ernſt und die feine Röte, welche es ſonſt überhauchte, daraus entwichen.

Suſanne Rechſteiner war ein ungewöhnlich ſchönes Mädchen; groß, von wunderbarem Ebenmaß und herrlicher Fülle der Geſtalt, war ſie gewandt und biegſam, ſchlank und jungfräulich friſch in ihrer ganzen Erſcheinung. Ihr Geſicht, ein Madonnenoval mit feinem, vollem Munde, ſanft abfallender Naſe und tiefblickenden, großen hellbraunen Augen; eine edelgeformte Stirn rahmten dunkelbraune, enganliegende Haare ein. Ihr ganzes Weſen atmete Geſundheit und Kraft, und dennoch hatte ſie etwas Feines, Ariſtokratiſches ſowohl in ihren Zügen wie in ihrem Auftreten. Sie ſtammte aus einer Pfarrerfamilie, deren Vorväter Mitarbeiter Ulrich Zwinglis waren und ſeit Jahrhunderten zu den angeſehenſten Geiſtlichen des Kantons gehörten.

Suſanne beſaß auch Vermögen — jedoch, was wollten ihre hunderttauſend Franken im Vergleich mit den Reichtümern Joſef Künzels beſagen? — Der einzige Sohn und Erbe der alten Künzels wurde auf vier Millionen geſchätzt — er hatte im ganzen Kanton überall auf Häuſern und Gütern Hypotheken und verſtand, wie ſein Vater, ſein Vermögen ſtets zu vergrößern. — Arme Leute waren nicht gut auf ihn zu ſprechen — er lieh überall Geld aus, und es war eigentümlich, daß nach kurzer Zeit der Grundbeſitz ſeiner Schuldner ihm gehörte.

Daran dachte Suſanne, als ihr Vormund wieder in das Zimmer trat — ſie fuhr erſchreckt zuſammen, da er ſie ſo in Gedanken in der Mitte des Gemaches ſtehend überraſchte.

„Alſo um drei Uhr nachmittags wird Joſef Künzel Dich abholen, um Dich zur Schweſter ſeiner Mutter nach St. Gallen zu bringen,“ ſprach Herr Huber mit ſeiner lauten Stimme ſeine Mündel an. „Er freut ſich ſehr auf die Schlittenfahrt; die Bahn iſt köſtlich — ihr werdet allein fahren — für mein Alter iſt das nichts mehr — und könnt euch dann ausſprechen. Er wünſcht ſehr, daß Du das Neujahr bei ſeiner Baſe mit ihm verlebſt.“ Und wieder lächelte Herr Huber beziehungsvoll.

Suſanne nickte zuſtimmend.

„Du ſcheinſt nicht vergnügt — woran denkſt Du?“ bemerkte Herr Huber.

„Ich bin mir nicht bewußt, daß ich mißvergnügt bin,“ gab Suſanne zur Antwort, aber der Ton ihrer Worte war nicht ſo friſch und ſonnig wie ſonſt.

„Uebrigens,“ fuhr Herr Huber, aufgeräumt plaudernd, fort, „Joſef hat Studerus die Hypothek gekündigt, wenn ſie jetzt kein Geld — es ſind dreißigtauſend — ſchaffen können, wird ihnen das Haus verkauft.“

„Weshalb hat er das gethan und gerade heut?“ fragte ſie, und ihr Ton hatte etwas Hartes und Geſpanntes.

„Studerus ſind keine pünktlichen Zinszahler, ſie wirtſchaften nicht gut mit dem Geld, und es wird ſicher immer mehr mit ihnen bergab gehen. Woher weißt Du übrigens, daß er heut gekündigt?“ fragte der Vormund.

„Ich ſah Joſef eben aus Studerus Haus kommen,“ bemerkte Suſanne einſilbig.

„Ja — das ſind keine Leute, die vorwärts kommen,“ ſetzte der Vormund das Geſpräch fort.

„Sie haben Unglück gehabt,“ verteidigte Suſanne. „Erſt brannte ihnen die Stickfabrik nieder, als das Geſchäft gerade am beſten ging, und dann ſtarben die Kühe, da die Verſicherung juſt abgelaufen.“

„Darin ſteckt es eben,“ fiel Herr Huber ein, „die Fabrik war ungenügend verſichert und die Verſicherung für das Vieh nicht ſofort erneuert worden! Die Leute werden nie wieder hinaufkommen, ſie haben zu leichtes Blut!“

„Wenn man ihnen den Boden unter den Füßen fortzieht, werden ſie allerdings zu Grunde gehen,“ antwortete Suſanne etwas herb; „Joſef hätte die Hypothek ſtehen laſſen können, er iſt reich genug und wartet nicht auf den Zins!“ fügte ſie herber hinzu.

„Joſef Künzel iſt ein pünktlicher Geſchäftsmann und muß gerade bei ſeinem großen Vermögen Ordnung halten!“ warf Herr Huber ein. „Weshalb verteidigſt Du die Leute?“ fragte er, ſeine Mündel forſchend anſehend.

„Einſt waren Künzels und Studerus die intimſten Freunde, und jetzt geht der Sohn und Erbe ſo hart vor, das gefällt mir nicht!“ ließ Suſanne vernehmen. „Die Jugend ſoll milder und verſöhnlicher ſein als die Alten; außerdem war Fritz Studerus Joſefs Herzensfreund bis ganz vor kurzem,“ fügte ſie hinzu.

„Aber jetzt iſt er's nicht mehr, und Joſef braucht keine Rückſicht zu nehmen!“ warf der Vormund ein. „Es wird Dir übel gehen, wenn Du Dich in Joſefs Geſchäfte miſcheſt,“ ſchloß Herr Huber dies Geſpräch ziemlich verdrießlich, dann ging er in ſein Zimmer und machte ſich an ſeinen Geſchäftsbüchern zu ſchaffen.

Suſanne hatte den Stickrahmen wieder an das Fenſter geſchoben und arbeitete eifrig, ihr Atem ging jedoch gepreßt.

Nach einiger Zeit erſchien Herr Huber wieder im Zimmer.

„Suſanne,“ begann er, „es iſt ein großes Glück, das Du an Joſef machſt.“

„Das weiß ich,“ antwortete ſeine Mündel.

„Nun, Du biſt ja mit Fritz und Joſef zuſammen aufgewachſen,“ fuhr Herr Huber mit ſanftem, diplomatiſchem Ton fort, „Fritz iſt ein ſchöner Burſche, hat Verſtand und iſt gut von Gemüt, auch fleißig und ſtrebſam — aber er hat nichts —“

„Das iſt wahr,“ ließ Suſanne in der Kunſtpauſe, die ihr Oheim und Vormund machte, einfließen.

„Er kann einem Mädchen wohl den Kopf verdrehen,“ ſprach Herr Huber weiter, „jedoch ſeine Verhältniſſe ſind augenblicklich ſehr ſchlecht — die Leute haben kein Glück, und ſeine Zukunft verſpricht wenig Gutes. Ihr könnt ja gute Freunde ſein und bleiben wie bisher — mach mir jedoch keine dummen Geſchichten, Suſanne! Joſef iſt auf Fritz gerade ſeit letzter Zeit ſehr ſchlecht zu ſprechen, menge Dich nicht in ſeine Angelegenheit hinſichtlich Joſefs.“

„Das werde ich nicht thun,“ gab Suſanne kurz und beſtimmt zur Antwort.

„Nun ja, ich weiß, Du biſt ein vernünftiges Mädchen — aber Dein Herz nimmt leicht Partei für Leute, die heruntergekommen ſind, und könnte Dich fortreißen. — Joſef hat Dich gern — er äußert ſich ja nie ſehr leidenſchaftlich, Du kennſt ſeine Art — jedoch er iſt vernarrt in Dich ſchon ſeit Jahren. — Sein Vater hätte nie gelitten, daß er Dich, ein für ihn ſo armes Mädchen, nähme; jetzt, da er frei handeln kann, will er ſeinem Herzen folgen. — Das iſt ja ſehr ſchön von ihm — er konnte auch Millionärinnen haben — man trägt ſie ihm von allen Seiten an — und alles beneidet Dich um dies Glück!“

„Ich habe nie geſagt, daß ich Joſef nicht nehmen will,“ verſetzte Suſanne darauf, „er iſt mir ſo lieb wie jeder andere!“ Indem das Mädchen dieſe letzten Worte ſprach, wurde ſie rot, ihr Atem ſtockte, und die Worte kamen nicht laut und frei heraus.

Suſanne ſah krampfhaft auf ihre Arbeit nieder und ſtickte an einem weißen Schwan in einem weißen Weiher, von weißem Schilf und weißen Bäumen umgeben, übereifrig, und Herr Huber ſetzte ſeine ausgegangene Pfeife ſorgſam in Brand und begab ſich dann wieder in ſeine Schreibſtube. Das Mittagsmahl im Hauſe Huber wurde heute ziemlich ſchweigſam eingenommen — Vormund und Mündel ſchienen in Gedanken verſtrickt und durchaus nicht mitteilſam. Nach Tiſche machte Suſanne ſich daran, ihre Kleider herauszulegen und ſich für die Schlittenfahrt vorzubereiten; ſie that dies beinahe eifrig und eilig.

Pünktlich um drei Uhr hielt der Schlitten Joſef Künzels vor dem Huberſchen Hauſe, Joſef ſaß auf dem Bock, und hinter dieſem war der eigentliche Fond, ein gepolſterter, mit roter Decke belegter Sitz für Suſanne.

Das Gefährt war altmodiſch, aber bequem; der Vorderſitz war ſehr ſchmal, der Hinterſitz flach, aber mit bauchigen Lehnen für zwei Perſonen; von dieſem jedoch konnte man den großen Schlitten nicht gut leiten. Eine Bedachung hatten die Sitze nicht. Joſef kutſchirte ſelbſt die zwei ſtattlichen, wohlgenährten Braunen; er knallte mit der Peitſche, die Pferde ſchüttelten die Köpfe, und die Glocken klingelten.

Suſanne erſchien jetzt in der Hausthür, warm in Mantel und Pelz gehüllt; der Vormund begleitete ſie und inſtallirte ſein ſchönes Mündel in den großen, prunkvollen roten Sitz, dann drückte er ihr und Joſef die Hand und trat unter das kleine Vordach zurück.

Joſef wandte den Kopf zu Suſanne, lächelte ihr freundlich zu, er konnte jedoch nicht viel mit ihr ſprechen, weil die Pferde unruhig waren.

Man tauſchte noch mit Herrn Huber Grüße, der winkte fröhlich, ſozuſagen ermunternd, mit den Händen.

„Bewahr mir meine Suſanne gut!“ rief er dem kleinen, eingehüllten Mann auf dem Bocke zu, der Mühe hatte, die Pferde zu bändigen.

„Sie iſt in guter Hut und wird darin bleiben!“ erwiderte Joſef mit ſeiner etwas hohen und heiſern Stimme.

Die Pferde zogen an und dahin glitt der Schlitten, knirſchend über den harten Schnee, der Höhe, dem Walde zu.

„Du haſt doch warm, Suſanne?“ erkundigte ſich Joſef, nach einer Weile ſich umwendend.

„Vollſtändig! Sorge Dich nicht um mich!“ antwortete Suſanne freundlich; „gib auf die Pferde acht, für zwei ſo ſtarke Roſſe iſt der Schlitten zu leicht.“

„Das macht nichts,“ erwiderte der junge Mann, „ich werde ihrer ſchon Meiſter,“ und weiter ging es im Trabe bergauf; die Pferde ſchnauften, es klingelte und der Schlitten gab auf der guten Bahn harten, hellen Ton.

Kaum war der Schlitten auf der Höhe und den Blicken des Dorfes entſchwunden, als aus dem Thorweg beim Hauſe Studerus gleichfalls ein Einſpännerſchlitten hervorkam, in welchem Fritz Studerus ſaß — das Gefährt ſchlug denſelben Weg zur Höhe nach St. Gallen ein.

Der junge Mann fuhr langſam, ſein Geſicht hatte einen ſorgenvollen Ausdruck, ſeine hellen blauen Augen blickten ernſt.

„Es iſt ein ſchwerer Weg, Geld holen, wenn man keinen Kredit hat,“ ſprach er jetzt vor ſich hin; „lieber jede Arbeit übernehmen, lieber Steine klopfen, um ſich zu ernähren, als borgen — aber was machen?“ ſetzte er ſein Selbſtgeſpräch fort. „Man kann doch nicht die Hände in den Schoß legen und zuſehen, wie einem das Dach über dem Kopf verkauft wird, man hat die Pflicht, ſich zu wehren und alles zu verſuchen! Vielleicht, daß meines Vaters Bruder ſich noch einmal erweichen läßt, ihm fiele es nicht ſchwer; freilich hat er ſchon einmal an uns verloren,“ ſeufzte der junge Mann, „und der Gang zu ihm kommt mich bitter und ſauer an — aber ich thue es der Eltern wegen — ich habe geſunde Arme, ſchäme mich keiner Arbeit und wollte ſchon durchkommen, doch der Vater iſt ſiebenzig, die Mutter faſt ebenſo alt, und es würde ihnen das Herz brechen, wenn ſie aus dem Haus müßten!“ Und Fritz Studerus trieb das Pferd an und fuhr ſchneller die Höhe hinauf.

Dort angekommen, ſah er eben den Schlitten ſeines einſtigen Freundes und jetzigen Bedrängers an einer Biegung des Waldes verſchwinden. Um ſeine friſchen Lippen ſpielte ein bitteres Lächeln.

„Wer das Geld hat, führt die Braut heim,“ ſagte er ſich. „Schade um das ſchöne Mädchen, ſie iſt die Nobelſte und Feinſte weit und breit, ſie hat ein Herz wie Gold und einen Verſtand wie ein Pfarrer, und ich glaubte einſt, daß ſie mein würde — jedoch ſeitdem wir im Unglück ſind, hat ſie ſich auch von uns fern gehalten, wie alle, und der alte Huber ſpann ſeine Fäden mit dem Künzel — ich habe es wohl bemerkt — und ſie blickt freundlich auf ſeine Millionen — daß er mit ihr heute allein nach St. Gallen fahren darf, hat etwas zu bedeuten — ſie iſt mir verloren — hin iſt hin! Sie auch hin!“ rief der junge Mann laut, faſt ingrimmig. „Es wird immer finſterer um uns und auf meinen Lebenswegen!“ Das Pferd bekam einen Peitſchenhieb, und der Schlitten ſauſte den Fahrweg zwiſchen den ſchwer mit Schnee belaſteten Tannenwänden dahin.

Joſef fuhr ſchnell, und der Wind zog auf der Höhe ſchneidend. Er hatte ſich verſchiedenemale zu ſeiner ſchönen Gefährtin umgewendet, um ein Geſpräch anzuknüpfen, eine fortdauernde Unterhaltung ließ ſich jedoch nicht führen. Suſanne war ziemlich einſilbig, wahrſcheinlich der Kälte wegen, und dann mußte der junge Mann auch des nicht ſo ganz guten Weges und der ſehr mutigen Pferde wegen auf die Straße achten und ſeines Kutſcheramtes ſorgſam warten.

Suſanne ſaß in dem Schlitten und hielt den Kopf geſenkt und die Naſe in den Pelz des Muffs geſteckt — ſie dachte nach, ihr Herz war ihr ſchwer und ihre Gedanken weilten merkwürdigerweiſe immer bei den armen Studerus und plötzlich unvertreibbar bei Fritz.

Ohne es zu wollen, verglich ſie die beiden Geſpielen ihrer Jugend — welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen jungen Männern, die in demſelben Alter ſtanden! Joſef klein, ſchmächtig, ſchwächlich, mit einem gelben, faltigen, faſt greiſenhaften Geſicht, aus welchem nur die kleinen dunklen Augen mit dem gelblichen Weiß lebhaft hervorſtachen, Joſef mit den krankhaft bläulich gefärbten, ſtarken Lippen und der kleinen, gefurchten Stirn, und Fritz groß, ſtark, blühend, ſchön, mit offenen, jünglingsartigen Zügen, ſanften, hellen, blauen Augen und dem vollen, auffallend roten Munde — jener ein Millionär und dieſer arm, bald heimatlos, und heftiges Mitleid, ja, ein wahres Schmerzgefühl trat bei dieſem Gedanken in ihrer Bruſt auf und bedrückte ſie ſo, daß ſie weinen mußte.

Joſef hörte einen ſeltſamen Ton — er wandte ſich um und ſchaute auf Suſanne, er bemerkte die Thränen in ihren Augen.

„Du weinſt?“ ſprach er zu ihr. „Dir laufen die Augen, Dich beißt die Kälte!“

„Ja, es iſt die Kälte,“ antwortete Suſanne.

„So wollen wir ſchneller fahren, es wird auch ſchon dunkel,“ meinte Joſef und trieb die Pferde faſt zu wildem Lauf an. Der Abend kam ſchnell heran, bräunliche Nebel zogen träg in der Tiefe, hier oben war es klarer, aber ſchneidend kalt. Die Tannen mit ihren Schneelaſten warfen blaue Schatten auf den dämmerig weißen Weg, der Himmel nahm eine grünliche Färbung an, dann ſank die Sonne rot in trüben Wolkenhängen und färbte nur die Rieſenſchneemauer des Säntis, welche, todesſtarr in den Formen und ſeltſam blühend-roſig beſtrahlt auf die bläulich dunkle Landſchaft ſchaute.

Die Sonne war ſchnell verſchwunden und es wurde kälter; lautlos war die ganze Natur, alles tot — nur der Schnee knirſchte leis unter dem Schlitten und die Glöcklein der Pferde klingelten dumpfer, gleichfalls wie froſterſtarrt.

Suſanne ſaß in der einen Ecke des breiten Sitzes und ſann und ſann, daß ſie heut abend Braut werden ſollte ... und jenem Manne dann fürs Leben gehören mußte — ihre Thränen floſſen wieder. War das Freude, wie damals bei ihrer Freundin Bertha, die mit dem Müller ſich verlobte? Was mochte Fritz jetzt thun und denken — der Arme?!

Es war ganz dunkel geworden, der Himmel von einem Dunſtſchleier umgeben, die Sterne warfen ein ungewiſſes Licht auf den mattſchimmernden Weg, zu beiden Seiten erhoben ſich wahre Schneewände, welche der Bahnſchlitten zuſammengeſchoben.

Joſef fror es grimmig, ſeine Hände ſchmerzten ihn, ſo daß er kaum die Leine halten konnte, ſeine Augen brannten ihn und ſeine Füße hatten den Froſtkrampf, er fühlte ſie nur noch als zwei drückende Gewichte.

Es kam eine ſcharfe Wendung des Weges zwiſchen hohen dunklen Tannenhöhen, düſter ſelbſt am Tage und jetzt völlig von den Schatten der Nacht erfüllt, und dann ging es ſchnell hinab — dort glänzten ſchon die Lichter St. Gallens.

Er trieb die Pferde noch mehr an, und fort ſauſte der Schlitten die Straße bergab, leicht aufhüpfend, als ob er eine Feder wäre.

Doch, was war das? Suſanne, die alles um ſich, in ihren trüben Gedanken verloren, vergeſſen hatte, fühlte plötzlich einen heftigen Stoß und dann ſank ſie in den Schnee, ſo daß der weiße, eiskalte Staub über ihrem Kopf zuſammenſchlug, in ihren Mund und in ihre Augen kam und ſie nichts mehr ſah.

Sie arbeitete ſich aus dem kalten Grab empor und ſtand jetzt auf der hier ganz dunklen Landſtraße an der ſcharfen Biegung. Dort unten ſauſte der Schlitten mit Joſef hinab, und ſie begriff jetzt, was vorgegangen.

Bei der plötzlichen Wendung des Schlittens hier war ſie aus dem Gefährt herausgeſchleudert worden. Sie rief nach Joſef, aber er mußte ſie nicht hören, denn der Schlitten raſte weiter zur Tiefe — jetzt hörte, jetzt ſah ſie ihn nicht mehr — und ſie umgab die finſtere, kalte Nacht des Winters.

Sie wollte ſich eben aufmachen, um zu Fuß dem vorangefahrenen Schlitten zu folgen, er würde es wohl bald merken, daß ſie hinausgefallen, und hinaufkommen, um ſie zu holen — da vernahm ſie Schellengeläute hinter ſich, ein anderes Gefährt kam eilig näher und jetzt war ein Schlitten neben ihr und hielt.

Es war Fritzens Gefährt, er hatte ſcharfe Augen und in dem Dunkel eine Geſtalt bemerkt — er zündete ein Streichholz an.

„Suſanne!“ rief er.

Das Mädchen hatte, von dem Licht geblendet, im erſten Moment den Mann nicht erkannt, jetzt wußte ſie, wer er war, denn ſie vernahm Fritz Studerus' Stimme.

„Fritz!“ antwortete ſie zaghaft.

Das Licht war erloſchen und ſie beide in tiefem Dunkel.

„Was thuſt Du hier allein auf der Landſtraße?“ erkundigte ſich erſtaunt der junge Mann.

„Ich bin aus dem Schlitten gefallen!“

„Und Joſef hat es nicht bemerkt und iſt weiter gefahren — ihn fror zu ſehr — das ſieht ihm ähnlich!“ ließ Fritz vernehmen. „Ihn fror wahrſcheinlich ſo ſtark, daß er ſich um nichts mehr bekümmern konnte —“

„Er wird gleich kommen und mich holen,“ ſprach Suſanne bebend.

„Ich werde Dich in meinem Schlitten nachfahren,“ bot Fritz an.

„Du, Fritz?“ kam es von Suſannens Lippen.

Was war das für ein Ton — was für ein ſeltſam ſchmerzlicher, faſt verwundert ungläubiger, vorwurfsvoller Ton — was lag in dieſen zwei Worten nicht alles!

Ihm kam eine Ahnung von dem, was in dem Herzen des Mädchens vorgehen mochte.

„Oder ſoll ich Dich zurück nach Tiefenwyl fahren?“ fragte er darauf und ſeine Stimme zitterte jetzt hörbar.

Suſanne antwortete nicht.

Es entſtand eine langdauernde, ſchwere Stille.

Plötzlich brach Suſanne in lautes, heftiges Weinen aus.

„Du weinſt?“ fragte Fritz mit erregter, bebender Stimme. „Weshalb — warum?“

„Um Dich — um mich!“ kam es ſchluchzend von Suſannens Lippen, und plötzlich hatte Fritz Suſanne in den Armen, ſie hing an ſeinem Halſe, ihn feſt umſchlingend, und weinte weiter. So ſtanden ſie einige Momente auf der finſtern, nächtigen Straße, dann hob Fritz das Mädchen in den Schlitten, wandte das Gefährt um und fuhr in ſauſendem Galopp durch Nacht und Finſternis nach Hauſe zurück.

Der Schlitten hatte nur eine Sitzbank. Suſanne ſaß neben dem jungen Mann und hatte ſich eng an ihn geſchmiegt. So fuhren ſie weiter.

Eine geraume Zeit ſprachen beide nicht mit einander, ihre Herzen waren zum Brechen voll von Seligkeit, aber Worte fanden ſie nicht.

„Wo ſoll ich Dich hinfahren?“ hub Fritz endlich an.

„Ja, wohin willſt Du mich führen?“ gegenfragte leiſe Suſanne.

„Zuerſt zu meinen Eltern und dann gehen wir beide zu Deinem Vormund!“

„Ja, das iſt der Weg, der uns vorgeſchrieben,“ ſtimmte Suſanne zu.

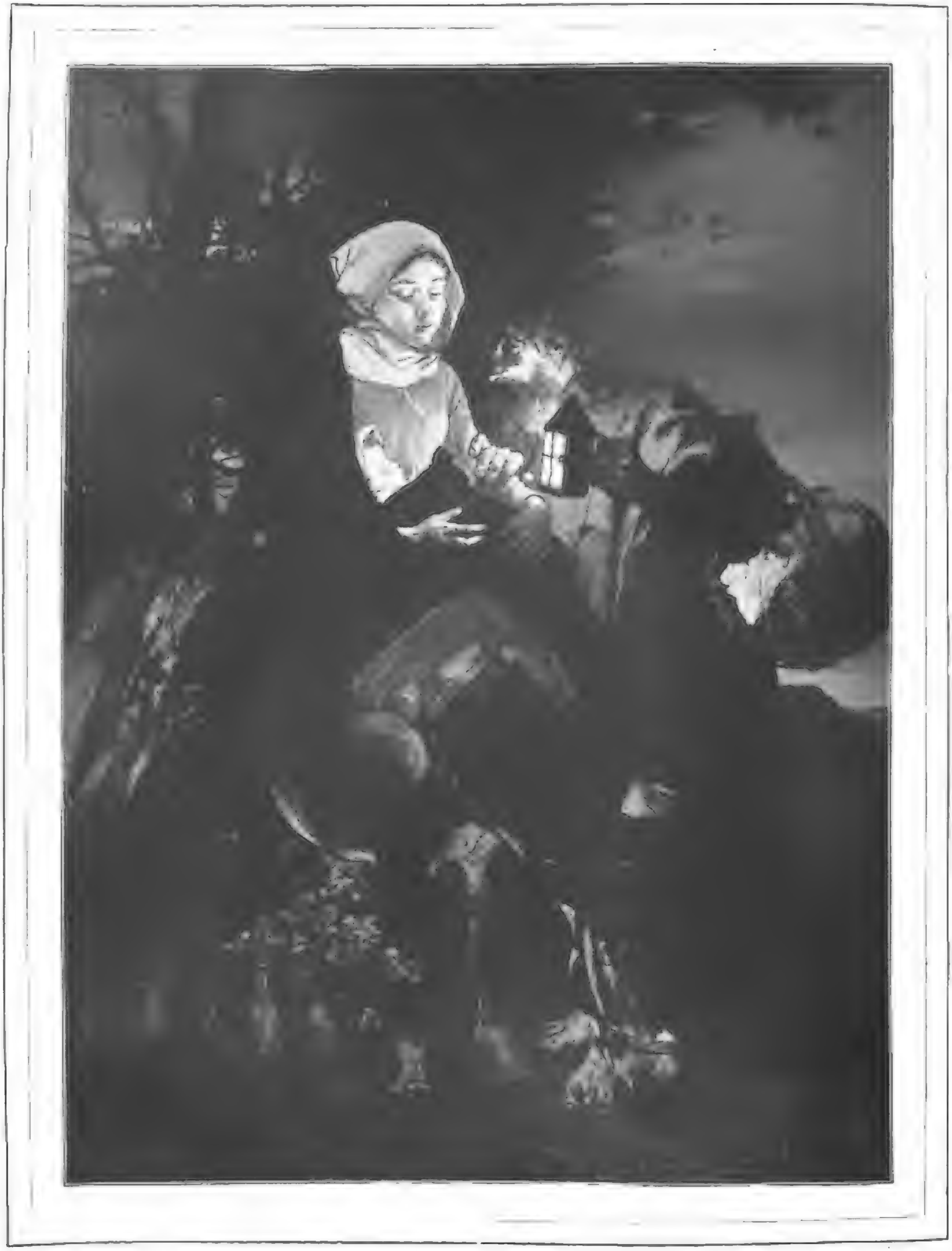
„Und Joſef?“ konnte Fritz jetzt nicht umhin zu fragen.

„Ich kann ohne Schaudern nicht daran denken, was gekommen wäre, wenn ich ihn geheiratet hätte,“ nahm Suſanne das Wort. „Ich liebte Dich ſchon lange, Fritz, ohne es zu wiſſen — ich ahnte, daß Du mich liebteſt — heute, als die Entſcheidung an mich herantrat, ward es mir plötzlich zur Gewißheit, und als Du mich auf der Straße fandeſt und fragteſt, ob Du mich ihm nachfahren, zu ihm fahren ſollteſt, wußte ich, wo mein Platz war, und daß ich ein Verbrechen beginge, wenn ich ihn betrog — denn getäuſcht hätte ich ihn ja, wenn ich ihn zum Mann genommen hätte mit der Liebe zu einem andern im Herzen — das will ich Joſef offen ſagen.“

„Du weißt, daß wir arm, ganz arm ſind?“ warf Fritz jetzt mit etwas zagendem Ton ein.

„Ich weiß es, ich weiß auch, daß Joſef heut bei euch war und die Hypothek kündigte, und ich fühlte für euch, für Dich, als ob der Schlag mich ſelbſt getroffen,“ antwortete Suſanne. „Ich bin ja nicht reich,“ fuhr ſie fort, „aber ſo viel habe ich doch, daß ich euch das Haus retten kann, und wir werden dann anfangen und arbeiten und erwerben, und ich hoffe, es wird Segen auf unſerer Arbeit ruhen.“

„Das wird es ſicher — es wird mit Dir wieder das Glück bei uns einkehren, und ich will es mit



Auf der Flucht nach Aegypten. Gemälde von Wilhelm Diez.

Nach einer Photographie im Verlag der Photographiſchen Union in München.

Eine Schützengeſellſchaft. Gemälde von L. Neumann. Nach einer Photographie von Franz Hanfſtaengl in München.

ſtarken Armen halten — wie ich Dich jetzt halte. Ich glaubte ſchon, daß es für ewig ſich von mir gewendet hätte," ſchloß Fritz, mit ſeinem freien Arm — um den andern hatte er die Leine gewickelt — ſeine ſo ſeltſam gefundene Braut feſter umſchlingend. So fuhren die beiden durch die Nacht ihrer Heimat zu.

Die Verſchleierung des Himmels fiel als ein Geſpinſt feiner Eisnadeln, und jetzt erſchienen die Sterne am tief dunkelblauen Himmelsdom groß, golden, nahe, funkelnd, ſie warfen ihren Schein über die Landſchaft. In dämmeriger Tiefe lag Tiefenwyl weiß und ſtill, nur hie und da ſchimmerte ein Licht hell aus eiſigen Dünſten.

Es war gegen zehn Uhr abends — die Berge, der Säntis, Kamor, Hohe-Kaſten, ſtanden wie ungeheuerliche weiße Wälle, ſich bis zum Firmament auftürmend, und der Halbmond, welcher über den weißen Felskoloſſen aufſtieg, zog in einer ſilberweiß glänzenden Linie da hoch oben die Umriſſe des Gebirgsgrates.

Tiefe, winternächtige Stille überall — auf den Höhen, im ſchwärzlichen Himmelsblau und in den Thälern drunten.

Still ſchwieg auch das Brautpaar, feſt eines an das andere geſchmiegt, indes das Pferd am Schlitten tapfer abwärts zog und, wie luſtig mit dem Kopfe nickend, die kleinen Schellen in Bewegung ſetzte.

*

Als Joſef Künzel die erſten Häuſer von St. Gallen erblickte und der Gaslaternenſchein auf die Landſtraße fiel, wandte er ſeinen faſt erſtarrten Hals, um nach ſeiner Gefährtin zu ſehen.

War das Spuk — war ſein Blick erfroren und er blind geworden — er ſah Suſanne Rechſteiner nicht mehr auf ihrem Platz ſitzen und auch die rote Decke fehlte.

Ein gewaltiger Schreck durchfuhr ſeine Glieder und gab ihm wieder Lebenskraft, er erinnerte ſich jetzt, daß der Schlitten oben an der Biegung, als er die Pferde plötzlich ſo ſtark antrieb, ihm leichter geſchienen hatte, ſo auffallend den Berg abwärts flog — und er begriff ſofort, was geſchehen, daß durch den unerwarteten Ruck und Schwung des ſich wendenden Schlittens das nichtsahnende Mädchen herausgeſchleudert worden und wohl jetzt noch oben im Schnee lag. Die Nacht war grimmig kalt, vielleicht hatte ſie ſich verletzt, konnte nicht aufſtehen, nicht gehen und mußte da oben elendiglich erfrieren — das letzte Bild trieb die lähmende Kälte völlig aus ſeinen Gliedern — er wandte den Schlitten und fuhr, die Pferde faſt zu Tode jagend, die Bergſtraße wieder hinauf. Es ging langſamer, als er dachte, der Weg war glatt und der Pferde Hufe waren nicht mehr ſcharf. Endlich war er oben.

Richtig, dort an der Biegung lag etwas — die rote, wollene Decke tief in die aufgefahrene Schneewand gedrückt — aber von Suſanne war nichts zu ſehen, nichts zu entdecken.

Joſef hatte kluge, ſcharfe Späheraugen, er unterſuchte in dem jetzt ziemlich hellen Sternenſchein lange und aufmerkſam die Spuren im Schnee. Da nahm er denn wahr den tiefen Eindruck in dem Schneewall, wo das Mädchen hineingefallen und faſt verſunken war, dann entdeckte er Fußſtapfen und die Spur eines zweiten Schlittens, der hier ſeltſam ausgewichen und faſt in die andere Schneewand gegenüber hineingefahren war, dort zeigten ſich auch Männertritte. An dieſer Stelle, das ſah er weiter, hatte der Schlitten gewendet und war zurückgefahren.

Was hatte das zu bedeuten?

Da er keinem Gefährt begegnet und Suſanne unterwegs nicht getroffen, mußte ſie mit jenem Schlitten zurückgefahren ſein.

Wem konnte der Schlitten gehören?

Ein Gedanke ſchoß plötzlich wie ein Meſſerſtich durch ſein Gehirn und der hieß Fritz Studerus — er hielt den immer heimlich für ſeinen Nebenbuhler um den Beſitz dieſes Mädchens, und ſein Gefühl hatte ihn nicht getäuſcht — und Suſanne war mit jenem zurückgefahren ... War ſie verletzt? Weshalb hatte Fritz Studerus' Schlitten hier Kehrt gemacht? Hatte er ihm die Braut geraubt? War ſie freiwillig mit jenem gegangen?

Joſef Künzel ſpürte keinen Froſt, keine Kälte mehr, er ſprang in ſeinen Schlitten und jagte, was die Pferde laufen konnten, nach Tiefenwyl zurück.

*

Das alte Ehepaar Studerus ſaß in ſeinem kleinen Stübchen, das von einem kleinen Lämpchen nur ſpärlich erleuchtet war.

Die Frau ſtrickte, der alte Herr lag ſorgenvoll in einem hochlehnigen, altväterlichen Seſſel und blickte ſtarr vor ſich hin.

„Das alte Jahr iſt jetzt gleich zu Ende," nahm Herr Studerus das Wort, „es war ein böſes, hartes, trauriges für uns, und das neue ſcheint noch trüber zu werden. Wenn man alt iſt, hofft man nicht mehr viel Gutes."

„Wir haben den Fritz," gab die Frau zurück, „und der bringt uns ſicher Glück und Segen."

„Glaubſt Du daran ſo feſt?"

„Ja, es ſchwebt mir vor wie ein Stern, der mich in aller Trübſal aufrecht erhält."

„Er iſt ein braver Menſch, aber das Unglück hat auch ihn gebeugt, er ſah in der letzten Zeit faſt mutlos ins Leben," hielt Herr Studerus dagegen.

„Er iſt gedrückt, ja — es laſtet mancherlei auf ihm — er hat Schweres zu überwinden, Du weißt — aber warte nur, er wird ſich bald herausreißen, dafür kenne ich ihn — das Haus verkaufen läßt er uns nicht, er wird das Unmögliche zu ſtande bringen, denn er hat einen Rieſenwillen, wenn es zum Aeußerſten kommt, ſo gutmütig und ſanft er ſonſt iſt," war die feſt ausgeſprochene Meinung der Mutter. „Vielleicht bringt er es beim Bruder Otto dennoch zuwege, denn —"

Da unterbrach Frau Studerus Schlittengeklingel dicht vor dem Hauſe, man hörte einen Schlitten halten und dann ſtampfte jemand vor der Hausthür. Dieſe wurde geöffnet, Schritte ließen ſich draußen im Flur vernehmen, die Thür ging auf und herein trat Fritz und zog jemand bei der Hand nach ſich. Es war Suſanne.

„Suſanne!" rief Frau Studerus verwundert aus. „Du ſchon zurück, Fritz?" ſprach ſie den Sohn an; „mit Suſanne?" fügte ſie erſtaunt hinzu.

„Ja, Mutter; ja, Vater!" nahm Fritz jetzt ganz fröhlich das Wort. „Joſef verlor unterwegs Suſanne, ich fand ſie, und wir haben — allerdings vorerſt ohne eure Erlaubnis — hoch oben am Krähwald Verlobung gefeiert — Suſanne bittet um euren Segen!"

„Herr des Himmels, was ſagſt Du da — was haſt Du angeſtellt?!" rief Frau Studerus ängſtlich.

„Mutter, es iſt alles recht zugegangen und wahr, was Fritz ſagt," beruhigte darauf Suſanne, auf die alte Frau zugehend und ſie küſſend, und dann erzählte Fritz kurz und klar, was geſchehen und wie alles ſich ereignet . . .

Vier glückliche Menſchen ſaßen nun um den kleinen Tiſch bei dem dürftigen Lämpchen kurz vor Thorſchluß des alten Jahres in dem kleinen Stübchen und machten herrliche Pläne für die Zukunft und ſahen glückſtrahlend dem, was das neue Jahr ihnen bringen würde, entgegen.

Es ſchlug elf!

„Jetzt müſſen wir aber hinüber zum Huber," nahm nun Fritz das Wort. „Das Herz wird mir wieder etwas ſchwer, denn Huber iſt mir nicht grün — ich wünſchte, der Gang wäre ſchon gemacht."

„Mir wird der Gang ganz leicht," verſicherte mit ihrer klaren, ruhigen Stimme Suſanne und ſetzte ihre Pelzhaube auf; „ich ſage ihm, ſo iſt es — ich bin majorenn — ich werde ihm erklären: mein Herz, das bisher geſchlafen, ſei erwacht — durch einen ſtarken Stoß aus dem Schlitten völlig erwacht," ſetzte ſie mit leiſem Lächeln hinzu, „und lügen und betrügen kann ich nicht," ſchloß ſie ernſt.

Herr Huber war im Wirtshauſe, er wurde nach Hauſe geholt, und es dauerte lange, bis er von ſeinen Freunden loskam. Als er in das Zimmer trat und Fritz und Suſanne Hand in Hand feſt aufgerichtet vor ſich ſtehen ſah, jetzt, nahe um Mitternacht, Suſanne, die er bei Joſefs Tante ſicher in deſſen Armen wähnte, machte er vor Ueberraſchung Mund und Augen ſehr weit auf. Bevor er noch ein Wort hervorbringen konnte, hatte Suſanne mit großer Beſtimmtheit geſagt, was ſie ſagen wollte, und Fritz ihm erklärt, wie und wo ſie einander gefunden.

Herr Huber ſchüttelte den Kopf, ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl, ſah lange finſter und verdrießlich vor ſich hin und ſprach gar nichts. Endlich blickte er auf das Paar da vor ihm.

„Meine Schuld iſt es nicht," brummte er wie vor ſich hin, „warum hat der Eſel ſie aus dem Schlitten verloren!" Dann wandte er ſich zu Suſanne und ſprach laut: „Jeder Menſch ſchmiedet ſich ſein Schickſal, ich will wünſchen, daß Du mit dem Deinen einſt zufrieden biſt."

Draußen polterte es vor der Thür, die Hausthür wurde aufgeriſſen, über den Gang trampelte jemand und hereinſtürmte fahlbleich Joſef. Er warf einen Blick auf das Paar, auf den ſo ruhig vor jenem ſitzenden Vormund.

„Suſanne, hier finde ich Dich und mit dem!" brachte er heiſer und dumpf über die Lippen.

„Ja, Joſef, hier findeſt Du mich mit Fritz," antwortete ihm Suſanne. „Hätteſt Du lieber geſehen, wenn ich Dich betrogen hätte, wenn ich mit einer Lüge Dein Weib geworden wäre? Ich kannte mich nicht — ich habe plötzlich mein Herz kennen gelernt, und es gehörte Fritz, nicht Dir — der Himmel hat Dir die Schlittenfahrt eingegeben, er hat es gefügt, daß ich heute nacht dort oben auf der Höhe, bevor wir nach St. Gallen herunterkamen, Fritz treffen ſollte — es war eine Fügung des Schickſals, und auch Du, Joſef, ſollteſt ihm dafür dankbar ſein."

Joſef warf einen finſtern Blick auf Fritz, einen langen, ſchmerzlichen auf Suſanne und ging dann, ohne eine Silbe verlauten zu laſſen, langſam aus dem Zimmer.

Matte Schläge der Thurmuhr ertönten — zwölf ſchwache, froſtzitternde Töne — dann erſchallte kräftiges Glockengeläute, muntere Stimmen riefen draußen, Piſtolen- und Gewehrſchüſſe erſchütterten die Luft — das alte Jahr war verſunken, das neue lebte jetzt ſeine erſten Minuten.

„Ein glückliches neues Jahr, Vormund!" bot Fritz Herrn Huber.

„Ein glückliches neues Jahr und Dank für Pflege und Liebe, und Dankbarkeit für immer, für Euch, Vormund!" fügte Suſanne hinzu, und beide ſtreckten ihm die Hände entgegen.

Herr Huber zögerte einen Moment, dann ſtand er vom Stuhl auf, ergriff die Hände der beiden jungen Leute vor ihm. „Es iſt vielleicht beſſer ſo," ſprach er, und dann wünſchte er ihnen mit aufrichtigem Ton gleichfalls ein glückliches neues Jahr „an", wie es in St. Gallen heißt.

Des Friedensengels Neujahrsgruß.

(Zu dem Bild Seite [illegible].)

Wer kennt ihn nicht, und wer ſchwärmte nicht für ihn, den holden Genius, der, obwohl weder unter den Erzengeln noch unter den Cherubinen und Seraphims aufgeführt, doch ein ſo auserwählter, ſtets hochwillkommener Himmelsbote iſt: — den freundlichen Friedensengel! In dem beſeligenden Weihnachtsgruß der himmliſchen Heerſcharen ſteht mitten inne ſein unendlich troſtreiches: „Friede auf Erden!" Und wo wir immer einen neuen wichtigen Zeitabſchnitt beginnen, da hoffen wir am liebſten, daß für denſelben ſeine Friedenspalme das maßgebende Zeichen ſein und bleiben möge. Wenn ab und zu einmal kriegeriſche Zeitungsſtimmen die Welt in Aufregung verſetzen und dann ein großer Staatsmann das Säbelgeraſſel auf edel Papier und Druckerſchwärze zurückführt, ſo glauben wir den Flügelſchlag des Friedensengels zu hören ... Zwei mächtige Kaiſer trinken gegenſeitig auf das Wohl ihrer verbündeten Heere. Klingt das nicht nach dem Donner der Kanonen? ... Nein, nein, denn der Friedensengel ſchwebt durch die Räume der [illegible]

In der That iſt es uns ein Herzensbedürfnis, an den Friedensengel und die ſich ſtets neu bewährende Kraft ſeiner himmliſchen Botſchaft zu glauben, und wenn er uns nun in ſo lieblicher Verkörperung erſcheint wie auf unſerem Bilde, dann ſchlagen ihm wohl die Herzen verdoppelt warm und vertrauensvoll zu

Das geſchah denn natürlich auch, als im Palais Pálffy dieſe unendlich liebreizende, ſanfte und herzgewinnende Erſcheinung zum erſtenmal auftauchte. „Wie ſüß!“ — „Wie bezaubernd!“ — „Wie himmliſch!“ — „Ein Engel, wie er nicht engelhafter gedacht werden könnte!“ — ging das bewundernde Geflüſter durch die Reihen der auserleſenen Zuſchauer, als in der ſchönen Folge künſtleriſch angeordneter lebender Bilder dieſe verklärte Erſcheinung ſich darbot. „Wer iſt denn das entzückende Weſen?“ fragte man wohl leiſe da und dort, und „Fräulein Ilona von Jankovich!“ lautete die mit ebenſo gedämpfter Stimme erteilte Antwort.

Der Kunſt — denn auf ſolcher Höhe der Vollendung darf auch die photographiſche Aufnahme als eine Kunſtleiſtung bezeichnet werden — der vielbewährten Kunſt des Profeſſors Karl Koller in Budapeſt danken wir's, daß die holdſelige Erſcheinung nicht wie eine Fata Morgana ſpurlos zerfloſſen, ſondern in unſerem duftigen Bilde feſtgehalten worden iſt, und ſo übermitteln wir ſie unſeren Leſern als freundlichen Neujahrsgruß. Was könnten wir ihnen, uns und der Welt beſſeres wünſchen, als daß die Friedenspalme dieſes holden Engels das milde Zepter ſei, unter welchem das Jahr 1889 ſich zu einem ſegensreichen, allwärts glückbringenden entfalte! Möge die beruhigende Verheißung, die ſo beredt aus dieſen ſanften Blicken ſpricht, für 1889 zur vollen Wahrheit werden!

Engliſche Ehen.

Von

Leon Kellner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Als im Juli 1888 die Redeflut im engliſchen Parlament ſich zu verlaufen begann, traten die Herausgeber des „Daily Telegraph“ in London zu einer wichtigen Beratung zuſammen. Was ſollte geſchehen, um in der toten Jahreszeit — die Engländer ſagen silly season — die gewaltigen Spalten des genannten Blattes zu füllen und das erlahmende Intereſſe des gelangweilten Leſers von neuem zu gewinnen? Ein grauhaariger Sünder von einem Reporter ſchlug die alte Seeſchlange vor, welche ſeit einem halben Jahrhundert mit wunderbarer Regelmäßigkeit in den Hundstagen an den europäiſchen Küſten erſcheint; er erbot ſich, eine vollſtändige Naturgeſchichte dieſes Ungeheuers zu liefern, mit dem Verſprechen, den anziehenden Stoff in vierzig Fortſetzungen zu erledigen. Aber der Vorſchlag wurde mit Verachtung zurückgewieſen; das ſei vor dreißig Jahren gut genug geweſen, für den blaſierten, allwiſſenden Leſer von 1888 ſei das Mittel veraltet und verbraucht. Ein anderes Mitglied des Stabes ſchlug nun eine ſpannende Detektivgeſchichte vor mit zwei Morden in jedem Kapitel; das wäre beinahe angenommen worden, aber an demſelben Tage wurde im Oſten von London die dritte Frau im Laufe von vierzehn Tagen ermordet, und der unbekannte Geſelle gab in allerlei Zuſchriften das ſichere Verſprechen, auch ferner für blutige Senſation zu ſorgen; welche Phantaſie konnte es da unternehmen, mit der nackten Wirklichkeit zu wetteifern? — Große Verlegenheit in der Verſammlung! Da erhob ſich ein noch junger Held der Feder, der im Privatleben den Ruhm eines unvergleichlichen Pantoffelhelden genoß, und machte beſcheiden verſchämt ſeinen Vorſchlag; das war ein Erfolg! Einſtimmig, mit jubelndem Beifall wurde der Gedanke erfaßt.

Am Morgen nach der denkwürdigen Beratung ſtand im Daily Telegraph ein langer Artikel mit der Ueberſchrift: „Is marriage a failure?“ (Iſt die Ehe verfehlt?) Der Aufſatz knüpfte an den kühnen, revolutionären Gedankengang der gleichlautenden Arbeit an, welche Mona Caird kurz vorher in einer großen engliſchen Monatsſchrift veröffentlicht hatte, und forderte die Leſer des Daily Telegraph auf, ihre Stimmen in dieſer wichtigen ſozialen Frage abzugeben. Die Londoner, die Engländer überhaupt, ließen ſich's nicht zweimal ſagen. Alle unglücklichen Gatten und Gattinnen des britiſchen Reiches erhoben ihre Stimmen und klagten über die Tyrannei des Eheſtandes; Paſtoren und Eheleute in den Honigwochen wieſen mit großer Empörung die Verleumdung der ehrwürdigen Einrichtung zurück, Anklagen und Verteidigungen flogen hin und her, und die Hauptſache war erreicht: die Zeitung füllte täglich drei Rieſenſpalten mit einer gierig geleſenen Korreſpondenz, und die das Jahr über geplagten Redakteure gingen wohlgemut auf Urlaub in die herrliche Schweiz. Sieben Wochen lang druckte der Daily Telegraph unermüdlich die göttliche Stimme des Volkes ab, bis dem leſenden Publikum die Geduld zu reißen begann. Da raffte ſich der Herausgeber mit ſchwerem Herzen dazu auf, dem grauſamen Scherz ein Ende zu machen; vor einigen Tagen ſchloß er die Diskuſſion mit einem zuſammenfaſſenden Artikel, und was er in demſelben ſagt, iſt faſt intereſſanter als alles, was man in der unendlichen Korreſpondenz zu leſen bekam. Nicht weniger als 27,000, ſage ſiebenundzwanzigtauſend Zuſchriften ſind dem Herausgeber zugegangen, und der weitaus größte Teil ſpricht ſich peſſimiſtiſch über die Ehe aus! Viele wollen die heilige Einrichtung überhaupt beſeitigt wiſſen, und zwar rekrutieren ſich die Fürſprecher der freien Liebe durchaus nicht ausſchließlich aus dem ſtarken Geſchlecht. Andere, weniger feurige Helden der Freiheit wollen die Ehe, aber nicht die der Kirche, nicht die Ehe als Sakrament, ſondern als freien Vertrag zwiſchen Mann und Frau, als Ehe auf Kündigung. Wieder andere hatten nichts gegen die Ehe, wenn nur die Scheidung nicht gar ſo ſchwer wäre! Kurz — alle haben ſich gegen, die wenigſten für die Ehe ausgeſprochen.

Es iſt vollkommen begreiflich, daß ſich die freien Bürger von England einmal den Spaß erlauben, an den Roſenketten der Ehe zu rütteln; es iſt das eine Laune, die man den guten Leuten nicht übel nehmen kann, denn kein Engländer denkt im Ernſte daran, das kirchliche Sakrament durch die freie Liebe zu verdrängen. Was aber der ganzen Korreſpondenz vom Anfang bis zum Ende einen echt engliſchen Charakter gibt, das iſt der Umſtand, daß es eine Frau war, welche durch einen langen, feurigen Artikel gegen die Ehe, wie ſie iſt, den Feldzug eröffnete; ferner daß ein großer Teil der Zuſchriften, welche ſich gegen die Tyrannei der Ehe erklärten, aus weiblichen Kreiſen herrührte, und endlich daß ſelbſt die braven engliſchen Hausfrauen keinen Anſtand nehmen, in der Unterhaltung mit Freunden und Freundinnen für die revolutionären Ideen der Mona Caird offen Partei zu ergreifen. Sollte man da nicht glauben, daß die armen engliſchen Frauen ungefähr dieſelbe Stellung einnehmen wie ihre kupferfarbigen Schweſtern am Miſſiſſippi oder Miſſouri, welche gehorſam und geduldig alle ſchwere Arbeit verrichten, während der zärtliche Gatte ſich die Zeit mit Spiel und Jagen vertreibt? Nein, die gute Mona Caird hat den engliſchen Frauen einen ſchlechten Dienſt erwieſen, als ſie das Thema von der engliſchen Ehe berührte und die Veranlaſſung wurde, daß der zarte Gegenſtand ſieben Wochen lang in einem vielgeleſenen Tagesjournal beſprochen wurde; die Ehe hat dadurch keine neuen Anhänger gewonnen, die Frauen, welche eine ungebührlich große Ziffer in der Bevölkerungsſtatiſtik einnehmen, ſind dadurch in den Augen der Männer nicht liebenswerter geworden. Die Statiſtik zeigt ſchon jetzt einen Ueberſchuß von mehr als einer halben Million Jungfrauen über die Zahl der verheirateten Sklavinnen, offenbar iſt alſo der Inſtinkt der Männer ohnehin ſchon ſtark genug gegen die Ehe; nun, da die Diskuſſion die Gemüter und tiefſten Gedanken der Frauen bloßgelegt hat, wird das, was bisher dunkle Furcht war, zum Grundſatz werden, und der wird lauten: Die Ehe mit einer Engländerin iſt unter allen Umſtänden verfehlt!

Wir ſind nicht in Gefahr, ein parteiiſch einſeitiges Bild von den Töchtern und Frauen des Inſelreiches zu erhalten, wenn wir aus der Ehekorreſpondenz unſere Schlüſſe ziehen, denn alles, was die Herren der Schöpfung gegen die Londoner Weiblichkeit auf dem Herzen hatten und der Zeitung vertrauten, wird indirekt von den weiblichen Briefſchreiberinnen beſtätigt. Gleichberechtigung bis zur Herrſchaft! lautet die Klage des Mannes, und aus den von den Frauen aufgeſtellten Bedingungen für eine glückliche Ehe ſehen wir, daß die Herren durchaus nicht übertreiben. Gleichberechtigung und Unabhängigkeit ſind Worte, welche ſich in allen Briefen weiblicher Herkunft bis zum Ueberdruß wiederholen. Und wie ſieht eine engliſche Ehe in Wahrheit aus? Der Deutſche, welcher Gelegenheit hat, die engliſche Familie in mehreren Exemplaren kennen zu lernen, wird in erſter Reihe als hervorſtechendſten Zug in dem Verhältniſſe zwiſchen Mann und Frau die Freiheit und Unabhängigkeit der Gattin bemerken. Man mag John Bull allen möglichen Egoismus vorwerfen, in Bezug auf die Frau iſt er ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Dieſe Wahrnehmung kann man in allen Klaſſen machen, am leichteſten iſt es bei den „kleinen Leuten“ in den Parks und öffentlichen Unterhaltungsorten zu ſehen. Jack und Jemima wollen ſich am Samstag einmal ordentlich unterhalten, um die fromme Einförmigkeit des folgenden Tages leichter zu ertragen. Jemima hat einer Freundin ihren Beſuch verſprochen, Jack will ſich den Kryſtallpalaſt anſehen. Sehr wohl; aber das Baby? Hat das vergnügungsſüchtige Paar gar nicht an den kleinen, pausbackigen Dick gedacht? O gewiß! Jemima iſt eine viel zu zärtliche Mutter, um ihren Liebling auch nur einen Moment zu vergeſſen. „Nicht wahr, teurer Jack, Dick wird ſich mit Dir prächtig unterhalten? Das Feuerwerk ſoll ganz einzig ſein!“ Jack brummt etwas vor ſich hin, es iſt ſchwer zu ſagen, ob es Zuſtimmung oder Widerſpruch bedeutet, aber die Frau ſucht durchaus nicht, das Geheimnis zu durchdringen; ſie fährt ruhig im Ankleiden fort, und Jack hat richtig ſchon ſeinen Sprößling auf dem Arm. Beliebt es zuweilen Jemima, ihren Mann auf ſeinem Spaziergang im Hydepark mit ihrer Gegenwart zu beglücken, ſo ändert das nichts an der Sachlage; wenn Dick müde iſt, findet er immer auf dem ſtarken Arm ſeines Vaters ſichere Erholung, und Jemima iſt edel genug, die ſüße Laſt ohne eine Spur von Eiferſucht dem geliebten Gatten zu überlaſſen.

Die Gemütlichkeit des Engländers hört bekanntlich auf, wenn man die ihm durch die Magna Charta gewährleiſteten Freiheiten und Rechte zu beſchränken verſucht; ſeine Frau hat die Freiheitsliebe und den unabhängigen Sinn von ihm gelernt, und wehe dem Manne, der den Verſuch machen wollte, die Gattin in ihrer ererbten Herrſchaft über Küche und Kleiderſchrank zu hemmen!

Herrſchaft iſt das richtige Wort, denn von Thätigkeit im Haushalt iſt bei der Mehrzahl der engliſchen Frauen wenig zu ſpüren. Die mittleren Klaſſen haben ganz merkwürdige Begriffe von den Pflichten einer Frau. Mit dem unglückſeligen Titel einer „Dame“ (lady) haben die Bürgersfrauen alle Anſprüche — die berechtigten und eingebildeten — der Millionärinnen adoptiert. Die Frau eines Papier- und Zeitungshändlers, der im Schweiße ſeines Angeſichts jährlich einige hundert Pfund erwirbt, iſt eine Dame, und man muß wiſſen, was eine Londonerin unter dieſer Würde verſteht. Das erſte Merkmal einer Frau von Stande iſt — Nichtsthun. Alle jene Narreteien der eitlen Mutter in Oliver Goldſmiths „Pfarrer von Wakefield“, über welche wir ſo herzlich lachen, ſind bei der engliſchen Bürgersfrau traurige Wirklichkeit. In der Küche iſt ſie nicht zu ſehen, denn das Feuer verdirbt den Teint; Nähen macht häßliche Hände und trübe Augen, Kinderpflege iſt mit noch größeren Unannehmlichkeiten verbunden, und überhaupt ſchickt es ſich nicht für eine Dame, etwas Nützliches zu thun; das iſt plebejiſch. Die Zeit einer ſolchen Dame wird durch Beſuche, Spaziergänge, Theater und — last not least — durch die engliſchen Mahlzeiten vollſtändig in Anſpruch genommen. Bleibt trotzdem noch eine leere Stunde übrig, ſo widmet man ſie, wie es einer frommen Engländerin anſteht, der Kirche oder der Sitzung irgend eines wohlthätigen Vereins. Selbſtverſtändlich iſt die Dame immer nach der neueſten Mode gekleidet, und ſie iſt im tiefſten Herzen überzeugt, daß ſie die Würde des Hauſes in unübertrefflicher Weiſe repräſentiert.

Dieſe Mutter wird natürlich ein eifrig nachgeahmtes Muſter für die lernbegierigen Töchter. Die moderne Londoner Jungfrau iſt ein Geſchöpf ganz eigener Art. Wer ſich nach den illuſtrierten engliſchen Zeitſchriften ſein ideales Bild von Mabel oder Beatrice gemacht hat, der wird in England, namentlich in London, die ſchmerzlichſte Enttäuſchung erleben. In den Weihnachtsnummern des „Graphic“ iſt der ſchöne Kopf der engliſchen Jungfrau von einem loſen Kranze goldblonden Haares wie von einem Heiligenſchein umfloſſen, die feinen Züge ſind blaß, durchgeiſtigt, die großen, blauen, unſchuldigen Augen ſind wie die der heiligen Cäcilie voll tiefer Andacht himmelwärts gewendet oder verſchämt zu Boden geſchlagen, die Gewandung zeigt die geſchmackvolle Einfachheit einer griechiſchen Statue. So das Weihnachtsbild im Graphic; in Wirklichkeit ſieht die engliſche Jungfrau von heute ganz anders aus. Von dem blonden Strahlenkranz iſt keine Spur vorhanden, denn das Haar wird vollſtändig abgeſchnitten; ein reicher mädchenhafter Haarwuchs iſt ja ein Zeichen der Knechtſchaft, die Friſur à la Fiesco drückt Freiheit und Gleichberechtigung aus; zu dem glatt geſchorenen männlichen Schädel paſſen die kühnen, herausfordernden Augen und die auffallende Toilette. Auffallen! das ſcheint die ausſchließlich maßgebende Aeſthetik in Kleidung und Betragen der Londoner Amazonen zu ſein. Mit dem ſchönen Aeußern ſtimmt die ſchöne Seele harmoniſch zuſammen. Mabel oder Beatrice iſt oft heimlich verlobt, aber niemals verliebt. Die Liebe iſt gut genug in Romanen, in Wirklichkeit verliebt man ſich nie, man ſtellt ſich verliebt. Die Männer ſind ja ſo eitel und eingebildet! Jack braucht weder ſchön noch geiſtreich noch fromm zu ſein, wenn er nur die nötige Rente beſitzt; je dümmer er iſt, deſto beſſer.

Mabel und Beatrice ſind die Regel, eine liebende Frau, die in der Ehe nicht eine Verſorgung, ſondern ihr Glück ſieht, eine ſeltene Ausnahme. Was Wunder, daß Mabel über die Ehe jammert, wenn es ſich herausſtellt, daß ſie ſich in Jacks Dummheit verrechnet hat? Sie hat geheiratet, um eine Dame zu werden, und Jack will eine Frau! Nur fort von dem ſchlechten Menſchen, geſchieden will ſie ſein. Und ſie weiß, was ſie will. Er muß ihr eine ihrem Stande angemeſſene Rente ausſetzen, er muß für die etwaigen Kinder ſorgen, und Mabel hat, wonach ſie ſich ſo ſehr geſehnt hat, Freiheit und Unabhängigkeit in Hülle und Fülle. Leider iſt die Scheidung in England nicht ſo leicht, als es die jungen Damen wünſchen, daher die ſiebenundzwanzigtauſend Zuſchriften an die fröhliche Redaktion!

Sehr bezeichnend für die Seelenſtimmung dieſer Damen war namentlich ein Punkt der Diskuſſion. Ein naiver Korreſpondent hatte die Behauptung aufgeſtellt, es ſei die Pflicht braver Gatten, bis zum Aeußerſten in der Ehe auszuhalten, wenn dieſe mit einem Kinde geſegnet ſei; er habe, geſtand der ehrliche Mann, alle Launen ſeiner Frau durch viele Jahre hindurch geduldig ertragen, nur, um dem Kinde ſeine Mutter zu erhalten, denn wenn die Frau auch noch ſo unausſtehlich geweſen ſei, ſo gebe es doch keinen Erſatz für die eigene Mutter. Auf dieſen Erguß eines geplagten Gatten und guten Vaters antworteten die Damen einſtimmig mit Spott und Hohn. Welche Unverſchämtheit, die Frau wie eine Amme oder ein Kindermädchen zu betrachten! Welche Beſchränktheit, von einer Frau zu verlangen, daß ſie ihr Glück einem Baby opfere, damit dieſes die ſehr zweifelhaften Vorteile einer väterlichen Erziehung genieße! Es ſei überhaupt noch gar nicht ausgemacht, daß die eigenen Eltern gute Erzieher ſind; die alten Spartaner haben die Kinder in ein

by Google

gemeinſames Erziehungshaus gethan, und Eltern und Kinder befänden ſich wohl dabei. Mona Caird ſelbſt, obgleich glückliche Gattin und Mutter, trat mit dem Vorſchlage hervor, man ſolle von Staatswegen die Kinder der geſchiedenen Eltern erziehen, denn die Kinder dürften dem Glücke der Eltern nicht im Wege ſtehen.

Zum großen Leidweſen dieſer Damen hat ſich der Staat noch immer nicht zu einer ſo heilvollen Maßregel entſchloſſen, und es bleibt ihnen vorderhand nichts übrig, als mit ihren Tyrannen unter einem Dache zu leben und ihre Kinder nach den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit zu erziehen.

Seit Jahr und Tag klagen engliſche Schriftſteller und Schriftſtellerinnen über Englands Verfall. „England is going to the dogs!“ (England kommt auf den Hund!) iſt beinahe eine Redensart geworden, und alle Welt zerbricht ſich darüber den Kopf, warum die angelſächſiſche Raſſe ſeit Jahrzehnten keinen hervorragenden Mann der That oder des Gedankens beſitzt. Nun denn, wenn der alte Ausſpruch wahr iſt, daß das Schickſal eines Landes in den Händen der Frauen ruht, ſo haben die ſiebenundzwanzigtauſend Zuſchriften das Rätſel in überraſchender Weiſe gelöſt, und die engliſchen Staatsmänner können ſich das Forſchen nach weiteren Urſachen erſparen.

Das Vorbild zu Kaiſer Friedrichs Mauſoleum.

Von

Fritz Willigerod.

Mit Wehmut weilten wohl oft in den letzten Herbſtmonaten die Gedanken aller Mitglieder des deutſchen Kaiſerhauſes und mit ihnen die ihrer treuen Anhänger in den wunderbar ſchönen Orten Toblach und Innichen im herrlichen Tiroler Alpenlande. Im vorletzten Herbſt hoffte ja einer der edelſten Hohenzollernfürſten, Kaiſer Wilhelms I. einziger Sohn, auf den das deutſche Volk mit Stolz und Hoffnung blickte, dort in der ſtärkenden Alpenluft neue Lebenskraft zur Bekämpfung der tückiſchen Krankheit zu ſammeln, die ſein koſtbares Leben bedrohte. Ach, es war eine trügeriſche Hoffnung, und nur mit tiefer Trauer vermag man jetzt die Stätten zu betreten, wo er ſo gern geweilt, wo er mit immer gleicher Geduld und Liebenswürdigkeit nach ſeinem Wahlſpruch: „Lerne zu leiden, ohne zu klagen!“ das qualvollſte Leiden ertrug. Stets hatte er ein freundliches Lächeln für jedermann, ſelbſt für die einfachen Arbeiter auf den Wieſen und Feldern, die er häufig anredete und ſich dadurch die Herzen der biederen Tiroler im Sturm eroberte. Ich hörte oft die Leute mit wahrer Begeiſterung von ihm ſprechen und hübſche kleine Züge von ſeiner Güte und Leutſeligkeit erzählen. Der Sohn des Gaſthofbeſitzers von Schluderbach im großartigen Ampezzothale zeigte mir voll Stolz ein Meſſer, das auf den Seiten der Scheide die Bildniſſe der beiden Kaiſer trug, die das deutſche Reich im Jahre 1888 verlieren mußte. Der „Kronprinz“, wie man Friedrich III. noch immer in jener Gegend nennt, hatte es ihm geſchenkt, weil er ihn im Thale umhergeführt, während ſeine Gemahlin den „Dürrenſtein“ beſtieg.

Aber mit ganz beſonderer Freude und Rührung erfüllte es mich, als ich im reizenden Sextenthale bei Innichen, eine Stunde von Toblach, am Waldesrande — wo drei Ruhebänke zum Betrachten der wunderſam großartigen Natur ringsum einladen — ein ebenſo einfaches als ſinniges Denkmal entdeckte. Die Gemeinde des Marktfleckens Innichen hat daſſelbe auf Anregung ihres Bürgermeiſters dem Andenken Kaiſer Friedrichs gewidmet. Das Sextenthal iſt hier etwas weiter, nach rechts führt die Straße hinauf nach „Wildbad Innichen“ und links ins reizende, von phantaſtiſch geformten Felsſpitzen umgebene Fiſchleinthal mit „Bad Moos“. Eine kleine Wieſe liegt zwiſchen dem brauſenden Sextenbach und dem Wald, an deſſen Saum man ſchon von weitem eine Tafel mit dem deutſchen Reichsadler erblickt und darunter die Worte: „Kronprinz Friedrich Wilhelms Raſt 1887.“ Rechts davon unter den ſchattigen Zweigen einer Rieſenfichte iſt eine Art Heiligenſchrein befeſtigt, zierlich aus Baumrinde gezimmert, und darin ſteht eine ſilberbronzierte Büſte, welche die edlen Züge Kaiſer Friedrichs trägt, der an dieſer reizenden Stelle mehrmals mit den Seinigen geruht hat. Und treue deutſche Hände brachten im verfloſſenen Sommer hier ihrem teuren verblichenen Kaiſer friſche Alpenblumen dar. Wanderten doch Tauſende nach dem ſchönen Toblach und dem dort beginnenden, unvergleichlich großartigen Ampezzothal. Sie verſäumten dann auch nicht, eine [illegible] weiter, nach Innichen zu fahren, um das dortige vielgenannte ‚Altöttinger Kirchlein‘ mit der heiligen Grabeskapelle zu beſuchen.

Schon die eigentümliche Geſtaltung dieſes fremdartigen Baues gleich zu Anfang des Marktfleckens erweckt bald die Aufmerkſamkeit ſowohl des Fremdlings, der vom Bahnhof aus den Ort beſucht, als der Paſſagiere des dicht daran vorüberfahrenden Eiſenbahnzuges, wenn ſie ihre Blicke auf den beiden niederen, ſchindelbedeckten Türmen und der vergoldeten Kuppel der tiefliegenden Kapelle ruhen laſſen. Der kunſtſinnige Hohenzollernfürſt und ſeine Gemahlin, die häufig die alten Denkmäler der Vorzeit zu Innichen, ſowie das dort beginnende reizende Sextenthal beſuchten, wurden wohl ebenfalls durch die morgenländiſche Bauart des Kirchleins aufmerkſam gemacht. Sie ließen den Wagen halten, um es zu beſichtigen, und der arme, kranke Kronprinz, der vielleicht ſchon eine Ahnung von ſeinem nahen Ende hatte, ſoll, überraſcht von der Schönheit der eigenartigen Kapelle, ausgerufen haben: „So möchte ich meine letzte Ruheſtätte haben!“ Es iſt begreiflich, daß ſein kaiſerlicher Sohn und ſeine Gemahlin, welche ſelbſt eine Zeichnung aufnahm, dieſen Wunſch erfüllten.

Viſion. Gemälde von H. Herterich.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

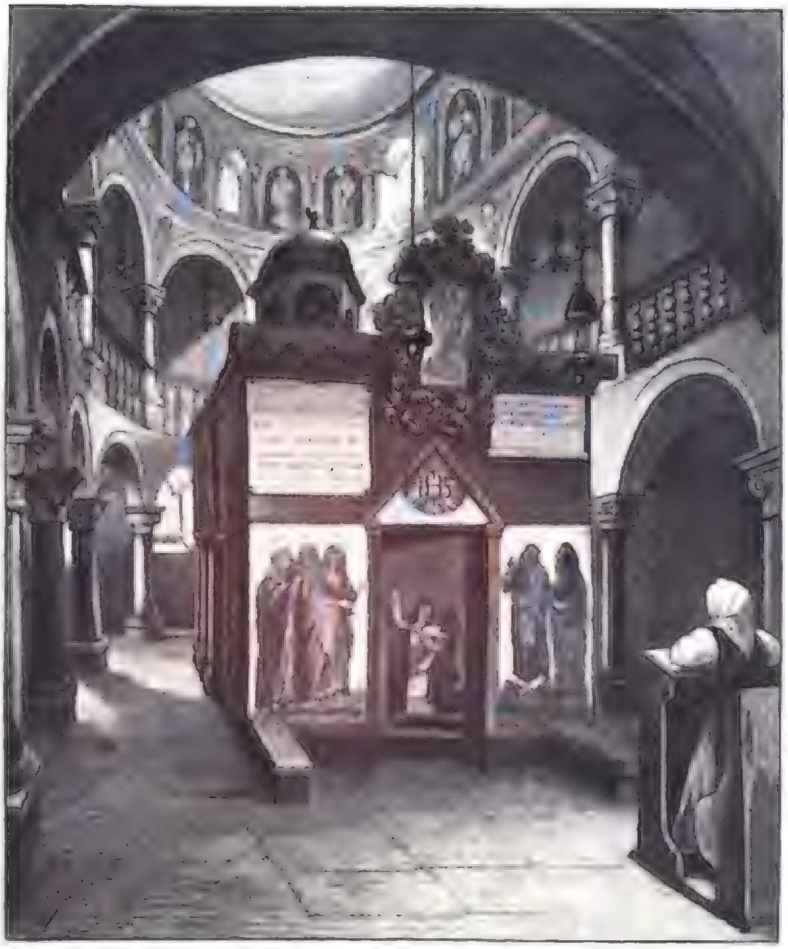
Wer das Kirchlein betrachtet, wie es mehrere Fuß tiefer als die Landſtraße ſo altersgrau daliegt, meint, ſeine Erbauung würde einem ſehr frühen Zeitalter angehören. Aber doch war es erſt im Jahre 1653, als ein frommer, wohlhabender Bürger von Innichen mit Namen Georg Paprion eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem unternahm und dort beſchloß, nach dem Muſter der heiligen Grabeskirche ſeinem Heimatsort ein kleines Gotteshaus zu ſchenken. Als er aber, in ſein Alpenthal zurückgekehrt, zur Ausführung ſchreiten wollte, waren ihm doch die Einzelheiten des Baues aus dem Gedächtnis entſchwunden, und ſofort begab er ſich zum zweitenmal auf die für jene Zeiten ſo ungeheuer beſchwerliche Reiſe ins gelobte Land, um die genauen Zeichnungen zu holen. Und als dann einige Jahre ſpäter der Bau der Kapelle zu Innichen vollendet war, unternahm er zum drittenmal die weite Pilgerfahrt, um ſich in Jeruſalem zu überzeugen, daß ihm ſein Werk in der Heimat auch wohl gelungen und dem Original ganz gleich ſei. Diesmal kehrte er nicht zurück. Er ſtarb zu Nikoſia auf der Inſel Cypern.

Ich will nun verſuchen, das Kirchlein möglichſt genau zu beſchreiben. Man ſteigt von der Landſtraße einige Stufen hinab in die kleine Vorkapelle, welche mit zahlreichen Darſtellungen aus dem Leben des Heilandes in plaſtiſchen Figuren geſchmückt iſt. Da ſieht man an der Hauptwand den Welterlöſer betend am Oelberg, nicht weit davon die ſchlafenden Jünger am Boden und im Hintergrund den Verräter mit den Fackeln und Waffen tragenden Kriegsknechten. An der nächſten Wand, über dem Eingange zum Altar, der in einer Art Rotunde ſteht, iſt die ganze Leidensgeſchichte dargeſtellt, der Weg nach Golgatha und dann unter der Laſt des Kreuzes und den Peitſchenhieben ſeiner grauſamen Peiniger zuſammen[illegible]

[illegible] führt wieder zwei Stufen tiefer in die [illegible] in deren Mitte das Grabgewölbe [illegible] Teile desſelben ruht der Leib und [illegible] Baldachin, den ſechs kleinen Säulen getragen. Rund um die mit Fresken und Bibelſprüchen geſchmückte Gruft läuft an den oberen Wänden der oval geformten Kapelle eine auf neun großen Säulen ruhende Galerie, in deren Niſchen Heiligenbilder ſtehen. Eine ſteinerne Wendeltreppe führt hinauf und das Ganze macht, beſonders von oben geſehen, einen ſehr feierlichen, erhebenden Eindruck. Kaiſer Wilhelm II. und ſeine Mutter konnten kein würdigeres Vorbild für die letzte Ruheſtätte des edlen, erhabenen Dulders wählen als dieſe im romaniſchen Stil erbaute Kapelle in den Tiroler Hochalpen. So denkt gewiß jeder, der mit wehmütiger Erinnerung an den entſchlafenen Monarchen dieſe heilige Stätte verläßt und dann, wenn ſeine Zeit es nur irgend erlaubt, auch noch die übrigen Denkmäler aus grauer Vorzeit, beſonders die herrliche alte Stiftskirche, in Augenſchein nimmt. Innichen hat eine ſehr berühmte Vergangenheit und wurde auf den Trümmern des einſtigen „Aguntum“, Hauptſtadt der römiſchen Provinz Noricum, erbaut, welche in einer furchtbaren Schlacht zwiſchen den wilden ſlaviſchen Wenden mit dem Bayernherzog Garibald im Jahre 610 gänzlich zerſtört wurde. Die erſteren, zur Zeit der Völkerwanderung von den Grenzen Rußlands gekommen, hatten ſich an den ſüdlichen Ufern der Drau, im heutigen Krain feſtgeſetzt und machten häufig Einfälle ins Puſterthal, bis ſie in einer großen Schlacht auf dem Toblacher Felde von den Bayern, den damaligen Herren des Landes, beſiegt und für immer in ihr Gebiet zurückgedrängt wurden. Um auf dieſe wilden Nachbarn wenn möglich einen guten Einfluß zu gewinnen und ſie zur chriſtlichen Religion zu bekehren, gründete der Bayernherzog Taſſilo im Jahre 770 auf dem Schutt der Stadt Aguntum, am Fuße der ſogenannten „Burg“, wo einſt eine römiſche Feſtung ſtand, ein Benediktinerſtift, um das ſich bald mehrere Häuſer erhoben, die nach und nach den jetzigen Marktflecken Innichen begründeten. Die Mauern der prächtigen alten Stiftskirche daſelbſt ſtammen aus jener Zeit, und ihre merkwürdige Bauart erinnert, wie Sachverſtändige erklären, an die erſten chriſtlichen Kirchen.

Wenige Schritte davon, am Eingange des kleinen Friedhofes, ſteht auch ein römiſcher Meilenſtein, der aus der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts ſtammt. Die ehrwürdige Kirche birgt ferner noch ein großes Kleinod, ein uraltes Kruzifix aus dem ſiebenten Jahrhundert, das über dem Hochaltar ſteht und der Gegenſtand großer Verehrung der Alpenbewohner weit und breit iſt.

Rechnet man zu dieſen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten nun noch die erhabene Schönheit der Hochalpen, die faſt viertauſend Fuß hohe Lage des Ortes, die kräftige Gebirgsluft, gewürzt mit dem balſamiſchen Duft der weiten Tannenwälder, ſo wird man mir beiſtimmen, daß Innichen und beſonders das drei Viertelſtunden davon entfernte, mitten im Tannenwald, am Fuße des vielzackigen Dolomiten „Haunold“ gelegene Wildbad eine der herrlichſten Sommerfriſchen oder Reiſeziele für erholungsbedürftige Städter und Nervenleidende bietet, zumal Bad Innichen kräftige Eiſen- und Schwefelquellen beſitzt.



Das Innere der Grabkapelle zu Innichen,
das Vorbild für das Kaiſer Friedrich-Mauſoleum in Potsdam.

[illegible]

Innichen in Tirol. Nach einer photographiſchen Aufnahme von Ed. Scherner in Sillian.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortſetzung.)

Herr Remus Albean huldigte dem Grundſatze, daß ein Staatsbeamter in erſter Linie dafür zu ſorgen habe, während der fetten Jahre einige Erſparniſſe für die mageren Jahre beiſeite zu legen. Und die Erſparniſſe des Herrn Remus Albean hatten ſich bereits zu einem hübſchen Sümmchen abgerundet.

Was Wunder, daß er mit einer Großmut, die ihn innerlich ſelbſt rührte, an einem ſchönen Septembervormittage der Madame Belota mit bewegter Stimme erklärte, daß er ein Weib, das er liebe, auch dann heiraten würde, wenn ſie ſo arm wie eine Kirchenmaus wäre.

Madame Belota hatte dieſe Erklärung mit einem feinen Lächeln aufgenommen.

Der Präfekt, welcher heute beſonders elegant gekleidet war, den langen ſchwarzen Schnurrbart friſch gewichſt und kühn aufgewirbelt hatte und zarte perlgraue Handſchuhe trug, trat nahe an Madame Belota heran, die auf einem Lehnſtuhl nahe am Fenſter ſaß und in den ungepflegten Garten vor ihrem ebenerdigen Hauſe blickte.

„Madame,“ ſagte er, „Sie ſcheinen meinen Worten nicht recht zu glauben. Und doch, wenn das Weib, das ich liebe, noch ſo arm wäre, wenn es aber nur einen Teil Ihrer glänzenden Eigenſchaften hätte, wenn es . . .“

Madame Belota hob die Blicke zu ihm empor. Die tiefen dunkelblauen Augen brachten den armen Präfekten ein wenig aus der Faſſung und ſein Unbehagen wuchs, als ſie mit einem leiſen, aber vernehmlichen Anklang von Ironie in der Stimme ſagte: „Bitte, weiter.“

„Madame,“ ſagte er pikirt, „ich habe vernommen, daß man Sie in der Reſidenz die Dame mit dem Marmorherzen nannte. Sollte dem wirklich ſo ſein? Sollte ein Weib, ſo ſchön, ſo gut wie Sie, ſo geſchaffen zum Beglücken, wirklich keines wärmeren Gefühls fähig ſein?“

Madame Belota antwortete nicht. Man vernahm Peitſchengeknall. Auf der Fahrſtraße raſſelte, von einer Staubwolke umhüllt, eine Droſchke heran, ſie hielt vor dem Gartenthor. Herr Fortunat und Jonel ſtiegen aus derſelben.

Madame Belota war aufgeſprungen, hatte den Kopf zum offenen Fenſter hinausgeneigt und die Ankommenden erkannt. Als ſie ſich wieder auf den Lehnſtuhl ſetzte, war ihr Angeſicht von einer jähen Bläſſe überzogen.

Der Präfekt ſah durchs Fenſter Herrn Fortunat, gefolgt von ſeinem Sohn, dem Hauſe zuſchreiten.

Er drehte einigemale ſeinen Schnurrbart, ergriff dann ſeinen Hut, und ſich leicht verbeugend, ſagte er mit einem bedeutungsvollen Lächeln:

„Das banale Sprichwort, daß alte Liebe nicht roſte, ſcheint doch wahr zu ſein.“

Madame Belota erhob ſich raſch.

„Herr Präfekt,“ ſagte ſie, „ich liebe klare Verhältniſſe. Ich weiß, daß Sie mir eine Liebeserklärung und ſogar einen Heiratsantrag machen wollten. Ich nehme an, daß Sie mir denſelben bereits gemacht haben, und antworte kurz und bündig: nein. Wir können aber nichtsdeſtoweniger gute Freunde bleiben.“

Sie hatte all dies ein wenig aufgeregt geſprochen. Sie reichte dem Präfekten die Hand. Herr Remus Albean war ein praktiſcher Mann, er fügte ſich mit Grazie in ſein unabänderliches Geſchick und ſuchte aus der Situation ein wenig Kapital für ſich zu ſchlagen.

„Sie haben mir ſehr wehe gethan, Madame Belota,“ ſagte er mit tremolirender Stimme, wobei er ſeine behandſchuhte Rechte an die Herzgegend legte, „aber mich tröſtet der Gedanke, daß mir wenigſtens Ihre unſchätzbare Freundſchaft erhalten bleibt.“

Die Freundſchaft der Madame Belota, welche eine nahe Verwandte des Miniſters des Innern war, hatte in der That für Herrn Albean einen unſchätzbaren Wert.

Er küßte ihr die Hand und empfahl ſich.

Als bald darauf Herr Fortunat und Jonel hereintraten, ſtand Madame Belota wieder am Fenſter. Sie wandte ſich raſch um.

„Wiſſen Sie, daß ich Grund habe, Ihnen böſe zu ſein, Herr Fortunat,“ ſagte ſie, ihm herzlich die Hand reichend, „ich lebe hier in einer weltverlorenen Abgeſchiedenheit wie in einem Kloſter, und da bilde ich mir ein, daß Sie als mein nächſter Gutsnachbar mit Ihren Beſuchen etwas weniger ſparſam umgehen müßten.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wendete ſie ſich zu Jonel, der an der Thüre ſtehen geblieben war.

„Na, warte, Du ſchlimmer Junge,“ lachte ſie, „Du haſt mir das Herz meiner Florica geraubt. Seit acht Tagen,“ fuhr ſie, zu Herrn Fortunat gewendet, fort, „beſtürmt ſie mich in einem fort mit der Frage, warum Jonel nicht komme. — Geh in den Garten, Jonel, da findeſt Du ſie.“

Jonel küßte ihr die Hand und eilte raſch hinaus.

Nachdem der Knabe das Zimmer verlaſſen, ſtanden ſich beide eine Weile ſchweigend gegenüber.

Madame Belota bemerkte, daß Fortunat ernſter als ſonſt war. Sie ließ ſich auf einem kleinen Kanapee nieder und lud ihn zum Sitzen ein.

„Wenn ich Sie recht verſtanden habe,“ begann er, „ſo haben Sie mich vermißt?“

„O gewiß!“ ſagte ſie.

„Und es fehlt Ihnen doch nicht an Geſellſchaft in dieſer weltverlorenen Abgeſchiedenheit. Der Präfekt Albean zum Beiſpiel iſt ein ſehr amüſanter Mann.“

Eine leichte Röte ſtieg über ihr Geſicht, ſie antwortete nicht, ſondern ſchaute ihm eine Weile tief in die Augen, dann ergriff ſie ein Album, das auf dem Tiſche lag, und blätterte darin, bis ſie Fortunats Bild fand, welches er ihr einſt vor Jahren als ihr Bräutigam geſchenkt hatte.

„Haben Sie mich wirklich vermißt?“ hörte ſie ihn nochmals fragen.

Das war keine geckenhafte Frage, ſie ſchien aus tiefſter Seele zu kommen, ſo warm und innig klang ſeine Stimme.

Madame Belota blickte vom Bilde zum Manne vor ihr empor. Es war derſelbe Fortunat, der einſt dem Mädchen als die Verkörperung ihres männlichen Ideals erſchien, derſelbe, der ſie bis ins tiefſte Herz verwundet, ihre Liebe mit Füßen getreten und ihr Leben vom Grunde aus verwüſtet und zerſtört hatte, derſelbe Fortunat und doch wieder ein ſo ganz anderer. Sie hatte ſich einſt geſchworen, an ihm ſich zu rächen. War dieſer Moment, ſo klang es plötzlich in ihr, nicht jetzt gekommen? Sie war ein zu kluges und welterfahrenes Weib und ihrer berückenden Schönheit zu wohl bewußt, als daß ſie nicht empfunden hätte, daß er ſie liebe, trotzdem er dies bis jetzt mit keiner Silbe verraten.

Und das war nicht die flatterhafte Liebe des Jünglings, nicht die verliebte Laune eines Roué, nicht das bloße ſinnliche Wohlgefallen am ſchönen Weibe, das war die tiefe, glühende Liebe des gereiften Mannes.

Dieſe Liebe bebte aus ſeiner Frage hervor, ſie ſtrahlte aus ſeinen ſchönen Augen. Ach, es waren dieſelben Augen, die ſie einſt ſo unglücklich gemacht, dieſelben Augen und doch ſo ganz andere. Sie fühlte eine ſeltſame Beklemmung, ihre Sicherheit verließ ſie, aber nur für einen Augenblick.

„Wenn Sie es denn durchaus wiſſen wollen,“ ſagte ſie leichthin, „ja, ich habe Sie wirklich vermißt. Es gibt hier auf dem Gute ſo vieles zu ordnen, was eine Frau beim beſten Willen nicht zu leiſten vermag. Und ich verſtehe ſo wenig von der Agrikultur. Ich habe erwartet, daß Sie als alter Freund mir ein wenig mit Rat und That an die Hand gehen werden. — Es iſt etwas ſchwül hier,“ fügte ſie raſch hinzu, „wollen Sie nicht auf die Veranda hinauskommen?“

Sie erhob ſich und ſie traten durch den Hausflur auf die Veranda.

Der Herrenhof von Oleſti war ein ſchmuckes, vor wenigen Jahren von ſeinem früheren Beſitzer erbautes ebenerdiges villaartiges Haus mit einer von Rankgewächſen überſponnenen Veranda, von wo man einen Ausblick auf den weiten Garten hatte, den ein Eiſengitter von der Fahrſtraße abſchloß.

Es war ein warmer, lichtdurchtränkter Septembertag. Die Bäume mit dem rötlich ſchimmernden Laub ſtanden unbeweglich, es war traumhaft ſtill und nur ab und zu drang vom Kirchturm des ungefähr drei Kilometer entfernten Städtchens ein Glockenton herüber.

Vor der Veranda, zu der vom Garten einige Stufen emporführten, ſtand ein mächtiger Nußbaum, deſſen Krone über das Dach des Hauſes hinüberragte.

Unter dem Schatten dieſes Baumes neben einem Beete flammend roter Verbenen ſtand ein Rollſtuhl, darauf Madame Belotas Töchterlein Florica lag.

Es war ein ſchmächtiges, zartes Mädchen von elf Jahren mit ſchneeweißen, ſchmalen Händchen, in denen die blauen Adern durchſchimmerten und einem bleichen, von goldigen Locken umſponnenen ſchmalen Geſichtchen, darin zwei kluge blaue Augen leuchteten. Ihr Köpfchen lag auf der gepolſterten Lehne des Rollſtuhls, ſie lächelte leiſe und horchte andächtig den Worten Jonels, der auf dem Raſen ſaß und ihr aus einem Gedichtbuch vorlas.

Er trug die ſchöne Ballade von dem moldauiſchen Fürſten Stefan dem Großen vor, wie er eines Tages, von den Türken beſiegt, von ſeinen getreuen Kriegern verlaſſen, zum Felſenſchloſſe Neamz eilte, wo ſein treues, holdes Weib und ſeine greiſe Mutter ſehnſüchtig ſeiner warteten. Er heiſcht Einlaß in ſein Schloß. Aber ſeine Mutter verwehrt es ihm, ſie kennt nur Stefan den Großen, den ſiegreichen Fürſten, der in zahlloſen Schlachten den Türken die Schärfe ſeines Schwertes fühlen ließ. Den beſiegten Stefan, der vor dem Feinde flieht, der iſt nicht ihr Sohn, den kennt ſie nicht. Die ſtolzen und bitteren Worte der greiſen Fürſtin entflammen den Heldenmut Stefans, er ſtößt mächtig ins Horn — die alten Krieger ſammeln ſich um ihn, eine große Schlacht wird geſchlagen und der Halbmond liegt überwältigt im Staube vor ihm.

Jonel hatte anfangs mit unſicherer Stimme geleſen, aber je weiter er las, überkam es ihn wie eine Eingebung von oben, ſeine Wangen röteten ſich, er ſprang auf und ſeine Stimme klang glockenhell und weithin vernehmlich, ſo daß Madame Belota und Fortunat auf der Veranda jedes Wort verſtehen konnten.

Ein finſterer Schatten lagerte ſich auf dem Geſicht der ſchönen Frau. Und wie ſie den herrlichen Knaben mit den von innerer Begeiſterung flammenden Wangen neben ihrem bleichen, kranken Kinde ſtehen ſah, fühlte ſie einen Stich im Herzen.

Ein bitterer Groll quoll in ihrer Seele gegen den Mann neben ihr empor und ein Gefühl tiefen Haſſes gegen den Knaben mit den ſtrahlenden Augen, der ihr wie die Verkörperung der leidenſchaftlichen Liebe Fortunats zur ſchönen Jüdin erſchien. Seine Schönheit, ſein geſundheitſtrotzendes Weſen, ſeine leuchtenden Augen dünkten ihr ein Raub an ihrem armen Kinde, das wie eine leibhaftige Mahnung an die zwölf troſtloſen Jahre ihrer Ehe erſchien, an die zwölf ſchönſten Lebensjahre, um deren Glück ſie ſchmählich betrogen worden war.

Sie hatte den Schmerz darüber noch nie ſo tief und bitter empfunden wie jetzt. Und der Mann, der ihr Daſein zerrüttet, ſtand neben ihr als ein Liebender wie einſt! Sollten all die Qualen, die er ihr bereitet, vergeſſen, ungerächt bleiben?

Er wagte es, ihr mit ſeiner Liebe zu nahen, jetzt, da dieſelbe doch nur der Bodenſatz jener heißen, flammenden Leidenſchaft ſein konnte, die einſt für die Mutter dieſes Knaben in ſeinem Herzen gelodert?

Gab es denn keine ſühnende Gerechtigkeit auf Erden?

Wie, wenn auch ſie jetzt dieſen Mann mit den Füßen träte, wenn ſie ſein Weib würde, um ihm dann durch tauſend Schmerzen ſein Leben zu verbittern, durch ein Wort, einen Wink ihn zu beherrſchen, ihn zum willenloſen Sklaven ihrer Wünſche, ihrer Launen zu machen, ſeine Eiferſucht anzufachen und an ſeinen Qualen ſich zu weiden?

Aber wem galt all ihr Groll, ihre Rachſucht?

Dem Fortunat, der vor Jahren das junge Mädchen bethört und betrogen, dem glänzenden, übermütigen Kavalier!

War das denn derſelbe Fortunat?

War dieſer ernſte Mann mit den grauen Haaren an den Schläfen, mit den ſchönen, traurigen Augen derſelbe, der ihr einſt ſo bitteres Herzeleid zugefügt?

Dieſe Fragen tobten durch ihren Kopf. Und wie ſie darüber ſann und grübelte, empfand ſie, wie langſam ihr Groll gegen ihn ſchwand und daß nur ein Gefühl des Haſſes gegen Jonel in ihrem Herzen zurückblieb.

Fortunat hatte ſchweigend neben ihr geſtanden und ſie mit wägenden Blicken betrachtet.

An dem ſeltſamen Zucken ihrer Mundwinkel, an dem Wogen ihres Buſens, an ihrem lebhaften Mienenſpiel erriet er, was in ihr vorging. Und wie ſie ſchwer aufatmend mit einem vollen, warmen Blicke ihm ins Antlitz ſchaute, riß er ſie jäh an ſich und küßte ihr leidenſchaftlich die Augen.

Da erſcholl plötzlich der Ruf: „Marfa maruntisuri!“ (kleine Waren) in einem den jüdiſchen Hauſierern eigentümlichen Naſalton.

Und bald darauf ſtand gebückt und gedrückt Zilibi Pſantir im Gartenthor mit einem in Segeltuch gewickelten Paket auf dem Rücken und einer hölzernen Elle in der Hand, während hinter ihm Leas ſchwarzer Lockenkopf ſichtbar war.

Zilibi, auf deſſen Haupt ein abgeſchabter ſchwarzer Filzhut in Cylinderform ſtark zurückgeſchoben ſaß, ſtützte ſich auf die Elle und ließ nochmals den obengenannten Ruf erklingen.

Und der drang in die Küche, er drang in die rechts vom Hauſe gelegenen Stallungen und weckte den alten Alexe, den Kutſcher des Herrn Fortunat, der auf der Holzbank beim Dufte eines Gänſebratens eingenickt war, aus dem Schlummer.

„Zilibi iſt da!“ rief er.

Und eine Weile ſpäter ſtand Zilibi mitten im Garten unter dem ſchattigen Nußbaum, umringt von zwei Mägden, von einem langen barfüßigen Burſchen und dem alten Alexe.

„Es iſt ſehr heiß heute,“ ſagte Zilibi, wobei er, ohne ſeine Stellung zu verändern, mit einer geſchickten Bewegung der rechten Achſel ſein Paket von den Schultern auf den Raſen hinabgleiten ließ. „Es iſt ſehr heiß und wir ſind ſchon im September und im Juli haben wir gefroren. Wir leben in einer verkehrten Welt, Kinder,“ fuhr er fort, indem er ſich auf ein Knie niederließ und den Knoten des Segeltuches löſte. „Eine verkehrte Welt, das Unterſte kommt nach oben und das Oberſte nach unten. Früher ſind die Bauerndirnen barfüßig auf Gottes Erdboden herumgelaufen, jetzt müſſen ſie Schuhe mit hohen Abſätzen tragen ganz wie Bojarinnen, und die Bojarinnen tragen Kleider ganz wie die Bauernweiber. — Was ſagſt Du zu dieſem Paar Schuhe, Katinka?“ wandte er ſich an die eine der Mägde. „Acht Franken. Dir laß ich ſie mit ſechs und wenn Du mir bar zahlſt, ſchneid' ich mir ins Fleiſch und laß ſie Dir mit fünf, ich verliere fünfzig Bani (Centimes) dabei und meine Mühe. Mehr kann man von einem Menſchen nicht verlangen.“

Während all dies aus ſeinem Munde hervorſprudelte, hatte er ein Paar Schuhe zum Vorſchein gebracht und ſie den Mägden gereicht, dann kamen bunte Tücher, Seife, Ohrgehänge, Glasperlen, Handſchuhe, Haarnadeln, Rauſchgold, Heiligenbilder und ſchließlich auch ein Raſiermeſſer zum Vorſchein.

„Das iſt für Dich, Alexe,“ ſagte er zum alten Kutſcher. „Du läßt Dir einmal in der Woche den Bart um zwanzig Centimes raſieren und der Bader von Baneſti zerreißt Dir dabei jede Woche mit ſeinem ſchlechten Meſſer Dein Geſicht, was unter Brüdern mindeſtens auch dreißig Centimes wert iſt. Dieſes Raſiermeſſer koſtet Dich vier Franken, in anderthalb Monaten haſt Du Dein Kapital wieder in der Taſche und der Reſt iſt reiner Gewinn. — Wer will kaufen?“

Während Zilibi in dieſer Weiſe ſeine Waren an den Mann zu bringen ſuchte, ſtand Lea hinter ihm und ſtarrte Jonel an, welcher bei ihrem Anblick in eine hilfloſe Verlegenheit geraten war.

Er hatte, wie er ſich vorgenommen, Florica ſein Abenteuer mit der kleinen Jüdin erzählt und ſie als ein häßliches, wildes Mädchen geſchildert.

Er wäre jetzt gerne davongerannt, aber er konnte Florica nicht allein laſſen und dann wollte er Lea auch zeigen, daß ſie ihm vollſtändig gleichgiltig ſei.

„Das iſt Lea,“ hatte er Florica zugeflüſtert, als Zilibi mit ſeinem Töchterlein in den Garten getreten war.

Florica hatte ſich im Rollſtuhl emporgerichtet und betrachtete aufmerkſam die kleine Jüdin.

„Willſt Du ſie nicht herrufen, Jonel?“ flüſterte ſie ihm zu, als ſie bemerkte, daß Lea den Knaben ſtarr anblickte.

„Ich mag nicht!“ rief er.

„Geh, Du biſt unartig,“ ſagte ſie, „ich möchte die Lea kennen lernen, die ſieht doch gar nicht ſo bös und ſo häßlich aus, wie Du geſagt haſt. Lea!“ rief ſie.

Das Judenmädchen zuckte zuſammen. Galt dieſer Ruf wirklich ihr? Da vernahm ſie nochmals ihren Namen und ſah, wie ſie Florica mit der Hand zu ſich winkte.

Sie eilte hinzu und blieb vor dem Rollſtuhl ſtehen.

Florica ſchaute eine Weile das Mädchen forſchend an.

„Jonel hat mir von Dir erzählt,“ begann ſie lächelnd, „und von dem Streit, den ihr gehabt. Daß Du ihn mit einem Stein an die Stirne ſchlugſt, war nicht recht; aber auch er iſt nicht ganz unſchuldig, er hätte Dich nicht reizen ſollen. Wollt ihr euch nicht verſöhnen?“

Lea traten bei dieſen lieben, freundlichen Worten die Thränen in die Augen; ſo gut hatte noch nie ein Chriſtenmädchen zu ihr geſprochen, und das war ein Bojarenkind, die Tochter der reichen, ſtolzen und ſchönen Madame Belota. Sie traute kaum ihren Ohren.

„Wollt ihr euch nicht verſöhnen?“ wiederholte Florica.

Jonel ſtand ſtumm mit geſenkten Blicken da.

Auch Lea ſprach kein Wort, aber plötzlich neigte ſie ſich mit leidenſchaftlicher Haſt zu dem kranken Mädchen nieder und bedeckte ihre feinen, zarten Händchen mit Küſſen und Thränen.

„Warum weinſt Du, Lea?“ fragte Florica, der gleichfalls die Augen naß wurden.

„Ich weiß ſelbſt nicht, warum,“ ſchluchzte ſie.

„So reich doch Jonel die Hand und ſchließt Frieden, ich kann's nicht leiden, wenn man bös iſt!“

Lea erhob ſich, trat zu Jonel heran und machte eine Bewegung, um ihm die Hand zu reichen.

Er aber hatte beide Hände in die Taſchen geſteckt und murmelte: „Mach, daß Du fortkommſt, ich mag nun einmal nicht!“

Um die Lippen des Judenmädchens flog ein ſeltſames Zucken, eine jähe Bläſſe bedeckte ihr Geſicht, ſie wandte ſich raſch um und eilte an ihrem Vater vorbei, der ſeine bunten Sachen wieder eingepackt hatte, zum Gartenthore hinaus.

Zilibi ſchaute ihr kopfſchüttelnd nach, dann murmelte er einige unverſtändliche Worte, ließ ſich vom Kutſcher Alexe das Paket auf den Rücken laden und verließ langſam den Garten.

Florica hatte, als Lea davongelaufen war, das Köpfchen auf die Lehne des Rollſtuhls zurückfallen laſſen und ſchaute ſchweigend vor ſich.

Sie war bös auf Jonel. Er that ihr ja ſonſt alles zu Gefallen, warum heute nicht?

Er hatte freilich ſeine Gründe, um gegen Lea aufgebracht zu ſein. Aber wenn ſie ihn darum bat, ſich mit ihr zu verſöhnen, ſo hätte er es thun müſſen, ſchon ihr zu liebe.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Du ſo ſchlimm biſt,“ brach ſie das Schweigen.

„Ich werde doch nicht mit einem Judenmädchen, mit Zilibi Pſantirs Töchterlein Freundſchaft ſchließen!“ rief er.

„Aber wenn ich Dich darum bat?“

„Auch dann nicht!“

Florica ſagte kein Wort mehr, aber zwei Thränen floſſen über ihre bleichen Wangen herab.

Jonel fühlte ſich ſehr unbehaglich, er ergriff ſein Gedichtbuch, blätterte einige Zeit darin und begann dann laut zu leſen.

Aber es wollte damit nicht recht vorwärts kommen.

Florica ſchien darauf nicht zu hören, und auch er las nur ſo vor ſich, weil er nicht recht wußte, was er ſeiner kleinen Freundin ſagen, wie er ſie verſöhnen ſollte.

Da hörten ſie Schritte auf dem Kieswege, der vom Hauſe her führte, und bald darauf ſtanden Fortunat und Madame Belota Arm in Arm vor ihnen.

„Mein lieber Jonel,“ ſagte Fortunat mit glückſtrahlenden Augen, „ich habe Dir geſtern abend angedeutet, daß Du eine Mutter bekommſt. Hier iſt ſie! Wie gefällt ſie Dir?“

Der Knabe ſchaute mit großen Augen die ſchöne Frau an.

„So küß doch Deine Mutter!“ lachte Fortunat.

Jonel ergriff die Hand der Madame Belota und küßte ſie leiſe.

„Und Dir will ich ein zärtlicher Vater ſein!“ rief Fortunat aus.

Er neigte ſich zu dem kranken Kinde und drückte demſelben zärtliche Küſſe auf die goldenen Haare und die ſchönen blauen Augen.

IV.

Die Nachricht von der Verlobung des Herrn Fortunat mit Madame Belota wurde noch am ſelben Tage der Frau Faluza durch einen reitenden Boten mitgeteilt.

Die alte Dame war außer ſich vor Freude, als ſie die paar Zeilen Fortunats las, welche die frohe Botſchaft enthielten, daß er um die Hand der Madame Belota angehalten, daß ſie ſeine Werbung angenommen und daß im nächſten Monat ſchon die Hochzeit ſtattfinden werde.

Madame Faluza ließ ſofort anſpannen, um nach Baneſti zu fahren und um von Fortunat ſelbſt alle Details des großen Ereigniſſes zu erfahren.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als ihre ſchwerfällige Kaleſche durch das Städtchen Baneſti raſſelte.

Daſelbſt begegnete ihr Pope Konſtantin.

Einem Popen zu begegnen, gilt als ein Unheil bedeutendes Vorzeichen, und Madame Faluza konnte ſonſt, wenn ihr ein derartiges Malheur paſſirte, ihren ganzen Humor verlieren.

Heute aber fühlte ſie ſich ſo glücklich, daß ſie den Wagen halten ließ, den Popen Konſtantin zu ſich rief und ihm mit fliegenden Worten die große Tagesneuigkeit berichtete.

Und ſo geſchah es, daß Pope Konſtantin als einer der erſten die Nachricht von der bevorſtehenden Vermählung des Herrn Fortunat mit der ſchönen Witwe erfuhr.

Der Pope, welcher eben im Begriff geweſen war, in die Kirche ſich zu begeben, um daſelbſt den Nachmittagsgottesdienſt abzuhalten, kehrte um und lenkte ſeine Schritte zur Schenke des roten Naftali, welche mitten im Städtchen in der unmittelbarſten Nähe der Primarie (Bürgermeiſteramt) ſich befand.

Pope Konſtantin trällerte, während er eilig der Schenke zuſchritt, ein weltliches Liedchen, er ſchien ſehr fröhlich zu ſein und das aus wohlerwogenen Gründen.

„Wenn der Bojar heiratet,“ murmelte er vor ſich hin, als er ſich auf der Holzbank vor der Schenke niederließ, „ſo wette ich eins gegen hundert, daß die Kirche einige neue Bilder, neue heilige Geräte erhält, und es ſollte mich wundern, wenn ich nicht auch mit einem neuen Meßgewand und einer Gehaltsaufbeſſerung bedacht werden ſollte. Und wenn ich die Trauung beſorge, ſo werden wohl ein Dutzend und, wenn Gott will, vielleicht zwei Dutzend runde Dukaten auch für mich abfallen. Gott erhalte Herrn Fortunat und ſein zukünftiges Weib.“

Nachdem er dieſen Wunſch geäußert hatte, holte er aus der Taſche ſeines olivengrünen, fadenſcheinigen Talars ein Zweifrankenſtück hervor, das er heute zu opfern beſchloß, legte es auf die Bank neben ſich und rief in die Schenke hinein:

„Naftali, eine Oka Wein, vom allerbeſten.“

Bald darauf erſchien Naftali mit einer Flaſche Wein in der Hand, während hinter ihm der hohe Cylinderhut des Herrn Brunner, des Hauslehrers Jonels, auftauchte.

Herr Brunner gab nämlich ſeit einiger Zeit dem Töchterlein Zilibi Pſantirs zwei Stunden wöchentlich Gratisunterricht im Deutſchen, und er pflegte bei dieſer Gelegenheit allwöchentlich zweimal in Naftalis Schenke für eine geraume Weile einzukehren.

Er ließ ſich neben dem Popen nieder, der ihm ein Glas Wein anbot und ſofort die Neuigkeit mitteilte.

„Was Sie mir da erzählen,“ ſagte Brunner, nachdem er aus dem Glaſe einen kleinen Zug gethan, „iſt für mich ſpeziell keine beſonders fröhliche Botſchaft. Ich weiß, daß Madame Belota, die in Paris ihre Erziehung genoſſen hat, die Deutſchen nicht mag. Und ſo wird meines Bleibens im Schloſſe nicht lange ſein, aber das iſt ſchließlich Nebenſache. Hauptſache iſt, daß Herr Fortunat aus ſeinem ruhigen Leben herausgeriſſen wird und daß mein lieber Zögling unter die Zucht einer Stiefmutter geräth. Es würde mir ſehr leid thun, wenn es dem armen Jungen ſchlecht gehen ſollte. Ja, Vater Konſtantin, ein ſchönes Weib vermag viel. Auf Ihr Wohl!“

Herr Brunner erhob ſich, leerte ſein Glas auf einen Zug, ſchüttelte dem Popen die Hand und entfernte ſich.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Apoſtel der Menſchlichkeit.

Der Kardinal [illegible]

[illegible]

Mahens im Jahre 186[illegible] ſogar Konflikte, die ſeinerzeit Auf[illegible] erregten.

In einer Rede, die Lavigerie vor nicht zu langer Zeit in der Pariſer Kirche von Saint Sulpice gehalten hat, ſpricht er von einem „neuen Kreuzzug“, den zu predigen der Papſt ihn ermächtigt habe. Mit Hinweiſen auf die Berichte ſeiner

Kardinal Lavigerie.

[illegible]

[illegible]

[illegible] ſie predigt in Paris, in Brüſſel, er wirkt in [illegible] wird mit Erfolg gekrönt. Der Papſt unterſtützt es [illegible], ſo durch ſeine Antwort auf die Anrede des an der Spitze der afrikaniſchen Biſchöfe und Pilger ſtehenden Primats, durch ſeine Encyklika, durch eine Spende von 300,000 [illegible], welche für die ſich bildende „Société [illegible]“ beſtimmt ſind und unter die Komites in Paris, London, Köln, Madrid und Rom vertheilt werden. Von allen Seiten fließen Beiträge zu. Das von Jules Simon, dem ehemaligen Unterrichtsminiſter, präſidirte Komite von Paris hat ein militäriſches Komite ernannt, an deſſen Spitze der bekannte General de Charette (einſtiger päpſtlicher Zuave) getreten iſt. Es verfügt ſchon über mindeſtens 2000 Freiwillige, welche im [illegible] ihre erſte Expedition gegen die afrikaniſchen [illegible] horden antreten ſollen.

Daß jetzt auch die Großmächte, Deutſchland an ihrer Spitze, der Barbarei des Sklavenhandels energiſch entgegentreten, verringert das Verdienst Lavigeries natürlich keineswegs. Gibt es in derartigen rein menſchlichen Fragen doch [illegible] keine berechtigte Eiferſucht, ſei es zwiſchen [illegible], ſei es zwiſchen Völkern! Eugen von [illegible]

Durch Grönland auf Schlittſchuhen.

Im Jahre 1888 iſt eine Aufgabe gelöſt [illegible], an der ſich ſchon viele kühne und [illegible] Männer verſucht haben: die mit [illegible] Schwierigkeiten verbundene Durchquerung Grönlands iſt gelungen. Schon 17[illegible] [illegible] Verſuche zu einer Erforſchung des gro[illegible] Binnenlandes, hervorgerufen durch die noch [illegible] die neueſten Zeiten von einer Anzahl erfahrener Forſcher vertheidigte Anſicht, im Innern der Inſel ſeien eisfreie Thäler mit Vegetation zu finden. Dieſe auch von dem berühmten Umſegler Sibiriens, Nordenſkiöld, getheilte Annahme wurde zuerſt durch deſſen im Jahre 1883 unternommene Expedition und im Jahre 1886 durch die des Peary und [illegible] [illegible] iſt durch die neueſte mit Erfolg gekrönte Unternehmung des Norwegers Dr. Fridtjof Nanſen [illegible] immer widerlegt worden. Das ganze Innere der Inſel iſt unter Eis begraben und bildet eine [illegible]bare mit Schnee bedeckte Hochebene, die bis 3000 Meter anſteigt und aus der an einigen wenigen Stellen Berg[illegible] [illegible] Inſeln aus einem Meere herausragen. Die [illegible] horizontale Formation des Landes iſt, wie [illegible] Dane Rink erwähnt und was die ſoeben glücklich [illegible] Expedition des Dr. Nanſen beſtätigt, eine Folge der

[illegible]

Die Mitglieder der Dr. Nanſen'ſchen [illegible] Expedition durch Grönland [illegible] auf dem Lande laſtenden Eisdecke, die alles bedeckt hat. Nanſen trat ſeine gefahrvolle Unternehmung von der Oſtküſte Grönlands an. Die erſten Schwierigkeiten und Gefahren ſtellten ſich ihm ſchon bei der Landung in den Weg. Denn nicht weniger als zwölf Tage angeſtrengter Arbeit waren notwendig (vom 27. Juli ab), ehe es ihm gelang, bei Anoretok, nördlich vom Cap Farewell, unter dem 61. Grad die Küſte zu erreichen. Von da aus ruderte die Expedition nordwärts bis Umivik und trat endlich am 15. Auguſt die Reiſe in das Innere an. Der urſprüngliche Plan Nanſens, nach Chriſtianshaab zu gehen, wurde durch die heftigen Schneeſtürme, die den an und für ſich ſchon äußerſt ſchwierigen Weg ganz unüberſchreitbar machten, vereitelt. Er ſchlug daher die Richtung nach Godthaab ein, welches er am 3. Oktober nach Ueberwindung von unendlichen Schwierigkeiten denn auch glücklich erreichte. Sein Weg hatte ihn wochenlang bei einer Kälte von 40—50 Grad in einer Höhe von 3000 Meter geführt, bis er Ende September endlich von der Eismauer herabſteigen konnte und Ameralikfjord an der Weſtküſte erreichte, von wo aus die Expedition ſich dann nach dem unfernen Godthaab begab. Nanſen erreichte den letztgenannten Ort gerade noch rechtzeitig, um noch Eilgut für den dort anlegenden Dampfer einen Brief gelangen zu laſſen, der die Nachricht des glücklichen Gelingens der gefahrvollen Unternehmung nach Europa brachte. Er ſelbſt jedoch muß mit ſeinen mutigen fünf Gefährten, dem Leutnant Olaf Dietrichſon, dem Steuermann Otto Sverdrup, Chriſtian Chriſtianſen Trana und den beiden Lappländern Ole Nielſen Ravna und Samuel Johnſen Balto, an der Weſtküſte Grönlands ausharren, bis im Mai oder Juni nächſten Jahres ein Schiff bis dorthin bringen kann.

Der kühne Vollbringer dieſer gefährlichen Entdeckungsreiſe, Dr. Fridtjof Nanſen, ſteht noch in jungen Jahren. Er wurde 1861 zu Chriſtiania als Sohn eines Advokaten geboren und entſtammt einer alten norwegiſchen Familie. Nach der Erlangung des Doktorgrades in Chriſtiania wurde er Konſervator in Bergen und verfaßte mehrere zoologiſche Werke. Gleich nach der Promotion unternahm er die Reiſe, deren Erfolg ſeinen Namen in der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt bekannt gemacht hat.

Das Traumbuch. Originalzeichnung von M. Flashar.

Das Traumbuch.

Der Kaspar Laible hat eine ſehr lebhafte Phantaſie. Sobald er beim Pflügen des Ackers auf einen beſonders geformten Stein ſtößt, nimmt er ihn in die Hand, betrachtet ihn genau und denkt an hundert Dinge, die das bedeuten könnte. Der Stein ſieht wie eine Neun aus, deshalb könnte er vielleicht diesmal in der neunten Lotterieziehung herauskommen. Der Stein hat aber auch die Geſtalt einer Kröte, das bedeutet einen vergrabenen Schatz. Der Stein gleicht jedoch dann, wenn man ihn umkehrt, einer zuſammengekrümmten Hand, das kann eine gute Einnahme verkünden ſollen, und Kaspar Laible knüpft jetzt an dieſen Fund eine ganze Reihe der feurigſten Vorſtellungen. Kaspar Laible glaubt aber auch ſtark an prophetiſche Träume, und er träumt jede Nacht ſehr viel und ſehr lebhaft, deshalb hat er ſich ein Traumbuch angeſchafft. Vieles iſt nach dem Wortlaut des ſonderbaren Büchleins ſchon eingetroffen, und Träume in der Neujahrsnacht ſind beſonders bedeutungsvoll und wichtig. Nun hat er denn in der Sylveſternacht ſich frühzeitig niedergelegt und ſich vorgenommen, etwas Vernünftiges zu träumen und den Traum gut im Kopf zu behalten. Er träumte auch überaus klar und lebhaft etwas gar Seltſames, nämlich: er hätte an einem Bügelbrett geſtanden und eine Haube gebügelt; das war doch ein kurioſer, ja ein höchſt abſonderlicher Traum. Seit den Lebzeiten ſeiner ſeligen Mutter, die jetzt ſchon vierzig Jahre tot war, hatte er nicht an Hauben und Bügeln gedacht, in ſeinem Leben aber noch nie gebügelt, nur ſeiner Mutter einſt das Bügeleiſen mit dem heißen Stein geholt. Was mochte dieſer Traum, und noch dazu in der Sylveſternacht, zu bedeuten haben! Kaspar Laible nimmt, trotz der Kälte im Zimmer, ſich nicht die Zeit, ſich ganz fertig anzuziehen; er holt das Traumbuch und ſchlägt nach. „Hauben bügeln“, richtig, da ſteht eine Deutung, die beſagt: „Bald unter die Haube kommen“. Kurios das! Er unter die Haube kommen? Kaspar Laible iſt ein alter Junggeſelle weit in den Fünfzigern. Die Mägdlein im Dorfe haben trotz all ſeiner Phantaſie und eines hübſchen Vermögens nie etwas vom Kaspar Laible wiſſen wollen, er hinwiederum auch nichts von ihnen, denn er war und iſt ein geſchworener Weiberfeind — deshalb iſt er auch ledig geblieben. Was mag das nun zu bedeuten haben, daß er jetzt noch unter die Haube kommen ſoll? Das iſt bildlich gemeint, da ſteckt jedenfalls etwas Tiefſinniges darunter — aber was — was nur? Das iſt für Kaspar Laible ein ſchweres Neujahrsrätſel. Kein Wunder, daß er immer noch ſo unbeweglich daſitzt und darüber nachgrübelt!

Auf der Flucht nach Aegypten.

(Hiezu Bild Seite [illegible])

„Siehe“, ſo ſchreibt Matthäus im zweiten Kapitel ſeines Evangeliums, nachdem er berichtet hat, wie die Weiſen vom Morgenland den neugeborenen „König der Juden“ angebetet, ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen geſchenkt und dann den Heimweg in ihr Land angetreten, — „ſiehe, da erſchien der Engel des Herrn dem Joſef im Traum und ſprach: ‚Stehe auf, und nimm das Kindlein und ſeine Mutter zu dir, und fleuch in Aegyptenland, und bleib allda, bis ich dir ſage; denn es iſt vorhanden, daß Herodes das Kindlein ſuche, dasſelbe umzubringen.‘ Und er ſtand auf, und nahm das Kindlein und ſeine Mutter zu ſich bei der Nacht, und entwich in Aegyptenland.“

Wie ſchlicht, wie knapp und ſchmucklos iſt dieſe Erzählung und doch, wie eindringlich ſchildert ſie uns den Vorgang, den ſeither unzählige Künſtler zum Ausgangspunkt mehr oder minder gelungener Darſtellungen genommen haben! Mit Vorliebe hat man ſich die bündigen Worte des Evangeliums weiter ausgemalt, die Reiſe in ihren einzelnen Stadien verfolgt und namentlich die „Ruhe auf der Flucht“ mit breiter, landſchaftlicher Entfaltung und ſonniger Beleuchtung unendlich oft im Bilde behandelt. Der Meiſter, mit dem wir es heute zu thun haben, hat auf alle derartigen Ausſchmückungen verzichtet. Einfach und ſchlicht, wie er das Wort in der heiligen Schrift gefunden, hat er es in ſeine Sprache, die Sprache der gezeichneten Formen und harmoniſchen Farbentöne überſetzt, und mit welch rührender Originalität iſt ihm — abgeſehen von der bei

Wilhelm Diez ſelbſtverſtändlichen künſtleriſchen Bedeutung — dieſe Ueberſetzung gelungen! Noch iſt die Nacht nicht verſtrichen, da hat der Beſorgte Weib und Kind bereits weit genug aus dem Bannkreiſe der ihm angedeuteten Gefahr entfernt, daß er dem getreuen Tier, welches Maria und das Kindlein auf ſeinem Rücken von dannen trägt, einen Augenblick der Raſt, der Erquickung gönnen kann. Einzig nimmt er ſelbſt dieſer kurzen Pauſe wahr, nach dem ſchlummernden Kleinen zu ſehen, der ſich im Mutterarm ſo wohlgeborgen fühlt, ſo friedlich die Nacht und die Flucht und die von anderen für ihn gefürchtete Gefahr verſchläft. Ihn und die junge Mutter unterwegs nach Möglichkeit erquicken und verpflegen zu können, darauf hat der gute Joſef, ſo eilig auch der Aufbruch geweſen, weislich Bedacht genommen. Die am Sattel feſtgeheftete Kürbisflaſche und der Korb, den er ſelbſt ſorglich am Arm trägt, enthalten labendes Getränk und ſaubere Wäſche, wohl auch kleinen, gut zugedeckten Speiſevorrat. Das Weitere findet ſich unterwegs! So ſtehen ſie denn an der Schwelle einer neuen, unbekannten Welt, wie wir an der Schwelle eines neuen Jahres ſtehen. Was wird jenſeits derſelben unſer harren?

-ch.

Viſion in der Neujahrsnacht.

(Hiezu das Bild Seite 301.)

Rings tiefer Friede! Die Sylveſternacht
Iſt auf die ſtille Welt herabgeſunken;
Am Himmel glüht in wunderbarer Pracht
Auf tiefſtem Blau Millionen Sternenfunken.
Fern liegt die Stadt, wo ſie mit lautem Schall
Dem neuen Jahr den Willkommgruß bereiten;
Kein Gläſerklingen und kein Büchſenknall
Dringt hier heraus in dieſe Einſamkeiten.

Rings tiefer Friede! Nur die Nachtluft weht,
Als ob ſie leis zu mir herübertrüge
Ein Lebenszeichen deſſen, was entſteht,
Des neuen Jahres erſte Atemzüge.
Ich folge langſam meinem Pfad und ſchau'
Hinaus in das geheimnisvolle Schweigen;
Da ſcheint auf dieſem ſternbeſäten Blau
Ein lichter Nebel ſacht emporzuſteigen.

Gleichwie durch Zauber iſt mein Blick gebannt;
Ich muß die Stelle feſt im Aug' behalten,
Und da ich nach ihr ſchaue unverwandt,
Belebt ſie ſich durch duftige Geſtalten.
Zwei holde Kinder werd' ich dort gewahr,
Auf weiße Wolken ſchlummernd hingegoſſen,
Geflügelt wie ein junges Genienpaar,
Von ſideriſchem Silberglanz umfloſſen.

Und einen Engel, ſchlank und jugendſchön
Seh' ich heran zu ihnen ſchwebend gleiten;
Ein wunderſam ergreifendes Getön
Entlockt ſein Bogen den bewegten Saiten.
Ich ſeh' ein Diadem die Stirn umziehn
Mit Steinen, die wie kleine Sonnen prangen.
O, dieſe Bilder, dieſe Melodien,
Wie nehmen ſie das ganze Herz gefangen!

Es iſt mir, da ich lauſche fort und fort,
Als ob ich einen neuen Sinn bekäme,
Durch den ich — klar verſtändlich ohne Wort —
Gehalt und Deutung jedes Tons vernähme.
Wie wartet ſpannungsvoll mein Auge nun
Der erſten Regung dieſes Kinderpaares,
Da ich erkannt: Die dort ſo friedlich ruhn,
Es ſind die Genien des neuen Jahres.

Eh' wir es ahnen, wachſen ſie heran
Zu Weſen, ſtolz erblüht an Seel' und Leibe;
Der blondgelockte Knabe wird zum Mann,
Das zarte Mädchen zum gereiften Weibe.
Er wird mit ſtarker Fauſt und kühnem Mut
Die Zügel faſſen und die Geißel ſchwingen.
Sie freundlich ſänftigen ſein heißes Blut,
Durch milden Zuſpruch jähen Zorn bezwingen.

O, möchten doch die Beiden — uns zum Heil —
Sich Tag für Tag die Hände treulich reichen,
Gemeinſam wirken, jedes ſeinen Teil,
Bemüht, ſich wechſelſeitig auszugleichen!
Denn nur wenn Kraft und Milde im Verein
Des neuen Jahrs Geſchicke weiſe lenken,
Wird es der Welt ein Jahr des Segens ſein,
An das noch ſpäte Zeiten dankbar denken.

Ob ſich der Wunſch erfüllt, wir wiſſen's nicht;
Doch während Bild und Töne nun zerſtoben,
Kommt mir's ins Herz wie fromme Zuverſicht,
Und gläubig richt' ich Haupt und Sinn nach oben.
Wie auch dies neue Jahr geartet ſei,
Ein Glied nur wird es ſein im Kreis der Jahre,
Aus dem heran ſich bildet voll und frei,
Wonach uns lechzt: das Gute, Schöne, Wahre!

Otto Baiſch.

Literatur

— **Ein ſo geiſtreicher Kopf wie M. G. Conrad wird ſtets** Beachtenswertes hervorbringen. Das neueſte Werk dieſes Autors, der Roman: „Was die Iſar rauſcht" (Leipzig, Friedrich), gehört denn auch zu den eigenartigſten und kraftvollſten Produkten der ſogenannten realiſtiſchen Richtung. Conrad iſt ein Idealiſt großen Stiles dem Geiſt und Herzen nach und nur im Ausdruck hie und da ſelbſt ein Schlagetot, daß zarte Seelen ſich entſetzen. Er erinnert lebhaft an Fiſchart in farbenreicher, geiſtſprühender Darſtellungsart und in der Fülle ſeiner Details, die als Mittel aus den Quadern [illegible] hervorragen, denn [illegible] iſt auch dieſer Roman hinſichtlich ſeines Planes, die Architektonik der Geſchichte keineswegs willkürlich. „Was die Iſar rauſcht" iſt für die Münchener Geſellſchaft keineswegs ſchmeichelhaft und vieles wohl gar zu phantasmagoriſch beleuchtet, aber das Buch ſtrotzt von Geiſt, Witz und glänzender Satire; es zeigt auch tiefe Poeſie und wahrhaft geniale Einzelſchilderungen; die Leſer jedoch, welche an künſtleriſch durchdachte und kunſtgerecht durchgeführte Erzählungen gewöhnt ſind, werden ob dieſes Romans bedenklich die Köpfe ſchütteln, nichtsdeſtoweniger aber das geiſtvolle Buch bis zur letzten Seite leſen und mit uns bedauern, daß die verſprochenen folgenden Bände, die vielleicht auch das Schwierige der Kompoſition rechtfertigen, [illegible]

— **Zwiſchen den Thälern der Kinzig und des Schutter**[illegible] Mancherlei Sagen leben ſich da fort und gehen noch jetzt von Mund zu Mund. Eine derſelben hat Friedrich Geßler aufgegriffen und zu einem Epos: „Hohengeroldseck" (Lahr, Moritz Schauenburg) umgeſtaltet, das in 24 Liedern und Romanzen die Geſchichte der unglücklichen Liebe zwiſchen der Gräfin Irmingard und dem Ritter Tiezelo beſingt. Die Verſe könnten hie und da etwas ſorgſamer gefeilt ſein, aber ein friſcher, echt dichteriſcher Hauch durchweht ſie. Das kleine Werk wird in erſter Linie diejenigen intereſſieren, die Hohengeroldseck beſucht haben, aber auch bei allen jenen Beifall finden, welche die Natur lieben und Freunde warmer Empfindung ſind.

— **In ihrem kürzlich von uns veröffentlichten und ſo bei**fällig aufgenommenen Artikel über „Die Frau [illegible]" hat Marie von Redwitz unter anderem (Seite 151, Spalte 2) nachdrücklich betont, wie wenig unſere erwachſenen jungen Mädchen auf ihren künftigen Beruf als Frauen und Mütter vorbereitet zu ſein pflegen und welche ſchwerwiegenden Folgen dieſe „poetiſche Unwiſſenheit" nach ſich zieht. Um ſo nötiger iſt es, daß wenigſtens die junge Frau alsbald dieſe empfindliche Lücke auszufüllen trachtet. Da kommt ihr denn als ein auf den reichen wiſſenſchaftlichen Erfahrungen fußender Berater das Buch: „Die junge Mutter, ärztliche Ratſchläge und Winke für junge Frauen" von Dr. Joſef Kaff, dem Chefredakteur der hygieniſchen Zeitſchrift „Geſundheit" und Verfaſſer [illegible] trefflich entgegen. In der anmutigen Form von Briefen an eine junge verheiratete Dame gibt der Verfaſſer Aufklärung über alles, was die Frau wiſſen muß [illegible] bis zur [illegible] Es iſt für eine junge Frau eine der ſchätzbarſten Gaben, die ſich denken laſſen.

— **An geiſtiger Nahrung, die der heranwachſenden weib**lichen Jugend zugleich [illegible] und heilſam iſt, haben wir nicht eben großen Ueberfluß. Um ſo lieber [illegible] wir einige Schriften vortrefflichen Inhalts, die jenen beiden Geſichtspunkten gleichzeitig gerecht werden. Das gilt vor allem von Helene Stökls Buch: „Das Lied und andere Erzählungen für junge Mädchen" (Berlin, Norddeutſches Verlags-Inſtitut, [illegible]). [illegible] und wenn wir hinzufügen, daß bei den ſieben anderen Erzählungen „Magdas erſter Ball", die [illegible] „Neigung" [illegible] ſo wird wohl jedes weitere Wort überflüſſig. — Breiter als dieſe ſchlichten Novelletten iſt „Irdiſches Traum" von E. von Bernhauſen [illegible] ausgeſponnen. In den beſſeren Geſellſchaftskreiſen ſpielend, ſchildert dieſe Geſchichte das Leben einer Waiſe, die ſich durch ſchwere Stürme hindurchzuringen hat. Aber das Mahnwort ihres ſterbenden Vaters: „Sei edel und gut!" bildet den Kompaß, der ſie glücklich über alle Klippen und Riffe hinweg in den ſicheren Hafen geleitet. Derſelben Verfaſſerin „Schatten und Licht" (der gleiche Verlag) führt uns auf ſchweizeriſchen Boden und an die Riviera — Plätze, an denen ſich die verſchiedenartigſten Perſönlichkeiten begegnen. Schatten und Licht innerhalb der Charaktere nicht minder ſtark mit einander kontraſtieren als innerhalb der meiſterlich geſchilderten Landſchaften. Reiche Handlung findet ſich hier auf engem Raume zuſammengedrängt.

— **In dritter, verbeſſerter Auflage erſchien „Die Kunſt** im Handwerk, Vademecum für Beſucher kunſtgewerblicher Muſeen, Ausſtellungen ꝛc." von B. Bucher (Wien, Wilh. Braumüller). Der Verfaſſer iſt neben Jakob von Falke, dem er auch in der Leitung des k. k. öſterreichiſchen Muſeums für Kunſt und Induſtrie als Vizedirektor zur Seite ſteht, einer der gewiegteſten Schriftſteller auf dieſem Gebiete. Die klaren, überſichtlichen Aufſchlüſſe, die er hier in knappſter Form über die weſentlichen Kunſtſtile und über alle wichtigen Zweige des Kunſtgewerbes erteilt, werden keinen, der für dieſe Dinge Verſtändnis zu gewinnen wünſcht — und wer ſollte das angeſichts der heutigen Leiſtungen des Kunſtgewerbes nicht wünſchen? — unbefriedigt laſſen.

— **Die verſchiedenen Seiten und Gebiete der Tonkunſt** behandelt Dr. Hugo Riemann in einer Reihe bei Max Heſſe (Leipzig) erſchienener illuſtrierter Katechismen. „Muſikinſtrumente" — „Muſikgeſchichte" — „Orgelkunde" — „Allgemeine Muſiklehre" ſind je in einem eigenen Katechismus abgehandelt. Klare Aufſchlußerteilung in knapper Form zeichnet dieſe handlichen, in ſchmiegſame Decken gebundenen Katechismen aus.

— **Geſundheit iſt das Erſte und Größte, was wir uns bei** Beginn eines neuen Jahres gegenſeitig zu wünſchen pflegen; wie könnte da der „Geſundheitskalender für das Jahr 1889" nicht willkommen ſein, der bei Wilh. Iſſleib, Berlin, erſchienen iſt. Gemäß ſeiner Beſtimmung „für Freunde der Naturheilkunde" beſchreibt er die Pflanzenkoſt und die Behandlung der Krankheiten ohne Medikamente nach Prießnitzſchem Syſtem und gibt nach vielen Richtungen hin, ſowie dafür, wie man ſich geſund und kräftig erhält, vor Anſteckungen und anderen Formen der Erkrankung möglichſt ſchützt, ſeine Fingerzeige. — Künſtleriſche Intereſſen dagegen faßt der „Bayreuther Taſchenkalender", herausgegeben vom Allgemeinen Richard Wagner-Verein, ins Auge. Zum fünftenmal erſcheinend, bringt er für 1889 außer dem Kalendarium und Hinweiſen auf die für die Muſikwelt bedeutſamen Daten einen neuen Beitrag zur Charakteriſtik Richard Wagners in ſeinen Lebensbeziehungen aus der Feder C. Fr. Glaſenapps und andere für die Anhänger der Richard Wagner-Gemeinde beſonders intereſſante Aufſätze. — Auch ein „Moskauer Almanach für 1889", herausgegeben von Paul Großmann (Moskau, Großmann & Knöbel), iſt uns zugegangen. Er enthält unter anderem recht hübſche Skizzen, ſchätzbare Beiträge zu einer Ueberſicht über die neuere ruſſiſche Literatur und Aehnliches, was allen, die ſich für Rußland irgendwie intereſſieren, willkommen ſein wird.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bildende Künſte.

— **Düſſeldorfer Künſtler veranſtalten gegenwärtig in ver**ſchiedenen Städten zum Beſten des Emin Paſcha-Unternehmens, der deutſchen Kolonialgeſellſchaft und der mit ihr verbundenen, die Unterdrückung der Sklavenjagden in Afrika bezweckenden Vereine Aufführungen einer Reihe von lebenden Bildern, die ſämtlich Vorgänge aus dem afrikaniſchen Leben behandeln oder mit ihm in Bezug ſtehen. Die Meiſter, deren malerische Kompoſitionen dabei zu Grunde gelegt werden, ſind: E. Bendemann, P. Janſſen, Jernberg, Jakobus Leiſten, Salzmann und Siemiradzki. Geſtellt werden die Bilder durch die bekannten Maler Jakobus Leiſten und C. W. Tempel, welche in Verbindung mit anderen Meiſtern auch ſämtliche Dekorationen malten. Die Bühne iſt nach dem Muſter des [illegible] gebaut, ein verbindender Text von Joſef Schrattenholz gedichtet worden. Seine erſte Aufführung erlebte das Unternehmen im Kölner Gürzenichſaale.

— **Andrea del Sartos „Thronende Maria mit dem Kind** und den Heiligen", eines der koſtbarſten Schatzſtücke des Berliner Muſeums, war vor zwanzig Jahren durch ungeſchickte Reſtaurationen ſo gut wie zu Grunde gerichtet, zum Schmerz und zur Entrüſtung aller Kunſtfreunde. Wider alles Erwarten iſt es dem Konſervator der Münchener Pinakothek, A. Hauſer, gelungen, jenes Kunſtwerk wiederherzuſtellen, indem er den zäh und feſt gewordenen Firniß, deſſen Entfernung bisher nicht gelang, durch Anwendung des von Profeſſor von Pettenkofer erfundenen Verfahrens glücklich beſeitigte.

— **Der geniale Zeichner der „Fliegenden Blätter", Maler** Adolf Oberländer, hat jüngſt ſein fünfundzwanzigjähriges Künſtlerjubiläum gefeiert. Er erhielt bei dieſer Gelegenheit unter anderem vom Prinz-Regenten von Bayern die Ludwigsmedaille für Kunſt und Wiſſenſchaft.

— **Profeſſor Werner Schuch hat ſein großes Hiſtorienbild** „Die Schlacht bei Leipzig" in der öſtlichen Halle des Berliner Zeughauſes vollendet.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Der langjährige Leibarzt Kaiſer Wilhelms I., Profeſſor** Dr. Guſtav von Lauer, Generalſtabsarzt der Armee, beging, nachdem er am 8. Oktober 1888 ſeinen achtzigſten Geburtstag gefeiert, am 12. Dezember ſein ſechzigjähriges Dienſtjubiläum und wurde bei dieſer Gelegenheit mit reichen Ehren und Huldigungen bedacht.

— **Der allgemeine deutſche Sprachverein ſetzt einen Preis** von 1000 Mark aus für eine Schrift über „Unſere Mutterſprache, ihr Werden und ihr Weſen". Die Arbeit ſoll womöglich den Umfang von acht bis zehn mittleren Druckbogen nicht überſteigen. Gefordert wird eine auf wiſſenſchaftlichem Boden ruhende, gemeinverſtändliche, überſichtliche und anregende Schilderung der räumlichen und zeitlichen Entwicklung unſerer Sprache, welche das Hauptgewicht auf das ſechzehnte und achtzehnte Jahrhundert legt und nicht nur die äußeren, ſondern auch die inneren Wandlungen berückſichtigt [illegible] die Entſtehung der gemeinen hochdeutſchen Schriftſprache [illegible] Ihre Darſtellung iſt nicht gerade in der Form einer ſchulmäßigen Ueberſicht oder eines Lehrbuches, ſondern als lebendige und anſchauliche Erörterung der hauptſächlichſten Eigentümlichkeiten unſerer Sprache in ihrem Lautſtande, ihren Formen, ihrer Wortbildung und Wortbiegung, ihrem Satzbau, ihrer Ausdrucksfähigkeit. Daran ſchließe ſich eine Auseinanderſetzung der Grundbedingungen eines reinen, unbeſorgten und edlen Gebrauchs der Mutterſprache in Wort und Schrift. Die Preisarbeiten ſind, mit einem Wahlſpruche verſehen, bis zum 1. Auguſt 1890 dem Vorſitzenden des Vereins, Hermann Riegel in [illegible]

[illegible]

Stadt aus drei Vermächtniſſen erhoben ſind. Die Eröffnung iſt auf den Juli nächſten Jahres feſtgeſetzt. Es werden acht Lehrſtühle eingerichtet, je einer für Philoſophie, Geſchichte, Staatswiſſenſchaft, Politik, moderne, keltiſche Sprachen, Kunſtgeſchichte und Literatur.

— **Als Erfinder des Mikroſkops hat bisher der Holländer** Cornelius Drebbel gegolten und 1621 als das Jahr der Erfindung. Nun hat aber der italieniſche Gelehrte Govi auf Grund aufgefundener Dokumente überzeugend nachgewieſen, daß der große Galilei das Mikroſkop erfunden hat und zwar ſchon im Jahre 1610.

— **Eine großartige Schenkung, ein ganzes Muſeum** (Museo Filangieri), hat die Stadt Neapel von dem Fürſten von Satriano, Gaetano Filangieri, ſoeben erhalten. In dem uralten Gebäude, dem architektoniſch und hiſtoriſch merkwürdigen Palazzo Como, ſind jetzt die großen Sammlungen, die der Fürſt ſchenkte, würdig untergebracht, nämlich eine ſeltene Waffenſammlung, Goldſchmiedarbeiten, wertvolle Gemälde, verſchiedene Altertümer, eine ganz außerordentliche Kollektion von Porzellanſachen aller Art und endlich eine bedeutende Bibliothek. Das Museo Filangieri iſt dem Publikum wöchentlich zweimal unentgeltlich geöffnet.

— **Das collegio dei Cinesi, eine 1727 gegründete Miſſionsanſtalt,** wurde von der italieniſchen Regierung in eine rein weltliche Anſtalt für orientaliſche Sprachen nach dem Muſter der Berliner, Pariſer, Wiener Anſtalt umgebildet.

— **Bei Ragusa in Dalmatien iſt eine Kultſtätte des** Sonnengottes Mithras entdeckt worden: eine Grotte und darin ein Relief von 1,18 Meter Länge und 0,86 Meter Höhe. Die Hauptfigur in der Mitte bildet ein Stier, der ſich aufbäumt, während er unten am Bauche von Hund, Schlange und Skorpion gebiſſen wird. Von einem Mann in phrygiſcher Tracht wird der Stier am Zügel gehalten. Auf dem Stier reitet eine Figur, die vielleicht geflügelt ſein ſoll, wenn es nicht ein Mantel iſt, der ihr um die Schultern flattert.

— **Die Ausgrabungen auf der Akropolis haben neuerdings** wieder mehrere wertvolle alte Kunſtwerke zu Tage gefördert. Eines ſtellt den Herkules dar, wie er den Meergreis Triton überwältigt. Andere Gruppen beſtehen aus mythiſchen Ungeheuern. Die Altertumsforſcher ſetzen die Entſtehung dieſer Funde bis ins ſiebente Jahrhundert vor Chriſto zurück.

— **Von Neujahr ab ſollen im Staate New-York die Hinrichtungen** durch Elektrizität ſtattfinden.

— **Den Ruhm, die kneipenreichſte Stadt Deutſchlands zu** ſein, hat Heidelberg verloren, denn es trifft daſelbſt erſt auf 170 Einwohner ein Kneiplokal, während es ſich herausgeſtellt hat, daß in dem bis jetzt ganz unberühmten Städtchen Garding, an der Nordweſtküſte Schleswig-Holſteins gelegen, ſchon auf je 53 Einwohner eine Kneipe trifft. Das Städtchen hat nämlich bei 1800 Einwohnern nicht weniger als 35 Kneipen.

— **Die Kultur Amerikas hat es jetzt bis zu Särgen mit** Muſik gebracht. Die Muſikvorrichtung, die Choräle und Trauermärſche ſpielt, befindet ſich unten am Boden des Sarges und wird nach Art der Spieldoſen aufgezogen, ſo daß, während die Leiche aufgebahrt liegt, klagende Weiſen dem Sarge entſtrömen. Beſonders erſchütternd für amerikaniſches Gefühl muß es ſein, wenn dieſe Töne ſich noch aus der Gruft vernehmen laſſen und erſt unter der Laſt der aufgeſchütteten Erde allmählich erſterben. Indes volkstümlich dürfte dieſe neue Erfindung nicht werden, da ſolch ein „Sarg mit Muſik“ 800 Mark koſtet.

Verkehr.

— **Der vorjährige, ungewöhnlich ſchneereiche Winter bot** gute Gelegenheit, die Wirkſamkeit verſchiedener Schutzmittel gegen Schneewehungen auf Eiſenbahnlinien zu erproben. In Oeſterreich-Ungarn bewährte ſich am beſten eine Raſendecke (die hierzu verwendete Art iſt die ſogenannte [illegible]). Eine ungefähr 2000 Meter lange Bahnſtrecke, welche in früheren Jahren regelmäßig vom Schnee verſchüttet wurde, blieb im vergangenen Winter auch während der heftigſten Schneeſtürme ſchneefrei, dank einer ſolchen 2 Meter hohen und 1 Meter dicken Raſendecke. Eine glücklichere Vereinigung des Nützlichen mit dem Angenehmen läßt ſich nicht [illegible] denken.

Natur.

— **Im Harz bei Rübeland iſt eine mächtige Tropfſteinhöhle** entdeckt, die ſich noch größer als die Baumannshöhle erweiſt. Die Höhle ſoll im Laufe des Jahres 1889 dem Publikum erſchloſſen werden, nachdem zuvor elektriſche Beleuchtung eingerichtet ſein wird.

— **Zu den verſchiedenen Jagdvergnügungen indiſcher** Fürſten gehören auch die Jagden mit Jagdleoparden, Geparde (Cynailurus), jenem eigentümlichen Bindeglied zwiſchen Katze und Hund. Für kurze Zeit war dieſer Sport auch in Europa eingeführt. Die erſte nachweisbare Notiz ſtammt aus dem Jahre 1443, in welchem der Herzog von Eſte aus Cypern einen Jagdleoparden geſchenkt erhielt. An dem prunkliebenden Hofe des Hauſes Eſte in Ferrara wurden auch in der Folge während des fünfzehnten Jahrhunderts Geparde gehalten und gelangten von da an den franzöſiſchen Hof, wo ſie Ludwig XI. einführte und zu Jagden auf Haſen und Rehe verwendete. Papſt Leo X. erhielt vom König Emanuel von Portugal einen dreſſierten Gepard zum Geſchenk. Bald aber verſchwand die Mode wieder, und ſchon Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts war es nur noch ein Schauſpiel, eine Nummer im Programm eines Fürſtenbeſuches, Geparden auf bereitgehaltene Haſen jagen zu laſſen. Der letzte europäiſche Fürſt, welcher mit Leoparden jagte, mag Leopold I., Kaiſer von Deutſchland, geweſen ſein, der zwei derartige Tiere vom Papſt zum Geſchenk erhalten hat.

— **Die franzöſiſche Société d'acclimatation iſt jetzt bemüht,** den Lachs im Mittelmeer einheimiſch zu machen. Zu dem Zwecke wandte ſie ſich zunächſt an die Fiſchereibehörde der Vereinigten Staaten um Ueberlaſſung von Lachseiern, und es wurde dem Geſuch entſprochen. Man hegte zwar allerdings Befürchtungen, es würden die Eier die weite Reiſe von den Ufern des Stillen Oceans nach denen des Mittelmeeres nicht überſtehen, doch iſt das Wagnis dank der guten Einrichtung der Eisbehälter gelungen, und es ſind die Eier wohlbehalten angelangt. Der europäiſche Lachs verträgt, wie mehrere veranſtaltete Verſuche dargethan, die höhere Temperatur des Mittelmeerwaſſers nicht.

— **Ueber den Schlaf der Fiſche wurden jüngſt von dem** engliſchen Naturforſcher Auguſt Carter intereſſante Verſuche angeſtellt, die ergaben, daß unter den Süßwaſſerfiſchen das Rotauge, der Weißfiſch, der Gründling, der Karpfen, die Schleie, die Karauſche und der gefleckte Hai, von den Seefiſchen der Lippfiſch, Meeraal, Sonnenfiſch, Hundshai, Seebarſch und alle Arten von Flachfiſchen periodiſch ſchlafen. Carter ſtellte feſt, daß, ſoweit er dies beobachten konnte, der Goldfiſch und der Hecht niemals ſchlafen, wohl aber zeitweilig ruhen. Das Verlangen nach Schlaf wechſelt bei Fiſchen nach Maßgabe der meteorologiſchen Verhältniſſe. Sie wählen nicht immer gerade die Nachtzeit zu ihrer Ruhe.

— **Den Reichtum an Pelztieren, den Sibirien noch immer** beſitzt, kann man aus folgenden Angaben ermeſſen. Allein auf dem letzten Sommermarkt zu Irbit, wohin indeſſen nur ein Teil der aus Sibirien ausgeführten Felle gelangt, wurden verkauft: von Eichhörnchen nicht weniger als 3,160,000 Felle (im Handel Feh oder Grauwerk genannt), 11,000 Blaufüchſe, 140,000 Murmeltiere, 30,000 Iltiſſe, 10,000 Dachſe, 1,300,000 Haſen, 2000 Füchſe und zahlreiche Bären und Wölfe. Allerdings hat die Ausrottung der Pelztiere ſchon ſo erſchreckende Fortſchritte gemacht, daß in großen Gebieten die Jagd als erfolglos aufgegeben werden mußte.

— **Auf Neuſeeland iſt der ſeltene Fall eingetreten, daß** Kaninchen zu einer Landplage geworden ſind, indem ſich dieſelben ſo ſtark vermehrt haben, daß ſie in ungeheuern Scharen über die Produkte der Landwirtſchaft herfallen und großen Schaden anrichten. Deshalb hat die dortige Regierung zur Vertilgung der Kaninchen eine Wieſelzucht anlegen laſſen. Dieſe blutdürſtigen Tierchen werden jetzt mit teurem Geld (8 Mark das Stück) angekauft und bilden in einer Stärke von 10,000 das Heer der neuſeeländiſchen Regierung im Kriege wider die Kaninchen. Es iſt alle Ausſicht vorhanden, daß in einigen Jahren das Wieſelheer vollſtändig geſiegt hat.

— **Eine rieſige Orchidee, Grammatophyllum speciosum Bl.,** blüht im botaniſchen Garten zu Buitenzorg auf Java. Sie trägt 25 Blütenſpindeln, die im Durchſchnitt 8 Fuß lang ſind. An einer Blütenſpindel wurden 70 Blüten gezählt, von denen 30 zu gleicher Zeit geöffnet waren. Die Blüten haben einen Durchmeſſer von 15 Centimeter, jedes Blumenblatt iſt 7 Centimeter lang und 4 Centimeter breit, die Farbe der Blüten gelb mit braunen Flecken, die verhältnismäßig kleine Lippe purpurfarbig und braun geſtreift. Die Pflanze wächſt in den Wäldern Weſtjavas.

Heer- und Seewesen.

— **Den neueſten Fortſchritt in der Kriegswiſſenſchaft** bedeutet die Verwendung des Schnees zu Verteidigungszwecken. Das ſchwediſche Geniecorps hat lehrreiche Unterſuchungen mit Bruſtwehren von Schnee angeſtellt, woraus erhellt, daß Gewehrkugeln in feſtem Schnee nicht tiefer als 1½ Meter eindringen können, daher Schneewälle von 2 bis 3 Meter an vorzügliche Deckungen bilden. In den nordiſchen Ländern dürften daher Schneeſchanzen in einem künftigen Winterfeldzug einmal eine große Rolle ſpielen.

— **Das braune prismatiſche Pulver ermöglicht es bekanntlich,** ohne Erhöhung des Gasdrucks in den Geſchützrohren, den Geſchoſſen eine ganz bedeutend größere lebendige Kraft zu geben, als ſie mit den bis dahin gebräuchlichen Pulverſorten erreichbar war. Es wird jedoch nur für die größeren Geſchützkaliber, von 15 Centimeter aufwärts, benützt. Die Kruppſche Fabrik nahm hieraus Veranlaſſung, bei den „Vereinigten rheiniſch-weſtfäliſchen Pulverfabriken in Köln“ und der Pulverfabrik „Rottweil-Hamburg“ die Herſtellung eines verbeſſerten Pulvers auch für kleine Geſchützkaliber anzuregen. Nach langwierigen Verſuchen iſt es den erſteren endlich gelungen, ein neues Pulver herzuſtellen, welches bei kleinem Gasdruck weſentlich mehr leiſtet, als das bisherige und das außerdem die ſeit langen Jahren angeſtrebte Eigenſchaft beſitzt, wenig und dünnen Rauch zu geben, der ſchnell verfliegt; zugleich iſt auch keine Feuererſcheinung beim Schuß zu ſehen. Sein einziger Nachteil iſt der, daß es leichter Feuchtigkeit anzieht als das alte Pulver. Da indeſſen auch das letztere, will man es auf gleicher Leiſtung erhalten, in luftdicht verſchloſſenen Gefäßen aufbewahrt werden muß, ſo kommt dieſer Nachteil wenig mehr in Betracht.

— **Der Kieler nautiſche Verein machte mit den Oelraketen** des Schiffskapitäns Meibel Verſuche, die ſchließlich ein äußerſt günſtiges Ergebnis ergaben. Der erſte Schuß beruhigte bei ſtarkem Seegang eine Fläche Waſſer von etwa 15,000 Quadratfuß. Die Oelladung jeder Rakete beſtand aus einem Pfund gewöhnlichen Walfiſchöls, die Sprengladung aus feinem Kornpulver. Es iſt die Ueberzeugung der Kommiſſion, daß die beſten Ergebniſſe nur dann erzielt werden, wenn die Abfeuerung in einem möglichſt kleinen Winkel, 10 bis 15 Grad, geſchieht, da bei höherer Elevation zu große Mengen Oels von dem Wind fortgeführt werden, ſo daß nur wenige den eigentlichen Beſtimmungsort erreichen können.

Sport.

— **Bei der Hofjagd in Springe wurden 1 Rothirſch,** 284 Sauen, 2 Schaufler und 17 Stück Damwild auf die Decke gebracht. Prinz Friedrich Leopold, der an Stelle des der Jagd fernbleibenden Kaiſers als Jagdherr fungierte, brachte 33 Sauen und 2 Stück Damwild und der Fürſt zu Schwarzburg 21 Sauen und 1 Stück Damwild zur Strecke.

— **Ein Verein zur Hebung der Zucht von deutſchen** Doggen iſt in Stuttgart in der Bildung begriffen. Derſelbe ſoll den Namen „Nationaler Doggenklub“ führen.

— **Ueber „Ormonde“, das „Pferd des Jahrhunderts“,** wie es von vielen Sachverſtändigen genannt wurde, verlauten verſchiedene Gerüchte. Der wunderbare Hengſt ſollte an Lord Gerard als Deckhengſt vermietet worden ſein, und trotzdem bringen jetzt engliſche Blätter die Nachricht, daß der Bend Or-Sohn um 240,000 Mark vom Herzog von Weſtminſter nach Amerika verkauft worden.

— **Ein Wettrennen zwiſchen einem Zebra und einem** Strauß wurde in Sanſibar abgehalten und von dem Strauß mit 100 Meter Vorſprung gewonnen. Trotzdem erkannte der Richter dem Zebra den Preis zu, da der Reiter desſelben mit dem Bemerken Proteſt erhob, daß der Strauß von ſeinen Flügeln unerlaubten Gebrauch gemacht. Dem Proteſt wurde Folge gegeben.

— **Für den St. Stephanspreis in Budapeſt, Wert 31,000** Gulden, blieben 41 Pferde ſtehen, darunter aus Deutſchland „Padiſchah“, „Savoia“, „Dankenberg“ und „Kalatali“.

— **Bei dem Wiener Schwimm-Meeting in der zweiten** Dezemberwoche gewann Lemberger die kurze Meiſterſchaft über 102 Meter in 1 Minute 32⅖ Sekunden nach verzweifeltem Kampf gegen Dr. von der Straß. In der langen Meiſterſchaft über 1524 Meter ſiegte Hintſch in 29:29⅖, wie er wollte, und im Rückenſchwimmen blieb Meiſl knapper Sieger.

Statiſtik.

— **Die auf dem Erdball thätige Maſchinenkraft berechnet** das preußiſche ſtatiſtiſche Bureau auf 46 Millionen Pferdekräfte. Da nun eine (Dampf-) Pferdekraft gleich iſt der Kraft von 21 Menſchen, ſo ergibt ſich, daß die Dampfmaſchinen der ganzen Welt annäherungsweiſe die Arbeit von 1000 Millionen oder einer Milliarde Menſchen verrichten. Die Bevölkerungszahl der Erde wird auf anderthalb Milliarden geſchätzt, wovon aber nur ein Drittel, eine halbe Milliarde, zur arbeitenden Bevölkerung zählt. Mithin verrichtet der Dampf das Dreifache der geſamten menſchlichen Arbeitskraft.

Denkmäler.

— **Für das Ludwig Richter-Denkmal hat der König von** Sachſen den Betrag von 1000 Mark geſpendet.

— **In Rom iſt den 500 Italienern, die als Opfer der** italieniſchen Kolonialpolitik in Afrika gefallen ſind, ein ernſt und würdig gehaltenes Denkmal errichtet worden: ein ſchlanker granitener Obelisk, der von einem Stern gekrönt iſt. Auf den Seitenflächen ſtehen die Namen der Gefallenen und außerdem iſt die ſchlichte Inſchrift „Ai Prodi di Dogali“.

Geſtorben.

Gräfin Selma Noſtitz, Gemahlin des k. k. Kämmerers Oberſten Grafen Albert Noſtitz, k. k. Sternkreuzordensdame, 36 Jahre alt, am 4. Dezember, in Prag.

— Robert Freiherr von Blumencron, k. k. Generalmajor i. P., 80 Jahre alt, am 5. Dezember, in Wien.

— Marcus Calogera, Biſchof der vereinigten Diözeſen Spalato und Macarska, am 5. Dezember, in Spalato.

— Fortuné Ferogio, bekannter franzöſiſcher Maler und Zeichner, 84 Jahre alt, am 7. Dezember, in Paris.

— Herneberg, k. k. Feldmarſchalleutnant, Inſpektor und Organiſator der [illegible], am 7. Dezember, in Peſt.

— Helmut Leopold Freiherr von Neumann, eines der treueſten und verdienſtvollſten Mitglieder der Verfaſſungspartei im öſterr. Herrenhauſe, 72 Jahre alt, am 7. Dezember, in Gries bei Bozen.

— Ritter von Grocholski, k. k. Geheimrat, Präſident des Klubs der polniſchen Reichstagsabgeordneten, im Kabinet Hohenwart Miniſter ohne Portefeuille, eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten der parlamentariſchen Politik Oeſterreichs, 74 Jahre alt, am 10. Dezember, in Abbazia.

Geheimnisvolle Steine.

Von

Ernſt Boetticher.

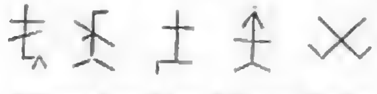
(Alle Rechte vorbehalten.)

Denkmale von hohem Alter wie die Menhire (Urform der Obelisken), die Kromlech (Steinkreiſe), die Dolmen (tiſchartige Altäre) und manche Grabkammern ſind aus gewaltigen Steinblöcken errichtet, rohen Findlingen oder unbearbeiteten Bruchſteinen, und ſtellen nach dem Urteil der Kunſtgeſchichte die Anfänge der Kunſt dar. Dies Urteil iſt aber anfechtbar, weil in ſolchen Bauten Metallgeräte von vollendeter Technik gefunden werden. Was konnte dann aber die rohe Bauart veranlaßt haben? Ich möchte hier die Aufmerkſamkeit des verehrten Leſers auf ein israelitiſches Gebot lenken: 2. Moſ. 20, 25: „Und ſo du mir einen ſteinernen Altar willſt machen, ſollſt du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen, denn wo du mit deinem Meſſer darüber fährſt, ſo wirſt du ihn entweihen,“ und ähnlich 5. Moſ. 27, 5. 6 (auch Joſ. 8, 30. 31): „Und ſollſt daſelbſt einen ſteinernen Altar bauen, darüber kein Eiſen fährt; von ganzen Steinen ſollſt du dieſen Altar bauen.“ Da haben wir alſo ein religiöſes Geſetz und dürfen, geſtützt auf Erfahrungen der Völkerkunde, annehmen, daß dasſelbe als Ausdruck eines einheitlichen Völkergedankens nicht nur ein israelitiſches, ſondern ein allgemein herrſchendes war und den Bau vorgeſchichtlicher Heiligtümer aus rohen Steinen erklärt. Der Schluß aus ſolchen Bauten auf rohe Kultur iſt mithin ein Trugſchluß.

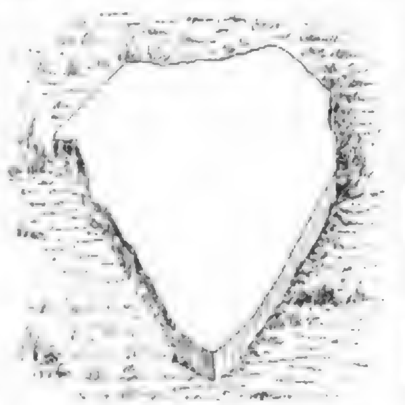
Nicht minder merkwürdig ſind gewiſſe roh bearbeitete Steine. Wir finden in Deutſchland hier und da in tiefſter Waldeinſamkeit gewaltige Säulen von roher oder unfertiger Arbeit, die meiſt für römiſche Werkſtücke gehalten werden. Eine der größten iſt die Rieſenſäule auf dem Felsberg im Odenwald, die über 1 Meter Durchmeſſer und 10 Meter Länge hat und aus dem Granit des Berges gefertigt iſt. Sie liegt auf einer Stelle, wo noch andere Steinblöcke, an denen Steinſäge und Meißel ihre Spuren zurückgelaſſen haben, Beweiſe einer umfangreichen Thätigkeit geben. So viel ſteht feſt, die Rieſenſäule war — wer auch immer ſie gefertigt haben mag — ein germaniſches, geheiligtes Steinbild, der Mittelpunkt der alten Frühlingsfeſte, gleichwie es die berühmte Irmenſäule war, von welcher wir hiſtoriſche Kunde haben. An dieſen Feſten hielt das Volk bekanntlich auch in chriſtlicher Zeit mit großer Zähigkeit feſt. So zogen auch im Odenwald alljährlich im Lenz die jungen Burſchen und Mädchen mit feſtlichem Gepränge zur Säule auf den Felsberg und trieben dort mit Spiel und Tanz, Zechen und Schmauſen allerlei Kurzweil. Vergeblich eiferte die Geiſtlichkeit, vergeblich die weltliche Behörde, trotz aller Verbote,

Google

die uns die alte Sitte urkundlich überliefern, verblieb es beim alten, und erſt im dreißigjährigen Kriege, der ja viel Schönes geknickt hat, verſchwand mit dem freiſinnigen Geſchlecht jener Zeit auch der frohgemute Feſtbrauch. Jeden Zweifel an der alten Heiligkeit der Rieſenſäule hebt die Thatſache, daß die Kirche in die damals noch aufrechte Säule eine Niſche einmeißeln ließ und mit einem Kruzifix oder Marienbild ausſtattete, was der dort abgehaltenen und im Grunde heidniſchen Feier ein chriſtliches Gepräge verlieh. Es war von Anbeginn der weiſe Grundſatz der Kirche, Bräuche, welche ſie nicht abſtellen konnte, in ſich aufzunehmen, und Papſt Gregor der Große befahl geradezu, die Kirchen und Kapellen dort zu bauen, wo das Volk ſeine Feſte zu feiern pflege. In den heidniſchen Säulenfeſten ſpiegelt ſich die Einheitlichkeit des Volksgedankens. Nilsſon beſchreibt dieſe Feſte in ſeinem Werk „Ureinwohner des ſkandinaviſchen Nordens" und erwähnt ſie auch in England und Irland. Klaſſiſche Bräuche deuten auf vorzeitlichen Säulendienſt in den Mittelmeerländern, und in der Sahara gibt es ſolchen noch heute. Derſelbe hing überall mit der Verehrung der Gottheit in der Natur zuſammen, die Säule iſt ein Sinnbild der zeugenden und ſchaffenden Kraft. Die Säulen von Miltenberg am Main ſind Koloſſe von 7,31 Meter Länge, haben oben 0,95 Meter, unten 1,16 Meter Durchmeſſer und 16,800 Kilogramm Gewicht. Eine von ihnen befindet ſich jetzt im königlich bayriſchen Nationalmuſeum in München, eine im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg und acht liegen noch im Stadtwald von Miltenberg. Früher ſollen es vierzehn geweſen ſein. Dieſe Säulen ſind nicht geglättet, ihre Oberfläche erinnert faſt an rauhe Rinde und zwei Anſätze kurz vor dem oberen Ende gleichen Aſtſtumpfen. Da die Germanen auf ihren Kult- und Gerichtsſtätten Säulen als Sinnbilder der Gottheit aufrichteten und als ſolche auch Baumſtämme verwendeten, was wohl die Urform dieſer Sitte war, ſo dürfen wir vielleicht in den Säulen von Miltenberg ſolche altgermaniſchen Sinnbilder und in ihren Anſätzen die Andeutung der Reſte eines Baumes erkennen, was auch eine kunſtgeſchichtlich intereſſante Seite hätte, da allgemein eine Entwicklung der Steinſäule aus einer hölzernen angenommen wird. Leider gibt es keinerlei Nachrichten über die Miltenberger Säulen, aber die zahlreich darauf eingemeißelten Steinmetzzeichen, die ſämtlich auf einer Seite, nämlich auf derjenigen ſtehen, welche die im Walde liegenden Koloſſe nach oben kehren, zeugen für den Beſuch, welchen wandernde Mitglieder der mittelalterlichen Bauſchulen dieſen Koloſſen abſtatteten, und ſomit auch für eine unter jenen Leuten bewahrte, nun verlorene Ueberlieferung aus älterer Zeit. Abkömmlinge unſerer altgermaniſchen Säulen ſind die mittelalterlichen Rolandſäulen. Noch ein Wort über die Steinmetzzeichen! Ihre Wiederholung in bürgerlichen Wappen auf Grabſteinen und in Glasgemälden zeigt, daß ſie Namen und vielleicht auch Sinnſprüche bedeuten, vielleicht beſteht ſogar ein Zuſammenhang zwiſchen ihnen und der Runenſchrift, und die drei Kreuze, welche der des Schreibens Unkundige ſtatt ſeines Namens unterzeichnet, ſind im letzten Grunde nur Reſte der alten Schreibweiſe. Einige Zeichen von den Miltenberger Säulen teile ich hier mit:



Herzförmige Steine, in denen ich kultiſche simulacra*) erkenne, entdeckte ich im Sommer 1889 auf der bewaldeten [illegible] bei Kronberg im Taunus. Die Fundſtätte, die ein germaniſcher Haingarten, das heißt ein mauerumfriedeter heiliger Hain war, heißt Rudera. Im vierzehnten Jahrhundert lautete „Rudera" noch urkundlich „Ruthartshain" und es ſtand in dieſem Hain eine der heiligen Maria und dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, in welcher ein Eremit täglich Meſſe leſen mußte. Ihre Trümmer liegen mitten in einem von einer uralten Trockenmauer umgebenen und von [illegible] beſchienenen Raum, und dort fand ich einen [illegible] Stein von 150 Centimeter Länge, [illegible] und 15 Centimeter Dicke. Es iſt [illegible] bar abſichtlich abgeſchlagen. Einen zweiten, jedoch nur roh bearbeiteten, ſonſt gleichen Stein fand ich außerhalb der Umfriedung. „Ruthart", der urkundliche Name dieſes Bezirkes,



iſt altdeutſch und bedeutet entweder „rotes Herz" (im Niederdeutſchen, Holländiſchen und Engliſchen lautet Herz noch heute hart wie das altnordiſche hjarta), oder, wenn wir mit „rut" das gleichlautende engliſche (angelſächſiſche) Wort für Brunſt, brünſtig („rut") zuſammenhalten, „Brunſtherz". Die erſte Deutung würde dem äußeren Anſehen des Steines, die zweite ſeinem Zweck entſprechen, welchen wir im nachſtehenden kennen lernen.

Es iſt wieder Frühling geworden. Ein ſchöner Maitag lockt alle Welt ins Freie. In dichten Scharen wandert Jung und Alt in die anmutig auf den Höhen gelegenen Haingärten, wo man nach Urväterſitte alljährlich im Mai zuſammenkommt, damit die jungen Paare ihren Herzensbund im Heiligtum beſiegeln.*) Am Abhang des himmelanſtrebenden Altkönig iſt in einem flachen Sattel, der die [illegible] an dieſen Berg anſchließt, eine Art Lager errichtet. Wir ſehen überall Laubhütten, vor denen über offenem Feuer gebraten und gekocht wird, während unter den hochſtämmigen Buchen Männer und Frauen in eifrigem Geſpräch begriffen ſind, das namentlich Eheverträge betrifft. Die junge Welt iſt unterdeſſen in anderer Weiſe beſchäftigt, da ſind Gruppen kichernder Mädchen, die eine glückliche Braut feſtlich ſchmücken, und in einiger Entfernung davon angehende Ehemänner, die im Kreiſe ihrer Freunde ungeduldig nach den Bräuten ausſchauen. Im Gegenſatz zu dieſem frohen und geräuſchvollen Treiben liegt der heilige Eichenhain ernſt und ſchweigend da, ihn umſchließt eine Trockenmauer, und betrachten wir dieſe Einfriedigung aus der Vogelſchau, ſo zeigt uns dieſelbe die natürliche Geſtalt eines mit der Spitze nach Oſt gewendeten Herzens. Mitten darin ſteht auf ſteinernem Unterbau ein auf Holzſäulen ruhendes Schutzdach, unter welchem das heilige Sinnbild, das „Rut Hart", liegt. Neben der Erdmutter, deren Sinnbild das Herz iſt, waltet hier auch der Sonnengott, der mit ihr den Frühling erzeugt, und deshalb wird außer dem Herzſinnbild auch das des Lebens und der Fruchtbarkeit, der Hammer, aufbewahrt, der in Indien und Aegypten als Lebenskreuz T erſcheint.

Geheimnisvoll rauſchen die Eichen über dieſer Stätte und durch die windbewegten Blätter fällt ein goldener Sonnenſtrahl auf das Rut Hart. Still iſt's ringsum. Da rufen langgezogene Hörnerklänge zur Ordnung des Hochzeitszuges, und bald naht derſelbe mit Sang und Klang. Vor dem heiligen Stein ſtellen ſich die jungen Paare auf. Dann tritt das erſte Paar vor und der Bräutigam ruft:

„Bringt mir den Hammer, die Braut zu weihen,
Legt den Miölnir der Maid in den Schoß,
Und gebt uns zuſammen nach ehelicher Sitte!" **)

Auf dieſen Ruf nahet ſich unter dem Vortritt zweier weißgekleideten Jungfrauen der Aelteſte der Gemeinde, in deren Bezirk der Hain liegt. Von den Jungfrauen trägt die eine den eichenholzgeſtielten Hammer von Stein, die andere ein Körbchen aus Eichenrinde, das zollgroße Steinhämmerchen, Amulette, enthält. Der Aelteſte, ein graubärtiger Adaling, ergreift das heilige Sinnbild, den Hammer, und richtet an das Paar die Frage, wer ſie ſeien. Das nennt ſeine Namen, erklärt, ſich ehelichen zu wollen, und reicht ſich über dem Herzſinnbild die Hand zum Bunde. Der Aelteſte berührt ſodann unter einem Segensſpruch die Braut mit dem Hammer, worauf die Kranzjungfrau dem Bräutigam das Körbchen darbietet, aus welchem derſelbe eines der Amulette entnimmt, um es an dem Gürtel ſeiner nunmehrigen Frau zu befeſtigen.*) Das Paar macht darauf einem andern Platz, und die Zeremonie wiederholt ſich, bis alle vereinigt ſind. Dann verläßt man den heiligen Hain, in welchem bald wieder feierliche Stille herrſcht. Draußen aber, in dem äußeren Ringe, beginnt nun ein feſtliches Gelage, ſo viele Paare, ſo viele Gruppen halten ein fröhliches Hochzeitsmahl, bis der Abend zur Heimkehr mahnt.

Als das Chriſtentum die heidniſchen Bräuche verdrängte, erbauten ſeine Verkündiger auf dieſer dem Volke heiligen Stätte die ſchon erwähnte Kapelle, und ein Eremit vollzog ſtatt des Gemeindeälteſten die Ehen, bis allmählich die [illegible], hieher zu gehen, erloſch. Im Jahr 1550 war die Kapelle verfallen und der „Ruthartsaltar" — ſo nannte ihn das Volk — in die Kirche von Kronberg übertragen. Ein Reſt altgermaniſcher Eheſchließung erhielt ſich meines Erachtens in dem bekannten Gretna-Green, wo der eheſchließende Schmied an den Gemeindeälteſten mit dem Hammer erinnert.

Aus dem Taunus führe ich nun den Leſer in das ſchöne Schleſien, wo der majeſtätiſche Zobten (718 Meter Meereshöhe) aus der Ebene zwiſchen der Oder und dem Rieſengebirge unvermittelt emporſteigt. Dieſer Berg war in alten Zeiten eine heilige Stätte, und auf ihn bezieht man die Angabe des Tacitus: De German. mor. c. 43, es gebe bei den Nahanarvalern einen Ort, wo eine dem Kaſtor und Pollux ähnliche Doppelgottheit Alcis verehrt werde. Der aus langgeſtrecktem Bergrücken ſteil aufſteigende kegelförmige Gipfel trägt eine ſtattliche (1851 auf der Stätte einer alten Kapelle erbaute) Kirche. Eine neben ihr weit vorſpringende Plattform aus übereinandergetürmten gewaltigen Felsblöcken, die „Teufelskanzel", mag ein heidniſcher Opferplatz geweſen ſein. Sechshundert Fuß darunter am Berghange liegt mitten im Wald ein granitenes Bild, als ſei es von oben hinuntergeſtürzt worden, die ſogenannte „Jungfrau mit dem Fiſch". Der Kopf, die Füße und der rechte Arm fehlen. Wie ſcheint, das Volk hat, ohne Auge für die Körperverhältniſſe der Statue, dieſelbe infolge des langen Gewandes verkannt. Schulter- und Hüftbreite ſind gleich, während doch letztere beim Weibe größer iſt als erſtere, die ſehr breite Bruſt iſt flach wie eine Mannesbruſt und auch die Hüfte männlich gebildet. Man wird alſo die Statue für eine männliche halten müſſen. Der Torſo iſt 2,30 Meter lang, die Statue muß mithin einſchließlich des Kopfes und der Füße über 3 Meter gemeſſen haben, das iſt faſt die Höhe eines Mannes zu Pferde. Von der Hüfte zum Knie maß ich 0,93 Meter, von Schulter zu Schulter 0,55 Meter. Im Schoße hält dieſe Geſtalt einen 1,43 Meter langen Fiſch, deſſen Kopf an ihrer linken Schulter ruht, und umſchlingt ihn mit beiden Händen, während ſie ſich weit zurückneigt und die auseinandergeſtellten Beine vor ſich hinſtreckt. Die Rückſeite weiſt vom Geſäß abwärts eine Bruchſtelle auf, wohl die des fehlenden Sitzes. Die Arbeit iſt nicht ohne Geſchick, die Verhältniſſe ſind richtige und der Faltenwurf des langen, über die Kniee hinabreichenden Gewandes erinnert ſelbſt da, wo derſelbe durch eingeritzte Linien angedeutet iſt, an archaiſche Bildwerke des Südens. Ein großes und ziemlich tief in den Fiſch gemeißeltes Kreuz ſcheint, nach dem geringeren Grade der Verwitterung zu urteilen, jünger als das Steinbild zu ſein und iſt wohl durch die kirchliche Sitte, „das heidniſche Teufelswerk" unſchädlich zu machen, völlig erklärt. Ueber Bedeutung und Herkunft des rätſelhaften Bildes wollen wir uns nicht in leeren Vermutungen ergehen; am wahrſcheinlichſten iſt wohl die Behauptung, es ſei eine frühſlaviſche Arbeit. Eine Wiederholung ihres Motivs fand ich im bayriſchen Nationalmuſeum zu München. Auf einem dem dreizehnten Jahrhundert angehörigen Gewölbeſchlußſtein (unbekannt, woher) erſcheint eine phantaſtiſche Doppelgeſtalt in Hochrelief: aus dem Rumpf eines nach rechts ſchreitenden Schwimmvogels wächſt (nach Centaurenart) ein bärtiger Mann hervor und trägt in den Armen einen ſehr großen Fiſch. Ich darf hier vielleicht auch an den bei Vettersfelde, circa 25 Meilen nordöſtlich vom Zobten, im Acker gefundenen großen „goldenen Fiſch" erinnern. Neben dem Mann mit dem Fiſch ſteht — als nur zufälliger Nachbar — ein ebenfalls roh aus Granit gemeißelter Bär in Lebensgröße, der gut charakteriſiert, aber leider verſtümmelt iſt. An einer andern Stelle liegt ein dem Rumpf einer Sau ähnliches Bildwerk, und unten am Weg nach der Striegelmühle ein ebenfalls verſtümmeltes, das einen Eber oder eine Sau darſtellt. Das letztere war lange unter Steinen faſt ganz verſchüttet, denn die Vorübergehenden pflegten nach alter Sitte einen Stein darauf zu werfen mit den Worten: „Sau, da haſt du ein Ferkel!" Vielleicht ein Reſt heidniſchen Opfers. Steinbilder von ähnlichem Typus finden ſich am Fuße des Berges, ein Löwe bei Marxdorf, ein zweiter im Städtchen Zobten, wo er ſchon ſeit dem elften Jahrhundert [illegible] des Turmes der Stadtkirche [illegible] läßt vermuten, daß ſie dem Heidentum angehört haben, wenn auch das ihnen eingemeißelte Kreuz deutet.

---

*) [illegible]

*) Der auf den Pfingſtdienstag fallende „Wäldchestag" der Frankfurter Gegend iſt ein Nachklang dieſer altgermaniſchen Sitte. [illegible] manche Orts- [illegible]

**) [illegible]

*) [illegible]

Der Zobten ſchaut nach Süden auf den durch ein tiefes Thal von ihm geſchiedenen Geiersberg herab. Alte Nachrichten wiſſen von großen Fußſpuren auf dieſem Berge, natürlich im Anſchluß an eine Teufelsſage, zu erzählen, Spuren, die bekanntlich in faſt allen Ländern hier und da in Felſen gezeigt werden, eine wenig aufgeklärte Hinterlaſſenſchaft des religiöſen Kultus der Urzeit. Bekannt ſind auch die heiligen Fußſtapfen Buddhas auf dem [illegible]-Tepe. Es dürfte aber manchen überraſchen, geheiligte Fußſtapfen im Dom zu Breslau zu ſehen. Dort ſteht im nördlichen Seitenſchiff neben dem hohen Chor ein ziemlich cylindriſcher Stein (vielleicht eine Verſteinerung) mit zwei ſauberen menſchlichen Fußſpuren auf der oberen Fläche, die ausſehen, wie ſolche, welche jemand mit bloßen Füßen in weichem Thon ſtehend hinterläßt. Holzverkleidung ſcheint unten Skulptur zu verbergen. Die Legende ſchreibt dieſe Fußſpuren dem heiligen Adalbert zu, der von dieſem Stein herab das Evangelium gepredigt haben ſoll, aber es iſt dies wohl ſicher ein Stein der Heiden geweſen, welchen die Kirche, um ſeine Verehrung (mit Küſſen) in chriſtliche Bahn zu lenken, dem heiligen Adalbert ſozuſagen unter den Fuß geſchoben hat. Der Stein gleicht den in ſchleſiſchen Steinkohlenbergwerken vorkommenden verſteinerten Baumſtämmen, von denen ich einen im botaniſchen Garten zu Görlitz ſah.

„Wo die Menſchen ſchweigen, da ſollen die Steine reden!“ Leider verſtehen wir ihre Sprache zu wenig, darum bleibt vieles geheimnisvoll.

Neue Bücher und Schriften.

Alexander Freiherr von Roberts, Graf Concilium facultatum. — Das Licht iſt ausgelöſcht. Zwei Luſtſpiele. Dresden, H. Fiſcher Nachf.

Bleibtreu, C., Napoleon I. Dresden, E. Pierſon.

Boyle, F., [illegible]. Charlottenburg, [illegible].

Breitenbach, Dr. W., Kurze Darſtellung der neueren deutſchen Kolonialgeſchichte. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Collection of British authors, vol. 2553: Crawford, With the immortals; 2541,42: Besant, Herr Paulus; 2540/44: H. Ward, Robert Elsmere; 2548: Stevenson, The black arrow; 2549/50: Corelli, A romance of two worlds; 2551: Besant, The inner house. Leipzig, B. Tauchnitz.

Cornill, C. H., Entſtehung des Volkes Israel und ſeiner nationalen Organiſation. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

[illegible], G., [illegible] nach der Natur. Wolfenbüttel, J. Zwißler.

Ebner-Eſchenbach, M. v., [illegible]. Berlin, Gebr. Paetel.

Ehlers, L. E., [illegible] der Nacht. 2. Aufl. Dresden, H. Fiſcher Nachf.

Engel, Jul., Auf der Sierra Nevada de Mérida. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Ernſt, L., Gedichte. Dresden, H. Fiſcher Nachf.

Ernſt, M., Der Narr. Roman. Hamburg, L. Gräfer.

[illegible], E. v., Moralphiloſophie, gemeinverſtändlich dargeſtellt. Leipzig, W. Friedrich.

Gerok, Karl, [illegible]. Stuttgart, [illegible].

Hartwig, Georg, [illegible]. Roman. 2 Bände. Berlin, O. Janke.

Heyel, H., Leiden u. Thaten der Frauen im Kriege. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Jacobowski, L., Aus bewegten Stunden. Gedichte. Dresden, E. Pierſon.

Meiſter-Holzſchnitte aus vier Jahrh. Lief. 2. München, G. Hirth.

Moderne Kunſt in Meiſterholzſchnitten. 1889. Lief. 1. Berlin, R. & Bong.

Nordau, M., Vom Kreml zur Alhambra. Kulturſtudien. 2 Bände. 3. Aufl. Leipzig, B. Eliſcher Nachf.

[illegible], M., Gedichte und Gedanken. Berlin, S. Fiſcher.

[illegible], G. jr., Drei Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

[illegible], E., Neue Jagdlieder. Dresden, H. Fiſcher Nachf.

Rodenberg, Jul., Unter den Linden. III. Folge der „Bilder aus dem Berliner Leben“. Berlin, Gebr. Paetel.

Römer, Alex., Moderne Kultur. Roman. Dresden, E. Pierſon.

Ruß, Dr. K., Lehrbuch der Stubenvogelpflege, -Abrichtung und -Zucht. Lief. 7—11. Magdeburg, Creutz.

Salomon, Dr. O., The slöjd in the service of the school. New-York, Industr. Educ. Assoc.

Schäfer, Dietr., Das neue Deutſchland und ſeine Kaiſer (Deutſche Bücherei, 43. Heft). Breslau, S. Schottlaender.

Vogel, B., Richard Wagner als Dichter. Leipzig, M. Heſſe.

— — Franz Liszt. Ebenda.

[illegible]-Wildermuth, Deutſches National-Kochbuch. Lief. 1. Stuttgart, Levy & Müller.

[illegible], Dr. K., Aus meinem Leben. Ein Beitrag zur Reform des deutſchen Schulweſens. Zürich, Verlagsmagazin.

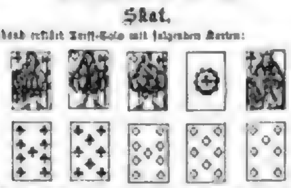
Zur Phyſiologie der Liebe. Gedanken und Beobachtungen, von Max Alfred Ferdinand. Berlin, R. [illegible] Nachf.

(Redigiert von [illegible].)

Aufgabe Nro. 73.

Skat.

Vorhand erklärt Treff-Solo mit folgenden Karten:

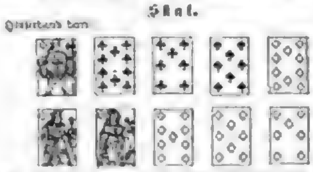


Stehen alle übrigen Treffs in einer Hand und alle fehlenden Carreau gleichfalls in einer Hand beiſammen, ſo gewinnt Vorhand das Spiel. Er verliert es aber, ſobald die Treffs ungleich verteilt ſind und die drei [illegible] Karten nicht in einer Hand ſtehen. Wie müſſen die Karten verteilt ſein?

Auflöſung der Aufgabe Nro. 71:

Skat.

Hinterhand hatte:



Im Skat lagen Carreau-Acht und -Zehn; Hinterhand macht den Treff-Solo mit Schneider verloren, [illegible] Das Pique-Aß des Spielers wird in Hinterhand, das Carreau-Aß in Vorhand [illegible] Hinterhand [illegible] Carreau-Aß und die Gegner haben [illegible] Carreau (König oder Zehn) ſeine Carreau-Dame abwerfen oder den Pique-König mit einem Atout nehmen, in jedem Falle mehr als 90 Points.

Schach.

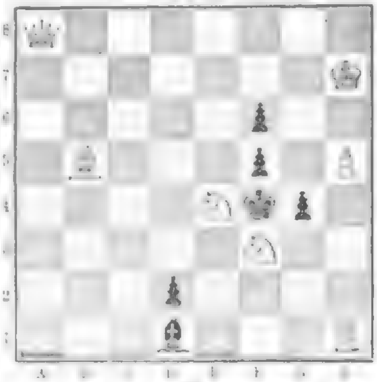
(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 406.

Von J. Winter-Wood.

Erſter Preis im Problemturnier des „Sheffield Independent“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Berichtigung der Aufgabe Nro. 404. Der ſchwarze Turm C 4 muß auf A 4 gerückt und auf B 3 ein weißer Bauer hinzugefügt werden.

Rätſel.

Röſſelſprung.

nie-	ich	Kal-	dem	gro-	te	des	den
von	an	der	hab'	ver-	treu-	der	lie-
Träu-	ſe	grü-	nach	ſich	ſe	ich	ten
der	und	[illegible]	Lieb-	gen	und	ich	in
leicht	ward	wie-	ten	ſe	dem	ſpre-	der
den	le-	viel-	gän-	ich	de-	den	an
ach	ten	reich	vor-	bra-	ſchen	ſchlang-	get
ver-	[illegible]	da	[illegible]	wir	an	der	ke-

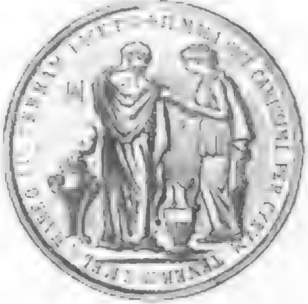
Auflöſung des Rätſels Seite 255:

Die herausſtehenden Wörter ſind: Klaue, Glas, Granat, Gruß, Leiſte, Meteor, Myrthe, Nacht, Humbert, Saul, Pirate, Revue, Rubin, Raum, Reigen, Schwein, Streich. Richtig geordnet:

Nacht,	Revue,
Klaue,	Meteor,
Myrthe,	Granat,
Glas,	Schwein,
Humbert,	Streich,
Saul,	Rubin,
Gruß,	Leiſte,
Reigen,	Pirate.
Raum.	

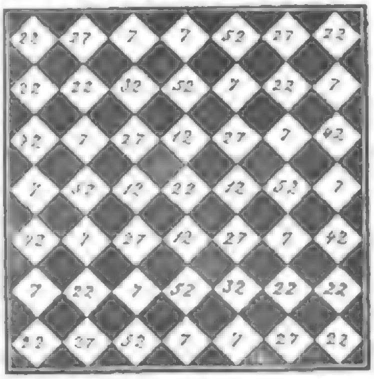
Carl Maria von Weber.

Rätſelhafte Inſchrift.



Vorſtehend eine aus dem [illegible] bei Hamburg herrührende Kupfermünze, deren Figurengruppe mit der Umſchrift in ſehr wenig Zuſammenhang zu ſtehen ſcheint. Die Ueberſetzung des Profeſſor [illegible] lautet: „Wenn ich die Urſchrift aufgelöſt habe, weil [illegible] (Carmen ſtatt Carmine) wurde häufig angewendet, ſo erhalte ich durch [illegible] (ſt abgekürzt ſtatt tenerum) Honig“. — Die Worte „Terram jacet“ ſind jedenfalls auch [illegible] in dat, alſo: „er wirft ihn auf die Erde“. Vielleicht gelingt es einem unſerer verehrten Leſer, Bild und Umſchrift in beſſeren Einklang zu bringen.

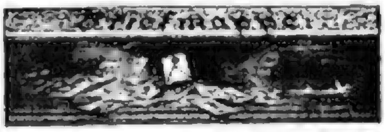
Löſung der Rechentafel Seite 255:



22	27	7	7	52	27	22
22	22	32	52	7	22	7
32	7	27	12	27	7	42
7	42	12	22	12	52	7
22	7	27	12	27	7	42
7	22	7	52	32	22	22
22	27	52	7	7	27	22

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 255:

Der Müßiggang iſt der Roſt der Seele.



[illegible] Germanos in Afrika. Dagegen gibt es kein anderes Mittel, als — ſich möglichſt ruhig darüber hinwegſehen. Und das ſollte, meinen wir, nicht gar ſo ſchwer ſein. Im Grunde, was liegt denn ſo Großes daran? [illegible]

[illegible] am Theißufer. Wenn man die Höhe einer Stufe nach Maßgabe des Üblichen auf etwa 15 Centimeter annimmt und dem rüſtigen Steiger bei ſo anhaltendem Steigen eine Sekunde für jede Stufe gewährt, ſo ergeben ſich für die 331 Meter Höhe des projektierten Eiffelturms 2220 Stufen, deren Erſteigung 37 Minuten [illegible] erfordern würde. [illegible]

Mehrere Abonnenten. Mit Intereſſe haben wir nicht nur Ihre warme Anerkennung für die eine Hälfte des Aufſatzes „Sänger und Dichter“ von W. [illegible] auf unſerer Seite 63, ſondern auch Ihre Vorwürfe gegen die andere Hälfte [illegible] [illegible]

Mänzl C. A. in Wilten. „Gedeckt und geliebt“ — „Gesegnet und Friede“ — das ſind [illegible] Namen, [illegible] benutzen kann.

Fräulein Amalie K. in W. Als Abonnentin unſeres Journals haben Sie ein Anrecht auf den Vorzugspreis von ℳ 2. [illegible] „Waiſ und Rommel“, und es iſt ein Irrtum, wenn Ihnen mitgeteilt wird, das Bild ſei für dieſen Preis nicht zu haben. Beſtellen Sie nur unter Hinweis auf die gegenwärtige Notiz bei Ihrer Buchhandlung.

A. R. in Bayern. Mit bedauern. Ihnen über dieſe Schlittenbahn [illegible]

C. R. in Genua. Daß der von der Sonne nicht beleuchtete Teil des Mondes bei ſeiner Sichel doch ſchwach ſichtbar iſt, [illegible] von dem beleuchteten Teil der Erde ausgeht. Am deutlichſten iſt die Erſcheinung bei einer Mondfinſternis.

Eine alte Abonnentin in Coblenz. Ihre Frage in Betreff der Ebenbürtigkeit fürſtlicher Häuſer beantwortet ſich nach dem Recht des Wiener [illegible]

[illegible]

Neuer Abonnent in Berlin. [illegible]

[illegible]

Geſundheitspflege.

B. 1000. [illegible]

[illegible]

101 NEUE FABELN

[illegible]

Frida Schanz.

Illuſtrirt von Fedor Flinzer.

Gebunden 6 Mark.

EIN MANN, EIN WORT.

[illegible]

Illuſtrirt von Hermann Vogel.

Gebunden 6 Mark.

Ausführl. Katalog mit zahlr. Proben gratis u. franko durch jede Buchhandlung ſowie durch die Verlagsbuchh. Ambroſius Abel in Leipzig.

[illegible]

Der praktiſche Ratgeber im Obſt- und Gartenbau

[illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

Newyork
Brasilien
Ostasien
Baltimore
La Plata
Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen

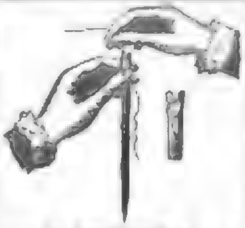
iſt die **Illuſtrirte Frauen-Zeitung.**

Dieſelbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beiblättern, ſo daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erſcheint. Für Oeſterreich-Ungarn der Stempelſteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer. Die Moden-Nummern ſind der „Modenwelt“ gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen [illegible] mehr bietet als irgend ein anderes [illegible] Schnittmuſtern [illegible] Damen und Kinder [illegible] regelmäßige Mittheilungen aus der Herrenwelt [illegible] Gewerbliches, Wirthſchaftliches, Gärtnerei und [illegible] dazu viele künſtleriſch ausgeführte Illuſt[illegible] Moden endlich noch Folgendes: jährlich [illegible] mit über 250 Abbildungen, 12 große [illegible] bilder, 8 farbige Muſterblätter für [illegible] arbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen [illegible] ſo daß die Zahl der letzteren an [illegible] reicht. Kein anderes illuſtrirtes Blatt [illegible] halb oder außerhalb Deutſchlands, kann [illegible] dieſe Zahl aufweiſen; dabei beträgt der [illegible] Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — [illegible] Ausgabe mit allen Kupfern“ bringt [illegible] noch 40 große farbige Modenbilder, [illegible] ſondere Beigaben, und koſtet vierteljährlich [illegible] (in Oeſterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen [illegible] Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-[illegible] gratis und franko durch die Expedition, Berlin [illegible] Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngaſſe 3.

Electrotechnische Fabrik
Mix & Genest
S. W. BERLIN S. W.

Telephon-Anlagen.
Haustelegraphen.
Blitzableiter. Lichtapparate.
Niederverk. Illustr. Preisc. gratis.



Die Nadelfabrik von
Ernst Kratz in **Frankfurt a. M.**
empfiehlt
Nähnadeln mit federndem Oehr
[illegible]
— D. R. P. No [illegible] —
Selbſt von **Schwachſehenden** und **Blinden** mit Leichtigkeit einzufädeln.
— In den meiſten Blindenanſtalten eingeführt. — Zu haben in faſt allen Geſchäften, welche Nähnadeln führen.

Die vorzügl. Beschäftigungen d. Dilettanten.

[illegible]
Hey & Widmayers Verlag in München.

PATENTE
[illegible]
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

ADRESSEN-BUREAU TRIER

[illegible]

[illegible] Edition Peters [illegible] Klavierſtücke und Lieder von
Grieg.

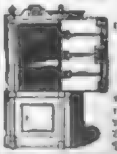
BUCHHALTER

[illegible]

Das Vogtl. Verſandt-Haus
[illegible] Plauen i. V.
[illegible]

Anerkannt beſtes [illegible]
Man achte genau auf Firma [illegible]

Schladitz & Bernhardt,
Dresden,
[illegible]



Stahlpanzer-Geldschränke
[illegible]

⁜ Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. ⁜

Soeben iſt in neuer Auflage erſchienen:

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Chriſti von **Lewis Wallace.**

[illegible]

Autoriſirte Ueberſetzung von B. Hammer. Mit Porträt des General Lewis Wallace.

Fünfte Auflage. Zwei Bände. Preis geheftet 5 ℳ; fein gebunden in 2 Originalbänden [illegible]

Ausgabe für Bücherliebhaber: numerirt (Nro. 1—200) auf feinſtem Papier, in Liebhaberband. [illegible]

Urtheile der Preſſe:

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

[illegible]

[illegible] Dr. [illegible]

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenſtr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Herrengaſſe 6);
Budapeſt: [illegible] (IV. [illegible]);
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunſt für Alle" (Kaulbachſtr. 33).

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] — Schach. — Räthſel [illegible] — Briefmappe.

Illuſtrationen: [illegible] — Auf der Flucht nach Egypten. [illegible] — Das Innere der [illegible] — Kardinal Lavigerie. — [illegible] — Der Traumdeuter. Originalzeichnung von R. [illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben iſt erſchienen:

Die Ritter des deutſchen Hauſes.

Roman von

Gregor Samarow (Oskar Meding).

2 Bde. Preis geheftet *M* 12.—; fein gebunden *M* 14.—

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Der Bazar. Illuſtrirte Damenzeitung.

Alle 8 Tage eine reich illuſtrirte Nummer.

Abonnements-Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 ₰

[illegible]

Mode: [illegible]

Handarbeiten: [illegible]

Unterhaltung: [illegible]

Illuſtrationen: [illegible]

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Moſſe Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes

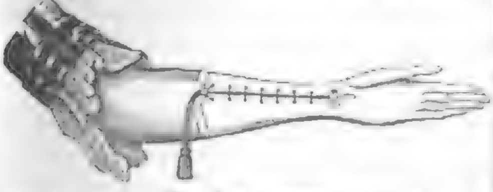
Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile *M* 1. 50 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Gegen monatliche Zahlung von nur 5 M.: Brockhaus' Conversations-Lexikon, Neueste Auflage durch Wilh. Kulicke & Co., Berlin S.W. Wilhelmstr. 135.

Das Beste Mittel [illegible] Strickmaschine [illegible] Strickmaschinenfabrik Laue & Timaeus in Löbtau-Dresden.



Der Amazonenverschluss
an Glacé- und Seidenhandschuhen
macht als praktische Neuheit berechtigtes Aufsehen.
[illegible]
— Man wolle diese Neuheit [illegible]
Der Amazonenverschluss, D. R. P. [illegible] mit nebenstehender Schutzmarke ist unbedingt haltbar und solide.
Zu haben in Handschuhspezialgeschäften.

Möbelstoffe
in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren in jeder Preislage.
Spezialität: Lasting-Monopole!
Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.
Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.
Abgabe jeden Masses

Zuſchneid-Scheere
[illegible]

[illegible]
Filiale in Wien, [illegible]

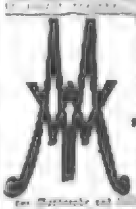
Petzſchke & Glöckner,
Chemnitz, Sachſen,
Werkzeugmaſchinenfabrik.
[illegible]

Buckskins, [illegible]

BUCHFÜHRUNG
[illegible]

Kanarienvögel
[illegible]

Grusonwerk
Magdeburg-Buckau
empfiehlt u. exportirt hauptsächlich
[illegible]
Excelsior-Mühlen (Patent [illegible]) in 5 Grössen, [illegible]
[illegible]
II. [illegible]
Räder nach mehr als 500 Modellen, fertige Achsen mit Rädern u. Lagern, complete Transportwagen.
III. Hartguss-Artikel aller Art, besond. Hartgusswalzen jeder Construction für die Müllerei, für Thon, Cement, Papier, Draht, Eisen, Bleche [illegible]
IV. [illegible]
[illegible] Ludwig's Plan-Roststäbe, schmiedbaren Guss, Gussstücke jeder Art.

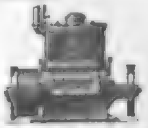


Raſche Orientirung
[illegible]

J. A. Hietel, Leipzig.
[illegible]

[illegible]
[illegible] R. Süchner & Cie. in Chemnitz. [illegible]

Garrett Smith & Co.
Magdeburg-Buckau.
Locomobilen, [illegible]



Westinghouse Dampfmaſchinen,
[illegible]
Dampfkeſſel. [illegible]
Garrett Smith & Co.

Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl
Cotillon- und Carneval-
Gegenstände, als [illegible] Kopfbedeckungen, Orden, [illegible], Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perrücken, Saaldekorationen,
[illegible]
Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
[illegible] Majolica, Holz, Messing [illegible]

E. Neumann & Co Dresden-N.
versenden ihren reich illustrirten
Haupt-Catalog über
Cotillon-
und Carnevalartikel,
Mützen, Orden, Touren, Attrapen,
[illegible]

Transportable Dampfwinden und Fördermaſchinen,
Dampfkrähne, Perſonen- und Laſten-Fahrſtühle
[illegible]

Menck & Hambrock, Ottenſen bei Altona.

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

[illegible]

R. Frenkel in **Berlin NW.** [illegible] für die Specialität [illegible] bedeutende Vorzüge.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER

Macht die Haut weich, glatt [illegible] Wasser, [illegible] bekommen unerhältl. Man hüte sich vor [illegible]

M. Beetham & Son [illegible] Cheltenham, England. [illegible]

Solide Buckskins.

[illegible]

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke

„verschlungene Hände"

trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen und Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.

Lincoln II
Umschlag 5 cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Herzog
Umschlag [illegible] cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Costalla
conisch geschnittener Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend.
Umschlag 7½ cm. breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin
4 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Goethe
(durchweg gedoppelt)
ca. [illegible] cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

Albion
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner
Breite: 10 cm
M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller
(durchweg gedoppelt)
ca. 4½ cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf [illegible] Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Mondamin
alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

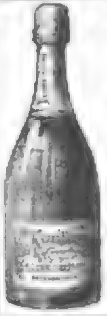
[illegible] Für **Kinder und Kranke** [illegible] – erhöht die Verdaulichkeit der Milch. – In Colonial- u. Drog.-Handlg. [illegible]

Glas-Schreibfedern

2 Stück-Proben für M. 1.40. [illegible] von **GUSTAV PICKHARDT** in **BONN.**

Kurbedürftige erhalten gratis u. franko d. Prospekt [illegible] Kuranstalt Brunnthal-München.

Die Erziehungsanst. [illegible]



Kaiser-Blume
feinster Sect

prämiirte Marke

Gebrüder Hoehl

Geisenheim.
Schaumwein-Kellerei.

[illegible]

SECT

O. A. H. Kroeger in Hochheim a. M.

[illegible]

Glatz-Nachtlichte.

[illegible]

Compagnie Laferme

Dresden Berlin
Petersburg Riga, Moskau

[illegible]

Käuflich in allen Cigarren-Geschäften Deutschlands.

Anker Pain-Expeller

[illegible] tung. Gicht oder Rheumatismus, Nerven- und Rückenschmerzen, [illegible] daß der echte Anker-Pain-Expeller das volle Vertrauen [illegible]

F. Ad. Richter & Cie.

[illegible]

Heilanstalt für

Nervenkranke

zu Bendorf am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Armour & Co.'s

flüssiger Fleischextract, [illegible]

General-Depot [illegible] Frankfurt a. M.

[illegible]
Brieflicher Unterricht.
[illegible]

Prin's Thee [illegible]

[illegible]

Dr. med. Lahmann's Sanatorium

auf „Weisser Hirsch" bei Dresden.

(Naturheilanstalt)

Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, [illegible] Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrank[illegible] Wasserkuren. – Prospekte mit Beschreibung der [illegible]

1 Kiste, 12 Flaschen à 12 [illegible] herb und süss, Flaschen und Kiste frei, versendet zu

19 Mark

J. F. MENZER,
Neckargemünd,
[illegible]
Ersten und ältesten Importhaus griech. Weine in Deutschland.

Patent 20,927.

Gegen Blutarmut!

[illegible]

Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, [illegible]

Camerun-Seife.

Camerun-Seife.

[illegible]

Die Camerun-Seife ist die beste und im Gebrauch die billigste.

Man beliebe, auf die Schutzmarke zu achten!

[illegible]

Hoflieferant

Seiner Majestät des Kaisers und Königs
Seiner Majestät des Königs von Sachsen
Seiner Majestät des Königs von Württemberg
[illegible]

61. Band.
Einunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Harte Herzen.

Erzählung
von
Anton Freiherrn von Perfall.

Alle Rechte vorbehalten.

Mit Originalzeichnungen von B. E. Nepler.

1.

Starre Felswände, hie und da von kümmerlichem Tannenwald oder grünen Alpenflächen unterbrochen, die nur einen schmalen, steilen Ausgang nach dem Süden und einen ebenſo ſchmalen Eingang von Norden her geſtatten, mitten darin ein kleines, verwittertes Gebirgsdorf und darüber ein kleines, kleines Stück blauer Himmel, der außerdem gewöhnlich grau iſt — am längſten Tag drei bis vier Stunden die Sonne, die, nachdem ſie gegen Mittag die gewaltigen Steinwände erklommen, um drei Uhr ſchon wieder dahinter verſchwindet — das war ſelbſt im bayriſchen Hochlande,

Ein Zukunftsmuſiker. Gemälde von O. Steger.

Google

wohin in den Ferienmonaten ganze Heereszüge von Sommerfriſchlern ſich ergießen, kein Aufenthalt.

Der ganze lärmende Menſchenſtrom brauſte achtlos daran vorüber, die wenigſten hatten eine Ahnung von dieſem verborgenen Thalkeſſel, deſſen ſchmaler Eingang, von dichtem Tannenholz verdeckt, nur dem Eingeweihten ſichtbar war, und mancher Fremde, der die breite Heerſtraße wanderte, blieb erſtaunt ſtehen, lauſchte den fernen Glockentönen, die der Wind über den Tannenwald herwehte — und dachte wohl an die Sage von der wandelnden Glocke aus der Kinderſtube! Fragte er dann einen des Weges kommenden Eingeborenen, ſo hieß es einfach: „In der Klauſ'n läutns z' Mittag!“ Ebenſo klug wie zuvor ging er dann ſeines Weges — dachte wohl an einen ehrwürdigen Klausner mit ſchneeweißem Bart, der ſich von dem Sturm des Lebens zurückgezogen und zum Ave läutet — oder wenn er etwas mehr Intereſſe dafür hegte, zog er ſein Reiſehandbuch hervor und blätterte darin — der Name war nicht zu finden, nur auf der Karte rückwärts ganz klein gedruckt. „Nicht ſehenswert!“ dachte er ſich und ging weiter des Weges. Auf dieſe Weiſe blieb die Klauſe, die keine Klauſe, ſondern ein immerhin ſtattliches, wohlhabendes Gebirgsdorf war, von fremder Einwanderung ganz verſchont. Nur hie und da verirrte ſich ein ruheloſer Maler, ein junges Ehepaar, das ſeine Flitterwochen in abſoluter Abgeſchiedenheit verbringen wollte, dahin, und dann war es auch, als habe ſie der Erdboden verſchlungen.

Ebenſo aber wie wenige Sterbliche den Eingang zu dieſem Thale fanden, ebenſo ging es auch allen Neuerungen, allen Ideen und Errungenſchaften unſeres Jahrhunderts. Die Zeit verlor hier förmlich ihre ewig wechſelnden Züge und nahm ein ſtarres, unveränderliches Weſen an, ſie ſchien ſtill zu ſtehen wie eine Uhr ohne Zeiger, deren Gewichte unbeobachtet ablaufen. Man konnte da vergangene Jahrhunderte ſtudiren wie vor geöffneten uralten Gräbern.

Sitte, Tracht, Bauſtil, Sprache, alles längſtvergangenen Zeiten angehörig! Der „Nebelſtecher“ mit der weißen Hahnenfeder — die Joppe mit dem ſteifen, hohen Kragen — die an den Knieen geſchloſſene Lederhoſe und die weißen Strümpfe wichen keinen Fuß breit der modernen, kleidſamen Volkstracht der Umgegend. An der Wand in der Wohnſtube hing noch immer der ſchwere, meſſingbeſchlagene Feuerſteinſtutzen, der wohl ſchon bei Sendling rühmlich mitgeknallt. Die Häuſer zeigten überall den breiten, mit einem Pferdekopf geſchmückten romaniſchen Giebel, ſchwere moosüberzogene Steine hielten die morſchen Schindeln feſt und die niederen Fenſter ſtierten wie Schießſcharten aus dem rings um dieſelben aufgeſchichteten Kleinholz.

Und die Menſchen, die da wohnen? Starr wie die Felswände rings umher, verſchloſſen wie ihr Thal, ebenſo hartnäckig wie die vergebens dagegen anſtürmende Zeit, die ihnen nichts abtrotzen konnte. „Klausnerſchädl!“ war ſprichwörtlich hier zu Lande, das letzte Argument des verzweifelten Landrichters, der ſich ſtundenlang vergebens gequält, die ſtreitenden Parteien auszuſöhnen, des wütenden Oberförſters, der in ſeiner Kanzlei herumwetterte, daß die Scheiben klirrten. Der kleine, gelb angeſtrichene Einſpänner des Advokaten aus dem nächſten Marktflecken raſſelte jede Woche mindeſtens einmal den ſteinigten Engpaß herab in das Dorf — Doktor Lindner und ſein Schreiber mit dem Aktenbündel unter dem Arm waren Stammgäſte beim Wirt Wimbacher. Und dabei waren alle Klausner verſchwägert, alles Baſen und Vettern. Daß eine oder einer aus der Klauſe herausgeheiratet, war faſt undenkbar, ebenſowenig wagte es ein Menſchenkind aus der Umgebung hineinzuheiraten — dem wäre es ſchlecht ergangen! Das hinderte aber die Baſen und Vettern nicht, ſich ſtändig in den Haaren zu liegen, und zu prozeſſiren, bis oft das letzte Stück Vieh dem Advokaten in den Händen blieb.

Bald handelte es ſich um mißbrauchtes Weiderecht, ein Stück Vieh war durch die Umzäunung gebrochen und hat ſich auf dem Grund des Nachbars gütlich gethan; dann wurde geſtritten, wer die Umzäunung im ſtande zu halten habe! Bald war ein morſcher Grenzpfahl vom Sturmwind niedergelegt und beim Aufrichten um ein Geringes verrückt worden — immer mußte der Doktor Lindner her.

Das war der einzige Doktor, den ſie brauchten, der kannte jedes einzelnen Leid, hatte für jeden ein Mittelchen, eine Tinktur, gab jedem Hoffnung, wenn er noch ſo verzweifelt daran war; und wenn dann auch die Mittelchen gewöhnlich ebenſowenig fruchteten wie die des andern Doktors (der hätte verhungern können der Klausner halber mit ihrer unverſchämten Geſundheit), wenn auch die Hoffnung tauſendmal zunichte wurde — „man hat do net nachgebn“ und „die am Landgricht habn halt a net immer 's Richtige.“ Es handelte ſich immer darum, wer von den beiden ſtreitenden Parteien den ſo viel gwande'n Doktor zuerſt erhaſchen konnte. Man lief förmlich um die Wette nach ihm, denn das galt für ausgemacht — „daß ſeine Partei gwinna muaß“! Es war auch gewöhnlich ſo. Der einzige Kummer des gwandt'n Doktors war der, daß er nicht beide Parteien zugleich vertreten konnte — das ging denn doch auch in der Klauſ'n nicht.

Das war ein Hauptſpaß in der Klauſen, wenn ſich zwei ſo recht in den Haaren lagen und eine Verhandlung nach der andern anberaumt wurde beim Amt. Da wurde von nichts anderem geſprochen im Wirtshaus und bei der Arbeit, als „wer verſpielt“ und „wer g'winnt“. Das ganze Dorf rottete ſich dann in zwei Parteien zuſammen — ja das ging herab bis auf die liebe Schuljugend, die die Sache des Marl oder des Baptiſt mit Lineal und Schiefertafel gar ritterlich bekämpfte und verteidigte. Der Pfarrer konnte alle Sonntage von der Kanzel herunter über die „Nächſtenliebe“ donnern, wie er wollte — ſie waren alle da die Klausner und hörten ſo andächtig zu, als ſpräche unſer Herrgott ſelbſt — doch wenn ſie hinausgingen, meinten ſie: „Er muaß ja ſo redn, dafür is er der Pfarrer!“ oder friſchweg: „Der hat ja nix, da kann er a um nix ſtreit'n!“

Noch ein Umſtand war es, der den Zwieſpalt, die Feindſeligkeit in der Gemeinde ſeit vielen Jahren wie Unkraut emporſchießen ließ. Ein Umſtand, der wie unentladenes ſchweres Gewitter über den Klauſenern hing — ein düſteres, bis jetzt unaufgeklärtes Verbrechen, ein Mord, verübt vor mehr als dreißig Jahren an einem begüterten Bauern des Dorfes, dem Hagebauern.

Mit dieſem Morde hatte es eine eigene Bewandtnis. Der Hagebauer war ein alter Geizhals, der ſeine guten Gulden in der Truhe keiner Bank anvertraute; auch bezahlte ihm die viel zu wenig Zins, da wußte er ſich beſſere Geſchäfte. Das Prozeſſiren koſtete ja Geld, und wenn es nicht langte, kam man zum Hagebauern, dann ſchloß dieſer die ſchwere eiſerne Truhe auf und zählte gegen gehörige Sicherheit und hohen Zins die verlangte Summe auf. Das ganze Dorf war ihm ſchuldig. Die Wechſelformulare, in dicke Bündel zuſammengebunden und ſorgfältig in der Truhe aufgehoben, waren ein förmliches Einwohnerverzeichnis der Klauſen.

Er war ein menſchenſcheuer Mann und hütete Tag und Nacht ſeine Schätze. Perſönliche Feinde hatte er nicht; da fand man ihn eines Tages erſchlagen in ſeinem Zimmer, die Truhe erbrochen; nur die Wechſelpakete fehlten, das bare Geld war da. Es war alſo kein gewöhnlicher Dieb, der hätte es umgekehrt gemacht. Alſo ein gedungener Dieb und Mörder!

Und von wem gedungen? Das war die Frage! Von Leuten, in deren Intereſſe es lag, daß die Wechſel verſchwanden, deren Namen darunter ſtand.

Wer waren die? Der Hagebauer war verſchwiegen wie alle Wucherer — ſelbſt ſpricht keiner davon. Man wußte allgemein, daß der Hagebauer auf Wechſel Geld lieh, aber keinen Namen.

Nachdem die Unthat geſchehen, betrachtete einer den andern mit Mißtrauen, ſah einer in dem andern den Anſtifter des Verbrechens. Kein Haus blieb rein von dem Verdacht, und dieſer Verdacht erbte ſich fort auf die Kinder. Wie ein Fluch laſtete er über dem Dorfe.

Ueber den Thäter war man ganz im unklaren.

Wer konnte ſich zu einer ſolchen That herbeilaſſen, die unerhört war ſeit undenkbarer Zeit in dieſem Lande? Ein Knecht des Müllers am Rain, Quirin Burger, ein leichtlebiger, hübſcher Geſelle, der auf dem Tanzboden allen Klauſenerinnen den Kopf verdrehte, ſtand lange Zeit im Verdachte. Er trieb es nach der Unthat noch flotter als zuvor, und der Müller am Rain zahlte doch keinen höhern Lohn als andere Leute. Müßte höchſtens ſeine Tochter, die „Wab'n“, die es mit ihm halten ſoll, hie und da aushelfen! Doch wagte niemand den Verdacht auszuſprechen.

Quirin kam zum Militär. Die Wab'n wurde bald darauf Mutter eines Buben, als deſſen Vater Quirin angegeben wurde. Da hatte man ja das Rätſel gelöſt, daher kam der Taugenichts zu Geld!

Quirin kam nicht mehr zurück, er fürchtete wohl den alten Müller.

Die Wab'n heiratete zwei Jahre darauf den Wirt und Poſthalter Wimbacher und brachte den kleinen Dominik in die Ehe mit.

Damit war alles gut und vergeſſen. Das kam ja öfters vor in der Klauſen. Deshalb war die Wab'n doch eine richtige, tüchtige Poſthalterin, die überall geehrt wurde, ſoweit man in der Klauſen jemand Ehre gab.

Das Wunderbarſte an dieſer Ehe war das gute Einvernehmen der Poſthaltersleute. Das konnten die guten Klauſener ſchier nicht begreifen bei dem Eiſenkopf, dem Wimbacher. Wenigſtens der Dominik, das uneheliche Kind, dieſes unangenehme Anhängſel, ſollte doch den Frieden etwas ſtören, das konnte man doch mit Sicherheit vorausſagen. Aber fehlgeſchoſſen!

Der kleine Dominik wurde bald der Liebling ſeines Stiefvaters. Dem trotzigen kleinen Jungen, dem kein Zaun zu hoch, kein Pferd zu wild war, der ſogar dem Pfarrer, dem einzigen Menſchen, vor dem die Klauſener etwas Reſpekt hatten, auf die herablaſſende Frage: „Dominik, kommſt bald in d' Schul?“ kurz gefaßt entgegnete: „Gelt, daß D' mi' recht beitl'n könnſt!“ — dem war alles erlaubt, und wer dem Dominik etwas zu leide that, der hatte es mit dem Wimbacher zu thun.

Nun hoffte man auf ein Kind aus der Ehe, dann werde die Sache ſchon anders werden, dann habe der Dominik ausgeſpielt, und mit der Eintracht ſei es dann auch zu Ende. Wieder fehlgeſchoſſen!

Ein Bube kam, er erhielt den Namen Peter in der Taufe, aber der Dominik blieb nach wie vor der Liebling, er ſaß noch immer alle Abend vor dem Hauſe auf den Knieen ſeines Stiefvaters, und dieſer duldete noch immer alle ſeine Unarten mit unbegreiflicher Geduld, während er kaum einen Blick warf auf den Peter im Arme ſeiner Mutter, der ſo zart und weiß wie ein Prinzenkind aus den grobleinenen Windeln blickte.

„Wie kommt denn der in d' Klauſ'n?“ ſagte der Poſthalter, als ihm die Amme zum erſtenmale das zarte Knäblein reichte, das er ſich mit ſeinen derben Fingern kaum anzurühren getraute. Das kränkte die Wab'n; ihr gefiel ja gerade das Zarte, Weiche an dem Kinde, ſie hatte ſelbſt einen ordentlichen Reſpekt davor.

Im übrigen blieb es beim alten guten Einvernehmen im Hauſe, nicht das Geringſte fiel vor, das auf einen Zwieſpalt hätte deuten können.

Das war denn doch zu bunt, ein unerhörtes Abweichen von allen Klauſener Traditionen!

„Heikli is er net, der Wimbacher! A fremds Kind ins Haus nehma, von ſo an Vat'r wia der Quirin, der Lump! — daß er ſi' net ſchamt!“

„Und ſei' eigens Kind zruckſetz'n! Wia nur a Menſch ſo ſei' ko?“

„Weiß Got, was dös für an Hak'n hat! Der Müller am Rain, der Wab'n ihr Vata, is net umaſonſt ſo viel hart gſtorb'n!“

So ging's kreuz und quer wie Tirailleurfeuer. Zuletzt mußte der blaſſe, ſchmächtige Peter hungern, damit nur der Dominik recht feiſt würde.

Das machte denen in der Poſt alles nichts, — bis die gute Wab'n eines Tages für immer die Augen zumachte, und der Peter und der Dominik — der eine war damals zehn, der andere dreizehn Jahre, — beide an der Seite des gebeugten Vaters der guten Mutter bittere Thränen in das offene Grab nachweinten.

Dem derben Dominik floſſen ſie allerdings nicht ſo nachhaltig als dem verzärtelten Mutterkinde, dem Peter, ſein kräftiges, ſinnliches Weſen ließ einen tiefgehenden Schmerz nicht aufkommen, außerdem hatte er ſich ja immer mehr dem Vater angeſchloſſen — Stiefvater war ihm noch kein Begriff, wenn er auch das Wort hie und da hörte.

Einen viel tiefern Eindruck machte der Todesfall auf Peter, deſſen körperliche und geiſtige Verſchiedenheit von Dominik immer ſchärfer hervortrat.

Der Ausſpruch des Vaters: „Wia kommt der in d' Klauſ'n?“ drängte ſich jedem auf, der den Jungen ſah. Das ſinnende ſchwarze Auge guckte ſo fremd, wie erſtaunt aus dem feinen Geſichtchen heraus, und das dunkle Haar quoll in zierlichen, glänzenden Locken über die weiße Stirn herein, etwas Unerhörtes in der Klauſen, wo die Schönen am Sonntage mit vieler Mühe und vielem Schweinefett einige „Kaderln“ zuſammenbrachten. Und die ſchlanken, ſchmalen Finger, wie ſollten die die Heugabel führen? Er hatte auch keine Freude an der Bauernarbeit; während Dominik dem Vater auf Schritt und Tritt in den Stall, auf das Feld, überallhin folgte, mit unbezwinglichem Stolz ein Fuder Heu nach dem andern in den Stadl lenkte, oft ganze Sommer als Geißbub auf der Alm zubrachte und ganz verwildert, ſonnverbrannt, mit ſchwieligen Händen und derben Ausdrücken zurückkehrte, währenddem ließ ſich Peter von der Mutter Märchen erzählen von den guten und den böſen Berggeiſtern, die er mit offenem Munde und weit aufgeriſſenen Augen verſchlang, oder er ſchlich einſam zwiſchen den Hecken und Wieſen umher, ſah ſtundenlang, auf dem Rücken liegend, den wandernden Wolken am Himmelszelt zu, that dann närriſche Fragen an die Mutter oder den Vater über die Sterne da oben, die beide nicht beantworten konnten, oder er unterhielt ſich ſtillvergnügt über den Zaun hinüber mit der kleinen Riedbauernlies, die mit ihrem kurzen Fuß und ihrem ſtillen, furchtſamen Weſen — wohl eine Folge ihres Leidens — von allen Kindern verlaſſen und verſpottet wurde, kurz, er war „a nüchtiger Tropf, ſei' Lebtag für nix nutz“, wie der Vater zu ſagen pflegte, es war nicht Fleiſch von ſeinem Fleiſch, ein fremdes Element, das er nicht verſtand, nicht verſtehen wollte.

Natürlich blieben ſich auch die beiden Buben fremd. Ihre Wege führten weit auseinander, und Dominik lachte oft mitleidig, wenn er, ein Fuder Heu hinter ſich, hoch zu Roſſe, ſtrotzend von Kraft und Geſundheit, an dem in einem Winkel zuſammengekauerten Peter vorbei kam, der eben in dem abgeriſſenen Hauskalender herumbuchſtabirte, oder wenn er mit der roten Cens, des Riedbauern älteſter Tochter, dem wildeſten Mädchen im Dorf, an der krummen Lies vorübertollte, die ſich mit Peter unterhielt.

Die Mutter mit ihrer ſanften, liebevollen Stimme, die ſo harmoniſch klang im Gegenſatz zu der rauhen, harten der ganzen Umgebung, mit ihrem etwas weichlichen, dem Myſtiſchen zugewandten Sinn war ſein alles geweſen, er verehrte ſie wie eine Heilige und betrachtete ſie voll Verwunderung, wenn ſie dem jähzornigen Vater, den er ſo fürchtete, mit Engelsgeduld entgegentrat und ſo, ihn entwaffnend, ihre eigene Milde auch über ihn verbreitete.

Das war nun alles verloren — begraben, als die Erde jetzt polternd auf den Sarg hinabkollerte; ihm blieb ſie auch eine Heilige, von ihrer früheren Schuld, deren Frucht neben ihm ſtand, wußte er ja nichts.

Er fühlte ſich unendlich verlaſſen trotz ſeiner Jugend, in einer fremden, harten Welt. Jedes Wort, jede Berührung ſeines Bruders dünkte ihn rauh, ſchmerzhaft.

Unter den Krokodilsthränen des Beileids, die rings umher gewohnheitsgemäß das Kirchhofgras düngten, ſah man mit neugierigen, forſchenden Blicken auf die drei Hinterbliebenen, taxirte ihren Schmerz und zog daraus ſeine Schlüſſe. Beſonders die fremdartige Erſcheinung des kleinen Peter in dem ſchwarzen, herriſchen Anzug — die Mutter hatte ihm ihn machen laſſen in dem ſorgfältig gehegten Gedanken, in ihrem Peter einſt einen hochwürdigen Herrn zu ſehen — fiel allgemein auf.

„Wie kommt der in d' Klauſ'n?“ fragte man ſich hier wieder. „Kei' Spur vom Vat'r. Sollte am Ende die gutherzige Wab'n noch einmal geſtrauchelt ſein — die Heuchlerin — als Frau?“

Mit ſolch chriſtlichen, liebedurchtränkten Geſinnungen verließ die Gemeinde den Kirchhof.

„Zum Bauern taugt er nix, der Peter,“ ſagte der alte Wimbacher vor ſich hin beim Nachhauſewege, den ſchwächlichen Buben im langen ſchwarzen Rock betrachtend, „und die guat Wab'n hat's ja immer ſo woll'n — und aushalt'n thu i's auch; alſo fort damit in d' Stadt zu die Student'n, es iſt der erſt in der Klauſ'n, vielleicht bedeut't dös was Guats.“ Dann ſah er mit unverhohlener Freude auf den Dominik, der im bäuerlichen Sonntagsſtaate gar ſtattlich ausſah. „Der macht's leicht allei' und — er is ja auch von der Wab'n — und d' Leit dann grad extra!“

Und es kam ſo, wie er ſich's auf dieſem Wege ausgedacht. Der Peter ging in die Stadt zum Studiren, der Dominik blieb zu Hauſe und wurde zum künftigen Poſthalter in der Klauſ'n abgerichtet. Und beides gelang, der Peter war auf und auf der Erſte, der Dominik war der ſchmuckſte, tüchtigſte Bauernſohn im ganzen Thal. — Wieder war alles anders gegangen, als die Klauſnerſchädl es ſich ausgemalt, das war doch zum Totärgern mit dem Wimbacher, der außerdem noch alle Prozeſſe gewann, die er nach Klauſenerart dutzendweiſe führte.

II.

Es war wieder einmal Ferienzeit. Die ſonſt ſo verlaſſene Bergſtraße füllte ſich wieder mit altmodiſchen Mietkutſchen, raſſelnden, ausgefahrenen Einſpännern, alles beſetzt mit ſtädtiſchen Herrſchaften; daneben ſchritten, von Hitze und Staub umwogt, unverdroſſen ehrſame Bürger, den Rock am Elfenbeinſtock über die Achſel gehängt, umringt von einer Schar Kinder aller Altersklaſſen, vom Lateinſchüler bis zum Jüngſten, das im Strohgefährt ein ſchweißtriefendes Dienſtmädchen bergan zog, während der Zweitgeborene von der Mutter mit allen möglichen Verſprechungen bewogen wird, noch eine Viertelſtunde zu marſchiren. Unterm Jahre ſich ſo quälen, wem fiele das ein? Dem behäbigen Herrn dort doch nicht, der mit dem roten Taſchentuch ſich über das erhitzte Geſicht fährt? Aber was thut man nicht den Ferien, dem Urlaub zu liebe, und was iſt ein Urlaub ohne Gebirg?

Die ſich jetzt ſingend, mächtige Bergſtöcke ſchwingend, näherten, ſchienen mehr Genuß von der Sache zu haben, wenn ſie ihren ſtaubbedeckten Kehlen nur einen Augenblick Ruhe gönnten, aber das geht doch nicht in dem Koſtüm. Alles echt — die gemsledernen, die Kniehöſl, der verwetterte Hut mit dem Gemsbart, der geflickte, abgeſchoſſene Ruckſack, alles echt bergleriſch; aber die Heftigkeit der Bewegungen, wie der eine mit dem Bergſtock herumfuchtelt, der andere mit den Armen, dieſe nervös lärmende, oft geſuchte Fröhlichkeit, der Typus des Geſichtsſchnittes laſſen ſie ſofort als „Herriſche“ erkennen, es braucht dazu gar nicht des ihnen eben entgegenkommenden Jägers mit dem ſcharfgeſchnittenen, energiſchen Kopfe, aus dem ein Falkenauge blitzt, der in der Männlichkeit, in dem ruhigen Ernſt ſeiner Bewegungen den echten Bergſohn als draſtiſchen Gegenſatz vorſtellt.

Das vielgeſtaltige Völklein bewegte ſich achtlos an dem verwahrloſten, ſteinigten Wege vorbei, der links abbog in den Wald. Er ſah auch wenig einladend aus neben der ſaubern ſchneeweißen Landſtraße. Nur ein junger, hochaufgeſchoſſener Mann, dem ganzen Aeußern nach ein Studioſus, ſchien ſich dadurch nicht abſchrecken zu laſſen, er ſchien auch den Weg gar wohl zu kennen, denn ohne aufzuſchauen — er war offenbar in Gedanken verloren — wandte er ſich nach links dem Walde zu. Ein ſchwerer Knotenſtock diente weniger zur Stütze als um hie und da einen Lufthieb zu ſchlagen, der wohl einem Gedanken galt, der ſich in gutem nicht verdrängen ließ.

Er hatte noch nicht den Wald erreicht, als ihn ein raſſelnder Einſpänner einholte, von einem behäbigen kleinen Mann geleitet, der ſich eben den Schweiß von dem feiſten Geſichte wiſchte, und als er das Gefährt vorüberlaſſen wollte, rief ihm der Lenker desſelben gutmütig zu:

„Wollens net aufſitzn, junger Herr! Gehn doch auch in d' Klauſ'n?“

Der junge Herr nahm die Einladung an. Der Einſpänner hielt, und während er aufſtieg, betrachtete der Dicke ihn mit neugierigen Blicken.

„Auf einer Bergpartie, junger Herr?“ begann er ſein Ausforſchen, dem alten Schimmel die Peitſche gebend.

„Das gerade nicht,“ erwiderte der Student, „mein Endziel iſt die Klauſ'n. Sie fahren doch dahin?“

Der Dicke nickte.

„Aber nichts für ungut,“ fügte er bei, „was wollens denn in der Klauſ'n? Das iſt do' kei' Platz für einen ſo jungn Herrn, einen flottn Student'n!“ Dabei betrachtete er den hübſchen Jüngling von oben bis unten.

„Es iſt meine Heimat, mein Herr, und in der Heimat iſt's immer am ſchönſtn!“ klang die kurze Erwiderung.

Dem Dicken gab es einen Riß, er ſah dem Reiſegefährten ſtarr ins Geſicht.

„Ihre Heimat, die Klauſ'n? Und ich kenn' Sie nicht, das iſt doch ſtark, das —“

„Beruhigen Sie ſich,“ erwiderte der Student, „ich bin ſchon ſeit vielen Jahren abweſend und nur hie und da auf einige Tage heimgekommen; während dieſer kurzen Zeit hatte ich nicht das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, — mein Name iſt Wimbacher —“

„Wimbacher? Vom Poſthalter Wimbacher ein Sohn? Der Peter gar?“ Das Wägelchen neigte ſich bedenklich auf die Seite, der Dicke merkte es nicht vor Erſtaunen. „Na, das iſt ein Zuſammentreffn — freut mich unendlich — der Peter!“ Er betrachtete wieder ſchmunzelnd den jungen Mann. „Bin ein alter Freund Ihres Vaters, eben aufn Weg zu ihm — Doktor Lindner — werdn ſchon gehört habn.“

Das Geſicht Peters nahm einen unfreundlichen Ausdruck an, es war, als ob er etwas auf die Seite rückte.

„Advokat Lindner, nicht wahr?“

„Der bin ich!“

„Und haben Sie ein Geſchäft mit dem Vater?“

„Natürlich, immer Geſchäften! Ja, der Vater iſt ein tüchtiger Mann.“

„Und wohl Ihr beſter Kunde,“ erwiderte Peter lächelnd.

„Hm — hab' ſchon viel Geld mit ihm verdient — er kann aber auch zufriedn ſein — hab' ihm noch jedesmal durchgholfn — er hat Glück, der Mann!“

„Gehört denn Glück dazu, um ſein Recht zu erhalten? Ich dächt', das hätte damit nichts zu thun!“

Der Doktor lächelte verſchmitzt.

„Sie ſind wohl nicht Juriſt oder erſt angehender?“

„Auch nicht angehender, ich konnte dem Studium keinen Geſchmack abgewinnen — ich bin Mediziner.“

„Schade, ſehr ſchade, ein gutes Geſchäft, wenn man's verſteht — aber was das Glück betrifft — freilich gehört auch Glück dazu, einen Prozeß zu gewinnen. Mein Gott — allen Reſpekt vor unſeren Richtern, es gibt keine beſſern, aber man iſt auch Menſch, von Stimmungen abhängig, nicht alle Tage gleich, und das Geſetz iſt vortrefflich, aber ſchmiegſam, Herr Wimbacher, ſehr ſchmiegſam — und über Auffaſſungen läßt ſich ja ſchwer ſtreitn. Treffn Sie nun grad den rechtn Tag oder iſt der Herr Amtsrichter gerade krank — verreiſt, ein Stellvertreter da, der über den Fall meines Klienten eine günſtigere Anſicht hat — das iſt Glück! Natürlich muß man es beim Schopfe faſſn — dazu bin ich da, das iſt mein Geſchäft — ich befinde mich ganz wohl dabei,“ fügte er cyniſch dazu.

„Und glauben Sie, daß das Volk nicht leidet unter dieſen ewigen Prozeſſen, glauben Sie, daß es nicht auch merkt, wie das Glück oft die Hand der Gerechtigkeit führt und damit die Ehrfurcht vor dem Geſetze verliert?“ erwiderte mit erhobener Stimme und gerötetem Geſichte der Kandidat.

„Das kümmert mich nichts. Ich kann den Bauern das Prozeſſiren nicht verbietn und nicht befehln, und die Geſetze mache ich auch nicht. Sie ſind ja ein ſcharfer Kritikus, ein angehender Reformator; am Ende gut, daß Sie Mediziner ſind, macht' Sie nicht zum Juſtizminiſter. Behaltn Sie aber nur um Gottes willn in der Klauſ'n Ihre reformatoriſchen Gedanken für ſich, da iſt kein Boden dafür. Ein Klauſnerkind und ſolche Redn! Unglaublich! Na, Sie werdn auch ſchon zahmer werdn; das iſt ſo der akademiſche Feuereifer — verflackert ſchnell im Lebn drauſſn.“

„Das kommt denn doch auf die Naturen an,“ entgegnete der Kandidat, das glänzende, rotbackige Geſicht, aus dem zwei dunkle Augen ſpitzbübiſch hervorblickten, die kleine, gedrungene Geſtalt, die kurzen, plumpen, gemeinen Hände des Doktors betrachtend.

Bazar in Ragusa.

de von Alexander D. Golz.

„Und was haben denn Sie für eine Natur — Herr Wimbucker?“ Der Doktor legte einen höhniſchen Nachdruck auf den Namen. Peter verſtand ihn wohl.

„Eine echte, einfache Bauernnatur, wenn Sie es haben wollen,“ entgegnete er heftig, „in die aber ein Strahl der Wahrheit, der Aufklärung gedrungen iſt, die erfüllt iſt von der Ueberzeugung, daß der wahre Menſchenberuf anderswo liegt, als wo Sie ihn ſuchen, daß die Wiſſenſchaft dazu beſtimmt iſt, die Leiden der Menſchheit auf jedem Gebiete zu mildern, anſtatt zu erhöhen, daß erworbene Bildung dazu dienen ſoll, den Ungebildeten zu leiten, zu führen, nicht zu verführen, zu übervorteilen!“

Der Doktor betrachtete den erregten Sprecher mit herunterhängendem Unterkiefer, ſprachlos vor Erſtaunen. Aus dieſen dunklen Augen blitzte ein Strahl auf, der ihm förmlich wehe that, vor dem er ſich ängſtigte in dunkler Ahnung.

„Wie lange bleiben Sie zu Hauſe?“ fragte er ihn.

„Beruhigen Sie ſich, Doktor, nur wenige Tage, dann komme ich wohl lange nicht mehr.“

Der Doktor atmete erleichtert auf. Seine Praxis ſtand auf dem Spiele, wenn dieſer Brauſekopf in der Klauſen Einfluß gewönne.

Beide ſchwiegen jetzt, die Kluft fühlend, die zwiſchen ihnen lag. Es ging bergauf, Schritt für Schritt; der Doktor nickte ein und ließ ſeinen runden Körper träge von dem Wagen hin und her ſchaukeln — er konnte ſich nicht lange über etwas ärgern. Peter träumte in die Landſchaft hinaus; hin und wieder zog ein freudiges Lächeln über ſein ſchönes Antlitz, das jetzt ein kurzer ſchwarzer Bart umrahmte; den Nachbar ſchien er ganz vergeſſen zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Der lebendig gefangene Wolf.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Es iſt eine „Neue“ (ein Morgen nach friſchem Schneefall) und die Spur einer jeden Kreatur im Schnee ſichtbar. Wie in einem aufgeſchlagenen Buch lieſt man in Feld und Wald, welche Wege der Bär, Wolf, Fuchs, Luchs und ſo weiter bis auf Lampe, den Haſen, in der verfloſſenen Nacht durchwandert.

Oft ſieht man die flüchtige Fährte des letzteren von Meiſter Reineke verfolgt. Der Wolf ſetzt ihm auch zu, und es iſt intereſſant, zu beobachten, wenn es deren mehrere ſind, die den Braten erhaſchen wollen, wie ſie ihm, den Spuren nach ſchließend, den Weg abſchneiden. Gibt man ſich die Mühe, die Fährten zu verfolgen, ſo findet man oft die Stelle im Schnee, wo der Arme daran glauben mußte und der Leckerbiſſen verzehrt wurde.

Das Herz des ruſſiſchen Jägers ſchlägt hoch an einem ſolchen Morgen; das Pferd wird raſch geſattelt, die treuen, langhaarigen Windhunde (perſiſche Raſſe) werden aus dem Zwinger gelaſſen, und hinaus geht's auf die Suche. Bald iſt die Fährte eines Wolfes gefunden und bald Meiſter Isegrim aus ſeinem Verſteck aufgethan. Augenblicklich ſind die Hunde von der Leine, und unter aufmunterndem Schreien des Jägers: „Ulu, Ulu, Ulu!“ geht die Hetze los, über alle Hinderniſſe hinweg. Binnen kurzem haben ihn die Hunde erreicht, gepackt und niedergeriſſen; der Jäger ſpringt vom Pferd, wirft ſich auf den Wolf und faßt ihn rückwärts bei den Ohren, den Kopf zur Erde drückend. Nun iſt es eigentümlich, daß der ſonſt ſo unbändige Kamerad plötzlich zahm wie ein Lamm iſt, ſo daß ein zweiter hinzugeſprengter Jäger ihm den Knebel anzulegen im ſtande iſt, und mit dem Beißen iſt es vorbei. Mit zuſammengebundenen Laufen wird der Wolf dem bis dahin ruhig wartenden Pferd über den Rücken geworfen und lebendig zum Einhetzen für die jungen Windhunde mitgenommen.

An Ort und Stelle angelangt, werden ihm die Läufe gelöſt; den Knebel aber behält er, damit die Jugend nicht durch Biſſe abgeſchreckt wird, und die Hetze beginnt unter Anführung eines fertigen Hundes zum Studium von neuem, bis ihm das Jagdmeſſer den Garaus macht. Vereinzelt iſt der Wolf übrigens ein feiger Geſelle, im Rudel wird er frech, — tollkühn aber nur durch den Hunger.

W. A. Beer.

Ein Meiſterwerk altſpaniſcher Kunſt.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Die Kirche „unſerer lieben Frau vom Pfeiler“ in Saragoſſa vereinigt in ihrem Bau und in ihrer inneren Ausſchmückung den Reichtum und ſtolzen Prunk einer Kathedrale mit der würdigen Einfachheit einer Baſilika; ſie enthält als Hauptheiligtum das wunderbare Bild der Mutter Gottes und den Pfeiler, an dem das Bild erſchien, „der Ruhm und der Talisman“ der alten Stadt Caeſaraugusta (Saragoſſa), ſowie das Wappen derſelben. Die Legende verſichert, daß der heilige Johannes an der Stelle, wo ihm die Mutter Gottes an dem Pfeiler erſchien, eine kleine Kapelle von acht Fuß Höhe und dem Doppelten dieſes Maßes an Länge erbaute. Allmählich entſtanden aus dieſen Anfängen eine große Kirche und ein Kloſter, welches im vierzehnten Jahrhundert ein berühmter Wallfahrtsort geweſen. Im ſiebzehnten Jahrhundert ward die Kirche in eine Kathedrale umgebaut, die zu den ſchönſten Werken der kirchlichen Baukunſt in Spanien gerechnet wird. Die Kirche iſt reich an mannigfaltigen Kunſtſchätzen, zu den herrlichſten gehört jedoch der Hauptaltar, von dem wir unſeren Leſern einen guten Holzſchnitt geben. Dieſes wahrhaft wunderbare Werk der Bildhauerkunſt wurde in ſechs Jahren, von 1509 bis 1515, von dem valencianiſchen Bildhauer Damian Forment aus ſpaniſchem Alabaſter gefertigt. Es nimmt den ganzen hinteren Raum der Kathedrale ein und ſchließt das Presbyterium in ſeiner vollen Breite ab. Die Baſis des Altarwerkes ſchmücken zunächſt charaktervolle Figuren des heiligen Johannes und des erſten Erzbiſchofs des alten Caeſaraugusta, San Braulio. An dieſe mächtigen Geſtalten reihen ſich ſieben Reliefs, Szenen aus dem Neuen Teſtament darſtellend. Darauf erheben ſich prächtig gearbeitete Pfeiler mit Thronhimmeln, unter welchen man die Verkündigung Mariens, die Geburt Jeſu und die Vorzeigung des Kindes bei den Hirten erblickt. All dies iſt außerordentlich lebendig und fein ausgeführt. Das ganze Werk macht den Eindruck, daß reiche Phantaſie mit liebevollſtem Fleiße ſich geeint, um jetzt ein Denkmal frommer Begeiſterung zu ſchaffen; es erregt Staunen und Bewunderung durch die Fülle geiſtvollen Schmuckes und Rührung zugleich der Tiefe des Gefühls wegen, mit welchem der Künſtler die [illegible], zum Herzen ſprechenden Figuren belebt.

Aphorismen.

Von

Ernſt Ziel.

Wer, eh' die Zeit verrann,
Nicht handelte, nein, [illegible],
Wer zwiſchen „möcht“ und „kann“
Nicht ſchnell entſchied, nein, pendelte,
Wer, da er fühlend kann,
Nicht fühlte, nein, tändelte:
Recht wär' es ſolchem Mann,
Man ſchont' ihn nicht, nein, bändelte
Ihn an den Pranger an.

*

Gefühlsblindheit iſt [illegible];
Sie ſieht die Welt voll Schönheit nicht,
Sieht nicht die Sonne, ſieht nicht die Sterne,
Sieht nur ihr eigenes kleines Licht:
Verſtand iſt ihr die Stalllaterne,
Bei der der Eſel ſein Futter ſucht.

Unſere Künſtler.

Alexander D. Goltz.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Dalmatien war, als die [illegible] noch die [illegible] Herrſchaft der [illegible] ſchützten und bewahrten, ein wahres Paradies. Die Thorheit der Menſchen, Gewinnſucht, Neid und Zerſtörungswut haben die Gunſt des Himmels, die ehedem hier ihr Füllhorn ſo reich ausgeſchüttet, verwiſcht, und ſo viel auch die Neuzeit gethan, um den alten Fluch mit Hilfe der [illegible] Handels- und Gewerbefreiheit, abzuwenden, noch heute ſtimmt der Anblick des einſt ſo blühenden Landes ernſt und wehmütig. Ragen ſeine Berge gleich verwitternden Grab-Obelisken zum Himmel empor, gleichen die Städte ruinenhaften Reſten ehe[illegible].

Und da iſt es Ragusa vor allem, das am Fuße des ſteil und weit gedehnten Sergio-Berges mit ſeinen mittelalterlichen Ringmauern ſolchen Eindruck erweckt. Dieſelbe Ragusa, welche zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts als freie Republik mit dem mächtigſten Handelsſtaate jener Zeit, mit Venedig zu wetteifern wagte, ja im ſteten Kampfe mit der übermächtigen Feindin ihre Unabhängigkeit behauptete, um ſchließlich nur wenige Jahre ſpäter als dieſe (1806) dem Schwerte des kriegsgewaltigen Korſen zu erliegen.

Bis es jedoch zu ſolchem Ende gekommen, hatte das Geſchick dem kleinen Freiſtaate noch weit ſchlimmer mitgeſpielt als ſeiner mächtigen Gegnerin. Nicht nur, daß der Welthandel andere Wege genommen, daß Krieg und Peſtilenz deren Einwohnerzahl auf ein Sechsteil gemindert hatten — von 35,000 Seelen bis auf 6000 (jetzt etwa 11,000) — ſelbſt die Mutter Erde wankte unter den Mauern, wandelte die unglückliche Stadt mit dem furchtbaren Beben des Jahres 1667 in einen Trümmerhaufen, bedrohte ſie nach 1850 mit gleicher Gefahr.

Aber auch damit iſt die Reihe der Schickſalsſchläge nicht beendet. Wie in ganz Dalmatien, wie im ganzen, vielgegliederten Kaiſerreich: treiben auch hier Nationalhaß und Hader, die dunkelſte Seite unſeres neuen Staats- und Völkerlebens, ihr verderblich Spiel. Unter dem Walten einer ſlavenfreundlichen Regierung wurde das romaniſch-italieniſche Volkselement, der bisherige Vertreter der Intelligenz und Bildung im Lande, Schritt für Schritt von dem ſerbiſch-kroatiſchen zurückgedrängt; ſiegreich tritt dieſes die Herrſchaft als Erbe an, aber noch kann niemand ſagen, ob eine neue und welche Blüte der Kultur dieſem Siege entſprießen werde.

All dieſe Erinnerungen beſchäftigen den Geiſt, während das Auge das lebensvolle und lebenswahre Bild eines Ragusaner Bazartages beſchaut. Außerhalb der Stadtmauern, auf einem weiten, bei [illegible] gelegenen Plane, der nicht nur Käufern und Verkäufern mit ihren Tragtieren, ſondern auch noch allerlei zwei- und vierfüßigem Getier hinlänglichen Spielraum gewährt, treffen ſich allwöchentlich zweimal türkiſche Händler und deren ländliche Kunden zu friedlichem Verkehr.

Das Warenlager, den geringen Bedürfniſſen der Käufer entſprechend, bietet für verwöhnte Augen wenig Verlockendes. Waffen, Sattelzeug, Handgewebe, Hausgeräte, hie und da ein Frauenſchmuck werden in maleriſcher Anordnung ausgebreitet, während der etwa eingeſchmuggelte Tabak aber wohlweislich neugierigen Blicken entzogen bleibt. Dieſer glanzloſen Einfachheit gegenüber wirkt die Erſcheinung der „Handelnden“ in ihren farbenreichen, maleriſchen Koſtümen um ſo beſtechender.

Es ſind prächtige Typen, welche des Künſtlers Griffel hier dargeſtellt. Der Moslem in ſeinen weiten, faltenreichen Hüllen nur widerwillig der gewohnten trägen Beſchaulichkeit entſagend, und dieſem gegenüber der ſlaviſche Bewohner der Berge, den roten Fez oder Turban (ein turbanartig um das Haupt geſchlungenes Tuch) auf dem Kopfe, das gleichfalls meiſt rote Oberkleid von dem blauen knappen Beinkleide durch den reichverzierten Gürtel geſchieden, das ganze Weſen ernſt und pathetiſch, als handle es ſich nicht um Kreuzer, ſondern um ein wichtiges Staatsgeſchäft.

Ja ſo ſtolz und gebieteriſch iſt jede Gebärde dieſes kräftigen, ſchönen Menſchenſchlages, daß man ſich jeden einzelnen in entſprechender Gewandung als einen Brennus, ſein Schwert in die Wagſchale werfend, vorſtellen könnte. Doch wie bei Brennus birgt auch hier die königliche Haltung unbändige Wildheit, und wäre der Moslem weniger klug und phlegmatiſch, würde wohl mancher Handel mit Handſchar (langes Meſſer) und Piſtole beendet werden.

Aber da hat es keine Gefahr. Der ſchlaue Orientale weiß, mit wem er es zu thun hat, mag daher der Unterſchied der Angebote noch ſo groß ſein, man wird ſchließlich handelseinig, und ehe der Abend hereinbricht, ziehen beide Teile zufrieden ſchmunzelnd ihrer Wege.

Der höchſt maleriſche Charakter eines ſolchen Marktes in der dalmatiniſchen Bezirkshauptſtadt konnte ſeinen tiefen Eindruck auf ein offenes Künſtlerauge nicht verfehlen. Das Streben, denſelben im Bilde feſtzuhalten, war in dem uns hier vorliegenden Fall von ſo ſchönem Erfolg begleitet, daß ſchon dieſe eine künſtleriſche That genügend ſein würde, das Intereſſe für ihren Urheber wach zu rufen. Als wir ihn dementſprechend um einige autobiographiſche Daten erſuchten, erhielten wir ein ſo charakteriſtiſches kleines Lebensbild, daß wir nichts Beſſeres thun können, als ihm ſelbſt das Wort erteilen.

„Ich wurde,“ ſo ſchreibt Alexander Goltz, „von deutſchen Eltern am 25. Jänner 1857 in Puszta-Ladány in Ungarn geboren. Mein Vater, einer der älteſten Eiſenbahningenieure in Deutſchland und Oeſterreich, hatte dort einen Teil der Theißbahnſtrecke gebaut, ging aber ſchon im nächſten Jahre in die Direktion der Bahn nach Wien über, ſo daß meine erſten Erinnerungen ſich an den jahrelangen Aufenthalt in einem reizenden Waldwinkel in der Nähe von Wien, wo wir ein kleines Haus beſaßen, knüpfen. Schon damals hatte ich, als fünfjähriges Kind, die größte Freude am Zeichnen und Malen, die mir allerdings ſpäter, als ich an das Realgymnaſium St. Pölten kam, durch die damalige Art des Zeichen[illegible] und durch einige böſe Erfahrungen, welche ich infol[illegible] Profeſſorenkarikaturen machte, auf einige Zeit [illegible]

„Im Jahre 18[illegible] wurde [illegible]

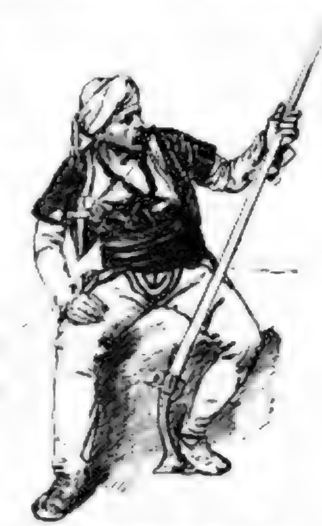
Alexander D. Goltz

nach Gipsmodellen zu zeichnen begann. Bald fing ich auch ohne fremde Leitung an, in Öl zu malen, und endlich war der Entſchluß gefaßt, Maler zu werden. Damit begannen große Kämpfe, vor allem mit der Familie, die ſich, wie das ſo zu gehen pflegt, vor der Unſicherheit der künſtleriſchen Laufbahn fürchtete. Es wurde jedoch vorläufig ein einjähriger Kurſus an der Peſter Zeichenſchule unter Szekely geſtattet. Während dieſer Zeit malte ich keck Porträts, Landſchaften u.; ſelbſt die Thüren in unſerer Wohnung wurden mit allegoriſchen Darſtellungen aus Liſzt'ſchen Tonwerken geſchmückt. Liſzt, mit dem wir viel verkehrten, hatte mich ſehr lieb, und als ich einmal aus dem Gedächtnis ein großes Porträt von ihm in Kohle gezeichnet, war er ſehr entzückt, trug es ſelbſt nach Hauſe, brachte es, mit ſeiner Unterſchrift verſehen, wieder zurück und prophezeite mir eine ſchöne Zukunft. Das gab mir natürlich ein großes Anſehen in unſerem Kreiſe und erwirkte mir die Erlaubnis, nach München an die Akademie zu gehen, obwohl — trotz der nach außen ziemlich glänzenden Stellung meines Papas — die Geldmittel ziemlich knapp waren. In München nahm mich Profeſſor Otto Seitz in ſeine Malſchule (Herbſt 1873). Zugleich betrieb ich geſchichtliche und naturwiſſenſchaftliche Studien mit großem Eifer. Die Schack-Galerie entwickelte in mir eine ſchwärmeriſche Verehrung Feuerbachs, und ich beſchloß, ganz gegen den Rat meiner Freunde, die alle die Pilotyſchule als höchſtes Ziel des Ehrgeizes vor Augen hatten, zu dem Meiſter, der mittlerweile die Profeſſur in Wien angenommen, zu gehen, freilich ſehr in der Furcht, nicht angenommen zu werden, da ich recht wohl fühlte, daß mein Können noch ſehr gering war. Im Herbſt 1874 kam ich nach Wien und wurde ſchließlich in die Feuerbachſchule aufgenommen. Es iſt eine wehmütige Erinnerung für mich, wenn ich an den großen Künſtler, ſeinen Geiſt, ſein feines Empfinden, den Zauber ſeiner Perſon denke und an die vielen kleinlichen Kämpfe und großen Gehäſſigkeiten, die vernichtende Kritik, den Hohn und Spott, die ihm entgegentraten. Leider konnte ich damals nicht viel von ſeinen Lehren profitieren, da er Wien bald verließ; doch verdanke ich ihm ſo ziemlich die Grundzüge meiner Kunſtanſchauung, da er, bei aller Romantik, die ihm noch als dem Kind ſeiner Zeit anhaftete, doch einer der erſten deutſchen Künſtler war, welche in unſerem Jahrhundert geſucht, die Natur in ihren Geheimniſſen zu belauſchen und die Wahrheit zu ſuchen, entgegen der unverſtandenen Nachahmung der Patina der alten Bilder. Nach Feuerbach wollte ich zu keinem andern Meiſter und ſtellte mich, ‚kindiſch genug', auf eigene Füße. Ich half mir durch, ſchlecht und recht. Die Zuſchriften von zu Hauſe wurden auch immer weniger; es war ſo das richtige Zigeunerleben, voll Glück und Elend, Entbehrung und Niedergeſchlagenheit. Ich malte Porträts und andere Bilder ſehr verſchiedener Qualität. Einige Aufträge gelangen mir recht gut, andere wieder befriedigten mich ſelbſt ſo wenig, daß ich oft der Verzweiflung nahe war.

„Bedeutſam wurde für mich die Bekanntſchaft mit dem Orientreiſenden Ernſt Marno, der mir auftrug, nach ſeinen Skizzen ſein letztes Reiſewerk zu illuſtrieren. Das war eine ſehr intereſſante Arbeit, und ich lebte mich ſo ein in den Orient und ſeine Wunder, daß ich meinte, alles geſehen und erlebt zu haben, was ich erzählen gehört. Von da an entſtand bei mir eine große Sehnſucht, ſelbſt einmal dahin zu kommen, die vorläufig natürlich nicht zu befriedigen war. Ein erſtes großes Bild, ‚Hippolyta Sforza mit ihrem Lehrer Laskaris', iſt ſpurlos verſchwunden, nachdem es auf der Ausſtellung im Jahr 1877 bei Eröffnung des Künſtlerhauſes zwar eine ganz gute Kritik, aber ſonſt keinen weiteren Erfolg gehabt; es wurde einmal für Hausmiete oder etwas Aehnliches von mir hergegeben. Im Jahr 1878 verkaufte ich mein vom Künſtlerhaus für die Jahresausſtellung angenommenes Bild: ‚Waldeseinſamkeit' (nach dem Gedicht von Storm) zu einem recht guten Preis. Bald darauf wurde ich nach Böhmen auf ein Schloß des Baron D. gerufen, um Porträts zu malen und Unterricht zu geben. Dort lernte ich geiſtreiche reizende Menſchen kennen und malte ein Bild: ‚Bal champêtre', zu dem mir die Damen der Geſellſchaft in echten Rokokokoſtümen Modell ſtanden, welches ſpäter in den Beſitz des Kaiſers von Oeſterreich kam (1879). Im Frühjahr 1880 wurde ich auf Grund meines ausgeſtellten Bildes „Heimgekommen" in die Wiener Künſtlergenoſſenſchaft aufgenommen, und durch weitere Porträts in den Stand geſetzt, meine erſte Reiſe zu machen. Es ging im Sommer desſelben Jahres durch Tirol nach Verona, dem Lago Maggiore, Mailand und Venedig, wo ich mehrere Monate blieb. Die Frucht dieſer Reiſe war nicht, wie ich vorher geträumt, ein großes Hiſtorienbild, ſondern ein Genrebild ‚Verlobt', [illegible] mit [illegible], welches auf der Wiener Jahresausſtellung 1881 einiges Aufſehen erregte. Es war auch in München, Berlin und Breslau ausgeſtellt und bald verkauft.

„Um dieſe Zeit begann meine Thätigkeit als Arrangeur von Koſtümfeſten im Wiener Künſtlerhauſe, im Malkaſten und ſo weiter. Ich war in allen Geſellſchaften, hielt komiſche Vorträge, ſang, ſpielte Theater, kurz, wahre das Wiener Leben und ſeine Geſellſchaft, wie ſie ſind, das heißt von der leichteſten Seite, was mir allerdings in unglaublich kurzer Zeit eine gewiſſe Popularität eintrug, die Preiſe meiner Porträts bedeutend erhöhte, jedoch ſchuld war, daß die Qualität derſelben in künſtleriſcher Beziehung keine beſonderen Fortſchritte machte.

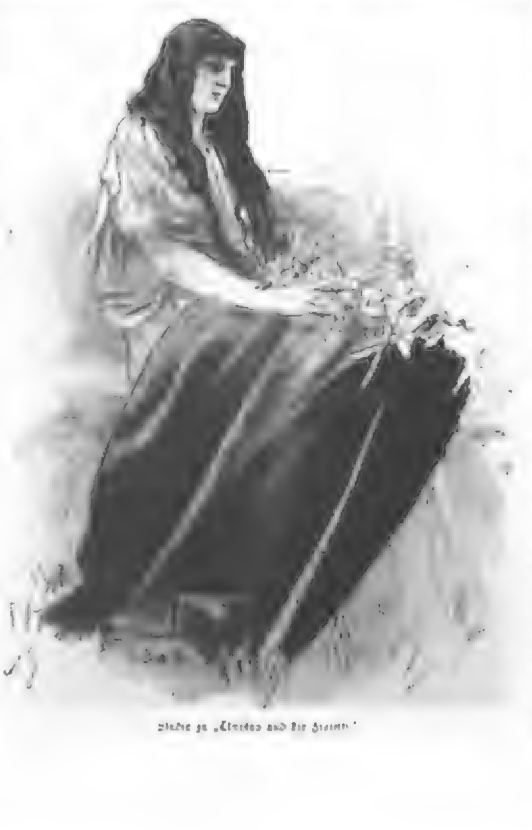
„In der internationalen Ausſtellung des Jahres 1882 ſah ich zum erſtenmale die Franzoſen, und da war es, wo das energiſche Streben und die gewiſſenhafte Arbeit in der ‚Heuernte' von Baſtien Lepage einen tiefen Eindruck auf mich machten. Ich ging ſofort zu einem Freunde, der ein kleines Landgut bewirtſchaftete, und malte dort fleißig Figuren im Freien, darunter ein kleines Bild: ‚Hanſl und Gretl', welches im Jahre 1883 auf der Münchener Internationalen Kunſtausſtellung von der [illegible] angekauft wurde. Von da an war ich, der [illegible] von alters und [illegible], den verſchiedenſten Problemen, gleich angezogen wurde und fortwährend meine Kraft an [illegible] [illegible] Dingen [illegible] [illegible] darüber einig, daß das ſogenannte ‚plein-air', die [illegible] koloriſtiſchen Wirkungen der freien Luft das von uns eigentlich Anmutsreichſte ſchien, beſonders wenn man im ſtande wäre, damit die Klarheit des Ausdrucks und die Nobleſſe der Feuerbachſchen Figuren zu verbinden. In das Jahr 1883 fallen auch zwei Bilder: ‚Herbſt-Idyll' und ‚Am Klavier', von welchen beſonders das letztere, nach dem Gedichte ‚[illegible]' von [illegible], ſehr gefiel. Darauf folgten mehrere im Freien gemalte Bilder: ‚Im Walde', ‚Gefangen', ‚Lieblingsplätzchen', ‚Die Ermahnung', ‚Mutter im Walde', ‚Sonntagmorgen', ſowie viele Frauen- und Kinderporträts, mit welchen ich immer mehr Glück hatte als mit Männerbildniſſen.



Ein Albaneſe. Federzeichnung von A. D. Goltz.

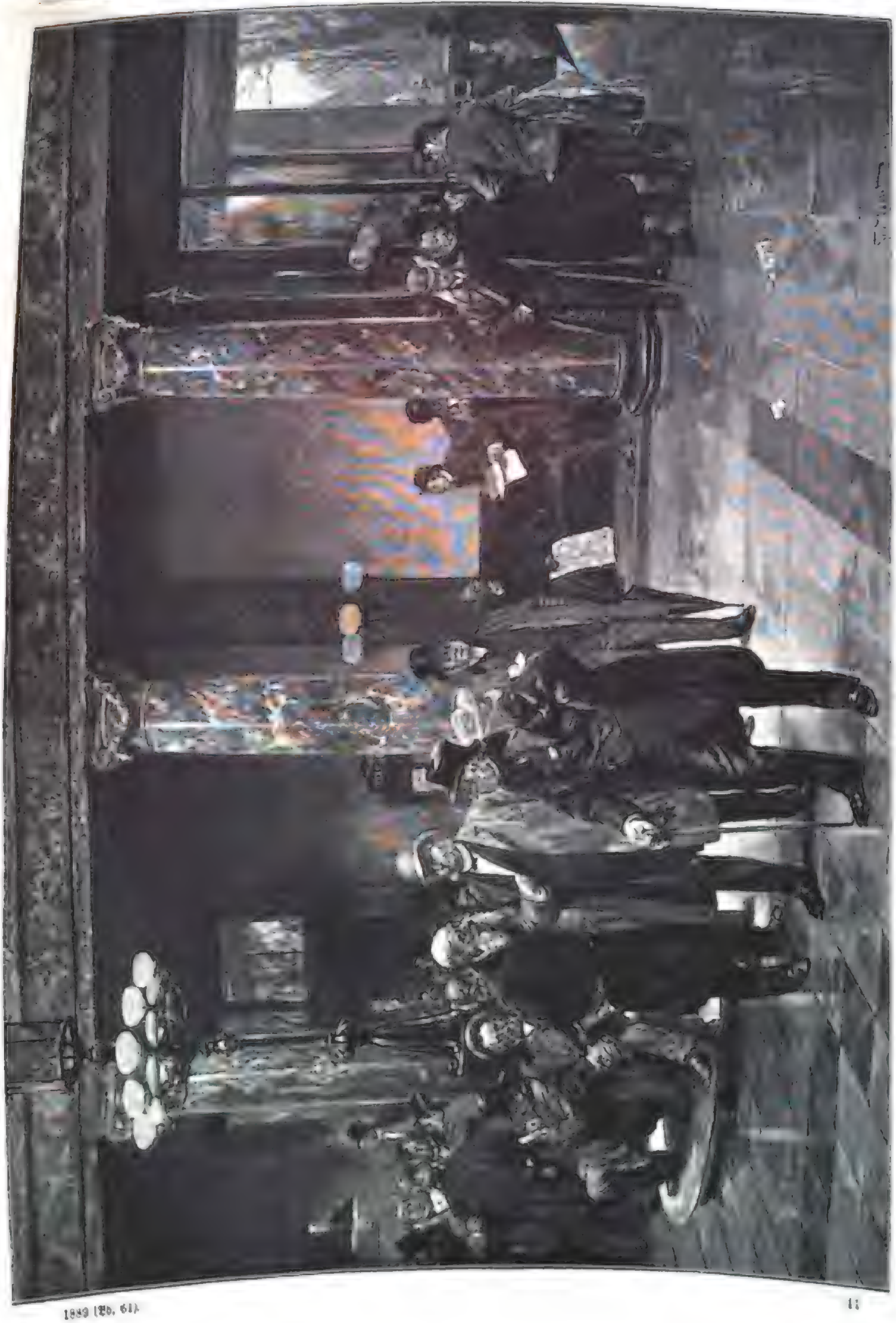
„Im Jahre 1884 trieb mich endlich der Drang, das gefährlich zerſtreuende Leben in Wien zu fliehen, zur Ueberſiedlung nach München, wo ſehr raſch das große Bild: ‚Chriſtus und die Frauen', entſtand. Dasſelbe wurde in Deutſchland vielfach ausgeſtellt und vom Kaiſer von Oeſterreich für die Gemäldeſammlung im Belvedere angekauft. Im April 1885 verheiratete ich mich mit Eliſabeth von Liebig, einer Enkelin des berühmten Chemikers, und machte eine Reiſe nach Süddalmatien und der Herzegowina. Die Frucht dieſer Reiſe war das große Bild: ‚Bazar von Raguſa', dann einige kleinere Koſtümfiguren: ‚Albaneſe', ‚Herzegowinerin', ‚Dalmatinerinnen', ‚Derwiſch'. Im Frühjahre 1886 folgte eine weitere Reiſe nach Dalmatien, Herzegowina, Albanien, Corfu, Athen, mit längerem Aufenthalt in Konſtantinopel. Seit dieſer Zeit habe ich eine Reihe kleinerer und größerer Bilder gemalt. Wohl hoffe ich noch Gelegenheit zu haben, an Arbeiten monumentalen Charakters meine Kraft zu erproben, denn ich halte große ideale Aufgaben doch für das eigentliche Ziel der Kunſt; der Weg dahin aber führt meiner Anſicht nach nur über das energiſche Studium der Natur und des Lebens, welches uns umgibt. Aus den alten Bilderſammlungen und Muſeen wird uns keine neue große Kunſt erſtehen."

Natur und Leben, das ſind die leitenden Maximen der Goltzſchen Kunſt, denen er mit jener Friſche der Anſchauung, jener Aufrichtigkeit des Weſens und des Strebens, wie ſie ſich in ſeinen vorſtehenden Zeilen ausſprechen, immer näher zu kommen ſucht. Zu welch erfreulichen Zielen er dabei bereits gelangt iſt, davon geben die heute mitgeteilten Proben ſeiner Kunſt anſchauliches Zeugnis. Zu der ſchon umfangreichen Reihe kleinerer und größerer Bilder, die Goltz ſeit jener letzten [illegible] Reiſe gemalt, zählt ein „Blumenmarkt in Stambul" und ein „Orientaliſcher Schuſter", beide auf der letzten Internationalen Kunſtausſtellung in München einem großen Beſchauerkreiſe zugänglich gemacht. Augenblicklich iſt er, um einige Bildniſſe zu malen, in ſein liebes Wien zurückgekehrt. Möge ſein ferneres Wirken die Erwartungen rechtfertigen, die nach ſeiner bereits ſo tüchtig entfalteten Begabung in ihn zu ſetzen ſind.



Studie zu „Chriſtus und die Frauen".

Der lebendig gefangene Wolf. Gemälde von W. A. Beer.



An der Börſe. Gemälde von Ferdinand Brütt. Nach einer Photographie von Franz Hanfſtängl in München.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortſetzung.)

Langſamen Schrittes und in tiefe Gedanken verſunken ging Herr Brunner die Straße entlang, bis er vor ein kleines, mit Schilfrohr bedecktes, weißgetünchtes Häuschen gelangte, deſſen winziger Hofraum von einer lebendigen Hecke umfriedet war.

Hier wohnte Zilibi Pſantir. Das Häuschen hatte zur Straßenſeite drei Fenſter, auf deren Geſims einige Blumentöpfe ſtanden.

Brunner mußte ſich bücken, um durch die niedrige Thür in eine ärmlich möblierte Stube zu treten, in der aber ein mit Büchern gefüllter Glasſchrank auffiel und eine kleine Etagère, darauf ein Silberbecher und mehrere geſchliffene, rote, grüne und blaue Gläſer. Auf einem Holzſtuhl vor einem rauhen Tannentiſch, auf welchem ein Violinkaſten lag, ſaß Zilibi Pſantir in Hemdärmeln, eine Hornbrille auf der hohen Naſe, blickte in einen großen Folianten und murmelte leiſe vor ſich.

„Immer fleißig, immer brütend über Talmudbänden!“ rief Brunner, die Hand des Juden ergreifend und dieſelbe derb ſchüttelnd.

„Ihr ſeid ja ein gelehrter Mann,“ ſagte Zilibi, „und da ſolltet Ihr doch wiſſen, was für eine Freude das Studieren gewährt. Wenn ich ſo über meinen Büchern ſitze, da vergeſſe ich alles.“

„Ich beneide Euch darum,“ ſagte Brunner, „und doch ſcheint mir, daß Ihr nicht zum trockenen Talmudgelehrten, ſondern zum Künſtler berufen wäret. In einem Menſchen, der ſo leidenſchaftlich die Fiedel liebt und ſo viel muſikaliſche Phantaſie hat wie Ihr, in dem ſteckt das Zeug zu einem Künſtler. Und Ihr wäret es ſicherlich geworden, wenn Ihr in anderen Verhältniſſen aufgewachſen, wenn Ihr ein Chriſt wäret.“

„Sprecht nicht ſo,“ rief Zilibi unwillig, indem er aufſprang, „ich danke Gott, daß ich ein Jude bin.“

„Dank' ſchön, was habt Ihr von Eurem Judentum? Hat es Euch doch nur Kummer und Sorgen gebracht!“

„Ganz richtig, und doch bin ich glücklich. Aber was nützt Reden. Wenn ich Euch ſage, daß es ein Stolz und ein Glück iſt, Jude zu ſein, daß es ein Stolz iſt, zu wiſſen und zu fühlen, daß unſer Volk unzerſtörbar iſt wie dieſe Erde, daß wir leben und gedeihen werden, ſelbſt wenn unſere Feinde ſo zahlreich ſein ſollten wie die Tropfen im Meer, wenn ich Euch all dies ſage, ſo werdet Ihr es doch nicht begreifen. Schaut mich an! Ich bin ein armer, geplagter Jude, ein Hauſirer, ein Spaßmacher, ein Fiedelſtreicher, ich habe oft nicht zehn rote Centimes, um mir und meinem Kinde Brot zu kaufen, und trotzdem beneide ich euch alle Chriſten nicht, den Präfekten nicht, ja den Miniſter nicht — keinen Menſchen. Denn wer kommt dem Juden gleich, welcher die Geſchichte ſeines Volkes kennt, welcher in ſeiner Seele die Schmerzen von zweitauſend Jahren durchgefühlt hat? Ihr meint, ich wär' ein Künſtler auf der Violin' geworden, wenn ich ein Chriſt wäre? Sagt es nicht wieder! Glaubt Ihr, daß ich in die Töne meiner Fiedel das hineinlegen könnte, was ich jetzt hineinlege, wenn ich nicht den ganzen großen Schmerz des Judentums und dazu noch einen eigenen in meinem Innern trüge? Glaubt Ihr das?“

Zilibi hatte ſich in einen wahren Feuereifer hineingeredet. Er war während ſeiner Rede in der Stube auf und nieder gerannt, hatte mit den Armen herumgefuchtelt, blieb ſchließlich vor Brunner ſtehen, ergriff einen Knopf ſeines Rockes und blickte ihm ſtarr in die Augen.

„Ihr ſeid ein Narr in Folio,“ ſagte Brunner; „doch, wo iſt Lea?“

„Ich weiß nicht, das Mädel iſt ſeit einigen Tagen wie umgewandelt. Sie hat heute bereits eine ganze Meile zurückgelegt, ſie war mit mir in Oleſti, und während ich im Garten der Frau Velota einige Sachen verkaufte, hat ſie mit Velotas Töchterlein und mit Jonel geſprochen. Weiß Gott, was man ihr geſagt hat, denn auf einmal iſt ſie davongerannt. Und wie ich nach Hauſe komme, ſitzt ſie da und weint. Ich frage: ‚Was iſt, Lea, was hat man Dir gethan?‘ Da ſchaut ſie mich groß an, ſpringt auf und eilt davon.“

„Müßt Ihr denn, wenn Ihr hauſiren geht, das Kind mit Euch nehmen?“

„Was ſoll ich thun? Ich bin alt und krank, und das arme, teure Kind will um jeden Preis alle Wege mit mir machen, um mir behilflich zu ſein. Nur Gott weiß, wie es in meinem Herzen ausſieht, wenn ich an ihre Zukunft denke,“ fügte er, ſchwer ſeufzend, hinzu.

„Ihr müßt ſie erziehen laſſen, ſie iſt ein ſelten aufgewecktes Kind, es kann aus ihr noch etwas werden. Auch in ihr ſteckt Euer Künſtlerblut.“

„Laßt mich damit ungeſchoren, was kann aus einem armen Judenmädchen werden? Ich ſoll ſie erziehen laſſen? Dazu müßte ich ſie in die Stadt ſchicken; aber wo ſoll ich das Geld dazu hernehmen? Woher?“

„Vielleicht könnte Euch Herr Fortunat dazu behilflich ſein!“

„Redet mir nicht von dieſem Menſchen!“ rief Zilibi. „Wenn der mir heute tauſend Dukaten ſchenkt, ich ſchleudere ſie ihm ins Geſicht, ſo wahr mir Gott helfe.“

Brunner ſchaute den Juden verwundert an.

„Was habt Ihr gegen Fortunat?“

„Nichts, nichts,“ ſagte Zilibi dumpf. Er wendete ſich ab, trat ans Fenſter und begann mit den Fingern auf die Scheiben zu trommeln.

Eine geraume Weile herrſchte tiefe Stille.

„Wißt Ihr,“ begann Brunner, „daß Fortunat nächſten Monat ſchon Frau Velota heiratet?“

Zilibi wendete ſich raſch um. „Frau Velota!“ rief er gedehnt; „was Ihr ſagt!“

„Es iſt ſo!“ bekräftigte Brunner.

„Dann muß ich aufs Schloß, ihn beglückwünſchen,“ lachte Zilibi. „Aus Eurer Stunde wird heute nichts,“ fuhr er fort — „ich will, wie geſagt, aufs Schloß, Herrn Fortunat beglückwünſchen, von dort muß ich noch eine gute Meile nach Valeni wandern, um bei Balſamali ein gutes Wort für den jüdiſchen Schenkwirt von Valeni einzulegen, den dieſer Balſamali aus dem Dorfe treiben will. Es iſt ein ſchwerer Gang für mich, aber es muß ſein.“

„Ich wünſche Euch beſte Verrichtung,“ ſagte Brunner, indem er ſich erhob. „Auf Wiederſehen.“

*

Eine Stunde ſpäter befand ſich Zilibi Pſantir auf dem Wege zum Herrenhof von Baneſti. Lea ſchritt neben ihm.

Er hatte vergebens verſucht, das Mädchen zu bewegen, daß ſie daheim bleibe.

„Was werden die Leute von Dir denken,“ hatte er ihr geſagt, „wenn Du wie eine Zigeunerin neben mir herläufſt. Bleib zu Hauſe, Du haſt deutſche Bücher, lies, ſchreibe, laß mich meine Wege allein machen, närriſches Kind!“

„Ich will nicht,“ hatte Lea erwidert, mit dem Fuße auf den Boden ſtampfend, „ich kann Dich nicht allein laſſen. Erſtens, weil Du ſchwach biſt und auf dem Wege ohnmächtig werden kannſt, und dann, damit Du kein Geld verſchenkſt. Wir benötigen unſer Geld für uns. Ich brauche ein neues Kleid, neue Stiefeletten, und einen neuen Hut könnteſt Du mir auch kaufen; wir ſind arme Leute und Dir ſchenkt niemand was. Warum gibſt Du alles weg, was Du verdienſt?“

Zilibi hatte darauf nichts erwidern können.

Er fühlte ſich ſchuldig und nahm ſich vor, von jetzt ab mit ſeinem Gelde haushälteriſcher umzugehen.

„Das Kind hat recht,“ dachte er, „wie komme ich dazu, von meinen ſauer verdienten paar Franken Almoſen zu geben! Das kann ſich ein reicher Mann erlauben, aber nicht ein ſo armer Teufel wie ich. Das Kind hat recht.“

Und ſo machten ſie ſich auf den Weg.

Er wanderte ſchweigſam und ſinnend die Straße [illegible] ſeine Gewohnheit war. Er [illegible] [illegible]gnete, nicht an, und [illegible] Verrichtung des Gottesdienſtes vergeſſen hatte und immer noch vor der Schenke ſaß und trank.

Dem Mädchen fiel die Einſilbigkeit ihres Vaters auf.

Sie fragte ihn, ob er ſich nicht wohl fühle.

Er aber machte bloß eine abwehrende Bewegung mit der Hand und ſchüttelte dabei energiſch den Kopf wie einer, der in ſeinem Sinnen nicht geſtört ſein will.

Es war ihm ſo ſeltſam zu Mute.

Während der acht Jahre, ſeitdem er in Baneſti lebte, war er niemals in den Herrenhof gekommen.

Wenn er Fortunat zufällig begegnete, ſo ſuchte er ihm ſo ſchnell wie möglich aus dem Wege zu kommen.

Die Frage, warum er nicht trachte, in die Gunſt des Gutsherrn von Baneſti zu gelangen, da dieſer ein Mann ſei, bei dem ſich Geld verdienen laſſe, beantwortete er ſtets mit den Worten:

„Ich kann nun einmal dieſen Mann nicht leiden.“

Den Grund ſeiner Feindſeligkeit gegen Fortunat kannte niemand, und Zilibi erzählte keinem Menſchen, wann und wie der Gutsherr von Baneſti in ſein Leben eingegriffen.

Wer hätte übrigens auch glauben mögen, daß Zilibi einen tiefen Schmerz mit ſich herumtrug, daß in dem Herzen dieſes kleinen Spaßmachers ein Haß gegen Fortunat glühte, ein Haß, der jetzt noch ebenſo tief und unverſöhnlich war wie an jenem Tage, da er Fortunats Reitpeitſche auf ſeinen Schultern gefühlt, als er von ihm ſeine Schweſter zurückgefordert hatte.

Seine arme, unglückliche Schweſter!

Er hatte ihr längſt vergeben, daß ſie ihm das Herz gebrochen und Schande auf ſein Haupt gebracht.

Hatte ſie nicht durch ihren Selbſtmord alles gebüßt?“

Anfangs hatte Zilibi geglaubt, er würde das Weh und die Schmach nicht überleben. Aber im Laufe der Jahre hatte ſich ſein Schmerz in eine ſtille Wehmut aufgelöſt.

Er hatte in den großen Folianten, in welchen die Weiſen ſeines Volkes ihr beſtes Denken niedergelegt, geleſen, daß nur der groß ſei, nur der weiſe genannt zu werden verdiene, welcher die Schmerzen des Lebens mit der Geduld Hiobs und mit der lächelnden Weisheit Salomos ertrüge.

Und er ſuchte darnach zu leben.

Kurz nach dem unglücklichen Ende ſeiner Schweſter ſtarb auch ſein Weib. Er verwand auch dieſen Schlag, verließ Jaſſy, reiſte einige Jahre mit einer Zigeunerkapelle im Lande herum und ließ ſich ſchließlich in Baneſti nieder.

Er hatte erfahren, daß ſeine Schweſter im Parke des Herrenhofes begraben ſei.

Er wollte in der Nähe ihres Grabes, in der Nähe ihres Kindes leben. Er hatte vom alten Alexe herauszubringen gewußt, an welchem Tage ſeine Schweſter ihrem Leben ein ſo gräßliches Ende bereitet hatte.

An ihrem Todestage ſchickte er zwei Lichter in die Synagoge. Nachts ſchlich er in den Park zu ihrem Grabe, umklammerte die Statue, die über demſelben ſich erhob, und da konnte man den Spaßmacher von Baneſti bitterlich weinen und die Fäuſte ballen ſehen gegen den Mann im Schloſſe.

All ſeine Lebensphiloſophie ließ ihn im Stich, wenn er das Grab ſeiner Schweſter unter ſeinen Füßen fühlte.

Es gab keine Gerechtigkeit auf Erden, keinen rächenden Gott im Himmel, ſo lange der Mann, der ſeine Schweſter zu Grunde gerichtet hatte, glücklich lebte.

War er aber wirklich glücklich?

Konnte ein Menſch, der das Verderben und den Tod einer jungen Seele auf dem Gewiſſen hat, glücklich ſein?

Zilibi pflegte ſich oft dieſe Frage vorzulegen, und wenn er Fortunat betrachtete und ihn mit jenem glänzenden, übermütigen Kavalier verglich, wie er ihn einſt gekannt, da mußte er ſich ſagen, daß der Tod ſeiner Schweſter nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben.

Und er bildete ſich ein, daß manchmal in ſtiller Nacht ihr blutiges Bild ihm erſcheinen, ihn aus dem Schlafe aufſcheuchen und den Angſtſchweiß auf die Stirne treiben müſſe. Dieſer Gedanke gewährte Zilibi eine kleine Beruhigung.

Aber das genügte ſeinem Haſſe nicht. Er lechzte darnach, dieſen Menſchen an Leib und Seele gebrochen, elend und zerknirſcht vor ſich zu ſehen.

Und nun erfuhr er, daß Fortunat ſich mit ſeiner einſtigen Braut, mit Madame Belota, verheirate.

Er wollte alſo wieder aufleben, wieder glücklich ſein, als hätte er ein Recht dazu, er, der ein Weib, das ihn geliebt, in den Tod getrieben, der einem Bruder die Schweſter geraubt und aus einem ehrlichen jüdiſchen Mädchen eine Dirne gemacht hatte.

Ein wilder Humor überkam Zilibi bei dieſem Gedanken. Er lachte laut auf. Sie ſtanden vor dem Herrenhof.

„Bleib hier, mein Kind!“ ſagte er zu Lea.

Er trat in den Hof.

„Was führt Dich her, Zilibi?“ fragte ihn Alecu verwundert.

„Ich muß Herrn Fortunat ſprechen,“ entgegnete Zilibi, eilte an Alecu vorbei und ſtand bald darauf vor dem Gutsherrn von Baneſti.

Fortunat lag mit halbgeſchloſſenen Augen auf dem Kanapee. Beim Eintritt des Juden ſprang er auf.

„Was willſt Du?“ herrſchte er ihn an.

Zilibi antwortete nicht gleich. Er trat einige Schritte näher und ſagte:

„Ein Weiſer unſeres Volkes — Hillel hat er geheißen — hat uns gelehrt, daß man ſeine Feinde lieben ſolle. Ich befolge den Spruch unſeres Weiſen: Ihr ſeid mein Feind, aber ich hab' Euch doch lieb. Was ſagt Ihr dazu?“

„Du biſt ein ſeltſamer Kauz,“ ſagte Fortunat. „Vergeſſen wir alles!“ fügte er mit jäh aufwallender Weichheit hinzu und reichte Zilibi die Hand.

Zilibi ergriff dieſelbe, ein ſeltſames Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen.

„Die Chriſten ſind doch vortreffliche Leute, und Ihr, Herr Fortunat, ſeid der Vortrefflichen vortrefflichſter. Wie gut Ihr ſeid, wie edel! Ihr reicht einem armen Juden dieſe ſchöne weiße Bojarenhand. Es iſt dieſelbe Hand, die einſt die Reitpeitſche hielt, die auf meinem Rücken herumgetanzt iſt. Es iſt eine alte Geſchichte. Ihr habt ſie vielleicht vergeſſen, Herr, ich weiß, Ihr habt kein gutes Gedächtnis, aber mir,“ fügte er leiſe hinzu, „mir brennt ſie noch immer auf der Seele. Doch, was ich ſagen wollte: Wißt Ihr, wozu ich gekommen bin?“

„Wozu?“

„Euch Glück wünſchen zu Eurer Hochzeit. Madame Belota iſt eine ſchöne Frau, eine reiche Frau, eine geſunde Frau, Ihr werdet ſchöne und geſunde Kinder haben. Warum nicht?“

Fortunat fühlte ſich durch dieſe Worte ſeltſam betroffen. Er ſchwieg.

„Und ich wollte Euch noch um etwas bitten, Herr Fortunat.“

„Ich werde Deinen Wunſch erfüllen, wenn es mir möglich iſt.“

„Seht, lieber Herr, Ihr habt in Eurem Garten die Gebeine meiner armen Schweſter liegen. Wozu braucht Ihr ſie? Schenkt ſie mir. Sie iſt ja eine Jüdin geweſen, und da möchte ich Ihre Gebeine auf unſerem Friedhofe begraben. Thut mir den Gefallen und ſchenkt ſie mir.“

„Unmöglich!“ rief Fortunat.

„Ich verſtehe Euch nicht. Ihr habt das ſchöne Judenmädchen geliebt, das Euch mit roten Lippen geküßt, das begreife ich. Aber die Tote laßt mir, die trockenen Knochen ſchenkt dem Spaßmacher von Baneſti, ſchenkt ſie mir, ſie könnten Euch in Eurem Glücke ſtören, wenn Ihr Euer Weib küßt. Von hier aus,“ fuhr er fort, indem er an das Fenſter trat, „könnt Ihr das Grab ſehen, es iſt kein Anblick für glückliche Menſchen. Schenkt mir die Gebeine meiner Schweſter,“ fügte er flehend hinzu.

„Ich kann nicht.“

Zilibi lachte ſtill vor ſich hin, er ſann eine Weile, dann ſagte er:

„So thut mir einen andern Gefallen, der Winter rückt heran, ich brauche Geld für Holz. Ich möchte etwas verdienen. Ihr wißt, ich ſpiel' leidlich gut die Fiedel, laßt mich zu Eurer Hochzeit aufſpielen.“

„Dieſen Gefallen will ich Dir gern erweiſen — und an Holz für den Winter ſoll es Dir auch nicht fehlen.“

„Ich danke Euch, gnädiger Herr,“ ſagte Zilibi.

Er verbeugte ſich tief und verließ leiſe lächelnd das Zimmer.

Auf den Stufen vor dem Portal fand er Lea ſitzen.

„Komm, Kind,“ ſagte er, ſie an den Schultern berührend, „wir haben noch einen weiten Weg zu machen.“

Das Mädchen ſprang auf und blickte ihn zerſtreut an.

„Wo ſind Deine Gedanken, Kind?“ fragte er, ſie am Kinn faſſend und ihr zärtlich in die Augen ſchauend.

„Vater,“ ſagte das Mädchen, und eine heiße Röte flog über ihr Geſicht, „es iſt doch ſo ſchön, wenn man reich iſt. Jonel iſt eben auf ſeinem ſchwarzen Pony ausgeritten. Er war ſo ſchön gekleidet und es ſtand ihm ſo gut, wie er auf dem Pferdchen ſaß. Und wie ſtolz er iſt! Nicht einen Blick hat er mir zugeworfen. Er hat recht. Wer wird ſich auch um ein armes Judenmädchen kümmern!“

„Schweig, Kind!“ murmelte Zilibi.

Er ergriff ihre Hand, und ſie ſetzten ſchweigend ihren Weg fort.

V.

Herr Balſamaki, der Gutsherr von Valeni, ein naturaliſirter Grieche, iſt ein Mann nahe den Fünfzigern, lang und ſchmächtig, mit einem magern, faſt bartloſen Geſicht, deſſen eingefallene Wangen hektiſch angehaucht ſind. Das ſpitze Kinn, die blutleeren, ſchmalen Lippen, hinter denen weiße, ſcharfe Zähne ſchimmern, die ſpitze Naſe, die tief in den Höhlen liegenden, wie zwei Kohlen glühenden dunklen Augen, die buſchigen Augenbrauen, die niedrige, von Runzeln durchfurchte Stirn, welche zur Hälfte von kurzgeſchorenen ſchwarzen Haaren bedeckt iſt — all dies verleiht dieſem Geſicht ein eigentümliches, raubtierartiges Gepräge.

Balſamaki ſpricht leiſe, vielleicht um ſeine kranke Bruſt zu ſchonen, wenn er aber ein wenig erregt iſt und beim Abſchluß von Geſchäften entſtrömen ſeiner Kehle ſcharfe, ſchneidige Laute, dann zuckt alles an ihm in nervöſer Erregung und beſonders ſeine Hände mit den langen, gekrümmten Fingern.

Er iſt ein ſehr arbeitſamer, emſiger Landwirt.

Die hohe, ſtaubbedeckte Geſtalt des Gutsherrn von Valeni auf dem ſtarkknochigen Braunen taucht bald auf dem Felde, bald im Hofraum der Mühle, bald vor den Stallungen und dann wieder im Dorf auf, überall ſcheltend, ſchreiend, polternd. Iſt aber die Ernte glücklich unter Dach und Fach gebracht und für dieſelbe ein annehmbarer Preis erzielt, ſo gönnt ſich Herr Balſamaki ein klein wenig Ruhe.

Aber nicht lange.

Er kennt kein größeres Verbrechen als bares, keine Zinſen tragendes Geld in ſeiner Wertheimer Kaſſa liegen zu haben.

„Geld muß hecken,“ ſagt er. Und es heckt.

Die Gutsbeſitzer und Gutspächter zehn Meilen in der Runde wiſſen, daß Herr Balſamaki ſtets über Barmittel verfügt.

Man wendet ſich aber gleichwohl nur in der höchſten Not an ihn. Denn ſein niedrigſter Zinsfuß iſt zwanzig Perzent.

Und dieſe zwanzig Perzent haben im Laufe von zehn Jahren — ſo lange iſt es nämlich her, daß Herr Balſamaki, der früher ſimpler Gutspächter war, Beſitzer von Valeni iſt — zu einer erklecklichen Summe ſich abgerundet.

Zilibi behauptet, daß Balſamaki ein Vermögen von mindeſtens hunderttauſend Dukaten beſitzt.

Und Zilibi weiß, was er ſagt.

„Für wen wuchert und knickert dieſer Mann?“

Dieſe Frage legen ſich die Leute oft vor. Und mit Recht. Denn Balſamaki iſt unverheiratet, er hat nur einige entfernte Verwandte in der Stadt, die aber die Schwelle ſeines Hauſes nicht betreten dürfen.

Stets auf der Jagd nach Geld, hatte er nie ans Heiraten gedacht, er hatte keine Zeit dazu.

Seitdem er aber Madame Belota kennen gelernt, war dieſer Gedanke in ihm aufgetaucht.

Er hatte ihr als Gutsnachbar einige Beſuche abgeſtattet — aber mit dem Scharfblicke des praktiſchen Menſchen erkannte er gar bald, daß ſeine Werbungen bei der ſchönen Witwe fruchtlos ſein würden.

Er grämte ſich nicht allzu ſehr darüber.

Aber das Bewußtſein ſeiner Vereinſamung, der Gedanke, daß ſein ſchönes Geld, welches er mit Mühe und Sorgen zuſammengerafft, ihm keine tieferen Freuden verſchaffen könne, verließ ihn nicht mehr. Und dann, er fühlte ſich ſeit einiger Zeit ernſtlich krank. Der deutſche Arzt, den er erſt heute wegen ſeines Bruſtleidens konſultirt, hatte gar bedenklich den Kopf geſchüttelt.

Er hielt zwar nicht viel auf die Medizin, aber dieſes Kopfſchütteln des Arztes, der eine ganze Stunde hindurch ſeine Bruſt unterſucht und betaſtet und daran herumgehorcht und hundert Fragen an ihn geſtellt hatte, wollte ihm nicht aus dem Sinn.

Der Gedanke an den Tod mit all ſeinen Schreckniſſen hatte ihn durchbebt, und er fühlte plötzlich in ſeiner kranken Bruſt einen ſo mächtigen dunklen Drang nach Leben, nach Luſt, nach Liebe, wie noch nie.

Er war in der letzten Zeit oft kopfhängeriſch geweſen. Aber ſo verſtimmt wie heute hatte ihn ſeine alte Haushälterin, die Zigeunerin Paraſkiza, ſelten geſehen.

Er lag auf einem niedrigen, abgenützten Diwan vor der Thür ſeines Häuschens, eines ärmlichen, aus drei weißgetünchten Stuben beſtehenden Gehöftes, das inmitten eines zwei Hektar umfaſſenden, von einer lebendigen Hecke umgebenen Hofes lag, an deſſen weſtlicher Hälfte wüſtes Unkraut wucherte, während derſelbe gegen Oſten durch primitive Holzſtallungen und durch mehrere aus geflochtenen Weidenruten hergeſtellte Getreidebehälter abgeſchloſſen war.

Mitten im Hofraum in einer Erdhütte befand ſich eine ärmliche Schmiede, aus welcher wuchtige Amboßſchläge ertönten. Die Sonne neigte ſich zum Untergang. Scharen von Bauern wanderten ſtill und gebückt nach vollbrachter Tagesarbeit am Hofe vorbei, dem Dorfe zu, von wo die Klänge einer Zigeunerfiedel herüber tönten.

Im Hofe tummelten ſich mehrere Wolfshunde herum, bellten und machten zur Abwechslung auf einen Schwarm von Gänſen Jagd, die, laut ſchnatternd, nach allen Richtungen mit ausgebreiteten Flügeln auseinander ſtoben.

Vor dem Hofthor lagen in einem von grünem Schlamm überzogenen Tümpel neben einem Ziehbrunnen mehrere Schweine und grunzten behaglich.

Da hörte man auf einmal Schellengeläute, eine Schafherde zog vorüber, und bald darauf hielt ein Rudel Kühe und ſchmutziger kleiner Büffel unter der Leitung eines ſchwarzbärtigen, barfüßigen Geſellen ſeinen Einzug in den Hof.

Nach einer Weile wurde es ſtill, und man konnte deutlich das Summen einer Maultrommel von den Stallungen her vernehmen.

Da bellten die Hunde, die ſich rings um Herrn Balſamaki gelagert hatten, laut auf.

Am Hofthor erſchien Zilibi mit Lea.

Das Mädchen blieb daſelbſt ſtehen, während Zilibi dem Gutsherrn ſich näherte.

„Guten Abend, gnädiger Herr!“ ſagte Zilibi.

Balſamaki blickte auf.

„Ah, Du biſt es!“ ſagte er, ohne ſeine Stellung zu verändern; „was bringſt Du Neues?“

Zilibi pflegte dann und wann kleine Geſchäfte für Herrn Balſamaki zu vermitteln, und da er ſich mit ſehr geringen Proviſionen begnügte, ſo war er in Valeni ein gern geſehener Gaſt.

„Es geht alles ſeinen alten Gang,“ ſagte Zilibi, „alle Welt klagt über die ſchlechte Ernte. Nur Ihr habt keinen Grund zu klagen!“

„Ich kann mich in der That über meine Ernte nicht beklagen, aber die Preiſe ſind ſchlecht. Haſt Du einen annehmbaren Käufer?“

„Zehn für einen!“ ſagte Zilibi. „Aber heute führt mich eine andere Angelegenheit zu Euch.“

„Eine andere Angelegenheit?“ wiederholte Balſamaki, ergriff das Glas Kuhmilch, das ſeine Haushälterin vor ihn geſtellt, und trank daraus.

„Ja,“ meinte Zilibi, „eine ernſte Angelegenheit. Ich habe erfahren, daß Ihr den Schenkwirt Baruch aus dem Dorf vertreiben wollt. Thut es nicht, gnädiger Herr, laſſet einem armen Mann, der ſechs lebendige Kinder zu ernähren hat, ſein Stückchen Brot.“

„Es geht nicht,“ rief Balſamaki, indem er ſich erhob — und ſeine früher leiſe Stimme klang jetzt ſcharf und ſchneidend, „der Mann hetzt mir die Bauern auf, es geht nicht! — Wer iſt dieſes Mädchen?“ fügte er befremdend hinzu, auf Lea deutend.

„Meine Tochter,“ ſagte Zilibi.

(Fortſetzung folgt.)

Bei der Toilette.

Von J. von S.

L[illegible] Anne Hobart bei Lon[illegible] [illegible] ganzen [illegible] der, unberechenbarer [illegible] ſchmachtenden [illegible] Als Carl John, der [illegible] einem ſo alten Verlage [illegible] Anne ſich von dem [illegible] ſtahl aus dem [illegible] den [illegible]

[illegible] Anne hatte alles, was zu einer verwöhnten Schwe[illegible] gehört. Sie hatte den beſten [illegible] aus ihrem ganzen Kreiſe, ſie hatte Galerien mit den ſchönſten Gemälden, edle Pferde, Glashäuſer mit wunderbarer Blumenpracht, Lakaien in ſtrotzenden [illegible] hoher, prachtvoll gemalter Räume mit den Bildern der Hobarts und [illegible] Möbeln, aber das Schönſte war ihr Toilettenzimmer. Alle Poeſie des zärtlichen Gatten lebte in dieſem intimſten Raum des jungen Eheglücks. Der ganze [illegible] Raum voller Wohlgerüche, Blumen und Seltenheiten, überall venetianiſche Spiegel mit lachenden Amoretten, neben [illegible] Polſtern kleine Schemel, nur groß genug für ein gebeugtes Knie, und in dem Glase [illegible] roter Vorhänge die junge Frau im Morgengewande von [illegible] Seide: es war wirklich ſchön, der Gatte Lady Annes zu ſein.

[illegible] zu jeder Stunde die Vorhänge dieſes verſchwiegenen [illegible] lachend, jubelnd, ſiegesgewiß [illegible] unter ſeufzend [illegible] Carl John [illegible] der verſchwiegenen [illegible], um dahinter zu bleiben, wenn Mrs. Tregor[illegible], eine etwas ſchwatzhafte Tante Lady Annes, welche berufen war, der jungen Frau in ihrer Einſamkeit die Zeit zu vertreiben, nicht bereits angekommen geweſen wäre, ihrer erheiternden Funktionen zu warten.

„Was ich ſagen wollte, mein Täubchen,“ ſagte dieſe liebenswürdige Dame eines ſchönen Tages leichthin, „was ich ſagen wollte: Dein Toilettenzimmer iſt wirklich reizend. Meine Freundin, Lady Cumberbridge, hat mir neulich allerdings mitgeteilt, wem Carl John dieſen köſtlichen Geſchmack, ſich einzurichten, eigentlich verdankt.“

Lady Anne lächelte fragend.

„Wie!“ lachte die zur Erheiterung verſchriebene Dame, „Du ſollteſt wirklich nichts davon wiſſen!“

„Was ſoll ich denn wiſſen?“

„Die Epiſode Bell Mayne!“

„[illegible] ſollte ich weiter über Bell Mayne wiſſen als über jede andere [illegible]!“ Aber Lady Anne zupfte nervös an ihren Spitzen und ſah der Tante auf einmal angſtvoll ins Geſicht.

„Dieſer verſchwiegene Carl!“ neckte dieſe beluſtigt. „Er hat Dir wirklich nie von Belle Maynes rotem Boudoir erzählt, und Lady [illegible] mir doch, die Tante [illegible] des Hobart [illegible] nach dem Muſter dieſer gräßlichen —“

Lady Anne entfärbte ſich. „Du weißt aber, daß es nicht wahr iſt!“ fragte ſie mit zitternder Stimme.

„Thörin,“ lachte die zur Erheiterung verſchriebene Dame, „wie mag eine verheiratete Frau ſich von ſolchen Dingen aufregen laſſen! — Die Medaillons bei Belle Mayne ſind eine alte vergangene Sache, und der Earl wird gewiß ein ebenſo guter Gatte ſein, als wenn er nie dieſe kleinen Scherze gemacht hätte.“

Am andern Morgen hatte Lady Anne, die mit geröteten Augenlidern und bleichen Wangen zum Frühſtück erſchien, den Einfall, ſich ein zweites kleines Toilettezimmer einzurichten.

„Da hinein ſoll nichts von den roten Ampeln und ſchwellenden Teppichen, den kleinen Tabourets der ſüßeſten Schäferſtunden — zu ihren Füßen hat er ſo geſeſſen, wie ſollte ich ihn noch einmal lieben [illegible]!

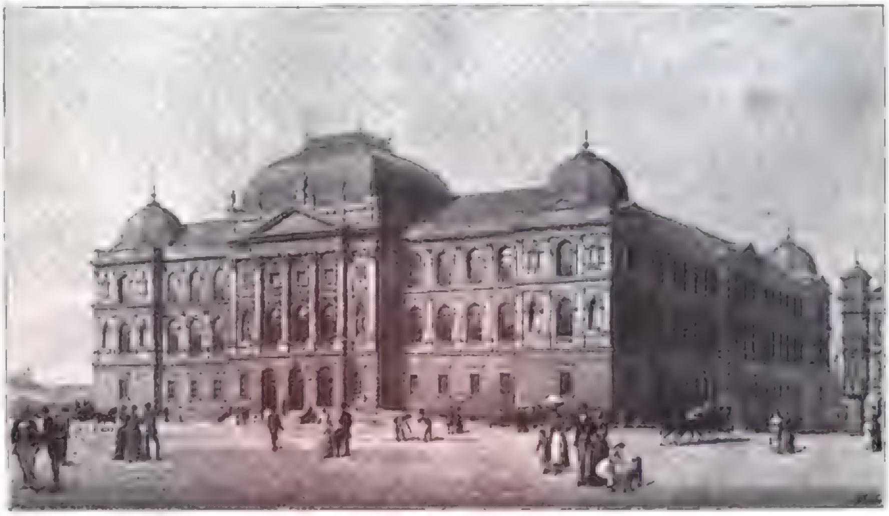
[illegible], es iſt alles verdorben. Er hat zu jeder Stunde noch an ſie erinnert ſein wollen, da ſie, wie die Tante ſagt, ſo unendlich bethörend iſt. Vielleicht hätte er [illegible] den Wunſch nach [illegible] wie ſie's [illegible] —“

Und Lady Anne [illegible] ſend in dem Spiegel — es war der Spiegel aus ihrem alten Mädchenzimmer daheim, den ſie wehmütig wieder [illegible] — ſie ihr ſchönes blondes Haar bürſten. [illegible] roten Lidern und blaſſen Wangen!“

Ach, lachten die flüſternden [illegible] wie Lady Anne in ihrem neuen kleinen [illegible] einmal ſo ganz ſchrecklich unglücklich war!

Bei der Toilette. Ein Bild aus einem vergangenen Jahrhundert als erſte Begrüßung auf ſeinen Armen zärtlich und recht haſtig die Treppe hinaufgetragen. Mrs. Tregenell konnte aber ſicher ſein, nicht ſo bald wieder verſchickt zu werden. Der Earl meinte, ſolche Tanten ſollten durch Parlamentsbeſchluß unſchädlich gemacht werden, und Anne gab ihm auf einmal recht. Daß das kleine Teilchenzimmer ſeinerzeit neben dem bisherigen benutzt worden wäre, wurde von den Frauen Lady Annes beſtritten. — Lady Anne Hubert hat eben ihre Launen.

Ein Grazer Ehrentag.



Die neuerbaute k. k. Techniſche Hochſchule in Graz.

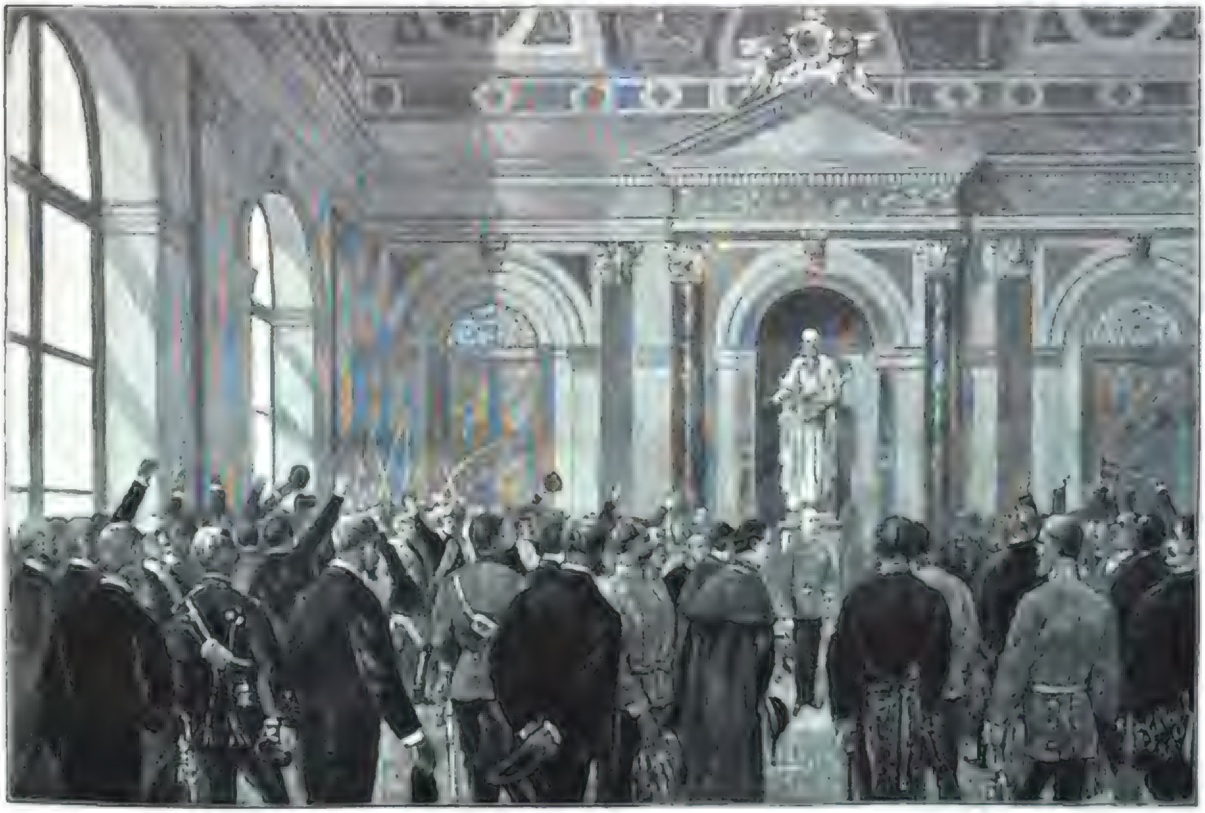
Die Hauptſtadt von Steiermark iſt um einen bedeutſamen „Staatsbau" reicher geworden: das glänzende Heim der k. k. Techniſchen Hochſchule, welche aus der von Erzherzog Johann im Jahre 1811 gegründeten techniſchen Lehranſtalt „Joanneum" hervorgegangen iſt. Dieſe auf Koſten des Landes Steiermark erhaltene Lehranſtalt wurde im Jahr 1864 zum Charakter einer Hochſchule erhoben und bedeutend erweitert. Zehn Jahre ſpäter wurde ſie vom Staate übernommen, reichlicher dotiert und durch mehrere neue Lehrkanzeln erweitert, wobei Vereinbarungen für einen Neubau getroffen wurden. Das Kronland verpflichtete ſich, einen bedeutenden Teil der Bauſumme zu zahlen, und es wurde bald ein geeigneter Baugrund in der Rechbauerſtraße angekauft.

Durch kaiſerliche Entſchließung vom 10. Auguſt 1884 wurde der Bau des Hauptgebäudes und durch eine zweite vom 18. März 1887 der Bau des chemiſchen Laboratoriums genehmigt. Für beide wurden die Pläne des Architekten Profeſſor J. Wiſt zur Ausführung angenommen.

Im Herbſte 1884 wurde mit den Erdarbeiten begonnen, und trotz verſchiedener Schwierigkeiten konnten ſchon im Frühjahr 1888 einige Räume der Anſtalt bezogen werden; Ende November fielen die letzten Gerüſte, und der ſtolze Tempel der Wiſſenſchaft zeigt: Eine ganze prächtige Außenſeite. In Anbetracht der Beſtimmung des Gebäudes hat Profeſſor Wiſt eine ſtrengere Stilrichtung gewählt und nur die edelſten Formen der Renaiſſance zur Anwendung gebracht.

Auf einem kräftigen Ruſtica-Untergeſchoß mit entſprechendem Sockel erhebt ſich die durch Pilaſter gegliederte Façade des erſten Stockes mit den großen, bogenförmigen Fenſtern. Auf dem durchlaufenden Gebälke dieſes Geſchoſſes ſind die Bogenfenſter des zweiten Stockes aufgeſetzt, wieder durch Pilaſter getrennt, welche das dreigeteilte Hauptgeſimſe tragen. Im Friſe des Hauptgeſimſes ſind polierte Steintafeln, mit Feſtons wechſelnd, an den Pilaſtern und an der Rechbauerſtraßenfaſſade Schrifttafeln und Feſtonträger mit Feſtons angebracht. Auf dieſen Tafeln prangen in eingemeißelter Schrift die Namen der hervorragendſten Gelehrten von den verſchiedenen techniſchen Gebieten.

Beſondere Aufmerkſamkeit wurde der Mittelpartie der Hauptfaſſade in der Rechbauerſtraße zugewendet. Hier wurde echtes Steinmaterial zur Verkleidung dieſes ganzen Mittelriſalites gewählt, und zwar der prächtige, gelblich-weiße, gleichmäßige Grobkalk von Aflenz (bei Leibnitz), der ſchon den Römern im alten Noricum bekannt war. Dieſer Stein wurde auch für alle Statuen und plaſtiſchen Arbeiten der



Die feierliche Eröffnung der k. k. Techniſchen Hochſchule in Graz durch Kaiſer Franz Joſef. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten F. Schlegel.

[illegible] zur Anwendung gebracht; nur für deren Sockel und das Erdgeſchoß wurde ein blaugrau und gelbweiß gefleckter Stein und für die Porträtmedaillons Karſt- und Tarviſer [illegible] Stein gewählt. Dieſer Mittelbau, welcher das Veſtibül, die Feſttreppe und den Feſtſaal enthält, überragt auch mit einer dominierenden Kuppel die Seitenteile, während die vier Ecken des Baues durch kleinere Kuppeln betont ſind.

Vier mächtige korinthiſche Säulen treten über dem Mittelriſalit aus dem Ruſtika-Unterbau vor und tragen ein mächtiges ſchön gegliedertes Gebälk — im Fries die Inſchrift: „K. k. Techniſche Hochſchule" — mit einem Giebel, über welchem die 3,30 Meter hohe Mittelgruppe ragt: Auſtria, Künſte und Wiſſenſchaften beſchützend (vom Bildhauer Hans Brandſtetter). Die Attikaſtatuen links und rechts von der Mittelgruppe, von Profeſſor G. Pelzer, ſtellen Schinkel, Stephenſon, Redtenbacher und Liebig dar. Die ſechs Strebefiguren bei den Bogenfenſtern ferner die Standbilder Vulkans und Archimedes' ſind ebenfalls nach den Modellen des Bildhauers Brandſtetter ausgeführt.

Das Hauptgebäude hat eine Geſamtlänge von 84,5 Meter und eine Geſamtbreite von 66,5 Meter, im Sockel gemeſſen; alle ſeine Trakte ſind Doppeltrakte, und es befinden ſich auf der Gaſſenſeite (beim Hoftrakt auf der Seite des großen Hofes) alle Hauptunterrichts- und Sammlungsräume und die Zimmer der Dozenten, während auf der Hofſeite ringsum die 3 Meter breiten, lichten Kommunikationsgänge laufen. Das Hauptgebäude iſt in ſeiner Vorderfront an der Rechbauerſtraße vier Stock, auf der Gartenſeite drei Stock hoch, da durch das Gefälle des Terrains das Kellergeſchoß gegen den Gartenteil zu ein vollſtändiges Erdgeſchoß wird. Die großen Höfe ſind horizontal angelegt. Die verbaute Fläche nach Abrechnung der Höfe beträgt 3693,6 Meter. In einer Entfernung von 38,8 Meter liegt das für zwei Lehrkanzeln eingerichtete chemiſche Laboratorium, ebenfalls ein ſchöner, im gleichen Stile gehaltener Bau.

Es iſt begreiflich, daß die Stadt Graz mit Ungeduld den Tag erwartete, an welchem dieſes großartige Inſtitut, welches durch ſeine Außenſeite einen ſo imponierenden Eindruck machte, ſeine Thore öffnen ſollte — da kam noch von Wien die Meldung, daß der oberſte Schirmherr der Künſte und Wiſſenſchaften, Kaiſer Franz Joſef, aus eigener Initiative die Eröffnungsfeier durch ſeine Anweſenheit verherrlichen werde — und nun war alles in der freudigſten und gehobenſten Stimmung. Der Aufruf des Bürgermeiſters, den geliebten Landesherrn würdig zu empfangen, fand in den Herzen der treuen Steirer den lebhafteſten Anklang. Alle Straßen, durch die der Kaiſer fuhr — ja die der ganzen Stadt prangten in reichem Fahnenſchmucke, und waren dicht mit Leuten aus allen Ständen beſetzt; von den Fenſtern winkten die Damen dem Kaiſer mit den Tüchern zu, und brauſende Hochrufe ertönten. Als der Kaiſer endlich vor der techniſchen Hochſchule anlangte, wo das geſamte Offizierskorps der Garniſon verſammelt und das uniformierte Bürgerkorps aufgeſtellt war, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Im prächtigen, marmorglänzenden Veſtibül war das Profeſſorenkollegium verſammelt. Der Rektor ſtellte ſämtliche Mitglieder desſelben dem Kaiſer vor und geleitete ihn dann in den Feſtſaal, wo die geladenen Gäſte, Generalität, Geiſtlichkeit, der Rektor und die Dekane der Univerſität, die Staatsbeamten und ſo weiter verſammelt waren.

Dort begrüßte der Rektor den Monarchen als den edlen Schirmherrn der Künſte und Wiſſenſchaften und dankte in bewegten Worten für die hohe Ehre, für die Freude, die der Kaiſer durch ſeine Anweſenheit der techniſchen Hochſchule bereitet. Als er ſeine Rede mit den Worten ſchloß: „Die Gefühle des Dankes und der Freude, die uns an dem heutigen Feſttage beſeelen, kleiden wir in den aus treuem öſterreichiſchem Herzen kommenden Ruf: ‚Gott ſegne, Gott ſchütze, Gott erhalte Eure Majeſtät! Seine Majeſtät der Kaiſer lebe hoch!'" — da ſtimmte die ganze Verſammlung brauſend in den Hochruf ein, die Schläger der Vollcouleurſtudenten blitzten in der Luft, die Herren ſchwenkten die Hüte, und von der Straße her ertönten die feierlichen Klänge der Volkshymne. Der Kaiſer erwiderte hierauf die Anſprache des Rektors; er betonte in ſeiner Rede, daß er gerne zur Eröffnung der Hochſchule gekommen, die ſein hochſeliger Großoheim geſtiftet, die aus den Mitteln des Staates und des Landes erbaut worden ſei. Der Kaiſer ſchloß mit den Worten: „Möge an dieſer Hochſchule das Wollen und Können zum allgemeinen Beſten immerdar gedeihen, möge der altbewährte treue Sinn der Vorfahren für Kaiſer und Reich auch in der Zukunft ſich unverändert erhalten, und Meine kaiſerliche Huld bleibt dieſer Anſtalt geſichert!"

Hierauf beſichtigte der Monarch den Feſtſaal, das Rektoratszimmer und ſämtliche Lehrſäle, die Bibliothek und das chemiſche Laboratorium, und ſprach ſeine hohe Zufriedenheit über die Zweckmäßigkeit des Baues, wie über die ſchöne Ausſchmückung der Feſträume aus.

Es würde uns zu weit führen, auch die Innenräumlichkeiten des Gebäudes eingehend zu beſchreiben; von dem glänzenden Feſtſaal können ſich unſere Leſer durch das Bild der Eröffnungsfeier eine Vorſtellung machen; das Rektoratszimmer iſt ebenfalls herrlich ausgeſchmückt, während die übrigen Räume geſchmackvoll, aber einfach gehalten ſind.

Wir [illegible] ſich in der Feſtſchrift, [illegible] Zeilen [illegible]

Der Mörder Swenſens.

Eine etwas ungewöhnliche Geſchichte

von

Paul von Schönthan.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Und wann denken Sie, daß die Strecke wieder fahrbar werden wird?"

Die Schaffner zuckten die Achſeln zu dieſer Frage. Wer konnte das beſtimmen!

„Wenn es ſo fortſchneit," meinte ein graubärtiger Eiſenbahnveteran, der unſere Coupéthüre geöffnet hatte und in ſeinem ſchneebedeckten Dienſtpelz ausſah wie ein Eisbär, „wenn es ſo fortſchneit, kommen wir heute nicht mehr von der Stelle. Wir wollen vorerſt 'mal einen Fußweg frei machen zum nächſten Wärterhaus und um den Schneepflug telegraphieren, aber vor morgen Vormittag iſt keine Ausſicht ..."

Wir ſahen uns unter einander fragend an. Sogar der alte Herr in der Ecke, der unter einem wechſelnden Schnarchen etwa ein Dutzend Stationen verſchlafen hatte, ermunterte ſich und murmelte eine verdrießliche Bemerkung; der Juſtizrat, der mir gegenüberſaß, ſah in nervöſer Aufregung immer wieder nach der Uhr und dann kopfſchüttelnd auf die Schneefläche hinaus, inmitten deren unſer Zug hielt; nur das junge Ehepaar, das ſich in unſerem Coupé befand, wußte der kritiſchen Situation eine lächerliche Seite abzugewinnen. Sie ſcherzten über das Abenteuer, das uns anderen in einem minder freundlichen Lichte erſchien, und fanden das Intermezzo „ſehr romantiſch".

Das Zugsperſonal hatte inzwiſchen begonnen, auf dem Bahndamm den Schnee, der bis zu den Trittbrettern der Waggons reichte, fußbreit wegzuſchaufeln, um einen Pfad zu gewinnen. Aber die Arbeit ging langſam vor ſich.

Im Innern des Wagens war es kalt geworden. Ich kletterte heraus und ſtampfte mit den froſtſtarren Füßen den eben entſtandenen ſchmalen Weg. Plötzlich ſtand der alte Herr hinter mir, der bisher mit geſchloſſenen Augen in der Ecke geruht hatte. Er war nicht einmal alt, aber ſein Haar und Bart waren ungleich ergraut, ſeine Haut war welk, und ſeine gebückte Haltung erklärte ſich durch einen Buckel, in den der kleine Kopf förmlich hineinwuchs und tiefer ſank, wenn er huſtete. Die Erſcheinung war nicht gerade ſympathiſch; ich ſah ihn von der Seite an, und ich weiß nicht, warum er mir unheimlich vorkam. Unſere Blicke hatten ſich ein paarmal begegnet. Jetzt trat er auf mich zu. Er ſchlug ſeinen Pelzrock über einander und faltete, die Arme überkreuzſteckend, die Hände.

„Wir kommen nicht weiter, höchſtens morgen," ſagte er, „es wäre das beſte, wir gingen nach Faſtede, das iſt das nächſte Dorf, und übernachteten dort."

„Wie wollen Sie dahin kommen?" ſagte ich, vorläufig nicht geneigt, dieſen Vorſchlag zu ergreifen, denn die Wanderung im fußtiefen Schnee ſchien mir bedenklicher als der Aufenthalt im Coupé.

„Wenn wir nur bis zum Wärterhaus kommen, dann führt gleich hinter dem Häuschen ein ſchmaler Fahrweg nach dem Ort, und der Weg iſt paſſierbar; ſie fahren jetzt das Holz aus den Forſten ..."

„Sie wiſſen in dieſer Gegend Beſcheid?" fragte ich, aufmerkſamer werdend.

Er nickte und fuhr fort:

„In drei Viertelſtunden können wir im Ort ſein; ein warmes Abendbrot wird ſich finden und ſicherlich auch ein erträgliches Nachtlager."

„Vielleicht ſchließen ſich mehrere unſerer Reiſegefährten an," erwiderte ich, im Begriff, den mir befreundeten Juſtizrat zur Teilnahme an der Expedition aufzufordern. Er hinderte mich daran, indem er mich am Arm faßte.

„Das würde unſern eigenen Vorteil gefährden können, für zwei gibt's zur Not überall Nachtlager, laſſen Sie die anderen ... kommen Sie!"

Ehe ich mich noch entſchloſſen hatte, das Wagnis zu unternehmen, ſetzte ſich der kleine Herr bereits in Bewegung, und da der ſchmale Weg nur für einen Menſchen berechnet war, mußte ich, um ihm Platz zu machen, voranſchreiten; er ging hinter mir, ich hörte ſein geräuſchvolles Atmen, ſein nervöſes Huſteln.

Die Schaffner und die ſchwarzen Männer von der Maſchine hatten tüchtig gearbeitet und bereits eine anſehnliche Strecke vor ſich gebracht, es war doch möglich vorwärts zu kommen. Wir erreichten das Wärterhaus, ich voran, der Bucklige hinterdrein.

Er hatte recht behalten. Die Straße hinter der Bude des einſamen Bahnwächters war offenbar am ſelben Nachmittag befahren worden; wir bogen ein. Nach einer etwa halbſtündigen Wanderung durch Nacht und Schnee erblickten wir ein paar Lichter; [illegible]

[illegible]

Stande wenigſtens von den Dorfbewohnern gemieden war. Wir befanden uns allein in dem mit ſchlechter Luft erfüllten Schenkzimmer.

„Es iſt beſſer wie draußen auf freiem Felde," ſagte der kleine Herr im Pelz, „entſchieden beſſer!" Und er trippelte in der Stube auf und ab und ſchüttelte den Schnee von den Kleidern auf die unſauberen Dielen.

Eine halbe Stunde ſpäter, als ein warmes Fleiſchgericht auf dem Tiſch ſtand und eine wohlige Wärme den durchfrorenen Körper durchzog, gab ich ihm im ſtillen recht, aber ich konnte mich nicht überwinden, ſeinen Entſchluß laut zu loben. Ich zwang mich vergeblich, eines unbehaglichen Gefühls Herr zu werden; ſeine Nähe war beinahe beängſtigend, aber ich vermochte mir keine Rechenſchaft darüber zu geben, was mir an ihm mißfiel oder was mich gegen ihn einnahm. Seine körperliche Mißgeſtalt, ſein unſchönes Geſicht und ſeine gebrechliche Konſtitution hätten mich eher mit dem Gefühl des Mitleids erfüllen müſſen, und doch ſpürte ich nichts von einer ſolchen Regung.

Er trank Glühwein, der ſo heiß war, daß er die Hand vom Glaſe nach kurzer Zeit zurückziehen mußte; dann huſtete er nach jedem Schluck heftig und bellend, aber er behauptete, das Getränk thäte ihm gut, und er beſtellte ein zweites Glas und nach kurzer Zeit ein drittes.

Wir ſaßen einander gegenüber; er kauerte, die Beine übereinander geſchlagen, ſo daß das ſpitzige Knie über dem Tiſchrand ſichtbar wurde, in der Nähe des bereits erkalteten Ofens. Sein wunderlicher Kopf war tief in die Schultern geſunken, ſeine Hände hatte er in den Hoſentaſchen verborgen. Wir ſaßen lange bei einander; die Anforderungen, die wir in Bezug auf das Abendbrot und das Nachtlager an die Wirtsleute ſtellten, ſchienen ſo viel Umſtände zu bereiten, daß wir uns neben guter Bezahlung auch noch durch Geduld der uns gewährten Gaſtfreundſchaft würdig zu zeigen hatten. Hatten doch Wirt und Wirtin beſchloſſen, uns für die Nacht ihre beiden Stuben oben im erſten Stockwerk einzuräumen. ſie wollten, ich weiß nicht wo, ſchlafen; wir ſollten es uns in ihrer ärmlichen Behauſung bequem machen, „als ob wir daheim wären", wie die brave Frau mit unfreiwilliger Ironie meinte.

Um zehn Uhr kam der Wirt, ein freundlicher Greis, herbei und meldete uns unter allerlei überflüſſigen Entſchuldigungen, daß er und ſein Weib nun zu Bette gehen müßten, wir ſollten uns aber nicht ſtören laſſen und, ſo lange es uns beliebe, weiter trinken. Dabei legte er den Schlüſſel zum Weinkeller auf den Tiſch.

„Dort in der Ecke die Fallthür führt hinab, und ſo viel, wie die Herren heute noch brauchen werden, finden Sie auch noch drunten!" fügte er hinzu.

Dann zog er ſich mit ſchlürfenden Schritten zurück und ließ uns unter der flackernden Hängelampe, zu deren Unterſtützung ein kurzes, inzwiſchen weit heruntergebranntes Licht auf den Tiſch geſtellt worden war, allein.

Der alte Herr lächelte, es war das erſtemal, daß ein freundlicher Zug ſein verfallenes, unſchönes Geſicht erhellte, und dann ſetzte er hinzu:

„Sein Wein iſt gut ... trinken Sie!"

Ich nickte, aber der Wein taugte nichts. Um darüber hinwegzukommen, ſagte ich:

„Sie ſind in dieſer Gegend ohne Zweifel bekannt?"

„In G." — er nannte die nächſte größere Provinzialſtadt — „hier den Ort kenne ich faſt ebenſowenig wie Sie, aber in G. habe ich gelebt ... allerdings vor vielen Jahren."

„So," erwiderte ich, „dann haben wir ja Berührungspunkte, ich war in G. auf dem Gymnaſium, mein Onkel war dort in Amt und Stellung."

„Hm, da es immerhin nur eine kleine Stadt iſt, wird er mit meiner Couſine wahrſcheinlich das eine- oder das anderemal in Berührung gekommen ſein," bemerkte mein Genoſſe, „ſie war an Swenſen verheiratet."

Swenſen! — Jahrzehntelang hatte ich dieſen Namen nicht gehört, jetzt kam das Wort wieder von menſchlichen Lippen. — Swenſen! Ich erinnerte mich wohl des Abends, da in G. ſich das Gerücht verbreitete, Swenſen ſei meuchleriſch umgebracht, einfach „beſeitigt" worden, und es währte lange, ehe die Stadt ſich wieder beruhigt hatte.

Ich ſah den kleinen Mann, mit dem mich der Zufall zuſammengeführt und der zu dieſer Ju[illegible] in einer nahen perſönlichen Beziehung ſtand.

„Der arme Swenſen!" rief ich; „er [illegible] ich; man ſagte, es ſei ein Verb[illegible]

„Was für ein Verbrechen?" [illegible]

„Er war ſehr reich, alſo w[illegible] vermutet," entwortete ich, „ich [illegible] der Einzelheiten; [illegible] da ich [illegible]

Zwenſen' tot. Aber Sie werden es ja beſſer wiſſen, da Sie einen teuren Verwandten in ihm verloren haben ..."

„Ja," antwortete der kleine Herr zwiſchen zwei langen Zügen aus dem dampfenden Weinglas, „ich kenne die Geſchichte ziemlich genau. Zur Beurteilung der Angelegenheit iſt es freilich erforderlich, daß man des ſeligen Zwenſen Art und Weſen kennt. Er beſaß ein großes Vermögen, er hatte die Mittel, um kavaliermäßigen Aufwand zu machen; er hätte auf großem Fuß leben und meine Couſine glücklich machen können, aber er that mit ihrer Jugend und Schönheit, was er mit ſeinen übrigen Schätzen that, er verbarg ſie vor aller Welt; er hatte keinen andern Wunſch als den, ſie ganz und allein zu beſitzen — nur um dieſes Bewußtſeins willen. Er war lächerlich geizig, mein Herr; in ſeinem Hauſe war nichts von Ueberfluß zu bemerken, und der einzige Luxus, den er ſich gewährt hatte, war der: eine zweite Ehe mit einer ſchönen jungen Frau eingegangen zu ſein; er wollte ſeine entflohene Jugend zurückhalten. Meine Couſine war an ſeiner Seite nicht glücklich, aber ſie war arm wie unſere ganze Familie, und ſie war nicht darnach angelegt, ein Leben voll Entbehrungen zu ertragen; ich weiß beſtimmt, daß ſie ſich dem Laſter in die Arme geworfen hätte, wenn es Zwenſen eingefallen wäre, ſie davonzujagen. Und das hätte ſie im Grunde verdient, denn ſie war nichts weniger als eine liebende oder zärtliche Gattin ... ſie verabſcheute ihn im Herzen, und ſie konnte ſich nicht dazu zwingen, wenigſtens die Gebärden der Liebe oder der Zärtlichkeit auszuführen, wenn es dem ſeligen Zwenſen einfiel, anſtatt ſeiner Geldſäcke einmal ſeine ſchöne Frau zu umarmen. Sie betrog ihn, indem ſie ihn einer Neigung verſicherte, von der ſie nichts verſpürte, aber ſie war ihm treu — das weiß ich beſtimmt. Jahrelang gingen ſie ſo neben einander her. Da kam ich nach G. Ich hatte nichts und war nichts; auf die Gnade meiner Couſine angewieſen, der einzigen, die ſich aus unſerer armſeligen Verwandtſchaft heraus in gute Verhältniſſe geflüchtet hatte, wurde ich ihr Vertrauter, ihr Berater und ein willenloſes Inſtrument in ihrer Hand."

Der Erzähler, der keinen Tropfen warmen Blutes zu beſitzen ſchien, befühlte die kalten Kacheln des Ofens; dann fuhr er wieder in die Hoſentaſchen, und ſeine Geſtalt zog ſich leiſe fröſtelnd zuſammen.

„Eine verdammte Kälte!" ſagte er, ſich in ſeiner Erzählung unterbrechend, aber ich wagte es nicht, ihn an ſeinen Glühwein zu erinnern, der ihn erwärmen ſollte, denn es entging mir nicht, daß ihm das Getränk zu Kopf geſtiegen war. Seine Geſprächigkeit, die ich in dieſer Wiedererzählung nicht erkennbar werden ließ, denn er wiederholte viele Sätze und verlor dann plötzlich wieder den Faden, — dieſe Geſprächigkeit war nicht natürlich an ihm. Er verfiel indes von ſelber wieder darauf, ſich durch Wein zu erwärmen, und goß ſeines Glaſes Reſt mit einem Ruck in die Kehle.

Nach einer Weile begann er den Faden wieder aufzunehmen; er ſprach nicht in der Art, wie man ſich mit einem andern unterhält, ſondern es war mehr ein lautes Selbſtgeſpräch, das er dann und wann nur dadurch unterbrach, daß er einen Schluck Wein zu ſich nahm und die Zigarre, obwohl ſie glühte, zeitweiſe neuerdings anſtecken wollte. In dieſer Verfaſſung hatte er etwas Grauenhaftes, Abenteuerliches und Widerwärtiges; meine Abneigung wuchs, und ich war entſchloſſen, ihn nicht an meiner Geſellſchaft Gefallen finden zu laſſen. Ich verhielt mich ſtill und verweilte mit den Blicken auf den verräucherten Farbendruckbildern an der Wand, die den Landesherrn und ſeine Gemahlin darſtellen ſollten.

„Ein Inſtrument, habe ich geſagt," begann mein Schickſalsgefährte am Ofen, „und ich erinnere mich noch ſehr wohl des Abends vom 19. Mai 1661 — nein, 1861, im Garten hinter der Villa des ſeligen Zwenſen. ‚Rette mich aus dieſen Händen, Vetter!' bat ſie mich; ‚ich verabſcheue dieſen Menſchen ... dieſen gefühlloſen alten Filz ...' Das waren ihre Worte; ja, er war ein unangenehmer, abſtoßender alter Geck — dieſer Zwenſen. Was ſollte ich ſagen? ‚Verlaſſe ihn, ich bringe Dich, wohin Du willſt!' rief ich ihr. — ‚Das wäre mehr als thöricht!' ſagte ſie. Und ſie erklärte mir, wie alles lag und daß ſie Zwenſen beerben und überleben wolle. Aber der alte Burſche hatte ein zähes Leben. Mäßig war er immer geweſen, hatte wenig, aber andauernd Oel auf ſeine Lebenslampe gegoſſen — das flackerte immer ſo fort, als könne es nie auslöſchen; es war keine Ausſicht ... ‚Er verliert nichts, wenn er ſtirbt,' meinte ſeine junge Frau, ‚und man befreit ihn nur von der Angſt, daß er um einen Thaler betrogen werden könnte, daß er Einbuße erleiden könnte an den Schätzen, die ſein Glück ausmachen ...' Aber er ſtarb nicht — er wollte nicht ſterben. Er war mißtrauiſch wie ein Verrückter, er blieb nie allein, ging am Abend nie und bei Tage nicht ohne ſeinen großen Hund aus, und bei Tiſch mußte ſeine Frau zuerſt von den Speiſen genießen und den Wein koſten, ehe er davon zu ſich nahm. Ja, er klammerte ſich an dieſes armſelige Leben, das er ſtündlich bedroht ſah, denn ſein Gewiſſen war beladen und er wußte, daß es ihm, ihm allein zukomme, vor ſeinem Tod zu bangen, daß niemand ſeinen Verluſt empfinden werde. Darum war er argwöhniſch und wachſam, er traute niemand und hielt jeden für fähig, ihm bei günſtiger Gelegenheit den Garaus zu machen. Durch Klugheit und Vorſicht glaubte er ſein Leben verſichert zu haben."

Ich begann mich für das Schickſal jenes Sonderlings zu intereſſieren.

„Und doch ſtarb er eher, als man es erwartet hatte, ganz plötzlich, wie es hieß!" fragte ich.

„Eines Morgens fanden ſie ihn zwiſchen ſeinem Schreibtiſch und dem Lehnſtuhl, in dem er zu ſitzen pflegte, wenn er ſeine Zinſen berechnete und an ſeinem Teſtament herumkorrigierte, je nachdem er von den Menſchen ſeiner Umgebung Gutes oder Uebles erfahren; er lag tot auf dem Boden. Er hatte kurz vorher noch geſchrieben, auf dem Tiſche lag ein an einen Fremden von ſeiner Hand adreſſierter Brief, eine Einladung zu einer geſchäftlichen Beſprechung für den andern Tag. Geräuſchlos ging er aus dem Leben — ganz ſtill ..."

Jetzt erinnerte ich mich plötzlich, daß mein Onkel, in deſſen Haus ich lebte, mit den Erhebungen über den plötzlichen Todesfall betraut worden war, denn er war eine Amtsperſon, und ich erinnerte mich genau, daß mein Onkel uns gegenüber die beſtimmte Anſicht ausgeſprochen hatte, es müſſe ein Verbrechen vorliegen, aber es fehlten alle Anhaltspunkte ... Täuſchte mich mein Gedächtnis nicht, ſo war feſtgeſtellt worden, daß Zwenſen infolge von Gift geſtorben ſei.

„War es nicht Gift?" fragte ich über den Tiſch hinüber.

Der Bucklige zog die Augendeckel etwas empor und zeigte zwei lauernde, häßliche Augen, die mit Blutäderchen durchzogen waren; er ſah mich mit einem ſpitzbübiſchen Ausdruck an, der zu ſeinen grauen Haaren ſchlecht genug paßte.

„Ja, Gift," wiederholte er, „wenn der alte Knabe das nur ſo genommen hätte! Aber es mußte ihm ganz ſchlau beigebracht werden — verſtehen Sie, ganz ſchlau."

Ich erwiderte nichts und wartete geſpannt, was ich hören werde.

„Wenn Sie's intereſſiert, und da wir doch einmal ſo gemütlich beieinanderſitzen, ſollen Sie's erfahren," ſagte er, und er erhob ſein Glas ein wenig und ſuchte es an dem meinigen anklingen zu laſſen; dann rückte er wieder in die Nähe des kalten Ofens und begann in ſeiner eigentümlichen beredten und doch ungeſchickten Weiſe zu erzählen: „Ja, Sie ſollen erfahren, wie Zwenſen von ſeinem armſeligen Leben erlöſt und wie mein gutes Couſinchen befreit wurde — mein ‚gutes', ſage ich, denn ſie war nobel gegen mich, ich verdanke ihr alles ... meinen Wohlſtand, alles ... Ja, ihr Mann, der ſelige Zwenſen, ſtarb an Gift, die Herren haben es richtig herausbekommen, aber nicht, wie das zugegangen iſt, denn der aß oder trank Ihnen nichts, ehe nicht ein anderer die Probe gemacht."

(Schluß folgt.)

Literatur

— **Ein feſter, männlicher, edler Charakter iſt es, der uns** in dem ſoeben erſchienenen Buche „Biographie und geſammelte Aufſätze" von **Alfred Graf Adelmann** (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt), welches zugleich den erſten Band der „Geſammelten Werke" des Grafen bilden ſoll, entgegentritt, ganz entſprechend dem ſchönen, ſympathiſchen Ausdruck, mit dem uns das dem Buch eingefügte Bildnis des früh verſtorbenen Verfaſſers anblickt. Mit dieſem Bilde ſtimmt jeder Zug, den der lebensvoll geſchriebene Lebensabriß enthält, jede Abhandlung, die ſich in den Aufſätzen [illegible] Inhalts ausſpricht. Verſchiedene bedeutungsvolle Seiten modernen Kultur- und Staatenlebens ſind es, die hier zur Sprache gebracht werden, aber welches Thema der Verfaſſer auch berührt, es wird geadelt durch die liebenswürdige Art ſeiner Auffaſſung, die für alles Gute mit Entſchiedenheit eintritt, alle Halbheit, alle mit ſelbſtſüchtigen Nebenabſichten ſich tragende Heuchelei energiſch von ſich weiſt. Die geiſtig vornehme Geſinnung, die uns auf jeder Seite dieſes Buches entgegentritt, wird alle Leſer für dasſelbe einnehmen.

— **Clemens Brentanos anmutige „Chronika eines fahrenden Schülers"** mit dem harmoniſch dazu ſtimmenden Abſchluß, den A. von der Elbe an das von ſeinem Verfaſſer unvollendet hinterlaſſene Werk angefügt (Heidelberg, Karl Winters Univerſitätsbuchhandlung), hat ſich längſt eine große Schar von Freunden erworben. Mit voller Ueberzeugung können wir das nunmehr bereits in ſechſter Auflage vorliegende Buch allen denen empfehlen, die für eine Erzählung voll friſcher, poetiſcher Anſchauung und voll des erquickenden Geiſtes einer geſunden Romantik Herz und Sinn noch offen haben. — In ähnlicher eleganter Ausſtattung ließ derſelbe Verlag die achte Auflage der „Bilder ohne Rahmen aus den Papieren einer Ungenannten" erſcheinen, kurzgefaßte, in anſprechender ſpruchmäßiger Knappheit ausgedrückte Gedanken über alle möglichen Dinge, [illegible].

— **Der Kampf zwiſchen jener reinen und hohen Hingebung,** die ganz im andern aufgeht und ſich ſelbſt für das geliebte Weſen zu opfern bereit iſt, und dem ungeſtümen Verlangen nach Genuß, das in ſeinem [illegible] ſich und diejenigen, die es mit in dieſelben [illegible], zu verderben droht, bildet den treibenden Gedanken von „Liebe und Leidenſchaft, eine phantaſtiſche Dichtung" von A. Leſchivo (Wismar, Hinſtorffſche Hofbuchhandlung). In einer Art von [illegible] bewegtem Traumgeſicht vollzieht ſich dieſer Kampf, der hier ſeinen Abſchluß in einer Verſöhnung der kämpfenden Elemente findet und in einem Triumphe der Phantaſie, deren zwingender Macht ſie beide huldigen. Mannigfaltige Töne bringen die Gedichte zum Erklingen, welche dieſelbe Verfaſſerin im gleichen Verlag unter dem Titel „Heidekraut" erſcheinen ließ; aber auch hier walten die bewegten Empfindungen und Stimmungen vor. Recht unmittelbar ſpricht ſich die Eigenart der Dichterin aus in dem kurzen Liedchen „An den Sturm":

Reiß mit der Schwingen! Trag mich fort,
[illegible]
Entführe mich hin zum ſeligen Ort,
[illegible]

[illegible]
Die mich niederhaltenden Ketten?
O Sturmwind, leih deine Schwingen bald,
[illegible]

[illegible] eine beſondere Färbung, ſo erhalten die „Grüße aus Südweſten", Gedichte von Otto Fenſelau (Berlin, [illegible]) eine [illegible] ſchon durch die landſchaftliche Umgebung, der ſie entſtammen und deren Widerſchein ſich über ſie [illegible]. In manchen ſeiner Zeilen gewinnt der Schlag eines treuen deutſchen Herzens, der Sang eines lebensfrohen deutſchen Mundes eine neue Bedeutung, und auch das Heimweh, das da und dort warm aus dieſen Gedichten hervorquillt, macht ſie uns lieb und vertraut.

— **Eine der umfangreichſten Anthologien deutſcher Lyrik** erſchien ſoeben in künſtleriſch ausgeſtatteter Albumform unter dem Titel „[illegible]", herausgegeben von **Fr. [illegible] zu Thal** (Leipzig, Ernſt Wolff). Einige tauſend Gedichte, aus den Werken unſerer älteren und modernen Dichter, mit Geſchmack ausgewählt, ſind durch eine Reihe farbig gedruckter Vollbilder und eine große Zahl eleganter Randzeichnungen würdig geſchmückt, welche in die abwechslungsreiche [illegible] Leben bringen.

— **In den Jahren 1882 und 1883 unternahm Paul Güßfeldt,** welcher als Afrikareiſender bereits einen bekannten Namen ſich erworben, eine Reiſe nach Südamerika zur Erforſchung der wenig bekannten chileniſch-argentiniſchen Anden. Ihre Ergebniſſe wurden 1884 in einem Bericht an die königlich preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften niedergelegt, eine allgemeine Beſchreibung aber iſt erſt in dieſem Jahre erſchienen. Die „Reiſe in den Andes von Chile und Argentinien" (Berlin, Gebr. Paetel) zeichnet ſich vor vielen Reiſewerken ähnlicher Art durch den Glanz der Darſtellung und die Lebhaftigkeit der Schilderungen aus. Der Leſer folgt dem Reiſenden bei ſeinen Vorbereitungen, bei ſeinen Gebirgsübergängen, bei der Erſteigung des Maipo und Aconcagua, des höchſten Gipfels der Cordilleren, mit vielleicht noch größerem Intereſſe als dem Helden eines ſpannenden Romans auf ſeinen Abenteuern. Und dies Intereſſe gilt nicht nur ſeinen Erlebniſſen, ſondern auch ſeinen Beſtrebungen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die hier noch einmal ausführlich dargelegt werden. Das Werk iſt daher für den Gelehrten wie für den, der nur Unterhaltung ſucht, gleich wertvoll.

— **„Ein offenes Wort über das mediziniſche Studium der Frauen an Herrn Profeſſor Dr. W. Waldeyer"** von **Lina Morgenſtern** iſt in Berlin im Verlag der „Deutſchen Hausfrauen-Zeitung", aus der es einen Sonderabdruck bildet, erſchienen. Wie das ganze, von der genannten Schriftſtellerin trefflich geleitete Zeitungsblatt, nimmt auch dieſer Aufſatz die Intereſſen der Frauenwelt wacker und eindrucksvoll wahr. Dem rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt gegenüber, den Profeſſor Waldeyer auf der letzten Naturforſcherverſammlung zu Köln in ſeiner Rede über dieſen Gegenſtand vertrat, betont Lina Morgenſtern in ihrer klaren und eindringlichen Weiſe die praktiſchen Intereſſen, die nach ihren Anſichten für die Zulaſſung der Medizin durch hervorragend veranlagte und gründlich [illegible] Frauen [illegible].

— **A. Hartlebens Volksatlas, enthaltend 72 Karten in** einhundert Kartenſeiten (Wien, A. Hartleben) liegt nunmehr nach Erſcheinen der 20. Lieferung vollſtändig vor. Er hat bis ans Ende gehalten, was er vom Anfang an verſprach. In überſichtlicher Klarheit und Schärfe zeichnet er uns die geſamte Erdoberfläche in ihrer geographiſchen Geſtaltung und völkerſchaftlichen Einteilung nach dem neueſten Stande der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis und der politiſchen Entwicklung. Ein umfaſſendes Regiſter erleichtert außerordentlich das Aufſuchen aller im Atlas verzeichneten Orte, Flüſſe, Gebirge ꝛc. mittelſt Angabe der Kartennummer und der geographiſchen Lage.

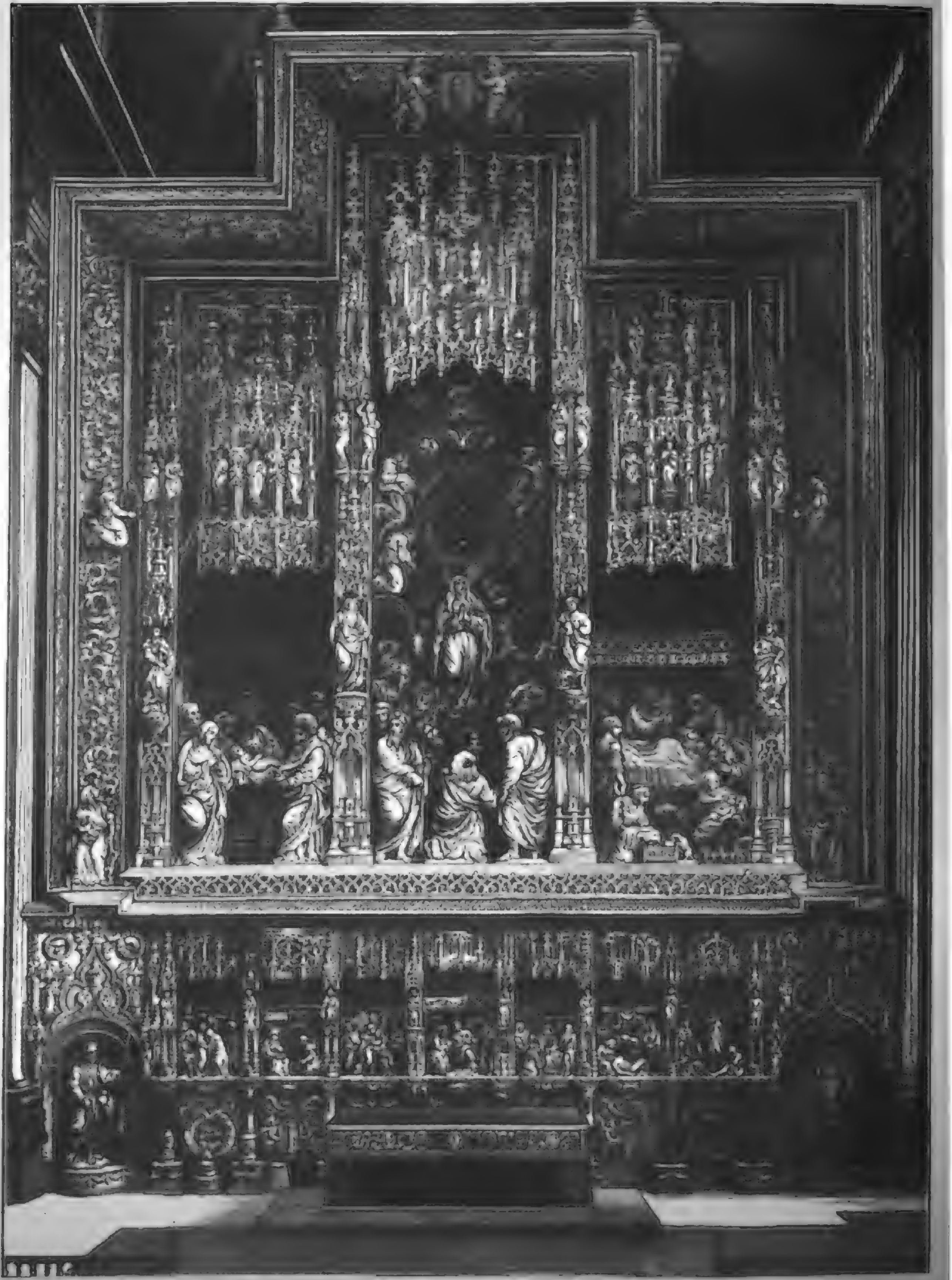
Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In neuer Auflage iſt erſchienen:
Ein halbes Jahrhundert.
Erinnerungen und Aufzeichnungen von
Adolf Friedrich Graf von Schack.
Mit dem Porträt des Verfaſſers.
Zweite, durchgeſehene Auflage. 3 Bände.
Preis geheftet ℳ 15.—; fein in Leinwand gebunden ℳ 18.—

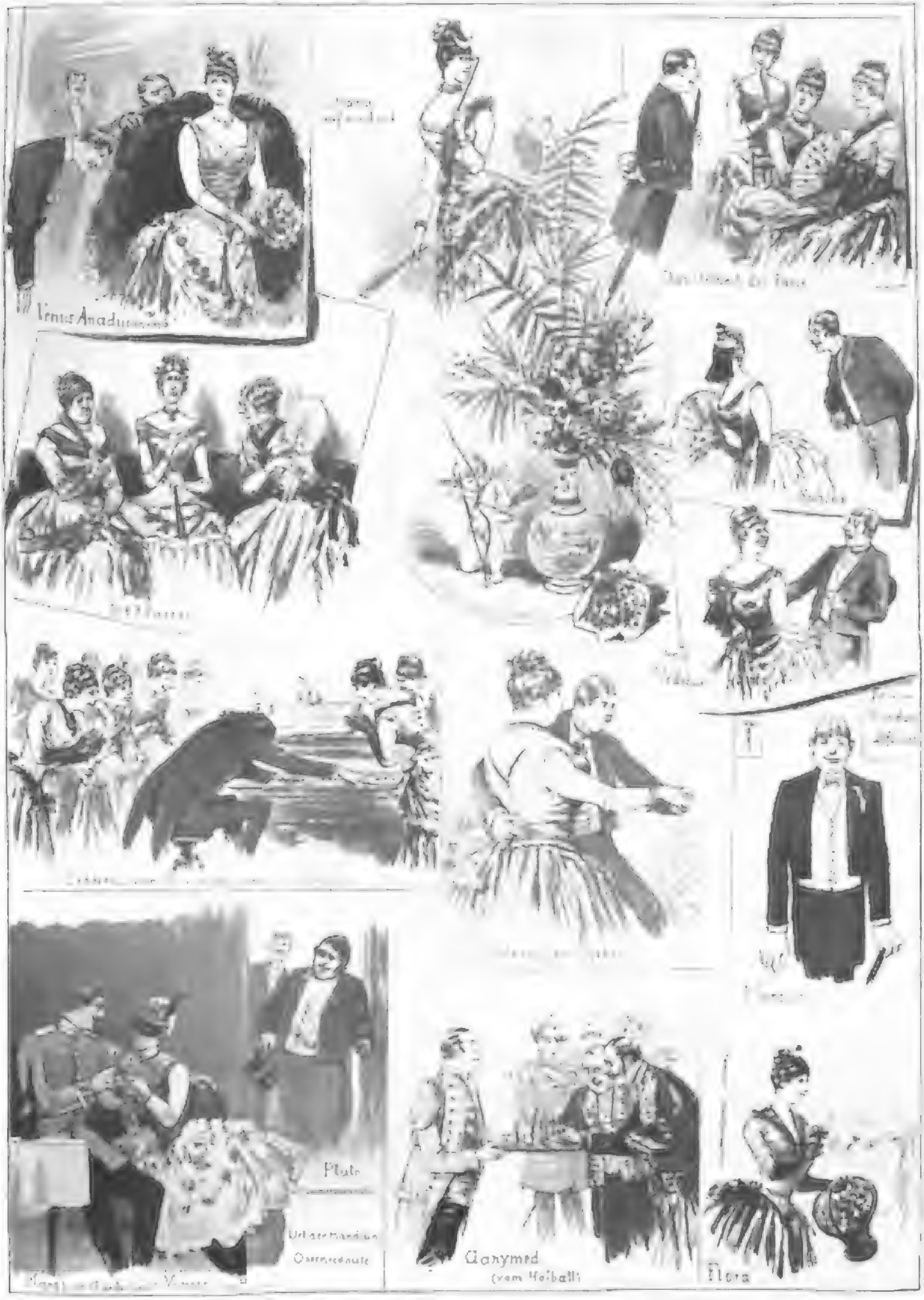
Gedichte
von
Adolf Friedrich Graf von Schack.
Sechſte, vermehrte Auflage.
Inhalt. I. Aus allen Zonen. — II. Liebesgedichte und Lieder. III. Romanzen und Balladen. — IV. Vermiſchte Gedichte.
Preis geheftet ℳ 4.50; fein in Leinwand gebunden ℳ 6.—

Lyriſche Gänge.
Von
Friedrich Theod. Viſcher.
Zweite, vermehrte Auflage.
Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden mit Goldſchnitt ℳ 7.50.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.



Hauptaltar der „Kathedrale unſerer lieben Frau vom Pfeiler“ in Saragoſſa. Zeichnung von M. [illegible]



Mythologiſches aus dem Ballſaal. Originalzeichnung von M. Grögler.

Die letzte Reichsfehde.

Von

Karl Kieſewetter.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Als der erſte Herzog von Meiningen, Bernhard I., im Jahr 1706 geſtorben war, hinterließ er das Land ſeinen drei Söhnen Ernſt Ludwig, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich, welche es gemeinſam unter dem Direktorium des erſtgenannten älteſten Prinzen regieren ſollten. Dadurch ſollte eine noch größere Zerſplitterung der Lande erneſtiniſcher Linie, die bereits in die Herzogtümer Gotha, Weimar, Eiſenberg, Eiſenach, Meiningen, Römhild, Hildburghauſen und Saalfeld zerfielen, verhütet werden; die wohlgemeinte Beſtimmung wurde jedoch eine Quelle ſteter, einſchneidender Zerwürfniſſe in der herzoglichen Familie und die Urſache von Wirren, die das Meininger Ländchen in die Zeit der Grumbachiſchen Händel zurückzuverſetzen ſchienen.

In den erſten Jahren nach dem Tode des vorgenannten erſten Herzogs führten ſeine beiden älteren Söhne die Regierung zugleich im Namen ihres 1687 geborenen, noch unmündigen Bruders Anton Ulrich, welcher unter pfalzneuburgiſcher Fahne in den Niederlanden gegen die Franzoſen kämpfte und, nach Deutſchland zurückgekehrt, im Jahr 1711 Philippine Eliſabeth Cäſar, die Tochter eines bürgerlichen heſſen-kaſſelſchen Hauptmanns, heiratete. Voll Zorn über dieſe unerhörte Mesalliance ſuchten nun die älteren Brüder den Herzog Anton Ulrich von der Regierung auszuſchließen. Allein dieſer beſtand hartnäckig auf ſeinem Recht und brachte es unter ſchier endloſen Kämpfen nach dem Tode Ernſt Ludwigs im Jahr 1727 bei Kaiſer Karl VI., welcher ihm ſehr wohlwollte, dahin, daß Friedrich Wilhelm ohne ſeine Zuſtimmung keine Regierungshandlung vornehmen durfte, und „die Cäſarin“ — wie ſeine Gemahlin allgemein genannt wurde — den Rang einer Reichsfürſtin erhielt. Nun ſiedelte Anton Ulrich, welcher der Verhältniſſe halber ſeit ſeiner Verheiratung in Holland, Frankfurt a. M. und Wien gelebt hatte, 1728 nach Meiningen über, um mit ſeinem älteren Bruder gemeinſam die vormundſchaftliche Regierung für die beiden unmündigen Söhne Ernſt Ludwigs zu übernehmen.

Da jedoch dieſe Prinzen früh ſtarben, dauerte die gemeinſame Regierung der beiden feindlichen Brüder neunzehn lange Jahre, bis zum Tode des älteren, und war ein Zeitraum voll Streit und Verwirrung. Namentlich war es der grämliche, eigenſinnige und hochfahrende Friedrich Wilhelm, welcher Zerwürfniſſe herbeizuführen ſuchte, während andererſeits der edelſinnige, aber heißblütige und ebenſo hartnäckige Anton Ulrich nichts dazu beitrug, Zwiſtigkeiten zu vermeiden oder zu ſchlichten. Infolge deſſen kamen die Regierungsangelegenheiten in bedenkliche Stockung, und manche Stellen — wie zum Beiſpiel die faſt zwanzig Jahre erledigte Stelle des Hofdiakonus — blieben ohne Beſetzung, nur weil ſich die beiden Herzoge nicht über die Perſönlichkeiten einigen konnten. Ja, Herzog Friedrich Wilhelm, welcher übrigens infolge ſeiner Kränklichkeit vielfach von gewiſſenloſen Dienern mißbraucht wurde, ging in dieſem gegenſeitigen Chikaniren ſogar ſo weit, daß er der am 14. Auguſt 1744 verſtorbenen Cäſarin die Beiſetzung in der unter der Kirche liegenden Fürſtengruft verſagte und ihren Sarg in einem abgelegenen Zimmer des Schloſſes mit Sand überſchütten ließ; ſelbſt das Trauergeläute mußte auf ſeinen Befehl aufhören, und Herzog Anton Ulrich, den die fortwährenden Feindſeligkeiten wieder nach Frankfurt getrieben hatten, mußte, nach einem zweimonatlichen Streit über die Beiſetzung und Trauerfeier, auf die Durchführung ſeines Willens verzichten.

Endlich ſtarb Friedrich Wilhelm am 9. März 1746, worauf Herzog Anton Ulrich die nunmehrige Alleinregierung damit antrat, daß er die Leiche ſeiner Gattin in die Fürſtengruft ſchaffen und den Sarg ſeines Bruders in denſelben Zimmer mit Sand überſchütten ließ, wo „die Cäſarin“ faſt zwei Jahre geſtanden hatte; die Reſte Herzog Friedrich Wilhelms wurden erſt in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1747 in der Stille zu der Aſche ſeiner Ahnen gebettet. Trotzdem nun der erbittertſte Gegner der von Anton Ulrich eingegangenen Mesalliance aus der Reihe der Lebenden geſchieden war, hatten die Streitigkeiten über dieſelbe noch kein Ende, denn am 24. Juli 1747 ſetzten die in den Herzogen von Gotha, Hildburghauſen und Koburg beſtehenden Agnaten ein Reichsgutachten durch, laut welchem den aus der Ehe Anton Ulrichs mit der Cäſarin entſproſſenen Kindern, trotz ihrer erblichen Erhebung in den Reichsfürſtenſtand, das Erbfolgerecht abgeſprochen wurde, und Kaiſer Franz I. unterzeichnete am 4. September dieſes Erkenntnis. Anton Ulrich erhob mehrfach vergebens Einſprache dagegen.

Der erbitterte Widerſpruch der Agnaten gegen die Erbfolgefähigkeit der genannten Kinder hatte nicht nur ſeinen Grund in dem Stolz auf die Reinheit des fürſtlichen Blutes, ſondern auch in der Habſucht; denn da die beiden Söhne Ernſt Ludwigs frühzeitig ſtarben und Friedrich Wilhelm unvermählt geblieben war, mußte das Herzogtum Meiningen der Teilung anheimfallen, wenn die Söhne der heſſiſchen Hauptmannstochter von der Erbfolge ausgeſchloſſen blieben, was ja nun durch die kaiſerliche Ratifikation des Reichsgutachtens entſchieden ſchien. Die Agnaten triumphirten; aber Herzog Anton Ulrich, der ſeinen lieben Vettern ihre Freude nicht gönnte, ſchritt — obwohl dreiundſechzig Jahre alt — im Jahr 1750 zu einer zweiten Ehe mit der Prinzeſſin Charlotte von Heſſen-Philippsthal, aus welcher noch drei Söhne und zwei Töchter entſproßten. Da nun die Hoffnung auf eine Teilung des Meininger Landes geſchwunden war, ſuchten in Hinſicht auf das Alter Anton Ulrichs die Herzoge von Gotha, Hildburghauſen und Koburg bei dem etwaigen Tode des gehaßten Meiningers wenigſtens die Vormundſchaft eines Prinzen erſter Ehe über die jüngeren Kinder zu verhindern und kamen 1761 überein, mit den Waffen einzuſchreiten, wenn Anton Ulrich ohne Teſtament ſterbe oder gar die Söhne der Cäſarin trotz des kaiſerlichen Entſcheides zur Mitregentſchaft oder Vormundſchaft beriefe; die Vormundſchaft der Herzogin Charlotte Amalie, allein oder in Gemeinſchaft mit einem dem Intereſſe des erneſtiniſchen Geſamthauſes entſprechenden Fürſten, wollten ſie dagegen zulaſſen.

So lagen die Sachen, als Herzog Anton Ulrich am 27. Januar 1763 in Frankfurt ſtarb, wo auch die Herzogin Charlotte Amalie mit ihren Kindern weilte. Ein ſofort abgefertigter Kurier überbrachte noch an demſelben Tag in der ſo unglaublich kurzen Zeit von neun Stunden die Todesnachricht dem Regierungsrat von Pfaffenrath in Meiningen, welcher als herzoglicher Miniſter ſofort die Kinder erſter Ehe Anton Ulrichs benachrichtigte und Kommiſſäre zur Beſitzergreifung in die einzelnen Aemter des Landes entſandte. Unterdeſſen wurden die Stadtthore geſchloſſen, und der Oberſt von Buttler ließ ſowohl dieſe als die herrſchaftlichen Gebäude militäriſch beſetzen, worauf der feierliche Akt der Beſitzergreifung mit allem Zeremoniell erfolgte. Herr von Pfaffenrath begab ſich mit dem kaiſerlichen Notar Gerbich und zwei von dieſem geladenen Zeugen, mehreren Kommiſſarien und Dienern nach dem Schloß, wo er der präſentirenden Wache den Tod des Herzogs bekannt machte und verkündete, daß derſelbe ſämtliche Prinzen aus beiden Ehen zu gemeinſamen Regenten des ungeteilt bleibenden Landes eingeſetzt und die Herzogin Charlotte Amalie zur alleinigen Vormünderin über ihre minderjährigen Kinder berufen habe. Zum Zeichen der Beſitzergreifung hieb er einen Span aus dem Schloßthor, löſchte das Feuer in der Schloßküche und zündete ein neues an. Dann ſchenkte er in der Kellerſtube Wein und Bier aus und ließ ſich vom Hofverwalter Handſchlag thun. Hierauf begab er ſich nach dem Silberzimmer, wo er ſich mit den Kommiſſarien an eine gedeckte Tafel ſetzte, wieder aufſtand und die Stühle rückte. Damit war der Akt der Beſitzergreifung des Schloſſes vollendet, und die Kommiſſion verließ dasſelbe gegen Mitternacht mit dem ſtrengen Befehl an die Wache, niemand — wer es auch ſei — einzulaſſen. Pfaffenrath ergriff nun noch durch Aushauen von Spänen aus den Thoren von der Stadt, dem herrſchaftlichen Garten und mehreren Gebäuden Beſitz und ließ ſich das von dem Notar über dieſen Akt aufgeſetzte Inſtrument aushändigen. Die Stadtthore blieben bis nach der am Vormittag des 29. Januar ſtattfindenden Huldigung geſchloſſen, worauf der Verkehr wieder freigegeben und ein vormundſchaftliches Patent mit den letztwilligen Verordnungen Anton Ulrichs angeſchlagen wurde.

Kaum war die Kunde dieſes Staatsſtreichs in die Thüringer Lande ergangen, als die erwähnten Agnaten Einſpruch erhoben und das Teſtament ſamt der Vormundſchaft der Herzogin für ungiltig erklärten. Da ſich jedoch die Meininger Regierung um dieſe Erklärung herzlich wenig kümmerte, ſo begannen die drei Mächte Gotha, Hildburghauſen und Koburg ihre ſtehenden Truppen und Landmilizen während der erſten Tage des Februar zuſammenzuziehen und in dem damals koburgiſchen Städtlein Themar zu vereinigen. Schwer hingen die Wolken des Kriegsgewitters über die bedrohte Herzenſtadt, wie das alte Meiningen nach der Form ſeiner Grundfläche hieß, herab, aber die Regierung behielt den Kopf auf der rechten Stelle, zog den engeren Landesausſchuß oder „die Defenſioner“ des Meininger Unterlandes in die Stadt und begann die Wälle und Schanzen vor den beiden Thoren mit Kanonen zu beſetzen. Meiningen, obwohl möglichſt ungünſtig in dem tiefen Werrathal gelegen, war nämlich von einer mit baſtionierten Türmen verſehenen Mauer und drei Gräben umgeben und beſaß vor jedem Thor eine Sternſchanze, weshalb auch die Stadt für den Schlüſſel des Werrathals galt. Dieſelbe wurde, da ſich das aus einigen Compagnien Infanterie und dreizehn Kuraſſieren beſtehende Reichskontingent noch im Feld bei der glorreichen Reichsarmee befand, von den eben erwähnten Defenſionern verteidigt, die eine Art Landwehr bildeten, mit blauen, weißbortirten Röcken, roten Weſten und Hoſen und einer von ihrer Form „Salzmeſte“ genannten Filzmütze bekleidet waren, in Friedenszeiten keinerlei Dienſte thaten und an Kriegstüchtigkeit alles zu wünſchen übrig ließen. Geſchütze waren in verhältnismäßig großer Zahl und von den verſchiedenſten Kalibern vorhanden, weshalb denn auch die Stadt, da die verbündeten Feinde aus denſelben Elementen zuſammengeſetzt waren, der Invaſion und etwaigen Belagerung mit Ruhe entgegenſehen konnte.

Am 6. Februar ergoſſen ſich die feindlichen Heerſcharen in der Stärke von neunhundert Mann mit ſechs Kanonen über das Meininger Land und quartierten ſich in den ſüdlich von der Stadt gelegenen Dörfern ein. Die an ihrer Spitze ſtehenden Kommiſſarien, nämlich der Aſſiſtenzrat Gotter von Gotha, der Geheimerat von Benkwitz aus Koburg und der Hofrat Koch aus Hildburghauſen, ſchickten ein Schreiben an die Regierung nach Meiningen und baten, einen Bevollmächtigten zur Beſprechung nach dem eine Stunde ſüdlich von Meiningen im Dorfe Untermaßfeld befindlichen Hauptquartier zu ſenden. Als ſolcher ging am nächſten Tag der Regierungsrat Hofmann ab und erhob feierliche Einſprache gegen dieſen gröblichen Bruch des Landfriedens, worauf die Kommiſſäre erklärten, daß ſie aller Proteſte ungeachtet in allen auf ihrem Kriegszug berührten Ortſchaften die vormundſchaftlichen Patente abgeriſſen und mit Füßen getreten hätten; morgen mittag würden ſie das Gleiche auch in Meiningen thun, und die Regierung möge zuſehen, daß dieſes in der Güte geſchehe, denn ſie hätten auf alle Fälle Truppen bei ſich, welche Hofmann jeden Augenblick beſichtigen könne. Hofmann unterließ die Beſichtigung und bat nur, mit allen feindlichen Schritten bis nach der Beiſetzung der auf morgen erwarteten herzoglichen Leiche zu verziehen, worauf er ſich nach der Stadt zurückbegab. Am nächſten Tag wurde denn auch die Leiche durch das den Feinden entgegengeſetzte nördliche Thor in die Stadt geſchafft, und bald darauf ſetzten ſich auch die Verbündeten in Bewegung und marſchirten nach der ſogenannten Pfanne, einem ſüdöſtlich von Meiningen liegenden Berg. Da zwei nach Meiningen entſandte Parlamentäre, von denen der eine mit dem Einmarſch eines Corps Preußen drohte, zurückgewieſen worden waren, forderte der gothaiſche Oberſt von Bezberger perſönlich die Stadt zur Uebergabe auf, mußte aber ſamt dem mitgebrachten Tambour unverrichteter Dinge wieder abziehen. Nun begannen die Gothaer auf der Pfanne eine Batterie für ihre ſechs Geſchütze zu errichten und alles zur Beſchießung fertig zu machen.

Auch in Meiningen traf man Vorbereitungen, indem den auf der Schanze vor dem oberen Thor aufgeſtellten Kanonen noch zwei Feldſchlangen hinzugefügt wurden und man Miſt auf die Straßen und Waſſerfäſſer auf die Hausböden ſchaffte. Während des ganzen Tages und Abends rückten die Landmilizen aus dem meiningiſchen Unterland, ſowie Forſtbeamte und die von dem benachbarten Steinbach requirirte Schützencompagnie nebſt vielen Freiwilligen ein, ſo daß in der belagerten Stadt eine ſtattliche Kriegsmacht verſammelt war. Am Abend loderten zwölf Wachtfeuer der Gothaer auf den ſüdöſtlich von Meiningen gelegenen Bergen gen Himmel, und auch in der Stadt blieben die Nacht hindurch alle Mannſchaften unter dem Gewehr, bang der blutigen Entſcheidung harrend, die der Morgen bringen ſollte.

Und die Entſcheidung kam. Ein gothaiſcher Leutenant, Schulze hieß der Wackere, hatte gegen das Verſprechen von einem Dukaten für den Mann vierundzwanzig Freiwillige geworben, mit denen er am 9. Februar früh nach fünf Uhr unter lautem Geſchrei das nördliche Stadtthor einzurennen begann. Die Wache, welche die Gothaer für zuziehende Landmiliz hielt, fragte, wer draußen ſei, und erhielt zur Antwort: „Der Feind!“ Sofort begannen die Defenſioner die Gothaer mit Steinen zu bewerfen, worauf dieſe Feuer gaben, das die Meininger aus zwei Kanonen und kleinem Gewehr ſo kräftig erwiderten, daß ſich die Stürmenden Hals über Kopf in die ſie ſchützenden Berge zurückzogen und einen Verwundeten, den Hut des Leutenants Schulze, zwei Gewehre und eine Zimmeraxt auf dem Platz ließen. Im Triumph wurden dieſe Trophäen in die Stadt geſchafft. Nun aber begann die Batterie auf der Pfanne ihr Donnerwort zu ſprechen und gab bis um ſieben Uhr achtzehn Schüſſe auf die Stadt ab; dann ſetzten ſich die wackeren Artilleriſten zum Frühſtück. Um acht Uhr begann die Beſchießung abermals und währte eine Stunde. Die Meininger erwiderten das Feuer aus den Wallgeſchützen, deren Kugeln jedoch nicht die Batterie auf der Höhe des Berges erreichten, weshalb denn der Büchſenmeiſter Köhler, der Kanonier Wagner, der Zeugwart Heß und der Walkmüller Herbſt die erwähnten Feldſchlangen richteten und Feuer gaben. Die ſchweren Kugeln demontirten zwei gothaiſche Geſchütze, und eine derſelben ſoll nach einer gang und gäben Spottrede dem gothaiſchen Artillerieoffizier einen Sporn abgeſchlagen haben. Mag nun auch die Thatſächlichkeit des letzten Vorgangs dahingeſtellt bleiben, ſo iſt doch gewiß, daß der Feind ſein Feuer einſtellte, ſich hinter den Berg zurückzog und gegen Mittag abmarſchirte. Die Kugeln der Belagerer hatten zwei Schornſteine und einen Giebel eingeworfen ſowie auch eine Scheunenleiter und eine Badewanne zerſchmettert. Menſchenleben waren nicht zu beklagen.

Am Nachmittag kam die Nachricht nach Meiningen, daß die Feinde auf den Dörfern Ellingshauſen, Obermaßfeld und Einhauſen mit Fraß und Soff übel hauſten und die Bauern „ſpolirten“, worauf die meiningiſchen Defenſioner, Jäger und Schützen in der Nacht ausrückten, um die Plünderer zu vertreiben. Dieſelben hatten ſich nach Einhauſen zurückgezogen, wo es zu einem Gefecht kam, bei welchem ein gothaiſcher Kanonier fiel und vierzehn Mann verwundet wurden. Da die Meininger keine Kanonen mit ſich führten, mußten ſie ſich endlich mit dem Verluſt von zwei Verwundeten, deren Gewehre geplatzt waren und die Finger ihrer Träger zerriſſen hatten, zurückziehen. Auch der Feind konzentrirte ſich rückwärts und ließ in Themar die Lafetten der beiden demontirten Kanonen ausbeſſern.

In Meiningen wurde nun die geſamte Bürgerſchaft militäriſch organiſirt, der „weite Ausſchuß“ (eine Art Landſturm) mobiliſirt und die geſamte Jägerei nebſt dem engeren

Ausſchuß des Oberlandes herangezogen. In der Nacht entſtand Lärm; es hieß, die Gothaer kämen; die Tambours ſchlugen Alarm, und alles eilte auf die Wälle, von denen die großen und kleinen Geſchütze in die Nacht hinausdonnerten. Die ungeheure Aufregung legte ſich jedoch ſehr bald, als es ſich herausgeſtellt hatte, daß der ganze Aufruhr durch ein Pferd veranlaßt worden war, welches ſich losgeriſſen hatte und durch die Straßen galoppirte.

So blieben die Verhältniſſe bis zum 15. Februar, an welchem Tag die gewitterſchwüle Ruhe der Lage durch den erneuten Vormarſch der verbündeten Truppen unterbrochen wurde, die ſich wieder in den ſüdlich von Meiningen liegenden Dörfern einquartierten und ſo übel hausten, daß es am 20. Februar in Neubrunn zu einem blutigen Zuſammenſtoß mit den Bauern kam. In dieſem Dorfe war ein Kommando von dreihundert Mann Infanterie und fünfzig Dragonern eingekommen und hatte Fourage verlangt. Der Schultheiß aber ließ Sturm läuten, worauf die Ortsbewohner mit Spießen, Senſen, Flinten, Miſtgabeln, Dreſchflegeln und ſo weiter zuſammenliefen und — von den Bewohnern des benachbarten Dorfes Jüchſen unterſtützt — die Wachen bedrohten; dieſe gaben Feuer, und die Kavallerie hieb ein, wobei ſechs Bauern meiſt tödlich verwundet wurden.

Nachdem nun die Belagerer mit einer abermaligen Beſchießung drohten, die Zufuhr abzuſchneiden ſuchten und einzelne Teile des aus dem Feld zurückkehrenden Meininger Kreiskontingents gefangen nahmen, war doch der Feldzug in ein diplomatiſches Stadium getreten, welches den nahen Frieden in Ausſicht ſtellte. Die Meininger Regierung hatte nämlich, während die Agnaten einen Prozeß beim Reichskammergericht in Wetzlar anhängig machten, beim Kaiſer, dem Reichshofrat, dem Hochſtift Würzburg und dem fränkiſchen Kreiskonvent in Nürnberg über den Landfriedensbruch Beſchwerde geführt, worauf die beiden letztgenannten Mächte ſehr ernſtliche Ermahnungen an die drei verbündeten Höfe gerichtet hatten, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, die Meininger Lande zu räumen und Schadenerſatz nebſt Kriegskoſten zu bezahlen.

Da erſchien am 26. Februar ein ſchon einmal abgewieſener kaiſerlicher Kammergerichtsbote in Meiningen und ſchlug ein Patent ſeiner Behörde am Rathauſe an, laut welchem die Meininger Prinzen erſter Ehe mit ihren Anſprüchen an das Reichskammergericht verwieſen und angehalten wurden, ſich den Maßnahmen der zur Obervormundſchaft berechtigten Agnaten zu fügen. Die Meininger Beamten und Unterthanen erkannten jedoch die Zuſtändigkeit des Reichskammergerichts nicht an, riſſen die angeſchlagenen Verfügungen ab oder ſteckten ſie, wenn ſie ihnen aufgedrungen worden waren, dem Boten wieder gewaltſam in die Taſche, ſo daß er unverrichteter Dinge abreiſen mußte und nur die ihm widerfahrene Behandlung zur Anzeige bringen konnte. Nun kamen die beiden Reichsgerichte über ihre Kompetenzen in Streit, bei welchem die Agnaten behaupteten, die Meininger Räte „hätten das ganze Werk mit einer tauſendkünſtlereichen Verſchlagenheit unter einander geflickt", und ſogar die Beſchießung der Stadt abgeleugnet; das Ende war, daß der Kaiſer durch ein Patent vom 17. März die Prinzen erſter Ehe von der Erbfolge endgiltig ausſchloß, die Herzogin-Witwe als Landesregentin und Obervormünderin ihrer minderjährigen Söhne beſtätigte und die Agnaten in die Strafe des Landfriedensbruchs verurteilte.

Nun marſchirten die feindlichen Truppen ab, die Meininger Aufgebote wurden entlaſſen, und der Stadtrat berechnete, daß ihn die Belagerung 289 fränkiſche Gulden, 14 gute Groſchen und 7 Pfennige gekoſtet habe. Die letzte Fehde zwiſchen kleinen Ständen des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, welche zu mehreren Spottgedichten Veranlaſſung gegeben hatte, war zu Ende. Am 22. März 1763 hielt die von Frankfurt kommende Herzogin mit dem älteſten Prinzen ihren Einzug, und friedlich lächelte die Frühlingsſonne über der befreiten Harfenſtadt.

Notiz-Blätter.

Bühne.

— **In der deutſchen Reichshauptſtadt haben die jüngſten** Wochen in ziemlich raſcher Folge drei namhafte Neuheiten auf die Bretter gebracht. Das Berliner Theater, ſchon bisher in ſeinen Darbietungen außerordentlich vom Glück begünſtigt, hat mit einem ſehr unterhaltenden Luſtſpiel: „Die wilde Jagd" betitelt, abermals den Vogel abgeſchoſſen. Der Verfaſſer, der junge Frankfurter Dr. phil. und Literaturhiſtoriker Fulda, hatte ſchon mit ſeinem ſehr graziöſen und feinſinnigen Einakter „Unter vier Augen" auf der Bühne des Deutſchen Theaters außerordentliches Glück gehabt, das ihm auch bis heute treu geblieben iſt. Man hat ihn nicht weniger als ſiebenmal gerufen. Zu der Gruppe Lindau-Schönthan-Lubliner gehörig, zeichnet er ſich weniger durch ſtürmende Erfindungsgabe als durch den Reiz einer geiſtreich ſinnbelebten Form und witzige Einfälle aus, die aber ſtets von durchſchlagender Wirkung ſind. Fulda ſchildert die „wilde Jagd" des modernen Geſellſchaftslebens. Er zeigt uns den vielbeſchäftigten Geſchäftsmann, der niemals bei ſich zu Hauſe iſt, ſelbſt während einer Geſellſchaft mit allen möglichen Berufsobliegenheiten geplagt wird und keinen Augenblick zu ſich ſelbſt und ſeiner Familie kommen kann. Dann führt er ein Ehepaar vor — der Mann iſt Privatdozent, die Frau eine bedeutende Malerin — das ebenfalls der wilden Jagd verfallen iſt, aber nicht der geſellſchaftlichen Pflichten, ſondern der unſtillbaren Begierde nach einer Ehrenſtellung in der Geſellſchaft keinen Augenblick ruhigen Genuſſes findet und ſich ſchließlich recht ſehr unglücklich fühlt, weil jedes von beiden die wahre Befriedigung entbehrt, die nur aus häuslicher Harmonie entſpringt. Die Entfremdung wird mit der Zeit ſo arg — wenigſtens äußerlich — daß die Frau das Haus des Mannes verläßt, da der Gatte endlich von ſeinem Rechte als Herr der Häuslichkeit Gebrauch machen und eine andere Lebensordnung einführen will. Aber wie es ſo oft geſchieht, gerät ſie dabei nur aus dem Regen in die Traufe, denn ein Baron, ein ſogenannter Freund der Familie, benützt dieſen Umſtand, um der Dame ſeine mehr als zweideutigen Schutzanträge zu machen. Dies bringt ſie zur Beſinnung und führt ſie in das Haus eines wirklichen Freundes, eines alten Sanitätsrats, der alsbald beide Gatten mit einander verſöhnt und die durch böſe Erfahrung gewitzigte Gattin ihrer Häuslichkeit und ihrem ehelichen Glück wiedergibt. Das alles iſt mit ſo viel Geiſt, Witz und feinem Dialog dargeſtellt, daß man die vielen poſſenhaften Uebertreibungen und Unwahrſcheinlichkeiten der Handlung dem talentvollen Verfaſſer gerne nachſieht — zumal, wenn eine Niemann-Raabe die Rolle der Malerin ſpielt und darin den ganzen Zauber ihrer bezaubernden Genialität walten läßt. — Das Leſſingtheater hat auch einmal einen vollen Erfolg zu verzeichnen mit Anzengrubers Volksſtück: „Heimg'funden", einer ſchlichten, herzlichen und einfach-gemütvollen Dichtung, die eine rührende Fabel mit zündender dramatiſcher Klarheit in ſechs Bildern zur Darſtellung bringt, aber die meiſterhafte, wahrhaft geniale Begabung ihres Urhebers dort verrät, wo er das Volksleben und die Leute aus dem Volke zu ſchildern Gelegenheit findet. Der ehemalige Wiener Adolf Hammer, ein heruntergekommener Fabrikant, ſteht vor dem Ruin, und da es gerade Weihnachtsabend iſt und er nirgends mehr ein Heim weiß, wo er mit ſeinen [illegible] einmal Zuflucht finden könnte, beſchließt er, ſeinem elenden Daſein durch einen Piſtolenſchuß ein Ende zu bereiten. Sein Bruder, ein armer Schloſſer, den er ſtets verachtend gemieden, weil er einer von den „kleinen Leuten" iſt und mit mühſam ehrlicher Arbeit ſein Daſein friſtet, erfährt durch Zufall den verhängnisvollen Entſchluß und eilt, um dem Lebensmüden die Piſtole aus der Hand zu winden. Es gelingt ihm, den düſteren Plan zu vereiteln und den Verzweifelten der Mutter zuzuführen, die er ſo lange gemieden. So hat der Arme ſich und ſein Heim wiedergefunden und es iſt wieder licht in ſeiner Seele geworden. Gewiß ein recht ſimpler Vorwurf; wäre er nicht von Anzengruber gedichtet, ſo würde die [illegible] Kritikerzunft ſagen: „Das iſt ein Rührſtück!" Aber Anzengruber weiß auch den trivialſten Stoff mit ſeiner eminenten Darſtellungs- und Geſtaltungskraft zu beleben und ihn uns menſchlich nahe zu bringen. Das iſt ſeine Kunſt. Gemütvolle Stücke ſprechen auch heute, in unſerer angeblich ſo blaſierten Zeit, noch ebenſo an wie vordem, als der Großvater die Großmutter nahm, und das iſt ein gutes Zeichen dafür, daß der Verfall des Geſchmacks noch nicht diejenigen Schichten durchdrungen hat, von denen die Bühne ihre eigentliche Lebenskraft ziehen ſoll. Anzengruber hat im Leſſingtheater einen Ehrenabend gehabt. — Nach ſechsmonatlicher Pauſe hat neuerdings auch das königliche Schauſpiel wieder „heimgefunden". Die Bühne am Schillerplatz iſt wieder ihrer Beſtimmung übergeben worden und zwar mit [illegible] romantiſch-idealiſtiſchem Schauſpiel „Letzte Liebe". Das Stück hat ebenfalls einen bedeutenden Erfolg erzielt — wer will da noch von der Unempfänglichkeit des Publikums für das Edle reden? Und doch ſpielt es im tiefen Mittelalter, im Jahre 1380, und handelt von den romantiſchen Abenteuern der ſchönen Tochter des Grafen von Carrara im Kriege gegen die Venetianer. Da die Handlung ſehr verwickelt iſt, ſo kann hier nicht näher auf ſie eingegangen werden. Es genüge die Bemerkung, daß ſie bei allen Zuſchauern das lebhafteſte Intereſſe erregte und eine wahrhaft feierlich gehobene Stimmung erzeugte, an der ebenſo ſehr die würdige, an den großen ſpaniſchen Vorbildern geſchulte Form wie das vollendete Spiel der königlichen Schauſpieler ehrenvollen Anteil hatte. Auch die prächtige Inſzenirung erregte allgemeine Bewunderung.

— **Ein Richard Wagner-Theater ſoll in der Nähe von** Paris bereits im nächſten Sommer eröffnet werden. Lamoureux wird die künſtleriſche Oberleitung der eigenartigen Unternehmung führen. Die letztere wird einen privaten Charakter tragen und das Theater für ungefähr 350 Perſonen Raum bieten. Die Veranſtalter werden, um feindliche Kundgebungen gegen die Aufführungen Wagnerſcher Werke nach Möglichkeit fernzuhalten, nur aus Kunſtverſtändigen ſich zuſammenſetzen, von denen eine abſichtliche Störung der Vorſtellungen nicht zu erwarten iſt. Die Vorſtellungen in dem franzöſiſchen Richard Wagner-Theater ſollen nur einige Monate währen und wenn möglich nur in der Zeit ſtattfinden, in welcher die großen franzöſiſchen Opernbühnen Ferien haben. Die mitwirkende Künſtlerſchar wird, ähnlich wie in Bayreuth, aus den hervorragendſten Mitgliedern verſchiedener franzöſiſcher Theater beſtehen, in erſter Reihe des Theatre de la Monnaie in Brüſſel, welches bereits „Walküre" und „Meiſterſinger" in franzöſiſcher Sprache zur Aufführung gebracht hat.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **In Breslau ſind acht Briefe Friedrichs des Großen** aufgefunden worden, die vom hiſtoriſchen Standpunkt höchſt merkwürdig ſind, weil ſie Antworten auf Bekehrungsverſuche ſind, die der Kardinal Querini an den großen Preußen-König richtete.

— **Die umfangreichſte Shakeſpeare-Bibliothek der Welt** beſitzt das Londoner Britiſh Muſeum. Es iſt allerdings eigentlich ſelbſtverſtändlich, daß die Nationalbibliothek des Landes die beſte Sammlung von Büchern beſitzt, die ſich auf den größten ſeiner Söhne beziehen, aber nicht immer wird berückſichtigt, was man für richtig erkennt, und erſt als Birmingham im Jahre 1879 ſeine Shakeſpeare-Bibliothek durch Feuer verlor, begann man dieſer Abteilung des Britiſh Muſeum größere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Jetzt findet der Shakeſpeare-Studierende dort alle die erſten Ausgaben und den größten Teil der Kommentare; nicht eine der deutſchen Ueberſetzungen, von Wielands erſtem Verſuch bis auf den heutigen Tag, fehlt, ſowie auch faſt keins der über den großen britiſchen Schriftſteller geſchriebenen Werke, ſo daß, wenn ein Deutſcher die vollkommenſte Sammlung deutſcher Bücher über Shakeſpeare ſehen will, er nach London gehen muß. Das Muſeum beſitzt auch die franzöſiſchen und italieniſchen Ueberſetzungen, faſt die ganze ſpaniſche Literatur über dieſen Gegenſtand, Wiedergaben mehrerer Dramen, die von der Hand des Königs von Portugal herrühren, ſowie ſolche in däniſcher, ſchwediſcher, holländiſcher, ruſſiſcher, polniſcher, böhmiſcher und ungariſcher Sprache. Einige der Dramen ſind ins Serbiſche, Rumäniſche, Walachiſche, Armeniſche, Hebräiſche und Japaniſche übertragen. Arabien beſitzt zwei vollkommene Ueberſetzungen und eine dritte iſt in Vorbereitung.

— **Welche Bücher lieſt das Volk am liebſten?** Dieſe Frage läßt ſich für die deutſche Reichshauptſtadt annähernd beantworten an der Hand des neueſten ſtatiſtiſchen Jahrbuchs von Berlin. Nach dem Bericht über das letzte Beobachtungsjahr wurde nämlich ein Band der vierundzwanzig Berliner Volksbibliotheken durchſchnittlich entliehen 5,8 mal aus der — ausländiſchen Literatur, denn abgeſehen 5,1 mal aus der deutſchen Nationalliteratur, 3,6 mal aus der Rubrik „Encyklopädie und Vermiſchtes", 2,5 mal aus der Mathematik, 2 mal aus der Philologie und Pädagogik, 1,7 mal aus Geographie und Reiſen, und ſo weiter herab bis zur Theologie, wo ein Band verhältnismäßig nur 0,7 mal, ſowie zu den Staatswiſſenſchaften, wo er 0,5 mal entliehen ward. Die vierundzwanzig Berliner Volksbibliotheken beſitzen jetzt 104,049 Bände. Davon wurden im letzten Berichtsjahre 362,667 entliehen, jeder Band durchſchnittlich 3½ mal. Die Zahl der Leſer betrug 16,645. Es wurden verliehen 26 Prozent der Bücher an Handwerker, Geſellen und Arbeiter, 21 Prozent an Frauen, 15 Prozent an Gymnaſiaſten und Studenten, 14 Prozent an Gewerbetreibende und Künſtler.

— **In Paris erſcheinen 1648 Zeitſchriften und Zeitungen,** und zwar 94 politiſche Tagesblätter und Wochenſchriften, 50 illuſtrirte, 66 [illegible], 16 diplomatiſche oder volkswirtſchaftliche, 17 für das Verſicherungsweſen, 63 dem katholiſchen, 21 dem proteſtantiſchen, 2 dem jüdiſchen Glaubensbekenntnis dienend, 24 für Freimaurerei, 27 für das Militärweſen, 25 für Sport, 146 finanzielle, 85 gewerbliche, 29 für die Bühne, 86 juriſtiſche, 34 für [illegible], 60 für Moden, 46 für den Handel und 143 verſchiedenen Inhalts. Von den Revuen behandeln 62 Politik und Schöngeiſtiges, 136 Heilkunde, 125 Kunſt und öffentliche Arbeiten, 71 Naturwiſſenſchaften, 72 Erziehung und Unterricht, 34 Verwaltungsweſen, 43 Land- und Gartenwirtſchaft, 32 Erdkunde. Von den im vorigen Jahre neu entſtandenen 433 Zeitſchriften und Zeitungen verſchwanden 243 vor Ablauf des Jahres.

— **Es iſt bekanntlich ſehr ſchwer, die Höhe der Wellen** und die Entfernung der einzelnen Wellenkämme richtig abzuſchätzen, namentlich weil man ſie in der Regel von oben anſieht. Neuerdings hat ein früheres Mitglied der berühmten Challenger-Expedition, Buchanan, aus Anlaß von Peilungen in der Nähe der Azoren behufs Legung eines Telegraphenkabels, unternommen, dieſe Frage zu löſen. Dabei bediente er ſich eines Taues mit einer Boje, welches an das Schiff befeſtigt war, ſowie zweier [illegible] zur Ermittlung der Entfernung zwiſchen dem Schiffsbord und dem Grunde des Wellenthals, beziehungsweiſe der Höhe des Wellenberges. Die Verſuche wurden auf hoher See in der Gegend der genannten Inſel und bei ſtürmiſchen Nordweſtwinden veranſtaltet. Da ergab ſich für die höchſten Wellen eine Höhe von 6 Meter, für die kleineren eine ſolche von 3,05 Meter, für die Entfernung zwiſchen den Wellenkämmen 180 bis 190 Meter und für die Geſchwindigkeit der Fortpflanzung der Wellen 42 bis 46 Kilometer. Eine erhebliche Höhe erreichen die Wellen nur, wenn ſie auf ein Hindernis ſtoßen.

Geſundheitspflege.

— **Ueber die Geſundheitsſchädlichkeit der Teppiche entſpann** ſich in einer der letzten Sitzungen der Berliner polytechniſchen Geſellſchaft eine intereſſante Erörterung. Dr. Löwe, Spezialiſt für Naſen- und Halskrankheiten, glaubte die Frage der Geſundheitsſchädlichkeit der Teppiche im allgemeinen bejahen zu müſſen. Die längere Hantierung namentlich mit neuen Teppichen erzeuge ganz beſtimmte Arten von Schleimhautkatarrhen, die zurückzuführen ſeien auf den feinen Staub, den die Teppiche beim Vorzeigen von ſich geben. Die Teppiche ſeien zudem arge Staubfänger, die nicht oft genug gereinigt werden könnten. Daher ſeien auch viele Hausfrauen darauf bedacht, wenigſtens aus Schlafzimmern Teppiche möglichſt fern zu halten. Wie Ingenieur Marx ausführte, ſind namentlich die geſchorenen Teppiche minderwertigen Fabrikats bedenklich. Dahin gehören zumeiſt die billigen Sorten der nachgeahmten Smyrnateppiche. Dieſelben werden auf Maſchinen genäht und dann geſchoren. Bei mangelhaftem Betriebe bleiben nun eine Menge kleiner Wollfaſern in den Teppichen hängen, die dann beim Gebrauch ſich in die Zimmerluft zerſtreuen. Die Anweſenheit derartiger Wollfaſern könne man ſehr leicht erkennen, wenn man neue Teppiche kräftig ausklopfe. Ingenieur [illegible] glaubte dieſe [illegible] nicht [illegible] zu können. Bei guten Teppichen und bei ſorgfältig arbeitenden Betrieben würden die Wollfaſern entſchieden bei der Fabrikation entfernt. Der Umſtand aber, daß die Teppiche den Staub abfangen, ſpreche gerade für deren Verwendung. Allerdings wurde auch von dieſer Seite zugegeben, daß bei ſcharfem Kehren ſehr leicht Wollpartikel abgeriſſen werden können, ein Umſtand, der auch der allgemeinen Einführung der ſonſt praktiſchen amerikaniſchen Teppichbürſten im Wege geſtanden.

Sport.

— **Oehlſchlägers „Johnny Longtail" wurde in der Man**cheſter Handicap-Steeplechaſe von 250 Sovs. als erſter placirt, da die Siegerin Graf Nik. Eſterhazys „Oranura" wegen eines Formfehlers, bei der Einführung auf die engliſche Rennbahn begangen, disqualifizirt wurde.

— **Die diesjährigen Renntermine Deutſchlands ſind be**reits zum großen Teile veröffentlicht. Berlin wird diesmal am 23. April einen Renntag vor Hamburg (28. und 29. April) abhalten, während das Derbymeeting auf den 21., 23. und 24. Juni entfällt, während die Tage der Union, Armee ꝛc. auf den 10., 11., 12., 14. und 16. Juni, das Maimeeting auf den 6., 12., 13. und 26. Mai zu Berlin entfallen. Der große Preis von Hannover fällt in das Meeting vom 29., 30. Juni und 2. Juli, und in Baden-Baden wird am 25., 27., 30. Auguſt und am 1. September gerannt. Am 6. und 7. Oktober ſind die St. Leger-Tage zu Hannover und am 12., 13. und 15. Oktober die des Herbſtes und anderer langen Rennen zu Berlin. Die kleineren Meetings gruppiren ſich, wie immer, um dieſe.

— **Immer fabelhafter werden die Pferdepreiſe für Vollblut.** Nachdem „Ormonde" thatſächlich um 240,000 Mark nach Amerika verkauft wurde, ſind dem Beſitzer „Stuarts", der den Grand prix und das franzöſiſche Derby gewann, 600,000 Franken für dieſen Hengſt geboten und, was noch unglaublicher klingt, von ihm refüſirt worden.

— **Trabrennen wurden in Weißenſee im Jahre 1888 an 35 Tagen** abgehalten und dabei 300 bis 500 Mark an Preiſen ausgeſetzt.

— **Eine geräumige Reithalle (Vorführungshalle) nebſt** umfangreichen Stallungen hat in Stuttgart der dortige „Neue Klub" erbaut und unlängſt feierlich eröffnet. Prinz Hermann zu Sachſen-Weimar übergab die vollendeten Baulichkeiten, nachdem Kommerzienrat Dietenbach die Bedeutung derſelben in ausführlicher Rede hervorgehoben, feierlich dem Oberbürgermeiſter Dr. von Hack. Ohne Zweifel iſt durch dieſe Neuſchöpfung dem Pferdehandel, namentlich ſoweit er ſich auf die edlen Raſſepferde bezieht, ein wichtiger Vorſchub geleiſtet.

— **In Waſſerſchuhen aus Federholz, je 5 Fuß lang und** 14½ Kilogramm ſchwer, iſt ein „Profeſſor" Ch. H. Oldrieve, von Albany nach New-York „gegangen". Der „Marſch" auf dem Hudſon währte 6 Tage, während Dampfſchiffe nicht mehr Stunden dazu benötigen. Der Mann will demnächſt von Dover nach Calais marſchiren.

— **Eine Birkwildkolonie wird im Taunus angelegt.** 4 Hähne und 6 Hennen ſind als erſte Anſendung von Helſingfors bereits in ihre neue Heimat eingeſetzt.

In Paris wird ein internationales Fechtturnier für das Ausſtellungsjahr geplant, das die beſten Degen Frankreichs gegeneinander führen dürfte.

Statiſtik.

— **In den erſten elf Monaten des Jahres 1888 ſind 15** Theater niedergebrannt. Davon entfallen auf Nordamerika und England je 4, auf Belgien 2, Frankreich, Spanien, Portugal, Rumänien und Rußland je 1. Die 96 Theaterbrände ſeit dem Ringtheaterbrand verteilen ſich nach Ländern wie folgt: England 23, Rußland 16, Nordamerika 17, Frankreich 12, Oeſterreich-Ungarn 6, Spanien 5, Deutſchland, Italien und Belgien je 3, Holland, Schweden, Portugal, Rumänien, Südamerika und Japan je 1. Deutſchland hat eigentlich in dieſem Zeitraume nur 2 größere Theater eingebüßt, nämlich das Hoftheater in Schwerin (16. April 1882) und das Reſidenztheater in Berlin (14. April 1884). Nur bei dem erſteren kam ein Feuerwehrmann in treuer Ausübung ſeiner Pflicht ums Leben.

Geſtorben.

— **Kemal Bey**, Gouverneur von Chios, bisweilen der bedeutendſte Mitarbeiter Midhat Paſchas, einer der begabteſten Dichter und Schriftſteller des türkiſchen Volkes, Anfangs Dezember, in Chios.

— Dr. **Joſef Lenhoſſek**, Profeſſor der Anatomie und Vorſteher des erſten anatomiſchen Inſtituts an der Univerſität Budapeſt, ausgezeichneter Lehrer und Forſcher auf dem Gebiete der Anatomie und Schädellehre, Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, 70 Jahre alt, am 3. Dezember, in Budapeſt.

— Dr. **Karl Zeiß**, Hof- und Univerſitätsmechaniker in Jena, deſſen optiſche Werkſtätte einen Weltruf erlangt hat, 72 Jahre alt, am 3. Dezember, in Jena.

— **Emerich Henßlmann**, hervorragender ungariſcher Kunſtarchäolog, Begründer der magyariſchen Altertumsforſchung, Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Budapeſter Univerſität, Mitglied der ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften, 75 Jahre alt, am 4. Dezember, in Budapeſt.

— Dr. **Konſtantin Bender**, Sanitätsrat und Kreisphyſikus a. D. in Berlin, Mitglied der Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie der Naturforſcher, angeſehener Schriftſteller auf mediziniſchem und naturwiſſenſchaftlichem Gebiete, 60 Jahre alt, am 7. Dezember, in Berlin.

— **Graf Franz zu Stolberg-Wernigerode**, erbliches Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, 73 Jahre alt, am 7. Dezember, auf ſeinem Schloß zu [illegible] in Böhmen.

— **Dormann**, ehemaliger Stiftsprediger und Schuldirektor, bekannter Volksmann des Jahres 1848, 75 Jahre alt, am 7. Dezember, in Dresden.

— **German Angyelics**, Erzbiſchof von Karlowitz, griechiſch-orientaliſcher Patriarch und Metropolit der ſerbiſchen Nation in den Ländern der ungariſchen Krone, am 8. Dezember, in Neuſatz.

— **Wiſſelinck**, Oberbürgermeiſter a. D., früher Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, 54 Jahre alt, am 8. Dezember, in Thorn (Weſtpr.).

— Geheimer Hofrat **Neſſ**, Chef der Geheimen Kanzlei des Auswärtigen Amtes, um die Ausbildung der Subalternbeamten des auswärtigen Dienſtes hochverdient, 60 Jahre alt, am 9. Dezember, in Berlin.

— Geheimer Regierungsrat Dr. **Firnhaber**, hochverdient um das naſſauiſche Schulweſen, 76 Jahre alt, am 14. Dezember, in Wiesbaden.

— **Prinz Alexander von Heſſen und bei Rhein**, k. k. General der Kavallerie, 65 Jahre alt, am 15. Dezember, in Darmſtadt.

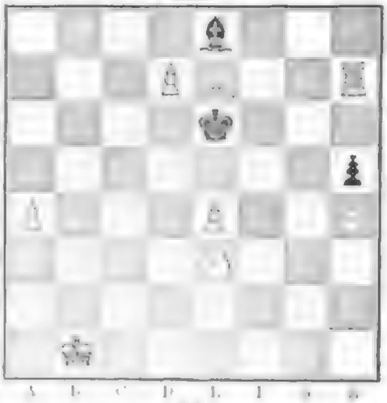
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Zu den lehrreichſten Aufgaben unſeres jetzt in London lebenden Landsmannes, des trefflichen Problemkomponiſten H. F. L. Meyer, gehört folgendes Meiſterſtück:

Aufgabe Nro. 487.

Von H. F. L. Meyer.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Aus der Schachwelt.

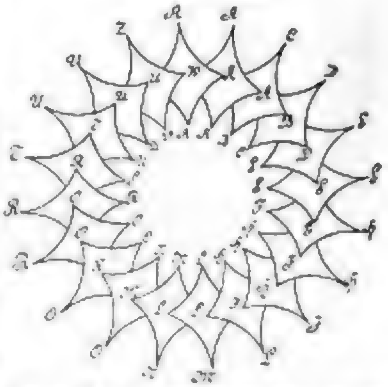
Eine der älteſten und bedeutendſten deutſchen Schachgeſellſchaften, die Leipziger „Auguſtea", feierte am Sonntag den 2. Dezember 1888 das fünfzigjährige Jubelfeſt ihres Beſtehens. Am Nachmittag gegen 3 Uhr begrüßte der [illegible] Dr. Rudolph von Gottſchall, der [illegible] Herrn H. Zwanzig an der Spitze der Geſellſchaft [illegible] mit herzlichen Worten. Dann [illegible]. Zu Ehrenmitgliedern wurden die Herren von Bardeleben, Dr. Rudolph von Gottſchall, Dr. Max Lange, [illegible] und H. Zwanzig gewählt. — Am Meiſterturnier, das am Montag begann, beteiligten ſich als Kämpfer die Herren von Bardeleben, J. Mieſes, Dr. Mindwitz, Wilh. Paulſen, Fritz Riemann, von Scheve, Schallopp und Dr. Tarraſch. Nach mehrtägigem Kampfe erhielten von Bardeleben und Riemann mit 5½ Gewinnpartien den erſten Preis, [illegible]. Den zweiten Preis erhielt J. Mieſes mit 4½ Gewinnpartien. Das Feſtmahl, das am 4. Dezember ſtattfand, nahm einen überaus [illegible] Verlauf. Dr. Rudolph von Gottſchall brachte einen [illegible] Toaſt auf das Wohl der Auguſtea aus, Dr. Max Lange einen [illegible] auf das Wohl der Gäſte, [illegible]. Möge die treffliche Auguſtea auch ferner gedeihen und blühen!

Königsmarſch.

				ſin	[illegible]				
le	bit			bre-	glück-			frem-	[illegible]
ber	freun-	tag		lich	ſeit		bir	lein	[illegible]
gl	[illegible]	bie-	[illegible]	in	ba	traum	ich	ben	ich
[illegible]	[illegible]	le	[illegible]	i	ur	ſchön	el	mich	am
[illegible]	[illegible]	[illegible]	e	tal-	gang	mir	[illegible]	[illegible]	ſehn
[illegible]	en	thrä-	ich	er	die	ſie	ge	be	muß
	ne	ſen	le	[illegible]	[illegible]	jäh-	bet	ſin-	
	ben	ha-	ge-	[illegible]	der	daß	ben	[illegible]	
		bir	mit	ſpuren	ich	ſchö-	be		
		ſchön-	in	ben	wen	bie	iſt		
		ge	bir	ſchein	[illegible]	[illegible]	ber		

Auflöſung des Rätſels Seite 282:
Tag.

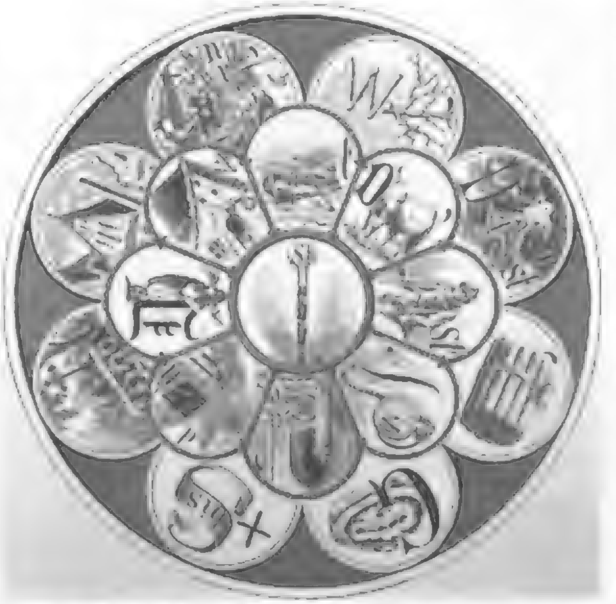
Buchſtabenrätſel.



Nach dem Muſter der vorſtehenden Figur ſind aus deren Buchſtaben zwanzig Wörter (jedes aus drei Buchſtaben beſtehend, deren der Anlaut auf die innere, der [illegible] auf die unbedeckte, der Auslaut auf die äußere Blattſpitze zu ſtehen kommt) ſo zu bilden, daß die unbedeckten Blättchen rechts herum den Namen eines der größten mittelhochdeutſchen Dichter ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. ein [illegible] Petrefakt; 2. eine Stadt in Italien; 3. eine Stadt an der Donau; 4. ein ruſſiſches Gouvernement; 5. ein Mineral; 6. einen Fiſch; 7. einen Laufvogel; 8. eine bibliſche Perſon; 9. eine Stadt an der Saale; 10. einen Zufluß der Donau; 11. eine altbabyloniſche Gottheit; 12. eine Himmelsgegend; 13. einen berühmten Gegner Luthers; 14. ein Sinnesorgan; 15. einen männlichen Vornamen; 16. ein Bindewort; 17. einen bekannten Liederkomponiſten; 18. einen Teil des Wagens; 19. ein perſönliches Fürwort; 20. einen Vogel.

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 282:
Nur die moraliſche Größe macht den großen Mann.

Roſetten-Rebus.



Bei dieſem Rebus muß der Löſer den Anfang ſuchen. Man beginnt mit der äußerſten Kreisrunde der Bilder und folgt nach rechts. Das letzte Bild der erſten Reihe ſtößt auf den Anfang der zweiten Reihe, und hier folgt man ebenfalls nach rechts. Das Mittelbild iſt die Schlußſilbe des ganzen Spruches. Lieſt man willkürlich in der erſten Reihe nach rechts oder links, ſo wird man leicht bald den Anfang finden.

Neue Bücher und Schriften.

Abel, B., Unſere drei Kaiſer. [illegible] & Gerlach.

Arnold, K., Das Lexikon der feinen Sitte. Stuttgart, Levy & Müller.

[illegible]

Bergmann, J., Die Jungfrau von [illegible]. Dresden, E. Pierſon.

[illegible]

[illegible] 3 Aufl. München, [illegible].

Ebner-Eſchenbach, M. v., Der Unverſtandene auf dem Dorfe. Erzählung. 2 Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Elegien über die [illegible] von H. F. [illegible] Hannover, [illegible].

[illegible], E., [illegible] Prag, Fr. [illegible].

Einſtein, L., La langue internationale, als beſte Löſung des [illegible] Weltſprachenproblems. Nürnberg, J. B. [illegible].

Fiedler, A., [illegible]

[illegible], Dr. K. L., Herzog Ernſt II. von Sachſen-Coburg-Gotha u. [illegible] Straßburg, [illegible].

Gautier, E., L'an 1789. [illegible] Paris, Ch. Delagrave.

[illegible], Gedichte. Berlin, Gebr. Paetel.

[illegible], Rud., Lord Byron. Drama. Wien, W. Braumüller.

Hermann, E., [illegible] Wien, [illegible].

Hippologiſche Revue. Heft 2 12. Stuttgart, Schickhardt & Ebner.

Hirth, G., Kulturgeſchichtliches Bilderbuch. V. Band. 9 12. Lieferung. München, G. Hirth.

Jahrbuch der Kgl. preußiſchen Kunſtſammlungen. IX. Band, 4. Heft. Berlin, G. Grote.

[illegible], Maria, [illegible] in Berlin. [illegible]

Jenſen, W., Märchen und Sagen des [illegible] Volkes. [illegible] Riga, [illegible].

[illegible] Leipzig, [illegible].

Junker, Dr. W., Reiſen in Afrika. 1875–1886. Lief. 1 (in ca. 30 Lief.). Wien, Ed. Hölzel.

[illegible]

[illegible], Dr. L., [illegible] ſein Leben u. [illegible]

Kurz, Iſolde, Gedichte. Frauenfeld, J. Huber.

[illegible] 2 Aufl. Berlin, [illegible].

[illegible], J., Der [illegible]

[illegible] 52 Sonntagsbetrachtungen aus d. Engl. des [illegible] Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Liebe, K. Th., Futterplätze f. Vögel. 4. Aufl. Gera, Th. Hofmann.

Lindau, Paul, Herr und Frau Bewer. 3. Aufl. Breslau, S. Schottlaender.

[illegible], J., Gedichte. [illegible]

[illegible], Joh., Die Strafen des Lebens. Berlin, [illegible].

Müller, K., Der [illegible] Krieg 1864. Hannover, Helwing.

[illegible], M., [illegible] Trauerſpiel. München, [illegible].

[illegible], Dr. [illegible] Augsburg, [illegible].

[illegible], R., Der [illegible] Felddienſt, nach den neuen Beſtimmungen. Hannover, Helwing.

[illegible]

[illegible], Der Weg [illegible] Leipzig, [illegible].

[illegible] Roman einer [illegible] Breslau, S. Schottlaender.

Storm, Th., Geſammelte Schriften. Bd. 15. 16. Braunſchweig, G. Weſtermann.

[illegible] Geſchichten aus der Tonne. 3. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Studie über die Felddienſtordnung der Infanterie. Mit 10 Abbildungen. Hannover, Helwing.

[illegible], Natalie, [illegible] Lieder. Leipzig, A. Fock.

Weber, Georg, Lehrbuch der Weltgeſchichte. 20. Aufl. Lief. [illegible] (Schluß). Leipzig, W. Engelmann.

Weißmann, A. L., [illegible] auf [illegible] Fragen. [illegible] 2 Aufl. Wien, [illegible].

[illegible], H., [illegible] Sammlung von [illegible] Leipzig, [illegible].

[illegible]

„A young girl". [illegible] Stuttgart, [illegible]

[illegible]

Abonnent in Zürich. [illegible]

Ein Abonnent in [illegible]

[illegible] am Bodenſee. [illegible]

Lumpaci Vagabundus. [illegible]

Abonnent in Schweden. [illegible]

„Spon". [illegible]

[illegible] in Portugal [illegible]

Dr. J. [illegible] in Köln. [illegible]

[illegible] in Bayreuth. [illegible]

[illegible] in Annaberg. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] in Danzig. [illegible]

[illegible] in Berlin. [illegible]

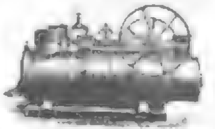
Ein begeiſterter Verehrer des großen Schweigers. [illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Chem. [illegible]

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.



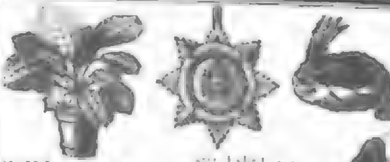
Locomobilen,
Westinghouse Dampfmaschinen,
Dampfkessel.
Garrett Smith & Co.

Dampframmen

Menck & Hambrock,
Ottensen bei Altona.

NEUE Musik-Zeitung
80 Pfg. Illustriertes Familienblatt. 80 Pfg.
Mit zahlreichen Musik- und anderen wertvollen Beilagen.
[illegible] Carl Grüninger. [illegible] Stuttgart.

Garantie-Seidenstoffe
der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld



Gelbke & Benedictus, Dresden.
Cotillon-
Carneval-
Spiele. Christbaumschmuck. Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
Gefässe dafür in Majolica, Holz, Messing

BUCHFÜHRUNG

Mariage [illegible]

Kautschukstempel
Maurer & Thieme

G. F. [illegible] in G. [illegible] im „[illegible]“, Berlin, [illegible] durch jede Buchhandlung zu beziehen. [illegible]

E. K. in Metz. Mit Dank angenommen.

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

Geſundheitspflege.

[illegible]

Dr. Rehm

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]
Wien: [illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]
Budapeſt: Moriz Hecht [illegible]
München: Fritz Schwarz [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible]

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Moſſe Annoncen-Expedition [illegible]

Anzeigen

Inſertions-Gebühren [illegible] Reichswährung. [illegible] Hamburg, Köln a. Rh. [illegible] München, Nürnberg. [illegible]

Die ſoeben ausgegebene Nummer 14 der

Künſtler-Ausgabe

von

„Ueber Land und Meer“

XXXI. Jahrgang [illegible]

(wöchentlich eine Nummer von mindeſtens 2½ Bogen Großfolio auf feinſtem Velinpapier in Umſchlag mit jährlich 8 Extra-Kunſtbeilagen, Preis vierteljährlich für 13 Nummern 6 Mark) enthält als

dritte Extra-Kunſtbeilage:

„Esmeralda“. Nach einem Gemälde von **P. Linder.**

An den bisher erſchienenen Nummern des Jahrgangs 1888—89 ſind folgende Extra-Kunſtbeilagen zur Ausgabe gelangt:

„In Roſen“. Nach einem Gemälde von **P. Linder.**
„Schloß Herrenchiemſee“. Photogravüre nach einem Gemälde von Profeſſor **H. Breling.**

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen Abonnements auf die **Künſtler-Ausgabe** von **„Ueber Land und Meer“** jederzeit entgegen. Die bereits erſchienenen Nummern nebſt den Extra-Kunſtbeilagen werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen noch zum Subſkriptionspreis nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutſche Verlags-Anſtalt.

Einladung zum Abonnement auf die

Deutſche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer“.

In wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen. Preis **2 Mark** pro Quartal [illegible] Heften in elegantem Umſchlag. Preis **35 Pfennig** pro Heft.

Der neue, ſiebenzehnte Jahrgang, welcher in der Wochennummer-Ausgabe von Oktober zu Oktober läuft, bringt in erſter Linie folgende hochintereſſante Romane:

„Camilla“, von **Ernſt Eckſtein** — **„Der Weg zum Glück“**, von **Robert Byr** — **„Im Bann der Irredenta“**, von **G. Meding-Samarow** — **„Der älteſte Sohn“**, von **Moritz v. Reichenbach** — **„Im Regiment“**, von **H. v. Oſten** — **„Unter deutſchen Palmen“**, von **Chr. Benkard**, denen noch weitere bedeutende Romanwerke von Martin Bauer, Doris Freiin von Spättgen, L. Haidheim u. ſ. w. folgen.

Außerdem enthält jede Nummer ein reichhaltiges Feuilleton; Proben aus der neuen deutſchen Lyrik; Rätſel.

Der Abonnent auf die „Deutſche Romanbibliothek“ erwirbt in **jedem** Vierteljahr für **nur 2 Mark** ſo viel Leſeſtoff, daß — wenn letzterer in Romanbände üblichen Umfanges eingeteilt würde — dieſelben einen Buchwert von mindeſtens **18 Mark** repräſentieren; er erhält alſo in ſchönſter Ausſtattung

die neueſten Romane der erſten deutſchen Schriftſteller

als ſein **Eigentum** [illegible] um den Preis der **Gebühr für das Leſen in der Leihbibliothek**, und darf wohl geſagt werden, daß zu ſolch billigem Subſkriptionspreiſe eine derartige [illegible] beſter deutſcher Originalromane noch nie geboten [illegible]

Die „Deutſche Romanbibliothek“ erſcheint auf vielſeitigen Wunſch nunmehr auch [illegible] **„Salon-Ausgabe“** — jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in [illegible] pro Halbband —, welche den Vorteil bietet, daß jeder Roman, ſobald er vollſtändig erſchienen, ſofort für ſich eingebunden werden kann, da jeder Roman [illegible]

Der Jahrgang dieſer **Salon-Ausgabe** läuft von Januar zu Januar und iſt ſomit jetzt die beſte Gelegenheit zum Eintritt in das Abonnement geboten. Der **erſte Halbband** des zweiten Jahrgangs (1889) iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen [illegible]

[illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible] „Deutſche Romanbibliothek“ als überaus billiges und **äußerſt gediegenes** Ergänzungs-Journal freundlichſt ein. Ein Beſtellſchein liegt dieſer Nummer zu gefälliger Benutzung bei.

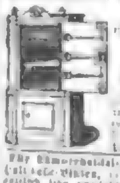
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutſche Verlags-Anſtalt.

Petroleum-Retortenbrenner.
[illegible]
A. v. Württemberger & Co. in München

Aus meiner Jugendzeit.
[illegible]
Preis geb. M. [illegible]
[illegible] Verlag, Wittenberg.

Das Vogtl. Verſandt-Haus
[illegible]

Schladitz & Bernhardt, Dresden.
[illegible]
Stahlpanzer-Geldſchränke
[illegible]



Meyers Konverſat.-Lexikon
[illegible]

Stottern
[illegible] Denhardt's [illegible] Anſtalt Burgſteinfurt, [illegible] nach Heilung

Heirats-Geſuch.
[illegible]

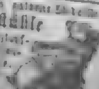
D. R. Patent Nr. 604.
Die ſtumme Violine
[illegible]
Gebrüder Wolff, [illegible] fabrik, Kreuznach
[illegible]

Das überraſchendſte Geſchenk
[illegible] photographiſche Anſtalt von Franz [illegible] in Freiburg [illegible]

[illegible]

Spielwerke
[illegible]
Spieldoſen
[illegible]
J. H. Heller, Bern (Schweiz).

Kranken-Fahrſtühle
[illegible]



Electrotechnische Fabrik
Mix & Genest
S.W. BERLIN S.W.
Telephon-Anlagen.
Haustelegraphon.
Blitzableiter. Lichtapparate.

Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen

iſt die **Illuſtrirte Frauen-Zeitung.**

Dieſelbe bringt jährlich 24 Moden- und 28 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beiblättern, ſo daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erſcheint (für Oeſterreich-Ungarn der Stempelſteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern ſind der „Modenwelt" gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen und Text voraus mehr bietet als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmuſtern zur Selbſtanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder wie der Unterwäſche überhaupt genügend für den ausgedehnteſten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem vielſeitigen Feuilleton und Briefen über das geſellſchaftliche Leben in den Großſtädten und Modern regelmäßige Mittheilungen [illegible] Kunſtgewerbliches, Illuſtrationen [illegible] ſodann viele künſtler[illegible] Moden endlich noch [illegible] mit über 250 Ab[illegible] bildern, 8 farbige [illegible] arbeiten und 8 [illegible] ſo daß die Zahl der [illegible] reicht. Kein ander[illegible] halb oder außerhalb [illegible] viele Zahl außer[illegible] Abonnements-Preis [illegible] Ausgabe mit aller [illegible] noch 40 große farb[illegible] bendere Beigaben, [illegible] (in Oeſterreich-Ungarn [illegible])

Abonnements [illegible] Buchhandlungen [illegible] gratis und franko [illegible] Potsdamer Straße [illegible]

Universal-Sprache Esperanto.

Die Idee einer Universal-Sprache iſt ſeit den älteſten Zeiten ein Lieblingsgedanke der Menſchheit. [illegible] „**Lingvo internacia**" [illegible]

Es ſind für die Sprache **Esperanto** [illegible]

[illegible] folgende Werke veröffentlicht:

1. Internationale Sprache des Dr. Esperanto. Vorrede und vollſtändiges Lehrbuch. Preis 40 Pf., franko Zuſendung 50 Pf.
2. Das Libro de l' lingvo internacia (Das Buch der internationalen Sprache) Preis 20 Pf., franko Zuſendung 30 Pf.
3. Aldono al la Dua Libro (Nachtrag zum Zweiten Buche). Preis 20 Pf., franko Zuſendung 30 Pf.

Das erſte Buch iſt in mehreren Sprachen veröffentlicht. [illegible]

[illegible] **Verlag Dr. L. Samenhof**, [illegible]

Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenſeitigkeit gegründet 1830.

Verſicherungsbeſtand:
Ende 1896 [illegible]
Ende 1897 [illegible]
Ende 1898 [illegible]

Vermögen:
Ende 1896 [illegible]
Ende 1897 [illegible]
Ende 1898 [illegible]

Gezahlte Verſicherungsſummen: [illegible]

Die Verſicherten erhielten durchſchnittlich an Dividende gezahlt: [illegible] 41% der ordentl. Jahresprämie.

Die Lebensverſicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig gehört zu den älteſten und größten, ſowie vermöge der hohen Dividenden, welche ſie [illegible] zu den billigſten Geſellſchaften Deutſchlands und [illegible]

Die jährlichen Beiträge ſtellen ſich bei der Lebensverſicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig durch die hohe Dividende [illegible]

Prämiirte ächte Sodener Mineral-Pastillen

[illegible] aus den Salzen der berühmten Gemeindequellen, welchen durch die Jury der internationalen Ausſtellung in Brüſſel die Silberne Medaille zuerkannt wurde, ſind in allen Apotheken à Schachtel 85 Pf. erhältlich. Um ſicher zu ſein, keine nachgeahmten Sodener Mineral-Paſtillen zu erhalten, verlange man [illegible]

FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen

[illegible] beachte, daß die auf den Schachteln [illegible] ovale blaue Schutzmarke den nebenſtehenden Namenszug **PH. HERM. FAY** trägt.

Ein neues Univerſal-Lexikon für alle Gebiete des Wiſſens

[illegible]

Verlag von **Wiegandt & Grieben,** [illegible], Berlin.

Neues und billigſtes Konverſations-Lexikon

Feines

Tafelgeflügel

[illegible]

Victor Haydecker, Püspök-Ladany.

[illegible]

[illegible]-Caffee-[illegible].

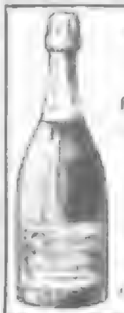
[illegible]

Tauſende

[illegible] **A. [illegible]** [illegible] **Stuttgart** [illegible]

Glas-Schreibfedern

[illegible]-Proben für M. 1.40. Briefmarken an GUSTAV PICKHARDT in BONN



Kaiser-Blume

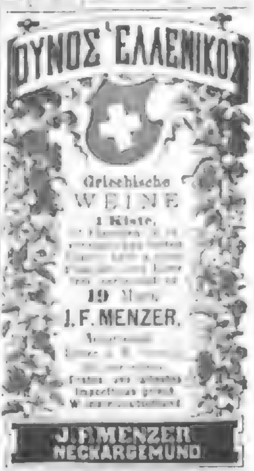
feinſter Sect

Gebrüder Hoehl

Geisenheim

Schaumwein-Kellerei.

Zu beziehen durch [illegible]



ΟΙΝΟΣ ΕΛΛΕΝΙΚΟΣ

Griechiſche WEINE

1 Kiſte, [illegible]

19 Mark.

J. F. MENZER, [illegible]

J. F. MENZER NECKARGEMÜND

R. WOLF

in

Magdeburg-Buckau

baut ſeit 1862 als

Hauptſpecialität:

Fahrbare und ſtationäre

Locomobilen

mit ausziehbaren Röhrenkeſſeln ſowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern

und zwar:

Hochdruck-Locomobilen mit einfacher oder mit durch den Regulator **ſelbſtthätig** beeinflußter Expanſionsſteuerung bis zu 50 Pferdekraft,

Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne Condenſation bis zu 120 Pferdekraft.

Die Wolf'ſchen Locomobilen, welchen auf **allen** deutſchen Locomobil-Concurrenzen in Bezug auf den **geringſten Kohlenverbrauch**

stets der Sieg

zuerkannt wurde, ſtehen auch hinſichtlich ihrer **Leiſtungsfähigkeit und ſoliden Bauart unerreicht** da. **Sämmtliche** seit 20 Jahren aus der Fabrik hervorgegangenen Exemplare ſind **gegenwärtig noch im Gebrauch.**

Die Wolf'ſchen Locomobilen, welche ohne [illegible] **dauernden Brems- und Indicator-Verſuchen** [illegible] Feſtſtellung des Waſſer- und Kohlenverbrauchs [illegible]

Landwirthſchaft als in induſtriellen Betrieben jeder Art

[illegible] ſämmtlich in Bezug auf die [illegible]

Preisliſten und feinſte Referenzen ſtehen zur Verfügung.

Jeder Schwindſüchtige

leſe ſofort: „Die Heilung der Schwindſucht" durch Einathmung hochgradig erhitzter trockener Luft. In populär gemeinverſtändlicher Darſtellung und mit Beſchreibung des bei der Kurmethode angewendeten Apparates von

Dr. Louis Weigert.

Portofrei zu beziehen durch **A. Meissner, Berlin W., 71 Friedrichſtraße,** gegen Einſendung von 50 Pf. in Poſtmarken.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Dr. med. W. Schmidt.
[illegible]
Stuttgart. Marktplatz 14.

Baufach.
Brieflicher Unterricht.

Nicht verſetzte [illegible]
[illegible] Erziehungs-Anſtalt [illegible]

Das Militär-Pädagogium
Dr. Killisch,
Berlin,
Schönhauser Allee 133.

Epilepsie [illegible] Krämpfe.
[illegible] Central-Vertriebsbureau [illegible] Berlin [illegible]

Erziehungsanſtalt zu Keilhau
[illegible]

CACAO-VERO.
entölter, leicht löslicher
Cacao.
[illegible]
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Keine Hülfe für Brustkranke
[illegible]

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Die Stiftung
von Zimmermann'ſche Naturheilanſtalt
bei Chemnitz, [illegible]

Dr. Pfeuffer's
[illegible]
Gicht- und Steinleidende
und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe
[illegible] Ludwigsapotheke zu München.

Dr. H. Schusters Privat-Institut.
Leipzig, Kleine Burggasse 6, am Konzerthaus.
[illegible]

Professor Dr. Liebers
Nerven-Elixir.
[illegible]
Central-Depot M. Schulz, Hannover.
[illegible]

16 Medaillen & Ehrendiplome.
Cibils
FLEISCH-EXTRACTE
liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.
Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.

INTERESSANTE ENTDECKUNG!
Parfums-ORIZA in fester Form
12 KÖSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN
Ein leichtes Bestreichen genügt um augenblicklich
den gewünschten Gegenstand zu parfumiren
L. LEGRAND, [illegible]
207, Rue Saint-Honoré, PARIS
Der Bijou-Catalog wird gratis und franco zugesandt
[illegible] WOLFF & SCHWINDT in KARLSRUHE
[illegible]

Sie huſten nicht mehr
Dr. Rob. Bock's Pectoral
(Hustenstiller)
Gegen:
Verſchleimung.
Huſten.
Heiſerkeit.
Bei:
Katarrhen der
Luftwege.
Schnupfen etc.
Raſch
Sicher
Von keinem Hustenmittel übertroffen.
Bock's Pectoral [illegible] Bruſttee, Salmiak-Salzpaſtillen, Malzbonbons ꝛc. ꝛc.
☞ Man überzeuge ſich von dem Heilwert durch Leſen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugniſſe. ☜
☞ **Für Kinder** allen anderen Mitteln vorzuziehen. ☜
Dr. **Bock's Pectoral** iſt in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, [illegible]
[illegible]
Angenehm und unſchädlich

⁂ Zur Beachtung. ⁂

Unſeren vielen mit **Neujahr** in das Abonnement auf **„Ueber Land und Meer“**. Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

neu eingetretenen Leſern

zur Nachricht, daß wir die nötigen Vorkehrungen getroffen haben, um denſelben auch das **erſte Vierteljahr** (Nro. 1—13) des laufenden XXXI. Jahrgangs, der ſchon mit dem 1. Oktober des vorigen Jahres ſeinen Anfang nahm, auf Verlangen **ſofort noch vollſtändig nachliefern** zu können. Dasſelbe kann zum Abonnementspreiſe auf demſelben Wege bezogen werden, auf dem die verehrlichen Abonnenten jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten ſtoßen, ſo iſt die unterzeichnete Verlagshandlung bereit, das erſte Quartal der **Haupt-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer“ gegen Franko-Einſendung von 3 Mark und das erſte Quartal der **Künſtler-Ausgabe** gegen Franko-Einſendung von 6 Mark ſofort direkt zu übermitteln.

Auch von der **„Deutſchen Romanbibliothek“** kann das **erſte Quartal** des laufenden Jahrgangs (Nro. 1—13) für 2 Mark noch vollſtändig nachbezogen werden entweder von derſelben Bezugsquelle, von welcher man das **zweite** Quartal erhält, oder auch auf Verlangen direkt von der Verlagshandlung gegen Franko-Einſendung von 2 Mark.

Stuttgart, im Januar 1889. Deutſche Verlags-Anſtalt.

Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 15.

61. Band.
[illegible]

Deutsche Illustrirte Zeitung.

[illegible]

Harte Herzen.

[illegible]

Anton Freiherrn von Perfall.

[illegible]

Peter hatte sich ganz ander[illegible] erwartet, und der [illegible] seinen Sohn einen Bogen [illegible] der Theologie den Rücken [illegible]

[illegible] ich er rechnen, [illegible] hatte er [illegible] Ehrfurcht [illegible] den Peter [illegible] kein höchster Gedanke, das hatte [illegible] den Buben. [illegible] fremd war [illegible] mache. Und jetzt wollte er gar Doktor werden, das war ja der verachtetste, machtloseste Stand in der Gemeinde. So ein Hungerleider wie der Doktor [illegible]! Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß es den Sims [illegible]

„[illegible] und bleibt a Narrn! A Doktr — ja, so einer wie der [illegible] oder wie der Gemeinde[illegible]!“ Dann setzte er sich mit zorngerötetem Gesicht an den alten, schon bemalten Schreibtisch, nahm die zerzauste Stahlfeder in die derbe Faust und rüstete sich, einen möglichst groben Brief zu schreiben, um dem Buben diese [illegible] auszutreiben. Als er aber den Brief desselben noch einmal durchlas, fiel ihm erst die energische Art und Weise auf, in welcher Peter seinen Willen klarlegte.

Spielmaus. Pastell von Professor J. Keppay

[illegible]

Das war ja ſonſt nicht ſeine Art. Er hatte ihn jahrelang nicht mehr geſehen, ſollte die Klauſenerart doch durchgebrochen ſein bei dem Jungen, das trotzige, rechthaberiſche Weſen?

„Geiſtlich kann ich, will ich nicht werden, es fehlt mir die Ueberzeugung; läßt Du mich nicht Medizin ſtudiren, verlaſſe ich das Studium ganz und erlerne lieber ein ehrliches Handwerk, um mein Brot zu verdienen.“

Das war ohne Umſchweif geſprochen. Es gefiel ihm bei längerem Nachdenken gar nicht ſo ſchlecht, es ſtak etwas von ſeiner Art darin, was er lange Zeit vergebens in dem Jungen geſucht. Einen Handwerker draus machen, nachdem er ſo viel Geld gekoſtet! — Daß die Klauſener ihre Schadenfreude daran hätten! — Lieber wird er ihm noch Arzt, am End hat doch er's zu ertragen. Schwerfällig kroch die ſchwere Hand über das Papier — das Schreiben war ihm eine läſtige Arbeit.

„Ich bin ſehr bös auf Dich, daß Du auf mein Willn ſo wenig acht gibſt betreffs der Geiſtlichkeit, die doch der fürnehmſt Stand iſt und bleibt, aber am End mußt Du ja die Suppn auseſſn, die Du Dir einbrockſt, net ich, drum thu, was Du willſt, das nötige Geld ſoll Dir nicht fehln. Zu kommen brauchſt nicht in mein Haus, bis Du zeigſt, daß Du überhaupt für was nutz biſt, woran ſtark zweifelt Dein Vater Wimbacher.“

Der Schweiß perlte ihm auf der Stirne nach dieſer Arbeit.

„Der Bu' ſoll ſehn, daß ich auch no' mein Kopf auf hab', net er allei'. Schau, ſchau, der Peter! Wer hätt' das dacht! Der Dominik wird's kaum glaubn!“

Dieſer Brief beſtimmte Peters Schickſal. Er kam auch der Aufforderung des Vaters pünktlich nach und betrat ſein Haus nicht mehr volle vier Jahre, am Ende kam es ihn nicht ſo ſchwer an.

Jetzt hatte er glänzend ſein Examen beſtanden, und auf die Nachricht davon hatte ihn der Vater ſelbſt aufgefordert, zu kommen. Doch nicht berechtigter Ehrgeiz, der Stolz, mit ſolchem Reſultat vor ſeinen Vater hintreten zu können, trieb ihn her — was wußte am Ende der alte Wimbacher von den überwundenen Schwierigkeiten des Studiums — die Sehnſucht nach der Heimat, nach all den liebgewordenen Plätzen, die ihm das Bild der zu früh verſtorbenen Mutter wieder auffriſchen ſollten, das war das Hauptmotiv ſeines Kommens. Im väterlichen Hauſe hatte er wenig Freudiges zu erwarten, die ewige Streitſucht, das rauhe, gemütloſe Weſen des Vaters und des Bruders ſagten ihm jetzt, wo er einer ganz andern Lebensſphäre angehörte, wohl noch viel weniger zu. Die Begegnung mit dem Doktor Lindner beſtärkte ihn nur in ſeinen Befürchtungen.

Der ſpitze Kirchturm der Klauſen ſtieg plötzlich wie aus dem Leeren vor ihnen auf, in unendlich feiner Linie ſich in das Azur des Himmels hebend. Peter fuhr aus ſeinen Gedanken auf, der Anblick der Heimat, deren ſchmucke Häuſer, von einem Walde von Obſtbäumen umgeben, jetzt überall auftauchten, führte ihn ganz in die Gegenwart zurück. Seine hohe Geſtalt hob ſich vom Sitze auf, um beſſer ſehen zu können, ſein Blick glitt unruhig hin und her.

Dort an der Kirchenmauer, wo die vergoldeten Kreuze funkelten, lag die gute Mutter. Könnte ſie ihn jetzt ſehen, den kleinen, verachteten Peter! — und das Schulhaus, ſein liebſter Aufenthaltsort, gerade ſo friedlich guckte es herauf wie damals, mit ſeinen grünen Läden, ſeinen Roſenſpalieren. Jetzt tauchte das Wimbacher-Anweſen zwiſchen den Bäumen auf und auch der Zaun, der es trennte vom Riedbauern-Anweſen war ſichtbar — er war nagelneu, mannshoch, daß man nicht darüber ſehen konnte, damals war es ein niederer Bretterverſchlag, und drüben ſtand die krumme Lies mit ihren Märchenaugen, in die er ſo gern blickte — es lag ſo viel Leid darin, und er fühlte ſich damals ſchon ſo hingezogen zu allem Leid. Sonderbar, daß die Geſtalt der Lies jetzt gerade ſo lebhaft vor ihn hintrat, er hatte lange nicht mehr an ſie gedacht.

Unendlicher Friede lag über dem ſtillen Thale, das ein feiner bläulicher Dunſt umhüllte. Auf den Schneiden der ſchroffen Felswände rings umher lehnten glänzend weiße Wolkenballen.

Keine Spur von dem Haſſe, dem Neide, der Liebloſigkeit, die da unten gärte. Und der häßliche Menſch neben ihm, dem wie ihm das Licht der Wiſſenſchaft geleuchtet, nährte ſich von dieſen üblen Dünſten, die atemhemmend lagerten über dieſem weltverſchloſſenen Eden. Er wäre am liebſten vom Wagen geſprungen, um nicht in dieſer Geſellſchaft ſeine Heimat zu betreten, doch ſchon fuhr man an den erſten Häuſern vorbei; überall grüßten die Leute am Wege faſt demütig den Doktor und ſahen erſtaunt auf die fremde Erſcheinung neben ihm. Niemand erkannte den Peter Wimbacher.

Der Wagen hielt vor der Poſt, einem ſtattlichen Gebäude mit vom Alter dunkelbraun gefärbten Holzwänden. Die feingegliederte Altane ſchmückte keine Blume wie an den übrigen Häuſern des Dorfes, das war bei der Mutter anders — doch wer ſollte ſie jetzt pflegen? Was waren Blumen für den alten Wimbacher und den Dominik? Sie verſtanden ſie nicht.

Eine Glocke erklang im Hauſe und unter der Thür erſchien eine mächtige Geſtalt. Die aufgeſtülpten Hemdärmel ließen muskulöſe Arme ſehen, an dem blutigen weißen Schurz hing das Wahrzeichen der Metzger, der Wetzſtahl, herab. Der Kopf war trotz der derben Züge ſchön zu nennen, es lag etwas Martialiſches darinnen, und eine Aehnlichkeit mit den Bildern des Andreas Hofer, welche hier in jeder Wirtsſtube hingen, war unverkennbar, dazu mochte auch der lange, ſchon etwas ergraute Vollbart beitragen, der auf die breite Bruſt herabwallte. Es war der Poſthalter der Klauſen. Er wiſchte ſich die blutige Hand am Schurz ab und kam ſchweren Schrittes eine hölzerne Treppe herab. Den Peter hatte er offenbar nicht erkannt, denn er beachtete ihn gar nicht und ſtreckte ſeine breite Hand dem Doktor entgegen, der, in einem häßlichen Grinſen ganz aufgehend, dieſelbe ergriff.

„Na, Poſthalter, heut hab' ich 'was mitgebracht, gratulire, gratulire!“ Dabei deutete er auf Peter, der ruhig die Begrüßung der beiden abwartete.

Der Poſthalter wandte ſich um und betrachtete einen Augenblick unſchlüſſig den jungen Herrn in ſtädtiſcher Kleidung. Peter aber, bei dem das weiche, herzliche Gemüt, eine unbeſtimmte Aufwallung, alle weiteren Reflexionen plötzlich verdrängte, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Er mußte es thun, es zwang ihn dazu. Der Vater, an ſolche Gefühlsausbrüche ſeit lange nicht gewohnt, ſchien faſt verwirrt. Des Sohnes Kuß glitt unerwidert ab an den kalten Lippen, doch glänzte in ſeinem braunen Auge etwas — nur einen Augenblick — dann verlief es wieder. Peter kräftig die Hand ſchüttelnd, verbarg er ſeine innere Bewegung, als ob es eine Schande wäre, hinter einer polternden Begrüßung:

„Hätt' ich den Peter — ah, Herr Doktor muß man ja jetzt ſagn — nimmer kannt — ſo was! Aber a Kerl biſt ſchon wordn, daß kei' Wundr is!“ Dabei hielt er ihn mit beiden Händen von ſich und betrachtete ihn mit offenbarer Freude von oben bis unten. „Der Peter — na, ſo was! Wenn das d' Mutter erlebt hätt'! Doktor biſt alſo wordn, haſt's do' durchgſetzt! Reſpekt, Peter, Reſpekt, war mir net recht anfangs, aber jetz' is auch gut, wennſt nur etwas Rechts biſt. Jetz' komm rein, Peter, mach Dir's bequem — es freut mi', daß Du da biſt,“ fügte er bei, ihm nochmals herzlich die Hand ſchüttelnd. „Geh nur nei', komm' glei' nach — na, der Dominik werd ſchaun!“ Dabei ſah er ihm mit unverkennbarer Befriedigung nach, bis er im Hauſe verſchwand. „Na, Doktr, was ſagns zu mei'm Buabn, der hat ſi' ausgwachſ'n, was?“

„Hab' ſchon gratulirt, Poſthalter, aller Ehren wert, ein guter Kopf, ein bißl verſchrobn, aber das gibt ſich, das gibt ſich Poſthalter, jeder muß ſich die Hörner im Lebn erſt abſtoßn.“

„Was habts denn ghabt mitnandr, daß Ihr ſo redt?“

„Nix weiter, Poſthalter, Dummheitn! Ein bißl Schwärmer ſind wir halt! Auf das Prozeſſiren iſt der Herr Sohn nicht gut zu ſprechn.“

„Ja, dann glaub' ich's, daß Ihr net gut gfahrn ſeid, und ſo unrecht hat er am End' net, i' hab's nachgrad' auch ſatt, die ewige Streiterei — und wenn der Riedbaur net gar ſo feindſeli' wär', i' gebat nach.“

„Nachgebn,“ erwiderte ärgerlich der Kleine, „wo wir's Recht ſo ſonnenklar in der Hand habn, das wäre noch ſchöner! Ihr müßt gwinnen in der zweiten Inſtanz!“

„Und wenn i' gwinn',“ entgegnete der Poſthalter, „was is nacher? Der lumpige Baum, um den's ſich handelt, der ghört mir und die ewige Feindſchaft mitn Riedbauern is dann auch ferti'!“

„Und da liegt dem Wimbacher ſo viel dran?“ wieherte der Doktor.

„Mehr als Ihr glaubt,“ entgegnete der Poſthalter, ſich am Kopfe grauend.

Unter dieſen Geſprächen traten ſie ins Haus.

Peter wurde unterdes vom Hausknecht in ſeine Stube geführt, die rückwärts hinaus eine herrliche Ausſicht über das ganze Thal bot. Das Wiederſehen des Vaters, die ſichtliche Freude, die er an dem Manne bemerkte trotz ſeiner rauhen Außenſeite, das Gedächtnis an die Mutter, das in dieſen Räumen ihn wieder ganz erfüllte, ſtimmte ihn unendlich weich. Er war einen Moment wieder derſelbe Schwärmer und Träumer wie damals. In der Erinnerung verloren ſtand er, am Fenſterkreuz gelehnt, und blickte in die Landſchaft hinaus. Plötzlich rief hinter ihm eine kräftige Mannesſtimme: „Peter!“

Erſchreckt wandte er ſich um. Ein junger, ſtrammer Mann in der kleidſamen Gebirgstracht, mit kurzen ledernen Hoſen und grünen Wadenſtrümpfen ſtand vor ihm und drehte lachend ſeinen hellblonden Schnurrbart.

„Kennſt mi' nimmr?“

„Dominik!“ Dabei ſchloß Peter ihn in die Arme wie den Vater, doch der ſchien eher an Umarmungen gewöhnt zu ſein und benahm ſich etwas gewandter.

„Hätt' Di' net erkannt in dem herriſchn Gwand, Peter, aber freun thut's mi', daß D' kein Stolz net kennſt — i' hab' mi' Di' anders dacht!“

„Und wie denn, Dominik?“ fragte lachend der junge Arzt.

„Na, a bißl gſpreizt, halt wia's für ſo an Gledrtn paßt, als D' jetzt wordn biſt, und dann weißt“ — er wurde verlegen — „ehdem warn ma Buabn, da habn wir's no' net verſtandn, abr jetz' wiß mr's all zwei, was um a unehlichs Kind is — und da hab' i' dacht, Du laſſeſt mir's jetz' merkn, und des hätt' i' halt net guat vertragn!“ Seine ſtarken Brauen zogen ſich bei den letzten Worten zuſammen, das ganze Geſicht bekam einen finſtern trotzigen Ausdruck.

Peter ſah ihn kopfſchüttelnd an.

„Alſo, das haſt Du geglaubt! Und haſt Du nicht an unſere gute Mutter gedacht, die ich noch im Grabe verunglimpfen würde mit einer ſolchen Geſinnung? Ja, das iſt's eben, weil ihr ſelbſt ſo denkt, ſo erfüllt ſeid von Haß und Unduldſamkeit, mutet ihr es auch anderen zu — pfui, Dominik! Sprich ſo was nimmer aus — Du biſt der guten Mutter Sohn wie ich, und was ſie einſt gefehlt haben mag, das zu richten kommt nicht uns zu. Wie kommſt Du denn mit dem Vater aus? Das intereſſirt mich mehr!“

„'s geht, Peter, zwei harte Köpf' thun anand net weh, aber 's braucht ſcho' auskomma damit, wenn er grad' ſein Tag hat, die ewign Prozeſſ' bringn ihn ganz auseinand!“

„Und haſt Du denn gar keinen Einfluß auf den Vater, ihn verſöhnlicher zu ſtimmen? Eben iſt der Lindner wieder bei ihm!“

„Wegn dem Riedbauerhandl, wegn an elendign Bam!“

„So viel ich davon gehört habe,“ entgegnete Peter.

„Wegn an elendn Bam, der grad' auf der Grenz' gſtandn und den der Riedbauer gfällt hat — und wegn dem elendn Bam — koane fünf Gulden is er wert — na, das is zum verruckt werdn! Da muaß i' glei' nunter — das leid' i' net — i' werf' 'n zum Haus naus, den elendn Lindner!“

Dominik lief wütend in der Stube hin und her, die Adern auf der Stirne waren dick angeſchwollen, ſein Geſicht hatte einen böſen, faſt rohen Ausdruck und die Fäuſte ballten ſich drohend.

Peter hielt ihn gewaltſam zurück, als er zur Thüre hinausſtürmen wollte.

„Höre, Bruder,“ ſagte er, „die Geſchichte mit dem Baum allein kann Dich unmöglich ſo aufregen, ſolche Streitigkeiten ſind doch nichts Neues im Hauſe. Welche Bewandtnis hat es mit dem Prozeß, ſag's offen, vielleicht kann ich helfen.“

Ein Blick des Mißtrauens traf ihn, der ihm Mitleid erregte, dann ſchien Dominik doch Vertrauen zu faſſen.

„Ans Prozeſſirn bin i' freili' gwöhnt und miſch' mi' auch net drei' — des is d'n Vatr ſei' Sach', aber grad' mit 'n Riedbaur ſoll er net prozeſſirn, — um des handelt ſi's!"

„Und warum grad' nicht mit dem Riedbauer?" fragte Peter.

„Weil — weil — no, weil i' die Cens heiratn möcht', und wenn der Riedbaur den Prozeß mit 'n Vatr verliert, gibt er ſie mir net, da kenn i' 'hn z' guat dafür, liabr that er's totſchlagn, glaub' i'. Begreifſt jetzt mein Zorn auf den Halunkn, den Lindner, der mein Vatr dazu aufgreizt hat? Der Vatr ſehat's ſelbr gern die Heirat mit der Cens, abr Du weißt ja, wia's is — net nachgebn, und dazu no' des Ghetz von dem Dokta!"

Alſo bis in die innerſten Herzensangelegenheiten der Familien bohrte ſich dieſer Wurm der Zwietracht. Auch Peter fühlte die Zornröte aufſteigen in ſeinen Wangen, die Röte eines gerechten Zorns.

„Ich werde mit dem Vater reden," ſagte er erregt, „und gleich jetzt vor dieſem Lindner; Du aber bleib weg, Dominik, Du würdeſt die Sache nur verſchlimmern — alſo die Cens! Und was macht denn die Lies, die Schweſter?" fragte er plötzlich, „iſt ſie noch hier?"

„Was werd die machn! A ſaubers Madl is 's wordn, aber der kurz' Fuaß, da beißt halt koaner an!"

Die Roheit, die in dieſen Worten lag, verletzte Peter und verwiſchte faſt den guten Eindruck, den Dominik auf ihn gemacht.

War ſie noch, wie er ſie ſich erinnern konnte, ſo ihm verwandt in ihrem ganzen Weſen, wie damals, wie unglücklich mußte ſie ſich dann fühlen, die arme Lies, in dieſer Umgebung, — oder war dieſer edle Keim ſchon längſt erſtickt in der feindlichen Atmoſphäre?

In dieſen Gedanken ſtieg er die Treppe hinab und wandte ſich dem „Verſchlagl" zu, wo er die helle Stimme des Advokaten erregt kreiſchen hörte. Als er eintrat, ſah er beide, den Doktor und den Wimbacher, mit erhitzten Köpfen über auf dem Tiſche zerſtreute Akten gebeugt.

„Der Richter ſelbſt hat mir gſagt, daß die Angelegenheit mit dem Riedbauern ſchlecht ſteht — mir kann's gleich ſein — wenn Ihr wollt, nehm' ich die Klage zurück, dann bezahlt eben Ihr anſtatt der Riedbaur," ſprach eben ärgerlich der Doktor, dabei ſpielten ſeine dicken Finger mit einer unförmlichen goldenen Uhrkette.

„Und um das Bezahlen handelt es ſich ja bei Ihnen ausſchließlich!" brach der eintretende Peter los. Die beiden Männer am Tiſche wandten ſich erſtaunt nach dem Sprecher. Der Doktor machte ein Geſicht, als ſähe er eine Spinne auf ſich losgehen, während der Poſthalter ſtill vor ſich hin lachte und ſich an dem Aerger des Doktors weidete.

„Ah, der Herr Peter!" rief der Advokat, als kenne er jetzt erſt den Eintretenden, mit erzwungenem Lachen. „Studentenſcherze! Sehr witzig! Aber wie Sie ſehen, haben wir eben ernſte Geſchäfte!"

„Die ich leider ſtören muß, verehrter Herr, da ich mit meinem Vater in derſelben Angelegenheit ein wichtiges Wort zu ſprechen habe. Darf ich Dich um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten?" wandte er ſich an den erſtaunten Vater.

Der Doktor zwinkerte ihm mit den Augen zu und Peter bemerkte, daß er unter dem Tiſch ihn anſtieß. Darauf ſetzte ſich derſelbe wieder, obwohl er ſich bereits halb erhoben, um dem Sohne zu folgen; er ſchien förmlich im Banne des kleinen Mannes dort zu ſein. Dieſe Beobachtung brachte die ſittliche Entrüſtung Peters zum vollen Ausbruch.

„Gut, Herr Doktor," wandte er ſich an ihn, „ſo hören Sie mit an, was ich dem Vater zu ſagen habe, es iſt vielleicht beſſer ſo." Er nahm einen Stuhl, ſetzte ſich an den Tiſch und ſtieß verächtlich die herumliegenden Akten auf die Seite. „Ich habe Deinen Willen, Vater," begann er, „dies Haus nicht mehr zu betreten, bis ich was geworden, erfüllt. Ich *bin* nun etwas geworden und ſeit langen Jahren zum erſtenmale wieder im väterlichen Hauſe, ich hätte nun eine Bitte in der erſten Stunde meines Hierſeins, erfülle ſie mir — wenn Du willſt, zur Belohnung meiner guten Aufführung!" Dabei drückte er die ſchwere Fauſt des Poſthalters, auf welchen die herzliche, ihm ſo fremde Art des Sohnes einen noch größeren Eindruck machte als die Fußtritte des Advokaten.

„Und was wär' das für eine Bitt', Peter?" fragte der Vater.

„Gib den Prozeß mit dem Riedbauern auf."

Der Advokat klopfte unruhig mit dem Federhalter auf den Tiſch.

„Sie wiſſen ja nicht einmal, um was es ſich handelt," bemerkte er, dem unſchlüſſigen Poſthalter zu Hilfe eilend.

„Ich brauche es auch gar nicht zu wiſſen! Um eine lächerliche Lapalie! Jedenfalls um Dinge, die nicht wert ſind, daß ſich zwei tüchtige Männer jahrelang in den Haaren liegen, die vor allem nicht wert ſind, daß zwei junge Leute, die ſich gern haben, dadurch für immer getrennt werden!"

„Welche zwei Leute?" fuhr der Poſthalter auf.

„Der Dominik und die Cens! Es ſcheint ja doch ein offenkundiges Verhältnis zu ſein."

Der Advokat brach in ein erzwungenes Gelächter aus.

„Sie wittern wohl einen kleinen Liebesroman und möchten gerne den Retter, den Helden ſpielen? Ja, das reizt in dieſen Jahren, und deshalb ſoll der Vater —" er ſchüttelte mitleidig den Kopf.

Peter beachtete ſeine Worte nicht und kehrte ihm den Rücken.

Der Poſthalter war aufgeſtanden, es war ihm offenbar ſchwül geworden. Bedenklich ſtrich er den mächtigen Bart und fixirte ſcharf den Advokaten.

„So unrecht hat der Peter net — offn gſagt, die Cens wär' eine Frau für 'n Dominik — hab's ſelbſt net ungern, die wilde Gſellin, und ich kenn' den Riedbauern; verliert er den Prozeß, is er mei' Todfeind und gibt's Madl ihm net."

„Auf deutſch, Poſthalter," entgegnete, bleich vor innerer Wut, der Doktor, „Sie laſſen ſich vom Herrn Sohn beſchwätzen, der ja jetzt alles beſſer verſtehen muß, und gebn den Prozeß auf — aus Angſt vor'n Riedbauern. Aber das ſag' ich Ihnen, wenns wieder was am Herzn habn, ſuchens Ihnen einen andern als den Lindner, oder nehmens gleich den Herrn Peter da!" Er warf einen giftigen Blick auf ihn.

„Aergerns Ihna net, Dokta," erwiderte lachend der Poſthalter, „was i' gſagt hab', bleibt gſagt, und wer zum Wimbacher net komma will, den holt er a gwiß net — merkns Ihna das!" fügte er mit drohender Stimme und blitzenden Augen hinzu, daß das kleine Männchen nichts mehr zu erwidern wagte und, die Achſel zuckend, mit einem höhniſch ſein ſollenden „Guten Abend, meine Herrn!" das Lokal verließ.

„Bravo, Vater," rief Peter und umarmte den Poſthalter in der Begeiſterung ſeines Sieges, „ſo mach es immer und Du erſparſt Dir manches graue Haar!"

„Immer geht's grad' nicht, Bu', und offn gſagt, dem Riedbauer z' liab hab' i' net nachgebn, ſondern dem Dominik z' liab und Dir, Peter! Weil i' do' oft recht ſcharf mit Dir war, wollt' i' Dir a amal an Gfalln erweiſn."

In dem Ton dieſer Worte lag etwas fremdartig Weiches, ein Strahl der Liebe ſchien durchbrechen zu wollen, und Peter ſog ihn mit Wolluſt auf — doch nur einen Augenblick — dann wälzte ſich wieder das alte ſchwarze Gewölk davor.

„Verdienen thut er's net, daß i' nachgib, und am End' lacht er mi' no' aus!"

„So laß' ihn doch lachen, der Dominik und die Cens lachen auch, und dieſes Lachen wird Dich reichlich dafür entſchädigen. Jetzt aber laß mich ſofort Dominik die frohe Botſchaft bringen."

Der Alte ſah dem Davoneilenden kopfſchüttelnd nach.

„A verfluchter Bua, der Peter, no' is er kam a Stund' im Haus und kehrt ſcho' das Unterſt' z' oberſt — und nur mit ei'm guatn Wort — der Dominik hat's wirkli' net um ihn verdient!"

Peter traf den Bruder vor der Thür, es ſchien faſt, als ob er gelauſcht habe.

„Gewonnen, Dominik, Du bekommſt die Cens!" rief er ihm freudig entgegen. „Das heißt, wenn weiter nichts im Wege ſteht als der Prozeß; der iſt zu End', und der Lindner tritt eben ſeinen Rückzug an!"

„Ja, wie haſt Du denn das ſo ſchnell zwegn bracht?" fragte dieſer, verblüfft von der raſchen Erledigung der Angelegenheit. „I' bohr' ſcho' ſeit Wochn am Vatr wegn der leidign Gſchicht', wir habn uns ſcho' gſtritn deswegn, daß a Schand war im Haus, und Du wickelſt den Altn nur ſo um an Finga!" Es war nicht helle Freude, die in dieſen Worten lag, es war auch etwas Verdruß beigemiſcht über den offenbaren Einfluß des Peter, der doch früher nicht der Liebling des Vaters war. Das iſt ja der Fluch ſolch liebloſer, harter Herzen, daß jede Freude ihren Stachel für ſie hat.

„Schau, man muß es halt verſtehn," erwiderte Peter, „ein gutes Wort findet überall einen guten Ort. Merk Dir das Sprichwort, das man hier unter die Wegweiſer ſchreiben ſoll in goldenen Buchſtaben; jetzt geh aber zum Vater hinein und bedank Dich für ſeine Nachgiebigkeit!"

„Vor all'm muß i' der Cens die Nachricht bringa," meinte der Dominik, „und heunt is grad' der grechte Tag, ihr Namenstag. Da geht's luſti' zua auf der Wildalm; wär' ſonſt net naufganga, aber jetz' darf i' net fehln, und der Weg is woltern weit. Na, Du werſt den Vatern ſcho' unterhaltn, daß er nach mir kei' Frag' thut — mein Dank, Peter!" Damit eilte er davon, ohne ſich weiter umzuſehen.

Verblüfft ſah ihm Peter nach. „Harte Herzen!" Er fühlte einen Drang, hinauszueilen in die freie Natur und ſich die Klauſen nach Jahren der Abweſenheit einmal wieder anzuſehen.

Da hatte ſich nicht das Geringſte verändert, bis in die kleinſten Details nicht. Ein Fenſter im Nachbarhaus, das einſt Dominik, wie er ſich wohl noch erinnerte, mit ſeiner Schleuder eingeworfen, war noch immer zerbrochen, nur die Spinnen hatten ein undurchdringliches Netz darüber geſponnen. An den alten Brunnenröhren ſaß das grüne Moos noch dicker wie damals, das holzgeſchnitzte Erlöſerbild am Wege guckte kaum mehr hervor aus den Heckenroſen, die ſich, von keiner Schere beläſtigt, immer dichter um den blutigen Körper ſchlangen und von neuem ihn mit Dornen krönten. Die Dorfſtraße war noch immer gleich ſchmutzig, und als es jetzt eben in der Kirche zum Roſenkranz läutete, uralte Mütterchen in verglühten Kleidern, weißhaarige Greiſe in längſt verſchollener Tracht am Krückſtock von allen Seiten daherſchlichen, da ſah er lauter bekannte Geſichter, die damals ſchon ebenſo ausgeſehen, bis auf einige Runzeln mehr. Aus dem wechſelvollen Leben der Großſtadt heraus hatte dieſes Beharren, dieſes Trotzen der alles vernichtenden Zeit gegenüber etwas Impoſantes und zugleich Beruhigendes für Peter; im erſten Augenblick merkte er noch nicht den Verweſungsgeruch, welchen dieſes Stocken aller Lebensſäfte ausſtrömte.

Die Alten blieben erſtaunt ſtehen und ſahen aus trüben Augen der ihnen ſo fremdartigen Erſcheinung nach, dann wankten ſie wieder gedankenlos der Kirche zu.

Junge Mädchen näherten ſich, ſchwätzend, lachend, ſie zupften ſich gegenſeitig am Rock bei Peters Anblick und machten unter Gekicher ihre Bemerkungen über den „Herriſchn".

Peter grüßte freundlich. Endlich einmal wieder neue Geſichter und noch dazu gar nicht ſo üble! Die Mädchen beantworteten ſchüchtern den Gruß.

Kaum waren ſie vorüber, bog ein einzelnes Mädchen um die Ecke, eine zierliche Erſcheinung, in geſchmackvolle Farben gekleidet, doch ſchade — ſie hinkte, das nahm ihr allen Reiz. Das Geſicht war zu Boden gekehrt und von einem breiten Hute faſt verdeckt.

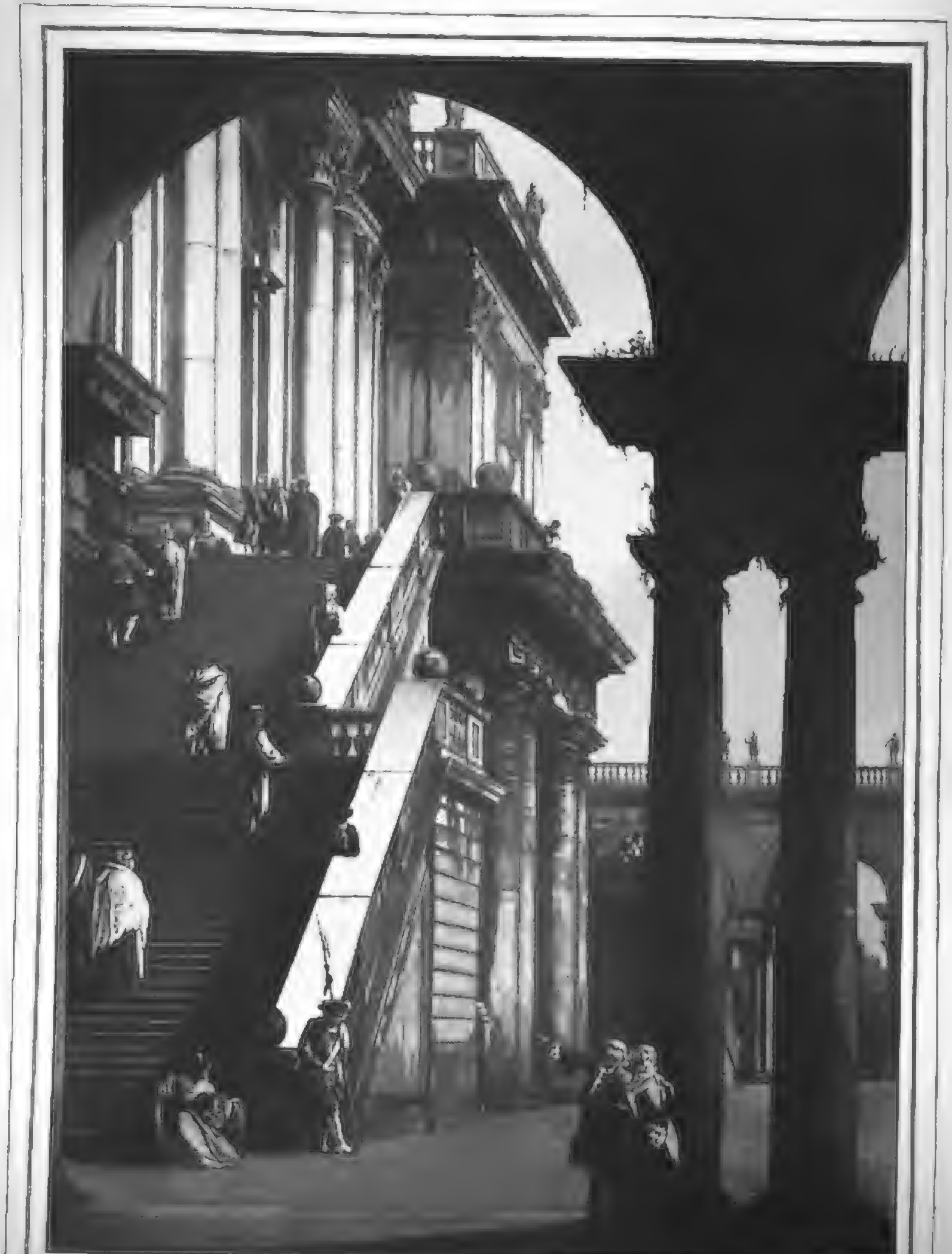
Gerade das körperliche Gebrechen erregte die Aufmerkſamkeit Peters, des Arztes.

„Guten Abend!" rief er ihr zu.

Das Mädchen, das ganz nahe herangekommen, ſah auf. Ein großes klares Auge ruhte auf Peter, dem die helle Röte ins Geſicht flog.

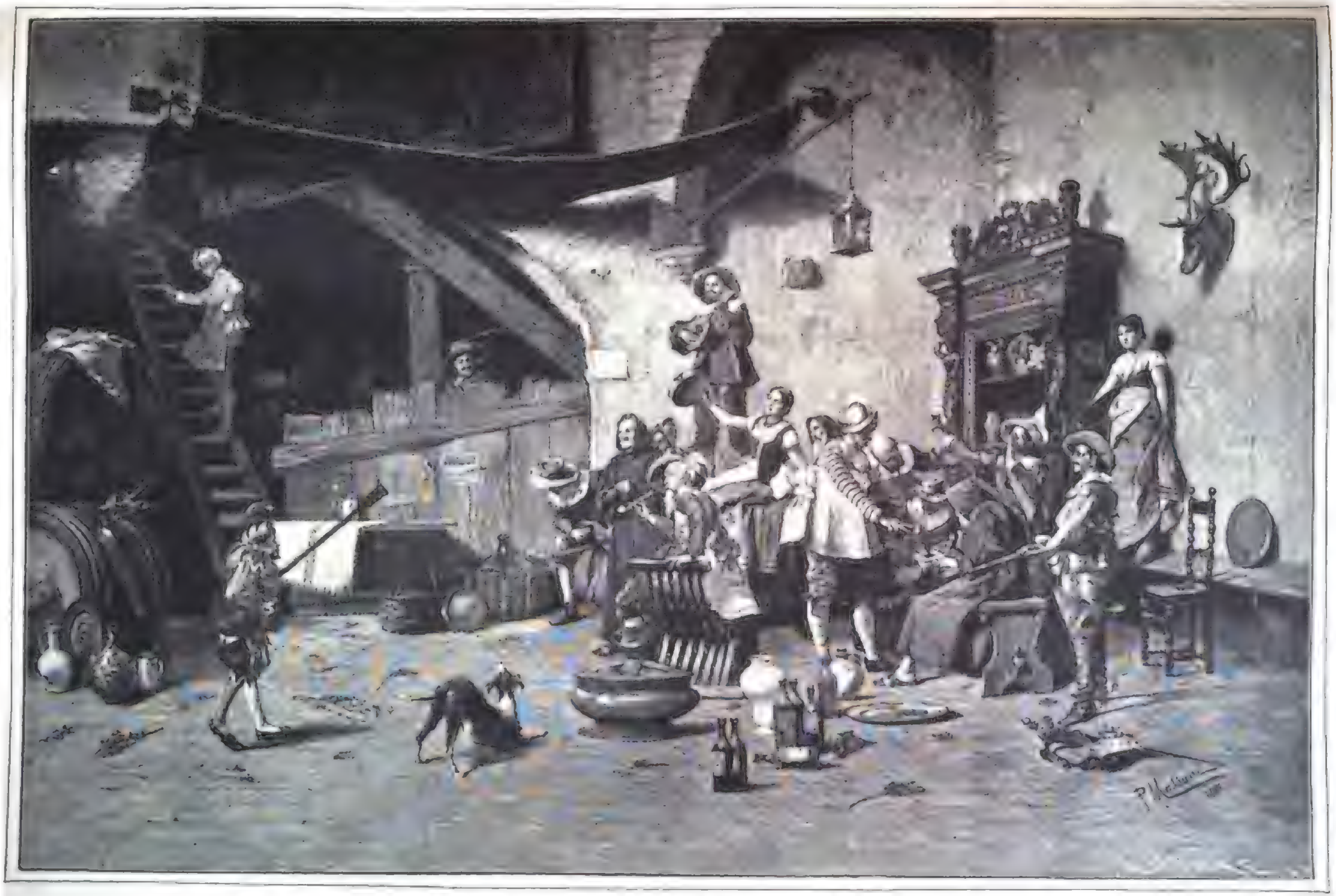
„Lies!" rief er freudig und ſtreckte dem Mädchen beide Hände entgegen, die noch immer, als ſähe ſie ein Traumbild, in ſeine Züge ſtarrte. „Kennſt Du den Peter nicht mehr, Lies?!" Die Augen verloren jetzt ihre Starrheit und reine Freude leuchtete darin auf.

„Biſt Du's wirkli'? Ja, jetzt kenn' i' Di' — Du biſt's! Das heißt, Du biſt's nimmr, nimmr der Peter — Du biſt jetzt a Herr, und i' — i' bin no' allweil die krumme Lies." Ihr glänzendes Auge ſenkte ſich zu Boden, ihre eine Hand ſpielte



Italieniſcher Palaſthof.

Gemälde von Bernardo Bellotto gen. Canaletto. Aus der großherzoglichen Gemäldegalerie zu Schwerin. Lichtdruck und Verlag von Joh. [illegible] in [illegible].



Die Begrüßung des Zwergs. Gemälde von P. Maſſani.

mit dem Schürzenband, während die andere noch immer die Peters feſt umſchloſſen hielt.

Was in ihm jetzt aufſtieg wie ein mächtiger Strom, er wußte es ſelbſt nicht, war's Mitleid mit dem unglücklichen Kinde, war's die Gewalt ſüßer Jugenderinnerung, war's mehr als all das, aber er hätte die liebliche Geſtalt, die vor ihm ſtand, eine geknickte Blüte, an ſich preſſen mögen und ihr die Thränen wegküſſen, die an ihren Wangen hingen.

„Biſt Du wirklich noch dieſelbe Lies von damals?“ ſagte er, ihr Köpfchen ſanft in die Höhe hebend und ihr in die Augen ſehend; „haben die harten Menſchen rings herum Dein Herz nicht zertreten und verſtümmelt? Ja, Du biſt's noch, ich ſeh's in Deinem Blick! Dann bin ich auch noch derſelbe Peter für Dich, der Jugendfreund. Gehſt Du darauf ein, Lies? So ſchlag ein!“ Er reichte ihr die Hand zum Schlag, ſie legte die ihre zögernd darein.

„I' dank Dir, Peter, das werd' i' Dir nie vergeſſn; i' war jetzt zehn Jahr allei', da ſehnt ma' ſich nach an Menſchn. B'ſuch mi' bald, den Vater wird's a freun!“

Sie warf ihm noch einen Blick zu voll des Dankes und hinkte dann der Kirche zu.

Wie doch jedes Leid den Menſchen verklärt! Hätte Lies ihre geraden Glieder, ſie wäre am Ende wie alle übrigen. Aber gerade dieſes Sichausgeſchloſſenfühlen, dieſe Sonderſtellung richtet den Blick nach innen, läßt ein eigenartiges, tiefes Seelenleben keimen als Erſatz für das verlorene Aeußere. Was in dieſen Augen ruht, wenn das alles geweckt würde — und ſo ſchlecht kleidet ſie gar nicht das Hinken!

In dieſe Gedanken verloren, kehrte er nach Hauſe zurück. Der Abend ſenkte ſich ſchon herab und feine, leis erglühende Nebel zogen an den Wänden hin, die ſchon in blauen Schatten lagen. Das ferne Toſen ins Thal ſtürzender Bergwaſſer, verbunden mit dem Geſäuſel rings ſich dehnender Tannenwaldung gab eine feierliche Melodie dazu, und dieſe packende Stimmung in der Natur ließ ihn immer mehr verſinken in ſeine jugendlichen Menſchenbeglückungsideen; ſonderbarerweiſe aber drängte ſich ihm dabei immer die Geſtalt der Lies auf, wohl als Repräſentantin des Menſchenleides, wie er ſich ſelbſt einredete. (Fortſetzung folgt.)

Der Mörder Swenſens.

Eine etwas ungewöhnliche Geſchichte

von

Paul von Schönthan.

(Schluß.)

„Am erſten Oktober,“ fuhr der unheimliche Menſch in ſeiner Erzählung fort, „erhielt Swenſen einen Brief — paſſen Sie auf — einen Geſchäftsbrief. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß er die Mühle auf ſeinem Waldgrundſtück immer ſchon verkaufen wollte, aber es fand ſich keiner, denn der Bach nahm von Jahr zu Jahr ab ... na, kurz, die Mühle, die lag ihm am Herzen, er wollte ſie ſchon immer los ſein. Da bekam er jenen Brief. Er rührte von einem Fremden her, der in der Stadt in einem der Gaſthöfe wohnte, und enthielt folgende Mitteilung: ‚Mein Herr! Ich erfahre, daß Sie geneigt wären, die Ihnen gehörige Mühle am Lohbach zu veräußern. Da ich die Abſicht habe, das angrenzende Gartengrundſtück zu erwerben, um dort ein Sommerhaus zu erbauen, ſo frage ich bei Ihnen ganz ergebenſt an, ob Sie geneigt wären, ſich von der Mühle, die auf Ihrem Grundſtück ſteht, ohne betrieben zu werden, zu trennen ... ich würde jedes in meinen Kräften ſtehende Opfer bringen, [illegible] Sie großen Wert auf Erwerbung des Platzes legen, zu verkaufen, und bitte gleich morgen um Ihren Beſuch. Ergebenſt Swenſen.‘ Den Zettel ſteckte er in das Couvert, dann beleckte er die breit gummirten Ränder, verſchloß den Brief und — aus war's mit ihm. Verſtehen Sie mich?“

„Nein, nicht im geringſten. Sie ſagten, Swenſen ſei vergiftet worden, wann denn?“

„Nun — als er das Couvert an ſeine Lippen brachte,“ erwiderte der Erzähler mit aller Ruhe ... „der Gummi war vergiftet.“

Ich war ſprachlos, aber ich hatte noch nicht alles, noch nicht das Unerhörteſte erfahren. Als ich mich geſammelt hatte, ſagte ich:

„Ein unglaublicher Streich! — Das muß ein ſchlauer Kopf geweſen ſein — aber woher wiſſen Sie all die Einzelheiten?“

„Ja, ein ſchlauer Kopf — nicht wahr? Und woher ich all das weiß?“ ſagte er, verſchmitzt lächelnd, dann tippte er mit ſeinem knöchernen Finger auf die Stirn, „mein ſchlauer Kopf; ich habe den Brief geſchrieben!“

Der kleine, unheimliche Mann, mit dem ich hier zechte, war Swenſens Mörder!

Nach dieſem Bekenntnis, das er ohne jede Erregung, aber mit ſchwerer Zunge von ſich gab, war ſein Kopf noch tiefer herabgeſunken, als duckte er ſich unter dem Beil des Henkers; ſeine Finger, die das Glas umſpannt hielten, zuckten wie die Glieder einer getöteten Spinne.

Ich weiß nicht, wie lange ich ihn entſetzt und keines Wortes mächtig anſah; er murmelte noch ein paarmal: „Mein ſchlauer Kopf!“ Dann verrieten die eigentümlichen röchelnden Atemzüge, die mir ſchon im Eiſenbahncoupé aufgefallen waren, daß er eingeſchlafen war.

Die unheimlichſten Gedanken ſchoſſen mir durch den Kopf: die Umſtände unſeres Zuſammenſeins, der Ort, die Nacht ... ſeine Weigerung, mehrere Perſonen an unſerer Wanderung teilnehmen zu laſſen ... das genügte ja, um unter den beſonderen Verhältniſſen ſelbſt bei einem Beherzten arge Befürchtungen aufkommen zu laſſen, mit einem Mörder unter einem Dach — Wand an Wand! Die Ausſicht war nicht verlockend. Ich ließ ihn allein. „Verbringt er die Nacht hier auf der Bank, um ſo beſſer!“ dachte ich — es war mir unmöglich, ihn noch länger vor mir zu ſehen. In meiner Stube angekommen, verſchloß ich die Thüre, welche nach der improviſirten zweiten Gaſtſtube führte und angekleidet legte ich mich auf das Bett, in der Abſicht, die Nacht im Wachſein zu verbringen, und immer wieder ſah ich im Geiſt den kleinen Buckeligen vor mir, wie er auf ſeine gelbe Stirn deutete und ſich zu dem an Swenſen vollführten Meuchelmord bekannte. So ſchlief ich gegen meinen Willen ein, und im Traum verließen mich jene abſcheulichen Gedanken, aber die Erinnerung an die Vorgänge des geſtrigen Abends ſtellte ſich ſofort wieder ein, als ich die Augen aufſchlug.

Es war ein dämmeriger Wintermorgen. Ich ſtieg leiſe die Treppe hinab und fand unten die Wirtsleute beſchäftigt, in ihrer Schankſtube aufzuräumen; ein Holzknecht, der ſeine Wacholderſchnapsflaſche füllen ließ, erklärte ſich bereit, mich auf ſeinem Schlitten mitzunehmen.

„Sollen wir Ihren Freund nicht wecken?“ meinte die Wirtin, ſchon im Begriff, die Holztreppe hinauf zu klettern. Ich wehrte ab und berichtigte mit möglichſter Beſchleunigung die Rechnung. Ein paar Minuten ſpäter ſaß ich auf dem Holzſchlitten neben dem Holzknecht, deſſen ehrliche Beſchränktheit mir wohlthat. Wir fuhren bis zu der Barriere mit einander, ich ſtieg ab und ging den Bahndamm entlang bis zu unſerem Zug, der noch immer im Schnee ſtak. Die Reiſenden hatten, ſo gut es eben ging, die Nacht im Coupé verbracht; zum Glück fehlte es nicht an Heizung. Faſt gleichzeitig mit mir kam der Wärter aus der nächſten Bude an, um zu melden, daß der Schneepflug die ganze Nacht gearbeitet hätte und daß er ſich in einer Stunde etwa wohl auch bis zu uns durchgearbeitet haben werde.

Ich hörte dieſe Nachricht, welche im Bereich des Zuges von Mund zu Mund ging, kaum; mich be- [illegible]

„Aber ich um deſto genauer, ich habe ihn ſogar gekannt, den Unglücklichen; nein, nein, es iſt alles ſo, wie ich's ſage.“

„Ja, ganz gut, und wann iſt das paſſirt?“

„Wann?“ rief ich, durch den Gleichmut des Juriſten aufgebracht, „das iſt zunächſt doch gleichgiltig; wollen wir nicht lieber beraten, wie wir uns des Mörders verſichern?“

„Es iſt nicht ſo gleichgiltig, wie Sie denken; bitte, beantworten Sie meine Frage: Wann geſchah der Mord?“

„Im Jahre 1861.“

„Und das wiſſen Sie gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Ja, mein Lieber, dann würde es ſinnlos ſein, unſern braven Coupégenoſſen verhaften zu laſſen; das Verbrechen iſt nach fünfundzwanzig Jahren getilgt — auch Mord verjährt, und es ſind mehr wie fünfundzwanzig Jahre!“ entſchied der Juſtizrat achſelzuckend.

Ein Palaſthof italieniſchen Stils.

(Hiezu das Bild Seite [illegible])

So großartig auch die Schöpfungen waren, mit denen die italieniſchen Baumeiſter des herrlichen Cinquecento der Prachtliebe ihrer Fürſten Genüge zu thun ſich bemühten, die Phantaſie der Maler der folgenden Jahrhunderte ſuchte ſie noch zu überbieten. So hat Bernardo Bellotto — der „kleine Canale“, wie ihn ſeine Landsleute als den Nachfolger und künſtleriſchen Erben ſeines Oheims, des gefeierten Architekturmalers Antonio da Canale, nannten — die großartigen Eindrücke des Dogenpalaſthofes in Venedig und der gewaltigen kapitoliniſchen Treppe in Rom in ſich aufgenommen und Anklänge an beide zu einem Palaſthofbild impoſanteſten Stils verſchmolzen. Daß indes auch die Wirklichkeit ihm verwandte Zuſammenſtellungen bot, beweiſt unſer als Gegenſtück zu dem vorerwähnten gemaltes Bild, das lebhaft an die Anlage des alten Königsſchloſſes in Warſchau erinnert. Beide Gemälde befinden ſich in Schwerin im Beſitz des dortigen großherzoglichen Muſeums, deſſen zum Teil ſehr bemerkenswerte Kunſtſchätze jetzt erſt anfangen bekannter zu werden. Dazu verhilft in ſchätzbarer Weiſe namentlich auch das ſchöne Galeriewerk, dem wir die wohlgelungene Lichtdruckvorlage zu unſerem Bilde verdanken. Erſchienen unter dem Titel: „Siebenzig Gemälde älterer Meiſter des großherzoglichen Muſeums zu Schwerin in Lichtdruck von Johannes Nöhring mit kurzen Erläuterungen von Friedrich Schlie“, Schwerin, Druck der Bärenſprungſchen Hofbuchdruckerei — bildet dieſes ſchöne Galeriewerk eine reizende Gabe für jeden Kunſtfreund.

Die Flucht Ludwigs XVI.

(Hiezu das Bild Seite [illegible])

In der Nacht auf den 20. Juni 1791 beſtieg die königliche Familie von Frankreich im Hofe der Tuilerien die zwei großen Reiſewagen, in denen ſie die Flucht nach der Grenze unternehmen wollte. Ludwig XVI. und ſeine Gemahlin Marie Antoinette konnten den Aufenthalt im Pariſer Schloß nicht länger ertragen; Tag um Tag waren ſie da den Demütigungen, ja ſelbſt pöbelhaften Rohheiten ausgeſetzt, durch welche die Revolution mehr und mehr ihre wachſende Feindſeligkeit gegen die monarchiſche Regierung ausdrückte, wie ſehr dieſelbe auch ſchon ihrer Gewalt entkleidet war. Das erniedrigte Königtum wollte ſich aus dieſem Feuerkreis, in dem es eine qualvolle Verzehrung zu gewärtigen hatte, retten, um nach der Sicherſtellung vor ſeinen Feinden natürlich den Kampf gegen dieſelben, ſei es auch mit Hilfe des Auslandes, zu unternehmen.

Inſofern war die Flucht Ludwigs XVI. ein verhängnisvolles Beginnen. Es machte ihn ſchuldig in den Augen der Revolution, vor der er kapituliert hatte. Die Mitwiſſer und Helfershelfer hatten alles vortrefflich vorbereitet, aber teils unglückliche Zwiſchenfälle, teils der Eigenſinn und die Sorgloſigkeit des Königs machten die Ausführung ſcheitern. Die Familie, mit der Begleitung neun Perſonen ſtark, reiſte auf den Namen derjenigen der Baronin von Korff; der König war als Kammerdiener, der Dauphin als Mädchen verkleidet. Drei ergebene Gardeoffiziere bildeten in der Verkleidung als Kuriere den Schutz der Flüchtlinge; aber ſie mußten eine auffällige Livree anlegen und hatten nicht einmal Piſtolen bei ſich. Wenn die Ortsbehörden ſich unterwegs, wie doch zu erwarten war, den Paß vorzeigen ließen, und die Reiſenden mit dem Argwohn muſterten, es mit auswandernden Ariſtokraten zu thun zu haben, ſo mußte es auffallen, daß der Kammerdiener in demſelben Wagen mit jener Gebieterin ſaß, der Frau von Korff, die Marie Antoinette mit ihrem aller Welt bekannten Geſicht vorſtellen ſollte. Auch der König war nur ungenügend verkleidet, und ſeine charakteriſtiſche Phyſiognomie war auf Münzen und den neuen Banknoten im ganzen Lande verbreitet.

Trotz alledem war die Geſellſchaft in guter Laune, als ſie die Barrière von Paris hinter ſich hatte. Das Gefühl, frei geworden zu ſein, ließ ſie die Gefahr vergeſſen, die noch bis zur Grenze vor ihr lag. General Bouillé hatte von Nancy aus nach geheimem Abkommen mit dem König Reiterpikets an jeder Poſtſtation aufſtellen laſſen; aber da die Abreiſe wie das Ankommen ſich um einen ganzen Tag verſpätet hatte, ſo waren dieſe Pikets, die keine Nachricht von der Verzögerung erhielten, meiſt ſchon wieder abgezogen. Man machte ſich in den Reiſewagen keine Sorge darüber. Marie Antoinette war heiter und geſprächig mit ihrer Schwägerin; Ludwig ſtill, aber zufrieden. Die beiden Kinder ſchliefen unter der Aufſicht ihrer Oberhofmeiſterin Frau von Tourzel im zweiten Gefährt.

Schon in Etoges jedoch ereignete ſich ein bedenklicher Unfall. Ein Rad an dem großen Wagen brach, und es ging koſtbare Zeit über deſſen Ausbeſſerung verloren. Der König ließ ſich von den zuſammenkommenden Leuten ſehen und konnte ſich überzeugen, daß ſie ihn erkannten. Aber ſie waren nicht feindlich geſinnt.

Bald erreichte die Geſellſchaft Sainte-Menehould, und die Ankunft der auffälligen Reiſewagen verſammelte während des Wechſelns der Poſtpferde wieder neugieriges Volk. Der König war ſo unvorſichtig, ſich auch hier am aufgeſperrten Wagenfenſter zu zeigen. Da erkannte ihn der Sohn des Poſtmeiſters Drouet, ein Jakobiner von Geſinnung. Kaum hatten ſich die Wagen weiter nach Varennes in Bewegung geſetzt, als er ſeine Entdeckung dem Gemeinderat verriet, damit dieſer die Bevölkerung alarmiere, während er ſelbſt mit einem Genoſſen Namens Guillaume ſich aufs Pferd warf, um zu ermöglichen, daß in Varennes die Flüchtlinge angehalten würden.

Vor dieſer Stadt fanden ſie infolge deſſen bereits die Brücke dahin geſperrt. Zwei mit Flinten bewaffnete Leute traten zu ihnen und forderten den Paß. Es waren Drouet und Guillaume. Der Prokurator der Gemeinde, ein Gewürzkrämer Sauſſel, von ihnen geholt, war ebenfalls zur Stelle und verlangte, daß die Reiſenden zur Unterſuchung ihrer Papiere ihm nach ſeiner Wohnung folgen ſollten. Die drei verkleideten Gardeoffiziere konnten es gegen die in größerer Zahl vorhandenen Bewaffneten nicht hindern, auch wollte es der König gar nicht. Er hielt ſich nicht für ernſtlich bedroht.

Sauſſel ging mit der königlichen Familie, die ausgeſtiegen war, mit einer Laterne voran und führte ſie in einen niedrigen, im erſten Stock ſeines Hauſes befindlichen Saal. Nationalgarden beſetzten die Thür. Drouet ließ draußen die Sturmglocken läuten, die bald Scharen von ländlichen Nationalgarden herzuriefen. Im Gemach wies Sauſſel auf ein Bild an der Wand, indem er zum Könige ſagte:

„Sire, das iſt Ihr Porträt!"

„Ja wohl, mein Freund," entgegnete Ludwig lebhaft; „ich bin der König!"

Er war ein Gefangener, ohne noch daran glauben zu wollen. Aber als er nun vor dem Gericht, das ſich um den Prokurator bildete, Rede ſtehen mußte, als er vernahm, daß er ſeine Reiſe nicht fortſetzen dürfe, und auch die Hoffnung ſchwinden ließ, daß Bouillés Soldaten kämen, um ihn unter ihren Schutz zu nehmen, da begriff er ſein Schickſal und ergab ſich widerſtandslos darein. Einer der Offiziere drang in ihn, ihm Aufträge an General Bouillé zu erteilen. Der König antwortete wie aus dem Schlaf auffahrend:

„Ich bin gefangen und habe keine Befehle mehr zu geben. Sagen Sie Herrn von Bouillé, er ſolle thun, was möglich ſei."

Die Königin ſaß auf einem Schemel zwiſchen zwei Kiſten mit Talglichtern, die Züge entſtellt, ihren geängſtigten Sohn gegen ihre Bruſt haltend, als wolle ſie verhindern, daß er von ihr getrennt werde. Der andere Teil der Familie war in einem Nebenzimmer. Marie Antoinette verſuchte die Frau des Gewürzkrämers zu gewinnen, daß ſie ihren Einfluß bei ihrem Gatten zur Rettung des Königs anwende. Vergebens! Die Revolution hatte ſchon ihre Opfer geſichert. Die Straße war voll lärmenden Volks, welches ſchrie: „Nach Paris! Nach Paris!"

Und ſchon ſprengten die noch in der Nacht von Paris entſandten Verfolger herbei, die den Befehl hatten, die Flüchtlinge, wo ſie abgefangen wären, nach Paris zurückbringen zu laſſen. Als ſie vor Ludwig XVI. erſchienen, zeigten ſie ihm das betreffende Dekret der Nationalverſammlung. Er legte es auf das Bett ſeiner ſchlafenden Kinder und ſagte verzweifelt:

„Es gibt in Frankreich keinen König mehr!"

Die Königin warf das Papier mit den Worten zur Erde: „Ich will nicht, daß es das Ruhelager meiner Kinder befleckt."

Um acht Uhr morgens wurden die Flüchtlinge, eskortiert von Nationalgarden, in ihren Wagen nach Paris zurückgebracht. Die geſamte Nationalverſammlung war aufgeboten, um von der Barrière de l'Etoile bis zum Schloſſe der Tuilerien Spalier beim Einzug der königlichen Familie zu bilden, und hinter denſelben wogte eine ungeheure Menſchenmaſſe hin und her. Totenſtille herrſchte bei dieſer Parade und machte ſie für die königliche Familie noch ſchrecklicher. Lautlos fiel hier das Urteil über ſie, und es war ſchon der Weg zum Schafott, den das unglückliche Königspaar antreten mußte, nur, daß es noch einmal Station in den Tuilerien halten durfte.

* * *

Ein immergrüner Winterkurort.

(Hierzu das Bild Seite 332.)

Unter den großen oberitalieniſchen Seen iſt einer, der Gardaſee, bis heute von der alljährlich ſtärker anſchwellenden Flut der Reiſenden faſt unberührt geblieben. Während die Gotthardbahn Tauſende an den Lago Maggiore, den Luganer und Comer See bringt, führt die Brennerbahn ihre Inſaſſen ein paar Meilen entfernt von dem blauen Spiegel des Garda, nach Verona, und nur wenige entſchließen ſich zu dem lohnenden Abſtecher nach dem herrlichen See, deſſen weſtliche Ufer Goethe vor hundert Jahren auf der Fahrt von Malceſine nach Bardolino zu dem Ausſpruch veranlaßten: „Keine Worte drücken die Anmut dieſer Gegend aus." Den Mittelpunkt der hiermit geſchilderten Uferſtrecke zwiſchen Gargnano und Salò, die ſeit den Römern den Namen Riviera (riperia) führt, bildet der junge Kurort Gardone-Riviera. Schon in einem lateiniſchen Gedicht eines Poeten des ſechzehnten Jahrhunderts fand ich die Bemerkung, daß eine Strecke dieſer Riviera völligen Schutz vor Nordwinden genieße; zu allgemeinerer Bedeutung kam dieſer Schutz aber erſt in jüngſter Zeit. Der früh verſtorbene, in weiten Kreiſen bekannte Arzt für Bruſtkranke, Ludwig Rohden, machte vor vier Jahren auf den Ort aufmerkſam, und Gardone-Riviera hat die Empfehlung glänzend gerechtfertigt. Die Wetterbeobachtungen der letzten drei Winter ergaben, daß über vier Fünftel der ganzen Zeit von Oktober bis Mai vollkommen windſtill, daß ſtärkere, den Kranken läſtig werdende Winde äußerſt ſelten ſind, und daß beſonders auch die ſonſt überall unzuverläſſigen Frühjahrsmonate an dieſer Vergünſtigung teilnehmen. Ein anderer für Kranke wichtiger Punkt iſt die reichliche und lange Beſonnung, deren ſich Gardone erfreut. Der Januar 1888 hatte nach dem Sonnenſcheinautographen 183,5 Stunden Sonne, alſo täglich etwa 6 Stunden. Die Temperatur der Riviera des Garda iſt zumal im Winter die einer iſolierten Wärmeinſel in ringsum viel kälterem Gebiet. Am Tage geht das Thermometer nie unter 0°, in der Nacht im Winter etwa 30—40 mal, aber nie tief; der größte in den letzten 8 Jahren beobachtete Kältegrad in der Nacht war −5,5° Celſius. Obſchon die Temperatur hiernach um etwas geringer iſt als an der Genueſer Riviera, wird dies nach dem Urteil der Kranken ſelbſt durch den Vorzug der Windſtille reichlich aufgewogen.

Was aber Gardone und der umgebenden Landſchaft ihr charakteriſtiſches Gepräge gibt, iſt die ganz immergrüne Vegetation der Oliven und Lorbeeren, welche der Gegend auch im Winter das ſommerliche Ausſehen bewahren. Die 15 Kilometer lange Strecke von Salò bis Gargnano iſt bis 300 Meter Höhe ganz mit dieſen Kulturpflanzen beſtanden, und es gewährt einen wunderbaren Anblick von einer der umliegenden Höhen nach rückwärts in das vielleicht tief mit Schnee bedeckte Hochgebirgsthal, die Val di Sur hinabzuſchauen, das umgeben iſt von den gewaltigen weißen Häuptern der im Pizzocolo bis 1600 Meter anſteigenden Voralpen, welche dem Kurort Schutz gegen Norden gewähren, während vorwärts meilenweit das Silbergrün der Oliven, unterbrochen von der ſaftigen Farbe der Lorbeeren das Auge erfriſcht, und dahinter die tiefblaue Flut des in ſeiner Weite meerähnlichen Sees wogt, abgeſchloſſen in der Ferne durch den mächtigen ſchneebedeckten Rücken des Monte-Baldo. Zum Gemälde der Riviera gehören noch die ausgedehnten Zitronengärten, die auf unſeren Bildern vielfach ſichtbaren weißen Pfeilerreihen. Die Zitrone, die ſeit vielen Jahrhunderten hier kultiviert wird, hat ſtets gleichzeitig Blüten und Früchte; da ſie ſehr empfindlich gegen Froſt iſt, muß ſie im Winter gedeckt werden, was durch Bretterwände geſchieht, die man an den erwähnten Pfeilern befeſtigt.

Die Riviera des Gardaſees ſtellt ſomit eine zwei Meilen lange, ganz wintergrüne Vegetationsſtrecke mitten in dem ſonſt im Winter kahlen Oberitalien dar und zwar die unſerem Vaterland zunächſt gelegene und zugleich die nördlichſte der Welt. Ihr Wert wird aber für Geſunde wie Kranke erhöht durch den außerordentlichen Reichtum an Spaziergängen und Ausflügen mit einer beſtändigen Abwechslung von reizvollen, oft großartigen Ausſichten. Da wegen der meiſt herrſchenden Windſtille Staub fehlt, derſelbe überhaupt nur auf der die Riviera durchſchneidenden Landſtraße erzeugt werden kann, da die Wege größtenteils gut gehalten und viel beſſer als ſonſt in bergigen Gegenden Italiens ſind, und da die Sitte, alle Grundſtücke mit Mauern zu umſchließen, hier faſt nur in der Ebene durchgeführt wird, iſt es kein Wunder, daß gerade für Fußwanderer im Winter Gardone-Riviera dauernde Anziehung ausübt, zumal die Bergwege nach Regen ſofort wieder gangbar ſind und Schnee nur ein- bis zweimal fällt und faſt nie liegen bleibt. Im vorigen Winter zum Beiſpiel, der wegen ſeiner Schneemenge in Italien in böſem Andenken ſteht, blieb Gardone-Riviera von den großen Schneefällen im Dezember und Januar ganz verſchont. Während in dem ſüdlich davon gelegenen Bologna und Modena der Schnee faſt 2 Meter hoch wochenlang lag, ſo daß der Eiſenbahnverkehr unterbrochen wurde, während es an der Genueſer Riviera, in Florenz, Rom, Neapel und Palermo ſchneite, hat in der Gegend von Gardone-Riviera überhaupt bis Mitte Februar kein Schneefall ſtattgefunden.

Zu der Schönheit der Landſchaft treten die geſchichtlichen Erinnerungen. Vor uns ſteigt aus dem See die Isola di Garda mit ihren Gärten und dem vom heiligen Franziskus gegründeten Kloſter, von H. Leo den borromeiſchen Inſeln an die Seite geſtellt; dahinter zeichnet ſich am Horizont die Halbinſel Sirmione ab, der Lieblingsaufenthalt Catulls; in noch weiterer Ferne ragt der mächtige Turm auf dem Schlachtfeld von Solferino gen Himmel. Nach Oſten birgt ſich hinter dem Vorgebirge S. Vigilio das Städtchen Garda, der Heldenſage nach der Geburtsort Hildebrands, des Waffenmeiſters Dietrichs von Bern. Dort ſaß auch auf hohem Kaſtell als Gefangene Adelheid, die ſpätere Gemahlin Ottos des Großen.

Nach Norden verengt ſich der See, gewaltige, oft ſenkrecht abſtürzende Felsmaſſen bilden die Ufer der Weſtküſte, nur an wenigen Stellen Raum für Anſiedlungen fleißiger Menſchen laſſend, wie in Limone, dem letzten italieniſchen Ort mit ausgedehnter Zitronenzucht, bis die Nordſpitze, das öſterreichiſche Städtchen Riva, erreicht iſt. Von hier befahren Dampfſchiffe die Ufer des Sees bis nach Peschiera und Deſenzano am Südende, beides Schnellzugsſtationen der Bahn Mailand-Verona. Früher hielten die unbequemen Abfahrtszeiten der Dampfer viele von der Fahrt ab; ſeit dem letzten Sommer aber iſt die Zahl derſelben verdoppelt und damit auch für Vorüberreiſende der Beſuch des Gardaſees erleichtert.

Gardone-Riviera hat ſich bis jetzt als faſt rein deutſcher Kurort entwickelt. Hotel und Penſionen ſind deutſch oder haben, ebenſo wie das Hotel in dem nahen Städtchen Salò, deutſche Bedienung; zwei deutſche Ärzte bringen den Winter dort zu. Auch die ſteigende Zahl der Beſucher ſetzt ſich meiſt aus Deutſchen zuſammen. Eine Notwendigkeit, italieniſch zu ſprechen, iſt ſonach kaum vorhanden, auch iſt die liebenswürdige Bevölkerung ſehr gewandt und entgegenkommend im Umgang mit Fremden.

Möge es dem Kurort vergönnt ſein, begünſtigt durch ſeine ſeltenen Vorzüge in landſchaftlicher und klimatiſcher Hinſicht, ſowie durch ſeine geringe Entfernung von Deutſchland, auch fernerhin ungeſtört und in gleichmäßiger Entwicklung emporzublühen.

Dr. Koeniger.

Weſpenſtiche.

Von

Alfred Friedmann.

Tondichter gibt's die ſchwere Meng'!
Wenn jeder gleich ins Waſſer ſpräng',
Den leicht der Mücke Stachel ſticht —
Den Weſpenſtich verdient' der nicht!

Fortuna.

Frühmorgens bin ich ausgegangen
Die Frau Fortuna einzufangen,
Wobei ich leider überſah,
Sie war bei mir — zum Greifen nah!

Wandlung.

Weltliebe hat man einſt empfunden,
Dann ſchien zum Weltſchmerz man geneigt;
Nun hat die Welt ſo manche Stunden,
Da ihre Uhr — Weltekel zeigt.

Photographie.

Die einzige Photographie, die geſchmeichelt,
Iſt Erinn'rung, ein Lichtbild der Zeit;
Es hat ſchon mancher ein Mädchen geſtreichelt,
Sich erinnernd — das Großmutter heut!

Trugſchluß.

Die Frauen ſind wie die Federn im Wind,
Beweglich und ſchwach geboren.
Drum glauben ſie nicht, daß die Männer ſind,
Wenn einmal verloren — verloren!

Lola Beeth.

Wie ein altes Dichterwort behauptet, hat die launiſche Mutter Natur bisweilen Anwandlungen von verſchwenderiſcher Freigebigkeit, in denen ſie auf einen Menſchen alle ihr zu Gebote ſtehenden Gaben häuft. Eine ſolche Feiertagslaune mag es wohl geweſen ſein, welche dem gefeierten Sterne der deutſchen Oper, Fräulein Lola Beeth, das Leben gab. Hervorragende Schönheit, eine modulationsfähige, große Stimme, welche allen Skalen des Empfindens Ausdruck zu verleihen vermag, ſchauſpieleriſches Talent und eine ausgeſprochene Muſiknatur, dieſe vier Kardinaltugenden einer Bühnenſängerin, welche ſich ſo ſelten beiſammenfinden, ſind in ihr reich entwickelt und gegeneinander ſo harmoniſch abgeſtimmt, daß es nur natürlich erſcheint, wenn ſie ihrer Beſitzerin raſch zum Ruhme einer hervorragenden Geſangskünſtlerin verhalfen. Und doch hätten dieſe großen Eigenſchaften allein es nicht vermocht, Lola Beeth zu der Höhe emporzutragen, auf welcher ſie ſich heute befindet, wenn ihr nicht auch gleichzeitig die großen Triebfedern alles künſtleriſchen Schaffens, Energie und eiſerner Fleiß, verliehen waren, welche erſt die Gaben in Thaten umſetzen. Sie waren es zugleich, welche das früh erwachte Talent an den auch ihm drohenden, gefährlichen Klippen der „Wunderkinderzeit" ſicher vorbeiführten. Denn ſchon in früher Mädchenzeit erregte die 1864 geborene Lola Bewunderung als Pianiſtin in ihrer Vaterſtadt Krakau, wo ſie in einigen

Google

er würde es begriffen haben, warum Brunner bei ſeinen vielfachen Gängen vom Schloß ins Städtchen und zurück ſtill in ſich hinein lachte, warum er ab und zu mit ſeines Baſſes tiefſter Grundgewalt ein Studentenlied erſchallen ließ, warum er ſo luſtig, ſo aufgeräumt war, als gehörte ganz Baneſti mit allem, was darauf lebte und webte, dem armen deutſchen Kandidaten der Philoſophie.

*

Und hätte man ganz Baneſti mit allem, was darauf lebt und webt, ihm geſchenkt, er würde wohl keine größere Freude empfunden haben, als jene, die ſeine Pulſe höher ſchlagen ließ, als er am Feſttage ſein Werk mit ſtolzen Blicken betrachtete.

Die einzige Straße von Baneſti war rein gefegt, eine Thatſache, die ſeit Menſchengedenken nicht vorgekommen war.

Aus den Dachluken eines jeden Häuschens, einer jeden Hütte flatterten Fähnlein luſtig im Winde, die männliche und die weibliche Bevölkerung war gewaſchen und feſttäglich geputzt.

Vor der Kirche erhob ſich ein Triumphbogen, auf deſſen Leinwand Brunner mit ſelbſteigener Hand die roten Rieſenworte: „Hoch lebe das Brautpaar!“ gemalt hatte.

Das Kirchlein ſelbſt, das neu geweißt und deſſen Vorbau mit Reiſiggewinden geſchmückt worden, war kaum wieder zu erkennen.

Dazu der herrliche Oktobertag.

Auch der Himmel ſchien ſein ſchönſtes Feiertagsgewand angelegt zu haben, denn er war ſo blau wie an einem heitern Maitag, und die Sonne vergoldete alles mit ihrem milden Lichte.

Aber die Freude des Herrn Brunner wurde doch ein wenig getrübt.

Er hatte gehofft, daß die Zeremonie bei hellem Tage ſtattfinden und daß die Herrſchaften Gelegenheit finden würden, das im Feſtſchmuck prangende Städtchen zu ſehen.

Aber die Sonne lag bereits tief im Weſten, als der letzte Hochzeitsgaſt, der Herr Präfekt Aldean, im Herrenhof von Baneſti eintraf. Die Schatten der Nacht hatten das Städtchen eingehüllt, am Himmel flimmerten ſchon die Sterne, als der Böllerſchuß erſcholl, das Zeichen, daß der Zug vom Schloß aufgebrochen war.

Im Kirchlein von Baneſti hatten noch niemals ſo viele und ſo große Wachskerzen gebrannt wie an dieſem Abend, rote, blaue und gelbe Kerzen, unter deren Schein die Heiligenbilder, welche die Wände bedeckten, ſeltſam flimmerten.

Pope Konſtantin ſah in ſeinem neuen Ornat ſehr ernſt und würdevoll aus, und der alte, bereits ziemlich angetrunkene Küſter, der neben ihm ſtand und mechaniſch das Weihrauchfaß ſchwang, verſuchte gleichfalls, ernſt und würdevoll dreinzuſchauen.

Man hörte das Raſſeln von Droſchken. Das Kirchlein füllte ſich raſch.

Die Zeremonie begann.

Pope Konſtantin hatte von Herrn Fortunat den ausdrücklichen Befehl erhalten, dieſelbe ſo ſchnell wie möglich abzuthun und die weitgehendſten Kürzungen bei der Lektüre der verſchiedenartigen Kapitel aus dem Alten und dem Neuen Teſtament vorzunehmen.

Aber der arme Pope vergaß dieſen Befehl in der freudigen Erregung, die ſein ganzes Weſen durchbebte, angeſichts dieſer „hochanſehnlichen“ Verſammlung.

Seine Stimme ſtieg dröhnend zur Kirchenwölbung empor, er ſprach jedes Wort klar und deutlich aus, las und las und näſelte ſo eifrig, ſo hingebungsvoll, als hinge ſein ganzes Seelenheil davon ab.

Madame Belota wurde ungeduldig.

Dieſe ganze Zeremonie in dem ärmlichen Kirchlein kam ihr lächerlich, tölpiſch, bäueriſch vor.

Sie hatte anfangs gewünſcht, daß die Trauung im Schloſſe ſtattfinde. Aber Madame Falutza hatte ſich dagegen mit Händen und Füßen geſträubt.

Und ſo mußte ſie, um der alten Dame nicht weh zu thun, nachgeben. Und nun wollte die Litanei kein Ende nehmen.

Ein nervöſes Zucken flog um ihren Mund.

Sie begann die Heiligenbilder an der Wand vor ihr zu muſtern.

Da wandte ſie plötzlich das Haupt nach rechts, als hätte ſie geſpürt, daß von dort her jemand ſie anſtarrte, und ſie blickte empor in die zwei ſchwarzen Augen Leas, die mit ſtaunender Bewunderung auf ihrem Geſichte ruhten.

Lea ſtand auf der Kanzel, mit den Ellenbogen auf die Baluſtrade geſtützt, das Haupt zwiſchen die Hände gepreßt, und ſchaute verzückt Madame Belota an.

Es war das erſtemal in ihrem Leben, daß ſich Lea in eine Kirche hineingewagt hatte.

Alles darin kam ihr ſo fremd, ſo ſeltſam, ſo wunderſchön und imponirend vor. Das war ein ganz anderes Gotteshaus als die ärmliche, kahle, dumpfe Synagoge. Die Wände waren mit wunderlichen Gemälden bedeckt. Die Bilderwand, welche das Schiff der Kirche vom Allerheiligſten trennte, ſtrahlte und flimmerte in eitel Gold und Silber. Von der Kuppel hing ein großmächtiger Kronleuchter herab, deſſen Glasprismen in allen Regenbogenfarben ſpielten und der in eine maſſive Meſſingkugel endigte.

Hinter dem Altar, vor dem das Brautpaar ſtand, erhoben ſich zwei goldig ſchimmernde Säulen, auf denen zwei dicke, rot und grün geſtreifte Kerzen brannten.

Selbſt Pope Konſtantin in ſeinem glänzenden Ornat war kaum zu erkennen, ſo prächtig ſah er aus.

Einen noch tiefern Eindruck als die in Lichterglanz ſtrahlende Kirche, als die ſchimmernden Heiligenbilder, als die ſeltſam geformten Ampeln an der Bilderwand, die an den Schnäbeln meſſingener Tauben hingen, und als die angedunkelten Wandgemälde übte die Verſammlung auf die Seele des Mädchens.

So viele, ſo bedeutende Perſonen hatte ſie noch nie in ſo unmittelbarer Nähe geſehen. Aber geradezu faszinirend wirkte Madame Belota auf ſie.

Sie war ſo ſchön, ſo weiß, ſo ſtolz, und die Diamanten in ihren Ohrgehängen funkelten und blitzten ſo prächtig.

Wie beneidete ſie Jonel, daß er neben dieſer Frau leben, ſie Mutter nennen durfte.

Und nun traf ſie ein Blick aus den wunderſchönen dunkelblauen Augen der ſtolzen Dame.

Lea erſchauerte unter dieſem Blick und ſenkte die Lider.

Die Zeremonie war faſt zu Ende, die Ringe waren bereits gewechſelt und nun begann der aus einem Halbdutzend Knaben beſtehende Chor das übliche Jubellied: „Isaia dantuesce“ (Iſaia tanzt) zu ſingen, während Brunner ſich auf einen Stuhl ſtellte und aus einem Körbchen Blumen auf die Hochzeitsgäſte zu ſtreuen ſich anſchickte.

Lea ſah nichts mehr, ſie hörte nichts.

Mit nach innen gekehrten Blicken ſtand ſie da und träumte.

Und es war ein ſeltſamer Traum.

Sie ſah ſich auch als großes, ſchönes, ſtolzes Weib, mit einer koſtbaren Toilette und blitzenden Ohrgehängen in einem erleuchteten Raume vor einem Traualtar und neben ihr einen ſchlanken, ſchwarzbärtigen Mann.

Und aller Blicke hingen bewundernd an ihr — und vor ihr ſtand ein Greis mit einem glänzenden Ornat, der ſchwang ein Weihrauchfäßchen, und die kleinen, würzigen Rauchwellen kräuſelten ſich empor zur Wölbung und helle Kinderſtimmen jubelten — und dann fuhr ſie in einer herrlichen Kaleſche durchs Städtchen, da ſtanden die Leute vor den Thüren und zogen die Mützen, neigten ſich tief zur Erde und flüſterten: „Seht, das iſt Lea, die ſchöne Lea, Zilibis Tochter, die ſo groß, ſo ſchön, ſo reich und die eine Chriſtin geworden!“

Da legte ſich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter.

Der Küſter ſtand vor ihr.

„Ich muß die Kirche ſchließen,“ ſagte der Mann rauh, „hinaus!“

Lea erwachte.

Der größte Teil der Lichter war bereits verlöſcht.

Die Kirche, die ſoeben noch eine dichte Menge gefüllt, war leer und ſtill und die wenigen noch brennenden Kerzen kniſterten unheimlich.

Sie ſchaute eine Weile den Küſter mit großen, verwunderten Augen an.

Dann eilte ſie hinaus.

Im Städtchen ging es hoch her.

Brunner hatte eine Menge Unſchlittkerzen verteilen laſſen und der Primar (Bürgermeiſter) hatte ſelbſt darauf geſehen, daß dieſelben ihrer Beſtimmung, für die Illumination zu dienen, nicht entzogen wurden.

Die einzige Straße, aus der Baneſti beſtand, war daher hell erleuchtet, eine Thatſache, welche die Hunde in eine hohe Aufregung verſetzte, denn ſie bellten unaufhörlich.

Ab und zu erſcholl brauſendes Hurra aus den Kehlen der Gaſſenjugend, die vor der Primarie (Bürgermeiſteramt) um ein brennendes Teerfaß verſammelt war, dem eine dunkelrote Rauchwolke entſtieg.

Am luſtigſten ging es aber in Naftalis Schenke zu, wo geſungen, getanzt und gejubelt wurde.

Lea huſchte die Straße entlang aus dem Städtchen hinaus dem Schloſſe zu.

Vor demſelben angelangt, blieb ſie atemlos ſtehen.

Das Thor war weit geöffnet. Im Hofraum, über welchen mehrere brennende Teerkeſſel rote Lichter warfen, waren einige Tiſche aufgeſtellt, um welche die Honoratioren des Städtchens vor Schüſſeln ernſt und ſchweigſam ſaßen und mit Gabel und Meſſer hantirten.

Vor jedem Tiſch war je ein Fäßchen aufgefahren, daraus barfüßige Burſchen unabläſſig Wein verzapften und in kleinen Gläſern herumreichten.

Da tauchte Brunners hoher Cylinder auf.

Wie ſonſt, wenn Herr Brunner freudig bewegt war, ſtand der Cylinder ſchief auf ſeinem Haupte.

Er ſchritt, gefolgt vom Schmied des Städtchens, einem langen, ungeſchlachten Geſellen, durch den Hofraum der Stallung zu und verlor ſich daſelbſt im Dunkel.

Plötzlich hörte man aus jener Richtung ein Ziſchen, eine Rakete flog in die Luft, und dann folgten weitere Raketen, die hoch oben in einem bunten Feuerregen zerſtoben.

Ein allgemeines „Ah!“ der Bewunderung wurde laut und dann erſchollen von den offenen Fenſtern des erſten Stockwerks, an denen Kopf an Kopf die Hochzeitsgäſte ſtanden, laute Bravorufe und luſtiges Lachen.

Lea hatte ſich in den Hofraum hineingewagt. Als ſie ſah, daß ſie niemand beobachtete, ſchritt ſie bis zur Freitreppe und blickte in den Flur hinein, in dem Diener mit Schüſſeln hin und her rannten.

Eine Weile ſtand ſie da mit klopfendem Herzen.

Dann trat ſie in den Flur und flog die teppichbelegte Treppe hinauf. Sie trat in einen Vorſaal, von dem eine offene Thür in einen glänzend erleuchteten Saal führte, in welchem um eine reichgedeckte Tafel die Hochzeitsgäſte ſaßen.

Die Geſellſchaft ſchien ſehr freudig erregt zu ſein.

Man ſang, lärmte, Gläſer klirrten, Korke flogen knallend zur Saaldecke empor.

Da rief plötzlich eine ſcharfe Stimme — es war die des Herrn Präfekten Aldean: „Muſik!“

Auf dieſen Ruf hin erhob ſich Zilibi, der mit ſeinem aus fünf Zigeunern beſtehenden Orcheſter auf einer Eſtrade neben der Thür poſtirt war, die auf den Balkon hinaus führte, ſchlug mit dem Bogen auf die Rückſeite der Fiedel und bald darauf ertönten die luſtigen Klänge einer Hora (rumäniſcher Nationaltanz).

Lea trat in den Saal, ſchob ſich ſcheu längs der Wand bis zur Eſtrade und blieb daſelbſt hinter der Baßgeige geduckt ſtehen.

Zilibi hatte noch nie mit einem ſolchen Feuer wie heute gegeigt. Seine dunklen Augen brannten und Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn.

Als er geendet, durchbrauſte rauſchender Applaus den Saal.

„Meine Herren und Damen,“ rief Herr Aldean, indem er ſich erhob, „unſer Kapellmeiſter Zilibi iſt, wie Ihnen vielleicht bekannt, auch ein Spaßmacher, als ſolcher muß er uns einige Späſſe zum beſten geben!“

„Und aus dem Talmud!“ rief Pope Konſtantin, der bereits ziemlich angetrunken war.

„Ja, aus dem Talmud,“ wurden Stimmen laut, „aus dem Talmud!“

Zilibi verneigte ſich lächelnd.

„Im Talmud,“ ſagte er, „ſtehen nicht nur Späſſe, ſondern auch ernſte Dinge, ſo heißt es zum Beiſpiel darin: ‚Wende die Augen ab von einer Witwe, trage kein Gelüſte nach ihrer Schönheit.‘“

Ein allgemeines Gelächter folgte dieſen Worten.

„Die Gelehrten des Talmud,“ rief Herr Aldean, „haben unſere liebenswürdige Braut nicht gekannt, ich beantrage daher ein neues Hoch auf das neuvermählte Paar!"

„Hoch, hoch!" rief die Geſellſchaft.

„Ich beantrage," rief Herr [illegible], „daß uns Zelibi einen weiteren [illegible] aus ſeinem Talmud citire und [illegible]!"

„Einer unſerer [illegible] — Sirach heißt er," ſagte Zelibi, „hat geſagt: ‚Heil dem Mann einer ſchönen Frau, die Zahl ſeiner Tage iſt doppelt!'"

„Hoch lebe Herr Sirach!" rief Herr [illegible].

„Hoch, hoch!" ſchrieen die Herren im Chorus. Die Gläſer wurden von neuem vollgeſchenkt und die Muſikanten begannen ein neues Stück zu ſpielen.

(Fortſetzung folgt.)

Eine fürſtliche Erblaſſerin.

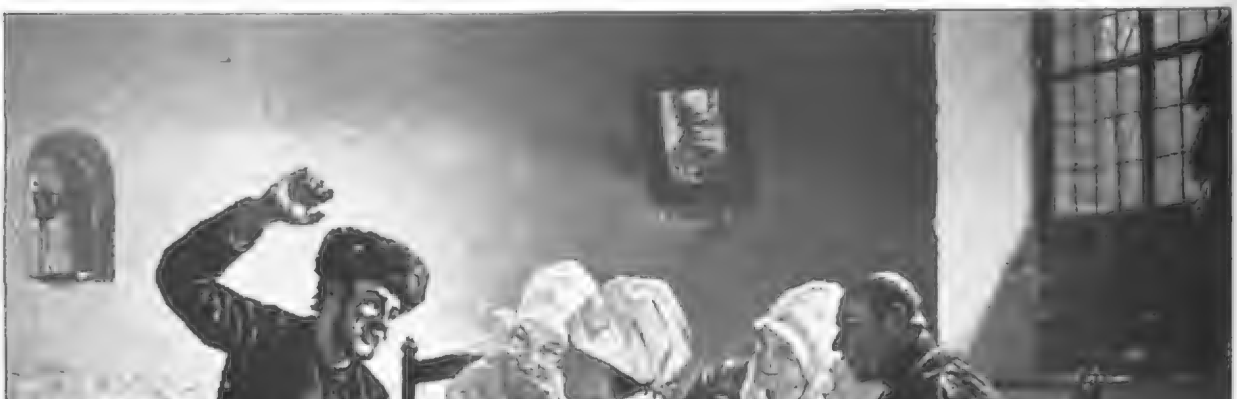
Am [illegible] Dezember [illegible] [illegible] von [illegible] ungeheuren Reichtums und ihrer großartigen [illegible] [illegible] Tod [illegible] [illegible] von Galliera [illegible] verknüpft. [illegible]

Maria, Herzogin von Galliera.

des Hafens, 5 Millionen zur Errichtung von Kranken[illegible] und den von ihrem verſtorbenen Gatten bewohnten Palaſt nebſt ſeinen reichen Kunſtſammlungen im Wert von 6 Millionen. Ebenſo wurde auch Paris, wo ſie in den letzten Jahren nahezu ſtändig wohnte, in reichſter Weiſe von ihr bedacht. Namentlich zu erwähnen ſind unter den [illegible] Stiftungen das [illegible] und das Aſyl für [illegible], deſſen Bau 14 Millionen Franken gekoſtet hat und zu deſſen dauerndem Unterhalt die Herzogin weitere 10 Millionen ſtiftete. Ein Krankenhaus in [illegible] 11 Millionen und der Bau von drei großen Häuſern, in denen bedürftige Arbeiter unentgeltlich [illegible] Wohnung erhalten, 2 Millionen. [illegible] 100 Millionen [illegible] wohlthätige Zwecke ausgegeben hat. Als Geſamterben ihres hinterlaſſenen Vermögens ſind von ihr die Kaiſerin Friedrich und ihr eigener Sohn La Renotiere de Ferrari, ein bekannter Sonderling, beide zu gleichen Teilen, eingeſetzt worden. Wie viel ein jeder dieſer Anteile beträgt, konnte bis jetzt wegen der übrigen großen Vermächtniſſe und der noch nicht genau feſtgeſtellten Vermögenslage nicht ſicher ermittelt werden. Nach den niedrigſten Schätzungen dürfte er 10 Millionen betragen, wahrſcheinlicherweiſe aber noch viel mehr.

Ein luſtiger Erzähler.

J[illegible] hat Helgoländer in [illegible] und anderen [illegible] [illegible] und nimmt nun die Ge[illegible] wahr, ſeine Anverwandten, behäbige Fiſchers[illegible] in dem [illegible] von Scheveningen, zu beſuchen, die er [illegible] Jahre lang nicht geſehen hat. Der gewandte Erzähler iſt



Ein luſtiger Erzähler. Gemälde von Julius Müller-Maßdorf.

Der Gang zur Eisbahn.

[illegible] Anfänger.

Der Kunstläufer.

[illegible]

[illegible]

Die Freuden der Eisbahn. Silhouetten von G. Heine ein gern geſehener Gaſt. Er weiß munter zu erzählen von Haus und Hof, von den tollen Streichen, die er als Soldat angeſtellt, und von ähnlichen unterhaltenden Dingen. Die Couſinen ſind ſeine aufmerkſamen Zuhörerinnen, und auch die alten Leute bewundern ſchmunzelnd, was der Jean für ein gebildeter Menſch geworden iſt. — Wer weiß, wie ſich das noch machen kann!

J. M.-M.

Literatur

Wer weit in der Welt herumgekommen iſt, viel geſehen und erlebt, mit vielen bedeutenden Perſönlichkeiten verkehrt, Menſchen und Dinge mit geiſtvollen Augen betrachtet hat und alles, was ihm entgegen getreten, in anmutigem Tone treffend zu ſchildern weiß, deſſen Memoiren müſſen ſich notwendig zu einer ganz beſonders feſſelnden Lektüre geſtalten. Das alles nun trifft in vollſtem Maße zu bei den „Erinnerungen aus meinem Leben“ von **Friedrich Bodenſtedt** (Berlin, Allgemeiner Verein für deutſche Litteratur). Der Löwenanteil des Buches entfällt auf des Verfaſſers Aufenthalt in Rußland, und hier treten unter anderem ſeine Beziehungen zu Kaiſern und anderen weltgenannten Männern, deren Charaktere er ins ſchärfſte Licht ſtellt, in einer Weiſe hervor, die dem Buch ein ganz unmittelbares Intereſſe ſichert. Dabei offenbart ſich in der ganzen Art der lebensvollen Darſtellung der ſinnige Poet, der das Erlebte nicht nur unſerem Geiſt, ſondern auch dem Gemüte nahe zu bringen weiß.

— **Eine kindlich rührende Geſtalt iſt es, die Blanche** Willis Howard in der Titelheldin ihres Romans „Guenn“ uns vor Augen führt. Die in ihrer Einfachheit ergreifende Geſchichte des ſchlichten bretoniſchen Bauernmädchens, das mit ſeiner liebeglühenden Seele an der kalten Berechnung eines herzloſen Egoiſten ſcheitert und elend zu Grunde geht, iſt in guter, autoriſierter Ueberſetzung von Hel. Stern und Marg. Jacobi bei Robert Lutz (Stuttgart) erſchienen und wird in dieſer Geſtalt auch die deutſche Leſerwelt für ſich erobern.

Biſt du, ſchöne Leſerin, neugierig, was alles von namhaften Männern über dich und deine Geſchlechtsgenoſſen geſagt worden, ſo wirf einen Blick in den „Frauenſpiegel, Aphorismen über Frauen, Frauennatur und Frauenleben“, herausgegeben von **Fercus-Griſon** (Wien, A. Hartleben). Viel des Lobes und Preiſes wirſt du da finden — freilich auch viel des Tadels, aber daneben wieder jene Art von Vorwürfen, auf die man erſt recht ſtolz zu ſein pflegt. Und da, liebe Leſerin, der du das uralte Rätſel der Frauenſeele zu ergründen ſtrebſt — hier bietet ſich dir eine reiche Zahl von Beiträgen zu der Löſung, die freilich niemals ganz abgeſchloſſen werden wird. — Für Leſer und Leſerinnen der gleichen Intereſſe iſt auch ein zweites, im nämlichen Verlag erſchienenes Buch: „Wildſchützen, Holzknechtgeſchichten aus dem böhmiſch-bayriſchen Grenzgebirge“ von **Johann Peter** mit einem Vorwort von **P. K. Roſegger**. Selbſt der Sohn eines Waldbauern, hat J. Peter das Leben ſeiner ländlichen Heimatgenoſſen auf das eingehendſte kennen gelernt. Man ſieht und fühlt, er ſchildert Miterlebtes in den verſchiedenen Bauerngeſchichten, die zumeiſt von einem friſchen, kernigen Humor durchweht ſind, bisweilen aber auch Töne anſchlagen, wie wenn einer mit lachendem Munde ſich müht, ein aus der Bruſt aufquellendes Schluchzen zu verbergen.

— **Eine Reihe ſcharf umriſſener „Bilder und Typen aus** dem ruſſiſchen Leben“ von **N. Schtſchedrin** (M. J. Saltykow) iſt unter dem Haupttitel: „Des Lebens Kleinigkeiten“ in autoriſierter Ueberſetzung von Johannes Eckardt (Hamburg, Gebr. Behre; Wien, C. Lehre) erſchienen. Die Mehrzahl dieſer Typen trägt jene düſtere Färbung, die von der Schilderung ruſſiſchen Lebens unzertrennlich zu ſein ſcheint. Da iſt der arme Schreiber Greiſchkin, deſſen Eigentümlichkeit darin beſteht, von allen geprügelt zu werden; da iſt die tief eingeſchüchterte Dorfſchullehrerin, die als das Spielzeug des jungen Gutsherrn nach einem Roman von wenigen Tagen elend zu Grunde geht, und was derartiger dunkle Bilder mehr ſind. Aber nein! Zu guter Letzt kommt auch „ein Glücklicher“. Es iſt der wohlhabende Krautjunker, der nur darauf bedacht iſt, daß ſein leibliches Gleichgewicht durch keine leidenſchaftliche Erregung irgend welcher Art erſchüttert werde. Aber ſelbſt er faßt ſchließlich die Ergebniſſe ſeines Lebens in die troſtloſen Worte zuſammen: „Eine verlorene [illegible] und ein verlorenes Leben.“

Ueber „Gabriel Max“ Kunſt und ſeine Werke“ ließ **Nikolaus Mann** bei J. J. Weber, Leipzig, eine mit 8 Abbildungen ausgeſtattete kulturhiſtoriſche Skizze erſcheinen, die einen ſchätzbaren Beitrag zur Charakteriſtik dieſes Meiſters liefert. Eine Ueberſicht über alles gebend, was Max bis jetzt geſchaffen, wird die ſinnige Schrift allen Verehrern des eigenartigen Künſtlers willkommen ſein.

— **Die „Bilder zur Geſchichte der chriſtlichen Malerei“** von Dr. **Erich Frantz**, Profeſſor an der Univerſität Breslau, erſter Teil (Freiburg i. Br., Herderſche Verlagshandlung), ſind der unlängſt von uns beſprochenen Textausgabe als beſonderer Band gefolgt. Die teils in ſtarker Umrißzeichnung, teils in farbig wirkender Autotypie wiedergegebenen Bilder veranſchaulichen den Charakter der Gemälde aus den früheren Jahrhunderten der chriſtlichen Kunſt, mit denen wir es im vorliegenden Teil zu thun haben, in [illegible] Treue.

— **Die Langenſcheidtſche Verlagshandlung (Profeſſor G.** Langenſcheidt) in Berlin ſteht im Begriffe, das bereits vor zwanzig Jahren von Profeſſor Dr. Muret nach dem Vorbilde von Sachs-Villatte begonnene und jetzt im Manuſkript vollendete „Encyklopädiſche Wörterbuch der engliſchen und deutſchen Sprache“ zu drucken. Im Intereſſe der Sache wäre es erwünſcht, wenn gedachter Verlagshandlung oder dem Verfaſſer (Berlin, N., Schönhauſer Allee 141) noch vor Druckſchluß von Freunden und Kennern des Engliſchen alle jene Notizen zugängig gemacht würden, welche gelegentlich des lebendigen Verkehrs mit der Sprache oder des Gebrauches irgend eines der bisher verfügbaren engliſch-deutſchen Wörterbücher entſtanden.

Der Hofzwerg.

(Hierzu das Bild Seite 341.)

In der vielgeprieſ'nen Schenke
Don Fratellos herrſcht ein lautes
Allzeit aufgeregtes Treiben. —

Ernſt und Scherz in buntem Chaos
Wirbeln dröhnend durch einander.
Mit dem Pfaffen ſchwatzt der Laie
Ueber hundert ſchwer verwerr'ne
Rätſelfragen des Jahrhunderts.
Sporenklirrend ſtelzt der Krieger
Durch die ſtattlich breit're Halle;
Ab und zu aus ſtarker Lunge
Tönt's: „Feins Lieb, wir müſſen ſcheiden!“
Unbekümmert um Feins Liebchen
Spielt der Mönch hier mit dem Landsknecht
Das ſeit alters ſchon erprobte
Fingerſpiel, und donnernd klingt es:
„Due, Sette, Quattro, Cinque!“

Ueber all dem Lärmen aber
Kreiſt die Flaſche und der Becher,
Und ein ſüßer Hauch von Aſti
Säuſelt wie ein goldnes Märchen
Durch die ſchwüle Atmoſphäre.

Plötzlich löſen ſich die Gruppen;
Alles wendet, fröhlich lächelnd,
Blick und Antlitz nach der Pforte:
Denn des Herzogs winz'ger Hofnarr,
Bartolo, mit ſeinem Windſpiel
Aura kommt herein gewandelt,
Unterm rechten Arm die Laute,
Unterm Kinn die durſt'ge Gurgel,
Links das heiße, ſtumme Herz.

„Seid willkommen!“ brüllt Giuſeppe;
„Seid willkommen!“ ſchwärmt Laurina,
Meiſterin des flotten Scherzes;
„Seid willkommen!“ jauchzt der Spielmann,
Fröhlich in die Saiten ſchlagend;
„Seid willkommen!“ ruft das Mönchlein,
Und der alte, bartumrauſchte
Truppenführer ſchaut behäbig,
Nimmt die friſch gefüllte Pfeife
Aus dem Mund und brummt: „Willkommen!“
Alles grüßt und nickt und winkt ihm,
Und er grüßt und lächelt wieder.

Schweigend nur am wohlgeſchnitzten
Eichenbaum ſitzt Margherita
Auf der Bank und ſchaut, wie ſinnend,
Auf das ſonderbare Weſen,
Das mit ſeinen winz'gen Fingern
Wie kein zweiter die Guitarre
Und die Mandoline meiſtert,
Das mit ſeiner kurzen Kehle
Hochgebaute Henkelkannen
Schwerſten Rotweins jäh vertilget,
Wie kein andrer hier im Stammſaal,
Das verwachſen und verkrüppelt,
Dennoch in dem kleinen Herzen
Wahnſinnstolle Glut empfindet
Für die ſchlanke, wonneſame
Köſtlich ſchöne Margherita.

E. S.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bühne.

Der Operettenregen in dieſer Saiſon hat immer noch nicht aufgehört. So haben wir auch diesmal zunächſt von zwei neuen Erzeugniſſen der heitern Muſe zu berichten. Im Wiener Carltheater fand die dreiaktige romantiſch-komiſche Operette von Richard Genée und Bruno Zappert: „Der Teutſchmeiſter“, Muſik von C. M. Ziehrer, bei ihrer erſten Aufführung eine freundliche Aufnahme. Nicht mit Unrecht kann man von einer neuen Kunſtgattung, von der „militäriſchen Operette“, ſprechen, die durch dieſe Novität eingeführt wird. Denn darin iſt alles militäriſch. Der Grundgedanke der Handlung iſt freilich weder neu, noch hat er im Grunde etwas Soldatenhaftes an ſich. Der Stoff iſt eine recht banale Geſpenſtergeſchichte, in der es ſich um eine verfallene Burg dreht, welche der darin umgehende Geiſt des letzten Beſitzers unſicher macht und aus der niemand wieder lebendig herauskommt, der ſo kühn war, ſich hineinzuwagen. Der Schauplatz iſt aber nach Bosnien verlegt in die Zeit der öſterreichiſchen Occupation dieſes Landes, bei der auch die Teutſchmeiſter wackere Thaten vollbracht haben. Ein Hauptmann dieſes Regiments ſoll, und zwar merkwürdigerweiſe ganz allein, die erwähnte verfallene Burg beſetzen. Er begibt ſich in das alte Gemäuer, findet dort bosniſche Inſurgenten und wird von denſelben gefangen genommen. Eine junge Bosniakin, der er einmal das Leben gerettet, zahlt ihm nun dieſen Dienſt heim und gibt ihm die Freiheit zurück, aber nur, um ihn gleich wieder in die Roſenfeſſeln der Ehe zu ſchlagen. Dem Diener des Hauptmanns ergeht es nicht beſſer, auch er wird mit der Hand einer jungen Bosniakin beglückt. Der Komponiſt, der übrigens Kapellmeiſter des genannten Regiments iſt, hat zu dieſem harmloſen Textbuch eine ſtellenweiſe hübſche und anſprechende Muſik geſchrieben. Einige Walzer und ein paar Lieder ſind recht nett und ſangbar, aber im übrigen enthält die Partitur nicht viel, was beſonders hervorzuheben wäre. — Die andere Operette, „Katja“ von Hermann Zumpe, erlebte ihre erſte Aufführung unter perſönlicher Leitung des Komponiſten am Karl Schultze-Theater in Hamburg und erzielte [illegible] Beifall. Der anziehende Stoff behandelt in drei Akten eine Epiſode aus der ſchwediſchen Geſchichte, die Rettung des Königs Guſtav Waſa durch ein junges ſchwediſches Mädchen. — Ebenfalls in das Gebiet der heitern Muſe gehört eine dritte Neuigkeit, der Schwank „Ruhebedürftig“ von [illegible], mit Erfolg zum erſtenmale aufgeführt im Hamburger Stadttheater. Das Stück erfüllt, wenn es auch keine edlere Gabe Thalias iſt, doch ſeinen Zweck, den Zuhörern in Heiterkeit die Zeit zu vertreiben, in recht glücklicher Weiſe. Auch hat es den Vorzug, ein neues, noch nicht verwertetes Motiv zu behandeln: ein ſtrebſamer Profeſſor der Mathematik wird durch den „Mann mit dem Vogel“ erſt in Verzweiflung und dann in die Ehe getrieben. — Von bedeutend höherem Wert iſt das neue fünfaktige Schauſpiel „Lanzelot“ von Otto Roquette, welches im Darmſtädter Hoftheater bei ſeiner erſten Aufführung einen vollen, von Akt zu Akt ſich ſteigernden Erfolg gehabt hat. Das bemerkenswerte Stück nähert ſich in ſeiner Durchführung mehr dem Luſtſpiel als der Tragödie. Der Schauplatz iſt das Venedig der Renaiſſance. Das vierjährige Töchterchen eines venetianiſchen Nobile wird während der kriegeriſchen Ereigniſſe durch Jiſchar, einen Nürnberger Juden, aus den Händen von Soldaten, die dasſelbe töten wollen, gerettet und erhält in Deutſchland eine chriſtliche Erziehung. Unter dem Namen Lanzelot kommt ſpäter das Kind, nachdem es zum jungen Manne herangereift iſt, mit ſeinem angeblichen Bruder, dem Kaufmann Imhof, nach Venedig zurück und verliebt ſich in die Tochter eines hochgeſtellten Venetianers, welche ſchließlich ſeine Liebe erwidert. Durch gewiſſe Verwicklungen wird Lanzelot, als Gondoliere verkleidet, von ſeinem inzwiſchen zum Admiral emporgeſtiegenen Vater, der den Sohn nicht kennt, eingekerkert und mit dem Tode bedroht. Da tritt Jiſchar mit einem ſeinerzeit am Halſe des Kindes gefundenen Medaillon dazwiſchen, wodurch ſich der Knoten löſt und die Liebenden ihr Ziel erreichen. — Den reinſten und vollſten Genuß von allen in der letzten Zeit auf den Brettern erſchienenen Neuigkeiten bot den Zuhörern das fünfaktige Trauerſpiel „Timandra“ vom Grafen Schack, welches auf der Hofbühne zu Weimar mit großem Erfolg in Scene ging. Der geniale Verfaſſer hat den Pauſaniasſtoff in dieſem Trauerſpiel als echter Dichter behandelt und ſehr gut verſtanden, ihn ſowohl nach der politiſchen Seite — die Handlung baut ſich auf dem Gegenſatze zwiſchen dem nach der Herrſchaft ſtrebenden Pauſanias, der als Sieger über die Perſer nach Sparta zurückgekehrt iſt, und dem an den Geſetzen des Landes ſtarr feſthaltenden Spartanertume auf — wie nach der rein menſchlichen Seite hin uns in wirkſamer Weiſe nahe zu bringen. Der Konflikt zwiſchen der Mutter des Pauſanias, Timandra, die ganz in dem ſtrengen Sinne Spartas und in dem Geiſte, dem das Wohl des Vaterlandes als das Höchſte gilt, auferwachſen iſt, und Pauſanias ſelbſt, iſt mit großer Schärfe und Lebendigkeit zur Geltung gebracht und entwickelt ſich zu einer erſchütternden Tragik.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Der „Deutſche Schriftſtellerverband“, der wenig mehr** als einem Jahr ins Leben gerufen, zählt gegenwärtig ſchon über 700 Mitglieder. Der bisherige „Allgemeine Deutſche Schriftſtellerverband“ hat ſich Ende Oktober aufgelöſt, die Mitglieder ſind ihrer Mehrzahl nach dem neuen Verbande beigetreten, und damit iſt die lang erſtrebte Verſchmelzung der beiden großen Schriftſtellervereine vollendet. Nach dieſem folgenreichen Schritte wird der Deutſche Schriftſtellerverband vorausſichtlich eine große, ſegensreiche Entwicklung, und zwar ſchon in einer nahen Zukunft, erfahren.

— **Seltene Kupfermünzen, die jüngſt in Frankfurt a. M.** verſteigert wurden, erzielten zum Teil fabelhafte Preiſe. So wurde zum Beiſpiel ein Probeſatz preußiſcher Kupfermünzen aus den Jahren 1812 bis 1820 mit 320 Mark, eine Reihe öſterreichiſcher Heller- und Kreuzerpfennige mit 740 Mark bezahlt. Kupferkreuzer des Schwedenkönigs Guſtav Adolf, in Süddeutſchland geprägt, brachten je 76, 79 und 105 Mark. Der kupferne Notthaler des berüchtigten Baron Görtz erzielte 71 Mark, ein Penny von Georg I. für Nordamerika von 1722 trug 29 Mark ein, einige Cents aus den erſten Jahren der Vereinigten Staaten wurden mit 35 Mark, 3 Probemünzen des Königs Hieronymus Napoleon mit 88 Mark bezahlt.

— **In Minneapolis (Vereinigte Staaten) wird zur Zeit** der Verſuch gemacht, die Kraft des Windes zu Zwecken der elektriſchen Beleuchtung auszunützen. Zu dieſer Abſicht wird ein Turm gebaut und auf dem Gipfel desſelben ein Apparat aufgeſtellt, welcher unter der Einwirkung des Windes eine Energie von zehn Pferdekräften entwickeln und eine Dynamomaſchine bewegen ſoll, deren Strom zum Laden von Accumulatoren verwendet wird.

Der berühmte Rechtslehrer Dr. Windſcheid, Profeſſor an der Leipziger Univerſität, feierte ſein fünfzigjähriges Doktorjubiläum und wurde bei dieſer Gelegenheit mit Glückwünſchen und Ehrenbezeugungen aller Art nicht nur aus Deutſchland, ſondern auch aus dem Ausland überhäuft.

Natur.

— **Von einem rieſigen Polypen wurde der Taucher Mr.** Govan im Hafen von Wellington (Neuſeeland) angegriffen, als er in ſeinem Kautſchukanzug einige Blöcke neben den Brückenpfeilern zu befeſtigen ſuchte. Nachdem der Taucher vergeblich gekämpft hatte, ſich von dem Untiere zu befreien, gab er das Zeichen zum Hinaufziehen, und er ſelbſt mit dem Ungeheuer auf dem Rücken gelangte glücklich auf die Oberfläche. Die Fangarme des Tieres waren 9 Fuß lang.

— **In den Weinbergen Ungarns hat die Reblaus ſeit** 1881 ſo arg gehauſt, daß gegenwärtig ſchon 132,342 Morgen verwüſtet ſind, mehr als ein Sechſtel der geſamten mit Wein angebauten Fläche, welche im Königreich zur Zeit 740,000 Morgen beträgt.

Sport.

— **Bei der Hofjagd in der Moſigkauer Heide, an der** Herzog von Anhalt, Fürſt Schwarzburg-Sondershauſen, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, Prinz Albert von Sachſen ꝛc. teilnahmen, kamen 273 Stück Hochwild zur Strecke, darunter 132 Sauen.

— **Die diesjährige Hofjagd auf Schwarzwild im Lainzer** Tiergarten bei Wien ergab die glänzende Strecke von 370 Stück Schwarzwild, die in kaum 2 Stunden erlegt wurden.

— **Den höchſten Preis für einen Windhund dürfte Colonel** North Ende Dezember in London gezahlt haben. Er mußte 17,000 Mark anlegen, um „Fullerton“, der im September 6 von 7 Rennen gewann, an ſich zu bringen.

— **Subventionen im Betrage von 27,000 Mark kann** bereits in der nächſten Rennſaiſon der Verein für Hindernisrennen infolge ſeiner großen Einnahmen an verſchiedene Rennplätze zahlen.

— **Erhöhte Rennpreiſe werden aus Anlaß der Ausſtellung** für die Pariſer Rennen ausgeſetzt. Nicht weniger als 120,000 Franken werden für die große Steeplechaſe bewilligt, während das große Städterennen 60,000 Franken wert ſein wird.

— **Die neue Trabrennbahn bei Berlin ſoll bereits am** 14. April 1889 eröffnet werden.

— **Bei der Billardpartie, welche in der Weihnachtswoche** W. Mitchell gegen White ſpielte, brachte er eine Serie von 1778 Caramboles zu Ende.

— **Engliſche athletiſche Spiele iſt man bemüht in Paris** einzuführen. Im Bois de Boulogne ſind bereits mehrere Spielplätze hergeſtellt und in Gegenwart des Präſidenten der Republik von den Schülern der Ecole Monge durch eine Fußballpartie eingeweiht worden.

Denkmäler.

— **Das neue Reiterſtandbild des Herzogs von Wellington,** im Hyde Park aufgeſtellt, wurde vom Prinzen von Wales in Gegenwart einer großen Volksmenge enthüllt. Der Schöpfer der koloſſalen Statue, Bildhauer Boehm, hat den eiſernen Herzog dargeſtellt, wie er in der Schlacht bei Waterloo erſchien, in der Linken die Zügel, in der Rechten einen kleinen Feldſtecher haltend. Er trägt einen kleinen Dreiſpitzhut und die Interimsuniform bis zum Halſe geſchloſſen. Das Standbild ruht auf hohem Sockel von rotem Granit, deſſen vier Ecken Soldatenfiguren ſchmücken: ein Gardiſt und ein Hochländer, England und Schottland bedeutend, ferner ein iriſcher Dragoner und ein walliſiſcher Ulan, alle natürlich in der Uniform der damaligen Zeit. Die Vorderſeite des Sockels trägt die Inſchrift „Wellington“.

— **In der Aula der Wiener Univerſität wurde die Mar**morſtatue Kaiſer Franz Joſefs, die Profeſſor Zumbuſch geſchaffen, feierlich enthüllt.

— **Kaiſer Wilhelm II. ſpendete für das Denkmal, das bei** Quatrebras dem dort 1815 gefallenen Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, dem ſogenannten ſchwarzen Herzog, errichtet wird, den Betrag von 2000 Mark.

— **Bei dem Wettbewerb, den Mannheim für ein Reiter**ſtandbild Kaiſer Wilhelms I. ausgeſchrieben, erhielten den kombinierten erſten und zweiten Preis die Bildhauer Moeſt in Karlsruhe und [illegible] in München.

— **Das Preisgericht für ein Scheffel-Denkmal in Karls**ruhe hat innerhalb der 17 eingelaufenen Entwürfe die Preiſe folgendermaßen verteilt: den erſten Preis (1500 Mark) erhält der Entwurf des Profeſſors Ad. Heer, den zweiten (1000 Mark) derjenige des Profeſſors Hermann Volz, den dritten (500 Mark) derjenige des Bildhauers Friedrich Belle, ſämtlich in Karlsruhe wohnhaft.

Geſtorben.

— P. J. Bemmer, früher Volksſchullehrer, beliebter Jugendſchriftſteller, 79 Jahre alt, am 6. Dezember, auf dem Gute Weckenbruch bei Weſel.

— Herzogin Maria von Galliera, 77 Jahre alt, am 9. Dezember, in Paris (ſiehe Seite 310).

— Fürſt [illegible] Bibescu, ehemaliger [illegible] Präſident und Oberjägermeiſter des Königs, am 10. Dezember, in Bukareſt.

— Ernſt Heinrich Ernſt von Zeſchau, königlich ſächſiſcher Generalleutnant z. D., von 1850 bis 1861 Generalintendant der ſächſiſchen Armee, 84 Jahre alt, am 10. Dezember, in Dresden.

— Dr. K. Steffenſen, früher Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Baſel, am 12. Dezember, in Baſel.

— Dr. jur. Karl Friedrich Gottfried Mohr, 43 Jahre lang Mitglied des Senats in Bremen, viermal für je 4 Jahre Bürgermeiſter, 85 Jahre alt, am 13. Dezember, in Bremen.

— von Stenenſee, königlich preußiſcher Generalmajor, Kommandeur der 22. Infanteriebrigade, am 12. Dezember, in Breslau.

— Monſignore Anthimos, Metropolit und erſter bulgariſcher Exarch, am 13. Dezember, in Widdin.

— Wirklicher Geheimrat Dr. jur. von Rohr, Präſident des preußiſchen Obertribunals bis zu deſſen 1879 erfolgter Auflöſung, 88 Jahre alt, am 14. Dezember, in Berlin.

— Prinz Eugen Emanuel Joſef von Savoyen-Carignan, Admiral der italieniſchen Flotte, 72 Jahre alt, am 15. Dezember, in Turin.

— Richard Redgrave, bekannter engliſcher Maler und Schriftſteller, 84 Jahre alt, Mitte Dezember, in London.

— Geheimer Medizinalrat Dr. Wilhelm Roſer, Profeſſor der Chirurgie an der Univerſität Marburg, 71 Jahre alt, am 16. Dezember, in Marburg.

— Profeſſor Dr. Hans Conken, Chefredakteur des ſeinerzeitigen „[illegible]“, bekannter [illegible] Schriftſteller, 54 Jahre alt, am 16. Dezember, in Bromberg.

— Baron Alexander Jomini, kaiſerlich ruſſiſcher Staatsſekretär, 73 Jahre alt, am 17. Dezember, in St. Petersburg.

— Graf Leo von Thun-Hohenſtein, 77 Jahre alt, am 17. Dezember, in Wien.

Die Seeſchmetterlinge.

Von

Karl Vogt.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das kleine Boot lag vollſtändig gerüſtet an der Hafentreppe von Nizza.

Ich mußte mich zur Zeit, von der ich ſpreche, auf eigene Fauſt behelfen.

Der Gedanke, daß man an der Meeresküſte permanente Stationen errichten könnte, Laboratorien, in welchen der Forſcher alle Hilfsmittel vereinigt fände, deren er zur Unterſuchung der Seetiere benötigte, war noch niemand gekommen. Erſt nachdem ich ſeit zwei Jahren in Nizza gearbeitet und alle Unannehmlichkeiten, die aus der Beſchränktheit der Mittel und manchem Zeitverluſt erwachſen, in reichem Maße gekoſtet hatte, ſchmiedete ich Pläne zur Errichtung ſolcher Anſtalten, die alle in das Waſſer fielen, bis A. Dohrn mit beiſpielloſer Energie die zoologiſche Station in Neapel gründete, ein Muſter für Nachahmungen in faſt allen Kulturländern.

Man richtete ſich vor dreißig Jahren ein, ſo gut man konnte. Ich wohnte in Nizza in einem jetzt zum Hotel umgebauten Privathauſe an dem in das Meer vorſpringenden Felſen der Ponchettes, welcher im Volksmunde den Namen „Roba capellu“ nicht mit Unrecht führt, denn ſchon mancher Hut wurde dem Beſitzer von dem um die Ecke ſtürmenden Wind geraubt und in die See geſchleudert. Mein Fiſchplatz aber war die namentlich an ſchwimmenden Seetieren ſo unendlich reiche, einige Kilometer weiter oſtwärts tief in das Land einſchneidende Bucht von Villafranca, das unter franzöſiſcher Herrſchaft in Villefranche nur umgewandelt worden iſt. In dem Städtchen ſelbſt iſt heute noch keine menſchenwürdige Unterkunft zu finden, obgleich dort jetzt eine mit Widerwärtigkeiten aller Art kämpfende zoologiſche Station exiſtiert. Ich hatte alſo mit einem intelligenten Fiſcher ein Abkommen getroffen. Wenn das Wetter darnach ausſah, daß reiche Strömung in die Bucht einfließen werde, kam Joachino morgens früh in meine Wohnung und ſagte: „„Gravella“ (ſo hieß das Boot) liegt an der Hafentreppe!“ Er packte zwei Körbe mit großen, weitmündigen Glasgefäßen, ich ſteckte ſo viel kleinere Gläſer in meine Taſchen, als ſie faſſen konnten, und nahm ein aus feinſter Müllergaze gefertigtes, in einen runden Kupferrahmen geſpanntes, mit langem, feſtem Stiel verſehenes Netz zur Hand. Joachino hatte ein zweites zu eigener Dispoſition im Boote. Lupe und Pinzette, an Bändern um den Hals gehängt, vervollſtändigten die Ausrüſtung, die bald in dem Boot untergebracht war. Joachino ruderte, denn wir fuhren nur bei ſtiller Luft aus, und ich ſteuerte. In Zeit einer Stunde waren wir in der Bucht.

„Siehſt Du einen Strom, Joachino?“

„Dort, Herr, vor der Sanità!“ antwortet Joachino, nachdem er, hoch aufgerichtet, etwas umhergeſpäht hat.

Ich ſehe in der That den hellen Streifen mit durchaus glatter, ungekräuſelter Oberfläche, der einen Strom anzudeuten pflegt.

„Ich glaube kaum,“ ſage ich, „daß wir heute unſere Gläſer füllen werden. Der Himmel hat ſich bewölkt, die Sonne ſcheint nicht mehr!“

„Um ſo beſſer, Herr! Der Scirocco liegt ſchon draußen auf der hohen See und wird am Nachmittag hier aufſpringen. Sehen Sie auf dem Strome die langen Wellenzüge, die ihren Weg von der Mündung her der Küſte entlang nach dem Grunde der Bucht nehmen? Ich will darauf wetten, daß der Strom auf der andern Seite der Bucht, am Leuchtturm vorüber, von innen nach der Mündung geht. Das iſt ein gutes Zeichen! Je mehr ſich aber der Himmel bewölkt, deſto mehr Schmetterlinge werden wir fangen!“

„Um Schmetterlinge zu fangen, müßten wir wohl ans Land gehen! Die Feigen werden jetzt getrocknet — wir könnten vielleicht einige Schwalbenſchwänze, Trauermantel oder gar den ſchönen Jaſon darauf haſchen. Aber hier?“

„Freilich hier!“ ſagt Joachino etwas ärgerlich. „Kennen Sie die Seeſchmetterlinge (Farfalle di mare) nicht? Die fliegen lieber bei bedecktem Himmel, während die Landſchmetterlinge die Sonne vorziehen, um herumzuflattern!“

Joachino treibt, etwas verdroſſen, mit einigen mächtigen Ruderſchlägen das Boot an den Rand des Stromes, in dem es in der That von Tieren mannigfacher Art wimmelt. Aber während ihn ſonſt die Meduſen, die „Carmarine“, wie er ſie nennt, oder die Schwimmpolypen, von ihm „Plumets“ (Federbüſchel) genannt, beſonders anziehen, hielt er nach einer Stelle, wo ein durchſichtiges Tier einen mächtigen Wirbel an der Oberfläche erzeugt. Ich erkenne den unbändigen Geſellen, der ſich ſo wild im Kreiſe dreht, ſofort: es iſt eine ſpannenlange, fingerdicke, vollkommen durchſichtige Kielſchnecke, eine Pterotrachea, die unabläſſig mit ihrem langen Rüſſel umherſchnüffelt.

„Wo die iſt,“ ſagt Joachino, „ſind die Schmetterlinge nicht weit! Ecco! Da haben Sie einen ſchönen, von der großen Art.“

Er reicht mir ein Glas, mit dem er eben etwas aus dem Waſſer geſchöpft hat.

Ich bin recht ſtolz auf meinen Zögling Joachino. Er hat Augen wie ein Luchs und hat gelernt, daß man die zarteren Tiere gar nicht mit dem Netz berühren darf, ſondern in ein vorgehaltenes Glas mit dem Waſſer hineingleiten laſſen muß. Stehen ſie in der Tiefe, ſo bedient man ſich des Netzes in der Weiſe, daß man neben dem Tier einen Wirbel damit erzeugt, der das Tier an die Oberfläche reißt.

„Bravo, Joachino,“ ſage ich, nachdem ich das Tier in dem Glaſe betrachtet, „jetzt weiß ich, was Du unter Seeſchmetterlingen verſtehſt.“

Die Tiere, die man auch Floſſenfüßer oder Ruderſchnecken (Pteropoda) genannt hat, verdienen den Namen in der That.

Es iſt ein reizendes Geſchöpf, das in dem weiten Glasgefäß herumfliegt, bei ſeinen ungeſtümen Bewegungen öfter an die Wand anſtößt, dann plötzlich die Flügel einzieht, nach unten umklappt und ſo langſam zu Boden ſinkt, um nach kurzer Ruhe wieder aufzuſchnellen und das alte Spiel von neuem zu beginnen. Ich erkenne ſofort den dem namhaften Zoologen Péron gewidmeten Bootſchmetterling, die Cymbulia Peronii (Fig. 1). Aus einiger Entfernung ſieht man nur die Strudel im Waſſer und einen bräunlichen Kern, etwa von der Größe eines Weizenkorns; erſt bei genauerer Betrachtung in unmittelbarer Nähe unterſcheidet das Auge zwei glashelle, große, abgerundete Flügel, die an einem etwas gelblichen, nach hinten in die Länge gezogenen Körper anſitzen, der in einem kriſtallhellen Boote ruht, deſſen Umriſſe nicht genauer erkannt werden können, da die Subſtanz, aus welcher es gebildet iſt, faſt dasſelbe Brechungsvermögen des Lichtes hat wie das Waſſer. Erſt wenn wir das Tier in einer flachen Glasſchale, kaum mit Waſſer bedeckt, auf ſchwarzem Grunde ſtellen, können wir ſehen, daß die Schale in der That die Geſtalt eines vorn abgerundeten, nach hinten in zwei Spitzen ausgezogenen, oben ausgehöhlten Bootes hat, deſſen Außenfläche mit warzenförmigen Vorſprüngen bedeckt iſt, während an den oberen Rändern vor und hinter dem Körper feine Spitzen wie die Zähne einer Säge emporſtehen.

Der Körper ſelbſt ruht in der oberen Aushöhlung des Bootes und iſt demſelben ſo loſe angeheftet, daß er ſich bei unſanfter Behandlung leicht von der Schale trennt, die aus einer gleichförmigen und vollkommen ſtrukturloſen Subſtanz gebildet iſt, welche hinſichtlich ihrer Konſiſtenz zwiſchen Gallerte und Knorpel etwa die Mitte hält. Das Tier ſcheint in ſeinen Bewegungen und Verrichtungen durch dieſen Verluſt nicht beſonders beeinflußt zu werden; es fliegt nach wie vor im Waſſer umher; da es aber in der Gefangenſchaft nicht lange am Leben erhalten werden kann, ſo läßt ſich auch nicht ſagen, ob es ſich eine neue Schale zu bilden im ſtande iſt. Die Vermutung dürfte freilich dagegen ſprechen, denn man findet im Meere neben vollſtändigen Tieren nur leere Schalen oder, wenn auch nur ſehr ſelten, ſchalenloſe Tiere, nicht aber ſolche, welche noch unvollkommene Schalen haben, wie das doch bei Neubildung derſelben der Fall ſein müßte.

Gar ſeltſam iſt der Körper gebaut. Sieht man von den Flügeln ab, ſo iſt er im Verhältnis zu der Schale nur ſehr winzig und ganz in dieſelbe eingegraben: das Vorderende entſpricht dem dickeren, ſtumpf abgerundeten Teil der Schale; in der hinteren Aushöhlung ſteckt ein fadenförmiger Schwanzanhang, der aus einer herzartig ausgeſchnittenen, ſehr dünnen und durchſichtigen Floſſe entſpringt, welche mittelſt eines dickeren Stieles an den Körper angeheftet iſt. Von einem Kopf iſt keine Rede; doch, faſt unmittelbar an der Stelle, wo die beiden Flügel in der Mittellinie zuſammenſtoßen, liegt der in Form einer kleinen runden Warze vorſpringende Mund, hinter welchem man eine dunkelbraune, halbmondförmige Zeichnung ſieht. Dies iſt der durch die Körperdecken durchſchimmernde Schlundkopf. Wie bei allen Schnecken trägt er eine eigentümliche innere Bewaffnung, welche man ſehr mit Unrecht die Zunge genannt hat, denn mit der Zunge der Wirbeltiere hat dieſes Organ nicht das mindeſte gemein. Je nach der Nahrung iſt dieſe Zunge verſchieden geſtaltet, als Feile oder Reibplatte bei Pflanzenfreſſern, mit ſtachligen Kämmen, Haken und Dornen beſetzt bei Raubtieren. Alle Seeſchmetterlinge tragen auf ihrer Zunge einige Reihen ſtarker, ſpitziger Haken; ſie ſind — vielleicht mit einer einzigen Ausnahme — entſchiedene Fleiſchfreſſer.

Mit dem Fang einiger Cymbulien, die wir in die vorgehaltenen Gläſer ſchlürfen ließen, um ſie zu Hauſe mit Muße betrachten und unterſuchen zu können, iſt aber unſere Fiſcherei noch nicht beendet. Die Cymbulien ſind die Rieſen unter den Seeſchmetterlingen der Bucht von Villefranche; aber in dem Strome flattert noch eine ganze Menge von Kleinzeug, die auch das geübteſte Auge in dem klaren Waſſer nicht unterſcheiden kann, denn ſie ſind ebenſo kriſtallhell durchſichtig wie dieſes ſelbſt.

„Langſam, Joachino! Laſſen wir uns mit dem Strome treiben!“

Ich ſenke das feine Netz ſo in das Waſſer ein, daß ſein oberer Rand kaum unter dem Spiegel ſich befindet, und ſtemme den langen Schaft gegen einen Ruderpflock auf dem Bord. Joachino treibt das Boot langſam voran, ohne das Waſſer zu ſchlagen.

„Halt! Gib mir den Schöpfer!“

Geſegnet ſei Gambarini! Ohne ſeine Erfindung wäre vielleicht niemand darauf verfallen, Schöpfgläſer mit feſten Henkeln zu verſehen. Hier leiſtet ein ſolches vortreffliche Dienſte. Das Netz, das mit einer Menge ſchwimmender Tiere gefüllt iſt, die nicht entweichen können, wird ſo weit über das Waſſer emporgehoben, daß gerade noch Spielraum bleibt, um es mit einem Schoppenglaſe auszuſchöpfen. Wir haben Glück gehabt, denn wir ſind in einen Schwarm von Nadelſchmetterlingen, **Creseis acicula** (Fig. 3), geraten und haben eine erkleckliche Menge davon in unſerem Glaſe gefangen nebſt anderen beſchalten Arten: **Hyalaea tridentata** (Fig. 4), **Cleodora lanceolata** (Fig. 5). Aber es gilt, ſie zu iſolieren und aus der Unzahl von anderen kleinen durchſichtigen Schwimmern, beſonders Krebschen, herauszuſiſchen, von welchen einige wohl das Gelüſte empfinden könnten, unſere Schmetterlinge anzupacken und zu verſpeiſen, ſo wie andererſeits die größeren Seeſchmetterlinge ihnen zu Leibe gehen. Fahren wir alſo nach Hauſe! Während der anderthalb Stunden, welche die Rückfahrt in Anſpruch nimmt, können wir uns mit der Ausleſe beſchäftigen. Wir kennen die Gegend und brauchen uns nicht in die Bewunderung der prachtvollen Landſchaft zu vertiefen.

Ich fülle aus dem Netz Waſſer in ein kleineres Glas[illegible], um ſicher zu ſein, daß dasſelbe keine anderen Tierchen enthält, und nehme eine enge Glasröhre zur Hand, mit der ich bequem bis auf den Boden des Schoppenglaſes reichen kann. In dieſem fährt noch alles wirr durcheinander, voll Schrecken über die Verengerung des Raumes. Ich führe die Glasröhre ein, indem ich ihre obere Oeffnung mit dem Zeigefinger feſt zuhalte. Die darin enthaltene Luft läßt nur wenig Waſſer eintreten.

Nun gilt es, ſcharf zuzuſehen! Sobald ich einen Schmetterling erblicke, der vielleicht in einem Schwunge bis an die Oberfläche geſprungen iſt und ſich nun entfaltet langſam zu Boden ſinken läßt, ſuche ich die untere Mündung meiner Glasröhre in unmittelbare Nähe unter ihm zu bringen. Der Zeigefinger wird dann plötzlich gehoben, ein Strom von Waſſer, um ſo ſtärker, je tiefer die Glasröhre eintaucht, drängt der entweichenden Luft nach und reißt das Tierchen mit ſich. Der Zeigefinger ſchließt wieder die obere Oeffnung, und nun kann die Röhre herausgehoben und das darin enthaltene Tierchen in das Sammelglas übergeführt werden. Das iſt eine einfache Fangmethode für ſolche kleine und zarte Tiere, die aber doch geübt ſein will, ehe man darin einige Sicherheit erlangt hat. Bei unruhiger See läßt ſie ſich nicht anwenden; in ſolchen Fällen muß man ſich gedulden, bis man zu Hauſe angelangt iſt. Es wäre hier ein amüſantes und zuweilen recht komiſches Kapitel über die Geduldsproben zu ſchreiben, welche der ſelbſtfiſchende und ſuchende Naturforſcher zu beſtehen hat.

Aber wenn ſie beſtanden ſind, ſo iſt es auch eine wahre Freude, ſich mit Lupe und Mikroſkop in die Betrachtung dieſer kleinen Weſen zu verſenken. Die Nadelſchmetterlinge ſind ein vorzügliches Objekt. Ihre cylindriſche, glashelle Schale iſt feſt genug, um einen kleinen Druck aushalten zu können. Ein Tierchen wird auf die beſchriebene Weiſe eingefangen und in eine Luftzelle oder Kompreſſorium gebracht, ein kleines Inſtrument, das dazu dient, ein dünnes Glasplättchen, ein Deckgläschen, durch Schraubenbewegung der ebenfalls aus Glas beſtehenden Unterlage näher zu bringen. Man läßt einen Waſſertropfen auf die Unterlage fallen, bringt das zu unterſuchende Tierchen in den Tropfen und ſchraubt nun ſo weit zu, daß beide Glasplättchen den Tropfen berühren. Wir können mittelſt unſeres Apparates das Tierchen feſthalten; wir regeln aber den Druck vorſichtig ſo, daß ihm kein Leid geſchieht, obgleich es auf demſelben Platz feſtgehalten wird. Es ſucht mit den Flügeln zu ſchlagen, aber alle Anſtrengungen ſind vergebens; es kann in dem engen Raum den Druck, der auf ſeiner Schale laſtet, nicht überwinden.

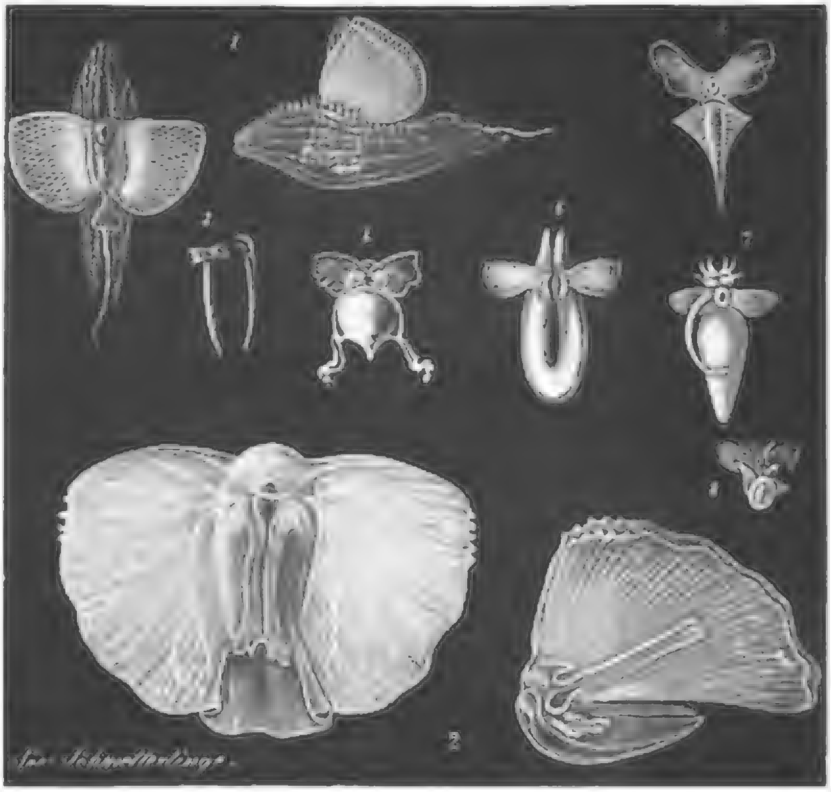
Ein wunderbarer Anblick! Wir ſehen unter dem Mikroſkop die feinen Muskelfaſern, welche in den Flügeln einander durchkreuzen, ſich zuſammenziehen und ausdehnen und können den Verzweigungen der Nerven und der Gefäße folgen, in welchen das Blut zirkuliert. Wir ſehen die Bewegungen des Mundes, der ſich öffnet und ſchließt, des Schlundkopfes mit der Zunge, die vorgeſtoßen und zurückgezogen wird, die Zuſammenziehungen des Darmes, die [illegible] von dem Munde nach dem vorn an der Schalenöffnung gelegenen After hin ſich fegen; wir ſehen das Herz ſchlagen und können den Strömungen und Wirbeln des Waſſers folgen, welche in der Atemhöhle und an gewiſſen Ausmündungsöffnungen durch unzählige feine Wimpern erzeugt werden, die nach beſtimmter Richtung hin ſchlagen. Die Tiere ſind Zwitter; wir ſehen die Eier und andere Geſchlechtsprodukte in den Organen, in welchen ſie erzeugt, in den Kanälen, durch welche ſie ausgeführt werden.

Oft braucht es nur weniger Stunden, um die Nadelſchmetterlinge, wie überhaupt ihre Verwandten, in dem Glaſe, worin man ſie hält, Eier legen zu ſehen, die von durchſichtigen Hüllen umgeben ſind, welche bald wie Roſenkränze, bald wie längliche Schnüre ausſehen, in deren Anſchwellungen die Eier in einer waſſerhellen Flüſſigkeit ſchwimmen. Legen ſie die Eier ab, weil ſie ſich in dem Glashafen wohl befinden, oder thun ſie es, um ſich in dem engen Gefängnis einer Laſt zu entledigen? Die Frage mag unentſchieden bleiben, aber ſo viel iſt gewiß, daß man ſolche Schnüre und Scheiben auch im offenen Meere treibend findet, daß die Eier, welche in der Gefangenſchaft gelegt werden, meiſt befruchtet ſind und daß man unter dem Mikroſkop die Entwicklung der Embryonen wenigſtens bis zu dem Zeitpunkt verfolgen kann, wo die jungen Larven, die mannigfache Metamorphoſen durchmachen, ihre Hüllen verlaſſen, um im offenen Meere zu ſchwimmen. Sie ſehen dann den Eltern durchaus nicht ähnlich, wohl aber den Larven der kriechenden Meerſchnecken und ſchwimmen mittelſt eines Wimperapparates, der oben auf dem Kopfe entwickelt iſt und ſpäter, wenn die Flügel ſeitlich aus dem Fuß hervorwachſen, vollſtändig zurückgebildet wird.

Die freien Larven weiter in der Gefangenſchaft aufzuziehen, iſt noch nicht gelungen. Wahrſcheinlich ſterben ſie den Hungertod, denn zu weiterem Wachstum müſſen ſie Nahrung nehmen, und wie könnte man ihnen dieſe bieten? Aber nun fiſcht man ſie mit dem feinen Netz im freien Meer und kann aus den verſchiedenen Formen, die man findet, die Reihenfolge der einzelnen Stadien ihrer Entwicklung bis zu dem erwachſenen Tier zuſammenſtellen. Freilich iſt dieſes nicht immer leicht, denn einesteils ſehen ſich die Larven verſchiedener Arten oft ſehr ähnlich, und andernteils bringen die Strömungen nicht immer das Gewünſchte, ſo daß mancher Beobachter von einem Jahr auf das andere warten mußte, um ſeine Beobachtungen fortſetzen und zu Ende führen zu können.

Es iſt überhaupt ein eigen Ding mit den auf hoher See ſchwimmenden pelagiſchen Tieren, und trotz vieljähriger Unterſuchungen kennt man noch immer nicht die Urſachen ihres **Erſcheinens und Verſchwindens**. So hatte ich in den Jahren **1850 bis 1852**, die ich in Nizza zubrachte und wo ich **Sommer und Winter** wenigſtens zweimal wöchentlich in der Bucht von **Villefranche** mit dem feinen Netze fiſchte, ſtets nur einige Arten von Nadelſchmetterlingen und verwandter beſchalten Gattungen gefunden; Cymbulien, die mir damals nicht hätten entgehen können, traf ich erſt bei einem Beſuch in den Oſterferien 1867 und zwar in großer Menge an. Meſſina iſt diejenige Station des Mittelmeeres, wo Seeſchmetterlinge in größter Zahl und in den mannigfaltigſten Formen von dem Strome der Charybdis zugeführt werden. Als ich im verfloſſenen Frühjahr meinen Kollegen daſelbſt, Profeſſor Kleinenberg, um Ueberſendung einiger Exemplare einer nackten, ſchalenloſen Gattung, **Pneumodermon**, bat, ſchickte mir der gefällige Freund eine gute Zahl anderer Seeſchmetterlinge und ſchrieb dabei: „Pneumodermon kann ich leider nicht ſenden. Während es früher ſo häufig war, daß man faſt keinen Zug thun konnte, ohne welche im Netz zu haben, fehlen ſie heuer durchaus.“ Und aus Neapel, wo ich doch vor zwei Jahren ſelbſt **Pneumodermon** erhalten hatte, kam von der zoologiſchen Station, welche wunderbar erhaltene Seetiere zu liefern pflegt, dieſelbe Hiobspoſt. Ich erhielt eine prächtige Sendung von anderen Seeſchmetterlingen, die ſo trefflich konſerviert waren, daß man hätte glauben können, ſie lebten noch, aber Pneumodermon war nicht darunter.

In Meſſina allein findet man den im Vergleich zu den anderen rieſigen Rundſchmetterling, **Tiedemannia** (Fig. 2), welcher etwa dem Trauermantel unter den Landſchmetterlingen an Größe und Form gleicht, ſonſt aber der Cymbulia ziemlich ähnlich gebaut iſt. Er beſitzt auch eine waſſerhelle Schale, die aber weit kleiner und durchaus glatt iſt; ſeine Flügel ſind zu einer großen Scheibe zuſammengewachſen und der Mund in einen langen, am Ende zweizipfligen Rüſſel ausgezogen, den das Tier beim Schwimmen wie einen ſchief nach vorn geneigten Maſt zwiſchen den Flügeln trägt.



Alle die genannten Seeſchmetterlinge ſind Raubtiere; faſt will es mich aber bedünken, als ob gewiſſe Dickbäuche, die man den ſchweren Nachtfaltern vergleichen und die man Dickſchmetterlinge nennen könnte (**Hyalaea**), auch nebenbei Pflanzenfreſſer ſeien. Sie bummeln ſchwerfällig bei Meſſina und Neapel herum, werden zuweilen bis Villefranche verſchlagen und zeichnen ſich durch die aufgeſchwollenen, bräunlichen, hinten in Spitzen auslaufenden Schalen mit enger Mündung, aus welcher die kurzen und maſſiven, am Rande dreilappigen Flügel hervortreten, durch einen dicken, kurzen Körper und den Beſitz einer innern Kieme aus. Meiſt tragen ſie lappige oder bandartige Anhängſel von brauner oder dunkelgrüner Farbe, die zum Aufenthalt in den Algen und Tangen der Tiefe vortrefflich paſſen. Im Magen mehrerer Exemplare, die ich daraufhin unterſuchte, habe ich zwiſchen feinen Sandkörnchen und Mulm freilich nur zweifelhafte Reſte von Seepflanzen, wohl aber Schälchen von ſchwimmenden Schneckenlarven gefunden.

Viele Seeſchmetterlinge ſind nackt, durchaus ſchalenlos, der meiſt ſpindelförmige Körper nur von einer ſackförmigen Haut umhüllt. Die ſeitlich geſtellten Flügel können oft in Taſchen zurückgezogen werden, und über ſie ragt ein rundlicher, einigermaßen abgeſetzter Kopfteil hervor, der zuweilen mit Anhängen beſetzt iſt, die Haken oder Saugnäpfe tragen. Dahin gehört das oben erwähnte, violettblau gefärbte **Pneumodermon** des Mittelmeeres, das ſich bei drohender Gefahr in eine weißliche Wolke hüllt, in Schleim, der von zahlreichen Drüſen des Körpers abgeſondert wird, die ſich freilich bald erſchöpfen.

In den nordiſchen Meeren kommt eine Art vor, welche nebſt einem kleineren Schmetterlinge, **Limacina arctica** (Fig. 8), der eine zierlich gewundene, durchſichtige Schneckenſchale beſitzt, in merkwürdige indirekte Beziehung zu dem Menſchen tritt. Die kleinen Limacinen kommen in ungeheuren Schwärmen in den Polarmeeren vor und die nicht minder zahlreichen nackten Clionen, **Clione borealis** (Fig. 7), die weit größer ſind, richten unter ihnen arge Verwüſtungen an. In dem Mittelmeer werden die Clionen durch die verwandte Gattung **Clionopsis Krohnii** (Fig. 6) vertreten. Der bekannte Polarforſcher Kapitän Holböll verſuchte einmal, ſeinem Freunde, Profeſſor Eſchricht in Kopenhagen, lebende Clionen aus Grönland mitzubringen, um dieselben anatomisch zu untersuchen. Da Holbøll — erzählt Eschricht — die Clionen als gefräßige Raubtiere kannte, so fütterte er dieselben mit Renntierfleisch, über das sie auch im Anfang gierig herfielen; aber trotz häufigen Wechsels des Wassers konnte er sie doch nicht länger als acht Tage am Leben erhalten und nur die Leichen, in Weingeist konserviert, nach Kopenhagen bringen, wo Eschricht sie zu einer für die damalige Zeit klassischen Untersuchung benützte.

Die Limacinen fressen kleine Krebschen, die Clionen fressen die Limacinen, und beide werden tonnenweise von dem Grönlandswal und dem Finnwal verschluckt, so daß sie von den Walfischjägern kurzweg „Walfischaas" genannt werden. Der Finnwal jagt auf Heringe, so daß er an den Küsten Norwegens geradezu als Vorbote der Heringszüge betrachtet wird, der Grönlandswal aber scheint sich fast ausschließlich von den beiden genannten Seeschmetterlingen zu nähren, die er freilich tonnenweise hinabschlucken muß, um seinen weiten Magen zu füllen. Als Zuspeise genießt er auch anderes pelagisches Kleinzeug, besonders schwimmende Krebstierchen.

Das wären aber auch die einzigen indirekten Beziehungen, in welche die alle Meere bevölkernden Seeschmetterlinge zu dem Menschen treten. Freilich sind sie bedeutend genug: ohne Walfischaas keine Walfische, ohne diese kein Thran zum Schmieren der wasserdichten Stiefel und Ueberzieher der Matrosen, ohne Stiefel und Ueberzieher keine Matrosen und Hochseefischer! Und ohne Walfische kein Fischbein, keine Sonnen- und Regenschirme und keine Korsets, die offenbar von den Schönen der antiken Welt nur deshalb nicht getragen wurden, weil sie auf die Erzeugnisse des Mittelmeeres beschränkt waren, welches der Grönlandswal nicht zu besuchen pflegt. Aber Verkettungen dieser Art lassen sich überall finden wie bei dem berühmten Beispiel von Darwin, der die Notwendigkeit der alten Jungfern in England damit beweist, daß diese Katzen halten, welche die Feldmäuse fressen, die den Hummelnestern nachstellen. Die Hummeln aber sind es, welche die Blumen des Klees befruchten, und wo nähmen die Engländer ihre Roastbeefs her, wenn sie ihre Ochsen nicht mit Klee füttern könnten?

Lassen wir diese Spekulationen und werfen wir noch einen Blick auf das Gebaren der Seeschmetterlinge überhaupt.

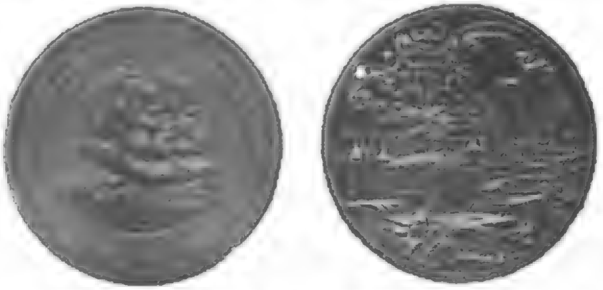
Die älteren, namentlich französischen Naturforscher, wie d'Orbigny, Péron, Lesueur, die sich weit mehr mit den Schmetterlingen der tropischen Meere als mit denen des benachbarten Mittelmeeres beschäftigten, erklären sie einstimmig für nächtliche Hochseetiere. Nie sehe man sie in der Nähe der Küsten, nie vor Sonnenuntergang. Erst in der Entfernung von etwa zehn Seemeilen vom Lande könne man welche antreffen, und bei Anbruch des Tages verschwänden sie in der Tiefe. Das mag für die Tropengegenden richtig sein, wo blendendes Licht auf die stark erhitzte Oberfläche des Meeres ausgegossen ist. Aber man darf nicht vergessen, daß die Seeschmetterlinge keine Augen haben, und gerade die Fernhaltung von den Küsten, wo sich das Wasser bis auf ziemliche Tiefe stark erwärmt, dürfte darauf hindeuten, daß die Temperatur bei diesem Gebaren der Tropenschmetterlinge weit mehr der bestimmende Faktor ist als das Licht.

Im Mittelmeer verhalten sich die Seeschmetterlinge in anderer Weise. Sie fehlen nicht an sonnenhellen Tagen, sind aber bei bedecktem Himmel und wohl auch in der Nacht häufiger. Im Hochsommer aber sind sie wie viele andere pelagische Tiere äußerst selten. In den heißen Monaten halten sie sich in größeren Tiefen; Professor Chun in Königsberg, der im Sommer 1886 erfolgreiche Untersuchungen über das Verhalten der pelagischen Tiere in größeren Tiefen anstellte, fischte Larven von Cymbulien und Tiedemannien bis zu einer Tiefe von tausend Meter. Auch hier dürfte die Temperatur das bestimmende Moment sein — warum sollten die Tiere nicht Sommerfrische dort unten halten? Die Küste fürchten die Schmetterlinge des Mittelmeeres in keiner Weise. Die Bucht von Villefranche ist kaum zwei Kilometer breit, und sie wimmeln in der Meerenge und dem Hafen von Messina. Ich habe Mengen von Nadelschmetterlingen bei Tag in unmittelbarer Nähe der Küste in dem vorüberfließenden Strome gefischt.

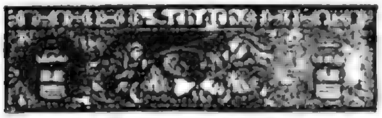
Noch anders muß es sich in den Polarmeeren verhalten. Man jagt den Walfisch während des Polarsommers, wo die Sonne monatelang nicht untergeht, und nicht in den Polarnächten, die ebenfalls mehrere Monate dauern und wo die Schiffe im Eise einfrieren würden. Wären Clionen und Limacinen nächtliche Tiere, so würden sie während der Jagdzeit auf Walfische durch Monate hindurch gar nicht an die Oberfläche kommen und somit auch den Schiffern und Jägern nicht bekannt sein. Wohl mögen sie dort im Winter die Tiefe suchen aus ähnlichen Gründen, wie sie dies im Mittelmeer im Sommer thun, um extremen Temperaturverhältnissen aus dem Wege zu gehen. Alles, was lebt, hängt von den äußeren Existenzbedingungen ab, und da diese nicht überall die gleichen sind, so muß auch das Verhalten der ihnen unterworfenen Organismen sich den örtlichen Verhältnissen anpassen.

Die Denkmünze zum Gedächtnis an die Hamburger Zollanschlußfeierlichkeiten.

Am 29. Oktober 1888 fand bekanntlich in Anwesenheit des deutschen Kaisers zu Hamburg die großartige Feier der Vereinigung der freien Stadt mit dem Zollgebiet des Reiches statt. Zum Gedächtnis hieran hat der Hamburger Senat eine prachtvolle Medaille prägen lassen, von der wir heute eine Abbildung bringen. Die Vorderseite zeigt die Porträtköpfe der beiden regierenden Bürgermeister im Senatorenornat mit der Umschrift: „Zum Gedächtnis der Vereinigung der freien und Hansestadt Hamburg mit dem Zollgebiet des deutschen Reiches im Jahre 1888, als Johannes Versmann Dr. und Karl Petersen Dr. Bürgermeister waren". Besonders reich ist die Rückseite modelliert. Wir erblicken einen Teil des Freihafengebietes mit Schiffen, Brücken, Kanälen und den gewaltigen Speicherbauten. Rechts im Hintergrunde blitzen über dem Mastenwald die Strahlen der glückverheißenden Sonne empor, während links oben das Hamburger Wappen zu sehen ist.



Den Entwurf zu der vortrefflich ausgeführten Münze lieferte der Hamburger Architekt Georg Thielen, das Gipsmodell der Bildhauer A. Lenath, ebenfalls in Hamburg, den Metallstempel der Berliner Graveur E. Weigand. Alle drei Künstler haben auch ihre Zeichen, allerdings nur mit der Lupe erkennbar, auf der Münze angebracht. Goldene, silberne und bronzene Stücke wurden davon geprägt. Die ersteren, deren Goldwert 200 Mark beträgt, gelangten zur Verteilung an die bei dem Zollanschluß hervorragend beteiligten Persönlichkeiten, den Geheimen Oberfinanzrat Loßhammer, den Geheimen Regierungsrat Neumann, den Oberregierungsrat Schmidtlanz, den Zolldirektor Gelz, die beiden Bürgermeister und den Senatssekretär Roeloffs. Silberne und bronzene Stücke sind zum Preise von 15 und 5 Mark in den Handel gekommen.



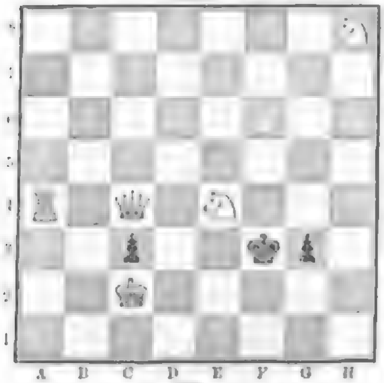
(Redigiert von Jean Dufresne.)

Der folgenden feinen und schwierigen Komposition wurde im Problemturnier des „English Mechanic" der erste Preis zuerkannt.

Aufgabe Nro. 488.

Von A. J. Slater.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 484:

Weiß. Schwarz.

1) S. G 8 — F 6. Mit der Drohung, durch 2) S. F 6 — G 4 ††, K. E 5 n. F 6 von 3) T. D 8 — G 5 mattzusetzen.
1) T. E 2 n. D 2.
2) S. F 4 — D 5 †† . . . . 2) K. E 5 n. F 6 oder — D 4.
3) L. H 8 — E 5 Matt.

A)

1) . . . . 1) K. E 5 n. F 4.
2) S. F 4 — D 5 † . . . . 2) L. 6 n. D 5.
3) T. D 8 — H 6 Matt.

B)

1) . . . . 1) T. E 2 — E 1 oder B. E 3 — F 2.
2) S. F 4 — D 5 †† . . . . 2) K. E 5 n. F 6.
3) T. D 8 — D 6 Matt. — (Andere Spielarten leicht.)

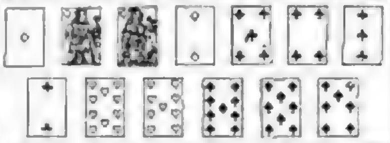
(Redigiert von Löser Stein.)

Aufgabe Nro. 74.

Whist.

Carreau ist Atout.

Der Strohmann in Vorhand hat drei kleine Atouts, zwei As und zwei Damen, doch aber ist keine höchste Karte einer Farbe; von jeder Farbe hat er mindestens zwei Blatt. Der Spieler als dritte Hand hat:

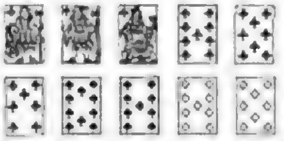


Strohmann zieht Atout an und der Spieler macht Klein-Schlemm. Wie müssen die übrigen Karten verteilt sein?

Auflösung der Aufgabe Nro. 72:

Skat.

Vorhand hat:



Im Skat liegen Carreau-Dame und -Sieben. Vorhand spielt Carreau an, Mittelhand Grand nach, das gewonnen wird ob der Spieler schneidet oder nicht; Vorhand muß [illegible] Treff [illegible]. Das Weitere ergibt sich aus der Kartenverteilung. Die Gegner machen in Carreau [illegible] 15, in Coeur und Treff je 2, in Pique 14 und auf den Alten [illegible] 14 Points machen = 61, erhalten aber, wenn Spieler in Carreau [illegible], noch mehr.

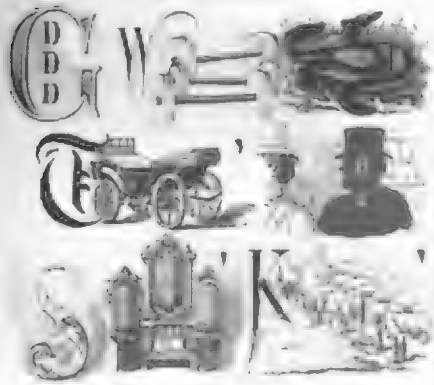
Rätsel.

Umbildungs-Aufgabe.

1	2	3	4	5	6	7	8	9
		●				●		
	●		●		●		●	
●				●				●
	●		●		●		●	
		●				●		

Aus den Buchstaben, welche die Wörter Auerbach, Berg, Dole, Kiel, Mozart, Makart, Schiller und Tiber enthalten, sind neun neue Wörter von je fünf Buchſtaben zu bilden und in die ſenkrechten Reihen der obigen Figur einzutragen. Dieſe Wörter bezeichnen: 1) einen [illegible] bekanntes Lustwerk der romantiſchen Schule; 3) eine Perſon aus Schillers Jungfrau von Orleans; 4) einen deutſchen Opernkomponiſten der Gegenwart; 5) einen Dichter der romantiſchen Schule; 6) einen deutſchen Satiriker; 7) einen [illegible] franzöſiſchen Opernkomponiſten; 8) einen römiſchen Dichter und 9) einen deutſchen Dichter und Patrioten. Sind alle Wörter richtig gefunden, ſo nennen die beiden, oben durch Punkte bezeichneten Quadrate zwei deutſche Dichter.

Bilderrätſel.



Auflöſung des [illegible] Seite [illegible]
[illegible]

Auflöſung des Röſſelſprungs Seite 301:

Wieder an dem grünen Fluſſe,
Wieder ſteh' ich an der Straße —
Ach, vielleicht fährt ſie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

Wieder in verſchlung'nen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büſchen
Spotten des verliebten Thoren. (H. Heine)

Neue Bücher und Schriften.

Brandt, H. Gute Zeit im Lande. [illegible] Erzählung aus dem 18. Jahrh. [illegible]

[illegible]

Claus, Dr. F., [illegible] zur Erziehung des [illegible] Berlin, [illegible]

Drei Kaiſer von [illegible]. Berlin, E. C. [illegible]

Die [illegible] XVIII. Jahrg. [illegible]

[illegible]

Grand, H., 15 Jahre in Weimar. [illegible] Leipzig. [illegible]

[illegible] Roman in 2 Bänden. [illegible]

[illegible]

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith. 2 vol. Leipzig, H. Barsdorf.

Schmitt [illegible]

[illegible]

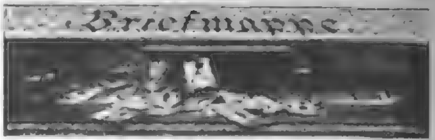
[illegible] Welle am Strande der [illegible]

Storch, H., [illegible] Lieder aus alter Zeit. [illegible]

[illegible]

Wille, R., [illegible]

Briefmappe.



Karl W. in Wiesbaden. [illegible]

[illegible]

Johannes [illegible] [illegible] Jahre, mit denen ein Jahrhundert abſchließt, nicht wie im Julianiſchen [illegible] ſtets Schaltjahre ſind, ſondern nur dann, wenn die dem Hundert vorangehende Zahl durch 4 teilbar iſt. Demzufolge waren 1700 und 1800 keine Schaltjahre, und auch 1900 wird keines ſein, wohl aber werden 2000, [illegible] als Schaltjahre zu zählen ſein. Dieſe Rechnung wurde [illegible] dem Tag der Einführung an befolgt, ſondern [illegible] indem man bei Annahme des Gregorianiſchen Kalenders [illegible] Ländern zu verſchiedenen Zeiten [illegible] 14. Jahrhunderts erfolgte, ſo viele Tage ausfallen ließ, [illegible] Kalender ſeit Chriſti Geburt zu viel gerechnet worden waren. [illegible] und Portugal gingen damit voran, indem ſie [illegible] Anordnung des päpſtlichen Stuhls im Oktober 1582 einführten [illegible] um zehn Tage kürzten. [illegible] dem 1. November [illegible] [illegible] auch die Jahre 1700 und 1800 [illegible] am 25. Dezember [illegible] in Rußland und den übrigen [illegible]

[illegible] in Mödling. [illegible] bar, aber für unſere [illegible] doch nicht ganz [illegible]

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork
Brasilien
Ostasien

Baltimore
La Plata
Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Das Deutsche Versandt Haus
Marcus Keller, Plauen i. V.
[illegible] Stickereien, Spitzen, Stoffe,
[illegible] Katalog [illegible]

Dr. H. Schusters Privat-Institut.
Leipzig, Kleine Burggasse 6, am Konzerthaus.
Vorbereitungsanstalt für das Maturitäts-, Einjährig-Freiw.- u. Fähnrichs-Examen
sowie für sämtliche Klassen höherer Schulen. Prospekte fr.

CHOCOLAT MENIER

1 Mark 60 Pf. das Pfund.

Das
beſte
Frühſtück.

Größte Chokoladenfabrik der Welt.

Auf jeder Ausſtellung medaillirt.

Hauptpreis 1878. — 2 Ehrendiplome.

Täglicher Verkauf von CHOCOLAT MENIER = 50,000 Kilos.

Vorräthig in allen beſſeren Colonialwaarenhandlungen
und Conditoreien.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Frau M. in Ha. [illegible] 2) Da das Abonnement auf die „Deutſche Romanbibliothek" [illegible] alſo auch jetzt noch eintreten. [illegible] Sie im übrigen auf die Ankündigung unſerer Verlagshandlung auf Seite [illegible] dieſes Jahrgangs.

M. F. in Bonn. Darin iſt leider ſehr wenig zu ergeben. [illegible]

Wegweiſer. [illegible] bei [illegible] & Co. in Berlin N., [illegible]ſtraße 63.

O. O. in Wien. [illegible]

Eine junge Mutter in H. [illegible]

Ein P. in O. [illegible]

D. L. in [illegible]. Ihre Verſe „Das Album" [illegible]

O. Sch. in Köln. [illegible]

L. E. in R. [illegible] Stuttgart, [illegible]ſtraße Nr. 1.

Spon. [illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

Geſundheitspflege.

D 45. [illegible] nach welchem dort gefragt war, auf operativem Wege ſind in den letzten Jahren ſchon verſchiedene Heilungen erzielt worden, [illegible] in Hamburg. [illegible]

O. J. in Roſtoc. [illegible]

Treuer Abonnent St. M. [illegible] Seite 227 dieſes Jahrgangs.

G. Eichen. [illegible]

A. F. in Moskau. [illegible] Leipzig, Würzburg und München.

Redaktion: **Otto Baiſch** und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** (SW., Charlottenſtr. 11).
Wien: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** ([illegible] 5).
Budapeſt: **Moritz [illegible]** [illegible]
München: **Fritz [illegible]**, [illegible] 22.

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] — [illegible] Ludwigs XVI. — [illegible] — Literatur. — [illegible] — Schach. — [illegible] — Briefmappe.

Illuſtrationen: [illegible] — Flucht Ludwigs XVI. [illegible] — [illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Demnächſt wird in neuer Auflage erſcheinen:

Auch Einer.

Eine Reiſebekanntſchaft
von
Friedrich Theod. Viſcher.

Vierte Auflage. 2 Bände.

Preis geheftet 9 Mark; fein in Leinwand gebunden 11 Mark.

Die eingetretene Notwendigkeit einer vierten Auflage hat bewieſen, daß die Leſewelt den ganzen Wert dieſer Dichtung erkannt hat. Wir dürfen dieſelbe abermals mit der Ueberzeugung herausgeben, daß es eine edle Nahrung iſt, die wir dem deutſchen Geiſte bieten.

Das Werk iſt voll von geiſtreichen Blicken und wichtigen Gedanken, welche mit [illegible] Friſche und Originalität ausgeſprochen werden.
Berliner Tageblatt.

[illegible] iſt ein außerordentlich [illegible] Geiſteswerk. Es enthält nicht nur einen unerſchöpflichen Schatz einzelner anregender [illegible] und [illegible], ſondern es faßt drei, ſcheinbar [illegible] Beſtandteile in ſich: eine biographiſche Erzählung, eine kulturgeſchichtliche Novelle und ein Tagebuch, [illegible] **Deutſche Revue.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile **1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.**

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Zur Beachtung.

Unſeren vielen **mit Neujahr** in das Abonnement auf **„Ueber Land und Meer"**, Deutſche Illuſtrirte Zeitung,

neu eingetretenen Leſern

zur Nachricht, daß wir die nötigen Vorkehrungen getroffen haben, um denſelben auch das **erſte Vierteljahr** (Nro. 1—13) des laufenden XXXI. Jahrgangs, der ſchon mit dem 1. Oktober des vorigen Jahres ſeinen Anfang nahm, auf Verlangen **ſofort noch vollſtändig nachliefern** zu können. Dasſelbe kann zum Abonnementspreiſe auf demſelben Wege bezogen werden, auf dem die verehrlichen Abonnenten jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten ſtoßen, ſo iſt die unterzeichnete Verlagshandlung bereit, das erſte Quartal der **Haupt-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer" gegen Franko-Einſendung von 3 Mark und **das** erſte Quartal der **Künſtler-Ausgabe** gegen Franko-Einſendung von 6 Mark ſofort direkt zu übermitteln.

Auch von der **„Deutſchen Romanbibliothek"** kann das **erſte Quartal** des laufenden Jahrgangs (Nro. 1—13) für 2 Mark noch vollſtändig nachbezogen werden, entweder von derſelben Bezugsquelle, von welcher man das **zweite** Quartal erhält, oder auch auf Verlangen direkt von der Verlagshandlung gegen Franko-Einſendung **von 2 Mark.**

Stuttgart, im Januar 18[illegible]. Deutſche Verlags-Anſtalt.

[illegible] Zeitſchriften.
38. Jahrgang.

Die „Natur".

Zeitung zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntnis und Naturanſchauung für Leſer aller Stände.
Organ des „Deutſchen Humboldt-Vereins".
Begründet von Dr. **Otto Ule** und Dr. **Karl Müller** von Halle
Herausgegeben von Dr. **Karl Müller** und Dr. **Hugo Roedel.**
Namhafte Autoren und Künſtler.
Gute illuſtrative Ausſtattung (auch farbige Abbildungen).
Preis pro Quartal M. 3.00. [illegible]
G. Schwetſchke'ſcher Verlag in Halle (Saale).

[illegible] für jeden Haushalt und
heizbare Badeſtühle
[illegible] gratis und franko.
Koch & Teichmann, Berlin W., [illegible] Str. 41.
Fabrik heizbarer Badeſtühle u. Badewannen, Zimmer-[illegible]

Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichſter Auswahl
Cotillon-
und
Carneval-
Gegenſtände, als komiſche Kopfbedeckungen, Orden, [illegible], Knallbonbons, [illegible], Masken, Perrücken, [illegible], Blasphones u. ſ. w.
Spiele, Chriſtbaumſchmuck, Papierlaternen.
Künſtliche Pflanzen
u. Gefäſſe dafür in Majolica, Holz, Messing etc.
Illuſtr. deutsche u. franzöſ. Preisbücher Saiſon 18[illegible] gratis und franco.

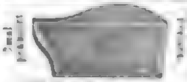
Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen

iſt die **Illuſtrirte Frauen-Zeitung.** Dieſelbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern mit [illegible] vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — [illegible] und koſtet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oeſterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngaſſe 3.

Raſche Orientirung
[illegible] Verloſungsblatt von [illegible], Stuttgart [illegible]

Klafen-Nachtlichte,
[illegible]



Zithern
vollendeter Arbeit, grossem Ton und Güte compl. z. 18—27—39—54—300 ℳ
[illegible]
Violinen und alle [illegible] franco.
Gebrüder Wolff.
[illegible]

[illegible]
[illegible] Hummel [illegible]

[illegible] bei Verluſten ſchwer [illegible]
Der Verſand der Rolaute erfolgt bei Vorkaſſe.

[illegible] reichilluſtrirten
Haupt-Catalog über
Cotillon-
und Carnevalartikel.
[illegible]

Erſtes Masken- und Theaterkoſtüm-Atelier und Verleihinſtitut Deutſchlands

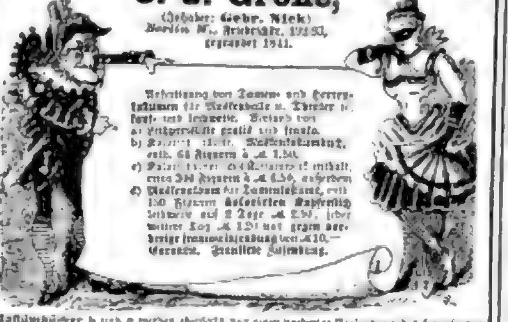
Telegramm-Adreſſe: Grohkoſtüm.

von

J. J. Grohe,

(Inhaber: Gebr. Nick)
Berlin W., Friedrichſtr. 191/93,
gegründet 1841.

Telephon-Anſchluß Amt II. 2462.



Anfertigung von Damen- und Herrenkoſtümen für Maskenbälle u. Theater [illegible] kauf- und leihweiſe. Verſand von

a) Preisverzeichniſſe gratis und franko.

b) [illegible] Maskenkoſtümbuch, enth. 68 Figuren à M 1.50.

c) [illegible] enthält, circa 300 Figuren à M 1.50, außerdem

d) Maskenkoſtüme der Damenliebhaberei, enth. 150 Figuren kolorirten Kupferſtich leihweiſe auf 2 Tage M 2.50, jeder weitere Tag M 1.25 und gegen vorherige Frankoeinſendung von M 10.— Garantie. Frankirte Zuſendung.

Koſtümbücher b und c werden ebenfalls nur gegen vorherige Einſendung des betreffenden Betrages verſandt und nur bei ſpäterer Beſtellung eines Koſtüms [illegible], gleichzeitig wird derſelbe Geldbetrag für das Maskenkoſtüm in Abrechnung gebracht.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neueſte belletriſtiſche Erſcheinungen.

Soeben iſt erſchienen:

Die Ritter des deutſchen Hauſes.

Roman

von

Gregor Samarow (Oskar Meding).

2 Bände. Preis geheftet 12 Mark; fein gebunden 14 Mark.

Nirgends iſt der berühmte Autor mehr in ſeinem Element, als wenn er Vorgänge von weltgeſchichtlicher Bedeutung, ob ſie nun der Gegenwart oder der Vergangenheit angehören, zum Ausgangspunkt ſeiner Schöpfungen nimmt. So iſt denn auch dieſer Roman eine Schöpfung, in der ein hochintereſſantes Stück welt- und kulturgeſchichtlicher Entwicklung ſich in eingehend ausgemalten Zügen widerſpiegelt. Die ſtolz über die Weichſelniederung hinausragende Marienburg, der alte Sitz der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, bildet den Schauplatz dieſes hiſtoriſchen Romans, der um die Zeit beginnt, da der edle Winrich von Kniprode dieſes Hochmeiſteramt bekleidete. Große geſchichtliche Umwälzungen und das ewig ſich erneuernde Lieben, Sehnen, Hoffen und Bangen der Menſchenbruſt verweben ſich hier zu einem geſtalten- und handlungsreichen Geſamtbilde, deſſen echt deutſche Art ihm einen uns beſonders nahe berührenden Reiz verleiht.

Die Schlange im Paradieſe.

Novellenkranz

von

H. Roſenthal-Bonin.

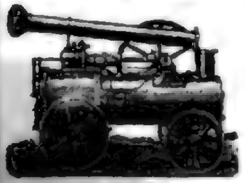
Preis geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Roſenthal-Bonin hat in der Leſewelt eine ſolche Bedeutung erlangt, daß ein neues Werk von ihm der Aufmerkſamkeit eines großen Publikums ſicher iſt. Dieſe neueſte Veröffentlichung des geiſtvollen und originellen Erzählers darf ſicher zu dem Reifſten und Feſſelndſten gerechnet werden, was dieſer Autor geſchrieben. Der ſtattliche, elegant gedruckte Band enthält ſechs Novellen, von denen jede auf eine beſondere Art überraſchend wirkt, ſowohl durch den ſtets neuen Lokalton wie durch eigenartigen Inhalt. Der Verfaſſer gebietet über die heiterſten Töne wie über ergreifenden Ernſt. Die Lektüre dieſes Buches iſt ein Genuß; ſie gewährt Blicke in das Leben — vom Schnee und Eis des Nordens bis zu den Ländern, wo ein ewiger Frühling blüht — überall das Charakteriſtiſche und Eigenartige im Menſchenleben hervorhebend und künſtleriſch geſtaltend.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

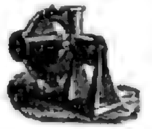
Lokomobilen

mit ausziehbaren Röhrenkeſſeln.



Centrifugalpumpen

von 250 bis 12000 Liter Leiſtung per Minute ſtets auf Lager



Menck & Hambrock, Ottenſen bei Altona.

---

* Abgabe jeden Masses

Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren in jeder Preislage.

== Spezialität: Lasting-Monopole! ==

Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.

— Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei. —

In kurzer Zeit eine gediegene
*Fachbildung**)
und hierdurch angenehme lohnende Stellung.

Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Comtoirwesen, Schönschrift.

*) Prospecte, die alles Nähere enthalten, stehen gratis und franco zu Diensten. F. Simon, Abtheilung für brieflichen Unterricht, Berlin S.W. 48.

Tauſende

längst gezogene Loose sind noch unerhoben und der Verjährung ausgesetzt. Gegen 50 Pf. Marken versendet Bankier **A. Dann** in **Stuttgart** franko die Serienliste (11. Jahrg.) über alle bis Ende 1888 gezogenen Serienloose nebst Verloosungskalender für 1889, auch kontrollirt er Loose etc. rückwärts à 10 Pf. per Stück, vorwärts à 15 Pf. per Stück und Jahr.

Wer ſich einen ſolchen [illegible] [illegible] kauft, kann ſich mit 5 Tabletten Waſſer und 1 Ltr. [illegible] haben. [illegible] gratis.

L. Weiß, Berlin W. [illegible]ſtr. 11.

Filiale in Wien, Wallfiſchgaſſe 8. [illegible] — [illegible].

Aufruf an alle Kranke!

[illegible]

Konfiszirt geweſen!

Soeben erſchien die 8. Auflage von

Corvin's Pfaffenſpiegel.

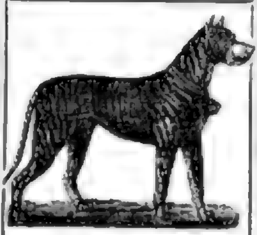
[illegible] Verlag von A. Tod in Rudolſtadt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

D. R.-Patent No. 44714.

Haarſchalte aus [illegible] [illegible] Nur allein echt aus d. Schuh- u. Schäftefabrik v. F. [illegible] & Co. in Offenburg, Baden. [illegible] Musterlager gratis und franko.

— [illegible] vor Fälſchungen. —



Erste deutsche

Rasse-Hunde-Zucht- u. Versand-Anstalt

Arthur Seyfarth, Köstritz,

Ostthür.,

prämiirt mit höchsten Auszeichnungen u. Ehrenpreisen. Lieferant vieler europäisch. Höfe und zoolog. Gärten. Permanenter Versand vorzügl. Specialitäten: **Renommir-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sports-Hunde!**

Grosse Kollektion Bernhardiner, Neufundländer, Mastiffs, Deutsche Doggen, Bulldoggen, Terriers, Colleys, Jagd-, Brakier-, Dachshunde, Pudel, Spitzer, Bologneser, Rattler, Aeffchen, Möpse, Schutzhunde etc. etc.

Garantirt nur Ia Qualität.

Empfohlen durch I. Referenzen u. Autoritäten. Ausgezeichnet durch über 10000 Dankschreiben.

Der Hund, Erziehung, Pflege, Dressur Mark 5.—
Album, 50 Abbildungen . . . . — 50 ₰
Katalog franko.

Export nach allen Welttheilen.

[illegible] von den in unſeren Journalen „Ueber Land und Meer“ und „Illuſtrirte Welt“ erſchienenen Illuſtrationen werden zum Preiſe von 10 ₰ per [illegible] abgegeben.

Stuttgart. Deutſche Verlags-Anſtalt.

Electrotechnische Fabrik

Mix & Genest

S.W. BERLIN S.W.

Transportable Telephon-Tisch-Station.

Telephon-Anlagen.

Haustelegraphen.

Blitzableiter. Lichtapparate.

Wiederverk. Illustr. Preisc. gratis.

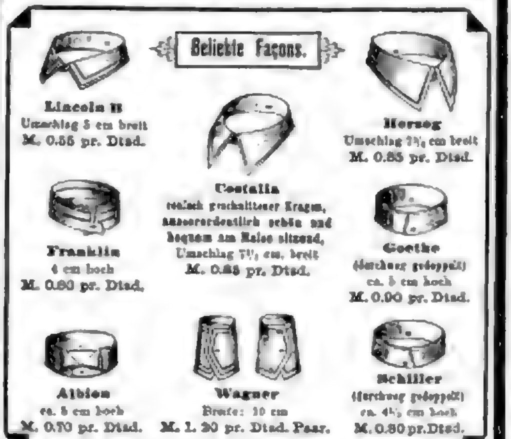
Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke „verschlungene Hände“ trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen** und **Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.



Beliebte Façons.

Lincoln II
Umschlag 5 cm breit
M. 0.55 pr. Dtzd.

Herzog
Umschlag 7½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Castalia
tadellos gearbeiteter Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend, Umschlag 7½ cm. breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin
4 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Goethe
(durchweg gedoppelt)
ca. 5 cm hoch
M. 0.90 pr. Dtzd.

Albion
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner
Breite: 10 cm
M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller
(durchweg gedoppelt)
ca. 4½ cm hoch
M. 0.80 pr. Dtzd.

— Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen —
befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche“ wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Über Land und Meer.

№ 16.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Harte Herzen.

Erzählung von

Anton Freiherrn von Perfall.

Mit Originalzeichnungen von R. E. Kepler.

(Fortſetzung.)

Auf dem Wege zur Wildalm, der, gemach aus dem Walde aufſteigend, immer ſteiler und enger wird, daß zuletzt der ſchäumende Schwarzbach kaum mehr Platz hat zwiſchen ihm und den zu beiden Seiten aufſtrebenden Felswänden, lag die ſogenannte ‚Kräutlhütt'n', von einem alten Paare ſeit undenklicher Zeit bewohnt, das hier mit Kräuterſammeln und Schnapsbrennen ſein Leben friſtete. Zur Sommerszeit, wenn die Almen bezogen, war die Straße ziemlich belebt, und die ‚Kräutlhanſin' machte mit Ausſchank von Schnaps und Bier kein ſchlechtes Geſchäft.

Ein rußgeſchwärzter Raum mußte für alles dienen. In einem mächtigen Kupferkeſſel kochten die Kräuter über dem praſſelnden Feuer, ſchweren Duft verbreitend, an den Wänden ſtanden die Holzbottiche, in welchen der Schnaps zur Gärung angeſetzt war. Ein eichener Tiſch und einige Bänke vervollſtändigten die Einrichtung. Eine Leiter, an die aus rohen Balken gezimmerte, rußgeſchwärzte Wand gelehnt, führte auf den Heuboden, dem Nachtquartier des Kräutlhanſei und ſeiner Gäſte. Neben der Hütte vorbei toſte über gewaltige, von ſaftig grünem Moos bedeckte Steinblöcke der Schwarzbach, wohl ſo benannt nach der dunklen Färbung ſeines Waſſers, das, wo es tiefe Tümpel bildete, ein Lieblingsaufenthalt der Bergforellen war, eine Koſt, die die Kräutlhanſin um ein Geringes ſtets bereit hatte.

An dem Tage, wo die eben erzählten Ereigniſſe in der Klauſen ſtattfanden, ging es ſchon den Nachmittag auffallend lebendig zu da oben. Junge Burſche von den umliegenden Almen, Sennerinnen, alles in feiertäglicher Tracht, kamen von allen Seiten auf ein Glasl Enzian oder ein Stamperl Tiroler und wandten ſich dann gegen Abend aufwärts der Wildalm zu, wo heut die Cenz, die Riedbauerntochter, ihren Namenstag feierte.

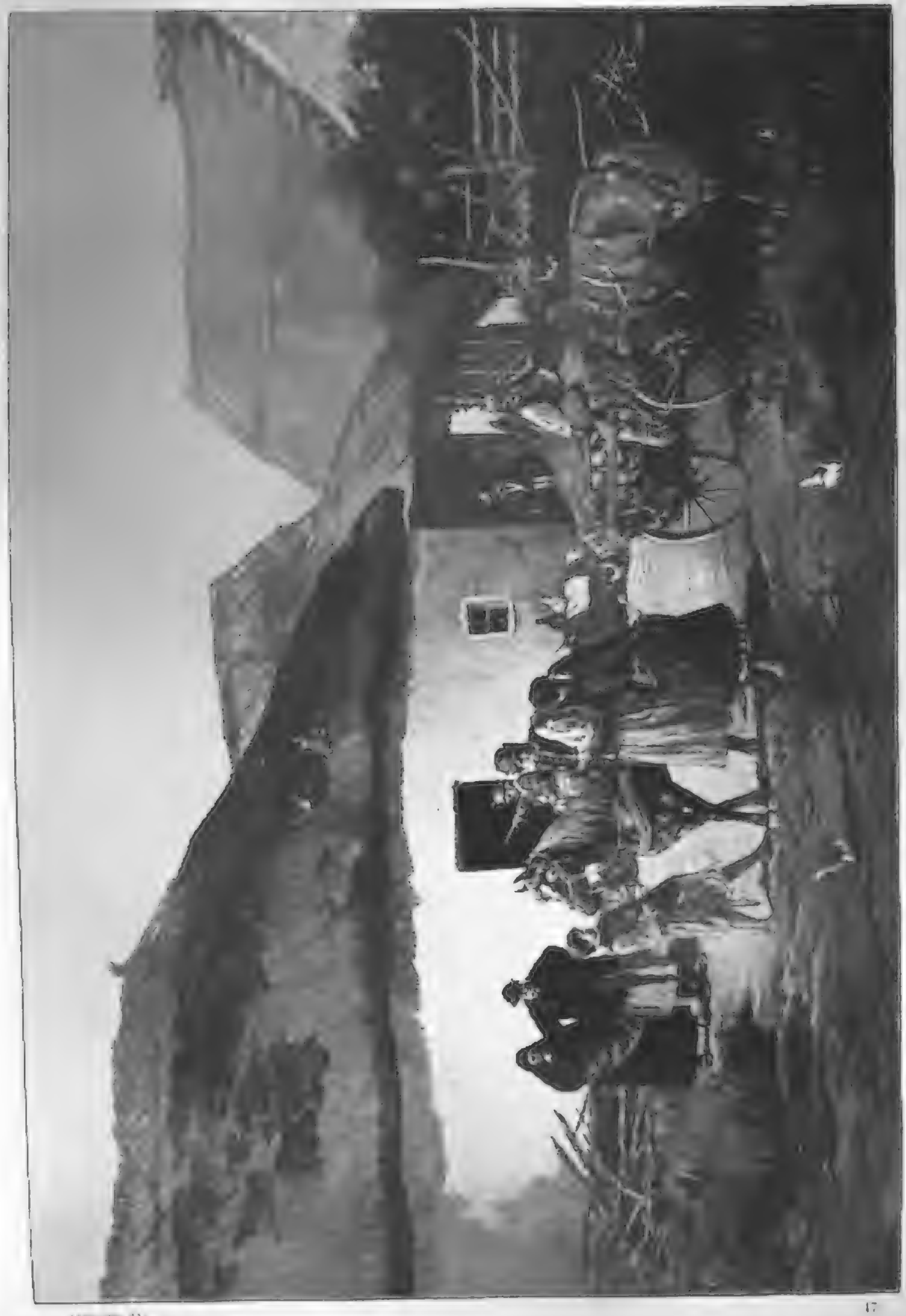
„Des wenn der Alt' nur wüßt', wia's heut zuageht da obn, des gab was!“ meinte der Kräutlhanſel, ein altes, verkrümpeltes Männchen, dem die Laſt der Jahre und das ewige Steigen und Bücken den Rücken tief gekrümmt hatte, daß er ordentlich Mühe hatte, ſeinen noch übrig gebliebenen Gäſten, einigen Holzknechten aus der königlichen Förſterei, ins Geſicht zu ſehen.

„Na, die Cenz laßt ſi's do' net verwehren, mit der nimmt's der Vata ſelbr net gern auf. A ſakriſch Madl!“ meinte der eine, eine herkuliſche Geſtalt mit verwildertem Bart und von der ſchweren Arbeit arg mitgenommener Kleidung.

„War no' ſchöna, gegn d'n Vata rebelln! Aber gleich ſeyn thuat's dem rotn Teifl!“ brummte die alte Hanſin, die eben die brodelnden Wurzeln umrührte und, vom Feuerſchein getroffen, mit ihrem verrunzelten Geſicht, über das ſchneeweiße Haarbüſchel, aus einem ſchwarzen Kopftuch losgelöſt, hervorhingen, der Hexe aus dem Kindermärchen glich. Auch der ſchwarze Kater fehlte nicht, der mit aufgerecktem Schwanze ſich ſchnurrend an ihren nackten Füßen rieb.

Dann wurde es wieder ſtill. Der Hanſel ſetzte ſich in den dunkelſten Winkel, der Holzknecht ſchob friſchen Tabak zwiſchen die gelben Zähne, die Alte ſtierte geiſtesabweſend in die lodernde Flamme, und draußen rauſchte der Schwarzbach. Plötzlich wurden Schritte

Das junge fürſtliche Brautpaar Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator von Oeſterreich.



Der erſte Ritt. Ein Bild aus dem ungariſchen Dorfleben von J. Perez.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortſetzung.)

Lea ſchlich auf den Balkon hinaus. Dort lag in ihrem Rollſtuhl, das bleiche, von den blonden Locken umwallte Köpfchen auf der Lehne, Florica. Neben ihr ſtand Jonel.

„Lea,“ rief freudig Florica, ſich halb aufrichtend und das Mädchen an der Hand faſſend, „das iſt ſchön, daß Du auch gekommen biſt! Dein Vater kann ſo ſchön ſpielen, ganz anders wie die gewöhnlichen Zigeuner. Und ein kluger Mann iſt er auch. Du biſt wohl auch ein kluges Mädchen? Und darum mußt Du dem Jonel nicht mehr böſe ſein. Mein liebes Brüderchen,“ wendete ſie ſich ſchalkhaft an Jonel, „einer Schweſter darf man keine Bitte abſchlagen — reiche Lea die Hand, ſchließet Frieden!“

Jonel reichte Lea die Hand.

Sie ergriff dieſelbe und ſchaute ihm in die Augen.

Er wendete ſich ab.

„Weißt Du, Lea,“ begann Florica zutraulich, „daß wir in einigen Tagen ſchon Baneſti verlaſſen und nach Bukareſt überſiedeln?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr ſie raſch fort: „Und auch Du fährſt in die Reſidenz, in ein Inſtitut, Herr Balſamali hat es der Mama erzählt. Das iſt ſchön. Und wenn Du in Bukareſt biſt, ſo mußt Du uns beſuchen, willſt Du?“

„So oft Sie erlauben, gnädiges Fräulein,“ ſagte Lea herzlich.

„Ach was, gnädiges Fräulein!“ rief Florica; „ich bin kein gnädiges Fräulein, ſage nur einfach — Florica, wir wollen Freundinnen ſein!“

Sie zog das Judenmädchen zu ſich heran und küßte es mehreremale auf den Mund.

Lea ſetzte ſich zu den Füßen ihrer neuen Freundin und drückte ihr ſprachlos die Hände.

Sie fühlte ſich ſo glücklich wie noch nie in ihrem Leben.

Was ſie kaum jemals zu hoffen gewagt, war in Erfüllung gegangen.

Sie hatte in einem Bojarenkinde eine Freundin gefunden, ſie befand ſich in einem ſchönen Schloſſe, Jonel hatte ihr die Hand gereicht, er blickte nicht mehr wie früher verachtungsvoll auf ſie herab, ſie war nicht mehr das arme, lumpige Judenmädel.

Das war alles ſo jäh, ſo urplötzlich gekommen, daß es ihr wie ein Märchen dünkte.

„Und nun, Jonel,“ begann Florica, „mußt Du etwas luſtiger werden. Warum biſt Du ſo traurig?“

Er antwortete nicht. Er ſtand mit dem Rücken an die Baluſtrade des Balkons gelehnt und blickte in den Saal.

Seine Augen ruhten auf ſeinem Vater, der an der Spitze der Tafel glückſtrahlend neben dem ſchönen Weibe ſaß, das ihm nun für immer angehörte.

Auf dem Geſichte des Knaben lagerte ein ſeltſamer Ernſt, es war ihm ſo weh zu Mute.

Seitdem ſich ſein Vater mit Madame Belota verlobt hatte, war in ihm das inſtinktive Gefühl aufgeſtiegen, daß er nicht mehr mit der gleichen ausſchließenden Zärtlichkeit wie früher geliebt werde. Es vergingen oft Tage, an denen Fortunat ſich faſt gar nicht um ihn kümmerte, und das ſchmerzte den Knaben tief, der mit einer unendlichen Zärtlichkeit an ſeinem Vater hing.

Er ſagte niemand ein Wort davon, auch Brunner nicht, aber er dachte viel darüber nach.

Manchmal war es ihm, als müßte er ſeinem Vater weinend um den Hals fallen und ihn bitten, Madame Belota nicht zu heiraten.

Aber wenn er ihn ſo glücklich, ſo luſtig ſah, da preßte es ihm die Kehle zuſammen, ſo daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Er nahm ſich oft vor, Madame Belota zu lieben, wie man eine Mutter lieben müſſe, wie er ſeine eigene Mutter geliebt hätte, von der man ihm erzählt hatte, daß ſie geſtorben, als er noch ein ganz kleines Kind war.

Aber er konnte dieſe ſchöne, vornehme Frau nicht lieben, die ihn kaum beachtete, kein freundliches Wort zu ihm ſprach. So unglücklich wie heute hatte er ſich jedoch noch nie gefühlt. Jetzt war Madame Belota ſeine Mutter, und ein dunkles Gefühl ſagte ihm, daß nun für immer zwiſchen ihm und ſeinem Vater ein fremdes, kaltes Weſen ſtand.

Die luſtigen Klänge der Muſik ſtimmten ihn noch trüber, er hätte ſo gerne Florica ſein Leid geklagt, aber wie konnte er das?

Madame Belota war ja ihre wirkliche Mutter, Madame Belota liebte Florica mit einer verzehrenden Glut.

Er hatte oft geſehen, wie ſie das arme Mädchen an ſich riß und ihr unzählige Küſſe auf die Augen und auf den Mund drückte.

Wenn ſie auch ihn nur ein einzigesmal geküßt, ein gutes Wort zu ihm geſprochen hätte!

Was hatte Madame Belota gegen ihn?

War er nicht ſtets artig?

Warum konnte ſie ihn nicht leiden?

Dieſe rätſelhaften Fragen waren dem Knaben durch den Kopf gewirbelt, als Lea erſchien.

Er hatte ihr mechaniſch die Hand gereicht, jetzt reute es ihn, daß er es gethan.

Sein Haß gegen Lea erwachte.

Und wie ſie ihn ſo mit ihren großen ſchwarzen Augen anſtarrte, da ſchien ihm, als läſe ſie in ſeiner Seele, als ahnte ſie, daß ihm das ganze Feſt zuwider war, daß er ſich elend fühlte.

O, er konnte dieſe Augen nicht ausſtehen.

Er durfte Lea die Freude nicht gönnen, ihn traurig zu ſehen.

Die könnte am Ende glauben, daß bei ihrem Anblick die Erinnerung an die Geſchichte im Friedhof in ihm erwacht ſei und ihn verſtimmt hätte.

Er wollte luſtig, fröhlich ſein und ihr beweiſen, daß er das Erlebnis im Gottesacker vergeſſen, als wenn es ſich niemals begeben hätte.

Und ärgern, ſo recht tief ärgern wollte er ſie auch, nur wußte er nicht recht, wie.

„An was denkſt Du?“ hörte er Florica fragen.

Er fuhr mit der Hand raſch über die Augen und wiſchte eine Thräne weg, die an ſeinen Wimpern hing.

„Ich habe,“ ſagte er, „an eine traurige Geſchichte gedacht.“

Ein Gedanke war ihm plötzlich durch den Kopf geflogen.

Jetzt wußte er, wie er Lea demütigen konnte.

„An was für eine Geſchichte?“ fragte Florica.

„An die Geſchichte von Mihai dem Tapfern,“ ſagte er, „die ich heute wieder einmal geleſen. Weißt Du, Lea, wer Mihai der Tapfere geweſen?“ fragte er.

„Nein,“ ſagte ſie.

Er lachte höhniſch auf.

„Sie weiß nicht, wer Mihai der Tapfere war — aber wie ſollteſt Du es auch wiſſen, was geht die Juden Mihai der Tapfere an!“

Lea zuckte bei dieſen Worten zuſammen.

„Freilich, wenn Mihai der Tapfere ein Rabbi geweſen wäre, dann hätteſt Du ihn gekannt!“ fuhr er ſpöttiſch fort.

Lea ſprang auf.

Florica hielt ſie zurück.

„Sei doch nicht ſo ſchlimm, Jonel,“ bat ſie, „und wenn ſie nicht weiß, wer Mihai der Tapfere war, ſo erzähl es ihr. Bitte, erzähl es. Du kannſt ja ſo ſchön erzählen!“

„Gut,“ ſagte Jonel, „ich will es thun!“

Und er begann zu erzählen.

Er hatte in der letzten Woche das Büchlein, welches die Geſchichte des großen rumäniſchen Nationalheros enthält, ſehr oft geleſen, ſo oft, daß dasſelbe ganz zergriffen war.

Das Leben dieſes Fürſten, der anfangs ein unbedeutender Ban (Herzog) von Craiova war und der dann durch ſeine Tapferkeit und durch ſeinen Heldenmut der Schrecken der Türken wurde, hatte die lebhafte Phantaſie des Knaben entzündet, der tragiſche Tod desſelben ſein Gemüt erſchüttert.

Er träumte von Mihai dem Tapfern oft ſtundenlang mit offenen Augen, er ſah ihn auf einem ſchwarzen Roß an der Spitze ſeiner kleinen, tapfern Schar ein gewaltiges Türkenheer vernichten, er hörte ſeine mächtige Stimme, welche die Mutloſen beherzt und die Beherzten zu Helden machte, er ſah ſein ſchönes, von einem ſchwarzen Bart umrahmtes Antlitz mit den herrlichen Augen, deren Blick den Henker, der ihm mit dem Beile den Kopf abhauen ſollte, entwaffnet hatte, und oft in ſtiller Nacht, wenn er das Ende dieſes Helden ſich vergegenwärtigte, wenn jene ſchreckliche Scene vor ſeinen Augen ſtand, da Bauer, der deutſche Hauptmann der Wallonen, Mihai den Tapfern mit der Hellebarde niederſtieß, floſſen bittere Thränen ſeine Wangen herab.

Jonel erzählte anfangs ſtockend.

Als er aber ſah, daß Lea geſpannt lauſchte, da begannen die Worte raſcher von ſeinen Lippen zu fließen.

Und je weiter er ſprach, deſto lebhafter wurde ſeine Erzählung, deſto erregter ſeine Geſten, alle Muskeln ſeines Geſichtes arbeiteten und ſeine Augen blitzten.

Ab und zu hielt er einen Moment inne, er haſchte nach einem Bild, nach einem paſſenden Wort, um das gewaltige Gemälde, das vor ſeinem Auge ſtand, zu ſchildern, und wenn er es fand, dann ſprudelte es wieder von ſeinen Lippen.

Lea hatte ſich auf die Kniee niedergelaſſen, die Ellenbogen auf die Kante des Rollſtuhls geſtützt, und die Schläfen zwiſchen beiden Händen preſſend, ſchaute ſie dem Knaben ins Geſicht, atemlos, mit fieberhafter Spannung, als wollte ſie jedes Wort aus ſeinem Mund aufſaugen.

Als Jonel ſeine Geſchichte beendet hatte, war es ſtill im Saale.

Die Geſellſchaft hatte ſich inzwiſchen, um friſche Luft zu ſchöpfen, in den Park begeben, von wo die Klänge der Muſik herübertönten.

Lea ſprang auf und ſchaute verwirrt um ſich.

Jonel wiſchte ſich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn, er war erſchöpft und atmete ſchwer.

„Gute Nacht, Florica,“ ſagte Lea, ihrer Freundin die Hand reichend, „ich will meinen Vater aufſuchen!“

*

Der Antrag, im Park friſche Luft zu ſchöpfen, und daſelbſt eine Hora zu tanzen, war von Herrn Aldean geſtellt worden und hatte allgemeinen Anklang gefunden.

Es war eine wundervolle Oktobernacht.

Am dunkelblauen, mit funkelnden Sternen beſäten Himmel ſtand voll und leuchtend der Mond und hüllte den Park in einen ſilberglitzernden Schleier.

Ein leichter Wind bewegte die ihres Laubes zum größten Teil entkleideten Bäume, die leiſe und geheimnisvoll raunten.

Lea wanderte die große Allee entlang, an deren beiden Seiten mächtige Eichen ſtanden, dem in der Mitte des Parks gelegenen Rondel zu, wo ſich die Geſellſchaft niedergelaſſen hatte.

Neben dem mit welken Blättern gefüllten Baſſin ſtand Pepe Konſtantin, der ſeine cylinderförmige Kopfbedeckung dem pausbäckigen Triton aufgeſetzt hatte, umringt von den fünf Zigeunermuſikanten, und gab, von dieſen begleitet, ein Lied zum beſten, das oft durch Beifallsklatſchen unterbrochen wurde.

An der weiblichen, vom Mondſchein umfloſſenen Statue, neben der Kapelle, ſtand Filibi, die Fiedel unter der Rechten, und ſtarrte vor ſich.

Er hatte viel getrunken, der Kopf war ihm ſchwer.

Den ganzen Abend hindurch war er heiter geſtimmt, faſt luſtig geweſen, ſo ſchien es wenigſtens.

Aber es war eine Luſtigkeit, zu welcher der düſtere Ausdruck ſeiner Augen in einem ſeltſamen Gegenſatz ſtand.

Er hatte eine unheimliche Freude gefühlt, am Hochzeitstag jenes Mannes zu ſpielen, den er aus tiefſter Seele haßte.

Ihm ſchien, als müßte Fortunat die bittere Ironie, den wilden, wüſten Humor, der darin lag, empfinden.

Und Fortunat ſchien es in der That geſpürt zu haben.

Filibis Augen hatten den ganzen Abend auf ihm geruht, ohne ein einzigesmal ſeinen Blicken zu begegnen.

Und wie nun Filibi am Grabe ſeiner Rachele ſtand und vor ſich glückſtrahlend neben ſeinem ſchönen Weibe jenen Menſchen ſah, der ſeine Schweſter unglücklich und elend gemacht und in den Tod getrieben hatte, da begann es wie mit ſcharfen Krallen in ſeiner Seele zu wühlen.

Ihm war, als müßte er aus tiefſter Bruſt aufſchreien, zu Fortunat hinſpringen, ihn zum Grabe ſeiner Schweſter zerren und ihm vor allen Leuten, vor ſeinem ſchönen, eben erſt angetrauten Weibe das Wort „Mörder“ ins Geſicht ſchleudern.

Ein Zittern flog durch ſeinen Leib, er lehnte ſich an die Statue, eine Thräne rann ſeine Wange herab.

Da hörte er plötzlich jemand auflachen.

Vor ihm ſtand der Präfekt Aldean.

„Du mußt verliebt ſein!“ rief er. „Nur ein Verliebter kann ſo weltverloren und kopfhängeriſch daſtehen! Hört, Zilibi iſt verliebt!“

Luſtiges Lachen folgte ſeinen Worten.

Alles erhob ſich, und Zilibi ſah ſich auf einmal von der ganzen Geſellſchaft umringt.

„Woran haſt Du gedacht?“ rief Herr Aldean. „Wie heißt Dein Schatz?“

Zilibi lachte bitter.

„Woran ich gedacht habe?“ ſagte er. „Ich will es Ihnen erzählen! Ich habe an Kain und Abel gedacht. Ich habe mich gefragt, warum Gott den Kain nicht auf der Stelle durch einen Blitz erſchlug, als er den Abel ermordet hatte?“

„Was kümmert Dich Kain?“ fragte der Pope.

„Er kümmert mich, er kümmert mich, ja, ja, denn ſeit jener Zeit laufen die Mörder frei in der Welt herum!“

Er hatte dieſe Worte mit einer eigentümlichen Betonung geſprochen und ſchaute dabei Fortunat in die Augen.

„Du biſt ein trauriger Spaßmacher!“ rief Herr Balſamaki; „um Mitternacht ſoll kein Chriſtenmenſch von Mördern reden, ſpiel uns lieber was!“

„Ja, ſpiel uns was!“ rief Herr Fortunat.

„Gut, ich will ſpielen,“ ſagte Zilibi, die Fiedel ans Kinn legend. „Wollt ihr ein chriſtliches oder ein jüdiſches Lied?“

„Ein chriſtliches und ein jüdiſches — alles zuſammen — Chriſten und Juden ſollen leben, alle zuſammen ſollen leben!“ ſchrie Pope Konſtantin.

„Gut, ich will ein chriſtlich-jüdiſches Lied, eine chriſtlich-jüdiſche Geſchichte ſpielen, wenn ſie traurig iſt, ſo kann ich nichts dafür. Sie ſteht in keinem Buche geſchrieben, dieſe chriſtlich-jüdiſche Geſchichte, und in Noten geſetzt werdet ihr ſie auch nicht finden. Aber die Geſchichte iſt gleichwohl paſſirt, ſo wahr mir Gott helfe, fragt nur Herrn Fortunat, er wird es euch bekräftigen, daß ich nicht lüge. Hört!“

Zilibi hatte dieſe Worte ſtill, ruhig geſprochen, aber es lag ein tiefes Weh in ſeiner Stimme.

Er begann zu ſpielen.

Es war ein ſeltſames, wehmütiges Lied, das der kleine, gebückt daſtehende Jude geigte.

Aber plötzlich richtete er ſich gerade empor, der Bogen begann über die Saiten zu fliegen, und wilde, raſende Klänge entſtrömten der Fiedel.

Das klang wie der erſchütternde Aufſchrei einer ſchmerzdurchwühlten Seele, die an ſich ſelbſt, am Leben und an Gott verzweifelt.

Die Geſellſchaft ſtand wie gebannt da, und aller Augen ruhten auf dem geſpenſterhaft bleichen Geſicht Zilibis. Fortunats Antlitz hatte ſich verdüſtert. Jeder Ton aus Zilibis Fiedel weckte neue Bilder in ſeiner Seele, die flogen anfangs unfaßbar und verſchwommen vor ſeinen Augen, bis ein Bild licht und klar vor ihm ſtand.

Es war Racheles Bild, ihr weißes Geſicht, ihre blauſchwarzen Haare, ihre tiefen ſchwarzen Augen. Und plötzlich ſchien ihm, als ob die mondſcheinumfloſſene Statue Farbe und Leben bekäme, als neigte ſie den Kopf nach dem Takte des Liedes und als ob um ihre Lippen ein Lächeln ſchwebte. O, er kannte dieſes Lächeln, und eine Stimme raunte ihm vernehmlich zu: „Du willſt glücklich ſein, Fortunat, und haſt doch das Recht dazu verſcherzt. Dort unten liegt ein Weib, das dich einſt geliebt, und du haſt ihm die Mordwaffe in die Hand gedrückt, zur Schläfe geführt und ein junges, ſchönes, blühendes Leben vernichtet.“ Er legte die Hand an ſeine Augen, aus denen ihm zwei Thränen entquollen, und wiſchte ſie raſch weg.

Da brach plötzlich Zilibi ab.

Das Spukbild verſchwand vor Fortunats Augen, er hörte Beifallklatſchen.

Zilibi verbeugte ſich nach rechts und nach links, dann lachte er laut auf, legte das Haupt an die Statue, und ein dumpfer Ton, wie ein heftig zurückgehaltenes Schluchzen kam aus ſeiner Kehle. Hernach wandte er ſich wieder an die Geſellſchaft.

„Wenn ich ſo ſpiele wie heute,“ ſagte er, „ſo denke ich an eine alte Geſchichte. Mir iſt nämlich vor Jahren eine Schweſter geſtorben, die war ſo ſchön wie ein Maitag, und ich habe ſie ſehr lieb gehabt.“ Er wandte ſich um, Lea ſtand vor ihm. „Komm, Kind,“ ſagte er leiſe, „wir wollen heimgehen!“

VII.

Es war an einem ſchwülen Septembernachmittag, zehn Jahre nach den erzählten Begebenheiten. Der Herbſt hatte bereits ſeinen Einzug gehalten und die Lindenbäume, welche die Landſtraße umſäumten, die ins Städtchen Baneſti führt, goldgelb gefärbt. Längs der beiden Seiten dieſer Straße zogen ſich, ſo weit der Blick reichte, blühende Maisfelder hin. Ein leichter Wind ſtrich darüber, und in vollen, wunderſam ſtillen Accorden rauſchte und wogte es durch die Saaten, und die Sonnenblumen am Raine derſelben neigten wie zum Gruß die gelben Köpfe. Auf der Landſtraße raſſelte eine Troiſchke. Die Pferde trabten langſam, mit geſenkten Köpfen, ſie waren ſtaubbedeckt. Und ſtaubbedeckt ſaß auf dem Bock der alte Alexe, der Kutſcher des Herrn Fortunat. Er war ſchläfrig und angetrunken. Er hatte nämlich die vorige Nacht kein Auge zugethan aus Aufregung darüber, daß er Jonel, den er vor zehn Jahren zum letztenmal als Knaben geſehen, vom Bahnhof in der Diſtriktshauptſtadt abholen und nach Baneſti fahren ſollte. Und als Jonel vor ihm ſtand, kein Knabe mehr, ſondern ein ſchöner, ſchlanker, kräftiger junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, mit blitzenden ſchwarzen Augen und einem ſchwarzen Schnurrbärtchen, und als der gnädige junge Herr in der überſchäumenden Freude des Wiederſehens den alten Alexe an ſich riß und ihm zwei ſchallende Küſſe auf das unraſirte Geſicht drückte, da wurde es dem Kutſcher gar eigen zu Mute. Er ſprach kein Wort, ſondern ſchaute mit einem breiten, ungläubigen Lächeln auf den jungen Mann, als wollte er ſagen: „Das iſt Jonel? Das kleine, liebe Bürſchchen, das ich auf den Händen getragen, ſo ſchön, ſo groß, ſo prächtig!“

Und als ſodann Jonel am Buffet ein kaltes Frühſtück zu ſich nahm, da machte Alexe ſeiner Freude in ſeiner Weiſe Luft. Er trank zwei, drei Gläschen Schnaps und begann von neuem und lächelte dabei verſtändnisinnig ſeinen jungen Herrn an. Dann mußte er tauſend Fragen beantworten, die von den Lippen des jungen Mannes ſprudelten. Wie es dem Vater gehe, den er ſeit ſechs Jahren nicht mehr geſehen, ſo lange war es nämlich her, daß Fortunat ſeinen Sohn zum letztenmal in Berlin beſucht hatte, wo Jonel ſeine Studien gemacht und das Diplom eines Doctor juris erworben hatte; wie die Mutter, die Stiefmutter, ſich befinde, die er ſeit zehn Jahren nicht geſehen, und ob Florica, ſein ſüßes Schweſterchen, noch immer munter und guter Dinge ſei. Alexe gab nur einſilbige Antworten. Das Sprechen ſchien ihm ſchwer zu fallen, und bei manchen Fragen knallte er ſo furchtbar mit der Peitſche, daß Jonel die Antworten darauf nicht vernehmen konnte. Vier Stunden hatte nun die Fahrt gedauert. Alexe ſaß müde, mit dem Kopfe nickend, auf dem Bock, ab und zu erwachte er wie aus einem Traum, dann ſauſte die Peitſche über die Pferde und der Wagen raſſelte ſchneller dahin. Jonel lächelte leiſe. Seine Blicke flogen nach rechts und nach links, als wollte er alles auffangen, was ihm in die Augen fiel. Er fühlte ſich von einer wunderſamen Heiterkeit durchdrungen. Zehn Jahre hatte er in der Fremde geweilt mit der ſtillen, unausrottbaren Liebe nach der Heimat tief im Herzen. Jedesmal bei Beginn der Ferien bat er ſeinen Vater, ihm die Heimreiſe zu geſtatten. Aber er empfing ſtets darauf ein paar kurze Zeilen, worin ihm der Vater bedeutete, er möchte ſeinen Wunſch unterdrücken; wenn er ſeine Studien beendet haben werde, dann erſt werde er die Rückreiſe antreten. Warum hielt man ihn fern von der Heimat? Warum hatte ihn ſein Vater während der ganzen Zeit, da er in der Fremde weilte, nur ein einzigesmal beſucht? Warum ſchrieb ihm ſeine Stiefmutter niemals? Dieſe Fragen wirbelten ihm oft durch den Sinn, und einmal hatte er Florica, mit der er ununterbrochen in einem regelmäßigen Briefwechſel geſtanden, darüber befragt. Aber Florica, die doch ſonſt ſo klar und deutlich ſchrieb, hatte auf dieſe Fragen ausweichend und befangen geantwortet: während der Ferien befänden ſich Papa und Mama immer auf Reiſen oder in franzöſiſchen Bädern, und da ſei es beſſer, daß Jonel im Ausland bliebe. Auch jetzt waren dieſe Fragen in ihm aufgetaucht und eine Welle des Unmuts hatte ſich hiebei auf ſeine Stirn gelagert. Als aber bei einer Wendung der Landſtraße das Städtchen Baneſti plötzlich vor ihm lag, als er das Schloß, die Stätte ſeiner Kindheit, erblickte, und den Silberſpiegel des ſchilfumrahmten Teiches und das Birkenwäldchen, und daneben den alten Friedhof mit den grauen Leichenſteinen, und das Kirchlein mit dem grün angeſtrichenen Turm und dem glitzernden Kreuz, und das moosbedeckte Häuschen des Popen Konſtantin, da blitzten ſeine Augen auf und er mußte an ſich halten, um nicht aus voller Seele aufzujauchzen.

„Alexe,“ rief er, „halte, ich ſteige hier aus, ich will den Weg ins Schloß zu Fuß zurücklegen! Sag Papa, daß ich bald nachkomme!“

Er ſprang aus der Troiſchke und eilte mit beflügelten Schritten dem Städtchen zu. Als er dasſelbe betrat, blieb er eine Weile ſtehen und ſtarrte vor ſich. Es kam ihm vor, als hätte er es geſtern erſt verlaſſen, ſo unverändert war alles, ſo unberührt durch die Flucht der Jahre.

Die kleinen, niedrigen Häuschen mit den windſchiefen, riſſigen Schindeldächern waren ſo wettergeſchwärzt, ſo grau, ſo ſchmutzſtarrend wie vor Jahren; wie dazumal ſtanden auch jetzt hagere, bleiche Judengeſtalten mit langen Kaftanen und Schläfenlocken und mit ſchäbigen Sammetkappen auf den Köpfen ſchmauchelnd vor den Hausthüren und gafften ihn neugierig verwundert mit großen dunklen Augen an; wie damals waren auch jetzt vor den jüdiſchen Geſchäftsläden allerhand Waren bunt durcheinander aufgehäuft; es war dieſelbe träumeriſche Stille, die nur ab und zu durch das Grunzen von Schweinen unterbrochen wurde, welche in grünſchlammigen Tümpeln ſich wälzten, oder durch das Schnattern der Gänſe und das Kollern der Truthähne, welche auf der holperigen Straße ihres Daſeins ſich freuten. Vor den mit ſchreienden Farben betünchten Häuschen der bäuerlichen Freiſaſſen lagen wie einſt ruppige Wolfshunde träge in der Sonne, und ſie bellten nicht auf, als hätten ſie den ſinnenden Wanderer erkannt. Ja, es war alles beim alten geblieben: derſelbe Schmutz, dieſelbe einſchläfernde, träge Ruhe, dieſelben Judengeſichter und dieſelben ſcheuen, gedrückten Bauerngeſtalten . . .

Da unterbrachen helle Glockenklänge vom Kirchturm her die Stille. Jonel fuhr aus ſeinem Sinnen empor und eilte dem Gottesacker zu. Als er denſelben betrat, überkam ihn eine ſeltſame Beklemmung. Die Glockenklänge, die jetzt leiſe verhallten, hatten tauſend ſüße, goldige Erinnerungen aus ſeiner Kinderzeit in ihm erweckt, all die Menſchen, deren Bilder im Laufe der Jahre in ſeiner Seele verblaßt waren, tauchten klar und farbenbeſtimmt in ihm empor und ſchwebten an ihm vorüber: er ſah ſeinen alten, gutmütigen Hauslehrer Brunner, der vor einigen Jahren ſchon geſtorben und deſſen Gebeine unter einem Grabhügel in dieſem Friedhofe moderten; er nickte der alten Faluga mit ihrem breiten, lachenden Munde zu, die ihn ſtets ſo geherzt und geküßt; er ſah den jüdiſchen Hauſirer und Spaßmacher Zilibi Mantir, der bei der Hochzeit ſeines Vaters ſolch ſeltſame Weiſen gegeigt, und ſein Töchterlein Lea. Und wie ihm dieſer Name durch den Sinn fuhr, da ſtand plötzlich ſo licht und klar, als wäre es geſtern erſt geweſen, vor ſeiner Seele jene Scene im Friedhof, als ſie ihm mit einem Stein die Stirne wundgeſchlagen. Er ſah ſich wieder auf dem Diwan in der niedrigen Stube des Popen Konſtantin liegen und vor ſich das kleine Judenmädchen mit den blauſchwarzen Locken, den glänzenden, mandelförmigen Augen und dem roten, vollen Mund, deſſen Lippen er in einem raſchen Kuß gefühlt . . .

(Fortſetzung folgt.)

Puderwolken.

Die Zopfzeit war eine gar wunderliche und eine gar unheimliche Zeit. Wunderlich waren die Figuren, welche da durchs Leben tänzelten, ſo wunderlich, daß man ganz dreiſt behaupten kann, die Menſchen hätten damals den höchſten Gipfel der ſeit den älteſten Zeiten raſtlos und krampfhaft von ihnen angeſtrebten Miſſion erreicht: ſich ſo weit als möglich von aller menſchlichen Natur zu entfernen. In der That, die Kunſtzeichnungen des achtzehnten Jahrhunderts hatten auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mehr mit den Normalmenſchen; die Männer hatten nichts Männliches, die Frauenzimmer nichts Mögliches mehr; die Haare waren falſch, denn ſie waren durch Perücken oder durch Wülſte und Geſtelle erſetzt; die Haarfarbe ſogar hatte ſich in ein ſchmutziges Graublau zu verwandeln durch mulſigen, wenn auch noch ſo parfümirten Puder; die Taille war gefälſcht durch den Schnürleib, die Form der Füße durch Spitzſchuhe, die Höhe der Leute durch ſtelzenartige Stöckel, die Hautfarbe durch fingerdicke Kreide- und Zinnoberſchminke, der Geſichtsausdruck durch lächerlich geſchnitzelte Schönpfläſterchen — ſogar die Lippen waren durch Fettſchminke zu Lefzen, ähnlich denen blutriefender Raubtiere, metamorphoſirt. Die Geſinnungen waren durch Komplimente und Phraſen, die Menſchenpſychologie durch [illegible] ellenlange Titulaturen maskirt. Das Laſter wurde zur Tugend erhoben, und wenn man zu matt oder zu feig war, um es anzuüben, ſo dichtete man ſich daſſelbe wenigſtens an! Die Tugend aber wurde zur Schmach der Lächerlichkeit verdammt. Sogar die Sprache durfte nicht natürlich von den Lippen fließen; die Deutſchen mußten ſchlecht franzöſiſch plappern, während die Franzoſen jämmerliches Engliſch radebrechten. Der Adel bemühte ſich vielfach, ſo unedel als möglich zu handeln; die entſetzlichſten Ehrloſigkeiten in Zucht und Treue wurden als ein Vorrecht der vornehmen Klaſſen betrachtet. Man war in gewiſſen Kreiſen nichts, man war ſeiner Ahnen unwürdig, wenn man ſich nicht täglich einer „namhaften Schandthat" rühmen konnte, und der Bürgerſtand ſuchte ſeinen Stolz darin, gegen die verſchiedenen „Erlauchten" ſo unterthänig als nur möglich zu ſein. — Eine wunderliche Zeit haben wir jene Zeit genannt, und eine unheimliche auch. Unheimlich in der That! Denn was die Welt an Andacht, Würde, Güte, Gewiſſen von den Altvordern überkommen, hatte ſie als beſchämende oder ſtörende Schwäche von ſich gethan. An Stelle des Gemüts war ein gähnender Abgrund getreten, in deſſen Tiefen die bedenklichſten Leidenſchaften hauſten, mit ihrem Gifthauch die Welt verpeſtend.

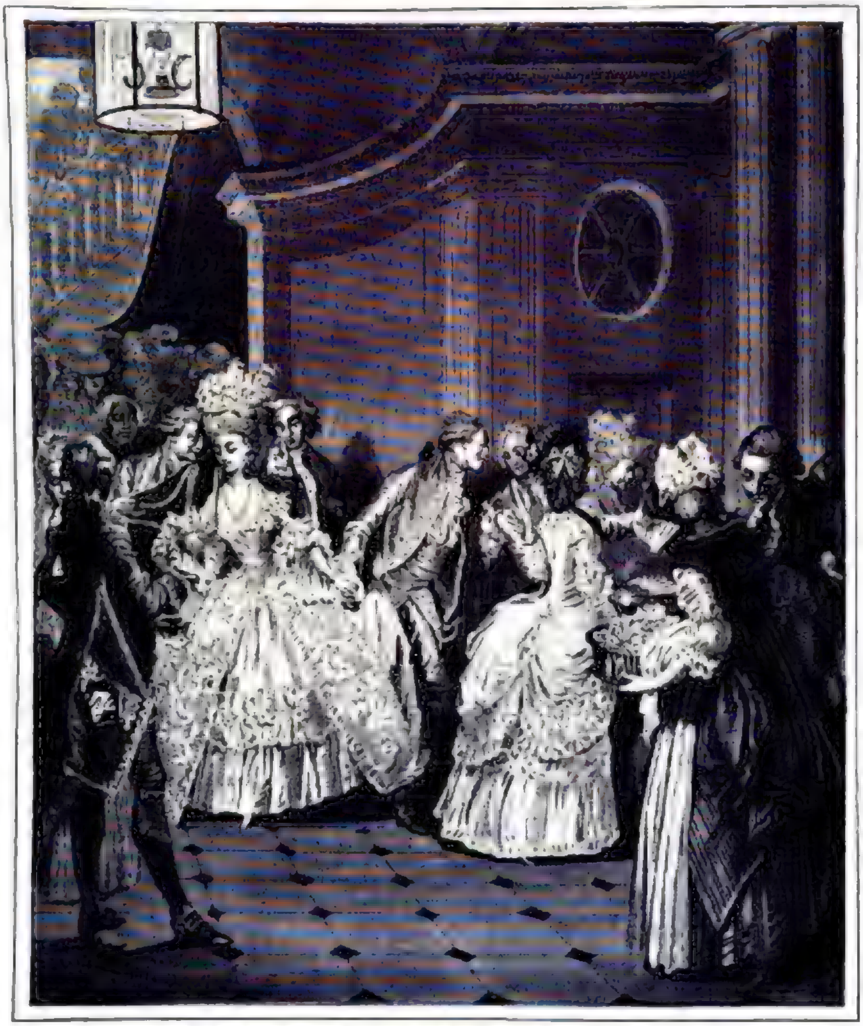
Wer aber die Weltläufte, die Urſachen und Wirkungen der Geſchichte kennen lernen will, muß auch jene Zeit ſtudiren, eingehender und nachdenklicher als das klarer ausgeſprochene Mittelalter und die uns näher liegende und daher verſtändlichere Regeneration ſeit Robespierre. Man unterrichtet ſich über vergangene Zeiten ſowohl durch Bücher als durch Bilder. Die Bücher von damals — das heißt alſo aus der Periode vor Eintritt der großartigen klaſſiſchen Literaturepoche Deutſchlands — zu durchleſen iſt ein wahres Märtyrertum; denn die charakteriſtiſche Literatur par excellence beſtand faſt ausſchließlich in den franzöſiſchen Moderomanen, und etwas mehr Verlottertes, geſchraubt Geiſtreichelndes, Hohles, Seichtes, Unnatürlicheres läßt ſich kaum denken. Amüſanter und leichter iſt das Studium jener Zeit in Bildern. Wenn uns jemand einwerfen wollte, dieſes Studium ſei lückenhaft und einſeitig, den verweiſen wir einfach auf die Bilderreihen Hogarths ſpeziell für das engliſche Leben; wo läßt ſich die Zeit der „vier George" beſſer begreifen und verfolgen als in dieſen Blättern? Bis in die Geſinnungen, bis in die Herzensgeſchichte hinein lernen wir aus ihnen die damalige Zeit kennen — und glücklicherweiſe erſtand damals faſt für alle Nationen ein Hogarth — mutatis mutandis. Deutſchland hatte ſeinen — noch in die beſſere Zeit herüberreichenden — Chodowiecki, Frankreich ſeinen Moreau le jeune und Freudenberg. Von Chodowieckis Leiſtungen fehlt leider bis heute noch immer eine volkstümliche, im Preiſe erreichbare umfaſſende Reproduktion. Da waren die Franzoſen mit ihren beiden grandios veranlagten Bildwerken: „Monument du costume physique et moral de la fin du XVIII^e siècle, ou tableaux de la vie pour servir à l'histoire des modes et du costume en France, année 1776, ornés de vingt-six figures dessinées et gravées par Moreau le jeune et par d'autres célèbres artistes", und „Histoire des moeurs et du costume des Français dans le dix-huitième siècle, ornée de douze estampes dessinées par Sigismond Freudenberg et gravées par les premiers artistes" glücklicher, indem der bekannte gelehrte Amateur und Kunſtverleger J. Scheible in Stuttgart dem Publikum in neueſter Zeit eine treffliche Neuauflage dieſer Produktionen aus der Schönpfläſterchenzeit bot.

Und wenn auch der Text wegfallen mußte, der für unſere moraliſchen Kulturverhältniſſe ſo ziemlich unmöglich iſt, ſo iſt es eben ein Glück, daß damals die Zeichner in der Schule Hogarths ſo deutlich zu plaudern wußten, daß man das ſchlüpfrige Geſchwätz des berüchtigten Rétif de la Bretonne mit Freude entbehrt. Rétif de la Bretonne! Du verkommenes Schreiberlein, das nicht einmal das wüſte Genie eines Narziß Rameau oder eines Grécourt zur Entſchuldigung anführen konnte; du ewig hungernder und ewig verhöhnender alter Satyr, der zuletzt alle ſeine Bücher mit einer eigenen alten billig erſtandenen Setzerpreſſe drucken mußte, weil dies die Verleger nicht mehr zu thun wagten; deine Worte gleichen klebrigen Spinngeweben, die ſich über das zierlichſte und parfümirteſte Bildchen legen und es beſchmutzen. Um wie viel diskreter iſt der Stift des Zeichners, der gleichſam über alle Pfützen des damaligen Lebens hinübergleitet, das rohe Wort durch ein reizendes, vielſagendes Lächeln erſetzend und — übertreffend.

O, das reizende Gedränge auf dem Bildchen „Nach Schluß der Oper"! Die Seidenfalten raſcheln, die zierlichen Schuhe kniſtern, die flitterbenähten Fächer rauſchen; die Galanteriedegen (die nie aus echt galanter Urſache gezogen wurden!) klirren leiſe, die Federn nicken und wehen, als ſchaukelten ſich federleichte Amoretten auf denſelben, die Treibhausroſen duften mit dem faden Pomadeduſte jener Blumen, die nie von friſcher Luft geküßt wurden; die vollgemalten Wangen lächeln, die grellgeſchminkten Lippen äußern einfältige aber vielſagende Worte, die zwiſchen: „Oui! — peut-être! — plus tard! — comment donc! — cessez! — jamais!" abwechſeln, die übernächtig trüben Augen nehmen Augengläſer zu Hilfe, um gewiſſe Schönheiten abzuſchätzen; der muffige Geruch des Puders kämpft ſiegreich mit ſüßlich faden Parfums. — Vergebens würde man an einer der Phyſiognomien auf dem Bilde zu erraten ſuchen, was für ein Schauſpiel, was für eine Oper ſoeben beendigt iſt; denn niemand hat einen Eindruck davon mit ſich genommen, niemand ſcheint auf Text oder Muſik geachtet zu haben, alle Welt iſt nur mit ſeinen Herrlichkeiten, ſeinen Intriguen oder ſeinem lieben Ich beſchäftigt. Die Künſtler und Künſtlerinnen der Bühne von damals hatten in der That leichtes Spiel: ſie brauchten nur dem „Direktor der Spektakel", der Direktorin, einigen einflußreichen Kavalieren oder einigen das Regiment im Hauſe führenden Marquiſen im Privatleben angenehm zu werden, und — die Sache war in der Ordnung. Hat ſich wirklich jemand aus dieſem Publikum die Mühe genommen, eine künſtleriſche Leiſtung mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen? Undenkbar! Wie leicht mochte es einer Sophie Arnould, einer Dugazon, einem Baron und einem Favart geworden ſein, zum Liebling des Publikums zu werden, ſobald ſie nur erſt die Lieblinge des Salons waren!

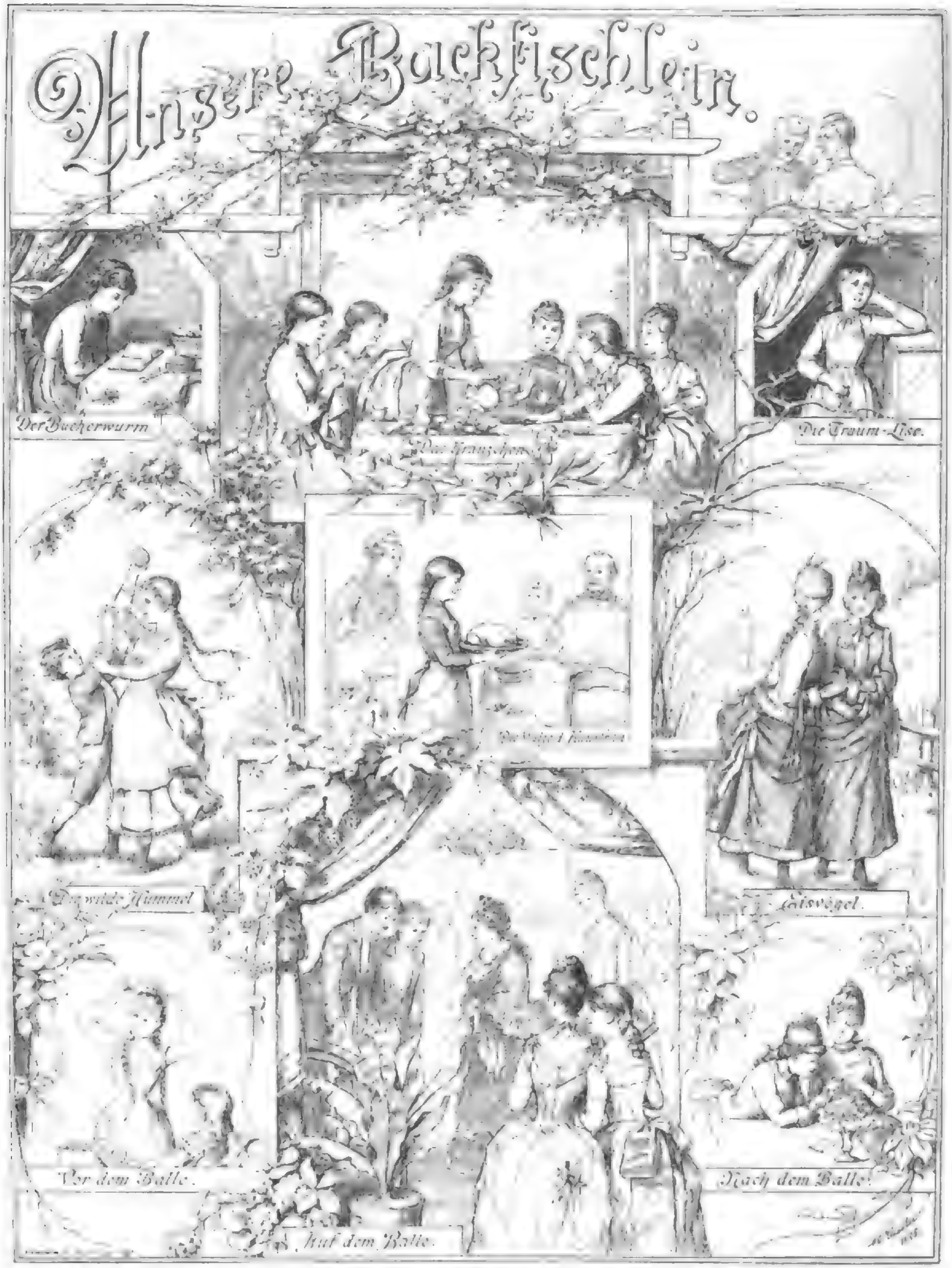
„Nach Schluß der Oper"! Das Bildchen ſollte eigentlich heißen: „Die Morgenſtunde der Pariſer"; begann doch damals mit dem Schluſſe der Oper ſo recht erſt das Leben der Franzoſen — das Leben, das Tändeln, das Mediſiren, das Soupiren und das [illegible], denn wo alle Natur zur Unnatur verkehrt wurde, mußte auch die Nacht an die Stelle des Tages treten, und für ſchminkeüberkleiſterte Wangen gibt es nur einen Feind: die Sonne, die man verſchlafen muß, und nur eine Sonne: den Luſtre.

E. M. V.



Nach Schluß der Oper. Zeichnung von Jean-Michel Moreau dem jüngeren.

Aus „Monument du costume physique et moral de la fin du XVIII^e siècle." Verlag von J. Scheible in Stuttgart.



Originalzeichnung von Mathilde Coeſter.

Zur Naturgeſchichte des Humors.

Von

Richard Wulckow.

I.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die ſyſtematiſche Aeſthetik hat in der letzten Zeit auf dem Gebiet der Poeſie keine Lorbeeren gepflückt. Ihre theoretiſchen Abhandlungen haben ſich weder für das dichteriſche Schaffen noch für die Literaturgeſchichte befruchtend erwieſen.

Welch' eine Fülle gelehrter Phraſeologieen und Definitionen hat die zünftige Aeſthetik an den Begriff und das Weſen des Humors verſchwendet! Alle jene gelehrten Erklärungen jedoch, mit denen man in das Geheimnis jenes „göttlichen Gaſtes" einzudringen verſuchte, laſſen uns bei näherer Betrachtung im Stich, und ſo geiſtreich und blendend auch die Worte mancher von jenen Definitionen klingen mögen — ſie haben meiſtens den Fehler, für den gewöhnlichen Sterblichen unverſtändlich zu ſein. „Humor iſt das auf das Unendliche angewandte Endliche." Wem fällt nicht das Wort des biedern Pedro dabei ein:

„[illegible],
Aber 's klingt recht wunderbar!"

„Humor iſt diejenige Modulation des Schönen, welche einerſeits die Idee der ſubjektiven, andererſeits die Idee der abſoluten Vollkommenheit zur Präſenz bringt." Der geiſtreiche Autor dieſer Erklärung hat zweifellos geglaubt, es werde ſich bei dieſen Worten etwas denken laſſen, und es ſoll nicht meine Sache ſein, ihm dieſen Glauben zu nehmen. „Humor iſt die Dialektik der Phantaſie". Auch dieſe Erklärung klingt ſchön und ſozuſagen unanfechtbar; mir perſönlich iſt das Verſtändnis derſelben verſagt.

Daß in den letzten Jahrzehnten manches Treffende und Klärende über Weſen und Eigenart des Humors geſchrieben worden iſt, daß ganz beſonders Fr. Th. Viſcher ihm ſeine volle äſthetiſche Berechtigung erkämpft hat, darf trotzdem nicht beſtritten werden.

Wenn wir nun mehr durch Gleichnis und Beiſpiel als durch wiſſenſchaftliche Zerſetzung dem Begriff des Humors etwas näher zu kommen verſuchen wollen, ſo iſt dabei feſtzuhalten, daß alle Erklärungen von Erſcheinungen des geiſtigen Lebens den eigentlichen Kern derſelben in kaum durchdringlichem Geheimnis laſſen, daß wir immer nur die Bedingungen erkennen und darſtellen können, unter denen jene Erſcheinungen eintreten. Das iſt erſt recht der Fall beim „Humor". Eine allgemeine Erklärung ſeiner Erſcheinung iſt um ſo mißlicher, als er auf ſeiner Wirkung beruht, dieſe Wirkung aber faſt ausſchließlich von der Eigenart der produzirenden Perſönlichkeit abhängt. Von den klaſſiſchen Begründern und Vertretern des Humors, Lawrence Sterne, Fielding, Jean Paul, bis zu den neueren Humoriſten, Bogumil Goltz, Fritz Reuter, Ernſt Eckſtein, Julius Stettenheim, welch' eine weite, wechſelvolle Wanderung, und wie verſchieden die charakteriſtiſchen Züge dieſer Männer, wie verſchieden die Art ihres Empfindens und Beobachtens, ihre Phantaſie, ihre Diktion!

Wie nun trotz der Verſchiedenheit ihrer perſönlichen Veranlagung und ihrer Ausdrucksmittel bei Allen eine und dieſelbe Dispoſition des Gemüts und des Intellekts, eine und dieſelbe Grundart von kombinatoriſcher Geiſtesthätigkeit in die Erſcheinung tritt, wie jene Dispoſition und dieſe Thätigkeit geartet iſt und wie ſie in Fluß kommt, das wird den Inhalt der nachſtehenden Darſtellung ausmachen und, wie wir hoffen, das Charakterbild deſſen, was wir im äſthetiſchen Sinne „Humor" nennen, in den weſentlichſten Zügen feſtſtellen. Vielleicht liegt für eine ſolche Unterſuchung heutzutage ein beſonderer Grund darin, daß das Wort und der Begriff ein wenig diskreditirt ſind und von ihrer eigentlichen Valuta durch Mißbrauch Einbuße erlitten haben. Was nennt ſich heute nicht Humor und humoriſtiſch! Platte Wortſpielerei, feineres oder gröberes Kalauertum, derbe oder gar zotige Geſchichten und Einfälle machen ſich unter der eleganten Schutzmarke des Humors breit und verderben den Geſchmack; von feineren Unterſcheidungen in den Bezeichnungen „komiſch" und „humoriſtiſch" iſt kaum mehr etwas zu ſpüren. Unter ſolchen Umſtänden mag eine Erinnerung an den höheren und reineren Begriff des Wortes nicht ungelegen erſcheinen.

Das Wort humor ſtammt bekanntlich aus der mediziniſchen Wiſſenſchaft. Hippokrates nimmt vier Hauptſäfte (humores, d. i. Flüſſigkeiten) im Menſchen an, auf deren Miſchung und Veränderung Luſt und Unluſt, Behagen und Unbehagen, Krankheit und Geſundheit zurückzuführen iſt. (Schleim = Phlegma, Blut, gewöhnliche Galle, ſchwarze Galle.) Daraus entwickelte ſich die Lehre von den Temperamenten. Je nachdem unter jenen Säften dieſer oder jener vorwiegt, tritt das Temperament, die Grundſtimmung ſeines Weſens, hervor. Später begann man, was im Leben der Sprache oft wahrzunehmen iſt, allmälich an Stelle der Bezeichnung der Wirkung die Bezeichnung der Urſache zu ſetzen, und ſo gewann der Begriff humor die Bedeutung von Gemütsſtimmung, und zwar entweder der gewöhnlichen, dauernden oder der vorübergehenden, wechſelnden, alſo deſſen, was wir Launen nennen. In dieſem Sinne begegnet uns das Wort humor oder (ſpäter) humour bei Ben Johnſon, dem Freund und Bewunderer Shakeſpeares. In ſeinem Luſtſpiel: «Every man in his humour», ſoll gezeigt werden, was dabei herauskommt, wenn jedermann ſeiner guten oder ſchlechten Laune folgt. Shakeſpeare ſelbſt hat das Wort ſehr häufig auch im Plural und in wechſelnder Bedeutung, meiſtens jedoch als Bezeichnung einer gewiſſen Sonderbarkeit im Verhalten.

Während nun der Begriff humour im Engliſchen, humeur im Franzöſiſchen und Humor im Deutſchen als Bezeichnung zur Stimmung im Leben und der Geſellſchaftsſprache ſich forterhalten hat, gewann er im äſthetiſchen Sinne um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Bedeutung einer beſonderen Stimmung oder Dispoſition, einer beſonderen geiſtigen Eigentümlichkeit. Und zwar iſt ihm dies beſtimmte Gepräge zuerſt aufgedrückt worden in England durch den literariſchen Charakter einer Gruppe von Schriftſtellern, die in der Literaturgeſchichte den Namen der engliſchen Humoriſten führen und unter denen Lawrence Sterne weitaus der am meiſten bedeutende und charakteriſtiſche iſt. Das Werk, in dem der Humor in jener beſonderen Bedeutung am ausgeprägteſten zur Erſcheinung gebracht wurde, iſt der allgemein bekannte „Triſtram Shandy". Wenn wir uns ein wenig mit ſeinem Verfaſſer beſchäftigen, der es verſtand, uns ſo wunderliche, verſchrobene, ſchrullenhafte und dabei ſo tief und unendlich liebenswürdige Perſönlichkeiten zu ſchaffen, ſo werden wir keinen Umweg machen; Sternes Perſönlichkeit nähert uns vielmehr dem Begriffe „Humor". Er war Pfarrer; keiner in unſerem deutſchen, gegenwärtigen Sinne, ſondern ein Mann von unerſchöpflicher Heiterkeit und Gemütsfriſche, den Paſtorenton einfach ablehnend oder ignorirend. Mit einem ſchärfſten Wahrnehmungsvermögen für alles Sonderbare und Lächerliche an Dingen und Menſchen lebte in ihm vereint eine unergründliche Herzensgüte und Gemütswärme. Dieſe beiden Eigenſchaften bedingten und ergaben notwendig den smiling grief, den lächelnden Schmerz, das Neben- und Ineinanderſein von Scherz und Ernſt, von Komiſchem und Rührendem, von Spottluſt, die bis zum Cynismus ausartet, und zarteſter Empfindungsfähigkeit, von ſtaunenswerter Findigkeit der Schäden und Gebrechen der Menſchheit und dem innigſten Herzensbedürfnis, ſie mit dem Mantel der Liebe zu bedecken. Dieſe wunderbare Miſchung nannte man Sternes Humor. Der Reiz desſelben liegt in der Vereinigung eines gewaltigen Herzensreichtums mit unerbittlichem Witz. Von dieſer Eigenart Sternes entnimmt die neuere Aeſthetik den Maßſtab für „Humor" und „humoriſtiſch". So erklärt Ulrici: „Der Humor ruht auf einer doppelten Baſis, auf einem Idealismus des Urteils, des Geiſtes, der alle menſchlichen Dinge an das oberſte Ideal hält, mit ihm ſie mißt und vergleicht, und ſie demgemäß nur in ihrer Kleinheit, Unangemeſſenheit, Verkehrtheit erblickt; und zugleich auf einem Realismus (?) des Herzens, eines warmen, gefühlvollen Herzens, dem die Liebe und Hingebung Bedürfnis iſt, und das daher umgekehrt alle menſchlichen Dinge und am meiſten die kleinen, ſchwachen, hülfsbedürftigen hegt und wert hält." Man ſieht, daß dieſe Erklärung auf Sternes Eigentümlichkeit gemünzt, alſo gewiſſermaßen eine constructio ex post iſt. Daß der Humoriſt übrigens ſein Herzensbedürfnis am liebſten dem Kleinen, Verachteten, Dürftigen zuwendet, liegt darin, daß ſein ſcharfes Auge ſo oft hinter dem Mißachteten das Schöne und Würdige herausfindet, während es hinter dem Glanz und Schimmer ſo oft den leeren Schein entdeckt und deshalb demſelben mit ſchärfſter Beobachtung entgegentritt. Es paßt auf jeden echten Humoriſten, was Börne in ſeiner ſchönen Gedenkrede auf Jean Paul ſagt: „Er iſt der Dichter der Niedergeborenen, der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die ſüßen Töne ſeiner Harfe." Denn jeder wahre Humoriſt ergreift und umfaßt das Kleinſte mit ſeiner ganzen Seele. Er iſt am weiteſten entfernt von jener modernen Blaſirtheit, die kein Ding für wert genug hält, die Großartigkeit der eigenen Seele mit einer Sehnſucht nach ihm zu erfüllen.

Da, wie wir geſehen, der Humor eine Miſchgattung iſt und die Faktoren, deren Produkt er bildet, komiſcher und ernſter Natur ſind, ſo werden wir, dieſe Faktoren zu betrachten, vor allem an das Weſen des Komiſchen, wenn auch nur in gedrängteſter Kürze, zu erinnern haben. Bekanntes dabei zu wiederholen, läßt ſich ſchwer umgehen. Wir empfinden uns komiſch angeregt, wenn in unſerer Seele durch plötzliche objektive Wahrnehmung eines verkehrten, falſchen, vernunftwidrigen Verhältniſſes das behagliche Gefühl der Ueberlegenheit hervorgerufen wird. Der menſchliche Ausdruck dafür iſt das Lachen im äſthetiſchen Sinne. Dieſe Verkehrtheit, Vernunftwidrigkeit darf dabei keineswegs eine abſolute ſein; es genügt vielmehr, daß das betreffende Verhältnis eben nur zur Zeit ſeiner Wahrnehmung als ein verkehrtes, ein den für richtig gehaltenen Verhältniſſen, das heißt der Regel, widerſprechendes erſcheine. Eine vornehme Südſeeinſulanerin en grande tenue, nur mit ihrer dunklen Haut und etwas Goldblech in den durchbohrten Naſenflügeln bekleidet, erſcheint in der beſten Geſellſchaft daheim gewiß höchſt reſpektabel; urplötzlich in unſern modernen Ballſaal verſetzt, wird ſie die Lachmuskeln reizen. Die Urſache der komiſchen Reizung liegt eben nur in den auffaſſenden Subjekten, nicht in den aufgefaßten Objekten an ſich.

Die zweite Bedingung komiſcher Wirkung iſt der plötzliche Eintritt der Wahrnehmung des Falſchen, Verkehrten; kurz, das Komiſche wirkt nur durch Ueberraſchung. Den überraſchenden geiſtreichen Ausdruck dieſes Verkehrten in Worten, ſeine Deutung und Darſtellung nennen wir Witz. Je mehr Sinn im Unſinn er enthält, je witziger iſt der Witz. Sehen wir uns das witzige Epigramm an, welches J. Stettenheim auf die beiden ſozialdemokratiſchen Agitatoren Laſſalle und Tölcke verfaßte, als letzterer nach ſeiner Gewohnheit in einer Berliner Verſammlung wieder mit dem Knüttel argumentirt hatte, und zwar diesmal gegen ſeinen eigenen Geſinnungsgenoſſen:

„Vergleicht ihr beide richtig miteinander,
So übertrifft der Lebende den Toten:
Der Jener löſen wollt', die wirren Knoten,
Haut dieſer durch — ein zweiter Alexander."

Hier wirkt die Ueberraſchung durch die an ſich falſche, aber dennoch ſinnreiche Beziehung der Begriffe „wirre Knoten", (mit dem Doppelſinn von „Knoten", mundartlich ſo viel als „grobe Geſellen") „löſen wollen", durchhauen ſtatt durchhauen komiſch.

Den in Alexandersbad zur Erholung weilenden Muſiktheoretiker und Komponiſten M. Hauptmann befragt ein Kollege ſchriftlich, ob er nicht zum „diesjährigen" Muſikfeſt nach Nürnberg gehen werde. Er antwortet: „Nein, aber wenn es nächſtes Jahr in Alexandersbad wäre, dann würde ich vielleicht nach Nürnberg gehen." Auch hier die plötzliche Wirkung durch ein Verkehrtes und doch Sinnvolles; der Sinn liegt in der frappanten Kritik derartiger Muſikanhäufungen, die für einen erholungsbedürftigen Muſiker damit als unerträglich charakteriſirt wird, das Verkehrte liegt in dem Mißverhältnis zwiſchen der Antwort und der Frage. Ueberraſchende Verbindungen, Gegenüberſtellungen, Vergleiche erzeugen ebenfalls den Witz. So zum Beiſpiel die bekannte Definition Schleiermachers: „Ordentliche Profeſſoren ſind ſolche, welche nichts Außerordentliches, und außerordentliche ſolche, welche nichts Ordentliches wiſſen." So Börnes bekannte Bemerkung: „Als Pythagoras ſeinen berühmten Lehrſatz entdeckt hatte, opferte er den Göttern hundert Ochſen. Seitdem zittert jeder Ochſe, ſo oft eine neue Wahrheit entdeckt wird." So auch folgendes Wort. König Friedrich Wilhelm IV. reiſt durch eine ihm wegen früherer Illoyalität unangenehme poſenſche Stadt, ohne Aufenthalt zu nehmen. Da drängt ſich ein ſehr korpulenter, mit weißer Weſte geſchmückter Bürgermeiſter an den Wagen und beginnt ſtotternd eine lange, überſchwengliche Rede: „Majeſtät, Tau—Tau—Tauſende grüßen —" Da trifft der König: „Grüßen Sie die Tauſende ſchön wieder, aber bitte, jeden einzeln." Und als der Bürgermeiſter unbeirrt fortfährt: „Tau—Tauſende ſegnen" und ſo weiter, da klopft der König ihm auf ſeinen weißgeſchmückten Leib: „Bitte, erkälten Sie ſich nicht Ihren Montblanc!" — Auf der Göttinger Univerſitätsbibliothek iſt eine koſtbare Platinaſtufe verſchwunden. Profeſſor Heyne hält ratlos das leere Futteral in den Händen und ſtellt an ſeinen Kollegen Käſtner die zerſtreute Frage: „Was ſoll ich nun mit dem Futteral anfangen?" Der allezeit ſchlagfertige Käſtner erwidert ſchmunzelnd: „Da können Sie ja die Naſe hineinſtecken, die Sie vom Kuratorium bekommen werden."

Das dritte Erfordernis des Komiſchen iſt die Objektivität der Wahrnehmung des Falſchen; mit anderen Worten: Nur derjenige lacht über einen Witz, oder beſſer über das Komiſche, deſſen Intereſſe dabei in keiner Weiſe gekränkt iſt; der Lachende muß das Bewußtſein haben, ſich in beſſerer Lage zu befinden, als der oder das Verlachte. Denn bei jedem Lachen wird jemand oder etwas oder beides verlacht. Wenn zum Beiſpiel der genannte M. Hauptmann über ein Porträt von Spohr bemerkte, es ſei ein gutes Bild und auch ähnlich, nur einem anderen als Spohr, verlachen wir das Bild und den Maler zugleich. Bei jeder komiſchen Anwandlung hält gleichſam unſer verehrtes Ich blitzſchnell den phariſäiſchen Monolog: „Gott ſei Dank, daß ich nicht bin, wie dieſer oder dieſes da."

Norwegiſche Landſchaft.

(Hierzu das Bild Seite [illegible].)

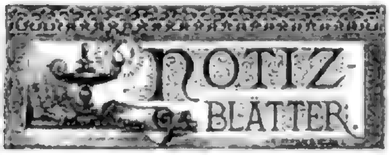
Kaum viel mehr als ein Jahrzehnt iſt es her, daß Norwegen dem Zuzug der Touriſten ſo recht eigentlich erſchloſſen iſt. Der Mangel an Eiſenbahnen machte früher für den Bequemlichkeitsliebenden das Innere des intereſſanten Landes faſt unzugänglich, und der regelmäßige Dampfſchiffsverkehr lenkte den Strom der Reiſenden mehr der Küſte entlang, kaum daß der eine oder der andere auf ſeinem Zuge nach dem ſportmäßig aufgeſuchten Nordkap ſich verlocken ließ, in einen der zahlreichen Fjorde abzubiegen. Und doch iſt der Weſten der ſkandinaviſchen Halbinſel ſo reich an landſchaftlichen Schönheiten als irgend eine ihrer Naturreize wegen berühmte Gegend des Kontinents.

Was die Eindrücke ganz unvergleichbar macht, iſt das Eigentümliche der Scenerie, welche durch die nördliche Lage ſowohl als durch die geologiſche Formation dieſes Erdſtrichs ihren beſonderen Charakter erhält. Dieſe letztere vor allem iſt es, welche nicht wohl einen Vergleich mit den Pyrenäen, Alpen oder Karpathen zuläßt. Der Schiefer, aus welchem das ganze norwegiſche Hochlandsmaſſiv beſteht, ſchließt durch ſeine Lagerung und Verwitterungsverhältniſſe all die maleriſchen Spitzen, Zinken und Zacken aus, wie man ſie in den ſüdlichen Bergländern findet. Er bildet jene breiten kuppelförmigen Fjelder, in welche dereinſt wohl eine mächtige Nordflut und jahrtauſendelanges Wellenſpiel des überall im Ueberfluß vorhandenen Waſſers die tiefen Fjorde und Schluchten eingefreſſen und die mit überraſchender geometriſcher Genauigkeit den unerklärlichen Naturgeſetzen ſorglich ausgeführten Kegelſchnitte, von deren ebenen oder geneigten Platten der tauende Schnee während des kurzen Sommers in unzähligen Waſſerfällen niederſtürzt.

Die Nähe des Golfſtromes mildert zwar das Klima dieſes Nordlandes bedeutend, die Vegetation aber ſelbſt in den tiefen Thälern bleibt auf wenige ausdauernde Gattungen beſchränkt, und auch die hellgrün ſpielenden Birken und Weißerlen vermögen den dunklen Ton nicht zu heben, den das Nadelholz und der tiefgraue Schiefer dem Landſchaftsbilde verleihen und der ſo ſehr dem ſtillen, ernſten, tiefinnerlichen Weſen der Menſchen entſpricht, die auf dieſem alten freien Boden wandeln. Man fühlt ſich von einer ganz wunderbaren Stille und Abgeſchiedenheit umſponnen, wie wenn die Welt halb ausgeſtorben wäre. Das eben iſt der nordiſche Charakter.

Ein Reis germaniſchen Stammes iſt dies Land, von deſſen ausgewaſchenen Felſen das zur norddeutſchen Tiefebene hinabgeſchwemmte fruchtbare Erdreich ſtammen mag. Aus demſelben erwuchs eine hohe Kultur, die jetzt ihren Weg nach dem Ausgangspunkte wieder zurücknimmt. Verhältnismäßig jung noch iſt Norwegens Litteratur und Kunſt, faſt ſo jung als die Aera der Ueberflutung durch Geſellſchaftsreiſen, aber die Jugend macht kräftige Schritte, und heute ſchon erzählt man ſich in freudiger Bewunderung nicht nur von der Größe und Schönheit der Natur Norwegens, ſondern auch von der Gewalt und Originalität ſeiner hochſtrebenden poetiſchen und künſtleriſchen Leiſtungen.

N. B.



Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Das Zinn, deſſen die Phönizier mit den Kupfererzen** von Cypern und Spanien zur Herſtellung ihrer Bronzefabrikate bedurften, haben dieſelben nach einer Angabe von Herodot fernher von gewiſſen Inſeln des Ozeans, den Kaſſiteriden, eingeführt. Fälſchlich wurden dieſe „Zinninſeln“ in der Nähe von Britannien geſucht, von wo ſchon im vorchriſtlichen Altertum das weiße Zinn eingeführt wurde und wo heutzutage noch in Cornwallis eine nicht unbedeutende Menge des weißglänzenden Metalls gewonnen wird, und gewöhnlich wurden ſie in den neueren Darſtellungen der antiken Geographie mit der der britiſchen Südweſtſpitze vorgelagerten Gruppe der Scillyinſeln identifiziert. Dr. H. Brunnhofer weiſt nun im „Jahrbuch der mittelſchweizeriſchen geographiſch-kommerziellen Geſellſchaft in Aarau“ darauf hin, daß der Name des im Handel vielbegehrten Metalls Kaſſiteros indiſchen Urſprungs iſt und genau dem ſanskritiſchen Komparativ kastîra, das heißt glänzender, entſpricht, und daß wir dadurch in Verbindung mit einer Notiz des an wertvollen Nachrichten ſo reichen Lexikons geographiſcher Namen des Stephanus von Byzanz, nach welchem das Zinn von einer im indiſchen Ozean gelegenen Inſel — vermutlich durch die Phönizier — dem Weſten eingeführt wurde, auf die richtige Fährte zur Beſtimmung der wahren Lage der Kaſſiteriden gelangen. Nach Maßgabe der uns aus der Geographie der Zinn produzierenden Länder des Oſtens bekannten Gegenden können die im indiſchen Ozean liegenden Kaſſiteriden nur die Sundainſeln Bangka und Biliton im Oſten von Sumatra geweſen ſein. Die Zinnbergwerke von Bangka lieferten im Jahre 1872 ſchon 131,172 Pikul, eine Maſſe, gegen welche die Zinnproduktion der geſamten übrigen Welt gar nicht in Betracht kommt. Mit dem Untergang der Phönizier ging auch die Kenntnis der Kaſſiteriden verloren, und es mußte der Zinnreichtum von Bangka und Biliton erſt in unſerem Jahrhundert, nach faſt dreitauſend Jahren, für den Weltverkehr wieder zurückentdeckt werden. Ueberdies beweiſt die ſanskritiſche Bezeichnung des von den Ophirfahrern geholten Zinns, daß die Phönizier es nicht direkt von den Sundainſeln bezogen, ſondern an der Indusmündung, das heißt eben aus Ophir eingehandelt.

— **Der regierende Schah von Perſien hat ſich als Anerkennung** ſeines patriotiſchen Waltens von ſeinem dankbaren Volk ein ehernes Reiterſtandbild errichten laſſen. Dasſelbe ſoll in Teheran unter großen Feierlichkeiten im Arſenalhof der Stadt enthüllt werden.

— **Am Fuße des Helikon wurde ein Theater ausgegraben,** welches unzweifelhaft das im Altertum berühmte Muſentheater iſt. Es liegt etwa 5 Minuten von dem ſchon früher ausgegrabenen Muſentempel entfernt und wird wegen ſeiner ſchönen Lage, die einen Ausblick faſt über ganz Böotien geſtattet, auf alle Freunde der Archäologie wie der Natur, wenn ſie in Zukunft Griechenland bereiſen, große Anziehungskraft ausüben.

— **Am Strande bei Falſterbo, an der Südſpitze von** Schweden, wo im Mittelalter die hanſeatiſchen Fiſchereifaktoreien lagen, iſt kürzlich ein Münzſchatz mit einigen Gegenſtänden aufgefunden worden. Unterſucht wurden 327 mittelalterliche Silbermünzen, von denen 167 ſogenannte Brakteaten ſind. Die verſchiedenen Geldſorten, größtenteils der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehörig, ſtammen, mit Ausnahme einiger ſchwediſchen und engliſchen, aus den Seeſtädten Stralſund, Lübeck und anderen Hanſeſtädten.

— **Auf einem Friedhof Konſtantinopels iſt das Mauſoleum Mahmud Paſchas,** jenes berühmten Großveziers, der nach der Einnahme Konſtantinopels ſich von 1453 bis 1474 außerordentliche Verdienſte um die Kunſtpflege in der Türkei erwarb, vom Profeſſor Jacobsthal entdeckt worden. Das Grabmal iſt von großer kunſtgeſchichtlicher Wichtigkeit, weil ſich an ihm die Verzierungsart aus der beſten Zeit der islamitiſchen Kunſt in den reinſten Formen und ſchönſten Farbenglaſurenzuſtellungen zeigt.

— **Vor einiger Zeit wurde der berühmte, ſchon Anfangs** des Jahrhunderts bekannt gewordene Bahia- oder Bendego-Meteorit in Rio de Janeiro gelandet und in die Sammlungen des braſilianiſchen Nationalmuſeums aufgenommen. Der Transport des 5361 Kilogramm ſchweren Steins wurde durch die ſtückweiſe Vollendung einer Eiſenbahn ermöglicht, welche 113 Meilen von dem Bendegobach, der bisherigen Lagerſtelle des Meteoriten, vorbeiführt. Es mußte eine eigene Fahrſtraße, welche 100 Bäche überſchreitet, behufs der Weiterſchaffung hergeſtellt werden.

Verkehr.

— **Das verkrachte Unternehmen des Panamakanals, das** anderthalb Milliarden Franken bisher verſchlungen, hat einfach zu der Frage geführt, wie viel denn eigentlich von dem Kanal fertiggeſtellt ſei. Darauf bringt die „Revue scientifique“ aus ſachkundiger Feder einen Aufſatz, dem wir folgendes entnehmen: Die 74 Kilometer lange Strecke des Kanals iſt an fünf Stellen in Angriff genommen; von den 124,000,000 Kubikmetern, die ausgeſchachtet werden müſſen, ſind aber erſt 43,000,000, alſo etwa ein Drittel, wirklich ausgeſchachtet. Auch von den Hafen- und Schleuſeneinrichtungen iſt erſt ein kleiner Teil hergeſtellt. Mindeſtens eine Milliarde dürfte noch nötig ſein zur Vollendung des angefangenen Werkes.

— **Der Sultan hat eine neue Eiſenbahnlinie von Jaffa** nach Jeruſalem genehmigt.

Natur.

— **Der unſtäte Flug im Zickzack, der vielen über Gewäſſern** ſchwebenden Inſekten eigentümlich iſt, zum Beiſpiel den [illegible] und den ſchwirrenden Libellen, den immer auf und ab tanzenden Eintagsfliegen und manchen anderen, hat, wie Profeſſor Weismann in Freiburg i. Br. beobachtete, für dieſe Tierchen den höchſten Nutzen, denn dieſe Flugweiſe vermindert für die Inſekten bedeutend die Gefahr, wenn ſie ſich der Waſſeroberfläche nähern, von den darunter lauernden Fiſchen geſchnappt zu werden. Der unſtäte Flug in Zickzacklinien bewirkt, daß die Fiſche meiſtens daneben ſchnappen; andernfalls würden ganze Schwärme in kürzeſter Friſt dem Tode verfallen. Man ſieht, wie wenig wir berechtigt ſind, Eigenheiten und Gewohnheiten der Tiere, deren Bedeutung uns nicht ſofort einleuchtet, als Zufälligkeiten zu betrachten.

Geſundheitspflege.

— **Freunden eines guten Trunkes kommt aus England** eine frohe Botſchaft. Die britiſche Geſellſchaft der Aerzte hat Unterſuchungen angeſtellt über das Verhältnis, in welchem die durchſchnittliche Lebensdauer ſteht zu der gänzlichen Enthaltung geiſtiger Getränke und dem mäßigen oder unmäßigen Genuß derſelben. Das Ergebnis iſt keineswegs tröſtlich für die Apoſtel der völligen Enthaltſamkeit ausgefallen. Es gipfelt in der merkwürdigen Thatſache, daß die kürzeſte Lebensdauer die der Gewohnheitstrinker — und die längſte die der mäßigen Wein- oder Biertrinker iſt, welche letztere die der Waſſertrinker um ganze elf Jahre überſteigt. Aber ſelbſt die ärgſten Branntweinſäufer leben im Durchſchnitt ein Jahr länger als die gänzlich Enthaltſamen!

Sport.

— **Die Sportausſtellung zu Kaſſel, welche unter dem** Protektorate des Prinzen Heinrich von Preußen ſteht, wird am 8. Juni dieſes Jahres eröffnet und am 1. September geſchloſſen werden. Die Anmeldungen ſind bis 15. Februar bei dem Generalſekretariat in Kaſſel zu machen und die Ausſtellungsgüter vom 1. bis 29. Mai einzuliefern.

— **Das Rennprogramm für das internationale Meeting** zu Baden-Baden iſt mit Schluß des Jahres ausgegeben worden. Nach demſelben kommen in vier Renntagen vom 25. Auguſt bis 1. September 146,000 Mark an Preiſen zur Verteilung.

— **Für die große Steeplechaſe von Paris iſt mit Rückſicht** auf die Weltausſtellung der Preis in dieſem Jahr auf 150,000 Franken erhöht worden. Das große Hürdenrennen wurde mit 50,000 Franken dotiert.

— **Eine großartige Leiſtung brachten 10 Schützen, Mr.** Lloyd Price und 9 Gäſte auf Rhiwlas-Bala zu ſtande, indem ſie an einem Tage 3065 Kaninchen ſchoſſen, was ungefähr einem achtſtündigen Schießen mit je einem Treffer in der Minute entſpricht.

— **„Miß Glendyne“, die berühmte Siegerin des Hundederbys in England,** welche ihr Beſitzer nicht mehr ins Feld zu ſchicken beabſichtigte, wird nun doch in dieſem Jahre noch einmal den Kampf um Waterloo Cup aufnehmen, der dadurch erheblich an Intereſſe gewinnt.

— **An dem Billardturnier um die Meiſterſchaft der Welt,** das von Mitte bis Ende Januar in London geſpielt wird, werden ſich Peall, Taylor, White, Mitchell, M'Neil, Collins, Dowland und Bennett beteiligen. Die wirklichen Meiſter Vignaux, Schäfer, Sloſſon fehlen alſo bei dem Kampfe.

Denkmäler.

— **Kaiſer Wilhelm II. hat das Modell für das Grabmal** Kaiſer Friedrichs, welches Reinhold Begas vollendet hat, genehmigt und zur Ausführung beſtimmt. In der Mitte der runden Grabkapelle erhebt ſich der Sarkophag, auf welchem die Geſtalt des entſchlafenen Herrſchers ruht und zwar im Waffenrock und Generalsmantel, auf der Bruſt den Lorbeerkranz von Wörth. Die Hände ſind gekreuzt; im linken Arm liegt der Pallaſch. Die Füße bedeckt ein Hermelinmantel. Die Seitenwände des Sarkophags ſchmücken Szenen aus dem Leben des Verſtorbenen. Der Bau der Grabkapelle, die nach dem Entwurf des Profeſſors Julius Raſchdorff ausgeführt wird, iſt bereits begonnen.

— **Unter dem Vorſitz des Biſchofs von Hildesheim hat** ſich ein Komitee gebildet zur Errichtung eines Standbildes für den großen Biſchof Bernward von Hildesheim († 1022), und das preußiſche Kultusminiſterium hat daraufhin zu einem Wettbewerb Einladungen an die bedeutendſten Künſtler Deutſchlands erlaſſen. Die Hauptfigur ſoll anderthalbfache Lebensgröße haben und auf einem Felsſockel ſtehen, der im Bauſtile der Zeit Bernwards auszuführen iſt. Der Biſchof iſt mit den Abzeichen ſeiner Würde darzuſtellen und am Felsſockel ſind außer der Inſchrift drei kleine Reliefbilder anzubringen, welche Bernwards Thätigkeit als Erzieher, Baumeiſter und ausübender Künſtler veranſchaulichen. Zur Ausführung des Standbildes (Hauptfigur in Erz, Sockel aus Granit) ſtehen 60,000 Mark zur Verfügung. Die am Wettbewerb ſich beteiligenden Künſtler haben die Modelle in $\frac{1}{5}$ der Ausführungsgröße mit deutlich erkennbaren Kompoſitionen für die Reliefs und einem ſpezifizierten Koſtenanſchlage bis zum 1. Mai dieſes Jahres an den Kaſtellan der Akademie der Künſte nach Berlin einzuſenden. Das Preisgericht, beſtehend aus der Landes-Kunſtkommiſſion und Mitgliedern des Denkmalkomitees, wird drei Preiſe verteilen, 2000 Mark als erſten, 1500 Mark als zweiten, 1000 Mark als dritten.

— **Die Ausführung eines großen Reiterſtandbildes für** Kaiſer Wilhelm I. in Görlitz iſt dem Bildhauer Johannes Pfuhl in Charlottenburg übertragen worden.

Geſtorben.

— **George Routledge**, Chef der bekannten Londoner Verlagsfirma gleichen Namens, am 13. Dezember, in London.

— **Friedrich von Dewitz**, Vizelandesmarſchall des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz, früher freikonſervativer Reichstagsabgeordneter, 75 Jahre alt, am 14. Dezember, auf ſeinem Gute Kölpin in Mecklenburg-Strelitz.

— **Nicolas Berthon**, franzöſiſcher Landſchafts- und Genremaler, 57 Jahre alt, am 15. Dezember, in Paris.

— **Graf Haug**, ein ehemaliger General Garibaldis und [illegible] des italieniſchen Heeres, der ſich an allen Unternehmungen Garibaldis zu Gunſten der italieniſchen Freiheit beteiligte, ein geborener Schweizer, Mitte Dezember, in Rom.

— **Sir Charles Farrel Hillyar**, penſionierter engliſcher Admiral, 71 Jahre alt, Mitte Dezember, in Torpoint in Cornwallis.

— **Anton Mažuranić**, kroatiſcher Schriftſteller, Gymnaſialdirektor im Ruheſtand, 83 Jahre alt, am 15. Dezember, in Agram.

Rosner, öſterreichiſcher Hüttenwerksdirektor, der früher die bekannteſten [illegible] Werke leitete, ein ausgezeichneter Bergmann, am 18. Dezember, in München.

— **J. C. W. Schulz**, früherer braunſchweigiſcher Staatsminiſter und Miniſterpräſident, 82 Jahre alt, am 18. Dezember, in Braunſchweig.

— **Profeſſor Dr. E. Heiden**, Direktor der agrikulturchemiſchen Verſuchsſtation in Pommritz bei Greifswald, am 20. Dezember, in [illegible].

— **Rechtsanwalt Auguſt Köppe**, Miniſterialrat a. D., Mitglied des konſtituierenden und des ordentlichen norddeutſchen Reichstages, der nationalliberalen Partei angehörig, 70 Jahre alt, am 20. Dezember, in Deſſau.

— **Generalarzt Dr. Schubert**, Subdirektor des medizinisch-chirurgiſchen Friedrich-Wilhelm-Inſtituts in Berlin, der Erziehungsanſtalt für die Mehrheit der deutſchen Militärärzte, 62 Jahre alt, am 21. Dezember, in Berlin.

Generalarzt Dr. Schmeier, der Leibarzt der deutſchen Kaiſerin, am 22. Dezember, in Potsdam.

— **Wirklicher Geheimer Admiralitätsrat a. D. Wilhelm Heymann**, früher Juſtitiar und vortragender Rat der Admiralität, 63 Jahre alt, am 22. Dezember, in Berlin.

— **Laurence Oliphant**, bekannter engliſcher Reiſender und Schriftſteller, 59 Jahre alt, am 23. Dezember, in Twickenham.

— **Franz Auguſt Mammen**, Kaufmann, 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalverſammlung, 1849 und 1863 bis 1868 des ſächſiſchen Landtages und 1867 bis 1869 des norddeutſchen Reichstages, auch durch ſeine große Wohlthätigkeit bekannt, am 23. Dezember, in Plauen.

— **Graf Michael Tarielowitſch Loris-Melikow**, Generaladjutant des ruſſiſchen Zaren, bekannter Staatsmann, der unter Alexander II. eine hervorragende Rolle ſpielte, 63 Jahre alt, am 24. Dezember, in Nizza.

— **Auguſt von Etzel**, königlich preußiſcher General der Infanterie z. D., früher nationalliberales Mitglied des Reichstages, längere Zeit Vorſitzender der Kaiſer-Wilhelm-Stiftung und Schriftführer des vaterländiſchen Frauenvereins, 82 Jahre alt, am 24. Dezember, in Berlin.

— **Gräfin Ida Baudiſſin**, unter ihrem Mädchennamen Ida Kohl als Schriftſtellerin bekannt, 74 Jahre alt, am 24. Dezember, in Freiburg im Breisgau.

— **Geheimer Sanitätsrat Dr. Orth**, bekannter Brunnen- und Badearzt in Ems, 75 Jahre alt, am 25. Dezember, in Ems.

— **Oberſt von Büren**, 24 Jahre lang Stadtpräſident von Bern, am 25. Dezember, in Bern.

— **Paskale Stanislao Mancini**, hervorragender italieniſcher Staatsmann, zu verſchiedenen Malen Miniſter, 71 Jahre alt, am 26. Dezember, in Capodimonte bei Neapel.

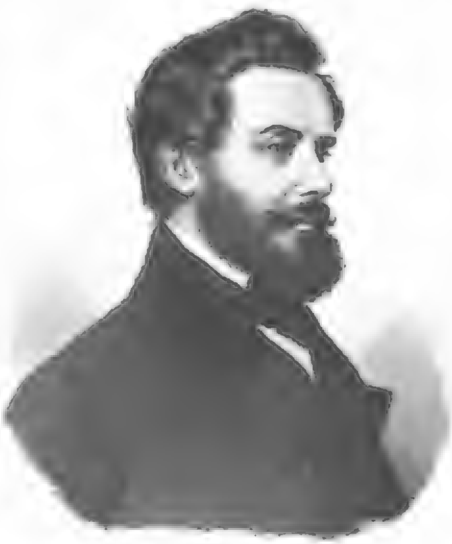
— **Profeſſor Dr. Karl Johann Schlyter**, der Neſtor der ſchwediſchen Juriſten, hervorragender Gelehrter, 94 Jahre alt, am 26. Dezember, in Lund.

— **Geheimer Kirchenrat Domherr Dr. Gotthard Viktor Lechler**, ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität Leipzig, 78 Jahre alt, am 26. Dezember, in Leipzig.

— **Hermann Freiherr von Fürth**, Landgerichtsrat a. D., Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes und des deutſchen Reichstages, dem Zentrum angehörig, 73 Jahre alt, am 27. Dezember, in Aachen.

— **James R. Swinton**, namhafter engliſcher Porträtmaler, Ende Dezember, in London.

Leopold Leo Graf von Thun-Hohenſtein.



In Oeſterreich nützen ſich die Staatsmänner raſcher ab als in irgend einem andern Land. Nur ſelten erhält ſich da ein Politiker ſeine Bedeutung durch mehr als ein Jahrzehnt ungeſchmälert, und kurzen Perioden des Glanzes folgt gewöhnlich ein ſchneller Niedergang und ein vollſtändiges Verſinken in Vergeſſenheit. Eine bemerkenswerte Ausnahme von dieſer Regel bildete Graf Leo Thun, der am 17. Dezember 1888 in Wien verſchieden iſt, nachdem er durch mehr als vierzig Jahre hindurch im Vordergrunde der politiſchen Bewegung ſeines Vaterlandes geſtanden und in der mannigfachſten, freilich nicht immer gleich erſprießlichen Weiſe in die Ereigniſſe eingegriffen hat.

Leopold Leo Graf von Thun-Hohenſtein, geboren am 7. April 1811 zu Tetſchen in Böhmen, entſtammte einem uralten Adelsgeſchlechte, welches einſt die vormalige Herrſchaft Thun, die jetzige Berner Landvogtei, mit dem Schloſſe und der Stadt Thun am Thunerſee in der Schweiz inne hatte. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts begannen die Mitglieder der Familie eine bedeutende Rolle in Oeſterreich zu ſpielen. Im Jahre 1603 in den Freiherrenſtand erhoben, nahm das Geſchlecht bei der Aufnahme unter die ſteiriſchen Landſtände im Jahre 1628, nach dem Namen der angekauften Herrſchaft, den Beinamen von Hohenſtein an, und ein Jahr ſpäter verlieh Kaiſer Franz II. dem kaiſerlichen Oberſthofmeiſter Chriſtoph Simon von Thun für ſich und ſeine Nachkommen die Reichsgrafenwürde. Das Geſchlecht teilte ſich in mehrere Linien, die heute noch in Tirol und Böhmen blühen. Graf Leo Thun war ein Sprößling der böhmiſchen Linie, welche in die Reihe von Kloſterle, Tetſchen und Choltitz geteilt iſt und im Königreich Böhmen immer von hervorragender Bedeutung war. Durch ſeine Geburt, durch eine ungewöhnliche geiſtige Begabung und einen regen Eifer für öffentliche Intereſſen zog der junge Graf bald die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er war nach Vollendung der Rechtsſtudien in Prag und Studienreiſen in Deutſchland, England, Frankreich und Italien im Jahre 1833 in den Staatsdienſt getreten und ſtieg ſchnell auf der bureaukratiſchen Stufenleiter zu den höchſten Stellungen empor. Seine zugleich imponierende und gewinnende Erſcheinung und eine natürliche, durch Kunſt geſteigerte Beredſamkeit zeichneten ihn unter ſeinen Standesgenoſſen aus; ſeine literariſchen Arbeiten gaben den weiteſten Kreiſen Zeugnis von dem Ernſt ſeiner Beſtrebungen. Eine Reihe von beachtenswerten Schriften war von ihm ſchon vor dem Jahre 1848, welches dem Schickſal Oeſterreichs eine ganz neue Wendung gab, veröffentlicht worden: „Ueber die Notwendigkeit der moraliſchen Reform der Gefängniſſe", „Ueber den gegenwärtigen Stand der böhmiſchen Literatur" und „Die Stellung der Slovaken". Im April 1848 als Gubernialpräſident zum Landeschef von Böhmen ernannt, befand er ſich auf einem der wichtigſten, aber auch auf einem der gefährlichſten Poſten der Monarchie. Er hatte bis dahin im ſtändiſch-liberalen Sinne im Verein mit ſeinen Standesgenoſſen gewirkt, und der Sturz des Metternichſchen Abſolutismus durch die Wiener Märzrevolution ſchien der Verwirklichung ſeiner politiſchen Ideale die Wege geebnet zu haben. Durch ſeine Geburt, durch ſeine hohe Stellung im Staatsdienſt, durch ſeine eheliche Verbindung mit der Gräfin Karoline Clam-Martinitz und durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften ſchien ihm ein ganz ungewöhnliches Anſehen in Böhmen beſchieden und die erſte Stellung in dieſem Lande dauernd geſichert zu ſein. Eine aus dem Grafen Albert Noſtitz und dem Dr. Rieger beſtehende Deputation hatte ſich an das kaiſerliche Hoflager nach Innsbruck begeben, um die Errichtung einer verantwortlichen Landesregierung in Böhmen und die Einberufung des böhmiſchen Landtags zu erwirken, und war mit erfreulichen Zuſicherungen nach Prag zurückgekehrt, als am Pfingſtmontag in der böhmiſchen Hauptſtadt jener Aufſtand erfolgte, welcher den erſten Anlaß zum ſiegreichen Einſchreiten der bewaffneten Macht gegen die revolutionären Gewalten gab. Graf Thun glaubte durch ſein perſönliches Anſehen eine Kataſtrophe abwenden zu können und begab ſich gleich im Beginn des Kampfes auf den Schauplatz der Ereigniſſe, um beſchwichtigend einzuwirken. Aber bewaffnete Studenten bemächtigten ſich ſeiner, und er wurde ſamt ſeiner Gemahlin im Kollegium Clementinum gefangen gehalten, jedoch ſchon am nächſten Tage wieder freigelaſſen. Der gewaltſame Gang der Ereigniſſe ließ für die Entfaltung der Zivilgewalt in Böhmen zunächſt wenig Raum. Graf Thun trat von ſeinem Poſten zurück und lebte als Privatmann, während die Macht der Revolution mit Waffengewalt niedergerungen und der Abſolutismus wieder hergeſtellt wurde. Am 28. Juli 1849 wurde ihm das Amt eines Miniſters für Kultus und Unterricht übertragen, und die zehn Jahre, während welcher er demſelben vorſtand, werden von dem öſterreichiſchen Volke nicht ſo bald vergeſſen werden, ebenſowenig ſeine hervorragende Mitwirkung bei dem Abſchluß des Konkordates, durch die er ſich in beſonders ſcharfen Gegenſatz zu anderen Parteiſtrömungen ſtellte.

Der Sturz des abſoluten Syſtems und die Wiederherſtellung konſtitutioneller Zuſtände machten der Miniſterſchaft des Grafen Thun ein Ende und leiteten ſeine Thätigkeit in neue Bahnen. Mit ſeinem Schwager, dem Grafen Heinrich Clam-Martinitz, trat er an die Spitze der konſervativen Partei, welche auf der Baſis des „Hiſtoriſchgewordenen" eine Organiſation des habsburgiſchen Reiches anſtrebt. Im Reichsrat, dem er als lebenslängliches Mitglied des Herrenhauſes angehörte, als Mitglied des böhmiſchen Landtags, in dem er oft eine leitende Stellung hatte, trat er für ſeine Ideen mit Nachdruck ein. Überdies ſuchte er durch die Preſſe für ſeine Anſchauungen zu wirken. Er hatte in Wien ein täglich erſcheinendes Parteiorgan, „Das Vaterland", gegründet, erhielt es großenteils aus eigenen Mitteln und griff oft perſönlich ein, wenn die Wichtigkeit des Gegenſtandes es erforderte. Unſer Bildnis zeigt ihn in den Jahren männlicher Vollkraft; aber wenn in ſeiner letzten Lebenszeit, aus der ein Porträt nicht erhältlich war, ſich auch Bart und Haupthaar weiß gefärbt hatten, ſtrahlten doch die großen blauen Augen noch immer in jugendlichem Feuer, ſobald er in der Rede warm wurde. Seine Sprache, im Beginn zögernd und ſtockend, kam erſt allmählich in rechten Fluß. Dann ſchienen ihm die Gedanken und die Erinnerungen einer langen Erfahrung immer reichlicher zuzuſtrömen, und er mußte ſich eine gewiſſe Gewalt anthun, um abzuſchließen. In einer glaubensarmen Zeit ſuchte er die kirchliche Idee als die Grundlage der Macht Oeſterreichs geltend zu machen und geriet dadurch in einen Gegenſatz zu den modernen Geſtaltungen des Staatslebens. Kränkungen, die er tief fühlte, blieben ihm nicht erſpart. Sein Geſundheitsſtand war ſeit zwei Jahren erſchüttert, und eine Lungenentzündung, zu welcher eine Herzlähmung trat, machte ſeinem Leben ein Ende. Mit dem Grafen Leo Thun wurde einer der hervorragendſten Vertreter des altöſterreichiſchen Hochadels in die Ahnengruft geſenkt. **W.**

Literatur.

— **Paul Heyſes jüngſte Bühnendichtungen, das Luſtſpiel „Gott ſchütze mich vor meinen Freunden" und das Schauſpiel „Prinzeſſin Saſcha"**, ſind nun auch in Buchform, jedes für ſich ein Bändchen bildend, bei With. Hertz (Beſſerſche Buchhandlung) in Berlin erſchienen. Es ſind zwei hervorragende Schöpfungen des gefeierten Dichters, deren ergreifender Reiz auch beim Leſen zu voller Geltung gelangt. Der lebendige, von jeder Gewaltſamkeit freie Humor des Luſtſpiels, die klare, ſicher entwickelte, durch fein gegliederte Einzelzüge feſſelnde Handlung des Schauſpiels, die lebenswahre, packende Charakteriſtik gewiſſer niederer Typen, die ſich in beiden findet, und der friſche, natürliche Dialog, den ſie mit Heyſes beſten Leiſtungen auf dieſem Gebiete gemein haben, verleihen dieſen dramatiſchen Dichtungen eine hohe poetiſche Anziehungskraft, vermöge deren ſie des ſceniſchen Apparats ohne merkliche Einbuße entraten können.

— **Ein ſchätzbares literariſches Vermächtnis iſt es, das uns Theodor Storm** in ſeiner letzten Novelle: „Der Schimmelreiter" (Berlin, Gebr. Paetel) hinterlaſſen hat. Die volle Kraft ſeiner ſchlichten Darſtellung faßt er noch einmal zuſammen zu einem vorzüglichen Sittenbild echteſter Art. Die Knappheit des Worts, die Tüchtigkeit des Lebens, die Ehrlichkeit der Geſinnung in den guten Elementen des Volks, die den zähen Bewohnern eines dem Meere abgerungenen Marſchlandes eigen iſt, andererſeits jedoch auch die dunkle, ſtarre aber unbeugſam widerſtrebende Verſchloſſenheit, die ſich der ſcheinbaren Ueberhebung entgegenſtemmt, ſind mit unübertrefflicher Meiſterſchaft gezeichnet. Aus dieſen Elementen heraus entwickelt ſich die innerlich bewegte, äußerlich mit unabwendbarer, ſchickſalhafter Macht ihrem Verhängnis entgegenſchreitende Handlung. Es iſt der ganze Theodor Storm, mit allem, was die Welt im Laufe der Jahrzehnte an dieſem gediegenen Schriftſteller ſchätzen gelernt hat, der uns hier zum letztenmal unverfälſcht und anziehend entgegentritt.

— **Ein ſtenographiſches Leſebuch (für Stolzeaner)** iſt jüngſt erſchienen unter dem Titel: „Novellen von Roſenthal-Bonin, nach Stolzes Syſtem in Stenographie übertragen von Sigmund Nördlinger in Stuttgart und G. Froſch in [illegible]". Das hübſche Werkchen, das ſehr ſchön gezeichnet und überaus ſauber lithographiert iſt, dürfte für alle Anhänger Stolzes großes Intereſſe haben.

— **Oskar Teubers „Geſchichte des Prager Theaters"** iſt nunmehr zum würdigen Abſchluß gelangt. Der dritte und letzte Band, umfangreicher als die beiden erſten zuſammengenommen, erfüllt in vollem Maße die Erwartungen, die wir (Band 56, S. 613) auf ihn geſetzt. Eine Glanzperiode dieſer hochbedeutenden Bühne, 1817 bis 1888, umfaſſend, beſchäftigt er ſich eingehend mit einer langen Reihe von Bühnengrößen erſten Ranges und vollendet in trefflicher Weiſe ein Werk, das bei den ausgedehnten Beziehungen des Prager Theaters zu den hervorragenden Vertretern des deutſchen Schauſpiels und der Oper einen ſehr bemerkenswerten Beitrag zur Geſchichte dieſer beiden liefert.

— **Der neueſte Zuwachs der empfehlenswerten Serie „Woerls Reiſehandbücher"** iſt ein treffliches Buch über „Ungarn, Land und Leute, zur Reiſe und zum Studium" von **Rudolf Bergner** (Würzburg und Wien, Leo Woerl). Wie es ſchon im Titel ausgeſprochen liegt, haben wir hier ein Werk vor uns, das mit den Eigenſchaften eines Reiſeführers auch die einer ethnographiſchen Arbeit vereinigt. Um ſo mehr iſt es dazu geeignet, alsbald zu einem freundlichen Geſellen der Wintertage und namentlich der häuslichen Winterabende zu werden, die man ja ſo gern der Lektüre widmet, ſei es, daß man ſich über das intereſſante Land nur in unterhaltender Weiſe unterrichten oder zu einem in wärmerer Jahreszeit auszuführenden Ausflug in das ſchöne Gebiet jenſeits der Leitha anregen laſſen will. In dem einen wie dem andern Fall wird das Buch mit ſeinem reichen, in knapper, anſprechender Form gefaßten Inhalt, ſeiner überſichtlichen Anordnung, ſeinen 47 Illuſtrationen, ſeiner genau ausgearbeiteten Karte von Ungarn, Galizien, Siebenbürgen ꝛc. und ſeinen Plänen der hervorragendſten Städte dieſer Ländergebiete ſeiner Aufgabe in befriedigendſter Weiſe gerecht werden.

— **Otto Sarrazins „Verdeutſchungs-Wörterbuch"** iſt in zweiter Auflage (Berlin, Ernſt & Korn) ſo weſentlich vermehrt worden, daß es jetzt den Anforderungen, die an ein ſolches Hilfsbuch zu ſtellen ſind, in thunlichſt umfaſſender Weiſe entgegenkommt. Ein vorgedruckter Aufſatz über „Das Verdeutſchungs-Wörterbuch" im allgemeinen gibt eine Reihe von Fingerzeigen, die für die Befolgung des ſchönen Grundſatzes: „Rede und ſchreibe deutſch", überaus lehrreich ſind. Zu ſeiner Verwirklichung liefert das ſorgfältig ausgearbeitete Buch höchſt dankenswerte Grundlagen.

— **Ueber „Poeſie und Proſa, ihre Arten und Formen"** hat Dr. J. Methner (Halle a. S., Buchhandlung des Waiſenhauſes) ein Buch erſcheinen laſſen, das ſeinen Gegenſtand mit Liebe und Sachkenntnis behandelt. Alle, die ſich der Literatur mit klarem Formverſtändnis erfreuen wollen, finden hier gewiſſenhafte Belehrung in anmutigem Vortrag. Namentlich aber empfehlen wir das Buch denen, die ſich ſelbſt ſchriftſtelleriſch ergehen oder gar den Pegaſus tummeln zu dürfen glauben, ohne ſich vorher mit den Grundzügen unſerer Poetik vertraut gemacht zu haben: ihnen bietet ſich hier angenehme Gelegenheit zur Ausfüllung einer Lücke, die ihnen ſelbſt und noch mehr denjenigen, vor denen die Erzeugniſſe ihrer ungeſchulten Muſe paradieren ſollen, mit der Zeit immer empfindlicher werden wird.

Unſeren geehrten Abonnenten
empfehlen wir xylographiſche Extra-Kunſtabdrücke:
„Kaiſer Wilhelm I. und die Seinen"
nach einem Originalgemälde von Th. Rocholl
auf feinſt Japanpapier gedruckt und auf Kupferdruckpapier aufgezogen (ganze Papiergröße 79×50 Ctmtr.)
zum Vorzugspreis von nur 1 Mark.
Auch liefern wir das Bild
☛ **in vortrefflichem Lichtdruck** ☚
(in gleicher Größe wie der xylographiſche Extra-Abdruck)
zum Vorzugspreis von nur 3 Mark.

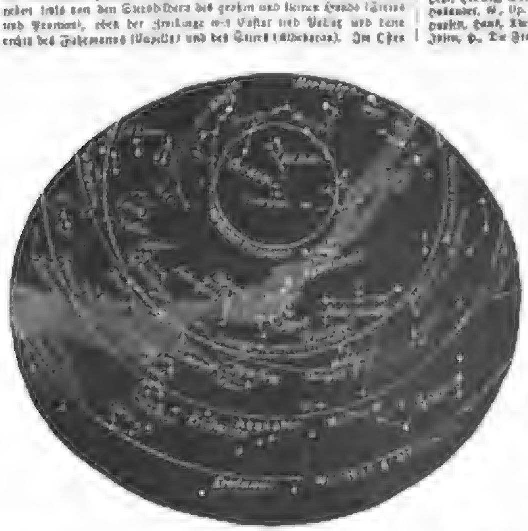
Dieſes Kunſtblatt bietet in ſeiner ſchönen Ausführung einen wirkſamen, eleganten und herzerfreuenden Zimmerſchmuck; es iſt ein Prachtbild, welches ſich ebenſo durch künſtleriſchen Wert wie durch die Porträttreue auszeichnet, und bei deſſen außerordentlich billigem Preis iſt auch die Anſchaffung jedermann ermöglicht.

Die Beſtellungen wollen bei der gleichen Bezugsquelle gemacht werden, welche „Ueber Land und Meer" liefert. An Poſt-Abonnenten, oder falls bezüglich der Effektuierung Schwierigkeiten ſich ergeben ſollten, iſt die unterzeichnete Verlagshandlung bereit, gegen Einſendung des entſprechenden Betrages und Beifügung von 30 Pf. Porto die Frankolieferung zu vermitteln.

Stuttgart. Deutſche Verlags-Anſtalt.

Februar 1889.

Die Zeichnung gibt den Anblick des Himmels gegen 7 Uhr abends am ſüdlichen Himmel. [illegible] die glänzenden Sterne des Orion, neben links von den Sternbildern des großen und kleinen Hundes (Sirius und Procyon), oben der Zwillinge mit Caſtor und Pollux und ganz rechts des Fuhrmanns (Capella) und des Stiers (Aldebaran). Im Oſten



iſt Saturn aufgegangen, dem bald der große Löwe mit Regulus folgt. Im Südweſten ſteht ziemlich hoch das glänzende Geſtirn des Himmels, die Venus. Sie behält den ganzen Monat ihren Glanz und erreicht Mitte des Monats ihren weiteſten Abſtand von der Sonne, ſo daß ſie bis 9 Uhr abends ſichtbar iſt. Mars ſteht rechts von ihr und geht etwa eine Stunde früher unter. Jupiter kommt erſt morgens. Am 14. ſteht Saturn zwei Vollmondsbreiten, am 21. Jupiter ebenſoviel tiefer als der Mond.

Schach.

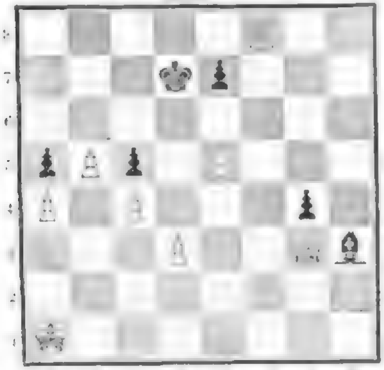
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Beim Abſchluſſe an den im vorigen Jahre [illegible] engliſchen Problem-Turniers hatte die engliſche Schachzeitung „British Chess Magazine" den Preisrichtern [illegible], ob die kürzlich folgender Aufgabe der erſte Preis erteilt werde.

Aufgabe Nro. 489.

Von Joſ. Kotrč in Prag.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Weihnachtsnuß Seite 255:

Weiß.	Schwarz.
1) S. D 8 — E 6. Man droht 2) D. [illegible] E 4 Matt	1) K — E 4 + und 2) S. F 6 [illegible]
2) S. K 6 u. E 6. Beliebig.	2) T. F 1 — F 2.
3) Dame, Turm oder Springer Matt	3) Beliebig.
A)	
1)	1) S. E 7 — [illegible]
2) S. K 6 — F 4	2) Beliebig.
3) Dame, Turm oder Springer Matt	
B)	
1)	1) T. F 1 — E 1
2) T. H 2 u. F 4	2) Beliebig.
3) Dame, Turm oder Springer Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	

Neue Bücher und Schriften.

[illegible], Dr. M., Anthropologie und Urgeſch. der Vorgeſchichte des Menſchen. Lief. 4–11 (Schluß). Stuttgart, C. [illegible].

Bolz, Clemens, Bei der [illegible] von Pfaffenbach. Roman aus dem Engliſchen. München, [illegible].

Chronik der Deutſch-Nationalen Kunſtgewerbe-Ausſtellung in München 1888. Heft 6–8. München, Verlag d. Akad. [illegible].

Alle Landen, Schauſtellung. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Ammon, Dr. O., Bilder zur Geſchichte der chriſtl. Malerei. Freiburg, Herder.

Gerhard, A., Aus ſtillen Tagen. Gedichte. [illegible].

Graeſch, Was können wir aus Frankreichs „Abwehr" lernen? Vortrag. [illegible].

Heyl, Hedwig, Das A b c der Küche. 2. Aufl. Berlin, C. Habel.

Hollaender, G., Op. 32: Impromptu f. P. u. Viol. Leipzig, Rob. Forberg.

Hopfen, Hans, Theater. Berlin, A. Hofmann & Co.

Ibſen, H., Die Frau vom Meere. Schauſpiel. Berlin, S. Fiſcher.

Klein, Dr. H. J., Allgemeine Himmelskunde. 2. Aufl. Stuttgart, O. Weiſert.

Kretſchmer, E., Op. 39: Dem Kaiſer. Feſtmarſch [illegible]. Leipzig, Rob. Forberg.

Kunſtwerk, das, als Darſtellung einer [illegible]. Eine Unterſuchung. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Kunzemüller, Dr. O., Kaiſer Wilhelm II. In ſeinen Reden und bisherigen Werken. Frankfurt a. O., H. [illegible].

Lindau, Rud., Der lange Holländer. Berlin, F. & P. Lehmann.

Mauthner, Fr., Schmock oder Die literariſche Karriere der Gegenwart. Satire. Berlin, F. & P. Lehmann.

Neuhaus, Dr. J., Parſe und Proſa, ihre Arten und Formen. Halle, Buchh. des Waiſenhauſes.

Pfiſter, [illegible] im deutſchen Sprachgebrauch. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Rahmer, Dr. S., Phyſiologie oder Die Lehre von den Lebenserſcheinungen im menſchl. und tieriſchen Körper, populär dargeſtellt. Lief. 1–10. Stuttgart, C. Weiſert.

Riedel, O., Bilderpredigten. Neue Gedichte. [illegible].

Roſegger, P. K., Ausgewählte Werke. Illuſtrierte Ausgabe. Lief. 22–37. Wien, A. Hartleben.

[illegible], G. A., Die Geſchichte der Erde. 4. Aufl. Lief. 12 (Schluß). Stuttgart, C. Weiſert.

Rubinſtein, Dr. Suſanna, Aus der Innenwelt. Pſychologiſche Studien. Leipzig, A. Edelmann.

Schulze, Dr. Ch., Erinnerungen an das alte Joachimsthalſche Gymnaſium zu Berlin. Freienwalde, F. Draeſeke.

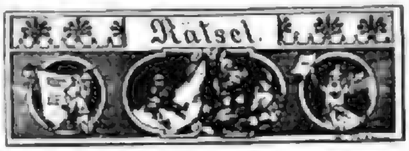
Schilling, M. v., [illegible]. Eine Künſtlernovelle. München, Callwey.

Stackelberg, Natalie v., Aus Carmen Sylvas Leben. 3. Auflage. Heidelberg, C. Winter.

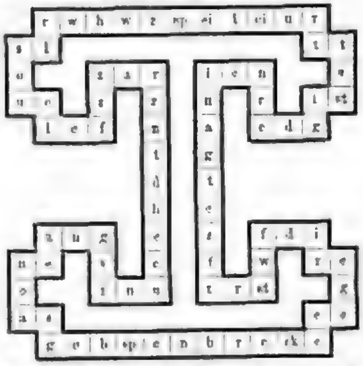
Tſcherning, Al., Aus ruſſiſchen Tagen. [illegible] C. Habel.

Verne, Jul., Zwei Jahre Ferien. 2 Bände. Wien, A. Hartleben.

Weber, G., Allgemeine Weltgeſchichte. 2. Auflage. XIV. Band. Leipzig, W. Engelmann.



Auszählungsrätſel.



Von einem in der vorſtehenden Figur vorkommenden „e" iſt der ſo und ſovielte Buchſtabe (e zählt mit), von dieſem immer ſo weiter der ebenſovielte von links nach rechts auszuzählen, bis die Figur ausgezählt iſt. Die ausgezählten Buchſtaben ergeben in der Reihenfolge wie ſie entſtanden, einen bekannten Spruch aus Schillers „Wilhelm Tell". 1) Von welchem „e" geht man aus? 2) Der wievielte Buchſtabe wird gezählt? 3) Wie heißt der Spruch?

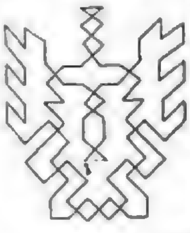
Auflöſung des Roſetten-Rebus Seite 324:

Gib Eltern, was du kannſt, und gern und bis ins Grab,
Du ſchenkſt nicht, du trägſt nur alte Schulden ab.

Rätſel.

Der Bauer hat's vielfach, zu zwei iſt's der König,
Der hält ſie in Ehren, der Bauer ſchätzt's wenig;
Doch [illegible] iſt Bauersmann
Wie König gar herzlich übel daran.

Auflöſung des Königsmarſches Seite 324:



Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

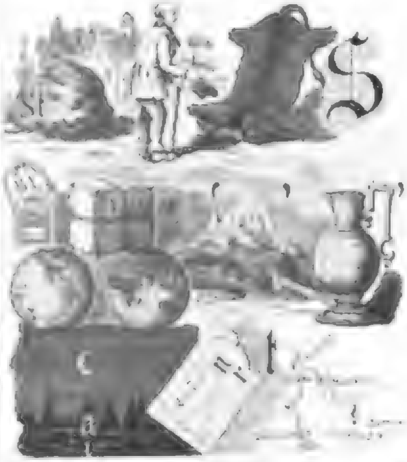
Schön iſt der Flammen Schein,
Es ſpringen die Funken;
Ich ſchaue ſo drein,
In Leid verſunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Das verlaſſene Mägdlein, v. E. Mörike.

Bilderrätſel.



An unſere Leſer. Von hochverehrlicher Seite wird der Redaktion geſchrieben: „Der Zufall will, daß mir erſt heut ein Blatt der Zeitung ‚Ueber Land und Meer' vom Monat Juni in die Hände kommt, in welchem unter der Rubrik ‚Zwei Jahrhunderte' folgender Satz vorkommt, den mir zu berichtigen Sie erlauben wollen. Es heißt darin: ‚Hier wurde er (der damalige Erbgroßherzog, jetzige Großherzog Karl Alexander von Sachſen-Weimar) nach dem Herkommen gemäß der [illegible] zugeſichert und diente ein Jahr bei den [illegible] in Berlin. Aber er fand ſo wenig Gefallen an dieſem Beruf, daß er das ihm gewidmete Jahr als ein verlorenes ſeines Lebens betrachtete.' Aus ſicherer Quelle habe ich erfahren, daß dieſe oder auch nur ähnliche Äußerungen nie aus ſeinem Munde gekommen ſind, [illegible] ganz ferne lag."

Vielen freundlichen Gratulanten. Mit beſtem Dank für die zahlreichen Glückwünſche, die uns bei Beginn des neuen Jahres von den verſchiedenſten Seiten zugegangen, erwidern wir dieſelben herzlich.

Emil F. in B. Nicht geeignet. [illegible]

Langjähriger Abonnent in Riga. [illegible]

Rudolf K. Der Ton Ihrer Verſe paßt wenig für eine Familienzeitſchrift; [illegible].

Heidenröslein. Die Wortmarke lautet eben bekannt, [illegible]: „Ich liebe Dich". In umgekehrter Erklärung würde ſie: „Ich haſſe Dich", — [illegible]: „Grüß Gott, Liebchen", — nach außen: „Mein Herz hat ſchon anders gewählt" bedeuten.

Leopold M. in Graz. Nicht ohne Talent, wenn wir auch von den Eingeſandten keinem eine Aufnahme [illegible] können.

C. L. in Frankfurt a. O. [illegible]

L. S. in M. bei O. [illegible]

L. W. in Siegen. Sie finden das Gewünſchte in den Schriften von M. [illegible], beſonders in den Büchern: „Der Kanarienvogel" und „Unſere beliebteſten einheimiſchen Stubenvögel, ihre Wartung und Pflege nebſt Ratſchlägen über An- und Verkauf, Krankheiten und Heilung", die in [illegible] Verlag, Ilmenau und Leipzig, erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

M. Vatra. Die Serie beſtand aus [illegible] [illegible]

Heidekraut in G. bei G. [illegible] … erſtgenannten Paſtoren kann, im richtigen Moment angewendet, den gewünſchten Erfolg … [illegible] … Mal in ſolchen Dingen nur Abſicht verleiten möchte; laſſen Sie die ruhigere Ueberlegung immer die Oberhand behalten, und Sie werden ſich auch die Ueberlegenheit ſichern. — Schließlich beſten Dank für Ihre herzlichen Glückwünſche. [illegible]

[illegible]

„Bald werden Gebilde nur noch ſind …
[illegible] Sparren [illegible]"

[illegible] die Sparren Ihrer Blut … [illegible]

[illegible] in Dresden. [illegible] Ihre Anfrage unter … [illegible]

A. E. in Dresden. [illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

[illegible]

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenſtr. 11.,
Wien: [illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]
Budapeſt: Moritz Beck [illegible]
München: Fritz Schwarz, [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text. [illegible] — Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator, von M. Fr—n. — Oberſt Bernhard Hammer, der ſchweizeriſche Bundespräſident für 1889, von Hans Nägli. — Graf von Roman. — [illegible] — Literatur. — [illegible] — Schach. — Neue Bücher und Schriften. — [illegible] — Briefmappe.

Illuſtrationen: [illegible] — Das junge fürſtliche Brautpaar Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator von Oeſterreich. — [illegible] — Oberſt Bernhard Hammer, der ſchweizeriſche Bundespräſident für das Jahr 1889. — Graf von Roman, der neue ſpaniſche Botſchafter am deutſchen Kaiſerhofe. — [illegible] Gemälde von Wagner von Bagger. — [illegible] — Bildnis Leopold [illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben iſt [illegible] in ſiebenter Auflage erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Gred.
Roman aus dem alten Nürnberg von
Georg Ebers.

2 Bde. 8°. Preis geheftet M. 10. —, in feinſtem Original-Einband M. 12. —

Dieſer neue Roman von Georg Ebers hat [illegible] … neuere wie drei Sprachen: das Engliſche, Holländiſche, [illegible], Ungariſche und Polniſche, in Vorbereitung. [illegible] den Leſer nicht, wie manche ſeiner Vorgänger, [illegible] und guter Bedeutung iſt dieſe „Gred" [illegible] Schöpfung eine Geſtalt, die jedes Deutſchen, [illegible] und Mädchen Freundin und Liebling zu werden [illegible]

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Moſſe
Annoncen-Expedition
[illegible]

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 Pf. Reichswährung.

[illegible] Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Bonner Fahnen-Fabrik in Bonn a. Rhein.
Hoflief. Sr. Majestät des Kaisers.
Königl. Grossherzogl. [illegible] Hoflief.

Zum 27. Januar, Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers.

[illegible] Fahnen u. Flaggen [illegible] billige National-Flaggen, deutsch oder preussisch, deutsche oder preussische Adlerfahnen, Nationalfahnen und Wappenfahnen aller [illegible].
Kaiser-Transparente, Lampions, [illegible]
Pünktliche Lieferung ausdrücklich garantirt.
[illegible]

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork
Brasilien
Ostasien
Baltimore
La Plata
Australien
Prospekte [illegible]
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen
iſt die Illuſtrirte Frauen-Zeitung.

[illegible] und [illegible] Unterhaltungs-Nummern mit [illegible] Unterhaltung regelmäßig wöchentlich eine [illegible] — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem [illegible] Feuilleton und Plaudereien über das [illegible] Leben [illegible] regelmäßige Mittheilungen aus der Frauenwelt, Kunſtgewerbliches, Wirthſchaftliches, Gärtnerei und [illegible] … mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige [illegible] 8 farbige Muſterblätter für [illegible] arbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illuſt[illegible], ſo daß die Zahl der letzteren an [illegible] jährlich [illegible] Kein anderes illuſtrirtes Blatt [illegible] innerhalb oder außerhalb Deutſchlands, kann nur entfernt dieſe Zahl aufweiſen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, alſo jährlich [illegible] lendere Beigaben, und koſtet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. in Oeſterreich-Ungarn nach Kurs.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngaſſe 3.

[illegible]

[illegible] Soltaus Militärbuchhandlg.

Tausende

[illegible]
Stuttgart [illegible] A. Dann

[illegible]

Chem. Tinten [illegible]

PEGLI
Winterkurort bei Genua.
[illegible] Moorbäder.
GRAND HOTEL & de la MÉDITERRANÉE.
[illegible]
[illegible]
[illegible] Pegli übertrifft an Klima als Winterstation alle anderen Kurorte Italiens. [illegible]
PEGLI
[illegible]
Pensionspreise 7–12 Frs.
[illegible]
Hôtel Bürgenstock bei Luzern.
Hotel de l'Europe in Luzern.
Besitzer: Bucher-Durrer.

[illegible]

Für Hämorrhoidal-Leidende und Damen [illegible]

Electrotechnische Fabrik
Mix & Genest
S.W. BERLIN S.W.
[illegible]
Telephon-Anlagen.
Haustelegraphen.
Blitzableiter. Lichtapparate.
[illegible]

Allen neu hinzutretenden Abonnenten des „Berliner Tageblatt" wird der bis 1. Februar bereits abgedruckte Teil des neueſten Friedrich Spielhagen'ſchen Romans: „Ein neuer Pharao" gratis und franko nachgeliefert. Alle Reichs-Poſtanſtalten nehmen Abonnements auf das „Berliner Tageblatt" nebſt ſeinen wertvollen 4 Separat-Beiblättern: „ULK", „Deutſche Leſehalle", „Zeitgeiſt", „Mitteilungen über Landwirtſchaft, Gartenbau und Hauswirtſchaft" für Februar und März zum Preiſe von 3 Mark 50 Pfg. entgegen.

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Dr. H. Schusters Privat-Institut.
Leipzig, Kleine Burggasse 6, am Kaiserthore.
[illegible]

Professor Dr. Liebers
Nerven-Elixir.
[illegible]
Central-Depot M. Schulz, Hannover.
[illegible]

Feine Harzer
!Kanarienvögel!
[illegible]
H. Netermann,
[illegible]

Fleckes
selbstthätige Kaffee-Maschine,
[illegible]

H. Flecke, Berlin W., [illegible] 67.

Glas-Schreibfedern
3 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken
von GUSTAV PICKHARDT in BONN.

BUCHFÜHRUNG
[illegible]
Otto Siede – Elbing.

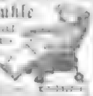
[illegible]
Ohne Vorbezahlung
Buchführung etc.
F. Simon,
[illegible]

[illegible]

Krankenfahrstuhl

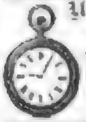
[illegible]

Kranken-Fahrstühle



[illegible]

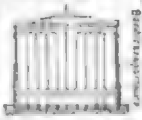
Uhren-Fabrik
E. Naumann,
Leipzig, Königsplatz 8,



[illegible]

Juwelen-Auktion
[illegible]

Silos

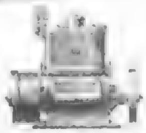


G. Luther, [illegible]
Braunschweig.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO
[illegible]

Patent zu verkaufen
[illegible]

Garrett Smith & Co.
Magdeburg-Buckau.
Locomobilen, [illegible]



Westinghouse-Dampfmaschinen,
[illegible]
Dampfkessel.
Garrett Smith & Co.

AUGUST GOLDSCHMID & SOHN
K. K. HOFLIEFERANTEN

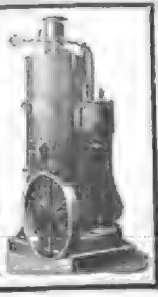
PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15
Echter
böhmischer Granatenschmuck.
[illegible]
Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin.
[illegible]

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Petroleum-Retortenbrenner.
[illegible]

Menck & Hambrock,

Ottenſen
bei Altona,
[illegible]
Dampfmaſchinen
[illegible]



ΟΙΝΟΣ ΕΛΛΕΝΙΚΟΣ
Griechische
WEINE
1 Kiste
[illegible]
19 Mark
J. F. MENZER,
Neckargemünd.
Ritter d. K. Griech. Erlöserordens.
Erstes und ältestes Importhaus griech. Weine in Deutschland.
J. F. MENZER
NECKARGEMÜND

Dr. Pfeuffer's
[illegible]
Gicht- und Steinleidende
und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe
empfiehlt
Jessler's Ludwigsapotheke zu München.

Erziehungsanstalt zu Neithau
[illegible]
Direktor Dr. Joh. Beren.

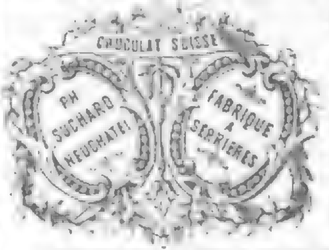
Kurbedürftige
[illegible]

---

16 Medaillen & Ehrendiplome.
Cibils
FLEISCH-EXTRACTE
liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.
16 Medaillen & Ehrendiplome.

Bouillon-Extracte
[illegible]
MAGGI
[illegible]
Feine Suppenmehle
[illegible]

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.



[illegible]
Fabrik von
Ph. Suchard
in Neuchâtel
[illegible]

Entrepôt Général à Paris 41 rue des Francs Bourgeois.
à Londres EC. 2 Mincing Lane.

TAMAR INDIEN GRILLON
[illegible]
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
In allen Apotheken — Paris, E. Grillon, 27. rue Rambuteau.

Violet
PARIS
Pflege der Haut. Schönheit des Teints:
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE
[illegible]

Prämiirte Aechte
Sodener Mineral-Pastillen
[illegible] die Jury der internationalen Ausstellung in Brussel die silberne Medaille zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken à Schachtel 85 Pf. erhältlich. Um sicher zu sein, keine nachgemachten Sodener Mineral-Pastillen zu erhalten, verlange man nachdrücklichst
FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen
und beachte, dass die auf der Schachtel befindliche ovale blaue Schutzmarke den nebenstehenden Namenszug PH. HERM. FAY trägt.

Feines

Tafelgeflügel

[illegible]

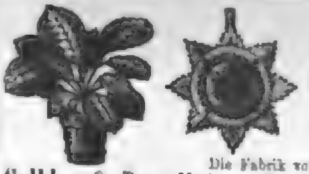
Victor Haydecker,

Füspök-Ladány, [illegible]

[illegible]

Die Zuckerharnruhr, Diabetes,

ihre Urſache und dauernde Heilung von Med. Dr. E. Schnée, Brunnenarzt in Carlsbad, k. k. Concess.-Ung. Consulararzt an der Riviera Monaco, Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.



Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in reichster Auswahl.

Cotillon- und **Carneval-** Gegenstände, als komiſche Kopfbedeckungen, Orden, Cotillontouren, Attrapen, Knallbonbons, Koſtüme, Masken, Perücken, Saal-dekorationen, Scherzartikel u. ſ. w.

Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

Künstliche Pflanzen

u. **Gefässe dafür in Majolica, Holz, Messing** etc.

Illuſtr. deutſche u. franzöſ. Preisliſte [illegible] gratis und franco.

Wichtig für Briefmarkenſammler.

Unſere Artikel für Briefmarkenſammler ſind von [illegible] Briefmarken [illegible] verſandt [illegible]

Der Verſand [illegible]

Erſtes Masken- und Theaterkoſtüm-Atelier und Verleihinſtitut Deutſchlands

Telegramm-Adreſſe: Grohkoſtüm.

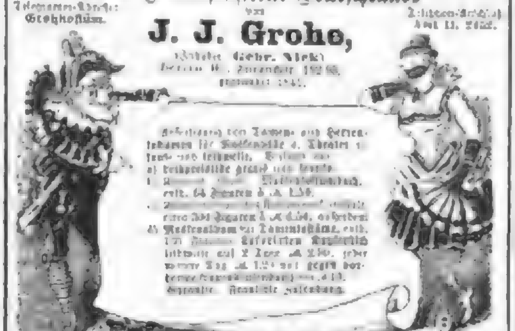
von

J. J. Grohe,

(Inhaber Gebr. Aick)

Berlin W., [illegible]

Fernſprech-Anſchluß Amt II. [illegible]



[illegible] von Damen- und Herren-[illegible] für Koſtümbälle u. Theater [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

1. [illegible] enth. 64 [illegible] à ℳ 1.50.

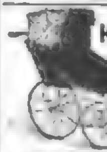
2. [illegible] à ℳ [illegible]

3. Maskenalbum für Damenkoſtüme, enth. 1[illegible] [illegible] [illegible] leihweiſe auf 2 Tage ℳ 2.50, jeder weitere Tag ℳ 1.[illegible] [illegible]

[illegible]

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

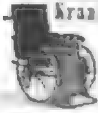
PATENT KINDER- UND KRANKEN WAGEN-FABRIK.



Patent-Kinderwagen

mit und ohne [illegible]

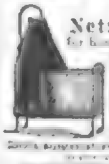
Preiſe von **12–120 Mk.**



Kranken-Fahrſtühle

neueſter und bewährteſter Conſtructionen in allen Façons, gepolſtert und ungepolſtert mit und ohne [illegible]

Preiſe v. 36–350 M.



Eiſerne Netzbettſtellen

für Kinder bis zu [illegible] Jahren [illegible]

Preiſe v. 12–[illegible] Mk.

[illegible] Kataloge [illegible]

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN FABRIK.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

SCHERING's PEPSIN-ESSENZ

nach Vorſchrift von Dr. Oscar Liebreich, [illegible]

[illegible]

Schering's Grüne Apotheke

Berlin N., Chauſſee-Straße 19

Niederl. in faſt ſämtl. Apoth. und den renommirt. Drogenhandlg. [illegible]

Lebensversicherungs-Gesellschaft

zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenſeitigkeit gegründet 1830.

Verſicherungs-Beſtand: [illegible]

Vermögen: [illegible]

Gezahlte Verſicherungsſummen: [illegible]

Die Verſicherten erhielten durchſchnittlich an Dividende gezahlt: [illegible]

Die Lebensverſicherungsgeſellſchaft zu Leipzig [illegible] [illegible] Geſellſchaft zu erheben.

Die [illegible] Lebensverſicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig [illegible] die letzte Dividende (1888): [illegible] [illegible] Verſicherung von 10,000 Mark [illegible]

[illegible]

[illegible] Auskunft wird auf Anfrage von der Geſellſchaft und deren Agenten gern erteilt. — Tüchtige Agenten geſucht.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge im Betrage **von 20 Mark an** werden portofrei ausgeführt.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Abteilung für Cigarren.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Name	Verwendete Tabake Garantirt bestes Fabrikat	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
			ℳ	ℳ	ℳ
Punch	Carmen-Decke mit [illegible]	[illegible]	1.—	3.75	36.50
El Floros	Java-Decke mit Java- und Brasil-Einlage	do.	1.15	4.—	39.—
El Salida	Ambalema-Decke mit Domingo- und Brasil-Einlage	kräftig	1.20	4.30	42.—
Loreley	Java-Decke mit Sandblatt- und Brasil-Einlage	[illegible] kräftig	1.25	4.50	44.—
El Damiceta	[illegible]	[illegible]	1.30	4.60	45.—
La Dodira	Java-Decke mit Ambalema und Brasil-Einlage	mittelkräftig	1.30	4.60	45.—
El Pasino	[illegible]	leicht, mittelstark	1.40	5.—	49.—
Felicitas	[illegible]	do.	1.40	5.—	[illegible]
La Claridad	[illegible]	mild	1.40	5.—	49.—
La Partura	Java-Decke mit Domingo- und Brasil-Einlage	mittelkräftig	1.50	5.25	51.—
Titania	[illegible]	leicht, mild	1.50	5.50	54
La Corona	[illegible]	do.	1.60	5.50	54
El Brillanta	[illegible]	mittelkräftig	1.75	6.—	[illegible]
Regalia	[illegible]	pikant	1.75	6.—	[illegible]

Name	Verwendete Tabake Garantirt bestes Fabrikat	Charakter	Kiste von 50 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
			ℳ	ℳ
Las Elfas	Sumatra-Decke mit Felix-Einlage	leicht pikant	6.—	59.—
La Paleta	Sumatra-Decke mit Felix-Einlage	[illegible]	6.—	[illegible]
Campanilla	[illegible]	kräftig	6.—	[illegible]
Laura	Sumatra-Decke mit Felix- und Cuba-Einlage	[illegible]	6.25	61.—
Graciosidad	Sumatra-Decke mit Java- und Felix-Einlage	fein, mild	7.—	[illegible]
La Resulta	Sumatra-Decke mit Felix- und Vara-Cuba-Einlage	mittelkräftig	7.—	69.—
Romeo	[illegible]	kräftig pikant	7.50	73.—
Casa de Campo	[illegible] Felix- und Havanna-Einl.	voll, kräftig	8.—	78.—
El Rico	[illegible] Java-Decke mit Vara- und Felix-Einlage	fein, mild	8.—	78.—
La Orinda	Sumatra-Decke mit Felix- und Havanna-Einlage	fein, pikant	8.50	83.—
[illegible]	Havanna-Decke, [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Passada	Havanna-Decke mit Havanna-Einlage	do.	9.75	[illegible]

Name	Verwendete Tabake Garantirt bestes Fabrikat	Form	Charakter	Kiste von 50 St.	Bei Abnahme von 1 Mille
				ℳ	ℳ
Esperanza	Sumatra-Decke mit Felix- und Havanna-Einlage	Kegelform	mittelkräftig	4.50	[illegible]
La Historia	Plata-Java-Decke mit Felix-, Vara- u. Hav. [illegible]	kurz dick	do.	4.75	[illegible]
El Recito	[illegible] u. Havanna-Einlage	grosse Form	do.	5.—	[illegible]
El Verano	Sumatra-Decke mit Felix- und Havanna-Einlage	[illegible]	pikant	5.25	[illegible]
Intimo	Sumatra-Decke mit Felix- und Havanna-Einlage	gr. Regalia	mittelkräftig	5.75	112.—
Humboldt	Sumatra-Decke, rein Vuelta Havanna-Umbl. u. Einlage	[illegible]	leicht, aber [illegible]	6.—	[illegible]
Prima Luna	Havanna-Decke u. Einlage	[illegible]	[illegible]	6.	115.—
Armada	Rein Vuelta-Havanna	[illegible]	mild	7.	[illegible]
La Noblesa	—	Conch. Form dick	mittelkräftig fein	8.50	165.—
La Corona d'España	—	Regalia	mittelkräftig [illegible]	10.—	[illegible]

[illegible]

Auf ½ Packung (25 Stück) kann ebenfalls keine Preisermässigung eintreten.

Zwei sehr beliebte Marken:

Samarang. Java-Samarang-Decke und Felix-Einlage. [illegible] Die Kiste von 100 Stück M. [illegible] Das Mille M. [illegible]

Concurrenzia. Feine Sumatra-Decke und mit Havanna gemischte Einlage [illegible] Die Kiste von 50 St. M. 4.—, die Kiste von 100 Stück M. [illegible]

Sortiments-Musterkisten von Cigarren aus importirten Tabaken.

Virginia Cigarren. [illegible]

Sortiments-Musterkiste No. 11. Preis M. 6.75. Enthält je 10 Cigarren der Marken: Punch, El Floros, El Salida, Loreley, El Damiceta, La Dodira, El Pasino, Felicitas, Claridad, Partura.

Sortiments-Musterkiste No. 12. Preis M. 6. Enthält 4 Sorten à 15 Stück und 4 Sorten à 10 Stück: Titania, La Corona, El Brillanta, Regalia, Las Elfas, La Paleta, Campanilla, Laura.

Sortiments-Musterkiste No. 13. Preis M. 8.50. Enthält 4 Sorten à 15 Stück und 4 Sorten à 10 Stück: Romeo, Casa de Campo, El Rico, La Orinda, Experimento, La Passada, Graciosidad, La Resulta.

Sortiments-Musterkiste No. 14. Preis M. 12.— Enthält je 10 Cigarren der Marken: Esperanza, La Historia, El Recito, El Verano, Intimo, Humboldt, Prima Luna, Armada, Noblesa, La Corona d'España.

Kleine Cigarren in Cigarretten-Form. [illegible]

Rauchtabake.

Franz Maryland [illegible] [illegible]

Unsern Spezialkatalog über Cigarren, Tabak und Rauch-Requisiten versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

[illegible]

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Harte Herzen.

Erzählung

von

Anton Freiherrn von Perfall.

(Fortſetzung.)

Der Großvater ſaß noch immer auf der Ofenbank. Niemand nahm Notiz von ihm, und auch er ſchien nichts mehr zu hören, zu ſehen, ſo gläſern und teilnahmslos blickte er vor ſich hin. Nur den Dominik ſtreifte oft ſein Blick, und dann flammte es drin auf wie Haß.

Peter und Lies ſchienen ihre ganze Umgebung vergeſſen zu haben. Sie ſaßen auf der Bank vor dem Hauſe. Peter erzählte ihr von ſeinem künftigen Beruf, ſeinen Hoffnungen, wie glücklich er ſei, aus dieſen engen Verhältniſſen herausgekommen zu ſein, welche Seligkeit im Wiſſen und Forſchen liege. Sie hörte ihm andächtig zu und wagte es kaum, hie und da eine Frage zu ſtellen. Aber je begeiſterter Peter wurde, je mehr innere Befriedigung aus ſeinen Augen leuchtete, deſto in ſich gekehrter und ſtiller wurde Lies, und in ihrem Auge, das anfangs ſo heiter drein ſchaute, erſchien wieder dieſer melancholiſche, ſchmerzliche Schimmer, der ihn bei der erſten Begegnung ſo ergriffen. Endlich war ihm klar, daß die lebhafte Schilderung ſeines Glückes, ſeiner kühnen Hoffnungen die Leere ihres Lebens erſt recht trübe beleuchten müſſe, und er brach plötzlich ab. Sie deutete das falſch.

„Glaubſt wohl, i' hätt' kei' Verſtändnis dafür, für Dei' Glück, weil Du net weiter erzählſt? Peter, wenn ma' ſo viel leid'n muaß wie i', förmli' ausg'ſtoß'n is von die ander'n Menſch'n, glaub mir, nacher fühlt man, was für a Glück ſei' muß, zu helf'n, zu heil'n, was da für a Fried'n drin ruh'n muß! Ja, wenn i' das könnt', dann! Die Menſch'n ſo zwinga zur Liab' durch Wohlthat'n! Denn — ſelbſt erzwung'ne Liab' is beſſ'r wie gar keine, ganz ohne Liab kann do' kei' Menſch net leb'n.“ Sie ſenkte das Haupt tief auf die Bruſt, und ihre Stimme klang wie von Thränen durchbrochen.

Peter hatte wieder dasſelbe Gefühl wie geſtern bei der erſten Begegnung. Wieder rauſchte dieſer unbekannte, mächtige Strom durch ſeine Adern, wieder wollte er ſie umfaſſen, die arme Gequälte, und an ſein liebevolles Herz drücken. Gewaltſam

Der neue Kreiſel.
Nach einem Gemälde von Auguſt Heyn

hielt er ſich zurück. Es war ja mehr die jedes Leid umfaſſende Menſchenliebe, die ihn ſo mächtig durchwallte, er hätte dasſelbe Gefühl wohl auch gehabt, wenn an Stelle der Lies ein junger Mann daſäße mit dieſer Qual in der Bruſt; das Leid allein war es wohl, was ihn ſo mächtig zog.

„Auch Du kannſt heil'n, heil'n, Lies!" erwiderte er. „Jeder Menſch hat reichliche Gelegenheit; überall klaffen Wunden, überall fließen Thränen, dafür hat die weiſe Weltordnung ſchon geſorgt. Halte nur Umſchau um Dich und fühl's, wo Hilfe notthut, und Du haſt alle Hände voll zu thun; und wenn auch hier ein harter Boden für die Liebesſaat, ſie drängt ſich doch in alle Ritzen und Spalten und ſprengt zuletzt in urwüchſigen Sproſſen das ſpröde Geſtein. Der Vater ſteht allein, wenn Cens heiratet, ihr habt Arme in der Gegend, Kinder, die dankbar ſind für jedes Wort, für jeden Händedruck. Glaub mir, Lies, nicht in großen, prunkenden Thaten — ganz falſch — im kleinen, unbemerkt, in kleinen Kreiſen wirkt ſie am mächtigſten, die Menſchenliebe. Wie ein feiner Blütenſtaub, den ein ſanfter West entführt, ſoll ſie herabrieſeln über die ganze Menſchheit, ihre feinſten Poren durchdringend, erfüllend, ihr ganzes Weſen befruchtend. Sie iſt der Erlöſer, der Meſſias, auf den die Menſchheit harrt ſeit ihrem Beſtehen und den ſie immer wieder kreuzigt in blödem Unverſtand, ſo oft er erſcheint."

Peters Antlitz glühte in edler Begeiſterung, in heiligem Zorn, und Lies ſah zu ihm auf wie eine Märtyrerin zum Kreuze. Sie lehnte ihr ſchönes Antlitz auf ſeine Schulter, den Mann in ihm ganz vergeſſend, und ihr ſeelenvolles Auge ſchwelgte entzückt in der überirdiſchen Glut, die ſeine Wangen färbte.

Die lärmenden Stimmen der Väter weckten ſie aus dieſem weltvergeſſenen Sinnen.

Sie ſchienen ſich geeinigt zu haben und beide mit dem Ergebnis zufrieden zu ſein, den heiteren Mienen, dem unaufhörlichen Händeſchütteln nach. Der Anblick des Paares auf der Bank draußen ſchien beide zu überraſchen und verſchiedene Empfindungen bei beiden wachzurufen. Die des Riedbauern ſchien eine freudige zu ſein, ſein ganzes Geſicht ging in die Breite, während der Poſthalter ärgerlich rief:

„Peter, warum biſt Du net hereinkommen? Hätt' Dich ja am End' auch angang'n, die G'ſchicht'!"

„Der Herr Dokta wird halt die Lies g'rad' mach'n woll'n und drüb'r vergeſſ'n hab'n!" bemerkte Dominik, über den plumpen Scherz hellauf lachend.

„Ich glaube, ihr ſeid auch ohne mich fertig word'n, und vom geſchäftlichen Teil verſteh' ich ja doch nichts," entgegnete Peter. „Und was Deine Bemerkung betrifft, Dominik, ſo iſt ſie einfach roh, merk Dir das!" ſprach er über die Achſel.

Der lachte höhniſch:

„Kann net jeda ſo fei' ſei' wie Du, dafür biſt a in der Stadt g'weſ'n Dei' ganz Leb'n."

Peter verſprach, wieder zu kommen, und ging mit dem Vater voraus dem Hofe zu, während Dominik noch mit dem Riedbauern zu verhandeln hatte.

Der Vater ſchien etwas auf dem Herzen zu haben, was nicht heraus wollte.

„Iſt die Sache in Ordnung?" fragte Peter.

„In Ordnung — ſo weit in Ordnung," erwiderte der Vater, den Blick zu Boden gewandt; „nämlich — Du weißt ja, wir haben früher ſchon davon geſprochen — der Riedbauer iſt ein hartnäckig'r Menſch — er thut's net anders — die Poſt — es is keiner z' neid'n damit — aber doch — die Poſt muß der Dominik bekommen." Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

„Wer denn ſonſt?" entgegnete Peter unbefangen. „Das iſt ja eine alte Geſchichte!"

„Das ſchon, aber Du biſt doch auch noch da, Peter — Du — Du biſt ja ſozuſagen noch mehr da — Du biſt mein Sohn, Peter — no' kann ab'r das Poſtanweſ'n viel 'rauszahl'n net vertrag'n, es ſind ſcho' hübſch Schuld'n drauf vom Vat'r her, und ſo biſt Du im Nachteil, Peter, und des — des ſoll net ſei', des fühl' i' — des ſoll net ſei'!"

Peter ſchlug den Arm um ſeinen Hals, und der Wimbacher beugte ſeinen mächtigen Stiernacken willig unter ihm.

„Darüber mach Dir keine Sorgen, Vater," ſagte er, „rechneſt Du denn das viele Geld nicht, das Du für meine Studien ausgegeben? Iſt das nicht auch ein Kapital, das bald reichliche Zinſen tragen ſoll, ja, ſchon jetzt trägt? Glaubſt Du, es iſt mir nicht viel mehr wert als das ganze Anweſen und alles Geld dazu? Kann ich Dir denn überhaupt jemals meinen Dank dafür abtragen? Alles, alles gehört dem Dominik. Du kannſt ihm ja nicht den millionſten Teil von dem geben, was Du mir gegeben haſt. Du kennſt ihn nicht, den Schatz, den Du mir geſchenkt, Du kennſt ihn nicht, Väterchen, ſonſt würdeſt Du mich am Ende ſelbſt drum beneiden!"

Der Vater verſtand natürlich kein Wort davon. Was hatte er ihm denn gegeben? Rauhe Worte, die knappſten Mittel, ſeine Studien zu vollenden. Dominik hatte mehr in den Wirtsſtuben und Kegelbahnen verbraucht während der Zeit. Doch er war überglücklich über dieſe zufriedene Stimmung ſeines Sohnes, den er ſo ſchmählich benachteiligt glaubte. Ein Stein ſchien ihm vom Herzen gefallen zu ſein. Außerdem blieb dieſe großherzige Geſinnung nicht ohne Wirkung auf den Mann, der ſelbſt zu ſeinen beſten Eigenſchaften eine gewiſſe Nobleſſe in Geldangelegenheiten zählte, die manchen Höherſtehenden oft gänzlich fehlt.

„Peter," ſagte er, ſtehen bleibend und ihm faſt gerührt ins Auge ſehend, „die Mutt'r hat do' g'wußt, warum's Di' ſo gern hat, hab's damals net recht begriff'n — i' ſag's, wie's is — ſie hat do' recht g'habt!" Er zermalmte faſt die Hand Peters in der ſeinen. Er wußte keinen andern Ausweg für ſeinen Gefühlsausbruch, dem freien Lauf zu laſſen er ſich nach Art ungebildeter Menſchen ſchämte.

Damit war dieſe Angelegenheit abgemacht, Peter und der Vater berührten ſie mit keinem Wort mehr.

Der Aufenthalt des Doktors war kurz bemeſſen, er hatte bereits eine Stellung als Aſſiſtenzarzt am ſtädtiſchen Krankenhaus angenommen, da gab es keinen Verzug mehr, außerdem drängte es ihn ſelbſt zu neuer Thätigkeit.

In der Klauſen war die Ausſöhnung des Wimbacher und des Riedbauern und die daraus ſich ergebende Heirat das Tagesgeſpräch.

„Der Wimbacher hat nachgeb'n, wo er ſcho' faſt g'wunna hat!" Das war etwas Unerhörtes, und die Kraft, die das bewirkte, die mußte man anſtaunen, die ging noch weit über die des Pfarrers, und daß Peter dieſe Kraft war, wußte ja ſchon die ganze Klauſen.

Sein freundliches Weſen, zuerſt mit Mißtrauen betrachtet, hatte ihm ja ſo ſchon alle Herzen gewonnen, jetzt verſöhnte er auch noch die zwei angeſehenſten Familien des Ortes.

„Wenn's nur mit rechte Ding zugeht!" meinten die Alten; „in der Kirch' hat er ſi' net viel ſeh'n laſſ'n!"

Im ganzen hatten ſie doch ein Gefühl wie Ehrfurcht vor dem jungen Mann; es drückte etwas mit eherner Fauſt auf ihren Nacken, wenn ſein ernſter, wohlwollender Blick ſie traf, und es war do' kei' g'weihter Herr — ſonderbar!

Mit den jungen Mädchen war es ganz aus, die träumten nur noch von dem ſchönen jungen Doktor; hätte er ſich hier als Arzt niedergelaſſen, wie viele im ſtillen hofften, ſie wären alle todkrank geworden, eine Epidemie hätte ſie ergriffen. Und die Lies, die früher verlachte Lies war jetzt durch ſeinen Verkehr wie gefeit, ſie konnte ſich der unzähligen Fragen nicht erwehren, die an ſie gethan wurden. Vor dem Neide ſchützte ſie ihr Gebrechen, was ſollte der Peter von ihr wollen — ſeine Jugenderinnerungen, das war der ganze Anknüpfungspunkt.

Als der Doktor im Einſpänner des Vaters von der Poſt wegfuhr, war, wie zufällig, die ganze Einwohnerſchaft des Dorfes zuſammengekommen, und jeder reichte ihm noch einmal die Hand hinauf, für jeden hatte er hingegen ein freundliches Wort. Der Vater machte ſich am Wagen zu ſchaffen, als er den Kopf erhob und Peter zum letztenmale die Hand reichte, bemerkten alle einen Tropfen, der in dem wallenden Bart hing und glänzte wie ein Diamant — nur Dominik ſtand verdroſſen unter der Hausthür und kam nicht herab.

„Was habens denn nur alle mit dem Peter?" murmelte er zwiſchen den Zähnen.

Das Bräunl zog an, und das Wägelchen flog die holperige Straße hinab.

„B'hüt' Gott, Peter!" klang eine helle Stimme von rückwärts, das „Peter" klang zerriſſen, gebrochen. Er wandte ſich um und ſah die Lies, die jetzt aus dem Kreiſe getreten und ihm nachwinkte. Er hatte ſich ſchon lange nach ihr umgeſehen, aber ſie wollte ſich nicht vor alle Leute hervordrängen, ſie hatte ja geſtern ſchon Abſchied genommen. Aber als der Wagen um die Ecke bog, gab es ihr einen Stich, ſie mußte noch einmal rufen.

„Auf Wiederſehen, Lies!" tönte es zurück, und der Wagen mit Peter war verſchwunden.

Der alte Wimbacher blickte lange nach, dann ging er in Gedanken verloren dem Hauſe zu.

„Was hat denn nur der Burſch', daß er alle mit'nand' den Kopf verrückt, daß man ihn gern hab'n muaß?!" dachte er ſich.

Er konnte mit ſich zufrieden ſein, der junge Reformator, wie ihn Lindner nannte, er hatte mit voller Hand Liebe geſät. Ob die Saat überall Erdreich fand? An einem Ort gewiß — im Riedbauernhof, wo ſie in einer Mädchenbruſt nur zu raſch emporſchoß.

III.

Es war ein ſtrenger Winter eingefallen. Die Klauſen war um Neujahr zugeſchneit. Die Poſt konnte nicht mehr ein und aus, alle Verbindung mit der Außenwelt war abgeſchnitten, nur mit äußerſter Anſtrengung und gegen guten Lohn bahnten ſich hie und da kräftige Holzknechte mit den Schneereif einen Weg, um das Nötigſte herbeizuſchaffen. Wälder und Felder, Gräben, Wege, alles ſchien zu einer gleichmäßigen weißen Maſſe zuſammengeſchmolzen und immer noch fielen in melancholiſchem, ſchwerfälligem Rhythmus große Flocken aus tief herabhängenden ſchmutziggrauen Nebeln.

Mitten in dieſe verſchlafene, erſtarrte Natur lärmte an einem Januartage die Hochzeit des jungen Wimbacher-Dominik hinein, daß von dem Getöſe der Blechmuſik, von dem Geſtampfe auf dem Tanzboden, von unzähligen abgefeuerten Freudenſchüſſen die weichen, überhängenden Schneepolſter auf den Dachrinnen und Zäunen erſchreckt herabfielen.

Die ganze Poſt war angeſtopft mit Gäſten. Der Poſthalter hatte es ſich viel koſten laſſen, die Wege und die Klauſen wenigſtens einigermaßen paſſierbar zu machen für dieſen Tag. Oben im Feſtſaal waren die Tiſche gedrängt voll, eine ſchwere Atmoſphäre von Speiſedünſten, Zigarrenqualm, verdunſtetem Schneewaſſer, welches von den Kleidern Ab- und Zugehender troff, lag über den Gäſten, deren erhitzte, fettglänzenden Geſichter unbeſtimmt durch dieſen allgemeinen Nebel hindurchſchimmerten, und immer neue Platten mit duftenden Braten aller Art wurden herbeigetragen. Schon vier Stunden währte die Schlacht, und noch kein Ende. Die rot und blauen „Tüachln" füllten ſich immer mehr mit dem ſogenannten „B'ſchoad", Fleiſchſtücke, Nudeln, die den Taheimgebliebenen als Erſatz für die entgangenen Feſtesfreuden mitgebracht wurden, hingen fetttriefend überall umher. Zwiſchen den einzelnen Gängen ſpielte draußen auf dem Vorplatz die Blechmuſik zum Tanz, daß der Kalk an manchen Stellen ſich von der Decke gelöſt. Die Jugend verließ die verkrümelten Tiſche, die mit ihren verſchütteten Speiſereſten, in der Eile des Aufbruchs umgeſtürzten Krügen und unordentlich umherliegenden Eßgeräten keinen einladenden Anblick boten, um ſich in einem ſtürmiſchen Schuhplattler neue Kräfte zu holen. An dem Ehrentiſch ſaß das Brautpaar, die beiden Väter und Lies.

Der alte Wimbacher, der in ſeinem ſchwarzen Anzug einen ſtattlichen, faſt etwas ariſtokratiſchen Eindruck machte, unterhielt ſich lebhaft mit der neuen Schwiegertochter. Sein Auge ruhte mit ſichtbarem Wohlgefallen auf ihrer Geſtalt, und ſo jugendlich kräftig ſah er aus, daß man ihn ſelbſt für den Bräutigam hätte halten können. Und es war auch eine Freude, die Cens anzuſehen! In ihrer vollen Würde, in ihrem ganzen Ornat erſchien ſie heute. Der ganze Stolz, das ganze Selbſtbewußtſein des Bauerntums lag in der kräftigen, ſchön gebauten Geſtalt, die in der kniſternden violetten Seide ſich ſo vornehm zu bewegen wußte. Die dunkelroten, ſchweren Zöpfe wurden von einem mit Silberflitter beſetzten Krönchen auf dem Hinterkopf feſtgehalten, während vorne feine, goldig glänzende Löckchen in die energiſche blütweiße Stirne hereinzitterten. Der Ausdruck des braunen Auges wechſelte unaufhörlich, jeder Regung ihres Gemütes folgend, während eine kleine Scharte in der Oberlippe, welche dieſelbe etwas hinaufzog, daß man die blendend weißen Zähne erblickte, ihr bald einen ſchalkhaften, bald bösartigen Ausdruck verlieh.

Neben ihr Lies, die Kranzljungfer, mit von Feſtesfreude erglühenden Wangen; in ihrer beſcheidenen, etwas zuſammengedrückten Haltung, ihrem ſchüchternen Blick, der nur einige Feſtigkeit gewann, wenn er auf Peter haftete, bildete ſie den ſchärfſten Gegenſatz zur Schweſter. Es war ihr zu Mute, als gälte ihr das Feſt, ſo glücklich war ſie, ſo froh. Peter ſaß ihr gegenüber. Vier Monate hatte ſie ihn nicht mehr geſehen, vier Monate dieſem Tag entgegengelebt, und jetzt ſaß ſie am ſelben Tiſch mit ihm und wußte nicht, was reden.

„Da bin i' neugierig, wenn i' morg'n aufwach'n werd' als ‚Austragler', wie mir da z' Mut ſei' wird!" ſagte lachend der Poſthalter. „Laß mi' nur net hungern, Gens, gelt!?" Er lachte allein über ſeinen Witz.

„Häſt ſcho' no' a bißl wart'n dürf'n," meinte der Riedbauer, „'s Herr ſei' g'wöhnt ma' net ſo leicht ab und no' dazu a Mann wie Ihr, in die beſt'n Jahr!"

„Biſt ma neidi' um mei' Ruah, Riedbauer, und um mei' Gens? Glaubſt Du denn, i' hätt' a jed'n meine alt'n Tag' anvertraut? Da kennſt den Wimbacher ſchlecht — gelt, Gens, bei uns zwei hat's kei' G'fahr, wir verſteh'n uns ſcho'?" Er legte ſeinen Arm um ihren Hals.

Gens entfernte ihn langſam, als beläſtige ſie ſein Druck.

„Warum ſoll'n wir uns denn net verſteh', Vat'r? Du weißt ja ſelb'r wie's im Austrag is, und nur eina kann Herr ſei' im Haus, Ihr oder der Dominik. Net wahr, des is ganz einfach?"

Der Riedbauer blinzelte forſchend auf den Wimbacher hinüber, dem in ſeiner Weinlaune — er ſprach dem roten Tiroler kräftig zu — der kühle Ton der Gens nicht aufgefallen war.

Peter war auch der Meinung, daß der Vater mit der Uebergabe des Anweſens einen großen Fehler begangen. Bei dem ſchroffen Charakter des Vaters und des Dominik ahnte ihm nichts Gutes davon. Er warnte den Vater, er bat ihn, zurückzutreten, aber dieſem ſchien es die Gens förmlich angethan zu haben. Ihr reſolutes, ſchneidiges, friſches Weſen erinnerte ihn an ſeine eigene Jugend. Gerade ſo war er auch geweſen. Daß Gens ſeine Verzichtleiſtung einſt ausnützen könne, daran dachte der im Grunde rechtliche Mann gar nicht. Und dann war ja am Ende doch Dominik der Herr, und der würde es doch nie wagen, gegen ihn, den Vater, ſich etwas herauszunehmen, das war dem ſtrengen Manne, der unbedingten Gehorſam gewohnt war, ein Unding.

„Du wirſt aber gewiß dem Vater dankbar ſein, wenn er Dir mit Rat und That in der Wirtſchaft beiſteht?" bemerkte, durch die Antwort der Gens verletzt, Peter; „und wirſt bedenken, daß der Vater immer noch der Herr iſt, auch im Austrag, wie Du es nennſt!"

Gens' Augenbrauen zogen ſich zuſammen, ihr Blick ſtreifte Dominik und blieb auf Peter haften, während die Scharte in der Oberlippe ſich häßlich zuſammenzog.

„Der Herr? Was heißt der Herr? Desweg'n geht einer ja in Austrag, daß 'r nimma Herr z' ſei' braucht. Der Großvater daheim is a im Austrag, aber der Herr — is er net; des müaßt a was ſei'!"

„Du wirſt doch nicht den alten, gebrechlichen Greis mit dem Vater vergleichen woll'n?" erwiderte erregt Peter. „Uebrigens nimmt das Geſpräch eine Wendung, daß wir es beſſer abbrechen."

„Da biſt nur Du dran ſchuld," miſchte ſich Dominik drein; „es wird all's recht wer'n, miſch Di' nur Du net drei'!"

„War ja eh' nur a Spaß," ſagte Lies, die aufſteigende Röte im Antlitz des Schwiegervaters bemerkend; „wer werd denn all's glei' ernſt nehma, und gar heut, an ſo an Tag!"

Der Wimbacher nahm es auch nicht ſo ernſt, doch ſeine Laune war verdorben. Hätte er am Ende doch einen übereilten Streich begangen? Aber wie ſollte der Dominik es wagen — er würde ihn ja zermalmen in ſeinem väterlichen Zorn; bei dem Gedanken daran ſchon warf er einen wütenden Blick auf Dominik.

Der Brauttanz begann. Gens kam nicht mehr zu Atem, ſie mußte mit dem ganzen Dorfe tanzen. Alles drängte hinaus. Am Ehrentiſch blieben nur Peter und Lies zurück. Sie war ſicher, daß ſie keiner zum Tanze holte.

„Gens iſt wohl recht böſ?" fragte Peter.

„Sie hat kei' G'müt und kei' Liab, drum is' ſo herriſch; wer was liab hat, der is damit z'fried'n!" erwiderte Lies, mit den Tortenkrumen ſpielend.

„Ich fürcht' für den Vater; wenn die zwei hintereinander kommen, gibt's ein Unglück. Willſt Du mir verſprechen, die Wahrheit zu ſchreiben, wenn es zum ernſtlichen Streit kommt?"

„Wenn i' no' da bin, von Herz'n gern, Peter!"

„Und willſt Du fort, und wohin? Der Vater bedarf ja Deiner jetzt erſt recht!"

„Der Vater braucht eine Dirn', die d' Arbeit verſeh'n kann, net ſo ein preſthaft's Ding, wie i' bin; was i' ihm geb'n kann, a kindliche Liab, die verlangt er net, und ſonſt bin i' für nix." Sie ſagte das in einem ſarkaſtiſchen Tone, den Kopf auf den Tiſch gebeugt, und vermied, Peter dabei anzuſehen. „Drum will i' — muß i' fort von hier; in der Stadt gibt's am End' auch no' für ſo eine 'was z' thun, und i' eſſ' dann wenigſtens mei' eigen's Brot."

„Und wie denkſt Du Dir denn das in der Stadt? Willſt Du denn dienen, Du, die Riedbauerntochter?! Das läßt ja Dein Vater gar nicht zu!"

„Du haſt 'mal g'ſagt: ‚Ueberall klaff'n Wund'n, überall fließ'n Thränen, auch Du kannſt helfen und heilen!' — I' vergiß kei' Wort, was Du ſprichſt, Peter — hier fließ'n ab'r keine Thränen, als die d' Bosheit auspreßt, und klaff'n keine Wund'n, als die der Haß g'ſchlag'n hat, und i' meinat, in der Stadt findet man das alles beſſ'r, und das wär' das einz'ge, wozu i' no' taugat."

In Peter ſtürmten tauſend Gedanken, während dieſe Worte die Lies, erbittert über ihr Schickſal, geſprochen. Er fühlte ſich mächtig zu dem Mädchen hingezogen. Unter der ſchmerzlichen Reſignation und dem Mangel alles Selbſtvertrauens — alles Erzeugniſſe des körperlichen Leidens und liebloſer Erziehung — ſah er ein unverdorbenes, zum höchſten Aufſchwung fähiges Herz, einen Schatz von Liebe, der, gehoben und von allen ihn bedeckenden Schlacken gereinigt, ihn beglücken mußte. Bei dem Gedanken, ſie ganz zu verlieren, begann die Metamorphoſe der Menſchenliebe in die Liebe zum Weib in ſeinem Innern. Ihr Gebrechen hatte nie etwas Abſtoßendes für ihn, aber er war ja noch nicht im ſtande, eine Familie zu ernähren, er hatte außerdem große Pläne für die Zukunft, große Reiſen im Kopf, um ſich in ſeiner Wiſſenſchaft immer mehr zu vervollkommnen. Durfte er jetzt ſchon Hoffnungen erwecken in dem Mädchen, die er ſpäter vielleicht unter der Mißgunſt der Verhältniſſe nicht erfüllen konnte? Er war außerdem Seelenarzt genug, um auch in ihr die entſtehende Liebe zu ahnen, und wußte, welche Verheerung vergebens genährte Hoffnung in einer ſo ſenſiblen Natur anrichten könnten.

Weichheit des Gemütes ohne einen feſten Willen iſt eine gefährliche Tugend, die nur zu leicht auf Abwege führt. Peter beſaß dieſen Willen und war ſich in wenigen Augenblicken klar, daß er ſich mit keinem Worte verraten dürfe.

„Ich werde mein möglichſtes thun," erwiderte er ruhig, „Dir einen Deinen Wünſchen angemeſſenen Wirkungskreis zu verſchaffen, verſprich mir nur, daß Du Dich an niemand als an mich wendeſt, wenn es ſo weit iſt."

Er wollte eben aufſtehen und unter dem Vorwande, mit der Braut tanzen zu müſſen, das peinliche Geſpräch abbrechen, da erſchien eine fremdartige Geſtalt im Saale, ſie mußte unbemerkt durch die Hinterthür eingetreten ſein. Ein kleiner, abgemagerter Menſch ſtand vor Peter, auf einen derben Knotenſtock geſtützt; ſeine zerlumpte Kleidung war nicht für dieſe Jahreszeit berechnet. Seinen ſtruppigen Graukopf bedeckte eine abgetragene Franzoſenmütze, wie ſie dort die Artilleriſten zu tragen pflegen, und auch der Anzug ſchien einſt einem franzöſiſchen Soldaten angehört zu haben. Das alte, abgezehrte, von grauen Haarſtoppeln bedeckte Geſicht war durch ein rotes, über das linke Auge gebundenes Tuch zur Hälfte verhüllt, ſo daß nur das rechte, ſtark entzündete ſtechend auf Peter ruhte. Der ganze Menſch ſah aus, als ſei er einem Maſſengrab entſtiegen, das vor Jahrzehnten dort bei Wagram oder Auſterlitz einſt gegraben wurde. Er nahm die Mütze ab und entblößte einen grauen, ſpärlich behaarten Scheitel.

„Iſt vielleicht der Herr Bürgermeiſter z' ſprechen?" fragte er in unterwürfigem Tone Peter. „Komm' wohl net zur recht'n Zeit und paſſ' ſchlecht in die luſtige G'ſellſchaft, aber die hohe Obrigkeit hat's befohl'n, hätt' ſonſt die weite Reiſ' vom Elſaß bei für'n Somm'r g'ſpart, wär' allweil früh g'nug kommen. Sind Sie vielleicht ſelbſt —" er machte einen tiefen Knix.

„Der Herr des Hauſes iſt der Bürgermeiſter, das heißt ſeit heute; doch was kümmert Euch das! Sprecht mit dem Poſthalter, er wird gleich kommen, wenn der Tanz zu Ende."

Der Sprache nach war er im Lande zu Hauſe, doch dazu paßte ſchlecht ſeine Kleidung. Peter wollte an ihm vorbei und den Poſthalter holen, der bis jetzt noch die Würde eines Bürgermeiſters bekleidete. Doch der Bettler, oder was er war, hielt ihn zurück.

„Hochzeit, nicht wahr?" fragte er. „Und wer, mit Verlaub, heirat' denn? Drunt'n hat mir niemand Antwort geb'n!"

„Der Sohn des Hauſes, Dominik Wimbacher, und die Riedbauerntochter," erwiderte Peter, der trotz ſeines Widerwillens den Mann nicht ohne Antwort laſſen wollte.

Die Wirkung dieſer Worte aber war eine auffallende. Das entzündete Auge wurde noch geröteter, wie ein Blutfleck leuchtete es aus dem bleichen Geſichte, das einen Augenblick das höchſte Staunen ausdrückte.

„Der Dominik Wimbacher, der Sohn von der Wab'n, und" — er ſchüttelte den Kopf — „mit der Riedbauerntochter? Dem Enkelkind, natürli' — net wahr, dem Enkelkind?" Er lachte in ſich hinein, einen Augenblick das Auge ſchließend, dann riß er es plötzlich weit auf und ließ es mit einem wilden, feindſeligen Blick auf Peter ruhen. „Lebt er no', der Alt'? Der Großvat'r, mein' i'. Wird wohl ſcho' tot ſei'?"

„Er lebt noch," erwiderte ärgerlich Peter, der nicht begreifen konnte, wie dieſer Lump zum Namen ſeiner Mutter gekommen. „Uebrigens, da kommt der Bürgermeiſter, ſprecht mit ihm, obwohl Ihr eine paſſendere Zeit hättet abwarten können."

„Macht nix, Herr! Willkommen bin ich zu keiner Zeit und nirgends, das g'wöhnt man mit die Jahr," erwiderte der Greis.

Dem alten Wimbacher ſchwoll die Zornader, als er den Landſtreicher ſah. Gens kam ihm nur zuvor, als ſie ihn heftig anſchrie:

„Mach, daß D' 'nunta kommſt und laß Dir 'was z' eſſ'n geb'n, ab'r daherod'n laß d' Leut' in Ruah mit der Bettelei!"

Der Landſtreicher ſah ihr unverwandt ins Geſicht, als habe er ihr Schelten gar nicht gehört.

„Alſo Du biſt die Gens, ſei' Enkelkind! Nur net ſo hitzi', Gens, i' war ja ſei' beſt'r Freund, frag'n do', Dein'n Großvat'r, wenn er da wär', er jagat mi' net 'naus!"

Jetzt trat Dominik, erboſt über die Frechheit, mit welcher der Menſch ſeine Frau anſprach, aus der Menge, die neugierig ſich herbeidrängte.

„Laß Dei' G'ſchwätz, Alter, und mach, daß D' 'naus kommſt, mit'n Bürgermeiſt'r kannſt an andersmal red'n, heunt hat er kei' Zeit dazu, und werd a net ſo wichti' ſei', a Bettelei halt!"

Der Alte betrachtete ihn von allen Seiten.

„A Bettelei, meinſt? Net ganz," ſagte er, höhniſch lachend; „aber a ſaub'rer Bu' biſt word'n! Ja, die Wab'n!"

Das war denn doch die Unverſchämtheit zu weit getrieben.

Dominik packte den Alten beim Kragen und wollte ihn gegen die Thür drängen, da wandte er ſich plötzlich um, machte ſich mit einem gewandten Ruck los und ſah ihm drohend ins Geſicht.

„Dominik, vergreif Di' net an mir, ehſt weißt, wer i' bin, es könnt' Di' bitt'r reu'n, und Du müßteſt Di' ſelber ſchama."

„Wer Du biſt? A Lump biſt, a elendiger Landſtreicher!" ſchrie jetzt Dominik, durch die drohende Haltung des Mannes noch mehr gereizt. „Holt's an Schandarm, er ſoll ſi' ausweiſ'n, wer er is!"

(Fortſetzung folgt.)

by Google

Zur Naturgeſchichte des Humors.

Von

Richard Wulckow.

II. (Schluß.)

Ueber das Komiſche in ſeiner höchſten und edelſten Potenz, im Drama, ſprechen wir ſpäter; hier nur das für den Zuſammenhang Notwendigſte.

Das Komiſche ſchlägt der einſeitigen Idee durch unerwartet plötzliches Hervorkehren des Gegenſatzes ein Schnippchen und erinnert an die menſchliche Schwäche, wenn ſie ſich breit machen will; das Erhabene wird durch den plötzlich auftauchenden Gegenſatz zu Falle gebracht, und der Witz iſt es, der die äußerliche Darſtellung in Worten übernimmt; es iſt nicht ſeines Amtes, die Idee zu retten und zu Ehren zu bringen durch den Nachweis, daß dieſes Verkehrte und Falſche ein Menſchliches, Irdiſches ſei, an dem wir alle unſern Anteil haben, denn er iſt in ſeiner Fähigkeit, die Gebrechen und Verkehrtheiten zu entdecken und aufzudecken, zunächſt einſeitig, er offenbart nicht die Liebe, die Herzensgüte, mit der man neben dem Mangelhaften auch das Treffliche und Schöne an demſelben Gegenſtande in freundlich mildes Licht zu ſetzen ſtrebt und weiß. Das alles iſt Sache des Humors; er iſt gewiſſermaßen der Sproß aus der Ehe, bei welcher der Witz den Vater, die Liebe aber die Mutter repräſentiert. Findet ſich nämlich neben der intellektuellen Fähigkeit, das Falſche und Thörichte überall zu erſpähen und zu kennzeichnen, in demſelben menſchlichen Individuum eine gleich große Begabung mit Herzenseigenſchaften, eine entſprechende Stärke und Innigkeit des Gemütslebens, dann wird die Grundbedingung einer humoriſtiſchen Weltanſchauung und humoriſtiſcher Lebensäußerungen im einzelnen gegeben ſein. Das Komiſche überraſcht uns mehr oder weniger angenehm, das Humoriſtiſche bewegt uns die Seele in liebender Verehrung, weil ſich in ihm die Herzensgüte zu erkennen gibt. Der Korporal Trim bei Sterne wird vom Paſtor nach dem vierten Gebot gefragt. Er kann es nach Art der Kinder und wenig kultivierten Leute nur ſo finden, daß er mit dem [illegible] anfängt. Das erſte Gebot: „Ich bin der Herr Dein Gott. Du ſollſt keine anderen Götter haben neben mir.“ Das zweite Gebot und ſo weiter.

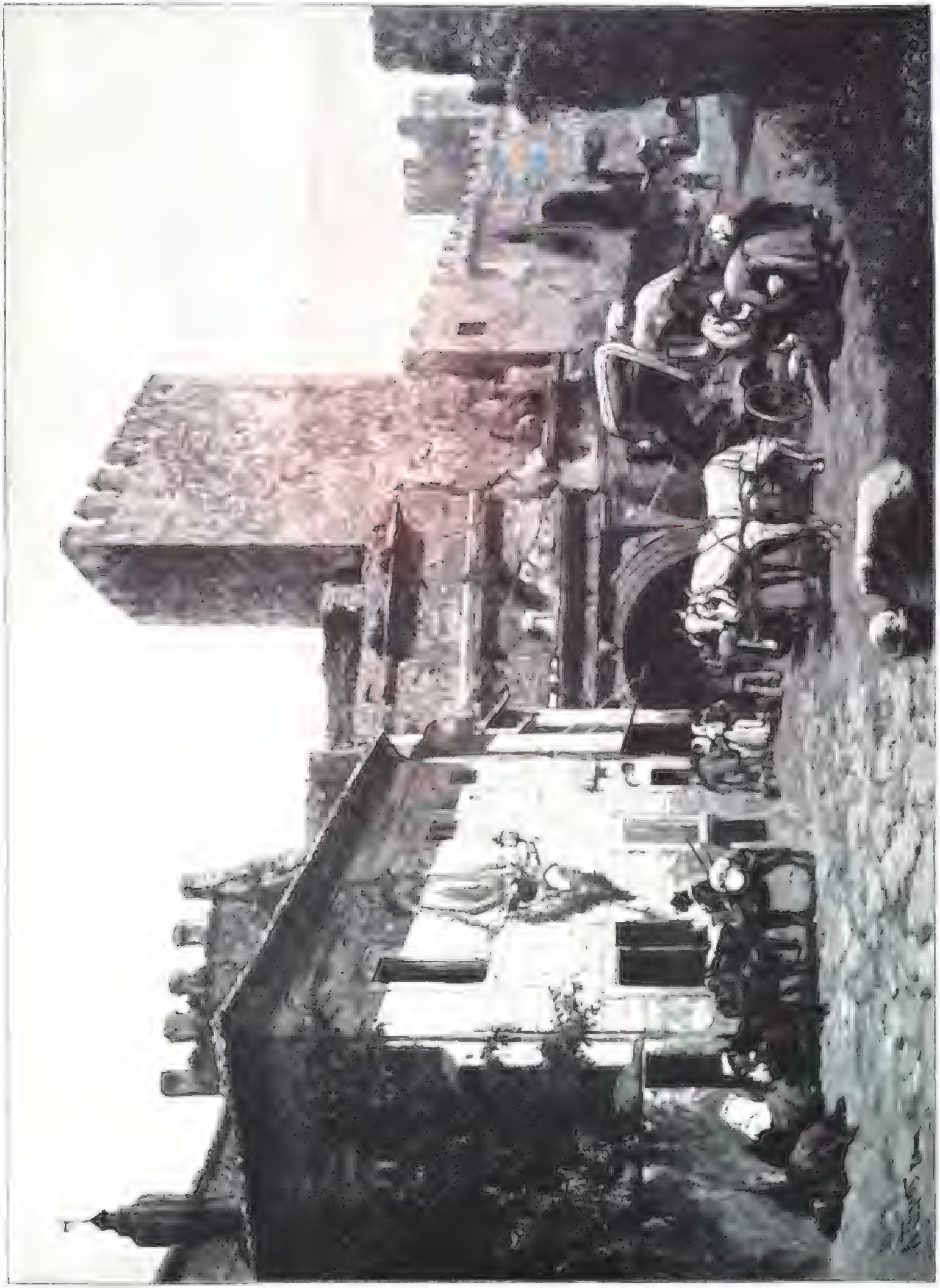
Als er das ſchwere Werk vollbracht hat, fragt der Paſtor weiter: „Trim, was heißt das: Du ſollſt Vater und Mutter ehren?“ — „Das heißt,“ ſagt Trim mit einer Verbeugung, „wenn der Korporal Trim jede Woche vierzehn Groſchen Lohn erhält, ſo ſoll er ſeinem alten Vater ſieben davon geben.“ Die Naivität geiſtiger Beſchränktheit wirkt hier komiſch, aber dicht daneben ſteht das Verehrungswürdige der Geſinnung, und wer über die erſtere ſpotten könnte, würde dieſer ſeine liebende Anerkennung nicht verſagen können. „Die Wiſſenſchaften mögen eingelernt werden,“ ſagt Sterne bei dieſer Gelegenheit, „die Weisheit wird es nicht.“

In der Kirche. Gemälde von A. Graf Poſadowsky-Sandrart.

Ich ſelbſt wurde als ganz junger Gymnaſiallehrer von dem Strahl des Humoriſtiſchen getroffen, als mir ein kleiner Sextaner auf die Frage, was denn ein Almoſen ſei (das Wort kam im Leſebuch vor), die ſchöne Antwort gab: „Wenn ich 'nem armen Kind zwei Pfennig geb'!“ Ich mußte lachen, aber es war eigentlich nur die Maske für eine unwillkürliche Rührung. Freilich war dieſer Kindeshumor ein unbewußter; der Humor, mit dem wir es hier eigentlich zu thun haben, ſpricht nicht, wie wir ſehen werden, [illegible] Gemüt eines Kindes, er iſt die Frucht des reifen Lebens. In jedem Falle ſteht es aber feſt: Wenn wir eine Er[illegible] nicht [illegible] Begebenheit erzählen [illegible], bei der wir lächeln [illegible], wobei aber eine Re[illegible] mitleidiger Rührung oder Verehrung empfinden, [illegible] wir in humoriſtiſcher Stimmung, und wer es vermag, dieſe Stimmung in ſich und anderen zu erregen, der iſt ein aktiver, der in ſie verſetzt wird, ein paſſiver Humoriſt. Der Grad der humoriſtiſchen Begabung iſt bedingt von den Miſchungsverhältniſſen, in welchen in einem Menſchen das Talent für das Komiſche ſich mit Reichtum und Innigkeit des Gemütslebens eint. Der höchſte Grad humoriſtiſcher Begabung iſt da vorhanden, wo beide Gaben in gleichem Maße und in höchſter Stärke nebeneinander vertreten ſind. — Wenn ich von der Einſeitigkeit des Witzes an ſich ſprach und äußerte, es ſei nicht ſeines Amtes, durch Herzensgüte die Idealität zu Ehren zu bringen, ſo iſt damit natürlich nicht gemeint, daß Mangel an Liebe und Menſchengüte Bedingungen des Witzes ſeien. Freilich wird witzigen Menſchen meiſtens wenig Gemüt nachgerühmt; nach meinen Erfahrungen mit Unrecht. Man kann ſehr witzig, ja mokant und biſſig und doch ein tiefer Menſchenfreund, ein zärtlicher, liebebedürftiger Charakter ſein. In vielen Fällen iſt der Witz die Deckung gegen Rührung und Sentimentalität; mit einem Witzwort hilft man ſich über eine momentane Anfechtung von Empfindſamkeit hinweg. Aber immerhin bleibt der Witz ein Symptom, daß „etwas faul im Staate Dänemark“, das heißt im Innern iſt. Er iſt ein Erbteil der problematiſchen Naturen, die Großes möchten und an Kleines nicht herangehen wollen, ein Patrimonium der Halben, der Dilettanten. Humor dagegen iſt ein Zeichen innerer Kräftigung und Geneſung, ein Zeichen, daß ein ſchwerer, krankhafter Zuſtand beendet iſt. Welches iſt nun dieſer krankhafte Zuſtand?

Für Freunde ernſter Weltanſchauung war ſtets ein ſchneidender Widerſpruch zwiſchen Idee und Wirklichkeit vorhanden. Gerade die beſten Geiſter haben ſich den dunklen Rätſeln des Menſchendaſeins zugewandt und ihre Löſung verſucht, die Dichter haben das Menſchenweh poetiſch verklärt. Die Deutſchen haben für jenen laſtenden Gedanken an das allgemeine Elend, für den brütenden Mißmut, der uns erfaßt, wenn wir des ungemeſſenen Wehs gedenken, das vom Menſchenherzen ertragen werden muß, das wunderbare Wort „Weltſchmerz“ gefunden, und dieſe tiefe Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, die zur „Verachtung des Geſchaffenen“ führt, iſt andererſeits die Quelle des modernen Peſſimismus geworden. Dennoch beſteht ein tiefgehender Unterſchied zwiſchen Weltſchmerz und Peſſimismus. Der erſtere beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit dem Schickſal des Menſchen; er weint über das menſchliche Weh, tritt demſelben nahe und ſucht es zu lindern; der letztere betrachtet die Welt als etwas gänzlich Mißratenes, „als die denkbar ſchlechteſte von allen, durch einen Mißgriff entſtanden“, im Säugling ſieht er „den weinenden Propheten ſeines Jammers“, kurz, alles, was beſteht, iſt wert, daß es zu Grunde geht. Und was den Menſchen betrifft, ſo wäre ihm beſſer, er wäre nie geboren, damit er nicht gezwungen iſt, alle Thorheiten und Ungerechtigkeiten, allen Jammer und alle Not mit eigenen Augen zu ſehen. So läßt Lenau ſeinen „Fauſt“ ſprechen:

„Der Seligſte von allen iſt,
Wer ſchon als Kind die Augen ſchließt,
Deß Fuß nie auf die Erde tritt,
Wer von der warmen Mutterbruſt
Unmittelbar und unbewußt
Dem Tode in die Arme glitt.“



Römiſche Poſt. Gemälde von A. Coranell.

Der Peſſimiſt fühlt nicht den Trieb und den Beruf in ſich, eine Verſöhnung der Kontraſte, eine Milderung der Menſchennot anzuſtreben; er will mit der Welt nichts zu ſchaffen haben und flieht ſie. Er hat nicht einmal die Energie der Verzweiflung, er iſt ein troſtloſer Zweifler, ohne jede ſittliche Potenz, die Welt zu überwinden. In Alfred de Muſſets Roman: «Les confessions d'un enfant du siècle» hat dieſer Standpunkt ſeinen poetiſchen Ausdruck gefunden. Es iſt der Standpunkt der Negation, des Weltzorns und der Weltflucht.

Anders der Weltſchmerz. Er trauert, daß das Gute nicht zum Siege kommt, daß gerade aus dem Streben, es nach Kräften zu verwirklichen, alſo aus dem, was uns ehrt und adelt, unſer ſchwerſtes Weh und unſere tiefſte Not hervorgeht. Shakeſpeare gibt dieſem Schmerz über die Bosheit und Verkehrtheit der Welt in ſeinem ſechsundſechzigſten Sonett einen ergreifenden Ausdruck:

„Satt, dies zu ſehn, ſeufz' ich um ſtillen Tod
Tief: Das Verdienſt als Bettelkind geboren,
Und dürft'ge Hohlheit wohlgemut und rot,
Und reinſte Treue böslich weggeſchworen,
Und gold'ne Ehr' aufs Schmählichſte verſchwendet,
Und echte Trefflichkeit ſchändlich beſchämt,
Und jungfräuliche Tugend wüſt geſchändet,
Und Kraft durch hinkend Regiment gelähmt,
Und Wiſſenſchaft geknebelt von der Macht,
Und Narrheit doktorhaft die Kunſt kurirend,
Und Einfalt als Einfältigkeit verlacht,
Und Hauptmann Arg den Sklaven Gut regierend:
Satt, dies zu ſehn, möcht' ich von hinnen ſcheiden,
Müßt' ich nur ſterbend nicht mein Liebſtes meiden.“

Wie aber den Dichter hier die Zärtlichkeit der Liebe am Daſein feſthält, ſo hält andere die Pflicht, ihr Gewiſſen, die Betrachtung, daß es des Menſchen unwürdig ſei, da feig zu entfliehen, wo er als Kämpfer zu ringen hat bis zum letzten Augenblick. Das iſt der Inhalt jenes bekannten Hamletmonologs, in dem er klagt, daß „Gewiſſen (conscience) Feige aus uns allen macht“ und daß „der angeborenen Farbe der Entſchließung des Gedankens Bläſſe angekränkelt wird“. Conscience iſt aber nicht nur das „Gewiſſen“, das iſt der Inbegriff von Bewußtſein, Denken, Erwägen; das iſt die Betrachtung überhaupt, die grübleriſche, theoretiſche Natur des Germanen, die ihn aus Leben hält und ihn hindert, kurzen Prozeß zu machen und den Druck der Uebel durch einen raſchen Entſchluß abzuwerfen. Es iſt die Natur des Weltſchmerzes oder wenigſtens die demſelben am meiſten zugängliche. Um nun eine Verſöhnung oder wenigſtens einen modus vivendi mit der Welt zu gewinnen, gibt es mehrere Wege, die der am Weltſchmerz Leidende betritt. Die ſchlichteſte praktiſche Lebensäußerung desſelben und, zum Glück für den leidenden Teil der Menſchen, die am meiſten verbreitete, iſt der Drang, wohlzuthun und nach dem Maß der eigenen Kraft das vorhandene Weh zu lindern, nicht nur, indem man dem Bedürftigen leibliches Gut gewährt, ihn ſpeiſt und tränkt und kleidet, ſondern indem man gegen die geiſtige und ſittliche Not ankämpft, Licht trägt in das Dunkel der Unwiſſenheit, die Fundamente des Wiſſens da legt, wo es durch die harte Not verſäumt wurde, und endlich auch noch da hilft, wo ſchlechte Erziehung, Not und Verbrechen den bedrängten Menſchen zum ſittlichen Fall brachten.

Aber das Weh, welches durch materielles, geiſtiges, ſittliches Elend verurſacht wird und in das wir mächtig helfend eingreifen, iſt nur eine einzige Spezies in der Pandorabüchſe menſchlicher Uebel, die Shakeſpeare in obigem Sonett mit heller Fackel beleuchtet. Kaum weniger groß (wenn es dafür einen Maßſtab gäbe) als der Schmerz um die wirkliche Menſchennot, iſt für viele derjenige um die uns im Leben umgebende moral- und charakterloſe Lüge, und zwar die ſiegreiche Lüge, um Trug, Schein, Konvenienz. Glücklich derjenige, der davon nichts ſieht oder ſehen will, der jede Reflexion darüber ſtarr von ſich fernhält und ſchlicht und recht ſein Tagewerk thut; beklagenswert derjenige, deſſen Auge „in der Weſen Tiefe trachtet“, der die Lüge und Heuchelei ſieht oder nicht umhin kann, ſie zu ſehen, und ſich ohnmächtig fühlt, dagegen etwas Erfolgreiches zu thun. Er würde dem lähmenden, thatloſen Schmerz über die Trümmer ſeiner ſchönen Träume, über Wahrheit und Menſchenglück verfallen, wenn es ihn nicht triebe, das beleidigte Ideal zu ſühnen und zu rächen. „Aber da lügt muß Prügel haben.“ Nach dieſer neuen Vorſchrift [illegible] richtet ſich der Komiker, der Satiriker. Er nimmt den Kampf gegen die böſe Trias Thorheit, Heuchelei, Lüge in der Waffenrüſtung der Komik auf und ſpottet in ſcheinbar luſtiger Souveränität der Gebrechen ſeiner Mitwelt. Aber ſeine Rüſtung bedeckt nur das Weh in ſeinem Herzen, ſein Spott iſt die Frucht ſeines Schmerzes. Der komiſche Dichter — Plautus und Molière bezeugen das — nimmt erſt einen tiefen Zug aus dem bittern Kelch des Lebens [illegible]

Dichter des Weltſchmerzes, auch Molière iſt es in eminentem Sinne, und nicht zum mindeſten aus dieſem Grunde bleiben ſeine Geſtalten trotz Perrücke und altfranzöſiſcher Tracht immer neu und jung. Noch heute, hundert Jahre nach Leſſing, ſterben die Tartüffes in unſerer Geſellſchaft nicht aus, noch heute gibt es aufgeblaſene Pedanten, noch heute reichgewordene Epiciers, die den Gentilhomme zu ſpielen verſuchen, ſo gut es eben gehen will, noch heute — Alceſten, die ſich im Kampfe mit der ſie umgebenden ſiegreichen Narrheit und Bosheit aufreiben.

Das wäre der zweite Weg, ſich mit der Menſchheit abzufinden, ein Weg des Kampfes weniger Auserwählter mit der Hoffnung auf ſchließlichen Sieg des Guten.

Und es gibt endlich einen dritten Weg, den ſchwerſten: das wahrgenommene Böſe und Verkehrte in Liebe und Erbarmen aufzulöſen, eine Verſöhnung, einen Friedensſchluß zu feiern zwiſchen der realen und der idealen Welt. Der Weg iſt ſchwer und liegt hoch; nur diejenigen beſchreiten ihn und kommen ans Ziel, welche die Tragik des Lebens überwunden haben, überwunden haben nach ſchweren inneren Mühen und Kämpfen. Der Wegweiſer zu ihm iſt der Humor. Was die tragiſche Kunſt bezweckt, die Erhebung des menſchlichen Geiſtes über Leid und Untergang, das iſt im Humor erreicht und erſcheint in ihm gewiſſermaßen perſonifizirt; er iſt die Friedensbrücke zwiſchen Realität und Ideal. Der beſcheiden Zufriedene, der ſtill Tugendhafte, der im engern Kreiſe Glückliche betritt dieſen Weg nicht, er fühlt nicht den Bruch zwiſchen Natur und Geiſt und hat nicht das Bedürfnis, die Wirklichkeit am Maßſtabe des Ideals zu meſſen. Nur wem die ſchreiende Diſſonanz zwiſchen der Welt des reinen Lichtes und den ſie entſtellenden Erſcheinungen tief ins Bewußtſein gedrungen iſt, wer den Willen und das Rüſtzeug hat, die Gegenſätze abzuſtumpfen und abzurunden, und endlich, weſſen Lippe die Muſe mit weihendem Kuſſe berührte, der wird auf jenen hohen und herrlichen Weg gelangen, aber nicht im Frühling ſeines Lebens, ſondern erſt viel, viel ſpäter . . .

„Erſt ſpät im Leben,
Wenn Abend des Lebens
[illegible]
Den Blumenpfad
Hinuntergewandelt
Gedeiht am Zweige
[illegible]
Humor, die Blume,
Die ſchwergeprüfte
Vollſaftige Goldfrucht.“

Jean Paul ſagt, es gebe für uns drei Wege, um glücklich zu werden und ſich zu erheben über den Jammer der Erde.

„Der erſte iſt, wie ein Adler in ſolcher Höhe zu ſchweben, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern unter ſeinen Füßen wie ein zuſammengeſchrumpftes Kindergärtchen daliegen ſieht.

„Der zweite, wie eine Lerche gerade herabzufallen in das Kindergärtchen und dort ſich ſo heimiſch wie möglich in einer Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſt heraus ſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben und Beinhäuſer, ſondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Sonnen- und Regenſchirm iſt.

„Der dritte, welcher der ſchwerſte und klügſte iſt, mit den beiden andern zu wechſeln, bald Adler, bald Lerche zu ſein und ſo, zwiſchen Himmel und Erde fliegend, nicht nur für ſich ſelbſt jener höheren Weltharmonie ſich zu freuen, ſondern auch andere daran teilnehmen zu laſſen und ſie in dieſelbe einzuführen.“

Wenn eine Deutung dieſer Sätze erlaubt iſt, ſo wandeln auf dem erſtgenannten Wege jene antik gearteten, harmoniſchen Naturen, zu ernſt und hoch angelegt, um die kleinen Leiden und Wunderlichkeiten des homo sapiens, auch ſeine Verkehrtheiten und Tücken zu ſehen. Ihr hoher Schönheits- und Formenſinn läßt ſie die Brüche und Zerwürfniſſe der kleinen Erdenwelt ignoriren und ſcheuen, andererſeits iſt ihre Seele zu ruhig und zu geſammelt, als daß ſie beſtändig ſchwanken könnte zwiſchen gemütvoller Hingabe an die Dinge und witziger Kritik derſelben. Zu ſolchen Glücklichen dürfte bei uns ein Klopſtock, Leſſing, Schiller, Goethe zu zählen ſein.

Auf dem zweiten Wege wimmeln zahlloſe gute Menſchenkinder, wie ich ſie eben geſchildert. Sie blicken nicht nach links oder rechts, thun ſchlicht und recht ihr Tagewerk und laſſen ſich von Spekulation und Reflexion ihre Atmoſphäre nicht trüben. Aus ihrem warmen Neſt heraus ſehen ſie nur einen kleinen Kreis, und kommt in dieſen Kreis der Menſch hin mit ſeiner Qual, ſo helfen ſie, ſoweit ſie können. Sie mögen glücklich ſein, aber ſie beglücken ſelten.

Daß Jean Paul mit dem dritten Wege den Humor hat allegoriſiren wollen, iſt mir nicht zweifelhaft. Nicht ohne Grund bezeichnet er ihn als den ſchwerſten. Es dürfte ihm dabei die ſchwere künſtleriſche Verwertung der herrlichen Gottesgabe, der eigene beſtändige Kampf ſeiner [illegible] und überflutenden Phantaſie mit der [illegible] Formengebung ſeiner Geiſtesthaten mit [illegible]

hierin liegt die unſchätzbare, menſchenerziehende Bedeutung des Humors. Er erheitert uns nicht nur in Stunden harmloſer Freude, ſondern er erhält auch unſer inneres Leben geſund und harmoniſch, indem er uns ebenſoſehr vor jenem einſeitigen Idealismus bewahrt, der die Macht der Wirklichkeit unterſchätzt, als vor jenem niedrig kriechenden, einſeitigen Realismus, welchem vor jedem idealen Geiſtesfluge graut, und der die engen Zirkel ſeiner Weltklugheit durch keinen Hauch aus idealer Region geſtört ſehen will. Und ſo iſt der Humor eine edle geiſtige Errungenſchaft und ruht nur in tiefen Naturen, die ſich, wie wir geſehen, zu einem dauernden Frieden der Seele, zu innerer Geſundheit und Harmonie durchgerungen haben.

Aus dieſem Grunde finden wir ihn nicht oder nur ſpärlich in der alten Welt. Weder der ernſte Römer, noch der ſeelenfrohe und geiſtreiche Grieche kennt den ſchmerzlichen Zwieſpalt zwiſchen der realen und idealen Welt, er hat auch kein ausgeprägtes Bewußtſein der ewigen Mächte, welche allein imſtande ſind, dieſen tiefen Kontraſt zu überwinden. Der Humor gehört weſentlich der chriſtlichen Menſchheit an. Das Mittelalter zeigt allerdings deutliche Spuren von Humor in den Dichtungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, denn es fühlt wohl die ſchmerzliche Disharmonie jener beiden verſchiedenen Welten tief und innig, aber bei der naiven Glaubensſeligkeit, die ſich aus den Feſſeln hierarchiſcher Bevormundung weder herausdrängen will noch kann, kommt es nicht zu der ſouveränen Geiſtesfreiheit, die allein den echten, über den Dingen ſchwebenden Humor gebären kann. Erſt das Reformationszeitalter hat mit ſeiner geiſtigen Freiheit den echten Humor erzeugt (auch Arioſt iſt ein Kind dieſer Zeit), und da ſprudelt dieſer Jungbrunnen vor allem köſtlich in den lange nicht genug gekannten Tiſchreden Luthers in herzgewinnender Weiſe. Dieſer kernhafte Humor zieht ſich ſogar bis in ſein Gebet hinein, indem er in echt kindlicher Zuverſicht ſeinem lieben himmliſchen Vater ſeinen „Sorgenſack vor die Thüre wirft“ oder ihm „mit ſeinen großen Verſprechungen die Ohren reibt“.

Es iſt naturgemäß, daß diejenigen Kulturvölker der Neuzeit, bei denen ſich tiefe Innerlichkeit des Gemütslebens mit der Schärfe des Gedankens eint, die wahren Träger des Humors werden mußten. Wir haben geſehen, daß es die Engländer ſind, die in hervorragender Weiſe als ſolche bezeichnet werden können. In keinem Lande haben nach dem eigenen Urteil bedeutender Engländer die Humoriſten ſo veredelnd auf das Volksleben gewirkt, als in England. „Unſere humoriſtiſchen Schriftſteller,“ ſagt Thackeray, „Männer wie Addiſon, Goldſmith, Dickens haben nicht nur zu unſerem reinſten und harmloſeſten Vergnügen beigetragen, ſie haben uns auch mit gerechtem Haß gegen alle Hohlheit und Heuchelei, Falſchheit und Anmaßung erfüllt, haben unſere Liebe zu allem Guten, Großen und Heiligen vermehrt, ſie haben uns glücklicher und beſſer, nachſichtiger und mitleidiger, kurz, liebevoller gemacht gegen Gott und Menſchen.“

Der unübertroffene dramatiſche Meiſter des Humors bleibt Shakeſpeare, ſei es, daß er uns im Falſtaff die heilloſe Diſſonanz zwiſchen der moraliſchen Verlumptheit des feigen Bramarbas und dem Kavalier vorführt, oder daß er durch ſeine allezeit klügſten und weiſeſten Narren der derbwitzigen Geradheit und Offenheit zum moraliſchen Siege verhilft über Verblendung und Leidenſchaft, oder endlich daß er uns erfreut mit dem feinen Gemütswitz der Porzia, in dem ſich der ganze Zauber geiſtiger Bildung der Renaiſſance zu offenbaren ſcheint. An Shakeſpeare und nur an ihn wird der große Zukunftsdramatiker des Humors, auf den wir Deutſche hoffen wollen, anzuknüpfen haben.

Aber auch wir beſitzen eine große Zahl von humoriſtiſchen Schriftſtellern von Fiſchart bis Jean Paul, und nicht nur das, ſondern unſer Volk iſt durch und durch humoriſtiſch, wenn auch bisweilen in derber Form, beſonders in Niederdeutſchland. Als einen Humoriſten vom reinſten Schlage möchte ich Johann Peter Hebel bezeichnen, der in den „Erzählungen des rheiniſchen Hausfreundes“ einen unvergleichlichen Schatz von Gemütstiefe und Komik in innigſter Vereinigung niedergelegt hat. Immer kehrt man mit erneuter Luſt zu dieſen Geſchichten zurück, weil ſie aus einer Menſchenſeele ſtammen, die ſelbſt unergründlich war in Ernſt und Scherz, die mit unendlicher Liebe alles Leben umfaßte und doch zugleich die Narreteien und Verkehrtheiten desſelben Lebens mit feinſter Witterung aufzuſpüren und witzig zu beleuchten verſtand. (Herr Charles, Kannitverſtan und ſo weiter.) Auch verſchiedene Aufſätze und Dichtungen des Wandsbecker Boten, ich nenne darunter den unendlich liebenswürdigen Aufſatz „Eine neue Erfindung“, [illegible] licher Humoriſt.

[illegible]

„David Copperfield“ nicht zu ſcheuen braucht. Erwacht nicht ſogar in jedem, der nur an den „Unkel Bräſig“ denkt, alsbald diejenige Stimmung, die wir als die humoriſtiſche kennzeichneten? Wem tritt nicht das Lachen nahe, und wem geht nicht zugleich das Herz in warmer Zuneigung auf, wenn er ihn ſich vorſtellt, „den lütten Mann mit den rödlich Geſicht un de ſtaatſche rode Naſ', de hei mal in de Luft höll, up ſine korten Beinings, de beſtändig utwarts ſtunnen un ſo leten, als wihren ſei in dat lange Kamiſol verkihrt inſchrawen worden“. Aber es iſt ſicherlich nicht ſeine wunderliche Geſtalt, die uns ſo anzieht, oder ſein babyloniſcher Jargon, in dem er ſpricht, „der gebildete Stil“, in dem er ſeinem Freunde Karl Hawermann ſchon in der Schule „über war“, wie auch im Hochdeutſchen und in der „Ortographie“, nicht ſeine drolligen Verrenkungen der Fremdwörter, es iſt auch nicht ſeine oft ſehr witzige Beurteilung der Dinge und Perſönlichkeiten, ſondern es begründet ſich der Zauber dieſes Menſchen vorzüglich darauf, daß wir zwiſchen all' ſeinen Wunderlichkeiten und Lächerlichkeiten in ihm das zuverläſſigſte, goldigſte Gemüt, den helfenden Freund und Berater aller erkennen.

Hier ſehen wir ihn den vom Sarge ſeiner jungen Frau kommenden, nach weinenden Hawermann als ſeinen „Konſtrukteur ein biſchen aufmuntern“, dort hören wir ihn an ſeines Patenkindes Konfirmationstag ſeine kindlich rührende Sorge äußern, ſein Mining werde in der Prüfung „ſtecken“ bleiben, wobei er „Judasmartern“ ausſteht. „Nu kommt's, paſſen Sie Achtung, nu kommt's,“ flüſtert er ſeinem alten Freund Hawermann in der Kirche zu, „Karl, Du ſollſt ſehen, ſie kriegt ſie, Mining kriegt die große Waſſerfrag'. Ich hab' ſie gewußt, Kriſchan Guhl kunnt' ſie nich, und ich mußte ſie kriegen; zu oberſten hab' ſie auch vergeſſen und weiß bloß den Anfang: ‚Waſſer thut's freilich nicht, ſondern der Geiſt Gottes . . .‘“

Und als Mining ihre Lektion ohne Stocken andächtig hergeſagt, wirft der Alte, von ſeiner teilnehmenden Angſt befreit, einen harten Thaler in den Klingelbeutel und hat dann ſein Packen unter Thränen, die er hinter Huſten und Räuſpern ſchlecht zu bergen weiß. „Denn ein würd' ſo innerlig, as wihr dat ſulwſt noch en Kind, un hei ſet ſo rundting üm un ſlamert ehr in de Uhren: Laß man gut ſein, Mining, laß man gut ſein, ich ſchenk' Dich auch was. Un as hei nu nah Hus' kamm, un hei grad ſinen Snuwdauk tau Hand nehmen wull, ſäd hei: ‚Ich ſchenk' Dich auch en Dutzend Snuwdäuk' — recht bunte,' denn hei wull ſine Sak ſihr gaud maken.“

Der Humor, ſo recht aus der Empfindungsweiſe des deutſchen Volkes herausgewachſen, wird in ſeiner poetiſchen Geſtalt ſtets ein Liebling desſelben ſein; der beſte Tröſter in ſchweren Stunden, der ſinnige Freund der Armen, der ernſte Mahner der Reichen. Mag der flüchtige Blick in dem Humoriſten nur den Schalk erkennen: das tiefer dringende Auge ſieht in ihm den Prieſter, der, auf der Brücke zwiſchen der äſthetiſchen und ſittlichen Welt ſtehend, das Reich der Wirklichkeit mit dem der Ideen zu verſöhnen ſtrebt, ſieht in ihm den heiteren Propheten künftiger Weltharmonie.

Zahlenfügungen.

Von

Detlev von Geyern.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Schon die Pythagoräer ſchrieben im Altertum den Zahlen und deren Zuſammenfügungen und Verbindungen eine über die gewöhnlichen arithmetiſchen Ergebniſſe, ſo überraſchend dieſe zuweilen auch ſein mögen, hinausgehende ſymboliſche, das Gebiet der Myſtik ſtreifende Kraft und Bedeutung zu, und durch das ganze Mittelalter zieht ſich die Zahlenſymbolik, welche auch heute noch im Volksglauben ſo weit wirkſam iſt, daß — meiſt ohne bewußt bewußte Gründe — gewiſſe Zahlen für böſe und unheilvoll, andere für glückbringend und ſegensreich gelten. So wird überall von einer böſen „Sieben“ geſprochen, weil man ſieben Todſünden gefunden hat, obgleich im Altertum die Sieben durchaus keine unglückliche, ſondern eine heilige und ſegenbringende Zahl war, bei den alten Aegyptern wie bei den Juden und auch in der chriſtlichen Kirche, denn ſieben Planeten beherrſchten den aſtrologiſchen Himmel, ſieben Tage bildeten die Schöpfungswoche und der ſiebente iſt der Feiertag; bei den Griechen war die Sieben dem Apollo heilig, und die katholiſche Kirche hat ſieben Sakramente und teilt den Tag in ſieben kanoniſche Stunden. Die Zahl dreizehn gilt als unheilbringend in geſelligem Kreiſe, weil der Dreizehnte dem Fluch des Judas verfällt, und die Drei gilt umgekehrt als eine Glückszahl, weil ſie die pythagoräiſche Weltordnung darſtellt und die chriſtliche Dreieinigkeit Gottes in ſich ſchließt.

Außer dieſer Symbolik hat man aber in den Zahlen der Jahre noch weitere Beziehungen zu den Ereigniſſen in der Geſchichte der Völker und in dem Leben der einzelnen geſucht und auch oftmals ganz wunderſame Zuſammenfügungen gefunden. Es kann in dieſen Zahlenfügungen freilich ſelbſt jemand, der noch ſo ſehr zum Glauben an myſtiſche Einflüſſe geneigt ſein möchte, keinen urſächlichen Zuſammenhang finden wollen, da ja die Jahreszahlen nach verſchiedenen Zeitrechnungen verſchieden ſind und auch heute noch Ereigniſſe, die Anfang Januar zum Beiſpiel ſtattfanden, in Rußland und Deutſchland unter andere Jahreszahlen fallen. Immerhin aber ſind ſolche Zahlenfügungen oft ſehr merkwürdig und überraſchend wie die zum Beiſpiel während des Mittelalters vielfach gemachten Zuſammenſtellungen römiſcher Ziffern aus den im Namen hiſtoriſcher Perſönlichkeiten enthaltenen Buchſtaben.

In neuerer Zeit hat man auf dieſem Gebiet mehrfach verſucht, aus der Verbindung hiſtoriſcher Jahreszahlen wiederum hiſtoriſche Ereigniſſe hervorgehen zu laſſen, und ein Freund unſeres Blattes hat uns in dieſer Richtung eine Reihe von ſehr merkwürdigen Reſultaten zur Verfügung geſtellt, welche ſich zumeiſt auf die Ereigniſſe der neueren Geſchichte beziehen. Wir glauben, daß unſere Leſer die Ergebniſſe dieſer Kombinationen mit Intereſſe kennen lernen werden, und laſſen daher die überraſchendſten und bedeutungsvollſten derſelben hier folgen.

Zunächſt ein Beiſpiel aus der neueren franzöſiſchen Geſchichte, das aus denſelben Kombinationen dieſelben Reſultate für den König Louis Philipp und den Kaiſer Napoleon III. ergibt.

Louis Philipp beſtieg den franzöſiſchen Thron im Jahr 1830
addirt man dazu die Querſumme ſeines Geburtsjahres 1773
1
7
7
3
ſo ergibt die Summe das Ende ſeiner Regierung 1848.
Addirt man wieder zu der Jahreszahl ſeiner Thronbeſteigung 1830
die Querſumme des Geburtsjahres ſeiner Gemahlin 1782
1
7
8
2
ſo findet man wieder das Ende ſeiner Regierung 1848.
Endlich wieder zu der Jahreszahl ſeiner Thronbeſteigung 1830
addirt die Querſumme der Jahreszahl ſeiner Vermählung 1809
1
8
0
9
ergibt ebenfalls die omiöſe Zahl 1848.

Ganz dasſelbe Reſultat findet ſich bei Napoleon III., nur daß hier nicht das Jahr ſeines Sturzes, ſondern das letzte Jahr ſeiner Regierung herauskommt.

Napoleon III. beſtieg den franzöſiſchen Kaiſerthron 1852
dazu das Jahr ſeiner Geburt 1808 addirt
1
8
0
8
gibt 1869,
das letzte Jahr ſeiner Regierung.

Ebenſo zu dem Jahr ſeiner Thronbeſteigung 1826, das Geburtsjahr ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Eugenie, addirt (in der Querſumme) gibt 1869, und dieſelbe Zahl des letzten Jahres ſeiner Regierung kommt heraus, wenn man zu dem Jahr ſeiner Thronbeſteigung die Querſumme des Jahres ſeiner Vermählung 1853 hinzuzählt. Dieſes bei den beiden letzten Monarchen Frankreichs gleichartige Zahlenergebnis iſt in der That außerordentlich überraſchend und merkwürdig.

Wenn wir nun zur deutſchen und preußiſchen Geſchichte übergehen, ſo finden ſich ebenfalls viele merkwürdige Reſultate hiſtoriſcher Zahlenfügungen. Nehmen wir zunächſt das Todesjahr des Königs Friedrich II., 1786, und rechnen dazu die Querſumme des Geburtsjahres desſelben, 1712 = 11, ſo finden wir 1797, die Zahl des Geburtsjahres Kaiſer Wilhelms I. Aus den beiden Zahlen, welche das Leben des großen Königs begrenzen, der Preußen zuerſt zur Großmachtſtellung erhob, erwächſt alſo die Zahl, welche die Geburt des erſten deutſchen Kaiſers aus dem Hohenzollernhauſe bezeichnet.

Kaiſer Wilhelm I. beſtieg als König den preußiſchen Thron im Jahre 1861. Seine erhabene Mutter, die Königin Luiſe, welcher der Gram über die Erniedrigung Deutſchlands durch Napoleon I. das Herz brach, ſtarb im Jahre 1810. Die Querſumme dieſer Todesjahreszahl der edlen Königin iſt = 10. Die Zahl 10 nun zu 1861 addirt, ergibt 1871, das Jahr, in welchem der königliche Sohn die Mutter an dem dritten Napoleon rächte und die prophetiſch klingenden Worte der edlen Dulderin zur Wahrheit machte.

Die Querſumme von 1871, dem Jahre der Gründung des neuen deutſchen Reiches, iſt 17. Und 17 Jahre regierte Kaiſer Wilhelm I., der Begründer des Reiches, bis zum Jahre 1888.

Beiläufig ſei hier bemerkt, daß die Zahl 17 in der deutſchen Geſchichte ſchon früher eine bedeutungsvolle Rolle ſpielt. König Heinrich I., der Lothringen wieder zum Reiche brachte, regierte 17 Jahre, ebenſo Kaiſer Heinrich III., der das alte deutſche Reich zu hoher Macht aufrichtete, und Otto der Große empfing die deutſche Kaiſerkrone im Jahre 962, deſſen Querſumme ebenfalls 17 ergibt. Was den ſo früh dahingeſchiedenen Kaiſer Friedrich III. betrifft, ſo dürften folgende Zuſammenſtellungen bemerkenswert ſein:

Wenn man zu dem Todesjahr der Königin Luiſe — 1810 — die Querſumme des Geburtsjahres dieſer Königin 1776 = 21 hinzuzählt, ſo findet man 1831, die Zahl des Geburtsjahres Kaiſer Friedrichs III.

Das Geburtsjahr der Kaiſerin Auguſta iſt 1811. Addirt man dazu die Querſumme des Vermählungsjahres der Kaiſerin 1829 = 20, ſo ergibt ſich wieder das Geburtsjahr des Kaiſers Friedrich III., 1831. Die Zahl des Geburtsjahres dieſes ſo ſchmerzvoll dahingeſchiedenen Kaiſers erwächſt alſo aus je zwei bedeutungsvollen Lebensjahren ſeiner Mutter und Großmutter.

Ganz beſonders überraſchend ſind die Zahlenfügungen, welche unſern jetzt regierenden Kaiſer Wilhelm II. betreffen.

Das Geburtsjahr des Kaiſers 1859
ergibt unter Hinzurechnung des Geburtsjahres der Kaiſerin 1858
1
8
5
8
das Jahr der Vermählung der allerhöchſten Herrſchaften 1881.

Ebenſo auch umgekehrt, das Geburtsjahr der Kaiſerin 1858 ergibt unter Hinzurechnung der Querſumme des Geburtsjahres des Kaiſers Wilhelm II. wiederum 1881, die Zahl des Vermählungsjahres.

Ebenſo findet ſich dieſe Zahl des Vermählungsjahres, wenn man zu dem Geburtsjahr des Kaiſers das Jahr addirt, in welchem Kaiſer Wilhelm I. die Regentſchaft antrat, wie auch das Vermählungsjahr der Eltern Kaiſer Wilhelms II., beides 1858.

Wunderſame Beziehung hat das Geburtsjahr unſeres jungen Kaiſers zu der deutſchen Geſchichte.

Kaiſer Wilhelm II. iſt geboren 1859
König Friedrich der Große iſt geboren 1712
1
7
1
2
Die Addition ergibt das Jahr der großen Kämpfe und Siege 1870.
Ferner: Kaiſer Wilhelms II. Geburtsjahr 1859
dazu die Querſumme des Regierungsantrittsjahres Friedrichs des Großen 1740
1
7
4
0
ergibt das Jahr der Errichtung des neuen Reiches 1871.

Die Thronbeſteigung Kaiſer Wilhelms II. — 1888 — ergibt ſich, wenn zu der Zahl der Gründung des deutſchen Reiches — 1871 — deren eigene Querſumme — 17 — hinzugezählt wird.

Ganz beſonders wunderbar geſtalten ſich auch die Zahlenfügungen, welche ſich auf unſern kindlichen, zarten Kronprinzen, die Freude unſeres Kaiſers und die Hoffnung des Reiches, beziehen, indem deſſen Geburtsjahr aus den Geburtsjahren ſeiner Eltern in Verbindung mit bedeutungsvollen Jahreszahlen aus der Geſchichte ſeines Hauſes erwächſt.

Kaiſer Wilhelm II. iſt geboren 1859
addirt man dazu die Querſumme von 1688, dem Todesjahr des Großen Kurfürſten,
1
6
8
8
ſo ergibt ſich unſeres Kronprinzen Geburtsjahr 1882.
Ebenſo wenn man zu dem Geburtsjahr der Kaiſerin 1858
hinzuzählt das Geburtsjahr des Kaiſers Wilhelm I., 1797, in ſeiner Querſumme,
1
7
9
7
ſo findet man wieder das Geburtsjahr des Kronprinzen 1882.

Wir ſind überzeugt, daß unſere Leſer dieſen überraſchenden Zahlenfügungen mit Intereſſe gefolgt ſein werden. Vielleicht finden ſich bei ſorgſamem Experimentiren noch andere merkwürdige Zuſammenſtellungen und Ergebniſſe. So wunderbar freilich dieſelben auch ſein mögen, ſo glauben wir doch nicht, daß man irgend einen inneren Zuſammenhang zwiſchen den Zahlen und den Ereigniſſen wird behaupten wollen oder nachzuweiſen verſuchen. Man wird eben darin nichts anderes finden können als ein ſeltſames Spiel des Zufalls.

Römiſche Poſt vor der Porta di San Lorenzo.

(Hiezu das Bild Seite 372.)

Das intereſſante Bild führt uns eine jener maleriſchen Scenen vor Augen, wie ſie ſich zu der Zeit, da die Eiſenbahn in Italien noch eine unbekannte Sache war, häufig abſpielten. Die vielſpännige Reiſekutſche mit den zwei anſehnlichen, aber ausdauernden Kleppern war ſtets ein willkommener Gaſt in den Herbergen, die an der Landſtraße lagen. Mit dem Leben, das die vornehmen Reiſenden in das ſtille Gebäude brachten, kehrte auch der Gewinn ein, und die wenigen Soldi, welche die Wirtsleute erhielten, erſetzten ſie doch mehr, als heutzutage Goldſtücke und Geldſcheine den verwöhnten Hotelier. Für die Reiſenden jener Zeit hatte freilich die Sache auch ihre Kehrſeite, und unſer Bild bickel ein Plätzchen davon. Nach langer, beſchwerlicher Fahrt in der alten, ſchlecht gefederten Poſtkutſche, die mit entſetzlichem Gerüttel über die vernachläſſigten Landſtraßen dahinzuholpern pflegte, ſind ſie endlich an ihrem heutigen Reiſeziel angelangt. Erleichtert aufatmend entſteigen ſie dem engen, ſchmalen Raum aus dem ſie ſich ſchon lange hinausgeſehnt. Da harrt der harmloſen Wanderer eine neue Geduldsprobe in Geſtalt der Zollviſitation. Bevor ſie noch Zeit haben, ſich die kleinſte Labung zu gönnen, müſſen ſie Koffer und Reiſebündel aufſchließen und entſchnüren, damit der unerbittliche Mautbeamte ſie bis auf den Grund durchwühlen kann, um feſtzuſtellen, ob nichts Zollpflichtiges darin aufzuſtöbern ſei. Und wehe ihnen, wenn er entdecken ſollte, daß ſie ſeiner Findigkeit ein Schnippchen zu ſchlagen verſucht! Iſt endlich auch dieſe Prüfungszeit glücklich überſtanden, dann läßt man ſich ſein Quartier anweiſen, um den Reiſeſtaub abzuſchütteln und nach Möglichkeit einen neuen Menſchen anzuziehen. Wie mag es im Hauſe drin ausſchauen? Forſchen wir nicht allzu tief! Reinlichkeit iſt bekanntermaßen eine Tugend, die erſt in dem geeinten Italien allgemach ihren Einzug zu halten beginnt. Freilich iſt ſie auch eine Feindin jener ehrwürdigen Patina, die dieſen verwitterten Mauern einen ſo abſonderlichen Reiz verleiht, und mit der alles ausgleichenden Geſittung und Verſchönerung unſerer Tage verwiſchen ſich leider auch mehr und mehr jene maleriſchen Volkstypen, die dem Bild unſeres Meiſters ſo wohl anſtehen.

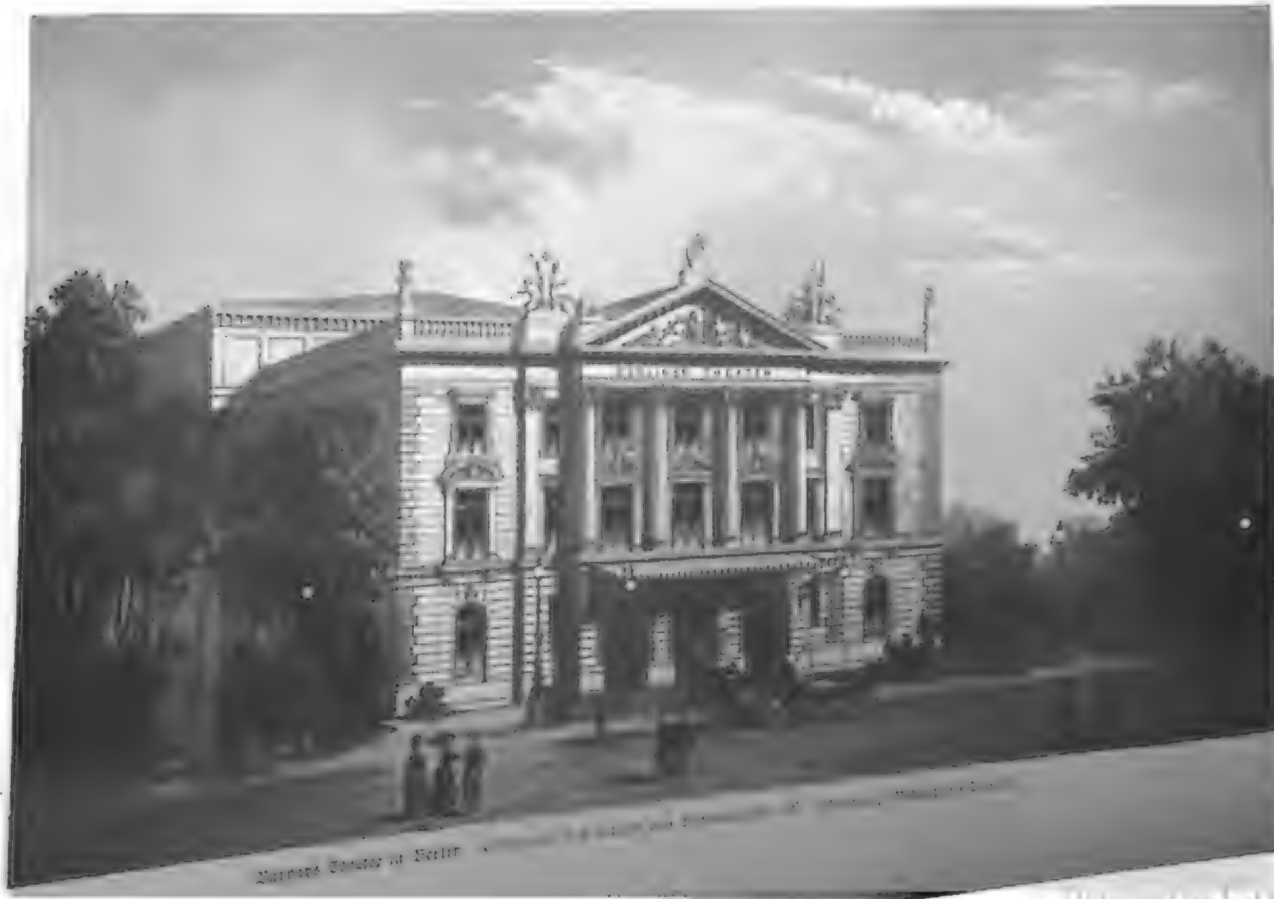
Ludwig Barnay und ſein „Berliner Theater“.

Es gibt auf dem weiten Gebiete der deutſchen Schauſpielkunſt wenig Namen, die einen ſo ausgezeichneten Klang haben, wenige, deren Träger ſich ſowohl in der Bühnenwelt ſelbſt wie im Publikum ſo außerordentlicher Sympathie erfreuen wie Ludwig Barnay. Mit weitausblickendem Geiſte begabt, der, ohne das Naheliegende und jedes Alltäglichen Notwendige zu überſehen, die höchſten Ziele im Auge hat, mit einem Charakter von der Natur bedacht, der nicht in der Befriedigung perſönlichen Ehrgeizes, ſondern nur darin ſein Genügen findet, der großen Sache Dienſte geleiſtet und ſeine ganze Kraft der Allgemeinheit gewidmet zu haben, mit vollſtem Verſtändnis begabt für die Notwendigkeit, die Forderungen des realen Lebens in Einklang zu bringen mit den Gepflogenheiten des friſchen, fröhlichen Künſtlertums – ſo hat Ludwig Barnay ſchon vor Jahren zu den Lorbeeren, die er als vorzüglicher Künſtler errungen, ſich eine unvergängliche Ehrenkrone erworben als der Begründer der „Genoſſenſchaft deutſcher Bühnenangehöriger“. Er ſchuf jene Vereinsgemeinſchaft, die alle an deutſchen Bühnen wirkenden Künſtler umfaßt, um aus den Zinſen des jetzt ſchon nach Millionen zählenden Vermögens den Veteranen und Invaliden der Kunſt einen ſorgenfreien Lebensabend zu bereiten.

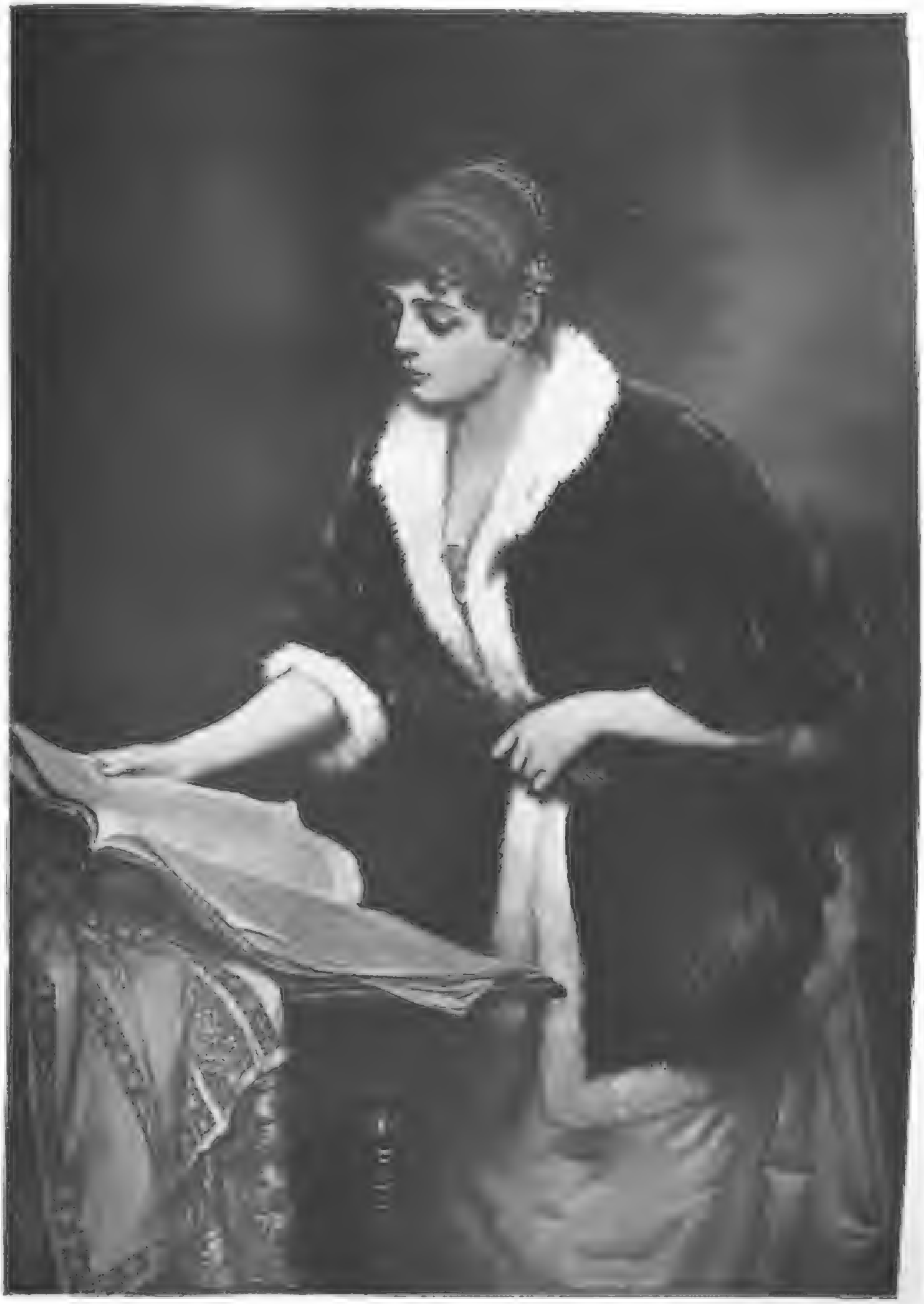
Ludwig Barnay.

Und noch einmal ſtellte Barnay ſich ſelbſt, ſeine faszinierende Perſönlichkeit, die bezwingende Macht ſeines Geiſtes und diesmal auch ſeine eminente Künſtlerſchaft in den Dienſt einer Idee. In der Reichshauptſtadt wollte er ein Theater begründen, das ein Volkstheater ſein ſollte im allerbeſten Sinne des Wortes. Nicht für die kleinen Kreiſe Jener wollte er thätig ſein, die nur am raffinierteſten Literatentum und kunſtkritiſchen Gaumenkitzel ein Behagen finden — dem Volke wollte er ſeine geiſtige und künſtleriſche Kraft weihen. Nicht herabſteigen ſollte die Kunſt zum Volke — nur zu leicht ſähe das wie eine Entwürdigung aus; emporheben wollte er die Maſſe des Volkes zur lichten Höhe, in welcher die Kunſt thront, die nichts Kleinliches, nichts Gemeines um ſich duldet. So wurde der Name Barnay zu einem Programm — zum Programm des neuen Theaters, und als er die Werbetrommel rührte, da ſtrömten ſie von allen Seiten herbei, die künſtleriſchen Größen, die unter ſeinen Fahnen künſtleriſche Triumphe zu feiern hofften. Das alte Wallner-Theater in Berlin wurde faſt vom Grund aus umgebaut, ſo daß es in ſeinem Aeußeren wie in ſeiner inneren Einrichtung, beſonders im Hinblick auf die Errungenſchaften der modernen Theatertechnik zu den beſtausgeſtatteten Schauſpielhäuſern der Metropole an der Spree gehört. Unſäglich war die Mühe, faſt übergroß die Laſt der Arbeit, mit welcher die Organiſation des gewaltigen Unternehmens verbunden war, und es gehörte die ganze koloſſale Willensſtärke und Arbeitskraft Barnays dazu, um hier nicht zu ermatten, ſondern das Begonnene rüſtig fortzuführen. Schon während dieſer vorbereitenden Arbeiten aber wurde ihm die Anerkennung für ſeine Beſtrebungen dadurch zu teil, daß die erſten Künſtler ſich ihm anſchloſſen, daß Größen wie Hedwig Niemann, Clara Ziegler, Friedrich Haaſe, Joſef Kainz und andere in den Verband ſeines Theaters traten, und daß das Publikum das regſte Intereſſe an dem Fortſchreiten des ſo großartig und ſo ſchön geplanten Werkes nahm. Als nun ins Leben trat, was ſo lange und mit ſo unermüdlicher Arbeit vorbereitet war — als nun am 16. September 1888 Ludwig Barnay ſein „Berliner Theater“ mit Schiller-Laubes „Demetrius“ eröffnete und durch Einzelleiſtungen, durch Enſemble und Inſcenierung bewies, wie Großes zu bieten er willens und auch im Stande war, da brachte der Jubel und Beifall, der das weite Haus erbeben machte, zum Ausdruck, wie mächtig jedes Einzelne ergriffen war von dem Bewußtſein, Zeuge zu ſein einer groß gedachten, vornehm ausgeführten, wahrhaft künſtleriſchen That.

Dem erſten Triumphe ſchloß ſich eine Reihe weiterer und, was beſonders hervorzuheben iſt, in jeder Hinſicht wohlverdienter Erfolge an; „Die Braut von Meſſina“, „Medea“, „Julius Cäſar“ und eine bedeutende Anzahl moderner Schöpfungen auf dem Gebiet des Schauſpiels und Luſtſpiels (wie „Eva“ von Richard Voß, „Die wilde Jagd“ von Ludwig Fulda) kennzeichnen die edle Richtung, in welcher ſich das Repertoire des „Berliner Theaters“ fortentwickelt, und ſind als Etappen zu bezeichnen auf dem Wege zur höchſten Gunſt des Publikums, welche dem jungen Inſtitut aus allen Kreiſen, den vornehmſten wie den geringſten, zu teil wird und die ihm hoffentlich auch unwandelbar treu bleiben.



Barnays Theater in Berlin. [illegible]



Lautenſpielerin.

Gemälde von H. Vogler.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortſetzung.)

In Jonels Briefwechſel mit Florica kam Leas Name oft vor. Er wußte, daß ſie mehrere Jahre auf Koſten des Herrn Balſamaki in einem Inſtitut in Bukareſt geweilt, er wußte, daß ſie ſeit einiger Zeit bei Madame Faluga lebe, die bei ihr faſt Mutterſtelle vertrete, daß Balſamaki als ihr Bräutigam galt und daß ſie Chriſtin werden wollte, um ihn zu heiraten. Und ſie mußte ein ſchönes, ein herrliches Mädchen ſein, denn Florica ſchwärmte geradezu für ſie. Arme Florica! Sie war immer noch krank und gelähmt. Und ſie hatte ſich in ihr Schickſal mit einer heitern Reſignation gefunden.

Aber manchmal glaubte er doch aus ihren Briefen ein tiefes, bitteres Weh herauszuleſen. Wie wehmütig hatten die Worte in ihrem letzten Schreiben geklungen, in denen ſie ihre Freude über ſeine bevorſtehende Ankunft bekundete. Jonel zog dieſen Brief aus ſeiner Buſentaſche hervor und entfaltete ihn.

„Ich erwarte Dich,“ ſo ſchrieb ſie, „mit glühender Sehnſucht, mein ſüßes Brüderchen. Ich weiß, Du biſt groß und ſchön geworden und lebſt fröhlich in den Tag hinein. Deine arme, kranke Schweſter, die Tag für Tag, jahraus, jahrein im Rollſtuhl hockt, wird Dir daher eine magere Unterhaltung gewähren. Aber Du wirſt Dich doch bei uns amüſiren, wir haben zwei herrliche Mädchen hier: Lea, Deine alte Feindin, die jetzt mit einem einzigen Blick aus ihren ſchwarzen Augen alle Männer bezaubert, und dann Fräulein Pia Dobrescu, ein Mädchen mit goldblondem Haar und Veilchenaugen. Du wirſt dieſen Damen den Hof machen, und wenn ſie ſich in Dich verlieben, dann wollen wir beide darüber lachen. Aber Du darfſt Dich nicht verlieben, mein liebes Brüderchen. Du willſt ja ein großer Mann, ein Heros unſeres Landes werden, und da darfſt Du die Zeit nicht mit Liebeleien vertändeln. Aber ich langweile Dich mit meinem albernen Geſchwätz, nicht wahr? Nimm es mir nicht übel, es iſt ſo traurig und unbehaglich bei uns zu Hauſe. Mama grollt immer, Papa iſt unter der Laſt ſeiner Geſchäfte gedrückt und es müſſen recht ſchlechte Geſchäfte ſein. Ach, wenn Du nur bald, recht bald kämeſt . . .“

Jonel faltete den Brief zuſammen, küßte ihn und legte ihn ins Portefeuille. Es ward ihm ſo wunderſam weich ums Herz und ein unendliches Mitleid überkam ihn mit ſeiner armen Schweſter. Da erblickte er die Geſtalt des Popen Konſtantin, der in der Thüre ſeines Häuschens ſtand. Aber es war nicht der geſunde, friſche und wohlgenährte Gottesmann, als welcher der Pope in Jonels Erinnerung lebte, ſondern eine hagere Geſtalt mit bleichen, eingefallenen Wangen, einem völlig ergrauten Bart und tiefliegenden Augen. Nur die Naſenſpitze leuchtete glänzend rot wie vor Jahren. Jonel ſchritt raſch dem Häuschen zu. Vor dem Popen angelangt, blieb er ſtehen und ſchaute ihm lächelnd ins Geſicht. Pope Konſtantin betrachtete ihn eine Weile aufmerkſam, auf einmal heiterte ſich ſein Geſicht auf und mit dem Rufe: „Jonel!“ ſchloß er den jungen Mann in die Arme. Dann ließ er ihn wieder los, muſterte mit bewundernden Blicken die ſchlanke Geſtalt des jungen Mannes und zog ihn in die Stube.

„Du biſt es, Du biſt es wirklich!“ rief er freudig erregt. „Der arme, gottſelige Brunner, was hätte der für eine Freude gehabt, und wie wird ſich der gnädige Herr freuen! Aber vorerſt wollen wir ein Gläschen Wein trinken!“ Er rannte einige Zeit in freudiger Verwirrung in der Stube umher, ſtürzte einen Stuhl um, rannte ſich den Kopf an den Schrank an und fuhr dann mit dem Aermel ſeines Talars über den ſtaubbedeckten Tiſch, auf dem bald eine Flaſche Wein und zwei Gläſer ſtanden. Der Pope ſchenkte ſie voll. „Sollſt leben, mein Sohn!“ rief er, mit Jonel anſtoßend. Er leerte ſein Glas auf einen Zug. „Wann biſt Du in Baneſti eingetroffen?“

„Soeben; ich habe Alexe mit dem Wagen ins Schloß vorausgeſchickt, ich wollte vorerſt ein halbes Stündchen in alten Erinnerungen ſchwelgen. Wie geht es Euch?“

„Schlecht, ſehr ſchlecht, mein Sohn,“ ſeufzte der Pope; „während der vielen Jahre, da Du draußen in der Fremde ſtudirt haſt, hat ſich hier vieles verändert. Auch ich bin nicht mehr derjenige, der ich einſt war.“

„Man wird älter und ernſter!“ lächelte Jonel.

„Ah pah, das Alter allein thut es nicht, aber der Gram, die Sorgen und der Hunger! Ja, der Hunger!“

„Der Hunger?“ fragte Jonel ernſt.

„Ja wohl,“ ſeufzte der Pope, indem er ſich auf dem Diwan niederließ. „Als der gnädige Herr unverheiratet war,“ fuhr er gedrückt fort, „bezog ich von ihm einen regelmäßigen Monatsgehalt von drei Dukaten. Wenn man noch dazu rechnet, was ich ſonſt noch nebenbei verdiente und die Erträgniſſe meiner fünf Pogon Ackerboden, ſo ergibt dies ein recht nettes Sümmchen. Aber Deine Stiefmutter iſt — wie ſoll ich nur ſagen — ſie iſt eine aufgeklärte Frau, ſie kümmert ſich weder um Gott noch um den Teufel und am allerwenigſten um einen armen Popen. Mit einem Worte: ſeit zehn Jahren habe ich vom gnädigen Herrn keinen roten Ban (Centime) mehr bekommen, und in der letzten Zeit wage ich mich nicht einmal an Sonn- und Feiertagen ins Schloß.“

„Warum?“ fragte Jonel, deſſen Geſicht ſich verdüſtert hatte.

„Weil ich Deine Stiefmutter fürchte, ſie hat ein jähzorniges Gemüt und eine ſehr raſche Hand. Sie ohrfeigt, ſie behandelt die Bauern von Baneſti wie Hunde und mich nicht beſſer; ſo, wie Du mich ſiehſt, habe ich vor einigen Monaten, am Charfreitag, hörſt Du, am Charfreitag, zwei Ohrfeigen von ihr erhalten. Ich hätte mich ſchließlich darüber hinweggeſetzt, wenn die Sache nicht einen Haken hätte. Man hat mir meine früheren Bezüge eingeſtellt, gut, es thut weh, aber ich ſchweige, denn zur Großmut kann man niemand zwingen. Aber man will mir meine fünf Pogon Grund und Boden entreißen, Deine Stiefmutter will den Freiſaſſen von Baneſti das Gut Oance rauben. Hörſt Du?“

„Aber um Gottes willen, wie iſt denn das möglich?“ rief Jonel erregt aus.

„O, es iſt vieles möglich, wenn man die Macht in Händen hat! Setz Dich, Jonel, paß auf, ich will Dir erzählen, wie alles gekommen.“ Er ergriff das Glas, trank daraus und begann: „Als Dein Vater heiratete, war Baneſti ſchuldenfrei und auch ſie — Deine Stiefmutter nämlich — brachte ihm ein Gut als Mitgift. Damit läßt ſich gut leben, wenn man nicht nach dem Blauen vom Himmel greift. Aber Deine Stiefmutter wollte hoch hinaus, ſie hat in Bukareſt einige Jahre in Saus und Braus gelebt und das Geld zu den Fenſtern hinausgeſchleudert. Vier Jahre nach der Hochzeit war ihr Gut unter dem Hammer. Ein Jahr ſpäter war Baneſti mit Hypotheken belaſtet. Und nun kam ein Jud — Grünſpecht heißt er — zu Deinem Vater und träufelte ihm ins Gehör den Plan, eine Fabrik zu erbauen. Dein Vater ſträubte ſich dagegen, Deine Stiefmutter, die wie alle Weiber langes Haar und kurzen Verſtand hat, beſtand darauf, und da der gnädige Herr alles thut, was ſie will, ſo wurde die Fabrik errichtet. Wenn Du ans Fenſter trittſt, ſo wirſt Du hinter dem Schloßpark einen roten Schlot in die Luft ragen ſehen. Durch dieſen Schlot ſind durch einige Jahre Rauchwolken zum Himmel gewirbelt, und dieſer Rauch hat den Reſt des Vermögens Deines Vaters und viel geborgtes Geld obendrein aufgezehrt. Aber Deine Stiefmutter brauchte Geld, herdenmäßig viel Geld, und ſie fand ein Mittel, um es ſich zu beſchaffen. Du kennſt wohl noch das Gut Oance, es liegt eine Viertelſtunde weit von Baneſti, dieſes Gut gehört ſeit undenklichen Zeiten uns Freiſaſſen von Baneſti. Wir haben Brief und Siegel, daß dem ſo iſt. Schau!“

Der Pope erhob ſich, trat zum Schrank, der neben der Thür ſtand, und holte daraus einen zerknitterten Bogen Papier hervor. Er legte ihn auf den Tiſch.

„Das iſt,“ begann er mit einer faſt feierlich klingenden Stimme, „die notariell beglaubigte Abſchrift einer bei Gericht deponirten Urkunde, aus der hervorgeht, daß der glorreiche Fürſt Stefan der Große — geſegnet ſei ſein Andenken — den Freiſaſſen von Baneſti das Gut Oance zum ewigen Eigentum verliehen. Dieſes Gut haben wir, die Freiſaſſen von Baneſti, Jahrhunderte hindurch beſeſſen und mit unſerem Blut verteidigt. Deine Stiefmutter nun hat in eurem Familienarchiv irgend ein Schriftſtück aufgeſtöbert, wonach das Gut Oance der Familie Fortunat gehören ſoll. Sie hat uns einen Prozeß an den Hals gehängt, und dieſer Prozeß zieht ſich ſchon an die drei Jahre hin; wir haben bereits unſer Letztes für Advokaten, Stempelgebühr, für Tod und Teufel ausgegeben, wir ſind nahezu an den Bettelſtab gebracht. Und Deine Stiefmutter hat den Prozeß in der erſten Inſtanz gewonnen, ſie hat beſſere Advokaten als wir, die Richter halten zu ihr, der Präfekt Aldean arbeitet für ſie, kurz, ich fürchte, wir verlieren den Prozeß auch in der zweiten Inſtanz. Aber wenn es thatſächlich geſchehen ſollte, dann gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden, dann ſind wir am hellichten Tag von den Gerichten, von Deiner Stiefmutter ausgeraubt und ausgeplündert worden.“

Pope Konſtantin hatte mit einem wahren Feuereifer geſprochen, ſeine Stirnadern waren mächtig angeſchwollen, und bei den letzten Worten ſchlug er mit der geballten Fauſt ſo wuchtig auf den Tiſch, daß die Flaſche und die Gläſer klirrten.

„Und nun höre, Jonel,“ fuhr er beruhigter fort, „Du haſt die Geſetze ſtudirt, Du weißt, was recht und was unrecht iſt, Du biſt ja auch ein Advokat, wie ich gehört habe. Studire unſern Prozeß, und wenn Du findeſt, daß wir eine gerechte Sache verfechten, dann tritt hin vor Deinen Vater und vor Deine Stiefmutter und ſage ihnen: ‚Die Freiſaſſen von Baneſti ſind in ihrem verbrieften Recht, ich dulde nicht, daß man ſie plündert!‘ Dein Vater iſt ein ſeelenguter Menſch, ich bin überzeugt, er wird einlenken, wenn er ſein eigen Blut ſo reden hört. Verſprich mir, Jonel, daß Du thun wirſt, um was ich Dich im Namen aller Freiſaſſen bitte.“

Jonel hatte ſtill dageſeſſen, die Ellenbogen auf den Tiſch gelehnt und den Kopf zwiſchen den Händen preſſend. Aber in ſeinem Geſichte, das bald bleich, bald von einer flammenden Röte übergoſſen war, ſpiegelte ſich der Aufruhr ab, den die Worte des Popen in ſeinem Innern verurſacht hatten. O, jetzt verſtand er, warum Floricas Briefe ſo traurig waren; es war nicht nur das Weh über ihr eigenes, unabänderliches Mißgeſchick, das aus ihren Briefen zitterte, ſondern auch ein großer, tiefer Schmerz über häuslichen Kummer, über Not und gramvolle Sorgen, die ſich in ſeinem väterlichen Heim eingeniſtet! Und die Not und die Sorgen hatten ſeinen Vater verlockt, nach fremdem Gute die gierigen Hände auszuſtrecken! Fünfzig armen, von dem Erträgnis ihres Bodens kümmerlich lebenden Familien ſollte ihr Erbgut entriſſen werden, damit ſeine Stiefmutter in Glanz und Fülle leben konnte wie früher. Es war unerhört! Er ſprang empor.

„Was Ihr mir mitgeteilt habt,“ rief er, die Hände des Popen ergreifend, „hat mich tief bewegt! Ich ſchwöre Euch, daß ich nicht dulden werde, daß den Freiſaſſen unrecht geſchieht. Glaubt mir, es wird ſich noch alles zum Guten wenden. Lebt wohl!“

Er eilte hinaus. Seine Stimmung hatte jäh umgeſchlagen. Die wunderſame Heiterkeit, welche ſeine Seele beim Anblick der alten, durch tauſend klingende Erinnerungen aus ſeiner Kindheit verklärten Landſchaft geſchwellt hatte, war von ihm gewichen. Eine bange Schwere laſtete auf ihm. Er hatte gehofft, wenn auch nicht glückliche, ſo doch behagliche Verhältniſſe zu finden. Und nun ſtand er vor einem tief zerrütteten Hausweſen, das man durch künſtliche, durch trügeriſche und betrügeriſche Mittel vor dem Ruin zu retten ſuchte. Und der Dämon, der all das Unheil verſchuldet, war jenes ſtolze Weib, deſſen Anblick ſchon das Herz des Knaben mit einem ahnungsvollen Schauer durchbebt hatte. Er ballte die Fauſt, er hatte noch nie in ſeinem Leben einen Menſchen gehaßt, jetzt aber fühlte er, wie in ſeinem Herzen ein tiefer, brennender, bitterer Groll aufſtieg gegen dieſes unſelige Weib. Er verdoppelte die Schritte und eilte, ſtarr vor ſich blickend, dem Schloſſe zu.

VIII.

Der Schloßpark von Baneſti hatte im Laufe der letzten zehn Jahre eine gründliche Umwandlung erfahren, er war jetzt wohl gepflegt, die Wege waren mit Kies beſtreut und in den von dunkeln Teppichpflanzen umſäumten Beeten flammten rote Pelargonien, leuchteten die blauen Sternchen der Lobelien, dufteten Theeroſen, während hie und da in weißen Marmorvaſen prächtige tropiſche Pflanzen — zumeiſt Fächerpalmen und Dracänen — das Auge durch ihr ſaftiges Grün erquickten. Die Kapelle beim Rondell, einſt grau und verwittert, war friſch aufgeputzt und mit blühenden Rankengewächſen überſponnen, die weibliche Statue vor derſelben war blank und weiß, in dem mit klarem Waſſer gefüllten Baſſin ſchwammen ſchneeweiße Schwäne und pluſterten mit den Flügeln, ſo oft ſie in den Bereich des Waſſerſtrahles kamen, den der pausbäckige Tritone aus der ſchwarzen Muſchel in die Höhe ſchoß und der in tauſend glitzernden Waſſertropfen niederrauſchte. Das war eine angenehme Muſik und es ließ ſich dabei ſchön träumen, beſonders gegen Abend, wenn die Spitzen der Rieſeneichen, die rings um dieſen lauſchigen Platz Wache ſtanden, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet waren und wenn in ihren Kronen die Amſel ſüß flötete.

Florica pflegte hier oft in den Nachmittagsſtunden, auf ihrem Rollſtuhle lagernd, das von den goldblonden Locken umwallte Köpfchen auf die Lehne geſtützt, in die blaue Himmelsglocke zu ſtarren und dem Gezwitſcher der Vögel zu lauſchen. Heute aber träumte ſie nicht. Sie ſaß aufrecht, ihre ſonſt ſo bleichen Wangen waren leicht gerötet und ihre dunkelblauen Augen ruhten bewundernd auf der ſchlanken Geſtalt Jonels, der vor ihr ſtand und ihr bald lachend, bald ernſt erzählte, was ſich alles während der zehn Jahre, ſeitdem er ſie nicht geſehen, in ſeinem Leben abgeſponnen. Aber das war raſch geſchehen, denn er hatte zu dem, was ſie bereits aus ſeinen Briefen wußte, nur wenig hinzuzufügen; er hatte fleißig ſtudiert, ſehr zurückgezogen gelebt und den Moment kaum erwarten können, da er ſein Doktorexamen gemacht haben werde, um hernach in die Heimat zurückzukehren zu ſeinem lieben, ſüßen, armen Schweſterlein.

Aber dieſes arme Schweſterlein war inzwiſchen ein großes, ſchönes, prächtiges Mädchen geworden. Und als ihr Jonel dies lachend ins Geſicht ſagte, da wurde ſie über und über rot. Er aber faßte mutwillig ihr Köpfchen mit beiden Händen, neigte ſich zu ihr, küßte ihr den feinen Mund mit den zarten Lippen und rief: „Ja, das biſt Du, Florica. Du biſt wahrhaftig ein prächtiges Mädchen!“ Dann erinnerte er ſie an die wenigen Wochen, die ſie im elterlichen Hauſe in der Reſidenz zuſammen verlebt hatten, und wie ſie ſich beide in liebevoller Freundſchaft aneinander geſchloſſen, er erinnerte ſie an jenen kummervollen Abend, als ihm ſein Vater die Kunde überbrachte, daß er Bukareſt verlaſſen müſſe, um nach Deutſchland zu reiſen. Da hatten ſie beide ſo bitterlich geweint. Bei dieſen Erinnerungen kamen ihm jetzt noch die Thränen in die Augen, aber er überwand raſch die Rührung, lachte auf und brachte ein Häuflein Briefe zum Vorſchein.

„Das ſind Deine Briefe, Florica,“ rief er luſtig, „Deine Briefe vom letzten Jahre, chronologiſch geordnet. Sag, bin ich nicht ein treuer Bruder?“

Sie drückte ihm lächelnd die Hand.

„Sieh, Jonel,“ ſagte ſie, „wie eigentümlich. Du biſt erſt ſeit kaum zwei Stunden hier, und doch dünkt es mich, als wäreſt Du nie fort geweſen, als hätten wir die ganze Zeit über zuſammen gelebt. Aber wie haſt Du Papa und Mama gefunden? Viel verändert, was?“

Jonel wurde ernſt. „Der Vater muß in den letzten Jahren viel gelitten haben,“ entgegnete er, „er ſieht ſo alt und gebrochen aus. Wenn ich mich nicht vor Deiner Mutter geſchämt hätte, ich würde aufgeſchluchzt haben wie ein Kind, als ich in ſeine traurigen, gramvollen Augen blickte. Aber Deine Mutter iſt noch ſo ſchön und blühend wie vor zehn Jahren und auch ſo kalt gegen mich wie dazumal.“

„Meine Mutter iſt gut, ſeelengut,“ fuhr ſie auf, „glaub's mir, Jonel, aber ſie iſt zuweilen launiſch und eigenſinnig — und dann die traurige Lage unſeres Vermögens, das drückt ihr das Herz ab!“

„Ich habe vom Popen Konſtantin erfahren,“ ſagte er, „wie zerrüttet unſere Verhältniſſe ſind. Warum haſt Du mir nie davon geſchrieben?“

„Was hätte es genützt? Du konnteſt ja doch nicht helfen, und ich hätte Dir umſonſt Kummer bereitet! Aber ich hab's kommen ſehen, Jonel, ja, ich hab's kommen ſehen. Vor vier oder fünf Jahren war es, da kam eines Tages ein Jude zu uns — Grünſpecht heißt er — und der legte dem Vater den Plan vor, eine Fabrik zu errichten, und erzählte ihm Wunderdinge, wie viel man dabei verdienen könne. Und damals ſchon ſtand es ſchlecht um uns. Papa begann die Fabrik zu bauen, das koſtete ein Heidengeld, dann, als ſie fertig war, fehlte es wieder an Geld, und als ſie in Betrieb geſetzt wurde, war erſt recht kein Geld da und Papa mußte Anleihen aufnehmen und Baneſti mit Hypotheken belaſten. Eines ſchönen Morgens iſt der Betrieb eingeſtellt worden, und dann begann eine ſchwere Zeit. Nur Gott weiß, wie das noch alles enden mag. Und ich hab's kommen ſehen; dieſer Grünſpecht hat ſchreckliche Augen, ſtechende ſchwarze Augen. Und er lächelt ſo freundlich, ſo ſüß; ſo kann nur ein herzloſer Menſch lächeln. Jetzt begreifſt Du vielleicht, warum Mama ſo launiſch iſt, warum ſie Dich ſo kühl empfangen hat. Sie iſt gewohnt, aus dem Vollen zu ſchöpfen, und nun muß man ſich ſehr einſchränken. Doch reden wir nicht weiter davon. Komm, ſetze Dich her zu mir,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „und erzähle mir, ob in Deinem Kopf immer noch die ſchönen Träume ſpuken von Deiner zukünftigen Herrlichkeit, wovon Du mir in Deinen Briefen ſo viel geſchrieben.“

Jonel ließ ſich am Rande des Rollſtuhles nieder, ſtrich dem Mädchen eine Locke aus der Stirn und ſagte:

„Du haſt wohl oft über den phantaſtiſchen Träumer Dich luſtig gemacht?“

„Gott behüte!“ rief ſie herzlich. „O, wenn Du wüßteſt, wie kalt, nüchtern und proſaiſch die Leute ſind, die zu uns kommen! Wenn Du das wüßteſt, ſo würdeſt begreifen, mit welcher Freude ich Deine Briefe las, aus denen mir Dein idealer Sinn entgegenleuchtete! Ich habe die Ueberzeugung, daß Du ein großer Mann werden wirſt, daß die Leute von Dir ſprechen werden. Ach, wenn ich nicht krank, wenn ich ein Mann wäre ...“

„Nun, was dann?“ unterbrach er ſie.

„Ich wäre nicht wie die anderen!“

„Auch ich will nicht wie die anderen ſein!“ rief Jonel. „Sieh, Florica, als ich vorgeſtern den heimatlichen Boden betrat, da war es mir, als müßte ich niederknieen und die Erde küſſen. Ich, der ich zehn Jahre in der Fremde lebte mit der ſteten, brennenden Sehnſucht nach der Heimat im Herzen, die alles umſchließt, was mir heilig und teuer iſt, ich weiß, was Vaterlandsliebe iſt. Und wir haben ein herrliches Land, ein prächtiges Volk, Florica! Ein Volk, das eine ſo ruhmvolle Vergangenheit hat wie das unſerige, das ſolch ſchöne, innige Lieder dichtet, das wird nun und nimmer zu Grunde gehen, dem iſt noch eine große Zukunft beſchieden.“ Er ſprang auf, eine heiße Röte flammte auf ſeinen Wangen. „Und für dieſes Volk wirken, ſtreben, ſterben, wenn es ſein muß,“ rief er mit leuchtenden Augen, „das iſt ein herrliches Los! Oft, wenn ich an meine Zukunft denke, Florica, da bilde ich mir ein, ich ſtünde vor einer großen Menge und ſpräche zu ihr, und begeiſternde Worte ſprudeln mir von den Lippen, und die Menge lauſcht und ſtaunt, und dann wogt es mir durch die Seele wie toſendes Beifallklatſchen und wie brauſendes Waffengeklirr, und ich fühle mich ſo glücklich, ſo unſagbar glücklich ... Ach, es iſt ein ſchöner, ein ſüßer Traum!“

Jonel ſchwieg, die brennenden Blicke ins Leere gerichtet, und wie er ſo daſtand im Vollgefühl der kraftſtrotzenden Jugend, das dunkellockige Haupt von einem Abendſonnenſtrahl wie von einer Aureole umleuchtet, um die Lippen ein leiſes, verzücktes Lächeln, da erſchien er Florica als die Verkörperung jenes leuchtenden männlichen Ideals, das in ihren Träumen lebte. Aber in das wonnige Gefühl, das bei dieſem Gedanken ihre Seele ſchwellte, ſchoß plötzlich ein heftiger, ſtechender Schmerz, ſie wollte auflachen vor lauter Glück und Seligkeit, aber das Lachen erſtarb auf ihren Lippen, ſie ließ das Haupt auf die Lehne zurückſinken, barg das Geſicht in den Händen und begann leiſe zu weinen. Jonel erſchrak.

„Was fehlt Dir, Florica?“ rief er.

„Nichts, nichts,“ murmelte ſie, „mir iſt ſo wohl, aber es kommt mir manchmal zum Weinen, ich weiß ſelbſt nicht, warum, und es vergeht bald. Sieh, Jonel, jetzt lach' ich wieder!“

Sie entfernte die Hände vom Geſicht und ſchaute ihn lächelnd an.

„Da find' ich ja Bruder und Schweſter in einem zärtlichen und allerliebſten tête-à-tête!“ ertönte plötzlich eine ſilberhelle Stimme hinter Jonel. Er wandte ſich raſch um. Vor ihm ſtand eine elegante, ſchlanke Dame in einem grauen Reiſekleid, auf dem Haupt ein ſchwarzes Hütchen mit einer wallenden blauen Feder. Sie blickte ihn eine Weile mit ihren großen, mandelförmigen ſchwarzen Augen prüfend an, neigte ſich dann zu Florica, küßte ſie auf die Stirn und legte ihr das kleine, mit einem perlgrauen Handſchuh bekleidete Händchen auf den Mund. „Nicht reden, Florica,“ rief ſie lachend; „wir wollen ſehen, ob mich Herr Jonel erkennt! Raten Sie einmal,“ fuhr ſie, zu Jonel gewendet, fort, „wer, glauben Sie, hat die Ehre, vor Ihnen zu ſtehen?“

Jonel war unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen und ſtarrte die junge Dame an. Sie war eine prächtige Erſcheinung, ſchlank, faſt ſo groß wie Jonel, mit wunderbar ebenmäßigen Formen. Auf der niedrigen, an den Seitenwinkeln etwas erhöhten Stirn kräuſelten ſich einige blauſchwarze Locken, aus den großen, mandelförmigen, von langen ſeidenen Wimpern überſchatteten Augen leuchtete eine dunkle Glut, die Naſe war fein geformt mit leicht gewölbten, zarten und leiſe bebenden Nüſtern, hinter dem halb geöffneten, lächelnden Mund ſchimmerten ſcharfe weiße Zähnchen; blühende Jugendfriſche und kraftſtrotzende Geſundheit ſtrahlten aus der ganzen Geſtalt und aus dem roſig angehauchten Antlitz, das ſo ſeltſam ſchön und berückend war, wie es ſich in ſeinen Weiheſtunden ein Künſtler nicht ſchöner und berückender zu denken vermag. Jonel ſtand da, wie von einem Zauberbann befangen, er ſenkte die Blicke. Da lachte das Mädchen laut auf, trat auf ihn zu, und mit dem Zeigefinger der rechten Hand über ſeine Stirn fahrend, rief ſie:

„Die Narbe iſt längſt verſchwunden und damit wohl auch, wie mir ſcheint, die Erinnerung an Ihre einſtige Feindin!“

„Lea!“ rief Jonel aus, und eine Purpurröte übergoß hiebei ſein Geſicht.

„Ja, Lea, Jzidl Pſantirs Tochter,“ ſagte ſie. Sie reichte ihm die Hand. „Und nun ſeien Sie mir herzlich willkommen! Wir haben Sie alle mit großer Sehnſucht erwartet. Aber warum ſchauen Sie mich noch immer ſo befremdet an?“

„Wie ſchön Sie geworden ſind!“ ſagte er mit naiver Bewunderung.

Sie ſchien dieſe Worte zu überhören, ließ ſich auf dem Rollſtuhl neben Florica nieder, umſchlang ſie und ſagte: „Ich bin ſoeben mit meinem Bräutigam gekommen. Ich habe nämlich einen Bräutigam, müſſen Sie wiſſen,“ fügte ſie raſch und errötend, zu Jonel gewendet, hinzu, „es iſt dies der Gutsbeſitzer von Valeni, Herr Balſamaki, mein Wohlthäter, der mich erzogen und dem ich alles verdanke, was ich bin. Ich weiß, die Leute rümpfen darüber die Naſe. Herr Balſamaki iſt nämlich nicht mehr jung, und hübſch auch nicht, und viele können es nicht begreifen, warum ich ihn heirate. Aber ich bin dankbar, ja, das bin ich, und dann geht's niemand an, was ich treibe, und ich brauche niemand Rechenſchaft zu geben. Ich thue, was ich will, ja!“

„Aber, Lea, Du redeſt Dich ja in einen wahren Zorn hinein, wer hat Dir denn je einen Vorwurf gemacht?“ rief Florica.

„Du nicht, Du gewiß nicht,“ flog es von Leas Lippen, „denn Du biſt gut und lieb und ſanft wie ein Engel! Aber es gibt Leute, die anders denken, die es nicht begreifen wollen, daß ein junges Mädchen — und ich bin übrigens ja gar nicht mehr ſo jung, ich zähle einundzwanzig Jahre — einen Mann von ſechzig Jahren heiratet. Und ich wette, Herr Jonel,“ fügte ſie hinzu, „ich wette, daß dies auch Ihnen ſeltſam erſcheint! Nicht?“

„Ich bin erſt ſeit zwei Tagen in meiner Heimat und kaum drei Stunden in meinem Vaterhauſe,“ ſagte Jonel ausweichend, „und da muß ich denn geſtehen, daß ich vieles nicht recht begreife und daß mir in der That manches ſeltſam erſcheint, aber ich denke, ich werde mich daran gewöhnen.“

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Biebrich am Rhein. Von Emile Erhard.

Mit Originalzeichnungen von H. Lüders.

Einſt die Sommerreſidenz des Herzogs von Naſſau und ein Erholungsort jener eleganten Welt, welche in Homburg und Wiesbaden als Sklave Fortunas im Schweiße ihres Angeſichts arbeitete, ruht das freundliche Biebrich ſeit mehr als zwei Jahrzehnten friedlich unter ſeinen Weingeländen, vergeſſen von dem Glanz und Geräuſch des Weltgetriebes, nur von den Badegäſten Wiesbadens oder den Rheinfahrern beſucht, welche das ſtille alte Schloß und den einſamen dunklen Park einer vorübergehenden wehmütigen Betrachtung widmen. Schloß und Park ſind bis zur Stunde Privateigentum des Herzogs von Naſſau geblieben, welcher die Millionen zurückwies, mit denen Preußen ſich bereit zeigte, den Beſitz einzutauſchen. Statt deſſen widmete der Herzog die einſtige Reſidenz mit allen den darin enthaltenen Herrlichkeiten dem Geſchick des Märchenſchloſſes von Dornröschen. — Der Verfall macht ſich ſelbſt dem oberflächlichen Beobachter bemerklich. Die verroſteten großen Gitter, die grasbewachſenen, breiten Wege, die verwilderten Alleen mit ihren nachtdunklen Schatten, die beſchädigten Steinbilder und die waſſerleeren Fontänen erzählen davon!

Freilich an poetiſchem und maleriſchem Reiz hat der Herzogsſitz gewonnen, ſeit das Leben daraus ſchwand. In dem Städtchen herrſcht allerdings noch immer Leben genug, nur hat es durch Aufnahme fremder Elemente ein neues Gepräge erhalten.

Der Glanz der Hofgeſellſchaft und der ephemere, unheimliche des Glücksrittertums hat dem ſoliden Kommißglanz preußiſchen Soldatenlebens Platz gemacht.

Biebrich iſt ſeit 1866 zum Sitz einer Unteroffizierſchule gemacht worden und eignet ſich ſeiner Lage, der großen Schwimm- und Turnplätze und einer aus den herzoglichen Zeiten ſtammenden vorzüglichen Kaſerne halber ganz beſonders zu dem erleſenen Zweck. Die Kaſerne, in rotem Backſtein, mit einem weiten Exerzierplatz davor, das Kaſino der Offiziere und ein dazu gehörender hübſcher Garten am Rhein ſind die Sammelplätze militäriſchen Lebens, welches von hier aus das ganze Städtchen durchzieht.

Dieſe Unteroffizierſchulen haben den Zweck, tüchtiges Material für die Ausbildung der Rekruten zu liefern. Es werden in den Unteroffizierſchulen nur junge Leute von ſechzehn bis achtzehn Jahren angenommen, alſo vor der Dienſtpflichtreife. Die Berechtigung zur Aufnahme in die Unteroffizierſchule hat jeder geſunde, kräftige Burſche mit gutem Schul- und Sittenzeugnis; für die Aufnahme ſelbſt iſt dann noch ein Examen abzulegen.

Nach dreijähriger Dienſtzeit auf der Unteroffizierſchule kommen die jungen Leute in einem Alter von circa zwanzig Jahren, wo der Mann ſonſt zur Dienſtpflicht einberufen wird, als ausgebildete Unteroffiziere in die Armee. Der immenſe Vorteil beſteht erſtens in der ſorgfältigen Ausbildung zum Zweck, dann aber auch in der frühen Erreichung der Charge.

Zu Lehrern dieſer jungen, bartloſen Soldatenſchar werden die tüchtigſten und beſtempfohlenen Offiziere der Infanterie gewählt. Die Biebricher Unteroffizierſchule beſteht aus vier Compagnien von je ungefähr hundert Mann Stärke. An Offizieren zählt ſie außer dem Kommandeur vier Hauptleute, vierzehn Lieutenants und einen Stabsarzt.

Unter den verſchiedenen Fächern des Unterrichts werden vaterländiſche Geſchichte, Kriegsgeſchichte und Geographie beſonders ſorgfältig behandelt. Die Unteroffizierſchüler ſchlagen in dieſen Fächern die Schüler der Gymnaſien; jedes Ereignis, jede Jahreszahl in der Geſchichte Preußens iſt ihnen gegenwärtig, ſie wiſſen die Herrſcher mit den betreffenden Zahlen rück- und vorwärts zu nennen, haben die Taten der Kriegsgeſchichte am Schnürchen und die Karte von Europa, ſpeziell Deutſchlands Karte, feſt im Kopfe.

Außer den Wiſſenſchaften wird ebenſo militäriſch genau die körperliche Ausbildung betrieben. Die Offiziere ſind nicht nur Lehrer in der Schulſtube und auf dem Exerzierplatz, ſondern auch auf der Schwimm- und Turnanſtalt. Gerade in dieſen Uebungen wird Erſtaunliches geleiſtet, daneben auch der Kaſernendienſt abſolviert wie bei anderen Truppenkörpern, doch herrſcht bei alledem eine rationelle Berückſichtigung der Jugend dieſer Mannſchaft vor. So müſſen die Unteroffizierſchüler zum Beiſpiel nach dem Mittageſſen eine Stunde ausgekleidet in ihren Betten ſchlafen, reſpektive ruhen. Das Verhältnis zwiſchen Mannſchaft und Offizieren iſt ein innigeres als ſonſt in der Armee, weil hier der Vorgeſetzte zugleich Erzieher und der Untergebene Pflegling iſt.

Einige kleine Beiſpiele mögen dies klar machen.

Jedem Offizier iſt eine Abteilung übergeben, nicht nur zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung, ſondern auch für körperliche Obhut. Er übernimmt die Verantwortung für Reinlichkeit und Körperpflege ſeiner Zöglinge, und er erfüllt ſeine Pflicht auf das pünktlichſte, außer den gegebenen Inſtruktionen auch nach eigenem Ermeſſen.

Trotzdem die jungen Bauernſöhne jede, auch die ſchmutzigſte Kaſernenarbeit verrichten müſſen, werden ihnen doch ſchon höhere Begriffe von Reinlichkeit und Körperpflege beigebracht, entſprechend der bevorzugten Stellung in der Armee, für die ſie erzogen werden. So legen die Lehrer unter anderem nicht nur auf ſaubere Hände, ſondern auch auf ſaubere Nägel Wert. Wehe dem Unteroffizierſchüler, der mit Trauerrändern vor ſeinem Vorgeſetzten erſcheint!

Jeder Teil der Toilette wird kontrolliert, die dafür gegebenen Befehle müſſen ſtreng innegehalten werden, was einem der eifrigen Lehrer einmal teuer zu ſtehen kam. Dieſer bemerkte in ſeiner Abteilung unſaubere Gebiſſe und befahl Zähneputzen. Am andern Morgen waren die Gebiſſe nicht reiner. Der Offizier ſchalt, fragte, ob geputzt worden ſei, und als ein „Zu Befehl!" ihm antwortete, erkundigte er ſich, womit geputzt worden ſei.

„Mit dem Finger, Herr Lieutenant!" war die Antwort.

„Das iſt nichts — habt ihr keine Zahnbürſten?"

„Nein, Herr Lieutenant!"

„So beſorge ſich noch heute jeder eine — verſtanden?"

„Ganz wohl, Herr Lieutenant!"

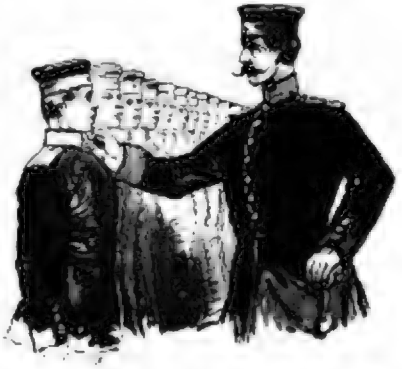
Im Laufe des Tages teilte der eifrige Offizier ſeinem Kommandeur die ſelbſtgetroffene Ordre mit. Der Kommandeur aber machte den Offizier aufmerkſam, daß die Leute von ihrem beſcheidenen Sold die Ausgabe einer Zahnbürſte nicht leiſten könnten. Um ſeinen Befehl nicht zurücknehmen zu müſſen, entſchloß ſich Lieutenant v. K. zum Ankauf von zwei Dutzend Zahnbürſten aus eigener Taſche. Die Gebiſſe ſtrahlten — Lieutenant v. K. konnte ſich dieſen Luxus geſtatten.

Solche kleine „Bäſereien" machen natürlich nicht den Soldaten, ſind aber nicht unwichtige Erziehungsmittel. Der Mann lernt auf ſich achten und die eigene Perſon von dem Schmutz trennen, mit dem er zu thun hat.

In dieſer jungen Elitemannſchaft kommt noch ein gutes Teil Knabenenthuſiasmus zur Mitwirkung; der Offizier kennt das genau und weiß es wohl zu verwenden. Sind doch die meiſten der Offiziere Kadetten geweſen und in ähnlicher Weiſe erzogen worden. Auch ſie haben in kindlichem Enthuſiasmus ihren Beruf erfaßt und in fröhlichem Jugendmut Freundſchaft mit dem Ernſt des Lebens geſchloſſen.

Ein Hauptmoment für dieſen Jugendenthuſiasmus bieten immer die Manöver, bei welchen die Unteroffizierſchule ſich den Truppen aus Wiesbaden und Mainz anſchließt und an Eifer und Präziſion die ältere Kameradſchaft zu übertreffen ſucht. Beim Manövrieren mit markiertem Feind kann man dieſe jungen Bürſchchen in eine Begeiſterung geraten und mit einem Feuer attakieren ſehen, als gälte es, das Vaterland zu retten.

Während des Herbſtmanövers im vorletzten Jahre wurde die Unteroffizierſchule verſchiedentlich in kleine Ortſchaften verlegt, in denen ſich für die Offiziere keine Herrenſitze, ſondern nur Bauernhütten fanden. Während die Mannſchaften ihre Portionen Erbswurſt und Cornedbeef mit einem Zuſatz von Kartoffeln abkochten und eine vorzügliche Mahlzeit erhielten, waren die Offiziere nicht ſo gut daran und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie das von der Bauersfrau geſchmacklos zubereitete harte „Hinkel" gegen einen Teller kopiöſer Mannſchaftsſuppe vertauſchen konnten. Lieutenant v. K. war es gelungen, einen großen Kalbsbraten aufzutreiben. Natürlich wurde dieſe That zu einem Ereignis für die Compagnie. Den Kameraden wäſſerte der Mund, und v. K. überwachte die Leitung des Bratgeſchäfts. Er wich der Bauersfrau bei der Zubereitung nicht von der Seite und geriet bei jeder Manipulation mit ihr in Streit. Die Frau wollte die Kalbskeule partout wie Schwein und Gans behandeln, das heißt mit Waſſer „beiſtellen" und griff ſich in das Kopftuch vor Entſetzen, als der verſchwenderiſche Lieutenant den ganzen „Klumpen" Butter — nämlich das beim Buttern in kleinen Portionen gewonnene Stück — und ein paar Fetzen Speck in die Pfanne warf und keinen einzigen Waſſertropfen als Zuthat leiden wollte. Trotz des Kopfſchüttelns der Alten gewann der Braten aber nach und nach ein reizendes Anſehen, wurde ſo ſchön braun und knuſperig, daß v. K. ſchon in der Pfanne mit ihm liebäugelte. Nur die Sauce wollte nach Anſicht des Lieutenants nicht „röſtig" werden. Die Frau behauptete, das käme von dem unmenſchlich vielen Fett, und kam immer wieder auf ihre Waſſervorſchläge zurück, die Sauce ſchien



dem jungen Küchenchef indes ſchon allzu dünn, und dem zweiten Vorſchlag der Bäuerin wegen einer „Einbrenne“ von Zwiebeln und Mehl mißtraute v. K. vollends. Er hatte am Tage zuvor bei dem von der Bäuerin ſervirten Spinat traurige Erfahrungen mit Zwiebeln und Mehl gemacht. Freilich — bündig hätte er die Sauce gerne werden ſehen, wie er ihr aber dazu verhelfen ſollte, das wußte er durchaus nicht. Vielleicht hätte er ſchließlich doch der Verſicherung Gehör gegeben, daß ohne eine tüchtige Einbrenne von Zwiebeln und Mehl kein Gericht auf der ganzen Welt genießbar werden könne, da kam ihm ein rettender Einfall.

Lieutenant v. K. beſaß drei Couſinen am Rhein. Einſt hatte ihm die älteſte der Couſinen mit einer wunderbaren Haſenbratenſauce imponirt, und die jüngſte hatte auf ſeine bewundernde Anerkennung geäußert: „Kein Wunder, daß die Sauce gut iſt, Trudchen hat ja den ganzen Rahm von unſerer ſauren Milch abgenommen und d[illegible]“

„Haben Sie ſaure [illegible]“ der Lieutenant die Bäuerin [illegible]

„Ei gewiß hun ich welche [illegible]“

„Und Rahm darauf[illegible]“

„Ei, ganzen dicken, wir wollen ja morgen ſtoßen“ (Buttern).

„Nehmen Sie den ganzen Rahm von der ſauren Milch,“ befahl der Lieutenant, „ich bezahle ihn.“

Für Geld iſt dem Bauern alles feil, die Frau erſchien alſo mit einem Topf ſauren Rahms.

Nun wußte Lieutenant v. K. nicht, wie das „Dazuthun“ bewerkſtelligt werden ſollte. Der Braten lag noch in der Pfanne, und die Kameraden warteten bereits in der Stube. Blamiren durfte er ſich nicht — hatte er doch mit ſeiner [illegible] einen extrafeinen Kalbs[illegible]

Am Ende wußte die Frau [illegible] verſtehen als er, und ſo [illegible] Sauce mit dem Rahm [illegible]

Die Frau erklärte, [illegible] gehörten nie und nimmer [illegible], kein Menſch thäte [illegible] an ein Fleiſch, nicht einmal [illegible] Rahm.

„Wozu iſt denn ſaurer Rahm [illegible]“

„Ei, bloß zum Stoßen,“ war die Antwort.

Die Dummheit war ſchlagend, zur Ueberlegung blieb keine Zeit, v. K. packte kurz [illegible] den Topf und goß ihn mit Todesverachtung auf den Braten.

Die Frau ſchrie laut auf, und ihm ſelbſt ſetzte das Herz vor Schrecken aus, als er den dicken weißen Klaks auf dem braunen Braten liegen ſah. Das Krepiren einer Granate hätte er in keiner größeren Spannung erwarten können als die Wirkung dieſer kühnen That.

Von der dicken weißen Maſſe liefen Strahlen nach allen Seiten aus.

„Da ſehen Sie, was Sie angeſtellt han!“ wimmerte die Bäuerin.

Er ſtarrte in den Topf — ſprachlos, und deckte ihn dann mit Faſſung zu, innerlich in fürchterlicher Aufregung, was die nächſten Minuten bringen würden, ob es einen Knall geben, die Geſchichte ſich in Schaum auflöſen oder ſonſt etwas Ungeheures paſſiren würde. Es geſchah aber nichts derart — der Braten fing nach einiger Zeit an zu brodeln wie zuvor. Den Deckel wieder zu lüften, das gewann Lieutenant v. K. nicht über ſich, er fürchtete den Anblick der guten Keule mit dem unnatürlichen weißen Klaks.

Der Bäuerin verbarg er ſeine Unruhe und den nagenden Zweifel und befahl kurz:

„Laſſen Sie den Braten in Ruhe, bis wir die Suppe gegeſſen haben, dann ſchöpfen Sie ihn herein und — die Sauce apart.“

In der Bauernſtube ſaßen die Kameraden bei der Suppe.

„Nun, K., was macht die Keule?“

„Wie ſteht's mit dem Braten?“ So tönte es ihm entgegen.

„Ihr habt Eure Sache hoffentlich gut gemacht, lieber K.?“ erkundigte ſich ſein Nachbar und Intimus, Lieutenant v. D.

„Alles in Ordnung!“ behauptete er kühn und machte ſich mit einer Miene an die Zubereitung des Salats, als nähme er eine Hinrichtung vor. Unter Ei, Salz und Pfeffer verſuchte er die bangen

[illegible] ſtehen da[illegible] Keule wie einem [illegible] mit dem Namen [illegible] neue Miene [illegible] und die Ordonnanz trug [illegible] einer großen irdenen [illegible]

[illegible] hatte v. K. auf das Geſicht der Ordonnanz geworfen und dann die Augen in ſeinen Suppenteller verſenkt.

„Warum hat der Menſch denn eine ſolche Leichenbittermiene?“ dachte er ahnungsbelaſtet.

Ein wundervoller Duft ſtieg indes tröſtend in K.s Naſe, während er mit ungewöhnlichem Geräuſch krampfhaft löffelte.

Vor den Hauptmann wurde die Schüſſel niedergeſetzt.

„Ausſehen thut die Keule famos!“ erklang es von des Vorgeſetzten Lippen.

K. hob die Augen — der fürchterliche Klecks war weg — bräunlich und glänzend lächelte die gute Keule ihn an.

„Wo iſt die Sauce?“

„Habt Ihr auch eine ordentliche Sauce dazu geliefert, Kerlchen?“ fragte v. D. ſehr intereſſirt.

„Hier!“ antwortete die zweite Ordonnanz und präſentirte einen braunen Topf mit großem Bauch und engem Halſe.

Der Hauptmann ſteckte die Naſe hinein.

„Riechen thut ſie famos!“ erſchallt wiederum ſein Urteil.

Der Stabsarzt tranchirte — die Stücke flogen nur ſo von der Keule.

„Bitte, gleich drei — mit zweien lohnt es nicht, anzufangen,“ bat der Hauptmann, empfing drei Rieſenſcheiben und reichte den Teller herüber zu K., der ſich vergeblich bemühte, durch den engen Hals des Topfes bis in deſſen geräumiges Innere zu blicken.

„Ordentlich Sauce darüber, lieber K., Saucen geben dem Braten erſt den Zauber.“

K. neigte den Topf — eine goldbraune Flüſſigkeit, lieblich duftend, von einem breiten, hellen Fettrand umzogen, garnirte im nächſten Augenblick die drei Rieſenſcheiben.

„Donnerwetter, K., Sie ſind ein Künſtler, da läuft einem ja das Waſſer im Munde zuſammen.“

„Allen Reſpekt vor Ihrer Kochkunſt!“ riefen die Zuſchauer, die Hälſe emporgereckt.

„Ihr könnt heiraten, lieber K.,“ verſicherte leiſe v. D. „Die Zukünftige wird von Euch angelernt werden!“

„Meine Frau könnte ſich gratuliren, wenn ſie eine Köchin von Ihren Kenntniſſen beſäße,“ erſchall des Hauptmanns [illegible]

K. richtete ſich empor und atmete hoch auf, um eine [illegible]

„[illegible] Saucen kann auch nicht leicht eine Köchin zu[illegible]“ ſagte er mit geſchraubten Wörtchen; „hier im [illegible], wo einem die nötigſten Ingredienzien fehlen, iſt es natürlich doppelt ſchwierig; freut mich nur, daß die Sauce [illegible] findet.“

[illegible] dankbare Seufzer, welcher dieſe Rede begleitete, galt der Couſine am Rhein.

K. war immer ſchon eine recht angeſehene Perſönlichkeit [illegible] der Kameraden geweſen, heute erhielt er einen beſonderen Nimbus. Einſtimmig wurde an dieſem Mittag in der Bauernſtube zu [illegible] beſchloſſen, dem Lieutenant v. K. die [illegible] der Offiziersſpeiſeanſtalt zu übergeben. Seine beſcheiden[illegible] ſchüchterne Abwehr wurde nicht beachtet.

„[illegible] muß Euer Talent dem Dienſte des Vaterlandes [illegible],“ forderte K.s Intimus, v. D.

„[illegible] zukünftige Beſchlag darauf legt, laßt uns [illegible] profitiren,“ ein anderer.

„Solch ein Licht darf nicht unter dem Scheffel ſtehen, lieber K., wenn es gilt, einen ganzen Offizierstiſch damit zu erleuchten!“ entſchied wohlwollend der Hauptmann.

Nachdem der Magen befriedigt und zu Ehren der Kalbskeule einigen Flaſchen deutſchen Schaumweins die Hälſe gebrochen, erwachte die Muſikliebe in der gemütvollen [illegible] Bruſt. Lieutenant v. W. wurde aufgefordert, ſeine [illegible] Geige, die geliebte Okarina, zu holen. Er war Meiſter auf dem Inſtrument und ließ ſich nie nötigen, darauf zu improviſiren.

Animirt durch die gute Kalbskeule, war die Begeiſterung unter dem Schaumwein noch geſtiegen und löſte ſich unter den Klängen der Okarina in Lied und Tanz, bis ſie in einer langen Fermate ([illegible]) ein würdiges Ende fand.

In den beiden Künſtlern aber klang die Begeiſterung noch nach; ſie verließen das niedere Lokal, W. ſpielend, K. ſingend, in gemeinſamer Improviſation.

Sofort ſammelte ſich eine Schar Kinder um die Muſikanten.

„Das iſt der Rattenfänger von Hameln — hörtet ihr nie davon?“ fragte K. die anwachſende Schar.

Stummes Staunen — W. pfiff weiter. Erwachſene traten vor die Thüren.

„Er führt die Kinder in den Berg,
Ihr ſeht ſie niemals wieder!“

ſang K. zu der gepfiffenen Melodie.

Lächelnd hörte man ihn an, die Blicke aber hingen wie bezaubert an dem ſchlanken, ſchwarzhaarigen Muſikanten. Im Takte marſchirten die Kinder, paarweiſe; von Haus zu Haus mehrte ſich die Zahl, die größeren packten ſchnell ein paar kleine auf und reihten ſich dem Zug an. K. ſang mit lauter Stimme die Erzählung vom Rattenfänger zu der Melodie: „Mutter, der Mann mit dem Koaks iſt da!“

So ging's durch das Dorf, die Straße weiter bis zu einem Hügel, den W. pfeifend hinaufmarſchirte. Die Kinderſchar folgte im Takte.

Oben angelangt, wurden Knaben und Mädchen geſondert. W. übernahm die Knaben zu einem Unterricht im Turnen, K. die Mädchen, welche er in Reihen niederſitzen ließ, zu einer Schulprüfung. Radſchlagend wirbelte W. den Hügel hinab, nach kurzem Staunen wollten alle Jungens nach — ſo ging das aber nicht, die Sache ſollte planmäßig betrieben werden. W. rangirte die Jungens zum Froſchlaufen, Zelmerſen, Kopfſtehen, Aufhändengehen, Radſchlagen, Springen und dergleichen Kunſtſtücke, welche W. als brillanter Turner vormachte, die von den Knaben nachgeahmt wurden. Für gute Leiſtungen wurden Preiſe bis zu zwanzig Pfennig ausgeſetzt; infolge deſſen artete der Eifer zu Fanatismus aus, man ſchlug ſich um die Preiſe, und das „Nebelzen“ um W. wurde lebensgefährlich.

Weniger Not und Mühe hatte K. mit den Mädchen. Bei der Examination kam wenig heraus, er machte bald andere Experimente, warf eine Handvoll Steine in die Luft und ließ die Zahl derſelben taxiren, ebenſo die Anzahl der verſammelten Kinder oder einer Reihe derſelben, gab Rätſel auf, erzählte Anekdoten bis zur Pointe, für die er eine ſchlagfertige Antwort forderte, meiſtens auch erhielt, und dergleichen mehr. Für die beſten Antworten zahlte auch er Preiſe, aber nur bis zu zehn Pfennig; er behauptete kühn, Intelligenz ſei billiger als Geſchicklichkeit. Bald war die Mädchenſchar Luſt und Leben, wenn auch geſitteter als am Fuß des Hügels die Knabenſchar.

Schwer wurde es aber den beiden Herren, das Ende zu finden; die Kinder wollten nicht wieder aufhören, bis endlich W. ſeine Ocarina ergriff und einen Marſch intonirte, nach welchem dann die ganze Geſellſchaft in das Dorf zurückmarſchirte. K. imitirte die Trommel durch „Radadom, Radadom, Radadom — dom — dom! mit entſprechender Handmimik.

Am andern Morgen beim Verlaſſen des Dorfes war der Abſchied der Dorfjugend von dem Herrn „Rattenfänger“ und dem Herrn „Hameln“ ein tief ergreifender; fünfzig und mehr kleine Schmutzfäuſtchen ſtreckten ſich ihnen entgegen, und das letzte kleine Geld ließen ſie darin zurück.

Die Nacht wurde biwakirt. Für die Offiziere war ein trockener Graben zwiſchen einem Laubwäldchen und einer abgemähten Wieſe als paſſender Lagerplatz erſehen. Mit großer Sachkenntnis wurde der Graben zu Lagerzwecken ausgebeutet. Bald lagen die Herren auf heugepolſterter Stätte bequem wie auf dem Sofa der Lieutenantsſtube — zwiſchen ihnen am Feuerplatz hing ein großer Keſſel mit heißem Punſch und wartete des Siedepunktes. Die Nacht war mondhell, aber friſch, man freute ſich auf den Punſch, deſſen kräftiges Aroma den keſſelartig vertieften Graben durchzog.

Die Unteroffizierſchüler biwakirten jenſeits des Wäldchens. Plötzlich blitzt es zwiſchen den Baumſtämmen, ſchimmert wie Nebelſchleier — einer der Offiziere macht den andern aufmerkſam. Da ertönt gedämpfte Muſik, und aus dem Schatten des Waldes löſen ſich Geſtalten — die Nymphen des Waldes im Ballettkoſtüm: roſa ſchimmernde Tricots, weiße, kurze Röckchen. Der helle Mondſchein läßt deutlich erkennen, daß Epheuranken die Häupter und Gewänder bekränzen, und daß die holden Geſtalten mit Zweigen und Ranken winken.

Blitzſchnell iſt der Graben leer geworden, einſam brodelt der Keſſel. Die Nymphen ſchweben näher, hüpfen im Ballettpas über den Graben bis auf die Wieſe — aus dem Walde tönt eine unſichtbare Muſik, und nun beginnt im Mondſchein ein phantaſtiſcher Tanz.

Nach und nach wird allen die Erſcheinung klar: ihre Zöglinge ſind's, die Unteroffizierſchüler — man durchſchaut auch allmählich das Toilettengeheimnis.

Bis auf das Tricot waren alle Requiſiten vorhanden. Lang geſchnittenes Stroh über einen Bindfaden geſchlagen und ſo um die Taille gebunden, nach Manier der indianiſchen Federbekleidung, erſetzte die Unterkleider und bauſchte ſich trotz des vielfältigſten Tarlatanröckchens. Darüber hing ein weißes Ueberkleid, welches bei genauerer Betrachtung ſich auf das leinene Dienſthemd zurückführen ließ. Es war von dem Halſe bis zum Gürtel „herzförmig“ geöffnet, die Aermel waren bis zur Achſel emporgekrämpelt, dort mit Blättern gehalten; die zu Gürteln umgeſtalteten Trabbänder hielten das epheugarnirte Gewand in der Taille zuſammen.

Die Nymphen ſahen höchſt wahrſcheinlich aus und benahmen ſich ganz verhältnismäßig. So ungeübt, wie man glauben ſollte, waren ſie in dem Balletfach übrigens nicht. Die königliche Hofbühne in Wiesbaden requirirt bei Aufzügen in Opern und größeren Ballets öfter ihre Statiſten aus den gewandten Unteroffizierſchülern, was jedem einzelnen ein Spielhonorar von drei Mark und ein unbezahlbares Vergnügen einträgt. Die Jünglinge arbeiteten alſo nach echten Muſtern und mit Sachkenntnis, es klappte alles vorzüglich. Der Dirigent kommandirte in Uniform: „Vor!“, „Zurück!“, „Solo!“, „Gruppe!“, und im Takte der Muſik improviſirte jeder ſeine Pas. Die Stellungen und Sprünge gingen wohl öfter über das königliche Hofballetmuſter hinaus und wurden mehr Grotesktanz; die Geſchicklichkeit, ſelbſt Anmut der Jungens konnte aber nicht genug bewundert werden. Eine unnachahmliche Gruppe machte das Schlußtableau.

Vier der größten Nymphen ſtellten ſich neben einander, drei andere ſchwangen ſich auf die Schultern der erſten, dann zwei auf die Schultern der zweiten Etage, und endlich erſchien die kleinſte Nymphe, ein reizender blonder Bengel von ſechzehn Jahren, auf der Spitze der Pyramide wie ein Zuckerengel der Baumtorte, auf einem Beine ſchwebend — rechts und links flammte in dieſem Moment bengaliſches Feuer auf — die Ueberraſchung war eine vollſtändige.

Nachdem ein Tuſch aus dem Wald und lautes Bravo der Zuſchauer den Darſtellern gelohnt, ſprang die kleine Nymphe mit einem gewaltigen Satz bis vor den Kommandeur, verneigte ſich ſittſam und warf den Offizieren nach dem [illegible] Vorbilde Kußhände und verſchämte Blicke zu.

Dann aber machte ſich als Nächſtes die gerechtfertigte Beſorgnis bei den Vorgeſetzten geltend, daß in der kalten Nacht eine Erkältung unausbleiblich ſein müſſe.

K. hatte aber ſogleich an den Punſch gedacht und dieſen entſprechend verlängert. Im Umſehen war der Keſſel leer, eine neue Auflage wurde nötig, auch dieſe verſchwand wie durch Zauberei, und dann wurde zum Rückzug geblaſen. Auf dem Wege zur Uniform ſteigerte ſich der Uebermut der loſen Nymphen bis zum Erklettern einiger Bäume.

Der Schaden an den Tricots ſoll nicht unerheblich geweſen ſein. Bis an den Morgen ertönten von jenſeits des Waldes noch laute Hochrufe auf den Kommandeur, den Kaiſer, das Vaterland und die Unteroffizierſchule.

Von der Tanzfertigkeit der Offiziere dieſes Inſtituts weiß die Wiesbadener Geſelligkeit zu erzählen. Es geht dort lebhaft zu vom Oktober bis in den April, die Geſellſchaft bildet eine Menge kleiner Zirkel, die ſich in einzelnen größeren Häuſern zu einem Kreiſe vereinen. Die Biebricher dürften nirgends fehlen und genießen manchen Vorzug.

Eine liebenswürdige Gaſtgeberin Wiesbadens vergißt die Unteroffizierſchule ſelbſt auf Reiſen nicht. Sendungen aus Italien, von der Riviera und wo ſie ſich eben aufhält, erinnern die dankbaren Biebricher Offiziere an die mütterlich ſorgende Freundin. Ein anderes reiches Haus, welches ſeiner Gaſtlichkeit und großartigen Feſte wie der Liebenswürdigkeit ſeiner Herrſcherin wegen bekannt iſt, ſtellt den Offizieren aus Biebrich für ſeine Feſte einen eigenen Omnibus zur Verfügung, weil der letzte Zug von Wiesbaden nach Biebrich den Damen die beliebten Tänzer viel zu früh entführen würde.

Dies — Biebrichs Unteroffizierſchule!

Die Weingärten ſorgen in anderer Weiſe für die Intereſſen des Ortes. Im vorletzten Jahre war das Leben in den Weingeländen ein ſchmerzlich reges.

Die bedeutendſten Weinberge ſind in den Händen des Herzogs von Naſſau und eines Herrn Wilhelmy. In beiden Beſitzungen hat die Weinbauunterſuchungskommiſſion die Reblaus konſtatirt, das Geſpenſt der Weinberge. Die Gelände ſtanden im herrlichſten Flor, ein reicher Herbſt war in Ausſicht, die Reben wurden ſämtlich geſund und kräftig gefunden — aber der Boden war infizirt, an den ſchönſten Stämmen wurde das kleine Ungeheuer eingebürgert gefunden. Die Weingärten wurden ausgerodet, die Stöcke ſelbſt verbrannt — auf zehn Jahre hinaus iſt von dem koſtbaren Boden keine Ernte zu erwarten.

Herr Wilhelmy fügte ſich reſignirt in das Unabänderliche — kurz vor der Reiſe wurden ihm die tadellos entwickelten, üppigen Reben vernichtet. Der Erſatz, welchen die Regierung zahlt, iſt 1 Mark 35 Pfennig pro Weinſtock, 6 Pfennig für den Pfahl — was will die kleine Summe aber ſo großem Verluſt gegenüber beſagen!

Der Herzog proteſtirte gegen das Vorgehen der preußiſchen Regierung — natürlich erfolglos, er mußte ſich ſchließlich dem harten, aber aus Rückſicht für die Allgemeingefährlichkeit gerechten Urteil fügen, welches ihm eine reiche Ernte koſtete.

Wie ſehr dieſe Kommiſſarien gefürchtet ſind, kann ſich jeder leicht vorſtellen. Kein Weinbergbeſitzer fühlt ſich ſicher, ſeit an den üppigſten Stellen das Geſpenſt erſchien.

[illegible] wirklich den ihr [illegible] Schaden bringt, das wird ſeit den letzten Ver[illegible] von den [illegible] — vielleicht ſtellt ſich eine andere [illegible] heraus, zu ſpät für die der Vorſicht [illegible]

[illegible] beſonders breit, weil [illegible] den Strom teilen. Die eine derſelben, [illegible], heißt die Biebricher Au, iſt bewaldet und hat [illegible]. Die andere, zwiſchen Mainz und [illegible] gelegen, führt den Namen Peterau und hat [illegible]. [illegible] der Ströme iſt dort [illegible] zur [illegible] überſetzt werden.

Für die Dampfſchiffahrt iſt Biebrich eine der Hauptſtationen. Dieſem Umſtand verdanken ſicher die beiden hübſchen Gartenwirtſchaften neben dem Anlegeplatz ihr Entſtehen.

An Sommernachmittagen findet man die Tiſche am Rhein nicht leer von Beſuchern. Wenn auch die Ufer bei Biebrich nicht gerade romantiſch ſind, ſo hat man von dort aus doch intereſſante Fernſichten. Mainz mit ſeiner Domkuppel, den großen Hafenbauten und ſeiner mächtigen Rheinbrücke, der Taunus rechts, der Odenwald links, in anmutigen Linien und wechſelnder Beleuchtung feſſeln angenehm den Blick.

Und der Strom ſelbſt liefert immer Neues: Dampfſchiffe, Frachtkähne, Luſtboote oder die ſchlanken, pfeilſchnellen Boote des Ruderklubs beleben ihn ſtets und machen ein dort in den Gärten am Rhein verträumtes Stündchen zu keinem verlorenen.

In der Kirche.

(Hiezu das Bild Seite 372.)

Unſer Bild verſetzt uns in die Zeit des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts. Wir blicken in eine Kirche im Thüringiſchen und ſehen dort eine Patrizierin in ihrem Sonntagskirchenſtaat. Es iſt ein ungewöhnlich ſchönes Mädchen von jener markigen Eigenart, wie der Thüringer Menſchenſchlag ſie noch heute hervorbringt, kräftig modellirte Geſichter mit großen, treuherzigen blauen Augen und einer blühenden Geſichtsfarbe. Ein Fremder, der in das Städtchen gekommen, iſt überraſcht von der Schönheit dieſes Bürgermädchens; er folgt ihm auf dem Wege zur Kirche von weitem nach und betritt das Gotteshaus. Dort zeigt er ſich weniger in Andacht verſunken der Predigt wegen — das Mädchen hat es ihm angethan; er muß es immer und immer wieder bewundern. Die Schöne jedoch bemerkt das nicht; ſie lauſcht den Worten des Pfarrers, ihre Seele iſt erfüllt vom Geiſte Gottes; und ſie hat für nichts weiter Augen und Sinn als für den Gottesdienſt. Dem vielgereiſten, ſehr aufgeklärten Großſtädter iſt ſolche Frömmigkeit noch etwas beſonders Anziehendes und Herzbewegendes, ſie erhöht eben die Schönheit des Mädchens. Ob ſich nicht ein ganzer Roman an dieſe Begegnung knüpft? Gerade das vorige Jahrhundert war reich an derartigen Seelenbündniſſen zwiſchen ganz verſchieden Denkenden und Fühlenden.

Literatur

— **Gerald von Kerkenbrack iſt ein Skeptiker.** Er hat ſich in jüngeren Tagen einmal nach Liebe geſehnt, aber nur Strohfeuer gefunden und glaubt nun überhaupt an keine echte, ehrliche Liebe mehr. Allein den wetterwendiſchen [illegible] abzuſchwören, wird ihm auf die Dauer doch zu beſchwerlich; ſo entſchließt er ſich kurz und gut zu einer von ſeiner Seite nur vernunftmäßigen Heirat, und infolge deſſen kann Moriz von Reichenbachs jüngſter Roman den Titel „Seine Frau“ (Leipzig, Carl Reißner) führen. Aber Martha von Blockmühl, jetzt Martha von Kerkenbrack, iſt mehr, als ihr Gatte hinter ihr geſucht. Während er ſich in ſeine Arbeiten vergräbt, zufrieden, in ihr eine treue Leiterin ſeines Hausweſens gefunden zu haben, verlangt ihr Herz nach höherer Würdigung und hat vermöge der eigenen Gemütstiefe vollen Anſpruch darauf. Als ſie nach einer Reihe kleinerer Enttäuſchungen in einem entſcheidenden Augenblick untrüglich erkennt, wie wenig ſie ſeinem Herzen iſt, vollzieht ſich der Bruch. Heftige Erſchütterungen folgen, aber unter dem Andrang feindlicher Gewalten, die nur verheeren zu wollen ſcheinen, bereitet ſich ſtatt deſſen unvermerkt die Läuterung vor. Ein innerer Riß hat die beiden Gatten einander entfremdet, ein äußerer Anprall, gegen den ſie mit vereinten Kräften kämpfen, führt ſie wieder zuſammen. Gerald wird inne, daß es noch wahre Gefühlstiefe gibt, und „daß die Welt nichts Höheres kennt und das Leben nichts Beſſeres bietet als eine Liebe, die zu uns hält — bis in den Tod“. Das iſt in flüchtiger Skizzirung der Gehalt eines Romans, den Moriz von Reichenbach mit liebevollem Eingehen auf die feineren Züge der Empfindung und der Ge[illegible] durchgebildet und ſo zu einer ſtattlichen Probe der erzählenden Kunſt geſtaltet hat.

— **Karl Hecker iſt unſeren Leſern ſchon längſt ein lieber Bekannter,** mit um ſo mehr Intereſſe werden ſie ſeine jüngſte Schöpfung: „Das Kaſernenblümchen“, illuſtrirt von H. Schlittgen und anderen, willkommen heißen. Der feine Humor, der alle Schöpfungen dieſes Erzählers auszeichnet, findet ſich auch hier. Mit ſcharfer Beobachtung und treuer Schilderung des wirklichen Lebens verbindet Hecker Witz und warme Empfindung, und wenn er auch auf Spannung verzichtet, ſo feſſelt er um ſo mehr durch Friſche und Harmonie der Stimmung. Die Namen Schlittgen, Speyer und Bergen bürgen für die Trefflichkeit der Illuſtrationen. Ein anderer langjähriger Mitarbeiter von „Ueber Land und Meer“, **Johannes von Dewall** führt den Leſer in ſeinen „Kriegs- und Manöverbildern“ ins Feld hinaus und erzählt allerlei luſtige Geſchichten aus Kriegs- und Friedenszeiten, während Richard [illegible] in einer eng zuſammenhängenden Reihe von Bildern „In Reih und Glied“ das Leben des Soldaten in der Kaſerne und auf dem Exerzierplatz friſch und fröhlich ſchildert. Jeder, der einmal Soldat geweſen, wird dieſe harmloſen, aber immer originellen und unterhaltenden Skizzen mit ganz beſonderem Vergnügen leſen, zumal H. Albrecht mit einer großen Reihe hübſch gezeichneter Illuſtrationen den Erzähler wirkungsvoll unterſtützt. Alle drei Werke, die ſämtlich in demſelben Verlage (Stuttgart, Krabbe) erſchienen ſind, zeichnen ſich durch elegante und geſchmackvolle Ausſtattung aus.

— **Im Jahre 1885 ſandte die Afrikaniſche Geſellſchaft** eine Expedition aus, welche das ſüdliche Kongobecken erforſchen ſollte. Erſt jetzt bringt das Reiſewerk von Dr. Willy Wolff „Von Banana zum Kiamwo" (Oldenburg und Leipzig, Schulzeſche Hofbuchhandlung) einige nähere Einzelheiten. Premierlieutenant Schulze, der eigentliche Führer der Expedition, erlag ſchon kurz nach ſeiner Ankunft in Afrika dem tückiſchen Klima von San Salvador. Wolff drang dann, nur von fünf Loangoträgern begleitet, bis zum Loangofluſſe vor. Seinen Spuren folgte Dr. Büttner, während die Lieutenants Kund und Tappenbeck vom Stanleypool aus einen Vorſtoß nach Oſten machten. Wolff beſchränkt ſich in ſeinem Werk auf die Erzählung ſeiner eigenen Erlebniſſe. Er ſchreibt friſch, heiter und unterhaltend, ohne doch die wiſſenſchaftlichen Reſultate ſeiner Reiſe zu vernachläſſigen. Vor allem intereſſant ſchildert er die Schwierigkeiten, mit welchen man bei Organiſation einer derartigen Expedition zu kämpfen hat, und ſeinen Verkehr mit den Negern. Wer ſich die letzteren als Wilde und Kannibalen denkt, wird ſehr enttäuſcht ſein. Vielleicht weckt die Art des Vortrags da und dort den Verdacht, es ſeien einige Uebertreibungen mit unterlaufen.

NOTIZ-BLÄTTER

Bühne.

— **Das neue Jahr hat für die Berliner Theater nicht** gerade ſehr verheißungsvoll begonnen, inſofern man dabei an neue dramatiſche Ereigniſſe denkt. Am letzten Abend des alten Jahres machte ein liebenswürdiger und vielfach ſehr gern auf der Bühne geſehener Autor, Ernſt Wichert, der jetzt als Kammergerichtsrat Berliner Bürger iſt, die Unberechenbarkeit und Rückſichtsloſigkeit des großen Molochs Publikum an ſeinem Luſtſpiele: „Der talentvolle Tiſchler" erfahren, deſſen Aufführung im Berliner Theater zu einem kleinen Sylveſterſkandal ausartete. Das Stück ſchildert die Abgeſchmacktheit der modernen Bildungsſucht, die überall Talent ſparen möchte, wo der Ausbildung wert iſt, während in Wahrheit das Gegenteil davon wahr iſt. Einige dem heutigen Geſchmack nicht gerechte Szenen — unter anderem wohl ein Heiratskandidat von jenſeits des Waſſers, der Reihe nach mehreren Damen die lächerlichſten Heiratsanträge — und Mangel an Handlung hatten zur Folge, daß das Publikum ſich auf Koſten des Autors einer unbegründbaren Mißſtimmung überließ. — Im Deutſchen Theater hatte eine andere Komödie, der das ehrwürdige Alter von 150 Jahren zur Seite ſtand, „Die glücklichen Bettler" von Gozzi, in [illegible] Bearbeitung, mehr Erfolg; man lachte über die derben Späße der clownhaften Figuren und ließ ſich den kindlichen Scherz des naiven Verfaſſers gefallen, wenn auch — trotz Heyſe und des trefflichen Spieles der ausgezeichneten Künſtler — der Erfolg kein derartiger war, daß er zu einer längeren Reihe von Wiederholungen geführt hätte. Sonſt haben nun beide Bühnen mit Shakeſpeare um ſo mehr Glück gehabt; dort ging „Julius Cäſar" in meiningiſcher Pracht und mit Barnay als Marc Anton über die Bretter, hier hat „Die bezähmte Widerſpenſtige" mit der [illegible], reizenden Sorma als Kathrina Entzücken hervorgerufen. Shakeſpeare läßt keine Getreuen von der Stelle, wenn man ihm nur die rechten Darſteller mitbringt. Im Berliner Theater ſpielte ihm aber ein Zufall einen Schabernack. Ein brandiger Geruch verſetzte die Hörer in Unruhe, und bald rannte alles in wilder Haſt den Ausgängen zu. Nur dem inſtändigen Bitten Barnays, der die Verſicherung gab, daß abſolut nichts geſchehen ſei — eine Kappe von der Beleuchtung ſoll nicht geſchloſſen haben — gelang es, die Flüchtigen zu bannen. — Im Reſidenztheater hat bald darauf eine übermütige Poſſe: „Nervöſe Frauen" von [illegible] und [illegible], deutſch von Franz Wallner, ungeheure Heiterkeit erzielt. Eine Dame der feinen Welt entdeckt ihre Nerven, plagt alle Leute ihrer Umgebung, vom Gatten bis herab zum Kammerdiener, mit Schmähſchriften ihrer Reizbarkeit und kommt ſchließlich zu der Ueberzeugung, daß ſie mit dem Gemahl nicht länger leben könne, ſondern ſich von ihm ſcheiden laſſen müſſe. Da ſie keinen triftigen Grund hat, ſucht ſie einen, das heißt, ſie beſchließt, ihm Anlaß zur Eiferſucht zu geben, und ſucht ſich aus dem Adreßbuch den erſten beſten aus, indem ſie mit einer Nadel einen Namen ſticht. Sie trifft auf einen Penſionär, der auf dem Punkte ſteht, eine reiche Witwe zu heiraten, ſchreibt an ihn verfängliche Briefe und richtet dadurch eine heilloſe Verwirrung an, zumal derſelbe glaubt, die Dame wolle bei ihm [illegible]. Das weitere iſt nicht möglich, im einzelnen zu ſchildern; es entſteht ein tolles Durcheinander, bis ſchließlich die nervöſe Frau ihre Thorheit begreift und ſich mit dem Gatten verſöhnt. Das Stück zieht außerordentlich und wird ebenſo wie die tolle Poſſe: „Der dritte Kopf" im Wallnertheater, ebenfalls aus dem Franzöſiſchen von Fr. Wallner ins Deutſche übertragen, wohl an die hundert Wiederholungen erleben. — Mit der Operette ſteht es ſchlecht. Seit Jahr und Tag gibt es hier keinen nachhaltig wirkenden Treffer mehr, und die Bühnenleitungen ſuchen vergebens nach einer jener epidemiſch um ſich greifenden Melodien, wie die der [illegible] oder anderer Operettendichter es waren. „[illegible]", eine phantaſtiſche [illegible], hat im Viktoriatheater keinen Erfolg erzielt, wird aber trotzdem gegeben, denn „die Dummen werden nicht alle". — In der Friedrich-Wilhelmſtadt gibt man den „Mikado" in deutſcher Sprache, einen Abend [illegible] Unterhaltung, der aber doch noch reizvoll genug wirkt. — Das königliche Theater zehrt von dem „[illegible]", die alle Welt mit lebhafter Befriedigung erfüllen und ihrem Verfaſſer das [illegible] eingetragen haben. — Im Leſſingtheater iſt kürzlich mit einer neuen „[illegible]", [illegible], die der [illegible] der Berliner zu wecken beabſichtigt, in der Hauptrolle der Cyprienne das heitere Luſtſpiel „Divorçons" („Wir laſſen uns ſcheiden") von Sardou in Scene gegangen und hat dort vortrefflich unterhalten. Man macht aber Blumenthal, der Leitung zu ſeinem Laſten erhoben, darüber begründete Vorhaltungen, daß er die Richtung ſo ſehr bevorzuge, die kein Schaffen derſelben beſonders verdiente, die franzöſiſche. Leider kann er nicht anders, denn die „Lebenden", die in deutſcher Sprache ſchreiben, ziehen nicht und liefern auch nichts Neues; wenn er ſich über Waſſer halten will, muß er die Ausländer zu Hilfe rufen. Wer da ſteht, der ſehe zu, daß er nicht falle. Darum mag man Blumenthal es nicht verargen, wenn er den Kampf um das Daſein ſo gut führt, als es eben die Verhältniſſe ihm geſtatten.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Herzog Ernſt II. von Sachſen-Koburg-Gotha iſt dem** deutſchen Schriftſtellerverbande als Mitglied beigetreten.

— **Ueber die totale Sonnenfinſternis, welche am 1. Januar** ſtattfand und für einen großen Teil Nordamerikas und des ſtillen Oceans ſichtbar war, ſind von verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Stationen in San Francisco Berichte eingetroffen. Wir entnehmen denſelben, daß man zum Beiſpiel im [illegible] während des Zeitraums der gänzlichen Verfinſterung die Sterne und großen Planeten mit bloßem Auge erkennen konnte; ein großartiges Schauſpiel boten die Corona und die Protuberanzen. Das Thermometer fiel während der Zeit vom Beginn bis zur völligen Verfinſterung um 7 Grad. In Virginia City fiel es ſogar um 10 Grad. Der Zeitraum der totalen Verfinſterung für den günſtigſt gelegenen Ort betrug 110 Sekunden. Dem Profeſſor [illegible] gelang es, eine Anzahl ſchöner Photographien der Corona aufzunehmen. Auf der Station in Nevada wurde ein neuer Komet in der Nähe der Sonne entdeckt. Auch war hier der Anblick der Corona ganz beſonders prächtig. Sobald die völlige Verfinſterung eintrat, brachen ſeltene Flammen aus der Weſtſeite der Sonne hervor, welche 90 Grad bedeckten. Die Vögel flogen in ihre Neſter, um zu brüten, und die Hähne fingen an zu krähen. Das große Naturereignis war auf den meiſten Stationen ſehr von der Witterung begünſtigt, daher die aſtronomiſche Wiſſenſchaft reiche Beute davon getragen hat.

— **Den erſten Preis in der Mathematik erteilte die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften** — einer Dame, Ruſſin von Geburt, Frau Sophie v. Kowalevsky. Dieſelbe kam 1870 nach Berlin, um an der Univerſität Mathematik zu ſtudieren, indes wurde ihr der Zutritt zu den Auditorien nicht geſtattet. Doch half Profeſſor Weierſtraß ihrem mathematiſchen Genie zur Entfaltung, indem er bis 1874 ihre Studien perſönlich leitete. 1874 promovierte die Dame in Göttingen summa cum laude. Gegenwärtig iſt Frau Kowalevsky Profeſſor der Mathematik an der Stockholmer Univerſität.

— **Das große Fernrohr der Lick-Sternwarte auf Mount** Hamilton wird ſeine erſte Stelle als größtes Fernrohr der Welt vorausſichtlich in einigen Jahren abtreten müſſen. Der Präſident der Univerſität von Südkalifornien zu Los Angeles hat ſich mit dem bekannten Optiker Clark in Verbindung geſetzt, um ein Fernrohr mit 40 Zoll Oeffnung zu beſtellen, deſſen Länge alſo vorausſichtlich 60 Fuß betragen würde. Bisher war man in der Herſtellung großer Objektive beſchränkt geweſen, da es nicht möglich war, die dazu erforderlichen großen Glasſtücke vollſtändig rein und gleichförmig zu gießen. Dieſe Schwierigkeiten ſcheinen nach neueren Erfahrungen, die der berühmten optiſchen Anſtalt Feil in Paris zu verdanken ſind, faſt vollſtändig aus dem Wege geräumt zu ſein.

— **Der zu Madrid lebende deutſche Schriftſteller Ernſt** [illegible] teilt in dem letzten Heft ſeiner von ihm herausgegebenen Monatsſchrift „[illegible]" die folgende intereſſante Statiſtik über die Zahl der im Jahre 1887 in den hauptſächlichſten Ländern erſchienenen Bücher und den aus dem Verkauf der Werke gewonnenen Erlös mit. Es erſchienen 1887 in Deutſchland [illegible] Bücher und brachten 11,500,000 Franken, in Frankreich [illegible] Bücher mit 7,500,000 Franken, in England 3124 Bücher mit 6,000,000 Franken, in Italien 2549 Bücher mit 5,540,000 Franken, in Spanien 1012 Bücher mit 1,710,000 Franken.

— **Wie viel Minuten ſind ſeit Beginn unſerer Zeitrechnung** verfloſſen mit dem letzten Glockenſchlage des Jahres 1888? Dieſe Frage, die in einer Gelehrtengeſellſchaft zu München aufgeworfen wurde, iſt durch einen hübſchen Artikel der „Münchener Neueſten Nachrichten" zu allgemeiner Verwunderung dahin beantwortet und bewieſen worden, daß ſeit Beginn unſerer Zeitrechnung noch keine Milliarde Minuten verfloſſen iſt. Das Exempel iſt folgendes: 1888 × 365 Tage, vermehrt um 460 Schalttage, das iſt 689,120 + 460 = 689,580 Tage. Dieſe Tage enthalten 16,549,920 Stunden oder 992,995,200 Minuten. Zu einer Milliarde Minuten fehlen alſo noch 7,004,800 Minuten. Die Milliarde wird erſt voll am 28. April 1902 vormittags um 10 Uhr und 40 Minuten. Wenn demnach die 5 Milliarden Kriegsentſchädigung, die Deutſchland von Frankreich erhalten hat, in der Weiſe abgezahlt worden wären, daß man vom Anbeginn unſerer Zeitrechnung in jeder Minute 5 Franken gezahlt hätte, ſo wären ſie heute noch lange nicht vollſtändig in unſeren Händen.

— **In Frankreich ſollen die öffentlichen Hypnotiſierungsvorſtellungen** unterſagt werden. Der Verein für gerichtliche Heilkunde hat einen dringlichen Wunſch in dieſem Sinn ausgeſprochen und auf die zahlreichen Fälle von Anſteckung hingewieſen, die durch den Beſuch derartiger Vorſtellungen herbeigeführt worden ſind, Fälle, in welchen Hyſterie, Krämpfe, Wahnvorſtellungen oder längere Erwerbsunfähigkeit nicht nur bei den „Sujets", die ſich zum Magnetiſieren oder Hypnotiſieren hergeben, ſondern auch bei den Zuſchauern eintraten und ſich durch dieſe auf weitere Kreiſe übertrugen. Charcot berichtete über ſolche Fälle [illegible] Epidemien, namentlich aus Schulen, und erwähnte insbeſondere ein [illegible] der Champagne, aus welchem [illegible] drei Monate lang in der Salpêtrière behandelt werden mußte, bevor er wieder genas.

Gewerbe und Verkehr.

— **Eine internationale Ausſtellung für Nahrungsmittel** und Hausbedarf findet vom Mai bis Oktober 1889 in Köln ſtatt. Gruppe 1, gleichbedeutend mit der erſten Hauptabteilung, wird das ganze Gebiet feſter und flüſſiger Nahrungs- und Genußmittel in ſich ſchließen, während die zweite Abteilung den Hausbedarf im weiteſten Sinne des Wortes umfaßt. Sie gliedert ſich in: Gruppe 2 Kunſtwerke, Gruppe 3 Erziehung, Unterricht und Kunſtgewerbe, Gruppe 4 Mobiliar und Zubehör, Gruppe 5 Bekleidung einſchließlich des Schmucks, Gruppe 6 [illegible] und [illegible], Gruppe 7 Maſchinen, Gruppe 8 Baufach, Hygiene und Rettungsweſen, Gruppe 9 [illegible]. Im Ausſtellungspark ſoll ein prächtiger Konzertplatz mit großartigem elektriſch zu beleuchtenden Springbrunnen und zierlichen [illegible] angelegt werden.

— **Ein mit Dampf getriebener Schlitten, das iſt der** neueſte Triumph der Technik! Der ſchwediſche Ingenieur [illegible] hat dieſes neue, allerdings an die Seiten gebundene, Fuhrwerk erfunden und hält es vollſtändig für den Transport von Menſchen und Waren geeignet. Er hat bereits einige Probefahrten unternommen, die befriedigend ausgefallen ſind. Er gedenkt mit dem Dampfſchlitten, welcher nur 2000 Kronen koſtet, regelmäßige Touren zu machen.

— **Ein Londoner Arzt wollte den ſchnellſten Weg für** Briefe um die Welt ausfindig machen. Er ſandte zu dem Zwecke zwei Poſtkarten an einen Freund in Hongkong, die eine über Brindiſi und Singapore, die andere über New-York, San Francisco und Yokohama, mit der Bitte, der Freund möge die Karten alsbald nach ihrer Ankunft auf den entgegengeſetzten Wegen nach London zurückſenden. Zufälligerweiſe erhielt der Arzt die beiden Karten am gleichen Tag, am 26. Dezember 1888, zurück. Beide hatten 73 Tage zu der Fahrt um die Erde gebraucht, und das Porto hatte für die über 20,000 engliſche Meilen betragende Strecke [illegible] 2 Pence gekoſtet.

— **Ein Freund der Berge hat dem öſterreichiſchen Rieſengebirgsverein** die Mittel für den Ausbau des an Naturſchönheiten reichen Weges von Spindelmühl über die Schneekoppe und die [illegible] nach [illegible] zur Verfügung geſtellt. Dieſer Weg ſoll nach Beſtimmung des ungenannten Stifters den Namen „Franz-Joſeph-Weg" erhalten.

Sport.

— **Nach dem Berliner Rennprogramm für das Jahr 1889** werden auf der Bahn von Hoppegarten [illegible] Mark an Preiſen gegeben, zu denen noch 28,000 Mark im großen Preis und 23,900 Mark im Renard-Rennen zu zählen ſind, für welche der Union-Klub garantiert. Die Renntage ſind von 17 auf 19 vermehrt, an denen 114 Rennen gelaufen werden.

— **Die Nennungen für die großen Rennen ergaben beim** Jahresſchluß für den ſilbernen Schild 59, das Renard-Rennen 38, das Hamburger Derby 68 und den Jubiläumspreis von Baden-Baden 62 Unterſchriften. Für das letztere Rennen wurden genannt 41 deutſche, 17 öſterreichiſch-ungariſche, 9 franzöſiſche, 2 italieniſche, 2 belgiſche und 1 däniſches Pferd.

— **Ein Auerochſe fiel auch in dieſem Jahr aus der** Kolonie, welche Fürſt Pleß auf ſeiner ſchleſiſchen Beſitzung hegt, zum Abſchuß. Graf Saurma war der glückliche Schütze, dem der gewaltige Bulle waidgerecht vor das Rohr kam.

— **Zwei Steinadler, der kräftigſten und gewaltigſten** Räuber der Alpen, wurden innerhalb drei Stunden auf dem [illegible] bei [illegible] in Tirol in einem Eiſen gefangen.

— **Die große Frankfurter Regatta wird in dieſem Jahre** am 15. und 16. Juni abgehalten werden.

— **Eine Reiſe durch Europa auf Fahrrädern beabſichtigt** eine Geſellſchaft von Amerikanern zu unternehmen. Dieſelben wollen England, Frankreich, die Schweiz und Deutſchland — namentlich die Städte Straßburg, Baden-Baden, Heidelberg, Mainz, Koblenz, Köln — auf ihren Maſchinen beſuchen, und zwar unter Führung eines Mr. Elwell.

Geſtorben.

— [illegible], langjähriger ungariſcher Reichstagsabgeordneter und Präſident der Finanzkommiſſion des Abgeordnetenhauſes, hervorragender Ingenieur, am 21. Dezember, in Budapeſt.

— Prinz Georg Karagjorgjewitſch, der zweite Sohn des Fürſten [illegible] Karagjorgjewitſch, am [illegible] Dezember, in [illegible].

— Jules [illegible], franzöſiſcher Contreadmiral, 75 Jahre alt, am 25. Dezember, in Paris.

— [illegible], Vizepräſident des ſerbiſchen Staatsrats, früher Miniſter des Innern, am 26. Dezember, in Belgrad.

— Edward [illegible] Keith, britiſch-indiſcher Juriſt, früher Advokat und ordentlicher Profeſſor der Rechte in Bombay, bekannter Forſcher auf [illegible] und volkswirtſchaftlichem Gebiete, Ende Dezember, in [illegible].

— J. J. Coleman, der Erfinder der Trockenluft-Kühlmaſchine, auch verdient um die Paraffininduſtrie, 50 Jahre alt, Ende Dezember, in Bearsden bei Dumbarton.

— Lord Eversley, früher als Charles Shaw-Lefevre Sprecher des Unterhauſes, 95 Jahre alt, Ende Dezember, in London.

— Frank T. Gregory, hochverdienter Erforſcher des Innern Auſtraliens, früher [illegible] von Weſtauſtralien, Ende Dezember, auf ſeiner Beſitzung in Queensland.

— James Edward Halliwell Phillipps, bekannter Shakeſpeareforſcher, 69 Jahre alt, Anfangs Januar, in Birmingham.

— Bernhard [illegible] von [illegible], ungariſcher Reichstagsabgeordneter, 72 Jahre alt, Anfangs Januar, in Wien.

— Samſon Raphael Hirſch, Rabbiner der israelitiſchen Religionsgeſellſchaft in Frankfurt a. M., hervorragender Gelehrter und Vertreter des orthodoxen Judentums, 81 Jahre alt, am 1. Januar, in Frankfurt a. M.

— Geheimer Oberbaurat Hoffmann, Erbauer der griechiſchen Kapelle, ſowie verſchiedener anderer architektoniſcher Meiſterwerke in Wiesbaden, 82 Jahre alt, am 4. Januar, in San Remo.

— Dr. Karl Rechbauer, ehemaliger Reichsratsabgeordneter, 1873 bis 1879 Präſident des öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſes, hervorragender Politiker und einiger Vorkämpfer der deutſchen und liberalen Anſchauungen, 74 Jahre alt, am 4. Januar, in Graz.

— Dr. Heinrich Alexander Pagenſtecher, Direktor des Hamburger naturwiſſenſchaftlichen Muſeums, früher Profeſſor der Zoologie an der Univerſität Heidelberg, 63 Jahre alt, am 5. Januar, in Hamburg.

— Profeſſor Dr. [illegible], Lehrer an der [illegible] der Univerſität Tübingen, 75 Jahre alt, am 5. Januar, in Tübingen.

— Dr. Leopold Wittelshöfer, Gründer und Leiter der „Wiener mediziniſchen Wochenſchrift", einer der beliebteſten Aerzte Wiens, 71 Jahre alt, am 6. Januar, in Wien.

Blätter für die Frauen.

Die Mode in unſerer Zimmereinrichtung.

Von S. W.

(Nachdruck verboten.)

D[illegible] bereits kannte man [illegible] Standpunkt nicht als einen [illegible] daß die Erſtarrung des Geſchm[illegible] beſchauliche und gemeinſame [illegible] Hauſe; wir alle haben gewiß [illegible] begrüßt, welche die Renaiſſance [illegible] in unſere Wohnungen einführte, [illegible] langweiligen Möbel, [illegible] ſteifen Lehnen, die [illegible] der unbequemen Polſterſtühle zum Haus [illegible] brach, die weit länger als ein [illegible] hundert gedauert ha[illegible]

Der gar zu g[illegible] kann aber eine faſt noch größere Ruheloſ[illegible] einem Jahrzehnt [illegible] man kann jenes Beſitzes kaum froh werden; und wenn auch nicht jeder die Mittel beſitzt, um die kaum angeſchaffte „[illegible]" durch eine neue, „noch ſtilvollere" zu erſetzen, ſo wird doch die Freude an dem kaum ſchwer gewonnenen Beſitz arg verkümmert, wenn man ſieht, wie der Nachbar noch neuer, noch [illegible] noch überraſchender ausgeſtattet iſt. Die Zimmerausſtattung iſt neuerdings leider zu einer „Mode" geworden, die mit dem Tage wechſelt; man jagt ordentlich von einer Stilform zur andern. Dieſe Haſt, dieſe krankhafte Sucht nach immer Neuem und Verblüffendem iſt Unnatur und von Grund aus ungeſund. Wir leben aber nun einmal in unſerer Zeit und müſſen uns mit derſelben einrichten. Hierfür möchten wir kurz unſern Rat anbieten.

Zurückgedrängt aus ſeiner Alleinherrſchaft iſt der ſtrenge und [illegible] Stil der deutſchen Renaiſſance durch die [illegible] Barock- und Rokokoformen. Die Schönheit und der Reiz des [illegible] der [illegible] Glieder und dabei mit durch die [illegible] Anwendung des Materials. Das Holz durfte nicht [illegible]

[illegible] zum [illegible]

[illegible], daß die Zucht [illegible] übertrieben wurde. [illegible] viel angewandt, [illegible] zu einem Spottwort wurde [illegible] Dadurch vielleicht wurde eine Reaktion [illegible] und Neuem. Ueberraſch[illegible] kam hinzu, [illegible] die [illegible] zu breiterer Prachtentfaltung, [illegible] damit [illegible] Barock und Rokoko, die beide gleichzeitig [illegible], und zwar ohne einander zu bekämpfen, friedlich [illegible]. Sie haben ja vieles mit einander gemein und ſind doch grundverſchieden.

Der Laie mag, um ſich den Unterſchied immer gegenwärtig zu erhalten, daran denken, daß das ſchwere, breite, prächtige Barock den üppigen Lockenwallen der Allongeperücken, das zierliche, kokette Rokoko dem Puder entſpricht.

Auch dieſe neueſte und modernſte Stilform beſitzt ſehr große Reize. Der Phantaſie läßt ſie freieſtes Spiel, denn alle Geſetze der Konſtruktion ſind aufgehoben, nur was ſchmückt, was anmutig tändelnd den Sinn erfreut, hat Geltung. Aus weit gebogenem Zweige bildet ſie die Füße der Tiſche und Stühle, ſie ſcheut vor jeder geraden Linie, vor allen beſtimmten feſten Formen zurück, loſes Gerank rahmt Spiegel, Zimmerdecken und Wandflächen ein, zappelnde Engel ſpielen an den Wänden, am Plafond, tragen Leuchter, Konſolen, kleine Möbel, Blumengewinde aus goldener Plaſtik ſchlingen ſich um Geſimſe, Zimmerdecken, Thürbrüſt[illegible] in den feinſten Farben ſind Deckengemälde, Wandfüll[illegible]

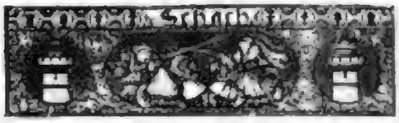
[illegible] Rokoko noch ſehr bedeutend geſteigerte Anfor[illegible] Einfach, beſcheiden, zurückhaltend läßt ſich [illegible] à la Pompadour [illegible] neben einzelnen mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtatteten Barockzimmern, zu denen in erſter Linie die bis zur Uebertreibung reichen, üppigen, ganz von Goldſtickerei ſtrotzenden Möbel, die König Ludwig für den Palaſt in [illegible] [illegible] gehören, auch einfachere Barockzimmer, darunter der Salon des bayriſchen Prinzregenten. Immerhin aber werden die Wandfüllungen von Gobelins, die Stuckdekoration des Plafonds, die Teppiche erheblich koſtbar geweſen ſein, und trotzdem erſchien dieſer Salon einfach, faſt ſchmucklos.

Wir wollen aber doch aus dem bisher Geſagten eine Nutzanwendung für die Geſtaltung und Einrichtung unſerer bürgerlichen Wohnräume ziehen. Wie ſoll es derjenige wohlhabende und geſchmackvolle Bürger machen, der nicht gern zu weit hinter dem herrſchenden Geſchmack zurückbleiben, aber doch alle Extravaganzen vermeiden, das Haus nicht mit Prunk überladen, nicht es vielleicht damit ſogar ungemütlich und unbehaglich machen will?

Zunächſt muß er alle rigoroſe Stilſtrenge vollſtändig verbannen. Heute denkt man weit freier und duldſamer über die Begriffe ſtilvoll und altdeutſch als vor einigen Jahren. Wer Renaiſſancemöbel beſitzt, darf ſich ungeniert ferner an ihnen erfreuen; weſſen perſönlicher Geſchmack ihn andere Formen vorziehen läßt, der mag frei engliſche, japaniſche, franzöſiſche Geſchmacksrichtung vorziehen, wenn dabei nur nicht zu harte, zu ſcharfe, unharmoniſche Gegenſätze ſich ergeben. Kommt man aber in die Lage, ſich eine Wohnung völlig neu auszuſtatten, ſo würde ſich ganz von ſelbſt ein praktiſcher Mittelweg ergeben, der ſich leicht einſchlagen läßt. Für Schlafzimmer, Speiſezimmer und Herrenzimmer wird es auch heute kaum eine angemeſſenere, harmoniſcher wirkende, einladendere Form geben als die deutſche Renaiſſance. Ihre [illegible] der kräftigeren, breiteren, ſchwereren Formen [illegible] Stils, aus ihnen wird eine neue Mode ſie kaum leicht zu vertreiben im ſtande ſein. Wir können uns Schlaf-, Speiſe- und Arbeitszimmer kaum in den phantaſtiſchen, tändelnden Formen des Barock oder Rokoko denken; hier würden ſchwebende Genien, Blumenranken, Atlasſeidentapeten, gewundenes Linienſpiel, Schnörkel, leichte Gueridons, niedliche Phantaſiemöbel entſchieden deplaciert erſcheinen.

Andere Anſprüche erheben wir im Salon, im Boudoir. Da empfinden wir die ſtrenge Stilregel eher als eine Schranke, da vertrauen wir gern unſerer Phantaſie die Führung an, da kann kaum zu viel geſchehen in ſchmückender Zuthat, da darf gelegentlich ſelbſt die Laune ſich kleine Eingriffe erlauben. Faſt mehr noch im Boudoir als im Salon erfreut der ſpieleriſche Tand Auge und Herz; Barock und Rokoko mit ihrem goldenen Gerähme, ihren Prachtſtoffen und vielfarbigen Stickereien, ihren üppigen Plafondmalereien und Stukkaturen, ihren geſchweiften Muſchelformen werden im Salon und Boudoir eine paſſende Stelle finden und ſehr gut kontraſtiren mit den ernſteren Formen der anderen Räume. Ja, wir glauben ſogar, daß die harmoniſche Geſamtſtimmung der ganzen Wohnung eine Steigerung erfahren würde durch die verſchiedenen Formengeſetze, die im einen oder im anderen Teile derſelben zum Ausdruck gelangen. Nur wird das Ganze auch hier unter der Herrſchaft eines geläuterten Geſchmacks ſtehen, es werden ſchreiende Gegenſätze vermieden, eine feſte Geſamtſtimmung möglichſt erzielt werden müſſen. Wird es nicht wohlthuend berühren, wenn man aus dem ſtrahlend erleuchteten, in den feurigſten Farben, in den zierlichſten Formen ausgeſtatteten und geſchmückten Salon das trauliche, behaglich in deutſcher Renaiſſance angelegte Speiſezimmer betritt, wenn man aus dem wohlig anheimelnden altdeutſchen Herrenzimmer einen Blick in das üppig und phantaſtiſch ausgeſtattete Boudoir [illegible] Es dürfte kaum dem eingefleiſchteſten Verteidiger [illegible]

* * *

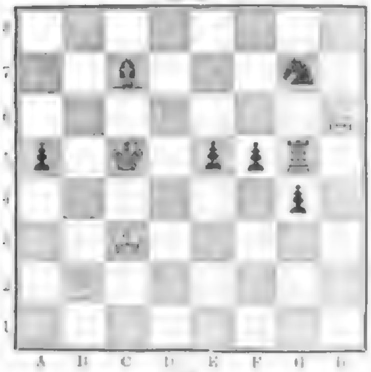


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 490.

Von [illegible]

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 485:

[illegible]

Auflösung der Aufgabe Nro. 486:

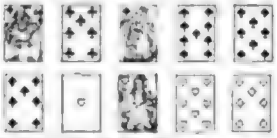
[illegible]

(Redigirt von [illegible])

Aufgabe Nro. 75.

Skat.

[illegible]

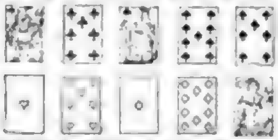


Im Skat liegen der [illegible]
[illegible]

Auflösung der Aufgabe Nro. 73:

Skat.

Der Spieler muß das Spiel verlieren, wenn die Mittelhand



hat, während im Skat [illegible] liegen. [illegible] Das Spiel ergibt sich aus der Kartenverteilung.

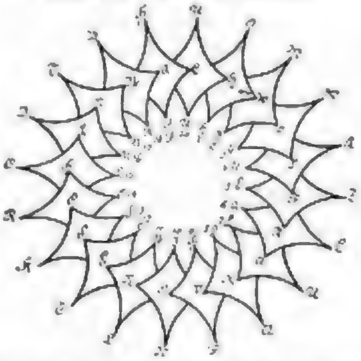
Anagramm.

Aus zwei Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben immer ein neues Wort gebildet werden (zum Beispiel Schild — Taute — Deutschland). So wird aus:

1) Brand — Welle ein Spiel.
2) Thale — Gut eine Rolle aus Schillers „Maria Stuart".
3) Horn — Gilde eine deutsche Oper.
4) [illegible]
5) Irene — [illegible] ein Frauenname.
6) [illegible]
7) Nähe — Salben eine deutsche Oper.
8) Rhein — Spree eine Pflanze und zugleich eine Auszeichnung.
9) [illegible]
10) Rest — Bach ein deutscher Komponist.
11) [illegible] ein Drama von Schiller.
12) [illegible] ein Frauenname.
13) [illegible]
14) [illegible]
15) [illegible] — Licht eine Sängerin ohne Gage.
16) [illegible] — Land ein Entdecker.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben derselben eine bekannte Operette.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 324:



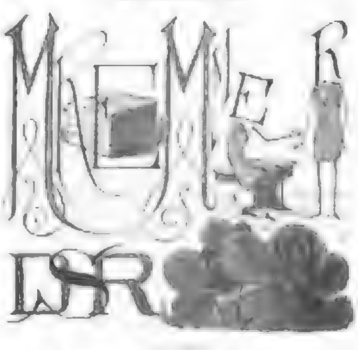
1. [illegible]; 2. [illegible]; 3. Ilm; 4. [illegible]; 5. [illegible]; 6. [illegible]; 7. [illegible]; 8. [illegible]; 9. Oel; 10. [illegible]; 11. [illegible]; 12. [illegible]; 13. [illegible]; 14. [illegible]; 15. [illegible]; 16. [illegible]; 17. [illegible]; 18. [illegible]; 19. [illegible]; 20. Uhr.

Auflösung der Umbildungs-Aufgabe Seite 315/316:

1	2	3	4	5	6	7	8	9
m	a	ſ	b	t	l	b	h	a
e	e	o	r	i	r	i	o	r
h	h	e	[illegible]	o	a	[illegible]	r	n
a	ſ	e	l	e	n	e	n	d
l	m	l	l	k	e	t	[illegible]	t

Schiller — [illegible]

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 348:

[illegible]

Für nur 2 Mark vierteljährlich oder
35 Pfennig für das Heft

bringt die

„Deutsche Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer"
[illegible] Ausgabe
in wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen
oder
in vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag

reichste Unterhaltung in den besten neuen Romanen unserer ersten deutschen Schriftsteller, neben einem reichhaltigen Feuilleton.

Der neue, **siebenzehnte** Jahrgang, welcher mit Oktober v. J. begonnen hat, enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern:

„Camilla" . . . . von Ernst Eckstein.
„Der Weg zum Glück" . von Robert Byr.
„Im Bann der Irredenta" von O. [illegible]

☛ In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nummer 17 beginnt:

Der älteſte Sohn.

Roman von
Moritz von Reichenbach.

Die „**Deutsche Romanbibliothek**" erscheint auf vielseitigen Wunsch nunmehr auch in einer eleganten „**Salon-Ausgabe**" — jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in handlichem, gefälligem Buchformat in gediegener Ausstattung zu dem überaus mäßigen Preise von 40 Pfg. pro Halbband — welche den Vorteil bietet, daß jeder Roman, sobald er vollständig erschienen, sofort für sich eingebunden werden kann, da jeder Roman apart paginiert ist.

Der Jahrgang dieser **Salon-Ausgabe** läuft von Januar zu Januar und es (ist) somit jetzt die beste Gelegenheit zum Eintritt in das Abonnement geboten. Der **erste Halbband des zweiten Jahrgangs** (1889) ist in allen Buchhandlungen zur Einsicht erhältlich.

Wir laden alle Abonnenten von „**Ueber Land und Meer**" zum Abonnement auf unsere „**Deutsche Romanbibliothek**" als **überaus billiges und äußerst gediegenes** Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

St. in Köln und Sch. in Wesel. [illegible]

A. R. 25. [illegible] Berlin SW., [illegible]

[illegible]

Ein Hoffender in C. [illegible]

C. H. 35. [illegible] Berlin W., [illegible]

Ungarin aus der Provinz. [illegible]

[illegible]

M. J. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Mutter und Tochter in M. [illegible]

[illegible] Für die lieben Kleinen [illegible]

L. G. in Meiningen. [illegible] [illegible] nach [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] für uns wenig Verwendbares.

Wilhelm Z. in Wien. Am 1. März 1871 gegen das 6. und 11. preußiſche und das 2. bayeriſche Armeecorps [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in Paris ein. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

M. B. in [illegible] in B. Unſeren Rathſchläge [illegible] [illegible] [illegible]. Nachnahme ſolcher Kleinigkeiten [illegible].

Dentiſte. Wir [illegible] das nicht zu [illegible].

Bulgariſcher Roman. Caſſe. [illegible] [illegible] Zeit und Ort gleich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Waſſer, [illegible] [illegible].

A. B. in Neu-Oetting. [illegible] [illegible] (vergl. Seite 319) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zur Grundlage [illegible] [illegible].

[illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in St. Petersburg. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Hamburg. [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in Weinsberg. [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible].

[illegible]

Langjähriger Abonnent in Zwickau. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] in Bayern. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Abonnent in der Oſtſchweiz. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Abonnent in F. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in jeder Apotheke zu haben.

N—t— in St. Petersburg. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Ungarin aus der Provinz. Das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Martha M. in Schwiebus. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] in Wien. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in Stuttgart [illegible] [illegible] [illegible] Buchhandlung [illegible] werden.

Alte und Heilke. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Stuttgart. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] in Wien. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Dr. Schm.

Redaktion: **Otto Baiſch** und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
[illegible] **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] von „Ueber Land und Meer“ (NW, [illegible] 11),
Wien: [illegible] von „Ueber Land und Meer“ ([illegible] 3),
[illegible]: **[illegible]** [illegible]
München: **Fritz Schwarz**, [illegible] der „[illegible] für Alle“ ([illegible] 22).

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] (Schluß) [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible] Theater“. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in unſerer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Seite 346. — Briefmappe.

[illegible]: [illegible] [illegible] — In der Kirche, Gemälde von A. [illegible] — [illegible] [illegible] von A. Lampert. — [illegible] [illegible] — [illegible] in Berlin. — [illegible], Gemälde von H. Kagler. — [illegible] [illegible] [illegible]. Sieben Originalzeichnungen von H. [illegible].

Der Bazar.
Illuſtrirte Damenzeitung.
Alle 8 Tage eine [illegible] Nummer [illegible] [illegible]
Meiſterholzſchnitte, Romane und Novellen, [illegible]
Preis 2 M. 50 vierteljährlich (in Oeſterreich [illegible] [illegible])

Inhalts-Ueberſicht der Nrn. 3 u. 4:

Mode: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible]

Handarbeiten: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Hierzu doppelſeitiger Schnittmuſterbogen.

Meiſterholzſchnitte: [illegible] [illegible] [illegible]

Unterhaltung u. Belehrung: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] — Aufgaben. — Briefmappe u. a. m.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe**
Annoncen-Expedition für ſämmtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes
Anzeigen
Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 ₰ Reichswährung
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Tauſende
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] **A. Mann Stuttgart** [illegible] [illegible]

Raſche Orientirung
[illegible] [illegible] **Neue Almanach** u. [illegible] von **R. Dann, Stuttgart** [illegible]

Glas-Schreibfedern
3 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken
von **GUSTAV PICKHARDT** in **BONN.**

[illegible]

Die Modenwelt,
Illuſtrirte Zeitung für Toilette und [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] der Weiß- und Zierarbeiten [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] etwa 200 Schnittmuſtern für [illegible] [illegible] der Garderobe und etwa [illegible] Vorzeichnungen für Weiß- und [illegible]
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Operngaſſe 3.

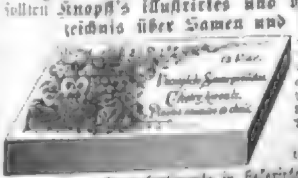
Electrotechniſche Fabrik
Mix & Genest
S. W. BERLIN S. W.

[illegible]
Telephon-Anlagen.
Haustelegraphen.
Blitzableiter. Lichtapparate.
[illegible] [illegible] gratis.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten des
„Berliner Tageblatt“ wird
der bis 1. Februar bereits abgedruckte
Teil des neueſten **Friedrich Spielhagen**'ſchen Romans:
„Ein neuer Pharao“
gratis und franko
nachgeliefert. Alle Reichs-Poſtanſtalten nehmen
Abonnements auf das „Berliner Tageblatt“
nebſt ſeinen wertvollen 4 Separat-Beiblättern:
„ULK“, „Deutſche Leſehalle“, „Zeitgeiſt“,
„Mitteilungen über Landwirtſchaft, Gartenbau und Hauswirtſchaft“ für Februar und
März zum Preiſe von 3 Mark 50 Pfg. entgegen.

Allgemeine Hausfrauenzeitung
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Preis [illegible] 1 M. p. Quartal.

Alle Liebhaber des Gartenbaus
ſollten **Knopff's illuſtrirtes und beſchreibendes Haupt-Verzeichnis über Samen und Pflanzen pro 1889**



[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Katalogs [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Blumenſamen-Sortimente in koloritten Beuteln und Taſchen.
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] M 1.50.
[illegible]

Erfurt, Thüringen. **Oskar Knopff & Co.,**
Samenhandlung, Kunſt- und Handelsgärtnerei.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfriſchende, abführende Fruchtpaſtille
gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congeſtion, Leberleiden,
Magenbeſchwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Unentbehrlich für [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon, 27, rue [illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

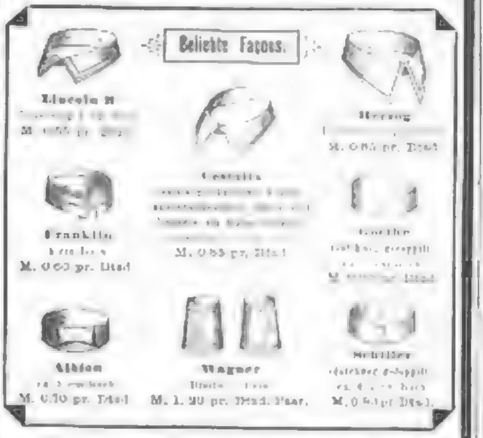
Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke „verschlungene Hände" trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen und Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.



Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen [illegible] Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf briefliches Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Zuckerharnruhr Diabetes [illegible]

Petſchke & Glöckner.
Chemnitz, Sachſen
[illegible]

Prämiirte ächte
Sodener Mineral-Pastillen

Bereitet aus den Salzen der berühmten Gemeinde-Quellen, welchen durch die Jury der internationalen Ausstellung in Brüssel die **Silberne Medaille** zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken à Schachtel 85 Pf. erhältlich. Um sicher zu sein, keine **nachgeahmten** Sodener Mineral Pastillen zu erhalten, verlange man nachdrücklichst

FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen

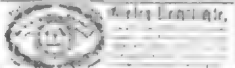
und beachte, dass die auf den Schachteln befindliche ovale blaue Schutzmarke den nebenstehenden Namenszug PH. HERM. FAY trägt.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

[illegible] Für **Kinder** und **Kranke** [illegible] speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — [illegible]

D. R. Patent No. [illegible]



ADRESSEN-BUREAU TRIER

[illegible]

Paul Hoffmann [illegible]

Violinen.

[illegible]

Gebrüder Wolff
Saiten-Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach

Die Stiftung
von Zimmermann'ſche Naturheilanſtalt

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, [illegible] Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Dr. med. Lahmanns Sanatorium
(Naturheilanstalt)
auf „Weisser Hirsch"
bei Dresden.
In reizender Lage.

Anwendung der phys.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, [illegible]

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 50,847. München, den 10. Juli 1894.

[illegible]

[illegible] Ludwigs-Apotheke in München.

Specialität — Vorzügliche
Tisch- & Tafelweine.
Probekiste mit [illegible] Flaschen
J. F. MENZER,
Neckargemünd.
BADISCHE WEINE

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

[illegible]

Kurbedürftige [illegible]

[illegible]
W. Kirchmann, Apotheker

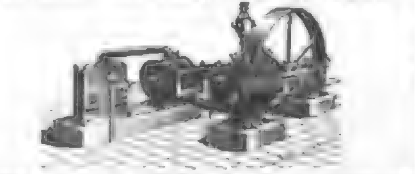
Compagnie Laferme

[illegible]

Reiche Heirats-

[illegible]

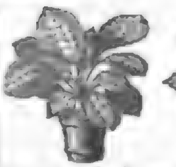
Eincylindrige und Compound Dampfmaſchinen

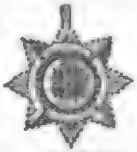


[illegible]

Menck & Hambrock, Ottenſen bei Altona.

Feinſtes
Tafelgeflügel
[illegible]
Victor Haydecker,
Püspök-Ladany, Ungarn.
[illegible]





Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichſter Auswahl
Cotillon- und **Carneval-**
Gegenſtände, [illegible]
Knallbonbons, [illegible]
Masken, Perücken, [illegible]
Jugendſpiele u. ſ. w.
ſpiele, Chriſtbaumſchmuck, Papierlaternen.
Künſtliche Pflanzen
u. Gefäſse dafür in Majolica, Holz, Meſsing [illegible]

Aug. Spangenberg.
Berlin SW., [illegible]

Lebensgroſse Portraits [illegible]
C. Hommel, [illegible] Frankfurt a. M.

Erſtes Masken- und Theaterkoſtüm-Atelier
und Verleihinſtitut Deutſchlands
von
J. J. Grohe,
[illegible]

Pharmaceutiſche Centralhalle
Dresden
[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
Macht die Haut weich, [illegible]
M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England. [illegible]

Deutſche Hausfrauen-Zeitung.
18. Jahrgang. [illegible] 18. Jahrgang.
[illegible]
Unterhaltungsblatt für die Familie
und einer Monatsbeilage:
„Für junge Mädchen“.
Herausgegeben und geleitet von Frau Lina Morgenſtern.
[illegible]
Verlag der Deutſchen Hausfrauen-Zeitung
Berlin W., Lützowplatz 14.

In kurzer Zeit eine gediegene
*Fachbildung**)
und hierdurch angenehme lohnende Stellung.
Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Comptoirkunde, Schönſchrift.
*) Proſpecte, die alles Nähere enthalten, gratis und franco zu beziehen. F. Simon, Abtheilung für brieflichen Unterricht, Berlin S. W. [illegible]

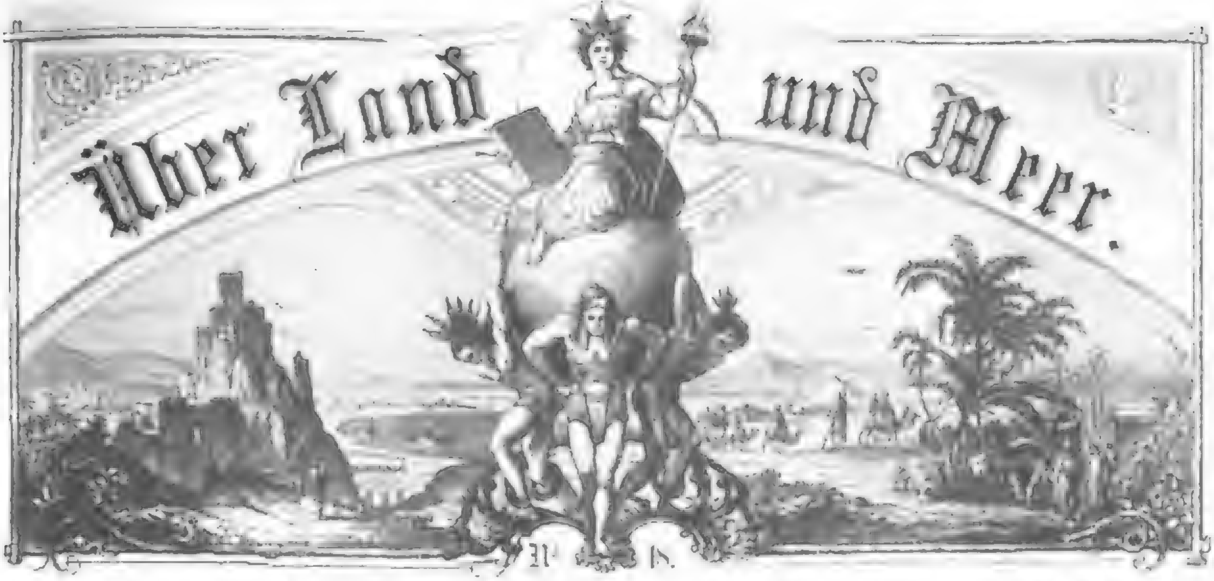
[illegible]
BUCHFÜHRUNG
[illegible]

300 Briefmarken f. M. 3.
[illegible] Braunſchweig, Hamburg, [illegible] Afrika, Amerika, Aſien, Auſtralien [illegible]
100 verſch. ℳ 10.—, [illegible]
1000 „ ℳ 40.—, [illegible]
[illegible]
A. Salvador, Hamburg.
[illegible]

Der Amazonenverschluss
an Glacé- und Seidenhandschuhen
macht als praktische Neuheit berechtigtes Aufsehen.
[illegible] D. R. P. 33960, [illegible]
Zu haben in Handschuhspezialgeschäften.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH
LEIPZIG-PLAGWITZ.
Gold-double-Herrenketten
Kurze Form.
Gold-double-Damenketten
Kurze Form.

M. 18.
Wecker, [illegible] 11 Cm. [illegible] M. 6.75.
Massiver Herrenring [illegible] M. 10.50.
Nr. 252. Remontoir-Cylinder. [illegible] M. 10.50.
Nr. 259. Damen-Remontoir-Cylinder. [illegible] M. 40.
Nr. 251. Damen-Remontoir-Cylinder [illegible] M. 20.
M. 10.50
Nr. 255. Remontoir-Cylinder [illegible]
Nr. 256. Remontoir-Cylinder [illegible]


Über Land und Meer.
No 18.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Harte Herzen.

Erzählung

von

Anton Freiherrn von Perſall.

Mit Originalzeichnungen von R. E. Kepler.

(Fortſetzung.)

„Soll i' mi' ausweiſ'n?" erwiderte lauernd der Alte. „Hier mi' ausweiſ'n — ſoll i's Guat!" Er nahm ein beſchmutztes, zerfetztes Büchlein aus der Taſche und ſchlug es auf. „Kannſt leſ'n, Dominik?" Damit hielt er es ihm vor die Augen. Der wechſelte ſichtlich die Farbe, als er nur mühſam die ſchlecht leſerliche Schrift entzifferte. „Lies laut, daß 's alle hören, ſan g'wiß alte Bekannte von mir da; helf ihna drauf, Dominik!" ſagte er ſpöttiſch.

Dominik brachte kein Wort heraus, er ſtarrte ſprachlos den Alten an. Der nahm das Buch aus der willenloſen Hand.

„Quirin Burger!" las er laut und deutlich. — Die Wirkung dieſes Namens war eine unbeſchreibliche. Die meiſten der Anweſenden hatten heute ſchon an dieſen Namen gedacht, er ſtand ja in inniger Verbindung mit dem eben gefeierten Feſt, jetzt klang er wie ein Mahnruf, und mit dieſer elenden, verkommenen Erſcheinung tauchte wieder die Erinnerung auf an das noch ungeſühnte Verbrechen. Auf Quirin lag ja einmal ein Verdacht, und wenn man ihn ſo anſah in ſeiner Verkommenheit, ſchien der Verdacht nicht ſo ganz ungerechtfertigt.

Der Alte ergötzte ſich an all den ſtarr auf ihn gerichteten Blicken, an dem Zorn und der ohnmächtigen Wut, die jetzt aus Dominiks Augen leuchteten; plötzlich lachte er hellauf, daß ihm die Thränen aus dem kranken Auge rannen.

„Seid's do' luſti', der Vat'r g'hört ja zur Hochzeit, und er hat einen weit'n Weg g'habt aus 'n Elſaß, und auf Staatskoſten is er kumma!" Er lachte unbändig, daß die rote Binde ſich verſchob und eine leere Augenhöhle entſetzlich allen entgegengähnte.

Cens war die erſte, die ſich faſſen konnte, ſie kannte den Namen genau und wußte, in welch intimer Beziehung er zu Dominik ſtand, ſie wußte aber auch, daß dieſer Mann nicht das geringſte Recht beanſpruchen konnte und daß es nur die Schande ſei, die ihm eine Macht über ihr Haus verlieh. Der Skandal durfte nicht weiter ausarten.

„Quirin Burger," ſagte ſie mit gemeſſener Ruhe, „geht 'nunter in die Küch', laßt Euch geb'n, was Ihr wollt, aber ſtört nimmer mein'n Hochzeitstag mit Eurer G'gen'wart. Das weit're könna wir morg'n mit'nand' ausmach'n!"

„Der Menſch ſoll in mein Haus bleib'n?" donnerte jetzt der Poſthalter dazwiſchen, der ſich nur mühſam zurückgehalten. „Was hat denn der mit mir z' ſchaff'n? Keine Nacht duld' i' ihn im Haus!"

Cens erfaßte ſeine drohend geballte Fauſt.

„Das is jetz' unſ'r Sach', Vata, wer im Haus bleibt oder net! Meinſt, mir is a Freud', zwoa Schwiegervät'r im Haus z' haben? G'wiß net! Aber man muaß net d' Schand no' größ'r mach'n als ſ' jo ſcho' is. Der Quirin bleibt! Und Du machſt, daß D' 'nunter kommſt!" ſagte ſie, zum Alten gewendet. Ihre Züge waren geradezu häßlich verzerrt, männliche Entſchloſſenheit lag darin. „Und jetzt paßt's net lang," rief ſie den Leuten zu, „tanzts und eßts, was geht euch die G'ſchicht an!"

Den Leuten machte dieſe aufregende Scene

Prinzeſſin Luiſe zu Schleswig-Holſtein und ihr Verlobter Prinz Leopold von Preußen.

offenbar Spaß, mit ſchadenfreudiger Neugier hatten ſie zugeſehen.

„Das geſchah ihnen gerade recht, der ſtolzen Gens und dem Dominik.“ Jetzt war's aus mit dem Stolz. Der Dominik war jetzt der Sohn eines Landſtreichers, der auf dem Schub in ſeine Heimat befördert wurde, vielleicht ſogar etwas Schlimmeres. „Und wie ſie den alten Wimbacher abgefertigt hat, der bekommt jetzt gute Tage!“ Das war alles aus dem wirren Gemurmel herauszuhören, unter dem die Menge zum Tanz und Mahle zurückkehrte.

Quirin verſchwand, wie er hereingekommen. Die energiſche Ruhe der Gens imponierte ihm mehr als der Zornausbruch des Poſthalters, der jetzt, auf die rohe Abfertigung der Gens hin, förmlich zuſammenknickte. Er hätte ſie jetzt erwürgen können, die er vor wenigen Minuten noch mit ſolcher Freude betrachtete. Unwillkürlich ergriff er den Arm Peters, in dem er jetzt ſeinen einzigen Halt fühlte.

„Führ' mich 'naus,“ bat er ihn, „mir wird ſchwarz vor die Aug'n, ab'r ſo, daß ich die Elende net begeg'n.“

Peter führte ihn hinaus, er kam ihm jetzt trotz ſeiner gewaltigen Erſcheinung wie ein hilfloſes Kind vor und der Anblick that ihm weh, ſeine Befürchtungen waren ſchneller eingetroffen, als er geahnt.

„Kann ich mir das biet'n laſſ'n, Pet'r?“ Thränen ſtanden ihm in den Augen und der ganze Körper bebte wie im Fieber, „in mei'm Haus!“

„Beruhigt Euch, Vater, und faßt die Sache ſo auf, wie ſie iſt,“ beruhigte Peter. „Euer Haus iſt es leider nicht mehr. Ihr habt es unerklärlicherweiſe abgetreten mit Vorbehalt einiger unbedeutenden Rechte, die Euch in dieſem Falle nichts nützen. Der Fall iſt an und für ſich ein äußerſt ſchwieriger und ſein plötzliches Eintreten macht ihn noch ſchwieriger. Quirin iſt nun einmal der Vater des Dominik, jedermann weiß es, und wenn er auch keine Rechte beanſpruchen kann dem Geſetze nach, ſo räumt ihm doch ſchon die Natur ſelbſt ein Recht ein über Dominik, abgeſehen davon, daß er im ſtande iſt, den Namen der Mutter noch im Grabe zu ſchänden durch ſchlimme Nachreden. Aus dieſem Grunde ſchon, Vater, mäßige Dich! Es läßt ſich vielleicht im guten eher ein Abkommen treffen, mit Gewalt iſt da nichts auszurichten. Und was die Gens betrifft, iſt ſie eben ein hitziges, leidenſchaftliches Ding, die das alles nicht ſo ſchlimm gemeint hat. Es wird am beſten ſein, Ihr enthaltet Euch von nun an jeder Einrede in das Hausweſen. Ihr habt es ja ſelbſt nicht anders gewollt trotz meiner Warnung.“

Der Poſthalter hatte ſich auf eine Steinbank geſetzt und blickte in den Boden, die Fäuſte auf die Kniee geſtemmt, er ſchien den Auseinanderſetzungen Peters nur halb zuzuhören.

„Der Dominik ſteht daneb'n und ſagt kein Wort, der Bub' der elende!“ Die Ader auf der Stirne ſchwoll wieder bedenklich an.

„Konnte er ſeinen leiblichen Vater hinausjagen vor allen Leuten? Thut ihm nicht unrecht, der Dominik hat in dieſem Augenblick Entſetzliches ausgeſtanden!“ bemerkte Peter.

„Du haſt ja recht, ganz recht,“ entgegnete verwirrt der Vater, „der Dominik is ja mein Sohn nimm'r, is nie g'weſ'n; es is, als wenn er heunt g'ſtorb'n wär' für mi'. Ja, ſo rächt ſichs Unrecht; die Natur laßt net mit ſich ſpaſſ'n! An ihn hab' i' mei' Herz g'hängt. Di' hab' i' g'ring g'ſchätzt, mei' eigen's Kind! Ich hab' Di' net mög'n, i' ſag's off'n. De Mutt'r ſelig hat ſi' kränkt g'nug drüb'r; ab'r ſchau, ſeit Du 's letztemal da warſt, da hab' i' Di' erſt kenna g'lernt. Pet'r“ — er faßte mit der Hand nach ihm, als ſuche er eine Stütze — „Pet'r, verlaß mi' net, laß mir's jetzt net entgelt'n, was i' an Dir verſäumt hab' — der Mutt'r z' liab net!“

Eine tiefe Erſchütterung hatte ihn ergriffen, der ſtarke, ſelbſtbewußte Mann war zuſammengebrochen unter dem Gefühle ſeiner Ohnmacht, unter der ihm vor allen Leuten angethanen Schmach, und in dieſer entſetzlichen Nacht, die ſich herabſenkte auf ſeine im Leiden ungeübte Seele, leuchtete nur ein Stern, nach dem er verzweifelt die Hände erhob, die Sohnesliebe ſeines Peter!

Der war wieder ganz Glut. Ein zerriſſenes, blutendes Herz, noch dazu des eigenen Vaters, zu heilen, die Qual da drinnen zu lindern, das war wieder eine Feierſtunde für Peter, und dieſer Gottesdienſt vollzog ſich hier außen, während drinnen noch die Schadenfreude, die Luſt am Skandal auf jedem Antlitz lag und von Mund zu Mund bittere Worte gingen über das Haus, deſſen dampfende Schüſſeln ſie von neuem mit gierigen Blicken verſchlangen.

Gens hatte Selbſtbeherrſchung genug, ſich nichts anmerken zu laſſen, wußte ſie ja zu gut, daß Verdruß auf ihrer Stirne nur allen Freude bereite. Sie lachte, tanzte, ging von Tiſch zu Tiſch, als hätte ſich nichts ereignet. In ihrem Innern kochte und gärte es um ſo mehr, und der Blick, den ſie Dominik zuwarf, paßte nicht für dieſen Tag.

Der war weniger im ſtande, ſich zu verſtellen; die bleiche Farbe ſeines Geſichtes blieb, man ſah an ſeinem verſtörten Weſen, dem verloren blickenden Auge, daß er vergeblich einen Ausweg ſuchte aus ſeiner verzweifelten Lage. Ein verkommener Landſtreicher, für den ſich nicht die leiſeſte Stimme erhob in ſeinem Innern, der ihm ein Ekel war — ſein Vater!

Was kümmerte ihn der Menſch! Als er geboren wurde, war er ſchon verſchwunden, und die Vergehen ſeiner Mutter ſind nicht ſeine Vergehen — der andere war ſein Vater, der hörte ſein erſtes Lallen, der überhäufte ihn mit Wohlthaten, der übergab ihm erſt heute ſeinen ganzen Beſitz, ihm, dem Sohne des — Landſtreichers! Doch des Landſtreichers! Da hilft alles nichts, das eherne Naturgeſetz duldet keinen Widerſpruch. Der andere, der Poſthalter, iſt ſein Vater! Hat er nicht den Augenblick ſo gedacht? Und behandelt man ſo einen Vater — einen Vater, der alles geopfert dem Sohne? Das that die Gens — nicht er! Und war er nicht der Herr im Hauſe? Heute ſchon nicht mehr? Hätte die Gens das ihrem leiblichen Vater gegenüber gewagt? Hätte er es ſeinem leiblichen Vater gegenüber gewagt? Gewiß nicht! Dasſelbe Naturgeſetz hätte ihn davon abgehalten, das ihn jetzt davon abhält, den — Landſtreicher hinauszujagen aus dem Hauſe — alſo doch der leibliche Sohn des Landſtreichers! Seine wüſten Gedanken glichen einem Bündel Schlangen, die ſich alle ſelbſt in den Schwanz biſſen. Ihr Gift färbte ſeine Wangen gelb, machte ſeine Lippen trocken, ſeinen Gaumen heiß.

Als Peter ihn ſo in einem leeren Zimmer derſelben Flur ſitzen ſah, wollte er auch hier den Seelenarzt ſpielen, aber da hatte er weniger Glück wie beim Vater, den er ſichtlich beruhigt hatte.

Dominik forſchte auch in ſeinem Geſichte nach einem Zug der Schadenfreude. Peter, der offenbar Benachteiligte, der ſtets Zurückgeſetzte, der echte Sohn, er mußte ſich doch freuen über ſein Unglück. Aber er fand dieſen Zug nicht.

„Wie ſo ein Studirter ſich doch verſtell'n kann!“ dachte er dann.

„Sei ein Mann, Dominik,“ ſprach Peter ihn an, „jetzt kannſt Du's zeigen. Vor allem bedenke, was der Vater für Dich gethan — er iſt doch Dein Vater, unzählige Dir erwieſene Wohlthaten, die getreulich an Dir vollzogene Vaterpflicht machen ihn dazu. Das Benehmen der Gens war empörend, zeige ihr doch, daß Du der Herr biſt im Hauſe!“

Dominik ſchien die Philoſophie Peters mit Behagen einzuſaugen.

„Alſo Du glaubſt,“ ſagte er, „daß ich gegen dieſen Quirin keine weiteren Verpflichtungen habe, daß ich ihn einfach —“ er machte ein verſtändliches Zeichen gegen die Thüre.

„Halt,“ fuhr Peter auf, „das nicht! — unſerer Mutter zu lieb ſchon nicht! Du wirſt ihm Unterhalt und Obdach bieten, vielleicht läßt er ſich bewegen, gegen dieſe Zuſage anderswo ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Zuneigung, Sohnespflichten kann er von Dir nicht beanſpruchen, weil er auch keine Vaterpflichten an Dir erfüllt, dieſe biſt Du allein unſerem gemeinſamen Vater ſchuldig; verletzeſt Du dieſe, biſt Du nicht mehr wert wie dieſer Quirin, den Du ſo ſehr verachteſt.“

Andere Leute kamen herein und läſterten, Dominik, dem Feſtgeber zu liebe, auf dieſen Lump, den Quirin, der drüben im Elſaß, wo er ſich aufgehalten, wohl irgend etwas angeſtellt habe und deshalb ausgewieſen, auf dem Schub hieher gebracht worden ſei, um nun der Gemeinde zur Laſt zu fallen. In ihrer Roheit und Gefühlloſigkeit merkten ſie nicht, daß alle dieſe Redensarten wie ſpitze Nadeln in die Bruſt des Dominik eindrangen, der ja doch der Sohn dieſes Auswürflings war.

„Zur Laſt fall'n ſoll er euch net, dafür ſorg' ich!“ ſagte er trocken, „und weit'r kümmert euch ja die ganze G'ſchicht net, kehrt vor eurer eig'nen Thür!“

Lies hatte ſich während des ganzen Vorganges nicht vom Tiſche gerührt. Das Schickſal dieſes von Gott und der Welt, von ſeinem eigenen Sohne verlaſſenen Menſchen, der wie ein räudiger Hund behandelt wurde, entſetzte ſie; was er auch gethan haben mochte, er büßte in ihren Augen jetzt alles — daß eine ſo verkommene Natur eben nicht ſo litt, daran dachte ſie nicht. Ihre Schweſter flößte ihr Furcht und Abſcheu ein, und als ſie jetzt daherſchoß wie ein Falk mit brennenden Augen, jede Muskel in Bewegung, und ſie argwöhniſch anblickte, als wolle ſie ihre geheimſten Gedanken leſen, ſchaute ſie, wie Hilfe ſuchend, ſich nach Peter um.

Der Riedbauer, der die Sache ſehr kühl aufzunehmen ſchien und ſeine Cigarre nicht kalt werden ließ, ſagte liſtig zu Gens:

„Sei froh, daß er heut erſt komm'n iſt, wär's geſtern g'ſcheh'n, wärſt ka'm Poſthalt'rin word'n!“

Die feſtliche Stimmung war vernichtet, wenigſtens bei den Nächſtbeteiligten, die übrigen ließen ſich das wenig kümmern, und wer das Gejohl und Geſtampf, die lärmende Tanzmuſik durch die ſpäte Winternacht dröhnen hörte, hatte keine Ahnung von den bitteren Seelenkämpfen, die hier tobten.

Dem Wohnhaus gegenüber, deſſen erleuchtete Fenſter grellrote Lichter auf die Schneedecke draußen warfen, lagen die Stallgebäude in finſterer Ruhe. Nur ein kleines, erblindetes Fenſter warf einen matten Schein. Er rührte von einem zinnernen Oellämpchen her, deſſen Qualm ein kalter Luftzug, der durch das zerbrochene, mit alten Lumpen verſtopfte Fenſter hereindrang, zu Boden drückte. Vor einem mit Stallgeräten und ſchmierigem Unrat aller Art bedeckten Tiſche ſaß Quirin und ſtierte mit dem böſen Auge in das Flämmchen. Der ſchneidende Luftzug ſpielte mit den ſpärlichen grauen Haaren. Es fröſtelte ihn in dem dünnen Gewand, ſeine Kniee zitterten und die Zähne ſchlugen aneinander, er ſchien es aber gar nicht zu fühlen, weitab ſchweiften wohl ſeine Gedanken. Oft zog hämiſches Lächeln über ſein Antlitz, dann malte ſich wieder unausſprechliche Seelenangſt auf ſeinen Zügen und das Auge irrte unruhig in dem kleinen Raum umher.

„Er lebt no', der Alt' — hat's alſo do' ertrag'n — wie i' — dreißig Jahr! A lange Zeit für ſo a Laſt!“ Er zog die Schulter empor, als fühle er wirklich ihren Druck; „und er war do' damals nimm'r jung! Wenn der erfahrt, daß i' hier bin!“ Er lachte hellauf bei dem Gedanken. „Wie's ihm wohl ganga hat die Zeit üb'r? Beſſer allweil wie mir“ — er ſah auf ſeine ärmliche Geſtalt herab — „und do' hat er's ausdacht! Ja, ausdacht und ausg'führt, das iſt do' an Unterſchied! So a Schlag auf 'n Kopf — ſo a Schrei — 's Bluat!“ — er atmete ſchwer auf — „was is da dageg'n 's

Andenk'n?" Er ſchauerte zuſammen und hielt die Hände vor die Augen, wohl, um heraufſteigende häßliche Bilder zu verdrängen. „Horch! Schritte an der Thür — Mannsſchritte! Hab'n ſie's am End' do' 'rauskriegt? Hat am End' der Alt' —"

Aſchfahl war ſein Geſicht, die ganze Geſtalt bebte, die Augen ſuchten offenbar einen Ausweg. Die Thüre öffnete ſich und Dominik ſtand vor ihm, bleich, mit wirrem Haar und finſterem Ausdruck im Geſicht. Es hatte ihm nicht länger gehalten da oben, er mußte im klaren ſein mit dem Quirin.

„Quirin Burger," redete er ihn an, „laß mit Dir red'n!" Er ſetzte ſich erſchöpft auf einen Haferſack in der Ecke und rang nach Atem. Quirin betrachtete ihn mit einem eigentümlichen Ausdruck, der die häßliche Geſtalt einen Augenblick weniger abſtoßend machte.

„Red nur, Dominik!" ſagte er erwartungsvoll.

Dieſer begann, ſich gewaltſam mäßigend:

„Quirin, Du ſiehſt do' ſelbſt ein, daß Dei' Platz net in dem Haus ſei' kann — Du biſt mei' Vat'r, das Kirch'nbuch ſagt's und d' Leut'. Da drinn" — er ſchlug mit der Fauſt ſich auf die Bruſt — „red' nix für Di' — i' kenn' Di' net, will Di' net kenna! Aba 's Leb'n hab' i' vo' Dir, wenn i' a glei' mei' Mutt'r anklag'n möcht' desweg'n, und drum muß i' Dei' Leb'n erhalt'n; ab'r daß des hier net ſei' ko, begreiſt! Sag alſo, was D' verlangſt für Dei' Vaterſchaft, ein für allmal, Du ſollſt's haben, wenn i's leiſten kann — dann geh und trag Dei' Elend anderswohin!" Er riß das Halstuch herab, das Hemd auf, daß die eiſige Luft die nackte Bruſt beſtrich.

Quirin ſtierte die ganze Rede über in die kleine Flamme, hie und da legte er die zitternde Hand an die Stirn, als ſchmerze ſie ihn.

„Alſo wieder fort?" ſprach er vor ſich hin; „überall wieder fort wie a g'hetzt's Wild? Weißt denn aa, wie des thut, Dominik, allei', verlaſſ'n, halb blind, mit morſche Knoch'n 'nausg'jagt werd'n wie a Hund! Vo' jedermann veracht', g'ſchiech'n — glaubſt net, daß ma' da z'letzt aa biſſi' werd'n könnt' wie a Hund? Thut Di' des wundern?"

Dominik zuckte die Achſeln.

„Vom Elſaß bis daher in dem G'wand, zu der Zeit! I' hab' dacht: ‚Dort lebt dei' Sohn — du haſt's net verdient um ihn, aber 's is do' dei' Sohn, do' ein Menſch, an den 's di' anhalt'n kannſt in der Verzweiflung!' — I' hätt's ſonſt net dermacht bis daher — und jetzt wieder 'nausg'jagt werd'n von dem ein'n Menſch'n!" Seine Stimme brach, das entzündete Auge ſchwamm in Thränen; „Dominik, des is aa für mi' z'viel, thu's net! Stoß mi' net 'naus, Dominik, irgend ein'n Wink'l gib mir in Dei'm Haus — i' mach's ja nimm'r lang — nur net 'nausſtoß'n — i' bin ja ſo müad von dem Umanandzieh'n, ſo grauſam müad!"

Quirin erhob flehend die Hände, er war nahe daran, vor Dominik zu knieen, der ſtand auf, als wolle er der Berührung mit ihm ausweichen.

„I' zahl' für Dein' Unterhalt, wenn Du die Klauſ'n morg'n verlaßt, ſonſt aa des net, und das iſt mei' letzt's Wort! In mei'm Haus is kei' Platz für Di', der Poſthalt'r is mei' Vat'r. Du biſt mei' Fluch, und vor dem will i' mein Haus rein halt'n. Gehſt drauf ei', und was verlangſt? Mach's kurz! Kei' Menſch braucht z' wiſſ'n, daß i' bei Dir war."

„So alſo meinſt Du's mit mir? Abfind'n mit a paar Groſch'n und zur Thür 'naus mit dem alt'n Lump — dem alt'n Lump, den Dei' Mutt'r do' ſo gern g'habt hat, liab'r als den Poſthalt'r da drinn, liab'r wia alle Menſch'n!" Der ſchmerzliche Ausdruck in ſeinem Geſichte war ganz verſchwunden und hatte einem drohenden Platz gemacht. Das blutunterlaufene Auge blitzte dämoniſch auf. „I' ſag' Dir ab'r, i' will nimma ſo verlaſſ'n umanand lieg'n, liab'r ſoll's auf einmal aus ſei' — i' ſag' Dir, daß D' mi' in einer Minut'n bitt'ſt, daß i' in Dei'm Haus bleib', Du und Dei' bös Weib da drüb'n — ja, lach nur — bitt'ſt, ſag' i' — auf die Kniee bitt'ſt!"

Dominik ging gegen die Thüre zu.

„Laß das dumme G'ſchwätz! Gehſt auf mein'n Vorſchlag ei' oder net? I' frag' Di' 's letztmal, vo' morg'n an kenn' i' Di' nimma, mög'n d' Leut' ſag'n, was woll'n!"

Quirin hielt ihn beim Arme zurück, er ſah ihm mit einem ſo wilden, grauenhaften Ausdruck ins Geſicht, daß Dominik zurückſchreckte.

„Wenn i' Dir ab'r ſag', daß mit mir a G'heimnis 'nausgeht, was Dei' und Deiner Frau ihr Haus z'ſammenreißt — jagſt mi' dann no' fort?"

Dominik riß ſich los, ſah aber doch betroffen Quirin an, deſſen Geſichtsausdruck keine Lüge verriet.

„Droh'n a no'," ſagte er, „des könnt' guat werd'n mit Dir im Haus! Jetzt mach erſt recht, daß D' weiter kommſt mit ſamt Dei'm G'heimnis!"

„Is das Dei' letzt's Wort?" keuchte Quirin, ſichtbar zum Aeußerſten entſchloſſen.

„Mei letzt's Wort!" lautete die Antwort.

„So hör, Dominik, Du willſt es ja net anders." Er zog ihn von der Thüre weg und näherte den Kopf ſeinem Ohre. „Haſt vom Hagebauern ſcho' erzähl'n hör'n?" fragte Quirin, mit dem glotzenden Blick bis ins Innerſte des jungen Mannes dringend.

„Der umbracht word'n is?" fragte Dominik, das Herz ſchlug ihm hörbar.

„Der umbracht word'n is," fuhr Quirin lauernd fort, „umbracht, vo' wem?"

„Das weiß kei' Menſch!" entgegnete bebend Dominik.

„Außer i'!" liſpelte grinſend Quirin.

Sie rückten unwillkürlich näher zuſammen, die Stimmen wurden noch leiſer. Dominik dachte nicht mehr ans Fortgehen.

„Und wer hat's gethan?" preßte Dominik heraus, ſeine Fauſt umklammerte krampfhaft den Arm Quirins.

„I'!" klang's heiſer, dumpf, und Quirin ſchien ſich einen Moment zu weiden an dem Entſetzen des Sohnes, der ihn eben verſtoßen, der ſich jetzt mit beiden Händen den Kopf hielt, als wollte er zerberſten und mit hervorquellenden, geiſterhaften Augen ihn anglotzte wie eine hölliſche Erſcheinung.

„Du, Du, der Mörder?" ſtieß er mühſam hervor, „Du?" Er biß die Zähne feſt aufeinander, die Bruſt wogte wie im Krampfe. Plötzlich fuhr er ihm mit beiden Händen an die Kehle. „Elender Mörder! I' erwürg' Di', wenn's wahr is!"

Quirin ächzte unter den furchtbaren Griffen und nickte mit dem Kopfe.

„Wart nur a biſſl," brachte er mühſam hervor, „bin no' net fertig, nacher bring mi' um, mir liegt nix mehr am Leben!"

Der Druck der Hand Dominiks ließ nach, er wollte das Geheimnis ganz hören, mit einer gewiſſen, entſetzlichen Wolluſt horchte er darauf.

„I' bin der Mörd'r — mit einer Hack hab' i' ihn erſchlag'n — im Bett — ab'r nur der bezahlte Mörd'r! Und vo' wem bezahlt?" Wieder bohrte ſich das glühende Auge in das fahle Antlitz Dominiks. „Vom alten Riedbauern, dem Großvat'r der Gens!" liſpelte Quirin dem Entſetzten ins Ohr. Dominik brach zuſammen, das war zuviel auch für ſeine ſtählernen Nerven. Zwiefach verſtrickt in dieſe blutige That, von der er ſchon in ſeiner Jugend mit geheimem Grauen erzählen hörte. Es war ihm, als ob ein roter, warmer Strom über ſeine Augen herablaufe, und die knochigen Hände deſſen, den er Vater nennen mußte, flößten ihm Entſetzen ein. Er atmete ſchwer auf und hielt ſich an dem Thürpfoſten feſt, die Hand vor den Augen, um den Verruchten nicht zu ſehen.

Der ſchien ſelbſt erſchöpft.

„Jetzt weißt alles, jetzt bring mi' um, ſchlepp mi' aufs G'richt, alles eins — i' hab' das Hundsleb'n ſatt!"

Einen Augenblick war es ganz ſtill. Daneben raſſelten die Pferde mit den Ketten, vom Hauſe herüber erklang die Tanzmuſik und der Lärm der Hochzeitsgäſte.

„Dominik!" ſagte plötzlich Quirin, den unglücklichen Sohn mit ganz verändertem Ausdruck anredend, „gib mir net d' Schuld, i' hätt's Dir nie g'ſtand'n, ab'r Dei' Härt'n hat's mir 'rauspreßt; nur ei' gut's Wort, nur eins! Dominik — ſo ſchlecht i' bin, i' hab' mi' darnach g'ſehnt Jahr und Tag — und Du hätt'ſt nie 'was davo' erfahr'n, ab'r ſo — ohne Liab kann i's allei' net trag'n, die grauſame Schuld — liab'r glei' ſterb'n!"

Dominik hatte ſich wieder etwas geſammelt. Niemand durfte etwas erfahren, auch Gens nicht, das war ihm klar, lieber wollte er noch den Quirin im Hauſe behalten.

„Schwör mir, daß das G'heimnis nie über Deine Lipp'n komma ſoll, geg'n niemand, auch net geg'n die Gens, unter keine Umſtänd', was auch komm'n mag — dann b'halt i' Di' im Haus — nur zwunga — denn daß i' in Dir jetzt no' wenig'r mein Vat'r ſeh', wirſt einſehn!"

„Das ſchwör' i', Dominik, und i' ſchwör' kein Meineid mehr, i' hab' ſcho' ſo g'nug auf'm G'wiſſ'n! Und i' wollt' ja net Dei' Unglück, grad' an Winkl zum Ausruh'n — wenn's für mi' no' a Ruh' gibt."

Dominik machte die Thüre auf, dem Alten einen feindſeligen Blick zuwerfend.

„Gute Nacht, Dominik!" ſagte Quirin in flehendem Tone, der gab keine Antwort und ſchlug die Thüre hinter ſich zu.

Quirin blickte verloren nach, plötzlich brach er in ein ſchmerzliches Schluchzen aus und verbarg ſein Haupt hinter beiden Händen.

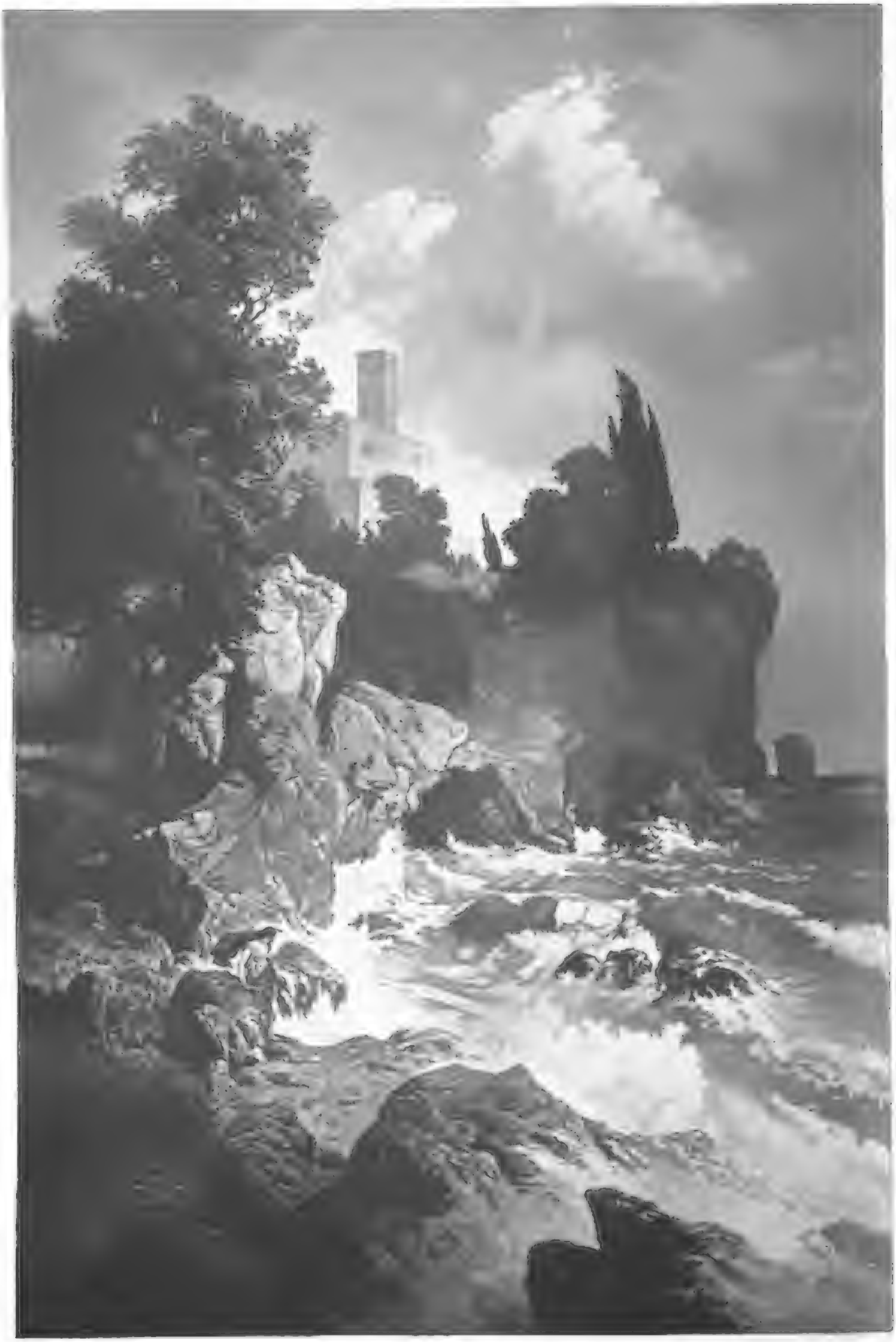
Drüben ſchwieg jetzt die Muſik, die letzten Gäſte entfernten ſich johlend über den kniſternden Schnee und ein Fenſter nach dem andern verdunkelte ſich, nur eines im erſten Stock blieb erleuchtet, die Brautkammer — und gegenüber das Fenſter neben dem Stall, ihr blutroter Schein floß ineinander auf der Schneedecke draußen, die Schläfer dahinter ſchienen die Nacht zu ſcheuen mit ihren häßlichen Träumen.

IV.

Das Verhältnis mit dem Quirin ließ ſich beſſer an, als Dominik gefürchtet; er ſchien glücklich zu ſein mit ſeinem Winkel zum Ausruhen, nach dem er ſich ſo geſehnt. Er nahm mit allem vorlieb, er drängte ſich nicht auf, pochte nie auf ſeine Eigenſchaft als Vater, ſondern nahm alles mit ſklaviſcher Unterwürfigkeit als Almoſen an. Kein Blick, kein Wort verriet, daß er ein Geheimnis mit Dominik habe oder irgend einen Druck ausüben wolle. Die ſtolze Poſthalterin, die anfangs über die Nachgiebigkeit und Milde ihres Mannes Quirin gegenüber ſehr erſtaunt war, wußte er durch Schmeicheleien, durch unterwürfiges Weſen ganz für ſich zu gewinnen, ihr war er viel weniger läſtig als der alte Wimbacher, deſſen herriſches Weſen immer wieder durchdrang, ſo ſehr er ſich bemühte, es zu unterdrücken. Anfangs folgte Scene auf Scene. Es war ein förmlicher Kampf dieſes zähen, eigenmächtigen Mannes mit dieſem ebenſo zähen, herzloſen Weibe, jeden Fuß breit Boden mußte ſie ihm abringen, aber zuletzt blieb doch ſie Siegerin. Nur eins konnte den Wimbacher in wahre Tollwut verſetzen, wenn Gens oft ihn und den Quirin zuſammen nannte, als ob eine gewiſſe Gleichheit zwiſchen ihnen herrſche, beide eigentlich dieſelbe Stellung im Haus einnähmen, das ſchien ihn in ſeinem Innerſten zu verletzen, dagegen bäumte er ſich auf mit einer Leidenſchaft, die ſelbſt Gens Scheu einflößte. Er haßte und verachtete dieſen Quirin, er haßte ihn um ſo mehr, als er ſich ſelbſt ſagen mußte, daß er nicht ganz ohne Berechtigung im Hauſe war. Außerdem hatte er einen perſönlichen Abſcheu vor dieſem Menſchen, und einmal ſpielte er Dominik gegenüber ſogar auf den frühern Verdacht wegen der Mordgeſchichte des Hagebauern an, der auf Quirin laſtete. Da leuchtete es aber ſo unheimlich auf in Dominiks Augen, ſeine Stimme klang ſo drohend, als er ſich ein für allemal ſolche Redensarten verbat, daß er nie mehr davon anfing, obwohl auch im übrigen Dorfe dieſe alte Geſchichte ſeit Quirins Anweſenheit wieder aufgewärmt wurde.

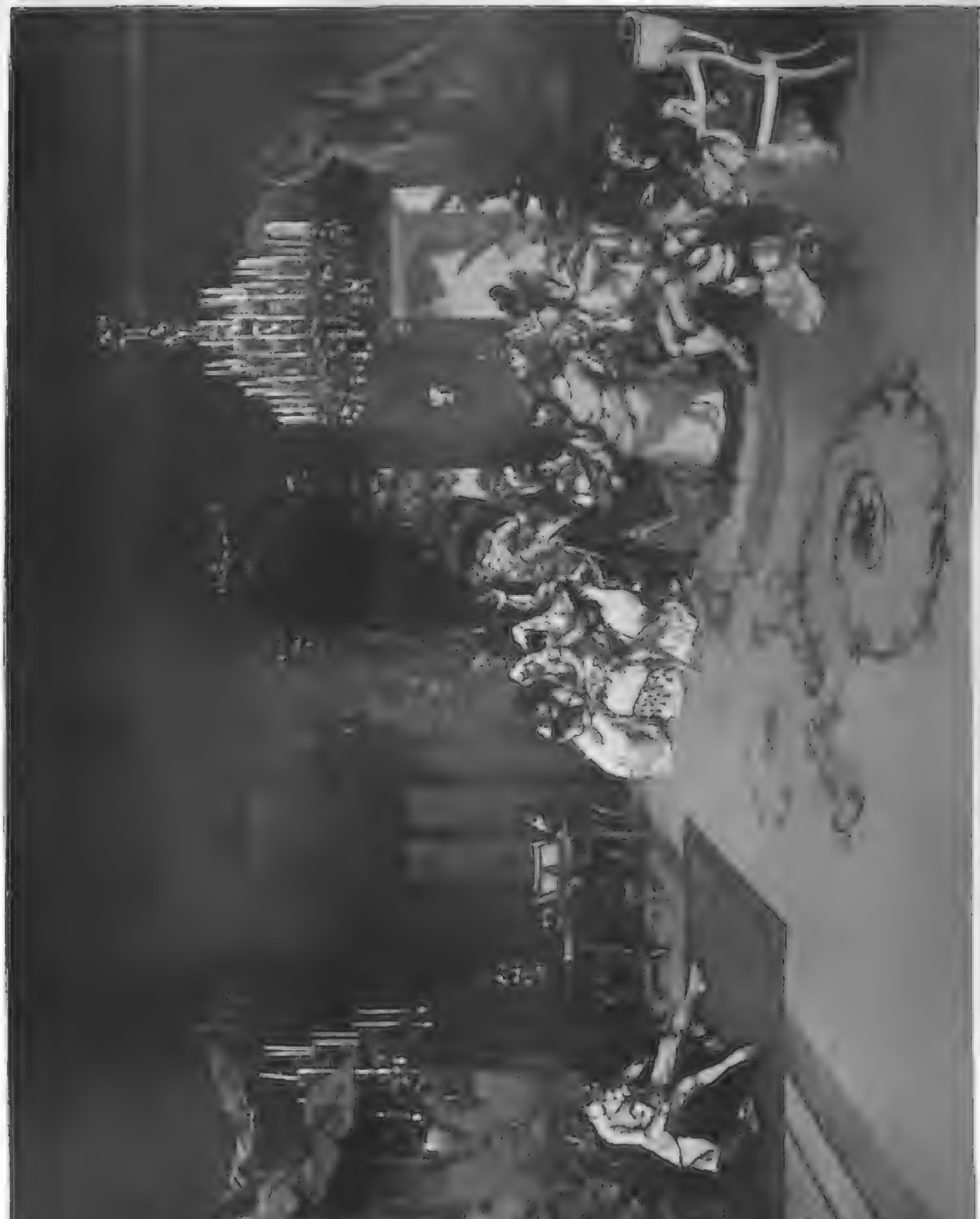
Dieſe ewigen häuslichen Streitigkeiten, die dunkle, verdächtige Perſon des Quirin verſcheuchten alle Gäſte aus der Poſt. Das Geſchäft ging ſo ſchlecht wie noch nie, und je ſchlechter es ging, deſto mehr waren Gens und Dominik beſtrebt, durch äußern Aufwand und möglichſt hochfahrendem Weſen dieſen Verfall des Anweſens zu verdecken. Die alte Proteſtwirtſchaft begann, der „Dokta" Lindner hielt wieder ſeinen Einzug in der Klauſen. Leider ſchien aber Dominik nicht das „Glück" zu haben wie der Vater, er verlor und verlor, und der Doktor hetzte ihn immer weiter hinein. Der junge „Reformator" war ja jetzt weit weg über dem Meer auf einer Forſchungsreiſe, da blühte wieder ſein Weizen.

Der alte Riedbauer hatte ſich ganz zurückgezogen und wollte von Anleihen oder dergleichen nichts wiſſen, er verſchanzte ſich förmlich gegen ſolche Angriffe in ſeinem Hauſe, in welchem der alte Großvater immer noch ſein Traumleben führte. Von



Hero. Gemälde von Edmund Kanoldt.

Google



Die Marionetten. Gemälde von Louis [illegible].

der Ankunft Quirins hatte man dieſem nichts geſagt, man wußte ja, wie verhaßt ihm der Name war, und daß er förmliche Anfälle bekam, wenn er ihn nur hörte.

So waren erſt zwei Jahre vergangen, und ſchon wankte das ganze Haus. Der alte Wimbacher, deſſen Rat nie eingeholt wurde, blickte dem Einſturz mit gewiſſer Genugthuung entgegen; das war die Gottesſtrafe für den Undank. Er hatte nur noch einen Gedanken, einen Wunſch, das war die Rückkunft Peters, der in ehrenvollem Auftrag der Regierung eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Amerika unternommen hatte, um nach ſeiner Rückkehr ſich als Privatdozent an der hauptſtädtiſchen Univerſität niederzulaſſen. Er war jetzt ſeine einzige Stütze. Er hatte jetzt einen förmlichen Drang, an ſeinem Lebensabend noch den verſäumten Genuß der Kindesliebe nachzuholen.

Und noch ein Weſen verging in Sehnſucht nach ihm, Lies, die wie eine unter Toten einzig lebend zu wandeln Verdammte im Riedbauernhof umher ging. Sie hatte es nie gewagt, an eine Erwiderung ihrer Liebe zu denken, dazu mangelte ihr alles Selbſtbewußtſein, ſie war ja an Dulden und Leiden gewöhnt, und ſeine Freundſchaft allein beglückte ſie ja ſchon; allein das Bewußtſein ſeiner weiten Entfernung, der immer breiter werdenden Kluft zwiſchen ihm und ihr, lag doch ſchwer auf ihr. Ihr Entſchluß, die Heimat zu verlaſſen, ſich irgendwo nützlich zu machen in der Welt, ſtand feſt, nur wußte ſie nicht, welchen Weg einſchlagen. Peter war fort, und wenn er auch dageweſen, an ihn hätte ſie ſich gewiß nicht gewandt.

Da wurde der alte Pfarrherr ſchwer krank, eine barmherzige Schweſter kam zu ſeiner Pflege aus der Stadt, ſie erſchien ihr wie eine Himmelserſcheinung, als ſie die milde, ſchöne Geſtalt in der ernſten Ordenstracht zum erſtenmale ſah. Es zog ſie zu ihr eine unbegrenzte Ehrfurcht. Sie hatte jetzt immer im Pfarrhof etwas zu thun. Die Schweſter kam ihr herzlich entgegen, machte ſie auf ihre Bitten mit den Pflichten und Beſchwerden ihres Ordens bekannt, ſprach von der innern Befriedigung, die ſie darin empfinde. Lies hing an ihrem Munde, ſie erwachte zu neuem Leben, eine wahre Gier erfaßte ihre exzentriſche Natur nach dieſem Mühen, Nachtwachen und Tröſten, es gab für ſie nur noch ein Ziel — barmherzige Schweſter!

Der Vater hatte nichts dagegen, zu Hauſe war ſie ja doch nicht gut zu brauchen, und das Anweſen bekam ja die Gens. So fuhr ſie denn mit der Schweſter Agathe, das Herz voll Opferfreudigkeit, in die Stadt. Den andern Tag war ſie ſchon als Novize aufgenommen. Der Klauſeneranzug wurde mit einem einfachen dunkelblauen Kleide vertauſcht und die üppigen blonden Zöpfe unter dem weißen Novizenhäubchen verborgen, aus dem ſie anfangs, des Zwanges ungewohnt, widerſpenſtig genug herausdrangen.

Dann ging's an der Seite der Schweſter Agathe, der ſie als Gehilfin beigegeben wurde, in die Krankenſäle. Anfangs wollte ihr das Herz brechen beim Anblick all dieſes menſchlichen Leides, das alle Räume ächzend, ſtöhnend füllte, dann aber erblickte ſie darin raſch das langgeträumte Feld ihrer Thätigkeit. Da gab's ja wirklich zu heilen und zu helfen genug, wie Peter meinte, und auch eine reiche Ernte von Liebe und Dank winkte hier, das las ſie in den Blicken der armen Kranken, welche die Schweſter Agathe überall trafen.

Sie machte raſche Fortſchritte in der Krankenpflege, keine Arbeit war ihr zu hart, zu ekelhaft, alles ging ihr von der Hand, alles that ſie mit Liebe und Luſt; ihre kräftige bäueriſche Natur ließ ſie allen Anſtrengungen trotzen, ſie gebot dem Schlaf und der Müdigkeit, eine fieberhafte Glut ſchien ſie innerlich anzuſpornen, die oft krankhaft erſchien und auf eine überreizte, unharmoniſche Seelenſtimmung ſchließen ließ. Es war, als wollte ſie einen aufdringlichen Gedanken, der immer wieder ſie beunruhigte, durch körperliche Anſtrengungen verdrängen.

Unter Tags ging es auch, da kam ſie kaum zu Atem. Stiege auf, Stiege ab, am Krankenbett, an dem Waſchzuber, in der Küche, überall wurde die Novize verwendet. Aber des Nachts, wenn der matte Schein der Nachtlampe ſo kalt, ſo nüchtern herabglitt an den nackten weißen Wänden, über die weißen Bettlaken und bleichen, abgezehrten Geſichter und ſie allein in dem endloſen Saale wachte, über dem eine ſchwüle, karbolgeſchwängerte Atmoſphäre und düſteres Schweigen lag, nur hie und da unterbrochen von dem Aufſtöhnen oder Irreſprechen eines Fieberkranken oder dem gepreßten Seufzer eines vergebens den Schlaf Suchenden, da war es aus mit der erträumten Seelenruhe der innern Befriedigung. Da trat meiſt eine hohe männliche Geſtalt vor ihre erhitzte Phantaſie, das ſchwarze Auge blickte ſo ernſt und doch ſo mild, ſie fühlte ſeinen berückenden Schimmer, er drang ihr mitten durch die Seele; ſie ſah die Erſcheinung ſo deutlich im matten Scheine der Lampe, ſie wollte ſie verſcheuchen, ſtand auf und machte die Runde von Bett zu Bett, dann hatte ſie wieder heiße Sehnſucht darnach, ſetzte ſich wieder, ſchloß die Augen und wieder ſtand ſie da und blickte ſie ſo freundlich an. Was wollte ſie denn noch von ihm, hatte ſie nicht jetzt den erſehnten Wirkungskreis? Jetzt konnte ſie ja Liebe erwerben, hundertfache Liebe und Dankesſtammeln von ſterbenden Lippen — und noch kein Friede da drinnen! Was verlangt es denn noch, das ruheloſe Herz — noch mehr Liebe?

„Noch mehr!“ flüſterte die liebe Geſtalt, „noch mehr!“ ſprach's verheißungsvoll aus dem aufflammenden Auge; ſie fühlte einen Arm um ihren Hals ſich ſchlingen, ſie fühlte ſich emporgezogen, an heißen Lippen ruhend, körperlos ſchwebend in unſagbarer Wonne! „Noch mehr, noch mehr!“ tönt's rings im ſtrahlenden Aether wie von Engelschören.

Sie hatte geträumt — ein wilder Schrei erweckte ſie. Sie war zweifelhaft, ob nicht ſie ſelbſt ihn ausgeſtoßen bei dem ſchmerzlichen Fall aus den lichten Höhen, doch er wiederholte ſich, ein Fieberkranker war's.

„Ob er wohl kränker iſt als ich?“ dachte ſie, als ſie an ſein Bett trat und in das offenſtehende irre Auge ſah, das ſie in feuchter Glut anſtarrte.

Auf ihrem Antlitz lag noch der Abglanz des ſeligen Traumes in dieſer Umgebung irdiſcher Qual, eine Botſchaft des Himmels.

Schweſter Agathe löſte ſie ab. In dieſen ſanften, entſchloſſenen, heiteren Zügen lag ein Ebenmaß, ein Friede der Seele, der lebhaft abſtach gegen die unruhige Glut, gegen die Haſt und den überſtrömenden Eifer der Novize. (Fortſetzung folgt.)

Literariſche Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Engliſche Literatur.

Sehr eigenartig bedeutenden Büchern ergeht es wie eigenartigen Menſchen: ſie erregen entweder Enthuſiasmus oder ſtoßen ab; ein mittlerer Grad von Wertſchätzung wird ihnen niemals zu teil, ſelbſt wenn ihr Wert unzweifelhaft und daneben ihre jeweiligen Mängel unleugbar ſind. Die Beſonderheit ihrer formellen Anregung trägt die Schuld an dieſem unvermeidbaren Antagonismus. Was auf den einen als faszinierender Reiz wirkt, flößt dem andern unbeſiegbaren Widerwillen ein. F. Marion Crawfords „With the Immortals“ reiht ſich dieſer Erſcheinungskategorie an. Das Buch enthält geradezu einen Schatz wertvoller Gedanken und — was durchaus nicht immer zugleich der Fall iſt — entzückend reichliche Anregung zum Denken, allein es erfordert zu ſeinem Vollgenuſſe, und einen andern läßt es eben nicht zu, gewiſſe Vorausſetzungen. Auf ernſterer Bildung beruhender Freude an der Abſtraktion muß ſich jener Schwung der Einbildungskraft geſellen, der ſich elaſtiſch in die verſchiedenartigſten Anſchauungsweiſen zu verſenken und am Phantaſtiſchen Gefallen zu finden verſteht. Der Aufbau des Buches iſt nämlich durchaus phantaſtiſch. Eine ebenſo geiſtig begabte wie ungeheuer reiche engliſche Familie hat in der behaglich von hergerichteten Ruine eines mauriſchen Schloſſes auf einer der felſigen, menſchenverlaſſenen Sireneninſeln in der Bucht von Sorrent Aufenthalt genommen. Weltabgeſchieden fühlt ſich die kleine Gruppe doch gedanklich in Beziehung zu den Weiſen und Geiſtern aller Zeiten, und da entſteht in den vier Familiengliedern der brennende Wunſch, mit den Geiſtern einiger abgeſchiedenen Lieblings- und Idealgeſtalten in Verkehr zu treten. Zu ihrer eigenen höchſten Ueberraſchung erfüllt ſich dieſer Wunſch infolge eines gar nicht darauf abzielenden, in gewaltigem Maßſtabe gehaltenen Experimentes mit Elektrizität, durch das Mr. Chard die Elemente in ungeahnter Macht entfeſſelt. Heine, der Vorzugspoet des jungen Mädchens, eröffnet den Geiſterreigen, und ihm folgt Chopin, der Lieblingskomponiſt der jungen Frau, dem ſich, ihrer noch ſehr wohlerhaltenen Mutter Günſtling, Franz I. von Frankreich, galanten Angedenkens, anſchließt. Am reichlichſten aber trägt die außerirdiſche Welt den Wünſchen Mr. Chards ſelbſt Rechnung; vornehmlich ihm zu Ehren ſtellen ſich Julius Cäſar, Bayard, Leonardo da Vinci, Dr. Samuel Johnſon und Pascal ein. In liebenswürdig ungezwungener Weiſe finden ſich dieſe „Unſterblichen“, bald einzeln, bald in Gruppen, zum täglichen Deſſert der engliſchen Geiſterepikuräer mit dieſen zuſammen, die ewigen Fragen, welche die Menſchheit bewegen, ſei es entweder während ausgedehnter Mondſcheinſpaziergänge am Strande des Meeres, ſei es in bequemen Lehnſtühlen hingeſtreckt, eingehend zu beſprechen. Da werden die mächtigſten Triebfedern des menſchlichen Thuns durchberaten, Liebe und Haß, Eiferſucht und Geiz, Stolz und Ehrgeiz, und wie dieſe großen Leidenſchaften, ſo auch die höchſten Ergebniſſe der Zivilisation: die ſtaatenbildenden und erhaltenden Grundſätze in Krieg und Frieden, die Exiſtenzbedingungen des ſozialen Organismus, die großen Moralfragen aller Zeiten, die Endziele der Wiſſenſchaft, die wechſelnden Formen des Schaffens auf allen Kunſtgebieten, die praktiſche und philoſophiſche Lebensauffaſſung und der alles durchdringende und beſtimmende Einfluß der Religion. Dieſe unerſchöpflichen Themen werden in vielſtimmiger Wechſelrede mannigfach beleuchtet. Eben die Ungleichartig- und Ungleichwertigkeit der ſo ſeltſam bunt aus dem Jen- und Diesſeits zuſammengewürfelten Geſellſchaft bringt die Verſchiedenheit der Anſchauungen in prickelnder Schärfe zur Geltung. In liebevoll feinſtem Eingehen auf die Individualität und Wirkſamkeit der aus ihren Gräbern heraufbeſchworenen Geſtalten hält Crawford deren Grundcharakter in ihrer Argumentik mit vielem Geſchick und Glück feſt. Julius Cäſar repräſentiert die praktiſche Staatsweisheit, welche die Notwendigkeit einer idealen Fundamentierung der Geſellſchaftsordnung erkennt und ſich ſomit die Entwicklung der höchſten Fähigkeiten in der Menſchennatur zum Ausgangspunkt und Endziel ſetzt. Zugleich verkörpert er jenen idealen Ehrgeiz, der ihn, obzwar er ſeinen Mördern die Todesqualen ſeiner ungeſchickten Hinſchlachtung durch dreiundzwanzig Wunden verzeiht, doch nimmer verzeihen läßt, daß ſie auch ſeine noch unvollzogenen Thaten hingemordet. Iſt Bayard in Tapferkeit und Königstreue, in Idealität der Liebe und demütiger Inbrunſt religiöſer Gläubigkeit die Perſonifizierung des idealen Rittertums, ſo vertritt ſein kläglicher Zeitgenoſſe nur deſſen eine Seite: unerſchütterlichen Mut und jene Mannestreue, die Männern gegenüber jeden Winkelzug und Hinterhalt verſchmäht, ſelbſt wo es die Macht und Krone gilt, während es ihm in der brutalen Naivetät des Genußmenſchen ſelbſt am Verſtändnis nur der höheren Inſtinkte im Frauen- und Gotteskulte gebricht. Dem „großen Lexikographen“ Dr. Johnſon und ſeinem alles im Leben bis ins Kleinſte hinein unbedingt in die Zwangsjacke ſeiner ſcharfſinnigen Syſtematik preſſenden Dogmatismus, hebt ſich das bewegliche tout comprendre Heines ab, dem nichts Menſchliches fremd, von der naiv-elementaren Regung bis zum begeiſterten Schwung der Poetenſeele, der ſo leicht weint und, ſobald er weint, das Bedürfnis empfindet, darüber zu lachen. Wie in Pascal der transcendentale Idealismus des Forſchers, prägt ſich in Leonardo da Vinci jener univerſellen Strebens in künſtleriſchem Geſtaltungsdrang aus. Von aktuellerem Intereſſe ſind der beiden ſtark würzige Ausfälle auf die modernen Forſcher und ihre Methoden, wie Heines Beurteilung der neuen Literaturrichtung und jene des poetiſch-emotionellen Muſikromantikers Chopin der Tonkunſt in unſeren Tagen. Die lebendigen Teilhaber der Wechſelreden ſind vornehmlich dazu da, vom Standpunkt mehr oder minder ernüchterter und hochgebildeter intellektueller Weltlinge aus die großen Themen anzuregen. Wie bunt ſich auch die Erörterungen durch dieſe Vielartigkeit ihrer Teilnehmer geſtalten, mit feſter Hand und doch zumeiſt beinahe unmerkbar ſein führt der Verfaſſer den roten Faden ſeiner Tendenz hindurch: die Beweisführung, daß im Chriſtentum allein die volle Löſung aller ewigen Fragen der Menſchheit, die einzige Heilung für ihre Leiden, Irrtümer und Sünden zu ſuchen und zu finden ſei. Die Fülle tiefgehender Gedanken, reichlichen Wiſſens, glänzender Definitionen, ſprühender Geiſtesfunken, anmutigen und derben Witzes, poetiſchen Schwunges und geſunden Verſtandes, die das Buch enthält, ſtempelt es zu einem wahren Schatzkäſtchen geiſtiger Anregung, deſſen wertvollen Reiz eine ſo flüchtige Skizze wohl nicht einmal anzudeuten vermag. Abgeſagte Feinde des Phantaſtiſchen und Pedanten, die den Plauderton ernſter Themen unwürdig finden, wird es allerdings kaum verſöhnen.

Ungern nur verläßt man die erleſene Geſellſchaft dieſer Unſterblichen, um ſich in die der zum Teil recht gewöhnlichen, zum Teil recht häßlichen Sterblichen zu begeben, welche die Verfaſſerin der „Vera“ und in ihrer „Ninette“ vorführt. Und doch liegt beiden ſo grundverſchiedenen Büchern dieſelbe Weltanſchauung zu Grunde, die Theſe von der unausbleiblichen Entartung der Geſellſchaft, ſobald ſie nicht — ſozuſagen — unter dem Segensbanne der Religion ſteht. Was dort auf dem Wege gedanklicher Darlegung entwickelt iſt, wird hier durch die Schilderung der Verrohung in den unteren Volksſchichten Frankreichs, ſeit dieſes in ſtrenger Logik republikaniſcher Regierungsform Staat und Schule von dem Einfluß der Kirche losgelöſt hat, dargethan. Das Geſchick der armen, guten kleinen

Ninette, die beinahe dem ſtumpfen Vater, der boshaften Stiefmutter und dem Erzſchurken Pierre Sude zum Opfer gefallen wäre, hätte nicht Noël Crep das Herz auf dem rechten Flecke, dient eigentlich nur zum Vorwande dieſer etwas allzu breit gehaltenen Demoraliſationsdarſtellung. Der „gute Wille des Haſſes" führt die Verfaſſerin mitunter zu weit, wie zum Beiſpiel, wenn ſie den wirtſchaftlichen Niedergang des Bauernſtandes in Frankreich einzig auf dieſe Urſachen zurückführt, da ſich dieſe traurige Erſcheinung doch über ganz Europa erſtreckt. Auch geſellt ſich ihrer nationalen Charakteriſierung offenbar einiger Stammesantagonismus, der gründliche Antipathie John Bulls gegen das bewegliche Nachbarvolk jenſeits des Kanals, das in all ſeinem Sein, Thun und Laſſen von der privilegiert engliſchen Ausprägung höchſter menſchlicher Vollkommenheit ſo bedauerlich abweicht. Bedient ſich die Verfaſſerin auch offenbar ſtark ſubjektiv gefärbter Brillen zur Betrachtung des ſchönen Fleckchens Südfrankreichs, das die Bezeichnung „Departement der Seealpen" führt, ſo kennt ſie doch Land und Leute gründlich, und wo die Schriftſtellerin über den Parteimann in der Dame ſiegt und ſie keine Nebenabſichten in der Schilderung verfolgt, kommt dies zu voller Geltung. Wahre Kabinetsſtücke in der Charakterzeichnung ſind der brave junge Crep und ſeine wohlhabenden Eltern, die erſt von der armen Schwiegertochter, die das „Anſehen der Familie" herabſetzen würde, nichts hören wollen und dann, im gemeinſamen Leid um Noël, das ſchwergeprüfte Kind ſo warm an ihr Herz nehmen. Der Patrizierſtolz der wohlhabenden Bauern gegen jene, die ihren Grundbeſitz verloren haben, prägt ſich in dem Ehepaar ganz vorzüglich aus. Eine Prachtgeſtalt auch iſt die Großmutter Ninettes, die fromme Petronella Firmin, die ihr hartes Geſchick mit ſo rührendem Glaubensmut trägt und ſo mildweiſe die Enkelin lenkt. Ninette ſelbſt und ihr Liebesidyll hebt ſich friſch anmutend von der geradezu verletzenden Verworfenheit der Stiefmutter und ihres einzigen Geliebten ab. Nachdem wir die „bataille des fleurs" am Faſchingsdienstag in Nizza in lebhafter Veranſchaulichung mitgemacht, führt das große Erdbeben an der Riviera die Kataſtrophe herbei, indem es die Uebelthäter auf dieſem Wege der himmliſchen Gerechtigkeit anheimfallen läßt.

Wie „Ninette" ſtellt ſich auch der Honourable Emily Lawless „Hurrish" die Aufgabe, der Handlung den Hintergrund des Zeitbildes zu geben. In einem weſtlichen Teile Irlands ſpielen ſich die Geſchehniſſe ab, die teils unmittelbar, teils mittelbar aus der nationalen Bewegung hervorgehen. Alle Schattierungen des ſo vielgeſtaltigen iriſchen Patriotismus werden uns vorgeführt. Da iſt der gebildete Grundbeſitzer, der, von ganzem Herzen ſein Vaterland und Volk liebend, mit Einſatz ſeines Lebens in unermüdlicher Ausdauer, doch vergeblich, einen Ausgleich zwiſchen dem Haß einer- und dem Mangel an Verſtändnis des Volksſtammes andererſeits anzubahnen ſucht. Dort wieder tritt uns jener durch Vererbung genährte Fanatismus entgegen, der alles Rechts- und Menſchlichkeitsgefühl erſtickt und in ſeiner Vernichtungswut den ſchwerſten Gegendruck heraufbeſchwört. Und dazwiſchen treten noch die Schattierungen eines gemäßigteren Feniertums, das nur in äußerſten Fällen zur brutalen Gewalt ſchreiten will, und das egoiſtiſche Strebertum zu Tage, das allüberall ſich vordrängt, um eine allgemeine Bewegung mit mindeſtens urſprünglich idealen Zielen zu Zwecken des perſönlichen Ehrgeizes und Nutzens auszubeuten. Dieſer letztere Typus iſt in Murro Brady ganz vorzüglich ausgeprägt, wie denn auch das Hineinhetzen der gemäßigteren Elemente durch die extremen durch den prächtigen, zu „Hurrish" herumgeputzten Horace O'Brien lebensvoll dargethan iſt. Der megärenhaften alten Bridget ſteht gar lieblich die kleine Alley gegenüber. So ſehr überwuchert die Schilderung des politiſch nationalen Moments die Erzählung, daß die Verfaſſerin ihr auch die Bezeichnung „A Study" beigegeben hat. Und all jenen, welche die Mühe nicht ſcheuen, ſich durch den iriſchen Dialekt der Geſpräche hindurchzuarbeiten, bietet das Buch in Wahrheit auch eine intereſſante Studie über Eigenart und Verhältniſſe der Landbevölkerung im Weſten Irlands.

Minder ehrgeizige Ziele hat ſich Blanche Willis Howard in ihrem jüngſten Bande geſteckt, der zwei ergötzliche Erzählungen enthält. Die erſte derſelben: „Tony, the Maid", kann man eigentlich als eine Art Verherrlichung des deutſchen Mädchens betrachten, wenn dieſes auch nur in der beſcheidenen Geſtalt eines Zöfchens vertreten iſt. Wie viel geſunden Verſtand, Charakter, Pflichtgefühl, fröhliche Arbeitsausdauer und Selbſtbeſcheidung, Sparſinn, Takt und — ſchelmiſche Schlauheit bethätigt dieſes kleine Stubenmädchen, indem es ſeine allzu ſpät von Romantik angehauchte amerikaniſche Herrin davor bewahrt, durch einen hübſchen, jungen, die Sentimentalität älterer Damen ausbeutenden Schiffer auf dem Lago di Lugano genasführt zu werden. Dieſe allerliebſte Tony verdient es, ihrem dreijährigen Brautſtand ein glückliches Ziel geſetzt zu ſehen. „Beryls happy Thought", die zweite Erzählung, iſt von draſtiſcher Komik. Jack und Beryl haben von ihrem ſchönen Brautſtand wenig nur genoſſen, da die Zärtlichkeit der beiderſeitig ſehr zahlreichen Familienglieder ſie ſtets tyranniſiert und ihr Beiſammenſein ſtets geſtört hat. Dies bringt Beryl auf den „glücklichen Gedanken", die Hochzeitsreiſe von der durch die Mode und die Verwandten vorgeſchriebenen Route ab und heimlich an ein einſames Häuschen am Meeresſtrande zu lenken. Das Verſchwinden der Neuvermählten aber erregt die tiefe Beſtürzung beider Familien, welche die vermeintlich Verunglückten verzweiflungsvoll betrauern. Inzwiſchen hat das etwas weltſcheue und ſtark verwöhnte junge Ehepaar die Freuden einer aller Bequemlichkeiten entbehrenden Einſamkeit auch nicht ſo erquicklich und entzückend gefunden, als es geglaubt, und es kehrt freudig reuig in die zahlloſen, überall nach ihm ausgeſtreckten Arme zurück, die es ſo undankbar geflohen.

Eine Verlobung am deutſchen Kaiſerhofe.

(Hierzu die Bildniſſe Seite [illegible].)

Eine freudige Ueberraſchung wurde allen denen, die mit treuem Herzen unſerem kaiſerlichen Hauſe anhängen, durch die Nachricht bereitet, daß Prinz Friedrich Leopold von Preußen ſich mit der zweitjüngſten Schweſter unſerer Kaiſerin, der holden Prinzeß Luiſe zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, verlobt habe.

Prinz Friedrich Leopold, geboren am 14. November 1865, iſt zur Zeit Rittmeiſter und Kommandeur der Leibeskadron des Regiments der Gardes du Corps. Der eigentümlich exotiſche Zug ſeines Vaters ſcheint ſich auf ihn vererbt zu haben. Durch längere Reiſen hat der Prinz ſeine Bildung vervollſtändigt und ſeine Welt- und Lebensanſchauungen ſich erweitert. Die Erinnerung an ſeinen unvergeßlichen Vater, den Feldmarſchall Prinzen Friedrich Karl, deſſen militäriſcher Ruhm bis in die äußerſten Grenzen der Welt gedrungen iſt, hat ihm auf ſeinen Reiſen, beſonders im Orient, den Weg gebahnt. Die körperliche Anmut ſeiner erhabenen Mutter, Maria Anna, geborenen Prinzeſſin von Anhalt, ihre Vorliebe für Muſik und Malerei, überhaupt für das Reich des Schönen, ſind auch auf den Prinzen übergegangen, der im vollſten Sinne des Wortes der „Erbe" ſeiner Eltern genannt werden darf. Zeitgenoſſen des Vaters wollen die Treue und Schneidigkeit, welche den Prinzen Friedrich Karl in ſo hohem Maße auszeichneten, auch an dem Sohn entdeckt haben, dem bei ſeiner unzweifelhaften militäriſchen Begabung noch eine glänzende Laufbahn bevorſtehen dürfte.

Die von hohem Liebreiz umfloſſene Prinzeß Luiſe iſt zu Kiel am 8. April 1866 geboren. Seit dem leider frühen Tode ihres häufig verkannten Vaters, des Herzogs Friedrich, wuchs die Prinzeſſin unter der weiſen und milden Leitung ihrer edlen Mutter, Herzogin Adelheid, in Schloß Primkenau auf, in inniger Seelenharmonie mit ihrer lieben Schweſter Auguſte Viktoria ſowie des trefflichen Bruders Ernſt Günther, an den eine tiefe Zuneigung ſie feſſelt. Alle Künſte, die dem Leben Reiz verleihen, haben auch an ihrer Wiege geſtanden und huldreich ihre Gaben geſpendet. Ihre Verlobung mit dem Prinzen Leopold hat die beſonders freudige Zuſtimmung des deutſchen Kaiſerpaares gefunden.

-s.

Aus den Jagdgebieten des Kronprinzen von Oeſterreich-Ungarn.

(Hierzu das Bild Seite [illegible].)

Dem Jagdfreunde bieten die Länder der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie vermöge deren ausgezeichneter geographiſcher Lage zwiſchen Süd- und Nordeuropa ein Revier von einer Mannigfaltigkeit des Terrains und einer Reichhaltigkeit der mit dieſem verbundenen Tierwelt wie kaum ein zweites auf unſerem Erdteile. Vom Gemſenbeſtand in den Hochalpen bis zum ziehenden Federwild, das zu Zeiten in ungeheuren Maſſen in die Uferländer der Adria einfällt; von den Bären der Karpathen bis zu den erſtaunlichen Mengen gefiederten Raubwildes, das die verſumpften Donauniederungen bevölkert; von der aufregenden Pirſch auf Auerhähne und Rotwild bis zur Waldjagd in den galiziſchen Niederungen: innerhalb dieſes weitgezogenen weidmänniſchen Geſichtskreiſes iſt faſt alles jagdbare Wild der gemäßigten Zone vertreten. In Oeſterreich-Ungarn iſt daher der Jagdſport entwickelter als in irgend einem andern Lande. An der Spitze der vornehmſten Vertreter des Waidwerkes ſteht der Kaiſer, wohl der erſte Jagdſchütze des Reiches; als dem oberſten Jagdherrn in Geſchick, Ausdauer und Jagdglück ebenbürtig iſt deſſen erlauchter Sohn, Kronprinz Rudolf, zu nennen. Alsdann folgt die lange Reihe ausgezeichneter Ausüber des edlen Jagdſportes aus den Kreiſen des Hochadels, welcher namentlich in Böhmen und Ungarn prachtvolle Güterkomplexe und ausgedehnte Jagdreviere beſitzt, damit aber nicht immer ſein Begnügen findet. Viele von dieſen vornehmen Jägern ziehen Jahr für Jahr in ferne Länder: nach Algier und Abeſſinien, nach Kleinaſien und Indien und ſelbſt nach Amerika, um durch exotiſche Jagdbeute einige Abwechslung in die Schußliſten zu bringen.

Wie keiner von allen Jagdfreunden in Oeſterreich hat Kronprinz Rudolf das ungezwungene Vergnügen, welches dieſer Sport bietet, durch wiſſenſchaftliche Studien, ſtrenge Beobachtungen und eingehende Unterſuchungen zu veredeln verſtanden. Der Prinz iſt derzeit wohl der gewiegteſte Ornithologe der Monarchie, dank der vorzüglichen Anleitung, welche er von dem verſtorbenen Zoologen Brehm und dem Präſidenten der ornithologiſchen Geſellſchaft in Berlin, Eugen von Homeyer, gelegentlich wiederholter weidmänniſcher Expeditionen erhalten hat. Seitdem ſind faſt zehn Jahre verſtrichen, und was Kronprinz Rudolf von den genannten Gelehrten an Anregung erhalten, konnte er teils auf ſeinen mehrmonatlichen Orientreiſen, teils auf faſt ununterbrochenen Ausflügen in die „Vogelländer" par excellence — Südungarn und die adriatiſchen Küſtenländer — zu fachmänniſchem Wiſſen erweitern.

Kein Wunder alſo, daß unter der Jagdbeute des Erzherzogs die Vogelwelt, zumal die mannigfaltigſten Arten von Raubvögeln, die erſte Rolle ſpielen. In der praktiſchen Kenntnis von den Adlerarten reicht an den erlauchten Jäger niemand heran. Um dieſe Kenntnis zu erwerben, hat es mancher ſtrapaziöſen Campagne bedurft, in deren Durchführung die Beobachtungsgabe ſich ſchulte, die Energie ſich ſtählte und zu dem Genuſſe der Jagd ein nicht minder gleichwertiger: der der Naturanſchauung, ſich geſellte. Wer je in dem reizenden Tagebuche geblättert, welches den beſcheidenen Titel „Fünfzehn Tage auf der Donau" führt und den Kronprinzen zum Verfaſſer hat, wird mit reichlichem naturwiſſenſchaftlichem Gewinne jene trefflichen Schilderungen in ſich aufgenommen haben, die über ein merkwürdiges Stück Naturleben in den ungariſchen Sumpfniederungen und unüberſehbaren Inſelwildniſſen berichten. Dort hat der öſterreichiſche Thronerbe, wie er ſelber in ſchlichter Weiſe erzählt, unter unbezähmbaren inneren Aufregungen die erſten mächtigen Seeadler aus den einſamen Revieren ſich geholt. Auf tagelanger Pirſch brachte er mehrere dieſer mächtigen Raubvögel zur Strecke. Das Tierleben in den ungeheuren Auen der Donau — ein wahres weidmänniſches Eldorado — hat niemand mit ſo lebenswahren Farben und reicher Beobachtungsgabe geſchildert wie er.

Aus dem Bedürfniſſe nach Erweiterung der gemachten Erfahrungen iſt alsdann jener Ausflug nach Spanien zu ſtande gekommen, welcher vorwiegend dem Weidwerke gewidmet war. Damals beobachtete der Prinz zum erſtenmale den größten Raubvogel in Europa, den weißköpfigen Geier (Vultur fulvus), von deſſen Eigentümlichkeiten und Jagdverfahren ſo viel wie nichts bekannt war. Eine Stelle des kronprinzlichen Tagebuches ſagt darüber: „Der weißköpfige Geier iſt unter den europäiſchen Mitgliedern ſeiner Gruppe der am meiſten und weiteſten verbreitete. In unſerer (öſterreichiſchen) Heimat findet man ihn in den ſüdlichen Provinzen als Brutvogel; zu Auge kommt er aber noch allen Teilen der Monarchie, häufiger ſogar, als man es vielleicht vermutet ... In Slavonien, Siebenbürgen, Dalmatien, in Bosnien und beſonders in der Herzegowina zählt er unter die gewöhnlichſten Tiere; ein Haupterfordernis für ſein häufiges Auftreten ſind kahle Felſengebirge; Wälder ſucht er nicht auf, doch meidet er ſie nicht ſo ängſtlich, als es bis jetzt die meiſten Forſcher behaupteten."

Unter der Jagdbeute des Kronprinzen findet man außer zwei Exemplaren des Weißkopfgeiers aus Nordſpanien, einen aus der Sierra Guadarrama und einen aus der Gegend vom Escorial (bei Madrid), auch ein rieſiges Exemplar vom Felſeneilande Plavnik, einer öden Klippe im Quarnero, dem nordöſtlichſten Golfe der Adria. Dort holte ſich der hohe Jagdherr den prächtig gefiederten Burſchen vom ſchwanken Kahne aus von den felſigen Höhen herab. Anlaß zu dieſer weidmänniſchen Expedition gaben die wiederholten Beſuche in dem Seebade Abbazia bei Fiume, von wo aus die Felsinſel in wenigen Stunden zu erreichen iſt. Der Horſt befindet ſich auf der Spitze der Klippe, wo die Weibchen je zwei gelblich oder bläulichweiße Eier legen. Das Gefieder der Vögel iſt rötlich-gelb oder rötlich braun, die Schwung- und die Schwanzfedern ſind ſchwarz; Kopf und Hals ſind mit weißem Flaum bedeckt. Das Exemplar in der kronprinzlichen Sammlung hat eine Flügelſpannung von faſt drei Meter: eine wahre Augenweide für den weidmänniſchen Fachmann, namentlich in der vollendeten Präparierung, wie ſie Meiſter Hodek, der Präparator des Kronprinzen, zu bewirken pflegt ... Unſer Bild zeigt einen ſolchen Geierhorſt auf dem Klippeneilande Plavnik, über deſſen ragender Felsſpitze die Raubvögel als Alleinbeherrſcher der unwirtſchaftlichen Einöde kreiſen, unter ſich die weite blaue Fläche des Meeres: Könige der Luft über unergründlichen naſſen Abgründen.

Hubertus.

Das Leſſing-Theater zu Berlin.

Bevor der Grundſtein dieſes Theaters gelegt war, als es über Zeitungsandeutungen noch nicht hinausgekommen, bildete bereits die „Exiſtenzberechtigung" desſelben das Geſprächsthema der „Berliner Geſellſchaft". Und das ging ſo zu. Dr. Oskar Blumenthal, der Berliner Kritiker und Bühnenſchriftſteller, welcher ſeit Mitte der ſiebenziger Jahre in der literariſchen Welt bewundert und gehaßt, in der Bühnenwelt des „holden Scheines" von Männlein und Weiblein gleich gefürchtet, ſein literariſches Scepter ſchwang, wollte ein Theater bauen, um in demſelben die Werke „Lebender" aufzuführen. O, da ging ein Rauſchen und Flüſtern durch die Gruppen der Beleidigten und Verkannten, da wurde prophezeit und mediſiert, da wurde gemäkelt an der Perſon des thatenluſtigen Dichters, an ſeinem Plan und deſſen Ausführung. Aber trotz alledem begannen am 17. September 1887 die Arbeiten für den Bau, welcher an Stelle des Zirkus Krembſer am Friedrich-Karl-Ufer binnen Jahresfriſt vollendet werden ſollte. Die Ankündigung, das Theater würde am 1. Oktober 1888 eröffnet werden, begegnete nur Zweiflern und ſiehe — drei Wochen vor Ablauf des Baujahres öffnete das „Leſſing-Theater" ſeine Pforten, um das feſtlich ſich verſammelnde Berlin zu empfangen. Die Reſidenz war um einen eigenartig ſchönen Bau bereichert, der, weithin ſichtbar, den Konkurrenten ſchreckt, und um eine neue vornehme Pflegſtätte der Kunſt. Die Kunſt der Architektur hatte ihrer Schweſter, der Schauſpielkunſt, einen Tempel gebaut, der das Auge mit Schönheit ſättigt, das Gemüt froh und feſtlich ſtimmt. Alle Forderungen der Sicherheit und Zweckmäßigkeit, der Schönheit und Raumausnützung, ſie ſcheinen erfüllt in dem Theaterneubau, den das kunſtfreudige Berlin ſeit Menſchengedenken zum erſtenmal entſtehen ſah.

Auf freiem Platz, von allen Seiten ſichtbar, in günſtiger Lage für den Beſuch der beſſer geſtellten Bevölkerungsklaſſen, nahe am Tiergarten und durch Pferdebahnlinien, welche dicht am Theater vorbeiführen, mit allen Stadtteilen in guter Verbindung, liegt das Gebäude, deſſen äußerer Aufbau über die Beſtimmung desſelben keinen Zweifel läßt und die einzelnen Teile der Anlage in charakteriſtiſcher Ausbildung zur Erſcheinung bringt. Das Ganze gewährt in ſeinem reichgegliederten, durch ſtark vorſpringende Riſalite und Säulenhallen belebten Aufbau, welcher in maßvollen Renaiſſanceformen durchgebildet iſt, einen an[illegible] Eindruck.

Der Bau entſtand unter Benützung aller aus der Erfahrung erwachſenen Forderungen [illegible] der Sicherheit des Publikums — aus Eiſen und Stein. Treppen und Korridore ſind maſſiv zwiſchen eiſernen Trägern überwölbt, das Dach des Zuſchauerhauſes wie die Bühne iſt vollſtändig in Eiſen konſtruiert; [illegible] Theater mit Ausnahme des Foyers, welches Parkettboden hat, ſind in Zementguß ausgelegt; [illegible] die Bruſtungen der Logen und der Ränge aus unverbrennlichem Stoffe hergeſtellt. [illegible] haus, und durch ſechs verſchiedene Ausgänge findet das Publikum den Weg ins Freie. Der Zuſchauerraum wird [illegible] gegen die Bühne [illegible] durch einen eiſernen Vor[illegible]

[illegible]

Zuſchauer gänzlich entzieht, iſt eine dekorative Eigentümlichkeit des Leſſing-Theaters. Der Zuſchauerraum bietet im ganzen 1160 Perſonen Raum. Korridore, Foyers, Garderoben, Toiletten- und Reſtaurationsräume ſind reichlich bemeſſen und gut angeordnet. — Und in dieſem prächtigen Heim der dramatiſchen Muſe iſt nun Dr. Blumenthal bemüht, ſein Programm, der

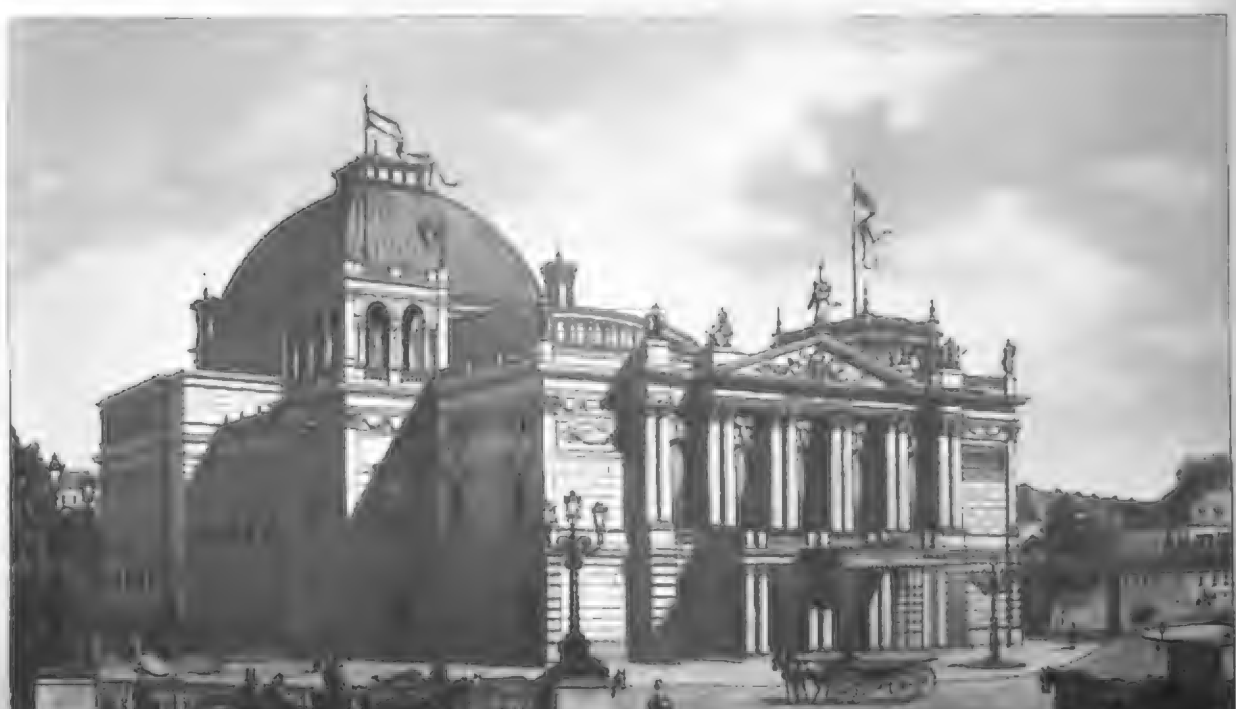
Dr. Oskar Blumenthal.

[illegible] Werken „Lebender“ zu ſpielen, [illegible] abgeſehen von der Verwendung des „Nathan“ [illegible] für den „Schutzpatron“ des Leſſing-Theaters unter einem anderen Geſichtspunkt [illegible] — vom erſten [illegible] ein „Theater der Lebenden“ geweſen. Es hat [illegible] [illegible] ſchriften und dramatiſchen Dichtern, welche ſämtlich noch „einmal ans roſige Licht“ gebracht, und daß mindeſtens die Hälfte entſchiedene Treffer geweſen ſind, das iſt eine Leiſtung, welche dem jungen Inſtitut zur Ehre gereicht. Mag der Neid über dieſe Erfolge Gloſſen machen — immerhin, Berlin hat jetzt — und deſſen kann ſich keine andere Hauptſtadt rühmen — in der That ein Gutes leiſtendes, [illegible] geleitetes und zukunftsreiches „Theater der Lebenden“, das allerdings ſteht und fällt mit der modernen dramatiſchen Produktion, auf deren Leiſtungsfähigkeit es angewieſen iſt.

Hans von Tempelhof.

Ein holländiſches Heim.

Was die Natur dem Menſchen draußen verſagt, ſchafft er ſich künſtlich bei ſich zu Hauſe. Je unwirtlicher, je rauher ein Land, um ſo hübſcher, um ſo behaglicher ſind die Einrichtungen ſeiner Bewohner. In den glücklichen Strichen des Südens, wo eine freigebige Natur paradieſiſche Verhältniſſe geſtattet, ſind die Hütten des ärmeren Volks elend und zerfallen. Der Wind bläſt durch Dach und Wände, und das Innere iſt ungaſtlich und ſchmutzig. Wozu auch die Mühe? Das gütige Klima hilft heraus. Die warme Sonne erſetzt den Herd, der Reichtum ſchmackhafter, leicht zu gewinnender Früchte die mühſam zubereiteten Speiſen nordiſcher Länder; und unter dem Sternenhimmel einer lauen Nacht bedarf es nur eines geringen Schutzes. Selbſt die Prachtbauten einer klaſſiſchen Zeit in den Mittelmeerländern ſtehen nur ſcheinbar im Widerſpruch mit dieſer Thatſache. Nur jene Gebäude, die öffentlichen Zwecken dienten, in denen der Ruhm der Gottheiten oder die nationale Größe zum Ausdruck gelangten, ſtanden groß und glänzend da; das Haus des gemeinen Mannes in Italien, Griechenland und dem Orient war eng, ſchlicht, einfach, wenig bequem ausgeſtattet, ebenſo wie noch heute. Wie ganz anders im Norden! Holland kann hier als deutlichſter Gegenſatz dienen. Dies Land, obwohl fruchtbar, bietet dem Auge nicht allzu viele Abwechslung; das Meer draußen iſt ungaſtlich und voller Gefahren an den flachen, von ſtarker Brandung umtoſten Küſten. Nebel liegen tagelang im Frühling. Herbſt und Winter über See und Land tobende Stürme und verheerende Sturmfluten drohen den Bewohnern mit tauſenderlei Gefahren. In ſolcher Umgebung fühlt der Menſch das Bedürfnis, ſich ein freundliches Heim zu ſchaffen, wo er mit Ruhe genießen kann, was er draußen vermißt. Da entbehrt ſelbſt die Wohnung des Ärmſten, wenn auch Flur und Stube nur ein einziger Raum, nicht des äußeren Schmuckes; jegliches Ding hat ſeinen beſtimmten



Das „Leſſing-Theater“ in Berlin. [illegible]

Uhr, ſelbſt Netze und andere Geräte des Fiſchfangs ſind wie zur Staffage an den Wänden angebracht, und tönerne Blumentöpfe mit blühenden Geranien und Fuchſien zieren freundlich die Fenſter. In dieſer beſcheidenen Einrichtung zeigt ſich dann noch in den Häuſern Hollands eine geradezu ſprichwörtlich gewordene peinliche Reinlichkeit. Auch ſie hat ihren Grund in der ſonſtigen Lebensweiſe, in den [illegible] Verhältniſſen des Volkes; ſie iſt eine Uebertragung aus den Gewohnheiten auf See. Dort [illegible] Bedingung, ihre ſtete Pflege ein klug eingerichtetes Mittel, alles in Beſchäftigung zu [illegible] und aller Langeweile zu bewahren. [illegible] ob Regen, ob Sonnenſchein, das Deck [illegible] Flut überſpült, gebürſtet und blank [illegible]. [illegible] ſorglich alle Ritzen mit Pech verſchmiert [illegible]. In fegt und putzt man bis ins kleinſte jedes [illegible] [illegible] geputzt und blinkt, man ölt und wichſt [illegible] [illegible] und ſchützt ihn ſo vor den [illegible] [illegible]. Dieſe ſorgliche Sorge, der jedem Schaden [illegible] jeden Flecken ſich [illegible] [illegible] ausbeſſert und in Ordnung hält, was ſonſt mit Zeit und Geld erkauft werden müßte. Dieſe Sauberkeit und [illegible] hat ſich ganz in die holländiſche Wohnung übertragen, denn wie an ſolche Tugenden von Jugend auf ge-

Wieder einmal daheim! Ein Bild aus dem holländiſchen Fiſcherleben von Ferdinand Fagerlin

[illegible] ſich entſcheiden ſollen in einer [illegible] [illegible] ſo bleibt dem [illegible] und [illegible] alles das, was er wünſcht und liebt. [illegible] [illegible] dann ſind einige Stunde bereit, um beim Waſchen der hohen Stiefel, der ſchweren, geteerten [illegible]jacke zu helfen. Gemächlich ſetzt er ſich dann an den Herd und wärmt die kalten Glieder, während die ſorgliche Mutter über dem [illegible] [illegible] erzählt von den Erlebniſſen draußen und den Gefahren, die man glücklich überſtanden hat. Mit glücklichem Lächeln ſchaut der [illegible] in das [illegible], liebevolle Antlitz der [illegible], eben [illegible] Mutter. Der treue Hund aber legt den zottigen Kopf mit den klugen Augen vertraut auf die Kniee des Heimgekehrten und freut ſich [illegible] über die Gegenwart des [illegible] liebenden Herrn. Und wenn nun für einen Augenblick die [illegible] ſtockt, die Mutter draußen beſchäftigt iſt, dann [illegible] die Stille wieder ſo wohl nach den [illegible] [illegible] draußen auf der toſenden, wildbewegten See. Nur die Wanduhr tickt, das brodelnde Waſſer im Keſſel ſingt leiſe Weiſen, und zuweilen kniſtert auf dem Herde ein Holzſcheit mit knatterndem Ton und [illegible], [illegible] [illegible].

[illegible]

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

Lea [illegible] nach. Die leiſe Ironie in Jonels Worten war ihr nicht entgangen. Es zuckte [illegible] um ihre Lippen.

„Ja, Sie werden ſich daran gewöhnen,“ meinte ſie leichthin. „Und was ich ſagen wollte, denk Dir, Florica, mein Bräutigam beſteht darauf, daß morgen ſchon meine Taufe, und zwar in der Kirche von Baneſti, ſtattfinde und daß wir nach acht Tagen die Hochzeit feiern. Dein Papa wird mein Taufpate. Ach Gott, wenn es ſchon vorüber wäre! Und wir machen eine Hochzeitsreiſe nach Wien, Berlin, Paris, in die Welt, in die ſchöne, lachende Welt hinein! O, ſo eine Reiſe, das muß herrlich ſein und entzückend! Unſere alte franzöſiſche Lehrerin im Penſionat ſchwärmte für Paris. Und ich werde Paris früher ſehen als Fräulein Dobrescu. Machen Sie ſich auf eine Ueberraſchung gefaßt, Herr Jonel,“ plauderte ſie weiter. „Sie werden in Fräulein Pia Dobrescu, einer Gutsnachbarin von uns, eine ſeltene Schönheit kennen lernen: blond und blauäugig wie eine germaniſche Jungfrau, und ſtolz und herriſch und hochmütig, als entſtammte ſie in direkter Linie einem glorreichen Fürſtengeſchlechte. Die erſte Einladung zu meiner Hochzeit ſoll Fräulein Pia Dobrescu erhalten. Ich ſehe ſchon, wie ſie das Näschen rümpft, die Lippe ſchürzt und zu ihrer Mama ſagt: ‚Denke Dir, Lea heiratet wirklich den Balſamaki!‘ Doch, da kommt mein Bräutigam!“ fuhr ſie empor.

Auf der Hauptallee, die vom Schloß zum Rundell führte, ſchritt, langſam und hüſtelnd, die hohe Geſtalt des Gutsherrn von Baleni heran. Er trug einen tadelloſen ſchwarzen Salonanzug und einen ſchwarzen Cylinderhut. Er begrüßte die Damen, küßte galant zuerſt ſeiner Braut und dann Florica die Hand und bewillkommnete hernach Jonel in herzlicher Weiſe.

„Wir werden zum Diner erwartet,“ ſagte er, ſeiner Braut den Arm reichend.

„Geſtatte mir, Florica, den Ritterdienſt,“ lächelte Jonel, „Dich ins Schloß zu befördern.“

Er trat hinter den Rollſtuhl, ergriff deſſen Lehne und ſetzte ihn in Bewegung. Das Brautpaar ſchritt voran. Jonel betrachtete aufmerkſam die knochige Geſtalt des Herrn Balſamaki, auf deſſen langem Hals der kleine Kopf mit den eingefallenen, kränklich blaſſen Wangen und den tiefliegenden Augen ſaß, und er ſah, wie dieſe Augen mit verzehrender Glut ſeitwärts zu ſeiner jungen, blühenden Begleiterin blickten, die graziös, leicht und elaſtiſch dahinſchritt. Als ſie aus dem Park in den Hofraum traten, wendete Lea das Haupt, ein Strahl der tief im Weſten verſinkenden Sonne vergoldete ihr Geſicht und eine Weile blickten ſich beide ſtarr und mit einer ſeltſamen Befremdung in die Augen.

IX.

Der Mond hat eine Schichte finſterer Wolken, die ſich vor ihm gelagert, ſiegreich durchbrochen und ſpinnt ſeine ſilbernen Fäden über die weite, ſtille Ebene, läßt glitzernde Lichter über den Spiegel des ſchilfumkränzten Teiches huſchen, glüht und blitzt in den Fenſtern des Herrenhofes von Baneſti und ſendet durch die Krone einer Akazie einen breiten Streifen weißen Lichtes in Jonels Stube, deren Fenſter auf den Park hinausführen. Es iſt dieſelbe Stube im Erdgeſchoß, die er als Knabe innegehabt, und es iſt alles darin, wie er es vor Jahren verlaſſen. Dieſelben dunkelgoldigen Tapeten, derſelbe maſſive Tiſch mit den geſchweiften Füßen, dasſelbe hohe Bett, dieſelben angedunkelten Heiligenbilder, und an der Wand gegenüber der Thür das alte, zierlich geſchnitzte Geſtell, darauf einige vergriffene Schulbücher und eine Anzahl Schulhefte. Jonel hatte die Bücher mit tiefer Rührung betrachtet, an jedes derſelben knüpften ſich ſüße Erinnerungen aus ſeiner Kindheit, Erinnerungen an ſeinen armen Hauslehrer Brunner. Ihm ſchien, als ſähe er ihn leibhaftig vor ſich mit ſeinem bis an die Knöchel reichenden ſchwarzen Rock, mit dem hohen Cylinderhut auf dem ehrwürdigen Haupte, mit der bläulichroten Naſenſpitze und den blaßblauen Augen, aus denen eine tiefe Herzensgüte leuchtete. Ihm war, als hörte er ſeine Baßſtimme: „Ja, mein lieber Junge, man muß lernen, lernen, fleißig lernen!“ Und wie hatte dieſer Mann geſchluchzt und geweint, als er Jonel zum letztenmal ans Herz gedrückt! Und jetzt liegt er dort im Friedhof unter einem grünen Raſenhügel! Jonel hatte die Schulbücher wie liebe Jugendgeſpielen, die man nach Jahren wiederſieht, an ſeine Bruſt gepreßt, und dabei fiel ihm ein, wie herzensgut Florica ſei, die, wie ihm Alexe erzählt hatte, ſtets darauf ſah, daß in der Stube alles unberührt an Ort und Stelle blieb. Arme Florica! Sie war heute abend bei Tiſch ſo traurig, trotzdem alle anderen ſo luſtig und guter Dinge waren, trotzdem Lea ſo übermütig gelacht und geſcherzt. Man hatte viel Wein getrunken; zu Ehren Jonels und des Brautpaares war der beſte Wein aus dem Keller kredenzt worden. Herr Fortunat hatte auf das Wohl ſeines Sohnes getrunken, dann wurde auf das Glück und das Wohlergehen des Brautpaares toaſtirt. Hernach küßte man ſich. Hiebei hatte Jonel auch Lea geküßt und ſeine Lippen mußten etwas länger, als bei derlei Gelegenheiten üblich, auf ihrem Mund verweilt haben, denn Herr Balſamaki hatte Lea etwas unſanft an ſich gezogen, um ihr einen ſchallenden Kuß auf die Lippen zu drücken, und er war dabei ſo bleich geweſen und ſeine kleinen Augen hatten ſo unheimlich in den tiefliegenden Höhlen gefunkelt. Jonel fühlte, wie ihm bei der Erinnerung an dieſen Kuß das Blut in die Wangen ſchoß, er ſchüttelte das Haupt, dann erhob er ſich vom Bett, auf dem er angekleidet ſaß, trat ans Fenſter, öffnete es und ſog die kühle, würzige Luft mit vollen Zügen ein.

Es war märchenhaft ſtill. Nur die Bäume rauſchten und flüſterten. Jonel ward es wunderlich zu Mute. Das ſelige Gefühl, auf heimatlichem Boden, im väterlichen Schloſſe zu ſein, in unmittelbarer Nähe der zwei Weſen, die ihm ans Herz gewachſen waren, vor ſich den Park zu ſehen, darin er als Knabe herumgetollt, wo ihn jeder Baum, jeder Strauch wie einen alten, lieben Bekannten begrüßte, ſchwellte ſeine Bruſt. Und noch etwas, das er ſich nicht recht zu erklären vermochte: ein ſüßer Schauer, der ihn ab und zu durchzuckte. Waren es die Geiſter des Weines, die in ſeinem Gehirn ſpukten und ihn ſo wonniglich durchglühten? Er hatte dieſen ſeltſamen Schauer heute ſchon einmal empfunden, in dem Augenblick, als Leas Lippen auf ſeinem Munde geruht und ihr Atem ihn umweht hatte. Und er ſagte laut und faſt mechaniſch vor ſich: „Lea!“ Dabei flog ihm die Scene im Friedhof wieder durch den Sinn. Er ſah alles in mittagheller Klarheit von dem Augenblicke, da ſie mit dem Stein in dem geballten Fäuſtchen auf ihn losgeſtürzt war, bis zu dem Momente, da ſie in der Stube des Popen einen flüchtigen Kuß auf ſeine Lippen gehaucht, und er erinnerte ſich, daß er dazumal dieſen Kuß als eine Schmach, als eine unauslöſchliche Schande empfunden, und wie er daran dachte, lachte er laut in die ſtille Nacht hinaus. Es litt ihn nicht länger in dem Zimmer, er eilte hinab in den Park zum Rundell, wo er ſich in den weichen Raſen im Schatten einer Eiche hinſtreckte und träumend emporblickte. Durch die tiefe Stille klang ein eintöniges Rauſchen, das kam vom Tritonen her, der, vom Mondlicht umfloſſen, den Waſſerſtrahl in die Höhe ſchoß, deſſen Tropfen gleich glitzernden Diamanten auf den Spiegel des Baſſins niederſtäubten, darauf welke Blätter ſchwammen. Der Tritone ſchien dabei mit den Aeuglein zu zwinkern und zu lächeln, und auch um die Lippen des ſchönen Marmorweibes an der Kapelle ſchwebte ein Lächeln. Plötzlich fuhr Jonel empor, er hatte Schritte vernommen. Neben der Kapelle erſchien ein kleiner Mann, ein Jude. Jonel erkannte ihn, es war Zilibi Pſantir; der Jude blickte eine Weile auf die große Allee, welche vom Schloß zum Rundell führte und auf der bald eine weibliche, in einen dunklen Mantel gehüllte Geſtalt heraneilte. Zilibi Pſantir ſchritt ihr entgegen. Bei dem Baſſin trafen ſie ſich.

„Du thuſt nicht recht, Vater,“ klang Leas Stimme, „daß Du mich in ſpäter Nachtſtunde zu einem Rendezvous im Park beſtellſt. Ich habe Dir ja geſchrieben, daß ich zwei Tage im Schloß verweile, und wenn Du mir wirklich wichtige Dinge mitzuteilen haſt, warum kommſt Du nicht in den Herrenhof? Glaubſt Du, daß ich mich Deiner ſchäme?“

„Ich glaube es,“ ſagte Zilibi ruhig.

„Du irrſt, Vater,“ fuhr ſie auf, „ich ſchwöre Dir bei allem, was mir heilig und teuer iſt ...“

„Was iſt Dir heilig und teuer?“ unterbrach er ſie heftig. „Darum eben bin ich gekommen, damit ich erfahre, ob Dir noch etwas heilig iſt und teuer. Sag, Lea, was iſt Dir heilig und teuer?“

Sie ſchwieg betroffen eine Weile, dann ſagte ſie: „Ich weiß, worauf Du anſpielſt, auf meine Verlobung mit Balſamaki und darauf, daß ich zum Chriſtentum übertrete. Sprechen wir nicht davon, mein Entſchluß ſteht feſt!“

Zilibi trat nahe an ſeine Tochter heran, er faßte ihre Hand.

„Thu es nicht, mein Kind,“ rief er, „thu es nicht, wenn Du Deinen Vater nur ein klein wenig lieb haſt, wenn Du mir nicht das Herz brechen willſt!“

Sie antwortete nicht.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, und es lag eine tiefe Wehmut in ſeiner Stimme, „ich weiß, daß es ſo weit gekommen, iſt meine Schuld. Ich hätte Balſamakis Antrag, die Koſten Deiner Erziehung zu beſtreiten, zurückweiſen ſollen. Ich hab' es nicht gethan, und das rächt ſich jetzt bitter an mir. Du biſt mir entfremdet worden, man hat Dich mit allen Annehmlichkeiten des Reichtums umgeben, Dir ſchauert jetzt vor der Armut. Was iſt Dir Dein armer, alter Vater? Ein Hauſirer, ein Fiedler, ein Spaßmacher, der froh iſt, wenn er ſein Leben kümmerlich friſtet! Was kann Dir Zilibi Pſantir bieten? Ein ärmliches Bett und Elend und Kummer ... Aber Dein Balſamaki, das iſt ein Bojar, und Du wirſt Gutsherrin von Baleni werden, das lockt Dich! Was wiegt dagegen Dein Vater und das Judentum? Du ſchleuderſt es fort wie ein altes, fadenſcheiniges Kleid! Und daß Du mir den Todesſtoß verſetzeſt, das kümmert Dich nicht. O, Lea, thu es nicht, thu es nicht!“

Lea ſchrie auf, ſie umſchlang ihren Vater, er aber riß ſich los.

„Drücke mich nicht an Dich,“ rief er, „küſſe mich nicht, bevor Du mir nicht verſprichſt, meinem Rat zu folgen!“

Lea ſchien mit einem Entſchluſſe zu ringen. Eine Weile ſtand ſie ſinnend da, dann ſagte ſie feſt und beſtimmt:

„Es iſt zu ſpät, morgen ſchon findet meine Taufe ſtatt!“

Er fuhr entſetzt zurück und ſchaute ſie mit weitgeöffneten Augen an, als könnte er den Sinn der Worte, die er ſoeben vernommen, nicht faſſen. Der Jammer ihres Vaters ſchnitt Lea tief ins Herz und doch grollte ſie ihm. Warum hing er ſo ſehr am Judentum? Was verdankte er demſelben? Elend und Not und Verachtung! Was hatte ſie ſelbſt nicht darunter gelitten? Wie viel bittere Thränen hatte ſie nicht im Inſtitut vergoſſen, ſo oft ihr die anderen Mädchen bald höhniſch, bald verachtungsvoll das Wort Jüdin ins Geſicht ſchleuderten! Mußte ſie nicht ſtets wie eine ertappte Diebin zuſammenfahren, ſo oft in ihrer Gegenwart von Juden geſprochen wurde. Wer durfte einen Stein auf ſie werfen, wenn ſie all der Pein und Qual, die ihr das Judentum gebracht, durch die Taufe zu entgehen ſuchte? Mußte ſie dies nicht um ſo mehr thun, da ihr Uebertritt zum Chriſtentum die Bedingung war für ihre Verheiratung mit Herrn Balſamaki? Und dieſe Heirat konnte ihrem Vater doch unmöglich ein Aergernis ſein. Sollte ſie — ein armes Mädchen — zu ihm zurückkehren, um das trockene Brot, das er ſich ſchwer genug erwarb, mit ihm zu teilen, ſie, die an ein behagliches Leben, an den Verkehr mit reichen, gebildeten Menſchen gewöhnt war? Warum ſie Balſamaki heiratet? Warum nicht? Es haben ſich viele junge Leute um ſie bemüht und ihr Liebesworte zugeflüſtert, aber keinem war es in den Sinn gekommen, ihr einen Heiratsantrag zu machen. Und man kann es ihnen auch nicht übel nehmen. Wer wird ein armes jüdiſches

Mädchen heiraten? Iſt es nicht ein edler Zug von Balſamaki, daß er ſich dazu entſchließt? War es nicht edel von ihm, daß er bis jetzt für ihre Erziehung geſorgt wie ein Vater?

All dies war mit haſtigen, fliegenden Worten von Leas Lippen geſprudelt, aber Zilibi hörte kaum darauf; während ſie in ihn hinein ſprach, ſchüttelte er den Kopf, und als ſie ſchwieg, war ſeine ganze Antwort ein tiefer, ſtockender Atemzug. Es wurde Lea angſt und bange.

„So red doch, Vater!“ rief ſie.

Er fuhr bei dieſem Ruf auf.

„Ich begreife, Lea, warum Du mich nicht verſtehſt, ich begreife, warum Du Dir nicht erklären kannſt, was es heißt, an ſeinem Volke zu hängen mit allen Faſern der Seele. Man muß ein gutes Herz haben, und das haſt Du nicht, denn wenn Du gut wäreſt, ſo würdeſt Du verſtehen, warum ich Jude bin und bleibe, trotzdem ich oft getreten werde wie ein Hund. Du kennſt nicht unſere Geſchichte, mein Kind, Du weißt nicht, wie wir ſeit Jahrtauſenden gepeinigt worden ſind und wie der Schmerz über unſer ſchweres Geſchick uns aneinander gekettet. Man hat uns mit Schwert und mit Feuer ausrotten wollen, tauſend und abertauſend Henkershände haben an dem Baum des Judentums gerüttelt, um ihn zu entwurzeln, aber er ſteht immer noch da, groß und ſchön und herrlich, und treibt immer neue Blüten. Iſt das nicht ein Wunder? Und einem ſolchen Volke willſt Du treulos werden?“ Er atmete ſchwer auf, dann ſprach er leiſe, wie mit ſich ſelbſt redend, weiter: „Der ewige Jude, ſo wird erzählt, trägt auf der Stirn ein feuriges Kreuz, und das iſt unauslöſchbar. Damit es aber die Leute nicht ſehen, iſt ſeine Stirne mit einer ſchwarzen Binde umhüllt. Reißt man ſie weg, ſo flammt das Kreuz auf. So wird es Dir ergehen. Du willſt dem Judentum entrinnen und verhüllſt es mit der Taufe, aber es leuchtet auf Deiner Stirne, es flammt in Deinen Augen, es iſt in Deinem ganzen Weſen eingewurzelt, und die Leute werden es auf Deiner Stirne und in Deinen Augen leſen, und es wird immer heißen: ‚Lea, Zilibi Pſantirs Tochter, die Jüdin, die ſich hat taufen laſſen!‘ Und man wird das ziſcheln überall, und im Herzen wirſt Du keine Jüdin ſein und keine Chriſtin. Alſo was? Komm zu mir, ich hab' etwas Geld verdient, wir wollen in die Stadt ziehen, dort wird es uns gut gehen. Ich werde Geſchäfte machen und Geld verdienen und Du wirſt leben wie eine Prinzeſſin. Was meinſt Du dazu, Lea?“

Sie antwortete nicht, ſondern ſtarrte düſter vor ſich.

„Sag Ja oder Nein!“ rief er.

„Nun denn, nein!“ glitt es von ihren Lippen, ſie wollte gehen.

Da packte er Lea krampfhaft am Arm und hielt ſie zurück.

„Noch ein Wort, ein einziges Wort, Lea! Heirate Balſamaki, ich habe nichts dagegen, laſſe Dich taufen, wenn es ſein muß, aber um Gottes willen warte noch ein wenig! Warum gleich morgen? Warte noch eine kurze Zeit, einen, zwei Monate. Ich bin ein Greis, ich werde bald ſterben, wenn ich tot bin, dann kannſt Du es thun. Du haſt mich ja einmal lieb gehabt, weißt Du, wie Du noch ein Kind warſt, Lea, haſt Du mich aus tiefer Seele geliebt, und es gab keinen glücklichern Vater als den armen Hauſirer Zilibi Pſantir, wenn er von Städtchen zu Städtchen, von Dorf zu Dorf wanderte und ſein Töchterlein neben ihm herlief in Wind und Regen, in Hitze und Staub. Das war ein gutes, liebes Kind. Ach Gott, das haſt Du alles vielleicht vergeſſen, es ſind viele Jahre ſeither — eine ganze Ewigkeit! Aber wenn Du auch nicht mehr dasſelbe Herz haſt wie dazumal, ein klein wenig Mitleid wirſt Du vielleicht doch haben mit Deinem alten Vater.“

Er ſchwieg und ſchaute zu ihr empor. Sie ſprach keine Silbe, aber in ihrem Geſicht, das ſtarr und weiß wie das einer Statue war, las er die Antwort und er empfand, daß er ſein Kind für immer verloren. Er ließ ihre Hand los, wandte ſich um und ging. Lea machte eine Bewegung, als wollte ſie ihn zurückrufen, aber ſie wich nicht von der Stelle, und als ſeine Schritte verhallten, da hüllte ſie ſich feſter in den Mantel und ſchritt langſam dem Herrenhofe zu.

Iſrael hatte jedes Wort dieſer ſeltſamen Unterredung vernommen, deren unfreiwilliger und unbemerkter Zeuge er geweſen.

Leas bevorſtehender Uebertritt zum Chriſtentum hatte bis nun keine Gedanken in ihm erregt, er hatte keinen beſondern Anlaß, darüber nachzudenken und ſich die Motive klar zu machen, die ſie zu dieſem Schritte bewogen. Jetzt aber, da Zilibis flehentliche Rede ihm in den Ohren klang, da er ihre kühlen, klug berechneten Auseinanderſetzungen erwog, brütete er darüber mit finſter gerunzelter Stirne.

„Berechnung, kraſſe Berechnung!“ murmelte er, als er, in ſeinem Zimmer angelangt, auf das Bett ſich hinwarf. Er ſchloß die Augen, aber aus der Finſternis tauchte plötzlich Leas Antlitz empor in geiſterhafter Schöne, vom Mondlicht umfloſſen, ſo, wie er es vorhin im Park geſehen, und dieſes Bild wich nicht, es lächelte ihn an ſo ſüß und lockend, und die Augen, die wunderbaren, mandelförmigen Augen, aus denen eine ſehnſuchtswilde Glut flammte, ſchwebten über ihm wie zwei Sterne und verfolgten ihn bis in ſeine tiefſten Träume.

X

Naftali, der rothaarige Beſitzer der einzigen Schenke von Baneſti, war niemals recht luſtig, ſein Haupt hing ſtets müde zur Seite geneigt, ſeine grauen Aeuglein blickten melancholiſch in die Welt hinein, und ſelbſt ſein Lächeln verlieh ſeinem bartloſen, vogelartigen Geſicht kein heiteres Ausſehen, ſo trübe und weltentſagend war es. Und er hatte eigentlich gar keinen Grund zur Traurigkeit; denn das Geſchäft ging gottlob recht gut, ja ſogar glänzend, ſeitdem die Freiſaſſen von Baneſti mit dem Gutsherrn prozeſſirten. Brachte nämlich der Primar (Bürgermeiſter) des Städtchens, Herr Dumitru Velic, gute Nachrichten über den Stand des Prozeſſes heim, ſo durfte man ſich ja daraufhin einige Gläschen über den Durſt geſtatten, lauteten jedoch ſeine Mitteilungen bedenklich, ſo war es verzeihlich, daß die armen Leute, deren Habe und Gut auf dem Spiele ſtand, ihren Kummer durch reichlichen Genuß von ſpirituöſen Getränken wegzuſchwemmen ſuchten. Man trank alſo in Baneſti, ſeitdem der Prozeß ſeinen Anfang genommen, nachdrucksvoll, gründlich und raſtlos. Naftali hätte demgemäß aufgeräumt und guter Dinge ſein müſſen, aber er war ein kluger, berechnender Kopf und ſagte ſich: „Wozu die Fröhlichkeit zur Schau tragen und den Neid der Leute herausfordern? Und dann, bin ich denn der Schenke ſicher? Wenn's morgen der Bojarin einfällt, läßt ſie mich aus Baneſti hinausjagen. Hernach kann ich mit meinen neun lebendigen Kindern betteln gehen.“ Heute hatte jedoch Naftalis Vogelgeſicht einen trübern Ausdruck als ſonſt. Heute war nämlich in der Kirche von Baneſti Leas Taufe vollzogen worden, und das war ein ſchwerer Schlag und eine Schmach und Schande für die geſamte Judenſchaft des Städtchens.

Dieſer feierliche Akt, dem nur die intimſten Freunde des Herrn Balſamaki beigewohnt, hatte Pope Konſtantin vorgenommen und war hiefür vom Gutsherrn von Baleni mit einem Napoleon bedacht worden. Der letztere Umſtand hatte den Popen bewogen, früher als ſonſt in die Schenke ſich zu begeben, denn es war erſt zwei Uhr nachmittags, als er dieſelbe betrat, während der Seelſorger von Baneſti in der Regel erſt gegen Abend in das Wirtshaus für ein Stündchen einzukehren pflegte. Aber die Freude über das Goldſtück, welches der Pope in der Taſche zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger eingeklemmt hielt, als fürchtete er, daß ihm der goldene Vogel entwiſchen könnte, ſeine innige Freude darüber war ihm durch eine Hiobspoſt vergällt worden, die der Primar, Herr Dumitru Velic, aus der Stadt gebracht hatte: die Freiſaſſen von Baneſti hatten tags zuvor den Prozeß gegen Herrn Fortunat in der zweiten Inſtanz verloren und es blieb ihnen ſonach nur noch die Berufung beim Kaſſationshof übrig, ein Rechtsmittel, das ebenſo langwierig als koſtſpielig und das überdies ſehr zweifelhafte Ausſichten auf Erfolg bot. Pope Konſtantin beſaß bekanntlich auf dem Gute Dance ſechs Pogon, welche er nun als faſt völlig verloren betrachtete. Dieſer Gedanke verurſachte ihm einen brennenden Schmerz, der ſich auch äußerlich in der feurigen Röte ſeiner Naſe bekundete. Und ſo ſaß er denn düſter ſchweigend da und trank mit einem wahren Ingrimm. Aber auch die anderen zwei Gäſte, die am ſelben Tiſche neben ihm ſaßen, tranken ſchweigend. Daß Dragoſch, ein ungefähr dreißigjähriger, herkuliſch gebauter Mann mit einem ausdrucksvollen, von langwallendem ſchwarzem Haar umrahmten bleichen Geſicht, darin zwei dunkle, von dichten Brauen beſchattete Augen blitzten, daß Jancu Dragoſch den Mund nur dann öffnete, wenn er ein volles Gläschen Wein zu den Lippen führte, wunderte Naftali nicht. Dragoſch redete überhaupt nicht viel, dafür aber hatte das wenige, was er ſagte, Hand und Fuß. Daß aber auch der Primar von Baneſti, Herr Velic, ein kleines, mageres, vierzigjähriges Männchen mit einer knolligen Naſe, auf deren äußerſter Spitze eine Warze thronte, beharrlich ſchwieg, erſchien dem Schenkwirt etwas auffallend; denn Velic, der mit allen Einzelheiten des Prozeſſes genau vertraut war und welchen die Freiſaſſen mit einer Vollmacht zur Führung desſelben ausgeſtattet hatten, war ſonſt ein ſehr redſeliger Menſch. Heute aber hatte er zwingende Gründe, nicht allzu vorlaut zu ſein und ſein Licht nicht leuchten zu laſſen. Er hatte nämlich erſt vor zwei Wochen mit unerſchütterlicher Ueberzeugung erklärt, daß der Prozeß ſo gut wie gewonnen ſei, und die Freiſaſſen in eine trügeriſche Sicherheit eingewiegt. Heute nun hatte ihn ſelbſt ſeine Primarwürde nicht vor einer gediegenen Ohrfeige geſchützt, die er von einem alten Freiſaſſen erhielt, als er demſelben in aller Frühe bei ſeiner Heimkehr aus der Stadt die verhängnisvolle Nachricht brühwarm mitgeteilt. Jetzt hegte er die wohlbegründete Furcht, daß ihm ein ähnliches Schickſal ſeitens Dragoſchs widerfahren möchte, wenn er die unglückſelige Affaire aufs Tapet bringen würde, denn Dragoſch war ein gewaltthätiger Menſch, und da ihm fünfzehn Pogon auf dem Gemeindegute gehörten, ſo war es leicht zu erraten, wie ſehr das Urteil des Appellgerichts in ſeiner Seele wühlte. Als aber bei der vierten Flaſche die Geiſter des roten Odobeſter Weines in ſeinem Kopfe zu rumoren begannen, konnte er die unheimliche Stille nicht länger ertragen, er ſprang auf, lief einigemale in der Schenke auf und ab, blieb dann vor dem Popen ſtehen und fragte: „Nun, was ſagt Deine Heiligkeit dazu?“

Seine Heiligkeit ſagte aber nichts dazu, ſondern verſetzte bloß dem Tiſch einen ſo wuchtigen Schlag mit der geballten Fauſt, daß die Gläſer klirrten. Dragoſch, welcher vor ſich hingeſtarrt hatte, fuhr wie aus einem Traum empor.

„Velic,“ ſagte er, „mir ſcheint, Du haſt uns was vorgeflunkert, mir ſcheint, Du haſt gelogen. Wir können den Prozeß unmöglich verloren haben!“

Velic trat einige Schritte zurück, um gegebenenfalls außerhalb jenes Luftbereichs zu ſein, den Dragoſch mit ſeinem Arm beherrſchte, und rief erregt:

„Warum glaubſt Du, daß ich löge, Dragoſch? Was habe ich für Intereſſe, zu lügen? Gib mir Deine Gründe an, warum Du mich für einen Lügner hältſt!“

„Weil ich es nicht faſſen kann, daß die Richter Räuber ſind, welche arme Chriſtenmenſchen ausplündern!“

Der Primar lachte laut auf.

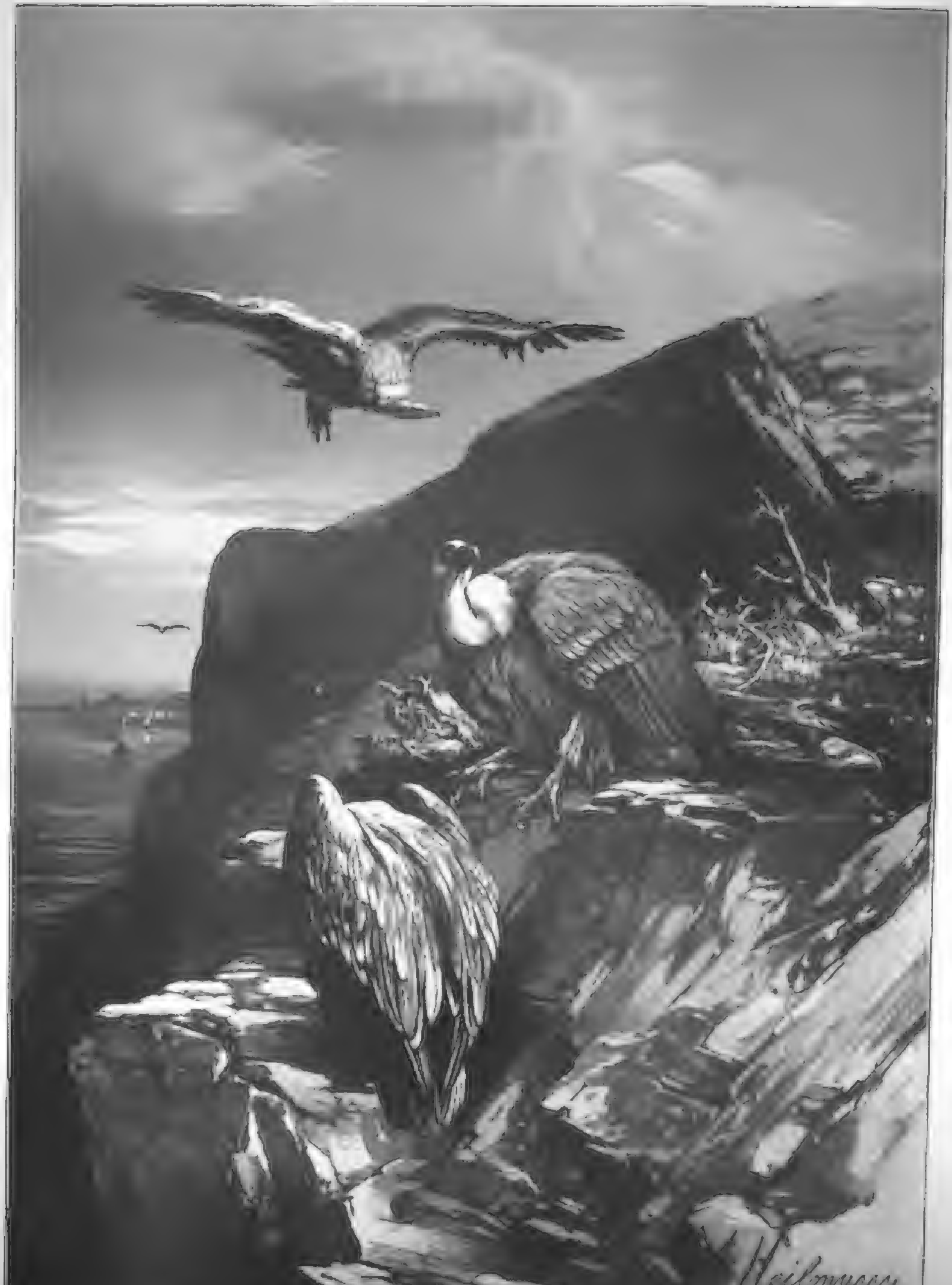
„Wir werden es ſchon faſſen müſſen, wenn uns das Urteil zugeſtellt wird, dann werdet ihr es ſchwarz auf weiß ſehen. Ich leſe es euch vor, und ihr werdet Wunderdinge hören, wie man uns haarſcharf beweiſt, daß das Gut Dance uns nicht gehört, uns niemals gehört hat. Und wenn Du ein paar Sparpfennige haſt, Dragoſch, ſo halte ſie fein beiſammen, denn wir werden auch noch Gerichtskoſten zahlen müſſen. Ja wohl! Und thun wir es nicht, ſo wird man uns die Aſche vom Herd verkaufen. Wie viel Pogon haſt Du, Dragoſch? Fünfzehn, glaub' ich. Mach ein Kreuz darüber. Wie viel haſt Du, Vater Konſtantin? Sechs, nicht wahr? Ein Kreuz darüber.“

„Wir müſſen rekurriren,“ rief der Pope, „der Kaſſationshof muß uns zu unſerem Recht verhelfen!“

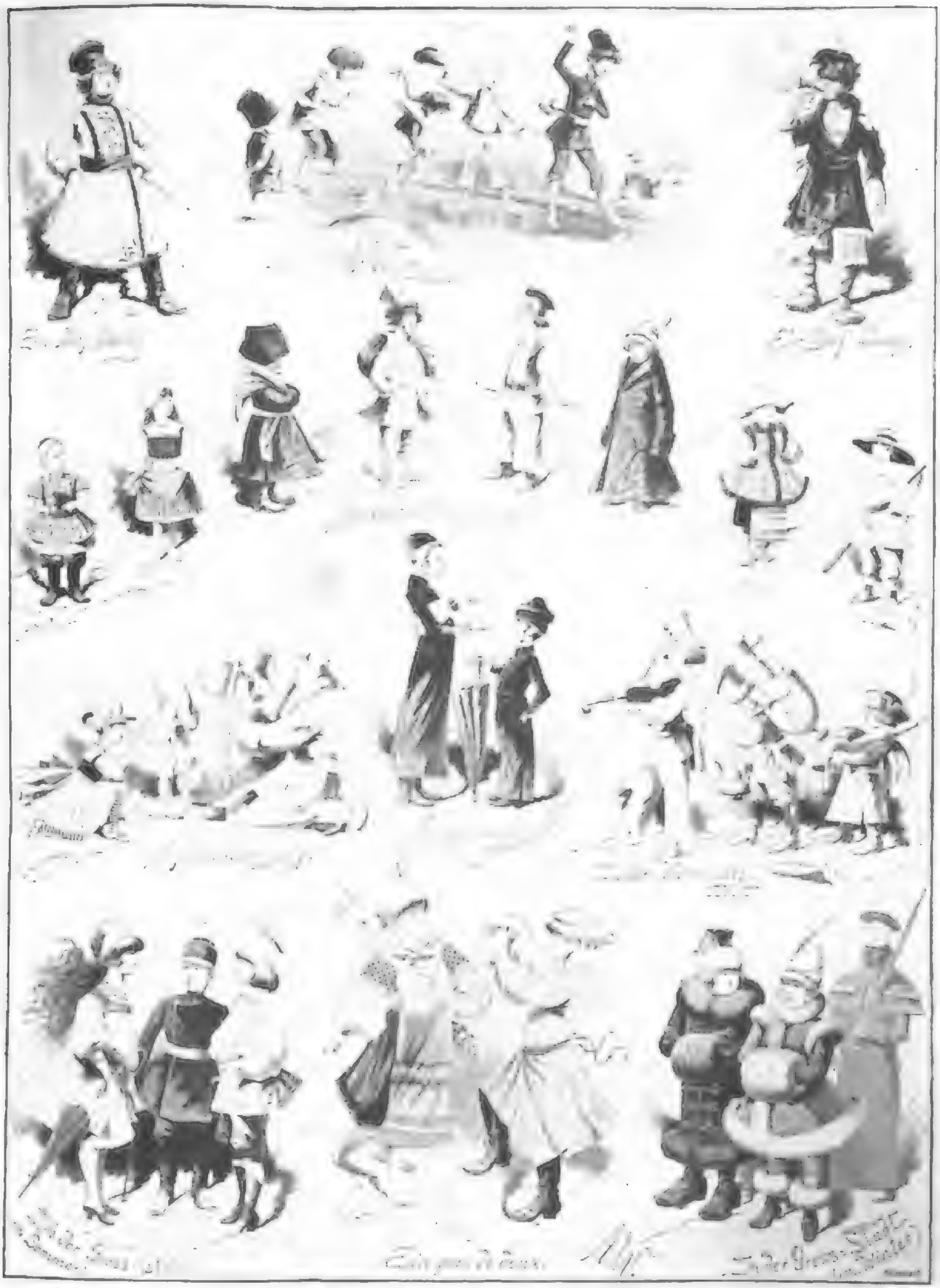
„Und wenn er es nicht thut,“ fragte Velic, „was dann?“

Dragoſch ſprang auf, über ſein bleiches Geſicht flog eine jähe Röte, ſeine Augen ſprühten.

„Ich will euch was ſagen,“ rief er, „wenn mir jemand dieſes Hemd, das ich trage, vom Leibe



Weißkopfgeier auf der Felſeninſel Plavnik im adriatiſchen Meer. Originalzeichnung von A. Heilmann.


In der Groß-Stadt (im Winter)

Jung Rußland. Originalzeichnung von Arthur Wanjura.

reißen will, ſo ſchlage ich ihn nieder, und wenn es der Präfekt ſelbſt ſein ſollte. Und mein Grund und Boden gehört mir ebenſo wie dieſes Hemd, habt ihr mich verſtanden? Das iſt meine Anſicht, die will ich allen Inſaſſen ins Geſicht ſagen, und ich will den ſehen, der mir widerſprechen wird!"

Er atmete ſchwer auf, warf ſich wieder auf die Holzbank hin und beſtellte eine neue Flaſche Wein.

„Du biſt zu hitzig, Tragoſch," ſagte Pelle, „wenn es nach Deinem Kopf ginge, ſo kämen wir alle ins Unglück. Wir wollen einen klugen und ruhig denkenden Menſchen um Rat fragen. Da kommt Zilibi Pſantir, wir wollen hören, was er ſagt."

(Fortſetzung folgt.)

Wieneriſches.

Von

Armin Friedmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Jedermann kennt und ehrt den würdigen alten Herrn, welcher unbeſchadet ſeiner Jahre noch von erſtaunlicher Rüſtigkeit iſt und noch ganz ſtramm und ungebeugt daſteht. Obgleich er weder Finanz- noch Polizeibeamter iſt, erfreut er ſich dennoch allgemeiner Beliebtheit. Bei ſeiner hohen und exponierten, überragenden Stellung, ſeinem Ueber- und Fernblick der Verhältniſſe, hat er merkwürdigerweiſe keinen Feind, keinen Neider rings im Land. Er, gegen den alles klein erſcheint, hätte wohl Urſache, hochmütig zu ſein, iſt es aber nicht, ſondern juſt im Gegenteil leutſelig und gutherzig. Berichtet doch ſchon der alte Kinderreim von ſeiner liebenswürdigen Hilfsbereitſchaft:

„Die Donau is ins Waſſer g'fall'n,
Der Graben is verbrennt,
Da is der alte Stefansturm
Zum Löſchen hingerannt!"

Dieſer alte „Steffel" bereitet nun den Wienern ſchwere Sorge. Nicht als ob der Biedere, wie ſo manches andere heimiſche Gute, Luſt verſpürte, nach Berlin zu überſiedeln oder ſich in Amerika ſehen zu laſſen — bewahre! Das fällt ihm nicht bei! Fremdweh — man verſtatte als Gegenſtück zum Heimweh dieſe neue Bezeichnung einer neuen Sache — kennt er nicht. Dazu iſt er zu ſehr Lokalpatriot. Aber weit Schlimmeres geht mit ihm vor — man höre!

Ein Gutachten der Sachverſtändigen, welch trockene, nüchterne Sache, ob es nun „fein" oder „madetig" laute! Sein langatmiger, amtlich verſchnörkelter Periodenbau iſt gewöhnlich mit Fachausdrücken und Fremdwörtern derart überlaſtet, daß einzelne Sätze dringender Beizung zu bedürfen ſcheinen; die Schreibweiſe erinnert an mangelhaften Verputz. — Den Wienern aber iſt jüngſt ein Baugutachten vorgelegen, welches ſich von den landesüblichen weſentlich unterſchied. Es war mit Wärme geſchrieben und der Pulsſchlag treuer Herzen darin zu verſpüren. Sogar die Steine wurden — leider! — davon gerührt und der ſtarre Portlandzement — unglückſeligerweiſe! — erweicht. Die eigenartige Phantaſie des Jules Verne hätte kein kläglicheres Schreckensgemälde erſinnen können als jenes, welches das bemerkte Aktenſtück vor uns entrollte — den Brand des Sankt Stefansdomes und den Einſturz des hohen Turmes!

Der Dombaumeiſter und der Stadtbaumeiſter haben von Amtswegen das Unheil prophezeit, ein Chor von Bau- und Sektionsräten hat bekümmert dazu genickt und ernſte Geſichter gezogen — wir müſſen dran glauben.

Seit Jahrhunderten wird das Rieſendach über dem Kirchenſchiff von 2889 mächtigen Hauptbalken getragen. Dies Meiſterwerk der Holzſchneidekunſt iſt bisnun allen möglichen Gefahren glücklich entronnen, woraus aber nicht geſchloſſen werden darf, daß es auch in aller Zukunft ſo glücklich ſein werde; die Wahrſcheinlichkeit ſpricht für das Gegenteil. Bei der Dürrheit, Maſſenhaftigkeit und Trockenhaltigkeit dieſer mittelalterlichen Zimmerei könnte ein unſeliger Anlaß — Abſicht, Zufall, Blitzſchlag — eine entſetzliche Kataſtrophe herbeiführen. Einem Brande des ungeheuren Dachſtuhles ſtünden alle vorhandenen Löſchvorrichtungen in kläglicher Hilfloſigkeit gegenüber. Durch die Verkalkung der Steine müßte der hohe Turm, ſowie die beiden kleineren ſogenannten Heidentürme einſtürzen, Glockenſtühle und Glocken dem gierigen Element zur Beute fallen ... Man denke ſich den Stefansturm von wabernder Lohe umſpielt; wie ſie an Krabben und Maßwerken hinaufrankt, wie der rote Schimmer aus allen Spitzluken bricht und aufleuchtet ... dann den Einſturz! ...

Nach ſachverſtändiger Wohlmeinung ſoll das Holzgerippe des Daches von einem eiſernen abgelöſt werden. Der Dom muß Eiſenknochen bekommen, wenn er ohne Gefahr für die Stadt länger deren getreues Wahrzeichen verbleiben ſoll. Er wird ſie auch bekommen, und wenn man ſich die Million dazu aufſtecken müßte. Man könnte ja diejenige verwenden, welche durch die Nichtausführung des Ilgnerſchen Projektes zur Verſchönerung des Rathausplatzes erſpart wurde, oder die Stadtbahnmillion — kurz, irgend eine; welche, bleibt ſich ja ungefähr gleich! Der „Steffel" hat ſie um die Wienerſtadt verdient, hat treue Wacht gehalten in guten und ſchlimmen Tagen von Geſchlecht zu Geſchlecht, hat Belagerungen und Ueberfälle genug mitgemacht. Er lebt im Liede und das Sprichwort empfiehlt den ſitzengebliebenen, ſtolzen Jungfern, ihn zu heiraten — „Steffelreiben" iſt jedenfalls ein gemeinnütziger Zeitvertreib. Auch Frau Sage ſpann ihr Gewebe um ſeine ehrwürdige gotiſche Zierat. Mit welch inniger Liebe zum Stefansturm ſpricht nicht ſchon 1548 der alte Schottenſchulmeiſter Wolfgang Schmeltzl, wenn er knittelreimt:

„Viel fremdes Volks ſchaut überſich
An dem gebeu, verwundert ſich,
Wie menſchen hendt das kunen thon'
Der gleich Thurn vor nit ſtandt ..."

Dann beſteigt er ihn:

„Stig ſtercklich mit ſchweren krafft
Dreihundert vier und zwaintzig ſtafl",

um die Fernſicht zu genießen:

„Schaut weit hinaus auch auf die Stat,
Hinab, wie ins Thal Joſaphat
Das Volk thet durcheinander lauffn,
Wie ameiß in ein omaißhaufn."

Später heißt es weiter:

„Gedacht: wo lebt ein Menſch, der kün
Ein Stainwerch ſo hohes Ding machen!
Mein hertz vor Freudn wie thet lachen."

Daß ſolcher Turm und Dom erhalten werden müſſen, darüber beſteht nicht der mindeſte Zweifel. Die Zukunft will ja auch was zum Bewundern und zum Klettern haben. Wenn in hundert Jahren wieder einer, wie vor zwei Jahren der Bircher, Luſt haben ſollte, bei Nacht und Nebel am Blitzableiter die Außenſeite des Turmes zu erklimmen, um die ſchwarzgelbe Fahne auf die höchſte Spitze zu pflanzen, ſo möge er nur kommen! Der Turm wird noch auf ihn warten. Auch der Gauner wird ſich finden, welcher ihm wie ſeinem Vorkletterer derweil die abgelegten Stiefel unterſtibitzt; aber hoffentlich auch wieder der Mann der öffentlichen Ordnung, der den zu hoch aufſteigenden Staatsbürger nach glücklichem Abſtieg vor das väterliche Forum ſtellt. — Der Turm muß erhalten werden!

Das ſonſt in viele Parteiungen zerſpaltene Wiener Bürgertum iſt — ein ſeltener Fall! — diesmal nur einer einzigen Meinung. Gaſtwirte und Gemiſchtwarenhändler, die vormaligen „Greißler", reichen ſich brüderlich die Hand, des heißen Streits vergeſſend, der ſie ob der Wurſtfrage entzweit. Die erſteren geſtehen den Gegnern nur das Recht zu, kalte Würſtel, letztere keine heißen, zu verabreichen. Auch die in ihrer Künſtlerehre tief gekränkten Sauerkräutler bieten beizeiten zur Turmviſite auf, nicht mehr jener ſtümperhaften Dilettanten gedenkend, die ohne Vorbildung und ohne Befähigungsnachweis den Krauthobel handhaben. Alle Kleinen ſcharen ſich zuſammen, den einen Großen zu ſchirmen. Sogar die Zuckerbäcker und die Bäcker ſchlechtweg ſind diesmal eines Sinns — obwohl es noch keineswegs ausgemacht erſcheint, ob die letzteren berechtigt ſind, die ſüßen Faſchingskrapfen zu bereiten, ſie mögen noch ſo viele uralte Privilegien produzieren, an denen ſo große Siegel baumeln ... Dieſe Reihe wohlgeordneter Zunftfragen wolle man nicht etwa für eine kahle, feuilletoniſtiſche Arabeske, ſondern für lautere Wahrheit nehmen.

Gewiß trägt jener leidige Faſchingskrapfenhaderzwiſt mit daran Schuld, wenn dies Jahr keine rechte Karnevalsſtimmung aufkommen will. Der Zuſammenhang iſt ja leicht einzuſehen. — Bälle waren freilich genug angekündigt, wir glauben ſogar von einem Kaſtanienbraterkränzchen und einem Totengräberelitebal, welcher beſonders gelungen zu werden verſpricht, gehört zu haben. Ach! der diesjährige Karneval ſcheint ein recht ſonderbarer Herr mit ſeiner ſüßſauern, verbindlichen Miene und ſeinem ernſthaften Beſtreben, ungezwungen luſtig zu ſein. Die Späße, die er macht, ſind alle gemacht; man wird ihrer nicht recht froh. Hat man nicht zufällig lange Zöpfe und luſtige Schelmenaugen, und freut man ſich nicht auf den erſten Ball, auf die erſte Quadrille mit dem erſten Leutnant — mag man ſich in Wien dies Jahr ſo ausgiebig langweilen, wie in — wie anderswo. Wo iſt ſie hin die überſchäumende Ausgelaſſenheit von anno dazumal? Wohin die Leichtlebigkeit und Leichtfertigkeit, welche von jeher die Hauptmerkmale des urſprünglichen Wienertums waren? — Wir ſind erſchrecklich ernſthaft und — die Anweſenden immer ausgenommen — auch erſchrecklich langweilig geworden. Das muntere Völklein der Phäaken hat ganz atheniſche Sitten angenommen, und wenn politiſieren ſo viel wie alles Beſtehende ſchelten heißt, dann wird hier viel politiſiert. Wien und Athen! Der kühne Vergleich ſoll demnächſt des Näheren ausgeführt werden; vorerſt wollen wir uns noch mit einem Tertianer darüber beſprechen.

In Athen gab es auch Stutzer und Laffen — aber unſere „Gigerln" ſind den antiken über. Die lieben Gigerln! Dieſe Abart der Species homo sapiens, aber ohne sapiens, gedeiht nirgends anders als in der Kaiſerſtadt an der Donau, und da nicht überall; am beſten kommt ſie in der Ringſtraßenluft fort. Der Bruder und Sinnesverwandte des Gigerl, der Incroyable der großen Revolution, war lange nicht ſo blaſiert, ſo affektiert, ſo albern, ſo liebenswürdig unausſtehlich. Gigerl iſt mit Geck verwandt, bedeutet aber was Undefinierbares. Raffinierte Eleganz kennzeichnet den Aufzug der Gigerlklaſſe: unglaublich ſpitze Schuhe, bunte Strümpfe, auch bei trockenſter Witterung umgeſchlagene karrierte Hoſen, ein gelbes Ueberzieherlein, ein grell geſtreiftes Hemd, eine unwiderſtehliche Krawatte, ein ſteifer, hoher Kragen, ein bemonocletes Schafsgeſicht, eine an den Kopf pomadiſierte Friſur, ein unmöglicher Hut und ein Spazierſtöckchen — Miſter Gigerl. Es — der feinfühlige Sprachgeiſt macht Gigerl zu einem Neutrum — ſpricht langſam, naſal, gedehnt und immer dummes Zeug. Das Gigerl, welches [illegible] in der „Wienerſtadt in Wort und Bild" uns vorführt — Raummangels halber muß die Wiedergabe der Namen all der Verfaſſer unterbleiben — dieſes bis auf Gruß und Gang meiſterhaft dargeſtellte Gigerl dokumentiert ſeine geiſtige Inſolvenz dadurch, daß es nie das ſagt, was es ſagt, ſondern immer nur das, was ſein Freund, „der Rudi, g'ſagt hat". Auch das Theater in der Joſefſtadt ſpielt nun mehr als hundertmal hintereinander „die Gigerln von Wien". Wird auch ſonſt die Poſſe nicht in den Kreis dieſer Berichte einbezogen, muß dennoch dieſer ſeltene Erfolg konſtatiert werden. Der Autor iſt der Wiener Schriftſteller Wimmer, ein gründlicher Kenner unſerer älteren Theaterverhältniſſe. Sein Stück hält er wohl ſelbſt für kein ſonderliches Meiſterwerk. Aber luſtig iſt es, und der Leſſing ſoll noch geboren werden, welcher die Joſefſtädter Dramaturgie ſchreibt. Bis dahin verzichtet das naive Vorſtadtpublikum auf Expoſition, Aufbau, folgerichtig fortſchreitende Handlung — und lacht.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehren wir zu unſerem Hauptthema zurück. Der Induſtriellenball, ein Elitefeſt erſten Ranges, fällt heuer aus und damit ſo manchem Ehemann eine Zentnerlaſt vom Herzen. Der Induſtriellenball wurde immer im Redoutenſaal der Hofburg abgehalten, und die Anweſenheit des Hofes verlieh ihm ſeltenen Glanz. Da zu erſcheinen, zu ſtrahlen, zu überſtrahlen war Ehrenpflicht und kein Induſtrieller iſt ſo grauſam, der beſſeren Hälfte für dieſen Abend das notwendigſte Ueberflüſſige zu verweigern. — Vielleicht wird der berühmte Schriftſteller- und Künſtlerball der „Concordia" berufen ſein, in die Lücke zu ſpringen. „Que les gens d'esprits sont bêtes" ſeufzt Suzanne zu Figaro, und ſo manches Mägdlein wird ihr nachſprechen. Man läßt auch mit allzuhochgeſpannten Erwartungen die literariſchen Größen an ſich herantreten. Doktor X. kann doch nicht gleich drei Feuilletonſpalten plaudern, Freund N. unmöglich eines ſeiner klaſſiſchen Eſſays der holden Tänzerin ins kleine Ohr flüſtern — nur Kollege Z., deſſen kritiſcher Beruf einige Bosheit erfordert, hat es leichter — das läßt ſich eher leiden. Scharf beobachtende Damen, ſomit alle, wollen übrigens bemerkt haben, daß die literariſche Bedeutung mit der choreographiſchen Qualifikation ſich in umgekehrter Proportion befinde, zu deutſch: je größerer Schriftſteller, deſto ſchlechterer Tänzer. „Doktor X.," ſagte mir 'mal eine Dame, „iſt gewiß ſehr bedeutend; er tanzt abſcheulich taktloſen, hopſenden Schottiſch, ſtößt überall an, trat mir ſchließlich die Schleppe ab — welch großer Mann! Ich will mir auch morgen gleich ſein Neueſtes aus der — Leihbibliothek kommen laſſen!"

Hero.

(Siehe das Bild Seite 392.)

Dichter und Künſtler wetteifern darin, der ergreifenden klaſſiſchen Liebesgeſchichte von Hero und Leander neue Seiten abzugewinnen. Das heute vor uns liegende Bild des dichtenden Landſchaftsmalers Kanoldt faßt, getreu der Richtung ſeines Meiſters, den Gegenſtand ganz von der Seite des gewaltigen Naturereigniſſes auf, durch welches das unglückliche Ende der beiden Liebenden verſchuldet ward. Nach der entſetzlichen Nacht ſteigt der Morgen am Himmel empor. Der Sturm, der die ganze Nacht hindurch mörderiſch getobt, beginnt allmählich ſich zu legen. Noch rauſcht er zwar gewaltig in den Wipfeln der Bäume, aber er beugt ſie doch nicht mehr ſo tief zu Boden; die Wogen peitſchen wohl noch ungeſtüm den Strand, aber ſo hoch wie noch vor kurzem ſchlagen ſie nicht mehr an ihm empor. Hero iſt hinuntergeeilt an das Geſtade und ſpäht mit angſtvollem Bangen in die unwirtliche Ferne der ſchäumenden Wogen hinaus.

„Und ſie fleht zur Aphrodite,
Daß ſie dem Orkan gebiete,
Sänftigte der Wellen Zorn,
Und gelobt, den ſtrengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh'
Fleht ſie, lindernd Oel zu gießen
In die ſturmbewegte See."

Und die Götter ſcheinen, den tobenden Aufruhr der Elemente mehr und mehr beſchwichtigend, ihr Flehen zu erhören, aber nur um ſie aus der neu aufſteigenden Hoffnung in um ſo unbezwinglicheren Jammer hinabzuſtürzen. Bald werden die Wellen, wie ſie bereits des Geliebten Grab geworden, auch über ihr zuſammenſchlagen, da ein Leben ohne ihn ihr unerträglich ſcheint. -ich.

d by Google

Die Marionetten.

(Hiezu das Bild Seite 401.)

Baptiſt Althoff war einer der beſten Picadores, welche man in Spanien noch geſehen hatte, und das war um ſo ſeltſamer, als er von deutſchen Eltern abſtammte. Aber dieſe letztern waren Kunſtreiter, Artiſtenleute, und ſie kamen durch die ganze Welt. Als ganz junger Mann ſich ſelbſt überlaſſen, hatte Althoff ſchon früh angefangen, eine Art von Vaterrolle zu ſpielen. Frasquela war auch ein Wanderkind und hatte niemanden. So hatte der gutherzige Junge ſich gelobt, die arme kleine Frasquela nie zu verlaſſen, und ſie zogen durch das Land wie zwei Geſchwiſter und galten auch dafür. Wie er noch unter den Kunſtreitern war und auf ungeſatteltem Pferde ritt, da hatte Baptiſt Althoff durch ſeine prächtige, ſtattliche Geſtalt, ſeine kühne Mannhaftigkeit, ſeine wilde Kraft die Bewunderung aller Männer und das Herz aller Frauen gewonnen. Aber was lag ihm daran? Es genügte ihm, wenn er ſeiner lieben, kleinen, verwöhnten Frasquela, die höchſtens Teller drehte oder in den Pantomimen mitwirkte, eine behagliche Stube, Näſchereien und Putzſachen geben konnte. Da ſie aber immer ſchöner wurde mit ihren ſchwarzen Augen und ihrem ſtrahlenden Lächeln, da ſagte Baptiſt zu ihr: „Frasquela, der Zirkus thut Dir nicht gut, Du darfſt nicht mehr arbeiten. Ich will für uns beide ſorgen, Du ſollſt nichts als Zuckerſachen eſſen und Dich putzen."

Und ſo verließen ſie den Zirkus und er wurde Torero, brachte durch ſeinen Mut, ſeine Tollkühnheit und ſeine Schönheit ganz Madrid in Aufruhr und erhielt mehr Lorbeerkränze und Liebesbriefe als irgend ein anderer. Was lag ihm daran? Er kümmerte ſich nur um Frasquela, die täglich voller erblühte, naſchte und ſich putzte. Da ward er aber eines Tages, wo er Frasquela nicht auf ihrem Sitze ſah in der Arena, von einem Stiere in die Luft geſchleudert und brach ein Bein.

„Nun geht es nicht mehr ſo weiter," ſagte er, als er geneſen war. „Ich werde Pudel abrichten, und Du mußt den Fandango tanzen. So werden wir leben."

Als ſie nun eines Tages in Sevilla auf dem Markte eine Vorſtellung gaben, da ſah Monſignore Ajani, der Kardinal, das ſchöne, lächelnde, tanzende Mädchen und ließ ſie in ſein Palais kommen.

Der Herr Kardinal war ein großer Kunſtenthuſiaſt und Schwärmer für alles Schöne. Er hatte in ſeinem Palaſte die ſchönſten Gemälde der Murillos und Velasquez; er hatte die ſchönſten antiken Statuen, die man auf den Trümmerſtätten römiſcher Kolonien in Spanien ausgrub, und er verſammelte bei ſeinen Feſten und in ſeinem Haushalte die ſchönſten Frauen, denn der Anblick der göttlichen Schönheit erfriſchte ſein altes Enthuſiaſtenherz. Wenn er irgendwo ein recht ſchönes Weib fand, verheiratete er dasſelbe an ſeine Verwandten oder an ſeine weltlichen Diener, nur damit er dieſelben in der Nähe behalte und damit ſie ihm ſeinen Palaſt, der ein Schmuckkäſtchen aller Kunſt- und Lebensſchönheit war, verherrlichten. Es gab Leute, welche den alten Herrn für einen Wüſtling, für einen raffinierten Lebemann hielten — aber das war nicht wahr. Kardinal Ajani war nur ein Schwärmer für alles, was ſchön und glänzend war in Farbe, Marmor, Ton oder Menſchlichkeit. Sein Palaſt glich einem Feenmärchen, und der alte Kardinal war das Kind, welches ſich daran ergötzte. Er fragte alſo Frasquela:

„Willſt Du bei mir bleiben? Du bekommſt meinen Neffen Gaſparro zum Mann, ſeidene Schleppkleider und Diamanten, einen kleinen Neger und Zuckerſachen, ſo viel Du willſt."

„Ja, ich will wohl," ſagte Frasquela.

Und von Baptiſt Althoff, von dem, welcher ihre Jugend beſchützt hatte, welcher ihr ſein Leben gewidmet, welcher ſie heilig gehalten hatte wie eine Schweſter und geliebt wie ſein Glück, war gar nicht die Rede.

Er verſchwand — er wanderte weiter. Frasquela aber heiratete den Neffen des Kardinals, Sennor Gaſparro, putzte ſich, lächelte und aß Zuckerwerk.

Nach vielen Monden hieß es in Sevilla, ein Wundermann ſei da, ein wahrer Zauberer. Er habe Marionetten, ſo ſchön geſchnitzt und ſo reich gekleidet, wie wirkliche Menſchen. Die trage er in einer ſchöngeſchnitzten Kaſſette, ſtelle ſie auf den Boden und laſſe ſie dann Komödie ſpielen — ganze Komödien de capa et eſpada. Sie bewegten ſich unter ſeiner Hand wie wirkliche Menſchen, und redeten mit verſchiedenen Stimmen — durch den Mund ihres Herrn und Meiſters.

Das wußte man im Palaſte des Kardinals ſchon, und dieſer ließ den fremden Künſtler zu ſich einladen. Die Vorſtellung fand in dem großen Saale ſtatt. Sennor Hernan Melez, der Kammervirtuoſe des Kardinals, ſaß in der Ecke an dem prachtvollen, vergoldeten Spinett und machte Muſik. Alle Nepoten des Kardinals mit ihren ſchönen Frauen ſaßen und ſtanden im Halbkreiſe umher, auch die Kinder der Familien waren mit ihren Bonnen da. In der Mitte thronte der alte, gutmütige Kardinal, links an ſeiner Seite ſein Neffe Don Gaſparro, rechts deſſen Gattin, die ſchöne Frasquela, ſtrahlender, graziöſer und lächelnder als je.

Da trat der Marionettenmann ein, in elegantem ſeidenem Hofkoſtüme, die geheimnisvolle Kaſſette unter dem Arme. Er grüßte die Geſellſchaft höflich und nahm ihr gegenüber Platz. Es war ein ſchöner, imponierender Mann, mit einem ſtolzen, ernſten Geſichte.

Bei ſeinem Anblick wurde Frasquela ſehr blaß und es war ihr, als kämen ihre Diamanten auf wie Höllenflammen. „Baptiſt!" murmelte ſie. Aber dabei lächelte ſie immer noch. Es war ein ſeltſames, verſteinertes Lächeln, gerade ſo ein totes, krampfhaftes Lächeln, wie es die beiden kleinen Marionetten zeigten, die der Künſtler aus ſeiner Kaſſette zog und zwiſchen ſeinen Beinen auf den Boden ſtellte.

Die Marionetten ſtellten eine geputzte Frau vor und einen ärmlich gekleideten Mann in der Tracht der Picadores. Die Muſik hörte auf, und die Komödie begann.

Der kleine Mann ſagte mit ganz natürlicher Stimme: „Frasquela, Du biſt verlaſſen geweſen, und ich habe Dich zu meinem Kinde, mehr noch, zu meiner Gattin gemacht. Du biſt krank geweſen, und ich habe Dich gepflegt, viele, viele Nächte hindurch. Und jetzt willſt Du mich verlaſſen und einſam laſſen in der weiten, traurigen, kalten Welt! Mein Herz iſt krank, und Du willſt es nicht heilen mit Deinem Lachen!"

Darauf lachte die kleine Dame, und alle Anweſenden wandten ſich unwillkürlich nach der Nichte Ajanis um, denn dieſes Lachen klang genau wie das ihrige, und man meinte, ſie habe gelacht. Aber bald ſah man, daß man ſich geirrt haben müſſe. Denn Sennora Gaſparro lächelte wohl mit einem verzerrten, unheimlichen Lächeln, aber ſie ſaß ſtill wie eine Statue neben dem Kardinal . . .

Die Marionettendame lachte alſo und ſagte mit einer grellen, dünnen Stimme: „Was kümmert das mich! Ich werde ſeidene Kleider haben und eingemachte Früchte."

Die männliche Marionette ſagte: „Liebſt Du denn den Menſchen, den Du heiraten willſt?"

Die Marionettendame: „Nicht im geringſten! Ha, ha, ha . . ."

Die männliche Marionette: „Ja ſo, ich vergaß. Du haſt ja kein Herz. Du biſt mit Häckſel ausgeſtopft. Der arme Mann! Wie er betrogen wird! Er glaubt, er bekomme eine ſchöne Frau, und bekommt nur eine — Marionette! Aber nimm Dich in acht, Sennora, ſobald er das erkennt, wird er Dich haſſen und Dich töten!"

Die Marionettendame lacht: „Ha, ha, ha!"

Die ganze Geſellſchaft fuhr erſchreckt auf, denn die ſchöne Frasquela war aufgeſprungen und hatte verſucht zu lachen — ſo grell wie die kleine Marionettendame. Aber es war ihr nicht gelungen, und ſie war mit einem dumpfen Schrei zu Boden geſunken. Man drängte ſich um ſie, aber ihr Gatte nicht, denn der ſtarrte ſie an mit einem finſtern, ſtaunen, ſtarrerſtaunten Blicke, als ſähe er in ſeiner Gemahlin nur eine Häckſelpuppe. Und der alte, lebensluſtige Kardinal wandte ſich verdrießlich von ihr ab und ſagte: „Bringt ſie fort. Ich kann das nicht ſehen. Wie häßlich eine ohnmächtige Frau iſt! . . . Pfui!"

Der Marionettenmann aber war währenddem verſchwunden. An der Stelle, wo er geweſen war, fand man nur zwei grellbemalte, grinſende Gliederpuppen.

•

Bald darauf ſtarb der alte, ſchönheitsfreudige Kardinal. Seine Statuen und Bilder wurden von Kunſthändlern und Trödlern erſtanden und in fremden Paläſten oder in ſtockmodernen Kunſtläden untergebracht. Seine Nepoten und Günſtlinge, in ihre vorige Dunkelheit zurückgeworfen, verſtießen oder prügelten die ihnen aufgedrungenen Frauen und wurden wieder Abenteurer oder Arbeiter oder Bettler.

In Deutſchland aber wurde ein gewiſſer Althoff der künſtleriſche Wiederherſteller der mittelalterlichen Puppenſpiele. Er war ein ernſter, geachteter, beliebter Mann, der überall Anſehen genoß, und der den „Don Juan", die „Geduldige Griſeldis" und den „Verlornen Sohn" agierte mit ſeinen Puppen. Man konnte ſich gar nicht enträtſeln, wie er den „Kaſperle" ſo luſtig geben und dabei ein ſo ernſter, ſtiller, trüber Mann ſein konnte.

E. M. Vacano.

Literatur

— **Eine von jenen tief ergreifenden Geſchichten**, die ohne viel gehäufte Vorgänge oder ſpannende Verwicklungen einen ganzen Empfindungsgehalt bewältigen, iſt **Rudolf Lindaus** Novelle „Der lange Holländer", die mit drei kleineren, auf dem Titel des Buchs nicht beſonders erwähnten Erzählungen vereinigt bei F. und P. Lehmann (Berlin) erſchienen iſt. Wie wunderbar er ſich in unſer Herz ſtiehlt, dieſer große, ſchwerfällige Menſch, den wir unter einem falſchen, entwürdigenden Verdacht langſam zu Grunde gehen ſehen! Wie lieb wir ſeine treue Edith gewinnen! Und dieſer kleine Italiener, der ſich dreht und windet, nicht gut genug zum Ehrenmann, als der er in der Geſellſchaft gilt, und nicht ſchlecht genug, um das Unheil, als deſſen Urheber ihn ſein eigenes Schuldbewußtſein verklagt, ruhig anzuſehen, mit welch erſtaunlicher Wahrheit er geſchildert iſt! Nicht minder künſtleriſch vollendet ſind die drei kleineren Gaben des Buches, das den ſchönen Vorzug hat, für Leſer jedes Geſchmacks zugänglich und anziehend zu ſein, dem geläuterten Geſchmack aber beſonders hohen Genuß zu bieten.

— **Eine ſchätzenswerte biographiſch-kritiſche Würdigung** des edlen deutſchen Dichters, deſſen letztes erzählendes Werk uns jüngſt beſchieden, gibt **Feodor Wehl** in ſeinem Büchlein „Theodor Storm, ein Bild ſeines Lebens und Schaffens" (Kaſſel, A. G. Liebel). Vieles anderer ſammelnd und ſein eigenes hinzufügend, giebt der Verfaſſer ein richtig abgewogenes Bild von der litterariſchen Entwicklung des Dahingegangenen, wie ſie ſich in dem engen Raum zeigt. Ohne Zweifel wird Storm in der deutſchen Litteraturgeſchichte ſeine Stellung behaupten. Hat er es doch verſtanden, den Spuren der Wahrheit ſeiner Heimat nachzugehen, ohne dabei jenes unnahbare Etwas zu verlieren, das der Dichtung [illegible] und ohne das auch die ſchönſte Wiederſpiegelung des deutſchen Volkslebens nicht zum Kunſtwerk erhoben wird.

— **Unter denjenigen litterariſchen Erſcheinungen der Gegenwart**, welche die Kunſt als ſolche zum ausſchließlichen Ausgangspunkt ihrer bildlichen und textlichen Mitteilungen wählen, nehmen die gleichartigen, in regelmäßiger Folge ausgegebenen Publikationen der in hohem Grade verdienſtvollen Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt in Wien unbeſtritten einen erſten Rang ein. Da iſt vor allem die längſt bekannte [illegible] „Die graphiſchen Künſte", deren umfangreiche Hefte, in Zwiſchenräumen von je einigen Monaten in Folio erſcheinend, je eine Anzahl [illegible] Kupferſtiche, Radierungen, Holzſchnitte und anderer muſtergiltigen Vervielfältigungen [illegible], nebſt erläuterndem, kunſtkritiſchem Text, der wiſſenſchaftliche Gründlichkeit mit gefälliger, anregender Form verbindet. Die auch in Beziehung auf Papier und Druck vorzügliche Ausſtattung vollendet den glänzend vornehmen Charakter des Ganzen. Dieſer Zeitſchrift, die bereits auf mehr als ein Jahrzehnt [illegible] Beſtehens [illegible] zurückblicken darf, gliedert ſich neuerdings in ähnlicher, nicht minder wertvoller Faſſung, in Format und Ausſtattung ihr faſt zum Verwechſeln ähnlich, das von Carl von Lützow redigierte Sammelwerk: „Geſchichte der vervielfältigenden Kunſt", mit der Ergänzung: „Die vervielfältigende Kunſt der Gegenwart" von denſelben namhaften Kunſtgelehrten. Von letzterem Werke liegt der erſte einheitliche Band, dem Holzſchnitt der Gegenwart gewidmet, bereits abgeſchloſſen vor. „Gegenwart" iſt hier natürlich nicht etwa im Sinne des heutigen Tages oder der letzten paar Jahre zu verſtehen, vielmehr umfaßt der in Betracht gezogene Zeitraum etwa die jüngſten fünf Jahrzehnte. Dem entſprechend beginnt er mit der Regeneration des Holzſchnitts, wie ſie im Sinne des altdeutſchen Stils durch Ludwig Richter, im [illegible] durch Ad. Menzels bahnbrechende Thätigkeit erfolgte, und führt ſich fort bis zu den modernſten Erſcheinungen, die darauf ausgehen, in dem ſchlichten Schwarz und Weiß des Holzſtockes ſo viel als möglich nachklingen zu laſſen, ohne dem Holzſchneider Rechnung zu tragen, die feineren Stichel überzieht und durch die Ergebniſſe nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. Neben dem natürlich bevorzugten deutſchen Holzſchnitt werden die trefflichen Leiſtungen der franzöſiſchen und engliſchen Xylographie ſowie diejenigen der übrigen europäiſchen Kulturländer und endlich die hoch bedeutſame nordamerikaniſche Holzſchneidekunſt in Betracht gezogen. Namhafte Fachmänner der verſchiedenen Länder haben den Herausgeber bei der betreffenden Auswahl und der Abfaſſung des Textes unterſtützt. Auf dieſe Weiſe entſtand ein Werk, das ſeinen Gegenſtand in muſtergiltiger und ſtellenweiſe erſchöpfender Weiſe behandelt. Die Mannigfaltigkeit der Zeichnung, der Auffaſſung und der Technik, wie ſie ſich in der außerordentlich reichen Zahl der hier als Muſter der verſchiedenen [illegible] ausgewählten Holzſchnitte bekundet, iſt in hohem Grade lehrreich und intereſſant.

Das moderne Poſtweſen und die Erfindung der Briefmarke.

(Nach neuen Unterſuchungen dargeſtellt.)

Von

B. Dimand.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Unter allen Einrichtungen der neueſten Zeit iſt keine ſo unentbehrlich geworden, keine iſt dem modernen Menſchen ſo ſehr in Fleiſch und Blut übergegangen als das heutige Poſtweſen, wie es durch die Briefmarke ermöglicht und vertreten wird; keine kommt auch ſo ſehr den Bedürfniſſen des materiellen Verkehrs und des unmittelbaren geiſtigen Gedankenaustauſches entgegen. Von der Leiſtungsfähigkeit und zugleich der Unentbehrlichkeit der modernen Poſt legen die Zahlen Zeugnis ab, welche die Poſtdirektion in New-York unlängſt veröffentlichte; es werden nämlich im Durchſchnitt alljährlich 5845 Millionen Briefe und 1077 Millionen Poſtkarten befördert; dazu kommen noch 4610 Millionen Druckſachen und 104 Millionen Muſterſendungen. Kein Wunder alſo, daß Unterſuchungen, welche dem Manne, den man lange Zeit als den Erfinder der Briefmarke und Schöpfer des einheitlichen Portoweſens verehrt hat, jeden Anſpruch auf Originalität entziehen, das Intereſſe der Gebildeten erregen müſſen; ſolche Unterſuchungen ſind in der That angeſtellt worden, wie wir in den folgenden Zeilen ſehen werden.

Bis gegen das Jahr 1840 war in England die Beförderung von Briefen womöglich noch koſtſpieliger und ſchwerfälliger als auf dem Kontinent. Die ſehr hohen Gebühren wurden nach der Bogenzahl des Schreibens und nach der Strecke, welche es zurückzulegen hatte, bemeſſen. So konnte ein Brief von einem Bogen, der zwiſchen zwei entfernteren Orten Englands ging (alſo nach unſerer heutigen Auffaſſung ein Lokalbrief im weiteren Sinne), 1½ Schilling und mehr koſten; enthielt er zwei, wenn auch noch ſo leichte Bogen, ſo koſtete er das Doppelte. Man kann ſich nun denken, welch drückende Laſt ein derartiges Porto für die ganze Geſchäftswelt bildete. Im dritten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts entſtand daher in England eine mächtige Bewegung, welche ſtürmiſch eine gründliche Poſtreform verlangte. An der Spitze

by Google

dieſer Bewegung ſtand das von den Londoner Kaufherren zu dieſem Zweck gegründete und mit reichen Geldmitteln verſehene „Mercantile Committee“; zuletzt wurde auch das Parlament von der Strömung mitgeriſſen und wählte zwei Komitees zur Unterſuchung der brennenden Frage. Dieſe faßten eine Reihe von Berichten ab, in welchen die Umriſſe unſeres jetzigen Poſtweſens ziemlich klar vorgezeichnet ſind. In dieſem entſcheidenden Augenblicke nun, da die ganze Bevölkerung, durch Zeitungsberichte, Meetings und Flugſchriften aufgeregt, ungeſtüm nach einer Reform rief, trat ein Mann auf, der in geſchickter Weiſe die Vorarbeiten anderer klarzulegen und zu verwerten verſtand und ſich dadurch Ruhm und Reichtum verſchaffte. Dieſer Mann war Rowland Hill. Im Jahr 1837 veröffentlichte er eine Flugſchrift, in der er nachwies, daß ſich bei einem einheitlichen Porto von 1 Penny per Brief ſelbſt für die größten Entfernungen ein hoher Gewinn für die Poſtverwaltung ergeben werde, da dieſe ſelbſt — wie er ausführlich darlegte — durchſchnittlich nur 1/36 Penny für den Brief ausgeben würde. Die vorgeſchlagene Gebühr ſolle für ein Gewicht von ½ Unze gelten, überhaupt nur nach dem Gewicht berechnet und immer vorausbezahlt werden. Das Schriftchen Hills fand im ganzen Land den lebhafteſten Widerhall. Ein Brief von zwei leichten Bogen ſollte alſo von London nach Edinburg für 1 Penny ſtatt für 3 Schilling expediert werden können! Dieſe fabelhafte Neuerung mußte durchgeſetzt werden! Keine engliſche Regierung konnte es wagen, einer ſo allgemeinen Volksbewegung gegenüber unthätig zu bleiben; es wurde dem Parlament eine Bill, die Einführung eines einheitlichen und niedrigen Portos betreffend, vorgelegt. Das geſchah am 25. Juli 1839. Doch nun erhob ſich die Oppoſition: „Wie darf man dem hohen Hauſe eine Reform zur Annahme empfehlen, von der noch kein Menſch weiß, wie man ſie praktiſch ausführen könne? In welcher Weiſe wird es möglich ſein, bei dem gewiß ſich ungeheuer ſteigernden Briefverkehr das Porto einzuheben?“ Der Vorſchlag Hills ging dahin, daß die Poſtverwaltung geſtempelte Briefbogen und Couverts anfertigen und ſie, natürlich ohne an dem Papier zu gewinnen, durch die einzelnen Poſtämter und Papierhändler verkaufen laſſe; doch dem widerſetzten ſich die Papierfabrikanten, welche ſich nicht durch die Konkurrenz des Staates ruinieren laſſen wollten, und ihnen ſchloſſen ſich andere Kreiſe aus verſchiedenen Gründen an. In dieſer Verlegenheit des Miniſteriums wies der Reverend Mr. Wallace auf die Briefmarke hin; da ſie jedoch in den Vorſchlägen Hills, der als die Seele und der alleinige Vertreter der Reform galt, nicht enthalten war, legte man auf dieſen Hinweis kein weiteres Gewicht. Schließlich gab die Oppoſition, welche gerade damals dem Miniſterium keine Niederlage bereiten wollte, nach, die Bill drang am 17. Auguſt 1839 durch. Hill erhielt eine Staatsanſtellung, und es wurde eine Aufforderung an das Publikum erlaſſen, Vorſchläge für eine praktiſche Vorherbezahlung des Briefportos zu machen. Da nichts Beſſeres einlief, nahm ſchließlich Hill, der alle Pläne zu prüfen hatte, die Briefmarke an, führte jedoch zugleich auch die von ihm ſelbſt beantragten geſtempelten Couverts ein. Am 10. Mai 1840 wurden dieſe Poſtwertzeichen zuerſt der Benutzung übergeben; die Briefmarke behauptete ſich und hat in kurzer Zeit die ganze Erde erobert, während das Lieblingskind Hills — das nach dem Zeichner der darauf dargeſtellten Allegorie benannte Mulreadycouvert — einen vollſtändigen Mißerfolg hatte. Rowland Hill, der die Idee der einheitlichen Poſttaxe als ſeine eigene erklärte, obſchon er nur die Vorſchläge anderer Männer, die ihm den Weg geebnet hatten, benutzte und durchführte, gilt auch als der Erfinder der Briefmarke. Das engliſche Volk belohnte ihn königlich; er erhielt im Jahr 1846 von den Kaufleuten der City 13,000 Pfund Sterling, und als er ſich im Jahr 1864 vom öffentlichen Leben zurückzog, gewährte ihm das Parlament ſeinen vollen Gehalt von jährlich 2000 Pfund als Penſion und ein Geſchenk von 20,000 Pfund. Er verdiente dieſe Anerkennung durch die Thatkraft, mit der er die ſegensreichen Neuerungen durchführte, verdunkelte aber ſeine guten Eigenſchaften durch die Selbſtſucht, mit der er ſeine Vor- und Mitarbeiter totſchwieg und ihnen jedes Verdienſt entriß. Wir wiſſen ſchon, daß die Idee des modernen Poſtweſens nicht ſein geiſtiges Eigentum war; noch unbegründeter aber war ſeine Behauptung, daß er die Briefmarke erfunden habe.

Wir haben ſchon angedeutet, daß im Parlament (im Juli 1839) auf die Briefmarke hingewieſen wurde, und wollen jetzt kurz die Entſtehungsgeſchichte dieſer unſcheinbaren Kulturträgerin erzählen.

Als Sir Rowland Hill im Auguſt 1879 ſtarb, erſchienen in allen Zeitungen Englands ausführliche Nekrologe, welche dem Volk die Bedeutung dieſes Mannes ins Gedächtnis riefen. In der ſchottiſchen Stadt Dundee jedoch brachte der „Dundee Advertiser“ eine Reihe von Briefen, welche die Verdienſte eines Bürgers dieſer Stadt, des im Auguſt 1853 verſtorbenen Buchdruckers James Chalmers, um das engliſche Poſtweſen nachdrücklich hervorhoben; dieſer Mann hatte ſchon im Jahr 1825 durch jahrelange Berechnungen und Korreſpondenzen eine bedeutende Verringerung der Fahrzeit der damaligen Poſt durchgeſetzt, wofür ihn ſeine Vaterſtadt öffentlich ausgezeichnet hatte; ſein Hauptverdienſt aber war die Erfindung der Briefmarke. Die genannte Zeitung veröffentlichte nämlich Briefe ehrenwerter und angeſehener Bürger, welche teils Freunde Chalmers' geweſen waren, teils in ſeinen Dienſten geſtanden und ihm ſelbſt bei der Drucklegung und Gummierung der Proben der Briefmarken geholfen hatten. Die Briefe, deren Schreiber verſchiedene geſellſchaftliche Stellungen erreicht und einander ſchon längſt aus den Augen verloren hatten, ergänzen und beſtätigen ſich in überraſchendſter Weiſe und ſetzen das Datum der Erfindung auf den Auguſt 1834 feſt. Chalmers erklärte mehreren Freunden ſeine Idee, ſuchte auch ihre Annahme zu erwirken, wurde aber damals gar nicht berückſichtigt. Als jedoch einige Jahre ſpäter das ganze Land durch die beabſichtigte und ſo heiß erſehnte Poſtreform in Aufregung verſetzt war und es ſich um die praktiſche Durchführung derſelben handelte, trat Chalmers wieder mit ſeinem Projekt hervor. Er richtete an die Parlamentskomitees, in denen unter anderen Mr. Wallace thätig war, an Rowland Hill und an das „Mercantile Committee“, welches wir ſchon als den Herd der Agitation kennen gelernt haben, ein offenes Schreiben, das von dem Sekretär des letzterwähnten Ausſchuſſes, Mr. Henry Cole, dem Britiſh Muſeum vermacht wurde und ein klaſſiſches Dokument für die Geſchichte des modernen Poſt- und Briefmarkenweſens bildet. Um nämlich die Vorausbezahlung des Portos zu ermöglichen, ohne daß der Aufgeber es perſönlich beim Poſtamt erlegen müßte, ſchlägt Chalmers in dem erwähnten Sendſchreiben vor, man ſolle Papierſtreifchen (slips of paper) mit einer dem Zweck entſprechenden Inſchrift bedrucken oder vielmehr gleich ganze Bogen davon herſtellen, dieſe auf der Rückſeite mit einer ſtarken Gummilöſung beſtreichen und ſie dann, gut getrocknet, an die Poſtämter, Papierhandlungen und ähnliche Geſchäfte verteilen, welche dem Publikum die einzelnen Exemplare zu verkaufen hätten. Wer einen ausgedehnten Briefwechſel habe, könne ganze Bogen auf einmal kaufen und ſelbſt die einzelnen Marken abſchneiden. Ferner macht Chalmers aufmerkſam, daß man die Marken, um ihre nochmalige Benutzung zu verhindern, vor Abſendung der Briefe auf den Poſtämtern überſtempeln ſolle, er weiſt auch darauf hin, daß man ſie auch zum Verſchluß der Briefe gebrauchen könne (Couverts wurden damals ſelten benutzt, da ſie ſehr teuer waren) und polemiſiert dann mit triftigen Gründen gegen die von Hill vorgeſchlagenen Couverts, welche auch in der That ſehr unbeliebt waren und bald wieder abgeſchafft werden mußten. Unter dem gedruckten Text gab Chalmers noch erläuternde Proben, nämlich mehrere Muſter der vorgeſchlagenen Briefmarke mit der Inſchrift: „General Postage — not exceeding half-an-ounce — One penny“ (Reichspoſt — nicht über ½ Unze — 1 Penny) und „. . . . one ounce — Twopence“ (. . . 1 Unze — 2 Pence). Eine der Marken bietet ein Beiſpiel der Ueberſtempelung; ſie trägt nämlich den Aufdruck: „Dundee, 16th February 1838“; die Rückſeite iſt gummiert und die einzelnen Exemplare ſind durch einen nicht bedruckten Zwiſchenraum getrennt; denn die Durchlocherung dieſes Zwiſchenraums wurde erſt im Jahr 1854 eingeführt, nachdem die engliſche Regierung dem Mr. Archer, der auf dieſen praktiſchen Einfall gekommen war, 4000 Pfund für ſeine Erfindung gegeben hatte.

Jas Chalmers

Wie man ſieht, enthält dieſer wohldurchdachte Plan alles, was noch heute zu einer guten Briefmarke gehört; die Erfindung muß, wie wir geſehen haben, in das Jahr 1834 zurückverlegt werden, gerade in dasſelbe Jahr, in welchem, wie Hill ſelbſt in ſeiner Selbſtbiographie (Band I., Seite 218) ſchreibt, „noch kein Menſch auch nur im Traum an eine anklebbare Marke (adhesive stamp) dachte“. Selbſt das Datum des ausführlichen Planes, der 10. Februar 1838, würde hinreichen, um dem einfachen Buchdrucker die Priorität der Erfindung zu ſichern. Ueberdies iſt erwieſen, daß Mr. Wallace den Vorſchlag ſchon am 9. Dezember 1837 erhalten hat. Hill, der mächtige und populäre Mann, konnte ſich ſehr leicht zu ſeinen wirklichen Verdienſten noch angemaßte zuſchreiben; es gelang ihm dies um ſo leichter, als heut jedermann die Geſchichte der Poſtreform aus ſeiner „History of Penny Postage“ und ſeiner zweibändigen „Biographie“ ſchöpfte, ohne erſt auf Parlamentsberichte und ſchwer zugängliche Aktenſtücke zurückzugreifen. Und in dieſen beiden ausführlichen, ja weitſchweifigen Werken berührt Hill mit keinem Worte die Verlegenheit, in welcher ſich im Jahr 1839 die Referenten und die Regierung befanden, als im Parlament die Frage aufgeworfen wurde, wie man die vorgeſchlagene Reform durchführen werde. Jetzt, da wir die Thatſachen aus den erſten Quellen kennen, wiſſen wir den Grund dieſes ſeltſamen Schweigens: wenn Hill von dieſen Schwierigkeiten berichtet hätte, ſo hätte er zugleich geſtehen müſſen, daß die Briefmarke nicht zu ſeinem urſprünglichen Plan gehörte, daß er auch nicht daran gedacht hatte, den Vorſchlag Chalmers' anzunehmen, da er ſein Couvert für die beſte Löſung der Frage hielt. Denn bekannt war ihm die Idee des Buchdruckers ſchon damals, da er das Zirkular erhalten und am 3. März 1838 den Empfang desſelben beſtätigt hatte. Als dann, nachdem die Briefmarke als die beſte Löſung angenommen war, Chalmers ſeine Anſprüche geltend machte, fertigte ihn der allmächtige Hill (am 18. Januar 1840) mit der Antwort ab, daß er ſelbſt die Erfindung ſchon früher gemacht habe; das behauptete er jetzt, nachdem die offizielle Einführung ſchon durch ihn ſelbſt beſchloſſen war. In ſeinem Briefe vom März 1838 erwähnt er mit keiner Silbe, daß ihm der Gedanke Chalmers' nicht neu ſei; und noch im Juli 1839 ſagt der Schatzkanzler in einer Parlamentsrede: „Der Plan des Mr. Hill war, daß in allen Fällen ein geſtempeltes Couvert gebraucht werden müſſe“; jetzt begreifen wir, warum Hill die Vorgänge im Parlament gänzlich verſchweigt.

Der Sohn des Erfinders, Patrick Chalmers, war ſchon in früher Jugend in die Fremde gegangen; er wurde erſt durch den „Dundee Advertiser“ auf die Angelegenheit aufmerkſam gemacht, aber bald gelang es ſeinen eifrigen Nachforſchungen, die Wahrheit ans Licht zu bringen. In gut und lebendig geſchriebenen Broſchüren machte er die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen bekannt; angeſehene Zeitungen und Vereine für Briefmarkenkunde haben ſich ihm angeſchloſſen. In einem von den höheren Poſtbeamten in Glasgow (alſo lauter Fachmännern) geſchriebenen Buche tritt ein Artikel lebhaft für ihn ein, und das will in einem Lande, das ſeine großen Männer fanatiſch verehrt, viel ſagen. Allen Schriften und Erfolgen Patrick Chalmers' ſetzt der Sohn Hills, Pearſon, und mit ihm ſeine Freunde, ein tiefes Schweigen entgegen; auch die Aufforderung Chalmers', ſeine Gegner mögen doch die Korreſpondenz Hills über dieſe Angelegenheit dem öffentlichen Urteil vorlegen, wird beharrlich ignoriert. Nur den beiden großartigen encyklopädiſchen Werken, welche in allen ihren Angaben auf Quellenſtudien beruhen und daher eine unbeſtrittene Autorität beſitzen, hat Pearſon Hill das ganze Material zur Verfügung geſtellt, und beide, ſowohl die „Encyclopaedia Britannica“ (im 19. Band ihrer 9. Auflage) als auch das „Dictionary of National Biography“, haben ſich zu Gunſten Chalmers' entſchieden. Trotz des ſtillen Widerſtandes und der oft ſehr niedrigen Machinationen einer mächtigen Partei bricht ſich die Wahrheit doch Bahn; Beweis deſſen: die zahlreichen Anerkennungen von maßgebender Seite, welche Patrick Chalmers in ſeinen vier polemiſchen Broſchüren gelegentlich mitteilt und die noch außerdem ein ganzes Heftchen füllen.

Notizblätter.

Bildende Künſte.

Im Kaiſerhauſe zu Goslar ſind zwei weitere Gemälde vollendet worden. Das eine ſtellt die Erhebung der Villa Regia zu Goslar durch Heinrich II., den letzten der ſächſiſchen Kaiſer, dar; auf dem andern legt ein Mönch dem Kaiſer Heinrich III. die Baupläne des Kaiſerhauſes vor. Die Canoſſaſcene iſt nicht, wie urſprünglich beabſichtigt, als großes Gemälde ausgeführt worden, ſondern in ſehr verkleinertem Maßſtabe auf einer Predella. Auf einer zweiten Predella iſt der früh gealterte Heinrich IV., verraten von ſeinen eigenen Söhnen, im Kerker der Burg zu Böckelheim dargeſtellt.

— **Auguſt Spieß, deſſen Gemälde den Sängerſaal in der** neuen Burg Hohenſchwangau ſchmücken, wurde vom Prinzregenten von Bayern beauftragt, die Freskobilder aus der bayeriſchen Geſchichte, die ſeinerzeit König Ludwig I. in den Hofgartenarkaden herſtellen ließ, vollſtändig neu auszuführen, nachdem ſie durch die Zeit und die Unbilden der Witterung längſt zu Grunde gegangen ſind.

In der Berliner Nationalgalerie haben ſeit kurzem die in der Kunſtgeſchichte hochberühmten Wandgemälde der Caſa Bartholdy in Rom, welche die Schickſale Joſefs nach dem erſten Buch Moſes darſtellen und von Peter von Cornelius, Friedrich Overbeck, Philipp Veit und Wilhelm von Schadow herrühren, Aufſtellung gefunden. Die Gemälde wurden von der preußiſchen Regierung um den Preis von 48,500 Lire erworben, von dem Florentiner Kunſthändler Gaſparo Bardini aus den Wänden der Caſa Bartholdy auf geniale Weiſe glücklich losgelöſt und nach Berlin übergeführt. Als würdige erſte Zeugen der neueren deutſchen

Freskomalerei, deren Technik mit ihnen zum erſtenmale zu glänzender Geltung gelangte, werden ſie hier [illegible] an allen hervorragenden Punkten der Nationalgalerie [illegible].

— **Profeſſor Raab, der berühmte Münchener Kupferſtecher,** hat ſoeben ein Werk vollendet, an welchem er acht Jahre ſeines Lebens gewandt hat, „Die Radirungen nach Bildern der alten Pinakothek". Dieſe bewunderungswürdige Sammlung, die nicht der Staat, ſondern ein ſtrebſamer Kunſthändler, Herr [illegible], herausgegeben, vereinigt alle erheblichen Werke der alten Pinakothek.

— **Die deutſche Kunſtgewerbeausſtellung, die vergangenen** Sommer in München ſtattfand, hat ein Defizit von rund [illegible] Mark ergeben, während die internationale Kunſtausſtellung einen bedeutenden Reingewinn abgeworfen hat.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Intereſſante Mitteilungen bietet eine Broſchüre,** die unter dem Titel: „Elektriſche Erſcheinungen in den Rocky Mountains" von Georg H. [illegible] in Waſhington, in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien (in Kommiſſion bei F. Tempsky, Buchhändler der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften) erſchienen iſt. Der Verfaſſer erzählt darin, wie er, vor Jahren mit Errichtung einer meteorologiſchen Beobachtungsſtation auf dem Gipfel des Pikes Peak in Colorado beauftragt, denſelben beſtieg und auf einem großen, flachen Felsſtein, der auf den amtlichen Karten noch heut als „[illegible]" verzeichnet iſt, übernachtete. „Ein ziemlich heftiger Sturmwind," ſo berichtet er weiter, „ſetzte ſich im Laufe der Nacht ein, von leichtem Schnee begleitet, in dem ſich ein lautes Kniſtern und Knattern bemerkbar machte. Ich ſelbſt verſpürte im ganzen Körper ein Gefühl, als ob tauſende von Nadeln durch meine Haut drängen; mein Haar und Bart wurden elektriſch, während mir [illegible] zu Mute wurde. Auf den von mir mitgebrachten metalliſchen Gegenſtänden zeigten ſich weiße Funken von etwa ein Viertelzoll Durchmeſſer und etwa zwei Zoll Länge, die bei Berührung der betreffenden Gegenſtände von denſelben verſchwanden, ſich jedoch nach Zurückziehung der Finger ſowohl an denſelben ſowie am Metall ſelbſt, wie Irrlichter hin und her tanzend, wieder zeigten. Mein Kochgeſchirr, Inſtrumente, ſelbſt die Knöpfe am Sturmband meiner Mütze wurden elektriſch und boten alle ein wunderſchönes, obgleich eigentümliches Schauſpiel. Das Kniſtern im Schnee verwandelte ſich in ein eigentümlich ſingendes Geräuſch, welches mit dem vermehrten oder verringerten Schneefall in direkter Beziehung zu ſtehen ſchien. Mit dem Aufhören des Schnees hörten auch die elektriſchen Erſcheinungen auf. Ich muß hier noch bemerken, daß von den elektriſchen Funken durchaus keine Wärme ausging. Eine Wiederholung der elektriſchen Erſcheinungen auf dem Gipfel fand nach Vollendung des Weges, gelegentlich der Anweſenheit einer Anzahl Maultiere während eines etwa 3000 Fuß unterhalb vorkommenden Gewitters, ſtatt. Dasſelbe ſingende Geräuſch machte ſich bemerkbar, alle Anweſenden wurden elektriſch, und bei [illegible] Ausſtreckung [illegible] Funken von bedeutender Länge und zickzackartiger Richtung über. Die Schwanzhaare der nicht fern von uns ſtehenden Pferde nahmen eine [illegible] Richtung an, und Papierſchnitzel, die ich in einer Entfernung von etwa 12 Fuß gegen die Tiere warf, wurden von denſelben angezogen und blieben an deren Schwanzhaaren hängen. Nach Entladung unterhalb hörten die Erſcheinungen auf, wiederholten ſich jedoch mit größerer oder geringerer Intenſität während der nächſten 10 oder 15 Minuten, der Dauer des Gewitters. Ich muß hier bemerken, daß während des [illegible] Beſtehens der Station alle derartigen Erſcheinungen, mit wenigen Ausnahmen, nur im Sommer und während Schneefalls oder leichten Hagels beobachtet worden ſind."

— **Unter der Stadt Kiew ſind ausgedehnte Katakomben** entdeckt worden. Beim Bau eines Pulverkellers drang die Schaufel eines Arbeiters plötzlich in einen leeren Raum; die Erde gab nach, und eine nicht große Oeffnung, die ſich bildete, ließ deutlich den Eingang in einen unterirdiſchen Raum erkennen. Bald war die kleine Oeffnung derartig erweitert, daß man durch dieſelbe in das Innere der Höhle zu gelangen vermochte. Als die Arbeiter in Begleitung des [illegible] in die geheimnisvolle Höhlung ſich begaben, lief vor ihren Augen ein langer Korridor, der ſich an den Seiten abzweigte und kleine Niſchen aufwies, deren einhundertvierzig gezählt wurden. An einer Stelle findet ſich eine größere Vertiefung, die das Ausſehen eines kleinen Zimmers hat. Die Wände der Höhlen ſind mit Ziegeln oder Feldſteinen belegt. In den Höhlen wurden zahlreiche menſchliche Gebeine, viele Lederſtiefel und ebenſolche Mützen mit Heiligenbildern, ſowie einige Hausgeräte aufgefunden. Einſtweilen ſind die Höhlen noch nicht in ihrer gehörigen Ausdehnung beſichtigt worden, doch ſcheinen ſie ſich auf eine bedeutende Entfernung zu erſtrecken.

— **Eine vorgeſchichtliche Entdeckung in Arizona ſchildert** Frank Cuſhing, welcher ſich bei dem Stamme der Zuñi-Indianer in Mexiko ſo einlebte, daß er in den Kriegerſtand derſelben aufgenommen wurde. Es gelang ihm, die Trümmer einer altindianiſchen Stadt von 9 engliſchen Quadratmeilen Raum, welche er die Los Muertos (Totenſtadt) nennt, bloßzulegen. Ein Wall umgibt dieſelbe, und in der Mitte befinden ſich die Trümmer eines ungeheuren Tempels mit [illegible]. Die Stadt iſt augenſcheinlich durch ein furchtbares Erdbeben zerſtört worden, und [illegible]. Einige Meilen von Los Muertos entdeckte Cuſhing eine zweite Stadt, die er nach den Trümmern [illegible] nennt. Die Städte ſind jedenfalls dem mächtigen, kriegeriſchen und auch in Künſten und Wiſſenſchaften erfahrenen Volke zuzuweiſen, deſſen Spuren ſich in den Trümmern von Städten, Paläſten, Tempeln, Pyramiden und anderen Denkmälern von den Nordgrenzen Chiles durch Peru, ganz Zentralamerika, Mexiko und Arizona hinauf bis zum Salzſee in Utah nachweiſen laſſen, deſſen Blüte aber zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung längſt abgewelkt war.

— **Der Unterausſchuß des elektrotechniſchen Vereins in** Berlin für Unterſuchungen über die Blitzgefahr iſt der Anſicht, daß der Anſchluß der Blitzableiter an die Gas- und Waſſerleitungen für letztere nicht nur keine Gefahr bringt, ſondern daß vielmehr im Falle der Unterlaſſung eines ſolchen Anſchluſſes eben jene Leitungen gerade ſo wie bei Abweſenheit eines Blitzableiters direkt gefährdet ſind. Dennoch iſt unbedingt zu fordern, daß Blitzableiter mit den im betreffenden Hauſe vorhandenen Gas- und Waſſerleitungen metalliſch verbunden werden. Dieſer Anſchluß hat an einer geeigneten Stelle vor dem Eintritt der Gas- und Waſſerrohre in die Hauptmauer zu erfolgen.

— **Die wohlthätigen Stiftungen, die aus Anlaß des** vierzigjährigen Regierungsjubiläums Kaiſer Franz Joſefs im ganzen Umfange der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie errichtet ſind, erreichen die außerordentliche Höhe von über 14 Millionen öſterreichiſche Gulden.

— **Eine Beſteigung des Kilimandſcharo, des höchſten** (gegen 6000 Meter) im öſtlichen Afrika, bisher mehrmals vergeblich verſucht, iſt jetzt dem Leutnant Otto E. Ehlers gelungen. Ueber 5000 Meter fand Ehlers im Schnee die Spur eines Elefanten, ſowie Spuren und Loſung von Büffeln und Antilopen. Zwei Tage lang während des Aufſtieges herrſchte ein Schneeſturm, wie er im ſchlimmſten Norden nicht grimmiger wüten kann.

— **In Sibirien iſt ein vollſtändig erhaltenes Mammut** entdeckt worden. Der glückliche Finder hat den für ſolchen Fall beſtimmten hohen Finderlohn von der Regierung erhalten.

— **Heinrich Richter, eine der Zierden der bayeriſchen Hofbühne,** feierte am 23. Januar ſein fünfzigjähriges Jubiläum als Schauſpieler. Der Jubilar, der als Darſteller an der königlichen [illegible], als Regiſſeur und als darſtellender Künſtler ſeit vielen Jahren in München wirkt, wurde am Feſtabende (er ſpielte den alten Miller in „Kabale und Liebe") vom Publikum und dem königlichen Hofe mit wahrhaft herzlicher Begeiſterung gefeiert.

Geſundheitspflege.

— **Von der Fiſchereigeſellſchaft des ruſſiſchen Reiches ſind** als Preis 12,000 Franken ausgeſetzt und bei der kaiſerlich ruſſiſchen Bank niedergelegt für eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Frage: „Wie iſt der Vergiftung der Fiſche vorzubeugen, und wie können Perſonen, die infolge des Genuſſes vergifteter Fiſche erkrankt ſind, geheilt werden?" Der Wettbewerb iſt ein internationaler, ſo daß auch jeder Ausländer ſich beteiligen kann. Die Preisſchriften können in ruſſiſcher, deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und lateiniſcher Sprache abgefaßt und müſſen bis zum 1. Januar [illegible] bei dem Miniſter der kaiſerlichen Domänen eingereicht ſein. Folgende Punkte müſſen in den Arbeiten gründlich behandelt ſein: 1) Beſtimmung der Natur des Giftes durch eine genaue phyſikaliſche und chemiſche Analyſe. 2) Verſuche an Tieren über den Einfluß dieſes Giftes auf das Herz, den Blutkreislauf, die Verdauungsorgane und das Nervenſyſtem. 3) Beſtimmung der Schnelligkeit der Einſaugung durch die Verdauungsorgane. 4) Die Angabe eines Gegengiftes für derartige Vergiftungen.

Heer- und Seeweſen.

— **Die älteſte Fahne der preußiſchen Armee beſitzt das** zweite Bataillon des Kaiſer Alexander-Regiments. Dieſelbe war urſprünglich die Fahne der unter dem Kurfürſten Georg Wilhelm im Jahre 1619 errichteten kurfürſtlichen Garde zu Fuß, aus welcher die 5. und 6. Compagnie hervorgingen, während die andere Hälfte des Bataillons das unter dem großen Kurfürſten im Jahre 1655 gegründete zweite oſtpreußiſche Grenadierregiment Nr. 3 zur Stammtruppe hat. Zum Andenken an die frühe Gründung verlieh König Friedrich Wilhelm III. 1821 dem Bataillon das Fahnenband, welches die Inſchrift trägt: „Errichtet 1619 und 1655" und mit den Anfangsbuchſtaben der Kurfürſten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm geziert iſt. Zu dem eiſernen Kreuz von 1814 kam zur Erinnerung an den Sieg von [illegible] bei der großen Fahnenweihe in Berlin 1861 das Band des Militärehrenzeichens mit goldenen Schwertern. Außer den Kriegsdekorationen hat die Fahne noch das ruſſiſche Fahnenband des St. Georgsordens.

— **Verſuche mit einem neuen unterſeeiſchen Dampfer, deſſen** Erfinder ein ſpaniſcher Marineoffizier Namens Iſaak Peral iſt, werden gegenwärtig auf der Rhede von Cadiz begonnen. Alle ſpaniſchen Zeitungen ſind voll von dem „Submarine Peral", und ganz Spanien verſpricht ſich wahre Wunder davon. Wie ſich die Erfindung bewähren wird, vermögen erſt die nächſten Wochen oder Monate zu erweiſen.

Sport.

— **Nachdem der deutſche Kaiſer ſoeben das Protektorat** über den Verband der [illegible] übernommen, verbreitete [illegible], daß derſelbe den erſt vor zwei Jahren auf beſondere Veranlaſſung ſeines hochſeligen Großvaters von neuem in Deutſchland eingeführten Totaliſator bei den Offiziersrennen verboten habe. Dieſe Nachricht ſtellte ſich jedoch als eine Erfindung heraus.

— **Eine neue Rennbahn wird noch in dieſem Jahre in** Deutſchland eröffnet werden und zwar in Dresden, wo man ſich ſchon ſeit längerer Zeit mit einem [illegible] Projekt trägt. Jetzt ſind endlich die zur Anlage der Rennbahn nötigen Summen gezeichnet, ſo daß der Bau unmittelbar in Angriff genommen werden kann. Der im Entſtehen begriffene Verein beabſichtigt übrigens nach der Eröffnung ſeiner Gelände nicht nur Flach-, Hindernis- und Trabrennen abzuhalten, ſondern jede Art Sport zu fördern.

— **Der letzte Lämmergeier in den deutſchen Alpen dürfte** verendet ſein. In der Nähe der Jungfrau war noch 1862 ein ſolcher Horſt, doch wurde [illegible] das Männchen erlegt. Seit dieſer Zeit blieb das verwitwete Weibchen allein, und kein [illegible] fand ſich mehr zu dem „alt Wyb", wie der Vogel im Volksmund hieß. Mit dem Tode desſelben — man fand ihn vergiftet neben einem vergifteten Fuchſe — ſcheinen die gewaltigſten Raubvögel unſerer Alpen ausgeſtorben.

— **Ein deutſcher Rudertag wird am 7. und 8. April** in Hamburg abgehalten werden.

— **Auf der oberen Donau bei Wien ſoll am 29. Juni** dieſes Jahres (1889) wieder eine große Schwimmkonkurrenz zum Austrag gelangen. Dem Meiſterſchwimmer von Oeſterreich wird ſich der Champion Amerikas entgegenſtellen, der bereits in Wien weilt.

— **Die Meiſterſchaft von Oeſterreich im Eislaufen holte** ſich über 1609 Meter auch in dieſem Jahre A. von Panſchin, St. Petersburg, der Champion Rußlands, in [illegible].

Denkmäler.

— **Die Ausführung des Reiterſtandbildes, welches die** Stadt Metz Kaiſer Wilhelm I. errichten läßt, iſt dem [illegible] Münchener Erzgießer und Bildhauer Ferdinand von Miller übertragen worden.

— **Die Stadt Görlitz errichtet zum Andenken an die** Kaiſer Wilhelm und Friedrich keine Standbilder, ſondern ein Muſeum, welches den Namen Wilhelm-Friedrich-Muſeum führen wird. Die in Görlitz veranſtaltete Sammlung hat bereits die Höhe von 244,500 Mark erreicht.

— **Zum Gedächtnis an Ferd. Freiligrath hat die Stadt** Soeſt in Weſtfalen, in der der Dichter mehrere Jahre ſeines Lebens zugebracht hat, an ſeinem früheren Wohnhauſe eine eiſerne Gedenktafel anbringen laſſen, auf der in Goldbuchſtaben die Worte ſtehen: „In dieſem Hauſe wohnte Ferdinand Freiligrath von Juni 1825 bis Januar 1832."

Geſtorben.

— Frau Fanny von Boyen, Witwe des 1886 verſtorbenen königlich preußiſchen Generals der Infanterie und kaiſerlichen Generaladjutanten von Boyen, geborene Prinzeſſin Biron von Kurland, 73 Jahre alt, am 26. Dezember, in Berlin.

— Dr. phil. F. A. Finger, Oberlehrer in Frankfurt a. M., einer der gründlichſten Kenner und eifrigſten Pfleger des Volksſchulweſens, welchem er ein neues Unterrichtsgebiet, die Heimatskunde, erſchloß, 80 Jahre alt, am 31. Dezember, in Frankfurt a. M.

— Frau Mathilde Bourdon, hervorragende franzöſiſche Schriftſtellerin, die auch unter dem Namen Mathilde Froment ſchrieb, 71 Jahre alt, Ende Dezember, in [illegible], Nordfrankreich.

— Arnaldo Fuſinato, volkstümlicher italieniſcher Dichter, Senatsbibliothekar in [illegible], 71 Jahre alt, Ende Dezember, in [illegible].

— Elliot Macnaghten, einer der bekannteſten Direktoren der einſt ſo mächtigen oſtindiſchen Compagnie, 1852 und 1853 Vorſitzender der Geſellſchaft, ſpäter Mitglied des indiſchen Staatsrates und 1864 Vizepräſident desſelben, 81 Jahre alt, Ende Dezember, in Ovingdean bei Brighton.

— [illegible] Maglioni, berühmter italieniſcher Kirchenmuſiker, Gründer der bekannten florentiniſchen Concerti di Musica Religiosa, 75 Jahre alt, Anfangs Januar, in Florenz.

— Otto Enslin, Leiter der bekannten Buchhandlung für Medizin und Naturwiſſenſchaft, Vorſitzender des Vereins der Berliner Buchhändler, Anfangs Januar, in Berlin.

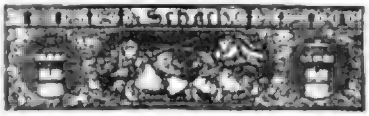
— Dr. Johann Wagner, Univerſitätsprofeſſor a. D., geweſener Leiter der erſten internen Klinik an der Hochſchule in Budapeſt, 77 Jahre alt, am 8. Januar, in Budapeſt.

— Jean Lulvès, bekannter elſäſſiſcher Genremaler, 54 Jahre alt, am 6. Januar, in Berlin.

— Eugen Lavieille, talentvoller franzöſiſcher Maler, 68 Jahre alt, am 10. Januar, in Paris.

— Wilhelm von Wiedenmann, Präſident a. D., königlich württembergiſcher Feldoberauditeur im Feldzug 1870/71, Generalauditeur und langjähriger Chef der Juſtizabteilung des Kriegsminiſteriums, 65 Jahre alt, am 11. Januar, in Stuttgart.

— von Kleinſorgen, Amtsgerichtsrat in Meſchede, Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, dem Zentrum angehörig, 60 Jahre alt, am 13. Januar, in Berlin.

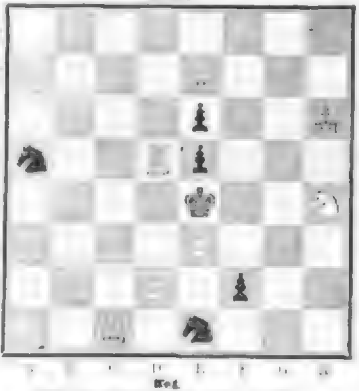


(Gezeichnet von Jean [illegible].)

Aufgabe Nro. 4[illegible]1.

Von Georg Chocholous.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 407:

Weiß.	Schwarz.
1) [illegible]	1) [illegible]
2) [illegible] wird Dame . . .	2) [illegible]
3) T. [illegible] Matt.	
A)	
1)	1) [illegible]
2) [illegible] wird Dame . . .	2) [illegible]
3) [illegible] Matt.	
B)	
1)	1) [illegible]
2) [illegible]	2) Beliebig.
3) [illegible] Matt.	
C)	
1)	1) [illegible]
2) [illegible] wird Springer . .	2) [illegible]
3) [illegible] oder [illegible] Matt. —	Auf 1) . . . [illegible]
folgt 2) [illegible] wird Dame [illegible]	

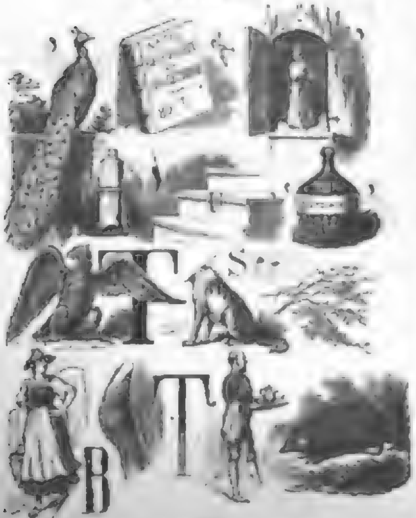
Schachbriefwechsel.

[illegible]

Königsmarsch.

[illegible]

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 365:

[illegible]

Rätsel.

Im Altertum ein Fluß im fernen Osten:
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Auflösung des Rätsels Seite 365:
[illegible]

(Gezeichnet von Oskar Stern.)

Spielbriefwechsel.

[illegible]

[illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

„Alpha" in Gummersbach. Von den genannten älteren Jahrgängen unſerer Zeitſchrift iſt nur der Jahrgang 1865 noch vorrätig, den Sie [illegible] für 3 Mark haben können.

„Semper fidelis". Der ganze Anfang handelt ja lediglich von den [illegible] Verhältniſſen in England [illegible]

M. in Berlin. Ihre Vermutung, daß [illegible] trifft den Nagel auf den Kopf. Näheres darüber finden Sie in [illegible]

[illegible]

Emil X. in G. Jede größere Kunſthandlung in Köln oder [illegible] kann Ihnen [illegible] Auswahl vorlegen.

[illegible] in Budapeſt. Der Anfang erinnert zu [illegible]: „Ich grolle nicht".

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenſtr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" [illegible];
Budapeſt: [illegible];
München: Fritz Schwarz, Redaktion der „Kunſt für Alle" (Kaulbachſtr. 22).

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Harte Herzen, Erzählung von Armin Freiherrn von Perfall. [illegible] — [illegible] — Rätſel [illegible] — [illegible]

Illuſtrationen: [illegible] — [illegible] Originalzeichnung von [illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Vermächtnis
Kaiſer Wilhelms I.

Ergänzung
zu dem Kaiſerbuch
„Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg"
von Oskar Meding.

Unter allerhöchſter Genehmigung Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs Wilhelm II.
herausgegeben von Carl Hallberger.
Hoch Quart. Elegant geheftet. Preis 50 Pfennig.

Dieſe hochintereſſante Broſchüre enthält die Entſtehungsgeſchichte der bei uns unter dem vorſtehenden Titel „[illegible] Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg" erſchienenen Kaiſer Wilhelm-Biographie und legt vollwichtiges Zeugnis ab, daß der große Verblichene bei dieſem Werke ſozuſagen mit die Umriſſe gezeichnet und die Schattierungen eingefügt hat. Es dürfte kaum ein ähnliches Faktum in der Geſchichte ſich finden, daß einer der größten Menſchen der Welt an ſeiner Lebensſchilderung, die der Nachwelt hinterlaſſen werden ſoll, in der Weiſe eingehend mitarbeitete, wie Kaiſer Wilhelm bei dieſem Werke es gethan. Er verfolgte die Arbeit mit gnädiger Teilnahme bis in die Einzelheiten und gewährte derſelben ſeine volle Billigung und Anerkennung.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Moſſe Annoncen-Expedition für [illegible] Deutſchland u. d. [illegible] in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 ₰ Reichswährung.

Stottern heilt ſchnell u. gründlich die [illegible] Anſtalt von [illegible] Dresden. [illegible]

Gegen [illegible] Mark gibt [illegible] bekannt.

[illegible]
C. Kolms Militärbuchhandlg.

[illegible] prämiirt mit erſtem Preiſe [illegible]
Violinen,
[illegible]
Zithern [illegible]
Gebrüder Wolff.
[illegible] Kreuznach

Freunds Präparationen [illegible]
[illegible]

Freunds Prima, Vorbereitung
[illegible]

Reichs- u. Staatsdienſt, Prak[illegible]
[illegible]

Briefmarken.
[illegible]

Serien-Loos-Geſellſchaft.
[illegible] einem jeden Mitgliede [illegible] und ſofort auszubezahlen. [illegible] 60 Mark. [illegible]
Julius Weil.
Bankgeſchäft
München.

Dr. med. W. Schmidt,
[illegible]
Stuttgart [illegible]
[illegible]
Zuckerharnruhr, Diabetes
[illegible]

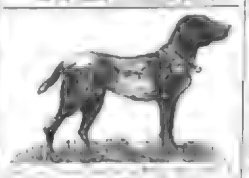
Ohne Vorberzahlung
Buchführung etc.
[illegible]

PRAG, Stamm, Zeltnergaſſe Nr. 15
Echter
böhmiſcher Granatenſchmuck.
Reich illuſtrirte Preiscourante gratis und franco.
Zollfreier Verſandt ab Filiale in Berlin.
[illegible]

Erſcheinung
[illegible]
[illegible] ſchöne [illegible] Figur! [illegible]

Feinſtes
Tafelgeflügel
[illegible]
Victor Haydecker,
[illegible], Ungarn.
[illegible] Mark [illegible]

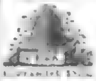
Preißelbeeren
[illegible]



[illegible]
Cäsar [illegible] Minca
Zahna, Provinz Sachſen.
[illegible]
Größte Garantie!
Export nach allen Weltteilen.

Solide Buckskins.
[illegible]
[illegible], Cottbus

Kautſchukſtempel
Maurer & Thieme
[illegible]



Garantie-Seidenſtoffe
der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keuſſen, Crefeld
[illegible] direkt aus der Fabrik, also aus erſter Hand zu beziehen.
In beliebigem Meter-Maß zu Fabrikpreiſen:
[illegible] ſchwarze Seidenſtoffe, weiße und Crème Seidenſtoffe [illegible] farbige Seidenſtoffe [illegible]

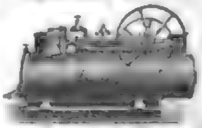
BUCHFÜHRUNG
[illegible]

Handcameras, [illegible]
[illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart
[illegible]
Karl Spindlers
ausgewählte Romane.
Neue Klaſſiker-Ausgabe.
[illegible]
Preis in 14 Bänden elegant broſchirt [illegible]
[illegible]
„Die Nonne von [illegible]" [illegible]

Tauſende
[illegible] in Stuttgart [illegible]

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.



Locomobilen, [illegible]
Weſtinghouſe Dampfmaſchinen, [illegible]
Dampfkeſſel, [illegible]
Garrett Smith & Co.

Univerſal-Knet- u.
Miſchmaſchinen
Werner & Pfleiderer,
Cannſtatt u. London.

[illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nerven-leiden, Säfteverderbnis, Frauenkrank-heiten u. [illegible]
[illegible]

Dr. Kles' Diätetiſche Heilanſtalt
Dresden, Bachſtraße 8.

[illegible]
Dr. Kles' Diätetiſche Kuren.
[illegible]

Dr. Pfeuffer's
[illegible] für

Gicht- und Steinleidende

und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe
[illegible] Jessler's Ludwigsapotheke zu München.

Une demoiselle

[illegible] être reçue en pension dans la [illegible] d'une veuve d'officier. [illegible] a MM. Haasenstein & Vogler à Genève.

Reiche Heirats-

Vorſchläge [illegible] ſofort (diskret). [illegible]
General-Anzeiger Berlin SO. 61

Mariage [illegible]

Erziehungsanſtalt zu [illegible]

[illegible] Direktor Dr. Joh. [illegible]

Gemütskranke

[illegible]

[illegible] der Menschen leiden an

Bandwurm.

[illegible]

Epilepſie iſt heilbar.

[illegible] Dr. ph. [illegible]

Correspondance française.

[illegible] à plusieurs [illegible]

[illegible]

zu korreſpondiren.

[illegible]

[illegible] M[illegible] M[illegible]
[illegible]

Kurbedurftige

[illegible]

Dessauer Cacao

Kaiser-Chocolade

Dessauer Block-

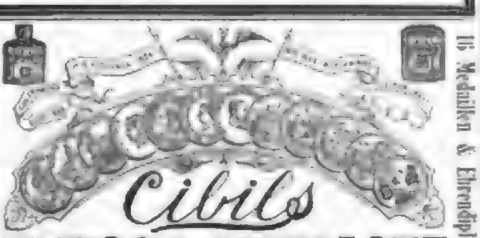
[illegible]
Dessauer Chocoladenfabrik.

Schloßgut Hünegg
Schweiz, Berner Oberland

[illegible] (bei Oberhofen am Thuner See.)

---

16 Medaillen & Ehrendiplome.



Cibils

FLEISCH-EXTRACTE

liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

16 Medaillen & Ehrendiplome.

Prämiirte ächte

Sodener Mineral-Pastillen

[illegible] aus den Salzen der berühmten Gemeinde-Quellen, welchen durch die Jury der internationalen Ausstellung in Brüssel die Silberne Medaille zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken à Schachtel 85 Pf. erhältlich. [illegible] nachgeahmten Sodener Mineral-Pastillen zu erhalten, verlange man [illegible]

FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen

[illegible] Namenszug P. H. HERM. FAY [illegible]

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt

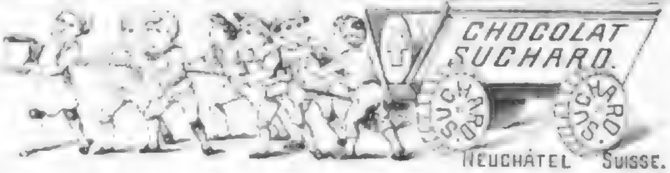
Ehren-Diplome
auf allen Ausstellungen.

Der tägliche Verkauf von CHOCOLAT MENIER übersteigt
50.000 Kilos.

Vorräthig in allen besseren Colonialwaarenhandlungen und Conditoreien.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

1 M. 60 Pf. per Pfund.


CHOCOLAT SUCHARD.
SUCHARD
SUCHARD
NEUCHÂTEL SUISSE.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Rudolf Mosse [illegible]

GRIECHISCHE WEINE

[illegible] 19 Mark
J. F. MENZER,
Neckargemünd.
[illegible]
Erstes und ältestes Importhaus griech. Weine in Deutschland

BARON LIEBIG'S
MALTO-LEGUMINOSEN
Chocolade
Cacaopulver
Leg.-Mehl für Kinder
Leg.-Mehl für Suppen
etc.

seit 10 Jahren bewährt [illegible] Starker & Pobuda [illegible] die geeignetste Frühstück und concentrirteste Nahrungsmittel für Kinder, stillende Frauen, Magenleidende und Blutarme.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende [illegible] gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Violet
PARIS
29, Boul. des Italiens.

Pflege der Haut. Schönheit des Teints:

ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE

Zu haben in allen Parfumerie- u. Coiffeurgeschäften

CACAO-VERO.

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung [illegible] Cacao.
Preis per [illegible] Pfd.-Dose [illegible] Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

[illegible]

INTERESSANTE ENTDECKUNG!

Parfums-ORIZA in fester Form

12 KŒSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewünschten Gegenstand zu parfümiren.

L. LEGRAND, [illegible]
207, Rue Saint-Honoré, PARIS

Der Bijou-Catalog wird gratis und franco zugesandt.
[illegible] WOLFF & SCHWINDT in KARLSRUHE
[illegible]

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Harte Herzen.

Erzählung

von

Anton Freiherrn von Perfall.

(Fortſetzung.)

Einige Monate, nachdem Lies unter die Krankenpflegerinnen gegangen, brach in der Stadt eine verheerende Typhusepidemie aus, die Säle waren kaum mehr im ſtande, alle Kranken zu faſſen. Da gab es vollauf zu thun und ſelbſt die Nächte boten keine Zeit mehr zu ſolchen Träumen. Jetzt konnte ſie zeigen, ob die Stimme echt war, die ſie gerufen zu dieſem Beruf, und ſie zeigte es auch. [illegible], wie man ſie nunmehr nannte, wurde immer dahin beordert, wo der Kampf mit dem Tod am erbittertſten tobte. Schweſter Agathe war eine gute Lehrmeiſterin, ihre heldenhafte Ruhe und Seelenſtärke ergoß ſich auch über die gelehrige Schülerin, und ſo mancher erſterbende Blick flehte um ihre beruhigende Nähe, mancher erloſch mit ihrem Bild auf der erblindenden Iris. Eine glühende Begeiſterung ergriff ſie oft, wie damals vor dem väterlichen Hauſe, als Peter von der Menſchenliebe ſchwärmte, die wie ein feiner Blütenſtaub herabrieſeln ſoll über die ganze Menſchheit, und die weißen, ſpitzen Hauben der Schweſtern, die [illegible] auftauchten, ſich über die Kranken beugend, ſich wieder erhebend, erſchienen ihr wie weiße Blütenkelche, die ihren ſegenbringenden Staub ausſtreuten über all die Leidenden. Wenn er ſie ſo ſehen könnte, welche Freude müßte er haben über die getreuliche Befolgung ſeiner Lehren. Er mußte ja bald kommen, und wenn er kam, zeigte er als Arzt ſich wohl auch im Krankenhauſe. Sie errötete bei dem Gedanken, als habe ſie ſich bei einer Falſchheit ertappt. War er ihr nicht ſchon einmal gekommen, als ſie neben Schweſter Agathe in die Stadt fuhr?

Ein Umſtand verletzte ſie tief und hätte ihr den neuen Beruf faſt verleidet: die Art und Weiſe, wie die jungen Aerzte und Profeſſoren mit den Kranken umzuſpringen pflegten. Ihnen war der Kranke natürlich nur Beobachtungsobjekt, ein kranker Organismus; das konnte ſie nicht begreifen, das widerte ſie an.

„Ob wohl Peter auch ſo wäre?“ dachte ſie dann. Sie hätte ihn dann nicht mehr lieben können, das fühlte ſie. Beſonders die kliniſchen Verſuche erfüllten ſie mit Schauder: wenn der Herr Profeſſor mit einer Schar Studenten das Krankenbett umſtand, dem ſie ſich noch vor wenigen Augenblicken auf den Fußſpitzen genähert, um den Schlummernden nicht zu wecken, mit lauter Stimme ſeinen Vortrag begann und mit rückſichtsloſer Hand die Krankheitsſymptome an dem ſchmerzenden Leib des Leidenden erklärte.

Natürlich mußten nur die Mittelloſen ſich dieſem Prozeß unterwerfen, das trieb ihr die Zornröte auf die Wangen. Sie begriff die Notwendigkeit dieſes Verfahrens im Intereſſe der Menſchheit vollkommen, aber daß es oft mit ſolcher Herzloſigkeit geſchah, daß gerade wieder die verlaſſenen Armen, auf denen die Laſt der Krankheit doppelt ſchwer lag, die Opfer ſein mußten, das empörte ihr ſittliches [illegible].

Es war ein häßlicher Novembertag, die feuchte Kälte der letzten Tage hatte die Epidemie von neuem angefacht, und jeden Augenblick ertönte unten beim Hausmeiſter die Glocke, einen neuen Gaſt anzumelden.

Auch in den Saal, in welchem Eliſabetha beſchäftigt war, wurden neue Ankömmlinge hin[illegible] bereits Bett an Bett ſtand. Eliſabetha war [illegible] trüben Anblick, aber das junge Mädchen, [illegible] reate doch ihre innigſte Teilnahme. Sie war [illegible] mit den fieberhaften Augen, die aus einem abgemagerten, kummervollen Geſicht herausleuchteten, ängſtlich [illegible]. Offenbar [illegible]

Oskar II., König von Schweden und Norwegen, und ſeine Gemahlin, Königin Sophie.

feſt, als ſuche ſie Hilfe bei ihr, ihr Auge ſchweifte noch immer ängſtlich im Saal umher, als ſuche ſie etwas. Liſabetha wies den Wärtern ein bereitſtehendes Bett, half dem ermatteten, vom Fieber geſchüttelten Mädchen ſich entkleiden und hüllte es in warme Decken ein. Die Zähne der Kranken ſchlugen im Froſt aneinander, während dunkle Röte die Wangen färbte. Sie konnte nicht ſprechen, aber der Ausdruck der Angſt lag noch immer in ihren Zügen.

„Was fürchten Sie denn, Kind?“ fragte gutmütig Liſabetha. „Sie ſind ja gut aufgehoben hier, und ich werd' Sie ſchon wieder geſund krieg'n!“ dabei lächelte ſie ermutigend.

Ein inniger Blick der Kranken traf ſie.

„Die Aerzte — kommen — ſie bald?“ brachte ſie mühſam unter den aufeinander ſchlagenden Zähnen hervor. „Ich — ich — fürchte mich ſo davor.“

Das Mädchen hatte offenbar erzählen hören von eben erwähnten ärztlichen Verſuchen, wahrſcheinlich in übertriebener Weiſe oder von beſonders ſchlimm dabei Weggekommenen. Liſabetha tröſtete ſie. Mädchen würden dazu überhaupt nicht genommen, außerdem werde ſie mit dem dienſthabenden Arzt, einem wohlwollenden Manne, ſchon ſprechen.

Da ging die Thür auf, ein kleiner alter Herr in ſchwarzem Anzug kam ſchnellen, kurzen Schrittes herein, gefolgt von einem Schwarm junger Leute, die ſich gerade keine beſondere Mühe gaben, den Nervenzuſtand der umherliegenden Patienten zu berückſichtigen, ſo lärmend war ihr Auftreten.

Die Kranke zitterte am ganzen Leibe, ſelbſt Liſabetha erſchrak. Der kleine Herr war nicht der dienſthabende Arzt, ſondern wohl ein ihr unbekannter Profeſſor der Klinik. Doch er wandte ſich mit ſeinem Gefolge auf die andere Seite, hie und da an einem Bette ſtehen bleibend und eine kurze Bemerkung machend.

„Bedaure, Ihnen heute keinen neuen intereſſanten Fall zeigen zu können, meine Herren,“ ſagte er plötzlich laut, „wir woll'n uns hier nicht länger aufhalten!“ Er wandte ſich um, da bemerkte er Liſabetha. „Nichts Neues angekommen, Schweſter?“ rief er, ihr freundlich zulächelnd, hinüber. Liſabetha wollte ſchon zu einer Notlüge ihre Zuflucht nehmen, da ſtieß das junge Mädchen in ihrer Angſt einen leiſen Schrei aus, laut genug, daß ihn der kleine Herr hörte. „Ah, was haben Sie denn da — ein Mädchen?“ rief er, über ſeine goldene Brille hinwegſehend; „auch hübſch, was? Kommen Sie, meine Herren!“

Alles folgte ihm.

„Herr Profeſſor, ich bitte Sie dringend, die Kranke keiner Unterſuchung zu unterwerfen, ſie liegt im Fieber und iſt von einer krankhaften Angſt gepackt!“ ſagte energiſch Liſabetha.

Des Profeſſors Lächeln, mit dem er ans Bett getreten, verlor ſich.

„Das überlaſſ'n Sie mir!“ ſagte er trocken, ging auf die Kranke zu und ſtreifte die wollene Decke zurück. Das kranke Mädchen bedeckte das ſchamrote Geſicht mit beiden Händen und weinte heftig. Das war zu viel für Lies, ihr ganzes weibliches Gefühl empörte ſich dagegen, ſie riß mit einer energiſchen Bewegung dem Profeſſor die Decke weg, bedeckte damit die Blöße der Kranken und pflanzte ſich dann zornglühend vor ihr auf. Sie ſah jetzt ihrer Schweſter etwas ähnlich, der Gend. Klauſener Trotz lag jetzt in ihren Zügen.

„Ich leid's nicht, Herr Doktor, daß Sie das Mädl anrühren, es wär' ihr Tod! Es ſind Männer genug da, aber ſo ein junges Mädl, das iſt eine Schande!“

Der Profeſſor biß ſich auf die ſchmalen Lippen vor Aerger. Die Studenten freuten ſich ſichtlich über die mutige Haltung Liſabethas, nur einige machten Miene, gewaltſam vorzudringen.

„Entfernen Sie ſich augenblicklich, unverſchämte Perſon, bin Medizinalrat von Bernſtein!“ herrſchte der Kleine.

„Keinen Schritt, Herr Medizinalrat!“ erwiderte mutig die Novize, beide Arme zum Schutze ausſtreckend.

Der Herr Medizinalrat ſchien ſich aber gerade dieſe Kranke in den Kopf geſetzt zu haben und der Widerſtand reizte ihn wohl; eben wollte er die Wärterin gewaltſam beiſeite drängen, als eine Stimme laut wurde, die Liſabetha in allen Faſern ihres Herzens erbeben machte, und ein großer Mann ſich durch die jungen Leute hindurchdrängte, bis er dem Medizinalrat gegenüber ſtand.

„Herr Medizinalrat, ich denke, unter dieſen Umſtänden wäre es doch am Platze, die Kranke nicht weiter zu beläſtigen; es iſt, wie Sie ja erkennen müſſen, kein beſonders bemerkenswerter Fall, und da thut's am Ende ja auch ein weniger empfindlicher männlicher Kranker.“

Der Medizinalrat zog die Schultern in die Höhe und ſah erſtaunt auf den Sprecher.

„Was kümmert Sie denn das? Wer ſind Sie denn überhaupt?“

„Doktor Wimbacher, Privatdozent an der hieſigen Univerſität, und es kümmert mich nicht mehr noch minder, als es jeden anſtändigen Menſchen kümmert, wenn er ein wehrloſes, noch dazu krankes Mädchen der Willkür eines Mannes ausgeſetzt ſieht!“

„Und Doktor ſind Sie, Doktor der Medizin und Privatdozent, und ſchwatzen ſolches Zeug zu mir, dem Medizinalrat von Bernſtein?“

Der Profeſſor muſterte ihn ſpöttiſch vom Kopf bis zu Füßen, während er ſich mit einer Sonde auf die Nägel klopfte.

„Ueber dieſes Zeug, wie Sie es nennen, können wir ja anderswo ſprechen, Herr Medizinalrat, ich bin aber außerdem zufällig ſeit heute Vorſtand dieſer Abteilung des Krankenhauſes an Stelle eines erkrankten Kollegen und erſuche Sie in dieſer Eigenſchaft, für jetzt meiner Weiſung zu folgen; als Privatdozent ſtehe ich ihnen jederzeit zur Verfügung!“

Peter, der nach zweijähriger Abweſenheit vor einigen Tagen zurückgekehrt, bei dem Mangel an Aerzten ſich ſofort zur Aushilfe bereit erklärt hatte und eben ſein neues Amt antrat, merkte in ſeiner Erregung gar nicht auf die Wärterin, die in ſtummer Verzückung auf ihn blickte, der jetzt wieder in ſeiner ganzen Glorie vor ihr ſtand. Jetzt fiel ſein Blick auf ſie.

„Lies!“ klang's frohlockend von ſeinen Lippen, und alles um ſich her vergeſſend, ſchloß er die willenlos zu ihm Aufblickende in die Arme. Es geſchah ihr wie damals im Traume, der Boden ſchwand wieder unter ihren Füßen, ſie hing an ſeinem Munde, körperlos, in unſäglicher Wonne.

Der Medizinalrat lachte hell auf.

„Alſo das war's, Herr Kollege! Hätt'n Sie's doch gleich geſagt!“ ſagte er und entfernte ſich kichernd mit den den pikanten Vorfall belachenden Studenten.

Lies erwachte raſch aus ihrer Verzückung und empfand tiefe Scham über ihre willenloſe Hingabe.

„Peter, was habe ich gethan?“ ſagte ſie verzweifelt, auf ihr klöſterliches Kleid blickend, und trat beſchämt zurück, doch Peter ließ ihre Hand nicht los.

„Lies,“ ſagte er, „es hätte nicht geſchehen ſollen hier an dieſem Ort, aber ich konnte nicht anders, und jetzt iſt es nicht mehr zu ändern. Mit der barmherzigen Schweſter iſt es nun allerdings aus, aber ich weiß noch ein anderes Amt für Dich, Lies, wo Du Gutes in Fülle ſtiften kannſt — davon ſpäter, jetzt ruft mich meine Pflicht.“ Er eilte fort, Lies in einem Zuſtande zurücklaſſend, der dem des jungen Mädchens nebenan faſt auf ein Haar glich.

Sie zweifelte keinen Augenblick mehr, welches neue Amt er meinte, nur bei dem Gedanken daran hatte ſie ſich ſonſt wie im Himmel gefühlt, aber das kam ja wie ein Orkan, der ihr unvorbereitetes Herz in all ſeinen Tiefen aufwühlte. Dieſe gewaltſame Erregung war mehr ein Schmerz als eine Freude.

Die ganze Scene ſpielte ſich ja in einigen Minuten ab, ſie mußte ſich an dem Bettvorhang anhalten, um nicht auf die Kranke zu ſtürzen, die den ganzen Vorgang wohl begriffen zu haben ſchien, ſie ſuchte mit ihrer ſchmalen, durchſichtigen Hand die der Lies und liſpelte mit ſchwacher Stimme:

„Sie haben es verdient, dies große Glück — ich hab's — auch einmal gefühlt — aber es war gefälſcht — er hat mich verlaſſen — mich und das Kind — darum lieg' ich hier. Dieſer Mann täuſcht nicht — ſein Auge —“

Sie konnte nicht mehr weiter ſprechen, ein Schüttelfroſt befiel ſie auf's neue. Lies kam wieder zum Bewußtſein ihrer Pflicht, der in den nächſten Tagen entſagen zu müſſen ſie momentan ſchmerzlich dünkte. Es kam ihr vor, als bräche ſie ein Gelübde, dann zogen wieder Bilder der Zukunft herauf, die ſie ſchauern machten vor Seligkeit.

Der Vorgang mit Peter war zwar durch die weißen Leinwandſchirme, die vor jedem Bette ſtanden, der nächſten Umgebung verborgen geblieben, die außerdem kaum in der Verfaſſung war, darauf zu achten, aber der Medizinalrat und die Studenten würden jedenfalls dafür Sorge tragen, daß derſelbe in die Oeffentlichkeit käme. — Peter wußte das und kam inſofern zuvor, daß er noch denſelben Abend zur Oberin ſich begab, derſelben den ganzen Vorfall wahrheitsgetreu erzählte und ſeine Abſicht, Lies zu heiraten, offen bekannte.

Dieſer, einer ehrwürdigen Matrone, ergraut im Dienſte der leidenden Menſchheit und bekannt mit den geheimſten Regungen des Menſchenherzens, mit ſeinen Höhen und Tiefen, war es in ihrer langjährigen Praxis nur zu oft vorgekommen, daß zurückgedrängte, unerwiderte Liebe junge Mädchen in ihre heldenhaften Reihen führte, indem dieſelbe, wie ein reißender Bergſtrom ſich Bahn brechend, in den klaren, ruhigen See der Menſchenliebe ſich ergoß und ſich darin langſam verlor, wenn auch hie und da vom reißenden Fall mit fortgeriſſene Trümmer wieder emportauchten.

Sie hörte der erregten Erzählung des jungen Arztes, der in lebhaften Farben ſeine lang gehegte Neigung zu Lies ſchilderte, die während ſeiner Abweſenheit ſich immer mehr entfaltete und nun bei dem unerwarteten, noch dazu von ſo aufregenden Umſtänden begleiteten Wiederſehen zum hellen Ausbruch kam, mit einer aus gereifter Lebenserfahrung entſpringenden Ruhe zu, tadelte offen ſein Benehmen im Krankenſaale, ſprach ſich aber ebenſo offen gegen das Vorgehen des Herrn Medizinalrats aus, das ihr ſchon lange ein Dorn im Auge war und deſſen energiſche Abweiſung ſie ihm hoch anrechnete. Das Ausſcheiden der Lies aus dem Orden hatte weiter keinen Anſtand und die ſchnell veröffentlichte Verlobung des Doktor Wimbacher mit der jungen Novize brach allen üblen Gerüchten, die ſich bereits breit zu machen begannen, die Spitze, im Gegenteil, Peter wurde dadurch wider ſeinen Willen, der ſich gegen eine ſolche Art der Reklame energiſch auflehnte, eine intereſſante Perſönlichkeit — ein pikanter Roman wurde um ihn geſponnen, ſein Name war in aller Mund, und wer ihn zuerſt nur holen ließ, um den kühnen Kloſterräuber kennen zu lernen, behielt ihn gerne wegen ſeiner hervorragenden Eigenſchaften als Arzt und Menſch für immer. Dem Medizinalrat von Bernſtein, der natürlich ſofort Schritte einleitete gegen Peter, wurde von oben herunter bedeutet, die Sache nicht aufzurühren, die nur böſes Blut im Publikum machen würde.

Mochte ſich Peter noch ſo ſehr dagegen ſträuben, der Gedanke ihm geradezu verächtlich ſein, es war doch ſo! Das Abenteuer mit Lies im Krankenſaale verhalf ihm ſchneller zu einer ausgedehnten Praxis als alle ſeine erworbenen Kenntniſſe.

Selbſt die edelſten Menſchen erreichen ihre Ziele nur zu oft wider ihren Willen auf Wegen, die abſichtlich einzuſchlagen ſie verſchmähen würden. Die Hochzeit ging ganz im ſtillen vor ſich, um alles Aufſehen zu vermeiden. Niemand, ſelbſt die in der Klauſen nicht, wußte den Tag.

Lies verlebte die kurze Zeit bis zur Hochzeit wie in einem Traum, aus dem ſie zu ihrem entſchiedenen Vorteil verwandelt erwachte. Ihre angeborene Schüchternheit hatte einem freien, offenen Weſen Platz gemacht, ihr gedrücktes, jeden Selbſtbewußtſeins bares Gemüt hatte ſich ſichtbarlich gekräftigt, an ſich ſelbſt emporgerafft; das Bewußtſein, einem Mann wie Peter teuer zu ſein, gab ihr einen perſönlichen Stolz, der ihr gut anließ, während den ſchwärmeriſchen, leidensmüden Blick ein heiterer, faſt ſchelmiſcher Strahl belebte. Das liebende Weib war in ihr erwacht, das ſich ſeiner Vorzüge, der Fülle des Glückes bewußt iſt, das es dem geliebten Manne zu ſpenden im ſtande war. Die ſtädtiſche Kleidung, welche jetzt ihr Novizengewand erſetzte, ſtand ihr vortrefflich, und auch das Hinken war darin weniger bemerkbar als in dem kurzen Bauernrock, den ſie früher trug. Uebrigens machte ihr dieſes Gebrechen wenig Sorge mehr; Peter ſah darüber hinweg, was kümmerte ſie das Naſenrümpfen der übrigen Leute.

die ſich allerdings wunderten, daß der hoffnungsvolle, ſchöne junge Doktor ein hinkendes Mädchen vom Lande ſich zur Frau auswählte.

Als ſie nach der ſtillen Trauung in ihre einfach, aber wohnlich eingerichtete Behauſung kamen, ſank Lies, überwältigt, ermattet von all der innern Wonne, an die Bruſt des Geliebten, ſein von den Reiſeſtrapazen männlich gebräuntes Antlitz neigte ſich zu ihr herab.

„Sei immer eingedenk dieſer Stunde, Lies; was auch kommen mag, es liegt eine Titanenkraft darinnen, die uns emporhält über all den Wuſt des Erdenlebens und ſtählt für jeden Kampf!"

„Und ein Himmel!" fügte Lies bei, einen heißen Kuß auf ſeine Lippen preſſend — ein echtes Weib, das in ſeiner Liebesſeligkeit an einen Kampf nicht dachte.

V.

Vom Wimbacher Anweſen bröckelte ſich Stein um Stein, man konnte den vollſtändigen Zuſammenbruch faſt mathematiſch genau berechnen.

Ein Jahr nach der Hochzeit der Lies, welche in der Klauſen großes Aufſehen machte — Cens lachte weidlich über den Geſchmack des Doktors, beneidete aber im Innern doch Lies um ihr Los, die jetzt eine Dame geworden war — ſtarb der Riedbauer. Die Erbſchaft blieb weit hinter der Erwartung zurück, es lagen viel Schulden auf dem Anweſen, welches der Nachbar — es hieß dort „beim Meßner" — billig kaufte, unter anderen Laſten auch die Erhaltung des unverwüſtlichen Großvaters übernehmend. Der vierundneunzigjährige Greis ſaß noch immer auf demſelben Platz hinter dem Ofen, ſeine Sinne waren förmlich vertrocknet, ſein Gedächtnis erloſchen, er hielt alles für geſtorben außer ihm, wozu auch der Umſtand beitrug, daß keines ſeiner Anverwandten ſich ſeit Jahren um ihn gekümmert. Seit Lies fort war oder, wie er glaubte, auch geſtorben war, war er ganz verlaſſen, aber der zähe Körper ſchien unſterblich. Oft ſprach er wirres Zeug von Zeiten und Namen, deren ſich niemand mehr erinnern konnte.

Der geringe Erlös für den verſchuldeten Riedbauernhof diente dazu, den Verfall der Poſt etwas hinauszuſchieben. Das Verhältnis zwiſchen Cens und dem alten Wimbacher, deſſen Bart bereits ſchneeweiß herabfloß, war jetzt ein unleidliches. Das viele Mißgeſchick hatte ſie boshaft gemacht, ihr Geſicht hatte einen herben Zug, die Scharte am Munde wurde immer ausgeprägter; ſie ging in ihrem Haß gegen den Poſthalter ſo weit, daß ſie ihm oft ſogar den Quirin vorzog, deſſen Unterwürfigkeit ihr wohlthat. Dominiks kräftige Natur war aus allen unbekannten Gründen gebrochen, er war nicht mehr der Herr in ſeinem Hauſe. Die ſinnliche Leidenſchaft, die ihn und Cens zuſammengeführt, hielt nicht ſtand in den Sorgen und Kämpfen des Lebens.

Peter, der von der ganzen Sachlage unterrichtet war, forderte den Vater zu wiederholtenmalen auf, zu ihm zu ziehen, aber der Alte weigerte ſich beharrlich; es ſchien faſt, als ſähe er mit teufliſcher Freude dem Tage des Zuſammenſturzes entgegen, als dem Tage ſeiner Rache.

Quirin hatte ſich warm eingerichtet, er war glücklich, ein ruhiges Unterkommen zu haben. Zu Dominik zeigte er eine kindliche Zuneigung, jeden Blick, jedes an ihn gerichtete Wort fing er dankbar auf, ſeine Stimme klang eigentümlich weich, wenn er mit ihm ſprach, und keine Blicke des Widerwillens, keine gehäſſigen Worte von ſeiten des Sohnes konnten ihn davon abbringen. Dieſe Neigung zum Sohne ſchien der einzige Punkt zu ſein, in welchem dieſe entartete Natur das Menſchentum berührte.

So ſchlichen die Wintermonate träge, freudlos dahin unter ſtändigem Zank und Streit, Angſt vor der Zukunft, und jedes trug ſeine Laſt allein und dadurch zehnfach.

Es war ein rauher Februarabend, der Sturm ſtöhnte in allen Ecken und warf klatſchend ſchwere Schneeflocken gegen die Fenſter. Am Ofen in der Wirtsſtube ſaßen einige Leute, ihren Schoppen trinkend, hinten im Winkel, in der ſogenannten „Hölle", Quirin, den Kopf in die Hände geſtützt, gedankenverloren. Drinnen im „Herrenverſchlag" Dominik, der Doktor Lindner und der alte Wimbacher. Erſtere waren in ein eifriges Geſpräch verwickelt.

„Ich weiß beſtimmt, daß man in ärztlichen Kreiſen davon ſpricht, einen Luftkurort im Gebirge zu gründen, und daß Ihr Herr Bruder die Klauſen dazu vorgeſchlagen hat. Ich bin gerade kein beſonderer Freund des Herrn Doktors, aber das wäre keine ſchlechte Idee, und Sie könnten bei einem ſolchen Verkauf noch mit einem heilen Auge davonkommen. Den Herren wird es auf ein paar Tauſend mehr oder weniger nicht ankommen, und wenn Sie dem Herrn Peter ein gutes Wort geben, der kann betreffs des Preiſes viel mach'n — und einem bedrängt'n Bruder zu lieb — ein ſolch menſchenfreundlicher Mann!" Er kniff liſtig die Augen zuſammen und ſah Dominik von der Seite an.

„Da kennſt Di', Dokta," warf der alte Wimbacher ein, „da kennſt den Pet'r ſchlecht, daß er ſi' zu ſo was hergibt und ſeine Kolleg'n den Dominik z' liab für 'n Narr'n hat!"

Der Advokat kehrte dem Alten geringſchätzend den Rücken und gab ihm keine Antwort, der Alte war ja jetzt kein Objekt mehr für ihn.

Dominik fiel es ſchwer, einen Entſchluß zu faſſen.

„Es iſt hart, ſo an Anweſ'n verlier'n, wo man auf'g'wachſ'n is; und g'rad' den Pet'r möcht' i' am wenigſt'n d'rauf ſehn, und er wird do' die ganze G'ſchicht' in d' Händ bekomm'n nach dem, was Ihr ſagt — g'rad' den Peter net!"

Der alte Poſthalter lachte vergnügt in ſich hinein und trank einen kräftigen Schluck, als gälte es das Wohl Peters.

Cens war unterdes eingetreten.

„Was gibt's da ſcho' wied'r mit 'n Pet'r?" fragte ſie mürriſch.

„Aus 'n Dreck ſoll er'n 'raus ziehn, unſern Karr'n, unſer Anweſ'n ſoll er kauf'n!" erwiderte Dominik.

„Und uns 'nausjag'n, der guä' Herr!" fügte erregt Cens bei. „Des hat euch g'wiß der da hint'" — ſie wies geringſchätzig auf den Schwiegervater — „ei'geb'n; freili', d'r Herr Pet'r mit ſei'm fromma G'ſicht und ſeine Pfarrerſprüch', der wär' beſſ'r als die Cens!" Ihre Augen funkelten häßlich, ſie ſprach ſich förmlich in die Wut hinein, noch mehr gereizt durch das ſtändige Schmunzeln des alten Wimbacher. „Na, da wird nix d'raus, eher z' Grund gehn; d'r Pet'r und die krumm' Lies — die Frau Doktorin — der möcht' i' ſcho' 'was z' dank'n hab'n! Da muaß Ihna ſcho' 'was anders ei'fall'n, Lindner!"

„Aber, Frau," entgegnete der Advokat, „der Peter wird ja nicht Beſitzer, höchſtens leitender Arzt bei dem Unternehmen, er wird nur den Verkauf einleiten und jedenfalls einen hohen Preis erzielen."

„Mag's Ihna net, da müaßt ſi' 'was b'ſonders begeb'n, wenn i' den da 'rein laſſ'n ſollt' mit ſei'm falſch'n Weſ'n — des bräch' mi' um, liab'r z' Grund gehn!"

Ihr falſcher Stolz, der jede Wohlthat, jeden Liebesdienſt verachtete, verbunden mit ſtändigem Mißtrauen, ließ ſie an keine gute, ſelbſtloſe That glauben; außerdem war ihr der immer freundliche, herzliche Peter, der mit einem Blick, einem Wort alle gewann, wirklich verhaßt; ſie ſträubte ſich förmlich dagegen, wenn der Bann, der von ſeinem Weſen ausging, auch ſie ergreifen wollte. Das war bei ihm alles Hinterliſt, Falſchheit, und erſt die Lies mit ihrer Duldermiene, die war ihr immer zuwider geweſen, und jetzt ſollte ſie, die vielumworbene, ſtolze Cens, ihre Exiſtenz dieſer preſthaften, in den Winkel geſtellten Lies zu danken haben? Der Gedanke fraß an ihr wie ein Geier, das Aergſte zog ſie ſolchem Ausweg vor.

„Du wirſt no' froh ſei', Cens, wenn Du amal a warm's Platzl beim Pet'r bekommſt!" konnte der Wimbacher nicht unterlaſſen, zu bemerken. Das war Oel ins Feuer gegoſſen.

Cens ſetzte beide Arme in die Hüften — das war gefährlich, wenn ſie dieſe Stellung einnahm.

„Meinſt, es is a jed's ſo wie Du, dem 's Gnad'nbrot g'rad' ſo gut ſchmeckt als 's ſelber verdiente?!" ſchrie ſie atemlos. „Glaubſt wohl, der Pet'r machat ſi' a Vergnüg'n d'raus, Di' auſz'fütt'rn — der kann guat red'n; wenn er Di' z'widerwurz'n amal hätt', thät' er ſcho' anders denk'n!"

Der alte Wimbacher nagte die Oberlippe, ſein Geſicht war bleich, das Auge blickte unheimlich. Dominik und Lindner wußten, was das zu bedeuten habe. Als aber Cens gar nicht nachließ mit Scheltworten, verließ ihn plötzlich ſeine Ruhe, mit einer Schnellkraft, die man ihm nicht mehr zugetraut hätte, ſchoß er empor. Die mächtige Geſtalt, der ſilbern herabwallende Bart, das drohende Auge hatten etwas Imponierendes. Dem Doktor wurde unheimlich, ſelbſt Cens wich etwas zurück.

„Gnad'nbrot eß i', der Wimbacher, und von Dir, der Riedbauernlock'r, die nix g'habt hat als an verſchuld't'n Hof, die jetzt diena müaßt, wenn's net mei' Sohn g'heirat't hätt' —"

„Dei' Sohn?" warf Cens lachend ein. „Da hat der da drauß'" — ſie wies auf Quirin, der, vergnügt grinſend, der Entwicklung zuſah — „do' a no' mitz'red'n!"

Das war ein Hohn auf ſein totes Weib, das machte ihn raſend.

„Schanddirn'!" brüllte er, daß die Fenſter erbebten, und ſtürzte auf ſie los. Sie erwartete mit Ruhe den Anprall des Mannes. Dominik wollte ſie ſchützen, ſie wehrte ihm.

„Laß 'n, den alt'n Narr'n!" ſagte ſie, die Fäuſte ballend.

In dieſem Augenblick ſtürmte ein Junge atemlos in die Stube.

„Der Großvat'r is am Sterb'n, ſie hab'n ihn ſcho' verſehn! Der Meßnerbauer ſchickt mi', es ſollt's glei' kemma — und jemand vom G'richt verlangt er a allweil," ſagte er zu Cens.

Dieſe Nachricht, wenn ſie auch durchaus keinen großen Eindruck machte — man erwartete ja ſchon lange ſeinen Tod — endete doch den Streit.

„Zu was braucht er denn jemand vom G'richt? Da könnt ja glei' Ihr mitgeh', Lindner," ſagte Cens; „wird wohl ſei' bißl Sach' jemand verſchreib'n woll'n — aber was haſt denn, Dominik? Hat Di' das ſo erſchreckt? Mei' Gott, vierundneunzig Jahr', 's is ja a Glück für ihn, wenn's a End' nimmt!"

Dominik war bleich, verwirrt, der Cens entging es nicht, er warf eigentümliche Blicke hinaus zu Quirin. Mit dem war eine große Veränderung vorgegangen ſeit dem Eintritt des Buben, er zitterte an allen Gliedern, daß die Abſätze ſeiner Stiefel auf dem Boden aufſchlugen, ſein Geſicht war fahl, und die Augen rollten unruhig hin und her.

„Der alte Riedbauer is am Sterb'n und verlangt a G'richtsperſon, haſt's g'hört?" redete ihn Dominik an.

„Wird wohl weg'n einer Erbſchaft ſei'," erwiderte ſtotternd, ängſtlich auf die Antwort harrend, Quirin.

„Wer weiß, er hat nix zu vererb'n — vielleicht — druckt 'n 'was!" bemerkte Dominik mit einem vielſagenden Blick, der Quirin von neuem ſchauern machte.

Cens warf ein Tuch um und rüſtete ſich zum Gehen, begleitet vom Advokaten. Dominik machte Miene, zurückzubleiben, aber Cens zog ihn mit ſich hinaus in den Schneeſturm.

Quirin hatte ſich hinter den Ofen zurückgezogen. Die Leute am Tiſch unterhielten ſich über den Vorfall:

„Endli' muaß der a geh', der Alt', werd ihm net ſo leicht wer'n, meinet i'!"

„Warum? In dem Alt'r!" meinte der andere.

„Und dem guat'n G'wiſſ'n!" fügte der erſte lachend bei.

„Glaubſt wirkli', daß 'was d'ran is?" fragte der andere, ein Holzknecht, der blanken Axt nach, die neben ihm lag.

„Mit dem Hagebauern? Dabei war er, d'rauf ſtirb i'!" verſetzte der erſte; „mei' Vat'r hat mir's oft derzählt — vielleicht druckt's ihm d' Angſt 'raus! Was haſt denn, Quirin, daß D' ſo [illegible] hinterm Of'n? Setz Di' zu uns her — Du weißt ja von der G'ſchicht — warſt ſelber da zu der Zeit!"

Quirins Zähne ſchlug'n hörbar aufeinander, und doch glühte der Ofen. Wie ein Verdammter hatte er dem Geſpräch zugehört.

„Vielleicht druck's d' Todesangſt ihm 'raus," der Gedanke war ihm ja auch ſchon gekommen, den der Menſch da ahnungslos ausſprach — oder nicht ahnungslos — war das am Ende auf ihn gemünzt? Er glaubte in ihren Blicken einen geheimen Verdacht zu leſen.

Der Vater, er ſcheint ein Komponiſt zu ſein, ſpielt zum Tanze auf und ſeine Kleinen drehen ſich mit zierlichen Tritten nach den Tönen. Das ganz Kleine erhält Anleitung von dem älteren Schweſterchen, das ſicher ſchon weiß, was eine Polka iſt, denn es führt recht feſt und lebhaft Kleinröschen. Es iſt die erſte Tanzſtunde vielleicht, zu welcher der Vater aufſpielt, die erſte, welche das ältere Schweſterchen gibt und die Kleine nimmt. Auch zeigt ſich die blühendſchöne Frau des Muſikers als Tanzſtundenmutter ſehr lebhaft intereſſiert. Freilich dürfte ſie in zehn, zwölf Jahren ihres Amtes doch noch mit ganz anderer Teilnahme walten.

Auf Leben und Tod.

(Hiezu das Bild Seite 413.)

Wenn von der Kriegsmarine und der zukünftigen Kriegführung zur See die Rede iſt, ſteht die neue Waffe, der Torpedo, im Vordergrunde des Intereſſes. Uebt doch ſchon das Unheimliche, man kann nicht mit Unrecht ſagen das Geſpenſtiſche, welches dem Charakter dieſer Waffengattung anhaftet, den Reiz des „Gruſeligen" auf das Publikum aus. Um ſo auffallender iſt es, daß trotzdem die irrigſten und falſcheſten Begriffe über Weſen, Geſtalt und Thätigkeit der Torpedoboote allenthalben zu finden ſind; ganz beſonders aber iſt die Auffaſſung eine weit verbreitete, daß das Torpedoboot unter dem Waſſer fahre, was offenbar auf einer Verwechslung des Bootes mit dem Geſchoß beruht. Das Geſchoß nimmt ſeinen Lauf unter dem Waſſer hin — das Boot aber liegt auf dem Waſſer, wie jedes andere. Dagegen iſt freilich zu betonen, daß es von dem Charakter aller übrigen Fahrzeuge durchaus verſchieden iſt. Es handelt ſich bei dieſer Darſtellung nicht um die Gefechtsleiſtungen des Torpedobootes, ſeines Fahrens und ſeiner Mannſchaft, ſondern um eine kaum weniger wichtige Eigenſchaft desſelben, ſeine Seetüchtigkeit, über deren Umfang man vor einigen Jahren noch ſelbſt in Fachkreiſen keine beſtimmte Kenntnis hatte, bis einige Fahrten, die man mit vollem Rechte Fahrten „auf Leben und Tod" nennen kann, den Beweis lieferten, daß dieſe Boote, namentlich die vorzüglichen Schichauboote, ganz ausgezeichnet die See halten. Man ſah anfangs das Torpedoboot weſentlich als eine Waffe des nächſten Küſten- und Hafenſchutzes an; daß man Fahrten um ganz Europa damit unternehmen könne, glaubte niemand. Erſt die Fahrt einiger unſerer Torpedoboote durch die Nordſee mit dem Kurs auf einen norwegiſchen Hafen, bei welcher dieſelben in einen furchtbaren Sturm gerieten und halb und halb ſchon verloren gegeben wurden, zeigte die Seetüchtigkeit der Boote. Dieſem erſten gefahrvollen und ſchrecklichen Verſuch iſt ſeitdem eine Reihe anderer gefolgt, bis man, wie geſagt, dahin kam, den Weg von unſeren nordiſchen Küſten durch die Meerenge von Gibraltar nach dem Orient zu wagen.

Von den Strapazen und von den Anforderungen, welche eine ſolche Fahrt an Führer und Mannſchaft eines Torpedobootes ſtellt, hat der Leſer gar keine Vorſtellung. Die folgenden Zeilen ſollen davon eine Andeutung geben.

Zum Verſtändnis möge eine kurze Schilderung der hier in Frage kommenden Einrichtungen eines ſolchen Bootes vorausgehen. Das Boot hat weder Reling noch Schanzverkleidung, das Deck liegt völlig frei, und als einziger Halt und Stütze für die an Deck befindliche Mannſchaft dient eine rings um das Boot laufende eiſerne Stange. Die Steuerung des Bootes befindet ſich unter Deck, und der kommandierende Offizier, der ſich ohne Unterbrechung auf Deck befindet, gibt ſein Kommando durch ein Sprachrohr nach unten. Der vordere Teil des Bootes enthält am Steven den Schußapparat, weiter aber iſt er zugleich alles andere: Lagerraum der Torpedos, Oelgelaß, [illegible], Kambüſe. Im Achterteile iſt die Offizierskajüte, bei den älteren Torpedobooten nicht viel größer als ein Eiſenbahncoupé, wobei die Mitte noch von dem Träger einer über Deck befindlichen Hotchkißkanone eingenommen wird. Die Schichauboote ſind etwas bequemer eingerichtet. Die größte Raumerſparnis bei möglichſt hoher Kraftentwicklung und entſprechender Schnelligkeit wie auch Lenkbarkeit iſt ja der Geſichtspunkt beim Bau ſolcher Boote, und es iſt daher erklärlich, daß auf irgendwelche Bequemlichkeiten gar nicht oder nur ſo weit Rückſicht genommen werden kann, als dieſelben den eigentlichen Zweck des Bootes nicht berühren. Die Verbindung des Deckes mit dem Raum unten wird durch Oeffnungen hergeſtellt, durch die gerade ein Mann zu kriechen vermag.

Da nun das Boot nur wenige Fuß über dem Waſſer liegt, wälzt die See, ſowie ſie nur einigermaßen bewegt iſt, in regelmäßigen Läufen über Deck; beginnt es aber hart zu wehen, ſo bietet das Boot in ſeinen Bewegungen ein Bild des Kampfes mit den Elementen wie kein anderes Schiff oder Fahrzeug, und dieſe Bewegungen ſind derart, daß ſelbſt die befahrenſten Seeleute von der Seekrankheit befallen werden.

Als jene ſchon erwähnte Fahrt auf Leben und Tod in der Nordſee begann, waren nicht gerade Anzeichen ſchweren Wetters vorhanden; bald aber änderte ſich das; — die Nordſee begann ihr grimmiges Geſicht zu zeigen, und wer das einmal geſehen, vergißt es nicht leicht wieder. Der Sturm wuchs ſtündlich, ein „Zurück" gab es nicht mehr, alſo vorwärts! Aber wie? Halb auf der Seite nach Steuerbord liegend, als wollte es kentern, ſegt das Boot kochenſchäumend den heranrollenden Wellenberg hinauf, um im nächſten Augenblicke, von der Höhe der Welle in die brodelnde Tiefe hinabtauchend, ſcharf nach Backbord überzuholen und die Mannſchaften herum zu ſchleudern, als müßte es ihnen in Hüften und Rückgrat knacken. Feſtgeklammert an der Eiſenſtange ſtehen die Leute, des Kommandos gewärtig; bald ſcharf hinausſpähend nach den anrollenden Seen, bald das Kommando für die Steuerleute nach unten rufend, ſteht der Offizier, gleichfalls an eiſerner Stange ſich feſthaltend; in langen Fahnen, die noch weit über das Boot hinausfliegen, wirft ihnen die See gleichſam tauſende von Hagelkörnern ins Geſicht, das auf der Wetterſeite ſchon blaugerötet, wie vom Frieſel überzogen iſt. Wieder taucht das Boot in ein dunkelgraues Wellenthal, auf dem die langgezogenen Schaumſtreifen wie geſpenſtiſche Runen leuchten; wieder ſteigt es, durch die überbrechende See vom Vorder- bis zum Hinterſteven überſchüttet, zum Kamm empor, um von neuem jäh hinabzuſtürzen; kaum daß es ſich an der zweiten ſchnell folgenden See emporgearbeitet, bricht ſchon die dritte der drei kurzen Seen herein, und — den ſtarren Männern ſtockt der Atem — das Boot liegt, auf die Seite geworfen, um Haaresbreite am Ueberrollen und Kentern — ein banger Augenblick — aber ſchon jagt es wieder triumphierend die nächſte Woge hinan, die, langſamer anrollend, ihm Luft gab. Weit hinaus über die nächſten Seen hinweg iſt nichts mehr zu ſehen als jenes ſtaubgraue Gemenge von Waſſer und Luft, aus dem nur dann und wann ein dunkler Wellenrücken auftaucht oder eine hochaufbäumende Spritzwelle, die ſich im Nu in eine weithinfegende Fahne auflöſt.

Längſt ſchon haben Oelrock und Südweſter aufgehört Dienſte zu leiſten; die See ſchlägt hindurch, als wäre es dünnes Leinen, die Männer ſind bis auf die Haut durchnäßt, und die Wetterſeite des Körpers fängt an abzuſterben und gefühllos zu werden von dem eiskalten und ſcharfen Anprall der See, und nun kommt noch ein Feind in grimmiger Geſtalt, die Seekrankheit. Es ſind alles Männer mit feſten Seebeinen, denen Seekrankheit ſonſt gewöhnlich nichts anhat, aber das iſt zu viel. Schon iſt mehr als ein halber Tag verfloſſen, ſeit ſie von Minute zu Minute wild herumgeſchleudert werden, und nun iſt der Widerſtand gebrochen. Seit geraumer Zeit ſchon thun die unglücklichen Steuerleute im Raume unten ihren Dienſt unter den ſchrecklichſten Anfällen der Seekrankheit, nun erliegen ihr auch Offiziere und Mannſchaft an Deck. Immer und immer wieder hat bald der eine bald der andere mit ihr zu kämpfen, bis endlich die Schleimhäute des Magens nichts mehr abzugeben vermögen, und nur Blut aus Mund und Naſe quillt. Mechaniſch klammern ſich die Hände noch im Selbſterhaltungstrieb um die eiſerne Stange, mechaniſch ruft der Offizier ſeine Kommandos hinab, kaum regt ſich noch der Schrecken in ihnen, wenn das Boot wieder und wieder zum Kentern ſich platt auf die Seite legt, und nun kommt die Nacht! — die Nacht mit all den Grauen einer ſchauerlichen Sturmnacht in der Nordſee. Da haben ſie ſich verloren und keiner glaubte die Sonne wieder aufgehen zu ſehen. Und dennoch haben ſie es überſtanden, einer glücklichen Kombination des Offiziers und einem gütigen Schickſal danken ſie es, daß ſie, gleichſam im Dunkeln taſtend, ſich in einen Schutzhafen retteten, wo ſie am andern Morgen von dem donnernden Hurra ihrer gleichfalls dort eingetroffenen Kameraden begrüßt wurden, welche ſie längſt als verloren angeſehen hatten.

Das eine Ergebnis hatte aber dieſe Fahrt auf Leben und Tod feſtgeſtellt, die außerordentliche Seetüchtigkeit der Boote. Seitdem wurden weitere ſolche Fahrten unternommen und noch im vorigen Jahre eine, welche in ihrem Verlaufe an die geſchilderte erinnert, als italieniſche Offiziere und Bemannung, ein Schichauboot nach Italien führend, in der Nordſee von einem ſolchen Unwetter und furchtbaren Winterſturm überfallen wurden und ſich glücklicherweiſe noch nach Wilhelmshaven retten konnten, wo ſie ſamt und ſonders mit erfrorenen Händen und Füßen im Spital Aufnahme und Pflege fanden.

Eine anderweite Nutzanwendung der vorſtehenden Schilderung aber betrifft nicht ſowohl das Boot, als vielmehr ſeine Führer; auch der Laie muß ſich ſagen, welch vortreffliche Vorſchule die ſelbſtändige Führung eines ſolchen Bootes für das Offizierkorps unſerer Marine iſt, ein Gegenſtand, von dem ſich viel Erfreuliches und Stolzes ſagen läßt und wovon wir ſpäter einmal berichten wollen.

T. Lindner.

Literatur

— **Das neueſte Werk Theodor Fontanes: „Fünf Schlöſſer"** (Berlin, Hertz) führt uns abermals in die Mark Brandenburg. Es als eine Fortſetzung der bekannten „Wanderungen" zu bezeichnen, iſt mit Bedacht vermieden worden, denn trotz mancher Berührungspunkte treten doch auch manche erhebliche Verſchiedenheiten zwiſchen beiden Büchern zu Tage. In den „Wanderungen" iſt der Erzähler wirklich auf der Fahrt, und wie häufig er auch anhält, den Ranzen abthut und den Wanderſtab aus der Hand legt, um zu lauſchen und die Geſchichten, die er am Weg aufgeleſen, wiederzugeben, immer iſt er in Bewegung — am liebſten nach Luſt und Laune, ohne gebundene Marſchroute. In den „Fünf Schlöſſern" aber beſchränkt er ſich, wie ſchon der Titel andeutet, auf fünf eng begrenzte Punkte. Iſt das ältere Buch eine Sammlung von Plaudereien und Feuilletons, ſo haben wir es in dem neuen mit Spezialarbeiten zu thun, die eine Fülle bisher unbekannten Materials allgemein zugänglich machen und verarbeiten. Die fünf Schlöſſer, von denen uns berichtet wird, ſind Quitzöbel, Plaue, Hoppenrade, Liebenberg und Dreilinden. Sie ſind ſo gewählt, daß ſie eine durch fünf Jahrhunderte fortlaufende Geſchichte der Mark Brandenburg geben, die mit dem Tode Kaiſer Karls IV. beginnt und mit dem Tode des Prinzen Friedrich Karl ſchließt. Beſonders anmutend ſind der Zug zur Heimat, welcher durch das ganze Werk geht, und die ſchlichte und doch ſo eindringliche und warme Art des Vortrags.

— **„Wohl hat ſich Dichtung und Geſchichtliches, aber gewiß** habe ich nichts gegeben, was nicht am Ende des vorigen Jahrhunderts möglich geweſen wäre!" — ſo leitet C. Rye (Konrad Beyer) ſeinen Roman: „Erzherzog Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald" (Stuttgart, Süddeutſches Verlagsinſtitut) ein. Der Autor, durch ſein Werk über Fr. Rückert und eine umfangreiche Poetik bekannt, hat in dieſem Roman den Kampf des Deutſchtums gegen die außergermaniſchen, beſonders römiſchen und franzöſiſchen Einflüſſe geſchildert und dabei den endlichen Sieg der Humanitätsideen, wie dieſe ſich zu der oben angegebenen Zeitperiode in Deutſchland mächtig hervordrängten, geſchildert. Von warmem Patriotismus eingegeben und ſchwungvoll geſchrieben, wird dies Werk ganz beſonders die Kreiſe des Maurertums intereſſieren, kann aber auch das romanleſende Publikum überhaupt feſſeln, denn nicht „Roman" kann wohl kaum ein Buch genannt werden und die ſo vielen Leſern oft bekannte Romanſprache ſetzt hier wohl Jedermann lange auf.

— **Eine jener Fragen, die nie zu Ende geſprochen werden** und über die man immer neue Bücher ſchreiben und leſen wird, iſt die Frage: „Wie ſollen wir unſere Kinder erziehen?" Angehende Väter und Mütter denken ſich das gewöhnlich ſo leicht, und erſt wenn ſie vor die Aufgabe ſelbſt geſtellt ſind, finden ſie von Tag zu Tag mehr, wie ſchwer ſie iſt. Da hören ſie denn gern die Ratſchläge erfahrener Leute, greifen gern zu Schriften, in denen ſich ſolche Ratſchläge niedergelegt finden. Zwei Bücher dieſer Art ſind uns in jüngſter Zeit zugegangen. „Die häusliche Erziehung" von H. Herold (Paderborn, Ferd. Schöningh) behandelt in einer Reihe loſe gehaltener Aufſätze alle wichtigeren einſchlägigen Fragen, die andere, „Nervoſität und Erziehung" von Dr. C. Pelman (Bonn, Emil Strauß), greift aus der Mannigfaltigkeit die brennendſte Frage unſerer Tage heraus, um ſie eingehend zu erörtern. Wie im Gegenſtand ergänzen ſich die beiden Schriften auch in der Form, indem die erſtgenannte mehr einen volkstümlichen Ton anſchlägt, während die zweite mehr in die wiſſenſchaftlichen Grundlagen der Sache eindringt, ohne indes dabei die Gemeinverſtändlichkeit und das Augenmerk auf das, was alle Beteiligten intereſſieren muß, aus dem Auge zu verlieren.

— **Eine ſehr dankenswerte Veröffentlichung iſt Meyers** „Reiſen durch Aegypten, Paläſtina, Syrien" (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut). Dieſes Verlagsinſtitut hat ſich große Verdienſte erworben um dieſe Art Reiſeliteratur. Im In- und Auslande werden dieſe Führer geſchätzt, weil ſie durch Zuverläſſigkeit der Angaben, praktiſche Winke, Reichhaltigkeit hinſichtlich der Gaſthöfe zu den beſten Büchern auf dieſem Gebiet gehören. Der uns vorliegende behandelt eines der ſchwierigſten Gebiete für den Touriſten ſowohl, wie für den Führer. Er zeigt in hohem Grade all die Vorzüge der Meyerſchen Reiſehandbücher, hat einen Umfang von nahezu ſechshundert Seiten, iſt ebenſo ſorgfältig wie ausführlich in der hier ſehr wichtigen Geſchichte und Kunſtgeſchichte, in den Notizen über Mythologie und Religion gehalten und mit Karten, Plänen und Textbildern reichlich verſehen und empfiehlt ſich danach jedem, der jene Länder beſuchen will.

— **Die Elektrotechnik iſt nun ſo tief in unſer Tagesleben** eingedrungen, daß es höchſt intereſſant iſt, zu ſehen, bis zu welcher Stufe der Entwicklung ſie es in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Beſtehens gebracht hat. W. E. Fein, der Inhaber und Leiter der Firma C. und E. Fein in Stuttgart, hat jetzt ein Werk über „Elektriſche Apparate, Maſchinen und Einrichtungen" (Stuttgart, Julius Hoffmann) veröffentlicht, das dem Leſer in Bild und Wort eine große Anzahl von höchſt merkwürdigen, in dieſer Fabrik zur Herſtellung gelangenden Apparaten und Einrichtungen vorführt, die uns einen tiefen Einblick in dieſe zauberiſche Welt einer in ihrem eigentlichen Weſen noch unergründeten Kraft gewähren. Das Buch enthält 297 Holzſchnitte mit kurzer, ſachlicher Beſchreibung und iſt beſonders Ingenieuren, Technikern, Induſtriellen, aber auch Aerzten, dann für Lehrzwecke und nicht minder zum Selbſtunterricht zu empfehlen.

Aus der Kinderſtube des Kaiſers.

Wie einſt im Hauſe der Cornelia die Kinder als das ſchönſte Kleinod galten und als ſolches von der edlen Mutter mit freudigem Stolz ihren prunkſüchtigen Freundinnen vorgewieſen wurden, ſo auch in dem Hauſe, an deſſen lauterem Familienglück ganz Deutſchland den innigſten Anteil nimmt, im Hauſe unſeres Kaiſers.

So ſelten Nachrichten aus dem ſtillen Heim des hohen Paares in die Oeffentlichkeit dringen, ſo hell und rein laſſen dieſe das ſonnige Glück eines tiefinnigen Familienlebens, laſſen ſie deutlich das leuchtende Vorbild eines echt deutſchen fürſtlichen Hausſtandes erkennen, in welchem unter den unermüdlich treuen Augen der erlauchten Eltern eine liebliche Kinderſchar in deutſcher Sitte, Einfachheit, Wahrheit und Frömmigkeit heranwächſt und gedeiht. Gerade in letzter Zeit haben einige ebenſo zierliche wie charakteriſtiſche Geſchichten über die kaiſerlichen Kinder ihren Weg ins Publikum gefunden, wohl geeignet, das Intereſſe unſerer Leſer wachzurufen.

Es iſt bekannt, daß die kleinen Prinzen ſchon früh angefangen haben, in dem militäriſchen Berufe ſich zu üben, und das deutſche Volk iſt auf des Kaiſers fünf jüngſte Soldaten nicht weniger ſtolz als dieſer ſelbſt, der ihnen die Liebe zu ihrem ſpäteren Beruf namentlich durch Soldatenſpiele ins gegenwärtig das Sammetrund Ihrer Wangen vergoldet. Meine innigſte Gratulation!“

Dieſe Worte waren ſo raſch von den Lippen des Advokaten geglitten und er hatte dieſelben mit einem ſolchen Tone ſcheinbarer Bonhommie geſprochen, daß die alte Dame die leiſe durchſchimmernde Ironie nicht merkte. Lea aber empfand das Scharfe, Krallige darin, eine feurige Röte überzog ihr Geſicht und eine herbe Entgegnung ſchwebte ihr auf der Zunge. Der bucklige Advokat ließ ſie aber nicht zu Worte kommen.

„Ich habe leider nicht das Vergnügen und die Ehre,“ fuhr er in derſelben plauderhaften Manier fort, „Ihren Bräutigam näher zu kennen, aber wenn ein ſo ſchönes Mädchen wie Sie ihm Herz und Hand ſchenkt und als Zugabe noch die Religion opfert, ſo muß er ein ſehr verdienſtvoller, ein unwiderſtehlicher Mann ſein, und da ſagt man, wir leben in einer proſaiſchen Zeit. Bei Gott, die Romantik iſt nicht ausgeſtorben, und wer das Gegenteil behauptet, dem will ich Sie, mein ſchönes Fräulein, und Ihren ehrenwerten Bräutigam als lebende Illuſtration für die Realität romantiſchen Sinnes in unſerer hausbackenen Gegenwart anführen und er wird verſtummen. Alſo nochmals meine herzlichſte Gratulation! Und nun, meine Damen, will ich mich Ihnen empfehlen, ich werde in Baneſti ſehnſüchtig erwartet. Leben Sie recht wohl, meine Damen! Und Sie, mein liebenswertes Fräulein, werden hoffentlich nicht vergeſſen, mich zu Ihrer Trauung einzuladen, ich bitte ſehr darum, ich habe ſchon lange nicht das Vergnügen gehabt, ein glückliches Brautpaar zu ſehen, verſchaffen Sie mir dieſe Freude. Adieu!“

Herr Tſchuku küßte Madame Falnya die Hand, faßte ſodann Leas weißes Händchen, berührte leicht ihre Fingerſpitzen, ſchaute ihr mit ſeinen ſchwarzen Augen, aus denen eine brennende Gier aufflammte, eine Weile ins Geſicht und verließ raſch den Salon. Bald darauf hörte man das Knallen einer Peitſche und das Raſſeln der Droſchke, in welcher der bucklige Advokat hingeſtreckt lag, eine Cigarrette in einer Bernſteinſpitze im breiten Munde, die er ab und zu in die Hand nahm, um blaue Rauchwolken in die Luft zu blaſen. — — —

Zwei Stunden ſpäter befand ſich Herr Tſchuku im Herrenhof von Baneſti, wo er ſtets ein gern geſehener Gaſt war. Heute war dies um ſo mehr der Fall, da ihm Herr und Madame Fortunat wegen des glücklichen Ausgangs ihres Prozeſſes mit den Freiſaſſen von Baneſti zu beſonderem Dank ſich verpflichtet fühlten. Als daher ſeine Droſchke in den Schloßhof einfuhr, eilte Herr Fortunat ſelbſt die Treppe herab, war ihm beim Ausſteigen behilflich und führte ihn in das Fremdenzimmer, wo er raſch die Toilette wechſelte. Bald darauf betrat er den Salon, wo ihn Madame Fortunat herzlichſt begrüßte. Hernach wurde ihm Jonel vorgeſtellt. Der bucklige Advokat muſterte eine Weile den jungen Mann mit prüfenden Blicken, dann reichte er ihm die Hand und ſagte mit einem verbindlichen Lächeln:

„Es freut mich, mein lieber junger Freund und Kollege, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, es freut mich ſehr und ich bitte Sie, zu glauben, daß dies keine gewöhnliche Redefloskel iſt; ich kenne Sie nämlich aus Ihren Briefen, die mir Fräulein Florica dann und wann zu leſen geſtattete. Und ich hartgeſottener Sünder und grobkörniger Materialiſt freue mich ſtets, wenn ich auf eine junge, von Idealen bewegte Natur ſtoße, es iſt dies hier zu Land eine ſeltene Ware. Doch ich ſehe, Madame,“ wandte er ſich zu Madame Fortunat, „daß Sie nähere Details über den Prozeß zu erfahren wünſchen; aber Sie kennen ja meinen epikuräiſchen Grundſatz: ich ſpreche von Geſchäften erſt dann gern, wenn ich meine verkümmerte Leiblichkeit durch Speiſe und Trank erquickt habe, es iſt bald ſechs, und wenn ich nicht irre, iſt das Ihre Dinerſtunde.“

Während des Diners, an welchem Florica, da ſie ſich unwohl fühlte, nicht teilnahm, wurde nicht viel debattiert. Der bucklige Advokat entwickelte, wie gewöhnlich, einen gewaltigen Appetit, während Herr Fortunat über den ſchlechten Ausfall der Ernte und über ſeine traurige materielle Lage mit beweglichen Worten klagte.

Nach dem Diner begab man ſich in den Salon zurück, wo der Kaffee ſerviert wurde. Herr Tſchuku ließ ſich in einem Fauteuil behaglich nieder, brannte eine Cigarrette an und erklärte, daß er nunmehr bereit ſei, auf alle Fragen Rede und Antwort zu ſtehen.

„Sie haben uns bis jetzt,“ begann Herr Fortunat, „nur die kurze Nachricht zugeſendet, daß wir den Prozeß gewonnen haben. Ich bin überzeugt, daß Sie glänzend plaidiert und einen harten Strauß mit Ihrem Gegner beſtanden haben. Um ſo größer iſt Ihr Verdienſt, mein lieber Tſchuku. Es würde mich ſehr freuen, wenn Jonel ſeine erſte Lehrzeit unter Ihrer Leitung durchmachen könnte.“

„Es wird mir ein beſonderes Vergnügen ſein,“ ſagte Tſchuku, „Ihren Sohn unter meine Fittiche zu nehmen; was aber den glücklichen Ausgang Ihres Prozeſſes betrifft, ſo gehört der Löwenanteil des Erfolges Ihrer ſchönen und liebenswürdigen Gemahlin!“

„Nun ja,“ meinte Madame Fortunat lächelnd, „ich habe das Meinige gethan.“

„Ich weiß nicht recht, wie ich das zu verſtehen habe,“ bemerkte Jonel.

„Die Sache iſt ſehr einfach,“ lachte Herr Tſchuku, „Ihre Frau Mama hat den Präfekten Aldeanu um ſeine thatkräftige Unterſtützung erſucht, Herr Aldeanu hat daraufhin dem Gerichtspräſidenten und ſeinen Beiſitzern einen Wink mit dem Zaunpfahl gegeben, und als der Prozeß zur Verhandlung gelangte und ich das feiſte Geſicht unſeres Gerichtspräſidenten in ſtrenge Amtsfalten gelegt ſah, da wußte ich, was die Glocke geſchlagen, und ſtrengte mich demgemäß beim Plaidieren nicht allzuſehr an. Alſo Ehre, wem Ehre gebührt, Madame. Wenn ich den Prozeß auch beim Kaſſationshof gewinne, was ich übrigens beſtimmt hoffe, dann erſt will ich den Dank Ihrerſeits als einen wohlverdienten in Empfang nehmen und quittieren.“

Nachdem Herr Tſchuku dieſe Worte geſprochen, ſchlürfte er ſeine Schale Kaffee leer und ſchaute Madame Fortunat, verſtändnisinnig lächelnd, in die Augen. Da erhob ſich Jonel und trat nahe zum Buckeligen. Das Geſicht des jungen Mannes war lebhaft gerötet und in ſeinen Augen funkelte es ſeltſam. Er ſtand einige Augenblicke wie ſuchend da, als ſuche er nach paſſenden Worten, doch plötzlich warf er das Haupt empor, und es glitt raſch von ſeinen Lippen:

„Glauben Sie, Herr Tſchuku, daß Sie ohne die Mitwirkung meiner Mutter den Prozeß gewonnen hätten?“

„Das läßt ſich nicht ſo ganz beſtimmt behaupten, vielleicht ja, vielleicht nicht; aber, offen geſtanden, unſere Chancen waren nicht beſonders günſtig.“

„Glauben Sie, Herr Tſchuku, daß das Recht auf unſerer Seite iſt?“

„Das iſt eine etwas umſtändliche Frage, um die ſich ein Advokat nicht zu kümmern braucht. Im übrigen ſind ja Recht und Unrecht relative Begriffe.“

„Relative Begriffe?!“ lachte Jonel bitter auf; „aber der Schmerz der fünfzig armen Bauernfamilien, denen man dank der thatkräftigen Unterſtützung des würdigen Präfekten ihr Erbgut entreißt, iſt, bei Gott, kein relativer Begriff! Oder vielleicht doch?“

Der bucklige Advokat antwortete nicht, er faßte bloß mit der rechten Hand ſein Kinn und ſchaute mit ſeinen ſchwarzen Augen, aus denen eine überlegene Ironie leuchtete, zu dem jungen Mann empor. Herr und Madame Fortunat hatten dem Zwiegeſpräch der beiden lautlos gehorcht, jetzt aber ſprang letztere auf und trat zu Jonel heran. Und wie ſie ſo vor ihm ſtand mit hoch erhobenem Haupt, das bleiche Geſicht vom Schein der Lampe hell beleuchtet, mit den dunkelblauen, blitzenden Augen, ſo war ſie immer noch ein ſchönes, imponierendes Weib trotz ihrer vierzig Jahre, trotz der zwei ſcharfen Falten an ihren beiden Mundwinkeln.

„Jonel,“ ſagte ſie, und ihre Stimme klang herb und ſtreng, „ich habe bemerkt, daß Du für die traurige Lage, in der wir uns befinden, kein Gefühl, kein Verſtändnis beſitzeſt. Du weißt ſehr wohl, daß von dem Erfolge dieſes Prozeſſes unſere Zukunft abhängt, und anſtatt Dich darüber zu freuen, daß wir ihn gewonnen haben ...“

„Aber, liebe Adele,“ unterbrach ſie Herr Fortunat, „wozu Dich aufregen? Jonel meint es gewiß nicht ſo ſchlimm!“

Sie wandte ſich zu ihrem Gatten, der auf dem Kanapee ſaß, lachte kurz auf und ſagte:

„Er meint es nicht ſo ſchlimm, der Arme! Und was bedeuteten die Hochrufe, die vor einigen Tagen betrunkene Freiſaſſen in Naftalis Schenke auf ihn ausbrachten? Mir ſcheint, Jonel, Du fühlſt Dich berufen, als Verfechter der armen Freiſaſſen von Baneſti gegen Deinen Vater aufzutreten, das wäre ja köſtlich!“

Jonel war totenbleich geworden, er fuhr mit der Hand über die Stirne, dann ſagte er mit vor innerer Aufregung zitternder Stimme:

„Es iſt ein ungerechter Vorwurf, den Sie mir da machen, Mutter, ich empfinde die traurige Lage des Vaters tief, vielleicht ebenſo tief wie Sie, nur glaube ich nicht, daß der rechte Weg eingeſchlagen wurde, um uns aus derſelben zu befreien.“

„Und welcher Weg wäre wohl der rechte nach Deiner Anſicht?“ brauſte Madame Fortunat auf. „Sollen wir etwa warten, bis man Baneſti unter den Hammer bringt? Und wenn dieſes Unglück über uns hereingebrochen, dann werden wir reſigniert weiter warten, bis Du ein geſuchter Advokat und in der Lage biſt, Deiner Familie die Mittel zu einem ſtandesgemäßen Unterhalte generös zur Verfügung zu ſtellen. Wäre das etwa der rechte Weg?“

„Vielleicht ja,“ entgegnete Jonel beſtimmt.

„Du biſt ein Kind, lieber Jonel,“ rief Madame Fortunat, und ein höhniſches Lächeln umſpielte ihre Lippen, „Du biſt ein Kind, um kein härteres Wort zu gebrauchen, und ich werde Deinen Vater bitten, Dir begreiflich zu machen, daß Kinder in ernſte Angelegenheiten ſich nicht hineinzumiſchen haben!“

Jonel fuhr zuſammen, eine harte Antwort ſchwebte ihm auf der Zunge, da traf ihn ein bittender Blick ſeines Vaters, er bezwang ſeinen Unmut, empfahl ſich und verließ raſch den Salon. Eine Weile herrſchte darin eine peinliche Stille.

„Ich bedaure, Herr Tſchuku,“ unterbrach dieſelbe Herr Fortunat, „daß Sie Zeuge dieſer traurigen Familienſcene waren, aber Sie ſind ja unſer Hausfreund und ich kann daher mit Ihnen frei ſprechen. Ich muß Ihnen geſtehen, daß mir Jonels Anſichten nicht gefallen, ich hatte bereits wegen dieſes unglückſeligen Prozeſſes einige erregte Debatten mit ihm, ich vermute, daß er in Deutſchland ſozialiſtiſche Anſichten eingeſogen hat. Ich habe ihm alle Aktenſtücke des Prozeſſes zur Verfügung geſtellt, aber er ging an das Studium derſelben mit der vorgefaßten Meinung, daß bei einem Rechtsſtreit zwiſchen einem Gutsherrn und ſeinen Bauern das Recht ſtets auf Seite der letzteren ſein müſſe. Leſen Sie ihm, lieber Herr Tſchuku, ein wenig den Text, und Dich, meine liebe Adele, bitte ich, ſeiner jugendlichen Unbeſonnenheit zu gute zu halten, wenn er Dich durch ein hartes Wort verletzt haben ſollte.“

Madame Fortunat ſprach nichts, aber das nervöſe Zucken um ihre Mundwinkel verriet, wie ſehr ſie die peinliche Scene aufgeregt hatte.

„Geſtatten Sie mir, Herr Fortunat,“ ſagte Tſchuku, indem er ſich erhob, „daß ich Jonel aufſuche, ich will ihn ein klein wenig ins Gebet nehmen, und ich hoffe, daß es meinen Auseinanderſetzungen gelingen werde, ihm eine andere Anſicht über dieſen Prozeß beizubringen. Und Sie, meine ſchöne Dame,“ fügte er lachend hinzu, indem er zu Madame Fortunat trat, ihre weiße Hand ergriff und an den Mund führte, „Sie, meine ſchöne Dame, bitte ich ſehr, unſerem jungen Hitzkopf nicht böſe zu ſein. In Jonel ſteckt ein deutſcher Träumer und dieſe Menſchenſorte hat allerhand eigentümliche Anſchauungen; Jonel wird ſich aber — deſſen ſeien Sie überzeugt — bei uns gar bald die Hörner abſtoßen.“

„Ich will es hoffen,“ ſagte Madame Fortunat.

„Sie ſind für heute nacht unſer Gaſt,“ ſagte Herr Fortunat, „ich dulde nicht, daß Sie heute noch in die Stadt zurückkehren. Und nun will ich Sie in Jonels Stube geleiten, ich wünſche innigſt, daß Ihre Bemühungen bei meinem Sohne von Erfolg gekrönt ſein mögen.“

Tſchuku küßte Madame Fortunat die Hand, erſuchte ſie, Fräulein Florica ſein herzliches Bedauern auszudrücken, daß er ſie nicht habe ſehen können, und verließ darauf in Begleitung des Herrn Fortunat den Salon. (Fortſetzung folgt.)

* * *

by Google

An Wilhelm Jordan,

den Freund, Dichter und Rhapſoden,

zum ſiebenzigſten Geburtstag*).

Sonett.

Oft [illegible] wir und lauſchten [illegible] im Chore,
Dem, junger Greis, Du uns den Nibelungen —
Ich weiß nicht, war's geſprochen, war's geſungen —
Das [illegible] [illegible] [illegible] ſeinem Ohr.

Und öfter noch iſt durch der Augen Thore
Dein Lied ſo groß und doch ſo fein verſchlungen
Aus [illegible] Buch entgegen uns geklungen
Und zwang zu [illegible] Lauf die flücht'ge Hore.

Doch war auch von verſchied'ner Art die Pforte,
Durch deren Bogen uns in Ernſt und Scherz
Beglückt [illegible] Deine Dichterwelt,

Ob Aug', ob Ohr das [illegible] der [illegible],
Ihr fand das Lied doch ſtets und allerwärts
Des deutſchen Volkes dankerfülltes Herz.

Wiesbaden, 24. Januar 1889.

Georg Ebers.

---

*) Ein Lebensbild Wilhelm Jordans ſowie eine eingehende Würdigung ſeiner dichteriſchen Perſönlichkeit ward von [illegible] [illegible] in Jahrg. [illegible] dieſes Blattes Seite [illegible] gegeben.

Meine erſte Rhapſodie.

Von Wilhelm Jordan.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Freund Georg Ebers verrät mir, daß „Ueber Land und Meer" meines ſiebenzigſten Geburtstages gedenken wolle. Zugleich empfiehlt er, auch meinerſeits einen Beitrag zu liefern, eine Lebenserinnerung oder ein Jugendgedicht. So beginne ich denn zu kramen in den wohl ein Menſchenalter lang nicht geöffneten Mappen mit meinen früheſten poetiſchen Verſuchen.

Ach, alles, alles finde ich gar zu jugendlich! Auch heute widerſteht es mir, aus dem jetzt gerechtfertigten ſtrengen Bann zu entlaſſen, was ich, trotz mancher Verſuchung, nicht in Druck zu geben vor vierzig und [illegible] Jahren verſtändig genug war. Doch da liegt nun vor mir ein vergilbtes, an den Rändern ſogar ſchon braunes Heft. Es enthält ein ziemlich umfangreiches erzählendes Gedicht, betitelt „Ragaina" und geſchrieben in eben der Nibelungenſtrophe, welche ich längſt nicht nur zum epiſchen Vortrag ungeeignet erachte, ſondern überhaupt geringſchätze als die an wohllautender Sprachmuſik allerunergiebigſte.

Blätternd überleſe ich hier und dort eine Zeile — und lächle! Die gewählte, an ſich kümmerliche Form iſt zuweilen leidlich erfüllt, wie zum Beiſpiel in einigen Strophen des Eingangs, die ich, natürlich durchaus unverbeſſert, hieher ſetze:

„Seht ihr die alten Mauern dort auf zum Himmel dräu'n!
Sie ſcheinen's zu betrauern, daß durch ihr morſch Geſtein
Die Stürme wiehernd jagen, als wären Geiſter im Streit,
Wo ſich in alten Tagen einſt Saal an Saal gereiht.

Doch wurden viele Steine ſo dauerhaft gefügt,
Daß aus dem [illegible] der Erde, dran ſie liegt,
In dieſem Bau die Vorwelt, das todesbleiche Weib,
Das [illegible] [illegible] emporhält das Haupt und den [illegible] Leib.

Ach weißt das Weib, das bleiche! Mir iſt, als ob ich müßte
Umarmen ihre Leiche, als könnten meine Küſſe
Ihr Auge wieder [illegible], als könnte meine Hand
Den Talisman vernichten, der ſie in Schlaf gebannt."

Den Inhalt aber muß ich teils ſchwach, teils überſchwenglich nennen. An das zur Ruine ausgebrannte und damals noch nicht wieder hergeſtellte Deutſch-Ordens-Schloß zu Ragnit (litauiſch Ragaina) in Oſtpreußen wird eine Erzählung angeknüpft aus dem Kriege zur Unterjochung und Bekehrung der Lithauer. Der junge Poet nimmt mit Uebereifer Partei für die Beſiegten und ihr Heidentum.

Die nun aus der Zeit der Entſtehung und einmaligen Verwendung dieſer knabenhaften Arbeit auftauchenden Erinnerungen bringen zugleich die Einſicht mit, daß die unbedeutende Dichtung gleichwohl von erheblicher Bedeutung für mein Leben geworden iſt.

Einem Enthuſiaſten von herrlichem Gemüt bei ſo harmloſen als oft grillenhaften Liebhabereien, einem Manne, der eines Porträts in beſonderer Novelle ſehr würdig wäre, verdankte ich den jugendlichen Stoff, zugleich die Anſteckung mit jenem, für den geborenen Deutſchen recht wunderlichen lithauiſchen Patriotismus. Er hieß Giſevius und war Lehrer

Dr. Wilhelm Jordan, geboren am 8. Februar 1819.
Nach der Marmorbüſte von Friedrich Schierholz in Frankfurt am Main.

Aus den deutſchen Kolonien in Südbraſilien: Die Kolonie Santa Cruz, von Oſten geſehen.

am Gymnaſium zu Tilſit, unterrichtete aber nur in den unteren Klaſſen. Seine Anſtellung hinderte ihn nicht, ſeine Freundſchaft für mich, den Schüler der Prima derſelben Anſtalt, bis zu einer beinahe demütigen Umkehrung des gebotenen Verhältniſſes zu ſteigern, ſeit ich einige der von ihm aus dem Munde ſingender Mädchen geſammelter lithauiſcher Volkslieder (Dainos) in deutſche Reime gebracht hatte. Nach der Vorleſung der obigen „Ragaina" brach er in maßloſe Bewunderung aus. So gänzlich ohne Urteil war ich doch nicht mehr, um ſein Lob als voll verdient hinzunehmen; doch muß ich bekennen, daß ſeine damalige begeiſterte Prophezeiung eines mir bevorſtehenden großen Erfolges in der Poetenlaufbahn nicht wenig beigetragen hat zu meinem frühzeitigen Entſchluß, allem Brotſtudium zu entſagen und mich nur zum Dichter auszubilden.

Ich wohnte bei einem Verwandten unſerer Familie, Oberlehrer Heidenreich, der auch den deutſchen Unterricht in Prima gab und trotz einer Schwäche ſeines Organs, welche ihm die Ausſprache mancher Konſonanten erſchwerte, Gedichte überaus feinſinnig und wirkſam vorzutragen verſtand.

Die Reinſchrift von „Ragaina", dieſelbe, welche mir jetzt gedruckt vorliegt, war mir einige Tage nach der Vorleſung bei Giſevius vom Pult in meinem Zimmer ſpurlos verſchwunden. Nach langem, vergeblichem Suchen hatte ich mir ſchon das Papier zurecht gelegt, um eine neue anzufertigen.

Um eben dieſe Zeit wurde im Gymnaſium die jährliche Feier des Geburtstages König Friedrich Wilhelms III. vorbereitet. Ich war einer der Primaner, die mit einer Deklamation auftreten ſollten. Als Heidenreich uns aufrief, die Stücke ſelbſt vorzuſchlagen, welche wir zu ſprechen wünſchten, nannte ich Schillers Lied von der Glocke.

„Nein," rief er, „Du wirſt nicht deklamiren von Schiller, ſondern von Jordan, Ragaina. Habe Dein Gedicht gefunden, durchgeleſen und dem Herrn Direktor vorgelegt. Das Lehrerkollegium hat beſchloſſen, Dich Dein eigenes Werkchen vortragen zu laſſen."

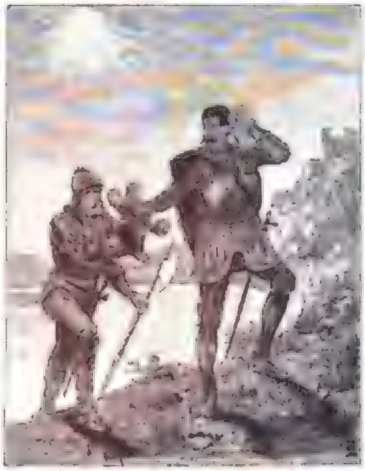
Am 3. Auguſt 1838 alſo trat ich auf mit Ragaina. Frei aus dem Gedächtnis, wie das geboten war, ſprach ich faſt anderthalb Stunden vor mindeſtens vierhundert Zuhörern, unter denen ſich auch meine Eltern befanden. Ich erntete ſo lebhaften Beifall, daß mir der Herausgeber des Tilſiter Wochenblattes, Buchhändler H. Poſt, für mein unreifes Opus zwei Friedrichsdor zu bieten ſo leichtſinnig war, eine Summe, die mir damals ein Kapital bedeutete. Heute noch bin ich ſtolz darauf, daß ich auf den Rat meines Vaters dieſer Verſuchung widerſtand und mein Opus nicht drucken ließ.

Neunundzwanzig Jahre ſpäter, im April 1867, ſtand ich wieder in demſelben Gymnaſialgebäude, an derſelben Stelle, von der aus ich einſt Ragaina vorgetragen, als Rhapſode meiner „Nibelunge". Es ward mir leicht, die große Verſammlung von Heimatgenoſſen und vielen Verwandten mit einem Vorwort bis zu Thränen zu rühren, als ich meiner Deklamation am 3. Auguſt 1838 gedachte und, mit dem Finger deutend auf den Onkel Heidenreich und meinen alten Freund Giſevius, ausrief: „Dort ſitzen, jetzt ſchneeweiß, zwei Männer, die mich ſchon damals gehört."

Nach der Rhapſodie kam der greiſe Giſevius, mir die Hand zu drücken, und flüſterte: „Na, wer hatte recht?"

Vor den Couliſſen

„O Zeus, mächtigſter der Götter, gib mir meine Tochter wieder, ſende ſie in meine Arme! Mein halbes Königreich und Lob und Ehre dem, der ſie mir wieder daher bringt!"


„Hier, trag mir den Löwenhelm, Knappe, die Sonne vom Himmel brennt mir den Leib und der Stahlharniſch iſt wie glühend Erz!"

„Wenn ihr euch in Wahrheit ewige Treue halten wollt, dann geb' ich euch zuſammen fürs ganze Leben; nimm ſie hin!"

„Geh weiter, Ella, dummes Kind! Hier kann ich Dich nicht brauchen. — Hören Sie, Frau, ich jage Sie aus dem Dienſt, wenn Sie mein Töchterchen wieder daher bringen!"

„Gut, daß wir Pelz, Fußſack und Decken mitgenommen haben, das iſt ja ein elender Zug da hinter den Couliſſen und eine Kälte in dem Pappharniſch!"

„Ja, Spaß apart, Kollege, da muß aber doch nun die Treue aufhören, das iſt ja meine Frau!"

und hinter den Couliſſen.

Nach Originalſkizzen von A. v. Fiſchern.

So habe ich denn eigentlich ſchon als neunzehnjähriger Jüngling, freilich ohne ſelbſt das mindeſte davon zu ahnen, den erſten Schritt gethan auf die Schwelle des Berufes, der mich als Rhapſoden meines Nibelungenepos in faſt neunhundert Vorträgen in zweihundertunddreißig Städten um das halbe Erdenrund führen ſollte.

Doch ich darf bei dieſem Bericht vom unbewußten Antritt meines epiſchen Amtes das Beſte nicht vergeſſen.

Unter meinen Zuhörerinnen am Königsgeburtstage 1848 befand ſich auch ein junges Mädchen Namens Emma Steinberg. Damals ſchon, als Primaner, ward ich mit der Sechzehnjährigen einig fürs Leben. Aus Gründen, die man erraten möge, bekommt ſie recht oft und gern den Koſenamen Frau Ute zu hören. So Gott will, werde ich mit ihr nach weiteren fünf Jahren die goldene Hochzeit feiern.

Frauentypen
aus der amerikaniſchen Geſellſchaft.

Von

Ant. Andrea.

(Nachdruck verboten.)

1. Die Schöne.

Welche Geſtalt, wie unbeſchreibliche Schönheit! Sie wohnt Broadway 121, in einem palaſtartigen, mit allem erdenklichen Luxus und Komfort ausgeſtatteten Hauſe, iſt das einzige Kind eines reichen Bankiers zu New-York und heißt Miß Roſalind Wexford. Ihre Geſtalt iſt ſo vollendet ebenmäßig, daß ſie größer erſcheint, als ſie in Wirklichkeit iſt; ſie trägt ſich wahrhaft hoheitsvoll, mit dem edlen Anſtand einer Königin. Hellbraunes, ſanft welliges Haar beſchattet ihre griechiſche, leuchtend weiße Stirn und iſt mit Schildpattnadeln nach der neueſten Mode aufgeſteckt. Ihre langgeſchlitzten Augen unter feingezeichneten dunklen Brauen haben viel Licht, aber wenig Wärme und ſchillern wechſelhaft zwiſchen Meergrün und Veilchenblau. Ihre roten Lippen wölben ſich etwas hochmütig über den beiden perlengleichen Zahnreihen, die beim Sprechen ſelbſtbewußt hervorſchimmern.

Der ſchöne Mund iſt beſtändig zu einem leiſen, kargen Lächeln geöffnet, das im gewöhnlichen Umgang mit Miß Roſalind monoton und reizbar auf die Nerven wirkt, aber jeden Fremden entzückt und im Ballſaal wie im Empfangsſalon eine Macht bedeutet. Ihre breiten, zartgeröteten Wangen haben die Fülle der erſten Jugend; ihre Ohren ſind zwei kleine roſige Muſcheln und die anmutigen Träger eines beſcheidenen Vermögens: zweier echten ſchwarzen Perlen von der Größe einer Haſelnuß.

Ihre Stimme iſt lebendige Muſik, aber aus angeborener Wortkargheit ſpricht Miß Wexford nicht gern, ſondern bedient ſich lieber der Sprache ihrer Zauberaugen und ihres koſtbaren Straußenfedernfächers. Sie beſitzt eine eigene Equipage und eine Loge in den beiden erſten Theatern New-Yorks. Ihrer königlichen Haltung entſprechend, ſind ihre Toiletten fürſtliche Repräſentanten der Pariſer Eleganz und ihres eigenen guten Geſchmacks. Ihr Boudoir gleicht einem mit himmelblauem Atlas ausgeſchlagenen, geſchmückten Behälter für Photographien und Viſitenkarten; dann und wann liegt ein Modejournal auf dem türkiſchen Teppich unter ihren vornehm langen Füßchen, und ein Roman von G. Ohnet oder Montepin auf einem der in Regenbogenfarben ſchimmernden Fauteuils. Sie empfängt meiſt Herrenbeſuch, darunter viele Staatsmänner, und liebt es, daß man bei ihr von Politik ſpricht. In den Zwiſchenpauſen läßt ſie ſich von einigen alten Damen, deren Söhne ſich in Paris ruiniert haben, den Hof machen... Nach Eröffnung der Sommerſaiſon begibt ſich die New-Yorker Belle nach Saratoga, dem großartigſten, faſhionabelſten, koſtſpieligſten Badeort der Vereinigten Staaten, wo die elegante Welt ſich alljährlich ein Stelldichein gibt, blaſierte Lebemänner Zerſtreuungen ſuchen und heiratsſüchtige Damen Eroberungen machen, — wo man alles findet, nur nicht Ruhe und Erholung. Auch hier iſt Miß Roſalind der ſtrahlende Mittelpunkt des geſelligen Treibens; alles dreht ſich um ihre Perſon und ihre Toiletten.

Wie der Komet mit leuchtendem Schweif ſeine Bahnen am Himmel zieht, ſo bezeichnet die Belle auf der Promenade, in dem Kurſaal und der prunkhaften Konzerthalle die ihrige durch ein langes Gefolge von Anbetern und Bewerbern . . .

Zwei Winter hat ſie als unumſchränkte Herrſcherin im „high life“ der New-Yorker Geſellſchaft das Scepter geführt. Ihr Ruf und ihre Schönheit ſtehen im Zenith. Aber Miß Wexford iſt weit entfernt, ſich gedankenlos ihren Triumphen hinzugeben, ſondern vielmehr ernſtlich beſchäftigt, ſich eine ſolide, ihren Anſprüchen angemeſſene Lebensſtellung zu gründen. Sie allein weiß, daß ihr Vater für reicher gilt, als er iſt, daß ihre Gewohnheiten und Neigungen eine unerſchöpfliche Geldquelle erfordern und ihre Schneider- und Juwelierrechnungen ſich ins Unendliche belaufen.

In Saratoga hat ſie die Bekanntſchaft eines reichen Mexikaners gemacht, deſſen Geſundheit durch maßloſe Lebensgenüſſe arg zerrüttet worden iſt. Es iſt ein Mann in mittleren Jahren, der ſeine ſchwindenden Kräfte durch geiſtige Getränke aufrecht zu halten ſucht, — von Anſehen ein vollkommener Gentleman!

Miß Roſalinds Herz iſt unmündig; ihr Verſtand allein führt das Wort. Trotzdem hätte ſie im vergangenen Herbſt beinahe das Unglück gehabt, ſich in einen jungen deutſch-amerikaniſchen Geſandtſchaftsſekretär zu verlieben. Es gingen ihr jedoch noch zur rechten Zeit die Augen auf. Was nützte ihr ein unſchuldig ſchwärmeriſches Herz, wenn man es ihr nicht im Rahmen einer Million zu Füßen legte? Welch ein Unverſtand, ein Eheglück auf dem unſicheren Fundament der Liebe aufzubauen!

Mr. Lewis O'Brigham aus Mexiko hatte freilich kein unſchuldiges, ſchwärmeriſches Herz mehr zu vergeben, aber eine goldene Hand und eine Stellung, die ſelbſt das verwöhnte Auge einer Belle zu blenden vermochten; außerdem waren ſeine geſundheitlichen Verhältniſſe derart, daß ſie ſeiner zukünftigen Gemahlin die Ausſicht auf einen frühen, beneidenswerten Witwenſtand eröffneten . . .

Kurz vor Weihnachten traf Mr. O'Brigham in New-York ein und machte Miß Wexford ſeine Aufwartung. Sie war ſelbſtverſtändlich „ſehr erfreut“, ihn wiederzuſehen, und lud ihn auf den nächſten Tag zum „Dinner“ ein, damit er die Bekanntſchaft ihres Vaters erneuere, der nur einmal flüchtig — während der Anweſenheit ſeiner Tochter — in Saratoga aufgetaucht war. Mr. O'Brigham behauptet, ſich ſeiner in Freundſchaft zu erinnern, hat aber in Wahrheit keine Idee, dem Bankier jemals begegnet zu ſein . . .

Als Mr. Wexford am Abend desſelben Tages bei einer Havanna den „New-York Herald“ lieſt, beginnt Roſalind — ſie hat noch gerade eine halbe Stunde Zeit, ehe ſie ſich zum Ball ankleiden läßt — nachläſſig:

„Pa dear! Ich habe Mr. O'Brigham morgen zum Dinner eingeladen.“

„All right, mein Kind! Wer iſt er?“

„Erinnerſt Du Dich ſeiner nicht mehr? Wir trafen ihn in Saratoga. Er erſchöpfte ſich in Aufmerkſamkeiten gegen mich.“

„Wie hoch ſchätzeſt Du ſein Einkommen?“

„Auf eine Million Dollars — ungefähr.“

„Sehr gut.“

„Hätteſt Du etwas dagegen, wenn ich ihn heiratete?“

„Durchaus nicht; vorausgeſetzt, daß er Dir zuſagt!“

„Ich werde im Frühjahr ſechsundzwanzig. — Er iſt leidend.“

„Well!“

„Allem Anſchein nach — Du verſtehſt! — iſt es eine gute Partie . . .“

Ende der Woche bringt ein Diener in Livree Miß Roſalind einen prachtvollen Korb Treibhausblumen nebſt folgendem Begleitſchreiben:

„Liebe Miß Wexford!

„In der Vorausſetzung, daß Ihnen der eigentliche Zweck meines Hierſeins kein Geheimnis mehr iſt, genehmigen Sie die Verſicherung, daß der Eindruck, den Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit in Saratoga auf mich machten, ſich bei unſerer näheren Bekanntſchaft noch verſtärkt hat und ich mich Ihnen in Zukunft nur mit der Hoffnung auf Ihre Hand nähern könnte. Ich bin in der Lage, meiner Gemahlin ein Jahrgeld von 400,000 Dollars zur Verfügung zu ſtellen und meiner Braut ein Palais in Mexiko, eine Villa in Queretaro, eine Equipage und zwei Reitpferde zum Hochzeitsgeſchenk zu machen. Würden Sie ſich unter dieſen Umſtänden entſchließen können, die Repräſentantin meines Hauſes zu werden, den Platz an meiner Seite — den nur eine Frau aus der großen Welt und mit Ihren Vorzügen meiner Stellung entſprechend auszufüllen im ſtande ſein dürfte — einzunehmen und meiner beſcheidenen Perſon ein feſtes, dauerndes Wohlwollen zuzuwenden, ſo machen Sie zum glücklichſten Menſchen

Ihren unterthänigen Diener
Lewis O'Brigham.“

Miß Roſalinds Antwort fällt, wie der Mexikaner erwartet hatte, zu ſeiner Zufriedenheit aus:

„Geehrter Herr!

„Auf Ihren freundlichen Antrag erlaube ich mir Ihnen zu antworten, daß Sie mir im Laufe unſerer Bekanntſchaft nicht gleichgiltig geblieben ſind, und ich mit Vergnügen Ihrem Beſuch heute abend entgegenſehe. Sie werden mich und meinen Vater allein finden. Mit der Verſicherung meiner Hochachtung freundſchaftlichſt Ihre
Roſalind Wexford.“

Zwei Jahre ſpäter beſuchte Mr. O'Brigham mit ſeiner Gemahlin die Heilquellen von Saratoga. Er hatte merklich gealtert, ſah leidender, hinfälliger als ſonſt aus und verwendete ungemein viel Zeit und Sorgfalt auf ſeine Toilette. Seine Gemahlin iſt die vollendete Modedame — immer ſchön, immer Aufſehen erregend, aber im geheimen grollt ſie zuweilen mit dem Schickſal, ſo früh das Ziel ihrer Wünſche erreicht zu haben. Eine verheiratete Frau — und wäre ſie die jüngſte und ſchönſte — kann nie mehr als Belle in der amerikaniſchen Geſellſchaft figurieren. Mrs. O'Brigham macht ſich ein beſonderes Vergnügen daraus, ihren Gatten zu überzeugen, daß ſie ihm ein enormes Opfer brachte, als ſie ſeine freigebige Nabobhand mit dem verkümmerten Reſt ſeines unbedeutenden Selbſts annahm.

„Ich glaube meinen Shawl im Pavillon liegen gelaſſen zu haben. Möchteſt Du ihn mir holen, Lewis?“

Mrs. Roſalind hält es nicht der Mühe wert, ſich nach ihrem Gatten umzuſehen, der trotz der äußerſten Anſtrengung nicht mit ihr Schritt zu halten vermag. Sie befindet ſich auf der Morgenpromenade in der Mitte zweier ihrer Bewunderer, die mit einander wetteifern, ſie angenehm zu unterhalten.

„Gern, meine Liebe!“ murmelt der erſchöpfte Nabob und begibt ſich keuchend, eine hektiſche Röte auf den eingefallenen Wangen — ſo ſchnell es ſeine kranke Bruſt erlaubt — auf den Rückweg.

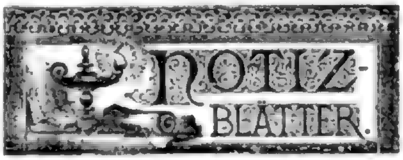
Zwei ſeiner ehemaligen Kameraden, flotte Söhne des Südens und vielbegehrte Heiratskandidaten, winken ihm grüßend zu:

„Wohin ſo eilig, alter Knabe?“

„Meine Frau hat ihren Shawl vergeſſen.“

Mitleidig ſchauen ſie ihm nach.

„Que voulez-vous!“ gibt einer von ihnen ſein mühſam in Paris aufgeſammeltes Franzöſiſch zum beſten: „Wer wie er mit dem Leben fertig iſt, ſollte ſich eines braven, freundlichen Frauenhändchens verſichern, das zu pflegen und zu liebkoſen verſteht und Zartgefühl genug beſitzt, die Laſt ſeiner Millionen nicht ſo öffentlich zur Schau zu tragen wie dieſe New-Yorker Belle.“



Bildende Künſte.

— **Kaiſer Wilhelm II. hat vier eherne Koloſſalſtatuen** bei den Bildhauern Encke und Heinz Hoffmeiſter beſtellt, nämlich vier Soldaten aus der Zeit des großen Kurfürſten und des großen Friedrich, und zwar einen Hellebardier, einen Dragoner, einen Küraſſier und einen Grenadier. Dieſe Statuen ſollen in dem für die kaiſerliche Familie neu hergerichteten Portal des königlichen Schloſſes zu Berlin Aufſtellung finden.

Bühne.

— **Das neue Jahr hat auch neue Stücke auf einzelne** Berliner Bühnen gebracht, aber die launiſche Glücksgöttin, die ſich in die Maske der vox populi hüllt, iſt nur einer dieſer Bühnen wirklich gnädig geweſen, dem Berliner Theater, das am letzten Abend des Jahres mit einem künſtleriſchen Menü ſchloß, indem es Moſers talentvolle Tochter adoptirte. Franz von Schönthan iſt der freundliche Pathe geweſen, der mit ſeinem „Cornelius Voß“ dem Berliner Theater zu neuem Kredit verhalf. Der luſtige Schwank hat viel Heiterkeit erregt und durch ſeine ungemein wirkſame Situationskomik fortdauernd aufs beſte unterhalten. Wir haben über den Inhalt des Stückes ſchon früher gelegentlich ſeiner erſten Aufführung am Hamburger Thaliatheater (Seite 1354) eingehend berichtet, und ſo begnügen wir uns, zu beſtätigen, daß Schönthan in den Schauſpielern des Berliner Theaters die denkbar beſten Bundesgenoſſen gehabt hat, welche den liebenswürdigen Seiten ſeines unterhaltenden Schwankes zu prächtiger Wirkſamkeit verhalfen. Barnay, Haaſe, der den verſchmitzten Kabinetsrat mit entzückender Kleinmalerei ſpielte, Fräulein Odilon, die muntere, und Fräulein Bake die vornehme Salondame, dazu Kraußneck als Herzog und Gr. Stahl als Prinz — alles Kräfte, mit denen jedes Theater „Staat machen“ könnte. — Das Leſſingtheater hat mit etwas Eigenartigem einen — nicht ganz geglückten Verſuch gemacht. Einem Engländer iſt es eingefallen, Goldſmiths „Landprediger von Wakefield“ dramatiſch zu bearbeiten. Mr. Wills — ſo heißt der ſonderbare Kauz — iſt wahrſcheinlich durch den bekannten und hochangeſehenen Künſtler und Direktor Henry Irving veranlaßt worden, das Experiment zu wagen, wie er auch ſchon früher einmal ihm den Goetheſchen Fauſt „zurechtgemacht“ hatte. Als Irving das Stück in London auf die Bühne brachte, erntete es ungeheuren Beifall, zumal die Ausſtattung alles Ordentliche leiſtete. Die Engländer lieben ihren Vicar ſo ſehr, daß ſie es auf den dramatiſchen Inhalt nicht eben ankommen laſſen und ſich ſchon allein an der plaſtiſchen Wiedergabe der ihnen bekannten Scenerie und Figuren erfreuen. In Deutſchland iſt dieſe ergänzende Kunſt der Phantaſie beim Zuſchauer nicht vorauszuſetzen; wenn auch das gebildete Publikum den Inhalt genügend kennt, ſo verlangt es doch Handlung und dramatiſche Verknüpfung der Vorgänge, Aktion bei den Charakteren, kurz, lebendigen Fluß und Bewegung. Alles dieſes fehlt der breit idylliſchen Dichtung, die, anſpruchslos und beſcheiden, ein ſtimmiges Stillleben ſchildert. Es zeigt, wie ſehr leicht ſo erfahrene Dramaturgen wie Poſſart dem Irrtum über den Wert dramatiſcher Erzeugniſſe unterworfen ſind, wenn man erfährt, daß Poſſart das Stück bei einem Gaſtſpiel Irvings in New-York ſah und es ſofort für Berlin geeignet hielt — vermutlich verleitet durch die ihm winkende Rolle des Vicar. Das Stück hat „nichts gemacht“, wie es in der Theaterſprache heißt, obwohl es Poſſart mit dem ganzen Zauber ſeiner lebendig aufleuchtenden und erfriſchenden Phantaſie ausgeſtattet und wirklich reizvolle Genrebilder geſchaffen hatte. Da man annehmen darf, daß die allermeiſten Leſer den Inhalt des Romans kennen, ſo wird ihnen auch begreiflich ſein, warum die Wirkung ausblieb — ja, wie es ſogar kommen konnte, daß das Publikum ſchließlich in lebhafte Heiterkeit ausbrach — trotzdem Poſſart auf der Bühne ſtand. Poſſart iſt ein vorzüglicher Vorleſer, aber ſeine ein wenig eintönig klingende Sprechweiſe konnte „Clitia“ — ſo heißt das Stück nach des Pfarrers Tochter — nicht zum Heile gereichen, und ſo fiel ſie denn dem unerbittlichen [illegible] Schickſal zum Opfer.

— **Der Prinzregent von Bayern hat mittels allerhöchſten** Handſchreibens an Frau Coſima Wagner das Protektorat über die Bühnenfeſtſpiele zu Bayreuth übernommen.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Eine für die Schiffahrt wichtige Erfindung hat den** Amerikaner H. B. Coz zum Schöpfer, der dieſelbe kürzlich einer Anzahl von Regierungsbeamten zu Waſhington vorführte. Der Apparat, welcher von Coz „Lifetophon“ getauft worden iſt, ſoll in erſter Linie zum Feindmelden auf See bei Nebel dienen und bietet die Möglichkeit, ohne jegliche andere Verbindung als die atmoſphäriſche Luft ein Geſpräch bis auf 7 Kilometer Entfernung zu führen. Ganz ſchwache Schallwirkungen, wie zum Beiſpiel das Ticken einer Uhr, waren bis auf 120 Meter vernehmbar. Der Erfinder hat zur Vollendung und praktiſchen Probe ſeiner Erfindung vier Monate — auf einem ihm zu dieſem Zweck zur Verfügung geſtellten Tankſchiff — zur See zugebracht und hat bei der Herſtellung des Apparates das phyſikaliſche Geſetz der ſogenannten ſympathetiſchen Vibrationen, wo dieſe in verwandter Form beim Mitklingen gleichgeſtimmter Inſtrumente oder bei gleichnamigen Stimmgabeln in Erſcheinung treten, als Grundlage benützt. Zur kommerziellen Ausbeutung der Coz'ſchen Erfindung iſt in New-York bereits eine Geſellſchaft mit einem Kapital von zwei Millionen Dollars gegründet worden, deren Arbeiten [illegible] ſich nur auf Nordamerika beſchränken.

— **Die angeſehenſten jüdiſchen Blätter in Amerika haben** eine Bewegung eingeleitet, welche die Verlegung des Sabbath auf den chriſtlichen Sonntag bezweckt. Dieſelben ſagen, daß die heilige Schrift einen Ruhetag in der Woche andeute, ohne dieſen Tag ausdrücklich zu bezeichnen. Es ſei nun nicht abzuſehen, warum der Ruhetag der Juden nicht mit dem der Chriſten zuſammenfallen und warum nicht ſtatt des Sonntag als jüdiſcher Ruhetag gelten ſolle, wenn die Vorſicht gebraucht würde, einmal den Sonnabend und Sonntag hintereinander als Ruhetag zu feiern, ſo daß der nächſte Tag der Wochenrunde wieder auf den Sonntag fallen könnte. Bei dem praktiſchen Sinne der Amerikaner iſt ein Erfolg der erwähnten Bewegung nicht unwahrſcheinlich.

— **Die große Münzenſammlung des verſtorbenen Prinzen** Alexander von Heſſen iſt durch teſtamentariſche Verfügung heſſiſches Landeseigentum geworden und wird im Darmſtädter Muſeum Aufſtellung finden. Der Prinz hatte ſeit ſeinem zwölften Lebensjahre mit Eifer und mit großem Glück Münzen geſammelt und mit den Jahren auch ein reiches Wiſſen im Fache der Münzenkunde erworben, das er in einem umfangreichen Katalog zu ſeiner Sammlung niedergelegt hat.

— **Kardinal Haynald in Budapeſt hat ſein Herbarium** im Werte von mehr als 100,000 Gulden dem ungariſchen Landesmuſeum zum Geſchenk gemacht.

— **Einen koſtbaren Schatz der altklaſſiſchen Litteratur hat** das Louvremuſeum zu Paris erworben, nämlich eine Rede des Hypereides, des berühmten Zeitgenoſſen und Freundes des Demoſthenes. Revillout, der zweite Konſervator des Muſeums, hat die Rede in Oberägypten auf einem Papyrus entdeckt und dieſelbe für ſein Inſtitut angekauft. Revillout hat über den wertvollen Fund in der Akademie der Inſchriften eine Abhandlung verleſen und erzählt, daß die aufgefundene Rede des Hypereides den Reden des Demoſthenes nichts nachgibt. Die Veröffentlichung des Textes wird in nächſter Zeit erfolgen.

— **Die Oxforder Bibliothek, die „Bodleiana“, zählt gegenwärtig** eine halbe Million Bände, und noch ſind die jährlichen Neuanſchaffungen von Büchern ganz ungeheure. Noch größere Bibliotheken der Welt ſind einzig das Britiſche Muſeum, die Nationalbibliothek in Paris, die königliche Bibliothek in Berlin, die kaiſerliche Bibliothek in St. Petersburg und die Hof- und Staatsbibliothek in München.

— **In der Hauptſtadt Japans, Tokio, wird eine neue, große** Sternwarte errichtet und Profeſſor Terao zum Leiter ernannt.

— **Eine Gletſcherbakterie entdeckte L. Schmelck zu Chriſtiania** in dem Gletſcherwaſſer des in dem weſtlichen Teile von Norwegen gelegenen Gletſchers Joſtedalsbræ. Bei den mit dieſem Waſſer angeſtellten Kulturverſuchen traten zahlreich und allein die Kolonien einer Bakterienart zur Entwicklung, welche einen grünen fluoreszierenden Farbſtoff bilden. Die Bakterien haben die Geſtalt kleiner, beweglicher Stäbchen und ſind bezüglich ihrer Wachstumsverhältniſſe dem Bacillus fluorescens liquefaciens ähnlich. Schmelck knüpft an ſeine Entdeckung den Gedanken an, daß das Vorkommen dieſer Bakterienart in den Gletſchern mit der eigentümlich grünen Farbe des Gletſcherwaſſers in Zuſammenhang zu bringen ſei.

— **In der Thalebene von Antiochia bis Maraſch (Nordſyrien),** welche einſt den Hethitern gehörte, wurde ein künſtlicher Hügel aufgedeckt. Man fand einen großartigen Torbau mit 40 bildneriſchen Reliefs, ſämtlich in ihrer urſprünglichen Lage. Im Thorwege hatte die jetzt zuſammengeſtürzte Koloſſalſtele [illegible] des Königs Aſarhaddon (681—668) von Aſſyrien, Vaters des Sardanapal, geſtanden. Die darauf eingegrabenen Keilſchriften erzählen Aſarhaddons Krieg gegen Aegypten. Gegen die Mitte des Hügels zu wurden die erſten Spuren der Palaſtanlage bloßgelegt. In der Nähe befinden ſich noch etwa 30 ähnliche Hügel. Aufgefundene altaramäiſche Inſchriften und hethitiſche Reliefs weiſen auf ehemals dort gelegene Palaſtbauten hin.

Natur.

— **Ein Rieſenfaultierſkelett (Megatherium) iſt, wie Profeſſor** Burmeiſter der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften mitgeteilt hat, in Buenos Aires vollſtändig ausgegraben worden. Der Fund iſt für die zoologiſche Wiſſenſchaft beſonders wertvoll, weil ihr nun zum erſtenmal ein vollſtändiges Skelett zugänglich wird und dadurch die Möglichkeit gegeben iſt, das Megatherium im Syſteme der Tierwelt beſſer einzuordnen. Das erſte, aber unvollſtändig erhaltene Skelett eines Megatheriums wurde gerade vor einem Jahrhundert in Braſilien ausgegraben und befindet ſich gegenwärtig im Madrider Muſeum.

— **Nicht weniger als 24,910 Stück Hamſter ſind im Jahre** 1888 auf den Feldmarken der Stadt Quedlinburg gefangen und getötet worden.

— **Während die Gewinnung von Bernſtein bisher nur** an der oſtpreußiſchen Küſte (Samland) und zwar dort in größerem Maßſtabe betrieben wurde, iſt nun auch in Weſtpreußen, im Forſt Heubude, in der Nähe von Danzig, eine Bernſteingräberei eröffnet worden, nachdem zahlreiche Funde vermuten ließen, daß im dortigen Boden große Schätze [illegible].

— **Ungefähr 2000 Werſt von Jakutsk, hinter den Tundren,** 200 Werſt vom Eismeer entfernt, entdeckte ein Eingeborener im vergangenen Sommer ein Mammut. Das Tier lag in einer Thalſenkung bei einem kleinen Fluß; nur die Stirn und ein Ohr waren ſichtbar, beide vollkommen erhalten und mit Haut bedeckt. Gleichzeitig ſoll noch ein anderes Mammut am Ufer des Jeniſſei, 600 Werſt von Jeniſeisk, aufgefunden worden ſein.

— **Eine großartige Tropfſteinhöhle iſt im Kanton Bern** nahe der franzöſiſchen Grenze entdeckt worden, etwa 200 Fuß tief unter der Erde. Dieſelbe macht bei entſprechender Beleuchtung einen wunderbaren Eindruck, indem eine Anzahl herrlicher Kriſtalle in dem weiten Raume blitzt. Die Länge der Grotte wird auf 1600 Meter, die bedeutende Breite auf 600 Meter geſchätzt; die Höhe wechſelt zwiſchen 20, 15, 10 und 4 Meter. In der Mitte enthält die Grotte einen etwa 25 Quadratmeter großen Teich.

— **Der verhältnismäßig größte Teil der Geſamtfläche** Europas iſt noch von Forſten und Holzungen bedeckt: in Schweden, dem europäiſchen Rußland und Oeſterreich mit 39,7 beziehungsweiſe 36,9 und 32,6 Prozent, denen ſich Ungarn, Deutſchland und Norwegen mit 28,4 beziehungsweiſe 25,7 und 24,5 Prozent anreihen. Mit einem nur unerheblich von einander abweichenden Prozentſatze von 19,9 beziehungsweiſe 19,6, 19,0, 17,7 und 17,0 folgen alsdann Serbien, Belgien, die Schweiz, Frankreich und Spanien, ferner mit 15,2, 13,1 und 12,3 Prozent Rumänien, Griechenland und Italien, während Holland, Portugal, Dänemark und England mit nur 7,0 beziehungsweiſe 5,3, 4,8 und 4,0 Prozent als die waldärmſten Länder zu bezeichnen ſind.

— **Die Mengen Gold, welche die verſchiedenen Länder der** Erde erzeugen, kann man nach folgenden ſtatiſtiſchen Angaben abſchätzen. Im Jahre 1885 betrug allein das in Kalifornien gewonnene Gold 11,570 Kilogramm (= 31,600,000 Mark), Kanada lieferte 1617 Kilogramm, Kolumbia 5012 Kilogramm, Braſilien 2000 Kilogramm, Mexiko 1434 Kilogramm, Argentinien 118 Kilogramm, Chile 245 Kilogramm. Die Goldlieferung Kaliforniens wird noch bei weitem übertroffen durch diejenige Auſtraliens, und zwar hat 1885 die Kolonie Victoria allein Gold im Werte von 68,000,000 Mark geliefert = 19,028 Kilogramm. Sehr groß iſt auch der Goldreichtum des ruſſiſchen Bodens, beſonders im aſiatiſchen Rußland (Altai-Gebiet), er betrug im Jahre 1884 32,629 Kilogramm Gold. Von den Ländern Europas bringt Ungarn am meiſten Gold hervor, doch wird es nicht als Freigold, ſondern meiſt aus Kieſen gewonnen; im Jahre 1884 4,500,000 Mark. Die Goldgewinnung auf der geſamten Erde betrug im Jahre 1862 etwa 200,000 Kilogramm (= 700,000,000 Mark), im Jahre 1882 nur noch 177,000 Kilogramm (= 473 Millionen Mark). Aus dieſer großen Verminderung der Goldproduktion und der Einführung der Goldwährung im deutſchen Reiche begründet ſich die Thatſache, daß Gold gegenwärtig wirklich das wertvollſte Metall der Erde iſt und höher im Preiſe ſteht als zum Beiſpiel das viel ſeltenere Edelmetall Platin.

Sport.

Kaiſer Wilhelm erlegte auf der Jagd in Bückeburg 15 Hirſche und 3 Sauen. Darunter befanden ſich 5 Vierzehn- und 8 Zwölfender.

Die preußiſche Geſtütverwaltung wird in dieſem Jahre 200,000 Mark für den Ankauf von Pferden und 119,000 Mark zur Errichtung eines neuen Landgeſtüts bei Brandenburg im Regierungsbezirk Königsberg verwenden.

— **In der großen Steeplechaſe zu Nizza, Preis 20,000** Franken, ſiegte über 4400 Meter [illegible] „Le Sorbier“ im Kanter mit 10 Längen vor „Lutz“ und 4 anderen, darunter der Favorit „Trident“, welcher als Vierter folgte.

— **Zwei Pferde eines deutſchen Sportsman — Simons —** „[illegible]“ und „[illegible]“ [illegible]

— **Bei dem großen Taubenſchießen zu Monte Carlo** gewann den Grand prix du Caſino von 20,000 Franken ein ganz junger Engländer, R. Tate, der zum erſtenmal an dem großen Kampfe teilnahm, mit 19 Treffern, während der Belgier Cederes mit 17 Treffern unter 18 Schüſſen als Zweiter, der Italiener Guidicini als Dritter und der Franzoſe Journu als Vierter ſiegten.

— **Das Wettrudern der Univerſitätsmannſchaften von** Oxford und Cambridge iſt für dieſes Jahr auf den 30. März feſtgeſetzt.

— **Die Meiſterſchaft im Kunſtlauf auf dem Eiſe haben** die deutſchen Eisläufer auch in dieſem Jahre wieder nach Oeſterreich wandern, wohin ſie der vorjährige Sieger Korper abermals aus Hamburg entführte. Korper ſiegte auch in der Kunſtlaufkonkurrenz in Berlin.

Denkmäler.

Das großartige Denkmal, das dem verſtorbenen König Johann von Sachſen in Dresden auf dem Theaterplatz errichtet wird, ſchreitet rüſtig ſeiner Vollendung entgegen. Der mächtige Unterbau ſteht bereits fertig, und ſchon werden einzelne Teile des koloſſalen Pferdes hinaufgeſchafft. Meiſter Johannes Schilling, der Schöpfer des Denkmals, hofft, daß dasſelbe im nächſten Mai enthüllt werden kann gelegentlich der großen Feſte, zu denen das Königreich ſich rüſtet, um die achthundertjährige Herrſchaft des Hauſes Wettin in ſeinem Stammland, der Mark Meißen, zu feiern.

— **Das großartige Grillparzermonument, das im Wiener** Volksgarten ſeinen Platz finden wird, iſt nun vollendet und der öffentlichen Beſichtigung zugänglich geweſen. Den Hauptteil des Denkmals bildet die in einer ſäulengetragenen Niſche ſitzende Marmorſtatue des großen Dramatikers, zu beiden Seiten ziehen ſich im Halbkreiſe Marmorflügel, die auf ihren einzelnen Feldern Darſtellungen aus einer Anzahl Grillparzerſcher Dramen ſchmücken. Die Statue des Dichters, in vornehmer Haltung im Lehnſtuhl ruhend, iſt ein Werk Profeſſor Kundmanns; die ſich je 2 Meter großen Reliefs ſchuf Profeſſor Rudolf Weyr; der architektoniſche Teil der umfangreichen Geſamtanlage rührt von Baron Haſenauer her.

— **Das Preisgericht für das Grimmdenkmal in Hanau** hat den erſten Preis zuerkannt dem Entwurf des Akademiedirektors Wieſe in Hanau, den zweiten jenem des Profeſſors Eberlein in Berlin und den dritten jenem des Profeſſors Eberle in München.

Geſtorben.

— Oekonomierat J. F. [illegible], bedeutender Landwirt, erſt Pächter der Staatsdomäne [illegible], dann [illegible] Verwalter, 1880 bis 1889 Abgeordneter für Leonberg, 1868 bis 1870 Mitglied des Zollparlaments, am 25. Dezember, in Stuttgart.

— O. Löhnis, Leiter des deutſchen Handelsvereins in Berlin, dem es zum Teil zu verdanken iſt, daß deutſches Kapital und deutſche Induſtrie begonnen haben, ſich dem Gebiete der wirtſchaftlichen Entwicklung der Türkei und Kleinaſiens zuzuwenden, 65 Jahre alt, am 23. Dezember, in Berlin.

— Karl Lempertz, Teilhaber und Leiter der bekannten Antiquariatsfirma J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) in Köln, ein erfahrener Kenner auf den verſchiedenſten Gebieten der Kunſt, 43 Jahre alt, Anfang Januar, in Köln.

— Karl Ed. Jehmlich, königlich ſächſiſcher Hoforgelbauer, Inhaber der rühmlichſt bekannten Orgelbauwerkſtätte in Dresden, 64 Jahre alt, am 7. Januar, in Dresden.

Graf Roland [illegible] von [illegible], einer der hervorragendſten [illegible], 45 Jahre alt, am 7. Januar, in [illegible].

— Profeſſor Karl Offterdinger, Maler, als Illuſtrator von Jugendſchriften rühmlichſt bekannt, am 10. Januar, in Stuttgart.

— Karl Fekete, Direktor der ungariſchen Landestaubſtummenanſtalt in Waitzen, hervorragender Schulmann, der ſich um die Umgeſtaltung des ungariſchen Taubſtummenweſens ſehr verdient gemacht hat, 67 Jahre alt, am 11. Januar, in Waitzen.

— Franz von Tellio, königlich bayeriſcher Staatsrat im ordentlichen Dienſt, bis in die letzte Zeit im Miniſterium des Innern thätig, 82 Jahre alt, am 13. Januar, in München.

— Dr. Jachmann, Pächter des Gutes Kobulten im Kreis Ortelsburg, früher Inhaber und Oberredakteur des „Neuen Elbinger Anzeiger“ (jetzt „Altpreußiſche Zeitung“) und früheres Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, 79 Jahre alt, am 13. Januar, in Königsberg.

— Geheimer Medizinalrat Dr. Werner Naſſe, ordentlicher Profeſſor der Pſychiatrie an der Univerſität Bonn und Direktor der rheiniſchen Provinzialirrenanſtalt, hervorragender Irrenarzt, 66 Jahre alt, Mitte Januar, in Bonn.

— Alfred Graf [illegible], Dom- und Kapitelherr des fürſtlichen Hoch- und Erzſtiftes zu Olmütz, geiſtlicher Rat und Konſiſtorialbeiſitzer des Wiener Konſiſtoriums, 77 Jahre alt, Mitte Januar, in Olmütz.

— Karoline Gräfin von Waldbott-Baſſenheim, geborene Prinzeſſin von Oettingen-Wallerſtein, Gemahlin des Standesherrn und erblichen Reichsrats im Königreich Bayern, Grafen Hugo Philipp von Waldbott-Baſſenheim, 64 Jahre alt, Mitte Januar, in München.

— Auguſt Andreae-Goll, bis vor kurzem Chef des alten Bankhauſes Joh. Goll & Söhne, hervorragender Vertreter der Frankfurter Finanzwelt, 72 Jahre alt, Mitte Januar, in Frankfurt am Main.

— Oliver Ditſon, bekannter amerikaniſcher Muſikverleger, 77 Jahre alt, Mitte Januar, in Boſton.

Profeſſor Ludwig Herrig, bekannter Sprachforſcher, Lehrer der neueren Sprachen an der Kriegsakademie und bei dem Kadettenkorps in Berlin, Begründer des Archivs für neuere Sprachen und der „Geſellſchaft für neuere Philologie“, 72 Jahre alt, am 17. Januar, in Berlin.

— Daniel Straub, bedeutender Induſtrieller Württembergs, Gründer der Maſchinen- und ſpäteren Württembergiſchen Metallwarenfabrik, ſowie der Maſchinenfabrik in Geislingen, 73 Jahre alt, am 17. Januar, in Geislingen.

— Ahmed Eſad Effendi, Scheich-ül-Islam, der höchſte geiſtliche Würdenträger der Türkei, am 15. Januar, in Konſtantinopel.

Friedrich Graf von Monts, kaiſerlich deutſcher Admiral, 56 Jahre alt, am 19. Januar, in Berlin (vergl. S. 424).

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wilhelm Jordan „Die Sebalds“ in neuer Auflage!

In neuer Auflage iſt in unſerem Verlage erſchienen:

Die Sebalds.

Roman aus der Gegenwart von

Wilhelm Jordan.

Zweite, durchgeſehene Auflage.

(Erſtes und Zweites Tauſend.)

2 Bände. Preis geh. M. 10.—; fein in Leinwand geb. M. 12.—

Jordan iſt ſeinem [illegible] „Nathan“ [illegible]. Er ſteht ganz auf dem Boden der Ueberzeugung [illegible] der Religion der höchſten und edelſten Humanität.
Voſſ. Zeitung, Berlin.

Möge der vom edelſten Willen getragene und in ſtarken Tönen vorgetragene Mahnung [illegible] Hoheit des Chriſtentums [illegible].
Evangeliſches [illegible].

Das Buch bietet ein [illegible] Bild, [illegible] Roman der letzten Jahre. Ein Hauch der [illegible] Humanität [illegible] über der einfachen Handlung. Ein Werk, das man niemals gern und nicht ohne Genuß auch zweimal lieſt.
Kölniſche Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Aus den deutſchen Kolonien in Südbraſilien.

Von

Herman Soyaux.

(Hiezu das Bild Seite 430.)

I.

Der Blick des deutſchen Volkes iſt ein ſchärferer geworden, ſeit Blut und Eiſen die einzelnen Stämme in mächtigem Ringen gegen feindliche Gewalt zuſammengeſchweißt; nicht mehr träumeriſch ſchweift er in die Ferne, nicht mehr grübelnd und ſuchend allein durchwandert er die Erdräume, wie es nur des Wiſſens Schätze bereichern kann: ſondern nationalwirtſchaftliche Beweggründe veranlaſſen ihn, über die Grenzen des alten Vaterlandes und weite Ozeane zu ſchauen und nachzuſpüren, wo ſich Raum und Gelegenheit für Bethätigung arbeit- und lohnſuchenden Strebens biete. Oft ſchon erzählten uns Reiſende von den Heimſtätten ausgewanderter Landsleute in fremden Reichen, aber dieſe Erzählungen klangen in uns nur wehmütig klingende Saiten an, als wir uns noch ausſchließlich Preußen und Bayern, Schwaben und Sachſen nennen lernten. Heute aber begegnen ſich die zielbewußten Blicke des Deutſchen daheim und des Deutſchen überm Meer; wir ſuchen unſere Brüder im fremden Lande und ſinnen, wie wir ſie an uns ketten in gemeinſamen Intereſſen, und jene freuen ſich an der kraftvollen Schöne ihrer Heimat, die ihnen in der Fremde eingeborenen Stämmen gegenüber Halt und Stolz verleiht. Tauſende und Millionen zogen über das Weltmeer, um ſich zu Nutz und Frommen fremder Staatengebilde ein neues Heim zu gründen; in allen Weltteilen dieſſeits und jenſeits der beiden [illegible] bildeten ſich deutſche Gemeinden in ausdauernder Koloniſationsthätigkeit, und niemals mehr als in der Gegenwart, da Deutſchland in die Reihe der kolonialen Mächte eintrat, drängt ſich uns die unabweisbare Pflicht auf, unſere Söhne und Brüder da draußen genauer kennen zu lernen, ihre Entwicklung und die Bedingungen zu erforſchen, unter denen ſie dort hauſen.

Nicht das unwichtigſte Stück Deutſchlands iſt es, welches unſerem Auge bei einem Umblick über den Erdball in Südamerika entgegentritt; auch dort trugen deutſche Treue, deutſcher Fleiß und Ausdauer reiche Früchte und am zahlreichſten und mächtigſten unbeſtritten in den ſüdlichen Teilen des großen ſüdamerikaniſchen Kaiſerreichs. Einige Hunderttauſende deutſchen Stammes leben dort, ſäen im Schweiße ihres Angeſichts, aber ernten auch reichlich der Arbeit Lohn und gedeihen; mehr noch als das, ſie leben dort nach deutſcher Art und ſprechen ihren heimiſchen Dialekt ſo unverfälſcht, als ob ſie nie über die Grenzpfähle ihres engeren Vaterlandes hinausgekommen wären. Wer wie ich das Glück hatte, jahrelang durch die deutſchen Bauernkolonien der ſüdbraſilianiſchen Provinz Rio Grande do Sul zu reiten und überall nur deutſchem Brauch und deutſchem Wort bei deren kräftigen Bewohnern zu begegnen, der muß ſtolz ſein auf dieſes Deutſchland über dem Meere.

Einſichtsvoll erkannte der erſte Kaiſer von Braſilien, Dom Pedro I., deſſen Gemahlin eine deutſche Kaiſerstochter, Maria Leopoldina von Oeſterreich, war, daß die Zukunft jenes ungeheuren, bevölkerungsarmen Reiches nur in europäiſcher Einwanderung zu ſuchen war; und nicht zum geringſten Ruhme gereicht es dieſem Herrſcher, daß er ſich bemühte, beſonders deutſche Familien in ſein Land zu ziehen. Waren ſchon in der portugieſiſch-kolonialen und vorkaiſerlichen Zeit Deutſche in einigen nördlicheren Provinzen, Eſpirito Santo, Bahia, Rio de Janeiro, angeſiedelt, ſo hat doch Dom Pedro I. durch die Gründung der erſten deutſchen Kolonie in der ſüdlichſten Provinz Rio Grande das bedeutſamſte kolonialhiſtoriſche und volkswirtſchaftliche Kapitel erzielt, weil dieſelbe in der Folge den Keimpunkt für zahlreiche andere Bauernkolonien bildete. Die Kunde von dem Gedeihen der Anſiedler von São Leopoldo zog tauſende von Deutſchen hinüber.

Im Jahre 1824 trafen die erſten, durch einen Major Schäffer geworbenen deutſchen Familien, 126 Seelen ſtark, in Porto Alegre, der Provinzialhauptſtadt, ein und wurden auf der kaiſerlichen Domäne Feitoria velha, wenige Meilen von der genannten Stadt entfernt, angeſiedelt. Noch heute leben dort Koloniſten, welche damals als Kinder einwanderten; ſie erzählten mir, mit welchen Mühen und Schwierigkeiten ſie anfangs zu kämpfen hatten, wie auch nachläſſige Beamtenwirtſchaft und grobe Fehler in der Verwaltung ſie geſchädigt hatten, wie aber deutſcher Fleiß und Ausdauer doch alle Hinderniſſe überwunden und ſie anfangs langſam, dann aber auf dem Erreichten weiterbauend, ſchneller zu behäbigem Wohlſtand gelangt ſeien. Weitere Nachſchübe von Einwanderern aus allen Teilen Deutſchlands, beſonders den Rheinlanden, Weſtfalen, Mecklenburg, Oldenburg, Heſſen und der Pfalz folgten, ſo daß im Jahre 1850 ſich bereits eine auch durch Geburten ſchon anſehnlich vermehrte Bevölkerung von faſt 12,000 Köpfen in São Leopoldo zählen ließ. Von der zuerſt beſiedelten Feitoria velha aus, welcher ſich dann ein zweites Krongut, die Eſtanzia velha, anſchloß, wurden die benachbarten Staatsländereien in Angriff genommen; in den Urwald des nahen Serrahanges ſchoben ſich die mit Bauerngütchen beiderſeits beſetzten Schneiſen (Pikaden); in São Leopoldo ſelbſt, auf dem Gebiet der Domäne, vereinigte ſich eine geſchloſſenere Anſammlung von Wohnſtätten, die zur Stadt erhoben wurde und den Mittelpunkt des geſamten, 1854 zum Munizip gemachten Kolonienterrains bildet. Kaum zwei Meilen von São Leopoldo entfernt, entſteht jetzt ein neues Städtchen, Novo Hamburgo, oder als „Hamburger Berg“ im ganzen Lande bekannt. Seither hat ſich die Bevölkerungszahl mehr als verdreifacht, und in dem freundlichen Städtchen São Leopoldo hauſen etwa 4000 Einwohner, bekannt und geſchätzt wegen ihrer regen Gewerbethätigkeit, die ſich beſonders auf Lederinduſtrie erſtreckt. Aber nicht allein zu materiellem Wohlergehen brachten es die Anſiedler, ſondern den Bemühungen deutſcher Prediger und Lehrer iſt es auch gelungen, für Pflege des Geiſtes und Gemütes in deutſchen Kirchen, Schulen und Penſionaten Sorge zu tragen.

Bald begannen auch andere Kreiſe ſich für Koloniſationsangelegenheiten zu intereſſieren, und zunächſt ahmte die Provinzialverwaltung das Beiſpiel der Zentralregierung von Rio de Janeiro nach. Im Jahre 1849 begründete ſie die ſchnell aufſtrebende Kolonie Santa Cruz am Rio Pardo, 1857 die Kolonien Neupetropolis in einiger Entfernung von São Leopoldo und Santo Angelo im Quellgebiet des Jacuhy, 1859 diejenige von Mont' Alverne und manch andere mehr. Bei den ſichtbaren Erfolgen dieſer ſegensreichen Thätigkeit war es kein Wunder, daß ſich bald auch die kaufmänniſche Spekulation auf dieſem Felde bemerkbar machte, und ſo entſtanden im Jahre 1850 die Privatkolonie Mundo Novo am Rio dos Sinos, 1858 Teutonia im Gebiet des Taquary und São Lourenço im Süden der Provinz, in den Bergen der Serra dos Tapes. — Die Thätigkeit der Regierungen und Privaten war und iſt mit dieſen Gründungen noch nicht erſchöpft; in zahlreichen anderen Kolonien leben jetzt etwa 100,000 Menſchen deutſchen Stammes in jener Provinz. Nur die hervorragenderen Anſiedlungsgruppen erwähnten wir, in denen viele Tauſende jetzt wohlhabender Deutſcher wohnen, welche als arme Schelme ihr Vaterland verließen, von ihren Verwandten mit Reiſegeld unterſtützt wurden und in den meiſten Fällen den Kaufpreis für ihre Landſtücke erſt im Lauf der Jahre langſam abbezahlten. Wer heute dieſe Familien in den waldreichen Flußthälern der Serra geral aufſucht, wird in ihnen die Leute nicht wiedererkennen, die vor Jahren mit winzigem Gepäck in Hamburg, Bremen oder Antwerpen an Bord der Auswandererſchiffe gingen. Er wird ſelbſtbewußte Männer, frohgelaunte, arbeitſame Frauen und auffällig reichen Kinderſegen finden. Die Hausfrau wird ihn durch ihr meiſt einfaches, aber in ſeiner Solidität, Behäbigkeit und Sauberkeit ſchmuckes Heimweſen geleiten, der Mann aber ihm ſtolz ſeine Kartoffel-, Bohnen-, Mais-, Reis-, Tabaksfelder, ſeinen ſtattlichen Viehſtand, ſeine wohlgemäſtete Schweineherde zeigen und ihm die Ländereien aufzählen, die er ſorgſam bereits für ſeine Kinder erworben hat. Nach meinem Dafürhalten ſpiegelt ſich die natürliche Geſundheit der materiellen Verhältniſſe in dieſen deutſchen Bauernkolonien am beſten in dem Umſtande wieder, daß man dort reichen Kinderſegen mit Wohlhabenheit für gleichbedeutend hält.

Schauen wir uns nun einmal eine deutſche Kolonie etwas näher an. In den Thälern des Rio Pardo-Flußſyſtems, nördlich vom Mittellauf des lagunenſpeiſenden Jacuhy dehnt ſich in zahlreichen Pikaden, die bereits auch zum Munizip erhobene Kolonie Santa Cruz mit dem Hauptſtädtchen gleichen Namens hin. Aus den waldigen Bergen führen die Schneiſen, beiderſeits von Bauernanſiedlungen eingerahmt, auf den „Stadtplatz“ zu. Urſprünglich als Grenzlinien für ganze Reihen von Kolonieſtücken in den Wald hineingeſchlagen, wurden dieſe Pikaden allmählich zu teilweiſe ſchon vollkommenen, teilweiſe aber noch im Argen liegenden Straßen erweitert, und die ihnen zur Orientierung beigelegten Namen bezeichnen nun auch die Kolonielagen, welche durch ſie mit dem Hauptort verbunden ſind.

Graf von Monts, Viceadmiral und kommandierender Admiral.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

Admiral Graf Monts.

Im beſten Mannesalter auf der Höhe ſeiner Schaffenskraft iſt am 19. Januar abends 8½ Uhr der Chef der Admiralität, der kommandierende Admiral Graf Monts, in Berlin verſchieden. Nur ſehr kurze Zeit iſt es ihm vergönnt geweſen, an der Spitze unſerer ſo kräftig emporblühenden jungen Seemacht zu ſtehen; aber ſchon die wenigen Monate haben genügt, um zu zeigen, daß eine bewährte Kraft, die ihrer ſchwierigen Aufgabe vollkommen gewachſen war, die Leitung des einſtigen Schmerzenskindes der deutſchen Nation übernommen hatte. — Alexander Karl Louis Graf von Monts de Mazin wurde geboren zu Berlin am 9. Auguſt 1832 als Sohn des 1870 in Liegnitz verſtorbenen königlich preußiſchen Generalleutnants z. D. Alexander Grafen von Monts und der 1866 verewigten Antoinette, geborene von Poerz. Mit 17 Jahren trat der junge Graf am 29. November 1849 als Kadett zweiter Klaſſe in den Dienſt der damaligen königlich preußiſchen Marine. Nachdem er die Marineſchule zu Stettin beſucht hatte, machte er bereits im Jahr 1851 ſeine erſte größere Reiſe, die ihn nach Braſilien und den Küſten La Platas führte. In die Heimat zurückgekehrt, vollendete er ſeine ſeemänniſche Erziehung an Bord der „Barbaroſſa“ und ſpäter auf dem jetzt nicht mehr beſtehenden Marineinſtitut in Berlin. 1854 trat er ſeine zweite größere Fahrt an, deren Ziel wiederum Braſilien war, und nahm dann noch in demſelben Jahre unter Prinz Adalbert an den kriegeriſchen Operationen im Mittelmeer teil. 1854 erfolgte die Ernennung des Grafen zum Fähnrich, worauf derſelbe allerdings nur kurze Zeit in der engliſchen Marine Dienſte that. 1855 und 1856 finden wir ihn wieder in Braſilien. Im November des letztgenannten Jahres wurde er Leutnant zur See zweiter Klaſſe und als ſolcher zur Matroſendiviſion nach Danzig kommandiert. 1857 ernannte ihn die Marineverwaltung zum Mitglied der Schiffskommiſſion. In den nächſten Jahren machte er die preußiſche oſtaſiatiſche Expedition mit und nahm, im März 1864 zum Kapitänleutnant befördert, auf der „Loreley“ an dem Seegefechte bei Jasmund im däniſchen Kriege teil. In den Jahren 1865 und 1868 führte ihn der Dienſt nach Weſtindien. Während dieſer Zeit war er auch zum Korvettenkapitän emporgerückt und ſtieg nun raſch im Avancement weiter. 1872 wurde er mit der Leitung der Verſuchsſchiffabteilung betraut und kommandierte 1873—1875, ſeit 1874 als Kapitän zur See, das Artillerieſchulſchiff. Von 1875 bis 1877 unternahm er als Kommandant auf der „Vineta“ eine Reiſe um die Welt. Das Jahr 1878 brachte ihm beinahe den Tod, als das ihm unterſtellte Panzerſchiff „Großer Kurfürſt“ an der Küſte von England ſcheiterte. Bei dieſer entſetzlichen Kataſtrophe hat ſich Graf Monts als unerſchrockener Seemann und Führer glänzend bewährt. Mit eigener Lebensgefahr rettete er mehrere ſeiner Matroſen aus den Wellen und verließ als letzter das dem Untergange geweihte Schiff. Vom Kriegsgerichte wurde er auch von jeder Schuld an dieſem Unglück freigeſprochen. 1883 wurde er Chef der Marineſtation der Nordſee unter gleichzeitiger Verleihung des Titels eines Contreadmirals, und am 16. Auguſt desſelben Jahres erhielt er den Rang eines Contreadmirals. Am 5. Juli 1888 erfolgte dann unter Belaſſung in ſeiner Stellung als Chef der Nordſeeſtation ſeine Ernennung zum kommandierenden Admiral und ſtellvertretenden Admiralitätschef.

Mit dem Verſtorbenen iſt einer der intelligenteſten und tüchtigſten Offiziere der deutſchen Marine zu Grabe gegangen, und gerade in dem Augenblicke, wo an unſere junge Seemacht zum erſtenmal durch die Kolonialbeſtrebungen ernſtere und größere Aufgaben herantreten. Ein reiches Feld für die Bethätigung ſeiner ſeemänniſchen Talente wäre dem Grafen Monts gewiß in der nächſten Zukunft geboten worden. Aber wenn auch das Schickſal ihm nur ganz kurze Zeit vergönnt hat, einen maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der deutſchen Kriegsflotte auszuüben, ſo wird doch der Name dieſes deutſchen Admirals, der aus der Marine ſelbſt hervorgegangen iſt — ſeine beiden Vorgänger, Stoſch und Caprivi, gehörten bekanntlich der Infanterie an — immer an erſter Stelle mit genannt werden in der Geſchichte der deutſchen Seemacht. Noch auf dem Sterbebette iſt ihm die Allerhöchſte Anerkennung ſeiner Verdienſte durch die Verleihung des Roten Adlerordens erſter Klaſſe mit Eichenlaub zu teil geworden.

Lotterieziehungen im Monat Januar.

Am 2. Stadt Bordeaux 100-Franken-Loſe à 3 % vom Jahre 1863, 8080 Stück, jedes Los à 100 Fr., zahlbar am 1. Mai 1889 (51. Ziehung). — Deutſche Hypothekenbank (Meiningen) Prämienpfandbriefe à 4 % vom Jahre 1871, höchſter Preis 36,000, niedrigſter 100 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1889 (19. Ziehung). — Donauregulierung 100-Gulden-Loſe à 5 % vom Jahre 1870, höchſter Preis 60,000, niedrigſter 100 fl., zahlbar am 10. Januar 1889 (19. Ziehung). — Hamburger 50-Thaler-Loſe à 3 % vom Jahre 1866, 1250 Stück, jedes Los à 60 Thaler, zahlbar am 1. März 1889 (23. Ziehung). — Sachſen-Meininger 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1860, Prämienziehung am 1. Februar. — Madrider 100-Franken-Loſe à 3 % vom Jahre 1869, höchſter Preis 100,000, niedrigſter 200 Fr., zahlbar am 1. Juli 1889 (61. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loſe vom Jahre 1861, höchſter Preis 50,000, niedrigſter 48 Fr., zahlbar am 1. Juli 1889 (85. Ziehung). — Oeſterreichiſche 250-Gulden-Loſe à 4 % vom Jahre 1854, Prämienziehung am 1. April. — Oeſterreichiſche Kredit 100-Gulden-Loſe vom Jahre 1858, höchſter Preis 150,000, niedrigſter 200 fl., zahlbar am 1. Juli 1889 (115. Ziehung). — Raab-Grazer 100-Thaler-Loſe à 4 % vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. April. — Am 2. Stadt Krakau 50-Gulden-Loſe à 4 % vom Jahre 1860, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 50 fl., zahlbar am 10. Januar 1889 (29. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Franken-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 50,000, niedrigſter 50 Fr., zahlbar am 1. Juli 1889 (79. Ziehung). — Am 14. Stadt Bari 100-Franken-Loſe vom Jahre 1869, 25 Stück, jedes Los à 150 Fr., zahlbar am 1. Juli 1889 (79. Ziehung). — Ruſſiſche 100-Rubel-Loſe à 5 % vom Jahre 1864, höchſter Preis 200,000, niedrigſter 500 Rubel, zahlbar am 14. April 1889 (48. Ziehung). — Ruſſiſche 100-Rubel-Loſe à 5 % vom Jahre 1864, 4600 Stück, jedes Los à 125 Rubel, zahlbar am 14. April 1889 (48. Ziehung). — Am 15. Stadt Genf 100-Franken-Loſe à 3 % vom Jahre 1869, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 110 Fr., zahlbar am 15. Februar 1889 (80. Ziehung). — Niederländiſche Komm.-Kredit 100-Gulden-Loſe à 3 % vom Jahre 1871, höchſter Preis 20,000, niedrigſter 100 Gulden, zahlbar am 15. Auguſt 1889 (52. Ziehung). — Waldſtein-Wartenberg 20-Gulden-Loſe vom Jahre 1847, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 30 fl., zahlbar am 15. Juli 1889 (78. Ziehung). — Salm-Reifferſcheid 40-Gulden-Loſe vom Jahre 1855, höchſter Preis 40,000, niedrigſter 60 fl., zahlbar am 15. Juli 1889 (73. Ziehung). — Stadt Augsburg 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. März.

Lotterieziehungen im Monat Februar.

Am 1. Belgiſche Kommunal 100-Franken-Loſe à 3 % vom Jahre 1868, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1889 (84. Ziehung). — Stadt Bukareſt 20-Franken-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 10 Fr., zahlbar am 5. März 1889 (38. Ziehung). — Finnländer 10-Thaler-Loſe vom Jahre 1868, Prämienziehung am 1. Mai. — St. Genois 40-Gulden-Loſe vom Jahre 1855, höchſter Preis 50,000, niedrigſter 65 Gulden, zahlbar am 1. Auguſt 1889 (48. Ziehung). — Köln-Mindener 100-Thaler-Loſe à 3½ % vom Jahre 1870, höchſter Preis 55,000, niedrigſter 110 Thaler, zahlbar am 1. April 1889 (37. Ziehung). — Sachſen-Meininger 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1870, höchſter Preis 4000, niedrigſter 8 Gulden, zahlbar am 1. Mai 1889 (52. Ziehung). — Oeſterreichiſche 500-Gulden-Loſe à 5 % vom Jahre 1860, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Paris 400-Franken-Loſe à 3 % vom Jahre 1855/60, höchſter Preis 100,000, niedrigſter 500 Fr., zahlbar am 1. März 1889 (63./64. Ziehung). — [illegible] 50-Franken-Loſe vom Jahre 1860, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 50 Franken, zahlbar am 1. Mai 1889 (57. Ziehung). — Türkiſche 400-Franken-Loſe à 3 % vom Jahre 1870, höchſter Preis 300,000, niedrigſter 400 Fr., zahlbar am 1. März 1889, 28 % (114. Ziehung). — Am 15. Stanislaus 20-Gulden-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 25 fl., zahlbar am 15. Auguſt 1889 (38. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loſe vom Jahre 1870, höchſter Preis 200,000, niedrigſter 50 Fr., zahlbar am 20. Auguſt 1889 (82. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loſe vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Los à 100 Franken, zahlbar am 20. Auguſt 1889 (82. Ziehung).

Schach.

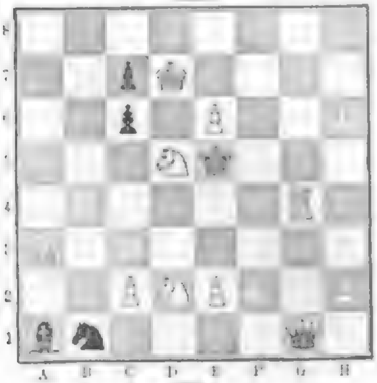
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 492.

Von Max Feigl in Wien.

Zweiter Preis im Problemturnier von „Yenowine's News".

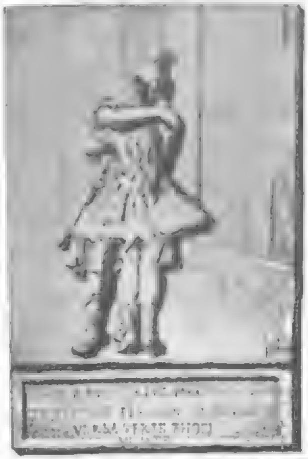
Schwarz.



Weiß.

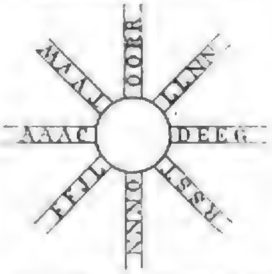
Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Rätſelhafte Inſchrift.



Wir ſind in der angenehmen Lage, den Leſern unſerer Zeitſchrift die Kopie eines ſehr wohl erhaltenen Steinreliefs vorzulegen, welches in der Nähe von Rom kürzlich ausgegraben und von einem unſerer Mitarbeiter an Ort und Stelle abgezeichnet wurde. Die Tafel iſt 80 cm hoch und 50 cm breit und jedenfalls nur deshalb ſo wohl erhalten, weil ſie in einen anderen feſten Stein eingelaſſen und oben durch eine dicke Steinplatte zugedeckt war. Sie ſtellt, was man aus der Inſchrift erſehen kann, den römiſchen Dichter Naſo vor (das A heißt jedenfalls auctor und Ovid. abgekürzt Ovidius ſein Vorname). Er iſt im Begriff, im Tempo maximo fliehend, Abſchied von einem Mädchen zu nehmen, das, ſeiner Toilette nach zu urteilen, wohl eine Tänzerin geweſen ſein mag. Daß Naſo in Uniform erſcheint, iſt leicht erklärlich, da er bekanntlich Reſerveoffizier war und der Abſchied von der Jungfrau bildet ohne Zweifel eine Szene vor ſeiner Verbannung nach Pontus ab. Bekanntlich wählte Ovid das reiche Gebiet der Liebe zum Gegenſtand ſeiner (erotiſchen) Dichtungen (wir erinnern nur an die Heroiden ſowie an ſeine drei Bücher Amores). Im höchſten Grade rätſelhaft und die Inſchrift der Tafel ſchließlich, namentlich die Abkürzung des Namens des heiligen Antonius ſowie die Worte milli (mille) pro anno, alſo jährlich 1000, ſowie endlich das vice verſa und die Erwähnung der griechiſchen Landſchaft Phocis. Wir würden ſehr dankbar ſein, wenn uns ein Gelehrter den Sinn und die Bedeutung der Inſchrift mitteilen wollte, da wir nicht einmal vermögen, dieſelbe mit der bildlichen Darſtellung in Einklang zu bringen.

Geographiſches Sternrätſel.



Iſt die richtige Ordnung der Buchſtaben in der vorſtehenden Figur gefunden, und in die Mitte der zugehörige, bei jedem der vier Wörter gleiche fünfte Buchſtabe gefunden und eingeſtellt, ſo erhält man die Namen von vier nordamerikaniſchen Städten.

Auflöſung des Anagramms Seite 385:

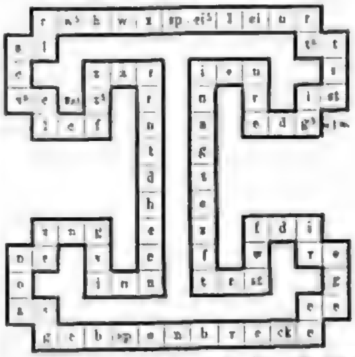
Damenbrett	Lauterbach
Eliſabeth	Schubert
Rheingold	Turandot
Berlioz	Urtheil
[illegible]	Dalmatien
Theater	Eigennutz
Thurmbläſer	Nachtigall
Ehrenpreis	Taſtenlied

Der Bettelſtudent.

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 385:

Iſt einer eine Memme, ſitzt er ſtets in der Klemme.

Auflöſung des Auszählungsrätſels Seite 365:



1) Von dem „a", auf das f, a, l, e, n folgt, geht man aus. 2) Der fünfte Buchſtabe wird gezählt. 3) Der Spruch lautet: „Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge ihres weiſen Zweckes, und allzu ſtraff geſpannt zerſpringt der Bogen."

Briefmappe.

T. H. in K. b. B., Poſen. 1) Der Vorſteher der Deutſchen [illegible], Herr [illegible] in Schwerin i. M., wird Ihnen gerne ſachverſtändigen und gewiſſenhaften Rat erteilen. 2) Da würden Sie ſchon die Dinge ſelbſt einem Sachkundigen vorlegen.

Paul D. in Wien. Wir möchten glauben, daß dieſe Auflöſung jedenfalls zu großen Wert beanſprucht, um ſo mehr, als bei einem ſo bekannten Text die ganze Löſung gefunden iſt, ſobald man einen Satz entziffert hat und dann der [illegible] Apparat [illegible] wollen.

K. M. in W. (Baden). Unſere Entgegnung, aber ungenügende Form. Ablehnung von derartigen mangelhaft einlaufenden Korreſpondenzen [illegible].

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Neuer Abonnent in Linz a. D. Was Sie bei Ihrem Verſuche geſehen haben, iſt der ſogenannte „[illegible]" [illegible] des Näheren verweiſen wir Sie auf die [illegible] unſerer Beilage [illegible] lung zu Nro. 14 auf Seite [illegible]

[illegible]

Cl. Gr. in Dresden. [illegible]

Abonnent — „Elza". [illegible]

Ceratio R. in Wilhelmshaven. [illegible]

[illegible]

Alte Dame in Salzburg. [illegible]

[illegible]

Einer Abonnentin in Amerika. [illegible]

[illegible]

A. B. in Moskau. Der Vorſitzende des deutſchen Schriftſteller-Verbandes Herr [illegible] Schmidt, Berlin W., [illegible] 67, wird Ihnen gern jede gewünſchte nähere Auskunft ertheilen.

[illegible]

Langjährige Abonnentin [illegible]

R. H. in Heiligenſtadt. [illegible]

Eine Kaſſlerin. [illegible]

G. Gr. in [illegible]. [illegible]

[illegible]

Geſundheitspflege.

[illegible]

Redakteur: Otto Baiſch [illegible]
[illegible]: Otto Baiſch.

Ausſchließliche [illegible]
Berlin: [illegible] von „Ueber Land und Meer" (NW., [illegible])
Wien: [illegible] von „Ueber Land und Meer" [illegible]
Budapeſt: Moritz [illegible]
München: [illegible] Schwarz [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] — Zum [illegible] Geburtstag des Königs Oskar von Schweden [illegible] — Der erſte [illegible] — Literatur. — Aus der Kinderſtube [illegible] — [illegible] Roman aus Kamerun von Maria [illegible] — Zu Wilhelm Jordan, dem Freund, Dichter und [illegible] Geburtstag. Gedicht von Georg Ebers. — [illegible] von Wilhelm Jordan. — [illegible] aus der amerikaniſchen [illegible] — Notizblätter. — Aus den deutſchen [illegible] in Südweſtafrika, von Herman Crönig. — [illegible] Graf [illegible] — [illegible] — Schach. — [illegible] — [illegible] — [illegible] — Briefmappe.

Illuſtrationen: Oskar II., König von Schweden und Norwegen [illegible] — [illegible] Gemälde von Richard Groß. — [illegible] Originalzeichnung von [illegible] — Bilderſpieler, Gemälde von [illegible] — Auf Leben und Tod. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner. — [illegible] — Von den Couliſſen und [illegible] nach Originalſkizzen von [illegible] — Graf [illegible]

Der Bazar.

Illuſtrirte Damenzeitung.

Alle 8 Tage eine reichilluſtrirte Nummer.

Abonnementspreis: M. 2.50 vierteljährlich.

Inhalt der Nrn. 5 u. 6:

Mode: [illegible] — Garnituren [illegible] — [illegible] — Kleid für junge Mädchen. — [illegible] — Röcke und [illegible] — Taillen und Mantillen. — Schürzen und Kleider für Mädchen von 3–6 Jahren. — Kleider für Mädchen von 12–14 Jahren. — [illegible] Knaben von 11–13 Jahren [illegible]

Handarbeiten: [illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible] — Decken [illegible]

Hierzu doppelſeitiger Schnittmuſterbogen.

Unterhaltung: [illegible]

Wirthſchaftliches: [illegible]

Hierzu kolorirtes Stahlſtich-Modenbild „[illegible]".

[illegible] Rudolf Moſſe [illegible] **Anzeigen** Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung.
[illegible] Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg [illegible] Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

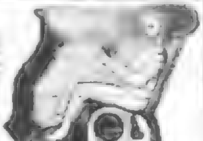
Stottern [illegible]

Erſparniſſe [illegible] Strickwollen, Zock- u. Decken-Wollen [illegible] engl. Kammgarn, Zephyr u. [illegible] [illegible]
Paul Hoffmann, Ruhenne a. Rh.

Raſche Orientirung [illegible]

Anerk. muſtergiltig [illegible] Pianos [illegible]

[illegible] für jeden Haushalt [illegible]
heizbare Badeſtühle
[illegible]
Koch & Teichmann, Berlin N., Friedrich-Str. [illegible]
Fabrik heizbarer Badeſtühle u. Badewannen [illegible]
Viele Anerkennungsſchreiben



Erſtes Masken- und Theaterkoſtüm-Atelier und Verleihinſtitut Deutſchlands
Telegramm-Adreſſe: Grohekoſtüm.
von
J. J. Grohe,
Inhaber: Gebr. Kiehl
Berlin W., Friedrichſtr. [illegible]
Gegründet 1861.
Fernſprecher: Amt II. [illegible]
[illegible]

Möbelſtoffe
Abgabe jeden Maaſses
in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren in jeder Preislage.
═ Spezialität: Lasting-Monopole! ═
Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.
Abgabe jeden Maasses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

Glas-Schreibfedern
3 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken
von **GUSTAV PICKHARDT** in **BONN.**

Das Vogtl. Verſandt-Haus
[illegible]

[illegible]

[illegible]

In kurzer Zeit eine [illegible]
Fachbildung
und [illegible] Stellung.
Buchführung, Correſpondenz, Rechnen, Comtoirkunde, [illegible] [illegible] F. Simon, [illegible] Berlin [illegible]

[illegible]
BUCHFÜHRUNG
[illegible]

[illegible] Portraits [illegible]
[illegible] Hommel in [illegible] — Frankfurt a. M.

Hervorragende [illegible] Novität.
Die Zuckerharnruhr, Diabetes,
ihre Urſache und dauernde Heilung von Med. Dr. [illegible] in Carlsbad [illegible]

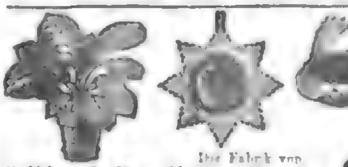
Anerkannt beſtes Putzmittel der Welt.
Man achte genau auf Firma u. Schutzmarke.

Carneval.
Prächtige [illegible] **Masken-Kostüme** [illegible]
Cotillon-Touren und Ball-Orden,
[illegible]
Bonner Fahnenfabrik (Hof-Fahnenfabrik) in Bonn am Rhein.

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl:
Cotillon- Gegenstände, als komische Kopfbedeckungen, Orden, [illegible]
und
Carneval- [illegible] u. s. w.
spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
u. Gefässe dafür in Majolica, Holz, Messing etc.

Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass jede Schachtel die Fabrikmarke „verschlungene Hände" trägt, welche man beim Einkauf stets speziell verlangen wolle.

MEY'S STOFFKRAGEN

zeichnen sich besonders durch **Dauerhaftigkeit, Billigkeit, Eleganz u. bequemes Sitzen und Passen** aus.

Mey's Stoffkragen sind mit Webstoff vollständig überzogen und infolge dessen von Leinenkragen nicht zu unterscheiden.

Mey's Stoffkragen werden nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, man trägt also immer neue, tadellos passende, elegante Kragen und Manschetten. Angabe der gewünschten Kragen- u. Manschettenweite notwendig.

Beliebte Façons.

Lincoln B
Umschlag 5 cm breit
M. 0.55 pr. Dtzd.

Herzog
[illegible] cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Costalia
enorm hochstehender Kragen, ausserordentlich schön und bequem am Halse sitzend, Umschlag 7½ cm breit
M. 0.85 pr. Dtzd.

Franklin
4 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Goethe
[illegible] ca. 5 cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

Albion
ca. 5 cm hoch
M. 0.70 pr. Dtzd.

Wagner
Breite, 10 cm
M. 1.20 pr. Dtzd. Paar.

Schiller
[illegible] ca. 4½ cm hoch
M. 0.60 pr. Dtzd.

✢ Wiederverkaufs-Stellen von Mey's Stoffkragen ✢
befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, und sind durch Plakate in den Schaufenstern erkenntlich. Ausserdem können Mey's Stoffkragen auch bezogen werden durch das

Versand-Geschäft Mey & Edlich
Leipzig-Plagwitz

Der illustrirte Katalog über „Mey's Stoffwäsche" wird auf brieflichen Verlangen an Jedermann gratis und portofrei gesandt.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
[illegible] Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten etc. [illegible] Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao etc. [illegible]

Feines
Tafelgeflügel
[illegible]
Victor Haydecker,
[illegible], Ungarn.
[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER
[illegible]
M. Beetham & Son, [illegible]

[illegible]

Serien-Loos-Gesellschaft.
[illegible]
Julius Weil,
Bankgeschäft.
München.

Die Stiftung
von Zimmermann'sche Naturheilanstalt
bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Leberleiden, Frauenkrankh., Rheumatismus, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis [illegible]

Dr. med. Lahmann's SANATORIUM
(Naturheilanstalt) auf
Weisser Hirsch bei Dresden
[illegible]

Kurbedürftige erhalten gratis u. frko. d. Prospekt d. [illegible] Kuranstalt [illegible]

Dr. med. Haupt,
Kurhaus für Nervenkranke u. Erholungsbedürftige
Tharandt bei Dresden.
[illegible]

[illegible]
W. Kirchmann, [illegible]
[illegible], Cottbus.

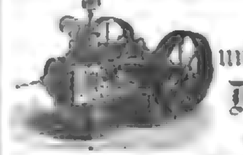
Tausende
[illegible] 17 Marken versendet Buchdr. A. [illegible] in Stuttgart franko die Sammlung [illegible]

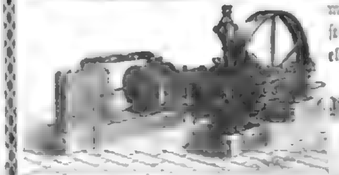
Specialität. – Vorzügliche
Tisch- und Tafelweine
[illegible]
J. F. MENZER,
[illegible]

BADISCHE WEINE

TAMAR INDIEN GRILLON
[illegible]
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, [illegible]





Compound- und schnelllaufende Dampfmaschinen
von 12–200 Pferdekräfte mit gleichmäßigstem Gange für elektrisches Licht und Fabrikbetrieb.
Menck & Hambrock,
Ottensen
bei Hamburg.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung für Damen-Wäsche.

Façon [illegible]
Négligé-Jacke von Piqué-Barchent.
[illegible]
Grösse I. M. 2.40.
„ II. „ [illegible]
„ III. „ [illegible]

Façon 11.
Hemd mit geradem Bündchen.

Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge	96	105	112 Cm.
Halsbündchen-Weite	74	[illegible]	90 „

Dowlas. Qual. 60.
[illegible]
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 1.70 1.90 [illegible]
[illegible]
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 1.80 1.90 [illegible]

Façon 29.
Hemd mit Schneppenkoller.

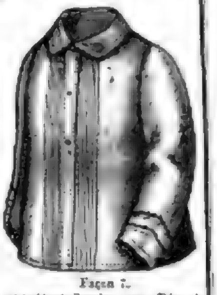
Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge	95	105	112 Cm.
Ausschnitt-Weite	80	88	95 „

Starkfädiges Elsasser Haustuch. Qual. 66.
Besatz: Handlanguette in vorzüglichster Ausführung.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 3.50 3.75 4.—

Façon 28.
Hemd mit geradem Bündchen.

Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge	96	105	112 Cm.
Ausschnitt-Weite	75	85	90 „

Elsasser Haustuch. Qual. 78.
Kurze Aermel.
Besatz: Handlanguette in vorzüglichster Ausstattung.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 4.— 4.25 4.50.



Façon 7.
Négligé-Jacke von Piqué prima.
Besatz: Handlanguette.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 4.25.
„ II. „ 4.50.
„ III. „ 4.75.

Façon 21.
Hemd mit Koller.

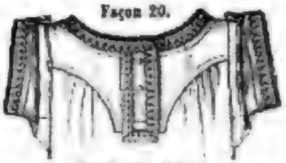
Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge	96	105	112 Cm.
Ausschnitt-Weite	80	87	95 „

Elsasser Haustuch. Qual. 71.
Besatz: Stickerei.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 3.10 3.30 3.50.

Façon 40.
Fältchenhemd.

Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge	94	105	115 Cm.
Ausschnitt-Weite	80	87	95 „

Elsasser Haustuch. Qual. 71.
Besatz: Leinene Spitzen.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 3.25 3.50 3.75.

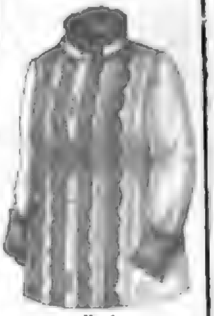


Façon 20.
Hemd mit Koller.

Grösse	I.	II.	III.
Rumpflänge	94	105	112 Cm.
Ausschnitt-Weite	78	83	90 „

Elsasser Haustuch. Qual. 67.
Zwickelärmel. Besatz: [illegible]
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 3.— 3.25 3.50.

Nr. 3.
Frisir-Jacke von Shirting.
Hamburger Spitze und Einsatz.
Weite Aermel.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 4.10.
„ II. „ 4.30.
„ III. „ 4.50.



Nr. 6.
Frisir-Jacke v. Piqué 124.
Besatz: Gute Zwirnspitze.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 5.25.
„ II. „ 5.50.
„ III. „ 5.75.

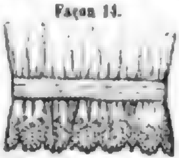
Damen-Beinkleider.

Façon 12.
Köper. Qual. 104.
Besatz: [illegible]
Preis per Stück:
Grösse I. M. 2.60.
„ II. „ 2.75.
„ III. „ 2.90.

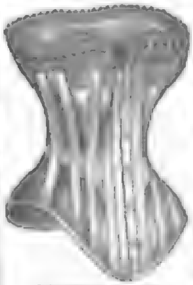
Façon 29.
Elsasser Haustuch. Qual. [illegible]
Besatz: Handlanguette.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 2.10.
„ II. „ [illegible]
„ III. „ [illegible]

Façon 15.
Shirting. Qual. 52.
Besatz: [illegible]
Preis per Stück:
Grösse I. M. 3.—
„ II. „ 3.20.
„ III. „ 3.40.

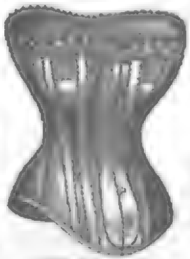
Façon 29a
Cord-Barchent.
Besatz: [illegible] in vorzüglichster [illegible]
Preis per Stück:
Grösse I. M. 3.25.
„ II. „ 3.50.
„ III. „ 3.75.



Façon 14.
Elsasser Haustuch. Qual. 71.
Besatz: Stickerei.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 3.—
„ II. „ 3.20.
„ III. „ 3.40.



Uhrfeder-Corset.
Nr. 52. 30 Cm. hoch.
Feiner écrufarbiger Satindrell.
[illegible]
Taillenweite: [illegible] Cm.
Per Stück M. 3.50.



Uhrfeder-Corset.
Nr. 10. 33 Cm. hoch.
Dunkelbronce melirt Drell.
[illegible]
Taillenweite: [illegible] Cm.
Per Stück M. 5.—

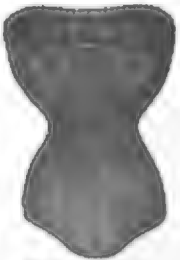
Nr. 59.
Estremadura-Corset
(Handarbeit)

Grösse	1	2	3	4	5
Höhe ca.	13	15	18	21	23 Cm.
Weite ca.	33	43	47	51	57 Cm.
Passend f. d. Alter von	1–2	2–3	3–4	4–5	5–6 Jahren.
In weiss das Stück M.	—.80	1.20	1.50	1.80	2.25.
In [illegible] d. Stück M.	—.90	1.30	1.60	2.—	2.40.

Aus bestem Material gefertigt. In folgenden Grössen vorräthig:

Nr. 59.

Nr. 22. 37 Cm. hoch.
Schwarz Lasting. [illegible] Elastic [illegible]
Taillenweite: 50, 52, 56–60 Cm.
Per Stück M. 6.—



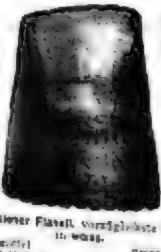
Nr. 23. 37 Cm. hoch.
Schwarz mel. Drell. [illegible]
Taillenweite: [illegible] Cm.
Per Stück M. 3.50.

Nr. 35. 17 Cm. hoch.
Grau oder weiss Drell.
Taillenweite: 48, 50–60 Cm.
Per Stück M. 1.25.

Flanell-Anstands-Röcke.

Die Flanell-Anstands-Röcke sind solid gearbeitet und mit schönen Languetten versehen.

Vorräthig in 3 Qualitäten.



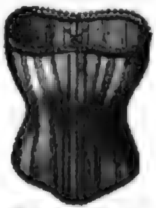
Qual. F. Reinwollener Flanell, vorräthig in [illegible]
mittel: ca. 77 Cm. lang, „ 160 „ weit, M. 5.50.
gross: ca. 85 Cm. lang, „ 165 „ weit, M. 6.00.

Qual. G. Halbwollener Flanell, vorräthig in weiss, [illegible]
mittel: ca. 77 Cm. lang, „ 160 „ weit, M. 5.75.
gross: ca. 85 Cm. lang, „ 165 „ weit, M. 6.75.

Qual. H. Reinwollener Flanell, vorzüglichste Qualität, vorräthig in weiss.
mittel: ca. 77 Cm. lang, „ 160 „ weit, M. 7.50.
gross: ca. 85 Cm. lang, „ 165 „ weit, M. 8.75.

Wir verwenden nur solide Stoffe u. liefern sämmtliche **Wäsche-Gegenstände** in saubester und tadelloser Arbeit.
Lieferung vollständ. Braut-Ausstattungen.

Unser **Special-Catalog** über **Frauen- und Kinderwäsche**, welcher portofrei und unberechnet versandt wird, enthält hierüber Ausführliches.



Nr. 36. 25 Cm. hoch.
Grau Drell.
Taillenweite: 48–60 Cm.
Per Stück M. 1.75.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Über Land und Meer.

№ 20.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Harte Herzen.

Erzählung
von

Anton Freiherrn von Perfall.

Mit Originalzeichnungen von R. E. Kepler.

(Schluß.)

Des andern Tages wurde Quirin verhaftet. Die ganze Einwohnerſchaft war vor der Poſt verſammelt, als ſie den unglücklichen, gebrochenen Mann gefeſſelt herausführten. Die blutige That, welche die meiſten nur vom Hörenſagen kannten, ſtand wieder in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit vor aller Augen.

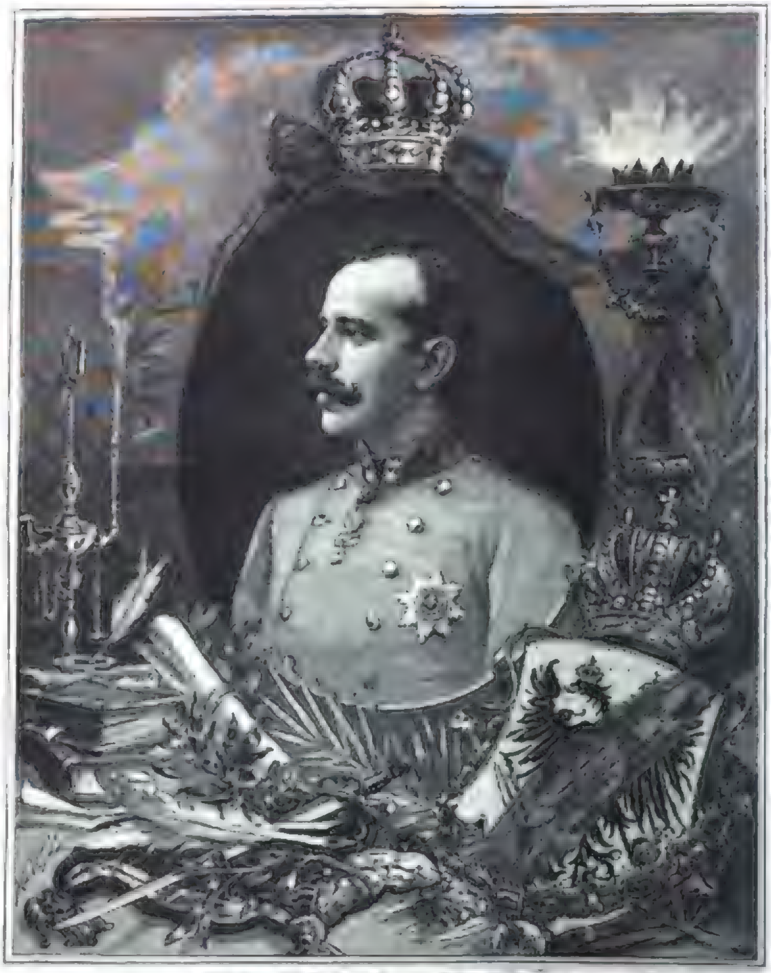
Heftige Drohworte wurden laut gegen Dominik und Cenz, die Nachkommen der Mörder; auch auf ihnen lag die Schmach, der Fluch, ſie durften nicht mehr geduldet werden in der Klauſen. Und als Cenz furchtlos ſich unter der Hausthüre zeigte, wurde ſie mit Schmähungen überhäuft. Der lang gehegte Haß gegen die Stolze brach jetzt bei allen durch. Cenz ſchien ſie gar nicht zu hören, dasſelbe hochmütige Lächeln lag auf ihren Zügen, als habe ſich nichts ereignet.

Sogar der alte Wimbacher ſchauderte vor dieſer Rache des Himmels, die er ſo oft erfleht; ſie riß ihn ſelbſt in ihren Strudel. Die Schande ſeines Hauſes lag ſchwer auf ihm.

Wie der Doktor Lindner gefürchtet, kam es jetzt. Von allen Seiten wurden Forderungen erhoben, Gelder gekündigt.

Der Einſturz vollzog ſich. Zwei Wochen darauf war das Wimbacher Anweſen zur gerichtlichen Verſteigerung ausgeſchrieben. Cenz und Dominik ſahen dem allem gleichmütig entgegen, ihr Bleiben war ja doch nicht mehr hier. Der alte Wimbacher hatte alles Peter geſchrieben, ſeiner einzigen Hoffnung.

Auch dort ſchlug die furchtbare Nachricht wie ein Blitz zwiſchen beide Ehegatten. Lies erblickte in dem erſten Schrecken in dieſer blutigen Schuld, die auch ſie ſtreifte, eine tiefe Kluft ſich öffnen zwiſchen ihr und Peter, ſorgenvoll betrachtete ſie den tief erſchütterten Mann. Jetzt war die Stunde gekommen, in deren Rückerinnerung eine Titanenkraft ruht, wie er damals geſagt, und ſie wirkte, dieſe Kraft. Peter ſchien die Beſorgnis ſeiner Frau zu ahnen, und als ſie, ängſtlich zu ihm aufſchauend, fragte: „Wirſt Du die Enkelin des Verbrechers ebenſo lieben?“ entgegnete er faſt erzürnt:



Erzherzog Rudolf, Kronprinz von Oeſterreich-Ungarn.

Das Bruſtbild nach einer photographiſchen Aufnahme von Victor Angerer in Wien vom [illegible] Dezember 1888.

„Lies, das ſind wieder Klauſener Gedanken von Erbſünde, Haß und Fluch. Es gibt nur eine Schuld, die in uns ſelber liegt — nur einen Fluch, die eigene böſe That — alles andere ſind Ausgeburten des Wahnſinns, Schandflecke der menſchlichen Vernunft! Laß uns keinen Augenblick darüber verlieren, es gilt jetzt, denen thatkräftig zu helfen, die dadurch alles verloren und in ihren leeren Herzen keinen wohlweislich aufgeſparten Kriegsſchatz finden für dieſen ſchweren Kampf wie wir."

Schon lange ging Peter, wie Doktor Lindner ganz richtig bemerkt hatte, damit um, die Idee eines Luftkurortes, die jetzt in den mediziniſchen Köpfen ſpukte, in der Klauſen zu verwirklichen, die alle Bedingungen dazu im vollſten Maße vereinigte. Er hatte bereits verſchiedene Autoritäten für dieſe Idee gewonnen, und auch ein Unternehmer mit den nötigen Mitteln hatte ſich bereits angeboten. Da konnte jetzt noch Rettung ſein für den Dominik. Er wußte ſchon lange von der mißlichen Vermögenslage des Bruders, jetzt, nach dieſem Ereignis, war natürlich das Anweſen unhaltbar, das ſah er ſofort ein. Er betrieb mit aller Energie die Ausführung ſeines Projektes und kam gerade noch zur rechten Zeit damit zu ſtande.

Der Tag der Exekution war ſchon angebrochen. Die Poſt war gefüllt mit Steigerungsluſtigen und noch mehr mit Neugierigen, denen dieſe Prozedur eine Augenweide war. Die Kommiſſion hatte ſchon im Verſchlag Platz genommen, auch Advokat Lindner war dabei, der jetzt, wie eine Ratte das lecke Schiff verläßt, ſeine Dienſte der Partei der Gläubiger angeboten hatte.

Der alte Wimbacher ſchien von einer innern Unruhe gepeinigt, immer wieder ſtand er auf und blickte die Straße hinunter, ob kein Fuhrwerk nahe, er ſchien mit Beſtimmtheit jemand zu erwarten.

Cens und Dominik faßten die Sache am kälteſten auf, ſie ſaßen gefaßt neben der Kommiſſion und ſchienen die höhniſchen Worte, die frötziſchen Blicke rings umher nicht zu hören und zu ſehen.

Es liegt auch eine gewiſſe Wolluſt in dem Wühlen in einer Wunde, in dem ruhigen Zuſehen, wie man ſich verblutet, Tropfen um Tropfen.

Jetzt raſſelte es die Straße herauf, der alte Wimbacher lief ans Fenſter und konnte einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken. Drei Herriſche ſtiegen aus und traten in die Poſt. Die ganze Verſammlung fühlte, daß jetzt eine Wendung der Dinge eintrete.

„Der Peter!" erklang's erſtaunt von allen Seiten, als wirklich der junge Arzt eintrat. Er drückte nur flüchtig dem Vater die Hand.

„Schon zu ſpät?" fragte er haſtig.

„G'rad' recht'!" entgegnete ihm dieſer und ging leuchtenden Angeſichts mit ihm in den Verſchlag, ſeine ſonſt ſchon gebeugte Geſtalt ſchien jetzt wieder ſich aufzurichten.

„Meine Herren," erklärte Peter, „Ihr Geſchäft iſt, glaube ich, hier erledigt, dieſe beiden Herren ſind bereit, das Wimbacher Anweſen um einen Preis zu kaufen, der wohl alle Ausſtände deckt und ſogar noch einen kleinen Ueberſchuß ermöglicht!"

„Das iſt denn doch abzuwarten, geehrter Herr Doktor, ob unſer Geſchäft ſchon erledigt iſt; die Verſteigerung iſt einmal anberaumt, die Kaufluſtigen ſind alle da, dem Geſetze nach iſt ſo eine Abänderung des Programms nicht ſtatthaft, es müßte denn ſein, Sie bieten eine Summe und Garantie für die Sicherheit der Gläubiger, die nicht überboten werden können," entgegnete lauernd Lindner, dem die Galle heraufſtieg beim Anblick Peters und der über den Haß, den er gegen dieſen Reformator hegte, bald die Intereſſen ſeiner Partei vergaß.

Peter hatte ihn, während er ſprach, mit einem verächtlichen Ausdruck angeſehen.

„Sie hier, Doktor? Ja, das wandelbare Glück hat das Haus Wimbacher verlaſſen und ohne Glück ſcheinen Sie nicht arbeiten zu können. Mein akademiſcher Feuereifer iſt noch immer nicht verflackert — denken Sie ſich — und dieſem Eifer habe ich es zu danken, daß ich Ihre ganz gerechte Forderung betreffs Garantie vollſtändig befriedigen kann. Die Namen dieſer beiden Herren, Gundlach und Steinberg aus M., dürften Ihnen allein ſchon genügen, aber um Sie vollſtändig zu beruhigen, erlegen die Herren gleich hier zu Händen des Gerichtes die Summe von vierzigtauſend Gulden in Bankpapieren, welche, ſo viel ich weiß, ſämtliche Ausſtände decken."

Ein allgemeines „Ah!" des Erſtaunens ging durch die ſich herandrängende Menge. Mit andächtiger Ehrfurcht, welche die Bauern hier zu Lande unwillkürlich ergreift bei dem ſeltenen Anblick einer großen Summe baren Geldes, richteten ſich die Blicke bald auf die Kaſſenſcheine, welche auf den Tiſch gezählt wurden, bald auf die glücklichen Zahler, die den einfachen Leuten, welche gewohnt waren, bei derartigen Verkäufen ſelten bares Geld oder nur ſehr wenig zu ſehen, Kröſuſſe dünkten. Sie hatten vor Staunen noch nicht Zeit gefunden, über dieſe einſchneidende Veränderung in ihrem Heim und über die neuen Beſitzer des Anweſens ihr Urteil zu fällen.

„Ja, der Pet'r — i' hab's ſcho' lang g'ſagt, da kann ma's ſeg'n!" und unzählige derartige Bemerkungen wurden laut.

Doktor Lindner war blamiert, er bemerkte in allen Blicken, die ihn trafen, hämiſche Freude über ſeine Niederlage, und ſein Geſchäft in der Klauſen war aus, wenn dieſer verrückte Menſch ans Ruder kam. Er konnte nichts erwidern, die Gläubiger, welche alle zugegen waren und für ihr Geld bange hatten, drängten alle herbei und verlangten ſtürmiſch den Zuſchlag, und er war ja ihr Vertreter, er mußte ſelbſt zuſtimmen.

Der alte Wimbacher konnte ſich nicht mehr halten, die ganze Zeit hatte er den Peter mit heller Freude angeſehen, als er aber auch noch den verhaßten Lindner ſo in Grund und Boden hinein ſchmetterte, da drängte er ſich durch alle hindurch und umarmte ſtürmiſch den Sohn.

Cens und Dominik allein ſchienen an dieſem für ſie ſo unerwartet günſtigen Ausgang keine rechte Freude zu haben, verdroſſen ſchauten ſie der ganzen Scene zu. Dieſer neue Sieg Peters auf dem Feld ihrer Niederlage weckte wieder den Neidwurm in ihren Herzen, den ſelbſt dieſe furchtbaren Schickſalsſchläge nicht töten konnten.

Warum glückte denen alles und ihnen nichts? Was war denn an dieſem Peter, den einſt jedermann geringſchätzte, ſelbſt ſein eigener Vater? Und erſt an der Lies, an der krummen, dummen Lies? Iſt die nicht auch ein Enkelkind des Mörders? Warum trifft die nicht die Schmach, der Haß? Und jetzt ſollten ſie dieſem Peter ihre Rettung zu danken haben! Cens wäre lieber als Bettlerin fortgegangen.

Dominik wurde an den Gerichtstiſch gerufen, er mußte ja ſeine Einwilligung geben, von der ganzen Sache Einſicht nehmen.

Peter reichte ihm die Hand.

„Nicht verzweifelt, Dominik, was auch jetzt Hartes über Dich kommt, wer ſich ſelbſt nicht verliert, iſt nicht verloren!"

Dominik nahm mit Widerſtreben die dargebotene Hand.

„Spar Dein Troſt, Pet'r, und i' mein Dank, weg'n meiner haſt des net gethan, wirſt ſcho' ſelb'r Dein Nutz'n dabei hab'n!"

Peter wandte ſich kopfſchüttelnd ab. Noch immer nicht geſprengt dieſe ſtarre Rinde? Jetzt wird's bald zu ſpät ſein, armer Dominik!

Nachdem das Gericht ſich entfernt, berief Peter einen Familienrat.

„Hier könnt ihr nicht bleiben, Dominik, wenigſtens bis ſich die Aufregung gelegt," ſagte er. „Ich weiß euch einen Rat. Dir bleiben noch einige tauſend Gulden bares Geld, Du biſt ein tüchtiger Landwirt, Cens eine tüchtige Frau, an Entſchloſſenheit und Mut fehlt es euch auch nicht, geht nach Amerika und gründet euch dort eine neue Heimat, ich kann euch wichtige Empfehlungen mitgeben, eure Zähigkeit iſt dort gerade am rechten Platz."

Cens und Dominik hatten ſelbſt ſchon dieſen Entſchluß gefaßt, hinter dem Rate Peters argwöhnten ſie aber eine Kriegsliſt, ſie auf gute Weiſe anzubringen.

„Natürli', damit der Herr Dokta mit ſeine ab'g'hauſt'n Verwandt'n nix mehr zu thun hat," bemerkte höhniſch Cens, „'n'üb'r damit zu den Wild'n! Hat wohl die Lies den Rat geb'n — die Frau Dokta? Die hat's nöti', mit der wirſt a Ehr' aufheb'n in der Stadt! Oder is die net 's Enk'lkind von an Verbrech'r wie i'? Is die g'weiht geg'n d' Schand'? Die —"

Ein ſcharfer Blick Peters verhinderte ſie an weiteren Auslaſſungen.

„Mit Deiner Frau iſt nicht zu reden," ſagte Peter; „was ſagſt Du zu dem Vorſchlage?"

„Des is ſcho' lang bei uns eine beſchloſſ'ne Sach'. Wir fall'n euch zur Laſt mit unſerem Unglück, unſerer Schand', ihr uns mit euren Wohlthat'n, die ihr do' net ehrli' meints — ich kann's amal net glaub'n — und Du haſt am End' auch kein Grund dazu. D'rum ſorg Di' net weit'r, morg'n bin i' und d' Cens weg auf alle Zeit'n. Für Deine Empfehlungen mein Dank, mit vier g'ſund'n Arm' muß man, mein' i', drüb'n ſcho' durchkomm'n!"

Peter ſah die Unmöglichkeit ein, eine Breſche zu ſchießen in dieſen ehernen Wall von Mißtrauen und Vorurteil, das kann nur das Schickſal mit ſeinen alles bezwingenden Feuerſchlünden.

Selbſt der Abſchied von der Heimat, dieſes ſo ſchmerzliche Losreißen von allen Wurzeln des Daſeins, preßte keine Thräne aus dieſen verſengten, dürren Herzen, und keine wurde ihnen nachgeweint — eine furchtbare Vergeltung — außer der, welche Peter im Auge glänzte, und die galt mehr dem unendlichen Menſchenleid, das ihm in dieſem Augenblick wieder zum vollen Bewußtſein kam, in ſeiner ganzen Schwere ihn tief zu Boden drückte wie einſt den großen Dulder auf Golgatha. Es ſtehen eben immer wieder Menſchenſöhne auf, die den Erlöſungsgedanken wie eine Offenbarung in ſich tragen, und das ſind allein die wahren Jünger ihres großen Meiſters.

VI.

Wer zehn Jahre nach dieſen Ereigniſſen die alte Bergſtraße wanderte, ging nicht mehr achtlos an dem Wege zur Klauſen vorüber. Schattige Kaſtanien, Bänke zum Sitzen einladend, dazu die blau und weiß angeſtrichene Tafel mit der Aufſchrift „Kurort Klauſe" erregte unwillkürlich ſeine Neugierde, wenn ihm der jetzt berühmte Name wirklich nicht bekannt war. Elegante Equipagen rollten lautlos hin und her, Reiter und Fußgänger drängten ſich dazwiſchen. Nur hie und da wurde man durch eine ländliche Geſtalt in der Gebirgstracht, durch die heimatlichen Sprachlaute daran erinnert, daß man ſich keiner Großſtadt nähere. Und erſt die Klauſen ſelbſt! Als hätte ein Aladin hier ſeine Wunderlampe gerieben! An Stelle der alten Poſt ſtand ein ſtattliches Kurhaus, umgeben von Gärten und ſchattigen Alleen, die Bauernhäuſer, faſt alle um einen Stock aufgebaut, erſchienen in ihrem ſaubern weißen Anſtrich, in ihren friſch grünen Läden, ihren ſauber gepflegten Gärtchen wie neu gebaut. Die alten, bemooſten Brunnenrohre waren neuen, großenteils eiſernen gewichen, die Straße war glatt, ſauber wie eine Tenne. Und wie die Häuſer jetzt viel freundlicher drein blicken, ſo auch ihre Inwohner, und ſie hatten auch allen Grund dazu. Mit den unzähligen Gäſten, die jährlich im Sommer, der Stadt entfliehend, hier Heilung ſuchten für ihre zerrütteten Nerven, kam auch viel Geld herein in die Klauſen, und noch etwas, was mindeſtens ebenſoviel wert war — ein bißchen Licht — und das Licht iſt ja die Quelle alles Guten, aller Freuden.

Und wem ſie das alles zu verdanken hatten? Dem Peter Wimbacher ganz allein, der jetzt, eine Koryphäe ſeiner Wiſſenſchaft, ſeinen Patienten von weit und breit mit gutem Gewiſſen die Klauſen empfahl mit ihrer würzigen Bergluft, ihren duftigen Tannenwäldern und ihrer Weltabgeſchloſſenheit.

Vor ſeinem wohlwollenden Weſen, ſeinem beredten Munde, der für jeden das rechte Wort fand, hielten auch die Klauſenerſchädel nicht ſtand, ſie zerſchellten an ihm. Wie ſtarre Felſen nach tauſendjährigem Trotzen von der ſanften, aber beharrlichen Welle unterſpült, ſich plötzlich, wie von Sehnen gepackt, hineinſtürzen in die liebliche Flut, ſo erging's ihnen.

Zuerſt ärgerten ſie ſich über ſich ſelbſt, daß ſie immer den Doktor um Rat fragten in allen Angelegenheiten, er war ihnen doch ein Fremder, ein Herriſcher und damit eigentlich ihr Feind, nach ihrer Anſicht, und doch zog ſie's immer wieder hin. Den gelben Wagen des Doktors Lindner ſah man nie mehr den Berg herabkommen.

Zuletzt ſahen ſie auch den Erfolg der guten Ratſchläge, die Uneigennützigkeit derſelben, die ihnen ganz rätſelhaft ſchien — dazu die klingende Münze, die ihnen reichlich in die Taſchen ſprang, kein Wunder, daß Peter Wimbacher, der ſeit einem Jahr das

Kurhaus ſelbſt käuflich erworben hatte, der allgemein anerkannte König der Klauſen war.

Peter hatte wirklich Glück gehabt in ſeinem Beruf, in dem er es trotz dem Mangel jeglicher Protektion aus eigener Kraft zu einer hervorragenden Stellung brachte, in ſeinen geſchäftlichen Unternehmungen und vor allem in ſeiner Familie. Zwei reizende Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, gediehen herrlich an der Seite ſeiner treuen Gefährtin Lies, die neben den Schätzen des Herzens, die ihr im Anfang ſchon zu eigen waren, ihren Mangel an Geiſtesbildung wohl fühlend, auch Schätze in dieſer Beziehung ſich anzueignen wußte. Die innige Liebe zu Peter war ihre beſte Lehrmeiſterin. Was aber ſein Glück erſt zum wahren Glück machte, das war ſeine herzliche Freude, auch andere daran teilnehmen zu laſſen, das Menſchenleid, das ihm einſt die heilige Thräne erpreßt, wenigſtens in ſeinem Lebenskreis mildern zu helfen. Sie hatte die Lehrzeit der Novize Eliſabetha nicht vergeſſen, und in dem Spital, welches Peter, unterſtützt von Menſchenfreunden, für mittelloſe Leidende, welche der Gebirgsluft bedurften, neben dem Kurhaus errichtete, hatte ſie vollauf zu thun.

Der Sommer des Jahres 1872 war ein beſonders belebter in der Klauſen. Ganz Deutſchland war in freudiger Erregung und Bewegung. Die Induſtrie blühte wieder auf und bot reichlichen Verdienſt. Der Zug nach dem Süden, der jedem Nordländer innewohnt, bekam durch die blutgetaufte Waffenbrüderſchaft neue Anregung und es fand eine förmliche norddeutſche Invaſion in das bayriſche Hochland ſtatt.

Das Spital war angefüllt mit Rekonvaleszenten aus dem Feldzuge. Da war Lies in ihrem Elemente. Abends ſaßen ſie dann gewöhnlich in einer von den Fremden abgeſonderten Laube, Peter und ſein Aſſiſtenzarzt, wie er ſie ſcherzend nannte, die Lies — und der Großvater!

Auch heute, an einem ſchwülen Auguſtabend, war die ganze Familie hier vereinigt. Die Sonne war ſchon hinter den Wänden verſchwunden, die nur verſchwommen, in einen dichten Dunſt gehüllt, ſichtbar waren, durch welchen ein mattes Abendrot mühſam ſich Bahn brach.

Am Tiſche ſaß Peter, in eine Zeitung vertieft, neben ihm Lies, mit Charpiezupfen, Verbandzeugnähen beſchäftigt. Ein blondlockiges Mädchen blätterte am Boden in einem Buche, während rückwärts, in einem altväteriſchen Lehnſtuhl, ein ehrwürdiger Greis ſaß; auf ſeinen Knieen ritt ein kleiner Junge und hielt ſich bei jeder Schwenkung an dem Silberbart des Greiſes feſt, der das ruhig geſchehen ließ. Es war der Großvater, der Wimbacher. Seine Geſtalt war tief gebeugt, zuſammengefallen, um ſo friſcher blickte das Auge. Den derben Zügen des Geſichtes hatten Alter und Sorgen einen weichen, milden Ton gegeben, der den alten Wimbacher faſt unkenntlich machte.

„Vater, nicht leſ'n, Märchen erzähl'n!“ rief die kleine Blondhaarige mit dem Buch in der Hand, und zerrte an der Zeitung. Der Vater war jedoch ganz vertieft und ſchien nicht hören zu wollen. „Nicht leſen,“ ſchrie das Kind in einem ärgerlichen Ton, „Cenz will Märchen hör'n!“ Dabei riß wirklich das Blatt entzwei.

„Cenz, Cenz,“ drohte der Vater mit dem Finger, „nicht ſo ungeſtüm!“

Das Mädchen errötete, und Thränen ſtanden in den großen blauen Augen, in dem kleinen Händchen hielt ſie noch immer die Fetzen der Zeitung.

„Ich wollt' Dich nur bitten, Vater, um die Geſchichte von der Schneekönigin, die Du geſtern angefangen; ich kann nicht ſchlafen, bis ich weiß, wie 's dem kleinen Karl gegangen mit dem Glasſplitter im Herzen.“

„Gib nur acht, daß Dir nicht auch einmal einer hineinfliegt, Cenz — der armen Tante iſt's paſſiert, wie ſie ſo ein kleines Mädchen war wie Du!“

„Und iſt ſie dann auch zu Eis geworden?“ fragte neugierig das Kind.

„Auch zu Eis,“ erwiderte, plötzlich ernſt werdend, Peter. „Aber jetzt komm, ich will Dir die Geſchichte von der Schneekönigin vorleſen, und die Mama ſoll auch ein bißchen von ihrer Arbeit aufſehen!“

Er hob das Kind auf ſeinen Schoß, deſſen Blicke jetzt ſchon an ſeinem Munde hingen. Der kleine Max hielt ſich mäuschenſtill auf den Knieen des Großvaters und auch Lies legte die Arbeit weg und blickte lachend in das atemlos lauſchende Kindesantlitz, das ja ſelbſt das ſchönſte Märchen iſt.

Plötzlich hörte man das Raſſeln eines Wagens die Straße herauf. Der Vater hielt in ſeiner Vorleſung inne zum großen Verdruß der kleinen Cenz; Vater war gerade bei dem kleinen Räubermädchen angelangt, da konnte man doch nicht geduldig warten.

Der Wagen war von dem Platz aus nur einen Augenblick zwiſchen den Bäumen ſichtbar, eine Frau ſaß darin, dann verſchwand er wieder und hielt am Eingang. Das war ja nichts Auffallendes, und die kleine Cenz zupfte ſchon wieder am Barte.

„Da ſagten die Waldtauben: ‚Kurre, kurre, wir haben den kleinen Karl geſehen.‘“

Schritte wurden laut auf dem Kiesweg, der zur Laube führte. Peter legte das Buch weg und trat heraus. Ein Gartenjunge ſprach in einiger Entfernung mit einer Frau und wies auf die Laube, dann näherte ſich letztere derſelben mit auffallend unſicherem Schritt. Jeden Augenblick blieb ſie ſtehen, ſah auf das Gebäude zurück, auf den Garten rings umher. Sie hob den Schleier, der ihr Geſicht verdeckte, empor und wiſchte mit dem Taſchentuch über die Augen. Ihre Kleidung erſchien ärmlich. Wohl eine Hilfeſuchende, die in das Spital wollte. Jetzt ſchien ſie ihn bemerkt zu haben, ſie blieb ſtehen, als ob ſie mit einem Entſchluß kämpfte, kam aber dann feſten Schrittes auf ihn zu.

„Doktor Wimbacher, nicht wahr?“ fragte ſie mit zitternder Stimme, vor ihm ſtehen bleibend.

„Der bin ich; und mit was kann ich Ihnen behilflich ſein?“

„Iſt die Frau Doktorin auch da?“ fragte ſie weiter.

„Meine Frau iſt in der Laube — Lies!“ rief er hinein.

Lies und die kleine Cenz kamen heraus. Die Kleine betrachtete neugierig, faſt etwas mürriſch die Fremde, welche die ſchöne Geſchichte geſtört.

„Cenz, geh hinein!“ ſagte Peter, in dem Glauben, die Fremde wolle ihr Anliegen nicht in Anweſenheit des Kindes vorbringen.

„Cenz heißt die Kleine?“ fragte die Fremde in ſeltſamer Erregung. „Komm, Cenz, fürcht' Dich nicht, ich bin nur mehr —“ es war, als ob den Reſt Thränen erſtickten. Sie kniete am Boden und ſtreckte ihre Hände nach der Kleinen aus.

Unterdes war Lies näher getreten, der bei dem Klange der Stimme der Atem ſtockte.

„Cenz!“ ſchrie ſie plötzlich auf. Die Kleine wandte ſich erſchrocken der Mutter zu, doch die winkte dem Kind ab und deutete ſchweigend auf die weibliche Geſtalt, die nun in nervöſes Schluchzen ausbrach und zu ſinken drohte, doch Peter war ſchon an ihrer Seite und knüpfte den Schleier los. Ein bleiches Frauenantlitz mit kummervollen Zügen wurde ſichtbar, die ſchmale Lippe war durch eine häßliche Scharte entſtellt — Cenz, die Frau des Dominik!

Lies war erſchüttert von dieſem Anblick und ſchloß ſie innig in ihre Arme. Die Schweſter ſträubte ſich dagegen.

„Nicht ſo, Lies,“ ſprach ſie unter Thränen, „das iſt zu viel für mich, das verlang' ich nicht von euch, nur ein bißl ausruh'n möcht' ich und bekannte Geſichter ſehen — ſonſt ertrag' ich's nicht — dann will ich ja fort — die Cenz will niemand zur Laſt fallen.“

Peter ſchüttelte den Kopf.

„Noch immer nicht geheilt?“

Als er aber dieſes gramvolle Antlitz, ihre gebeugte Geſtalt betrachtete, da war von Trotz nichts mehr zu ſehen. Fürchterliche Stürme mußten da getobt haben, um dieſen knorrigen Baum zu beugen wie eine Weide.

Lies führte die Schweſter in die Laube; als ihr Blick auf den alten Wimbacher fiel, zuckte ſie erſchreckt zuſammen, und wie hoffnungslos ſank ihr Haupt auf die Bruſt.

„Cenz iſt wieder da,“ ſagte Peter zu ihm.

Der Alte erhob ſich, es ſchien, als ſuche er etwas in dem Antlitz der Schwiegertochter, ſie ſenkte den Blick vor ihm im Bewußtſein ihrer Schuld. Dann breitete er plötzlich die Arme aus und zog ſie an ſeine Bruſt.

„Vergeben, Cenz, alles vergeben,“ ſtammelte er tiefbewegt.

„Das iſt ja nicht möglich,“ ſchrie ſie auf, „alles vergeb'n, was ich — und wenn der Vater alles vergibt, dann — könnt ja auch ihr —“ mit flehendem Ausdruck wandte ſie ſich gegen Peter und Lies.

„Vergeben, meinſt Du,“ warf Peter ein, „daß Du unſere Liebe ſo beharrlich zurückgewieſen — das wird hart gehen, Cenz!“

Cenz nickte traurig mit dem Kopf.

„Das glaub' ich auch!“

„Aber unter einer Bedingung geht's,“ ſagte Peter lächelnd, „wenn Du ſie jetzt doppelt annimmſt und erwiderſt; Du haſt lange damit gegeizt, um ſo reicher muß Dein Vorrat ſein, und hier iſt Platz für dieſen Vorrat,“ er wies auf die Kinder, die ſich ängſtlich an die Mutter ſchmiegten, und auf den alten Großvater; „gehſt Du darauf ein?“

Cenz lächelte unter Thränen.

„Iſt's alſo doch wahr, was ich nie hab' glaub'n woll'n, 's gibt doch eine uneigennützige Lieb' und ein Mitleid, was keine Schadenfreud' kennt, ich hab's lang' nicht begriff'n, aber jetzt iſt mir's klar, und vielleicht kann das zermalmte, harte Herz doch noch d' Lieb' erlernen.“

„Und der Dominik?“ fragte plötzlich düſter der Alte.

Cenz erhob das verweinte Antlitz, das ſie an der Bruſt der Schweſter geborgen.

„Tot! — erſchoſſ'n im Streit; o, das Land! Wir waren noch Engel gegen das Volk da drüben — ich hab' bei ihm ausg'halt'n bis zum Tod, dann hab' ich mich durchgebracht kümmerlich — bis daher!“

Der alte Wimbacher war in den Seſſel zurückgeſunken — längſt vergangene Bilder tauchten in ihm wieder auf, wo der Dominik ſein alles war, wo er ihn auf ſeinen Knieen geſchaukelt — und jetzt tot im fernen Land — war er nicht auch etwas mit ſchuld an dieſem Ende?

Alles ſchwieg, durch dieſe lakoniſche Nachricht tief betroffen — alles dachte des Toten!

„Vater,“ rief plötzlich die kleine Cenz, „jetzt lies weiter von der Schneekönigin, dann hört die Frau auch mit Weinen auf!“

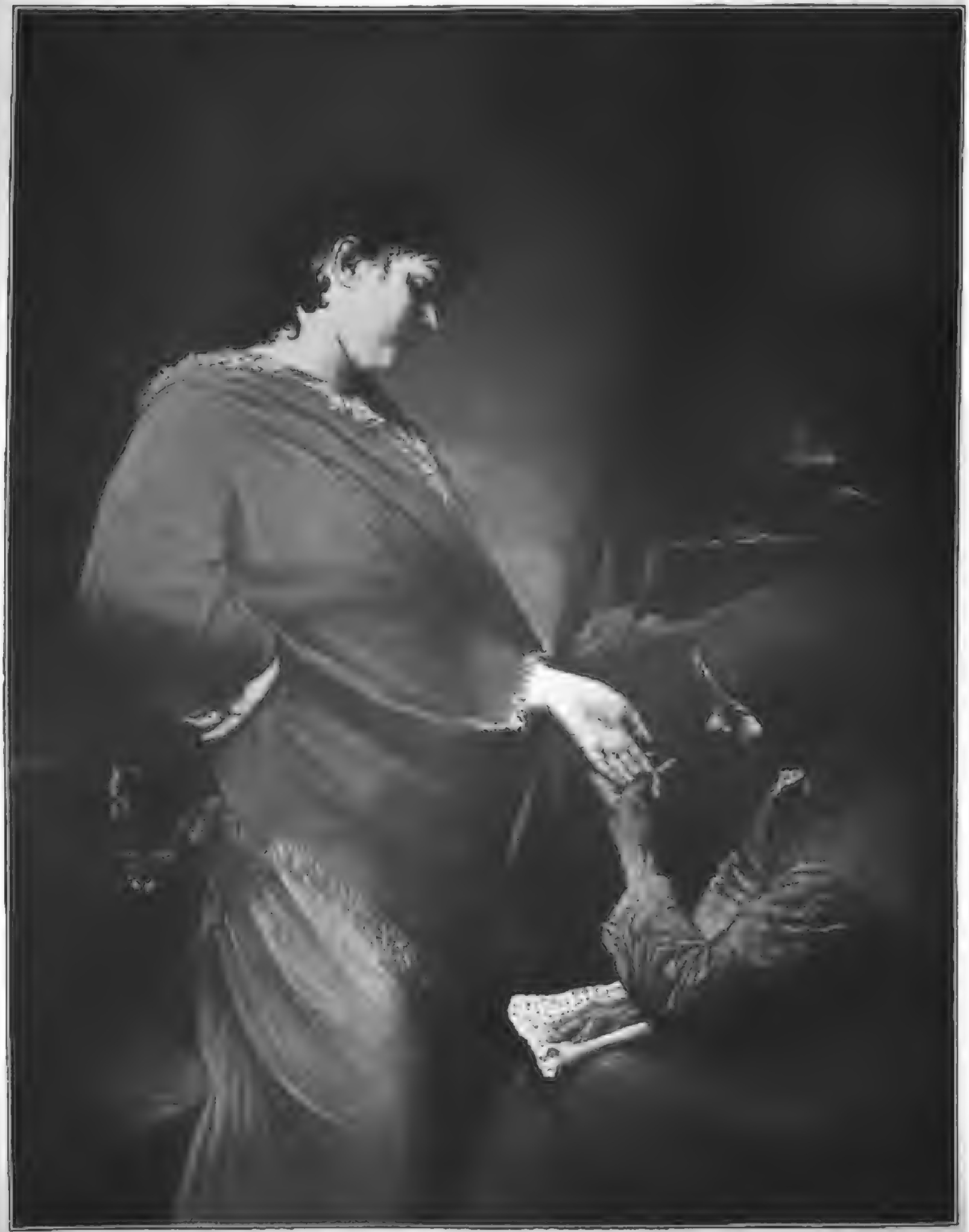
Dieſe drückte das Kind an ihre Bruſt.

„Und das alles verſäumt ein Leben lang, das größte Glück! Und der arme Dominik — jetzt hätt' er's auch begriffen!“

Peter ergriff Anderſens Märchenbuch und las:

„‚Karl, lieber, kleiner Karl, da hab' ich Dich endlich wieder gefunden!‘ Aber er ſaß ganz ſtill, ſteif und kalt, da weinte das kleine Gretchen heiße Thränen, die fielen auf ſeine Bruſt, ſie drangen in ſein Herz, ſie tauten den Eisklumpen auf und verzehrten das kleine Spiegelſtück darin. Da brach Karl in Thränen aus, er weinte, daß das Spiegelſtück aus dem Auge ſchwamm, er erkannte ſie und jubelte: ‚Gretchen, liebes, kleines Gretchen, wo biſt Du doch ſo lang geweſen? Und wo bin ich?‘ Und er blickte rings um ſich her. ‚Wie kalt es hier iſt und wie leer!‘ Und er klammerte ſich an Gretchen an, und ſie lachten und weinten vor Freude.“

Cenz horchte auf, ſie las in den Blicken Peters, der alles zu ihr ſprach, die Anſpielung. Auch ſie



Bei der Wahrſagerin.

Gemälde von Gabriel Max

Google

Im Schnee. Gemälde von Andersen-Lundby.

lachte und weinte, ergriff ſeine Hand und ſagte mit feſter Stimme:

„Ich bleibe!“

Peter hielt ſie feſt, Lies, welche hinter der Schweſter ſtand, beugte ſich über ſie und verſchloß ihren Mund mit einem innigen Kuß.

„Hat die Frau auch ſo ein böſes Spiegelſtückchen im Herzen, weil ſie ſo weinen muß?“ unterbrach die kleine Gens plötzlich dies heilige Schweigen.

„Sie hatte es lange im Herzen, liebes Kind, aber eben jetzt ſchwemmen die Thränen es hinweg wie beim kleinen Karl, und dann ſieht ſie erſt, wie ſchön es iſt auf dieſer Gotteswelt,“ erklärte Peter dem Kinde.

Der Mond wandelte herauf hinter den hohen Bäumen des Parkes, ſeine blauen, ſanften Lichtfluten überall hin ergießend, Stern um Stern blitzte auf am reinen Firmament, um den duftenden Jasmin zogen Leuchtkäfer myſtiſche Kreiſe. Vom Kurgarten herüber klangen die feinen Töne einer Violine unendlich harmoniſch in die ruhende Landſchaft hinaus. Es war, als ob die Natur ſelbſt die Menſchwerdung feiere, die ſich eben vollzog dort in der Laube.

Die kleine Gens blickte geſpannt in das Auge der armen Frau, ob ſie das Spiegelſtückchen nicht herausſchwimmen ſehe.

„Jetzt kommt's!“ rief ſie plötzlich freudig und haſchte mit den Händchen nach etwas. Es war aber eine Thräne, in der ein Mondſtrahl ſpielte. Das Spiegelſtückchen war wohl ſchon lange mit fortgeſchwommen!

Kronprinz Rudolf von Oeſterreich-Ungarn.

(Hiezu das Bildnis Seite 433.)

Ein unabänderliches, grauſames Geſchick ſcheint ob den Großen dieſer Erde zu walten und ſpart gerade ihnen das allerherbſte Herzeleid auf, läßt gerade ſie den bitterſten Kelch der Leiden bis auf die Neige leeren. Oder gibt es ein Wehe, das tiefer einſchneiden konnte als das, von dem das öſterreichiſch-ungariſche Kaiſerhaus heimgeſucht worden? Jäh und unvermittelt iſt Kronprinz Rudolf aus dem Leben geſchieden unter Umſtänden, die ſeinen Tod zu einem überaus erſchütternden machen namentlich für diejenigen, die ihm im Leben am nächſten geſtanden.

Als der einzige Sohn des öſterreichiſchen Kaiſerpaares wurde Kronprinz Rudolf (Franz Karl Joſef) am 21. Auguſt 1858 zu Laxenburg geboren. Er genoß ſorgfältig überwachten Unterricht, der bei aller Vielſeitigkeit keineswegs der Gründlichkeit entbehrte. Am 24. Juni 1877 wurde er mündig erklärt, und mit berechtigtem Stolz auf die geiſtige Bildung ſeines hohen Zöglings konnte ſein Erzieher Latour ſein Amt niederlegen. Am 23. Juli 1878 trat der Prinz beim 36. Infanterieregiment in den aktiven Kriegsdienſt. Er wurde im September 1880 zum Generalmajor und Konteradmiral befördert, am 6. April 1881 zum Kommandanten der 18. Infanteriebrigade zu Prag; 1884 wurde er Feldmarſchallleutnant, Vizeadmiral und Diviſionär in Wien. Pflichteifrig erfüllte er alle Anforderungen ſeines militäriſchen Berufes. Seine taktiſchen und ſtrategiſchen Anordnungen überraſchten wiederholt bei Manövern durch Eigenart und Selbſtändigkeit. Fremde Offiziere, die den von ihm geleiteten Scheingefechten beiwohnten, ſtimmten in die Begeiſterung der heimiſchen für den Prinzen ein. Und doch war das militäriſche Element in des Prinzen Weſen nur ein anerzogenes, wenn auch mit Hingebung ausgebildetes. Seine Neigung, ſein Herz zogen ihn zu der Naturwiſſenſchaft. Als Schüler Brehms war er ein ausgezeichneter Ornitholog; von dieſem ſeinem Meiſter hatte er auch das liebevolle Belauſchen der Natur, das Abhorchen ihrer zarteſten Geheimniſſe überkommen, ſowie die Kunſt, das Beobachtete in ſchöner Form anſchaulich und lebendig vorzutragen. Des Kronprinzen Darſtellungsweiſe gemahnte in nichts an unſicher taſtenden Dilettantismus, aber auch kein Zug gelehrter Trockenheit iſt darin zu verſpüren. Ein warmer, lebendiger Hauch durchweht ſeine ſchöngegliederten Perioden. Nie prahlt der Verfaſſer mit ſeinen gelehrten Kenntniſſen, und nie kokettiert er mit dem hohen Rang ſeiner Lebensſtellung.

Der erſte ſchriftſtelleriſche Verſuch des Thronfolgers ſtammt aus dem Jahre 1881 und betitelt ſich „Fünfzehn Tage auf der Donau“; 1884 erſchien „Eine Orientreiſe“, 1886 folgten „Jagden und Beobachtungen“. Seit 1886 wurde unter ſeiner oberſten Redaktion und thatkräftigen Mitarbeiterſchaft das groß gedachte Werk: „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild“ herausgegeben. Obwohl es noch lange nicht zu Ende geführt iſt, geben doch die bis jetzt erſchienenen Bände kräftiges Zeugnis von dem edlen Wollen und großen Können des geiſtigen Urhebers. Die beſten Federn des Reiches und die erſten Künſtler wurden zur gemeinſamen Arbeit herangezogen, die der Verherrlichung des geliebten Vaterlandes galt.

Am 10. Mai 1881 vermählte ſich der Kronprinz mit der liebreizenden Prinzeſſin Stephanie (Clotilde Luiſe Hermine Marie Charlotte), Herzogin zu Sachſen, geboren zu Laeken am 21. Mai 1864, der Tochter des Königs der Belgier, Leopold II., und der Königin Maria Henriette, Erzherzogin von Oeſterreich. Am 2. September 1883 wurde dem jungen Paare ein Töchterchen geboren, welches in der Taufe den Rufnamen Eliſabeth erhielt.

Mit welcher Freude hatten damals die Wiener die Botſchaft aufgenommen, als der Kaiſerſohn ſich mit der belgiſchen Prinzeß verlobte; und ſehnſüchtig warteten ſie, bis das erſte Bild derſelben in den Schaufenſtern der Photographiehandlungen auftauchte. „Wie lieb!“ riefen ſie aus, als ſie es ſahen. Der Wiener Männergeſangverein beſchloß raſch, nach Brüſſel zu fahren, um der Braut des Kaiſerſohnes ein Ständchen zu bringen. Gedacht und ausgeführt! „Das werde ich Ihnen nie vergeſſen!“ rief der glückliche Bräutigam und drückte ſeinen lieben Wiener Landsleuten die Hände; für ihren Kronprinzen hätten ſie gern weit mehr gethan.

Kronprinz Rudolf beſaß in hohem Grade die ſeltene Kunſt, ſich beliebt zu machen, „vor Gott und Menſchen angenehm“. Wie er die Sänger mit einem herzlichen Wort gewann, eroberte er ſich auch die Schriftſteller im Flug, wenn er ſich mit Stolz ihren „Kollegen“ nannte. Das Wort von dem Meer von Licht, „welches von Wien ausſtrahlen möge“, das er ausſprach, als er die elektriſche Ausſtellung eröffnete, iſt ein geflügeltes geworden, desgleichen der von hohem Sinne zeugende, an ſeinen großen Vorfahren Joſef II. gemahnende Ausſpruch, den er that, als der hygieniſche Kongreß in Wien tagte: „Das koſtbarſte Kapital des Staates iſt der Menſch ...“

Unſer Bildnis des Kronprinzen iſt nach der letzten, kurz vor ſeinem Tod ausgeführten photographiſchen Aufnahme wiedergegeben und zeichnet ſich durch ſprechende Aehnlichkeit aus.

Nun hat Kaiſer Franz Joſef keinen männlichen Leibeserben mehr. Dem Monarchen, welcher mit unermüdlicher Raſtloſigkeit ſeine Herrſcherpflichten erfüllt, auf den vor Jahren ein Verruchter den Mordſtahl zückte, deſſen Bruder Max von Mexiko den tödlichen Kugeln die Heldenbruſt bot, ward nun auch noch der herbſte Schmerz auferlegt, der einem Vater, einem Regenten beſtimmt ſein kann — der erſchütternde Heimgang des einzigen Sohnes.

Den Herrſchertragödien aus der jüngſten Vergangenheit, die ſich zu Queretaro, Petersburg, München und Berlin abſpielten, hat ſich nun noch eine der düſterſten angereiht.

Kr. Tr—n.

Altrömiſche Mahlzeiten.

Von

Ernſt Eckſtein.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Je ſchlichter die Lebensweiſe einer Epoche, um ſo weniger unterſcheiden ſich die einzelnen Mahlzeiten. Es gibt Dörfer in Deutſchland, wo man dreimal am Tage Kartoffeln mit Buttermilch aufträgt; anderwärts ebenſo oft [illegible], wenn auch mit einiger Abwechſelung in der Form.

Dieſer Theſe entſprechend, kannte denn auch das alte, einfache Rom — das Rom der Königsepoche, der puniſchen Kriege und ſo weiter — keine weſentliche Differenzierung zwiſchen der Morgen-, Mittags- und Abendmahlzeit. Dieſe Trennung vollzog ſich erſt mit dem Sinken des Freiſtaats, unter dem Einfluſſe der helleniſchen und aſiatiſchen Ueppigkeit.

Im altrepublikaniſchen Rom war Nationalgericht der auch ſpäter noch vielgenannte „puls“, ein Brei aus Speltmehl, der anfangs ſogar die Stelle des Brotes vertrat — ähnlich wie in Alt-Hellas die Gerſtengrütze. Valerius Maximus und Plinius berichten uns übereinſtimmend, daß ſelbſt die Ariſtokraten der Urzeit „mehr Brei als Brot“ genoſſen; Juvenal erwähnt die „dampfenden Speltbreitöpfe“ als Hauptmahl der vom Pfluge heimkehrenden Bauernſöhne; ja, Plautus, der alte Komödiendichter, gebraucht zur Bezeichnung der Römer ſchlechthin das Wort „Breieſſer“, etwa ſo, wie heutzutage der Franzoſe den Deutſchen „Sauerkrautfreſſer“ oder der Deutſche den Engländer „Beefeſſer“ (wenn nicht gar „Beefſteak“) nennt.

Außer dem Speltbrei verzehrte man Hülſenfrüchte und zwar vornehmlich Kichererbſen, grüne Gemüſe und Obſt. Fleiſch dagegen wurde nur ausnahmsweiſe genoſſen — im Gegenſatz zu dem heroiſchen Zeitalter Griechenlands, das ſich an Bratfleiſch jeglicher Art nicht genugthun konnte. Beiläufig eine glänzende Widerlegung gewiſſer vegetariſcher Lehrſätze: denn aus den fleiſchvertilgenden Zeitgenoſſen Homers entwickelten ſich die Zeitgenoſſen des Perikles, reich geſegnet mit allem, was menſchlich edel, ſchön und harmoniſch iſt, während ſich aus den ehrbaren Speltbreieſſern der Siebenhügelſtadt die [illegible] Gladiatorenſchlächter, die Virtuoſen der Grauſamkeit und Brutalität entwickelten. Den Apoſteln der „naturgemäßen Lebensweiſe“ zufolge hätte das Umgekehrte der Fall ſein müſſen.

Im letzten Jahrhundert der Republik hatten ſich die Mahlzeiten beinahe durchweg ſo geſondert, wie dies früher bereits in Hellas geſchehen war: in das erſte Frühſtück, das zweite Frühſtück und die an den Schluß des Arbeitstages verlegte Hauptmahlzeit.

Dieſe Einteilung gilt bekanntlich noch heute in allen romaniſchen Ländern; durch die romaniſierten Normannen kam ſie auch — etwas modifiziert — nach England, während die Länder germaniſcher Zunge, nicht eben zum Vorteil ihrer wirtſchaftlichen Entwicklung, beinahe durchweg dabei verharren, die Hauptmahlzeit in die Mitte des Tages zu verlegen und ſo die Leiſtung der zweiten Arbeitshälfte durch das Verdauungsgeſchäft zu beeinträchtigen.

Der erſte Imbiß hatte den Namen „jentaculum“.

Da die Römer von jeher Frühaufſteher geweſen — ſelbſt die feierlichen Empfänge der Imperatoren fanden kurz nach Aufgang der Sonne ſtatt — ſo fiel das Jentaculum, wenngleich eine beſtimmte Stunde dafür nicht feſtſtehen mochte, oft genug in die kaum erſt beginnende Morgendämmerung, wurde alſo, da ſich die Wohnräume der alten Quiriten ohnedies nicht durch große Helligkeit auszeichneten, vielfach bei künſtlicher Beleuchtung genoſſen.

Der oben erwähnte Speltbrei, der ſich auch als Mittags- und Abendgericht bis in die ſpätere Epoche einer großen Beliebtheit erfreute, bildete bei den Römern der Kaiſerzeit vielfach den Grundſtock dieſes Jentaculums, namentlich auf dem Lande.

In der Stadt genoß man ſeit Errichtung der öffentlichen Backſtuben ebenſo häufig Brot, etwa in Milch geweicht, während die Griechen ihr Frühſtücksbrot bekanntlich in ungemiſchten Wein tunkten.

Die Bäcker, die ihre dampfende Ware von Thür zu Thür tragen oder auf offener Straße feil bieten, werden ebenſo oft genannt wie die Schuljungen mit den ſie begleitenden Sklaven (Pädagogen): beides charakteriſtiſche Typen für die Morgendämmerungsphyſiognomie der cäſariſchen Siebenhügelſtadt.

Je nach Bedarf und Geſchmack genoß man zum erſten Frühſtück auch Eier, getrocknete Weintrauben, Oliven, insbeſondere auch Käſe, der im klaſſiſchen Altertum eine ähnliche Rolle ſpielte wie noch heutzutage in Italien und Spanien.

Die Reichen und Vornehmen werden wohl auch den altrömiſchen Kaviar (das aus den Eingeweiden des Thunfiſches bereitete „garum“) und ähnliche Delikateſſen dem Jentaculum beigefügt haben, zumal, wenn ſie des Tages vorher ihre Hauptmahlzeit mit einem Zechgelage beſchloſſen hatten, was für gewiſſe Kreiſe des Adels und derer, die ihm nachzueifern beſtrebt waren, leider die Regel war.

Im allgemeinen jedoch blieb das Jentaculum ſelbſt der Schwelger und Schlemmer vergleichsweiſe einfach — vielleicht ſchon aus dem zwingenden Grunde, weil man mit Rückſicht auf die gleich zu Tagesanfang ſich aufdrängenden geſchäftlichen Verpflichtungen wenig Zeit dazu hatte.

In der ſechsten Stunde, das heißt alſo nach unſerer Zeitrechnung um elf Uhr vormittags, nahm man das zweite Frühſtück, das prandium, ein. Der Name wie die Sache hat ſich im italieniſchen pranzo erhalten. Das Verhältnis des Prandium zu der am Nachmittage ſtattfindenden Hauptmahlzeit, der coena — italieniſch cena — iſt vollkommen das gleiche wie das zwiſchen dem déjeûner und dîner der Franzoſen. Das Prandium beſtand, je nach Umſtänden, aus warmen oder kalten Gerichten; ſehr häufig wurden die Ueberbleibſel der vortägigen Hauptmahlzeit dazu hergerichtet. Fiſche, Eier, Hummern und andere Schaltiere ſcheinen als Prandiumgerichte ſehr beliebt geweſen zu ſein; auch ſervierte man die eben erwähnten grünen Gemüſe, beſonders die hundertfältig erwähnten Kohlſorten, meiſt nach Art der italieniſchen „broccoli“ in Oel oder Fett.

Zum Prandium genoß man auch geiſtige Getränke: leichtere Weine, mit Waſſer verdünnt, oder mulsum — den römiſchen Wermut — eine Miſchung aus Wein und Honig; ferner, was unſerem Geſchmack nicht gerade entſprechen würde, eine Art Punſch oder Glühwein, calda geheißen, der, wie alle Tafelgetränke, vermittelſt der Schöpfkelle aus der Bowle in die Gläſer gegoſſen wurde.

Zwiſchen dem Frühſtück und der Hauptmahlzeit fanden ſo ernſte und gewichtige Dinge ſtatt, daß wir nicht annehmen können, es ſei bei dem Prandium vielfach gezecht worden. Eine Verordnung beſtimmte, daß die geſetzgebende Körperſchaft nach Sonnenuntergang keine rechtsgültigen Beſchlüſſe mehr faſſen könne; ſchon hieraus erhellt, daß die hohe Verſammlung mit Vorliebe in den Nachmittagsſtunden, alſo zwiſchen Prandium und Coena, ihre Sitzungen abhielt. Auch Gerichtsverhandlungen, öffentliche Vorträge, zum Beiſpiel die Recitationen neu vollendeter Dichtwerke und ſo weiter, fanden am Nachmittag ſtatt. Zu all dieſen Obliegenheiten konnten die Römer die Frühſchoppenſchläfrigkeit, wie ſie aus einem Mißbrauch des Prandium erwachſen wäre, unmöglich gebrauchen. Frühſtücksſäufer ſind daher nur in den Reihen jener vornehmen Nichtsthuer zu ſuchen, die ſich bis ein, halb zwei Uhr im Speiſezimmer gütlich thaten, dann ein Bad nahmen und ſich ſchließlich in ihrer ſeidenverhangenen Sänfte hinaus in die Baumgänge des Campus Martius tragen ließen, wenn ſie nicht vorzogen, ein ſüdſpaniſches oder kappadociſches Pferd zu beſteigen. Heimgekehrt verfügten ſie ſich dann in das Ankleidezimmer, warfen anſtatt der Toga die farbige Syntheſis über und harrten der Coena, die für ſie nur eine geſteigerte Fortſetzung des Frühſtücks bedeutete.

Die Hauptmahlzeit fiel, wie geſagt, auf das Ende des Arbeitstages, durchſchnittlich zwiſchen halb drei und halb vier, was der Sache nach mit dem Sechsuhrdiner der modernen Spanier, Italiener, Franzoſen ꝛc. identiſch iſt, da ja die Römer, ihrem Frühaufſtehen entſprechend, ſich in der Regel zeitig zu Bett begaben.

Im Sommer, wo man im Süden überhaupt weniger Arbeit zu leiſten pflegt, ſcheint man früher geſpeiſt zu haben als in der kühleren Jahreszeit; je nach den Obliegenheiten, die man zuvor noch erledigen mußte, ſchob man im Winter die Coena bis gegen vier, ja halb fünf Uhr hinaus. Wollte man ganz beſonders ſchwelgen und zechen, ſo ſetzte man das Diner früher an; daher denn ausſchweifende Trinkgelage von den römiſchen Schriftſtellern „zeitige" genannt werden, was für uns einen Widerſpruch zu enthalten ſcheint.

Wie noch heutzutag dem Romanen und vor allen übrigen dem Franzoſen die Hauptmahlzeit als der Glanz- und Gipfelpunkt des Tages erſcheint, nicht nur zur leiblichen Erquickung, ſondern auch zur geiſtigen und gemütlichen Erholung geſchaffen, ſo beging auch der klaſſiſche Römer die Coena mit einer breiten Behaglichkeit und Feierlichkeit. Der Deutſche, der ſein Hauptmahl zwiſchen zwei Arbeitsepochen einnimmt, iſt ſchon vermöge dieſer unglückſeligen Anordnung zu einer gewiſſen Haſt genötigt. Seine Gedanken weilen ſchon, während er noch zu Tiſch ſitzt, bei den Obliegenheiten, die ihn bald nachher wieder in Beſchlag nehmen werden; es fehlt ihm das freie Sichgehenlaſſen, das Bewußtſein, mit allen Forderungen der Pflicht abgeſchloſſen zu haben und nun im Kreiſe der Seinen völlig Menſch ſein zu dürfen.

Der Römer, wie heutzutag der Romane, genoß dies Bewußtſein in ausgedehnteſtem Maße; er war heimiſch an ſeinem Tiſch, nicht ein flüchtiger Fremdling wie der gehetzte Deutſche.

Demgemäß legte er auch ſo bedeutenden Wert auf das ganze Arrangement, auf die Geſellſchaft, auf den Schmuck ſeiner Speiſetafel; ſelbſt der einfache Bürger, der durchaus nicht mit den Verſchwendern im Stile des Gavius Apicius wetteifern wollte, ließ es, wenn es nur irgend anging, weder an Blumen noch an glänzendem Tiſchgerät fehlen. Und da man ſich während des Speiſens mit großer Lebhaftigkeit unterhielt und ſämtliche Tagesfragen erörterte, von den Senatsbeſchlüſſen bis zu den Chancen der Wagenrenner und den Erfolgen der Pantomimen, ſo blieb man ſelbſt bei verhältnismäßig einfachen Mahlzeiten zwei, auch drei Stunden bei Tiſche. Das Speiſezimmer (triclinium) war eben, wie noch heute die salle à manger des Franzoſen, nicht nur das materielle, ſondern auch das geiſtige und gemütliche Herz des Hauſes, die Symboliſierung des Herdes, um den ſich alle Familienglieder mit gleicher Berechtigung ſcharten; das neutrale Terrain, auf dem alle Intereſſen ſich freundlich begegneten; das wirkliche Heim, deſſen Bedeutung doppelt ſchwerwiegend war für den Südländer, der weit den größten Teil ſeines Lebens draußen auf der menſchenwimmelnden Straße, in den Baſiliken, in den Bädern oder Barbierſtuben verbrachte.

Auch benutzte man die Zeit zwiſchen den einzelnen Gängen der Coena zu kleinen muſikaliſchen, deklamatoriſchen oder ſchauſpieleriſchen Erholungen — ein Gebrauch, der bei den berüchtigten Schlemmern zu den bedenklichſten Abenteuerlichkeiten ausartete, bis man ſchließlich zwiſchen der Seebarbe und dem Wildſchweinskopf Gladiatoren auftreten ließ, die ſich zur vermeintlichen Würze des Mahls die Leiber aufſchlitzen und die Schädel zerſpalten mußten — harmloſerer Exzeſſe nicht zu gedenken.

Die Coena zerfiel, ſelbſt bei den einfachen Bürgern, in drei Teile: in den Vortiſch (gustus), den Haupttiſch (fercula), der mitunter aus mehreren Gängen beſtand, und in den Nachtiſch (mensae tertiae).

Der Vortiſch entſprach etwa dem, was der Franzoſe „hors d'oeuvre" nennt; er verfolgte, wie ſein Name — gustus = Geſchmack — beſagt, den Zweck, den Appetit für die kommenden ſchwereren Tafelgenüſſe zu reizen, was namentlich ſpäter, als die berüchtigte Völlerei der Großen mehr und mehr überhand nahm, nötig genug ſchien; denn es gab Leute in der Zahl dieſer oberen Zehntauſend, die ſich beklagten, niemals im Leben Hunger gehabt zu haben.

Zum Vortiſch gab man — in merkwürdiger Verkennung der Wirkung — Eier; außerdem Schaltiere, Anchovis und ähnliche Fiſchchen mit kräftig gewürzten Saucen, Thunfiſchgarum und ganz beſonders die Blätter und Stengel des Lattichs, die man in Salz ſtippte, wie dies heute noch in Italien mit den Stengeln der Sellerie geſchieht. Dieſer Vortiſch war alſo eine abgekürzte Wiederholung des Prandium.

Als Getränk reichte man den auch beim Frühſtück üblichen Weinmet, dem Sherry, Madeira ꝛc. entſprechend, der unſere modernen Diners einleitet.

Der Haupttiſch (fercula) brachte nur wenigſtens zwei Gänge, gewöhnlich drei, bei den Reichen und Vornehmen bis zu zwanzig. Die Gänge beſtanden beinahe durchweg aus Fiſch, Geflügel, Wild oder jüngerem Bratfleiſch. Als pièce de résistance galt der Wildſchweinskopf, den die Kochſklaven maleriſch aufputzten.

Zum Nachtiſch ſervierte man die ſogenannten Bellaria: feines Backwerk, unter dem uns die picentiniſchen Fladen beſonders genannt werden; außerdem friſches und getrocknetes Obſt — Aepfel, Birnen aus Signia, Feigen, Trauben, Roſinen. — Es ſind uns aus dem römiſchen Altertum einige „Menus" überkommen, von denen wir zwei hier reproduzieren wollen: ein verſchwenderiſches und eines für genügſamere Anſprüche, das erſtere von Macrobius, das zweite von Martial überliefert.

Das Menu des Macrobius bezieht ſich auf ein Feſteſſen bei dem Pontifikatsantritt des Lentulus Niger. Es lautet:

I. Vortiſch.

Seeigel. Friſche Auſtern. Meermuſcheln.
Lazarusklappen.
Krammetsvögel. Gemäſtete Hühner mit Spargel.
Ragout von Auſtern.
Schwarze und weiße Meereicheln.
Süße Meermuſcheln. Seeneſſeln.
Feigenſchnepfen.
Reh- und Wildſchweinslende. Panierte Hühner.
Purpurſchnecken.

II. Haupttiſch:

Wildſchweineuter, abgekocht. Wildſchweinsragout.
Gebratener Wildſchweinskopf.
Gebratene Entenbruſt. Fricaſſee von Waſſerente. Haſen.
Gebratene gemäſtete Hühner.

III. Nachtiſch.

Stärkepudding.
Kuchen nach picentiniſcher Art.
Kleines Backwerk. Getrocknete Früchte.

Das Menu des Martial — ſeine Epigramme enthalten zwei ſolcher Küchenzettel; wir wählen den beſſeren — lautet wie folgt:

I. Vortiſch:

Malven. Lattich. Schnittlauch. Minze. Rauke.
Seefiſch mit Rautenſauce und zerſchnittenen Eiern.
Schweinseuter mit Thunfiſchlake.

II. Haupttiſch:

Junges Böcklein, gebraten. Bohnen und Kohlſproſſen.
Gebratenes Huhn.
Gekochter Schinken, kalt.

III. Nachtiſch.

Obſt.

Man erſieht hieraus, daß die Römer im Vergleich mit uns und den meiſten germaniſchen Volksſtämmen außerordentlich ſtarke Eſſer waren. Immerhin hat ſich unſere Betrachtung bis jetzt auf dem Gebiete des Normalen bewegt. Die eigentliche römiſche „Gaſtronomie", die Vielfreſſerei, der Verſchwendungswahn im Punkte der Mahlzeiten, liegt weit jenſeits der Grenze, die wir geſtreift haben; ſie bietet ſo wunderſame Erſcheinungen, daß wir heute auf ihre Erörterung verzichten müſſen.

Paris nach Waterloo.

(Hiezu das Bild Seite 441.)

Zu einer Zeit, da unſere weſtlichen Nachbarn alles aufbieten, um die Gegenſätze zwiſchen ihnen und uns möglichſt zu verſchärfen, — da es bei ihnen an der Tagesordnung iſt, unſere Landsleute, die etwa als harmloſe Wanderer hinüberkommen, zu beſchimpfen und zu mißhandeln, werden naturgemäß auch verwandte Vorgänge aus vergangenen Tagen, deren einen unſere Abbildung veranſchaulicht, in der Vorſtellung doppelt lebendig. Sehen wir uns einmal jene Zeiten, in die uns dieſes Bild zurückverſetzt, des Näheren an! Die Parallelen mit der Gegenwart und der jüngeren Vergangenheit ergeben ſich dann ganz von ſelbſt.

Bei der erſten Einnahme von Paris im Jahre 1814 durch die gegen Napoleon verbündeten Mächte Oeſterreich, Preußen und Rußland hatte ſich die Bevölkerung daſelbſt nichts weniger als feindſelig gegen die Sieger gezeigt; von manchen Seiten hatte man denſelben ſogar eine förmliche Begeiſterung entgegengebracht. Nicht nur, daß der Sturz Napoleons allen königlich Geſinnten — und dazu gehörte die Mehrzahl der feinen Damenwelt — ein freudiges Ereignis war, für welches ſie ſich dankbar geſtimmt fühlten, — die Pariſer nahmen überhaupt die Thatſache nicht tragiſch, ſeit den Zeiten der Jungfrau von Orleans wieder einmal Feinde in ihren Mauern zu ſehen. Dieſelben bezeigten ſich ihnen gegenüber ja außerdem ſo liebenswürdig als möglich, großmütig und wie den Franzoſen ſchmeichelnd, daß ſie ihnen durch ihre militäriſche Niederlage Gelegenheit gegeben hatten, einmal in der berühmten, glänzenden Hauptſtadt der Ziviliſation Quartier nehmen zu können. Im niederen Volke ſelbſt verſchwand der Unmut über die Demütigung der Eroberung ſchnell infolge der trefflichen Mannszucht der fremden Soldaten, der großen Geldſummen, die von ihnen in Umlauf geſetzt wurden, und des Gefallens an Zerſtreuung.

Anders im nächſten Jahre nach Waterloo bei der zweiten Beſetzung der Hauptſtadt durch Ruſſen, Preußen und Engländer. Die Demütigung wurde diesmal viel tiefer empfunden, die Feinde waren auch nicht mehr ſo großmütig und beſcheiden. Ihre erklärliche Ausgelaſſenheit und ihr Selbſtgefühl im Auftreten riefen den galliſchen Haß wach, und die artigen Wirte vom Jahre zuvor bezeigten ſich ſtörrig und trotzig. Frankreich empfand jetzt dieſelben Leiden, die es ſo lange andern Völkern auferlegt hatte, und war ſehr beleidigt darüber. Wurde ihm auch im allgemeinen noch immer große Schonung und viel Rückſicht ſeitens der Sieger bewieſen, ſo empfand es doch die ohnmächtige Lage, ein Wiedervergeltungsrecht ſich von ihnen gefallen laſſen zu ſollen, aufs ſchmerzlichſte.

Beſonders richtete ſich der Haß des Pariſer Volks gegen die Preußen und ihren großen Marſchall Blücher, der ja ſeinerſeits aus ſeiner Feindſchaft gegen die Franzoſen kein Hehl machte und ſie in ſeiner rauhen, derben und gewaltſamen Art auch genugſam bezeigte. Der wahre Grund des franzöſiſchen Haſſes gegen die Preußen lag aber darin, daß gerade von dieſen die tödlichſten Schläge in den Kriegen der letzten drei Jahre auf die napoleoniſche Macht geführt worden waren und ohne ſie weder Paris 1814 beſetzt, noch die Entſcheidungsſchlacht bei Waterloo für die Franzoſen ſo vollſtändig verloren worden wäre. Hinzu kam, daß ihnen die Preußen als eine jüngere und kleinere Macht nicht ebenbürtig erſchienen und die durch ſie erlittenen Demütigungen daher beſonders bitter von ihnen empfunden wurden.

Es war deshalb nichts Ungewöhnliches, während der zweiten Beſetzung morgens in tiefen Brunnen oder Kellern mehrere ermordete Preußen zu finden, wogegen Engländer und Ruſſen ſolchen heimtückiſchen Anfällen viel weniger ausgeſetzt waren. Aber die entlaſſenen napoleoniſchen Offiziere ergriffen doch jede Gelegenheit, namentlich die engliſchen zu beleidigen. „Meine Landsleute," erzählt — um einen Zeitgenoſſen hier ſprechen zu laſſen — Kapitän Gronow in ſeinen „Erinnerungen", „waren im allgemeinen ſehr friedfertig; aber der gefährlichſte Menſch, mit dem die Franzoſen zu thun hatten, war mein Freund, der nunmehr verſtorbene tapfere Oberſt Sir Charles S. von den Ingenieuren, welcher ihnen mit jeder Waffe zu Dienſten ſtand, mit dem Degen, dem krummen Säbel, der Piſtole und der Fauſt. Er war mit allem bereit, und obgleich er ſelbſt niemals einen Streit ſuchte, ſo duldete er doch nicht die leiſeſte Beleidigung. Er tötete drei Franzoſen in Paris in Streitigkeiten, die man ihm aufgedrungen hatte. Ich erinnere mich eines Tages im Oktober 1815, an dem ich von einem Freunde eingeladen war, mit ihm bei Beauvilliers in der Rue Richelieu zu dinieren. Sir Charles ſaß an einem Tiſche auf der andern Seite des Speiſeſaales. Als das Diner etwa halb zu Ende war, hörten wir plötzlich einen außergewöhnlichen Lärm und ſahen, daß er von Sir Charles' Tiſch herkam. Er war damit beſchäftigt, auf den Kopf eines fein gekleideten Franzoſen zu ſchlagen und zwar mit einem jener langen Stangenbrote, welche jedem, der Paris beſucht hat, ſo bekannt ſind. Als wir uns nach dem Grunde dieſer ſeltſamen Behandlung erkundigten, ſagte er, er wolle jeden Franzoſen ſo behandeln, der ſich erlaube, ihn zu beleidigen. Die Beleidigung, wie ſich herausſtellte, war von dem Pariſer ausgegangen, der ſich luſtig darüber gemacht hatte, daß mein Freund für ſeinen eigenen Bedarf drei Flaſchen Wein auf einmal beſtellte. Das Ende war ein Duell, welches am nächſten Tage in der Nähe von Vincennes ſtattfand und in dem Sir Charles den Spötter erſchoß. Als der Oberſt nach Valenciennes zurückkehrte, wo er das Ingenieurkorps kommandierte, fand er einen franzöſiſchen Offizier vor, der den Tod ſeines bei Vincennes getöteten Freundes rächen wollte. Dieſes zweite Duell wurde ausgefochten unmittelbar, nachdem Sir Charles aus dem Wagen geſtiegen war, und ehe er noch Zeit gehabt hatte, ſich zu raſieren und zu frühſtücken. Beide Parteien begaben ſich in den Feſtungsgraben, und der erſte Schuß, den Sir Charles that, ſtreckte den franzöſiſchen Oberſt nieder, welcher in dem Poſtwagen von Paris gekommen war, um, wie er ſich gegen ſeine Reiſegefährten rühmte, einen Engländer zu töten."

Zweikämpfe zwiſchen Franzoſen und den fremden Offizieren waren an der Tagesordnung, und wie ſie lediglich von dem gekränkten Nationalſtolz der erſteren veranlaßt wurden, der ſich in perſönlichen Beleidigungen erging, ſo wurden ſie auch meiſt mit einer großen Erbitterung von ihnen ausgefochten. Das ſeltſamſte von allen dieſen Duellen in jener Zeit fand aber wohl zu Beauvais ſtatt. Ein engliſcher Kaplan von dem in jener Stadt einquartierten Kavallerieregiment wurde von einem franzöſiſchen Offizier beſchimpft. Derſelbe wollte ſich aber nicht, wie ihm angeſonnen, auf Piſtolen ſchlagen; der Engländer ſeinerſeits nicht auf Säbel. Sie vereinigten ſich endlich dahin, daß ſie zu Pferde und mit Lanzen fechten wollten. Alſo nach mittelalterlicher Turnierart. In dieſer Weiſe wurde die Sache auch wirklich ausgetragen, und eine große Menſchenmenge verſammelte ſich, um dem merkwürdigen Schauſpiele zuzuſehen.

Wie erwähnt, gab es mit den Preußen die meiſten Händel, und wo ſie ſich in öffentlichen Lokalen oder Gärten ſehen ließen, kamen mehr oder minder heftige und blutige Auftritte mit ihnen durch die Beleidigungen vor, denen ſie ſeitens der Pariſer, auch gebildeter Kreiſe, ausgeſetzt waren. Das führte dann nicht ſelten zu blutigen Schlägereien.

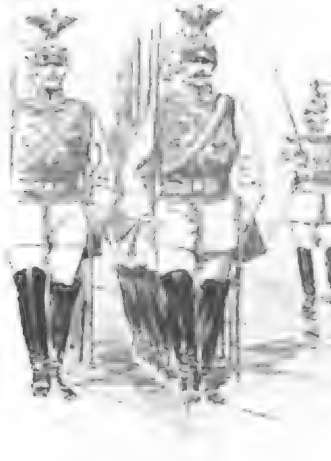
Unſere Abbildung, nach einem Gemälde von Bain, ſtellt eine ſolche Raufſzene zwiſchen preußiſchen Offizieren und den Pariſer Stammgäſten des Café de la Rotonde dar, welches ſich im Palais royal noch heute befindet und damals eins der von der Pariſer Welt am meiſten beſuchten war. Nach dem Geſagten kann man ſich die Veranlaſſung des wütenden Aufſtandes und der drohenden Haltung auf beiden Seiten denken. Die Anweſenheit der preußiſchen Offiziere hatte genügt, das Blut der Franzoſen in Hitze zu bringen und ihrer Zunge entſchlüpfen zu laſſen, wovon das Herz ihnen voll ſein mußte. Vorgänge ſolcher Art gehörten eben zu den gewöhnlichen Tagesereigniſſen im Pariſer Leben jener Zeit nach Waterloo und charakteriſierten es ſo ſehr, daß es auch den Pinſel eines Malers reizen mußte.

J. W.

Kaiſers Geburtstag.

Mit Originalzeichnungen unſeres Spezialartiſten H. Lüders.

Trübe und grau ſenkte ſich der Vorabend des kaiſerlichen Geburtsfeſtes auf die deutſche Reichshauptſtadt nieder; ſorgenvollen Blickes richteten die treuen Bürger das Auge zum Himmel, welcher in ein feuchtkaltes Dunkelgrau eingehüllt war. — „Das wird kein Hohenzollernwetter“, murmelte man mißvergnügt und zog ſich zurück in die warme Stube, zum warmen Thee. Doch als das Trompeterkorps am frühen Morgen von der hohen Kuppel des grauen Königsſchloſſes ſchmetternd zu Kaiſers Geburtstag rief, da lag über ihnen ein klarer, dunkelblauer Himmel, und die Sterne glitzerten und blinzelten freudig auf die Erde herab. „Hohenzollernwetter“ ſollte Deutſchlands jugendfriſcher Kaiſerſproß haben an ſeinem erſten Geburtstag auf dem Thron ſeiner Väter. Feierlich zogen die Trompetenklänge über Berlin dahin, und ihre Mahnung fand in den Herzen Widerhall; heiße Segenswünſche ſtiegen mit ihnen zum Himmel empor. Allmählich färbte ſich das Firmament heller und heller, die Straßen belebten ſich. Da fuhr ein ſchmucker Poſtillon über den weiten Schloßplatz. Sein altes Soldatenherz ſchlug höher beim Ausblick zu den Gemächern ſeines Kaiſers und Herrn; ſchnell hielt er an, nahm ſein Poſthorn zur Hand und — „Schier dreißig Jahre biſt du alt“ klang es ſo hell, ſo klar durch die Luft, daß die Leute herbeieilten, ſtaunend den ſchönen Klängen lauſchten und ein begeiſtertes Hoch dem geliebten Herrſcher hinaufſchickten; es war die erſte Gratulation, vom Volke dargebracht.

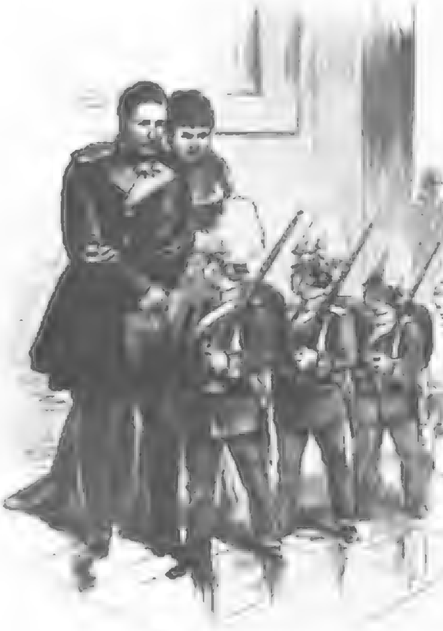


Aufmarſch der Galawache.

Während draußen das Getriebe der Großſtadt ſeinen Anfang nahm, bereitete ſich in der kaiſerlichen Wohnung alles zur Beglückwünſchung vor. In dem großen Pfeilerſaal hatte mit liebender Hand die hohe Gemahlin die Geburtstagsgeſchenke aufgetiſcht. Grüne Epheuranken zogen ſich an den Damaſtlinnen der beiden Tiſche entlang, ſchlangen ſich vertraulich um die mannigfachen Geſchenke, welche von nah und fern geſendet worden; Bronzegruppen, Silberſachen, Albums, Gewehre und viele Nippesſachen ſtanden und lagen ſchön geordnet zwiſchen köſtlich duftenden Blumen; auch der Geburtstagskuchen mit den dreißig Lichtern fehlte nicht. Das Hauptſtück aber ſtand am Kopfende der Tiſche und ſchaute das Geburtstagskind glücklich und ſtrahlend an: es war das lebensgroße Oelbild der Kaiſerin, von Konrad Kieſel gemalt. Es zeigt die hohe Frau in einer Robe von ſchwarzem Seidenſammet gekleidet. Hals und Arme mit leichtem ſchwarzem Flor bedeckt, zwiſchen dem ſehr diskret Diamanten blitzen. Der ſchwarze Stoff hebt vortrefflich die Schlankheit der Geſtalt, die Zartheit und Friſche der Töne des Halſes, der Arme und vor allem des Antlitzes, aus dem Anmut und Hoheit ſprechen. Ein goldenes Diadem krönt das Haupt. Die Kaiſerin erſcheint an einen vergoldeten, mit rotem Damaſt bekleideten Rokokoſtuhl gelehnt; in der Ecke erblickt man das kaiſerliche Allianzwappen. Das Bild war noch nicht ganz vollendet, darum umgab es auch noch kein Goldrahmen. Statt deſſen war es proviſoriſch von Blattpflanzen umrahmt, aus denen es ebenſo reizend als wirkungsvoll herausleuchtete.

Leibgardiſten.

Die Kaiſerin hatte ihren lieben Gemahl in den Pfeilerſaal zu den Geſchenken geleitet; da that ſich die Flügelthür auf, und herein marſchierten in ſtrammpreußiſchem Schritt drei kleine Gardegrenadiere, „feldmarſchmäßig“ ausgerüſtet vom Kopf bis zu Fuß. Der Kronprinz, welcher als „Gefreiter“ an dem Geburtstage ſeines erlauchten Vaters das „erſte Avancement“ zu verzeichnen hat, führte die beiden älteſten ſeiner vier Brüder zur militäriſchen Beglückwünſchung vor. Dieſe freudige Ueberraſchung hatte die Kaiſerin für ihren Gemahl vorbereitet. Als die militäriſche Meldung abgethan war, eilten die Kleinen auf ihren Papa zu, überreichten ihm Blumenſträußchen und ließen ſich herzen und küſſen. Schnell verſtrichen die ſchönen Stunden des trauten Familienglückes, um weiteren, hohen Verpflichtungen zu weichen. Nach der trauten Familienſtunde erſchien der engere Hof zur Beglückwünſchung in den kaiſerlichen Gemächern, ferner das militäriſche Gefolge, der Hof der Kaiſerin. Um 10 Uhr hatte ſich die königliche Familie in dem Pfeilerſaal verſammelt, um ihre Glückwünſche darzubringen. Ihre Majeſtät die Kaiſerin Auguſta hatte auch nicht fehlen wollen und brachte perſönlich ihre heißen Segenswünſche dem teuren Enkel dar.



Die jüngſten Soldaten der Armee.

Eine halbe Stunde verweilte die königliche Familie in trautem Geſpräch zuſammen, dann begab man ſich durch die Gemächer nach der Schloßkapelle zum Gottesdienſt. Es war ein glänzender Zug dahin. Drei Hoffouriere in goldſtrotzenden Galalivreen zeigten den Weg; ihnen folgte in kurzer Entfernung der Hausmarſchall Freiherr von Lyncker und der Hofmarſchall Graf Pückler, welche den königlichen Zug eröffneten. Wenige Schritte hinter dieſen ging der Oberhof- und Hausmarſchall von Liebenau; die hohen Herren trugen in der Rechten den langen Marſchallſtab. Dann folgten die Majeſtäten, die Kaiſerin in hellem, lavendelgrauem Seidenkleid mit langer Schleppe und Federaufputz am Halſe; ein Kapotthütchen von derſelben Farbe zierte das Haupt. Zur Linken ging der Kaiſer in großer Generalsuniform und weißen Gala-Beinkleidern; in der Rechten trug der Monarch den Helm mit Adlerbuſch. Breites Ordensband erglänzte auf der Bruſt, um den Hals ſchlangen ſich die Ketten der hohen preußiſchen Orden. Zur Rechten geleitete die Kaiſerin Seine Majeſtät der König von Sachſen in Dragoneruniform. Den Majeſtäten ſchloſſen ſich in den verſchiedenſten Uniformen die ſämtlichen Fürſtlichkeiten mit ihrem Gefolge an und zwar der Großherzog von Baden und die Prinzeſſin Albrecht, der Großherzog von Heſſen mit der Großherzogin von Baden, der Großherzog von Sachſen mit der Fürſtin von Lippe-Detmold, der Großherzog von Oldenburg und die Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Heinrich und die Erbprinzeß von Sachſen-Meiningen, Prinz Albrecht mit Prinzeß Luiſe von Schleswig-Holſtein und Prinzeß Friedrich von Hohenzollern. Dann kamen Prinz Friedrich Leopold und die übrigen deutſchen Fürſten; die Fürſtinnen trugen ſämtlich hohe Kleider mit Schleppen, Capotehütchen und Brillantſchmuck. Die graue Farbe war in allen hellen Schattierungen vertreten, ebenſo weiß und crème; auch dunkle Roben bemerkte man.

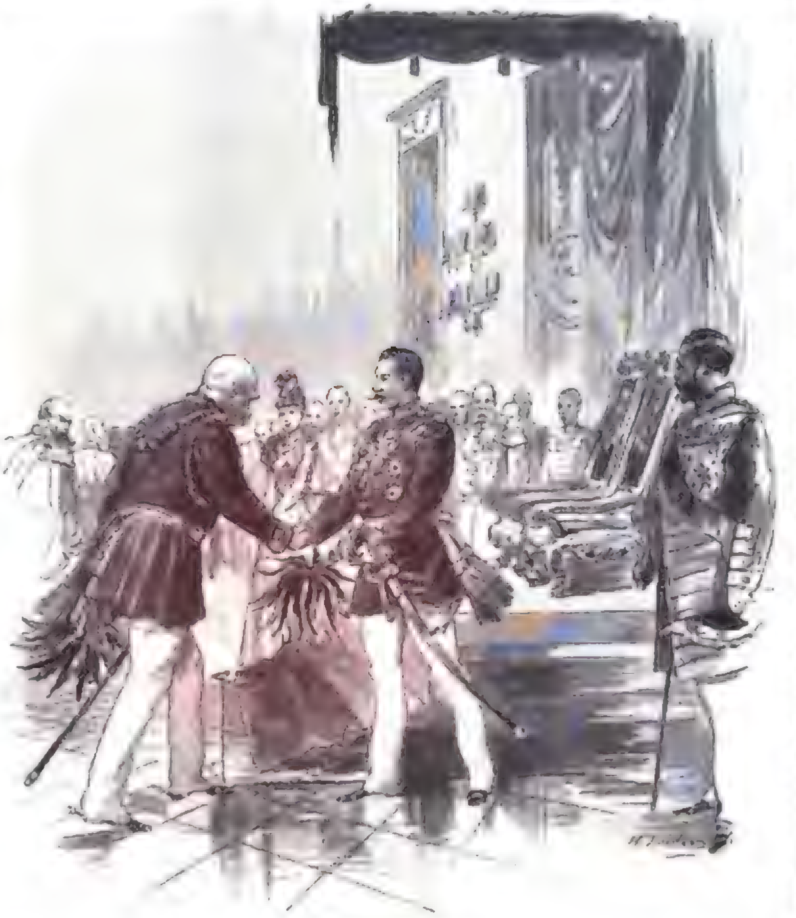
Der Herr Geheimrat vor der Galatafel.

Der impoſante Fürſtenzug bewegte ſich langſam von den königlichen Gemächern die Treppe hinauf zu den Eliſabethkammern, dann ging es durch den Schweizerſaal, den Thronſaal, die Bildergalerie zum weißen Saal, in welchem der goldſeidene Kaiſerthron mit den eingeſtickten ſchwarzen Reichsadlern und dem goldenen, mit Purpur ausgeſchlagenen Thronſeſſel aufgeſchlagen war. Die dem Thron gegenüber aufgeſtellte alte Schloßgarde präſentierte das Gewehr, und vorüber rauſchte der Zug die Treppe hinauf zur Kapelle, wo der große Vortritt des Hofes, das diplomatiſche Corps, der Bundesrat, die Ritter des Schwarzen Adlerordens, ſowie die geladenen hohen Militärs und Beamten der Feierlichkeiten harrten. Andächtig beugten hier die Fürſten und hochgeſtellten Herren das Haupt vor der göttlichen Majeſtät und lauſchten den Worten des Oberhofpredigers Dr. Kögel über den von dem Kaiſer ſelbſt gewählten Text: „Thue mir kund den Weg, den ich gehen ſoll.“ Feierlich ſchloß der herrliche Geſang des Domchors die erhebende Feſthandlung, wie er ſie eingeleitet. In derſelben Weiſe, wie man zur Kapelle geſchritten, ſchritt der Fürſtenzug zum weißen Saal zurück. Seine Majeſtät der Kaiſer nahm nach kurzer Unterhaltung mit einigen hohen Herrſchaften links vom Thron Aufſtellung. Ihre Majeſtät die Kaiſerin rechts vom Thron. Auf dieſer Seite ſtanden auch Deutſchlands Fürſten, etwas rückwärts von der Kaiſerin, während zur Seite des Kaiſers die fürſtlichen Damen in der vorgenannten Reihenfolge Aufſtellung genommen hatten. Dem Thron gegenüber bildeten zwiſchen den Hofpagen die hohen Hofchargen Spalier. Es begann nunmehr die Gratulationscour, wohl das intereſſanteſte Schauſpiel des Tages. Oberzeremonienmeiſter Graf zu Eulenburg ſtand, in der Rechten den Marſchallſtab tragend, links vom Kaiſer und leitete die Cour. Rechts hinter dem Kaiſer bemerkte man den Staatsminiſter Grafen Herbert Bismarck, welcher dem Kaiſer bei der Vorſtellung des diplomatiſchen Corps die Erläuterungen gab. Die Cour eröffnete der Doyen des Corps, Graf de Launay. Der Kaiſer reichte ihm huldvoll die Hand zum Gruß. Es folgten in gemeſſenem Schritt der Reihe nach die Botſchafter und Geſandten ſämtlicher Staaten; mit tiefer Verbeugung ſtellten dieſelben die Herren ihres Amtes vor. Ein wechſelvolles, buntes Bild, — jedes Land in anderen Uniformen, anderen Farben. Jeder der Herren verbeugte ſich tief vor dem Kaiſer, wiederholte die Verbeugung vor der Kaiſerin und trat dann zurück. Den Bundesrat führte Staatsminiſter und Vizepräſident von Bötticher vor; auch dieſem drückte der Kaiſer herzlich die Hand. Dem hierauf folgenden Kapitel vom Schwarzen

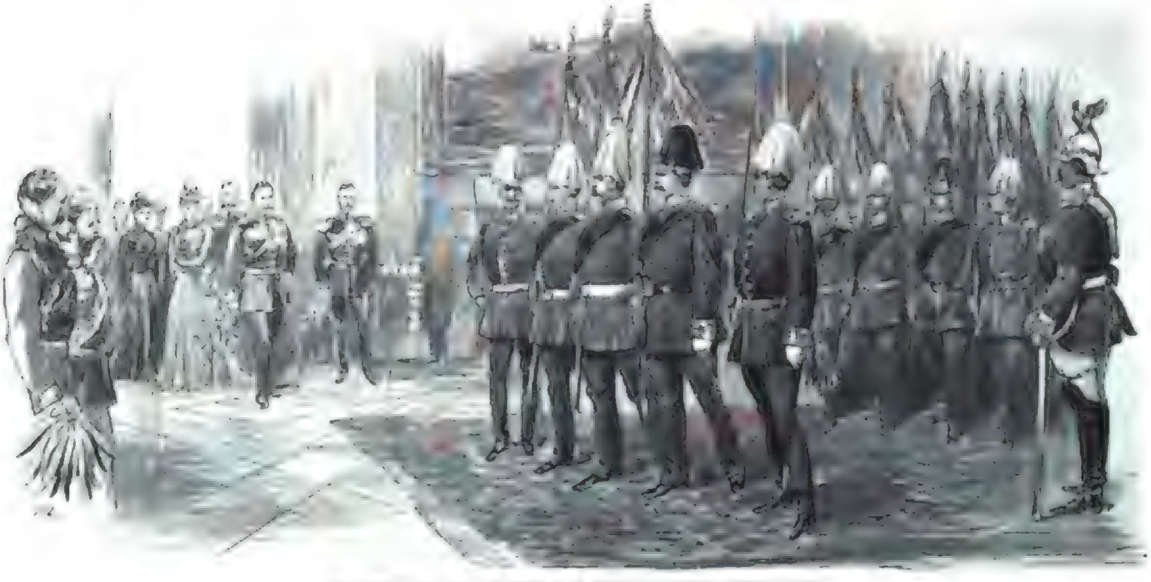
Der Herr Geheimrat nach dem Diner.

Ordensrittern ging voran, hoch aufgerichtet, feſten und ſicheren Schrittes der greiſe Feldmarſchall Graf Moltke. Tief verbeugte ſich Deutſchlands Schlachtendenker vor ſeinem oberſten Kriegsherrn; dieſer ſchritt bewegt auf ihn zu, und lange ſchauten ſich beide unter Händedruck in die Augen; es folgte Preußens zweiter Feldmarſchall, Graf Blumenthal und weitere Ritter des Ordens. Dann kam an der Spitze des Staatsminiſteriums in geſtickter Generalsuniform der große Kanzler, Fürſt Bismarck. Leuchtenden Auges trat er vor ſeinen jugendlichen Herrn, beugte ſich tief zu der dargereichten kaiſerlichen Rechten nieder und drückte dieſelbe an den Mund. Der Kaiſer dankte gerührt für die herzliche Gratulation und weilte längere Zeit mit dem Kanzler in traulem Geſpräch. Dies iſt der Moment, welchen unſer Zeichner ſo trefflich feſtzuhalten verſtand. Vom Kaiſer wandte ſich der Kanzler zur Kaiſerin, die Hand küſſend, die ihm dargereicht wurde. Es folgten nun Deutſchlands verdienſtvolle Generale, die erſten hohen Staatsbeamten und alle diejenigen, welche zur Cour befohlen waren; nach Beendigung der Cour begaben ſich die Majeſtäten und Fürſtlichkeiten unter gleichem Vortritt in ihre Gemächer zurück.

Mittlerweile ſtauten ſich die Menſchenmaſſen im Luſtgarten und Unter den Linden zu Hunderttauſenden an; jeder wollte dem geliebten Monarchen bei der Fahrt nach dem Opernhaus einen begeiſterten Glückwunſch zujubeln. Es war 12½ Uhr, als die Fürſtlichkeiten in glänzendem Wagenzug zur Matinée fuhren, voran der ſechsſpännige Galawagen der Majeſtäten. Brauſende Hoch- und Hurrarufe begleiten den Kaiſerwagen wie die Fürſtenwagen. Beim Eintritt der Majeſtäten in die große Mittelloge erhebt ſich die Menge ehrfurchtsvoll, und nach dem Prolog bringt das Publikum dem Kaiſer ein donnerndes Hoch dar, gerade als draußen auf dem Königsplatz der eherne Mund der Geſchütze der Reſidenzſtadt in hundert Schüſſen das hohe Geburtstagsfeſt verkündete und vom Rathhausthurm die Weiſen feierlicher Choräle erklangen. Unterdeſſen verſammelte ſich am Kaſtanienwäldchen eine glänzende Suite von Offizieren aller Grade zur großen Parolausgabe; auch hier brachte man dem kaiſerlichen Kriegsherrn einen Glückwunſch dar. Das Wogen der Menge zog ſich nun nach dem kaiſerlichen Palais. Hier vollzog ſich um 2 Uhr ein großer hiſtoriſcher Moment; die ruhmreichen Feldzeichen der preußiſchen Garden wechſelten ihren Standort. Die Augen des Heldenkaiſers haben ſich in dem alten Heim geſchloſſen; es ziemt ſich, daß die Wahrzeichen preußiſcher Tapferkeit unter den Augen des Kriegsherrn bewahrt werden. Deswegen traben die blitzenden Panzerreiter in breiter Front nach dem Schloß; darum folgen ihnen gleich darauf die Fußtruppen unter klingendem Preußenmarſch dorthin. Von neuem war die alte Wunde aufgeriſſen; hinter ſeidenen Purpurvorhängen verhüllte eine hohe Dulderin das gramdurchfurchte Antlitz und ſchickte dem Theuerſten des dahingeſchiedenen kaiſerlichen Gemahls eine Thräne nach als Abſchiedsgruß. Ein Lorbeerkranz von dem Enkel, auf welchen das deutſche Volk gerade an dieſem Tag in beſonders gehobener Stimmung blickte, bezeichnet für alle Zeiten den Ort, wo die glorreichen Feldzeichen achtundzwanzig lange Jahre hindurch treu behütet worden. — Und hinein geht es im Parademarſch nach dem Schloß, an deſſen Fenſter Kaiſer Wilhelm mit ſcharfem Soldatenauge den Anmarſch beobachtet hat. Im alten Schloßhof vollzieht ſich der Akt der Abtragung, welchen ſo naturgetreu unſer Bild wiedergibt. Oben im Sternenſaal ſind die Fürſtlichkeiten und die hohen Vorgeſetzten der Garde verſammelt, und in Gegenwart der Majeſtäten finden in goldenen Ständern die Feldzeichen ihr neues Heim. (Schluß folgt.)



Fürſt Bismarck bei der großen Cour.



Die Ueberführung der Fahnen der Garden in den Sternſaal des königlichen Schloſſes zu Berlin.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XII.

Jonel ſaß vor ſeinem Schreibtiſch, auf welchem in ſilbernen Leuchtern zwei Kerzen brannten, er hatte die Ellenbogen auf den Tiſch geſtemmt und, die beiden Schläfen zwiſchen den Händen preſſend, ſtarrte er auf ein Buch, das aufgeſchlagen vor ihm lag. Der buckelige Advokat hatte ſich leiſe in das Gemach durch die halbgeöffnete Thür geſchoben und blieb an derſelben ſtehen. Seine glänzenden Augen ruhten mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf dem bleichen, faſt weiblich ſchönen Geſicht des jungen Mannes, auf ſeiner hochgewölbten, edlen Stirn, unter deren zartem Weiß, das ſich vom ſchwarzen Gelock der Haare ſcharf abhob, das blaue Geäder durchſchimmerte.

„Hinter dieſer Stirne haben noch keine unreinen Gedanken gewühlt, keine wüſten Leidenſchaften getobt,“ dachte der Buckelige, ein Gefühl ſeltſamer Sympathie überkam ihn mit dieſem blühenden jungen Mann, den er heute zum erſtenmal kennen gelernt. Er trat einen Schritt vor, da ſchlug Jonel die Augen auf — es waren mandelförmige ſchwarze Augen mit einem eigentümlich weichen Ausdruck, den er jetzt zum erſtenmal an ihnen bemerkte. Und plötzlich blitzte dem buckeligen Advokaten durch den Kopf, daß er dieſe Augen kenne, daß er ſie bereits geſehen, nur wußte er nicht recht, wann und wo. Jonel hatte ſich erhoben.

„Bleiben Sie ſitzen, lieber Jonel, und geſtatten Sie mir, daß ich mich zu Ihnen ſetze, um ein wenig zu plaudern. In was für ein Buch haben Sie ſo weltverloren geblickt?“ Er nahm das Buch zur Hand. „Ei, ei, Gedichte, Alexandris Volkslieder!“ fuhr er lächelnd fort. „Sie haben alſo neben der trockenen Juriſterei eine Vorliebe für Poeſie?“

„Ich flüchte mich gern in die Traumwelt der Dichter,“ ſagte Jonel; „und gibt es einen herrlicheren Dichter als das Volk, deſſen Lieder ſo einfach und doch ſo tief empfunden ſind?“

„Sie flüchten ſich in die Traumwelt der Dichter? Das ſcheint mir etwas ſonderbar, mein junger Freund. Ihnen, der Sie ſo jung und ſchön ſind, ſollte das Leben ſelbſt ein täglich ſich erneuerndes Gedicht ſein. Haben Sie denn ſchon ſolch traurige Erfahrungen gemacht, daß Sie nötig hätten, aus der Wirklichkeit in die poetiſche Traumwelt ſich zu flüchten?“

„Offen geſtanden: nein!“ entgegnete Jonel. „Ich habe, ſo lange ich im Ausland lebte, ein ſtilles, ich möchte faſt ſagen, vegetatives Daſein geführt, und deshalb vielleicht empfinde ich, ſeitdem ich hier bin, die rauhe, häßliche Wirklichkeit um ſo tiefer und ſchmerzlicher.“

„Und zur Staffage dieſer häßlichen Wirklichkeit rechnen Sie wohl auch mich, den Rechtsverdreher, den Rabuliſten, der eine nach Ihrer Anſicht ungerechte Sache verficht, nicht wahr?“

„Ich nehme an, daß Sie ebenſo wie mein Vater in gutem Glauben handeln.“

„Und wenn Ihre Annahme falſch wäre?“

Jonel ſchwieg betroffen über den Cynismus dieſer Frage.

„Wir wollen uns recht verſtehen,“ begann der Advokat lebhaft. „Das Gut Dance hat unſtreitig einmal Ihrer Familie gehört. In welcher Weiſe die Freiſaſſen Eigentümer desſelben geworden ſind, iſt mir nicht recht klar. Dieſe Erſitzung iſt indeſſen vor nahezu dreißig Jahren durch eine Klage Ihres Großvaters unterbrochen worden, der aber den Prozeß nicht weiter führte. Nun haben wir die Sache wieder in Fluß gebracht, und da wir der Erleuchtung unſerer Richter nicht recht trauen, haben wir einige Gewichte auf die Themiswage zu unſeren Gunſten gelegt, das iſt der Stand der Affaire, und ich ſehe nicht ein, warum dieſelbe Ihr Gerechtigkeitsgefühl ſo ſehr aufregt.“

„Ich habe,“ ſagte Jonel ernſt, „die Prozeßakten genau ſtudirt und daraus die tiefe Ueberzeugung geſchöpft, daß wir im Unrecht ſind, und als ich heute vernahm, daß, wie Sie ſagen, auf die Themiswage einige Gewichte zu unſeren Gunſten gelegt wurden, ſo empörte es mich. Haben Sie denn gar kein Rechtsgefühl, Herr Tſchulu?“

„Ah pah,“ lachte der buckelige Advokat, „das ſind deutſche Phantaſtereien! Wenn Sie erſt einige Zeit bei uns leben und ſich in uns hineinleben, ſo werden Ihre Gewiſſensſkrupel gar bald ſchwinden. Und dann merken Sie ſich noch etwas: ein Advokat hat nie darnach zu fragen, ob ſein Klient recht hat oder nicht, ſondern ob der Prozeß — durch welche Mittel auch immer — gewonnen werden kann, das iſt der erſte Grundſatz im Katechismus eines Advokaten, und dieſen Katechismus muß ich Ihnen beibringen!“

„Nie und nimmermehr!“ brauſte Jonel auf.

„Ruhig, ruhig, mein junger Freund! Und nun nur noch ein Wort: wiſſen Sie, daß Ihr Papa, wenn er Dance ſein eigen nennt, alle ſeine Schulden zu bezahlen in der Lage ſein wird, und daß ihm dann noch ſo viel zurückbleibt, um ruhig und ſorgenlos leben zu können? Wiſſen Sie das?“

„Ich weiß es,“ ſagte Jonel.

„Wiſſen Sie ferner, daß, im Falle dem Rekurs unſerer Gegner ſeitens des Kaſſationshofes Folge gegeben wird und im Falle wir den Prozeß bei der neuerlichen Verhandlung verlieren ſollten, daß Ihre Familie in eine troſt- und hoffnungsloſe Miſère gerät? Wiſſen Sie das?“

„Ich weiß es, Herr Tſchulu.“

„Dann, ja dann habe ich Ihnen allerdings nicht viel zu ſagen,“ lächelte der buckelige Advokat, indem er ſein Haupt auf die Stuhllehne zurückwarf und dem vor ihm ſtehenden jungen Mann blaue Rauchringe entgegen wirbelte. Und wie er ſo Jonel ins Geſicht blickte, da fiel ihm plötzlich ein, wo er dieſe ſchönen, mandelförmigen Augen geſehen.

„Es freut mich, einen ſo edelmütigen jungen Menſchen kennen gelernt zu haben,“ begann Tſchulu, und ein ironiſches Lächeln lag dabei um ſeinen breiten Mund, „es freut mich um ſo mehr, da ich heute auch das Vergnügen hatte, ein Mädchen kennen zu lernen, dem ich einen Teil Ihres Edelmutes wünſche. Kennen Sie Lea, Zilibi Plantirs Tochter?“

Eine flammende Röte übergoß bei dieſer unerwarteten Frage Jonels Geſicht.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er verlegen, „wie Sie auf Lea zu ſprechen kommen; im übrigen kenne ich ſie ſehr genau, ſie iſt ja eine intime Freundin Floricas.“

„Dieſe Lea,“ fuhr der Advokat fort, „hat ſeltſamerweiſe ganz dieſelben Augen wie Sie, und wenn die Augen, wie man ſagt, der Spiegel der Seele ſind, dann müßte Lea auch dieſelbe Seele wie Sie haben, aber das ſcheint nicht der Fall zu ſein, und es iſt gut, daß dem ſo iſt. Dieſe Lea iſt, wie Sie wiſſen, zum Chriſtentum übergetreten und im Begriff, einen alten, kranken, häßlichen Mann zu heiraten, der ſeine Flitterwochen kaum überleben wird. Das müßte Sie empören. Sie ſind wahrſcheinlich der Anſicht, daß die Ehe die Harmonie zweier gleichgeſtimmten, in Liebe ſich verzehrenden Seelen ſei. Sie glauben wahrſcheinlich, daß man nur aus Liebe heiraten ſolle. Sie denken wahrſcheinlich, daß die Religion etwas Unantaſtbares, Heiliges ſei, mit dem nicht gewuchert werden dürfe. Sie haben vielleicht recht, ebenſo wie Sie vielleicht recht haben, wenn Sie behaupten, daß wir die Freiſaſſen von Waneſti plündern. Aber Lea denkt trotz ihrer ſchönen Augen, aus denen uns eine ſchöne Seele entgegen leuchtet, praktiſch, und ſie hat vielleicht recht, vielleicht mehr recht als Sie, mein lieber Phantaſt. Lea wird in kurzem eine reiche, junge, ſchöne, begehrenswerte Witwe ſein, und ſie wird dann ganz beſtimmt einen ſchönen jungen Mann finden, den ſie heiraten, den ſie mit einem halben Dutzend Kinder beſchenken und mit dem ſie ein glückliches Leben führen wird. Glauben Sie, daß Lea all dies erreichen könnte, wenn ſie ſolche Gewiſſensſkrupel plagten wie Herrn Jonel Fortunat? Noch ein Wort, Jonel! Das Leben iſt zum Genießen da, das ſag' ich Ihnen, der Buckelige, und wer ſich den Genuß durch metaphyſiſche Spitzfindigkeiten, wie ſie deutſche Profeſſoren ausgeheckt haben, verkümmert, der iſt ein Hans Träumer und ein Narr. Zum Exempel: wenn Sie als armer Anfänger nach der Reſidenz kommen, da werden Sie, wenn es hoch geht, eine Richterſtelle mit dreihundert Franken monatlich erringen, und wenn Sie Ihren philoſophiſchen Grundſätzen treu bleiben, da verkommen Sie, und wenn Sie noch ſo viel Talent haben. Wenn Sie aber als der Sohn des reichen Gutsbeſitzers von Dance auftreten und die Konnexionen Ihrer Familie in Thätigkeit ſetzen, dann fliegen Ihnen alle Herzen entgegen, Ihre Laufbahn iſt geebnet — und in kurzer Zeit ſind Sie ein gemachter Mann. Freilich müſſen Sie bei alledem die Weiber zu behandeln verſtehen, und da Sie ein wohlgebauter, herrlicher Menſch ſind, ſo werden Ihnen die Weiberherzen und damit noch viele andere Dinge wie Aepfel in den Schoß fliegen. Was — hält Ihre asketiſche Philoſophie auch den Weibern ſtand — den ſchönen, lachenden, liebedürftigen Weibern, den Weibern — den Weibern ...“ Der buckelige Advokat wiederholte dieſes Wort mit einem dämoniſchen Ingrimm, dann brach er in ein lautes, ſchallendes Gelächter aus, welches die ganze kümmerliche Geſtalt an allen Gliedern ſchüttelte und rüttelte. Er ſprang auf, umſpannte Jonels Hand mit feſtem Druck und ſagte: „Ich habe Ihnen heute eine kleine Vorleſung gehalten, ich werde dieſelbe gelegentlich fortſetzen und hoffe, daß wir uns mit der Zeit verſtehen werden. Gute Nacht!“

•

Jonel wanderte, nachdem ihn der Buckelige verlaſſen, gedankenverſunken im Gemach auf und ab; die Worte, die ſoeben an ſein Ohr geklungen, wirbelten ihm durch den Sinn und verſetzten ihn in eine fieberhafte Aufregung.

„Was ſind das für Menſchen,“ ſo fragte er ſich, „die ſo leicht über Recht und Unrecht hinweggleiten, denen alles feil und nichts heilig?“

Ein Gefühl des Widerwillens überkam ihn gegen dieſe Menſchen, aber gleichzeitig begann auch ein bitterer Schmerz in ſeiner Seele zu wühlen, als er daran dachte, daß auch ſein Vater jene feine Empfindung für Recht und Billigkeit, die ihn ſelbſt beſeelte, nicht beſaß, vielleicht nicht einmal verſtand. Sein kindliches Gefühl ſträubte ſich jedoch dagegen, ſeinen Vater anzuklagen, und er ſuchte ſein Bild von dem Flecken zu reinigen, der es verunſtaltete. Sein Vater — ſo ſagte er ſich — war zu dieſem Prozeß durch die wüſte, zerrüttete Lage ſeines Vermögens und durch jenes unſelige Weib getrieben worden, das ihn völlig beherrſchte. Er war nicht ſchlecht, gewiß nicht, und wenn man ihm die Sache klar darſtellte, ſo würde er vielleicht doch nicht die Hand dazu bieten, armen Leuten ihr Eigentum zu entreißen. Jonel fühlte einen ſüßen Troſt bei dieſem Gedanken und er atmete ſo erleichtert auf, als hätte eine unſichtbare, gütige Hand eine ſchwere Schuld von ſeiner eigenen Seele gewälzt.

„Armer Mann!“ murmelte er.

Er trat zum offenen Fenſter, durch welches das Rauſchen der Bäume des Parks in das Gemach quoll. Da ſtanden ſie, vom ſilbernen Lichte des Mondes umglitzert und umrieſelt, zitternd und geheimnisvoll raunend, die breitkronigen, mächtigen Eichen und, dieſelben ſtolz überragend, die ſchlanken, glänzenden Stämme der Pappeln, lauter gute, alte Bekannte, ſie waren dieſelben wie vor zehn Jahren, und ſie flüſterten Jonel geheimnisvolle Dinge, ſüße Märchen aus ſeiner goldigen Kindheit ins Ohr: Weißt du noch, Jonel, wie glücklich du warſt dazumal, als du in überſprudelnder Knabenlaune im Parke herumtollteſt, als dein Vater dich noch liebte, wie ſeinen Augapfel dich hütete, als er ſelbſt zum Kinde mit dir ward, im Park herumrannte und um die Wette mit dir nach Schmetterlingen haſchte, als er allabendlich vor dein Bett trat, die Augen dir küßte und Märchen und Geſchichten dir erzählte, bis der Schlaf auf deine Lider ſich ſenkte? Und denkſt du noch jener herrlichen Mondſcheinnacht, als du am Balkon ſtandeſt und neben dir auf dem Rollſtuhl Florica lag und ihr zu Füßen Lea, während im glänzend erleuchteten, von den ſeltſam luſtigen Klängen einer Hora durchwogten Saal an der Spitze einer reich gedeckten Hochzeitstafel dein Vater ſaß, ernſt und bleich, und neben ihm das fremde, ſchöne, ſtrahlende Weib mit den dunkelblauen Augen, deren Blicke dir die innerſte Seele durchſchauerten? Damals ſchon raunten wir dir zu, was kommen werde, und du haſt in deinem kindlichen Gemüte dunkel geahnt, was jetzt vor dir ſteht mit vernichtender Klarheit: das fremde Weib hat von deinem Vater Beſitz genommen, leiblich und geiſtig, ſie hat ihn zum bettelarmen und bettelſtolzen Mann gemacht, ſie hat — was noch furchtbarer iſt — mit Bedacht aus ſeiner Seele die Wurzeln der Liebe zu ſeinem eigenen Kinde geriſſen. Und nun ſtehſt du da im väterlichen Schloß, einſam und unverſtanden, und jene Augen, aus denen dir einſt tiefe Liebe entgegenſtrahlte, verhüllt dumpfer, ſchwerer Kummer, durch welchen nur ſelten etwas blitzt, was an die alten, ſchönen Zeiten gemahnt . . .

Ionel ſchrak leiſe auf, er wandte ſich haſtig um, und wie er ſo vor ſich ſtarrte, in den von einem Goldrahmen umſäumten Spiegel hinein, der ihm gegenüber an der Wand hing, fuhr er erſchreckt zuſammen. Aus dem Spiegel blickte ihn ſein bleiches Ebenbild an, und die ſchwarzen Augen darin ſchienen ihm plötzlich wie jene Leas. War dem wirklich ſo, oder war es nur ein Spiel ſeiner durch des Buckeligen Rede aufgeregten Phantaſie? Und wie er daran dachte, begannen ihm die letzten Worte des Buckeligen in den Ohren zu klingen: „Weiber, ſchöne, lachende, liebedurſtige Weiber . . . ſchöne, lachende, liebedurſtige Weiber!“

Er ſagte dieſe Worte leiſe vor ſich, und eine glühende Röte übergoß ſeine Wangen. Der Buckelige hatte dabei ſicherlich auch an Lea gedacht. Das war ſo ein Weib ganz nach ſeinem Sinn, die verſtand das Leben ganz wie Pantaſi Tſchuku, die ſchacherte mit ihrer Liebe, mit ihrem Leibe, mit ihrer Religion in derſelben Weiſe wie ihr Vater mit alten Sachen, und ſie hatte ſich an den Mann gebracht, an den meiſtbietenden Mann, und ſie war doch ein ſo ſchönes, ſo herrliches, ſo liebenswertes Weib, ſo geſchaffen, um glücklich zu ſein und zu beglücken! Und ſie hatte einen ſolch ſüßen Mund, und dieſen Mund wird ein kranker, häßlicher Greis küſſen, und ſie duldet es, ſie erwidert ſeine Liebkoſungen . . . Er machte eine heftige, leidenſchaftliche Geberde mit der Hand und ſchüttelte hiebei unwillig den Kopf, als wollte er die Gedanken verſcheuchen, die ihn umflatterten. Aber es gelang ihm nicht, er ſetzte ſich hin und ergriff ein Buch; während jedoch ſeine Blicke über die Zeilen flogen, vernahm er immer wieder die Worte des buckeligen Advokaten: „Weiber, ſchöne, lachende, liebedurſtige Weiber . . .“

Er klappte das Buch zu, da fiel ſein Blick auf ein vor ihm ſtehendes Glas, darin drei weiße Roſen. Das war eine zarte Aufmerkſamkeit Floricas, die jeden Morgen im kleinen Treibhauſe des Parks mit eigener Hand einige Roſen pflückte und ihm dieſelben als duftigen Morgengruß durch den alten Niere überſchickte. Er nahm eine Blume und roch daran, und aus ihrem Duft wehte ihn etwas an vom reinen, keuſchen Weſen des armen Mädchens; er ſprang auf, es war bald neun Uhr und er hatte ſchier vergeſſen, Florica aufzuſuchen, mit der er allabendlich einige Stunden verplauderte.

◆

Als Ionel bald darauf in Floricas blaßblau tapeziertes Gemach trat, fand er ſie auf einem Sammetdiwan liegen, zu ihren Füßen ſaß auf einem Tabouret ihr Kammermädchen Ninette, eine hübſche, muntere Franzöſin mit klugen rehbraunen Augen, die ihrer Herrin aus einem franzöſiſchen Zeitungsblatt vorlas. Bei Ionels Eintritt ſprang die Franzöſin auf, warf ihm einen ſchalkhaften Blick zu und verließ das Gemach, da ſie wußte, daß die Geſchwiſter bei ihren traulichen Plauderſtunden gern allein waren.

Ionel küßte Florica das weiße, ſchmale Händchen mit den kindlich dünnen Fingern, dann ließ er ſich auf dem Tabouret nieder und ſchaute bekümmert in Floricas bleiches Antlitz, über welches bei ſeinem Nahen eine fieberhafte Röte gehuſcht war. Sie huſtete leiſe. Ionel hatte dieſen Huſten oft vernommen, und der war ihm immer etwas verdächtig vorgekommen, als er aber jetzt die zarte Geſtalt von einem weißen Kleid umhüllt erblickte, das ihn an ein Totenhemd gemahnte, als er in ihren blauen Augen einen ſeltſamen Glanz und ihre zarten, nervös ſpielenden Naſenflügel ſah, überkam ihn plötzlich eine bange, unerklärliche Furcht, er drückte ihr mit überquellender Zärtlichkeit die Hand.

„Warum ſchauſt Du mich ſo eigentümlich an, Ionel?“ fragte ſie.

„Ich denke gerade daran, daß Du Dich hier recht langweilen mußt; wir empfangen ſo wenig Beſuch, Du haſt keine Zerſtreuung und ich bin auch juſt kein ſehr kurzweiliger Geſell. Wie wäre es, wenn wir auf einige Wochen in die Stadt reiſten?“

„O nein, Ionel,“ rief ſie, „ich mag nicht, ich fühle mich hier ganz wohl, die Ruhe thut mir gut. Mama, die ſoeben hier war, hat mir auch dasſelbe geſagt, ſie möchte mit mir nach Nizza reiſen. Das hieſige Klima, ſagte ſie, behage mir nicht; aber es nützt doch alles nichts, Ionel, es nützt nichts!“

Ionel empfand eine bange Scheu davor, ſie um eine Erklärung der letzten Worte zu fragen. Sie aber fuhr mit ihrer weichen, kindlichen Stimme fort:

„Du mußt Dich ſchon darauf gefaßt machen, mein liebes Brüderchen, daß ich eines ſchönen Morgens tot ſein werde, und es iſt vielleicht nicht mehr ſo lange bis dahin. Ja, ja!“

„Du Närrchen,“ rief er, „wer wird ſo ungereimtes Zeug reden!“

„Laß es gut ſein, Ionel, ich weiß, was ich ſage.“ Dann richtete ſie ſich halb empor, und ihr blondes Lockenköpfchen auf die Hand ſtützend, ſprach ſie mit leiſe zitternder Stimme: „Das Leben iſt ſchön, Ionel, o ja; aber nur für geſunde, für glückliche Menſchen. Ich — Du weißt es ja — war niemals ſo recht geſund; ſo weit ich zurückſinnen mag, erinnere ich mich, daß ich ſtets ans Bett gefeſſelt, ſtets krank und von Schmerzen gepeinigt war. Ich bin nicht ſchlecht, aber wenn ich andere ſehe, wie zum Beiſpiel Lea, an der alles vor Geſundheit ſtrotzt, von Leben ſprüht, dann fühle ich einen bittern Groll gegen das Schickſal und manchmal auch Neid, und das thut mir weh. Was kann mir das Leben bringen? Ich werde hier im Krankenbett liegen und aus dem Fenſter zum Park hinabblicken und werde ſehen, wie die Bäume grün und dann wieder gelb und fahl werden, ſo wird ein Jahr vergehen und dann wieder eines — und ich werde alt werden und mürriſch und verdrießlich und den Frohſinn verlieren, der mir jetzt noch ſo manches in roſigem Lichte erſcheinen läßt. Ach, das iſt eine traurige Ausſicht, nicht wahr? Und wenn ich weiß, daß mir das Leben nichts zu gewähren vermag von dem, davon ich manchmal träume, darnach ich mich manchmal ſehne, wenn ich weiß, daß das Glück, das andere mit vollen Händen greifen, als etwas Unfaßbares vor mir flieht und mich angrinſt wie ein Geſpenſt mit einem dämoniſchen Lächeln, wenn ich dies alles weiß, ſo frage ich mich: Was ſoll mir das Leben? Warum mich darüber grämen, daß mich der Tod gezeichnet hat? Ob ich etwas früher ſterbe oder ſpäter, es iſt mir alles gleich!“

Sie hatte all dies ohne Herbheit, ohne Bitterkeit, mit einem Anflug wehmütiger Reſignation geſprochen, und als ſie geendet, ſchaute ſie Ionel lächelnd an, der, bis in die tiefſte Seele getroffen, daſaß; er, der niemals bis jetzt an den Tod gedacht, konnte es nicht faſſen, daß dieſes Weſen, das ihm ſo lieb und teuer, das ſo gut und edel, rettungslos dem Tode preisgegeben war; und ſie ſprach davon mit einer heitern Ruhe, aber aus dieſer Ruhe hatte ein unendliches Weh hervorgeſchimmert. Ionel empfand dieſes Weh, er empfand es um ſo bitterer, weil es in Floricas ganzem traurigen Leben tief begründet war, er ſuchte nach einem tröſtenden Wort, aber er fand keines, das in dieſen ſchönen Augen einen Schimmer von Hoffnung und Lebensfreude erweckt hätte, in dieſen Augen, deren rührender, wehmütig ſinniger Ausdruck überzeugungsvoll beſtätigt hatte, was ſie ſoeben in ſo erſchütternd einfachen Worten geſprochen. Und wie ſie ihn ſo lächelnd anblickte, fühlte er, daß ihm die Augen naß wurden, aber er fuhr raſch mit der Hand über die Stirne, neigte ſich zu ihr und ſchloß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme. Eine glühende Röte übergoß ihr Geſicht, ſie preßte ihre Lippen an ſeinen Mund, dann ſchob ſie ihn von ſich; ſie lag eine Weile in tiefer Erſchöpfung da, ihr Atem flog, dann richtete ſie ſich wieder empor und ſagte:

„Ich habe Dir was mitzuteilen; Mama hat mir heute von dem unglücklichen Prozeß erzählt und geklagt, daß Du ihr viel Kummer bereiteſt, weil Du behaupteſt, wir hätten nicht recht; und als ich ihr ſagte, daß auch ich Deiner Meinung bin, da wurde ſie ſo aufgeregt, wie ich ſie ſelten geſehen; ſie ſagte, ich wäre undankbar, weil ſie nur deshalb prozeſſire, damit ich ein glückliches und ſorgenloſes Leben führen kann, und auch Du wäreſt undankbar, weil Dir das Glück Deiner Eltern ſo wenig am Herzen läge, und ich habe Deine Partei ergriffen. Ich weiß nicht mehr, was ich alles ſprach, es muß aber doch auf meine Mutter gewirkt haben, denn ſie ſagte ſchließlich gar nichts, und als ſie mich verließ, ſah ich Thränen in ihren Augen. Es hat mich tief geſchmerzt, aber ich kann mir nicht helfen; es iſt vielleicht nicht recht, aber ich glaube Dir doch mehr als meiner Mutter. Und nun bitte ich Dich, vermeide jeden Streit mit ihr, ſie iſt unglücklich genug, verſprich es mir, Ionel!“

Er ſchwieg und blickte düſter vor ſich. Florica merkte, daß ihm die Worte wehe thaten, ſie wechſelte daher raſch den Geſprächsſtoff und begann, ihm in haſtigen Worten von den Vorbereitungen zu Leas Hochzeit zu erzählen.

„Und wenn Du Dich ſelbſt davon überzeugen willſt, wie glücklich meine Freundin iſt,“ fügte ſie hinzu, „hier, lies den Brief, den ſie mir heute geſchickt hat.“

Er griff nach einem kleinen, roſigen Briefbogen, den ſie ihm reichte, entfaltete denſelben und betrachtete eine Weile prüfend die eckigen, unregelmäßigen, haſtig hingeworfenen Schriftzüge.

„So lies doch, Ionel!“ drängte ſie.

Er las mit halblauter Stimme:

„Soeben, meine teure Florica, hat mich der buckelige Advokat Pantaſi Tſchuku verlaſſen, er fährt zu euch. Ein abſcheulicher Menſch, er hat mir meine gute Laune verdorben, und ich war doch ſo luſtig heute. Mein Hochzeitskleid iſt fertig, ich habe es heute probirt. Madame Kaluza war außer ſich vor Freude, ſie ſagt, ich ſehe prächtig aus. Man ſoll ſich zwar nicht ſelbſt loben, aber mir ſcheint, die gute, alte Dame hat recht. Wie mir das Herz pochte, als ich mich mit dem Brautkleid im Spiegel ſah, kann ich Dir nicht beſchreiben. Ich bin überhaupt jetzt ſehr aufgeregt und nervös, ich denke immer daran: in acht Tagen biſt du Frau Baliamali, die Gemahlin des reichſten Gutsbeſitzers des Diſtrikts, und daß alles, wonach dir ſtets der Sinn ſtand. Und ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen ſoll. Ich will es Dir nämlich im Vertrauen ſagen, jetzt, wo ich vor dem Ziele ſtehe, das mir immerdar vorſchwebte, empfinde ich ſeltſamerweiſe nichts von jenem berauſchenden Gefühl, das mich früher durchſchauerte, wenn ich mir vorſtellte, daß ich reich, unabhängig und die Gattin eines Gutsherrn ſein werde. Die Zukunft erſcheint mir oft dunkel, geheimnisvoll, rätſelhaft, und dann, mein armer Vater — es ſchmerzt mich tief, daß er ſich über mein Glück nicht freuen mag, und das verbittert mir manche Stunde . . . Meine Trauung findet in der Dorfkirche von Baleni ſtatt. Mein Bräutigam hat ſeinen alten Edelhof in ein Zauberſchloß umgewandelt, ſo ſagt er nämlich, den ganzen Sommer hindurch iſt daran gebaut worden, ich durfte aber nicht hinkommen, mein Bräutigam will mir eine Ueberraſchung bereiten. Mein Boudoir beſonders ſoll herrlich, entzückend ſein. Die Einladungen zu meiner Trauung werden heute abgeſendet, euch lade ich perſönlich ein. Ich habe meinen Bräutigam bewogen, daß er die Familie Dobrescu morgen beſucht und ſich verſichert, daß ſie zu unſerer Hochzeit kommt. Am meiſten freue ich mich, daß Fräulein Pia Dobrescu Gelegenheit haben wird, mich als Braut, als die Gattin des Herrn Baliamali zu ſehen. Du weißt ja, wie viel ich im Inſtitut unter dem Hochmut dieſes Dämchens zu leiden hatte, und nun wird ſie die Jüdin, die Tochter des jüdiſchen Hauſirers, als glückſtrahlende, von den Männern bewunderte Braut ſehen! Warte nur, ich werde ihr all den Hohn, die Mißachtung, mit der ſie mich ſtets behandelte, heimzahlen. Du haſt mir ſtets den Text geleſen, meine ſüße Florica, weil ich dem edlen Fräulein Pia Dobrescu nachtrage, was ſie an mir verbrochen hat; aber Du, Du biſt ein Engel, Florica, ich aber liebe diejenigen, [illegible] mich lieben, und wer mir wehe thut, den [illegible] aus ganzer, voller Seele. So bin ich. [illegible] wie geht's Dir? Biſt Du munter [illegible]

[illegible]

[illegible]. Grüße beſonders [illegible] und Herrn Jonel; ſage Deinem Bruder, es ſei gar nicht hübſch von ihm, daß er Madame Fulaga, die ihn als Kind auf den [illegible] getragen, bis jetzt nur ein einziges mal beſucht hat. Madame Fulaga iſt [illegible], und wenn er will, daß ſie wieder gut wird, ſo muß er ſie bald, recht bald beſuchen. Lebwohl.“

Jonel faltete den Brief zuſammen und reichte ihn ſchweigend [illegible].

„[illegible] Du Madame Fulaga beſuchen?“ fragte ſie.

„Nein!“ entgegnete er kurz.

„Warum?“

„Weil es [illegible] [illegible], [illegible] Wochenbettkleid bewundern zu laſſen,“ ſagte er bitter.

„Wie du [illegible],“ [illegible]

[illegible]

Die deutſchen Kolonien in Südbraſilien. Straße in Santa Cruz.

[illegible] verhandeln und wünſche, daß Du unſerer Unterredung beiwohnſt; ich wünſche es deshalb, weil Du vielleicht meine Haltung in dem Prozeß anders beurteilen wirſt, wenn Du einen [illegible] Einblick in meine Verhältniſſe gewonnſt. Es werden ſchwere Zeiten über [illegible] hereinbrechen,“ ſagte er ſeufzend hinzu. „Gute Nacht, Jonel!“ Er reichte ihm die Hand, Jonel ergriff ſie, er ſah eine Thräne in den Augen ſeines Vaters ſchimmern, und wie ſie ſich gegenſeitig anblickten, da ſchmolz die Entfremdung, die bis jetzt zwiſchen Vater und Sohn geherrſcht. Von einer tiefen Rührung überwältigt, umſchlang Jonel ſeinen Vater. Herr Fortunat entwand ſich ſanft der Umarmung und ſagte leiſe: „Du mußt ein wenig Mitleid mit mir haben, hörſt Du? Und wenn Du mich lieb haſt, ſo begegne Deiner Stiefmutter etwas freundlicher, [illegible] iſt an unſerem Unglück nicht ſchuld, bei Gott, ſie iſt es nicht, der Schuldige bin ich, ich allein. Gute Nacht!“

(Fortſetzung folgt.)

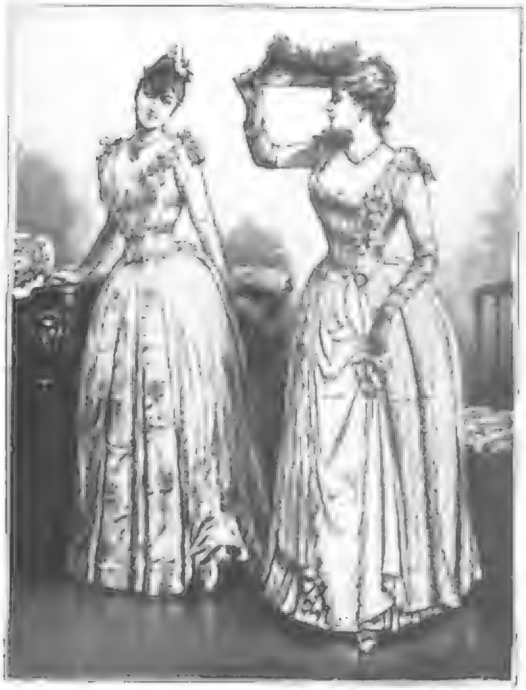
Eine Rauferei im Café de la Rotonde. Gemälde von Georges Cain. Nach einer Photographie von E. Lecadre & Co. in Paris.

Blätter für die Frauen.

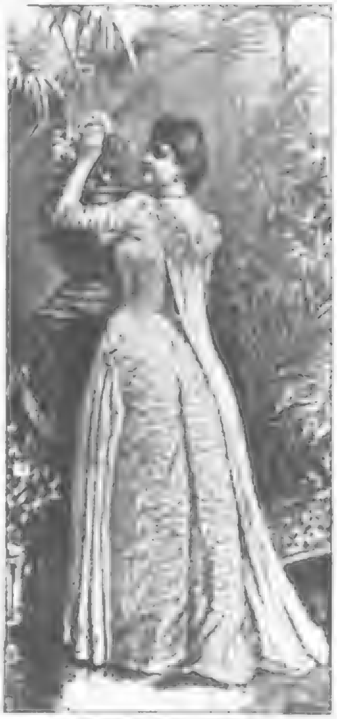
Mode von Johanna von Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Geſchmack dieſer Saiſon bringt das Einfache zu beſonderer Auszeichnung. Man mag keine Puffen mehr, keine Wolken von Spitzen, keine Bauſchungen und kunſtvollen Draperien — glatte, weit geſchnittene Unter- und Oberkleider, kurze, tief ausgeſchnittene Taillen ohne eigentliche Aermel und mit bis zum Unterarm hinaufreichendem Stoff- oder Bandgürtel, das iſt die Type der Geſellſchaftsrobe vom Frühjahr 1899, die unter dem Geſchmack der Modiſten zahlloſe Spielarten nach Schnitt und Ausſchmückung ergeben hat. Für große Toiletten werden dieſe Roben faſt durchweg mit Schleppe gearbeitet, ja ſelbſt junge Mädchen tragen für große Geſellſchaft nur noch dann runde Kleider, wenn getanzt werden ſoll. Da iſt die Watteauſchleppe recht am Platz, dieſe reizende, kokette, jugendliche Schleppenbahn, welche oben aus dem tiefen Ausſchnitt herauszuquellen ſcheint, um weich und ſchmeichelnd über den glatten Rock zu fallen und von ſchlanker Geſtalt über den Teppich dahingezogen zu werden. Dieſe anmutigen Watteauſchleppkleider ſind gemacht für die Jugend und gemacht auch für jene köſtlichen reifen Madonnen, die nur alten, verſchollenen Kaminnippes entlehnt zu haben ſcheinen. Das Futter der Falte kann den Reiz der Toilette ſehr erhöhen, etwa, wenn man die ſeegrüne Schleppe mit ganz mattem Roſenblatt füttert und die Taille mit ebenſolchen Bändern und Federn garniert; auch Weiß mit Altgold oder irgend eine andere zarte Verbindung unſerer neuen Schattenfarben iſt hier am Platze.

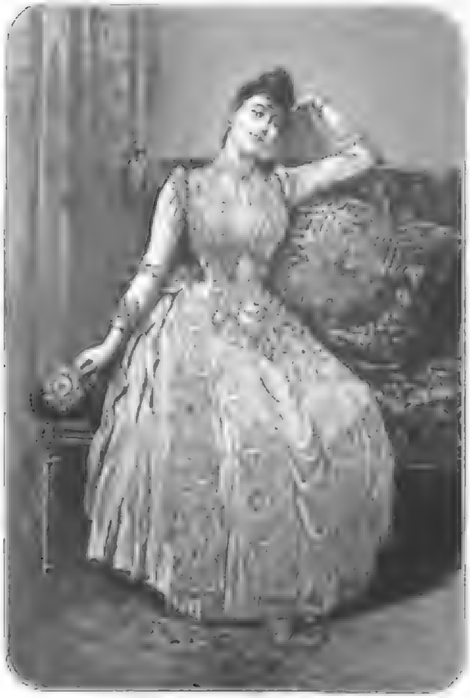


Balltoiletten.

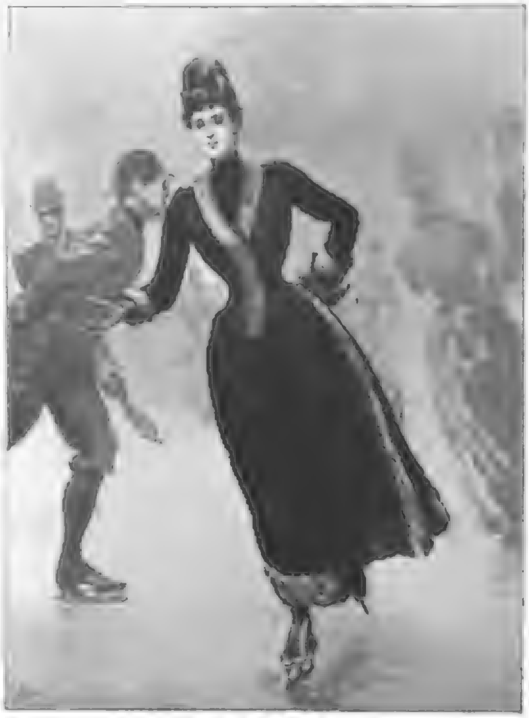


Abendtoilette im Wiener Geſchmack.

Neu iſt's auch, die große Abendtoilette wieder mit Pelzwerk zu beſetzen. Engliſche Blätter erinnern daran, welches Aufſehen die Toilette machte, in welcher die Herzogin von Edinburg ihr drawing room als Braut abhielt, eine helle Seidenrobe mit Otter und Zobel garniert. Das iſt wieder vornehmer Geſchmack, beſonders in der engliſchen Mode. Die Prinzeſſin von Wales bezog von Morin & Bloſſier in Paris eine Crêpe de Chine-Toilette, deren weite Stoffhülle über einen hellen Otterrock aufgerafft iſt. Ja, man geht noch weiter und beſetzt Tüll, die duftigſten und zarteſten Ballroben, mit ſchmalen Streifen dunklen Pelzwerkes, eine Laune, die allerdings ſehr viel auffallender als ſchön iſt und nur ganz vereinzelt Eingang gefunden hat. Unter den Ballroben ſteht der Tüll obenan; jedenfalls dürfen junge Mädchen zum Tanz nur durchſichtige Stoffe tragen. Je einfacher die Toilette iſt, deſto mehr iſt ſie comme il faut. Wir geben zwei ſolcher Modelle im Bilde: das eine über maisfarbenem glattem Seidenrock prächtig geſtickter Tüll mit hellen Bändern und Maréchal-Niel-Roſen, das zweite blaßblaue Seidenmouſſeline mit breiter Stickerei auf dem Fond von mattroſa Krepp. Eine andere hübſche Garnierung für ſolche Toiletten iſt, das ganze Devant in gekreuzten Tüllpuffen anzuordnen und da, wo's paßt, in jeder Kreuzung eine aufgeblühte Roſe anzubringen. Andere aus gemaltem und geſticktem Tüll beſtehende Garnituren für jugendliche Balltoiletten ſind in den reizendſten Phantaſien als Einzelblätter oder Bordüren in Kartons als Vorrat zu kaufen, und dieſes loſe Dekorationsgetändel wird dann mit Klebſtoff kurzweg auf den Kleidertüll befeſtigt. So gibt's nichts Einfacheres, als ſich zum Ball anzuziehen, wenn man noch jung iſt. Nichts von Raffinement oder geſuchter Eleganz. Ein Unterkleid von feiner Seide, damit der Anzug eine volle Campagne verträgt, einige luftige Ueberkleider, einen Karton mit Bändern, Blumen, geſtickten Vogelkörpern oder Schmetterlingen, und man beſtreitet die ganze Saiſon. Die



Weiße Balltoilette mit Spitzenbeſatz.



Koſtüm für die Eisbahn.

Taillen werden mit Vorliebe auf dem Rücken geſchnürt. — Das Intereſſanteſte der gegenwärtigen Geſchmacksrichtung mag die Anmut ihrer einfachen Formen ſein; intereſſant aber iſt auch die Neigung, dieſer Einfachheit an paſſender Stelle Pracht und Dekor zu geben. Wann hat man ſo wunderbar ſchöne Stickereien geſehen, wie ſie unſere großen Empiretoiletten zeigen, ſolche Kunſtwerke auf den edelſten Stoffen, für welche die tonangebenden Schneider wie in vergangenen Jahrhunderten ein Vermögen verwenden. Die prächtigen Gold- und Silberornamente der Hofſchleppen, die breiten Säume und Bordüren, deren Gewicht den ſchönen Fall der faltigen Stoffe bewirkt, müſſen das Auge entzücken. Sie thun's auch; man mag von dem Effekte ſchöner Stickerei oder eleganter Paſſementerie kaum noch abgehen, ſelbſt auf einfachen Wollgeweben nicht. Sehr vornehm ſind weiße Wollſtoffe mit weißen Guipures. Eine Toilette dieſer Art iſt unſeren Abbildungen eingefügt; das Modenhaus Lipmann von der rue de la paix hat ſie jüngſt für die Königin von Portugal geliefert. Aber auch Schwarz iſt für Stickerei und Beſatz ſehr beliebt, beſonders wo es gute Kontraſte gibt. So verbindet man Schwarz gern mit Grün. Ein ſmaragdgrüner Sammetrock zeigt zwei breite Reihen geſtickter ſchwarzer Weizenähren, die ſich am Halsausſchnitt der faltig angeordneten Taille und an den weiten Aermeln wiederholen. Das glatte Oberkleid, an den Seiten à la Récamier geöffnet, iſt aus ſchwarzem, weichem Wollſtoff. Man ſieht auch, im Gegenſatz zu ſchwarzem Sammet, moosgrüne Wolle getragen, die reich mit ſchwarzer Stickerei garniert iſt. Daß man zu grünen Hüten ſchwarze Federn und ſchwarze, breite Schleifenbänder trägt, verſteht ſich; grüne [illegible] mit breiten ſchwarzen Randkanten, ſchwarze Strümpfe mit blaugrünen Streifen oder Sternmuſtern paſſen ſich dieſer Vorliebe an. Auch der lange ſchwarze Glacéhandſchuh wird zur Geſellſchafts- und Balltoilette wieder getragen, und ſchwarze Federn zu Fliederblüten oder Maréchal-Niel-Roſen auf weiße Toiletten garniert.

Die Promenade zeigt nicht minder wirkſame Zuſammenſtellungen, und an köſtlichen Wintertagen den ganzen Glanz der modernen Pelzkoſtüme. Eisläuferinnen, welche das Gewicht ertragen können, ſieht man auch in einfachen glatten Röcken ganz aus Pelzwerk mit kurzen, knapp anſitzenden Jacken, und Koſtüme dieſer Art ſind auch für die Reiſe und längere Wagenfahrten geeignet. Ein ſehr anmutendes Sammetkoſtüm mit Otterbeſatz und kleiner Ottertoque haben wir, etwa als die Type moderner Eleganz, dargeſtellt. Die Otter, die zu dem Smaragdgrün des Anzuges prächtig ſtimmt, wird in der angegebenen Form breit um den Hals geführt und ſetzt ſich in einer einzigen Linie bis zum Taillenſchluß fort. Der breite Beſatz am Rockſaum ſchließt ſich demjenigen an, welcher am linken Seitenteil den Rock in einer Längslinie garniert. Außer Otter wird Blaufuchs für die elegante Toilette ſehr gern verſchnitten, und auf gewiſſen Farben, wie etwa auf Heliotrop, auf Flieder, überhaupt allen zarten Tönen, macht er prächtigen Effekt. Sehr diſtinguiert war eine Toilette im polniſchen Stil, ſmaragdgrüner Sammet mit Goldſtickerei und Blaufuchs beſetzt, auch eine andere aus hellblauem Sammet mit Zobel.

Außerordentlich ſchöne Verbindungen geben die ſatten Plüſche mit den zarten Krepps und Gazen, die ſo prächtig geſtickt ſind, daß man ſie oft eher für ein Werk des Pinſels als eins der Nadel halten möchte. Da ſieht man zu zartem Lachsroſa den wundervollſten Kupferton, zu blaſſem Grün, zu gedämpftem Roſa und dem ſubtilſten Waſſerblau Töne von einer Pracht und gewaltiger Fülle, daß das Auge ſein Entzücken hat. Solche Fülle hat ja nur der Plüſch, und die Mode weiß, warum ſie ihn nicht aufgeben mag.

Die moderne Friſur iſt mannigfaltig. Das verſtärkte Stirnhaar wird noch allgemein getragen, alles übrige Haar wird großwellig gekreppt, auf dem Scheitel zuſammengenommen und in Puffen arrangiert. Die Mode gibt augenſcheinlich das lockige Haar im Genick allmählich auf und damit das Zeichen, niedriger zu friſieren, aber das Haar über der Stirn höher anzuordnen. In der engliſchen Mode wird, beſonders von jungen Mädchen, die Haarfranſe aufgegeben; man türmt dagegen das Stirnhaar nun über einem Kiſſen auf. Große Schleifen am Hinterkopf, entweder als ſelbſtändiges Arrangement oder als Zubehör des kleinen, zierlichen Catoganzopfes, kleiden bei ausgeſchnittener Toilette da, wo ein beſonders ſchlanker Hals zu berückſichtigen iſt, viele als die kurzen Friſuren. Für dieſen Fall zu empfehlen iſt auch eine andere Tracht, wo über der obligaten Haarfranſe das ganze, aber glatte Haar auf der Scheitelhöhe zuſammengefaßt iſt, um von hier aus, in feſten Locken friſiert, los auf den Nacken herabzufallen. Auch den Reiz gepuderten Haares brauchen wir nicht zu entbehren; da, wo es, verbunden mit ſtilvoller Toilette, an das Bild ſchöner Ahnfrauen mahnt, genießt das Auge die intereſſanteſten Eindrücke. Blonde und rötliche Köpfe werden häufig mit Goldſtaub gepudert.

Wenn nun aber die Saiſon in der That glänzender iſt als je, ſo weiß davon auch die Pracht der Seidenrobe, die unter ihrem Luſtre ſteht. In der Seideninduſtrie herrſcht ein Leben, wie es ſo animiert ſeit Jahren nicht mehr war. Was die gegenwärtige Saiſon nicht mehr bewegen kann, bewegt ſchon heute der Sommer, der vor uns liegt. Paris überſchwemmt uns ſchon heut mit ſeinen foulards imprimés, die die Vogue des neuen Jahres ſein werden. Ihre Farben, ihre Muſter ſind ja von großem Reiz und die ſommerliche Geſellſchaftstoilette wird derjenigen ebenbürtig werden, die heute noch unſer Auge erfreut. Aber heut iſt noch nicht der Tag der Foulards. Noch ſchlüpfen wir in den Pelz, um die Promenade zu genießen, wo der ganze Februar zu [illegible] knirſcht, noch lodern die Kamine, an denen ſich die Geſellſchaft im Kreiſe ſammelt, noch diniert man unter Blumen und Kerzenlicht und tanzt zu den neueſten Melodien — und es ſind andere Toiletten, denen wir da begegnen.

[illegible] aus der engliſchen Mode

Aus den deutſchen Kolonien in Südbraſilien.

Von

Herman Soyaux.

II.

Betrachte der freundliche Leſer die Bilder auf Seite 420 und 440 recht aufmerkſam; ſie ſind nach nimmer trügenden Photographien ausgeführt und erzählen von den Verhältniſſen des dort lebenden deutſchen Völkchens beſſer und treuer, als die Feder des Reiſenden dies zu thun vermag. Und dann, wenn er erfährt, daß dieſe Häuſer und Kirchen von deutſchen Bauern ſeit 1849 gebaut wurden, welche als mittelloſe Einwanderer ankamen — es ſind nicht mehr als 10,000 Mark baren Geldes in dieſe Kolonie eingebracht worden — dann wird er ſich die Frage nach dem Gedeihen deutſcher Anſiedler in Südbraſilien ſelber beantworten können. Freilich, nach den Summen mitgebrachten Geldes richtet ſich dieſes Gedeihen auch nicht, — man ſagt ſogar im Gegenteil, daß dieſes Geld nur wenig nütze, weil es vielfach die Energie des Anſiedlers ſchädigend wäre — ſondern die Tüchtigkeit, der treue Fleiß, die zähe Ausdauer und die Sparſamkeit ſind es geweſen, die den deutſchen Einwanderer zu dem, was er im Lauf der Jahre erreicht, als Koloniſt anerkannt unvergleichlich daſtehen laſſen. Seht nur ſein Häuschen — zu Anfang war es eine ſtrohgedeckte Lehmhütte, ſpäter wurde ein ſchindelngedecktes Holzhaus und zuletzt ein wohlausgeſtatteter maſſiver Bau daraus — labt euch an der nahrhaften Speiſe, an dem Trunk ſelbſtgewonnener köſtlicher Milch, in der Kolonie erzeugten Bieres oder Weines, erquickt euch an dem freien, freundlichen Weſen, mit dem euch Gaſtfreundſchaft geboten wird, dann aber vergeßt auch nicht, die arbeitsharten Hände dieſer Menſchen vom Aelteſten bis faſt zum Kinde herab zu bewundern, lauſcht den Erzählungen der Alten, wie ſie, mit geringem Hab und Gut auf dem Rücken, hier einzogen, wie ſie den Wald fällten und die erſten Maiskörner mit der Hacke ſäten, und wie ſie noch manches Jahr hart und ſauer ſchafften, um die auf ihrem 200 Morgen laſtende Kaufſchuld zu bezahlen, dann aber ſchon behäbiger lebten, zurücklegten und allgemach gutes Land für ihre Kinder erwarben und deren Zukunft ſicherten; dann werdet ihr euch abends in das gute deutſche Bett mit dem Bewußtſein legen, daß ihr unter dem gaſtlichen Dache tüchtiger und glücklicher Menſchen ſchlummert. Solches Empfinden bewegte wenigſtens mich ſelbſt, der ich noch mit geheimen Zweifeln jenes Land betrat; aber ich wurde ein Gläubiger, als ich São Leopoldo beſuchte, den Hamburger Berg und die „Schwabenſchweiz“ bis zum Wirtshaus des alten Preußen am Eingang des „Thorwaldes“ durchſtreifte und ſpäter mich in dem freundlichen, wohlhabenden Santa Cruz umſchaute.

Schwere, harte Arbeit, beſonders in den erſten entbehrungsreichen Jahren, Anſpruchsloſigkeit, Ausdauer, Sparſamkeit und darauf ſich aufbauender Wohlſtand — das iſt in kurzen Worten die Geſchichte der einzelnen deutſchen Familie in Santa Cruz ſowohl wie in allen anderen Bauernkolonien Südbraſiliens, deren Ortswahl und Verwaltung durch Regierungs- oder private Beamte einſichtsvoll getroffen und gehandhabt wurden. Sei es mir nun geſtattet, die Entwicklungsgeſchichte einer ganzen Kolonie in kurzen Umriſſen und mit Hilfe einiger, manchem meiner Leſer vielleicht leidiger, aber überzeugender Zahlen zu ſchildern und wiederum Santa Cruz dafür zu wählen, da mir für dieſe Anſiedlung das nötige Material offiziellen Urſprungs und durch zuverläſſige private Mitteilungen ergänzt oder berichtigt, zur Verfügung ſteht.

Veranlaſſung zur Gründung dieſer Provinzialkolonie gab das Projekt einer Straße zwiſchen Rio Pardo, einer Stadt am Ufer des Jacuhyfluſſes, und Cruz Alta, hoch oben im Norden der Provinz. Nachdem im Jahre 1849 ein Teil dieſes Weges eröffnet war, ließ die Provinz zu beiden Seiten desſelben, der erſt Pikade „Santa Cruz“ und ſpäter „Alte Pikade“ genannt wurde, Kolonieplätze vermeſſen, und damit war die Kolonie eröffnet. Am 19. Dezember jenes Jahres kamen die erſten Koloniſten, alles Deutſche, zuſammen 13 Perſonen an; zu Beginn 1850 zogen 59, im folgenden Winter weitere 17 Leute zu. Im Frühling 1851 ließen ſich weitere 145 Perſonen nieder, darunter ſchon 30 Leute aus São Leopoldo, die der Wander- und Ausdehnungstrieb nach Weſten geführt hatte. Im Jahre 1852 ſchloß die Regierung auf zwei Jahre zur Einführung von 2000 Deutſchen einen Vertrag mit einem Deutſchen, durch welchen 250 Familien in die Kolonie kamen, ſo daß 1854 die Bevölkerung 891 Seelen ſtark, auf 300 Bauernplätze verteilt war. Die nach 1855 anlangende Einwanderung iſt als ſpontane zu betrachten, und in den letzten zehn Jahren kamen nur noch Leute, die Verwandte oder Freunde in Santa Cruz bereits wohnen hatten. Die Bevölkerungszahl von 891 im Jahre 1854 ſtieg auf 2221 im Jahre 1859, auf 3367 im Jahre 1862, auf 4794 im Jahre 1866, auf 5427 im Jahre 1869, auf 5909 im Jahre 1870, und heute zählt das Munizip von etwa 1500 Quadratkilometer eine Bevölkerung von beiläufig 18,500 Seelen, faſt ausſchließlich deutſchen Stammes. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner iſt der Ackerbau, dem ſich etwa 16,000 Menſchen, vielfach ſich anſtatt der früheren Hacke des Pfluges bedienend, widmen, während die übrigen verſchiedene Gewerbe und kaufmänniſchen Handel als vorzugsweiſe Erwerbsquelle betrachten. In erſter Linie ſteht in der Landwirtſchaft, den günſtigen Boden- und Klimaverhältniſſen entſprechend, die Kultur des Tabaks, deren Erträgniſſe zu einem kleinen Teil im Lande ſelbſt verbraucht, zum größten Teil ausgeführt werden, wie man mir ſagte, vorzugsweiſe nach Frankreich. Neben dieſem hervorragendſten Landeserzeugnis, welches den Grund zu dem in der Kolonie vorherrſchenden Wohlſtand legte, werden noch Mais, Bohnen, Reis, Erbſen, Linſen, Weizen, Roggen, Gerſte, Zuckerrohr, Kartoffeln, Wein, Maniok und ſo weiter gebaut. Ferner wäre der ſogenannte Paraguaythee, in den Wäldern geſammelt, Butter, Schmalz, Honig, Wachs in Mengen produziert, welche den eigenen Bedarf bedeutend überſteigen und deshalb ebenfalls exportirt werden. Die Höhe der Werte dieſer Ausfuhr betrug im Jahre 1857, alſo 8 Jahre nach Eröffnung der Kolonie, als ſie erſt etwa 2000 Einwohner zählte, ungefähr 74,000 Mark (ich rechne hier den im Kurs ſchwankenden braſilianiſchen Milreis zu 2 Mark), im Jahre 1868 bei inzwiſchen etwas mehr als verdoppelter Volkszahl ungefähr 360,000 Mark, im Jahr 1870 bei 5800 Einwohnern etwa 800,000 Mark und erreichte im Jahre 1886 den Betrag von 1,800,000 Mark bei einer Geſamtproduktion, welche auf faſt 2½ Millionen Mark angegeben wird.

Ich darf nun wohl annehmen, daß dieſe Zahlen den klarſten Beweis für meine Anſchauung geben, jene mittellos eingewanderten Koloniſten ſeien vorwärts gekommen; mehr als das: ſie bewieſen überdies, daß jene Bauern in ihrer neuen Heimat mehr erreicht haben, als es ihnen hier im alten Deutſchland hätte gelingen können. Nichts liegt mir übrigens ferner, als durch dieſe Angaben etwa zur Auswanderung aufzumuntern; ich habe hier nur die Aufgabe, Wahrheit und Thatſachen zu geben.

Noch einige weitere Zahlen muß ich meinen Leſern vorführen, denen ganz beſonders daran liegen wird, zu erfahren, wie die alte Heimat, Deutſchland, von dieſem Gedeihen ihrer Söhne in fremdem Lande berührt wird. Das klar zu ſtellen, erwähne ich die Einfuhr von Waren, welche in derſelben Kolonie verbraucht werden. Für das Jahr 1859 finde ich den Import an Induſtrieerzeugniſſen auf 108,000 Mark angegeben, für 1866 auf 330,000 Mark, für 1870 auf 540,000 Mark, für 1886 auf 1,000,000 Mark! Die Bezugsländer der in der Provinz Rio Grande do Sul eingeführten Induſtrieerzeugniſſe ſind hauptſächlich Deutſchland, England, Frankreich, Belgien und die Vereinigten Staaten, und zwar nimmt, nach Angabe der deutſchen Konſulatsberichte, gerade unſer Vaterland den erſten Platz mit zwei Dritteln des geſamten Imports ein. So würden von der als Einfuhr für Santa Cruz genannten einen Million etwa 660,000 Mark auf Fabrikate deutſcher Herkunft entfallen, und ich werde keinen Widerſpruch finden, wenn ich meine, daß jene Koloniſten, in ihren heimatlichen Verhältniſſen geblieben, nie in die Lage gekommen wären, die deutſche Gewerbthätigkeit in gleicher Weiſe zu unterſtützen. Und das iſt die Seite der Anhänglichkeit an das deutſche Vaterland, die uns ſicher am wertvollſten iſt, denn ſie trägt zur Stärkung unſeres Nationalwohlſtandes bei und drückt ſich, der ſteigenden Wohlhabenheit jener Bauern entſprechend, in alljährlich wachſenden Zahlen aus.

Stolz aber können wir ſein, daß die Söhne Deutſchlands in den Bauernanſiedlungen Braſiliens auch in anderer Weiſe zum alten, lieben Vaterland ſtehen und in Sprache, Sitte und Gebrauch Deutſche geblieben ſind. Findet man auch in den größeren Städten, in welchen der deutſche Kaufmann, Fabrikant oder Handwerker in ſeiner Thätigkeit auf den Verkehr mit Braſilianern angewieſen und von dieſem abhängig iſt, ſelbſtverſtändlich Landsleute, die ſich ihres Deutſchtums mehr oder weniger entäußerten, ſo kann davon in den Kolonien, wo die deutſchen Bauern faſt ausſchließlich unter ſich verkehren, noch nichts beobachtet werden. Santa Cruz iſt deutſch von einem Ende bis zum andern, von den Fuhrleuten, die dem Reiſenden auf dem Koloniewege nach der Bahnſtation Couto begegnen und die ſtattlichen Pferde vor ihren mit Tabak beladenen Wagen in heimiſchen „Hott!" und „Hü!" anfeuern, bis in die Klubs des Städtchens, die Loge, die 33 Schulen, die 11 Kirchen, und ſelbſt in die Munizipalkammer hinein, deren Räte bis auf einen einzigen ſämtlich Deutſche ſind. Ich habe während eines achttägigen Aufenthaltes in Santa Cruz, abgeſehen von einem Beſuch bei jenem einzigen braſilianiſchen Kammerrat, nur meine Mutterſprache gehört, ob ich eine Fahrt durch die Pikaden machte oder im Städtchen in den verſchiedenſten Kreiſen verkehrte.

Eine Epiſode aus meiner vorjährigen Braſilfahrt wird mir für alle Zeiten als eine der köſtlichſten Erinnerungen aus meinem Reiſeleben im Süden der alten und neuen Welt verbleiben. Am Palmſonntag ritt ich in Begleitung eines früheren deutſchen Kaufmanns aus Porto Alegre durch die Schwabenſchweiz. In dem Kirchſpiel São Miguel ſtehen zwei Kirchen, die proteſtantiſche und die katholiſche, dicht neben einander. Vor dieſen beiden Gotteshäuſern ſah ich in ſchier endloſer Reihe die geſattelten Pferde und Maultiere der Kirchgänger ſtehen, diesmal in beſonders großer Zahl, weil Konfirmation gefeiert wurde. Als die Leute zu Hunderten aus den Kirchen ſtrömten, da ſah ich ein feſttäglich geſchmücktes, zufriedenes und frohes deutſches Volk in ſtattlichem deutſchem Feiertagskleide. Männer und Frauen, Jünglinge, Mädchen, Kinder, alles ſprach fröhlich durcheinander, hier ſich begrüßend, dort ſich verabſchiedend, und mich umſchwirrten die lieben Dialekte aus Schwaben, vom Rhein, aus Pommern und Mecklenburg. Am Abend kamen wir auf weiterem Ritt in ein deutſches Wirtshaus am Eingang der „[illegible]pikade" und fanden den großen Saal [illegible] mit Bauern, jung und alt, angefüllt. Auch in Braſilien hält der deutſche Bauer an ſeiner heimiſchen Sitte feſt, am Sonntag — hier oft in ſtundenweiter Ferne — das Wirtshaus zu beſuchen. Als mein Begleiter verraten hatte, daß ich aus Deutſchland und gar aus der Reichshauptſtadt jüngſt angekommen ſei, war ich bald von der ganzen Geſellſchaft umringt und des Fragens gab es kein Ende. Und welche Frage hatte ich unzähligemal zu beantworten? Diejenige, in welcher vaterländiſche Anhänglichkeit ſich am ſchönſten kund gab — nach unſerem damals noch unter den Lebenden wandelnden Kaiſer Wilhelm I. „Wie ſieht er denn aus? — Wie geht es ihm? — Iſt er noch immer geſund? — Haben Sie ihn ſelbſt geſehen?" Und als ich gar erzählte, daß ich den greiſen Herrſcher noch zuletzt am Sedantage durch die Straßen Berlins fahren geſehen, ſein Aeußeres ſchilderte und wie er, ſich halb im Wagen erhebend, das [illegible] Haus in der Friedrichſtraße betrachtet habe, da war der innere Jubel groß, und auf die wetterharten Geſichter lagerte ſich der Ausdruck feierlichſter Rührung. Das waren Leute teilweiſe im Schmucke weißer Haupthaare, teilweiſe im beſten Mannesalter, von denen mancher aus der großen Kriegszeit erzählte, teilweiſe jüngere Burſchen und — deutſche Reichsangehörige waren kaum noch unter ihnen.

Die große Mehrzahl der deutſchen Bauern in Südbraſilien gibt ihre früheren Heimatsrechte auf, aus dem einfachen Grunde, weil ſie eben mit der Abſicht, draußen zu bleiben, auswandert, und wohl auch, weil die Formalitäten zu läſtig ſind, durch welche der Deutſche nach zehnjähriger Abweſenheit von ſeiner Heimat ſein offizielles Deutſchtum zu erhalten hat. Es geſchieht das durch Eintragung in die Matrikel auf dem Konſulat und durch jährlich zu wiederholende Erneuerung derſelben gegen jedesmalige Zahlung von 6 Mark. Sie würde vielleicht häufiger erfolgen, wenn das deutſche Konſulat in dem weit entfernten Porto-Alegre durch Konſularagenten in den einzelnen Kolonien vertreten wäre. Doch hat das, wie aus meinen Schilderungen wohl zur Genüge hervorgehen mag, auf den inneren Wert dieſes Deutſchtums in Südbraſilien wenig Einfluß, und obſchon der Bauer braſilianiſcher Bürger werden mag, entzieht er doch der Heimat nicht den Schatz ſeiner ſo oft genug bethätigten Liebe.

Daß die Provinz Rio Grande do Sul einen der hervorragendſten Plätze unter den übrigen Teilen des Reiches einnimmt, hat ſie nur und ausſchließlich ihrer deutſchen Bevölkerung zu verdanken. Der Braſilianer erkennt das, wenn vielfach auch widerwillig genug, an, und man darf wohl ſagen, daß der deutſche Koloniebewohner überall geachtet und geſchätzt werde. Die Kolonien [illegible] imponieren dem Braſilianer doch gewaltig, und wenn er eine Reiſe von São Domingo das Torres und Tres Forquilhas, vom Ufer des Atlantik an nach Weſten macht, viele Tage und Wochen lang bis in das Gebiet des Uruguay La Plata hinein, immer nur durch deutſche Kolonien ſtreifend und überall Wohlſtand beobachtend, ſo wird er ſich ſagen, daß die Deutſchen ihrerſeits wohl eine liebgewordene neue Heimat im fernen Vaterland gefunden, daß ſie aber auch in ihrem Fleiß, ihrer Geſittung und ihrer anerkannten Loyalität gegen das braſilianiſche Kaiſerhaus die für Braſilien hervorragendſte und wertvollſte Bevölkerungsklaſſe bilden.

Die Wahrſagerin.

(Zu dem Bild Seite 445.)

Innerhalb der Münchener Künſtlerſchaft, in der ſo viele verſchiedenartige Richtungen nebeneinander herlaufen, ſind es zur Zeit zwei ganz beſonders entſchiedene Gegenſätze, die um die Palme ringen. Einerſeits ſchwelgt man auf einen Naturalismus, der an nüchterner Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig läßt, — andererſeits ſchlüpft durch ein Hinterpförtchen der Myſtizismus und Spiritismus mit all ſeinem phantaſtiſchen Anhang mitten in das Gebäude des modernen Materialismus hinein. Lange aber, bevor die Nachwirkungen der in der That verblüffenden hypnotiſchen Verſuche du Prels ſich in den Werken ihm befreundeter Künſtler, vor allem Albert Kellers, bemerkbar machten, war der myſtiſche Zug in nicht zu überſehender Weiſe durch Gabriel Max vertreten, der ſtets in ſich verſchloſſen ſeine eigenen Wege ging, deſſen eigentümlich ſchwärmeriſch und elegiſch angehauchte Phantaſtik von Anfang an gegen die vorherrſchenden Strömungen der Jetztzeit merkwürdig abſtach. In dem Bilde, das wir heut vor Augen haben, behandelt er einen Gegenſtand, über den man in unſeren Tagen gern ſchon die kleinen Kinder in der Schule mit der vornehmen Geringſchätzung einer aufgeklärten, nur mit dem Greifbaren rechnenden Zeit hinwegſehen lehrt. Wie gut hat es da der Maler, der nicht zu ſagen braucht, ob er noch ſo kindlichen Geiſtes iſt, auf die uralte, geheimnisvolle Kunſt der Chiromantie, die Weisſagung aus den Linien der Hand, etwas zu halten, oder ob er im Stillen über die erwartungsvolle Spannung lächelt, mit der das junge Weib da den Anzeigen der zigeunerhaften Alten entgegenharrt. Forſchend und ſinnend heftet die runzlige Schickſalskünderin ihre Blicke auf die Innenfläche dieſes weichen weißen Händchens, um aus den Verſchlingungen ſeiner Linien, der Stellung, welche ihre Kreuzungspunkte zu einander einnehmen, und ähnlichen Anzeichen zu erkennen, für welche Lebensgeſchicke die ſie Befragende vorausbeſtimmt ſei. Sie hat nicht verſäumt, dafür noch einen umfangreicheren Apparat in Bewegung zu ſetzen, ſei es, daß er ſie in der That bei ihrer Schickſalsdeutung unterſtützen oder den Schein des Geheimnisvollen erhöhen ſoll, mit dem ſolche Propheteninnen ſich zu umgeben lieben. Da brodelt in der rußgeſchwärzten Küche über dem ſpärlichen Feuer der Keſſel, in dem alle möglichen und unmöglichen Dinge zu einem tiefſinnig zuſammengeſtellten Hexenbrei verſchmelzen und verrührt ſein mögen; da liegt auf dem Knie der Alten das Blatt aufgerollt, das ſie bei ihrer Weisſagung unterſtützen ſoll. Ob für ſie wirklich ein tieferer Sinn verborgen iſt in den ſeltſamen runenhaften Zeichen, die dieſes Blatt bedecken, oder ob ſie mit kühler Ueberlegung irgend etwas derart zuſammenſchwindelt, was recht orakelhaft klingt, um ſich hinterdrein ins Fäuſtchen zu lachen und der Leichtgläubigen zu ſpotten, wenn ſie mit ihren klug in Scene geſetzten Hexenkünſten die [illegible] ſo kärglich geſparten Groſchen aus der Taſche lockt? Wer weiß! Ihre ſchwarze Katze, die ſich behaglich an die junge Beſucherin ſchmiegt, verſteht ja auch zu ſchnurren und zu ſchmeicheln und Sammetpfötchen zu machen, und doch — wenn ſie im Dunkeln die Augen weit aufreißt, die jetzt vor ſo ſchläfrigem Wohlgefühl geſchloſſen ſind, dann funkelt daraus ein ſcharfer, geſpannt lauernder Blick, und unter den Sammetpfötchen ragen die Krallen hervor, mit denen ſie ſich auf ihre Beute ſtürzt, wenn ſie Hunger hat. C. B.

Literatur

— **Karl Emil Franzos hat durch ſeine Kulturbilder aus** Halbaſien längſt das Intereſſe der deutſchen Leſewelt angeregt und noch zu erhöhen gewußt. Prägt ſich doch in dieſen kleinen novelliſtiſchen Schöpfungen ein ſo eigenartiges und doch durch die Lebhaftigkeit und [illegible] Friſche ſo verſtändlich erſcheinender Volkscharakter aus, daß wir uns in ganz abſonderlicher Weiſe angezogen fühlen. Dieſer kulturelle Reiz des Franzos'ſchen, den die Kunſt des Erzählers und wie durch Zaubergewalt plaſtiſch wirkſam zu machen weiß, durchzieht auch die ſoeben erſchienene Novellenſammlung des Verfaſſers, die unter dem Titel: „Aus der großen Ebene, neue Kulturbilder aus Halbaſien" bei Adolf Bonz und Comp., Stuttgart, erſchienen iſt. Als Ganzes liefert dieſe Sammlung einen bedeutſamen Beitrag zur Charakteriſtik des eigenartigen Menſchenſchlags, der an jenem Grenzgebiet europäiſcher Geſittung wohnt, im einzelnen iſt jede der darin enthaltenen Erzählungen ein kleines Kabinettſtück. Ob der Verfaſſer uns nun die [illegible] — oder keineswegs eine [illegible] Gläubigkeit verſinnbildlichende — Geſchichte vom Bruder Czeslaw, dem „Glücksritter", oder die ergreifende vom „Karl des Abraham Verſchlag" oder welche immer erzählt, ſtets weiß er uns durch den ſorgſam gewählten Stoff, die Schlichtheit und Durchſichtigkeit des Vortrags, den warmen Ton, in dem er uns jede Einzelheit nahebringt, zu feſſeln vom erſten bis zum letzten Wort.

— **Ein intereſſantes Werk, das jetzt auch gerade zur beſten** Zeit kommt, iſt „Afrikaniſche Jurisprudenz, ethnologiſch-juriſtiſche Beiträge zur Kenntnis der einheimiſchen Rechte Afrikas" von A. H. Poſt (Oldenburg, Schulze). Das Buch iſt überreich an Material und nicht nur für Juriſten wertvoll, ſondern auch zur genaueren Kenntnis der Bevölkerung Afrikas, die in hohem Grade [illegible]. Der Inhalt dieſer bedeutenden Veröffentlichung iſt [illegible]; es möge der Hinweis genügen, daß das Buch ebenſo reich als Nachſchlagewerk iſt wie feſſelnd als Schilderung der ſozialen Verhältniſſe des dunklen Weltteils, des Familienlebens, der Rechtsverhältniſſe, der Politik, der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. Ein ſorgfältig gearbeitetes Völker-, Länder- und Sachregiſter erhöht noch den Wert dieſer Afrikaniſchen Jurisprudenz.

— **Bei der großen Nachfrage nach Deklamationsſtücken** wird es unſere Leſer gewiß intereſſieren, wenn wir auf einige neue Erſcheinungen auf dieſem Gebiete hinweiſen, die ſich durch hübſche Auswahl und Mannigfaltigkeit ſehr empfehlen. Beſonders viel Abwechslung bietet der dritte Band von Elſe Hentels Buch: „Was ſoll ich deklamieren!", eine Sammlung von Dialektgedichten, hauptſächlich in elſäſſiſcher, bayeriſcher, Frankfurter, Berliner, [illegible] und pfälziſcher Mundart; dann ſind aber auch noch Schwäbiſch, Schleſiſch, Schweizeriſch, Siebenbürger Deutſch und Plattdeutſch vertreten; ſogar zwei Gedichte in Zipſer Mundart finden wir in dieſem Bändchen, das gewiß allen Anforderungen nach dieſer Richtung hin entſprechen wird. Derſelbe Verlag (Levy & Müller in Stuttgart) ſpendet auch zu dem gleichen Zweck eine Sammlung heiterer Vortragsſtoffe unter dem Titel: „[illegible]", herausgegeben von A. Fröhlich. Es iſt das eine Reihe von guten Deklamationsſtücken in Verſen und Proſa, die ihre Wirkung vielfach ſchon erprobt haben. Auch dieſe Sammlung iſt mit bemerkenswerter Geſchicklichkeit zuſammengeſtellt und wird jeder [illegible] willkommen ſein.

Das Jagdſchloß Meyerling.

Am 12. Auguſt 1886 kaufte der Kronprinz Rudolf von Oeſterreich durch ſeinen Oberſthofmeiſter, den Grafen Bombelles, das Gut Meyerling ſamt dem dazu gehörigen Einkehrgaſthof um den Kaufſchilling von 65,000 Gulden. Ein Graf Leiningen war der frühere Beſitzer.

Zum Jagdſchlößchen wurde das Gutsgebäude umgeſtaltet, und innerhalb ſeiner gemütlichen Mauern hat der Hausherr manche frohe Stunde verlebt im traulichen Freundeskreis. Wenn er in Geſellſchaft lieber Waidgenoſſen — die Grafen Hoyos und Wilczek zählten faſt ſtets dazu — von der Jagd heimkehrte, mag die Zeit raſch dahingeflogen ſein im ungezwungenen Geſpräche. Alles ſteife, zeremonielle Gehaben wurde beiſeite geſchoben; man war vergnügt und lachte ſo ungebunden, als ob das ſpaniſche Zeremoniell noch gar nicht erfunden wäre. Wenn die Strecke des Jagdtages zur Sprache kam, flocht wohl der Prinz naturwiſſenſchaftliche Beobachtungen mit ein, oder er lenkte das Geſpräch auf ſein Lieblingsthema, das große Lieferungswerk, und erzählte von einem neuen Aufſatz, den er für das nächſte Heft unter der Feder habe, berichtete ſcherzend, wie ihn der Hofrat Weilen dränge ... Vorüber? Alle Fröhlichkeit, aller heitere Sinn vorüber! Die leichtbeſchwingten Worte haben auf immer Abſchied genommen von dieſer nun auf ewig dem Grauen, der Trauer, der ſtillen Verzweiflung und — dem Entſetzen geweihten Stätte. Zu trauriger Weltberühmtheit iſt das kleine Meyerling gelangt ſeit dem düſtern 30. Januar 1889, da die Schreckenskunde in die Lande ſcholl, der Kronprinz ſei daſelbſt einem Herzſchlage erlegen. Noch geſteigert ſollte dieſe traurige Berühmtheit des Oertchens werden durch die überraſchende Enthüllung des Wiener amtlichen Blattes, das am 1. Februar 1889 von „Selbſtmord in augenblicklicher Sinnesverwirrung" berichten durfte. Gleich einem ſchwarzen Schleier lagern die düſtern Schatten der tragiſchen Geſchehniſſe ob dem Schloß und den Gebäuden, die ſonſt ſchon einen düſter-romantiſchen Eindruck machten, wenn ſie, von hohen Mauern umſponnen, in der kahlen, nebeligen Winterlandſchaft gleichſam verſchlafen und verträumt auftauchten.

Einſtmals war Meyerling geiſtlicher Beſitz und dem unweit gelegenen Ciſterzienſerſtifte Heiligenkreuz — 1135 gegründet — zu eigen. Das größere Hauptgebäude, auf einer Anhöhe gelegen, iſt weithin ſichtbar. Es iſt nur einſtöckig aufgeführt, und mancherlei weiſt auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung zurück, ſo die klöſterlichen Tonnenwölbungen im Erdgeſchoß.

Der ganze Komplex beſteht aus fünf Gebäuden; das erwähnte größere, ein recht ſchmuckloſer, einfacher Mitteltrakt mit ebenſolchen Nebentrakten, iſt von vier niedrigen einzelnen Gebäuden umgeben. Die Parkanlagen rings herum ſind nach des Kronprinzen Angaben hergeſtellt worden. Er wird es ſicher auch ſelbſt geweſen ſein, der die Obſtbäume in dem ausgedehnten Hof kommandiert hat, wo ſie mit ihren [illegible] Blättern [illegible] Front machen.

Ruhig und abſeits vom großen Lärm der Welt ſind die ſchlichten Wohnſtätten in beſchaulicher Natureinſamkeit gelegen, wie geſchaffen, damit man hier in alter, klöſterlicher Weiſe mit ſeinem inneren Menſchen Abrechnung pflege, — oder auch in modernerer Art ungeſtört philoſophiere und meditiere. — Ja, Kronprinz Rudolf war ein Stück Philoſoph; er dachte viel und immer ſelbſtändig. Mit Joſef II. hat man ihn oft verglichen, aber auch mit Max, dem letzten Ritter. Mit jedem von ihnen weiſt er verwandtſchaftliche Züge auf, und vielleicht war er wie beide.

Nie wird man ohne Wehmut die inneren Gemächer des Hauſes betreten, in denen er ſo gerne geweilt und die er mit anheimelnder, weidmänniſcher Eleganz ſich auszuſchmücken verſtanden. Das Erdgeſchoß links vom Eingang bewohnte er ſelbſt, rechts davon waren ſein Oberſtjägermeiſter, anſchließend die Leibjäger untergebracht. Im erſten Stock befanden ſich die Fremdenzimmer für die Jagdgäſte.

Durch einen Vorraum betritt man das helle, freundliche Empfangszimmer, deſſen zwei Fenſter auf die Straße gehen. Auf dem großen, mit einem Tuch bedeckten Tiſche in der Mitte des Wohnraumes gibt es Bücher, Mappen und allerlei Schreibgerät. Jagdſtücke prangen unter Glas und Rahmen an den Wänden, Jagdſchränke und Gewehrſtänder vervollſtändigen den weidmänniſchen Eindruck des Gemaches. Köpfe von Zwölf- und Vierzehnendern dienen als Wandzierden oder Supraporten; auch Steinböcke und andere ſeltene Hörner- oder Geweihträger ſind vertreten. Da ſind ferner Jagdtrophäen, die der Prinz auf ſeinen zahlreichen Birſchgängen durch die ganze Monarchie erbeutet oder von ſeiner Orientfahrt heimgebracht; auch Keramiken und ethnographiſche Kurioſitäten verſchiedener und beſonderer Art.

Die Diele dieſes Zimmers bedeckt ein einfacher Teppich, der ſich bis in das anſtoßende Gemach erſtreckt, ſonſt des Prinzen Schlafgemach — das Stübchen, wo er hinſank zum ewigen Schlummer, ſein Sterbezimmer. Dort war es, wo der vom Geſchick zum künftigen Herrſcher eines rieſigen, weitmächtigen Reiches Erkorene ſinnverwirrt die Mündung des Revolvers an ſeine Schläfe ſetzte. Auf dem einfachen Holzbette zwiſchen den beiden Fenſtern ward das unſelige Beginnen vollbracht. Auf dem Nachtkäſtchen zur Linken fand man morgens nach gewaltſamer Thüraufſprengung die Lichter im Armleuchter herabgebrannt und auf dem Schreibtiſch rechter Hand an der Mauer die letzten Briefe . . .

Während der Schreckenstage fanden ſich im einzigen Gaſthof zu Meyerling die bäuerlichen Bewohner der Umgegend zuſammen, um mit gedämpfter Stimme die unerhörten Ereigniſſe zu beſprechen. Jeder einzelne von ihnen hat ja den ſchlanken Jäger gekannt, den Sohn des Kaiſers, der für jedermann ein gütiges Wort, einen leutſeligen Gruß oder doch zumindeſt ein freundliches Lächeln hatte. Und weit aus dem Umkreis kamen ſie noch zu den Seelenmeſſen herangepilgert, die der Ciſterzienſerabt in dem kleinen Dorfkirchlein las; mit lautloſem Ernſt kehrten ſie an ihr Tagewerk zurück, desjenigen gedenkend, den ſie verehrt und geliebt und deſſen dunkle That ſie ſich nicht deuten konnten. -an.

Jagdſchloß Meyerling unweit Baden bei Wien. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten M. Leden.

Notizblätter.

Bildende Künſte.

— **Profeſſor Wilhelm Diez**, der jüngſt ſeinen fünfzigſten Geburtstag gefeiert hat, unſtreitig einer der bedeutendſten und originellſten Münchener Künſtler, hat augenblicklich zwei Gemälde hiſtoriſchen Genres faſt vollendet auf der Staffelei. Auf dem einen ſteckt eine Bande räuberiſcher Soldaten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ein verarmtes Dorf in Brand, über dem ein wunderbar gemalter, wolkig-durchſichtiger Herbſthimmel ſich erhebt, auf dem andern verfolgen die Bauern jene Bande Soldaten und treiben ſie dem Tod in den Fluten eines Fluſſes entgegen.

Bühne.

— **Wenn Paul Heyſe auf der Bühne das Wort ergreift**, ſo kann man von vornherein gewiß ſein, daß er dem Hörer etwas zu ſagen haben wird, was ihn intereſſirt, auch wenn dieſer ſich nicht ſelten angeregt fühlen mag, ihm zu widerſprechen. Es iſt denn die Aufführung einer neuen Dichtung aus ſeiner fruchtbaren Feder ſtets ein bedeutſames litterariſches Ereignis. Auch „Prinzeſſin Saſcha", das in Berlin mit Spannung erwartete Schau- oder Luſtſpiel — es kann beides ſein und iſt daher weder das eine noch das andere —, das im dortigen Leſſingtheater vor kurzem in Scene ging, kann als ein ſolches Ereignis gelten, wiewohl es eigentlich keinen rechten Erfolg erzielt hat. Prinzeſſin Saſcha iſt der Name eines höchſt originellen, friſchen und herzigen Naturkindes, deſſen Vater, ein ruſſiſcher Fürſt, und deſſen Mutter, eine ehemals ſehr ſchöne Wiener Tänzerin, in legitimem Bunde — wie letztere verſichert — ſich vereint haben. Der Vater iſt bald verſtorben und die Mutter hat der Kunſt entſagt, um mit ihrem ſehr zuſammengeſchmolzenen Vermögen nach Berlin überzuſiedeln, wo ſich in der Perſon eines jungen Mannes aus ſehr wohlhabender und angeſehener Familie alsbald ein Freier findet, der um das junge Mädchen anhält. In demſelben Hauſe wohnt auch ein junger Gelehrter, ein Mann, der in ſteter Geſchäftigkeit mit der Unbill des Lebens ringt und in einſamer Zurückgezogenheit den Freuden desſelben entſagt. Man hat von ihm gehört, daß er unter anderem auch ein leidenſchaftlicher Muſiker ſei, und als eines Abends da unten bei der „Prinzeſſin" — es iſt das nur eine Scherzbezeichnung — Gäſte ſind, die tanzen wollen, aber wegen Mangels eines Klavierſpielers es nicht können, da gerät man auf den kühnen Einfall, den Nachbar aus dem vierten Stock um die Gefälligkeit zu bitten, den aufſpielenden Tanzmuſiker zu erſetzen. Er lehnt dieſe herabwürdigende Zumutung mit dem Stolze des [illegible] Mannes von Selbſtachtung ab und imponiert dadurch der Tochter derart, daß ſie ein lebhaftes Intereſſe für ihn faßt. Seine Weigerung zieht ihm die Rache des Vaters von Saſchas Bräutigam zu, der in ihm einen Sozialiſten und [illegible] erblickt und ihn der Polizei denunziert. Letztere thut ihm zwar den Gefallen, den jungen Mann zu verhaften, muß ihn aber wegen Mangels an Verdacht wieder frei laſſen, und um ihn für die unverſchuldete Haft zu entſchädigen, empfiehlt ſie ihn dem Miniſter des Innern für eine Anſtellung — in Afrika als Reichskommiſſär, da ſie ſeine Sprachkenntniſſe ſchätzen gelernt hat. So wird der unbekannte junge Mann mit einem Schlag ein vielgenannter Beamter, und ſeine Not nimmt ein Ende. Inzwiſchen ſoll die Trauung vor ſich gehen. Allein die Verlobung wird kurz vor derſelben ſeitens des Bräutigams rückgängig gemacht, weil die Mutter Saſchas, die dem Fürſten vor Jahren heimlich in einem obſkuren italieniſchen Neſt angetraut worden iſt, weder den betreffenden Schein finden noch auch ſich des Namens jenes Dorfes entſinnen kann, was ſofort zu dem Verdacht einer unerlaubten Verbindung Anlaß gibt und der Familie des Bräutigams zu einem unüberwindlichen Aergernis gereicht. Saſcha, die ſich über die Schranken der Konvention mit argloſer Naivität hinwegſetzt, geht zu dem armen Gelehrten und klagt ihm ihre Not — noch hat ihn die Polizei ſeiner nicht erkannt — er ſpricht ihr Mut ein und tröſtet ſie und ſteigert dadurch ſowie durch ſeine ganze geiſtige und moraliſche Bedeutung das Intereſſe zur Liebe, in der Saſcha ſich ihm rückhaltlos offenbart. Für einen Mann von ſeinem Charakter erſcheint Saſcha, die reiche und vielbewunderte junge Dame, unerreichbar, und er ſetzt daher dem Liebeswerben des Mädchens einen [illegible] Widerſtand entgegen. Später jedoch, als er ein gemachter Mann geworden, gibt er nach, und — Saſcha und er werden ein Brautpaar. Man wird aus dieſer nackten Inhaltswiedergabe begreifen, warum das Stück keinen durchſchlagenden Erfolg erzielte, obſchon es Scenen enthält, welche die ganze Kraft der dramatiſchen Erfindung und den echt poetiſchen Hauch des Verfaſſers [illegible] bekunden. Einmal iſt das Maß der Unwahrſcheinlichkeiten in der Handlung derart, daß man ſchwer darüber hinwegkommt, und dann fehlt auch einem Teile der mitwirkenden Figuren die packende Charakteriſtik. Außerdem wirkt ein Mädchen, das ſich einem Manne förmlich anträgt, leicht verſtimmend, und mag es auch ſo reizend angelegt ſein. Eine ſatiriſche Figur, die eines niedrigen [illegible], welcher [illegible] zu [illegible] gewohnt iſt, um ihn dann in ſeinen [illegible] für das [illegible] zu verwerten — [illegible] behauptet er, daß er als realiſtiſcher „Typus" nach der Natur wahr wäre — iſt ſehr intereſſant und ſcharf gezeichnet, und wie immer, ſo zeigt ſich Heyſe auch diesmal als einen Meiſter in der Kunſt der gewählten und gedankenvollen Sprache — allein dieſe iſt es doch nicht, welche das Leben des Dramas ausmacht, und da die Rolle der Saſcha eine Schauſpielerin erſten Ranges erfordert, wie ſie das Leſſingtheater in dieſem Fache nicht beſitzt, ſo ließ auch die Darſtellung des Stückes ein wenig im Stich, obſchon die anderen Rollen vortrefflich gegeben wurden.

— **Das von [illegible] Begeiſterung getragene** Feſtſpiel „Die letzte [illegible]" von Johannes [illegible], iſt in Bochum zu außerordentlich erfolgreicher Aufführung gelangt. Die ſchönen Verſe und die [illegible] Bilder [illegible] um die Palme.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Aus Anlaß des erſten** Geburtstages, den Kaiſer Wilhelm II. auf dem Throne erlebte, hat ein Magdeburger Bürger, Kommerzienrat Nebauer, den königlichen Sammlungen in Berlin antike Kunſtſchätze im Werte von mehr als 100,000 Mark zum Geſchenk gemacht.

— **Das Manuſkript Beethovens von der berühmten** Sonate opus 57, das ſich im Beſitz eines Herrn Louis Bollé befand, wurde von der Bibliothek des Pariſer Konſervatoriums zu einem verhältnismäßig billigen Preis angekauft.

— **Ein bisher unbekanntes Manuſkript Richard Wagners** veröffentlichen ſoeben „Die Bayreuther Blätter". Es iſt der Entwurf einer fünfaktigen hiſtoriſchen Oper, welche den Titel „Die Sarazenin" führt und zur Zeit der zuſammenbrechenden Hohenſtaufenherrſchaft unter König Manfred ſpielt. Die Handſchrift, aus dem Jahre 1841 ſtammend, befand ſich in dem Nachlaß des im vorigen Jahr in München verſtorbenen [illegible] Greith und iſt von dort in den Beſitz des [illegible] Voegel übergegangen, der ſie dem Wagnerarchiv in Wahnfried geſchenkt hat.

— **In Turin iſt der Briefwechſel Cavours mit ſeinem** lebenslänglichen Freund und Vertrauten Delarue aufgefunden worden, er enthält gegen 500 zum Teil ſehr intime Mitteilungen von wichtigen diplomatiſchen und politiſchen Verhältniſſen.

— **Eine Entdeckung von großer wiſſenſchaftlicher Bedeutung** hat der Chemiker Dr. G. Krüß in München gemacht. Es iſt ihm nämlich gelungen, die Metalle Kobalt und Nickel, welche bisher als Elemente (Körper, die ſich nicht weiter zerlegen laſſen) galten, als Verbindungen zu erkennen und nachzuweiſen; und zwar beſteht jedes dieſer Metalle aus drei Elementen. Dr. Krüß wird demnächſt weitere Aufſchlüſſe über ſeine Entdeckung veröffentlichen.

— **Das künſtleriſch wertvolle Reliquienkäſtchen von Saint-**Mars [illegible], welches, ſeit 1769 im Beſitze der belgiſchen Familie von [illegible], auf der Brüſſeler Ausſtellung die Bewunderung der Kenner erregte, iſt um den Preis von 200,000 Franken nach Wien verkauft worden.

— **Die erſte elektriſche Hinrichtung wurde am 9. Januar** in New-York vollzogen. Fünfzehn Sekunden nachdem der Verbrecher ſeinen Platz eingenommen, war er wie vom Blitz erſchlagen.

Erfindungen.

— **Vor kurzem iſt durch Zufall eine Entdeckung gemacht** worden, welche von nicht geringer Bedeutung zu werden verſpricht. Beim [illegible] ſehr [illegible] Meſſingröhren erlangen [illegible] weit hertragende Glockentöne von wundervoller Klangfarbe. Obgleich dieſe Erfindung in Deutſchland gemacht worden iſt, ſo haben ſich doch ſpekulative Amerikaner ihrer bemächtigt, und in Providence iſt bereits, wie das Patent- und techniſche Bureau von Richard Lüders in Görlitz ſchreibt, eine Röhrenglockenfabrik in großem Maßſtab entſtanden. Die Klangſtärke der Röhrenglocken iſt bedeutend, wie man aus der Thatſache ſchließen kann, daß ein ſolches Rohr von 60 Millimeter äußerem Durchmeſſer, 12 Millimeter Wandſtärke und 2½ Meter Länge einen gleichmäßigen Ton [illegible] oder drei Meilen weit gehört werden kann. Gegenüber den Glocken aus Gußſtahl, welche bis jetzt für Eiſenbahnſignalzwecke benützt werden, dürften die Glocken aus Meſſingrohr nicht nur den Vorzug größerer Sicherheit gegen Zerſpringen, ſondern auch denjenigen größerer Billigkeit haben.

Natur.

— **Auf Java hat eine ſo ſtarke Vermehrung der Tiger** ſtattgefunden, daß die Bevölkerung weiter Gebiete nur durch Auswanderung ihr Leben retten kann. In der Gegend von Bantam wurden allein im Jahre 1887 einige 60 Menſchen von Tigern aufgefreſſen. Obwohl die holländiſche Regierung für jeden erlegten Königstiger 200 Gulden zahlt, findet [illegible] Veranlaſſung die gründliche Vernichtung dieſes furchtbaren Raubtiers ſtatt.

Denkmäler.

— **Die „Deutſche Kriegerzeitung" hat den Briefwechſel** zwiſchen Kaiſer Wilhelm II. und dem Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt veröffentlicht, aus welchem erhellt, daß der Bau eines Kaiſer Wilhelm-Denkmals auf der ſagenumwobenen Stelle des Kyffhäuſers beſchloſſene Sache iſt. Der Fürſt von Rudolſtadt als Landesherr der Stelle, auf der das Denkmal errichtet wird, hat mit Genehmigung des Kaiſers das Protektorat übernommen.

— **Von den vier Entwürfen zum Denkmal für Moſes Mendelsſohn**, das zu Deſſau auf dem Bahnhofsplatz ſeinen Stand finden wird, gelangt der Entwurf des jungen Bildhauers Janenſch, eines begabten Schülers des Profeſſors Fritz Schaper in Berlin, zur Ausführung.

— **Die Stadt Magdeburg hat die Ausführung eines** Kaiſer Wilhelm-Denkmals, für welches 300,000 Mark verfügbar ſind, dem Bildhauer Siemering übertragen. Von einer Konkurrenz wurde abgeſehen.

Geſtorben.

— Geheimer Juſtizrat Julius **Schneegans**, 1871 bis 1880 kaiſerlicher Generalprokurator beim elſäſſiſchen Appellationsgericht in Kolmar, 1869 vortragender Rat im Juſtizminiſterium in Berlin, 1870/71 juriſtiſcher Beiſtand des Generalgouvernements und Zivilkommiſſärs in Straßburg, 69 Jahre alt, am 12. Jan., in Kreuznach.

— Franz von **Mayern**, k. k. Sektionschef i. P., hervorragender Ingenieur, 91 Jahre alt, am 15. Januar, in Freiburg.

— J. M. **Knüſel**, 1855 bis 1875 Mitglied des ſchweizeriſchen Bundesrats, 1861 und 1866 deſſen Präſident, 75 Jahre alt, Mitte Januar, in Luzern.

— Ilma von **Murska**, eine einſt hochgefeierte Koloraturſängerin, 54 Jahre alt, am 14. Januar, in München.

— Edmond **Hédouin**, bekannter franzöſiſcher Maler des landſchaftlichen Genres, auch Meiſter der Radierkunſt, 70 Jahre alt, am 12. Januar, in Paris.

— Dr. Francis **Hueffer**, bekannter Muſikſchriftſteller, Muſikkritiker der „Times", 43 Jahre alt, am 19. Januar, in London.

— Emanuel Heinrich Freiherr **Komers von Lindenbach**, k. k. Geheimerat, 1865 bis 1867 Juſtizminiſter im Miniſterium Belcredi, dann Oberlandesgerichtspräſident in Lemberg, 75 Jahre alt, am 19. Januar, auf Schloß Zal bei Czaslau in Böhmen.

— Adalbert Graf zu **Dohna**, königlich preußiſcher Generalleutnant, 72 Jahre alt, am 20. Januar, in Breslau.

— G. **Queſada y Matheus**, Marquis von **Miravalles**, Generalkapitän der ſpaniſchen Armee, 1875 und 1876 Oberbefehlshaber der königl. Truppen gegen die Carliſten, im letzten Kabinet Canovas' Kriegsminiſter, 79 Jahre alt, am 20. Januar, in Madrid.

— Dr. Wilhelm **Schott**, außerordentlicher Profeſſor der orientaliſchen Philologie, Senior der ordentlichen Mitglieder der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, hervorr. Forſcher auf dem Gebiete der oſtaſiatiſchen Sprachen, 81 Jahre alt, am 21. Januar, in Berlin.

— Alexandre **Cabanel**, berühmter franzöſiſcher Hiſtorien- und Porträtmaler, 65 Jahre alt, am 23. Januar, in Paris.

— Joſef **Strahmann**, penſionierter [illegible] Hofſchauſpieler, ausgezeichneter Heldendarſteller, 60 Jahre alt, am 26. Januar, in Nußdorf bei Wien.

— Dr. **Knoodt**, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Bonn, Generalvikar des altkatholiſchen Biſchofs Dr. Reinkens, 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalverſammlung, 77 Jahre alt, am 27. Januar, in Bonn.

— Gutsbeſitzer Friedrich **Brüggemann**, ausgezeichneter Landwirt, früheres Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, am 28. Januar, auf ſeinem Gehöfte Mindenerwald in Weſtfalen.

Neue Bücher und Schriften.

Bolt, Joh., Jung-Deutſchlands Huldigung? Vaterland. Dichtungen zum Schulgebrauch bei patriot. Feſtlichkeiten. Düſſeldorf, F. Bagel.

Bermann, M., Oeſterreich-Ungarn im 19. Jahrhundert. Lief. 11–21. Wien, G. Engel.

Blos, W., Die franzöſ. Revolution in volkstümlicher Darſtellung. Heft 11/12. Stuttgart, Dietz.

Burkhardt, R. E., Das Lied vom Landsknecht. Ein romantiſches Gedicht. Leipzig, J. Klinkhardt.

Der Stein der Weiſen. Illuſtr. Halbmonatsſchrift für Haus und Familie. I. Jahrg. 12. Heft. Wien, A. Hartleben.

Die Erde in Karten u. Bildern. Handatlas. Lief. 41/50 (Schluß). Wien, A. Hartleben.

[illegible], Dr. H., Zur Begründung einer überreligiöſen Weltanſchauung. Heidelberg, G. Weiß.

Geiger, Dr., Eliſabetha [illegible], die Patronin und Wohlthäterin Schwabens. Eine Heiligengeſchichte. [illegible]

Internationale Revue über die geſamten Armeen u. Flotten. VII. Jahrgang, 1. Heft. Rathenow, M. Babenzien.

[illegible], J., [illegible]. [illegible]

Kaſtner, E., Illuſtriertes Tonkünſtler- und Opern-Lexikon. 1. Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

[illegible], V., [illegible]. Dresden, E. Pierſon.

Kübel, J. G., Evangelien-Predigten. Lief. 1. [illegible]

La Mara, Muſikaliſche Studienköpfe. IV. Band: [illegible], 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Licht, H., Architektur der Gegenwart. Lief. 4. Berlin, E. Waſmuth.

Lutz, K. G., Das Buch der Schmetterlinge. Lief. 3–10 (Schluß). Stuttgart, Süddeutſches Verlagsinſtitut.

[illegible], Mathilde, Aus meinem Leben. Düſſeldorf, F. Bagel.

Meiſterwerke der Holzſchneidekunſt. XI. Band 1. Lief. Leipzig, J. J. Weber.

[illegible], H., Arbeiten für die [illegible]. Berlin, H. Spemann.

[illegible], Dr. R., [illegible]. [illegible]

Sacher-Maſoch, Contes juifs, récits de famille. Avec 27 héliogravures etc. Paris, maiſon Quantin.

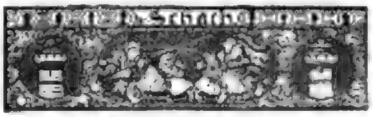
Schwarz, Dr. B., In den Goldfeldern von [illegible]. Magdeburg, [illegible].

Signale für die muſikaliſche Welt. 46. Jahrg. Leipzig, B. Senff.

Ueberſchaar, Feſtſchrift zum Geburtstage Kaiſer Wilhelms II. Berlin, [illegible].

Wolff, Dr. E., Johann Elias Schlegel. Berlin, R. Oppenheim.

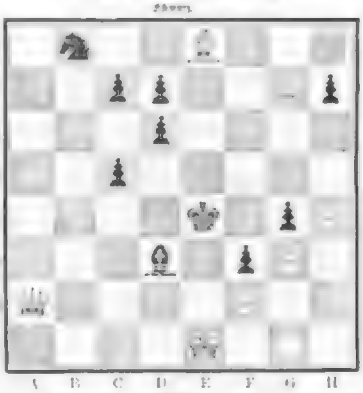
Wrangel, Graf C. G., Die Dreſſur des Pferdes zu verſchiedenen Gebrauchszwecken. Stuttgart, Schickhardt & Ebner.



(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 493.

Von Moritz Ehrenſtein in [illegible].



Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 488:

Weiß.	Schwarz.
1) T. C 4 – D 5	1) K. E 3 – D 4.
2) [illegible]	2) K. C 4 – H 3.
3) [illegible] Matt.	

A)

Weiß.	Schwarz.
1)	1) K. F 3 – F 4.
2) [illegible]	2) K. F 4 – F 5 (K [illegible])
3) T. B 5 – E 2 Matt.	

B)

Weiß.	Schwarz.
1)	1) K. F 3 – G 2.
2) T. B 5 – E 2 + ...	2) K. G 2 – [illegible]
3) [illegible] Matt.	

(Auf 1) . . . [illegible] u. ſ. w.; auf 1) . . . [illegible] u. ſ. w.)

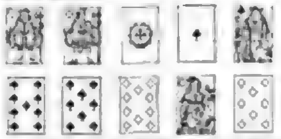
Kartenſpiele.

(Redigiert von [illegible].)

Aufgabe Nro. 76.

Skat.

[illegible] folgende Aufgabe zu „Ich ſpiele in Mittelhand



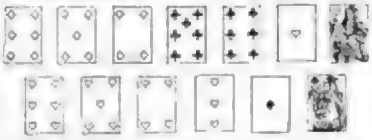
und gewann einen Grand-Solo mit Schneider, obgleich im Skat [illegible] lag und [illegible]. Er ſpielte wie allerdings [illegible]."

Wir ſtellen die Frage: Iſt bei ſolchem Spiel der Schneider möglich?

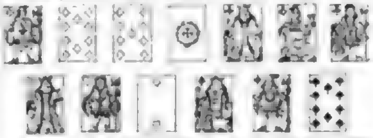
Auflöſung der Aufgabe Nro. 74:

Whiſt.

Im Strohmann liegt

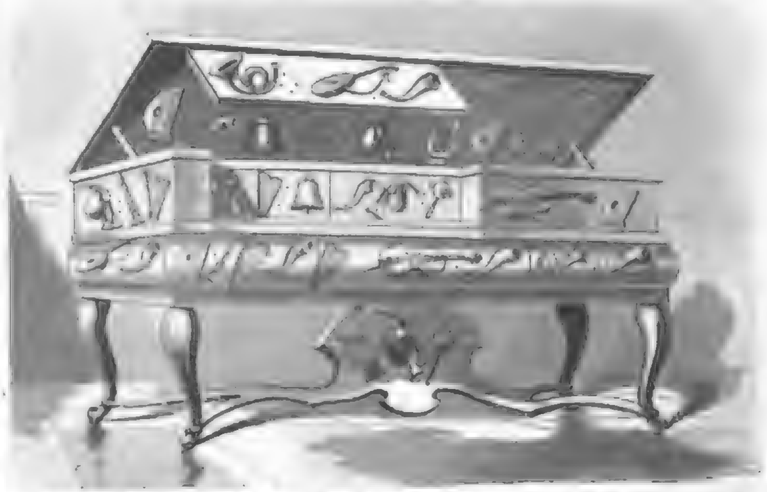


Vierte Hand hat:



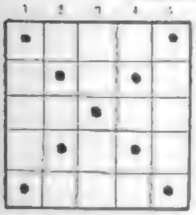
Strohmann zieht, wie angegeben, [illegible]

Ein rätſelhaftes Clavicymbal.



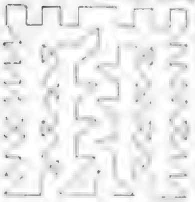
Durch die Veröffentlichung des ägyptiſchen Papyrus auf Seite 116 des vorigen Jahrgangs von „Ueber Land und Meer" wird die Aufmerkſamkeit [illegible] auf ein altes, dem [illegible] Clavicymbal, in der Sammlung eines rheiniſchen [illegible] befindlich, gelenkt. Die bisher für völlig willkürlich gehaltene Bemalung innen und außen mit allerhand Muſik- und Klanginſtrumenten, unter denen ſogar die Harfe, der Dudelſack, die [illegible] und das [illegible] nicht fehlen, gewinnt durch ebengenannten Papyrus die Bedeutung einer vielleicht nach demſelben Prinzip lesbaren Bilderſchrift, deren Entzifferung das Clavicymbal hier in effigie vorgelegt wird.

Quadrat-Aufgabe.



Aus den Buchstaben . . . [illegible] . . . und Kreis enthalten, sind fünf neue Wörter zu je fünf Buchstaben zu bilden und in die senkrechten Reihen der nebenstehenden Figur einzutragen. Diese Wörter nennen: 1) einen Schmuckstein; 2) ein Getränk; 3) ein chemisches Element; 4) ein deutsches Land und 5) eine altgriechische Insel. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennt von den oben durch Punkte bezeichneten sich kreuzenden Linien die eine eine französische Stadt, die andere eine . . . [illegible]. Wird der in der Mitte der Figur stehende Buchstabe hinweggenommen, so entstehen in den [illegible] [illegible] und in der [illegible] senkrechten Reihe drei neue Wörter.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 406:



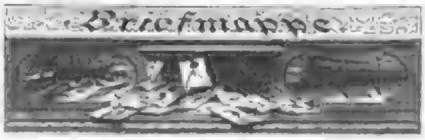
Am Klosterthor lass' ich alle;
[illegible]
Das Leben [illegible]
Auf einem Weg [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Den Chor der [illegible] [illegible].

(Aus den Gedichten von [illegible])

Auflösung des [illegible] Seite [illegible]:

[illegible]

Briefmappe.



A. in V. Wenn Sie inzwischen unsere „[illegible]“ mit bester [illegible] durchgegangen haben, [illegible] so haben Sie bereits gefunden, daß es dagegen kein Mittel gibt. Das [illegible] [illegible] [illegible] kann nur Ihre Gesundheit [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. Sie ist im [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] lassen.

[illegible] [illegible] älterer Herr von 60 Jahren, dessen Bildnis wir beistehend wiedergeben, war lang[illegible]

[illegible] Stadt und Land. [illegible] [illegible] Mensch von 24 Jahren [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] zur [illegible] Gebiete [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible].

Musensohn in Czernowitz. In der Form [illegible] [illegible] [illegible].

P. H. W. in [illegible]. [illegible] [illegible] in der Schweiz, [illegible] [illegible] (Martigny) [illegible].

J. W. in Amsterdam. „Einiges über Pflege und Aufzucht der [illegible]“, aus dem [illegible] [illegible]. Verlag von Paul [illegible] in [illegible] bei [illegible], durch jede Buchhandlung zu beziehen.

E. B. in Pillen. Sehr anerkennenswerte Versuche.

M. v. C. in D—l. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht haben können.

Max Sch. in Berlin. Sie sind nicht ohne Talent, aber für unsere Zwecke eignet sich keines der eingesandten Gedichte.

[illegible]

C. L. in Hannover. Es ist fraglich, ob wir dieser Bitte noch [illegible].

Abonnent in Arnsberg. 1) Die [illegible] [illegible] [illegible]. 2) [illegible] [illegible] bis jetzt nur die in den Zeitungen verbreiteten Berichte vorhanden, [illegible].

„[illegible]“ [illegible] Programm [illegible] haben will.

Hrn. Franz Walter in Tallberg. Wenden Sie sich an Herrn Sigmund Lindlinger, Stuttgart, [illegible].

A. M. W. in Prag L. Wenden Sie sich an die Direktion des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien.

W. W. 12. [illegible]

[illegible]

C. L. in Gera. Hier scheint allerdings ein Irrtum vorzuliegen, den wir noch nicht ganz auf den Grund zu kommen vermochten.

„Alte Dame“ in Salzburg. Das werden Sie wohl durch den [illegible] in Wien erfahren können.

Baroness L. in Wien. [illegible]

[illegible] in [illegible]. [illegible] nicht nach der Quarz, sondern [illegible].

[illegible]

Norddeutscher Lloyd

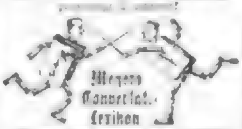
Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Gegen monatliche Ratenzahlung von 3 Mark [illegible]



[illegible]

F. Bolms Militärbuchhandlg., [illegible]

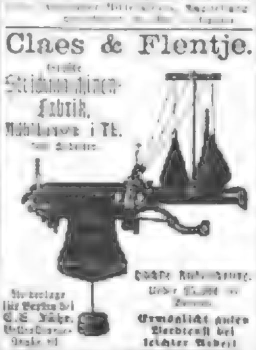
[illegible]

Hugo Wellsina, [illegible]

[illegible]

Claes & Flentje.

Größte
Strickmaschinen-
Fabrik,
Mühlhausen i. Th.



Niederlage für Berlin bei C. E. Jähr. [illegible]

Größte Auszeichnung. [illegible]

Ermöglicht guten Verdienst bei leichter Arbeit

Berechtigtes Aufsehen

macht der im **„Berliner Tageblatt“** gegenwärtig erscheinende neueste Roman von **Friedrich Spielhagen,** unter dem Titel: **„Ein neuer Pharao“.** Allen zum **März** neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis Ende Februar veröffentlichte Teil des hochinteressanten Werkes **gratis** nachgeliefert. Ferner erhalten dieselben eine bis auf die Neuzeit vervollständigte, buntfarbige

Karte von Deutsch-Ostafrika.

Für Monat März [illegible] **1 Mk. 75 Pf.**

EN GROS EXPORT
DETAILVERKAUF in allen besseren
Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

[illegible] Berlin SW. [illegible] Anhaltstraße [illegible] Prospekte [illegible]

I. P. Z. in E. „Eine Milch-Idylle“ — [illegible] für den, der ſie erlebt hat, aber zu wenig originell für den, dem ſie erzählt wird. Auch die Gedichte haben nicht genügend [illegible].

„[illegible]“ [illegible] Tägliche Uebungen [illegible]. [illegible] in Hamburg, [illegible]. Beides durch jede deutſche Buchhandlung zu beziehen.

Emmy St. in Berlin. [illegible] Formalien und [illegible], möchte man Ihnen poetiſche Begabung [illegible]; [illegible] Sie im Stande ſein werden, [illegible] aufzuſchwingen.

E. P. in Königsberg. [illegible] bei der [illegible] Verwendung nicht für [illegible].

Marie K. in K., Böhmen. Zu ſpät eingelaufen.

C. M. in W. Sie haben recht, das [illegible] iſt in der That [illegible],

Geburtsjahr des Kronprinzen Rudolf von Oeſterreich 1858

Dazu das Geburtsjahr ſeines Vaters, Kaiſers Franz Joſef 1830

und das Geburtsjahr ſeiner Mutter, Kaiſerin Eliſabeth 1837

[illegible] ſein Todesjahr.

H. Balmore in Luxemburg. Die an Sie [illegible] [illegible]. Wenden Sie ſich an die [illegible], Hahn & Engre in Stuttgart, [illegible] 34.

Abonnentin in B. Sollte der „Bazar“ Ihre [illegible] nicht [illegible], ſo können Sie [illegible] deutſche Modezeitſchrift, [illegible] in ihren Modebildern [illegible].

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible] in [illegible]. [illegible] „[illegible] Stadt [illegible]“ zu [illegible]. [illegible] in Baden-Baden. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Berlin. [illegible] in Lausanne. [illegible] in Kaiſer. [illegible] in Leipzig [illegible]. [illegible] in Prag. [illegible]. [illegible] in Capſtadt (3). [illegible] in Meiningen. [illegible] in Altona. [illegible] in Paris (2). [illegible] in Bremen. [illegible] in Ulm. „[illegible]“ in Wien. [illegible] „[illegible]“ [illegible] [illegible] in Saar-

brücken. Elſa Baum-Kroſig in Hannover. Friederike P. W. in Karlsruhe. [illegible] in Zürich.

Redaktion: **Otto Baiſch** und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**“ [illegible], [illegible] 11.
Wien: Filiale von „**Ueber Land und Meer**“ ([illegible] 5).
Budapeſt: **Moriß [illegible]** [illegible]
München: **Fritz Schwarz**, [illegible] 221

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Hertie Herzen, Erzählung von [illegible] — Kronprinz Rudolf von Oeſterreich-Ungarn, von [illegible] — [illegible], von Emil [illegible] — [illegible] — [illegible] — Joſef Freiherr [illegible] — [illegible] von [illegible] — Aus den [illegible] in [illegible], von [illegible] — Die Wahrſagerin, von O. R. — Literatur. — [illegible] — Notizblätter. — Aus Ländern und Städten. — Schach. — [illegible] — Ein [illegible] — [illegible] — Auflöſung des Rätſels [illegible] — Auflöſung des Bilderrätſels Seite [illegible]. — Briefmappe.

Illuſtrationen: Hertie Herzen, [illegible] Originalzeichnungen von [illegible]. — [illegible] Rudolf [illegible] von Oeſterreich-Ungarn [illegible] nach photographiſchen Aufnahmen von [illegible] in Wien [illegible]. — Bei der Wahrſagerin, Gemälde von [illegible]. — [illegible], Gemälde von [illegible]. — [illegible], mit Originalzeichnungen [illegible] — Aus den [illegible] in [illegible]: [illegible] — [illegible] im Cafe de la [illegible], nach einer Photographie von [illegible] in Paris. — [illegible] Originalzeichnungen. [illegible] — [illegible].

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe**, Annoncen-Expedition für ſämmtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Einzige authentiſche Kaiſer Wilhelm-Biographie!

Soeben iſt erſchienen eine neue Auflage unſerer „Kaiſer Wilhelm-Biographie“ unter dem Titel:

Ein Vermächtnis Kaiſer Wilhelms I.

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menſchen- und Heldenbild unſeres unvergeßlichen Kaiſers Wilhelm I. von Oskar Meding.

Mit dem Supplement: Randbemerkungen, Aenderungen und Einſchaltungen S. M. des Kaiſers und Königs Wilhelm I. zu Allerhöchſtdeſſen Lebensbild.

Erinnerungsgabe für das deutſche Volk mit Illuſtrationen nach den von des hochſel. Kaiſers und Königs Majeſtät Allergnädigſt zur Verfügung geſtellten Aquarellen.

Unter Allerhöchſter Genehmigung Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs Wilhelm II. herausgegeben von Carl Hallberger.

Nebſt Illuſtrationen aus den letzten Lebenstagen des hochſel. Kaiſers.

23 Bogen hoch Quart. Preis geheftet 3 ℳ, in feinſtem Original-Einband 4 ℳ.

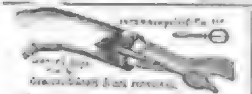
Das Werk trägt jetzt nach äußerlich das Gepräge der [illegible] in der allen ſeinen Teilen [illegible] Bearbeitung [illegible] Seiner Majeſtät des hochſel. Kaiſers und Königs Wilhelm I. und bleibt die

einzige authentiſche Kaiſer Wilhelm-Biographie.

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Stottern heilt ſchnell u. gründlich [illegible] Dresden [illegible]



Neuheit Aermelhalter

[illegible]

Ohne Vorbezahlung

Buchführung etc.

[illegible]

Die Schwierigkeiten,

[illegible]

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Cotillon-

Carneval-

ſpiele, Chriſtbaumſchmuck, Papierlaternen.

Künſtliche Pflanzen

[illegible] in Majolica, Holz, Meſſing.

Erſtes Masken- und Theaterkoſtüm-Atelier und Verleihinſtitut Deutſchlands

J. J. Grohe,

Gebr. Stehl

[illegible]

[illegible]

Alle Liebhaber des Gartenbaus

[illegible] Knopff's illuſtrirtes und beſchreibendes Haupt-Verzeichnis über Samen und Pflanzen pro 1889

[illegible]

Erfurt, Thüringen. Oskar Knopff & Co., Samenhandlung, Kunſt- und Handelsgärtnerei.

M. C. Saphir's humoriſtiſche Schriften

4 Bände [illegible] in Prachtbänden [illegible] Alfred [illegible] & Co., [illegible]

Glas-Schreibfedern [illegible] von GUSTAV FICKHARDT in BONN.

[illegible]

Grusonwerk

Magdeburg-Buckau.

I. Zerkleinerungs-Maſchinen [illegible]

[illegible]

III. Hartguss-Artikel aller Art, [illegible]

IV. [illegible]

[illegible] Krahne aller Art, [illegible]

Serien-Loos-Geſellſchaft.

[illegible]

Julius Weil, Bankgeſchäft, München.

Neueſte u. beſte Schulen.

[illegible]

Verlag v. Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig, ſowie durch jede Buch- u. Muſikhandlg.

[illegible]

Hervorragende mediziniſche Novität.

Die Zuckerharnruhr, Diabetes, [illegible] Stuttgart [illegible]

Uhren-Fabrik

[illegible]

[illegible]

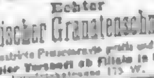
PRAG, Böhmen, Zeltnergaſſe Nr. 15.

Echter böhmiſcher Granatenſchmuck.

Reich illuſtrirte Preiscourante gratis und franco.

Zollfreier Verſandt ab Filiale in Berlin.

[illegible] 173 W.



Zithern

[illegible] Gebrüder Wolf [illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Sie huſten nicht mehr

Dr. Rob. Bock's Pectoral

(Hustenstiller)

Gegen:
Verſchleimung,
Huſten,
Heiſerkeit.

Bei:
Katarrhen der
Luftwege,
Schnupfen etc.

Raſch

Sicher

Von keinem Hustenmittel übertroffen.

Bock's Pectoral erſetzt Bruſtthee, Salmiak-Salzpaſtillen, Malzbonbons ꝛc. ꝛc.

☞ **Man überzeuge ſich von dem Heilwert durch Leſen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugniſſe.** ☜

☞ **Für Kinder** allen anderen Mitteln vorzuziehen. ☜

Dr. Bock's Pectoral iſt in den Apotheken à Schachtel 1 Mark [illegible]

[illegible]

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) [illegible]

Angenehm und unſchädlich

Amborsche höhere Handelsschule und Handelsakademie

Gera, Reuss. [illegible]

[illegible]

Nizza.

Hotel d'Angleterre [illegible] ſüdlich am Botaniſchen Garten gelegen mit Ausſicht auf das Mittelländiſche Meer. [illegible] Deutſcher [illegible]

Steinbrunn. [illegible]

Kurbedürftige [illegible]

Dessauer Cacao

Kaiser-Chocolade

Dessauer Block-

[illegible]

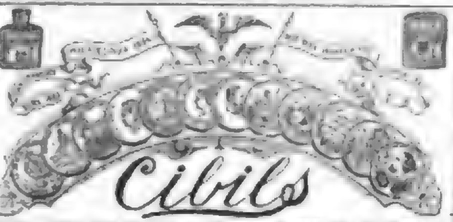
Dessauer [illegible]

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

[illegible] Preisverzeichnis durch das **Central-Bureau** in **Trier a. d. Mosel.**

---

16 Medaillen & Ehrendiplome.



16 Medaillen & Ehrendiplome.

Cibils

FLEISCH-EXTRACTE

liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon, 27 rue Rambuteau.

Dr. Kadner's Sanatorium,

Niederlössnitz bei Dresden.

[illegible]

[illegible] Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbnis, Frauenkrankheiten ꝛc. [illegible]

Dr. Kles' Diätetiſche Heilanſtalt

Dresden, Bachſtraße 8.

Dr. Kles' Diätetiſche Kuren. [illegible]

Violet PARIS

Pflege der Haut u. Schönheit des Teints:

ROYAL THRIDACE SEIFE

VELOUTINE SEIFE

[illegible]

Hoflieferant

Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs.
Seiner Majeſtät des Königs von Sachſen.
Seiner Majeſtät des Königs von Württemberg.
Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden.
Lieferant der Kaiſerlichen Marine ſowie der
meiſten Offizier-Caſinos.

Technikum Hildburghausen [illegible]

Erziehungsanſtalt zu Keilhau [illegible]

Direktor Dr. Joh. Barop.

Heilanstalt für

Nervenkranke

zu Hendorf am Rhein.

Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. [illegible]

W. Veth, Gandersheim, [illegible]

Delikatesskäsen. [illegible]

Nebelbilder-Apparate

[illegible]

Ediſons Phonograph

[illegible]

A. Kruſs in Hamburg.

Das Vogtl. Verſandt-Haus [illegible]

Chem. Tinten [illegible]

Prämiirte ächte

SODENER MINERAL-PASTILLEN

(bereitet aus den Salzen der berühmten Gemeinde-Quellen 3 und 18), welchen durch die Jury der Internationalen Ausstellung in Brüssel die **Silberne Medaille** zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken (Schachtel à 85 Pf.) erhältlich. Um sicher zu sein, keine **nachgeahmten** Sodener Mineral-Pastillen zu erhalten, verlange man nachdrücklichst

FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen

und beachte, dass die verabreichte Schachtel nebenstehende Controlmarke mit der facsimilirten Unterschrift PH. HERM. FAY trägt.

Aechte Sodener Mineral-Pastillen [illegible]

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Zwei Menſchen.

Novelle
von

Klaus Zehren.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

„Still, junger Herr, keine Bewegung! — dort ſteht der Hirſch. Sehen Sie das Geweih über dem Nebel?“

Der Förſter legt ſeine braune Rechte, zur Ruhe ermahnend, auf die Schulter eines jungen Mannes, der die Büchſe zum Anſchlag bereit in den Händen hält, während ſeine ſcharfen grauen Augen angeſtrengt nach der Richtung blicken, welche der Förſter angibt. Am Horizont verraten in rötlichem Schimmer erglühende Wölkchen die Stelle, wo das Tagesgeſtirn verſchwunden iſt. Den Tannenwald durchzieht heimliches Dunkel, und in den Wipfeln der mächtigen Bäume zittert dann und wann noch glühendes Licht. Auf der Waldwieſe brauen luftige, unſtäte Nebelmaſſen.

„Wir müſſen unter den Wind kommen. Er iſt ein ſchlauer Burſche. Jetzt hebt er wieder den Kopf und ſichert herüber. Ich dachte nicht, daß er ſo nahe am Forſthauſe ſtehen würde,“ flüſtert der erfahrene Förſter Wilding.

Leiſe, unhörbar ſchleichen die beiden weiter durch die dämmernden Waldesſchatten, um von der entgegengeſetzten Seite ſich dem Wilde zu nähern.

Wohl eine Viertelſtunde vergeht. Da knallt der Schuß. Mit lautem Gekreiſch flattert eine Droſſel aus Dornengeſtrüpp hinauf in das ſichere Geäſt der Baumkronen. Der junge Schütze blickt geſpannt in den Nebel vor ihm. Das Herz pocht vor Jägerluſt gegen die Rippen.

„Der Schuß ſitzt,“ ruft Wilding und ſchwenkt den grünen Hut. „Es war Kugelſchlag.“

Hurtig eilen ſie zu der Stelle, wo der Hirſch geſtanden.

Da liegt er, der mächtige Zwölfender, verendet; die edlen Glieder bereits geſtreckt im Tode.

Luſtig ſchallt das Hurra des Förſters durch die Abendſtille.

„Ein Meiſterſchuß, dicht hinter dem Blatt, — hätte ich nicht geglaubt, Herr Graf, bei dem Nebel. Aber Sie haben dasſelbe Auge wie Ihr ſeliger Vater, der noch im ſechzigſten Jahre durch ein Brett ſehen konnte. — Ein Prachtkerl von einem Hirſch!“

Der Angeredete beugt ſich leuchtenden Auges hinab zu ſeiner Jagdbeute. Seine friſchen roten Wangen brennen vor Stolz und Freude über den guten Schuß.

„Dacht' ſelbſt nicht, daß ich Korn und Viſir zuſammenbringen würde in dem ſchlechten Licht. Aber es ging, es war ja nicht weit — warm bin ich zwar dabei geworden,“ lacht er vergnügt und wiſcht ſich, den Hut von den blonden Locken nehmend, die perlenden Tropfen von der Stirn.

Plötzlich fahren beide Männer zuſammen. Ein kalter Schauer rieſelt ihnen durch Mark und Bein.

„War das nicht der Seufzer eines Menſchen, oder plagt uns der Waldſpuk? Alle guten Geiſter loben den Herrn!“ unterbricht der Förſter die Stille.

Da noch einmal der Laut! Mit wahnſinniger Kraft faßt der Graf das mächtige Geweih des Hirſches und wuchtet den Vorderteil desſelben in die Höhe.

„Die Kugel iſt durchgeſchlagen.“ Dumpf kommen die Worte von ſeinen Lippen.

Dann ſtürzt er, wie von Furien gehetzt, hinein in den Wald nach der Richtung, woher der ſchwache Laut ertönte. Der Förſter ihm nach.

Etwa fünfzig Schritte weiter, dort, wo der Weg zum Forſthauſe führt, ſchimmert ein weißer Punkt durch das Dunkel.

„Heiliger Gott, mein Kind! Es hatte heute ein weißes Kleid an!“

Die beiden Schweſtern. Gemälde von James Bertrand.
Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Drucker: Hugo Groſſer in Leipzig).

Mit dumpfem Jammerlaut ſtürzt Wilding nieder an der Leiche ſeiner zehnjährigen Tochter. Seine Finger fahren zitternd an dem regungsloſen Körper umher.

„Tot, das iſt warmes Blut, das Herz ſchlägt nicht mehr!“

Die Käfer ſummen über der Wieſe, vom Teich herüber ſchallt eintönig das Gequak der Fröſche, und über ihnen ruft kreiſchend der Waldkauz: „Komm mit! Komm mit!“ Stöhnend keucht der Vater wohl zum hundertſtenmale den Namen ſeines Kindes. Dann falten ſich ſeine Hände:

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn ſei —“ Hier ſtockt er. Hinter ihm knackt der Hahn einer Flinte. Er fährt herum.

Da ſteht ſein Begleiter, deſſen fahles Geſicht aus dem Dunkel heraus unheimlich leuchtet. Langſam aus der Taſche eine Patrone ziehend, ſchiebt er dieſelbe mechaniſch in den Lauf. Dann dreht er die Büchſe um. Mit beiden Händen umſpannt er die Mündung und drückt ſie feſt gegen ſeine breite Bruſt.

„So, nun drückt los, Wilding. Blut für Blut! Auge um Auge! — und dann laßt den lieben Gott aus dem Spiele; der pfuſcht dem Teufel ins Handwerk!“

„Seid nicht ruchlos, Herr Graf — Ihr habt keine Schuld. Ich ſelbſt hieß Sie ja auf den Hirſch ſchießen; wußt' ich denn, daß das Kind noch in der Dämmerung ſo weit hinein in den Wald laufen würde?“

Mit energiſcher Bewegung reißt er die Büchſe an ſich, hängt ſie um die Schulter und richtet ſich auf. Behutſam nimmt er die Leiche des Kindes auf ſeine Arme.

„Ich bitte Sie, Herr Graf, um einen Dienſt; gehen Sie voraus zum Hauſe und verſuchen Sie, meine Frau vorzubereiten. Es iſt ſchwer für Sie, aber ich kann nicht das Kind ihr ſo ins Haus tragen.“

Der Angeredete wendet ſich zum Gehen, ohne ein Wort zu erwidern. Er denkt nichts, er weiß kaum, was er thut. Er, als Mörder, ſoll die Mutter ſeines Opfers langſam auf das Gräßliche vorbereiten!

Es muß ſein! — Iſt die Qual zu faſſen, die er leidet, als man die kleine Leiche in der ſchlichten Stube auf das Sofa bettet und Vater und Mutter weinend neben ihrem verlorenen Herzblatt knieen?

Selbſt der Jagdhund beſchnuppert winſelnd die kleine kalte Hand, welche ihn ſo oft gehätſchelt.

Klingt ihm dort, der mit glanzloſen Augen auf die Gruppe ſtarrt, ihr Weinen nicht wie endloſe Flüche auf den, durch deſſen Hand ihr Liebſtes ſtarb?

Langſam ſchleicht er hinaus, hinein in den Wald — ziellos — wortlos.

Erſt bei beginnendem Tageslicht kehrt er zurück zu dem Hauſe ſeiner Väter. Doch betritt er nicht die breite Treppe, welche zum Erdgeſchoß hinaufführt.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſitzt er bereits im Wagen und fährt in die nahegelegene Kreisſtadt.

„Nach dem Gericht!“ hat er dem Kutſcher geſagt.

Langweilig rieſelt der Regen vom bleigrauen Himmel herunter.

Ueber die Chauſſee ſtreicht ſchwerfällig ein Rabe und krächzt.

Dem bleichen Mann in dem dahinraſſelnden Wagen klingt der Vogelruf wie: Mörder! Mörder!

II.

„Zweite Klaſſe, Damencoupé, nach Nordenfeld!“ ruft ſie mit ihrer hellen Stimme und ſteigt elaſtiſch in ein leeres Coupé.

„Laß Dir die Reiſe nicht zu lang werden, mein Kind, und grüße alle, beſonders die Tante Emilie. Und vergiß nicht, daß wir ſehr arm ſind und Du Dir Dein Brot ſpäter ſelbſt verdienen mußt. Dein Vetter iſt ein ſehr reicher Mann. Ich komme in vier Wochen Dir nach. Glück auf den Weg!“

Die Pfeife ſchrillt, ächzend ſetzt ſich der Zug in Bewegung.

Käthe Roland ſteckt noch einmal ihr blühendes Antlitz zum Waggonfenſter hinaus und nickt ihrer Mutter einen freundlichen Abſchiedsgruß zu, dann verſperrt ein großer Güterſchuppen die Ausſicht. Sie ſetzt ſich bequem in eine Ecke, nimmt aus der Handtaſche einen engliſchen Roman und beginnt zu leſen. Da ſie allein iſt, weiß ſie auch von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen und legt beide Füße auf den gegenüberliegenden Sitz. — Der Roman ſcheint ſie nicht zu intereſſiren.

Natürlich, alle engliſchen Romane ſind langweilig. Unmutig ſenkt ſie das Buch in den Schoß.

Dabei bleiben ihre Augen auf den kleinen Füßen haften. Die Stiefel hat der Schuſter doch endlich gut gemacht. — Ob Vetter Bodo meine Füße auch wohl ſo hübſch findet wie Lieutenant Brauns im vorigen Winter auf dem Eiſe?

Er war eigentlich ein netter Menſch und tanzte ſuperb. — Daß er mich heiraten wollte, hätte ich nie gedacht. Mama wollte es ja auch nicht, da er zu wenig Vermögen hatte, ſagte ſie, es würde nur Hunger, Kummer und Elend geworden ſein.

Habe ich ihn geliebt? Ich weiß es nicht. Warum hätte ich ihn nicht gern haben ſollen? Er bat immer ſo freundlich um den Tiſchwalzer und machte dabei melancholiſche Augen. Im Kränzchen laſen wir im letzten Winter den „Don Carlos“ zuſammen. Da hab' ich ihn einmal angeſehen, wie er, Philipps ungeratener Sohn, mir, ſeiner Mutter, die Liebe geſtand, und da mußte ich doch lachen; es war, als ob ein Lahmer einen Windhund einholen wollte. Er dachte die Worte immer erſt, wenn er ſie lange geleſen hatte. Trotzdem war er der einzige, der Gefühl hatte für Schiller.

Zu komiſch — an demſelben Abend ſah er mich ganz beſonders träumeriſch an und meinte:

„Mir ſcheint, als wenn einſt die zarten Vergißmeinnicht, welche Sie im Haare tragen, ſich in Lorbeeren verwandeln könnten.“

Ich lachte ihn aus; er wollte nicht ſagen, was er damit meinte, und machte mir ein Kompliment über mein Organ und meinen guten Vortrag. Armer Menſch! — Ob Vetter Bodo auch wohl Lorbeeren auf meinem Haupte ſieht?

Sie muß lachen.

Die Tante ſoll gut ſein und ſehr liebevoll; — etwas unpraktiſch und idealiſtiſch, ſagt Mama. Aber die beiden Vettern? Mama kennt ſie auch nicht. Fritz ſteht in Berlin und wird wohl erſt nach dem Manöver mir vorgeſtellt werden. Der andere bewirtſchaftet das Gut ſelbſt. — Wie die gute Mama ſich ſtets quält, daß ich eine glänzende Partie mache! Junge, arme Mädchen, die hübſch wären, dürften nur praktiſch ſein, meint ſie, und ihr Herz nicht mitreden laſſen.

Na, bis jetzt habe ich noch für niemand geſchwärmt, wenigſtens nicht ſo ordentlich, ſo recht unglücklich, wie es in den Romanen immer vorkommt.

Vielleicht kann ich gar nicht ſchwärmen. Um ſo beſſer für Mama.

Es iſt eigentlich ſehr langweilig, ſo allein zu reiſen; ich habe mir das viel amüſanter gedacht.

Schläfrig ſieht Käthe in die Gegend hinaus. Immer wieder Wieſen, dann Felder, dann Wald. Das dreht ſich alles in einander. — Der Himmel iſt grau, und es kommt ihr vor, als wenn die ganze Ausſicht eine Rieſenſchüſſel mit Kohlſuppe ſei, welche Speiſe ihr von Kindheit an verhaßt iſt.

Langſam ſchließen ſich ihre dunklen Augen. Der leichte Sommerhut rutſcht mehr und mehr über die Stirnlocken herunter und balancirt ſchließlich mit dem Rand auf einem hübſch modellirten Näschen, deſſen Inhaberin bereits feſt ſchläft und träumt, ſie ſei mit einem Herrn in Uniform immerfort Schlittſchuh gelaufen, ohne Ende, immer raſcher, und plötzlich bricht das Eis, und ſie ſitzen beide im Waſſer.

„Ausſteigen, Station Nordenfeld!“

Erſchreckt fährt ſie auf, zieht die Füße haſtig vom Sitz und ſchiebt den impertinenten Hut mit einem Ruck in die Höhe.

„Ah, da biſt Du ja, Käthe! Komm nur ſchnell heraus, der Zug hält nicht lange!“

Die Angerufene ſpringt hinaus, vergißt natürlich den engliſchen Roman und umarmt ihre Tante. — Sie nimmt wenigſtens an, daß es dieſelbe iſt, obgleich ſie dieſes Mitglied ihrer Verwandtſchaft nie zuvor geſehen.

„Guten Tag! Ich war ſo feſt eingeſchlafen; wie geht es Dir?“

„Gut, gut, alles wohl und munter! Komm nur mit zum Wagen, wir haben noch eine Stunde zu fahren!“

Am Wagen ſteht Bodo Graf Welcken und bändigt nur mit Mühe die beiden durch den Lärm des davonfahrenden Zuges unruhig gewordenen Pferde.

„Hier iſt Dein Vetter Bodo! — Couſine Käthe!“

Käthe ſieht in ein Männerantlitz mit blondem Vollbart — ohne Lächeln, ohne den geringſten Ausdruck von Freude. Wortlos neigt er den Kopf und lüftet nicht einmal den grauen Filzhut, weil er in jeder Hand einen Zügel hält.

Käthe muß während der Fahrt von allem berichten. Ihre Mutter iſt eine Stiefſchweſter von Tante Emiliens verſtorbenem Mann. Käthes Auge haftet zuweilen auf dem ihr halb zugewandten Profil des Vetters.

„Er ſieht nicht übel aus,“ denkt ſie, „aber ſo hart, keine Bewegung in dem Antlitz, jede Linie ohne Wechſel, als ſeien die Züge erſtarrt.“

Er wendet ſich auf dem ganzen Wege nicht ein einzigesmal zu den Damen hinter ihm im Wagen.

„Fahre nicht ſo raſend, Bodo!“ ruft ſeine Mutter einmal.

Er nickt und ſetzt die Pferde in langſameres Tempo.

*

„Was macht nur Bodo dort auf dem Raſenplatz?“ fragt Käthe, während ſie der Tante eine Taſſe Kaffee einſchenkt.

„Er dreſſirt ſeinen Jagdhund,“ antwortet die Gräfin Welcken und wendet ihr ehrwürdiges Matronenantlitz nach der Richtung, wohin Käthe mit ihrem roſigen Zeigefinger deutet.

„Sage, liebe Tante, weshalb iſt Dein Sohn immer ſo ſchweigſam; hat er einmal eine unglückliche Liebe gehabt?“ inquirirt die Siebenzehnjährige altklug.

Ein unendlich wehmütiger Ausdruck gleitet über die edlen Züge der alten Dame.

„Es iſt ſeine Art ſo!“ antwortet ſie ausweichend.

„War er als Kind ſchon ſo ſtill und verſchloſſen?“

„Nein, er iſt es nachher geworden, kleine Neugier.“

Käthe will das nicht in den Sinn.

Weshalb iſt der Mann traurig? Er iſt jung, reich, unabhängig. Der müßte eigentlich den ganzen Tag lachen, und dabei hat er ſie noch kaum angeſehen, und das thaten doch bis jetzt alle Herren, die ihr vorgeſtellt wurden.

Jetzt kommt Graf Welcken die Treppe zur Veranda herauf, gefolgt von Nero, der, vergnügt über die beendete Lektion, nun ſeinem Herrn vorauseilt und an Käthe in die Höhe ſpringt. Sein Herr folgt langſam. Ehrfurchtsvoll küßt er ſeine Mutter auf die Stirn und reicht Käthe die Hand, welche heimlich Nero ein großes Stück Zucker zuſchiebt.

Es iſt, als ob ſein Herr etwas freundlicher blickte, als er dies ſieht. — Das Geſpräch wird ausſchließlich von den Damen geführt. Käthe, die geſtern erſt angekommen, erzählt in ihrer munteren, humoriſtiſchen Art von ihrem jungen Bruder, einem zehnjährigen Knaben. Derſelbe würde von der Mutter unglaublich verzogen und wäre kaum zu bändigen.

„Er hat immer ſo drollige Ideen und ſchwatzt ſolch komiſches Zeug. Kürzlich ſitzen Mama und ich in der Wohnſtube. Viktor iſt ſchon zu Bette nebenan, und wir hören ihn alſo beten: ‚Bitte, lieber Gott, behüte Mama und Käthe, und behüte uns vor Krankheit, Not, Gefahr, Unglück und — und — und vor — gar nichts —‘ Die letzten Worte brachte er ſo komiſch heraus, daß wir beide in lautes Lachen ausbrachen. Als ich in die Kammer ſehe, ſchläft er bereits ganz feſt.“

Tante Emilie lacht herzlich, auch über Bodos Antlitz fliegt ein kaum merkliches Lächeln, als gedenke er mit Wehmut ſeiner Kindheit. Dann ſagt er:

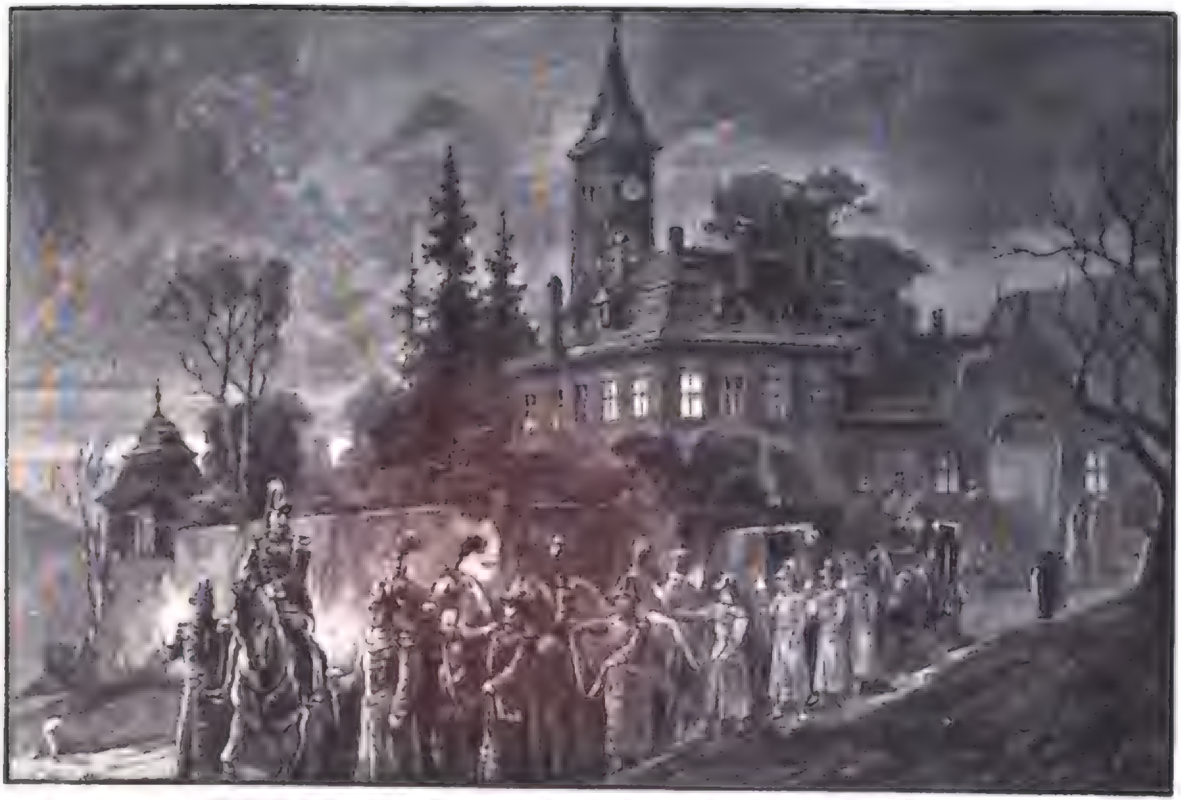
„Warum haſt Du Deinen Bruder nicht mitgebracht?“

„Er kommt mit Mama in vier Wochen, wenn ſeine Ferien beginnen.“

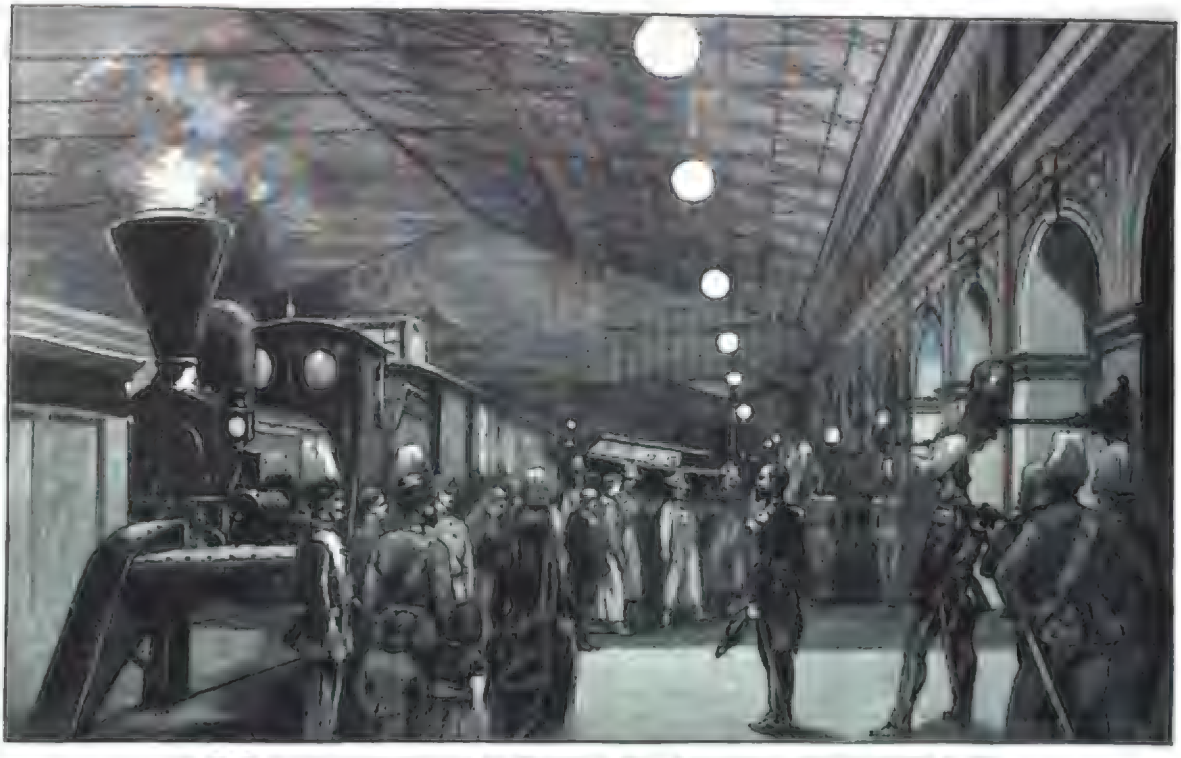
„Ah ſo!“ erwidert Bodo, dann wendet er ſich zu ſeiner Mutter. „Die Frau von unſerem Kutſcher iſt ſehr krank, und der Mann weiß nicht, wer für ſeine kleinen Kinder ſorgen ſoll. Willſt Du die Sache einmal in die Hand nehmen?“

„Ich werde hingehen und ſelbſt nachſehen — die arme Frau liegt darnieder an einem unheilbaren Leiden.“

„Guten Morgen, Frau Gräfin!“ tönt da eine helle Männerſtimme von unten herauf.



Die Abfahrt des kronprinzlichen Leichenwagens von Meyerling. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten Karl Seill.



Die Ankunft der Leiche des Kronprinzen auf dem Südbahnhof in Wien. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten R. Völkl.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XIII.

Vor fünfundzwanzig Jahren hieß Herr Moſes Grünſpecht, der gegenwärtig unter die reichſten Jaſſyer Bankiers zählt, kurzweg Moiſchele und war ein kleiner Geldwechsler, der gegenüber einem palaſtartigen Bojarenſchloß in der Herrengaſſe von Jaſſy ſein Tiſchlein ſtehen hatte, darauf in kleinen, wohlgeordneten Häuflein allerhand Kupfer- und Silbermünzen und in einem Glaskäſtchen mehrere Goldſtücke lagen. Moiſchele war dazumal zwanzig Jahre alt und ein hagerer Geſell mit langen roten Schläfenlocken, um deſſen dünnen Leib ein fadenſcheiniger, bis an die Knöchel reichender Kaftan ſchlotterte; man konnte ihn täglich zwölf bis fünfzehn Stunden hindurch vor ſeinem Tiſchlein ſtehen ſehen, er ließ dabei unermüdlich die großen türkiſchen Silbermünzen — die Irmilik — die dazumal noch in Rumänien kurſirten, mit einer wahren Kunſtfertigkeit durch die Finger gleiten und ergötzte ſich an ihrem Klang. Oft, wenn er gute Geſchäfte gemacht, ſchien ihm in dieſem Klang ein eigentümlicher Zauber zu liegen, und während die Münzen zwiſchen ſeinen Fingern klapperten, ruhten ſeine kleinen grauen Augen mit einer verzehrenden Glut auf dem Bojarenſchloſſe, das ihm gegenüber ſo weiß, ſo ſtolz, ſo herrlich dalag, und Moiſchele, der ſonſt ſo praktiſche, ſo nüchterne Moiſchele, pflegte bei dieſer Gelegenheit ſeiner Phantaſie die Zügel ſchießen zu laſſen, dann ſah er, wie die Kupfer- und Silbermünzen auf ſeinem Tiſchlein gleich wie im Märchen in gleißendes Gold ſich umwandelten, und das heckte und wuchs und ſchwoll zu immer größeren Summen, zu förmlichen Goldhaufen an und aus dem armen Moiſchele ward ein ſteinreicher Mann, vor dem alle Geldwechsler in Demut erſtarben, den ſelbſt die Bojaren höflich, freundlich begrüßten, ſelbſt der Bojar da drüben im weißen, ſtolzen, herrlichen Schloß. Und wenn Moiſchele dies vor ſich ſah in leibhaftiger Deutlichkeit, dann tanzten und flogen die Silbermünzen in ſeiner Hand in wilder Haſt gegen einander und es brauſte in ſeinen Ohren wie von einem Trompetenſtoß, der wurde immer heller und kräftiger, bis er wie eine ſchmetternde Siegesfanfare tönte, denn dort auf dem Balkon des weißen Schloſſes ſteht nicht der alte Bojar, ſondern mit ſtolz geſchwellter Bruſt der neue Beſitzer desſelben und der blickt mit leuchtenden Augen hinab auf das Gewimmel der Straße und auf die armen Geldwechsler, die in der Sonnenglut auf dem heißen Trottoir brütend daſtehen und mit den Münzen klappern und empor blinzeln zu dem Mann auf dem Balkon, der einſt auch ein kleiner, armer Geldwechsler geweſen. Wenn jemand dazumal dem Moiſchele geſagt hätte, daß ſein Traum in Erfüllung gehen würde, er hätte ihm ins Geſicht gelacht; und doch iſt alles bare, glänzende Wirklichkeit geworden, was dazumal als nebelhafter Traum vor ſeinen Augen ſchwebte, denn jetzt iſt Moiſchele einer der reichſten Geldmänner in Jaſſy, er thront in dem ſtolzen Schloß, iſt ſtark und wohlgenährt, trägt einen runden, wohlgepflegten Vollbart, und er könnte ein halb Dutzend Güter ſein eigen nennen, wenn in der Verfaſſung nicht ein Artikel ſtünde, welcher nicht naturaliſirten Juden den Erwerb von ländlichem Grundbeſitz unmöglich machte.

Moiſchele hat ſein Vermögen nicht im Handumdrehen erworben, es hieß nicht umſonſt in Jaſſy, daß er einen „Miniſterkopf" habe, dieſer Miniſterkopf hat Tag und Nacht gebrütet und ſeine lange, ſpitze Naſe hat unabläſſig gewittert, wo ein Geſchäft zu erhaſchen ſei, und ſeine langen, dünnen Beine ſind dabei unabläſſig gerannt. Er begann ſein Augenmerk zuerſt auf kleine, notleidende Beamte, dann auf junge, in Saus und Braus lebende Herrenſöhnchen zu richten. Nachdem er bei dieſen zwei Kategorien eine erkleckliche Summe an Zinſen und Zinſeszinſen gewonnen hatte, fing er an, verfallene Wechſel anzukaufen und mit der Regelung von Fallimenten ſich zu befaſſen. Die hiefür nötige Jurisprudenz, die nötigen Advokatenkniffe und Schliche eignete er ſich dadurch an, daß er an jedem Sabbath ſeine Muße dazu benützte, in den Gerichtshöfen Prozeſſen beizuwohnen und den Plaidoyers der Rechtsanwälte andächtig zu lauſchen. Das war für ihn eine praktiſche hohe Schule, wo er alle für ſeine Geſchäfte und Spekulationen nötigen Geſetzesparagraphen kennen lernte und in deren Interpretation ſich raſch einweihte. Und ſein Vermögen wuchs von Tag zu Tag und man ſprach nicht mehr von Moiſchele, ſondern von Herrn Moſes Grünſpecht. Und Herr Moſes Grünſpecht trug keinen langen Kaftan mehr wie dazumal, als er mit den Silbermünzen klapperte, ſondern einen „deutſchen" Rock und einen ſchwarzen Cylinder, und ſeine roten Schläfenlocken wurden immer kürzer, und als ſie ganz verſchwanden, da war aus Moiſchele ein ziviliſirter Europäer geworden, der ſogar etwas franzöſiſch parlirte, und ein ſteinreicher Bankier, mit dem die Bojaren höflich, ja freundſchaftlich verkehrten. Die Geldwechsler, aus deren armſeliger Gilde er ſich zu Macht und Reichtum emporgeſchwungen, behaupteten, daß Moſes Grünſpecht unter Brüdern ſeine fünfmalhunderttauſend Dukaten wert ſei. Das iſt eine rieſige Summe Geldes, nicht wahr? Wer über ein ſolches Vermögen verfügt, der darf ſich wohl ein wenig Ruhe gönnen. Aber Herr Moſes Grünſpecht iſt jetzt ebenſo thätig, ſo raſtlos, ſo geſchäftsſüchtig und ſo erpicht auf Gewinn wie dazumal, als er noch kurzweg Moiſchele hieß.

„Geld hat man nie genug," pflegte er zu ſagen, „und beſonders, wenn man vier Mädchen zu verheiraten hat wie ich, das iſt kein Spaß."

Seine lange Naſe wittert daher nach wie vor nach Geſchäften und er verrechnet ſich ſelten. Herr Moſes Grünſpecht hatte auf dem Gute Baneſti eine erſte Hypothek im Betrage von dreimalhunderttauſend Franken und überdies lagen in ſeinem Portefeuille Wechſel des Herrn Fortunat im Nominalwert von hunderttauſend Franken. Dieſe Wechſel rührten aus der verunglückten Fabrikſpekulation des Herrn Fortunat her. Herr Grünſpecht hatte dem Gutsherrn von Baneſti die Idee zum Fabrikbau beigebracht und hiebei folgendermaßen kalkulirt: „Proſperirt die Fabrik, ſo komme ich zu den Zinſen meiner Hypothek, geht dieſelbe jedoch in die Brüche, ſo wird die Kataſtrophe beſchleunigt, Gut und Fabrik kommen unter den Hammer, und da ich alle Wechſel der Fabrik unter der Hand aufgekauft habe, ſo bleibt ſie in meiner Hand, und wir wollen ſehen, ob ich aus ihr nicht 'was machen kann. Was meine Hypothek betrifft, ſo werde ich ſehen, daß ſie weiter auf dem Gute liegen bleibt, wenn es einen neuen Eigentümer erhält, denn eine ſo ſichere Anlage mit fünfzehn Prozent findet man nicht alle Tage. Und wenn Gott will, werde ich vielleicht naturaliſirt, und dann bleibt das Gut mir, und man wird auf meiner Viſitenkarte leſen: ‚Moſes Grünſpecht, Bankier, Fabrikant und Gutsherr von Baneſti.'"

Dieſe ſüße Zukunftsmuſik hatte auch heute Herrn Moſes Grünſpecht durch den Kopf geſummt in dem Augenblicke, da er die teppichbelegte Treppe im Herrenhof von Baneſti hinaufſtieg, und ein Abglanz dieſer Zukunftsfreude lag auf ſeinem vollen Geſicht, als er ſich, nachdem er Herrn Fortunat und Jonel begrüßt hatte, im weichen Lehnſtuhl behaglich niederließ.

Herr Moſes Grünſpecht hatte die Gewohnheit, niemals gleich mit der Thür ins Haus zu fallen, er erkundigte ſich zunächſt um das Befinden der gnädigen Frau und des Fräuleins Florica, ließ ſich einige Aufſchlüſſe über den Ausfall der Ernte geben, ſprach ſodann die Hoffnung aus, daß Jonel, den kennen gelernt zu haben er ein beſonderes Vergnügen empfinde, in Bälde ſeine Advokatencarrière antreten werde, und beglückwünſchte ſchließlich Herrn Fortunat zu dem glücklichen Ausgang ſeines Prozeſſes mit den Freiſaſſen von Baneſti. Nachdem er all dies ſanft, freundlich und ſüß lächelnd geſprochen, machte er eine kleine Pauſe, zog aus ſeiner Rocktaſche eine ſilberne Tabakdoſe hervor, drehte ſich eine Cigarrette, und während er ein Streichhölzchen anzündete, ſagte er leichthin:

„Und nun will ich zu unſerer Sache übergehen, wiſſen Sie." Er lehnte ſich im Lehnſtuhl zurück und begann: „Als ich Ihnen, Herr Fortunat, vor vier Jahren gegen eine erſte Hypothek auf Baneſti dreimalhunderttauſend Franken in Gold lieh, habe ich Ihnen, wiſſen Sie, einen großen Gefallen erwieſen, nicht wahr?"

„Ich gebe es zu," ſagte Herr Fortunat.

„Seit zwei Jahren," fuhr Herr Moſes Grünſpecht fort, „ſeit zwei Jahren und drei Monaten haben Sie mir keine Zinſen gezahlt; ein anderer an meiner Stelle, wiſſen Sie, hätte Sie längſt eingeklagt und die gerichtliche Verſteigerung des Gutes verlangt, ich habe es nicht gethan, ich habe Ihnen damit bewieſen, daß ich Gefühl habe und Ihre Lage berückſichtige, nicht wahr?"

Herr Fortunat antwortete nicht, ſondern ſtarrte düſter vor ſich. Der Bankier ließ ſich hiedurch nicht beirren, er fuhr ruhig fort:

„Wie Ihnen bekannt, habe ich alle Ihre Wechſel aufgekauft, das war wieder eine beſondere Gefälligkeit, wiſſen Sie, denn hätte ich es nicht gethan, ein anderer hätte es gethan und, wiſſen Sie, Sie wären jetzt längſt bankerott erklärt worden; aber ich muß endlich auch an meine Intereſſen denken, ich bin Familienvater und als ſolcher meinen Kindern verantwortlich, wiſſen Sie."

„Sie haben vollſtändig recht," ſagte Herr Fortunat.

„Es freut mich, daß Sie dies zugeben, und in Anbetracht dieſer Umſtände werden Sie es natürlich finden, wenn ich, nachdem ich ſo lange gewartet, mich gezwungen ſehe, an Sie die kategoriſche Frage zu ſtellen, ob Sie dieſe Wechſel honoriren können?"

„Nein," preßte Herr Fortunat hervor.

„So muß ich Ihnen zu meinem Leidweſen mitteilen, daß ich, wiſſen Sie, nicht mehr lange warten kann; ich habe einige neue Geſchäfte, die viel Kapital beanſpruchen, ich kann nicht mehr lange warten, wiſſen Sie, ich lege aber niemand das Meſſer an den Hals, ich will Ihnen noch einen Monat, noch zwei, ſagen wir noch drei Monate Friſt gewähren, aber das iſt alles, wiſſen Sie."

„Und wenn ich Ihnen bis dahin nicht zahle?" fragte Herr Fortunat, deſſen Geſicht von einer Totenbläſſe überzogen war.

„Ich will dieſe Möglichkeit gar nicht in Berechnung ziehen."

„Sie müſſen, Herr Grünſpecht, Sie müſſen auf dieſe Eventualität ſich gefaßt machen."

Herr Grünſpecht lächelte.

„Da werde ich eben gezwungen ſein, die Angelegenheit meinem Advokaten zu übergeben, wiſſen Sie; es würde mir ſehr leid thun, wenn es dazu kommen ſollte, aber ich bin Familienvater, wiſſen Sie."

Herr Moſes Grünſpecht erhob ſich und verabſchiedete ſich lächelnd. Als ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, herrſchte eine Weile eine peinliche Stille. Herr Fortunat ging einigemale, ſchwer atmend, im Salon auf und ab, blieb dann vor Jonel ſtehen und ſagte mit zitternder Stimme:

„Wenn ich dieſem Juden binnen drei Monaten die hunderttauſend Franken nicht zahle, ſo werde ich bankerott erklärt, ich kenne dieſen glatten Schleicher, der hält Wort! Und weißt Du, Jonel, was es heißt, ſeinen ehrlichen Namen verlieren, von dem Gut, von dem Schloſſe verjagt zu werden, die ſeit unvordenklichen Zeiten unſerer Familie gehören?" Er ſchlug ſich in wilder Aufregung mit der Hand vor die Stirn. „Und nun wirſt Du hoffentlich begreifen, Jonel, warum ich den Prozeß mit den Freiſaſſen von Baneſti gewinnen, um jeden Preis gewinnen muß!"

XIV.

Es iſt eine ſchwüle Septembernacht, über den Himmel jagen zerriſſene, regenſchwere Wolken, durch welche hie und da ein Stern ſchimmert. Ab und zu fährt ein Windſtoß durch die Kaſtanienbäume vor dem Landhauſe von Valeni, reißt einen Haufen fahlgelber Blätter mit ſich und wirbelt ſie den Bauern ins Geſicht, die vor dem Hauſe ſtehen, in die hell erleuchteten Fenſter ſtarren und von dem großen Ereignis, von der Trauung des Herrn Balſamaki mit der getauften Jüdin, ſprechen, die heute um fünf Uhr nachmittags in der Dorfkirche von Valeni ſtattgefunden hat. Die Fenſter des Salons, deſſen Glasthüre auf den Balkon hinausführt, ſind geöffnet. In der Glasthüre, hinter der ſchweren Damaſtportière halb verſteckt, ſteht die Zigeunerin Paraſkiva, die alte Haushälterin Balſamakis, und guckt ſtaunend in den Saal, der von einem mit zahlreichen glitzernden Glasprismen behängten Luſter blendend erleuchtet iſt. Die befrackten Herren, die lachend und plaudernd auf dem glatten Parket des Salons auf und ab wandeln, die auf den ſammetgepolſterten Stühlen längs den blautapezierten, mit Goldleiſten belegten Wänden ſitzenden Damen in ihren reichen Toiletten, mit den wunderbaren Friſuren, mit den diamantbeſetzten Broſchen, den goldenen Armbändern, den blitzenden Ohrringen und den prächtigen Fächern — all dies ſchwirrt und flimmert vor den Augen der alten Zigeunerin; aber geradezu wie ein märchenhaftes Gebilde erſcheint ihr Lea in ihrem weißen Atlaskleid, mit dem Myrtenkranz auf dem Haupt und mit der Flut von Goldfäden, die einer alten Tradition gemäß über ihre Schultern niederwallen. Paraſkiva kann es nicht faſſen, daß aus dem bleichen, hagern, kleinen Judenmädchen, das ſie vor zehn Jahren in Begleitung ihres Vaters, des Hauſierers [illegible], zum erſtenmal erblickt hatte, dieſes ſchöne, ſtolze, prächtige Weib geworden. Sie ſtarrt Lea und dann wieder Balſamaki an, der neben ihr ſteht und in dem Fracke noch dürrer erſcheint als ſonſt, und es fliegen ihr dabei allerhand Gedanken durch den Kopf. Die alte Wahrſagerin, die Baba Floanza, hatte es ihr erſt heute geſagt: „So ein junges, blühendes Weib und ſo eine Vogelſcheuche wie Balſamaki — das gibt kein glückliches Paar, paß auf, das nimmt ein ſchlechtes Ende!“ Und die Baba Floanza hat recht, das Heiraten iſt Sache junger, geſunder Menſchen. Wer heiraten will, muß ſich beizeiten vorſehen, er darf nicht warten, bis ihm der Schädel kahl und nackt wird, bis ihm die Wangen einſchrumpfen, und wenn er es vor dreißig Jahren vergeſſen hatte, auf Freiersfüßen zu gehen, ſo hätte er es auch jetzt bleiben laſſen ſollen. Konnte er denn die paar Jahre, die ihm vielleicht noch gegönnt ſind, nicht ruhig leben? Hatte ſie ihn nicht gepflegt und gehegt wie eine Mutter ihr Kind — hatte er im alten kleinen Häuschen nicht glücklich gelebt? Wozu dieſe Pracht, dieſe Geldverſchwendung, dieſes prächtige Haus, dieſer Salon mit den blitzenden Pfeilerſpiegeln, wozu an eine getaufte Jüdin ſich binden? Wenn er auf ihren Rat hätte hören wollen, ſo wäre all dies nicht gekommen, aber jetzt hat er die Beſcherung, er hat ſich von der Jüdin betören laſſen, und ich ſoll nicht Paraſkiva heißen, wenn er ſeine Narretei nicht bitter bereuen wird.

Während Paraſkiva all dies halb dachte, halb murmelnd vor ſich ſprach, begannen aus einem Nebenzimmer, wo der Zigeunermuſikant Grigore mit ſeinem aus ſechs Mann beſtehenden Orcheſter poſtiert war, die wehmütig-fröhlichen Weiſen einer Hora zu erklingen; aber niemand denkt vorderhand an das Tanzen, die Geſellſchaft iſt nämlich ſoeben erſt von der Tafel aufgeſtanden, und der franzöſiſche Koch, der von Herrn Balſamaki aus der Stadt berufen und mit der Zubereitung des Feſtmahls betraut worden war, hat ſich ſelbſt übertroffen. Das Menü war vortrefflich, der Dragaſaner Landwein köſtlich und der beim Deſſert kredenzte Champagner ſuperb.

Und dieſes vortreffliche Menü, der köſtliche Landwein und der ſuperbe Champagner hatten die Geſellſchaft in eine überaus animierte Stimmung verſetzt, in der ihr vieles in einem ganz andern Licht als früher erſchien. Man fand jetzt, daß Balſamaki ein wahrer Gentleman geworden, man lobte die geſchmackvolle Einrichtung des Landhauſes, man bewunderte Leas Schönheit, die Sicherheit und Ungezwungenheit ihres Auftretens — und die früher vielen unfaßbare Thatſache, daß Balſamaki ſich zu dem gewagten Schritte habe hinreißen laſſen, eine getaufte, arme Jüdin zu heiraten, erſchien jetzt aller Welt begreiflich.

(Fortſetzung folgt.)

Der Tod des Kronprinzen von Oeſterreich-Ungarn.

Mit Originalzeichnungen unſerer Wiener Spezialzeichner.

Seitdem ärztlich feſtgeſtellt worden, auf welch erſchütternde Weiſe das Leben des Kronprinzen Rudolf geendet, erübrigt nur, der Umſtände zu gedenken, die der erſchütternden Kataſtrophe unmittelbar folgten. Als man am Morgen jenes unglückſeligen 30. Januar, der in der Geſchichte Oeſterreichs für immer ſchwarz angezeichnet iſt, den Kronprinzen tot in ſeinem Schlafzimmer zu Meyerling gefunden, traf man, um trotz des hoffnungsloſen Augenſcheins nichts unverſucht zu laſſen, ſofort Anſtalt, mit der denkbar größten Schnelligkeit einen Arzt zur Stelle zu ſchaffen. Sodann übernahm es Graf Hoyos, die entſetzliche Nachricht in die Wiener Hofburg zu bringen. Er fuhr in ſeinen Jagdkleidern, wie er ſtand und ging, von Meyerling nach Baden, erreichte noch den gerade dort haltenden Schnellzug und fuhr ſchließlich in einem Fiaker in die Burg. Er ließ im Schweizerhofe halten und ſtürmte hinauf zur Kaiſerin, um der erhabenen Frau, nun der unglücklichſten Mutter, die entſetzliche Kunde zu überbringen. Was die hohe Frau gelitten, als ſie die Todesnachricht empfing, wie ſie, von ungeheurem Schmerze überwältigt, niederbrach, als ſie alle näheren Einzelheiten erfuhr, das vermag keine Feder zu ſchildern.

Die Kaiſerin ſelbſt war es, die das Entſetzliche ihrem kaiſerlichen Gemahl mitteilte. Beide Majeſtäten übernahmen dann gemeinſam das ſchwere Amt, der Kronprinzeſſin Stephanie die Nachricht zu übermitteln, die ihr Lebensglück grauſam zertrümmerte.

*

Es war 6 Uhr abends, Mittwoch den 30. Januar, als der Badener Bahnhofsperron abgeſperrt wurde. Die Leiche des Kronprinzen war unterwegs von Meyerling nach Baden, von wo aus ſie in einem Sonderzuge nach Wien befördert werden ſollte. Auf dem Bahnhofe hatten Graf Orſini-Roſenberg, Flügeladjutant des Kaiſers, zuletzt dem Kronprinzen zugeteilt, und Hauptmann v. Giesl, Ordonnanzoffizier und Adjutant des Kronprinzen, ſich eingefunden; ihnen geſellten ſich ſpäter zu: Prinz Philipp von Koburg, der Schwager des Verblichenen, noch immer in Jagdkleidern, Graf Bombelles, der Oberſthofmeiſter des Kronprinzen, und Hofburgpfarrer Mayer.

In tiefſter Ergriffenheit harrte die Geſellſchaft, bis die Leiche endlich nach Mitternacht von Baden abgehen konnte. Nach 1 Uhr nachts traf ſie auf dem Wiener Südbahnhofe ein, wo ſie und das Trauergefolge vom Oberſthofmeiſter des Kaiſers, dem Prinzen zu Hohenlohe, erwartet wurde. Der Sarg ward auf den bereitſtehenden Trauerwagen gehoben, Gardereiter ritten zu beiden Seiten desſelben, ſodann ging die nächtliche Fahrt durch die Belvederelinie über die Heugaſſe, Schwarzenbergbrücke, Ringſtraße in die Hofburg. Trotz der ſpäten Nachtſtunde waren die Straßen, durch welche der Zug ſich bewegte, von der teilnehmenden Bevölkerung dicht beſetzt. Lautloſe Stille überall, nur das Geraſſel des Totenwagens und der Wagen des Gefolges, ſowie die Hufſchläge der Pferde waren hörbar.

In einem Geweihzimmer neben dem großen Speiſezimmer des Kronprinzen wurde die Leiche aufgebahrt. Sie ward auf ein Bett gelegt und mit einer Decke verhüllt, auf welcher Maiglöckchen, Veilchen und Roſen, die Lieblingsblumen des Verſtorbenen, hingeſtreut lagen. Der rührende Blumengruß war von der Hand der Kronprinzeſſin dahin geſtellt worden.

Der Verblichene ſchien im tiefen Schlaf zu ruhen. Die Züge waren mild, ruhig und heiter. Sie verrieten nichts von einem ſchrecklichen Todeskampf.

Ein um den Kopf geſchlungenes Tuch verhüllte die Wunde.

Ueber den Sektionsbefund veröffentlichte das Amtsblatt folgendes:

„Bei der mit Beobachtung der geſetzlichen Normen und von den hiezu gerichtlich berufenen mediziniſchen Fachmännern am 31. Januar 1889 in der k. k. Hofburg zu Wien vorgenommenen Sektion der Leiche Sr. k. k. Hoheit des durchlauchtigſten Kronprinzen Rudolf iſt auf Grund des protokollariſch aufgenommenen Sektionsbefundes ein mit der Unterſchrift der funktionierenden Aerzte beglaubigtes Gutachten abgegeben worden, welches wörtlich lautet wie folgt:

1. Se. k. und k. Hoheit der durchlauchtigſte Kronprinz iſt zunächſt an Zertrümmerung des Schädels und der vorderen Gehirnpartien geſtorben.

2. Dieſe Zertrümmerung iſt durch einen aus unmittelbarer Nähe gegen die rechte vordere Schläfengegend abgefeuerten Schuß veranlaßt worden.

3. Ein Schuß aus einem Revolver mittleren Kalibers war geeignet, die beſchriebene Verletzung zu erzeugen.

4. Das Projektil wurde nicht vorgefunden, da es durch die über dem linken Ohr konſtatierte Ausſchußöffnung ausgetreten war.

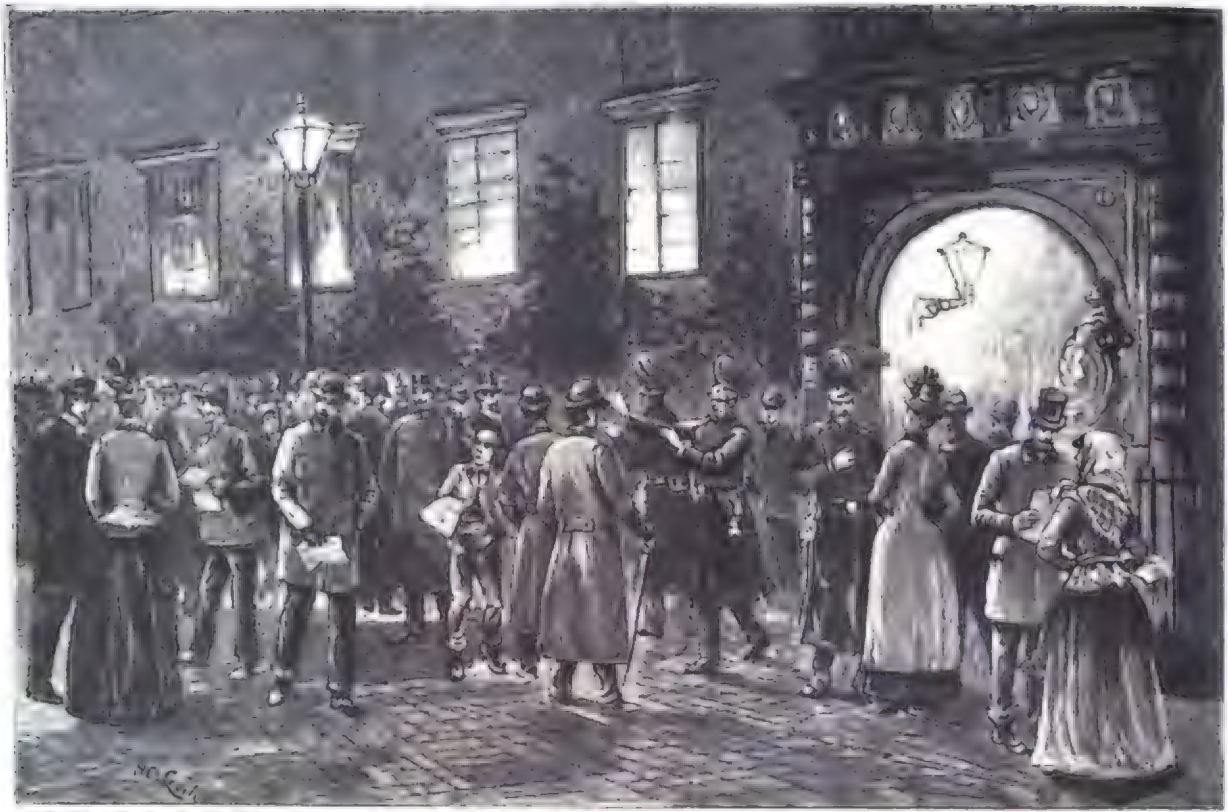
5. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Se. k. und k. Hoheit ſich den Schuß ſelbſt beigebracht hat und daß der Tod augenblicklich eingetreten iſt.

6. Die vorzeitige Verwachſung der Pfeil- und Kranznaht, die auffällige Tiefe der Schädelgrube und der ſogenannten ‚fingerförmigen Eindrücke‘ an der inneren Fläche der Schädelknochen, die deutliche Abflachung der Hirnwindungen und die Erweiterung der Hirnkammern ſind pathologiſche Befunde, welche erfahrungsgemäß mit abnormen Geiſteszuſtänden einherzugehen pflegen und daher zur Annahme berechtigen, daß die That in einem Zuſtande von Geiſtesverwirrung geſchehen iſt.

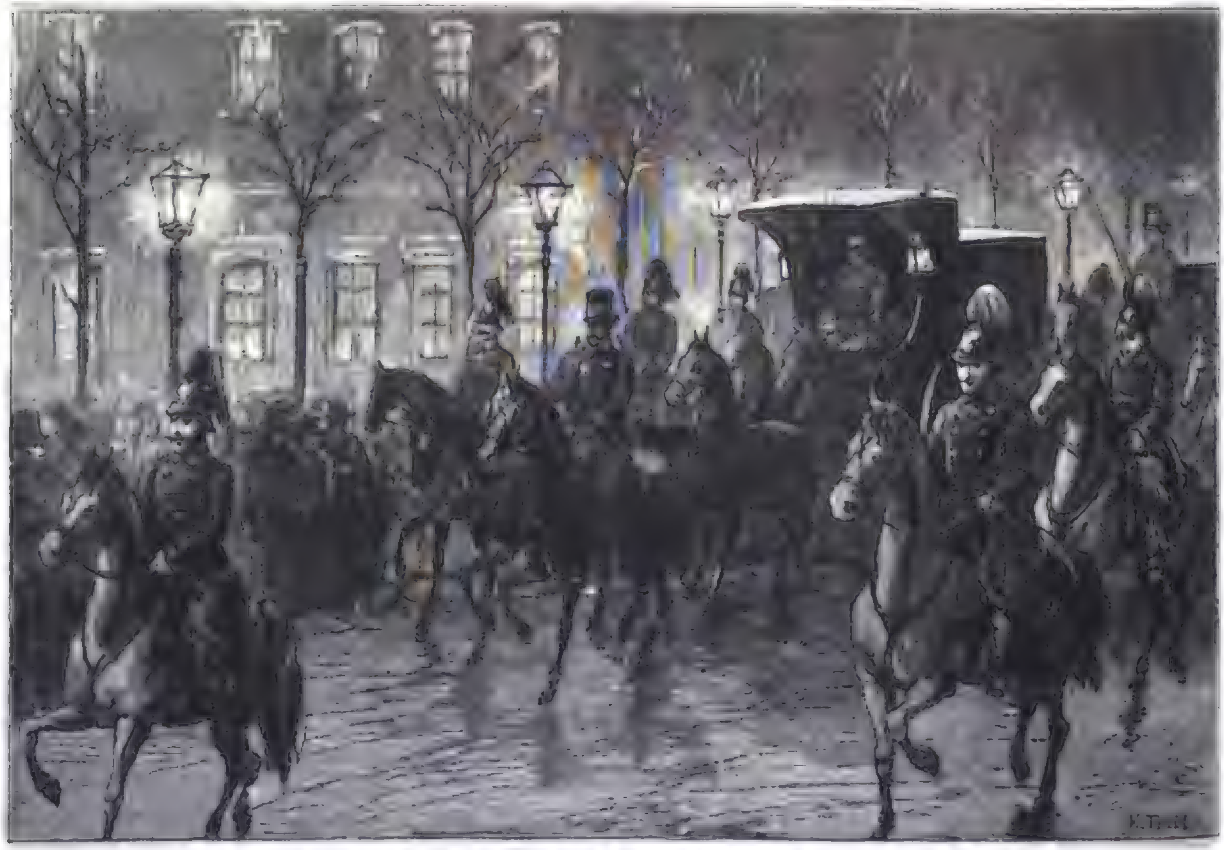
Hofrat Dr. E. Hofmann m. p., Profeſſor der gerichtlichen Medizin.
Profeſſor Dr. Hans Kundrat m. p., Vorſtand des Pathologiſch-anatomiſchen Inſtituts, als Obduzent.
Profeſſor Dr. Hermann Widerhofer m. p., k. k. Leibarzt.
Vom Oberſthofmeiſteramte Sr. k. und k. apoſtoliſchen Majeſtät.“

*

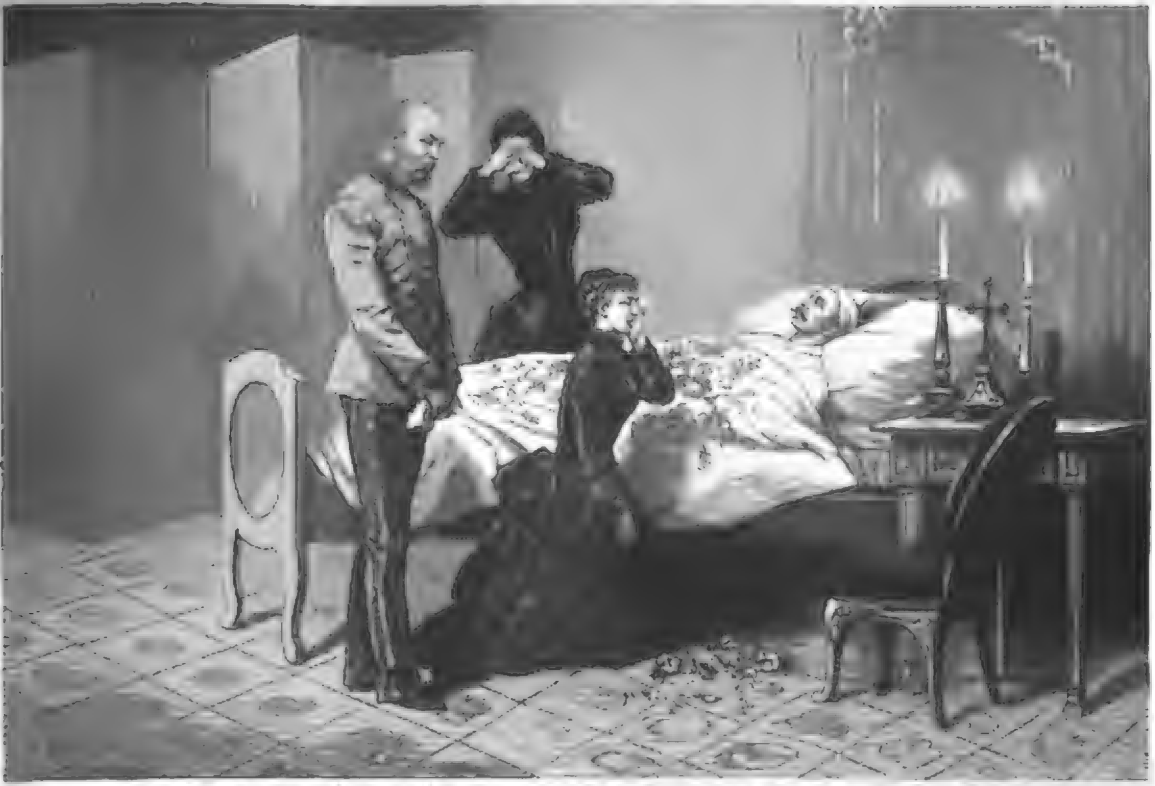
Graf Hoyos überbringt die Todesnachricht in die Burg (Anfahrt im Schweizerhof).
Nach einer Skizze unſeres Spezialzeichners Theodor Breidwiſer.



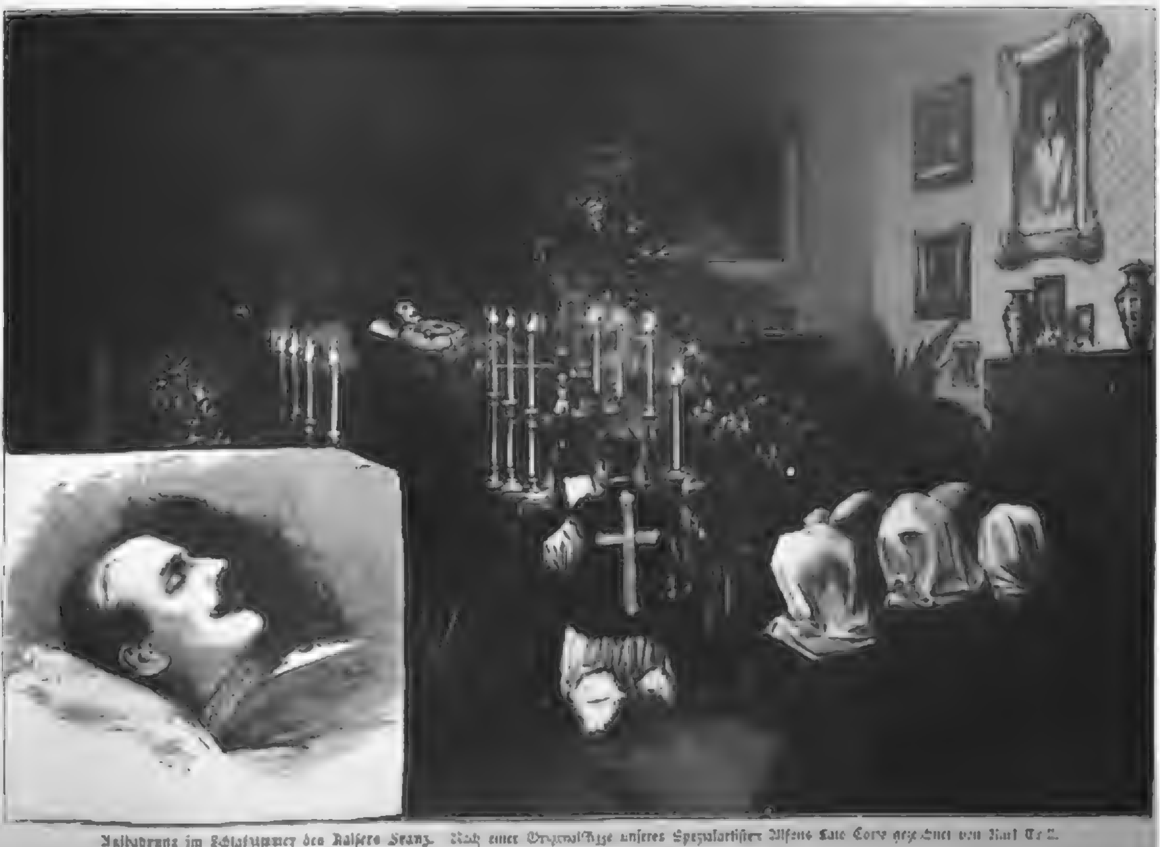
Vor dem Schweizerthor der Hofburg unter den Fenſtern der kronprinzlichen Gemächer am Abend des 30. Januar. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten M. Ledeli.



Die kronprinzliche Leiche auf dem Wege vom Südbahnhof zur Burg. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten Karl Trill.



Erſte Aufbahrung der Leiche in den kronprinzlichen Zimmern der Hofburg. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten Theodor [illegible]



Aufbahrung im Schlafzimmer des Kaiſers Franz. Nach einer Originalſkizze unſeres Spezialartiſten Alfons Lato Corte gezeichnet von Karl [illegible]

Nach der Obduktion wurde die Leiche in dem ehemaligen Schlafzimmer des Kaiſers Franz I. aufgebahrt. Dort wurde das die Wunde bedeckende Tuch entfernt, und ſo war es unſerem Spezialartiſten möglich, das getreue Totenbildnis mit der Wundſtelle aufzunehmen.

Am Sonntag abend um ½10 Uhr wurde die Leiche, nachdem der Hofburgpfarrer, Prälat Dr. Laurenz Mayer, ſie eingeſegnet, in die ganz ſchwarz ausgeſchlagene Hofkirche übertragen. In der Mitte derſelben erhob ſich das hohe, ſchwarze Trauergerüſt, wo die Decke, auf welcher der Sarg ſtand, bedeckte ein Goldſtoff. Oberhalb des Trauergerüſtes war ein freiſchwebender ſchwarzer Baldachin angebracht. Auf ſchwarzen Sammetpolſtern lagen die kaiſerliche Prinzenkrone, der Erzherzogshut, der Generalshut mit dem Säbel ſowie die zahlreichen Orden des verblichenen Kronprinzen. Rings um das Trauergerüſt brannten auf hohen Kandelabern drei Reihen Kerzen. Kränze bedeckten den Sarg und ſeine Umgebung.

Am nächſten Morgen ſtrömte durch alle Straßenzugänge eine ungeheure Menſchenmenge heran. Viele Tauſende ſtanden da im dichteſten, geradezu lebensgefährlichen Gedränge. Stunde um Stunde verrann, und das Gedränge wurde immer beängſtigender. Nur ein geringer Teil der unabſehbaren Menſchenmenge konnte Zutritt finden.

Die freiwillige Rettungsgeſellſchaft war mit ihrem ganzen Perſonal ausgerückt und hatte erſchreckend viel zu thun. Es gab in dem furchtbaren Gedränge viele, zum Teil ſchwere Verletzungen und unzählige Ohnmachtsfälle.

Aehnliches wiederholte ſich am Tage der Beiſetzung, Dienstag, den 5. Februar. Auch diesmal war es nur wenigen von den zahllos Herbeigeſtrömten beſchieden, etwas von der Trauerfeier zu erblicken. Sämtliche Straßen, welche zu dem Wege führten, den der Trauerzug zu durchſchreiten hatte, waren an allen Zugängen durch einen dichten Kordon von Militär- oder Polizeimannſchaft abgeſchloſſen. Infolge dieſer wohlerwogenen Vorkehrungen war denn auch jede Störung der ernſten Trauerfeier vermieden.

Im innern Burghofe ſelbſt hatten [illegible] zweihundert Perſonen Aufſtellung genommen. Alle Zugänge zur Burg waren durch ein Militärſpalier abgeſchloſſen.

Wenige Minuten vor 4 Uhr fuhr der Kaiſer mit der Erzherzogin Giſela in geſchloſſenem Wagen zur Kirche. Als man den Kaiſer erblickte, den alle Augen ſuchten und der die ſich tief verbeugende Menge grüßte, blieb kein Auge trocken. Schlag 4 Uhr ertönte Glockengeläute von allen Kirchtürmen, anzeigend, daß die Leiche des Kronprinzen von dem Schaugerüſte herausgehoben wurde. Hof- und Burgpfarrer Mayer ſegnete unter großer Aſſiſtenz die irdiſchen Ueberreſte des Thronfolgers nochmals ein, worauf der Sarg in den Schweizerhof hinabgetragen und auf den mit ſechs Schimmeln beſpannten Leichenwagen gehoben wurde. Dann ſetzte ſich der Leichenzug in Bewegung. Zwei Züge Windiſchgrätzhuſaren, verſchiedene Hofwagen und Hofbeamte zu Pferde eröffneten ihn. In einem mit ſechs Rappen beſpannten Hofwagen ſaßen Oberſtlieutenant Graf Orſini-Roſenberg und Hauptmann Baron Gieſl, hinter welchen, gleichfalls in einem [illegible] Oberſthofmeiſter Generalmajor Graf Bombelles folgte. Dann kam der Leichenwagen, zu deſſen beiden Seiten vier Leiblakaien und vier Edelknaben, letztere mit brennenden Wachsfackeln ſchritten. Leibgarden zu Fuß und zu Pferd bildeten die äußere Begleitung. Ein kombiniertes Bataillon beſchloß den Zug, der ſich in ziemlich raſchem Schritt über den Burg-, Michaeler- und Joſefsplatz und durch die Auguſtiner- und Tegetthoffſtraße zu den Kapuzinern auf den Neuen Markt bewegte. Die Hof- und Staatsbeamten, der Stadtmagiſtrat, die Geiſtlichkeit und die Pfründner aus den Verſorgungshäuſern, die ſich ſchon früher in der Auguſtiner-Hofkirche verſammelt hatten, ſtellten ſich an die Spitze des Leichenzuges, als derſelbe den Michaelerplatz betrat, und ſchritten ihm bis zur Kapuzinerkirche vor.

Während der Zug in Bewegung war, präſentierte das Militär unter dem Geläute der Glocken das Gewehr, und alles entblößte die Häupter.

In der Nähe ſeiner Großeltern, des Erzherzogs Franz Karl und der Erzherzogin Sophie, unweit des unglücklichen Kaiſers Maximilian von Mexiko, wurde in der Kapuzinergruft der Sarkophag aufgeſtellt, der die irdiſche Hülle des Kronprinzen Rudolf birgt.

Die Kapuzinerkirche war ganz mit ſchwarzem Tuch verkleidet. In der Mitte des Schiffes befand ſich der niedrige, mit Goldbrokat überzogene Katafalk für den Sarg, von zehn ſilbernen Kandelabern mit hohen Wachskerzen umſtanden.

Vor Ankunft des Hofes gab Oberzeremonienmeiſter Graf Hunyady, auf den Stufen des Presbyteriums ſtehend, durch dreimaliges Aufſtoßen mit ſeinem Stabe das Zeichen, daß die Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes und die fremden fürſtlichen Perſönlichkeiten im Begriffe ſeien, einzutreten. Feierliche Stille herrſchte in der Kirche. An der kleinen Pforte neben dem Altar erſchien zuerſt der Kaiſer, die Königin Maria Henriette am Arme führend, die unter dem dicht herabwallenden ſchwarzen Schleier eine weiße, gefältelte Haube als Abzeichen der tiefſten Trauer trug. Ihr folgte König Leopold in der Oberſtenuniform ſeines öſterreichiſchen Regiments; er ſchien ſo tief erſchüttert zu ſein, daß er beim Herabſchreiten über die Stufen des Presbyteriums ſich an der Baluſtrade derſelben anhalten mußte. Dann kamen die bayriſchen Herzoge, die Erzherzoge und Erzherzoginnen, letztere von ſchwarzen Schleiern dicht verhüllt. Mit Ausnahme der durch Krankheit verhinderten Erzherzoge Leopold und Joſef waren alle Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes anweſend.

Der Kaiſer hat ſich unter dem ſchweren Schickſalsſchlage, der ihn getroffen, die ungebeugte Haltung und den feſten Gang bewahrt. Aber ſein bleiches Antlitz iſt gramerfüllt, deutlich ſind in demſelben das Leid und der Kummer der letzten Tage zu leſen, und der Blick der Augen ſcheint, obwohl wie früher alles beobachtend, doch für die Dinge der Außenwelt unempfindlich zu ſein.

Der greiſe Kirchenfürſt der Wiener Diözeſe, Kardinal Dr. Ganglbauer, beſprengte die Bahre mit Weihwaſſer und ſegnete die Leiche des Kronprinzen ein. Nun ward die Bahre wieder gehoben, der Verewigte trat ſeine letzte kurze Fahrt an. Zum erſtenmale, ſeit Habsburgs fürſtliche Sproſſen in der Gruft der Kapuziner beſtattet werden, wurde von dem Zeremoniell, nach welchem die erlauchten Leidtragenden, wenn der Sarg durch die Pforte der Gruft getragen wird, wieder die heiligen Räume verlaſſen, Umgang genommen. Der Kaiſer folgte dem Sarge des Toten. Feſten Schrittes trat der Monarch in den Grabgang; nach ihm die Erzherzoge und die oberſten Würdenträger. Der Sarg wurde im Grabgewölbe des Ordenshauſes auf einem Trauergerüſt niedergeſtellt. Kardinal Ganglbauer ſegnete den Leichnam nochmals ein.

Und nun ereignete ſich eine Szene, wie ſie ergreifender nicht gedacht werden kann. Der Kaiſer, der auf dem Wege durch die Gruftgänge, mit ſich ſelbſt mächtig ringend, nach Faſſung gerungen hatte, eilte, von dem namenloſen Schmerze ſichtlich überwältigt, an den Sarg, kniete an den Stufen des Trauergerüſtes nieder, bedeckte das Antlitz mit der Hand und begann bitterlich zu weinen. Schneller als die im tiefſten Innern erſchütterten Zeugen des Vaterſchmerzes gewann der Kaiſer die Ruhe wieder, drückte einen Kuß auf das Bahrtuch, faltete die Hände und ſprach, während die heißen Thränen aus den Augen floſſen, ein inbrünſtiges Gebet.

Nach dem durch Jahrhunderte geheiligten Herkommen wurde die ſterbliche Hülle vom Oberſthofmeiſter dem Guardian der Kapuziner übergeben. Vor dem zum letztenmale geöffneten Sarge antwortete der Mönch auf die Frage des Fürſten Hohenlohe: „Erkennt Ihr hier in dieſem Verblichenen den durchlauchtigſten Kronprinzen Rudolf?“ mit den Worten: „Ja, der hohe Leichnam wird bei uns wohl verwahrt ſein.“

Die Kapuzinermönche, der letzte Hofſtaat des Kronprinzen, trugen ihn dahin, wo er für immer ruhen wird. Schweigend und wieder ganz gefaßt und aufgerichtet verließ der Kaiſer den Ort der Trauer, aber bei der Pforte wendete er ſich noch ein letztesmal um, einen Abſchiedsblick werfend auf die düſteren Mauern, in denen nun für immerdar ſeine ſchönſte Hoffnung eingeſargt iſt.

Die Kaiſerin, die Kronprinzeſſin-Witwe Stefanie und die Erzherzoginnen Giſela und Marie Valerie waren, von namenloſem Schmerze gebeugt, unvermögend, der ergreifenden Trauerzeremonie in der Kapuzinerkirche anzuwohnen. Sie begaben ſich in dem Augenblicke, da der Sarg auf den Leichenwagen gehoben wurde, in die [illegible] und knieten dort lange in inbrünſtigem Gebet.

Literatur

— **Ein bezauberndes Traumbild iſt es, das dem Wil**helm Jenſenſchen Roman: „Runenſteine“ zur Einleitung dient. Der Träumende ſieht an ſeinem Meeresſtrand drei ſchlanke Frauen auf den Steinplatten eines gewaltigen Hünengrabs ſitzen. Nach ihrem Sinn befragt, erwidert die erſte von ihnen, eine hohe, tiefernſte Geſtalt mit ſchwarzem Haar und ſtrengem Blick: „Ich kenne die Sorge des Lebens.“ Die zweite, deren goldblondes Haar wie im Winde flattert, ſagt mit einer Stimme, die an den Ton einer zerſprungenen Glocke gemahnt: „Ich kenne die Nichtigkeit des Lebens,“ während die dritte, [illegible] Weib zugleich darbietet, die Flüchtigkeit des Lebens lehrt. Dieſe dreierlei Lebensanſchauungen ſind es denn auch, die der Roman in ſeinen Hauptgeſtalten zum Ausdruck bringt. Ein tiefer, ſittlicher Ernſt und eine eigenartige Lebensweisheit beherrſchen das ganze reichgegliederte Romangefüge und verleihen ihm neben dem Reiz der ſtetig ſich entwickelnden Handlung einen bedeutſamen Gehalt. Auf einer frieſiſchen Inſel ſpielend und in die Zeit der Bedrängnis durch das erſte franzöſiſche Kaiſerreich hereinreichend, ſtellt er ein [illegible] und dem eine ſchöne, in zwei ſtillen [illegible] Herzen lange Zeit verſchloſſen gehegte Liebe ſich ſiegreich ans Licht hervorringt. So wirken mannigfaltige Triebfedern zuſammen, um ein Werk von raſtloſer Bewegung und dabei von edler Einheitlichkeit der dichteriſchen Anlage zu ſchaffen.

Johanna Baltz iſt Meiſterin in der Verſchmelzung des kindlichen Tons mit dem der begeiſterten Liebe zum teuren Vaterland. Dieſe Liebe in den jugendlichen Herzen zu entzünden und zu nähren, iſt auch ihr jüngſtes Werk dieſer Art: „Jung-Deutſchlands Huldigung, neue vaterländiſche Dichtungen zum Schulgebrauche bei patriotiſchen Feſtlichkeiten“ (Düſſeldorf, Felix Bagel), in hohem Grade geeignet. Wie in der Schule, ſo werden auch in der Familie, wo man mit geringem Aufwand und ohne übergroße Mühe den Kleinen eine echt deutſch gefärbte Feſtfreude bereiten, ihre jungen Gemüter [illegible], dieſe zur Aufführung trefflich geeigneten Kinderfeſtſpiele willkommen ſein.

— **Eine umfangreiche und geiſtvoll geſchriebene Studie** ſchenkt uns Sigmar Mehring in dem Werkchen „Der Reim“ (Berlin, Weidling). Der Autor ſteht auf dem [illegible] Standpunkt und behandelt den dieſem [illegible] Stoff. Nach der einleitenden Geſchichte des Reims erläutert er die Stellung des Reims bei unſeren Dichtern, dann das Verhältnis zwiſchen Reim und Sprache, letzteres in zwei Abteilungen: beim Ausländer der lateiniſche, italieniſche und ſpaniſche, der franzöſiſche und engliſche Reim — und bei uns in den Abſchnitten Reim und Rhythmus, der deutſche Reimſchatz und die Reimtechnik. Das Werkchen iſt ſo lebhaft und anziehend geſchrieben, daß es eine höchſt feſſelnde, anregende Lektüre an und für ſich gewährt und ſicher ein größeres Publikum finden wird als derartige Veröffentlichungen ſonſt ſich zu erringen pflegen.

— **Die Wiſſenſchaft hat ſich jetzt dauernd in die Haus**haltung eingedrängt und namentlich in der Küche feſten Fuß gefaßt; demnach haben in neueſter Zeit auch die Kochbücher ein anderes Ausſehen gewonnen, und die Zeit der naiven Rezeptmitteilung iſt vorbei; die Kochbücher treten ernſthafter, gewichtiger auf und ſind ſyſtematiſche Lehrbücher der Kochkunſt geworden. Zu den beſten neuen Erſcheinungen dieſer Art gehört unſtreitig das „ABC der Küche“ von **Hedwig Heyl** (Berlin, Habel), das ein ausgezeichnetes Lehrbuch für junge Mädchen, junge Frauen und ſtrebſame Köchinnen bildet und gewiß als praktiſches Geſchenkwerk ſehr gern in Empfang genommen wird. Beſonders wird bei dieſem Buche die Preisberechnung jedes Gerichtes willkommen ſein, die bis ins kleinſte ſorgfältig angeführt iſt.

Notiz-Blätter

Bühne.

— **Nach dem Leſſingtheater hat Paul Heyſe nunmehr auch** auf der königlichen Bühne in Berlin wieder einmal die Gunſt des Publikums auf die Probe geſtellt, und auch diesmal iſt ſie, die ihm hier ſchon ſo oft den Lorbeer reichte, ihm hold geweſen. Sein Stück: „Der Weltuntergang“, ein Volksſchauſpiel im Stile der „Quitzows“ von Wildenbruch, wenn auch nicht ſo wuchtig in der Wirkung, hat einen guten Erfolg erzielt. Die Zuſchauer kamen auf ihre Rechnung und riefen wiederholt nach dem nicht anweſenden Dichter. Heyſe hat einen ſehr dankbaren Vorwurf erwählt: die Einwirkungen der durch einen Kometen erzeugten Furcht der Bewohner einer kleinen rheiniſch-weſtfäliſchen Stadt, auf deren Sinn und Verhältniſſe im Jahre 1669. Erbitterter religiöſer Hader — es iſt ein Jahr ſeit dem weſtfäliſchen Frieden verſtrichen — hat die Gemeinde in zwei getrennte, einander feindlich gegenüberſtehende Heerhaufen geteilt, die einander ſchaden, wo ſie können. Als es wieder einmal einen Kometen gibt, da verkündet es der als Kenner der Natur und ihrer Geheimniſſe angeſehene Doktor [illegible] mit dem Zauber des Aberglaubens. Er deutet den Sternkundigen an, daß die Welt untergehen werde — der Komet bezeugt es — und daß es Zeit ſei, ſich zu verſöhnen, um mit einem gereinigten Gewiſſen vor den Weltenrichter zu treten. Die Wirkung dieſer Prophezeiung iſt anfangs eine verblüffende, aber bald macht ſie ſich in merkwürdiger Weiſe geltend: in der Verzweiflung und aus Gleichgültigkeit gegen das Leben werden allerlei Tollheiten verübt. Eine Blinde ſtürzt ſich ins Waſſer, eine Kranke will keine Medizin mehr nehmen und ſtirbt, und ſo geht es fort. [illegible] auch allerlei kleine Bübereien, da es doch ſchon einerlei iſt, was geſchieht. Nur einem Liebespaar iſt das Verhängnis durchaus nicht gleichgültig. Die Tochter einer Schweſter des proteſtantiſchen und äußerſt fanatiſchen Pfarrers Oſiander, deren Vater ein Katholik war, und die daher von ihrem Oheim ſamt der ganzen Gemeinde ſeit ſiebzehn Jahren mit unverſöhnlichem Haß behandelt wird, hat den Sohn Oſianders lieb gefaßt und treibt den [illegible], ſich mit dieſem heimlich trauen zu laſſen. Oſiander glaubt an den Weltuntergang, weil er aus der Offenbarung Johannis die Beſtätigung entnimmt. Und als er und die anderen dem Tode Geweihten am verhängnisvollen Tage morgens auf der Straße das Ende erwarten, da zieht ein mächtiges Gewitter auf und ſcheint die Prophezeiung wahr machen zu wollen; aber nachdem es ausgetobt hat, erglänzt die Sonne und der heitere Tag zeigt ſich in ſeiner ganzen Schöne. Währenddeſſen haben der proteſtantiſche und der katholiſche Pfarrer in Vorausſicht des nahenden Unheils ſich beim Zuſammentreffen auf dem freien Platz an der Kirche verſöhnt und ihrem Beiſpiel ſind die Gemeindeglieder gefolgt. Als man aus dem Aufſteigen der Sonne erkennt, daß die Welt durchaus noch nicht Miene macht, unterzugehen, fällt alles auf die Kniee und freut ſich des neu geſchenkten Lebens und des Friedens. Die jungen Leute entdecken ihr Geheimnis und erlangen Verzeihung. Auch die ſiebzehnjährige Feindſchaft zwiſchen dem Pfarrer und ſeiner Schweſter weicht und wandelt ſich in Liebe. Das Stück iſt in den Volksſzenen ſehr wirkſam und geſchickt geleitet; auch [illegible] erhält, mancher dramatiſche Vorgang intereſſiert. Aber freilich fehlt der dramatiſche Faden, die Geſchloſſenheit und Einheitlichkeit der Handlung. Was man ſieht, ſind Einzelheiten, die trotz der vielen dichteriſchen Schönheiten das Intereſſe zu keiner rechten Geſchloſſenheit kommen laſſen. — Das Trauerſpiel „Alexandra“ von Richard Voß, das in der nämlichen Woche im Leſſingtheater zur Aufführung gelangte, hat daſelbſt ebenſo wie früher an anderen Bühnen einen vollen Erfolg davongetragen. Voß iſt eine jener tief in die Geheimniſſe des Menſchenherzens eindringenden Kraftnaturen, die ſich nicht ſcheuen, ein ſchwieriges Problem dramatiſch in Angriff zu nehmen und mit hebbelſcher Unerbittlichkeit, aber mit Heyſeſchem Idealismus zum Austrag zu bringen. Sein Stoff iſt daher freilich in der Regel nichts für [illegible]. In „Alexandra“ behandelt er bekanntlich die Frage, ob die Liebe eine Kindsmörderin, die im Zuchthaus gebüßt hat, wieder zu Ehren bringen kann, und er antwortet mit einem vollendeten, tragiſchen: „Nein!“ Das Stück wimmelt von [illegible] Streitfragen. Voß liebt es, gerade das Abſonderliche glaubhaft zu machen; freilich gelingt ihm dies nicht immer, ja, man kann wohl ſagen, daß er eigentlich ſtets dem Zuſchauer mit einer Menge Fragezeichen entläßt. Aber es iſt intereſſant und ſpannend, wenn es auch nicht durchweg überzeugt. Und ſo wird denn wohl das Stück, das von echter Theaterlebendigkeit durchglüht iſt und eine grauſig entſetzende Frauenrolle lebendig ſchildert, überall eine beifällige Aufnahme finden, wo man ſich ſeinen außerordentlichen Schönheiten nicht mit Gewalt verſchließt. Es iſt nach dem Roman „[illegible]" des nämlichen Verfaſſers gearbeitet, und man muß geſtehen, daß hier einmal dieſer Umwechslungsprozeß beſſer gelungen iſt als in den meiſten ähnlichen Fällen. Jedenfalls wird das Drama ſich ſeine die hauptſächlichen Theatererfolge beſchieden. Fräulein Heale aus München hat die Titelrolle mit dämoniſch-glutvoller Leidenſchaft verkörpert und ſich als eine Tragödin von bedeutender Begabung erwieſen.

— **Unter den Novitäten, die anderwärts im Laufe der letzten Wochen das Licht der Lampen erblickten,** war von beſonderem Intereſſe die dramatiſche Erſtlingsarbeit der gekrönten königlichen Dichterin Carmen Sylva, der Einakter „Dämmerung", deſſen erſte Aufführung die Hofbühne in Weimar brachte. Die Verfaſſerin hat einen Stoff gewählt, der wohl geeignet iſt, das Intereſſe zu erregen. Graf Harald iſt in den Kreuzzug gezogen; ſein junges, ſchönes Weib, Gräfin Oda, harrt ſeiner ſehnſuchtsvoll daheim. Er kehrt nicht zurück; ſtatt ſeiner kommt Weheid an die Burg — ein arabiſches Mädchen, das ihn todwund in Paläſtina gepflegt, ſeine kurze Liebe genoſſen hat und nun zu Oda kommt, von dem Sterbenden geſendet, die Kunde ſeines Todes zu bringen und ihm die Verzeihung der Gattin zu erflehen. Gewaltige Seelenkämpfe erſchüttern Oda: Trauer um den Tod des Gemahls, Zorn über ſeine Untreue, Eiferſucht auf Weheid erfüllen ihr Herz, bis zuletzt der ſtille Sanftmut, die Reinheit der Empfindungen dieſes einfachen Naturkindes, das [illegible] mit der ethiſch entwickelten Individualität Odas kontraſtiert, den Sieg davonträgt und Oda ſie an ihr Herz zieht, ihr und dem Gemahl verzeihend. Die dichteriſchen Eigenſchaften Carmen Sylvas kommen auch in dieſer Arbeit zur ſchönen Geltung: Phantaſie, Kraft der Charakteriſtik, warme Innerlichkeit, Schwung der Sprache. Aber die dramatiſchen Eigenſchaften ſind in der Dichtung leider nicht in genügendem Maße vorhanden, es fehlt an Handlung, und der Stoff bietet zu viele Unklarheiten, um dem Stück einen durchſchlagenden Erfolg auf der Bühne zu ſichern. — Noch viel weniger konnte ſich ein zweiter Erſtlingsverſuch eines bisher noch ganz unbekannten Dichters den Beifall des Publikums erringen, das vieraktige Trauerſpiel „Thorwald" von Hans von Gumppenberg, welches zum erſtenmal im Münchener Reſidenztheater aufgeführt wurde. Die Handlung ſpielt an der ſchwediſchen Südweſtküſte im Herbſte des Jahres 1160. König Erich IX. irrt, von ſeinem Throne verſtoßen, durch das Land. Nur wenige ſind ihm treu geblieben, unter ihnen der alte Edelmann Thorwald Rieberg, der dem Vertriebenen ſeine Hütte als Aſyl anbietet und ihm [illegible] Schutz ſeines tapferen Sohnes Sigurd ſtellt. Sigurd hat eine Schweſter, Ghne, ein kühlblütiges, ſinnendes Weſen, welches der Vater volle Freiheit in ihrer tapferen Umſicht läßt. Ein intereſſanter junger Abenteurer, Hoene Holland, hat ſich trotz der Abmahnungen der Ihrigen ganz in ihr Vertrauen eingeſchlichen und beherrſcht ſie mit dämoniſcher Gewalt. Sie verrät ihm den Aufenthalt des Königs, auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt iſt, und flieht mit ihrem Verführer, nachdem ihr Bruder, der als treuer Wächter ſeines Herrn fällt, ſie verflucht hat. Ihr alter Vater durchirrt, ſie ſuchend, die Wälder und findet endlich ſeine verlaſſene Tochter. Sie erzählt ihm ihre Schande und ihren Verrat, worauf er ſie auf ihre Bitten ins Meer ſtürzt, während er ſelbſt, wahnſinnig, am Ufer zuſammenbricht. Dieſer höchſt unerquickliche Stoff leidet an den größten Unwahrſcheinlichkeiten; namentlich tötet die ſtarke Wendung des letzten Aktes alle Teilnahme, die etwa den handelnden Perſonen noch geblieben ſein konnte. — Etwas freundlicher wurde das neue hiſtoriſche Luſtſpiel in fünf Akten: „Die Hofintrigue" von C. Günther bei ſeiner erſten Aufführung im Dresdener Hoftheater aufgenommen, obgleich dieſe verſchlungene prunkhafte Hofintrigue auch ſtarke Zumutungen an die Leichtgläubigkeit des Publikums ſtellt. Der Inhalt iſt kurz folgender: Die verwitwete Schwägerin des Kurfürſten von Brandenburg, Prinzeſſin Luiſe, geborene Prinzeſſin Radziwill, eine ſchöne, junge und reiche Frau, aber von ſchwankendem Charakter, verlobt ſich mit dem Kronprinzen von Polen, löſt dieſe Verlobung jedoch wieder auf, als der Pfalzgraf Karl von Heidelberg nach Berlin kommt, den ſie eigentlich liebt. Dieſe plötzliche Geſinnungsänderung droht aber für die Prinzeſſin von höchſt unangenehmen Folgen zu werden, denn ſie hat im Ehekontrakt mit dem Polen auf alle ihre polniſchen Beſitzungen verzichtet, im Falle die Ehe nicht geſchloſſen werden ſollte. Da tritt die Hofmeiſterin in die Handlung ein, bittet ſich das fatale Schriftſtück zur Durchſicht aus, der polniſche Unterhändler gibt es ihr auch unbegreiflicherweiſe, und ſie zerreißt es. Das Unglaublichſte aber iſt, daß der Kurfürſt, den doch die Sache am nächſten angeht, von all dieſen Intriguen nichts erfährt, ſondern ſich ſchließlich mit dem fait accompli zufrieden geben muß. Und das ſoll 1685 in Berlin geſchehen ſein! — Das Hamburger Thaliatheater hatte auch keinen vollen Erfolg zu verzeichnen mit ſeiner Novität „Familie Hentler", Poſſe mit Geſang in vier Akten von L. Treptow und G. Hermann. Das Stück hat zwar entſchieden recht gute Eigenſchaften. Der Anlage und Fabel nach iſt es ein gutes Volksſtück, die Umgeſtaltung zur Poſſe iſt dem Verfaſſer aber nicht recht gelungen, deshalb war auch die Aufnahme nur eine geteilte. Die Handlung ſchildert die Verhältniſſe in der Familie eines einfachen Inſtrumentenmachers, deſſen Tochter, auf Koſten reicher Verwandten in einem vornehmen Penſionat erzogen, ſich bei ihrer Heimkehr ihrer Eltern zu ſchämen beginnt. Von dem reichen Onkel in ſeinem Hauſe aufgenommen, lernt dieſelbe jedoch die Hohlheit und den Egoismus des daſelbſt verkehrenden „vornehmen" Scheinreichtums bald genug kennen und die ehrlichen Bewerbungen eines um ſie werbenden, bisher verſchmähten Jugendfreundes ſchätzen, ſo daß ſie nach kurzer Zeit beſchämt und gebeſſert ins Elternhaus zurückkehrt und alles ſich in Wohlgefallen auflöſt. — Schließlich — ohne das gibt es ja heute nicht — iſt auch noch eine neue dreiaktige Operette zu erwähnen: „Der Schloſſerkönig", nach einer Idee des Scribe von Ludwig Held und Benjamin Schier, Muſik von Eduard Kremſer, dem bekannten Chormeiſter des Wiener Männergeſangvereins. Die Novität fand bei ihrer erſten Aufführung im Theater an der Wien eine ſehr freundliche Aufnahme. Die Handlung ſpielt in Portugal zur Zeit, wo das Land unter ſpaniſcher Herrſchaft ſchmachtete; die portugieſiſchen Patrioten bewegen den Herzog von [illegible] zur Herrſchaft, aber es gilt, einen Doppelgänger zu finden, der, um die Feinde irre zu führen, ſo lange den König ſpielt, bis der wahre König mit Sicherheit erſcheinen kann, und dieſer Schwierigkeit abgeholfen wird, weil er dem echten ſprechend ähnlich, der Schloſſergeſelle Charles in Oporto gewonnen, der ſchließlich, nachdem er ſeine Miſſionsſchuldigkeit getan, in die Schloſſerwerkſtatt zurückkehrt. Die Muſik bewegt ſich in anmutigen, prickelnden Weiſen; namentlich ausgezeichnet ſind die Chöre, die den meiſten Operetten in dieſer [illegible] fehlen.

— **Das königliche Hoftheater in Stuttgart hat L. Doczis** reizendes, ganz an die Art der alten Spanier erinnerndes Schauſpiel „Letzte Liebe" zu erfolgreicher Aufführung gebracht. Das zierliche Gefüge der Handlung, die nicht ſowohl durch ſpannende Verwicklungen als vielmehr durch die Anmut der einzelnen Situationen wirkt, die wohlklingenden Verſe und die gelungene Darſtellung, um die Fräulein Dumont als Roſanna ſich ein Hauptverdienſt erwarb, vereinigten ſich, um den Erfolg zu einem bedeutenden und nachhaltigen zu geſtalten.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Der deutſche Sprachverein hat vom preußiſchen Kultusminiſterium,** an das er ſich mit einer Eingabe gewandt hatte, ein Antwortſchreiben erhalten voll der größten Teilnahme für die tatkräftigen Beſtrebungen des Vereins und der Zuſicherung, daß die preußiſchen Schulbehörden es als ihre Pflicht erkennen werden, den Kampf für die Reinheit unſerer Mutterſprache mit aller Kraft zu unterſtützen. Der Vorſtand des deutſchen Sprachvereins (Profeſſor Riegel in Braunſchweig) gedenkt, ſich mit ähnlichen Eingaben auch an die übrigen deutſchen Kultusminiſterien zu wenden.

— **Der Prinzregent von Bayern hat dem Germaniſchen** Muſeum in Nürnberg 15,000 Mark zugeſichert in jährlichen Ratenzahlungen von 1000 Mark und daran die Bedingung geknüpft, daß dieſe Gelder zu Ankäufen verwendet werden, die ſich auf die Geſchichte des Hauſes Wittelsbach beziehen. — Einen weiteren Beweis fürſtlicher Huld hat das Germaniſche Muſeum zu verzeichnen in der Zuſage Kaiſer Wilhelms II., daß die jährliche Unterſtützung, welche der Anſtalt aus der preußiſchen Kabinettskaſſe bisher gewährt wurde, unter ſeiner Regierung fortdauern werde.

Sport.

— **Die Trabrennbahn, welche in Baden-Baden auf dem** altbewährten Rennplatze zu Iffezheim angelegt werden ſollte, gelangt nun doch nicht zur Ausführung. Der internationale Klub hat ſich in ſeiner Generalverſammlung gegen dieſen Plan ausgeſprochen.

— **Der Rennſport Deutſchlands zeigt in den letzten zehn** Jahren Veränderungen ganz bedeutender Natur. Es wurden 1888 gegen 1878 zuſammen 54 Renntage mit 329 Rennen mehr abgehalten, wobei die Starter 1479 laufende Pferde mehr zählten, während die Summe der Rennpreiſe um 935,965 Mark ſtieg. Es gelangten 1888 im ganzen 1,935,323 Mark und 201 Ehrenpreiſe zur Verteilung und ſtarteten in 781 Rennen 3436 Pferde.

— **Von fremdländiſchen Wildarten haben ſich die wilden** amerikaniſchen Puter, hauptſächlich die [illegible] der [illegible], ſowie die Wapitihirſche in Oeſterreich vollkommen heimiſch gemacht. Auf den Beſitzungen des Grafen Breuner konnte man im abgelaufenen Jagdjahre 6 ſtarke Wapitihirſche und 8 Stück Rotwild ſowie 110 wilde Puter zur Strecke bringen, ohne den Beſtand zu ſchädigen.

— **Pitlo, der Amateur-Meiſterruderer Amerikas,** beabſichtigt, in dieſem Jahre die europäiſchen Regattaplätze aufzuſuchen, um mit den hieſigen Meiſtern die Riemen zu kreuzen. Wahrſcheinlich hat er es auf die Diamond Sculls abgeſehen, um die bereits drei ſeiner Landsleute vergebens über das große Waſſer kamen.

— **Ein Radfahrer als Afrikareiſender iſt die neueſte Erſcheinung.** „New-York World" hat Thomas Stevens, der 1884 bis 1887 eine Radfahrt um die Welt machte, nach Sanſibar geſandt, um von dort aus Stanley und Emin Paſcha zu ſuchen. Radfahrend dürfte Stevens zu ſpät kommen.

Denkmäler.

— **Das Preisausſchreiben, betreffend das Nationaldenkmal** für Kaiſer Wilhelm in Berlin, iſt durch den „Reichsanzeiger" unter Bekanntgabe ſämtlicher Bedingungen veröffentlicht worden. Die Entwürfe müſſen bis zum 4. September dieſes Jahres eingeliefert ſein. Die beiden beſten Löſungen erhalten zwei Preiſe von je 10,000 Mark, die vier nächſtbeſten je Preiſe von 5000 Mark.

— **Jean Jacques Rouſſeau wurde auf dem Pantheonsplatz** in Paris ein Denkmal errichtet. Die von Berthet entworfene Erzſtatue zeigt den Denker in aufrechter Haltung, einen Stock unter dem Arm, ein Buch in der linken Hand, als wäre er auf einem Spaziergange begriffen. Der marmorne Sockel trägt auf der Vorderſeite Namen, Geburts- und Todestag Rouſſeaus, auf den Seiten die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung von 1791 und des Konvents, welche dem Verfaſſer des „Emile" und „Contrat social" ein Denkmal beſtimmten. Der Abgeordnete Ettrey, franzöſiſcher Pfarrer, hielt die Einweihungsrede. Genf, die Vaterſtadt Rouſſeaus, hat den Staatsrat Gavard als Vertreter zur Feier geſendet.

Geſtorben.

— Frau Olga Bethge-Truhn, ehemals vorzügliche Hofſchauſpielerin, eine einſt gefeierte Heroine, am 15. Januar, in Hannover.

— Charles V. Woerd, bekannter Uhrmacher, Erfinder der Waltham-Uhren und einer Menge Maſchinen, die zur Uhrenfabrikation gebraucht werden, 70 Jahre alt, in Kalifornien.

— Graf Heinrich Szapary, k. k. Oberſtmajor und Dienſtkämmerer des Erzherzogs Albrecht von Oeſterreich, 71 Jahre alt, am 19. Januar, in Wien.

— Adolphe Blaize, fruchtbarer franzöſiſcher Theaterdichter, 67 Jahre alt, am 19. Januar, in Paris.

— J. B. Geoghegan, bekannter volkstümlicher engliſcher Liederdichter, 75 Jahre alt, am 21. Januar, in Bolton.

— Dr. Franz Vidulich, Landeshauptmann von Iſtrien, ſeit 1867 Abgeordneter im Reichsrat, 1873 bis 1879 erſter Vizepräſident des Abgeordnetenhauſes, Führer der italieniſchen Partei des Küſtenlandes, am 23. Januar, in Parenzo.

— Johann [illegible], bekannter öſterreichiſcher Hiſtorienmaler, [illegible] Jahre alt, am 23. Januar, in Wien.

— Gräfin Marie [illegible] Stolberg, geborene Gräfin Falkenberg, Sternkreuz-Ordensdame, Witwe des Grafen Anton zu Stolberg-Stolberg, 80 Jahre alt, am 26. Januar, in Salzburg.

— Antoine Carteret, Genfer Staatsrat und ſchweizeriſcher Nationalrat, das langjährige Haupt der radikalen Genfer Regierung und einer der ſtreitbarſten Kulturkämpfer, 73 Jahre alt, am 25. Januar, in Genf.

— Friedrich Frankl Pocenj von Rielſtädten, [illegible] Jahre alt, am 30. Januar, in Meran.

Die Schweſtern.

Eine Geſchichte aus dem Leben.

Von [illegible]

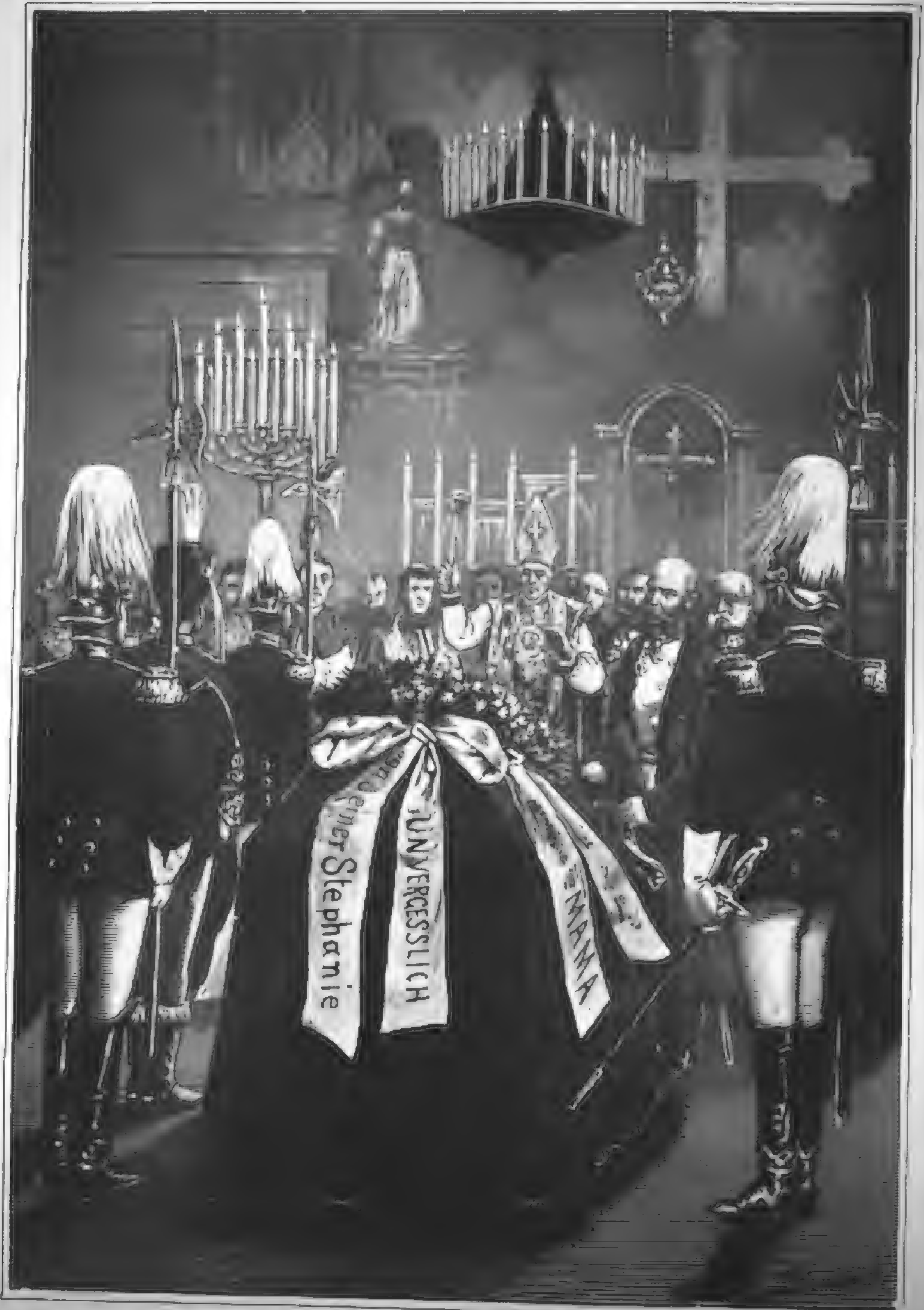
Vor vier Jahren hörte ich in einem Konzert zwei junge Mädchen wunderbar ſchön geigen. Die beiden Schweſtern trugen einen Namen, der in der Kunſtwelt den beſten Klang hat. Diejenigen, welche dieſen Namen berühmt gemacht haben, waren ebenfalls Schweſtern, jedoch um mindeſtens dreißig Jahre älter als die faſt noch kindlichen Konzertantinnen; ſie hatten ſich längſt aus dem Künſtlerleben zurückgezogen, und keine von ihnen konnte meines Wiſſens die Mutter der jungen Künſtlerinnen ſein, deren vortreffliches, ebenſoviel Technik als Gefühl verratendes Spiel jeden Zuhörer lebhaft ergreifen und intereſſieren mußte. Ein alter Franzoſe von ſehr korrekter Haltung und überaus gewinnenden Manieren begleitete die Mädchen, welche italieniſchen Urſprungs waren. Zwiſchen dem Franzoſen und ihnen herrſchte offenbar das zärtlichſte Verhältnis, ſie liebten ihn wie einen Großvater, er ſie wie ſeine Kinder. Er war ſtolz auf ihre Erfolge, er beſorgte alle geſchäftlichen Dinge, und er war der entzückteſte, aber auch der feinſt empfindende ihrer Zuhörer. Der Franzoſe mit dem ausdrucksvollen Kopfe zog mich an, ich knüpfte bei der erſten Gelegenheit ein Geſpräch mit ihm an und fragte, ob er mit den begabten Geigerinnen verwandt ſei.

„Durchaus nicht," erwiderte der Alte, „aber ich habe ſie faſt erzogen, ſie ſind jetzt, wie ſeit Jahren, der Inhalt meines Lebens. Ich bin Muſiker von Beruf und Neigung, habe in meiner Jugend viel gearbeitet und habe mir endlich ein kleines Vermögen erſpart, welches mir erlaubte, nach dem Lande meiner Sehnſucht, nach Italien zu gehen. Ich lebte erſt in Florenz, dann in Rom und begab mich endlich nach Neapel. Um meine Erſparniſſe nicht anzugreifen, ſuchte ich überall Erwerb, und es gelang mir auch vielfach, durch Muſikunterricht das Nötige zu verdienen. So auch in Neapel."

Der Franzoſe machte eine kleine Pauſe.

„Bitte, erzählen Sie weiter; die Geſchichte der ſchlanken, jugendlichen Mädchen intereſſiert mich."

„Glaub's wohl," nahm der Alte wieder das Wort; „ſolche Geſchichten klingen zwar harmlos, ganz unbedeutend, faſt alltäglich, aber das Leben, dem ſie zu Grunde liegen, iſt meiſt ernſt und herb. Viele Menſchen lieben den romantiſchen Anſtrich dieſer Begebenheiten, wenn ſie jedoch ſelbſt handelnd oder gar helfend eingreifen ſollen, dann wenden ſie ſich erſchreckt oder ablehnend ab. Mein ganzes Lebensglück, denn das ſind die beiden Kinder, danke ich dem Umſtande, die glückliche Eingebung, Schickſal zu ſpielen, befolgt zu haben. Wenn Sie die Geſchichte nicht ermüdet, ich will ſie gern erzählen. Ich fand auch in Neapel raſch Beſchäftigung und mußte, von dieſer abgeſpannt, eine Stunde dolce far niente auf dem kleinen Balkon meiner Wohnung ſehr zu ſchätzen. Ich ſah von dieſem auf eine ziemlich breite, ſehr belebte Straße, durch welche beſonders viel Fremde zu kommen pflegten, da am Ende der Straße ſich mehrere große Gaſthöfe befanden. Faſt täglich bot ſich mir ein merkwürdiger Anblick. Zwei kleine Mädchen, eins etwa zwölf, das andere zehn Jahre alt, ſpielten auf herzlich ſchlechten Geigen Volkslieder oder populäre Opernmelodien. Unter der Hausthüre, in deren Nähe die beiden ärmlich ausſehenden Kinder, deren gelbliche Wangen und brennende dunkle Augen die Südländerinnen ſofort erkennen ließen, ihre Geigen bearbeiteten, ſaß ein alter Mann, der ängſtlich auf die Kinder acht zu geben ſchien. Meiſt blieben, gelockt durch die Geigentöne, einige der Vorübergehenden ſtehen; nach beendetem Muſikſtück näherten ſich die Kinder ſchüchtern und bittend, einzelne kleine Münzen fielen in ihre Hand; raſch wanderten dieſe in ein kleines Schürzentäſchchen, und das Spiel begann aufs neue. Nach einer bis zwei Stunden erhob ſich der alte Mann, er rief die Mädchen zu ſich; ſie kamen ſofort und übergaben ihm alle Soldi; er klopfte ihnen zufrieden auf die Wangen, und ſchweigend verließen alle drei die elegante Straße. So ärmlich die Leute ausſahen, ſo armſelig ihr Treiben, ſo lag doch etwas eigenartig Vornehmes in der Stille und Gemeſſenheit ihres Weſens, um ſo mehr, als Leute niederen Herkommens gerade im Süden dieſe Formen faſt niemals beſitzen. In dem Spiel der Mädchen erkannte ich die große Begabung und den Mangel jeden Unterrichts. Ich war ſo gewöhnt an die Kleinen, daß ich, nachdem ich ſie einige Monate lang Tag für Tag beobachtet hatte, förmlich verſtimmt war, als ich ſie eines Tages vermißte. Ich wartete drei Tage, acht Tage, die Mädchen kamen nicht wieder. Was brauchten ſie mich zu kümmern? Aber, ſonderbar, ich konnte ihr Bild nicht los werden, nicht aufhören, an ihr Schickſal zu denken.



Die Beiſetzung der Leiche des Kronprinzen Rudolf bei den Kapuzinern. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten G. Sieben.

„Ein armer deutſcher Muſiker war in Neapel geſtorben. Man beſtattete ihn auf dem Armenfriedhof, denn in Neapel gleicht der Tod die Menſchen noch weniger aus als anderswo. Die Reichen haben ſogar einen eigenen Friedhof erhalten. Die Meiſten werden durch die Fratelli della misericordia beſtattet, die auch den Sarg zu ihrer Ueberführung bringen. In die Erde wird dem Verſtorbenen in der Regel lediglich ein Sack mitgegeben, welcher den Leichnam umſchließt. Nur durch Zufall hatte ich von zwei anderen Muſikern erfahren, daß der Deutſche heute begraben werden ſollte, und wir waren alle auf den Friedhof geeilt, dem Kunſtgenoſſen die letzte Ehre zu erweiſen. Nachdem ich eine Handvoll Erde auf ſeinen Sarg — wir trugen Sorge dafür, daß dieſer ihm erhalten blieb — geworfen hatte, wollte ich mich entfernen. Plötzlich war mir's, als trüge die Luft zitternde Geigentöne zu mir; in dieſer Umgebung klang die ſchlichte Weiſe um ſo trauriger. Ich ging den Tönen nach und fand auf einem friſch aufgeworfenen Grabhügel die beiden Kinder, welche ich ſeit einer Woche nicht aus dem Sinn gebracht hatte. Zuerſt erſchraken die Mädchen, doch wurden ſie zutraulich, als ich ſie im neapolitaniſchen Dialekt anſprach. Sie antworteten mir in gutem Italieniſch, was mich nicht wenig überraſchte. Bald wußte ich von den Kleinen, daß der Großvater nun auch tot ſei, daß Vater und Mutter längſt begraben wären, daß ſie niemand hätten als eine alte Magd, die mit Liebe an ihnen hänge, daß ſie aber alle gar ſo bitter arm ſeien; auf der Straße ſpielen möchten ſie zwar nicht mehr, aber die alte Nina hatte geſagt, ſie müßten wieder beginnen, ſonſt könne ſie ihnen kein Brod geben; heute hätten ſie noch der Trauer um den guten Großvater nachhängen dürfen. ‚Wir ſpielten ihm ſeine liebſten Lieder‘, ſagte Edna, die Aeltere, mit bebender Stimme, während über Biancas blaſſe Wangen ſchwere Tropfen rollten. Ich begleitete die Kinder nach ihrer Wohnung, einem ärmlichen, traurigen Stübchen, aber ſo reinlich gehalten, wie ich in Neapel bei armen Leuten noch keins gefunden hatte, ja, wie ſie ſelbſt in Paläſten nicht immer zu finden waren. Die alte Nina küßte mir die Hände. ‚Ihr ſeid doch ein ehrlicher Mann, Signor! Schwört mir auf die Reliquie der heiligen Barbara, daß Ihr nichts Böſes mit den Kindern vorhabt! Dieſe Reliquie, ſeht doch die Glaskapſel mit echtem Goldrande, gab mir der Herr Erzbiſchof ſelbſt. Ach, das waren noch gute Zeiten. Ich habe die Mutter der Mädchen gewiegt, o ihr Heiligen, wer gedacht hätte, daß die Kinder meiner armen Herrin einmal ſo viel Unglück und Elend leiden würden! Kinder von Künſtlern und Signori — kein Glück, arm, aber ſo brav, ſo gut. Wie ſchön der Vater die Geige ſpielte und verdiente ſo viel Geld, und meine junge Herrin liebte ihn ſo ſehr und ſparte immer fort für die alten Tage und die jungen Kinder, da brachten ſie ihn tot nach Hauſe. Während eines Konzerts geſchah das Unglück. Ein Blutgefäß ſei geſprungen, meinten die Aerzte, und meine Herrin, meine Agneſe, ſie konnte auch nicht weiter leben — impossibile. Nur der Nono blieb übrig, der konnte nichts mehr verdienen; ich Aermſte brachte durch Spinnen wohl etwas ein, aber nach und nach ging das bißchen Erſparte zur Neige. Und doch hat der Nono einen Sarg bekommen, einen ſchönen braunen Sarg,‘ fuhr die geſchwätzige Frau fort, ‚aber was nun? Arme Kinder — auf der Straße ſpielen, Soldi erbetteln? Schrecklich! Und wenn ſie erſt groß und hübſch werden! In die Straße, nach der ſie mit dem Nono gingen, wollen ſie gar nicht mehr. Freilich, wenn die Tante helfen wollte, dann — aber die!‘ Mit halbem Ohre hörte ich die Erzählungen der Alten, in mir tobte ein Sturm von Gefühlen, ich ſtand allein, ich beſaß genug, um die Mädchen zu erhalten, ich konnte ſie noch eine gute Weile ſelbſt unterrichten. Ich war allzeit ein bedächtiger Menſch, mein Gefühl aber war ſtärker als jede Ueberlegung. ‚Nina‘, ſagte ich, ‚der Nono hat mich auf den Friedhof gerufen und mir die Waiſen anvertraut. Mit Gottes Hülfe ſollen ſie tüchtige Menſchen werden. Ihr, Nina, kommt mit den Kindern zu mir, und ſo lange ich Brod habe, ſoll es euch nicht fehlen. Wenn ich nicht mehr bin, werden Edna und Bianca hoffentlich tüchtige Künſtlerinnen geworden ſein und mir auch einen braunen Sarg kaufen.‘ Herr, ſo wie die Drei in dem kahlen Stübchen, ſehen nur Menſchen aus, denen der Himmel erſchloſſen wird. ‚Iſt es wahr, wirklich wahr?‘ riefen ſie, und dann ſchauten ſie mich an in Jammer und doch ſo ſeltener Seligkeit. Nicht um alle Schätze der Erde wäre die Erinnerung an jene Stunde mir feil. ‚Wir haben wieder einen Nono, ein ſo guten Nono,‘ ſchluchzten die Kinder, und Nina rief alle Segnungen der Heiligen auf mich herab. Wenige Stunden ſpäter ſaßen wir in meiner traulichen kleinen Wohnung. Eine Fogliette leichten Weines, Wurſt und Käſe ſtanden auf dem Tiſch, und uns allen mundete das frugale Abendbrod vortrefflich. Freilich, von jetzt ab mußte ich ſehr ſparen. Ich weihte Nina in alles ein, ſollte ſie doch das kleine Hausweſen führen und wiſſen, daß ich kein reicher Mann ſei. Plötzlich fiel mir ein, daß ich nicht einmal den Familiennamen meiner beiden Töchterchen wußte. ‚Wie heißen die Kinder eigentlich, Nina?‘ Als ſie mir den Namen nannte, war ich nicht wenig überraſcht. ‚Wie, ſind ſie verwandt mit der großen Künſtlerin, welche jetzt Marcheſa X. iſt?‘ ‚Leibliche Nichten ſind es von der Marcheſa, und die Tante thut nichts für ihre Verwandten, nichts.‘ Nun gut, ich wollte ſie gewiß nicht beläſtigen. Zwei Jahre verfloſſen uns allen in Arbeit und Zufriedenheit, meine Pflegetöchter lernten fleißig, immer ſchöner entfaltete ſich ihr Talent. Die alte Nina lebte in den geordneten Verhältniſſen neu auf. Ich beſchloß endlich, mit den Mädchen nach Paris zu gehen; nur hier konnten ſie nach meiner Anſicht für die Oeffentlichkeit ausgebildet werden. Durch die Ueberſiedlung würde ich aber meinen Erwerb verlieren, mein kleines Kapital durfte ich nicht zu ſehr ſchmälern, denn was ſollten die jungen Weſen beginnen, wenn ich ſtürbe und ſie ganz ohne Mittel wären? Da faßte ich mir ein Herz und ſchrieb an die Marcheſa, ich ſagte ihr, daß Erbinnen ihres Künſtlernamens, ihres Talentes, ſo nahe Blutsverwandte heilige Anſprüche an ſie hätten, ich ſagte ihr — nun, Herr, Sie können ſich ungefähr denken, was alles in dem Briefe ſtand. Sie antwortete mir trocken und kurz, aber ſie ſandte ein nicht unbeträchtliches Jahrgeld und hat es pünktlich weiter bezahlt. Vor einem Jahre wieſen wir es dankend zurück. Wir brauchen keine Unterſtützung mehr. So, Herr, ward es mir möglich, aus Bianca und Edna tüchtige, bedeutende Künſtlerinnen heranzubilden. Gott ſegne meine Mädchen, es ſind Herzen wie Gold! Oft denke ich, welches Glück es iſt, daß man den armen deutſchen Muſiker im Armenfriedhof begrub, wer weiß, ob ich ſonſt die lieben Kinder wieder gefunden hätte!“

„Lebt Nina noch?“

„Ja wohl, mein Herr. Aus der Reliquie der heiligen Barbara hat ſie zwei Stück machen laſſen; die Kinder müſſen die Kapſeln immer tragen; ſie behauptet, ſie brächten ihnen den Beifall der Menge und ſchützten ſie vor Anfechtungen. Nach ihrer Anſicht war es die Heilige, welche mir den Gedanken eingab, mich der Waiſen anzunehmen.“

Wir hatten im Garten des Hotels eines deutſchen Kurorts geplaudert. In dem Saale war auch der Franzoſe abgeſtiegen. Aus den geöffneten Fenſtern drangen ſchmelzend, weich und ſchön die Klänge eines wunderbaren Tonſtückes in die laue Sommernacht. Die beiden Geigerinnen waren an das prächtige Schlußritornell gekommen.

„Das iſt die neapolitaniſche Nacht,“ ſagte der Franzoſe, „ich habe das Stück für meine Mädchen komponirt.“

Tief ergriffen von der ſchlichten und doch durch das Schickſal ſo kunſtvoll gewebten Lebensgeſchichte der jungen Geigerinnen drückte ich dem wackern Meiſter die Hand.

Ich habe die Spur der Künſtlerinnen nicht aus dem Auge verloren, ein guter Stern leuchtet ihnen, höher und höher führt ihr Weg, ſie werden ſtolze Ziele erreichen.

In ihrem Zimmer hängt das Bild eines berühmten Malers, welches zwei in ärmliche Trauer gekleidete blaſſe Mädchen darſtellt.

„Das Bild gefiel Bianca und mir ſo ſehr, weil es auf unſere Kindheit paßt; wir wollen es ſtets vor Augen haben, um unſere Vergangenheit im Glück nicht zu vergeſſen,“ erzählte mir Edna.

„Wiſſen Sie,“ ſprach die liebliche Bianca mit feinem Erröten, „wir möchten gerne berühmt werden, glücklich ſein und . . .“ — „Gut bleiben,“ ergänzte der alte Meiſter; „habe ich es erraten?“

Cl. Schreiber.

Ludwig Hermann von Schelling.

Preußens neuer Juſtizminiſter.

Das Erbe eines berühmten Namens iſt oftmals weit mehr ein Uebel als eine Wohlthat. Man denke nur an die Familie Goethe, um dies zu verſtehen. Auch von dieſem Beſitz gilt das Dichterwort: „Was du ererbt von deinen Vätern haſt, erwirb es, um es zu beſitzen“, und vielleicht ſogar mit noch mehr Fug als von dem materiellen Gut. In der Regel haben berühmte Väter unbedeutende Söhne und Töchter. Aber es gibt natürlich auch zahlreiche Ausnahmen, wenngleich es ſich äußerſt ſelten findet, daß die Söhne in dem Berufe des Vaters demſelben gleichkommen. Von unſeren hervorragendſten Denkern, Dichtern und Staatsmännern hat kaum einer ſein geſamtes Erbe auf den Sohn übertragen. Es iſt das auch eine ſehr weiſe Einrichtung der Natur, denn ſonſt würden ſich ganze Dynaſtien in beſtimmten Berufszweigen ausbilden und wir kämen zu chineſiſchem Kaſtenweſen.

Von den Söhnen derer, die zur Blütezeit der romantiſchen Epoche den Stolz der deutſchen Nation ausmachten, ſind nur ſehr wenige zu Rang und Namen gelangt. Einer derſelben iſt der gegenwärtig als preußiſcher Juſtizminiſter wirkende jüngſte Sohn des berühmten Philoſophen Schelling, den Friedrich Wilhelm IV. von München nach Berlin berief.

Hermann von Schelling wurde am 19. April 1824 geboren. Sein Vater hielt damals, von München beurlaubt, an der Univerſität Erlangen Vorleſungen. Im Jahre 1827 wieder nach München zurückberufen, ließ er den Sohn das Neue Gymnaſium daſelbſt beſuchen, das dieſer ſo raſch durchmachte, daß er bereits als Fünfzehnjähriger die Reife für die Univerſität erlangt hatte. Anfangs widmete er ſich dem Studium der klaſſiſchen Philologie und zwar mit ſo außerordentlichem Erfolge, daß er ſchon nach acht Semeſtern, alſo nach eben vollendetem achtzehnten Lebensjahre, eine von der Münchener philoſophiſchen Fakultät geſtellte Preisaufgabe in glänzender Weiſe löſte und darauf hin den Doktorgrad erlangte. Das Thema hieß: „Es ſollen die Texte der Attiſchen Redner, in denen Teile oder Bruchſtücke der Solon'iſchen Geſetzgebung erwähnt werden, in geeigneter Ordnung zuſammengeſtellt, ſprachlich und ſachlich erläutert und nach Umſtänden zu Schlüſſen auf das Ganze, den Geiſt und die zweifelhaften Punkte der Solon'iſchen Geſetzgebung benützt werden“. Der junge Schelling bearbeitete dieſe Aufgabe in einer in lateiniſcher Sprache abgefaßten Schrift, die im Druck 140 Seiten umfaßt und im Jahre 1842 im Buchhandel erſchien. Man muß daran nicht nur den außerordentlichen Fleiß bewundern, mit dem er alles zuſammengetragen hat, was ſich auf den Gegenſtand in der altklaſſiſchen Literatur Bezügliches vorfindet, ſondern auch die Umfänglichkeit des Studiums der einſchlägigen zahlreichen Fachſchriften und die Flüſſigkeit des lateiniſchen Stils, der eine außergewöhnliche Reife und Gewandtheit in der Handhabung des Idioms verrät. Gewiß wäre Schelling ein bedeutender Philologe geworden, wenn er, auf den in dieſer Schrift bekundeten umfänglichen Kenntniſſen der alten Literatur fortbauend, wie er es gekonnt hätte, ſich der akademiſchen Laufbahn, die er ſich durch die Löſung dieſer Aufgabe in verheißungsvoller Weiſe erſchloſſen, gewidmet haben würde. Die Beſchäftigung mit der rechtswiſſenſchaftlichen Materie mag wohl die dem jungen Manne innewohnende juriſtiſche Ader zu lebhafterem Pulsſchlag angereizt haben, und ſo iſt es denn wohl zu erklären, daß er, obſchon auf der Schwelle einer glänzenden Gelehrtenlaufbahn ſtehend, ſich plötzlich entſchloß, die Fakultät zu wechſeln und zur Jurisprudenz überzugehen. Das juriſtiſche Studium erledigte er ebenfalls in knappen ſechs Semeſtern und beſchleunigte es ſo ſehr, daß er bereits im Jahre 1844, alſo als zwanzigjähriger Jüngling, in den preußiſchen Staatsdienſt eintreten konnte: ein Beweis für ſeine außerordentliche Faſſungsgabe und ſeine ſeltene Befähigung, ſich in den Geiſt einer andern Wiſſenſchaft hineinzufinden. Von jetzt an machte er die Stufenleiter der Beamtenhierarchie in der vorgeſchriebenen Weiſe durch, aber auch hier fällt die Schnelligkeit auf, in der er eine Staffel nach der andern erklomm. Freilich mußte er die geſetzliche Zeit von fünf Jahren in der Auskultator- und Referendariatspraxis ausharren. Dann wurde er 1849, alſo im Alter von 25 Jahren, zum Richter ernannt, nach weiteren drei Jahren zum Staatsanwalt in Hechingen und dann nach fünf Jahren in gleicher Eigenſchaft an das Stadtgericht zu Berlin befördert: eine Bevorzugung, die am beſten für die Schätzung zeugt, deren ſich ſeine Gaben ſeitens ſeiner Vorgeſetzten erfreuten. Hier wirkte er in der Zeit der politiſchen Kämpfe in vielen Fällen als Ankläger in politiſchen Prozeſſen und wurde dann im Jahre 1863 als Appellgerichtsrat nach Glogau verſetzt, von wo er jedoch ſchon nach weiteren drei Jahren als Hülfsarbeiter in das Juſtizminiſterium berufen wurde, um dann bald darauf ſeine Ernennung zum vortragenden Rat mit dem Titel Geheimer Juſtizrat zu erhalten; 1869 wurde er Geheimer Oberjuſtizrat und 1874 als Appellgerichtspräſident nach Halberſtadt geſchickt, jedoch unter Beibehaltung ſeiner Mitgliedſchaft beim Miniſterium. Dort verblieb er aber nicht lange; ſchon im nachfolgenden Jahre erhielt er ſeine Ernennung zum Vizepräſidenten des

Obertribunals, und wieder ein Jahr ſpäter wurde er Unterſtaatsſekretär im Juſtizminiſterium, worauf er dann im Jahre 1879 als Leiter des Reichsjuſtizamts in den Reichsdienſt übernommen wurde. In den beiden letzten Stellungen wurde er Nachfolger des Herrn von Friedberg, den er auch jetzt wieder als Miniſter beerbt hat. Aus ſeiner Feder ſind unter anderm die Ausführungsgeſetze zu den Reichsjuſtizgeſetzen gefloſſen, auch iſt er der Urheber des Entwurfs zu der Reichskonkursordnung, deren Muſtergültigkeit ſo allgemein anerkannt worden iſt, daß ſie ohne erhebliche Aenderungen zum Geſetz erhoben wurde. Als Redner iſt Herr von Schelling (der ſeinem Vater nur perſönlich verliehene Adel wurde ihm im Jahre 1857 von Preußen erblich zuerkannt) nur ſelten aufgetreten. Wenn er dazu Gelegenheit fand, zeichnete er ſich durch Scharfſinn und Klarheit der Darlegung aus. Bedeutende Rednergaben ſcheinen ihm indeſſen nicht eigen zu ſein. Er gehört politiſch und kirchlich zu der ſtreng konſervativen Richtung, hat aber politiſch ſich niemals geltend gemacht. Man darf zu ihm das Vertrauen haben, daß er als Miniſter der [illegible] herbeiführen wird.

Eugen Sierke.

Die ſoeben ausgegebene **Nummer 20** der

Künſtler-Ausgabe

von

„Ueber Land und Meer"

XXXI. Jahrgang 1888/89

wöchentlich eine Nummer von mindeſtens 2½ Bogen Gehalt, auf feinſtem Velinpapier in Umſchlag mit jährlich 8 Extra-Kunſtbeilagen, Preis vierteljährlich für 13 Nummern [illegible] Mark, enthält die

vierte Extra-Kunſtbeilage:

„Kinderbeichte". Nach einem Gemälde von **Hermann Kaulbach.**

In den letzten erſchienenen Nummern [illegible] ſind folgende Extra-Kunſtbeilagen zur Ausgabe gelangt:

„In Roſen". Nach einem Gemälde von **P. Linder.**

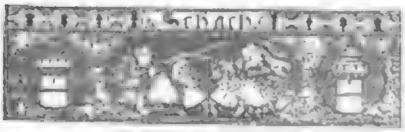
„Schloß Herrenchiemſee". [illegible] einem Gemälde von Profeſſor **W. Dreling.**

„Esmeralda". Nach einem Gemälde von **P. Linder.**

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen Beſtellungen auf die **Künſtler-Ausgabe** von **„Ueber Land und Meer"** jederzeit entgegen. Die bereits erſchienenen Nummern mit den Extra-Kunſtbeilagen werden [illegible] Verlangen noch zum Subſkriptionspreis nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien

Deutſche Verlags-Anſtalt



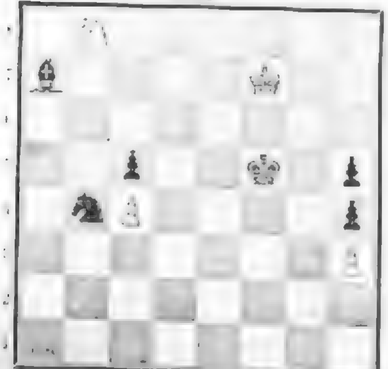
[illegible] Jean Dallrecker

Zur Feier des deutſchen Problemturniers [illegible]

Aufgabe Nro. 481.

[illegible]

Schwarz.



Weiß.

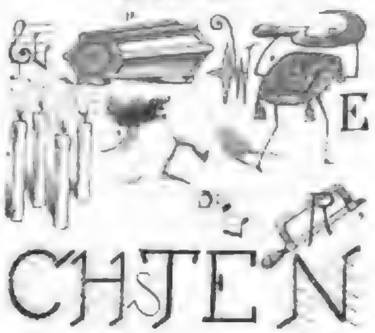
Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 480:

Weiß.	Schwarz.
1) [illegible]	1) K [illegible]
2) [illegible]	2) [illegible] oder beliebig anders.
3) [illegible] oder Damen Matt.	

[illegible]

Bilderrätſel.



Auflöſung der rätſelhaften Inſchrift Seite 425:

[illegible]

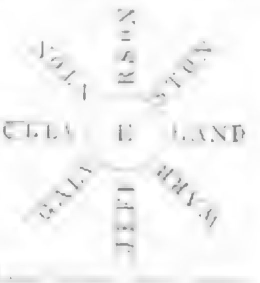
Citatenrätſel.

[illegible]

Auflöſung des Rätſels Seite 406

[illegible]

Auflöſung des geographiſchen Sternrätſels S. 425:



Briefmappe.

[illegible]

„[illegible]
Wälder und [illegible]"

Vier alte Abonnenten in [illegible]. Durch die dortige Buch- und Kunſthandlung.

[illegible]

Dr. W. in V. [illegible]

A. F. in Liverpool. [illegible]

Franz H. [illegible]

[illegible]

Dr. Karl H. in London. Die Verſe ſind zu geſucht.

[illegible]

Verehrer des [illegible] **der Nibelunge in Ep.** [illegible] „[illegible]", und iſt im Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt, Stuttgart, in [illegible] erſchienen. Sie können ihn gebunden zum Preiſe von [illegible] durch jede Buchhandlung beziehen.

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	**Baltimore**
Brasilien	**La Plata**
Ostasien	**Australien**

Prospekte versendet:

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Leser in Bremen. Die Rätsellösung, zu welcher der Aufsatz auf unserer Seite 375 Sie angeregt hat, stimmt nicht ganz.

Rückkehr des [illegible] Napoleon 1815
[illegible] 1
3
8
9

ergibt das Jahr der Absetzung Napoleons 1816 nicht aber, wie Sie [illegible], das Jahr seines endgültigen Sturzes: 1 [illegible]. Dadurch werden auch Ihre weiteren Folgerungen hinfällig.

Langjähriger Abonnent in Riga. [illegible] Ihrem Wunsch [illegible] zu können. Alle für unsere Redaktion bestimmten Einsendungen sind [illegible], nach die [illegible] des Schachaufgaben, [illegible] der Redaktion an [illegible] auf einen Blatte [illegible] Lösungen des Rätsels — von Schachaufgaben — des Rätselspiels — Anfragen an die allgemeine Briefmappe — Anfragen an die ärztliche Briefmappe (Gesundheitspflege). Jede dieser Kategorien sollte stets auf gesondertem Blatte behandelt sein, da jede durch einen andern [illegible] Mitarbeiter zu erledigen ist.

Zwei Wißbegierige an den Gestaden der Ecke. Der Komet von [illegible] [illegible] und [illegible] wieder nach 70 Jahren. Der Komet Encke [illegible] alle drei bis vier Jahre, das letztemal [illegible] im August 1888. [illegible] wurde seit seiner [illegible] noch einmal (1882) beobachtet, seitdem nicht mehr, [illegible] verschollen. [illegible]

Anna Ö. in Calw. Als [illegible] ganz [illegible], aber für die Öffentlichkeit zu unbedeutend.

A. Ch. in Schönberg. Ihre [illegible] verdienen als [illegible] Anerkennung, das [illegible] aber scheint uns vorläufig noch daran zu kranken, daß der [illegible] Ihrer [illegible] unterrichtet sein müßte, um sich derselben mit Erfolg [illegible] zu können.

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] in Zürich (2). „Stammtisch zu Stadt Freiburg" in [illegible]. G. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. Emma von See in Hamburg. „Wir [illegible]" in [illegible]. Anna Schneider in Frankfurt. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. Alma Wintherlin in [illegible]. [illegible] in [illegible]. „Sein eigen" in [illegible]. [illegible] in [illegible]. „[illegible] des [illegible]" in [illegible]. [illegible] Schwarz in [illegible]. [illegible] Schmidt in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Cassel. „Ein [illegible] Abonnent" in [illegible] (2). [illegible] in [illegible]. [illegible] in Prag. [illegible] in St. Petersburg. Charlotte [illegible] in [illegible]. [illegible] in Dresden. Alfred [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Köln.

Gesundheitspflege.

A. von Schön — [illegible]. [illegible] folgende Werk [illegible] Magendarmkanal [illegible] (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) „[illegible]" [illegible] ([illegible] des Sphing. [illegible]. [illegible] empfiehlt sich [illegible] haben wir folgenden [illegible] [illegible] oder [illegible] mit [illegible] [illegible] nach [illegible] Berechnung und [illegible] angewendet wird, hat es keine [illegible] Folgen.

A. Gu. in R. Bei aufgesprungenen Lippen und Händen bewährt sich Cocosseife und Lanolinglycerin (1:4) sehr gut.

Ein treuer Abonnent. [illegible] wird am besten durch [illegible] [illegible] sich nicht [illegible], da durch [illegible] möglicherweise der [illegible] selbst angegriffen wird.

Alba J. in [illegible]. Das Schielen kann nur auf operativem Wege behoben werden.

Frau M. G. in Sch. [illegible] lassen sich durch [illegible] mit [illegible] und [illegible] entfernt werden. Am besten beseitigt man dieselben durch [illegible] oder durch [illegible] mit [illegible] [illegible] und andere Mittel [illegible] Schweiß [illegible].

Karl Anstaltes in Wien. [illegible] [illegible] Apparat. Der [illegible] Apparat ist nur zum [illegible] [illegible] in seiner Wirkung [illegible]. Dr. Lehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW.), Charlottenstraße 11;
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer", [illegible] 5.
Budapest: Moritz Deutsch, [illegible] 6.
München: Fritz Schwartz, [illegible] des „[illegible]" [illegible] 27.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zwei [illegible]. Novelle von [illegible]. — [illegible] von [illegible]. — Verbrennung der Leiche eines [illegible]. — [illegible] von [illegible]. — Ein Wort an [illegible] Frauen, von [illegible]. — [illegible] Geburtstag, von [illegible]. — [illegible] ein Roman aus [illegible], von [illegible]. — Der Tod des Kronprinzen von Oesterreich-Ungarn. — Literatur. — [illegible]. — Die [illegible] eine Geschichte aus dem Leben von St. [illegible]. — [illegible] von [illegible]. — Schach. — Bilderrätsel. — Auflösung des [illegible] Seite 423. — [illegible]. — Auflösung des Rätsels Seite 446. — Auflösung des geographischen Silbenrätsels Seite 423. — Briefmappe.

Illustrationen: [illegible]. Gemälde von [illegible]. — Verbrennung der Leiche eines [illegible] in [illegible] im [illegible], nach einem Gemälde von [illegible]. — Kaisers Geburtstag, zwei Originalzeichnungen [illegible]. — Zum Tode des Kronprinzen von Oesterreich-Ungarn: Die Ankunft des [illegible]; Die Ankunft der Leiche des Kronprinzen auf dem [illegible] in Wien; [illegible] die [illegible] in die [illegible]; [illegible] der [illegible] des Kronprinzen am [illegible] 31. Januar; Die kronprinzliche Leiche auf dem Wege vom [illegible] zur Burg; Erste Aufbahrung der Leiche in den [illegible] der [illegible]; Aufbahrung im [illegible] des Kaisers [illegible]; Die Beisetzung der Leiche des Kronprinzen [illegible] bei den Kapuzinern. Originalzeichnungen unserer [illegible] [illegible] Karl [illegible], [illegible] und [illegible]. — Bildnis des neuen preußischen [illegible] Hermann von [illegible].

Der Bazar
Illustrirte Damenzeitung

ist die tonangebende und weitestverbreitete Damen- und Modenzeitung Europas, kostet vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰ (in Oesterreich nach Kurs) und erscheint allwöchentlich in reichster Ausstattung.

Inhalt der Nrn. 7 u. 8:

Mode: [illegible] für kleine Mädchen. [illegible] für kleine und größere Knaben. [illegible] für junge Mädchen. [illegible] und [illegible]. [illegible] für Damen. Schürzen für kleine Mädchen u. s. w.

Handarbeit: [illegible] (mit 3 [illegible]). — [illegible] und [illegible] ([illegible]). — [illegible] Monogramme. — [illegible] mit [illegible]. — [illegible]. — [illegible]. — [illegible] in [illegible] und point russe. — [illegible] in [illegible] (mit [illegible] Muster).

Ein großer doppelseitiger Schnittmusterbogen.

Unterhaltung: Der [illegible]. Novelle von [illegible] (Schluß). — [illegible] im [illegible]. Von [illegible]. — Im [illegible]. Novelle aus dem [illegible] Leben von Olga [illegible]. — [illegible]. Von Günther v. Freiberg. — Schlaf und Tod. Gedicht von Otto Franz Gensichen. — [illegible]. Von E. v. [illegible]. — Das [illegible] für Töchter höherer Stände zu Berlin. Von [illegible] v. [illegible]. — Ein [illegible]. Von [illegible]. — An eine Sängerin. Gedicht von Amalie [illegible]. — Bei der Kaiserin von Japan. Von [illegible]. — [illegible] aus Berlin. Von E. [illegible]. — [illegible]. — [illegible]. — Schach. — Aufgaben. — Korrespondenz.

Illustrationen: Erzherzogin Valerie und ihr Verlobter Erzherzog Franz Salvator. — [illegible]. Zeichnung von [illegible]. — [illegible]. Gemälde von Karl [illegible]. — [illegible]. Gemälde von Robert [illegible].

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Abonnements entgegen.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

Einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie!

Soeben ist erschienen eine **neue Auflage** unserer Kaiser Wilhelm-Biographie unter dem Titel:

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.
Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.
Ein Menschen- und Heldenbild
unseres
unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I.
von
Oskar Meding.

Mit dem Supplement:
Willensmeinungen, Aenderungen und Einschaltungen
S. M. des Kaisers und Königs Wilhelm I. zu Allerhöchstdessen Lebensbild.
Erinnerungsgabe für das deutsche Volk
[illegible]
Unter Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II.
herausgegeben von **Carl Hallberger.**
Nebst Illustrationen aus den letzten Lebenstagen des hochsel. Kaisers.
25 Bogen hoch Quart. Preis elegant geheftet 3 Mark; in feinstem Original-Einband 4 Mark.

Das Werk trägt jetzt auch äußerlich das Siegel der historischen Wahrheit in der allen seinen Teilen gewordenen [illegible] Zustimmung weiland Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs Wilhelm I. und bildet die **einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie!**

Es dürfte kaum ein ähnliches Faktum in der Geschichte sich finden, daß einer der größten Monarchen der Welt an seiner Lebensschilderung, die der Nachwelt hinterlassen werden soll, in der Weise eingehend mitarbeitete, wie Kaiser Wilhelm bei diesem Werke es gethan. Er verfolgte die Arbeit mit [illegible] Teilnahme bis zu den [illegible] und gewährte derselben seine volle Billigung und Anerkennung. „Das Beste in unserem Buche war sein eigen", durfte deshalb das Schlußwort sagen: „Des Kaisers Blick hat auf unserer Arbeit geruht und sein eigener Geist durchdrungt und erfüllt dieses Buch seines Lebens".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Berechtigtes Aufsehen

macht der im **„Berliner Tageblatt"** gegenwärtig erscheinende [illegible] **Friedrich Spielhagen**, [illegible] „Ein neuer Pharao". [illegible] **März** [illegible] [illegible] gratis [illegible]. [illegible] erhalten dieselben eine bis auf die Neuzeit vervollständigte, buntfarbige
Karte von Deutsch-Ostafrika.
Für Monat März [illegible] **1 Mk. 75 Pf.**

[illegible]
Sigmund [illegible], [illegible].

[illegible] Hoenhalts & Vogler, Berlin, [illegible] 3. 322.

[illegible] Die [illegible] [illegible]

Solide Buckskins [illegible] Freund, Cottbus.

ENGLISCHER
ECLIPSE-
APPARAT
ist unzweifelhaft das vollkommenste und beste Mittel zur Anfertigung einer unbegrenzten Anzahl tiefschwarzer, vollkommener lithographischer Copien von jedem [illegible] [illegible] Keine Presse, [illegible] kein Pergament. [illegible] A. BEYERLEN & COMP., Stuttgart.
Denkbar einfachste Handhabung. Sofort für Jedermann verwendbar.

Briefmarken.
[illegible]
Carl [illegible], [illegible].

Das Vogtl. Versandt-Haus
[illegible] Keller, Plauen i. V.
[illegible], Gardinen, Spitzen, [illegible]

Anerk. mustergültig
E. Casper's Pianos, [illegible]
[illegible]

[illegible]

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
Sorgfältigste Auswahl der Roh-Producte

!!Deutsche Industrie!!
Reine Cacao und Zucker.
Für den geehrten Konsum empfehlen besonderer Beachtung
[illegible]
Reine Cacao und Zucker.

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
vollendetes Fabrikationsverfahren

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Lebensgroße Porträte [illegible]

Glas-Schreibfedern

3 Stück-Proben für M. 1.40. Briefmarken von GUSTAV PICKHARDT in BONN.

Damen-Tricot-Jaquets, [illegible]

Radfahrer-Strümpfe, [illegible]

Gesundheits-Strümpfe [illegible] Vog. Juncker, Leipzig, [illegible]

J. A. Hietel, Leipzig, Königl. Hoflieferant.

Kinderwagenbauer Max Grinert, Berlin SW. [illegible]

In kurzer Zeit eine gediegene
Fachbildung*)
und hierdurch angenehme lohnende Stellung.

Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Comtoirkunde, Schönschrift. [illegible] Berlin S.W. [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Gedichte von Adolf Friedrich Graf von Schack. [illegible]

Rasche Orientirung [illegible] Neue Finanz- u. Verloosungsblatt von A. Dann, Stuttgart. [illegible]

BUCHFÜHRUNG [illegible]

Hervorragende medizinische Novität.

Die Zuckerharnruhr, Diabetes, ihre Ursache und dauernde Heilung [illegible]

D. R. Patent Nr. [illegible]

Die stumme Violine z. Studiren [illegible] Gebrüder Wolff, [illegible] Kreuznach.

[illegible] Gebrüder Kuhfus, [illegible] Violinen [illegible] Zithern. [illegible]

C. P. Goerz [illegible]

Krankenfahrstühle [illegible] Rich. Maune [illegible]

[illegible] Kesseler, Patent- u. Techn. Bureau, Berlin SW. 11, Anhaltstrasse 5. Ausführliche Prospecte gratis.

Erste Deutsche Möbeltransport-Gesellschaft.

In nahezu 300 Städten [illegible] Bewährte [illegible] Vorzügl. Transportmittel.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Abälard und Heloiſe [illegible] der Schriftſteller und der Menſch. [illegible] Ludwig Feuerbach. [illegible]

Gebrechen und Leiſtungen des kirchlichen Proteſtantismus. Kanzelreden gehalten von Moritz Schwalb, [illegible]

Menſchenverehrung und Menſchenvergötterung. [illegible] Moritz Schwalb. [illegible]

Handbuch der chemiſchen Technologie. Von Rudolf von Wagner. [illegible] Auflage. Neu bearbeitet von Dr. Ferdinand Fiſcher. [illegible]

Das Schulweſen und ſeine Verwaltung. Reform der [illegible]

Die Krankenhäuſer. — Die Fürſorge für Arme [illegible]

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Mondamin Brown & Polson alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

[illegible] für Kinder und Kranke [illegible] — erhöht die Verdaulichkeit der Milch. [illegible]

Ersparnisse [illegible] Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.

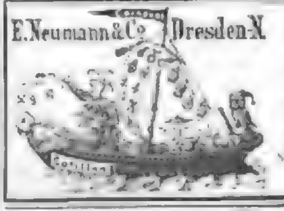
PATENTE besorgen J. Brandt & G. W. v. Nawrocki BERLIN, W. 78 Friedrichstrasse 78. Aeltestes Berl. Patentbureau Gegründet 1873.

M. G. Saphir's humoristische Schriften [illegible] Alfred H. Fried & Cie. [illegible]

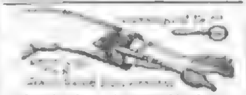
Die Fabrik von **Gelbke & Benedictus, Dresden,** empfiehlt in reichster Auswahl

Cotillon- und Carneval- [illegible] Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen, Künstliche Pflanzen [illegible] in Majolica, Holz, Messing [illegible]

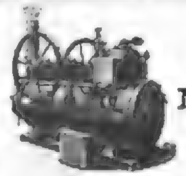
Serien-Loos-Gesellschaft. [illegible] Julius Weil. [illegible] München.


E. Neumann & Co.
Dresden-N.

versenden ihren reichillustrirten Haupt-Catalog über Cotillon- und Carnevalartikel. Mützen, Orden, Touren, Attrapen. [illegible]



Neuheit Aermelhalter [illegible]



R. WOLF in Magdeburg-Buckau baut als Hauptspecialität: Fahrbare und stationäre **Hochdruck- und Compound-Locomobilen** mit ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern bis zu 120 Pferdekraft. [illegible] auf den sparsamsten Kohlenverbrauch stets den Sieg [illegible] stationären Dampfmaschinen bedeutende Vorzüge auf. [illegible] nur 0,554 Kg. Steinkohle. [illegible] gegenwärtig noch sämmtlich in Benutzung.

Herm. Scherrer, München, Neuhauserstr. 3

Universal-Knet- u. Mischmaschinen Werner & Pfleiderer, Cannstatt u. London.

(Eingetr. Schutzmarke)

[illegible]

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit [illegible]

Von der Wiege bis zum Grabe. Ein Cyklus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen. Von Carl Reinecke. op. 202.

[illegible]

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig — St. Petersburg — [illegible]

Anker-Pain-Expeller

[illegible] gegen Gicht, Rheumatismus, [illegible] Richters Anker-Pain-Expeller. [illegible] Nur echt mit Anker. F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt.

Stottern

heilt schnell und sicher die Anstalt von

Rudolf Denhardt,

Eisenach [illegible] früher Burgsteinfurt.

[illegible] Prospekt gratis. [illegible] durch S. M. d. deutschen Kaiser u. S. K. H. d. Grossherzog von Sachsen. [illegible]

Für Nervenleiden!

[illegible] Aug. Schmidt. [illegible]

Kurbedürftige [illegible] Kuranstalt Brunnthal-München.

Technikum Hildburghausen

[illegible]

Zwei Drittheile der Menschen leiden an

Bandwurm.

[illegible] Richard Mohrmann, Berlin, [illegible]

[illegible]

W. Veth, Gandersheim.

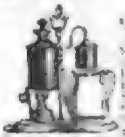
[illegible]

Delikatesskäsen. [illegible]

[illegible] Julius Wohlmann, Breslau. [illegible]

Eickes

selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine.



[illegible]

H. Eicke, Berlin W., [illegible] 67

[illegible]

ADRESSEN-BUREAU TRIER

[illegible]

Die Stiftung

von Zimmermann'ſche Naturheilanſtalt

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. [illegible] Prospekte mit [illegible] gratis durch die Direktion, sowie durch den [illegible]

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

Begründet zur Verbreitung reiner Moselweine. Eigene Gewächse besten Lagen. [illegible] durch das Central-Bureau in Trier a. d. Mosel.

Töchternpensionat Dedie-Juillerat

[illegible]

Bestes Eisenmittel [illegible]

Eisenmagnesiapillen

[illegible]

W. Kirchmann, [illegible]

B. Hipauf, Breslau.

Echt Stonsdorfer Bitter,

magenstärkend, [illegible]

[illegible]

Wilh. Stolpe in Hirschberg

BEETHAM'S GLYCERINE & CUCUMBER

[illegible]

M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England. General-Depot für [illegible]

[illegible]

Xylograph.

Für eine Kunstanstalt in Rio de Janeiro wird ein Xylograph gesucht, [illegible]

[illegible] Rudolf Mosse, Berlin SW.

BARON LIEBIG'S MALTO-LEGUMINOSEN

Chocolade, Cacaopulver, Leg.-Mehl für Kinder, Leg.-Mehl für Suppen etc.

seit 10 Jahren bewährt [illegible] Pebuda, Cannstatt-Stuttgart, [illegible] Blacher & Pebuda, [illegible] die geeignetste Frühstück und concentrirteste Nahrungsmittel — Kinder, stillende Frauen, Magenleidende und Blutarme.

[illegible] Stuttgart [illegible] Porto Allegre 1881 [illegible]

Burks Arzneiweine

[illegible]

Burks Pepsin-Wein [illegible]

Burks China-Malvasier.

Burks Eisen-China-Wein [illegible]

Zu haben in den Apotheken Deutschlands [illegible]

Man verlange ausdrücklich „Burks Pepsin-Wein“, „Burks China-Malvasier“ [illegible] C. H. Burk, Stuttgart.

[illegible] **Tafel-Liqueure** [illegible]

Die besten Gesichtspuder [illegible]

Leichner's Fettpuder

und

Leichner's Hermelinpuder

[illegible] Berlin, Schützenstr. 31 [illegible]

L. Leichner, Berlin.

Scherings

CHINA-WEINE

rein u. mit Eisen.

[illegible] Wirkung. Als anerkanntes Mittel von Aerzten bei

Nervenschwäche, Bleichsucht und besonders für **Rekonvaleszenten** empfohlen. [illegible]

Scherings Grüne Apotheke,

Berlin N., Chausseestraße [illegible]

[illegible]

Schutz-Marke.

Homburger Elisabeth-Brunnen

Gegen habituelle Verstopfung und Dyspepsie, bei chronischen Magen- und Darmkatarrhen, Hämorrhoidalkrankheiten, [illegible] Leber [illegible] Milz [illegible] Fettleibigkeit, [illegible]

Homburger Elisabeth-Brunnens [illegible]

[illegible] Apotheken und Wasser-Handlungen oder direkt von der Brunnen-Verwaltung in Homburg v. d. H.

Broschüren und Prospekte gratis.

Dr. med. Lahmann's SANATORIUM

Naturheilanstalt auf Weisser Hirsch bei Dresden

[illegible]

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.

(Dosis für Erwachsene 1–2 Gramm)

ist **Dr. Knorr's Antipyrin**

[illegible] in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin“, [illegible] den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, [illegible] Unterleibs- [illegible] Hautkrankheiten. [illegible] Schwächezuständen. [illegible]

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift E. GRILLON

In allen Apotheken. — Paris, E. Grillon, 27 rue Rambuteau.

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.

Nach kurzem Gebrauch unentbehrlich als Zahnputzmittel.

Schönheit der Zähne

KALODONT

Neue amerikanische GLYCERIN-ZAHN-CRÈME

F. A. Sarg's Sohn & Co.

k. k. Hoflieferanten in WIEN.

Zu haben bei den Apothekern und Parfumeurs [illegible]

General-Depot für Württemberg, Bayern, Baden und Hessen: [illegible] in Stuttgart. [illegible]

INTERESSANTE ENTDECKUNG!

Parfums-ORIZA in fester Form

12 KŒSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewunschten Gegenstand zu parfumiren

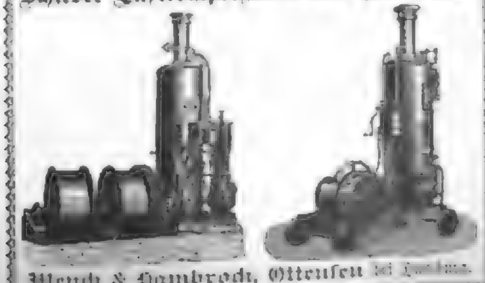
L. LEGRAND, [illegible]

207, Rue Saint-Honoré PARIS

Der Oriza-Catalog wird gratis und franco zugesandt [illegible] in KARLSRUHE

[illegible]

Transportable Fördermaſchinen u. Dampfwinden, Dampfkrähne, Frictionswinden, Dampfhabel, Schieber-Luftcompreſſoren und Luftbaſpel



Menck & Hambrock, Ottenſen bei Hamburg.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden
portofrei ausgeführt.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren
werden bereitwilligst
zurückgenommen oder umgetauscht.

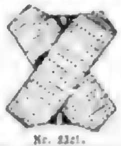
Abtheilung für Herren-Wäsche.

Bunte Cravatten.

Nr. 2310.
Dunkelcarrirter Seidenstoff.
Farben:
1. Schwarz m. hellblau u. weiss
2. Braun m. mattblau „ „
3. Marine „ „ „
4. Braun „ „ „ gelb.
5. Marine „ gelb u. hellblau.
6. Stahlblau m. bordeaux u. „
Stck. M. —.90 Dtzd. M. 9.90

Nr. 2301.
Carrirter Seidenstoff.
Farben:
1. Marine m. hellblau. 2. Marine mit roth. 3. Marine mit weiss. 4. Weiss m. ponceau. 5. Weiss m. hellblau. 6. Weiss m. marine.
Stck. M. —.50. Dtzd. M. 5.50

Nr. 1924.
(Für Steh- u. Umlegekragen.)
Gestreift. gerippter Seidenstoff.
Farben:
1. Braun u. silberweiss. 2. Marine u. braun. 3. Schwarz u. silberweiss.
Stck. M. 1.25 Dtzd. M. 13.75



Nr. 2321.
(Nur für Umlegekragen.)
Oben und unten zum Gebrauch eingerichtet.
Waffelartiges Seidengewebe.
Farben:
1. Crême u. mattblau. 2. Crême u. weiss. 3. Weiss u. mattblau. 4. Stahlblau u. weiss.
Stck. M. —.75. Dtzd. M. 8.25.

Nr. 2369.
Carrirter Seidenstoff.
Farben:
1. Marine m. roth. 2. Olive m. lachs. 3. Marine m. silberweiss. 4. Crême m. gendarme. 5. Weiss m. ponceau. 6. Weiss m. marine.
Stck. M. 1.50. Dtzd. M. 16.50.

Nr. 2373. (Nur für Stehkragen.)
Carrirter Atlas.
Farben:
1. Schwarz m. roth u. hellblau.
2. Marine mit gelb u. weiss.
3. „ „ „ weiss „ roth.
4. Bordeaux m. hellblau u. gelb.
Stck. M. 1.50. Dtzd. M. 16.50.

Bielefelder leinene Taschentücher
für Damen und Herren.

Marke	Grösse in Cm.		Das Dtzd. ℳ
71	46	Sorgfältig gesäumt	8.50
76	46	Sorgfältig gesäumt	9.—
74	46	Sorgfältig gesäumt	10.—
73	46	Sorgfältig gesäumt	11.50
78	46	Sorgfältig gesäumt	13.50
80	49	Sorgfältig gesäumt	9.50
81	49	Sorgfältig gesäumt	10.—
82	49	Sorgfältig gesäumt	11.—
83	49	Sorgfältig gesäumt	12.50
84	49	Sorgfältig gesäumt	13.50
91	54	Sorgfältig gesäumt	11.—
92	54	Sorgfältig gesäumt	12.—
93	54	Sorgfältig gesäumt	13.50

In eleg. Carton verpackt kostet das Dtzd. 25 Pfg. mehr.

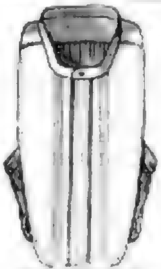
Reinleinene schles. Taschentücher
für Damen und Herren.

Marke	Grösse in Cm.		Das Dtzd. ℳ
6	43	Sorgfältig gesäumt	3.25
7	43	Sorgfältig gesäumt	3.75
8	43	Sorgfältig gesäumt	4.50
9	43	Sorgfältig gesäumt	3.75
10	49	Ungesäumt	9.—
11	49	Ungesäumt	10.—
16	52	Sorgfältig gesäumt (bewebtere starke Gewebe)	4.50
17	52	Sorgfältig gesäumt (bewebtere starke Gewebe)	5.75
14	55	Sorgfältig gesäumt	6.75
15	55	Sorgfältig gesäumt	7.50
21	55	Sorgfältig gesäumt	8.75

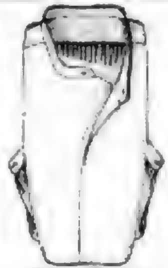
In eleg. Carton verpackt kostet das Dtzd. 25 Pfg. mehr.

Schwarze u. bunte Cravatten
in reichhaltigster Auswahl.
Leinene Kragen und Manschetten
in den neuesten Formen.

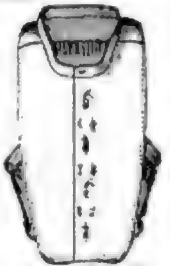
Oberhemden mit breitem Untertritt.



Qual. 2. Muster 155.
Das Stück M. 5.50.

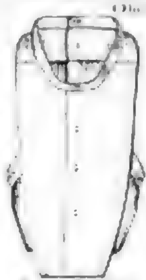


Qual. 2. Muster 51.
Das Stück M. 6.25.

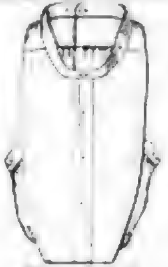


Qual. 2. Muster 128.
Das Stück M. 6.25.

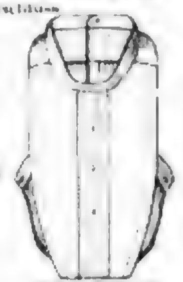
Oberhemden mit Rückenschluss.



Qual. 1. Muster
Das Stück M. 5.75.
Vorderschluss-Hemd.

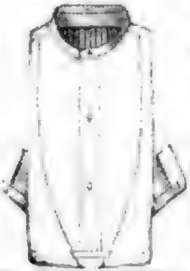


Qual. 1. Muster
Das Stück M. 5.

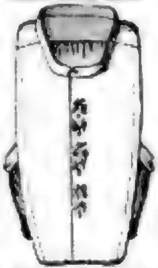


Qual. 1. Muster
Das Stück M. 6.
Vorderschluss-Hemd.

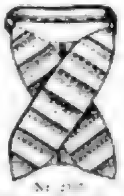
Qual. 2. Muster 120.
Das Stück M. 5.



Nr. 9. Lich grau. Unterhemd, mit kräftigem Futter, Leib doppelt. Vorgl. Nr. 2. Stück M. 2.50



Qual. 1. 0. Muster 119.
Das Stück M. 6.—

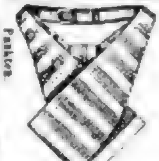


Nr. 2367.
(Für Steh- u. Umlegekragen.)
Oben u. unten zum Gebrauch eingerichtet.
Hellgerippter Seidenstoff.
Farben:
1. Weiss m. mattbl. u. braunem
2. „ „ gelb „ ponceau
3. „ „ hellblau „ „
4. Crême „ mattbl. „ marine
5. „ „ „ „ bordeaux
6. „ „ ponceau „ stahlbl.
Punkten
St. M. 1.50. Dtzd. M. 16.50.

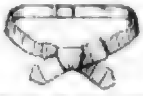
Nr. 2372.
(Nur für Umlegekragen.)
Gestreifter Seidenstoff.
Farbe: Schwarz m. silbergrau.
St. M. 1.20. Dtzd. M. 13.20.

Nr. 2156. (Für Steh- u. Umlegekragen.) Oben u. unten zum Gebrauch eingerichtet.
Gestreifter Atlas.
Farben:
1. Marine mit roth.
2. „ „ weiss.
3. Schwarz „ hellblau.
4. „ „ weiss.
5. Stahlblau m. roth.
6. Braun „ weiss.
St. M. 1.—. Dtzd. M. 11.—.

Nr. 2377.
Gestreifter Seidenstoff.
Farbe:
Schwarz mit silbergrau.
St. M. 1.—. Dtzd. M. 11.—.



Nr. 2358.
Waffelartiges Seidengewebe.
Farben: 1. Crême u. mattblau. 2. Crême und weiss. 3. Weiss u. mattblau. 4. Stahlblau u. weiss.
St. M. 1.—. Dtzd. M. 11.—.



Nr. 2376. Gerippter Atlas.
Farben:
1. Marine mit weiss.
2. „ „ roth.
4. Weiss „ bordeaux.
6. „ „ mattblau.
St. M. 1.25. Dtzd. M. 13.75.

Die Special-Cataloge aller hier genannten Waaren-Gattungen versenden wir portofrei.

Bunte Cravatten.

Nr. 2305.
Buntgestreifter Atlas mit Punkten.
Grundfarben: 1. Olive. 2. Marine. 3. Bronze. 4. Hellmode. 5. Blaugrau.
Stück M. —.75. Dtzd. M. 8.25.

Nr. 2313.
Seidener Panamastoff.
Farben: Crême mit bunt carrirt.
Stück M. —.90. Dtzd. M. 9.90.

Nr. 2322.
(Nur für Umlegekragen.)
Oben und unten zum Gebrauch eingerichtet.
Dunkelcarrirter Seidenstoff.
Farben:
1. Schwarz m. hellblau u. weiss
2. Braun „ mattblau „ „
3. Marine „ „ „ „
4. Braun „ „ „ gelb.
5. Marine „ gelb u. hellblau.
6. Stahlblau „ bordeaux u. „
Stck. M. —.75. Dtzd. M. 8.25

Nr. 2311.
(Für Steh- und Umlegekragen.)
Feingestreifter gemust. Atlas.
Farben: 1. Braun m. mattblau. 2. Marine mit roth. 3. Marine mit gelb. 4. Weiss mit roth. 5. Weiss m. schwarz. 6. Weiss mit gelb.
Stück M. 1.—. Dtzd. M. 11.—

Nr. 2371. (Nur für Stehkragen.)
Schön buntcarrirter Seidenstoff.
Grundfarben: 1. Bordeaux. 2. Marine. 3. Braun. 4. Weiss.
Stck. M. 1.—. Dtzd. M. 11.—.

Nr. 2354.
Gestreifter Atlas.
Farben:
1. Marine m. roth. 2. Marine u. weiss. 3. Schwarz m. hellblau. 4. Schwarz u. weiss. 5. Stahlblau m. roth. 6. Braun m. weiss.
Stck. M. 1.—. Dtzd. M. 11.—

Taschentücher mit bunten Kanten
für Damen und Herren.

Marke	Grösse in Cm.		Das Dtzd. ℳ
55	45	Batistleinenes Taschentuch mit bunt bedrucktem, aufgesteppten schmalen Saum	12.—
270	35	Weisses leinenes engl. Batisttuch mit buntbedruckter schmaler Hohlsaumkante	12
56	50	Batistleinenes Taschentuch mit bunt bedruckten Kanten	13.50
301	40	Weisses leinenes engl. Batisttuch mit 4 Cm. breiter, bunt bedruckter Hohlsaumkante	13.—
304	53	Weisses leinenes engl. Batisttuch für Herren mit bunt bedruckter Kante (Sportmuster)	12.50
309	43	Weisses baumwollenes Taschentuch mit aufgesteppten, bunt bedrucktem breiten Saum	4.—
26	45	Reinleinen m. eingewebter bunter Kante	5.50
27	50	Reinleinen m. eingewebter bunter Kante	6.50
53	50	Reinleinenes Taschentuch mit bedruckter bunter Kante	9.—
54	50	Reinleinenes kräftiges Herrentuch mit bedruckter bunter Kante	11.—
306	40	Reinleinenes Batisttuch mit 4 Cm. breitem Hohlsaum und mit geschmackvollen bunten Kanten	9.—

Sämmtliche Tücher sind gesäumt

Seidene Herren-Taschentücher.

Marke T. F. Grösse 55 Cm. Bunt gemustert auf rothem oder gelbseidenem Grunde.
Das Stück M. 3.75. Bei Abnahme von 6 Stück das Stück M. 3.50
Marke T. O. Grösse 65 Cm. Echt ostindische Taschentücher Bunt gemustert auf rothem oder gelbem Grunde.
Das Stück M. 4.—. Bei Abnahme von 6 Stück das Stück M. 3.50
Wir liefern diese Taschentücher gesäumt.

Grosses Lager von
Tricotagen u. Strumpfwaaren.
NORMAL-UNTERKLEIDER.
Anfertigung von Oberhemden nach Maass.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

Nº 22.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Zwei Menſchen.

Novelle von

Klaus Zehren.

III.

Auf Schloß Rheinfelden iſt es lebhafter geworden. Frau Oberſt Roland iſt ſchon vor Wochen eingetroffen, Fritz geſtern gekommen. Käthe fühlt ſich wie Kind im Hauſe. An Tante Emilie hat ſie ſich mit ihrem kindlichen Gemüt ſchnell angeſchloſſen. Die ruhige Freundlichkeit und Herzensgüte der alten Dame haben das Herz des faſt noch kindlichen Mädchens mächtig angezogen. Sie glaubt, ſelbſt beſſer geworden zu ſein durch den ſteten Verkehr mit Bodos Mutter. Früher war ſie leichtſinnig; gedankenlos that ſie, was ihr gerade einfiel, und oft zankte ſie ſich mit ihrer Mutter. Sie würde das jetzt in Tante Emilchens Gegenwart gar nicht wagen. Nur ungeduldig erträgt ſie oft die Bemerkungen und Aeußerungen der Mutter; dieſelben erſcheinen ihr oft ſo unzart, ſo unweiblich. Sie fühlt inſtinktiv, daß ihre Verwandten deren Meinung nicht teilen. Frau Roland iſt eben eine ältere Dame

Schlittenfahrt. Gemälde von A. Eggena.

wie die meiſten. Früher eine hübſche Frau, hat ſie zu Lebzeiten ihres Mannes, der Regimentskommandeur war, ein fröhliches Leben geführt, ohne große Sorgen, ohne fühlbare Einſchränkungen. Nachdem der alte Oberſt Roland zur großen Armee gegangen iſt, haben Einſchränkungen und Mißhelligkeiten aller Art auf der verwöhnten Frau gelaſtet, die nun allein auf die ſchmale Witwenpenſion angewieſen war.

Sie iſt dadurch launiſch, ungerecht gegen andere und berechnend geworden, — Eigenſchaften, die ſie früher wohl beſeſſen, die aber niemals bei ihrem ſorglos dahinfließenden Leben voll ans Tageslicht getreten ſind. Ihre einzige Hoffnung ruht jetzt auf ihrer ſiebenzehnjährigen Tochter und deren hübſchem Aeußern. Die Seele des Kindes zu bilden und zu veredeln, iſt ihr nie eingefallen, nur inſoweit, daß ſie demſelben ſchon ſeit Jahren Lebensklugheit einzuimpfen ſich bemüht, deren Quinteſſenz darin beſteht: Arme Mädchen, wenn ſie hübſch ſind und ein bißchen klug, können ſich mit Leichtigkeit ein glänzendes Schickſal ſchaffen. Es iſt dadurch ſchon manches häßliche Samenkorn in Käthes Herz getragen worden, welches von Natur nicht zum Berechnen geſchaffen iſt, ſondern ihr froh und ohne Zukunftsgedanken in der jungen Bruſt ſchlägt.

Das Verhältnis zwiſchen Käthe und ihrem Vetter iſt ein freundſchaftliches geworden. Er hat ihr, zu ſeiner Mutter größtem Erſtaunen, Reitunterricht gegeben, ſie mit aufs Feld genommen, wo die Ernte in vollem Gange iſt, und plaudert oft unbefangen, wenngleich ſtets in ſeiner ernſten, wortkargen Weiſe, mit ſeiner Couſine.

„Ich glaube, ſein Herz richtet ſich an der Lebendigkeit und Naivität Käthes etwas auf,“ denkt die Gräfin, wenn ſie die beiden zuſammen durch den Garten wandeln ſieht. — Käthe iſt das einzige Weſen, welches ſich erlaubt, den geſtrengen Vetter zuweilen zu necken.

Kein Menſch in ſeiner Umgebung würde das je wagen, obgleich ſie ihn alle lieben, die ihn genau kennen, wegen ſeiner Gerechtigkeit und ſeines guten Herzens.

Seine Untergebenen begrüßen ihn zwar freundlich und thun willig, was er auch immer anordnet, aber jedes laute Scherzwort, jedes Lied verſtummt doch ehrfurchtsvoll, wenn er unter ſie tritt.

Seine Stimmung iſt jetzt oft ſehr wechſelnd. Tagelang ſpricht er kein Wort, erſcheint völlig teilnahmslos, und doch fragt er dann ganz plötzlich: „Kommt Käthe heute zum Eſſen?“, wenn ſie zur Mittagszeit noch nicht zurück vom Forſthaus iſt, wo ſie oft einen ganzen Tag mit den ſchlichten Leuten im Walde lebt.

Als er neulich vierundzwanzig Stunden kein Wort geſprochen und bei Tiſch Fiſche herumgegeben werden, fragt Käthe den Vetter mit ſchelmiſchem Lächeln:

„Können Fiſche einen Ton von ſich geben?“

Bodo ſchüttelt den Kopf.

„Dann hüte Dich vor dem einen großen, von dem Du gerade nehmen willſt, der hat heute morgen gepiepſt, als er geſchlachtet wurde. Vielleicht iſt's kein Fiſch!“

Er ſieht ſie einen Augenblick überraſcht an und muß doch lächeln, wie er die Grübchen in ihren Wangen bemerkt und es in ihren Augen leuchten ſieht wie verhaltene Heiterkeit.

„Kleine Naſeweis!“ ſagt er, und ſie läßt es ſich ruhig von ihm gefallen.

Käthe hat es ſich in den Kopf geſetzt, der Vetter müſſe wieder werden wie früher; er thut ihr ſo leid mit dem nagenden Kummer im Herzen, und ſie freut ſich über jedes Lächeln, über jedes Wort, welches ſie ihm durch Scherz oder teilnahmsvolles Eingehen auf ſeine Anſicht entlockt.

Sie iſt von Natur ein gutmütiges Weſen und mag gern alle um ſich froh und heiter ſehen.

Fritz und ſeine Couſine ſind bereits die beſten Freunde. Er immer fidel, voll luſtiger Späſſe, der elegante Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, dabei hübſcher als der ältere Bruder, mit dunkleren Haaren und Augen.“

„Gibſt Du mir das Armband wieder, welches Du mir eben entriſſen haſt!“

Statt der Antwort entſchlüpft ſie ihm wie eine Eidechſe und ſpringt ein paar Schritte fort, ihm den geraubten Gegenſtand lachend entgegenhaltend.

„Hoho, nicht ſo heftig, Herr Vetter! Seit wann tragen Männer ein Armband? Ich will leſen, was darauf ſteht. Gewiß eine holde Erinnerung!“

Nun beginnt die Jagd um den großen grünen Raſen und die Bosketts. Viktor läuft jauchzend hinterdrein.

Die flinke Käthe läßt ſich nicht ſo leicht haſchen. Endlich hat er ſie am Handgelenk erfaßt, während ſie ihre Beute krampfhaft mit der freien Hand in die Höhe hält und die feinen Finger feſt darum ſchließt. Ihre junge Bruſt wogt heftig auf und ab nach dem eiligen Lauf; roſig ſchimmert ihr Hals durch das leichte Tüllgewebe, welches den Ausſchnitt des Sommerkleides ſchließt.

Der junge Mann ſieht es; er blickt entzückt in ihre blitzenden Augen und auf die ſchwellenden, halb geöffneten Lippen.

„Jetzt hab' ich Dich, gib Deine Beute her!“

„Erſt bitten!“ lacht Käthe und ſtellt ſich auf die Fußſpitzen.

„Gut, laß mich mit einem Kuß die Finger löſen, welche mein Eigentum feſthalten.“

Sie ſenkt den Arm und hält ihm die kleine geſchloſſene Hand hin. Raſch drückt er ſeine Lippen darauf, bis ſich endlich die Finger öffnen und das Armband freigeben.

„Siehſt Du, hübſch bitten, Fritz!“

Mit unnachahmlicher Grazie ſtreift ſie die wirren Haare aus der erhitzten Stirn zurück.

„Ah, ſuperb!“ klingt hinter ihnen eine Frauenſtimme. „Hier werden wohl Schäferſpiele getrieben im neunzehnten Jahrhundert?“

Käthe fährt mit einem leichten Schrei herum und ſteht unmittelbar vor einer hochgewachſenen Dame in eleganteſter Sommertoilette.

„Welche Ueberraſchung, Frau von Lehndorf!“ ſagt Graf Fritz und küßt den zartgelben Handſchuh der Dame. „Sie erſcheinen wie eine Fee des Waldes plötzlich unter uns. — Meine Couſine, Käthe Roland! Frau von Lehndorf!“

„Aber hoffentlich als gütige Fee.“

Mit liebenswürdigem Lächeln reicht ſie Käthe die Hand.

„Darf ich Sie zu meiner Mutter führen, gnädigſte Frau? Sie wird ſehr erfreut ſein, nach ſo langer Abweſenheit Sie wieder begrüßen zu können.“

Käthe geht hinter den beiden her und denkt unmutig: „Jetzt wird es ungemütlich, und noch dazu eine junge Frau, die ſind immer prätentiös.“

Sie vergrößert den Abſtand von den Vorausſchreitenden immer mehr und biegt ſchließlich in einen Seitenweg ab, der zum Hauſe führt, um ihre etwas derangirte Toilette wieder in Ordnung zu bringen.

Der Beſuch der Frau von Lehndorf hat nicht lange gedauert.

Sie habe noch mehrere Beſuche in der Umgegend zu machen, hoffe aber, ihre Nachbarn bald einmal bei ſich zu ſehen, ſagt die junge Witwe.

Käthe lugt aus ihrem rebenumrankten Fenſter und ſieht gerade Bodo mit Frau von Lehndorf unter demſelben vorbeigehen.

„Es iſt unglaublich einſam auf Lehndorf,“ hört die Lauſcherin die Dame ſagen, „dabei gibt es niemand, der ſich mit Verſtändnis um die Wirtſchaft kümmert; ich muß natürlich alles auf Treu und Glauben dem Verwalter überlaſſen.“

„Wenn Sie geſtatten, gnädigſte Frau,“ antwortet ihr Begleiter mit ſeiner tiefen, ruhigen Stimme, „ſo —“

Das folgende kann Käthe nicht mehr verſtehen.

Die Tante und ihre Mutter ſitzen mit Fritz noch zuſammen und unterhalten ſich über die Perſönlichkeit des eben gegangenen Beſuchs.

„Unſere Fee hat ſehr bedauert, daß ihr neugewonnener Schützling nicht wieder zum Vorſchein gekommen iſt,“ ruft Fritz der ſich nähernden Couſine zu.

„Hoffentlich hat ſie ihren Zauber nicht um Dein Herz gelegt,“ lacht Käthe, unbefangen neckend.

Fritz iſt etwas eitel und denkt: „Haha, ein bißchen eiferſüchtig!“

Die älteren Damen ſetzen ihr Geſpräch fort.

„Frau von Lehndorf hat mir damals vor fünf Jahren ſehr leid gethan, als ſie ohne Neigung den kränklichen Mann aus Vernunftrückſichten heiraten mußte,“ meint die Gräfin Welcken.

„Bah, es war das Dümmſte nicht, was ſie that! Jetzt iſt ſie Witwe, noch jung, hübſch, alleinige Beſitzerin von Lehndorf und kann ungenirt dem Zuge ihres Herzens folgen,“ wirft Fritz nachläſſig ein und balancirt auf der Spitze des Zeigefingers ein leichtes Spazierſtöckchen.

„Ihr jungen Leute denkt über ſo etwas noch leichtſinnig; wir älteren Frauen wiſſen, daß eine Heirat ohne Neigung nie ohne ſchädlichen Einfluß auf das Gemüt der Frau bleiben kann.“

„Vorausgeſetzt, daß das Gemüt eines Mädchens überhaupt noch Schaden nehmen kann, welches ohne Liebe heiratet,“ ſpottet Bodo ſarkaſtiſch und ſetzt ſich zu den anderen.

„Urteile nicht ſo hart!“ mahnt die Gräfin.

„Ich bin ganz Deiner Anſicht, lieber Neffe,“ fällt eifrig Frau Roland ein und betrachtet, ohne aufzublicken, liebkoſend ihre gut gepflegten Hände. „Ich halte es auch für einen unverantwortlichen Betrug gegen den betreffenden Mann und begreife nicht, wie Eltern gewiſſenlos genug ſein können, eine Tochter zu überreden, aus Vernunftgründen in eine paſſende Verbindung zu willigen.“

Eine Sekunde lang ruht Bodos ſtahlgraues Auge prüfend auf den Zügen ſeiner Tante, dann wendet er den Blick langſam zu Käthe.

Ein bitteres Lächeln zuckt um ſeinen Mund, während ſeine Hand über Viktors braunes Gelock ſtreicht, der zwiſchen ſeinen Knieen lehnt.

Käthe ſteigt das Blut heiß in den Kopf, heftig ſteht ſie auf und geht eilig fort, um ſich eine Handarbeit zu holen, wie ſie ſagt.

Stimmt die Bemerkung ihrer Mutter mit dem überein, was ſie damals Bodo erzählte von ihrer vernünftigen Erziehung? Was muß Bodo von ihr denken? Das iſt der Gedanke, der ihr nicht aus dem Sinn kommt, als ſie durch die verſchlungenen Wege des großen Gartens dahineilt.

Er muß uns beide für falſche und berechnende Frauen halten, die denſelben geheimen Zweck verfolgen und ſich unvorſichtigerweiſe nicht über die Wege, welche dahin führen, ins Einvernehmen geſetzt haben. Gerade daß er, der über alles ſo ſcharf nachdenkt, der durch unverſchuldetes Unglück verbittert iſt, das von mir denken muß!

Ihr laufen die hellen Thränen über die Wangen.

Und dabei kann ich nichts thun, jedes entſchuldigende Wort muß ihn noch mißtrauiſcher machen.

Sie fühlt ſich ſo unglücklich, wie ſich überhaupt ein ſiebenzehnjähriges Mädchen fühlen kann, welches in ſeinem bisherigen Leben noch nie über ſich und andere nachgedacht hat und zum erſtenmale bemerkt, daß die Menſchen nicht in uns hineinſehen können, ſondern uns nach unſerem Thun, unſeren Worten beurteilen müſſen.

Sie iſt ſo unglücklich, — daß ſie jetzt, als ein Häschen ihr auf dem Weg entgegengelaufen kommt und, erſtaunt in geringer Entfernung Halt machend, ſich poſſierlich auf die Hinterläufe ſetzt und das junge Mädchen neugierig anäugt, lächeln muß.

„Ich bin nicht ſo ſchlecht, wie er glaubt,“ denkt ſie. „Selbſt der furchtſame Haſe hat kein Mißtrauen. Aber Lampe ſoll Angſt vor mir haben, nun gerade — wie kann das dumme Tier mir etwas Gutes zumuten?“

Eilig läuft ſie auf den Haſen los und lacht hell auf, wie derſelbe in drolligem Ungeſtüm mit langen Sprüngen das Weite ſucht.

In den nächſten Tagen bekümmern ſich Käthe und Bodo gar nicht um einander. Käthe, weil ſie ſich ſagt, daß der wortkarge, mißtrauiſche Menſch ihr ganz gleichgiltig ſein kann, und Bodo, weil er ſich in ſeiner verſchloſſenen Art überhaupt niemand nähert, ſondern höchſtens geſtattet, daß andere ihm entgegenkommen.

Fritz hat den Vorteil, und amüſirt ſich köſtlich mit ſeiner Couſine. Nur Viktor läuft den ganzen Tag wie ein treuer Hund neben ſeinem ernſten Vetter her. Der muntere Knabe hat Vertrauen zu dem großen Bodo gefaßt; derſelbe ſetzt ihn oft aufs Pferd, nimmt ihn mit auf die Jagd und hat augenſcheinlich an dem lebhaften kleinen Burſchen Gefallen gefunden.

*

Die Zeit der Parforcejagden, welche die benachbarten Gutsbeſitzer der Gegend alljährlich gemeinſchaftlich arrangiren, iſt gekommen.

Der Nebel iſt ſo dicht, daß man nicht zehn Schritte weit ſehen kann.

Auf Rheinfelden iſt Rendezvous. Die Meute kläfft und heult durcheinander. Der Rüdemeiſter muß die lange Peitſche häufig dazwiſchenfahren laſſen, um die aufgeregten Hunde zu beruhigen.

Alles iſt im Jagdkoſtüm: rote Röcke und weiße Beinkleider.

Käthe, die einzige mitreitende Dame, trägt ein grünes Reitkleid, welches höchſt vorteilhaft die Schmiegſamkeit und zarten Formen ihrer ſchlanken Figur zur Geltung bringt. Auf ihren krauſen braunen Haaren ſitzt anmutig kokett ein kleiner ſchwarzer Herrenhut.

Fritz hat ihr bereits die überſchwenglichſten Komplimente gemacht.

Die Herren drängen ſich dazu, der lieblichen Erſcheinung vorgeſtellt zu werden, und bitten galant Diana, wie ſie Käthe neckend nennen, um ihre allmächtige Hilfe zum Gelingen der Hetze.

Es iſt ein hübſches, lebhaftes Bild. Scherzworte fliegen hin und her, die Pferde ſchnauben und ſcharren aufgeregt den Kies; ſie freuen ſich aufs muntere Jagen über die braune Heide und durch herbſtlichen Wald. Hell tönt das Signal zum Abreiten über den Hof. Langſam, gruppenweiſe ſetzt ſich die Geſellſchaft in Bewegung.

Neben Käthe reitet Fritz und belehrt dieſelbe über die Regeln der Jagd, macht launige Bemerkungen über alle Anweſenden und bemüht ſich, das reizende Mündchen ſeiner Couſine zu häufigem hellem Lachen zu zwingen.

„Wenn ich bitten darf,“ ſagt plötzlich neben ihr eine tiefe, wohlbekannte Stimme, „ſo halte Dich immer in meiner Nähe, Couſine. Meine Mutter hat mir die Sorge für Dich übertragen. Ich möchte ihr Vertrauen rechtfertigen.“

Sie nickt nur ernſt mit dem Kopfe. Am liebſten hätte das junge Mädchen geantwortet: „Wenn Du nicht aus freien Stücken über mir wachen willſt, dann laß mich lieber zu Hauſe.“

Sie wagt es aber nicht zu ſagen. Unmutig drückt ſie ihre weißen Zähne auf die Unterlippe.

Sie reitet zwiſchen den Brüdern. Der eine, voll Leben und Uebermut, zügelt nur mit Mühe ſein unruhiges Pferd, er iſt ſelbſt nervös erregt wie ſein Tier vor der Jagd.

Schön iſt der junge Graf Welden. Seine elaſtiſche, ebenmäßige Figur wird durch den Jagdanzug in das beſte Licht geſetzt. Uebermütig blitzen ſeine Augen unter den dunklen Brauen.

„Ein ſchöner Mann!“ denkt Käthe und ſtreift ihres Vetters Geſtalt mit einem kurzen, freundlichen Seitenblick.

Auf der andern Seite ſitzt Bodo feſt und gerade im Sattel. Seine Figur iſt faſt zu reckenhaft und kräftig für die elegante Kleidung. Das Pferd ſchreitet ruhig mit ihm dahin, es wagt nicht, einen Schritt anders zu thun, wie ſein Reiter es wünſcht, obgleich das Geräuſch, mit welchem das Tier häufig den Atem pruſtend durch die geöffneten Nüſtern in den Herbſtnebel hineinſtößt, und der Schaum, der in weißen Flocken vom Gebiß herabrollt, genugſam beweiſen, wie ſchwer ihm die erzwungene Ruhe wird.

Bodo ſelbſt ſieht aus wie immer, und doch ſcheint es Käthe, als ob in dieſem Moment unter ſeinen feſten, unbeweglichen Zügen eine innere Aufregung wie Glut unter dunkler Aſche ſich verſtecke.

Da tönt zuerſt vereinzelt vor ihnen durch den Buchenwald das Lautwerden der Hunde. Allmählich fällt ein Hund nach dem andern ein, und nach wenigen Sekunden ſchallt friſch und melodiſch das Geläute der auf der Fährte jagenden Meute durch die hellhörige Herbſtluft.

„Ein Fuchs!“ geht die Kunde von Mund zu Mund.

„Glück auf,“ ruft Fritz laut, „Diana iſt uns gnädig!“

In weiten Sprüngen ſauſt er vorwärts, den anderen nach.

„Jiff, jaff, jiff, jaff!“ geht es durch den Wald mit hellem Klang.

„Halt Deine Nora zurück, Käthe!“ ſagt Bodo, obgleich ſeine Augen jetzt auch blitzen vor Jagdluſt. „Laß ſie nur alle gleich wie unſinnig jagen, nachher haben ſie müde Pferde. Ich kenne das bei der erſten Hetze. Gib acht, bald haben ſie die erſte Fährte überrannt. Reineke läßt ſich nicht ſo leicht faſſen.“

Wirklich beſtätigten in dieſem Augenblick das Verklingen der Hunde und laute, unmutige Ausrufe der bereits zurückeilenden Jäger ſeine Worte.

Die ganze Jagd kommt zurück. Die Hunde haben in dem Eifer und Ungeſtüm, mit dem die Jagd begonnen, die Fährte gewechſelt und ſind einem aufgeſcheuchten Haſen nachgeprellt.

Jetzt ſind die aufgeregten Tiere wieder gekoppelt, und der Finder wird vom Meiſter wieder auf die richtige Fährte geſetzt.

„Such, ſuch's, ſo recht! Wo iſt das Füchschen?“ redet er dem erfahrenen Hunde zu.

Endlich gibt derſelbe Laut, er hat die Fährte aufgenommen. Die Jagd beginnt von neuem, nur mit mehr Vorſicht.

Im Trab und kurzem Galopp folgen die Jäger dem Laut der hetzenden Hunde. Jetzt geht es aus dem Walde heraus auf die Heide; der Fuchs verſucht ſich nicht mehr zu drücken, er geht geradeaus vor den Hunden. Das Tempo wird raſcher.

Ueber jener Höhe verſchwindet eben die rote Lunte des Wildes.

„Das wird eine heiße Jagd,“ ſagen die erfahrenen Herren; „nicht zu heftig, wir brauchen nachher die Kräfte!“

Hügel auf, Hügel ab geht es vorwärts.

Der Nebel hat ſich geſenkt, die Septemberſonne ſcheint bereits warm auf die Heide.

Jetzt kommt ein Dorf. Der Fuchs iſt in ſeiner ſchnurgeraden Flucht durch die Gärten gegangen; da gibt es Hinderniſſe. Schon iſt einer oder der andere Reiter zurückgeblieben, mancher fliegt kopfüber in die Kohlköpfe der Gärten. Käthe glüht, ſie iſt in unbeſchreiblicher Aufregung, ohne Kenntnis der Gefahr. Ihre Nora nimmt ja jedes Hindernis ſpielend. Immer neben ihr, Seite an Seite, galoppiert Bodo. Sie ſieht ihn verſtohlen von der Seite an. Wie ſeine Augen glühen unter der weit vorragenden Stirn! Ein heiteres Lächeln lagert um ſeinen Mund. Freundlich nickt er ihr zu wie einem guten Kameraden.

„So iſt's recht, Käthe, laß nur den Gaul ungeniert gehen, er macht es von ſelbſt, ich habe alles mit ihm vorher geritten; wo er die Naſe herankriegt, geht er auch hinüber. Hopp, das war ein tüchtiger Sprung über das Koppelrick. Nur ruhig ſitzen und das Pferd nicht ſtören.“

Jetzt ſind ſie wieder auf freiem Felde, die Hunde jagen bereits mit Sicht.

„Verflucht,“ ruft Fritz und preſcht von hinten an die beiden heran, „der Fuchs geht durch den Landgraben, hier iſt auf eine Stunde Weges keine Brücke und drüben der Lehndorfer Wald! Wenn der Fuchs den annimmt, iſt er für uns verloren. Ob man den Graben wohl nehmen kann? Er iſt ſeine zehn Fuß breit mit ſchlechten Rändern.“

„Ich nehme ihn und koſtet's die Knochen!“ ſagt Bodo. „Reiteſt Du mit, Käthe? Die Nora ſpringt's.“

„Wo Du hinreiteſt, gehe ich mit!“ antwortet ſie und wirft übermütig die Locken aus der Stirn. Sie fühlt keine Furcht neben ihm.

„Aber feſt ſitzen!“ ruft er und muntert ſein Pferd auf.

Da iſt der Graben, breit und tief, mit trübem, ſchlammigem Waſſer. Hopp! Im fliegenden Satz ſauſt Bodo hinüber, Käthe ihm nach, obgleich Fritz hinten ſchreit: „Es iſt tollkühn für eine Dame, laßt es!“

Fritzens Pferd refüſiert, wütend bearbeitet er den Gaul mit Peitſche und Sporn.

Sein Bruder wirft nur einen kurzen Blick zurück und ſieht faſt neben ſich Käthe.

„Bravo, Kind, nun laß die Nora fahren, wir müſſen den Fuchs gleich haben!“

Tief beugt er ſich herab auf den ſchaumweißen Hals ſeines Renners.

Nora ihm zur Seite. Die beiden Pferde kämpfen wie auf der Rennbahn.

Da haben die Hunde den Fuchs.

Im Nu ſind die beiden heran. Bodo, vom Pferd herunter, fährt mit der Peitſche unter die Meute und hebt mit freudeſtrahlendem Antlitz Reineke an der Lunte in die Höhe. Käthe lacht ihm vom Pferd herunter mit vor Aufregung brennenden Wangen entgegen.

„Weidmanns Heil!“ ruft ſie laut.

Bodo nimmt das Horn von der Schulter, und luſtig ſchallt das Halali über die weite Heide.

Allmählich kommen die anderen alle herangeſprengt; die meiſten haben auf einem großen Umweg ſich eine Brücke geſucht, weil Pferd oder Reiter den Sprung über den breiten Graben verſagten.

Alle ſtaunen Käthe an. Ihr gebühre die Fuchslunte!

Sie ſucht errötend die überſchwenglichen Lobeserhebungen von ſich abzuweiſen. Nach der Aufregung kommt die Ernüchterung. Es erſcheint ihr plötzlich faſt unpaſſend, ſie allein unter all den jungen Herren. Manch keckes Wort und derber Reiterausdruck kommt ihr zu Ohren, den ſie ſonſt nie vernommen und der ſie, wenn auch nicht verletzt, ſo doch unangenehm berührt.

Die Herren, meiſt unbefangene Landjunker, denken gar nicht daran, in Käthes Anweſenheit auch nur das geringſte Unziemliche zu finden. Sie iſt ja mit Bodo Graf Welden da, der könnte ihr Vater ſein, wenn nicht an Jahren, ſo doch dem Weſen nach.

Etwas unſicher geht ſie auf Bodo zu, der ſeitab mit ſeinem Bruder ſteht. Sie hört, wie letzterer etwas unmutig ſagt:

„Nun, ihr ſeid brav geritten, Du und Käthe. Ich glaube aber doch, daß die Couſine in meinem Schutze ſicherer geweſen wäre.“

Bodo ſieht finſter aus wie immer.

„So? — mag ſein!“ antwortet er; „iſt ihr etwa irgend etwas zugeſtoßen?“

Jetzt bemerkt er Käthe.

„Du willſt gerne fort nach Hauſe, nicht wahr? Ich werde gleich zum Aufbruch mahnen.“

Käthe nickt. — Wie genau er ihre Bitte erraten hat!

Die Reitgeſellſchaft ſetzt ſich langſam in Bewegung nach Lehndorf, wo die Gutsherrin dieſelbe zum Diner erwartet. Ihre beiden Brüder ſind auch mitgeritten.

Käthe reitet an der Spitze des Zuges. Sie iſt nachdenklich. Plötzlich ſagt Bodo neben ihr in gedämpftem Tone, ſo daß es die anderen nicht hören können: „Mich reut's, daß ich wie ein Toller Dich zu dem waghalſigen Reiten verführte. Ich habe meiner Mutter Auftrag ſchlecht erfüllt. Man iſt eben zu nichts mehr verwendbar.“

Er ſagt es mit unendlicher Bitterkeit gegen ſich ſelbſt. Käthe blickt ihn freundlich an und reicht ihm die Hand.

„Sage das nicht, Vetter; uns riß die Paſſion beide fort. Was ſchadet es! Wir ſind wohl und geſund, und mir war es eine Freude, Dich endlich einmal voll den Augenblick mit ſeiner Aufregung genießen zu ſehen.“

Sie ſagt die letzten Worte faſt zögernd.

Bodo antwortet nichts, aber einen Moment ruht ſein großes Auge mit dankbarem Ausdruck auf ihrer lieblichen Erſcheinung.

•

In Lehndorf ſtehen Frau von Lehndorf und ihr greiſer Vater, der alte Oberſt a. D. von Plankwitz, umringt von der Gräfin Welden, Käthes Mutter und Bruder, ſowie von anderen jungen und älteren Damen der Nachbarſchaft, vor dem großen, maſſiven Herrſchaftshauſe.

„Bomben und Granaten,“ ruft der alte Oberſt, „da kommen ſie! Wie die Kleine ſicher zu Pferde ſitzt! Gratuliere zu der reizenden Tochter, Frau Roland — ein wahres Blitzmädel!“

Allgemeines Begrüßen und Erzählen der Jagderlebniſſe folgt nach der Ankunft.

Oberſt Plankwitz hält Käthes beide Hände in den ſeinen und ſchüttelt dieſelben, als ob er die Arme aus den Gelenken reißen wollte.

„Sie ſind ja ein Tauſendſaſa, Fräulein Käthe. Die erſte beim Halali! Iſt überhaupt noch nicht dageweſen. Wenn Sie lange hier in der Gegend bleiben, verdrehen Sie dem jungen Männervolk auf ſechs Meilen in der Runde den Kopf. — Na, nur nicht geziert!“ ruft er und hebt ihr über das aufrichtige Kompliment verlegen geſenktes Köpfchen in die Höhe. „Wer ſo reitet und nebenbei ſolch ein hübſches Geſicht hat, braucht nicht zu thun wie ein Mädel, das zum erſtenmal ein langes Kleid anzieht. Nur nicht gemuckſt! Müßten ja Waſſer in den Adern haben, die jungen Leute, wenn's anders wäre!“

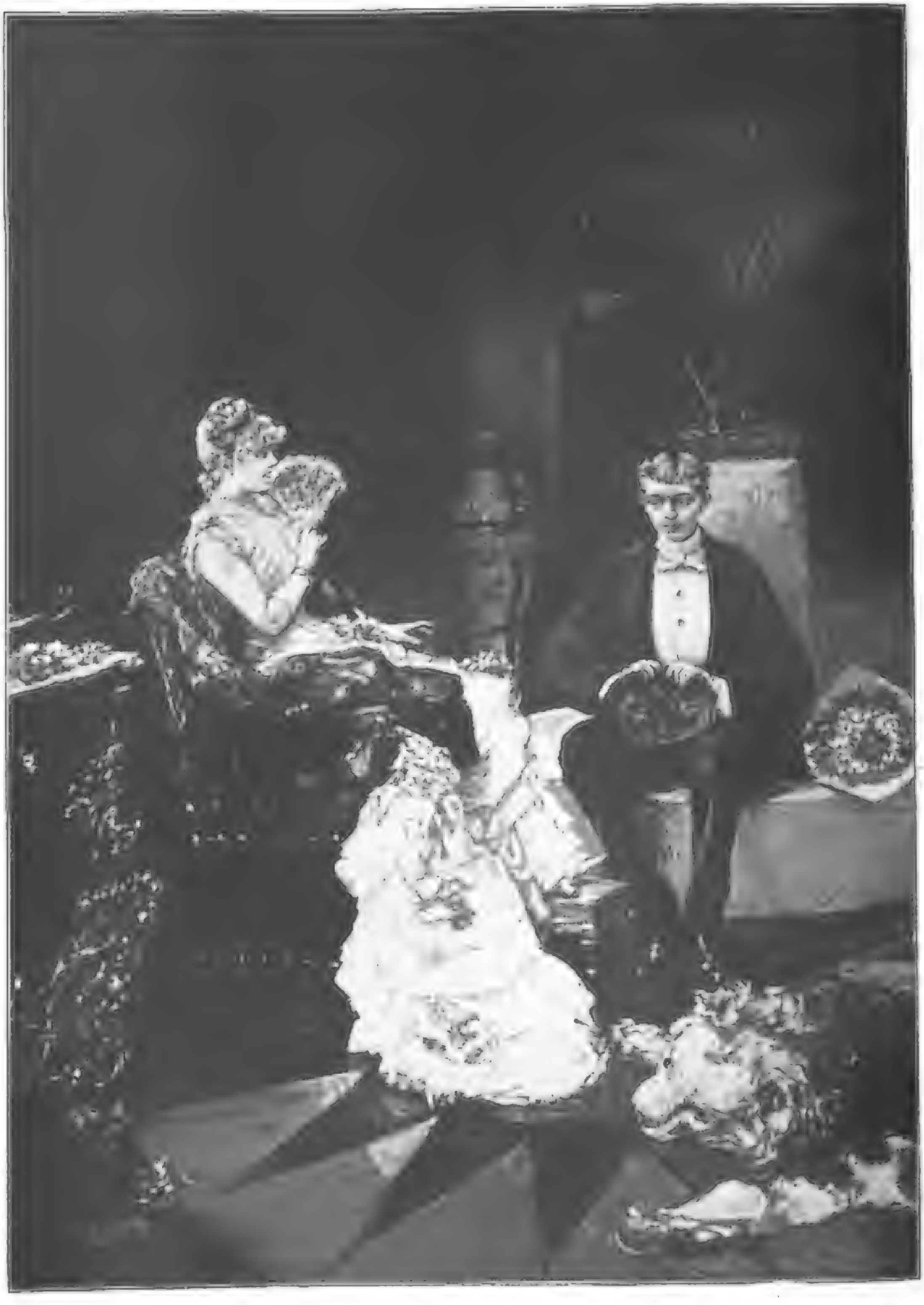
Käthe lacht wieder freundlich, ſie kann dem alten, offenen Herrn doch nichts übel nehmen.

Ihre Mutter umarmt ſie herzlich.

„Gott ſei Dank, daß ich Dich heil und geſund wieder habe, mein Kind!“ ſagt ſie, glückſtrahlend über das Ausſehen, welches ihre Tochter erregt.

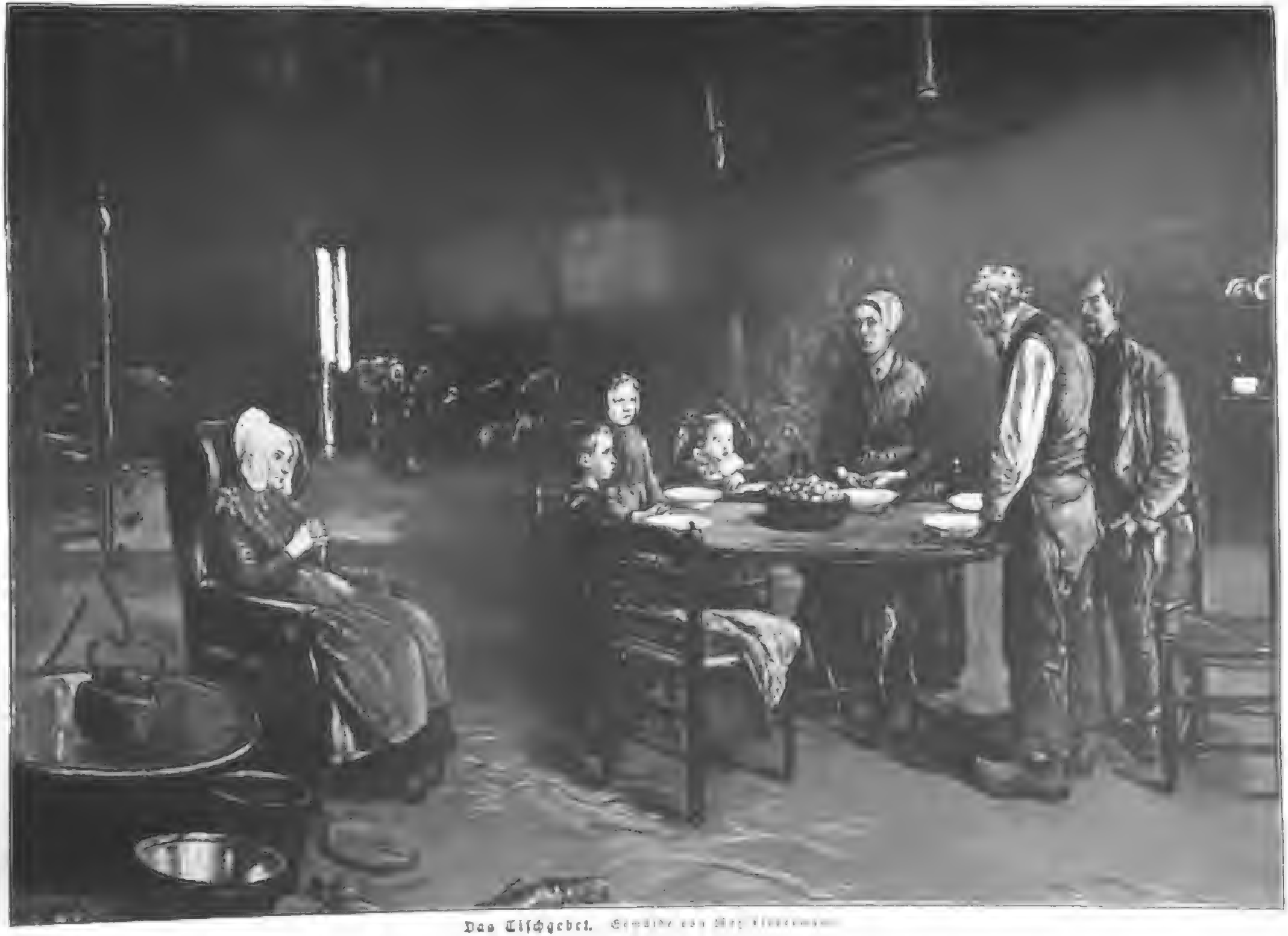
(Fortſetzung folgt.)

d by Google



Der erſte Schritt in die Welt. Gemälde von E. L. Garrido.

Nach einer Photographie der Photographiſchen Union in München



Das Tiſchgebet. Gemälde von Max Liebermann.

Frauentypen aus der amerikaniſchen Geſellſchaft.

Von

Ant. Andrea.

2. Das vornehme Mädchen.

Mais-gelb, himmelblau, weiß und roſa — das ſind die Farben, welcher Frau Natur ſich bediente, als ſie Miß Margaret Barker ſo blumenhaft blond und zart ſchuf. Sie erreicht kaum das gewöhnliche Mittelmaß und zeigt bereits in der ſanften Rundung ihres Wuchſes, daß ſie etwas zur Fülle geneigt iſt. Im Einklang damit ſind ihre Bewegungen gemeſſen, und ihr Gang iſt ruhig, rhythmiſch gleichmäßig. Zu der maleriſchen Helle ihres feinen Kopfes ſtehen ihr die dunklen Gewänder, welche ſie mit Vorliebe trägt, vortrefflich. Sie lacht nie laut, lächelt jedoch gern, mit einer gewiſſen matten Freundlichkeit, etwa wie die klare Dezemberſonne, wenn ſie ſich redlich bemüht, die ihr entrückte, frierende Erde zu beſcheinen. Ihre Stimme hat jenen klaren, feinen Halbflüſterton, von welchem der engliſche Dichter behauptet, daß er der größte Reiz des Weibes ſei; ſie gibt ſich Mühe, ihn niemals fallen zu laſſen. Jede Aufregung erſcheint ihr unſchicklich; ſorgfältig vermeidet ſie, erhitzt oder erregt auszuſehen. Sie liebt große Geſellſchaften, huldigt aber wenig dem Tanz; außer der Quadrille geſtattet ſie ſich höchſtens noch den „Boston-Glide-Waltz“, der eigens für ſie erfunden ſein könnte, weil er im Grunde nur zur Abkühlung dient und der einzige Tanz iſt, welcher das Recht der langen Schleppe an der Balltoilette anerkennt. Die Hauptbedingung des Boſtons iſt, daß der Herr ſeine Tänzerin mit Kraft und Anmut im Arme hält.

„Ich bitte! Fangen wir endlich an!“ ſagt Miß Margaret Barker zu ihrem Partner, der beinahe ſchon fünf Minuten, den Arm um ihre geſchmeidige Taille gelegt, unbeweglich mit ihr in der Reihe der Tanzenden ſteht.

„Ich meine, Miß Barker, es tanzte ſich ſo, im Stehen, recht angenehm! Wir haben noch obendrein den Vorteil, unſeren Platz nicht wechſeln zu müſſen.“

„Sie ſind shocking, Mr. Vaughan! Führen Sie mich zu meiner Mutter! Ich werde keinen Walzer mehr mit Ihnen tanzen.“ Sie hält ihr Wort, obgleich ſie es, freundlich lächelnd, wie im Scherze gibt . . .

Wenn Miß Margaret den Ball verläßt, ſieht ihre Toilette noch eben ſo friſch, ihr Haar ſo wohlgeordnet, ihr Geſicht ſo zart und kühl aus wie bei ihrem Eintritt in den Saal.

Die Heimat der „Barkers“ iſt Philadelphia, die ſtille, altpatriziſche Quäkerſtadt, wo ein Haus dem andern zum Verwechſeln ähnlich ſieht, die weißen Marmortreppen — wer weiß, wie viele tauſende? — vor den Hausthüren alle zur ſelben Stunde des Morgens abgewaſchen werden; wo man ſich wegen der wunderbaren Regelmäßigkeit der Straßen ſo [illegible]

Ihre Eltern ſind wohlhabende Leute, Inhaber eines großen Lederwarengeſchäfts, denen die Erziehung und das Glück der Kinder ſehr am Herzen liegt. Der ältere ihrer Söhne hat in Heidelberg Medizin ſtudiert, der jüngere befindet ſich auf der Univerſität zu Cambridge (bei Boſton). Er wird wahrſcheinlich „Minister“ der Episkopalkirche werden.

Margaret hat einen guten Unterricht genoſſen. Sie treibt mit Verſtändnis Muſik, ſingt nach ihrer eigenen Klavierbegleitung mit einer ungemein ſympathiſchen, glockenreinen, kleinen Stimme und lieſt gute Bücher und Zeitſchriften. Sie iſt ſtreng gläubig, verſäumt nie die Kirche, hält eine Klaſſe in der Sonntagsſchule und iſt ſtets die erſte zur Morgenandacht, obgleich ſie gern lange ſchläft.

Des Sonntags geht ſie zu keinem Vergnügen und empfängt auch keinen Beſuch, lieſt nur die „Kirchenzeitung“ und ſpielt und ſingt Choräle.

Die geſamte Dienerſchaft verehrt ſie; nie hört man ein lautes, unzufriedenes Wort aus ihrem Munde; nie ſieht man eine Falte des Unmuts, einen Schatten von ſchlechter Laune auf ihrer weißen Stirn . . .

Im Sommer reiſt Margaret mit ihrer Mutter nach Newport, wo ſich nach und nach auch die übrigen Familienmitglieder einſtellen. Ueberall begegnet man ihr mit Zuvorkommenheit; alle Leute haben ſie beſonders gern. Es gibt keinen Herrn ihrer Bekanntſchaft, der nicht bei Nennung ihres Namens in Gedanken den Hut zieht. Sie genießt die Sommerfriſche mit Ruhe und Verſtand, denn ſie dient ihr mehr zur Erholung als zur Zerſtreuung. Wie ſich ihre Toiletten in Philadelphia durch vornehme Einfachheit auszeichnen, ſo in Newport durch ſchmuckloſe Sauberkeit. Ihr Hauptvergnügen iſt das „Boating“. Sie rudert ſehr geſchickt und verſteht wie ein Lotſe das Steuer zu führen.

Einſt wurde ſie auf dem Meer vom Unwetter überraſcht. [illegible]

„Hat man uns am Strande noch nicht bemerkt, Bob?“ Sie mußte ihre Stimme ungewöhnlich anſtrengen, um ſich in dem Rauſchen und Brauſen der Elemente hörbar zu machen.

„Ich glaube es, Miß! Wenn ich nicht irre, kommt uns jemand zu Hilfe!“ erwiderte der alte Fährmann, dem faſt der Atem ausgegangen war.

„Das iſt gewiß mein Bruder. Werden wir uns ſo lange halten können, Bob?“

„Ich hoffe es, Miß! Der Wind ſcheint gerade nicht ſtärker zu werden und kommt uns wenigſtens nicht mehr direkt entgegen.“

Bob hatte recht. Es nahte Rettung: ein größeres Fahrzeug mit zwei Matroſen, dem Bruder Margarets und einem jungen Herrn — Studienfreund des letzteren — der erſt dieſen Morgen in Newport eingetroffen war.

Miß Barker fühlt ihre Kräfte merklich ſchwinden. Sie bebt am ganzen Körper; die naſſen Kleider kleben ihr ſchwer an den zarten Gliedern; ihre Handſchuhe ſind zerriſſen.

„Hallo! Da ſind wir, Margaret!“ ruft ihr Bruder herüber. Es war die höchſte Zeit. Die beiden Fahrzeuge haben ſich faſt erreicht, werden aber von dem tobenden Element immer von neuem auseinandergeriſſen.

„Ihre Hand, Miß!“ ruft der junge Fremde, eine kraftvolle, energiſche Erſcheinung, ein Deutſcher.

Platſch! ſchlägt das kleine Segelboot vom Rücken einer Woge in die ſchäumende Tiefe, daß das Waſſer es beinahe bedeckt.

„Edmund,“ ſagt Miß Barker zu ihrem Bruder, ſobald ſie den Mund zu öffnen im ſtande iſt, indem ſie eine verzweifelte Anſtrengung macht, laut zu ſprechen und das widerwärtige Zähneklappern zu unterdrücken, „ſtelle mir gefälligſt den Herrn vor!“

Und durch das Sauſen und Heulen des Sturmes, das Rollen und Donnern des Meeres dringt es undeutlich an das kleine Ohr der Schiffbrüchigen:

„Graf von Radewitz! — Meine Schweſter Margaret!“

Einen Augenblick läßt das heftige Schaukeln und Wiegen der beiden Fahrzeuge ſo weit nach, daß der Fremde Margarets ſinkende Hände erfaſſen kann. Sie ſchwingt ſich in das Rettungsboot und ſinkt halb tot, aber ohne einen Laut und mit der tadelloſen Haltung einer Lady — ihrem Bruder in die Arme . . .

Ehe die Familie Barker Newport verläßt, hält Graf Radewitz um Margarets Hand an.

Jetzt iſt ſie eine glückliche Frau und Mutter zweier prächtigen Buben. Sie iſt ihrem Gemahl nach Dresden gefolgt, wo ſie einen vornehmen, aber nicht großen Hausſtand führt. Ihr jüngſter Bruder befindet ſich ſeit einigen Monaten als Gaſt bei ihr.

Kürzlich war die letzte Trägerin des Namens eines alten, verſunkenen Fürſtengeſchlechts von der jungen Gräfin zu einer kleinen Abendgeſellſchaft geladen. Die alte Dame ſprach lang und breit über „angeborene Vornehmheit“ und „natürliches Taktgefühl“. Höflich ſchweigend hörte die blonde Hausfrau zu, bis ſich zuletzt auf ihrem zarten Geſicht ein Ausdruck von Ermüdung hervorwagte. Da ſtand Graf Radewitz auf, reichte ihr lächelnd die Hand — eine Umarmung hätte ſie ihm wahrſcheinlich in der Oeffentlichkeit nicht geſtattet — und ſagte zu der kritiſierenden alten Fürſtlichkeit:

„In dergleichen Dingen iſt meine Margaret maßgebend, durchlauchtigſte Frau! Sie läßt ſich eher vom wütenden Meer verſchlingen, als von einem Manne retten, der ihr nicht vorgeſtellt iſt — eine echte Lady!“

Aphorismen.

Von

F. Kulano.

Man fragt bei dem Dichter ſo häufig: Wie kann er doch bei ſeiner Jugend ſo viel Erfahrung haben? — und vergißt, daß der Genius nach Zeitaltern lebt.

•

Ein Kunſtwerk will betrachtet ſein wie eine geliebte Frau. Je mehr wir ſie anſehen, deſto ſchöner erſcheint ſie uns.

Der erſte Schritt in die Welt.

(Zu dem Bild Seite 472.)

D[illegible]

17 bis 19 Jahren, das ſein Weſen und ſeinen äußern Menſchen andeutet, im ungünſtigſten Stadium ſeines Lebens, und die unangenehme Ahnung von dieſem Zuſtande macht ihn nun völlig unſicher und verlegen, ſchüchtern und in Momenten krampfhaften Auftretens [illegible]. Solch ein Kavalier ſpielt meiſt eine komiſche Rolle und kann leicht ſeine Dame in eine Stimmung verſetzen, die zwiſchen Lachen und Zorn hin und her ſchwankt. Auf unſerem Bilde ſehen wir den jungen Kavalier im erſten Frack, mit dem erſten Klapphut zum erſtenmal einer Dame gegenüber, bei welcher er den Ballkavalier zu ſpielen hat. Er hat gerade drei Worte zu ſagen gewußt, nun iſt ſein Vorrat von dieſer alltäglichen Münze zu Ende, obwohl ein ungeheurer Reichtum von Empfindungen und wogenden, wallenden Gedanken im Herzen und im Kopf ihn faſt erdrückt. Mit ſchlauem Lächeln beobachtet ihn die Dame, ſie merkt wohl, daß ihre Schönheit und Ueberlegenheit den jungen Mann in dieſe Situation gebracht hat und ſie denkt: „Wart' nur, wenn Du jetzt meinen Erwartungen entſprichſt, will ich Dich ſchon erziehen.“ Beim erſten Schritt in die Welt, das bethätigt ſich immer aufs neue, hat das Weib wenigſtens hundert Schritte dem Mann voraus.

Der Binnenhof im Haag.

(Zu dem Bild Seite 473.)

Unweit des Vyvers (Weihers) im oberen Teil der holländiſchen Stadt 's Gravenhage (Haag), da, wo ſich das Hof- und diplomatiſche Viertel des Vorerbergs ausbreitet, ſteht noch das alte, feſtungsartige Gebäude der Reſidenz der oraniſchen Statthalter mit den Sälen des Buiten- und des Binnenhofes, in denen von alters her die Generalſtaaten (Landesabgeordneten) und die oberſten Staatsbehörden getagt haben.

Im Lauf der Zeiten hat man dieſe von Gräben umgebene und in ihren einzelnen Teilen durch Zugbrücken verbundene Burg in eine Häuſermaſſe eingeſchachtelt, welche den Charakter eines modernen Palaſtes hat und in der nach den republikaniſchen Statthaltern der König Louis Bonaparte und dann die Könige aus dem holländiſchen Hauſe Oranien gewohnt haben.

Der Binnenhof enthält die Ruhmeshalle Hollands. In ſeinem hohen, ſteinernen, mit gedunkeltem Holz getäfelten Saal hängen in reicher Menge die eroberten ſpaniſchen und engliſchen Fahnen und Standarten, die von der Größe Hollands als erſten Staats der verbündeten republikaniſchen Niederlande zu Lande wie noch viel glorreicher auf allen Meeren der Welt in der Zeit vom Ende des ſechzehnten bis zu Ausgang des ſiebenzehnten Jahrhunderts ein eindrucksvolles Zeugnis geben.

Hier, in dieſem denkwürdigen Raume, dem auch der Schmuck von Meiſterwerken der damals ſo herrlich emporgeblühten niederländiſchen Malerſchule nicht mangelt, haben jene alten Geuſen, welche ihre Narben, ihre verſtümmelten Glieder, Arme und Beine zerſchoſſen und zerhauen, in dem langen Krieg mit Albas ſpaniſchen Mordbanden davongetragen, den erſten Volksrat gehalten. Hier beſchloſſen ſie 1581 an einem heißen Julitage den Abfall von Spanien und kündigten ſeinem König Philipp „als einem Tyrannen“ den Gehorſam. Der große, kluge Wilhelm von Oranien, der an der Spitze des Befreiungskampfes ſich unvergänglichen Ruhm erworben, hat in dieſem Saal zu den erſten, von den Provinzen der neu erſtandenen Republik gewählten Generalſtaaten geſprochen, mit ihnen über religiöſe und politiſche Geſetze verhandelt.

Und nach ihm ſein Sohn Moritz, der rotköpfige, ſchlaue und gewaltthätige Statthalter, der alles Zeug zu einem Tyrannen hatte und dies auch hinterliſtig und zur Schmach ſeines Andenkens bewies. Der edle Großpenſionär Oldenbarneveldt hatte vor den Generalſtaaten im Binnenhof mannhaft gegen die von ihm erlaſſenen Diktaturgelüſte des Statthalters die Bewaffnung des Bürgerſtandes gefordert. Darauf ließ ihn Moritz verhaften, als Staatsverräter richten und vor dem Gefängnisturm dicht am Binnenhof das greiſe Haupt abſchlagen. Die Generalſtaaten waren ihm unterwürfig und nahmen die ihnen angethane ſchmachvolle Gewalt hin. „Ich habe meinen Herren, den Staaten von Holland, fromm und treu gedient und geraten, um ſie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit ſie ſo lange bedroht wurden,“ heißt es im letzten Brief, den Oldenbarneveldt vor ſeinem Tode, „aus ſeiner Kammer der Betrübnis den 12. Mai 1619“ ſchrieb. Aber die Generalſtaaten hatten ihren Herrn in dem von ihnen ernannten Statthalter gefunden. Er winkte nur, und ſie gehorchten. Hugo de Groot und Hogerbeets, die Ratspenſionäre von Rotterdam und Leyden, waren nach dem Haag gekommen und ſprachen im Binnenhofſaal zu den Generalſtaaten furchtlos für Oldenbarneveldt und ſein Recht. Als ſie aus dem Saal traten, ließ der Statthalter ſie greifen und ebenfalls in den [illegible]

[illegible]

die großen und zahlreichen Siege des Admirals Tromp verkündigt, und die Nachrichten von de Ruyter bejubelt, der den Namen der ſieben vereinigten Provinzen von Friesland auf der Themſe wie auf dem Tajo, im Getöſe der Wogen und Donner der Kanonen für die Welt in Schrecken und Bewunderung ſetzte. Der Saal ſtand offen, jeder Bittſteller konnte eintreten und ſein Geſuch einem Abgeordneten vortragen, der ſich wie ein Fürſt erhoben. War denn Holland, dieſes kleine Land, nicht zu einer der erſten Mächte der Erde geworden? Seine Flagge wehte am ſtolzeſten auf allen Meeren; der Handel von Cadiz und Liſſabon war in ſeine Hände gefallen; ſeine oſtindiſche Geſellſchaft beſaß große Inſeln und ganze Königreiche; China und Japan mußten ihm die Häfen öffnen, ihm allein. Und die Mynheers im Binnenhofſaale vom Haag machten die Geſetze für alle, die ihrer Macht in den fernen Meeren unterworfen waren. Der in das Tuch des Rutenbündels eingeſtickte Wahlſpruch der Niederlande: „Concordia res parvae crescunt“ (Einträchtige Gemeinden, die Kleinen wachſen), hatte ſich im Lauf eines halben Jahrhunderts überaus glänzend bewährt.

Aber was die Oranier ſchon mit Moriz erreicht, die Uebermacht über die Generalſtaaten, blieb ihnen in der immer wieder an ſie gegebenen Statthalterwürde Richtſchnur ihrer Politik, und ihre Partei beſiegte mehr und mehr die altrepublikaniſche. Ein Ereignis, ähnlich dem Trumpfſtreich gegen Oldenbarneveldt, entſchied den Sieg. Der republikaniſche Cornelius de Witt wurde im Auguſt 1672 unter der Anklage, dem Prinzen Statthalter Wilhelm nach dem Leben getrachtet zu haben, verhaftet und in dem Gevangenpoort gefoltert. Unterdeſſen wurde ſein Bruder Jan, der zwanzig Jahre lang das Staatsſchiff als Großpenſionär durch Wetter und Sturm geführt, als er ſich nach dem Gefängnis zu dem Unglücklichen begeben wollte, vom Pöbel geſteinigt und über die Gaſſen geſchleift, bis er ſeinen Geiſt aufgab. Die Generalſtaaten forderten vom Statthalter Unterſuchung und Beſtrafung der Mörder; aber ſie erfolgte nie. Die Generalſtaaten verloren dann auch an ihrer alten, mächtigen Bedeutung; in ihrem Sitzungsſaal gab fortan der Statthalter den Ton an, und die Oranier erhielten da die Mehrheit, die dem dynaſtiſchen Intereſſe ergeben war.

Ein Jahrhundert ſpäter mußte die einſt ſo ſtolze Republik von der franzöſiſchen für hundert Millionen Gulden ihren Fortbeſtand erkaufen. Es war das letzte. Sie wurde zunächſt franzöſiſche Provinz, dann ein franzöſiſches Königreich, dann eins für die Dynaſtie Naſſau-Oranien, und im Binnenhofſaal tagen ſeitdem bekannte Wilhelmsritter.

Der Maler unſeres Bildes, Anthonie Palamedesz Stevens, war ein Schüler ſeines Vaters Palamedes Stevensz und ein Enkel des Bildhauers, Malers und Medailleurs Richard Stevens (das z am Ende einzelner dieſer Namen iſt die Abkürzung von zoon = Sohn). Er wurde vermutlich um 1604 zu Delft oder London geboren und ſtarb 1680. Unter ſeinen Bildern, die ſich gleich denen ſeines frühverſtorbenen jüngeren Bruders Palamedes Palamedesz großenteils im Beſitz der vornehmſten Galerien befinden, iſt das von uns mitgeteilte eines der hervorragendſten. Einzelne Kunſtgelehrte wollen ihm allerdings nur die Figuren, die Saalanſicht aber dem namhaften Architekturmaler Dirk van Delen zuſchreiben, in deſſen Bildern Anthonie Palamedesz in zahlreichen Fällen die Staffage geliefert haben ſoll.

Die marokkaniſche Geſandtſchaft in Berlin.

Mit Originalzeichnungen unſeres Spezialartiſten R. von Köhler.

(Hierzu auch das Bild Seite 474.)

Während aller Augen nach Afrika gerichtet ſind, wo unſere tapferen Marinetruppen deutſches Recht verfechten, ſendet uns Muley Haſſan, der mächtigſte mohammedaniſche Herrſcher in Afrika, Boten ſeiner Freundſchaft, dem jugendfriſchen Hohenzollernſproß auf Deutſchlands Kaiſerthron Glück und Heil zu wünſchen für alle Zeit und nach morgenländiſcher Sitte unter Austauſch gegenſeitiger Geſchenke das Freundſchaftsbündnis, welches unter dem milden Herrſcherauge des hochſeligen Kaiſers Wilhelm ſchon ſo lange beſtanden, noch inniger zu geſtalten. Kaiſer Wilhelm II. hat mit ſcharfem Blick erkannt, daß für uns die Freundſchaft Muley Haſſans ſehr wertvoll ſein kann, namentlich bei unſeren afrikaniſchen Beſtrebungen, während andere weſt- und ſüdeuropäiſche Staaten mit begehrlichen Augen auf das glückliche Marokko blicken. Der Mohammedaner iſt überſchwenglich, aber treu in ſeinen Gefühlen und Anſchauungen. Wer einſchlägt in ſeine Freundeshand, der kann auf ihn zählen zu jeder Zeit. Für Deutſchland hat der Marokkaner ſtets geſchwärmt; er iſt voller Bewunderung für die ihm ſagenhaft erſcheinende glänzende Entwicklung unſeres Reiches, für die Waffenthaten Kaiſer Wilhelms I. und ſeiner Paladine.

Dieſer echt muſelmänniſchen Bewunderung und Ergebenheit hat Muley Haſſan in der Geſandtſchaft würdigen Ausdruck zu geben verſtanden. Er wählte als Botſchafter einen ſeiner beſten und treueſten Ratgeber, den mächtigen und reichen Sid Abdeſſalam ben Abd-el Hanif, und ſandte ihn mit zahlreichem Gefolge nach Deutſchland. Sid Abdeſſalam iſt Gouverneur der Provinz Chenia, deren Grund und Boden zum großen Teil ihm ſelbſt gehört; er ſtellt ſeinem Sultan in Kriegszeiten allein 4000 wilde, verwegene Reiter zur Verfügung. Das Gefolge beſteht aus zwei hohen Sekretären, vier Offizieren und einem Interpreten; Gebetsverkündiger, Stallmeiſter, zwei Dolmetſcher, Barbier, drei Köche und ſechzehn Diener bilden den Troß.

Die marokkaniſchen Köche im Kaiſerhof.

Am 29. Januar kam die Geſandtſchaft in Bremerhaven an und wurde von Major Graf Lüttichau in der Galauniform des Garde-Küraſſierregiments ſowie von dem altbewährten Reiſemarſchall Geheimrat Kanzki empfangen und nach Berlin gebracht. Hier empfing ſie der ihnen attachierte Hauptmann Graf Kanitz. Im Kaiſerhof waren für die Gäſte die Salons des erſten Stockwerks hergerichtet, in welchen ſie ſich bald behaglich fühlten.

Wie alle rechtgläubigen Muſelmänner leben die Marokkaner möglichſt ſtreng nach ihrem Koran, welchen ſie übrigens nicht mit ins Ausland nehmen dürfen. Die Köche machten alsbald in die Küche, wo ihnen eine beſondere Abteilung zum Braten und Schmoren angewieſen wurde. Obgleich der Koran ſtreng verbietet, daß ein Unbeteiligter dem rituellen Schlachten der Hammel und des Geflügels beiwohne, glückte es unſerem Zeichner doch, durch der Thüre Ritze einen Schlachtakt zu beobachten und zwar gerade, als der alte, ehrwürdige Oberkoch einem armen Huhn auf die Füße trat, den Zeigefinger der linken Hand in die Gurgel des Tieres gleiten ließ und dann unterhalb des Fingers die Gurgel zerſchnitt. So verlangt es der Ritus, und unſer Zeichner hat die Scene wahrheitsgetreu wiedergegeben. Die exotiſchen Köche ſtellen ſich recht geſchickt an, nur das Kuskusſüppchen würde unſere Hausfrauen in Harniſch bringen; es geht zu langſam von ſtatten; in drei Stunden ein kleines Körbchen voll!

Ein Mitglied der marokkaniſchen Geſandtſchaft.

In den erſten Tagen ihres Hierſeins erholten ſich die Mitglieder der Geſandtſchaft von den Reiſeſtrapazen und hielten in Berlin nur wenig Umſchau. Die Dolmetſcher ſowie zwei von den Offizieren wiſſen hier Beſcheid, dieſelben haben vor einigen Jahren beim 2. Garderegiment zu Fuß eine längere Dienſtleiſtung erledigt. Das heilige Buch verbietet leider den Rechtgläubigen das Photographieren, und es ſind daher keine Bilder von ihnen vorhanden. Doch gelang es der Momentphotographie, einen der marokkaniſchen Krieger heimlich aufzunehmen, und wir können daher in der beiſtehenden Abbildung den ſtattlichen Offizier wiedergeben; blickt er gleich heute mild und ſanft, ſo kann doch ſein Auge auch Flammen ſprühen und die Feinde erzittern machen. Am 6. Februar war der große Empfang im königlichen Schloß. Glanz und Pracht bilden für den Marokkaner den Maßſtab zur Beurteilung der Macht, der Größe und des Anſehens; darum empfing Kaiſer Wilhelm die Geſandtſchaft mit dem überwältigenden Pomp alter Kaiſerpracht.

Vom Kaiſerhof wurde die Geſandtſchaft in vier kaiſerlichen Galawagen abgeholt. Voran ritt ein Zug Garde-Ulanen in Galauniform, dann folgten ſechzehn ausländiſche Diener in ihren maleriſchen Koſtümen die vom Sultan mitgebrachten neun Berberhengſte, welche mit langen, goldſchillernden Seidendecken behangen waren. Zu beiden Seiten des ſtattlichen Zuges ritten wieder Ulanen, und eine weitere Abteilung derſelben beſchloß den Zug. Es war ein eigenartiges Bild, dieſer phantaſtiſche Aufzug inmitten der preußiſchen Garde-Ulanen, wie er ſich langſam, gemeſſenen Schrittes die Wilhelmſtraße und Unter den Linden fortbewegte zum Schloß unter einfallendem Wind- und Schneegeſtöber. Das umſtehende Bild zeigt uns den Zug, welchen die natürlich zu Tauſenden herbeigeeilten neugierigen Berliner mit „gemiſchten Gefühlen“ an ſich vorüberziehen ließen. Im inneren Schloßhof empfing die hohe Geſandtſchaft eine in Compagniefront aufgeſtellte Compagnie des 2. Garderegiments zu Fuß mit den Klängen des Präſentiermarſches, und die Fahne neigte ſich zur Begrüßung zur Erde.

Im weißen Saal hatte Kaiſer Wilhelm bei tauſendfältigem Kerzenglanz alle Spitzen ſeiner Behörden um den goldſtrahlenden Kaiſerthron verſammelt. Bundesrat und Miniſter, Generale und alle Hofchargen waren in Galauniform erſchienen. Als der Botſchafter, von zwei Kolonnen Offizieren begleitet, feierlich den Saal betrat, ließ er, überwältigt von all dem Glanz, ſeinen Blick umherſchweifen und nahte dann unter tiefen Verbeugungen dem Thron, auf welchem Deutſchlands Monarch in der Uniform des Regiments der Garde du Corps, den Stahlhelm mit dem Adler auf dem Haupt, den Botſchafter huldvoll begrüßte. Nach dem Austauſch von Worten der Freundſchaft und Anhänglichkeit zog ſich die Botſchaft zurück und wurde dann von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin empfangen. Bevor Seine Majeſtät die Geſandtſchaft entließ, beſichtigte Allerhöchſtderſelbe noch die Geſchenke und namentlich die auf dem Schloßhof ſich wild gebärdenden Berberhengſte. Andern Tags waren die marokkaniſchen Herrſchaften die Mittagsgäſte des Kaiſers und aus der unten wiedergegebenen Tiſchkarte

Der Speiſezettel für das Gaſtmahl beim Kaiſer.

kann man den Geſchmack der exotiſchen Gäſte erkennen; denn die Speiſen waren beſonders gewählt. Geiſtige Getränke verbietet der Koran; aber die Traubenlimonade perlte in den Kelchgläſern wie Champagner, und in langen Zügen, mit großem Wohlbehagen tranken ſie ihrem kaiſerlichen Gaſtgeber Beſcheid zu. Die Regimentskapelle des Garde-Füſilierregiments hatte auch das richtige Programm gewählt. Stücke wie „Die Wachtparade kommt“, „Karneval in Venedig“ mit Glockenſpiel, „Prinz Eugen der edle Ritter“ und dergleichen mehr entzückten die Marokkaner; übrigens war es das erſte Programm bei der kaiſerlichen Tafel, auf welchem die Wagnerſche Muſik gänzlich fehlte.

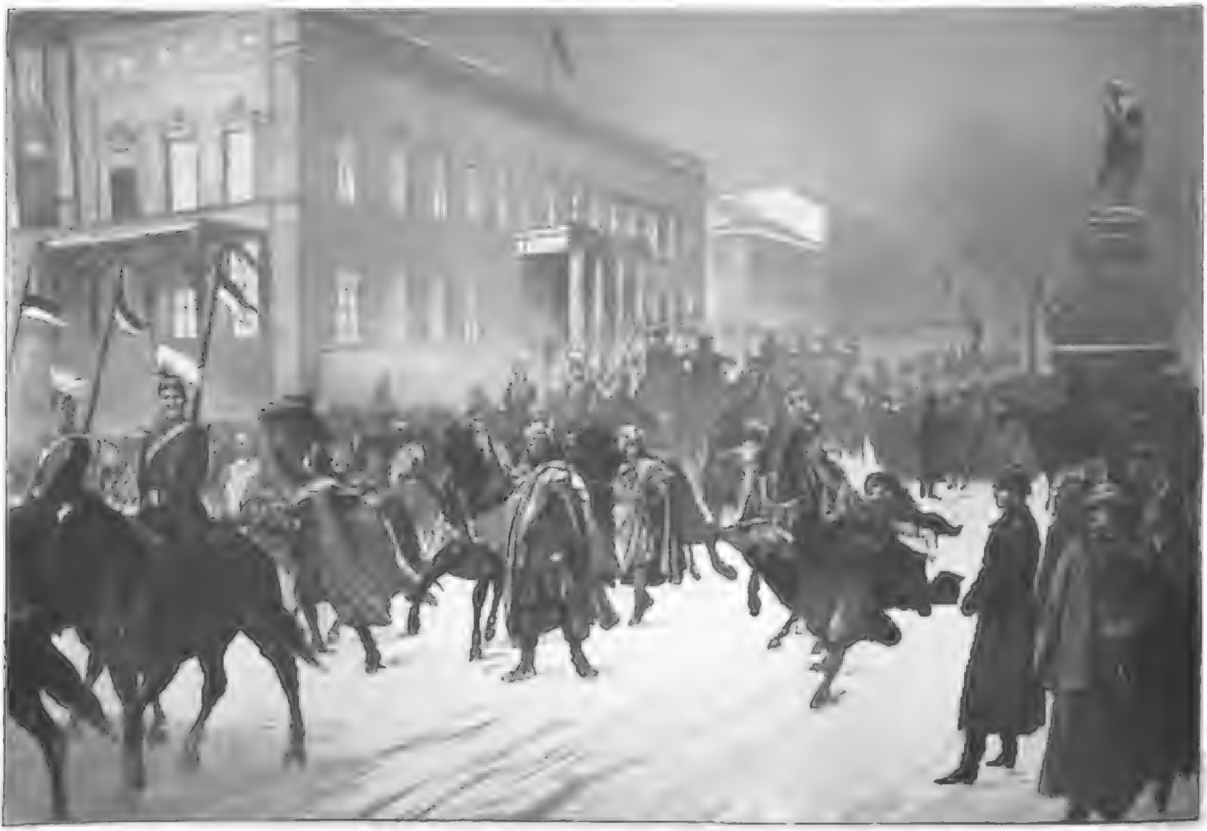
Einen Gaſt weniger als acht Tage behalten, gilt bei den Mohammedanern als Unhöflichkeit; zwölf Tage iſt eine hohe Ehre, jeder weitere Tag erhöht die Ehre bedeutend. Wenn daher die Geſandtſchaft am Sonntag den 17. Februar die Rückreiſe antrat, ſo iſt ihnen die hohe Ehre ſiebenmal erhöht worden, und mit Stolz und Befriedigung werden ſie und alle ihre Landsleute, beſonders aber der Sultan, ſtets des gaſtlichen Deutſchlands gedenken.

Heinrich Kake.

Ein fürſtliches Brautpaar.

Nach den verſchiedenen ſchweren Schickſalsſchlägen, welche im vergangenen Jahre die fürſtlichen Familien unſeres deutſchen Vaterlandes betroffen haben, hat das neue glückverheißender begonnen; denn ſchon wieder haben wir von einer Verlobung zu berichten, welche zwei deutſche regierende Häuſer in nahe verwandtſchaftliche Verbindung bringt. Das junge Brautpaar, deſſen Bilder wir heute unſeren Leſern vorführen, iſt der Erbprinz Leopold Friedrich Eduard Karl Alexander von Anhalt und die Prinzeſſin Sophie Marie Luiſe Amalie Joſephine von Baden. Der hohe Verlobte wurde geboren am 19. Auguſt 1856 in Deſſau als zweiter Sohn des regierenden Herzogs Friedrich von Anhalt und der Herzogin Antoinette, geborenen Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg. Durch den am 2. Februar 1886 erfolgten Tod ſeines älteren Bruders Leopold wurde er Thronfolger. Erbprinz Friedrich bekleidet den Rang eines Hauptmannes à la suite des anhaltiſchen Infanterieregiments Nr. 93 und der Armee. Die liebliche Braut iſt geboren am 26. Juli 1865 zu Baden als älteſtes Kind des Prinzen Wilhelm von Baden, des Bruders des regierenden Großherzogs, und der Prinzeſſin Marie Maximilianowna Romanowska, Herzogin von Leuchtenberg, Tochter des verſtorbenen Herzogs Maximilian von Leuchtenberg. Ihre Jugend verlebte ſie im elterlichen Hauſe in Karlsruhe und Baden; der Sommer wurde gewöhnlich an den Ufern des Bodenſees in dem Schlößchen Kirchberg zugebracht. Unter der unmittelbaren Pflege der Eltern, zumal der hochbegabten, verſtändigen Mutter, wurde ihr die ſorgfältigſte Erziehung zu teil; Unterricht genoß ſie nach der im großherzoglichen Hauſe heimiſch gewordenen Sitte in der nach Art einer kleinen Schule geordneten Gemeinſchaft mit anderen Kindern gleichen Alters; ſpäter trat Privatunterricht an die Stelle; für die wiſſenſchaftliche Seite desſelben wurden die Lehrkräfte des Prinzeſſin-Wilhelm-Stifts, welches die Stelle des badiſchen Lehrerinnenſeminars erfüllt, herangezogen; das muſikaliſche Talent der jungen Prinzeſſin gelangte unter der Leitung des Kapellmeiſters Kalliwoda, ihr Sinn und Geſchick für bildende Kunſt durch Direktor Götz zu glücklicher Entfaltung. Nach ihrer Konfirmation, welche zugleich mit der ihres jüngeren und einzigen Bruders, des Prinzen Max, 1884 in der Schloßkirche zu Karlsruhe gefeiert wurde, verbrachte ſie die folgenden Jahre ohne Unterbrechung bei den hohen Eltern; erſt in dem jüngſt vergangenen Sommer führte ihre erſte größere Reiſe nach St. Petersburg und von da nach Stockholm und Schloß Tullgarn zum Beſuch des kronprinzlichen Paares nach Schweden. So iſt ſie in der Stille eines verhältnismäßig zurückgezogenen glücklichen Familienlebens zu lieblicher Erſcheinung aufgeblüht; vielſeitig begabt und unterrichtet wendet ſie mit offenem Auge allem Guten und Schönen, wo es an ſie herantritt, lebendiges Intereſſe zu, und immer friſchen und fröhlichen Gemütes, wahr und gerade im Denken und Empfinden, iſt ſie im Kreis der Familie den Ihrigen ſtets ein heller, leuchtender Sonnenſtrahl.

Erbprinz Friedrich von Anhalt und ſeine Braut, Prinzeſſin Marie von Baden.



Die marokkaniſche Geſandtſchaft in Berlin auf dem Wege zum Kaiſer. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten A. von Rößler.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortſetzung.)

Die Geſellſchaft beſtand zumeiſt aus den Familien der Gutsbeſitzer und Gutspächter der Umgegend, darunter Herr Fortunat mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohn Jonel. Aber auch aus der drei Stunden entfernten Diſtriktshauptſtadt hatten ſich manche Honoratioren eingefunden: der Präfekt, Herr Remus Aldeanu, der ſeit mehr als zehn Jahren denſelben Poſten bekleidet und der während dieſer Zeit recht viel Fett angeſetzt hat. Er iſt jetzt ein wohlbeleibter Herr von vierzig Jahren, trägt eine dicke goldene Uhrkette und einen goldenen Zwicker auf der Naſe und blickt lächelnd, freundlich und ſelbſtbewußt in die Welt. Herr Aldeanu hat ſein Ziel, das er einſt ſehnſüchtig anſtrebte, ein Mädchen aus einem alten Bojarenhaus zu heiraten, nicht erreichen können, aber als kluger, praktiſch denkender Menſch ſtimmte er mit der Zeit ſeine Anforderungen herab und hat ſich vor einigen Monaten erſt mit der Tochter eines reichen griechiſchen Kolonialwarenhändlers vermählt, die ihm eine Mitgift von zwanzigtauſend baren Dukaten ins Haus gebracht. Mit dem Präfekten war auch eine andere gewichtige Perſönlichkeit aus der Diſtriktshauptſtadt D. eingetroffen — und zwar gewichtig im moraliſchen und phyſiſchen Sinne des Wortes — der dicke Appellgerichtsrat Gorovei, deſſen feiſtes Geſicht ſelig verklärt iſt und der ſoeben der Gemahlin des Diſtriktspräfekten, einer kleinen, aber üppig gebauten Dame mit ſammetbraunen, munteren Augen, weitläufig und ernſt auseinanderſetzt, daß er im ſtande ſei, zweimal nacheinander und jedesmal mit demſelben ungebrochenen Appetit zu dinieren, eine Auseinanderſetzung, die Madame Aldeanu ſehr zu amüſiren ſcheint. Aber mehr noch als durch das Erſcheinen dieſer zwei genannten hohen Beamten fühlt ſich Herr Balſamaki dadurch geehrt und geſchmeichelt, daß auch der Gutsbeſitzer von Bogdaneſti, Herr Dobreſcu mit Gemahlin und Tochter, ſeiner Einladung Folge geleiſtet, denn erſtens weiß er, daß Lea dadurch eine große Freude bereitet wurde, und dann iſt auch Herr Dobreſcu, der vor Jahren einmal Miniſter war, eine Perſönlichkeit, die einem Emporkömmling imponiren muß.

Herr Dobreſcu iſt ein kleiner, lebhaft geſtikulirender Mann von fünfzig Jahren, dem man aber ſein Alter nicht anſieht; ſein kleines Spitzbärtchen, ſein kühn aufgezwirbelter Schnurrbart, ſeine Augenbrauen und ſein Haupthaar ſind nämlich tiefſchwarz und ſein Geſicht roſig angehaucht; wenn man jedoch näher zuſieht, ſo erkennt man, daß dieſe Schwärze eine künſtlich aufgetragene und daß ſein roſiger Teint einem Schminktiegel entſtammt. Seine Gemahlin, Madame Aglae Dobreſcu, iſt eine kleine, hagere, ſtark dekolletirte Dame von einer queckſilbernen Beweglichkeit, mit gebrannten Löckchen, mit Schönheitspfläſterchen in dem geſchminkten Geſicht und einem ſchreiend roten Kleide, das ſeltſam abſticht von der einfachen, aber eleganten Balltoilette ihrer Tochter Pia, eines neunzehnjährigen blondlockigen, herrlich gebauten Mädchens mit einem edel geſchnittenen Geſicht, in dem wunderſame dunkelblaue Augen leuchten. Sie blickt ſtill, ernſt, faſt traurig vor ſich und es liegt dabei ein wehmütiger Zug um ihren feinen Mund.

Herr Tſchuku befindet ſich gleichfalls unter den Hochzeitsgäſten, der bucklige Advokat iſt in einer ſprühenden Laune und dies rührt wohl daher, daß er bei der Tafel neben dem dicken Appellgerichtsrat geſeſſen, wobei dieſer das Glas des Buckligen unabläſſig gefüllt hatte. Ja, der bucklige Advokat iſt heute ſehr luſtig und ſeine Augen blinzeln weinſelig von einer Dame zur andern, während er einen kleinen Kreis von Herren haranguirt, der ſich um ihn gebildet.

„Die Dichter haben recht," ruft er, „die Frauen ſind Blumen und die Mädchen Blumenknoſpen; ich hab's bis jetzt nicht recht glauben wollen — aber heute iſt mein Tag von Damaskus, heute iſt eine himmliſche Erleuchtung über mich gekommen, heute iſt mir der Star geſtochen worden. Ich ſehe lauter Blumen, meine Herren, ſchwarze und blonde, rote und weiße, kurz, Blumen, die in allen Regenbogenfarben ſchillern; aber der Blumen prächtigſte, der Blumen Königin iſt die Trägerin des Myrtenkranzes mit dem blauſchwarzen Gelock und mit den zwei blitzenden ſchwarzen Diamanten im Kopfe, das iſt Lea, die Braut, die junge Gemahlin unſeres Wirtes, der uns ſo prächtigen Wein kredenzt hat! Ich bin ihr zu beſonderem Dank verpflichtet, meine Herren. Ich war ein Zweifler am hohen Lied der Liebe, ich lächelte, wenn ich las: ſtärker als der Tod wäre die Liebe. Ich fand für dieſes Dichterwort bis heute keinen Beleg; jetzt aber habe ich eine lebendige Illuſtration zu dieſem Texte, darum bitte ich Sie, meine Herren, ſich einzubilden, daß wir unſere Champagnerkelche immer noch in Händen haben, und ſtimmen Sie ein mit mir in den Ruf: Hoch lebe die reizende Neuvermählte!"

Beifallklatſchen und Gelächter folgten den Worten des Buckligen, die er mit einem ſo feierlichen Tone, mit einem ſo geſchraubten Ernſt geſprochen, daß man nicht recht wußte, ob ſie ihm aus der Seele kamen, oder ob er ſich in ſeiner Weinlaune über die anderen luſtig machen wollte.

Nachdem Herr Tſchuku durch ſeinen improviſirten Speech ſeinem Herzen Luft gemacht, ergriff er den Arm des Herrn Dobreſcu, wanderte mit dieſem einigemal im Saal auf und nieder und eilte dann zu Lea hin, die an der Längswand gegenüber der Balkonthüre zwiſchen Madame Fortunat und Madame Faluza ſaß. Tſchuku ließ all ſeinen Witz ſpielen, um Lea zum Sprechen zu bewegen, aber es gelang ihm nicht, ihr andere als einſilbige Antworten zu entlocken, und während ſie ſeine Fragen mit einem kurzen Ja oder Nein abthat oder gar nur mit einem Kopfſchütteln beantwortete, ſchaute ſie ihm wie geiſtesabweſend ins Geſicht, ab und zu jedoch flogen ihre Blicke über ihn hinweg zu einer Ecke des Saales, wo Jonel vor Fräulein Pia Dobreſcu ſtand. Der bucklige Advokat folgte der Richtung ihrer Blicke.

„Wiſſen Sie, Madame," lächelte er, „daß ich ein Gedankenleſer bin?"

Lea ſchaute ihn groß an.

„Nun, ſo leſen Sie meine Gedanken," ſagte ſie ernſt.

„Ich leſe an dieſem kleinen Fältchen an Ihrer Stirne den Unmut darüber, daß der Herr Präfekt Ihren Gemahl mit langweiligen Wahlgeſchichten feſthält und Sie dadurch des zärtlichen Glückes beraubt, Herrn Balſamaki an Ihrer Seite zu ſehen! Habe ich erraten?"

„Vielleicht."

„Was würden Sie nun ſagen," fuhr er fort, „wenn ich Ihren Herrn Gemahl ins Spielzimmer hinüberlocke? Ich möchte ſehen, ob das Sprichwort wahr iſt: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel!"

„Verſuchen Sie es immerhin," ſagte Lea trocken und ihre Blicke flogen wieder hin zur Saalecke.

„Mein lieber Tſchuku," rief plötzlich Madame Faluza, „auf ein Wort!" Sie zog den Buckligen zur Balkonthüre. „Sie ſind ſicherlich mit den Verhältniſſen der Familie Dobreſcu bekannt," fragte ſie geheimnisvoll, „wie hoch ſchätzen Sie die Mitgift des Fräulein Pia?"

„Wollen Sie Fräulein Pia unter die Haube bringen?" lachte der Advokat.

„Vielleicht; alſo heraus mit der Sprache!"

„So viel ich weiß, bekommt Fräulein Pia die Hälfte des Gutes Bogdaneſti und bare dreißigtauſend Dukaten."

„Das iſt ja herrlich!" kicherte die alte Dame. „Sehen Sie doch hin, unſer Jonel ſcheint ſich in das blonde Täubchen vergafft zu haben, ich habe es ſchon an der Tafel bemerkt, und nun ſteht er bereits ſeit einer halben Stunde vor ihr, blickt weder nach rechts noch nach links, ſondern gerade in ihre Augen und ſpricht mit einem wahren Feuereifer. Was meinen Sie, lieber Tſchuku, wäre das nicht ein herrliches Paar?"

Der Advokat lachte laut auf.

„Ich könnte wahrlich Jonel keine beſſere und ſchönere Braut wünſchen als Fräulein Pia Dobreſcu! Und wenn Sie ſich der Sache annehmen, ſo kann ich dieſelbe ſchon als halb gewonnen betrachten."

„Das können Sie," rief Madame Faluza, „ich will ſofort mit Herrn Fortunat darüber ſprechen, man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt." Die alte Dame drückte dem Buckligen die Hand und trippelte davon.

Herr Tſchuku ſchaute ihr lächelnd nach.

„Die alte Faluza," murmelte er, „hat wahrlich den Teufel im Leib!" Er näherte ſich wieder Lea. „Sie geſtatten mir alſo, Herrn Balſamaki zum Spieltiſch zu locken?" Sie ſchien die Frage überhört zu haben. Der bucklige Advokat ſchaute ihr prüfend ins Geſicht, ſie war auffallend bleich, und in ihren Augen, die ſtarr ins Leere blickten, funkelte es ſeltſam, während um ihre Lippen ein nervöſes Zucken flog. „So ſieht nicht eine glückliche Braut aus," dachte er. „Sie ſind mir doch nicht böſe, Madame," ſagte er, und ſeine Stimme klang diesmal warm und innig, „weil ich die Abſicht habe, Herrn Balſamaki zum Spieltiſch zu locken?"

Sie fuhr bei dieſen Worten wie aus einem Traum empor.

„Böſe? Warum nicht gar!" lächelte ſie.

Der Bucklige ſchaute ſie lange und forſchend an, ſo daß ſie errötend die Lider ſenkte.

„Ihre Augen haben eine wunderbare Aehnlichkeit mit denen Jonels," ſagte er mit gedämpfter Stimme.

„Finden Sie das?!" rief ſie faſt erſchreckt aus.

„Ich habe unlängſt erſt meinen jungen Freund darauf aufmerkſam gemacht, und es ſoll mich nicht wundernehmen, wenn Fräulein Dobreſcu in die ſchwarze Glut dieſer Augen tiefer blickt als für die Ruhe ihres Herzens gut iſt. Im übrigen ſcheint das Unheil heute abend bereits geſchehen zu ſein; und ein guter Geiſt — Madame Faluza nämlich — iſt bereits befliſſen, ein neues Paar glücklich zu machen. Madame Faluza wird ſich in Bälde einen Kuppelpelz verdienen, ſehen Sie nur, wie eifrig ſie mit Herrn Fortunat debattirt. Und nun will ich mich auf eine geraume Weile verabſchieden, mich zieht's zum Spieltiſch. Auf Wiederſehen alſo!"

Herr Balſamaki, der in der Mitte des Salons in einem ernſten Geſpräch mit dem Präfekten begriffen war, ſchien anfangs unſchlüſſig zu ſein, als ihn der Bucklige erſuchte, ein Spielchen zu machen. Er wandte ſich um, und ſeine Blicke flogen fragend zu Lea hin, ſie nickte ihm lächelnd zu, er gab ſich aber mit dieſer Zuſtimmung nicht zufrieden, ſondern trat an Lea heran, neigte ſich zu ihr und fragte ſie leiſe, ob ſie ihm geſtatte, für ein kleines Stündchen ins Spielzimmer ſich zu begeben, Herr Tſchuku bitte ihn ſehr darum, er habe ihm zwar geſagt, daß ſie damit einverſtanden ſei, er wolle aber dieſe beruhigende Verſicherung aus ihrem eigenen Munde hören.

„Wenn es Dir Vergnügen macht," ſagte Lea haſtig, „ſo thue es immerhin, Du darfſt einem ſo lieben Gaſt wie Herrn Tſchuku nicht die Freude verderben, und dann wird man ja bald zu tanzen beginnen, und da Du nicht tanzeſt, ſo wirſt Du Dich hier langweilen. Und damit Du nicht eiferſüchtig wirſt," fügte ſie lächelnd hinzu, „verſpreche ich Dir, gleichfalls nicht zu tanzen. Aber ſpiele mit Bedacht und nicht allzu hoch und nicht allzu lange." Dann faßte ſie ſeine Hand und drückte ſie leiſe.

Herr Balſamaki erſchauerte unter dieſem leichten Druck, er richtete das Haupt empor, ſeine Blicke überflogen die Geſellſchaft, und ihm war dabei ſo ſtolz, ſo ſelig und ſo ſüßtrunken zu Mute wie noch nie in ſeinem Leben, und es drängte ihn, den Leuten ins Geſicht zu ſagen: „Ich habe euch eingeladen, damit ihr mit eigenen Augen ſeht, daß ich kein Narr bin. Hat jemand unter euch ein Weib, das ſo ſchön, ſo klug, ſo herrlich wäre wie meine Lea?" Dann neigte er ſich wieder zu ihr, flüſterte ihr ins Ohr: „Mein ſüßes, teures Weibchen!" und ſchritt hernach durch den Saal dem anſtoßenden Spielzimmer zu. In dieſem Augenblick begann Grigore einen Walzer zu ſpielen. Gleich bei den erſten Takten eilten einige Herren auf Lea zu, um ſie zum Tanze zu engagiren, ſie erklärte jedoch mit freundlicher Beſtimmtheit, daß ſie nicht tanzen wolle. Und ſo ſaß ſie dann da, ſtill, traurig und ſinnend, und ſchaute in das Gewoge der tanzenden Paare, aber ſie ſah nur ein Paar — Jonel und Fräulein Pia Dobrescu. Und wie ihre Augen dem tanzenden Paare folgten, wie ſie Pia, von Jonel umſchlungen, dahinſchweben ſah, tauchte in ihr ein Gefühl herber, ſchmerzlicher Bitterkeit auf, das ſie ſich nicht recht erklären mochte. Warum war ſie ſo traurig, warum war es ihr ums Herz ſo weh und bang, als wäre ein heilloſes Unglück über ſie hereingebrochen? Hatte ſie nicht alles erreicht, wonach ſie ſich ſtets geſehnt? Waren nicht ihre kühnſten Träume in Erfüllung gegangen? Sie war das Weib eines reichen Mannes, der ſie liebte, ja anbetete. Das einſtige arme Judenmädchen ſtand jetzt auf gleicher Höhe wie all die ſchönen, reichen, geputzten Damen, die zu ihrem Hochzeitsfeſt erſchienen waren. Und ſie überſtrahlte ſie alle, das bewieſen ihr die Blicke der Männer, die bewundernd an ihr hingen. Und die Zukunft lag vor ihr glatt und eben und roſig.

„Ich will luſtig ſein,“ ſagte ſie ſich, und ſie zwang ein Lächeln auf ihre Lippen, aber es war ein ödes Lächeln, ſo öde wie die erſchreckende Leere in ihrem Herzen, und es verſchwand bald, und die luſtigen Tanzweiſen erklangen ihr in den Ohren ſo ſeltſam traurig, und ihr war, als flüſterte ihr eine fremde, geheimnisvolle Stimme zu: „Was Du erreicht haſt, iſt nicht das tiefe, reine Glück, wonach Du in Deinen Mädchenträumen Dich geſehnt, es iſt nicht jene Seligkeit, welche das Herz mit überſprudelnder Luſt und einem ſüßen Wonnegefühl füllt, das aus den Augen ſtrahlt und leuchtet. Wenn Du dieſes Glück empfändeſt, dann müßteſt Du auch bei dieſen wiegenden, wogenden Walzerklängen durch den Saal fliegen, an die Bruſt eines geliebten Mannes Dich ſchmiegen in ſelbſtvergeſſener Trunkenheit wie jenes jugendſchöne, blühende Paar, wie Jonel und Pia.“

Und wie ihr dieſer Gedanke durch den Kopf flog, da fühlte ſie einen Stich im Herzen und ihre weißen, blitzenden Zähnchen begannen an ihrer Unterlippe zu nagen. O, dieſe Pia, ſie war noch immer das ſtolze, hochfahrende Ding wie im Inſtitut! Sie hatte Lea kalt und vornehm begrüßt, als gähnte immer noch zwiſchen ihnen eine unüberbrückbare Kluft, als wäre ſie immer noch das arme Judenmädchen, über das Pia einſt die Naſe rümpfte. Und wie kokett ſie war, wie hatte ſie ihre frommen blauen Augen ſpielen laſſen, um Jonel zu ködern, den armen, blöden Jungen! Und ſie hatte ihn geködert. Und nun will Madame Falutza ein glückliches Paar aus ihnen machen, und ſie werden es ſein, ſie ſind es ſchon! So wirbelten ihr die Gedanken durch den Sinn, und ſie empfand, wie bald eine heiße Röte, bald eine tiefe Bläſſe über ihr Geſicht flog. Sie ſchüttelte das Haupt, als wollte ſie alle Gedanken, die in ihr ſtürmten, verſcheuchen, aber es gelang ihr nicht. Und während es um ſie rauſchte und flatterte und wogte, und die Klänge der Muſik ſie elektriſch durchzuckten, ſchoß ihr eine Frage nach der andern durch den Kopf: „Warum iſt Jonel ſo bleich, ſo ernſt? Warum hat er mich heute kaum beachtet? Warum klang ſein Glückwunſch ſo kalt? Warum hat er nur Augen für Pia? Warum keinen Blick für mich? Er hat Pia heute zum erſtenmale kennen gelernt, und ſie ſollte ſo raſch wie mit Zaubergewalt ſeine Seele umfangen haben?“

Doch inmitten dieſer Fragen blitzte eine Erinnerung in ihr empor. Heute in der Kirche, vor dem Altar, in dem Moment, als ihr Bräutigam ihr den Ring an den Finger geſteckt, hatte ſie unter einem ſeltſamen Antrieb die Blicke erhoben, und ihre Augen waren jenen Jonels begegnet. Einen Augenblick hatte ſie ihm ins Geſicht geſchaut — er war ſo totenhaft bleich geweſen und es hatte um ſeine Lippen gezuckt und in ſeinen Augen lag etwas, wie eine ſchmerzensſchwere, bange Frage. Was mochte dieſer Blick, was die rätſelhafte Frage bedeuten, die ſie darin geleſen? Und je mehr ſie darüber brütete, deſto lebendiger und farbenbeſtimmter trat der kurze, flüchtige Moment vor ihre Seele, bis er, zu leibhaftiger Klarheit verdichtet, vor ihr ſtand; ſie ſah Jonel vor ſich, ſo wie ſie ihn im goldigen Halbdunkel der Kirche neben der glitzernden Heiligenwand geſehen, ſie ſchaute prüfend auf ſeinen nervös zuckenden Mund und ſtarrte ihm in die Augen, um zu ergründen, was aus ihnen ſprach. Und was aus ihnen ſprach, war eine finſter brütende Neugier, war ein ſtummer Vorwurf, noch mehr, es war wie ein aus tiefſter Seele leuchtender Schmerz darüber, daß man das Teuerſte verloren, für immer und ewig verloren, es war wie das brennende Weh einer hoffnungsloſen Liebe. Liebe! Sie klammerte ſich an dieſes Wort, das ſie mit einem geheimen, unſäglich ſüßen Zauber umfing, ſie murmelte es unbewußt leiſe mit den Lippen immer wieder und wieder, und ihr war, als klänge dieſes Wort aus jedem Tone der Muſik, als wiederholten es all die glückſtrahlenden, dahinwirbelnden Paare, bis es wie von tauſend Zungen jauchzte, von tauſend Inſtrumenten ſchmetterte: „Liebe, Liebe!“

Und während ſie, von fieberhaften Gedanken und Gefühlen durchwühlt, daſaß und bald verzückt lächelte, bald krampfhaft vor ſich ſtarrte, merkte ſie kaum, daß eine Stunde nach der andern verrann, ſie merkte kaum, daß bald der Präfekt, bald der dicke Appellgerichtsrat Gorovei alles aufbot, um ſie zu amüſiren, und ſelbſt die vielen ſchönen und liebenswürdigen Dinge, die ihr Herr Dobrescu zuflüſterte, ſchlugen an ihr Ohr, ohne daß ſie ſich über deren Sinn Rechenſchaft zu geben vermochte.

Sie küßte ſich dann, als die Gäſte ſich zu verabſchieden begannen, mit vielen Damen, fühlte, wie die Herren ihr die Hand drückten, aber all dies ging ſchattenhaft an ihr vorüber bis zu dem Augenblicke, da Jonel an ſie herantrat. Jetzt fuhr ſie empor wie aus einem Traume, ſie warf einen wirren Blick um ſich — es waren keine Gäſte mehr im Saal, und ſie ſtand vor ihm mit ſeltſam funkelnden Augen, ſie ſtarrte ihn eine Weile an, dann ergriff ſie ſeine Hand, und es glitt von ihren Lippen: „Warum thun Sie mir ſo weh, Jonel?“ Er ſagte nichts auf dieſe ſonderbaren Worte, aber ſie glaubte in ſeinen Augen dieſelbe rätſelhafte, ſchmerzesſchwere Frage zu leſen wie heute in der Kirche, und es war wieder nur ein kurzer, flüchtiger Moment. Er erwiderte leicht den Druck ihrer Hand, wandte ſich raſch um und ging, ſie blickte ihm nach, und als die Thüre ſich hinter ihm geſchloſſen, da ließ ſie ſich auf den Stuhl hinfallen und bedeckte das Geſicht mit den Händen, ſie hätte ſo gerne weinen mögen, aber es wollte keine Thräne in ihre brennenden Augen kommen.

Da klang plötzlich aus dem Nebenzimmer lautes Gelächter herüber, ſie ſprang auf, es war ſo unheimlich ſtill in dem leeren Saal, in dem ſoeben erſt buntes, lärmendes Treiben geherrſcht, ſie ſchaute angſtvoll um ſich, da trafen ihre Blicke die Augen der alten Zigeunerin Paraſkiza, die grinſenhaft lächelnd an der Thüre jenes Zimmers ſtand, aus dem das Lachen herübergeklungen. Lea machte einige Schritte und blickte durch die offene Thüre in das Zimmer, darin Herr Tſchuku und Balſanaki vor einem runden grünen Tiſch ſaßen und Karten ſpielten. Vor dem Buckeligen lag ein Haufen Goldſtücke, während zu ſeinen Füßen mehrere entkorkte Weinflaſchen ſtanden.

„Glück in der Liebe, Unglück im Spiel,“ hörte ſie den Buckeligen ausrufen, „das alte Sprichwort hat ſich heute bewahrheitet!“ Er erhob ſich und füllte ſeine Taſchen mit den gewonnenen Goldſtücken. Bald darauf ſtand er vor Lea, er war bleich, erregt. „Glück in der Liebe, Unglück im Spiel, das Sprichwort hat ſich bewährt,“ ſagte er und zog eine Handvoll Goldſtücke aus der Taſche hervor. „Gold, Gold,“ fuhr er leiſe fort, „wiſſen Sie, was Gold iſt, ſchöne Neuvermählte? Gold iſt Macht, Gold iſt Glück, Gold iſt Liebe! Mit ſolchem Golde kauft man bei uns zu Lande alles, Wiſſen und Gewiſſen … Schönheit und Jugend, und es geht die Sage, daß auch Liebe feil ſei um rotes, blinkendes Gold.“

Eine heiße Röte huſchte über Leas Geſicht. „Herr Tſchuku!“ rief ſie. Er ſchaute ſie eine Weile mit verlorenen Blicken an. Dann lachte er ſtill in ſich hinein. „O dieſe Augen,“ murmelte er, „dieſe Augen! Warum läßt der liebe Herrgott ſolche Augen wachſen und ſolch' einen Buckel! Warum, ſchönſte aller ſchönen Frauen?“

„Verlaſſen Sie mich! Sie haben getrunken!“ glitt es von Leas Lippen.

„Getrunken, ſehr viel getrunken, ſchöne Braut, denn wenn ich trinke, ſo vergeſſe ich, daß der liebe Herrgott ſolche Augen und ſolch einen Buckel wachſen ließ … ich vergeſſe dann, daß heute … doch, es iſt Zeit, zu gehen, leben Sie wohl!“ Er ergriff Leas Hand, küßte ſie und verließ haſtig den Saal. Lea ſtand eine Weile wie geiſtesabweſend da, das Haupt zur Bruſt geneigt. Die ſeltſamen, wüſten Reden des Buckeligen wirbelten ihr durch den Sinn. Dann hob ſie das Haupt und ſtarrte ihren Gatten an, er mußte viel verloren und viel getrunken haben, er ſaß mit halb geſchloſſenen Augen auf dem Stuhl, das Haupt hing ihm zur Bruſt herab, ſeine Hände mit den langen, dürren Fingern lagen auf dem Tiſch, da fuhr er plötzlich aus dem Halbſchlaf, der ſeine Sinne umfangen hatte, empor, er erblickte Lea.

„Mein ſüßes Weibchen!“ rief er, ſtand mühſam auf und begann mit ſchweren Schritten Lea ſich zu nähern. Er ſah wüſt aus mit den eingefallenen, runzeligen Wangen, mit dem ſpitzigen Kinn, mit ſeinem kahlen Schädel und ſeinen dunkel glühenden, hinter den buſchigen Augenbrauen verſteckten Augen. Er lächelte Lea an, aber wie er vor ihr ſtand, ſchwand das Lächeln urplötzlich von ſeinen Lippen, er ſtieß einige unverſtändliche Worte hervor, ſein Geſicht wurde leichenblaß und er brach bewußtlos zuſammen, ſie fing ihn auf und ließ die lange, hagere Geſtalt auf den Boden hingleiten.

„Erſchrick nicht, mein Täubchen,“ rief die Zigeunerin Paraſkiza, „der gnädige Herr leidet zuweilen an Ohnmachtsanfällen und beſonders, wenn er viel trinkt und Geld verliert wie heute; es wird bald vorübergehen, ich will raſch ein bißchen Eſſig holen und ihm die Stirne damit einreiben. Sei ohne Sorge, mein Täubchen!“

Mit dieſen Worten huſchte die Zigeunerin davon. Lea ſchaute angſtvoll auf den bewußtloſen Greis zu ihren Füßen, dann neigte ſie ſich zu ihm herab, fuhr aber entſetzt zurück, als ihr Antlitz das welke, kalte, faltige Geſicht ihres Gatten ſtreifte und der Weindunſt ihr entgegenſtrömte. Da erſchien Paraſkiza, eine mit Eſſig gefüllte Flaſche in der Hand. Lea wandte ſich raſch um, ihr war, als müſſe ſie in der dumpfen, ſchweren Luft im Saal erſticken. Sie öffnete die Glasthür und trat auf den Balkon hinaus. Ueber den Himmel flogen ſchwere, finſtere Wolken, durch die ab und zu die Mondſichel ſcheu hervorlugte, ein kalter Wind ſauſte heulend und klagend über die weite, dunkle Ebene und es dünkte das arme Weib, als ob tauſend Stimmen im Chore weinten, aber inmitten dieſes tobenden Jammers vernahm ſie mit erſchütternder Deutlichkeit eine wohlbekannte, klagende Stimme, die Stimme ihres alten Vaters — und ſie ſah den greiſen Juden mit den kummervollen Augen in ſeinem ärmlichen, nackten Stübchen, ſie ſah, wie er mit dem Kopfe wackelte, und hörte, wie er jammernd rief: „Lea!“ Und wie ſie dieſen Klageruf vernahm, da war ihr, als ob jemand in den Goldfäden an ihren Schultern wühlte, an ihren Haaren riß und an dem Myrtenkranz auf ihrem Haupte zerrte; es war der Sturm.

„Du ſollſt ihn haben!“ rief ſie. Mit einer wilden Bewegung riß ſie den Kranz vom Haupte, zerpflückte die Blüte und ſchleuderte ſie hinab in die finſtere, ſtürmende Nacht. Da zuckte ein Blitz über die Wolken hin, und einen Moment war alles in mittagshelle Klarheit getaucht, und ſie ſah die weite Ebene und durch dieſelbe wie ein Silberband die Landſtraße ſich ſchlängeln, die zum Schloſſe von Baneſti führte, und ſie ſah es, als wieder finſtere Nacht ſie umgab, und die Fenſter des Schloſſes waren hell erleuchtet und ſie ſaß auf dem Balkone zu Floricas Füßen und blickte in den glänzenden Saal, wo Ilibi Piantir auf einer Eſtrade vor den Zigeunern ſtand und ſüße, feurige Weiſen geigte, und Jonel ſtand neben ihr und erzählte mit leuchtenden Augen von den Heldenthaten des Fürſten Mihael des Tapfern, und ſie lauſchte ſeinen Worten und zitterte vor Luſt und Seligkeit. O, ſie hatte ihn ſchon damals geliebt, damals ſchon hatte in ihrem kindlichen Herzen ein Funke geglommen von jenem wilden, dämoniſchen Feuer, das jetzt durch ihre Seele verzehrend wogte.

„Jonel!“ rief ſie in die heulende Nacht hinaus, dann lehnte ſie gebrochen das Haupt an die kalte Scheibe der Glasthür, an die einzelne Regentropfen zu klatſchen begannen, und weinte bitterlich.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

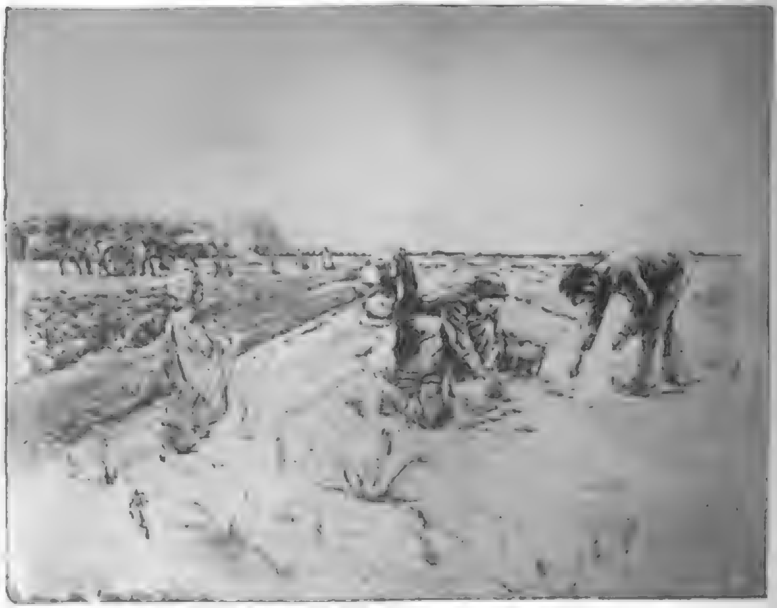
Unſere Künſtler.

Max Liebermann

zweiten Drittel desſelben auch in Deutſchland feſten Fuß faßte, ſchon vor länger als einem Jahrzehnt auch in die deutſche Genremalerei ſeinen Einzug gehalten. War er doch für jeden Einſichtsvollen klar erkennbar vertreten durch ein Bild, deſſen Entſtehung bereits in das Jahr 1874 zurückdatiert, wenn es gleich erſt 1879 im Münchener Glaspalaſt gelegentlich der dortigen internationalen Kunſtausſtellung einem größeren Kreiſe

Minorität, mit deren Beifall der Maler der „[illegible] im Rübenfelde“ ſich damals begnügen mußte.

In dem Jahrzehnt jedoch, das mittlerweile [illegible] haben Naturalismus und plein air auch in Deutſchland [illegible] ſo kräftig Bahn gebrochen, daß der damals vereinſamte Künſtler nunmehr als der Vorkämpfer einer ſtark gewordenen [illegible] daſteht, die ihn mit lautem Jubel auf den Schild erhebt. [illegible]



[illegible] gewiſchte Federzeichnung von Max Liebermann.

D[illegible]

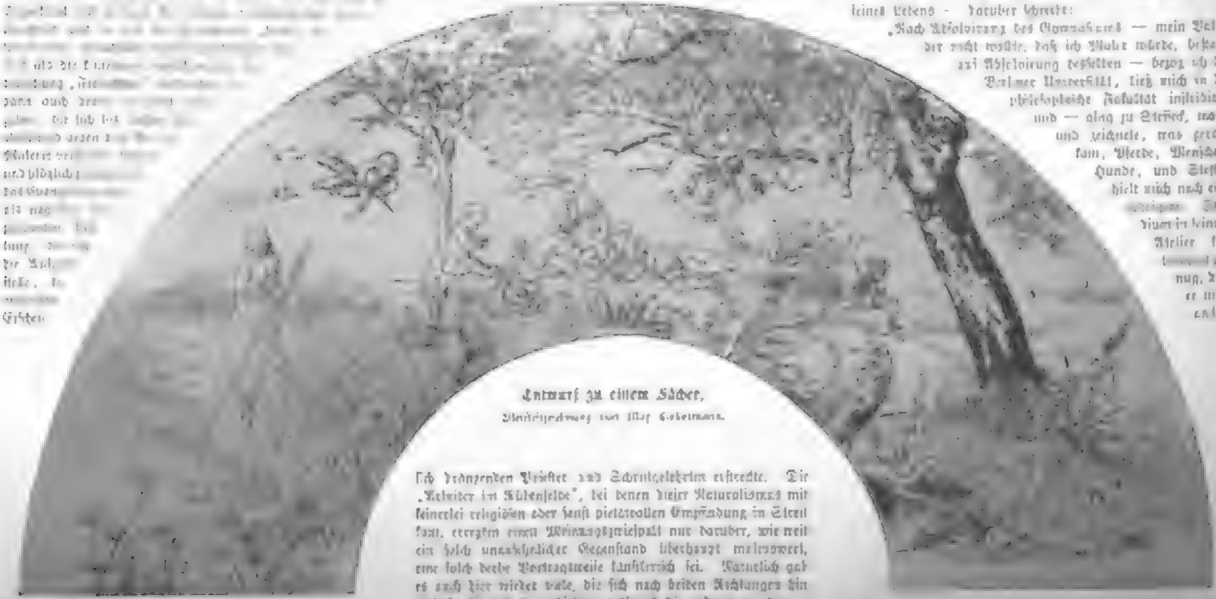
[illegible] als die [illegible] „[illegible]“ [illegible] auch [illegible] Malerei [illegible] und plötzlich [illegible]

[illegible]

man nun auch über ihn denken mag, — überſehen läßt ſich Liebermann längſt nicht mehr, und ſo iſt es wohl an der Zeit, daß auch „Ueber Land und Meer“ ſich einmal eingehender mit ihm beſchäftigt.

Am 29. Juli 1849 in Berlin geboren, erhielt Max Liebermann [illegible] grundlegende Schulbildung in einem der großen [illegible] ſeiner Vaterſtadt. Von frühauf der Malerei zugetan, erreichte er ſein Ziel gleichwohl erſt auf einem kleinen Umwege. Doch hören wir, was er ſelbſt — in Erwiderung unſerer Bitte um einige Angaben über die wichtigſten Daten ſeines Lebens — darüber ſchreibt:

„Nach Abſolvierung des Gymnaſiums — mein Vater, der nicht wollte, daß ich Maler würde, beſtand auf Abſolvierung desſelben — bezog ich die Berliner Univerſität, ließ mich in die philoſophiſche Fakultät inſkribieren und — ging zu Steffeck, malte und zeichnete, was gerade kam, Pferde, Menſchen, Hunde, und Steffeck hielt mich nach [illegible] Stunden in ſeinem Atelier für [illegible]nung, daß er mich anlei-



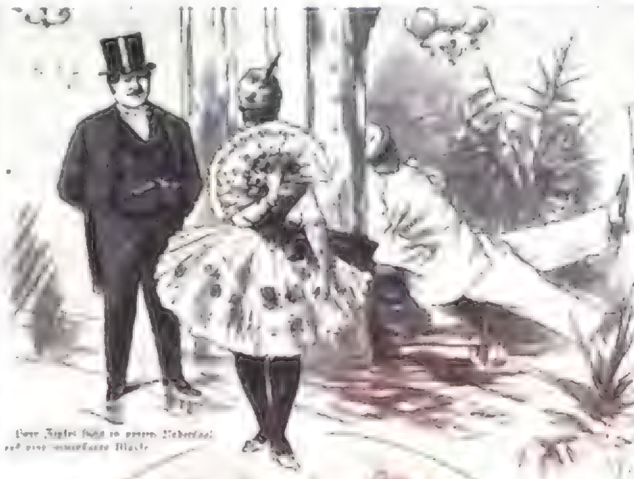
Entwurf zu einem Fächer.

Bleiſtiftzeichnung von Max Liebermann.

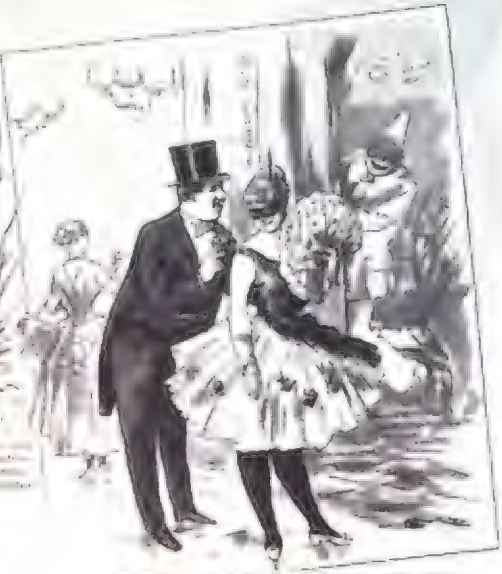
ſich drängenden Prieſter und Schriftgelehrten erſtreckte. Die „Arbeiter im Rübenfelde“, bei denen dieſer Naturalismus mit keinerlei religiöſen oder ſonſt pietätvollen Empfindung in Streit kam, erregten einen Meinungszwieſpalt nur darüber, wie weit ein ſolch unanſehnlicher Gegenſtand überhaupt malenswert, eine ſolch derbe Vortragsweiſe künſtleriſch ſei. Natürlich gab es auch hier wieder viele, die ſich nach beiden Richtungen hin [illegible] verhielten, während die anderen um der erſtaunlichen Wahrheit der Erſcheinung willen dem Bild [illegible]

[illegible]

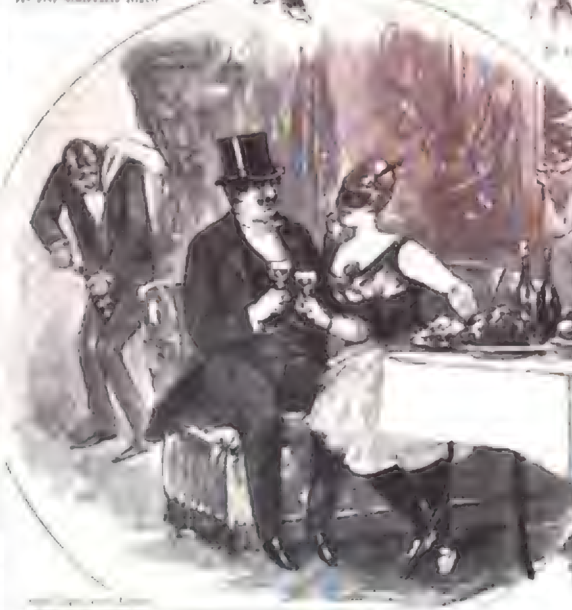
Der Unbekannte. Ein Karnevalsintermezzo in Originalzeichnungen von W. Gräßler



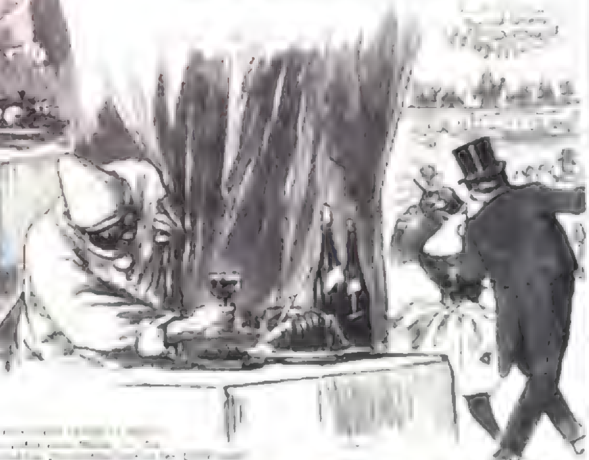
Herr Zipfel sucht in [illegible] [illegible] eine interessante Maske.



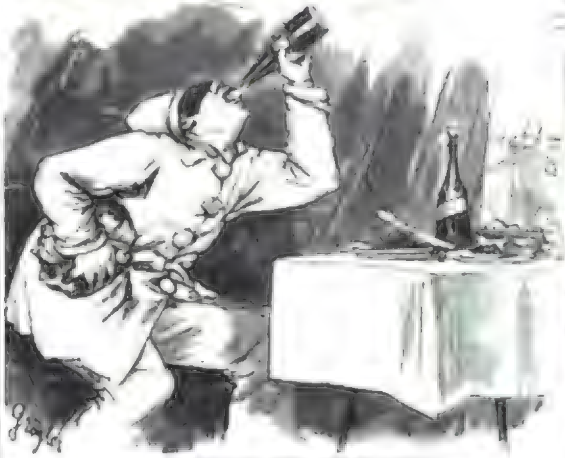
[illegible] des Herrn Zipfel ist von Erfolg begleitet [illegible] Stunden der [illegible] zu verbringen.



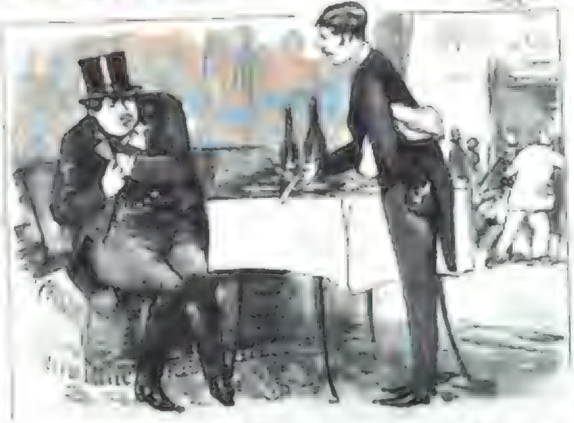
[illegible]



[illegible]



… und behauptet eine Zeitlang vollständig das Terrain.



Der Oberkellner erscheint auf der Bildfläche — die Rechnung beträgt 61 ℳ 65 ₰. Während Herr Zipfel die überraschende Entdeckung macht, daß sein Portemonnaie verschwunden ist, verduftet die interessante Maske am Arm der verdächtigen Persönlichkeit im Hintergrunde.

nach Weimar ging. Die dortige Kunſtſchule blühte unter Kalckreuths Leitung; noch lehrten Friedrich Preller und Geneli dort. In Weimar fing ich nun ſyſtematiſch zu ſtudiren an, zuerſt in der Gipsklaſſe unter Thumann. Dann wurde ich Schüler von Pauwels, der damals in hohem Anſehen als Lehrer ſtand. Vier Jahre war ich in ſeiner Malſchule und fing Bilder in des Meiſters Manier an, ohne eins zu ſtande zu bringen. 1873 malte ich mein erſtes Bild: ‚Die Gänſerupferinnen‘, das in dem kleinen Weimar ein bedeutendes Aufſehen machte. Ich ſchickte das Bild auf die Hamburger Ausſtellung, wo es zu meiner größten Ueberraſchung ebenſo großes Aufſehen hervorrief und — was mich noch mehr wunderte — einen Käufer in dem Kunſthändler Lepke fand. (Von letzterem ging es in den Beſitz von Strousberg über.) Nach dieſem ſo unerwarteten Erfolg reiſte ich im Sommer 1873 zum erſtenmale nach Paris, wo ich Munkacſys Bekanntſchaft machte. Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Paris nach Weimar zurückgekehrt, malte ich dort ‚Die Waiſe‘ und ‚Gemüſeeinmacherinnen‘. Letzteres Bild ſandte ich auf Veranlaſſung Verlats, der ſeit einem Jahr in Weimar Lehrer geworden war und mich wegen ſeiner fabelhaften Routine im Malen ſehr anzog, auf die Ausſtellung in Antwerpen, und ich hatte dort noch mehr Glück als in Hamburg. Nun hielt ich mich — Ende 1873 — für reif genug, nach Paris überzuſiedeln. Munkacſy zog mich mächtig an, aber noch mehr thaten es die Troyon, Daubigny, Corot, vor allem aber Millet, und der Schwärmerei für letzteren, den ich für den epochemachendſten der modernen Malerei halte, bin ich bis heut treu geblieben. Im Sommer 1874 ging ich nach Barbizon, wo ich Millet, der im folgenden Jahre ſtarb, noch ſah. Ich malte dort ‚Die Arbeiter in einem Rübenfelde‘ und wurde mit dem öſterreichiſchen Landſchafter Zettel innig befreundet, der ebenſo wie ich die Intimität im Bilde ſuchte. Dort entſtanden ‚Die Geſchwiſter‘ (la sœur ainée). 1876 ging ich zu einem dreimonatlichen Aufenthalt nach Holland, wohin ich ſchon 1872 einen kurzen Ausflug von Hamburg aus gemacht hatte. Ich kopirte dort nach den Franz Halsſchen Bildern in Harlem, machte zugleich die Studien zu der ‚Kleinkinderſchule in Amſterdam‘ und arbeitete in dem dortigen Waiſenhauſe. Um dieſe Zeit fing ich an, die Bilder vor der Natur zu malen oder wenigſtens vor der Natur zu beginnen, ein Prinzip, dem ich bis jetzt treu geblieben. Seitdem reiſe ich jeden Sommer nach Holland zu mehrmonatlichem Aufenthalt und nehme meiſtens meine Motive von dort. Auch ſchon die früheren Bilder waren großenteils aus den Anregungen, die ich auf meiner erſten Reiſe in Holland empfangen, entſtanden. 1878 kam ich wieder zum Beſuch meiner Familie nach Berlin und hatte das Unglück, den Fuß zu brechen. Die Heilung nahm mehrere Monate in Anſpruch, und ſchließlich ſandte man mich nach Gaſtein zur gänzlichen Wiederherſtellung. Von dort ging ich nach Tirol und Venedig, wo ich drei Monate blieb, überwältigt von den dortigen Kunſtſchätzen. Am meiſten intereſſirten mich Carpaccio und Bellini. Dort lernte ich Lenbach und viele Münchner Kollegen kennen, die mich aufforderten, mit nach München zurückzukehren. Dezember 1878 kam ich dort an, mein Freund Herbſt kam mir dorthin von Hamburg nach. Sonſt faſt ganz fremd, waren wir beide auf uns faſt ausſchließlich angewieſen. Ich hatte ein paar Wochen nach meiner Ankunft den ‚zwölfjährigen Chriſtus im Tempel‘ angefangen. 1879 ſchickte ich dieſes Bild auf die Ausſtellung von München und hatte den Schmerz, das Bild als ‚tendenziös‘ bezeichnet zu finden, daneben aber die Freude, Männer wie Lenbach, Gedon, Wagmüller für mein Bild aufs wärmſte Partei nehmen zu ſehen. Aber die widerlichen Erfahrungen, die ich bei dieſer Gelegenheit zu machen hatte, waren mir ſo zuwider, daß ich ſeitdem kein religiöſes Bild mehr gemalt habe. Während mein Bild ‚Chriſtus‘ den heftigen Angriffen ausgeſetzt war, malte ich die ‚Kleinkinderſchule in Amſterdam‘ und die ‚Holländiſchen Konſervenmacherinnen‘ und ſandte beide Bilder auf den Salon 1880. Ebenſo ſchickte ich mein im folgenden Jahre entſtandenes ‚Altmännerhaus in Amſterdam‘ nach Paris, wo ich als erſter Deutſcher nach dem Kriege eine Auszeichnung erhielt. 1882 malte ich die ‚Schuſterwerkſtätte‘ und den ‚Hof des Waiſenhauſes in Amſterdam‘, im folgenden Jahre ‚Die Bleiche‘, 1884 ‚Bierkonzert in München‘. Inzwiſchen war ich von einigen der hervorragendſten Pariſer Maler, an deren Spitze ſtanden Baſtien Lepage, Alfred Stevens ꝛc., zum Mitglied ihrer Geſellſchaft ‚Cercle des XV‘, die jährlich in der Salle Petit Ausſtellungen veranſtaltet, ernannt und ſtellte ſeitdem jährlich dort aus, zum Beiſpiel 1886 ‚Der Weber‘. Im gleichen Jahre verließ ich München nach fünfjährigem Aufenthalt und ſiedelte nach Berlin über, um mich hier zu verheiraten. Im Jahre 1886 ſtellte ich auf der Berliner Jubiläumsausſtellung ‚Das Tiſchgebet‘ und [illegible], und in der künſtleriſchen Abteilung das ‚Altmännerhaus in Amſterdam‘ aus, und im Herbſt desſelben Jahres malte ich in Laren, einem Dörfchen in der Nähe Hilverſums (Nordholland), ein großes Bild: ‚Spinnerinnen‘, das ich nach Paris ſchickte.

„In künſtleriſcher Beziehung iſt mein Ideal Holland mit ſeinen alten Meiſtern geblieben und alljährlich während der Sommermonate gehe ich in ein kleines, äußerſt maleriſches Dörfchen in der Nähe Hilverſums. Zu meiner Freude folgen mir immer mehr Landsleute dorthin, deren Erfolge hinlänglich beweiſen, welch günſtige Vorbilder Land und Leute in Holland für die Malerei bieten, zumal wenn man, wie ich, die Zukunft der modernen Staffeleimalerei in der Intimität und der Pietät vor der Natur ſieht. Nicht das ſogenannte Maleriſche, ſondern die Natur maleriſch aufzufaſſen, iſt's, was ich ſuche, die Natur in ihrer Einfachheit und Größe ohne Atelier- und Theaterkram und Hadern — das Einfachſte und das — Schwerſte!

„Nun noch ein Wort über die Meiſter, von denen ich mich beſonders angezogen fühle. Millet hab' ich ſchon genannt; den verehre ich am meiſten, da ich finde, daß er — wenigſtens in ſeinen Zeichnungen — den Eindruck der Natur am wahrſten (für mich gleichbedeutend mit: am ſchönſten) wiedergegeben hat. Von Deutſchen am ſympathiſchſten iſt mir Leibl, mit dem ich in München zu verkehren das Glück hatte. Deſſen Technik ſcheint mir ſtupend. Ebenſo ſchwärme ich für Herkomer, der wohl der am glücklichſten Veranlagte unter den lebenden Meiſtern iſt. In Holland machte ich die Bekanntſchaft von Joſef Israëls, der mir äußerſt ſympathiſch iſt.“

Was der Künſtler in dieſer kurzen Lebensſkizze mit knappen Worten von ſich und ſeiner Kunſt geſagt, das bringen ſeine Werke zum vollen, entſchiedenen Ausdruck. Am meiſten Ausſicht auf allgemeine Wertſchätzung hat Liebermann da, wo er einen Stoff wählt, der die herzgewinnenden Seiten im Leben der Armut zur Geltung bringt. Das geſchieht freilich nur ſehr ſelten, denn für gewöhnlich ſcheint er derartigen Stoffen gefliſſentlich aus dem Wege zu gehen, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der Maler lediglich darauf Bedacht nehmen ſolle, durch die Wahrhaftigkeit in der Wiedergabe des Geſchauten zu wirken ohne gemütreichen Nebengedanken. Nicht als ein Geſuchtes, ſondern eher als etwas, das ſich ihm wider Willen aufgedrängt, iſt in ſein „Tiſchgebet“ jener Zug von ſchlichter, frommer Andacht gekommen, der hier von der Wahrheit unzertrennlich war, und der nun allerdings um ſo unmittelbarer wirkt, je echter und überzeugender die Erſcheinung des wirklichen Lebens in ihrer ganzen Kraft und Einfachheit wiedergegeben iſt. Die Oertlichkeit, die Perſonen, der Vorgang ſind auch in dieſem Fall, wie es Liebermanns Art iſt, getreu nach der Natur gemalt. In einem kleinen Dorfe bei Delden in der holländiſchen Provinz Overyſſel fand er das Motiv zu unſerem Bilde.

„Die dortige Gegend,“ ſchreibt er, „iſt unberührt von Erfindungen der Neuzeit, wie Eiſenbahn ꝛc., geblieben und man glaubt ſich in die Zeit von Rembrandt zurückverſetzt. Gebräuche, Innenräume ꝛc. ſind dieſelben, wie man ſie auf den Bildern der alten holländiſchen Meiſter findet, und ich glaube, daß die Tradition mit Recht die dortige Gegend als Hauptſtudienplatz des Ruisdael, Hobbema und ihrer Zeit- und Kunſtgenoſſen bezeichnet.

„Das Interieur meines Bildes iſt der einzige Raum des Hauſes, zugleich Wohn-, Eß- und Arbeitsraum der Familie. Aber nicht nur die Menſchen leben in demſelben, ſondern auch das Vieh, und dies Zuſammenſein giebt dem Raum neben ſeiner Größe den eigentümlichen Charakter, welchen wiederzugeben im Bilde ich am meiſten beſtrebt geweſen bin.

„Ich habe den Moment gewählt, wenn nach Abfütterung des Viehs die ganze Familie ſich zur Mahlzeit verſammelt und der Großvater vor dem Eſſen das Gebet ſpricht, dem die Großmutter, nicht mehr kräftig genug, um aufzuſtehen, im Lehnſtuhl andächtig lauſcht, ähnlich dem jüngſten Enkel, deſſen Füßchen noch nicht hinlänglich erſtarkt ſind, als daß er ſich gleich der übrigen Familie ſtehend an der Andacht beteiligen könnte.“

Wie immer man ſich zu Liebermanns Kunſtrichtung ſtellen möge, man ſieht, es iſt ihm heiliger Ernſt um die Sache der rückhaltloſen Naturunmittelbarkeit, und ein ſolch aufrichtiges Streben hat unter allen Umſtänden Anwartſchaft auf unſere Achtung, unſer Intereſſe.

Literatur

— **Wer es heut unternimmt, ein erzählendes Gedicht von** zweiundeinhalbhundert Seiten zu ſchreiben, der hat Mut, und Joſef Lauff hat dies Wagnis in dem Sang aus dem Bauernkriege: „Der Helfenſteiner“ (Köln-Leipzig, Ahn) unternommen. Der Stoff dürfte altbekannt ſein, es iſt namentlich von Malern ſchon ſtark ausgebeutet worden, die den ſchrecklichen Tod des Grafen, der durch die Spießrute der aufſtändiſchen Bauern angeſichts ſeiner Frau getrieben wird, veranſchaulichten. Dieſe Scene bildet auch den Schwerpunkt des Gedichts, das durch Wohllaut der Sprache und poetiſche Stimmung über das Gewöhnliche hinausragt. Nur die tragiſche Schuld des Grafen in ſeiner Liebesgeſchichte mit Renate iſt nicht recht markirt, der Leſer wird ſtets ſich wundern, weshalb der Graf ſie wieder in das Kloſter hat gehen laſſen. Die Schilderungen des Bauernaufſtandes ſind kräftig und anſchaulich, ebenſo ſind die humoriſtiſchen Partien gelungen. Wir glauben aber, daß unſere Zeit für dergleichen ſtark rittertümlich romantiſche Epen nicht den rechten Sinn mehr hat. Selbſt ein „Otto der Schütz“, wenn er heut erſchiene, dürfte ziemlich unbeachtet bleiben. In Ton, Farbe und Art der Empfindung hat dieſer Helfenſteiner viel Aehnlichkeit mit dem vorgenannten Gedicht. Verehrer jener Dichtung werden auch an dieſer viel Gefallen finden.

— **Es iſt eine ganz eigentümliche Erſcheinung, daß es ſo** wenig Bücher über deutſche Volksetymologie giebt, obwohl doch jeder Menſch oft den Wunſch hegt, zu erfahren, woher dieſer oder jener ſeltſame Ausdruck, den er gebraucht, kommen mag. Es iſt daher ſehr erfreulich, daß ein wichtiges Werk auf dieſem Gebiete Anklang finden mußte, wie das die fünfte Auflage, in welcher jetzt Karl G. Andreſens Buch „Ueber deutſche Volksetymologie“ erſcheint (Heilbronn, Henninger), beweiſt. Dies vortreffliche Werk hat ſich nicht allein zum Ziel geſetzt, ſprachliche und kulturgeſchichtliche Belehrung dem Gebildeten zu geben und für Sprachforſcher und Fachgelehrte vorzuarbeiten, es will auch jedem Laien im Volke näher den Zugang geben, ſeine Sprache klarer, bewußter, durchdachter, und ganz beſonders nach dieſer Richtung hin nimmt dieſe Auflage eine hohe Stufe ein. Der Verfaſſer hat eine außerordentliche Empfänglichkeit für die Volksſprache, und ſein emſiges Streben wird unterſtützt durch einen feinen Spürſinn, ſo daß dieſe neue Auflage durch das viele neu Hinzugekommene, durch Zeitſchriften, eigene Beobachtungen des Verfaſſers, um mehr als hundert Seiten des intereſſanten Stoffes gewachſen iſt. Wir empfehlen daher dies hervorragende Werk als eine ebenſo feine wie unterhaltende und belehrende Lektüre auf [illegible].

— **Wer den Zauber des friſchen Naturlebens kennen** lernen will, das in den öſterreichiſchen Bergen atmet, der wird nicht minder als derjenige, dem dieſes großartige Gebirgsleben in freundlicher Erinnerung lebt, ſich erquicken an den „Bergfahrten in Oeſterreich Einſt und Jetzt“ von P. von Radics (Augsburg und Leipzig, Amthorſche Verlagsbuchhandlung). Bis auf das Jahr 1363 zurückgreifend, beginnt der Verfaſſer mit Herzog Rudolfs IV. von Oeſterreich Wintertour über den Krimmler-Tauern, erzählt von frühen Beſuchern der Adelsberger Grotte und den erſten bekannten Beſteigern und Beſchreibern des Triglav, um ſo Schritt für Schritt bis zu den jüngſten Errungenſchaften der Alpenvereine und ihrer Thätigkeit zu gelangen. Wem je das ſchöne Schillerſche Wort:

> „Auf den Bergen iſt Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,“

mit ſeiner vollen, beſeligenden Bedeutung zur Empfindung und zum Bewußtſein gekommen iſt, der wird auch an dieſem Büchlein ſeine Freude haben.

— **In dritter, vermehrter und illuſtrirter Auflage bildet** „Eine Orientreiſe“ von Heinrich Himmel (Würzburg und Wien, Leo Woerl) einen wertvollen Teil der reichen Auswahl von Führern, die unter dem Sammeltitel „Woerls Reiſebibliothek“ erſchienen, jedes für ſich ein einzeln beziehbares Reiſehandbuch bildend. Dieſe Orientreiſe, die Aegypten, Paläſtina, Konſtantinopel, Griechenland und die auf Hin- und Rückweg zu berührenden Gebiete umfaßt, zeichnet die Routen und Eindrücke ſcharf und klar und verweilt namentlich im heiligen Lande mit voller Hingebung an ſeine religiöſe Bedeutſamkeit. Die zahlreichen Abbildungen von Land und Leuten ſind glücklich gewählt und befriedigend durchgeführt.

— **Die Verlagshandlung von Bernhard Tauchnitz in** Leipzig fährt fort, in ihrer autoriſirten Collection of British Authors die beſten belletriſtiſchen Erzeugniſſe der zeitgenöſſiſchen engliſchen Schriftſteller zu ſammeln. Von den neuerdings erſchienenen Bänden liegen uns vor: „Robert Elsmere“ by Mrs. Humphry Ward, „The black arrow“ by Robert Louis Stevenson, „Herr Paulus“ und „The inner house“ by Walter Besant, „A romance of two worlds“ by Marie Corelli und „With the Immortals“ by F. Marion Crawford, Werke, die alle ſehr beachtenswert ſind. Wir müſſen es uns verſagen, auf jedes einzelne hier näher einzugehen; nur den Roman Robert Elsmere wollen wir als eine beſonders bedeutende Erſcheinung hervorheben, die ſowohl in England als auch in Amerika die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hat und ohne Zweifel auch bei uns eine große Anzahl von Freunden gewinnen wird.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bildende Künſte.

— **Von Wolf Traut (geſtorben 1520), einem hochbegabten** Zeitgenoſſen Albrecht Dürers, iſt in der Dorfkirche zu Artelshofen (Mittelfranken) ein Altarwerk aufgefunden und von der bayriſchen Regierung für das bayriſche Nationalmuſeum erworben worden. Wie ſich nach der Reſtauration des Kunſtwerkes zeigt, das aus ſieben großen Bildern und vier kleinen Predellen beſteht, iſt ein hoher Schatz altdeutſcher Malerei vom Untergange gerettet worden. Der Schöpfer desſelben, von dem die Kunſtgeſchichte außer dem Namen ſo gut wie nichts bewahrt hat, wird von nun an zu den größten Malertalenten jenes Zeitraums zu rechnen ſein und ſomit nach mehr als drei Jahrhunderten ein berühmter deutſcher Künſtlername werden. Sicher werden ſich die Federn aller Kunſtſchriftſteller in den nächſten Jahren mit dieſem der Vergeſſenheit und dem Untergang entriſſenen Schatz des bayriſchen Nationalmuſeums viel beſchäftigen und die Bekanntſchaft desſelben dem Publikum vermitteln.

— **Eine van Eyckſche Madonna, ein Bildchen von ganz** geringem Umfang, an Kunſtwert aber umfangreichen Gemälden großer Meiſter ebenbürtig, wurde von der Berliner Nationalgalerie auf Koſten des preußiſchen Staates aus der Verſteigerung des Lord Exeter erworben. Die Erhaltung dieſer köſtlichen kleinen Perle der Malerei iſt eine ſo vollſtändige, daß man meinen könnte, das Bildchen ſei geſtern von der Staffelei des Meiſters gekommen. Die Gottesmutter ſitzt mit dem Kindlein auf dem Arm in offener Halle, vor ihr kniet ein Geiſtlicher in weißem Gewande. Hinter dem Geiſtlichen ſteht deſſen Schutzheilige, St. Barbara. In der Ferne am Fuße des Hügels ſieht man eine Stadt. Ueber die ganze Kompoſition iſt ein wunderbarer Lichtglanz ausgegoſſen.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Ein wichtiges Ereignis hat ſich im Oſten Aſiens voll-**zogen. Japan iſt in die Reihe der Verfaſſungsſtaaten eingetreten. Am 11. Februar hat der Mikado in Tokio die neue Verfaſſung unter großer Feierlichkeit verkündet. Der Entſchluß, eine konſtitutionelle Regierungsform einzuführen, wurde ſchon 1881 gefaßt.

Graf Ito wurde nach Europa geſandt zum Studium der verſchiedenen Verfaſſungen und des parlamentariſchen Lebens, und das jetzt vorliegende japaniſche Staatsgrundgeſetz iſt auch im weſentlichen ſein Werk. Für uns Deutſche beſonders intereſſant iſt die Thatſache, daß die japaniſche Verfaſſung in den Hauptzügen nach deutſchem Muſter gearbeitet iſt, da Graf Ito fand, von allen ſtaatlichen und politiſchen [illegible] Europas ſeien die deutſchen am meiſten geeignet zur Anwendung auf die Verhältniſſe ſeines Vaterlandes. Japan beſitzt alſo jetzt das Zweikammerſyſtem: ein Herrenhaus, deſſen Mitglieder teils erblich, teils wählbar ſind, und ein Abgeordnetenhaus von 300 Mitgliedern, aus Volkswahlen hervorgegangen. Jeder Japaner, der fünfundzwanzig Jahre alt iſt und jährlich 25 Dollars Steuern zahlt, iſt wahlberechtigt. Es iſt Religionsfreiheit, Redefreiheit und Preßfreiheit [illegible] gewährt. Die Richter ſind unabſetzbar, außer im Wege des Gerichtes. Das Parlament hat geſetzgebende Kraft und überwacht die Finanzen innerhalb gewiſſer Grenzen; die vollziehende Gewalt ſteht dem Kaiſer (Mikado) zu.

— **Ungewöhnliche Ehren ſind Wilhelm Jordan zu ſeinem** ſiebzigſten Geburtstag am 8. Februar erwieſen worden. Seit den frühen Morgenſtunden drängten ſich in den feſtlich geſchmückten Räumen ſeines Hauſes am Taunusplatz in Frankfurt a. M. die Gratulanten. Um 9½ Uhr bereits erſchien das große ſtädtiſche Feſtkomite, in deſſen Namen Gymnaſialdirektor Dr. Reinhardt eine herzliche Anſprache an den von ſeiner Familie umgebenen Dichter hielt. Im Auftrage des Hochſtifts brachte darauf Stadtrat Fleiſch ſeine Glückwünſche dar. Gegen Mittag erſchien im Strome der kommenden und gehenden Gratulanten eine Deputation des Frankfurter Journaliſten- und Schriftſtellervereins, um ſeinem langjährigen Vorſitzenden das Diplom der Ehrenmitgliedſchaft nebſt dem Ehrengeſchenk — einem koſtbaren, aus der Werkſtatt des hieſigen Juweliers Robert J. Seligmann hervorgegangenen Album mit den Bildniſſen der Mitglieder — zu überreichen. Emil Rittershaus war von Barmen gekommen, um ſeinen Kollegen in Apoll zu begrüßen. Friedrich Stoltze beglückwünſchte den Dichter in launigen Verſen. Er wünſchte ihm und ſich den „Achtzigſten". Die Geſchenke, die Wilhelm Jordan von Freunden und Verehrern zugegangen, füllten ein geräumiges Zimmer. Der Großherzog von Baden hat dem Dichter zu ſeinem Ehrentage das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen. Nachmittags 5 Uhr fand im Saale des Hoch'ſchen Konſervatoriums eine akademiſche Feier zu Ehren des Jubilars ſtatt. Die Feſtrede hielt Profeſſor [illegible], der den Gefeierten als deutſchen Dichter ſchilderte und beglückwünſchte. Dann brachte Oberbürgermeiſter Dr. Miquel dem Jubilar die Glückwünſche der Stadt Frankfurt dar; Profeſſor Dr. Valentin überreichte ihm die Ehrenmitgliedsurkunde des Freien Deutſchen Hochſtifts; Dr. J. Stern die des Pegneſiſchen Blumenordens in Nürnberg; Dr. [illegible] gratulierte im Auftrage der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft; Johannes Proelß beglückwünſchte den Jubilar namens des Deutſchen Schriftſtellerverbandes, Dr. Alfred Friedmann namens des Vereins Berliner Preſſe, Buchhändler Bergſträßer im Namen des Börſenvereins der deutſchen Buchhändler, und es folgte noch mancher andere Glückwunſch. Erſt am folgenden Tage fand die Feier in einem Bankett, an welches eine Feſtvorſtellung im Theater ſich anſchloß, ihren Abſchluß.

— **Franz Xaver Gabelsberger nimmt in der Reihe großer** Erfinder, die zum Heil und Nutzen des ganzen Menſchengeſchlechts wirkten, gewiß einen der erſten Plätze ein, und ſo übte die Stadt München, der Geburtsort Gabelsbergers, eine ſchuldige Ehrenpflicht, wenn ſie am 9. Februar, dem hundertſten Geburtstage des genialen Erfinders der Stenographie, dieſen in ſo großer und erhebender Weiſe feierte. Das Erzſtandbild, das Gabelsberger in München erhält, konnte leider nicht, wie beabſichtigt, zur Säkularfeier vollendet werden, doch ſteht die Enthüllung desſelben im Sommer nächſten Jahres zu erwarten.

— **Ein Meiſterſtück der alten Augsburger Goldſchmiedekunſt**, der Zunftpokal der Augsburger Metzgerinnung, aus der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſtammend, iſt durch das königlich bayriſche Kultusminiſterium für das bayriſche Nationalmuſeum erworben worden. Der Pokal, 60 Centimeter hoch, iſt in Silber getrieben und ſtark vergoldet, eine wundervolle Arbeit, die ſich mit den beſten Leiſtungen eines Jamnitzer und Eiſenhoit vergleichen laſſen kann.

— **Die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften wird in** dieſem Sommer ein Schiff entſenden, das von Grönland bis Braſilien den atlantiſchen Ozean abſuchen ſoll nach ſämtlichen tieriſchen und pflanzlichen Stoffen, die ſich auf der Meeresoberfläche befinden. An der Spitze der Geſellſchaft von Gelehrten, welche von Hamburg die Reiſe antreten wird, ſteht Profeſſor Henſen aus Kiel. Kaiſer Wilhelm II. hat für das Unternehmen 70,000 Mark aus dem Dispoſitionsfonds bewilligt; die Mehrkoſten trägt die Akademie.

Erfindungen.

— **Einen Lichttelegraphen (Photolog) hat ein Ruſſe Namens** [illegible] erfunden. Derſelbe hat den Zweck, zur Nachtzeit Signale zu geben, und zwar ſo, daß ſie nur in einer beſtimmten Linie geſehen werden können. Bei Verſuchen, die in der Nähe von Kronſtadt unternommen wurden, hat ſich die Erfindung für Entfernungen bis 28 Kilometer bewährt; ſie dürfte beſonders im Kriege ſich wertvoll erweiſen.

— **„Luzigen-Beleuchtung" iſt der Name einer Erfindung,** die ſogar das elektriſche Licht in Schatten zu ſtellen behauptet. Der Erfinder, ein Engländer Namens Hannay, hat darauf ein Patent genommen; er iſt von dem Gedanken ausgegangen, flüſſige Brennſtoffe, beſonders die ſchweren Steinkohlenteeröle, in fein zerſtäubter Form zur Verbrennung zu bringen. Zu dieſem Zwecke hat er einen eigentümlichen, ſehr ſinnreich eingerichteten Brennapparat hergeſtellt. Die genaue Schilderung des komplizierten Inſtruments würde zu viel Raum erfordern und doch nur für Fachleute verſtändlich ſein.

Natur.

— **Ein brennender Landſee in der Nähe von** [illegible] **im** Staate Indiana bietet ſeit einiger Zeit eines der merkwürdigſten und großartigſten Naturſchauſpiele. Der See, rings von Wäldern umgeſchloſſen, hat je 600 Fuß in Länge und Breite, und dieſe ganze Fläche ſteht in hellen Flammen. Die rätſelhaften Urſachen des Vorganges ſind noch ganz unergründet. Einige Wahrſcheinlichkeit hat die Meinung für ſich, daß durch eine unterirdiſche Erſchütterung Mineralien und Oele ins Waſſer gedrungen ſeien und an der Oberfläche durch die Berührung mit der Luft ſich entzündet haben; mehr Wahrſcheinlichkeit aber hat es, daß ſich in der Nähe des Sees Oeladern befinden, daß dieſe ſich in den See Bahn gebrochen und als Oelſchicht ſich auf die Oberfläche gelegt haben; durch irgend einen Zufall iſt dann das Oel in Brand geſetzt worden. Von der brennenden Waſſerfläche ſtrömt ein ſtarker Schwefelgeruch und ein betäubender Qualm weit in die Runde aus, und es iſt Gefahr vorhanden, daß ein großer Waldbrand entſtehe.

— **In der Nähe von Nowo-Urei im Regierungsbezirke** Penſa im ſüdöſtlichen Rußland hat man Meteoriten gefunden, die thatſächlich Diamanten enthalten. Die Analyſe ergab 67,48 Prozent Eiſen, 23,62 Prozent Augit, 5,45 Prozent Nickeleiſen, 0,41 Prozent Magnetkies, 0,63 Prozent Chromeiſen und 2,26 Prozent kohlige Subſtanzen. Das ſpezifiſche Gewicht des Meteoriten ermittelte ſich auf 3,46 Prozent. Der kohlige Teil beſtand aus einem Gemenge von amorpher Kohle und Diamant. Beide fanden ſich in mikroſkopiſch kleinen Körnchen. Das ſpezifiſche Gewicht dieſer meteoriſchen Diamanten berechnete man zu 3,1; es iſt alſo dem der Erddiamanten, das 3,5 beträgt, ſehr nahe. Die Diamantkörnchen ritzen die polierte Oberfläche des Korund.

Vereinsweſen.

— **Der Verein „Frauengruppe der Deutſchen Akademiſchen** Vereinigung", der ſich vor Jahr und Tag in Berlin gebildet hat, um den Frauen und Mädchen gebildeter Stände neue, geeignete Berufszweige zugänglich zu machen, hat Vorbereitungen getroffen, um im nächſten Winter geeignete Fortbildungskurſe für gebildete Mädchen zu eröffnen. Zu Berufen werden empfohlen: Photographie, Ausbildung bei Frau [illegible], Berlin, Landsbergerſtraße, in kunſtgewerblichen Arbeiten, Meierei und Molkerei, wozu Schulen vorhanden ſind, beſonders in Königsberg i. Pr. bei der oſtpreußiſchen Milchgenoſſenſchaft; [illegible], Kurſus bei Fräulein [illegible], Kirchſtraße 13, Berlin, ſehr geeignet für Lehrerinnen in kleinen Städten. Zur Ausbildung in der Gärtnerei und Landwirtſchaft ſind leider in Deutſchland noch keine Schulen vorhanden, während im Auslande Frauen in großer Zahl für dieſe Zweige ausgebildet werden. Hier hofft der Verein demnächſt thätig vorgehen zu können.

Sport.

— **Auf den neugegründeten großen Preis von Mailand** im Werte von 60,000 Mark wurde [illegible] vorjähriger [illegible] „Padiſchah" genannt, während die öſterreichiſch-ungariſchen Rennſtälle durch den beſten Zweijährigen von 1888, „[illegible]", dann durch „[illegible]", „Rocket" ꝛc., ſowie durch die Dreijährigen „St. Wolfgang", „Tornado", „[illegible]", „[illegible]" und „Cannibal" vertreten ſein werden.

— **Graf Nikolaus Eſterhazys „Wittich" gilt mit 7:1 als** Favorit für das deutſche Derby. Baron Oppenheims „[illegible]" ſteht mit 8, „Cadette" mit 9, „Panther", „[illegible]", „[illegible]" und „Moule" mit 10, „Orſon" und „Viken" mit 12:1 ꝛc.

— **Der Berliner Traberklub hat die Einführung von** Stakesrennen, um die Traberzucht im Inlande zu heben, in ſein Programm aufgenommen und zunächſt 10,000 Mark für Zuchtrennen in der Provinz geſpendet.

— **Auf der preußiſchen Beſitzung Schillersdorf des Barons** Nathaniel Rothſchild wurden im abgelaufenen Jagdjahre 5654 Haſen, 3732 Faſanen, 624 Rebhühner, 374 Kaninchen, 16 Rehe und 17 Stück Diverſes, in Summa 10,471 Stück Nutzwild abgeſchoſſen. Trotz dieſes ſtattlichen Wildreichtums muß das abgelaufene Jagdjahr in Bezug auf Federwild als ein ungünſtiges bezeichnet werden wegen der Näſſe zur Brutzeit.

— **An dem Billardkampf um die Meiſterſchaft der Welt** in England beteiligten ſich die tüchtigſten Meiſter der Welt nicht. Es ſiegte in den 7 Partien, die jeder Teilnehmer zu ſpielen hatte, W. Mitchell mit 7, während W. J. Peall mit 6 gewonnenen Partien als Zweiter, H. M'Neil mit 5 als Dritter folgte und ſo weiter. Die höchſten Serien verzeichnete Mitchell mit 387 und 913.

— **Die Eisſaiſon 1888 zu 1889 geſtaltete ſich für Mittel**europa dem Eisſport wieder ſehr günſtig. Die größeren Städte wie Berlin und Wien brachten es auf mehr als 50 Eislauftage.

Denkmäler.

— **Während das Karlsruher Scheffeldenkmal in einer** überlebensgroßen Büſte beſtehen wird, gelangt nun für Heidelberg ein Denkmal in Form eines Standbildes zur Ausführung, nämlich jener Entwurf des Bildhauers Heer in Karlsruhe, der bereits bei dem Karlsruher Wettbewerb einſtimmig den erſten Preis erhielt. Dieſes für die berühmte Muſenſtadt ſo erfreuliche Ereignis wurde durch das opferwillige Eintreten eines der nächſten Freunde Scheffels, des Malers Wilh. Kloſe in Karlsruhe, ermöglicht, indem er eine ganz bedeutende Summe für das Denkmal ſpendete.

— **Eine Erzſtatue Albrecht Dürers, die für das Breslauer** Muſeum beſtimmt iſt, wird gegenwärtig in der Erzgießerei von Lenz in Nürnberg gegoſſen. Das überlebensgroße Gipsmodell zu derſelben iſt ein Werk des Bildhauers J. [illegible].

Geſtorben.

— Jonkheer Alberts, früherer niederländiſcher Marineminiſter, einer der tüchtigſten Seeoffiziere der Niederlande, eine Zeit lang Vertreter der Stadt Amſterdam in der zweiten Kammer, am 25. Januar, in Amſterdam.

— Dong Khanh, König von Annam, eigentlich [illegible], Prinz Chanh-Mong, der bei ſeiner Thronbeſteigung am 19. September 1885 den Namen Dong Khanh (Vereinigung der zwei Nationen) annahm, am 27. Januar, in Hué.

— Franz Freiherr Schluga von Roſenfeld, Landſtand in Tirol, vormals k. k. Landespräſident des Herzogtums Kärnthen, 75 Jahre alt, am 27. Januar, in Graz.

— Adolf Naumann, Teilhaber der Firma [illegible] & Naumann zu Freiwaldau, einer der hervorragendſten Induſtriellen Oeſterreichiſch-Schleſiens, 63 Jahre alt, am 27. Januar, in Freiwaldau.

— G. Meneghini, Profeſſor der Geologie in Piſa, hochangeſehener Naturforſcher, 78 Jahre alt, am 29. Januar, in Piſa.

— Graf Eduard von Oppersdorff, Ehrenritter des Johanniterordens, erbliches Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, 89 Jahre alt, am 31. Januar, auf Schloß Ober-Glogau im oberſchleſiſchen Kreiſe Neuſtadt.

— Heinrich Ritter von Förſter, namhafter Architekt, der in Wien als Baurat für die ſtädtiſche Kommune wirkte, 56 Jahre alt, am 31. Januar, in Wien.

— Gudbrand Vigfuſſon, Profeſſor der ſkandinaviſchen Altertumskunde an der Univerſität Oxford, hervorragender isländiſcher Philologe, 58 Jahre alt, am 31. Januar, in Oxford.

— Joſef Gungl, königlich preußiſcher Muſikdirektor, der weit bekannte Dirigent und Walzerkomponiſt, 79 Jahre alt, am 1. Februar, in Weimar.

— Theophil Magdzinski, früher Gutsbeſitzer, jetzt Rentier, Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes und des deutſchen Reichstags, der polniſchen Fraktion angehörig, 70 Jahre alt, am 1. Februar, auf der Fahrt von Berlin nach Poſen.

— Geheimer Kommerzienrat Dr. C. Leverkus, Haupt der Firma Dr. C. Leverkus & Söhne, der die Rheiniſche Ultramarin- und [illegible]fabrik und die Nürnberg-Fürther Ultramarinfabrik gehören, bedeutender Förderer der deutſchen Induſtrie und Erfinder eines bewährten Verfahrens zur künſtlichen Darſtellung des Ultramarins, 85 Jahre alt, am 1. Februar, in Leverkuſen bei Mülheim am Rhein.

— Bruno Alexander Graf Neidhardt von Gneiſenau, königlich preußiſcher General der Infanterie z. D., Senior des Domſtifts in Naumburg an der Saale und deſſen Vertreter im preußiſchen Herrenhauſe, 77 Jahre alt, am 3. Februar, in Naumburg an der Saale.

— Ludwig Graf von Iſenburg-Philippseich, königlich bayriſcher Generalleutnant z. D., 73 Jahre alt, am 3. Februar, in München.

— Georg von Ferentheil und Gruppenberg, königlich preußiſcher Generalleutnant z. D., 70 Jahre alt, am 4. Februar, in Görlitz.

— Dr. Freiherr Franz von Holtzendorff, ordentlicher Profeſſor der Rechte an der Univerſität München, berühmter Rechtsgelehrter, 60 Jahre alt, am 5. Februar, in München (vergl. „Ueber Land und Meer" Bd. 43 Nr. 17).

— Friedrich Auguſt Ferdinand Roitzſch, hervorragender Muſikgelehrter und namhafter Bachkenner, 83 Jahre alt, am 6. Februar, in Leipzig.

— Auguſt George-Mayer, namhafter Porträtmaler, 54 Jahre alt, am 7. Februar, in Wien.

— Profeſſor Friedrich Müller, bekannter Hiſtorienmaler und äſthetiſcher Schriftſteller, 87 Jahre alt, am 8. Februar, in Kaſſel.

— Kardinal Johann Baptiſt Pitra, Benediktiner, 77 Jahre alt, am 10. Februar, in Rom.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Heute muß ich den Herren eine ſehr gelehrte Frage ſtellen," begann Frau von [illegible], als der Thee eingetragen war, „eine Frage, welche die Zeitungen vielfach behandelt haben und über die ich trotz der ernſten Sache und Perſon, die ſie betrifft, doch recht herzlich habe lachen müſſen. Die Zeitungen haben ſich alſo eingehend darüber verbreitet, ob unſer Reichskanzler, nachdem die Univerſität Gießen ihn zum Doktor der Theologie ernannt hat, auch das Recht habe, die Kanzel zu beſteigen und zu predigen. Ich zweifle durchaus keinen Augenblick, daß der Fürſt auch dieſes Amtes äußerſt erfolgreich zu walten verſuchen würde, denn manche ſeiner Reden ſind wohl mindeſtens ebenſo beherzigenswert und erhebend geweſen als manche Predigt, — aber wenn ich es nur verſuche, mir den großen eiſernen Kanzler im Talar als Prediger vorzuſtellen, ſo iſt es mir unmöglich, ernſthaft zu bleiben. Wohl weiß ich, daß das nur müßige Fragen ſind, aber iſt denn der Fürſt nun wirklich, wie die Leute ſagen, ‚geiſtlich' geworden?"

„In der That, meine gnädige Frau," erwiderte der Präſident Neimann, „ſind das recht müßige Fragen, und diejenigen, welche dieſelben in den Zeitungen erörterten, haben mehr überflüſſige Zeit als Verſtändnis der betreffenden Verhältniſſe. Die Erlangung der Doktorwürde in einer Fakultät gibt nur akademiſche, aber keine ſtaatlichen Rechte, wenn dieſelben nicht ausdrücklich daran geknüpft ſind, wie zum Beiſpiel an die Erwerbung des Doktortitels der Rechte die Befreiung von dem erſten, niedrigſten juriſtiſchen Staatsexamen. Ein Doktor der Medizin iſt darum noch nicht praktiſcher Arzt und darf als ſolcher nicht thätig ſein, wenn er nicht außerdem noch das zur Praxis berechtigende Staatsexamen gemacht hat. Es gibt verſchiedene Apotheker, die Doktoren der Medizin ſind, ohne darum ärztliche Funktionen ausüben zu dürfen, ſogar Zahnärzte haben zuweilen ſchon mediziniſche Doktorwürde erlangt. Ebenſo haben wir auf der andern Seite akademiſche Mediziner, welche weder jemals ärztliche Praxis ausübten, noch die Berechtigung dazu erworben haben. Viele unſerer bedeutendſten Profeſſoren, bei denen eine große Zahl unſerer jüngeren Aerzte gelernt hat und welche bahnbrechend auf dem Gebiete der Heilkunde wirkten, haben niemals ärztliche Praxis geübt und müßten, wenn ſie es thun wollten, trotz ihres Ruhmes und ihrer Autorität erſt noch das Staatsexamen dazu ablegen, was ihnen dann freilich wohl leichter werden dürfte als ihren

Schülern. So iſt es denn auch in der theologiſchen Fakultät. Die Doktorwürde iſt auch hier nur akademiſch und berechtigt als ſolche nicht zur Ausübung geiſtlicher Handlungen irgendwelcher Art. Die meiſten unſerer Geiſtlichen ſind nicht Doktoren der Theologie, und umgekehrt gibt es Doktoren der Theologie, welche nicht Geiſtliche ſind. Um alſo geiſtliche Funktionen ausüben und die Kanzel beſteigen zu können, müßte unſer großer Kanzler zuvor immer noch erſt Kandidat werden, ſich die Befähigung zum geiſtlichen Amt erwerben und dann auch noch die Ordination erlangen, welche bei uns die Stelle der katholiſchen Weihen vertritt und, obwohl ſie nicht den unzerſtörbaren Charakter hat wie jene, doch erſt den berufenen Geiſtlichen zur Ausübung ſeines Amtes berechtigt. Eines aber ſteht dem Kanzler ganz zweifellos zu, das iſt, den akademiſchen Talar und den Hut der Doktoren der Theologie zu tragen zu allen ſeinen Ehrenkleidern, deren er ſchon gar viele beſitzt, wenn er ſie auch wohl ſchwerlich alle anlegen wird.“

„Verzeihen Sie meine Neugier,“ unterbrach Frau von Ramberg, „es wäre mir wirklich intereſſant, zu wiſſen, welche verſchiedenen Ehrenkleider unſer großer Staatskanzler zu tragen berechtigt iſt, wenn er einmal die Neigung verſpürte, ſich äußerlich ebenſo vielgeſtaltig zu zeigen, als er in ſeinem Geiſt auf den verſchiedenſten Gebieten des Wiſſens und Könnens heimiſch iſt.“

„Ungefähr kann ich Ihnen darüber wohl Auskunft geben, meine gnädigſte Frau,“ erwiderte der Präſident, „doch weiß ich nicht, ob meine Kenntnis dieſer zeremoniellen Frage ganz ausreichen wird. Da haben wir alſo zunächſt die Uniform eines preußiſchen Generals der Kavallerie, ſodann die Uniform des Magdeburgiſchen Küraſſierregiments Nro. 7 — beide in zwei verſchiedenen Formen: die große goldgeſtickte und die kleine einfache Generalsuniform, ſowie den blauen und den weißen Rock der Küraſſiere. Dazu kommt die Uniform des 1. Magdeburgiſchen Landwehrregiments Nro. 26, deſſen Chef der Fürſt iſt. Dieſe ſämtlichen militäriſchen Uniformen trägt der Fürſt zeitweilig — die Küraſſieruniform mit dem gelben Kragen und Mützenrand iſt ſeine gewöhnliche Tracht, in der ihn die Welt am meiſten kennt; die große Generalsuniform trägt er bei beſonders feierlicher Gelegenheit, wenn er bei einer großen Cour erſcheint, wie zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaiſers Wilhelm I.; er trug ſie auch bei der Kaiſerproklamation in Verſailles. Ebenſo trägt er die Uniform des Magdeburgiſchen Landwehrregiments, wenn er irgend mit dieſem ſeinem Regiment in Berührung kommt. Dann ſteht ihm die Uniform des preußiſchen Miniſterpräſidenten zu, die er früher, ehe er General war, auch wohl getragen hat. Ob für den deutſchen Reichskanzler bereits eine Uniform feſtgeſetzt iſt, weiß ich nicht, ich muß das geſtehen; ich glaube es nicht, jedenfalls hat der Fürſt niemals eine ſolche Uniform getragen; wenn ſie aber erfunden oder feſtgeſetzt wird, ſo ſteht ſie ihm jedenfalls zu.“

„Das wären alſo mit den drei militäriſchen zuſammen fünf!“ ſagte Frau von Ramberg.

„Wir ſind noch lange nicht zu Ende, meine gnädige Frau,“ fuhr der Präſident Reimann fort, „die Galagarderobe unſeres Kanzlers dehnt ſich noch ſehr viel weiter aus. Der Fürſt iſt als Herr von Schönhauſen, Varzin und Friedrichsruhe Mitglied der brandenburgiſchen, pommerſchen und lauenburgiſchen Ritterſchaften und alſo berechtigt, die Uniformen dieſer drei landſtändiſchen Korporationen zu tragen. Er iſt Erb-Oberjägermeiſter von Pommern, hat alſo auch das Recht, die Uniform dieſes hohen Erb-Hofamtes zu tragen.“

„Das wären alſo neun!“ ſagte Frau von Ramberg.

„Dazu kommt die Uniform eines Ehrenkommendatores des Johanniterordens,“ fuhr der Präſident Reimann fort, „ein roter Frack und darüber ein großer ſchwarzſeidener Mantel mit dem Johanniterkreuz, und das Galakleid des Schwarzen Adlerordens mit dem großen dunkelroten Mantel, den unſer Kaiſer bei der Eröffnung des Reichstags trug. Damit wären, wie ich meine, die preußiſchen Uniformen erſchöpft.“

„Alſo elf!“ zählte Frau von Ramberg.“

„Nun aber,“ ſagte der Präſident, „kommen noch die fremden Ordenstrachten; ich wage nicht, mich in dieſer Beziehung als endgültige Autorität hinzuſtellen, darüber müßten Sie einen Oberzeremonienmeiſter befragen. Von einer ganzen Reihe hoher europäiſchen Orden aber weiß ich gewiß, daß ſie reiche Galaanzüge haben; ſo der ruſſiſche St. Andreasorden, der öſterreichiſch-ungariſche Stephansorden, der italieniſche Annunziatenorden, der däniſche Orden des Elefanten, das ſpaniſche goldene Vlies, der bayriſche Hubertusorden, und gewiß haben auch die meiſten großen Hausorden ſelbſt der kleineren Staaten ihre Galatrachten. Alle dieſe Ehrenkleider zu tragen, iſt alſo der Fürſt berechtigt, und wenn er es einmal will, ſo kann er wie Egmont auch buchſtäblich ‚ſpaniſch kommen‘, wie er es ſeinen Widerſachern ſchon oft zu deren größtem Mißvergnügen ſinnbildlich gethan hat.“

„Ich höre auf zu zählen,“ rief Frau von Ramberg, „das iſt ja eine unendliche Garderobe, welche die Toiletten der meiſten Damen überſteigt.“

„Und wenn man bedenkt,“ ſagte der Lieutenant von Hochfeld, „daß dieſe ganze glänzende Reihe von Uniformen und Ehrenkleidern herausgewachſen iſt aus der Secondelieutenantsuniform der ſchweren Landwehrreiter, die der Kanzler zur Zeit, als er Bundestagsgeſandter in Frankfurt war, mit Vorliebe trug, zum Erſtaunen und Entſetzen der zünftigen Diplomaten von der alten Schule, dann muß man doch wohl vor der Uniform des Secondelieutenants einen gewiſſen Reſpekt bekommen.“

„Nun,“ ſagte der Oberſt von Fernon lächelnd, „jeder General und Feldmarſchall iſt ja aus der Uniform des Secondelieutenants hervorgewachſen; es kommt aber doch wohl immer darauf an, wer darin ſteckt.“

„Zu befehlen, Herr Oberſt,“ erwiderte der Lieutenant von Hochfeld, „das iſt gewiß richtig; es müſſen ja ſo viele auch bei der Uniform des verabſchiedeten Hauptmanns abſchließen; aber daß der Kanzler mit Vorliebe die Lieutenantsuniform trug, darin liegt doch ein gutes Stück ſeines ganzen Weſens, darin liegt es, daß er Meiſter wurde über alle die hochweiſen Diplomaten im Frack und daß er nicht mit der Feder wieder verderben ließ, was die Armee mit den Waffen gutgemacht hatte.“

„Da kann ich freilich nicht widerſprechen,“ ſagte der Oberſt, „und darin bleibt das Wort des Fürſten wahr, daß ſie in anderen Ländern uns alles nachmachen können, nur den preußiſchen Secondelieutenant nicht!“

Herr von Hochfeld blickte ſtolz umher und kräuſelte die Härchen auf ſeiner Oberlippe, der Präſident Reimann aber bemerkte:

„Zu allen den Ehrenkleidern, die ich Ihnen erwähnt, kommen dann noch die akademiſchen Galakoſtüme der Doktoren der Rechte und der Theologie, und das letztere iſt in meinen Augen ganz beſonders ein hohes Ehrenkleid, denn es iſt eine Anerkennung des freien, unbefangenen Geiſtes, in dem der Kanzler gegen den Widerſpruch einer unduldſamen Richtung die Berufung des Profeſſors Harnack auf den Lehrſtuhl der Kirchen- und Dogmengeſchichte bei unſerem Kaiſer erfolgreich unterſtützte und durchſetzte.“

Profeſſor Harnack.

„Ich habe viel davon ſprechen hören und in den Zeitungen geleſen,“ ſagte Frau von Ramberg, „und es iſt mir lieb, daß Sie dieſen Gegenſtand berühren, denn ich kann mir ja ſelbſt kein Urteil darüber bilden; aber es hat mir, ich muß es aufrichtig geſtehen, nicht gefallen wollen, daß gerade in unſerer Zeit, welche die Verachtung aller Religion und alles Glaubens ſo vielfach großzieht, ein liberaler Lehrer der Theologie gerade an die Berliner Univerſität berufen wird. Ich bin eben ſehr konſervativ — in allen religiöſen noch mehr wie in den politiſchen Fragen — und meine, daß gerade durch die Geiſtlichen der feſte und ſtrenge Glauben feſtgehalten werden ſoll. Wenn die Theologen zu Zweifel und Unſicherheit erzogen werden, wo ſoll denn die übrige Welt eine Stütze finden?“

„Liberal, meine gnädige Frau,“ erwiderte der Präſident ernſt, „iſt ein ſehr doppeldeutiges Wort. In ſeinem eigentlichen Sinne bedeutet es das Höchſte, was der ſtrebende Menſchengeiſt erreichen kann: die Freiheit von allem Vorurteil, den weiten Umblick von der hohen Warte der Bildung und des Wiſſens. Diejenigen modernen Richtungen in der Politik und Religion, welche aus mangelhafter Bildung und unfähigem Ehrgeiz in der Verneinung und der hämiſchen Kritik der leitenden Kräfte ihre Größe ſuchen, haben nun vielfach jenes Wort, das ſie für ſich in Anſpruch nehmen, in Mißkredit gebracht. Profeſſor Harnack, deſſen Wirkſamkeit ich in ſeinen Werken verfolgt habe, iſt nun liberal in jener erſten, edelſten Bedeutung dieſes Wortes. Er gehört nicht den Vertretern der Verneinung, der ſeichten Kritik an; er kritiſiert nicht, um im Bewußtſein der Geiſtesarmut den Schein des Beſſerwiſſens zu verbreiten, und ich möchte jeden herausfordern, in Harnacks Werken auch nur ein Wort zu finden, das als ein Leugnen der großen heiligen Wahrheiten des Chriſtentums, als ein Ablenken von dem poſitiven Glauben auch nur gedeutet werden könnte. Aber freilich prüft er die Geſchichte der Entwicklung der Kirchenordnung hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich in klarer, eingehender Weiſe, mit allem ehrfurchtsvollen Ernſt, der ſolchem Gegenſtande gebührt, zugleich aber auch mit allem Freimut, den er der Wahrheit ſchuldig iſt. So hat er außerordentlich lehrreiche Unterſuchungen über die Lehre der zwölf Apoſtel und die ſogenannte apoſtoliſche Kirchenordnung geſchrieben und neuerdings ein ſehr intereſſantes Lehrbuch der Dogmengeſchichte herausgegeben, in welchem er geiſtvoll und mit hiſtoriſcher Begründung nachweiſt, daß ſich die Glaubenslehre der alten Kirche unter dem nicht zu verleugnenden und oft ſehr weſentlichen Einfluſſe des griechiſchen Geiſtes entwickelt habe. Gerade in dieſer Schrift hat eine engherzige theologiſche Richtung eine Verkleinerung der Kraft und göttlichen Wahrheit des Chriſtentums finden wollen; gewiß ſehr mit Unrecht, denn jede Wahrheit geſtaltet ſich in ihrer äußeren Erſcheinungsform nach dem Geiſte des Menſchen, noch mehr nach dem Geiſte des Volkes, durch den ſie ſich offenbart. Ich bin ein aufrichtiger und ſtrenger Chriſt, ich verdamme jedes Deuteln und Zweifeln an den göttlichen Wahrheiten des Evangeliums, aber man kann doch gewiß nicht beſtreiten, daß ſich dieſe Wahrheiten entwickeln in und nach dem Geiſte der Völker, die ſich zu ihnen bekennen, und ich habe trotz meiner ſtrengen Auffaſſung des Chriſtentums in Harnacks Schriften nichts finden können, das mir hätte Bedenken erregen können, und darum freue ich mich von Herzen, daß der Kaiſer auf den Rat des doch wahrlich auch gut chriſtlichen Kanzlers dem verdienſtvollen Gelehrten einen Platz an der Berliner Hochſchule gegeben hat.“

„Und um ſo mehr iſt das erfreulich,“ ſagte Graf Sternfeldt lebhaft, „als gerade die evangeliſche Freiheit die Grundlage unſerer Kirche bildet. Die katholiſche Kirche hat die unabänderlich feſt gefügte Form auch für die geſchichtliche Entwicklung des chriſtlichen Lebens, und das mag wohl ſeine Vorzüge haben, iſt aber nur möglich, da die oberſte Entſcheidung in allen geiſtlichen Dingen eben dort einer geiſtlichen Autorität — den Biſchöfen und endlich dem Papſte — zuſteht. Wir aber haben als Beirat und Vertreter des Königs in ſeiner Eigenſchaft als oberſter Biſchof der evangeliſchen Landeskirche den evangeliſchen Oberkirchenrat, eine aus juriſtiſchen und theologiſchen Mitgliedern zuſammengeſetzte Behörde, deren Entſcheidung der evangeliſche Geiſtliche als ſolcher für ſein Gewiſſen nicht in eben dem Grade für unbedingt maßgebend erkennen kann, wie es für den katholiſchen Prieſter ſeinem Biſchof oder dem oberſten Hirten ſeiner Kirche gegenüber der Fall iſt. Darum bedürfen wir für jeden unſerer Geiſtlichen die evangeliſche Freiheit der Forſchung, gerade damit er ſich im Glauben feſtigen und in der geſchichtlichen Entwicklung die Grundwahrheiten des chriſtlichen Bekenntniſſes um ſo ſicherer und klarer erkennen könne, und wenn unſere Studenten der Theologie in dieſer freien Forſchung von einem ſo chriſtlichen und glaubensfeſten Manne wie Harnack geleitet werden, ſo können ſie nur zu tüchtigen Dienern der Kirche gebildet werden, die dann im ſtande ſind, auch in ihren Gemeinden tüchtige und einflußreiche Führer zu werden.“

„Nun,“ ſagte Frau von Ramberg, „es freut mich, von zwei Herren, deren ſtreng kirchliche Geſinnung ich kenne und verehre, die Berufung des Herrn Harnack verteidigen zu hören, — es wollte mir freilich auch faſt unglaublich erſcheinen, daß der Fürſt Bismarck, der ſich ja jederzeit ſo offen und beſtimmt zum gläubigen Chriſtentum bekannt, einen Mann hätte beſchützen ſollen, deſſen Lehren der künftigen Geiſtlichkeit in ihrer Geſinnung hätten gefährlich werden können.“

„Da dieſer Fall hier zur Sprache gekommen iſt,“ bemerkte Doktor Landen, „ſo wird es die gnädige Frau vielleicht intereſſieren, das Bild des vielgenannten Theologen kennen zu lernen, das ich zufällig gerade heute erhalten habe.“

Er zog eine Photographie aus der Taſche und überreichte dieſelbe der Frau von Ramberg.

„Das iſt in der That,“ ſagte dieſe, „ein intelligentes, ſtreng ernſtes und doch freimütiges Geſicht, das vollkommen zu dem geiſtigen Bilde paßt, welches die Herren hier entworfen. Doch ſcheint er noch jung zu ſein; man würde kaum einen ſo gelehrten Profeſſor in dieſem Bilde vermuten.“

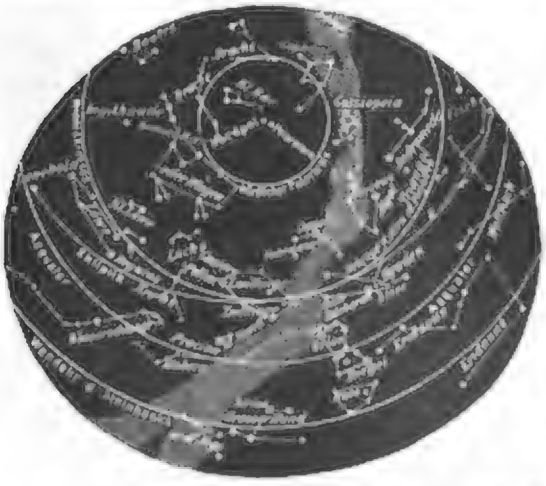
„Er iſt,“ bemerkte Doktor Landen, „im Jahre 1851 in Dorpat geboren, alſo jetzt achtunddreißig Jahre alt, hat aber ſeine Jugenderziehung in Erlangen genoſſen, wo ſein Vater Profeſſor war, und hat nur ſeine Univerſitätsſtudien in ſeiner Vaterſtadt abſolviert. Er wurde dann ſchon mit fünfundzwanzig Jahren Profeſſor in Leipzig und ging hierauf nach Gießen und Marburg. So darf denn Deutſchland ihn ganz zu den Seinen rechnen.“

„Und auf ihn ſtolz ſein!“ fügte der Präſident Reimann mit Nachdruck hinzu. (Schluß folgt.)

Aſtronomie.

März 1889.

Abends gegen 8 Uhr ſteht Orion mit ſeinen begleitenden Sternbildern zwiſchen Süd und Südweſt. Gegen Weſten ſteht die Venus noch in vollem Glanz in der Nähe des Widders, weiter rechts Mars. Die Bahnen,



welche beide im Laufe des Monats beſchreiben, ſind in die Himmelskarte eingezeichnet. Am 25. erreicht Venus ihren höchſten Glanz. Saturn ſteht nahe im Süden rechts vom Sternbild des großen Löwen, erkennbar an ſeinem ruhigen Glanz; am 14. ſteht er zwei Vollmondsbreiten unter dem Monde, das heißt eine vom Polarſtern zur Mitte des Mondes gezogene Linie trifft den Saturn jenſeits dieſer Mitte in [illegible] Abſtand. Jupiter geht erſt morgens auf und ſteht ſehr tief; am 24. etwas mehr als eine Vollmondsbreite unter dem Mond, der im letzten Viertel ſteht.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

In einem Match, den kürzlich die beiden engliſchen Meiſter Bird und Blackburne gegen einander geſpielt haben, entnehmen wir folgende Partie:

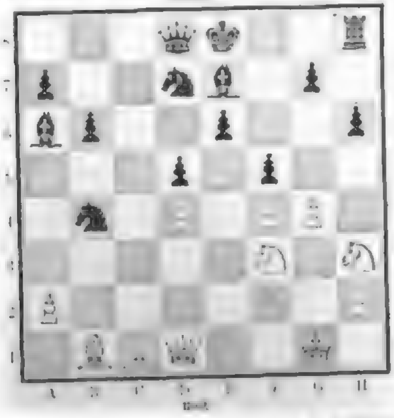
Partie Nro. 559.

Franzöſiſche Eröffnung.

Weiß Blackburne.	Schwarz – Bird.
1) E 2 – E 4.	1) E 7 – E 6.
2) D 2 – D 4.	2) D 7 – D 5. [illegible]
[illegible]	[illegible]

[illegible]

Schwarz.



[illegible] Entſcheidender Fehler. Am beſten geſchah [illegible], wodurch längere Vertheidigung ermöglicht wurde.

[illegible]

21) F 6 – F 7 † und gewinnt.

Schachbriefwechſel.

[illegible]

Auflöſung der Aufgabe Nro. 400:

Weiß.	Schwarz.
[illegible]	[illegible]

Andere Spielarten leicht.

Lotterieziehungen im Monat März.

Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, höchſter Preis [illegible], niedrigſter 9 fl., zahlbar am 1. März 1889 (49. Ziehung). — Bayeriſche 100-Thaler-Loſe à 4% vom Jahre 1866, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Lille 100-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1860, höchſter Preis [illegible], niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 1. April 1889 (58. Ziehung). Oeſterreichiſche 100-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, höchſter Preis 150,000, niedrigſter 200 fl., zahlbar am 1. Juni 1889 (105. Ziehung). — Stadt Oſtende 25-Franken-Loſe vom Jahre 1858, höchſter Preis [illegible], niedrigſter 30 Franken, zahlbar am 1. Juli 1889 (61. Ziehung). — Braunſchweiger 20-Thaler-Loſe vom Jahre 1868, Prämienziehung am 30. April. — Am 13. Ruſſiſche 100-Rubel-Loſe à 5% vom Jahre 1866, höchſter Preis [illegible], niedrigſter [illegible] Rubel, zahlbar am 13. Juni 1889 (46. Ziehung). — Ruſſiſche 100-Rubel-Loſe à 5% vom Jahre 1866, 4400 Stück, jedes Los à 125 Rubel, zahlbar am 13. Juni 1889 (46. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loſe vom Jahre 1866, höchſter Preis [illegible], niedrigſter 10 Fr., zahlbar am 15. Juni 1889 (76. Ziehung).

Kartenſpiele.

Patience: „Die kleine Amerikanerin".

(Eingeſandt.)

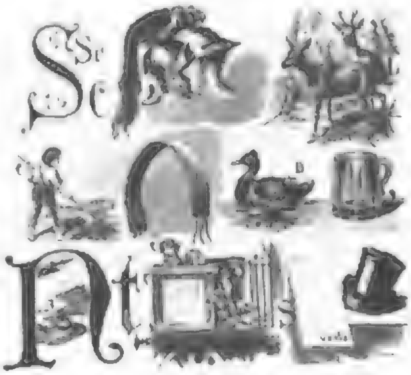
Von [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bilderräthſel.



Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Buchſtabenrätſel.

A	A	A	V	D	D	F
	F	Z	E	E	E	
		B	I	I		
			I			
		I	I	L		
	L	N	N	N	N	
O	R	R	S	T	[illegible]	W

Die Buchſtaben der vorſtehenden Figur ſind ſo zu ordnen, daß die [illegible] Reihen 1) einen deutſchen Dichter, 2) eine [illegible], 3) einen bibliſchen Namen, 4) einen Buchſtaben, 5) einen Mädchennamen, 6) ein Metall, 7) eine Stadt am Rhein bezeichnen, und daß die beiden [illegible]

Auflöſung des „[illegible]“ Seite 445

[illegible]

[illegible]

Auflöſung der Quadrat-Aufgabe Seite 446:

[illegible]

Briefmappe.

[illegible]

Freiherr E. v. M. in Berlin. [illegible]

[illegible]

M. M. in Ludwigshafen. [illegible]

G. R. in Bonn. Nicht verwendbar.

[illegible]

„Junger Dichter“. [illegible]

„Ja, ich will unſterblich werden,
Und die Nachwelt ſoll ſich weiden
Dieſt an meinen [illegible]
Und an [illegible] und Leiden.“

[illegible]

Frau Rittergutsbeſitzer M. Fl. in Sch. [illegible]

M. St. v. J. in Budapeſt. [illegible]

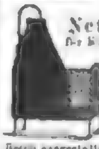
[illegible]

* Abgabe jeden Masses
Abgabe jeden Masses *

Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren
in jeder Preislage.
═ Spezialität: Lasting-Monopole! ═
Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.
Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

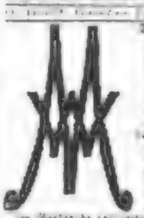
Garantie-Seidenstoffe
der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld
direkt von der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen
In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen;
[illegible]
[illegible] 1858. Man schreibe wegen [illegible] der reichen Musterkollektion.



C. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK
Patent-Kinderwagen
[illegible]
Preise von 12–120 Mk.
kranken-Fahrstühle
[illegible]
Eiserne Netzbettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren.
[illegible]
Preise v. 12–40 Mk.
[illegible]
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.
C. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Solide Buckskins
das Meter von M. 3.90 ab, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Frenzel, Cottbus.

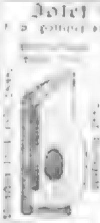
M. G. Saphir's humoristische Schriften
[illegible] in Prachtbänden [illegible]
Alfred H. Fried & Cie.
Berlin, [illegible]
[illegible]



[illegible]

Griechische Briefmarken
[illegible]
A. E. Glasewald, [illegible]

Violinen,
[illegible]
Gebrüder Wolff,
[illegible]



Joſef Thumhart,
[illegible]
Zithern
[illegible]

Serien-Loos-Gesellschaft.
Dieſe Geſellſchaft, der Jedermann [illegible] einem jeden Mitgliede einen mög[lich]ſt hohen Verdienſt zuzuführen und ſofort auszubezahlen. Der [illegible] Beitrag beträgt nur 60 Mark, [illegible] bis 9000 Mark [illegible] 19 [illegible]
auf gefälliges Verlangen [illegible]
Julius Weil,
Bankgeſchäft,
München.

Oeldruck-Bilder,
Reichste Auswahl, billige Preise,
[illegible]
Kunstanstalt für Oelfarbendruck von
Hans Wasserkampf & Co.
HANNOVER.
[illegible] Kaiser Wilhelm II, [illegible] Kaiserin Augusta Victoria

„In die vorderſte Reihe
[illegible]
Steingraber Verlag, Leipzig.

„Wir kennen keine
[illegible]
Steingraber Verlag, Leipzig.

Die Zuckerharnruhr, Diabetes.
Ihre Ursache und dauernde Heilung von Med. Dr. E. Schnée, Brunnenarzt in Carlsbad, k. k. Oesterr.-Ung. Consularzt an der Riviera [illegible]. Stuttgart, [illegible]

Neuheit Aermelhalter
[illegible]

PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15.
Echter
böhmischer Granatenschmuck.
Reich illustrirte Preiscourante gratis und franco.
Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin.
[illegible] 175 W.

Der Amazonenverschluss
an Glacé- und Seidenhandschuhen
[illegible] als praktische Neuheit berechtigtes Aufsehen.
[illegible]
Zu haben in Handschuhspezialgeschäften.

Berlin
SW. [illegible]
[illegible]

E. Langer,
Hoflieferant
Möbel
Decorationen u. ganze Wohnungs-Einrichtungen unter Garantie reeller und gediegenster Ausführung zu äusserst soliden Preisen.

Breslau
Ring 17

Hamburg
[illegible]

Schweidnitz
[illegible]

Anthologien und Gedichte
erschienen in der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Scherer, Deutscher Dichterwald. Mit Illustrationen und Porträts. M. 7. — *Borel*, Album lyrique de la France moderne. Avec gravures sur bois. M. 7. — *Freiligrath*, The Rose, Thistle and Shamrock. With illustrations. M. 7. — *Angelus*, [illegible] M. 8. — *Fischer*, Merlin. M. 5. — *Meyer*, Dichten und Denken. M. 4.50. — *Graf v. Schack*, [illegible] M. 6. — *Schönaich-Carolath*, Lieder an eine Verlorene. M. 4.50. — *Silberstein*, [illegible] M. 6. — *Fischer*, [illegible] M. 7. 50. [illegible]
═ Gehaltvolle Damengeschenke. ═

M. W. in Dresden. Ihre Verse enthalten neben einzelnen guten Eigenschaften da und dort recht störende Mängel, wie unlogische [illegible] Bilder, [illegible] der Form, und sind deshalb von [illegible] noch ziemlich weit entfernt. [illegible]

Abonnentin in Barmen. [illegible] in Berlin SW., Königgrätzerstraße 60; [illegible] in München, Herzog-Wilhelmstraße 1; [illegible] in Ulm, [illegible]-Platz 11.

Gräfin L. in Kloster[illegible]. Wir bedauern, Ihnen erwidern zu müssen, daß für [illegible] Beiträge [illegible] zu werden pflegt.

C. Sp. in Halle a. S. Ihre Gedichte haben ja manche [illegible], der Inhalt erscheint [illegible] und nicht besonders glücklich gefunden. [illegible] unserer Zeitung machen.

Richtige Lösungen sandten ein: Clara [illegible] in [illegible]. [illegible] Carl Hartmann in [illegible] bei Karlsbad. [illegible] Marie Läsker in Görlitz.

Gesundheitspflege.

L. H. in L. [illegible]

Bewußte Schriftstellerin aus R. in Rußland. [illegible] lassen sich nicht mehr beseitigen.

Ein alter Abonnent. Nach gründlicher Reinigung und Desinfektion können sowohl die Betten als auch die Kleidungsstücke [illegible] wieder gebraucht werden.

Schülerin E. S. in Frankfurt a. M. [illegible]

R. V. in Washington. [illegible] Ohne persönliche Untersuchung läßt sich [illegible] in diesem Fall kein Rat erteilen.

Karl in L. [illegible]

[illegible] [illegible] Jahrgangs.

Neue Abonnentin. [illegible] Wir vermeiden es lieber, die Namen von Aerzten anzuführen.

Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen.
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., [illegible] 11.
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" [illegible] 5.
Budapest: **Moritz Sachs**, [illegible] 5.
München: **Fritz Schwarz**, Redakteur der „[illegible]", [illegible] 22.

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] — Der Ulan [illegible] — [illegible] — Literatur. — [illegible] — Schach. — [illegible] — Auflösung der [illegible] — [illegible]

Illustrationen: [illegible] Gemälde von Rafaels [illegible] im [illegible] Museum im Haag. — Unsere Künstler. Bildnis des Malers Max Liebermann; [illegible] Zeichnung von Max Liebermann. — [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Der Ulan.

Roman von

Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.

Mit 161 Illustrationen von G. Brandt.

Preis geheftet M. 4.—, fein in Leinwand gebunden M. 5.—

[illegible] Roman behandelt ein Stück Zeitgeschichte: **Die Deutschen in Paris.** — Nachdem **zwei** Auflagen davon erschienen und verkauft sind, haben wir uns zur Herausgabe dieser **dritten, illustrierten** Auflage entschlossen. Die Schöpfung des [illegible] Erzählers in diesem neuen Gewande mit **den reizenden Illustrationen G. Brandts** wird gewiß noch mehr als bisher Anklang finden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Das Beste Mittel zu lohnendem Erwerb im Hause ist eine „Victoria" für Hausindustrie (darauf strickt man Socken, Strümpfe, Unterröcke, Herrenwesten, [illegible]-Anzüge etc.) aus der [illegible] Strickmaschinenfabrik **Laue & Timaeus** in Löbtau-Dresden. ☞ **Strickmaschine** ☜

Gegen monatliche Ratenzahlung von 3 Mark [illegible]
[illegible]
C. Calms Militärbuchhandlg.

[illegible] Ohne Vorher- [illegible] Buchführung etc. [illegible]

Chem. T[illegible] [illegible]

[illegible] Strümpfe, [illegible] Unterkleider [illegible]

Königliches Konservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfung findet Mittwoch, den 24. April, vormittags [illegible] statt. Der Unterricht erstreckt sich auf Harmonie- und Kompositionslehre, Pianoforte, Orgel, [illegible] Trompete, Posaune, Harfe — auf Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partiturspiel — [illegible] Geschichte und Aesthetik der Musik, italienische Sprache und Deklamation — und wird erteilt [illegible] Professor Dr. C. Reinecke, Th. Coccius, [illegible] A. Reckendorf, J. Klengel, [illegible] A. Schröder, [illegible] F. Freitag.

[illegible] am 7. Dezember 1887 [illegible]

[illegible] **Kammermusik-Aufführungen** [illegible]

[illegible] 120 Mark [illegible]

[illegible] des In- und Auslandes bezogen werden.

Leipzig, Februar 1892.

Das Direktorium des Königlichen Konservatoriums der Musik.
Dr. Otto Günther.

[illegible] Patent [illegible] Ausführliche Prospekte gratis. [illegible] Patent- [illegible]

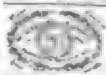
Kautschukstempel Maurer & Imene [illegible]

Das Vogtl. Versandt-Haus [illegible] Plauen i. V. [illegible]

Smyrna-Teppich-Fabrik [illegible]
EPSTEIN & CO., SPROTTAU.
Angefangene Knüpf-Arbeiten [illegible]

Das grüne Haus.
Geheimnisvolle Reklame-Produktion der Spiritisten.
Vollständige Erklärung
[illegible]

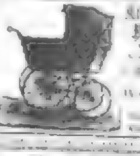
[illegible] & [illegible] [illegible] Germania [illegible]



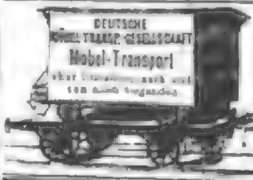
[illegible]

Petschke & Glöckner,
Chemnitz, Sachsen,
Werkzeugmaschinenfabrik.
[illegible]

Enthaarung.
[illegible] Berlin, [illegible]

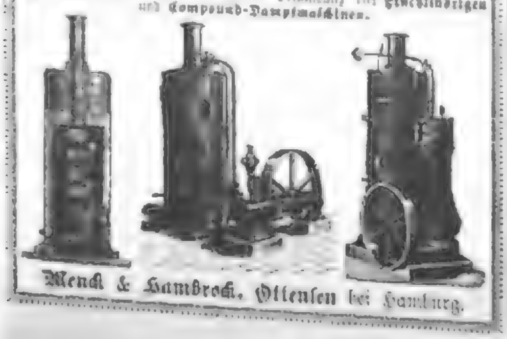


Kinderwagenfabrik
Max Brauer,
Berlin SW.
[illegible]



Erste Deutsche Möbeltransport-Gesellschaft.
In nahezu 300 Städten durch die leistungsfähigsten Firmen vertreten. [illegible] gegenseitiger Wagenaustausch. Vorteilhafteste Hin- oder Rückladungen. Bewährte [illegible] Vorzügl. [illegible]

Specialität
[illegible]
Bratwurst
(Mettwurst),
[illegible]
C. Hogarten, Barmen.
[illegible]



Stehende geschweißte Quersiederkessel
von 1 — [illegible] Pferdekräfte, allein und in Verbindung mit Eincylindrigen und Compound-Dampfmaschinen.
Menck & Hambrock, Ottensen bei Hamburg.

Kaiser-Blume
feinster Sect
[illegible]
Gebrüder Hoehl
in
Geisenheim.
Schaumwein-Kellerei.
Zu beziehen durch die Weinhandlungen.

[illegible]

Unsere **Nähmaschinen** haben sich durch ihre Solidität, Eleganz und Sauberkeit der Ausführung Weltruf erworben;

Unsere **Fahrräder**

NÄHMASCHINEN- UND FAHRRÄDER-FABRIK.

[illegible]
☞ Meisterschaft für Deutschland ☜
[illegible]
Wo wir nicht vertreten sind, wolle man sich direkt an uns wenden.

Jährliche Produktion 70,000 Nähmaschinen.
Jährliche Produktion 5,000 Fahrräder.

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à

Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Lebensversicherungs-Geſellſchaft

zu Leipzig

Landwirtſchaftliches Inſtitut der Univerſität Leipzig.

Brauer-Akademie in Worms.

Dr. Schneider.

Eberlbräubier | **Eberlbräubock**

Die Aktienbrauerei zum „Eberl-Faber" in München

Violet

Pflege der Haut: Schönheit des Teints

ROYAL THRIDACE SEIFE

VELOUTINE SEIFE

CRÈME SIMON

Haut, rothe Hände, Geſichtsröthe

J. SIMON, 36, Provence PARIS

Kurbedürftige

Villa Valida

Gemütskranke

Dr. med. W. Schmidt.

Dessauer Cacao

Kaiser-Chocolade

Dessauer Block-

Deſſauer Chocoladefabrik

W. Veth, Gandersheim.

☞ **Reiche Heirats**

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Dr. Lies' Diätetiſche Heilanſtalt

Dresden, Bachſtraße 8.

MERAN

Die Kurvorſtehung.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.

(Dosis für Erwachsene 1—2 Gramm)

Dr. Knorr's Antipyrin

Cibils

FLEISCH-EXTRACTE

liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

TAMAR INDIEN GRILLON

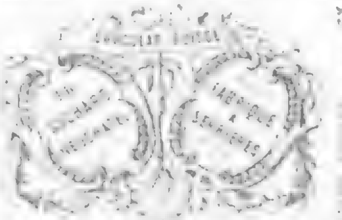
VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

E. GRILLON

Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 188



Chocolade

Fabrik von

Ph. Suchard

in Neuchâtel

Leichner's Fettpuder

Leichner's Hermelinpuder

L. Leichner, Berlin.

Rheinwein.

Weißwein.

Pain-Expeller

Rheumatismus

Pain-Expeller

F. Ad. Richter & Cie.

Mouſon'ſche Toiletteſeife für den deutſchen Haushalt.

& Co. übernimmt Garantie.

Ueberall in Deutſchland für 25 Pfennige zu haben.

Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 23.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Zwei Menſchen.

Novelle
von

Klaus Zehren.

(Fortſetzung.)

Die Stimmung iſt ſehr animirt beim Diner und die Champagnerpfropfen knallen luſtig. Bodo führt Frau von Lelmdorf, Fritz Käthe zu Tiſch. Nach dem Eſſen wird getanzt.

Käthe genießt mit vollen Zügen das Vergnügen, die gefeiertſte und geſuchteſte Dame der Geſellſchaft zu ſein. Fritz verläßt ſie keine Minute, er iſt ganz begeiſtert von ſeiner Couſine.

„Noch nie habe ich ſo für ein Mädchen geſchwärmt,“ ſagt er ſich ſelbſt und gießt ein Glas Sekt nach dem andern hinunter.

Es iſt eine Pauſe eingetreten.

Er ſitzt neben Käthe und weht ihr mit einem großen Fächer Kühlung zu.

„Schade, daß morgen mein Urlaub zu Ende geht! Es iſt der letzte Abend, Käthe, an welchem wir zuſammen ſind.“

„Das thut mir auch leid. Wir haben uns eigentlich ganz gut vertragen, dächte ich.“

Es liegt unverkennbares Bedauern in ihren Augen, als ſie ihn anſieht.

Fritz blickt in dieſe großen hellbraunen Augen und das liebliche, von der Bewegung des Tanzens glühende Geſicht. Ihre Figur erſcheint ſo graziös, wie ſie ſich jetzt etwas ermüdet in ihren Stuhl zurücklehnt und ihre Hände gedankenlos eine Roſe zerpflücken, die er ihr vorhin gereicht hat. Fritz wird ganz ſentimental.

„Ich wollte, ich könnte Dich mitnehmen als meine kleine Frau!“

Verwandlung. Gemälde von Profeſſor J. Koppay.
[illegible] im Verlag von F. H. Baumgartner in München.

Sie denkt, er macht einen Witz, und lacht amüſirt hell auf.

„Du biſt zu komiſch!“

„Im vollen Ernſt! Kannſt Du mich nicht ein wenig lieb haben? — Nicht nur als Vetter, Käthe, ſondern ſo anders, wie einen fremden Menſchen!“

Er ſtottert die letzten Worte ungeſchickt heraus.

Käthe blickt ihn überraſcht an.

Das ſind Worte aus dem Herzen.

Sie kommt ſich einen Moment vollſtändig hilflos vor. Doch faßt ſie ſich ſchnell.

„Komm, laß uns tanzen! — Ja, ich habe Dich lieb als Vetter, aber nur in dieſem verwandtſchaftlichen Grade!“ ſagt ſie ſehr beſtimmt.

„Ich mag nicht mehr tanzen.“

Er erhebt ſich mit einem Geſicht wie ein Kind, dem ein großer Wunſch abgeſchlagen iſt, und geht ins Nebenzimmer, wo geraucht und geſpielt wird.

Seiner Couſine wird es ſo eng und bang im Saal. Langſam ſchreitet ſie zu der Thüre, die auf den großen Balkon führt und läßt ſich dort in dem äußerſten Winkel auf einen Gartenſtuhl hinter mehreren Oleandern nieder. Am liebſten möchte ſie weinen.

„Fritz iſt ein ſo guter Menſch; was braucht er heut abend mit ſolch dummen Gedanken zu kommen! Nun wird er böſe ſein und mir grollen. Ich kann aber nichts dafür.“ Schluchzend lehnt ſie ihr Haupt gegen das Eiſengitter des Balkons. Es iſt ſo herrlich kühl hier draußen. Sie träumt einige Minuten und will eben mit der Ueberzeugung, daß Fritz wahrſcheinlich gar nicht mehr mißgeſtimmt ſein würde, in den Tanzſaal zurückkehren, als ſie in der geöffneten Thür einen Herrn und eine Dame erſcheinen ſieht, welche dicht vor ihr auf der andern Seite der ſie verbergenden Blumenſtöcke Platz nehmen.

Scheu drückt ſich Käthe in ihre Ecke. Wozu ſoll ſie ſich dem Gefrage ausſetzen, was ſie hier draußen gemacht habe?

Die erſten Worte, welche das Paar vor ihr wechſelt, zwingen ſie, ſitzen zu bleiben, um nicht in den Verdacht einer Lauſcherin zu kommen.

Vielleicht ſpannt das, was ſie vernimmt, auch ihre weibliche Neugier.

„Können Sie ſich noch erinnern, Graf Bodo, wie wir vor etwa ſechs Jahren auch hier ſtanden? Es war bei Gelegenheit der ſilbernen Hochzeit meiner ſpäteren Schwiegereltern. Es iſt vieles anders geworden in uns beiden.“

„Ja, Frau von Lehndorf, es iſt vieles anders geworden,“ wiederholt der Angeredete die letzten Worte. „In uns und um uns, ſei es ſchlechter oder beſſer.“

„Damals ſagten Sie zu mir, ich gliche einer Knoſpe im Frühling. — Sie fürchteten ſich faſt vor dem berauſchenden Dufte, welcher der entfalteten Blume im Sommer entſteigen würde.“

Sie legt ihre Rechte wie abſichtslos auf ſeinen Arm. Der Mond ſcheint hell auf ihre ſchöne Geſtalt, die dämmerig matten Strahlen zittern in dem lichten blonden Gelock des in der Fülle ſeiner Schönheit prangenden Weibes. Ihr Buſen wallt unruhig, dicht vor Bodos Augen, als hebe ihn Sehnſucht ſchwellend ihm entgegen.

Fühlt er den berauſchenden Duft, der von der erblühten Knoſpe ausgeht?

Er ſtreicht ſich langſam mit der Hand über die Augen, während er aufſteht und ſich an das Geländer lehnt.

„Wir waren beide noch faſt Kinder, gnädige Frau,“ ſagt er ruhig, „in einem Alter, wo man den momentanen Gedanken oder, wenn Sie wollen, Wunſch noch raſch in Worten äußert, die oftmals überſchwenglicher klingen, als ſie wirken ſollten.“

Wie ein Schatten der Enttäuſchung fliegt es über Frau von Lehndorfs ebenmäßiges Antlitz.

„Sie haben recht, wir waren Kinder und haben beide Schweres erlebt ſeitdem. Sie wurden infolge eines unglücklichen Zufalls ein weltſcheuer Mann, und ich — nun ja, ich nahm, weil Sie ſelbſt mir verloren, ihn zum Gemahl. Trübe Jahre waren es an ſeiner Seite. Ich habe mehr gelitten als Sie!“

„Wohl möglich!“ antwortet Bodo. Es klingt wie finſteres Grollen aus ſeiner Stimme. „Nur mit dem Unterſchied, daß ich — ſchuldlos eine Schuld trug und Sie — aus freiem Willen eine Laſt ſich aufbürdeten.“

„Bodo ſei nicht bitter! Du haſt mich einſt geliebt, ich weiß es. Jetzt bin ich frei, — fürchte Dich nicht vor der Sommerblüte. Ja, ſie will berauſchen, aber für Dich ſoll es ein ſüßer Rauſch ſein!“

Leidenſchaftlich ſpringt ſie auf, wirft ſich an ſeine Bruſt und drückt ihre fiebernden Lippen auf ſeinen geſchloſſenen Mund.

„Denke, was Du willſt von mir, ich kann nicht anders — ich ſehe Dich leiden — Du ſprichſt nie ein teilnehmendes Wort zu mir, und doch daß Du mich einſt geliebt, geſtehe es nur. — Nein, laß mich, ich will Dir mit meiner Liebe das Lächeln auf die Lippen zaubern.“

Schluchzend ſinkt ihr Haupt auf ſeine Schulter.

Graf Bodo atmet ſchwer.

Es iſt ihm faſt unmöglich, ſich dem ſinnberückenden Zauber zu entziehen, den die unmittelbare Berührung dieſes liebeheiſchenden Weibes auf ihn ausübt. Ruhig, aber feſt macht er ſich von ihr los und drückt ſie, ihre Hände feſthaltend, auf den vorherigen Sitz zurück.

„Frau von Lehndorf,“ beginnt er und zwingt ſich gewaltſam zu einer kalten, überlegenen Sprache, „es iſt wahr, damals, als mir noch Frohſinn und ſprudelnde Lebensluſt zu eigen waren, da habe ich für Sie geſchwärmt. Ob es die wahre, feſte Liebe war? Ich wage es kaum jetzt zu behaupten. Und nachher, als kalte, kleine Kinderhände mir jeden frohen Gedanken, der emportauchen wollte, immer wieder bannten, ehe er mir zum Bewußtſein kam, da haben Sie Lehndorf gewählt. Hätten Sie es aus Liebe oder Mitleid gethan, ich glaube, ich könnte jetzt vor Ihnen ſtehen und das Wagnis begehen, Sie an mein freudloſes Daſein zu feſſeln. Aber,“ er hält erſchöpft inne, als erwarte er eine Antwort, dann fährt er fort, er muß es ſagen, es iſt vielleicht hart, aber es wird helfen, „ich bin in den Augen der Welt vielleicht ein Idealiſt, ein vernunftloſer Schwärmer; ich kann kein Weib lieben, welches es einmal vermochte, ſeine Reize zu verkaufen. Verzeihen Sie die Worte. Dieſe Art der Ehebündniſſe verdient keinen andern Ausdruck. Höchſt praktiſch! Der reiche Mann kauft ſich mit ſeinem Gelde ein blühendes, ſchönes Weib und das reiche Mädchen vermöge ihrer Mitgift einen hübſchen, vornehmen Mann. Die Welt nennt es natürlich, und ich dummer Mann nenne es — Kuppelei!“

Er iſt bitterer geworden, als er gewollt hat, ſeine Brauen berühren ſich faſt über der Naſenwurzel.

Sie iſt aufgeſprungen. Wut und Haß der beleidigten, verwöhnten Frau verzerren ihr Geſicht.

„Das ſagen Sie einer Dame, Herr Graf? Fürwahr, ein Ritter ohne Furcht und Tadel!“

Höhniſch lacht ſie auf und zerreißt das feine Batiſttuch in unzählige Fetzen.

„Die Wahrheit iſt immer bitter, nur wenige können ſie vertragen, aber das ſind die Edelſten, gnädige Frau. — Scheiden Sie nicht im Groll von mir. Wäre es Ihnen lieber geweſen, wenn ich nicht als ehrlicher Mann zu Ihnen geſprochen hätte? Ich glaube nicht. Ich verſchmähe Ihre Liebe nicht, es iſt mir leid ſogar, daß ich dieſelbe nicht erwidern kann. Die Worte waren vielleicht hart, aber aus einem Herzen, das ſechs Jahre im Eiſe der Selbſtanklage gelegen, kommen keine gefälligen Redensarten. Alſo noch einmal — Verzeihung!“

„Es iſt gut, Graf Bodo, ich werde dieſe Stunde vergeſſen, aber vergeſſen Sie eines nie: es gibt kein Mädchen, welches ſo lauter denkt, wie Sie wünſchen, ſelbſt eine Käthe Roland nicht.“

Sie ziſcht ihm den Namen förmlich entgegen und will an ihm vorbei den Balkon verlaſſen.

„Halt!“ flüſtert Bodo Welcken und umſpannt mit eiſernem Druck ihr Handgelenk.

„Laſſen Sie mich!“

Frau von Lehndorf fürchtet ſich vor ſeinen düſteren Augen.

„Was veranlaßt Sie zu jenen Worten?“

„Nun, ich wollte das nur beiläufig bemerken.“

Es zuckt wie Hohn um ihre Lippen. Sitzt der Hieb doch vielleicht?

Er ſtarrt eine Weile an ihr vorbei ins Leere, gerade hinein in das Blätterwerk der Oleander vor ihm. Dann löſen ſich ſeine Finger langſam.

„Ich danke Ihnen für die freundliche Warnung, es liegt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß Sie recht haben.“

Er verbeugt ſich ſtumm.

Sie rauſcht hinein in die lichtdurchfluteten Räume.

Einen Moment noch verweilt Bodo auf dem einſamen Fleck.

Er murmelt langſam:

„Laß mich in Ruhe, ich will wenigſtens Frieden haben. Der Teufel ſpielt mit dem Zufall, und die Weiber ſind ſeine Engel.“

Dann geht auch er.

Es rauſcht leiſe hinter den Oleanderbüſchen. Eine Geſtalt in hellem Kleide richtet ſich mühſam auf.

Was Wunder! Käthe hat während der verfloſſenen zehn Minuten nicht gewagt, ſich zu rühren, kaum zu atmen. Sie fröſtelt. Die Herbſtnacht iſt kühl, oder kommt das Gefühl der Kälte bei dem jungen Mädchen aus dem Herzen heraus? Sie hat alles gehört, ſelbſt Bodos leiſe gemurmelten Worte. Es iſt ihr klar geworden, weshalb ſie vorhin ſo verwundert war, daß ihr Vetter Fritz von ihr mehr als verwandtſchaftliche Liebe forderte. Die Erkenntnis iſt ihr gekommen in dem Moment, wo ſie die fremde Frau den Grafen Welcken küſſen ſah. Mit ſchwer errungener Ruhe tritt das junge Mädchen wieder in den hellen Tanzſaal.

Man hat ſie kaum vermißt.

Das Tanzen beginnt gerade wieder. Am andern Ende des Raumes trifft ſie auf Bodo, der ſich mit dem alten Oberſt unterhält. Sein Blick ſchweift zu ihr hinüber. Sofort bricht er das Geſpräch ab mit einer kurzen Entſchuldigung und nähert ſich ſeiner Couſine.

„Was haſt Du, Kind?“ ſagt er leiſe. „Du ſiehſt blaß aus, anders wie ſonſt. Dir iſt der Tag viel zu angreifend.“

Sie kann ihn nicht anſehen, es liegt wie ein Alp auf ihr.

„Ich fühle mich ganz wohl,“ antwortet ſie und legt ihre Hand auf den Arm eines jungen Herrn, der ſie zum Tanzen engagirt.

Er ſieht ihr noch einige Augenblicke nach. Wie graziös ſie ſich im Walzertakt bewegt, und wie lieblich ihr Kindergeſicht über die Schulter ihres Tänzers blickt.

Und ſie ſieht doch nicht aus wie ſonſt. Unmutig über dieſe Beobachtung, für welche er keine Urſache finden kann, wendet er ſich ab und geht zu dem alten Herrn von Plankwitz zurück, um mit ihm das unterbrochene Geſpräch fortzuſetzen.

„Sehen Sie,“ empfängt ihn dieſer und deutet mit dem Daumen nach dem Platze, wo die Paare ſich drehen, „wie reizend ihre Couſine ausſieht. Ein Prachtmädel! Ihr Bruder hat das auch bemerkt, er hat den ganzen Tag mit ihr zuſammengeſteckt. Das wäre eine Schwägerin! — Was, ſie iſt ja noch ein Kind? — Na, na, noch ein Jahr, und ſie iſt eine große Dame. Kenne das! Vielleicht auch eine Frau für Sie, Herr Graf, die würde Ihnen die Hypochondergalle ſchon weglachen. Ein gutes, liebes Ding! Ich bin ſo vernarrt in ſie auf meine alten Tage, daß ich mit ihr die nächſte Françaiſe tanzen muß. Hol's der Geier, meine morſchen Knochen werden's wohl noch einmal hergeben. Ob ſie wohl franzöſiſch ſpricht?“

„Wieſo?“ fragt Bodo verwundert.

„Ja, wiſſen Sie, ich treibe nämlich ſeit einem Jahre dieſe verdammt ſchwere Sprache und möchte nun verſuchen, ob ich wohl einige franzöſiſche Brocken verſtändlich herausbringe. Es wird mir zwar verflucht ſauer, denn ich falle immer über meine eigene Zunge.“

„Aber wozu lernen Sie noch franzöſiſch?“

„Das will ich Ihnen ſagen: Mein Jüngſter, der dritte, iſt jetzt Fähnrich geworden. Nun gibt es doch bald wieder einen Krieg, da wir uns unmöglich die Großmäuligkeit der Windbeutel von Franzoſen noch lange gefallen laſſen können. — Wie ſoll ich meine Jungens, wenn ſie verwundet werden, aus Frankreich zurückholen, ohne daß mich ein Menſch dort verſteht?“

Der Graf muß lächeln über den komiſchen Alten.

„Ja,“ fährt derſelbe fort, „hier zu Lande kann ja kein Menſch ordentlich franzöſiſch, nicht einmal meine Tochter, und meine Söhne verſtehen von fremden Sprachen gerade ſo viel wie eine Schnecke vom Saltomortale. Ich kann nun die ganze Grammatik faſt auswendig, natürlich erſt den kleinen Plötz und möchte gerne einmal die Probe aufs Exempel machen. — Donnerwetter, jetzt geht die Françaiſe los, will doch 'mal ſehen, ob ſie mir einen Korb gibt!“

Eilig bewegt ſich der alte, rüſtige Herr durch die Umſtehenden, um zu Käthe zu gelangen.

Bodo ſchüttelt den Kopf.

„Wenn er nicht ein ſolch kreuzbraver Mann wäre, könnte ich ihn für ein bißchen närriſch halten, obgleich er das Herz auf dem rechten Fleck hat. — Wo mag nur Fritz ſtecken?“

Suchend begibt er ſich in ein Nebenzimmer.

— —

IV.

Sie ſind alle wieder abends in Rheinfelden eingetroffen.

Käthe hat im Wagen oft gefröſtelt, ſo daß Tante Emilie beſorgt iſt, ihre Nichte könne ſich erkältet haben.

In Hauſe angekommen, ſchwankt das junge Mädchen, ob ſie ihrer Mutter die Erlebniſſe des heutigen Tages beichten ſoll, beſonders die Unterredung mit Fritz. „Doch wozu?“ denkt ſie. „Mama ſagt doch nur wieder, ich ſei ein dummes, albernes Ding und hätte den hübſchen Vetter, der doch immerhin eine annehmbare Partie wäre, nicht abweiſen ſollen.“ Sie bleibt alſo ſchweigſam, obgleich Frau Roland wiederholt fragt, ob ihr etwas Unangenehmes begegnet ſei, ſie ſei ſo wortkarg und ſehe angegriffen aus.

„Wann muß Viktor wieder in die Schule, Mama?“ unterbricht Käthe endlich die beſorgten Mutmaßungen ihrer Mutter.

„Leider muß ich mit ihm ſchon in acht Tagen wieder nach N.... zurück, doch hat mich Tante

Emilie gebeten, Dich noch einige Zeit hier zu laſſen, ſo lange, wie Du es in der ländlichen Einſamkeit bei ihr aushalten könnteſt. Ich habe natürlich zugeſtimmt, beſonders da ſie Dein längeres Bleiben wirklich von Herzen wünſcht."

„Laß mich mit euch beiden wieder nach Hauſe fahren," ſagt Käthe weinerlich.

„Weshalb denn, Kind? Du biſt in Rheinfelden gut aufgehoben, und es gefällt Dir doch hier, wie Du ſelbſt geſtern ſagteſt."

„Nein, bitte, liebe Mama, nimm mich mit. Ich mag hier nicht mehr ſein; wirklich, ich bin viel vergnügter, wenn ich bei euch ſein kann!"

Schluchzend ſchlingt ſie beide Arme um ihrer Mutter Hals.

„Nun verſtehe einer ſolch ein Mädchen! Na, wenn Du durchaus willſt, ich kann Dich nicht hindern. Aber ſchlafe erſt einmal zwölf Stunden darüber, nachher können wir ja ſehen."

Kopfſchüttelnd verläßt ſie das Zimmer Käthes.

Von unten herauf tönen die Stimmen zweier ſich unterhaltenden Männer. Es ſind gewiß Bodo und Fritz. Jetzt ſpricht der erſtere. Wie tief ſeine Stimme erſcheint gegenüber dem hellen, klangvollen Organ ſeines Bruders.

Mit welch anderen Gedanken Käthe ihr Lager aufſucht, als an den erſten Tagen ihres Aufenthalts bei den Verwandten! Würde ſie noch mit gutem Gewiſſen die Illuſionen ihrer Mutter zerſtören können? O ja, aber ſie würde nur ſagen können, daß Bodo niemals ſich um ſie bewerben würde. Davon iſt ſie nach dem, was ſie heut vernommen, feſt überzeugt. Es iſt ihr mit voller Klarheit zum Bewußtſein gekommen, daß ſie den düſteren Vetter liebt, nicht als den Majoratsherrn von Rheinfelden, ſondern als den unnahbaren, durch ein Mißgeſchick verbitterten Mann mit dem großen, edlen Herzen. Wie ſchön, dem Manne zu dienen, ihm die Wolken von der Stirn zu ſtreicheln und ſein geiſtig vereinſamtes Leben zu verſchönen! Sie ſchließt müde die Lider und träumt ſich hinein in die Luftſchlöſſer und Phantaſiegebilde, wie ſie nur ein Mädchen haben kann, das zum erſtenmal die Liebe in das unentweihte Herz einziehen fühlt.

„Laß uns noch eine Cigarre zuſammen rauchen, Fritz, wenn Du nicht zu müde biſt; ich meine, jetzt kann man doch noch nicht ſchlafen."

„Ganz einverſtanden," antwortet der Gefragte, „mir iſt der Kopf etwas wüſt vom Trubel des heutigen Tages."

Unmutig wirft ſich Fritz in einen Seſſel und zündet eine der ihm von ſeinem Bruder angebotenen Cigarren an.

Eine Weile herrſcht Schweigen.

Jeder möchte dem andern etwas ſagen und weiß nicht, wie er das Geſpräch beginnen ſoll. Endlich bleibt Bodo, der langſam im Zimmer auf und ab geſchritten iſt, vor ſeinem Bruder ſtehen.

„Fritz!"

„Ja!" fährt derſelbe aus ſeinem Nachdenken auf.

„Wie kamſt Du dazu, heute abend ſo hoch zu pointiren? Ich habe Dich einige Zeit am Spieltiſch beobachtet; es iſt ſonſt nicht Deine Gewohnheit."

„Weiß ſelbſt nicht!" Nervös dreht Fritz ſeinen dunkelblonden Schnurrbart. „Ich fand es amüſant und ärgerte mich nebenbei, daß Plankwitz ein ſolch unerhörtes Glück hatte. Es iſt die alte Geſchichte. Ich lief meinem Gelde nach. Uebrigens habe ich Käthe heut meine Hand angetragen."

Er ſieht nicht, wie das von ihm abgewandte Antlitz ſeines Bruders ſich mit dunkler Röte überzieht und wie er ſich gewaltſam zuſammennimmt, um nicht durch einen Ausruf ſeine Bewegung zu verraten, während er ſich zum Kamin beugt und einige Scheite Holz auf das faſt erloſchene Feuer wirft. Als er ſich aufrichtet und ſeinem Bruder den Blick zuwendet, iſt ſein Geſicht ruhig wie immer.

„Nun — und?" ſagt er kalt.

„Und ſie hat meinen Antrag zurückgewieſen, ganz ohne Bedingungen, ohne Bedenkzeit. Ich war etwas erhitzt vom Tanz und Champagner, ſonſt wäre ich heute noch nicht mit dem Gedanken herausgerückt, obgleich es vielleicht beſſer ſo iſt. Es iſt wenigſtens Klarheit zwiſchen uns beiden."

„Das thut mir leid; ich glaube, ſie wäre eine paſſende Frau für Dich geweſen, Fritz. Ihr ſcheint ſo gut im Temperament zu harmoniren. Außerdem würde Mama ſich ſehr darüber gefreut haben, ſie hält große Stücke auf Käthe. Nun, Du wirſt Dich hoffentlich nicht lange unglücklich fühlen. Du haſt immer leicht geſchwärmt für ein hübſches Mädchen."

„Du ſprichſt ſeltſam kalt, lieber Bruder, aber es geht mir, weiß Gott, nahe. Sie iſt ein ſo fideles, liebes Mädchen, unverfälſcht und unverdorben, ich habe ſie wirklich ſehr gern. Hätte ich Schafskopf nur etwas länger gewartet, vielleicht bis zum nächſten Jahre; ich glaube, Käthe ſagte nur aus Ueberraſchung Nein. Aber ſie wurde ſo ſehr von allen bewundert, und dann wurde ich ganz ſchwermütig in dem Gedanken, morgen früh wieder in die Garniſon zurück zu müſſen. Darum dachte ich: Friſch gewagt iſt halb gewonnen. Nur die Flinte nicht gleich ins Korn werfen!"

Bodo wendet ſich wieder ab. Ihm ſteigt plötzlich ein gräßlicher Argwohn auf. Sollte Käthe, von ihrer Mutter vorher gewarnt, Fritzens Werbung nur abgewieſen haben, um ihre Hand für den älteren Bruder frei zu halten?

„Es iſt furchtbar heiß hier, nicht wahr?"

Er öffnet haſtig die Fenſter und blickt eine Weile finſter in die ruhige Herbſtnacht hinaus. Von fern ſchallt majeſtätiſch das Orgeln eines zum Brunſtkampf lockenden Hirſches zu ihm herüber.

„Ich will verſuchen, was ſich thun läßt für Dich, Fritz," fährt er fort, ohne ſich umzuwenden. „Unſere Tante iſt eine vernünftige Frau und hat, glaube ich, einigen Einfluß auf Käthe; ſie redet ihr vielleicht zu. Es ſollte mir eine Freude ſein, wenn Käthe — oder vielmehr, wenn Du Deine Neigung doch noch erwidert ſehen könnteſt." Langſam, zögernd kommen die letzten Worte von ſeinen Lippen. „Um nun auf etwas anderes zu kommen und die Frauen zu vergeſſen, die in ihrer Liebe wie in ihrem Haſſe hin und her ſchwanken gleich Ebbe und Flut, — wie ſteht es denn? Du haſt heute tüchtig verloren?"

Fritz kaut verlegen an den Fingernägeln. Das Verhältnis der Brüder zu einander iſt faſt dasjenige von Vater und Sohn.

„Ja, dreitauſend Mark."

„Es iſt etwas viel, aber hier ſind ſie und Deine Apanage für das nächſte Vierteljahr. Verſuche doch einmal, ob Du mit Deinem reichlichen Zuſchuß etwas beſſer auskommſt. Du biſt bis jetzt ſtets über Deine Verhältniſſe hinausgegangen, oder — nein, Fritz, nimm an, ich hätte das nicht geſagt. Brauche, ſo viel Du willſt und ſo viel Du nötig haſt, um Deine Jugend voll zu genießen. Ich will es, hörſt Du, lieber Bruder? Du und Deine Nachkommen ſind doch die Erben von Rheinfelden, da ich mich nie verheiraten werde und möglicherweiſe Dir die Herrſchaft ſchon vorher abtreten will. Alſo handle ganz als Beſitzer unſeres Stammgutes!"

Fritz hat erſt über die wechſelnde Rede ſeines Bruders gelächelt, jetzt rührt ihn die tiefe Reſignation, welche aus Bodos Worten hervorgeht.

„Das wirſt Du nicht thun!" ruft er und greift aufſpringend nach ſeines Bruders Hand. „Sei nicht ſo trübſelig, Bodo. Es thut mir wehe. Laß mir mein ſorgenloſes Daſein und gib Du den Gedanken an eine frohe Zukunft nicht auf, ich bitte Dich darum. Du mußt Käthe heiraten, verſtanden? Keinem andern würde ich ſie gönnen als Dir, der Du ſie mit ihrem frohen und guten Herzen verdienſt und nötig haſt. Thue es, Bruder, und ſei kein grillenfangender Hypochonder."

„Sonderbar, Du, ihr abgewieſener Liebhaber, wirbſt für ſie bei Deinem eigenen Bruder," ſagt Bodo mit leiſem Spott, und doch zittert ſeine Stimme vor Rührung, als er fortfährt: „Laß das, Fritz. Deine Großmut führt Dich zu weit, ich paſſe außerdem nicht zum Heiraten, jetzt nicht mehr. Uebrigens ſind mir Deine Worte ein gewiſſer Troſt. Ein Mädchen, welches man ſich nur einen Augenblick ohne Mißgunſt als Gattin eines andern, und ſei es der eigene Bruder, denken kann, liebt man ſelbſt nicht ſo, daß ihr Nichtbeſitz wirklich unglücklich machen könnte. So wirſt Du wenigſtens nicht als abgehärmter, unglücklich Liebender in Deine Garniſon zurückkehren, und das iſt mir eine Beruhigung."

Faſt ſchalkhaft klingen die letzten Worte, wenn der Sprecher nur nicht ſo geiſterhaft bleich dabei ausſähe.

Fritz lächelt.

„Nun gut, die Zukunft mag entſcheiden. Einſtweilen gute Nacht, lieber Bodo."

Mit einer Thräne im Auge ſchüttelt er ſeinem Bruder kräftig die Hand und geht hinaus.

Der Zurückgebliebene ſchaut noch lange nachdenklich auf die Thür, wo ſoeben die ſchlanke Geſtalt ſeines Bruders verſchwand. Dann wirft er ſich erſchöpft auf einen Stuhl und bedeckt das Geſicht mit den Händen, als wolle er die Gedanken, die in ihm toben, mit Gewalt bannen.

„Herrgott, was bin ich geworden! Ich lüge und ſage doch die Wahrheit. Ja, ich liebe Dich, Käthe, ich liebe Dich, wie nie ein Mann Dich wieder lieben wird, und doch kann ich Dir nicht vertrauen! Wer hat mir dieſen Teufel des Mißtrauens ins Herz geſetzt? Sie kann mich nicht lieben, dazu ſind unſere Naturen zu verſchieden, und wenn ſie jemals das Gegenteil behaupten wollte, ſo lügt ſie. Ja, ſie lügt! — aus Leichtſinn, aus Mitleid und vielleicht aus Gewohnheit, von ihrer Mutter erzogen! Nie ſoll ein Wort, ein Blick ihr verraten, was ich für ſie fühle! Sie muß Fritz lieben, ſie ſoll es, ich will's!" Erſchöpft hält er inne in ſeinem leidenſchaftlichen Gedankengang. „Und doch, wenn ich ihr unrecht thäte! Es wäre zum Verzweifeln! Gibt es keinen Zufall, der mir die Lauterkeit ihres Denkens verraten könnte, ohne daß ich noch zweifeln müßte? Ich will den Zufall nicht ſelbſt ſpielen. Ich wollte, ſie ginge mit ihrer Mutter fort, damit das Komödienſpiel doch einmal ein Ende fände."

Ticktack, ticktack, geht die große Wanduhr zwiſchen den Fenſtern ihren ruhigen, gleichmäßigen Gang.

Bodo thut der Kopf weh, und er beginnt unwillkürlich dieſes ewige, unermüdliche Schwingen des Pendels mit der großen Meſſingſcheibe, worauf das gräflich Welckenſche Wappen eingraviert iſt, zu zählen. Er zählt immer weiter, ſchließlich einhundert, dann vierhundertundeins — dreihundertunddrei — zweihundertundzwei — zehn — fünf — ſieben — neun — zwei — eins. Im Halbſchlafe lächelt er über die ſonderbare Reihenfolge von Zahlen, dann zählt er nicht mehr, ſondern ſchläft feſt, ermattet von körperlicher und geiſtiger Anſtrengung, in dem mächtigen lederüberzogenen Sorgenſtuhl.

*

Der Mond ſteht noch immer hell am Himmel, ruhig ziehen ſilberne Wölkchen an ſeiner Scheibe vorüber, ohne doch dieſelbe verdunkeln zu können. Es iſt nur ein ſchwacher, neidiſcher Verſuch der leichten Gebilde, den Mond zu verhindern, unverwandt ſeine Strahlen durch zwei hohe Bogenfenſter des alten Rheinfelder Schloſſes tanzen zu laſſen bis hinein zu dem ſchneeweißen Himmelbett an der gegenüberliegenden Wand. Das helle Licht fällt zuerſt auf das Fußende des Lagers und ſpielt anmutig um die vollen Backen zweier vergoldeten Amorettenköpfe, welche die Eckpfoſten des altmodiſchen Möbels zieren. Doch der alte Mond will mehr ſehen als dieſe langweiligen, immer lächelnden Holzſchnitzereien; er rückt pfiffig ſchmunzelnd weiter und weiter, bis ſeine weichen Strahlen im Heiligenſchein um das dunkellockige Mädchenhaupt zuſammenfließen, welches dort auf dem weißen Linnen im Schlummer ruht. Der unberufene Eindringling iſt noch immer nicht zufrieden, obgleich er ſich über die roſigen Wangen freut, die ſelbſt ſein fahles Licht nicht zu bleichen vermag. Unruhig bewegt ſie ſich, die Lider mit den langen ſammetnen Wimpern zucken. Mit leiſem Seufzer kreuzt ſie die weißen Arme unter dem Haupt, magnetiſch angezogen wendet ſie das Antlitz voll dem hellen Lichtſchein entgegen, die großen braunen Augen öffnend. Und durch dieſe hellen, klaren Augen ſehen die Strahlen Lunas hinein in ein gutes, reines Mädchenherz und wecken dort ſeltſame Gebilde der Phantaſie.

Sie träumt, auf dem Sims des großen Fenſters im weiten Flur des Hauſes läge das Herz eines freudloſen kranken Mannes. Dieſes Herz zucke und ängſtige ſich in dem hellen Lichte, welches darauf ſpiele, und warte darauf, daß eine Feenhand es nähme und heimtrüge an einen ruhigen, ungeſtörten Ort, damit es dort ſich einmal ausruhe und wieder geſunde zu ſtarkem, wallendem Schlage. Zwei dicke Thränen flimmern in den Augen des Mädchens, aber ſie mag dieſelben nicht ſchließen, ſie muß ja das Herz ſuchen und befreien von der Qual. Ohne den Blick zu wenden, hebt ſich langſam, faſt geiſterhaft ihre Geſtalt im herabwallenden Gewand vom

Lager empor. Kaum ſcheinen die nackten kleinen Füße den Boden zu berühren, als ſie leiſe der Thür zugleitet und durch dieſelbe verſchwindet. Nero, der braune Hühnerhund in ſeines Herrn Zimmer, hebt lauſchend den Kopf vom weichen Teppich und knurrt leiſe.

Bodo fährt auf aus ſeinem Halbſchlummer. Horch, tönt nicht über ihm ein leichter Schritt und das Oeffnen und Schließen einer Thür? Dann kommt derſelbe Schritt langſam, bedächtig die Treppe herunter. Verſtohlen knarrt das alte Eichenholz der Stufen. Iſt ein Dieb im Hauſe, trotzdem Nero jetzt, ohne zu knurren, die ſeine Rute bewegt?

Vorſichtig öffnet Bodo die Thür und lugt in die mit dunklem Holzgetäfel geſchmückte Halle des Erdgeſchoſſes hinaus. Da kommt die weiße Geſtalt ihm

Kriegserklärung. Gemälde von Louis Alvarez.

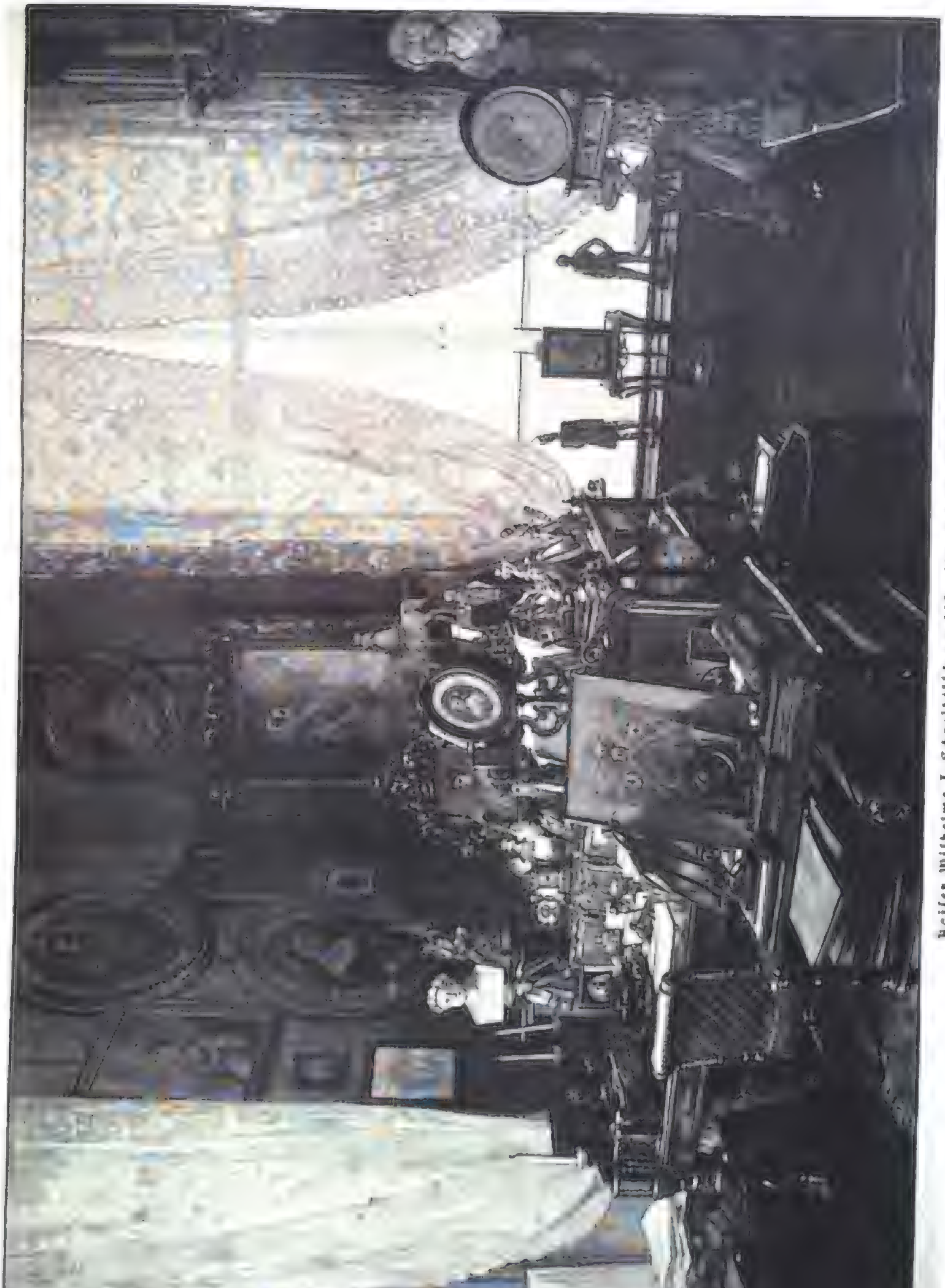
entgegengeſchwebt, die Augen unverwandt nach dem Spitzbogenfenſter gerichtet, durch welches das Mondlicht taghell hereinflutet. Aus den ſpitzenbeſetzten Aermeln des Gewandes ſind die Arme wie ſuchend vorgeſtreckt. Das bläuliche Licht läßt die feinen Hände faſt durchſichtig erſcheinen.

Einen Moment läuft dem Lauſcher ein unheimlicher Schauer durch den Körper.

Iſt das die Ahnfrau von Rheinfelden? Doch nur einen Augenblick erfaßt ihn dieſes Gefühl des Aberglaubens, dann erkennt er Käthe.

„Sie nachtwandelt!“ zuckt es ihm durch das Gehirn.

Ohne ihn zu beachten, ſchwebt ſie vorüber bis zum Fenſter. Taſtend fahren ihre Finger auf dem breiten, leeren Sims umher. Sie ſchüttelt wortlos das Haupt, dann bewegen ſich ihre Lippen, und er hört, wie ſie abgebrochen und mit klagender Stimme ſagt: „Wo haſt Du Dein Herz, Bodo? Hier ſoll es



Kaiſer Wilhelms I. Schreibtiſch am hiſtoriſchen Eckfenſter.

Nach einer Photographie von Hermann Rückwardt in Berlin.

liegen; ich habe es zucken ſehen, und es that mir ſo weh! Warum verſteckt es ſich? Ich wollte es ja nehmen, um es an meines Herzens Stelle zu legen und das meine dafür thun, damit es für ihn ſich quäle. O, jetzt ſehe ich es wieder, dort am Teichrand liegt es!"

Sie hebt die Arme, um das Fenſter zu öffnen.

In Bodos Gehirn ſchwirren und toben die blitzartig ſich drängenden Gedanken und Gefühle. Es iſt eine unausſprechliche Seligkeit über ihn gekommen, und doch, was ſoll er thun? Die Mutter wecken, damit währenddem das Mädchen durch das Fenſter in die Mondnacht hineinwandelt? Weg mit allem Zögern!

Entſchloſſen tritt er leiſe dicht hinter ſie.

„Käthe, was beginnſt Du?" ſagt er.

So leiſe er geſprochen, die Worte ſind doch vernommen worden. Sie wendet ſich ihm zu; die großen Augen noch verſtändnislos auf ihn geheftet, ſtarrt ſie ihn ſekundenlang an, dann beginnt ihre Geſtalt zu ſchwanken.

„Bodo!"

Es drängt ſich wie Jubelruf über ihre zitternden Lippen, und halb bewußtlos ſinkt ſie in ſeine Arme.

„Käthe, iſt es wahr, Du wollteſt mein Herz ſuchen?" flüſtert er und berührt beinahe ängſtlich ihre keuſche Stirn mit den Lippen.

Sie ſchlingt die weißen Arme um ſeinen Nacken und blickt weltverloren zu ihm auf. Wie ihn die leicht geöffneten Lippen locken! Da fällt ſein Auge auf das loſe Gewand, welches ihre mädchenhaften Formen umwallt. Mit abgewandtem Blick löſt er zart ihre umſchlingenden Arme.

„Geh zu Bett, liebe Käthe, Du biſt krank," ſagt er; „ich werde meine Mutter wecken und zu Dir ſchicken."

Haſtig verläßt er ſein Zimmer und lauſcht an der geöffneten Thür.

„Herrgott, wo bin ich?" hört er ſie ſagen, dann eilt ihr Fuß eilig die Treppe hinauf. Oben öffnet und ſchließt ſich die Thüre wieder, es iſt alles ſtill wie vordem.

Mit pochendem Herzen ſteht der ſtarke Mann da. Was thun? Hier iſt nur Offenheit am Platze. Entſchloſſen ſchreitet er durch mehrere Gemächer bis an das Schlafzimmer ſeiner Mutter. Auf ſein behutſames Pochen erſcheint die Matrone im Schlafrock, vor ihr kniet der Sohn und ſtammelt mit wenigen Worten, was geſchehen, und dabei klingt und jubelt durch jede Silbe, welche er ſpricht, die volle Seligkeit, die ihn erfüllt.

„Geh jetzt zur Ruhe, mein Kind," ſagt die Mutter, als er geendet, während ſie wie ſegnend die Hand auf ihres Erſtgeborenen Scheitel legt.

„Ich will zu ihr gehen, es iſt ja alles gut."

Bodo hat nicht geſchlafen.

Früh, die Dämmerung liegt noch über der Erde, jagt er mit verhängtem Zügel zum nächſten Flecken, um den Arzt zu holen. Käthe liegt in wilden Fieberphantaſien in den Armen ihrer Tante.

(Fortſetzung folgt.)

Kaiſer Wilhelms I. Schreibtiſch am hiſtoriſchen Eckfenſter.

(Hiezu das Bild Seite 493.)

Der neunte März iſt ſeit dem Jahre 1888 zu einem ſchmerzlichen Gedenktage in der Geſchichte Deutſchlands geworden. Kein Wunder, wenn an dieſem Tage die Blicke ſich mit verdoppelter Wehmut nach der Stätte richten, die mehr als ein halbes Jahrhundert lang das Heim des erſten Kaiſers im neuen Reiche geweſen iſt. Das ſchlichte Palais am Berliner Opernplatz kann architektoniſch nicht zu den Sehenswürdigkeiten der Reichshauptſtadt gezählt werden. Stolz und ſchön iſt nur ſeine Lage: der Ausblick ſeiner Front auf die Prachtbauten Schlüters, welche ſich am nördlichen unteren Ende der Linden dicht aneinanderreihen, vor ſeinem Fenſter die klaſſiſche Reiterſtatue Friedrichs des Großen, zur Rechten die Parkanlagen des Opernplatzes. Gleichwohl hat Jahrzehnte lang für Einheimiſche und Fremde kein anderes Gebäude ſo im Vordergrunde des Intereſſes geſtanden als dasjenige, in welchem man den greiſen deutſchen Kaiſer zu Hauſe wußte, und Vorgänge wie diejenigen, welche ſich alltäglich vor dem hiſtoriſchen Eckfenſter abſpielten, wenn die Klänge der aufziehenden Wachtparade die geliebte Geſtalt des Monarchen an jenes Fenſter riefen, unter welchem — oft ſchon ſtundenlang und unbekümmert um Sturm und Regen — Tauſende und Abertauſende harrten, um dem Kaiſer entgegenzujubeln und einen Morgengruß mit demſelben tauſchen zu können, werden jedem unvergeßlich ſein, der davon Zeuge ſein durfte. Kein Fremder, der, die „Sehenswürdigkeiten" Berlins genießend, unter dieſem Eckfenſter nicht einmal ſtill geſtanden hätte, kein treuer Berliner, der je daran vorüber gegangen wäre, ohne hinüberzuſehen. An beſonderen Tagen, wie etwa dem 22. März, dem Geburtstage des lieben ſeligen Herrn, wo man Reich und Arm, Vornehm und Gering, mit Blumen in der Hand oder im Knopfloch, in kaum überſehbarer Menge hier verſammelt ſah, oder am Neujahrsmorgen, an dem Tauſende zuſammenſtrömten, um dem Kaiſer von dieſer Stelle aus zu gratulieren, hat jeder, der dieſen durch Liebe und Verehrung geſchaffenen Zuſammenhang zwiſchen Fürſt und Volk auf ſich wirken ließ, ergreifende Augenblicke erlebt.

Die Beſichtigung des kaiſerlichen Palais, welche bei Abweſenheit der Majeſtäten jedermann ermöglicht war, hat alljährlich Scharen von Fremden und Einheimiſchen mit den Wohnräumen Kaiſer Wilhelms bekannt gemacht. In der Zeit, wo der ſommerliche Fremdenſtrom Berlin berührte, konnte man in dem Veſtibül von der Behrenſtraße alle Sprachen hören. Wie das Palais von außen [illegible] jeder Aufdringlichkeit entbehrt, ſo ſind auch ſeine inneren Verhältniſſe ohne allen Prunk; die ſprichwörtliche Einfachheit und Liebenswürdigkeit des Kaiſers kam auch in ſeinen Wohnräumen zum Ausdruck, und ganz beſonders rührend in den intimſten Gemächern des toten Herrn, ſeinem Schlaf- und ſeinem Arbeitszimmer. Erſteres, bei Lebzeiten des Kaiſers von der Beſichtigung meiſt ausgeſchloſſen und nur dem Einblick bevorzugter Beſucher gelegentlich geöffnet, iſt als das Sterbezimmer Wilhelms I. heut der ganzen Welt bekannt geworden. Das eiſerne Feldbett zu Füßen des Gekreuzigten, die alten, faſt hundertjährigen Möbel, die einſt im Gebrauch der Königin Luiſe geweſen, das ſind die Wahrzeichen dieſes geweihten Raumes, der heute der Ehrfurcht aller erſchloſſen iſt.

Auch das Arbeitszimmer, dem das hiſtoriſche Eckfenſter angehört, iſt ſchon häufig Gegenſtand überaus ſympathiſcher Bilder und intereſſanter Beſchreibungen geweſen, die ſeinen Eindruck auch denen zugänglich machten, die es nie ſelbſt beſuchen konnten. In dieſem Raume lebte und webte der Kaiſer. Hier wußte man den ganzen Reiz ſeiner warmen, gemütvollen Perſönlichkeit empfinden, auch wenn das Palais in ſeiner Sommerverödung dalag und der liebe alte Herr hunderte von Meilen entfernt war; und ſelbſt von denen, die mit gedämpften Schritten über die Schwelle dieſes Zimmers getreten ſind, wird ſich dem Reize der warmen Individualität [illegible] verſagt haben. Da war auch nichts von Nüchternheit und Strenge — aber an ihrer Stelle welche zahlloſen kleinen perſönlichen Poeſien, welcher Kultus mit Erinnerungen, welche Kunſtſchätze voll zärtlicher Andenken, teurer Familienbilder, kleiner bedeutſamer Nippes. In dieſem Raume war alles ſo warm wie ſein Herz. Man erzählt die reizendſten Züge, wie der alte Kaiſer, um Einwänden ſeiner Umgebung gegen die Überfüllung des Zimmers vorzubeugen, die in den letzten Jahren dem perſönlichen Dienſt wirkliche Schwierigkeiten machte, heimliche Arrangements traf, „um jedem gerecht zu werden". Es that nichts, daß an den Wänden kein Platz mehr war; die Bilder konnten ja auf Stühlen in ſeiner Nähe bleiben. Nichts durfte entfernt, nichts von ſeiner Stelle gerückt werden, und wenn an den aufgeſtellten welken Kränzen und Blumen die Zeit ſich endlich geltend machte, daß ſie zerfielen, war's immer wie ein verſchuldeter Abſchied, der ihm „nicht lieb" war. Dieſer Atem eines warmen, poetiſchen Gemüts lag auch auf ſeinem Arbeitstiſche, von dem noch einmal ein beſonderes Bild zu bringen wir uns nicht verſagen mochten. Was an dieſem Tiſche geſchaffen, gearbeitet und gedacht worden iſt, wir wiſſen es alle. Wie oft hat man in ſchweren Zeiten auch zu ſpäter Nachtſtunde hinter den niedergelaſſenen Vorhängen des hiſtoriſchen Fenſters das geliebte Haupt an dieſem Schreibtiſch in unermüdlicher Arbeit geſehen! Aber ſelbſt in den Stunden ernſter Arbeit und ſchwerer Sorge wußte er alle dieſe lieben Bilder, dieſe teuren Andenken und bedeutſamen Erinnerungen, an denen ſein Herz hing, um ſich haben.

Wie oft hat er geſagt, daß er ſich fern von der Heimat immer auf das Wiederſehen mit ſeinem Schreibtiſche freue. Ein Teil der Bilder, welche man hier ſah, iſt im Eifer der Arbeit arg mit Tinte beſpritzt worden; andere kleine Gegenſtände waren ſchon ſeit Jahren zerbrochen, ohne daß er vermochte, ſich von ihnen zu trennen. Wurden die Bilder ſeiner Lieben durch neuere erſetzt, kam irgend eine Statuette hinzu, für die Raum geſchaffen werden ſollte, dann gab's zwiſchen dem hohen Herrn und dem Kammerdiener lange Konferenzen, bei denen der Kaiſer immer dazu plauderte: „deswegen nichts wegzupacken".

Von Zeit zu Zeit mußte freilich doch weggepackt werden. Jahr um Jahr vermehrte ſich das bedeutſame Material teurer Erinnerungszeichen; immer geneigter wurde das liebe, zärtliche Herz, ihren Wert zu ſteigern. Daher war denn im Laufe der Jahre mancher Schrank eingerichtet worden. Aber auch in dieſer Neuaufſtellung wurde nichts von dem vergeſſen, was ihm teuer war. Noch wenige Tage vor ſeinem Tode, ſo erzählt man, hat der greiſe Kaiſer all die kleinen Geſchenke geordnet, welche der ſo früh verſtorbene Prinz Ludwig von Baden, einer ſeiner geliebteſten Enkel, noch in ſeinen Kinderjahren dem Großvater gemacht, kleine Zeichnungen, ſelbſtgeklebte Papierkäſtchen, gemalte Oſtereier, blonde Locken.

Das iſt nun ſchon ſeit einem Jahre vorbei. An dieſem Eckfenſter wird der allgeliebte greiſe Kaiſer nie mehr ſtehen, — an dieſem Arbeitstiſch ſitzt niemand mehr. **J. v. Zobow.**

Literatur

— **Ernſt Ziel iſt unſeren Leſern ein altbekannter Freund,** der ſich denſelben in den letztvergangenen Jahren namentlich durch ſeine geiſtvolle Spruchpoeſie [illegible] erzeigt hat. Eben dieſe Seite ſeines dichteriſchen Schaffens findet ihren erſchöpfenden Ausdruck in ſeinem jüngſt erſchienenen Buche: „Moderne Xenien, ein Glaubensbekenntnis in Sprüchen und Epigrammen" (Leipzig, H. Haeſſel). Eine Fülle von Lebensweisheit iſt in dem ſtattlichen Band kurzer Sprüche und Epigramme niedergelegt, die ſich durch ihre überſichtliche Anordnung in ſelbſtändige, inhaltlich abgegrenzte Gruppen in der That zu dem geſtalten, was der Untertitel andeutet: dem poetiſchen Glaubensbekenntnis eines gereiften, welterfahrenen Geiſtes, der Menſchen und Dinge [illegible] vom Standpunkt einer höheren philoſophiſchen Auffaſſung aus betrachtet und beurteilt. Die Formvollendung, die in dem knappen Stil mit Wort und Reim ein höchſt wirkſames Mittel zur Verdichtung des Gedankens findet, gibt dieſen Sprüchen die künſtleriſche Weihe.

— **Einen Jubiläumsroman könnte man „Die Junker von** [illegible]" von A. von der Elbe (Dresden und Leipzig, C. Reißner) nennen, denn ſeine Haupthandlung ſpielt in den Jahren 1789 bis 1792 und verſetzt uns alſo mitten in die Zeiten der franzöſiſchen Revolution, deren Greuel [illegible] Paris durchleben. Teils in die franzöſiſche Hauptſtadt, teils an die Ufer des Vierwaldſtätterſees verlegt, ſchildert der Roman in ſeinen Einzelheiten ein paar junge Luzerner aus altem Patriziergeſchlecht, die als Offiziere in der Schweizer Leibgarde Ludwigs XVI. den Hauptereigniſſen der Zeit beſonders nahetreten. Auf dem Hintergrunde der letzteren ſpielt ſich eine innige Herzensgeſchichte ab, und beides verſchmilzt zu einem bewegten und doch einheitlich geſchloſſenen Ganzen.

— **Ein kunſtgeſchichtliches Werk, das ebenſoſehr durch** wiſſenſchaftliche Gediegenheit des Inhaltes, als durch geiſtige, anſchauliche Darſtellung den kunſtſinnigen Laien befriedigt, iſt die „Kunſtgeſchichte des Mittelalters" von Profeſſor Dr. Franz von Reber, Direktor der königlich bayriſchen Staatsgemäldeſammlungen (Leipzig, T. O. Weigel). Die Architektur als die grundlegende Kunſt, die namentlich in dem hier in Rede ſtehenden, von den Anfängen der altchriſtlichen Kunſtbethätigung bis an die Schwelle des Renaiſſancezeitalters reichenden Zeitabſchnitt die Schweſterkünſte an gewaltiger Bedeutung weit überragt, nimmt dem entſprechend auch in Rebers Behandlung die tonangebende Stellung ein. Ihr [illegible] Geſetz iſt nach Grund- und Aufriſſen bis hinab in die feinſten Gliederungen und Zierformen eingehend ins Auge gefaßt und an den zahlreichen monumentalen Bauwerken der byzantiniſchen, romaniſchen und gotiſchen Kunſtepoche wie an den charakteriſtiſchen baulichen Schöpfungen der [illegible] und mohammedaniſchen Völkerſchaften im einzelnen verfolgt und nachgewieſen. Daneben hat der Verfaſſer Plaſtik und Malerei keineswegs vernachläſſigt, wie denn in der That die altchriſtlichen Wandmalereien und Moſaiken, die Miniaturmalerei und Kleinkunſt der karolingiſchen Zeit, die Glasmalerei und der Erzguß des ſpäteren Mittelalters und ähnliche Erſcheinungen ein reiches und anziehendes Material darbieten. Durch ſeine feinſinnige und gedankenreiche Darſtellung und Formulierung hat Reber ein Buch geliefert, das mit ſeiner großen Zahl gediegener Abbildungen in [illegible] Weiſe jedem geſchichtlich wichtigen Gegenſtand gerecht wird.

— **Das ſchöne Land, um das Friedrich der Große ſeine** Kriege [illegible] geführt, findet eine würdige [illegible] litterariſche Verherrlichung in dem jüngſt erſchienenen, drei Bände umfaſſenden Werk: „Schleſien, eine Schilderung des Schleſierlandes" von Dr. Franz Schroller (Glogau, Karl Flemming). Beginnend mit einer Wanderung durch Schleſiens Berge, führt uns der Verfaſſer über die Gipfel der Sudeten, namentlich des ſagen- und märchenreichen Rieſengebirges, und verſchafft uns tiefe Einblicke nicht nur in die anmutigen Thäler, ſondern auch in das Thun und Treiben des tüchtigen Menſchenſchlags, der ſie bevölkert, ihre Kulturzuſtände, ihre Sage und Geſchichte, ihre ländlichen Gebräuche, ihren rührigen Gewerbebetrieb. Ein reichhaltiges Bilderwerk von über 200 Abbildungen, teils in feinem Stahlſtich, teils in ſorgfältigem Holzſchnitt ausgeführt, führt uns Städte und Burgen, [illegible] und ehrwürdige Ruinen, romantiſche Naturſcenerien und [illegible] Vorzüge in ihrer ganzen Eigenart kennen.

— **Wie ſich Leben und Sitte der deutſchen Reichshauptſtadt** in den Augen eines Öſterreichers ſpiegeln, der ſich ganz in dieſelben eingelebt hat und doch ſein heimiſches Weſen nicht verleugnet, das iſt an ſich ſo intereſſant, daß ſchon darum die „Berliner Federzeichnungen eines Deutſch-Öſterreichers" von Karl Pröll (Berlin, [illegible]) [illegible] finden werden. Sie ſind überdies ſo ſcharf beobachtet, ſo glücklich aus dem Leben herausgegriffen, mit ſo markiger Hand umriſſen und dabei ſo wirkſam und vielfach ſo treffend in Licht und Schatten geſetzt, daß ſie auf den Namen kleiner Kunſtblätter — unterhaltender Genrebilder aus dem Leben — vollen Anſpruch erheben dürfen. Wer ſich an ihnen erfreut hat, wird um ſo ſicherer auch zu dem zweiten Buche greifen, das Karl Pröll gleichzeitig im demſelben Verlag erſcheinen ließ. Es führt uns, wie ſchon ſein Titel ſagt: „Kreuz und Quer", indem es „Wander- und Raſttage im Süden und Norden" ſchildert. Ob wir den Verfaſſer nach Gaſtein oder bei einer Fahrt auf dem durch Schweden gezogenen Götakanal, zu den Kirchtagen in Siebenbürgen oder auf ſeinen Wanderzügen durch den Harz begleiten, immer finden wir an ihm einen Genoſſen, deſſen friſche Auffaſſung uns alles, woran er ſich erfreut, lebhaft mitgenießen läßt.

— **Allen, die mit der Sternenwelt gern ein wenig nähere** Vertrautheit pflegen, wird als [illegible] alphabetiſch geordnetes Nachſchlagebuch die „Allgemeine Himmelskunde, eine populäre aſtronomiſche Encyklopädie" von Dr. Hermann J. Klein, zweite, durchaus neu bearbeitete Auflage (Stuttgart, Otto Weiſert), willkommene Dienſte leiſten. Sie finden hier die in der Himmelskunde vorkommenden Begriffe und Ausdrücke eingehend erläutert, vielfach auch durch Abbildungen verdeutlicht und können ſo ihrem augenblicklichen Verlangen nach Belehrung über dieſen oder jenen Punkt der Himmelskunde und alle zu ihrer Pflege dienenden Hilfsmittel leicht Genüge leiſten.

Der „Preßball" in der Berliner Philharmonie.

Mit Originalzeichnungen von Paul Hey[illegible].

Der Verein „Berliner Preſſe" zählt jetzt gegen zweihundert Mitglieder, darunter Spielhagen, Fontane, Heyſen, Lindau, Stettenheim, Ziemßen, Blumenthal, Eiche, Franzos, Heiberg, L'Arronge, Lubliner, Mauthner, Rodenberg, Schweichel, Schmidt-Cabanis, [illegible], Stinde, Trojan und viele andere namhafte und verdiente Männer. Er feierte vor zwei Jahren bereits ſein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Trotzdem hat dieſer Verein ſich eine gewiſſe jugendliche Werdigkeit bewahrt und unterſcheidet ſich darin weſentlich von der Wiener „Concordia", welche, obgleich jünger, bereits Millionärin iſt und ſich eines eigenen, ihr vom Kaiſer Franz Joſef geſchenkten palaſtartigen Hauſes erfreut. Der Verein Berliner Preſſe, obgleich völlig denſelben gemeinnützigen Zielen nachſtrebend, iſt dem gegenüber noch ſo gut wie vermögenlos und lebt mit dem „Verein der Künſtler" in verſchwiſterter Symbioſe. Die weiſen Männer desſelben, unter Vorſitz des Kammergerichtsrats Ernſt Wichert, deſſen „Schritt vom Wege" uns alle ſchon erfreut hat, zerbrechen ſich jetzt in einer Kommiſſion ſchier die Köpfe, um mit einem geringfügigen Kapital den Aufgaben der Altersverſorgung, der Pflege „niedergebrochener" Kollegen und der Unterſtützung ihrer Witwen und Waiſen gerecht zu werden, und ihr Wahlſpruch iſt: „Nur nicht verzweifeln!"

Das iſt ein großes und edles Unternehmen, worin ſie dem Geſamtverbande deutſcher Schriftſteller vorangehen. Der tobende und raſtloſe Dienſt der Preſſe wirkt zerſtörend auf Gehirn und Nerven wie kein anderer. Man hat darin ſo viel Erfahrung! Und dieſe Wirkung wird durch die quälende Beſorgnis, dereinſt als Invalide der geiſtigen Arbeit — ein Schnellläufer ohne Ruhe — mitſamt den Seinen dem Elend preisgegeben zu ſein, nicht vermindert. Einſtweilen fehlt es noch beinahe völlig an Einrichtungen, um wenigſtens dieſe Beſorgnis zu beſeitigen, während andere Stände, denen der Schriftſteller und Literat die Worte und Gedanken vorſchreibt, die Bühnenangehörigen und Buchdruckergehilfen, ſich ſolche auf genoſſenſchaftlichem Wege längſt geſchaffen haben. Das „Arzt, hilf dir ſelber!" klingt in dieſem Falle wie bittere Ironie.

Der Verein Berliner Preſſe iſt nicht arm, aber gegenüber den Anforderungen einer Aufgabe wie dieſer, glaube ich, beinahe ratlos. Auf lediglich erwerblichem Wege wenigſtens ſcheint mir das vorgeſteckte Ziel nicht erreichbar.

Der Vorteil dagegen, den die Geſellſchaft im allgemeinen von dieſer Vereinigung hat, iſt kaum zu unterſchätzen. In ihren Bezirken herrſcht eine faſt zärtlich gehegte Friedfertigkeit. Literariſcher Neid, hohle Rachſucht, journaliſtiſcher Parteifanatismus, hier erlöſchen ſie alle. Gegner, welche ſich von jeden in Leitartikeln durch alle Straßen hetzten, die Feder in Gift und Galle tauchten, um einander bis auf den letzten [illegible] zu vernichten, hier ſtehen ſie Schulter an Schulter und bieten einander die Friedensregalia. Die Vorkämpfer neuer Geſtaltungen in der Geſetzgebung und dem politiſchen Leben des Vaterlandes, die „Vordenker" für die Millionen der Leſer, hier werden ſie deſſen inne, daß, von welchem Standpunkt auch immer der Einzelne an die Fragen und Aufgaben des öffentlichen Lebens herantritt, doch jeder ein gleiches Intereſſe daran habe, die Diskuſſion zu einem geſellſchaftlichen [illegible] zu machen. Und dies alles nicht etwa, weil im Schoße des Vereins Politik getrieben würde, ſondern im Gegenteil, weil man, wie geſagt, ſich hier lediglich als Kollege und Menſch gegenübertritt.

Das Publikum, welches ſich zu den Bällen der Vereinigung drängt, iſt ſich des idealen Zweckes wohl bewußt, dem es durch ſeine Gegenwart und den verhältnismäßig geringen Obolus einen Dienſt erweiſt. Auf dieſen Bällen begegnet der Journaliſt dem Staatsmann im Frack ziviler Denkungsart; der ſcharfe Kritiker, der um eines elenden Wortwitzes wegen Autoren mordet und Heroinen erdroſſelt, — hier lachen ihm ſeine Opfer, die er längſt begraben wähnte, fröhlichſte entgegen ins Geſicht, die Heroine vielleicht mit dem Blicke ſtillen Vorwurfs: „Was hab' ich dir, ich armes Kind, gethan?" Und er, nicht ohne Reuegefühl, führt ihre Hand an die Lippen und ſie ſelbſt zur Quadrille. Er wird milder, geſitteter und, vielleicht gerade deshalb, um ſo witziger, weil ſein Witz ſich nun in zarteren Formen bewegen wird. Der „Preßball" iſt alſo die Pflege- und Pflanzſtätte literariſcher Grazie.

Da ſehen wir den jüngſten Staatsſekretär, pilotiert von dem Manne mit dem „Stück weißen Papiers", Herrn Geheimen Kommerzienrat Pinkert, [illegible] vorüber; ſie betreten die Loge, in der die Präſidenten des Reichs- und des Landtags einſtweilen Platz genommen. Der Verfaſſer des „Schritts vom Wege", als Vereinsvorſitzender, macht die Honneurs. Hinter ihnen, von den Damen vielleicht halb verborgen, lauſcht der Vertreter des „Ulk", Siegmund Haber mit Scherbrille und ernſter Miene. Der Intendant der königlichen Schauſpiele, Graf von Hochberg, ergötzt ſich an dem [illegible], welchen ihm ſein getreuer und beſchäftigter [illegible] bereitet. Paul Lindau und andere Herren von nicht genug zu ſchätzender Bedeutung ſind in der Nähe.

Die Bühne, welche den Preßmenſchen in dieſem Jahre ſo häufig zum Tantalidengaſtmahl eingeladen hat, ſandte ihre Heerſcharen ins ſachte Land. In dem kaleidoſkopartig ſich wandelnden Geſichtsfelde erſcheint Frau Klara Ziegler, geborene Gräfin Orſina, am Arm ihres Direktors. Ludwig Barnay, der jetzt erfolgreichſte Theaterunternehmer der Reichshauptſtadt, mit ihm das getreue Mitglied Friedrich Haaſe, beide mit einer Milchſtraße von Ordensſternen bedeckt. Der große Fritz iſt the great attraction, jetzt und immerdar, und die raſtloſe Ottilie Genée, friſch aus dem Dollarlande heimgekehrt, das Geräuſch der Salzflut noch im Haar, iſt a-long-side gegangen. Weiß ſie uns unſere Thorane aufs neue entrühren! Marie Orwin, die Gewinnende, ein Wiener Kindl, das „Wechſelgreichen" des Deutſchen Theaters, wie ſie, glaube ich, der König des Berliner Witzes, Stettenheim, genannt hat, erſcheint am Arme Valentins oder ſonſt eines Vertreters der bewaffneten Macht in lieblicher Mädchengeſtalt. In der Ferne leuchtet in verklärter Schöne die ſiegreiche Alexandra, Fräulein Reiche, in anheimelnder Mundart unterhalten vor unſeren lieben Münchenern, Direktor Heiſauer und ſeiner Schorſchen. Sonnengleich ſteigt nun der Halbmond empor, dennoch Franzos, mit Richard Schmidt-Cabanis, dem Kanzler des Witzes, im feſſelnden Geſpräch über Halbeuropa. Fritz Mauthner lächelt. Er denkt: „Vanitas, vanitatum vanitas!" Und das intelligente Ehepaar Kahle-Keßler lauſcht den in der That überraſchenden Ergebniſſen des Geſprächs. Ueberall aber und alles ſehend iſt unermüdlich Ludwig Pietſch.

Kein Wunder bei ſolcher Fülle der Geſtalten, daß der jährliche Ball des Vereins Berliner Preſſe für die Reichshauptſtadt zu einer Einrichtung geworden iſt, welche man nicht mehr miſſen möchte, und daß ein Fernbleiben von demſelben für alle im öffentlichen Leben ſtehenden Leute wie eine Demonſtration der Weltflucht und des Menſchenhaſſes erſcheinen möchte.

Und es iſt auch kein Zufall, daß in dieſem Jahre gerade die „Philharmonie" zur Feſtſtätte erkoren wurde. Das Wort Philharmonie hat für Berlin ſchon ſeit geraumer Zeit einen eigenen Klang gewonnen. Als vor etwa einem Luſtrum das Konzerthausorcheſter ſich in edler Aufwallung dem Korporalſtocke Bilſes entzog, um dem muſikaliſchen Marionettentum zu entweichen, da fand es in der Philharmonie einen Unterſchlupf. Und beide Teile zogen Nutzen daraus, der Ort und die Künſtlerſchar. Ein unternehmender Impreſario, der ſeine Zeit erkannte, ſchuf hier den Berlinern eine Oaſe, auf deren grünendes Gebiet ſie ſich retten konnten, nämlich aus der Wüſte eines charakterloſen Maſſenmuſizierens in allerlei Säle und Sälchen, Kirchen und Aulas. Dieſer Impreſario, Herr Wolff, holte Wüllner aus Dresden zu Hilfe, und deſſen Ankunft glich einem Triumphzuge. Er ſtellte ſeine Schar ſpäter unter Klindworth und Joachim und fand endlich in Hans von Bülow einen Leiter, welcher das dictum, wonach Berlin lechzt — „nicht die Breite des vorgetragenen Muſikſtoffs, ſondern Tiefe" und noch etwas darüber, nämlich eine gewiſſe Pedanterie. Jedes der zehn Abonnementskonzerte, die den Freunden der edlen Tonkunſt nun in jeder Saiſon in dieſem Raume geboten werden, iſt ſeitdem ein Ereignis in der Muſikwelt. Und nebenher geht ſo viel [illegible], ſo viel Sarasate, Wagnerverein, Lucca, Patti, italieniſche Oper und anderes dem Aehnliches, daß das elektriſche Licht in der Bernburger Straße nie erliſcht und die Wagenreihe, welche auf Asphalt dort vorbeizieht, nie abbricht.

Es gehört nun zu den vielen ſelbſtverſtändlichen und dennoch phänomenalen Ereigniſſen der Reichshauptſtadt, daß während des lärmenden vorigen Sommers an Stelle des alten, zwar geräumigen, aber dennoch nicht erhebend wirkenden Saales, der den Duft des ehemaligen Skatingrinks nicht ganz verloren hatte, ſich in aller Stille und Plötzlichkeit ein neuer Saal erhob, der philharmoniſchen Klänge würdig, die ihn durchfluten. Ludwig Sacerdoti und E. Landsker, die beiden Beſitzer, ſind durch Feuer und Waſſer gegangen, ehe ihnen dieſer Meiſtergriff gelang. Und nicht zum wenigſten darf ihnen die Energie — ſagen wir Schneidigkeit — nachgerühmt werden, mit welcher ſie in wenigen, eilends vergangenen Monaten die alten Teile abbrechen und dieſen erhabenen Neubau ins Werk ſetzten. Ihr Mut iſt durch den Erfolg nach jeder Richtung hin reichlich belohnt worden.

An Schönheit und Hoheit des Eindrucks, an Comfort und — last not least — in Hinſicht der Akuſtik, welche trotz Helmholtz immer Glücksſache iſt, dürfte es in Deutſchland kaum ein Bauwerk dieſer Art geben, welches die neue Philharmonie überträfe. Alle Beteiligten und Muſikfreunde waren von dem Gelingen des Werkes geradezu überraſcht. Und es mag dies hauptſächlich daran liegen, daß die drei Achſen des großen Saales faſt genau im Verhältniſſe des goldenen Schnitts, der sectio divina, zu einander ſtehen. Der Saal hat eine Höhe von 15½, eine Breite von 24 und eine Tiefe von 40 Meter, ohne das gegen 6 Meter tiefe Orcheſter, welches ſich auf 14,50 Meter verengt. Es gewährt Spielraum für 100 Muſiker und einen Chor von 300 Perſonen. Das Podium ſchwingt ſich zu der den ganzen Raum wirkungsvoll abſchließenden Rieſenorgel empor, einem gewaltigen Werk mit fünfzig Stimmen oder Regiſtern und dreitauſendfünfhundert Pfeifen, von einem im Vordergrund des Orcheſterpodiums aufgeſtellten pultartigen Gehäuſe aus auf elektriſchem Wege zu ſpielen. Ihre Sphärenklänge dringen hinter goldenem Gitterwerk hervor, deſſen reizvolle Linienführung auf einem farbloſen Hintergrund in feſſelnder Weiſe zur Geltung kommt und erfreulichen Erſatz bietet für den ſonſt üblichen Abſchluß der Orgelwände, bei dem die Pfeifen als Dekorationsmotiv benutzt werden. Das Ganze iſt in einheitlichem Entwurf einem Kopf entſprungen, deſſen Genie ſich ſchon vielfach bewährt hat. Franz Schwechten, der Erbauer des Anhalter Bahnhofs, der Kriegsakademie und des Induſtriegebäudes, iſt der Schöpfer dieſes gelungenen Werkes. Alle Einzelheiten des im Geiſt frühitalieniſcher Renaiſſance gehaltenen Raumes beruhen auf Schwechtens Zeichnungen, auch das nicht unweſentliche koloriſtiſche Habit. Nach der Höhe hin mehrt ſich der Reichtum an Formen und Farben. Alles aber iſt auf edle, anregende Wirkung berechnet. Die Ecken ſind mit großem Halbmeſſer ausgerundet. Durch Pfeiler werden die Längswände in fünf, die Schmalwände in drei Felder geteilt, in welchen die Parkettlogen eingebaut ſind. Die ſegmentförmigen Oeffnungen hinter den Logen und gegen die Räume hin, welche bei beſonderen Gelegenheiten für Stehplätze beſtimmt ſind, werden durch Holzwände geſchloſſen, — dies und vieles andere aus Gründen der Klangberechnung. Im Ganzen bietet der Saal 1384 Sitz- und 900 Stehplätze, wozu noch 200 Fauteuils auf der die drei Wände des Zuhörerraumes rings umlaufenden Galerie ſich geſellen. Die Bekrönung des Balkons zeigt auf elfenbeinernem Grunde reizvolles Rankenwerk, Kranzgirlanden und mattrote Schilde und ebenfalls [illegible]. Die Hofloge iſt gold- und olivenfarben, mit koſtbaren Divans, Fauteuils und Marmortiſchen, bekleidet. Auch iſt ſie bereits durch den Beſuch der Allerhöchſten Perſonen, gelegentlich eines Wagnerkonzertes, eingeweiht worden. Die mit [illegible] verſehenen Pfeiler des Balkons ſetzen ſich nach oben hin durch Pilaſter fort, und in den hierdurch gebildeten Feldern befinden ſich die [illegible] Reliefporträts der Heroen der Tonkunſt von Landgrebe. Die Decke mit ihren

[illegible]

ſich aufſchwingenden Bogen und rundbogigen Abgrenzungen der Wandfelder, mit Stichkappen, von Kaſſetten eingeſchloſſenen Oberlichtern oder Oeils-de-boeuf, blauen Kriſtallen in roten Höhlen, Korbkronen und elektriſchen Sonnen bildet den Haupt- [illegible] eines [illegible] Mittelſaal iſt durch einen Kuppelüberbau ausgezeichnet, und die beiden in ernſter Haltung daſitzenden [illegible] im Hintergrunde verſinnbildlichen die geiſtliche und weltliche Muſik. Sie ſind das Werk F. Weſtphals, der auch die beiden Viktorien neben der Orcheſteröffnung geſchaffen hat. In dem Obergeſchoß befinden ſich Wandelſäle mit Wandgemälden von Töpler, die Tanzarten darſtellend, ſowie ein Quartettſaal und darunter ein Veſtibül von 385 Quadratmetern und Garderobenanlagen, wie ſie in dieſer Ausgiebigkeit von 798 Quadratmetern wohl noch nirgends vorhanden ſind. Die Zugänge öffnen ſich auf einen Garten mit [illegible] und einer [illegible] beleuchteten [illegible].

Der [illegible]

Schmuck des Saales und wird durch die Vereinigung des [illegible] Palmen [illegible] Viktorien ſich [illegible] Der prachtvolle [illegible] des Orcheſters [illegible] wie die [illegible] eines Tempels. [illegible]

[illegible] geben, die das hohe [illegible] hatte, daß gemeinſame Ziel ihrer [illegible] auch in Zukunft vor uns [illegible] Augen behalten möge.

Ottomar Beta.

Die Dufferin-Terraſſe in Quebec (Kanada).

Ball des Vereins „Berliner Preſſe“ im Philharmonieſaal zu Berlin. Originalzeichnung von Paul Heydel.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XV.

Während der Heimfahrt von Valeni nach Baneſti befand ſich Madame Fortunat in einer ſehr heitern Stimmung, ſie lachte, ſcherzte, machte allerhand ironiſche Randgloſſen über die Hochzeitsgäſte, kam hiebei auch auf die Familie Dobrescu zu ſprechen, lobte Fräulein Pia über alle Maßen und richtete an Jonel die Frage, wie ihm die junge Dame gefallen.

Jonel, der ſich ſchweigſam verhalten hatte, gab eine kurze Antwort: Fräulein Pia ſei ein ſehr hübſches und gebildetes Mädchen.

„Du biſt ein Schelm!“ lachte Madame Fortunat. „Fräulein Pia hat auf Dich einen bedeutenden Eindruck gemacht, Du haſt ihr ja in einer geradezu auffälligen Weiſe den Hof gemacht, und es ſcheint, daß auch Du vor ihren Augen Gnade gefunden haſt, was viel ſagen will; Pia iſt nämlich ſehr anſpruchsvoll, ſie hat bereits mehrere glänzende Partien ausgeſchlagen. Du kannſt ſtolz auf Deine Eroberung ſein, das wäre 'was für Dich, Jonel; ein reizendes Mädchen, eine reiche Mitgift, eine ariſtokratiſche Familie, was willſt Du mehr?“

Jonel fühlte ſich durch die leichtfertige Art, in der ſeine Stiefmutter dieſes Thema behandelte, verletzt.

„Ich denke nicht ans Heiraten!“ ſagte er.

„Ach Gott, das wird ſich ſchon finden!“ rief Madame Fortunat. „Was meinſt Du dazu?“ wendete ſie ſich an ihren Gatten.

„Ich miſche mich nicht in Herzensangelegenheiten,“ ſagte Herr Fortunat ausweichend.

„Nun, ſo wollen wir die Dinge ihren Weg gehen laſſen,“ meinte ſie. Sie ſchwieg eine Weile, dann fuhr ſie plötzlich auf: „Du wirſt doch zugeben, Jonel, daß es auch Deine heilige Pflicht iſt, alles, was in Deinen Kräften ſteht, zu thun, um den Ruin unſeres Hauſes zu verhindern?“

„Ich werde mich dieſer heiligen Pflicht nicht entziehen,“ ſagte Jonel ernſt.

„Und wenn Du durch eine reiche Heirat dieſe Pflicht erfüllen kannſt?“

Sie ergriff ſeine Hand.

„Mutter,“ ſagte Jonel entſchieden, „ich bitte Sie ſehr, ſprechen wir jetzt nicht von dieſem Thema.“

„Warum nicht, wenn man fragen darf?“

„Weil, weil ich jetzt nicht in der Laune bin, über derartige Fragen zu verhandeln.“

Madame Fortunat lachte höhniſch auf, ſprach aber kein Wort weiter. Bald darauf raſſelte die Droſchke in den Schloßhof von Baneſti hinein. Als Jonel in ſein Zimmer trat, fand er den alten Alexe behaglich in einem Lehnſtuhl vor dem Ofen ſitzen, darin einige Holzſcheite brannten.

„Entſchuldigen Sie, gnädiger Herr,“ ſagte Alexe, indem er aufſprang und ſich hinter den Ohren kraute, „ich erwarte Sie ſeit vollen zwei Stunden und da hat mich die Müdigkeit übermannt.“

„Wozu haſt Du mich erwartet?“

„Das hat ſeine guten Gründe,“ meinte Alexe; „heute abend ſehe ich auf einmal den Bürgermeiſter Dumitru Velic vor dem Herrenhofe herumſchleichen.

„‚Der muß wohl ein Anliegen haben,‘ dachte ich. ‚Was ſchleichſt Du ſo herum wie der Fuchs um den Hühnerſtall?‘ fragte ich ihn. Darauf macht Velic ein verteufelt ernſtes Geſicht und übergibt mir einen Brief und ich muß ihm bei allen Heiligen ſchwören, daß ich Ihnen den Brief eigenhändig übergeben werde. Hier iſt er!“

Alexe zog bei dieſen Worten ein verſiegeltes Schreiben aus ſeinem Gürtel hervor und überreichte es Jonel, der es haſtig erbrach, es enthielt nur wenige Zeilen in groben Schriftzügen.

„Die Freiſaſſen von Baneſti,“ ſo lautete das vom Popen Konſtantin unterſchriebene und vom Bürgermeiſter Velic kontraſignirte Schreiben, „beabſichtigen, nächſten Sonntag nach dem Gottesdienſt vor Naſtalis Schenke eine öffentliche Verſammlung abzuhalten, um über den Prozeß mit dem Gutsherrn von Baneſti zu beraten, und bitten den gnädigen jungen Herrn, dieſer Verſammlung beizuwohnen.“

Jonel überflog die Zeilen, warf den Brief auf den Tiſch und verabſchiedete Alexe, er ließ ſich ſodann auf dem Lehnſtuhl vor dem Feuer nieder und ſtarrte in dasſelbe und ſann und wußte ſelbſt nicht, was; und wie er ſo ſaß in ſtummem Brüten, begann es in ſeinem Herzen zu wühlen wie von einem tiefen, brennenden Schmerz und eine unſägliche Traurigkeit überkam ihn, ſo daß es ihm zu Mute ward, als müßte er laut aufweinen. Dieſes dumpfe Schmerzgefühl wuchs und wuchs, bis es wie ein Alp mit beklemmender Angſt auf ihm laſtete. Das Haupt ward ihm ſchwer, er ließ es tief zur Bruſt herabſinken. Da durchbrauſte plötzlich die Stille ein ſeltſames Klagen und Rauſchen, er ſprang empor, draußen hatte der Sturm zu heulen begonnen und jagte ſchwere Regentropfen an die Scheiben. Und wie er ſo mitten in der Stube daſtand, erblickte er vor ſich ſein Ebenbild im Spiegel, und er erſchrak vor ſeinem totenbleichen Geſicht und vor ſeinen fieberhaft glänzenden Augen. O, das waren ja ihre Augen, Leas Augen! Und auf einmal ward der Bann, der auf ſeinem Denken lag, wie von einem Zauberſpruche gelöſt und mit vernichtender Klarheit ſtand plötzlich vor ſeiner Seele, was bis jetzt rätſelhaft und ihm ſelbſt kaum bewußt in ihm gewühlt, jetzt wußte er, daß er Lea tief und leidenſchaftlich liebte, und in dieſes Bewußtſein ſtürmten auf einmal, ſein ganzes Weſen mit einem heißen Entzücken durchflammend, die wenigen Worte, die ſie ihm beim Abſchied geſagt: „Warum thun Sie mir ſo wehe, Jonel?“ Und der Sinn dieſer Worte ward ihm offenbar und er verſtand jetzt die Bedeutung ihres Blickes in der Kirche.

„Sie liebt mich!“ jubelte es in ihm — und in ſeiner wirren, ſüßen Freude vergaß er, daß heute Leas Hochzeitstag geweſen, er ſah ſie vor ſich, das ſchöne, blühende, entzückende Weib mit den glutvollen Augen, mit dem feinen, weichen roten Mund, und er lachte und er küßte im Geiſt dieſen Mund und ihre Augen und preßte ſie an ſich und flüſterte ihr tauſend ſüße Liebesworte in die Ohren; aber ſein Sinnestaumel hielt nur eine kurze Weile an, der Gedanke, daß Lea das Weib eines andern, daß ſie an einen Greis gefeſſelt und ihm für ewig entriſſen ſei, ſchoß wie ein Blitzſtrahl in ſeiner Seele empor, er warf ſich laut ſtöhnend aufs Bett hin und ſchloß die Augen.

„Nicht denken, nur nicht denken!“ ſchrie er auf, aber ſeine erhitzte Phantaſie malte ihm mit raſender Geſchäftigkeit immer wieder und wieder Lea und Balſamaki vor die Augen — licht, klar, zum Greifen deutlich, und er vergrub vergebens das Haupt tief in die Kiſſen, das Bild ſtand feſtgebannt vor ihm und wollte ſich nicht verſcheuchen laſſen, ihm war, als müßte er in die ſchwarze, heulende Nacht hinausſtürmen, um einen Menſchen zu finden, an deſſen Bruſt er ſeinen Jammer und Elend ausweinen könnte, da fiel ihm ein, daß ihm Florica verſprochen hätte, ihn bei der Heimkehr vom Hochzeitsfeſte zu erwarten, er ſchaute auf die Uhr, es war drei Uhr morgens.

„Vielleicht ſchläft ſie noch nicht,“ murmelte er und eilte hinaus.

Florica ſchlief in der That nicht. Als Jonel in ihre Stube trat, lag ſie noch angekleidet auf dem Diwan. Die Ampel, die von der Decke herunterhing, verbreitete ein roſiges Licht im traulichen Gemach.

„Ich habe Dich erwartet, Jonel,“ ſagte ſie leiſe, aber wie ſie in ſein verſtörtes Geſicht blickte, fuhr ſie erſchreckt empor. „Was fehlt Dir?“ rief ſie.

„Nichts, nichts,“ murmelte er mit tonloſer Stimme, er ließ ſich neben ſie nieder und ſchaute eine Weile wie geiſtesabweſend vor ſich. Florica ergriff ſeine Hand.

„Jonel,“ flehte ſie, „ſo ſprich doch. Du ſiehſt ja aus, als wenn ein großes Unglück über Dich hereingebrochen wäre! Haſt Du wieder mit Mama geſtritten? Sie war ſoeben hier und hat über Dich mit bitteren Worten geklagt. So ſprich doch, Jonel!“

Er ſchüttelte leiſe das Haupt.

„Deine Mutter meint es gut mit mir,“ ſagte er, bitter lächelnd, „ſie will mich mit Fräulein Dobrescu verheiraten. O, ſie iſt um mein Glück beſorgt, ſie iſt ein herzensgutes Weib!“

„Jonel!“ rief Florica, und es lag ein leiſer Vorwurf in ihrer Stimme.

„Verzeih, Florica,“ rief er mit überſtrömender Zärtlichkeit und umſchlang ſie und küßte ihr die Augen, „bei Gott, ich bin ſchlecht, Du erwarteſt mich hier, mein ſüßes Schweſterchen, bis drei Uhr morgens, damit ich Dir von der Hochzeit erzähle, und ich quäle Dich mit meinen Grillen! Du mußt mir verzeihen, Florica, es iſt in den letzten Tagen ſo viel über mich gekommen, daß ich vollſtändig das Gleichgewicht verloren habe. Und was ich ſagen wollte,“ fuhr er mit einer erkünſtelten Luſtigkeit fort, „die Hochzeit, o ja, die Hochzeit — es war herrlich — lauter liebenswürdige Herren, überaus charmante Damen, und ich habe mich amüſirt, königlich amüſirt, und getanzt wie noch nie in meinem Leben. Fräulein Dobrescu iſt ein reizendes Mädchen, ein goldblondes Gretchen, aber ſo traurig, und die Braut — o, die war ſchön, ſehr ſchön, o ja, zu ſchön!“ Er lachte laut auf.

Florica wurde es bei dieſem Lachen unheimlich, ſie ſchaute mit angſtvollen Blicken Jonel ins Geſicht, eine bange Ahnung tauchte in ihrer Seele empor. Eine Weile herrſchte lautloſe Stille, ſo daß man das Ticken der Stutzuhr vernehmen konnte, die auf einem Marmortiſch neben dem Diwan ſtand. Draußen ſauſte noch immer der Sturm und die Regentropfen ſchlugen praſſelnd an die Scheiben. Jonel erhob ſich, durchmaß eine Weile das Gemach, dann blieb er wieder vor Florica ſtehen und ſagte dumpf: „Ich bin ſehr unglücklich, Florica.“

„Warum?“ fragte ſie raſch.

„Du wirſt mich vielleicht nicht verſtehen,“ ſagte er leiſe, „verſtehe ich mich doch ſelbſt kaum. Ich liebe Lea,“ glitt es jäh von ſeinen Lippen, „jetzt weißt Du es!“

Bei dieſen Worten flog es dem Mädchen wie ein kalter Fieberſchauer durch den Leib, er merkte es nicht, er merkte nicht, wie eine heiße Röte über ihr Geſicht huſchte, er ſah ſelbſt die zwei Thränen nicht, die an ihren Wimpern zitterten.

„Setz Dich zu mir, Jonel,“ ſagte ſie. Er ſetzte ſich zu ihr, da ſchlang ſie den Arm um ſeinen Hals und fragte: „Warum haſt Du mir das alles nicht früher geſagt?“

„Was hätte es genützt, Florica? Und dann wußte ich ja ſelbſt kaum, welche Gewalt dieſes Weib über mein Leben gewonnen, heute abend erſt habe ich es erfahren — und nun fühle ich mich ſo elend, daß ich mir den Tod herbeiſehne.“

„Du darfſt nicht ſo ſprechen, Jonel,“ fuhr ſie auf, „nein, das darfſt Du nicht! Sei tapfer, liebes Brüderchen. Muß man denn im Leben glücklich ſein? Sieh mich an, wie ich krank und elend daliege, und doch klammere ich mich an dieſes Daſein, und bin ich froh und glücklich, wenn andere froh und glücklich ſind, und Du biſt ein Mann — Dir ſteht die Welt offen, Du biſt jung, ſchön, das Leben liegt vor Dir — und ſoll ich Dich an Deine Briefe erinnern, in denen Du mir ſchilderteſt, wie Du darnach ſtreben werdeſt, Großes und Schönes zu ſchaffen. Waren das alles nur Träume, Jonel? Und muß ich, das arme, kranke Mädchen, Dich daran mahnen? Du biſt unglücklich, weil Lea geheiratet. Iſt ſie denn Deiner wert? Ich habe Lea lieb, bei Gott, ich weiß ſelbſt nicht, warum, aber das habe ich mir ſchon oft geſagt, daß ſie herzlos, kalt, egoiſtiſch ſein muß. Glaubſt Du, daß ſie Balſamaki aus Liebe geheiratet, aus Dankbarkeit? Ah pah, ſie will glänzen, ſie will eine Rolle in der Geſellſchaft ſpielen — und ein ſolches Weib ſollte Dich unglücklich und elend machen, Jonel — und wenn Du ſie auch wirklich liebſt, ſo reiße ihr Bild aus Deinem Herzen. Arbeite, werde ein berühmter Advokat, ein berühmter Schriftſteller, ein Dichter, was weiß ich — und Du wirſt ſchon ein Mädchen finden, das Dich liebt, wie Du es verdienſt. Sei tapfer, Jonel!“

Jonel hatte ruhig zugehört; als ſie geendet, blieb er eine Weile gedankenverloren ſitzen, dann ſagte er:

„Du haſt recht, Florica, es iſt thöricht, ſein Leben durch eine ſinnloſe Leidenſchaft verwirren zu laſſen; ich will arbeiten, kämpfen — und ich werde ſie vergeſſen.“

Er erhob ſich, ein ödes Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund, er drückte ihr die Hand und ging. Sie horchte, bis ſeine Schritte verhallten, dann ſank ihr Haupt auf die Diwanlehne zurück, und während ſie ſtumm zur Decke emporſtarrte, rann eine Thräne nach der andern über ihre Wangen.

XVI.

Der kleine, dürre Bürgermeiſter von Paneſti, Herr Dumitru Belic, war erſt ſeit einem Jahre verheiratet. Als er ſich verlobt und Zilibi Pfanzir dieſes fröhliche Ereignis mitgeteilt, hatte dieſer bedenklich den Kopf geſchüttelt und dem Bürgermeiſter folgende drei Erwägungen zu Gemüte geführt: „Erſtens biſt Du nahe an die vierzig und deine Braut nahe an die zwanzig, Du könnteſt alſo ihr Vater ſein; zweitens iſt Deine Ileana kein übles Mädchen, während Du auch dann keine Augenweide für ein Weib wäreſt, wenn Du keine Warze auf Deiner Kartoffelnaſe hätteſt, und drittens iſt Ileana das Kammermädchen der Frau Fortunat geweſen, hat ſich alſo vornehme Manieren und noble Gewohnheiten angeeignet und wird ſich bei Dir ſchwerlich heimiſch fühlen, drum nimm Dich in acht.“ Der Bürgermeiſter hatte dazu mit dem kleinen Köpfchen gar ernſt genickt, nahm ſich aber nicht in acht, denn Herr Dumitru Belic war verliebt. Seine Braut war allerdings keine beſondere Schönheit, ihre Naſe war etwas platt gedrückt, der Mund etwas breit, und ſie ſchielte ſogar etwas mit dem rechten Auge, aber ſie war faſt zweimal ſo groß wie Herr Dumitru Belic und ſtarkknochig und von vollen, üppigen Formen, und Herr Belic hatte für dieſen Schlag Weiber eine ganz beſondere Schwäche. So wurde denn Ileana ſein rechtmäßiges Weib; aber Zilibi Pfanzir behielt doch recht, man munkelte nämlich in Paneſti davon, daß Herr Dumitru Belic, der ſonſt die Autorität ſeiner Würde zu wahren verſtand und deſſen Wort in der Kommune von Gewicht, oft ausſchlaggebend war, man munkelte davon, daß der ehrenwerte Bürgermeiſter in ſeinen eigenen vier Wänden ſehr kleinmütig, ſehr demütig war und nach der Pfeife ſeiner Ileana tanzte. Pope Konſtantin hatte ſogar eines Tages in Naftalis Schenke erzählt, daß er eines Sonntags um die Mitternachtsſtunde, als er zufällig am Häuschen des Herrn Belic vorbeiging, ein Geräuſch wie von applizirten Ohrfeigen vernommen, das allerhand Betrachtungen in ihm erweckt hatte.

Die Geſchichten, die dem Popen Konſtantin Sonntags um die Mitternachtsſtunde begegneten, fanden ſonſt wenig gläubige Ohren, weil Seine Heiligkeit um dieſe Stunde des genannten Tages gemeiniglich in einem ſtark bekneipten Zuſtande nach Hauſe zu torkeln, reſpektive in irgend einem Straßengraben allerhand abenteuerliche Träume zu träumen pflegte, die er nachträglich für bare Wirklichkeit ausgab; aber die Geſchichte von dem verdächtigen Geräuſch in der Wohnung des Herrn Belic wurde ausnahmsweiſe geglaubt, und Ileana, die große, breitſpurige Ehehälfte des Bürgermeiſters, wurde von den Weibern in Paneſti wie ein Phänomen angeſtaunt, bewundert, ja, vielfach beneidet, denn ein Weib, das die Kühnheit hat, ihren Mann zu ohrfeigen, ohne daß dieſer dagegen zu remonſtriren wagte, war ſeit Menſchengedenken in Paneſti nicht vorgekommen.

Herr Dumitru Belic ertrug ſein Geſchick wie ein Philoſoph mit ſtiller Reſignation, manchmal freilich beſchlich ihn der traurige Gedanke, warum gerade ihn der Himmel dazu auserſehen, um durch ein Exempel zu illuſtriren, daß der bibliſche Satz: „Er ſoll dein Herr ſein,“ auch im umgekehrten Sinne ſeine Geltung habe. Aber wenn er die ſchöne, volle Büſte ſeiner Frau betrachtete, verflüchtigte ſich gar raſch dieſer traurige Gedanke und er freute ſich darüber, daß er ein ſo ſtarkes, wohlgebautes Weib ſein eigen nenne, und tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß ein Mann um dieſen Preis einige Handgreiflichkeiten willig mit in den Kauf nehmen müſſe. Dieſer Troſt ſtärkte das Gemüt des Herrn Dumitru Belic auch am Abend vor jenem Sonntag, an welchem die Volksverſammlung in Paneſti ſtattfinden ſollte. Herr Belic hatte, um dieſe Manifeſtation zu einer recht impoſanten zu geſtalten, einige Tage zuvor unabläſſig agitirt, er hatte ſogar eine ſehr ſchöne Rede ausgearbeitet, die er mit ſelbſtgefälligem Behagen ſeinem Weib vorgeleſen und bereits im voraus in dem Genuß geſchwelgt, den ihm der Moment bereiten werde, wenn ſeine zündenden Worte die Freiſaſſen elektriſiren; aber in letzter Stunde noch wurde dem würdigen Bürgermeiſter ein gar arger Strich durch die Rechnung gemacht. Madame Fortunat hatte nämlich Ileana aufs Schloß rufen laſſen, und als dieſe nach einigen Stunden zurückkehrte, pflanzte ſie ſich kerzengerade vor ihren Gatten hin und ſagte kurz und bündig: „Du wirſt morgen Deine Rede nicht halten, Tica!“

Wenn Ileana die zärtliche Abbreviatur ſeines Vornamens gebrauchte, ſo ahnte Herr Dumitru Belic, durch bittere Erfahrungen gewitzigt, daß ein Gewitter im Anzuge war.

„Warum?“ fragte er kleinlaut.

„Aus tauſend Gründen!“ ſagte Ileana. „Madame Fortunat iſt über Deine Wühlereien ſehr aufgebracht. ‚Wenn Dein Mann Luſt hat, einige Zeit im Gefängnis zu ſitzen, ſo mag er nur weiter agitiren‘, hat ſie mir geſagt. Du wirſt alſo Deine Rede nicht halten, Tica, laß andere ſprechen. Mußt Du denn in alles Deine Naſe ſtecken?“

„Das iſt Politik, mein Kind,“ ſagte Herr Dumitru Belic ernſt, „das verſteht ihr Weiber nicht.“

„Politik!“ lachte das ſtarke Weib; „und ich verſtehe nichts davon, Tica? Wirklich, ich verſtehe nichts davon?“

Sie war bei dieſen Worten ganz nahe an ihren Gatten herangetreten, und wenn zufälligerweiſe in dieſem Augenblicke Pope Konſtantin in Gehörweite ſich befunden hätte, ſo würde er diesmal wieder jenes eigentümliche Geräuſch vernommen haben, worüber ſich Seine Heiligkeit ganz eigene Gedanken machte.

XVII.

Naftali zwirbelte ſtill ſinnend ſeine roten Schläfenlocken und muſterte die Geſtalten auf dem freien Platze vor ſeiner Schenke. Es waren an die ſechzig Freiſaſſen, wetterharte Männer mit langwallendem Haupthaar und ausdrucksvollen Geſichtern, die meiſten in der maleriſchen Nationaltracht, mit weißen, bunt geſtickten, auf den Schultern hängenden Lodenjoppen, mit ſchwarzen, breitkrämpigen Filzhüten, an denen rote, blaue und gelbe Bänder flatterten, mit weißen, enganliegenden Schafwollhoſen und groben Bundſchuhen an den Füßen und um die Hüften breite, mit kleinen Meſſingknöpfen beſetzte Ledergürtel. Trotzdem es erſt zehn Uhr war, hatten die Freiſaſſen bereits durch ausgiebige Libationen ſich geſtärkt, ſo daß ſie jetzt ſchon in einer erregten Stimmung ſich befanden, und dieſer Umſtand vornehmlich ſtimmte Naftali ſehr melancholiſch und nachdenklich, denn die innere Freude, die er über den ſicher zu erwartenden Maſſenkonſum an Wein und Schnaps empfand, wurde ihm durch einige trübe Erwägungen verbittert. Da waren vor allem unter den Freiſaſſen ſo manche, die bereits bei ihm tief in der Kreide ſteckten und von denen vorauszuſehen war, daß ſie ihren heutigen Konſum zu den früheren Poſten zuſchreiben laſſen werden. Ferner war anzunehmen, daß bei dem heutigen Gedränge einige bei günſtiger Gelegenheit unbeachtet aus dem Staube ſich machen werden, um der Pflicht, die Zeche zu bezahlen, überhoben zu ſein, und ſchließlich konnte Naftali auch die Befürchtung nicht von ſich weiſen, daß es auch heute wie ſonſt, wenn es hoch zuging, zu einer Schlägerei kommen dürfte, wobei Stühle, Flaſchen und ſonſtige Geräte in Trümmer gehen, alſo Unkoſten, für die ihn niemand entſchädigt, abgeſehen davon, daß bei ſolchen Gelegenheiten als Draufgabe einige Püffe auch für den Schenkwirt abfallen.

Alle dieſe Gedanken zogen Naftali durch den Sinn, während ſeine kleinen grauen Augen auf den Freiſaſſen ruhten, die gruppenweiſe, eifrig debattirend, vor der Schenke ſtanden, während auf der Straße Frauen und Mädchen plauderten, lachten, eine Anzahl Gaſſenjungen ſich herumbalgte und einige Hunde jämmerlich heulten. Aber nicht nur Naftali, auch der ſonſt ſo redſelige Bürgermeiſter Belic war heute ſehr melancholiſch geſtimmt, ſeine Rede brannte ihm auf der Seele; er hatte mit mühevollem Fleiß eine volle Woche daran gearbeitet und gar manche volltönende Phraſe hineingeflickt, die er aus den im Amtsblatte abgedruckten Reden der Deputirten für ſeinen Zweck geſammelt, und dieſe Rede mußte nun ungehalten bleiben, das war ein ſchwerer Schlag für ihn, er rannte daher in nervöſer Haſt von einer Gruppe zur andern, warf bald da, bald dort eine zündende Phraſe hin, um auf dieſe Weiſe wenigſtens einigermaßen ſeinem bedrückten Herzen Luft zu machen.

Gegen halb elf Uhr trafen Pope Konſtantin und Zilibi ein, man wartete nur noch auf Jonel, der auch bald darauf erſchien. Die Freiſaſſen empfingen den Sohn des Gutsherrn von Paneſti mit aufrichtiger Freude und Ehrerbietung, alles drängte ſich an ihn heran, um ihm die Hand zu drücken.

„Jetzt können wir beginnen,“ ſagte Pope Konſtantin.

Herr Belic hatte für die Herſtellung einer kleinen, allerdings ſehr primitiven Rednertribüne Sorge getragen, welche neben der Schenkthüre poſtirt war. Pope Konſtantin meldete ſich als erſter zum Wort. Seine Heiligkeit hatte ſeine oratoriſche Begabung niemals geübt, obwohl ihm ſein Beruf hiezu reichlich Veranlaſſung bot. Nur ein einzigesmal vor Jahren hatte er an einem Sonntag eine lange und eindringliche Predigt über die Mildthätigkeit an ſeine Gemeinde gerichtet, wozu er durch den ganz beſondern Umſtand bewogen wurde, daß ihm eine Anzahl Weiber, welche Vergebung ihrer Sünden hofften, als Mittel zu dieſem löblichen Zweck ein Dutzend Hähne in die Kirche gebracht hatten, von denen jeder einen Franken am Halſe hängen hatte. Dieſe zwölf Hähne und dieſe zwölf Silberlinge hatten ihn ſo tief gerührt, ſein Herz mit einer ſolchen Menſchenliebe gefüllt, daß ſein Mund davon überfloß, er hielt eine rührende Predigt, die ihm aber ſchlecht bekam, denn er empfing eine Woche ſpäter von ſeinem Vorgeſetzten, dem Protopopen, welchem die Geſchichte von den zwölf Hähnen hinterbracht worden war, einen ernſten Verweis. Dieſe Predigt war die erſte und letzte des Popen Konſtantin geweſen. Was Wunder daher, daß ihm irr und wirr zu Mute ward, als er, auf der Tribüne ſtehend, die Blicke aller ſpannungsvoll auf ſich gerichtet ſah. Er räuſperte ſich, trocknete ſich mit ſeinem rotbeblümten Taſchentuch die Stirn und ließ ſich von Naftali ein Gläschen Schnaps reichen, das er auf einen Zug leerte, und dieſes Gläschen Schnaps wirkte wunderbar. Er begann zu reden, er ſprach lange, anfangs ſtockend und zuſammenhanglos, geriet aber bald ins Feuer, und die Worte fingen an, von ſeinen Lippen raſcher zu rollen. Das ging ſo eine Weile, bis ihn ſchließlich ein ſtarker Huſten befiel, der ſeinen Redeſtrom jäh dämmte, er verlor hiedurch den Faden ſeiner Rede, aber er wußte auch dieſe Klippe glücklich zu umſchiffen.

„Was ich euch alles noch ſagen wollte, meine Brüder,“ rief er pathetiſch aus, „habe ich augenblicklich vergeſſen, aber ihr könnt es euch denken! Alſo es bleibt dabei, wir wollen unſern letzten Heller daran ſetzen, um unſer Recht vor dem Kaſſationshof zu verfechten. Gewinnen wir unſern Prozeß, dann iſt alles gut, wenn nicht, ja ...“ Der Pope ſchwieg. Was in dieſem Falle geſchehen ſollte, hatte ſich der Pope noch nicht zurechtgelegt, er umklammerte daher mit dem Zeigefinger ſeine rote Naſe und ſchaute ſinnend vor ſich. Die Verſammlung wurde ungeduldig.

„Ja, was dann?“ riefen einige Stimmen. „Das iſt die Hauptſache, was dann?“

„Dann ſoll alle Rechtsverdreher der Teufel holen!“ ſchrie Pope Konſtantin auf und ſchlug mit der geballten Fauſt auf die Tribüne.

Die Freiſaſſen ſchienen aber auf den Teufel keine großen Hoffnungen zu ſetzen. Ein dumpfes Gemurmel ging durch die Verſammlung.

„Bevor ſie alle der Teufel holt,“ rief Dragoſch, „iſt aber unſer Gut zum Teufel!“

„Ruhig, Kinder!“ ſchrie der Pope, „wir brauchen an den ſchlimmſten Fall nicht zu denken; ich hoffe zu Gott, daß der edle Erbe von Paneſti, der hier neben uns ſteht, für uns eintreten wird, darum fordere ich euch auf, mit mir auszurufen, unſer gnädiger junger Herr lebe hoch!“

„Er lebe hoch, der gnädige junge Herr lebe hoch!“ riefen einſtimmig die Freiſaſſen.

Jonel errötete, er wußte nicht recht, wie er ſich gegenüber dieſer ſpontanen Ovation zu verhalten habe. Da flüſterte ihm Belic zu:

„Jetzt müſſen Sie, gnädiger Herr, eine kleine Rede halten!“

(Fortſetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

[illegible]

[illegible]

Orang Utangs.

[illegible]

Weiblicher Tiger.

Sie reichte die Bilder weiter. Doktor Landen aber fuhr fort:

„Namentlich aber, als wir von dieſen Augenblicksbildern ſprachen, welche an Schärfe und Treue alles auf dieſem Gebiet Geleiſtete übertreffen, machte Doktor Heilborn darauf aufmerkſam, daß die genaue Feſtſtellung der Muskelthätigkeit in der zuſammengeſetzten Bewegung bei der Diagnoſe über den Sitz von Lähmungserſcheinungen wichtig werden könnte.“

„Ich glaube das beſtimmt,“ ſagte Doktor Heilborn, „und habe mich bei den neu ausgeſtellten Aufnahmen davon mehr und mehr überzeugt. Das genaue Abbild der fortſchreitenden Bewegung iſt ohne Zweifel für die menſchliche Muskelthätigkeit ganz ebenſo lehrreich, wie man es für die des Pferdes gefunden hat.“

„Ebenſo aber,“ bemerkte Doktor Landen, „wird die Augenblicksaufnahme für die Kunſt von ganz außerordentlicher Bedeutung. Herr Anſchütz hat eine Reihe von Momentaufnahmen der Bewegung eines Speerwerfers und eines Diskusſchleuderers gemacht, und es iſt wunderbar, wie man da etwas ganz Neues zu ſehen glaubt. Die beſten antiken und modernen plaſtiſchen Kunſtwerke ſind immer nach einem Modell gemacht, das mitten in der Bewegung von dem Bildner in Ruhe geſtellt iſt, und dieſe Ruhe ſpiegelt ſich dann auch in dem Kunſtwerk wider. In den Augenblicksbildern ſieht man aber in der Geſtalt die wirkliche Bewegung, die nicht vorher zur Ruhe

„Ah," rief Frau von Ramberg, „das würde mich außerordentlich intereſſieren wie alles, was unſern jungen Kaiſer betrifft; leider ſind deſſen Reiſen im allgemeinen ziemlich ungenügend illuſtriert — es iſt ſchade, daß Herr Anſchütz mit ſeiner Augenblicksphotographie ihn nicht begleitet hat."

„Die Aufnahmen wurden bei einer kaiſerlichen Reiſe, bei der großes Zeremoniell herrſcht, ſchwerer zu machen ſein als während der freien Bewegung des Manövers," ſagte der Oberſt, „die Manöverbilder aber ſind wirklich vortrefflich, und ich werde ſie der gnädigen Frau zur Anſicht ſenden."

„Als annäherndes Muſter dafür, wie ſich ſolche figurenreiche Vorgänge in den Anſchützſchen Momentaufnahmen zu geſtalten pflegen," nahm Doktor Landen wiederholt das Wort, „kann ich Ihnen heute noch zwei ſeiner Bilder aus dem Landleben zeigen, die bei aller Anſpruchsloſigkeit des Gegenſtandes das maleriſche Element zu einer für ein mechaniſches Verfahren gewiß doppelt anerkennenswerten Geltung bringen."

Nachdem die zwei letzteren Bildchen*), die der Doktor bei dieſen Worten ſeiner Brieftaſche entnahm, ebenfalls die Runde gemacht und allgemein Anerkennung gefunden hatten, dankte Frau von Ramberg für die intereſſanten Anregungen, während die Geſellſchaft ſich auf den Wink der Gräfin Sternfelds erhob.

*) Seite 500 u. 502.

Ein Maſſenquartier reichshauptſtädtiſchen Elends.

Von

Hans R. Fiſcher.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Gibt's eine Hoffnung, daß dem Menſchengeſchlecht noch neue große Triumphe bevorſtehen, daß es nicht in ſich ſelbſt verkümmert und der Egoismus immer mehr zurückgedrängt wird, ſo iſt es der ſtets mächtiger werdende Drang, der ſozialen Mißſtände nach Möglichkeit Herr zu werden. Man ſchaut, lindert und hilft heut anders denn früher. Die Geiſter der neuen Zeit wollen keine „Wohlthaten" erweiſen, ſie ſehen ihr Thun zu Gunſten der Armen und Elenden als Pflicht an. Ehemals ſchwebte man göttergleich über den Bedrängten, jetzt geht man unter ſie, erforſcht und berät mit ihnen. Ueberall keimt's und ſprießt's. Und wenn auch noch Jahre dahinrauſchen werden, ehe die ausgeſtreute Saat — man denke nur an die Wohnungsreformbeſtrebungen — ſich zur ganzen Frucht entfaltet, die Hoffnung auf glücklichere Zeiten iſt ſchon hoher Gewinn. Ob je ein völliger Ausgleich zwiſchen Beſitz und Nichtbeſitz, Reichtum und Armut ſtattfinden kann, iſt ſchwer zu ſagen, aber daß gegen Elend vorgebeugt und ein planmäßiges Vorgehen gegen ſoziale Bedrängniſſe geſchaffen wird, daran iſt unabläſſig hinzuarbeiten. Ueberall iſt einzuſehen, da und dort anzuregen, die Begeiſterung zu edlem Wirken zu wecken und an die Allgemeinheit zu appellieren. Es liegt an den Geſamtverhältniſſen, dem Aufblühen des jungen Reiches, wenn heut der ſoziale Roman einen bedeutenden Platz in der Litteratur einnimmt. Dem Dichter und Sittenſchilderer iſt es gegeben, in ſeiner Weiſe zur Löſung ſchwieriger Fragen beizutragen. Es ſind beherzigenswerte Worte, die kürzlich einer der namhafteſten deutſchen Nationalökonomen, Profeſſor Dr. Guſtav Schmoller, an den Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſchrieb: „Zum Selberdenken hat die heutige Welt keine Zeit, aber zum Leſen. Und die Maſſe lieſt nur, was in künſtleriſcher Form ihr entgegentritt." Kein Einſichtiger wird die Wahrheit deſſen bezweifeln; welche Unkenntnis herrſcht noch vielfach in der höheren und mittleren Geſellſchaft über die Lebensbedingungen und Anſchauungen der unteren Klaſſen. Und doch würden Unzählige zu Apoſteln werden, wüßten ſie, wo zu raten und zu helfen iſt.

Ein Ergebnis moderner Geſinnungen iſt das am 21. Oktober 1887 eröffnete Berliner „Städtiſche Obdach", ein Obdachloſenaſyl, das in Bezug auf Größe und Einrichtungen nicht ſeinesgleichen auf dem Erdenrunde hat. Vor einer Schilderung dieſes Rieſeninſtituts ſei zunächſt kurz der Geſchichte der deutſchen Aſyle für Obdachloſe gedacht. Die erſte eigentliche Stätte für jene Unglücklichen, die nicht wiſſen, wo ſie ihr Haupt zum Schlummer legen ſollen, wurde im Jahre 1869 von einer Anzahl angeſehener Berliner Bürger begründet. Dieſer „Aſylverein für Obdachloſe", der von 1869 bis Ende 1887 nicht weniger denn 1,511,780 Männer, 160,118 Frauen, 133,257 Mädchen und 29,359 Säuglinge aufgenommen hat, beſitzt in der Reichshauptſtadt zwei eigene, recht ſtattliche Gebäude, von denen eines für Männer und Knaben, das andere für Frauen und Mädchen beſtimmt iſt. Zwar gab es ſchon vor dem erwähnten Jahre, namentlich in Seeſtädten, Aufnahmeorte für ohne ein Unterkommen Umherirrende, aber dies waren ſehr unvollkommene Notbehelfe. Das von Berlin aus gegebene Beiſpiel fand raſch Nachahmung. Aus den verſchiedenſten Städten und Ländern liefen Anfragen ein, erbat man Unterweiſung und Empfehlung. So erſtand am 21. Dezember 1870 das Wiener Frauenaſyl „Eliſabethinum", dem ſich dann noch Häuſer für obdachloſe Männer anſchloſſen. Die Aſyle der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt können heut noch als muſtergiltig gelten. Prag, München, Leipzig, Dresden, Hamburg und Breslau fügten ſich an und ſchafften ebenfalls Vortreffliches. Als das zur Zeit größte Privatinſtitut iſt das Berliner Männeraſyl zu bezeichnen, das jede Nacht 381 Perſonen ein Obdach gewährt; alle anderen Anſtalten gehen unter dieſe Zahl. Im Durchſchnitt iſt überall ein drei- bis fünfmaliges Nächtigen im Monat geſtattet, die Armen werden geſpeiſt, und teilweiſe kommt ihnen auch ein Arbeitsnachweis zu gute. Von der Kommune unterhaltene Aſyle befinden ſich nur in Berlin und Breslau. Das in der Hohenzollern [illegible] lebte zu Anfang der ſiebenziger Jahre während der großen Wohnungsnot auf. Inmitten von Feldern, Wieſen und freigelegenen Stellen ſchlug man damals Holzbaracken auf, um den Hunderten obdachloſer Familien einen Unterſchlupf zu bieten. An Stelle jener Baracken war bis zum 21. Oktober 1887 nun das „Städtiſche Aſyl für Obdachloſe" in der Fröbelſtraße untergebracht, das vom darauffolgenden Tage ab und im neuen Hauſe „Städtiſches Obdach" benannt wurde. Man hat [illegible], früher und engliſcher Herbergen und „Pennen" und entſetzt ſich über die Zweckloſigkeit wie Unzulänglichkeit der Einrichtungen, aber das alte Berliner Städtiſche Aſyl im [illegible]. Hunderte von Menſchen kauerten in den mit Dunkel und ſchrecklichen Ausdünſtungen erfüllten engen Aufenthaltsgelaſſen wirr beiſammen. Die Baracken bargen eine Anzahl ſchmaler Bänke. Wer auf dieſen einen Platz erhaſchen und ſich hinſtrecken konnte, dünkte ſich als der Glücklichſte der Glücklichen. Wem Fortuna weniger hold war, der mußte ſich auf dem harten Fußboden „betten", und da „ruhten" denn Alt und Jung, das Laſter und die Unverdorbenheit neben und über einander. Des einen Rücken war des andern Schlafkiſſen. Zwiſchen dieſen Menſchenleibern gab's keinen freien Gang, nicht ein leeres Plätzchen. Doch es fand ſich noch eine Kategorie von Inſaſſen, und das waren die, welche nicht einmal auf bloßer Erde einen Platz zu erringen vermochten. Sie ſtanden die ganze Nacht zuſammengeſunken da — und ſchliefen. Ja, die meiſten umſpann auch an dieſem fürchterlichen Orte der gütige Traumgott und nahm ihnen auf Stunden alles Leid hinweg. Dieſes

Da' Hias. Originalzeichnung von R. v. Ottenfeld.

Schö' ſei' thuat er, Geld hab'n thuat er,
An' Hof kriag'n thuat er, nach der Hand
Wenn a' mal die Alt'n g'ſtorb'n ſan,
Mit viel Vieh und Ackerland.
Tanz'n thuat er, plattl'n thuat er,
Und beim Madl in der Nacht

Fenſterln thuat er, einſteig'n thuat er,
Wia ſ' eahm nur an' Lad'n aufmacht.
Jauſtſchiab'n thuat er, Fingerhackeln,
Wildern thuat er mit der Büchſ,
Raafa' thuat er, brutal ſein thuat er,
Aber ſunſt — ſunſt thuat er nix.

Konrad Dreher.

Aſyl wurde im letzten Verwaltungsjahre, vom 1. April 1886 bis Ende März 1887 beſucht von 97,848 Männern, 7569 Frauen und 527 Kindern. Am nachhaltigſten war der Andrang im Monat Januar 1887, da pochten 15,396 Perſonen Einlaß flehend an die Thore dieſer gaſtlichen Stätte an.

Aber ſämtliche hier wiedergegebene Zahlen verſchwinden gegen die des neuen Städtiſchen Obdachs, das — es ſei nochmals betont — augenblicklich das größte der Welt iſt. Mit der Schaffung dieſes Inſtituts hat die Berliner Stadtverwaltung eine That vollbracht. Oft fragte man ſich bezüglich des alten Aſyls: Wie können ſolche Baracken länger als ein Jahrzehnt beſtehen? Aber man bedachte nicht, welche Hinderniſſe einem Neubau gegenübertraten. Die Oppoſition ging von einer kleinen, aber mächtigen Gruppe von Privaten und Vereinen aus, die alle inſgeſamt gegen eine Nachbarſchaft der Obdachloſen Einſprache erhoben. Aber gerade dadurch wurde allmählich das Intereſſe erweckt, die Herzen erwärmten ſich, und man gedachte ſeiner Pflicht, für humanitäre Schöpfungen einzutreten. Und die Menſchenfreundlichkeit ſiegte denn auch. Wie ſchon erwähnt, beſitzt Berlin zwei Privataſyle für männliche und weibliche Obdachloſe, die im Jahre 1887 von 125,000 Perſonen beſucht wurden. Zu dieſen großen Werken von Bürgerkraft iſt jetzt als drittes und umfaſſendſtes das amtliche Städtiſche Obdach getreten. Es umſchließt das „Aſyl für nächtliche Obdachloſe“ und das „Familienaſyl“. Wieder mögen Zahlen beredter zeugen denn lange Ausführungen. Das neue Heim nahm auf: nächtliche Obdachloſe (Männer und Frauen) vom 24. bis 31. Oktober 1887: 1576, im November: 12,984, im Dezember: 18,779, im Januar 1888: 27,014, im Februar: 27,485, im März: 37,216, im April: 33,423, im Mai: 18,141. Alſo in etwas über ſieben Monaten 176,618 Obdachloſe! Nach dieſer trockenen Mitteilung könnte man leicht zu der Meinung gelangen, daß die Privataſyle und ein gut Teil Herbergen der Reichshauptſtadt überflüſſig geworden ſeien. Ach nein, wie je zuvor haben ſie den Anſturm der Aufnahmebegehrenden zu beſtehen. Berlin, welches am 2. Juni 1888 1,435,454 Einwohner zählte, wächſt eben von Jahr zu Jahr ins Ungeheure, Tauſende ſtrömen voll kühner Hoffnungen und Pläne nach der verlockenden Stadt und finden am Ende nur ein kümmerliches Daſein, ſie verſumpfen oder gehen gänzlich zu Grunde. Rechnet man dazu das einheimiſche, naturgemäß auch beſtändig ſteigende Proletariat, ſo wird man die Füllung der Aſyle nur allzu begreiflich finden.

Im Innern der Reichshauptſtadt iſt der Raum ebenſo beſchränkt als teuer, und ſo ſind im Laufe des letzten Jahrzehnts die meiſten öffentlichen Gebäulichkeiten, wie Unterrichtsanſtalten, Kaſernen, Krankenhäuſer, Vorratsräume und ſo weiter, an der Peripherie emporgewachſen. Das Polytechnikum, ein Rieſenpalaſt, liegt ſogar auf Charlottenburger Gebiet, am Ausgang des Tiergartens. Vielfach iſt die gewählte Lage die prächtigſte. Hohe Bäume oder lauſchiges Gebüſch umziehen die neuen Heims, welche hier dem nimmer raſtenden, Leib und Seele tief berührenden Berliner Treiben entrückt ſind. Aber auf wie lange? Das iſt wirklich nur eine „Frage der Zeit“. Nach Weſt und Oſt, Nord und Süd wächſt die Reichshauptſtadt, und wo heut noch idylliſche Einſamkeit waltet, wird in nicht zu ferner Zeit der Hammerſchlag der Fabriken dröhnen und überquellendes Leben herrſchen.

Auch das Städtiſche Obdach, deſſen Bau und Einrichtung etwa eine Million Mark Koſten verurſacht haben — Grund und Boden iſt in dieſer Summe nicht einbegriffen — iſt an der äußerſten Stadtgrenze errichtet worden. Der Norden Berlins umſchließt viel Not und Armut, ganze Straßen und Viertel bieten nichts als vier- bis ſechsſtöckige Mietkaſernen, die faſt durchweg von den unbemittelſten Bevölkerungsſchichten bewohnt werden. Mit dem Städtiſchen Obdach iſt die Phyſiognomie dieſes Stadtteils noch ausdrucksvoller geworden. Wie häufig kommt es vor, daß die kommunale Zufluchtsſtätte einſchließlich der Familien über 2000 Obdachloſe birgt. Und doch ruft dieſes „Heim“ äußerlich einen ſo freundlichen Eindruck hervor, daß es der Fremde wohl für ein vornehmes Stift halten kann. In einem noch keinen beſtimmten Namen tragenden Straßeneinſchnitt der Prenzlauer Allee zeigt ſich ein dreiſtöckiger Backſteinbau; ſeine Beſtimmung thut ſich an der oberſten Faſſade in ſchwarzen Lettern kund: Städtiſches Obdach. Schaut man rechts von dieſem Hauſe, ſo gewahrt man ein großes Quadrat von Neubauten. Binnen weniger denn Jahresfriſt werden hier die jetzt noch in der Mitte Berlins befindlichen ſtädtiſchen Siechenanſtalten und ſo weiter aufgelaſſen werden. Eine Gasanſtalt und vereinzelt daſtehende Privathäuſer vervollſtändigen die Umgebung. Sonſt dehnen ſich Felder und Wieſen neben und vor dem Städtiſchen Obdach aus. Scharf abgezeichnet, treten aus dem Häuſermeer der tiefer liegenden Reichshauptſtadt Türme und Schlöſſer hervor.

Zunächſt ſei die Abteilung der obdachloſen Familien, die im Vorderhauſe untergebracht iſt, in Augenſchein genommen. Wer durch irgendwelche Umſtände mit Frau und Kindern ſeiner Wohnung verluſtig gegangen iſt, erhält für eine Woche Aufenthalt, Nahrung und materielle Unterſtützung. Kommen beſondere Verhältniſſe in Betracht, ſo wird die erwähnte Friſt verlängert. Bedingung iſt in jedem Falle, daß das Familienoberhaupt indeſſen nach einer Unterkunft ausſchaut. Sind die Bemühungen darum von Erfolg geweſen, ſo wird von der Armendirektion der Mietbetrag für einen halben oder ganzen Monat gedeckt. Ebenſo werden etwa verpfändete Möbel für ſtädtiſche Rechnung eingelöſt und ihren Beſitzern ausgehändigt. Bedürfen die Armen auch dringend anderer Bekleidungsſtücke, ſo werden ihnen ſolche aus den eingelaufenen Liebesgaben übergeben. Die Raumverhältniſſe des Familienaſyls ſind für 600 Köpfe berechnet, erfreulicherweiſe beläuft ſich die tägliche Durchſchnittsziffer nur auf etwa 200. Zu ſorgen war im Oktober (1887) für 6886, im November für 4690, im Dezember für 5806, im Januar (1888) für 4158, im Februar für 4780, im März für 6892 Männer, Frauen und Kinder, welch letztere zum Teil aus Säuglingen beſtanden. Der rechte Flügel des Hauſes iſt den Männern und Knaben, der linke den Frauen und Mädchen angewieſen. Wie in allen Anſtalten, ſo hat man ſich auch hier einer Hausordnung zu fügen. So beſtimmt dieſelbe, daß der Verkehr zwiſchen Eheleuten auf die Tagesſtunden beſchränkt, daß Annahme von Beſuchen im allgemeinen nicht zuläſſig ſei und daß ein anſtändiges Betragen gefordert werde. Dem wird auch mit verſchwindend geringen Ausnahmen ohne Widerſpruch nachgekommen. Wer ſich dagegen verfehlt, hat Konſignierung, Abſonderung von den übrigen Inſaſſen und bei wiederholter Uebertretung Ausweiſung aus dem Aſyl zu gewärtigen. Um die Notwendigkeit derartiger Sätze würdigen zu können, muß man all die Elemente im Auge haben, welche das Städtiſche Obdach in ſeinen Schoß aufnimmt. Dieſe ſind durch Siechtum, Krankheit, Arbeitsloſigkeit oder irgendwelche Schickſalsſchläge, jene durch Leichtſinn und eigene Schuld bis zur Obdachloſigkeit gefallen. Vom früheren Fabrikbeſitzer bis zum Tagearbeiter, von der Dame der Geſellſchaft bis zur Proletarierfrau iſt das Elend geſchritten; die verſchiedenſten Klaſſen und Stände haben hier einen Vereinigungspunkt gefunden. Aber kein Menſch kann jene Vergangenheit vergeſſen, wenige, die einſt etwas in der Welt bedeuteten, öffnen den jetzigen Genoſſen ihr Herz, die meiſten wollen nunmehr nichts weiter als Arbeiter ſein. Ich habe das Städtiſche Obdach öfters beſucht, doch die ſich bietenden Bilder blieben im großen und ganzen immer dieſelben. Der Eindruck des Düſteren und Erſchütternden iſt durch nichts zu vermeiden. Je vier Frauen mit Säuglingen nehmen ein hohes, lichtdurchflutetes Zimmer ein; im übrigen ruhen je zehn bis zwanzig Perſonen beiſammen. Nur der Nachtruhe wegen, welche durch die Kinderlaute allzuſehr geſtört werden könnte, geſchieht die beſondere Unterbringung der Mütter. Jede derſelben, wie überhaupt jeder Inſaſſe, iſt im Beſitz eines guten, mit ſtarker Wolldecke verſehenen Bettes, eines Tiſches, Schemels und Schränkchens. Waſchbecken ſind in ſämtlichen Korridoren angebracht. Wo ich auch immer eintrat, ſah ich nichts als Geſichter in denen alles zu leſen war: verſchwundenes Glück, Bitternis und Leiden. Man ſaß grübelnd da, andere unterhielten ſich, wieder welche ſtillten ihre Kleinen, und der Reſt beſſerte Sachen aus. Ja, mit dem Aeußeren iſt es ſchlimm beſtellt; aber wie wird der fadenſcheinigſte Rock, das alte Umſchlagetuch wieder tragfähig gemacht! Männer ſind weniger erfinderiſch und ſorglich, Frauen dagegen ſtellen ein Stück auch mit den geringſten Mitteln wieder her. Gleich dem Großen ſtand auch dem Säugling bereits das Elend im Geſichtchen geſchrieben. Abgefallene und krankhafte Kinderköpfe blickten aus den Ruhekiſſen hervor. Wie könnte es auch anders ſein! Lange Zeit haben die Eltern das kümmerlichſte Leben geführt, und was ſie gelitten, ſpiegelt ſich dann auch in ihren Sproſſen wieder. Das Wimmern und Schreien dieſer Weſen, dazwiſchen die Beſchwichtigungsverſuche der Mütter und Aufſeherinnen, hier in den Stuben das verkörperte Elend und draußen blühende Felder, deren Grün ſo hoffnungsfreudig hereinwinkte, — es war ein Stück ſozialen Lebens.

Die trefflichſte und reichlichſte Nahrung wird geboten. Bier, Milch, kräftige Brühen und Fleiſchſpeiſen empfangen kränkliche oder mit Säuglingen beſcherte Frauen in Extraportionen. Jeder „Familienaſylist“ erhält am Morgen, zu Mittag und abends neun Zehntelliter flüſſiger Nahrung. Zum Frühſtück und Abendbrot wird eine Hülſenfrucht-, Brot- oder Mehlſuppe, als Hauptmahlzeit meiſtens ein Gemüſegericht verabreicht. Weiter bekommt ein geſunder Mann täglich 600 Gramm, eine Frau 500 Gramm ſogenanntes Landbrot. In Krankheitsfällen wird eine leichtere Art gewählt. Was Stillung des Hungers bedeutet, das gelangt ſo recht bei den erwachſeneren Kindern zum Ausdruck; für ſie iſt reichliches Eſſen etwas Herrliches. Knaben und Mädchen ſind während des Tages in kleinen Sälen verſammelt. Da ſpielen ſie unter Aufſicht, warten jüngere Geſchwiſter oder machen Schularbeiten. Selbſt während des nur einwöchentlichen Aufenthalts werden die Kleinen nicht ohne Unterricht gelaſſen, ein Elementarlehrer erteilt ſolchen jeden Vormittag. Wenig iſt über die Männerſtuben zu ſagen. Ihre Bewohner ſchweifen während des Tages, der für ſie um 5 Uhr morgens beginnt und um 9 Uhr abends endet, zum Teil arbeit- und wohnungſuchend in der Stadt umher, die Dageblievenen leſen, flicken — oder träumen. Entſchiedener als bei den Ehefrauen iſt bei den Männern eine gewiſſe Reſignation und Erſchlaffung ausgedrückt. Das ſtarke Geſchlecht ſteht an Zähigkeit dem ſchwächeren nach, es vermag dem unabläſſig nagenden Zahn des täglichen Elends geringere Widerſtandskraft entgegenzuſetzen.

Heuernte. (Zu Seite 500.)

Nach Momentaufnahme.

Notizblätter.

Bildende Künſte.

— **Der Kaiſerpalaſt in Straßburg,** deſſen Bau im Jahre 1883 begonnen wurde, iſt nunmehr im weſentlichen ſamt der innern Einrichtung vollendet. Die Mittel, welche ſeinerzeit der Reichstag gewährte, betrugen 2,600,000 Mark; indes wird noch eine Nachtragsforderung von etwa 60,000 Mark zur völligen Vollendung notwendig werden. Leiter des Baues war der Landbauinſpektor Hermann Eggert.

— **Die Herſtellung eines Sarkophags im Mauſoleum zu Charlottenburg für Kaiſer Wilhelm I.** hat der Kaiſer dem Profeſſor Erdmann Encke, dem Schöpfer des Luiſendenkmals im Tiergarten, übertragen. Wahrſcheinlich wird der Sarkophag den beiden Meiſterwerken Rauchs nachgebildet werden und die ruhende Geſtalt des großen Helden tragen.

— **Ein paar Skizzen von Menzel und Knaus** wurden jüngſt von Berliner Kunſthändlern zu Preiſen verkauft, als handelte es ſich um Berühmtheiten, die ſchon ein paar Jahrhunderte tot ſind. Eine ganz flüchtige Skizze von Adolf Menzel, die der Künſtler vielleicht in zwei Stunden auf das betreffende Quartblatt hingeworfen hat, darſtellend eine junge Dame, die von einem Kavalier gemuſtert wird, brachte 600 Mark. Ein nicht viel größeres, aber ſorgfältig durchgeführtes Aquarell Menzels, das Leben und Treiben am Rakoczybrunnen in Kiſſingen, erzielte 5000 Mark. Eine leicht hingeworfene Studie von Knaus, eine Dame in Atlas-Kaftan, wurde mit 2500 Mark bezahlt.

— **Die Apotheoſe Kaiſer Wilhelms I., das große Gemälde** von Profeſſor Ferd. Keller in Karlsruhe, das auf der Münchener Jubiläumsausſtellung gerechtes Aufſehen machte, iſt vom preußiſchen Staat für 80,000 Mark angekauft worden. Der Platz, an dem das Gemälde endgültig Aufſtellung finden wird, iſt noch nicht bekannt.

Bühne.

— **Auf der bayriſchen Hofbühne wurde der Verſuch gewagt**, „Der Meiſter von Palmyra", ein dramatiſches Gedicht von Adolf Wilbrandt, aufzuführen. Dieſes Werk iſt hinſichtlich ſeines dichteriſchen Wertes und der Fülle und Tiefe der Ideen wohl das bedeutendſte und reifſte, was Wilbrandt geſchaffen hat; aber der Umſtand, daß hier von allem Herkömmlichen im Drama ſo völlig abgewichen wird, machte den Erfolg des Abends bei der Unberechenbarkeit des großen Publikums, das ſo gern einmal einer völlig ungewohnten, fremdartigen Erſcheinung gegenübertritt, im Voraus zweifelhaft erſcheinen laſſen. Indes von Aufzug zu Aufzug übte das mit gewaltiger Kraft der Phantaſie erſchaffene Werk ſeine Macht ſtärker und ſtärker auf den Hörerkreis, und am Ende war ein ſo vollſtändiger Sieg erfochten, wie ihn die Münchener Bühne nur ſelten zu verzeichnen hat. Der Meiſter von Palmyra iſt eine durch und durch ſymboliſche Dichtung; der Autor hat in ihr ſein Denken und Lehren, was er in jahrelanger Betrachtung den großen Rätſeln des Lebens und Todes abgewonnen, zu dichteriſchen Geſtalten ausgeprägt. Der Wunſch des Individuums, ewig fortzubeſtehen in ſeiner unvergänglichen Wirkſamkeit, vielleicht die menſchlichſte Idee, die es überhaupt gibt, wird in dem Werke gleichſam ad absurdum geführt und im Gegenſatz dazu die Vernichtung des Einzelweſens, aber auch deſſen ewige Neugeſtaltung und Fortentwicklung von Form zu Form (mit deutlichem Anklang an die Idee der Seelenwanderung) als das Bleibende im Wechſel der Erſcheinungen vorgeführt. Mit feinem dichteriſchen Sinn hat Wilbrandt den Zeitraum des abſterbenden Heidentums und des aufſtrebenden Chriſtentums (vom Decius bis Julian 254—363 nach Chriſtus) als den günſtigſten Rahmen für die lichten Gebilde ſeiner Phantaſie gewählt. Zwiſchen den einzelnen Aufzügen, von denen jeder ein kleines Drama für ſich iſt, liegen je zwei Jahrzehnte. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß man an ein ſolches Werk nicht den Maßſtab des eigentlichen Dramas zu legen berechtigt iſt. Es gibt Ausnahmsfälle, wo es dem echten Dichter geſtattet iſt, die dramatiſche Form lediglich als Mittel zu benutzen, um einen hohen dichteriſchen Zweck zu erreichen. Der Faden der Begebenheiten, an dem der Poet ſeine Ideen hinausgeſponnen, iſt etwa folgender: Apelles von Palmyra, ein reichbegabter, edler Jüngling, kehrt ſiegreich aus dem Perſerkriege heim und gelangt in eine Wunderhöhle, wo ihm die Geiſter des Lebens und des Todes erſcheinen. Die Bruſt geſchwellt von Siegesgefühl, wünſcht er ewig auf Erden zu leben und ſeinen künſtleriſchen Beruf — er iſt ein genialer Baumeiſter — in herrlichen Werken der Kunſt auszuprägen. Sein Wunſch wird ihm vom Herrn des Lebens gewährt. Das Gegenbild zu Apelles ſtellt eine junge, lebensfreudige Chriſtin dar, die ebenfalls in jene Höhle gelangt und im Glauben an ein ewiges Leben im Jenſeits willig dieſes irdiſche opfert, ſobald es Gott gefällt. Dieſe Geſtalt, Zoë (Zoë = Leben), iſt es nun, die in fünffacher Metamorphoſe von Akt zu Akt mit Apelles das Stück durchwandelt. Die geſtrenge Chriſtin, die römiſche Hetäre, aber edlerer Art, die ſtreng kirchlichgeſinnte Gattin Perſida, der Enkel Nymphas, der wieder zum Heidentum zurückſtrebt, und endlich die Zenobia, in der ein werkthätiges Chriſtentum der Nächſtenliebe erſcheint, ſie alle ſind ein und dasſelbe Leben, zu dem ſich Apelles in Liebe hingezogen fühlt und von dem er ſtets ſchmerzlich ſcheiden muß, weil er in ſeinem Zuſtande, in der jeweiligen Lebensform, die in ihm vorübergehend erſchienen iſt, wie die meiſten Menſchen gern beharren möchte. Der Tod als ſymboliſche Geſtalt erſcheint gegen den Schluß jedes Aufzuges, um jene Wandlung der Zoë zu verſinnbildlichen, bis am Ende des Werkes endlich auch Apelles die ſanfte Notwendigkeit des Todes erkennt und als höchſtes herbeiſehnt. Die Sprache iſt von edler Einfachheit und an vielen Stellen voll herrlicher Poeſie.

— **Mitterwurzers Gaſtſpiel am Stuttgarter Hoftheater** war überall von ganz außerordentlichem Erfolg begleitet. Der geniale Künſtler ſpielte mit der ihm eigenen Vielſeitigkeit den Narciß, den Wallenſtein, die Titelrolle in Ohnets „Hüttenbeſitzer", den Shylock, den Oberſten [illegible] in J. von Werthers „Kriegsplan" und Richard III. In jeder dieſer Rollen lieferte er ein eigenartiges, von der Schablone abweichendes, geiſtvolles und packendes Charakterbild.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die reichhaltige Bibliothek des verſtorbenen Shakeſpeareforſchers** Nikolaus Delius iſt infolge letztwilliger Verfügung in den Beſitz der Bremer Stadtbibliothek übergegangen.

— **Siebenzehn Urkunden und Schreiben deutſcher Kaiſer** an die Stadt Frankfurt am Main, faſt alle auf Pergament, aus den Jahren 1275 (Rudolf von Habsburg) bis 1495 (Maximilian I.), wurden bei Gelegenheit der Wiederherſtellungsarbeiten im Römer aufgefunden, desgleichen zwei große Kiſten mit Urkunden, die ſich auf die früher zum Kurfürſtentum Trier gehörige Herrſchaft Oberſtein beziehen.

— **In Berlin iſt ein Muſeum deutſcher Volkstrachten** eröffnet worden.

— **Die Nähmaſchine iſt nicht, wie häufig angenommen** wird, eine amerikaniſche Erfindung, ſondern eine franzöſiſche. B. Thimonnier, ein armer Schneider zu St. Etienne, erbaute im Jahre 1830 nach den noch heute im weſentlichen geltenden Grundſätzen die erſte Nähmaſchine, die im Pariſer Gewerbemuſeum (Conservatoire des arts et métiers) aufbewahrt wird. Der Erfinder ſtarb 1856 in dürftigen Verhältniſſen.

— **Der Sarkophag mit dem Leichnam Alexanders des** Großen, nach dem die Archäologen lange geſucht haben, iſt, wie nun feſtzuſtehen ſcheint, wirklich gefunden worden. Im Jahre 1887 entgrub der türkiſche Archäologe Hamdi Bey bei Sidon mehrere wohlerhaltene Sarkophage, die auf einem eigenen Schiff nach Konſtantinopel befördert wurden. Durch Sachverſtändige wurde feſtgeſtellt, daß ſie Leichname von Feldherren des großen Macedoniers bargen. Nur bei einem, der ſich durch bedeutend feinere Arbeit auszeichnete, ſprachen verſchiedene Thatſachen, zum Beiſpiel, daß das Wappen des Königs am Sarkophage angebracht war, daß er neben dem eines ehemaligen Königs aufgeſtellt war, daß die Skulpturen zwei Begebenheiten aus dem Leben Alexanders darſtellen, daß nur dieſer eine Leichnam in Binden gewickelt war und noch mehrere Anzeichen für die Annahme, daß es Sarg und Leichnam Alexanders des Großen ſei. Zur dauernden Aufnahme des Leichnams, den einſt die Seele des großen Eroberers bewohnte, hat der Sultan einen eigenen Anbau am kaiſerlichen Muſeum in Konſtantinopel befohlen.

— **Das Haus Raffaels, das in Rom nach eigener Angabe** des Meiſters von Bramante erbaut wurde, hielt man für längſt vom Erdboden verſchwunden, bis jüngſt durch einen Zufall, als man in den vatikaniſchen Archiven forſchte, ein Dokument aufgefunden wurde, welches unzweifelhaft beweiſt, daß Raffaels Haus noch vorhanden iſt, und zwar an der Piazza Scoſſacavalli, welche den alten und neuen Borgo in ihrem mittleren Teile verbindet. Indes iſt wenig Hoffnung, das Gebäude zu erhalten, da gerade das betreffende Stadtviertel ſchon in allernächſter Zeit der Neuerungswut zum Opfer fallen ſoll.

— **Soeben iſt eine franzöſiſche Talmudüberſetzung auf** Koſten der franzöſiſchen Regierung mit dem elften und letzten Bande vollendet im Druck erſchienen. Der Ueberſetzer iſt der gelehrte Bibliothekar an der Pariſer Nationalbibliothek, der den ſehr unfranzöſiſchen Namen Dr. M. Schwab führt; er gebrauchte zur Herſtellung dieſes Rieſenüberſetzungswerkes, das bisher für unausführbar galt, zwanzig Jahre ſeines Lebens. Hiermit iſt eines der merkwürdigſten und unbekannteſten Erzeugniſſe menſchlichen Geiſtes den Wiſſenſchaftlern leichter zugänglich gemacht und damit der Forſchung ein ungeheures Gebiet eröffnet worden.

Natur.

— **Zu jener Zeit, als mächtige Eismaſſen ganz Europa** bedeckten und die klimatiſchen Verſchiedenheiten zwiſchen Nord und Süd, zwiſchen hoch und tief ſo gut wie verwiſcht waren, konnte an den wenigen Stellen, die der kurze Sommer von Eis und Schnee befreite, nur eine beſchränkte Anzahl von Pflanzen zur Entwicklung kommen, welche ſich mit einem Mindeſtbetrag von Wärme zu begnügen im ſtande waren. Als ſpäter die Gletſcher ſich zurückzogen, fand eine Pflanzeneinwanderung von Oſten her ſtatt, während die Eiszeitflora mit den zurückweichenden Gletſchern einerſeits nach dem hohen Norden, andererſeits nach den Gipfeln der Alpen hin folgte, wo die Bedingungen, unter denen dieſe Pflanzen bisher gelebt hatten, einigermaßen dieſelben blieben. Zwiſchendrein aber findet man noch heute Kolonien von Ur- oder Eiszeitpflanzen, welche ſich an ſolchen Orten erhalten haben, an welchen ein kalter und feuchter Boden im Winter von großen Schneemaſſen, im Frühling von eiſigem Waſſer bedeckt iſt. Dieſe Orte ſind die norddeutſchen Moore. Hier findet man die intereſſanteſten Kinder unſerer älteſten Flora, die ſich eben dadurch als ſolche zu erkennen geben, daß ſie noch außerdem im hohen Norden und auf den Gipfeln der Alpen heimiſch ſind. Durch eine Vergleichung dieſer Moorflora mit den Floren nördlicher Länder und des Alpengebiets zeigt ſich, daß 85 Prozent unſerer Moorflora der Eiszeit entſtammen, denn von den 125 norddeutſchen Moorpflanzen kommen nicht weniger als 106 auch noch in Lappland, Island, auf der Nordküſte Sibiriens und auf den Alpen vor.

— **Ein Diamant von 241½ Karat wurde in der Mine** Jagersfontein gefunden. Der Stein hat eine längliche Form, und ſeine Farbe iſt ein reines bläuliches Weiß. Sein Wert wird auf 400,000 Mark geſchätzt. Er wird durch das Schleifen natürlich viel an Gewicht verlieren, aber auch dann noch zu den größten zählen, die man bis jetzt kennt. Ungefähr das gleiche Gewicht in ungeſchliffenem Zuſtande hatte der „Südſtern", nämlich 254½ Karat, nach dem Schleifen wog er 125½ Karat.

— **Von der Ausbreitung, welche die Reblauskrankheit in** Ungarn gewonnen hat, geben folgende Zahlen einen Begriff. Es wurden von der Reblaus befallen: 30 Weinberge im Jahre 1881, 79 in 1882, 107 in 1883, 237 in 1884, 355 in 1885, 582 in 1886, 611 in 1887. Im Jahre 1887 waren etwa 33,500 Hektar von dem verderblichen Inſekt befallen; die Geſamtheit der ungariſchen Weinberge ſtellt einen Flächenraum von etwa 300,000 Hektar dar.

Seeweſen.

— **Bekanntlich verkehren die Schiffe ſowohl unter ſich** wie mit gewiſſen Küſtenſtationen auf Grund eines internationalen Signalbuches, die Kriegsſchiffe derſelben Flagge auf Grund eines beſonderen, geheim gehaltenen Signalbuches. Dieſe Bücher ſind ſehr ſinnreich erdacht, und man dürfte kaum etwas Beſſeres an die Stelle ſetzen können. Dagegen befindet ſich die Signalgebung, die Uebermittlung der Zeichen von Schiff zu Schiff, noch im Urzuſtande. Sie iſt ſehr mangelhaft und umſtändlich. Bei Tage werden zur Signalgebung Flaggen verwendet, die nach einander in einer beſtimmten Reihenfolge aufgehißt werden, was viel Zeit koſtet und außerdem inſofern verfehlt iſt, als die Flaggen kaum zu erkennen ſind, ſobald die Schiffe in derſelben Windrichtung liegen. Bei Nacht erſetzt man die Flaggen durch bunte Laternen, die erſt angezündet und dann jedesmal hochgehißt und wieder heruntergeholt werden müſſen, wobei es ſich leicht ereignen kann, daß eine erliſcht und ſomit ein falſches Signal gegeben wird. Unter den Mitteln zur Beſeitigung der Uebelſtände bei den Nachtſignalen nimmt das von der berühmten Firma Sautter & Lemonnier in Paris zur Ausführung übernommene Syſtem des ſpaniſchen Schiffskapitäns Ardois eine hervorragende Stelle ein. Es beſteht aus fünf elektriſchen Glühlampen, die rot leuchten, ſobald ein roter Blender vorgelegt wird, und die beſtändig oben am Maſttop hängen. Verbunden ſind ſie durch eine Leitung mit einer Vorrichtung, die an einen Zeigertelegraphen erinnert, und welche auf ihrem Zifferblatt die Buchſtaben- und Zeichenkombinationen des Signalbuchs trägt. Bewegt man nun die Kurbel auf die gewünſchte Stelle, ſo erglühen oben die Lampen in der vorgeſchriebenen Farbe und Anordnung, und es erglänzen zugleich am Kurbelapparate dieſelben Lampen in verkleinerter Geſtalt, ſo daß der ſignaliſierende Offizier ſich vergewiſſern kann, daß er das richtige Zeichen gab. Da die Lampen nur wenig Strom abſorbieren, ſo laſſen ſie ſich aus Batterien ſpeiſen, und kann man ſomit die Ardoisſchen Signale ſelbſt an Bord von Schiffen ohne elektriſche Einrichtung zur Anwendung bringen.

Feſte und Verſammlungen.

— **Das ſiebente deutſche Turnfeſt findet in München Sonn**tag den 28. bis Dienstag den 30. Juli 1889 ſtatt. Der Prinzregent Luitpold hat das Protektorat über das Feſt, Prinz Ludwig von Bayern das Ehrenpräſidium des Feſtausſchuſſes übernommen.

Sport.

— **Während der Jagd Kaiſer Wilhelms in Bückeburg** brachte der kaiſerliche Jagdgaſt des Fürſten von Schaumburg-Lippe einen Sechzehnender von 401 Pfund Gewicht zur Strecke. Dieſer prächtige Hirſch, deſſen entſprechend 1,15 Meter hohe Stangen trägt, entſtammt der Kreuzung des dortigen Hochwildbeſtandes mit ungariſchen Hirſchen. Nach den guten Erfolgen, welche dieſe Verſuche ergaben, hat Kaiſer Wilhelm den Plan gefaßt, auch ſeine Beſtände in der Schorfheide auf gleiche Weiſe zu heben.

— **Graditzer Geſtütspreiſe werden in dieſem Jahre in** Höhe von 104,000 Mark auf deutſchen Rennbahnen ausgeſetzt werden. Davon entfallen 40,500 Mark auf Berlin, 10,000 Mark auf Hannover, 6000 Mark auf Hamburg, 4000 Mark auf Charlottenburg, 4000 Mark auf Leipzig ꝛc. Dieſe Geſtütspreiſe ſind nur inländiſchen Pferden zugänglich.

— **Das Hamburger Rennprogramm iſt erſchienen und** nennt als erſten Renntag den 28. April. Von den Sommerrennen am 21., 23. und 24. Juni iſt der bedeutendſte Tag der 23., da an demſelben das auf 10,000 Mark erhöhte Zuchtrennen und das auf 25,000 Mark erhöhte Derby gelaufen werden.

— **Ein neues Niagara-Opfer iſt in dem Waſſerſchuhläufer** William Oldrive aufgetaucht. Der Mann hat eine Wette von 10,000 Dollars eingegangen, daß er mit ſeinen Schwimmſchuhen am 23. Mai glücklich die berüchtigten Strudel paſſieren wird.

— **Die Nennungen für das deutſche Hunderderby 1890** haben am 1. Mai 1889 mit Einzahlung von 10 Mark an das Generalſekretariat der Delegiertenkommiſſion in Hannover zu erfolgen.

Statiſtik.

— **Botaniſche Gärten gibt es auf der Erde, wie die eng**liſche Gartenzeitſchrift „The Gardeners Chronicle" mitteilt, gegenwärtig 197. Die meiſten botaniſchen Gärten beſitzt Deutſchland, nämlich 34; die britiſchen Kolonien zählen deren 27, Frankreich einſchließlich der Kolonien 25, Italien 23, Rußland einſchließlich Sibiriens 17, Oeſterreich-Ungarn 13, Großbritannien und Irland 12, Skandinavien 7, Belgien, Holland, Spanien, die Vereinigten Staaten je 5, Portugal und die Schweiz je 3, Dänemark und Rumänien je 2, Braſilien, Chili, Ecuador, Aegypten, Griechenland, Guatemala, Japan, Peru und Serbien je 1.

Geſtorben.

— Dr. Karl Anton **Wetterbergh** („Onkel Adam"), einer der beliebteſten ſchwediſchen Romanſchriftſteller, auch in Deutſchland viel geleſen, 84 Jahre alt, am 31. Januar, in Stockholm.

— Friedrich **Bremer**, Bildhauer und berühmter Münzmedailleur, 73 Jahre alt, am 1. Februar, in Hannover.

— Claude **Guigue**, Oberarchivar des Ainedepartements, namhafter Altertumsforſcher, 56 Jahre alt, Anf. Februar, in Trevoux.

— Wirklicher Geheimerat Bernhard von **König**, Präſident des Bundesamtes für das Heimatweſen, 68 Jahre alt, am 3. Februar, in Meran.

— Geheimerat Guſtav **Viſzolay**, ungariſcher Abgeordneter, Präſident des Klubs der liberalen Partei, am 9. Februar, in Budapeſt.

— Ludwig **Schneider**, Bürgermeiſter a. D., früher Mitglied der Frankfurter Nationalverſammlung und des preußiſchen Landtags, 79 Jahre alt, am 9. Februar, in Schönebeck a. d. E.

— Profeſſor a. D. Karl Auguſt [illegible], früher Lehrer der Projektion, des Steinſchnitts und Planzeichnens an der königlichen Baugewerkſchule und dem Polytechnikum in Dresden, ausgezeichneter Lehrer, 68 Jahre alt, am 10. Februar, in Dresden.

— Joſef **Speckbacher**, der letzte Sohn des bekannten tiroliſchen Befreiungskämpfers, penſionierter Adjunkt des Innsbrucker Oberlandesgerichts, 82 Jahre alt, am 10. Febr., in Hall in Tirol.

— Profeſſor Karl **Schiller**, hochverdienter Schulmann und bekannter pädagogiſcher Schriftſteller, am 11. Februar, in Wien.

— Ceſare **Guaſti**, Vorſtand des königlichen Archivs von Toskana und ſtändiger Sekretär der königlichen Akademie della Crusca, hervorragender hiſtoriſcher Forſcher, beſonders um die Kunſtgeſchichte Toskanas verdient, am 12. Februar, in Florenz.

— **Lorre**, bekannter italieniſcher Maler, der ſich beſonders durch ſeine Miniaturporträts einen Namen geſchaffen, früher neapolitaniſcher Hofmaler, 93 Jahre alt, am 14. Februar, in Cardiff.

— Freifrau Louiſe von **Schiller**, geborene Locher, Schillers Schwiegertochter und Witwe ſeines älteſten Sohnes Karl, Oberförſters in Lorch, 85 Jahre alt, am 14. Februar, in Stuttgart.

— Theodor **Haupner**, langjährig preußiſcher Muſikdirektor, volkstümlicher Komponiſt, 67 Jahre alt, Mitte Februar, in Berlin.

— Wilhelm [illegible], k. k. Kommerzialrat und Zentraldirektor der Aktiengeſellſchaft der Pittener Papierfabrik, einer der hervorragendſten Fachmänner auf dem Gebiete der Papierfabrikation, 64 Jahre alt, am 15. Februar, in Wien.

— Prinzeſſin **Dietlinde Marie Thereſe Joſefa Adelgunde**, jüngſte Tochter des Prinzen Ludwig von Bayern, 1 Jahr alt, am 15. Februar, in München.

— Wirklicher Geheimerat Dr. Heinrich Ernſt Karl von **Dechen**, Oberberghauptmann, einer der hervorragendſten deutſchen Geognoſten, 89 Jahre alt, am 15. Februar, in Bonn.

— **Tilliſch**, früherer däniſcher Miniſter, ſeinerzeit Regierungskommiſſär in Schleswig, 88 Jahre alt, am 16. Februar, in Kopenhagen.

— Juſtizrat **Trimborn**, Mitglied des deutſchen Reichstages und des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, dem Zentrum angehörig, am 17. Februar, in Köln.

— Kirchenrat Profeſſor Dr. Karl **Lüdemann**, Senior der theologiſchen Fakultät an der Univerſität Kiel, 84 Jahre alt, am 17. Februar, in Kiel.

Google

Ein echt deutſches Buch.

Mit Originalzeichnungen von G. Brandt.

Nach Paris zur Zeit ſeiner Belagerung durch deutſche Truppen führt uns der in den letzten Februartagen des Jahres 1871 beginnende Roman „Der Ulan“ von Johannes van Dewall, deſſen dritte Auflage ſoeben in der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart in einer beſonders ſorgfältig ausgeſtatteten, mit zahlreichen Abbildungen gezierten Geſtalt erſchienen iſt. Die kleine Auswahl dieſer zierlichen Bildchen, die wir gegenwärtigen Zeilen einfügen, wird unſeren Leſern nicht nur eine Andeutung von dem geben, in welchen Geleiſen ſich der Inhalt und die künſtleriſche Ausſtattung des zu immer größerer Beliebtheit gelangenden Buches bewegen, ſondern ihnen ſicherlich auch eine willkommene dauernde Erinnerung an jene bitterernſt große, gewaltige Zeit bieten, die uns van Dewall in geiſtvollſter Weiſe vor Augen führt. Doppelt anziehend weiß er ſein Buch zu geſtalten, indem er die voll friſcher, markiger Kraft geſchilderten hiſtoriſchen Vorgänge mit den graziöſen Arabesken feingebildeten Salonlebens und eines feſſelnden Herzensromans anmutig durchflicht. Sehen wir zu, wie viel uns die heute ausgewählten Bildchen, durch ein paar kurze Anmerkungen unterſtützt, von dieſem Romane verraten!

Im ſtillen, behaglich ausgeſtatteten Gemach ſind zwei Damen der beſten Geſellſchaft, Tochter und Mutter, letztere noch nicht vierzigjährig und ſo gut konſerviert, daß ſie mit der überaus früh verwitweten Tochter noch um den Preis der eleganten Erſcheinung zu ringen im ſtande iſt, einander weinend in die Arme geſunken. Ihre Erregung kann uns kaum Wunder nehmen. Sind doch bereits fünf Monate der Belagerung über ſie und die bedrängte franzöſiſche Metropole dahingegangen, haben doch die feindlichen Granaten oft genug verheerend bis in die Champs Elyſées hereingeſchlagen.

Aber nicht das iſt es, was den Beiden ſo nahe geht, ſie haben ſolche Schrecken ertragen gelernt. Nun aber hat der würdige geiſtliche Herr da ihnen die neueſten Nachrichten überbracht, die er einem der Extrablätter entnommen, um die man ſich eben auf den Boulevards reißt. Sie berichten von den Präliminarien des Friedens, der Frankreich ſo teuer zu ſtehen kommen ſoll. Das bringt die echt franzöſiſch gearteten Gemüter außer Faſſung.

Was ihnen noch faſt unglaublich ſcheint, wird Wahrheit, es geſchieht das [illegible] [illegible] doch zu Roß als Sieger in [illegible] Hauptſtadt ein. Ein Rittmeiſter und ein Reſerve-Offizier kommen ins Quartier zu den beiden Damen, die ſich unmittelbar nach dem unvermeidlichen Empfang in ſtolze Unnahbarkeit zurückziehen, ſich aber bald durch das ebenſo taktvoll Rückſicht nehmende, als von berechtigtem Stolz getragene Wandel der beiden Offiziere veranlaßt ſehen, aus ihrer Verſchloſſenheit herauszutreten und die zuerſt ſtreng auf ſich Angewieſenen zur Familientafel zu ziehen. Die beiden Damen kommen auf die Ulanen zu ſprechen, vor denen ſie Entſetzen und Abſcheu äußern.

„O, jene furchtbaren Reiter!“ ſeufzt die jüngere. „Das iſt ſicherlich alles nicht mit rechten Dingen zugegangen. Haben vier Ulans nicht ganz Nancy genommen und den Maire gezwungen, ihnen die Schlüſſel der Stadt zu überreichen? War das etwa kein Verrat, als heute morgen hundertundfünfzig Mann dieſer ſchrecklichen ulans ganz allein das arme Paris beſetzten?!“

Der Rittmeiſter tritt für die Angegriffenen in die Schranken, aber erfolglos. Seine Verſicherungen, daß die den Ulanen vorgeworfenen Unmenſchlichkeiten auf Verleumdung beruhen, rufen nur ungläubiges Kopfſchütteln hervor. „Dann wiſſen Sie es eben nicht!“ entgegnet man ihm.

„Nun denn, Madame,“ ſagt er mit ſeiner überlegenen Ruhe, „Sie werden mir es glauben müſſen — ich bin ſelbſt Ulan!“

Wäre plötzlich die Decke eingeſtürzt, oder hätte er geſagt, er wäre Cartouche, der Schreck der Anweſenden hätte nicht größer ſein können.

Die Gräfin erbleichte und begann zu zittern. „Oh mon Dieu! Oh, ma mère!“ rief Madame d'Aubange und ſchaute eine Sekunde lang den Offizier mit weit geöffneten Augen ungläubig an, dann ſchob ſie plötzlich, als wollte ſie aufſpringen und die Flucht ergreifen, ihren Stuhl heftig zurück. Sie ſuchte inſtinktmäßig eine größere Entfernung zwiſchen ſich und einen ſo gefährlichen Menſchen zu bringen. Der Pfarrer bekreuzte ſich in Gedanken und Couſin Georg riß ſeine Augen unnatürlich weit auf und zog die Brauen erſchrocken bis zur halben Stirnhöhe empor.

Ein tiefes Schweigen trat ein.

Es war ein über alle Maßen peinlicher Moment.

Der Offizier begriff mit einemmal, in welch eine eigentümliche Lage er ſich durch das eine Wort unvorſichtigerweiſe gebracht hatte; an den Namen „ulan“ knüpften ſich für dieſe Menſchen ja die Schreckgebilde von rauchenden Dörfern, niedergeſchoſſenen Männern und Weibern, verkohlten Leichen, von Raub und Plünderung! — Die franzöſiſchen Journale ſtrotzten ja von den haarſträubendſten Lügen über jene ulans.

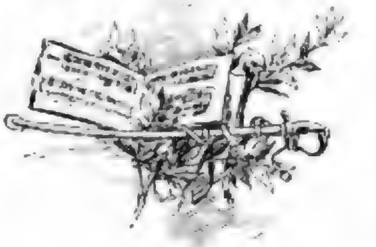
Wie ſollten die Frauen namentlich im ſtande ſein, die Lüge von Wahrheit zu unterſcheiden!

Die Gräfin hatte bereits eine zu hohe Meinung von den preußiſchen Offizieren gefaßt, ſie glaubte nicht recht gehört zu haben und erwartete, das Rätſel würde ſich jeden Augenblick löſen. Die lebhafte Phantaſie der Madame d'Aubange aber ſah urplötzlich in dem ſchönen Baron eine Art von verfeinertem Briganten, einen modernen Fra Diavolo, und um ſo gefährlicher, weil er unter ſo gewandten Formen in einer ſo verführeriſchen Außenſeite auftrat.

„Großer Gott! ſchütze mich!“ ſtammelte ſie, unſchlüſſig, ob ſie fliehen oder bleiben ſollte.

Solchergeſtalt ſpinnt ſich eine entzückende und reizende Herzensgeſchichte an, für deren weitere Verfolgung wir unſere Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen müſſen, das ſie ebenſoſehr durch den intereſſanten Gang ſeiner Handlung feſſeln wird als durch die vornehme und lebendige patriotiſche Empfindung, von der es durchglüht iſt, und die ihm neben dem beſtechenden novelliſtiſchen Reiz auch einen bleibenden ethiſchen Wert verleiht. In erſter Linie empfiehlt ſich der flott geſchriebene Roman nicht nur denen, die eine eigene lebendige Erinnerung an die großen Kämpfe der Jahre 1870 und 1871 bewahren, ſondern allen Angehörigen des edlen Kriegerſtandes, insbeſondere den ſtattlichen Portepéeträgern ſowie ihren zahlreichen Freunden und — Freundinnen.

-ch.



Die Dufferin-Terraſſe in Quebec.

(Hiezu das Bild Seite 496.)

Einer der ſchönſten Punkte der zweiten Hauptſtadt Kanadas, des reizend gelegenen Quebec, iſt die im Bilde vorgeführte Dufferin-Terraſſe. An der nördlichen Seite des mächtigen St. Lorenzſtromes und an der Einmündung des St. Charles-River baut ſich die impoſante Stadt, die eine der feſteſten militäriſchen Poſitionen Nordamerikas bildet, terraſſenförmig auf dem Vorſprunge eines 345 engliſche Fuß hohen Bergzuges auf, deſſen Endpunkt, das Cap Diamant, eine große, die Umgebung beherrſchende Citadelle krönt. Die Stadt ſelbſt zerfällt infolge ihrer Lage in zwei Teile, die Oberſtadt, welche etwa 100 Fuß tiefer als das Cap ſich auf einem breiten Plateau erſtreckt, und die Unterſtadt, auf dem ſchmalen Raume zwiſchen dem Steilabfall und dem Fluß. Direkt am Fuße der Citadelle liegt die durch ihre wundervolle Ausſicht über Stadt und Strom ausgezeichnete Dufferin-Terraſſe. Früher führte ſie den Namen Durham-Terraſſe, und war bedeutend kleiner als jetzt. Auf Veranlaſſung des Lord Dufferin, der als Vizekönig von Kanada ſein beſonderes Intereſſe der Stadt zuwendete, wurde ſie erweitert und erhielt den Namen dieſes in Kanada ungemein beliebten Mannes. Die Terraſſe iſt nicht nur wegen ihrer entzückenden Lage berühmt, ſondern es knüpfen ſich an ſie, wenigſtens an ihren älteren Teil, die Durham-Terraſſe, auch die früheſten geſchichtlichen Erinnerungen der Gegend aus jenen romantiſchen Zeiten, wo ſich die erſten Anſiedler gegen die feindlichen Angriffe der Irokeſen verteidigen mußten. An dieſer Stelle wurde das erſte roh aus Holz gezimmerte Fort gegen die Indianer erbaut. Hier ſtand das alte Schloß St. Louis, welches vor zwei Jahrhunderten den Mittelpunkt der kanadiſchen Regierung und das Bollwerk gegen alle Feinde des Landes bildete. Das Schloß iſt niedergebrannt, und ſeine Steinmaſſen dienten zum Bau der herrlichſten Promenade, die eine Stadt haben kann. Zierliche Pavillons ſchmücken die Ecken der Terraſſe. Von ihnen aus ſchweift der Blick über den Strom, deſſen glänzender Waſſerſpiegel bedeckt iſt mit einer Menge großer und kleiner Fahrzeuge. Zwiſchen den gewaltigen Kriegs- und Kauffahrteiſchiffen tummeln ſich flinke Boote, deren weiße Segel über die weite Fläche raſch hin und her huſchen. Auf den grünen Ufern des Stromes reiht ſich Ortſchaft an Ortſchaft, und darüber hinweg grüßen aus blauer Ferne Hügel und Bergketten. Aus der Unterſtadt, dem Sitze des Handels und der Gewerbe, tönt dumpf und verworren der Lärm des geſchäftlichen Lebens und Treibens und vermiſcht ſich mit den heiteren Klängen eines Muſikchores, welches in einem der Pavillons ſeine luſtigen Weiſen ertönen läßt. Und immer entdeckt das Auge neue Schönheiten, mag man nun beim hellen Sonnenſcheine oder beim milden Glanze des Mondes dieſen herrlichen Ausſichtspunkt beſuchen, um den Quebec wirklich zu beneiden iſt.

Hausfrauenleben in Afrika.

Von

Mme. Marlet.

(Mara Cop.)

(Alle Rechte vorbehalten.)

Zwiſchen dem ewig klaren Himmel und dem ewig klaren Meer erwacht die weiße Steinſtadt Algier. Und wie der Goldglanz der Sonne darüber hinfliegt, nennt ſie die phantaſiereiche Sprache des Arabers mit Recht eine weiße Perle in zwei herrlich blaue Türkiſe eingefaßt — Firmament und Ozean.

Am beſten ſieht man dies von der Ferne, dort, wo unſere Sommerbehauſung ſteht, am Rande des rieſigen Champ de Manoeuvre, zu Füßen der prachtvollen, villengeſchmückten Hügel von Muſtapha-Supérieur.

Noch iſt es nicht ganz fünf Uhr. Aber die alte, liebe Sonne ſteht ſchon auf ihrem afrikaniſchen Paradepoſten, und ſchmetternde Trompetentöne erwecken rings die Bewohner.

Im Norden würde man darüber brummen, aber unter dieſem lachenden Himmel ärgert man ſich nicht. „Die Clairons!“ ſagen die Hausmädchen und Diener, indem ſie halb ſeufzend, halb lächelnd die Thore öffnen. Und bald bilden ſie kleine Verſammlungen auf der Straße und ſehen dem bekannten Auftritt lebhaft zu. Es iſt aber wirklich ein maleriſcher Anblick, an dem das Auge nie ermüdet.

Da ſtürzen ſie über die Ebene hin, zwei arabiſche Spahis,*) der weiße Burnus im vollen Sonnengold flatternd, auf den hohen, roten, reich geſtickten Satteln, ein edles, feuriges Tier unter ſich.

Mit einem kühnen Griff ſchleudern ſie plötzlich ihre Gewehre hoch in die Luft und fangen ſie wieder auf, immer dahinraſend, oder feuern ſie dicht an den Ohren ihrer ſich ſtolz aufbäumenden Pferde ab, und dieſe kühne Bewegung erinnert den unterworfenen Wüſtenſohn an ſeine Fantaſia,**) an ſeine einſtige ſtolze Freiheit.

Die franzöſiſchen Turcos umreiten zugleich zu Pferde das große Exerzierfeld unter dem ſchattigen Dach einer Platanenallee, und immer wieder tönt das fröhliche Taratara, Taratara angenehm durch die weit offenen Fenſter der Villen herein.

Indeſſen halten an den Straßenecken Araber mit ihren Ziegenherden und melken auf Wunſch die Frühſtücksmilch. Die Hausfrau, die eine Villa mit einer Straßen- und Gartenfront beſitzt, braucht nicht vor dem bekannten Wiener „Nachtgeld“*) zu zittern. Niemand geht zu Markt. Ueber die Ebene jagt ein Reiter auf einem Pferde, welches bei uns mindeſtens einen General tragen würde, und ruft zum Fenſter herein: „Der Fleiſcher!“ Iſt der Auftrag gegeben, ſo ſtürmt er mit einer eleganten Wendung wieder fort und erſcheint in unglaublich kurzer Zeit wieder, ein zierliches Paket — den Fleiſchbedarf des Tages — natürlich wieder durch das Fenſter hereinwerfend, häufig durch einen flüchtigen Wurf weiter auf den Seitentiſch.

Der nächſte, der den arabiſchen Klopfer auf der Straßenſeite in Bewegung ſetzt, iſt der Briefträger. Seine Uniform beſteht ſo ziemlich ganz aus weißem Leinen. Eine blaue, leichte Arbeiterbluſe iſt mitunter darüber gezogen. Auch der Hut iſt gegen die Sonnenglut mit einem weißen Tuch, das ſchützend in den Nacken fällt, bedeckt.

„Fünfzig Kilometer bei dieſer Hitze!“ murrt er, freundliche Teilnahme ſuchend, und ermuntert ſich dann ſelbſt: „Vorwärts — ſchmelzen thut ja der Menſch nicht!“

Damit iſt das Innenleben des Hauſes am Morgen auch beendet — im Orient lebt alles im Freien — und die Hausfrau begibt ſich in den tiefſchattigen Garten. An ſeinem Gitter vorüber ſtreichen nun die vielen arabiſchen Lebensmittelverkäufer, ihre verſchiedenen Waren mit lauten Rufen ankündigend. Alles, was eine wohlverſehene Markthalle an kulinariſchen Genüſſen bergen kann, defiliert in der angedeuteten Weiſe hier vorüber. Nur einem an die ſeltſamen Laute gewöhnten Ohr ſind die Rufe, mit denen jeder ſich ankündigt, verſtändlich. Der Obſthändler ſpricht die paar franzöſiſchen Brocken, die er zu ſeinem Kleinhandel braucht, hart und oft völlig falſch aus. „D—ès eſſ!“ ruft der Eierhändler, „Pommes d'amour!“ der Gemüſehändler, „Des oignons!“ der Zwiebelverkäufer, der ſich über den gleichzeitigen, täuſchend ähnlichen Ruf eines die Straße herabkommenden Fiſchhändlers: „Des poissons!“ ärgert. Durch das Gartengitter wird indeſſen auch das Brot hereingereicht, aber das lärmende Straßenkonzert dauert noch lange fort.

Ein ſchriller, gellender, unheimlicher Ruf, ähnlich dem Schrei einer Eule, fällt uns unter den anderen auf. Es iſt die mauriſche Wahrſagerin, und bald ſteht ſie an der Pforte, mit dem hageren braunen Arm durch das Gitter etwas „Graines“ für die Zimmervögel anbietend. Doch ihr Schrei „Oiseaux, oiseaux!“ (Vögel) iſt nur ein Vorwand für ihr myſtiſches, dunkles Gewerbe, und unter falſcher Firma lockt ſie ihre Kunden. Ihre Tracht und ihre Geberden ſind unheimlich phantaſtiſch. Klirrende Armſpangen aus Knochen, ein ſchwarzes, turbanartiges Tuch um den Kopf, in dem verzerrten Geſicht durch blaue Striche die Zahl ihrer Kinder angezeigt, in Leinenlumpen taucht ſie plötzlich vor uns auf, die Luft mit ihrem wilden Ruf durchſchneidend.

Und wieder ein anderes, ein freundlicheres Bild zieht in dieſem buntbewegten Kaleidoſkop vorüber: ein junger arabiſcher Luxushändler. Er bietet drei in der arabiſchen Induſtrie — weiß Gott, warum? — ſtets zuſammengehörende Artikel an: ſchöne Straußenfächer für Damen, kleine Strohfahnen zum Kühlen der Sieſtaluft für Männer und rote jüdiſche Pantoffeln. Alle drei Artikel ſind ſehr beliebt und finden an heißen Siroccotagen oft reißenden Abſatz. Das iſt afrikaniſche Mode. Beſonders der kleinen Strohfächer bedient ſich alles, Kutſcher wie Wagenwäſcher, Miſſionar wie Rabbi oder Kadi, als Waffe gegen die Gluten des verdächtigen Wüſtengrußes.

Aber was wird bei dieſen Schilderungen aus der geprieſenen üppigen, beſchaulichen Ruhe des Orients? Der Leſer empfängt den Eindruck, als ob ſo eine arme Hausfrau in Algier ihr Leben in ruheloſem Haſten hinbringen müſſe. Doch dem iſt keineswegs ſo. Auf ihr Ruhebett inmitten des tropiſchen Parkes hingeſtreckt, beſorgt und überwacht die Hausfrau alle Anſchaffungen für Küche und Keller. Die ungemein klare, reine Luft trägt den Ton auch der ſchwächſten Stimme ſehr weit, und die Dienerſchaft beſorgt den Verkehr zwiſchen Gitter und Haus.

Schlecht geht es der Hausfrau nur während des Ramadan, des vierzigtägigen ſchweren Faſtens der Araber. Wo Mohammed ruht, verlockt ſeine Söhne kein Gelderwerb! Mit trägen Gliedern und wüſtem Kopfe verträumen ſich alle Boten, alle Händler, alle arabiſchen Diener. Die gemütlichen unter ihnen petitionieren bei der Hausfrau: „Thu mir den Gefallen, ſchicke Deine **Mohrebin** (Chriſtin) um die Waren, denn das große Faſten macht uns müde und hungrig!“

Will man aber aus Laune ſeine Hausfrauenkäufe einmal ſelbſt beſorgen, ſo bedarf man abermals nicht der Begleitung einer [illegible]. Die Place des Chartres iſt der Sammelplatz aller einkaufsluſtigen Damen — verſchiedener Geſichtsfarbe. In dieſem echt orientaliſchen Gewoge, das man mehr der Menſchentypen als der Waren halber aufſucht, zwiſchen dieſen Bergen von goldroten Orangen, friſchen Datteln, berberiſchen Feigen und Bananen ſticht beſonders der orientaliſche Jude hervor, durch ſeinen feinen, uralten Handelsinſtinkt auch hier Herr des Platzes. Dabei zupft, ziſcht und drängt uns alle Augenblicke eine ganze Herde arabiſcher Straßenjungen mit Henkelkörben am Arme. „Porter?“ lautet ihr zudringlicher Ruf. Es ſind dies die landesüblichen Träger; für einen Sou laufen ſie eine Meile weit. Wehe aber dem Fremden, der auch nur das kleinſte Paket ſelbſt trägt und es ſich gutwillig nicht entreißen läßt. Da wirft ſich der kleine [illegible] ſtolz in die Bruſt und verſpottet ihn laut wegen dieſer argen Unzukömmlichkeit. Man bekommt da mitunter zum Beiſpiel das wenig ſchmeichelhafte Kompliment zu hören, daß wir Chriſten niederknieen „wie die Kamele“, ſtatt, wie es ſich doch ſchicke, beim Gebet die Arme um die Kniee zu ſchlingen, und ſo weiter.

Auf dem Markt erſcheinen auch die bis an die Augen — die um ſo leuchtender hervorblitzen — weiß verſchleierten Schönen der arabiſchen Harems, mit den glänzenden Goldſpangen an den ſchönen, nackten braunen Armen. Vielleicht entſtand auch gerade hier jenes arabiſche Lied, mit dem wir dieſe kurze Schilderung abſchließen wollen:

„Frau, mit dem vollkomm'nen Wuchſe,
Getötet laß du mich — Lieb,
Denn hier iſt meine Bitte
Und noch immer ſagſt du: ‚Gib‘“

---

*) Araber im franzöſiſchen Militärdienſt, beſonderes Corps.

**) Kriegstanz der Araber; bei Hochzeiten und anderen feſtlichen Anläſſen üblich.

*) Eine übliche kleine Nebeneinnahme der Köchin — zu eigenen Gunſten.

Neue Bücher und Schriften.

[illegible], Ph., [illegible]. Leipzig, W. [illegible].

Aus der Lehrerbildungsanſtalt des Deutſchen Vereins für Knabenhandarbeit. Bericht üb. d. J. 1888 von Dr. W. Götze. Leipzig, Hinrichs.

Beilage [illegible]. Berlin, Walther & Apolant.

[illegible], Frau von Stand. III Band. Berlin, Gebr. Paetel.

Das Hufelands hauswirtſchaftliches Buch vom geſunden und kranken Menſchen. I. Band (A–M). Stuttgart, E. Ulmer.

Chorgeſang, der, herausgeg. von A. W. Gottſchalg. 1889. I. Quartal. Nr. 1–6. Leipzig, O. Licht.

III. Congreß für [illegible] Knabenhandarbeit. Görlitz, C. [illegible].

Die Frau im gemeinnützigen Leben. Vierteljahrsſchrift. 1889. 1. Heft. Gera, Th. Hofmann.

[illegible]. Dresden, E. Pierſon.

du Bois-Reymond, E., [illegible] als Naturforſcher. [illegible]. Leipzig, Veit & Co.

Fiſcher & Hofmann, [illegible]. Mit 31 Abbild. [illegible], J. A. [illegible] & Sohn.

Geißler, Ros., Der Mönch. 2. Aufl. Berlin, [illegible] & Peters.

— — Frauenzauber. Berlin, Dr. [illegible] Verlag.

Hauptgewinne der kgl. ſächſ. Landeslotterie von 1872—1888, nebſt ſtatiſt. Ueberſichten. Zittau, R. Haaſe.

[illegible], C. v., [illegible]. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Marlet, Mara Cop, Tuneſiſche Frauen. Aus Höhen u. Tiefen der Kulturwelt [illegible]. Mit 4 Holzſchnitten [illegible]. Budapeſt, C. Grill.

Meiſterholzſchnitte aus vier Jahrhunderten. Lief. 24. München, G. Hirth.

Monarchie, die öſterr.-ung., in Wort u. Bild. Lief. 61/62. Wien, A. Hölder.

[illegible], P. W., [illegible]. Gedichte. Stuttgart, [illegible].

[illegible], W. A. v., Große Welt. Novelle in zwei Bänden. Dresden, E. Pierſon.

[illegible], G., Aus den Tagen Karls V. Skizzen in Vers und Proſa. Leipzig, W. Friedrich.

Weiß, B., Der [illegible]. Gedichte. Bremen, J. Kühtmann.

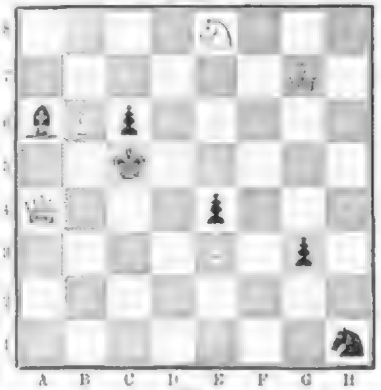
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 493.

Von A. L. Bell.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 491:

Weiß.	Schwarz.
1) D. C 3 — A 1	1) K. E 4 n. D 3.
2) D. A 1 — A 4	2) [illegible] 4, E 5 — E 4 oder beliebig.
3) D. A 4 — A 8, — B 3 oder E 8 [illegible] E 4 Matt.	
A)	
1)	1) K. E 4 n. D 5.
2) D. A 1 — H 8 †	2) K. E 4 — D 3 (C 3).
3) D. A 1 — H 1 oder n. E 8 Matt. — (Wenn 1) . . . 1) Springerzüge geſchehen, [illegible], folgt 2) D. A 1 n. E 5 † und 3) S. D 5 — D 4 Matt.)	

☛ In der gleichzeitig mit dieſer Nummer zur Ausgabe gelangten Nummer 23 unſerer

„Deutſchen Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer"

beginnt ein neuer hochintereſſanter Roman:

Anonym.

Von

L. Haldheim.

Die bis jetzt erſchienenen Nummern dieſes Jahrgangs enthalten ſchon folgende Original-Romane:

„Camilla" . . . . von Ernſt Eckſtein.
„Der Weg zum Glück" . von Robert Byr.
„Im Bann der Irredenta" von O. Meding-Samarow.
„Der älteſte Sohn" . . . von Moritz von Reichenbach.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

In das Abonnement auf die „Deutſche Romanbibliothek" (Preis in Wochen-Nummern nur **2 Mark** vierteljährlich, in 14tägigen Heften **35 Pfennig** das Heft) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geſchieht dies am beſten bei derſelben Bezugsquelle, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erſchienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen ſämtlich zum Subſkriptionspreiſe nachgeliefert.

Die **„Deutſche Romanbibliothek"** erſcheint auf vielſeitigen Wunſch nunmehr auch in einer eleganten **„Salon-Ausgabe"** — jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in handlichem, gefälligem Buchformat in gediegener Ausſtattung zu dem überaus mäßigen Preiſe von 40 Pfg. per Halbband — welche den Vorteil bietet, daß jeder Roman, ſobald er vollſtändig erſchienen, ſofort für ſich eingebunden werden kann, da jedes komplete Werk auch apart paginiert iſt.

Der Jahrgang dieſer **Salon-Ausgabe** läuft vom Januar zu Januar. Der **erſte Halbband** des **zweiten Jahrgangs** (1889) iſt in allen Buchhandlungen zur Einſicht erhältlich.

Wir laden alle Abonnenten von **„Ueber Land und Meer"** zum Abonnement auf unſere **„Deutſche Romanbibliothek"** als **überaus billiges** und **äußerſt gediegenes** Ergänzungs-Journal freundlichſt ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

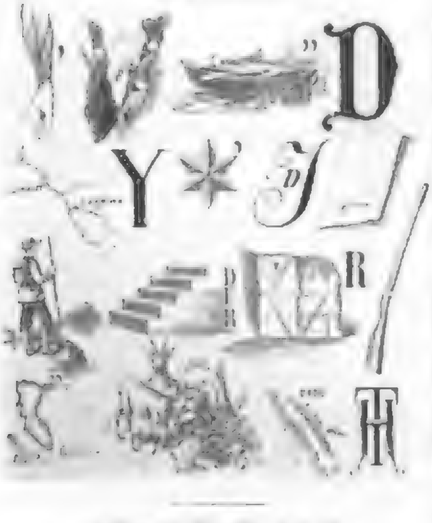
Rätſel.

Das durch ein e „Getrennte"
Iſt jedem Volke eigen;
Das ohne e „Vereinte"
Will ſich bei keinem zeigen.

Auflöſung des Citatenrätſels Seite 466:

Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben, wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

Bilderrätſel.



Auflöſung des Bilderrätſels Seite 466:

Das Aergſte wiſſen trägt ſich leichter als das Aergſte fürchten.

Röſſelſprung.

noch	[illegible]	zu	[illegible]	iſt	weil	[illegible]	ich	[illegible]	ie	[illegible]	[illegible]
das	blick	ein	be-	nicht	um	der	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
glück	und	immer	es	fällt	mit	ein	[illegible]	und	ge-	[illegible]	das
der	[illegible]	zu	glück	[illegible]	ſich	[illegible]	gilt	du	[illegible]	dem	[illegible]
	immer	[illegible]	und	[illegible]	ie	[illegible]	ſich	er-	tritt	[illegible]	
	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	ſie	daß	[illegible]	ge-	[illegible]	[illegible]	
	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	weil	[illegible]	[illegible]	
		[illegible]	was	bei	immer	[illegible]	[illegible]	[illegible]	ſich		
		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	und	[illegible]	all		
			[illegible]	der	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			
				[illegible]	die	[illegible]	[illegible]				
				[illegible]	[illegible]	und	[illegible]				
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]				
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]				
		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		
	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	
	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	

Briefmappe.

F. H. L. W. in Hannover. [illegible]

K. K. in T. [illegible] — Stil und Reim — [illegible]

Frau verw. Dr. B. in Fr. Die „[illegible]" wird [illegible] Königgrätzerſtraße [illegible] — Die geſandten Rätſel ſind nicht neu.

L. L. in J. v. Ch. [illegible]

M. Kr. in Wiesbaden. Sie ſchreiben:
„[illegible]
[illegible]"
Wir [illegible]

[illegible] Abonnent in [illegible]. [illegible]

L. L. in [illegible] [illegible]

M. L. in Aachen. [illegible]

L. M. in K. [illegible]

Kl. in Graz. [illegible]

Aus Süddeutſchland [illegible]

„[illegible]". [illegible] „Deutſchen Romanbibliothek" [illegible]

A. K. aus Koblenz. [illegible]

[illegible] a. Z. [illegible]

[illegible] in Ungarn. Mehrere Abonnenten [illegible]

R. W. in Th. [illegible]

O. L. in Offenbach. [illegible]

F. M. in K. [illegible]

L. T. in Dresden. [illegible]

„[illegible]" [illegible]

[illegible]

Mehrere Mütter. [illegible]

Dr. Ed. Kl. in Wien. [illegible]

Shakespeare détrôné. [illegible]

A. L. in Lemberg. [illegible]

W. T. 1869. [illegible]

L. G. in Darmſtadt. Arthur M. in T. [illegible]

Richard K. in Wien. [illegible]

A. L. in K. [illegible]

Blumenfreund in Köln. [illegible]

Ein treuer Abonnent in Sachſen. [illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

[illegible] in Jaſſy. Robert [illegible] in Genf. „Bertha und Amalie" in [illegible]. [illegible] in Kopenhagen. [illegible] in Frankfurt a. M. „[illegible]" in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Hannover. [illegible] in [illegible]-Leipzig. [illegible] in Prag.

Geſundheitspflege.

[illegible] in [illegible]. [illegible] Kranken [illegible] Aerzte [illegible] Deutſchland [illegible]

[illegible] in St. Gallen. [illegible]

[illegible] Dr. [illegible]

Redaktion: **Otto Baiſch** und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" (SW., Charlottenſtr. 11).
Wien: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" [illegible]
Budapeſt: **Moritz Hecht** [illegible]
München: **Fritz Schwarz**, [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text. [illegible] — Kaiſer Wilhelms I. Schreibtiſch am hiſtoriſchen Eckfenſter, von [illegible] — Der „Fußball" in der Berliner Philharmonie, [illegible] — [illegible] — [illegible] — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Räthſel: [illegible] — Briefmappe.

Illuſtrationen: [illegible] — Kaiſer Wilhelms I. Schreibtiſch am hiſtoriſchen Eckfenſter. — Der „Fußball" in der Berliner Philharmonie, [illegible] Originalzeichnungen von [illegible] — [illegible] — Ein ächt deutſches Buch mit ſieben Originalzeichnungen von [illegible].

[illegible] Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition [illegible] **Anzeigen** Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.
[illegible] Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

[illegible]

Geſammelte Werke
von
Alfred Graf Adelmann.
Erſter Band:
Biographie und geſammelte Aufſätze.
Mit dem Porträt des Dichters.

Preis geheftet Mark [illegible] —; fein in Leinwand gebunden Mark [illegible] —

Ein feſter, männlicher, edler Charakter iſt es, der uns in dieſem Buche entgegentritt, [illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In unſerem Verlage erſcheint ſchon die **dritte Auflage** und in Verbindung damit eine **neue Subſkription** auf

Goethe's Werke.
Illuſtrirte Pracht-Ausgabe.

Mit 1058 Illuſtrationen erſter deutſcher Künſtler.
Herausgegeben von
Profeſſor Dr. Heinrich Düntzer.
Mit Goethe's Porträt und [illegible]

Dieſe prächtige Goethe-Ausgabe erſcheint in 90 elegant broſchirten Lieferungen von je 3—4 Bogen. Der Preis für eine Lieferung beträgt nur 50 Pfennig. Alle 14 Tage gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunſthandlung des In- und Auslandes nimmt jederzeit Beſtellungen auf dieſe neue Subſkription entgegen und ſendet auf Wunſch die erſte Lieferung zur Einſicht ins Haus.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutſche Verlags-Anſtalt.**

GOLDENE U. SILBERNE MEDAILLE TORONTO 1888.
REMINGTON-
SCHREIBMASCHINE
[illegible]
A. BEYERLEN & Comp.
Stuttgart.

Anerk. muſtergiltig
[illegible]

Völlig neues Bequemlichkeits-Möbel.
[illegible]

Unter dem Protektorat Sr. K. H. des Prinzen Heinrich von Preussen:
Allgemeine Ausſtellung
für Jagd, Fiſcherei und Sport
für Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn.
Juni bis Auguſt 1889 in **Caſſel.**
[illegible]
Gewerbliche Ausſtellung
[illegible] allen Zweigen des geſammten Jagd-, Fiſcherei- u. Sport[illegible]
[illegible]
Anmeldungen bis 15. März 1889.
General-Sekretariat der Ausſtellung — Caſſel.

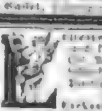
M. G. Saphir's
humoriſtiſche Schriften
[illegible] **Prachtbänden** [illegible]
Alfred H. Fried & Co.
[illegible] intereſſanter [illegible]

„In die vorderſte Reihe
[illegible]

„Wir kennen keine
[illegible]

[illegible]

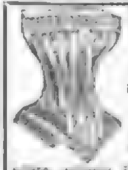
„Natürliche Orientirung
[illegible]



[illegible] C. Hommel [illegible] Frankfurt a. M.

[illegible]

Das Drama von Mayerling.
[illegible] Zu beziehen durch [illegible] Verlag.



[illegible] Erſcheinung [illegible] Corſetbranche
[illegible]
Neueſter Schnitt [illegible]
[illegible]

[illegible]
Violinen,
[illegible]
Gebrüder Wolff,
[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
[illegible] ist allein echt. Bei allen Apotheken u. Par[illegible] Alleinige Fabrikanten
M. Beetham & Son, [illegible]
[illegible]

Solide Buckskins
[illegible]
Bruno [illegible], Cottbus.

Herm. Scherrer, München, [illegible]

[illegible]

Erſparniſſe
[illegible]
Paul Hoffmann, [illegible]

Fall in jeder Familie
[illegible]

Briefmarken.
[illegible]

[illegible] Herren-Tricot-Jaquets, [illegible] Normal- u. Reform-Stoffe u. [illegible] Geſundheits-Strümpfe für Damen u. Kinder, [illegible] Stoffmuſter u. Aufträge v. M. 20 an franco. Aug. Juncker, Leipzig, [illegible]

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

!!Deutſche Induſtrie!!
Der [illegible] Verbrauch unseres
CACAO-VERO
[illegible]
Zu haben in Doſen: [illegible] in den meiſten durch unſere Plakate kenntlichen Konditoreien, Kolonial-, Delikateſſen- und Drogen-Handlungen.

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Die Stiftung
von Zimmermann'ſche Naturheilanſtalt
bei Chemnitz, [illegible] Anwendung der phyſikaliſch-diätetiſchen Heilmethode. [illegible] Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, [illegible] Rudolf Mosse.

Das Militär-Pädagogium
Dr. Killisch.
Berlin, Schönhauser Allee 133,
[illegible]

Tafel-Liqueure
[illegible]

Cognac
der Export-Cie.
für Deutschen Cognac
Köln a. Rh., Salierring 55,
bei gleicher Güte bedeutend
billiger als französischer.
Man verlange stets Etiquetten mit unserer Firma.
Directer Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

TechnikumHildburghausen
Baumeisterschule, Bauwerkmeister, [illegible]

Berlin, [illegible]
Militär-Pädagogium
von Dr. Fischer,
9 Jahre 1. Lehrer
des verstorb. Dr. Killisch.

[illegible]
Maschinenbau Unterricht
Anstalt

Töchternpensionat
Dedie-Juillerat
in Rolle [illegible]

Kurbedürftige [illegible]

Für Nervenleiden!
[illegible]
Aug. Schmidt, Stralsund, [illegible]

Dr. med. Haupt.
Kurhaus für Nervenkranke u. Erholungsbedürftige
Tharandt bei Dresden.
[illegible]

Junge Mädchen, [illegible]
Schulvorſteher [illegible]

Aerzten oder Pädagogen
[illegible]

═ Schweiz. ═

Vierwaldstätter-See.
437 Meter über Meer.
Grösstes Touristen-Centrum der Schweiz.
Schnellzüge nach allen Richtungen.
180 Hôtels und Pensionen
mit 11,000 Betten für alle Ansprüche.

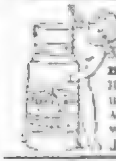
Dr. med. Lahmann's
SANATORIUM
(Naturheilanstalt) auf
Weisser Hirsch bei Dresden
[illegible]
Dr. Lahmann's [illegible]

Dr. Kadner's Sanatorium,
Niederlössnitz bei Dresden.
[illegible]

Erdbeerwein-Mousseux.
Feiner Dessertwein — vorzüglicher Zusatz zu Bowlen [illegible] Mk. 18.— [illegible] ärztlich begutachtet und empfohlen [illegible] Mk. 10. [illegible]
Max Hassen, Frankfurt a. M.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.
[illegible] Central-Bureau in Trier a. d. Mosel.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
(Dosis für Erwachsene 1—2 Gramm)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
[illegible] Dr. Knorr's Antipyrin [illegible] „Dr. Knorr" [illegible]



CRÈME SIMON
beseitigt **in einer Nacht** [illegible], Lippenrisse, ist unersetzlich gegen **aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe** und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche [illegible] von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS [illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, [illegible] Unterleibs- und Hautkrankheiten [illegible]

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Griechische Weine
1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten Claret, herb und süss, Flaschen und Kiste frei, versendet zu
19 Mark
J. F. Menzer
Ritter des königlich griech. Erlöser-Ordens
Neckargemünd.
Erstes und ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
[illegible] zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten etc. [illegible] zur Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao [illegible]

Eberlbräubier | **Eberlbräubock**
Exportbier ab Mitte Februar | verſandtfähig Mitte März
[illegible] in tadelloſer Güte [illegible]
Die Aktienbrauerei zum „Eberl-Faber" in München.

Prämiirte ächte
SODENER
MINERAL-PASTILLEN
(bereitet aus den Salzen der berühmten Gemeinde-Quellen 3 und 18), welchen durch die Jury der Internationalen Ausstellung in Brüssel die Silberne Medaille zuerkannt wurde, sind in allen Apotheken (Schachtel à 85 Pf.) erhältlich. Um sicher zu sein, keine nachgeahmten Sodener Mineral-Pastillen zu erhalten, verlange man nachdrücklichst FAY's ächte Sodener Mineral-Pastillen und beachte, dass die verabreichte Schachtel nebenstehende Controlmarke mit der facsimilirten Unterschrift: PH. HERM. FAY trägt.

Über Land und Meer.

№ 21.

61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Zwei Menſchen.

Novelle
von
Klaus Zehren.

(Fortſetzung.)

Viele lange, bange Stunden hat Bodo an dem Krankenlager ſeiner Braut geſeſſen und ihre fieberheiße kleine Rechte in ſeiner Hand gehalten. Sie war nie ruhiger, als wenn er in ihrer Nähe weilte, wenngleich ſie in den erſten Tagen nur wenige Momente zur Beſinnung kam und dann ſelbſt kaum zum vollen Bewußtſein gelangte, daß der ernſte Mann, der ſo ängſtlich mit den Augen jeden Atemzug belauſchte, der von ihren brennenden Lippen ſich löſte, ihr Verlobter ſei.

Dank ihrer kräftigen Konſtitution erlag Käthe nicht dem Nervenfieber. Sie iſt nun ſchon auf dem Wege der Beſſerung.

Frau Roland und Viktor ſind abgereiſt, und von der Rekonvaleszentin wird Bodo mit glückſeligem Lächeln oft ihr großes Kindermädchen genannt. Keiner vermag wie er zu erraten, was ihr angenehm ſein könnte, — ob ſie in dieſem Augenblick gerne vor dem Fenſter im Herbſtſonnenſchein ſitzen möchte und nach kurzer Zeit ſchon wieder fröſtelndes Verlangen nach dem Ofen habe. Jeder Gedanke, jeder Impuls ſeines Herzens konzentrirt ſich in dem Verlangen, ſeiner armen kleinen Käthe die Gedanken von der Stirn abzuleſen. Selbſt ſeine Mutter vernachläſſigt Bodo jetzt zuweilen, aber ſie freut ſich ſtill lächelnd über das Glück ihres Sohnes, den die Liebe ſo völlig umgewandelt hat.

Sonnenſchein, Frühlingsluft herrſcht in Rheinfelden, trotzdem die erſten Herbſtſtürme zuweilen ſchon um den hohen Giebel brauſen und die Blätter von den Bäumen gefegt haben.

Fritz hat an Käthe einen reizenden Brief geſchrieben, wie ſie mit einer Thräne der Rührung im Auge verſichert. Er bittet ſeine kleine Schwägerin nur, gegen den großen Bruder recht lieb und gut zu ſein. Sie ſolle es ihm ſelbſt aber nicht übel nehmen, daß er nach zu hohen Trauben habe greifen wollen.

•

Käthe ſitzt auf der Veranda, deren Seiten durch große Glasſcheiben jetzt, der rauheren Jahreszeit

„Bitte ſchön!“ Gemälde von F. Schleſinger.

wegen, geſchloſſen ſind und deren Inneres durch ein luſtig im Kamin flackerndes Holzfeuer angenehm durchwärmt iſt. Ihr gegenüber ſitzt der alte Oberſt von Plankwitz, deſſen Tochter den Winter in der Reſidenz verlebt, während er auf ſeinen ſpeziellen Wunſch allein in Lehndorf zurückgeblieben iſt. Von dort aus fährt er wöchentlich mehreremale hinüber zu ſeiner kleinen franzöſiſchen Lehrerin in Rheinfelden, doch ſind die franzöſiſchen Lektionen nur ein Vorwand, um recht oft Gelegenheit zu haben zu einem Beſuche in der Nachbarſchaft. Meiſtens liegt die Grammatik unberührt auf dem Tiſche, und die beiden unterhalten ſich im beſten Deutſch über dieſes und jenes.

Käthe muß über den alten, wunderlichen Herrn mit dem biederen Herzen und der offenen Ausdrucksweiſe oft herzlich lachen, und der Beſucher iſt nur zu froh, wenn er aus dem öden Euleneſte, wie er Lehndorf nennt, einige Stunden heraus kommt. Er iſt immer luſtig und guter Dinge, ſpielt mit Käthe Domino und mit Bodo Sechsundſechzig, macht der alten Gräfin, vor welcher er einen hölliſchen Reſpekt hat, in höchſt ehrerbietiger Weiſe den Hof und bleibt ſtets ein gern geſehener Gaſt.

„Sagen Sie mir, Fräulein Käthe, wie hat eigentlich Graf Welcken es angefangen, ſich mit Ihnen zu verloben?"

„Müſſen Sie das durchaus wiſſen?" antwortet die Gefragte lächelnd, während ein leichtes Rot ihre immer noch ſchmalen Wangen färbt.

„Na, Neugierde iſt nicht gerade meine ſchwache Seite. Aber ich möchte doch wohl hören, wie er das angefangen hat. Wiſſen Sie, damals, als Sie nach der Jagd bei uns waren und ich ihm ſagte, daß Sie eine famoſe Frau für ſeinen Bruder ſein würden, war er kalt wie eine gute Hundenaſe. Er iſt jetzt zwar anders geworden, aber die paar Haare, die ich noch habe, gäbe ich darum, zu wiſſen, wie er ſeinen Antrag herausgebracht hat."

„Er hat mir gar keinen Antrag gemacht," platzt Käthe heraus.

Der alte Herr zieht die Augenbrauen in die Höhe und ſchüttelt bedächtig das Haupt.

„Ich glaube faſt, er hat Sie gerufen, ſich eine geladene Piſtole vor den Kopf gehalten und geſagt: ‚Nimmſt Du mich nicht, ſo ſchieße ich mich tot!'"

Käthe macht ein ernſtes Geſicht.

„Wenn er das gethan hätte, würde ich nie Ja geſagt haben. Einer ſolchen Albernheit wäre Bodo überhaupt nicht fähig geweſen."

„Larifari; ich glaube doch; er hätte es gethan. Man muß ihn nur jetzt ſehen, dann würde jeder ſagen, daß er nichts Dummes gemacht hätte, wenn er nach einer abſchlägigen Antwort von Ihnen mit ſich kurzen Prozeß gemacht haben würde. Sehen Sie, dort kommt er die Allee herauf mit Förſter Wilding; jetzt ſchwenkt er den Hut und lacht über das ganze Geſicht. Wie er elaſtiſch geht, der kleine Förſter macht bereits Laufſchritt neben ihm her."

Käthe nickt und winkt Bodo entgegen, der von dem Morgenanſtand zurückkommt. Ihre großen Augen ſtrahlen, als ſie den Mann, deſſen Herz ihr gehört, ſo jugendfriſch mit leuchtendem Antlitz daherſchreiten ſieht.

„Guten Morgen, Herr Oberſt, und guten Morgen, Käthe!" ruft Graf Welcken und drückt der letzteren einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

Käthe ſtreicht ihm liebevoll über die blonden Haare und fährt mit dem Taſchentuch lachend über ihren roten Mund.

„Pfui, Bodo!" ruft ſie ſcherzend. „Dein Bart iſt ganz naß und kalt."

„Thut nichts, Kind, es iſt Waldestau. Der iſt geſund und beſſer als alle Medizin," antwortet er heiter und ſetzt ſich an den Frühſtückstiſch mit Wilding zuſammen.

„Haſt Du denn den ſtarken Bock nicht geſchoſſen?" fragt Käthe.

Bodo zwinkert über das gefüllte Weinglas hinüber dem Förſter zu und tritt ihn, pfiffig lächelnd, derb auf den Fuß.

Doch derſelbe läßt ſich nicht ſtören.

„O, du heiliger Hubertus," ſagt er etwas mißmutig, „früher ſchoß der Graf ſchlecht, jetzt ſchießt er überhaupt nicht mehr! Ich ſtelle ihn natürlich heute früh auf den Fleck, wo der Bock immer herauswechſelt, und gehe ſelbſt langſam mit dem Nero durch das Holz hindurch, um den Bock zuzutreiben. Als ich beim Herrn Grafen ankomme, frage ich natürlich, da es nicht geknallt hat: ‚Nun, iſt der Bock hier nicht herausgekommen?' Nun bitt' ich einen, was antwortet der Herr: ‚O ja, herausgewechſelt iſt er ſchon, hat ſogar auf dreißig Schritt wohl zwei Minuten vor mir geſtanden. Aber ich hatte vergeſſen zu laden, da haben wir uns nur gegenſeitig angeäugt wie gute Bekannte.'"

„Bomben Element, wie kann das einem alten Jäger paſſiren!" ruft der Oberſt.

„Nicht wahr, das ging mir auch über den Spaß," fällt Wilding beſtätigend ein; „ehe ich meine Alte heiratete, war ich doch darum ein ordentlicher Jägersmann."

„Alſo ſoll ich es ſchuld haben! Warte, Bodo. Du zerſtörſt noch die alte Freundſchaft zwiſchen Wilding und mir."

Der Graf wirft ihr nur einen lachenden Blick zu, ſteckt ſich nach dem beendeten Frühſtück eine Cigarre an und ſagt nichts, wenn man ſeine allerdings beredten Augen und den Ausdruck, der in denſelben liegt, nicht als Erwiderung gelten ließe. Dieſelbe würde etwa lauten: Wären die beiden Alten nicht hier, ſo nähme ich deinen reizenden Kopf zwiſchen beide Hände und küßte dich, bis du kein Wort mehr ſagen könnteſt.

Käthe verſteht ſeine Blicke und zeigt ihre weißen Zähnchen, von denen der Oberſt immer behauptet, daß ſie falſch ſeien. Heutzutage hätte keine Dame mit achtzehn Jahren noch ihre eigenen Zähne.

„Ja, ja, ein Verlobter iſt für alles andere nicht mehr zu gebrauchen."

„Oho!" ſagt Bodo und reckt ſeine kräftigen Arme gemächlich in die Höhe, „das käme auf den Verſuch an. Wetten, daß ich Sie, Herr Oberſt, noch von hier nach Lehndorf auf dieſen Armen wie ein Wickelkind hinübertrüge?"

„Danke gehorſamſt! Müßte ein ſchönes Bild ſein. Das meine ich nicht, möchte nebenbei nicht mit Ihnen anbinden, lieber Graf. Aber ich hatte nur die Vernunft im Sinne."

„Ja, was nützt mir der Kopf, der macht mich mit allem Grübeln nicht vergnügt; wenns Herz nur froh iſt, das iſt die Hauptſache; was, Käthe?"

Sie nickt ihm zu und hält ihm ihre Hand hin. Die anderen lachen. Der Förſter, weil er ſich freut, daß ſein Herr doch wieder heiter lachen kann, und der alte Oberſt, weil er auf Bodos draſtiſche Bemerkung nichts zu erwidern weiß.

*

An demſelben Abend ſitzen die Tante, Käthe und Bodo in dem gemütlichen Wohnzimmer und beſprechen die Vorbereitungen zur Hochzeit, welche im März ſtattfinden ſoll.

Bodo beteiligt ſich wenig an dem Geſpräch. Er ſagt zu allem Ja und unterbricht die weitläufigen Für und Wider ſeiner Mutter:

„Ach was, es bleibt eben alles ſo, wie es jetzt iſt! Mir iſt es ganz egal, ob Käthe im weißen Atlaskleide oder mit einer Küchenſchürze in die Kirche geht und ob wir zum Diner fünfzig Perſonen einladen oder nur Wilding mit ſeiner ſogenannten Alten. Die Hauptſache bleibt, daß ich und Käthe dabei ſind, und das wird, ſo Gott will, der Fall ſein. Ob wir nach der Trauung Erbsſuppe mit Blutwurſt eſſen oder Hummermayonnaiſe, iſt ebenfalls ganz gleichgiltig."

Die Gräfin Welcken ſchüttelt den Kopf:

„Es iſt mit Dir nichts anzufangen, Bodo, die Hochzeit iſt doch in N.... bei Käthes Mutter, und dieſe muß wiſſen, wen wir einladen wollen, auch Käthes Wünſche kennen, um ihre Vorbereitungen machen zu können."

„Ach ſo; na, meinetwegen! Macht, was ihr wollt, mir iſt alles recht. Laßt mir nur mein Zimmer unverändert, ſteckt mir keine Portièren, an denen man immer mit den Haaren hängen bleibt, und keinen Teppich hinein, den meine jungen Jagdhunde doch in acht Tagen in tauſend Fetzen reißen würden."

„Nun ſei endlich ruhig," lacht Käthe und hält ihm die Hand auf den Mund.

„Au, Du haſt mich gebiſſen!" ſchmollt ſie und beſieht ihre feinen Finger.

„Siehſt Du wohl, das kommt davon, wenn Du Deinem künftigen Herrn das Sprechen verbieteſt. Na, nun weiter, ich höre ganz geduldig zu, aber fragt mich nicht."

Die Damen ſind mit ihrer Unterhaltung zum Schluß gekommen.

„Willſt Du mit Käthe eigentlich nach der Hochzeit eine Reiſe machen, mein Sohn, oder wie denkſt Du darüber?"

„Müſſen wir das jetzt ſchon beſtimmen?" weicht der Gefragte aus.

„Nun ja, wenn ihr eine Reiſe macht, dann fahre ich direkt nach der Hochzeit hieher und richte euch das Heim ein. Wollt ihr aber gleich hieher, dann bleibe ich noch einige Wochen bei Käthes Mutter und laſſe euch ungeſtört, bis ihr mich haben wollt."

„So, daran habe ich wahrlich noch nicht gedacht, Mama."

Er zwinkert vergnügt zu Käthe hinüber, um ſie zu veranlaſſen, das Wort zu ergreifen.

Dieſelbe thut den Mund nicht auf, ſondern ſpielt geſenkten Auges mit den Franſen der Tiſchdecke.

„Nun, ſprich Dich nur aus," drängt die Mutter.

Bodo wickelt bedächtig das losgegangene Deckblatt ſeiner Cigarre feſter.

„Du lieber Gott, was ſoll ich nun ſagen? Du weißt, Mama, daß ich noch keine Hochzeitsreiſe gemacht habe und deshalb dieſer von Dir angeregten Frage völlig urteilslos gegenüberſtehe."

Die Damen lachen.

„Ihr könnt das ja zuſammen verabreden und dann euren Entſchluß mir mitteilen. Ich möchte euch nicht beeinfluſſen mit euren Wünſchen."

Bodo hat ſeinen Stuhl neben Käthes Sitz geſchoben und den Arm um ihre feine Taille gelegt, während ſie ihren Kopf an ſeiner breiten Schulter ruhen läßt. Mama Welckens Stricknadeln klappern in regelmäßigem Takte.

Die Verlobten unterhalten ſich halblaut. Sie ſprechen nicht ewig dasſelbe wie ſonſt Brautpaare zu thun pflegen, ſie girren nicht wie zwei verliebte Turteltauben, ſondern tauſchen ganz vernünftig und ruhig ihre Gedanken aus. Bodo freut ſich immer dabei über Käthes vernünftige und kluge Anſichten und iſt entzückt über die Harmonie von Herz und Kopf bei dem reizenden Mädchen, was freilich nicht ausſchließt, daß er häufig anderer Meinung iſt wie ſie und dieſes auch rückhaltslos ausſpricht. Sie können ſich nicht zanken, weil Käthe nicht kleinlich iſt und in wichtigen Dingen doch vor der Anſicht Bodos einen großen Reſpekt hat. Nur zuweilen wundert ſich Bodo über einen gewiſſen ſchwärmeriſchen, beinahe phantaſtiſchen Zug im Gemüt ſeiner Braut. Sie kann die ihm ganz real erſcheinenden Dinge in beſonders enthuſiaſtiſcher Weiſe auffaſſen. Es liegt ohne Frage ein Hang zur Schwärmerei in ihrem Weſen, den man aus ihrer lebensluſtigen, heiteren Art zu ſprechen bei oberflächlicher Bekanntſchaft niemals herausfinden würde. Wer ſie ſo ſehen könnte, wenn ſie der Gräfin Welcken vorlieſt, und beſonders wenn ſie, wie ſie es mit Paſſion thut, aus einem Lieblingsſchriftſteller vorträgt! Es muß ſchon in ihr als Kind ein merkwürdiges Intereſſe für klaſſiſche Literatur geſteckt haben, denn ſie kennt die meiſten Monologe aus Dramen wie Don Carlos, Wallenſtein, Jungfrau von Orleans auswendig. Gelangt ſie an eine beſonders erregende Scene beim Vorleſen, dann ſcheint ſich ihr ganzes Weſen zu verändern. Sie ſpringt oft auf und begleitet das Geleſene mit Bewegungen, welche beweiſen, wie innerlich ihr Herz von eines Dichters Worten getroffen werden kann.

Wenn dann Bodo halb erſtaunt in ihre großen, faſt fieberhaft glänzenden Augen blickt, wenn die Worte, welche von ihren Lippen fallen, ſo unmittelbar ergreifend an ſein Ohr ſchlagen, dann kommt ihm oft ein Bangen: Iſt ſie nicht zu etwas anderem beſtimmt, als mein einfaches Weib zu werden?

Und er zwingt ſich dann mit einem Witzwort oder Scherz, um ſeine Käthe, wie er ſagt, mit den Füßen wieder auf die Erde zu bringen. Sie nimmt das auch nicht übel, aber es dauert immer geraume Zeit, ehe der Eindruck, den das Geleſene auf ſie gemacht, aus ihren Zügen, aus ihrer Haltung verſchwindet.

Die Stricknadeln der Mama Gräfin, wie Käthe ſie ſcherzend nennt, klappern bereits in unregelmäßigeren Zwiſchenräumen, weil die fleißigen Hände der Matrone oft ruhen und dieſelbe mit unendlicher Liebe den Blick auf das hübſche Paar richtet.

Schließlich hört das leiſe Geräuſch ganz auf, die Gräfin neigt das edle Antlitz, umrahmt von ſilbernen Locken, auf die Seite und ſchlummert ein.

Die beiden merken es kaum.

„Was iſt nun Deine Anſicht über die Hochzeitsreiſe, Käthe?“

„Ich möchte am liebſten gleich nach Rheinfelden fahren, wenn ich aufrichtig ſein ſoll.“

„Ich habe denſelben Wunſch; denn erſtens finde ich es ſehr albern, in einer Zeit, wo man ſich nur gegenſeitig gehören will, unter lauter fremden Menſchen und Umgebungen zu reiſen. Man hat nichts wie ewige Gêne. Zweitens wirſt Du eine allerliebſte kleine Frau ſein, und jeder, dem wir begegnen, wird Dich deshalb angaffen, was Dir und mir unangenehm ſein würde.“

„Biſt wohl eiferſüchtig?“ neckt Käthe.

„Das nicht, aber hier in Rheinfelden wird es gerade im Frühjahr ſo reizend. Lieber wollen wir nächſten Winter eine Reiſe nach dem Süden machen.“

„Gut, alſo wir ſind einer Meinung. — Weshalb ſahſt Du mich heut morgen, als Wilding von eurer Jagd berichtete, ſo verſchmitzt an?“

Bodo bekommt einen roten Kopf und greift in die Taſche, aus welcher er ein Notizbuch herauszieht und es Käthe reicht mit den Worten:

„Wenn Du durchaus den Grund meiner Unachtſamkeit wiſſen willſt, ſo lies dieſes, aber erſt, wenn wir uns ‚Gute Nacht‘ geſagt haben.“

*

Käthe ſitzt an ihrem Toilettentiſch und lieſt:

„Jägerleben, friſch und fröhlich,
Jagen durch den grünen Tann'
Iſt des Mannes höchſte Freude,
Läßt das Herz ihm höher ſchlagen.
Seinen Nero ihm zu Füßen
Lag er unter dichtem Erlbuſch,
Lauſchte, ob aus nahem Walde
Ihm ein Rehbock käm' zu Schuſſe.
Friedlich war der Abend.
Leiſe ſtrich durch Gräſer, Sträucher
Juliabends milder Lufthauch.
Käfer ſummten in den Lüften,
Grillen zirpten auf der Wieſe.
Friedlich ſank die liebe Sonne
[illegible] ſanft [illegible]
Fein und leiſe ſurrten Mücken
Um die Hände, um die Wangen
Kraftvoll jungen Weidgeſellen.
[illegible] er kaum aus ſeiner Taſche
Kurze Pfeife, brennend [illegible],
Zog mit innerem Behagen
Kleine Wölkchen aus und ſagte:
‚Wahrt euch, kleine Unruhſtifter.
Ruhig, Nero, alter, braver!
Darfſt auch nicht die Naſe regen,
Denn das Rehlein, das vom Holze
Zieht zum Äſen auf die Wieſe,
Tritt gar langſam, eh' zum Schmauſe
Es verläßt des Waldes Dunkel.
Wird wohl noch ein Stündlein dauern,
Eh' unſer vielbegehrter,
Oft geſpürter Bock heraustritt.‘
Nero zwinkt verſtändnisinnig
Mit den Lichtern,
Legt auf ſeine Vorderläufe
Dann den Kopf. Ergebungsvoll
[illegible] er mit [illegible].
Tiefe Ruhe herrſcht [illegible]
Beide lauſchen, Hund und Jäger.
Nero freut ſich ſchon im Stillen,
Daß nach ſeiner Meinung Beute
All die Häſlein, welche jetzt noch
Irrend um die Wieſe trappeln,
Werden ſein herangewachſen
Auf der dürren Haferkoppel,
Auf Kartoffelfeld und Erbſen
Wird die gute Hundenaſe
Sie ſchon finden.
Doch der Jäger denkt an anders:
An zwei braune Mädchenaugen,
Kindlich rein, und doch voll Schalkheit,
Die ihn oft ſchon angelächelt.
Horch, da knackt ein dürres [illegible]'
Langſam, ſichernd, mit zur [illegible]
Aus dem dunklen Tannenwalde
Tritt das Böcklein. Zierlich ſetzt er
Seine ſchlanken, hohen Läufe
Auf der Wieſe zarten Teppich.
Aus dem Ueberfluß nun ſucht er
Sich die kräft'ge Abendmahlzeit.
Iſt ein alter, ſchlauer Burſche,
Der nicht nur die Maſſe liebet,
Sondern ſeinem lecker'n Gaumen
Nur die ſaft'gen Kräuter ausſucht,
Wandelt drum auf [illegible]
[illegible] langſam weiter.
Schußbereit, die Hand am Drücker,
Kniet der junge Weidgeſelle.
Recht behutſam jetzt die Büchſe,
Bringt mit ſich'rem Jägerauge
[illegible] und Entfernung.
Sind ja kaum zwanzig Schritte.
Wenn der Bock nur wollte endlich
Eine kleine Wendung machen!
Jetzt von hinten ſtreicht ein [illegible],
[illegible] Schütze ängſtlich.
Da, jetzt hebt vom duft'gen Kraute,
Aengſtlich äugend, [illegible],
Er den Kopf hoch!
Richtet ſeine großen Lichter
Spähend auf die dunkle Stelle,
Wo der Jäger liegt im Anſchlag.
Dieſer ſieht mit ſcharfem Blicke
In des Rehes braune Lichter,
Zögert dann und ſenkt die Büchſe.
Schnaubend mit zwei kräft'gen Sprüngen
Das verſcheuchte Wild zu Holze.
Nero iſt höchſt verwundert.
Gänzlich unverſtändlich iſt ihm
Seines Herren ſeltſam Gebahren,
Blickt mit ſeinem treuen Auge
Vorwurfsvoll zum Weidmann aufwärts.
Dieſer lacht und ſtreichelt liebkoſend
Ueber Neros braune Stirne
Mit der ſonnverbrannten Rechten.
Ja, ja, Alter,
Wunderlich und unbegreiflich
Schein' ich dir. Begreif' es ſelbſt kaum,
Wenn des Rehes klare Lichter
Nicht in jenem Augenblicke
Mir nicht ſo [illegible] lebhaft
An zwei holde, rehbraun' [illegible],
Mir ſo lieb und werte Aeuglein
Gar zu ſehr gemahnet hätten,
Und da ſchwamm's mir vor den Augen,
Drückte mit dem beſten Willen
Meinen Finger nicht zum Drücker.
Sankt Hubertus woll's verzeih'n mir.“

*

„Dank' Dir, Geliebter,“ flüſtert Käthes reizender Mund, ehe ſie einſchläft.

V.

Das Brautpaar iſt aufgeſtanden vom Hochzeitsmahl, an welchem der Förſter Wilding trotz ſeines Sträubens teilnehmen mußte.

Fritz iſt vergnügt wie früher und hat von ſeiner neuen Schwägerin ſogar einen ganz verwandtſchaftlichen herzhaften Kuß bekommen, bei welcher Gelegenheit ihm trotz ſeiner Freude ein leichter Neid gegen ſeinen Bruder aufſteigen will. Doch gelingt es ihm, dieſes dumme Gefühl, wie er es nennt, mit einigen Gläſern Wein vollſtändig hinunterzuſpülen.

Frau von Lehndorf iſt aus begreiflichen Gründen nicht gekommen, dagegen ihre Brüder und ihr alter Vater, welcher ein famoſes „Hoch“ auf das junge Paar ausgebracht hat mit leiſer Anſpielung darauf, daß das erſte Kind in einer gräflich Welckenſchen Ehe ſchon ſeit zwei Jahrhunderten ſtets ein Junge geweſen ſei. Infolge dieſer kleinen Anſpielung iſt Käthe errötet, und Bodo hat dem Redner einen wütenden Blick zugeworfen, obgleich er bemerkt, daß die Naſe des alten Oberſt wie ein Leuchtturm bei Springflut glänzt. Bei Hochzeiten errötet die Braut eben über alles, und der Bräutigam iſt über alles wütend. Das iſt nun einmal ſo.

Käthe, von ihrer Mutter begleitet, eilt raſch in ihr Zimmer, um die Toilette zu wechſeln.

Der junge Ehemann nimmt Abſchied von ſeiner Mutter. Dieſelbe iſt nicht traurig, ſie vergießt auch keine Thränen, wie es ſonſt Mütter für ihre Pflicht halten, ſondern drückt nur den Sohn ans Herz und ſagt einfach: „Habe ſie recht lieb, mein Sohn, und vergiß nicht, daß Deine Frau noch ſehr jung iſt und Nachſicht verdient.“

„Ja, Mutter,“ ſagt er und küßt ſie, die er am meiſten liebt nach ſeiner Käthe, lächelnd auf die Stirn. Noch ein Händedruck, und er geht hinaus, um ſich in einen bequemen Reiſeanzug zu werfen.

Frau Roland iſt ihrer Tochter behilflich beim Umkleiden. Die alte Dame iſt in roſigſter Laune.

„Gott ſei Dank, daß der Trubel vorüber iſt! Ich ſehne mich ſo nach Ruhe.“

„Ganz begreiflich, mein liebes Kind,“ ſagt die Mutter gutmütig und nimmt Käthe den grünen Myrtenkranz aus den welligen Haaren.

„Eigentlich iſt Bodo viel zu gut für mich, ich verdiene kaum, ſein Weib zu werden. Findeſt Du nicht auch, Mama?“

„Bewahre, keine Prinzeß kann ſchöner ſein als Du. Die ganze Stadt war entzückt über Dein Ausſehen. Es war doch gut, daß wir zum Brautkleide crêmefarbenen Atlas ſtatt weißen nahmen. — Er kann wohl lachen, der alte Griesgram, daß er ein ſolch junges, blühendes Mädchen wie Dich bekommen hat!“

„Sage das nicht, Mama!“ ruft Käthe bittend.

Frau Roland antwortet nicht; ſie iſt eifrig beſchäftigt, die Schnur der Atlastaille zu löſen, in welche ein Knoten geſchlagen iſt.

Die Portière, welche das Nebenzimmer ſchließt, bewegt ſich leiſe.

„So, endlich habe ich den Knoten beſeitigt! — Wenn Dein Gemahl auch älter und langweiliger iſt wie ſein jüngerer, liebenswürdigerer Bruder, ſo iſt er doch der Majoratsherr, und das hat mein kluges Kind wohl gewußt, nicht wahr, Käthe?“

Dieſelbe antwortet nicht direkt. Wozu ſoll ſie der Mutter dieſen Gedanken ausreden? Sie würde ſie doch nicht überzeugen, und was thut es? Vor allen Dingen fühlt ſie ihr Herz rein von jedem früheren Gedanken in jener Beziehung, und Bodo vertraut ihr.

„Nun ſitzt wieder die Brillantnadel in meinen dummen Haaren feſt,“ ruft ſie ungeduldig; „hilf mir einmal, Mama.“

„So, da iſt ſie ja ſchon heraus! Das muß man ſagen, mein Schwiegerſohn hat mit Brillanten nicht geknauſert. Sieh nur, wie die Steine blitzen!“

„Still, Mama, war nicht jemand im Nebenzimmer? Es war mir, als ob die Thür geſchloſſen würde.“

Frau Roland geht zur Thüre und leuchtet durch die Portièren in den dunklen Raum.

„Unſinn! Wer ſollte es ſein?“

„Ich dachte, Bodo käme vielleicht, um mich abzuholen. Ich habe den Wagen vorfahren hören.“

Käthe iſt fertig mit Umziehen.

Sie umarmt die Mutter und ſagt mit Thränen im Auge: „Leb wohl, liebe Mama, ich ſchreibe bald, und ſage, bitte, ſolch häßliche Worte nicht wieder wie vorhin. Ich hätte ihn lieb gewonnen und wäre er bettelarm.“

„Na, nur nicht ſo ſchwermütig! Kopf hoch, es war ja nicht ſo gemeint. Komm nur, Dein Mann wird wohl ſchon unten warten.“

Im Hausflur ſpringt ihnen Viktor entgegen und ſchlingt ſeine Kinderarme liebkoſend um Käthes Hals, die ſich mit Thränen im Auge zu ihm herabbeugt.

„Sei recht artig, lieber Viktor, ſchon mir zu liebe, und mache der Mama keine Sorgen.“

Der wilde Junge ſagt treuherzig:

„Ich will immer artig ſein, Käthchen, aber dann darf ich auch in den großen Ferien nach Rheinfelden kommen und auf dem Pony reiten.“

„Wir müſſen fahren,“ ſagt hinter den beiden eine tiefe Stimme.

Bodo Graf Welcken bietet ſeiner Gemahlin den Arm. Käthe ſieht etwas erſchreckt in ihres Gatten Geſicht. War's ihr doch, als ob ſeine Stimme wieder denſelben Klang habe wie früher. Doch im Flur iſt es etwas dunkel, unruhig flackern die Lampen im Zugwinde, der durch die geöffnete Hausthür hineinweht.

Sie fahren dahin durch die dunkle Märznacht, nur wenige Silben haben ſie miteinander gewechſelt.

Als ſie im Wagen ſitzen, der das junge Paar von der Station abgeholt hat, lehnt Käthe müde den Kopf an Bodos Schulter. Sie merkt nicht, wie ſein Arm zurückzuckt. „Sind wir bald am Ziel, Bodo?“ fragt ſie ſchläfrig.

„Ja, bald,“ murmelt er.

„Du ſprichſt ſo eintönig.“

„Findeſt Du?“

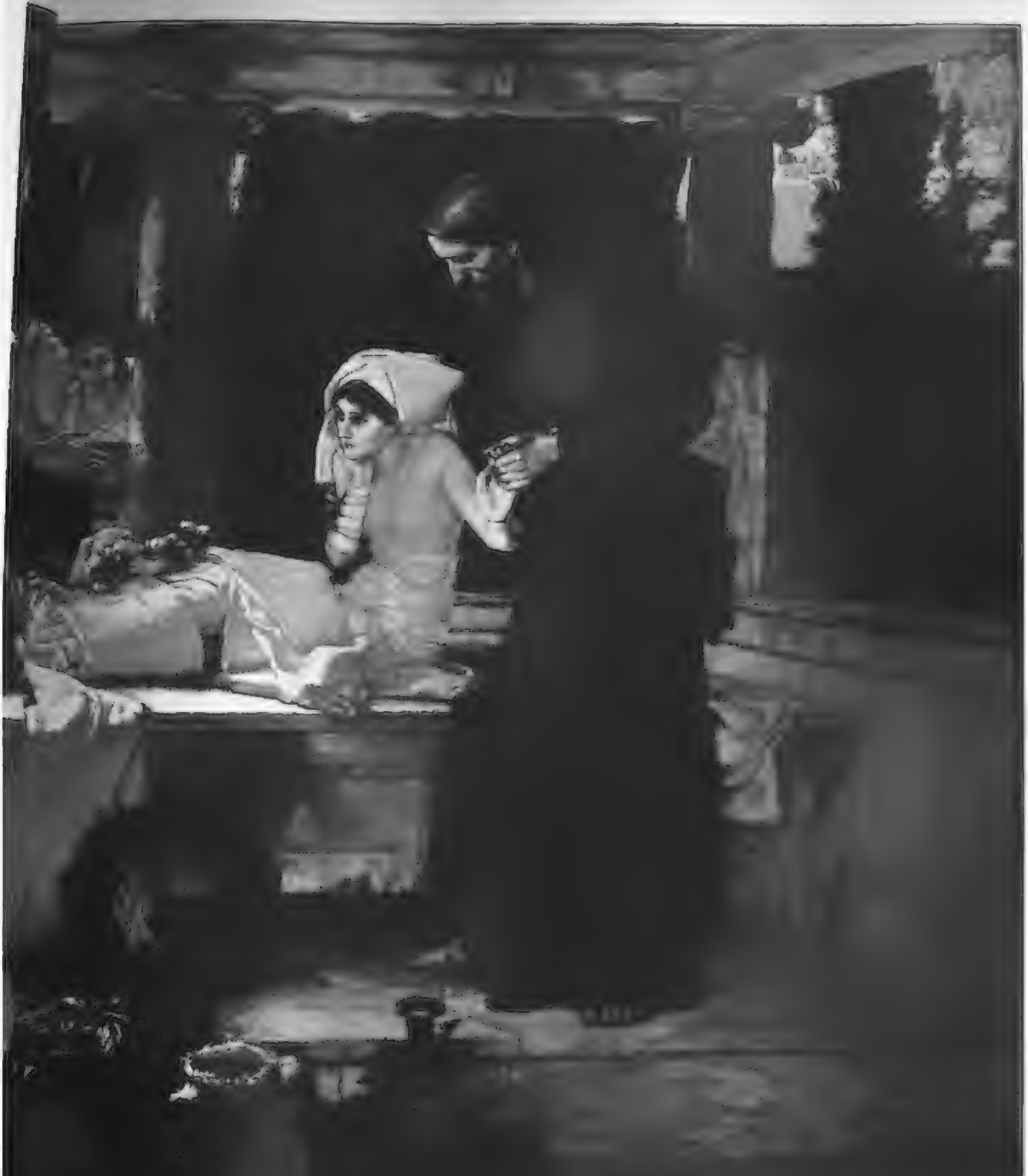
Dann ſchlummert ſie ein. Es iſt, Gott ſei Dank, dunkel im Wagen, ſonſt würdeſt du, junges Weib, bis in die Seele erſchrecken vor deines Mannes Antlitz!

Der Förſter Wilding würde den Ausdruck, den ſeines Brotherrn Züge tragen, verſtehen. Er hat das Geſicht ſchon einmal ſo geſehen; es iſt ſchon lange her, aber er würde es wiedererkennen.

Bodo hatte die Worte ſeiner Schwiegermutter gehört, als er vorſichtig das dunkle Zimmer durchſchritt, um anzufragen, ob Käthe mit ihrer Toilette fertig ſei. Er hat lautlos gewartet, ob ſein Weib die Anſicht ſeiner Schwiegermutter beſtätigen würde, aber ſie hat ja nur unmutig die Brillantnadel geſcholten, welche ſich in ihrem Haar verfangen hatte.

Die Auferweckung von Jairi

Nach einer Photograph



hlerlein. Gemälde von Albert Keller.

ranz Hanfſtängl in München.

Er iſt dann hinausgeſchwankt. Faſt wäre er einſam und allein in die dunkle Nacht hineingewandert, ohne Abſchied, ohne Erklärung, nur mit dem Wunſche, ſie nie wiederzuſehen. Aber dann trat ihm ſeiner Mutter Bild vor die Seele. Es wäre ſicherlich ihr Tod geweſen.

Leiſe berührt Käthes Haar ſeine Wange, er biegt wie bei der Berührung von etwas Giftigem den Kopf weit zur Seite.

Bodo hat ſich alle Empfangsfeierlichkeiten vorher verbeten bei ihrer Ankunft in Rheinfelden, darum erwarten nur die nötigſten Dienſtboten die junge Herrſchaft. An ſeinem Arme ſchreitet Käthe langſam die breite Treppe hinauf, welche zu ihren Gemächern führt. In ſeinem Arbeitszimmer, das neben ihrem Boudoir liegt, ſagt er zögernd:

„Geh nur voran, ich komme gleich nach. Nur muß ich erſt noch einen wichtigen Brief ſchreiben, deſſen Erledigung keinen Aufſchub verträgt."

Ohne ihn anzuſehen, ſchreitet ſie weiter. Sie achtet kaum auf ſein ſeltſames Benehmen. Es iſt ihr ſo bang ums Herz. Es iſt alles ſo ganz anders, wie ſie es ſich gedacht.

Das Mädchen iſt fortgeſchickt, nachdem ihre Herrin ein bequemes Gewand übergeworfen hat. Auf einem Tiſch iſt ein reichlicher Imbiß für zwei Perſonen angerichtet. Sie ſteht nachdenklich vor dem Spiegel in dem großen Gemach. Langſam löſen ihre Finger die dicken Flechten und fahren träumeriſch durch die Pracht ihrer ſtarken krauſen Haare. Allmälich ſinken die Arme herab, und gedankenlos ſtarrt ſie in das ſpiegelnde Glas, während ihre Hände, wie zum Gebet geſchloſſen, ihm Schoße ruhen. Das eigene Bild, es kommt ihr ſo fremd, ſo kalt, ſo verzerrt vor, daß ſie die Augen ſchließt, um es nicht mehr ſehen zu müſſen. — „Er kommt!" flüſtert ſie.

Im Nebenzimmer klirrt etwas. Käthe wendet halb das Geſicht nach dem Eingang, ihr Blick bleibt dort faſt ſcheu in lieblicher Verwirrung haften.

Die Thüre thut ſich nicht auf.

Pfeifend heult der Sturm im Rauchfang und rüttelt gewaltig an den geſchloſſenen Fenſterläden.

Sonſt alles totenſtill.

„Bodo!" ruft ſie leiſe. Noch einmal denſelben Namen.

Keine Antwort. Ein unheimliches Grauen ſchüttelt ihren Körper, als ſie die Thür öffnet. Es iſt dunkel im Nebengemach.

„Biſt Du hier, Bodo?"

„Hui!" pfeift der Wind als Antwort.

Ihr ſchaudert es durch Mark und Bein. Mit einer Kerze betritt ſie das Zimmer. Es iſt leer. Auf einem Tiſch liegen zwei Briefe. Das eine Couvert trägt die Aufſchrift: „An die Gräfin Käthe Welken", das andere: „An Graf Fritz Welken". Klirrend ſinkt ihre Hand mit dem ſilbernen Leuchter auf die Mahagoniplatte.

„Gott ſteh mir bei!" murmelt ſie mit bleichen Lippen und reißt das eine Couvert auf. Mit faſt irrſinnigem Ausdruck folgen ihre Augen den Zeilen:

„Liebe Käthe!

„Es war eine unbegreifliche Dummheit von mir, zu glauben, daß mich jemand um meiner ſelbſt willen lieben könnte! Ohne Abſicht hörte ich heute aus dem Munde Deiner Mutter, daß die Vernunft, welche ſie Dir von Jugend an eingeimpft hat, höchſt unvernünftig zur Wahl meiner Perſon geführt hat. Gott verzeihe Dir die Sünde! Ich thue es jetzt. Vielleicht war Deine Erziehung daran ſchuld. Ich kann Dich nicht wiederſehen. Es iſt ein Groll in mir, dem ich mich ſelber nicht gewachſen fühle. Es leben noch Menſchen, die mir nahe ſtehen, und deren Namen wollte ich ſchonen. Ich bin nicht ungerecht, daß ich Dich verlaſſe, ohne daß Du Dich rechtfertigen kannſt. Wozu? Ich würde alle jene Worte nur Deiner Mutter zur Laſt legen. Nun wohl, weshalb fand die Tochter kein Wort der Indignation gegenüber einer ſolchen Ausſprache? Du lieber Gott, die Nadel, die nicht aus dem Haare wollte, war ja weit wichtiger. Verſuche nie, mir durch Briefe oder auf andere Weiſe einreden zu wollen, daß ich unrecht hatte. Es wäre nutzlos. Lebe wohl, Käthe! Ich hatte es mir nicht ſo ſchwer, ſo todesſchwer gedacht, getäuſcht zu werden. Thu, was Du willſt, laß Dich ſcheiden; ich gebe in dem Briefe an Fritz die Erklärung, daß ich Dich böswillig, ohne Grund verlaſſen habe, ehe Du mein Weib wurdeſt. Aber wähle das nächſtemal mit dem Herzen! Für Deine Zukunft iſt geſorgt. Bodo Graf Welken."

Die Buchſtaben flirren und flimmern durcheinander. Sie hält das Blatt noch immer in Händen, dann beginnt ſie leiſe, mit ſtereotypem Lächeln, wie liebkoſend mit den Fingern über die Unterſchrift zu ſtreichen. Sie empfindet keinen Schmerz in dieſem Moment. Das Geſchehene iſt zu furchtbar, um es gleich zu faſſen.

Ihre ſchlanke Geſtalt beginnt zu ſchwanken, faſt nachtſchwarz lagern die dunklen Locken um ihr blutleeres Antlitz. Dann ein ſchwacher Wehlaut, und dumpf ſchlägt ihr Körper zu Boden.

Der Sturm wirft praſſelnd Regen und Eis gegen die Fenſter. Allmälich brennt die Kerze herunter. Sie flackert noch eine Weile, dann ſtirbt die Flamme.

Draußen jagt der Schnee in weißlichen Wolken wie Geſpenſter der Sturmnacht durch die Lüfte.

•

Als am andern Morgen die fahlen Herbſtſonnenſtrahlen durch dieſelben Fenſter hineindringen, in dasſelbe Gemach, wo einſt ſchimmerndes Mondlicht ein liebewarmes Mädchenherz nicht ruhen ließ, da hebt ſich wieder eine Geſtalt empor.

Lange Zeit lehnt Käthe am Fenſter und ſieht thränenlos mit leerem Blick hinaus in die noch winterliche Landſchaft, hinein in das kümmerliche Sonnenlicht, welches ſich mühſam durch jagende Wolkengebilde hindurchdrängt. Ein paarmal fährt ſie mit der kleinen Hand nach dem Herzen, und jedesmal ſchüttelt ſie wie verwundert das Haupt. Schlägt das Herz noch? Iſt es möglich, daß ihr Blut noch lebendig durch die Adern rinnt? Es ſcheint doch ſo. Sie ſieht ſogar den Knecht gähnend die Stallthüre im gegenüberliegenden Wirtſchaftsgebäude öffnen. Alſo ſie lebt wirklich noch, muß weiter leben.

Das blaſſe Weib ſagt es ſich ſelbſt wohl unzähligemale, bis der Gedanke Ueberzeugung gewinnt.

Nach einer Stunde bringt ein Diener eine Depeſche und einen Brief zur Poſt. Die erſtere lautet:

„An die Gräfin Welken. Mein Mann hat in wichtigen Geſchäften heute morgen abreiſen müſſen. Komme, ſo raſch Du kannſt, zu mir."

Der Brief iſt an Fritz Graf Welken adreſſirt.

Was wurde nun?

Bah, alles ganz natürlich! Die alte Gräfin kam und ſtand hoffnungslos mit geknicktem Mutterherzen vor dem Beginnen ihres älteſten Sohnes.

Fritz kam am andern Tage mit einer tiefen Furche zwiſchen den dunklen Brauen, die er vordem noch nicht in ſeinem jugendfriſchen Geſicht gezeigt hatte.

Was halfen alles Reden und alle Thränen? Käthe bleibt feſt dabei, daß ſie unter keinen Umſtänden die ihr von Bodo ausgeſetzten Revenuen annehmen würde, ſo wenig ſie die Scheidung beantragen könne. „Wozu das?" war ihre ſtete Antwort mit bitterem Lächeln. „Das Geld habe ich noch nicht verdient, und ſcheiden laſſe ich mich nur, wenn Bodo gegen mich klagt. Die Freiheit einer geſchiedenen Frau brauche ich nicht."

Dann war ſie abgereiſt zu ihrer Mutter.

Ein Brief voller Vorwürfe und Vorſtellungen, den Bodos Mutter an ihren Sohn ſchrieb, kam erſt nach vierzehn Tagen aus Paris zurück mit der Bemerkung, daß der Empfänger denſelben ſo weit geleſen hätte, bis der Name Käthe auf einer Zeile genannt worden ſei, darnach habe er denſelben ungeleſen zurückgeſandt. Nach Jahresfriſt denke er vielleicht nach Rheinfelden zurückzukehren.

•

Der Beſitzer kam auch wirklich wieder nach Verlauf faſt eines Jahres. Er ſah aus wie früher, nur krank, furchtbar krank. Kein Wort durfte über Geſchehenes erwähnt werden, und als das Mutterherz ſich doch einmal verleiten ließ, an die Vergangenheit zu rühren, da erwiderte Bodo keine Silbe, ſondern blieb drei Tage lang auf ſeinem Zimmer, ohne einen Menſchen zu ſehen.

Acht Tage ſpäter war er wieder abgereiſt, um ruhelos, gebrochen in der Welt umherzuirren. Er kam auch nicht zur Hochzeit ſeines Bruders Fritz mit der verwitweten Frau von Lehndorf.

Käthes Mutter ſtarb zwei Jahre nach der unglücklichen Hochzeit ihrer Tochter, wohl aus Gram über deren Geſchick und aus Aerger, daß dieſe von jenem Gelde nichts annehmen wollte. Sie hatte nie erfahren, daß ihr häßliches Wort am Hochzeitstage alles verſchuldete.

Es war ein langer, trauriger Brief, welchen Käthe nach Rheinfelden ſchrieb, in welchem ſie ihren Bruder Viktor der Fürſorge der Gräfin empfahl. Es könne ja für ihn das Geld verwandt werden, bis er herangewachſen ſei, beſonders, da ſie beabſichtige, unter anderem Namen als Schauſpielerin aufzutreten. Ihr Herz verlange nach einem Beruf, der alle Kräfte in Anſpannung verſetze, und wenn ihr Talent auch vielleicht keine großartigen Leiſtungen erwarten ließe, ſo würde ihr doch die Ausübung ihres Berufs über einige Jahre hinweg helfen. Käthe bat die Tante, ihr nicht zu grollen, weil ſie ſo eigenmächtig über ihre Zukunft verfüge, aber ſie ſtünde ja allein auf der Welt und ſei durch ihr Engagement für das deutſche Theater in New-York dem Geklatſche und Geſpötte der alten Welt fern genug gerückt.

(Fortſetzung folgt.)

Ein
Maſſenquartier reichshauptſtädtiſchen Elends.

Von

Hans W. Fiſcher.

II.

Nun zu den nächtlichen Obdachloſen! Es iſt ein großer Gebäudekomplex, eine Art Hallenkolonie, welcher hinter dem Vorderhauſe Deckung gefunden hat. Hier iſt jener Teil der Armen aufzuſuchen, die ohne dieſe Zufluchtsſtätte unter freiem Himmel übernachten mußten. Kein Raum iſt vorhanden, der nicht den Stempel der ſorgfältigſten Sauberkeit aufwieſe und dem Geiſte der Neuzeit Rechnung trage. Wie im Hauptgebäude gewahrt man auch hier Steintäfelung oder Moſaikboden, Hydranten und andere Vorrichtungen gegen Feuersgefahr. Von beſonderem Wert iſt die Badeanſtalt. Die Geſunden erhalten eine Douche (35 Grad), Schwächliche und Alte ein Wannenbad. Während dieſer Reinigung befördert ein Fahrſtuhl die Kleider der Obdachloſen in den Keller, wo ſie im Desinfektionsofen einer Hitze von 100 Grad ausgeſetzt werden. Dampfheizungsrohre durchziehen das ganze „Städtiſche Obdach", das in ſeinen bewohnten Teilen ſtets die gleiche Temperatur von 15 Grad zeigen muß. Und endlich die Kochküche! Drei mächtige Keſſel, die 650, 550 und 450 Liter faſſen, bilden den Senkingſchen Menageherd. Auch die nächtlichen Obdachloſen erhalten abends und morgens neun Zehntelliter Suppe und zu jeder Portion 200 Gramm Brot. — Ein faſt unglaublicher Andrang findet hauptſächlich in den Herbſt- und Wintermonaten ſtatt. Anfangs war die Unterbringung von 1000 Perſonen in Ausſicht genommen, ſpäter erhöhte man dieſe Zahl auf 1200; doch ſelbſt dieſe Summe wird überſchritten. Während der kälteren Jahreszeit finden ſich in der ſogenannten „freien Nacht" — von Samstag zu Sonntag — häufig an 1800 Perſonen ein. Sie haben dann keine polizeilichen Feſtſtellungen und eventuelle Siſtirung zu befürchten. Wer auch Aufnahme begehrt, hat nämlich abends in einem beſondern Bureau ſeine Perſonalien anzugeben. Am nächſten Morgen erfolgt ſodann von einem Kriminalbeamten die „Verwarnung". Dieſelbe beſteht darin, daß dem Betreffenden eröffnet wird, das Aſyl biete im Monat fünfmalige Benutzung; komme man im Laufe jener Friſt zum ſechstenmale, ſo erfolge die Vorführung vor den Polizeirichter; Sache des Aſyliſten ſei es deshalb, ſich um Arbeit zu bemühen, um nicht wegen „Arbeitsſcheu" beſtraft zu werden. Dieſe Strafe beginnt mit einem Tag Haft und endet in Wiederholungsfällen mit halb- bis zweijährigem „Arbeitshaus". Durchſchnittlich werden 25 bis 30 Perſonen allmorgendlich mit dem „grünen Wagen" nach dem „Molkenmarkt" geſchafft. Nur wenige der Verhafteten laſſen es auf eine wochenlange Unterſuchungshaft ankommen und führen den Beweis der Arbeitsbemühungen. Andere betrachten dagegen einen Winteraufenthalt im Gefängniſſe, wo es keine Exiſtenzſorgen gibt, als etwas Willkommenes.

Auch die Verwaltung des „Städtiſchen Obdachs" ſei kurz berührt. In dem beaufſichtigenden Magiſtratsmitglied Stadtrat Mamroth, dem Inſpektor Bandemer und Hausvater Tierwirth hat die Anſtalt treffliche Kräfte zur Verfügung. Zehn männliche und fünf weibliche Aufſeher, ſowie einige zwanzig abkommandierte Inſaſſen des „Rummelsburger Arbeitshauſes" haben alles zu beaufſichtigen, zu reinigen und in ſtand zu halten.

Neunzehn Säle, die je 60 bis 70 Holzpritſchen und Leinendecken zählen, werden von den Obdachloſen mit Beſchlag belegt. Bei Ueberfüllung können noch etwa 600 Strohſäcke zur Verteilung gelangen. Auf ihnen wie auf dem Holzlager verbringt man dann die Nacht. Was für Seuchenherde dieſe Schlafſäle werden könnten, herrſchte nicht die ſtrengſte Handordnung und nähme man nicht ohne Ausnahme am Morgen eine mit Karbol durchſeuchte „Wäſche" ſämtlicher Räume vor, davon kann ſich der Uneingeweihte keine Vorſtellung machen. Viele Inſaſſen ſind „Scholer", das heißt Lumpenſammler, andere halten ſich während des Tages in den verrufenſten „Kaffeeklappen" und den dumpfigſten Orten auf. Die Mehrzahl hat zudem monatelang weder Wäſche noch Kleidung gewechſelt. Aber wie dem auch ſei, wer ſich zwiſchen 5 Uhr nachmittags und Mitternacht einſtellt, erhält ein ſchützendes Obdach. Wenige obdachloſe Frauen und Mädchen wandeln durch die Pforten des Aſyls. Mehr als 50 ſind deren nie, die um ein Nachtlager bitten, und dieſe geringe Zahl ſetzt ſich faſt ausſchließlich aus älteren oder ganz alten, verlaſſenen und verkommenen Geſchöpfen zuſammen.

An einem linden Sommerabend war es, als ich die Stätte der Obdachloſen beſonders eingehend beſichtigte. Mattigkeit und Hilfloſigkeit hatten ſelbſt in dieſer Jahreszeit ziemlich 500 Menſchen hergeführt; ſie zogen ein Nachtlager im Städtiſchen Obdach einem bei Mutter Natur vor. Wortlos lag alles in langen Reihen auf den Britſchen. Am Ende derſelben befanden ſich zerriſſene Stiefel, Kopfbedeckung und kleine Bündel. Manche hatten dieſe geringen Habſeligkeiten zu Ruhekiſſen geordnet, einige bargen ihr Haupt in mit Papier und Tüchern ausgepolſterten Mützen und Hüten. Wie beinahe in allen Aſylen, ſo iſt auch hier völlige Entkleidung nicht ſtatthaft. Neben der tiefſten Verkommenheit ſchlief die Unverdorbenheit, neben der Jugend das Alter. Da und dort erhob ſich eine Geſtalt, aber das matte Auge ſchaute nur einen Augenblick auf. Nirgends zeigte ſich wache Energie oder Kraft; vollkommene Mutloſigkeit und Entnervung hatten bei der Maſſe Einzug gehalten. Tage- und wochenlang iſt man die Straßen Berlins verzweifelnd, zuletzt gleichgültig auf und nieder geſtrichen, nachts wurde auf Promenadenbänken und Steinſtufen kurze Raſt gehalten, und am Tage erbettelte man gerade ſo viel, um nicht vor Erſchöpfung zuſammenzubrechen. Die Abertauſende, welche das Städtiſche Obdach allmonatlich ſieht, haben ihren Roman, ihre Geſchichte; eigene Schuld und Schickſalsmächte walten in gleicher Stärke.

Die auch die Nacht über brennenden zwei Gasflammen jeden Saales ſchufen ein Halbdunkel, in dem die einzelnen Lager düſter auftauchten.

Auch „Künſtler-Heinrich" war wieder einmal da. Seit langer Zeit zählt er zu den Stammgäſten des Hauſes, bisweilen bleibt er Monate hindurch fern, dann pocht er aufs neue an. Und abermals iſt er um einige Grade geſunken. Sein Geſicht wird immer blau-roter, das Auge trüber, die Haltung gebrechlicher. Künſtler-Heinrich — ſo iſt ſein Spitzname — zieht wandernd von Kneipe zu Kneipe. Stundenlang ſpielt er für ein Abendbrot Klavier; man jubelt und ſcherzt und freut ſich, wenn der Verkommene am Schluſſe noch für einen Cognac Viſitenkarten mit den originellſten Karikaturen und Augenblicksbildern bedeckt. Die frühere männliche Schönheit hatte Spuren in dem Geſicht des Vierzigjährigen zurückgelaſſen. Wie der Unglückliche jetzt im Schlummer lag, fand ich bei ihm jene Verklärung der Züge wieder, die ich an ihm wahrgenommen, als er einſt in einem Kellerlokale Beethovens „Adelaide" anſtimmte und auch den wildeſten Patron der Zechergeſellſchaft erſchütterte.

Adalbert von Hanſtein ſingt im „Muſikant":

„Und mich rief die Kunſt von hinnen,
Nach der Sonne ſtand mein Sinnen.
Ew'ges Wort aus Dichters Munde,
Dämmerglanz und ſel'ge Stunde,
Ewiges Sehnen, heißes Ringen
Nie Erfolg und nie Gelingen! —
Kamerade, Kamerade,
Und die Sonne zog vorbei!"

...Junge Bürſchchen ruhten, getrennt von den alten Obdachloſen, in einem beſonderen Saal. Ob ſie von der Heimat und vom lieb Mütterlein träumten, das um ſie ſorgt und weint? — Trüb und öde war es auch in dem ſchwach beſetzten Frauenſaal: verlorene Leben wie überall!

Jagdbeute.

(Zu dem Bild Seite 517.)

Bildliche Schilderungen von Epiſoden aus dem fernen Oſten, aus jenen Gegenden, wo Europa aufhört und Halbaſien beginnt, werden ſtets ein dankbares Publikum finden. Spricht ſich doch in ihnen eine eigenartige Stimmung und wilde Poeſie aus, die ungemein feſſelt. Die öden, zur Winterszeit mit tiefem Schnee bedeckten Steppen, die einſamen, nur von Kämpfen mit den hungrigen Wölfen unterbrochenen Fahrten der Staroſten, die Jagdabenteuer, die patriarchaliſchen Beziehungen zwiſchen den Bauern und den Edelleuten — alles bietet intereſſante Darſtellungen dem Malerauge dar, deſſen Blick für die Eigenart des Landes und des Volkes geſchärft iſt. Wierusz-Kowalski iſt der bahnbrechende Meiſter dieſer halbaſiatiſchen Kulturſchilderung; ſeine ſtets gern geſehenen Bilder haben die Unerſchöpflichkeit und den Reiz jenes Stoffgebietes klar dargethan. Daß er Nachfolger gefunden, iſt bei dem Erwachen des Kunſtſinnes in den polniſchen und ruſſiſchen Landen begreiflich, und heute gibt es bereits eine kleine Schar von Malern, welche mit Vorliebe die heiteren und melancholiſchen Szenen behandeln, die Erinnerung und Studium ihnen vor Augen geführt haben. Ein beſonders friſches Talent unter ihnen iſt Jaroslav Veſin, deſſen „Jagdbeute" wir wiedergeben. Obwohl Böhme von Geburt — er iſt 1859 in Vranna geboren — hat er ſich völlig mit dem polniſchen, ſloveniſchen und oberungariſchen Leben vertraut gemacht, deſſen fröhliche Seiten in ſeinen Bildern meiſt zum Ausdruck kommen. „Durch Dick und Dünn", eine tolle Fahrt eines Schlittenzuges über Schneefelder und durch Eisbäche darſtellend, „Der Beginn eines Romanes", — zwei ſtutzerhafte Landedelleute ſchäkern von ihrem Viergeſpann herab mit einem holzleſenden Bauernmädchen — und die einen Herrſchaftsſchlitten begleitenden „Bettelnden Zigeuner" geben Proben der derben Fröhlichkeit und der im Bettlerkleide ſich wohl fühlenden Ungebundenheit, für deren Darſtellung Veſins Talent am meiſten befähigt iſt. Auch das Bild „Jagdbeute" ſchildert eine gemütliche Epiſode: die Jagdgeſellſchaft darf ſich des errungenen Sieges freuen und im Bewußtſein der vollbrachten Arbeit an dem Gläschen Schnaps gütlich thun, das von der improviſierten Marketenderin bereitwilligſt ausgeteilt wird. Die Charakteriſtik der martialiſch dreinblickenden Jäger in ihren faltenreichen Gewändern und die vortreffliche maleriſche Behandlung der Landſchaft geben dem Bilde einen äußerſt anſprechenden Ausdruck. **P. D.**

Zu Graf Moltkes ſiebenzigjährigem Dienſtjubiläum.

(8. März 1889.)

Siebenzig Jahre im Dienſte — wahrlich, ein ſeltenes Ziel, das zu erreichen nur wenigen Menſchen beſchert iſt! Und nun gar im Kriegsdienſte, der mit Recht für den anſtrengendſten und aufreibendſten von allen gilt. Aber mehr noch als das: ſiebenzig Jahre im Dienſte und die letzten dreißig davon an der Spitze eines ſo verwickelten Organismus, wie der preußiſch-deutſche Generalſtab iſt, in der vollen Verantwortlichkeit für eine ſo großartige Schöpfung, wie ſie die preußiſch-deutſche Armee darſtellt, und begleitet von Erfolgen, wie ſie die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 für Preußen und Deutſchland bedeuten — wahrlich, ein ſolches Leben iſt ein gottbegnadetes zu nennen. Wir wiſſen wohl, es iſt in dieſen ſiebenzig Jahren nicht nur Sonnenſchein auf das Leben des Feldmarſchalls Moltke gefallen, auch ihm haben dunkle Wolken die Sonne des Glückes zeitweiſe verhüllt, und namentlich haben ihm die Götter ein einſames Alter bereitet, indem ſie ihm ſüßes Vaterglück verſagten und das Weib ſeines Herzens viel zu früh von ſeiner Seite riſſen; aber dafür gaben ſie ihm ein weites Arbeitsfeld, auf dem ihm die ſchönſten Früchte erblühten, gaben ihm Sieg und unſterblichen Ruhm, Bewunderung und Liebe bei ſeinem kaiſerlichen Herrn und deſſen Nachfolgern wie bei dem geſamten deutſchen Volke.

Wie eine ſchlanke Edeltanne, welche die Laſt der Jahre nur wenig gebeugt hat, trotz ſeiner 88 Jahre noch körperlich verhältnismäßig rüſtig und geiſtig wunderbar friſch, beging Helmut von Moltke am 8. März dieſes Jahres die ſiebenzigſte Wiederkehr des Tages, an dem er einſt die militäriſche Laufbahn begann. Nicht im Dienſte ſeines engeren Vaterlandes Mecklenburg, auch nicht in dem ſeines weiteren, Deutſchlands — das war im Jahre 1818 nur ein „geographiſcher Begriff", wie Metternich ſagte, und der mußte es wiſſen — nein, in däniſchen Kriegsdienſten begann der junge deutſche Edelmann ſich die erſten Sporen zu verdienen, auch in dieſem Schickſal, das ihn in die Fremde trieb, ein echter Repräſentant ſeines Volkes und der damaligen Zeit. Ein reiner Zufall, nein! ſagen wir beſſer: eine höhere Fügung brachte nach vier Jahren den großen Sohn der deutſchen Heimat wieder und ließ ihn für ſeine große Kraft in der preußiſchen Armee die rechte Wirkungsſtätte finden, ihm zum Ruhme und uns zum Segen. Bewegt aber fragen wir uns, ob wir in Deutſchland wohl ſo weit wären, wie wir heute ſind, wenn Moltkes militäriſcher Genius ſeinem Vaterlande nicht wiedergegeben wäre und vielleicht 1864, anſtatt für uns, gegen uns den Feldzugsplan entworfen hätte — es gibt doch keinen Zufall in dem Geſchick der Völker wie des Einzelnen!

Es kann nicht im Plane dieſer Skizze liegen, die nur den Zweck hat, angeſichts eines ſo ſeltenen Feſttages, wie dieſes Jubiläum des großen Strategen iſt, den ehrerbietigen Gruß auch unſeres Blattes in den vollen Chor des deutſchen Volkes einſtimmen zu laſſen, daß wir den Lebenslauf des großen Strategen Schritt für Schritt verfolgen; wir wiſſen auch, daß ſolches ſchier überflüſſig erſcheinen möchte. Denn wie „Ueber Land und Meer" mehrfach, ſo namentlich in Nro. 5 ſeines Jahrgangs 1885—86 eine ausführliche Lebensbeſchreibung des Grafen Moltke gebracht hat, ſo haben unzählige Zeitſchriften, Broſchüren und Bücher, mit und ohne Bild des Gefeierten, dem deutſchen Volke das Leben ſeines verehrten Helden geſchildert. Daher iſt Moltkes Biographie längſt Allgemeingut unſerer Nation geworden, und neue Züge in das lieb und vertraut gewordene Bild hineinzutragen, möchte auch dem ſorgſamſten Forſcher kaum gelingen. Aber das edle Charakterbild in ſeiner Geſamtheit vor uns auftauchen und dieſes Leben in großen Zügen an uns vorüberziehen zu laſſen, den Genuß können wir uns nicht entgehen laſſen, denn Moltkes Leben iſt deutſche Geſchichte, und ſeine Erfolge ſind deutſcher Ruhm.

Auf die däniſche Leutnantszeit in Rendsburg folgte die preußiſche in Frankfurt an der Oder; in Langeweile und geiſtiger Öde mag die eine vor der andern nicht viel voraus gehabt haben. Aber ſchon das nächſte Jahr 1823 brachte die Kommandierung zur allgemeinen Kriegsſchule in Berlin, und die folgenden vier Jahre gaben dem jungen Manne, der offenes Auge und empfänglichen Sinn für die Eindrücke der großen Stadt, dabei einen ungemeinen Lerneifer hatte, innerhalb und außerhalb der Schule viel zu lernen. Dazu kam die große Lehrmeiſterin, die harte — wenn auch nicht Not, doch Notwendigkeit, ſich einzuſchränken, und ſo dürfen wir ſagen, daß die Jahre 1823—27 Moltkes Lehrjahre im engeren Sinne geworden ſind. Was er hier gelernt hat — und er betrieb neben ſeinen militäriſchen Fachwiſſenſchaften hiſtoriſch-politiſche, wie namentlich moderne Sprachſtudien — das kriſtalliſierte in dieſem klaren Kopfe ſo ſchnell und ſo hell, daß es die feſte Grundlage des enormen Wiſſens wurde, welches der Feldmarſchall im Laufe ſeines vielbewegten, arbeitsſchweren Lebens in ſich aufgeſpeichert hat. Schon 1828 erfolgte die Kommandierung zur topographiſchen Abteilung des Großen Generalſtabs unter General von Müffling, und damit war Moltkes Laufbahn entſchieden. In die Front, alſo in die eigentliche Praxis des Kriegsdienſtes iſt er niemals zurückgekehrt, er war und blieb der geborene Generalſtäbler, der auch vielfach mit Glück ſich auf dem glatten Boden der Höfe in halb militäriſchen, halb diplomatiſchen Stellungen zu bewegen wußte, ein Theoretiker ſeiner Kunſt, der dann aber vor den Augen der ſtaunenden Welt ſeine „graue" Theorie in des Lebens „grüngoldenen Baum", die Praxis, herrlich umzuſetzen wußte.

Aber vergeſſen wir nicht ſeine doch auf dem Boden der Praxis geübte Thätigkeit als Inſtrukteur und Ratgeber im türkiſchen Heere von 1835—39, über welche Zeit uns die im Jahr 1841 erſchienenen „Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei" ſo intereſſante Aufſchlüſſe geben. Da, in dieſen Briefen blitzt jene kriſtallhelle Klarheit des Denkens und Wiſſens, von der wir vorhin ſprachen, da ſtrahlt aber auch die geniale, ſchnelle Auffaſſung von Perſonen, Zuſtänden und Örtlichkeiten, da ſchillert endlich neben dem graziös-lichtvollen Stil das, was ſonſt bei dem ernſten Manne ſo ſelten hervortritt, ein echt deutſcher, gemütvoller Humor. Es iſt ja leicht und billig, nun, nachdem der Autor dieſes Buches der große Feldherr geworden iſt, die Vorzüge jener Schrift herauszufinden, aber wir meinen, jeder Leſer, dem dieſe Briefe auch ohne Namensnennung ihres Verfaſſers in die Hand gegeben würden, müßte von dem Inhalt entzückt ſein.

Die Anſtrengungen und Entbehrungen bei der türkiſchen Armee, vielleicht auch der Aerger mit den beſchränkten, unfähigen Paſchas hatten den Nerven Moltkes, wie er nach ſeiner Heimkehr 1840 merkte, doch „einen Stoß gegeben". Einige Waſſerkuren und das geregelte deutſche Leben gaben ihm ſeine Geſundheit wieder, und der Major im Generalſtabe fühlte das lebhafte Bedürfnis, nach dem vielen Umherſchweifen ſich einen eigenen Herd zu gründen. Die Neigung ſeines Herzens wandte ſich ſeiner Stiefnichte, Miß Mary Burt, zu; an der Seite ſeiner jungen Gemahlin genoß er der Liebe und der Ehe erſtes Glück, als ihn der Befehl ſeines oberſten Kriegsherrn nach Rom in die Umgebung des Prinzen Heinrich, eines Oheims des Königs Friedrich Wilhelm IV., rief. Die junge Frau folgte ihrem Gatten in die ewige Stadt ſowie ſpäterhin nach Berlin; ſelten hat man den Freiherrn von Moltke, ſolange ſeine Frau lebte, bei ſeinen vielen Ausflügen zu Pferde oder zu Wagen ohne ſeine Gattin geſehen. 1868 am Weihnachtsabend ſtarb ſie, und man ſagt, daß Moltke ſeitdem keinen frohen heiligen Abend mehr feiern kann. Ebenſo weiß der Volksmund als rührendes Zeugnis von der Liebe des großen Schlachtendenkers, die der Entſchlafenen über das Grab gefolgt iſt, zu erzählen, daß Moltke, ſo oft er nach Kreiſau kommt, nie ſein Haus betritt, ehe er das Mauſoleum im Parke mit dem Grabe ſeiner Frau beſucht hat. Dort ruht die gewiß ſeltene Frau, von der wir nur zu wenig wiſſen, auf dem Gipfel eines ziemlich anſteigenden Hügels inmitten ſorgſam gepflegter Zierſträucher in einem einfachen und prunkloſen Bau, deſſen Plan der Feldmarſchall ſelber entworfen hat. Als einziger Schmuck des Innern ſteht hoch aufgerichtet über der Gruft die Geſtalt des Erlöſers, die Arme ſegenſpendend erhoben. Darüber lieſt man die Schriftworte: „Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung."

Der Aufenthalt in Rom hat, wie für ſo viele hervorragende Geiſter unſeres Volkes, auch für Moltke Anregung und vielfache geiſtige Befruchtung gegeben. Eine Karte der heiligen Stadt und ein „Wanderbuch" waren die zunächſt gezeitigten Früchte. Bald rückte Moltke, immer im Generalſtab, zum Oberſtleutnant und Oberſt vor. Als Generalmajor und erſter perſönlicher Adjutant des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des ſpäteren Kaiſers Friedrich, lernte er die Höfe von Petersburg, Paris und London kennen. Während der Regentſchaft wurde Moltke erſt proviſoriſch, dann definitiv Chef des Generalſtabs. Als ſolcher ſtand er dem Prinzregenten bei dem großen Werke ſeines Lebens, der Reorganiſation der preußiſchen Armee, wenn auch in geräuſchloſer, doch darum nicht minder wirkſamer und thatkräftiger Weiſe zur Zeit. Moltke, nunmehr Generalleutnant, reorganiſierte den Generalſtab und machte ihn in raſtloſer Arbeit fähig, jene großen Aufgaben zu erfüllen, die bald an ihn herantreten ſollten. Daneben entwarf er ſchon damals den Gründungsplan einer deutſchen Flotte, freilich um ein Jahrzehnt zu früh.

Und nun folgt, was die Welt ſtaunend und wie vom Donner betäubt an ſich vorüberziehen ſah: 1864, 1866 und 1870/71. Hatte ſchon der „Schleswig-holſteiniſche Spaziergang“ ahnen laſſen, was der alte Preußengeiſt in der neu organiſierten Armee und an der Hand eines Moltkeſchen Feldzugsplans leiſten könne, ſo entfaltete der „ſiebentägige“ Feldzug von 1866 die ganze Genialität der Moltkeſchen Kriegskunſt, dieſe wunderbare Miſchung von Wägen und Wagen, dieſes Konzentrieren der Kräfte auf einen Hauptpunkt, während kein Nebenpunkt vergeſſen wird. Von da ab wußte jedermann, wer Moltke ſei, und widerſtandslos brach ſein Ruhm, der erſte Stratege der Welt zu ſein, ſich Bahn. Der Krieg von 1870/71 befeſtigte dieſen Ruhm nur noch mehr und hob ihn hoch über alle Nebenbuhlerſchaft zu den Sternen. Was Moltke vor Metz und bei Sedan geleiſtet, wie er von Verſailles aus die deutſchen Heere im Norden, an der Loire und an der Schweizer Grenze geleitet hat — das alles brauchen wir einer Generation nicht zu erzählen, die es ſtaunend und zum Teil mitwirkend erlebt hat.

Als des Krieges Stürme ſchwiegen und Deutſchland, das neu geeinte, das kaiſerliche, lorbeergeſchmückt den Thron der Welt eingenommen, da wäre Moltke in ſeinem ſchlichten Sinne am liebſten, unbeachtet von der großen Welt, in den beſcheidenen Schatten ſeiner dienſtlichen Stellung als Generalſtabschef zurückgetreten. Aber das ging nun nicht mehr an. Das litt ſein dankbarer Kaiſer Wilhelm nicht, der ihn nicht nur in den Grafenſtand erhob, ſondern auch bei jeder Gelegenheit perſönlich auszeichnete; das litt der große Kanzler nicht, der neidlos im Jahre 1887 im Reichstage, auf den Feldmarſchall weiſend, ausrief: „Wollen Sie den Mann ſehen, dem wir die Wiederherſtellung des deutſchen Reiches verdanken, dann blicken Sie dahin!“ — das litt namentlich auch das deutſche Volk nicht, das ihn neben Bismarck und Roon als des Kaiſers und Deutſchlands erſten Paladin feierte und ihm zujubelte, wo es ihn erblickte. So wurde Moltkes Name und Perſon zu einem der Schutzgenien des jungen deutſchen Reiches ſchon bei Lebzeiten des Feldherrn, ein Schrecken der Feinde, ein Troſt der Freunde. Er ſelbſt aber, der große Feldherr, ging daran, der Geſchichtsſchreiber ſeiner Thaten zu werden, indem er unter ſeiner Leitung und Führung das große Geſchichtswerk des Generalſtabs von 1866 und 1870/71 ſchreiben ließ.

Dann kam der Schreckenstag — jetzt iſt es gerade ein Jahr — da ſank Deutſchlands Kaiſereiche, Kaiſer Wilhelm, hochbetagt ins Grab. Thränen erſtickten die Stimme des großen Kanzlers, als er dem verſammelten Reichstage die Kunde von dem Ableben des unvergeßlichen Herrſchers mitteilte, und Thränen ſtanden in aller Zeugen Auge, als Bismarck, auf Moltke zuſchreitend und ihm die Hand drückend, ſprach: „Uns beide hält des Dienſtes ewig gleichgeſtellte Uhr im Geleiſe.“ Und endlich meinte der alte Marſchall, daß auch ſeines Dienſtes Uhr abgelaufen ſei, und bat den jungen Monarchen um ſeinen Abſchied, „denn,“ ſchrieb er wehmütig in ſeiner eigenen Weiſe, „was nützt Euer Majeſtät ein Generalſtabschef, der nicht mehr zu Pferde ſteigen und reiten kann?“ Aber da kannte er Hohenzollernſche Treue und Dankbarkeit ſchlecht. Der junge Kaiſer Wilhelm antwortete ihm in fürſtlich und menſchlich ſchöner Weiſe, daß er zwar den Gründen Moltkes ſich nicht verſchließen könne, aber daß dennoch der Gedanke ihn mit Schmerz erfülle, den Marſchall nicht mehr an dem Poſten ſehen zu ſollen, auf welchem er das Heer zu den wunderbarſten Siegen führte, die je die Kämpfe eines Heeres krönten. Darum bäte er den greiſen Helden, das Amt des Präſes der Landesverteidigungskommiſſion, das ſeit Kaiſer Friedrichs Heimgange erledigt ſei, übernehmen zu wollen; in beſſere Hände könne er es nicht legen. Tiefbewegt nahm Moltke dieſen neuen Beweis kaiſerlicher Huld und Hohenzollernſcher Dankbarkeit an, und ſo iſt es Kaiſer Wilhelm II., dem wir es eigentlich verdanken, daß wir am 8. März 1889 Moltkes ſiebzigjähriges Dienſtjubiläum feiern konnten.

Gr Moltke
Feldmarſchall

In ſeiner neuen Stellung hat Moltke zwar ſeine Dienſtwohnung im großen Generalſtabsgebäude noch und ebenſo hat er in ſeinem Neffen, dem Hauptmann von Moltke, in deſſen Familie der alte Herr einen gewiſſen Erſatz für ſein zerſtörtes Familienglück gefunden, einen perſönlichen Adjutanten behalten; es geſchieht auch wohl nichts Wichtigeres im Bereiche der Generalſtabsgeſchäfte, ohne daß des alten Helden Rat gehört wird; aber im Großen genießt der Achtundachtzigjährige die wohlverdiente Ruhe und flüchtet ſo oft als möglich aus dem Lärm der Großſtadt in die Einſamkeit und Behaglichkeit ſeines geliebten Kreiſau. Dieſes Gut, in der Nähe von Schweidnitz gelegen, kaufte Moltke, als ihm vom dankbaren Vaterlande nach 1866 eine Dotation von 200,000 Thalern bewilligt wurde; an der Seite ſeiner geliebten Gattin traf er hier die erſten Einrichtungen und Verbeſſerungen, ſeine ſchönſten Träume und Erinnerungen liegen hier mit der Entſchlafenen in jenem Mauſoleum begraben, deſſen wir oben erwähnten und das auch die einſtige Grabſtätte des großen Kriegers werden ſoll. Moltke liebt in Kreiſau mehr als irgendwo anders die Zurückgezogenheit und das Fernſein von allen lärmenden Veranſtaltungen. Er iſt kein Feind der Geſelligkeit, aber er ſchätzt ſie nur im engſten Kreiſe, unter wirklich guten Freunden und Bekannten, wo er durchaus nicht der „Schweiger“ iſt, für den ihn die Fama einmal gelten laſſen will. Schon ſeine Beredſamkeit im Reichstage ſollte uns eines Beſſern belehren; aber auch ſonſt iſt wohl bezeugt, daß Moltke ein geſprächiger und lebhafter Geſellſchafter ſein kann, wenn er will. Nur die Phraſe haßt der große Schlachtendenker, das hohle Geſchwätz der Redensarten, bei denen weder der Sprecher noch der Zuhörer ſich etwas denken kann.

So iſt auch über Moltkes Landleben in Kreiſau ein gewiſſer Schleier gedeckt. Nur ſelten dringt zuverläſſige Kunde davon in die Oeffentlichkeit. Alles aber, was wir davon erfahren, läßt uns ſchließen, daß es im Großen und Ganzen wie das jedes andern vornehmen Gutsherrn, der die lärmenden Feſtlichkeiten nicht liebt, verläuft. Stille Naturgenüſſe und die einfachen Freuden des Landlebens ſind ja auch die naturgemäßen Freunde des Greiſenalters; die reichen Erinnerungen ſeines vielbewegten, thatenſchweren und ruhmreichen Lebens geben dem einſam im Park wandelnden Marſchall unerſchöpflichen Unterhaltungsſtoff, ohne daß er die Geſellſchaft der ihm nachgeborenen Menſchen verſchmähte.

Aber ſein Volk kann und will des großen Mannes nicht entraten; ſein Name allein ſchon iſt ihm ein Palladium und ein Schild gegen ſeine Feinde. In Moltkes Ruhm ſonnt ſich die ganze Nation, und ein Gedenktag, ein Jubiläum des großen Strategen iſt ein Feſttag des deutſchen Volkes. Da bricht es rückſichtslos und in ſeinem Enthuſiasmus, ſelbſt vor der tiefen Stille des Parkes von Kreiſau nicht zurückbebend, in das Heiligtum des großen Feldherrn ein, und tauſendſtimmig, donnerartig hallt ihm der Ruf entgegen:

Gott ſegne und ſchütze und erhalte uns noch lange unſern großen Moltke!

J. Steinbeck.

Jagdbeute. Gemälde von Jaroslav Veſin.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortſetzung.)

Jonel beſtieg die Tribüne, in dieſem Augenblick jedoch erſcholl von der Landſtraße Peitſchenknall, und eine herrſchaftliche Kutſche, in welcher Madame Fortunat ſaß, raſſelte heran. Der Kutſche folgten zwei Leiterwagen, in denen Alecu, der Vechil (Gutsverwalter) von Baneſti, ein hünenhafter, ſtruppiger Geſelle, und mehrere Knechte vom Herrenhofe ſaßen. Die Kutſche hielt an, Madame Fortunat ſtieg aus. Die imponirende Erſcheinung der ſchönen Gutsherrin von Baneſti übte auf die Freiſaſſen eine faszinirende Wirkung. In einem Nu waren alle Köpfe entblößt, nur Dragoſch behielt ſeine Pelzmütze auf dem Kopf und ſtarrte finſtern Blickes Madame Fortunat an, welche durch die Freiſaſſen, die ihr ehrfurchtsvoll Platz machten, bis zur Tribüne ſchritt und daſelbſt, ohne Jonel eines Blickes zu würdigen, ſtehen blieb.

Madame Fortunat ſchien ſehr ruhig und gefaßt zu ſein, aber die tiefe Bläſſe ihres Geſichtes und ihre funkelnden Augen verrieten ihre innere Unruhe; ſie hatte in einer ſchlafloſen Nacht den Plan ausgebrütet, mitten in die Verſammlung hineinzuſtürmen, gefolgt von einer Anzahl treu ergebener Knechte, eine kleine Judenhetze zu inſceniren, um dann die Rädelsführer der Freiſaſſen als Urheber derſelben verhaften zu laſſen. War dies geſchehen, waren die Hauptwühler dingfeſt gemacht, ſo konnten mit den Freiſaſſen Verhandlungen angeknüpft und dieſelben in die Länge gezogen werden, bis der Termin für die Einreichung des Rekurſes verſtrichen war, in welchem Falle das Urteil des Appellgerichtes definitiv blieb.

„Ich kenne den Zweck eurer Verſammlung,“ begann ſie mit weithin vernehmlicher Stimme, „und ich bin gekommen, euch einen Rat zu erteilen, vorerſt aber möchte ich euch folgende Fragen vorlegen: Iſt Herr Fortunat, mein Gatte, nicht ſtets ein gütiger Herr geweſen? Hat er nicht ſtets jedem, der hilfeſuchend zu ihm kam, mit Rat und That beigeſtanden? Ich ſehe unter euch Leute, die uns Geld ſchulden, die ihren Verpflichtungen ſeit Jahren nicht nachgekommen ſind, aber kann jemand behaupten, daß Herr Fortunat gegen einen von euch jemals klagbar wurde, daß er je einen Landmann pfänden, ſein Hab und Gut bei Trommelſchlag verkaufen ließ, wie dies auf faſt allen unſeren Nachbargütern geſchieht? Ja oder Nein!“ Lautloſe Stille herrſchte. „Ihr ſchweigt,“ fuhr ſie nach einer Weile fort, „ihr gebt alſo zu, daß ich die Wahrheit ſpreche; wenn alſo dem ſo iſt, warum habt ihr kein Vertrauen zu eurem Gutsherrn, warum kommt ihr nicht zu ihm und ſagt: ‚Ihr habt den Prozeß gewonnen, Herr Fortunat, aber Ihr ſeid ein guter Menſch, Ihr könnt nicht zulaſſen, daß wir bettelarm werden.‘ Warum thut ihr dies nicht? Ich will es euch ſagen: weil euch einige Wühler Grillen in den Kopf geſetzt haben, weil ihr glaubt, ihr werdet uns einſchüchtern; aber ihr vergeſſet, daß der Gutsherr von Baneſti mehr Gewalt und mehr Einfluß beſitzt als eure Wühler, die euch nur ins Unglück bringen wollen, und wir wollen euer Unglück nicht, hört ihr? Wir wollen gern einen billigen Vergleich mit euch abſchließen, was meint Ihr dazu, Herr Bürgermeiſter?“

Der Angeredete, der in der erſten Reihe knapp vor Madame Fortunat ſtand, fuhr bei dieſer direkten Anſprache zuſammen, räuſperte ſich und murmelte einige unverſtändliche Worte.

„Was meint Ihr dazu, Herr Pelic?“ wiederholte Madame Fortunat in gebieteriſchem Tone.

„Ich meine,“ ſtieß Herr Pelic hervor, „daß ein magerer Vergleich ſtets beſſer iſt als ein fetter Prozeß.“

„Ihr hört,“ fuhr Madame Fortunat fort, und ein leichtes Lächeln kräuſelte ihre Lippen, „Pelic iſt meiner Anſicht. Ihr habt nun die Wahl, einen ausſichtsloſen, mit ſchweren Koſten verbundenen Prozeß fortzuführen oder einen billigen Ausgleich. Bevor ihr aber einen Entſchluß faſſet, bedenket das Eine, bedenket, daß ihr auf unſere Hilfe angewieſen ſeid, daß ihr keinen Schritt thun könnt ohne den Gutsherrn von Baneſti; iſt dies ſo oder nicht? Wer ſtreckt euch Geld vor in eurer Not, wer ſchafft euch Arbeitsgeräte an, wer hat bewirkt, daß man Baneſti durch eine gute Fahrſtraße mit der Eiſenbahnſtation verbunden hat, wer hat eure Schule, wer hat eure Kirche gebaut, wer? So ſprecht doch, ſo ſprecht doch!“ wandte ſie ſich an den Popen Konſtantin.

Der geiſtliche Herr ſenkte, als ihre dunkelblauen, blitzenden Augen ihn durchdringend anſtarrten, die Blicke.

„Es iſt nicht zu leugnen,“ ſagte er verwirrt, „Herr Fortunat iſt ein guter und edler Herr, Gott ſchenke ihm ein langes Leben.“

„Ein langes und glückliches Leben!“ rief der Bürgermeiſter.

„Herr Fortunat iſt ein guter Herr!“ riefen einige andere Stimmen.

„Es lebe Herr Fortunat, unſer Wohlthäter!“ ſchrie der Vechil Alecu, der hinter Madame Fortunat, von den ſtämmigen Knechten umringt, ſtand. Aber dieſer Ruf erweckte kein Echo unter den Freiſaſſen, die ſtumm und ſcheu ſich gegenſeitig anblickten. Da trat Dragoſch einen Schritt vor, ſeine Pelzmütze ſaß immer noch trotzig auf dem Kopf, und er rührte auch nicht daran, als er, furchtlos Madame Fortunat in die Augen blickend, rief:

„Sie reden ſchön und klug, gnädige Frau, aber wir wollen unſer Gut, gebt uns unſer Gut — nehmt ihr es uns, dann müſſen wir hinaus in die Welt — wir ſind ja jetzt ſchon, trotzdem wir ein Stückchen Grund und Boden unſer eigen nennen, ſchlecht genug daran, und wenn . . .“

„Ich will euch die Urſache ſagen, warum ihr ſo elend ſeid,“ unterbrach ihn Madame Fortunat, und eine heiße Röte färbte ihre Wangen purpurrot, „ich will euch die Urſache nennen. Seht hin,“ — ſie wies mit der Hand gegen die Straße — „all die ſchönen Geſchäftsläden mit den tauſend Sachen darin, für die ihr ſchweres Geld ausgebt, wem gehören ſie? Den Juden! Und wie lange iſt es her, daß ſich die Juden hier eingeniſtet haben? Zwanzig, dreißig Jahre, und während dieſer Zeit, wie weit haben ſie es gebracht! Und wißt ihr, wie und warum dies geſchehen iſt? Während ihr darbt, bereichern ſie ſich, während ihr arbeitet und im Schweiße eures Angeſichts euer Brot verdient, fliegt ihnen das Geld, euer Geld, in die Taſchen. Schaut euch die Judenweiber an, ſie gehen geputzt einher wie Stadtdamen, ſchaut euch den Schankwirt da an, der euch mit ſeinem Schnaps vergiftet; was ihr verdient, traget ihr ihm zu — habe ich recht oder nicht?“

„Die gnädige Frau hat recht!“ wurden Stimmen laut.

„Die Juden richten euch zu Grunde,“ fuhr Madame Fortunat erregt fort, „ſie zehren an eurem Mark, ſie ſind die Urſache eures Elends!“

„Nieder mit den Juden!“ ſchrie Alecu.

„Nieder mit den Juden!“ wiederholten die Knechte aus dem Gutshof.

„Schlagt dem Giftmiſcher alle ſeine Flaſchen zuſammen!“ tobte Alecu, und er ſchwang hiebei ſeinen Knüttel gegen das Auslagefenſter, in welchem in allen Regenbogenfarben ſchillernde Flaſchen mit Branntwein ſtanden. Ein klirrendes Krachen erfolgte. Die Freiſaſſen ſtanden eine Weile unſchlüſſig da, als aber Alecu rief: „Wer billigen Wein und Schnaps trinken will, der folge mir!“ da ging eine ſeltſame Bewegung durch die Freiſaſſen, und plötzlich durchzitterte die Luft der brauſende Ruf: „Nieder mit den Juden!“ Dann ſchwirrte es wild durcheinander: „Naftali, der Giftmiſcher, der Wucherer, er richtet uns zu Grunde — hinaus mit den Juden, wir wollen keine Juden in Baneſti haben, hinaus mit den Juden!“

Jonel hatte bis jetzt unbeweglich auf der Tribüne geſtanden, mit geſenkten Blicken, wie in ſich verſunken, jetzt aber ſprang er totenbleich und mit flammenden Augen von der Tribüne herab, entriß Alecu den Knüttel und rief mit mächtiger, den Lärm übertönender Stimme:

„Keinen Schritt weiter, Elender, wenn Dir Dein Leben lieb iſt!“

Alecu wich ſcheu zurück.

„Schämt ihr euch nicht,“ flog es von ſeinen Lippen, „ſchämt ihr euch nicht, anſtatt über eine Angelegenheit ernſt zu verhandeln, wie es Männern geziemt, wollt ihr in feiger Weiſe über einen armen Menſchen herfallen und ſein Hab und Gut plündern!“

Die Freiſaſſen ſchauten ſich verdutzt an. Da trat Madame Fortunat nahe an Jonel heran — und ein glühender Haß brannte in ihren Augen, während ihrem Munde ziſchend die Worte ſich entrangen:

„Ich begreife Deinen Edelmut, Jonel, und ich will Dir den Grund desſelben nennen. Du kennſt ihn noch ſelbſt nicht — Dein jüdiſches Blut hat ſich in Dir empört, Dein jüdiſches Blut!“ Er ſchaute ſie mit großen, erſtaunten Blicken an. Sie dämpfte die Stimme und ſagte mit einem ironiſchen Lächeln: „Wenn man eine Jüdin zur Mutter hat, dann darf man es freilich nicht dulden, daß dem Glaubensgenoſſen derſelben, daß einem jüdiſchen Wucherer ein Leid geſchieht. Adieu!“

Sie wandte ſich um und ſchritt, von Alecu und den Knechten gefolgt, der Kaleſche zu. Bald darauf hörte man die Wagen davonraſſeln.

Mit der Entfernung der Madame Fortunat wich auch der Bann, der auf der Verſammlung gelaſtet, man begann lärmend über den Vorfall zu debattiren, man lachte, fluchte, und dazwiſchen erſcholl die ſchrille Stimme des Bürgermeiſters, welcher neuen Mut gefaßt und wieder einige ſeiner zündenden Phraſen zum beſten gab, während aus der Schenke das Jammern Naftalis herüberklang, welcher die Scherben der zerbrochenen Flaſchen zuſammenlas und dabei wimmerte: „Zehn Flaſchen Branntwein, eine Flaſche Rum und eine Flaſche Liqueur — wer zahlt mir dies, ich möchte wiſſen, wer mir dies zahlt?“ Aber ſeine Wißbegier blieb ungeſtillt, und es war ein magerer Troſt für ihn, daß Dragoſch die kernigſten Flüche gegen den Banditen Alecu hervorſtieß.

Jonel ſtand immer noch ſprachlos und verwirrt da, die Worte ſeiner Stiefmutter wirbelten ihm durch den Kopf, da fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter, Zilibi Piantir ſtand vor ihm, in den Augen des Juden glänzten Thränen.

„Sie ſind ein edler, ein guter Menſch, Jonel,“ ſagte er mit bewegter Stimme, drückte ihm die Hand, wandte ſich raſch um und verſchwand.

In dieſem Augenblick näherte ſich ihm der Pope Konſtantin.

„Sie müſſen zu den Leuten ſprechen, lieber Jonel,“ ſagte er, „die Rede Ihrer Stiefmutter hat die Freiſaſſen ſtutzig gemacht, ſie müſſen aus Ihrem Mund hören, daß ſie ſich auf Sie verlaſſen dürfen. Wollen Sie es thun?“

„Ich bin bereit,“ ſagte Jonel. Er beſtieg wieder die Tribüne, dieſelbe war ſofort von den Freiſaſſen umringt.

Jonel legte klar und ſchlicht die Streitfrage dar, er erklärte, daß er dieſelbe eingehend ſtudirt und die Ueberzeugung gewonnen, daß das Gut Dance unanfechtbares Eigentum der Freiſaſſen wäre; er empfahl dringend, ſo bald als möglich die Berufung beim Kaſſationshof gegen das Urteil des Appellgerichts einzulegen, und ſprach die beſtimmte Hoffnung aus, daß der hohe Gerichtshof ein Urteil kaſſiren werde, das ein himmelſchreiendes Unrecht ſei.

„Ich weiß,“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „daß ich gegen das Intereſſe meiner Familie handle, daß ich einen ſchweren Kampf mit meinem eigenen Vater aufnehme, aber ich kann und werde es nie und nimmer dulden, daß wir uns ein fremdes Gut aneignen!“

Brauſende Hochrufe folgten ſeiner Rede, die ſich immer wieder und wieder erhoben.

Jonel wollte noch einige Worte an die Freiſaſſen richten, aber ſie erſtarben plötzlich auf ſeinen Lippen. Eine mit vier Pferden beſpannte Droſchke ſauſte an der Landſtraße vorbei, und darin ſaßen Lea und ihr Gatte, ſie neigte ſich weit vor, Jonel erkannte ſie, ſein Geſicht ward kreideweiß, ein Fieberfroſt durchſchauerte ihn, er ſchloß unwillkürlich die Augen. Als er ſie öffnete, war die Droſchke vorbeigerollt, er wankte wie ein Trunkener von der Tribüne herab, Pope Konſtantin reichte ihm ein volles Glas Wein, er ſelbſt hielt auch ein Glas in der Hand.

Google

„Sollſt leben, Jonel!“ rief er.

Jonel ſtieß mechaniſch mit ihm an. Inzwiſchen hatte ſich auch der Zigeunermuſikant Grigore mit ſeinem Orcheſter eingefunden, und wie die erſten Klänge einer Hora ertönten, brach heller Jubel los. Die neun lebendigen Söhne Naftalis, welche Kellnerdienſte verrichteten, hatten jetzt alle Hände voll zu thun, um den Anforderungen der durſtigen Menge zu genügen. Bald darauf hatte ſich auch vor der Schenke ein Kreis gebildet, deſſen Juchzen die Klänge der Muſik übertönte.

Jonel war unabläſſig von Freiſaſſen umringt, mit denen er anſtieß; er mußte die Umarmungen des Popen, des Bürgermeiſters Velic und des Dragoſch, die raſch in ein hochgradiges Stadium der Trunkenheit hineingeraten waren, über ſich ergehen laſſen, bis es ihm ſchließlich, als der Jubel einen bedenklichen Höhegrad erreicht hatte, gelang, ſich unbemerkt zu entfernen. Angewidert vom rohen Gebahren der Menge, den Kopf ſchwer und wirr vom ungewohnten Schnaps- und Weingenuß, wanderte er, die Blicke zur Erde gerichtet, langſam die Straße von Baneſti entlang. Die Mittagsſtunde war längſt vorüber, aber er empfand eine bange Scheu, ins Schloß zurückzukehren. Am äußerſten Ende des Städtchens angelangt, blieb er ſtehen und ſtarrte auf die Straße, die zum Schloſſe führte. Es war ihm ſo wüſt und wehe in der Seele, er wollte in dieſer Gemütsverfaſſung nicht vor ſeinen Vater treten, da fiel ſein Blick auf den Gottesacker, er trat durch das offene Thor in denſelben, es war ſtill und heimlich drin, er ſchritt ſinnend zwiſchen den Grabhügeln über gelbe, unter ſeinen Schritten raſchelnde, verdorrte Blätter, welche die Herbſtwinde von den Bäumen geriſſen und auf den Boden geſtreut. Plötzlich ſtand er vor einem mit grünem Raſen bedeckten Hügel, über den die dünnen Aeſte einer knorrigen Trauerweide ſchützend niederhingen. Auf dem Marmorkreuze daneben las er den Namen ſeines ehemaligen Hauslehrers Brunner. Er ließ ſich auf dem Grabhügel nieder, und wie er ſo dalag, die Blicke in die blaue Himmelsglocke verſenkt, umſponnen von der tiefen Stille, die nur ab und zu durch das Raſcheln eines Blattes oder durch das Zwitſchern eines Vogels unterbrochen wurde, da tauchte wieder, wie in jener Nacht, als ſeine Heimkehr gefeiert worden und er Lea geküßt hatte, jene Scene im Kirchhof in ihm empor, da ihm Zilibi Pianſkis Töchterlein mit einem Stein die Stirne wund geſchlagen. Das war eine ſchöne, glückliche Zeit, und die Erinnerung daran zauberte ihm jetzt noch ein Lächeln auf die Lippen. Er richtete ſich halb empor und blickte über die Grabhügel hinweg zum Birkenwäldchen und ſah alles, was damals geſchehen, vor ſich, ſo licht und klar, als hätte es geſtern erſt ſich zugetragen. Er ſah ſeinen armen Hauslehrer mit dem hohen Cylinder, der ſchief auf ſeinem Kopfe ſtand, wie er ſich anſtrengte, gerade und aufrecht einherzuſchreiten, und er hörte ſein ſtilles Lachen, das ein untrügliches Zeichen dafür war, daß Brunner über den Durſt getrunken — und er ſah ſich ſelbſt, er ſtürmte heran auf jener Allee dort, die Judenjungen zu züchtigen, aber das kleine Judenmädchen mit dem weißen Kleide und dem blauſchwarzen Gelock, blickte ihm ruhig und trotzig in die Augen, jetzt hebt ſie den Stein, es ziſcht und blitzt vor ihm, und dann liegt er mit wunder Stirn auf dem breiten Diwan des Popen Konſtantin, mit dem wirren Gefühl im Herzen, daß Zilibis Töchterlein einen Kuß auf ſeine Lippen gedrückt. Und die Sonne ging ebenſo wie jetzt zur Rüſte, und der Himmel war blau und leuchtend, und die Vögel zwitſcherten wie jetzt, und er wanderte heim an der Seite des nüchtern gewordenen Brunner, und er hörte ſeine tiefe Stimme und ſeine Mahnung, auch gegen Juden gut und liebreich zu ſein.

„Armer Brunner, wie würden Deine blauen Augen vor Freude und Stolz geblitzt haben, hätteſt Du geſehen, wie Dein Schüler, der einſtige Judenfeind, für den roten Naftali eintrat!“

Und wie er dieſe Worte vor ſich hin murmelte, da flog ihm jäh durch den Sinn, was ihm Madame Fortunat in die Ohren geziſcht: jüdiſches Blut, ſeine Mutter eine Jüdin! Er brütete mit finſter gefalteter Stirn über den Sinn dieſer Worte. Lag eine tiefere Bedeutung in ihnen? Wer war ſeine Mutter? Er hatte ſie nie gekannt, man hatte ihm nie von ihr geſprochen.

Er ließ das Haupt tief zur Bruſt ſinken, ein Halbſchlummer umfing ihn, aber ſeine aufgeregte Phantaſie ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Alles, was in den letzten Wochen den düſtern Inhalt ſeines Daſeins gebildet: der Kummer über das Elend ſeines Vaters, die hoffnungsloſe Krankheit Floricas, die bange Ungewißheit über die Geſtaltung ſeines eigenen Schickſals, der tiefe Groll gegen ſeine Stiefmutter, die Entrüſtung über das den Freiſaſſen widerfahrene Unrecht und der wühlende Drang nach dem unfaßbaren, für ewig verlorenen Liebesglück, all dies zog dumpf und wüſt durch ſeine Seele, und dazwiſchen flogen die Geſtalten dahin, die ſeinen Lebenskreis berührten, und ihm ſchien, als wäre alles nur ein Traum, als wäre ſein ganzes Leben ſelbſt ein häßlicher, böſer Traum. Da klang ihm plötzlich in den Ohren ein ſcharfes Lachen, das kam ihm ſo bekannt vor. Wer lacht ſo? Er ſann und ſann — und das Lachen klang immer lärmender, bis es ſich in Worte auflöſte: „Schöne, lachende, liebedurſtige Weiber.“ Und er kannte die Stimme, die dieſe Worte geſprochen — es war die Stimme des buckeligen Advokaten Panaſi Tichulu, und ihm dünkte, der Buckelige ſtünde vor ihm und ſpräche: „Ja, das Leben iſt ein Traum, wenn man es nicht zu packen verſteht — greif es herzhaft an, Jonel, ſieh dort ſchöne, lachende, liebedurſtige Weiber — ſieh dort ein reizendes Weib mit flammenden Augen — mit Deinen eigenen Augen — kennſt Du ſie? Es iſt Lea, und ſie liebt Dich, hörſt Du? Sie liebt Dich, das iſt kein Traum, das iſt volle, ſüße, lebenſtrotzende Wirklichkeit — reiße ſie an Dich, küſſe ſie, Jonel — küſſe ſie!“

Da fuhr er plötzlich aus ſeinen Träumen empor, aufgeſcheucht durch ſchwere, ſchlürfende Schritte und durch eine rauhe, lachende Stimme. Pope Konſtantin wankte ſeiner Wohnung zu, der geiſtliche Herr war ſehr luſtig, er hielt ſeine cylinderförmige Kopfbedeckung wie einen Kelch in der Hand, ſtieß mit unſichtbaren Trinkern an und rief lachend: „Halleluja, ſollſt leben, Bruder!“ Da ſtolperte er plötzlich über ein Kreuz und fiel der Länge nach auf den Boden hin. Aber dieſes kleine Malheur brachte Seine Heiligkeit durchaus nicht aus der Faſſung, er reckte, dehnte und wälzte ſich eine Weile, bis er auf den Rücken zu liegen kam, dann ſchaute er mit erſtaunten Blicken in die blaue Himmelsglocke, als wunderte er ſich über die ſeltſame Farbe derſelben, ein ſeliges Lächeln verklärte ſein weingerötetes Geſicht, dann ſchloß er die Augen — ſein Bewußtſein war erloſchen.

XVIII.

Herr Fortunat hatte während des Diners, bei dem eine ſehr gedrückte Stimmung herrſchte, den heutigen Vorfall nicht erwähnt, auch Madame Fortunat, für die Jonel nicht zu exiſtiren ſchien, hatte mit keinem Worte darauf angeſpielt. Als er ſich jedoch vom Tiſch erhoben, hatte Herr Fortunat ſeinem Sohne geſagt: „Erwarte mich gegen zehn auf Deinem Zimmer.“ Es mußte bald die genannte Stunde ſein. Jonel, der bis jetzt im Finſtern und düſter vor ſich ſtarrend dageſeſſen, zündete ein Licht an und ſchaute auf die Uhr, es fehlten nur noch wenige Minuten zu zehn, bald darauf vernahm er Schritte. Die Thüre öffnete ſich, ſein Vater trat herein, er drückte Jonel ſtumm die Hand und ließ ſich auf den Lehnſtuhl nieder. Eine Weile herrſchte peinliche Stille.

„Du weißt, Jonel,“ begann Herr Fortunat, „daß von dem Ausgang des Prozeſſes mit den Freiſaſſen mein Schickſal abhängt, es war daher ein ſchwerer Schlag für mich, als ich erfuhr, daß Du an die Spitze der Freiſaſſen Dich geſtellt haſt, ſie aufhetzeſt und gegen meine Intereſſen, die ja auch die Deinigen ſind, wühlſt, am meiſten hat es mich jedoch betrübt, daß Du auch die Achtung, welche Du Deiner Stiefmutter ſchuldeſt . . .“

„Ich möchte,“ unterbrach ihn Jonel, „jede Auseinanderſetzung über dieſe Angelegenheit vermeiden, wir werden uns nicht verſtehen; ich weiß ſehr wohl, daß ich nach dem, was ſich heute zugetragen, nicht mehr unter demſelben Dache mit meiner Stiefmutter leben kann, ich bin daher entſchloſſen, nach Bukareſt zu reiſen, und morgen ſchon, wenn es Dir recht iſt; ich will arbeiten und mir eine Stellung erringen, ich bin Dir lange genug zur Laſt gefallen, ich will verſuchen, mir ſelbſt mein Brot zu verdienen.“

Er hatte die letzten Worte heftig hervorgeſtoßen, er wandte ſich um, trat zum Fenſter und ſchaute hinaus in die Nacht. Herr Fortunat erhob ſich, legte die Hand auf Jonels Schulter und ſagte mit weicher Stimme:

„Du darfſt nicht ſo von mir ſcheiden, Jonel, Du weißt, wie unglücklich ich bin, willſt auch Du mir das Leben verbittern? Im übrigen könnte ſich ja noch alles zum Guten wenden, wenn Du nicht ſo ein Tollkopf wärſt; ich wäre ja gerne bereit, auf einen Vergleich einzugehen, der die Freiſaſſen von Baneſti befriedigen würde, wenn Du die Hand dazu bieten wollteſt, mir einen Ausweg aus meiner jammervollen Lage zu öffnen, und das kannſt Du; ich habe Gründe, zu vermuten, daß Frau und Herr Dobreſcu es gerne ſehen würden, wenn Du Dich um ihre Tochter bewerben wollteſt, das Mädchen iſt reich, ſie bekommt, wie Du weißt, die Hälfte von Bogdaneſti und eine bare Summe von dreißigtauſend Dukaten als Mitgift, über die Du frei verfügen kannſt; mit dem dritten Teile dieſes Betrages kannſt Du mich retten. Nun, was meinſt Du, Jonel?“

Jonel blickte in das bleiche, gramdurchfurchte Antlitz ſeines Vaters, eine tiefe Rührung überkam ihn.

„Ich werde mich Deinem Wunſche fügen,“ murmelte er.

Herr Fortunat riß in überquellendem Dankgefühl Jonel an ſich und küßte ihn auf den Mund.

„Ah bah,“ lachte er auf, „Fräulein Pia iſt ein prächtiges Mädchen, ich bin überzeugt, daß Du Dich in ſie verlieben wirſt, wenn Du es nicht ſchon biſt!“

Jonel ſchien dieſe Worte überhört zu haben.

„Vater,“ ſagte er mit einem ſeltſamen Ernſt, „ich habe an Dich eine Frage zu richten. Madame Fortunat hat mir heute einige rätſelhafte Worte zugeflüſtert, die mir keine Ruhe laſſen: Wer war meine Mutter? War ſie wirklich eine Jüdin?“

Herr Fortunat ſchritt eine Weile ſinnend im Zimmer auf und ab, dann blieb er ſtehen.

„Ich habe Deine Frage erwartet,“ ſagte er, „und ich will ſie Dir beantworten, aber es iſt eine lange und thränenvolle Geſchichte, wir wollen uns ſetzen. Es iſt eine lange und thränenvolle Geſchichte,“ wiederholte er, „Du wirſt ein trauriges Blatt meines Lebens kennen lernen, aber Du biſt alt genug, ich bin Dir die volle Wahrheit ſchuldig, und wenn Du ſie kennen wirſt, wirſt Du vielleicht Deine Stiefmutter anders und milder beurteilen; aber Du mußt all Deine kindliche Liebe zuſammennehmen, Jonel, um nicht mit mir zu ſtreng ins Gericht zu gehen, denn ich habe viel gefehlt, viel Leid verurſacht.“ Er ſchwieg, ſtarrte Jonel an, und plötzlich flog ein wehmütiges Lächeln um ſeinen Mund. „Wie Du ihr ähnlich ſiehſt!“ murmelte er; „dieſelben wunderbar glänzenden Augen, dieſelben weichen Locken und denſelben Mund! Jonel,“ glitt es raſch von ſeinen Lippen, „Deine Mutter war in der That eine Jüdin, Zilibis Schweſter!“

Er atmete ſchwer auf, als wäre ihm mit dieſem Geſtändnis eine ungeheure Laſt von der Seele gewälzt worden. Jonel ſaß ſchweigend da, er hatte nur mit dem Haupt ein wenig emporgezuckt und eine leichte Röte war hiebei über ſein bleiches Geſicht gehuſcht.

„Eine Jüdin, wirklich eine Jüdin!“ rief er; „eine Jüdin und Zilibis Schweſter — des jüdiſchen Hauſirers und Spaßmachers — dann iſt ja Lea meine Couſine, das iſt ja herrlich — herrlich!“ Er lachte kurz, ſtoßweiſe auf, ſo daß es eher wie ein Schluchzen als wie ein Lachen klang, dann ſtemmte er die Ellenbogen auf den Tiſch, preßte die Schläfen zwiſchen die Hände und ſchaute ſeinen Vater finſter brütend an. „Eine Jüdin,“ fuhr er, wie zu ſich ſelbſt ſprechend, fort, „meine Mutter eine Jüdin und ich der Neffe von Leas Vater — das iſt ja luſtig, ſehr luſtig! Weißt Du, Papa, ich hatte einſt vor Jahren als Knabe die Juden gründlich gehaßt und pflegte die Judenjungen zu prügeln und ſchwärmte für Mihai den Tapfern und Stefan den Großen und wollte auch ein Heros unſeres Landes werden — ich — Zilibi Pianſkis Neffe! Aber wie iſt denn dies alles geſchehen?“

„Ich will es Dir erzählen.“

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Deutſche Einquartierung in Kairo.

S[illegible]

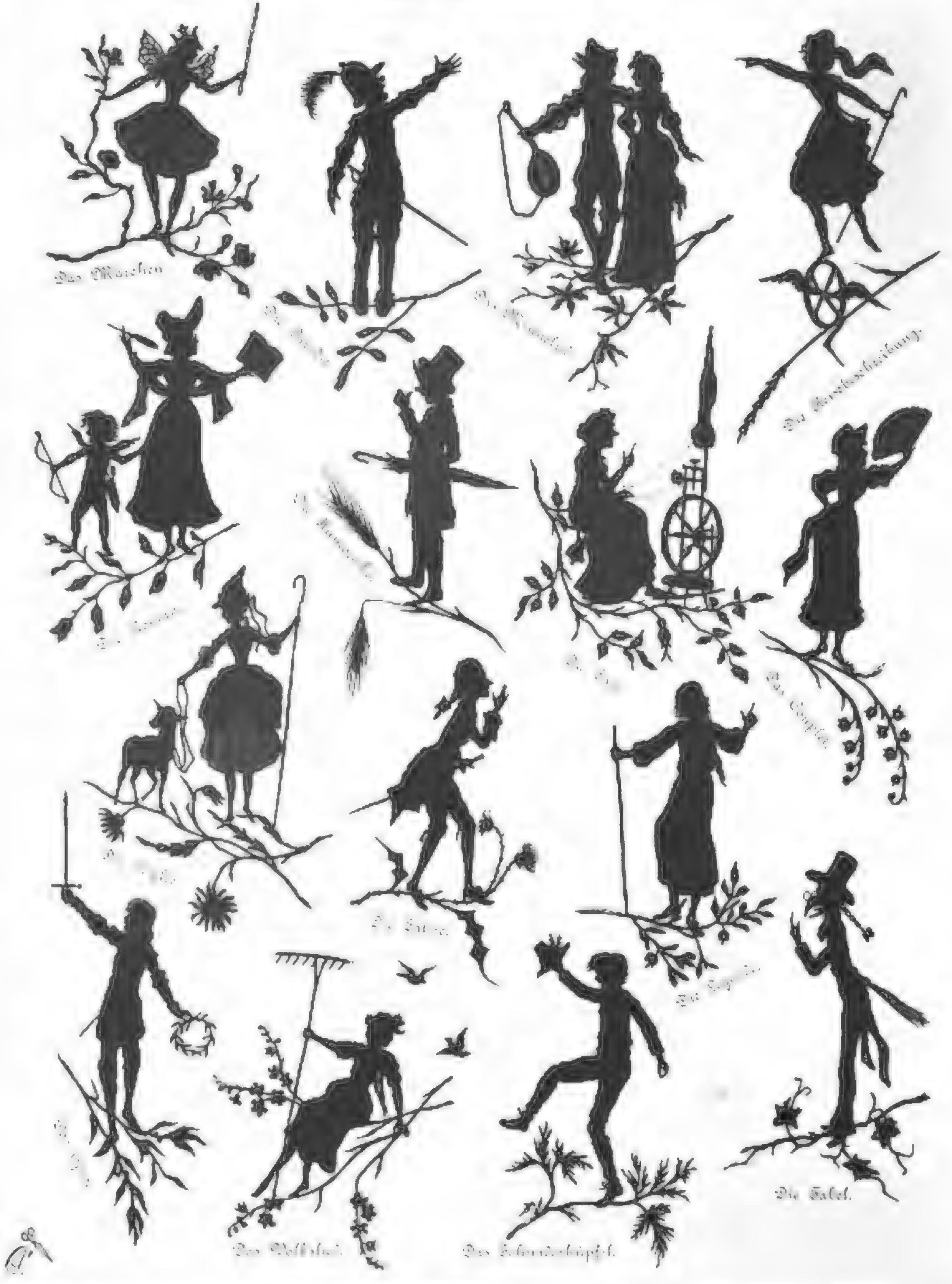
Beſuch des Sphinx von Gizeh. Nach einer photographiſchen Originalaufnahme.

ſchwaders im Hafen von [illegible] war auf fünf Tage feſt[illegible], der größere Teil der Offiziere [illegible] Seekadetten wurde für den, beziehungsweiſe vier Tage nach Kairo zu den dort dieſelben erwartenden Feſtlichkeiten beurlaubt. Das für dieſen Zweck gebildete Empfangskomitee ſetzte ſich zuſammen aus dem Generalkonſul von [illegible], dem Baron von [illegible], [illegible] dem Premierlieutenant a. D. [illegible] und den Kaufleuten [illegible] und [illegible]. Am Montag den 14. Januar 1889, abends 9 Uhr, lief der Zug mit den „Vertretern von der Marine" im Bahnhof von Kairo ein. Die ganze deutſche Kolonie war zum Empfang erſchienen, und als die Uniformen der Seekadetten in den Coupéfenſtern ſichtbar wurden, brauſte ein gewaltiges Hurra durch die auf dem Perron aufgeſtellten Deutſchen. Nach herzlicher Begrüßung [illegible] Vorſtellungen wurde die Verteilung der Gäſte auf die verſchiedenen Gaſthöfe vorgenommen, und alsdann fand ein gemütlicher Abend in den beiden bekannten deutſchen Reſtaurants „[illegible]" und „[illegible]" ſtatt, welcher ſich bis in die frühen Morgenſtunden ausdehnte. — Am Dienstag vormittag wurde zunächſt eine Beſichtigung des weltberühmten Muſeums in Bulak unter Führung des Muſeumsdirektors Brugſch Bey, am Nachmittag ein gemeinſamer Ausflug;

Deutſche Marineoffiziere und ihr Geleit an der Cheopspyramide. Nach einer photographiſchen Originalaufnahme.

Literariſches Allerlei.

Silhouetten von Anna Corſey.



nach der Citadelle, den Kalifen- und Mamelukengräbern veranſtaltet. Jedesmal aber, wenn unſere ſchmucken und friſchen Seekadetten mit jugendfriſchem Uebermut in Scharen auf den Eſeln oder Maultieren durch die Straßen von Kairo jagten, konnte ſich die Menge — Europäer und Afrikaner — nicht enthalten, ihnen begeiſtert zuzujubeln, und klatſchte oft genug lauten Beifall.

Am Dienstag abend gab die deutſche Kolonie zu Ehren der anweſenden Seeoffiziere und Seekadetten ein Bankett. Zu dieſem Zweck war im Garten des Hotel Shepheard ein großes arabiſches Zelt aufgeſchlagen und auf das luſtigſte geſchmückt worden. An der hinteren Wand des Zeltes über dem reich ausgeſtatteten Büffet erblickte man zu beiden Seiten eines großen den deutſchen Reichsadler enthaltenden Wappens die Bildniſſe des deutſchen Kaiſers und des Khedive. Türkiſche und perſiſche Teppiche, Blumen, Blattpflanzen und Palmenzweige, zahlreiche Embleme und Fahnen des deutſchen Reiches und der deutſchen Einzelſtaaten waren zu einem harmoniſchen Ganzen geſchmackvoll zuſammengeſtellt, und an einer Seite des Zelts war ein Koloſſalbild „Aegypten empfängt die deutſche Marine bei ihrer Landung in Alexandrien“ angebracht, welches der hier als Maler lebende Hauptmann a. D. Bernhard Kühn in wenigen Tagen eigens zu dieſem Zweck fertiggeſtellt hatte. Die Beleuchtung des Zeltinnern war durch die einzig in ihrer Art wirkenden arabiſchen Kriſtallkronen erreicht, der Garten außerdem durch zahlreiche bunte Lampen beleuchtet. Daß für die leiblichen Genüſſe auf das beſte geſorgt war, dafür kann die weltbekannte Küche des Hotel Shepheard und das patriotiſche Herz ſeines Beſitzers als beſte Bürgſchaft gelten. Genau um 10 Uhr abends betrat der Contreadmiral Hollmann in Begleitung des Generalkonſuls von Bräuer das Zelt unter den Klängen der deutſchen Nationalhymne, welche von einer ägyptiſchen Militärmuſik ausgeführt wurde, und alsbald gruppierte man ſich zwanglos um die Tiſche. Herr von Bräuer brachte den erſten Toaſt auf den deutſchen Kaiſer aus, alsdann ergriff der Contreadmiral Hollmann das Wort und ließ, nachdem er der deutſchen Kolonie für den herzlichen Empfang ſeinen Dank ausgeſprochen, den Khedive leben, worauf die ägyptiſche Nationalhymne angeſtimmt wurde. In ſchwungvollen Worten entwickelte der Baron von Richthofen die Verdienſte der deutſchen Marine um die auswärtigen Beſitzungen und Kolonien und brachte zum Schluß ein begeiſtert aufgenommenes Hoch auf letztere aus. Erwähnen wollen wir noch den vom Hauptmann Bernhard Kühn improviſierten Toaſt, welcher ſtürmiſchen Beifall erregte und folgendermaßen lautete:

„Als kamen vier Schiffe unſerer Flotte,
Stoſch, Gneiſenau, Moltke und Charlotte,
So drang die Kunde hieher aus Athen,
Da ging durch die Deutſchen ein mächtiges Wehn.
Und jeder, den die Kunde traf,
Erwachte aus winterlichem Schlaf
Und das deutſche Herz wuchs hier im Süden
Hoch auf als wie die Pyramiden.
Wir ſind ja auch keine Volksvertreter,
Hier ſind wir einfach Patrioten:
‚Für Reichstagsgeſetze haben wir kein Ohr,
Dafür intereſſiert ſich hier nur der Boſphore.'*)
Aber was wir geſtern beim ‚Angaß' gelaſſen,
Das iſt aus des Herzens Tiefe gedrungen:
‚Lieb' Vaterland kannſt ruhig ſein —
Man ſingt's zu oft nun, nie zu viel —
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein,
Feſt ſteht ſie auch hier an dem Nil.
Ihnen aber wünſch' ich, meine Herrn Kameraden,
Wohin Sie auch Wind oder Order trägt,
Daß überall Ihnen — das kann nie ſchaden —
Ein patriotiſch Herz entgegenſchlägt!
Proſit!“

Die Feſtesſtimmung wurde eine immer lebhaftere und klang in dem Geſang zahlreicher deutſcher Lieder begeiſtert aus. Dabei wurde auch zum Erſtaunen einiger das Feſt beſuchenden Ladies gewaltig getrunken und gequalmt. „Les officiers allemands boivent beaucoup, mais ils sont des garçons charmants et très-gentils“, hörte ich im Vorübergehen eine Levantinerin ſagen. Gegen 2 Uhr nachts wurde das Feſt beendet, um übrigens unmittelbar darauf beim „Angaß“ eine luſtig erregte Nachſitzung zu finden.

Mittwoch den 16. Januar fand ein Ausflug nach dem Pyramidenfeld von Gizeh ſtatt, wo ſich zum Empfang der Marinegäſte wiederum die geſamte deutſche Kolonie Kairos verſammelt hatte. Selten iſt wohl die Cheopspyramide von einer ſo großen Zahl von Menſchen auf einmal beſtiegen worden, und es war ein ſehr pittoreskes Bild, unſere blauen Marineuniformen in Begleitung der weißgekleideten Beduinen den Granitrieſen hinaufklettern zu ſehen. Am Sphinx**) und an der Ecke der erſten Pyramide wurden photographiſche Aufnahmen gemacht, die wir in den beiſtehenden Abbildungen wiedergeben.

Die Führer auf dieſem klaſſiſchen Boden machten der Baron von Richthofen, der Dr. von Niemeyer, von dem die Buchſtelzen ſagt, daß er die Hieroglyphen lieſt wie andere Sterbliche das Griechiſche, und der Hauptmann Kühn, welcher ein originelles, von ihm eigens für dieſen Tag verfaßtes Gedicht über die Bedeutung des Sphinx vortrug. Nach Beſichtigung der Denkmale wurde in dem dortigen vizeköniglichen Kiosk ein reiches Frühſtück verabreicht, nach welchem die große Kavalkade von Reitern und Equipagen zurück nach Kairo trabte.

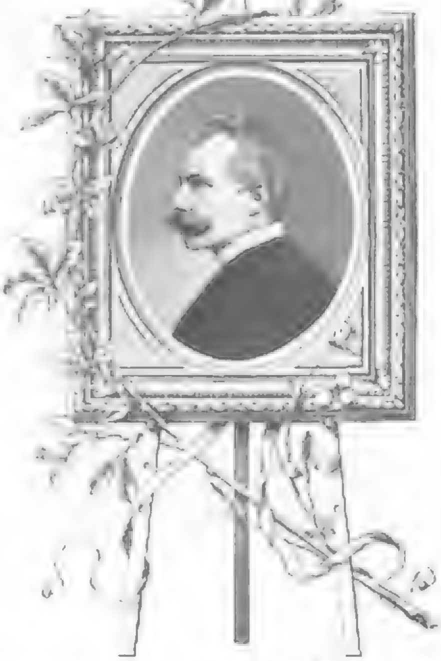
Am ſelben Abend fand im Palais d'Abdine ein Galadiner des Vizekönigs zu Ehren des Contreadmirals Hollmann und der deutſchen Geſchwaderoffiziere ſtatt.

Am nächſten Tage galt der Beſuch der berühmten Gräberſtadt Sakkâra und dem alten Memphis. Bis Bedraſchên wurde die Eiſenbahn benützt, alsdann beſtiegen die Herren die mitgenommenen Eſel, um die Sehenswürdigkeiten abzureiten. Zurück erfolgte die Fahrt vermittelſt einer vom Vizekönig bereitwilligſt zur Verfügung geſtellten Jacht auf dem Nil.

Am Abend fuhren die Gäſte, welche aller Herzen im Sturm erobert hatten, zum Bedauern der Kolonie zurück nach Alexandrien, wo von ſeiten der dortigen Deutſchen ein großer Matroſenball veranſtaltet wurde. Der Abſchied war ein überaus herzlicher, und die Marineoffiziere verſicherten, daß das Wort des Barons von Richthofen: „Kairo iſt der lichteſte Fleck auf dem ſchwarzen Erdteil“, als unbedingt zutreffend ihnen ewig im Gedächtnis bleiben werde!

Unſere Künſtler.

(Hierzu das Bild Seite 512 u. 513.)



Albert Keller

Unſer prachtvoller Holzſchnitt nach dem größten Bilde, welches der Münchener Maler Albert Keller bis jetzt zu verzeichnen hat, nach ſeiner Auferweckungsſzene von „Jairi Töchterlein“, das die Berliner Jubiläumsausſtellung vom Jahre 1886 ſchmückte, gibt einen ſo deutlichen Begriff von Albert Kellers Formenſprache nicht allein, ſondern gerade auch von ſeiner koloriſtiſchen Anſchauung, daß wir die Würdigung dieſes eigenartigen Talentes getroſt von dem Holzſchnitt bloß erwarten können, ohne eine eingehendere Begründung durch das Wort als nötig zu empfinden.

Chriſtus wurde (nach Matth. 9 und Mark. 5) in das Haus des Oberſten der Schule, mit Namen Jairus, gebeten, hörte die Reden, daß die Tochter des Oberſten geſtorben ſei, und ſprach zu Jairus: „Fürchte dich nicht, glaube nur.“

„Und er ging hinein, und ſprach zu ihnen: Was tummelt und weinet ihr? Das Kind iſt nicht geſtorben, ſondern es ſchläft. Und ſie verlachten ihn. — Und er trieb ſie alle aus, und nahm mit ſich den Vater des Kindes und die Mutter, und die bei ihm waren, und ging hinein, da das Kind lag.

„Und ergriff das Kind bei der Hand und ſprach zu ihm: Talitha kumi; das iſt verdolmetſcht: Mägdlein, ich ſage dir, ſtehe auf. — Und alsbald ſtund das Mägdlein auf und wandelte; es war aber zwölf Jahre alt. Und ſie entſetzten ſich über die Maße . . .“

Dieſen Vorgang hat Keller nicht mit archäologiſcher Gewiſſenhaftigkeit, ſondern mit maleriſchem Sinn für das für ihn Wahrſcheinliche des Auftrittes geſtaltet; die Figuren ſind nicht eben antik, ſondern unſchwer als faſt zeitgenöſſiſch zu erkennen. Wie reizend beſtimmt ſich gerade durch dieſen Zug Jairi Töchterlein, dieſe ſo graziöſe, charmante junge Orientalin, welche man nicht im Morgenlande geſtorben, ſondern im Berliner Tiergartenviertel aufzuwachen wähnt: eine junge Dame der geſellſchaftlichen Welt, eine Tochter des damaligen „Obern“ Jairus. Und indem Chriſtus ſelber bei dieſer freien Umbildung der Geſtalten in Typen der Gegenwart gleichſam keine Stelle finden konnte, iſt es dem Maler auch nicht recht ſo, daß man an ihn glauben könnte, gelungen, und ſeine Geſtaltung iſt hier ein wenig unſicher, belanglos und konventionell geworden; während die Gruppen der Zuſchauenden aus dem Vollen geſchöpft werden konnten und höchſt lebhaft und ſympathiſch geſchaut ſind und in ihren alten Gewändern und mit den modernen Augen eine ſo glückliche Ausſtaffierung dieſes Grabraumes bilden, welcher recht antik und dabei doch ſehr maleriſch konzipiert iſt.

Albert Keller iſt 1845 zu Gais in der Schweiz geboren, ein Sprößling einer alten Züricher Familie. Er kam frühzeitig nach München, machte das Gymnaſium durch, ging dann auf die Univerſität und widmete ſich philoſophiſchen und juriſtiſchen Studien. Nach dem vierten Semeſter aber beſuchte er die Akademie und arbeitete mit A. von Ramberg zuſammen, dem bekannten Maler der Zeichnungen zu Goethes Hermann und Dorothea. Keller unternahm vielfache Reiſen nach Italien und Paris. Sein erſtes Bild war 1872 eine „Audienz bei Ludwig XV.“; dann folgen „Chopin“ und andere moderne Genrebilder und Damenporträts. 1880 brachte er das „Römiſche Bad“, 1881 „Fauſtina im Junotempel“; 1882—1883 hielt er ſich von neuem in Paris auf, wo er verſchiedene Porträts malte. 1886 war unſere „Auferweckung von Jairi Töchterlein“ vollendet, und 1888 erſchien auf der Münchener internationalen Kunſtausſtellung der „Hexenſchlaf“, eine jugendliche Hexe, die zum Tode auf dem Scheiterhaufen an das Kreuz gefeſſelt, in einen tiefen Traum geſenkt, dem Jenſeits ſchmerzlos entgegenſchläft, denn ihr Geliebter hält mit dem Willen, den ihren zum Schlafe zu bringen, ihren Arm feſt umſpannt, während die Flammen, ihr Zerſtörungswerk beginnend, die Märtyrerin umzüngeln. Keller iſt auch ſonſt dem Hypnotismus und Somnambulismus näher getreten und wie bei Max hat ſich bei ihm das Studium dieſer Erſcheinungen zum Kunſtwerk verdichtet — oder vielleicht reizten ihn dieſe Studien deshalb weil ſie ihm eine neue Kunſt verſprachen. Maler ſind ja nicht Gelehrte, und all ihr Beſchäftigen mit dem Wiſſen und Forſchen iſt häufig darum da, um ſchließlich auf dem Altar ihrer Kunſt wieder dargebracht und angewandt zu werden.

Kellers Stellung in der heutigen Kunſtwelt iſt die, daß er als modern-romantiſcher Koloriſt im hiſtoriſchen Fach in ſeiner Eigenart faſt ohne Rivalen in Deutſchland iſt. Die Damenporträts, die nächſt ſeinen größeren Schöpfungen ſeine Lieblingsaufgaben ſind, beſitzen vielleicht nicht immer eine große Aehnlichkeit von außen, doch ſind ſie ſozuſagen innerlich ähnlich, und die Art der modernen Weiblichkeit zeichnet er ſicher und feſt durch die Farbe ſeiner modernen Bildniſſe, durch das Bouquet der Töne bei phantaſtiſcher Beleuchtung mehr als durch die Konturen des Geſichts. Ein raffinierter Sucher nach neuen Effekten, ſteht Keller als Koloriſt ſehr ſelbſtändig da; von Munkacſy vielleicht ſeinen Ausgangspunkt nehmend, iſt er über den Ungarn doch ſchon geiſtreicher, auch glänzender, moderner, heller, unruhiger hinausgelangt und von der Harmonieſchablone dieſes wenn auch großen Meiſters iſt er gänzlich entfernt. Ihm wird jedes neue Bild zum neuen Farbenproblem, und der Erfolg würde ihn nicht beſtimmen, das Suchen nach dem nicht ſchon Geleiſteten aufzugeben und ſich bei dem Geleiſteten zu beruhigen. Ein echtes Künſtlernaturell iſt Keller, in ſeinen Produktionen ungleich, aber, ein vornehmes Künſtlernaturell, niemals in ſeinen Hauptproduktionen niedrig oder banal; geht ihm die Arbeit nicht leicht von der Hand, ſo verurſacht dies doch, daß er eingehender ſich in ſie vertieft; iſt er ein kritiſcher Grübler, ſo iſt zugleich ſein Temperament doch ſo ſtark, daß der Geiſt bei ihm nicht etwas Blutleeres, nur Theoretiſches ſchafft. Vorzüge und Mängel, lebhafte Kraft und ſtörendes Nachdenken ſind ſo bei ihm gemiſcht, daß die Nachteile den Vorzügen faſt Vorteil bringen, und indem ſeine negierenden Geiſteskräfte den poſitiven, vielleicht manchen ſpontanen, kühnſten Wurf verſagen, bereichern ſie doch die Geſamterſcheinung dieſer künſtleriſchen Perſönlichkeit um eine ganz beſonders intereſſante Note. Denn Keller trägt in allem ſeinem Sein die Marke der Modernität, und das iſt die merkwürdigſte Gabe, die einen Mann für ſeine Zeit wie für die Nachwelt auszeichnen kann. Kellers Modernität aber iſt, wohlverſtanden, die einer modernen Natur, nicht eines modernen Ausdrucks; und ſo muß es zur Folge haben, daß er, wie modern auch immer, nur von einigen Modernen voll genoſſen wird, denn die Naturen erſchließen ſich zunächſt nur den Einzelnen, die Ausdrücke aber können ſofort bei der Geſamtheit populär werden.

Herman Helferich.

---

*) Boſphore — ein in Kairo erſcheinendes, unter franzöſiſcher Leitung ſtehendes Blatt.

**) Der Sphinx von Gizeh iſt bekanntlich männlicher Natur.

Literatur.

— **Es iſt wirklich ein Prachtſtück, der „Onkel Hermann“,** den uns die nach ihm benannte Novelle von Emile Erhard (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt, 2. Auflage) vor Augen führt. Graf und Chevalier, Ordensritter und Junggeſell, vereinigt er in ſich mit dieſen gar nicht ſo üblen Eigenſchaften noch die eines „lieben alten Brummbärs“, wie ihn ſeine luſtige kleine Nichte, die er kaum erſt glücklich verheiratet hat, mit Vorliebe nennt, und dazu die eines warmen, durch und durch ehrlichen Herzens. Wenn ſich ein Mann in die tragikomiſchen Situationen gerät, wie ſie der unvermeidlich aus der Grundabſicht erfolgten Verwechslung [illegible] mit dem bisherigen ſehr ähnlichen einer noch jugendlichen, ihm bis dahin gänzlich unbekannten [illegible] entſpringen, ſo weiß man ſchon voraus, daß ein Erzählertalent wie das Emile Erhards daraus die reizendſten Verwicklungen entſpinnen und ſie mit überraſchender Anſchaulichkeit ſchildern wird. Man darf das Buch ungeſtraft mit ſolch verheißungsvollen Erwartungen zur Hand nehmen, es hält ihnen redlich Wort.

— **Angeſichts des geſpannten Verhältniſſes, das uns die** Franzoſen zur Zeit noch entfremdet, iſt es erfreulich, zu ſehen, daß Erſcheinungen wie die „Figures de l'Allemagne contemporaine“, in denen unſer vortrefflicher Dichter J. Faſtenrath die Größen ſeiner und unſerer Heimat mit voller Wärme würdigt, in Frankreich ihren Verleger (Albert Savine, Paris) und ihre Leſer finden. Es iſt dies ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß die wirklich gebildeten Kreiſe der franzöſiſchen Geſellſchaft wenig oder nichts gemein haben mit jenem blinden Chauvinismus, der augenblicklich die politiſche Strömung in Frankreich beherrſcht und in ſeinem ſtürmiſchen Vorgehen die einſichtsvolleren Elemente unter ſein Joch zwingt. Faſtenrath ſchildert hier eine Reihe ſtaatsmänniſcher, geſchichtſchreibender, literariſcher und künſtleriſcher Größen des heutigen Deutſchlands in kurzen, fein ausgearbeiteten Aufſätzen, die teilweiſe zuerſt in franzöſiſchen Blättern als Feuilletons erſchienen ſind und ſich dort bereits das Verdienſt geſchickter Vermittlung zwiſchen den beiden Nachbarvölkern erworben haben, und durch deren Geſamtheit der ſprachgewandte Dichter und Kulturſchilderer nunmehr ein weiteres Gewicht in die Wagſchale legt, die unſere franzöſiſchen Widerſacher zu beſſerer Schätzung deutſchen Weſens zu bewegen geeignet iſt.

— **Nicht viele ihrer Geſchlechtsgenoſſinnen werden der** Verfaſſerin des Buches: „Aus der Innenwelt, pſychologiſche Studien“ von Dr. phil. Suſanna Rubinſtein (Leipzig, Alex. Edelmann) auf die Gebiete folgen, die ſie hier behandelt, aber alle dürfen mit Befriedigung auf den durch ſie beſonders glänzend gelieferten Beweis blicken, daß [illegible] jenes tiefe Eindringen in das geheimſte Weſen der Wechſelbeziehungen zwiſchen geiſtigen und ſinnlichen Dingen, das man gewöhnlich für das ausſchließliche Gebiet des männlichen Geiſtes hält, gegeben ſein kann. Mit ſcharfer Logik erörtert ſich die Verfaſſerin über Charakter, Verſtand, Mitgefühl, künſtleriſches Gefühl, Zweck und Nachleben der Seele, Empfindungen im allgemeinen und [illegible] Farbenerſcheinungen. Sie entwickelt dabei große Schärfe des Denkens und der Anſchauungen mit voller Klarheit und Ueberzeugungskraft der Darſtellung und verleiht dadurch ihrem Buch einen unwiderſtehlichen Reiz für philoſophiſch angelegte Naturen.

— **Des Volkes Weisheit kriſtalliſiert ſich in ſeinen Sprichwörtern.** Es war daher ein glücklicher Gedanke, den Dr. Albert Wittſtock in ſeinem Buch „Die Erziehung im Sprichwort oder die deutſche Volkspädagogik“ verfolgt. Anknüpfend an eine reiche Zahl von ihm ſorgfältig geſammelter Volksſprüche, welche die Fragen der Erziehung und Lehre, was man im Leben thun und laſſen ſoll, berühren, webt der Verfaſſer daraus mittelſt folgerichtiger Gedankenverbindungen eine vollſtändige Weisheitslehre über das, was dazu gehört, das heranwachſende Geſchlecht zu erziehen und ſelbſt das Muſter eines tüchtig erzogenen Menſchen abgeben zu können.

Notizblätter.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Das königlich bayeriſche Kupferſtichkabinet hat eine** ganz außerordentliche Bereicherung erfahren, indem Herr Reichsrat von Maffei demſelben eine großartige Schenkung zuwendete. Es ſind dies die 15 Bände (2510 Stück) Originalzeichnungen bayeriſcher Künſtler, welche der Münchener Kunſthändler Felix Halm (geſt. 1810) geſammelt hat. Dieſes für die bayeriſche Kunſtgeſchichte höchſt wichtige Sammelwerk war gänzlich verſchollen; niemand wußte über deſſen Verbleib etwas Genaues. Durch die hochherzige Schenkung, die fortan den Namen „Halm-Maffeiſche Sammlung“ im königlichen Kupferſtichkabinet führt, iſt nun die unbeſchränkte Nutzbarmachung der koſtbaren Sammlung ermöglicht worden.

— **Das ſächſiſche Kurſchwert, welches von Kaiſer Sigis**mund herrührt und Friedrich dem Streitbaren am 6. Januar 1423 bei ſeiner Belehnung mit der Kurwürde ausgehändigt wurde, iſt neuerdings in der königlich ſächſiſchen Gewehrgalerie, nachdem es gänzlich in Vergeſſenheit geraten, gleichſam wieder entdeckt worden. Der heraldiſche Schmuck desſelben läßt keinen Zweifel aufkommen, daß das aufgefundene Schwert das echte ſächſiſche Kurſchwert iſt.

— **Die katholiſche St. Stanislauskirche in Rom wird von** ihrer Beſitzerin, der ruſſiſchen Regierung, um den Preis von 600,000 Lire zum Verkauf ausgeboten, was in Polen ſchmerzliches Aufſehen erregt, da die genannte Kirche viele polniſche Denkmäler enthält, auch ein Hoſpiz für polniſche Pilger mit derſelben verbunden iſt. Sie wurde den Polen vom Papſt Gregor XIII. geſchenkt, unter Napoleon I. in eine Kaſerne verwandelt, durch Kaiſer Alexander I. ihrem urſprünglichen Zwecke zurückgegeben.

— **Einen ſeltſamen Fund hat der franzöſiſche Bibliophile** Baron Double gemacht, nämlich das Exemplar eines Buches, welches Marat der Königin Marie Antoinette mit einer Widmung überſandt hatte! Bevor Marat als Revolutionsmann die Ariſtokraten verfolgte, hatte er ſich mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen beſchäftigt. Das der Königin gewidmete Buch trägt den Titel: „Das Feuer“ und handelt von der Licht- und Wärmeerzeugung.

— **Der letzte Reſt des 1871 abgebrannten Tuilerienflügels** wurde in Paris öffentlich verſteigert. Die vier Loſe erſtand der Graf [illegible] für zuſammen 11,950 Franken. Die Wegſchaffung muß binnen 15 Tagen geſchehen ſein, da alsdann die Erdarbeiten zur Anlegung des Gartens beginnen, in welchem das geplante Rieſendenkmal der Revolution errichtet werden ſoll — falls es bis dahin noch eine franzöſiſche Republik gibt.

— **Einen Preis von 3000 Mark hat der preußiſche Verein** zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger für die beſte Löſung der Frage ausgeſetzt: „Welche Maßregeln und Organiſationen ſind anzuſtreben, und welche im Frieden vorzubereiten, um die Unterbringung nicht transportabler Verwundeter und Kranker in geeignete Räume in möglichſter Nähe des Kriegsſchauplatzes ſicher zu ſtellen, mit Berückſichtigung der Beſtimmungen der Kriegs-Sanitätsordnung und der Organiſation der freiwilligen Krankenpflege im Felde?“ Die Arbeiten ſind in deutſcher Sprache bis 1. Januar 1890 an das Zentralkomite des genannten Vereins einzuſenden.

— **Wie verſchieden die Elektrizität auf Tiere wirkt,** ergaben elektriſche Verſuche, die man jüngſt in der Londoner Menagerie angeſtellt hat. Die größte Empfindlichkeit für die Wirkungen der Elektrizität zeigte das Katzengeſchlecht, während Schlangen und Faultiere den Strom ohne Zeichen der Aufregung durch ihren Körper gehen ließen. Affen und Wölfe begannen zu wimmern. Nur den Elefanten bereiteten die Verſuche ungeheuren Spaß. Als 12 Leclanché-Zellen in Anwendung gebracht wurden, rieben ſie ſich vor Vergnügen die Beine und bebliesen ihre Wärter.

— **Wir ſind noch nicht am Ende der genialen Erfindungen** für den Maſſenmord. Dampfkraft an Stelle von Schießpulver, ſo lautet neuerdings die Parole Walther Dicks' in Brooklyn. Dieſer Yankee hat eine Zentrifugalmaſchine gebaut, mit welcher er im ſtande iſt, dem Geſchoß die ungeheure Anfangsgeſchwindigkeit von 810 Meter in der Sekunde mitzuteilen, während die von Krupp bisher erreichte nur etwas über 700 Meter beträgt. Die Dick'ſche Zentrifugalkanone beſteht im weſentlichen aus einer ſehr kräftigen Stahlſcheibe von entſprechend großem Durchmeſſer, welche von einer Dampfmaſchine aus mit der außerordentlichen Umdrehungszahl von 6000 in der Minute bewegt wird. An dem Umfange der Scheibe befinden ſich in genau gleichen Zwiſchenräumen 10 Kanäle, durch welche ebenſoviel Geſchoſſe in paſſenden Vertiefungen ſo lange feſtgehalten werden, bis ein eigentümlicher, ſehr geſchickt durchdachter Mechanismus dieſelben entläßt, ſo daß ſie mit der jeweils erlangten rieſigen Anfangsgeſchwindigkeit ihrem Ziele entgegeneilen. Die Tragweite beträgt etwa 10 Kilometer, und alle 10 Schüſſe können in dem tauſendſten Teil einer Sekunde abgegeben werden.

Natur.

— **Bei Erlach im Pittenthal wurde vor kurzem eine ſchöne** Tropfſteinhöhle entdeckt. Boden und Wände der Höhle zeigen ſchöne Sinterbildungen; zur Linken bemerkt man einen Schacht mit Waſſer gefüllt, von bedeutender Tiefe, zur Rechten ſetzt ſich die Höhle ſechzig Meter lang in Windungen fort. An einigen Stellen ſind Stalaktiten und Stalagmiten zu maleriſcher Einheit verbunden. Am Ende des Ganges erweitert ſich die Höhle und führt ſodann nach aufwärts und ſeitwärts in das Innere des Berges. Die Seiten ſind bisher noch nicht unterſucht, da deren Eingänge erſt erweitert werden müſſen, um paſſierbar zu werden.

— **Wilde Schwäne, die in Märchen und Sagen zu den** verbreitetſten Vögeln gehören, in Wirklichkeit aber leider zu den ſeltenſten, ja dem Ausſterben nahe ſind, wurden während des Winters auf den nur ſehr ſelten zufrierenden Hochlandſeen und Gewäſſern des Krain beobachtet, zum Beiſpiel auf dem Zirknitzer See. Bevor ſich die Eisdecke über den ganzen See ausgebreitet, waren in der eisfreien Mitte des Waſſerſpiegels, für den Jäger unerreichbar, einige der ſchönen Tiere verſammelt. Sodann beobachtete man einen Zug wilder Schwäne an dem [illegible] bei Gottſchee, wo auch ein prächtiges Stück derſelben erlegt wurde.

Feſte und Verſammlungen.

— **Am 22. April vollendet Friedrich von Bodenſtedt ſein** ſiebenzigſtes Lebensjahr. Um dieſem Ehrentag eine beſondere Weihe zu geben, erläßt ein Komite, an deſſen Spitze der Regierungspräſident von Wurmb in Wiesbaden ſteht, einen Aufruf, in welchem er die zahlreichen Freunde und Verehrer des greiſen Sängers des Mirza-Schaffy auffordert, Beiträge zu einer Ehrengabe für den Dichter zu ſpenden, die ihm an dieſem Tage überreicht werden ſoll. In dem Aufrufe heißt es: „Ungeachtet ſeiner raſtloſen Arbeit war ihm das Glück nicht günſtig! Ihm nunmehr nach langer Lebensfahrt ein beſcheidenes eigenes Heim, ihm die zu angeſtrengter Geiſtesarbeit nötige Ruhe zu ſchaffen, iſt die Abſicht ſeiner Freunde und Verehrer. Harren doch noch einige größere Werke Bodenſtedts ihrer Vollendung.“ Geldſendungen ſind an das Bankhaus M. Berlé & Comp. in Wiesbaden zu übermitteln. Anfragen in dieſer Angelegenheit beantworten: Dr. W. Sauer, Archivrat, und Ferd. Heyl, Konſervator in Wiesbaden.

— **Dr. Rudolf Löwenſtein, der als lyriſcher Dichter und** ehemaliger Redakteur des „Kladderadatſch“ in weiteſten Kreiſen rühmlich bekannt iſt, beging am 21. Februar ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag. Zahlreiche Freunde, insbeſondere auch der Verein Berliner Preſſe, der Deutſche Schriftſtellerverband, der Verein Berliner Künſtler und die Breslauer Burſchenſchaft „Raczeks“ ehrten den Jubilar in herzlicher und ſinniger Weiſe.

— **Am 24. Februar feierte Friedrich Spielhagen ſeinen** ſechzigſten Geburtstag. Schon in den Vormittagsſtunden gab ſich in einer großen Gratulationscour der Anteil kund, den man in Berlin an dieſem Feſte nahm. Glückwunſchtelegramme von nah und fern liefen ein, Briefe in Verſe und Proſa, reiche Geſchenke und eine Blumenfülle, als ſollte der graue Wintertag ſich zur [illegible] für den Dichter wandeln. Eine Deputation der neu gegründeten Literariſchen Geſellſchaft brachte mit den Glückwünſchen derſelben zugleich eine Einladung zu dem im „Kaiſerhof“ ſtattfindenden Bankett. Mehr als 250 Perſonen hatten ſich zu dieſem eingefunden. Die Feſtrede hielt Karl Frenzel, welcher das Wirken des Geburtstagskindes ſchilderte und mit einem Hoch auf Spielhagen ſchloß. Dieſer erwiderte mit einem Hoch auf den Geiſt des deutſchen Volkes und der deutſchen Dichtung. Ludwig Pietſch ließ die Familie Spielhagen hochleben, und Albert Träger brachte den üblichen Trinkſpruch auf die Damen aus. Daß neben dem Ernſt auch der Scherz zu ſeinem Rechte gelangte, verſteht ſich von ſelbſt. So erklärte Oskar Blumenthal ſehr witzig eine von Paul Meyerheim gezeichnete humoriſtiſche Tiſchkarte; auch ſang man ein Lied: „Quer durch die Normalliteratur“, das, von Julius Stettenheim gedichtet, in einem „Spielhagen-Preisblatt, literariſche Beilage zum 60. Geburtstag des Herrn Landrats Friedrich Spielhagen“, [illegible] „[illegible] Jahre bleibt der Jung“. Auch verſchiedene andere Dichter hatten geiſtige Feſtgaben geſpendet, zum Beiſpiel Paul Lindau „Mitteilungen aus dem olympiſchen Fernſprechamt“; der Herzog Ernſt von Sachſen-Koburg-Gotha hatte telegraphiſch, der Kultusminiſter von Goßler ſchriftlich Glückwünſche geſandt.

Sport.

— **Der Unionklub in Berlin ſetzt für das Rennjahr 1889** in Summa 490,000 Mark an Preiſen aus, das ſind 190,000 Mark mehr als in der abgelaufenen Saiſon. Aus der Geſamtſumme werden 100,000 Mark auswärtigen Rennvereinen zur Verfügung geſtellt, während außerdem je 20,000 Mark Vereinen in Dresden und Königsberg als Darlehen zur Anlage ihrer Rennbahnen bewilligt werden. Die Generalbilanz des genannten Klubs weiſt ein Vermögen von 852,272 Mark nach, wobei für die Rennbahn Hoppegarten, Klubgebäude und ſo weiter die niedrigſten Wertbeträge angenommen wurden.

— **Für eine Neubelebung der Rennen zu Nizza ſind bereits** die erforderlichen Summen ausgeſetzt worden, ſo daß die 100,000 Franken Geſamtpreiſe im nächſten Jahre für erheblich beſſeren Sport ſorgen dürften.

— **Im Derby der Hunde, dem Waterloo-Cup, blieben** diesmal zwei Konkurrenten, welche einem Beſitzer, dem Colonel North, gehören, für den Entſcheidungskampf nach den üblichen Vorläufen allein übrig, „Fullerton“ und „Troughend“, teilten infolge deſſen den Preis, während aus dem Waterloo-Purſe Earl of Sefton's „[illegible]“ und aus dem Plate Sir R. Jardine's „[illegible]“ ſiegreich hervorgingen. Colonel North kaufte vor einem Jahre „Fullerton“ für 850 und „Troughend“ für 420 Guineen an.

— **Das Meiſterſchaftsrennen wird auch in dieſem Jahre auf** der Berliner Trabrennbahn gelaufen werden. Dasſelbe iſt mit 20,000 Mark dotiert, alſo um 5000 Mark wertvoller als 1888.

— **Für die in dieſem Jahre beſonders groß geplante Pariſer** internationale Regatta iſt der 23. Juni als Termin angeſetzt worden.

— **Der amerikaniſche Champion-Amateur-Radfahrer W. Windle** wird ſich in dieſem Jahre an dem großen Berliner Radwettfahren beteiligen.

— **Zur Gründung eines Eislaufverbandes werden ſich in** der Oſterwoche Delegierte der deutſchen und deutſch-öſterreichiſchen Eislaufvereine in Wien zuſammenfinden.

Geſtorben.

[illegible] Landau, bekannter Schriftſteller, Herausgeber [illegible] der Werke von Goethe und Schiller, 74 Jahre alt, Anfangs Februar, in Prag.

— Wenzel Neukirchner, k. württembergiſcher Kammermuſikus, vorzüglicher Fagottiſt, 84 Jahre alt, am 8. Februar, in Stuttgart.

— Joſef Ritter von Gruner, k. k. Miniſterialrat a. D., viele Jahre hindurch öſterreichiſch-ungariſcher Generalkonſul in Leipzig und Miniſterreſident an den Höfen von Anhalt, Schwarzburg und Reuß, am 11. Februar, in Eger.

— Prokopios, Erzbiſchof von Attika und Metropolit von ganz Griechenland, 74 Jahre alt, am 11. Februar, in Athen.

— Alois Pokorny, öſterreichiſch-ungariſcher Feldmarſchall-Leutnant, Kommandant der 5. Infanterie-Truppendiviſion, 57 Jahre alt, am 13. Februar, in Olmütz.

— [illegible], königlich preußiſcher Generalmajor, früher Kommandant des 4. Rheiniſchen Infanterieregiments Nr. 30, 55 Jahre alt, am 14. Februar, in Hannover.

— Geheimerat Max von Prollius, außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter der beiden Mecklenburg in Berlin, Bevollmächtigter zum Bundesrat, am 15. Februar, in Berlin.

— Joſef Franz Eduard von Saint-Julien, Graf von Wallſee, Oberſt-Erblands-Falkenmeiſter in Oeſterreich, früher Landeshauptmann-Stellvertreter in Oberöſterreich, 64 Jahre alt, am 14. Februar, in Linz.

— Don Enrico Barberini-Colonna, Fürſt von Paleſtrina und Caſtello S. Pietro, Herzog von Caſtelvecchio, Grand von Spanien erſter Klaſſe, Bailli des Ordens von S. Januarius, 66 Jahre alt, am 16. Februar, in Rom.

— Geh. Regierungs- und Provinzialſchulrat Guſtav Spieker, bekannter pädagogiſcher Schriftſteller, 71 Jahre alt, am 19. Februar, in Hannover.

— Vincenz Baron Abele, k. k. Geheimerat und Feldzeugmeiſter des Ruheſtandes, Inhaber des achten Infanterieregiments, 74 Jahre alt, am 19. Februar, in Graz.

— Dr. Heindorf, Präſident des evangeliſchen Konſiſtoriums in Stettin, am 20. Februar, in Stettin.

— Johann Wilhelm Preyer, berühmter Stilllebenmaler, der Neſtor der Düſſeldorfer Künſtlerſchaft, 85 Jahre alt, am 20. Februar, in Düſſeldorf.

— Geheimer Kommerzienrat Franz von Mendelsſohn, der älteſte Chef des großen Berliner Bankhauſes Mendelsſohn & Comp., frühere Präſident des Aelteſtenkollegiums der Berliner Kaufmannſchaft, einer der hervorragendſten deutſchen Kaufleute, 61 Jahre alt, am 20. Februar, in Berlin.

— Dr. Johann Wilhelm Schirm, langjähriger Stadtrat in Wiesbaden, bekannter Schulmann, 77 Jahre alt, am 20. Februar, in Wiesbaden.

— Profeſſor Dr. Gottfried Klaiber, der Senior der evangeliſchen Theologen Württembergs, hervorragender Schulmann, 92 Jahre alt, am 21. Februar, auf dem Salon bei Ludwigsburg.

— Kirchenrat Dr. W. Gaß, Profeſſor der Dogmatik und Ethik an der Univerſität Heidelberg, am 21. Februar, in Heidelberg.

— Hermann Graf Görtz-Wrisberg, herzoglich braunſchweigiſcher Staatsminiſter und Vorſitzender im Staatsminiſterium, Bevollmächtigter zum Bundesrat des deutſchen Reichs, 70 Jahre alt, am 22. Februar, in Braunſchweig.

— Dr. Iſidor Soyka, außerordentl. Profeſſor der Hygiene an der deutſchen Univerſität zu Prag, 39 Jahre alt, am 23. Februar, in Prag.

— Geheimer Ober-Juſtizrat Ludwig Vonhoff, Senatspräſident am Berliner Kammergericht, am 21. Februar, in Berlin.

Google

— Erwin Bendiſer, Landgerichtspräſident in Mannheim, 1869 bis 1878 außerordentliches Mitglied des badiſchen Staatsminiſteriums und im vorletzten Landtage Präſident der erſten Kammer des Großherzogtums Baden, 66 Jahre alt, am 2[illegible]. Februar, in Mannheim.

— Profeſſor Alexander von Kotzebue, kaiſerlich ruſſiſcher Hofmaler, bekannter Porträt- und Schlachtenmaler, 74 Jahre alt, am 25. Februar, in München.

Prinz Alexander von Battenberg und ſeine Gemahlin.

Allgemeines Aufſehen hat die Nachricht erregt, daß am 6. Februar dieſes Jahres in Mentone die Vermählung des früheren Fürſten von Bulgarien, Prinzen Alexander von Battenberg, mit Fräulein Johanna Loiſinger, Opernſängerin am Darmſtädter Hoftheater, ſtattgefunden. Der ritterliche Fürſt, an deſſen Perſon ſich ſeit einiger Zeit die verſchiedenartigſten Gerüchte knüpften, hat durch dieſen Schritt mit einemmale all dieſem unnützen Gerede ein Ende gemacht, zugleich aber auch darauf Verzicht geleiſtet, noch einmal eine politiſche Rolle zu ſpielen.

Prinz Alexander Joſeph wurde geboren am 5. April 1857 als zweiter Sohn des kürzlich verſtorbenen Prinzen Alexander von Heſſen und der ihm morganatiſch angetrauten Prinzeſſin Julie von Battenberg, Tochter des verſtorbenen Grafen Moritz von Hauke, königlich polniſchen Kriegsminiſters. Durch die einſtimmige Wahl der bulgariſchen Nationalverſammlung, die die Beſtätigung der Berliner Vertragsmächte erhielt, wurde er 1879 als Alexander I. zum Fürſten von Bulgarien erwählt, legte aber ſchon 1886 die Krone nieder und kehrte nach Deutſchland zurück, wo er in der preußiſchen Armee bis vor kurzem den Rang eines Generalmajors inne hatte und à la ſuite des Regiments der Garde du Corps und des [illegible] geführt wurde.

[illegible] wurde geboren am 1[illegible]. April 1865 in Preßburg, wo ihr Vater, der inzwiſchen geſtorben iſt, die Stelle eines Kammerdieners bei dem aus dem Feldzuge des Jahres 1859 bekannten General, ſpäteren Feldmarſchall-Lieutenant Martin Eigner bekleidete. Ihre Jugend verlebte ſie im Hauſe ihrer Eltern in Preßburg, wo ſie auch ihre erſte künſtleriſche Ausbildung durch den [illegible] Später ſiedelte ſie mit ihrer [illegible] nach Prag über. Hier ſetzte ſie unter Leitung des damaligen Operndirektors des [illegible] ihre Geſangsſtudien fort und trat auch mehreremal mit Erfolg in öffentlichen Konzerten auf. Neben ihrer [illegible] Stimme nahmen ihre anmutige Erſcheinung, ihr [illegible] Haar und ihre blauen, geiſtvollen Augen das Publikum gefangen. Die junge Künſtlerin beabſichtigte urſprünglich nur als Konzertſängerin aufzutreten, da ſie zur Bühne keine Neigung hatte. Auf Zureden ihrer Mutter entſchloß ſie ſich endlich doch zu dieſer Laufbahn und nahm im Jahre 1883 ein Engagement am Troppauer Stadttheater an. Von dort aus ging ſie noch in demſelben Jahre nach Linz, wo ſie während eines Monats als Page in den „Hugenotten“, ferner als Gretchen im „Fauſt“, als Eva in den „Meiſterſingern“, als Zerline im „Don Juan“ und in anderen großen Partien die glänzendſten Erfolge davontrug. Obgleich man alles daran ſetzte, die vielſeitig verwendbare Künſtlerin dem dortigen Theater zu erhalten, führte Fräulein Loiſinger ihren lange gefaßten Entſchluß, nach Deutſchland zu gehen, doch aus und folgte einer Einladung, am Leipziger Stadttheater zu gaſtieren. Das Debut führte jedoch zu keinem Engagement, worauf die Künſtlerin in den Verband der Darmſtädter Hofbühne trat. Auch dort wußte ſie ſich bald die allgemeine Sympathie zu erringen, beſonders auch durch ihr beſcheidenes und liebenswürdiges Weſen, Eigenſchaften, die nicht allzu häufig mit einem ſo großen Talente verbunden zu ſein pflegen.

Was die Zukunftspläne des jungen Paares ſind, iſt noch nicht bekannt. Die nächſte Zeit wird Prinz Alexander, der [illegible]

Unterſeeiſche Boote.

Von

J. Caſtner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Robert Fultons einſt viel verhöhnte, als unritterlich und heimtückiſch bezeichnete Idee, feindliche Schiffe unter Waſſer mit Pulverminen anzugreifen, hat der Neuzeit eine der gefährlichſten und gefürchtetſten Waffen des Seekrieges in die Hand gegeben. Nach einer verhältnismäßig kurzen Entwicklungszeit iſt der Torpedo auf die Fechtweiſe zur See von ſo beſtimmendem Einfluß geworden, daß die Torpedotaktik gegenwärtig einen der wichtigſten Teile der Lehre vom Seekrieg bildet. Fulton, der geniale Erfinder und Vorkämpfer der Dampfſchiffahrt, war es auch, welcher Ende vorigen Jahrhunderts ein Boot erbaute, mit welchem er bei ſeinen Verſuchen mehrere Stunden unter Waſſer blieb. Sein Hauptzweck dabei war, Torpedos am Boden feindlicher Schiffe anzubringen.

Wenn es auch niemand vor ihm gelang, ſo lange mit einem nach allen Richtungen lenkbaren Boot unter Waſſer ſich aufzuhalten, ſo war er doch nicht der erſte, der dieſe Idee zur Ausführung brachte. Es iſt bekannt, daß ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert ähnliche Verſuche ſtattfanden; ob auch ſchon früher, darüber ſind zwar keine Nachrichten auf uns [illegible], jedoch iſt dies kein Beweis, daß es nicht doch geſchehen. Der Gedanke liegt bei der hohen Entwicklung der [illegible] im Altertum zu nahe. Indem war es ſchon [illegible] angelaufenen Teil der feindlichen Schiffe [illegible] Den Zug der Schiffe unter Waſſer hatte man in dieſem Zeit in Form eines Widder- oder Vogelkopfes, Drei[illegible] und ſo weiter aus Bronze einen Sporn befeſtigt, welchen man dem feindlichen Schiff in die Seite zu rennen ſuchte, um ihm ein Leck einzuſtoßen und es dadurch zum Sinken zu bringen. Es iſt bekannt, daß Themiſtokles mit dieſer Fechtweiſe, welche der heutigen Rammtaktik entſpricht, in der Schlacht bei Salamis den Sieg über die große Flotte der Perſer gewann. Die Rammtaktik mußte mit dem Aufhören der Ruderbewegung des Schiffes aufgegeben werden und konnte erſt wieder in Aufnahme kommen, als Dampfſchiffe an die Stelle der Segelſchiffe traten. Während der ganzen Zwiſchenzeit war das Geſchütz die einzige Waffe für den Kampf von Schiff zu Schiff, eine Waffe, welche im weſentlichen das feindliche Schiff nur in dem über Waſſer liegenden Teil zu treffen und zu zerſtören vermag; es blieb mithin während dieſer waffenarmen Zeit des Seekrieges der Schiffsboden von allen feindlichen Angriffen verſchont, und daher erſcheint es kaum glaublich, daß man damals nicht ſchon auf den Gebrauch von Unterwaſſerbooten und Seeminen gekommen haben ſollte. Jedenfalls aber war die Technik jener Zeiten dieſer Aufgabe noch nicht gewachſen und außer ſtande, eine für den Krieg gebrauchsfähige Waffe dieſer Art herzuſtellen; die Erfindung wäre zweifelsohne nicht verloren gegangen.

[illegible]

Fulton wie ſeine Vorgänger und Nachfolger bis in die neueſte Zeit bewirkten das Untertauchen durch Einlaſſen von Waſſer in das Boot. Die Tiefe der Tauchung iſt abhängig von der eingeſtrömten Waſſermenge, bei deren [illegible] das Boot nach und nach zur Waſſeroberfläche a[illegible]. Verſagt aber die hierzu dienende Maſchine ihren Dienſt, ſo gibt es für die Bemannung des Bootes kein Mittel, mit dieſem wieder an das Tageslicht zurückzugelangen. Durch Rettungsluken können zwar günſtigſten Falles die Leute das Boot verlaſſen, dieſes aber verſinkt dann auf den [illegible].

Andere Erfinder gaben durch Verſchieben von Gewichten auf einer unter dem Boot angebrachten Laufſchiene [illegible] eine geneigte Lage, und zwar erfolgt, je nachdem die [illegible] des Bootes nach der Höhe oder Tiefe zeigt, ein Aufſteigen oder Untertauchen, letzteres jedoch nur dann, wenn das Boot eine gewiſſe Fahrgeſchwindigkeit beſitzt, weil dann der entgegenkommende Waſſerſtrom auf die geneigte Oberfläche des Bootes einen Druck ausübt und nun nach dem Prinzip des aufſteigenden Drachens das Boot nach unten drückt.

Waddington wendet ſtatt der Gewichte zwei über die Schiffswand beiderſeitlich hinausragende floſſenartige Flächen an, die um eine wagerechte Achſe beliebig verſtellbar ſind und das Boot ſchon bei fünf bis ſechs Knoten Fahrgeſchwindigkeit zum Untertauchen bringen, worin ſie durch ein Horizontalſteuer am Hinterende des Bootes unterſtützt werden. Den Booten mit verſchiebbaren Gewichten iſt es nicht möglich, ſenkrecht unterzutauchen, ſie können alſo auch nicht jeden Punkt unter Waſſer von beliebiger Stelle aus geradenwegs erreichen; außerdem iſt die geneigte Lage des Bootes für den Verkehr in demſelben ein großer Mangel. Waddingtons Syſtem iſt frei von dieſen Mängeln; das ſenkrechte Untertauchen — das alſo erfolgt, wenn das Boot nicht in Fahrt iſt — wird durch zwei Tauchſchrauben, welche in oben und unten offenen, ſenkrecht durch das Boot hindurchgehenden Röhren laufen, bewirkt.

Campbell erreicht das Untertauchen in ganz eigentümlicher Weiſe. Sein Boot iſt nur eine gewiſſe Tiefe des Untertauchens eingerichtet, wo es dem Waſſerdruck das Gleichgewicht hält, alſo ſchwimmt. Das Heben des Bootes bewirkt er durch Hinausſchieben von je vier hohlen Cylindern aus den Seitenwänden; je weiter ſie hinaustreten, deſto mehr Waſſer verdrängen ſie und um ſo mehr ſteigt das Boot in die Höhe. Umgekehrt hat alſo das Einziehen der Hohlcylinder das Untertauchen zur Folge. Auch dieſes Syſtem leidet an der Gefahr, daß das Boot in der Tiefe nicht wieder [illegible] kann, wenn [illegible] zum Hinausſchieben der Hohl[cylinder] unbrauchbar wird.

Eine rationelle [illegible] Problems [illegible] Nordenfelt, deſſen Boot für gewöhnlich wie jedes andere auf dem Waſſer ſchwimmt und in dieſer Weiſe auch wie jedes andere Torpedoboot verwendet werden kann; es trägt deshalb auf ſeinem gewölbten Deck eine Plattform mit Galerie und eine Armierung von einigen Schnellfeuerkanonen, ſowie den mit einer Glaskuppel geſchloſſenen Kommandoturm. In dem Deck befinden ſich auch die waſſerdicht verſchließbare Schiffsluke, durch welche man in das Boot einſteigt, und die Schlote für die Dampfmaſchine. Soll das Boot tauchen, ſo wird es durch Einlaſſen von Waſſer ſo weit verſenkt, daß das Deck mit allen Oeffnungen noch über Waſſer bleibt, aber zwei um eine ſenkrechte Achſe drehbare Tauchſchrauben, welche die Form gewöhnlicher Schiffsſchrauben haben und auf dem Vorder- und Hinterteil des Bootes ſtehen, vom Waſſer bedeckt ſind. Werden ſie in Betrieb geſetzt, ſo taucht das Boot unter, und zwar um ſo tiefer, je ſchneller ſich die Schrauben drehen; werden ſie geſtoppt, ſo ſteigt das Boot alsbald nach oben. Das Untertauchen kann ſowohl in der Fahrt wie von der Stelle aus geſchehen, und es iſt daher jeder Punkt unter Waſſer geradenwegs zu erreichen.

Die Herſtellung einer allen Anforderungen entſprechenden Kraftmaſchine zum Betrieb der Schrauben eines Unterwaſſerbootes iſt außerordentlich ſchwierig und ſo vielen Beſchränkungen unterworfen, daß von ihrer [illegible] im weſentlichen die Löſung des Problems abh[illegible]

Prinz Alexander von Battenberg und ſeine Gemahlin.

gebaute Unterwaſſerboot „Nautilus“ wie das nach den Plänen Dupuis de Lômes, des berühmten Erbauers des erſten Panzerſchiffes, im Bau begriffene Boot ſollen mit einer kräftigen Dynamomaſchine ausgerüſtet werden. Da aber das Laden der Accumulatoren mit Elektrizität beſondere bauliche Anlagen am Lande bedarf und etwa vierundzwanzig Stunden Zeit erfordert, die Betriebskraft aber nur für wenige Stunden ausreicht, ſo ſind die elektriſchen Maſchinen vom Kriegsgebrauch noch ſo lange als ausgeſchloſſen zu betrachten, bis es gelingt, die genannten Uebelſtände zu beſeitigen. Ob die Franzoſen dieſes bedeutungsvolle Ziel erreichen werden, bleibt abzuwarten.

Nordenfelts Boote beſitzen je eine Dampfmaſchine für die Tauchſchrauben und die Triebſchraube. Da die Neuzeit von den Unterwaſſerbooten die unbedingte Verwendbarkeit als gewöhnliche Torpedoboote, alſo die Fahrt auf dem Waſſer fordert, ſo braucht die Maſchine für die Tauchſchrauben erſt im Bedarfsfalle in Betrieb zu treten. Zum Untertauchen werden die Schlote eingezogen, die Feuer gelöſcht und alle nach außen führenden Oeffnungen geſchloſſen. Der Dampf für die Maſchine wird nun einem großen Keſſel entnommen, welcher mit ſtark überhitztem Waſſer gefüllt iſt und in den der verbrauchte Waſſerdampf zurückkehrt. Auf dieſe Weiſe können die Maſchinen während einer fünf- bis ſechsſtündigen Fahrt unter Waſſer im Betrieb bleiben, eine Zeitdauer, die für alle Fälle ausreichend iſt. Die mit den Nordenfeltbooten in verſchiedenen Meeren ausgeführten Verſuchsfahrten haben gezeigt, daß durch ſie das Problem der Unterwaſſerboote in der That gelöſt worden iſt, und wenn auch weitere Vervollkommnungen ſich im Laufe der Zeit und des Gebrauchs als notwendig herausſtellen werden, ſo haben ſie doch jetzt ſchon einen Grad zuverläſſiger Leiſtungsfähigkeit erreicht, daß man auf ihre Dienſte mit Sicherheit rechnen kann. Damit haben ſie auch die Eigenſchaften erlangt, die man für den Kriegsgebrauch fordern muß, und da ihre taktiſche Verwendung einen weiten Spielraum geſtattet, ſo haben in neueſter Zeit alle Seemächte ſich geneigt geſehen, dieſes jüngſte Streitmittel in ihre Kriegsflotten einzureihen.

Die eigentliche Waffe der Unterwaſſerboote ſoll der Torpedo ſein, bei den Nordenfelt- und den meiſten anderen Booten iſt es der Fiſchtorpedo. Neuerdings haben indeſſen einige Erfinder, unter ihnen auch der däniſche Ingenieur Reiſler, nach deſſen Plänen gebaute Unterwaſſerboote vor kurzem durch die deutſche Marine in Kiel und Danzig verſucht worden ſein ſollen, auch Minen in Ausſicht genommen, welche vom Innern des Bootes aus am Boden feindlicher Schiffe angebracht und aus ſicherer Entfernung elektriſch entzündet werden. Die Boote bedürfen hiezu auch ſolcher Einrichtungen, welche das Beobachten unter Waſſer, wie das Beleuchten des Gegenſtandes, an welchem Arbeiten vorgenommen werden ſollen, möglich machen. Man hat hiezu mit Vorteil elektriſches Licht verwendet. Boote dieſer Art bedürfen aber auch eines tieferen Untertauchens als jene, welche nur Fiſchtorpedos lancieren ſollen. Nordenfeltboote ſind für die größte Tauchungstiefe von 18 Meter gebaut, während die von der deutſchen Marine verſuchten 29 Meter tief gebracht ſein ſollen und die für die Vereinigten Staaten von Nordamerika, auf deren Preisausſchreiben zu liefernden Boote im ſtande ſein müſſen, 45,72 Meter (150 engliſche Fuß) zu tauchen.

Die Fahrt unter Waſſer wird man der ſchwierigen Orientierung, der verminderten Fahrgeſchwindigkeit und der Unmöglichkeit des Beobachtens der Vorgänge über Waſſer wegen auf das Notwendigſte beſchränken. Die Boote werden ſich, je nach Umſtänden, auf 1500 bis 1000 Meter vor dem Feind ſo weit verſenken, daß nur noch der Kommandoturm mit ſeiner Glaskuppel über Waſſer bleibt und erſt etwa bei 500 bis 600 Meter ganz untertauchen, ſonſt aber über Waſſer fahren. Hieraus ergibt ſich die eigentümliche Verwendungsweiſe dieſer Boote zum Kundſchafter-, Nachrichten- und Sicherungsdienſt gleich den Torpedobooten, wie zum Unterwaſſerdienſt. Man verlangt daher von ihnen eine Fahrgeſchwindigkeit über Waſſer möglichſt gleich den Torpedobooten, alſo nicht unter 20 Knoten, unter Waſſer von 8 bis 10 Knoten. Dieſe Eigenſchaften rechtfertigen die Anſicht, daß unterſeeiſche Boote bei Eröffnung einer Seeſchlacht vorzügliche Dienſte leiſten werden, weil ihnen eine Ueberraſchung des Feindes eher gelingen wird als den gewöhnlichen Torpedobooten; immerhin wird das eigentliche Gebiet ihrer Thätigkeit in den Küſtengewäſſern zu ſuchen ſein; ſowohl Angreifer wie Verteidiger werden ſich ihrer im Küſtenkriege mit Vorteil bedienen. Sie werden weſentlich dazu beitragen, daß Blockaden von Häfen in der bisher gebräuchlichen Weiſe in Zukunft unausführbar ſind; denn mehr noch als die neuen Minentorpedoboote werden ſie verhindern, daß Blockadeſchiffe ſich vor Anker legen können. Nichts hindert ſie daran, die Blockade zu durchbrechen und zwiſchen blockierten Häfen und befeſtigten Küſtenpunkten, wie zwiſchen dieſen und der eigenen Hochſeeflotte einen Nachrichtendienſt zu unterhalten. Sie werden ſich überhaupt zu allen Nachrichten- und Kundſchafterdienſten verwenden laſſen, deren Ausführung anderen Schiffen unmöglich ſein würde. Aber auch Arbeiten unter Waſſer, wie das Aufſuchen und Unterſuchen von Sperrungen im Fahrwaſſer wird man ihnen übertragen. Daher wird der Angreifer, bevor er ſeine Schiffe in ſolche Gewäſſer einlaufen läßt, dieſe gleichfalls von Unterwaſſerbooten unterſuchen laſſen. Daß hiebei die gegneriſchen Boote aufeinanderſtoßen können, iſt wohl denkbar, und daß es dann zum Kampf unter Waſſer kommen muß, iſt ſelbſtredend; aber wie derſelbe verlaufen wird, das ſich auszumalen, müſſen wir vorläufig der Phantaſie unſerer Leſer überlaſſen.

Kurz und gut, ſoweit ſich nach den bisherigen Erfahrungen ſich vorausſehen läßt, haben die Unterwaſſerboote eine ſo bedeutſame Zukunft, daß ihre Vervollkommnung von größtem Intereſſe iſt. Und in unſerer auf allen techniſchen Gebieten vorwärtsſtürmenden Zeit wird es nicht an ſolchen fehlen, die ſich der Sache mit Geſchick und Erfolg annehmen werden, um ſo mehr, als nicht zu bezweifeln iſt, daß die Zukunft den Unterwaſſerbooten noch eine weit ausgreifende Thätigkeit auch in Werken des Friedens vorbehalten hat. Der Schiffs- und Waſſerbaumeiſter wird mit ihrer Hilfe, unabhängig vom Taucher, ſelbſt herabſteigen können und unterſuchen, wo und wie Hilfe notthut, wie die der Schiffahrt gefährlichen Felſen und Riffe in Hafeneinfahrten und im Bett der Ströme ſich beſeitigen laſſen, und dem Naturforſcher wird es vergönnt ſein, das Leben der unterſeeiſchen Pflanzen- und Tierwelt da zu beobachten, von wo ihm jetzt die Fangnetze das heraufſchaffen, was ihnen in den Weg kommt und im Garn bleibt. Wenn es ſich beſtätigt, daß es in Amerika bereits gelungen ſei, ein Unterwaſſerboot ſo einzurichten, daß Taucher am Meeresgrund aus demſelben ausſteigen und nach verrichteter Arbeit in ihr vor Anker liegendes Fahrzeug wieder einſteigen können, dann ſehen wir wohl noch die Perſerſchiffe an das Tageslicht zurückkehren, die Themiſtokles vor mehr als zweitauſend Jahren in heißer Seeſchlacht bei Salamis auf den Meeresgrund verſenkte.

Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

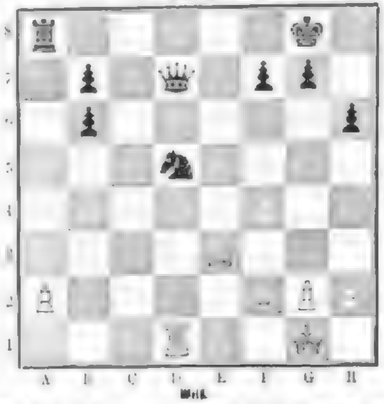
Wettkampf Steinitz — Tſchigorin.

Nachdem der jugendliche ruſſiſche Meiſter den Weg über den Ocean zurückgelegt hatte und in gutem Geſundheitszuſtande in der Havanna eingetroffen war, begann der Kampf dort am 2[illegible]. Januar. Wöchentlich wurden vier Partien und zwar am Dienstag, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag geſpielt. Am 21. Februar hatte Steinitz [illegible] Partien [illegible] gewonnen und fünf verloren, zu denen das nachſtehende Evansgambit gehört.

Partie Nro. 60.

Evansgambit.

Weiß — Tſchigorin.	Schwarz — Steinitz.
1) E2 — E4	1) E7 — E5.
2) S. G1 — F3	2) S. B8 — C6.
3) L. F1 — C4	3) L. F8 — C5.
4) B2 — B4	4) L. C5 n. B4.
5) C2 — C3	5) L. B4 — A5.
6) 0—0. Am beſten geſchieht hier D2 — D4.	6) D. D8 — F6. Eine unregelmäßige Verteidigung, die nicht empfohlen werden kann. Hier ſpielt Schwarz am beſten S. G8 — F6, um auf 7) D2 — D4. 0—0 folgen zu laſſen. Der für den Nachziehenden günſtigſte Fortgang 6) … 6) S. G8 — F6 wurde zuerſt von J. Dufresne in ſeinen mit A. Anderſſen geſpielten Partien eingeführt und ſpäter von P. Morphy bevorzugt.
7) D2 — D4	7) S. G8 — E7.
8) S. F3 — G5	8) S. C6 — D8.
9) F2 — F4	9) E5 n. D4.
10) C3 n. D4	10) L. A5 — B6.
11) L. C1 — E3	11) D7 — D5.
12) L. C4 n. D5	12) S. E7 n. D5.
13) E4 n. D5	13) 0—0.
14) S. B1 — C3	14) T. F8 — E8.
15) S. G5 — E4	15) D. F6 — G6.
16) L. E3 — F2. Ein feiner Zug.	16) C7 — C6. Auf T. E8 n. E4 folgte 17) S. C3 n. E4, und D. G6 n. E4 durfte nicht geſchehen, weil dann 18) T. F1 — E1 die Dame gewann.
17) T. F1 — E1. Nun droht 18) S. E4 — F6 †.	17) L. C8 — D7.
18) S. E4 — C5	18) T. E8 n. E1 †.
19) D. D1 n. E1	19) L. B6 — D4.
20) D. E1 — E5	20) L. D4 n. C5.
21) S. C3 n. D5	21) D. G6 n. D6.
22) S. D5 n. C7	22) S. D8 — C6.
23) D. E5 n. C5	23) A7 n. B6.
24) T. A1 — E1	24) H7 — H6. Um dem König das Feld H7 zugänglich zu machen und den Bauer A2 zu erobern.
25) D4 — D5	25) S. C6 — E5. Schwarz mußte aber ſofort mit L. D7 den Bauer D5 ſchlagen oder S. C6 — A5 ſpielen.
26) T. E1 — D1	26) S. E5 n. D3. Entſcheidender Fehler, der dadurch erklärlich wird, daß Steinitz hier, um die Uebermacht der gebundenen Bauern zu vermeiden, zur Beſchleunigung des Angriffs gezwungen wurde.



27) T. D3 — E3	27) T. A8 n. A2. Beſſer war wohl T. A8 — A5 und auf 28) L. F2 n. B6, T. A5 — B5 zu ſpielen.
28) L. F2 n. B6	28) T. A2 — A1 †.
29) L. B6 n. A1	29) D. D6 n. D5.
30) L. F? n. B6 und gewann nach längerem Kampfe durch den Mehrbeſitz des Läufers.	

Auflöſung der Aufgabe Nro. 492:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A4 — C5	1) T. G4 n. C5.
2) T. D4 — D5 †	2) K. E5 — D4.
3) E2 — E3 Matt.	
A)	
1) …	1) T. G3 n. G4.
2) L. D5 — F4 †	2) K. E5 n. F4 oder — F6.
3) E2 — E3 oder L. D5 — E4 Matt.	
B)	
1) …	1) S. B1 — C3 oder L. A3 — B4.
2) T. C5 — D5 †	2) Beliebig.
3) Turm oder Dame Matt. (Auf 1) … 1) K. E5 — F5 2) S. D4 — E6 † ꝛc.; auf 1) … 1) T. G4 — G5 2) T. C5 — E5 † ꝛc.; auf 1) … 1) C4 n. D3 2) T. C5 n. C3 † ꝛc.; auf 1) … 1) S. B1 n. D2 2) L. D5 — E3 † ꝛc.)	

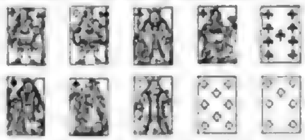
Kartenſpiele.

(Redigiert von [illegible].)

Aufgabe Nro. 77.

Skat.

Vorhand [illegible], da [illegible] auf folgende Karten:

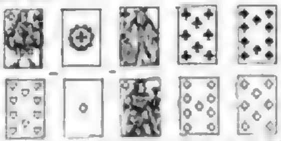


Sie legt Coeur-Sieben und noch einen Trumpf ab und gewinnt. Welches war die zweite Karte und wie waren die übrigen verteilt?

Auflöſung der Aufgabe Nro. 75:

Skat.

Mittelhand hatte:



Da Vorhand auf Jungen ſpielt, zieht ſie Wenzel und als ſie den Stich behält, [illegible]. Mittelhand nimmt [illegible] Zehnen [illegible] auf [illegible] der Karte und Sieben [illegible] Carreau-König [illegible]. Vorhand [illegible] und Vorhand ſtiegt den [illegible] auf Coeur-As und die [illegible].

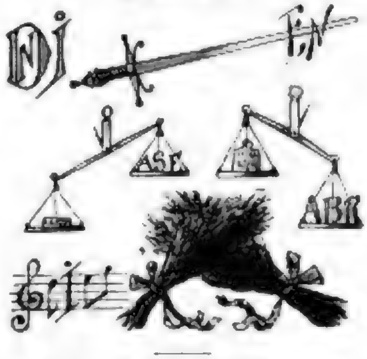
Rätſel.

Citatenrätſel.

Jedem der nachſtehenden ſiebenzehn Citate iſt ein Wort zu entnehmen. In derſelben Reihenfolge ergeben die entnommenen ſiebenzehn Wörter einen Spruch von Goethe.

1) Der ſchlürft mit vollen Zügen den kühlen Trank hinein.
2) Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei, und würd' er in Ketten geboren.
3) Von fern erklang ein Abendläuten.
4) Er muß erklimmen der [illegible] Thor.
5) Duldet mutig, Millionen! Duldet für die beſſre Welt.
6) Unter lautem [illegible] Gezänge, bildet ſich zuerſt der Ring.
7) Mein Leben iſt für Gold nicht feil.
8) Der andre, ſich entfärbend, rief: „[illegible] lebe hoch!“
9) Wer klug iſt, lerne ſchweigen und gehorchen.
10) Ein jeder hat ſein eig'nes Leid.
11) Der Rat war gut gemeint.
12) Dank ſei dem Zeus für deinen Sonnenſchein.
13) Was man ſcheint, hat jedermann zum Richter; was man iſt, hat keinen.
14) Es ergreift doch nur der Verſtänd'ge das Rechte.
15) Göttern kann man nicht vergelten.
16) Sie hat vom erſten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen.
17) Die Sonne tauchte ſich bereits ins Meer.

Bilderrätſel.



Auflöſung des Bilderrätſels Seite 465:

Zwei Schelme will ungerecht Gut,
Einen, der es gewinnt, und einen, der's verthut.

Briefmappe.

G. in Lüttich. Die Verſendung unſerer Zeitſchriften geſchieht von uns aus mit derſelben Regelmäßigkeit wie früher; wir bitten Sie deshalb, ſich bei Ihrer Bezugsquelle in dieſer Angelegenheit zu erkundigen.

H. O. in München. Sie ſündigen noch gegen die allereinfachſten Grundregeln der dichteriſchen Form.

L. M., L. S. 1) Auerbachs ſämtliche Dorfgeſchichten, 4 Bände, und Auerbachs Romane, 6 Bände, ſind nur in der Cottaſchen Ausgabe erſchienen. 2) Es gibt ſolche Gaben, die eben doch nicht bei allen gleichen Wert haben können; zu [illegible] empfiehlt ſich nicht.

C. B. in W. und G. H. in Z. Nicht entſprechend.

L. F. G. in Moskau. Der Samarowſche Romancyklus: „Um Szepter und Krone“, „Europäiſche Minen und Gegenminen“, „Zwei Kaiſerkronen“, „Kreuz und Schwert“ und „Held und Kaiſer“, in 20 Bänden broſchiert, ſteht Ihnen als einem Abonnenten natürlich auch zu dem Vorzugspreiß von 25 ℳ (ſtatt 33 ℳ) zur Verfügung, und wir empfehlen Ihnen, [illegible] durch eine hieſige Buchhandlung zu beziehen. Die [illegible] Samarows haben wir zu dieſem Preiſe nicht angeboten.

Mehrere Prager. Auch für Sie gilt, was wir verſchiedenen anderen, die denſelben Wunſch äußerten, über „Lenau ꝛc.“ ꝛc. auf Seite [illegible] erwidert.

Frau Adelheid in Hirſchgarten. 1) Der ſiegreiche [illegible] des [illegible] gegen die Mauren, Chriſten und Juden, [illegible] die Gemahlin des [illegible] [illegible], erfolgte im Jahre 14[illegible] nach Chriſti Geburt. 2) Das Lied betitelt ſich: „Der Taucher“ und iſt eine beliebte, vielgeſungene Kompoſition für vier Männerſtimmen von [illegible].

L. Ch. in [illegible]. Die meisten dieser Anstalten sind darauf eingerichtet, lediglich Anfänger als [illegible] Zöglinge aufzunehmen. Die Einreihung derselben in die verschiedenen Unterrichtsklassen erfolgt nach Maßgabe der Leistungen zur Zeit des Eintritts. Wie weit es ein Zögling in einem Jahre bringen kann, hängt ganz von seinen Fähigkeiten, seinem Fleiß und seiner Vorbildung ab. Das jährliche Unterrichtsgeld bewegt sich in den verschiedenen Anstalten zwischen 150 und 400 M., wobei [illegible] Wahl und Zahl der Fächer ausschlaggebend sind [illegible] Sätze zu [illegible].

Verwaiste ratlose Pensionatsvorsteher. Wir bedauern, daß [illegible] wenig Aussicht für Sie ist, und empfehlen Ihnen, sich mit der Bitte um [illegible] Beratung an den [illegible], Berlin SW., Königgrätzerstraße [illegible], zu wenden.

Kleine Schwärmerin. 1) Der wahre Name des Künstlers, der in Karlsruhe lebt und Ihre Komposition für Ihre liebenswürdige Kunst [illegible] werden. 2) Wir können Ihre [illegible] 3) [illegible]

Lina J. in Dr. Einer [illegible] Decke läßt sich die gewünschte Schattierung durch Färben mit Farbe oder [illegible] verleihen. [illegible]

H. H. in Os., Westfalen. Was Sie in Ihren Sinngedichten sagen, ist zum großen Teil sehr wahr, aber auch ebenso selbstverständlich und [illegible].

Langjähriger Leser in [illegible]. Eine Uebersicht der [illegible] Schriften gibt Max Dessoir's „Bibliographie des modernen Hypnotismus" (Carl Duncker's Verlag in Berlin). [illegible] „Magnetismus und Hypnotismus" (A. Hartleben's Verlag, Wien). In Karl Siegismund's Antiquariat, Berlin W., Mauerstraße [illegible], werden Sie eine besonders reichhaltige Sammlung von Schriften über diese Sache finden.

Autographensammler in H. Eine Originalhandschrift J. V. von Scheffel's können wir Ihnen nicht vermitteln. Soll der Dichter aber doch in Ihrer Sammlung vertreten sein, so wenden Sie sich einmal an Buchhändler Eduard [illegible] in Radolfzell a. B. [illegible]; dieser wird Ihnen das Faksimile einer [illegible] gratis liefern.

Kaplan M. in R. Gute photographische Porträts [illegible] erhalten Sie beim Photograph [illegible].

A. Troll in Graz. Bei flüchtiger Durchsicht der [illegible] fanden [illegible], daß sie sich ganz auf den Geleisen bewegen, die seit Heine so [illegible] eingeschlagen, von so vielen [illegible] worden sind. Infolge dessen hat man bei [illegible] der neuen Gedichten die Empfindung, es schon irgendwo gelesen oder gehört zu haben.

Ein Studiosus in Saarbrücken. Das ist eine Streitfrage, in der jeder auf das von ihm gepflegte Gebiet schwört [illegible] zu treffen ist. [illegible] über das Vorrecht des einen oder andern.

R. P. in B. 1) Das wird hier doch wohl auch dort [illegible] sein. 2) [illegible] „Dialetti italiani", sämtlich bei [illegible], erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Nordl Ch. in Berlin. Die Lösung liegt zu nahe.

„Lob des Thees". Manche Wendung verrät [illegible] Geschick [illegible], wenn man das Ganze etwas einheitlicher und formvollendeter hätte. Das Uebrige kann nicht in Betracht kommen.

Otto B. in München. Das Rätsel ist zu leicht lösbar, und das Gedicht erinnert zu sehr an bekannte Dichtungen, wie beispielsweise Heine's: „Kennst du das Meer" oder [illegible]: „Mein Herz gleicht ganz dem Meere".

„Zwei Brüder". Für das erste hoffen wir gelegentlich Verwendung zu finden.

V. K. in Prag. Wir geben ja immer von Zeit zu Zeit dergleichen, wenn auch nicht gerade unter dieser Rubrik.

Columbus. Lassen Sie sich das Verlagsverzeichnis der Otto Spamer'schen Jugend- und Volksschriften geben; darin werden Sie das Gewünschte finden.

H. M. in W. Senden Sie [illegible] an das [illegible] in [illegible], dort finden sie gute Verwendung.

Solveig. Leidlich bedeutend im Inhalt, doch zu wenig künstlerisch in der Form.

Richtige Lösungen sandten ein: Fanny Kohn in St. Ingbert. [illegible] in Wiesbaden. Carl Hartmann in [illegible]. [illegible] in Paris. [illegible] in Erlangen. Wilma und Paula in Budapest. [illegible] in Prag. Joh. B. [illegible] in Hamburg-St. [illegible]. William [illegible] in Dublin. [illegible] in Leipzig. [illegible] „Schwarzer Domino" in [illegible]. [illegible] in Hannover. [illegible] „Berg und Thal" in [illegible]. Ferdinand [illegible] in Wien. „Rose aus Toledo". [illegible] in Nürnberg. Antonie Kopp in Stuttg. [illegible] in Hagen. [illegible] „Zeit und Münze" in Schwäb. Hall. G. Gustav Schaller, Lehrer in [illegible]. [illegible]

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** SW., Charlottenstr. 11;
Wien: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** [illegible]gasse 6;
Budapest: **Moritz [illegible]** [illegible];
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunst für Alle" [illegible] 22.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zwei Novellen [illegible] — [illegible] — Illustrationen: [illegible] Gemälde von [illegible] — [illegible] Feldmarschall. — Jagdbeute, Gemälde von Jaroslav [illegible]. — Deutsche Einquartierung in Kairo: Besuch des [illegible]; Deutsche Matrosen und ihr Gefolge an der Cheopspyramide, nach photographischen Originalaufnahmen. — Literarische Skizzen: [illegible] von Hans [illegible]. — Bildnis von Albert [illegible]. — Prinz Alexander von Battenberg und seine Gemahlin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Ueber alle Gewalten.

Zwei Novellen
von
Anton von Perfall.

Preis geheftet *M.* 4.—; fein gebunden *M.* 5.—

In diesen zwei Erzählungen zeigt sich ein Talent ersten Ranges. Es sind beides bayrische Dorfgeschichten, aber es lebt in ihnen noch ein anderes Element, als man bisher bei Geschichten dieser Art zu finden gewohnt ist; es ist etwas von der Kraft, Frische, Ursprünglichkeit und der eigentümlichen Anmut Bret Hartes in diesen Novellen, von denen die erste auch zum großen Teil nach Amerika hinüberspielt. Meisterhafte Charakteristik, fesselnde Wahrheit der Schilderung aller Verhältnisse, realistische Kühnheit in der Ergreifung des Stoffes sichern diesen Novellen eine lange Lebensdauer und die tiefste Wirkung; den Verfasser aber stellt dies Buch sofort mit den größten Meistern der Dorfgeschichte auf eine Stufe. Das Gemüt des deutschen Dichters erscheint in diesen Novellen vermählt mit der [illegible] Originalität der amerikanischen Erzähler; dies gibt diesem Autor ein ganz eigenartiges Gepräge und verleiht seinen Dorfgeschichten einen besondern Reiz.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 *M.* 60 ₰ Reichswährung.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork
Brasilien
Ostasien
Baltimore
La Plata
Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Ca. 70 Tausend Probe-Nummern

Berliner Tageblatt
u. Handels-Zeitung

[illegible] „Der Zeitgeist", [illegible] Gartenbau und Hauswirtschaft.

[illegible] gebildeten Gesellschaftskreise [illegible] „Berliner Tageblatt" [illegible] große deutsche Zeitung [illegible]

In den [illegible] von **Dr. Paul Lindau** [illegible] Original-Romane [illegible]

E. Vely, [illegible] **„Malaria".**

Man abonnirt [illegible] „Berliner Tageblatt" [illegible]

Neueste u. beste Schulen. [illegible]
[illegible]
Violinschule v. L. [illegible]
Melodienbuch v. A. [illegible]
[illegible]
Verlag v. Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig
[illegible] durch jede Buch- [illegible]

Zithern
[illegible]
Violinen [illegible]
Gebrüder Wolf, [illegible] Kreuznach.

„In die vorderste Reihe [illegible] A. Seifert's [illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

„Wir kennen keine [illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

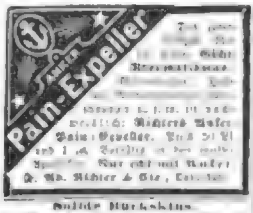
[illegible]
Die Befreiung Griechenlands.
[illegible]

[illegible]

Kranken-Fahrstühle
[illegible]

● Stellung und Existenz ●
[illegible]
Brieflichen [illegible] Unterricht
BUCHFÜHRUNG
[illegible]
Otto Siede [illegible]

E. Langer,
Hoflieferant
Möbel
[illegible]
Berlin [illegible]
Hamburg [illegible]
Breslau [illegible]
Schweidnitz [illegible]



[illegible] Gicht [illegible] Rheumatismus [illegible] ärztlich: Richters Anker-Pain-Expeller. [illegible] und 1 ℳ. [illegible] Nur echt mit Anker. F. Ad. Richter & Cie., [illegible]

Solide Buckskins [illegible]
Bruno Frenzel, Cottbus.

Claes & Flentje.

Strickmaſchinen-Fabrik,
Mühlhauſen i. Th.

Leichte Handhabung [illegible] Erzielt guten Verdienſt bei leichter Arbeit.

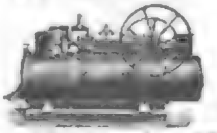
Smyrna-Teppich-Fabrik
EPSTEIN & CO SPROTTAU

Für Garten- und Villenbeſitzer etc.
Carl Schliessmann.
[illegible] Kaſtel-Mainz.

Export nach Amerika, Auſtralien, Belgien, England, [illegible] Italien, Oeſterreich, [illegible]

[illegible] Vertreter geſucht.

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.



Locomobilen, [illegible]
Weſtinghouſe Dampfmaſchinen, [illegible]
Garrett Smith & Co.

M. G. Saphir's humoriſtiſche Schriften

[illegible] Prachtbänden [illegible] Alfred H. Fried & Cie [illegible] intereſſanter [illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Geſammelte Werke
von
Alfred Graf Adelmann.
[illegible]
Biographie und geſammelte Aufſätze.
[illegible]
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Lohnender Nebenverdienſt. [illegible]

[illegible] Dr. Hollinger's [illegible]

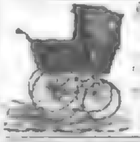
Photographiſche Apparate!
[illegible] 30 Mk. [illegible] gratis und franko. [illegible] Berlin [illegible]

Photographien n. d. Natur.
[illegible]
Louis Ramlo, [illegible] Budapeſt V.

Chenille-Portièren, Chenille-Tiſchdecken, Chenille-Diwandecken, Chenille-Kommodendecken, Chenille-Nähtiſchdecken, Chenille-Kinderwagendecken, [illegible]

Chenillewaaren-Fabrik [illegible]

[illegible] Normal- u. Reform-Stoffe [illegible] Aug. Juncker, Leipzig.

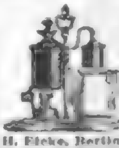


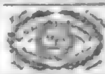
[illegible] Max Grünner, [illegible]

Pat. Dampf-Schwitz-Bad [illegible] Nierenkrankheit, Gicht, Corpulenz, Rheumatismus, Waſſer [illegible]

Stottern
Rudolf Denhardt's Anſtalt Eiſenach [illegible] Proſp. gratis

Eickes
[illegible] Kaffee-Maſchine. [illegible]
H. Eicke, Berlin W., [illegible] 67.

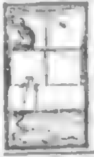




„Sculein“ Rattentod

[illegible] 1 Doſe für Mäuſe 50 Pf. für Ratten 1 u. 3 M.
A. Waſmuth & Co. Apotheker, Ottenſen.
In Apotheken und Droguerien, [illegible]

Originelle, ſelbſtthätige Mauſefalle, [illegible] Preis 2 Mk. [illegible]



Enthaarung.
[illegible] Mondolino. Berlin [illegible]

Die beſten Geſichtspuder
Leichner's Fettpuder
und
Leichner's Hermelinpuder
[illegible]
L. Leichner, Berlin.

Rheinwein. [illegible] Weißwein. [illegible]

DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

PATENTE
J. Brandt & G. W. v. Nawrocki
BERLIN, W.

Direkt wirkende Patent-Dampframmen
Dampframmen mit endloſer Kette
Dampframmen mit rücklaufender Kette
Centrifugal-pumpen
Locomobilen

[illegible]
Menck & Hambrock.
Ottenſen bei Hamburg.

Beſtes Putzmittel der Welt!

[illegible] Firma [illegible] Schutzmarke.

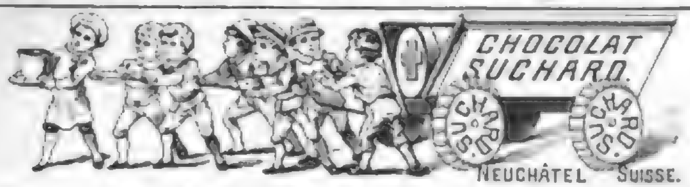
liefern die wohlſchmeckendſten und kräftigſten Suppen.

Erdbeerwein-Mousseux.
Feiner Dessertwein — vorzüglicher Zusatz zu Bowlen
[illegible] Mk. 18.— [illegible] Mk. 10. [illegible]
Max Hauser, Frankfurt a. M.

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.


CHOCOLAT SUCHARD.
SUCHARD
SUCHARD
NEUCHÂTEL SUISSE.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Mouson'sche Toiletteseife für den deutschen Haushalt.

Ein grosser Theil des consumirenden Publikums misst der Toiletteseife, — dem Producte welches mit dem Körper täglich in innigste Berührung tritt — immer noch zu wenig Wichtigkeit bei und Gesundheit und Schönheit haben unter dem Einfluss von geringen und schlecht fabrizirten Seifen schon viel leiden müssen.

Die Toiletteseife „für den deutschen Haushalt“ soll Jedermann Gelegenheit geben sich für bescheidenen Kostenaufwand ein wirklich gutes und reelles Stück Seife zu verschaffen. Die Firma MOUSON & Cº übernimmt für die Güte derselben jede Garantie.

Ueberall in Deutschland für 25 Pfennige zu haben.

Violet Paris

Pflege der Haut – Schönheit des Teints:

ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE

[illegible] zu haben in allen Parfumerie- u. Coiffeurgeschäften.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
(Dosis für Erwachsene 1–2 Gramm)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „**Dr. Knorr's Antipyrin**“. [illegible]

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
In allen Apotheken — Paris, E. Grillon, 27 rue Rambuteau.

Eberlbräubier Exportbier ab Mitte Februar | **Eberlbräubock** versandtfähig Mitte März
empfiehlt in tadelloser Güte zum Bezug [illegible] und zu Versandt
Die Aktienbrauerei zum „Eberl-Faber“ in München.

Dessauer Cacao
leichtlöslich à Pfd. 3 ℳ
Kaiser-Chocolade
à Pfd. 1.60 ℳ
Dessauer Block-
Chocolade mit Vanille à Pfd. 1 ℳ
Garantirt reine Qualitäten.
Probe-Postcolli v. 8 Pfd. an.
Dessauer Chocoladenfabrik.

Die grosse Nachfrage [illegible] die vielen Anerkennungsschreiben, die ich i. kurz. Zeit erhalten, haben mich veranlasst, den Käse zu [illegible]. Ich bin jetzt in der Lage, [illegible]
W. Veith. [illegible]

Wer 1 Mal [illegible] kann täglich [illegible] gratis. [illegible] Berlin W., [illegible] und Wien, [illegible]

LIEBIG Company's Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug in BLAUER FARBE trägt
J. v. Liebig

Technikum Hildburghausen
[illegible]

Das Militär-Pädagogium Dr. Killisch.
Berlin, Schönhauser Allee 133.
[illegible]

Höheres Mädchen-Institut
Villa Valida, Gandersheim a. Harz
[illegible]

Kurbedürftige [illegible]

Erziehungsanstalt zu Keilhau
bei Rudolstadt in Thüringen, gegründet 1817.
[illegible]
Direktor Dr. Joh. Barop.

Geistig Zurückgebliebene
[illegible]

Gegen **Gicht**, Nieren- und Blasenleiden erprobt [illegible]
Kohlensaures Lithionwasser
[illegible]

Gegen **Schlaflosigkeit** und **Nervenerregung** ist das beste Mittel **Bromwasser** [illegible]
M. Knoll, Magdeburg. [illegible]

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Bei Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Gallensteinen, Frauenkrankheiten [illegible]
Dr. Kles' Diätetiſche Heilanſtalt
Dresden, Bachſtraße 8.
Dr. Kles' Diätetische Kuren, [illegible] Preis 2 M., durch jede Buchhandlung [illegible]

Königl. Sächsische Bergakademie zu Freiberg.

An der Königl. Bergakademie beginnen die Vorlesungen des nächsten Studienjahres am 1. Oktober 1889.

Diejenigen, welche **vorher** an dem von Ostern bis Anfang August stattfindenden **praktisch-bergmännischen Vorbereitungskurse** [illegible] wollen, haben ihre bezüglichen Gesuche bis **spätestens zum 20. April** bei der Direktion einzureichen.

Das bergakademische Statut mit den dazu gehörigen [illegible] welche Drucksachen das Nähere über die Organisation der Akademie und über die Anforderungen bei der Aufnahme enthalten, kann gratis bei der Direktion, Freiberg i/S., **Bergakademie-Gebäude**, bezogen werden.

Freiberg, den 2. Februar 1889.

Die Direktion der Königlichen Bergakademie.
Dr. Theodor Richter.

Amthorsche höhere Handelsschule und Handelsakademie
zu Gera, Reuss. 40. Schuljahr.
1. Höhere Handelsschule mit Berechtigung zum einjähr.-freiw. Militärdienst. Dauer des Schulbesuchs 1 bis 4 Jahre, je nach Vorbildung.
2. Handelsakademie für rein fachwissenschaftl. Ausbildung (einjähr. Kursus). Ueber Schulanfang, Unterkunft etc. Näheres durch die Prospekte. Die Direktion.

Brauer-Akademie zu Worms.
Beginn des Sommer-Cursus am 1. Mai. — Programme zu erhalten durch
Die Direktion: Dr. Schneider.

Heilanstalt für **Nervenkranke** zu Bendorf am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Aerzten oder Pädagogen
ist durch den Kauf eines herrlich gelegenen Hauses mit grossem Garten, in unmittelbarer Nähe der kalten u. warmen Seebäder, zur **Eröffnung** eines **Pensionats** Gelegenheit [illegible]

Nizza.
Hôtel d'Angleterre I. Ranges, südlich am Botanischen Garten gelegen, mit Ausſicht auf das Mittelländiſche Meer. Neu eingerichtet und vergrößert. [illegible] Deutſcher Wirt und deutſche Bedienung. Steinbrück, Beſitzer.

MERAN
Meran, Obermais, [illegible] klimat. [illegible] Vorzüglicher Winter- und Frühlingsaufenthalt [illegible] von Wien, München, [illegible] Leipzig u. Berlin. [illegible] Auswahl [illegible]
Die Kurvorstehung

Hoflieferant

Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs.
Seiner Majeſtät des Königs von Sachſen.
Seiner Majeſtät des Königs von Württemberg.
Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden.
Lieferant der Kaiſerlichen Marine ſowie der meiſten Offizier-Caſinos.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie [illegible] Ferner gegen katarrhalische Affectionen [illegible] — Im Jahre 1888 wurden versandt
341939 Flaschen.
Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. [illegible]
Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Über Land und Meer.
№ 25.
61. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.
Deutſche Illuſtrirte Zeitung.
Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Zwei Menſchen.

Novelle
von

Klaus Zehren.

VI.

Gaſtſpiel der Miß Rollan aus New-York“ ſteht auf den Theaterzetteln. Das Haus iſt ausverkauft. Vorgeſtern hat ſie im Hamlet die Ophelia geſpielt, und heute wird ſie als Desdemona im Othello auftreten.

Die älteſten Theaterbeſucher behaupten, eine ſolche Ophelia ſei noch nicht über die Bretter gegangen, die jeunesse dorée ſchwört, ſie ſei weder gepudert noch geſchminkt geweſen, und die vornehmen Damen behaupten, das Spiel jener Perſon ginge derartig auf die Nerven, daß man ihr höchſtens einmal im Jahr geſtatten dürfte, aufzutreten.

In einer Loge des erſten Ranges ſitzen zwei junge Herren im Frack und weißer Halsbinde. Wie bei allen Anweſenden dreht ſich ihre Unterhaltung um die Perſönlichkeit von Miß Rollan.

„Es iſt ſchrecklich,“ ſagt der eine, während er wohlgefällig die Enden ſeines Schnurrbarts durch die ſchön gepflegten Fingerſpitzen gleiten läßt; „ich komme heut morgen nach Wien; noch im Ausſteigen begriffen, bietet mir irgend ſo ein Jude bereits ein Theaterbillet für den heutigen Abend an. Es koſte nur zwanzig Gulden, obſchon es das letzte Billet im Hauſe ſei. ‚Was iſt denn los?‘ frage ich den Menſchen. Ich glaube, der Kerl hielt mich für verrückt oder direkt aus Afrika importirt wegen dieſer Frage. ‚Gott der Gerechte,‘ kreiſcht er, ‚kommen der Herr Baron nach Wien und wiſſen nicht, daß Miß Rollan wird ſpielen heut abend die Desdemona im Othello?‘ Trotz alledem ſchlage ich das Billet aus, da wir uns eigentlich zu einem kleinen Souper im Café Americain verabredet hatten. Ich ſteige alſo in eine Droſchke. Der Kutſcher empfängt mich mit den Worten: ‚Wenn's Euer Gnaden noch ein Billet haben wollen, an der Theaterkaſſ' bekommen's doch ka's mehr.‘ So geht es weiter, auf der Straße, im Reſtaurant, im Hotel, überall dieſelbe Geſchichte. Endlich komme ich zu Dir, um Dich abzuholen, da haſt Du bereits ein Billet für mich in der Taſche. Ihr Wiener ſeid ja ganz aus dem Häuschen.“

„Wirſt ſchon ſehen,“ antwortet der andere, „es iſt wirklich ſo ſchlimm, wie es die Welt macht. Selbſt die Gräfin J. dort drüben, die jetzt zum viertenmale geheiratet hat und von der man behauptet, daß die drei erſten Männer unbeweint von ihr ins Jenſeits gerutſcht ſind, habe ich vorgeſtern weinen ſehen wie ein Baby, obſchon ſie dabei die ganze Schminke ins Batiſttuch bekam.“

Während dieſes Geſprächs iſt noch ein dritter Herr eingetreten. Er muß ſich bücken, als er durch die Logenthür geht. Augenſcheinlich iſt er den bereits vorher Anweſenden nicht bekannt.

Der Vorhang geht in die Höhe.

Die erſten Scenen vermögen nicht die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu feſſeln; erſt als Desdemona an Jagos Hand in langem, ſchwerem gelbem Seidengewande die Bühne betritt, geht es wie ein Hauch der Bewunderung durch die Reihen des Parkets, vorbei an der vergoldeten Logenbrüſtung des erſten Ranges bis hinauf unter die Decke des Hauſes.

Niemand ſieht, daß in jener Loge der bleiche Mann mit den

Heimkehrender Zigeuner. Gemälde von G. Vaſtagh.

hohlblickenden Augen auf die Geſtalt der Schauſpielerin ſtarrt und dabei in der Rechten kniſternd den Theaterzettel zuſammenballt.

Der Applaus nach jedem Erſcheinen Desdemonas wagt kaum laut zu werden; die zum Klatſchen gehobenen Hände ſcheinen faſt zu fürchten, die weihevolle Stimmung, welche Spiel und Perſon der jungen Schauſpielerin hervorrufen, zu ſtören.

Das Weib ſpielt nicht, nein, ſie lebt, ſie iſt Desdemona ſelbſt:

„Singt Weide, Weide, Weide
Aus Weidengrün man wohl ein Kränzlein bin,
Und tadl' ihn niemand, er iſt mir doch recht.“

Kaum vernehmbar, wie ein Vorſeufzer des Todes klagt ihre Stimme.

Selbſt das Geſicht des ärgſten Spötters und Cynikers verrät heilige Scheu. Es iſt, als ob das: „Weide, Weide, Weide“ ſich mit feſſelndem, faſt erſtickendem Druck um die Herzen gelegt hätte.

Und er dort, er iſt aufgeſtanden und lehnt hinten an der Logenwand im Dunkel. Von der mächtigen Stirn herab rieſelt ihm kalter Schweiß, ſeine Bruſt wogt und bäumt ſich konvulſiviſch, als unterdrücke er einen Schrei der Qual, der furchtbarſten Angſt.

Der Vorhang fällt. Alles atmet auf.

Surrend ſchwirrt das Geräuſch vieler ſich unterhaltenden Menſchen durch den Raum.

„Was ſagſt Du nun, Freund? Sind wir Wiener närriſch?“

„Nein, bei Gott, ihr habt recht. Weißt Du etwas Näheres über die Perſönlichkeit dieſer Miß Rollan? Als Geſandtſchaftsattaché in Wien mußt Du ja überall Deine Ohren haben.“

„Nichts oder ſo gut wie nichts! Nur das eine, daß Miß Rollan ein ſteinernes Herz haben ſoll.“

„Bah! Sagen das eure Wiener Geldfürſten auch? Ich bin überzeugt, daß ſie heut abend mit irgend einem Verehrer, der es verſteht, ſeine Diamanten auf anſtändige Weiſe in Frauenhände zu ſpielen, im allerliebſten tête-à-tête Auſtern und Champagner durch ihre ſchönen Zähne gleiten läßt.“

Der Sprecher hält erſtaunt inne, denn eine Hand hält ihm eine Viſitenkarte unmittelbar vor die Augen.

„Bodo Graf Welcken“ ſteht darauf.

Als die beiden auf dieſe eigentümliche Weiſe in ihren Mitteilungen geſtörten Herren erſtaunt ſich anblicken, ſteht hinten, faſt über ihnen, der Fremde, welcher nach ihnen die Loge betrat.

Seine Augen lodern förmlich zu den beiden herab. Mit mühſam gemäßigter Stimme fragt er:

„Können Sie dieſe letzte Behauptung beweiſen?“

„Da muß ich mit einer Gegenfrage antworten,“ erwidert der Angeredete, indem er ſich erhebt. „Haben Sie etwa das Recht, ſolche Beweiſe zu verlangen?“

„Ja, wenn Sie die Güte haben wollen, in mir den Gemahl der Miß Rollan zu erblicken.“

„Ah, c'est autre chose! Pardon, ich bin zu jeder Genugthuung bereit, obgleich meine Behauptung mehr im allgemeinen Schauſpielerinnen galt als ſpeziell Miß Rollan, wie ſich die Dame fälſchlich zu nennen beliebt. — Mein Name iſt Baron Kempten.“

Graf Welcken neigt leicht das Haupt.

In ihm tobt es wie Berſerkerwut, aber er iſt zu ſehr Edelmann, um ſeine leidenſchaftliche Erregung zu zeigen.

„Darf ich Ihnen ein Glas Waſſer holen, damit Sie ſich den Mund reinigen können, Baron Kempten?“

Der Angeredete erbleicht. Nur mit Mühe bezwingt er ſich.

„Ich bitte um Ihre Adreſſe, Graf Welcken.“

„Hotel de Rome.“

„Danke ſehr!“

Eine leichte Verbeugung.

Die Herren ſetzen ſich wieder, und Bodo ſchwankt langſam, mit unſicheren Schritten zur Thür hinaus.

„Der letzte Akt würde über meine Kräfte gehen,“ murmelt er zwiſchen den Zähnen. „Wo wohnt Miß Rollan?“ fragt er den Portier, der ſchläfrig in dem leeren Veſtibül, auf ſeinen Stab gelehnt, ſteht.

„In der N...ſtraße Nummer 15,“ iſt die Antwort, indem der Gefragte den Dreimaſter lüftet und ein Geldſtück in die Taſche ſchiebt.

Da ſteht der Name „Miß Rollan“ unter dem Klingelzug.

Bodo holt tief Atem und zieht an dem meſſingenen Knopf. Das ihm öffnende Mädchen ſieht ihm erſtaunt in das bleiche Geſicht.

„Ich wünſche Miß Rollan zu ſprechen.“

„Iſt nicht zu Hauſe, mein Herr; die Vorſtellung iſt noch nicht zu Ende.“

„So werde ich warten; führen Sie mich hinein.“

„Das darf ich nicht,“ iſt die beſtimmte Antwort. „Ich darf nicht einmal einen Blumenſtrauß, keine Viſitenkarte von einem Herrn annehmen.“

„Führen Sie mich hinein.“

Es liegt faſt eine Drohung in den kurzen Worten.

„Aber ich verliere meine gute Stellung, und meine Miß iſt ſo gut zu mir — ſie jagt mich fort, wenn ich es thue.“

„Das wird ſie nicht thun; ich muß Ihre Herrin ſprechen!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ſchiebt er das erſtaunte Mädchen zur Seite und tritt ein.

„Geben Sie bei ihrer Rückkunft dieſe Karte an Miß Rollan.“

Der Name, der auf dem Papier ſteht, beruhigt die ängſtliche Zofe in etwas.

„Gott ſei Dank, es iſt wenigſtens ein vornehmer Herr,“ denkt ſie und wagt nicht mehr zu widerſprechen.

Er ſteht in dem Raume, der augenſcheinlich Käthe Roland zum Wohnzimmer dient. Minutenlang verharrt er in der Mitte des Zimmers.

Es geht wie ein Schluchzen durch die breite Bruſt des Mannes, der hier als frecher Eindringling auftritt, wo er als Gatte der Bewohnerin wohl das Recht haben könnte, zu verweilen.

„Wie anders wäre es, wenn du hier die Rückkehr deines Weibes erwarten könnteſt gleich anderen Männern, wenn ſie bei ihrem Eintritt mit ihrer weichen, klangvollen Stimme ſagen würde: ‚Guten Abend, Bodo, es iſt gut, daß ich wieder bei Dir bin.‘“

Einen Moment ſehen ſeine Züge wie um Jahre verjüngt aus, doch nur einen Moment. Er birgt das Antlitz in beide Hände, und nun er ſie wieder hinwegnimmt, iſt er derſelbe wie vorher, als er mit bebenden Lippen und gramdurchfurchtem, verbittertem Geſicht an der Logenwand lehnte.

Da fällt ſein Blick auf ein Kabinetbild, welches auf dem zierlichen Schreibtiſch als einziger Gegenſtand in ſchwarzem Rahmen lehnt.

Wie magnetiſch angezogen nähert er ſich dem Bild. Das iſt er ſelbſt, oder doch nicht — es iſt ein anderer, nur ſieht er ihm ähnlich, ſehr ähnlich. Unwillkürlich wendet ſich ſein Auge von der Photographie nach dem Spiegel. Ein bitteres Lächeln ſpielt um den harten Mund.

„Ein Schatten der Vergangenheit,“ murmelt er.

Da hält ein Wagen vor dem Hauſe.

Er drückt die Fauſt aufs Herz und ſtützt ſich mit der Linken auf die glänzende Platte des Tiſches. Draußen hört er das Mädchen die Herrin mit weinerlicher Stimme um Verzeihung bitten.

„Gib die Karte!“ hört er eine Stimme heftig antworten. Dann iſt alles ruhig.

„Bleibe auf, bis der Herr gegangen iſt, Dora.“

Die Thür geht auf und ſchließt ſich wieder.

Graf und Gräfin Welcken ſind allein.

Miß Rollan trägt eine einfache Straßentoilette. Wie weltverloren lehnt ſie an der Thür und ſtarrt mit den großen, unnatürlich weit geöffneten Augen zu ihm hinüber. Ihr Geſicht iſt leichenblaß.

Der Tiſch, an dem er lehnt, kracht leiſe. Iſt es der Druck der Fauſt, die wie Zentnerlaſt auf dem zierlichen Möbel ruht?

Ohne eine Bewegung zu machen, ſagt ſie mit matter Stimme: „Was wünſchen Sie, Herr Graf, daß Sie meine Dienſtboten zwingen, meinen Befehlen ungehorſam zu werden?“

Das iſt der ruhige Ton.

Gott ſei Dank! Keine Ohnmacht, keine Thränen.

Seine Antwort iſt deshalb auch kalt, geſchäftsmäßig: „Ich bin gekommen, Sie zu fragen, was Sie berechtigt, ſich nicht Gräfin Welcken zu nennen?“

Der ganze Stolz eines beleidigten Frauenherzens bäumt ſich in ihr auf.

„Was mich dazu berechtigt? Ich muß geſtehen, Ihre Frage klingt ſonderbar, komiſch,“ lacht ſie bitter auf. „Ich frage Sie, was mich veranlaſſen könnte, jenen Namen zu führen? Auf dem Papiere, ja, da ſteht der Name, da ſteht ſtatt Käthe Roland Gräfin Welcken. Mich verbindet nichts mit jenem Namen, nichts, hören Sie?“

Das blaſſe Weib wird heftig, die Leidenſchaft übermannt ſie.

„Ich dächte, Sie könnten ſich doch wohl erklären, weshalb ich meinen Mädchennamen führe. Das Recht dazu wollen Sie mir wohl nicht ſtreitig machen. Oder doch?“ fährt ſie fort, als ſein Antlitz ſich mit dunkler Röte überzieht; „nun, dann kann ich Ihnen verſichern, daß der Name Käthe Roland mir beſſer gefällt als Gräfin Welcken. Ja, er gefällt mir beſſer, dieſer Name, trotz der Grafenkrone, die über jenem ſchwebt, trotz des vielen Goldes, mit dem man verſucht, dieſe Krone zu überziehen. Ich nenne mich Käthe Roland nach wie vor, weil mir der Name ehrlicher und ſtolzer klingt!“

Er iſt bei den letzten Worten einen Schritt näher getreten, die Augen glühen unheimlich in ſeinem bleichen Geſicht.

Wie abwehrend ſtreckt ſie den Arm gegen ihn.

„Laſſen Sie ſich das, was kein Mann ungeſtraft Ihnen ſagen dürfte, von mir, dem ſchwachen Weibe, unter vier Augen ins Angeſicht ſagen, und dann mißhandeln Sie das ſchwache Geſchöpf, welches den Mut hatte, zu behaupten, daß ein ehrlicher, einfacher Mädchenname beſſer klingen kann als der Ihre!“

Er bezwingt ſich gewaltſam.

„Und weshalb machen Sie, mein Fräulein, nicht von dem Rechte der Scheidung Gebrauch, die Ihnen die Berechtigung zu dem ehrlichen, ſtolzen Namen geben würde?“

„Weil ich nicht will. Ich habe nicht Luſt, mit Schamröte auf den Wangen irgend einem Advokaten eine pikante Geſchichte zu erzählen; und weil ich die Freiheit, die mir die Scheidung geben würde, nicht brauche.“

„Wenn ich nun dieſe Freiheit brauchte?“ fragt er, ſarkaſtiſch lächelnd.

Sie ſieht ihn verwirrt an. Langſam läßt ſie ihre hohe Geſtalt auf einen Stuhl ſinken.

„Dann,“ ſagt ſie mit unendlich müdem Ausdruck, „würde ich Ihnen nicht im Wege ſtehen.“

Große Thränen fallen auf ihre kleinen Hände, deren Finger ſich konvulſiviſch auf ihrem Schoße ineinander ſchlingen.

Faſt ſcheint es, als wenn es durch des Mannes Herz wie ein weiches, warmes, lindes Gefühl zöge. Oder nein, er hat ja kein Herz mehr! In ſeinem Gedächtnis taucht die Scene im Theater wieder auf. Langſam kreuzt er die Arme über der hochatmenden Bruſt.

„Nun wohl, Miß Rollan, da Sie in jenem Punkte ſo feſt Ihre eigenen Anſichten geäußert haben, möchte ich Sie fragen, wie Sie es verantworten können, als Gräfin Welcken, welche Sie nun einmal doch ſind und als welche ſie hier in Deutſchland bekannt werden müſſen trotz des Theaternamens, wie Sie es alſo verantworten wollen, dieſen meinen Namen durch den Schlamm einer Schauſpielercarrière zu ziehen?“

Die Worte kommen langſam, bedächtig von ſeinen Lippen, die ſich zwiſchen jeder Silbe wieder zuſammenzwängen gleich eiſernen Klammern, welche ſich mechaniſch öffnen und ſchließen.

Wie mit Keulenſchlägen fallen die Worte auf Käthes Herz, es zuckt und windet ſich in unſagbarem Weh. Es iſt faſt zu viel. Sie hat ihn geliebt bis zu dieſem Augenblick.

Sie hat dieſe Liebe nicht ausrotten können, weil eine Stimme in ihrer Bruſt immer und immer wieder flüſterte: „Es iſt nur ſeine im Grunde edle, ideale Seele, welche ſich aufbäumt mit unwiderſtehlicher Kraft gegen Falſchheit und Betrug, obgleich ſie in Wahrheit keinen Grund zu dieſem Thun hatte.“

Jetzt haßt ſie faſt dieſen Mann. Er erſcheint ihr nicht mehr als armer, irregeleiteter Menſch, ſondern als Werkzeug der grauſamſten Folter, als herzlos, gefühllos ihr nahende Gewalt. Und dieſer Gedanke gibt ihr die Kraft, ebenſo kalt, ebenſo beißend zu antworten, wie ſie gefragt wurde:

„Ich ſollte Ihnen eigentlich keine Antwort geben auf eine Anſchuldigung, wie ſie nur ein hirnverbrannter, von Vorurteilen benommener Kopf ausdenken kann. ‚Schlamm einer Schauſpielercarrière!‘“ Sie lacht erzwungen auf. „Wollen Sie mir den Schmutz einmal zeigen, Herr Graf, durch welchen ich Ihren Namen gezogen haben ſoll? Wollen Sie mir den einmal nennen, der es wagt, den Namen Käthe Roland mit irgend etwas zu verbinden, was nicht rein wäre, was das Tageslicht zu ſcheuen hätte?“

Es ſcheint, als wolle er den Mund öffnen, um zu ſagen, was er vor wenigen Minuten erlebt. Nein, das vermag er denn doch nicht.

Sie fährt nach kurzer Pauſe fort:

„Das kann ich Ihnen verſichern, der Titel ‚Schauſpielerin‘ wirft bei weitem nicht ſo viel Schlamm auf mich wie die Handlung eines Mannes, den wir beide kennen. Und trotzdem kann ich jetzt nicht mehr bedauern, daß jener ſo handelte, auch werde ich dies ſpäter niemals thun, vielmehr dankbar ſein, wie mich eine höhere Macht vielleicht bewahrte, an die Seite desjenigen geſchmiedet zu ſein, den ich haſſe! Haſſe! Hören Sie, haſſe, verabſcheue mit jeder Fiber meines Herzens!“

Sie hat ſich erhoben, langſam geht ſie auf ihn zu und bleibt dicht vor ihm ſtehen. Es ſcheint, als hebe die wahnſinnige Aufregung ihres Blutes die Geſtalt höher und höher, als wüchſe ſie bis hinauf zu den beiden grauen Augen, die faſt entſetzt ſich in die ihren ſenken.

„So, und nun ich das Ihnen geſagt habe, bitte ich Sie, das Haus zu verlaſſen. Ich werde Schauſpielerin bleiben, und ſollten Sie ſich einfallen laſſen, als mein mir zugeſchriebener Gatte den Arm des Geſetzes gegen mich zu Hilfe zu nehmen, ſo werde ich von der Bühne herab das Treiben eines Grafen Welcken in die Oeffentlichkeit hinausrufen, daß es gellend an die Ohren der Hörer ſchlagen ſoll!“

Ein Schauder läuft dem gewaltigen Mann durch die Glieder.

Iſt das der Sturm?

Langſam weicht er vor ihrer ausgeſtreckten, gebieteriſch weiſenden Rechten zurück. Er ſtöhnt wie unter der Wucht einer zermalmenden Macht, die über das Eiſen ſeines Herzens dahinbrauſt.

Schon will er das Zimmer verlaſſen, da ſagt er noch: „Schone, bitte, das Mädchen; ich habe den Eintritt faſt erzwungen, ſie trägt keine Schuld.“

Dann iſt er hinaus.

Sie ſchaut ihm lange nach, als ſtände er noch vor dem dunklen Holz der Thüre. Dann erliſcht allmählich der Glanz ihrer Augen, Thränen ſteigen hinauf und rollen langſam über ihre blaſſen Wangen.

Er konnte in jenem Moment an ein unbedeutendes Geſchöpf denken mit dem Wunſche, daß demſelben durch ſeine Schuld keine Unbill widerfahren ſollte!

„Sphinx!“ flüſtert ſie und bricht ſchluchzend auf einem Seſſel zuſammen.

*

Das theaterluſtige Publikum Wiens iſt in höchſter Betrübnis, daß die angeſtaunte, angebetete Miß Rollan durch ein Unwohlſein für mehrere Tage am Auftreten verhindert iſt.

Sie ſelbſt verbringt dieſe Tage einſam, iedesmatt in ihren Räumen. Kein Menſch ſieht ſie. Und wenn jemand ſie ſehen könnte, er würde ihr wahrlich glauben, daß ſie nicht fähig iſt zum Spielen.

Die dunklen Augen liegen tief in den Höhlen, die Wangen ſind von durchſichtiger Bläſſe bedeckt. Unruhvoll, ohne beſtimmten Wunſch thut Käthe dieſes und jenes. Sie lieſt ihre Rollen durch, ſie blättert in alten Briefen, ſie ſitzt ſtundenlang im dunklen Zimmer und ſtarrt auf die flackernden Lichter, welche die Gaslaternen der Straße zu ihr hineinſchicken.

Heute morgen — es iſt ein nebeliger, dunſtiger Novembertag — blättert ſie zerſtreut in der Zeitung, eigentlich nur aus alter Gewohnheit. Sie pflegte es immer zu thun, als ſie noch ſpielte.

Da fällt ihr Blick zufällig auf einen Namen, der in einem Artikel des Feuilleton gedruckt ſteht. Fieberhafte Röte ſteigt ihr in die Wangen.

„Duell. Wie man ſich in unterrichteten Kreiſen erzählt, hat geſtern ein Duell ſtattgefunden zwiſchen dem in unſerer Hauptſtadt bekannten Baron Kempten und einem augenblicklich in Wien weilenden Herrn. Man nennt als ſeinen Namen Graf Welcken. Es ſind verſchiedene Gerüchte über die Urſache dieſes Zweikampfs im Umlauf, unter anderem dieſes, daß genannter Baron von Kempten im Theater irgend etwas geäußert habe, was auf unſere berühmte Gaſtin Miß Rollan ein zweifelhaftes Licht werfen konnte (wir ſchreiben nur ‚konnte‘). Ein in derſelben Loge anweſender Herr wies die Bemerkung mit heftigen Worten zurück und zwar geſtützt auf ſeine Stellung als Gatte der Miß Rollan. — Das Duell nahm wenigſtens keinen tödlichen Ausgang, obgleich der beliebte Sportsman Baron Kempten wohl einige Monate gezwungen ſein wird, ſeinen zerſchoſſenen Arm in der Binde zu tragen. — Auf jeden Fall iſt die ganze Geſchichte höchſt geheimnisvoll, beſonders da kein Menſch jemals geahnt hat, daß Miß Rollan verheiratet ſei. Vielleicht hängt das Unwohlſein der Künſtlerin damit eng zuſammen.“

Mit großen, feſten Schritten durchmißt Käthe ihr Zimmer. Es ſtürmt und wogt in ihr. Die entgegengeſetzteſten Gefühle kämpfen in ihrem Herzen.

„Alſo doch wahr, was er geſagt an jenem Abend: Schlamm einer Schauſpielercarrière!“

Und er hat mit ſeinem Blute dieſe Flecken, welche ein Mann wagte an ihrem Rufe nur zu vermuten, wegwaſchen wollen. Was zwang ihn, als Fremder für ihren Ruf einzutreten? Sie hatte ja unter ihrem Mädchennamen geſpielt.

„Er muß an dem Abend direkt von dem Auftritt im Theater hieher geeilt ſein. Gott im Himmel! Vielleicht that ich ihm unrecht, ihm, der am andern Morgen mit der Waffe in der Hand das Vertrauen an die Unantaſtbarkeit ſeines verſchmähten Weibes bekräftigte. Und ich habe geſagt, ich haſſe, ja, ich verabſcheute ihn! Hat er das verdient? — Ja, das hat er! Wer gab ihm das Recht, mir alles das zu ſagen, was er geſagt? Steht aber nicht in der Zeitung, daß man ſich jene Geſchichte nur gerüchtweiſe erzähle? Vielleicht haben ſie ſich um eine Tänzerin oder ſonſt jemand geſchoſſen.“

Schluchzend rafft ſie das Zeitungsblatt vom Boden auf, um den Artikel zwei-, dreimal zu leſen.

„Nein, es iſt ſo, es kann nicht anders ſein! Doch was that Bodo? Iſt er noch hier in Wien, vielleicht ſelbſt verwundet? Ich muß Gewißheit haben, er muß wiſſen, daß ich ſeinen Edelmut anerkenne, der ihn für ſeine unbekannte Frau eintreten ließ. Ich will jemand haben, dem ich mein Herz ausſchütten kann. Tante Emilie!“ ſchießt es ihr durch den Sinn. Ja, ſie iſt es, der ſie ſich nähern kann mit Vertrauen. Mit zitternder Hand, mit fliegendem Atem ſchreibt ſie:

„Liebe Tante Emilie!

„Wo iſt Bodo? Oder nein, ich will nicht mit der Thür ins Haus fallen, ich will verſuchen, meine Gedanken zu ordnen.

„Wie lange iſt es her, daß ich Dir nicht geſchrieben? Ich glaube, zwei lange Jahre. Habe ich in denſelben gelebt? Kaum weiß ich es ſelbſt. Ich bin damals Schauſpielerin geworden, man ſagt ſogar eine gute.

„Ja, es war mir eine Erleichterung dieſes Leben! Den Tag über zu thun mit Memorieren, am Abend das Spiel und in der Nacht ſo müde, daß ich ſchlafen mußte. Ich habe nie geſchrieben; jedesmal, wenn ich es wollte, war es mir, als ob eine unſichtbare Kraft mir die Feder hemmte. Ich wollte und konnte nicht mehr an die Vergangenheit denken, durch nichts an dieſelbe erinnert werden. Trotz meines außerhalb des Berufs zurückgezogenen Lebens konnte ich doch nicht vollſtändig den Verkehr mit anderen Menſchen meiden. Er brachte mir nur Unheil, weil die Männer nicht glauben wollten, daß eine Frau ſchon jung ihr Herz begraben könne.

„Das trieb mich fort aus Amerika, wo niemand mich und meine Geſchichte kannte.

„Das erſte deutſche Theater, an welchem ich gaſtirte, war in Wien, und dort ſah ich ihn, Deinen Sohn, wieder! Laß mich Dein Mutterherz, welches in ſeiner Liebe zum Kinde und ſeiner Gerechtigkeit zwiſchen Sohn und deſſen Frau zweifelnd liegt, nicht mit den Einzelheiten unſeres Zuſammentreffens quälen. Kaum weiß ich ſelbſt noch, was wir miteinander geſprochen. Näher hat uns dieſe durch ihn herbeigeführte Begegnung nicht gebracht. Vielleicht war's beſſer ſo, obgleich ich mein Herz ſelbſt kaum noch kenne. Heute nun, jetzt eben, erfahre ich durch Zufall, daß Bodo für mich als ſeine Gemahlin eingetreten iſt, ohne daß ich etwas davon ahnte.

„Ihm iſt nichts geſchehen, gottlob! Ich hätte es nicht überlebt, — aber wo weilt er? Du mußt es wiſſen, Tante! Schreibe ihm oder ſage ihm, daß ich bereue, bei unſerer Begegnung ihm ſo leidenſchaftlich entgegengetreten zu ſein. Ich hätte nicht geahnt, daß er zu ſeinem verſtoßenen Weibe noch Vertrauen habe, wenigſtens inſoweit, daß er ſie keiner ſchimpflichen Handlung für fähig hielte. Sage ihm doch, er ſolle glauben, daß ich die Worte, welche ich ihm geſagt, wenn es menſchenmöglich wäre, mit meinem Herzblut wieder zurückkaufen möchte.

„Er ſoll mich wenigſtens nicht für undankbar halten, ich will nichts unbewußt von ihm geſchenkt erhalten. Ich wünſche die Scheidung jetzt, es ſollte uns nichts mehr binden, damit wir uns gegenſeitig zu nichts mehr verpflichtet ſeien.

„So, nun habe ich mein Herz ausgeſchüttet. Es iſt vielleicht alles etwas wirr und verworren, aber ich kann nicht anders ſchreiben.

„Und, liebe Tante, ſende mir ein freundliches Wort und ſchreibe mir, wie es Viktor geht. Wenn ich nur erſt greiſe Haare hätte, dann könnte ich ihn zu mir nehmen und für ihn ſelbſt ſorgen. Er iſt gewiß ein braver Junge geworden, er hatte immer ſolch ehrliche, treue Augen.

„Laß mich Deine lieben Mutterhände küſſen; wollte Gott, ich könnte dieſelben einmal, noch einmal auf mein krankes Herz legen und dann würde alles ſtill in mir! Deine Nichte Käthe.“

*

„Wien, den 12. . . . 18 .

„Liebe Tante Emilie!

„Mir war zu Mute beim Leſen Deines Briefes, als wenn Du Deine weichen Hände mir auf die Stirn gelegt hätteſt wie in früheren Zeiten. Es wurde ruhig in mir, und wenn Gott es will, ſoll es ſo in mir bleiben.

„Daß Du Deines Sohnes augenblicklichen Aufenthaltsort nicht weißt, muß Dir noch ſchmerzlicher ſein als mir. Doch beruhigt mich die Verſicherung, daß Du ihm ſo bald wie möglich meine Abſicht mitteilen willſt.

„Du gute, liebe Tante, alſo mich willſt Du in Rheinfelden haben, ſo lange Du dort allein biſt, und wenn mir das nicht angenehm wäre, wollteſt Du in die Stadt ziehen und mit mir zuſammen leben? Weißt Du, in welche Verſuchung Du durch Deine liebevollen Worte mein Herz geführt haſt?

„Aber es kann nicht ſein, ich muß für mich und in mir allein weiterleben. Und dann müßte ich ja meinem Berufe entſagen. Du wirſt lächeln. Ich verdenke es Dir nicht, aber wer einmal von dem Gift des Beifalls, von dem Reiz gekoſtet hat, der darin liegt, ſich zu ſagen: Hier vor Dir atmen Tauſende, alle unter ſich verſchieden nach Rang, Reichtum und Charakter, und alle dieſe zwinge ich jetzt, dasſelbe zu denken und zu fühlen, alle dieſe gehören jetzt mir, ich kann ihnen das Herz erbeben laſſen in demſelben Gedanken, den ich weckte; ich ſage, wer das gefühlt hat, der iſt nicht zu bekehren, ſo lange er noch die Kraft in ſich fühlt, ſolches zu thun. Schlacken und unreines Kraut liegen rechts und links dicht an unſerem Wege, und man hat Mühe, ſich die Fußſpitzen nicht zu beſchmutzen, aber die Kunſt, der wir leben, iſt hoch, iſt edel, wenn wir uns wirklich daran halten, nur ihr zu leben, und ich glaube, ich werde das ſtets können.

„Nenne Bodo nicht kalt und herzlos, er iſt es ja nicht, Du meinſt es ſelber nicht ſo. Sein Gemüt war zu tief und fleckenrein, als daß es nicht durch ein ſolches Betrogenſein, wie er es zu erfahren glaubte, unheilbar erkranken mußte. Dazu kommt das Unglück, welches ſchon ſeine erſten Jugendjahre verbittert hat.

„Jetzt, wo ich kühl und ruhig darüber nachdenke, iſt es mir klar, daß er bei ſeiner Charakteranlage ſo handeln mußte.

„Ein Kriſtall, welcher einen Sprung bekommt, iſt auch für immer in ſeiner Schönheit, in ſeinem eigenſten Selbſt geſtört. Kein Künſtler kann ihm ſeine Urſprünglichkeit wiedergeben.

„Ich muß ihn jetzt ſo beurteilen, obgleich ich ihm jahrelang gezürnt, ja gegrollt habe. Was thut es im Grunde zur Sache, ob er ſich nur in einem Wahn befindet? Für ihn iſt dieſe Einbildung Wahrheit.

„Was mir das Leben ſchwer macht, iſt nur der Gedanke, daß Du, ſeine liebevolle Mutter, faſt einſam in Deinem Alter daſtehſt. Beſonders da Du mit Fritzens Frau nicht gerade ſympathiſierſt.

„Nur das freut mich, daß Dir Viktor durch ſeine Anhänglichkeit für Dich, welche aus all ſeinen Briefen hervorgeht, alles Gute zu vergelten ſucht. Ich bin ſehr einverſtanden, daß ihr ihn in ein Kadettencorps gegeben habt.

„Wenn Du mir einen großen Wunſch erfüllen willſt, liebe Tante, ſo erlaube, daß er mich in ſeinen nächſten Ferien beſucht. — Ich beziehe eine Wohnung in einer Vorſtadt Wiens.

„Gott gebe Dir Geſundheit, meine liebe Tante.

„Ich brauche Dich nicht zu bitten, alle meine Briefe ſtets zu verbrennen, Du weißt ſchon, weshalb!

„Es umarmt Dich Deine Nichte Käthe."

VII.

Die uralten Lindenbäume, welche das Schloß Rheinfelden umgeben, haben wieder einmal ihren Blätterſchmuck verloren. Im Herrenhauſe ſchleichen die Dienſtboten ſtill und einſilbig aneinander vorüber, höchſtens einen fragenden Blick werfen ſie ſich zu und flüſtern leiſe miteinander, um dann wieder lautlos ihren Geſchäften nachzugehen.

Die Gräfin Welcken iſt ſchwer erkrankt.

In ihrem Schlafzimmer mit dem braunen Holzgetäfel und dunklen Teppichen und Portièren liegt ſie in dem altersehrwürdigen Bette, über deſſen Kopfende in verblichener Vergoldung das gräflich Welckenſche Wappen prangt.

Die alte Dame iſt um vieles älter geworden, ſeit wir ſie zum letztenmal geſehen.

Jetzt liegt ſie müde und ergeben, regungslos da, und ihre Augen wandern im Zimmer umher, als nähme ſie Abſchied von all den gewohnten Gegenſtänden. Schließlich haftet ihr Blick auf der Geſtalt ihres älteſten Sohnes Bodo, der, das Haupt in die Hand geſtützt, in einem Lehnſtuhl ſitzt. Es iſt ein Gemiſch von unendlicher Liebe und zugleich auch von wehmütigem Gram, mit dem das Auge der Mutter auf ihrem Erſtgeborenen ruht. Sie bemerkt wohl die weißen Fäden, welche bereits das blonde Haar des Mannes an den Schläfen ergrauen laſſen, und doch ſteht er noch in ſeinen beſten Jahren.

Jetzt läßt er die Hand langſam ſinken und wendet die großen grauen Augen dem Antlitz ſeiner Mutter zu. Die Blicke von Mutter und Sohn begegnen ſich und erzählen ſich eine lange, traurige Geſchichte.

„Bodo!" flüſtert ſie leiſe.

„Was wünſcheſt Du, Mutter?" fragt er weich und nähert ſich ihrem Lager, um vor demſelben niederzuknieen und ſein Haupt in die Kiſſen zu preſſen. Sein mächtiger Körper zittert, und große Thränen netzen das weiße Linnen.

Langſam, ſanft fährt die Gräfin Welcken mit den krankhaft zarten Händen über den Scheitel ihres Sohnes.

„Bodo, ich werde nun bald von Dir gehen."

Er ſtöhnt ſchmerzlich.

Standbild Kaiſer Wilhelms I. für den Römer in Frankfurt am Main.
Nach Profeſſor Guſtav Kauperts Modell.

„Ja, mein Kind, ſei nicht zu traurig. Ich weiß, daß es Dir weh thut, aber ſei mein ſtarker Sohn."

Er antwortet nicht, nur im Kamine kniſtert leiſe das Feuer.

„Ich dachte einſt," fährt die Greiſin fort, „daß mein Sterben ein leichteres ſein würde, denn ich hoffte, bei meinem Heimgange von euch Lieben mutigeren Herzens Abſchied nehmen zu können. Ja, ich hoffte auch die Hand ſegnend auf den Scheitel des Weibes meines älteſten Sohnes, auf die Locken ſeiner Kinder legen zu können. Es hat nicht ſein ſollen!"

Bei dieſen Worten richtet er ſich auf. Sein Antlitz ſieht aus wie das eines Schwerverwundeten, dem der Arzt mit der Sonde in die brennende Wunde fährt.

„Ja, mein Sohn," ſagt die Kranke; ſie ſieht ihn nicht an, ſondern hält die Augen ins Leere gerichtet; „ſo dachte ich einſt, und es wäre wahr geworden, wenn das Menſchenherz nicht oft ein ſo hartes, unbeugſames Ding wäre." Sie legt wieder die Rechte auf ihres Sohnes Haupt. „Glaubſt Du, Bodo, daß Deine Mutter mit einer Unwahrheit aus dem Leben ſcheiden möchte?"

„Wie fragſt Du ſo ſonderbar, Mutter?"

„Siehſt Du, das glaubſt Du nicht — ſo ſage ich Dir im Angeſicht der Ewigkeit, daß Du die letzten Jahre Deines Lebens geirrt haſt, furchtbar geirrt. Ich habe es Dir oft ſagen wollen, aber Du wollteſt nicht hören, Du ſtießeſt mich ja zurück."

Er ſchluchzt laut: „Mutter, ſei nicht zu hart!"

„Nein, das bin ich nicht, Kind. Ja, ich ſage Dir, Du haſt geirrt, Du haſt ein Frauenherz, ſo rein, ſo edel wie Gold, mit grauſamer Hand vernichtet, gekränkt, bis an den Rand der Verzweiflung gebracht, und dieſes Herz war das Deines Weibes!"

„Meines Weibes?" ringt es ſich aus ſeiner ſchweratmenden Bruſt hervor.

„Ja, Käthe! Und ſiehſt Du, mein Sohn, ich kann Dir das, was ich behaupte, nicht beweiſen, aber wenn Du meine Abſchiedsſtunde ruhig machen willſt, ſo rufe Dein Weib an mein Sterbebett, aber ſofort — wer weiß, wie viele Stunden mir Gott noch ſchenkt. Und wenn Dein Herz noch immer zögert, ſo ſchaffe mir wenigſtens die Erleichterung, das arme Kind, deſſen Lebensglück Du vernichteteſt, noch einmal in meine Arme zu ſchließen."

Er iſt aufgeſtanden; wie zu einer Heiligen beugt er ſich zu ſeiner Mutter Haupt herab und berührt mit den Lippen ihre Stirn.

„Es ſoll geſchehen, Mutter, wenn Du es wünſcheſt."

Mit taſtenden, unſicheren Schritten verläßt er das Zimmer, gefolgt von dem Blick der Gräfin, in deren Augen es aufleuchtet wie die Vorahnung eines zukünftigen Glückes.

*

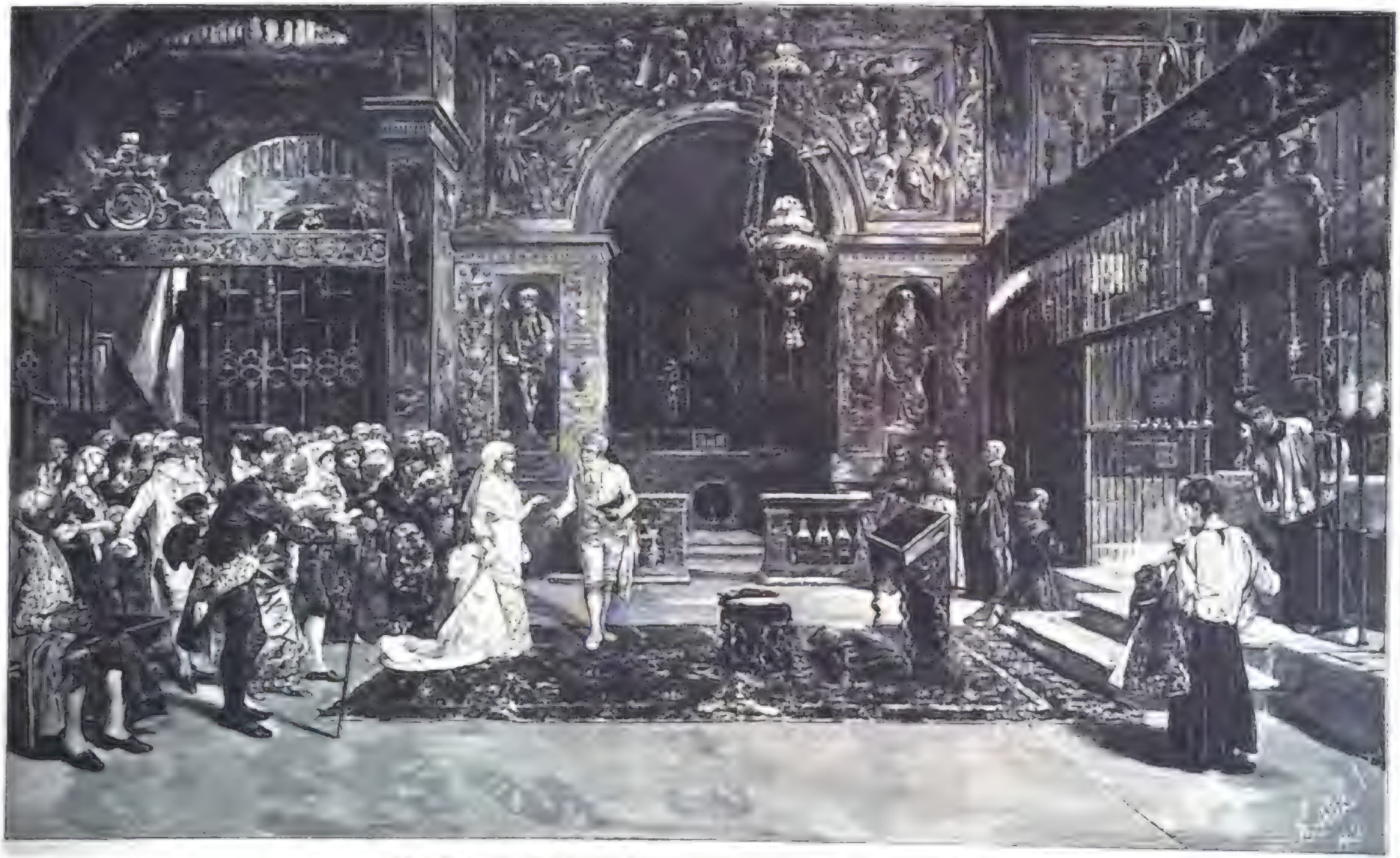
Es iſt am andern Tage.

Die frühe Dämmerung des Dezembertages beginnt bereits herabzuſinken. Eigentlich iſt es den ganzen Tag nicht hell geworden; ſeit den Mittagsſtunden fällt dichter Schnee vom Himmel herab, der Sturm nimmt denſelben auf und peitſcht ihn ſauſend über die Erde dahin; man kann nicht zehn Schritte weit ſehen.

Bodo Graf Welcken geht mit großen, unruhigen Schritten im Raume auf und ab; der dicke Teppich dämpft ſeinen ſchweren Tritt. Zum Nebenzimmer, wo die Gräfin ruht, iſt die Thür angelehnt.

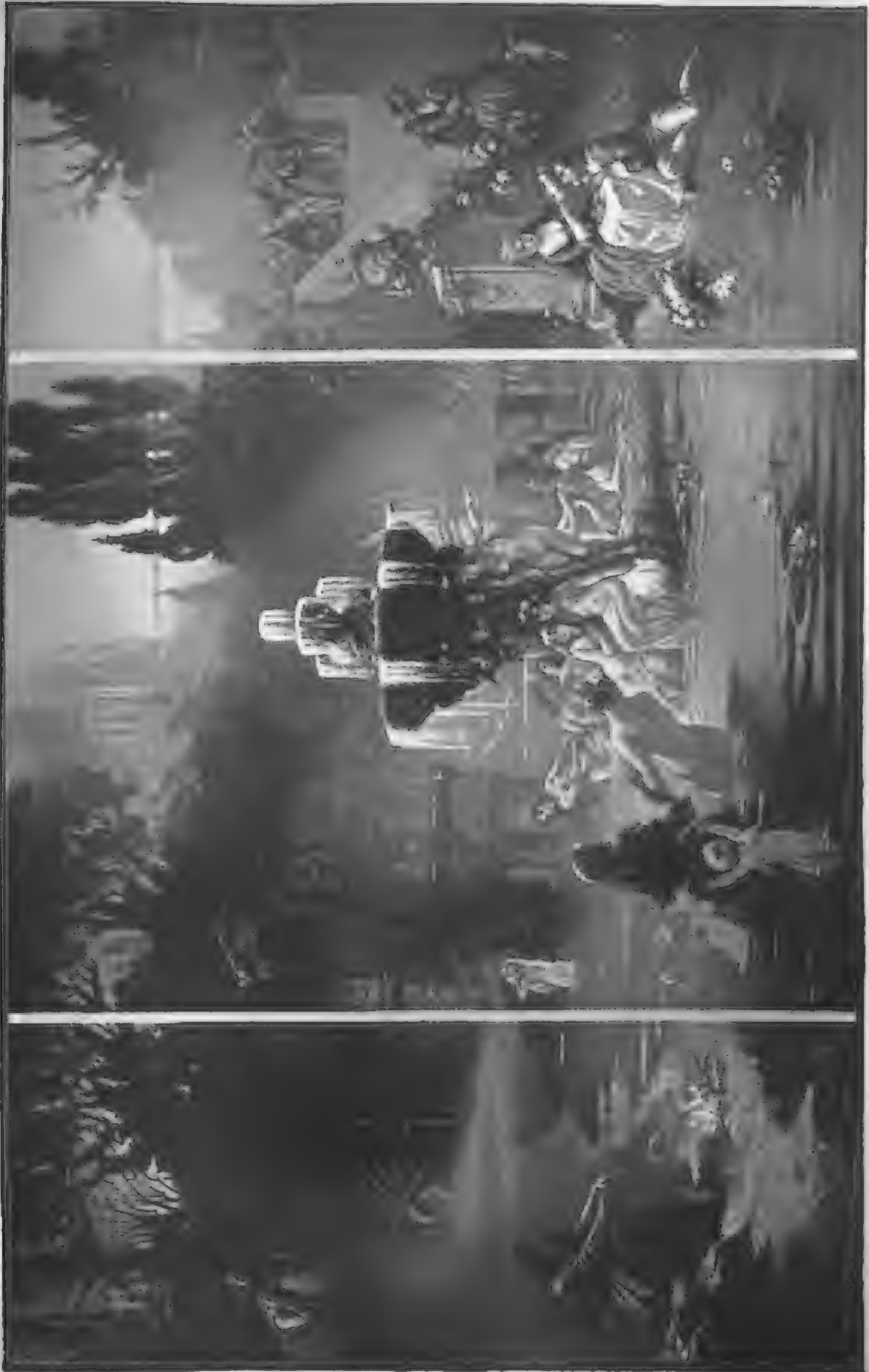
Wohl zum hundertſtenmale zieht der ruhelos Wandernde die Uhr aus der Taſche und horcht, ob er nicht das Schellengeläute eines Schlittens vernehmen kann.

Er ſchüttelt den Kopf.



Eine Hochzeit zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Gemälde von F. Peralta.

Nach einer Photographie von [illegible] in Stuttgart. J. Laurent & Co. in Madrid.



Der Traum vom Jungbrunnen. Gemälde von Ernſt Berger.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortſetzung.)

Herr Fortunat wickelte mit nervöſer Haſt eine Cigarette, brannte ſie an und begann zu erzählen. Er ſprach mit leiſer, müder Stimme, er ſchilderte mit einer grauſamen Offenheit die Verirrungen ſeiner Jugend, wie er, kaum daß er die Dreißiger überſchritten, mit ſich ſelbſt und der Welt zerfallen, phyſiſch und moraliſch bankerott war, wie er, mehr dem Drängen der Madame Faluta als dem Zuge ſeines eigenen Herzens folgend, und hauptſächlich, um ſein mit Hypotheken belaſtetes Gut zu retten, mit Fräulein Rotara ſich verlobt hatte, wie er acht Tage vor ſeiner Hochzeit bei einem Feſte, das er zufällig beſuchte, im Hauſe eines jüdiſchen Bankiers Zilibis Schweſter kennen gelernt, und wie dieſe Begegnung für ſein ganzes Leben entſcheidend geworden.

„Du biſt jetzt in dem Alter, Jonel,“ fuhr er fort, „wo das Herz für weibliche Schönheit am empfänglichſten iſt, betrachte dieſes Bild.“ Er zog aus ſeiner Taſche ein goldenes Medaillon hervor, drückte auf die Feder und überreichte es Jonel. „Betrachte dieſes Bild, das war Deine Mutter!“

Jonel ergriff das Medaillon, ſtarrte es eine Weile an, dann legte er es auf den Tiſch und fuhr mit der Hand über die Augen. Und er horchte lautlos, regungslos der Erzählung ſeines Vaters, nur als derſelbe ſeine lange Beichte mit den Worten ſchloß: „Ich habe Dich in aller Form Rechtens adoptirt,“ da flog ein bitteres Lächeln um ſeinen Mund. Er erhob ſich und ſagte mit einem ſeltſam zerſtreuten Ausdruck im Geſichte:

„Mir hämmert's im Kopfe, Vater, ich möchte allein ſein. Gute Nacht!“ Er reichte ihm die Hand.

„Du reiſeſt alſo nach Bukareſt?“ ſagte Herr Fortunat bei der Thüre.

„Ja, ja, heute noch, morgen, wann Du willſt!“

Die Thüre fiel ins Schloß.

Jonel horchte, bis die Schritte auf dem Flur verhallten, dann warf er ſich auf den Lehnſtuhl hin, ergriff das Medaillon und ſchaute das Bild lange an, hernach lehnte er das Haupt zurück und ſchloß die Augen; er atmete ſchwer und haſtig, das Bild ſtand feſtgebannt vor ſeiner Seele und die Züge desſelben begannen ſich zu regen, zu leben, es wuchs und wuchs und wurde immer klarer, bis es mit greifbarer Deutlichkeit vor ihm ſchwebte: ein wunderbares, bleiches Weib mit leuchtenden Augen, und die ſchauten auf ihn herab mit einer unſäglich ſüßen, wehmutsvollen Milde. Und wie er in dieſe Augenſterne blickte, da war es ihm, als ſchwände das wüſte Weh, das mit wuchtiger Schwere auf ihm laſtete, als löſte ſich der Krampf, der ſein Herz umſchnürte, als ränge ſich aus ſeinem zerriſſenen Innern ein erlöſendes, ſüßes Wort hervor, und plötzlich klang es ihm wie ein ſchluchzender, wilder Aufſchrei in den Ohren: „Mutter, Mutter!“

Er ſprang bebend empor. Hatte er die Worte ſelbſt gerufen oder nur in ſeiner aufgeregten Phantaſie gehört? Er wußte es nicht. Es war ſchwül in der Stube, er öffnete das Fenſter, lehnte das müde Haupt an das Fenſterkreuz und horchte wie im Traume dem Rauſchen und Klagen der Bäume des Parks, durch die ein leichter Wind ſtrich. Da durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke: „Ich will Zilibi Piantir aufſuchen, jetzt gleich, er ſoll mir von meiner Mutter erzählen.“ Er wendete ſich raſch um, verlöſchte das Licht und ſtürzte hinaus. Am Himmel wälzte ſich eine mächtige ſchwarze, zerriſſene Wolke, der Mond trieb darin ein ſeltſames Verſteckenſpiel, bald quoll die [illegible] tend aus einem der [illegible] [illegible]

eilte Jonel die Fahrſtraße entlang, welche vom Schloß nach Baneſti führte. Als er im Städtchen angelangt war, blieb er ſtehen, die Hähne krähten, es mußte ſpät nach Mitternacht ſein.

Und wie er ſo weiter eilte, da vernahm er plötzlich ſeltſam tiefe Geigenklänge, die kamen von jenem kleinen Häuschen her, darin Zilibi Piantir wohnte. Und Zilibi ſtand inmitten der ärmlichen Stube, deren Fenſter geöffnet waren, und auf ſeinem gramdurchfurchten Geſicht tanzte der flackernde Schein eines Wachslichtſtumpfens, der in einem Zinnleuchter ſteckte. Er hielt das Haupt zur Bruſt geſenkt und die Augen halb geſchloſſen, während das Kinn die Fiedel preßte, über deren Baßſaite der Bogen ſchwer und langſam ſtrich. Und es war eine eigentümliche, fremde Weiſe, die der Fiedel entquoll, düſter, gramvoll, todestraurig, und ſie griff Jonel, der am Fenſter ſtehen geblieben war, bis in die tiefſte Seele. Da öffnete Zilibi die Augen, und es begann in ihnen zu funkeln und zu leuchten, und er ſchüttelte dabei mit einem verzückten Lächeln den kleinen Kopf, als hörte er etwas Wunderbares, etwas Süßes um ſich rauſchen und klingen, und plötzlich fuhr die kleine Geſtalt wie elektriſch durchzuckt empor, und die Melodie ſchlug jäh um, der Bogen flog jetzt leicht und weich, wie beſchwingt, über die Saiten, und das klang ſo wild aufjauchzend, ſo bacchantiſch luſtig, ſo unheimlich frohlockend! Jonel hatte auf die Klinke gedrückt und war in die Stube getreten. Bei ſeinem Anblick unterbrach Zilibi das Spiel, aber er erſchrak nicht und in ſeinen Augen lag nicht einmal eine Verwunderung über den ſpäten Beſuch. Er ließ die Fiedel ſinken und lachte leiſe vor ſich hin.

„Was ich da geſpielt habe,“ ſagte er, „iſt ein komiſches Gemiſch, nicht wahr? Ich habe rumäniſche, jüdiſche und ungariſche Weiſen durcheinander geſchlungen und dann in mein eigen Herz hineingegriffen, und was ich herausgeholt, das legte ich zu dem Uebrigen und es wurde ein wunderliches Ganzes daraus, und wenn ich es ſpiele, da lacht und weint etwas in mir, außer mir, überall. Haſt Du gehört, wie es gelacht hat und geweint? Es war ein Lachen, ſo klingend, ſo ſingend wie aus einer Kinderſeele. So pflegte meine Lea zu lachen vor Jahren, vor vielen, vielen Jahren, und dieſes Lachen, wenn ich es höre, ſchneidet mir ins Herz und meine Fiedel fängt an zu weinen und zu ächzen, und zu wimmern und zu lachen, denn ſie iſt eine gute, treue Seele, meine Fiedel, ſie hat Mitleid mit einem alten Manne, deſſen Kind geſtorben. Meine Lea iſt tot, weißt Du es, Jonel? Und weil ich den Schmerz darüber nicht verwinden kann, ſo thue ich wie die anderen auch, ich trinke — o, ich habe heute viel getrunken, Wein und Schnaps! Willſt Du auch trinken, Jonel?“ fragte er, öde lächelnd.

„Ich will nicht trinken,“ ſagte Jonel; „und was Deine Lea betrifft, ſo lebt ſie ja; o, ſie lebt und lacht und iſt ein ſchönes, ein reiches, ein glückliches Weib! Aber Deine Schweſter, Zilibi,“ fügte er hinzu, indem er nahe an ihn herantrat, „die haſt Du vergeſſen, und die war doch auch ſo ſchön, und ſie muß ſehr elend und unglücklich geweſen ſein, denn ſie ſtarb ſo jung; erzähle mir von ihr, Zilibi, erzähle mir von meiner Mutter!“

„Deine Mutter,“ ſagte der Jude und ſchaute Jonel mit großen Augen an, in denen es unheimlich flimmerte, „Deine Mutter?“ wiederholte er ſinnend; „hat er Dir endlich geſagt, wer Deine Mutter war, hat er Dir geſagt, wie ſie ſtarb, warum ſie ſtarb? Hat er Dir geſagt, wie er ein armes jüdiſches Mädchen unglücklich und elend gemacht, bis ſie zum Revolver griff und ſich eine Kugel in den Kopf jagte, um der Schande zu entrinnen? Hat er Dir erzählt, daß ſeine Reitpeitſche auf meinen Rücken niedergeſauſt war, als ich zu ihm kam und meine Schweſter von ihm verlangte? Das war eine luſtige Geſchichte, nicht wahr? Eine Geſchichte zum Lachen und zum Weinen! Ich habe dieſe Geſchichte nicht vergeſſen, Jonel, o nein!“ Er ſtarrte, düſter ſchweigend, ins Leere.

„Weiß all dies Deine Lea?“ fragte Jonel.

„Sie weiß nichts davon,“ entgegnete Zilibi, „ſie kennt den wüſten Schmerz nicht, den ich jahrelang mit mir herumtrug, ſie kennt den glühenden Haß nicht, den mir Jahre hindurch in [illegible]

niemand, es iſt tot in mir und öde. Heiliger Gott,“ fügte er gebrochen hinzu, „was iſt das für eine Welt!“

Es war ein dumpfer, ſchluchzender Aufſchrei, der ſich ſeiner gequälten Bruſt entrang, er brach in ſich zuſammen, die Fiedel entfiel ſeiner Hand, er hob ſie nicht auf; eine Weile ſtand er in ſich verſunken da. Das Licht flackerte noch einmal auf und verloſch. Die Wolken am Himmel hatten ſich verzogen, der Mond blickte groß und ſtill in die Stube hinein, da hob Zilibi das Haupt empor und ſchaute Jonel lange und durchdringend an, ſeine Augen verloren den wirren Ausdruck, er faßte Jonel bei der Hand.

„Es iſt eine traurige Welt,“ ſagte er, und ſeine Stimme hatte jetzt einen milden, wehmütigen Klang, „eine traurige Welt, mein armes Kind, und man könnte an ihr und an Gott verzweifeln, wenn nicht hie und da ein edles Herz ſchlüge; Du haſt ſo ein Herz, Jonel, ich habe es heute, als Du ſo mannhaft für einen armen Juden eintrateſt, mit ſüßer, ſtolzer Freude empfunden; es war das Herz Deiner Mutter, das ſich in Dir geregt hat, und ich habe mir allerhand Gedanken darüber gemacht, ich habe mir geſagt, daß unſer Gott doch nicht jener Gott der Rache ſein müſſe, wie es in unſeren Schriften heißt; er ſtraft die Kinder nicht für die Sünden der Väter. Was Deine arme Mutter geſündigt, ſie hat es durch ihren Tod geſühnt, was Dein Vater an ihr verbrochen, er hat es gebüßt, er iſt ein unglücklicher Menſch, es iſt alles vergeſſen und vergeben, und aus dem Boden der Sünde iſt eine edle Pflanze emporgeblüht,“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „und ſie wird wachſen und ein herrlicher Baum werden! Sei gut, Jonel, vergiß Deinen Urſprung nicht, vergiß niemals, daß die Juden ſeit zweitauſend Jahren heiße Thränen vergießen; trockne dieſe Thränen, Jonel, wo und wann Du kannſt, und nun komm, wir wollen auf dem Grabe Deiner unglücklichen Mutter beten.“

Eine Viertelſtunde ſpäter befanden ſie ſich im Schloßpark; als ſie im Rundell vor der Kapelle ſtanden, flog blitzend eine Sternſchnuppe über den Himmel.

„Hier neben dieſer Statue, unter dieſem Grabſteine,“ begann Zilibi, „ruhen die Gebeine meiner armen Schweſter, an dieſe Statue gelehnt, habe ich oft geweint und gebetet. Schau mich nicht ſo ungläubig an, Jonel, ich weiß, was ich ſage! Du ſtehſt am Grabe Deiner Mutter — ich habe einſt vor Jahren Deinen Vater gebeten, mir die Gebeine meiner Schweſter zu ſchenken, damit ich ſie auf dem jüdiſchen Gottesacker in die Erde ſenke, er wollte nicht, ich habe mich auch darein ergeben, und es iſt vielleicht gut, daß dem ſo iſt, es iſt gut, daß das Grab der Unglücklichen, die Dich geboren, Dir ſtets vor den Augen ſteht. Bete für ihre Seele.“

Jonel ſank tief erſchüttert in die Kniee, die dumpfe Betäubung, die bis jetzt ſeine Sinne gefeſſelt, löſte ſich, er umſchlang den kalten, weißen, im Mondlicht blinkenden Marmor, küßte ihn und ſchluchzte aus tiefer Seele; als er ſich nach einiger Zeit erhob, war Zilibi verſchwunden, er eilte in ſein Zimmer, warf ſich angekleidet auf das Bett hin und ſchloß die Augen, aber er konnte nicht ſchlafen, wirre, nebelhafte Bilder haſteten durch ſeine Seele und zwiſchendurch quinquelirte eine Fiedel, brummte eine Bratſche, ſummte eine „Kobſa“ und ſchrillte eine Panflöte.

Es war ein Durcheinander von Tönen, wie wenn Zigeunermuſikanten ihre Inſtrumente ſtimmten, aber auf einmal begann aus dem Tongewirr eine Melodie emporzuquellen, die klang ſo ſeltſam luſtig, und es war heiter anzuſehen, wie Zilibi mit den Äuglein zwinkerte und lachte und mit dem Bogen über die Saiten raſte und mit dem Kopfe wackelte, und ſein ſpitzes Bärtchen flog dabei hin und her. Wann hatte Zilibi Piantir ſo geſpielt, ſo gelacht, ſo mit dem Kopfe gewackelt? Heute nicht, nein, aber vor Jahren, vor vielen Jahren, als er, umringt von ſeinen Lautari, auf einer Eſtrade im [illegible] ſtand auf dem Balkon und blickte auf ſeinen Vater, und das Herz war ihm ſchwer, und er wollte ſchier weinen, wie er das ſchöne, ſtrahlende Weib ſah, das nun ſeine Mutter war; und neben ihm auf dem Rollſtuhle ſaß Florica und ihr zu Füßen kauerte ein Mädchen mit blauſchwarzen Locken und brennenden Augen, und die ſtarrten ihn an, und er erzählte eine wunderſame Geſchichte. Was hatte er nur erzählt? Ach ja, die Geſchichte von Mihai dem Tapfern, dem edlen Helden, deſſen ruhmvolles Leben eine Mörderhand vernichtete. Und ſein Herz hatte ihm dabei an die Rippen gepocht vor ſeliger Luſt, daß ein ſolcher Held gelebt, und er wollte auch dereinſt, wenn er groß würde, ein Held werden wie Mihai der Tapfere.

Wenn ihm jemand damals zugeflüſtert hätte, daß der ſpaßige Jude dort ſeiner Mutter Bruder, daß er das Kind einer Jüdin ſei, wie all die Judenjungen von Bazeſti, die er ſo ſehr verabſcheute!

„Das Kind einer Jüdin," hörte er eine tiefe Stimme ſagen, „was iſt denn da weiter dabei? Der Pöbel mag ſich daran ſtoßen, aber Du, mit Deinem guten Herzen, Du, lieber Junge, was kehrſt Du Dich daran? Das Kind einer Jüdin? Lächerlich! Jeder iſt das Kind ſeiner eigenen Thaten, merk Dir's, Jonel!"

Und aus der Stimme, die dieſe Worte ſprach, zitterte eine tiefe Erregung — es war Brunners Stimme, des armen deutſchen Lehrers mit dem wallenden blonden Barte, dem glänzenden, kahlen Schädel und den blauen, gutmütigen Augen. So würde ſein armer Hauslehrer ſicherlich gedacht, geſprochen haben, aber der lag nun in der ſtillen, kühlen Erde, ferne von ſeiner Heimat, die er ſo ſehr geliebt. Ja, wenn man auch da unten liegen oder wenigſtens durchs Leben ſchreiten könnte, die Bruſt gepanzert gegen alle Qualen und Schmerzen des Daſeins.

„Heiliger Gott, was iſt das für eine Welt!" hatte Zilibi ausgerufen, und o, es lag eine bittere Wahrheit in dieſen Worten.

„Was iſt das für eine Welt, in der die Menſchen ſich haſſen, weil jeder in ſeiner Weiſe zu Gott betet, in der die Liebe, welche die Quelle alles Glückes ſein ſollte, zum Dämon wird, der das Herz zerreißt; was iſt das für eine Welt, welche einem jungen, ſchönen Weibe die Mordwaffe in die Hand drückt; was iſt das für eine Welt, in der das heilige Recht mit Füßen getreten wird von jenen, die berufen ſind, es hoch zu halten; was iſt das für eine Welt, in der ein ſüßes Geſchöpf wie Florica zum Tode verurteilt iſt in der Blüte der Jugend! Wo ſind die Glücklichen inmitten dieſer tauſendfältigen Kümmerniſſe?" fragte er leiſe. Und bei dieſer Frage tauchten all die Geſtalten auf, die ſeine Seele füllten, und ſie zogen ſtill an ihm vorüber, und er ſchaute ſie forſchend an, als wollte er die Rätſel ihres Innern aus ihren Augen herausleſen. Und aus der Fülle dieſer Geſichte löſten ſich zwei Geſtalten empor und blieben in feſten Umriſſen vor ſeinem geiſtigen Auge, Pia und Lea. Sie waren beide ſo ſchön, jede in ihrer Art, und ihm ſchien plötzlich, als ſäße er zu Pias Füßen, und ſie neigte ſich tief zu ihm herab, ſo tief, daß ihr aufgelöſtes, goldblondes Haar ihn umfloß, daß ihr Atem ihm um die Wangen wehte, — und er ſchaute in ihre Augen, die ſo unergründlich waren wie die blaue Himmelsglocke an einem heißen Sommertage, und es lag in ihnen ein ſtiller, ſtummer Schmerz — und ein ſtiller, ſtummer Schmerz zuckte um ihre Mundwinkel und zitterte im ſüßen Silberklang ihrer Stimme, als ſie ihn leiſe fragte: „Haſt Du mich lieb?" Er antwortete nicht, denn dort im glänzenden Saale, unter dem blitzenden Kronleuchter ſtand die andere, ſtand Lea — ein großes, herrliches Weib, mit dem Brautkranz auf dem blauſchwarzen Gelock; ſie ſagte nichts, ſie fragte nichts, aber ſie ſtarrte ihn an mit begehrlichen, heißen, flammenden Blicken, und er ſah, wie ihre Bruſt ſich hob und ſenkte, und er ſprang empor und riß ſie an ſich und küßte ſie in ſüßer, wilder Selbſtvergeſſenheit, und jetzt hörte er Tſchukus gellende Stimme: „Schöne, lachende, liebedurſtige Weiber!" Und Zilibi ſtand auf einer Eſtrade und hinter ihm die Zigeuner und er ſpielte eine raſende Tanzweiſe und wackelte mit dem Kopf und rief dabei jauchzend: „Tanzt, Kinder, tanzt!" Und ſie tanzten in ſüßer, wirrer Umſchlingung, Bruſt an Bruſt und Mund an Mund — und die Geſellſchaft klatſchte Beifall, und Champagnerpfropfen flogen knallend gegen die Decke, man trank und lärmte, und aus dem Nebenzimmer tönte das feine Klingen von Goldſtücken. Auf einmal ward Lea aus ſeinen Armen geriſſen. Balſamaki ſtand vor ihm mit verzerrten Zügen und furchtbaren Augen und rief: „Meine Braut, mein Weib, meine Lea!" Und Lea barg weinend das Geſicht an der Bruſt des geſpenſterhaft bleichen Greiſes, und es wurde ſtill, totenſtill im Saale. Der Lärm, die Muſik, die Menſchen, alles war wie weggeweht, die Lichter erloſchen. Finſtere Nacht umhüllte ihn, und durch die finſtere Nacht wehklagte eine Stimme: „Heiliger Gott, was iſt das für eine Welt!"

Jonel ſtöhnte auf und fuhr mit der Hand über ſeine eiskalte Stirn, als wollte er den böſen Spuk verſcheuchen, er öffnete die Augen, der Morgenſtern ſtand hoch und leuchtend am Himmel, der ſich gegen Oſten goldig zu färben begann.

(Fortſetzung folgt.)

Der Alchimiſt.

(Zu dem Bild Seite 536.)

„Alchimie" — ein griechiſches Wort mit dem arabiſchen Artikel — iſt eine dem phantaſtiſchen Orient entſtammende After- und Scheinwiſſenſchaft, die in demſelben Verhältnis zu der Chemie ſteht, wie die prahleriſche Aſtrologie zur nüchternen, ernſten Aſtronomie. Was will ihr Jünger, der Adept hier, im geheimnisvollen Laboratorium mit ſeinen Oefen, Probegläſern und Retorten? Wozu heizt und ſchürt dort ſein Schüler im Schweiße ſeines Angeſichtes? Blicket auf den alten Folianten am Boden, es iſt wohl die tabula smaragdina des Alchimiſten Hortulanus aus dem elften Jahrhundert, nach deren Rezept ein kundiger Mann den „Stein der Weiſen" zu bereiten vermag, mit deſſen Hilfe es ihm leicht wird, aus Eiſen und anderen unedlen Metallen das vielbegehrte Gold herzuſtellen. Hielt man dies denn früher für möglich? In allem Ernſt: ein deutſcher Kaiſer wollte Geld machen; andere Fürſten warfen ihr Geld den ſogenannten Goldmachern nach, bis ſie ſich betrogen ſahen. So ließ ſich mancher im übrigen ſehr einſichtsvolle Fürſt von Goldmachern betrügen, die ſchließlich einer um den andern dafür am Galgen büßen mußten. Der verſchmitzt dreinſchauende Semite auf Teniers Bild macht auch mehr den Eindruck eines bewußten als eines betrogenen Betrügers. Ja, wenn er der Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus wäre, der die lebenverlängernde Panacee, das Univerſalheilmittel, beſeſſen haben ſoll! Aber der iſt trotz dieſes Elixirs längſt geſtorben, ſein Mittelchen leider verloren. Fort mit dem wiſſenſchaftlichen Aberglauben alter, neuer Tage! Jetzt herrſcht die exakte Chemie mit ihren natürlich begründeten Wundern; jetzt iſt Schillers Ausſpruch zur Wahrheit geworden:

„.... der Weiſe belauſcht forſchend den ſchaffenden Geiſt,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Haſſen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether den Strahl,
Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht."

H. M.

Der Traum vom Jungbrunnen.

(Zu dem Bild Seite 537.)

Ernſt Berger hat ſich mit ſeinem großen dreiteiligen Gemälde: „Der Traum vom Jungbrunnen", jenen Künſtlern zugeſellt, die — entgegen dem vorwiegend auf getreue Nachbildung derb-realiſtiſcher Gegenſtände gerichteten Auge der Zeit — es auch heute noch wagen, dichteriſche Gedanken in geſtaltenreichen Darſtellungen zum Ausdruck zu bringen. Die uralte Sage von einem Wunderquell, deſſen Waſſer den Untertauchenden Jugend und Schönheit zurückgibt, iſt bereits im Mittelalter en miniature und auf Gobelins, in Holzſchnitt und als Hochbild meiſt in derb-ſcherzhafter Weiſe behandelt worden. Dem Schüler Makarts mußte eine weichere Auffaſſung mehr zuſagen, welche in prächtig ſtimmungsvoller Umgebung Gruppen ſchöner Körper ohne ſatiriſchen Gegenſatz voll zur Geltung kommen läßt. Das Ganze iſt als Traum einer Greiſin gedacht, die auf dem linken Schmalflügel unten vor einem Feuerchen kauert. Drei Stadien weiſt ihr Traum auf, deren jedem eine Abteilung des Triptychons gewidmet iſt. Zuerſt ſieht ſie ſich ſelbſt mit einer Gefährtin den dunklen Waldweg zum Ufer des zauberkräftigen Sees herabſchreiten. Kaum ins Waſſer geſtiegen, wird ſie von ſchalkhaften Amoretten und von einer wohl ſelbſt erſt kürzlich verjüngten Freundin mit ſanfter Gewalt dem Mittelpunkte des Ganzen, dem Brunnquell zugeführt. Um den Fuß der hohen, waſſergießenden Schale ſchmiegen ſich jugendliche Mädchengeſtalten, die ihrer Verwandlung offenbar noch wenig Glauben ſchenken und mit ſo ängſtlich-ſcheuen Blicken vor ſich hin ſchauen, als fürchteten ſie, die neuerworbene Jugend und Schönheit könnte jeden Augenblick wieder in nichts zerfließen. Andere, ihres dauernden Glückes bereits verſichert, verſchlingen die Hände zum übermütigen Ringelreigen. In der dritten Abteilung endlich ſieht ſich die Träumende verjüngt am andern Ende des Sees, den Geliebten mit Blumen kränzend. Eine breite Treppe führt zu hoher Rampe empor, auf welcher ſich ihre Freudengenoſſinnen mit zierlichen Watteauiſchen Jünglingen des neubegonnenen Daſeins erfreuen. Wie die Bilder eines Traumes unmerklich in einander überfließen, ſind auch die getrennten Teile dieſer Darſtellung durch vermittelnde Uebergänge zu einheitlicher Wirkung zuſammengefaßt. Es iſt zu beachten, wie nicht nur der Waſſerſpiegel ſich rechts und links in die beiden Flügel erſtreckt, ſondern auch der wohlgegliederte Hintergrund links mit den Bäumen des Waldes, rechts mit der Treppe ohne Aufdringlichkeit andeutungsweiſe verbunden wird. Ein beſonders glücklicher Einfall, den der Holzſchnitt nicht wiedergeben kann, verdient Erwähnung. Während nämlich über den märchenhaften Vorgänge unten ein eigentümlich bläuliches, geheimnisvolles Licht ausgegoſſen iſt, bricht oben am Himmel der rötliche Morgen herein: „Zu neuem Leben lockt ein neuer Tag!"

„Der Traum vom Jungbrunnen" iſt nicht das erſte Werk Ernſt Bergers, welches „Ueber Land und Meer" darbietet. Mit ſeinem großen bibliſchen Gemälde: „Rebekkas Abſchied" (vergleiche Jahrgang 28, Seite 632), wurde der junge öſterreichiſche Künſtler unſeren Leſern zuerſt vorgeführt. Sohn eines Wiener Kaufmanns, konnte er nach kurzer kaufmänniſcher Laufbahn dem mächtigen Triebe zur Kunſt nicht länger gebieten und trat 1874 in die Malſchule des Profeſſors Eiſenmenger an der Wiener Akademie ein. Er wählte das Hiſtorienfach und neigte beſonders bibliſchen Stoffen zu („Salomo und Sulamit", „Begräbnis der Erzmutter Sarah"). In die Klaſſe für Hiſtorienmalerei übergetreten, welcher damals Hans Makart vorſtand, malte er zunächſt das reizende Bild: „Die Erfindung der Malerei", nach der bekannten Anekdote des Plinius. Außer dem erwähnten, ebenfalls unter Makarts Leitung entſtandenen Abſchied der Rebekka iſt noch der orientaliſche „Markt am Fondaco dei Turchi in Venedig" zu nennen. Eine Reihe von Genrebildern, die ſeit Bergers Ueberſiedlung nach München (1882) für deutſche und engliſche Kunſthändler gemalt wurden, konnten dem ernſtſtrebenden Talente keine dauernde Befriedigung gewähren. Von einer Reiſe nach Italien brachte er Idee und Anregung zu dem großen vorliegenden Märchenbilde mit, welches reichlich hält, was ſeine Erſtlinge verſprachen und wiederum einen Schuldſchein auf die Zukunft ausſtellt, den der beharrlich aufſtrebende Künſtler einzulöſen nicht verſäumen wird.

-n-r.

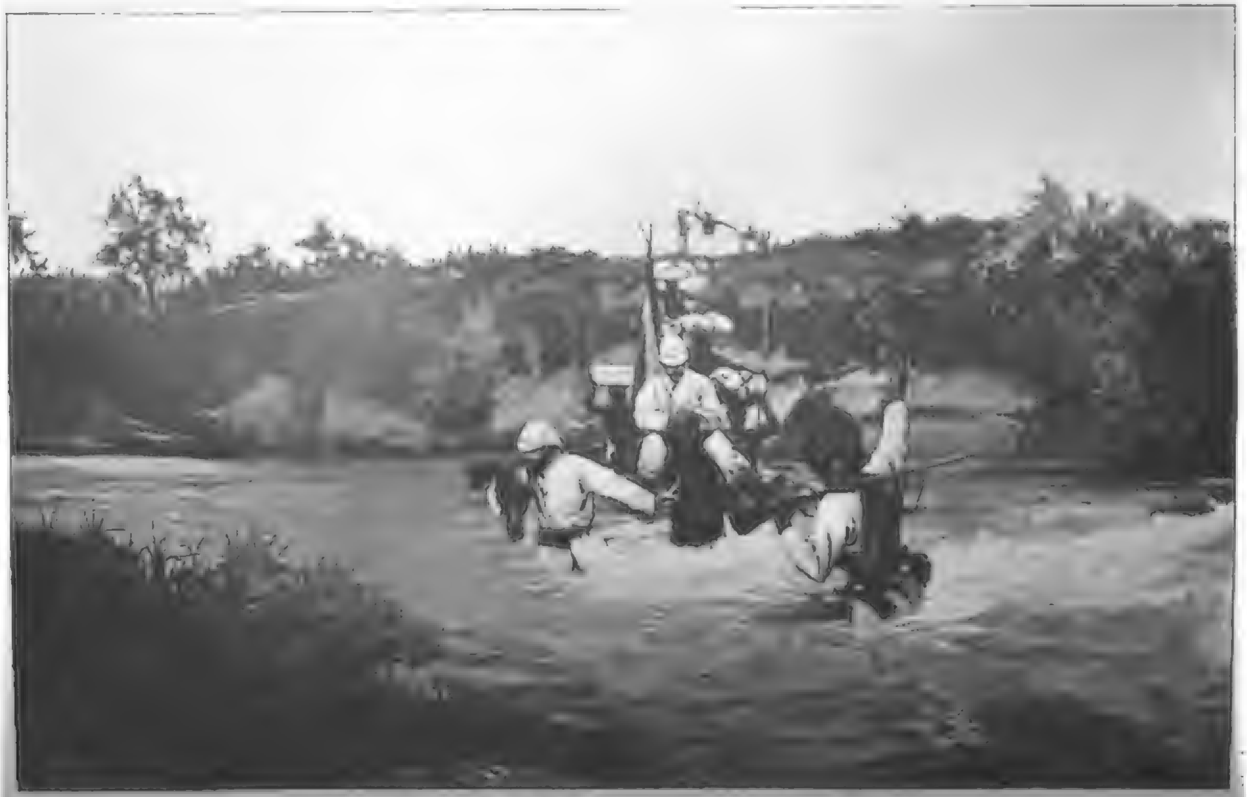
Bilder aus Deutſch-Oſtafrika.

Es hat ſich bis jetzt noch niemand gefunden, welcher eine pragmatiſche Geſchichte unſerer deutſchen Kolonialpolitik, eines geſchichtlichen Momentes von welttragendſter Bedeutung, geſchrieben hätte, denn wenn auch einige Strömungen genau bekannt ſind, ſo lagert doch über anderen noch ein ziemlich dichtes Dunkel. Hinter den großen Akteuren auf dem Welttheater ſind Kräfte thätig geweſen, welche die wenigſten kennen, ja die nicht einmal den Akteuren ſelbſt in das Bewußtſein gedrungen und daher bald aus der Beachtung verſchwunden ſind. Wer denkt, daß der Mann, welchem das vornehmſte Verdienſt zukommt, zur Erwerbung von Deutſch-Oſtafrika den erſten Anſtoß gegeben zu haben, Stanley iſt? Seine Schilderungen über Oſtafrika, welche die früheren Reiſenden beſtätigten, lenkten die Aufmerkſamkeit von neuem auf dieſe Gebiete, und als die Geſellſchaft für deutſche Koloniſation, welche ſich zu Anfang des Jahres 1884 gebildet hatte mit dem ausgeſprochenen Zwecke, geeignete Koloniſationsgebiete zu erwerben, den Gedanken, im Hinterland der portugieſiſchen oſtafrikaniſchen Beſitzungen Land zu gewinnen, aufgegeben hatte, fand das von Dr. Peters vertretene Uſagaraprojekt allgemeinen Beifall. Der kühne Verſuch, in Oſtafrika mit den eingeborenen Häuptlingen Verträge zu ſchließen und Engländer, Sanſibariten und Belgier zu täuſchen, glückte; Dr. Peters kehrte im Februar 1885 nach Deutſchland zurück und legte dem Auswärtigen Amte die Titel über die Erwerbungen vor, ziemlich bedeutungsloſe Schriftſtücke, welche erſt dadurch höheren Inhalt bekamen, daß Kaiſer Wilhelm I. der Geſellſchaft am 27. Februar 1885 einen Schutzbrief verlieh, den erſten, welchen die deutſche Geſchichte kennt. Es begann jetzt eine geradezu fieberhafte Thätigkeit, ſowohl von ſeiten der Diplomatie als der Geſellſchaft für deutſche Koloniſation, aus welcher heraus ſich bald die Deutſch-oſtafrikaniſche Geſellſchaft entwickelte. Mit England und Portugal wurden Verträge über die beiderſeitigen Intereſſenſphären — einem ſtaatsrechtlich noch nicht recht definierten Begriff — geſchloſſen, Stationen wurden gegründet, die Finanzierung der Deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft durchgeführt, eine neue Plantagengeſellſchaft ins Leben gerufen, kurz, alles mögliche — vielleicht zu viel — geſchah, um dieſes zukunftsreiche Gebiet der deutſchen Kultur zu erſchließen. Bekanntlich hat der Aufſtand der Araber alles wieder in Frage geſtellt. Das Gebiet iſt aber auch des Schweißes der Edlen wert, wenn auch der Gedanke, dort ein geeignetes Auswanderungsgebiet für die deutſchen Ackerbauer zu finden, vorläufig nur ein ſchöner Traum bleiben dürfte, da das Klima — mit Ausnahme des Kilimandſcharodiſtriktes — ein bedenkliches iſt. Aber dem Plantagenbau iſt eine große Zukunft nicht abzuſprechen, da dafür alle Garantien gegeben ſind.

Deutſch-Oſtafrika ſtellt eine Reihe von terraſſenartigen Plateaubildungen dar, aus welchen einzelne bedeutende Gipfel, wie der Kilimandſcharo und Kenia, hervorragen. Das Gebiet fällt in Terraſſen nach der Küſte zu ab, und ſo ſind auf einem verhältnismäßig engen Raum faſt alle Zonen der Erde beiſammen. Die dadurch entſtandenen Temperaturverhältniſſe ergeben natürlich eine große Vielſeitigkeit der Kulturen in dieſem Gebiet, von der Küſte an, wo die heiße Tropenſonne die Gewürze, wie Pfeffer und Nelken, auskocht, bis zu den höheren Landſchaften, wo die Kaffeeſtaude wächſt, in Gebiete hinein, welche klimatiſch dem ſüdlichen Europa entſprechen mögen. Die Waſſermengen, welche in den beiden Regenzeiten — von Anfang März bis Mitte Juni und von Mitte Oktober bis Mitte Dezember — auf die oſtafrikaniſchen und mittelſudaniſchen Plateaus niederfallen, werden zurückgehalten durch das große Seengebiet, welches einen ungeheuren Feuchtigkeitsbehälter bildet. Hier liegen die Quellen des Nil und nehmen die Zuflüſſe des Kongo und Zambeſi ihren Urſprung. Aber nach Oſten ſind die Stromläufe, welche ſich entwickelt haben, von geringerer Bedeutung, beſonders wegen der vielen infolge der Plateaubildung des Küſtengebietes entſtandenen Stromſchnellen. Unter ihnen ſind zu nennen: der Pangani (auch Ruſu genannt, was in Kiſuaheli „Fluß" heißt), der Wami, der Kingani, der Rufidſchi. Ein kleiner Nebenfluß des Wami iſt der Mbuſini, deſſen Ueberſchreitung das eine unſerer Bilder zeigt. Der Künſtler, Rudolf Hellgrewe, ein Schüler des leider zu früh verſtorbenen Wilberg und ſeines Nachfolgers G. Bracht, war im Jahre 1885 von der Panoramagesellſchaft nach Oſtafrika geſchickt worden, um Studien für die Dioramen zu machen, welche ſpäter auf der Jubiläumsausſtellung allgemein bewundert worden ſind. Er brach mit einer kleinen Karawane von Saadani — dem alten Ausgangs- und Endpunkte ſo vieler Karawanen — auf und durchzog die reizloſen Buſchſavannen Uſeguas, und zwar zu einer Zeit, die dem nicht akklimatiſierten Reiſenden leicht gefährlich wird, der Regenzeit. Daß der Künſtler dann auch dem Klima ſeinen Tribut in Geſtalt eines Fiebers zollte, iſt darum nicht zu verwundern; Flußübergänge, wie den hier mit einem Anflug von Humor geſchilderten, wird man auch in Europa kaum ungeſtraft unternehmen können. Der Kenner der afrikaniſchen Art und Weiſe zu reiſen wird bei der Betrachtung des Bildes auch ſofort ſehen, daß der Künſtler kein erfahrener Reiſender war. Die Ordnung in einer regelrechten Safari (Karawane, im Arabiſchen ſafar = Reiſe) ſoll ſtets eine ſolche ſein, daß an der Spitze der in langer Reihe einherziehenden Neger die Bewaffneten (Askaris) ſchreiten. Hinter dieſen folgt der Fahnenträger, da die Fahne eine große Rolle ſpielt. Nach ihm folgen wieder Askaris, worauf dann der Reiſende erſcheint. In gemeſſener Entfernung ſchließen ſich wieder Bewaffnete an und die Träger. Die Karawane auf dem Bilde iſt, da der Fahnenträger erſt hinter dem Reiſenden auftritt, ſicher ein wenig in Unordnung geraten.

Auf der Kibokojagd am Wami. Zeichnung von Rudolf Hellgrewe.

Die Gegend an der Küſte, durch welche der Künſtler zog, hat häufig ein faſt heimatliches Ausſehen; wie es ja bekannt iſt, daß derjenige, welcher die Tropen mit den überſchwenglichſten Gefühlen beſucht, beſonders in der Buſchſavanne, welche hier einem ſtark verwilderten Garten, dort einem ungepflegten Park ähnelt, enttäuſcht wird. Erſt weiter im Innern, beſonders in der Nähe der Flußläufe, beginnt der prächtige Urwald mit ſeinen rieſigen Bäumen, um deren mächtige Stämme und vielverzweigtes Geäſt ſich unzählige Lianen, den Weg verſperrend, ſchlingen. Da ſind Palmen, mächtige



Uebergang über den Mbuſini in der Regenzeit. Zeichnung von Rudolf Hellgrewe.

[illegible]

Beſtien, hohe Tulebs, dunkellaubige Sykomoren und die ſchlanken, weißſtämmigen „Mvulebäume“ mit ihren wie Polypenarme ſich auf dem Boden erſtreckenden Wurzeln, aber alles von Lianen umzogen, welche die Bäume unter ihrer Ueberlaſt faſt erſticken. Unſer großes Bild kann nur in beſchränktem Maße eine Anſchauung von der Ueppigkeit des tropiſchen Urwaldes geben, in welchem einem jeden Naturfreund das Herz aufgehen muß. Im Hintergrunde wälzt der Wami ſeine trübbraunen Fluten lautlos dem Meere zu; nur wo ſie durch das Gebirge ſich einen Weg bahnen müſſen, geraten ſie in Aufruhr. Aber vom Waſſer her tönt hin und wieder das Schnauben eines Flußpferdes oder aus den Lüften der Schrei eines jener mächtigen Adler, wie ſie in Afrika heimiſch ſind; ſonſt ſtört kein Laut dieſe feierliche, geheimnisvolle Stille, denn der Urwald iſt in den meiſten Stunden des Tages lautlos. Von dem Rankengewirr verdeckt, lauern die Jäger auf das Kiboko, das Flußpferd, deſſen Fleiſch einen leckeren Braten abgibt. Der Wildreichtum dieſer Gegenden iſt noch immer ein ziemlich großer. Zahlreiche Antilopen- und Zebraherden kreuzen die Wege des Reiſenden, ſind aber ſchwer zu erlegen. Das eigentliche Paradies des Jägers in Oſtafrika ſind die Gegenden am Kilimandſcharo, wo noch heute derſelbe faſt unglaubliche Tierreichtum herrſcht wie ſeinerzeit auf den Ebenen Südafrikas. Aber wenn die Jagd in derſelben ſinnloſen Weiſe wie in Südafrika betrieben wird, ſo werden manche Tierarten, wie der Elefant, bald ausgerottet ſein. Wenn man hört, daß ein Jäger, und zwar ein glaubwürdiger, am Kilimandſcharo innerhalb dritthalb Stunden einmal zwei Giraffen, zwei Gnus, einen Elefanten und einen Büffel ſieht, ſo kann man den Vergleich dieſer Gegenden mit einem zoologiſchen Garten nicht unpaſſend finden, zumal in denſelben noch Antilopen, Nashörner und Löwen zahlreich ſind. Aber dieſes blinde Wüten gegen das Tierleben iſt ebenſo zu verwerfen wie das Vernichten des Urwaldes, denn wenn auch die tropiſche Natur unvergleichlich zeugungskräftiger iſt als die der gemäßigten Zonen, ſo iſt ſie es doch nicht in dem Maße, daß nicht die von unſeren Zeitgenoſſen begangenen Frevel Anlaß zur Klage geben dürften. Die Flußpferdjagd iſt übrigens ein ſehr harmloſes Vergnügen und für unerfahrene Schützen nichts weniger als einträglich. Eine hübſche Schilderung einer ſolchen Jagd auf Flußpferde gibt der leider am Nyaſſaſee verſtorbene Forſcher Dr. Böhm, wenn er in einem Briefe ſchreibt: „Zuerſt eröffneten wir vom Ufer aus unſer Feuer, ſpäter griffen wir die Flußpferde auf den kleinen ſchwankenden Kähnen der Eingeborenen an, nachdem uns geſagt worden war, daß die Kiboko die Kähne nicht ſelten attakieren, wozu ſie übrigens keine Miene machten. Der Schuß iſt nicht leicht, der Zielpunkt verhältnismäßig klein, Sonne und Waſſer äußerſt blendend. Dazu ſchwanken die Boote, oder man ermüdet, wenn man aufgeſprungen iſt und nun das Gewehr im Anſchlag halten muß, um gleich ſchießen zu können, ehe der eben auftauchende koloſſale Kopf wieder untertaucht, was ſehr ſchnell geſchieht, wenn die Tiere erſt ſcheu geworden ſind. Einigemale ſah ich mehrere Kibokos am Rand einer Sandbank liegen, von wo ſie dann beim Nahen des Bootes mit ungeheurem Getöſe ins Waſſer ſtürzten. Ich bin dann immer ſchnell, falls es des Schlammes wegen möglich war, ans Land geſprungen und auf der Bank bis ins Waſſer ſelbſt vorgelaufen, um von dort aus auf die wieder emportauchenden Köpfe zu ſchießen, und habe ſo meine beſten Schüſſe abgegeben.“ Ich will hier aber nicht weiter

Aus unſerer humoriſtiſchen Mappe.

Originalzeichnungen.

Kellner: „Sie haben eine Flaſche Wein, zwei Beefſteaks, ein [illegible], Deſſert und was noch?“

Gaſt: „Noch ganz kannibaliſchen Hunger!“

Ein Gerichtsbote hat einer auf einem Dampfſchiffe dienenden Köchin eine Vorladung vom Gerichte zu überbringen und kommt mit der Meldung zurück:

„Das Schiff befindet ſich jetzt zur Reparatur in B. — die Köchin auch!“

Arzt (zu einem im Bett liegenden alten Bauern): „Diesmal, Sepp, wird's noch ſo vorübergehen. Doch nun laßt das viele Trinken; Ihr werdet ja immer ſchwächer und hinfälliger, oder Ihr könnt bald kein Maß halten!“

Sepp: „O, ſo weit ſan mir noch lang net, bringt mir nur 'mal a Maß her, i' will's nacher ſchon halten!“

Zwei Metzger haben ſich auf der Polizei zu verantworten, da ſich ihre großen Hunde auf der Straße gebiſſen und dadurch einen Straßenſkandal verurſacht haben.

Polizeiſekretär: „Warum ſchreien Sie denn ſo arg, denken Sie denn, ich ſei taub?“

Einer der Metzger: „O nee, dös denk'n m'r ſchon net, es is nur die Gewohnheit, Schandi, mir hab'ns immer mit Ochſen und ähnlichem Vieh zu thun und da hab'n mer halt unſere Stimme darnach eingericht'.“

auf Jagdgeſchichten eingehen, die ſich in den Werken faſt jedes Reiſenden finden und etwas Stereotypes an ſich haben. Nur in ſeltenen Fällen iſt die Jagd auf Hochwild unter den Tropen ein Vergnügen; da ohne Hunde gejagt wird, muß ſich der Jäger oft unter den ſchwierigſten Verhältniſſen an das Wild heranſchleichen, und da das Wild nur ausnahmsweiſe beſtimmte Wechſel einhält, ſo iſt der Anſtand wenig erfolgreich. Rechnet man dazu, daß viel Wild zu Holze geſchoſſen wird, ſo begreift man, daß das Ergebnis mancher Tage ein recht mageres iſt.

Wir haben unſere Abbildungen einer Sammlung von Lichtdruckbildern entnommen, die unter dem Titel: „Aus Deutſch-Oſtafrika. Wanderbilder (Neue Folge) von Rudolf Hellgrewe“ von der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft herausgegeben worden iſt. Die zwanzig Tafeln ſind nach den Original-Oelbildern hergeſtellt und geben jedem, der ſich für Oſtafrika intereſſirt, in anregendſter Form willkommenen Aufſchluß über die dortige Erſcheinungswelt. **Guſtav Meinecke.**

Literatur

— **Unſere Leſer haben jüngſt in der oberbayriſchen Geſchichte** „Harte Herzen“ den bewährten Verfaſſer derſelben von einer Seite kennen gelernt, die ſie ſicherlich darauf geſpannt macht, dem trefflichen Erzähler auch in anderen ſeiner farbenreichen Schöpfungen näher treten zu dürfen. Die Gelegenheit dazu bietet ihnen das ſoeben zur Ausgabe gelangte Buch: „Ueber alle Gewalten“, zwei Novellen von **Anton von Perfall** (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt). Beide wurzeln ebenfalls im oberbayriſchen Volksleben, nur daß die eine von ihnen, „Der Gradenſtein“, uns und ſeine Helden aus ihrem ſchönen heimiſchen Bergland hinüberführt in die Kohlengruben Pennſylvaniens, wo ſie, nachdem ihnen daheim das Glück nicht in der gewünſchten Weiſe gelacht, ſich mit raſtloſer Anſtrengung eine neue Exiſtenz zu gründen ſuchen. Aus der Berührung der äußeren Schalen da drüben mit dem gediegenen heimiſchen Kern entſpinnen ſich Kämpfe, die ſich zu einer erſchütternden Kataſtrophe zuſpitzen. Die zweite der Novellen, „Ein verhängnisvolles Blatt“, nimmt ihren Ausgangspunkt von dem alten, in unſerer heutigen Geſittung unausrottbaren Gegenſatz zwiſchen der geſetzlich berechtigten Jagd und dem Freibeutertum der Wilderer, einem Gegenſatz, der gerade in den wildreichen Gebirgen Oberbayerns und dem eigenwilligen, trotzigen Charakter ſeiner Bewohner beſonders reiche Nahrung findet. In beiden Geſchichten aber iſt die treibende Kraft jene uralte Macht, die über alle Gewalten geht, die Macht der Liebe, die — ſtark wie der Tod — jede Schranke durchbricht und die Menſchen nach ihrem Willen lenkt, der „feſt wie die Hölle“ iſt. In beiden Erzählungen bekundet ſich Anton von Perfall als ein Talent erſten Ranges, gleich im Erfinden und Geſtalten ſeines Stoffes, voll Kraft und Leben in der Schilderung, von hoher Wirkſamkeit und dramatiſcher Steigerung der Entwicklung, die um ſo packender iſt, als ſie — fern von jeder Willkür — mit ſtrengſter Naturwahrheit und innerſter Folgerichtigkeit zu Werke geht.

Das friſche, unverfälſchte Naturgefühl, das ſich in den gemeinſamen populär-naturwiſſenſchaftlichen Werken der Brüder **Adolf** und **Karl Müller** ausſpricht, zeigt ſich auch in den Gedichten, die letzterer unter dem Titel: „Aus Natur und Leben“ (Leipzig, Guſtav Weigel) veröffentlicht hat. Mit Recht darf er ſingen:

„Wellen gleich ſind meine Lieder
Aus der Bruſt hervorgeſprungen,
Ihnen folgen neue wieder,
Immer friſchem Quell entſprungen.“

Der Frühling der Welt und der Frühling des Herzens, Wanderluſt und Liebeszauber finden hier ihren vollen Widerklang, aber auch das Leiden des Heimwehs, der ſchmerzlichen Enttäuſchung weiß Karl Müller voll und wahr ausklingen zu laſſen in Accorden wie dieſe:

„Im Winternebel und Schneegetriebe,
So geh' ich hin;
Tot iſt die Liebe, tot iſt die Liebe,
Und ſtarr mein Sinn.“

— **Nach der Hauptſtadt des zurückgewonnenen Elſaß ſind** die Blicke Deutſchlands mit ſo viel Intereſſe gerichtet, daß ein Buch wie **Hermann Ludwigs** „Straßburg vor hundert Jahren, ein Beitrag zur Kulturgeſchichte“ (Stuttgart, Friedrich Frommann) gewiß eine willkommene Gabe iſt. Mit großem Fleiß und erſtaunlicher Gewiſſenhaftigkeit hat der Verfaſſer alle bezüglichen Quellen zu Rate gezogen und zeichnet uns auf Grund derſelben ein anſchauliches Bild der ſtolzen Münſterſtadt und ihres vielſprachigen Lebens mit ihren Eigentümlichkeiten, ihrem Thun und Treiben aus der Zeit vom 30. September 1781, an welchem Tage Straßburg ſeine hundertjährige Zugehörigkeit zu Frankreich feſtlich beging, bis zu den Jahren 1786—1789, in denen Prinz Ludwig von Zweibrücken-Birkenfeld, der ſpätere König Ludwig I. von Bayern, daſelbſt ſeine erſte Lebenszeit verbrachte. Eine Fülle intereſſanten Materials iſt hier zu einem einheitlichen Geſamtbild verarbeitet und mit zahlreichen Dokumenten belegt, die einen ganz unmittelbaren Einblick in damaliges Kulturleben geſtatten.

— **In der geſamten Baukunſt gibt es kaum ein Zweites,** das eine ſo große und namentlich ſo augenfällige Mannigfaltigkeit der Geſtaltung und der Gliederung geſtattet, wie der Turm. Wenn das nicht ſchon durch die unmittelbare Anſchauung zum vollen Bewußtſein gelangt ſein ſollte, dann wird es in einleuchtendſter Weiſe vergegenwärtigt durch das bei Ernſt Wasmuth, Berlin, erſcheinende „Turmbuch“ von **Konrad Sutter**, mit Vorwort von **Dr. Fr. Schneider**. Turmformen aller Zeit und Länder hat erſterer hier zu ſammeln und zu ſkizzieren unternommen, und die bis jetzt vorliegenden vier Lieferungen fördern darin bereits eine ganz erſtaunliche Vielſeitigkeit der Formen zu Tage. — In demſelben Verlag ſind von zwei bedeutſamen Bilderwerken neue Lieferungen erſchienen, nämlich die vierte von **Hugo Lichts** „Architektur der Gegenwart“ und die vierte des zweiten Bandes von **Otto Leſſings** „Bauornamente der Neuzeit“. In erſterer finden wir unter anderem das neue Buchhändlerhaus in Leipzig mit ſeinen großartigen baulichen Einzelheiten, ſowie das neue Predigerhaus daſelbſt und verſchiedene glänzende Berliner Reſidenzen, neben ſolchen aus Worms, Karlsruhe und Straßburg vertreten, — letztere bietet wieder, ähnlich ihren Vorgängerinnen, eine ſolche Fülle origineller ornamentaler Motive, daß ſie für ſich allein ſchon eine reiche Fundgrube von Anregungen und Vorbildern dieſer Art bildet.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bühne.

— **Die Berliner Theater ſetzen bei dem künſtleriſchen Wettkampf**, welcher nun um den [illegible] an dem letzten und letzten Reſte der Saiſon geführt wird, alle ihre Kräfte ein, und es wird alles mögliche verſucht, um das Publikum herbeizuziehen; Altes und Neues, Heiteres und Ernſtes, Klaſſiſches und Modernes wird in buntem Wechſel geboten, aber doch nur ſehr weniges vermag ſich mit einiger Dauer zu behaupten. Die beſten Ergebniſſe erzielen ſowohl im Publikum wie für die Direktoren immer wieder die luſtigen Schwänke. „Madame Bonivard“ hat im Wallnertheater eine ſchier unabſehbare Reihe von Wiederholungen erlebt und der „Tote [illegible]“ von Laufs machte nicht weniger Glück. Auch die „Wilde Jagd“ von Fulda erlebte Tauſende, und gewiß würde die Direktion am beſten fahren, welche wirkſame Schwänke und Luſtſpiele in immer neuen Spielarten hervorzuzaubern verſtände. — Das Deutſche Theater iſt noch am konſervativſten in ſeiner Politik, indem es Shakeſpeare und moderne Klaſſiker, zu denen ohne Zweifel auch Wildenbruch zu zählen iſt, eifrig pflegt. Seine Aufführungen behaupten dabei den alten Ruf vornehmer Gediegenheit und ausgeſuchten Geſchmacks, aber freilich vermag es damit gegen den des Publikums ſich nicht immer ſiegreich zu behaupten. Ein Verſuch, Wilbrandts „Arria und Meſſalina“ von neuem in Aufnahme zu bringen, hatte nur einen ſehr bedingten Erfolg, trotz des glänzenden Spieles der blendend ſchönen und leidenſchaftlich-dämoniſchen Tſchechin Poſpiſchil und des unvergleichlichen Kainz, der — man ſage, was man wolle — bei allen ſeinen Manieren und Unarten doch der intereſſanteſte Schauſpieler der Gegenwart iſt und bleibt. Auch das etwas altmodiſch und gebrechlich gewordene, einſt ſo geſuchte Luſtſpiel: „Kriſen“ von Bauernfeld fand keine Verehrer mehr, und ſo mußte denn Shakeſpeare, den man im Deutſchen Theater mit aller Feinfühligkeit einer vollendeten Regiekunſt Geſtalt gewinnen zu laſſen verſteht, vor den Riß treten, und, wie immer, hat er dies mit außerordentlicher Wirkſamkeit gethan. — Das Leſſingtheater neigt ſich immer mehr dem Kultus des Franzoſentums zu, das ſein großer Patron vor hundert Jahren ſo glanzvoll bekämpfte. Nachdem es vor einiger Zeit die ſehr frivole Poſſe (man kann es auch ein Luſtſpiel nennen) „Die roſa Dominos“ von Hennequin, vor zehn Jahren ein vielbegehrtes Zugſtück, wieder zum Leben erweckt hatte — um es dann durch ein anderes franzöſiſches Produkt: „Fall Clemenceau“ von Dumas, ablöſen zu laſſen, hat auch Blumenthal, der Dichter, dem Direktor wieder mit ſeiner „Großen Glocke“ zu Hilfe kommen müſſen. Auch Voß' „Alexandra“ ſcheint noch immer ihr Publikum zu feſſeln. Die jüngſte Premiere, das bereits genannte Schauſpiel (eigentlich iſt es ein Trauerſpiel), der Fall Clemenceau von Dumas, hat die Liebhaber franzöſiſcher Ehebruchs- und Sumpfdramatik natürlich ſehr intereſſirt; kommen ſie doch den ganzen Abend über aus der Spannung kaum heraus; aber diejenigen, die es überdrüſſig geworden ſind, immer wieder von neuem die Widerlichkeit [illegible] Verworfenheit in Sammet und Seide zu ſehen, wenden ſich mit Widerwillen von dieſem Drama des [illegible] hinweg, denn das Ganze dreht ſich um eines jener im Keime verdorbenen Geſchöpfe, die den Unterſchlupf der Ehe ſuchen, um von dieſem ſicheren Port aus deſto ungeſtörter dem Laſter zu leben. Diesmal iſt der Gatte ein Künſtler, ein Bildhauer, der in der Verblendung einer leidenſchaftlichen Liebe ganz und gar vertraut, um deſto ſchwerer hintergangen zu werden. Als er es merkt, verläßt er die Elende, die dann eiligſt die Geliebte eines Herzogs wird, um nun in dem ihr unentbehrlichen Luxus ſchwelgen zu können. Sie fühlt aber ſpäter doch eine Art von ſentimentalidealer Neigung für den verlaſſenen Gatten, der ſeinerſeits ſich in Sehnſucht nach dem immer noch ſeine Gedanken beherrſchenden zauberiſchen Weibe verzehrt und durch eine beſondere Verkettung von Umſtänden ihr begegnet — in ſeinem Heim, das ſie der Galanterie ihres Anbeters dankt. Clemenceau hätte nicht übel Luſt, ſich die geſchiedene Ehebrecherin wieder antrauen zu laſſen, allein ihr ſcheint es geratener, den früheren Gatten zum heimlichen Compagnon des Herzogs, ihres Galans, zu machen. Auch dazu iſt der Gatte bereits bald entſchloſſen, als ihm doch infolge einer nicht wiederzugebenden Scene die ganze Unwürdigkeit dieſes Verhältniſſes und die tiefe Geſunkenheit der Hetäre klar wird und er dieſe in einem Paroxismus der Leidenſchaft erſticht. Natürlich beruft ſich Dumas auf dieſen Ausgang, um das Moraliſche ſeines Stücks zu beweiſen. Erhält das Laſter nicht ſeine Strafe? Gewiß! Aber damit wird doch noch nicht bewieſen, daß das Anſehen eines ſolchen Stücks moraliſch wirkt oder ein künſtleriſcher Genuß iſt, denn auf dieſe Weiſe würden auch Hinrichtungen zu Objekten des Genuſſes und der moraliſchen Erbauung werden. Die Aufnahme war ſehr günſtig — aber man darf wohl hoffen, daß ſie kein Prognoſtikon bedeutet.

— Barnay fährt in ſeinem Berliner Theater fort, für mäßiges Geld vorzüglich inſcenirte und in künſtleriſcher Abrundung dargeſtellte klaſſiſche Stücke zu bieten. „Uriel Acoſta“, „Iphigenie auf Tauris“, „Kaufmann von Venedig“, „Demetrius“, „Cornelius Voß“ — das waren die Hauptnummern der letzten Zeit. Das „Haus Fourchambault“ von Augier, das es ins Repertoire aufgenommen hat, will auch nicht mehr ſonderlich locken. — Das Wallnertheater hat nach der „Madame Bonivard“ ein paar Schwänke, den „Sündenbock“ und „Das Schützenfeſt“, jenen von Laufs, dieſes von Wilken und Jacobſon, gebracht. Der erſtere wurde jedoch ohne Erbarmen in die Wüſte geſchickt. „Das Schützenfeſt“, eine luſtige, an Mißverſtändniſſen und Verwechslungen reiche, nicht beſonders originelle, aber mit Laune und Witz gewürzte Poſſe, ſcheint ſich zu halten. — Das Reſidenztheater gibt bereits einige [illegible] „Die nervöſen Frauen“; und im Hoftheater dominiren immer noch „Die Quitzows“, die ſich der Kaiſer bereits zweimal in Vormittags-Sondervorſtellungen hat ſpielen laſſen. Das Deutſche Theater hat mit Grillparzers romantiſchem Drama: „Weh dem, der lügt“ wieder einen Sprung in die graue Vorzeit gethan — das Stück ſpielt im Jahre 533 — aber es wird davon keinen Dank haben, denn es fehlt der Dichtung an dramatiſchem Nerv, ſie iſt, kurz geſagt, langweilig. Eine muſterhafte Darſtellung und eine wundervolle Inſcenirung ſind nahezu als verlorene Mühe zu betrachten.

— **Zur Feier des Geburtsfeſtes des Königs von Württemberg** brachte das Stuttgarter Hoftheater Wagners „Götterdämmerung“ zu ſehr gelungener Aufführung. Die großartige Muſik gelangte unter Hofkapellmeiſter Dr. Paul Klengels Leitung zu hinreißendem Vortrag, und nicht minder war die ſceniſche Anordnung mit den neuen Dekorationen von der Hand des Stuttgarter Hoftheatermalers Plappert eine vollkommen würdige. An derſelben Bühne erzielte die mehrgenannte „Madame Bonivard“ einen wirkſamen Heiterkeitserfolg.

— **Mozarts „Entführung aus dem Serail“ iſt ins Griechiſche** überſetzt und in dieſer Sprache in Alexandrien zum erſtenmal mit großem Beifall aufgeführt worden.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Das orientaliſche Seminar in Berlin wurde im letzten** Winterſemeſter laut amtlichen Berichtes von 115 Studierenden und 22 Hoſpitanten beſucht; darunter waren 64 Juriſten, 18 Angehörige der philoſophiſchen Fakultät, 23 Kaufleute und Privatperſonen, 3 Theologen, 3 Aerzte und 2 Offiziere. Dem Studium des Chineſiſchen widmeten ſich 27, dem des Japaniſchen 18, des Hinduſtaniſchen 7, des Arabiſchen 27, des Perſiſchen 5, des Türkiſchen 22. Suaheli ſtudirten 7 und Neugriechiſch 2.

— **Die koſtbare Sammlung von Gemälden und altertümlichen Kunſtſachen**, die der im vorigen Jahre verſtorbene Wiener Großgewerbetreibende Ritter von Klinkoſch hinterlaſſen hat, gelangt am 8. April 1889 und den folgenden Tagen in Wien zur Verſteigerung. Die Sammlung umfaßt nahe an 1500 Nummern und zwar Gemälde alter und neuer Meiſter, die zum Teil aus der berühmten Sammlung des Hofrates Philipp Trözler von Paris ſtammen, ſowie Miniaturen und Antiquitäten. Von den Bildern nennen wir beſonders vier Flügel eines Altarbildes aus der Schule Dürers, einen Cyklus von fünf Bildern, die fünf Sinne in Allegorien darſtellend, von H. van Balen und Jan Brueghel, eine heilige Familie vom Meiſter des Todes Mariä, Bilder von J. Ruisdael, Teniers, Bouders, Pieter und Paul Potter, Aart van der Neer, Dirk, Cuyp, Avercamp, Jan M. Molenaer und anderen. Hieran reihen ſich Bildhauerarbeiten, darunter 47 Büſten von Franz Xaver Meſſerſchmidt, künſtleriſch ausgeführte Zimmergeräte, Gefäße von Majolika, Glas, Porzellan, Schmuckgegenſtände und dergleichen. Illuſtrierte Kataloge dieſer intereſſanten Sammlung ſind durch die Kunſthandlung H. O. Miethke in Wien zu beziehen, unter deren Leitung die Verſteigerung erfolgt.

— **Eine von Gutenberg gedruckte Bibel wurde jüngſt ganz** zufällig im Stammſchloß des Earl of Hopetoun in einer lange nicht benützten Lade aufgefunden. Es iſt dies das älteſte Buch, welches die Erfinder der Buchdruckerkunſt mit beweglichen Lettern herſtellten. Das Werk beſteht aus zwei Bänden, ſchwer in Kalbleder gebunden, und jeder Band trägt die Inſchrift: „Biblia Sacra Latina E Versione et Cum Praefatione S. Hieronymi. Erſte Ausgabe der Bibel.“ Das Werk iſt, ohne Numerirung der Seiten, in ſehr großen Lettern gedruckt. Die Feſtigkeit des Papiers, die Klarheit der Schrift und Gleichmäßigkeit des Drucks ſind geradezu unübertroffen. Es erſcheint wunderbar, daß die Erfinder es bereits zu einer derartigen Vollkommenheit gebracht haben. Das Exemplar wurde von Quaritch, dem erſten engliſchen Antiquar, um den Preis von 40,000 Mark erworben, eine verhältnismäßig geringe Summe, denn zwei andere Exemplare dieſer überaus ſeltenen Ausgabe wurden vor Jahren mit 53,000 und 78,000 Mark bezahlt.

— **Aus den ſorgfältigen Beobachtungen und Experimenten** eines fleißigen Engländers ergibt ſich, daß auf dem Haupte eines Menſchen 60 Haare von gewöhnlicher Stärke im Durchſchnitt den Raum eines Quadratcentimeters decken, allein die Farbe der Haare ſtuft dieſes Durchſchnittsmaß ganz bedeutend ab. Während die blonde Schönheit täglich ungefähr 140,000 Haare zu kämmen und zu bürſten hat, muß ſich die braunhaarige mit ungefähr 109,000, die ſchwarzhaarige mit etwa 102,000 und die rothaarige gar nur mit 88,000 Haaren begnügen. Die wenigſten Damen dürften ſich deſſen bewußt ſein, daß ſie 65 bis 80 Kilometer Haare auf dem Kopfe tragen; ja die Blondhaarigen dürften ſogar 110 Kilometer Goldfäden täglich in zierliche Friſuren zu verarbeiten haben.

— **In einem Eingeſandt des in Amerika erſcheinenden** „Northweſtern Railroader“ wird eine ſeltſame Theorie über die Zunahme der Ueberſchwemmungen und des Regens aufgeſtellt. In Nordamerika, meint der Einſender, ſeien allein über 30,000 Lokomotiven im Betrieb, dieſen entſtrömten etwa 53,000,000,000 Kubikyards Dampf jede Woche, welche als Regen zur Erde fielen, genug, um alle 24 Stunden einen tüchtigen Platzregen zu erzeugen. Wenn man nun den von den übrigen im Betrieb befindlichen Dampfmaſchinen in die Luft entſandten Dampf auf das Achtfache anſchlägt, ſo ſteigen allein in Amerika allwöchentlich 477,000,000,000 Kubikyards Waſſer in dampfförmigem Zuſtand in die Atmoſphäre.

— „Smoking service“, **das heißt ein Gottesdienſt, bei dem** geraucht werden darf, iſt das neueſte auf dem Gebiete des religiöſen Lebens in England! Der Erfinder dieſer gemütlichen Art, ſich zu erbauen, iſt ein Dr. Parker, Geiſtlicher des City-Temple in London. Der Gottesdienſt mit Rauchtabak findet jeden Montag um die Mittagsſtunde ſtatt; die Teilnehmer ſind meiſt Arbeiter.

— **In Peking wurde eine neue katholiſche Kathedrale, die** größte chriſtliche Kirche Chinas, eingeweiht. Dem Gottesdienſte, welcher dem Biſchof Tagliabue abgehalten wurde, welchem die Geſandten von Frankreich, Deutſchland, Spanien, Belgien, den Vereinigten Staaten und Japan bei; ſpäter erſchien ein chineſiſcher Miniſter als Vertreter des Kaiſers von China. Alle Beſtandteile des Baues, auch die künſtleriſchen, ſind in China ſelbſt, und zwar von chineſiſchen Handwerkern, ausgeführt worden.

— **Die kleinſte Zeitung der Welt dem Formate nach** iſt ein in Guadalajara in Mexiko erſcheinendes Wochenblatt, welches den Titel „Das Telegramm" führt. Dieſe Miniaturausgabe einer Zeitung beſteht aus vier in je drei Spalten geteilten Seiten von 3 Zoll Länge und 4 Zoll Breite. Auf dieſem engen Raum enthält es in gedrängteſter Form Nachrichten aus der ganzen Welt. Das Motto dieſes kleinen Miniaturblättchens lautet: „Wenig Stroh und viel Weizen."

Feſte und Verſammlungen.

— **Der neunzigſte Geburtstag Döllingers geſtaltete ſich** zu einem großartigen Feſttage für den greiſen Gelehrten. Nicht nur München feierte, ungeachtet der zurückhaltenden Stellungnahme des Magiſtrats, ſeinen berühmten Mitbürger in herzlicher, ehrender Weiſe; aus Bayern, aus ganz Deutſchland, ja man kann ſagen, aus allen Teilen der gebildeten Welt, gingen dem Jubilar Huldigungen und Glückwünſche zu, von einzelnen und von Körperſchaften, von ſchlichten Bürgern und gekrönten Häuptern, von politiſchen, kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Vereinen. Von den fürſtlichen Gratulanten ſeien genannt der Prinz Regent, Herzog Karl Theodor und Prinz Arnulf von Bayern, Prinz Wilhelm von Baden, die Herzöge von Meiningen und Koburg-Gotha; Glückwunſchadreſſen waren eingelaufen von allen deutſchen Univerſitäten, von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, von Oxford, von zwei amerikaniſchen Hochſchulen, von anglikaniſchen und ruſſiſch-orthodoxen Biſchöfen, ſelbſtverſtändlich von allen altkatholiſchen Gemeinden. Unter den Glückwünſchen aus politiſchen Kreiſen iſt beſonders derjenige der deutſchen Linken des öſterreichiſchen Reichsrats bemerkenswert. Die geſamte deutſche Preſſe des In- und Auslandes widmete am 28. Februar dem Gelehrten umfangreiche und bedeutſame Feſtartikel.

Sport.

— **Das Präſidium des Unionklubs in Berlin ſetzt ſich** nach der letzten Generalverſammlung folgendermaßen zuſammen: Präſident: Herzog von Ratibor; Vizepräſidenten: Fürſt zu Hohenlohe, Oberlandſtallmeiſter Graf Lehndorff, Oberſtallmeiſter von Rauch und Senator Guſtav Godeffroy. Das große Schiedsgericht bilden Graf Lehndorff und Freiherr von Landsberg. Stellvertreter ſind Graf Borcke-Stargordt und A. von Oertzen.

— **Das Wäldchenrennen zu Frankfurt, welches zwanzig** Jahre hindurch nur Dreijährigen geöffnet war, iſt auf 6000 Mark erhöht und für alle Pferde ausgeſchrieben worden.

— **Nennungen für große Rennen ſchloſſen in Berlin und** Wien. Das große Hoppegartener Handicap erhielt 30 und das [illegible]-Memorial 43 Unterſchriften. In Wien wurden für den Jubiläumspreis von 25,000 Gulden 14 Pferde genannt, und zwar von außerhalb: 1 aus Rußland und 13 aus Deutſchland, darunter „Tunichtgut", „[illegible]" und „[illegible]".

— **Der berühmte Zwinger des Prinzen Solms-Braunfels** hat ſich nahezu aufgelöſt, und die preisgekrönten Inſaſſen ſind in alle Winde zerſtreut. Die zwei beſten Pointer „Rake of Kipping" und „Naboth" ſind nach Oeſterreich in die Kennels des Baron Tewitz gewandert.

— **Die Elchjagden in Schweden und Norwegen dürften** durch neuerdings verſchärfte Schongeſetze beengt werden, da 1887 zuſammen 2175 und 1888 wiederum 1736 Elche hauptſächlich durch Bauern abgeſchoſſen wurden.

— **Einen neuen Eislauf-Rekord über 10 engliſche Meilen** hat der norwegiſche Amateur Hedager in Stockholm geſchaffen, er durchlief die Strecke in 33:21½ und legte 5 Kilometer in 10:01⅘ zurück.

— **Der deutſche Ruderverband hat das Meiſterſchaftsrudern** auf 2000 Meter gekürzt und die Rudergeſellſchaft „Hanſa" wieder in den Verband aufgenommen.

Denkmäler.

— **Auf der blutgetränkten Wahlſtatt von Wörth**, da, wo zum erſtenmal die Söhne der verſchiedenen deutſchen Stämme Schulter an Schulter für das gemeinſame Vaterland unter der Führung des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm gekämpft haben, ſoll dieſem edlen Fürſten, dem ein ſchweres Geſchick nur einen ſo kurzen, ſchmerzensreichen Traum der Herrſchaft gegönnt hat, ein Denkmal errichtet werden. Ein Komitee von deutſchen im Elſaß lebenden Männern, an deren Spitze als Ehrenmitglieder der frühere Unterſtaatsſekretär und jetzige Bürgermeiſter von Straßburg, Back, ſowie der Bezirkspräſident von Unterelſaß, von Stichaner, ſtehen, hat ſich zu dieſem Zwecke gebildet. Der Kaiſer hat ſeine Zuſtimmung erteilt, und Fürſt von Hohenlohe, der Statthalter in Elſaß-Lothringen, das Protektorat übernommen. In einem Aufruf werden alle Deutſchen zur Beiſteuerung von Gaben aufgefordert und die Bitte ausgeſprochen, mit Rat und That dem geſchäftsführenden Ausſchuß zur Bildung von Ortsausſchüſſen behilflich zu ſein und ſich dieſerhalb mit dem Schriftführer, Oberlehrer Dr. von Reden in Hagenau, in Verbindung zu ſetzen. Gaben ſind an den Schatzmeiſter Engel, kaiſerlichen Enregiſtrementseinnehmer in Hagenau, zu ſenden.

— **In San Pier d'Arena, wo Kaiſer Friedrich und König** Humbert zum letztenmal einander begrüßten, iſt ein Gedenkſtein geſetzt worden, deſſen Inſchrift in deutſcher Ueberſetzung lautet: „Prinz Friedrich Wilhelm, von einem ſchmerzhaften Leiden ſchwer heimgeſucht, durch den Tod des Vaters tief erſchüttert, wurde hier am 10. März 1888 zuerſt von Humbert, König von Italien, als mächtiger deutſcher Kaiſer begrüßt. Die Gemeindevertretung, von dem Wunſche beſeelt, daß die Freundſchaft der erhabenen Herrſcher für das Wohl des Friedens und des Fortſchrittes den kräftigen Bund der beiden Völker befeſtigen und noch enger zuſammenſchließen möge, ſetzte dieſen Stein zum ewigen Andenken."

— **Die Ausführung des altenburgiſchen Landesdenkmals** für Kaiſer Wilhelm I. iſt dem Berliner Bildhauer Berend um den Preis von 45,000 Mark übertragen worden.

Geſtorben.

— Miß Anna Maria Goldſmid, eine der hervorragendſten Frauengeſtalten der jüdiſchen Gemeinde in London, um die Förderung des Erziehungsweſens und des geiſtigen Lebens unter ihren Glaubensgenoſſen verdient, praktiſch und ſchriftſtelleriſch auf dieſen Gebieten thätig geweſen, am 16. Februar, in London.

— P. Rafael Mertl, Abt der Benediktinerſtifte St. Stephan in Augsburg und [illegible] in Ottobeuren, unter den bayriſchen Geiſtlichen ſehr angeſehen, am 16. Februar, in Ottobeuren.

— Johann Popaſu, griechiſch-orientaliſcher Biſchof von Karanſebes, Mitglied des ungariſchen Magnatenhauſes, 81 Jahre alt, am 17. Februar, in Karanſebes.

— Dr. Eduard Franke, herzoglich anhaltiſcher Geheimer Regierungsrat, der das geſamte Kaſſenrechnungsweſen des Herzogtums geleitet, am 21. Februar, in Deſſau.

— Reichsgräfin Auguſte Wimpffen, geborene Freiin von Sina zu Hodos und Kizdia, Gemahlin des Reichsgrafen Viktor Wimpffen, 50 Jahre alt, am 24. Februar, in Wien.

— Carlo Sacconi, Kardinalbiſchof von Oſtia, Dekan des heiligen Kollegiums und Prodatar des Papſtes, 81 Jahre alt, am 25. Februar, in Rom.

— Dr. Krukenberg, Profeſſor der vergleichenden Phyſiologie an der Univerſität Jena, am 26. Februar, in Gera.

— Dr. Auguſt Krohn, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Kiel, am 27. Februar, in Wiesbaden.

— Alexander Pollak Ritter von Klumberg, k. k. Feldmarſchallleutnant i. R., 65 Jahre alt, am 27. Februar, in Wien.

Neue Bücher und Schriften.

Kaiſer-Album, öſterreichiſch. Prachtausgabe. Heft 31. Wien, R. Willmann & Co.

Breitner, A., [illegible], im Nachlaſſe des [illegible] gefunden. München, J. Schneider.

Eckart, Rud., Lieder und Bilder vom deutſchen Meer. Norden, H. Fiſcher Nachf.

Faul, C., Theoretiſcher Entwurf einer Stenographie. Helmſtedt, J. C. Schmidt.

Hoffmann, Fr. G., Handbuch der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte. Leipzig, O. [illegible].

Krafft-Ebing, Dr. R. v., Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus. 2. Aufl. Stuttgart, F. Enke.

Pöll, J., Zur Geſchichte des 4. Garde-Grenadierregiments Königin. Erinnerungen und Aufzeichnungen eines [illegible] Grenadiers aus dem Feldzuge 1870/71. Leipzig, C. [illegible].

Meyers Reiſebücher: Aegypten, Paläſtina u. Syrien. 2. Aufl. Leipzig, Bibliograph. Inſtitut.

Morgenſtern, Lina, Die Frauen des 19. Jahrh. Lief. 7—9. Berlin, [illegible].

Meyer, G., Hoch-, mittel- und niederdeutſche Mundarten und [illegible]. [illegible]

Reichs-Kursbuch. Ueberſicht der Eiſenbahn-, Poſt- u. Dampfſchiffverbindungen ꝛc. 1889. Nr. 1. Berlin, Jul. Springer.

Schmidt, C. W. L., [illegible] die für die Landesverteidigung beſtimmte [illegible]. Berlin, H. Spamer.

Wend, Anna, [illegible]. Prakt. Anleitung [illegible]. Leipzig, G. [illegible].

Einführung in die Bedeutung des Entwurfs eines bürgerlichen Geſetzbuches für das deutſche Reich.

Von

Guſtav Strehlke.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Verſuch, in dem engen Rahmen eines Aufſatzes ein ſo großes Werk, wie es das bürgerliche Geſetzbuch für das deutſche Reich iſt, würdigen zu wollen, mag dem gelehrten Juriſten überaus gewagt erſcheinen: vor ſeinem Auge taucht dabei das Heer der ſeit Jahrhunderten in der Wiſſenſchaft umſtrittenen Fragen auf, an denen er lebhaften Anteil nimmt und deren endgültige Löſung in dieſem oder jenem Sinne ſein ganzes Intereſſe beanſprucht; aber dieſe Zeilen ſind nicht dazu beſtimmt, den Rechtsverſtändigen Belehrung zu ſchaffen und ſie für oder gegen den Entwurf einzunehmen, denn ſie haben längſt Stellung zu demſelben genommen; es gilt vielmehr, die weiten gebildeten Kreiſe des deutſchen Volkes, und nicht zum wenigſten unſere Frauen, darüber aufzuklären, welch' einen unermeßlichen Wert die rechtliche Einigung einer großen Nation für ihre geſamte geiſtige und ſittliche Entwicklung hat.

Das Gebiet des bürgerlichen Rechts erſcheint, ſoweit das Sachen- und Forderungsrecht in Frage kommt, ſeit gegen Ende des Mittelalters das logiſch entwickelte römiſche Recht das damals unvollkommene deutſche Recht überwunden hat, nach großen Geſichtspunkten im allgemeinen einheitlich geregelt, und es iſt ſchwierig, ja faſt unmöglich, Laien durch Auseinanderſetzungen über derartige Stoffe zu feſſeln; will man allen Gebildeten den Wert eines einheitlichen bürgerlichen Rechts vor Augen führen, ſo muß man hauptſächlich diejenigen Teile betrachten, welche Hoch und Niedrig, Arm und Reich in gleicher Weiſe berühren, das iſt das Familien- und Erbrecht. Dabei mag gleich erwähnt werden, daß die Angriffe, welche gegen den Entwurf gerichtet werden, ſich auf dieſe Teile derſelben nicht beziehen, ſo daß man mit der Annahme, gerade es ihnen ſei dem deutſchen Volk eine vorzügliche Leiſtung geboten, nicht fehlgehen wird. Es kommt noch hinzu, daß die Zerſplitterung des Rechtes beſonders im Familien- und Erbrecht eine hochgradige iſt, und daß infolge deſſen das Bedürfnis nach Einheitlichkeit gerade hier am ſtärkſten hervortritt. Ueberhaupt herrſcht heute in keinem Staate Deutſchlands einheitliches Recht, ja kaum in einer Provinz; ſo beſtehen in Bayern einige vierzig oder, wie andere Juriſten annehmen, weit über hundert verſchiedene, namentlich das Familienrecht betreffende Statutarrechte. Unter dieſen Umſtänden iſt es begreiflich, daß es zu den ſchwerſten Aufgaben des bayriſchen Richters gehört, feſtzuſtellen, was im gegebenen Fall als geltendes Recht anzuſprechen iſt. Das eheliche Güterrecht kommt in Deutſchland in weit über hundert Abänderungen vor, ohne daß zwingende ſachliche Gründe dieſen Zuſtand rechtfertigen, da die verſchiedenſten Formen auf demſelben Gebiet, unter denſelben wirtſchaftlichen Verhältniſſen neben einander beſtehen. Die allgemeine Rechtszerſplitterung ergibt ſich ſchon aus der Thatſache, daß drei große, in zahlreiche Unterabteilungen zerfallende Rechtsgebiete in Deutſchland unterſchieden werden, die Gebiete des gemeinen oder römiſchen Rechts, des preußiſchen Landrechts und des Code Napoleon.

Schon in der Begeiſterung der Freiheitskriege tauchte der Gedanke an ein einheitliches bürgerliches Geſetzbuch für ganz Deutſchland auf, um nicht wieder unterzugehen. Der berühmte Heidelberger Rechtslehrer Thibaut vertrat in Wort und Schrift dieſe Idee, allerdings ohne daß dieſelbe verwirklicht werden konnte. Aber 1849 wurde die allgemeine Wechſelordnung in den deutſchen Bundesſtaaten eingeführt, und ihr folgte 1861 das Handelsgeſetzbuch; damit war der Weg betreten, welcher nach der Gründung des deutſchen Reiches bis zum Ziele verfolgt werden ſollte. Auf Grund des Reichsgeſetzes vom 20. Dezember 1873 betraute der Bundesrat durch Beſchluß vom 22. Juni 1874 eine aus elf hervorragenden Juriſten beſtehende Kommiſſion mit der Ausarbeitung des Entwurfs eines bürgerlichen Geſetzbuches. Während dieſe Kommiſſion arbeitete, traten am 1. Oktober 1879 die Reichsjuſtizgeſetze in Kraft, welche eine einheitliche Organiſation der deutſchen Gerichte, ein einheitliches Verfahren in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten und in Konkursſachen ſchufen, ſo daß der Boden für das neue Werk trefflich bereitet war.

An der Jahreswende 1887/88 überreichte der verſtorbene Präſident der Kommiſſion, Wirklicher Geheimerat Pape, dem Reichskanzler den fertiggeſtellten Entwurf erſter Leſung. Derſelbe zerfällt in fünf Bücher, deren erſtes den allgemeinen Teil enthält; im zweiten Buch werden die Schuldverhältniſſe, im dritten das Sachenrecht geregelt. Das vierte und fünfte Buch umfaßt das Familien- und Erbrecht. In 2164 Paragraphen iſt das bürgerliche Recht unter Vermeidung faſt aller Fremdausdrücke dargeſtellt.

Das vierte Buch beginnt mit dem Eherecht, deſſen Geſtaltung vollkommen dem ſittlichen Bewußtſein des deutſchen Volkes entſpricht, wie einige Hinweiſe auf bemerkenswerte Beſtimmungen zeigen werden.

Der Zweck der Ehe kann nicht in Erfüllung gehen, ein harmoniſches Zuſammenleben, eine ſittliche Gemeinſchaft kann nicht erwartet werden, wenn es möglich iſt, wider den Willen des einen Teiles die Ehe auf Grund des Verlöbniſſes zu erzwingen. So ſteht denn auch der Entwurf auf dem Standpunkt, daß durch das Verlöbnis eine Verbindlichkeit der Verlobten zur Eheſchließung nicht begründet wird. Jedoch iſt für den Fall eines ungerechtfertigten Rücktritts dem vertragstreuen Teil ein Anſpruch auf Erſatz des ihm dadurch entſtandenen wirklichen Schadens zuerkannt, wobei dem Richter die Entſcheidung, ob ein ungerechtfertigter Verlöbnisbruch vorliegt, überlaſſen iſt. Dieſe Beſtimmungen werden vorausſichtlich ſelten zur Anwendung gelangen; indeſſen ſind ſie erforderlich, denn der Ehe ſelbſt kann eine dauernde Feſtigkeit nur gegeben werden, wenn man die Eheſchließung frei macht und das Verlöbnis nicht mit rechtlichen Feſſeln umgibt.

Die Auffaſſung über die Ehe, welche aus dem Eherecht des Entwurfs erkennbar iſt, wird von der deutſchen Frauenwelt verſtanden und gebilligt werden. Es iſt klar, daß dem Staate daran liegen muß, die willkürliche Auflöſung der Ehe zu verhindern, denn auf Ehe und Familie beruht recht eigentlich ſeine Feſtigkeit. Ferner muß der Staat die Rechte jedes Ehegatten gegenüber dem andern ſichern und dieſen durch Geſetz zur Erfüllung ſeiner übernommenen ſittlichen Verpflichtungen anhalten. In gewiſſen Fällen iſt endlich dem verletzten Ehegatten, deſſen Rechte von dem andern Teile nicht geachtet werden, das letzte Auskunftsmittel, die Eheſcheidung zu verlangen, zuzugeſtehen. Der Entwurf unterſcheidet zwiſchen der dauernden Eheſcheidung und der Trennung, welche auf längſtens zwei Jahre ausgeſprochen werden kann. Beſtehen nach dem Ablauf der Friſt der Trennung die für dieſelbe maßgebenden Gründe noch fort, ſo kann von dem unſchuldigen Teil auf Eheſcheidung geklagt werden. Als Scheidungsgründe führt der Entwurf auf: Ehebruch, Nachſtellung nach dem Leben, bösliche Verlaſſung, ferner ſchwere Mißhandlung und ehrloſes, unſittliches Verhalten (Verurteilung wegen Verbrechens oder Vergehens).

Indeſſen iſt zu bemerken, daß im allgemeinen nur die drei erſten Gründe völlig durchſchlagend ſind; bei den letzteren iſt der unſchuldige Teil nur berechtigt, auf Trennung zu klagen, ſofortige Scheidung dagegen kann er nur dann verlangen, wenn nach den Umſtänden des Falles die Ausſicht auf Herſtellung des ehelichen Verhältniſſes ausgeſchloſſen iſt.

Man erſieht aus dieſen Beſtimmungen, daß der Entwurf die Eheſcheidung nach Möglichkeit zu erſchweren ſucht und

d by Google

allen willkürlichen Trennungen mit Schärfe entgegentritt. So iſt nach dem Entwurf weder Geiſteskrankheit noch körperliches Gebrechen ein Scheidungsgrund; die Redaktoren ſind dabei von dem natürlichen Grundſatz ausgegangen, daß die Ehe als die innigſte Verbindung zweier Perſonen zur gemeinſamen Ertragung von Freud' und Leid verpflichtet. Deshalb kann die unüberwindliche Abneigung auch nicht mehr als Scheidungsgrund anerkannt werden, ebenſowenig gibt es eine Scheidung auf Grund gegenſeitiger Einwilligung. Der Entwurf will eben vor leichtſinniger Eingehung der Ehe warnen, ſchützt aber die einmal geſchloſſene Ehe gegen Störungen auf das kräftigſte. Das ſittliche Moment der Ehe hat ſich in dem Entwurf in glücklichſter Weiſe Geltung zu verſchaffen gewußt, und man kann als die ſegensreiche Folge der Einführung ſolcher Beſtimmungen eine Erſtarkung des Familienlebens in ſichere Ausſicht ſtellen.

Mit der ſo verſchiedenen Geſtaltung des ehelichen Güterrechtes räumt der Entwurf vollkommen auf, indem er die deutſchrechtliche Trennung der Güter mit Verwaltungsgemeinſchaft als geſetzliches Güterrecht einführt und nur die Eingehung von beſonderen, in einem öffentlichen Regiſter einzutragenden Eheverträgen zur Abänderung des geſetzlichen Güterrechts zuläßt.

Im übrigen haben die Verfaſſer des Entwurfs nicht verkannt, daß es in weit höherem Grade die Sitte iſt, welche die Stellung der Frau im bürgerlichen Leben beſtimmt, als das Recht; deshalb ſind die Befugniſſe der Ehefrau auch nur in großen Zügen gezeichnet. Sie hat die Schlüſſelgewalt im Hauſe, welche ihr auch durch Verträge nicht genommen werden kann; ſie darf für die Zwecke der Wirtſchaft Verbindlichkeiten eingehen, für welche der Mann aufzukommen hat. Derſelbe hat natürlich bei Ueberſchreitung der Befugniſſe der Frau in dieſer Richtung das Recht, ſich an ihrem Vermögen ſchadlos zu halten. Ja, es iſt der Frau ſogar ein ſelbſtändiges Recht gegen den Mann eingeräumt, da ſie ſich ſeinen Entſcheidungen, wenn dieſelben ſich als Mißbrauch der eheherrlichen Rechte darſtellen, nicht zu fügen braucht. Wenn die Frau den rechtlichen Anſpruch auf einen der Lebensſtellung des Mannes entſprechenden Unterhalt hat, ſo verwirklicht der Entwurf ebenfalls einen ſittlichen Gedanken, wenn er dem erwerbsunfähig gewordenen Mann denſelben Anſpruch nicht verſagt. Die Frau hat ein perſönliches Eigentum an Schmuck ſowohl als an ihrem eigenen Vermögen, jedoch unbeſchadet der Verwaltungsbefugnis des Mannes. — Die Ehemündigkeit der Frau tritt mit dem ſechzehnten Lebensjahre ein, jedoch iſt Diſpenſation zuläſſig, ſo daß ein Mädchen eventuell bereits mit fünfzehn Jahren heiraten kann.

Die Stellung der Frau in der Familie wird, wenn der Entwurf Geſetzeskraft erlangt hat, eine weſentlich geſtärkte ſein; mit kühnem Griffe haben die Redaktoren im Anſchluß an das Volksbewußtſein die aus dem römiſchen Recht überkommene Anſchauung von der väterlichen Gewalt beſeitigt und damit die Zuſtimmung weiteſter Kreiſe erworben. Paragraph 1501 lautet:

„Das eheliche minderjährige Kind ſteht unter der elterlichen Gewalt, die elterliche Gewalt ſteht dem Vater und nach deſſen Tode der Mutter zu."

Die weſentlichſte Folge dieſes Rechtsſatzes iſt die, daß nach dem Tode des Vaters die Einleitung einer Vormundſchaft über die minderjährigen Kinder im Prinzip fortfällt, wenn die Mutter am Leben iſt; dieſe wird vielmehr Trägerin der elterlichen Gewalt. Nur in ganz beſtimmten Fällen — wenn der Vater es vor ſeinem Tod angeordnet hat, wenn die Mutter ſelbſt den Antrag ſtellt oder wenn das Gericht im Intereſſe der Kinder wegen umfangreicher und ſchwieriger Vermögensverwaltung es für erforderlich hält — wird der Mutter ein Beiſtand beigegeben. Dieſe geſetzgeberiſche Neuerung iſt geeignet, das Familienleben noch inniger zu geſtalten und die unnötige Einmiſchung fremder Perſonen demſelben fernzuhalten. Mit dieſer Beſtimmung iſt aber auch ſowohl die Geſchäftstüchtigkeit als die moraliſche Befähigung der deutſchen Frau zur Erziehung ihrer Kinder von der Geſetzgebung in hohem Maße anerkannt. Selbſtverſtändlich iſt es, daß eine neue Ehe der Witwe den Verluſt der elterlichen Gewalt nach ſich zieht, und daß dann die Beſtellung eines Vormundes erforderlich wird; das Geſetz will es vermeiden, die Frau in einen Konflikt der Pflichten zu bringen, wie das geſchehen würde, wenn ſie in einer neuen Ehe, deren Intereſſen ſie ſich voll und ganz hingeben muß, die elterlichen Rechte über die Kinder einer früheren Ehe behielte.

Die elterliche Gewalt erliſcht mit der eingetretenen Volljährigkeit des Kindes, alſo mit dem einundzwanzigſten Lebensjahre. Außer den natürlichen Beendigungsgründen, Tod und ſo weiter, kennt der Entwurf eine Verwirkung der elterlichen Gewalt als Folge der Verurteilung wegen Verbrechen und Vergehen gegen das Kind oder an demſelben. Die erreichte Volljährigkeit und die damit erfolgte Beendigung der elterlichen Gewalt enthebt das Kind indeſſen nicht der Gehorſamspflicht und der Notwendigkeit, die elterliche Genehmigung vor Eingehung einer Ehe nachzuſuchen.

Außerordentlich wichtig erſcheint es, daß der Entwurf auf dem Gebiete des Erbrechts mit den jetzt unüberſehbaren heute noch herrſchenden Zuſtänden völlig bricht; er beruft in erſter Linie, wenn keine letztwillige Verfügung vorhanden iſt, im Anſchluß an das allgemeine Rechtsbewußtſein und die ſonſtigen Geſetzgebungen die Abkömmlinge des Erblaſſers zu Erben, und zwar wird ein entfernterer Abkömmling durch einen zur Zeit des Erbanfalls lebenden näheren Abkömmling ausgeſchloſſen, wenn er durch dieſen mit dem Erblaſſer verwandt iſt, das heißt mit anderen Worten, der Vater ſchließt den Sohn aus. Mehrere Kinder des Erblaſſers erben zu gleichen Teilen. Hat ein Abkömmling den Erblaſſer nicht überlebt, ſo treten des erſteren Kinder an ſeine Stelle, ſo daß dann eine Erbfolge nach Stämmen beſteht. Nach der erſten Linie ſind als geſetzliche Erben die Eltern des Erblaſſers, ſowie die gemeinſchaftlichen und einſeitigen Abkömmlinge derſelben, das heißt die vollbürtigen und halbbürtigen Geſchwiſter des Erblaſſers als zweite Linie berufen. Leben zur Zeit des Erbanfalls beide Eltern des Erblaſſers, ſo erben ſie allein und zu gleichen Teilen. Lebt dagegen nur ein Elternteil, ſo erhält er die eine Hälfte und die Geſchwiſter des Erblaſſers die andere. In der dritten Linie erben die Großeltern, ſowie die gemeinſchaftlichen und einſeitigen Abkömmlinge derſelben. Der einzige überlebende Großelternteil iſt alleiniger Erbe, mehrere noch lebende Großelternteile erben allein und zu gleichen Teilen, ohne Unterſchied, ob ſie zur Vater- oder Mutterſeite gehören. Hat ferner keiner der Großelternteile den Erblaſſer überlebt, ſo erbt von ihren Abkömmlingen der dem Erblaſſer dem Grade nach am nächſten Verwandte, mehrere gleich nahe zu gleichen Teilen. Hier iſt die Vertretung nach Stämmen zur Verhütung einer weitgehenden Zerſplitterung der Vermögen ausgeſchloſſen. Die vierte Linie umfaßt die Urgroßeltern und deren Deſzendenz und ſo fort, wobei immer der dem Grade nach nähere Verwandte den entfernteren ausſchließt. Mit dem Erbrecht der Verwandten konkurriert das Erbrecht des Ehegatten des Erblaſſers; dasſelbe iſt weſentlich gegen die meiſten beſtehenden Geſetzgebungen erweitert. Der Entwurf beſtimmt, daß der Ehegatte des Erblaſſers als geſetzlicher Erbe zu einem Viertel der Erbſchaft berufen iſt, wenn Verwandte der erſten Linie (Kinder und ſo weiter) vorhanden ſind; wenn Verwandte der zweiten Linie oder ein oder mehrere Großelternteile zur geſetzlichen Erbfolge gelangen, wird er zur Hälfte der Erbſchaft, und in Ermangelung ſolcher Erben zur ganzen Erbſchaft berufen. Ferner wird dem neben einem Verwandten der zweiten Linie oder einem Großelternteil erbenden Ehegatten außer dem Erbteil ein beſtimmter ſogenannter „Voraus" gewährt, beſtehend aus dem Haushaltungsinventar, welches die Ehegatten im gewöhnlichen Gebrauch hatten, und den Hochzeitsgeſchenken.

Indeſſen wollen wir den Leſer nicht mit weiteren Einzelheiten beſchweren. Derſelbe wird erkannt haben, daß der ſittliche Inhalt der Ehe auch maßgebend geweſen iſt für die Geſtaltung des ehelichen Erbrechtes. Man wird Vorſchriften des römiſchen Rechts, welche nur dem „bedürftigen Ehegatten" ein Erbrecht gewährten, keine Thränen in Deutſchland nachweinen, und man wird es als in dem Gedanken der Ehe begründet finden, daß zwiſchen Mann und Frau in erbrechtlicher Beziehung kein Unterſchied mehr gemacht wird.

Hiermit ſchließen wir unſere Einführung in das bürgerliche Geſetzbuch in der Hoffnung, in weiteren Kreiſen Teilnahme für dasſelbe erregt zu haben. Obwohl es auch einzelne andere als die berührten Gebiete des bürgerlichen Rechts gibt, denen der Laie kein Intereſſe zuwenden würde, ſo zeigen doch gerade die Bücher des Familien- und Erbrechts, daß der dem Entwurf gemachte Vorwurf, er ſei undeutſch, vollkommen unhaltbar iſt, denn die Geſtaltung dieſer Rechtsgebiete entſpricht vollkommen dem geläuterten Rechtsbewußtſein unſeres Volkes, welchem das neue Werk näher zu bringen eine Aufgabe iſt, der ſich unſere juriſtiſch gebildete Schriftſtellerwelt in höherem Maße zuwenden ſollte, als es bisher geſchehen iſt.

O. von Oehlſchläger,
der neuernannte Staatsſekretär des Reichsjuſtizamts.

Der neue Chef des Reichsjuſtizamts.

Als vor wenigen Wochen der Leiter des Reichsjuſtizamts von Schelling als Nachfolger des Herrn von Friedberg in das gerade jetzt bei der Abfaſſung des bürgerlichen Geſetzbuches ſo wichtige Amt des preußiſchen Juſtizminiſters berufen wurde, da konnte es in juriſtiſchen Kreiſen keinem Zweifel unterliegen, daß der bisherige Kammergerichtspräſident O. von Oehlſchläger, deſſen klares Urteil und juriſtiſche Schärfe, deſſen hoher Standpunkt und umfaſſendes Wiſſen weit über die Fachkreiſe hinaus geſchätzt und gerühmt werden, als der berufenſte Nachfolger Schellings anzuſehen ſei. Und in der That meldete der Reichsanzeiger nur wenige Tage darauf die Ernennung des Herrn von Oehlſchläger zum Staatsſekretär des Reichsjuſtizamts und — auf Grund des § 6 der Verfaſſung — zum Bevollmächtigten zum Bundesrat.

O. von Oehlſchläger iſt als der Sohn eines Rittergutsbeſitzers in Oſtpreußen am 16. Mai 1831 geboren. Er bezog, nachdem er auf dem Kneiphöfiſchen Gymnaſium in Königsberg ſeine Schulbildung vollendet, Oſtern 1850 die dortige Univerſität. Drei Jahre ſpäter erfolgte ſein Eintritt in den juriſtiſchen Staatsdienſt, und im Auguſt 1858 wurde er zum Gerichtsaſſeſſor ernannt. Nachdem er zunächſt Richterſtellen in Schwetz und Löbau in Weſtpreußen verwaltet hatte, trat er zur Staatsanwaltſchaft über, zunächſt in Danzig, ſpäter in Schwetz und Marienwerder, bis er ſchließlich die Stelle des erſten Staatsanwalts zu Königsberg in Preußen bekleidete. Zum Zweck der Vorbereitung der Reichsjuſtizgeſetze wurde Oehlſchläger im Januar 1874 in das Juſtizminiſterium berufen, dem er als vortragender Rat bis Dezember 1879 angehörte. Während dieſer Zeit hat er vielfach als Regierungskommiſſar im preußiſchen Landtage und im Reichstage, beſonders in der Reichsjuſtizkommiſſion, fungiert und wiederholt Proben ſeines ſcharfen, durchdringenden Verſtandes, ſeiner leichten Faſſungsgabe und glänzenden Befähigung in der Darlegung der ſchwierigſten Materien gegeben. Im Dezember 1879 trat Oehlſchläger als Generalauditeur und Wirklicher Geheimer Oberjuſtizrat an die Spitze der Militärjuſtiz der Armee und Marine, am 1. Januar 1885 wurde er zum Präſidenten des Kammergerichts ernannt.

In den letzten Jahren wurde der verdiente Beamte mehrfach durch Beweiſe der Allerhöchſten Anerkennung ausgezeichnet: im Mai 1884 wurde er zum Kronſyndikus deſigniert und durch Allerhöchſtes Vertrauen in das Herrenhaus berufen; bei der Rekonſtituierung des Staatsrats wurde er zum Mitgliede desſelben ernannt und im Mai vorigen Jahres bei den Standeserhöhungen, die Kaiſer Friedrich III. vornahm, in den Adelſtand erhoben.

Obwohl von nicht gewöhnlicher ſtaatsmänniſcher Begabung iſt Herr von Oehlſchläger bisher politiſch noch nicht hervorgetreten. Seine Ernennung zum Staatsſekretär datiert vom 19. Februar dieſes Jahres. G. D.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

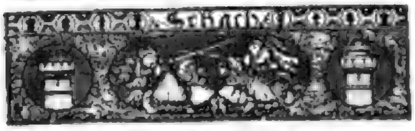
Neueſtes und ſchönſtes
Oſter- und Konfirmationsgeſchenk für junge Damen.

Soeben iſt erſchienen:

Aus der
Töchterſchule ins Leben.
Ein allſeitiger Berater für Deutſchlands Jungfrauen.
Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte
herausgegeben von
Amalie Baiſch,
geb. Margraff.
Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer.
Preis geheftet 5 Mark; in elegantem Original-Einband Preis 6 Mark.

Das Buch trägt der modernen Frauenbewegung gebührend Rechnung und erörtert dabei alles das, was im allgemeinen zu geiſtig und leiblich geſunder, echt weiblicher Heranbildung eines jungen Mädchens unerläßlich iſt. Der erſte Teil verbreitet ſich über das Leben im Elternhauſe, im Penſionat, in der Geſellſchaft, über die Thätigkeit am Näh- und Schreibtiſch, über Lektüre, Geſundheits- und Schönheitspflege, Spiel und Sport und begleitet das junge Mädchen bis an die Schwelle des Brautſtands; der zweite Abſchnitt zieht alle weiblichen Berufszweige in Betracht, für die ein Mädchen ſich ausbilden kann, von der häuslichen Beſchäftigung an bis zu den ſtreng fachwiſſenſchaftlichen Studien und Laufbahnen — alles dies aber nicht in trockenem, dozierendem Tone, ſondern in feſſelnden und anregend wirkenden Lebensbildern, welche die Aufmerkſamkeit der Leſerin ſtets wach erhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

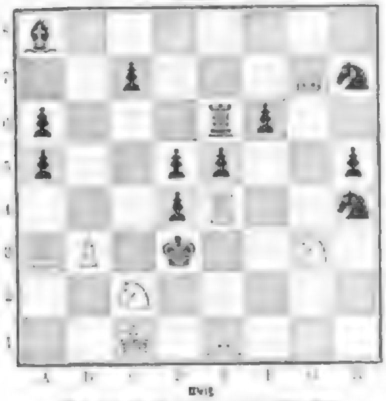


(Gezeichnet von Jean [illegible].)

Aufgabe Nro. 496.

Von M. [illegible].

Schwarz.



Weiß

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 493:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 2 — C 2	1) L. D 3 zieht [illegible]
2) S. E 8 — F 7	2) Beliebig.
3) [illegible] Matt.	
a)	
1)	1) [illegible] D 3 — C 4.
2) T. [illegible]	
b)	
1)	1) S. B 6 — C 4
2) T. [illegible]	2) K. [illegible] — D 5
3) [illegible] — F 7 Matt. — (Auf 1) . . . [illegible] folgt 2) [illegible] — F 7 ꝛc.)	

Schachbriefwechsel.

Hrn. Fritz [illegible] in Leipzig. Nro. 489—491 R. — C. [illegible] in Moskau. Nro. 493 und 494 R. — G. H. [illegible] in Bautzen. In Nro. 492 führt 1) T. D 6 — A 6 nicht zum Ziel, weil S. B 7 — E 6 folgt und nach 2) T. [illegible] das Matt verhindert. — [illegible] in Hamburg. Nro. 490—493 (Osteraufgabe Nro. [illegible]) R. Ihr [illegible] auf die beiden Aufgaben wird [illegible]. — [illegible] in [illegible]. In Nro. 493 nach 1) T. B 6 — B 5 kann Schwarz [illegible] das dreizügige Matt vereiteln. — [illegible] in [illegible]. Nro. 494 R. — Hermann [illegible] in Hamburg. Karl [illegible] in [illegible]. Nro. 493 R. — E. [illegible] in München. Nro. 490 und die Osteraufgabe Nro. [illegible] R. In Nro. 486 ([illegible]) scheitert der Zug 1) T. A 4 — [illegible] 2) T. A 3 — F 3 † [illegible] der König nach [illegible]. — Frau [illegible] in Trier. Die freundlichst eingesandte Aufgabe ist ein wenig zu leicht lösbar [illegible]. — J. H. in [illegible]. Die Nro. [illegible] hat 1) T. [illegible] den gewünschten Erfolg, denn Schwarz [illegible] und nach 2) T. [illegible] das Matt.

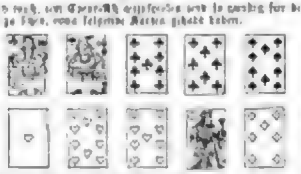
Dr. Wolff in Heidelberg. Nro. 491—494 R. — Jakob [illegible] in Delft. Nro. 493—494 R. — Dr. V. in Stuttgart. Nro. 490 und 493 R. — Frln. Marie [illegible] in [illegible]. Mit Vergnügen gelesen. Die recht [illegible] Aufgabe Nro. 486 haben Sie mit bekannter Sorgfalt richtig gelöst. — Hrn. [illegible] in [illegible]. Zur Nro. [illegible] kann durch 1) T. [illegible] das dreizügige Matt herbeigeführt werden, weil Schwarz K 7 — K 6 und nach 2) T. [illegible] spielt. — Schachklub in Wesel. Nro. 489—494 R. — E. D. in Aachen. Wir empfehlen Ihnen die deutsche Schachzeitung: „Deutsches Wochenschach", redigirt von Emil Schallopp, Albert Heyde und P. Hülsen. Das Blatt erscheint wöchentlich im Verlage von [illegible] in [illegible]. Das Jahresabonnement beträgt neun Mark.

(Gezeichnet von [illegible].)

Auflösung der Aufgabe Nro. 70:

Skat.

Vorhand [illegible] für den Spieler als möglich zu [illegible], wenn folgende Karten gehabt haben.

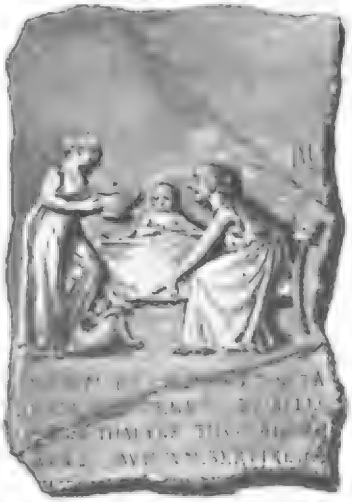


Im Skat eine Carreau- und eine Coeur-Zehn.

Mittelhand [illegible] mit dem Könige und sticht mit einem Trumpf; dadurch bringen die Gegner 7 Points ein. Vorhand [illegible] Coeur-König = 15, zusammen 22. Ob Hinterhand [illegible] ist gleich, der Spieler muß [illegible] und [illegible], auf welchen Hinterhand nur die Buben [illegible] kann. [illegible] Schneider nicht [illegible] Spiel [illegible] Auf diesen [illegible] ist Schneider unmöglich.

Rätsel.

Rätselhafte Inschrift.



Vorstehende, leider in drei Bruchstücken bei dem Dorf [illegible] bei Weißenburg im Juni v. J. ausgegrabene Steinplatte, die in dem dort bloßgelegten römischen Militärkastell gefunden wurde, ist zum großen Bedauern wegen der in der Unterschrift befindlichen Bruchstücke bis jetzt nicht zu entziffern gewesen, doch dürfte, sobald es gelingt, das unten abgebrochene Stück noch aufzufinden, vielleicht die Deutung der Inschrift gelingen. Inwiefern übrigens [illegible] mit den anscheinend sich zum Opfer vereinigenden drei Personen in Einklang zu bringen sein dürfte, ist vorerst ein Rätsel.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 486:

H E N R I C I
O R N A T
L E A
L
I D A
E I S E N
N E U W I E D

Umstellungsrätsel.

	NE	GEL	
RA	STER	A	BEN
SE	E	CHEN	A
	BEL	MEI	

Die obigen im Kreuze eingeschlossenen Silben sind in Abschnitten von einander und sind durch zusammenhängende Linien so zu verbinden, daß 6 Wörter von bekannter Bedeutung resultiren. Die ergänzten Wörter sind dann durch Vorsetzung je eines Buchstabens in 6 neue Wörter zu verwandeln, deren Initialen, der Reihe nach gelesen, einen deutschen Dichter nennen.

Auflösung des Rätsels Seite 506:

Eine Tracht — Eintracht.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 506:

[illegible] nach den [illegible] der Natur ist Talent der [illegible] zur [illegible]

A. [illegible] Abonnent. [illegible] Ihnen die in unserer Verlagshandlung erschienene „Deutsche [illegible]", bezüglich deren wir Sie auf die Ankündigung in Nr. 23 auf Seite [illegible] verweisen. Den Jahrgang 1882 unseres „Ueber Land und Meer" können Sie broschirt zum ermäßigten Preis von 6 Mark noch haben.

Eine treue Abonnentin in B. Wir nennen Ihnen die in Paris erscheinenden Journale „La Mode illustrée" (Firmin-Didot & Cie.) und „La Mode nationale". Das Nähere erfahren Sie am besten [illegible].

„Wahl macht Qual". Am zuverlässigsten [illegible] das im Kursbureau des Reichs-Postamts bearbeitete „Reichskursbuch" (Preis 2 Mark, Berlin, Julius Springer), von welchem die neueste Ausgabe in jeder Buchhandlung zu beziehen ist.

G. in P. bei W. 1) Unsers [illegible] erklärt das Buch [illegible] 2) [illegible] Breslau, J. U. Kern's Verlag, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Antonie K. in St., Karl F. in Frankfurt a. M., Max W. in [illegible], [illegible] in C., J. G. in Darmstadt. Nicht entsprechend.

Sechzehnjähriger Abonnent in Chemnitz. Wir kennen das nicht [illegible].

Leopold D. in G. [illegible] in Nord-Carolina liegt.

L. von B. Ueber [illegible] militärischen Neuerungen sind wir noch nicht näher unterrichtet.

Matthias K. in Newyork. Sie haben im wesentlichen Recht, [illegible] die englische Flotte noch heute die größte Anzahl von Schiffen und Kanonen [illegible] aufweist; die französische kommt ihr allerdings darin am nächsten [illegible] übertrifft sie thatsächlich der Zahl der in ihrem Marinedienst [illegible]. Genaueres darüber finden Sie in der Briefmappe auf Seite [illegible] dieses Jahrgangs unter „M. K. in W."

H. F. in Riga. Ein Handbuch darüber hat [illegible] geschrieben.

E. R. in C. An Rätsellösungen und Rätselbeiträgen haben wir so großen Vorrat, daß wir denselben vorerst nicht zu vergrößern wünschen.

L. Bl. in F. Der Gattin des Hugo Grotius hatte, [illegible] Bücher des Gefangenen [illegible] Kiste [illegible]. Auf diesen Vorgang beziehen sich die von Ihnen angeführten holländischen Verse.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.
Bremen.

W. A. in Hamburg. Die Kolossale Madonna in Dresden ist schon in [illegible]

[illegible] A. in H. Nicht verwendbar.

[illegible] Bl. in H. Um diese Dinge zu ermitteln, müßten wohl [illegible] Erhebungen, die von den für Ihre Fragen maßgebenden Standpunkten ausgehen, [illegible]

[illegible]

Edelweiß in T. Ganz [illegible], aber ohne tieferen Werth.

El., geb. v. G. in Zl., Böhmen, und J. in L. [illegible] la Ramentiere de Ferrare [illegible]

[illegible] in [illegible]. [illegible] Verfasser des [illegible] „[illegible]“, [illegible]

„[illegible]“. [illegible]

A. W. in Basle, Schweiz. Das Lied hat keine tieferen Werth.

M. V. in Gaist [illegible] [illegible]

[illegible]

Cand. theol. in [illegible] [illegible]

[illegible] W. in [illegible]. Die grundlegenden Studien sind auf einer [illegible]

[illegible] in Lüttich. [illegible]

[illegible]

[illegible] „Die Musik- und Kunstkunst“, von [illegible] [illegible]

[illegible]

Wiener C. B. in Chicago. Setzen Sie sich mit der Direktion des [illegible] in Verbindung.

[illegible]

[illegible]

Gesundheitspflege

A. St. [illegible]. Ein [illegible] [illegible]

[illegible]

Redaction: Otto Baisch und Hugo Rosenthal Bonin in Stuttgart. Verantwortlicher Redacteur: Otto Baisch.

[illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]

[illegible] „Ueber Land und Meer“

[illegible] Moritz Licht

[illegible] Fritz Schwarz, [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

[illegible]

Die deutsche Kriegsflotte und ihre Bauten, von Gustav [illegible] — [illegible] ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner. [illegible] — Literatur. — [illegible] — Der neue Chef des Reichsjustizamts, von [illegible] — Schach. — [illegible] Räthsel: [illegible] — Briefmappe.

Abbildungen: [illegible]

Unseren geehrten Abonnenten

offeriren wir zum Einbinden des mit der nächsten Nummer vollständig vorliegenden **ersten Bandes** dieses Jahrgangs unsere [illegible]

Einband-Decke

zu

„Ueber Land und Meer“

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken. Der Preis hiefür ist für die **Haupt-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer“ **2 Mark** pro Decke; dieselbe Decke für die Haupt-Ausgabe, jedoch nur mit Golddruck ohne Vorderdeckelvergoldung, ist zu **1 Mark 25 Pfg.** pro Stück erhältlich.

Den verehrlichen Abonnenten der **Künstler-Ausgabe** von **„Ueber Land und Meer“** offeriren wir ebenfalls eine elegante in unserer Buchbinderei hergestellte Einband-Decke zum **ersten Bande** in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken zum Preise von nur **2 Mark 25 Pfg.** pro Stück. Die Decken für die **Haupt-Ausgabe** sind nur in **brauner** Farbe, für die **Künstler-Ausgabe** nur in **rother** Farbe zu haben.

Ferner offeriren wir

Mappen

zur Aufbewahrung der Wochennummern in geprägter Leinwand mit Goldtitel auf dem Vorderdeckel à **1 Mark 25 Pfg.**

(Zu dem Preise der Decken und Mappen kommt in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll.)

Die Einband-Decken und Mappen können durch jede Buch- und Kolportagehandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; die [illegible] Postabonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter solche nicht liefern. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur prompten Lieferung bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., [illegible] Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, [illegible] Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

Ca. 70 Tausend Abonnenten **Probe-Nummern** gratis und franco

Berliner Tageblatt

u. Handels-Zeitung

[illegible]

Illustrirtes Witzblatt **„ULK“**, belletristisches [illegible]: „Deutsche Lesehalle“, feuilleton. Beiblatt „Der Zeitgeist“, [illegible] Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft.

Durch seinen [illegible] Inhalt hat sich das „Berliner Tageblatt“ [illegible]

gebildeten Gesellschaftskreise

erworben. Infolge seines ausgebreiteten Leserkreises in Deutschland und im Auslande ist das „Berliner Tageblatt“ die am meisten verbreitete

große deutsche Zeitung

[illegible] das „Berliner Tageblatt“ [illegible] allen Anforderungen, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.

In den Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau

[illegible] während in dem täglichen Feuilleton die Original-Romane [illegible], so erscheint im nächsten Quartal ein neuer spannender Roman der beliebten Schriftstellerin

E. Vely, [illegible] „Malaria“.

Man abonnirt [illegible] „Berliner Tageblatt“ [illegible] Postanstalten [illegible]

[illegible] Porträts [illegible]

C. Hommel [illegible] Frankfurt a. M.

[illegible]

Sammlern. [illegible]

Briefmarken-Journal

[illegible]

Senf's Briefmarken-Journal.

Trotzdem der Inhalt dieses bereits von mehr als [illegible] Sammlern gelesenen Fachblattes [illegible] ist der Preis [illegible]

nur 1 M. 50 Pf. [illegible]

[illegible] **Probe-Nr.** [illegible]

Gebrüder Senf in Leipzig. [illegible]

M. G. Saphir's Humoristische Schriften [illegible] 4 Bde. in 2 Prachtbdn. **4,50** ters. franco

Alfred H. Fried & Cie. Berlin, [illegible]

Cataloge gratis.

Badeeinrichtungen

[illegible] mit u. ohne Wasserleitung

Douche-Apparate, Badestühle

[illegible]

Zimmer-Closets

mit u. ohne Wasserspülung.

Emaill. Abortrichter

[illegible] Bidets, Sitzbadewannen, Waschtische.

Eisschränke

neuester, verbess. Konstruktion, [illegible]

Illustrirte Preisliste kostenfrei.

Zeppernick & Hartz,

Berlin SW., [illegible]

„In die vorderste Reihe

[illegible] B. Seifert's [illegible]

[illegible] Leipzig.

„Wir kennen keine

[illegible]

[illegible] Leipzig.

Wollstoffe

zu Damenkleider, Regenmäntel etc. offerirt zu billigsten Fabrik-Preisen das Wollwaren-Fabr.-Geschäft

Alwin Tietze, Greiz.

Abgabe jedes beliebigen Einzelmaßes direct an Privatleute.

Photographische Apparate!

[illegible] **30 Mk.** [illegible] gratis und franko.

Joh. Sachs & Co.

[illegible]

Berlin N., [illegible]

[illegible] Schladitz & Berndt, [illegible]

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. [illegible]

[illegible] Unser Frauen Leben. [illegible]

Abgabe jeden Masses

Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren
in jeder Preislage.
═ Spezialität: Lasting-Monopole! ═
Fabriklager von Rich. Zieger, Chemnitz.
Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

Abgabe jeden Masses

Handels-Inſtitut
Villa Beauchamp, Ouchy, Lausanne.
[illegible]
Dr. [illegible], Direktor.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Der Ulan.
Roman von
Johannes van Dewall.
Dritte Auflage.
Mit 161 Illuſtrationen von G. Brandt.

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In kurzer Zeit eine gediegene
Fachbildung
und hierdurch angenehme lohnende Stellung.

Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Contorkunde, Schönschrift.
[illegible] F. Simon, [illegible] Berlin S.W. 48.

Malerblätter für Haus- und Kunst-[illegible]
[illegible]
Mey & Widmayers Verlag
in München.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen,

[illegible]
Gebrüder Wolff,
[illegible] Kreuznach.

Anerk. mustergiltig
[illegible] Casper's Pianos [illegible] Berlin

Hermann Scherrer
Loden-Artikel
gemeisen
Wehrt
Illustr. Kataloge gratis.
Herm. Scherrer, München, Neuhauserstr. 3

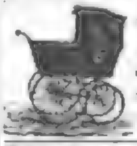
Uhren-Fabrik
E. Naumann,
Leipzig, Königsplatz 6.
[illegible]
Viele Gewinne gratis.

Raſche Orientirung
[illegible] Neue Finanz- u. Verloſungsblatt von A. Dann, Stuttgart. [illegible]

Der vollkomm. u. beſte Fahrſtuhl

[illegible]
Rollſtühle
von ℳ 34.— an.
J. Schöberl,
[illegible] München.

Rich. Maune,
Dresden-A.
Falkenstr. 10.
Fabrik von
Kranken-Fahrstühlen
für Zimmer & Strasse,
Kranken-Selbstfahrer, Ruhestühle
Universalstühle
Tragestühle, Betttische
verstellb. Kopfkissen,
Lesepulte, Fusslager,
Zimmerclosets etc.
Grösste Auswahl!
Katalog gratis!



Kinderwagenbazar
Max Brinner,
Berlin S.W.
[illegible]

[illegible]

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer,
Cannstatt u. London.

[illegible]

Tricot-Stoffe,
Tricot-Taillen [illegible]
Herren-Tricot-Jaquets,
[illegible] Radfahrer-Anzüge, — Radfahrer-Strümpfe. [illegible]
Aug. Juncker, Leipzig. [illegible]

„Sculein" Rattentod
Bewährtes Mittel zur raschen Vertilgung von Ratten und Mäusen

1 Dose für Mäuse 50 Pf., für Ratten 1 u. 3 M.
A. Wasmuth & Co., Apotheker, Ottensen.

[illegible]

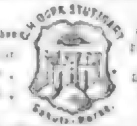
[illegible]

Specialität,

Bratwurst

[illegible]
C. Hogarten, Barmen.

Burks Arzneiweine



Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, [illegible]

Burks Pepsin-Wein [illegible]

Burks China-Malvasier.

Burks Eisen-China-Wein,

wohlschmeckend u. leicht verdaulich.

Zu haben in den Apotheken Deutschlands

[illegible] ausdrücklich „Burks Pepsin-Wein", „Burks China-Malvasier" etc. und beachte obige Schutzmarke und die Firma: C. H. Burk, Stuttgart.

SCHERING's PEPSIN-ESSENZ

nach Vorschrift von Dr. Oscar Liebreich, [illegible]
Preis ½ Fl. 3 M., ¼ Fl. 1,50.
Schering's Grüne Apotheke
Berlin N., Chausseestraße 19.
[illegible]

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.

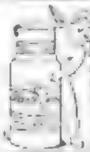
[illegible] Central-Bureau in Trier a. d. Mosel.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin". [illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, [illegible] Schwächezuſtänden, [illegible] gründlich und ſicher. [illegible]

Oberbrunnen

Heilbewährt seit 1601. Besonders wirksam bei Erkrankungen der Athmungsorgane und des Magens, bei Skrophulose, Nieren- und Blasenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeschwerden und Diabetes.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Furbach & Strieboll.
Niederlagen in allen Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Kurort Salzbrunn-Schlesien.



CRÈME SIMON

[illegible] in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, [illegible], ist unersetzlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt [illegible] angewandt.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS. In allen Apothek. u. Parfum.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER

[illegible]
M. Beetham & Son, Chemists, Cheltenham, England. [illegible]

[illegible]
W. Schultze, Gardelegen.

Zwei Drittelle der Menschen leiden an

Bandwurm.

[illegible]

[illegible]
Blumentische, Zimmerfontainen.
[illegible]

Chirurgische Gummiwaren
aller Art. Illustr. Preisliste.
[illegible]
W. Krahl, Berlin W., Markgrafen-Str. 49.

[illegible]
L. Pietsch,
Dresden-Blasewitz,
[illegible]
Laboratorium.
[illegible]

Cognac

der Export-Cie. für Deutschen Cognac
Köln a. Rh., Salierring 55,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
Man verlange [illegible] mit unserer Firma.
Directer Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

[illegible]
Ich bin jetzt in der Lage, jed. Auftrag postwend. z. Ausführung zu bringen.
W. Voth, Gardersheim a. H.

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Rein Cacao und Zucker.

!! Deutsche Industrie !!

Rein Cacao und Zucker.

Für den grösseren Konsum empfehlen besonderer Beachtung
[illegible]
Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Drogen-Handlungen.

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
findet täglich mehr Anerkennung.

bleiben, nein, das kann ich nicht. Schon mein Beruf verbietet es mir.“

„Alſo Du willſt Schauſpielerin bleiben? Ich hatte es anders gehofft.“

„Ich kann nicht anders, es geht über meine Kräfte, mich jetzt ganz thatenlos, ohne beſtimmten Lebenszweck zurückzuziehen. Du verſtehſt es vielleicht nicht, aber . . .“

„Doch, ich kann es verſtehen,“ unterbricht er ſie, „ich kann es verſtehen, ſeit ich Dich in Wien geſehen habe. Thue, was Dir gut ſcheint, aber vergiß mich nicht ganz, Käthe.“

Er beugt langſam vor ihr das Knie und drückt ſeine Lippen auf ihre Hand, dann eilt er hinaus.

„Ich will es verſuchen,“ flüſtert das blaſſe Weib und blickt träumeriſch in die grabesſtille Winterlandſchaft hinaus.

VIII.

„Du, Käthe, was thuſt denn Du eigentlich?“

„Ich memorire für heut abend meine Rolle,“ antwortet die Gefragte aus dem Nebenzimmer und tritt in die Thür, dem Bruder freundlich zunickend. „Was treibſt Du denn, Viktor?“

„Im Grunde gar nichts. Ich habe mich an die ‚Augsburger Allgemeine‘ herangemacht, finde ſie aber koloſſal langweilig.“

„So geh doch aus und zeige den Münchenern, wie ein ſchneidiger preußiſcher Kadett ausſieht,“ neckt ihn die Schweſter.

„Du biſt eigentlich ein verflucht ſchönes Frauenzimmer,“ antwortet der Bruder, ohne auf ihren Scherz einzugehen.

„Danke für das Kompliment, obgleich das Wort ‚Frauenzimmer‘ anſtatt ‚Dame‘ doch wohl in euren Kadettenjargon gehört.“

„Na, nimm's nicht übel, man kann doch nicht ſagen: verteufelt ſchöne Dame, das klingt gar nicht kräftig.“

Sie ſtreicht dem fünfzehnjährigen Bruder liebevoll über die braunen Locken.

„Ich nehme Dir nichts übel, Liebling, biſt mein braver Junge.“

Wie ſie jetzt zum Fenſter geht, folgen ihr Viktors bewundernde Blicke.

„Sag einmal, Schweſter, Onkel Welcken iſt ja ein herzensguter Menſch, beſonders gegen mich, aber weshalb beſucht er Dich nie?“

Eine jähe Röte ſteigt ihr in die Wangen.

„Ich glaube, Bodo und ich, wir werden uns nie wiederſehen.“

Viktor kaut an den Nägeln und beginnt dann wieder mit der halbwüchſigen Kindern eigenen Beharrlichkeit im Fragen.

„Ich begreife das eigentlich nicht. Du ſprichſt von ihm nie etwas Böſes und er nie von Dir, und dabei thut ihr, als ob ihr euch ſpinnefeind wäret. Wenn ich Graf Welcken wäre, ich heiratete Dich, und wenn ich Dich aus der Hölle holen ſollte!“

Sie wendet ihm langſam ihr ernſtes Antlitz zu. Ein ſchmerzliches Lächeln ſpielt um ihren Mund.

„Du fragſt wie ein Kind, Viktor. Doch ich will Dir Aufſchluß geben. Bodo Welcken hat mir einmal ſehr, ſehr wehe gethan; es war ein Mißverſtändnis, und als er nachher ſein Unrecht eingeſehen hatte, da konnte ich ihn nicht mehr ſo lieb haben, wie es meine Pflicht geweſen wäre, wenn wir als Mann und Frau zuſammenleben wollten. Deshalb haben wir unſere Ehe getrennt.“

„Du haſt ihn wohl lange nicht geſehen?“

„Ich glaube, es ſind zwei Jahre her.“

„Wenn er nun jetzt käme und doch noch einmal fragte?“ inquirirt Viktor altklug weiter.

„Unſinn!“ ſagt ſie herb und wendet ſich wieder der Thüre zu.

„Nun, verzeihe mir, daß ich lebe! Nebenbei iſt ja Onkel Welcken an irgend einem Fluſſe, Logo oder Kongo, da unten in Afrika und macht eine beneidenswerte Forſchungsreiſe, alſo wirſt Du fürs erſte nicht in die Verlegenheit kommen.“

Er weiß nicht, ob die Schweſter ſeine letzten Worte noch gehört hat. Unmutig nimmt der Kadett wieder die Zeitung zur Hand und beginnt zu leſen:

„Von der im Anfang des Jahres nach Afrika aufgebrochenen Reiſegeſellſchaft zum Zwecke der Erforſchung des Kongogebietes fehlen ſchon ſeit Monaten alle Nachrichten. Es bleibt nur die betrübende Annahme übrig, daß die Mitglieder jener Geſellſchaft entweder dem Klima oder den Angriffen der Eingeborenen zum Opfer gefallen ſind, ein um ſo traurigerer Ausgang, da ſich unter den Teilnehmern bedeutende Naturforſcher und auch einer unſerer größten Grundbeſitzer, der Graf Welcken aus Rheinfelden, befanden, welcher ſcheinbar nur aus Paſſion ſich jener Geſellſchaft angeſchloſſen hatte.“

Viktor lieſt, und große Thränen fallen auf das Papier.

„Der arme Onkel!“ denkt er. „Aber es iſt ja nicht gewiß, vielleicht kommen ſie doch alle wieder zum Vorſchein, und dann iſt die Freude um ſo größer. Was ſage ich nur Käthe? Ich mag es ihr nicht erzählen, ſie hat immer ein ſolch unheimlich ernſtes Geſicht, wenn von ihm die Rede iſt.“

„Du, Käthe, lies einmal die Zeitung, da ſteht etwas über Onkel Welcken drin unter Kunſt und Wiſſenſchaft. Ich muß gleich fort.“

Und wie ein Wieſel ſchlüpft er zur Thür hinaus.

„Was denn?“ fragt die Gerufene und tritt, als keine Antwort erfolgt, in das Zimmer.

Sie legt die Hand aufs Herz. Es iſt ihr jedesmal ein peinliches Gefühl, wenn ſie jemanden in einem andern Raum anredet und keine Antwort erfolgt.

Langſam nimmt ſie das Blatt vom Tiſch.

Schon lange iſt ihre Hand mit der Zeitung zurückgeſunken, und ſie ſteht noch immer da, wo ſie es geleſen, und ſieht mit großen, trockenen Augen gerade vor ſich hin.

„Tot, tot,“ murmeln leiſe ihre Lippen, „von Wilden ermordet oder dahingeſiecht im Fieber, ohne Freundeshilfe, ohne einen Abſchiedsdruck von lieber Hand. Verſchollen — verdorben; — auf fremder Erde hat das große Herz den letzten Schlag gethan! Alſo auch der fort“ — ſie fröſtelt — „es wird ſo einſam um mich.“

Langſam wandern ihre Blicke von dem Bilde der Gräfin Welcken über dem Sofa zu einer Photographie Bodos auf dem Kaminſims.

„Es iſt unmöglich, die Herkulesgeſtalt von einem elenden Fieber dahingerafft oder gar unter dem Meſſer eines ſtumpfſinnigen Schwarzen verblutet. Unmöglich!“

Ihre Lippen ſind wieder ſtill, und auf ihrem Geſicht zuckt und vibrirt es unruhig. Plötzlich ſchlägt ſie beide Hände vor das Antlitz.

„Heiliger Gott im Himmel, weshalb ging er nach Afrika? Weil er mich liebte, und ich glaubte dieſe Liebe nicht voll und ganz mehr erwidern zu können. Um Zerſtreuung zu finden, vielleicht um den Tod zu ſuchen. Und das haſt du gethan, Käthe! Du herzloſes Geſchöpf, du konnteſt es wiſſen, daß ſolch ein Mann an einer unerwiderten Liebe zu Grunde gehen mußte! Und wenn du dich zur Liebe gezwungen hätteſt um ſeinetwillen, es wäre edler geweſen. Ja, zwingen! Warum folgte ich damals nicht jenem Gefühl, als er zum letztenmale in Rheinfelden um meine Liebe flehte? Weil ich ein ſchlechtes Geſchöpf bin. Es war mir natürlich zu einſam im Schloſſe, und ich lechzte als echte, ſchlechte Komödiantin nach Händegeklatſch und Bravorufen! Unglaublich leichtſinnig war ich. Ich konnte es wiſſen, daß ich ihn noch liebte, wie ich es jetzt weiß, nachdem ich zwei Jahre mit meinem Herzen Verſtecken geſpielt habe. Herrgott, rechne mir dieſe Sünde nicht an!“

Schluchzend fällt das ſich ſelbſt ungerecht anklagende Weib auf die Kniee und drückt den Kopf in die Kiſſen des Sofas.

„Und doch iſt es eine Möglichkeit, daß er geſund wäre!“

Wie ein goldener Hoffnungsſtrahl fällt dieſer Gedanke wieder in ihre Seele.

„Er kann nicht tot ſein!“

Es iſt, als ob dies eine fixe Idee bei ihr werden wollte.

Tage und Wochen vergehen; noch immer hört man nichts von jener verſchollenen Forſchungsgeſellſchaft.

Käthe erwartet jeden Tag ein Telegramm von irgend einer Zeitung, mit welcher ſie ſich in Verbindung geſetzt hat, um Nachrichten über Bodo zu erhalten. Es kommt kein erlöſendes Wort, und doch hofft ſie noch immer, klammert ſich an den Gedanken: Es iſt ja auch noch keine Gewißheit da, welche den Untergang jener Reiſenden beſtätigt.

Die Welt iſt herzlos, aber oft wahr. Man behauptet, Fräulein Rollan ſtiege von dem Zenith ihrer Carrière langſam herab.

Sie weiß es ſelbſt; ihre Schaffenskraft iſt erlahmt, ihre Seele, ihre Begeiſterung nicht mehr frei ſeit jener Unglücksbotſchaft.

Schon nach einem halben Jahre löſt ſie ihr Engagement in München und zieht ſich mit einer alten Dame, welche ſie als Geſellſchafterin zu ſich ins Haus genommen hat, von der Welt zurück auf eine einſame kleine Villa in einer Vorſtadt der Reſidenz.

*

Es iſt faſt ein Jahr vergangen ſeit dem Aufhören jeder Nachricht von der Forſchungsgeſellſchaft. Da erhält Käthe eines Tages einen Brief von Viktor:

„Liebe Käthe!

„Hurra, Onkel Welcken lebt! Fritz ſchreibt mir eben, daß er ihm von Port Said aus telegraphirt habe. Er ſei zwar fieberkrank, befände ſich aber jetzt ſchon auf dem Wege nach Marſeille, um von dort nach Cannes zu gehen, woſelbſt er die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit abwarten müſſe, ehe er wieder nach Deutſchland zurückkehren könnte. Es muß doch hölliſch gefährlich geweſen ſein in Afrika, daß ſie ſo lange weggeblieben ſind. Ob mir Onkel Welcken wohl Lanzen und Dolche von den Schwarzen mitgebracht haben wird? Mit Kuß

Dein Viktor.“

Ein ſchwerer Seufzer ringt ſich von Käthes Lippen, als fiele ihr Bergeslaſt vom Herzen. Alſo doch nicht durch meine Schuld ins Unglück getrieben. Wohl zieht es ſie hin zu ihm, um vor ihn zu treten und zu ſagen: „Hier bin ich, die ihr Herz ſelbſt nicht erkennen konnte; jetzt kann ich es. Willſt Du es noch einmal? Es gehört Dir!“

Aber weiß ſie denn, ob er noch ihre Liebe verlangt? Und ſie kämpft tagelang mit der weiblichen Scheu und dem ſtarken, heißen Wunſche, ohne alles Bangen ſich ihm nähern zu können.

Da langt ein Brief an von Fritz.

„Cannes, den . . . .

„Liebe Couſine!

„Du bateſt mich, Dir Nachricht über Bodos Befinden zu geben. Geſtern bin ich hier angelangt und fand ihn krank, ſehr krank vor, ſo matt, ſo bewußtlos, daß er mich noch nicht erkannt hat. Es iſt zum Herzbrechen, wie er ausſieht. Der Arzt, welcher ihn behandelt, gibt noch nicht alle Hoffnung auf. Es ſei eine allgemeine Erſchlaffung des Nervenſyſtems nach den ungeheuren Strapazen der Reiſe. Ich werde Dir täglich ein paar Worte ſchreiben über den Verlauf der Krankheit. In Eile Dein

Vetter Fritz.“

*

Die Maſchine keucht und ſchnaubt, der Zug raſſelt und ſchüttelt durch die dunkle Dezembernacht dahin, und Käthe ſitzt müde und abgeſpannt in die Ecke eines Coupés gedrückt und denkt weiter nichts als: „Er darf nicht ſterben.“

Sie iſt endlich angelangt und ſteht mit Fritz vor dem Krankenzimmer. Vorſichtig ſteckt derſelbe den Kopf zwiſchen die Thürſpalte.

„Er ſchläft,“ flüſtert er, „komm nur herein, der Arzt hält jegliche Gefahr für überwunden, nur verbietet er irgend welche Aufregung.“

Leiſe, ſchwebenden Schrittes nähert ſie ſich dem Lager, während Fritz ans Fenſter tritt und abgewandt in die Dämmerung hinausblickt.

Sie ſteht lange vor ihm. Thräne auf Thräne rollt über ihre bleichen Wangen.

Was hat die Krankheit aus jenem urkräftigen Mann gemacht! Die leichenblaſſe Hautfarbe hebt kaum das leicht zurückgelehnte Haupt von dem Weiß des Linnens ab. Schlaff und welk alle Züge, tiefe Furchen um den einſt ſo kräftig geformten Mund, auf der breiten Stirn. Die Augen ſo matt und tief in ihre Höhlen zurückgeſunken.

Vorſichtig beugt ſie ſich und berührt mit den Lippen ſeine Stirn.

Es zieht wie ein zufriedenes Lächeln über ſein Antlitz.

„Liebe Mutter,“ murmelt er.

Sie ſind beide wieder hinausgeglitten.

„Ich muß ihn noch einmal ſehen, es wird das letztemal ſein," ſagt Käthe draußen zu ihrem Vetter.

Fritz iſt noch ganz der Alte.

„Vielleicht doch nicht das letztemal," er ſieht ſie halb ernſthaft, halb ſchalkhaft an.

Sie ſchlägt errötend die Augen nieder und antwortet keine Silbe.

Am nächſten Tage iſt Käthe ſchon wieder auf der Rückreiſe nach München. Ihr Antlitz iſt ſtill und friedlich wie das eines Menſchen, der entſchloſſen iſt, alles, was da kommen mag, ruhig über ſich ergehen zu laſſen, nachdem das Schlimmſte überwunden.

Käthe ſitzt in ihrem Schlafzimmer vor dem Spiegel und iſt beſchäftigt, ihre krauſen braunen Haare in einen einfachen Knoten am Hinterhaupt für die Nachtruhe zu ſchlingen. Ein mattgelber Schlafrock hüllt ihre Geſtalt ein.

Sie iſt ſeltſam nervös und ungeſchickt heute. Schon zweimal iſt eine der ſchweren Flechten ihren Fingern entglitten.

„Was iſt mir nur?"

Sie ſchüttelt das Haupt und blickt in den Spiegel. Wie ſie in das klare Glas ſchaut, da iſt es ihr, als erſchiene neben ihrem eigenen Geſicht noch ein anderes Antlitz.

Sie erſchrickt nicht, ſie kennt ja die Züge, den blonden, krauſen Vollbart, den eiſenharten Mund mit den doch ſo ſchön geſchwungenen Lippen, dann die markig geformte Naſe und die tief unter der Stirn ruhenden grauen Augen.

Unruhig erhebt ſie ſich und ſchreitet langſam auf und nieder im Zimmer.

„Es iſt ſo heiß und ſchwül hier. Mir iſt ſo ſeltſam, ich leide doch ſonſt nicht an Herzklopfen. Alſo Bodo iſt ganz wieder hergeſtellt und wird in den nächſten Tagen nach Rheinfelden zurückkehren. Er muß durch München kommen. Wenn ich ihn nur heimlich einen Moment ſehen könnte! Ob er wohl wieder ſo ſtark und kräftig ausſieht wie früher? Vielleicht hat er den Frohmut wieder gefunden wie einſt. Geneſende ſind meiſtens in guter Stimmung. Es iſt furchtbar, dieſe erſte Frühlingsluft!" Sie ſchreitet durch das nebenliegende Wohnzimmer und öffnet die Glasthür, welche in den Garten führt.

Ländliches Idyll. Gemälde von Hermine Biedermann-Arendts

Aufatmend wirft ſie das Gewand von der Bruſt zurück und läßt die laue Nachtluft mit Wohlgefallen um die heiße Stirn und Schläfe wehen.

Es iſt eine warme, dumpfe Mainacht. Den ganzen Tag iſt der Regen ſtill und ſanft von dem bleigrauen Himmel herabgefallen. Jetzt tropft es geheimnisvoll von Geäſt und Knoſpen, kein Laut rings vernehmbar. Der Mond, welcher nicht durch die Wolken dringen kann, verbreitet eine ſchwermütige kaum das tiefſte Dunkel mildernde Dämmerung.

So ſteht das ſchöne Weib da und blickt traumverloren in die Weite, hinein in die wonneſame Frühlingsnacht, hinein in die wallenden, lauſchenden Nebel, welche ſich wie graue Schleier vom feuchten Raſen emporheben.

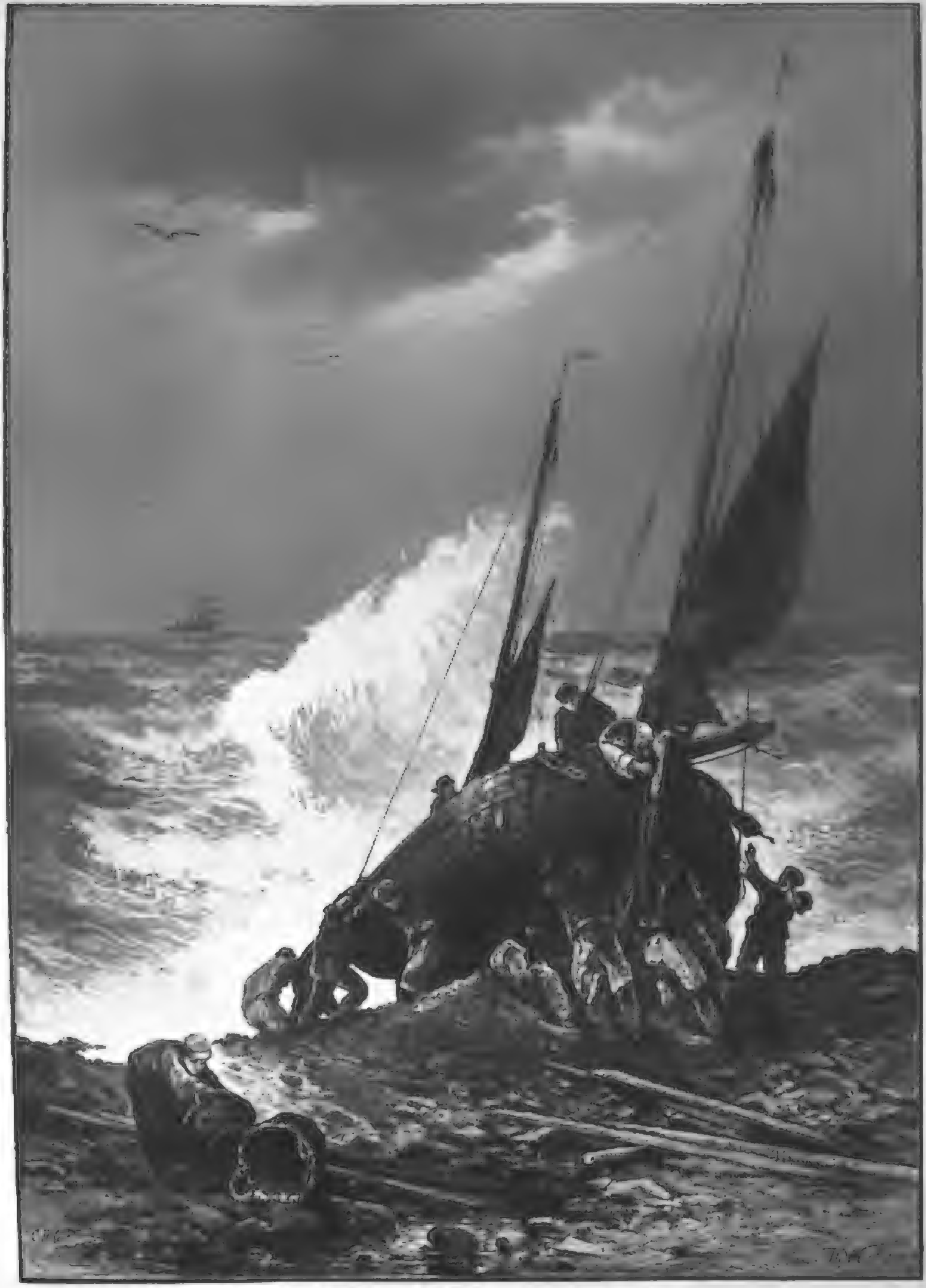
Woran denkt ſie? Woran denkt ein Menſch in ſolcher Stunde und Umgebung?

Das Gehirn arbeitet nur langſam. Verworren miſcht es Gedanken und Phantaſien durcheinander, ſo daß der Atem als ſchwerer Seufzer die Bruſt hebt und ſenkt. Man iſt nicht traurig, auch nicht froh, es iſt ein Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen. In ſolch brütender, ſchwüler Mainacht bringt die Natur mit ihrem magnetiſirend wirkenden Zuſtand des werdenden und keimenden Lebens uns ſelbſt hinein in ein Sehnen und Lechzen nach etwas Ungreifbarem, Geheimnisvollem, welches unſere Nerven ſüß erſchauern läßt.

Wie lang ſie ſo geſtanden und geträumt, ſie weiß es nicht.

Iſt es nicht, als ob die Gartenpforte geöffnet würde? Vielleicht einer der Dienſtboten, es iſt ja noch nicht zehn Uhr. Knirſcht da nicht der Kies? Es iſt, als böge jemand um die Hausecke.

Namenloſe Beklemmung ſchnürt ihr die Bruſt zuſammen.



Abfahrt zur Rettung in Yport (Normandie). Originalzeichnung von Theodor Weber

Es iſt ſonderbar, ſie empfindet keine Furcht vor Dieben oder Mördern in dieſem Augenblick, und doch möchte ſie um Hilfe ſchreien. Aber kein Laut entringt ſich ihren Lippen. Und eine Geſtalt kommt ihr näher und näher mit zögernden Schritten, dicht vor ihr bleibt dieſelbe ſtehen.

„Käthe, biſt Du es, oder täuſcht mich meine Phantaſie?“

„Bodo!“

Ihre hohe Geſtalt lehnt ſich, wie vor einer überirdiſchen Erſcheinung bis ins Innerſte erbebend, zurück gegen den Pfoſten der Thür. Aber es iſt kein Schein. Ein ſtarker Arm legt ſich um ihre Taille und führt die langſam willenlos Folgende in das Gemach, wortlos, ſchweigend. Erſt als er ſie behutſam wie ein krankes Kind aus ſeinem Arm hat hingleiten laſſen auf ein Polſter, kniet er neben ihr nieder und beginnt zu ſprechen:

„Ja, Du haſt recht geſehen, Käthe, ich bin es. Es trieb mich her, unwiderſtehlich, nachdem ich tagelang gewartet auf ein Wort von Dir. Und ich ſah Dich ſtehen in der geöffneten Thür. Lange, lange haben meine Blicke Deine regungsloſe Geſtalt geprüft, ob Du es auch wirklich ſeieſt. Wohl tauſendmal habe ich mir die Frage geſtellt: Darfſt du ihr dort, deinem einſt angetrauten Weibe, nahen, darfſt du ſie aufſchrecken aus ihrem Traum? Und während immer nur dieſes in meinem armen Gehirn wühlte, bin ich Dir näher und näher gekommen, ich weiß ſelbſt nicht wie. Sie haben mir ja erzählt, daß Du in Cannes an meinem Lager geſtanden, und da trieb es mich hieher, um Dir zu danken für Deine Teilnahme. Da ſaheſt Du mich und ſchrieſt nicht entſetzensvoll, abwehrend meinen Namen, ſondern Du ſprachſt ihn aus wie den Namen eines Menſchen, an den man lange gedacht hat, und erſtaunt, daß er jetzt da iſt. Oder täuſchte ich mich?“

Er ſucht nach ihrer Hand; ſie läßt ihm dieſelbe, ohne den Druck der ſeinen zu erwidern. Es iſt, als könne ſie nicht erwachen, obgleich ihm die braunen Augen groß und ſtrahlend entgegenleuchten.

Er fährt fort: „Siehſt Du, Käthe, wozu ſoll ich alles noch einmal ſagen, Du weißt es ja ſchon, aber Du mußt auch verſtehen, wie ich Dich geliebt habe und wie ich Dich jetzt liebe, anders wie die glückbringende Zukunft meines Lebens. Glaubſt Du, ich würde flehen wie ein Kind um Deine Liebe, ohne Selbſtvertrauen, ohne Würde, mit der Gewährung heiſchenden Beſcheidenheit eines hilfloſen Bettlers, wenn ich nicht lechzte nach dem Lächeln Deines Mundes, dem Druck Deiner Hand? Nimm mich zurück, Käthe, thue es, habe Barmherzigkeit!“

Er beugt ſich dicht über ſie, ihre Blicke ſaugen ſich feſt an den ſeinen und leiſe ſinkt ſein Mund auf ihre halbgeöffneten Lippen herab.

„Sieh, Bodo, ich wußte ja lange, daß ich Dich wieder ſo lieb hatte wie einſt, und konnte Dir es doch nicht ſagen; ich wußte doch nicht, ob Du dieſe Liebe noch wollteſt. Ich fand das richtige Wort nicht.“

„Und jetzt?“ fragt er leiſe und drückt ſchon wieder ſeine Lippen auf ihren Mund.

Sie antwortet nicht, aber ihre weichen, warmen Arme ſchlingt ſie um des Mannes Nacken und drückt ſein blondes Haupt gegen ihre ſtürmiſch bewegte Bruſt, daß ihm faſt der Atem vergeht bei dem holden Druck dieſer Feſſeln. Dann fährt ſie ſtill lächelnd mit den Händen über ſeine vom Nachttau feuchten Locken. „Und jetzt, Geliebter,“ flüſtert ſie, „fragſt Du noch?“

Draußen vor der offenen Thür beginnt leiſe klagend eine Nachtigall ihr ſchwermutvolles, tragendes Lied. Sie horchen beide darauf, die ſich wiedergegebenen Gatten, und lächeln ſelig dazu.

Aus Wien.

Von Armin Friedmann.

Ein allbekanntes deutſches Wahrwort erklärt des Mannes Rede für keine, und fordert auf „alle beede“ zu hören. Daß man aber alle 1528 [illegible] müſſe, iſt, wie jedermann gerne zugeſtehen [illegible] wenig zu weit gegangen — und gerade ſo [illegible]

der Miniſter und der Regierungsvertreter erſcheinen in dieſe kleine Statiſtik gar nicht mit einbezogen. Ein ſcharfſinniger Kopf hat herausgerechnet, daß, da unſer Abgeordnetenhaus wohlgezählte 353 Mitglieder beſitze, auf jedes derſelben nur 4⅓ Reden kommen, was doch gewiß ſehr mäßig iſt. Derſelbe Rechenkünſtler hat weiter ermittelt, daß ein ununterbrochener Zeitraum von 31 Tagen und 20 Stunden erforderlich iſt, all dieſe oratoriſchen Meiſterleiſtungen vom Stapel zu laſſen. Dabei nimmt er nur ein kleines halbes Stündchen als Durchſchnittszeit für die Rede und Grundlage ſeiner Berechnung an. Das wäre doch gewiß nicht zu viel. Bedenkt man aber, daß unſere Volksbeglücker die epiſche Breite lieben und gleich ein paar Stunden brauchen, um ſich kurz zu faſſen, ſo braucht das Parlament vielleicht gar ein oder zwei Jährlein zur Defizitdebatte. Der Schatzkanzler behauptet zwar, das Defizit glücklich fortesfamotirt zu haben, und thatſächlich trifft man das häßliche Wort nicht mehr im Staatsvoranſchlag, aber die allergetreueſte Oppoſition meint, es ſei nur das Wort fortgelaſſen, die Sache aber geblieben. Dem ſei nun, wie ihm wolle — wacker haben ſich die Herren von allen Parteiſchattirungen in den Urwald von Ziffern eingearbeitet und ſogar gewagt, ihn hier und da ein wenig auszuroden. Sonſt pflegte man im bürgerlichen Kleinleben, wo es ſich doch nicht gleich um Rieſenſummen handelt, zu ſagen: „In Geldſachen hört die Gemütlichkeit auf.“ Man dürfte alſo meinen, Millionendebatten müßten koloſſal ungemütlich ſein — aber gerade im Gegenteil. Man iſt bei uns zu Lande ganz jovial dabei, macht, je nachdem es die beſonderen Umſtände verſtatten, gute, mindere oder gar ſchlechte Witze, und trachtet ſich und andere, ſo weit als thunlich, aufzuheitern. Der Graf Taaffe zum Beiſpiel hat eine kleine Wiener Dialektſtudie als munteres Intermezzo in ſeine Rede eingeflochten. In launiger Weiſe verwahrte er ſich gegen den ihm unterſchobenen, vielbeſprochenen Ausdruck „fortwurſteln“. Er wolle und werde nicht fortwurſteln, gewiß und wahrhaftig nicht, ſondern beabſichtige nur, ſich mit den auf das allerknappſte zugeſchnittenen Mitteln — „durchzufretten“. „Durchfretten“ heißt ſo viel, als mit wenigem ſein kärglichſtes Auskommen finden. Ein Diurniſt, der mit 30 Gulden Fixum monatlich eine liebende Gattin und ein Dutzend Leibeserben füttern, kleiden und behauſen muß, — eine Mutter, die mit kleinſten Beträgen ſplendide Feſtſpeiſen beſchaffen ſoll, fretten ſich durch. Es war gewiß nötig, dieſe Urwiener Worte für diejenigen unſerer Leſer, welche keine „alten Drahrer“ oder „harbe Gockeln“ ſind, zu überſetzen. Fortwurſteln aber heißt ſo viel oder wenig als fortwurſteln. Der Wortbegriff läßt ſich nur umſchreiben, ganz zu erſchöpfen iſt er nicht. Ein Aroma, ein Wiener Erdgeruch ſchwebt über dieſem famoſen Verbum, den nur ein Eingeborener der „drenteren Gründe“ in ſeinem ganzen Weſen faſſen kann. Alle gleichgiltige Verachtung irgend möglicher Hemmniſſe eines Vorhabens liegt in dem Worte. Wenn jemand nicht nach beſtimmtem, im voraus feſtgeſtellten Plan vorgeht — dann wurſtelt er eben fort. Wollten wir dem Worte Glacéhandſchuhe anzwängen und es ſalonfähig geſtalten, dürften wir es vielleicht umſchreibend überſetzen mit: Politik von Fall zu Fall treiben.

Eine öſterreichiſche Parlamentsſitzung iſt intereſſant, wenn man auch nichts darin hört. Sie ſtaunen, verehrte Leſer? Gewiß, man hört im hohen Hauſe nicht ein Wort, kein eigenes nicht und kein fremdes. Sicher iſt das mit ein Grund, daß ſich die Parteien ſo ſchwer verſtändigen. Im Saale kommt nur die mimiſche Leiſtung zur Geltung, die einer verſtändnisinnigen Aufnahme von vornherein gewiß ſein kann, denn das Wort verhallt ſpurlos im Raume. Der Parlamentsſaal hat die Leute gewöhnt, das aus dem Mienen- und Geberdenſpiel der Redner zu entnehmen, was ſie nicht hören. In dieſer Kunſt kann man es bekanntlich durch beharrliche Uebung zu hoher Vollkommenheit bringen. Doch hat der Saal keine ſchlechte Akuſtik — er hat gar keine! Das iſt nicht übertrieben, ſondern ſo betrübend als wahr. Spricht ein Redner auf der Linken, ſo verläßt die Rechte ihre ſichern Wohnſitze, wandert hinüber und gruppirt ſich um ihn wie um einen orientaliſchen Märchenerzähler. Dann nomadiſirt wieder, der lieblichen Abwechslung halber, links nach rechts hinüber, um den freundnachbarlichen Beſuch im gleichen Sinne zu erwidern. Der Präſident, der verehrliche Ordnungsrufer im Streit, iſt natürlich an die Glocke gebannt und kann bedauerlicherweiſe nicht mit. Er hört faſt nichts von all den ſchönen Vor- und Nachreden. Er ſitzt auf hohem Felſen, und um ihn brandet gewaltig die Redeflut. Auch ſein Lied — wenn ſchon der Vergleich ein wenig kühn erſcheint — hat eine wunderſame, gewaltige Melodei. Damit, daß er ſo wenig hören kann, erklärt ſich die Menge der ſpäteren Ordnungsrufe, welche in bedeutenden [illegible]

Alles, was bislang zur Verbeſſerung ſolcher, man darf in dieſem Fall mit Berechtigung ſagen, „ſchreiender“ Uebelſtände unternommen wurde, iſt umſonſt geſchehen. Man [illegible]

mehr weiß, was er ſprach, erſt aus dem Morgenblatt erfährt, was er geſprochen, wobei es ſich freilich ereignen mag, daß in jedem der Morgenblätter etwas anderes ſteht.

Ein würdiges Gegenſtück zum Nichthören bildet offenbar das Nichtſehen. Und auch darin können die Wiener dienen: die heurigen, elektriſch erleuchteten Gemäldeausſtellungen des Abends bieten den Anlaß dazu. Alle Achtung vor der elektriſchen Sonne, aber mit der wirklichen in Wettbewerb zu treten, ſollte ſie ſich wohlweislich hüten. Es hieße, offene Thüren einrennen, wenn man noch ausführlich erweiſen wollte, daß wir zur Bilderſchau des hellen, fröhlichen Sonnenſtrahls in höchſteigener Perſon ohne alle Stellvertretung bedürfen. — Die Abendausſtellung des Kunſtvereins bietet ein Senſationsgemälde, das bald ſeine Rundreiſe durch ganz Europa antreten und ſicher nicht verfehlen wird, allerorten Aufſehen zu erregen. Ob aber die künſtleriſche Wirkung eine echte, tiefe ſein werde, möchten wir eher verneinen als bejahen. „Am Sarge des Kronprinzen Rudolf“ von Leo Diet, der ſich durch ſeine Studien aus Aegypten bekannt machte, iſt nach einer Skizze von Leo Freiherrn von Luttgendorf in großen Maßen binnen vierzehn Tagen gemalt worden. Die fremde Skizze und die kurze Entſtehungszeit merkt man dem Bild auch an. Die Urſprünglichkeit der ſelbſteigenen Auffaſſung fehlt, es iſt alles aus zweiter Hand überkommen. An den zwei Wochen iſt wenig Erſtaunliches, wenn man bedenkt, daß mehrbändige, denſelben tragiſchen Vorwurf behandelnde Romane in noch kürzerer Zeit — angefertigt wurden. Das Bild iſt — der begabte Künſtler verzeihe den Ausdruck — doch nur eine Art in Oel gemalter Kolportageroman. Es reicht in maleriſch-effektvoller Wirkung lange nicht an Michael von Zichys „Kaiſerin Eliſabeth am Sarge Deaks“ in der Budapeſter Nationalgalerie hinan, das doch auch für kein vollendetes Meiſterwerk gelten kann. Den Vergleich mit Koppays „Ludwig II. von Bayern im Sarge“ verträgt es noch minder. Die beiden Frauen, die kaiſerliche Mutter en face und die junge Witwe, Rückenfigur, ſind recht konventionell gehalten. Das Palmengrün und der rote Kerzenſchimmer ſcheinen, ſoweit das „Elektriſche“ ein Urteil verſtattet, recht verſtändig gemalt.

Einen weitaus befriedigenderen Eindruck gewährt die Tagesausſtellung desſelben Kunſtvereins mit Franz von Pauſingers prächtigen ſechs Kreidekartons, welche denkwürdige Epiſoden aus dem Jagdleben des Kaiſers Franz Joſef meiſterhaft darſtellen. Dieſe Kartons zeichnen ſich durch getreue, liebevolle Naturbeobachtung und virtuoſe Technik in gleichem Maße aus. Der Meiſter iſt ſo guter Jäger als Maler, was nicht wenig heißt. Seine Kompoſition iſt von ungeſuchter, überzeugender Lebenswahrheit. Mit großer Kühnheit beherrſcht er die Technik der ſchwarzen Kreide — Strich, Verwiſchen und weiß Ausſparen. Er prunkt nie mit der Technik, die ihm nur Mittel, nie Zweck iſt. Gekünſtelte, unaufrichtige Keckheit, welche ſo viele Moderne oſtentativ zur Schau tragen und hinter welcher ſich bloß zweifelhaftes Können und halbe Fertigkeit verbergen, ſind ihm fremd. Er kennt zwiſchen ſchwarz und weiß nicht etwa bloß zwei oder drei Mitteltöne, ſondern eine unendlich reich abgeſtufte Skala von Zwiſchentinten, welche zu beinahe koloriſtiſcher Wirkung verwertet werden. Der Jagd- und auch der Kunſtfreund werden von dieſen in ihrer Art einzigen Arbeiten voll befriedigt werden. Um ſo willkommener müſſen ſie dem hohen Beſitzer ſelbſt ſein, dem kühnen Weidmann und feinfühligen Mäcen, welchen überdies noch ein perſönliches, lebhaftes Intereſſe mit den Darſtellungen verknüpft.

Der erſte Zehnender des Kaiſers vom Jahre 1848, das tauſendſte Stück Schwarzwild, der tauſendſte Reineke, der fünfhundertſte Hirſch und der ſovielte Auerhahn, die fünfzehnhundertſte „Gams“ bilden ſicher denkwürdige Jagderinnerungen. Kapitale Vierzehn- und Achtzehnender werden im Bilde vorgeführt — ſogar ein ungerader Zwanzigender!

Zum Schluſſe haben wir uns noch einem erfreulichen künſtleriſchen Ereignis eines andern Gebietes zuzuwenden. Seit dem Heimgang der Amalia Haizinger in Wien und der Minona Frieb-Blumauer in Berlin entbehrte die deutſche Bühne einer Vertreterin allererſten Ranges für das Fach der komiſchen Alten. Der vakante Ehrenpoſten iſt nunmehr wieder in glänzender Weiſe beſetzt. Helene Hartmann, die Ex-Naive des Burgtheaters, hat ſich mit einemmal entſchloſſen, alt zu werden, um jung zu bleiben, und die ſchärfſten Federn ſenkten ſich in bewundernder Huldigung. In C. Karlweis' neuem Stücke: „Bruder Hans“, ſpielte Frau Hartmann die altjüngferliche Haushälterin, das Fräulein Ludmilla. Wie ſie ſich die runde Hornbrille langſam auf die Naſe ſetzte, um die Wirtſchaftsrechnung mit gebührendem Ernſt vorzulegen, jubelte ihr die große Familie der Burgſtammſitzer begeiſtert zu. Die ganze Darſtellung war aber auch eine prächtige Leiſtung, wie aus einem Guß, humorreich und liebenswürdig. Die [illegible], verſchämte Liebes- [illegible]

Aus dem Konak in Belgrad.

In dem jungen Königreich Serbien hat ſich ein Drama abgeſpielt, das, wenn auch unblutig verlaufen, doch einer tiefen Tragik nicht entbehrt und zugleich bedeutungsvoll in die weitere Entwicklung der europäiſchen Politik eingreift, bedeutungsvoll namentlich für Oeſterreich, deſſen Kaiſerhaus und Staat eben erſt durch die Tragödie in Meyerling ſchwer erſchüttert worden war.

Der König Milan I., der vor kurzem erſt die Königskrone des von der türkiſchen Oberhoheit befreiten Serbiens auf ſein Haupt ſetzte, hat plötzlich — wenn auch nicht unerwartet für diejenigen, welche die innere Entwicklung der ſerbiſchen Verhältniſſe näher kannten — die Krone zu Gunſten ſeines Sohnes niedergelegt, welcher als Alexander I. den jungen Königsthron beſteigt und in deſſen Namen die Regierung bis zu ſeiner Volljährigkeit durch drei von dem Könige Milan in ſeinem Abdankungsdekret ernannten Regenten geführt wird.

Schwere innere und äußere Konflikte haben den erſt 35 Jahre alten Serbenkönig zur Niederlegung der Würde und Macht gedrängt, die er nach ſo vielen harten Kämpfen erlangt hat und für welche er nach gewöhnlicher menſchlicher Berechnung nicht beſtimmt zu ſein ſchien.

Ein ganz kurzer Rückblick auf die Geſchichte des jungen Königreichs und ſeiner Dynaſtie wird das merkwürdige und für die große Welt überraſchende Ereignis einigermaßen verſtehen lehren.

Vom Jahre 1814—1816 kämpfte das ſerbiſche Volk unausgeſetzt um ſeine Befreiung von dem unmittelbaren türkiſchen Joch. Die beiden hauptſächlichſten Führer in dieſen Kämpfen waren Kara Georg (der ſchwarze Georg) und Miloſch, der Sohn eines Bauern Namens Teſcho und ſeiner Frau, einer verwitweten Obren. Ein Stiefbruder des Miloſch aus der erſten Ehe ſeiner Mutter hatte ihn in ſein blühendes Geſchäft, das er zu Brusnitza vermittels Viehhandels trieb, aufgenommen, und ohne eigentliche Adoption nannte ſich Miloſch ſeitdem Obrenowitſch, das heißt der Sohn des Obren. In Anerkennung ſeiner heldenhaften Tapferkeit und ſeiner glänzenden Erfolge wurde er im Jahre 1817, als Serbien die bedingte Unabhängigkeit eines Vaſallenſtaates erlangte, zum Fürſten gewählt. Seine Regierung aber war eine despotiſche, und ſo zwang man ihn im Jahre 1839 zur Abdankung. Zunächſt folgte ihm ſein älteſter Sohn Miloſch, der jedoch nach wenigen Tagen ſchon ſtarb, und dann deſſen jüngerer Bruder Michael, der im Jahre 1842 entthront wurde, um Alexander Karagjorgjewitſch, dem Sohn des Feldherrn Kara Georg Czerny, Platz zu machen. Aber auch Alexander Karagjorgjewitſch wurde wieder abgeſetzt, und der alte Miloſch Obrenowitſch aus der Verbannung zurückgerufen und zwar im Jahre 1858. Er ſtarb Ende 1860, und ihm folgte zum zweitenmal ſein Sohn Michael. Dieſer wurde 1868 auf dem Luſtſchloß Topſchider bei Belgrad ermordet. Alexander Karagjorgjewitſch aber wurde, wie ſehr auch ſeine Anhänger es betrieben, nicht auf den ſerbiſchen Fürſtenthron berufen; er war durch die Ausſage der Mörder Michaels ſchwer kompromittirt und wurde zu Zuchthausſtrafe verurteilt. Michael hinterließ keine Kinder, der alte Miloſch Obrenowitſch aber hatte einen im Exil geborenen Sohn von ſeiner Gemahlin, der moldauiſchen Bojarin Maria Catargi. Nach dem Tode ſeines Vaters war er faſt ganz allein unter der Obhut einer alten Dienerin aufgewachſen. Seine Mutter hatte ſich nicht um ihn gekümmert, ſondern lebte am Hofe des rumäniſchen Fürſten Alexander Kuſa. Mit dieſem ſelbſt wurde ſie denn auch durch die rumäniſche Revolution im Jahre 1866 aus Rumänien vertrieben. Der Fürſt Michael, welcher aus ſeiner Ehe mit der Gräfin Hunyady keine Kinder hatte, wollte ſeinen Stiefbruder Milan adoptiren und ſandte ihn nach Paris, wo Profeſſor Huet ihn erzog. Obgleich die Adoption nicht vollzogen war, ſo beriefen die Serben, namentlich auf den Betrieb von Riſtitſch, dem Führer der mächtigſten Partei im Lande, dennoch den jungen Prinzen Milan, der damals 14 Jahre alt war, zu ihrem Herrſcher. Er wurde in der Kathedrale zu Belgrad zum Fürſten gekrönt und trat unter der Leitung von drei Regenten: Riſtitſch, Blaznawatſch und Gawrilowitſch, die Regierung an. Am 22. Auguſt 1872 wurde Milan großjährig. Er beſchwor feierlich die ſerbiſche Verfaſſung und wurde vom allgemeinen Jubel des Volkes begrüßt. Später ſtellte er ſich dem Sultan Abdul Aſis als damaligem Oberlehnsherrn Serbiens vor und trat in ein freundliches Verhältnis zur Türkei. Er regierte unter der Leitung von Riſtitſch, dem er weſentlich ſeine Erhebung auf den Thron verdankte und den er als ſeinen politiſchen Erzieher betrachtete. Er ſchloß ſich der ruſſiſchen Politik an, da ja in jener Zeit durch Rußland allein die erſehnte Unabhängigkeit Serbiens zu erreichen war. Auch ſeine Vermählung mit der Tochter des ruſſiſchen Oberſten Keſchko, der Fürſtin Natalie, war, obwohl damals eine Herzensneigung zwiſchen den jungen Vermählten beſtehen mochte, doch zugleich ein Ergebnis der ruſſiſchen Politik, in deren Richtung ſich Serbien zu jener Zeit bewegte. Beim Ausbruch des großen orientaliſchen Krieges ſtellte ſich der Fürſt Milan auf die Seite Rußlands und erklärte dem Sultan, ſeinem Oberherrn, den Krieg — ein den europäiſchen Verträgen widerſprechendes Wagnis, das er nur im Vertrauen auf den Sieg Rußlands unternehmen konnte. Das Glück war ihm dabei nicht günſtig, und als am 14. Auguſt 1876 Milans Sohn, Alexander, geboren wurde, drangen die türkiſchen Heere in Serbien ein, während zugleich die ruſſiſchen Waffen bei Plewna gelähmt wurden, und Milan ſelbſt hatte wohl Schuld an dem Unglück des damaligen Krieges, wenn man ihm auch ſeine Jugend und Unerfahrenheit dabei entſchuldigend anrechnen mag. Er ſtellte ſich nicht an die Spitze ſeiner Truppen, ſondern blieb unthätig zurück und überließ die Führung dem ruſſiſchen General Tſchernajew, der das in ihn geſetzte Vertrauen vollſtändig täuſchte. Erſt der Fall von Plewna und der endliche Sieg der Ruſſen rettete Serbien und den König Milan, gegen den Karagjorgjewitſch auch im Lande ſelbſt lebhaft intriguirte, denn die alte Eiferſucht des ſchwarzen Georg gegen Miloſch dauerte in den Nachkommen fort, und das Haus Karagjorgjewitſch hielt ſich für eigentlich berechtigt zum ſerbiſchen Thron, den Alexander eine Zeit lang inne gehabt hatte. Der Kaiſer Alexander von Rußland aber ließ in dankbarer Anerkennung der ſerbiſchen Gefolgſchaft Milan nicht fallen. Auf dem Berliner Kongreß wurde das Fürſtentum Serbien von ſeiner Lehnspflicht gegen den Sultan entbunden und um 15,000 Quadratkilometer vergrößert. Nun aber trat eine Wendung der ſerbiſchen Politik ein. Fürſt Milan hatte ſich zunächſt aus Gründen perſönlicher Natur mit ſeiner Gemahlin Natalie entzweit und ſchloß ſich eng an Oeſterreich an. Sei es in der Erkenntnis, daß er dort Serbiens natürlichen Bundesgenoſſen und zuverläſſigſten Schutz zu finden gewiß war, ſei es, daß, wie ſeine Gegner ſagen, von Oeſterreich aus ihm Hilfe in dringenden finanziellen Verlegenheiten geboten wurde, genug, Serbien hielt immer feſter und entſchiedener zu Oeſterreich und erreichte auch durch deſſen und des verbündeten Deutſchlands Einfluß die langerſehnte Königskrone. Als am 6. März 1882 Milan ſich und ſeine Gemahlin feierlich in Belgrad krönen ließ, war es der öſterreichiſche Geſandte Graf Khevenhüller, welcher zuerſt die Anerkennung ſeines Hofes ausſprach, während Rußland noch lange Zeit mit der Anerkennung der ſerbiſchen Königswürde zurückhielt. Je enger ſich der König Milan nun an Oeſterreich anſchloß, um ſo mehr entfremdete er ſich Rußland, und ſchwere Wirren brachen in Serbien aus. Die Königin Natalie, welche ſich ganz als geborene ruſſiſche Unterthanin fühlte, trat an die Spitze der ruſſiſchen Partei. Riſtitſch, der auch, ohne Miniſter zu ſein, ſeinen tiefgehenden Einfluß bewahrte, arbeitete in gleicher Richtung, und die Lage des Königs im Lande wurde immer ſchwieriger, freilich nicht ohne ſeine Schuld. Man kann es nicht leugnen, daß der König Milan weder die Geiſtesklarheit noch die Thatkraft bewies, welche zur Regierung des unter ſo ſchwierigen inneren und äußeren Verhältniſſen entſtandenen ſerbiſchen Königreichs erforderlich war, und Milan täuſchte ſich auch vollſtändig über die Stimmung und die Sympathien ſeines Volkes. Die Serben wandten ſich mit ihren Neigungen ganz entſchieden Rußland zu, und auch die beſonneneren Parteiführer, welche nicht zu einer unbedingten Gefolgſchaft gegen Rußland geneigt ſein mochten, waren einem vollſtändigen und rückhaltloſen Anſchluß an Oeſterreich nicht gewogen. Die Miniſterien, welche Milan zur Regierung ſeines Landes berief, vermochten deshalb keinen Boden im Volk zu finden, und die Verlegenheiten, denen der unſchlüſſig ſchwankende König täglich mehr ſich ausgeſetzt ſah, wurden immer dringender. Obgleich er Riſtitſch wieder zu ſeinem Miniſter berief, obgleich dieſer mit kluger Zurückhaltung eine vorſichtige, alle diplomatiſchen Rückſichten beobachtende Politik zu führen unternahm, war doch die immer ſteigende Entfremdung zwiſchen dem König und dem ſerbiſchen Volk nicht zu verkennen, und es begannen auch von neuem Beſtrebungen des Fürſten Karagjorgjewitſch, welcher ſich mit der Tochter des Fürſten von Montenegro vermählt hatte, der ja ſtets die eigentliche Vertretung des altſerbiſchen Reichsgedankens für ſich in Anſpruch genommen. Um gerade dieſen, im Volke ſo tief wurzelnden altſerbiſchen Reichsgedanken für ſein Land und ſeine Dynaſtie fruchtbar zu machen, hatte der König Milan, jedenfalls falſchem Rat folgend und, wie man hie und da hat annehmen wollen, von irgend einer Großmacht dazu veranlaßt, den thörichten Krieg gegen Bulgarien im Jahre 1885 unternommen. Der Fürſt Alexander von Battenberg machte dieſem Kriege, der vielleicht bei ſiegreichem Ausgange Milans Popularität hätte wiederbeleben können, aber doch immer große Schwierigkeiten und Verlegenheiten allen europäiſchen Mächten gegenüber herbeiführen mußte, durch die Tage von Sliwnitza und Pirot ein ſchnelles und für den Serbenkönig unrühmliches Ende. Milan entſchloß ſich nun, die Schwierigkeiten im Innern an der Stelle anzugreifen, die er für den treibenden Mittelpunkt hielt, nämlich bei der Königin Natalie, und zu gleicher Zeit ſich die radikale Partei zum Freunde zu machen, um eine parlamentariſche Stütze für ſeine Regierung zu finden. Er führte dieſe Entſchlüſſe mit einer Heftigkeit, einer eigenſinnigen Rückſichtsloſigkeit aus, wie ſie gerade bei ſchwankenden und ſchwachen Charakteren häufig ganz unerwartet einzutreten pflegen. Die Geſchichte der Scheidung von ſeiner Gemahlin, die Zurückführung des Kronprinzen nach Serbien ſind bekannt. Er ſetzte zwar ſeinen Willen durch, aber nicht den Zweck ſeiner Maßregel, denn ſo ſehr man auch gewiſſe Schritte der Königin Natalie mißbilligen mochte, ſo verletzte doch auch wieder die ſcharfe Rückſichtsloſigkeit gegen eine Frau, der keine eigentliche Schuld bewieſen werden konnte, das Gefühl, und, was ſchlimmer und gefährlicher war, die Gültigkeit der Scheidung blieb zweifelhaft. Der Metropolit verweigerte dieſelbe, wurde abgeſetzt, ein neuer willfähriger Prieſter an ſeine Stelle berufen, und dadurch blieb in dem ſtreng orthodoxen ſerbiſchen Volk der Gedanke lebendig, daß der Königin ein nach den Geſetzen der Kirche nicht zuläſſiges Unrecht geſchehen ſei.

Es mag ganz dahingeſtellt bleiben, ob auch perſönliche Gründe den König Milan zur Scheidung von ſeiner Gemahlin getrieben und auf weſſen Seite in ſolchem Falle die größere Schuld zu ſuchen ſei — ſo viel ſteht feſt, daß die Scheidung ſelbſt und die Art, wie ſie erfolgte, ein politiſcher Fehler war.

Zuletzt verſuchte es Milan, ſich einen Boden im eigenen Lande zu ſchaffen, indem er, den Wünſchen der radikalen Partei entſprechend, eine neue Verfaſſung ſchuf. Die feſten Anhänger des Königtums wurden dadurch verletzt und die radikalen Elemente dennoch nicht dauernd und ſicher gewonnen. Dazu traten dann ſchwere finanzielle Bedrängniſſe, ſowohl für die Regierung als für den König perſönlich, die in dem allerdings tief erſchütterten und ohnehin gegen die drängenden Schwierigkeiten aller Art ſo wenig widerſtandsfähigen Fürſten den Gedanken der Abdankung reifen ließen. Es konnte ihm kein Zweifel darüber bleiben, daß dieſer Gedanke ſowohl in Wien als auch am deutſchen Kaiſerhofe Mißbilligung erfahre. Milan verſuchte noch einmal die Bildung eines neuen Miniſteriums, aber als er dann auch keinen Ausweg aus ſeinen Nöten fand, denen weder ſein Geiſt noch ſeine Kraft gewachſen, wurde der Gedanke zum Entſchluß, und Europa ſah ſich plötzlich der, wenn auch innerlich lange vorbereiteten, doch äußerlich überraſchenden Thatſache der Niederlegung der ſerbiſchen Krone durch den erſten Träger derſelben gegenüber.

Die Geſchichte wird den jungen Fürſten nicht von dem Vorwurf freiſprechen, daß er in bedauernswerter Schwäche ſeine königliche Macht von ſich geworfen und ſowohl ſein Land wie ſeine Dynaſtie vor ſchwere Fragen der Zukunft geſtellt hat. Kaum läßt ſich überſehen, wie dieſe Fragen ſich löſen werden, und es bleibt heute nur übrig, die Perſönlichkeiten zu prüfen und zu beurteilen, in deren Händen zunächſt das Schickſal Serbiens liegt.

Die leitende Kraft — wenn auch nicht mit abſolut entſcheidendem Einfluß — iſt jedenfalls der erſte der drei Regenten, Jovan Riſtitſch. Derſelbe iſt achtundfünfzig Jahre alt und wurde als der Sohn eines Kaufmanns in Kragujewatſch geboren. Er erwarb ſich in Wien, Heidelberg, Berlin und Paris eine gründliche und vielſeitige Bildung und ſtieg dann ſchnell im Staatsdienſt empor. Ilija Garaſchanin, der auswärtige Miniſter unter dem Fürſten Michael — der heutige Führer der Fortſchrittspartei — übertrug dem arbeitstüchtigen und diplomatiſch gewandten jungen Sektionschef im Miniſterium die beſonders ſchwierige und wichtige Vertretung Serbiens in Konſtantinopel, wo er ebenſo energiſch als geſchickt wirkte. Er erreichte 1862 die Räumung der ſerbiſchen Städte und Feſtungen und that ſo den erſten Schritt zur Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes. Später fiel er durch politiſche und Hofintriguen bei dem Fürſten Michael in Ungnade und blieb bis zu deſſen Ermordung, 1868, unthätig. Nach der Thronbeſteigung Milans führte er während deſſen Minderjährigkeit die Regentſchaft. Scharf und despotiſch regierte er, und ſein Werk war die neuerdings von Milan außer Kraft geſetzte monarchiſche Verfaſſung. In der auswärtigen Politik operirte er geſchickt, aber immer zeigte er entſchieden panſlawiſtiſche Neigungen. Milan, der ſich durch das dominirende Weſen ſeines politiſchen Vormunds gedrückt und verletzt fühlte, entließ denſelben bei ſeiner Volljährigkeit. Riſtitſch trat in die Oppoſition und ſchloß ſich, im Gegenſatz zu dem jungen König, der ruſſiſchen Politik und den panſlawiſtiſchen Elementen an. Zur Zeit des Friedenskongreſſes vertrat Riſtitſch Serbien in Berlin, fiel aber bald wieder in Ungnade und ſchloß ſich auf ſeinen Reiſen nach St. Petersburg und Moskau im Jahre 1886 ganz der ruſſiſchen Richtung an. Im Jahre 1887 gelangte er wieder zur Regierung, da er — ganz ſeiner früheren Haltung widerſprechend — in der Scheidungsfrage der einzige Staatsmann war, der ſich auf die Seite des Königs ſtellte, vielleicht, um den ſchwachen Fürſten ganz ſeinem Willen gefügig zu machen. Obgleich der ruſſiſche Hof und das ruſſiſche Volk für die Königin Natalie Partei nahmen — was bei der Stellung der orthodoxen Kirche nicht anders ſein konnte — blieb Riſtitſch doch in Rußland persona grata, ſo daß bis heute ſchwer zu ſagen iſt, wo die eigentlichen Ziele dieſes vielgewandten Mannes liegen, der es ſtets meiſterhaft verſtanden hat, ſeine Gedanken zu verbergen und dennoch ſeinen Willen durchzuſetzen.

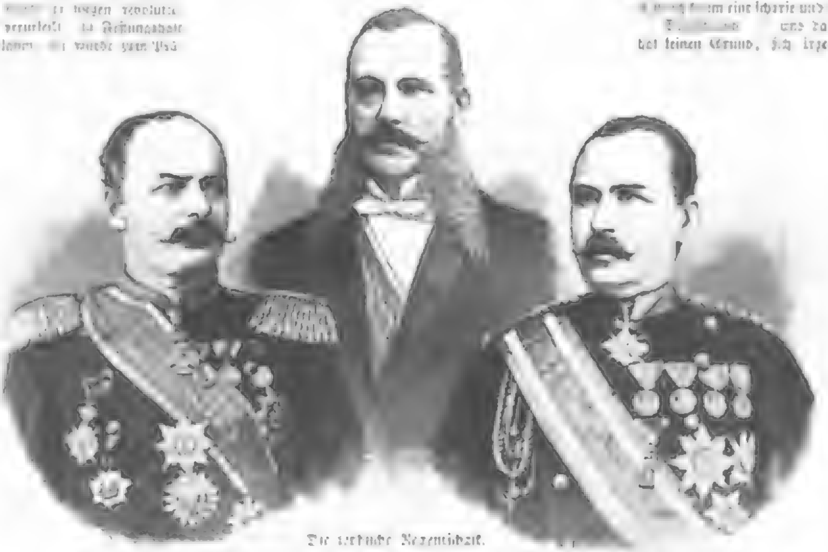
General Konſtantin Protitſch, der zweite Regent, war ſtets ein vertrauter Freund des Königs Milan. Er iſt vor allem Soldat und hat ſich immer als warmer Anhänger des Anſchluſſes Serbiens an Oeſterreich bekannt. Er war Generalſtabschef in dem türkiſch-ſerbiſchen Kriege, mehrmals Kriegsminiſter, hat aber niemals eine militäriſch oder politiſch hervorragende und erfolgreiche Rolle geſpielt.

Noch weniger iſt bis jetzt der dritte Regent, Jovan Belimarkowitſch, hervorgetreten. Er hat ſeine militäriſchen Studien in Berlin gemacht, wohin ihn ſein Beſchützer, Fürſt Alexander Karagjorgjewitſch, geſchickt hatte. Während Milans Minderjährigkeit war er Kriegsminiſter. Man warf ihm Unrichtigkeiten in der Kaſſenführung vor, Milan ſchlug die Unterſuchung nieder. Er zeichnete ſich im türkiſchen Kriege durch perſönliche Tapferkeit aus, fiel aber bei dem König in Ungnade, da er ſich in der Scheidungsfrage ſehr entſchieden auf die Seite des abgeſetzten Metropoliten Michael und der Königin Natalie ſtellte. Er gilt für einen rückhaltloſen Anhänger und Bewunderer von Riſtitſch.

Außer den Regenten kommen noch für die weitere Entwicklung der Zuſtände in Serbien der Miniſter des Innern, Koſta Tauſchanowitſch und der Miniſterpräſident und auswärtige Miniſter Sava Gruitſch in Betracht.

Tauſchanowitſch war früher Tabakshändler und gehörte der radikalen Partei an. 1883 wurde er wegen revolutionärer Verſchwörungen zum Tode verurteilt, zu Feſtungshaft begnadigt und 1886 völlig freigelaſſen. Er wurde zum Präſidenten der großen Skupſchtina gewählt und iſt von Riſtitſch nur in die Regierung gezogen, um mit dieſer Körperſchaft Fühlung zu halten. Fürs erſte — ſo lange die heutige Majorität der Skupſchtina beſteht — wird daher mit ſeinem Einfluß zu rechnen ſein.

Sava Gruitſch hat militäriſche Studien in Berlin gemacht. Er kämpfte während des polniſchen Aufſtandes 1863 in der Armee der Inſurgenten gegen Rußland, wurde aber ſchon ein Jahr ſpäter von der ſerbiſchen Regierung nach Petersburg geſchickt, um dort ſeine militäriſchen Studien zu vollenden, und bildete ſich nun zu einem unbedingten Anhänger Rußlands aus. Noch vor kurzem hat der jetzige Miniſter des Auswärtigen in einem von ihm geſchriebenen Artikel der „Slaviſchen Nachrichten“ Rußland als einzigen Retter der Slaven erklärt und die Beſetzung Bosniens durch Oeſterreich als eine drohende Gefahr für Serbien und deſſen Unabhängigkeit bezeichnet.



Die ſerbiſche Regentſchaft.

General Belimarkowitſch, Regent. Jovan Riſtitſch, Regent. General Protitſch, Regent.

Man ſieht, die neue Regierung in Serbien iſt bunt zuſammengeſetzt. — So viel aber läßt ſich wohl vorherſagen, daß die Strömung, welche Riſtitſch leitet, von der durch König Milan ſtets feſtgehaltenen Freundſchaft für Oeſterreich abweichen werde, wenn auch von dem klugen und vorſichtigen [illegible] eine ſcharfe und plötzliche Wendung zu erwarten iſt.

Deutſchland — und das iſt für uns die Hauptſache — hat keinen Grund, ſich irgendwie um die inneren Zuſtände Serbiens zu kümmern, vorausgeſetzt, daß dieſelben nicht durch revolutionäre Bewegungen die Ruhe auf der Balkanhalbinſel und damit den europäiſchen Frieden gefährden.

Was Serbiens auswärtige Politik betrifft, ſo hat Deutſchland darüber zu wachen, daß der berechtigte Einfluß Oeſterreichs im Donaugebiet nicht beeinträchtigt werde und daß der Kaiſerſtaat, wie ſich auch immer die Verhältniſſe des Orients entwickeln und geſtalten mögen, niemals von den Donaumündungen und dem freien Verkehr auf dem Strom, der für Oeſterreichs und Deutſchlands Handel die wichtige Lebensader bildet, abgeſchnitten oder verdrängt werde. Würden, was im Intereſſe des europäiſchen Friedens hoffentlich unterbleiben wird, dieſe für unſere Intereſſen im Orient gezogenen Grenzen jemals angetaſtet oder überſchritten werden, ſo wird Deutſchland mit aller Entſchiedenheit für den verbündeten Kaiſerſtaat und für die feſten Grundlagen des europäiſchen Friedens eintreten. O. M.

Auf den Straßen von St. Petersburg.

Originalzeichnungen von Ralph Stein.

Die deutſche Kaiſerfahrt nach der ruſſiſchen Hauptſtadt ließ den Seeweg dorthin in ein ganz beſonders glänzendes Licht gerückt erſcheinen; doch auch die Landreiſe iſt allerdings etwas lang, aber keineswegs ſo beſchwerlich, wie man in der Regel vermutet. Auf der Strecke von Berlin nach St. Petersburg, die man in anderthalb Tagen zurücklegt, iſt durch die treffliche Einrichtung der Waggons, ſachgemäße Zeiteinteilung, gute Wirtſchaften an den Haupthaltepunkten und ähnliches ſo ſehr für die Bequemlichkeit der Reiſenden geſorgt, daß man keineswegs einen beſondern Heldenmut braucht, um das Wagnis einer ſolchen Fahrt zu unternehmen, für die man reichlich belohnt wird. Selbſt die Kenntnis der ruſſiſchen Sprache iſt durchaus nicht erforderlich, denn es gibt wohl kein Land, in welchem ſo viele verſchiedene Sprachen geſprochen werden und der Ausländer daher im ſtande iſt, ſich ſo leicht verſtändlich zu machen, wie in Rußland.

Flotte [illegible]

Die günſtigſte Zeit, um St. Petersburg in der ganzen Pracht ſeiner nordiſchen Schönheit zu ſehen, iſt natürlich der Winter. Doch werden ſich ſchwerlich viele entſchließen können, gerade um dieſe Jahreszeit ihre Reiſe anzutreten; abgeſehen davon, daß man im Winter am liebſten zu Hauſe in ſeinen vier Pfählen am warmen Ofen ſitzt, fröſtelt es einen unwillkürlich bei dem Gedanken: „St. Petersburg im Winter!“ und man verbindet damit eine Vorſtellung von koloſſalen Eis- und Schneemaſſen und ſibiriſcher Kälte. — Ganz ſo fürchterlich iſt es nicht. Sobald der majeſtätiſche Winter einmal ſeine Herrſchaft begonnen, vergehen die ſchweren dunklen Nebel, die ungeſunde feuchte Witterung, und es wird licht und hell. Azurblauer Himmel, leuchtender Sonnenſchein, weiße, ſchimmernde Schneeflächen, funkelnde Eiskriſtalle, eine friſche, belebende, oft ſchneidend kalte Luft und das luſtige Schellengeläute der Schlitten, das iſt der ruſſiſche Winter. In den Häuſern aber iſt man ſo gut verſorgt und vor Froſt und Kälte geſchützt, daß man in ſüdlicheren Gegenden Europas, wenn ein ſtrenger Winter eintritt, verhältnismäßig mehr zu leiden hat als in Rußland. Dennoch wird der Vergnügungsreiſende naturgemäß im Winter den ſonnigen Süden aufſuchen und im Sommer oder, was im allgemeinen jedenfalls vorzuziehen iſt, im Frühjahr etwa um die Oſterzeit nach St. Petersburg reiſen.

Die breiten Straßen, die ſchönen Gebäude, die vielen Kirchen mit ihren vergoldeten Kuppeln und Kreuzen und der prachtvolle Newaquai, der im Sonnenſchein feuerglänzend ſtrahlt, fallen dem Beſchauer zuerſt ins Auge; gleichzeitig aber begegnet ihm eine ſolche Fülle eigenartiger und charakteriſtiſcher Erſcheinungen, daß man unwillkürlich beſtrebt iſt, dieſelben zu erfaſſen. Hauptſächlich iſt es das bunte Leben auf den Straßen mit ſeinen zahlreichen typiſchen Geſtalten, die uns intereſſieren und feſſeln. Wir verſuchen heute unſeren Leſern eine Reihe ſolcher Typen vorzuführen.

Ein ungemein reges Leben herrſcht in der Nähe der großen Bazars, beſonders unter den Arkaden von Goſtinoi Dwor, deſſen vordere Faſſade der Newskiperſpektive, der Hauptſtraße von St. Petersburg, zugewendet iſt. Ein glänzender Kaufladen reiht ſich hier an den andern. Die Damen verlaſſen ihre eleganten Herrſchaftswagen und drängen ſich in das Menſchengewühl, um ihre Einkäufe zu beſorgen. Am Eingange der Magazine ſtehen zahlloſe Händler auf ihrem Poſten und bieten allerhand Waren feil. Es ſind meiſt ſchlaue und luſtige Burſchen, die eine unglaubliche Zungenfertigkeit und viel Witz beſitzen — oft muß man unwillkürlich lächeln und läßt ſich bewegen, irgend eine Kleinigkeit zu erwerben, von der man gar keinen Gebrauch machen kann. Selbſtverſtändlich muß man immer die Hälfte des geforderten Preiſes bieten, was den Verkäufer jedesmal in komiſche Verzweiflung bringt, aber ihn ebenſo regelmäßig veranlaßt, auf den Handel einzugehen. Zu dieſer Art von Typen gehört namentlich auch der Händler mit Spielzeug. Da iſt gleich ſo ein alter Kerl im blauen Kaftan (langer Kittel), keck aufgeſtülpter Mütze, der vergnügt und liſtig mit den Augen zwinkert, uns ſeine rote, aufgedunſene Phyſiognomie des Gewohnheitstrinkers zuwendet und eine große Geſchicklichkeit darin beſitzt, ſeine aus Holz und Federn hergeſtellten Hähne an die liebe Straßenjugend zu verkaufen.

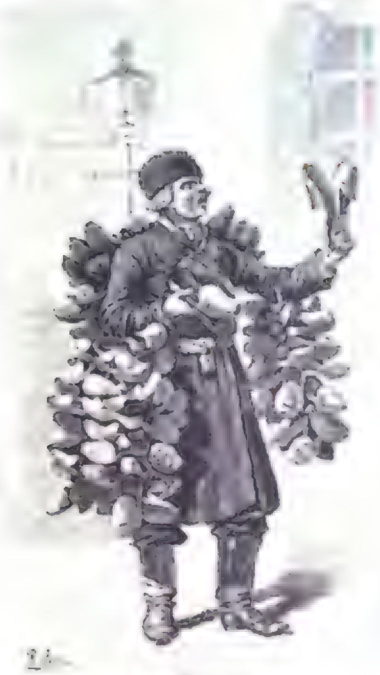
[illegible]

Verkäufer aus Holz und Federn hergeſtellter Hähne (Kinderſpielwaren).

Auffallend iſt die Menge von verſchiedenen Nationalitäten, der man auf den Straßen begegnet. So ſind die ebenfalls in der Nähe der Bazars ſich aufhaltenden Händler mit Schwämmen gewöhnlich Griechen.

Die meiſten Häuſer von St. Petersburg beſitzen große, geräumige Höfe. In den Herrſchaftshäuſern befinden ſich daſelbſt die Stallungen, und es gelingt nur ſelten einem Händler oder Drehorgelmann, in dieſelben einzudringen. Auf den Höfen der großen Mietskaſernen aber hört man von früh bis ſpät laute, kreiſchende Stimmen erſchallen, die die Aufmerkſamkeit der Bewohner auf ſich zu lenken ſuchen. Ein Leiermann ſpielt ſeine Opernarien, gewöhnlich ſitzt ein kleiner, halberfrorener Affe auf ſeiner Schulter; herumziehende Italiener geben eine Geſangs- und Tanzvorſtellung. Hie und da öffnet ſich ein Luftfenſter, ein neugieriger Kopf ſchaut heraus, aber nur ſelten wirft eine mitleidige Hand eine in Papier eingewickelte Kupfermünze auf das ſchmutzige Pflaſter des Hofes.

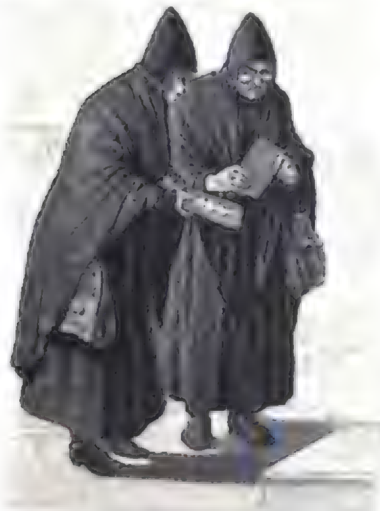
Alte, häßliche Bauernweiber, in große Tücher eingehüllt, rufen: „Schwaloy! Schwaloy!“ (Baſtbeſen zum Waſchen der Fußböden) und „Seljotki Galanskia!“ (holländiſche Heringe).



Filzpantoffelverkäufer.

Junge, kräftige Männer verkaufen Filzpantoffeln und Fauſthandſchuhe; ſogenannte Korobonschtiki (Kurzwarenhändler) haben alles, wonach das Herz verlangt: Kämme, Seifen, Bänder, allerhand Putz und Tand, Knöpfe, Nähnadeln, Baumwolle, Federn, Papier, Siegellack und ſo weiter.

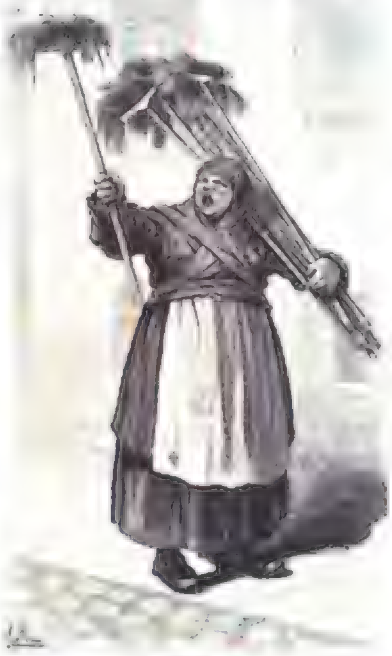
Am häufigſten aber hört man den Ruf erſchallen: „Halat! Halat!“ — was ſo viel bedeuten ſoll als Schlafrock. Dieſer Ruf erſchallt aus dem Munde der Tataren, die hauptſächlich mit abgelegten Kleidern handeln und gewiß zu den charakteriſtiſchſten und intereſſanteſten Typen des St. Petersburger Straßenlebens zählen. Dieſe Leute kaufen und verkaufen alles nur Erdenkliche. Wer dieſe hageren Geſtalten im langen Kittel, der durch einen verblichenen Gürtel zuſammengehalten wird, die Tibeteika (Kappe) auf dem Kopf, dieſe braunen aſiatiſchen Geſichter mit den breiten Backenknochen, den ſchwarzen, funkelnden Augen und den dunklen Bärten nur einmal geſehen hat, der vergißt ſie nie wieder. Dieſe Leute tragen ſtets einen Bündel auf dem Rücken und ſind meiſt ſo beladen wie ein Packeſel. Sie werden häufig geneckt und geſchmäht, aber es muß ſchon arg kommen, wenn der „Tatarin“ böſe wird; gewöhnlich läßt er ſich alles gefallen: vom Hofe jagen, die Treppe hinunterwerfen, beſchimpfen und verlachen — er weiß, man wird ihn ſchon zurückrufen, denn man braucht ihn.



Nonnen.

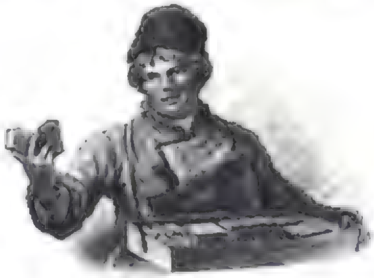
„Spitschki [illegible]!“ ſchallt es überall, wo man hinkommt. Das ſind die kleinen Zündhölzchenverkäufer, Knaben mit hübſchen, offenen Geſichtern, die für einen unglaublich billigen Preis ihre Ware an den Mann zu bringen ſuchen; doch ſind es meiſt durchtriebene Schelme. Neben ihren „Spitſchki“ verkaufen ſie auch wohlfeile Traktätchen und Schriften für das Volk, Heiligenlegenden und minder fromme Werke weltlichen Inhalts mit Bildern, die nicht immer ganz unbedenklich ſind.

Es iſt bekannt, daß in Rußland die Klöſter große Reichtümer beſitzen. Außer freiwilligen Schenkungen und Vermächtniſſen bilden wohl die milden Gaben, welche die Nonnen einſammeln, einen nicht zu unterſchätzenden Beitrag zur Anhäufung dieſer Schätze. Die ruſſiſchen Nonnen mit ihren bräunlichen ſlaviſchen Geſichtern, in ihren groben ſchwarzen Gewändern und ihrem byzantiniſchen Kopfputz, fallen dem, der ſie zum erſtenmale erblickt, unwillkürlich auf.



Staubbeſenhändlerin.

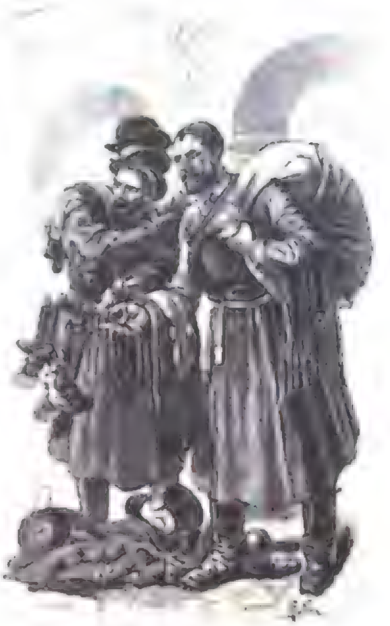
Wir mögen gehen, wohin wir wollen, überall finden wir den alten graubärtigen Kirchenbettler. Eine hohe, magere Geſtalt in zerriſſenem Kittel, abgezehrte, oft von wilder religiöſer Schwärmerei verklärte Züge, ein in Leder gebundenes Buch mit einem ſilbernen Kreuze darauf in der Hand und eine Sammelbüchſe an der Seite, ſo wandert dieſer fromme Pilger, geſtützt auf ſeinen Knotenſtock, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und bittet mit entblößtem Haupte und eintöniger, bebender Stimme um milde Gaben; und aus dieſen milden Gaben erſtehen im ganzen weiten Reiche die Kirchen des Landes. In den Straßen von St. Petersburg ſieht man die Kirchenbettler von Haus zu Haus gehen oder am Eingange der großen Kathedralen und kleinen Betkapellen ſtehen. Was ſind das für Leute? Große Sünder, ſagt das Volk, die Buße thun durch Gott wohlgefällige Werke, durch Faſten und Kaſteiung und weite, mühſelige Pilgerfahrten. Sie ſind überall gerne geſehen und werden mit Ehrfurcht behandelt.



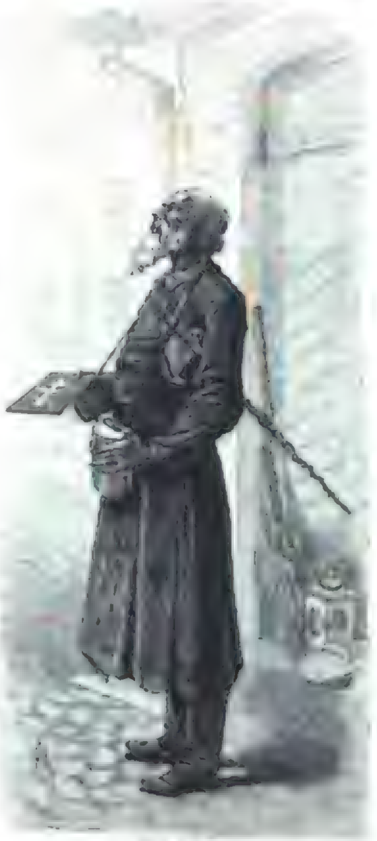
Zündhölzchenverkäufer.

Wer vermag die Fülle von Geſtalten, die einem entgegentreten, zu ſchildern und feſtzuhalten! Nur eine Figur möchten wir noch erwähnen, weil ſie durch das kalte nordiſche Klima bedingt wird und ſonſt wohl nirgends anzutreffen iſt. Wir meinen den Händler mit Sbitin, einem Getränk aus heißem Waſſer, Sirup oder Zucker, Zitronen und Thee. Selbſt im warmen Tulup (Schafpelz), die Pelzmütze auf dem Kopf, das Gefäß, welches das Getränk enthält, mit Tüchern bewickelt, zahlloſe Baranki (Kringel) und Gläſer in der Hand, ſo zieht der Burſche durch die Straßen und ruft: „Sbitin! Sbitin!“ und von allen Seiten eilen namentlich die Iswoschtiki (Droſchkenkutſcher) herbei, um ſich zu erquicken und zu erwärmen.

Ch. O.



Tatariſche Trödler.



Kirchenbettler.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XIX

Es war um die ſechſte Nachmittagsſtunde eines rauhen Oktobertages, ein leichter, kalter Regen rieſelte nieder. In den Straßen der Reſidenz, in denen bereits einzelne Gasflammen, von Rauch und Nebel umhüllt, trübe brannten, ſah man nur wenige Paſſanten, die fröſtelnd dahin eilten, um raſch ihr Heim zu gewinnen.

„Wenn ich ein Poet wäre,“ ſagte Herr Pantaſi Tſchuku, der am Fenſter ſeines behaglich durchwärmten Arbeitskabinets ſtand und zum ſternenloſen Himmel emporblickte, „wenn ich ein Poet wäre, ſo müßte ich jetzt von Rechts wegen ein ſtimmungsvolles Herbſtlied dichten und allerhand Betrachtungen anſtellen über Sterben und Verderben, über Vergehen und Verwehen. Schade, daß ich kein Poet bin!“ Er wandte ſich um, ſchritt zum Ofen, in welchem einige Holzſcheite kniſternd brannten, und ſchaute eine Weile in die Flammen. „Schade, daß ich kein Poet bin,“ wiederholte er, „wenn mir Apollo den Mund geküßt hätte, ich würde in die Saiten meiner Leier greifen und die Weiber heranlocken. Die Weiber,“ fuhr er lächelnd fort, „das iſt ein allgemeiner Begriff, damit wäre mir nicht gedient, ich ſchwärme für ſpezielle weibliche Individualitäten, für Spezialitäten, zum Exempel für Sie, gnädige Frau Lea Balſamaki. Ja, wenn ich ein Poet wäre und auf Ihre unergründlichen ſchwarzen Augen ein ganzes Meer von ewigen Liedern dichtete, Sie hätten vielleicht ein wenig Mitleid mit einem armen Buckeligen, Sie würden vielleicht . . . wer weiß?“

Er lachte leiſe vor ſich, ſchritt zum Pfeilerſpiegel, der neben dem Fenſter ſtand, und betrachtete aufmerkſam ſeine Geſtalt, ſo aufmerkſam, als ſähe er ſich heute zum erſtenmal. Er ſah urkomiſch, ja grotesk aus, der Herr Pantaſi Tſchuku. Die kleine, verwachſene Figur umhüllte ein farbenprächtiger türkiſcher Schlafrock, auf dem großen, glatt geſchorenen Haupte ſaß ein roter Fez, in der Rechten hielt er einen langen Tſchibuk mit einer Bernſteinſpitze. Sein Geſicht hatte in der letzten Zeit die frühere Fülle verloren, ſo daß die Backenknochen grell hervorſtachen und die Falten um den breiten Mund noch ſchärfer eingegraben waren als ſonſt. Nur die ſchwarzen Augen blitzten geiſtvoll wie immer, er ſchaute ſie lange und brütend an, und ſein Geſicht wurde auf einmal tief ernſt, ja düſter und zwei Runzeln durchfurchten ſeine hohe, glatte Stirne.

„Armer Pantaſi,“ ſagte er rauh, „ſei kein Narr, wo in aller Welt könnte ſich ein Weib finden, das es über ſich brächte, dieſe Fratze ohne innerliches Grauen zu betrachten. Und war es nicht eine genügend bittere Lehre für dich, daß ſelbſt ein Mädchen, welches du aus dem Schlamm aufgeleſen, nach wenigen Wochen ſchon, abgeſtoßen durch dein trauriges, kümmerliches, mißratenes Ich, dich ſchmählich im Stich ließ? Und du hoffſt immer noch auf ein Wunder, du wagſt es ſogar, davon zu träumen, daß ein ſo herrliches Weib wie Lea aus innerem Antriebe dich küſſen könnte! Lächerlich . . .“

Er ſchüttelte den Kopf, warf ſich auf den weichen Lehnſtuhl vor dem Schreibtiſch hin, führte die Bernſteinſpitze zum Mund, that einen tiefen Zug und ließ den Rauch in kunſtvollen Ringen emporſtrömen. Er ſchaute gedankenverloren in die langſam zerfließenden Rauchwellen. Und wie er ſo brütend vor ſich blickte, da ſchien ihm plötzlich, als höbe ſich aus den Rauchwellen wie aus einem bläulich wallenden Nebel Leas Haupt empor, er ſah ihr bleiches Geſicht mit den Feueraugen und den Schmerzenszug um ihren roſigen Mund, ſo wie er ihn an ihrem Hochzeitsabend geſehen, und ihre Blicke flogen mit einem ſeltſamen Ausdruck zur Saalecke, wo Jonel neben Fräulein Pia Dobrescu ſtand.

„Der blöde, täppiſche Junge,“ murmelte er, „ſcheint nicht einmal zu ahnen, daß er das Glück mit vollen Händen greifen könnte, wenn er nur wollte!“

Er erhob ſich, trat zum Bücherſchrank, der faſt die ganze Länge der einen Wand des Kabinets einnahm, öffnete die Glasthür, und ſeine Blicke überflogen die goldenen Titel am Rücken der philoſophiſchen und juriſtiſchen Werke, welche den Schrank füllten, dann ſtellte er ſich auf die Fußſpitzen, hob den rechten Arm hoch empor und zog einen dicken Band hervor, hernach ließ er ſich wieder im Lehnſtuhl nieder, blätterte eine Weile im Buch und begann zu leſen; er las Schopenhauers berüchtigte Abhandlung über die Weiber, und die impertinenten, grobkörnigen Ausfälle des Frankfurter Weltweiſen gegen das weibliche Geſchlecht ſchienen Herrn Pantaſi Tſchuku ſehr zu behagen, er lächelte verſtändnisinnig, und ſo oft er auf eine Stelle ſtieß, bei welcher die grimme Verbitterung des Weiberhaſſes recht derbe Purzelbäume ſchlug, rieb er ſich ſchmunzelnd das Kinn und gab ſeinen Beifall durch laute Bravorufe kund. In ſeine Lektüre verſunken, hatte er das Klopfen an der Thüre überhört. Jonel war hereingetreten, er blieb an der Thüre ſtehen und muſterte eine Weile prüfend das hohe, geſchmackvoll eingerichtete, von vier in Silberleuchtern ſteckenden Kerzen erhellte Gemach, das durch nichts an das proſaiſche Kabinet eines Advokaten gemahnte. Die dunkelroten Sammetmöbel, die ſchweren Damaſtvorhänge an den Fenſtern, der flockige, weiche Teppich auf dem parketirten Fußboden, der die Tritte unhörbar machte, der prächtige Bücherſchrank, der Pfeilerſpiegel, die allerliebſten weiblichen Tanagrafigürchen auf den Marmorkonſolen, an den dunkel tapezirten Wänden mehrere Gemälde, die nackte weibliche Geſtalten darſtellten, die von Flechtwerk eingefaßten Blumenſtöcke und Blattpflanzen auf einem kunſtvoll geſchnitzten Tiſche; all dies zeigte, daß Herr Tſchuku, trotzdem er gern im Schopenhauer las, als echter und rechter Epikuräer ſein Heim reich, behaglich und künſtleriſch zu geſtalten verſtanden hatte. Jonel näherte ſich dem Tiſch und legte die Hand auf den roten Fez des Advokaten.

Herr Tſchuku ſprang empor.

„Lupus in fabula!“ rief er lachend, Jonels Rechte ergreifend; „ich habe ſoeben an Sie gedacht, glaubte jedoch, daß Sie erſt morgen eintreffen würden!“

„Haben Sie Papas Brief nicht erhalten?“

„Doch, doch, mein Telemach, er hat mir auf die Seele gebunden, Ihnen ein treuer Mentor zu ſein, und ich werde es ſein, mein Ehrenwort darauf. Aber nun bitte ich, ſich's bequem zu machen. Legen Sie Ihren Ueberzieher ab, ſo, jetzt rücken Sie einen Stuhl näher zu mir, und nun ſagen Sie mir gefälligſt, was Ihnen lieber wäre, ein Glas Wein oder eine Taſſe Kaffee? Und wenn Sie vielleicht noch nicht dinirt haben, ſo ſollen Sie binnen fünf Minuten hier ſervirt ſein!“

„Ich danke, lieber Herr Tſchuku,“ ſagte Jonel, „ich habe ſoeben im Hotel de Paris, wo ich abgeſtiegen bin, dinirt. Ich bitte Sie alſo, ſich durchaus nicht zu bemühen.“

„Ah pah,“ rief Herr Tſchuku, „ein Gläschen echten Catnaer Weines muß ein rumäniſcher Patriot ſtets zu trinken Neigung haben, und zumal bei einem ſo abſcheulichen Wetter wie heute muß dieſe Neigung doppelt ſtark ſein!“ Er ſchellte mit einem Silberglöcklein, das auf dem Tiſche lag, und befahl dem Diener, der daraufhin eintrat, eine Flaſche Catnaer Wein und zwei Gläſer zu bringen. Bald darauf ſtand das Verlangte auf dem Tiſch. Herr Tſchuku ſchenkte beide Gläſer voll. „Auf Ihr ganz ſpezielles Wohl, mein junger Freund!“ rief der Buckelige in fröhlicher Laune. Die Gläſer klangen, Herr Pantaſi Tſchuku hielt ſein Glas eine Weile gegen das Licht und betrachtete mit Kennermiene den goldgelben Inhalt, dann leerte er dasſelbe auf einen Zug. „Das Eine,“ rief er ſodann, mit der Zunge ſchnalzend, „muß der gelbe Neid ſelbſt unſerem ſchönen Lande laſſen, wir haben prächtige Weine und prächtige Weiber, in dieſen beiden Artikeln nehmen wir es mit den höchſt ziviliſirten Staaten auf! Doch davon ſpäter, zunächſt das Nächſtliegende. Wie ſteht es in Baneſti?“

„Nicht ſonderlich gut,“ ſagte Jonel traurig, „die arme Florica iſt ſehr krank. Der Vater iſt tief bekümmert, die Zweifel über den Ausgang des unglückſeligen Prozeſſes einerſeits und die entſetzliche Qual, die ihm der Gedanke bereitet, daß der Termin, welchen ihm der Bankier Grünſpecht geſtellt, immer näher heranrückt, all dies hat ſeine Spannkraft gebrochen — er iſt ſehr unglücklich. Und was meine Stiefmutter betrifft, Sie kennen ja Madame Fortunat, Herr Tſchuku.“

„Ob ich ſie kenne!“ rief Herr Tſchuku; „ein prächtiges Weib, temperamentvoll und für ihr Alter ausgezeichnet konſervirt, und was ſie für wunderbare dunkelblaue Augen hat! Ein Weib aus jenem Stoff, aus dem die Natur Geſtalten wie Katharina II. ſchnitzt. Ihrer Stiefmutter, lieber Freund, fehlt leider nur der Schauplatz für die Bethätigung ihrer Talente — der Schauplatz ſamt den dazu gehörigen Millionen; in der Miſère von Baneſti verkümmert ihr Genie, und das iſt ſchade. Ich liebe ſolche Weiber, Jonel, es iſt Raſſe in ihnen. Und welche Sorte von Weibern, mein Telemach,“ fügte er lachend hinzu, „gefallen Ihnen, wenn man fragen darf?“ Er ſchenkte ſich von neuem das Glas voll.

„Verzeihen Sie,“ ſagte Jonel mit einem ſchwachen Lächeln, „wenn ich Ihre Frage unbeantwortet laſſe, mir liegt es ſo ſchwer auf der Seele, daß ich beim beſten Willen in den jovialen Ton, den Sie anſchlagen, nicht einzuſtimmen vermag.“

Tſchuku ſchaute ihn mit einem langen Blick an.

„So jung und ſo ſchön und ſo blühend und von der Natur mit ſolch geraden, gelenken Gliedern und ſolch prächtigen Augen ausgeſtattet und gleichwohl ſo melancholiſch und das Herz ſo voll von Byronſchem Weltſchmerz! Ich wette, Sie ſind verliebt, das ſind Sie, leugnen Sie es nicht, ich merke es an Ihren bleichen Wangen, ich leſe es in dem feucht ſchimmernden Glanz Ihrer Augen, alſo heraus mit der Sprache, wer iſt die Glückliche?“

Jonel errötete.

„Mein Vater ſcheint Ihnen nicht geſchrieben zu haben,“ ſagte er bitter, „daß ich hieher gekommen bin, um die Mitgift des Fräulein Pia Dobrescu zu ergattern, ich muß daher trachten, mich in dieſe Dame zu verlieben.“

„Und dieſe Miſſion,“ lachte Herr Tſchuku, „liegt wie ein Alp auf Ihrem Herzen und ſtimmt Sie trübe, Sie Hamlet, Sie! Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde nicht nur die Liebe und die Hand des Fräulein Dobrescu erringen, ſondern nebenbei auch mir angelegen ſein laſſen, das Herz einer andern Dame zu erobern, jener Dame, deren Augen den Ihrigen zum Verwechſeln ähnlich ſind, mit einem Wort, das Herz der reizenden Frau Balſamaki, die, wenn nicht alle Anzeichen trügen, Ihnen auf halbem Weg entgegenkommen würde —“

„Herr Tſchuku!“ rief Jonel, er war aufgeſprungen, ſein Geſicht war totenbleich und er ſtarrte den Advokaten mit flammenden Augen an, aber nur einige Augenblicke, dann ließ er ſich wieder auf den Stuhl hinfallen.

Der Buckelige betrachtete aufmerkſam Jonels Antlitz, in deſſen Zügen eine ſchwer bekämpfte innere Bewegung arbeitete.

„Ich begreife Sie nicht recht,“ ſagte er, „ich bitte Sie daher, mir einen kleinen Einblick in Ihre, wie es ſcheint, recht dunkle Gemütsverfaſſung zu gönnen. Was bedrückt Sie?“

Jonel ſchwieg.

„Wenn Sie nicht mit der Sprache heraus wollen,“ fuhr der Buckelige fort, „ſo müſſen Sie ſchon dulden, daß ich meine pſychologiſchen Künſte auf eigene Fauſt ſpielen laſſe. Sie haben, lieber Freund, durchaus keinen plauſibeln Grund, um Trübſal zu blaſen und ſich die Zukunft ſchwarz auszumalen; die Miſère, in der ſich Ihr Vater gegenwärtig befindet, wird in Bälde verſchwinden, denn ich zweifle nicht im geringſten daran, daß der Kaſſationshof die Berufung der Freiſaſſen von Baneſti gegen das Urteil des Appellgerichts verwerfen wird; ich weiß zwar, daß Ihr ſittliches Gefühl ſich dagegen aufbäumt, da Sie jedoch an der ganzen Affaire ebenſo unſchuldig ſind wie ein neugeborenes Knäblein, ſo iſt es jammerſchade um jedes graue Härchen, das Sie ſich darüber wachſen laſſen; das darf Ihnen alſo keinen Kummer bereiten. Sollte Sie etwa die begründete Ausſicht, ein ſo prächtiges Mädchen wie Fräulein Pia Dobrescu ſamt der dazu gehörigen Barſchaft Ihr eigen zu nennen, düſter ſtimmen? Das ſcheint mir höchſt unwahrſcheinlich zu ſein; Sie haben doch rotes, heißes Blut in Ihren Adern, Sie junger Phantaſt, und es müßte ſeltſam zugehen, wenn dasſelbe nicht in Wallung geriete, ſo oft Ihnen der ſüße Gedanke durch die Seele ſtürmt, daß ein ſo herrliches Mädchen wie Pia Ihnen gehören werde! Ich muß alſo meine pſychologiſche Sonde in eine andere Region Ihres Gemütes ſenken, wenn ich mir Ihre Schwermut und Ihre krankhafte Reizbarkeit erklären ſoll." Herr Tſchuku erhob ſich, ſchritt eine Weile ſinnend im Gemach auf und ab und blieb dann vor Jonel ſtehen: „Es bleibt mir nur eine einzige Annahme übrig. Sie lieben unglücklich, und da nicht zu präſumieren iſt, daß ein ſolcher Adonis wie Sie vergebens auf den Buſch klopft, mit anderen Worten, daß Ihnen Gegenliebe verſagt wird, ſo muß die Sache irgend einen andern Haken haben: der Gegenſtand Ihrer Liebe iſt zum Beiſpiel ein verheiratetes Weib, alſo nach Ihren Anſchauungen ein ſakroſanktes Weſen."

Jonel fuhr bei dieſen Worten zuſammen.

„Wir wären alſo auf der richtigen Fährte!" ſchmunzelte Tſchuku; „alſo ein verheiratetes Weib, ſagen wir einmal Frau Balſamaki . . ."

Jonel ſtarrte regungslos den Buckeligen an, der ſich mit einem überlegenen Lächeln um den breiten Mund die Hände rieb.

„Ich bewundere Ihren Scharfſinn," glitt es von Jonels Lippen, „aber Sie laſſen ihn umſonſt ſpielen, und ich will Ihnen offen ſagen, warum. Selbſt wenn Ihre Vermutung richtig wäre, ſo würde der Schmerz, der aus einer unglücklichen Liebe quillt, nur einen kleinen Teil jenes Kummers bilden, der mir jetzt die Seele füllt. Ich fühle mich recht elend, Herr Tſchuku," fügte er gebrochen hinzu, „es iſt mir alles zuwider und das Leben ekelt mich an."

Der Buckelige ergriff ſeine Hand, ſie zitterte fieberhaft, und fieberhaft brannten ſeine Augen.

„Das Leben ekelt Sie an?" ſagte Tſchuku, und ſeine Stimme hatte diesmal einen weichen Klang; „das iſt Krimskrams der Einbildung, Kind; Sie kennen ja das Leben noch gar nicht, junger Herr! Ich will nicht gewaltſam in Ihr Vertrauen eindringen und nehme an, daß in der That ein ſchwerer Kummer Ihnen das Leben nicht in jenem roſigen Schimmer erſcheinen läßt, in welchem es Ihren jugendlichen Augen von Rechts wegen erſcheinen müßte, und daß dem ſo iſt, freut mich, freut mich recht ſehr, denn ich haſſe aus tiefſter Seele jene ſchlauen, ſatten Optimiſten, welche in der Welt nur eitel Glanz und Flimmer ſehen. Sie ſchauen mich verwundert an? Das ſcheint Ihnen in kraſſem Widerſpruch zu ſtehen mit allem, was Sie bis jetzt von mir kennen, mit den Worten, die Sie ſoeben erſt von mir gehört, und es iſt gleichwohl ſo. Kennen Sie den da?" Er ſchlug mit der Hand auf das vor ihm liegende Buch. „Kennen Sie Schopenhauer?"

„Ich habe einiges aus ſeinen Werken geleſen," ſagte Jonel.

„Der einzige deutſche Philoſoph, den ich liebe," fuhr Tſchuku fort, „denn er thront nicht im Wolkenkuckucksheim grauer Theorien, ſondern wandelt mit offenen Augen mitten unter uns armſeligen Alltagsmenſchen, öffnet einem jeden das Herz und die Seele und enthüllt ſchonungslos den ganzen, gewaltigen Jammer der Menſchheit, den andere mit bunten Lappen zu verdecken ſuchen; das iſt mein Mann! Es verſteht ihn freilich nur der voll und ganz, welcher einen Buckel am Rücken trägt wie ich, aber es gibt leider Gottes ſo wenig Buckelige auf dieſer Welt. Auch Sie haben einen kleinen Höcker auf Ihrer Seele, nicht wahr? Und das iſt gut, denn jetzt erſt werden meine Lehren auf einen empfänglichen Boden fallen. Ich will Ihnen nämlich heute abend zu Ihrem Beſten einen kleinen Zipfel vom Schleier des Bildes von Saïs lüften. Sind Sie bereit, mir in eine Spelunke zu folgen? Sie müſſen nämlich wiſſen, daß mein Unterricht auf der Anſchauung beruht; für meine Theorien will ich Ihnen Belege bieten aus der Fülle des Lebens, aus der ganz gemeinen, rohen Wirklichkeit. Wollen Sie heute nacht ein wenig mit mir bummeln, lieber Jonel?"

„Ich bin dabei," ſagte Jonel, ſich erhebend.

„Dann erwarten Sie mich einige Minuten hier, bis ich ein klein wenig Toilette gemacht habe."

(Fortſetzung folgt.)

Die Baukunſt im normanniſchen Sizilien.

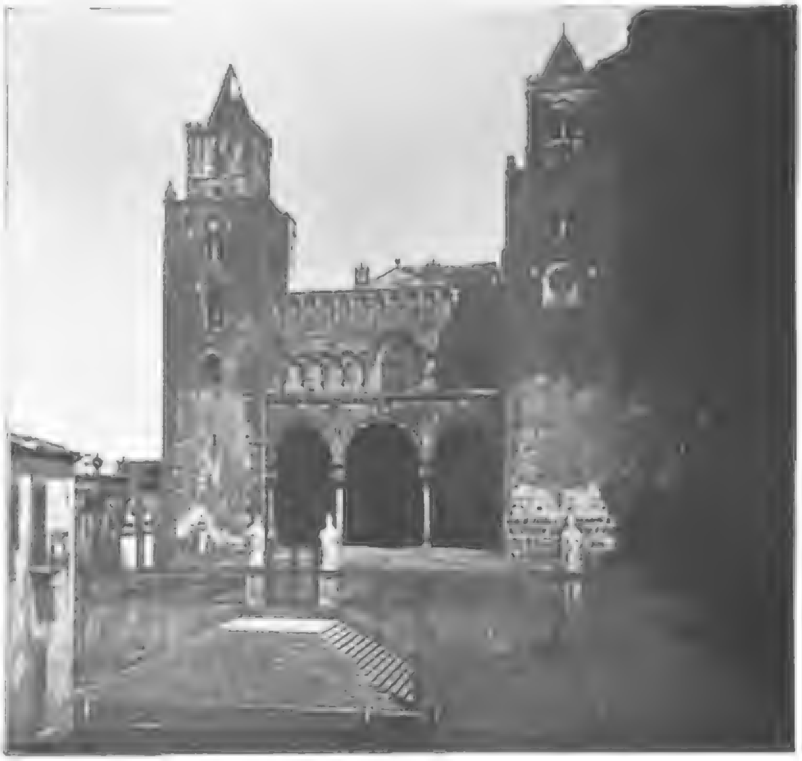
Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

I.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Als die Normannen auf ihren Eroberungszügen im elften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung nach Süditalien, dann weiter nach Sizilien kamen und inmitten der fortwährenden Kriege, die ſie zu führen hatten, ſich doch hie und da auch den Künſten des Friedens, namentlich der Errichtung von Gotteshäuſern, widmeten, wandten ſie bei ihren Bauten natürlich zunächſt den Stil an, der in ihrer Heimat, der Normandie, herrſchte. Die Baſilikenform, mit Rundbogen verſehen, lag ihren Kirchen und Kapellen zu Grunde. Sehr bald aber begann die byzantiniſche Architekturweiſe, wie ſie in jenen ſo lange vorzugsweiſe von Griechen bewohnten Gegenden vorwaltete, dieſen Stil zu modifizieren. Auch die alten lateiniſchen Baſiliken, denen bekanntlich der erſt ſpäter mit ihnen verbundene Rundbogen fremd iſt und deren ſie manche in Unteritalien fanden, wurden von ihnen nachgebildet. Bei ihrer Ankunft in Sizilien dann mußten die zahlreichen glänzenden Bauwerke der Araber mit der blendenden Pracht ihrer, den orientaliſchen, beſonders ägyptiſchen Moſcheen und Palaſten nachgebildeten mohammedaniſchen Gotteshäuſer, Gebetswarten und Villen einen mächtigen Eindruck auf ſie üben. Aus allen dieſen Vorbildern entwickelte ſich dann der Stil, welchen man vorzugsweiſe den normanniſchen nennt und der in Sizilien eine Anzahl hochbedeutender Monumente hinterlaſſen hat. Minder bemerklich als die Einwirkung der genannten Muſter macht ſich diejenige des germaniſchen Stils, obgleich dieſer gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, welches die Blütezeit der normanniſchen Architektur bildet, ſich — wenn auch ſeinen erſten Anfängen nach — in Frankreich und beſonders in der Normandie, der Heimat der an der Spitze der kühnen Eroberer ſtehenden Familie Hauteville, zu zeigen begonnen hatte. Der Spitzbogen kommt zwar in manchen Kapellen und Kirchen dieſer Zeit auf Sizilien vor, indeſſen ſcheint derſelbe hier arabiſchen Urſprungs zu ſein. Nicht der Spitzbogen iſt es, welcher das Weſentliche des germaniſchen Stils ausmacht; das Charakteriſtiſche des letzteren beruht vielmehr auf der Leichtigkeit der Gewölbe, die hoch in Lüften ſchweben und doch von Säulen getragen werden, welche im Vergleich zu den ſchweren und maſſenhaften der vorgermaniſchen Architektur nur ſchwach ſind, und dieſes charakteriſtiſche Kennzeichen findet ſich in keiner der Kirchen der Normannen auf der ſüdlichen Inſel. Der Grundriß in denjenigen Gotteshäuſern Siziliens, welche die höchſte Entwicklung der normanniſchen Architektur darſtellen, iſt derjenige der altchriſtlichen Baſilika. Ueber den Säulen erheben ſich Spitzbogen, über der Decke byzantiniſche Kuppeln; die Hauptkuppel — bisweilen nämlich ſind mehrere ſolcher vorhanden — ſteigt über der Durchſchneidung von Mittel- und Querſchiff empor. Die Dekoration des Innern, welche oft ſehr reich und glänzend, iſt teils arabiſch, teils byzantiniſch; und zwar gilt das erſtere von den Ornamenten, das zweite von den Moſaikgemälden, die in ihrer blendenden Farbenpracht, wie ſie aus den Wölbungen und Niſchen herabſchauen, die Sinne entzücken, während der ernſte und hohe Geiſt, der in ihnen waltet, zur Andacht ſtimmt. Der Schmuck des Gebälks trägt beſonders orientaliſchen Charakter; hier und da kommen auch arabiſche Schriften vor.



Die Kathedrale von Cefalù.

Nach einer Originalaufnahme des königlichen Hofphotographen Georg Sommer in Neapel

Dieſer Stil, in welchem die vollendetſten Bauten der Normannen auf Sizilien ausgeführt ſind, bildete ſich erſt allmählich. In denjenigen Gebäuden, welche die nordiſchen Ankömmlinge in Unteritalien errichteten, findet er ſich noch gar nicht, ebenſowenig in denen, welche aus der früheren Zeit vor deren Niederlaſſung auf der Inſel herrühren.

letzten Eilzugsſtation vor Salzburg. Mit der Eiſenbahn iſt es alſo nicht unmittelbar zu erreichen, man muß ſich daher zu einem Spaziergange durch herrliche Waldpartien entſchließen oder im Poſtwagen fahren. Mattſee beſteht aus etwa hundert Häuſern und hat an 600 Einwohner; nachgezählt haben wir letztere nicht, und wir bitten im voraus um Entſchuldigung, falls wir um einen zu viel oder zu wenig angegeben haben ſollten. Obſchon nur ein Dorf, ſind ſeine Häuſer doch alle recht ſtattlich und hübſch.

Mattſee liegt 503 Meter über dem Meeresſpiegel und bietet dem Geologen ſowohl wie dem Botaniker vielfache und intereſſante Anregung. Es iſt der Sitz eines k. k. Bezirksgerichts und eines k. k. Poſtamts, ſeit dem Vorjahre durch den wackeren Opfermut des dortigen „Saiſonvereins", der die Koſten für die erforderlichen Stangen aufbrachte, auch eine Telegraphenſtation. Es hat ein weltprieſterliches Kollegiatſtift mit einer uralten, ſehr anſehnlichen Stiftskirche, deren gewaltiger Turm gleichſam das charakteriſtiſche Wahrzeichen des Ortes bildet, und außerdem eine Pfarrkirche. Im Ort befindet ſich ein tüchtiger, auf der Höhe der modernen Wiſſenſchaft ſtehender Arzt, der gleichzeitig eine wohleingerichtete Hausapotheke hält.

Die Perle von Mattſee iſt ſein Seebad, nach dem verdienſtvollen Begründer desſelben „Wallmannbad" genannt. Es iſt ungemein praktiſch eingerichtet und bildet mit den vielen Annehmlichkeiten, die es bietet, jedenfalls den Hauptanziehungspunkt des freundlichen Ortes. Vom Bade aus hat man immer ein lebhaftes Bild vor ſich; in nächſter Nähe die Badenden, weiter hinaus die hingleitenden Boote, die oft von zarter Damenhand gerudert werden. Ja ſogar ein friſches ſportliches Leben entfaltet ſich da auf dem Waſſer. Es beſteht ein von der männlichen Jugend der Sommergeſellſchaft gegründeter Ruderklub, der es mit ſeiner Aufgabe ſehr ernſt nimmt und alljährlich eine Regatta veranſtaltet. Da ſieht man dann täglich die kräftigen jungen Leute im Training oder bei der Austragung eines Matches. Alle Arten von Booten kommen zur Verwendung: Flachboot und Kielboot, Kanoes, Gigs, Skuller, Skiffs, outrigged pair-oars, Vierer, Achter und ſo fort. Ein Bootbauer im Ort liefert für die Sommergäſte Boote nach Wunſch gegen mäßige Leihgebühr.

In Mattſee hat man die Ausſicht auf den Untersberg, den Watzmann und ſo weiter vor ſich, und im Orte ſelbſt erheben ſich zwei kleinere Berge, der Schloßberg, der ſeine Naſe weit in den See (Mattſee) hineinſteckt, und der Wartſtein, der wieder ſeine Naſe in den zweiten See, den Trumerſee, vorſchiebt; der dritte See, Grabenſee, hat gar keine gebirgige Nachbarſchaft. Die beiden genannten „Berge", ſo klein ſie auch ſind, gebärden ſich doch ungemein romantiſch. Eine wahre Herzensfreude muß der Wartſtein für den Geologen ſein. Man kann ſich da in einer Stunde eine ganze Sammlung von verſteinerten Muſcheln und allerlei petrifiziertem Seegetier aus dem weichen Geſtein herausklopfen.

Am Nordufer des Trumerſees liegt das kleine Pfarrdorf Seeham, das unſere Leſer ebenfalls im Bilde finden.

Seeham muß erwähnt werden, wenn man von Mattſee ſpricht; denn es iſt faſt einerlei, ob man in Mattſee oder in Seeham wohnt. Zwiſchen beiden Orten iſt ein lebhafter Verkehr zu Waſſer und zu Lande. Seeham iſt noch kleiner wie Mattſee und bietet daher noch weniger Privatwohnungen, aber es erfreut ſich einer ſehr ſolid und tüchtig geleiteten „Penſion", die inmitten eines ſchönen Parkes anmutig am See liegt. Für Familien, die ſich am Seebad erfreuen und für einige Wochen von der Sorge des Wirtſchaftführens befreit ſein wollen, kann die Seehamer Penſion mit gutem Gewiſſen empfohlen werden. Es iſt gut ſein dort, und die Preiſe ſind mäßig.

Von Mattſee und Seeham aus laſſen ſich eine ganze Menge kleinerer und größerer, äußerſt lohnender Ausflüge unternehmen. Darüber, ſowie über alles Wiſſenswerte erteilt der bereits erwähnte, rührige Saiſonverein in Mattſee bereitwilligſt Auskunft.

R. G.

Abfahrt zur Rettung in Yport.

(Hiezu das Bild Seite 551.)

Die armen Fiſcher an der normanniſchen Küſte, von der unſer Bild ein winziges Stückchen zeigt, haben es nicht ſo gut, wie „messieurs les Parisiens", ſo nennen ſie nämlich alle fremden Gäſte, die ſich's bei ihnen bequem machen, wenn es ſchön und das Meer „doux comme du lait", das heißt lauwarm iſt. Aber leider Gottes iſt's nicht immer ſchön an der normanniſchen Küſte, und für die Einheimiſchen eigentlich niemals. Der Fiſchfang iſt — infolge der frevelhaften Vernichtung der jungen Brut und der im Seegras enthaltenen Eier — ſo wenig ergiebig geworden, daß auch, wenn ich ſo ſagen darf, die junge Fiſcherbrut am Strande nicht mehr leben kann und daher auswandert. Nur die verwaiſten Alten bleiben zurück und halten es treu, nach der Legende, die napoleoniſche Garde von Waterloo. Ein tragiſches Los, um das man ſich freilich in der guten Stadt Boulogne und Rocheforts herzlich wenig kümmert.

Arbeit, harte, ſchwere, den Körper ſchnell verbrauchende Arbeit ohne Unterlaß, denn ſelbſt im Winter muß man, wenn der Sturm ſich gelegt und die Netze ausgebeſſert ſind, wieder hinaus ins Meer, zum Fiſch- oder zum Crevettenfang. Und nicht nur aufreibende Arbeit, nein, auch beſtändige Lebensgefahr, ſei es in der Ausübung jenes wenig einträglichen Berufes, ſei es, wie auf dem Weberſchen Bilde, zur Rettung von Mitmenſchen. Wie oft geſchieht es, daß die darauf abgebildete, plumpe, widerſtandsfähige, aber doch nur kleine Fiſcherbarke mit ihren zwei oder drei Maſten und ihren ſpitzen, meiſt rötlichen Segeln auf hoher See vom Sturm überraſcht wird! Vergeblich ſucht ſie den ſicheren Port zu erreichen; die Angehörigen ſtehen jammernd und ohnmächtig am Strande, der eine oder der andere beſitzt wohl gar ein Fernrohr, die Gattin wird ſo buchſtäblich zur Zeugin des Todeskampfes, den der Gatte minutenlang durchkämpft, indem er ſich an die Maſten und Raaen des zerborſtenen, an irgend einem Felſenriff zerſchmetterten Fahrzeugs klammert, zwei, drei Sturzwellen überdauernd, um dann plötzlich und für immer im Waſſergebraus zu verſchwinden, während der Sturm den gellen Aufſchrei der Witwe unbarmherzig übertönt. Wie oft habe ich dies grauſige Schauſpiel von Augenzeugen ſchildern hören!

Auf unſerem Bilde handelt es ſich glücklicherweiſe nicht um unmittelbare Lebensgefahr. Der Sturm hat ſich ſchon ein wenig gelegt, und das gewaltige Kauffahrteiſchiff, das der Küſte zu nahe gekommen und auf einen der ſogenannten „rochers" aufgeſtoßen iſt, wird durch die ſteigende Flut bald wieder in Freiheit geſetzt werden. Aber es iſt vielleicht ſo ſtark beſchädigt, ſein Leck iſt vielleicht ſo groß, daß es nicht mehr die See halten kann. Darum hat es Eile, zunächſt der Bemannung zu Hilfe zu kommen. Die Ebbe hatte, kleine Waſſertümpel bildend, das Fiſcherboot, wie unſer Bild veranſchaulicht, auf dem Trockenen gelaſſen. Fünfzig kräftige Fäuſte treiben es der brandenden, den Giſcht hoch aufbäumenden Flut entgegen, um das Rettungswerk ſchneller vollenden zu können, lauter kräftige, meiſt hagere Geſtalten, eingerahmte, ſonnengebräunte Wangen mit zahlloſen Falten um die ſchlaublickenden, hellen, wäſſerigen Augen, welche nichts weniger als einen romantiſchen Typus aufweiſen.

Die Koſtüme ſind in erſter Linie zweckmäßig und wechſeln, je nachdem es ſich um eine Bootfahrt oder um den zu Fuß betriebenen Fang von Krabben und Crevetten handelt, die man während der Ebbe auf einer jener ſeltſamen, den Schiffen mit großem Tiefgang oft ſo verhängnisvoll werdenden Bänke (rochers) findet: dunkles, bisweilen im Halbkreis verſchwindendes Beinkleid, graue Jacke, Mütze oder Filzhut für die Bootfahrt; für die Crevettenſuche dagegen hohe wollene Strümpfe, der ſchwere Holz- oder Nagelſchuh und eine leicht trocknende Bluſe. Wollenes Hemd und wollener Shawl fehlen natürlich in keinem Falle.

Eugen von Jagow.

Literatur

— **Wie wenige Romanſchriftſteller verſteht es Robert Kye,** ſeinen Werken ein durchaus durchgeführtes Lokalkolorit zu verleihen. So atmet denn auch ſein Roman „Waldidyl" (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) in der That den vollen, würzigen Hauch der Waldluft. Ein friſcher, kühner, naturwüchſiger Zug geht durch das Ganze, der ſelbſt in die eleganten Salons hereinweht und ihnen etwas von ſeiner lieben Urſprünglichkeit mitteilt. Seine unmittelbarſte Verkörperung findet dieſer Zug in der Figur des trotzigen Oberförſters Steinhaus, der freiwillig auf das ihm zukommende Adelsprädikat verzichtet aus Gründen, die vom Anfang an in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt erſcheinen, die uns aber nach Klärung derſelben den Mann in doppelt achtunggebietendem Lichte zeigen. Um dieſe wuchtige Geſtalt ranken ſich gefällig die duftigen Liebesromane der jüngeren Welt, und gewiſſe Zuſtände, die zu Anfang eine ſchlimme, aber mit überlegenem Humor geſchilderte Wirtſchaftlichkeit zeigen, wenden ſchließlich [illegible] jene erfriſchenden Elemente, von denen dieſes Waldidyll erfüllt iſt, und ſehen dasſelbe zu einem wohlthuend harmoniſchen Abſchluß gelangen.

— **Wenn ein Ausländer in ſeiner Mutterſprache die** Lebensgeſchichte eines deutſchen Dichters der Gegenwart ſchreibt und die Deutſchen ſie der Ueberſetzung wert finden, ſo werden wir vorausſetzen dürfen, daß das ſeine guten Gründe habe. In keiner Weiſe fehl gehen wir mit dieſer Vorausſetzung, wenn wir ſie auf das Buch „Adolf Friedrich Graf von Schack, ein poetiſches Charakterbild" von W. J. Manſſen, aus dem Holländiſchen überſetzt (Stuttgart, J. B. Metzler), anwenden. Mit erwärmender Kenntnis und vollem Verſtändnis des Dichters iſt Manſſen in das Leben und das poetiſche Schaffen desſelben eingedrungen und zeigt uns klar und überzeugend, wie ſich das eine aus dem andern entfaltet. Wer den Poeten Schack und ſeine Werke kennt, findet hier ein gerundetes Bild der dichteriſchen Perſönlichkeit, die ihm in dieſen Werken entgegentritt; wer dieſe bisher noch nicht in ihrem Geſamtbau verfolgt hat, wird ſich zur Lektüre derſelben durch dieſe Schrift und ihr ſinniges Eingehen auf die Wechſelbeziehungen zwiſchen der Dichtung und dem Dichter unwiderſtehlich angeregt fühlen.

— **Für Heraldiker und alle diejenigen, welche ſich für das** Ordensweſen intereſſieren, wird die von dem kürzlich verſtorbenen Legationsrat Dr. Ludwig Troſt herausgegebene, nach amtlichen Quellen bearbeitete „Geſchichte des St. Michaelsordens in Bayern und der St. Michaelsbruderſchaft ſeit dem Jahre 1693 bis auf die Gegenwart" eine willkommene Gabe ſein (München, Oldenbourg). Die ausführliche und gewandte Darſtellung beruht auf den Urkunden und Akten, welche im Jahre 1848 als „Haus-Ritter-Ordens Archiv vom heiligen Michael älterer Stiftung" vom königlich bayeriſchen Staatsminiſterium des königlichen Hauſes und des Aeußern dem königlichen Geheimen Hausarchive zur Aufbewahrung übergeben worden ſind. Das reiche, auch in kulturgeſchichtlicher Hinſicht äußerſt wertvolle Material wurde hier der Oeffentlichkeit bisher nicht vermittelt. Es werden daher für die leichte Zugänglichmachung desſelben die Heraldiker dem gelehrten Verfaſſer Dank wiſſen. Die klare und trotz ihrer Gewiſſenhaftigkeit knappe Abfaſſung des Textes wird durch eine große Anzahl eingehender Anmerkungen erweitert, welche ferner Liegendes und nicht unmittelbar zu dem eigentlichen Thema Gehöriges näher betrachten und beſonders auch auf viele andere hiſtoriſche Werke das Augenmerk des Leſers richten. Am Schluſſe ſind noch drei Farbendrucktafeln angefügt, welche in hübſcher bildlicher Ausführung die verſchiedenen Klaſſen des hohen Ordens zur Darſtellung bringen.

Notizblätter.

Bühne.

— **Eine Ibſenwoche liegt auf theatraliſchem Gebiete hinter** den Berlinern. Die Ibſenmanie iſt bei vielen eine Modekrankheit. Ibſen iſt etwas Apartes, eine abſonderliche litterariſche Erſcheinung. Viele behaupten, er ſei ſogar ein Genie. Das lockt diejenigen, die da glauben, ſie ſtänden auf der Höhe ihrer Zeit, wenn ſie für etwas Neues ſchwärmen. Und ſo iſt Ibſen der dramatiſche Heilige der Geſellſchaft geworden, die in nicht weniger als drei Theatern während einer und derſelben Woche ihm huldigen durfte. Zuerſt im Schauſpielhauſe, das ihn unter die oberen Götter aufnahm, indem es ſein Drama: „Die Frau vom Meere", aufführte. Das Stück iſt ein litterariſcher Zankapfel geworden; die einen begeiſtern ſich dafür, die anderen ſind darüber empört. Daß es keinen gleichgültig ließ, beweiſt ſeine Beſonderheit. Wie bei allen Ibſenſchen Stücken lagert auch über dieſem eine trübe, dicke, beklemmende Atmoſphäre, das Kennzeichen von etwas Verhängnisvollem in der Luft. Die Frau eines Doktors Wangel, Ellida, hat vor ſechs Jahren ihren Gatten mehr aus Opportunitätsgründen denn aus Liebe geheiratet. Seit drei Jahren, dem Tod ihres Kindes, befindet ſie ſich in einem ſeltſam myſtiſchen Zuſtande, den der Arzt wahrſcheinlich als eine Art von Hyſterie bezeichnen würde. Ein unheimlicher Zug lockt ſie zum Meere, wo ſie mit Leidenſchaft badet. Zuletzt hat daran ihr früherer Geliebter, ein finniſcher Seemann, einen unbewußten Anteil, der wie ein Dämon ſie gefangen nahm und ſie zu der Seinen machte. Dann mußte er über das Meer, und Ellida, der inzwiſchen den Toller lieben gelernt, trachtete es doch vernünftiger, dieſen zu heiraten als den ungeſtümen, wilden Meerteufel. Sie bricht daher mit ihm, aber er will es nicht gelten laſſen und erklärt, daß ſie ihm gehöre; er werde ſie eines Tages holen. Drei Jahre vergehen, und als Ellida im Garten weilt, ſteht der längſt tot Geglaubte plötzlich wieder vor ihr und will ſie mit ſich nehmen, denn ſeiner unerſchütterlichen Ueberzeugung nach gehört ſie ihm. Die Rechte und Pflichten, welche das Band der Ehe geſchaffen, ſind ihm nichts, denn nur die Rechte des Herzens gelten. Ellida, die das Geheimnis ihres Seelenlebens ihrem Gatten enthüllt hat, teilt ihm das Vorkommnis mit. Dieſer aber, der ſeine Frau mit der ganzen Inbrunſt, aber auch mit der ganzen ruhigen Schwäche einer weitherzigen Gutmütigkeit liebt, weiß ſich keinen Rat, zumal auch ſeine Frau, von dämoniſcher Gewalt zu dem unheimlichen Meerkönig hingezogen, in verzweifeltem Kampfe zwiſchen der Pflicht und der Liebe (man kann es freilich ſo nicht nennen, was ſie verlockt) daſteht und Hilfe bei ihm ſucht. Da gibt Wangel die Gattin frei, er bringt ihr das große Opfer ſeiner Liebe. Aber in dieſem Augenblick erkennt ſie ihre Pflicht und ihre Verantwortung; und ſiehe da — jetzt ruft ihr auch die innere Stimme des Herzens zu, daß ſie nicht von hinnen gehen dürfe. Das iſt das Ende. Der rauhe Seemann erhält den Laufpaß. Das Stück iſt, wie alle Erzeugniſſe Ibſens, ein Produkt grübleriſcher Luſt am Problematiſchen, die ſich weder um Aeſthetik noch um Pſychologie kümmert. Seine Genialität beweiſt er in der Anwendung des Lokaltones und in der Handhabung der Dialoge, die mit wunderbarer Schärfe die Pointen von Rede und Gegenrede hervorhebt. Die Folgerichtigkeit, Wahrheit und Klarheit der Charaktere iſt ihm gerade das Verkehrte. Seine Perſonen ſind entweder Schwächlinge oder Marionetten irgend einer unbewußt und unbegründet wirkenden myſteriöſen Gewalt. Aberglaube, Einbildung, Viſion, Ahnung — das ſind ſeine Triebfedern. Ob ein Charakter, ob die Fabel darunter leidet — das iſt ihm einerlei, wenn nur die Nerven zittern. Für alle nervöſen Leute, die [illegible], iſt die Ibſenſche Poeſie ungemein verführeriſch, für die anderen iſt ſie bedrückend, abſtoßend, widerwärtig. So war auch der Erfolg geteilt; die einen jubelten, die anderen waren verſtimmt. Einen dauernden Platz wird Ibſen weder auf der königlichen noch auf den anderen Bühnen haben, der Geſchmack läßt ſich nun einmal nicht mit Gewalt in ungeſunde Bahnen drängen. Die Darſtellung war ausgezeichnet. Ludwig und Frl. Meyer (der Seemann und Ellida) leiſteten Vorzügliches, ſie und Ibſen mußten häufig vor die Gardine treten.

— **Die meiſten muſikaliſchen Novitäten dieſer Saiſon liegen** noch immer auf dem Gebiete der Operette. Das Theater an der Wien hat diesmal zu einer engliſchen Schöpfung gegriffen. „Die Piraten" oder „Der Sklave ſeiner Pflicht", burleske Operette in zwei Akten von W. S. Gilbert, deutſch von F. Zell und Rich. Genée, Muſik von Arthur Sullivan, iſt ſchon ein älteres Werk des durch ſeinen „Mikado" in Deutſchland raſch beliebt gewordenen Komponiſten. Neben bedenklichen Anklängen an bekannte Meiſter findet man darin auch viele und ſchöne Originalarbeit, liebliche Melodien, ſämtlich zierliche, wirkungsvolle Chöre und feine muſikaliſche Pointen, die Sullivans ernſtes Beſtreben bekunden, die Operette über das Walzer- und Polkaniveau emporzuheben und ſich mehr den edleren Formen der Kammermuſik zu nähern. Was die Handlung betrifft, ſo kann man die Operette die burleskeſte aller burlesken Operetten nennen, denn der Blödſinn iſt darin auf die Spitze getrieben. Sie hat ſozuſagen den Zweck, jene Wohlthätigkeitsepidemie, die vor einigen Jahren über England hereingebrochen war, zu geißeln. Eine Anzahl von Ladies und Gentlemen kommt auf den ſublimen Gedanken, als Piraten in See zu ſtechen und den Ertrag des jedenfalls lohnenden Geſchäfts zur Errichtung von Waiſenhäuſern, Krankenanſtalten und anderen frommen Zwecken zu verwenden. Geiſtreich wie dieſer Gedanke iſt auch ſeine Durchführung. Der Erfolg war ein großer, wozu auch die überaus glänzende Ausſtattung des Stücks beitrug.

Google

— Das Wiener Carltheater hat mit einer andern Jugendarbeit Sullivans, der dreiaktigen Operette „Kapitän Billee", einen nicht minder gelungenen Verſuch gemacht. Die Handlung läßt ſich, wenn auch alles gut abläuft, ſehr tragiſch und gar nicht operettenhaft an, denn wir ſtreifen hart am Galgen vorüber. Ein Kapitän Billee wird, weil ein zärtlicher Verwandter dringend ihn zu beerben wünſcht, auf Räuberei angeklagt und verurteilt; er hat nur noch eine Stunde zu leben, als er ſich, um den genannten Verwandten um die Erbſchaft zu prellen, vom Gouverneur des Towers (die Geſchichte ſpielt nämlich in London) die Erlaubnis erwirkt, das „erſte beſte" Weib ehelichen zu dürfen. Der Gouverneur iſt ſo liebenswürdig, dieſes erſte beſte Weib ſelbſt zu bringen, und zwar in der Perſon einer [illegible] und noch [illegible] fahrenden Sängerin, und die beiden „Liebenden" werden bei geſchloſſenen Thüren und mit verbundenen Augen eilig getraut. Da findet er Gnade vor den Augen der Tochter des Kerkermeiſters, und Vater und Tochter retten ihn, indem ſie ihn in die Uniform der Leibgarde ſtecken, die im Tower garniſoniert. Der Pleito-Leibgardiſt fängt nun an, für die ihm Angetraute, die er und die ihn nie geſehen, zu ſchwärmen, die angetraute Dame ihrerſeits ſchwärmt unter denſelben erſchwerenden Umſtänden für ihn; ein Zufall bringt ihn auf die Spur, wer ſeine Gattin geworden, und gleichzeitig trifft ſeine Begnadigung ein, die der erbſchleichende Böſewicht unterſchlagen hatte. Die Operette iſt eigentlich mehr Singſpiel, denn es wird geſprochen, geſungen und getanzt, entſprechend aber dem ganzen muſikaliſchen Schnitt noch mehr komiſche Oper als Operette, jedenfalls durchweg ſehr melodiöſer und dabei origineller Anmut und Grazie, nicht am wenigſten wirkſam durch ihre Einfachheit; namentlich im zweiten Akte reiht ſich Perle an Perle. — Daſſelbe Theater hat ferner noch eine einaktige Operettenneuheit gebracht: „Die indiſche Witwe" nach einer [illegible] von A. Berg und F. Zell, Muſik von G. Genunger. Die Handlung iſt dem Stück „Die malabariſche Witwe oder der Scheiterhaufen" entnommen, mit dem im Jahre 1776 die Burg eröffnet wurde. Sie iſt von geradezu [illegible] Gehalt. Ein Oberbrahmine will, um früher in den Himmel einzugehen, den Feuertod ſterben, er beſinnt ſich aber noch rechtzeitig und ſucht den Himmel in den Armen einer jungen Witwe mit einer Vermögensſchönheit von 12 Millionen Rupien. In dieſe Handlung ſchneit ein Altwiener hinein, der den Tod auf dem Scheiterhaufen als eine Tour betrachtet, bei der er „dabei ſein muß" und für die er ſich einen „Sitzplatz beſtellt". Der bisher ganz unbekannte talentvolle Komponiſt hat dazu eine zwar anſpruchsloſe, aber leichtflüſſige und angenehm aufdringliche Muſik geſchrieben, in der alles geſchmackvoll inſtrumentiert iſt und die auch einige einſchmeichelnde Melodien enthält, die dem drolligen Stücke eine gute Aufnahme verſchafften. — Eines weniger allgemeinen Erfolges hatten ſich zwei neue vieraktige Luſtſpiele zu erfreuen, von denen das eine, „Fremder Wand" von L. Kotlarz, zum erſtenmal im Wiener Burgtheater aufgeführt wurde. Der Verfaſſer, ein Eiſenbahnbeamter, der ſchon Gedichte, Novellen und Romane veröffentlicht hat, betritt mit dieſem Stück zum erſtenmal die Bühne, nicht gerade mit beſonderem Glück. Der Inhalt iſt kurz folgender: Ein mit allen Gaben des Geiſtes und des Herzens reich ausgeſtatteter Mann, der an Rogers „Vatian" erinnert, giebt in aufopfernder Bruderliebe alles, was er beſitzt, Ehren ſogar und Liebe, im ſelbſtloſen Opfermut, im Opfermut bis aufs Meſſer, ſeinem leichtfertigen Bruder hin, bis endlich das Mädchen, das er und das ihn liebt, mit einer raſch entſchloſſenen That ihm die Augen öffnet. Wir ſtehen da vor der geradezu krankhaften und deshalb peinlichen Sentimentalität eines Mannes, der uns mehr Gefühlsduſel als Gemütstiefe iſt und vielleicht unſer Mitleid erregen, aber nicht unſere Sympathie erringen kann. Daran krankt das Stück, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß der Verfaſſer einen ſcharfen Blick für alles Bühnenwirkſame hat, daß er die handelnden Perſonen fein zu charakteriſieren weiß und daß der Dialog einen harmloſen und liebenswürdigen Humor ausſtrahlt.

Das zweite Luſtſpiel „Mädchenaugen" von Franz Stahl fand zwar bei ſeiner erſten Aufführung am Hamburger Thaliatheater, dank der vorzüglichen Darſtellung, einen vollen Heiterkeitserfolg, kann aber bei ſeinem leichten Aufbau und der nicht [illegible] Handlung keinen Anſpruch auf [illegible] erheben. Die Anziehungskraft zweier hübſchen Mädchen auf zwei den erbitterten Feinden angehörige junge Herren und der Einfluß derſelben auf die Beilegung eines alten Familienzwiſtes iſt der recht einfache, ſchon recht oft behandelte Vorwurf des Stückes, deſſen Vorzüge in einer fließenden, zuweilen recht witzigen Sprache, ſorgfältiger Ausbeutung der vorhandenen Situationskomik und guter techniſcher Mache liegen. Dagegen ſind die Charaktere der auftretenden Perſonen durchweg nach der Theaterſchablone gezeichnet. — Einen ganz eigenartigen Reiz nicht nur auf litterariſch feiner geſchulte Zuhörer, ſondern auch auf die weiteren Kreiſe des Publikums, übte eines der Faſtnachtsſpiele von Heinrich Kruſe, „Standhafte Liebe", aus, welches zum erſtenmal im Elberfelder Stadttheater über die Bretter ging. Das intereſſante Stück trug einen ganz entſchiedenen Erfolg davon. Der Gegenſtand deſſelben iſt folgender: Ein berühmter Pariſer Goldſchmied verliebt ſich beim erſten Anblick in eine anmutsvolle Gänſehirtin und will das liebliche Geſchöpf zur Ehefrau nehmen. Die Kleine iſt aber Leibeigene eines reichen Kloſterſtiftes, und nach dem Geſetz iſt, ſofern der Abt kein Löſegeld annehmen will, wer die Leibeigene freit, ebenfalls der Hörigkeit verfallen. Der Abt erweiſt ſich denn auch trotz des Zeterns des entrüſteten Goldſchmieds hartnäckig und will kein Löſegeld nehmen, ſondern in dem großen Künſtler einen Hörigen dem Kloſter gewinnen. Da dieſer mit Entſchloſſenheit droht, wird die Magd in ſichern Gewahrſam genommen. Die Liebesqual macht den Künſtler nach Wochen mürbe, und er nimmt die Schmach der Knechtſchaft auf ſich. In Paris iſt man entrüſtet über den ſeitens des Kloſters ausgeübten Zwang, und alles drängt nach dem Hofe, das ſchöne Weibchen zu ſehen, um deswillen ein berühmter Künſtler Kloſterhöriger geworden iſt. Der Abt aber läßt ſich ſchließlich beſtimmen, dem in der Knechtſchaft des Heiligtums ſchmachtenden Liebespaare die Freiheit zu ſchenken, wogegen der dankbare Goldſchmied ein prachtvolles Meiſterwerk für des Kloſters Hochaltar verſpricht. Dieſer Stoff iſt von Balzac in ſeinen Contes drolatiques im Novellenſtil des ſechzehnten Jahrhunderts erzählt. Kruſe verleiht ihm ſowohl in dem Humor der Kloſterknechte wie in dem romantiſch-idylliſchen Zauber der weiblichen Hauptgeſtalt völlig neue Wendungen und verklärt poetiſch den franzöſiſchen [illegible] Geſchmack. — Dieſe bezwingend liebenswürdige Poeſie, mit der der Dichter das Bild der ſchönen Niedermagd ausgeſtattet hat, ſicherte dem Faſtnachtsſpiele mit dem feinen Duft ſeines geiſtigen Weſens den vollen Erfolg und machte die Schwunghaftigkeit der Darſtellung und die dem modernen Ohr ungewohnt klingende Sprache gemeiner Kritikerreie vergeſſen.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die Königin von England hat eine wertvolle Sammlung** von Waffenſtücken alter Meiſter, die bisher unbenutzt im Buckinghampalaſt gelegen hat, dem Royal College of Muſic geſchenkt.

— **Bei den neuen Landerwerbungen, welche das deutſche** Reich an der Oſtküſte Afrikas gemacht hat, iſt es nicht ohne Blutvergießen abgegangen. Die erſt vor kurzem ſtattgefundenen Kämpfe der Tanga-Soldaten, durch welche auch die evangeliſche Miſſionsſtation ausgeplündert worden iſt, haben wieder eine größere Anzahl Opfer an Toten und Verwundeten gefordert, ſo daß ſich das von der evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaft für Deutſch-Oſtafrika in Sanſibar errichtete Krankenhaus als eine ſehr ſegensreiche und notwendige Gründung erwieſen hat. Außerdem iſt dieſe wohlthätige Anſtalt auch in friedlichen Zeiten von nicht zu unterſchätzender Bedeutung. Denn das tropiſche, fiebererzeugende Klima zwingt unſere dort lebenden Landsleute oft, von dieſem Aſyl Gebrauch zu machen. In dem Krankenhauſe finden Leidende ohne Unterſchied der Konfeſſion Aufnahme und werden von einem deutſchen Arzte, den die Reichsregierung entſendet hat, ſowie von evangeliſchen Diakoniſſen verpflegt. Die gemieteten Räume reichen aber längſt nicht mehr aus. Es iſt daher dringend erwünſcht, daß der Neubau eines eigenen Krankenhauſes auf dem vom Sultan dazu überlaſſenen Grundſtücke baldigſt begänne. Der Vorſtand der evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaft für Deutſch-Oſtafrika wendet ſich daher an alle Deutſchen mit der dringenden Bitte, dieſes ebenſo chriſtliche wie patriotiſche Werk durch recht große Spenden fördern zu helfen. Zur Empfangnahme derſelben haben ſich beſonders der Miſſionsinſpektor Dr. G. A. Büttner, Berlin N., Weinbergsweg 19, und der Schatzmeiſter der geſamten Geſellſchaft, Bankier Hoffmann, Berlin N., Kirchſtraße 7, und Sekretär Fechte, Berlin N., Fennſtraße 59, I., bereit erklärt.

Feſte und Verſammlungen.

An Moltke anläßlich ſeines ſiebenzigjährigen Dienſtjubiläums hat auch die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ein Glückwunſchſchreiben gerichtet und darin des Feldmarſchalls wiſſenſchaftliche Verdienſte beſonders anerkannt. Die bemerkenswerteſte Stelle des Schriftſtücks lautet: „Wie Xenophon und Cäſar haben Sie Ihre glorreichen Feldzüge in Oſten und Weſten mit unſterblicher Unbefangenheit ſelbſt in die Jahrbücher der Geſchichte eingetragen oder unter Ihrer Leitung darſtellen laſſen. Mit dem Geiſte des echten Forſchers, der mit liebevoller Sorgfalt allen Verhältniſſen des Menſchengeſchlechts nachgeht, haben Sie die Bahnen eröffnet, um eines der wichtigſten Gebiete alter Völkergeſchichte, die kleinaſiatiſche Halbinſel, unſerer Kenntnis wieder zu erſchließen. Jeden denkwürdigen Platz haben Sie in ſeiner Eigenart aufgefaßt und mit reiner Geiſtesfriſche zu ſchildern gewußt. Byzanz und der Bosporus, Rom und die Campagna ſind uns in dem von Ihrer Hand gezeichneten Bilde neu lebendig geworden. Das ſind Friedensthaten von unvergänglicher Bedeutung. Auch die erſte, den Gegenſtand erſchöpfende Darſtellung von Athen und ſeiner Landſchaft verdanken wir dem langjährigen Chef des Großen Generalſtabes, der aller ernſten Forſchung auf dem Felde alter Länder- und Völkerkunde mit Rat und That kräftige Hilfe zu leiſten bereit war, und es waren uns unvergeßliche Feſttage, wenn wir an unſeren öffentlichen Sitzungen Euer Excellenz als akademiſchen Genoſſen in unſerer Mitte ſehen durften."

— **Zum fünfzigjährigen Künſtlerjubiläum Joachims** am 1. März überreichte der Kultusminiſter im Auftrage des Kaiſers dem Jubilar die große goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft. Eine Deputation Bonner Bürger überbrachte ihm das Ehrenpräſidium des neugegründeten Muſikvereins in dem angekauften Geburtshauſe Beethovens. Muſikalienhändler Ernſt überreichte namens der Freunde und Verehrer des Jubilars 100,000 Mark, zu einer Stiftung beſtimmt. Deputationen der Hochſchule für Muſik, der Akademie der Künſte, des Sternſchen Geſangvereins, des Philharmoniſchen Orcheſters und des dortigen Konſervatoriums überreichten Adreſſen. Von den Univerſitäten Oxford und Cambridge, aus Amerika, aus Hannover, Frankfurt, Köln und vielen anderen Orten gingen nach Hunderten zählende, briefliche und telegraphiſche Glückwünſche ein.

Geſtorben.

— Leonhard Chalon, belgiſcher Numismatiker und Beſitzer einer berühmten Münzſammlung, 87 Jahre alt, am 23. Februar, in Ixelles-Brüſſel.

— Rechtsanwalt Theodor Friedrich Riedler, länger als fünfzig Jahre der Ratgeber und ſeit 1848 auch der politiſche Führer der Bevölkerung des kleinen Fürſtentums Ratzeburg im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, 82 Jahre alt, am 24. Februar, in Demmern bei Schönberg.

— Generalſuperintendent Gorhitz, in der Konfliktszeit der ſechziger Jahre hervorragendes Mitglied des preußiſchen Landtags, 78 Jahre alt, am 24. Februar, in Lyck in Oſtpreußen.

— Johann von Pillement, königlich bayriſcher Generalmajor a. D., 76 Jahre alt, am 27. Februar, in Würzburg.

— Alexander Theodor von Uechtritz, königl. preußiſcher Generalleutnant z. D., 80 Jahre alt, am 28. Februar, in Dresden.

— Karl Davidow, berühmter Violoncellvirtuoſe, früher erſter Violoncelliſt im Leipziger Gewandhausorcheſter und Lehrer am Konſervatorium, ſeit 1862 in St. Petersburg, wo er als kaiſerlicher Kammervirtuos und Lehrer am Konſervatorium, dann als Direktor deſſelben thätig war, 51 Jahre alt, am 26. Februar, in St. Petersburg.

— J. J. Sprüngli, über fünfzig Jahre Pfarrer in Thalweil am Züricher See, durch ſeine rege, vom beſten Erfolg gekrönte Beteiligung an dem Aufblühen der Männergeſangvereine in der Schweiz weithin bekannt, 87 Jahre alt, Ende Februar, in Zürich.

— Graf Philipp Konrad zu Eulenburg, königlich preußiſcher Kammerherr und Oberſtleutnant a. D., Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes ꝛc., 68 Jahre alt, Anfangs März, auf ſeiner Beſitzung Liebenberg in der Provinz Brandenburg.

— Profeſſor Heinrich Breitinger, Lehrer der neueren Sprachen an der Univerſität und dem Polytechnikum in Zürich, ſchriftſtelleriſch thätig auf dem Gebiete der franzöſiſchen Litteratur- und Sprachgeſchichte, 57 Jahre alt, Anfangs März, in Zürich.

— Dr. Joſef Herz, Rechtsanwalt in Mannheim, Herausgeber der Zeitſchrift „Die deutſche Genoſſenſchaft", Führer der demokratiſchen Partei, 47 Jahre alt, am 1. März, in Berlin.

— von Oſten, genannt Sacken, königlich preußiſcher Generalleutnant, zuletzt Kommandeur der 22. Infanteriebrigade in Breslau, am 1. März, in Berlin.

— Kommerzienrat Wilh. Peters, Begründer der weltbekannten Firma Wilhelm Peters & Comp. in Barmen, am 3. März, in Barmen.

— Karl Mittell, ausgezeichneter Schauſpieler, liebenswürdiger Darſteller feiner und leichtlebiger Lebemänner, an den Theatern in Berlin, Dresden, Leipzig und Hamburg thätig geweſen, 60 Jahre alt, am 1. März, in Blaſewitz bei Dresden.

— Wilhelm Freiherr Treuſch von Buttlar-Brandenfels, königlich preußiſcher Generalmajor z. D., am 4. März, in Dresden.

— Dr. Richard Gſcheidlen, außerordentlicher Profeſſor der Phyſiologie an der Univerſität Breslau und Vorſtand eines Inſtitutes zur Unterſuchung der Nahrungsmittel, Herausgeber der „Breslauer ärztlichen Zeitſchrift", 48 Jahre alt, am 6. März, in Breslau.

— Gabriel Freiherr von Herbert-Rathkeal, k. k. Kämmerer, außerordentlicher öſterreichiſch-ungariſcher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter bei dem königlich württembergiſchen Hofe, 54 Jahre alt, am 6. März, in Stuttgart.

— Hofrat Heinrich Rumpel, Leiter des Mannheimer Hoftheaters, deſſen Komite er neunzehn Jahre hindurch als Mitglied und als Präſident angehörte, Gründer des Hoftheaterpenſionsfonds und anderer wohlthätigen Stiftungen, am 5. März, in Mannheim.

— John Ericſſon, berühmter Marine-Ingenieur, Erfinder der Dampferſchraube, 85 Jahre alt, am 8. März, in New-York.

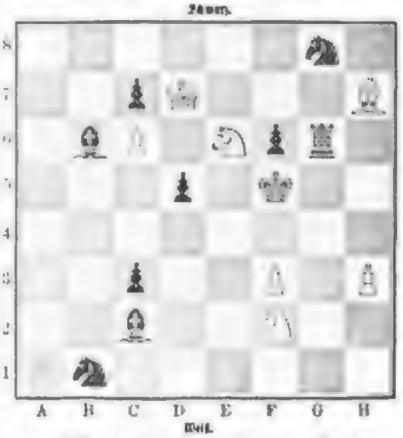
— Rechtsanwalt Waldemar Wolff, Mitglied des königlich preußiſchen Abgeordnetenhauſes, der konſervativen Partei angehörig, 56 Jahre alt, am 9. März, in Berlin.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 497.

Von Aurelio Abela.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 494:

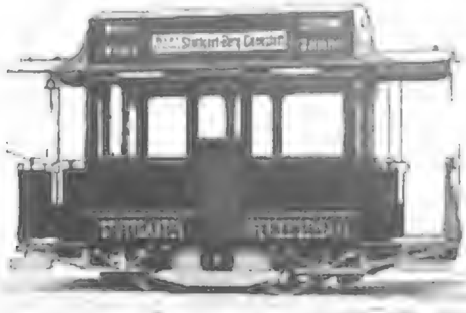
Weiß.	Schwarz.
1) T. A 1 — H 1	1) K. F 5 — F 6.
2) S. H 1 — F 2	2) K. E 5 — D 6 oder anders
3) T. F 3 — F 4 oder — D 5 Matt	
A)	
1)	1) K. F 5 — G 5
2) T. H 1 — H 4	2) Beliebig.
3) T. E 4 — G 6 Matt.	
B)	
1)	1) L. A 3 n. B 4
2) T. H 1 — F 5 †	2) Beliebig.
3) Dame Matt	

Das moderne Heinzelmännchen.

Wenn in unſerem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität die geheimnisvollen Kräfte der Natur immer mehr in den Dienſt der Allgemeinheit geſtellt werden und wenn durch unſere Eiſenbahnen die räumlichen Entfernungen gegenüber den früheren Transportgelegenheiten um mehr als das Zwanzigfache verkürzt worden ſind, ſo erſchien es bisher doch nur als unerreichbarer Wunſch vieler, die Wirkung dieſer Naturkräfte auch in den beliebigen Dienſt des einzelnen geſtellt zu ſehen, in dem Sinne, daß jeder, unabhängig von der Maſſenbeförderung auf Eiſenbahnen, Dampfſchiffen und dergleichen, unter Umſtänden ſich eines eigenen Fahrzeuges mit Kraftbetrieb nach eigenem Belieben bedienen könne, ſei es nun als Schiff, Kutſche, Zwei-, Drei-, Vierrad oder als ſonſt ein Vehikel. Dieſem Verlangen ſtand

Auf dem Wege zum Cannſtatter Kurſaal.

hindernd im Wege die erſcheinende Unmöglichkeit der Herſtellung ſolch kleiner Motore mit genügender nachhaltiger Kraftleiſtung bei geringſtem Eigengewicht und billiger, ſicherer Betriebsweiſe; denn wo auch ſeither die Konſtruktion derartiger Maſchinen verſucht wurde, da ſcheiterte die Verwendbarkeit derſelben in der Praxis an den bei ſolch kleinen Betrieben hervortretenden Unvollkommenheiten, das heißt an dem zu großen und ſchweren Motor wie auch an anderen Hinderniſſen.



Daimlers Motor im Dienſte der Straßenbahn.

Wie muß daher der Fremde erſtaunen, wenn ſich ihm auf ſeinem Wege durch das Württemberger Land, bei einem Aufenthalt in der ſchönen Reſidenzſtadt Schwabens und in der benachbarten freundlichen Bäderſtadt Cannſtatt, unverhofft der Anblick derartiger automobilen Fahrzeuge in großer Mannigfaltigkeit zeigt. Die Verwirklichung dieſes Betriebes von ſelbſtfahrenden kleineren und größeren Vehikeln jeder Art iſt das vom Erfolg gekrönte Ergebnis eines jahrelangen ſtillen und abgeſchloſſenen Wirkens. Der Erfinder dieſer neuen Fahrbetriebe, Ingenieur Daimler in Cannſtatt, hat den von Schmidt-Weißenfels ſo genannten „Luftgeiſt“ verwendet, welcher in vorbezeichneter Richtung mit bewundernder Wirkſamkeit den Wunſch und Traum ſo manches Fahrluſtigen und Sportfreundes zu erfüllen im ſtande iſt und womit in zahlreichen Fällen die koſtſpielige Pferdehaltung erſpart werden kann, wie überhaupt die Möglichkeit des motoriſchen Betriebes kleiner und kleinſter Fahrzeuge damit erſtmals geſchaffen wurde.

Wir ſehen hier dieſe intereſſanten ſelbſtfahrenden Vehikel, groß und klein, in Wirklichkeit vor uns: auf dem freundlichen Neckarfluſſe ſind es Boote jeder Art, vom kleinſten Miniaturboot in Gondelgröße bis zu großen, zwanzig Perſonen aufnehmenden Vergnügungsbooten, welche ſchon ſeit dem Jahre 1886 ihre Vorzüge auf längeren Rhein-, Main- und Elbefahrten und auf Landſeen bewieſen haben; dieſe Fahrzeuge eilen, wie durch unſichtbare Kraft getrieben, in raſchem Gange durch die Flut, ſich dabei von vortrefflicher Lenkbarkeit erweiſend. Ein ſolches Schiff kann bis zu fünfhundert Kilometer zurücklegen, ohne ſich mit friſchem Brennſtoff verſehen zu müſſen.

Richten wir den Blick auf die benachbarte Landſtraße, ſo ſehen wir mit Verwunderung die elegante Kutſche „ohne Gaul“, durch dieſelbe verborgene Kraft bewegt, daherkommen, und in gleicher Weiſe das flüchtige automobile Fahrrad ohne Pedale, weil nicht [illegible] getreten, dahineilen, Betriebe, welche Daimler ſchon ſeit dem Jahre 1886 geſchaffen hat. Die Anwendung dieſer Kraft auf Schienenfahrzeuge ergab ſich damit ganz von ſelbſt, und ſo ſehen wir denn ſchon ſeit den Tagen des Cannſtatter Volksfeſtes im Jahre 1887 die kleinſten Eiſenbahnwagen der Welt zum Ergötzen von Alt und Jung im periodiſchen Betrieb, und zwar auf dem hiefür beſonders eingerichteten ſchmalſpurigen Geleiſe zwiſchen dem Wilhelmsplatz und dem Kurſaal in Cannſtatt.

Daimlers Motor auf dem Waſſer.

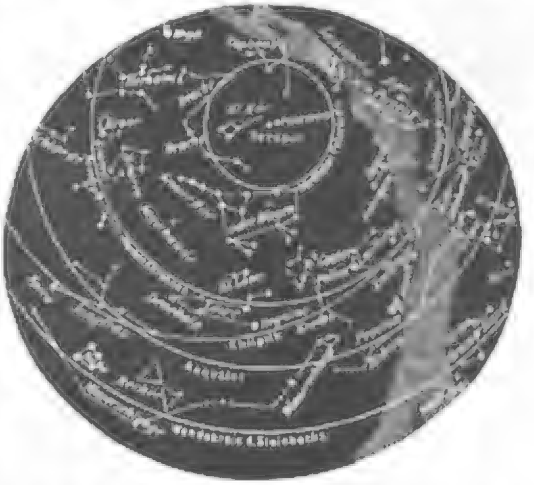
Hiermit zuſammenhängend iſt der gelungene Betrieb eines ſelbſtfahrenden Eiſenbahnwagens und einer Eiſenbahndraiſine auf der Bahnſtrecke zwiſchen Unterboihingen und der lieblich am Fuße der ſchwäbiſchen Alb gelegenen Stadt Kirchheim unter Teck, welche Fahrzeuge wir ſchon ſeit dem Sommer des Jahres 1887 im Gange zu ſehen Gelegenheit hatten; das weitere in dieſer Richtung geſteckte Ziel iſt der automobile Straßenbahnwagen nach Daimlers Syſtem, deſſen praktiſche Verwirklichung nach den bisher damit erreichten Ergebniſſen nur noch eine Frage der Zeit iſt, wie auch die Schaffung des lenkbaren Luftſchiffs auf derſelben Grundlage nach bemerkenswerten Anfangserfolgen, von der wir vielleicht bald mehr hören werden. Ebenſo wurde die nach gleichem Syſtem arbeitende vierpferdige Petrol-Feuerſpritze auf dem vorjährigen Deutſchen Feuerwehrtag in Hannover ob ihrer Fähigkeit, ſofort in Aktion zu treten, und wegen ihrer ausgezeichneten Leiſtungsweiſe von den Beſchauern viel bewundert und fand den größten Beifall aller Sachverſtändigen.

Das Moment, auf welches ſich alle dieſe neuartigen Betriebe gründen, iſt der Daimlerſche Gas- oder Petrol-Univerſalmotor, welcher die nichts koſtende Luft als Hauptbeſtandteil verwendet und als echtes Heinzelmännchen im modernen Gewande alle ihm aufgetragenen Arbeiten ruhig und pünktlich verrichtet, ſeine Thätigkeit nur mit leichtem Tiktak bemerklich machend, jede Gefahr ausſchließend und ſich im übrigen mit geringſter Nahrung begnügend, ſo daß mit Aufwendung von nur einem halben Liter Petrol die ſtündliche Kraftleiſtung eines Pferdes erzielt wird. Dabei hat der Motor für eine volle Pferdekraft nur die Größe einer Standuhr und entſprechendes Gewicht; ein einigermaßen kräftiger Mann iſt fähig, ſeinen pferdeſtarken Motor ohne Beſchwerde unter dem Arme fortzutragen; daraus ergibt ſich ohne weiteres die leichte Transportfähigkeit und faſt unbeſchränkte Verwendungsweiſe dieſes Daimlerſchen Motors für gewerbliche Zwecke, land- und hauswirtſchaftliche Betriebe jeder Art, und ſo können wir dieſer zweckmäßigen Erfindung eine bedeutende Zukunft vorherſagen, um ſo mehr, als ſie ſchon, wenn auch in der Stille, eine mehrjährige Probezeit beſtanden und während derſelben den Beweis ihrer Realität gründlich geliefert hat.

Eine Spazierfahrt ohne Pferde.

April 1889.

Abends gegen 8 Uhr ſteht Orion tief unten zwiſchen Weſt und Südweſt, während der Löwe mit dem Regulus, einem Sterne erſter Größe, ziemlich hoch im Süden zu finden iſt. Venus iſt zu dieſer Zeit ganz im Weſten unter dem Perſeus. Mars, welcher etwas näher der Sonne ſteht, geht in der erſten, größeren Hälfte des Monats vor, in der kleinern, ſinkenden nach 8 Uhr unter. Die Planeten, welche dieſe Flecken während des Monats beſchreiben, ſind in der Himmelskarte durch eine gebrochene Linie angegeben. Am 9. [illegible] für den Beobachter die Bewegung der Venus [illegible]. Saturn befindet ſich im Sternbild des großen Löwen, und iſt durch ſein ruhiges, nicht funkelndes Licht zu erkennen. Am 14. wird die Bewegung des Saturn rückläufig, dieſelbe erfolgt am 24. bezüglich derjenigen des Jupiter. Dieſer ſteht ſehr tief, geht erſt morgens auf und iſt deshalb für das unbewaffnete Auge unſichtbar. Am 20. befindet ſich Jupiter zweieinhalb Vollmondsbreiten unter dem Mond, welcher im Abnehmen begriffen iſt, jedoch das letzte Viertel noch nicht erreicht hat.



Gediegene literariſche Oſtergeſchenke

aus der

Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Georg Ebers, Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. Siebente Auflage. 2 Bände. In feinſtem Original-Einband. Preis ℳ 12. — **(Neu!)**

Georg Ebers, Eliſèn. Ein Wüſtentraum. Poetiſche Erzählung. Siebente Aufl. Fein in Leinwand gebunden. Preis ℳ 5. —

Georg Ebers, Eine Frage. Idyll. Mit einem Titelbild in Lichtdruck. Fünfte Auflage. Fein gebunden mit Goldſchnitt. Preis ℳ 5. —

Amalie Baiſch, Aus der Töchterſchule ins Leben. Ein allſeitiger Berater für Deutſchlands Jungfrauen. Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer. In elegantem Original-Einband. Preis ℳ 6. — **(Neu!)**

Georg Scherer, Deutſcher Dichterwald. Lyriſche Anthologie. Dreizehnte Auflage. Mit vielen Porträts und Illuſtrationen. Original-Prachteinband mit Goldſchnitt. Preis ℳ 7. —

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry. VI. edition. With portrait of Ferd. Freiligrath and numerous illustrations. Original-Prachteinband mit Goldſchnitt. Preis ℳ 7. —

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. VII. édition, revue et augmentée par **C. Villatte.** Avec 12 gravures sur bois. Original-Prachteinband mit Goldſchnitt. Preis ℳ 7. —

Wilhelm Jordan, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Zweite, durchgeſehene Auflage. 2 Bände. Fein gebunden. Preis ℳ 12. —

Lewis Wallace, Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Chriſti. Mit dem Porträt von General Wallace. Fünfte Auflage. 2 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis ℳ 7. Ausgabe für Bücherliebhaber auf feinſtem Papier, numeriert (Nro. 1—200), hochfein gebunden. Preis ℳ 12. —

Ein Vermächtnis Kaiſer Wilhelms I. Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menſchen- und Heldenbild unſeres unvergeßlichen Kaiſers Wilhelm I. von **Oskar Meding.** Mit **Illuſtrationen** nach den von des Kaiſers und Königs Majeſtät Allergnädigſt zur Verfügung geſtellten Kunſtwerken **als Erinnerungsgabe für das deutſche Volk** herausgegeben von **Karl Hallberger. Pracht-Ausgabe.** 196 Seiten hoch Quart. In feinſtem Originaleinbd. Preis ℳ 4. —

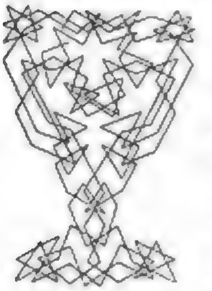
Vorſtehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Anordnungsaufgabe.

Die 64 Karten aus zwei Pikettſpielen ſind ſchachbrettartig ſo zu legen, daß ſowohl in jeder der acht Reihen von links nach rechts, als in jeder der acht Reihen von oben nach unten, als in jeder der beiden diagonalen Reihen, aber Rang einmal, jede Farbe zweimal vertreten iſt. Die acht Rangſorten ſind: Aß, König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben. Die 4 Farben ſind: Treff, Pique, Coeur, Carreau. Die Buben gelten natürlich nicht extra, ſondern in ihrer Farbe. Der Rand iſt ſo belegt, wie folgende Figur zeigt.

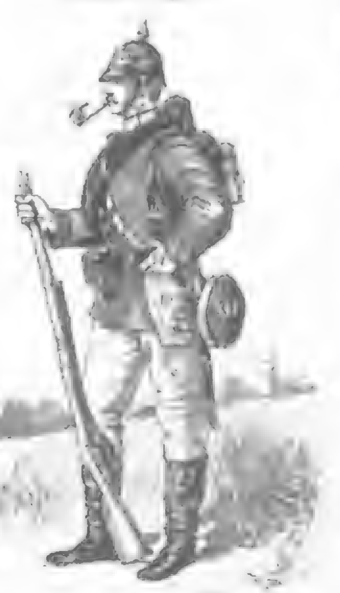
Treffle Aß	Pique König	Coeur Dame	Carreau Bube	[illegible] Zehn	Carreau Neun	Pique Acht	Treffle Sieben
Coeur Sieben							Coeur Aß
Carreau König							[illegible] Acht
Pique Bube							Pique [illegible]
Carreau Aß							Coeur Neun
Treffle Zehn							Treffle Bube
Carreau Neun							Coeur Dame
Pique Dame	Coeur Zehn	Carreau Aß	Treffle Acht	Treffle König	Carreau Sieben	Coeur Bube	Pique Neun

Auflöſung des Röſſelſprungs Seite 505:



Es iſt der Kopf ein Luſtgezelt,
Darin drei Stühle ſind geſtellt.
Das erſte Glas tritt ein als Gaſt,
Nimmt auf dem erſten Stuhle Raſt;
Das zweite Glas kommt hinterdrein
Und nimmt den zweiten Stuhl ſich ein;
Wenn nun das dritte kommt gehetzt,
So ſind die Stühle rings beſetzt.
Dann kommt ein viertes noch wie der Blitz,
Sieht um ſich und ſieht keinen Sitz;
Und weil es doch nicht ſtehen kann,
So ſtößt es einen Nächſten an,
Fort an den andern hier und dort,
Und jedes will räumen ſeinen Ort.
Da balgen ſie ſich untereinander
Und werfen von den Stühlen ſich,
Und noch ein Glück iſt's, wenn das Zelt
Nicht ſelbſt mit übern Haufen fällt.
Rückert.

Dechiffrieraufgabe.



Da der alte Schwerenöter ſeinem bei dem Leibregiment als Einjähriger ſtehenden Filius ſehr knapp hält und die gute freigebige Mutter jeden Brief vorzeigen muß, ſo iſt der flotte Krieger (wohl durch die Lektüre von „Ueber Land und Meer") auf den Gedanken verfallen, ſeiner allezeit hilfreichen lieben Mutter ſeine Lage ſtatt durch Worte durch Ueberſendung eines vom Regiments-Spezialartiſten gefertigten Abriſſes, vulgo „Porträt", zu ſchildern, indem er ſeine Klage nicht Lettern, ſondern Zeichen anvertraut, ſo daß die mit denſelben bezeichneten Armatur- und Monturſtücke ꝛc. ꝛc., bis zum Koſtümärmel hinauf, in ihren Anfangsbuchſtaben der Mutter alles ſagen, wobei ſie ſich mit mütterlichem Inſtinkt die fehlenden Vokale ergänzen wird. Die lateiniſchen Chiffern ſcheinen [illegible] zu markieren.

Auflöſung des Citatenrätſels Seite 525:

Der Menſch, ein Thor für ſich, für ander klug, hat Rat für jedermann, nur nicht für ſich.

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 525:

Nimm die ſchweren Tage leicht, aber ſchwer die guten.

Sophie in Livland. Ihren erſten Wunſch haben Sie hoffentlich bereits befriedigt gefunden und dabei zugleich erſehen, daß [illegible] ausgeſchloſſen iſt. Das Gedicht bringt aber [illegible] Verlobung hat bis jetzt keine amtliche Beſtätigung gefunden. [illegible] die betreffenden Anfragen zu bringen. — Der Spruch, mit dem Sie [illegible] iſt ein gewaltiger. Das Wort [illegible] in dieſem Fall gleichbedeutend mit [illegible]. [illegible] die eigentliche Lage. In dieſem Sinne wird Ihnen [illegible] „die arme alte Frau" [illegible] erſcheinen.

Wilhelm F. in Ludwigsluſt. Das „Sommerrecht" hoffen wir zu gelegener Zeit ein Plätzchen zu finden.

Alte Jungfer in T. Es bereitet ganz beſonders [illegible] Sie in Ihrem Lieblingsbuch mit Vorliebe zu pflegen gedenken. [illegible] Stoffe im kleinen Konverſationston haben Sie durch [illegible] Verlag von Eduard Bloch Theaterbuchhandlung, Berlin C., Brüderſtraße 2, deſſen Kataloge Ihnen darüber ausführlichen Aufſchluß erteilen. [illegible] Paul Heyſes [illegible], namentlich auch ſeine „Plauderei des Teufels" [illegible] „Deutſche Monatsbibliothek", deren [illegible] für Ihre Zwecke ganz beſonders eignet, und die „[illegible]", herausgegeben von Paul Heyſe und anderen.

Alter Junggeſell in R. In dieſem Jahre dürfte [illegible] veröffentlicht werden, wohl aber im nächſten, da alsdann dreißig Jahre ſeit dem Tode des Originalautors verfloſſen ſein werden.

Otto M., stud. phil. in Berlin. Wir wollen ſehen, ob wir für das eine oder andere ein Plätzchen haben.

Heinrich in Schweizerland. Desgleichen [illegible] von allen Toaſten.

Langjähriger Abonnent in Kopenhagen. Da der Karl Fürmins [illegible] 2. Auflage erſchienene und durch jede Buchhandlung zu beziehende [illegible] von Meiſſa, bearbeitet und ergänzt von J. [illegible] [illegible] Inſtitut der Verlagsbuchhandlung, wird Ihnen [illegible] entſprechen.

F. H. in Bremen und Rosa V. in Berlin. Die [illegible] und [illegible] ſind wir für längere Zeit hinlänglich verſehen.

Peter H. in Pyrmont. Wir wollen [illegible] jeſchen. Von [illegible] Manuſkripten [illegible], iſt dann doch [illegible] zu [illegible].

Unſeren geehrten Abonnenten

offerieren wir zum Einbinden des mit dieſer Nummer vollſtändig vorliegenden **erſten Bandes** dieſes Jahrgangs die in unſerer Buchbinderei auf das eleganteſte ausgeführte

Einband-Decke

zu

„Ueber Land und Meer"

(nach nebenſtehender Abbildung)

in engliſcher Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpreſſung auf der Vorderdeckel und Rücken. Der Preis dieſer iſt für die **Haupt-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer" **2 Mark** pro Decke, dieſelbe Decke für die Salon-Ausgabe, jedoch nur mit Goldtiteln, **ohne** Vorderdeckelvergoldung, iſt zu **1 Mark 25 Pfg.** pro Stück erhältlich.

Den verehrlichen Abonnenten der **Künſtler-Ausgabe** von **„Ueber Land und Meer"** offerieren wir ebenfalls eine elegante, in unſerer Buchbinderei hergeſtellte Einband-Decke zum **erſten Bande** in engliſcher Leinwand mit reicher Gold- und Schwarzpreſſung auf dem Vorderdeckel und Rücken zum Preiſe von nur 2 Mark 25 **Pfg.** pro Stück. Die Decken für die **Haupt-Ausgabe** ſind nur in **brauner** Farbe, für die **Künſtler-Ausgabe** nur in roter Farbe zu haben.

Ferner offerieren wir **Mappen** zur **Aufbewahrung** der **Wochennummern** in gleicher Leinwand mit Goldtitel auf dem Vorderdeckel à **1 Mark 25 Pfg.**, beſonders zu empfehlen für **Leſekabinetten, Gaſthöfen, Cafés, Reſtaurationen** ꝛc.

(Für den Preis der Decken und Mappen [illegible] in **Oeſterreich-Ungarn** [illegible].)

☞ Nur durch die Herſtellung in ſehr großen Partien konnte der Preis ſo **billig** geſtellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindeſtens das **Doppelte** koſten.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Beſtellungen an, ebenſo vermitteln ſolche die Kolporteure und **Boten**, welche die Nummern und Hefte ins Haus bringen, die Beſtellung. **Poſtabonnenten** wollen ſich ebenfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Poſt [illegible]. Dieſelben werden auf Wunſch gegen franko Einſendung des Betrages [illegible] direkt geliefert.

NB. Da von anderer Seite ähnliche Einband-Decken, jedoch in **ganz anderer Ausführung** angefertigt werden, ſo wolle man [illegible] der Verlagshandlung in Stuttgart [illegible].

Zum Einbinden früherer Jahrgänge können jederzeit auch noch die betreffenden Decken nachgeliefert werden.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutſche Verlags-Anſtalt.**

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

G. W. in München. [illegible]

Johann B. in [illegible]. Ihre Verse sind ganz ungeschickt gemacht, tragen aber den Stempel [illegible] zu deutlich an der Stirn.

L. G. in Wiesbaden. Wir nennen Ihnen: die Zeitschrift des [illegible] zu Frankfurt a. M. [illegible] in Köln, [illegible] in Stuttgart und ähnliche Fachblätter ins Auge zu fassen.

Abonnentin in Magdeburg. [illegible]

Stiller in Berlin. Kommt nicht. Derartiges bedarf bei einem so umfangreichen Apparat wie dem unsrigen eine Vorbereitung von etwas längerer Hand.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Maria [illegible] in Köln (2). [illegible] in Schlesien. Wilhelm Schilling in Bergen. [illegible] H. Schmid in Breslau (2). [illegible] in Berlin. [illegible] August [illegible] Fanny Maier in St. Ingbert (3). [illegible] in Karlsruhe. Rudi Weber in Wien. [illegible] Karl Herrmann in [illegible] bei Karlsbad. Anna [illegible] in Speier. [illegible] in Meiningen. Marie v. Horn in Prag.

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" SW., Charlottenstr. 11
Wien: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" [illegible] 5
Budapest: **Moritz** [illegible]
München: **Fritz** [illegible], Redaktion der „Kunst für Alle" [illegible] 32)

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zwei Menschen. [illegible] Schluß. — [illegible]

Illustrationen: [illegible]

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes
Anzeigen
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Eröffnung des Saison-Abonnements: April–Juni 1889
bei allen Buchhandlungen und Postanstalten der Welt.

Der Bazar.
Illustrirte Damenzeitung

tonangebende, weitverbreitete, nützlichste Damen- und Modezeitung, kostet 2 M. 50 ₰ (in Oesterreich nach Kurs) und erscheint

allwöchentlich in reichster Ausstattung.

Bei Beginn der Frühjahrs-Saison ist der „Bazar", dank seinen zahlreichen Schnittmuster-Beilagen in jeder Familie, wo Frauen und Töchter an die Beschaffung der Sommer-Garderobe gehen, unschätzbar und unentbehrlich.

Inhalt der Nummern 11 u. 12:

Mode: [illegible] für Mädchen von 1–11 Jahren. Frühjahrsmäntel, Toiletten, [illegible] für Kinder.

Handarbeiten: [illegible]

Hierzu großer doppelseitiger Schnittbogen.

Unterhaltung: [illegible]

Illustrationen: [illegible]

Probenummern liefert auf Verlangen die Administration des „Bazar", Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neuestes und schönstes Oster- und Konfirmationsgeschenk für junge Damen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus der Töchterschule ins Leben.
Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen.
Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte
herausgegeben von
Amalie Baisch, geb. Marggraff.
Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer.
Preis geheftet 5 Mark; in elegantem Original-Einband Preis 6 Mark.

Inhalt: Widmung. — „Deutsche Frauen", [illegible] — An die junge Leserin. — **Erstes Buch. Wer soll ein Mädchen sein?** I. Sonst und jetzt. II. Im Elternhause. III. [illegible] IV. In der Gesellschaft [illegible] V. [illegible] VI. Am Schreibtisch, [illegible] VII. [illegible] VIII. Für das liebe Ich. IX. Mit Spiel und Sport. X. Im Brautstand. — **Zweites Buch. Was kann ein Mädchen werden?** I. Der künstlerische Beruf, [illegible] II. [illegible] III. Die Kindergärtnerin. IV. Das weibliche Lehramt. V. Die Erzieherin. VI. Die Gesellschafterin. VII. Die Krankenpflegerin [illegible] VIII. [illegible] IX. [illegible] X. Die Wahl [illegible] XI. Der Weg zur Bühne. XII. [illegible] XIII. [illegible] XIV. Der wissenschaftliche Beruf [illegible] — Schlußwort. — Register.

Das Buch trägt der modernen Frauenbewegung gebührend Rechnung und erörtert dabei alles das, was im allgemeinen zu geistig und sittlich gesunder, echt weiblicher Heranbildung eines jungen Mädchens [illegible]

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit schon in 3. Aufl.
Von der Wiege bis zum Grabe.
[illegible]
Von **Carl Reinecke**, op. 202
[illegible]
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig – St. Petersburg – Moskau
[illegible]

Ein Buch von
Karl Gerok
ist das beliebteste
Geschenk
für die Konfirmations- und Osterzeit.
[illegible]
Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Garantie-Seidenstoffe
der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld
[illegible] direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen.
In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen
[illegible]
Man verlange unsere Zusendung der reichh. Musterkollektion.

[illegible]

Das Vogtl. Versandt-Haus
[illegible] Plauen i. V.,
liefert Gardinen, Stickereien, Spitzen, Stoffe, Schürzen etc. [illegible]
[illegible] Mewes. [illegible]

Enthaarung.
[illegible]

Wollstoffe
zu Damenkleidern, Regenmänteln etc. offerirt zu billigsten Fabrik-Preisen das Wollwaren-Fabr.-Geschäft
Alwin Tietze, Greiz.
[illegible]

Sammlern, [illegible]
Briefmarken-Journal
[illegible]
Senf's Briefmarken-Journal.
[illegible] nur 1 M. 50 Pf. [illegible]
Probe-Nr. [illegible]
Gebrüder Senf in Leipzig [illegible]

Schmücke Dein Heim
Glasmalerei
(Diaphanien)

Die Diaphanien [illegible] prachtvollster Fensterschmuck [illegible] Katalogs-Auszug, Muster und Preisliste gratis.
Erste Häuser als Wiederverkäufer gesucht!
Grimme & Hempel
Kunst-Druckerei für feine Luxusplakate, Farbendrucke etc. Leipzig.

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Mouson'sche Toiletteseife für den deutschen Haushalt.

in Deutschland für 25 Pfennige zu haben.

Soolbad Harzburg.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen. Migräne. Neuralgische Schmerzen. Rheumatismen. Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm)
Dr. Knorr's Antipyrin

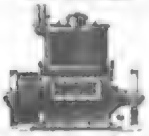
Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 188?.

Mariage

Rheinwein.

Weißwein.

Garrett Smith & Co.
Magdeburg-Buckau.
Locomobilen,



Westinghouse Dampfmaschinen,

Garrett Smith & Co.

Pain-Expeller

... ist gegen Gicht, Rheumatismus ...

Nur echt mit Anker

Dr. med. W. Schmidt.

Das Militär-Pädagogium Dr. Killisch.
Berlin, Schönhauser Allee 133.

Handels-Institut

Ohne Vorher zahlung
Buchführung etc.

Kranke

Geistig Zurückgebliebene

Villa Valida.

Bestes Putzmittel der Welt!

Man achte genau auf unsere Firma und Schutzmarke!

Gicht. Nieren- und Blasenleiden ...
Kohlensaures Lithionwasser

Schlaflosigkeit aus Nervenerregung ...
Bromwasser ...
M. Knoll, Magdeburg.

Dessauer Cacao

Kaiser-Chocolade

Dessauer Block-
Chocolade mit Vanille ...
Dessauer Chocoladenfabrik

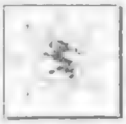
W. Veith.

Pat. Dampf-Schwitz-Bad
im eigenen Zimmer!!
heilt **Nierenkrankh., Gicht, Cholera, Rheumatismus, Wassersucht, Erkältung.**

Dr. Kles' Diätetiſche Heilanſtalt
Dresden, Wachſtraße 8.

Brauer-Akademie zu Worms.
Sommer-Curſus am 1. Mai.
Die Direktion: **Dr. Schneider.**

Gerolsteiner Sprudel.



Gerolsteiner Sprudel.
Geeignete Vertreter werden geſucht.

Erdbeerwein-Mousseux.
Feiner Dessertwein vorzüglicher Zusatz zu Bowlen
Max Hausen, Frankfurt a. M.

Bei täglichem Gebrauch unentbehrlich als Zahnputzmittel.
Schönheit der Zähne
KALODONT
Neue amerikanische
GLYCERIN-ZAHN-CRÊME
F. A. Sarg's Sohn & Co.
k. k. Hoflieferanten
in WIEN.
... den Apotheken und Parfumeurs 1 Stück 65 Pf.

TAMAR INDIEN GRILLON
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
... Drasticu, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
— Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Violet PARIS
Pflege der Haut u. Schönheit des Teints:
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE

INTERESSANTE ENTDECKUNG!
Parfums-ORIZA in fester Form
12 KŒSTLICHE PARFUMS in FORM von STIFTEN
Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich den gewünschten Gegenstand zu parfümiren.
L. LEGRAND,
207, Rue Saint-Honoré, PARIS
Der Bijou-Catalog wird gratis und franco zugesandt
WOLFF & SCHWINDT in KARLSRUHE

Über Land und Meer.

Nº 27.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Ums Geld.

Novelle

von

A. von Klinckowſtröm.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Die Nächte im wunderſchönen Monat Mai ſind doch noch verdammt kalt!"

„Findeſt Du? Mir iſt ſo warm, daß mir die kühle Nachtluft wie eine Wohlthat erſcheint."

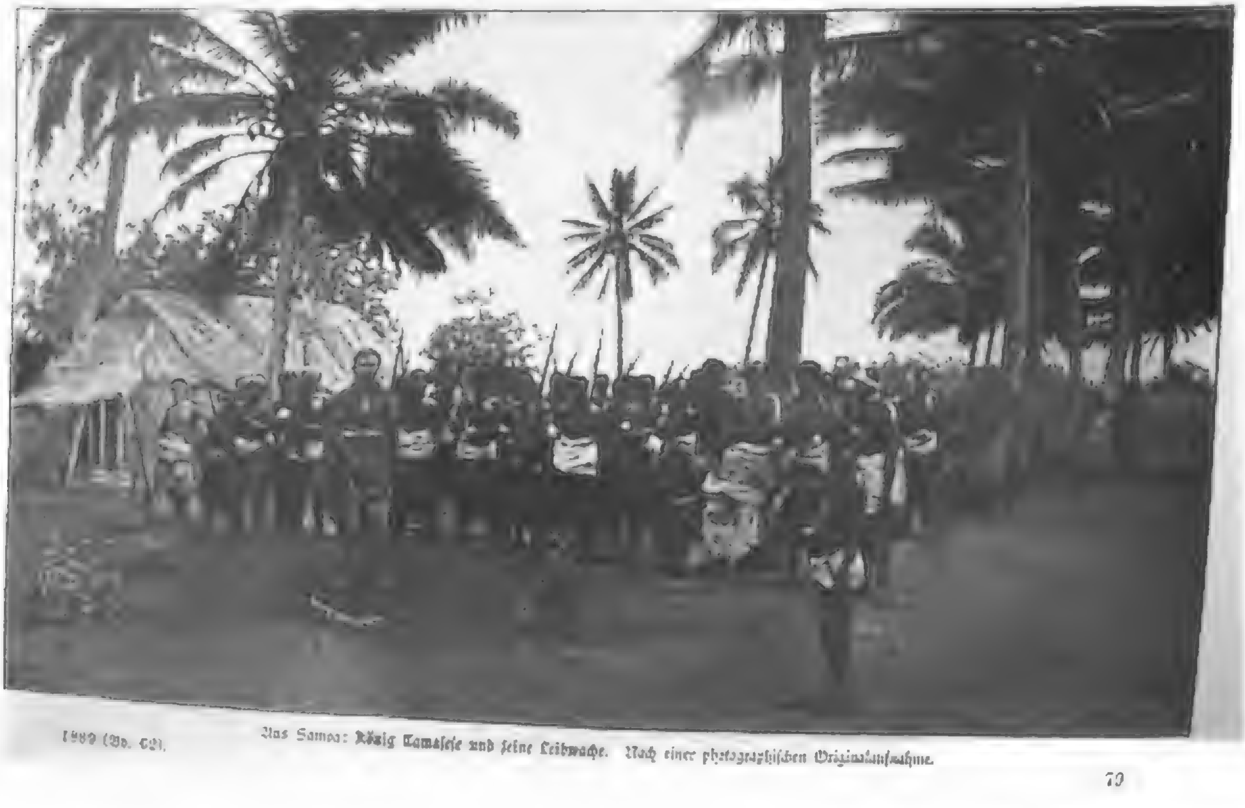
„Puh, war das eine Atmoſphäre! Tabaksqualm, Gas, Bierdunſt, ein angenehmes Gemiſch!"

„Aber ſpaßig war's doch, köſtlich! Dieſe engliſchen Schweſtern, die ſo ungraziös tanzten und ſo unmuſikaliſch ſangen! Ich habe lange nicht etwas ſo Komiſches erlebt."

„Ich begreife Dich nicht, Guntram, es iſt mir ganz unverſtändlich, wie Du Dich bei dergleichen immer wieder amüſiren kannſt; es ſind doch ſchließlich immer dieſelben blechernen, ausgeſungenen Stimmen, dieſelben typiſchen Bewegungen, dieſelben chiffonirten Trödeltoiletten und indezenten Erſcheinungen."

„Ja, mein lieber Brauſe, wir eingeborenen Berliner ſind eben nicht ſo ſchnell blaſirt wie ihr Herren aus Pommern, die ihr mit euren artigen Anſichten und blonden Köpfen hieher nach Berlin kommt, um ein paar Jahre Gaſtrollen zu geben, und es dann für eure Pflicht haltet, eine gewiſſe Welterfahrenheit zu markiren und gelangweilt zu erſcheinen, wo wir, die wir mit den Dingen aufgewachſen ſind, immer noch neue Nuancen auffinden, die uns amüſiren und intereſſiren. Na, nichts für ungut, lieber Junge, geſtehe mir nur jetzt ein, daß Du Dich eben doch ganz gut unterhalten haſt!" — „Auf Ehre, nein!"

Die Sprechenden, zwei junge Herren, offenbar den beſten Geſellſchaftskreiſen angehörig, biegen, von



Aus Samoa: **König Tamaſeſe und ſeine Leibwache.** Nach einer photographiſchen Originalaufnahme.

den Linden herkommend, in eine der Straßen zur linken Hand ein. Der eine von ihnen knöpft fröſtelnd ſeinen Paletot zu und ſchlägt den Rockkragen bis zu dem weißblonden Haar in die Höhe, der andere hat den Rock aufgemacht, den Hut aus der Stirn geſchoben und atmet befriedigt die kühle Luft ein. Die Geſtalt iſt hochgewachſen, breit in den Schultern; der Kopf hat in Form und Haltung etwas Gebietendes, und der Schein einer nahen Gasflamme fällt auf ein ungewöhnlich ſchönes Geſicht, das von Lebensluſt und Heiterkeit glüht, während er den Refrain eines nicht ganz ſalonfähigen Couplets vor ſich hin ſummt. Unwillkürlich wenden ſich Vorübergehende noch einmal nach ihm um.

„Wahrhaftig nicht!“ verſichert der Blonde nochmals. „Du ſcheinſt die Solidität meines Geſchmackes zu bezweifeln.“

„Wenn man Dich ſprechen hört, ſollte man es nicht für möglich halten, daß die ‚unvergleichliche‘ Carola vom Viktoriatheater bis jetzt in Deinem Leben eine Rolle geſpielt hat.“

„Ich gebe zu, ſie iſt unvergleichlich, aber ſie gehört zu den abgethanen Dingen, ſeitdem ich im Hauſe der Gräfin Z. zu den Intimen zähle. Die Gräfin hat, wie Du weißt, ſehr ſtrenge Anſichten.“

„Und wenn ſie erführe, daß Du Dich öfters in meiner leichtſinnigen Geſellſchaft bewegſt, würde ſie Dir den Laufpaß geben.“

Brauſe, dem das Schickſal ſechzehn pommerſche Ahnen und ein ſolides, gutmütiges Geſicht mit auf den Lebensweg gegeben hat, beugt ſich zu ſeinem Gefährten hinüber und ſagt halblaut und vertraulich:

„Ich habe geſtern übrigens noch einmal nach langer Zeit mit der unvergleichlichen Carola bei Dreſſel ſoupiert. Aber um Gottes willen, verrate mich nicht! Es ſollte eigentlich nur ein Abſchiedsſouper ſein.“

Der andere lacht hell auf.

„O, Du Armer, ich ſehe ſchon, daß Du den engen Pfad der Tugend betreten haſt, der zum Eheſtande führt!“ Dann ſchnippt er mit den Fingern und fügt übermütig hinzu: „Mir gilt alles gleich, Gräfin oder Schauſpielerin, ſo lange ſie mich amüſiren; thun ſie das nicht, ſo drehe ich beiden den Rücken und warte vertrauensſelig, bis mir eine neue Zerſtreuung in den Schoß fällt.“

„Aber, Beſter, wir müſſen doch auch einmal an unſere Zukunft denken. Wir haben beide kein Vermögen, ſind alſo doch gewiſſermaßen darauf angewieſen, reiche Partien zu machen!“

„Natürlich! Seinerzeit werde ich ſchon eine gute Partie machen, ſei darüber ganz außer Sorge. Selbſtverſtändlich kann ich nicht die erſte beſte heiraten, eine Dame der Haute finance iſt von vornherein ausgeſchloſſen, es darf nur ein Mädchen aus ſtreng konſervativen, ariſtokratiſchen Kreiſen ſein. Vorläufig denke ich aber überhaupt noch nicht daran!“

„Du thuſt ſo, als hätteſt Du nur die Wahl.“

Ein ſorglos zuverſichtliches Lächeln gleitet über des andern Züge.

„Das Glück und ich, wir halten treu zuſammen; es hat mich noch nie im Stich gelaſſen!“

„Aufrichtig geſtanden hatte ich Dich in den letzten Tagen im Verdacht eines wärmern Intereſſes für die kleine Reuttern.“

„Du meinſt, weil ich mich während unſerer gemeinſchaftlichen Theateraufführung viel mit ihr unterhielt?“

„Ja.“

„Nachgerade müßteſt Du mich doch beſſer kennen. Ich gebe zu, ſie iſt ein außerordentlich nettes Mädchen, ſie ſingt einem weder von dem Blümlein Vergißmeinnicht vor, noch verlangt ſie, daß man mit ihr Vielliebchen ißt; ſie iſt geſcheit, indolent liebenswürdig, von ausgezeichneter Familie, was bei mir, ſobald von einer Dame der Geſellſchaft die Rede iſt, ſchwer ins Gewicht fällt, und man unterhält ſich gut mit ihr. Wenn an dem Abend der Aufführung unſer Geſpräch auch hie und da eine etwas ſentimentale Färbung annahm, ſo iſt das nichts weiter als eine künſtleriſche Nuance, die welterfahrene Leute verſchiedenen Geſchlechts ihrer Unterhaltung hinzuzufügen lieben, die aber von beiden Seiten richtig gewürdigt wird. Nein, nein, Fräulein von Reuttern und ich ſind ſehr gute Freunde, — voilà tout.“

„Das iſt mir eine rechte Beruhigung. Du weißt, ſie iſt nicht mehr jung und hat gar kein Vermögen; ich wohne mit ihr und ihrer Schweſter in demſelben Hauſe, bin alſo über die Verhältniſſe unterrichtet.“

„Lieber Himmel, was geht mich das eigentlich an? Du trauſt mir doch nicht zu, daß ich jede Dame, mit der ich mich gut unterhalte, mit Heiratsgedanken betrachte? Haſt Du vielleicht noch eine Cigarre? Ich möchte noch ein paar Züge thun, habe aber nur eine Einundachtziger bei mir, und die iſt mir, ehrlich geſagt, zu gut dafür, im Freien geraucht zu werden.“

Herr von Brauſe zieht bedächtig ſein Cigarrenetui; Herr von Guntram bleibt unter einer Laterne ſtehen und blickt mißtrauiſch hinein.

„Was iſt das für eine?“

„Manilla.“

„Menſch,“ ruft Guntram entſetzt, „willſt Du mich auf dem Gewiſſen haben? Welcher gottverlaſſene Tabakshändler hat Dir dieſes Kraut angeſchmiert?“

„Ich verſtehe ja gar nichts von Cigarren. Mama hat mir bis zu meinem zwanzigſten Jahr das Rauchen verboten. Aber ich dachte, dies wäre eine ganz gute Sorte; ſie hat jedenfalls den Vorteil der Billigkeit, was man von den wenigſten Dingen in Berlin ſagen kann.“

„Das iſt nun gerade für eine Cigarre keine Empfehlung. Nein, ich danke, lieber Junge, mir iſt meine Geſundheit zu lieb, um ſie durch eine Manilla zu gefährden. Im übrigen haſt Du recht, Berlin iſt wirklich ein teures Pflaſter.“

„Ich begreife nicht, wie Du es machſt, Warner. Du rauchſt, dem Urteil Sachverſtändiger nach, die beſten Cigarren, läſſeſt bei dem teuerſten Schneider arbeiten, gibſt charmante kleine Soupers und genießeſt Dein Leben, wie nur ein reicher Mann es thun kann.“

„Die Erklärung dafür iſt ſehr einfach: ich ſpiele, und ich ſpiele mit Glück. Nun, Du brauchſt kein ſo entſetztes Geſicht zu machen, als hätteſt Du noch nie in Deinem Leben eine Karte angerührt.“

„Als ich nach Berlin ging, gab ich Mama das Verſprechen, niemals Hazard zu ſpielen. Du biſt doch hoffentlich vorſichtig dabei, lieber Warner, und hältſt gewiſſe Grenzen inne?“

Guntram zuckt ungeduldig die Achſeln.

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts! Meinſt Du, ich hätte Luſt, alles, was es an Genüſſen hier gibt, nur von weitem, als unbeteiligter Zuſchauer zu betrachten? Ich bin ein echter Sohn meiner Vaterſtadt und habe ſehr früh begriffen, daß das Leben nur demjenigen Annehmlichkeiten bietet, der Geld in der Taſche hat. Wir leben nun einmal in einem Zeitalter des Genuſſes, und das Geld iſt zu einer Macht geworden, vor der ſich alles beugt! Für alle die Hunderttauſende hier um uns her iſt es das A und O ihrer Gedanken, der Inhalt ihres Lebens; jeder will heutzutage eine Rolle ſpielen. Sollen wir, die wir einen alten Namen tragen, alſo gewiſſe Vorrechte beanſpruchen dürften, hinter Kapitaliſten und Emporkömmlingen zurückſtehen? Nein! Uns fehlen die Mittel, um mit den geſteigerten Anſprüchen der Geſellſchaft Schritt zu halten — der grüne Tiſch gibt uns eine Chance, die Mittel mit einem Schlage zu gewinnen, — wir benützen ſie!“

„Du machſt uns ſchlechter, als wir ſind, und ſtempelſt Dich ſelbſt zum reinen Genußmenſchen, aber ich kenne Dich beſſer.“

„Ich rate Dir, mich nicht in allzu idealem Lichte zu betrachten. Ich bin Epikuräer, und zwar in des Wortes eigentlicher Bedeutung, denn ich verſtehe die ausgeſuchteſten materiellen und geiſtigen Genüſſe zu würdigen. Das Beſte erſcheint mir ſtets eben nur gut genug für mich, doch allerdings auch das Schlechte nie ſo ſchlecht, daß ich nicht ein Körnchen Unterhaltung und Beluſtigung darin fände. Ich frequentire deshalb auch die verſchiedenſten Geſellſchaftskreiſe und habe gefunden, daß Geld und immer wieder Geld das einzige Loſungswort iſt, das ſich als Leitmotiv durch unſere ganze Zeit und durch alle Kreiſe zieht.“

„O, Du übertreibſt!“

„Gewiß nicht! Sieh Dich doch um, — iſt es nicht die Triebfeder faſt aller Handlungen? Heiratet denn hier noch irgend jemand aus Neigung? Wer ſchließt noch eine Ehe, wenn nicht ein klingender Hintergrund vorhanden iſt? Unſere Damen ſind in dieſer Beziehung ebenſo gewiegt als wir. Liebe und Achtung ſind leere Begriffe geworden, und eine Liebesheirat erſcheint in den Augen der Welt als romantiſche Lächerlichkeit.“

„Gottlob, nicht alle denken ſo.“

„So? Wer hat mir eben noch den Vorſchlag gemacht, unſeren Finanzen durch eine reiche Partie aufzuhelfen?“

„Allerdings — ich ſagte — ich meinte natürlich —“

„Entſchuldige Dich nur nicht, Du biſt auch nicht beſſer als andere!“

Die beiden jungen Männer ſind im Eifer des Geſprächs ſtehen geblieben. Dicht vor ihnen öffnet ſich die Thür einer Weinſtube, und vier bis fünf fragwürdige Geſtalten kommen, laut durcheinander ſprechend und heftig geſtikulirend, auf die Straße heraus. Es ſind Menſchen, die trotz einer gewiſſen in die Augen fallenden ſchäbigen Eleganz den Eindruck des Herabgekommenen machen.

„Ich will gleich meinen Kopf verwetten, daß der Kerl falſch geſpielt hat!“ ruft der eine, deſſen rotes, aufgeregtes Geſicht in beſſeren Tagen vielleicht hübſch geweſen iſt. „Es iſt ſonſt unmöglich, daß er ſechsmal hinter einander die Acht oder Neun hat; ich will mein Geld von ihm wieder haben!“

Die anderen drängen ihn weiter.

„Ach was, mach doch keinen Skandal, Du wirſt uns noch die Polizei auf den Hals ziehen! Man kann ihm nichts beweiſen; es iſt ſchlimm, daß er Dich ganz ausgeplündert hat, aber da iſt nichts zu machen!“

„Ich muß mein Geld wieder haben, er ſoll mir Rede ſtehen!“

„Geh nach Haus, leg Dich aufs Ohr und ſei froh, daß man Dich nicht zur Rede ſtellt, woher Du das viele Geld haſt, das Du verſpielſt; man weiß doch auch, was Du für einen Gehalt beziehſt!“

Der erſte Sprecher verſtummt einen Augenblick, dann bricht er wütend los:

„Sprich es doch lieber gleich aus, was Du denkſt! Meinſt Du vielleicht, daß ich mir auf unehrliche Weiſe das Geld verſchafft habe, he? Ich verlange deutliche Antwort!“

Die anderen legen ſich ins Mittel und drängen den Aufgeregten weiter, und die lauten Stimmen verhallen bald in der Entfernung.

Die beiden Herren ſind einige Schritte zurückgetreten, haben aber kein Wort verloren.

„Da haſt Du eine lebendige Illuſtration zu dem, was ich vorhin ſagte,“ bemerkt Guntram. „Der Mann könnte ruhig und ſorgenfrei leben, aber das Verlangen nach Geld und Lebensgenuß bringt ihn immer tiefer herab.“

„Du kennſt ihn?“

„Ja, es iſt ein gewiſſer Welling, Sekretär irgend einer Aktiengeſellſchaft; er wohnt in demſelben Hauſe wie ich, vier Treppen hoch. Seine Mutter iſt eine arme Spitzenwäſcherin, die ſich die Biſſen vom Munde abgedarbt hat, um dem Sohn eine Herrenerziehung zu geben, doch hat ſie nicht bedacht, daß er auch die Gewohnheiten und Bedürfniſſe eines Herrn annehmen würde, und daß ihm, um dieſe zu befriedigen, die Mittel an allen Ecken und Enden fehlen würden. Er fing an zu ſpielen, gewann ein paarmal, wie das ja meiſtens zuerſt der Fall zu ſein pflegt, dann ſchlug ſein Glück um, er verlor und verlor, machte Schulden, vernachläſſigte ſeine Geſchäfte, fing an zu trinken, und jetzt hängt es, wie ich letzthin hörte, nur an einem Haar, daß man ihn ſeiner Stellung entſetzt.“

„Du dürfteſt ihm eigentlich keinen Vorwurf daraus machen.“

„Erlaube! Das iſt doch ganz etwas anderes! Was für ein Recht hat jener Menſch, Anſprüche an das Leben zu ſtellen, wie er es thut? Er gehört durch Geburt der Arbeiterſphäre an, er möge darin bleiben! Ich gehe übrigens noch einige Augenblicke in den Klub. Kommſt Du mit?“

„Nein, ich gehe nach Hauſe!“

„Doch nicht zu Fuß bis nach der Königgrätzerſtraße?“

„Ja, ich bin — ehrlich geſtanden — etwas knapp mit Geld.“

„Aber, lieber Junge, warum ſagſt Du mir das nicht gleich? Wie viel brauchſt Du? Alles, was ich habe, ſteht Dir ja immer mit Vergnügen zur Dispoſition!“

„Danke, lieber Alter, ich mache ungern Schulden."

„O, Du Muſterbild hinterpommerſcher Tugend! Denkſt Du denn, ich bin ein Wucherer, der einen Schuldſchein und Prozente von Dir fordert? Das iſt ja unter Freunden ganz egal und wird in den Rauch geſchrieben. So nimm doch nur!"

Brauſe beharrt bei der Ablehnung, ſteckt die Hände in die Taſchen und ruft, um allem Hinundherreden ein Ende zu machen:

„Gute Nacht! Wo treffen wir uns morgen?"

„Um ſechs beim ‚Landvogt'. Auf Wiederſehen!"

Guntram nickt flüchtig und verſchwindet in einem Hauſe, deſſen erleuchtete Fenſterreihe trotz der vorgerückten Stunde auf zahlreichen Beſuch ſchließen läßt. Brauſe tritt den Heimweg durch die jetzt faſt verödeten Straßen an.

Das Ziel ſeiner Wanderung iſt ein hohes, vielſtöckiges Gebäude in der Königgrätzerſtraße. Vielfach gewundene Treppen führen bis zum vierten Stockwerk empor. Man ſieht gleich beim Eintritt, daß in dieſem Haus alles auf größtmögliche Ausnützung des Raumes berechnet iſt. Es wird ſpät Tag hier, denn das Licht fällt von oben nur ſpärlich durch eine Glaskuppel auf den ſonſt dunklen Treppenflur der verſchiedenen Stockwerke. Erſt wenn die Sonne hoch am Himmel ſteht, ſtehlen ſich vereinzelte Strahlen durch die trüben Scheiben und ſpielen ſchüchtern auf dem Meſſingſchild im dritten Stock, das den Namen: „Frau von Garten, geb. von Reuttern" trägt. Sie dringen auch durch das ſchmale, oberhalb der Thür angebrachte Fenſter in den kleinen Vorplatz, der aber trotzdem beinahe dunkel wäre, wenn nicht eine andere, faſt immer halb offenſtehende Thür aus dem dahinter liegenden Wohnzimmer einen breiten Streifen hellen Tageslichtes hineinfallen ließe.

In jenem Zimmer herrſcht um die elfte Vormittagsſtunde noch eine behagliche Ruhe, welche auf das Nichtvorhandenſein von Kindern und auf eine dadurch bedingte, pünktlich geregelte Thätigkeit ſchließen läßt.

Auf einem niedrigen Schemel am Kamin kauert eine weibliche Geſtalt und lehnt den Kopf an den Sitz des weniger ſtilvollen als bequemen Lehnſtuhls, welcher hinter ihr ſteht, jedoch von ihr verſchmäht worden iſt. Auf ihrem Schoß liegt ſeit einer halben Stunde bereits eine aufgeſchlagene Zeitſchrift, ohne daß die um die emporgezogenen Kniee gefalteten Hände ſich gerührt haben, um die Blätter zu wenden, und während die Augen gedankenvoll zu der Decke des Zimmers emporgerichtet ſind, huſcht ein träumeriſches Lächeln über ihre Züge, und ſie ſpricht halblaut vor ſich hin: „Es iſt zu einfältig!"

„Dies iſt das drittemal, daß ich dieſe intereſſante Aeußerung mit anhören muß!" ruft eine Stimme von der Chaiſelongue am Fenſter her. „Möchteſt Du mir nun endlich die Aufklärung dazu geben, liebſte Magdalene?"

Die Träumerin am Kamin hat über ihren Gedanken wohl Zeit und Umgebung vergeſſen. Jetzt fährt ſie zuſammen und kehrt im Augenblick zur Wirklichkeit zurück. Sie wird ſich wiederum des Umſtandes bewußt, daß ſie die nicht mehr ganz junge Baroneſſe Magdalene von Reuttern iſt und ſich in einer ſchablonenmäßig ausgeſtatteten Mietwohnung befindet, welche ſie mit ihrer Schweſter, der verwitweten Frau von Garten, teilt. Sie erinnert ſich, daß Anna von Garten dort auf der Chaiſelongue liegt und in einem franzöſiſchen Roman lieſt.

Die Sonne lacht frühlingsmäßig hell und warm durch das Fenſter herein und deckt unbarmherzig die Schäden der verſchoſſenen roten Plüſchmöbel auf, zeigt die abgeſtoßenen Stellen des Goldrahmens am Spiegel, die lädirten Naſen der billigen Gipsfiguren und verweilt auf den breiten, behaglichen Zügen der Witwe, die ſich nicht eben in dem anmutigſten Negligé befindet.

Das lebhaft gefärbte Geſicht derſelben trägt den Ausdruck proſaiſcher Zufriedenheit. Es bekümmert ſie nicht, daß die Kaffeekanne, welche neben ihr auf dem Tiſch ſteht, nur von Britanniametall iſt und daß der Teppich in der Nähe der Thür fadenſcheinige, abgetretene Stellen aufzuweiſen hat.

Magdalene von Reuttern umfaßt das ganze Bild mit einem Blick, der den inſtinktiven Widerwillen einer ſchönheitsbedürftigen, für Luxus und Comfort empfänglichen Natur ausdrückt. Trotz der frühen Tagesſtunden iſt ihre gefällige Geſtalt von einem feſten dunkelblauen Tuchkleide umſchloſſen, unter deſſen Saum ein ſchwarzſeidener Strumpf über dem tadelloſen Schuh ungenirt hervorblickt.

Da ſie ſtumm bleibt, richtet ihre Schweſter ſich aus ihrer liegenden Stellung empor und blickt halb mißtrauiſch, halb lachend zu ihr hinüber.

„Du ſchweigſt? Weißt Du auch, daß mir das ſehr verdächtig iſt? Sollteſt Du vielleicht die Thorheit begangen haben, Dich zu verlieben?"

Magdalene bückt ſich, um den kleinen zottigen Affenpintſcher am Ohr zu zauſen, der, zu einem Knäuel zuſammengeballt, neben ihr am Boden liegt, dann wirft ſie den dunkelhaarigen Kopf zurück und lacht in wohlerzogener, melodiſcher Weiſe.

„Ich danke Dir aufrichtig. Es iſt immerhin wohlthuend, noch für ſo jugendlich gehalten zu werden," bemerkt ſie mit leichtem Sarkasmus.

„Nun, Du ſiehſt weit jünger aus, als Du biſt," verſetzt Frau von Garten und prüft das feine Antlitz mit den lebhaften braunen Augen durch ihre Lorgnette. „Und Du biſt auch noch innerlich jung, ſo daß man Dir recht wohl noch eine jugendliche Thorheit zutrauen kann. Aber es wäre mir wirklich lieb, wenn Du das Leben endlich von der praktiſchen Seite auffaſſen —"

„Und eine Vernunftpartie machen wollteſt! Nicht wahr? Das iſt ja der gewöhnliche Schluß Deiner Ermahnungen."

„Die Du Dir leider nie zu Herzen nimmſt. Was ſoll denn eigentlich daraus werden? Du biſt nicht mehr jung — nein, unterbrich mich nicht — trotz Deines jugendlichen Ausſehens, biſt ſehr anſpruchsvoll erzogen und haſt kein Vermögen oder vielmehr nur ſo wenig, um gerade eben leben zu können."

Magdalene ſeufzt. Sie gedenkt einer Rechnung über ſeidene Strümpfe und Mouſquetairehandſchuhe, welche nebſt einigen anderen noch unbezahlt auf ihrem Schreibtiſch liegt und ihr die Ueberzeugung beigebracht hat, daß die notwendigſten Lebensbedürfniſſe unerſchwinglich teuer ſind.

„Du haſt Dich nun nachgerade lange genug von der Geſellſchaft feiern laſſen und Deine Chancen niemals benützt," fährt die Witwe fort. „Deine indolent liebenswürdige Art gefällt den meiſten Männern; Du haſt geſunden Verſtand und ein pikantes Geſicht; Deine Schuld iſt es alſo, wenn Du unverheiratet bleibſt."

„Vielleicht haſt Du recht. Vielleicht iſt es meine Schuld, wenn alle guten Partien, welche bisher in meinen Geſichtskreis kamen, ſternſchnuppenartig an mir vorüberzogen. Ich verſtand es nicht, ſie zu feſſeln, verſuchte es nicht einmal. Es war noch ein Reſt von Anſtändigkeitsgefühl in mir."

„Puh!"

„Ja, Du magſt nun lachen oder nicht, es widerſtrebt mir, in dem Gefühl meiner völligen Wertloſigkeit nach einem Goldfiſch zu angeln. Uebrigens ſind die guten Partien in unſeren Kreiſen nicht allzu zahlreich vertreten, und die zwei oder drei liebenswürdigen Habenichtſe, welche den unglückſeligen Einfall hatten, mich aus Neigung heiraten zu wollen, — ich muß Dir geſtehen, daß ich den Einen wirklich gern hatte — konnten unmöglich in Betracht kommen. Ich fühle mich einer Ehe, in der die Frau am Kochtopf ſtehen muß und die baumwollenen Socken ihres Mannes ſelber ſtrickt und ſtopft, nicht gewachſen."

„Das iſt wenigſtens ein Funke von Selbſterkenntnis und Vernunft."

„Ich werde verſuchen, künftig Deinen lobenswerten Anſchauungen gemäß zu handeln."

Frau von Garten bemerkt nicht den Anflug von Bitterkeit und Ironie, der in dem Ton ihrer Schweſter liegt.

„Gottlob, daß Du endlich auf mich zu hören beginnſt! Mit Deinem alten guten Namen, der Dir alle Thüren öffnet, und Deiner ſympathiſchen Erſcheinung wird es Dir ein leichtes ſein, Dich noch jetzt vorteilhaft zu verheiraten. Doch genug von dieſem Thema! Erzähle mir nun noch von eurer Theateraufführung. Haſt Du Dich gut amüſirt?"

„Ausgezeichnet!"

„Schade, daß ich erſt geſtern abend von meiner kleinen Reiſe zurückkehren konnte! Es hätte mir viel Spaß gemacht, Dich ſpielen zu ſehen. Wie iſt es denn ausgefallen?"

„Recht gut."

„Du biſt merkwürdig einſilbig über dieſen Punkt. Wer ſpielte denn mit Dir?"

„Nancy Seldern, Herr von Brauſe und Herr von Guntram."

„So, ſo, der ſchöne Warner?"

„Ich finde ihn nicht ganz ſo ſchön, wie Fama ſagt, jedoch diſtinguirter."

„War er Dein Liebhaber?"

„Nein, nur mein Mann."

Frau von Garten ſchüttelt ſich vor Lachen. „Nur Dein Mann! Wie das klingt! Wahrhaftig, Du haſt mehr Talent zur verheirateten Frau, als Du denkſt."

„Ich glaube ſelbſt."

„Nun, und Du biſt dann mit Guntram zu Tiſch gegangen? Erzähle doch! Du weißt ja, wie mich dergleichen intereſſirt."

„Ja, ich ging mit ihm zu Tiſch; natürlich! Es war nicht ſeine Wahl. Es war von den Wirten ſo beſtimmt."

„Und nachher?"

„Nachher? — Ja, was denn? Es gab kein ‚Nachher'."

„O!" macht Frau von Garten enttäuſcht. Die kleinen geſellſchaftlichen Erlebniſſe ihrer jüngeren, hübſcheren Schweſter haben ſie ſonſt ſtets mit dem lebhafteſten Intereſſe erfüllt, und Magdalene pflegt ihr gegenüber kein Hehl daraus zu machen.

Die beiden Schweſtern nehmen in der Geſellſchaft eine Sonderſtellung ein. Man weiß, daß ſie kein Vermögen haben, jedoch ihr Adel iſt von älteſtem Datum, und ihre Familienverbindungen ſind ſo tadelloſer Art, daß man es immerhin überall als einen Vorzug betrachtet, ſie bei ſich zu empfangen, wennſchon man zuweilen über Frau von Garten lächelt und Magdalenens Hochmut oft unerträglich nennt.

Die ältere Schweſter verheiratete ſich in jungen Jahren mit einem Offizier, der ſie nach kurzer Ehe zur Witwe und Inhaberin einer kleinen Penſion und Rente machte. Die Jüngere, ebenfalls Inhaberin einer kleinen Rente, vereinigte ſich hierauf mit ihrer Schweſter, bezeigte aber wenig Luſt in die Fußſtapfen derſelben zu treten. Von den Offizieren, welche das Hauptelement ihres Kreiſes bildeten, war kein Einziger wohlhabend genug, um ein vermögensloſes anſpruchsvolles Mädchen heimzuführen, und Magdalene ſelbſt hatte eine tief eingewurzelte Abneigung gegen Ehen, die auf keiner reelleren Baſis als einem mäßigen Staatsgehalt geſchloſſen werden.

Als Frau von Garten ſieht, daß ſie aus ihrer Schweſter nichts Amüſantes herauslocken kann, erhebt ſie ſich, um ihre Mittagstoilette zu beginnen, und jene bleibt allein im Beſitz des Zimmers, mithin in der Lage, ihren Träumen noch länger nachhängen zu können.

Doch der einmal unterbrochene Faden läßt ſich nicht ſo ſchnell wieder anknüpfen. Sie ruft den Pintſcher, und als das ſchnell aufſpringende Tierchen die Pfoten auf ihren Schoß legt und ſie, heftig wedelnd, mit dem impertinenten buſchigen Geſichtchen aufmerkſam anſchaut, beginnt ſie zu lachen.

„Deine Herrin iſt eine große Närrin, Jiddy, und benimmt ſich, als ſei ſie ſechzehn Jahre und habe noch nie zuvor einen ſchönen Mann geſehen. Er war nicht liebenswürdig mit mir während der Proben, das reizte mich. Ich muß das zu meiner Entſchuldigung ſagen, lieber Jiddy. Angenehm war ich im Verkehr mit ihm eben auch nicht. Wirſt du die Schwäche begreifen, mein guter Freund, wenn ich dir ſage, daß ich trotz dieſer ewigen Reibereien und Plänkeleien vollſtändig unter dem Bann ſeiner Schönheit ſtand und kaum Augen für etwas anderes hatte? — Nein, du begreifſt es nicht? Ich fürchte, du verlierſt den ſchuldigen Reſpekt vor mir, aber dennoch muß ich dir noch weiteres bekennen. Ich war kindiſch genug, ein Vergnügen zu empfinden, wenn es mir gelang, den Ausdruck des Verdruſſes in das Geſicht des ſchönen Guntram, dieſes profeſſionellen Herzenbrechers, zu rufen, und doch daneben ſo inkonſequent, daß es mich nach einem freundlichen Blick der hochmütigen hellbraunen Augen verlangte, denn ich war durchaus nicht blind dafür, daß er ein geſcheiter, genialer Menſch iſt. Und da — erröte über mich, wenn es dir möglich iſt — ging ich eines Tages, es war gerade vor der Hauptprobe, raſch auf ihn zu und ſagte kurz: ‚Bitte, tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Sie zuweilen verletzt habe. Es thut mir leid.‘ Der Zug liebenswürdiger Ueberraſchung, mit dem er ſich zu mir wandte, kleidete ihn gut. Wir ſchüttelten uns die Hände, freuten uns beide, daß die Schranke zwiſchen uns beſeitigt ſei, und ich war ſo glücklich, von dem Augenblick an mit ſeiner Freundſchaft beehrt zu werden.“

Der Hund fängt an über der langen Rede ungeduldig zu werden. Er trippelt auf den Hinterfüßchen hin und her und legt den Kopf ſchief auf eine Seite, als wollte er ſagen: „Was willſt du eigentlich von mir?“

„Die Rolle des Vertrauten ſcheint dir langweilig zu ſein. Doch ich kann es dir nicht erſparen, du mußt meine Degradation ſchon bis zu Ende durchmachen. Er ſprach mit ſcherzender Indiskretion von meinem auffallend jugendlichen Ausſehen, das mit meinen Jahren nicht im Einklang ſtünde, fragte, ob ich denn noch nie mein Herz klopfen gefühlt habe und ſo weiter. Es waren die alten, oft gehörten Redensarten, die jedem, der viel in der großen Welt lebt, ſo geläufig ſind, daß er ſie halb mechaniſch ausſpricht und beantwortet. Stelle dir vor, mein guter Jibby, daß mein Herz wirklich zu klopfen begann wie das eines Backfiſches und ich beinahe etwas wie Befangenheit verſpürte, wenn ſeine Hand zufällig die meine berührte. Lächerlich! nicht wahr? Doppelt lächerlich, da ich weiß, daß er für mich nichts anderes als oberflächliche Freundſchaft empfinden kann. Ich beobachtete ihn und den Unterſchied, der in der Art und Weiſe lag, mit der er ſich von mir und von Nancy Seldern verabſchiedete. Als er ihr gegenübertrat, war die kameradſchaftliche Herzlichkeit, die er für mich, das ältere Mädchen, gehabt, verſchwunden. Er hielt ihre Hand in der ſeinen weit länger, als notwendig geweſen wäre, und den langen Handſchuh herabſtreifend, preßte er ſeine Lippen mit lebhafter Wärme auf den Anſatz des Arms.“

Magdalene hält plötzlich inne. Der Ausdruck lächelnder Ironie verſchwindet aus ihrem Geſicht, das von jäher Röte übergoſſen iſt, und aufſpringend preßt ſie die Zähne zuſammen.

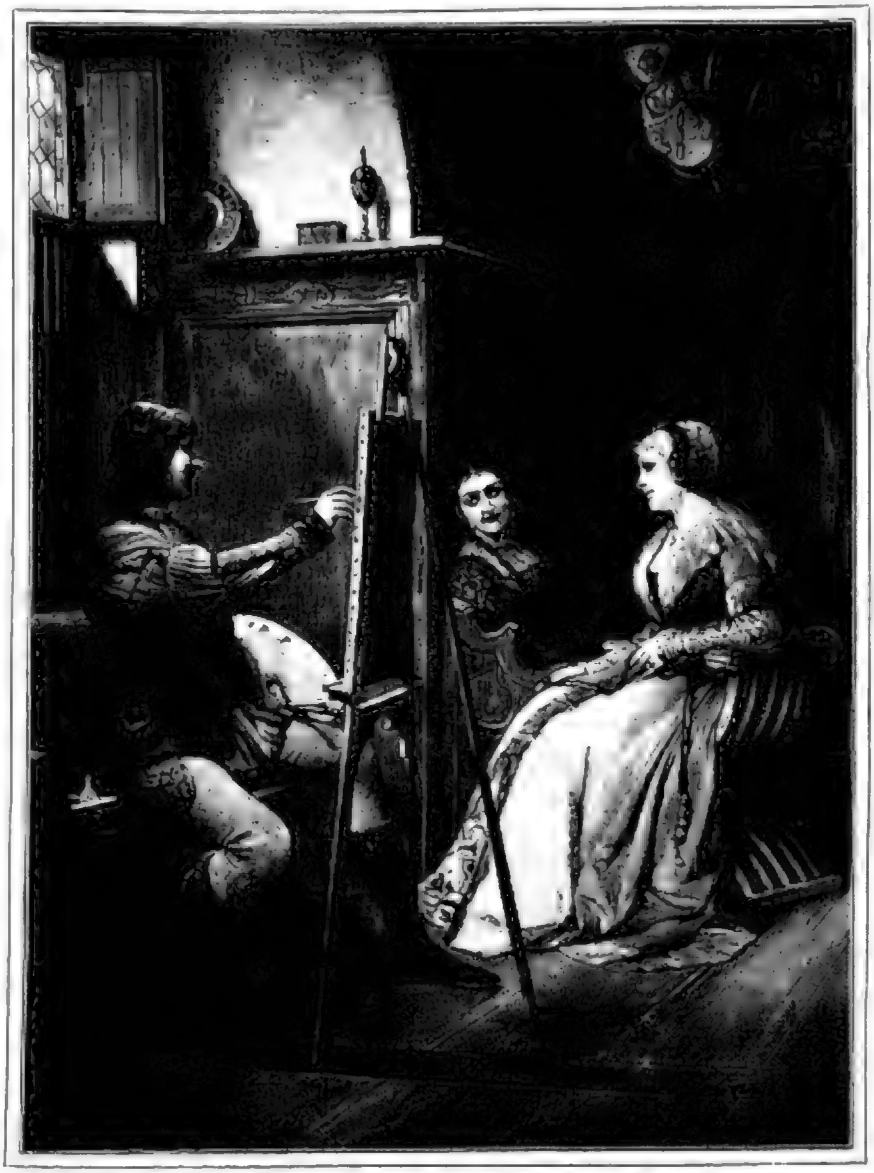
„Was iſt mir denn? Der bloße Gedanke daran macht mich elend! Sollte ich im Begriff ſein, mich in den Mann zu verlieben? Nein, nein, ich will nicht! Ich will nicht! Nichts iſt mehr dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen als die unglückliche Neigung eines nicht mehr jungen Mädchens. Wenn ich dächte, daß es dahin mit mir kommen könnte, würde ich heute noch abreiſen. Aber es ſind wohl nur meine Nerven, die noch unter dem Eindruck ſeiner wirklich ſelten ſchönen und diſtinguirten Erſcheinung ſtehen. Luft und Bewegung werden mir gut thun. Komm, Jibby, wir wollen einen Spaziergang machen!“

Dem Pinſcher, der bei dem raſchen Aufſpringen ſeiner Herrin achtlos zur Seite geſchoben worden, dämmert jetzt die erſte Spur von Verſtändnis, als er ſie nach dem Filzhütchen greifen ſieht, das auf dem Bücherſchränkchen noch ſo daliegt, wie es geſtern vielleicht hingeworfen wurde. Er umkreiſt ſie laut bellend in tollen Sätzen, und beide ſind eben im Begriff, zur Thür hinauszuſchlüpfen, als die Glocke draußen heftig gezogen wird.

Magdalene hat nur noch Zeit, dem Mädchen, welches öffnen will, zuzuflüſtern, daß die gnädige Frau bei der Toilette, ſie ſelbſt aber für niemand zu Hauſe ſei, und ſich haſtig in das Wohnzimmer zurückzuziehen, als der Drücker der Hausflur auch ſchon von außen ungeduldig gerüttelt wird. Gleich darauf hört man eine energiſche Stimme, von der man nicht weiß, ob ſie einem Mann oder einer Frau angehört, nach den Damen fragen.

„Großer Gott! Die Eibenhorſt!“ denkt Magdalene entſetzt und zieht ſich der Sicherheit halber aus dem Wohnzimmer in das kleine dahinter gelegene Arbeitskabinet zurück, denn ſie weiß aus Erfahrung, daß Fräulein Eibenhorſt, eine alte Schulfreundin ihrer Schweſter, keine Entſchuldigungen gelten läßt und, mit unbefangener Selbſttäuſchung ſich ſtets willkommen wähnend, überall eindringt.

(Fortſetzung folgt.)



„Die Gred“. Gemälde von Profeſſor Hermann Kaulbach nach dem Georg Ebers'ſchen Roman.

Ein Bild zu Georg Ebers' „Gred“.

In den Herzen der deutſchen Frauen hat wohl ſelten ein Buch ſo warme Sympathie erweckt, wie Georg Ebers' neuer Roman „Die Gred“, und auch die ernſtere Kritik erkennt ſeine Vorzüge bereitwillig an. Die ſchöne Tendenz des Werkes, die ſich ſchon auf den erſten Seiten in den ſchlichten Verſen der Gred ausgeſprochen findet:

„Vergiß getreu das eigne Sein
Und ſorg für andrer Leut' Gedeihn.“

erweitert ſich im Verlauf der Erzählung zu dem Satze: „Geht Dir verloren, was Du Dein Glück nennſt, und gelingt es Dir, es in Anderen zu wecken, ſo findeſt Du es wieder in der eigenen Bruſt.“

Das iſt eine ſchöne, beherzigenswerte Lehre, und gern ſprechen wir die Worte nach, die wir in H. Kecks kritiſcher Würdigung der Gred fanden: „Die deutſche Treue iſt überhaupt der Grundton, der das Ganze durchklingt in den mannigfaltigſten Accorden; mit Stolz werden wir uns bewußt, daß die Städter des Mittelalters den wahren Keim deutſchen Lebens geborgen und gerettet haben.“

„Und die Städterinnen,“ fügen wir hinzu, indem wir der Gred und der Ann gedenken, um die ſich die anderen Geſtalten des Romans bewegen. Wer dieſe Mädchenknoſpen kennen lernte und dem Erblühen ihres Weſens und ihrer Freundſchaft folgte, der vergißt ſie nicht wieder. Deutſche Treue iſt die Grundlage des Seelenlebens dieſer beiden. Sie bewährt ſich in dem Verhältnis der einen zu der anderen wie in jeder Lage ihres Daſeins, und mit ſeiner Kunſt läßt Ebers die jungfräuliche Gred den Werber nötigen, der Treue zu gedenken, die ihm ſelbſt ein heiliges Bündnis zur Pflicht macht. Mit liebenswürdigem Humor wird dieſer zum fröhlichen Siege führende Kampf um die Treue geſchildert, und das Nürnberger Mädchen zeigt dem kecken Italiener, der ihr Bildnis malt, in anmutiger Kurzweil, „daß das Herz einer deutſchen Jungfrau kein Tand oder Spielzeug und daß ſelbſt ihre Lippen ein Heiligtum, ſo ſie dem künftigen Gemahl rein zu erhalten ſchuldig.“

Frühlings Erwachen. Originalzeichnung von William Pape.

Das Kapitel, in dem der junge Meiſter Giacomo die Gred abkonterfeit, welcher Maler hätt' es wohl nicht mit Vergnügen geleſen! Neckerei und Scherz würzen es von Anfang bis zum Ende, auch die Muſe der Dichtung wird von dem fröhlichen Werber zu Hilfe gerufen; doch das Sonett, in dem Giacomo erklärt, daß er des Jupiter gedenke, der als Schwan zur Erde kam, um ſich der Schönheit Ledas gefangen zu geben, und welches endet:

„Und auf des Gottes Bahn
Treibt es zu dir, Urholdeſte, mich Kleinen."

dies Sonett wird von der Gred mit einem andern erwidert, deſſen Schlußſtrophe lautet:

„Und zu der ſchönen Leda flog der Gauch.
Die ſah ihn an und lacht' aus voller Kehle:
‚Du wirſt ein Brätlein geben, dächte Gans!'"

Aber damit iſt das heitere Spiel nicht zu Ende. Sein ſonniger Glanz war es wohl, der Meiſter Kaulbach veranlaßte, es mit den Mitteln ſeiner Kunſt zur Darſtellung zu bringen. Georg Ebers läßt die Gred in einer andern Stellung mit dem Falken in der Hand und dem roten Sammetbarett auf dem Goldhaar malen. Bei ihm richtet ſie den Blick in die Ferne, als hätte ſie des Reihers, „alſo daß ſie einer Jägerin gleichſah"; — auf Kaulbachs Karton ſitzt ſie dem heiter erregten Künſtler in der Haustracht einer Nürnberger Jungfrau. Ihr wie ihrer Freundin ſieht man an, daß Herr Giacomo eben etwas Neckiſches geſagt hat, das eine treffende Antwort herausfordert, und die ſchlagfertige Jungfrau Schopperin, die ſelbſt den Fragen des Kaiſers friſch und frank zu entgegnen verſteht, wird nicht lange auf eine ſolche warten laſſen. Noch hört ſie ſchweigend zu, doch bald wird ſie die feinen Lippen öffnen und ſich wehren gegen was es auch ſei. Ihr Antlitz iſt es, das heute gemalt wird. Das Koſtüm iſt Nebenſache, und Hermann Kaulbach lag es weniger daran, das Bild des Giacomo Bellini wiederzugeben, als den fröhlichen Verkehr zwiſchen der ſchönen, friſchen Nürnbergerin und dem kecken jungen Venetianer. Vielleicht hat er damit das Rechte getroffen. Ob der Dichter, deſſen Kunſt die köſtlichen, unvergeßlichen Geſtalten der Ann und der Gred geſchaffen, ſie in dieſen gewiß recht anmutigen Mädchengeſtalten wiedererkennen wird, iſt eine Frage, die er allein zu beantworten vermag. Jeder Leſer des Ebersſchen Romans hat ſich eine beſondere Vorſtellung von der Gred und der lieblichen Ann gebildet, und mag es ihm auch ſchwer fallen, die ſeine der des Malers unterzuordnen, wird er ihm doch zugeben müſſen, daß er einen feſſelnden Vorgang entſprechend und in einer Weiſe darzuſtellen verſtanden, die zu manchem Für und Wider auffordern möchte. Schreiber dieſer Zeilen hat ſich die Gred ſchlanker, mehr jungfräulich als frauenhaft und, damit er ſich eines Wortes des Dichters bediene, „aufrechter" und entſchiedener als Verkörperung geſunder und ſelbſtbewußter Daſeinsfreude gedacht; doch möchte auch er den Liebreiz nicht miſſen, auf deſſen Wiedergabe der Maler am letzten verzichten konnte. Es gibt eben nicht zwei, die ſich von dem gleichen beſchriebenen Dinge die gleiche Vorſtellung bilden, und wenn dies ein junges weibliches Weſen iſt, und es wird ſo dargeſtellt, daß wir die Anmut darin wiederfinden, ohne die wir es uns nicht denken können, fühlen wir uns ſchon veranlaßt, den Künſtler zu loben und ihm zu danken.

H. V.

Nahrungs- und Genußmittel der Seele.

Von

Emil Peſchkau.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Um unſern Körper geſund und tüchtig zu erhalten, führen wir ihm gewiſſe Stoffe zu, die wir entweder Nahrungsmittel oder Genußmittel nennen, je nachdem ſie die zur Ernährung des Körpers nötigen Beſtandteile liefern oder die einzelnen Organe in ihrer Thätigkeit anregen und unterſtützen. Nach den Anſchauungen der neueren Naturwiſſenſchaft iſt nun die „Seele" der Inbegriff von Verrichtungen einzelner Organe, und die körperlichen Nahrungs- und Genußmittel müßten nach dieſer Anſicht auch unſer Denken und Empfinden beeinfluſſen. Das iſt bis zu einem gewiſſen Grade wirklich der Fall; die Arbeit unſerer Nervenmaſſe, des Gehirns und des Rückenmarks hängt ja bekanntlich von der Blutbeſchaffenheit, alſo von der Ernährung ab, und ebenſo bekannt iſt auch der Einfluß einzelner Genußmittel, wie Kaffee, Thee, Alkohol und ſo weiter, auf unſere Seelenthätigkeit. Neben dieſen Nahrungs- und Genußmitteln körperlicher Art hat aber die Seele auch ſolche ſeeliſcher Art, und die innige Wechſelwirkung zwiſchen Seeliſchem und Materiellem zeigt ſich auch hier wieder darin, daß dieſe ſeeliſchen Nährſtoffe ebenſo auf den Körper wirken wie umgekehrt die körperlichen auf die Seele. Gemütserſchütterungen ſind häufig die Urſachen leichter oder ſchwerer Magenkrankheiten, und geiſtige Ueberanſtrengung verurſacht Störungen des Blutumlaufs; Gelbſucht iſt in vielen Fällen die Folge von heftigem Aerger, und Menſchen, denen ſeeliſches Leid die Haare über Nacht gebleicht hat, ſind nicht ſelten zu finden. Merkwürdigerweiſe — vielleicht auch charakteriſtiſcherweiſe — wendet man dieſen ſeeliſchen Nähr- und Reizmitteln durchaus nicht jene Aufmerkſamkeit zu, der ſich heutzutage alles erfreut, was unſern Magen betrifft. Man kann kaum mehr ein Zeitungsblatt zur Hand nehmen, ohne darin zum hundertſten- und tauſendſtenmale über Ochſen- und Kalbfleiſch, Hülſenfrüchte und Eier, Kaffee und Thee belehrt zu werden, und ſelbſt das „ſoziale Problem" ſoll ja nun auch die Naturforſchung löſen, indem ſie — ein ſchönes Zukunftsbild! — die Nahrungsmittel aus den in Erde und Stein überall zur Verfügung ſtehenden Elementarſtoffen bereitet. Dagegen bin ich noch nie einer Analyſe der ſeeliſchen Nahrungs- und Genußmittel begegnet, obwohl dieſe für die Seele — und mittelbar auch für den Körper — gewiß nicht von geringerem Wert ſind als die Verbindungen des Stickſtoffs und Kohlenſtoffs für den Aufbau unſeres Leibes. Das ſoziale Problem, deſſen Schwerpunkt meines Erachtens durchaus nicht im Magen, ſondern geradezu in der Seele liegt, hofft man mit der Chemie der Nährſtoffe zu löſen; wie mißlich es aber in unſerem geſundheitsfreundlichen Zeitalter mit der Hygiene der Seele beſtellt iſt, das kommt uns nur dann ein wenig zum Bewußtſein, wenn uns erſchreckende Fälle von Nerven- und Geiſteskrankheiten bekannt werden.

Allerdings muß bei der Betrachtung dieſes ſeltſamen Verhaltens gleich ein entſchuldigendes Moment mit angeführt werden. Das Bedürfnis nach Ernährung des Körpers empfindet jeder mindeſtens einmal an jedem Tag — die meiſten empfinden es ſogar viel öfter. Selbſt der Kretin beſitzt ein gewiſſes Verſtändnis für das, was ſeinem Körper gut thut, während nur ein kleiner Kreis von Menſchen den Gedanken an eine „Ernährung" der Seele zu faſſen vermag. Die einzige für die Maſſe organiſierte ſeeliſche Speiſungsanſtalt, die es gibt — die Schule — wird von der Maſſe nur geſchätzt, weil man dort gewiſſe Kenntniſſe gewinnt, die heutzutage eben nötig ſind, will man Fleiſch und Brot erwerben, Weib und Kind beſitzen, Tabaksrauch und Skatrunden genießen. In gebildeteren Kreiſen iſt das freilich anders, aber über die Schule hinaus haben auch dieſe nur in beſchränktem Maße das Bewußtſein von Nahrungsmitteln ſeeliſcher Art, und nur bei den erwähnten traurigen Anläſſen erinnert man ſich ihrer bisweilen, ohne daß aber deshalb der Verſuch unternommen wird, ſie ſo gründlich zu analyſieren, wie man dies immer wieder und wieder mit Bohnen und Lendenbraten thut.

Auch in dem engen Rahmen dieſer Zeilen ſoll keine ſolche Analyſe gegeben werden, es ſoll nur wenigſtens verſucht werden, eine ſolche Arbeit im Umriß zu ſkizzieren. Ebenſo wie die Nahrungs- und Genußmittel körperlicher Art werden uns auch jene ſeeliſcher Art durch beſtimmte Organe, die Sinneswerkzeuge, zugeführt, oder die Nervenmaſſe empfängt einen unmittelbaren Reiz, wie zum Beiſpiel durch eine Vorſtellung. Es gibt nun gewiſſe Bilder, Tonarten, Gedankenreihen, Beſchäftigungen, welche die Rolle der Nahrungsmittel, und andere, welche jene der Genuß- oder Reizmittel ſpielen und die — ganz ſo wie die körperlichen Nahr- und Reizmittel — je nach ihrer Art und Menge für den einzelnen vorteilhaft oder ſchädlich ſein können. Dieſe ſeeliſchen Nahrungs- und Genußmittel werden uns in der Jugend durch die häusliche Erziehung und die Schule geboten und ſpäter durch das Leben, den Beruf, die Familie und die Genüſſe, denen wir uns hingeben. Weil ſie ſich uns ſo zumeiſt von ſelber bieten, empfinden wir nur in ſeltenen Fällen Mangel an Nahrung. Wie dieſer aber auf einen Menſchen wirken würde, das kann man ſich immerhin vorſtellen, wenn man ſich dieſen Menſchen in ein dunkles Gefängnis eingeſchloſſen denkt, in dem er wohl Speiſe und Trank empfängt, aber nichts hört und nichts ſieht, in dem er keinen Kameraden hat und nicht einmal jene beſcheidene ſeeliſche Anregung genießt, welche die Fabrikation von Düten gewährt. Mangel an ſeeliſcher Nahrung wird alſo nur verhältnismäßig ſelten zu finden ſein, um ſo häufiger aber werden die Nahr- und Reizmittel in geſundheitswidriger Weiſe angewendet, und dort, wo man ſich dem Uebermaß einer beſtimmten Art derſelben — durch den Kampf um die Exiſtenz gezwungen — nicht entziehen kann, kennt man meiſt nicht die Medikamente, welche einer ſchädlichen Wirkung entgegenarbeiten.

Was ſind nun die hauptſächlichſten Nahr- und Reizmittel der Seele? Dazu gehört alles, was wir erleben, alles, was wir ſehen, hören und leſen, und daneben noch manches, was wir riechen, was wir betaſten oder was auf unſern Geſchmacksſinn einwirkt. Vielleicht lächelt da einer und der andere ungläubig, und doch iſt es durch zahlreiche Thatſachen verbürgt, daß auch Geruch, Geſchmack und Taſtſinn Reizmittel für die Seele bringen. Ich kenne einen Künſtler, der zu ganz eigenen Phantaſien angeregt wird, wenn er irgendwo in einem Winkel der Dünen liegt und mit ſeinen Fingern in dem weichen, warmen Sande wühlt; Schiller regte ſich bekanntlich durch den Geruch faulender Aepfel zum Schaffen an, und Roſſini wurde nicht ſelten durch Leckereien zu ſeinen lieblichen Weiſen begeiſtert. Aber davon nur nebenbei! Den ſtärkſten Einfluß auf unſere Seele üben unſere Erlebniſſe, unſere Lektüre, die Bilder, die ſich unſeren Augen bieten, die Töne, die unſer Ohr vernimmt. Und von all dem iſt ſo viel von unſerem Willen abhängig, daß die Ausſichten für die Hygiene der Seele wahrhaftig keine ſchlechten ſind.

Was zunächſt das Leben betrifft, ſo iſt dieſes die Hauptquelle all unſeres Schaffens und auch faſt immer die Haupturſache der Ermüdung, der Nerven- oder Geiſteskrankheit. Das wiſſen wir alle oder doch faſt alle, wenn auch nur ein Bruchteil von uns die Kunſt verſteht, die Nähr- und Reizmittel, die das Leben unſerer Seele bringt, richtig zu verwenden, das Uebermaß und die Gifte aber — ſoweit es möglich iſt — von uns fern zu halten. Auch für den, der ſo recht eigentlich ſeeliſch ſchafft, für den Dichter und Künſtler, bietet das Leben immer die ſtärkſte Anregung, und die beſten Werke ſind entweder nach den eigenen Erlebniſſen geſtaltet oder doch von dem Atem derſelben durchhaucht.

Wie ungeheuer der Einfluß der Lektüre auf die Geſundheit unſerer Seele iſt, brauche ich kaum des langen und breiten zu erörtern. Alle werden dieſen Einfluß merken, wenn auch neun Zehntel von uns ſich an dieſe Wahrheit, die ſie ſelbſt erkennen, gar wenig kehren. Dieſer Einfluß iſt in unſerer Zeit, in der die Buchdruckerkunſt bereits unendlich mehr Schaden ſtiftet als ſie Gutes wirkt, ſo groß, daß er zum Gegenſtand einer eigenen Abhandlung, eines ganzen Buches gemacht werden könnte. Und er iſt bisweilen ſo ſtark, daß er geradezu Handlungen verurſacht, große wie gemeine, Gutthaten wie Verbrechen. Ich erinnere an den zu einer gewiſſen Berühmtheit gelangten Mörder Francesconi, der in Wien einen Geldbriefträger in ſein Zimmer lockte und dieſen dort tötete und beraubte. Bei der öffentlichen Verhandlung geſtand er, daß ihn ein Romankapitel von Gerſtäcker zu jener That „begeiſtert" hatte. Im Jahr 1886 wurde in Paris ein Raubmörder Namens Barbier verurteilt, der ſein Opfer erdroſſelt und es dann mit einem Strick an einen Nagel gehängt hatte, um den Schein eines Selbſtmordes zu erwecken. Vor dem Richter teilte er mit, daß ihn der Feuilletonroman eines Pariſer Boulevardblattes zu dem Verbrechen angeregt hatte. Bekannt iſt die Wirkung, die Goethes „Werther" bei den überſpannten Köpfen ſeiner Zeit erzielte, und bekannt iſt auch, daß Charlotte Corday zur Ermordung Marats durch Lektüre angeregt wurde. In Paris vergiftete ſich vor kurzem die Frau eines Barons Préfont, nachdem ſie Sardous „Georgette" geſehen — dem armen jungen Weibe war es jetzt erſt zum Bewußtſein gekommen, wie unendlich traurig es iſt, eine mit Schmach bedeckte Mutter zu haben.

Weit erſtaunlicher als dieſe Fälle aber ſind andere, welche zeigen, daß Reizmittel ſeeliſcher Art ſelbſt die gewaltigſten körperlichen Wirkungen haben können. Man wird ſich erinnern, daß Krankheiten bisweilen durch die Lektüre eines Buchs über die betreffende Krankheit hervorgerufen werden, und daß man umgekehrt — namentlich bei hyſteriſchen Perſonen — die Geneſung ſchon durch ganz harmloſe Mittel herbeigeführt hat, indem man nur die Phantaſie auf die Geneſung hin erregte. Ein paar Löffel mit Himbeerſaft gefärbten Waſſers, eine Pille aus Tragant und Zimmet und dazu die Verſicherung, daß das noch allen an dieſem Uebel Leidenden geholfen hat — und ſiehe da, das arme Fräulein erhebt ſich plötzlich vom Krankenlager und iſt wieder ſo friſch und geſund wie je.

An die Erzählung eines ſolchen Falles knüpft ſich eine andere, die wohl das draſtiſchſte Beiſpiel für unſern Gegenſtand bietet. Der Herzog Nikolaus von Ferrara litt an periodiſchem Fieber, und da ſein Günſtling Gonnelli gehört hatte, daß es kein beſſeres Mittel gegen dieſe Krankheit gebe, als Schreck, beſchloß er, ſeinen Herrn auf dieſe Weiſe zu heilen. Er weihte einen Fiſcher in ſeinen Plan ein, lockte den Herzog an das Ufer des Fluſſes und ſtieß ihn, gleichzeitig dem Fiſcher ein Zeichen gebend, während des Spaziergangs in die Flut. Der Fiſcher zog den Herzog aus dem Waſſer, und was Gonnelli bezweckt hatte, war erreicht — das Fieber war verſchwunden. Für Gonnelli ſelbſt aber ſollte die Sache noch traurig enden. Der Herzog, der ihn ſehr liebte, war von ſeiner guten Abſicht wohl überzeugt, aber er beſchloß, ſich einen Spaß zu machen, und übergab den Günſtling dem Gericht, das ihn zum Tod verurteilte. Gonnelli kam ins Gefängnis, der Spruch der Richter wurde ihm verkündet, der Prieſter erſchien, um ihn zu tröſten. Am Hinrichtungstage lief ganz Ferrara zum Richtplatz. Alles glaubte, wie Gonnelli ſelbſt, daß die Exekution ernſtlich gemeint ſei, und nur der Scharfrichter wußte das Wahre der Sache, da ihm befohlen war, Gonnelli, nachdem er auf dem Schafott niedergekniet, nur einen Eimer Waſſer über den Kopf zu gießen. Als Gonnelli das Blutgerüſt betrat, beteuerte er noch einmal öffentlich, daß er mit ſeiner That bloß die Heilung des Herzogs beabſichtigt habe. Dann betete er, kniete hin, und der Scharfrichter goß ihm das Waſſer über den Kopf. In demſelben Augenblick ſtürzte er aber auch zuſammen — er war tot. Vergebens wurden alle möglichen Belebungsmittel angewendet, er war nicht mehr zu retten, und Herzog Nikolaus bedauerte zeitlebens den unſeligen Spaß.

Neben den Nahr- und Reizmitteln der Seele, die uns Leben und Lektüre bieten und die alſo gewiſſermaßen unmittelbar auf die Nervenmaſſe, auf Gehirn und Rückenmark wirken, gibt es, wie bereits erwähnt, andere, die uns durch die Sinneswerkzeuge vermittelt werden. Daß auch Geruch, Geſchmack und Taſtſinn dabei mitwirken können, haben einige eben angeführte Beiſpiele gezeigt. Ungleich wichtiger ſind aber in dieſer Beziehung der Geſichts- und der Gehörsſinn, und was wir durch Auge und Ohr aufnehmen, gehört zu den wirkſamſten Nahrungs- und Genußmitteln der Seele. Farbe, Geſtalt und Ton erregen unſere Seele ganz eigentümlich und mitunter außerordentlich lebhaft, ſo lebhaft, daß es für die ſtärkſten Reizmittel, welche das Leben bringt, bisweilen

Gegengifte in — Tönen oder Farben gibt. Ich erinnere an die Geſchichte Alexanders des Großen, deſſen Raſereianfälle durch eine gewiſſe liebliche Muſik beſchwichtigt werden konnten, und ich erinnere an die noch bekannter ſcheinende Thatſache, daß man die blaue Farbe Tobſüchtigen gegenüber verwendet, um den Geiſteszuſtand derſelben zu mildern. Ebenſo, wie Farben und Töne als Gegengifte wirken, können ſie natürlich auch den krankhaften Seelenzuſtand verſchlimmern. Wenn wir von unſerer Arbeit in das melancholiſche Grau eines ſchmutzigen Hofes blicken und dabei die unaufhörlichen Diſſonanzen ſtädtiſchen Straßenlärms und ſchlechter Klaviere an unſer Ohr tönen, leidet unſer Cerebralſyſtem doppelt ſo viel, als wenn wir Ruhe genießen und friſches, freundliches Grün ſich vor unſeren Fenſtern ausbreitet.

Was zunächſt die Wirkung der Farbe betrifft, ſo wird man ſich ihrer nur ſelten recht bewußt, weil man dieſe zumeiſt anderen Eindrücken zuſchreibt. Jedermann kennt die beruhigende, reinigende, erhebende und erquickende Wirkung eines anmutigen Landſchaftsbildes, aber man denkt nicht daran, daß dieſe Wirkung in der Hauptſache durch die zwei Farben erzielt wird, welche die herrſchenden in dieſem Landſchaftsbilde ſind: Blau und Grün. Dieſe Farben üben einen milden, ſanften Reiz aus, auch wenn ſie uns nicht in einer Naturſcenerie entgegentreten. Man kann, wie geſagt, ſogar einen Tobſüchtigen beſänftigen, und Grün hat immer etwas Anheimelndes, das Gemüt zu heiterer Ruhe Stimmendes. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, drängt ſich mir unwillkürlich die Erinnerung auf, wie ſympathiſch mich ſtets ein Haus mit grünen Jalouſien berührte, und daß ich in meiner Jugend keine Novelle erzählen konnte, in der nicht ein ſolches Haus vorkam. Wie anders iſt dagegen die Wirkung des Rot! Das reizt, blendet, brennt, macht unruhig, regt die Sinnlichkeit auf, verdrängt den Anteil der Seele, ſtatt ihn zu beſchwichtigen. Man denke an eine Landſchaft mit blauem Himmel, kleinen Bäumen und grünem Wald und dann an ein in das glühende Rot eines mächtigen Sonnenuntergangs getauchtes Feld- oder Wieſenbild. Man denke daran, wie viel ſtärker eine rote Toilette unſer Intereſſe erregt als eine blaue, und wie auch nur eine rote Schleife, ein roter Gürtel, ein ganz winziges, ſchüchtern aufblitzendes Streifchen roter Strümpfe ſchon eine gewiſſe aufregende Wirkung hat. Man denke daran, daß manche Tiere beim Anblick des Rot geradezu in Wut geraten, daß Menſchen mit einer ſtumpfen oder noch wenig in Anſpruch genommenen Cerebralmaſſe, wie die Wilden, die Kinder, die Landleute, eine auffallende Vorliebe für Rot haben, und daß es ganz ähnlich den am andern Endpunkt der Entwicklung Stehenden ergeht, den ſtumpf Gewordenen, Abgenützten, Blaſierten — die Damenwelt, die bei einem Pariſer Wettrennen zu ſehen iſt, hat eine bemerkenswerte Vorliebe für alle Farbentöne zwiſchen Rot und Gelb. Es iſt wohl auch kein Zufall, ſondern die Stimme des Inſtinkts, daß Rot als die Farbe der Liebe gilt, Gelb als jene des Neides und Haſſes, Grün und Blau dagegen die Hoffnung und die Treue bedeuten. Und es iſt gewiß kein Zufall, daß es Maler gibt, bei denen auf allen Farben ein blauer Hauch zu liegen ſcheint, und andere, deren Bilder ſtets von einer rotgoldenen Glut durchleuchtet ſind.

Auffälliger als die Wirkungen der Farben ſind jene der Töne, was ſich damit erklärt, daß ein Geſichtseindruck viel ſtärker ſein muß als ein Gehörseindruck, um eine gewiſſe Erregung zu erzielen. Bekanntlich ſind die Lichtſchwingungen viel, viel feiner als die Schallſchwingungen, die letzteren müſſen deshalb auf die Nervenmaſſe viel eindringlicher wirken als jene. Die Lichtwellen ſind ſo zart, daß ſie ausſchließlich auf das Sehorgan wirken, während Schallwellen ſo kräftig ſein können, daß auch die Gewebe und Knochen des Körpers in Schwingung verſetzt werden. So kommt es, daß die Töne unſere Seele weit ſtärker beeinfluſſen als Farben und Formen, daß die Muſik unter allen Künſten am mächtigſten auf die ſeeliſche Stimmung wirkt. Wir kennen dieſen Einfluß alle, und wir erklären uns nun auch das merkwürdige Uebergewicht, welches die Muſik in unſerer Zeit über die anderen Künſte erlangt hat. Poeſie und bildende Kunſt bringen der durch das moderne Leben mit ſeinem Uebermaß an Arbeit und Genuß abgeſtumpften Nervenmaſſe eben nicht jene ſtarken Reizmittel wie die Muſik. Und die Muſik ſelbſt — iſt ſie nicht auch denſelben Wandlungen, die die Menſchenſeele im Lauf der Zeit erlitten hat, gefolgt? Die Muſik der Wilden entſpricht der ſtumpfen Nervenmaſſe, der roten Farbe — ſie iſt grell, aufgeregt, voller Diſſonanzen. Auf einer gewiſſen Kulturſtufe, bei einer verfeinerten Nervenmaſſe angelangt, begegnen wir einer Muſik, die eine ſanfte, klare, heiter-ruhige Tonwelt birgt, die auch die Leidenſchaft verklärt und uns an das milde Blau gemahnt. In unſerer Kulturepoche vertritt Mozart mit ſeinem Kreis dieſe Muſik, und heute gibt es bereits Tauſende und wieder Tauſende, die ſich bei dem „farbloſen" Mozart langweilen und nur Genuß finden bei den grellen, pikanten, überwürzten Rhythmen der Operettenkomponiſten oder — wenn ſie feiner geartet ſind — bei dem Meiſter von Bayreuth, deſſen großartiges Genie kaum den gewaltigen Erfolg erzielt hätte, loderte nicht aus ſeinem ganzen Schaffen der grelle Feuerzauber, die rote Glut, die der für zartere Farben ſtumpf gewordenen Seele wieder zu Erregungen verhilft.

Wie ſtark die Muſik als Reizmittel der Seele unter Umſtänden wirken kann, das beweiſt eine große Zahl intereſſanter Thatſachen. Ich will nicht dabei verweilen, daß Muſiker bekanntermaßen die aufgeregteſten Leute ſind, und daß Streitfragen auf keinem andern Gebiet geiſtiger Thätigkeit zu ſo heftigen, wilden Schlachten führen wie auf dem der Muſik. Dagegen möchte ich an die Geſchichte eines berühmten Tonkünſtlers aus dem ſechzehnten Jahrhundert — Goudimels — erinnern, der eines Tages bei der Vermählung des Herzogs von Joyeuſe einen ſeiner Gäſte durch ſein Spiel ſo in Erregung verſetzte, daß derſelbe gegen ſeinen Nachbar den Degen zückte, und der ihn dann durch eine andere Melodie ebenſo raſch wieder beſänftigte. König Erich III. von Dänemark wurde durch das Spiel eines Virtuoſen ſo aufgeregt, daß er ſeinen Degen zog und vier ſeiner Hofleute verwundete. Wie ſich die alten Griechen der Muſik gegenüber verhielten, dafür ſei eine Mitteilung des Abbé Bourdelot angeführt, die ſich in einem Buche von Fr. Halévy — „Souvenirs et portraits" — befindet. „Bei den Griechen," heißt es da, „konnte man mittels einer gewiſſen Tonfolge einen Aufſtand auf öffentlichem Platze erregen, und wenn das Volk dann zu dem höchſten Gipfel der Wut ſich verſtiegen, vermochte man dasſelbe durch eine beſänftigende Modulation zu beruhigen. Mit einer andern Reihenfolge von Tönen wußte man die Eiferſucht in dem Herzen einer Liebenden anzufachen, und eine andere beruhigte dieſes lodernde Feuer wieder." Bourdelot behauptet, daß das doriſche Syſtem den Vorzug hatte, Keuſchheit einzuflößen. Agamemnon, der die Kraft dieſer Muſik kannte und ſeiner Gattin Klytämneſtra mißtraute, ließ, als er nach Troja zog, einen doriſchen Muſiker bei ihr zurück, um ſie in der Treue zu erhalten. Aegiſthos, der ſich leidenſchaftlich in Agamemnons Weib verliebt hatte, ſuchte denn auch lange vergeblich Klytämneſtras Neigung zu erringen. Endlich aber entdeckte er den Einfluß des doriſchen Muſikers, ließ dieſen ermorden und ſetzte an ſeine Stelle einen ſehr geſchickten lydiſchen Sänger, deſſen Liebeslieder bald jene glühende Leidenſchaft in dem Weibe erweckten, die ſie dem Gatten untreu werden ließ."

Damit mag unſere Skizze ihr Ende finden. Man wird daraus erſehen haben, wie mannigfach die Nähr- und Reizmittel der Seele geartet ſind, und wie ſehr unſere ſeeliſche Geſundheit von ihrer richtigen Verwendung abhängt. Um ſich ſeeliſch geſund zu erhalten, bedarf es nur einigen Nachdenkens und des feſten Willens, dann wird man in der Mehrzahl der Fälle auch die Kämpfe des modernen Lebens erfolgreich überwinden. Freilich — der Wille — der Wille — damit hat es ſeinen Haken. Das Erkennen iſt noch unendlich viel leichter als das Handeln! Trotzdem iſt es nicht unmöglich, daß auch noch eine Zeit kommt, wo wir Seelenhygiene mit demſelben Eifer treiben, den wir heutzutage allem entgegenbringen, was unſere körperliche Geſundheit fördert oder zu fördern ſcheint. Der Wille des Menſchen iſt ſchwach, aber — die Mode iſt ſtark! Und ſo kann es ja ſein, daß wir uns eines Tages nicht mehr über Baumwoll- und Schafwollkleidung erhitzen, daß wir nicht mehr ſo ängſtlich dem Eiweiß nachjagen und die Lüftung unſerer Zimmer wieder vernachläſſigen — daß wir uns aber dafür in grüne und blaue Gewänder hüllen und zierliche Flöten im Gürtel ſtecken haben, um notigenfalls einen kleinen Aerger ſofort mit einem Mozartiſchen Adagio zu bekämpfen. Kommt es aber wirklich, dank der Göttin Mode, ſo weit, dann waſche ich meine Hände in Unſchuld. Dieſe Zeilen haben allerdings den Zweck, ein wenig zum Nachdenken anzuregen, aber ſie möchten zugleich bitten, daß dies nicht anders geſchieht als „cum grano salis." Cum grano salis auf allen Wegen!

Gnomen.

Von

Alfred Friedmann.

Buchgeſchenk.

Hat es eine Gefahr damit,
Fort zum Antiquar damit!

Die Welle.

Zu beklagen iſt die Welle,
Die dein Antlitz ſtrahlt zurück!
Sie zerrinnt, und gar zu ſchnelle
Raubt die Zeit ihr Sein und Glück.

Aber mit den Augen hab' ich
Eingeſaugt dein ſüßes Bild,
Und ins tiefſte Herz vergrab' ich,
Was mir als das Schönſte gilt!

Modernes Glück.

Einſt hat Fortuna die Binde getragen,
Zu ſehn nicht, wo ſie ſich finde.
Wer heute Glück hat, mag alles wagen,
Es iſt anderer Augen die Binde.

Schmeichler.

Wirf falſches Geld auf einen guten Tiſch,
Nicht klingt's wie Gold, ſo echt und klar und friſch –
In eines Feindes Mund die Schmeichelei
Gleicht falſchem Geld, ſo wie ein Ei dem Ei!

Tod.

Stirb! Und du haſt eine Eigenſchaft,
Die ſchnell dir alle andern ſchafft!

Schriftſteller.

Wenige wiſſen mit Tinte zu hantiren,
Ohne ſich oder andre zu beſchmieren.

Politik.

Wenn ihr die Wetterfahne befragt
Ob der geſtrigen Meinung Verneinung,
So iſt's natürlich, daß ſie ſagt,
Ich bin des Windes Meinung.

Don Baſilio.

Heuchelei iſt der Tugend Parodie,
Die Farce hält ſich durchaus Poeſie!

Genie und Talent.

Das Genie iſt oft Krankheit anzuſehn,
An der — die Talente zu Grunde gehn!

Die Südſee-Inſeln und ihre Bewohner.

Von

Chriſtian Benhard.

Mit Bildern nach photographiſchen Originalaufnahmen.

Die kriegeriſchen Ereigniſſe auf Samoa, von denen in den letzten Wochen der Telegraph vom Ausland aus Nachricht brachte, ſcheinen bei oberflächlicher Prüfung alle früheren Berichte von Südſeereiſenden und Miſſionaren über den gutartigen Charakter und die Harmloſigkeit der Eingeborenen Oſt-Polyneſiens zu widerlegen. Schon im Anfang unſeres Jahrhunderts ſchrieb der verdiente engliſche Miſſionar Ellis entzückende Schilderungen von den weltvergeſſenen Wundergärten im fernen Ozean und der Zutraulichkeit der ſie bevölkernden Naturkinder, welche die weißen Männer gaſtlich an ihren geſegneten Geſtaden aufnahmen, gerne einen lebhaften Tauſchhandel mit ihnen eröffneten und ſich gegen die Verkündiger des chriſtlichen Glaubens nicht abweiſend verhielten. Unſer Gerſtäcker ging in ſeiner Begeiſterung für die geſchmeidigen braunen Geſtalten ſogar ſo weit, daß er deren nicht zu leugnende Sittenloſigkeit und ihre ſonſtigen Fehler eben dieſen weißen Männern in die Schuhe ſchob, deren Verkehr mit den Inſulanern demoraliſierend auf die letzteren eingewirkt habe; ja er bezeichnet den Tag, an dem das erſte aus der Ferne kommende Schiff dort landete, als einen Unglückstag im Leben jener Völker. Und wenn ſpätere Reiſende, wie Dr. Graeffe, O. Finſch und andere, ihm zwar nicht ganz beiſtimmen, ſo ſchildern ſie doch gleichfalls die Bewohner der Samoa-, Geſellſchafts- und Tongainſeln als frohe, ſorgloſe und argloſe Menſchen, in deren Mitte es ſich ſehr wohl leben läßt.

Nun heißt es plötzlich: die Samoaner haben ſich an fremdem Eigentum vergriffen, ſie überfielen eine Abteilung deutſcher Marinetruppen, ja ſie ſchnitten einigen Verwundeten die Köpfe ab, ſteckten dieſelben auf Spieße und Schwerter und führten Kriegstänze darum auf.

Um dieſe Wandlung begreifen zu können, iſt es notwendig, einen Rückblick auf die Vergangenheit der Samoa-Inſulaner zu werfen, der uns manches erklärt, was uns nach dem Obenerwähnten unerklärlich ſcheinen mag. Das Gerechtigkeitsgefühl gebietet, dabei unparteiiſch zu Werke zu gehen.

Als ſich in den fünfziger Jahren die erſten weißen Anſiedler — Händler und Miſſionare — auf den Samoainſeln dauernd niederließen, fanden ſie dort ein lebensfrohes Völkchen, das ſorglos in den Tag hinein lebte. Der Kannibalismus war, ſofern ihm die Inſulaner überhaupt gehuldigt hatten, längſt vergeſſen; bot doch die überaus freigebige Natur den Eingeborenen ſo reichliche vegetabiliſche Nahrung, daß ſie der Fleiſchkoſt entbehren konnten, zumal ſie die reiche Fauna des Meeres für dieſen Mangel hinreichend entſchädigte. Die Leute lebten vorzugsweiſe von Taro, Yams, Brotfrüchten, Bananen und Kokosnüſſen, und ihre überaus primitive Kleidung fertigten ſie aus Blättern und Blumen. Außerdem verſtanden ſie aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes den ſogenannten Tapaſtoff herzuſtellen, welcher beſſere, ſelbſt in der Regenzeit ausdauernde Gewänder lieferte. Die Wohnhäuſer endlich wurden aus Hibiskus und Bambusſtäben erbaut, die Dächer mit Blattſtielen gedeckt, und das Mobiliar zu zimmern koſtete weder beſondere Geſchicklichkeit noch Anſtrengung.

Gleichwohl herrſchten auf den palmenumrauſchten, von einer wunderbar üppigen Vegetation überwucherten Inſeln durchaus keine paradieſiſchen Zuſtände. Den leichtlebigen Eingeborenen war ein Familienleben nach unſeren Begriffen faſt unbekannt; um die damalige Sittenloſigkeit zu kennzeichnen, genügt die Bemerkung, daß der erſchreckend häufig verübte Kindermord nicht als Verbrechen galt. Auch an Kämpfen fehlte es nicht, da die alte Königsfamilie Tupua oft mit aufſtändiſchen Häuptlingen um die Herrſchaft rang, oder die Bewohner von Upolu zu den Waffen greifen mußten, um räuberiſche Einfälle kriegeriſcher Nachbarn abzuwehren.

Den weißen Männern kamen die Samoaner mit offenen Armen entgegen, einesteils aus angeborener Zutraulichkeit, hauptſächlich aber, weil ſie ihre faſt wertloſen Inſelerzeugniſſe gegen mancherlei ſchöne und nützliche Sachen vertauſchen konnten. Je mehr Fremde erſchienen, deſto beſſer ging das Geſchäft, denn die Kopra wurde immer begehrter, und Grund und Boden wuchſen ebenfalls im Wert. Den mit den Händlern erſchienenen Miſſionaren gaben die heidniſchen Inſulaner gern Gehör, und zwar neigte die Mehrzahl dem mehr auf die Sinne wirkenden katholiſchen Ritus zu, während der nüchterne Proteſtantismus weniger Anhänger fand.

Dem großen Hamburger Handelshaus J. C. Godeffroy & Sohn gebührt das Verdienſt, neben dem eigenen Vorteil jederzeit das Intereſſe der Eingeborenen wahrgenommen zu haben. Die genannte Firma erwarb auf Samoa Ländereien zu anſtändigen Preiſen, in ihrem Auftrag wurde die ganze Inſelgruppe von deutſchen Gelehrten erforſcht, und wo ein Streit entbrannte, traten oft ihre Vertreter als Schiedsrichter auf. [illegible] Apia aus [illegible] die unterredenden [illegible] zwiſchen [illegible]

[illegible]

[illegible] Tage [illegible] Malietoa als Vertreter [illegible] Teil nach der bereits [illegible] zu [illegible] der Unter[illegible] brachen aus, wobei [illegible] ſich mit dem [illegible] die Partei erhielt.

[illegible] Seeland und [illegible] Als letzterer trat dem [illegible] an das deutſche [illegible]

[illegible] Deutſchland [illegible]

[illegible] trat man die [illegible] die [illegible] einigen Beamten deutſchen [illegible] Anhängern der Fremden [illegible] Samoa [illegible]

ſie bliebenes; Apia wuchs zu einem blühenden Städtchen mit ſauberen Straßen empor, und ſeine Bewohner freuten ſich aufrichtig über die Ankunft eines deutſchen Kriegsſchiffes, weil ſie gerne mit den Blaujacken zu thun hatten, die ihnen freilich auch manches blanke Geldſtück zu löſen gaben.

Mittlerweile gelang es den Amerikanern — es iſt hier immer nur von einzelnen Perſonen die Rede, welche angeblich im Namen der Union handelten — den König Malietoa durch Verſprechungen und Drohungen zum Vertragsbruch und zu einem feindlichen Vorgehen gegen die Deutſchen zu verleiten. Seine Gefangennahme und Verbannung waren die Folgen; die Samoaner riefen den Häuptling Tamaſeſe zu ihrem Herrſcher aus, unter deſſen Regierung endlich wieder einige Ordnung in das verfahrene Staatsweſen kam. Dies war aber gerade das, was den amerikaniſchen Ruheſtörern widerſtrebte; Bruder Jonathan wünſchte es, daß der ehemalige deutſche Hauptmann Brandeis zum Berater des Königs ernannt und eine Anzahl [illegible] Artillerie in den vereinigten Staaten berufen wurde. Der Häuptling [illegible] ließ [illegible]

[illegible]

[illegible]

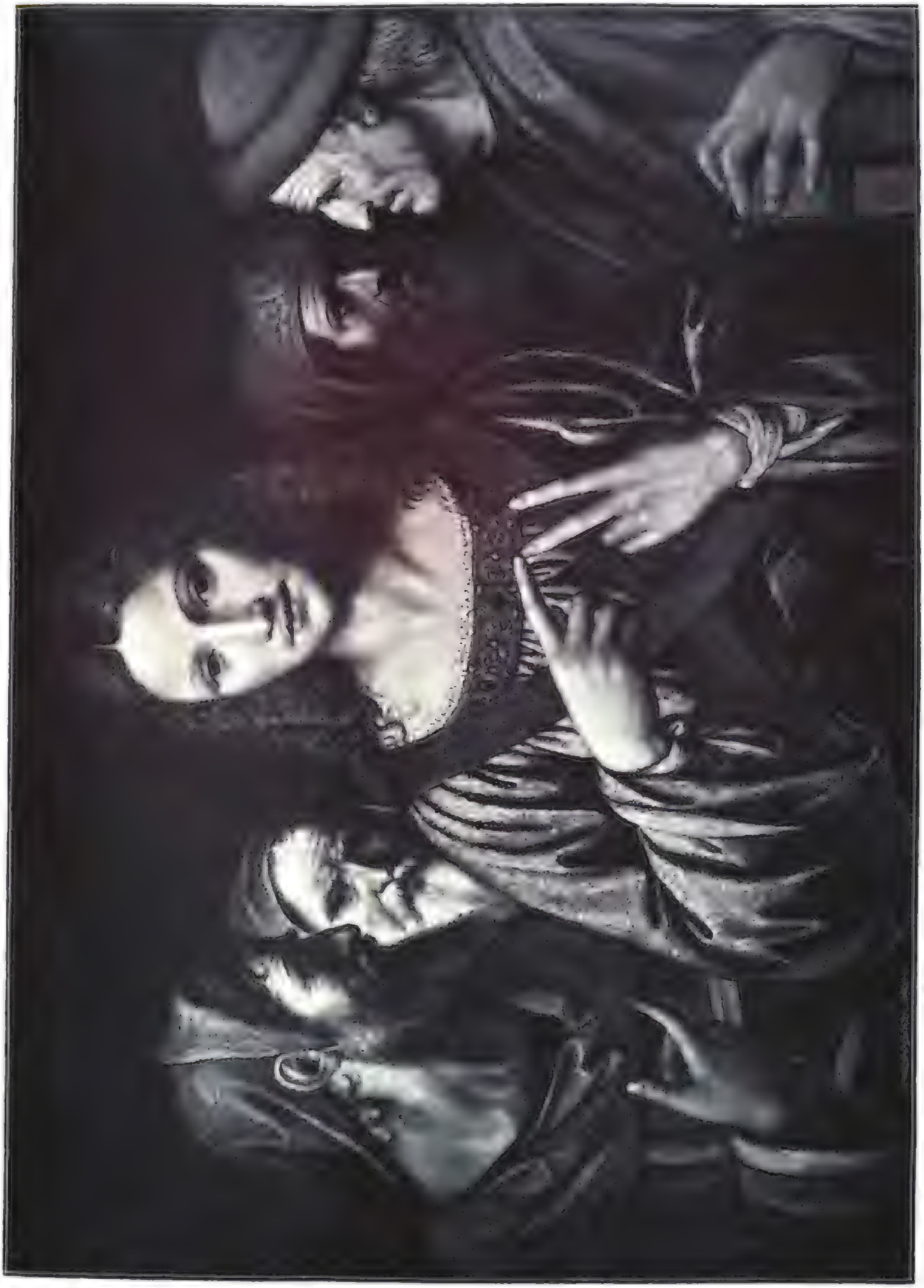
und Amerika liefer[illegible] lich, ſo daß man ſie nicht ohne Vorſicht [illegible] konnte. Nur die Löhnung [illegible] nimmt: die Samoaner [illegible] Arbeit zu erziehen. Da [illegible] ſich die Eingeborenen nicht [illegible] worden Neubritannier, Gilbert- und Marſhall-Inſulaner importiert [illegible] ein geeignetes [illegible] Kokospalmen und Baumwollſtauden pflanzen, [illegible] Schiffe ihrer Produkte [illegible] und einladen. Die Zahl der Fahrzeuge, welche unter deutſcher Flagge den Hafen von Apia beſuchten, überſtieg diejenige der Schiffe anderer Nationalitäten um das Vierfache, ein Beweis, daß der Handel dort faſt nur in deutſchen Händen ruhte.

Jede Größe erzeugt Neid und Mißgunſt; ſo auch in dieſem Falle. Die Amerikaner, welche ſonſt auf handelspolitiſchem Gebiete durch ihren großen Unter[illegible]

[illegible] den Amerikanern aufgehetzten Partei dem [illegible] Könige entgegen zu treten, und da [illegible] Waffen wie anfeuernder Branntwein in reichem Maße von Amerika aus zugeführt wurden, kam es bald zum Bürgerkrieg, in welchem zu Ende des vorigen Jahres die deutſchen Kriegsſchiffe eingriffen.

Wie das blutige Gefecht verlief, iſt durch die eingehenden Berichte der Tagesblätter gemeldet worden. Wieder war es ein Amerikaner — Klein iſt ſein Name —, der durch Abfeuern des erſten Schuſſes auf die landenden Marinemannſchaften die Loſung zum Blutvergießen gab. Der amerikaniſche Konſul ſtand in offenem Einverſtändnis mit den [illegible], und der Kommandant der amerikaniſchen Korvette „Adams" [illegible] dem deutſchen [illegible] mit der [illegible]

Auf der Landſtraße [illegible] Apia [illegible] Samoaner [illegible]



Chriſtus und die Schriftgelehrten. Gemälde von Bernardino Luini in der Nationalgalerie in London.

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Grosser in Leipzig).

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XX.

„Das Paradies“, ſo lautete der verlockende Titel der Singſpielhalle, in welche eine halbe Stunde ſpäter Herr Pantaſi Tſchuku und Jonel eintraten. Es war ein hoher, rechteckiger, rauchgeſchwängerter Saal, allwo allabendlich eine internationale Künſtlergeſellſchaft ſich produzirte, deren Stern eine Trapezkünſtlerin Namens Miß Alma war, die nicht nur durch ihre in der That ſtaunenswerten Kraftproben und elegant ausgeführten Uebungen am ſchwebenden Reck, das von der Decke herunterhing, ſondern auch durch die klaſſiſche Schönheit ihrer Formen die Gunſt des alten und jungen Publikums im Sturm erobert hatte. Der Direktor dieſer internationalen Künſtlergeſellſchaft, der zugleich der Eigentümer des Saales war, ſchwamm in Wonne. Eine ſolch noble Geſellſchaft wie diejenige, welche ſeit acht Tagen — ſo lange produzirte ſich nämlich die Trapezkünſtlerin — in die Räume der Singſpielhalle ſtrömte, hatte das Paradies ſeit lange nicht anzulocken vermocht. Die Blüte der jeunesse dorée, Advokaten, Richter, Offiziere, Verwaltungsbeamte höherer Sorte füllten heute wie an den früheren Abenden den Saal und überboten ſich in Gunſtbezeugungen für die Trapezkünſtlerin, welche die ihr dargebrachten Ovationen mit graziöſen Kußhändchen, wie ſie eben nur Akrobatinnen ſpenden können, erwiderte.

Als der Bucklige und Jonel die Halle betraten, hatte Miß Alma eben eine ihrer ſchwierigſten Produktionen beendet, ein Beifallsſturm brauſte durch die Halle, die Trapezkünſtlerin ließ ihre Kußhändchen ſpielen, glitt raſch am Seil zum Podium herab, verneigte ſich einigemale, verſchwand dann hinter der Bühne, tauchte aber bald wieder auf und begann in derb ungezwungener Weiſe mit dem Publikum zu verkehren, bald da, bald dort Bekannte begrüßend, lachend, ſcherzend. So gelangte ſie auch in die Ecke des Saales, wo ſich Jonel und Pantaſi Tſchuku niedergelaſſen hatten.

„Papa Pantaſi,“ rief die Trapezkünſtlerin in einem Tone, der von einer intimen Bekanntſchaft mit Herrn Tſchuku zeugte, „wie habe ich Ihnen heute gefallen?“

Der Bucklige ſprang auf, über ſein bleiches Geſicht flog eine jähe Röte — er legte die Hand vertraulich auf ihren runden Arm und ſagte:

„Vortrefflich, wie immer, allerſchönſte Miß! Wollen Sie nicht ein wenig bei uns Platz nehmen?“

Miß Alma warf Jonel einen raſchen Seitenblick zu.

„Ich kann nicht, Papa,“ lachte ſie und zeigte dabei zwei Reihen blendend weißer Zähne, „ich werde im Nebenzimmer erwartet von einer kleinen Geſellſchaft — ich arbeite heute nicht mehr — bin ſchlecht disponirt, es wird mich freuen, wenn Sie ins Nebenzimmer kommen. Sie finden Freunde dort, und vergeſſen Sie nicht, den jungen Bären, Ihren jungen Freund da, mitzubringen!“

Sie verſetzte dem Buckligen einen leichten Schlag auf die Schulter, drehte ſich auf den Hacken um, ließ dabei die glänzenden Silberſchuppen ihres weißen Trikotkoſtüms erklingen und eilte, von lebhaften Zurufen begleitet, aus dem Saal hinaus.

„Noch immer ſtumm und traurig, mein junger Freund?“ wandte ſich Tſchuku an Jonel.

„Es iſt ſehr dumpf hier und ſchwül,“ ſagte Jonel, „und ich kann nicht begreifen, wie es die Leute in dieſer Atmoſphäre, [illegible]

„Und was würden Sie ſagen, lieber Jonel, wenn ich all dem noch hinzufüge, daß, während in dieſem Saal die Intelligenz unſerer Stadt den Gliederverrenkungen der ſchönen Miß unermüdlichen Beifall klatſcht, in unſerem Nationaltheater, deſſen Erhaltung ein Heidengeld den Staats- und Kommunalſäckel koſtet, vor halbleeren Bänken geſpielt wird? Und man ſpielt dort klaſſiſche Sachen — Shakeſpeare ſogar!“

„Es iſt traurig, Herr Tſchuku —“

„Und dabei ſchwärmen all dieſe geſtriegelten und gebügelten Herrenſöhnchen und dieſe alten, eleganten, pomadiſirten und parfümirten Roués für die nationale Kunſt und jammern bei jeder Gelegenheit, daß dieſelbe nicht vorwärts komme, keine Blüten treibe; doch das ſind alles Allgemeinheiten, Abſtraktionen, ich will Ihnen Individuen aus Fleiſch und Blut zeigen, kommen Sie!“

Er führte Jonel durch den Saal in ein anſtoßendes, kleines, elegantes Nebenzimmer, wo um einen runden Marmortiſch, auf welchem gefüllte Champagnerkelche ſtanden, Fräulein Alma und drei Herren ſaßen, welch letztere, als ſich die Thür öffnete, aufſtanden und Herrn Tſchuku ſtürmiſch begrüßten.

„Sie, Herr Dobreſcu, und Sie, mein lieber Präfekt Aldeanu,“ lachte Herr Tſchuku, „haben bereits das Vergnügen, meinen jungen Freund zu kennen, dem ich jetzt, wie einſt Virgil dem Dante, als Cicerone in eine Hölle diene, welche den euphemiſtiſchen Namen Paradies führt, es liegt mir daher nur die Pflicht ob, Ihnen meinen jungen Freund vorzuſtellen,“ wandte er ſich an einen ungefähr fünfzig Jahre alten, nachläſſig gekleideten Mann mit einer goldenen Brille auf einer großen Naſe und einem zuckerhutförmigen Glatzkopfe. „Herr Culianu, unſer geiſtreichſter Journaliſt, der über alles mögliche und einiges andere zu ſchreiben und zu ſprechen verſteht, und hier mein Telemach Jonel Fortunat, Doctor juris und eine zukünftige Leuchte unſeres Barreaus!“

Herr Culianu drückte Jonel die Hand und ſprach in überſchwenglichen Worten ſeine Freude aus, den Sohn des Herrn Demeter Fortunat, mit dem er vor zwanzig Jahren ſo manche tolle Nacht verlebt habe, begrüßen zu können.

Der Präfekt, Herr Aldeanu, begrüßte Jonel gleichfalls recht herzlich und bemerkte dabei mit einem ſüßen Lächeln, während er mit den Breloques ſeiner ſchweren goldenen Uhrkette ſpielte:

„Es dürfte Ihnen vielleicht etwas ſeltſam vorkommen, daß Sie mich in dieſer leichtfertigen Geſellſchaft finden, aber wenn man die goldene Zeit der Jugend hinter ſich hat. — Sie ſehen, mein Haar beginnt bereits bedenklich ins Graue zu ſpielen — ſo empfindet man gelegentlich das Bedürfnis, die Proſa der Alltäglichkeit mit ihren harten Sorgen von ſich abzuſchütteln und einige Stunden in fröhlicher Ausgelaſſenheit bei Weib, Wein und Geſang zu verjubeln. Man glaubt ſich wieder jung, man betrügt ſich,“ fügte er mit weicher Stimme hinzu, „aber es iſt ein ſüßer Betrug.“

Der Präfekt, welcher ſich mit dem Gedanken trug, aus dem Staatsdienſte zu treten und ſich um ein Deputirtenmandat zu bewerben, übte ſeit einiger Zeit ſein Rednertalent und gab ſich Mühe, durch elegante, hübſch geformte Perioden, die er mit feiner Nuancirung vortrug, zu brilliren, was ihm aber nicht immer gelang. Diesmal war es ihm geglückt und die Freude darüber ſpiegelte ſich in den wohlwollend gönnerhaften Blicken ab, mit denen er Jonel betrachtete, der ſich in dieſer Geſellſchaft und beſonders infolge der Anweſenheit des Herrn Dobreſcu recht unbehaglich fühlte. Herr Dobreſcu hingegen ſchien in ſeinem wahren Elemente zu ſein, er hatte, während die anderen um Jonel ſtanden, die Gelegenheit wahrgenommen, um der Trapezkünſtlerin zwei Küſſe auf den Arm zu drücken, worauf er lachend rief:

„Daß Sie, Herr Präfekt, es für angezeigt erachten, Ihre Anweſenheit in dieſem Muſentempel zu entſchuldigen, mag ſeine guten Gründe haben, und einer dieſer guten Gründe iſt wohl der, daß Sie vor einigen Monaten erſt ein junges, hübſches Weibchen heimgeführt haben, das ſich gegenwärtig in der öden Langeweile der Provinzſtadt, in der Sie reſidiren, vor Gram verzehrt, während ihr Gatte im „Paradies“ ſich weiszumachen ſucht, daß er noch jung ſei; ich aber,“ fuhr er mit weinſelig leuchtenden Augen fort, „entſchuldige meine Anweſenheit nicht, trotzdem ich ſeit fünfundzwanzig Jahren, fünf Monaten und zwei Wochen im Ehejoche ſtecke und Vater einer heiratsfähigen Tochter bin. Die Gegenwart eines ſo reizenden Weſens wie Miß Alma macht alles erklärlich und verzeihlich. Ich liebe Dich, mein ſchönes Kind!“ fügte er begeiſtert hinzu, ergriff einen Champagnerkelch, leerte ihn, ließ ſich ſodann aufs Knie vor der Trapezkünſtlerin nieder und ſchaute ihr mit ſchmachtenden Augen ins Geſicht. Miß Alma lachte laut auf, das wirkte anſteckend auf die anderen, ſelbſt auf Jonel. Sie lachten alle, und am lauteſten klang das ſcharfe Lachen des Buckeligen.

„Ergo bibamus!“ rief Herr Tſchuku, klatſchte in die Hände und füllte von neuem die Champagnerkelche. „Und auch Du, mein tugendhafter Tannhäuſer, Du mußt mittrinken, mitlachen und mitjubeln — Du biſt nun einmal im Hörſelberge bei der Teufelinne Venus — da hilft kein Sträuben, Du kannſt ihr nicht entrinnen! Sieh Dir einmal dieſes Weib da recht genau mit ernſt muſternden Blicken an, Jonel, iſt das nicht ein Meiſterſtück unſeres lieben Herrgotts? Wie alles an ihr lebt und bebt und vor Geſundheit ſtrotzt! Und dieſe runden Arme, und dieſer marmorweiße Nacken, und dieſes ſchwere Goldhaar, und dieſe Augen, Jonel, dieſe Augen! Küſſe ſie, deutſcher Träumer, Du biſt der erſte nicht und wirſt der letzte nicht ſein — und wenn es Dir eine Sünde zu ſein ſcheint, dieſes ſündhafte Geſchöpf zu umarmen, ſo verzeihe ich es Dir im Namen Schopenhauers, der ſicherlich nicht ſo blöde dreinſchauen würde wie Du, wenn er hier in unſerem Kreis ſäße, küſſe ſie, Jonel!“

„Küſſe ſie,“ riefen Herr Culianu und der Präfekt, „wir folgen dann dem gegebenen Beiſpiel!“

„Küſſe ſie, Du Kind!“ ſchrie Herr Dobreſcu ernſtlich böſe.

Jonel leerte den Kelch auf einen Zug, aber er rührte ſich nicht von der Stelle. Da fühlte er ſich plötzlich von den Armen der Trapezkünſtlerin umſchlungen, und ein heißer Kuß brannte auf ſeinen Lippen. Ein ſchallendes Gelächter und Händeklatſchen folgte.

„Bravo, bravo!“ tönte es durcheinander.

„Wenn der Berg nicht zu Mohammed geht, ſo geht Mohammed zum Berge!“ lachte Tſchuku, deſſen Antlitz hochgerötet war. „Das haſt Du gut gemacht, ſüße Perle des meerumrauſchten Britanniens! Und nun wollen wir auf das Wohl unſerer Miß trinken, die durch ihren ſpontanen Kuß an Jonel und durch die Zuneigung, die ſie uns älteren Herren des öftern bekundet hat, beweiſt, daß ſie neben der Jugend, die kein anderes Verdienſt hat, als daß ſie kraftſtrotzend, jung und blöd iſt, auch den Geiſt im kahlen Schädel unſeres Freundes Culianu, die Rednerbegabung unſeres altersgrauen ehrenwerten Präfekten Aldeanu, die Schwärmereien unſeres fünfundzwanzigjährigen, liebesdurſtigen Ehekrüppels Dobreſcu und die Leidenſchaft im Höcker meiner unmaßgeblichen Wenigkeit zu ſchätzen weiß, ſie lebe hoch!“

Die Gläſer klangen, die überſprudelnde Luſtigkeit der anderen begann auch auf Jonel anſteckend zu wirken, und als Culianu zum Flügel, der in einer Ecke des Zimmers ſtand, ſich ſetzte, über die Taſten fuhr und nach einigen präludirenden Accorden eine von ihm ſelbſt komponirte luſtige Tanzweiſe zu ſpielen begann, da wurde es auch Jonel leicht ums Herz, ſeine Wangen röteten ſich.

„Jetzt ſind Sie im rechten Fahrwaſſer,“ rief Tſchuku, der dieſe Umwandlung ſogleich bemerkte, „jetzt, mein lieber Jonel, werden Sie die Wahrheit des Byronſchen Satzes begreifen, daß das Leben nur ein Rauſch iſt, ja, nur ein Rauſch mit darauffolgendem Katzenjammer, und wenn man am Bankett des Lebens ein Gedeck und vollgefüllte Champagnerkelche vorzufinden das Glück hat — ein ſüßer Champagnerrauſch. Ergo bibamus!“

Die Kelche wurden von neuem gefüllt und geleert, die Luſtigkeit der bereits hochgradig angeheiterten Geſellſchaft begann in Ausgelaſſenheit umzuſchlagen. Herr Culianu phantaſirte am Klavier, ſeine Hände flogen über die Taſten und mächtige Accorde durchwogten das Gemach. Der Präfekt ſaß mit hochgerötetem Geſicht rittlings auf einem Stuhl, er hielt in der Rechten eine gefüllte Champagnerflaſche, während die Linke allerhand oratoriſche Geſten machte, mit denen er eine ſtille Rede begleitete, die er ab und zu durch ein brauſendes Gelächter unterbrach. Die Trapezkünſtlerin, welche in einem Fauteuil hingegoſſen lag, gab ein engliſches Lied zum beſten und ließ dabei das Feuer ihrer Augen gegen Jonel ſpielen, der ihr gegenüber ſaß, während ſie rechts von Herrn Dobreſcu und links von Herrn Tſchuku flankirt war. Herr Dobreſcu hatte ihr kleines rechtes Händchen ergriffen, küßte es leidenſchaftlich und flüſterte ihr glühende Liebesworte ins Ohr. Die Kelche wurden fleißig gefüllt. In dem Maße jedoch, als die anderen lärmender und heiterer wurden, verlor ſich das Luſtgefühl, das eine Weile Jonel überkommen, er trank mechaniſch mit, aber der Rauſch, der ſeine Sinne zu umfangen begann, wirkte nicht befreiend auf ihn, er wollte ſich ſelbſt vergeſſen, einſtimmen in den allgemeinen Jubel, aber es gelang ihm nicht. Das Gefühl des Unbehagens, das ſich ſeiner beim Betreten dieſes Raumes bemächtigt hatte, tauchte wieder in ihm empor und wuchs und wuchs; er ſtieß den Kelch mit einer heftigen Geberde von ſich, er wollte hinaus, fort von dieſen Menſchen, deren Reden und Gebaren ſein inneres Gefühl tief verletzten, da fühlte er ſich plötzlich am Arm von Herrn Dobreſcu gefaßt, der ihn ſeitwärts zur Fenſterniſche hinzog.

„Mein lieber Jonel,“ begann er lächelnd, „obwohl meine Gemahlin, die ich übrigens wegen ihrer vielen ſchätzbaren Eigenſchaften hochachte, ſich ausſchließlich das Recht vorbehalten hat, für das Glück und die Zukunft meiner Tochter Pia zu ſorgen und infolge deſſen alle dahin zielenden Beſtrebungen im geheimen betreibt, ſo weiß ich dennoch, daß Sie, mein teurer Freund, in gar nicht langer Zeit zu mir in einem ſehr nahen verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen werden, ich weiß es und gebe von vornherein meinen Segen.“ Herr Dobreſcu legte ihm mit einem pathetiſchen Ernſt die Hand auf das Haupt, dann ſtrich er mit der Linken über die Augen, als wollte er eine Thräne väterlicher Rührung wegwiſchen. „Ich habe Pia ſehr lieb,“ fuhr er mit leiſe zitternder Stimme fort, „aber, wie geſagt, ich bin ein liederlicher Vater.“ Er hatte die letzte, ehrenrührige Bemerkung früher zwar nicht gemacht, da er aber dieſe Worte jedesmal gebrauchte, wenn er ſeine Frau beſchwichtigen wollte, ſo kamen ſie ihm auch jetzt bei ſeiner hochgradigen Trunkenheit unwillkürlich in den Mund. „Ich bin ein Rabenvater, ein Lump, ein Taugenichts,“ ſprach er nachdrucksvoll weiter, „aber meine Tochter habe ich gleichwohl lieb, und vor meiner Frau Gemahlin, wenn ſie auch ihre harten, borſtigen Seiten hat, allen Reſpekt! Ich ehre und achte ſie, ja, das thue ich; aber nichtsdeſtoweniger muß ich geſtehen, daß es unbillig iſt, wenn man einen Mann wie mich, der einmal eine Miniſterſtelle im Staate bekleidet hat, mit einem Taſchengeld von hundert Dukaten monatlich abfertigt, es iſt genau beſehen himmelſchreiend, und ich komme oft in die Lage, keinen Centime bei mir zu haben, und Sie werden zugeben, daß es eine mißliche Sache iſt für einen Mann von meiner Vergangenheit, Fremde anzupumpen. Ihnen gegenüber aber, als meinem Sohn — ich betrachte Sie jetzt ſchon als ſolchen und ich bitte Sie ſehr, dagegen nicht zu proteſtiren — lege ich mir keine Reſerve auf, vor Ihnen habe ich keine Geheimniſſe und geſtehe denn ganz ehrlich, daß ich mich gegenwärtig in der eben geſchilderten Lage befinde, und da ich Fräulein Alma heute noch zu einem Souper einladen möchte, ſo werden Sie begreifen, wie fatal mir das iſt. Ich brauche Ihnen nicht beſonders zu verſichern, daß Sie die zehn Napoleons, die Sie mir ſicherlich vorſtrecken werden, wenn Sie dieſelben zufällig bei ſich haben, in kürzeſter Zeit wieder zurückerhalten. Das wollte ich Ihnen ſagen und überdies auch bemerken,“ fügte er mit ſchlauem Augenblinzeln hinzu, „daß Sie von meiner Seite keine Indiskretion zu befürchten haben; wenn Sie auch auf der Brautſchau ſind, ſo finde ich es doch natürlich, daß Sie den erſten Abend Ihres Hierſeins — Sie ſind ſicherlich heute erſt in der Reſidenz eingetroffen — in luſtiger Geſellſchaft zubringen. Im übrigen: Jugend hat keine Tugend!“

Jonel hatte dieſen ſonderbaren Redeſchwall ruhig über ſich ergehen laſſen, er zog ſeine Geldbörſe hervor und überreichte ſchweigend Herrn Dobreſcu die verlangte Summe.

Herr Dobreſcu ließ die Napoleons in die Weſtentaſche verſchwinden, preßte Jonel ſtürmiſch an ſeine Bruſt und war im Handumdrehen bei der Trapezkünſtlerin, welcher inzwiſchen der Präfekt die Langeweile vertrieben hatte — und allem Anſchein nach mit Erfolg. Denn Miß Alma war in einer überſprudelnden Laune, ſie lachte, lärmte, klatſchte mit den kleinen Händen, riß den Präfekten bei den Ohrläppchen, warf Herrn Tſchuku Brotkügelchen an die Naſe und ſang ab und zu einige Takte des Walzers mit, den Herr Culianu jetzt am Klavier ſpielte, ihre kleinen ſchwarzen Augen gingen dabei ruhelos im Kreiſe herum, nur auf Jonel blieben ſie länger und mit einem herausfordernden Ausdruck haften; Jonel hatte jedoch keine Empfindung für dieſe Auszeichnung — ein tiefer Widerwille füllte ſeine Seele gegen dieſes Weib, das die Küſſe der abgelebten Roués willig hinnahm, und gegen dieſe vier Männer, die ſich alle ſo wohl, ſo glücklich fühlten in ihrer Trunkenheit, in der rohen Atmoſphäre dieſer Akrobatin. Und der trunkene Wüſtling dort mit dem aufgetragenen Rot auf den eingefallenen Wangen, mit den ſchwarzgefärbten Haaren und den zitternden Händen war der Vater jenes Mädchens, das man ihm zum Weib beſtimmte, Pias Vater!

„Armes Mädchen!“ murmelte er. Er hatte ſie auf Leas Hochzeitsfeſt zum erſtenmal geſehen, zum erſtenmal geſprochen, und obgleich es ihm an jenem Abend wüſt und weh in der Seele geweſen, ſo hatten doch das ſinnige Weſen des ſchönen Mädchens, ihre klugen, ſanften blauen Augen, die ſo treuherzig in die Welt ſchauten, und der eigentümlich weiche, faſt traurige Klang ihrer Stimme einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Damals war ihm dies freilich nicht ganz klar geweſen, er hatte ſich zwar gefliſſentlich um ſie bemüht, viel mit ihr getanzt und mit lebhaftem Eifer zu ihr geſprochen, aber er hatte all dies ſo gezwungen, ſo zerſtreut gethan, daß es Pia aufgefallen war, und als er einmal aufgelacht, da hatte ſie ihm ſeltſam forſchend ins Geſicht geſchaut und geſagt: „Geſtehen Sie es nur, Sie wollen froh und aufgeräumt erſcheinen und ſind es doch nicht; was fehlt Ihnen?“ Und ihre treuherzigen Augen hatten ihm die Antwort entlockt: „Ich bin nicht glücklich und möchte es ſo gerne ſein.“ Sie hatte darauf leiſe und mit einem wehmütigen Klang in der Stimme geſagt: „Wer iſt glücklich?“ Aber er war damals zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, zu ſehr betäubt geweſen, um darüber weiter nachzuſinnen, jetzt klangen ihm dieſe Worte in den Ohren, und ihn dünkte, daß er das Leid, welches ihr dieſe Frage auf die Lippen getrieben, begreife. Florica hatte ihm oft erzählt, wie edel und hochſinnig Pia wäre. Wie ſchmerzlich mußte es einem ſolchen Mädchen ſein, dieſen verlotterten Menſchen Vater zu nennen, zu empfinden, wie die edle, reine, hingebungsvolle Kindesliebe erſtarrt und daß ſtatt ihrer Groll, Haß, ja Verachtung in der Seele auftauchen. O, er kannte dieſe peinigende Qual, ſie bildete ja einen Teil ſeines eigenen Wehs!

„Arme Pia!“ murmelte er, ſie war ihm auf einmal nahegerückt, er ſah das traurige Lächeln um ihren ſchönen Mund, hörte den wehmütigen Klang ihrer Stimme, und eine tiefe Rührung überkam ihn. Da fuhr er plötzlich aus ſeinem grübelnden Sinnen auf. Herr Culianu, der hochgradig angetrunken war und deſſen kahler Schädel fettig glänzte, hatte ihn umarmt und drückte ihn eine Weile tief gerührt an ſich.

„Bruder!“ rief er, „das Leben wäre ſehr ſchön, wenn man Glück im Kartenſpiel hätte, ich habe keins; wie Du mich hier ſiehſt, habe ich Hunderttauſende verſpielt, auf Ehrenwort! Hüte Dich vor den Karten und den Weibern, Bruder, denn ſonſt ergeht es Dir wie mir, Du treibſt ſchließlich lauter brotloſe Künſte wie ich. Was bin ich nicht alles! Journaliſt, Theaterkritiker, Theaterdichter, Komponiſt, Mitglied der Theaterkommiſſion, aber all dies iſt keinen Pfifferling wert. Willſt Du herrlich und in Freuden leben, ſo darfſt Du keinen Geiſt, kein Gewiſſen haben, Du mußt der Schleppträger einer unſerer Machthaber werden, zu allem, was er ſagt, de- und wehmütig Ja und Amen nicken und aus allen Poren puren Patriotismus ſchwitzen, dann wirſt Du Präfekt, Deputirter, Miniſter und es regnet Geld von allen Seiten auf Dein geſegnetes Haupt; ich aber bin nichts von all dem, und wenn ich nicht gute Freunde hätte, Bruder, die mir ab und zu unter die Arme greifen, ich wäre längſt verkommen, auf Ehrenwort! Es iſt traurig, Bruder, und um ſo trauriger, weil ich bemerkt habe, daß Dich der alte Dobreſcu bereits angepumpt hat, der Schelm. Mach ein Kreuz drüber, Bruder; aber wenn Du nächſtens bei Caſſa biſt, lieber Jonel, darf ich hoffen? Du lächelſt, Bruder, meine Bitte iſt alſo gewährt? Kann ich morgen auf zwanzig Franken rechnen — die ich als Ehrenſchuld betrachte — ja? Nun, ſo wollen wir noch eins trinken!“ Er ſchenkte mit zitternder Hand ſeinen Kelch voll, leerte ihn, ſchleuderte ihn gegen die Wand, daß er in Scherben zerſprang, und ſchwankte dann zum Flügel, bald darauf ertönten die Klänge einer Hore.

„Es iſt Zeit, daß wir uns ohne Abſchied aus dem Staube machen, Jonel,“ ſagte Tſchuku, „der Champagner hat die dünne Kulturſchichte dieſer Herren da hinweggeſpült, und die Beſtie, die in uns allen ſteckt, wird ſich bald in voller Glorie zeigen. Das iſt kein Anblick für Sie!“

Er zog Jonel aus dem dumpfen Gemach in den Saal hinaus, der noch immer, trotzdem nur noch wenige Minuten zur Mitternachtsſtunde fehlten, gefüllt war.

Der Zahlkellner eilte auf den Ruf des Herrn Tſchuku mit den Ueberziehern und Hüten herbei, die er, da er den buckeligen Advokaten als munifizenten Trinkgeldgeber kannte, unter ſeine ſpezielle Verwahrung genommen hatte. Herr Tſchuku ließ es ſich nicht nehmen, auch Jonels Zeche zu bezahlen, obgleich dieſer dagegen proteſtirte. Der devote Bückling des Zahlkellners bewies, daß für dieſen auch heute ein hübſches Trinkgeld abgefallen war.

Herr Tſchuku begleitete Jonel bis zum Hotel, wo er abgeſtiegen war. Sie hatten den ganzen Weg entlang kein Wort gewechſelt.

„Sie haben heute, mein lieber Freund,“ ſagte Tſchuku, als er ſich verabſchiedete, „drei Vertreter unſerer ſogenannten gebildeten Geſellſchaft kennen gelernt, einen ausführlichen Kommentar, einen erklärenden Text zu dieſen geſellſchaftlichen Clichés brauche ich Ihnen hoffentlich nicht zu liefern. Gute Nacht!“

(Fortſetzung folgt.)

Chriſtus und die Schriftgelehrten.

(Hiezu das Bild Seite 577.)

Nachdem Jeſus Chriſtus durch ſeine Wunderthaten in Paläſtina immer mehr und mehr Volk um ſich verſammelte, wurden die geiſtlichen Berater der Juden, die Phariſäer und Schriftgelehrten, durch ſeine Reden, deren Inhalt in ſo vielfacher Weiſe von ihrer ſtrengen Glaubenslehre abwich, in Aufregung verſetzt. Zu wiederholtenmalen näherten ſie ſich ihm und ſuchten ihn durch Fragen in Verlegenheit zu ſetzen, um aus ſeinen Antworten einen Grund zur Anklage wider ihn zu gewinnen. Schon als zwölfjähriger Knabe, als er bei Gelegenheit des Oſterfeſtes mit ſeinen Eltern nach Jeruſalem gekommen war, hatte er im Tempel durch ſeine Fragen und Antworten das lebhafte Erſtaunen der Lehrer erregt. Aber erſt als er frei und öffentlich vor dem Volke redete, da begannen ſie für ihre Macht und Stellung zu fürchten und ſuchten ihm zu ſchaden. So traten einſt einige der Phariſäer, welche geſehen hatten, daß Chriſti Jünger, als er mit ihnen am Sabbath durch die Saat ging, Aehren ausrauften und aßen, gegen ihn auf und ſprachen: „Siehe, Deine Jünger thun, was ſich nicht ziemt am Sabbath zu thun.“ Jeſus aber wies ſie zurück, indem er an David erinnerte, der in das Gotteshaus ging und, da er hungerte, die Schaubrote aß, „die ihm doch nicht ziemten zu eſſen, noch denen, die mit ihm waren, ſondern allein den Prieſtern.“ Er ſei der Herr über den Sabbath. Es war dies in den Augen der Phariſäer und Schriftgelehrten natürlich ein ſchweres Vergehen, da dies als Entweihung des heiligen Tages galt. Als er darauf in ihre Schule kam an demſelben Sabbath und ein Mann mit einer verdorrten Hand ihn um Heilung anflehte, griffen ſie begierig nach der Gelegenheit, einen neuen Beweis für ſeine Gottesläſterung und Entweihung des Sabbaths zu finden. Sie fragten ihn: „Iſt es auch recht, am Sabbath zu heilen?“ Chriſtus aber ſprach zu ihnen: „Welcher iſt unter euch, ſo er ein Schaf hat, das ihm am Sabbath in eine Grube fällt, der es nicht ergreife und aufhebe? Wie viel beſſer iſt nun ein Menſch denn ein Schaf? Darum mag man wohl am Sabbath Gutes thun.“ Nach dieſen Worten heilte er die Hand des Unglücklichen (Evang. Matth. 13). In gleicher Weiſe ſuchten ihn ſeine Feinde, gegen die er auch ſchwerwiegende Anklagen vor ſeinen Jüngern und dem verſammelten Volke ausſprach (Evang. Matth. 23), mit der weltlichen Obrigkeit in Konflikt zu bringen. Darum fragten ſie ihn einſt: „Iſt es recht, daß man dem Kaiſer Zins gibt oder nicht?“ Chriſtus erkannte jedoch ſofort ihre böswillige Abſicht, ließ ſich einen Zinsgroſchen geben und fragte ſie: „Wes iſt das Bild und die Ueberſchrift?“ Als ſie antworteten: „Des Kaiſers,“ da ſprach er zu ihnen: „So gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt“ (Evang. Matth. 22).

Die Ueberlegenheit, mit der er den Spitzfindigkeiten der Schriftgelehrten zu begegnen wußte, hat Luinis frommer Sinn zu erhebendem Ausdruck gebracht. Sein Gemälde, das durch Vermittlung von Adolf Brauns trefflicher photographiſcher Wiedergabe einer großen Gemeinde von Verehrern zugänglich gemacht worden, dient noch heute, Jahrhunderte nach dem Tode ſeines Meiſters, Tauſenden und Abertauſenden zu ſtiller äſthetiſcher wie religiöſer Erbauung. A. B.

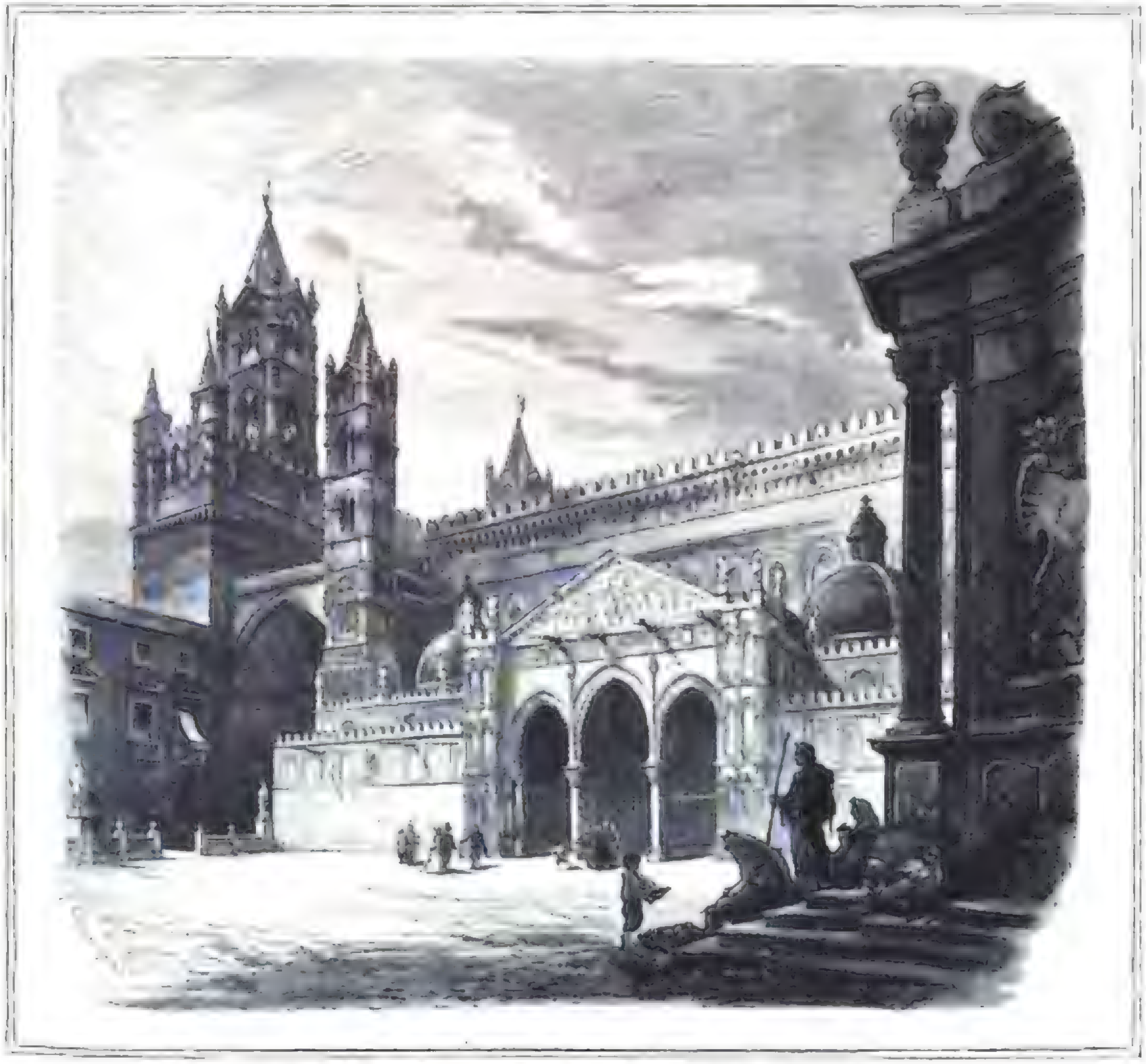
Die Baukunſt im normanniſchen Sizilien.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

II.

Die Kathedrale von Palermo war urſprünglich ein chriſtlicher Bau und wurde nach der Eroberung durch die Araber in eine Moſchee umgewandelt. Nach der Wiedereinnahme Palermos durch die Normannen ließ es ſich ſodann Graf Roger angelegen ſein, ſie wieder dem Chriſtentum zu weihen. Ueber ihre damalige Geſtalt wiſſen wir nichts weiter, als was der Araber Edriſi, der in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, von ihr ſagt: „Im Kaſr erhebt ſich die Hauptmoſchee (Dſchami), welche vormals eine chriſtliche Kirche war und jetzt wieder dem Gottesdienſt geweiht iſt, der in alter Zeit in ihr gehalten wurde. Schwer kann man ſich vorſtellen, wie ſchön heutzutage dies Monument durch die Verzierung der Kunſt, die bewunderungswürdigen Arbeiten, die Seltenheiten und die überraſchenden Arten der Figuren, die Vergoldung, den Farbenſchmuck und die kalligraphiſchen Inſchriften iſt.“ Sie war, ebenſo wie dies bei der Moſchee von Cordova ſtattgefunden, in der ſarazeniſchen Zeit durch einen bedeckten Gang mit dem Palaſt verbunden geweſen, und dieſer Gang war, wie aus Ibn Dſchubair hervorgeht, noch bei deſſen Anweſenheit in Palermo im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts vorhanden. Bis zu dieſem Zeitpunkte ſcheint das Gebäude im weſentlichen unverändert geblieben zu ſein. Dann wurde es, wenn auch nicht völlig, ſo doch zum größten Teile niedergeriſſen, und es trat unter der Regierung Wilhelms II. ſeit dem Jahre 1185 ein neuer großartiger Bau an ſeine Stelle. Der Unternehmer desſelben war der Erzbiſchof Walter Offamill. Welche Geſtalt der neue Dom zunächſt durch ihn erhielt, läßt ſich ſchwer ſagen, indem derſelbe noch in der Folgezeit mannigfach umgewandelt worden iſt. Die Krypta wird, wenn ſie nicht als Reſt des älteſten Baues zurückgeblieben iſt, dem Schluß des zwölften Jahrhunderts angehören. Das über der Krypta aufſteigende Gebäude ſelbſt hat drei Schiffe; die Decke des Mittelſchiffes wird von Reihen von Säulen getragen, die zu vieren mit einander verbunden ſind; die urſprüngliche Holzdecke iſt nicht mehr vorhanden. Das Querſchiff hat nur eine geringe Breite. Die Dekoration des Chores wie des ganzen Innern iſt, in auffallendem Gegenſatz zu den reichen muſiviſchen Zieraten der Rogerskapelle und des Doms von Monreale, höchſt ſchmucklos.



Die Kathedrale von Palermo. Nach einer Originalzeichnung von G. Bauernfeind.

Das bedeutendſte Gebäude aus der Zeit Rogers II. neben der Capella Palatina iſt die Kirche La Martorana oder San Maria dell' Ammiraglio in Palermo (ſ. S. 584). Sie wurde von dem in der Geſchichte Siziliens eine große Rolle ſpielenden Admiral Georg von Antiochia errichtet. Der erſte Bau hat ſpäter vielfache Veränderungen erlitten, ſo daß die urſprüngliche Geſtalt der Kirche in ihrer gegenwärtigen Form nicht mehr zu erkennen iſt. Sie war eigentlich ein Viereck, in deſſen Mitte eine von vier Säulen getragene Kuppel emporragte. Näheres über dieſelbe in ihrer früheren Erſcheinung läßt ſich kaum ſagen. Wir haben nur den Bericht eines Augenzeugen, der ſie in ihrer alten Form erblickt hat, nämlich den des Ibn Dſchubair. So unbefriedigend auch ſeine Beſchreibung ſein mag, ſo iſt ſie als die einzige vorhandene doch wichtig. „Eine der merkwürdigſten Bauten,“ ſagt dieſer Araber, „die wir hier geſehen haben, iſt die Kirche des Antiochiers. Wir haben ſie am Neujahrstage, der für die Chriſten ein großer Feſttag iſt, beſucht, und es waren dort in der That viele Männer und Frauen. Unter den verſchiedenen Teilen dieſes Gebäudes iſt uns eine ſehr beachtenswerte Faſſade aufgefallen, deren Beſchreibung wir nicht geben können und über welche wir lieber ſchweigen; denn ſie iſt die ſchönſte der Welt. Die inneren Mauern des Tempels ſind vergoldet, oder beſſer geſagt, ſie ſind ein Stück Gold. Man bemerkt darin Tafeln von farbigem Marmor, wie ihresgleichen niemals geſehen worden ſind. In denſelben befinden ſich Würfel von goldener Moſaik, und dieſe ſind bekränzt mit Baumzweigen von grüner Moſaik. Sonnen aus vergoldetem Glaſe, welche ſich oben hinziehen und ſo leuchten, daß ſie die Augen blenden, verwirrten unſern Geiſt in dem Grade, daß wir Allah anflehten, uns davor zu behüten. Wir erfuhren, der Gründer dieſer Kirche, nach welchem ſie den Namen erhalten hat, ſei der Vezier des Großvaters dieſes götzendieneriſchen Königs geweſen. Die Kirche hat

Ein Idyll im Berliner Tiergarten.

Originalzeichnung von W. Grögler.

einen Glockenturm, der von Marmorſäulen getragen und mit einer Kuppel gekrönt iſt, die auf anderen Säulen ruht; man nennt ihn den Säulenturm. Es iſt eines der wundervollſten Gebäude, die man ſehen kann. Möge Allah in ſeiner Gnade und Großmut geben, daß von dieſem Turme bald der Ruf des Muezzins ertöne!"

Von der urſprünglichen reichen Dekoration der Kirche iſt nicht viel übrig geblieben; denn die jetzige Ausſchmückung derſelben rührt größtenteils aus ſpäterer Zeit her. Das Wichtigſte, was noch aus den Tagen Rogers übrig geblieben, ſind zwei Moſaikbilder, welche ſich urſprünglich an der Faſſade befanden, jetzt aber als Altarbilder in das Innere verlegt ſind; das eine von ihnen ſtellt den König Roger, das andere den Admiral Georg auf den Knieen vor der heiligen Jungfrau dar, und beide weiſen auf ähnliche Moſaikgemälde in byzantiniſchen Kirchen zurück. Die Inſchriften in arabiſchen Neſchicharakteren, die ſich an den Wänden hinziehen, enthalten nicht etwa Koranverſe, ſondern Formeln des chriſtlichen Glaubens. Eine derſelben, die erſt neuerdings wieder aufgefunden ward, iſt zuſammengeſetzt aus der arabiſchen Ueberſetzung des Jeſaias 6, 3, des Hoſianna bei Matthäus 21, 9 und einiger Verſe aus einem altgriechiſchen Hymnus.

Noch verſchiedene andere Kirchen Palermos haben den nämlichen Typus wie die Martorana und verdanken derſelben Zeit ihre Entſtehung: ſo San Cataldo, deſſen Schiff von drei Kuppeln überdacht iſt, San Giacomo la Mazara und San Antonio, die aber ebenſo wie die Martorana durch ſpätere Umbauten vielfach verändert worden ſind. Trotz der letzteren tragen dieſelben doch noch einen orientaliſchen Charakter.

* * *

Die ſtille Woche in Catalonien.

Von

Salvador.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In den Städten der ſpaniſchen Provinz Catalonien ſieht man ſchon zwei bis drei Wochen vor dem Palmſonntag an den Schaufenſtern der Verkaufsläden zierliche und ſehr künſtlich gearbeitete, ſpindelförmige Palmenſträuße auftauchen. Zuerſt erſcheinen ſie nur vereinzelt, aber je näher man dem Gedenktage des Einzugs Chriſti in Jeruſalem rückt, deſto ausſchließlicher nimmt die getrocknete Palme ihren Platz in den Vitrinen und auf einem eigens dafür veranſtalteten Markt ein. Dieſe den feinſten florentiniſchen Stroharbeiten gleichenden Bouquets gewähren hinter den glänzenden Spiegelſcheiben und in der ſtrahlenden Mittagsſonne, unter den ſchon grünenden Platanen der beliebten Rambla (Hauptſtraße Barcelonas) einen überaus heiteren Anblick und ſind der Vorwand zu ergötzlichen Morgenſpaziergängen.

Ihre Form, in mehr oder minder vergrößertem Maßſtab, iſt durchaus dieſelbe, welche noch heut die Araber ihren kleinen Zweigwedelchen geben, die ſie, wie unſere Schreiber die Feder, hinter das Ohr geſteckt tragen. Die Söhne Mohammeds beweiſen hierin nicht nur poetiſchen, ſondern auch praktiſchen Sinn; denn ſie beſchützen auf dieſe Weiſe ihre Lieblinge vor dem ſchnellen Welken und dem farbloſen Erbleichen, genießen einer beſtändigen Liebkoſung der Wange und erfreuen ihre Herzen, Naſen und Ohren zugleich mit den duftenden Geheimniſſen der zarten Kinder Floras.

Doch zurück zu Barcelona!

Die Palmenſträuße ſind für die Weihe am Palmſonntag beſtimmt; von vielen Abergläubiſchen als Bewahrung vor dem Donner oder anderem Uebel das ganze Jahr hindurch ſorgfältig aufgehoben, werden ſie aus dieſem Grunde ein Zimmerſchmuck, mithin ein Luxusgegenſtand, der öfter mit gemachten Blumen, mit Gold und ſilbernen Zieraten ausgeſtattet wird. Je nach dem Vermögenszuſtand ihrer Käufer ſind ſie außerdem noch wie die deutſchen Weihnachtsbäume mit feinem Zuckerwerk, eingemachten Früchten und niedlichem Spielzeug, reizenden Püppchen und bunten Statuetten Jeſu, der Madonna und anderer Heiligen behangen. Dies dient zur größten Befriedigung der Jugend und eines gewiſſen erwachſenen Publikums, welches das Gedränge in der Kirche durch künſtlich erzeugte Zufälle geſchickt zu benutzen verſteht, um unentgeltlich herrliche Leckereien zu erhaſchen. Denn am Palmſonntag erſcheint im Gotteshauſe kein einziger Beſucher ohne beſagten Palmenſtrauß oder einen über mannshohen, einfachen Palmenſtengel, der für wenige Cuartos — kleine Münze im Wert von drei Centimes — dem Allerärmſten erwerblich iſt, in den Händen zu tragen. Die gottesdienſtliche Handlung, die Chriſti Einzug in Jeruſalem zum Ausgangspunkte nimmt, wird vom Volke durch Jubelrufe und freudiges Schwingen und Niederwerfen der Palmen begleitet. Der Altar und die Balkone der Calles (Straßen) ſind mit beſagten Sträußen oder Palmenſtengeln geſchmückt, und in der glühenden Juli- und Auguſthitze erinnern wohlthuend die an vielen Balkonen bewahrten Oſterpalmen an die wunderbare, reine und erquickende Frühlingsluft Barcelonas.

Es iſt wirklich dieſer Sonntag ein Tag allgemeiner Freude und die darauf folgende Woche eine Woche allgemeinen Leidens.

Vom Mittwoch bis Samstag abend wird kein Vieh geſchlachtet, keine Glocke geläutet, und ſämtliche Schiffe des Hafens ſowie die öffentlichen Gebäude haben als Zeichen der Trauer die rot-gelb-rote Flagge eingezogen, die Konzertſänger können um zehn Uhr ſchlafen gehen und das Theater iſt vom Palmſonntag an ſelbſtverſtändlich geſchloſſen.

Der Hauptfeſttag der Leidenswoche iſt der Gründonnerstag. An dieſem Tage iſt der franzöſiſche Modehut für die Damenwelt verbannt, und wenn auch die Kokotterie nichts von ihren Rechten veräußert, ſo dürfen die Frauen doch nur in der Mantilla erſcheinen. Die wenigſten verlieren beim Beharren an der kleidſamen Nationaltracht.

Vom Gründonnerstag um zwölf Uhr ab bis zur nächſten Mittagsſtunde unterſagen obrigkeitliche Befehle jedes Fuhrwerk, ſelbſt die Handkarre. Die meiſten Eiſenbahnzüge ſind eingeſtellt, kein Handwerker arbeitet, die Läden ſind geſchloſſen (manche ſogar bis zum Sonntag) und nur die Verkäufer der unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe und die Kaffeehäuſer ſind zugänglich. Die Markthalle iſt verlaſſen, kein einziger Menſch in dem weiten, öden Raum. Die Schildwachen halten das Gewehr verkehrt in der Hand. Dieſe vierundzwanzig Stunden unterbrechen in Catalonien wie in keinem andern Lande die gewöhnliche Lebensart der Bevölkerung auf die markanteſte Weiſe.

Um zwölf Uhr alſo beginnt in den mit unzähligen von den Gemeindegliedern geſpendeten Kerzen, je nach der Form des Altars ſehr ſchön erleuchteten Kirchen der Gottesdienſt, welcher bis um zwölf Uhr am Karfreitag dauert. Früher galt das ohne jede Unterbrechung, in neuerer Zeit fallen einige Nachtſtunden aus. Unmittelbar nach ſeinem Anfang wird der Gottesdienſt von den Truppen beſucht. Unter der Anführung ihres Hauptmanns marſchieren die Compagnien in Reih und Glied von einer Kirche in die andere, ebenſo die Matroſen, die Schulen und die Jugend der Wohlthätigkeitsanſtalten. Nach vollendetem Mittagsmahl, gegen halb drei oder drei Uhr, bietet die Stadt einen ganz eigentümlichen Anblick dar. Die bis zu dieſer Stunde verödeten Straßen beleben ſich wie auf einen Zauberſchlag; die geſamte Einwohnerſchaft, arm und reich, hoch und niedrig, gebildet und gemein, alle ohne Ausnahme, Herr und Diener, die ganze Familie wandert wie eine Rieſenkarawane, alle in derſelben Richtung, die einen kommend, die anderen gehend, von Hochaltar zu Hochaltar.

Die von guardias bewachten Eingangsthüren werden buchſtäblich belagert, und ohne Willen und Wollen wird man von der Menge getragen und geſchoben, nachdem man, wie an gewiſſen Theaterabenden, Queue gebildet. Die Ausgangsthüren ſtehen gleichfalls unter der Aufſicht eines Gendarmen.

„Die ganze Paſſion für zwei Centimos!“ tönt es unterdeſſen unaufhörlich durch das Menſchengewirr von den Lippen der Verkäufer kleiner Büchelchen, die die Erklärung der Leidensgeſchichte enthalten. Ein wahrhaft naives Anerbieten! Aber man wundert ſich auf der iberiſchen Halbinſel über nichts, wenn man nicht unter die ſchlimmſten Erzphiliſter zählt; man atmet vielmehr freudig die von balſamiſchem Thymian durchduftete Frühlingsluft ein, denn ganze Säcke voll des würzigen Bergkrautes ſind zu beiden Seiten der Ein- und Ausgangsthüren an die Kirchenwand gelehnt, und die meiſten Kirchengänger tragen gegen Erlegung eines oder zweier Cuartos eine große, geweihte Handvoll davon heim.

Naranjas (Orangen), kleine und große Holzſchlegel, hauptſächlich aber Knarren, Haſelnüſſe und Backwerk werden hier feilgeboten, und der üppigſte Kleinhandel — aber auch nur dieſer — blüht um die Kirchenthüren für die glücklichen alten Frauen und kleinen Kinder, die ſich ſomit mit ſo wenigem begnügen müſſen.

Ich fragte ein Mütterchen, was der Verkauf der Knarren zu bedeuten habe.

„Porque no toquan las campanas!“ (Sie erſetzen die Glocken!) war die Antwort.

Mit der größten Ungeduld erwartete ich den Karfreitagabend und die außerordentlich intereſſante, noch im Vorjahre ſtattgehabte Proceſſion, an der ſämtliche Würdenträger und Behörden der Stadt in vorzeitlichen Koſtümen teilnahmen. Um ja recht unterrichtet zu ſein, begab ich mich am Nachmittag in das Sekretariat der am Vorabend ſo kleinen, jetzt einſamen, rieſenhaft groß erſcheinenden Kathedrale. Es war bereits geſchloſſen, aber im Schiff der Kirche erreichte ich den dienſtthuenden Prieſter, dem ich meine Bitte vortrug.

„Antes estaba!“ (Ehedem fand ſie ſtatt!) antwortete er wehmütig, und ich wiederholte, wenn auch aus anderen Gründen, das Wort faſt eben ſo wehmütig als er.

Der Sonnabend iſt ganz der Vorbereitung auf die fröhliche Auferſtehung gewidmet. Die Leute tragen zahlreiche „monas“, ein turmartiges Backwerk, aus Zucker und Honig bereitet, das ein Männchen oder Aeffchen krönt, nach Hauſe. In den Straßen traben und klingeln weiße Lämmchen, die vom Lämmermarkt heimgeführt werden. Die zarten Tierchen teilen entſchieden nicht alle die Freude ihrer Führer, denn mit kläglichem „Bäh!“ weigern ſie ſich oft weiter zu gehen und fühlen ſicher großes Heimweh nach ihren friedlichen Ställen und ihren friſchen Weiden.

Aber trotz der großen Entfernung iſt ein Beſuch des nur an dieſen Tagen ſtattfindenden Lämmermarktes nicht zu verachten, denn wenn am Donnerstag vorher der das Land bewohnende Catalane im Feiertagskleid eine originelle Erſcheinung unter ſeinen ſtädtiſchen Brüdern iſt, ſo iſt es nicht minder intereſſant, dieſelben ſcharf geſchnittenen, trotzigen Züge in Muße bei ſeinem Handel inmitten ſeiner unſchuldigen und ungeduldigen Herde zu beobachten.

Literatur

— **Nachdem wir uns jüngſt mit Anton von Perfalls** oberbayeriſchen Volkserzählungen beſchäftigt haben, lehrt ſein Roman „[illegible] der Seele“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) den talentvollen Autor von einer neuen Seite kennen. Die brandenden Wogen des polniſchen Aufſtandes zu Anfang der ſechziger Jahre und die Zeit der ihm vorausgegangenen Gärung iſt es, in die uns Perfall hier verſetzt. Meiſterhaft weiß er das Feuer der unheimlichen, verzehrenden Leidenſchaftlichkeit zu ſchildern, von der dieſe fanatiſchen Männer und Frauen in all ihrem Denken und Thun beherrſcht werden; ganz beſonders überwältigend aber iſt die Zeichnung des Helden, der, von einer verbotenen Liebe beherrſcht, den einzigen tötet, der ihm dabei im Wege geſtanden. War es Zufall, war es eine teufliſche Eingebung? Er weiß es ſelbſt nicht, denn es war das Werk eines Augenblicks furchtbarer Erregung, über den er ſich nachträglich keine klare Rechenſchaft mehr zu geben weiß. Alle Stimmen, die über ihn zu Gericht ſitzen, ſprechen ihn frei, aber die Stimme in der eigenen Bruſt erhebt immer und immer wieder die Anklage gegen ihn. Wie er unter dem Banne dieſes unabweislichen Richters fort und fort mit ſich ſelbſt ringt und dabei tiefer und tiefer in die verhängnisvollen Konſequenzen des Geſchehenen hinabgezogen wird, das iſt mit einer dramatiſchen Wucht geſchildert, die an Shakeſpeare gemahnt. Dabei iſt die Verkettung der in raſcher Folge ſich entwickelnden Thatſachen eine ſo mannigfaltige, daß die Phantaſie ſich beſtändig in lebhafteſter Spannung befindet.

— **„Aus den Tagen Karls des Fünften“ gibt Günther Walling** (Karl Ulrici) eine Reihe von Skizzen in Vers und Proſa (Leipzig, Wilhelm Friedrich), die durch eine intereſſante Abhandlung über die neuerdings vielgenannte Mutter jenes Kaiſers, Johanna die Wahnſinnige, würdig eröffnet wird. Ein Charakterbild des mannhafteſten Juan de Padilla, der als Vertreter und Feldhauptmann ſeiner Vaterſtadt Toledo den Uebergriffen des gewaltthätigen Monarchen kühn entgegentrat und nach heißen Kämpfen ſeinen Heldenmut mit dem Leben bezahlte, Studien über den Einſiedler von Juſte und den edlen Indianerapoſtel Las Caſas leiten hinüber zu den Gedichten „Aus dem Reiche der Sonne“, die, nach ſpaniſchem Vorbild in vierfüßigen Trochäen abgefaßt, aus Pizarros blutigen Eroberungszügen packende Bilder enthalten.

— **Zum ſiebenzigjährigen Militärjubiläum ſeines Helden** erſchien in dritter Auflage „Generalfeldmarſchall Graf Moltke“ von Wilhelm Müller (Stuttgart, Krabbe). Die hier entworfene Lebensſkizze des berühmten Feldherrn iſt aufgebaut auf den teils von Moltke ſelbſt verfaßten, teils von ihm mehr oder minder inſpirierten Werken — ſie ſchildert ihn daher hauptſächlich als Strategen. In zwei Kapiteln werden indes auch noch die Jugend- und Wanderjahre und die Thätigkeit des Generalfeldmarſchalls im Reichstag ausführlich behandelt, wie wir Moltke überhaupt nicht nur im öffentlichen Dienſt, ſondern auch als Menſchen nach jeder Seite hin kennen lernen. Die Darſtellung iſt trotz aller Knappheit ſo friſch und lebhaft, daß man nicht nur belehrt, ſondern auch angenehm unterhalten wird.

Notiz-Blätter.

Bildende Künſte.

— **„Greift nur hinein ins volle Menſchenleben“** — aber greift es auch wirklich und nicht derb. Wie viele gute Dramen würden entſtehen, wenn die Dichter nicht Luftſpiegelungen ihrer Phantaſie für Lebenswirklichkeit nähmen! Da iſt ein junges Talent, das Bedeutendes bieten könnte, wovon es bereits in dem Schauſpiel „Daniela“, welches, wie unſeren Leſern vielleicht erinnerlich iſt, vor Jahr und Tag im Berliner Schauſpielhauſe aufgeführt wurde, achtbare Beweiſe gegeben hat. Allein wie dort ſo hat Felix Philippi auch in ſeinem neueſten Drama „Verſtoß“ im Berliner Reſidenztheater die Unfähigkeit bewieſen, Charaktere klar und wahr zu geſtalten. Der berühmte Maler von Alting hat ſeinen hochgeſtellten Verwandten und der Welt zum Trotz ſein Modell — es war ihm noch etwas mehr als dies — geheiratet und kommt eines ſchönen Tages ungeladen und unerwartet mit ſeiner jungen Frau abends in eine bei ſeinem Bruder ſtattfindende auserwählte Geſellſchaft. Wie das möglich iſt, frage man den Dichter. Als er dort eine Aufnahme findet, die einer Zurückweiſung gleichkommt, bricht er mit ſeinem Bruder, dem Miniſterialrat, und der „Geſellſchaft“, die ſeine Wahl verachtet. Aber bald kommt die Reue. Der Ehrgeiz iſt der Satan, der ihn verführt. Er könnte Akademiedirektor werden, wenn er die Frau nicht hätte. Man mutet ihm zu, ſich von ihr zu ſcheiden. Anſcheinend bietet ſie ſelber Urſache dazu. Man verleumdet ſie bei dem Gatten, man erregt ſeinen Argwohn dadurch, daß man ihm erzählt, ſie habe häufig in ſeiner Abweſenheit nächtlicherweile mit einem Arzte, ſeinem Bekannten, an entlegenem Orte heimliche Zuſammenkünfte. Dazu kommt dann das Gefühl der inneren Unbefriedigung. Denn die Frau iſt zwar gut und liebevoll, aber ungebildet und von unkünſtleriſcher Anlage, ſie hat kein Verſtändnis für ſein Thun und drückt dadurch auf ſeine Schaffenskraft. Es kommt zu Auseinanderſetzungen, zu Vorwürfen, zu einer häßlichen Scene, in der der Gatte die Gattin der Untreue beſchuldigt. Sie aber vermag ſich nicht nur glänzend zu rechtfertigen, ſondern zugleich auch den Gemahl zu demütigen. Sie hat ſeinerzeit eine ehemalige Geliebte von ihm, die er verführt ſamt ihrem Kinde verlaſſen und dem Elende preisgegeben, gepflegt, in ihren Armen iſt die Unglückliche verſchieden, als der Gatte ſie auf den Pfaden der Schlechtigkeit wähnte. Sein Verdacht empört ſie und reißt ihr Herz von dem ſeinen für immer los. Sie wendet ſich von ihm, damit er Akademiedirektor werde, auf ewig. Es iſt dem Zuſchauer klar, daß der Falkner an einem Helden, der alles andere nur nicht ein ſolcher iſt, der eine ſeltſam verſchwommene und ſchwankende Charaktereigenart zeigt, kein Intereſſe nehmen kann. Wo ſeine Männlichkeit iſt, da fehlt der Oppoſition gegen die Vorurteile der Geſellſchaft jede dramatiſche Berechtigung. Gutzkow hat das an ſeinem Werner oder „Herz und Welt“ ſchon lange Jahre vor Philippi erfahren müſſen. Und doch ſcheint das Widerſpruchsvolle und Eigenartige in ſolchen problematiſchen Charakteren unſere Dramatiker immer von neuem mit unwiderſtehlichem Zauber zu locken. In dieſem Fall iſt es nur zu traurig, die matte, trübſelige und erbärmliche Wirklichkeit iſt nur zu treu wiedergegeben, um künſtleriſchen Reiz zu üben. Und nun die Frau! Wie gelangt ſie nur zu dem ſo heroiſchen, ſo ſelbſttragiſchen Entſchluß, die anfangs und eine ganze Zeit hindurch weiter nichts als ein armes, unwiſſendes und weſenloſes Geſchöpf aus der unterſten Schichte des Volks iſt? Wie vermag ſie ſich zu ſolcher Höhe der Lebensauffaſſung aufzuſchwingen? Ja, man frage auch darüber nur den Dichter. Er wollte anfangs wahrſcheinlich die Ungerechtigkeit der modernen Geſellſchaftsordnung und ihre erbärmliche Lebensmoral im Hohlſpiegel zeigen, und unbewußt endet er damit, dieſer gleichmäßigen Lebensauffaſſung zum Siege zu verhelfen. Er kennt ſeine Welt und weiß nicht, wie! Daß ein Stück wie dieſes, das nichts weniger denn befriedigt, wenn es auch anregt und feſſelt und den Widerſpruch herausfordert, zum lebhaften Tageserfolg wird, beweiſt, wie dankbar im Grunde das Publikum für jeden ernſten Verſuch iſt, das Leben bei ſeinen problematiſchen Seiten zu erfaſſen. Der Erfolg verbürgt dem Drama kein langes Leben. Dazu iſt obendrein auch die Form, die Sprache nicht kräftig und einfach genug. Aber eine Zeit lang reizt es die „Geſellſchaft“, und das genügt heutzutage, um ſich einen Namen zu machen. Der Titel des Stücks: „Veritas“, rührt von dem letzten Meiſterwerke des Malers her, das dieſen Namen führt und worin ſeine Gattin das Modell zu einer wundervoll berückenden Frauengeſtalt hergeliehen hat. Sie zerſtört das Gemälde, das ſie zerſchneidet, in dem Augenblick, in welchem ſie den Entſchluß faßt, ſich von dem Gatten abzuwenden, dem ſie eine Laſt iſt, ſie, die anfangs Angebetete. — Die übrigen Berliner Bühnen zehren von ihrem bereits früher angeſammelten Repertoirevorrat. Eine neue Poſſe: „Unſere Verhältniſſe“, iſt im Wallnertheater auf der Bildfläche erſchienen und hat an die früheren guten Zeiten der Poſſe erinnert, da ſie viele Lacher auf ihre Seite brachte. Aber literariſchen oder künſtleriſchen Wert beanſprucht ſie nicht, und darum iſt es am beſten, von ihr nicht viel zu reden. Die Verfaſſer, Aeker und Herrmann, ſind zwei Berliner Journaliſten, letzterer in der Theaterwelt als witziger Coupletdichter ſehr gut angeſchrieben. Ihm iſt wohl auch der Hauptanteil an dem Erfolge beizumeſſen, denn die Couplets waren meiſt von zündender Wirkung.

— **Wagners „Nibelungenring“ iſt jüngſt in Petersburg** unter Angelo Neumanns Leitung zum erſtenmal zur Aufführung gelangt. Der kaiſerliche Hof, die Spitzen der Geſellſchaft wohnten den Aufführungen bei. Die Aufnahme war eine begeiſterte. Die Vorſtellungen fanden vor ausverkauften Häuſern ſtatt.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Der Kaiſer von Oeſterreich hat aus dem Beſitze der** gräflichen Familie Wolkenſtein eine Handſchrift der Lieder Oswalds von Wolkenſtein, eines der letzten Minneſänger, angekauft und dieſe der Bibliothek des Ferdinandeums in Innsbruck in Verwahrung gegeben. Von den drei Handſchriften, welche uns die Lieder des Tiroler Minneſängers überliefert haben, iſt die in Rede ſtehende unſtreitig die wertvollſte; ſie iſt im Jahre 1425 unter des Dichters unmittelbarer Leitung und Beaufſichtigung ſehr ſchön geſchrieben worden und enthält nicht nur deſſen Bildnis, ſondern auch zu 38 Liedern die urſprünglichen Singweiſen.

— **Die erſte deutſche Kolonie war keineswegs, wie allgemein** angenommen wird, jene ehemalige Anſiedlung des Großen Kurfürſten von Brandenburg, vielmehr gründeten die Welſer ſchon unter Kaiſer Karl V. die erſte deutſche Kolonie, und zwar Venezuela in Südamerika. In der „Augsburger Chronik“ heißt es darüber: Bartholomäus Welſer, damals das Haupt des Hauſes, habe dem Kaiſer die Summe von 12 Tonnen Goldes (1 Tonne Gold gleich 100,000 Thaler), eine für jene Zeit fabelhafte Summe, zum Kriegführen gegen Franz I. und die Türken geliehen. Dafür erhielt er nicht nur die Bergwerke in Tirol verpfändet, ſondern auch die Abtretung Venezuelas. Die Welſer ſollten das Land als ein Erbkönigreich beſitzen und koloniſieren. Durch Intrigen der Spanier jedoch fand dieſe erſte deutſche Kolonie ſchon nach wenigen Jahren ihren Untergang.

— **In Japan ſcheint deutſcher Kultur in dem gewaltigen,** großartigen Umwandlungsprozeß, den das begabte Volk des fernen Oſtens zu vollziehen begann, eine außerordentliche Mitwirkung beſchieden zu ſein. In der Hauptſtadt Tokio erſcheint ſeitdem eine umfaſſend angelegte Monatsſchrift in deutſcher Sprache, deren ausgeſprochene Abſicht iſt, die Blüten und Früchte deutſchen Geiſtes, deutſcher Kultur aufzuſpüren und als Samenkörner zu einer neuen japaniſchen Kultur. Die Gründer der Zeitſchrift, die den Titel „Von Oſt nach Weſt“ führt, ſind keineswegs dort lebende Deutſche, ſondern geiſtige Japaner, welche in Deutſchland einige Jahre gelebt und ſtudiert haben. Das eben erſchienene erſte Heft enthält ein Vorwort, in welchem die bezeichnende Stelle ſich findet: „Wenn wir uns fragen, welches Land in unſerer Zeit an der Spitze der europäiſchen Kulturſtaaten in wiſſenſchaftlicher Beziehung ſteht, ſo können wir nicht umhin, auf Deutſchland zu weiſen. Dort iſt die Hauptquelle des Stromes der Wiſſenſchaft unſerer Tage zu ſuchen. Die Präponderanz der deutſchen Forſchung iſt eine allſeitig anerkannte Thatſache . . . In der Geiſteswelt des Deutſchen und des Japaners herrſcht ſo manche Uebereinſtimmung, daß wir zum Beiſpiel beim Leſen des ‚Wilhelm Tell‘ oder der ‚Iphigenie auf Tauris‘ uns ganz anders ergriffen fühlen als beim Leſen des ‚Hamlet‘ oder der ‚Phädra‘, ja, daß es einem Japaner verhältnismäßig leichter iſt, ſich in die deutſche Gedanken- und Gefühlswelt zu finden, als einem Franzoſen oder Engländer. Auch der immer wachſende Handel Deutſchlands mit Oſtaſien iſt ein Grund, die ſtammverwandte Sprache Luthers in Japan immer weiter zu verbreiten, wenngleich nicht in Abrede geſtellt wird, daß die Handelsſprache Aſiens, Auſtraliens und Nordamerikas, das Engliſche, für den Amtsgebrauch in den Vordergrund zu treten habe.“

— **Unter dem Namen „Deutſcher Kunſtverlegerverein“** haben ſich in Berlin die Vertreter einer Anzahl dortiger Kunſthandlungen zu dem Zweck vereinigt, den Handdrucken ihrer in Zukunft erſcheinenden Kunſtblätter durch Prüfung und Abſtempelung Schutz zu verleihen, um zu verhüten, daß die angegebene Anzahl der Handdrucke überſchritten werde und daß Drucke minderen Wertes als ſolche höheren Wertes in den Handel kommen. Der neue Verein, an deſſen Spitze als Vorſitzender Rudolf Schuſter, in Firma Rud. Schuſter, Berlin SW., Jeruſalemerſtraße 13, ſteht, hat ſeine Geſchäftsſtelle in Berlin SW., Schönebergerſtraße 6, wo alle ſich für das Unternehmen Intereſſierende Näheres darüber erfahren können.

— **Anderthalb Millionen Mark hat ein Londoner Reklameagent** der engliſchen Regierung geboten, falls ſie ihm erlaube, die Rückſeite der Briefmarken zu Anzeigen zu benützen. Zu ſeinem Erſtaunen hat indes die Regierung das Anerbieten abgelehnt.

— **Der Kaiſer von China hat unter ſeinem Heer von** Dienern nicht weniger als 25 Sänftenträger bereitſtehen für den Fall, daß er wünſcht, getragen zu werden, und 10 Leute, deren einziges Amt es iſt, ſeinen Schirm zu halten, wenn es nötig iſt. Beſtändig umgeben ihn 30 Leibärzte. Er hat 60 Bonzen, 23 Köche, 50 Tabakbereiter, 50 Lakaien, 75 Sterndeuter, 16 Lehrer und 60 Prieſter.

— **Ueber bemalte Skulpturen, die jüngſt auf der Akropolis** zu Athen aufgefunden wurden, macht das deutſche archäologiſche Inſtitut zu Athen im neueſten Hefte Mitteilungen. Darnach wurde aus zahlreichen Bruchſtücken von der vorperſiſchen Burgausſchmückung ein ungeheures Bildwerk zuſammengeſetzt, das einen von zwei Löwen niedergeworfenen Stier darſtellt. Die Bemalung iſt kräftig, der Stier dunkelblau, ſeine Naſe hellgrün, die Raubtiere rot. Von den neuen Funden iſt ein überlebensgroßer bärtiger Kopf bemerkenswert. Die Zahl der aufrechtſtehenden weiblichen Figuren hat ſich um zwei vermehrt. An der einen, die von jüngeren ſchlanken Formen iſt, zeigen ſich Haare und Iris rot bemalt, das Untergewand, das nur an der linken Schulter ſichtbar wird, zinnoberrot. Weiter iſt eine kleine Kore von feiner Arbeit zu nennen, ſodann ein archaiſcher Torſo der Athena, etwa einen halben Meter hoch. Wertvoll, weil unter den Funden der Akropolis faſt alleinſtehend, iſt auch ein bärtiger, fein gearbeiteter archaiſcher Marmorkopf, etwa 0,20 Meter hoch. Lange Locken fallen im Nacken herab, eine doppelte Reihe Schneckenlöckchen umrahmt die Stirn. Haar und Bart ſind mit dunkelgrüner Farbe bemalt. Einen entwickelten Stil zeigt ein Bruchſtück, ein weibliches Köpfchen mit Palmetten, entfernt ſeinem Urbilde vergleichbar. Dieſer iſt mit Lotosknoſpen und Palmetten bemalt geweſen. Das Haar iſt rot.

— **In der Statiſtiſchen Geſellſchaft zu London hielt Price** Williams einen Vortrag über die vielbeſtrittene und wichtige Frage, wie lange der engliſche Kohlenreichtum noch ausreichen werde. Die im Jahre 1871 eingeſetzte königliche Kommiſſion war bekanntlich zu der Anſicht gelangt, daß noch 350 Jahre verſtreichen würden, bis die engliſchen Kohlenlager erſchöpft wären. Auf Grund eines ſehr ſorgfältig zuſammengeſtellten ſtatiſtiſchen Materials, wobei namentlich der ſtetig wachſende Bedarf in Rechnung gezogen wurde, kam der Vortragende zu dem Schluſſe, daß im Jahre 1993 mit Ausnahme der Zechen in Denbigh und Flint, welche noch 250 Jahre ausgebeutet werden könnten, keine Kohlen mehr in England anzutreffen ſein würden.

Sport.

— **Für den deutſchen Kaiſer wurde „Wiz“, welcher im** vorigen Jahr bei ſämtlich deutſchen Rennpferden im Hamburger Derby auf den zweiten Platz kam, als Reitpferd ausgewählt. Dieſer Wbr. Hengſt, v. Darling a. d. [illegible], iſt eines der ſchönſten Pferde, die je aus dem Graditzer Geſtüt hervorgegangen.

— **„Savernake“, der Veteran von Harzburg, iſt am** 14. März eingegangen. Geboren 1863, betrat er zum erſtenmal in Lord Lyons Derby die Rennbahn und unterlag gegen dieſen um einen Kopf, ein Schickſal, das ihn auch genau ebenſo im Saint Leger ereilte. Er wurde dann um 20,000 Thaler nach Deutſchland verkauft, und ihm entſtammten 95 Sieger, welche 567 Rennen im Werte von 1,630,000 Mark und 84 Ehrenpreiſe gewannen.

— **Für die neue Trabrennbahn zu Berlin-Weſtend wurde** die Erlaubnis zur Aufſtellung eines Totaliſators erteilt, und die deutſchen Trabrennen verſprechen in dieſem Jahr noch großartiger als bisher zu werden. Aus Rußland wie aus Amerika werden unausgeſetzt hervorragende Traber importiert, ſo daß in den großen Rennen thatſächlich eine Elite dieſer Pferderaſſe aufeinanderſtoßen wird. Neuerdings wurden unter anderen in Bremen „Beauty Bright“ mit einem Record von 2:21¼ und „Judge Davis“ 2:18¾ ausgeſchifft und in ihre neuen Ställe eingeführt.

— **Die erſte ſtreichende Schnepfe dieſes Jahres wurde in** Preußiſch-Schleſien auf dem Dominium Reppersdorf und zwar bei ſtarkem Schneetreiben geſchoſſen.

— **Unter dem Titel: „Fränkiſcher Verein zur Förderung** reiner Hunderaſſen“ konſtituierte ſich in Nürnberg ein kynologiſcher Verein, dem ſofort 120 Mitglieder beitraten.

— **Die Meiſterſchaften von Europa für Herren-Radfahrer** werden Mitte Juni dieſes Jahres in Berlin entſchieden.

— **Den Weltrecord im Eislaufen über 10 engliſche Meilen** verbeſſerte E. Badger in Stockholm auf 33:21⅕. Derſelbe legte auch über 1 Meile in 3:01⅕ und über 5000 Meter in 10:01⅕.

Seeweſen.

— **Das unterſeeiſche Boot des ſpaniſchen Seeoffiziers** Iſaak Peral, zu deſſen Erbauung die ſpaniſche Regierung 200,000 Mark bewilligte, hat all die großen Hoffnungen, die darauf geſetzt wurden, vollſtändig zunichte gemacht. Vor einer zahlreichen Zuſchauermenge fand jüngſt in San Fernando eine Probefahrt ſtatt, die gänzlich mißglückte.

Geſtorben.

— Guſtav Pley, fürſtlich ſchwarzburgiſcher Geheimrat a. D., von 1862 bis 1882 Vorſtand der Abteilungen für Juſtiz und Kultus im fürſtlichen Miniſterium zu Sondershauſen, 80 Jahre alt, am 24. Februar, in Sondershauſen.

— J. B. van Oſtenbruggen, langjähriger Vertreter Dortrechts in der zweiten niederländiſchen Kammer, Anfang März, im Haag.

— Leopold von Neubronn, großh. bad. Generalmajor a. D., früher Direktor des badiſchen Hoftheaters, Anfang März, in Karlsruhe.

— William Henry Monk, angeſehener engliſcher Muſiker, früher Organiſt, ſeit 1878 Geſanglehrer am Bedford College, 65 Jahre alt, am 1. März, in London.

— Jakob Opter, Rentner, jahrelang Mitglied der bayriſchen Abgeordnetenkammer, Mitgründer des proteſtantiſchen Vereins der Pfalz, 71 Jahre alt, am 2. März, in Neuſtadt an der Haardt.

— J. Alſter, einer der angeſehenſten Landwirtſchaftslehrer Frankreichs, am 2. März, in Paris.

— Joſef Ritter Turnau von Dobrzyc, k. k. Feldmarſchall-Leutnant im Ruheſtand, 64 Jahre alt, am 4. März, in Wien.

— Profeſſor Dr. Emanuel Klitzſch, Muſikdirektor a. D., lange Zeit Kantor an der Marien- und Katharinenkirche zu Zwickau, Leiter des von ihm mitbegründeten dortigen Muſikvereins, geſchätzter Komponiſt, 76 Jahre alt, am 5. März, in Zwickau.

— Robert Wilke, königlich ſächſiſcher Geheimrat und Ingenieurmajor a. D., eine beim Bau der ſächſiſchen Eiſenbahnen, namentlich der Schleſiſch-Sächſiſchen und der Leipzig-Dresdener, bewährte Kraft, 84 Jahre alt, am 6. März, in Dresden.

— Fürſtin Maria Nepomucena Pedra de Alcantara Charitas Blücher von Wahlſtatt, geb. Gräfin von Lariſch-Mönnich, Frau von Gülzow und Karwin, Witwe des Fürſten Gebhard Blücher von Wahlſtatt, 87 Jahre alt, am 6. März, in Venedig.

— Paolo Ferrari, hervorragender italieniſcher Luſtſpieldichter, Profeſſor der Geſchichte an der wiſſenſchaftlichen Akademie in Mailand, 66 Jahre alt, am 9. März, in Mailand.

— Anton Romako, bekannter Maler, Darſteller des italieniſchen Volkslebens ꝛc., 56 Jahre alt, am 8. März, in Wien.

— Senator Dr. Hermann Heinrich Meyer, 1871 bis 1876 Syndikus der Bremer Handelskammer, ſeitdem Vertreter ſeiner Vaterſtadt im Bundesrate, 45 Jahre alt, am 9. März, in Bremen.

— Pfarrer Georg Pfahler, bek. Pädagog und Hiſtoriker, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, am 9. März, in Ravensburg.

— Dr. Joſef Auſpitz, Chefredakteur des „Tagesboten aus Mähren und Schleſien“, ein hervorragendes Mitglied der deutſchliberalen Partei Mährens, 77 Jahre alt, am 10. März, in Brünn.

— Dr. Karl Bertolini Edler von Montebiancola, k. k. Reichsratsabgeordneter und Mitglied des Tiroler Landtags, 61 Jahre alt, am 10. März, in Rovereto.

— Dr. Norbert Brd, bekannter Journaliſt, namentlich Muſikreferent, 44 Jahre alt, am 10. März, in Wien.

— Hofrat Dr. Hubert Beckers, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität München, ein Schüler Schellings, Mitglied der königlich bayriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, 82 Jahre alt, am 11. März, in München.

— Karl Deſchmann, krainiſcher Landtagsabgeordneter, langjähr. Führer der deutſchen Partei in Krain, am 11. März, in Laibach.

— Gräfin Sophie Bertha von Latour, geb. Gräfin Vetter, Witwe des 1848 ermordeten Kriegsminiſters Feldzeugmeiſters Grafen Theodor Latour, 92 Jahre alt, am 12. März, in Graz.

— Dr. Herrmann, der hochverdiente Vorſtand des ſächſ. Landesverbandes des allgem. deutſchen Schulvereins, am 12. März, in Dresden.

— Conſtant Louis Jean Benjamin Jaurès, franzöſiſcher Admiral und Marineminiſter, Senator auf Lebenszeit, Kommandeur der Ehrenlegion, 66 Jahre alt, am 13. März, in Paris.

— Franz Joſef von Weckert, Biſchof von Paſſau, 67 Jahre alt, am 13. März, in Paſſau.

— Friedrich Joh. v. Reden-Esbeck, Oberregiſſeur am Nürnberger Stadttheater, dramat. Schriftſteller, am 14. März, in Nürnberg.

— Karl Freiherr von Deckoler, k. k. Geheimrat und Feldzeugmeiſter i. R., 75 Jahre alt, am 14. März, in Wien.

— Dr. phil. W. Naſſau Lees, königlich großbritanniſcher Generalmajor, einer der Beſitzer der in Bombay erſcheinenden „Times of India“, vorzüglicher Kenner der arabiſchen Literatur, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Göttingen, 62 Jahre alt, Mitte März, in London.

— Louis Tielfert, bekannter franzöſiſcher [illegible], 70 Jahre alt, Mitte März, in Paris.

Aus dem Muſikleben der Gegenwart.

Von

Heinrich Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Am ſechſten März iſt in Berlin das große, wochenlang vorher beſprochene, ſtellenweiſe angezweifelte, endlich zur Thatſache gewordene Wunder geſchehen: Hans von Bülow hat Beethovens „Neunte Symphonie“ am ſelben Abend zweimal nach einander aufgeführt mit dem großartigſten Erfolg und größtem Enthuſiasmus der etwa vierthalbtauſend zählenden Hörer, die — eine ganz verſchwindend kleine Zahl abgerechnet — bis zur letzten Note der zweiten Aufführung ausharrten. Einige Berichterſtatter, die nach der erſten Aufführung den Saal ganz verlaſſen, ſahen den Ausgängen viele Hörer zueilen; das verleitete ſie zu dem Irrtum in ihrer Beſprechung, daß dieſelben der zweiten Aufführung nicht beigewohnt hätten. Aber die Hinauseilenden waren nur in die oberen Räume und Seitengalerien gegangen, um Erfriſchungen und Luft zu genießen, und kehrten faſt alle zurück. Ich habe im Verein mit einem Nachbar die genaueſte Forſchung nach leeren Sitzen vorgenommen und kann auf das beſtimmteſte verſichern, daß deren nicht würdig zu zählen waren. Die Wiedergabe der großartigen Beethovenſchen Schöpfung war aber auch eine in Großartigkeit der Auffaſſung, geiſtiger Durchdringung der kleinſten Einzelheit, ſorgfältigſter Einübung und ſchwungvollſter, hinreißender Führung unvergleichliche. Was Bülow an jenem Abend geleiſtet hat, konnten am beſten diejenigen unparteiiſchen Kenner beurteilen, welche die kurz vorher ſtattgefundene Aufführung der Rieſenſchöpfung unter Hofkapellmeiſter Sucher gehört hatten. Dieſer hatte die königliche Kapelle, eine Schar auserleſener Künſtler, die bewährteſten Sologänger der Königlichen Oper, die gewohnt ſind, zuſammenzuwirken, und den altberühmten Sternſchen Geſangverein; er ſelbſt iſt ein vollendet geübter, ganz ſicherer und in der Oper heimiſcher Kapellmeiſter. Bülow hatte das Philharmoniſche (ehemalige Bilſeſche) Orcheſter, Frau Metzler-Löwy aus Leipzig, Fräulein von Sicherer aus München, einen bisher hier unbekannten Tenoriſten, Dippel, den großherzoglich weimariſchen (ehemaligen) Hofopernſänger Schwarz, endlich einen ganz jungen, erſt ſeit wenigen Jahren beſtehenden, von einem jungen Herrn Ochs geſtifteten („Philharmoniſchen“) Chor. Und dieſe verſchiedenartigen Kräfte vereinigte der unvergleichliche Künſtler zur vollendetſten, jedem Winke folgenden, ſiegreichſten Geſamtheit. Die Soli, die gewöhnlich den ängſtlichſten Moment der Aufführung herbeiführen und auch im Opernhauſe unter Sucher nur mühſam zuſammen hielten, erſchallten ſo ſicher und ſo frei wie nie zuvor; die Soprane, denen in den Schlußchören das faſt Unmögliche aufgegeben iſt, ſangen mit einer luſtigen Beſtimmtheit und Unfehlbarkeit, als ſängen ſie irgend ein leichtes Sommerpartielied aus. Es iſt wahrhaft wunderbar, was dieſer kleine große Muſiker mit dem ſchmächtigen, oft von Rheumatismus heimgeſuchten Körper, der ihn nicht ſelten zwingt, den Taktſtock mit der linken Hand zu ſchwingen, weil im rechten Arm das ſchmerzhafte Leiden zu empfindlich hauſt, durch eiſernen Willen, Energie und künſtleriſche Begeiſterung zu ſchaffen vermag!

La Martorana oder San Maria dell' Ammiraglio in Palermo. (Seite [illegible])

Nach einer Originalaufnahme des königlichen Hofphotographen Georg Sommer in Neapel.

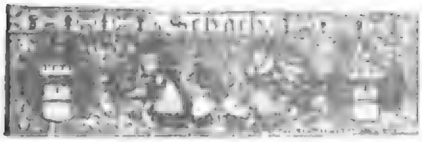
Die Philharmoniſchen Konzerte ſind nicht nur durch Bülows Leitung der klaſſiſchen Meiſterwerke zu einem Weltrufe gelangt, ſie ſind auch die einzigen, in welchen neue oder noch unbekannte intereſſante Kompoſitionen zu Gehör gebracht werden (nach alphabetiſcher Ordnung): eine ſymphoniſche Dichtung „Francesca da Rimini“ von Bazzini, zwei Ouvertüren, ein Violinkonzert und zwei Geſänge von Berlioz, eine Konzertouvertüre, die D-dur-Serenade für großes Orcheſter von Brahms, eine tragiſche Symphonie von Draeſeke, Joachims Drittes Violinkonzert, vom unerreichten Meiſter ſelbſt vorgetragen, eine Konzertouvertüre und eine Orcheſterſuite von Grieg, — der Komponiſt dirigierte als Gaſt — eine Ouvertüre von Lalo, ein Violinkonzert von Laſſen, ein Violoncellkonzert von Raff, eine ſymphoniſche Dichtung „Phaëton“ von Saint-Saëns. Von dieſen Werken haben die nachhaltigſte Wirkung erzeugt: Brahms' herrliche Serenade, Griegs geniale Suite, Joachims Konzert und Berlioz' geniale, aber auch ſehr ſchwere Violinkonzerte, welche die hochbegabte Marie Soldat, Joachims beſte Schülerin, neben dem Beethovenſchen Konzert in der ausgezeichnetſten Weiſe vortrug. Saint-Saëns' Phaëton rechtfertigte ſeinen Titel nur inſofern, als der muſikaliſche Gedankenwagen durch dick und dünn der Diſſonanzen fuhr, aber nie die Region des Gefallens erreichte. Bazzinis Francesca da Rimini erweckte gemiſchte Empfindungen. Der Komponiſt — ein bedeutender Violinvirtuoſe — iſt jetzt Direktor des Mailänder Konſervatoriums und ein wahrer, warmer Freund deutſcher Muſik. In ihr ſucht er auch die Grundlagen für ſeine Inſtrumentation und Harmoniſation, während die Melodik den Italiener erkennen läßt. Nun iſt der Stoff, den er ſich gewählt, ein ſolcher, der allerdings einerſeits zu den ſtärkſten Färbungen der weiteſtgehenden neudeutſchen Schule, anderſeits wieder zur Entfaltung italieniſcher Melodik verleiten mag: die Epiſode aus Dantes „Inferno“, da der Dichter, der mit Virgil die Höllenkreiſe durchwandert, die Geiſter der Liebesſünder, vom Sturmwind gepeitſcht, an ſich vorüberfliegen ſieht, beim Anblick eines Paares tief gerührt, es heranruft und es um die Mitteilung ſeiner Leidensgeſchichte bittet. In der dichteriſchen Erzählung, beſonders der Originalſprache, ſind die beiden Gegenſätze, hauptſächlich die lange, anſchauliche Beſchreibung der Strafen, von wunderbarer Wirkung. In der Muſik, die für Sturmwind, Leiden und Klagen doch nur Diſſonanzen und abermals Diſſonanzen anwenden kann, mag manches momentan intereſſant und geiſtreich zuſammengeſtellt erſcheinen, aber auf die Dauer muß ſolche beängſtigende Muſik, bei welcher die Phantaſie des Komponiſten an einen vorausbeſtimmten Gang gebunden iſt, ermüdend wirken. Doch ſteht Bazzinis Francesca da Rimini noch immer muſikaliſch bedeutend höher als die gleichnamige ſymphoniſche Dichtung des ruſſiſchen Komponiſten Tſchaikowsky, die er bei ſeiner Durchreiſe — etwa acht Tage nach der Aufführung der oben erwähnten — als nordiſche ſtreitende Mitbewerberin um den ſüdlichen Ruhmeslorbeer vorführte. Ich achte Tſchaikowskys Begabung ſehr hoch, ſchätze eine Orcheſterſuite, von welcher er einige Stücke im verfloſſenen Jahre dirigierte, und eine „Petite suite“, die vor einigen Jahren in Berlin geſpielt wurde, zu den geiſtreichſten und beſtgearbeiteten Gattungsſtücken der Neuzeit, aber dieſe Francesca da Rimini überſchreitet alle, auch die weiteſtgeſteckten Grenzen des muſikaliſch Erlaubten. Ein Höllenſpektakel und Dantes Hölle ſind zwei allerdings ſehr verſchiedene Dinge. Die beiden muſikaliſchen Francesca wiegen nicht eine Zeile der Dichtung auf, obwohl Bazzinis Werk immer Anſpruch auf Lob als eine ſehr intereſſante Schöpfung behält.

Fragt nun der Leſer, ob denn gegenüber ſo vielen neuen Inſtrumentalwerken nicht auch die Königliche Oper darauf bedacht war, den modernen Anforderungen einigermaßen Rechnung zu tragen, ſo habe ich zu antworten: Ein vor etwa dreißig Jahren vom penſionierten Oberkapellmeiſter Taubert komponiertes einaktiges Singſpiel: „Die Kirmes“, iſt „neu einſtudiert“ worden und ging einem Ballet voran, das der Sohn des Komponiſten dichteriſch entworfen und der königliche Balletmeiſter Graeb in Tanz geſetzt hat: „Die Jahreszeiten“. Es ſind vier ganz reizende, mit großem Geſchick und Geſchmack erdachte Tanzgruppenbilder, in welchen die kennzeichnenden Erſcheinungen jeder Jahreszeit teilweiſe ſymboliſch — Eismunde, Knecht Ruprecht, Zephyre, Schmetterlinge, Blumengeiſter — teilweiſe realiſtiſch — Ernte, Weinleſe, Jagd — verſinnbildet werden. Aber ein Ballet, in welchem irgend welche Handlung ſich vor mich entwickelt, kann man dieſe Bilder nicht nennen. Uebrigens ſehne ich mich gar nicht mehr nach einem Ballet bei dem heutigen Stande der Tanzkunſt. Unſere auch in Rußland ſehr gefeierte Primadonna Ballerina, Fräulein dell' Era, iſt ganz beſtimmt die erſte lebende Fußvirtuoſin. Die Schnelligkeit und Sicherheit ihrer Bewegungen iſt geradezu erſtaunlich, ſie dreht ſich wie ein Kreiſel herum, daß man die Geſtalt kaum zu ſehen vermag. Etwas anderes als ihre Füße kann ich nicht bewundern. Zu ſchönen plaſtiſchen Stellungen (Attitüden) paßt ihr magerer, ganz eckiger Wuchs, über den ſelbſt die größten Verehrer ſchweigen, durchaus nicht; und das immer ſich gleichbleibende Lächeln des Geſichtes iſt dem mimiſchen Ausdruck nicht günſtig. Bei ihren Verbeugungen, ihren nach allen Seiten hingeworfenen Kußhändchen erinnere ich mich ſeufzend an die Elßler, die große Taglioni (Gräfin Gilbert des Voiſins) — die hatten ſolche Kunſtreiterin-Dankſagung niemals angewendet, ſie verbeugten ſich mit edelſtem Anſtand! Auch die Grantzow — mit welcher die wahre Tanzkunſt zu Grabe gegangen iſt — war hierin ein Muster. Damit der geneigte Leser nicht etwa glaube, daß bei meinem Urteil irgend ein (wenn auch geringstes) persönliches Motiv mitwirke, will ich die Worte anführen, mit welchen mein erster Artikel in der Probenummer der von Paul Lindau gegründeten „Gegenwart" im Jahre 1872 begann, also lange, lange vor der neuen „Aera": „Wir lieben die [illegible], daher gehen wir nicht mehr ins Theater." Außer dem eben erwähnten Singspiel wurde noch Meyerbeers „Feldlager in Schlesien", neu einstudiert, ein paarmal gegeben; der zweite Akt ist ein Unikum, mit „Wallensteins Lager" vergleichbar, [illegible] das Beste, was Meyerbeer geschaffen [illegible] selbst sein Werk zerstörte, als er das echt deutsche Feldlager in den [illegible] [illegible] umwandelte. Es wäre ein verdienstvolles [illegible] einer deutschen Theaterverwaltung, wenn sie [illegible] entdeckte, er ist ein Meisterwerk!

Sonst ist von der Königlichen Oper nichts zu melden, als etwa noch, daß im Opernhause [illegible] kleinere Opern vor leeren Bänken gegeben wurden. [illegible] letzten Worte [illegible] bunden). „Es thut sich [illegible] in dieser letzten Zeit"

Lotterieziehungen im Monat April.

[illegible]

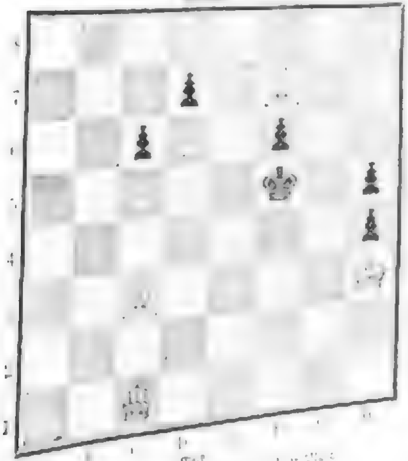


[illegible] von Jean [illegible]

Aufgabe Nro. 198.

Von [illegible]

Schwarz.



Weiß.

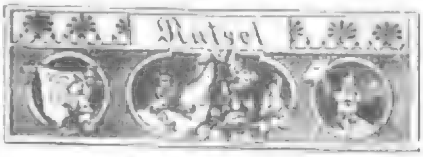
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 195:

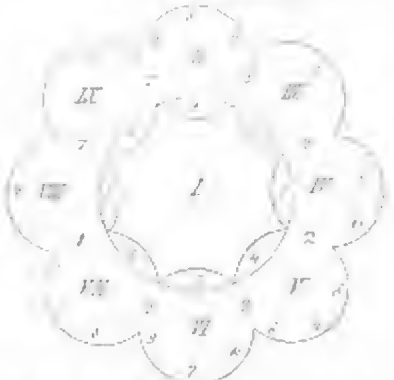
[illegible]

Aus der Schachwelt.

[illegible]

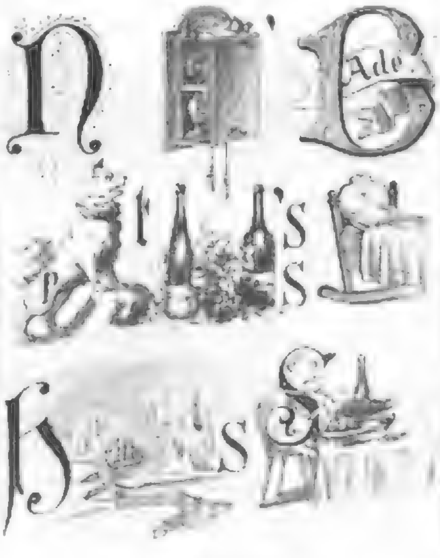


Kreis-Rösselsprung.



[illegible]

Bilderrätsel.



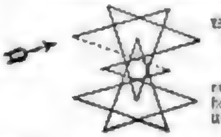
Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 545:

[illegible]

Arithmetische Aufgabe.

Ein gefeierter Romandichter braucht, um seinen Vor- und Zunamen zu bilden, je fünf Buchstaben. Im Vornamen ist der Anfangsbuchstabe dem Endbuchstaben gleich, der zweite Buchstabe aber lautet wie der erste des Familiennamens, und der vierte Buchstabe ist beidemal derselbe. Ersetzt man nun die Buchstaben sämtlich durch ihre alphabetischen Ordnungszahlen (das heißt, nimmt man 1 statt a, 9 statt i, 10 statt j, 26 statt z), so ergibt sich beim Vornamen unseres Dichters 52 und bei seinem Familiennamen 49 als Additionssumme der fünf Zahlenwerte. Im Familiennamen sind der erste und der dritte Buchstabe einander gleich, der fünfte folgt im Alphabet unmittelbar auf den vierten und der Zahlenwert des fünften beträgt das Dreifache des ersten, addirt zum Doppelten des zweiten Buchstabens. Der dritte Buchstabe des Vornamens gilt, dem Zahlenwerte nach, dreimal soviel als der dritte Buchstabe des Familiennamens. Wie heißt der Mann?

Auflösung des Umstellungsrätsels Seite 545:



Die zunächst resultierenden Wörter sind: Neben, Egel, Aster, Meise, Adel, Rachen.

Durch Vorsetzung je eines entsprechenden Buchstabens entstehen die Wörter: Uneben, Hegel, Laster, Ameise, Nabel, Drachen.

Die Anfangsbuchstaben der zuletzt kombinierten Wörter geben: Uhland.

(Redigirt von [illegible].)

Aufgabe Nro. 78.

Skat.

Von [illegible]. — Schwieriges Tournée.

Die Mittelhand gedachte zu tourniren
Das mochte gehen, denn es ging mit Vieren,
Doch Vorhand ließ es eben nicht gescheh'n.
Gedachte die doch selbst „hinaufzugeh'n".
Denn [illegible] man bei dem [illegible] auf 180
Da wagt man viel und denkt: „Tourniren macht's sich"
Ein Gleiches dachte auch die Hinterhand,
Die [illegible] auf 120 stand,
Doch konnte sie zum Reizen gar nicht kommen.

Die Vorhand hat das Tournée angenommen,
Tournirte sie, und wirklich gar nicht schlecht.
Zwei Farben lagen, die ihr beide recht;
In beiden konnte sie den Sieg erringen,
Doch mußt' dies auch der Mittelhand gelingen,
Wenn eben diese zum Tourniren kam.
Und das erscheint wohl Vielen wunderbar.

Wie wär' es nun der Hinterhand ergangen?
Die hätte doch gewiß den [illegible] gefangen.
Wenn ihr das Tournée, [illegible] der „Skat" verblieb?
O nein! Sie fand zwar Trümpfe, was ihr lieb
Fand auch sein As, mit dem man oft [illegible].
Und hätt' in beiden Farben doch gewonnen.

Nun, lieber Leser, rate, wie es lag,
Daß Jeder, der im Buch des Schicksals las,
In zweien Farben glücklich das erzielte,
Womit es ging; und wie sich das wohl spielte!

Die soeben ausgegebene Nummer 27 der

Künstler-Ausgabe
von
„Ueber Land und Meer"
XXXI. Jahrgang 1888/89

(wöchentlich eine Nummer von mindestens 2½ Bogen Größtfolio auf feinstem Velinpapier in Umschlag mit jährlich 8 Extra-Kunstbeilagen, Preis vierteljährlich für 13 Nummern 6 Mark) enthält als

fünfte Extra-Kunstbeilage:

„Ein Schützenfest". Nach einem Gemälde von A. Schram.

In den bisher erschienenen Nummern des Jahrgangs 1888/89 sind folgende Extra-Kunstbeilagen zur Ausgabe gelangt:

„In Rosen". Nach einem Gemälde von P. Linder.
„Schloß Herrenchiemsee". Photogravüre nach einem Gemälde von Professor H. Breling.
„Esmeralda". Nach einem Gemälde von P. Linder.
„Kinderbeichte". Nach einem Gemälde von Hermann Kaulbach.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements auf die **Künstler-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer" jederzeit entgegen. Die bereits erschienenen Nummern nebst den Extra-Kunstbeilagen werden den eintretenden Abonnenten auf Verlangen noch zum Subskriptionspreis nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

81

Briefmappe.

V. auf Schloß P. in M. Diese Anfrage wurde schon des öftern ge[illegible]. [illegible] in Rücksicht auf die noch immer nicht genügend geklärten Verhältnisse auch heute noch verneint werden.

Leonh. in Sch., russisches Gouvernement Minsk. Unverwendbar.

G. in P. Sie haben Ihre Wette verloren. [illegible]

Abonnent in Rußland. Die den Abonnenten unserer Zeitschrift zu einem ermäßigten Preise gebotenen Kunstblätter können Sie nur durch Vermittlung einer Buchhandlung beziehen, oder, falls das nicht gewünscht wird, unmittelbar von unserer Verlagshandlung gegen Franko-Einsendung des entsprechenden Betrags. Ein direktes Abonnement auf unsere Zeitschrift bei unserer Expedition kostet 22 M. Die bisher erschienenen Nummern werden Ihnen nachgeliefert.

J. S. in R. Hätten Sie den schweren Schritt lieber nicht gewagt! [illegible]

L. J. in Görlitz. 1) [illegible] 2) [illegible]

„—t—e“. [illegible]

Deutsche Hilfsvereine. [illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]

R. in Mülheim. [illegible]

M. M. in R. [illegible]

Mehrere Leser in Mailand. 1) Nein, [illegible] 2) In jedem [illegible] mathematischen Lexikon.

Fritz W. in Nürnberg. [illegible]

Ein Abonnent am Stillen Ozean (San Francisco). [illegible] also beispielsweise die Jahre 100, 200, 300 sowie 500, 600, 700, [illegible] also in den Jahren 400, 800, 1200 u., ein Schalttag eingeschaltet wird.

W. L. in U. Sie fragen unter anderem:

„Tut in der Brust gickt die Wunde kahl
[illegible]“

[illegible]

Rudolf St. in Wien. Mit bestem Dank angenommen und verwendet.

Dr. Sch. in Tr. [illegible]

Otto R. stud. phil. am Rhein. [illegible]

Frau Therese in F. [illegible] in Stuttgart [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible]

Gesundheitspflege.

Eine sorgenvolle Mutter. [illegible] Baden-Baden, Freiburg in Baden, [illegible]

L. G. in St. Petersburg. 1) Die angewandte Behandlung ist im allgemeinen ganz zweckentsprechend, [illegible]

Kleine Schwärmerin. — Eine Schwedin. [illegible]

L. V. in St. [illegible] [illegible]

Neues vom [illegible] [illegible]

Alte Abonnentin in D. [illegible]

Das Beste Mittel zu lohnendem Erwerb im Hause ist eine [illegible] **Strickmaschine** [illegible] Strickmaschinenfabrik Laue & Timaeus in Löbtau-Dresden.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen

Illustrirte Frauen-Zeitung.

[illegible] regelmäßige Mitteilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches, Wirtschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, sowie viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen [illegible] Moden endlich noch Folgendes: jährlich über [illegible] mit über 200 Abbildungen, 12 große farbige [illegible] bilder, 8 farbige Musterblätter für [illegible] arbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen [illegible], so daß die Zahl der letzteren an [illegible] reicht. Kein anderes illustrirtes Blatt [illegible] halb oder außerhalb Deutschlands, kann [illegible] viele Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern“ bringt außerdem [illegible] noch die große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern [illegible] durch die Expedition, Berlin W, [illegible] Operngasse [illegible]

H. G. Saphir's **Humoristische Schriften**
4 Bde. in 2 Prachtbdn. [illegible] franco **4,50**
Alfred H. Fried & Cie.
Berlin, [illegible]
Cataloge gratis.

MEYERS HAND-LEXIKON des allgem. Wissens

Über 100 Bildertafeln, Kartenbeilagen etc.

Soeben erschien in 60 Lieferungen zu je 30 Pf., in Halbfranz geb. 15 Mk., in 2 Halbfranzbänden 16 Mk.:

Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig

[illegible] augenblicklichen Bescheid.

Groß-Lexikonformat. — Deutsche Schrift.

Sammlern. [illegible]

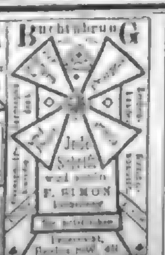
Briefmarken-Journal

Senf's Briefmarken Journal

[illegible] nur 1 M. 50 Pf. [illegible]

Probe-Nr. [illegible]

Gebrüder Senf in Leipzig [illegible]



[illegible] Berlin [illegible]

Verlag [illegible] Photographischen Gesellschaft Berlin. [illegible] illustrirte Märznummer unserer „Kunstberichte“ enthält folgende Artikel: [illegible] Kaiser Wilhelm II. — Zwei [illegible] Campbasso [illegible] — [illegible] Gabriel Max. — Aus [illegible] — Vier Tischbilder von Guido von Maffei — und wird gegen Einsendung von 20 Pfg. in Briefmarken [illegible]

Wer lustig lachen will, [illegible] Der Dorfbarbier [illegible] Berlin SW. [illegible]

A. von Humboldts ges. Werke [illegible]

Abonnent in Dobalen. Ihre Hautkrankheit, die man Roſe nennt, iſt nicht die Urſache, ſondern die Folge der [illegible] ſchwarzen Punkte in der Haut, welche auf einer Verſtopfung der [illegible] beruhen. [illegible] Dr. Lehm.

Karlsruhe. — Ida B. [illegible].

M. E., neuer Abonnent in D. [illegible] Dr. Weigert in Berlin empfohlenen [illegible] gemacht werden.

G. S. in Frankfurt. Die in verſchiedenen Tagesblättern empfohlene Behandlung der Diphtheritis mit [illegible] iſt wiſſenſchaftlich noch durch gar nichts begründet und in ihren Erfolgen [illegible] Dr. Lehm.

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenſtr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (Annagaſſe 6);
Budapeſt: Moritz Reck (V. [illegible]);
München: Fritz [illegible], Redakteur der „Kunſt für Alle“ (Karlſtraße 23).

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] — Ein Bild zu Georg Ebers' „Gred“, von H. K. — [illegible] — Chriſtus und die Schriftgelehrten, von [illegible] — [illegible] — Aus dem Muſikleben der Gegenwart, von Heinrich Ehrlich. — [illegible] — Schach. — Rätſel. — [illegible] — Briefmappe.

Illuſtrationen: „Die Gred“, Gemälde von Profeſſor Hermann Kaulbach nach dem Georg Ebers'ſchen Roman. — Frühlings Erwachen. Originalzeichnung [illegible] — [illegible] und ihre Bewohner, fünf Bilder nach photographiſchen Originalaufnahmen. — Chriſtus und die Schriftgelehrten, Gemälde von [illegible] in der Nationalgalerie in London. — [illegible] nach einer Originalzeichnung von G. [illegible] — Ein Idyll im Berliner Tiergarten. Originalzeichnung von M. [illegible] — La Macarena oder San Maria del [illegible] in Valencia.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Moſſe Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 60 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein herrliches
Oſter- und Konfirmationsgeſchenk
beſonders für Damen empfehlenswert!

Der neueſte Roman von Georg Ebers.

Die Gred.
Roman aus dem alten Nürnberg von
Georg Ebers.

8°. 7. Auflage. 2 Bände. Preis in feinſtem Original-Einband M. 12.—

Dieſes neueſte Werk des berühmten Autors befriedigt Geiſt und Gemüt in gleicher Weiſe. Es iſt ein Familien-Roman in des Wortes beſter Bedeutung, und die „Gred“ [illegible] eine Geſtalt, die jedes Leſers und vornehmlich der deutſchen Frauen und Mädchen Freund und Liebling zu werden verdient. Die edle und gemütvolle Dichtung eignet ſich deshalb in hervorragender Weiſe für alle feſtlichen Gelegenheiten zu einem wertvollen Angebinde.

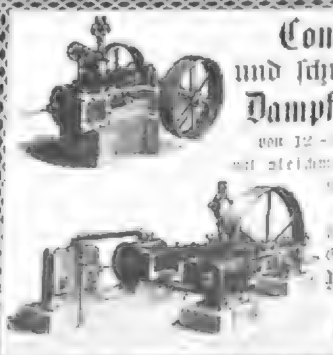
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

!!Deutsche Industrie!!
CACAO-VERO
entölter leicht löslicher Cacao!
[illegible] in Conditoreien, Kolonial-, Delikatess- und [illegible] Handlungen.

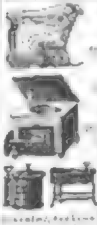
CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

PATENTE besorgen
J. Brandt & G. W. v. Nawrocki
BERLIN, W.
78. Friedrichstrasse 78.



Compound-
und ſchnelllaufende
Dampfmaſchinen
von 12 - 200 Pferdekräfte
mit gleichmäßigem Gange
[illegible]
Größen auf Lager bei
Menck & Hambrock,
Ottenſen
bei Hamburg.

Badeeinrichtungen



Douche-Apparate,
Badeſtühle
Zimmer-Closets
Emaill. Aborttrichter
Eisſchränke
Illuſtrirte Preisliſten koſtenfrei.
Zeppernick & Hartz,
Berlin SW., [illegible]

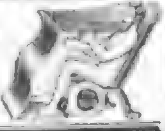
Neuheiten für Frühjahr und Sommer

Sehr reichhaltige, ſchöne Muſterauswahl von waſchecht. Elſ. Kleiderſtoffen in Baumwolle und reiner Wolle. Neuheit: Elſ. Wollendruck 1889 nur beſte Qualitäten. Ferner: ſelbſtfabrizirte Hausmacher- und Zwirnſtoffe, ſowie Schürzenleinen. Proben direkt a. Private gratis und frei!

Francke & Co.
Weberei u. Verſandhaus
Gnadenfrei i. Schleſ.

Seltene Gelegenheit!
[illegible]
Max Dong [illegible]

Unentbehrlich für jeden [illegible]
heizbare Badestühle
[illegible]
Illustrirte Preislisten gratis und franko.
Kosch & Teichmann, Berlin S., 43 [illegible] 43
Fabrik heizbarer Badestühle [illegible]



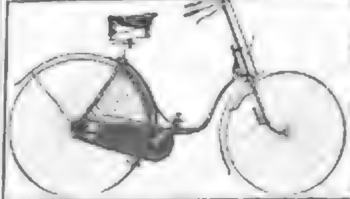
Nähmaschinen
[illegible]

Fahrräder

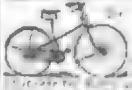
NÄHMASCHINEN- und FAHRRÄDER-FABRIK.
[illegible]
Meisterschaft für Deutschland
[illegible]
Preiscourante gegen Einſendung von 10 Pf. für Porto ſtehen zu Dienſten.
Wo wir nicht vertreten sind, wolle man sich direkt an uns wenden.
[illegible] 2,000 Fahrräder.

Grusonwerk
Magdeburg-Buckau.
[illegible]
Excelsior-Mühlen [illegible]
[illegible]
Krahne aller Art, Pressen [illegible] Maschinen zur Porzellanfabrikation, [illegible] Maschinen zum Schneiden von Eisen und Stahl, Centrale Regulatoren, [illegible], schmiedbaren Guss, Gussstücke jeder Art.

KATALOGE IN DEUTSCHER, ENGLISCHER, FRANZÖSISCHER UND SPANISCHER SPRACHE GRATIS



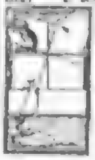
The Coventry Machinists' Co
Coventry.
[illegible] Meisterschaften [illegible]
Heinrich Kleyer,
Frankfurt a. M.
Illustrirte Preisliste gegen 10 Pfg. Porto-Marke.



„Monopol“-
Fahrräder
[illegible]
Guſtav Hummel,
Stuttgart.

[illegible] Germania-Räder. [illegible] gegen 10 ₰ Marke.

Gemütskranke
finden jederzeit Aufnahme in der Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.



Neu! [illegible] Neu!
Originellſte, ſelbſtthätige
Mauſefalle,
[illegible] — Preis 3 Mk. [illegible]
Wiederverkäufern entſprechender Rabatt.
[illegible]

Pain-Expeller
[illegible] Gicht, Rheumatismus, [illegible] Anker-Pain-Expeller [illegible] Nur echt mit Anker.
F. Ad. Richter & Cie., Rudolſtadt.

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Jod-Solbad BAD HALL,
Ober-Oesterreich.

Stärkste Jod-Sole des Kontinentes. Glänzende Heilerfolge bei allen skrofulösen Erkrankungen [illegible] Erkrankungen [illegible] Geschlechtsorgane [illegible] Folgen. Vorzügliche Kureinrichtungen: Bäder und Trinkkur, Einpackungen, Inhalationen, Massage, Kefir. Sehr günstige klimatische Verhältnisse: [illegible] Saison vom 15. Mai bis 30. September. [illegible] durch die Kurverwaltung in BAD HALL.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1–2 Gramm)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken, man verlange ausdrücklich „**Dr. Knorr's Antipyrin**". Jede Originalschachtel trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr" in rotem Druck.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,047. München, den 10. Juli 1884 [illegible] Herrn Dr. Pfeuffer [illegible]

[illegible]

Jessler's Ludwigs-Apotheke in München.

[illegible] Dr. Pfeuffers [illegible]

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

[illegible] gegen Nieren- und Blasenleiden [illegible] Im Jahre 1888 [illegible]

341939 Flaschen.

Die Kronenquelle [illegible]

Brief- und Telegramm-Adresse Kronenquelle Salzbrunn.

Maschinenbau-Unterricht Anstalt

Militär-Pädagogium von Dr. Fischer,
9 Jahre I. Lehrer
des verstorb. Dr. Killisch,

[illegible] Nervenleidende [illegible]

M. Schultze, Gardelegen.

Adelſtand.

[illegible]

B. Hipauf Breslau.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt
Ehren-Diplome
auf allen Ausstellungen.
Der tägliche Verkauf von CHOCOLAT MENIER übersteigt
50.000 Kilos.
Vorräthig in allen besseren Colonialwaarenhandlungen und Conditoreien.
Vor Nachahmungen wird gewarnt.
1 M. 60 Pf. per Pfund.

Mondamin

alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

[illegible] zur Verdickung v. Suppen, Saucen [illegible] Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten [illegible] Cacao etc. [illegible]

═ Schweiz. ═

Vierwaldstätter-See.
437 Meter über Meer.
Grösstes Touristen-Centrum der Schweiz.
Schnellzüge nach allen Richtungen.
180 Hôtels und Pensionen
mit 11.000 Betten für alle Ansprüche.

Soolbad Harzburg.

Klimatischer Kurort. [illegible] Herzogl. [illegible]

Oberbrunnen

Heilbewährt seit 1601. Besonders wirksam bei Erkrankungen der Athmungsorgane und des Magens, bei Skrophulose, Nieren- und Blasenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeschwerden und Diabetes.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Furbach & Strieboll.
Niederlagen in allen Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Kurort Salzbrunn Schlesien.

---

16 Medaillen & Ehrendiplome.

Cibils

FLEISCH-EXTRACTE
liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

16 Medaillen & Ehrendiplome.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON.
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

[illegible] Unterleibs- [illegible] Hautkrankheiten, [illegible] Berlin, Leipzigerstr. 91, [illegible] hartnäckigsten [illegible]

Erdbeerwein-Mousseux.

Feiner Dessertwein — vorzüglicher Zusatz zu Bowlen [illegible] 6 Flaschen zu Mk. 18.— [illegible] Himbeer-, Heidelbeer-, Erdbeer-, Johannisbeer- [illegible] Mk. 10. [illegible]

Max Hansen, Frankfurt a. M.

CRÈME SIMON

[illegible] in einer Nacht [illegible] aufgesprungene [illegible] Gesichtsröthe [illegible] Haut, rothe Hände, [illegible] Haut blendend weiss, [illegible] Product [illegible] in Paris [illegible] allgemein angewandt.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS [illegible]

Echt Stonsdorfer Bitter,

magenstärkender, [illegible]

Wilh. Stolpe in Hirschberg

Holz-Zeitung

Königsberg i. Pr.
verlangen Sie [illegible]

1889 München

Jahres-Ausſtellung
von Kunſtwerken aller Nationen im kgl. Glaspalaſt
1. Juli bis 15. Oktober.
Anmeldetermin bis 20. April. Einlieferungstermin 1. bis 20. Mai.
Die Ausſtellungspapiere können erſt Ende März verſendet werden.
Die Münchener Künſtler-Genoſſenſchaft.

Über Land und Meer.

№ 28.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Ums Geld.

Novelle
von

A. von Klinckowſtröm.

(Fortſetzung.)

In der That hat das Hausmädchen kaum ſeiner Weiſung gemäß die Damen entſchuldigt und eine andere, diesmal wirklich männliche Stimme höfliches Bedauern ausgedrückt, als das ſonore Organ ſich abermals vernehmen läßt: „Unſinn! Das gilt für mich nicht. Ich werde ſelbſt einmal nachſehen, ob ich die Damen nicht finde. Kommen Sie, lieber Freund. Sie ſollen nicht umſonſt den Weg mit mir hieher gemacht haben. Auf meine Verantwortung!“

„Aber, gnädiges Fräulein!“ wendet die höfliche Stimme ein, „ich kann doch unmöglich bei einem erſten Beſuch — überhaupt zu ſo ungelegener Stunde — laſſen Sie uns einen andern Tag wählen.“

Doch ſchon hat das energiſche Fräulein das Hausmädchen beiſeite geſchoben und die Thür zu dem Wohnzimmer mit triumphirender Miene aufgeſtoßen in der Ueberzeugung, durch ihr Erſcheinen freudige Ueberraſchung hervorzurufen. Sie findet das Zimmer jedoch wirklich leer, und ihr Begleiter bemerkt, daß er kein Recht habe, in einen Salon einzudringen, deſſen Bewohner ausgegangen ſeien oder doch nicht den Wunſch haben, Beſuch zu empfangen.

„Ausgegangen?“ ruft das Fräulein überlegen lächelnd. „Nein, das weiß ich beſſer!“ Und ein raſcher Geiſtesblitz läßt ſie auf die Thür des Arbeitskabinets zueilen, hinter der Magdalene ſich in die Ecke drückt. Im nächſten Augenblick iſt die letztere entdeckt und von der ſtarken Hand der indiskreten Dame hervorgezogen.

Emma, Königin der Niederlande, und ihre Tochter, Kronprinzeſſin Wilhelmine.

„Sagte ich es nicht, daß ſie zu Hauſe ſei!“ ruft dieſe. „Du hätteſt Dir wirklich nicht die Mühe zu geben brauchen, Dich zu verſtecken. Natürlich, Du konnteſt nicht wiſſen, daß ich es ſei, ſonſt hätteſt Du Dich nicht verleugnen laſſen.“

Magdalene ſtammelt etwas, das ſich anhört wie: „Im Begriff geweſen, auszugehen — Verſehen des Mädchens.“ Sie hat nicht den Mut ihrer Meinung und fühlt ſich einer ſo überwältigenden Energie gegenüber machtlos; außerdem würde ihre gute geſellſchaftliche Erziehung ihr um nichts in der Welt geſtatten, unhöflich oder unliebenswürdig zu erſcheinen.

„Ich bringe euch hier einen lieben Freund,“ fährt Fräulein Eibenhorſt wohlgemut fort. „Eine Reiſebekanntſchaft, Herr Doktor Halden, der ſich einige Zeit in Berlin aufhalten will und mich in Erinnerung gemeinſam in Baden-Baden verlebter Stunden geſtern aufſuchte. Ich ſprach von euch, er äußerte den Wunſch, euch kennen zu lernen — und hier iſt er!“

„Ich muß wirklich um Entſchuldigung für mein Erſcheinen, noch dazu um dieſe ungewöhnlich frühe Stunde, bitten,“ ſagt eine ſympathiſche Stimme, und der Inhaber derſelben verbeugt ſich. „Aber Fräulein Eibenhorſts Freundlichkeit faßte meinen ſchüchtern geäußerten Wunſch ſofort auf, und nur das Vergnügen über den Vorzug einer ſo liebenswürdigen Bekanntſchaft, hilft mir über das Peinliche der Situation hinweg, Ihnen gegen meinen Willen läſtig zu fallen.“

Magdalene blickt ihn teilnehmend an; ſie weiß, daß er ein Opfer der thatkräftigen Dame iſt und daß es ihm im Grunde nichts weniger als angenehm ſein kann, zu dieſer frühen Stunde zwei wildfremden Perſonen ſeinen Beſuch zu machen, an denen er jedenfalls nicht das geringſte Intereſſe nimmt. Sie ſieht ein intelligentes blaſſes Geſicht mit geiſtreichen hellen Augen, die alles zu ergründen ſcheinen, ohne ſelbſt je ergründet zu werden. Haar und Bart ſind dünn, dunkelblond und kurz geſchnitten. Ihr erfahrenes Auge täuſcht ſich nicht darüber, daß etwas orientaliſches Blut in den Adern dieſer ſchmächtigen Geſtalt fließt, doch mit Befriedigung nimmt ſie wahr, daß der Fremde tadellos, obgleich mit Umgehung aller Modeextravaganzen angezogen iſt. Er macht den Eindruck eines Mannes, der ſich viel in der beſten Geſellſchaft der großen Welt bewegt hat, ohne ihr Sklave geworden zu ſein. Das nimmt ſie für ihn ein. Sie hat im allgemeinen eine Vorliebe für dieſe ſchmalen, intelligenten Geſichter, vielleicht weil dieſe Art unter den Durchſchnittstypen ihres Geſellſchaftskreiſes ſelten vorkommt, und gehört zu den kultivirten Naturen, welche einem geiſtreichen Mann mit Verſtändnis und Vergnügen zuzuhören vermögen, wenn auch ihre Kenntniſſe nicht immer zu unmittelbarem Eingreifen in ein Geſpräch ausreichen.

Unwillkürlich miſcht ſich in ihre konventionelle Liebenswürdigkeit etwas von natürlicher Herzlichkeit, als ſie, aus Fräulein Eibenhorſts Zudringlichkeit einen Scherz machend, im Augenblick die Situation beherrſcht und mit frauenhafter Ruhe den Gaſt ſofort in eine behagliche Stimmung zu verſetzen weiß.

„Sie ſind Doktor juris?“ fragt ſie nach kurzer Unterhaltung, während Fräulein Eibenhorſt im Zimmer umherſtöbert, ſich über ein Buch erregt, von deſſen Anſchaffung ſie nichts erfahren, dringend nach dem Urſprung eines Cotillonſträußchens forſcht, das verwelkt neben dem Kamin am Boden liegt, und ſich endlich durch die verſchloſſene Thür hindurch laut und lebhaft mit Frau von Garten unterhält, welche im Schlafzimmer ihre Toilette beendet.

„Nein,“ erwidert Doktor Halden. „Ich habe Chemie ſtudirt.“

Nach Magdalenens Begriffen ſtudirt man Chemie nur, um Apotheker zu werden. Sie macht kein Hehl aus dieſer Anſicht und lacht in anmutiger Weiſe ſelbſt über ihre Unkenntnis.

Ihr Gegenüber beeifert ſich, ihr die Vorteile eines Studiums der Chemie klar zu machen, und ſie hört ihm, verſtändnisvoll mit dem Kopf nickend, zu. Ab und an nur teilt ein Lächeln die hübſch geformten Lippen. Dann erſcheint Frau von Garten und wird nach kurzer Vorſtellung von der unternehmenden Freundin beiſeite genommen. Magdalenens feine Ohren vernehmen, während ſie ſich lebhaft mit dem Fremden unterhält, daß die beiden Frauen flüſternd ſeinen Namen nennen, und ihr Taktgefühl lehnt ſich gegen dieſe Verletzung der guten Erziehung auf; dann unterſcheidet ſie das männlich klingende Organ der alten Jungfer, wie es die Worte: „Ausgezeichnete Partie“ deutlich betont.

Das Blut ſteigt ihr plötzlich flammend bis zu den Schläfen empor; ſie ſtreift mit einem ſcheuen Blick das Geſicht ihres Gegenüber, doch keine Miene desſelben deutet an, daß er die Worte ebenfalls gehört. Mit ruhiger Gelaſſenheit ſpricht er weiter und gibt ihr damit Zeit, ihre Faſſung wieder zu gewinnen.

Endlich haben die beiden Damen ihr Zwiegeſpräch beendet, und Fräulein Eibenhorſt kommt damit heraus, daß ſie beabſichtige, abends den Thee bei den beiden Schweſtern zu nehmen. Sie nimmt immer den Thee bei irgend einer ihrer lieben Freundinnen. Seit Menſchengedenken vermag ſich niemand zu erinnern, ſie abends in ihrer eigenen Behauſung angetroffen zu haben.

Frau von Garten kann nicht umhin, Herrn Halden ebenfalls aufzufordern, und ſieht, während ſie dies mit lebhafter Liebenswürdigkeit — Aufdringlichkeit nennt Magdalene es in ihrem Innern — thut, ermunternd zu der letzteren hin, als erwarte ſie, von ihr unterſtützt zu werden. Doch ihre Schweſter bleibt mit feſtgeſchloſſenen Lippen und zuſammengezogenen Brauen trotzig ſchweigend ſtehen.

Um Haldens Mundwinkel huſcht kaum wahrnehmbar ein leiſes ironiſches Lächeln, doch nimmt er die Einladung mit der ruhigen Höflichkeit, die ihm eigentümlich zu ſein ſcheint, an und verabſchiedet ſich dann, begleitet von ſeinem weiblichen Führer, der ſein Opfer ſo bald nicht loszulaſſen gedenkt.

Nach wenigen Sekunden, ehe noch die beiden Schweſtern Zeit gehabt haben, einen Meinungsaustauſch ſtattfinden zu laſſen, ſteckt Fräulein Eibenhorſt atemlos noch einmal den Kopf zur Thür herein.

„Ich war ſchon auf dem erſten Treppenabſatz, aber ich mußte euch noch ſprechen. Wie findet ihr ihn?“

„Sehr chic!“ lautet das prompte Urteil der Witwe.

„Es wäre ſo gut, als ſagten wir dem Mann ins Geſicht, was wir von ihm denken,“ meint die jüngere Schweſter, „da wir ſicher ſein können, daß Du ihm unſer Urteil Wort für Wort wiederholſt.“

„Du ſollteſt mich doch beſſer kennen und wiſſen, daß ich verſchwiegen bin wie das Grab,“ ruft das Fräulein entrüſtet. „Auf Wiederſehen! Wann ſoll ich kommen? Nicht zu ſpät, nicht wahr? Damit ich noch einen traulichen Gedankenaustauſch mit euch haben kann.“

Damit verſchwindet der Kopf mit dem wirren grauen Haar endgiltig.

„Wenn wir uns nun ſchon einmal die Ausgabe machen, jemand zum Thee bei uns zu haben,“ meint Frau von Garten nachdenklich, „ſo ſollten wir doch gleich die Gelegenheit benützen und noch andere dazu bitten. Der alte Graf Aſtorf liegt mir ſchon lange auf der Seele, und dann vielleicht noch Herrn von Brauſe und die kleine Nanon Seldern. Halt, da kommt mir noch ein Gedanke! Ich werde Brauſe bitten laſſen, Warner Guntram mitzubringen. Er iſt ein ſo angenehmer Zuwachs für jede Geſellſchaft, und ich weiß, die beiden ſind befreundet.“

„Herrn von Guntram!“ ruft Magdalene. „Der bei uns gar keinen Beſuch gemacht hat! Unmöglich!“

„Ja, weshalb denn? Ihr habt zuſammen Theater geſpielt; nichts iſt doch natürlicher, als daß ich euch noch einmal Gelegenheit gebe, davon zu ſprechen, ehe der Sommer alles auseinander führt.“

„Er wird nicht kommen.“

„Das wollen wir abwarten.“

„Es iſt zudringlich von Dir. Du darfſt den Herren wirklich nicht immer ſolche Avancen machen.“

„Kind, ich thue es doch nur für Dich.“

„Warum nicht gar! Du könnteſt ja lieber gleich eine Anzeige an die Hausthür heften: ‚Ich habe eine unverheiratete Schweſter, mit den und den Tugenden und Fehlern behaftet, unter die Haube zu bringen. Signalement folgt.‘“

„Wie Du immer gleich übertreibſt!“ meint Frau von Garten, gleichmütig die Achſeln zuckend, und begibt ſich in die Küche, um ihre Anordnungen zu geben.

*

Die beiden Schweſtern verſtehen es, ihrem Salon mit wenig Mitteln ein behagliches Ausſehen zu geben.

Der rieſige Lampenſchirm hüllt das Gemach in roſiges Dämmerlicht, bei welchem es ſich gut plaudern läßt; im Kamin flackert ein Feuer, auf dem davor ſtehenden Theetiſch brodelt der Keſſel, und auf dem Whiſttiſch laden Karten und brennende Lichter zu einer Partie ein.

Warner Guntram iſt wirklich gekommen. Sei es, daß er neugierig war, Magdalenens Heim kennen zu lernen, oder das Bedürfnis empfand, mit ihr zu plaudern, genug, er hat ſich lachend über die Sonderbarkeit der ihm durch Brauſe übermittelten Einladung hinweggeſetzt und dieſelbe angenommen.

Wie er jetzt neben Halden ſteht, muß der Kontraſt zwiſchen beiden Männern jedem ins Auge fallen. Der eine von ihnen iſt der Typus männlicher Schönheit in ihrer vollendetſten vornehmſten Form und zugleich die Perſonifikation ariſtokratiſchen Stolzes und hochmütiger Zurückhaltung, der andere mit dem geiſtreichen Geſicht und den durchdringenden hellen Augen das Urbild der Intelligenz und des ſcharfen, feinen Geiſtes, der ſich in ſeiner Ueberlegenheit trotz des unſcheinbaren Körpers, in dem er ſteckt, überall zur Geltung bringt. Sie wiſſen und kennen nichts von einander außer ihren beiderſeitigen eben genannten Namen, aber in den Blicken, die ſie wechſeln, liegt inſtinktives Mißtrauen, das nicht weit von Abneigung entfernt iſt.

Gleich hinter den beiden Freunden her iſt Graf Aſtorf ins Zimmer getreten, ein jugendlicher Sechziger, Junggeſelle, der ſeit dreißig Jahren mit ſeinen Heiratsprojekten kokettirt. In rückſichtsloſem halblautem Flüſterton erkundigt er ſich nach dem Fremden.

Halden tritt mit der ruhigen Sicherheit, die ihn charakteriſirt, vor, und bittet die Hausfrau, ihn vorzuſtellen.

Der Graf klemmt das Monocle ein und muſtert ihn von oben bis unten. „Halden? Halden? Ich erinnere mich nicht, den Namen vorher gehört zu haben. Vermutlich eine neue Acquiſition für Berlin? Es ſtrömt jetzt ja alles hieher. Suchen Sie hier eine Praxis?“

„Eine Praxis hat der Doktor nicht nötig, lieber Graf,“ ruft Fräulein Eibenhorſt durch das Zimmer, „denn erſtens iſt er kein Medizindoktor, und zweitens iſt er vielfacher Millionär, der ſich nur zu ſeinem Vergnügen hier einige Zeit aufhalten will.“

„Doch nicht nur zu meinem Vergnügen,“ bemerkt Halden lächelnd. „Wenn ich meiner Neigung nach leben könnte, würde ich mich in irgend einem abgelegenen Winkel der Erde vergraben, wo ich gute Jagd und ſchöne Natur habe. Aber die Abwicklung einer dringenden Geſchäftsfrage verlangt meine Anweſenheit in Berlin für längere Zeit.“

Des Grafen gönnerhafter Ton und Ausdruck ſind wie durch einen Zauberſchlag verſchwunden. „Ah, charmant! charmant!“ ruft er, Halden beide Hände entgegenſtreckend, während er vermittelſt einer Grimaſſe das Monocle aus dem Auge entfernt. „Sie werden finden, daß Berlin ein angenehmer Aufenthalt iſt. Sollten Sie Auskunft über hieſige Verhältniſſe wünſchen, ſo ſtehe ich Ihnen zur Dispoſition. Merkwürdig! je länger ich Sie betrachte, je größere Aehnlichkeit finde ich zwiſchen Ihnen und dem Prinzen Heinrich. Finden Sie nicht auch, liebſter Guntram? Was meinen Sie, Brauſe?“

„Nicht die geringſte!“ wirft Warner trocken dazwiſchen.

„Wo haben Sie nur Ihre Augen? Ja, aber was ich ſagen wollte. Sie ſind Sportsman, wie ich aus Ihren Worten zu entnehmen glaube, Herr von Halden.“

„Nur Halden, ohne jeden Zuſatz,“ wirft dieſer beluſtigt ein.

„So, ſo! Hm! Nun, es thut nichts. Alſo falls Sie Pferde brauchen ſollten, würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihren Mentor bei etwaigen Ankäufen abzugeben. Ich habe ſelbſt ein paar famoſe Vierjährige im Stall. So, ſo, alſo längere Zeit wollen Sie bleiben! Ich hoffe jedenfalls, Sie bei mir zu ſehen. — Apropos, Freund Warner, Sie haben mich ſeit einer Ewigkeit nicht mehr beſucht.“

Damit ſchiebt er vertraulich ſeinen Arm in den des eben Genannten.

Frau von Garten wird bereits ungeduldig und ruft den Grafen und Fräulein Eibenhorſt zur Whiſtpartie. Alsbald kommen alle drei an dem Kartentiſch zur Ruhe, von wo aus man in beſtimmten Zwiſchenpauſen lebhafte Beſchuldigungen vernimmt, daß das Aß von dem eigenen Partner mit Atout überſtochen oder die Renonce des Gegners angeſpielt worden ſei, ehe man die Atouts herausgezogen, wogegen Fräulein Eibenhorſts ſonore Stimme ſich faſt immer zu verteidigen hat. Ab und an entſpinnt ſich eine Debatte, ob es richtiger geweſen, Coeur oder Carreau anzuſpielen, worauf Graf Aſtorf mit einem Blick, von dem man nicht weiß, ob er dem blühenden Geſicht der Witwe oder der Spitzencoiffure des ſpäten Mädchens gilt, verſichert, daß er eine Schwäche für Coeur habe, die man ihm zu gute halten müſſe.

Der jüngere Teil der Geſellſchaft gruppirt ſich um den Theetiſch. Magdalene ſpricht und lacht mit ungewohnter, faſt nervöſer Lebendigkeit, doch ſie richtet ihre Worte ausſchließlich an Halden oder Brauſe und thut, als ſei Warner nicht vorhanden. Der Gedanke, er könne meinen, daß ſie die Urheberin dieſer unmotivirten, taktloſen Einladung ſei, iſt tötend. Sie kann es nicht länger ertragen, ihn unter dieſer Vorausſetzung zu laſſen, und auf die Gefahr hin, in ſeinen Augen bizarr zu erſcheinen, dreht ſie ſich plötzlich nach ihm um und ſagt energiſch:

„Bitte, denken Sie nicht, daß ich es gewünſcht habe, meine Schweſter möge Sie einladen. Ich bin unſchuldig an dieſer Taktloſigkeit.“

„Soll ich auch lieber gleich wieder fortgehen?“ fragt er lachend. „Ihr Empfang iſt nicht ſehr ermutigend. Uebrigens,“ fügt er neckend hinzu, „qui s'excuse s'accuse.“

„Nein, das können Sie nicht im Ernſt meinen, nicht wahr? Sie müſſen mich doch jetzt zu gut kennen, um mir ſo etwas zuzutrauen.“

„Nun, dem ſei wie ihm wolle, jedenfalls freue ich mich der Einladung, die mir Gelegenheit gibt, noch einmal mit Ihnen en petit comité zuſammen zu ſein.“ Damit gleitet Warners ſtattliche Geſtalt in den Seſſel neben Magdalene. Jedes ſeiner Worte atmet freundſchaftliche Herzlichkeit. Im Verkehr mit Frauen kommt ſeine natürliche Liebenswürdigkeit und Freimütigkeit ſtets zum Durchbruch und läßt ihn unendlich anziehend erſcheinen.

„Guten Abend allen miteinander!“ ruft eine fröhliche Stimme, und ein kleiner dunkler Kopf ſteckt ſich durch die halb geöffnete Thür herein, dem gleich darauf die jugendlich ſchlanke Geſtalt eines kaum dem Kindesalter entwachſenen Mädchens folgt.

„Nancy! ſo ſpät?“

„Ich konnte es nicht ändern. Der Onkel Vormund war bei uns und hat Mama und mir eine Standrede gehalten!“ verſetzt die alſo Empfangene und tritt in den Lichtkreis des Feuers und der Lampe, die Anweſenden mit heiterem Kopfnicken begrüßend. Es liegt etwas ungemein kindlich Naives in ihrem Auftreten und etwas knoſpenhaft Liebliches in ihrer Erſcheinung, doch die großen tiefdunklen Augen, die jetzt noch mit einer erſtaunten Frage in die Welt zu blicken ſcheinen, laſſen eine Glut der Empfindung ahnen, die, vorläufig noch ſchlummernd, nur darauf wartet, geweckt zu werden.

„Was war der Text zu der Standrede?“ fragt Warner, ihr vertraulich die Hand ſchüttelnd.

„Sie gaben die Veranlaſſung dazu.“

„Wie — ich?“

„Ja. Der Onkel Vormund begreift es nicht, daß Mama bei zwei erwachſenen Töchtern Sie in ihrem Hauſe ſo ganz freundſchaftlich aus und ein gehen läßt. Er hält Sie für zu gefährlich!“ Fräulein von Seldern bricht in leichtherziges Lachen aus.

„Der in Ihrer Heiterkeit ausgeſprochene Proteſt gegen meine Gefährlichkeit iſt beinahe kränkend für mich.“

„Er ſagte noch mehr; er meinte, Sie — Sie — nein, ich kann es doch nicht erzählen!“

„Ich bitte aber darum.“

„Nein, nein, was ſollen die anderen davon denken.“

„Sagen Sie es mir ins Ohr.“

Er beugt ſich zu ihr, und ſie ſcheint nicht übel Luſt zu haben, ihm das Geheimnis zuzuflüſtern, doch ſo oft ihre Lippen in die Nähe ſeines Ohrs kommen, bricht ſie in ein ſo unaufhaltſames Gekicher aus, daß ſie den Verſuch ſchließlich aufgibt und ganz laut zwiſchen immer luſtiger werdendem Lachen hindurch ausruft: „Sie machten mir die Cour!“

„Nun, hat er etwas dagegen?“

„Iſt es nicht furchtbar komiſch? Sie, der mich im Hauſe herumjagte, als ich noch ganz kurze Kleider trug, und mich an den Zöpfen riß und mir Bonbons mitbrachte! Ich habe natürlich dem Onkel die ganze Lächerlichkeit der Idee klar gemacht.“

Damit ſetzt ſie ſich in den erſten beſten Seſſel und läßt ſich von Herrn von Brauſe den Kuchenteller darreichen, der ſie lebhaft intereſſiert.

Die Unterhaltung dreht ſich hauptſächlich um Reminiscenzen der Theateraufführung, bei welcher vier der Anweſenden mitgewirkt haben. Halden als der einzig Fremde und Unbeteiligte kann natürlich nicht mitſprechen, und Magdalene, an deren anderer Seite er ſitzt, fühlt ſich veranlaßt, ihm Erklärungen zu geben und ſich ihm ſpeziell zu widmen.

Doch er gehört zu den Leuten, die ſich ſchnell heimiſch zu machen verſtehen. Mit feinfühligem Verſtändnis findet er Anknüpfungspunkte heraus, und ein raſcher, graziöſer Witz gibt ſeiner Unterhaltung einen beſonderen Reiz. Er verſteht es, geiſtvoll zu ſprechen, ohne durch ſeine Kenntniſſe niederzudrücken und ganz allmählich monopoliſiert er Magdalene, hie und da bei ihr anpochend, ob ſich ein tieferer Klang vernehmen laſſe oder ein Funke herausſpringe, der ſeinem Geiſt verwandt ſei. Sie zieht ihn an. In die Ruhe und Sicherheit ihres Auftretens hinein miſcht ſich doch noch eine gewiſſe mädchenhafte Grazie, und wenn ihr geſunder Verſtand ſich in dem klaren und richtigen Eingehen auf ſeine Ideen bekundet, ſo kommt doch auch die weiche, nachgiebig biegſame Seite ihres Charakters oft zur Geltung. Der leichte Veilchenduft, der von ihr ausgeht, umſchmeichelt ihn koſend, und der ſonnige Klang ihrer Stimme berührt wohlthuend ſeine Nerven.

Sie hingegen ſagt ſich, daß in dieſem ſchmächtigen Körper ein bedeutender Geiſt ſtecke, der wohl im ſtande ſei, nachhaltig Einfluß auf ſie auszuüben. In zweiter Linie verhehlt ſie ſich nicht, daß er Millionär iſt, und ſie einen gewiſſen Eindruck auf ihn gemacht habe. Doch während ſie mit ihm ſpricht, lauſcht ſie der Stimme des Mannes an ihrer andern Seite. Sie weiß genau, welchen Ausdruck ſein Geſicht hat, während er mit Nancy ſcherzt. Sie fühlt ſeine Anweſenheit an dem nervöſen Zittern und wagt es nicht, ſich nach ihm umzuwenden, und doch erſehnt ſie den ſchicklichen Moment, der ihr geſtattet, ſich ihm ungezwungen wieder zuwenden zu können.

Ein Nachtfalter kommt durch das halb offene Fenſter und flattert ſich leidenſchaftlich ab, um durch den Schirm der Lampe hindurch zur verzehrenden Flamme zu dringen. Sie ſchaut ihm gedankenvoll mit verſchlungenen Händen zu.

Halden ſteht auf, und das Tier behutſam ergreifend, trägt er es zum Fenſter, das er hinter ihm ſchließt.

„Sie wundern ſich über mich,“ ſagt er, wie er ihrem lächelnden, fragenden Blick begegnet. „Ich habe zu oft im Leben eine zurückhaltende Freundeshand entbehrt, wenn ich mich leidenſchaftlich abmühte, etwas zu erreichen, was mir geradezu verderblich war, um nicht mit jedem lebenden Geſchöpf, das ich in ähnlicher Lage ſehe, Mitleid zu haben. Was man ſo heiß begehrt, gereicht ſelten zum Glück.“

Betroffen blickt ſie zu ihm auf. Ahnt er, was in ihr vorgeht?

„Ich habe viel Lehrgeld zahlen müſſen, bis mir dieſe Erfahrung in Fleiſch und Blut übergegangen iſt,“ fährt er fort, „denn ich ſtand, wie geſagt, ſehr allein.“

„Das wundert mich. Ein Mann in Ihrer Lage pflegt ſelten ohne Freunde zu ſein.“

„Was wiſſen Sie denn von meiner Lage?“ ruft er raſch und mißtrauiſch.

„Nur das, was Ihre Freundin dort“ — ſie deutet mit dem Kopf nach dem Whiſttiſch hin — „uns geſagt hat.“

„Mein Gott,“ entgegnet er mit einem Anflug von Ungeduld, „wenn Sie wüßten, wie entſetzlich es iſt, immer und immer nur von meiner pekuniären Lage ſprechen zu hören und als Individuum dagegen ganz in den Hintergrund zu treten. Sie würden begreifen, daß ich gern einmal als armer Schlucker auftreten möchte, der die Chemie als Brotſtudium ergriffen hat. Freilich hätte ich mich dann nicht einer Dame wie Fräulein Eibenhorſt anvertrauen müſſen.“

„Wie ſind Sie eigentlich mit ihr bekannt geworden?“

„Sie ſprach mich in Baden-Baden auf der Promenade an und wiederholte dies Manöver ſo oft, daß wer uns beobachtete, wirklich auf eine gewiſſe Intimität zwiſchen uns ſchließen konnte. Es beluſtigte mich, deshalb brach ich die Sache nicht ab. Heute hat mich allerdings nur der Auftrag eines gemeinſamen Bekannten zu ihr geführt. Sie redete das Blaue vom Himmel herunter und erzählte unter anderem auch von zwei liebenswürdigen ihr befreundeten Schweſtern, die ich durchaus kennen lernen müſſe.“

„Alles übrige kann ich mir denken. Das erſte höflich beiſtimmende Wort wurde zu einer Falle, in der Sie unrettbar feſtſaßen.“

„Ich bin ihr nun aber wirklich zu großem Dank verpflichtet, denn ſie hat mir zu einer Bekanntſchaft verholfen, die ich jetzt ungern entbehren möchte.“

„Ah, façon de parler!“

„Bei mir iſt niemals etwas façon de parler. Es erſcheint mir vollſtändig unnütz, ſich und andere mit leeren Redensarten eine Komödie vorzuſpielen, um vielleicht einen etwas günſtigeren Eindruck zu machen. Was liegt denn daran, ob dieſer oder jener uns günſtig oder ungünſtig beurteilt?! Die Höflichkeit geht allerdings bei dieſer Indifferenz zuweilen in die Brüche. Im vorliegenden Fall ſteht die Sache freilich ausnahmsweiſe anders. Ich bekenne, daß es mir unangenehm wäre, wenn Sie mich ungünſtig beurteilten, doch ſelbſt um dieſen Preis wäre ich zu ſtolz, zu einer Unwahrheit zu greifen.“

„Ich ſtehe nicht auf einem ſo hohen Standpunkt. Es macht mir Spaß, anderen ein wenig Sand in die Augen zu ſtreuen, und ich mache mir auch gern und leicht über andere Illuſionen.“

„Das iſt eine liebenswürdige Schwäche, die mir ſympathiſch iſt. Eine Frau, die ſich über nichts und über niemand mehr Illuſionen macht, hat in meinen Augen ſehr viel an Reiz eingebüßt, wogegen dieſe Schwäche beim Manne zur Lächerlichkeit wird.“

„Und machen Sie ſich denn wirklich gar keine mehr?“

„Das will ich nicht gerade beſchwören. So lange der Menſch noch etwas erhofft vom Leben, iſt er nur zu geneigt, ſich auch Illuſionen hinzugeben. Freilich fällt eine nach der andern allmählich in ſich zuſammen, aber man klammert ſich vielleicht unbewußt noch feſter an die, welche uns übrig bleiben, thörichterweiſe, denn man leidet nur um ſo empfindlicher, wenn man auch damit Schiffbruch macht.“

Für ihr Leben gern hätte Magdalene ihn gefragt, welcher Art die Erfahrungen geweſen ſind, die ihn zu dieſen in ſchwermütigem Ton hervorgebrachten Anſchauungen vermocht haben, doch ihre Aufmerkſamkeit wird in dieſem Augenblick wiederum von Warner in Anſpruch genommen, der es nicht lange ertragen kann, unberückſichtigt zu bleiben. Er iſt verwöhnt, und doch iſt es nicht Arroganz, wenn er unwillkürlich alles, was hübſch und anziehend iſt und ihm gefällt, für ſich in Anſpruch nimmt. Es iſt wie ein Naturrecht, das ihm zukommt und das ihm bis jetzt jeder bereitwillig eingeräumt hat.

„Sie vernachläſſigen uns andere in unverantwortlicher Weiſe über dem intereſſanten Fremdling,“ meint er halblaut.

„O, Sie haben ſich doch gut unterhalten, wie ich gehört habe.“

„Das wohl; aber die Geſelligkeit leidet darunter, wenn in einem kleinen Kreiſe je zwei und zwei eine flüſternde Privatunterhaltung führen, und ich finde, Sie haben nun lange genug kein Wort mit mir geſprochen.“

„Ich bin bereit, dieſes Verſäumnis wieder gut zu machen.“

Er hat augenſcheinlich ein liebenswürdiges Wort auf den Lippen, vergißt es aber und läßt ſeine Blicke plötzlich mit unverhohlener Bewunderung auf der zierlichen Geſtalt ruhen, die ihm gegenüber den kleinen dunklen Kopf graziös in die roten Polſter ſchmiegt.

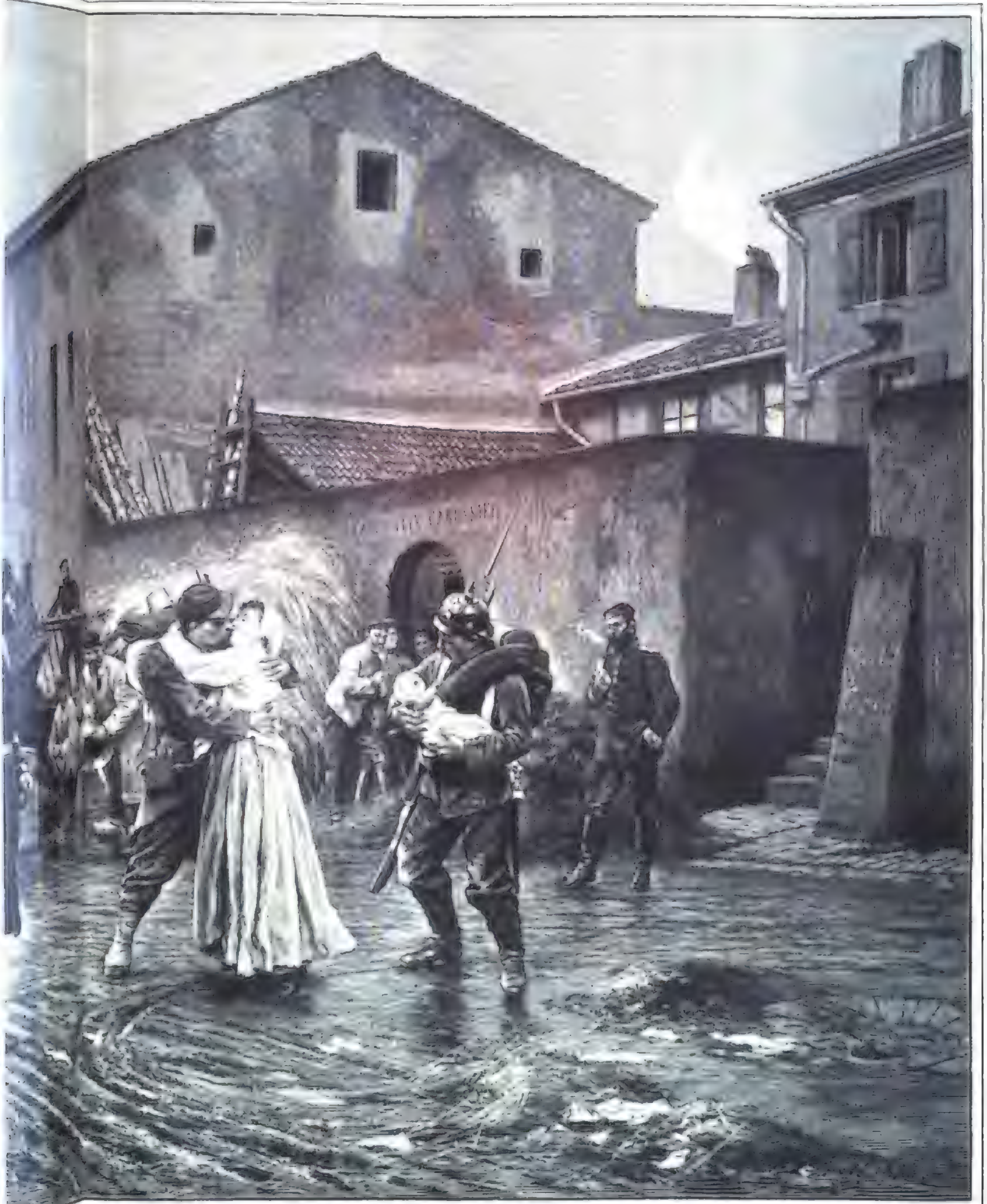
„Ein ſüßes Mädchen, dieſe kleine Nancy; finden Sie nicht auch?“ bemerkt er vertraulich, zu Magdalene gewandt. „Und ſo naiv und natürlich! Ich kenne unter unſeren jungen Damen kaum eine, die ich mit ihr vergleichen könnte.“

Die Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung iſt ihr ſo ſehr zur zweiten Natur geworden, daß ſie es über ſich vermag, ihm mit freundlicher Bereitwilligkeit beizuſtimmen. Sie hat es ſich ſtets zum Grundſatz gemacht, eher etwas zu viel im Lobe ihrer Mitſchweſtern zu thun als zu wenig, denn von jeher iſt es ihr geſchmacklos erſchienen, ſich ſelbſt durch eine Herabſetzung anderer im Preiſe heben zu wollen, und ſo thut ſie, als merke ſie nicht das Verletzende, was für ſie in ſeiner Bemerkung liegt, und pflichtet ihm mechaniſch und lächelnd bei, als er ſich, gleichſam einer älteren Freundin gegenüber, noch weiter im Lobe des jungen Mädchens ergeht. Doch iſt ſie Halden aufrichtig dankbar, daß er dieſes Geſpräch endlich unterbricht und die Unterhaltung in allgemeinere Bahnen leitet.

„Wiſſen Sie ſchon, daß der junge Soldin ſich entſchloſſen hat, Medizin zu ſtudieren?“ bemerkt Herr von Brauſe, froh, auch endlich einmal zur Geltung zu kommen.

„Unglaublich!“ wirft Warner ein. „Ich begreife nicht, wie die Eltern zugeben konnten, daß der Junge mit allen Traditionen der Familie brach. Wer einen

Kriegsgefangen.



efangen. Gemälde von Anton von Werner.

ſo alten Namen trägt wie die Soldins, der hat auch Verpflichtungen gegen denſelben."

„So viel ich weiß, haben die Soldins aber gar kein Vermögen," meint Magdalene. „Da iſt es doch entſchuldbar, wenn der Sohn eine Carrière ergreift, die ihn vielleicht ſchneller ſelbſtändig macht als der Staatsdienſt. Es iſt ja auch möglich, daß er Paſſion für dieſen Beruf fühlt."

„Das darf alles nicht in Betracht kommen!" ruft Warner. „Es gibt nun einmal gewiſſe Grenzen, die von der Ariſtokratie nicht überſchritten werden dürfen. Wenn ein bayriſcher Fürſt Arzt wird, ſo iſt das eine Caprice, wenn aber ein Soldin ſich dazu entſchließt, ſo ſchlägt er damit allen Prinzipien, an denen wir pietätvoll feſthalten und die wir dem Andrängen der neuen Zeitſtrömung erfolgreich entgegenſtellen, ins Geſicht."

„Verzeihen Sie," miſcht ſich Halden hinein. „Ich bin allerdings nicht ganz unparteiiſch, doch meine ich, daß man bei jungen Leuten ihre Beanlagung in erſter Linie in Betracht ziehen muß. Wir leben, gottlob, nicht mehr in einer Zeit, in der Name und Stellung allein den Gentleman ausmachen; die Bildungsſtufe, auf der man ſteht, iſt maßgebend dafür, und es haben ſich uns innerhalb der letzten Jahrzehnte ſo viele Gebiete erſchloſſen, auf denen ein tüchtiger Mann ſeine Kräfte unbeſchadet ſeiner geſellſchaftlichen Stellung erproben kann, daß derjenige doch wohl ein Thor wäre, der um der alten Traditionen willen auf die Chancen verzichten wollte, die ihm geboten werden."

„Entſchuldigen Sie, daß ich anderer Anſicht bin," verſetzt Warner ziemlich ſcharf. „Ich halte es gewiſſermaßen für Pflicht, das Alte gegenüber dieſer neuerungsſüchtigen Zeit aufrecht zu halten."

„Auch wenn es Plunder iſt, der erhalten wird?"

„Es iſt bis jetzt noch nicht viel Gutes bei all den Neuerungen herausgekommen."

„Das iſt faſt eine Läſterung gegen den ſtrebenden, vorwärts dringenden Geiſt. Wohl ſollen wir mit Pietät das Alte erhalten, wo es ſchön iſt und der Menſchheit zum Nutzen gereicht; aber das Nichtige erhalten, nur weil es alt und hergebracht iſt, das erſcheint mir doch nicht eine richtige Maxime."

Warner richtet ſich ziemlich ſteif auf und knöpft ſeinen Frack zu. Ein ſo gänzliches Auseinandergehen der Anſichten macht jede weitere Erörterung unnütz, und in ſeiner ganzen Haltung drückt ſich zugeknöpfte Ablehnung aus.

Die Whiſtpartie erreicht inzwiſchen endlich ihren Abſchluß. Fräulein Eibenhorſt hat ſtark verloren, und während ſie, die behauptet, ihr Geld zu Hauſe vergeſſen zu haben, noch ſitzen bleibt, um den Verluſt zuſammenzurechnen, tritt Graf Aſtorf zu den jüngeren Leuten, um den beiden Mädchen nach ſeiner Art veraltete Fadaiſen zu ſagen, und da er hört, daß Halden nichts von Berlins Umgegend kenne, ſchlägt er für den folgenden Tag ein Picknick im Walde vor. Die Damen ſind entzückt von dem Gedanken, und da die Herren ebenfalls nicht abgeneigt ſcheinen, verabredet man ſofort das Nähere.

Frau von Garten erklärt, aus Bequemlichkeitsrückſichten zu Hauſe bleiben zu wollen, und Graf Aſtorf und Fräulein Eibenhorſt übernehmen es, die Geſellſchaft zu chaperoniren.

Dann geht man auseinander, und während Magdalene mit einem Gefühl, als ob die Anſpannung ihrer Nerven einer plötzlichen Erſchlaffung Platz machen, auf einen Stuhl in der Nähe der Thüre ſinkt, ſagt ihre Schweſter, geſchäftig hin und her gehend, hier ein Licht löſchend, dort eine Spielmarke vom Boden hebend:

„Angenehmer Menſch, dieſer Halden! Es ſcheint, daß Du ihm gefällſt, und ich würde es für ein großes Glück erachten, wenn Du verſtehen ſollteſt, ihn zu feſſeln. Ich bin im allgemeinen nicht dafür, daß Mädchen aus unſeren Kreiſen bürgerliche Partien machen; doch in dieſem Fall iſt das etwas anderes. Seine Millionen wiegen alle Nachteile einer derartigen Verbindung auf. Das Geld ſpielt nun einmal heutzutage die Hauptrolle."

Magdalene weiß, daß Frau von Garten recht hat, doch ſie möchte die Möglichkeit, daß eine ſolche Frage an ſie herantreten könne, noch ängſtlich von ſich fernhalten, und beide Hände vor die Ohren preſſend, eilt ſie etwas gezwungen lachend in ihr Schlafzimmer hinüber.

(Fortſetzung folgt.)

Geheimnisvolle Wahrnehmungen.

Von

Max Deſſoir.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Als ich unlängſt über „Geſpenſter Lebender" ſprach (ſiehe Seite 223 d. Jahrg.), berührte ich zum Schluß eine Art von Sinnestäuſchungen, auf die ich eingehender zurückzukommen in Ausſicht ſtellte. Sie laſſen ſich kurz als telepathiſche bezeichnen. Unter Telepathie verſteht man die Fähigkeit eines Menſchengeiſtes, anders als durch Vermittlung der bekannten fünf Sinne einen andern zu beeinfluſſen oder von ihm beeinflußt zu werden. Von den beiden dabei beteiligten Perſonen heißt die, von welcher der Einfluß ausgeht, der Urheber, die andere, an der die Wirkung zu Tage tritt, der Empfänger. Es wird nun behauptet, daß eine ſolche fernſinnige Verbindung Urſache derjenigen Sinnestäuſchungen iſt, die in auffälliger Weiſe thatſächlichen und unvorhergeſehenen Ereigniſſen entſprechen. Ein völlig geſunder Menſch ſitzt bei der Arbeit, plötzlich ſieht er auf und erblickt deutlich die Geſtalt eines lieben Freundes, hört ſie vielleicht auch einige Worte ſagen, ſieht ſie dann aber allmählich verſchwinden. Die Uhr zeigt auf zehneinhalb. Tags darauf erfährt er, daß zu genau derſelben Zeit ſein Freund geſtorben ſei oder im Fieber angſtvoll nach ihm gerufen habe. Hier ſcheint es nicht unmöglich, daß der lebhafte Gedanke des Kranken an den fernen Freund ſich keimartig auf deſſen Gehirn verpflanzt und die beobachtete Erſcheinung hervorgerufen habe — vorausgeſetzt natürlich, daß Telepathie eine unleugbare Thatſache der Natur iſt. Im übrigen ſind dieſe Phänomene den gewöhnlichen Halluzinationen ganz gleich: bei beiden läßt ſich keine äußerliche Anormalität des Subjekts erkennen, beide treten nur bei einer recht beſchränkten Anzahl von Perſonen auf, dauern ganz kurze Zeit und ereignen ſich gewöhnlich ein-, höchſtens zweimal im Verlaufe eines Lebens. Aber ſie unterſcheiden ſich grundlegend dadurch, daß in der rein ſubjektiven Gruppe die Erſcheinungen völlig bedeutungslos ſind, während ſie in der telepathiſchen mit Vorgängen zuſammenfallen, die ihnen zeitlich und urſächlich vollkommen entſprechen. Zwiſchen dieſen beiden Klaſſen ſteht eine dritte, bei der keine der beiden Erklärungen mit Sicherheit zutrifft. Wenn etwa ein Mann des Morgens um ſieben Uhr von dem Schall ſeines Namens aufwacht, ſich verſichert, daß niemand ihn gerufen habe, und nach einigen Stunden erfährt, daß um dieſelbe Zeit ſein Sohn geſtorben iſt, ſo können wir den Fall nicht ſicher zu den telepathiſchen rechnen, da ein lebhafter Traum die Urſache der Täuſchung geweſen ſein kann und von ihm ſich ſo leicht nichts feſtſtellen läßt, ob er fernſinnig bedingt war oder nicht. Um ſo mehr iſt Vorſicht nötig, als der dem Erwachen nahe Zeitpunkt einen plötzlichen Wechſel des Bewußtſeins ſehr begünſtigt.

Die richtigen „warnenden oder weisſagenden Geiſtererſcheinungen" ſind alſo durch eine Vorſtellungsübertragung bedingt. Dieſer erſte Anſtoß kann nicht winzig genug gedacht werden, denn allein dieſe Annahme löſt eine große Schwierigkeit in der Entſtehung telepathiſcher Halluzinationen. Was nämlich von dem Empfänger wahrgenommen wird, iſt ja etwas, das bewußtermaßen des Urhebers Geiſt nicht beſchäftigt: die eigene Körperform oder Stimme, und nur, wenn wir letztere als den Endpunkt eines vielgliederigen Vorgangs faſſen, können wir den Zuſammenhang verſtehen. Dürfen wir annehmen, daß eine ſchwache, ſchattenhafte Vorſtellung, ſobald ſie in einem Gehirne Platz gefunden hat, ſich von ſelbſt zu einem beliebigen ſinnlichen Phantasma entwickelt, ſo brauchen wir nur die Uebertragung eines ſolchen dunklen Keimes vorauszuſetzen, gleichſam dem Empfänger die Verantwortlichkeit für die Halluzination zuzuſchreiben, um mit Leichtigkeit über die angedeutete Schwierigkeit hinwegzukommen. Nun haben wir den Hauptpunkt dieſer Annahme, den zentralen Urſprung der Wahnvorſtellungen, eingehend bewieſen und es würde uns übrig bleiben, die allmähliche Entwicklung derſelben an Beiſpielen aufzuzeigen. Aber wir ziehen es vor, anſtatt an ſubjektiven an telepathiſchen Halluzinationen zu erläutern und beginnen demgemäß mit denjenigen Fällen, in welchen die übertragene Idee noch nicht zur ſinnlichen Geſtalt veräußerlicht wird.

Solche innerlich gebliebenen Eindrücke können nun beſtehen in einem geiſtigen Bilde oder einem beſtimmten Gedanken oder einem blinden Drange zu irgend einer Art von Handlung; ſie erreichen ihren höchſten Grad in dem ausgeprägten Gefühle von Unbehaglichkeit oder Krankheit, das ſchon ſinnlicher Natur iſt, ohne doch externaliſiert zu werden. Eine intereſſante Unterabteilung dieſer letzten Klaſſe iſt das ſpontane Uebergehen von Schmerzen, von dem wohl jeder Familienkreis ein oder das andere Beiſpiel zu berichten weiß. So erzählte mir neulich die liebenswürdige Gattin eines unſerer bekannteſten Schriftſteller, Frau von L., daß ſie eines Vormittags plötzlich einen heftigen Schmerz in der linken Hand verſpürt habe und ſich dabei des Gedankens nicht habe erwehren können, daß ihrem kleinen Sohne ein Unfall zugeſtoßen ſei. Und richtig, als der Knabe des Mittags nach Hauſe kam, ſtellte ſich heraus, daß er ſich nicht unbedenklich mit dem Meſſer verletzt hatte und zwar nicht nur an derſelben Stelle, wo die Mutter den Schmerz empfunden, ſondern auch — ſoweit ſich das feſtſtellen ließ — zur ſelben Zeit. In England iſt eine größere Anzahl entſprechender Experimente mit Erfolg ausgeführt worden und die jüngſt erſchienene treffliche Broſchüre Gurneys (Telepathie. Leipzig, W. Friedrich, 1887) erſtattet eingehenden Bericht hierüber. Ein Fall, der dort nicht erwähnt wird, ſich aber eng an die experimentellen Unterſuchungen anſchließt, ſei wegen ſeiner prinzipiellen Bedeutung hier kurz wiedergegeben. Mrs. Bettany (2 Eckington Villas, Ashbourne Grove, Dulwich) ſchreibt an die Herausgeber der „Phantasms":

„November 1884.

„Bei einer Gelegenheit — ich bin unfähig, das Datum anzugeben, doch muß ich ungefähr zehn Jahre alt geweſen ſein — ging ich auf einem Wieſenplatz in A. ſpazieren, dem Orte, wo meine Eltern damals lebten. Ich las dabei in einem Lehrbuch der Mathematik, eines Gegenſtandes, der wenig geeignet iſt, Phantaſien oder krankhafte Einbildungen irgendwelcher Art hervorzurufen, als ich plötzlich das Schlafzimmer ſah, das bei uns zu Hauſe die weiße Stube genannt wurde, und auf dem Boden liegend meine Mutter, allem Anſcheine nach tot. Die Viſion muß einige Augenblicke gedauert haben, während deren meine reale Umgebung zu verblaſſen und zu verlöſchen ſchien; aber als die Viſion verſchwand, kamen die thatſächlichen Gegenſtände erſt verſchwommen und allmählich klarer mir wieder zum Bewußtſein.

„Ich konnte gar nicht an der Wirklichkeit deſſen, was ich geſehen, zweifeln, und ſo, anſtatt heimzukehren, ging ich ſogleich zu unſerem Hausarzt und traf ihn auch glücklicherweiſe an. Er machte ſich ohne Zögern mit mir auf den Weg und fragte mich allerlei, was ich ihm nicht beantworten konnte, da meine Mutter anſcheinend ganz wohl war, als ich ſie verließ.

„Ich führte den Doktor unmittelbar in die weiße Stube, wo wir in der That meine Mutter ſo liegen fanden, wie ich es geſehen hatte. Alles war richtig, bis auf die kleinſten Einzelheiten. Sie war plötzlich von einem Herzkrampf befallen worden und wäre ſchwerlich dem Tode entgangen, wenn nicht der Arzt ſo zeitig gekommen wäre. Ich werde meinen Vater und meine Mutter bitten, dies zu leſen und zu unterzeichnen.

Jeanie Gwynne-Bettany."

(Es folgen die Unterſchriften von Herrn und Frau Gwynne und intereſſante Nachträge.)

Hier haben wir ein ausgeſprochenes Beiſpiel von dem, was man gewöhnlich Hellſehen zu nennen pflegt, was aber in dieſem Zuſammenhange eine ganz andere Beleuchtung empfängt. Man bemerke wohl, daß der Bericht nichts enthält, was nicht im Bewußtſein des von uns vorausgeſetzten Urhebers hätte ſein können, und daß manche Einzelheit wohl der rückwirkenden Kraft der Phantaſie zuzuſchreiben iſt, daß aber die Thatſache des Ganges zum Arzt mit größter Eindringlichkeit auf die telepathiſche Urſache des Ereigniſſes hinweiſt. Mit minderer Beſtimmtheit kann man dies von den beiden folgenden großen Klaſſen behaupten, in denen die Empfindung noch nicht veräußerlicht wird, nämlich den fernſinnig bedingten Träumen und den ſogenannten Grenzfällen. Was die Beweiskraft der erſten Gruppe anlangt, ſo genüge der Hinweis, daß die gemeinten Träume ſtets einzig in der Erfahrung des betreffenden Subjekts daſtehen und daß die Gewalt des Eindrucks eine ganz außerordentliche iſt, abgeſehen von dem immerhin kaum zufälligen Zuſammentreffen mit wirklichen Geſchehniſſen. Was uns aber an dieſen Fällen ganz beſonders intereſſiert, iſt der Umſtand, daß faſt immer das Ereignis, worauf ſie ſich beziehen, um einige Stunden zurückliegt. Der übertragene Eindruck hat es nicht vermocht, den Kampf mit den lebendigen ſinnlichen Wahrnehmungen des wachen Menſchen erfolgreich zu beſtehen, und kommt nun in der Stille der Nacht wieder zum Vorſchein, um ſich zum Halbleben eines Traumbildes zu entwickeln. So träumt man Geſpenſter Lebender.

Wir übergehen die Grenzfälle, in denen der Empfänger, obwohl nicht ſchlafend, doch nicht als vollkommen wach und im vollen Beſitz ſeiner geiſtigen Kräfte betrachtet werden kann, und wenden uns denjenigen Halluzinationen zu, die von dem im normalen Zuſtande befindlichen Empfänger als veräußerlichte empfunden werden.

Zunächſt muß wieder betont werden, daß ſolche Erſcheinungen, obwohl weit weniger ſelten, als man gewöhnlich meint, der äußerſte Gipfel einer langen Entwicklung ſind. Auf der unterſten Stufe ſtehen diejenigen Eindrücke, welche nicht einmal das Stadium der Vorſtellung erreichen, alſo nicht in das Bewußtſein treten und nur durch ſehr ſubtile Unterſuchungen nachweisbar ſind. Von ihnen hängen die oft überraſchenden Erfolge des automatiſchen Schreibens ab, das leider bisher ausſchließlich in den Kreiſen der Spiritiſten bekannt iſt und von ihnen gänzlich mißverſtanden wird. Alsdann kommen jene Stadien der inneren Wahrnehmung, von denen wir eben ſprachen und die man faſt als unterirdiſche Telepathie bezeichnen möchte; weshalb ſie ſich in einzelnen Fällen zu vollkommenen Halluzinationen entwickeln, in anderen dagegen nicht, können wir ebenſowenig beſtimmen wie bei den ſubjektiven Vorſtellungen, die ebenfalls nur ſelten zu ſubjektiven Trugwahrnehmungen werden. Bemerkenswert iſt jedoch, daß der übermittelte Impuls ſich nicht erſt in Idee umzuſetzen braucht, ſondern einen andern Weg der Entwicklung wählen kann, nämlich den einer unbeſtimmten

Wahrnehmung, einer nicht identifizierbaren Form: dann erreicht er die Höhe imaginärer Sinnlichkeit, ohne zur inhaltlichen Beſtimmtheit zu gelangen. Ein gut Teil jener Spukgeſchichten von leuchtenden Kugeln, dichtverhüllten weißen Frauen, grauſigen Seufzern, kalten Totenhänden und dergleichen mehr mag hieher gehören, wenn ſchon das meiſte in das Gebiet rein ſubjektiver Phantaſien verwieſen werden muß. Jedenfalls aber verſtehen wir ſo die überraſchende Mannigfaltigkeit der Phantasmen, die alle auf dieſelbe telepathiſche Urſache zurückgehen, aber bei ihrem Eintritt in die ſubjektive Sinnlichkeit jede nur mögliche Form ſichtbarer Symboliſierung annehmen. Wie die dem Schläfer ins Ohr geflüſterte Idee die Grundlage zu hundert verſchiedenen Träumen werden, wie die dem Hypnotiſierten eingeflößte Suggeſtion in zahlloſen Variationen ſich entwickeln kann, ſo erſcheinen auch die Gleichniſſe lebender Perſonen in allen für die Sinnesorgane nur irgend denkbaren Formen, oft mit überaus abſurden und lächerlichen Einzelheiten.

Soviel über den Vorgang bei dem Empfänger. Nicht minder wichtig ſind die Bedingungen, in denen ſich der Urheber zur Zeit der Uebertragung befindet. Teils iſt er im normalen, wachen Zuſtande, teils im ſcheinbar traumloſen Schlaf, teils im Traume, teils von Schmerzen gequält, teils von Angſt gefoltert — in der Hälfte aller gut beglaubigten Fälle aber ſchwebt er in Todesgefahr, gleichviel ob er bald darauf ſtirbt oder dem Leben erhalten bleibt. Wie kann man nun einem Zuſtande, in dem die ſeeliſchen und körperlichen Kräfte auf ihren niedrigſten Grad herabgedrückt ſcheinen, die außerordentliche Entfaltung pſychiſcher Energie zuſchreiben, die doch mutmaßlich zur fernwirkenden Beeinfluſſung eines andern gehört? Nur dann, wenn man die durch den Tod vernichtete Perſönlichkeit nicht als unſer wahres Weſen betrachtet, ſondern als einen teilweiſen Ausſchnitt unſerer eigentlichen Individualität, die in dem, was wir Leben nennen, recht unvollkommene Daſeinsbedingungen gefunden hat. Die Thatſachen der wechſelnden Perſönlichkeit, von denen unſere Leſer wohl ſchon früher gehört haben, laſſen eine fundamentale Weſenseinheit mutmaßen, welche durch das Selbſtbewußtſein nicht erſchöpft, aber von ihm aus erſchloſſen werden kann.

Wenn die Halluzination, welche den Verſtorbenen vergegenwärtigt, erſt eine gewiſſe Zeit nach ſeinem Tode eintritt, ſo thut dies der telepathiſchen Erklärung keinen Schaden, denn wir wiſſen, daß der Eindruck ſtundenlang latent bleiben kann, ehe er ſich entfaltet; aber wir müſſen daran feſthalten, daß die Thatſache des Todes unbekannt geblieben iſt. Welche Dauer man dieſer Friſt geben will, ſteht ganz in der Willkür des einzelnen; die engliſchen Forſcher haben einen zwölfſtündigen Zeitraum als äußerſtes Maß angenommen. Auf jeden Fall iſt es einfacher, anzunehmen, daß, wenn zwei Matroſen heute über Bord fallen und ihre beiderſeitigen Phantome gewiſſen Freunden zur ſelben Zeit erſcheinen, mag nun der eine dabei ertrinken, der andere aber gerettet werden, auch des Verſtorbenen Erſcheinung auf eine noch zu Lebzeiten ausgeübte Fernwirkung zurückgeht. Wollten wir annähernd denſelben Grad der Gewißheit für das Weiterleben einer toten Perſon, wie für das einer ſterbenden haben, ſo müßte die Erſcheinung mindeſtens eine Thatſache enthüllen, die dem Beobachter nachweislich abſolut unbekannt war, und hierin fehlt es an ausreichenden Beweiſen.

Daß zwiſchen den beiden Perſonen, deren beſondere Beſchaffenheit zur Zeit des Auftretens ſpontaner Telepathie wir eben betrachtet haben, eine nähere Verbindung beſteht, ließ ſich a priori vorausſetzen; die Statiſtik ergibt denn auch, daß innerhalb einer größeren Zahl von Fällen nur bei vier Prozent Urheber und Empfänger ſich fremd waren, dagegen in ſiebenundvierzig Prozent Blutsverwandtſchaft, in neununddreißig Prozent Freundſchaft, in elf Prozent Bekanntſchaft zwiſchen den Beteiligten beſtand. Am deutlichſten wird die Art des Rapportes in den verhältnismäßig ſeltenen Fällen, in denen eine wechſelſeitige Beeinfluſſung ſtattfindet. Das trefflichſte Beiſpiel hierfür erzählt der Rev. P. H. Newnham. In abgekürzter Form lautet es folgendermaßen: „Es war im März 1854 zu Oxford, als ich eines Abends ſo heftige Kopfſchmerzen bekam, daß ich frühzeitig zu Bett ging. Ich hatte dann einen überaus lebhaften und klaren Traum, deſſen Einzelheiten mir jetzt noch ſo deutlich vor Augen ſtehen wie damals. Ich träumte, ich wäre bei der Familie der Dame, welche ſpäter meine Frau wurde, und ſtünde am Kamin. Plötzlich ſagte ich allen gute Nacht, nahm mein Licht und wollte zu Bett gehen. Auf dem Flur bemerkte ich jedoch, daß meine Braut ſich noch auf der Treppe befand, eilte ihr nach und ſchlang von hinten meine beiden Arme unter ihre Arme hindurch um ihre Taille. Obwohl ich den Leuchter in der linken Hand trug, hinderte das doch im Traum die Bewegung nicht. Dabei wachte ich auf und hörte unmittelbar nachher eine Uhr im Hauſe zehnmal ſchlagen. So ſtark war der Eindruck des Traums, daß ich am nächſten Morgen einen eingehenden Bericht an meine Braut abſandte; aber ehe dieſe ihn empfing, erhielt ich einen andern aus ihrer Feder, der ſich mit dem meinigen gekreuzt hatte und in dem es hieß: ‚Dachteſt Du geſtern abend gerade um zehn Uhr ganz beſonders an mich? Als ich die Treppe zum Schlafzimmer hinaufging, hörte ich deutlich Deine Fußtritte auf der Treppe und fühlte, wie Du Deine Arme um meine Taille legteſt.‘“ —

Damit genug über dieſes Thema!

Literariſche Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Franzöſiſche Literatur.

Auf allen Gebieten des Lebens [illegible] Naturgeſetze maßgebend ſind. In der feineren Welt geiſtiger [illegible] Schaffen tritt die gleiche Erſcheinung zu Tage, die ſich im ewigen Wandel der Naturvorgänge offenbart: dem Uebermaß nach einer Richtung folgt unfehlbar der Rückſchlag in die entgegengeſetzte. Dieſem Geſetze entſprechend, beginnen ſich in der ſo ſtark dem Naturalismus frönenden franzöſiſchen Literatur auch ſchon wieder die Gegenſtrömungen fühlbar zu machen, die ſich die Verneinung der materialiſtiſchen Weltanſchauung zum Ziele ſetzt. [illegible] „Le Docteur Rameau“ von Georges Ohnet [illegible]

[illegible]

ſie in ſeine Arme; die geſchloſſenen Augen öffnen ſich, und mit unausſprechlicher Freude flüſtert Adrienne: „Papa, biſt Du's endlich!“ — Doktor Rameau iſt kein Mann, der ſich einer beſſeren Einſicht ſchämt, wohl aber ein Mann, der ſie ſich erklären will. Er fragt ſich: „Was trieb mich, meinem feſten Willen entgegen zu thun, was ich verſchworen? Warum lieb' ich das Kind, das nicht mein Fleiſch und Blut, noch wie vor, als wäre es mein eigen?“ Dieſes über ſeine Natur Hinausgehende iſt ein Faktor, mit dem er nie gerechnet, den er niemals anerkannt. Von ſeiner Anerkennung aber iſt's ein notgedrungener Schritt nur zu einer weiteren noch, und bei Adriennens Trauung erlebt Salvanne den Herzenstroſt, den Atheiſten ſtammeln zu hören: „Mein Gott! Mein Gott!“ — Jedenfalls iſt dieſes neueſte Werk Ohnets in der Durchführung wie im Problem ungleich bedeutender als all jene, die ſeinem glänzenden Erſtling „Serge Panine“ gefolgt ſind.

Am allerüberraſchendſten aber trat das Rückſchlagsgeſetz an ein und derſelben Perſönlichkeit, an Zola, in Erſcheinung. Allerdings nicht in der Abſicht, eine Lebensrichtung aufzuſtellen, [illegible] „Le rêve“ einen Roman [illegible]

[illegible]

Hochſchilds rein thatſächliche „Désirée, Reine de Suède et de Norwège“, eine Lebensſkizze der Gemahlin Bernadottes. 1781 als Tochter des Seidenhändlers Clary zu Marſeille geboren, erhielt Déſirée ihre erſte Erziehung im Kloſter. Bald nachdem ſie — infolge der Aufhebung der Klöſter — nach Hauſe zurückgekehrt, wurde einem Unteroffizier bei Clarys Quartier angewieſen, allein das Oberhaupt der Familie erbat ſich an ſeiner Stelle einen Offizier; der Abgewieſene war Bernadotte geweſen. Als Mr. Clary ſtarb, übernahm ſein Sohn die Führung des Geſchäfts, die Mutter und die beiden noch unverheirateten Schweſtern Julie und Déſirée lebten gemeinſchaftlich mit ihm. Letztere begleitete ihre Schwägerin, als dieſe den Deputirten Albitte um Freilaſſung ihres verhafteten Gatten anflehte, und im Gedränge von ihr getrennt, blickte das junge Mädchen angſtvoll um ſich, als ein junger Mann ihm Schutz und Geleit anbot. An der Thür ihres Heims um ſeinen Namen befragt, nannte er ſich Joſef Bonaparte. Fortan beſuchte er das Haus der Clary, deren intimer Freund er alsbald wurde, ja, die Familie beſchloß, ihm Déſirée, ſobald ſie ihr ſechzehntes Lebensjahr vollendet, zur Frau zu gewähren. Da kam der junge Artillerieleutenant Napoleon Bonaparte, der ſich eben vor Toulon ausgezeichnet hatte, zu Beſuch, und er fand und erklärte, „Joſef und Déſirée ſeien ſchwach und unentſchloſſen, und gleiche Charaktere ergäben eine unglückliche Ehe; er und Julie aber ſeien willensſtark und ſtarkmütig, und ſo ſei es beſſer, Joſef heirate Julie und er, Napoleon ſelbſt, Déſirée“. Die Verlobung fand ſtatt, allein der moderne Kriegsgott verfiel dem Zauber der anmutigen Kreolin Joſefine Beauharnais, und durch Joſef Bonaparte bewogen, gab Déſirée Napoleon ſein Wort zurück, doch ſie grollte dem Manne, der „ſo ſchlecht gemacht“, eine gute Weile. Dennoch war ſie beſtimmt, die Gattin eines ſeiner Paladine zu werden; Junot warb um ſie, und Marmont war nahe daran, ihr Herz zu gewinnen, allein Bernadotte, der damals die Stellung eines Diviſionsgenerals einnahm, war's, der ſie heimführte, und ein Jahr ſpäter, 1799, gab ſie in Paris einem Knaben das Leben, der nachmals als Oskar I. den Thron Schweden-Norwegens beſtieg. Einfach und häuslich angelegt, fühlte ſich Déſirée in ihrem Pariſer Heim — bald zur Fürſtin von Pontecorvo vorgerückt — gar wohl, auch als ihre Schweſter Julie Königin von Neapel geworden, und ſie ſtimmte dieſer vollkommen bei, als ſie ſich weigerte, ihren königlichen Gemahl nach Madrid zu begleiten, denn außerhalb der Metropole an der Seine zu leben ſchien der jungen Frau ein unerſchwingliches Opfer. So war es ihr denn auch ein harter Schlag, als Bernadotte 1810 von den ſchwediſchen Ständen zum Thronfolger erwählt und von Karl XIII. adoptirt wurde. Wahrhaft verzweiflungsvoll begab ſie ſich nach Stockholm; auch die herzliche Aufnahme, die ſie als Kronprinzeſſin fand, ſöhnte ſie mit dem „nordiſchen Exil“ nicht aus, und ſie kehrte, ſobald nur thunlich, nach ihrem geliebten Paris zurück, wo ſie auch über den Sturz Napoleons hinaus, und ſelbſt als ihr Gemahl ſchon den Thron beſtiegen hatte, noch verblieb bis zum Jahre 1823. Mit ihrem Sohne traf ſie nach zwölfjähriger Trennung zum erſtenmale wieder in Aachen zuſammen, als er auf der Brautſchau Europa durchzog. Zu ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Joſefine von Leuchtenberg entſchloß ſich Königin Déſirée, wieder nach Stockholm zurückzukehren, das ſie denn auch bis zu ihrem 1844 erfolgten Tod nicht mehr verließ, obwohl ſie ſtets von einem erneuten Beſuch in Paris ſchwärmte und ihr Heim daſelbſt immer in Bereitſchaft halten ließ. Für Anhänger der Prädeſtinationslehre muß dieſe Kaufmannstochter, der drei Kronen über dem Scheitel geſchwebt und die der dritten nur widerwillig ihr Haupt gebeugt, ein glänzendes Beiſpiel ſein.

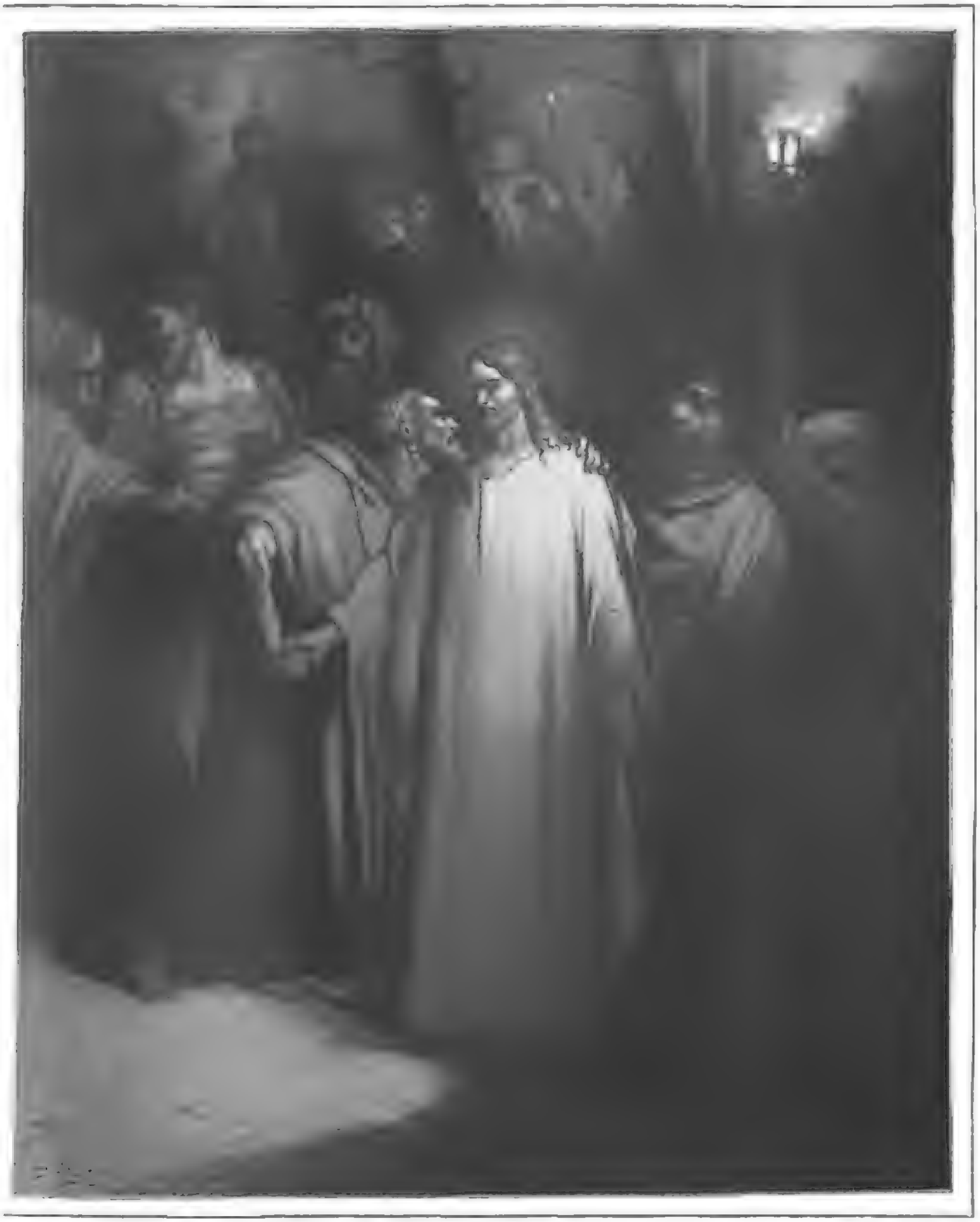
Weit minder glänzend, als der Titel es verheißt, ſind Väter des Werks „Causeurs de la révolution“. Die Glanzepoche der Cauſeurs war eigentlich jene, welche der Revolution voranging; dieſe ſelbſt ſtörte den Leichtſinn, der zum feingeſchliffenen Geiſtesſpiel im Geſpräch erforderlich iſt. Unter jenen, die ihn ſich trotz ihrem Sturm und Drang bewahrt, ſtand obenan Rivarol, der gefürchtete Pamphletiſt und kühne Abenteurer, deſſen in den „Plaudereien“ ſchon eingehender gedacht worden, und Talleyrand, bei dem jedoch der Sarkasmus ſo ſehr überwog, daß ſein Geplauder, wie ein Zeitgenoſſe bemerkte, die konverſationelle Walſtatt mit Leichen bedeckte. So zum Beiſpiel erwiderte er einmal auf die Bemerkung, daß in der erſten Kammer noch Ueberzeugungen zu finden ſeien: „O ja, ſehr viele Ueberzeugungen; da iſt zum Beiſpiel Semonville, der hat deren ſogar zwei.“ Rivarol konnte ebenſo ſchneidig ſein, wie da er auf Mirabeaus hochfahrendes: „Es iſt denn doch ein Unterſchied zwiſchen Ihrem Ruf und dem meinigen!“ höflich entgegnete: „Ich hatte es nie gewagt, Herr Graf, Sie darauf aufmerkſam zu machen!“ Doch waren ſeine Geiſtesblitze oft auch poetiſch und tiefſinnig. Ein ſolcher iſt's, wenn er die Zeit bezeichnet als das „Alter des Geiſtes, an dem alles vorüberzieht, während wir meinen, daß es an uns vorüberziehe“.

Die Charwoche.

An der rechten Seite des Weges, welcher von Jeruſalem über den Oelberg nach Bethanien führt, liegt der Garten Gethſemane. Er wird von hohen Mauern umgeben und iſt nur klein, aber ſein Boden iſt reich mit Blumenbeeten geſchmückt, denen in unſeren Tagen ein Franziskaner die zärtlichſte Pflege angedeihen läßt. Uralte Oelbäume mit verwitterten, zerriſſenen Stämmen ſtehen vereinzelt zwiſchen dieſen Beeten; ſie verdienen es wohl, aufmerkſamer betrachtet zu werden, denn unter ihrem Laubdach ſoll voreinſt Jeſus Chriſtus mit ſeinen Jüngern gewandelt ſein, wenn er das geräuſchvolle Leben der heiligen Stadt floh und das ihn immer zahlreicher umdrängende und nachfolgende Volk, um hier in einſamer Stille ſeinen treueſten Anhängern ſeine göttlichen Lehren zu verkünden. Sind ſie nun auch wahrſcheinlich nicht ſo alt, ſo können ſie doch ohne Bedenken für die nächſten Nachfolger derjenigen Bäume angeſehen werden, die zum Beginne unſerer Zeitrechnung dieſen durch unſern Erlöſer geheiligten Erdenfleck beſchatteten. Auf unſerem Bilde, welches einen Teil des kleinen Gartens darſtellt, erblicken wir an dem Fuße eines der alten Olivenbäume zwei Franziskanermönche im Geſpräch vertieft, während weiter im Hintergrunde ein arabiſcher Gärtner mit ſeiner Arbeit beſchäftigt iſt. Dieſer friedliche Ort, ſo recht geeignet zu einer frommen Beſchaulichkeit, iſt geweiht für alle Zeiten durch die Leidensgeſchichte unſeres Heilands. Denn hier iſt nach der Ueberlieferung, die ſich bis ins vierte Jahrhundert verfolgen läßt, die Stätte, da des Menſchen Sohn in der Sünder Hände überantwortet ward durch den ſchnöden Verrat eines der Zwölf, Judas Iſcharioth. Es war das Feſt der ſüßen Brote, das da Oſtern heißt, herangekommen, und mit ihm die Zeit erfüllt, von der geſchrieben ſteht, daß des Menſchen Sohn dahingehen ſoll. An dieſem Feſte mußte das Oſterlamm geopfert werden, und Jeſus entſandte Petrus und Johannes, damit ſie die Vorbereitungen dazu träfen. Und an dieſem denkwürdigen Tage ſetzte Chriſtus das heilige Abendmahl ein, das Liebesmahl, welches ſeine Jünger und Anhänger in aller Welt und zu allen Zeiten zu ſeinem Gedenken genießen ſollen. Dann ging er hinaus „nach ſeiner Gewohnheit“, wie es im Evangelium Lucä heißt, an den Oelberg in den Garten Gethſemane, um zu beten, und ſeine Jünger folgten ihm. Der ſchwerſte Seelenkampf, den der Welterlöſer während ſeiner irdiſchen Laufbahn zu beſtehen hatte, wurde in dieſer ſtillen Abgeſchiedenheit durchgekämpft. In heißem Gebete rang er mit ſeinem Herrn und Gott, „es ward ſein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde“, während die Jünger bedrückten Herzens einſchliefen. Da nahte

Der Garten von Gethſemane.

r, als es ſchon zu dunkeln begann, mit den Hohen- d den Hauptleuten des Tempels und den Aelteſten. trat an den Herrn heran und küßte ihn. Denn as verabredete Zeichen. „Juda, verrätſt Du des ohn durch einen Kuß?" ſprach Jeſus und hielt n 43), die ſich zur Wehr ſetzen wollten. Willig ließ er ſich ergreifen und in des Hohenprieſters Haus bringen. Standhaft erduldete er auch die Leiden und Schmähungen, die nun folgten. Wußte er doch, daß dies der Wille ſeines göttlichen Vaters war, daß er ſeine Sendung nur durch den Kreuzestod erfüllen konnte und daß er nach dieſer Erdenqual erhöht werden würde in ſeines Vaters himmliſchem Reiche als Richter über Lebende und Tote. In dieſem erhabenen Bewußtſein, den ſchmerzvollen Tod als Erlöſer der ſündigen Menſchheit zu erdulden, trat er auch den ſchweren Gang nach Golgatha an, von der auf ihm ruhenden Kreuzeslaſt faſt erdrückt und nur von wenig Getreuen begleitet. Erſt am Kreuze war ſeine rettende Sendung erfüllt, und ihr galten auch ſeine



Judas' Verrat. Matth. 26, 49

Aus der „Prachtbibel" mit Originalzeichnungen von Guſtav Doré (Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart).

als ſein Haupt zum Tode ſich neigte: „Es iſt

iden Bilder aus der Leidensgeſchichte Chriſti führen [illegible] derſelben vor Augen: das moderne von [illegible] und das alte von Ghirlandajo (S. 600) den [illegible]. Auf beiden bildet die Figur des Heilands [illegible]. Auf dem erſten iſt ſeine Erſcheinung eine ganz von göttlicher Hoheit erfüllte; er hat ſich im Gebete zu ſeinem Vater Kraft geholt. Ein ſchmerzlicher Zug beſchattet ſein mildes Geſicht, als er das widerliche Lächeln des ihm nahenden falſchen Jüngers ſieht, deſſen gekrümmte Geſtalt einen wirkungsvollen Gegenſatz zu ſeinem erhabenen Opfer bildet. Auf dem zweiten Bilde dagegen tritt der leidende Menſch mehr zu Tage, die göttliche Natur erſcheint zurückgedrängt durch die erlittenen Qualen. Der Leib iſt zerſchlagen, und kaum vermag er das ſchwere Kreuz weiter zu ſchleppen. Erſt oben auf Golgatha trägt die göttliche Natur wieder den Sieg davon über den gemarterten Leib, da die Seele ſich wunderbar emporgehoben fühlt in der Erwartung des baldigen Eingangs in die Ewigkeit des himmliſchen Paradieſes.

Dr. A. S.

89 (S. 621).

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XXI.

Als Jonel in ſein Zimmer trat, war es ein Uhr morgens. Er zündete ein Licht an und ließ ſich in einem Lehnſtuhl nieder; die Aufregungen des heutigen Abends und das Bewußtſein, daß er in nächſter Zeit ſchon zum erſtenmal in ſeinem Leben vor einer ſchickſalsſchweren Entſcheidung ſtehen werde, verſcheuchten den Schlaf von ſeinen Augen, er brannte eine Cigarrette an, und während er in die bläulichen Rauchwolken blickte, zogen nochmals die Erlebniſſe der letzten Stunden an ihm vorüber. Der Lichtſchein fiel voll auf ſein bleiches Geſicht, die früheren weichen Linien desſelben waren verſchwunden, die Züge markierter, männlicher geworden, auf ſeiner früher ſo klaren Stirne hatte ſich zwiſchen den Augenbrauen eine finſtere Falte eingegraben, ſeine Augen ſchienen tiefer zu liegen und ihr ruhig ſtrahlender Glanz war einem faſt fieberhaft flackernden Feuer gewichen, und dieſe äußerliche Umwandlung war ein getreues Spiegelbild der Umwälzung, die ſich in ſeinem Gemütsleben vollzog. Die bitteren Qualen der letzten Wochen hatten ſeinem Idealismus jene Jugendfriſche abgeſtreift, welche früher ſeinem ganzen Weſen Kraft und Schwung verliehen. Widerſprüche, deren Exiſtenz er kaum geahnt, waren in der letzten Zeit als mächtig wirkende, ſein Gemüt zerrüttende Faktoren in ſeinen Lebenskreis getreten. Die einſtige Zuneigung zu Filibis Töchterlein, die, ihm ſelbſt unbewußt, als Funke in ſeinem Knabenherzen geglüht, war jetzt nach Jahren beim Anblick des herrlichen Weibes erwacht und mit einer elementaren Raſchheit zu einer wüſten Leidenſchaft emporgelodert. Er ſagte und bewies ſich, daß ſeine Liebe ſträflich, ſündhaft, daß Lea egoiſtiſch, hartherzig und daß es ſeiner unwürdig ſei, ein ſolches Weib zu lieben. Aber wie Tropfen an einen Felſen, ſo prallten die Mahnungen ſeiner beſſeren Natur wirkungslos ab an dem urwüchſigen Drange, der ihn zu ihr hintrieb und tauſend wahnſinnige Hoffnungen in ihm erweckte, dazu geſellte ſich die wühlende Pein über das traurige Verhältnis zu ſeinem Vater. Wie ſchwärmeriſch hat er ihn vor wenigen Wochen noch geliebt und verehrt! Und dieſer Mann hatte ſeine Mutter in den Tod getrieben, er war zum willenloſen Werkzeug eines herzloſen Weibes geworden, das ihn an den Rand des Verderbens gebracht und jedes Rechtsgefühl in ihm erſtickt hatte. Und unter der Wucht dieſer Umſtände mußte er ſelbſt — Jonel — einen Schritt thun, der ihm gleichfalls ein Schlag gegen ſein beſſeres Ich zu ſein ſchien, er that es freilich, um ein himmelſchreiendes Unrecht an den Freiſaſſen von Baneſti zu verhüten; aber war es trotz alledem nicht ein unwürdiges Spiel, mit einem Herzen, in dem eine Leidenſchaft für ein anderes Weib brannte, vor ein Mädchen hinzutreten, allerhand Gaukelkünſte ſpielen zu laſſen, ihr Liebe zu heucheln, um ihre Hand zu erringen, und all dies, weil er aus ihrer Mitgift die Mittel ſchöpfen wollte, um ſeinen Vater vom Bankerott zu retten!

Wenn ihm wenigſtens jener patriotiſche Ehrgeiz unangetaſtet geblieben wäre, der ſeine Seele früher geſchwellt hatte! Aber ſeitdem ihm ſein Vater das Geheimnis ſeiner Herkunft enthüllt, war auch dieſes Gefühl in ihm verdunkelt worden. Was war er denn eigentlich, ein Rumäne oder ein Jude? Keines von beiden, ein nationales Zwitterweſen!

„Das patriotiſche Gefühl und der edle Ehrgeiz, ſein beſtes Können, ſein Herzblut dem Vaterlande zu opfern,“ ſo ſagte er ſich, „müſſen aus einer reinen, ungetrübten Quelle ſtrömen, man muß mit allen Faſern ſeines Daſeins an der Heimat hängen, in derſelben voll und ganz wurzeln!“

War dies bei ihm der Fall? Gehörte er nicht auch jenem Volk an, deſſen Söhne der rumäniſchen Nation als vaterlandsloſe, gehaßte und verachtete Parias gegenüberſtanden, von derſelben durch Sprache, Sitte, Religion und Anſchauungen wie durch eine Kluft geſchieden waren? Iſt es denn möglich, die Tradition des Volkes, zu dem ſeine Mutter gehörte, und die großen geſchichtlichen Erinnerungen der rumäniſchen Nation, aus denen früher ſein glühender Patriotismus gefloſſen, zu verſchmelzen? Kann man zugleich Jude und Rumäne ſein? Und wenn man es ſelbſt vor der Welt zu ſein vermag, bleibt denn nicht tief im Gemüt ein geheimer Zwieſpalt, ein unaufgelöſter Reſt?

All dieſe quälenden Gedanken und wirren Fragen hatten in den letzten Tagen in Jonel getobt und ihn in eine dumpfe Apathie verſetzt. Aus dieſer Gemütsſtimmung heraus hatte er heute abend dem buckeligen Advokaten das Geſtändnis gemacht, daß er ſich elend fühle, daß ihm alles zuwider ſei und daß das Leben ihn anekle; aber ſeine Natur war doch noch zu reich, zu voll von jugendlich ſtrotzenden Trieben, als daß deren Spannkraft durch die Wucht der auf ſie hereingeſtürmten Eindrücke vollſtändig gebrochen worden wäre, und es bedurfte nur eines kräftigen Anſtoßes, um ſie wieder zu wecken. Dieſen Anſtoß hatte er im Paradies erhalten, in der Geſellſchaft der wüſten, verkommenen Zechkumpanen. Wie gemütsleer, wie bar jedes ideellen Schwunges, wie verſunken in eine rohe Liederlichkeit waren dieſe Männer! Und wenn ſie wirklich Typen bildeten der geſamten Geſellſchaft, wie traurig mußte es um ſie beſtellt ſein! War er nicht beſſer als Culianu, als Dobrescu, als der Präfekt Aldeanu? Was verſchlug es am Ende, daß ſeine Mutter eine Jüdin war? Wozu mit grübleriſcher Selbſtqual ſein Weſen zerlegen? War das nicht eine Arbeit, bei der nichts herauskam, nichts herauskommen konnte, da doch keines der konſtituierenden geiſtigen Elemente des Judentums in ſeine Erziehung, in ſeine Bildung hineingeſpielt hatten? Fühlte er nicht durch ſein Herz rein und ungebrochen die Liebe für das Land, in dem er geboren war, ſtrömen? War er nicht auch jetzt noch von Begeiſterung für das Edle, Schöne und von dem brennenden Verlangen durchglüht, ſelbſt Edles zu wirken, Schönes zu ſchaffen? All dieſe Gedanken flogen ihm, wie er ſo ſinnend in die Rauchwellen der Cigarrette blickte, durch den Kopf, es wurde ihm dabei auf einmal leicht ums Herz und er lächelte vor ſich hin. Wenn er dieſe Erwägungen durch mühſame Gedankenarbeit zu Tage gefördert hätte, ſie würden wohl nicht vermocht haben, ſein Weh zu bannen und ein Lächeln auf ſeine Lippen zu zaubern; aber ſie waren aus einem eigentümlich ſüßen Glücksgefühl emporgeſprungen, das ihn plötzlich überkommen und ſein ganzes Weſen umfangen hatte.

Dieſe wonnige Empfindung hatte ihn ſchon früher manchmal, wenn er an Pia dachte, durchſchauert, aber in ſeiner dumpfen Inſichverſunkenheit hatte er ſich keine Rechenſchaft darüber gegeben, es kam und verflog wie ein Blitz, der in finſterer Nacht über dunkle Wolken hinzuckt und dieſelben für einen verſchwindend kleinen Moment erhellt. Jetzt aber, nachdem er Zeuge der Jämmerlichkeit ihres Vaters geweſen und die Erklärung für ihr trauriges Weſen gefunden zu haben glaubte, tauchte ihr Bildnis in ihm empor licht und klar, und ihm dünkte, als ſtrahlten ihre wehmütigen Augen mild und beſänftigend auf ſein ſchmerzdurchwühltes Gemüt herab, als lichtete ſich die Dunkelheit in ſeiner Seele, als ſtrömte aus einer tiefen, bis jetzt verborgenen Lebensquelle neue Kraft in ihm empor.

„Sie iſt ein gutes, ein herrliches Mädchen,“ ſagte er leiſe vor ſich, „ich will trachten, ihrer Liebe würdig zu werden, ich will arbeiten, die Ellenbogen rühren und eine Poſition erringen. O, ſie ſoll ſtolz auf mich ſein!“

Er ſprang empor, ſchritt einigemale im Zimmer auf und ab, dann öffnete er, von einer plötzlichen Idee erfaßt, ſeinen Reiſekoffer, wühlte in ſeinen Sachen eine Weile herum und brachte ein Manuſkript hervor, es war ein Trauerſpiel, zu dem ihm das Leben und das tragiſche Ende Mihai des Tapfern, jenes Nationalheros, der ſchon die Phantaſie des Knaben angeregt, den Stoff geboten. Er hatte das Stück kurz vor der Abreiſe nach der Heimat in wenigen Wochen und in einem Wurf vollendet, ſeitdem er das väterliche Schloß betreten, hatte er nicht mehr daran gedacht, jetzt aber drückte er das Manuſkript wie einen plötzlich wiedergefundenen Schatz an ſeine Bruſt. Dieſes Trauerſpiel, in das er all ſeine Begeiſterung hineingewoben, ſollte die ſchlaffen Geiſter aufrütteln, der troſtloſen Gegenwart ein Spiegelbild der einſtigen alten Größe des rumäniſchen Volkes vorführen, ihn ſelbſt emporheben über den gemeinen Troß all der Leute vom Schlage Culeanus und Aldeanus, und wenn ſeine Worte von der Bühne herabklingen, wenn die Menge denſelben andächtig wie einer Offenbarung lauſcht, wenn ein Beifallsſturm durch das Haus toſt und alle Welt ſeinen Namen rühmend nennt, dann wird er ſich ſagen können, daß er den erſten Schritt auf jener Bahn gethan, die ihm einſt vorſchwebte, dann wird auch Pia begreifen, daß er anders ſei als die anderen und beſſer. Er begann ſtehend die Blätter des Manuſkripts zu überfliegen, ein ſeliger Rauſch überkam ihn, er ſah ſeine Geſtalten vor ſich leibhaftig, zum Greifen klar und farbenbeſtimmt, er hörte ihre Stimmen, und als er das letzte Blatt zu Ende geleſen, blieb er eine Weile verzückt und in ſich verſunken ſtehen, da raſſelte ein Wagen auf der Straße, er erwachte wie aus einem Traume. Das Licht war tief herabgebrannt.

„Florica!“ rief er plötzlich. Er hatte Florica verſprochen, ihr gleich nach ſeiner Ankunft in der Reſidenz zu ſchreiben, er ſetzte ſich hin und ſchrieb. Seine Feder flog über das Papier, und es mußten wohl fröhliche Dinge ſein, die er dem kranken Mädchen mitteilte, denn er lachte ab und zu. Eine halbe Stunde wohl ſchrieb er, da entfiel die Feder ſeiner Hand, das Licht flackerte noch einmal auf und erloſch, er ſank in den Lehnſtuhl zurück, das Haupt fiel ihm auf die Bruſt herab, eine Weile noch ſchwebte bald Pias, bald Floricas Bild vor ihm, dann umfing ihn ein tiefer, traumloſer Schlaf.

XXII.

Madame Aglae Dobrescu hat ſehr jung — mit ſechzehn Jahren ſchon — geheiratet, ſie iſt gegenwärtig ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, ſieht aber bedeutend älter aus, ſie iſt klein, mager, mit einem faltenreichen, verwitterten Geſicht, in dem nur noch die ſchwarzen Augen den alten Glanz bewahrt haben. Sie iſt ſehr nervös, ſtets aufgeregt und raucht unabläſſig Cigarretten, ſie hat in ihrem Leben viel gelitten, die zwei erſten Jahre ihrer Ehe waren glücklich verſtrichen. Ihr Gatte, welcher um fünfzehn Jahre älter war als ſie, hatte, als ſie ihn heiratete, ein hohes öffentliches Amt bekleidet, ein Jahr ſpäter wurde ihm ſogar ein Miniſterportefeuille anvertraut, ſeine Miniſterherrlichkeit dauerte jedoch nur wenige Monate. Nach ſeinem Sturz wurde ſeine finanzielle Lage eine mißliche, er wechſelte daher im Lauf eines Luſtrums zu wiederholtenmalen ſein politiſches Glaubensbekenntnis, er focht, je nachdem die einen oder die anderen am Ruder waren, bald für die Liberalen, bald für die Konſervativen und jedesmal mit der gleichen glühenden Ueberzeugungstreue, mit der gleichen, jeden Kompromiß ablehnenden Heftigkeit.

„Ich bin ein Realpolitiker,“ pflegte er ſtolz auszurufen, wenn man ihm ſeinen Geſinnungswechſel vorwarf, „ich gehöre zur Bismarckſchen Schule!“

Neben der militanten Politik widmete er indes auch der Volkswirtſchaft ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit, ſchwärmte für Schutzzölle, für die Nationalinduſtrie, für Friedrich Liſt und gründete eines Tages eine Aktiengeſellſchaft zur Hebung des Kredits. Es lag ihm freilich dabei weniger der allgemeine als ſein eigener, ſtark erſchütterter Kredit am Herzen. Er wurde das Faktotum der Geſellſchaft, aber einige „Unregelmäßigkeiten“, die ſich nach kurzer Zeit bei der Kaſſegebahrung herausſtellten, zwangen ihn, ſeine Schöpfung im Stich zu laſſen und ſich in ein beſchauliches Dunkel zurückzuziehen. Er reiſte nun mit ſeiner Gattin nach Paris, und ſie verblieben daſelbſt zwei Jahre. Die Pariſer Luft wirkte berauſchend wie ein Narkotikum auf ihn, er wurde ein Lebemann, und als er nach ſeiner Heimat zurückkehrte, ſetzte er das luſtige Leben fort, deſſen Genüſſe er in Paris kennen gelernt hatte.

Madame Dobrescu, welche ihn durch ihre Eiferſucht unabläſſig quälte, wurde ihm gleichgiltig, er kümmerte ſich nicht um ſie, und dieſes unerquickliche nis änderte ſich auch nicht, als er Vater von ingen — einem Knaben und einem Mädchen urde. Madame Dobreſcu erfuhr, daß ihr ein leidenſchaftlicher Spieler geworden, und Tages teilte er ihr ſelbſt mit, daß er ſein Gut verkauft und den Erlös dafür verſpielt, er war zerknirſcht und weinte wie ein Kind. blieb ungerührt, der letzte Funke von Liebe für Mann war in ihr verglommen, ſie trug ſich Zeit lang mit dem Gedanken, ſich von ihm en zu laſſen, aber die Rückſicht auf ihre Kinder, ie unendlich liebte, und die Anwartſchaft auf rbſchaft ihres Schwagers Hagi Dobreſcu, eines n Bruders ihres Gatten, hielten ſie davon zu-

Hagi Dobreſcu war ein alter, reicher Junge, von einem ſprichwörtlichen Geiz, er war , gebrechlich, ſo daß man jeden Tag ſeinen erwartete. Aber Madame Dobreſcu mußte Jahre in Kummer und Elend leben und die n Demütigungen erleiden, bis das ſehnlichſt tete Ereignis eintrat.

s war eine gräßliche Zeit. Wochen vergingen an denen Herr Dobreſcu, der zu keiner Thätigſich bequemen wollte, keinen Centime für den halt des Hauſes hergab, wobei er ſich den allh ſchon in aller Frühe laut werdenden Lamennen und eindringlichen Mahnungen ſeiner in dadurch entzog, daß er heimlich den Hut , ſich aus dem Staube machte und ſich den n Tag nicht mehr blicken ließ, in der ruhigen rtrauung, daß ein ſo kluges Weib wie Madame reſcu ſchon Rat ſchaffen werde; und ſie ſchaffte es gab keinen Wucherer in Jaſſy, den ſie nicht ine Anleihe angebettelt hätte, keinen Pfandgeber, re Schmuckſachen nicht kannte.

bends, wenn Herr Dobreſcu, gewöhnlich in lſchaft von einigen guten Freunden, die er zum einlud, heimkam, war alles ruhig und geordder Tiſch reich beſtellt und die dringendſten chulden berichtigt. Es kam jedoch eine Zeit, elbſt der findige Geiſt der Madame Dobreſcu noch nicht erſchöpfte Hilfsquelle aufzuſpüren ochte, in dieſer Not erſt wandte ſie ſich an Schwager, ſie that dies nicht direkt, denn ſie e, durch bittere Erfahrungen gewitzigt, daß alle eigenen Bemühungen, bei Herrn Hagi Dobreſcu herauszulocken, vergeblich waren. Sie entſendete m ſeinen Liebling, ihr Söhnlein Tica, erteilte aber vorher genau detaillirte Inſtruktionen, wie n Onkel zu liebkoſen, zu küſſen und anzuflehen , bis ſein Herz erweicht war, und wie er, wenn nichts hälfe, in einem unbewachten Moment ſeiner Taſche ein Goldſtück herausſtehlen ſollte. es Strategem glückte faſt immer, hatte aber hnlich zur Folge, daß der Onkel, wenn er den gang des Goldſtücks merkte — was ſehr oft der war — wütend in die Wohnung ſeines Bruders tte, ſeiner Schwägerin die ehrenrührigſten Betungen an den Kopf warf und jammerte, daß ihn beraube, zu Grunde richte, elend und unlich mache. Dann mußte das arme Kind, die n voll Thränen und am ganzen Leibe zitternd, wütenden Greis wieder beſänftigen. Es war gräßliche Zeit, die Madame Dobreſcu und ihrer ter Pia unauslöſchlich im Gedächtniſſe haften eben und bei deren Erinnerung es ſie jetzt ſchauderte. Als Hagi Dobreſcu ſtarb, fand ein Teſtament vor, durch welches die Kinder s Bruders zu Erben ſeines Vermögens eingeſetzt ten, das aus einem zehntauſend Pogon umnden Gut und aus Wertpapieren im Betrage ſechsmalhunderttauſend Franken beſtand.

Madame Dobreſcu übernahm ſelbſt die Verung dieſes Vermögens, ihr Gatte war durch Elend und die Ausſchweifungen ſo verkommen, tte ſo ſehr jede Energie verloren, daß ſie ihn tändig beherrſchte. Sie hatte ihm ſo lange in Ohren geſchrieen, daß er ein Taugenichts, ein edieb, eine komplette Null ſei, daß er ſelbſt n glaubte und in ſeiner Feigheit nicht einmal geringſten Anſpruch auf die ihm von Rechts n gebührende Verwaltung des Vermögens ſeiner er zu erheben wagte. Er verlangte nichts als Monatsgeld von hundert Dukaten, das ihm bewilligt wurde, und das eheliche Leben würde unter ſo bewandten Umſtänden noch leidlich tet haben, wenn dieſes Monatsgeld für die Befriedigung der noblen Paſſionen des Herrn Dobreſcu hingereicht hätte. Aber dies war nicht der Fall, er machte Schulden — freilich nicht allzu große, da ſeine Kreditgeber genau den Betrag kannten, bis zu welchem ſeine Gattin für ihn aufkam, und dieſe Schulden bildeten die Quelle, aus der unabläſſig ſeit Jahren jene häuslichen Zänkereien floſſen, welche Madame Dobreſcu das Leben verbitterten. Der einzige Troſt in ihrem Kummer waren ihre beiden Kinder — die blondlockige Pia, ein begabtes, ſinniges Mädchen, und Tica, ein ſchwarzäugiger, kränklich blaſſer Junge. Tica war kein aufgewecktes Kind, aber die Mutter hoffte, daß mit den Jahren ſeine geiſtigen Fähigkeiten erwachen würden. Dieſe Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung, er ſchleppte ſich mühſelig durch ſechs Gymnaſialklaſſen, und als er ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte, trat ein Ereignis ein, welches Madame Dobreſcu geradezu betäubte.

Eines Tages nämlich — es war vor zwei Jahren — erſchien Herr Pantaſi Tſchuku, der ihr Rechtsbeiſtand war und auf den ſie große Stücke hielt, bei ihr, brachte das Geſpräch auf Tica und ließ ſo nebenbei die Bemerkung einfließen, daß es ſehr gut wäre, wenn man Tica von jeder geiſtigen Anſtrengung fernhalten würde, da ſein Gehirn allzu überangeſtrengt ſei und Schaden nehmen könnte, er habe das vom Hausarzt erfahren, der, wie es ſcheine, ſeiner Sache nicht ganz ſicher ſei, da er ſonſt nicht verfehlt hätte, Madame Dobreſcu ſelbſt darauf aufmerkſam zu machen.

Es ſcheint jedoch, daß der Hausarzt ſeiner Sache vollſtändig ſicher war, denn Tica wurde immer düſterer, ſchweigſamer, ſeine ſchwarzen Augen verloren ihren Ausdruck — er ſtierte oft ſtundenlang vor ſich hin, und weder die Liebkoſungen noch die Thränen ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter vermochten ihn aus ſeiner Dumpfheit zu erwecken. Madame Dobreſcu konnte ſich nicht dazu entſchließen, ihn in einer Anſtalt für Gemütskranke unterzubringen, wie man ihr anriet, er blieb im Hauſe, aber das Leben darin ward immer düſterer und trauriger. Der arme Junge konnte kein lautes Geräuſch leiden, die Diener ſchlichen daher auf den Zehen einher, die Thüren mußten leiſe geſchloſſen werden, die Wirtſchafterin durfte mit den Schüſſeln nicht klappern und die zwei Hunde, welche ſonſt in dem weiten Garten ſich herumgetummelt hatten, welcher das in einer wenig frequentirten Straße der Reſidenz gelegene Schlößchen der Madame Dobreſcu umgab, wurden auf das Gut Bogdaneſti transportirt. Nur Pia war es geſtattet, die Stille durch Klavierklänge zu unterbrechen; wenn ſie am Flügel ſaß und ſpielte, kauerte ſich Tica auf einem Tabouret ihr zu Füßen und hielt auf den Armen eine ſchwarze Katze, der er ſtundenlang das Fell zu ſtreichen liebte, ſtierte lächelnd vor ſich hin und wiegte den Kopf nach dem Takt der Muſik.

Madame Dobreſcu lebte ſehr zurückgezogen, faſt einſiedleriſch, teils auf dem Gute Bogdaneſti, das vier Meilen von Baneſti entfernt lag, teils in der Reſidenz, aber ſie langweilte ſich nicht, die Verwaltung ihres Gutes nahm ihre Zeit vollauf in Anſpruch und bot ihr tauſend Anläſſe zur Aufregung.

In dieſes düſtere, unerquickliche Familienleben brachte Jonel etwas Leben und Bewegung. Madame Dobreſcu war auf ſeinen Beſuch, den er ihr einen Tag nach ſeiner Ankunft in Bukareſt abſtattete, durch ein Schreiben der Frau Faluza vorbereitet worden. Die gute alte Dame hatte für dieſen Zweck einen ſechs Seiten langen Brief geſchrieben, deſſen Schlußpaſſus folgenden Wortlaut hatte: „Sie werden eine Freude an Jonel haben, er iſt ein Prachtjunge, trotzdem er mich, ſeitdem er aus der Fremde heimgekehrt iſt, auffallend vernachläſſigt hat. Ja, ein Prachtjunge, und wenn ich eine Tochter hätte — ich wüßte für ſie keinen beſſern Mann als ihn."

„Er ſcheint in der That ein ſehr braver junger Mann zu ſein," ſagte Fräulein Pia, welcher ihre Mutter dieſen Brief zu leſen gegeben hatte; „ich habe am Hochzeitsfeſte der Madame Balſamaki einige angenehme Stunden mit ihm verbracht, er iſt gebildet und ſo ernſt; er iſt Dir ja auch vorgeſtellt worden, Mama, Du erinnerſt Dich, nicht?"

„Nur ſehr dunkel," ſagte Madame Dobreſcu; „es ſind mir an jenem Abend eine Unmaſſe von jungen Leuten vorgeſtellt worden, die alle mit Dir tanzen wollten. Seinen Vater kenne ich, ich glaube ſogar, wir ſind mit ihm weitläufig verwandt; er mag uns beſuchen; übrigens will ich Herrn Tſchuku um nähere Auskunft fragen."

Herr Tſchuku, der ſonſt an den jungen Leuten kein gutes Haar ließ, ſtimmte zu Ehren Jonels eine geradezu begeiſterte Lobeshymne an. Jonel wurde daher ſehr freundlich empfangen und beim Abſchied eingeladen, ſeine Beſuche ja recht oft zu wiederholen. Er folgte dieſer Einladung und war ſchon nach den erſten drei Wochen in der Familie Dobreſcu heimiſch. Der Madame Dobreſcu, die Jonel wegen ſeines ernſten, gebildeten Weſens liebgewonnen, ward er noch aus einem andern Grund ein gern geſehener Gaſt. Ihr armer Tica war ſonſt menſchenſcheu, wenn ein Gaſt kam, floh er wie ein gehetztes Wild aus dem Zimmer. Für Jonel faßte er jedoch eine ſeltſame Zuneigung, bei ſeinem erſten Beſuch war er allerdings auch hinausgerannt und hatte ſich auf dem Treppenaufgang hinter einen Oleanderkübel verſteckt, dort blieb er, bis Jonel das Haus verließ, dann war er in den Salon geſchlichen, hatte ſich zu Pias Füßen niedergekauert und gefragt, wer der Beſuch geweſen. Dieſe Neugier war etwas ganz Fremdes bei Tica, er kümmerte ſich ſonſt um keinen Menſchen. Pia erzählte ihm viel Gutes von Jonel, Tica horchte geſpannt. Als Jonel zum zweitenmal wieder kam, blieb er im Salon und ſtarrte ihn verwundert an. Bei einem ſpätern Beſuche faßte er Jonel ſogar bei der Hand und hielt ihn zurück, als er gehen wollte, und als er ſich endlich doch verabſchiedete, kauerte ſich der arme Blödſinnige in einen Winkel des Flurs, weinte ſtill vor ſich und murmelte dabei unabläſſig Jonels Namen.

Madame Dobreſcu war überglücklich, ſie ſah nach zwei langen, bangen Jahren zum erſtenmale das Intereſſe an der Außenwelt in ihrem unglücklichen Sohn ſich wieder regen und in ſeiner dumpfen geiſtigen Erſtarrung einige Funken von Intelligenz aufblitzen.

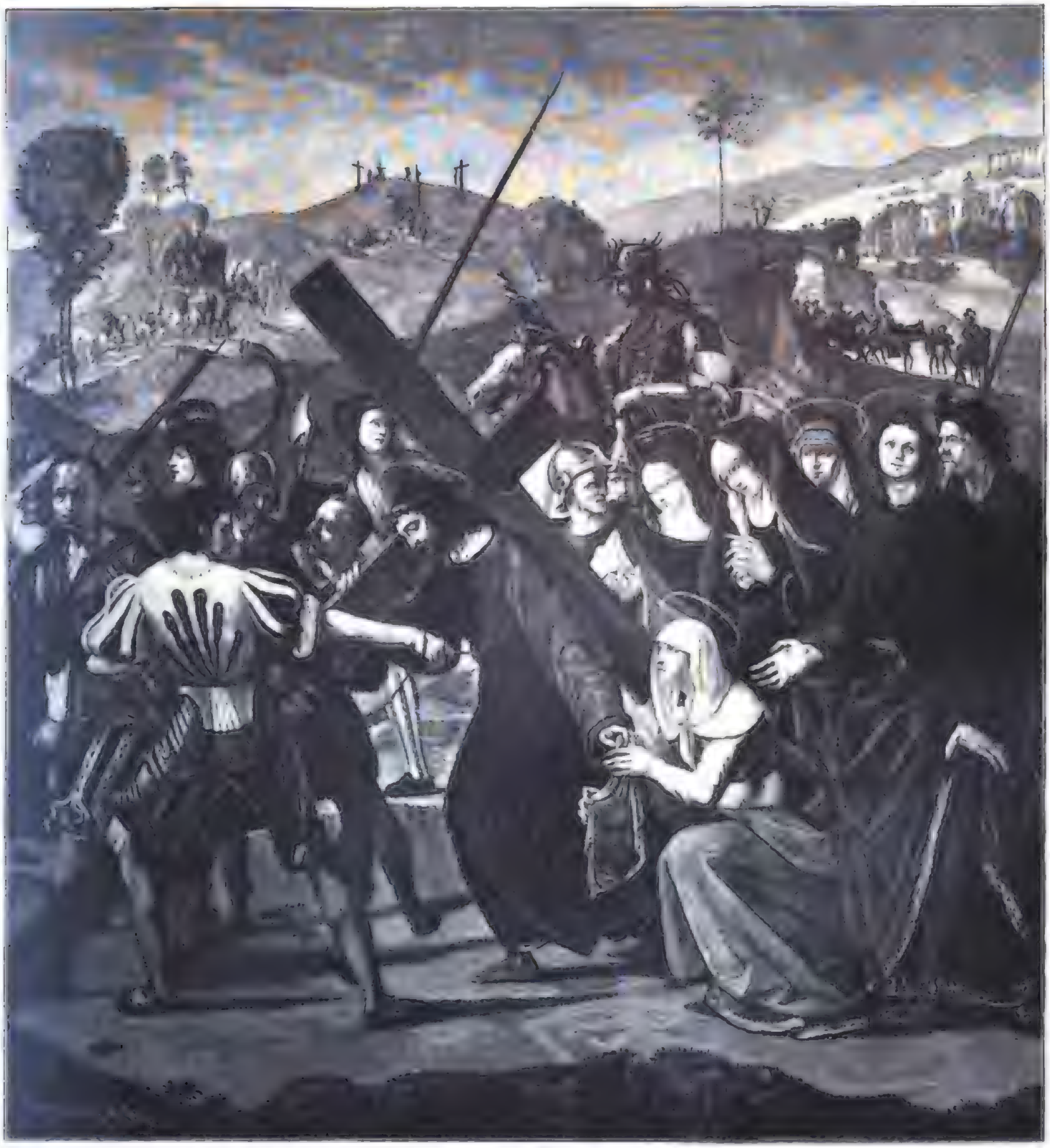
Herr Tſchuku war unabläſſig bemüht, [illegible] guten Diſpoſitionen für Jonel nach Kräften zu fördern, er war ſein ſteter Begleiter und entwickelte für ihn eine wahrhaft väterliche Fürſorge. Er verſchaffte ihm einige kleine Prozeſſe und ließ ihn ſogar in einem ſchwierigen Prozeſſe, den Madame Dobreſcu gegen einen ihrer Gutsnachbarn führte, plaidiren. Jonel entledigte ſich ſeiner Aufgabe zur vollſten Zufriedenheit des Herrn Tſchuku, der nicht verfehlte, dieſe Thatſache der Madame Dobreſcu mit dem Hinzufügen zu melden, daß ſie den günſtigen Ausgang des Prozeſſes in erſter Linie Jonel zu verdanken habe. Der bucklige Advokat begnügte ſich jedoch nicht damit, er ſpornte Jonel unabläſſig zur Arbeit an, er verlangte von ihm Artikel über wirtſchaftliche und politiſche Tagesfragen, die er mit ihm vorher beſprach, er veröffentlichte dieſe Artikel mit namentlicher Angabe des Autors in einem der hervorragendſten Tagesblätter. Man begann auf Jonel aufmerkſam zu werden. Herr Tſchuku ſchwamm in Wonne.

(Fortſetzung folgt.)

Kriegsgefangen.

(Hierzu das Bild Seite [illegible])

Die Belagerung von Metz hat begonnen. Enger und enger zieht ſich der unzerreißbare Ring des Belagerungsheeres um die große Feſtung zuſammen und ſelten vergeht ein Tag, an welchem nicht irgend ein Gefecht ſtattfindet. Aus den umliegenden Ortſchaften ſind die Bewohner entſetzt in das vom Kriege noch nicht berührte Innere Frankreichs geflohen, in ihren Wohnungen hauſen jetzt die deutſchen Krieger, die in wenigen furchtbaren Schlachten faſt die geſamte Heeresmacht des Gegners kampfunfähig gemacht oder doch wenigſtens lahmgelegt haben. Je näher man an Metz kommt, um ſo merkbarer ſind die Spuren des Krieges. So iſt auch Jouy-aux-Arches, ein Flecken auf dem rechten Ufer der Moſel, in welchem die wohlhabenderen Metzer Familien gerne die Sommermonate verbringen, kaum wieder zu erkennen. Die ſonſt ſo reinlichen Straßen ſind in einen Sumpf verwandelt, die ſonſt ſo ſchmuck gehaltenen Häuſer, die wohlgepflegten Gärten ſind verwahrloſt, ſtatt der eleganten Damenrobe, dem Gehrock oder der Bluſe ſieht man nur deutſche Uniformen. Beſonders an einem regneriſchen Tage bei düſterem Himmel wie heute macht der von kriegeriſcher Unruhe durchwogte Ort einen keineswegs freundlichen Eindruck; ſelbſt die deutſchen Soldaten halten ſich in den Häuſern, und nur wer es nicht vermeiden kann, betritt die Straße. Da plötzlich [illegible] alle auf, die da draußen mit Stroh- und Fouragefahren, Kartoffelſchälen und anderen Wirthſchaftsarbeiten beſchäftigt ſind. Von den Bogen der römiſchen Waſſerleitung her, welche dem Ort den Namen gaben, nähert ſich raſchen Schrittes ein franzöſiſcher Infanteriſt, von zwei Deutſchen eskortirt. Finſter iſt ſein Angeſicht, und ſpähend gleitet ſein Auge von Haus zu Haus, von Fenſter zu Fenſter. Iſt doch dies Dorf ſeine Heimat und birgt es doch alles, was ihm lieb iſt! Noch ſind kaum zwei Monate vergangen, daß er es, dem Rufe ſeines Kriegsherrn folgend, verlaſſen, die Bruſt von frohen Hoffnungen geſchwellt, des Sieges gewiß. Und nun — wie ſieht er es wieder? Als Gefangener, als Beſiegter! Nirgends ein Geſicht, das ihm bekannt wäre, kein Mund grüßt ihn freundlich — überall trifft ſein Blick nur auf Fremde, nirgends hört er andere als die verhaßten deutſchen Laute. Da — ein Schrei! Sein Auge erweitert ſich, er hält unwillkürlich an. Aus einem der wenigen Häuſer, welche noch von Franzoſen bewohnt ſind, iſt ein kleines junges Weib hervorgeſtürzt — ſein Weib. Einen Augenblick ſtutzt es, dann eilt es, unbekümmert um Wind und Wetter, um alle neugierigen Augen, fliegenden Schrittes über die Straße und liegt ihm [illegible] lachend und weinend in den Armen. Daß nur das Kind nicht erdrückt wird, das ſie an der Bruſt hält und das dem Vater zeigen zu können ſie kaum noch gehofft hat! Da ſagt eine treuherzige Stimme neben ihr: „Geben Se dat Wurm man her, Madamken!“ Zwar ſchlagen die Worte des Fremden unverſtanden an das Ohr der jungen Frau, aber die Bewegung ſeiner Hand und der freundliche Blick ſeines Auges ſagen ihr genug. Unbedenklich überreicht ſie ihm den kleinen Schreihals, den jener durch Schaukeln und wohlmeinenden Zuſpruch vergebens zu beruhigen ſucht — er zetert, daß die Straße widerhallt. Die Eltern ſelbſt aber haben ihn vergeſſen und halten ſich umſchlungen, als wollten ſie nie mehr ſich laſſen, ganz hingegeben der Freude des Wiederſehens, dem Schmerze, ſo ſich wiederzuſehen. Th.



Auf dem Wege nach Golgatha. Gemälde von Rodolfo del Ghirlandajo in der Nationalgalerie zu London. (Seite 596.)

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Groſser in Leipzig.)

Straße in Apia. [illegible] des deutschen Konsulats

[illegible]

Die Südsee-Inseln und ihre Bewohner.

Von

Christian Benkard.

[illegible]

([illegible])

Wie die Engländer und Amerikaner in Afrika, so erfuhren unsere [illegible] Truppen in Samoa, daß halbwilde, aber gut bewaffnete [illegible] leicht unterschätzt [illegible] können. Als zur Zeit der [illegible] Feindseligkeiten [illegible] re. [illegible] und [illegible] Tapferkeit der Deutschen [illegible] und [illegible] wurde mit einem Verlust von Todten und Verwundeten zurück[illegible] [illegible] Thatsache [illegible] Piraten [illegible] [illegible] Strafe [illegible] und rechtlos [illegible] den allgemeinen Wunsch nach einer [illegible] Bestrafung der Schuldigen vollständig. Man geht [illegible] leicht zu weit in der unbedingten Verurtheilung der [illegible], die, ursprünglich keine bösen Menschen, von [illegible] Uebeln [illegible] nur aufgestachelt und ver[illegible], zum Aeußersten getrieben, sich gegen ihre [illegible] lehnten. Denn die Insulaner dankten den Deutschen [illegible] früher auch eingestanden; jetzt [illegible] sie freilich [illegible] und es einigen [illegible] Amerikanern gelang, [illegible]. — Es ist bekannt, daß, wo [illegible] die weiße Rasse mit den farbigen in einen Wettbewerb und Existenzkampf tritt, die letztere abnimmt und ausstirbt. [illegible] ständig nur noch von etwa 35,000 Seelen bewohnt, und vielleicht schon nach hundert Jahren lebt [illegible] dort, wo einst ein [illegible] glückliches Volk. [illegible] Schreiber dieser Zeilen,*) in seiner Mitte gelebt, seine Vorzüge und Fehler kennen gelernt hat, der hofft zuversichtlich, das unvermeidliche Aussterben der Samoa-[illegible] möge nicht durch eine [illegible] die der deutschen

[illegible]

Samoanisches Mädchen

Plantagenarbeiter und ihre Aufseher vor einem Arbeiterhause

---

*) [illegible] im Verlag der Deutschen [illegible] Roman: „[illegible]“ [illegible] Lord [illegible], die Ehrgeiz[illegible] der dort lebenden Missionare und Kaufleute und beleuchtet [illegible]

Flagge zugefügte Beleidigung beſchleunigt werden. Das Erlaſſen der gerechten Strafe wäre allerdings in dieſem Falle gleichbedeutend mit Schwäche.

Die ſamoaniſchen Wirren würden ſchnell und ſicher beſeitigt werden, wenn eine europäiſche Großmacht dort ein Protektorat errichtete. Deutſchland wäre am erſten dazu berufen, aber es hat die Gelegenheit, in Apia ſeine Flagge zu hiſſen, unbenutzt vorübergehen laſſen, und durch die Unterzeichnung des Neutralitätsvertrages iſt der Beſitzergreifung Samoas ſeitens irgend einer Nation ein Riegel vorgeſchoben, ſofern die demnächſt zuſammentretende Samoakonferenz den betreffenden Vertrag nicht aufhebt.

Hoffen wir, daß die angebahnten Verhandlungen zum Guten führen und das Mutterland an ſeinem fernen Schmerzenskinde endlich doch noch Freude erleben möge!

Die Königin und die Thronfolgerin der Niederlande.

(Hiezu das Bild Seite 594.)

Seitdem die Krankheit des Königs der Niederlande ſich als eine ſo ſchwere und langwierige erwies, daß die Frage der Regentſchaft eine brennende wurde, haben ſich die Augen der Welt mit erhöhtem Intereſſe auf Königin Emma und ihre zur Thronfolge auserſehene Tochter, die Prinzeſſin Wilhelmine, gelenkt. Wir ſäumen daher nicht, dieſe beiden hervorragenden Vertreterinnen des holländiſchen Königshauſes unſeren Leſern im Bildnis vor Augen zu führen.

Königin Emma wurde als Prinzeſſin von Waldeck und Pyrmont am 2. Auguſt 1858 geboren und iſt die zweite Gemahlin des Königs Wilhelm III. der Niederlande, mit dem ſie ſich am 7. Januar 1879 vermählt hat. Durch ihre Mutter, die Fürſtin Helene von Waldeck, eine Schweſter des Herzogs Adolf von Naſſau, entſtammt die Königin der älteren herzoglichen Linie des Hauſes Naſſau-Oranien. Prinzeſſin Wilhelmine iſt als das einzige dieſer Ehe entſproſſene Kind am 31. Auguſt 1880 geboren, ſteht alſo jetzt in ihrem neunten Lebensjahre.

Unzertrennlich von der Frage des Eintritts der Regentſchaft war die der bisherigen Perſonalunion mit dem Großherzogtum Luxemburg, auf welche wir demnächſt eingehend zurückzukommen gedenken.

Literatur.

— **Sobald die Geſchichtsforſchung und Geſchichtſchreibung** in die Breite geht, kann ſie nur in großen Zügen ſchildern, die [illegible] Einzelheiten der Spezialforſchung immer reiche Schätze vorbehalten, deren Hebung zu den beſonders anerkennenswerten Leiſtungen gehört. Ein hervorragendes Verdienſt dieſer Art erwirbt ſich **Adolf Friedrich Graf von Schack** durch ſeine ſoeben in der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſchienene zweibändige „Geſchichte der Normannen in Sizilien“. Es iſt eine der intereſſanteſten, glänzendſten und gleichwohl bis jetzt in ihren feineren Zügen minder bekannten Epiſoden der Geſchichte des Mittelalters, mit der uns der Verfaſſer hier auf Grund gewiſſenhafteſter Quellenſtudien und eingehendſter Beſichtigung der Schauplätze der geſchilderten Vorgänge vertraut macht. Ausgehend von der Geſchichte der Normannen im Norden, die bis in die erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung zurückführt und deren Erörterung für das volle Verſtändnis der eigentlich hier in Betracht kommenden Periode unerläßlich war, ſchildert uns Graf Schack die Eroberung Unteritaliens und Siziliens durch dieſes unerſchrockene Heldenvolk unter Robert Guiscards Anführung im elften Jahrhundert, dann die herrliche Blütezeit ihrer Herrſchaft auf der erntegeſegneten Inſel, von der zahlreiche herrliche Kunſtdenkmale noch heute beredtes Zeugnis geben, und ſchließlich den Untergang des ſizilianiſchen Normannenreichs, dem der hohenſtaufiſche Kaiſer Heinrich VI. gegen den Ausgang des zwölften Jahrhunderts ein blutiges Ende bereitete. Ein Zug Bewunderung erweckender Großartigkeit geht durch den ganzen ereignisvollen Geſchichtsabſchnitt, den Schack mit jener vornehmen Gediegenheit geſchildert hat, die eben vermöge der Entfaltung [illegible] ihres unmittelbaren und tiefen Eindrucks um ſo ſicherer iſt.

— **„Aus dem weiten Reiche der Kunſt“** gibt uns **Jakob von Falke** unter dieſer Aufſchrift eine Sammlung auserwählter Aufſätze, die zu einem ſtattlichen Bande (Berlin, Allgemeiner Verein für deutſche Literatur, Neue Auflage) vereinigt ſind. In ſeiner ebenſo feſſelnden als gediegenen Weiſe behandelt der gelehrte Verfaſſer hier eine Reihe intereſſanter Erörterungen aus künſtleriſchen Gebieten und zwar namentlich aus denen der ſogenannten gewerblichen Kunſt. Der Löwenanteil entfällt dabei auf die erſtaunlichen Leiſtungen des Orients. Arabiſche Kunſt und ihre Ausbildung in Spanien, ſowie die Kunſt in Indien bilden die Ausgangspunkte, von denen aus der Verfaſſer ſich weiter über Weberei und Teppich im Orient, über morgenländiſche Metall- und Schmuckarbeiten und über die Gewerbe des Orients verbreitet. Das Porzellan bildet alsdann wieder eine Brücke, die durch Vergleichung der chineſiſchen und japaniſchen Erzeugniſſe mit den europäiſchen ins Abendland herüberführt, innerhalb deſſen der franzöſiſche Geſchmack und die Wandbekleidung und Wandmalerei in der Kirche den Gegenſtand beſonderer Abhandlungen liefern. So iſt das Ganze in einen gewiſſen organiſchen Zuſammenhang gebracht, durch den auch die intereſſanten Einzelheiten vermöge der von einem auf das andere fallenden Reflexe um ſo helleres Licht erhalten.

— **Unter den verdienten Trägern des Namens Schlegel** iſt der älteſte, Johann Elias, der früh verſtorbene Oheim des weltberühmten Brüderpaares Auguſt Wilhelm und Friedrich von Schlegel, durch den Ruhm dieſer beiden Neffen ſtärker verdunkelt worden, als billig iſt. Namentlich ſucht ihm Dr. Eugen Wolff, Privatdozent an der Univerſität Kiel, durch ſeine Monographie: „Johann Elias Schlegel“ (Berlin, Robert Oppenheim), gerecht zu werden. Auf eingehende Quellenforſchung und eine ſorgfältig abwägende, nicht aber kurzſichtig aburteilende Unterſuchung geſtützt, gibt das Buch ein klares, anſprechendes Bild des nicht unbedeutenden und überaus fruchtbaren Talents, vermöge deſſen Johann Elias Schlegel zu einem [illegible] zu einem entſcheidenden Wendepunkt der neudeutſchen Literatur geworden.

Die Roſe von Gorze.

Von

Karl Freiherrn von Beuſt.

In Gorze im Felde, da tobt die Schlacht,
Die Frankreichs Macht zerbrach,
Da halten die deutſchen Schnitter heut
Einen blutigen Erntetag;

In Gorze im Dorfe, im Bauernhaus,
Da gibt's heut eng Quartier,
Da liegen viel Wunde, da liegt und ſtirbt
Ein deutſcher Offizier.

Sie hoben ihn auf vom blut'gen Grund,
Wie tauſend andre auch,
Wie tauſend andre verröchelt er
Seines jungen Lebens Hauch.

Am Lager da ſteht ſein Kamerad,
Schaut ernſt den Wunden an;
Wie draußen die Sonne niedergeht,
Erwacht der ſterbende Mann.

„Biſt du's? Wo ſind die andern? Wohl,
Bring ihnen meinen Gruß!
Ich ſeh's, daß der Tag zur Rüſte geht
Und daß ich ſterben muß!

Was liegt an mir? Uns blieb der Sieg,
Was ſoll die Thräne dein?
Was bleicht ins brechende Auge mir
Der Abendſonnenſchein?

Uns blieb der Sieg! Die Wunde brennt!
Komm, herber Heldentod!
Was blüht dort drüben am Fenſterſims
Jene Roſe dunkelrot?

Eine Roſe gab mir die Liebſte mein,
Vorbei, du Liebesluſt!
Brecht mir die Roſe und legt ſie mir
Auf die todeswunde Bruſt.

Brecht mir die Roſe und legt ſie ſanft
Auf das Herz, ſo lang es ſchlägt!
Die Roſe, die Roſe geht mir mit,
Wenn ihr ins Grab mich legt!“ —

Sie brechen die Blume am Fenſterſims
Und haben ſie ihm gebracht,
Und reicher ſtrömt ſeiner Wunden Blut
Und näher kommt die Nacht.

Und horch! auf der Gaſſe draußen ſchallt's
Wie von raſchem Hufesſchlag,
Und: „'s iſt der König mit ſeinem Stab!“
Eine leiſe Stimme ſprach.

Der König! Es hallt wie Siegesklang
Dem ſterbenden Mann ins Ohr,
Er rafft ſich auf, es hält ſeine Hand
Die rote Roſe empor.

„Der König! Eilt, Kameraden, nehmt,
Bringt ihm dies Zeichen frei,
Bringt ihm die Roſe und ſagt's ihm gut:
Ein Toter grüßt ihn treu!“

Und hin in des Heldengreiſes Nahn
Mit der Blum' ein Krieger tritt;
Es hemmt des Hohenzollern Hand
Des ſchnaubenden Streithengſtes Schritt.

„Dort drinnen liegt mein Kamerad
In bitt'rer Todesnot!
Dir, König, ſchickt er dies Zeichen frei,
Getreu bis in den Tod!“

Die Roſſe ſchnauben, das Wort verhallt,
Heilrufen [illegible] erbrauſt.
Der König nahm die Roſe rot
Aus des rauhen Kriegers Fauſt.

Und die Sonne ſank, und es kam der Tod,
Und die Nacht war bang und ſchwül —
Doch auf die Roſe, die Roſe von Gorze
Eine Königsthräne fiel.

Bildende Künſte.

— **Seitdem der Impreſſionismus in der Kunſtkritik bis** zu einem gewiſſen Grad Anerkennung gefunden hat, genügt es bereits der ſchaffenden Phantaſie einiger Maler nicht mehr. Den Eindruck malen, welchen die Gegenſtände auf uns ausüben, anſtatt der Gegenſtände ſelbſt, iſt ſchon ganz gut, aber ſind wir uns unſerer Eindrücke auch immer bewußt? Manche Dinge machen nur einen halben, ungewiſſen Eindruck; ihr richtiges Bild muß alſo eine Art Rätſel ſein, vor welchem ſich der Beſchauer den Kopf darüber zerbricht, was der Künſtler eigentlich gemeint oder gewollt habe. Die große maleriſche Wahrheit liegt alſo im „Intentionismus“. Sein Prinzip iſt, Figuren und Landſchaften wie verſchleiert, wie im Nebel liegend darzuſtellen, durch Lichter und Schatten Neugierde und Spannung hervorzurufen. Seine Darſtellungsmittel beſtehen in aufgelöſten Umriſſen, tiefen Hintergründen und überraſchender Farbengebung. Der Prophet der neuen Schule, der hierzu auch unter den Impreſſioniſten hervorragte, iſt Besnard, deſſen dekorative Gemälde durch ihren weichen, warmen Ton bekannt ſind.

— **Das neueſte Bild von Gabriel Max, betitelt „Viſionen“**, iſt wiederum eines jener gemalten Rätſel, wie ſie von dieſem bedeutenden Künſtler ſchon mehrfach vorhanden ſind. Eine traumwandelnde Geſtalt erſcheint zwiſchen einem dunklen Vorhange; die Hände ſind wie betend verſchlungen; das etwas geneigte Geſicht hat einen verklärten Ausdruck; die Augen ſind halb geſchloſſen, und über dem Haupte ſchwebt ein farbloſer, kleiner Blumenkranz, der wie aus Strahlen gewunden ſcheint. Die Malweiſe zeigt die hohe, viel bewunderte Meiſterſchaft des Künſtlers, der bekanntlich einer der überzeugteſten Spiritiſten iſt.

Bühne.

— **Die Karlsruher Hofbühne brachte unlängſt die fünf**aktige Römertragödie „Tarquinius“ von Friedrich Kummer, das Erſtlingswerk des Verfaſſers, zur Aufführung. Verraten auch der mißlungene erſte Akt und zahlreiche Mängel des übrigen Werkes die Unkenntnis des Dichters mit den Anforderungen der Bühne, ſo zeigt die Tragödie doch ein ſo dramatiſch bewegtes Leben, eine ſo hinreißende Leidenſchaft, eine ſo hervorragende Schönheit der Sprache, daß das Ganze als vollgiltiger Beweis für ein ſehr ſtarkes dichteriſches Talent gelten darf. Der anweſende Verfaſſer, ein einundzwanzigjähriger Leipziger Philologe, wurde vom Publikum mehrfach vor den Vorhang gerufen, welche Ehre auch den Hauptdarſtellern im Laufe des Abends vielfach zu Teil wurde. Die ſehr ſchwierige Inſzenierung des Dramas hatte Direktor Harke wirkungsvoll beſorgt.

— **Den achtzigſten Geburtstag feiert in ihrer Vaterſtadt** München am 23. April eine der berühmteſten und nach dem Urteile der Zeitgenoſſen ihrer Blüte genialſten deutſchen Schauſpielerinnen Charlotte von Hagn, 1833 bis 1846 Mitglied des königlichen Schauſpielhauſes in Berlin, die ſich nach dieſer Zeit als verehelichte Frau von Oven von der Bühne zurückgezogen hat.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Herders Geburtshaus in Mohrungen**, ein kleines, einſtöckiges Gebäude, iſt dem Untergange geweiht, wenn es nicht gelingt, binnen kurzem die Summe von 3600 Mark zu ſeiner Rettung aufzubringen. Zur Zeit gehört es einer alleinſtehenden Frau, deren zerrüttete Vermögensverhältniſſe die öffentliche Verſteigerung des Häuschens herbeiführen müſſen, und dann wird es dem Abbruch verfallen. Es hat ſich deshalb ein Verein zur Erhaltung des Herderhauſes gebildet, und jeder, der etwas dafür übrig hat, wird gebeten, es an den Schatzmeiſter der Berliner „Geſellſchaft für deutſche Literatur“, Bankier Alexander Meyer-Cohn in Berlin W., Unter den Linden 11, einzuſenden.

— **Eine vollſtändige Sternwarte, die nach allen Anfor**derungen der Neuzeit glänzend ausgeſtattet iſt, hat der Earl of Crawford and Balcarres ſeinem Vaterlande Schottland zum Geſchenk gemacht. Von dem Werte der Schenkung gibt das Verzeichnis der Inſtrumente auch dem Laien einen Begriff. Dasſelbe führt 16 größere und 25 kleinere Fernröhren auf, darunter einen Refraktor von 15 Zoll Oeffnung. An aſtronomiſchen Uhren und Chronometern finden ſich 19, darunter viele erſten Ranges, viele photographiſche und ſpektroſkopiſche Hilfsgeräte, eine große Menge elektriſcher und magnetiſcher Meßgeräte aufgeführt und zudem eine Bibliothek von 15,000 Büchern, Handſchriften und Karten.

— **Zu welcher Stunde des Tages iſt der Menſch am kräftigſten?** Dieſe Frage, auf welche die meiſten Menſchen wohl antworten würden: „Frühmorgens nach dem Aufſtehen!“, hat Dr. Buch durch Verſuche mit dem ſogenannten Dynamometer erforſcht, und das Ergebnis lautet ganz im Gegenteil dahin, daß der Menſch früh, wenn er das Bett verläßt, am ſchwächſten iſt. Die Muskelkraft ſteigert ſich erſt bedeutend nach dem Frühſtück und erreicht nach dem Mittageſſen den höchſten Grad. Darauf fällt ſie wieder für einige Stunden, hebt ſich aufs neue gegen Abend und verfällt dann allmählich wieder bis zum Morgen. Die beiden ſchlimmſten Feinde der Muskelkraft ſind Trägheit und Ueberanſtrengung. Schweißvergießen bei der Arbeit ſchwächt die Muskeln ganz bedeutend. Da die kräftigſten Menſchen ſtets früh aufſtehen und die Morgenſtunden ausbeuten, ſo thun ſie, ſofern ihre Arbeit eine körperlich anſtrengende iſt, gut, ſogleich ein tüchtiges Frühſtück zu genießen.

— **In London hat ſich ein Klub gebildet**, der lediglich den Zweck verfolgt, die Nationalgerichte jedes Landes der Welt zu koſten. Die erſte Mahlzeit ſetzte ſich ganz aus italieniſchen Gerichten und Weinen zuſammen. Ob das Urteil ebenſo günſtig lauten wird, wenn die Lieblingsſpeiſen Chinas und Turkeſtans an die Reihe kommen, iſt zweifelhaft. Schwalbenneſterſuppe, Hundefleiſch oder Lammbraten, mit Knoblauch gefüllt, ſind nicht jedermanns Ge-

]

Geſundheitspflege.

— **In Frankreich iſt jetzt viel die Rede von einem eigen**tümlichen Verfahren zur Behandlung der [illegible], das im weſentlichen darin beſteht, daß die Patienten [illegible] aufgehängt werden. Urſprünglich ſtammt die Methode von einem ruſſiſchen Arzte, Dr. Motſchutkowsky in Odeſſa, der, welcher vor fünf Jahren zuerſt dieſe Methode an [illegible] Patienten erprobt und eine bedeutende Beſſerung ihrer Leiden erzielt hatte. Die Schrift, in welcher er ſeine Methode und die Ergebniſſe derſelben mitteilte, blieb anfangs unbeachtet. Erſt im vergangenen Jahre hörte Profeſſor Raymond aus Paris davon, als er ſich auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe in Rußland befand, und machte bei ſeiner Rückkehr ſeinen Freund und Lehrer Profeſſor Charcot auf dieſelbe aufmerkſam. Charcot fand die Sache des Verſuches wert und ließ an ſeiner Klinik im Hoſpice de la Salpêtrière durch Dr. Gilles de la Tourette Rückenmarksleidende nach einem modifizierten Hängeverfahren behandeln. Seit Oktober vorigen Jahres wurden dort [illegible] Patienten, welche ſämtlich an [illegible] litten, danach behandelt und bei 30 derſelben ſehr erhebliche Erfolge, namentlich Nachlaß der Schmerzen und Beſſerung der Bewegungen, erzielt. Das in Paris angewendete Verfahren beſteht im folgenden: An einer [illegible] Vorrichtung befindet ſich ein eiſerner Tragbalken, von welchem zwei breite, gepolſterte Lederriemen herabhängen. Dieſe werden unter das Kinn und Hinterhaupt des Patienten angelegt, und der Kranke wird dann vorſichtig in die Höhe gezogen. Durch das eigene Körpergewicht wird ein Zug auf die Wirbelſäule und damit eine Dehnung des Rückenmarks bewirkt, welche von ſo wohlthätigen Folgen ſein ſoll. Um eine allzu ſtarke Zerrung des Rückenmarks zu vermeiden, werden den Patienten während des Verfahrens noch Tragriemen unter die Arme gelegt. Zunächſt läßt man die Kranken eine halbe Minute „hängen“. Dies wird alle zwei Tage wiederholt und allmählich bis auf 3 und 4 Minuten verlängert. Weiter dieſes Verfahren auszudehnen ſcheint nicht rätlich zu ſein.

Heer- und Seeweſen.

— **In einem großen und eleganten Landhauſe am Kur**park von Wiesbaden ſoll ein Heim für unverheiratete Offiziere außer Dienſt eingerichtet werden, in welchem dieſelben in familienähnlichem Beiſammenſein Koſt und Wohnung von 5 bis 6 Mark täglich aufwärts nach Maßgabe der beanſpruchten Räumlichkeiten finden, und zwar ſo, daß [illegible] Offiziere je nach Wunſch geräumige Wohnungen ausgeſtattet vorfinden oder ſelbſt ausſtatten können. Die Verwaltung ſoll einem geeigneten militäriſchen [illegible] übertragen werden; Konverſations-, Spiel- und Billardzimmer, Bäder ꝛc. ſind geplant, auch die Herſtellung einer militäriſchen Bibliothek iſt in Ausſicht genommen. Das Heim ſoll am 1. Oktober 1889 eröffnet werden, wenn bis zum 15. Juni irgend eine entſprechende Beteiligung bei dem Agenten [illegible] in Wiesbaden angemeldet wird. Da die [illegible] ſchon ſeit lange der Lieblingsaufenthalt in Ruheſtand verſetzter Offiziere iſt, ſo zweifelt man an dieſer Beteiligung nicht, denn es wird hier ſo manchem ermöglicht ſein, mit den Kameraden nicht nur gemütlich unter einem Dache zu leben, ſondern auch gemeinſchaftlich mit ihnen Ausflüge durch die herrliche Umgegend zu machen. Das Unternehmen, das von mehreren höheren Offizieren eingeleitet und gefördert wird, iſt für die Militärwelt [illegible] jedenfalls ein willkommenes.

Sport.

— **Das Lincolnſhire Handicap hat die Reihe der großen** Flachrennen in England eröffnet. Während gewöhnlich in dieſem Rennen die größten Ueberraſchungen zu verzeichnen ſind, hatte diesmal der Wettmarkt viel Glück, indem drei ſtark favoriſierte Pferde im Vordertreffen waren. Es gewann die 30,000 Mark über 1600 Meter von 26 Pferden Sir R. Jardines vierjähriger br. H. „Wiſe Man“ vor Lord Durhams „Acme“ und „The Baron“.

— **Ein Wanderpreis von 5000 Mark iſt für inländiſche** Pferde von der [illegible] der vereinigten Traberereine Deutſchlands ins Leben gerufen worden. Derſelbe ſoll in dieſem Jahre in Hamburg-Bahrenfeld zur Entſcheidung gelangen. [illegible] Graf Bismarck, von Hasberg, G. [illegible] und Prince-Smith.

Die Steppenhühner ſcheinen von dem ſtrengen Nachwinter hart mitgenommen worden zu ſein. In Schleswig wurden nach einem heftigen Schneeſturm die erſtarrten Vögel, welche man bis jetzt noch beobachtet, tot aufgeleſen.

— **Für ein intereſſantes Radfahrermeeting ſuchen die** Franzoſen Stimmung zu machen. Alle Radfahrer, [illegible] und [illegible] ſollen anfangs Auguſt ſich in Paris vereinigen, und zwar ſollen dieſelben ſo von den verſchiedenen Endſtationen [illegible] Frankreichs abreiſen, daß alle an einem Tage in Paris eintreffen.

Bei einem Billard-Match Peall-White (gewöhnliche Partie auf 15,000 Points und einer Vorgabe von 1000 an White) wurden prächtige Serien gemacht. Peall verzeichnete 2107, 2001, 1111, 1138 ꝛc. und gewann die 1000 [illegible] mit einem Vorſprung von 1728. White hatte 1763, 1112, 1005 und [illegible] zu notieren.

Denkmäler.

— **Die Ausführung des Hamburger Kaiſer Wilhelm-Denkmals** iſt Profeſſor Schaper in Berlin übertragen worden. Das Modell, welches der Künſtler mit dem Preiſe von 5000 Mark [illegible] hat, iſt gegenwärtig in der Berliner Ausſtellung zu ſehen und hat vielen Beifall gefunden. Die geſamten Herſtellungskoſten mit Einſchluß des Unterbaues, des Granitwalles und der Aufſtellung ſind auf 235,000 Mark veranſchlagt worden. In drei Jahren ſoll das Werk fertiggeſtellt ſein.

— **In Trieſt fand die feierliche Enthüllung des Denkmals** ſtatt, das zur Erinnerung an den vor einem halben Jahrtauſend erfolgten Anſchluß Trieſts an Oeſterreich geſetzt iſt. Auf einem aus rötlichen Ziegelſteinen gebildeten Sockel erhebt ſich eine große eherne Säule; [illegible] als Sinnbild der Stadt Trieſt eine ſtolze Frauengeſtalt mit erhobener Hand. Das Denkmal iſt ein Werk des Bildhauers Rendic und wurde in der [illegible] gegoſſen.

Geſtorben.

Freiherr Ernſt von Villeck, [illegible] Direktor der Berliner Lebensverſicherungsgeſellſchaft, begabter Liederſänger, am 7. März, in Marburg.

— Antoine Cleſſe, gefeierter volkstümlicher Dichter, der „belgiſche Béranger“ genannt, der ſeine zahlreichen volkstümlichen Gedichte ſelbſt in Muſik ſetzte, 73 Jahre alt, am 9. März, in Mons.

— Charles Martins, Botaniker und Meteorolog, Profeſſor der Botanik an der mediziniſchen Fakultät zu Montpellier, Verfaſſer zahlreicher botaniſcher Werke, 83 Jahre alt, am 10. März, in [illegible].

— Chriſtian Gottlieb Schlag, bedeutender Orgelbaumeiſter, am 10. März, in Schweidnitz in Schleſien.

— Antonio Trueba, einer der beliebteſten und volkstümlichſten Schriftſteller Spaniens, der Dichter und Sänger des Baskenlandes, 70 Jahre alt, am 10. März, in Madrid.

— Ludwig Graf von der Groeben, Ehrenritter des Johanniterordens, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes auf Lebenszeit, 74 Jahre alt, am 11. März, auf ſeiner Beſitzung Groß-Schwansfeld im Kreiſe Friedland.

— Dr. Karl von Ebel, ordentlicher Profeſſor der rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultät der Univerſität Würzburg, 62 Jahre alt, am 11. März, in Würzburg.

— [illegible], franzöſiſcher Roman- und Dramenſchriftſteller, 59 Jahre alt, am 12. März, in Ville-d'Avray bei Paris.

— Graf Maximilian von Seefeln und Alpang, Legationsrat bei der öſterreichiſch-ungariſchen Geſandtſchaft im Haag, 44 Jahre alt, am 13. März, im Haag.

— Enrico Tamberlik, in ſeiner Blütezeit weltberühmter gefeierter italieniſcher Tenoriſt, 69 Jahre alt, am 14. März, in Paris.

— Dr. Johann Peyritſch, ordentlicher Profeſſor der Botanik an der Univerſität Innsbruck, am 14. März, in Gries.

— Karl Waldemar Huttner, Senatspräſident am Oberlandesgericht in Dresden, ausgezeichnete Kraft auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts, 59 Jahre alt, am 14. März, in Dresden.

— Henry B. St. John, beliebter engliſcher Romanſchriftſteller, am 15. März, in London.

Profeſſor Carrard, Lehrer des Straf- und Handelsrechts an der Akademie in Lauſanne, Mitte März, in Lauſanne.

— Profeſſor Kopp, Lehrer der Forſtwiſſenſchaft am eidgenöſſiſchen Polytechnikum in Zürich, Mitte März, in Zürich.

— Ferdinand Freiherr von Raſt [illegible], 80 Jahre alt, Mitte März, in Marburg in Steiermark.

— Edmond Scherer, Redakteur des „Temps“, lebenslängliches Mitglied des franzöſiſchen Senats und der Nationalverſammlung, Führer der liberalen Bewegung in der proteſtantiſchen Kirche Frankreichs, 1845 bis 1850 Profeſſor der Exegeſe in Genf, 73 Jahre alt, Mitte März, in Paris.

[illegible], ehemaliger Inſurgentenführer in den Aufſtänden gegen die Türken, ehem. ſerb. Offizier, zuletzt im ſerbiſchen Finanzminiſterium thätig, Mitte März, in Belgrad.

— Johann Schebek, bekannter Bauunternehmer und Millionär, der die Semmeringbahn, die Nordbahn und die Franz-Joſefsbahn gebaut hat, Mitte März, in Prag.

— Dr. Alfred Edersheim, Profeſſor der altteſtamentlichen Theologie an der Univerſität Oxford, angeſehener theologiſcher Schriftſteller, am 16. März, in Oxford.

— Wilhelm Tempel, Direktor der Sternwarte Arcetri (Florenz), berühmter Aſtronom, 68 Jahre alt, am 16. März, in Florenz.

— Karl [illegible], königl. ſächſ. Geheimrat, langjähriger Kommiſſar der Staatsdomänen, am 16. März, in Dresden.

Louis Ulbach, franzöſiſcher Romanſchriftſteller und Bibliothekar der Bibliothek des Arſenals in Paris, am 16. März, in Paris.

Anaſtaſi, bedeutender Landſchaftsmaler, 69 Jahre alt, am 17. März, in Paris.

— Samuel Carter Hall, Redakteur des „Art Journal“, einer der älteſten Journaliſten Londons, Gründer vieler Wohlthätigkeitsanſtalten, 89 Jahre alt, am 18. März, in London.

— Friedrich Ebert, Rittergutsbeſitzer auf [illegible] bei Wurzen, früherer ſächſiſcher Reichstagsabgeordneter, der deutſch-konſervativen Partei angehörig, 53 Jahre alt, am 19. März, in [illegible].

— Sir Thomas Gladſtone, älterer Bruder des Führers der engliſchen Liberalen, lange Zeit konſervatives Parlamentsmitglied, 85 Jahre alt, am 20. März, in [illegible], Kincardineſhire.

Dr. theol. et phil. Albrecht Ritſchl, Konſiſtorialrat und Profeſſor der Theologie an der Univerſität Göttingen, hervorragender Gelehrter, 67 Jahre alt, am 20. März, in Göttingen.

— Auguſt von Pettenkofen, Profeſſor an der Akademie der bildenden Künſte in Wien, Genremaler, 68 Jahre alt, am 21. März, in Wien.

— Fries, ehemaliger Präſident des weimariſchen Landtags, Mitglied des Zollparlaments und bis 1874 des deutſchen Reichstags, in den ſechziger Jahren einer der Führer der nationalen und freiheitlichen Bewegung, am 21. März, in Weimar.

— Landgraf Ernſt Philipp Leonhard Friedrich Egon von Fürſtenberg, k. k. Reichstagsabgeordneter, Ehrenritter des Malteſerordens, 72 Jahre alt, am 25. März, in Wien.

— Geheimer Hofrat Anton Haupt, erſter Bürgermeiſter von Wismar und Reichstagsabgeordneter, der nationalliberalen Partei angehörig, 63 Jahre alt, am 25. März, in Wismar.

— Friedrich Gottlob Karl Freiherr von Varnbüler (ſiehe nächſte Spalte), 79 Jahre alt, am 26. März, in Berlin.

Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

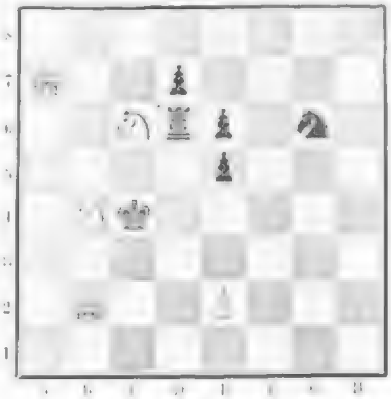
Der Match Steinitz—Tſchigorin hat mit der Niederlage des letzteren ſeinen Abſchluß gefunden. Unter ſiebzehn geſpielten Partien hat Steinitz zehn, Tſchigorin ſechs gewonnen, eine blieb unentſchieden. [illegible]

[illegible]

Aufgabe Nro. 199.

Von Moritz Ehrenſtein in [illegible].

Schwarz



Weiß

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

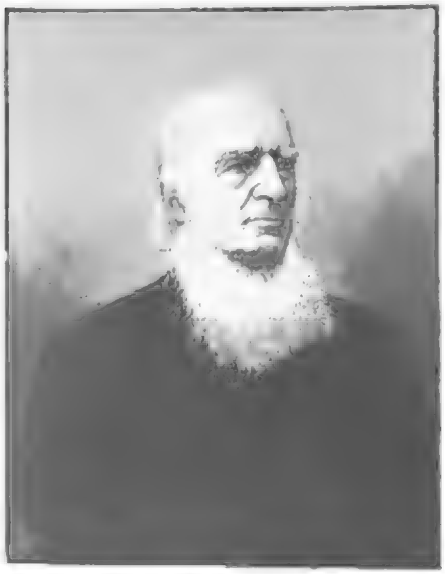
Auflöſung der Aufgabe Nro. 196:

Weiß.	Schwarz.
1) [illegible]	1) [illegible]
2) [illegible]	2) Beliebig.
3) [illegible] Matt.	
A)	
1) [illegible]	1) [illegible]
2) [illegible]	2) [illegible]
3) [illegible] Matt.	Andere Varianten leicht.

Karl Freiherr von Varnbüler.

Am 26. März 1889 iſt in Berlin hochbetagt ein Staatsmann aus dem Leben geſchieden, der einſt viel genannt wurde und der unter den Männern, die für die politiſche Entwicklung Deutſchlands während der ſechziger Jahre in Betracht kommen, einen hervorragenden Platz einnahm: der königlich württembergiſche Kammerherr und Staatsminiſter a. D., Friedrich Gottlob Karl Freiherr von Varnbüler von und zu Hemmingen. Geboren am 13. Mai 1809 als der älteſte Sohn des nachmaligen württembergiſchen Finanzminiſters Karl von Varnbüler, verlebte er ſeine Jugend teils in Stuttgart, teils in Hemmingen, einem Gute, welches Herzog Eberhard ſeinem treuen Diener Johann Konrad von Varnbüler, einem der Wiederherſteller Württembergs nach dem dreißigjährigen Kriege, als Lehen überwieſen hatte. Nach vollendeten Studien an den Univerſitäten von Tübingen und Berlin unternahm der junge Varnbüler weite Reiſen, auf denen er einen großen Teil von Europa kennen lernte. Sein Hauptaugenmerk richtete er dabei auf die Zuſtände und Fortſchritte der Landwirtſchaft in den einzelnen Ländern. Damals legte er den Grund zu den umfaſſenden Kenntniſſen des wirtſchaftlichen Lebens, die er ſpäter nicht nur als Großgrundbeſitzer, ſondern auch als Politiker trefflich zu verwerten wußte. Ins Vaterland zurückgekehrt, trat er 1833 in den württembergiſchen Staatsdienſt bei der königlichen Kreisregierung des Neckarkreiſes in Ludwigsburg ein, bei der er bis 1839 verblieb. Dann zog er ſich aus dem öffentlichen Leben zurück und widmete ſeine ganze Thätigkeit der Bewirtſchaftung ſeines väterlichen Gutes Hemmingen und der dazu gepachteten benachbarten Güter Nippenburg und Mauer. Dank ſeinen auf dem Lande geſammelten praktiſchen Erfahrungen brachte er es mit großer Umſicht bald dahin, daß ſeine Güter zu großer Blüte gelangten und er ſelbſt mit Recht als einer der erſten Landwirte Württembergs galt. Unterſtützt wurde er in dieſen ſeinen Beſtrebungen durch den kürzlich verſtorbenen Oekonomierat [illegible], in welchem er einen vorzüglichen Verwalter ſeiner Güter gefunden hatte, als er ſelbſt 1849—1853 in Wien eine große Maſchinenfabrik leitete. Inzwiſchen hatte er auch an dem politiſchen Leben ſeines engeren Vaterlandes wieder teilgenommen als Vertreter der Ritterſchaft des Neckarkreiſes in der württembergiſchen Kammer der Abgeordneten, wozu er 1845 gewählt worden war. Mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1850 hat er viele Jahre lang, 1862—1864 als Vizepräſident, dieſen Platz eingenommen, auf den er ſeine vielſeitige Bildung, gepaart mit großer Lebenserfahrung und Menſchenkenntnis und mit einem [illegible] Scharfblicke und klarem Verſtande, im Dienſte ſeines geliebten Vaterlandes nutzbar zu machen wußte. Im allen Fragen der Wirthſchaftspolitik galt er als Autorität und that ſich namentlich hervor als eifriger Verfechter für die Gewerbefreiheit, deren im Jahr 1861 erfolgte Verwirklichung hauptſächlich ihm zu danken iſt. Auch ſchriftſtelleriſch war er für die Geltendmachung ſeiner politiſchen und volkswirthſchaftlichen Anſichten mit Erfolg thätig. Im Jahre 1846 erſchien von ihm in Stuttgart eine Schrift: „Ueber das Bedürfniß einer Gewerbegeſetzgebung in Württemberg“, und 1864 ebendaſelbſt eine zweite: „Ueber die Frage eines deutſchen Heimatsrechtes“. Außerdem hat Varnbüler noch durch ſeine zahlreichen und gewichtigen Referate über wirthſchaftliche Fragen ſeine bedeutende ſchriftſtelleriſche Befähigung bekundet. Da ſtarb am 24. Juni 1864 König Wilhelm, und ſein Sohn Karl beſtieg den württembergiſchen Königsthron. Bis dahin hatte der Miniſter von Linden die auswärtigen Angelegenheiten Württembergs geleitet und im engen Anſchluß an Oeſterreich die preußiſchen Reformpläne bekämpft. An ſeine Stelle berief der neue Monarch den Freiherrn von Varnbüler als Miniſter des Auswärtigen und des königlichen Hauſes, wozu bald auch die miniſterielle Leitung der Verkehrsanſtalten kam. Varnbüler trat genau in die Fußſtapfen ſeines Vorgängers. Mit Leidenſchaft vertrat er die Selbſtändigkeit der deutſchen Mittelſtaaten, und ſeinem Einfluſſe gelang es, bei dem um die Führerſchaft in Deutſchland zwiſchen Preußen und Oeſterreich ausbrechenden Kriege Württemberg auf die Seite des letzteren zu bringen. Die Beurtheilung der Thätigkeit Varnbülers als leitender Staatsmann in dieſer wichtigen und erregten Zeit geſtaltete ſich natürlich ſehr verſchiedenartig, was nämlich die Führung der äußeren Angelegenheiten anbetrifft; denn in ſeiner inneren Politik wußte er die allgemeine Anerkennung für ſich zu gewinnen. Um gerecht zu ſein, muß man jedenfalls in Betracht ziehen, daß er vollſtändig von der Richtigkeit ſeines Vorgehens überzeugt war und daß er damit den beſten Weg zum Wohle und Heile ſeines Vaterlandes einzuſchlagen glaubte, wie er denn überhaupt bei allem, was er that, nur dieſen einen Zweck im Auge hatte, was man nicht von jedem der in hervorragender Stellung thätigen Staatsmänner jener Tage behaupten kann. Deswegen hat er ſich auch nachher nicht der beſſern Einſicht verſchloſſen, als er erkannt hatte, daß der von ihm eingeſchlagene Weg doch der falſche geweſen, ſondern hat frei und offen ſich zu dem bekannt, was er früher auf das heftigſte bekämpft hatte. In dieſem Sinne trat Varnbüler mit großer Entſchiedenheit, als 1870 die franzöſiſche Kriegserklärung kam, für den Krieg als einen nationalen ein. Er nahm indes ſchon am 31. Auguſt 1870 ſeine Entlaſſung, übrigens nicht aus politiſchen Gründen, und trat in den Ruheſtand, ohne jedoch ganz und gar der Politik den Rücken zu kehren. So kam es, daß er 1873 von dem zweiten württembergiſchen Wahlkreis in den deutſchen Reichstag gewählt wurde, wo er ſich der Reichspartei anſchloß und namentlich in volkswirthſchaftlichen Fragen eine hervorragende und erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Eine Anerkennung für dieſelbe wurde ihm durch die vom Reichskanzler vollzogene Ernennung zum Vorſitzenden der am 3. Januar 1879 im Reichskanzleramt zuſammentretenden Zolltarifkommiſſion, als welcher er im Verein mit dem Fürſten Bismarck für den Zolltarif von 1879 erfolgreich thätig war. Bei den Neuwahlen im Jahre 1881 unterlag er und ſchied ſomit aus dem Reichstage, um ſich von nun an beinahe ausſchließlich der Bewirthſchaftung ſeiner Güter zu widmen. Unter ſeinen Händen geſtaltete ſich Hemmingen mehr und mehr zu einer Muſterwirthſchaft erſten Ranges. Den Winter brachte er öfters in Berlin zu, und dort hat den Hochbetagten auch der unerbittliche Tod ereilt. Seine Leiche iſt nach Hemmingen übergeführt worden, wo er inmitten ſeiner Schöpfungen die letzte Ruheſtätte im Leben gefunden hat. Die Württemberger werden ſein Andenken immer hochhalten in Erinnerung der treuen Dienſte, die er ſeinem engeren Vaterlande namentlich durch ſeinen weitgreifenden und ſegensreichen Einfluß für Hebung der Landwirthſchaft erwieſen hat, und auch das übrige Deutſchland wird dankbar ſeinen Namen nennen, dankbar für ſeine aufopfernde Thätigkeit zur Hebung des Volkswohls im ganzen großen Reiche.

Dr. A. F.



Karl Freiherr von Varnbüler.

* * *

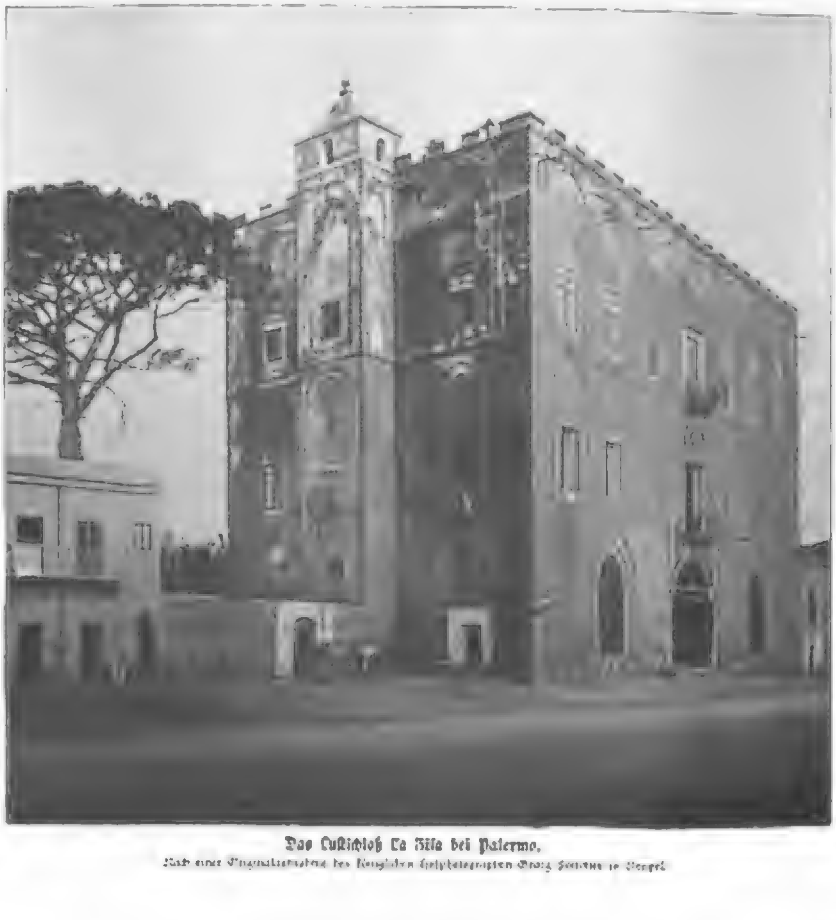
Die Baukunſt im normanniſchen Sizilien von Adolf Friedrich Graf von Schack.

III. (Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Als Palermo in den Beſitz der Normannen fiel, fanden dieſe die Umgegend der Stadt, namentlich die mit der reichſten ſüdlichen Vegetation prangenden Ufer des Oreto, mit zahlreichen Landſitzen der arabiſchen Emire und Großen überdeckt. Ebenſo erſtaunten ſie über die prachtvollen Paläſte und Luſthäuſer, welche andere Teile der Inſel ſchmückten. Aber manche dieſer ſarazeniſchen Gebäude waren ſchon gegen Ende des elften Jahrhunderts durch die verheerenden Kriege, welche während der Eroberung die Inſel verwüſteten, zu Grunde gegangen. Ein Diplom des Grafen Roger vom Jahre 1090 ſpricht von den weiten und zerſtreuten Ruinen der Schlöſſer, der Städte und der prachtvollen, mit wunderbarer Kunſt erbauten Paläſte, welche dem Luxus der Sarazenen gedient hatten. Von der Beſchaffenheit dieſer beſitzen wir zwar keine genauere Kunde; indeſſen weiſt alles darauf hin, daß ſie jenen Schloßanlagen glichen, von deren Vorhandenſein in Andaluſien uns nähere Nachrichten aufbewahrt ſind und von denen ſich auch noch anſehnliche Reſte bis auf unſere Zeit erhalten haben. Es waren Gebäude inmitten grünender Gärten, mit inneren, arkadenumgebenen Höfen, in denen ſich Springbrunnen und Waſſerteiche mit marmorner Einfaſſung befanden. Einige dieſer Villen wählten ſich Robert Guiscard und Graf Roger nach ihrer Ankunft in Palermo zum Sommeraufenthalt, andere dagegen blieben noch lange Zeit hindurch im Beſitz ihrer früheren arabiſchen Eigentümer. Von dieſen alten Luſtſchlöſſern haben ſich kaum noch einige Reſte bis zu uns herabgerettet. Die einzigen hieher gehörigen ſind diejenigen, welche ſich etwa vier Miglien öſtlich von Palermo, in der Nähe der Kirche San Ciro, befinden. Dort ſprudelt unterhalb des Berges San Grifone ein Waſſer hervor, das noch heute den arabiſchen Namen Favara, das heißt Quelle, führt. An demſelben ſtehen drei aus Ziegelſteinen aufgemauerte Bogen, und unten kann man noch die Umfaſſungsmauer eines beträchtlichen Teichs erkennen, welcher gegenwärtig, weil er ſich durch ſein ſüßes Waſſer von anderen in der Nähe gelegenen, mit dem Meere zuſammenhängenden Salzgewäſſern unterſcheidet, Mare dolce genannt wird. Am jenſeitigen Ufer dieſes Sees, mehr nach dem Meere zu, liegen die umfangreichen Ruinen eines Palaſtes, der von den Palermitanern Caſtello di Barbaroſſa genannt wird. Es wird behauptet, daß von hier aus ein unterirdiſcher Gang nach dem königlichen Schloſſe innerhalb der Stadt führe. Das Gebäude iſt viereckig, mit weitem Hof und überdachten Niſchen an der Außenſeite der Mauerflächen. Auch noch ein Turm und mehrere Gemächer haben ſich ziemlich erhalten. Einige halbruinirte Räume mit gewölbten Decken geben ſich als Dampfbäder kund.

Der Kaſr Dſchafar, wo der ſpaniſch-arabiſche Reiſende Ibn Dſchobair im Jahre 1185 laut ſeinen Angaben vor ſeiner Ankunft in Palermo übernachtete, könnte möglicherweiſe identiſch mit dieſer



Das Luſtſchloß La Ziſa bei Palermo.

Nach einer Originalaufnahme des Königlichen Hofphotographen Georg Sommer in Neapel.

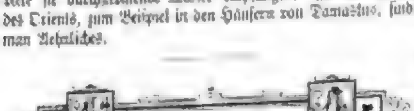
Schloßanlage Favara sei. Falcandus nennt Roger II. als Erbauer der Villa Favara. Allein es wäre doch leicht möglich, daß dieselbe schon einen älteren, wirklich arabischen Ursprung hatte und von dem Normannenherrscher nur umgebaut und verschönert worden wäre. Dieses Lustschloß ist von dem arabischen Dichter Abdurrahman aus Trapani besungen worden. Ueber die Anlage des Gebäudes erfährt man nichts aus seinem Loblied, als daß zwei Wasserströme sich durch den Garten ergossen und daß sich daselbst inmitten eines Sees eine orangenbepflanzte Insel mit einem Pavillon befand.

Dasjenige Schloß, in welchem die normannischen Herrscher residierten, war ursprünglich ein arabischer Bau und hatte den Emiren von Sizilien als Sitz gedient. Es ist das nämliche Gebäude, welches nach vielen Umwandlungen, die es im Laufe der Jahrhunderte erfahren, noch heute als das königliche Schloß von Palermo besteht. Sich von seiner Beschaffenheit zu jener Zeit, als Roger II. es inne hatte, einen Begriff zu machen, ist unmöglich. Nur noch die schon erwähnte Rogerskapelle und ein mit Mosaikbildern geschmücktes Gemach an der westlichen Seite tragen das Gepräge der alten Zeit. Wir sind daher auf die spärlichen Nachrichten angewiesen, welche sich bei zeitgenössischen Schriftstellern finden, besonders auf die des Falcandus. Dieser sagt: „Das Gebäude ist aus Quadern mit wunderbarer Sorgfalt und Kunst gearbeitet. Weite Mauern umschließen es von außen; im Innern strahlt es aufs prachtvollste von Gold und Edelgestein. Hier erhebt sich der pisanische Turm, zur Wahrung der königlichen Schätze bestimmt, dort der griechische, welcher den Stadtteil Khemonia überragt. Die Mitte ziert derjenige Teil, welcher Joharia (Dschoharia) heißt und äußerst reich geschmückt ist. Durch den übrigen Raum sind ringsum verschiedene Wohnungen für die Weiber, Mädchen und Eunuchen, welche dem König und der Königin dienen, verteilt. Auch finden sich dort noch viele andere kleine Paläste von großer Pracht, worin der König sich mit seinen Vertrauten insgeheim über Staatssachen unterredet."

Daß Roger II. auch in Messina einen Palast besaß, erhellt aus einer arabischen, jetzt in den Pfosten eines Fensters des Domes von Messina eingemauerten Inschrift. In derselben werden die Herren des Hofes zum Eintritt in dieses Schloß, den Wohnsitz des ewigen Glückes, eingeladen.

König Rogers Sohn und Nachfolger Wilhelm I. erbaute sich in seinen letzten Lebensjahren einen Gartenpalast unfern der Hauptstadt, welcher unter dem Namen „Al Aziz" oder „der Prachtvolle" bei den zeitgenössischen Schriftstellern häufig genannt wird. Der alte Name ist noch in dem heutigen La Zisa zu erkennen, wie wenigstens in einem Teil des Gebäudes unter allen Umwandlungen, welche dasselbe erlitten, sich noch der ursprüngliche morgenländische Charakter kund gibt. Es ward von dem Florentiner Leo Alberti in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als es noch besser erhalten war, besucht, und derselbe hat eine ziemlich genaue Schilderung davon entworfen. Man trat durch ein Thor mit vergoldeter Wölbung in eine Vorhalle, sodann durch ein zweites ähnliches in einen viereckigen Raum, an dessen drei Seiten sich kleine Nischen vertieften und über dem sich ein gewölbtes Dach hinspannte. In diesem, am Fußboden wie an den Wänden mit Marmortafeln geschmückten Gelasse war ein Brunnen, der sein Wasser in ein Marmorbecken ergoß. Ueber ihm sah man in Mosaik einen Adler, zwei Pfauen und zwei Männer, die mit dem Bogen nach Vögeln zielten. Bunt ausgelegte Rinnen ließen die kleinen Wellen in andere Becken weiter strömen, bis sie sich in einen Fischteich vor dem Palast ergossen. Ueberaus ergötzlich war es, den frischen, hellen Fluten zuzuschauen und zu lauschen, wie sie beständig jähen Falles rauschend auf die kunstvoll gearbeiteten Steine niedersanken, sich dann vereinigten und weiter flossen, während die reizenden Mosaikfiguren, die zum Teil Fische darstellten, durch sie hindurchschimmerten. — Nur eine dürftige Erinnerung an das Bassin, die mit bunten Sternen ausgelegten Rinnen und das fließende Wasser des Schlosses Al Aziz hat sich noch im Erdgeschosse der heutigen Zisa erhalten. Ueber demselben befinden sich noch mehrere Stockwerke, die wohl nichts mehr von ihrer früheren Gestalt bewahrt haben.

In den normannischen Schlössern auf Sizilien, wie in ihren Vorgängern, den arabischen, waren eingefaßte Teiche und Einrichtungen für fließendes Wasser gewöhnlich; ebenso war im mohammedanischen Spanien, wo jetzt noch die Alhambra und das Generalife zu Granada einen ihrer Hauptreize durch das viele sie durchströmende Wasser empfangen. In den Städten des Orients, zum Beispiel in den Häusern von Damaskus, findet man Aehnliches.

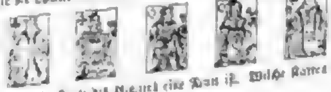


(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 79.

Ecarté.

Treff-Dame liegt als Atout. [illegible] die Spieler verliert, gleichviel ob in Vorhand oder in Hinterhand, auf

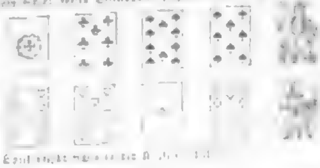


[illegible] obgleich die höchste Karte des Gegners eine Dame ist. Welche Karten hatte der Spieler?

Auflösung der Aufgabe Nro. 77:

Skat.

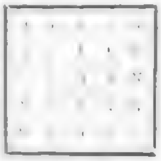
[illegible]



[illegible]

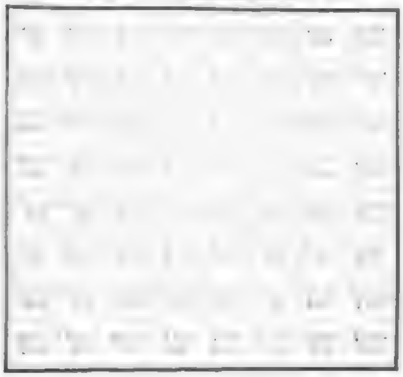
Rahmenquadrat.

[illegible]

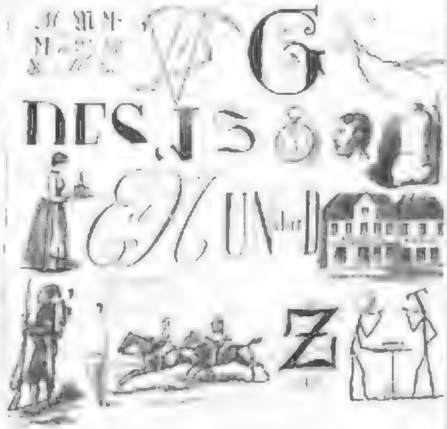


[illegible]

Auflösung der Anordnungsaufgabe Seite 56[illegible]



Bilderrätsel.



Erläuterung der Dechiffrieraufgabe Seite 566:

[illegible] 7. Trödel. IV. Miene[illegible] 5. Lige [illegible] 8. [illegible] IX. [illegible] XIII. Katzgriller [illegible] 18. [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wertvolles Fest- und Familiengeschenk!

Die Heilige Schrift
des Alten und Neuen Testamentes.
Illustrirte Prachtausgabe
mit 230 großen Bildern und reichen Verzierungen im Text
von
Gustav Doré.

Evangelische Ausgabe. Katholische Ausgabe.

Nach der deutschen Uebersetzung [illegible] Dr. Martin Luther.
Aus der Vulgata übersetzt [illegible] Dr. Jos. Fr. v. Allioli.

[illegible] M. 122 — [illegible] M. 11[illegible]
[illegible] M. 11[illegible] [illegible] M. 105

[illegible]

[illegible]

Wildgrenzjäger an der Oſtgrenze. [illegible] In Sprachlehrern [illegible] [illegible] „Englisch-Sprechen“ [illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible] in Amſterdam. [illegible] Hugo [illegible] in St. Petersburg. [illegible] in Hannover. [illegible] in Kalamazoo. [illegible] „Erie Tigers“ [illegible] Zürich. [illegible] in Berlin. [illegible] in Linkou. [illegible]

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ [illegible]
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ [illegible]
Newyork: **Moritz Kehl** [illegible]
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunſt für Alle“ (Kaulbachſtr. 22)

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Um Geld, Novelle von A. von Klinckowſtroem, Fortſetzung. — [illegible] Wahrnehmungen [illegible] — [illegible] — Die Opernwoche, von Dr. [illegible] — [illegible] [illegible]

[illegible]

Für unſere Frauenwelt

iſt ein unentbehrlicher Ratgeber in allen Fragen der Toilette — insbeſondere zur Frühjahrsſaiſon — als erſtes und vornehmſtes Modenblatt der Welt

Der Bazar.

Illuſtrirte Damenzeitung

Paris, Berlin und Wien,

zu beziehen durch alle **Buchhandlungen** und **Poſtanſtalten.** Preis pro Quartal 2 Mark 50 Pfg. [illegible]

Die [illegible] erſten Nummern des **Frühjahrs-Quartals** (Nro. [illegible]) haben folgenden Inhalt:

Mode: [illegible] Frühjahrsmäntel, [illegible] Ueberkleider, [illegible] für Mädchen von 6—15 Jahren, Anzüge für Knaben von 2—4 Jahren u. a. m.

Handarbeiten: [illegible] u. a. m.

Hierzu doppelſeitiger Schnittbogen.

Unterhaltung: [illegible] Mathilde Marches (mit Porträt). — [illegible] Von Julius [illegible] — In Haus und [illegible]

Illuſtrationen: In der Welt hinaus. [illegible]

Hierzu kolor. Stahlſtich-Modenbild.

Der „Bazar“ zeichnet ſich vor allen anderen Modejournalen dadurch aus, daß er doppelt ſo viele Schnittmuſterbogen [illegible] alljährlich und künſtleriſche farbige Stahlſtich-Modenbilder bringt.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe**, Annoncen-Expedition [illegible]

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M 50 ₰ Reichswährung.

[illegible] Frankfurt a. M. [illegible] Hamburg, Köln a. Rh. [illegible] Stuttgart, [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, [illegible]

Schönstes Prachtwerk für die Familie!

Zu Ostergeschenken besonders empfehlenswert.

Palästina in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

[illegible] herausgegeben
von
Georg Ebers und Hermann Guthe.

Erste Ausgabe.

Mit [illegible] Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem

Zwei Bände in Folio. In Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt.
Preis 115 Mark.

Zweite Ausgabe.

Mit 2 Titelbildern in Stahlstich, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem

Zwei Bände in Folio. In Original-Prachteinband mit Goldschnitt.
Preis 60 Mark.

Die zweite Ausgabe kann auch nach und nach in [illegible] Lieferungen zum Preise von à 50 Pf. durch jede Buch- und Kunsthandlung in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Inhalt: Vorwort. — Jerusalem. — Bethlehem und das [illegible] — Das Gebirge von Juda und Ephraim. — [illegible] — Die grosse Ebene. — [illegible] — Der Hermon und seine Tempel. — [illegible] — Der Wadi Barada. — [illegible] — Die Meeresküste von Tripoli bis Tyrus. — Die Bucht von Akko [illegible] — Das Küstenland vom Karmel bis Jafa. — [illegible] Lydda. — Das Küstenland der Philister. — [illegible] — Petra und das Land der Edomiter. — [illegible] und die Berge und Thäler des [illegible]

Dieses grosse und herrliche Werk eignet sich nicht nur [illegible] für Lehrer, Prediger und [illegible] bildet in seinem stilvollen Prachteinband auch ein wertvolles Weihegeschenk für die verschiedensten Situationen des Lebens.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- u. Auslandes.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork
Brasilien
Ostasien

Baltimore
La Plata
Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Sammlern. [illegible]

Briefmarken-Journal [illegible]

[illegible] in Originalfarben. [illegible]

Senf's Briefmarken-Journal.

[illegible] nur 1 M. 50 Pf [illegible]

Probe-Nr. [illegible]

Gebrüder Senf in Leipzig. [illegible]

Solide Buckskins. [illegible]

Stellung. Existenz.
gratis [illegible] Nachweisung. Brieflicher [illegible] Unterricht. franco.
BUCHFÜHRUNG
[illegible] Schnell-Schön-Schrift [illegible]
OTTO SIEDE — ELBING.

M. G. Saphir's Humoristische Schriften [illegible]
4 Bde. in 2 Prachtbdn. [illegible] franco 4,50
Alfred H. Fried & Cie. Berlin, [illegible]
Cataloge gratis.

Wer billig lachen will,
[illegible] Eine Mark [illegible]
Der Dorfbarbier
[illegible] Berlin SW. [illegible]

Neueste u. beste Schulen.
Celloschule v. H. Heberlein, 2 T. geb. [illegible]
Clarinettschule v. R. Kietzer, 3 T. geb. [illegible]
Concertinaschule v. J. A. Schubert 1—
Cornetschule v. A. Filiganis, 2 T. geb. [illegible]
Flötenschule v. Ern. Köhler, 3 T. geb. [illegible]
*) Grosse Clavierschule von Louis Köhler, [illegible]
Guitarreschule v. Alois Mayer geb. 1—
[illegible] v. J. A. Schubert 1—
[illegible]
Harmonielehre [illegible]
Mandolinenschule v. E. Köhler, geb. 2—
Melodielehre v. A. Michaelis, [illegible]
Münchener Zitherlehrmeister [illegible]
[illegible] Mech., geb. 2—
Sänger ABC u. Kompass v. [illegible]
Violinschule v. A. F. [illegible]
Wiener Zitherschule v. A. Mayer geb. 2—
Der kleine Rubinstein, für junge Pianisten [illegible]
[illegible] Seiten, m. Fingersatz v. F. [illegible]
[illegible] v. Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig
sowie durch jede Buch- u. Musikhandlung.

*) Die Signale schreiben über die Grosse Clavierschule von Louis Köhler, op. 314: „Das ausserordentlich [illegible] Werk bedarf keiner besonderen Empfehlung.“
Wer gründlich Clavier u. Musik lernen will, [illegible] nur Louis Köhler's Grosse Clavierschule op. 314.

Nebelbilder-Apparate
[illegible] Sciopticons [illegible]
Edisons Phonograph.
[illegible]
Optisches Institut [illegible]
A. Kruſs in Hamburg.

Schmücke Dein Heim
Glasmalerei
(Diaphanien)

Die Diaphanien ermöglichen wundervolle Zusammenstellungen, sind haltbar und unübertroffen an Exactheit und Effect. Farbenprächtigster **Fensterschmuck** zur Verschönerung der Wohnräume, sowie für Villen, öffentliche Gebäude, Kirchen etc. etc. Lieferung von fertigen Scheiben zum Einsetzen, sowie Fenstervorsetzern und Hängebildern jeder Grösse, ebenso von losen Diaphanien nebst Anleitung zur Selbstanfertigung. Reichhaltiger buntillustrirter **Hauptkatalog** (Hunderte diverser Bilder enthaltend) in 4 Sprachen gegen Einsendung von 2 Mark, die bei Bestellung von 20 Mark an zurückvergütet werden.
Katalogs-Auszug, Muster und **Preisliste gratis.**
Erste Häuser als Wiederverkäufer gesucht!

Grimme & Hempel
Kunst-Druckerei für feine Luxusplakate, Farbendrucke etc. Leipzig.

MEYERS HAND-LEXIKON des allgem. Wissens

Über 100 Bildertafeln, Kartenbeilagen etc.

Soeben erschien in 40 Lieferungen zu je 30 Pf. in Halbfranz geb. 15 Mk., in 2 Halbfranzbänden 16 Mk.:

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

[illegible] nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache augenblicklichen Bescheid.

Groß-Lexikonformat. Deutsche Schrift.

A. von Humboldts ges. Werke

Kosmos. Reise nach den Aequinoktialgegenden. Ansichten der Natur. [illegible]

Probehefte durch alle [illegible] des In- und Auslandes.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Spielhagens

Ausgewählte Romane

in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Anleitung zur Holzſchnitzerei

Verlagen u. Arbeitsvorlagen [illegible]

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Geſchichte

der erſten franzöſiſchen Revolution.

(1789–1799.)

Richard Mahrenholtz.

Preis 1 Mark.

Kaiſer-Kronen-

Kaiſer-Veilchen und Kaiſer-Maiglöckchen [illegible]

Janert & Gebhardt in Berlin.

Wollſtoffe

zu Damenkleider, Regenmäntel etc. [illegible] Fabrik Preisen das [illegible] Alwin Tietze, Greiz. Angabe [illegible]

Violinen,

[illegible]

Gebrüder Wolff.

[illegible] Kreuznach.

L. Jacob,

Inſtrumenten- u. Saiten-Fabrik

Stuttgart,

Streich-Zithern; [illegible] voller Ton, [illegible] Garantie. [illegible] Mechaniſche Muſikinſtrumente. [illegible]

Faſt in jeder Familie

[illegible]

Franz Hess [illegible] Freiſing.

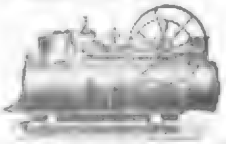
Chenille-Portièren,
Chenille-Tiſchdecken,
Chenille-Bettdecken,
Chenille-[illegible]-Decken,
Chenille-Kaffeedecken,
Chenille-Kinderwagendecken.
Seidene Chenille-Tücher, [illegible]
[illegible]

Chenillewaren-Fabrik

Georg Böhme, Oederan in Sachſen.

Garrett Smith & Co.,

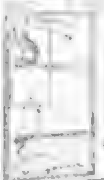
Magdeburg-Buckau.



Locomobilen.

Westinghouse Dampfmaſchinen.

Garrett Smith & Co.



Mauſefalle.

Preis 2 Mk. [illegible]

H. G. Gocke. [illegible]

Patent-Milchkäſtchen

Fritz Keller. [illegible]

Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen

iſt die **Illuſtrirte Frauen-Zeitung.**

[illegible]

Maschinenfabrik und Kesselschmiede von

R. WOLF in MAGDEBURG-BUCKAU.

Haupt-Specialität seit 1862.

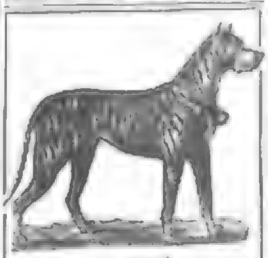
LOCOMOBILEN MIT AUSZIEHBAREN ROHREN-KESSELN

bis zu 120 Pferdekraft

für landwirthschaftliche sowie für industrielle Betriebe jeder Art.

Scherz

[illegible]



Race-Hunde-Zucht- und Verſand-Anſtalt

Arthur Seyfarth,

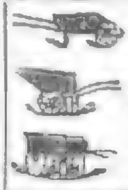
Köſtritz, Deutſchl.

[illegible] Jagd- und Sporthunde [illegible] Bernhardiner, Neufundländer, [illegible] Bulldoggen, [illegible] Collies, Jagd-, Brakier [illegible] Spitzer, Pinſcher [illegible] Mops, Schoßhunde [illegible]

Garantirt nur Ia Qualität.

[illegible]

Export nach allen Welttheilen.



Karren und Handfahrgeräte, Feldeiſenbahn, ſowie alle Waren [illegible]

Wilhelm Kenzer & Cie.

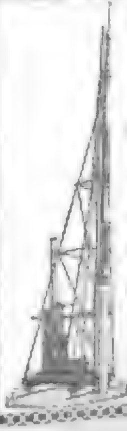
Beſtes Putzmittel der Welt!

[illegible] überall vorrätig.

Man achte genau auf unsere Firma und Schutzmarke!

Enthaarung.

Mandelinn'sches Depilatorium. [illegible] Mandelinn. Berlin [illegible]



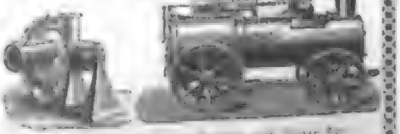
Direkt wirkende Patent-Dampframmen

Dampframmen mit endloſer Kette

Dampframmen mit rücklaufender Kette

Centrifugalpumpen

Locomobilen



Menck & Hambrock.

Ottenſen [illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.9

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbnis, Frauenkrankheiten [illegible] Mäßige Preiſe. Proſpekte frei.

Dr. Kles' Diätetiſche Heilanſtalt
Dresden, Bachſtraße 8.

[illegible] Schrift Dr. Kles' Diätetiſche Kuren, [illegible] über Schroth'ſche Kur [illegible]

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: Georg-Victor-Quelle und Helenen-Quelle sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei Nieren-, Blasen- und Steinleiden, bei Magen- und Darmkatarrhen, sowie bei Störungen der Blutmischung als Blutarmut, Bleichsucht u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Versendung. In 1896 waren es über [illegible] Flaschen. — Anfragen über das Bad, über Wohnungen im Badelogirhause und Europäischen Hofe erledigt: **Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Actien-Gesellschaft.**

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „**Dr. Knorr's Antipyrin**“. Jede Original-Packung trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ [illegible]

Dr. Kadner's Sanatorium,
Niederlössnitz bei Dresden.

[illegible]

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C. Chlorlithiumquelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogl. Badeanstalt „Friedrichsbad“
während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt, einzig in ihrer Art in Vollkommenheit u. Eleganz. Mineral- und medicin. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik. Privatheilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen. Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. Terrain-Kurort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Molkenanstalt. Milchkur. Versand des an Lithion reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung.

Konversationshaus mit prachtvollen Konzert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschaftssälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Kurorchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten. [illegible] Billige Pensionen. — Mittlere Jahrestemperatur [illegible] Baden und seine Umgebung.

Bad Reinerz

[illegible] klimatischer waldreicher **Höhenkurort** von 568 m Seehöhe, besitzt drei [illegible] alkalisch-erdige **Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder,** und eine ganz vorzügliche **Molken- und Milch-Kuranstalt.** [illegible] **Saisondauer vom 1. Mai bis 1. Oktober.**

[illegible]

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

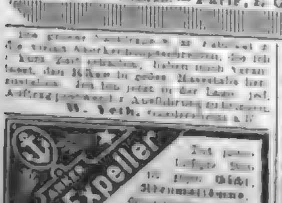
VERSTOPFUNG

Hæmorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. **Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung,** für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: **E. GRILLON**

IN ALLEN APOTHEKEN. — **Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.**

[illegible]
W. Veith. [illegible]

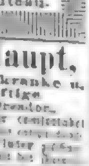


[illegible] Gicht, Rheumatismus, [illegible] Pain-Expeller [illegible] Nur echt mit Anker. F. Ad. Richter & Cie., [illegible]

Dr. med. Haupt,
Kurhaus für Nervenkranke u. Erholungsbedürftige
Tharandt bei Dresden.

[illegible]

Pat. Dampf-Schwitz-Bad
im eigenen Zimmer!!
[illegible] Nierenkrankh., Gicht, Cholera, Rheumatismus, Wassersucht, Erkältung.



[illegible] Schäffer & Walcker, [illegible]

Berlin, Chorinerstr. [illegible]

Militär-Pädagogium
von Dir. Dr. Fischer,

[illegible]

Handels-Inſtitut
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.

[illegible] **Dr. Georgens, Dir.**

Flechtenkranke,

[illegible] „Hautjucken“ [illegible] „Dr. Hebra's Flechtenſalbe“ [illegible]

Pretiosa Caramellen

[illegible] L. Pietsch, Dresden-Blasewitz.

[illegible]

Rheinwein.

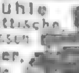
Gegen Einsendung von M. 30 versende mit Faß ab hier 50 Liter selbstgekelterten guten und abgelagerten **Weißwein,** [illegible] Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rhein.

Eickes
selbstthätige Patent-
Kaffee-Maschine,
[illegible]
H. Eicke, Berlin W., [illegible]

Der vollkomm. u. beste Fahrstuhl

[illegible]
Pat. Univ.-Fahrwagen.
[illegible]
Rollstühle
von M. 31 — an.
J. Schöberl,
[illegible] München.
[illegible]

Rich. Maune,
Dresden-A.
Falkenstr. 10.
Fabrik von
Kranken-Fahrstühlen
für Zimmer & Strasse
Kranken Selbstfahrer, Ruhestühle
Universalstuhle
Tragestuhle, Betttische
verstellb. Kopfkissen
Lesepulte, Fusslager,
Zimmerclosets etc.
Grösste Auswahl!
Katalog gratis!



Marienbad.

Glaubersalzhaltige, Eisen- und erdigalkalische Quellen, Kohlensäure-, Moor-, [illegible]

[illegible]

Frequenz: 14,000 Personen [illegible]

[illegible]

Dr. Pfeuffer's
physiologisches Lösungsmittel für
Gicht- und Steinleiden
und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe
(Preis 2 M) empfiehlt **Jessler's Ludwigsapotheke zu Münc**

Dr. med. Lahmann's SANATORIUM
(Naturheilanstalt) auf
Weisser Hirsch bei Dresden

[illegible]
Dr. Lahmann's [illegible]

Soolbad Harzburg.

Klimatiſcher Kurort. [illegible] Herzogl. Badecommiſſ[illegible] d. Comitee für Fremdenverkehr.

Höheres Mädchen-Institut
Villa Valida, Gandersheim a. Harz.
[illegible] Schöne gesunde Gegend. [illegible] **Valida Knorr.**

Für 1 Pfennig [illegible] kann täglich warm baden. Preis-Cour. gratis. **L. Weyl. Berlin W.,** [illegible] und Wien. [illegible]

Gegen **Gicht,** Nieren- und Blasenleiden [illegible]
Kohlensaures Lithionwasser
[illegible]

Gegen **Schlaflosigkeit** und **Nervenerregung** [illegible] **Bromwasser** [illegible]
[illegible] **M. Knoll,** [illegible]

Deutſcher Sect.
Matheus Müller
Eltville i. Rheingau.
Gegründet 1838.

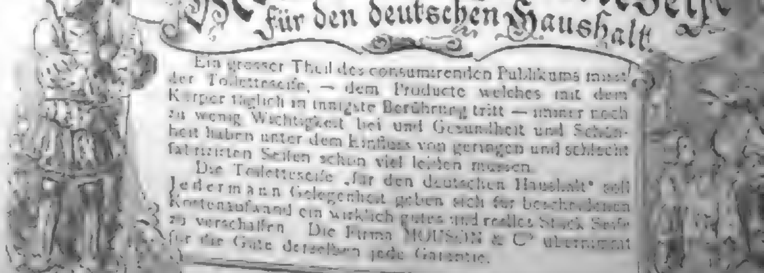
Hoflieferant

Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs.
Seiner Majeſtät des Königs von Sachſen.
Seiner Majeſtät des Königs von Württemberg.
Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden.
Lieferant der Kaiſerlichen Marine ſowie der
meiſten Offizier-Caſinos.

CRÈME SIMON

[illegible] **in einer Nacht** alle Mitesser. [illegible] ist unersetzlich gegen **aufgesprungene Haut, rothe Hænde, Gesichtsrœthe** und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.

J. SIMON, 36, Provence, PARIS. [illegible] Apothek. u. Parf.



Mouson'sche Toiletteseife für den deutschen Haushalt.

Ein grosser Theil des consumirenden Publikums misst der Toiletteseife, — dem Producte welches mit dem Körper täglich in innigste Berührung tritt — immer noch zu wenig Wichtigkeit bei und Gesundheit und Schönheit haben unter dem Einfluss von geringen und schlecht fabrizirten Seifen schon viel leiden müssen.

Die Toiletteseife „für den deutschen Haushalt“ soll Jedermann Gelegenheit geben sich für bescheidenen Kostenaufwand ein wirklich gutes und reelles Stück Seife zu verschaffen. Die Firma MOUSON & Co übernimmt für die Güte derselben jede Garantie.

Ueberall in Deutschland für 35 Pfennige zu haben

Über Land und Meer.
No 29.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Ums Geld.

Novelle
von

K. von Klinckowſtröm.

(Fortſetzung.)

Als zu beſtimmter Stunde am folgenden Vormittag der Wagen vor der Thür der Schweſtern hält, der die kleine Geſellſchaft an den Ort des Picknicks bringen ſoll, liegt die ganze Glorie eines ſonnigen Frühlingstages über dem raſtloſen Wogen und Treiben der Stadt. Leiſe klingend werden die Töne des Lebens von der warmen Luft weitergetragen, die Schwalben ſchießen in ganzen Scharen ſchreiend und zwitſchernd über die Dächer hin, und die grauen Stämme der Linden am Kanal mit dem jungfräulich zarten Grün auf den Zweigen, baden in einer Flut goldigen Lichtes.

Es iſt, als ob der jugendfriſche Hauch, der durch die Natur geht, auch in den Herzen der Leute Eingang gefunden habe; man ſieht nur freundliche Geſichter, und ſelbſt der Trödler an der Ecke, der ſonſt luft- und lichtſcheu in ſeinem Keller vegetirt, hockt vergnüglich auf der oberſten Stufe ſeiner Treppe und blickt, die Augen mit der Hand vor der Sonne ſchirmend, nach Graf Aſtorf hinüber, der hoch oben auf dem Vorderſitz ſeiner Coach thront und den Viererzug mit geſchickter Hand im Zügel hält.

Er thut ſich nicht wenig auf ſeine Geſchicklichkeit im Fahren zu gute, der alte Herr mit dem gefärbten Haar und dem ewig lächelnden, runzeligen Geſicht. Ein wenig zur Seite ſitzend und mit emporgezogenen Schultern und geſpreizten Ellenbogen in koketter Nonchalance vornübergebeugt, macht er, von einiger Entfernung geſehen, mit ſeinem tadelloſen engliſchen Koſtüm wirklich den Eindruck eines jugendlichen Sportsman. Freilich wird ihm der volle Genuß dieſes Bewußtſeins bedenklich durch den Umſtand getrübt, daß Fräulein Eibenhorſt ſich auf den hohen Sitz an ſeine Seite geſchwungen hat und hier mit fröhlicher Unbefangenheit ein braunes Sonnendach, vulgo Strohhut, und ſchottiſches Plaid zur Schau trägt. Vergebens hat er ihr vorgeſtellt, daß es angenehmer ſei, hinten zu ſitzen, auch das Hinaufkommen

Abſchied vom Elternhauſe. Gemälde von N. Cipriani.

dort ungleich leichter ſei; ſie hat ſich nun gerade ſo ſehr auf den freien Umblick von dem erhöhten Sitz aus gefreut und überwindet tapfer alle Schwierigkeiten. Der Graf muß ſchon auf die Hoffnung verzichten, Magdalene an ſeiner Seite durch die Stadt zu führen, und er thut es um ſo ſchwereren Herzens, als ſie in dieſem Augenblick kühl und friſch im hellen Frühjahrsanzug und hellen Hütchen zur Thür hinaustritt und von den drei in der Coach bereits befindlichen Herren lebhaft begrüßt wird.

Es bleibt nur noch übrig, Nancy Seldern und deren ältere Schweſter abzuholen, dann iſt die kleine Geſellſchaft vollzählig.

Zunächſt macht ſich jene übermütige Stimmung geltend, die ohne jede Veranlaſſung in Gelächter ausbricht und die ſo unzertrennlich von einer echten Landpartie iſt. Dann allmählich, wie ſie die Stadt hinter ſich laſſen und der dämmerige, ſtark duftende Kiefernwald ſie aufnimmt, wirkt die Frühjahrsluft einſchläfernd und ermüdend. Die Pferde gehen langſamer im märkiſchen Sand, und die kleine Geſellſchaft, die zuerſt ſo bereit geweſen, jede noch ſo ſchwache Annäherung zum Witz zu belachen, wird ſtummer und ſtummer. Nur Fräulein Eibenhorſt läßt die Flagge nicht ſinken und hält die Unterhaltung aufrecht, in der gerechten Befürchtung, der Graf könne auf ſeinem Sitz einnicken und die Zügel fallen laſſen.

Werner Guntram hält den Handſchuh, den Nancy abgeſtreift hat, in ſeiner Hand und glättet ſanft die kleinen Fingerlinge. Die Eleganz eines Toilettengegenſtandes, der einer Dame angehört, entzückt ihn jedesmal; er würde Magdalenens Handſchuh vielleicht ebenſo ſanft geglättet haben, nur daß ſie ihm keine Gelegenheit dazu gibt und etwas abſichtlich thut, als ſähe ſie die Tändelei nicht, die zwiſchen ihm und Nancy im Gang iſt.

Sie findet es plötzlich unerträglich heiß und unerträglich langweilig und würde dieſen Gefühlen freien Lauf laſſen, wenn ſie nicht Haldens ſtill beobachtenden Blick gefürchtet hätte, der bald ihr Geſicht ſtreift, bald alles, was um ihn her vorgeht, eingehender Betrachtung unterzieht. Nancys Schweſter und Herr von Breuſe machen nicht einmal mehr den Verſuch, ein allgemeines Intereſſe zu heucheln, und geben ſich dem angenehmen Zuſtand der Schweigſamkeit hin, der nicht weit vom Schlaf entfernt iſt.

Die Lebensgeiſter flackern neu empor, als der Wagen das Forſthaus erreicht, das, am Rande des ſtillen, ſchilfumſäumten Sees gelegen, viel von ſeinem poetiſchen Reiz eingebüßt hat, ſeitdem es den Anforderungen der nahen Großſtadt entſpricht und Tiſche und Bänke um dasſelbe her aufgeſchlagen ſind, welche ſtark an eine Schankwirtſchaft erinnern. Allerdings beſchränken ſich die leiblichen Genüſſe, die der Städter hier erreichen kann, auf Kaffee und die beſcheidenſten ländlichen Erzeugniſſe; trotzdem gehört das Forſthaus zu den geſuchteſten Punkten, wenn es gilt, ein Picknick vor ſich gehen zu laſſen.

Während die Herren herabſpringen und den Damen behilflich ſind, bemerken ſie, daß ſie nicht die einzigen Beſucher des Forſthauſes ſind. Unweit von ihnen hält ein leerer Landauer, und an einem der Tiſche ſitzen zwei Herren und eine Dame. Die Herren prüfen den Viererzug Graf Aſtorfs mit Intereſſe, während die Dame ihnen das Profil zuwendet und es nicht der Mühe wert hält, ſich umzuſchauen.

Magdalene ſieht nur eine üppige Maſſe hellgoldigen Haares, das die liebreizenden Umriſſe eines tadellos ſchön geformten Geſichts umgibt. Sie hat kaum Zeit, ihre Stimme über die Wahl eines Platzes abzugeben, als Graf Aſtorf einen kleinen, affektirten Schrei der Freude ausſtößt und mit ausgeſtreckten Händen auf die blonde Dame zueilt.

„Frau von Reiſchütz, Sie hier!? Welche Ueberraſchung!“

Der goldige Kopf wendet ſich langſam. Es iſt in der That ein wunderbar ſchönes Geſicht, und in den ſchläfrigen blauen Augen ſtrahlt es wie ein Lächeln auf, als die kleine behandſchuhte Rechte ſich ausſtreckt, um den Grafen zu begrüßen.

„Ich kann nicht zugeben, daß wir getrennte Parteien bilden!“ ruft dieſer enthuſiaſtiſch. „Kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu uns, und verſchönern Sie mit Ihrer entzückenden Gegenwart unſer kleines, beſcheidenes Feſt.“

Da die Dame nach einem prüfenden Blick auf die kleine Geſellſchaft Warners in die Augen fallende Geſtalt anſichtig wird, erſcheint ihr der Vorſchlag des Ueberlegens wert, und nach kurzer Beratung mit ihrem Gatten und deſſen Begleiter gibt ſie dem Drängen des Grafen nach und kommt in nachläſſiger Haltung auf die Gruppe zu, die ihre Annäherung ziemlich paſſiv erwartet.

Allgemeine Vorſtellung.

Fräulein Eibenhorſt will ſich ſofort der ſchönen Frau bemächtigen, wird aber von dieſer mit ſo eiſiger Ruhe abgewehrt, daß die unerſchrockene Dame in ſich zuſammenknickt.

„Herr Doktor Halden,“ ſagt der Graf, vorſtellend, und Frau von Reiſchütz wird erſt in dieſem Augenblick der ſchmächtigen Geſtalt anſichtig. Ihr Geſicht wechſelt jählings die Farbe. Magdalene ſieht, wie ihre Hände ſich zuſammenpreſſen und in den Augen ein Ausdruck aufblitzt, der Schreck, Haß und Trotz in ſich vereint.

Halden iſt ebenfalls um einen Schatten blaſſer geworden, aber kein Zug ſeines Geſichtes verrät, was in ſeinem Innern vorgeht.

„Ich habe die Ehre, die gnädige Frau zu kennen,“ bemerkt er ruhig und tritt an ſie heran, um ein paar gleichgiltige Worte mit ihr zu wechſeln, die jetzt ihre ruhige Haltung wieder gewonnen hat. Sie ſprechen unbefangen zuſammen, der genaueſte Beobachter hätte nicht die geringſte Erregung von beiden Seiten wahrnehmen können, doch wie Halden ſich abwendet, folgen ihm die Augen der Dame mit einem ſonderbar ſtarren Blick.

Sie nimmt faſt gar keine Notiz von den anweſenden Damen, ſondern wendet ſich ausſchließlich an die Herren, und Nancy faßt Magdalene unter dem Arm und zieht ſie beiſeite, um ihrer Entrüſtung hierüber Ausdruck zu geben. Sodann weiß ſie die Rede geſchickt auf Warner zu bringen, und ihr Herzchen fließt über von ſeinem Lobe.

„Findeſt Du ihn nicht auch himmliſch?“ fragt ſie zutraulich.

Das ältere Mädchen blickt in das jugendliche Geſichtchen, dem die nachtſchwarzen Augen einen ſo reizenden Ausdruck geben, und eine tiefe Bitterkeit überkommt ſie. Sie neidet dem jungen Geſchöpf an ihrer Seite ſeine Jugend, ſein Vermögen, die Möglichkeit, einer erwachenden Neigung folgen zu können, ohne in jedem Augenblick hindernde Vernunftgründe in Betracht ziehen zu müſſen. Alle häßlichen Eigenſchaften ihres Charakters erwachen in ihr, ohne daß ſie die Macht hat, ihrer Herr zu werden, und mit einiger Heftigkeit ihren Arm aus dem ihrer Begleiterin löſend, bittet ſie dieſelbe, zu der Geſellſchaft zurückzukehren und ihr ein wenig Ruhe zu gönnen, da ſie Kopfſchmerzen habe.

Ziellos geht ſie am Ufer des Sees entlang, den Kopf geſenkt, die Hände zuſammengepreßt, und immer ſchwächer dringt das Geräuſch der Stimmen vom Forſthauſe zu ihr hinüber.

Da hört ſie Schritte hinter ſich, die ſich ihr nähern, und Haldens Stimme fragt gleich darauf: „Darf ich mich Ihnen anſchließen?“

In demſelben Augenblick geht blitzartig ſchnell ein Gedanke durch ihre Seele, und, raſch entſchloſſen Front gegen die eigenen Empfindungen machend, ſtellt ſie ſich ſelbſt die unumwundene Frage: Liebt ſie Guntram? Die Antwort kommt prompt und ohne Beſinnen: Nein! Steht ſie unter dem Eindruck ſeiner Perſönlichkeit? Ja, vollſtändig! Nun denn, ſo bleibt ihr nichts anderes übrig, als einen unüberſteiglichen Damm zwiſchen ſich und allen thörichten Wünſchen und Gedanken aufzurichten und ſich in ein Gebiet hinüberzuretten, das keine Umkehr geſtattet. Der Mann da an ihrer Seite bietet ihr vielleicht hiezu die Hand, und fühlt ſie auch das Häßliche, Unehrenhafte, das ſchon in der Ueberlegung an und für ſich liegt — was thut's! Sie handelt ja nach den Wünſchen und Ratſchlägen ihrer Schweſter, dieſer Mann iſt ja vielfacher Millionär. Damit wendet ſie ſich zu ihm, und kein Zug ihres Geſichtes verrät, was in ihr vorgegangen.

„Warum haben Sie die Geſellſchaft verlaſſen?“

„Es war nichts dort, was mich feſſelte. Die Unterhaltung mit ſo jungen Mädchen wie Fräulein von Seldern intereſſirt mich nicht auf die Dauer, und was nun die Herren anbetrifft, ſo hege ich für keinen derſelben beſondere Sympathie. Ich muß ſogar geſtehen, daß ich gegen einen von ihnen, gegen Guntram, eine inſtinktive Abneigung empfinde.“

„Weshalb?“

„Ja, lachen Sie mich nur aus, wenn ich Ihnen gleich die ganze Schwärze meiner Seele enthülle. Es iſt nicht allein die Verſchiedenheit unſerer Anſichten, denn ich kann mich vollkommen in die ſeinen hinein verſetzen und ihnen ihre Berechtigung zugeſtehen, es iſt — und dies nicht zum kleinſten Teil — ein gewiſſer Neid, der meinem Gefühl die Färbung gibt, denn Guntram beſitzt das, was ich am Manne bewundere, weil es mir fehlt, eine imponirende Geſtalt und ein Geſicht, das ihm alle Thüren und Herzen öffnet. Das Schickſal hat es ihm ſo leicht gemacht, durch das Leben zu gehen, denn ſeine Perſönlichkeit allein verſchafft ſich überall Geltung, während die Welt in mir allein den Beſitzer meines Vermögens ſieht, und nur meine genaueſten Freunde wiſſen, was an dem Individuum iſt.“

„Ich hatte eigentlich eine beſſere Meinung von Ihnen und glaubte Sie über derartige Kleinlichkeiten erhaben.“

„Nun, dann muß ich mich wohl bemühen, dieſe gute Meinung zu rechtfertigen. Sie müſſen mich übrigens nicht mißverſtehen, ich weiß, daß Guntram ein tüchtiger Menſch iſt, der Carrière machen wird, und ſchätze ihn als ſolchen, aber die Art, wie er die Hand ſorglos nach jeder Blume ausſtreckt, als ſei ihr Duft nur für ihn allein da, und wie er es als etwas Selbſtverſtändliches betrachtet, daß alles ihm entgegenkommt, verletzt mich, weil — ja, weil ich eben darin nicht konkurriren kann.“

Die Wendung, welche das Geſpräch nimmt, erregt Magdalene, und ablenkend, ſucht ſie es auf ein anderes Gebiet hinüberzuſpielen.

„Unſer kleiner Kreis hat eben einen Zuwachs erhalten, deſſen Sie nicht Erwähnung thun, der aber doch nicht ohne Reiz für Sie ſein dürfte,“ bemerkt ſie.

„Sie meinen Frau von Reiſchütz?“ fragt er mit vollſtändiger Unbefangenheit.

Sie nickt.

„Ich verſichere Sie, dieſe Frau hat nicht den geringſten Reiz und nicht das geringſte Intereſſe für mich.“

„Aber Sie kannten ſich doch früher ſchon und haben ſicher manche gemeinſame Erinnerung.“

Halden bleibt ſtehen und blickt forſchend in das Geſicht ſeiner Begleiterin.

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob eine Abſichtlichkeit in Ihrer Frage verſteckt liegt, aber ich habe keine Veranlaſſung, Ihnen zu verheimlichen, daß wir allerdings gemeinſame Erinnerungen haben, jene Frau und ich. Zwiſchen uns beſtand ein Band, von dem ich glaubte, es werde eine Ewigkeit überdauern; ich täuſchte mich. Meine eigene Hand war gezwungen, das Band zu löſen, und es war gut, daß es ſo kam, nur daß ein gut Teil meiner Jugendilluſionen mit zuſammenbrach und mich zu einem unliebenswürdigen Peſſimiſten machte.“

„Sie waren mit ihr verlobt?“

Magdalenens Teilnahme fliegt ihm in echt frauenhafter Weiſe zu, denn nichts nimmt eine Frau ſchneller für einen Mann ein als die Kenntnis, daß er Unbill von einer ihres Geſchlechtes erlitten hat und als Sieger daraus hervorgegangen iſt.

„Ja, ſie war meine Braut, und ich glaubte, das Schickſal habe mir eine ſeltene Perle beſchert, einen Ausbund von Schönheit und Herzensgüte. Sie hatte zärtliche Worte genug für mich, und — warum ſoll ich es jetzt nicht ruhig eingeſtehen — ich liebte ſie mit der ganzen Leidenſchaft heißblütiger Jugend. Doch weshalb ſo viel Worte an einen unwürdigen Gegenſtand verſchwenden! Es genüge Ihnen, zu erfahren, daß Sylvia Beziehungen, welche vor ihrer Verlobung mit mir beſtanden und die ihr pekuniär wünſchenswert waren, auch nachher heimlich fortbeſtehen ließ. Der Zufall ließ mich Kunde davon erhalten. Ich war damals noch ein armer Doktor der Chemie und hatte meinen Onkel noch nicht beerbt, aber ich hatte eine andere Auffaſſung in ſolchen Dingen als meine Braut und gab ihr die Freiheit zurück. Doch es ſcheint, ſie hat von ihrer Freiheit nicht den Gebrauch gemacht, den ich vorausſetzte, denn ihr damaliger Gönner hieß auf jeden Fall nicht Reiſchütz.“

„Und Sie haben ſie ſeit jener Zeit nicht wiedergeſehen?“

Google

Nein: ich trug auch kein Verlangen darnach."

Sollte nicht aber in Ihrem Herzen trotzdem der Aſche noch ein Funke der alten Neigung immen? Verzeihen Sie die vorlaute Frage. ich habe Sie beobachtet, als die ſchöne Frau gegenübertrat, und Ihr Geſicht —"

Nun?"

Blieb auf jeden Fall nicht ſo paſſiv, wie bei gewöhnlichen Begrüßung alter Bekannten vor- ſehen war."

Wenn meine Züge irgend etwas ausgedrückt, ſo war es Ueberraſchung, denn das Wieder- traf mich in der That unvorbereitet. Die alte riß ich jedoch damals mit der Wurzel aus m Herzen, und die Verachtung war das Heil-, das die Wunde endgiltig ſchloß. Ich würde ls eine Frau lieben, die ich nicht achten kann."

agdalene blickt von der Seite in das blaſſe, ſcharf ittene Geſicht mit den energiſchen, hellen Augen. r imponirt ihr trotz ſeiner ſchmächtigen Geſtalt. em gleichen Impulſe gehorchend, ſenken ſie ihre ie einem Baumſtamm zu, den der letzte Sturm ällt und zu Boden geriſſen und der nun einen nen Sitz für ruhebedürftige Wanderer bietet.

Ja, wie komme ich eigentlich dazu, Ihnen von ren Geſchichten zu ſprechen?" fragt er lächelnd.

haben ſich ſelbſt die Schuld zuzuſchreiben, ich Sie damit gelangweilt habe, denn Sie en das Thema an, nicht ich."

Und ich bin Ihnen dankbar für Ihre Aufrich-. Glauben Sie mir, ich weiß in mich geſetztes uen zu ſchätzen."

Wirklich? Wie mich das freut! Die wenigſten n verſtehen dies. Sie würden es mir alſo übel nehmen, wenn ich in meiner Aufrichtigkeit re?"

Warum ſollte ich? Es iſt für uns arme Ge- e immerhin ein ehrendes Zeugnis, wenn einer Herren der Schöpfung uns eines ehrlichen s wert hält. Seien Sie alſo aufrichtig ganz Ihrem Belieben."

Auch wenn es Sie verletzen ſollte?"

Mein Gott, es bleibt mir doch immer über-, an kritiſchen oder ſehr verletzenden Stellen ache zu erheben!"

Gewiß! Wollen Sie mir nun zunächſt eine beantworten? Nicht wahr, es hat Sie be- t, daß ich, ein Ihnen gänzlich Unbekannter, Kreis ſo wiederholt und beharrlich beſuche?"

Ich kann es nicht leugnen, denn ich weiß nicht, ür ein Intereſſe derſelbe für Sie haben kann. abe keine hohe Meinung von uns. Für einen en muß die geiſttötende Atmoſphäre, in der ben, einfach unerträglich ſein."

Vielleicht haben Sie gedacht, daß mir als einem rlichen daran gelegen ſein müſſe, in ariſtokratiſche zu gelangen; es gibt ſo leider ſo viele meines es, die ſo denken und ſich an Menſchen heran- n, die ihnen durch Namen und Titel imponiren."

Nein," verſetzt Magdalene lebhaft, „ich würde s ſo niedrig von Ihnen denken!"

Ich danke Ihnen, Sie haben mich richtig be-. Ich geſtehe Ihnen offen, daß ich ſogar t genug bin, mich mit einer beinahe krank- Empfindlichkeit in meinen bürgerlichen Stolz ſen. Wenn ich nun trotzdem wiederholt einen aufſuche, in welchem dieſer Stolz gar keine Be- ung findet, ſo liegt das daran, daß ich zu- t meiner vierunddreißig Jahre doch noch einer n fähig bin. Ich ſage, einer Illuſion, weil glich iſt, daß der Gedanke, mit dem ich mich ich als ſolche erweiſt. Im allgemeinen habe ne hohe Meinung von den Frauen, aber ich r dieſen von uns ſoeben beſprochenen Kreiſen h einer Dame begegnet, von der ich mir im Augenblick ſagte, ſie iſt anziehend und anmutig um zu gefallen. Nach einer halben Stunde nterhaltung ſagte ich mir, ſie iſt klug genug, h eventuell über die Vorurteile ihrer Kaſte zuſetzen, und nach eintägiger Bekanntſchaft h mir, ſie iſt liebenswürdig genug, um einen auf die Dauer zu feſſeln und zu beglücken. chte nun Ihren Rat einholen, denn ich traue n Blick nicht genügende Schärfe zu, um zu iben, ob ich Ausſichten in dieſer Richtung habe nicht. Raten Sie mir, abzureiſen und jeden h aufzugeben, das Glück für mich zu gewinnen, oder glauben Sie, daß es mir mit der Zeit gelingen könnte, das Ziel, das ich erſtrebe, zu erreichen?"

Magdalene iſt bald rot, bald blaß geworden, ſie fühlt, daß dies einer der Augenblicke iſt, deren es ſo wenige im Leben gibt, in denen uns das Schickſal geſtattet, in das unaufhaltſam rollende Rad einzugreifen und es zu unſeren Gunſten oder Ungunſten zu wenden. Sie zögert mit der Antwort, denn ſie kann den Entſchluß nicht finden, die Hand, die ſich ihr bietet, um ſie aus unerquicklichen Verhältniſſen herauszuziehen, zu ergreifen oder beſtimmt zurückzuweiſen.

„Sind Sie denn auch ſicher, ſich nicht zu täuſchen?" antwortet ſie ausweichend, mit heftig klopfendem Herzen. „Sie ſtellen ſo hohe Anſprüche an die Frauen, daß Sie bei näherer Bekanntſchaft unangenehm überraſcht ſein würden, wenn Sie einer charakterloſen Schwäche und zahlloſen Fehlern begegnen, von deren Vorhandenſein Sie vielleicht keine Ahnung haben."

„Ich ſtelle durchaus nicht übermäßig hohe Anſprüche an die Frauen, im Gegenteil, eine gewiſſe Schwäche und Weichheit des Charakters macht ſie in meinen Augen nur noch liebenswerter, denn eine charakterſtarke, wetterfeſte, vollkommene Frau wäre mir entſetzlich. Ich verlange nur Ehrenhaftigkeit."

„Ein Begriff, der die weiteſtgehende Deutung zuläßt."

„O nein, Sie ſind klug genug, mich zu verſtehen! Ich hätte ebenſo gut ‚Wahrhaftigkeit' ſtatt ‚Ehrenhaftigkeit' ſagen können. Es gibt Frauen, die ſich nicht ſcheuen, einem Mann, auf deſſen Vermögen ſie Gewicht legen, Liebe zu heucheln und mit einer Lüge auf den Lippen zum Altar zu treten. Für dieſe iſt allerdings der Begriff Ehrenhaftigkeit nicht vorhanden."

Durch ihren Körper geht es wie ein kalter Schauer, und die trockenen, zitternden Lippen ringen vergebens nach einem Wort. Iſt nicht alles, was er ſagt, ein Verdammungsurteil für ſie?

„Sagen Sie mir," fährt er fort, „warum eigentlich der größte Teil Ihres Geſchlechts darauf bedacht, uns ſolch eine unvorteilhafte Meinung von ſich beizubringen? Es ruht und raſtet nicht, bis wir es von dem hohen Standpunkt, den das Weib einnehmen ſollte, herab in den Staub gezogen haben. Wenn wir Anſprüche an die Frau ſtellen, ſo liegt Achtung darin und der Wunſch, ſie auf einem Standpunkt zu ſehen, der ſie dieſer Achtung wert macht. — Doch ich ſchweife von unſerem urſprünglichen Thema ab. Natürlich darf ich keine endgiltige Entſcheidung von Ihnen erwarten, die ja bei der Kürze unſerer Bekanntſchaft eine Unmöglichkeit wäre; ich bitte Sie nur, mir zu ſagen, ob ich meine Beſuche bei Ihnen fortſetzen darf, oder ob ich fern bleiben ſoll?"

Es liegt etwas Anziehendes in ſeiner ruhigen, klaren Art, das nicht ohne Einfluß auf ſie bleibt, und dennoch ſucht ſie nach einer Antwort; ſie möchte ſich nicht binden und möchte auch wieder nicht die Chance von der Hand weiſen, die ſich ihr bietet.

Doch ſie wird der Antwort enthoben, denn in dieſem Augenblick tönt hinter ihnen Graf Aſtorfs zitterige Fiſtelſtimme: „Da ſind ſie! Wahrhaftig, gnädige Frau, Sie hatten recht wie immer, als Sie ſagten, daß wir ſie finden würden!"

„Ich wußte es!" ſagt Frau von Nelſchütz. „Dieſer Platz wird gewöhnlich aufgeſucht, wenn es gilt, ein tête-à-tête in Scene zu ſetzen. Es iſt ſo lauſchig und hübſch hier."

Magdalene iſt aufgeſprungen und ſieht, daß die ganze Geſellſchaft ihnen gefolgt iſt. Halden ſteht mit finſterem Geſicht da, und Frau von Nelſchütz, auf des alten Grafen Arm gelehnt, muſtert ihn mit einem ſpöttiſchen Blick, in dem etwas wie eine Drohung liegt.

Er hält den Blick eiſig und unbeweglich aus, doch er fühlt inſtinktiv, daß dieſe Frau ihm die Vergangenheit niemals vergeſſen hat und ſich an ihm rächen wird, wann immer ſich die Gelegenheit dazu bietet.

„Ich konnte es nicht ändern," flüſtert Nanni Magdalenen ins Ohr, „dieſe Frau brannte darauf, hinter euch herzugehen. Ein rechter Störenfried iſt ſie!"

„Ich wüßte nicht, daß Du Urſache hätteſt, Dich zu entſchuldigen. Was kann es mir ausmachen, ob ihr eine Unterhaltung unterbrecht, die für mich von gar keinem Intereſſe ſein kann!"

(Fortſetzung folgt.)

Ein wunderſames Erlebnis.

Von

Friedrich Bodenſtedt.

(Nachdruck verboten.)

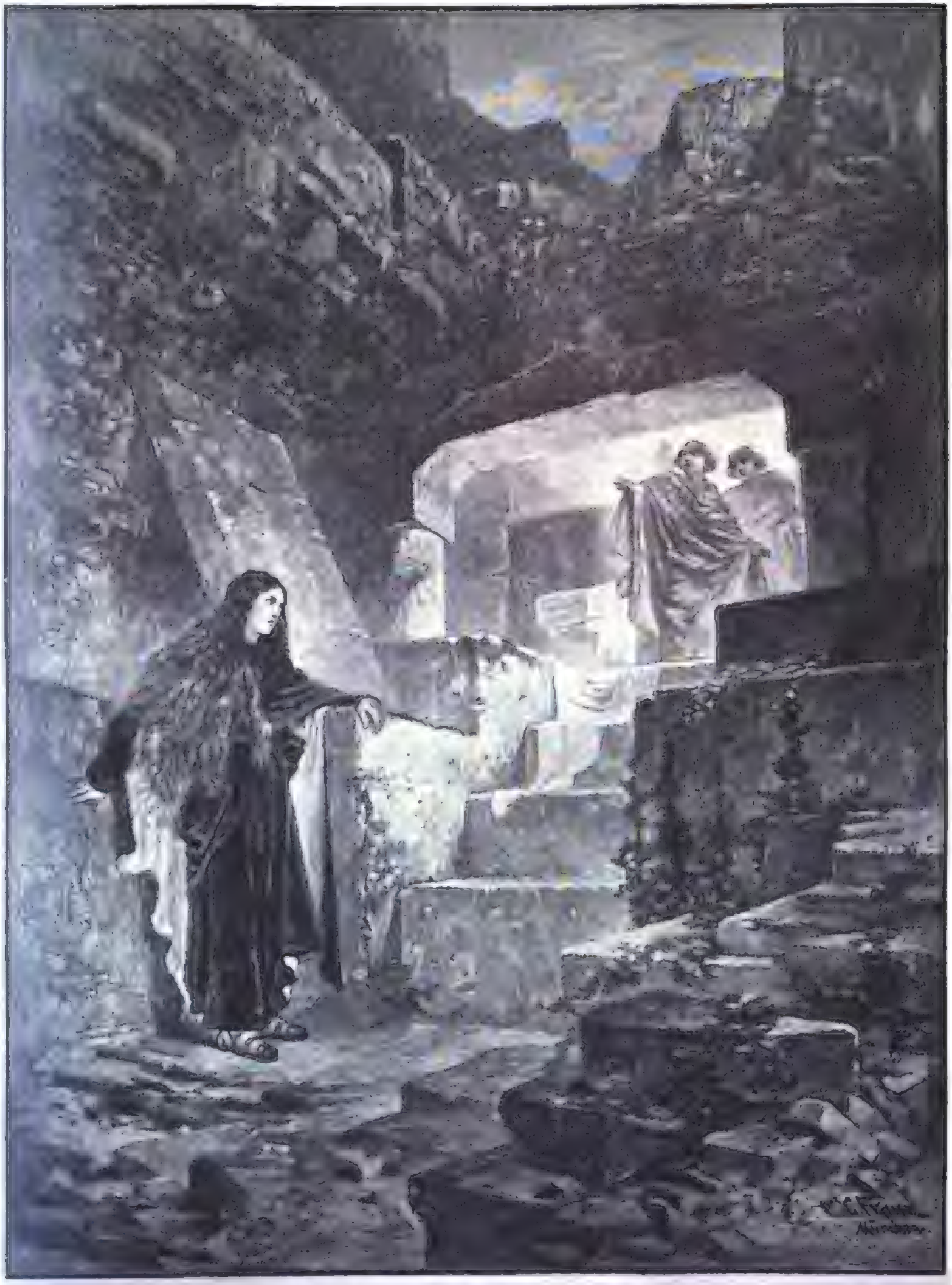
Von München aus führte mich, im Herbſt 1847, eine Studienreiſe über die Schweiz nach Italien, wo ich ein ganzes Jahr zu verweilen gedachte, aber ſchon nach ſechs Monaten durch die gewichtigſten Gründe zur Heimkehr gezwungen wurde. Ich hatte in Rom ſchöne Tage verlebt und mich zu längerem Aufenthalt häuslich eingerichtet, als dort die Nachricht von der Pariſer Februarrevolution eintraf und in allen Schichten der Bevölkerung eine Aufregung ſo ungeheuerlicher Art hervorrief, daß der bis dahin — trotz allen Geſchreis von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — ſehr harmloſe Charakter des römiſchen öffentlichen Lebens, wie es ſich unter dem anfangs vergötterten Pius IX. in freiheitlichem Sinn entwickelt hatte, plötzlich in ſein Gegenteil umſchlug. Die Begeiſterung für den Papſt nahm bedenklich ab, und ſtatt der Hymnen, die ihn früher verherrlichten, wurden Spottlieder auf ihn gedichtet, als er ſich dem Drängen der Volksführer, Oeſterreich den Krieg zu erklären, um den unter habsburgiſchem Scepter ſeufzenden italieniſchen Staaten in ihrem Befreiungskampfe beizuſtehen, nicht gleich fügen wollte und auch andere Forderungen des Volkes als übertrieben zurückwies. Doch es blieb ihm ſchließlich nichts anderes übrig, als ſich zu fügen, da ihm die Macht fehlte, den immer bedrohlicher anſtürmenden Volkswogen die Spitze zu bieten. Dazu kam, daß die Revolution von Paris aus ihren Zug durch ganz Europa zu halten drohte, in der Schweiz zunächſt den Abfall des Kantons Neuenburg von Preußen herbeiführte, in Baden durch Zuſtimmung der verſtändigen Regierung bedeutende Neugeſtaltungen bewirkte, in Wien und Berlin aber um die Mitte des März zu blutigen Straßenkämpfen führte, durch welche das Volk Zugeſtändniſſe errang, die es auf friedlichem Wege nicht hatte erringen können. Alle dieſe Vorgänge wurden in den römiſchen Zeitungen von gewandten Federn, und in den öffentlichen Verſammlungen von gewandten Rednern in ſo übertrieben dem Volke ſchmeichelnder Weiſe geſchildert, als ob es nur den Mund drohend aufzuthun hatte, um von dem Papſt alle möglichen Zugeſtändniſſe zu erlangen, und nur einen Säbel umzuſchnallen brauchte, um die Welt in Schrecken zu ſetzen.

Zunächſt galt es, die Oeſterreicher aus Italien zu vertreiben, wozu der Segen des Papſtes nicht fehlen durfte und auch endlich erlangt wurde durch Vermittlung des Volkstribuns Ciceruacchio, eines athletiſch gebauten Mannes, der weder leſen noch ſchreiben konnte, auch nicht zu bewegen war, ſeine alte Mancheſterjacke und Hoſe mit einem modernen Anzug zu vertauſchen, aber großen Einfluß auf den heiligen Vater übte und dieſem immer zur Seite ſtand, wenn er vom Altan des Quirinals herab zum Volke redete, was wöchentlich wenigſtens einmal geſchah.

So war denn auch der mächtige Volkstribun zugegen, als Pius IX. einer ſtattlichen Schar wohlausgerüſteter Studenten und junger Männer, die im Begriff ſtanden, gegen die Oeſterreicher auszuziehen, ſeinen Segen erteilte. Natürlich ließ ich mir die Gelegenheit nicht entgehen, das merkwürdige Schauſpiel mitanzuſehen, wo das Haupt der katholiſchen Chriſtenheit eine Schar ſeiner Gläubigen gegen die andere in den Kampf ſchickte. Eine unüberſehbare Menſchenmenge wälzte ſich, den vorangetragenen dreifarbigen Fahnen folgend, nach dem Monte Cavallo, auf deſſen Höhe ich mit Hilfe einiger mir liebgewordenen deutſchen Bekannten einen günſtigen Platz zum Hören und Sehen gewann und ganz bewegt wurde von dem großartigen Schauſpiel um mich her. Mehr als dreißigtauſend Menſchen ſtanden da, in ehrfurchtsvoller Stille und mit entblößten Häuptern den weithin ſchallenden Segensworten des Papſtes lauſchend, der ein edel geſchnittenes Geſicht von faſt weiblicher Zartheit und eine mächtige, klangvolle Stimme hatte. Als der Segen zu Ende geſprochen war, brach das Volk in donnernde Evvivas aus, die von allen dem Quirinal zulaufenden Straßen jubelnden Widerhall fanden. Während unten Hunderte von Fahnen geſchwenkt wurden, wehten buntfarbige Tücher aus allen Fenſtern; die Damen riſſen ihre [illegible] ab und winkten damit dem Papſt entgegen; alles Volk ſchwenkte jubelnd die Hüte, und die Regimenter der Guardia civica pflanzten wie auf einen Wink ihre [illegible] auf die Bajonette.

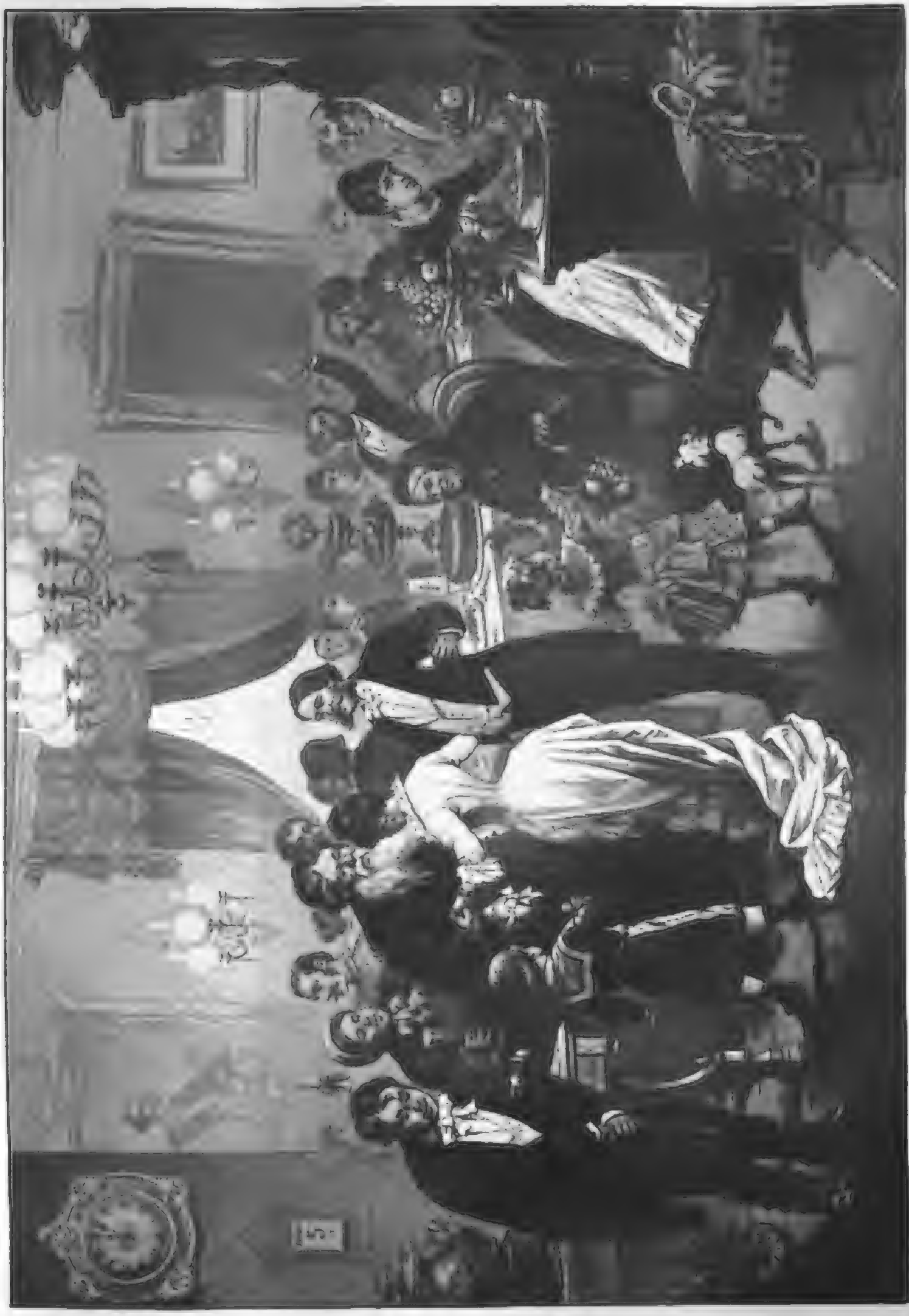
Nun war Pius IX. wieder der Abgott der wankelmütigen Menge. Jedem ruhigeren Beobachter mußte [illegible], daß der Begeiſterungsrauſch nicht lange anhalten werde. Doch ich will hier keine rückblickenden Betrachtungen anſtellen, ſondern nur kurz veranſchaulichen, unter welchen Umſtänden ich Rom verließ, ohne zu ahnen, daß ich bald noch weit wunderſamere Dinge erleben ſollte . . .

Der Ausmarſch der vom Papſt geweihten Schar aus Rom machte einen mehr theatraliſchen als kriegeriſchen Eindruck. Die zum großen Teil aus vornehmen Familien ſtammenden jungen Leute waren phantaſtiſch aufgeputzt mit Sammetröcken, Schärpen und Federhüten. Man nannte ſie



Am Oſtermorgen.

Originalzeichnung von E. Franz.



Oſtern in einem Petersburger Salon. Originalzeichnung von Arnold Baldinger.

Crociati (Kreuzbrüder), weil ſie an die alten Kreuzfahrer durch ein Abzeichen erinnerten, ein rotes Kreuz in weißem Felde darſtellend, mit der Unterſchrift: Dio lo vole! (Gott will es!) Wir werden ſpäter ſehen, wie ich mit dieſer heiligen Schar — fern von Rom — in höchſt unliebſame Berührung kam. Hier ſei zunächſt nur bemerkt, daß die Nachrichten, welche aus Oberitalien einliefen, in Rom faſt befürchten ließen, die Crociati würden zu ſpät auf dem Kriegsſchauplatz eintreffen zur Vertreibung der Oeſterreicher, da dieſe, wie die Zeitungen meldeten, ſchon in voller Auflöſung begriffen ſeien, nachdem die Mailänder in heldenmütigem Kampfe den alten Radetzky mit ſeinen Truppen zur Stadt hinausgetrieben hätten. Die Nachrichten von der Auflöſung der Radetzkyſchen Armee gewannen um ſo mehr an Wahrſcheinlichkeit, als ſelbſt die ſo vorſichtig redigirte „Augsburger Allgemeine Zeitung“, welche in allen Kaffeehäuſern auflag, nicht umhin konnte, einzugeſtehen, daß ganz Oeſterreich durch die Revolution aus den Fugen gegangen ſei und noch keine feſte Hand, es wieder einzurenken, gefunden habe, weshalb nun die verſchiedenen Völkerſchaften, Czechen, Magyaren und ſo weiter, ihre eigenen Wege gingen, dem Beiſpiel der Italiener folgend.

Dieſer innere Zerfall Oeſterreichs hatte zur nächſten Folge, daß auch ſeine Wertpapiere in wahrhaft erſchreckender Weiſe fielen. Bei meiner Abreiſe von München ſtanden öſterreichiſche Banknoten noch ſo hoch im Kurſe, daß erfahrene Freunde mir rieten, mich reichlich damit zu verſehen, da ſie in Italien, trotz des Volkshaſſes gegen Oeſterreich, ſo beliebt und geſucht wären, daß ihr Zahlungswert dort noch um ein paar Prozent über ihren Nennwert hinausginge. Das fand ich auch bis zum Ausbruch des Revolutionsfiebers völlig beſtätigt; dann ſank aber der Wert meiner Banknoten allmählich ſo tief, daß ich befürchten mußte, er werde bald ganz verſchwinden, weshalb ich es für ratſam hielt, meine Abreiſe von Rom zu beſchleunigen. Mit einem Vetturino verließ ich am 21. März die zaubervolle Stadt, um über Civita Caſtellana, Narni, Terni, Foligno, Paſſignano, Caſtiglione und Poggiovanoli nach Florenz zu fahren, wo ich am 26. März eintraf. Die wechſelvolle Landſchaft war mir auf dieſer durch das herrlichſte Wetter begünſtigten Fahrt noch ſchöner vorgekommen als einige Monate vorher auf der Hinreiſe nach Rom. Der Frühling hatte ſchon angefangen, ſein weiches Grün über Bäume und Fluren zu hauchen, die Campagna prangte im friſcheſten Blumenſchmuck, und die Berge zeichneten ſich in reinen Linien am wolkenloſen Himmel ab. Die Reiſegeſellſchaft beſtand aus einem liebenswürdigen jungen Florentiner Ehepaar, das ſeine Flitterwochen in Rom zugebracht hatte, ein paar artigen anderen Italienern und einem dicken, gutmütigen Franzoſen. Die ganze Fahrt bot eine von ſtörenden Ereigniſſen nicht unterbrochene Reihenfolge ſchöner Tage und Frühlingsbilder. Wohl machte ſich in einzelnen Städten, beſonders in Perugia und Arezzo, ein lautes, kriegeriſches Treiben bemerkbar; Scharen von jungen Männern in Sammetröcken zogen mit Trommeln und Fahnen durch die Straßen, während andere mit langen Schleppſäbeln über das Pflaſter raſſelten und patriotiſche Lieder ſangen, allein ſie ſahen in ihren phantaſtiſchen Koſtümen, geſchmückt mit Blumen, Schärpen und dreifarbigen Kokarden, durchaus nicht gefährlich aus und machten eher den Eindruck, eine theatraliſche Feſtvorſtellung im Freien einzuüben, als ſich zur ernſten Feldſchlacht vorzubereiten. In den Gaſthäuſern hörten wir zwar auch allerlei ſeltſame Gerüchte von blutigen Schlachten, brennenden Städten, Maſſenmorden der Deutſchen, Vertreibung der Oeſterreicher aus der Lombardei und Venedig, Erklärung der Republik in Wien und Berlin und dergleichen mehr, allein außer dem dicken Franzoſen glaubte niemand daran; ſelbſt der junge Florentiner ſchüttelte den Kopf dazu, die phantaſtiſche Uebertreibungsſucht ſeiner Landsleute wohl kennend und ſelbſt möglichſt friedlich geſinnt, da er das Glück ſeiner Honigmonde nicht jählings geſtört zu ſehen wünſchte.

Als aber der Vetturino in Florenz einfuhr, konnten wir uns bald überzeugen, daß manches von dem, was wir unterwegs ungläubig gehört, doch wahr ſei. Die ſonſt ſo friedliche Stadt war nicht wiederzuerkennen: Truppenabteilungen und lärmende Volkshaufen durchzogen die Straßen; alles war in fieberhafter Aufregung; man drängte ſich um die Plakate an den öffentlichen Gebäuden und riß ſich um die feilgebotenen neueſten Zeitungen, welche eingehendere Schilderungen über die in Mailand ſtattgefundenen Straßenkämpfe, ſowie auch über die blutigen Auftritte in Wien und Berlin brachten. Bei meinem erſten Ausgange, der den Zweck hatte, meinen Paß zur Weiterreiſe viſiren zu laſſen, fand ich das lärmende Volk eben damit beſchäftigt, das Wappen der öſterreichiſchen Geſandtſchaft vom Portal des Palaſtes herunterzureißen, mit Füßen zu treten und es ſonſt noch auf eine Weiſe zu verunglimpfen, die nur ein Zola eingehend ſchildern könnte.

Jeder Deutſche, der ſich auf der Polizei durch ſeinen Paß nicht befriedigend ausweiſen konnte, lief Gefahr, als öſterreichiſcher Spion verhaftet zu werden. In Florenz kam ich mit meinem Paſſe, auf welchem ich als Hannoveraner, alſo italieniſch als „Annoverano“ oder „Annovarese“, bezeichnet war, noch glücklich durch, während er mich auf der Weiterreiſe in mancherlei Ungelegenheiten brachte, da ich ihn an jedem Orte vorzeigen mußte und keinen italieniſchen Poliziſten mehr fand, der von dem Vorhandenſein eines Königreichs Hannover eine Ahnung hatte. Unter Schwierigkeiten aller Art kam ich bis Bologna, wo ich zu meinem großen Leidweſen erfuhr, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken ſei. Der alte Feldmarſchall Radetzky, aus Mailand und allen übrigen lombardiſch-venetianiſchen Städten verdrängt, hatte ſeine Truppen bei Verona zuſammengezogen und den Verkehr mit Bologna völlig abgeſperrt. Man erwartete mit Ungeduld eine Schlacht und die Italiener zweifelten nicht, daß ſie für die Oeſterreicher vernichtend ſein werde. Das in Bologna abzuwarten, war mir unmöglich. Ich erkundigte mich deshalb bei meinem Wirte, ob es nicht ein Vetturino auf ſich nehmen würde, mich gegen gute Bezahlung bis Recoaro zu ſchaffen. In der That fand ſich ein Vetturino, der das Wagnis auf ſich nehmen wollte, aber dafür eine größere Summe Geldes verlangte, als die ganze Heimreiſe unter gewöhnlichen Umſtänden gekoſtet haben würde. Glücklicherweiſe befanden ſich im Hotel verſchiedene Deutſche, denen darum zu thun war, ſchnell über die Grenze zu kommen, und einige von ihnen machten mir den Vorſchlag, ſich mit mir in die Zahlung des Vetturino zu teilen, wenn ich mich entſchließen könnte, die Reiſe gemeinſchaftlich mit ihnen zu machen. Mir blieb keine andere Wahl, obwohl mir die Leute keineswegs ſympathiſch waren. Ich ſicherte mir den Platz neben dem Kutſcher, um einen freien Umblick nach vorn und meine Weggefährten im Rücken zu haben. Schon in der erſten größeren Ortſchaft, welche wir erreichten, wollte man uns zur Umkehr zwingen, aber der dort wohlbekannte Vetturino, welcher wußte, daß eine Gelegenheit, ſo viel Geld zu verdienen, wie auf dieſer Fahrt, ſich nicht ſo bald wiederholen dürfte, ſetzte es durch, daß unſere Päſſe zur Weiterreiſe viſirt wurden. Auf der zweiten Station fand ſich, nachdem das Volk unſern Wagen eine halbe Stunde lang lärmend umdrängt hatte, ein Offizier der neugebildeten **Guardia civica**, der uns freundlich weiterhalf. Im nächſten Ort aber wollte man uns feſtnehmen und zwang uns, vorläufig die Nacht dort zu bleiben, ließ uns jedoch, da die genaueſte Unterſuchung unſerer Papiere nichts Verdächtiges ergab als das rätſelhafte „Annovarese“ auf meinem Paſſe, am andern Morgen mit der Bemerkung ziehen, daß wir jedenfalls klüger thun würden, nach Bologna zurückzukehren. Alles, was zum männlichen Geſchlecht gehörte, war, bis auf die kleinen Jungen herab, mit Dolchen, Piſtolen und Säbeln bewaffnet; ſelbſt unter den Frauen fanden ſich viele, welche den Dolch im Gürtel trugen. Wir hatten ſchon eine gute Strecke Weges zurückgelegt, als plötzlich ein fernes Donnern und Knattern an unſer Ohr ſchlug, und bald ſahen wir uns von einer Menge Flüchtlinge umringt, welche keinen Zweifel darüber ließen, daß ſich in der Nähe ein Gefecht entſponnen hatte. Die römiſchen Crociati waren mit Radetzkys Truppen zuſammengeſtoßen und von den Kroaten bald in die wildeſte Flucht getrieben worden. Nun hatten ſie Gelegenheit, an wehrloſen Reiſenden ihre Tapferkeit zu zeigen. Man erklärte uns ſamt und ſonders für Gefangene und gab uns zu wiſſen, daß wir vorläufig nach Venedig transportirt werden ſollten, um dort unſer weiteres Schickſal zu erwarten. Mir kam die Geſchichte ſo närriſch vor, daß ein unwillkürliches Lächeln über meine Züge flog, welches mir jedoch ſehr übel genommen wurde, da gerade **mein** unglücklicher Paß mit dem geheimnisvollen „Annovarese“ den Verdacht der Spionſchaft erweckte. Eine kleine Abteilung der jungen, ſammetnen Kreuzfahrer eskortirte uns, und ſo kamen wir am 8. April 1848 über Padua mit der Eiſenbahn in das damals auf kurze Zeit wieder ganz freie Venedig, wo ſich das wunderſame Erlebnis abſpielen ſollte, auf welches die Ueberſchrift dieſer Erinnerungszeilen hinweiſt.

Von dem, was bei unſerem Einzug in die Lagunenſtadt zwiſchen dem Führer unſerer Eskorte und einem Offizier der venetianiſchen **Guardia civica** flüſternd verhandelt wurde, konnte ich nichts verſtehen; deſto deutlicher ſcholl mir dann die laute Weiſung des Offiziers in die Ohren, daß die Gefangenen in der Caſa Cattaneo untergebracht werden ſollten, wohin uns denn auch vier junge Gardiſten in feierlichem Schweigen geleiteten. Unterwegs wurden unſere Führer von dem allmählich herbeiſtrömenden Volke gefragt, wer wir wären, und auf die Andeutungen, daß wir im Verdachte ſtünden, öſterreichiſche Spione zu ſein, ergoß ſich eine Flut von Schmähungen über uns, welche deutſch wiederzugeben unmöglich ſein würde. Ich erhielt in der altersgrauen Caſa Cattaneo ein ziemlich geräumiges Flurzimmer mit ſteinernem Fußboden, ſchäbigem Tiſch und Stuhl, aber gutem Bett. Das einzige wohlverwahrte Fenſter bot keine andere Ausſicht, als auf den ſchmutzigen Hof. Es war mir beim Eintritt, als ob ich aus warmer Frühlingsluft in einen ſehr kühlen Keller käme. Für meine Beköſtigung hatte eine nicht mehr junge, aber noch ſehr rüſtige Venetianerin zu ſorgen, mit welcher ſich, trotz ihrer ſcharfen Geſichtszüge, ganz gemütlich plaudern ließ. Sie ſagte mir, die Gefangenenkoſt könnte ich umſonſt haben, wenn ich aber Verlangen nach Beſſerem trüge, ſo ließe ſich auch das gegen billige Vergütung beſchaffen. Ich war ſehr hungrig und beſtellte mir nebſt einem Fläſchchen Wein etwas Beſſeres als die mir gebrachte Koſt, deren Geruch mir gar nicht gefiel. Bald war der ſchäbige Tiſch ſauber gedeckt, und mit den Speiſen, welche meine Pflegerin mir vorſetzte, hatte ich alle Urſache, zufrieden zu ſein. Ich bat ſie, noch ein Glas zu holen, um das Fläſchchen leeren zu helfen. Ein Wort gab dabei das andere, und ich merkte bald, daß ſie mit dem Wandel der Dinge in Venedig gar nicht zufrieden ſei. Ihr Mann hatte als öſterreichiſcher Feldwebel mit der Beſatzung abziehen müſſen, aber — wie ſie ſcharf betonte — nur, um bald zurückzukehren; denn wenn Venedig ſich ſelbſt überlaſſen bliebe, ſo würde die Stadt, wohin kein Fremder mehr komme, vor Narrheit oder Elend zu Grunde gehen. Das wiſſe auch der klügſte Mann in Venedig, Dottore Enrico Stieglitz, ganz genau und deshalb habe er die Oeſterreicher zu friedlichem Abzug bewogen, was nun ſo in den verlogenen Zeitungen dargeſtellt werde, als ob die Kaiſerlichen nicht gewagt hätten, mit den jungen heldenmütigen Republikanern anzubinden, mit dieſen windigen Zierbengeln, von denen jeder öſterreichiſche Soldat bequem ein Dutzend auf ein Bajonett ſpießen könnte!

Ich fragte die energiſche Frau, ob ſie mir nicht einen Brief an den Dottore Stieglitz beſorgen könne, und ſie zeigte ſich mit Freuden dazu bereit. Nach einer Stunde kam ſie wieder mit der Nachricht, daß mein Brief ihn ſehr erfreut habe und er die Antwort mir am nächſten Morgen mündlich bringen werde, da er augenblicklich zu ſehr in Anſpruch genommen ſei. Es werden heute nur noch wenige leben, die eine Ahnung davon haben, welch hervorragende Rolle Heinrich Stieglitz damals in Venedig ſpielte, als deſſen heldenmütiger Befreier vom öſterreichiſchen Joch er gefeiert wurde. Ein paar erklärende Worte, wie er zu ſolchem Heldenruhm gekommen, mögen daher hier am Platze ſein. In dem kleinen Arolſen, der Wiege vieler berühmten Männer, 1803 geboren, kam er ſpäter auf das Gymnaſium in Gotha, ſtudirte dann in Göttingen und Leipzig Philologie und wurde im Jahre 1828 als Cuſtos der Bibliothek in Berlin angeſtellt. In demſelben Jahre vermählte er ſich mit einer ſchönen und geiſtvollen jungen Dame, Charlotte Willhöft, deren Herz er im Sturme durch ſeine Gedichte, die damals viel Glück machten, gewonnen hatte. Allein die glückliche Ehe füllte ſein Herz, und ſeine Berufsgeſchäfte — er war auch Gymnaſiallehrer geworden — füllten ſeine Zeit ſo ganz aus, daß ihm als Dichter nichts Beſonderes mehr gelingen wollte. Charlotte verfiel darüber in tiefe Trauer, da ſie gehofft hatte, ihn bald als poetiſchen Stern erſter Größe glänzen zu ſehen. Hiezu kam, daß die Ehe auch kinderlos blieb. Die leidenſchaftliche und überſpannte junge Frau bewog ihren Gatten, ſeine Aemter niederzulegen und auf Reiſen friſche Anregungen zu ſuchen, um wieder poetiſchen Aufſchwung zu gewinnen. Er reiſte nach Rußland, wo ſein Oheim, der große baroniſirte Millionär Stieglitz lebte, der dem Neffen eine lebenslängliche Rente ausſetzte, aber zu ſeinem poetiſchen Aufſchwung nichts beitragen konnte. Heinrich kam gedrückter zurück, als er fortgezogen war. Da entſchloß ſich Charlotte zu einer, wie ſie wähnte, heroiſchen That: ſie wollte ſich aus Liebe zu ihm opfern, um durch den tiefen Schmerz, den ihr Tod ihm erwecken werde, heilend und kräftigend auf ſein Gemüt zu wirken. So fand er ſie eines Abends, bräutlich geſchmückt, mit einem Dolch im Herzen auf dem Bette ausgeſtreckt (Ende Dezember 1834). Allein der von ihr gewünſchte Erfolg ihrer That blieb aus. Stieglitz war ſeit dem Tode ſeiner Charlotte ein gebrochener Mann. Er machte noch einige Reiſen, die er unter den Titeln: „Montenegro und die Montenegriner“ (1841); „Iſtrien und Dalmatien“ ſehr hübſch, aber etwas weitſchweifig beſchrieb, und ließ ſich dauernd in Venedig nieder, deſſen Geſchichte zu ſchreiben ſeine letzte Aufgabe wurde. Lebensmüde wollte er doch nicht ſterben, ohne etwas Großes, den einſtigen Erwartungen ſeiner Charlotte Entſprechendes geleiſtet zu haben. So geſchah es, daß er ſich an die Spitze der venetianiſchen Jugend ſtellte, als dieſe, angefeuert durch die unverſöhnlichen Lombarden, zur Vertreibung der Oeſterreicher auszog. Auf die Nachricht von den Mailänder Kämpfen kam es am 22. März in Venedig zu einem blutigen Aufſtande, wobei das Arſenal erſtürmt und deſſen Kommandant Marinovich ermordet wurde. Stieglitz zog mit ſeiner Truppe vor die Wohnung des Stadtkommandanten, Grafen Zichy, in deſſen Hände der Gouverneur ſeine Gewalt gelegt hatte, und forderte ihn in feuriger Rede auf, friedlich mit ſeinen Truppen abzuziehen, um ferneres Blutvergießen zu vermeiden. In der That ließ der Kommandant ſich zum Abſchluß einer Konvention bewegen, wonach die Truppen ohne Schwertſtreich abzogen und die Stadt ohne weiteres den Händen der Aufſtändiſchen überliefert wurde. Schon am folgenden Tage erfolgte die Proklamation einer venetianiſchen Republik, an deren Spitze Manin und Tommaſeo traten.

Heinrich Stieglitz, der den friedlichen Ausgang der Erhebung weſentlich bewirkt hatte, wurde als der Held des Tages gefeiert und bei allen wichtigen Entſchließungen der Regentſchaft zu Rate gezogen. Am Vormittag des 9. April erſchien er bei mir in der Uniform der **Guardia civica** mit Federbuſch, Schärpe und Schleppſäbel und teilte mir nach herzlicher Begrüßung mit, daß er ſich mir ganz zur Verfügung ſtelle, ſoweit es ſeine Zeit irgend erlaube. Meine völlige Freilaſſung ſei zur Zeit noch ein Ding der Unmöglichkeit, werde aber bald bewirkt werden, und in ſeiner Begleitung könne ich inzwiſchen alles genießen, was Venedig Schönes zu bieten habe. Er ſah weit über ſeine Jahre gealtert aus, ging ſchon etwas gebeugt, und ſein üppiges Haar, das er immer lang getragen, hing ihm jetzt ſchneeweiß über den Nacken herunter. Ich fand in ihm einen vortrefflichen Führer durch die Zauberwelt Venedigs, welche damals einen faſt unheimlichen Eindruck machte, da alle Fremden wie weggeblaſen waren und überall die **Guardia civica** ihre Herrſchaft mit dem ſüßen Pöbel teilen mußte. Die Leute mußten nbar nicht, was ſie mit ihrer Freiheit, die nun ſchon die ite Woche dauerte, anfangen ſollten; ſie begnügten ſich, llen Haufen durch die Gaſſen zu marſchiren und riſche Lieder zu ſingen oder große Strohpuppen an- rtigen, welche Radetzky, Haynau und andere feindliche rführer vorſtellen ſollten, und dieſe am hellen Tage unter Jubel des Volkes zu verbrennen. Beim Anſchauen er Straßenbilder, beim Beſuche der Kirchen und Kunſt- he Venedigs und im Verkehr mit vielen ausgezeichneten etianern, von welchen mir beſonders der treffliche Paſini Gedächtnis geblieben, der mir ein Prachtexemplar der t ihm kurz vorher neu herausgegebenen Reiſen des Marco lo verehrte, ſchwanden die Tage ſehr raſch dahin, und s kam mir oft wie ein Traum vor. Aber das wunder- ſte Erlebnis war für mich ein Beſuch bei dem deutſchen ler Nerli, der ſeit längerer Zeit an einem großen de malte, Manin, den letzten Dogen von Venedig, vor- lend. Im Eifer, das Bild zu vollenden, war er wochen- g aus dem großen Palazzo, wo er ſein Atelier auf- ſchlagen, nicht hinausgekommen, hatte nichts von dem ubel bemerkt, der in dem grabesſtillen Venedig vor- ngen, und erfuhr nun plötzlich zu ſeiner Ueberraſchung, ein neuer Manin die Herrſchaft über Venedig führe.

Noch war keine ganze Woche ſeit meiner Gefangenſchaft ngen, als ich meinen Paß zurückerhielt: „Visto buono Annover via di Trieste."

Zugleich bat mich im Laufe des Tages, meine Sachen zuhalten, die nachts um zwei Uhr abgeholt werden ten. Er ſelbſt begleitete mich dann bis zur Einſchiffung einem Trabaccolo, der außer meinen früheren Reiſe- hrten auch noch ein Dutzend anderer Paſſagiere auf- m und in der vierten Stunde morgens nach Triest unter el ging.

Abſchied vom Elternhauſe.

(Hierzu das Bild Seite [illegible].)

Auf den Kanälen Venedigs fährt es ſich leicht und ſchön. Man hat die Gondeln mit Wiegen verglichen ihres ſanften Schaukelns wegen, aber auch mit Särgen, weil ſie nach geſetzlichen Beſtimmungen allen Zeiten ſchwarz geſtrichen und ſchwarz verhängt ſein ſen. Wie in einem Traum ſchwebt das ſpitzſchnäbelige ifflein die ſtillen Kanäle dahin zu den ſchimmernden Lagunen zu den buntbemalten Anlegepfoſten marmorner Paläſte. s bildet aber die traumhaft ſchöne Fahrt, wenn ſie den en Abſchiedsſchmerz bringt. Dieſ wehmütige Stimmung der Maler Cipriani über die Szene ergoſſen, welche unſer hier darſtellt. Die Tochter reißt ſich los von der Mutter, fängt das Lebewohl, ſie muß Vater und Mutter verlaſſen dem Manne folgen. — Allerdings bietet er ihr Reich- und Stellung, führt er ſie zu einem noch glänzenderen üppigeren Leben, als ihr Daſein bisher ihr gewährt. muß ſie jedoch mit der ganzen Vergangenheit brechen. s der Hut der Mutter wird ſie entlaſſen und muß ihr n fortan ſich ſelbſt geſtalten. — Die Gondel wartet, die ſie ch dem Heim ihres Mannes führen ſoll. Iſt dies düſtere zeug für ſie die Wiege des Glückes oder vielleicht — iſt ihr ſo ſeltſam bang und ahnungsſchwer zu Mut — der g, in dem ſie eine ſchöne Vergangenheit begraben muß einer lichtloſen, öden Zukunft entgegenzugleiten? — —

Oſtermorgen.

(Hierzu das Bild Seite 612.)

Die Oſterglocken laſſen ihre melodiſchen Stimmen in allen Ländern der Chriſtenheit ertönen und rufen allenthalben die Gläubigen und die frommen Seelen zu innigen Dankgebeten in das Gotteshaus zu- mmen. „Chriſt iſt erſtanden!" ſo tönt der Jubelruf zum mmel empor, wo des Menſchen Sohn nun ſitzt in gött- r Hoheit zur Rechten ſeines himmliſchen Vaters. Und den gläubigen Seelen ſingt die ganze Natur lobpreiſende nen zu Ehren des Vaters und Sohnes, indem ſie, s zu neuem friſchen Leben erwacht iſt, alle Kinder der ur ſprießen und ſproſſen. Wie unendlich trauriger war das feſt, welches die Jünger Chriſti und die kleine Zahl ſeiner ergebenen Anhänger feierten, als der Herr von ihnen ge- ſſen war in den Tod für ihre Sünden und Miſſethaten. hatten ſeinen Leichnam in ein Grab gelegt, darinnen niemand beigeſetzt war, nachdem Joſef von Arimathea, auch zu den Jüngern Jeſu gehörte, „doch heimlich aus t vor den Juden", von Pontius Pilatus die Erlaubnis lten hatte, ihn vom Kreuze abzunehmen. Da kam am gen des erſten Feiertages der Sabbathen Maria Magdalena zum Grabe, um Myrrhen und Aloë zu bringen. Als ſie es icht hatte, entdeckte ſie, daß der ſchwere Stein, der zum tz vor den Grabeingang gewälzt worden war, hinweg ſei. ſetzt eilte ſie zu den Jüngern zurück, um ihnen das Geſchaute rkünden. Sogleich machten ſich Petrus und noch ein anderer Jünger mit ihr auf den Weg, um ſich von der Richtigkeit ihrer Erzählung zu überzeugen. Sie betraten das Grab und fanden darin nur noch die leinenen Tücher, in die der Leichnam gehüllt war, und abſeits davon das Schweißtuch, welches Jeſus um das Haupt trug. Da glaubten ſie es und gingen im Herzen tief bekümmert von dannen. „Denn ſie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Toten auferſtehen müßte." Maria blieb aber vor dem leeren Grabe zurück und weinete bitterlich. Da traf ein überirdiſcher Glanz ihre von den heißen Thränen getrübten Augen, und erſchrocken aufblickend ſah ſie in dem offenen Grabe „zwei Engel in weißen Kleidern ſitzen, einen zu den Häupten und den andern zu den Füßen, da ſie den Leichnam Jeſu hingelegt hatten," von himmliſcher Glorie umſtrahlt. Und als ſie ihnen auf ihr Befragen, warum ſie weine, ſagt, der Leichnam ihres Herrn ſei verſchwunden, ſiehe, da ſteht Chriſtus plötzlich vor ihr. Erſt erkennt ſie ihn nicht, bis er ſie mit ihrem Namen anruft und ihr befiehlt: „Gehe hin zu meinen Brüdern und ſage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott." So war das arme Weib, von dem der Heiland einſt ſieben Teufel ausgetrieben hatte, die erſte, der die Offenbarung ſeiner Auferſtehung durch ihn ſelbſt zu teil wurde. Und beglückt durch dieſe hohe Gnade eilte ſie hin und verkündete den trauernden Jüngern die frohe Botſchaft des göttlichen Wunders.

Unſer Künſtler hat in ſeinem Bilde den Augenblick dargeſtellt, wo die in tiefen Schmerz verſunkene Maria Magdalena die himmliſchen Lichtgeſtalten der beiden Engel erblickt. In trefflicher Weiſe kontraſtirt der aus der in den Felſen gehauenen Grabkammer hervorbrechende Glanz, in dem die Engel erſchienen, mit dem ſonſtigen düſteren und trüben Charakter des Bildes. Noch iſt der Tag nicht recht angebrochen, die öde Gebirgsgegend liegt halb in Finſternis gehüllt, und mitten in dieſer troſtloſen Verlaſſenheit lehnt an felſigem Geſtein die vom Schmerz gebrochene Geſtalt der Maria Magdalena mit lang herabwallendem aufgelöſtem Haar, die ſich noch nicht aus ihrem Kummer aufraffen kann, und blickt halb erſtaunt, halb verſtändnislos empor zu der himmliſchen Offenbarung.

Dr. A. F.

An der Stätte meiner Kindheit.

Von

Karl Müller.[*]

Fern verrauſchte Kinderjahre,
Gebt zurück mir eine Stunde,
Eine einz'ge wunderbare
Aus der Welt der Märchenkunde.

Laßt mir duften eure Blüte,
Eure Spiele mich entzücken
Und die Gaben frommer Güte
Mich vom Weihnachtsbaume pflücken.

Heil'gen Rauſches leiſe Wogen
Laſſet an das Herz mir ſchlagen,
Eures Himmels Regenbogen
Auf mein Haupt herniederragen.

Nur den Saum von deinem Kleide,
Kindheit, möcht' zum Kuß ich faſſen,
Eh' ich von der Stätte ſcheide,
Wo ich dich zurückgelaſſen.

---

[*] Verfaſſer der Gedichte „Aus Natur und Leben".

Am Oſtertag in St. Petersburg.

(Hierzu das Bild Seite 613.)

Mitternacht iſt vorüber. Von der Feſtung donnern die Kanonen, begleitet von dem Geläute ſämtlicher Glocken der vielen Kirchen St. Petersburgs, ihren ehernen Oſtergruß in die durch zahlloſe Lämpchen erhellte Nacht hinaus. Chriſtus iſt erſtanden und damit — gottlob — die ſiebenwöchentliche Faſtenzeit zu Ende. Wie die letzten acht Tage vor den Faſten, ſo herrſcht auch jetzt eine ganze volle Woche hindurch auf den Straßen und in den Häuſern reges, fröhliches Treiben. Von zwölf Uhr nachts an bis den zweiten und dritten Tag und oft noch länger, ſtehen in dem Hauſe des reichen Ruſſen mit allen möglichen Speiſen und trinkbaren Flüſſigkeiten ſchwerbeſetzte Feſttafeln bereit für all die vielen Gäſte, die, wie es Sitte iſt, aus Nah und Fern kommen, um ſich bei Gänſeleberpaſteten und dem köſtlichen Trunk der [illegible] Witwe Cliquot für die magere Faſtenzeit zu entſchädigen, wobei ſie mit dem Oſtergruße zugleich noch die gebräuchlichen Küſſe und Geſchenke austauſchen, letztere meiſt in Geſtalt von Eiern, deren Einlage aber nicht ſelten ein kleines Kapital darſtellt. Wie es dabei im Salon eines vornehmen Hauſes hergeht, iſt aus dem beigegebenen Bilde leicht zu erſehen. Der Künſtler hat den Augenblick gewählt, wo, aus der Kirche zurückgekehrt, Angehörige und naheſtehende Freunde des Hauſes bei reich beſetzter Tafel unter dem Knallen der Champagnerpfropfen ihre Geſchenke und obligaten Küſſe austauſchen. Jung und Alt beglückwünſcht ſich gegenſeitig in fröhlicher Feſtſtimmung. Aber, wenn hier noch alles ſich im Rahmen des ſogenannten guten Tones abſpielt, Männlein und Weiblein unter Komplimenten „Küſſe tauſchen", geht es in der Küche des Hauſes beim dampfenden Samowar, dem unvermeidlichen Wodki und Schnäpſen, unter der Dienerſchaft viel naturwüchſiger zu. Freilich, Lakai und Kammerzofchen verſuchen es ſchon in den feinen Manieren von „Oben"; ſie taten ja gleichen, was gute Sitte iſt, und applizieren ſich denn auch ihre Küſſe ſo geziert und ſpröde wie nur möglich [illegible] vor dem anderen. Dafür aber ſcheint die behäbige Amme und des Hauſes redlicher Hüter, Dwornik hier zu Lande genannt, ſchon weniger vom guten Ton angekränkelt, und gar erſt die dicke Köchin mit dem bärtigen Kutſcher! „Chriſtus iſt erſtanden!" „Ja wahrhaftig, er iſt erſtanden!" lautet fröhlich Gruß und Gegengruß der beiden, dann aber wird geſchmatzt, daß es die Herren und Damen im Salon drinnen hören könnten, wenn ſie nicht mit ihren eigenen Angelegenheiten ſo eifrig beſchäftigt wären.

Die Regentſchaft in Holland und Luxemburg.

Das regierende Haus Oranien in Holland iſt von einem tragiſchen Geſchick betroffen. Schwere Krankheit hat den König Wilhelm III., unter deſſen ſtreng konſtitutioneller Regierung das Königreich der Niederlande ſich zu einer ſeit Jahrhunderten kaum dageweſenen Entwicklung des Wohlſtandes und der geſicherten ſtaatlichen Ordnung erhoben hatte, heimgeſucht.

Seit lange ſchon mußte das holländiſche Volk auf den Tod des in allen Schichten der Bevölkerung hochverehrten Königs gefaßt ſein, mit deſſen Hinſcheiden der Mannsſtamm der königlichen oder Ottoniſchen Linie des Hauſes Oranien erliſcht; aber es ſcheint, daß die ſtarke Natur des ſchwer leidenden Fürſten der Krankheit einen unerwartet kräftigen Widerſtand entgegenſetzt. Nichtsdeſtoweniger iſt dieſe Krankheit von den Aerzten als unbedingt tödlich erklärt, und wenn auch das Ende ſich noch um längere Zeit verzögern mag, ſo iſt doch die vollſtändige Regierungsunfähigkeit des faſt fortwährend in bewußtloſer Agonie verſunkenen Herrſchers nach ärztlichem Urteil unzweifelhaft. Es treten ſomit jetzt ſchon die Konſequenzen des neuen Erbfolgegeſetzes ein, das von den geſetzgebenden Körperſchaften des Königreichs erlaſſen wurde, als der König ſich am 7. Januar 1879 zum zweitenmal mit der Königin Emma, der Tochter des Fürſten Georg Viktor von Waldeck und Pyrmont, vermählt hatte, und am 31. Auguſt 1880 aus dieſer Ehe eine Tochter, die Kronprinzeſſin Wilhelmine, entſproſſen war, nachdem ſeine erſte Gemahlin, die Königin Sophie, eine Tochter des Königs Wilhelm I. von Württemberg, am 3. Juni 1877 geſtorben war. Da nämlich die männliche Nachkommenſchaft durch den Tod der beiden Söhne des Königs in dem holländiſchen Hauſe erloſchen war, ſo wurde, abweichend von dem ſonſt in dem Oraniſchen Hauſe geltenden ſaliſchen Geſetz, die weibliche Erbfolge im Königreich der Niederlande feſtgeſetzt und die junge Prinzeſſin Wilhelmine zur Kronprinzeſſin erklärt. Zugleich wurde beſtimmt, daß wenn der König während der Minderjährigkeit ſeiner Tochter ſterben ſollte, die Königin-Mutter Emma unter dem Beiſtand eines in ſeiner Zuſammenſetzung zum voraus feſtgeſtellten Regentſchaftsrats die Regentſchaft bis zur Großjährigkeit der jungen Königin Wilhelmine führen ſolle. Dieſes in ſeiner Form unanfechtbare Geſetz trug zugleich die Konſequenz in ſich, daß in dem Großherzogtum Luxemburg, welches mit dem Königreich der Niederlande durch eine ganz reine Perſonalunion verbunden iſt und in welchem die männliche Erbfolge des Hauſes Oranien weiter beſteht, mit dem Tode des Königs Wilhelm III. der Chef der älteren oder Walramiſchen Linie des Oraniſchen Hauſes zur Regierung gelangt und daß alſo damit zugleich die bisher beſtandene Perſonalunion zwiſchen dem König der Niederlande und dem Großherzog von Luxemburg aufhören mußte.

Da gegenwärtig nun die Regierungsunfähigkeit des ſterbenden Königs Wilhelm III. feſtgeſtellt iſt, ſo muß natürlich nach der neuen Erbfolgeordnung die notwendig gewordene Regentſchaft der Königin Emma, welche dieſelbe ja auch für den Fall der Thronerledigung im Namen ihrer unmündigen Tochter Wilhelmine zu führen hat, übertragen werden. Dies iſt nunmehr durch Beſchluß des Miniſteriums und der Generalſtaaten geſchehen, und die Königin Emma hat das verantwortungsvolle Amt ſchon während des Lebens ihres ſchwer geprüften Gemahls zu übernehmen ſich entſchloſſen, nachdem ſie eine Zeit lang vor dieſem Entſchluß aus einem ſehr natürlichen und hochachtungswerten Pietätsgefühl zurückgeſchreckt war. Die Rückſicht auf das Intereſſe des Landes, das vertrauensvoll ſeine Geſchicke in die Hände der noch jungen Fürſtin legt, iſt indeſſen für ſie maßgebend geweſen, und durch dieſe Einſicht hat ſie die Scheu überwinden gelernt, die ſie davor empfand, die Zügel der Regierung zu ergreifen, ſo lange ihr königlicher Gemahl noch am Leben iſt. Für ihn ſelbſt kann man nur wünſchen, daß der Tod ihn bald von ſeinem unheilbaren und herben Leiden Erlöſung bringe.

So wird nun die Königin Emma bis zu der noch ferne liegenden Großjährigkeit ihrer im neunten Lebensjahre ſtehenden

Ihnen beteure, daß ein ſchmeichelhaftes Wort Ihrem Munde mich glücklicher macht als all ſchäumenden Lobeserhebungen, die ich heute d vernommen, ein einziges Wort nur, was en Sie dazu ſagen?"

Pia hatte keine Zeit zum Antworten, denn ich ſtand Herr Tſchuku vor ihnen, als wäre er dem Boden hervorgewachſen, und rief, mit dem er drehend:

„Keine Geheimniſſe! Und Sie, mein ſchönes , hüten Sie ſich vor dieſem Menſchen da, er eine gar glatte Zunge! Und nun, Kinderchen, en wir in aller Ruhe ein Gläschen Thee ſchlürfen, habe dies um ſo nötiger, da ich heute abend mit Ihrer werten Frau Mutter eine Konferenz iner Prozeßſache abhalte und hiefür meine etwas en Lebensgeiſter durch ein Gläschen Thee in kleine Erregung bringen möchte."

Herr Lascar Dobrescu war inzwiſchen mit tigtbuender Miene hereingetreten, er küßte galant r Frau die Hand, umarmte ſodann Pia, klopfte ach Jonel zutraulich auf die Schulter und ſagte: „Ich war leider durch ernſte Geſchäfte abgehalten, m vortrefflichen Vortrag beizuwohnen. Em- gen Sie auch meine Glückwünſche. Es freut , endlich einmal einen jungen Mann zu ſehen, von einem ernſten Streben beſeelt iſt; unſer rland bedarf ſolch junger Männer wie Sie, ich hege die feſte Ueberzeugung, daß Sie die nungen, welche man auf Sie ſetzt, rechtfertigen en. Darf ich Sie bitten, neben mir Platz zu en?"

Aber ſein Wunſch ging nicht in Erfüllung. r, welcher bereits am Tiſche ſchweigend ſaß, ng auf und zog Jonel zu einem Stuhl rechts n ſich, während links Pia Platz nahm.

Fräulein Pia ſervirte den Thee. Madame Do- cu war ſehr gut gelaunt, ſie erklärte lachend, ätte ihr Lebtag nicht geglaubt, daß die Bauern chöne Poeſien machen könnten, wie ſie Jonel e deklamirt habe, und bemerkte dabei mit einem enblick auf Pia, daß Jonel entſchieden verliebt müſſe, da er die Liebesgedichte mit einem ge- m hinreißenden Feuer vorgetragen.

„Sie ſind ja ſein Intimus, lieber Tſchuku," e ſie lächelnd hinzu, „verraten Sie uns doch al, wer die Glückliche iſt, die Jonels Herz in r und Flammen geſetzt hat?"

Pia wurde über und über rot, als ihre Mutter Frage an den Buckeligen ſtellte, der, mit den en zwinkernd, erklärte, daß Jonel wohl ſelbſt Gelegenheit wahrnehmen werde, um Madame rescu einen Einblick in ſein Herz zu gewähren.

„O, die Liebe!" ſeufzte Herr Dobrescu. „Er- rſt Du Dich noch, Aglae, daß ich Dir während res Brautſtandes wunderbare Gedichte, auf roſa ier geſchrieben, zu überbringen pflegte? Es iſt lange Zeit ſeit damals verfloſſen. Man wird " fügte er ſeufzend hinzu, „man hat andere gen im Kopfe."

„Andere Sorgen?" rief Madame Dobrescu; Sorgen, wie man das Geld totſchlagen ſoll!"

„Ich will hoffen," ſagte Herr Dobrescu ernſt, z dies eine allgemeine Sentenz iſt und daß Du it keinen der Anweſenden treffen wollteſt."

Eine ſcharfe Antwort ſchwebte Madame Dobrescu der Zunge, aber das bittende Auge Pias be- te, daß ſie ſich bloß damit begnügte, ihrem en einen vernichtenden Blick zuzuwerfen. Sie b ſich und erſuchte Herrn Tſchuku, ihr ins itskabinet zu folgen.

„Und Du, Pia, gehe mit Herrn Fortunat und in den Salon und mache ein wenig Muſik."

Tſchuku drückte Jonel bedeutungsvoll die Hand folgte ſodann der Frau Dobrescu.

Herr Dobrescu empfahl ſich gleichfalls, nachdem vorher Jonel zugeflüſtert hatte, daß er bis ternacht im „Paradies" zu finden ſei.

„Komm ſpielen, Pia!" rief Tica, der bis jetzt einer unheimlichen Gedankenloſigkeit vor ſich rrt hatte. Er ſprang auf und umklammerte els Arm.

„Mein armer Bruder liebt Muſik ſehr," ſagte , „aber nur einfache rumäniſche Volksweiſen. ich muß dieſelbe Arie oft zehnmal nacheinander erholen; es wird kein Genuß für Sie ſein, Fortunat."

„Sie dürfen mir das nicht ſagen, Fräulein Pia," rief er, „Sie wiſſen ja, wie ſehr ich alles Volkstümliche liebe; ich träume nie ſo ſchön, als wenn ich ein einfaches, ſchwermütiges Volkslied höre!"

Sie traten durch zwei kleine Kabinette in einen geſchmackvoll eingerichteten, von ſechs in einem Kandelaber ſteckenden Kerzen erhellten, weiß und goldig tapezirten Salon, deſſen drei hohe Fenſter auf den Garten hinausgingen.

Pia ſetzte ſich an den Flügel, Jonel ließ ſich in einem Fauteuil nieder, während Tica auf einem Tabouret zu ſeinen Füßen ſich niederkauerte. Die kleinen, zarten Finger des Mädchens huſchten über die Taſten. Tica ſtemmte die Ellenbogen auf die Kniee, preßte die Stirne zwiſchen die Hände und ſtarrte blöde lächelnd vor ſich, dann begann er mit dem Kopfe nach dem Takt zu nicken. Jonel legte ihm die Hand auf das lockige Haupt und ſchaute ihm forſchend ins Geſicht, es hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit Pias roſigem Antlitz, und gleichwohl welch gewaltiger Unterſchied! Hier auf den urſprünglich feinen Zügen der grauſige Stempel des Blödſinns, dort ein friſches, liebliches, geiſtbelebtes Antlitz mit wunderbaren Augen, in denen eine ganze Welt von Gedanken und Gefühlen zu ſchlummern ſchien. Zu ſchlummern? Nein! Sie waren erwacht, ſie ſprühten und blitzten aus dieſen wunderſamen, tiefen Augen, die ab und zu mit einem raſchen Aufſchlag Jonel betrachteten. Und es lag dabei etwas Schalkhaftes, etwas mutwillig Herausforderndes in ihnen, als wollten ſie ſagen: „Wie biſt Du ſo blöde, Jonel, merkſt Du denn nicht, daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete? Warum ſprichſt Du es nicht aus, das erlöſende Wort, damit endlich die Schranken zwiſchen uns fallen? Warum offenbarſt Du nicht, was ich längſt erraten, was Du längſt verraten, daß Du mich liebſt, aus voller, tiefſter Seele liebſt?"

Er verſtand den geheimen Sinn dieſer raſchen Blicke, aber er ſaß ſtill und rührte ſich nicht vom Platz. Jetzt, wo das Glück, das ihn in ſeinen Träumen umgaukelte, darnach er aus tiefſter Seele ſich ſehnte, vor ihm ſtand, ſo unmittelbar, daß er nur die Arme zu öffnen brauchte, um es zu umſchlingen, jetzt überkam ihn plötzlich eine ſeltſame Beklemmung — und er fragte ſich, ob er recht daran gethan, den Seelenfrieden dieſes Mädchens zu trüben. Wie, wenn ſie wüßte, daß er wie ein kühler Rechner ihr Herz umgarnt, wenn ſie wüßte, daß er auf ihre Mitgift ſpekulire, ganz ſo, wie alle anderen es thun, nur daß er es klüger angeſtellt, wenn ſie wüßte, daß er eine Maske angelegt, um ſie zu täuſchen, daß Tſchuku ſein Helfer war bei dieſem elenden, jämmerlichen Spiel? Er ſprang auf und trat an ſie heran, er wollte es ihr ſagen, alles, alles geſtehen und ſie um Verzeihung bitten und Abſchied nehmen von ihr für immer. Er ſtand vor ihr, ſie ſchaute ihn an und erſchrak vor dem finſtern Ausdruck ſeines Geſichtes.

„Was fehlt Ihnen?" rief ſie.

„Nichts, nichts," murmelte er, „ich wollte Ihnen nur ſagen, daß ich den armen Tica beneide."

Sie ſchaute ihn ſprachlos an.

„Ich rede nicht irre, Fräulein Pia, ich denke manchmal, daß man den Göttern nicht zürnen dürfe, wenn ſie unſer geiſtiges Auge mit Blindheit ſchlagen, man ſieht dann wenigſtens nicht ſeine eigene Charakterloſigkeit und die der anderen — man ſieht nicht ſein eigenes Elend und das der anderen."

Sie erhob ſich, die Röte war von ihren Wangen gewichen, ſie ſchaute ihn bange an.

„Ich begreife Sie nicht," murmelte ſie. Sie ſtand nahe bei ihm, er fühlte, wie ihr Atem ihn umwehte, er ſah, wie ihre Bruſt ſich hob und ſenkte.

„Jonel!" rief ſie plötzlich, und es lag ein ſüßer, unſäglicher Zauber in dieſem Rufe.

„Pia!" ſtammelte er und ſchlug die Arme um ſie, und er lachte und küßte ihr die Augen und den Mund in ſeligem Rauſch.

Sie riß ſich los, trat einige Schritte zurück und ſank ſchwer atmend in einen Stuhl nieder. Er blieb eine Weile wie beſinnungslos ſtehen. Sie ſchaute zu ihm empor und in ihren Augen lag eine ganze Welt von Liebe, ſie erwartete ein Wort, ein einziges zärtliches Wort — aber er blieb ſtumm; das jäh aufwallende Gefühl, das ihn durchlodert hatte, ſchien verflogen zu ſein, er blickte finſter, gramvoll vor ſich, da öffnete ſich leiſe die Thür — Pantaſi Tſchuku trat herein, er blickte prüfend Pia und Jonel an, ergriff lächelnd ſeinen Arm und ſagte: „Wir wollen uns verabſchieden, Jonel!"

Jonel reichte ſchweigend Pia die Hand, eine Frage zitterte auf ihren Lippen, aber die Kehle war ihr wie zugeſchnürt, ſie konnte kein Wort hervorbringen.

„Das Glück macht ſtumm," lachte Tſchuku; „auf Wiederſehen, Fräulein Pia!"

XXIV.

Es war eine ſchöne Dezembernacht, der Himmel mit funkelnden Sternen beſät. Jonel und der Buckelige ſchritten eine Weile ſchweigend, beide in Gedanken verſunken, in der nächtlich ſtillen Straße einher, da brach Tſchuku das Schweigen.

„Sie ſind wahrhaftig ein Sonntagskind. Wenn mich mein bißchen Pſychologie nicht täuſcht, ſo haben Sie, während ich mit Madame Dobrescu über die nackte Proſa der Mitgift debattirte und die Geldangelegenheit zu Ihrer vollſten Zufriedenheit geregelt habe, dem herzigen Mädchen eine offizielle Liebeserklärung gemacht. Madame Dobrescu iſt für Sie ſehr eingenommen, die Tochter liebt Sie, da bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als ſich morgen in den Frack zu werfen, Ihrer zukünftigen Schwiegermutter Ihre Aufwartung zu machen und regelrecht um Pias Hand anzuhalten; das muß raſch geſchehen, denn Madame Dobrescu iſt ein vertracktes Weib, wetterwendiſch und launiſch. Sie müſſen ſie beim Wort faſſen, bevor noch die ganze Angelegenheit publik wird, bevor gute Freunde Zeit finden, Sie bei der Alten anzuſchwärzen, denn daß es ſolche Leute gibt, das verſichere ich Sie auf das beſtimmteſte. Alſo morgen, Jonel, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht, ob . . ."

„Was wiſſen Sie nicht?" ſagte Tſchuku ärgerlich. „Was iſt da noch zu überlegen, wie können Sie nur einen Augenblick zögern, nachdem Sie dem armen Mädchen den Kopf wirbelig gemacht haben und nachdem Sie den Mund in dieſem Kopfe, wie ich annehme, heute abend geküßt haben?"

„Quälen Sie mich nicht!" rief Jonel.

„Sie werden es thun," fuhr Tſchuku erregt fort, „Sie wiſſen, daß das Schickſal Ihrer Familie davon abhängt — Sie dürfen weder mich noch ſich ſelbſt lächerlich und am allerwenigſten das arme Mädchen unglücklich machen! Und nun noch eine fröhliche Botſchaft — Ihr Stück ‚Michai der Tapfere' iſt acceptirt und wird ſchon in den nächſten Wochen zur erſten Aufführung gelangen. Was ſagen Sie dazu? Und noch eine Nachricht, eine ſehr wichtige Nachricht! Wiſſen Sie, wer heute mittag hier eingetroffen und im Hotel Boulevard abgeſtiegen iſt? — Madame Lea Balſamaki!"

Jonel blieb wie angewurzelt ſtehen.

„Lea!?" rief er.

„Wie ſie leibt und lebt. Ihr Gatte iſt, wie Sie wiſſen, ſeit einiger Zeit mein Klient, und ſo habe ich mich für berechtigt erachtet, ihr gleich heute einen Beſuch abzuſtatten. Ein ſuperbes Weib, Jonel — und ſie hat viel von Ihnen geſprochen und mich beauftragt, Sie zu bitten, ſie morgen nachmittag zu beſuchen; ſie iſt ohne ihren Gatten hier und nur von der alten Zigeunerin Paraſkiţa begleitet."

„Lea," ſagte Jonel leiſe, wie für ſich ſprechend, „was will ſie hier, was will ſie von mir?"

Sie waren vor einem einſtöckigen Hauſe angelangt, in deſſen erſtem Stock Jonel zwei Zimmer bewohnte. Neben der Hausthüre brannte eine Gasflamme und der Schein derſelben fiel voll auf ſein bleiches Geſicht, der Buckelige ergriff ſeine Hand und ſagte langſam und nachdrücklich:

„Mir ſcheint, Jonel, daß ſich Lea ſehr für Sie intereſſirt, mehr intereſſirt, als es vielleicht für ihre Herzensruhe gut iſt, und ich bilde mir ſogar ein, daß auch Ihnen Madame Balſamaki nicht ganz gleichgiltig iſt; lieben Sie ſie, Jonel? Aufrichtig und ehrlich geantwortet!"

„Nein!" ſagte Jonel beſtimmt.

„Dann ſtatten Sie ihr morgen einen Beſuch ab und teilen Sie es ihr ſelbſt mit!" lachte der Buckelige. „Freilich, wenn Sie nicht der wären, der Sie ſind, mit anderen Worten, wenn Sie etwas von Pantaſi Tſchuku in Ihnen hätten, ſo würden Sie nicht ſo eine Mittelbühne, auf der ſich alle deutlich gruppiren können [illegible]. Im Hintergrunde dieſer Mittelbühne ſind gemalte Proſpekte, welche raſch und geräuſchlos verwandelt werden können, um den jedesmaligen Schauplatz der Handlung darzuſtellen. Die ganze Bühne iſt nur zwei Couliſſen tief, das [illegible], und Zimmerabſchlüſſe werden durch Gobelins gebildet.

Kultur und Wiſſenſchaft.

Das Geburtshaus Beethovens in Bonn wurde in aller Stille von opferwilligen Bonner Bürgern und Muſikfreunden angekauft, um fortan keinem andern Zwecke zu dienen als dem Andenken an den großen, unſterblichen Meiſter. Es ſoll ganz in den Zuſtand zurückverſetzt werden, den es 1770 im Geburtsjahre Beethovens hatte, und im Innern eine Art Muſeum bilden, in dem alles vereinigt iſt, was mit dem Meiſter in Beziehung ſteht: Bilder, Büſten, Porträts, Manuſkripte, Gegenſtände aus ſeinem ehemaligen Beſitz und eine Beethovenbibliothek. Durch Sammlungen, Geſchenke und Mitgliederbeiträge hofft man die erforderlichen Geldmittel für den ſchönen, edlen Zweck zu gewinnen.

Für den Ausbau des Kölner Domes ſind ſeit dem Jahre 1842 18,300,000 Mark aufgewendet worden, einſchließlich der Erträge der Dombaulotterie. Aus Staatsmitteln ſtammten gegen ſechs und eine drittel Millionen.

Eine Sühnungsſäule Konradins (colonna espiatoria). Die merkwürdige geſchichtliche Reliquie Neapels, von der man bisher nichts gehört hat, iſt durch eine Schrift von Don Vincenzo Capone, jetzigem Rektor von Santa Croce, als noch vorhanden nachgewieſen worden. Dieſe Säule befindet ſich in der kleinen Kirche Santa Croce del Purgatorio, bedeckt das Erdreich und hält den Fleck, auf welchem Konradin und ſein Freund Friedrich von Baden enthauptet wurden. Errichtet wurde die Säule von dem [illegible] Anhänger Konradins, einem gewiſſen Domenico [illegible], auf dem Platze, wo das Schafott geſtanden.

— **In Hamburg wurden jüngſt 215 Rieſenſchlangen in** allen Größen, von 5 bis 20 Fuß Länge, aus Indien ſtammend, von Tierhändler und Menageriebeſitzer Hagenbeck ausgeſchifft. Die Tiere ſind 25,000 Mark wert; die größten haben pro Stück einen beträchtlichen Wert von 2000 Mark. Im vorigen März war Hagenbeck eine Sendung Schlangen im Werte von 16,000 Mark zu Grunde gegangen, weil auf der Fahrt von London nach Hamburg ſolche Kälte eintrat, wie ſie die Tiere nicht ertragen können.

Der Eiffelturm in Paris iſt nun vollendet und am 31. März eingeweiht worden. Auf der oberſten Plattform, 300 Meter über dem Erdboden, wurde die franzöſiſche Fahne gehißt, und am Fuße des Turmes fand für die Arbeiter, denen bereits 1000 Franken zum Geſchenk gemacht wurden, ein Feſtmahl ſtatt. Eiffel wurde vom Miniſterpräſidenten Tirard das Offizierkreuz der Ehrenlegion überreicht. Auf der erſten Plattform, 58 Meter hoch, erhebt ſich ein ganzes Dorf zierlicher, meiſt im Renaiſſanceſtil gebauter Häuschen; hier werden zahlreiche Wirtſchaften, Cafés und ſo weiter, errichtet. Der innere Umfang dieſes Stockes beträgt 300 Meter. Die zweite Plattform befindet ſich in einer Höhe von 115 Meter, die dritte in einer Höhe von 276 Meter. Von hier an ändert ſich der Charakter des Turmes: die vier Pfeiler ſind vereint und bilden nur noch auf einander gebaute Kaſten; die Treppe erhebt ſich ſchneckenförmig um einen Mittelpfeiler, und der Beſucher ſteigt mit immer wachſender Beklemmung die nicht enden wollenden Stufen empor, während der ſchwindelnde Blick an die Eiſengitter ſchlägt. Nach etwa dreiviertelſtündigem Steigen und Klettern erreicht man die vierte und letzte Plattform, 284 Meter hoch. Darüber erhebt ſich eine in vier Stockwerke geteilte Kuppel, beſtimmt für aſtronomiſche, meteorologiſche und phyſikaliſche Beobachtungen. Ueber der Kuppel iſt eine elektriſche Beleuchtung angebracht, welche das Licht 72 Kilometer weit wirft. Die an der Spitze beſchäftigten Arbeiter tragen Pelzſtiefel und Pelzmützen wie die Grönlandfahrer.

Eine Urne mit 100 Silbermünzen, zuſammen etwa ein Pfund Silber, wurde in Halberſtadt beim Ausſchachten eines Grundſtücks gefunden. Das Gepräge ſämtlicher Münzen, die vermutlich der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts angehören, zeigt den heiligen Stephanus, den Schutzheiligen des Halberſtädter Domes.

Nachdem Profeſſor Wittmack vor Jahren auf Grund der in altperuaniſchen Gräbern gemachten Funde die Anſicht ausgeſprochen, daß unſere Gartenbohne (phaseolus vulgaris) nicht, wie man bisher angenommen hatte, aus der alten, ſondern aus der neuen Welt ſtammt, haben Körnicke, Aſa Gray und Trumbull weiteren Stoff zur Stütze dieſer Behauptung beigebracht. Neuerdings hat nun Profeſſor Wittmack, wie er in den Berichten der Deutſchen botaniſchen Geſellſchaft mitteilt, zweifelloſe Gartenbohnenſamen unter den Funden entdeckt, welche von der Gräberfeldern in Arizona gemacht und von den Profeſſoren Ed. Morſe und Sylveſter Baxter bei Gelegenheit des vorjährigen Amerikaniſtenkongreſſes in Berlin ausgeſtellt worden waren. Durch die Entdeckung wird die amerikaniſche Heimat der Gartenbohne erwieſen. Auch für den Kürbis nimmt Profeſſor Wittmack auf Grund der altperuaniſchen Gräberfunde Amerika als Heimat in Anſpruch. Die in der Bibel vorkommenden Kürbiſſe ſind nach der Anſicht von Aſcherſon und Magnus Melonen (Cucumis [illegible]); dabei ſtützt ſich der bekannte Afrikareiſende Georg Schweinfurth auf den Darſtellungen ägyptiſcher Opfergaben ſich findenden [illegible]. Dagegen gab es nach Gray und Trumbull Kürbiſſe in Nordamerika ſchon vor Ankunft der Europäer.

Geſundheitspflege.

Die Fliegen, die man bis vor kurzem zwar für läſtige, aber doch harmloſe Tierchen gehalten hat, ſtellen ſich immer mehr als Feinde der Menſchheit heraus, wenngleich ſie dieſe Rolle [illegible] unbewußt ſpielen. Erſt durch die neueren Unterſuchungen über die Urſachen der anſteckenden Krankheiten iſt man hinter das geheimnisvolle Wirken der Fliegen gekommen. Zuerſt hatte man ihnen die Schuld aufgebürdet, das gelbe Fieber zu verbreiten, alsdann haben zwei Pariſer Phyſiologen den Nachweis erbracht, daß die Fliegen die Schwindſucht verſchleppen, indem ſie ſich von dem Auswurf der Kranken nähren und ihn weitertragen. Neuerdings hat nun ein amerikaniſcher Arzt, Dr. Howe, die Behauptung aufgeſtellt, daß die Fliegen auch die Infektionsträger der ägyptiſchen Augenentzündung ſind.

Denkmäler.

— **Am 31. März hat in Stuttgart die feierliche Enthüllung** der Denkmäler Bismarcks und Moltkes ſtattgefunden, deren Errichtung dem dortigen um die würdige Ausſchmückung der Stadt hochverdienten Verein zur Förderung der Kunſt zu verdanken iſt. Die beiden Marmorbüſten, von Meiſter Donndorfs Künſtlerhand vortrefflich ausgeführt, ſtehen auf zwei granitenen Sockeln, welche in Goldſchrift die Namen der beiden Paladine Kaiſer Wilhelms I. tragen. An einer der verkehrsreichſten Stellen der württembergiſchen Hauptſtadt auf königlichem Krongut, welches der König dazu eingeräumt hat, erheben ſie ſich inmitten einer hübſch angeordneten, grün umrahmten Anlage als eine ſchöne Zierde der Stadt.

— **Ueberall in den deutſchen Gauen regt es ſich, dem** unvergeßlichen Begründer und erſten Kaiſer des neuen Reiches Denkmäler in Erz und Stein zu errichten, und ſo hat denn jetzt wiederum eine Gemeinſchaft von Männern, die ſich dazu für ganz beſonders berufen fühlt, den Plan gefaßt, dem dahingegangenen Heldengreis ein großartiges Monument zu widmen. Dieſe Gemeinſchaft iſt die Waffenbrüderſchaft im deutſchen Reiche, die Kameradſchaft aller deutſchen Soldaten, ſowohl derer, die einſt unter der ſiegreichen Führung Wilhelms I. das Glück hatten, für das Vaterland zu kämpfen, als derer, die jetzt die Ehre genießen, den deutſchen Waffenrock zu tragen. Mitten im Herzen Deutſchlands ſoll dieſes Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung erſtehen auf den nordöſtlichen Ausläufern des waldumrauſchten Gebirges Thüringens, auf dem Kyffhäuſerberge, dort wo der greiſe Hohenſtaufe bis zum Erwachen der neuen deutſchen Einheit ſeinen vielhundertjährigen Schlaf gethan hat. Ein Komitee hat ſich zu dieſem Zwecke gebildet und einen Aufruf an alle alten und jungen Kriegskameraden, die zu Waſſer oder zu Lande gedient haben, erlaſſen, zu reichlicher Beſteuerung von Beiträgen und zur Veranſtaltung von Sammlungen in engeren und weiteren ſoldatiſchen Kreiſen. Das Protektorat hat der Fürſt Georg zu Schwarzburg-Rudolſtadt übernommen, und an der Spitze des Geſamtausſchuſſes ſtehen die beiden Generalfeldmarſchälle Graf von Moltke und Graf von Blumenthal.

— **Zum Andenken an den Fabeldichter Wilhelm Hey** wurde anläßlich ſeines hundertſten Geburtstags in dem thüringiſchen Städtchen Leina, dem Geburtsort Heys, eine Gedenktafel unter entſprechender Feierlichkeit enthüllt.

Geſtorben.

— Geheimer Sanitätsrat Dr. Julius von Paſtau, früher dirigierender Arzt des Krankenhoſpitals zu Allerheiligen in Breslau, mediziniſcher Schriftſteller, 75 Jahre alt, am 12. März, in Dresden.

— Leclercq, hervorragender belgiſcher Rechtsgelehrter, früher Generalprokurator am Kaſſationshof, Mitglied des verfaſſunggebenden Kongreſſes nach der belgiſchen Staatsumwälzung und zu Anfang der vierziger Jahre Juſtizminiſter, 91 Jahre alt, am 15. März, in Brüſſel.

— Dr. med. Guſtav Eduard Ullrich, königlich ſächſiſcher Hofrat, Leibwundarzt des Königs von Sachſen, 74 Jahre alt, am 16. März, in Dresden.

— Geheimer Juſtizrat Dr. Hugo Ph. Hälſchner, ordentlicher Profeſſor des Staats- und Völkerrechts, der Rechtsphiloſophie und des Strafrechts an der Univerſität Bonn, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, 72 Jahre alt, am 17. März, in Bonn.

— Ernſt [illegible], hervorragender Schauſpieler, Mitglied des Wiener Burgtheaters, auch ſchriftſtelleriſch thätig geweſen, 52 Jahre alt, am 21. März, in Wien.

— Graf Peter Schuwaloff, kaiſerlich ruſſiſcher Generaladjutant, bedeutender Staatsmann, der unter Alexander II. als Generalgouverneur der Oſtſeeprovinzen, als Chef der 3. Abteilung, der Geheimpolizei, und als Botſchafter in London eine große Rolle ſpielte, Bevollmächtigter Rußlands beim Berliner Kongreß, 61 Jahre alt, am 22. März, in St. Petersburg.

— Dr. phil. Theodor Geyler, Direktor des zum Dr. Senckenbergiſchen mediziniſchen Inſtitut gehörigen botaniſchen Gartens in Frankfurt am Main, bedeutender Botaniker, 54 Jahre alt, am 22. März, in Frankfurt am Main.

— Dr. Friedrich Wilhelm Rogge, bekannter Dichter und Schriftſteller, 81 Jahre alt, am 23. März, in Frankfurt am Main.

— Dr. Franz Cornelius Donders, Profeſſor der Phyſiologie an der Univerſität Utrecht, berühmter Augenarzt und mediziniſcher Schriftſteller, 70 Jahre alt, am 24. März, in Utrecht.

— Prinz Moritz Philipp Heinrich von Hanau, zweiter Sohn des verſtorbenen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Heſſen aus ſeiner morganatiſchen Ehe mit der ebenfalls verſtorbenen Fürſtin Gertrude von Hanau, geborene Falkenſtein, 55 Jahre alt, am 25. März, auf ſeiner Beſitzung Horſowitz in Böhmen.

— Wilhelm Ritter von Breithaupt, k. k. Oberſtlieutenant a. D., berühmter Militärſchriftſteller und Erfinder des Ringzünders, 80 Jahre alt, am 26. März, in Kaſſel.

— Profeſſor Dr. Ludwig Noiré, hervorragender Schulmann und geiſtvoller philoſophiſcher Schriftſteller, 60 Jahre alt, am 26. März, in Mainz.

— John Bright, berühmter engliſcher Staatsmann, Führer der Mancheſterpartei und einer der größten Redner, die England jemals gehabt hat, 77 Jahre alt, am 27. März, in London.

— Profeſſor Moritz Fürſtenau, königlich ſächſiſcher Kammermuſikus, ausgezeichneter Flötenbläſer, auch ſchriftſtelleriſch mit Erfolg auf dem Gebiete der Muſikgeſchichte thätig geweſen, 65 Jahre alt, am 28. März, in Dresden.

— Heinrich [illegible], Profeſſor der Maſchinenkunde an der techniſchen Hochſchule in München, am 28. März, in München.

— Erbgraf Friedrich zu Yſenburg-Büdingen, 41 Jahre alt, am 29. März, in Obermais bei Meran.

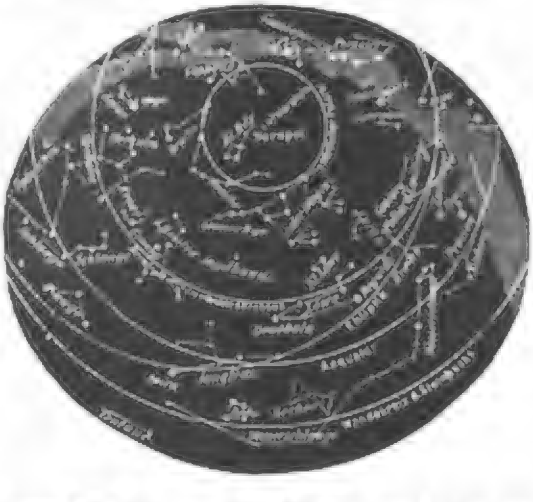
— Guſtav Ritter von Mühlbauer, königlich bayriſcher Generalmajor a. D., 72 Jahre alt, am 29. März, in München.

— Bartolomeo Cecchetti, Oberbibliothekar des venezianiſchen Staatsarchivs, bedeutender hiſtoriſcher Schriftſteller, Ende März, in Venedig.

— Gräfin Luiſe Pauline Theodore Friederike Radetzky, Ehrenſtiftsdame des k. k. adelig-weltlichen Damenſtifts „Maria-Schul" zu Brünn, 31 Jahre alt, am 1. April, in Wien.

Mai 1889.

In den Abendſtunden befindet ſich der große Bär im Zenith, das heißt direkt über uns; Caſſiopeja ſteht tief im Norden, tief unten gegen den Horizont. In gleicher Höhe, nur in ſüd-ſüdöſtlicher Richtung, bemerken wir Spica, den hellleuchtenden Stern in der Jungfrau. Zwiſchen Süd und Südweſt ſteht in mittlerer Höhe das Sternbild des Löwen mit dem Regulus, einem Stern erſter Größe; rechts davon iſt Saturn. Vor 9 Uhr ſehen wir noch einzelne Sterne des Orion, ſowie den Aldebaran in den Hyaden tief unten im Weſten; aber dieſen in mittlerer Höhe beobachten wir Capella, den glänzenden Stern im Fuhrmann. Venus iſt in der erſten Hälfte des Monats vor 9 Uhr in der Richtung Nord-Nordweſt nahe am Horizont noch ſichtbar, während ſie in der zweiten Hälfte früher untergeht, daher kaum noch bemerkbar iſt. Am 29. tritt ſie in ihrer Bahn wieder um. Jupiter geht erſt gegen Mitternacht auf und zwar iſt er dann ſehr nahe am Horizont in ſüdöſtlicher Richtung zu ſehen. Mars befindet ſich zu Anfang des Monats zwiſchen Widder und Stier und erreicht den letzteren gegen Ende des Monats. Vor 8 Uhr abends ſteht er im Weſten tief unten. Am 7. ſehen wir Saturn drei Vollmondsbreiten ſüdlich vom Mond, der im erſten Viertel ſteht; am 19. morgens 3 Uhr iſt Jupiter nur halbe Vollmondsbreite ſüdlich vom Mond, welcher wieder im Abnehmen begriffen iſt.



Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein herrliches
Oſter- und Konfirmationsgeſchenk
beſonders für Damen empfehlenswert!

Der neueſte Roman von Georg Ebers.

Die Gred.
Roman aus dem alten Nürnberg von
Georg Ebers.

7. Auflage. 2 Bände. Preis in feinſtem Original-Einband M 12.—

Dieſes neueſte Werk des berühmten Autors befriedigt Geiſt und Gemüt in gleicher Weiſe. Es iſt **ein Familien-Roman in des Wortes beſter Bedeutung** und die „Gred" Ebers' eine Geſtalt, die jedes Deutſchen und namentlich der **deutſchen Frauen und Mädchen** Freund und Liebling zu werden verdient. Die edle und gemütvolle Dichtung eignet ſich deshalb in hervorragender Weiſe für alle **feſtlichen Gelegenheiten zu einem wertvollen Angebinde.**

Das Bild der aufblühenden [illegible] Gred und Ann iſt mit einer pſychologiſchen Wahrheit entwickelt und zugleich [illegible] durch ein Gemälde, wie ich ſeit langer Zeit in keinem deutſchen Roman ſo gefunden. „[illegible] Anzeiger".

Liebt man das Kunſtgebilde echter Poeſie in der durch ſie hervorgerufenen Labung und in der belebenden Wirkung, die ſie auf das Gemüt ausübt, ſo darf Ebers' neuer Roman einen hohen Platz unter den Dichtungen der Gegenwart beanſpruchen. „Schleſiſche Zeitung".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Friedrich von Bodenſtedt,

zum ſiebenzigſten Geburtstag des Dichters der Mirza-Schaffy-Lieder

Von

Georg Ebers.

Wie die Jugend eines Sophokles, Perikles und Herodot durch die friſche Kunde von den Heldenthaten ihrer Väter und älteren Brüder gleichſam geadelt worden war, ſo auch die der Norddeutſchen, deren Kindheit in den glorreichen Tagen nach 1813 und 1815 begann. Etwas Großes und Erhebendes hatte ſich in die Knabenſpiele dieſer bevorzugten Generation gemiſcht und verheißen, Einfluß auf ihr ſpäteres inneres Leben zu gewinnen; denn welchem aufmerkſamen Beobachter wäre es entgangen, daß ſich keine Epoche des Daſeins wirkſamer auf die Empfindungs- und Anſchauungsweiſe des Mannes erweiſt als die der Kindheit.

Von Norddeutſchland war die Befreiung des Vaterlandes 1813 und 1815 ausgegangen, und einen Geburtstag bedeutender Söhne dieſer Landſchaft nach dem andern hat in der letzten Zeit die geſamte Nation dankbar gefeiert. Im Jahre der Schlacht von Waterloo ward unſer Bismarck in der Altmark, der Dichter Graf von Schack in Mecklenburg und Emanuel Geibel zu Lübeck geboren. Wenige Monate früher hatte des letzteren Landsmann und Schulfreund Ernſt Curtius, ein Jahr ſpäter Guſtav Freytag in Schleſien das Licht der Welt erblickt. 1817 wurden die beiden Theodore, Mommſen und Storm, in Holſtein und Moriz Carrière in Heſſen geboren. Die hervorragendſten deutſchen Juriſten unſerer Zeit, der Berliner Gneiſt, der Frieſe von Ihering und der Düſſeldorfer Windſcheid ſind Söhne der Jahre 1816, 1817 und 1818; die 1819 aber ſchenkte dem Vaterlande in Oſtpreußen, Holſtein und Hannover drei echte Dichter: Wilhelm Jordan, Klaus Groth und Friedrich von Bodenſtedt.*)

Ihm, der am Oſtermontag (22. April 1889) die Schwelle des ſiebenzigſten Lebensjahres in voller Rüſtigkeit des Geiſtes und auch körperlich nur von vorübergehenden Leiden beläſtigt, im Kreiſe lieber Kinder und treuer Freunde, übertritt, ſind dieſe Zeilen geweiht.

Klein nur iſt ſeine Vaterſtadt, das aufblühende und doch immer noch leicht zu umwandelnde Peine. Die Knabenjahre, welche der Jubilar dort verlebte, hat er in den anmutigen und lehrreichen „Erinnerungen aus meinem Leben" ſelbſt beſchrieben, und denken wir, während wir ſeinen Erzählungen folgen, zurück an den Satz, daß die Kindheitserinnerungen mächtig nachwirken auf die Denkweiſe des Mannes, ſo möchten uns Zweifel beſchleichen, ob er ſich auf Fr. Bodenſtedt anwenden laſſe. Denn wie ſchlicht und beſcheiden war alles, was ihn als Knabe umgab, von dem halb bürgerlichen, halb ländlichen, wenn auch wohlhabigen Gute ſeines Vaters an, bis zu der landſchaftlich wenig erfreulichen Lage ſeiner Geburtsſtadt. Doch auch in Peine war Groß und Klein ergriffen geweſen von den herzerhebenden Ereigniſſen der Zeit und beſonders dem Siege bei Waterloo, an dem die Hannoveraner ſich ſo wacker beteiligt, und wenn irgendwo, ſo hatte im Kreiſe derer, unter denen Bodenſtedt heranwuchs, ein herzerwärmendes Familienleben geherrſcht. Freud und Leid und die unbeſiegbare Großmacht des Todes hatten auch dort an die ſanfte, von äußeren Eindrücken ſelten zerſtreute Dichterſeele des Knaben gegriffen, und wie tief dies geſchehen war, lehren die erſten Verſe, an die er ſich wagte. Er teilt ſie in den „Erinnerungen" mit. Sie ſind dem Tode ſeiner lieben Großmutter gewidmet, und aus ihnen ergibt ſich deutlich genug, wie ſchöne Gaben das Herz des heranwachſenden Poeten im Schoß des elterlichen Heims empfangen. Doch die „Erinnerungen" machen uns noch mit einer andern Kraft bekannt, die erſehen war, großen Einfluß auf das junge Herz Bodenſtedts zu üben, und hier ſei bemerkt, daß auf die Jugend ſicherlich keine Macht beſtimmender einwirkt als die einer bedeutenden und von ihr als überlegen anerkannten Perſönlichkeit, und eine ſolche war der Privatlehrer Carl Henzeling, dem man die Erziehung des künftigen Dichters jahrelang anvertraut hatte. Der Name dieſes Mannes blieb zwar außerhalb des beſcheidenen Kreiſes ſeiner Thätigkeit unbekannt, doch gehörte er zu jenen aufopfernden Erziehern, welche die höchſte Befriedigung darin finden, ihr Beſtes in die Zöglinge zu verpflanzen. Dazu war er eine durch und durch edle, wahrhaftige und groß angelegte Natur. Ein idealer Zug ging durch ſein ganzes Leben und Lehren, und was der Schüler auf mancher fruchtbringenden Wanderung unter ſeiner Führung gewonnen hatte, das mußte er gleich nach der Heimkehr in Reiſeberichten zu ſchildern verſuchen.

So ward Henzeling der rechte Wecker des Beſten, was in dem dichteriſch begabten Schüler ſchlummerte, und er hat auch den den Knaben beſeelenden Mitteilungsdrang auf die Bahnen gelenkt, von denen er im weiteren Verlauf des Lebens nimmer zu laſſen vermochte.

Wie kommt es aber, daß das Kind einer Landſtadt, „deren etwas ſchwerfälliger Spitzturm in einſchläfernd nüchterner, gleichmäßig flacher Gegend hinter Pappeln aufſteigt", zu dem Drang und Vermögen gelangte, das Morgenland dem heimiſchen Abendland zu vermitteln und Dichtungen zu ſchaffen, die voll ſind von der Leuchtkraft und dem berauſchenden Zauber des Orients? Auf Eindrücke aus der Kindheit wird ſich dergleichen kaum zurückführen laſſen, doch kommt es weniger darauf an, welchen Lehrſtoff wir aus der Schule, welche Erfahrungen wir aus der Knabenzeit mitbringen, als auf die Vorbereitung, welche des künftigen Mannes Seele und Geiſt empfängt, um Bedeutendes aufzunehmen, und das junge Herz des Dichters, der, wie Karl Stelter ſingt, Deutſchland die Schirasroſe ſchenkte, war aufs beſte beſtellt worden, die Wiſſens- und Anſchauungsſchätze, denen ihn der Lauf ſeines ſpäteren Lebens entgegenführte, recht auf ſich wirken zu laſſen und dichteriſch zu verwerten.

Wie er nach Rußland und auf den Kaukaſus kam, was er dort erlebte und ſeinen Verkehr mit bedeutenden Menſchen — den größten Dichtern, Staatsmännern und Kriegern des öſtlichen Weltreiches war es ihm nahe zu treten beſchieden — hat er ſelbſt in den „Erinnerungen" und „1001 Tag im Orient" anziehend geſchildert. Wie voll und ganz und mit wie ausnehmend feinem Sprachſinn und Aneignungsvermögen es ihm dort gelang, ſich in den Geiſt der perſiſchen Poeſie einzuleben, die mit ihrer herzbeſtrickenden Feier der Frauenſchöne und ihrem heiteren Preiſe des Rauſches den Germanen häufig erinnert, daß er ein Wiegengenoß der Iranier, des zum Beweiſe dienen ſeine köſtlichen Mirza-Schaffy-Lieder. Jedem Deutſchen ſind ſie lieb und vertraut, und zahlreiche andere Völker machten ſie ſich durch Ueberſetzungen zu eigen; — wir ſahen ſie ſogar in hebräiſcher Sprache. Reicher an anmutigem Witz und warmen Herzensklängen, vollendeter in der oft ſchwierigen Form, die den Kenner der orientaliſchen Dichtung als ſo echt anmutet, und zugleich ſangbarer als dieſe von Daſeinsfreude ſtrahlenden Lieder mit ihrer ernſt-heiteren Lebensweiſheit ſind wenige, die auf dem deutſchen Parnaß erklangen, und ſo konnt' es nicht fehlen, daß ſie in den weiteſten Kreiſen begeiſterte Aufnahme fanden und viele bedeutende Muſiker anregten, ſie in Töne zu ſetzen.

Friedrich Bodenſtedt.

„Edlitam" ſind die Mirza-Schaffy-Lieder dargebracht, und wie freuten wir uns, als wir an der Spitze des Liederbändchens „Aus Mirza-Schaffys Nachlaß", das ein Vierteljahrhundert nach dem erſten erſchien, der zierlichen und doch von Herzen kommenden Widmung wieder begegneten, die den Namen der Geliebten umgekehrt nennt und ſo gut zu dieſen ſonnigen Sängen paßt, in denen ſich heiteres Gedankenſpiel mit tiefer Empfindung ſo harmoniſch vermählt.

> „Dir, der ich einſt in trüber Zeit —
> Noch glomm die Welt vom Völkerbrande —
> Den erſten Liederſtrauß geweiht,
> Erblüht im fernen Morgenlande:
> Dir, jetzt im Aufgang beſſerer Zeiten
> Im neugeborenen deutſchen Reich,
> Edlitam weih' ich auch den zweiten,
> An Duft und Glut dem erſten gleich,
> Wenn auch in Farb' und Form verſchieden."

So lautet die zweite Widmung, und wie an der Liebe, welche des Dichters Bruſt erfüllte, da er die Mirza-Schaffy-Lieder ſang, fünf Luſtra nichts zu ändern vermochten, ſo ſind ſie auch — er darf es getroſt verſichern — an ſeiner poetiſchen Geſtaltungsgabe wirkungslos vorüber gegangen. Der Segen treuer, unwandelbarer Liebe und Gegenliebe war es, der dieſes Wunder bewirkte, und wer Mathilde-Edlitam, die zarte und leidende, doch an Geiſt und Gemüt gleich geſunde und an jedem Vorzuge holder Weiblichkeit reiche Gefährtin unſeres Dichters kennt, der weiß, daß, ſo lange ſie ihm verbleibt, der Jungbrunnen nicht verſiegen wird, der die Friſche ſeines Herzens bis an die Grenze des Greiſenalters vor dem Welken bewahrte.

Jedenfalls zeigen ihn die „Lieder und Sprüche" und die Ueberſetzungen der Poeſien des Perſers Omar Chajjâm, welche er in den letzten Jahren vollendete, auf der Höhe des Könnens, und hier möchten wir uns ein tieferes Eingehen auf ſeine Leiſtungen als Sprachkünſtler und Umdichter fremdländiſcher Poeſien vergönnen; doch müſſen wir uns mit der Verſicherung begnügen, daß er in Deutſchland, der Heimat der vorzüglichſten Ueberſetzer, von keinem übertroffen und von wenigen erreicht wird. Seinen Uebertragungen aus dem Ruſſiſchen und den Sprachen des Orients vermögen nur wenige zu folgen, doch ſind gerade die nach Omar Chajjâm herrliche Meiſterwerke, in denen ſich ſcheinbar unbeſiegliche Schwierigkeiten ſowohl bei der Wiedergabe des reichen und außerordentlich fein zugeſpitzten Gedankeninhaltes, als auch bei der unſerer Sprache vielfach widerſtrebenden Form, aufs Glücklichſte überwunden finden. Das Gleiche läßt ſich den Uebertragungen Bodenſtedts aus dem Engliſchen nachrühmen, und es bereitet großen Genuß, dem Dichter, der ſowohl den Originaltext als die Umdichtung in treuem Gedächtnis bewahrt, zu folgen, wenn er zeigt, wie er die Klippen umſchiffte, die ihm beſonders bei der Verdeutſchung der Shakeſpeareſchen Sonette groß und gefahrdrohend genug im Wege ſtanden. So nachbilden kann nur der Dichter dem Dichter, und nur ein ſolcher vermag es dahin zu bringen, daß ſeine Ueberſetzungen bei aller Treue das Anſehen originaler Poeſien im ganzen und einzelnen bewahren.

Auch ſeine Verdeutſchung von Dramen des großen Briten iſt trefflich gelungen;*) beherrſcht er doch die engliſche Sprache wie die perſiſche und ruſſiſche; hat er ſich doch nicht nur als Lyriker, ſondern auch als dramatiſcher Dichter bewährt.

Seine anderen Werke zu würdigen und von ſeinem Lebenslaufe Eingehenderes zu berichten, iſt uns hier leider verſagt. Möge der Leſer dem letzteren in Bodenſtedts „Erinnerungen" folgen, die jetzt nur bis zu ſeiner Heimkehr aus dem Kaukaſus reichen, bald aber in einem zweiten Bande von ſeinen ſpäteren Schickſalen und Begegnungen handeln ſollen.**) Wie gern möchten wir ihm nacherzählen, was er ſo warm und lebhaft von den köſtlichen Jahren zu berichten weiß, die er als Univerſitätslehrer und Dichter zu München im Kreiſe der Geibel, Graf Schack, Lingg, Paul Heyſe, Riehl und anderer bedeutenden Poeten, in Geſellſchaft großer Maler und beſchirmt und herangezogen von dem jeder Kunſtübung freundlichen Könige und ſeiner Umgebung durchlebte. Wie lohnend würde es ferner ſein, der Zeit zu gedenken, welche er der Leitung der Meininger Hofbühne widmete! Viel Schönes und Erfreuliches, doch auch manches Betrübende würde da zur Mitteilung kommen. Aber wenn es dunkel ward auf der im ganzen ſonnigen Bahn ſeines Lebens, verſtand er immerdar das Licht in der eigenen Bruſt hell zu erhalten, und ihm teure Seelen und treue Freunde waren dann ſtets zur Hand, ihm Mut zuzuſprechen und ihn tröſtend des eigenen hohen Wertes zu gemahnen.

Da im Jahre 1872 ſich mancherlei ereignet hatte, was ſeiner fein beſaiteten Seele weh thun mußte, ſang ihm Otto Braun von Augsburg aus ein ſo anmutiges wie erhebendes Ghaſel zu, deſſen ernſt-witziger Schluß lautet:

> „Die Höh' erklimmt nur wer, wie du, auf feſtem Grund
> und Boden ſteht."

Wie damals läßt ſich heute noch unſerem Dichter nachſagen, daß das „Nomen — Omen" ſich an ihm bewährt

---

*) Das Geſagte hat etwas Tröſtliches auch für unſere Zukunft; denn es lehrt, Schönes von der Generation zu erwarten, deren Jugendzeit nach den letzten wunderbaren Großthaten aller deutſchen Stämme, der des Südens wie des Nordens, begann.

*) Vergleiche Shakeſpeares ſämtliche Werke, eingeleitet und überſetzt von A. W. Schlegel, Bodenſtedt ꝛc. Reich illuſtrierte Prachtausgabe. 6. Auflage. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.

**) Ein intereſſantes Zeitbild dieſer Art bietet der eigene Beitrag des würdigen Jubilars auf Seite 611 dieſes Blattes.

— wie wiederholen Brauns treffendes Wortſpiel — Boden ſteht als unſer wackerer, lieber, hochbegnadigter deſſen Leben und Schaffen ſich die Werthſchätzung der [illegible] und den wir zu den glücklichen Lieblingen der [illegible]len, wenn ihn auch manch herbes Mißgeſchick troffungen werden unvergeſſen bleiben und, fügt es der [illegible] er als Siebenziger und Achtziger noch manches Lied zu den alten ſingen. Lauſchender Ohren iſt er [illegible], und welcher Deutſche ſchlöſſe ſich unſerem aus [illegible] herzen dringenden Wunſche nicht freudig an, daß [illegible], ſchöner und heiterer Lebensabend im Kreiſe der [illegible] beſchieden ſein möge.*)

[illegible] Bodenſtedtmedaille, die in Silber und Bronze zur Ausgabe [illegible], hat Hofgraveur H. Held in Magdeburg hergeſtellt [illegible] Vorlagen ſehr künſtleriſche Ausführung zu erwarten

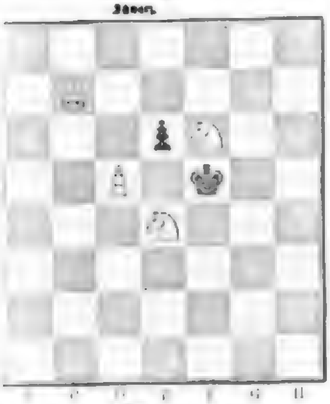
Schach.

(Redigirt von Jean Duſreſne.)

Aufgabe Nro. 500.

Von G. [illegible]

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 497:

Weiß. Schwarz.

1) [illegible] 1) [illegible]
2) [illegible] 2) Beliebig.
3) [illegible] Matt.

A)

1) [illegible] 1) [illegible] — [illegible]
2) [illegible] 2) Beliebig.
3) [illegible] oder [illegible] Matt.

B)

1) [illegible] 1) [illegible] — [illegible]
2) [illegible] 2) Beliebig.
3) [illegible] Matt. — Andere Spielarten leicht.

Schachbriefwechſel.

[illegible] in Riga. Das die Partien des fünften [illegible] deutſchen Schachbundes enthaltende Werk iſt inzwiſchen bereits von Veit & Co. in Leipzig erſchienen. Ihre übrigen Fragen [illegible] nicht beantworten zu können. Nro. [illegible] R. — [illegible] St. Petersburg. In Nro. [illegible] kann durch 1) [illegible] Matt erzwungen werden. Es folgt nämlich [illegible] und [illegible], woran die Löſung ſcheitert. — [illegible] in Wien. Eine Ihrer Aufgaben iſt als Nro. [illegible] bereits [illegible] die andere dankend erhalten. — [illegible] in [illegible] (Sie müſſen den Namen des Autors des Problems angeben, ſonſt können [illegible] aufnehmen. — Schachklub in [illegible] und [illegible] Nro. [illegible] R. — [illegible] in [illegible] Nro. [illegible] und [illegible] R. [illegible] Nro. [illegible] — J. [illegible] in [illegible] Nro. [illegible] R. — Dr. [illegible] in Heidelberg. Nro. [illegible] und [illegible] R. [illegible] in Hamburg und G. [illegible] in München. Nro. [illegible] R. [illegible] Nro. [illegible]. — [illegible] in Leipzig. Nro. [illegible] bis [illegible] in Kiew. Nro. [illegible] R. — Frau Sophie [illegible] in [illegible] Frau Martha [illegible] in [illegible]. Hrn. Karl [illegible] in [illegible] Nro. [illegible] R. — [illegible] in [illegible]. Nro. [illegible] R. [illegible] Auflage des v. Bilguerſchen Handbuchs wird, wie wir [illegible] erſcheinen. — Hermann [illegible] in Hamburg. Nro. [illegible] — [illegible] in [illegible]. In Nro. [illegible] hat der Zug [illegible] keinen Erfolg, weil Schwarz [illegible] — [illegible] antwortet. [illegible] in Hamburg. Nro. [illegible] R. Bitte gefälligſt [illegible] die [illegible] Aufgabe angegeben.

[illegible] in Hamburg. Die freundlichſt eingeſandten Partien werden [illegible]. — Ferdinand [illegible] in [illegible]. „[illegible] Schach" [illegible] die Partie unentſchieden. Sie wird abgebrochen, [illegible] Schach geboten wird. Ueber alle die Elemente des Spiels [illegible] ausführliche Auskunft das „Kleine Lehrbuch des Schachſpiels" von J. Dufreſne. Fünfte Auflage. Verlag von Ph. Reclam [illegible] Preis 1 Mark.

Räthſel.

Ergänzungsräthſel.

„[illegible] Sie auf," ſagte der Arzt zu einem eingebildeten [illegible] „Sie werden wirklich leidend werden, wenn Sie ſich immer [illegible] — —

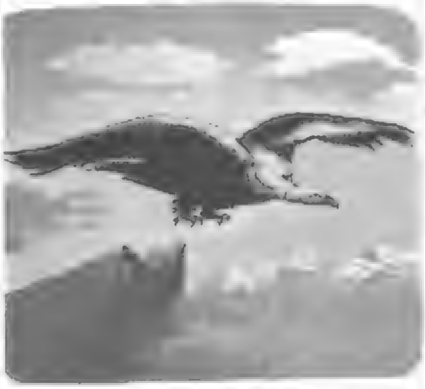
[illegible], Sie verſtehen nichts vom Skate!"

„Sie können doch nicht verlangen, daß ich als — — !

[illegible] nenne ich kein Kinderſpiel, das heißt [illegible] auf die — —

[illegible]

Scherzrebus.



Auflöſung des Bilderräthſels Seite 585:

Nur wer im Bade ſitzt, weiß, wie heiß es iſt.

Auflöſung der arithmetiſchen Aufgabe Seite 585:

Georg Ebers

Rösselſprung.

Die Züge, von 1—64 mit ihren Nummern bezeichnet, ergeben, wenn ſenkrecht oder wagrecht addirt, gleiche Summen; ein analoges Reſultat wird erzielt, wenn der Rösſelſprung durch Kreuzſchnitt in vier Quadrate getheilt wird.

des	ſchwe	ſen	che	ere	der	[illegible]	[illegible]
ſie	der	[illegible]	um	ſen	ſchlie	[illegible]	[illegible]
für	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	nach	[illegible]	der
laßt	um	lich	er	den	herr	den	[illegible]
[illegible]	ſein	ſer	lie	[illegible]	eine	ſe	[illegible]
[illegible]	ein	bei	[illegible]	ſee	mit	bet	[illegible]
und	[illegible]	lie	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
del	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Auflöſung des Kreis-Arithmogriphs Seite 585:

Kreis	I.	1,	2,	3,	4,	5,	6,	7,	8.	Hamilton.
„	II.	1,	2,	4,	5,	7,	3.			Hainan.
„	III.	2,	8,	8,	2.	.	.			[illegible]
„	IV.	8,	2,	5,	6,	7.				Malta.
„	V.	4,	2,	5,	4,	8,	2.			[illegible]
„	VI.	5,	2,	6,	7,	8,	2.			[illegible]
„	VII.	6,	2,	8,	5,	2,	1.			[illegible]
„	VIII.	7,	1,	4,	7.	.	.			Chile.
„	IX.	8,	7,	6,	2.	.	.			[illegible]

Briefmappe.

C. L. in San Franzisko. Das Lied, an dem Sie ſich nur die zwei Anfangszeilen erinnern:

„Jn Mitte [illegible] Halle
Schimmerte die Lampe [illegible]"

betitelt ſich: „[illegible], der verlorene Sohn" und iſt von [illegible] Friedrich Schiller[illegible]. Sie finden es vollſtändig abgedruckt in: „[illegible]", ein Liederbuch für [illegible]. 2. Aufl. Verlag von Fr. W. Grunow in Leipzig, das Ihnen auf Wunſch jede [illegible] Buchhandlung beſorgt und das Ihnen noch eine Fülle ähnlicher Jugenderinnerungen und gemüthlich anheimelnder Anklänge aus vergangenen Tagen zu bieten hat.

[illegible] in [illegible] bei [illegible], Herzogthum Braunſchweig. Wir können Ihnen mit dieſen Einzelheiten der [illegible] in verſchiedenen deutſchen Staaten nicht dienen. Ueberdies würden Sie auch aus den eingehendſten Angaben wenig erſehen, ſo lange Sie nicht die etwa ins Auge zu faſſenden Orte genau namhaft machen, denn die [illegible] ſind weit unterſchiedlicher als die [illegible].

M. von B. in Kurland. Zu gelegentlicher Verwendung mit Dank angenommen.

A. L. H. in Bad K. „Im [illegible]" iſt theils zu banal, theils zu verworren und ungereimt. Für das zweite Gedichtchen findet ſich vielleicht ein Platz.

Neuer Abonnent in Kroatien. 1) und 2) Unter „[illegible]". 3) Wir können Ihnen nichts anderes empfehlen, als möglichſt viel deutſch leſen, ſprechen und, ſoweit Ihnen irgend Gelegenheit dazu wird, ſchreiben. In Ermanglung von Leuten, mit denen Sie deutſch plaudern können, iſt es eine ganz gute, nicht zu unterſchätzende Uebung, wenn Sie für ſich ſelbſt laut leſen und dabei ſo ſtreng auf Klarheit der Ausſprache, Deutlichkeit und Sicherheit des Vortrags achten, als ob Sie Zuhörer vor ſich hätten. — Einen früheren Brief erinnern wir uns nicht.

[illegible] in Dortmund. Eines beſſern nicht zu erinnern.

[illegible] Eine buchhändleriſche Firma dieſes Namens gibt es in Berlin nicht.

Theodor [illegible] in [illegible] (Kroatien). Unſeres Wiſſens ſteht dieſe Anſtalt in vortheilhaftem Ruf.

[illegible] in [illegible]. Ihr Gedicht „[illegible]" [illegible]. Leider ſehen auch wir Ihren [illegible] eine [illegible] entgegen. [illegible] in heutigen Tagen [illegible] ſo wenig [illegible] als die [illegible] — [illegible] — liegt es die [illegible] [illegible] bereits einen Jahre [illegible] in der [illegible] unter [illegible] auf Seite [illegible]. [illegible] gilt in der [illegible] auch [illegible] Ihre Umgebung [illegible] Tonne ganz [illegible].

[illegible] in [illegible]. Das [illegible] von [illegible] an, [illegible] wenn wir [illegible] wiſſen.

[illegible] in [illegible]. Unſere [illegible] iſt [illegible].

[illegible] 1) Die [illegible] („[illegible]") und Ihre („[illegible]") [illegible], die [illegible] mit Frau [illegible], geb. [illegible]. 2) [illegible] [illegible]. [illegible], daß der [illegible] derſelben [illegible] iſt, der [illegible].

[illegible] in [illegible]. [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] die herrlichſten [illegible] für [illegible] Dichtung, aber um ſie immer wieder neu zu bringen, muß man doch auch Inhalt und Form [illegible] geben.

[illegible] in [illegible]. Wir glauben nicht, daß Ihnen das ohne weiteres [illegible] iſt, und [illegible] auf keinen [illegible].

[illegible]. Das liegt doch mit ſeinen [illegible] Metaphern zu ſehr [illegible] des [illegible] unſerer Zeit.

[illegible] in [illegible]. Für unſere Zwecke nicht geeignet. [illegible] zu [illegible], iſt nicht unſere Sache. [illegible] [illegible] 11.

[illegible] in [illegible]. In jeder Buchhandlung. Dort nennt man [illegible] den Preis des einzelnen [illegible].

[illegible] Frl. [illegible] in [illegible]. Entſchließen Sie ſich doch zu einem [illegible] auf den „[illegible]", [illegible].

[illegible] in [illegible]. Von Otto [illegible] finden Sie [illegible] im Jahrgang [illegible] unſerer Zeitſchrift, den Sie jetzt [illegible] zum [illegible] Preis von [illegible] Mark beziehen können. [illegible].

[illegible] [illegible]. [illegible] der [illegible] [illegible].

[illegible] in [illegible]. Wie Sie ganz richtig vermuten, [illegible] als [illegible] „[illegible]" [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] „[illegible]" [illegible] „[illegible]" [illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork
Brasilien
Ostasien

Baltimore
La Plata
Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

[illegible]

Geſundheitspflege.

Lungenkranke in Genf. [illegible]

[illegible]

Redaktion: Otto Baiſch und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

[illegible]
Berlin: **Filiale von „Ueber Land und Meer"** SW. Charlottenſtr. 11;
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" [illegible];
Budapeſt: **Moritz Kohl** [illegible];
München: **Fritz Schwarz,** [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

[illegible]

Diejenigen unſerer geehrten Abonnenten, welche die

Deutſche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer"
== Gebundene Ausgabe ==

in Bänden — anſtatt in Nummern oder Heften — zu beziehen pflegen, bringen wir hiermit in Erinnerung, daß

der erſte Band des laufenden ſiebenzehnten Jahrganges

nun vollendet vorliegt und — 624 Seiten ſtark — ſowohl broſchiert zum Preis von nur 4 Mark — als auch [illegible] in Leinwand mit Goldpreſſung gebunden zum Preis von 6 Mark — bezogen werden kann.

Er enthält [illegible]:

„Camilla" von . . . . **Ernſt Eckſtein.**
„Der Weg zum Glück" von . . **Robert Byr.**
„Im Bann der Irredenta" von **Oskar Meding** (Gregor Samarow).
„Der älteſte Sohn" von . . . . **Moritz v. Reichenbach.**
„Anonym" von . . . . **L. Haidheim.**

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton; Proben aus der neuen deutſchen Lyrik; Aphorismen; Moſaik.

Dieſer erſte Band der „Deutſchen Romanbibliothek" wolle bei derſelben Buchhandlung beſtellt werden, bei welcher man auf „Ueber Land und Meer" abonnirt iſt. Poſtabonnenten wollen ſich mit ihrer Beſtellung an die nächſtgelegene Buchhandlung oder an die mit einer ſolchen in Verbindung ſtehenden Journalexpeditionen, Kolporteure &c. wenden. Erforderlichenfalls iſt auch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart [illegible]

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

[illegible] Rudolf Moſſe [illegible]

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

in Berlin, [illegible] Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, [illegible] Nürnberg [illegible]

Au Bon Marché

Firma: **Ariſtide Boucicaut**
PARIS.

Modewaaren-Magazin, welches [illegible]

[illegible]

DER GUTE TON

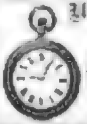
IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der [illegible] Geſellſchaft und im öffentl. Leben von Franz Ebhardt. [illegible] 10 Mk.

II. Teil. Unserer Frauen Leben. [illegible] 6 Mk. [illegible]
oder direkt portofrei vom Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin [illegible]

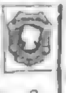
M. G. Saphir's Humoriſtiſche Schriften [illegible]
4 Bde. in 2 Prachtbdn. [illegible] franco 4,50
Alfred H. Fried & Cie. Berlin, [illegible]
Kataloge gratis.

Solide Buckskins.
das Meter von M. [illegible] an versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Prenzel, Cottbus.

PATENTE
[illegible]
RICHARD LUDERS,
[illegible] GÖRLITZ.



Uhren-Fabrik
G. Naumann,
Leipzig, [illegible]
[illegible]



Sammlern.

[illegible]

Briefmarken-Journal

[illegible]

Senf's Briefmarken Journal.

[illegible]

[illegible] 1 M. 50 Pf. [illegible]

[illegible]

Probe-Nr.

[illegible]

Gebrüder Senf in Leipzig.

[illegible]

Badeeinrichtungen

Douche-Apparate,
Badeſtühle

[illegible]

Zimmer-Closets

[illegible]

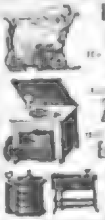
Emaill. Abortrichter

[illegible] Bidets, Sitz-douchen, Waschtische,

Eisschränke

[illegible] Illustrirte Preiscourant kostenfrei.

Zeppernick & Hartz,
Berlin SW., [illegible]



Abonnements für Mai und Juni
für 3 Mark 50 Pf. bei allen Poſtanſtalten.

Ca. 70 Tauſend Probe-Nummern
[illegible]

Berliner Tageblatt

u. Handels-Zeitung

mit Effekten-Verloſungsliſte nebſt ſeinen wertvollen Separat-Beiblättern: Illuſtr. Witzblatt „ULK", belletr. Sonntagsblatt „Deutſche Leſehalle", feuilletoniſt. Beiblatt „Der Zeitgeiſt", „Mitteilungen über Landwirtſchaft, Gartenbau und Hauswirtſchaft".

[illegible] „Berliner Tageblatt" [illegible]

gebildeten Geſellſchaftskreiſe

[illegible] in Deutſchland und im Auslande [illegible] verbreitete

große deutſche Zeitung

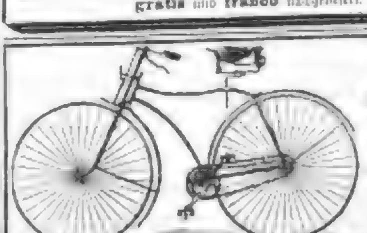
[illegible]

In den Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau

[illegible] Original-Romane der [illegible]

E. Vely, [illegible]: „Malaria".

Allen neu hinzutretenden Abonnenten
wird der bis 1. Mai bereits erſchienene Teil vorgenannten Romans gratis und franco nachgeliefert.



Heinr. Kleyer
Adler-Fahrradwerke
[illegible]
Frankfurt a. M.
Fabrikant der „Adler"-Fahrräder.
General-Vertreter der Coventry Machin. Co. Singer & Co. etc.
[illegible]

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
Sorgfältigste Auswahl der Roh-Producte

!! Deutsche Induſtrie !!

Rein Cacao und Zucker.

Für den grösseren Konsum empfehlen besonders Beachtung.

[illegible]
Haushaltungs-Choc. m. Van. [illegible]
Krümel-Choc. m. Van. [illegible]
Puder-Chocolade ohne Van. [illegible]

[illegible]

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
vollendetes Fabrikationsverfahren

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

Directe Deutsche Postdampfschifffahrt

zwischen

burg-New-York. Stettin-New-York.
e-New-York. Hamburg-Baltimore.
hampton-New-York. Hamburg-Westindien.
burg-Mexico. Hamburg-Havana.

ässigen Expressfahrten der neuen Doppelschrauben Schnelldampfer

„Augusta Victoria“

und

„Columbia“

zwischen

HAMBURG und NEW-YORK

beginnen am 9. Mai dieses Jahres.

here Auskunft ertheilen sämtliche in- und ausländischen Agenten sellschaft sowie

Die Direction
in Hamburg, Deichstrasse 7.

---

er Kaufmann,
[illegible] verlange Probelieferung gratis. [illegible]

---

billig kaufen will.
[illegible] Mark [illegible]

r Dorfbarbier
[illegible] gratis und franko [illegible] Wilhelm [illegible] Berlin SW. [illegible]

Der **Kaiſer-Kronen-**
Kaiſer-Veilchen und Kaiſer-Maiglöckchen
[illegible]
Jungert & Gebhardt in Berlin,
[illegible]

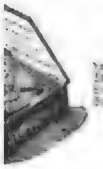
Das Vogtl. Verſandt-Haus
[illegible] Plauen i. V. [illegible] Kataloge franko.

---

en! Muſik! Neu!

Patent in allen Staaten.

Keine Schweizer Spieldoſen mehr, ſondern das mit [illegible]



Symphonion.

Das Cempt. [illegible]

A. Zuleger, Leipzig.
Königsplatz 4.
gegründet 1870.

[illegible]

AMBURG
USSTELLUNG

unter Betheiligung der Nachbarstädte
Altona, Ottensen, Wandsbeck, Harburg

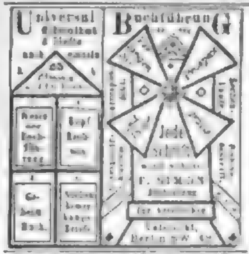
m
Mai
s
ober
89.

Gewerbe und Industrie
Handels-**Ausstellung**
Kunst-**Ausstellung**
Gartenbau-**Ausstellung**

Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen

iſt die **Illuſtrirte Frauen-Zeitung.** Dieſelbe bringt jährlich 24 Moden-, 24 Unterhaltungs-Nummern und mindeſtens 28 Beiblätter, ſo daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erſcheint (für Oeſterreich-Ungarn der Stempelſteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern ſind der „Modenwelt“ gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen ſamt Text weitaus mehr bietet als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmuſtern zur Selbſtanfertigung der Garderobe für Damen und Kinder wie der Leibwäſche überhaupt genügend für den ausgedehnteſten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem vielſeitigen Feuilleton und Berichten über das geſellſchaftliche Leben in den Großſtädten und Bädern regelmäßige Mittheilungen aus der Frauenwelt, Kunſtgewerbliches, Wirthſchaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, ſodann viele künſtleriſch ausgeführte Illuſtrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 75 Artikel mit über 300 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Muſterblätter für künſtleriſche Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illuſtrationen, ſo daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich hinanreicht. Kein anderes illuſtrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutſchlands, kann nur entfernt dieſe Zahl aufweiſen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern“ bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, alſo jährlich 68 beſondere Beigaben, und koſtet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oeſterreich-Ungarn nach Kurs).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngaſſe 3.



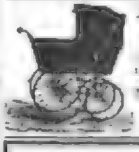
[illegible]
C. Hommel in
[illegible] Frankfurt a. M.

Neuheit!
Drei-Kaiſer-Armband
1888.

[illegible]

Carl Reitinger,
Cöln, Heumarkt 3.

PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15
Echter
böhmischer Granatenschmuck.
[illegible]



Kinderwagenbazar
Max Brinner,
Berlin SW.,
[illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart,
Leipzig, Berlin, Wien.

Abenteuer und Reiſen
des Freiherrn von
Münchhauſen.
Neu bearbeitet.
Mit [illegible] Vollbildern und [illegible] Textbildern von
Guſtav Doré.
Ausgabe in Oktav.
In [illegible] gebunden. Preis 5 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Decius der
Flötenſpieler
von **Ernſt Eckſtein.**

Mit dieser reizvollen Novelle beginnt das illustr. Familienblatt, die

Neue Musik-Zeitung

das zweite Quartal. Preis vierteljährlich, 6 Nummern mit reichem, fesselnden Text sowie [illegible] Musik- und wertvollen Beilagen **80 Pf.** Zu beziehen durch **jede Buch- u. Musikalienhandlg.,** sowie durch die **Postämter.** (Deutsche Post-Zeitungskatalog No. 4104; bei Kreuzbandversendung direkt [illegible] M. 1.50. **Probe-Nummern** gratis u. franko.

Carl Grüninger, Verlagsbuchhandlung, **Stuttgart.**

Photographiſche Apparate!
Preisliſte von 30 Mark [illegible]
[illegible] gratis und franko.
[illegible]
Berlin [illegible]

Musterblätter für [illegible]
[illegible]
Mey & Widmayers Verlag
in München

Transportable Fördermaſchinen u. Dampfwinden,
Dampfkrähne, Frictionswinden, Dampfkabel,
Schieber-Luftcompreſſoren und Lufthaſpel

[illegible]

Menck & Hambrock, Ottenſen bei Hamburg.

Motto: Ein Deutscher, welcher ausländische Fabrikate kauft, beweist, er [illegible] gut und billig erhalten kann, handelt [illegible]

Unsere **Nähmaschinen** haben sich durch ihre Solidität, Eleganz und Sauberkeit der Ausführung Weltruf erworben.

Unsere **Fahrräder**

NÄHMASCHINEN- UND FAHRRÄDER-FABRIK.

sind nach gleichen Prinzipien gearbeitet und stehen in vieler Hinsicht über den ausländischen Fabrikaten. — Hunderte von Zeugnissen und 40 erste und zweite in letzter Saison erzielte Preise, darunter die

Meisterschaft für Deutschland

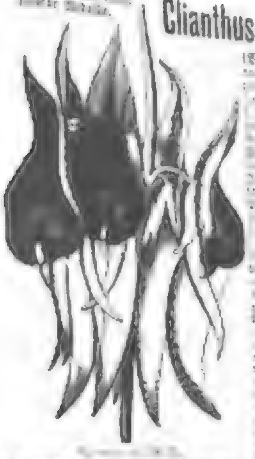
im Tourenfahren mit 1611 Kilometer, ohne irgend welche Reparatur [illegible]

Preiscourante gegen Einsendung von 10 Pf. für Porto stehen zu Diensten.

Wo wir nicht vertreten sind, wolle man sich direkt an uns wenden.

Jährliche Produktion:
70,000 Nähmaschinen.

Jährliche Produktion:
5,000 Fahrräder.



Clianthus Dampieri germanicus

[illegible]

Clianthus Dampieri Deutsche Flagge

[illegible]

Louis Vieweg, Kunſt- u. Handelsgärtner, Quedlinburg (Preuſsen)

Neueſtes Toiletten-Neceſſaire

[illegible]

Albert Roſenhain, Berlin SW.,

[illegible]

Tricot Stoffe. Tricot Tuche

[illegible]

Strumpf-Waaren

[illegible]

Herm. Scherrer München Neuhauserstr. 3

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

[illegible]

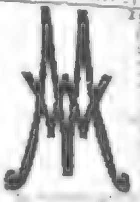
Bewährteſtes Mittel gegen **Kopfſchmerzen, Migräne, Neuralgiſche Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhuſten** u. A.

Doſis nach ärztlicher Verordnung

(für Erwachſene in der Regel 1–2 Gramm)

iſt **Dr. Knorr's Antipyrin**

[illegible]



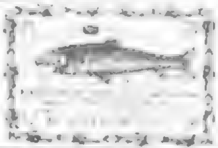
Die Modenwelt

[illegible]

Graf von Haber

Spaziergang um die Welt

[illegible]

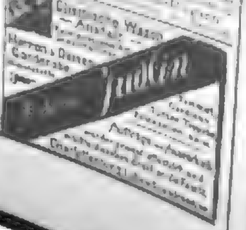


Beſtes Putzmittel der Welt!

[illegible]

[illegible]

M. Beetham & Sohn [illegible]



[illegible]

Scherings CHINA-WEINE

rein und mit Eiſen.

[illegible]

Nervenſchwäche, Bleichſucht [illegible]

Rekonvaleszenten [illegible]

Scherings Grüne Apotheke,

Berlin N., [illegible]

Gegen Blutarmut!

[illegible]

Jenſter's Ludwigs-Apotheke in München.

Zucker-Krankengebäck

[illegible] Bad Neuenahr

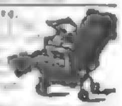
[illegible]

Pretiosa Farancellenes

[illegible]

L. Pietsch

[illegible]



[illegible]

Cognac

[illegible]

Schierring 55,

bei gleicher Güte bedeutend billiger als franzöſiſcher.

[illegible]

„Sculein" Rattentod

[illegible] Ratten und Mäuſe.

[illegible]

à Doſe für Mäuſe 50 Pf., für Ratten fu. 3 M.

A. Wasmuth & Co. [illegible]

In Apotheken und Drogerien [illegible]

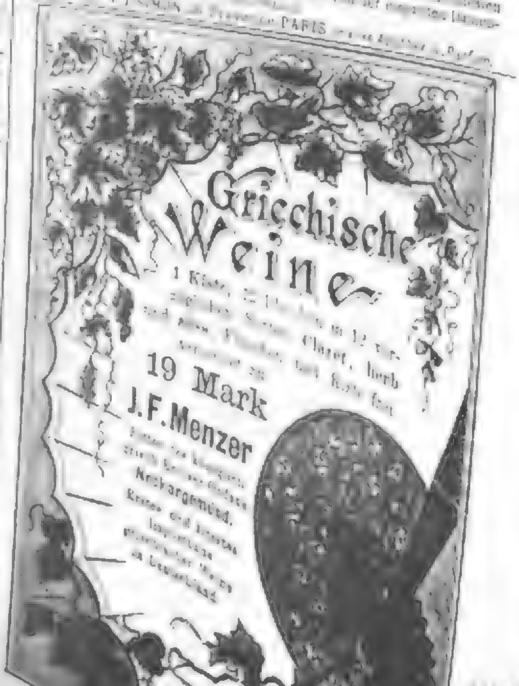
CRÈME SIMON

[illegible]

Haut, rothe Hände, Geſichtsröthe [illegible]

[illegible]

J. SIMON [illegible] PARIS [illegible]



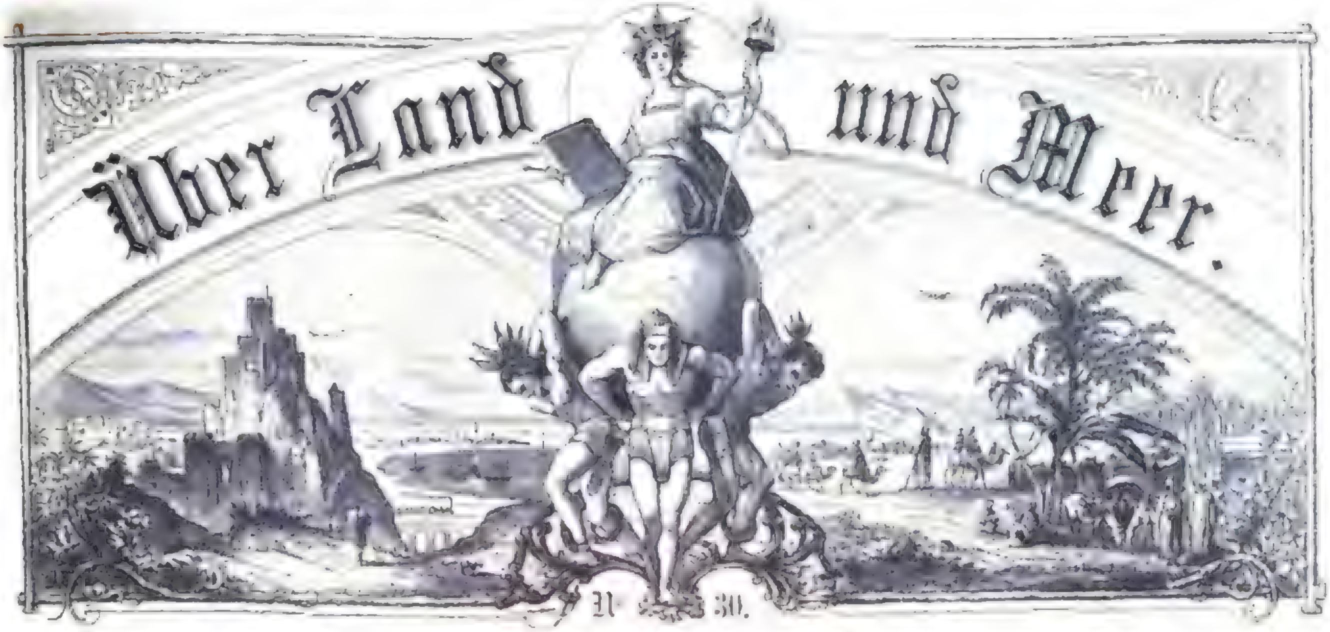
1 Kiſte, [illegible] Claret, herb [illegible]

19 Mark

J. F. Menzer

[illegible] Neckargemünd.

[illegible]



Über Land und Meer.

№ 30.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Ums Geld.

Novelle von

R. von Klinckowſtröm.

(Fortſetzung.)

Warner hält ſich ſehr gerade und ſieht ſehr hochmütig aus; er vermeidet es, mit Magdalene zu ſprechen, doch als ſie zufällig auf dem Rückweg nach dem Forſthauſe einige Schritte neben einander gehen und er in ihr ungewöhnlich ernſtes Geſicht blickt, ſagt er im Ton eines gekränkten Deſpoten:

„Darf ich fragen, was dieſe einſamen Promenaden mit dem fremden Eindringling, den niemand kennt, zu bedeuten haben?“

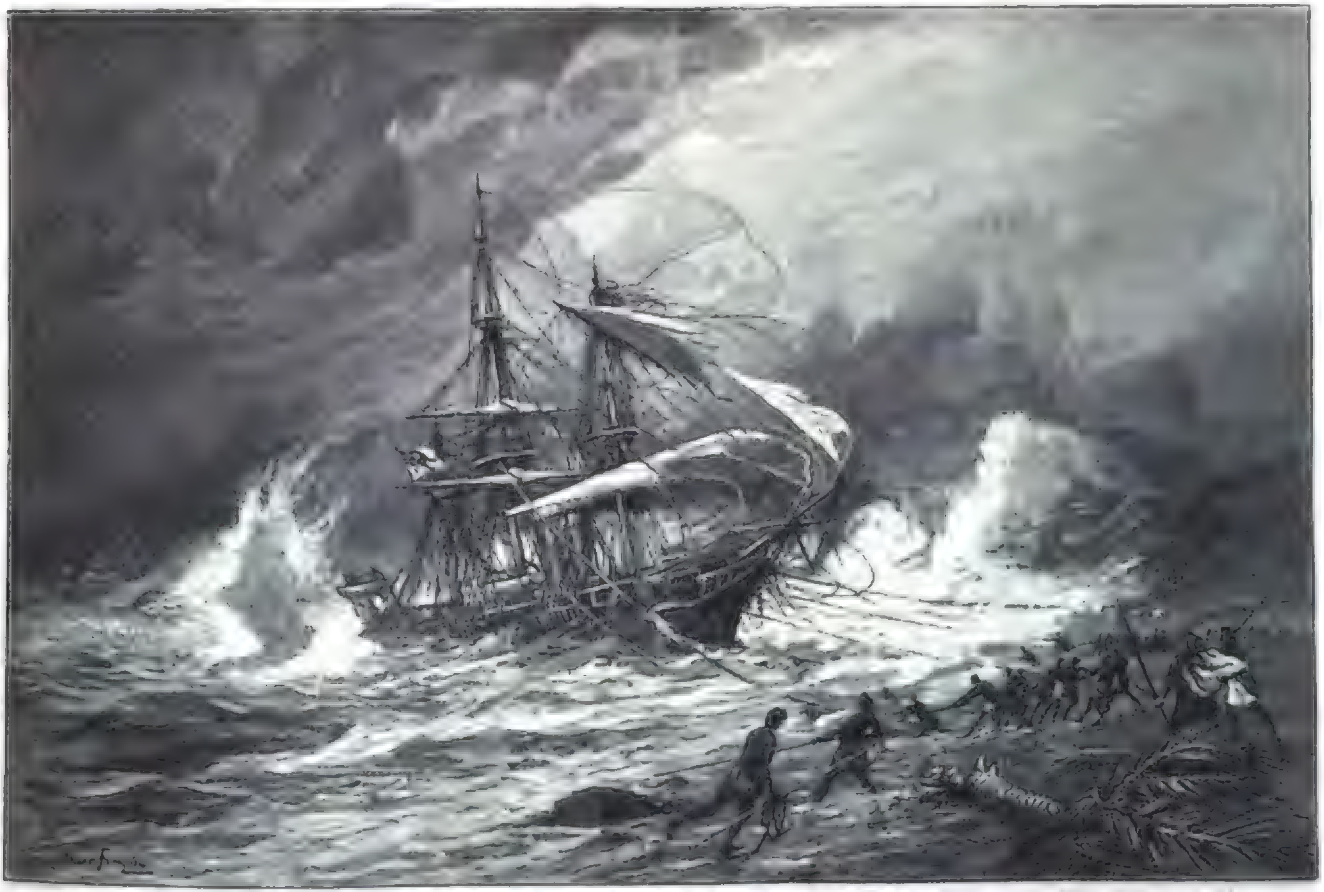
Sein Ton reizt ſie zur Oppoſition.

„Und was berechtigt Sie eigentlich zu dieſer Frage?“

„Ich maße mir allerdings ein gewiſſes Recht an, da ich ein jedenfalls ſehr viel älterer und näherer Bekannter von Ihnen bin als dieſer Halden.“

„Um ganze vierzehn Tage älter!“

„Nun, auf alle Fälle glaube ich Ihnen als einer Ihrer Standesgenoſſen näher zu ſtehen. Ich



Die Samoa-Kataſtrophe vom 16. März 1889: Die Strandung von S. M. Kreuzerkorvette „Olga“ und Mataafas Rettungswerk. (Siehe Seite 622 d. J.)
Originalzeichnung von Hans Bohrdt.

muß Ihnen bekennen, daß ich gegen dieſen Menſchen eine gewiſſe Abneigung hege."

Sie kann nicht umhin, vor ſich hin zu lächeln.

„Mißverſtehen Sie mich nicht. Ich erkenne vollkommen an, daß er Esprit und Intelligenz beſitzt, und weiß das zu ſchätzen, aber ſeine Anſchauungsweiſe iſt ſo grundverſchieden von der meinigen und von der unſeres ganzen Kreiſes, daß ich nicht begreife, wie eine Dame, welche dieſem Kreiſe angehört, Berührungspunkte mit ihm finden kann. Er iſt ein Feind des konſervativen Elements und gehört der Partei an, die uns und allen althergebrachten Traditionen allmälich den Boden unter den Füßen fortziehen wird und der man nicht ablehnend genug gegenübertreten kann. Eine Dame aus Ihrer Familie —"

„Bitte, bemühen Sie ſich nicht weiter," unterbricht ſie ihn etwas ungeduldig; „ich weiß ſehr gut, was ich meiner Familie ſchuldig bin, auch ohne die Belehrung eines alten, vierzehntägigen Bekannten."

Die Anmaßung, die in der Art und Weiſe liegt, mit der er ſeine Anſchauung als beſtimmend für ſie hinſtellt, und beſonders ſein Ton verletzen ſie. Wüßte ſie, daß das geringſte perſönliche Intereſſe bei ihm im Spiel wäre, ſo würde ſie ſich ohne Zweifel von ihm beeinfluſſen laſſen, doch überzeugt, daß er in dieſem Augenblick nur Prinzipien reitet, lehnt ſie ſich dagegen auf.

Warner verbeugt ſich ſteif, und zurücktretend, läßt er ſie allein vor ſich her weiter gehen. Er bleibt auch während des kleinen Mahls einſilbig und verſtimmt, kaum daß die mitgebrachte Leberpaſtete und der Sekt aus Graf Aſtorfs Keller ihm ein beifälliges Lächeln ablocken.

Frau von Reiſchütz trägt die Koſten der Unterhaltung beinahe allein, ſie hat eine kaltblütige, unbemäntelte Art, über Dinge zu ſprechen, die den anweſenden Damen das Blut in die Wangen treiben, und ſcherzhafte Epiſoden zu erzählen, welche den Herren ein unmäßiges Gelächter entlocken. Dazwiſchen ſpricht ſie der Paſtete eifrig zu und hält hin und wieder ihr geleertes Glas dem Grafen hin. Es liegt ein Hauch von Sinnlichkeit und keckem Sichgehenlaſſen in ihrem Weſen, der bei einem minder ſchönen Geſchöpf hart an die Grenzen des Erlaubten ſtreifen würde, aber von dem größern Teil der Herren ſehr gewürdigt wird.

„Famoſe, ſchneidige Perſon!" flüſtert Brauſe dem Grafen ins Ohr, und dieſer blinzelt nur entzückt mit den Augen.

Der Gegenſtand dieſer Bewunderung lächelt zuweilen boshaft vor ſich hin, während ſeine Blicke die Tafelrunde überfliegen und bald auf Guntrams unbeweglichen Zügen, bald auf Haldens verächtlichem Geſicht haften bleiben. Hie und da verirren ſie ſich auch wohl zu der kleinen Nanen, deren Kinderaugen ſich voll naiven Entſetzens auf eine Perſon richten, wie ihr eine ſolche noch nie zuvor begegnet.

Magdalene lehnt nachläſſig, mit dem Ausdruck unnahbaren Hochmuts in ihrem Stuhl zurück und ſtochert nur mechaniſch in dem Teller herum, den ihr Halden gereicht hat, während Fräulein Erbenhorſt ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen der Mahlzeit und der intereſſanten Fremden teilt und ihr ſonores Lachen in das Gelächter der Herren miſcht.

Warner kann ſich nicht länger beherrſchen, und ſich vorbeugend, flüſtert er Magdalenen grollend zu:

„Verzeihen Sie, aber ich glaube, es wäre gut, wenn wir aufbrächen. Wenn Sie Wohlgefallen an der Unterhaltung dieſer indezenten Perſon finden, ſo kann ich natürlich nichts dagegen ſagen, aber wir müſſen bedenken, daß wir jemand unter uns haben" — er blickt zu Nanen hinüber — „deren naive Jugend wir keiner längern Berührung mit dieſer Perſon ausſetzen dürfen."

Sie erhebt ſich ſofort, ohne ihn anzuſehen, und Graf Aſtorfs Schulter mit dem Sonnenſchirm berührend, ſagt ſie kurz und hart: „Sie vergeſſen die Zeit, Graf, wir müſſen zur Stadt zurück!"

Die Herren ſtehen augenblicklich auf, und während ſie forteilen, um ihre Obliegenheiten zu erfüllen: Wagen zu beſtellen, Rechnungen zu berichtigen, Mäntel herbeizuholen, tritt Frau von Reiſchütz zu Magdalene.

„Sie zürnen mir, daß ich mich Ihrer Herren bemächtigte und die Unterhaltung ein wenig an mich riß?"

„Durchaus nicht. So lange ich ſelbſt nebenher meine beſcheidene Rechnung finde, mißgönne ich keiner Dame ihre — beſcheidenen Triumphe!"

„Aber Sie haben heute nicht ganz Ihre Rechnung gefunden."

„Und es ſchien mir, als ob Ihr Triumph auch nicht ganz vollſtändig geweſen wäre."

Magdalene verſucht, ihrem Ton einen ſcherzenden Klang zu geben, doch es mißlingt ihr.

Die junge Frau lacht.

„Wie Sie verſtimmt ſind! Aber Sie thun unrecht, Ihre Verſtimmung zur Schau zu tragen. Selbſtbeherrſchung iſt eigentlich das erſte im Leben, das man lernen muß, will man Erfolg haben. Sie ſollten mir dankbar ſein für die kleine Lektion, die ich Ihnen heute in der Kunſt gab, die Männer am Gängelbande zu führen. Es beluſtigt mich, zu ſehen, wie ſie an der Strippe tanzen und der leiſeſten Bewegung nachgeben. Gott, wie ſind ſie leicht zu behandeln, dieſe Herren der Schöpfung!" Sie lacht wieder. „Im Grunde iſt es ihnen am liebſten, wenn man ihnen ein Champagnerglas an den Kopf wirft und ſie mit dem Fuß fortſtößt. Das finden ſie pikant, genial, charmant. Nur daß Erziehung und ererbte Vorurteile die meiſten Frauen daran hindern, ihren Gelüſten nach dieſer Richtung ungeniert die Zügel ſchießen zu laſſen."

„Vielleicht auch der Geſchmack."

Frau von Reiſchütz macht eine unnachahmliche Bewegung mit der Hand.

„Bah, als ob die Frauen im Grunde ſich nicht alle ähnlich wären! Die Männer haben ſo gewiſſe Grundſätze als maßgebend hingeſtellt, nach denen gebildete Frauen leben und handeln, denken und träumen ſollen, und die meiſten thun's auch aus Angſt, ſich das Mißfallen des allmächtigen Geſchlechts zuzuziehen, aber die Herren ſind ſelbſt niemals entzückter, als wenn man die chineſiſche Mauer dieſer Grundſätze durchbricht und ſich und ihnen ganz gemütlich ein eigenes Geſetzbuch ſchreibt."

„Glauben Sie nicht, daß es doch im Grund ein angenehmeres Bewußtſein iſt, hinter der ſichern chineſiſchen Mauer die Hochachtung der Männer zu genießen?"

„Es gibt einen bibliſchen Spruch, deſſen ich mich noch aus meiner Kinderzeit erinnere: ‚Wer da ſteht, der ſehe zu, daß er nicht falle.' Man kann die chineſiſche Mauer auf verſchiedene Weiſe durchbrechen. Jedes Rütteln an traditionellen Vorurteilen, die einen großen Teil der Mauer bilden, iſt ſchon ein Schritt dazu."

Magdalene fühlt eine heftige Abneigung gegen dieſe Frau und weiß, daß dieſelbe gegenſeitig iſt. Als die Herren mit der Meldung zurückkehren, daß alles zur Abfahrt bereit ſei, verabſchiedet ſie ſich ſchnell mit leichter Kopfneigung von der Schönen und manövriert ſo geſchickt, daß ſie auf dem hohen Kutſcherbock neben Graf Aſtorf ſitzt, ehe einer der Herren ihr Hilfe leiſten kann.

„Darf ich Sie bitten, mir meinen Mantel zu reichen!" ruft Frau von Reiſchütz Warner an.

Er hat noch kein Wort mit ihr geſprochen und öffnet jetzt die Augen in hochmütigem Erſtaunen. Doch erfüllt er ihr Verlangen ſtillſchweigend.

„Was für eine liebenswürdige Geſellſchaft Sie ſind!" lacht ſie unbekümmert. „Da iſt Fräulein von Reuttern, die während einer Stunde den Mund nicht aufgethan hat, und dann nur, um mir Sottiſen zu ſagen, und Sie gehen mit einem Leichenbittergeſicht umher, als könnten Sie damit verhindern, daß die eben genannte Dame ſich binnen kurzem mit dem einzigen Bürgerlichen verloben wird, der ſich augenblicklich unter uns befindet."

Sie hat ins Schwarze getroffen und ſieht es mit heimlicher Schadenfreude, denn ſein Geſicht übergießt ſich mit zorniger Röte.

„Fräulein von Reuttern wird ſtets deſſen eingedenk bleiben, was ſie ihrem Stande und ihrer Familie ſchuldig iſt," verſetzt er entrüſtet.

„Was wollen Sie?" entgegnet Frau von Reiſchütz achſelzuckend. „Sie iſt ein armes Mädchen, und der Mann dort hat die gute Eigenſchaft, immens reich zu ſein."

„Ihre Vermutung enthält eine Beleidigung gegen die Dame, die ich nicht ruhig hinnehmen darf. Ich weiß, daß ſie Ariſtokratin genug iſt, um ſich nicht des Geldes wegen an einen Mann wegzuwerfen, mit dem ſie keinen gemeinſamen Berührungspunkt haben kann."

„Sie hat ſich Ihnen gegenüber wohl darüber ausgeſprochen? Dann allerdings —"

Er iſt empört über ihre Zudringlichkeit und Taktloſigkeit, außerdem bäumt ſich ſein ſtark ausgeprägtes Standesbewußtſein in Magdalenens Intereſſe auf, und um jeder weiteren Gehäſſigkeit von ihrer Seite ein Ziel zu ſetzen, nimmt er es mit einer kleinen Unwahrheit nicht genau und erwidert kurz: „Ja."

„Verzeihen Sie mir," bittet ſie ſanft. „Ich hatte keine Ahnung, daß Sie auf ſo vertraulichem Fuß mit ihr ſtünden. Sie haben jedenfalls ein Recht, für Fräulein von Reuttern einzutreten, nicht wahr?"

Es iſt ihm noch niemals in den Sinn gekommen, nähere Beziehungen zwiſchen ſich und Magdalene als denkbar anzunehmen, und er hat kein anderes als das der Freundſchaft; dennoch erſcheint ihm dasſelbe genügend, um ſich darauf zu ſtützen, und ſo antwortet er ohne Zögern abermals: „Ja!" und fügt hinzu: „Da iſt Ihr Wagen, gnädige Frau, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Während der Rückfahrt muß Magdalene endloſe Lobpreiſungen der ſchönen blonden Frau mit anhören, in denen ſich der Graf und Brauſe überbieten.

„Wer iſt eigentlich dieſer Reiſchütz?" fragt das praktiſche Fräulein Erbenhorſt.

Der Graf zieht die Schultern hoch.

„Einer jener dunklen Ehrenmänner, deren eine Stadt wie Berlin ſo zahlloſe aufzuweiſen hat, die, kein Menſch weiß, woher, kommen, plötzlich auftauchen, bedeutenden Aufwand treiben, deſſen Quelle niemand kennt, und dann ebenſo unbemerkt wieder verſchwinden. Dieſer hier ſcheint übrigens ein ziemlich harmloſes Exemplar jener Spezies zu ſein und von ſeiner Frau am Gängelbande geführt zu werden. Sie ruiniert ihn, aber er betet ſie an, und er thut recht daran, denn ſie macht Reklame für ihn. Wäre er nicht ihr Mann, niemand würde ihn anſehen."

„Und wo haben Sie die Leute kennen gelernt?"

„Ich traf ihn einigemale im Klub, verlor ein paar hundert Mark an ihn und aß dann eines Tags mit ihm und ſeiner Frau bei Uhl."

„Was iſt ſie für eine Geborene?" forſcht das gründliche Fräulein weiter.

Die Herren ſehen ſich unter einander fragend an. Niemand weiß es.

„Ihr Mädchenname war Sylvia Landri," wirft Halden ruhig dazwiſchen. „Ihr Vater war Belgier, die Mutter eine Deutſche, ſie ſelbſt Soubrette an einem der kleineren Theater in Brüſſel."

„Was Sie ſagen!" ruft der Graf intereſſiert. „Darum auch! Sie hat einen ganz eigentümlichen Chik; iſt aber doch wohl nicht ganz die richtige Geſellſchaft für unſere jungen Damen." Im ſtillen nimmt er ſich vor, ihr gleich am nächſten Tage ſeinen Beſuch zu machen.

Magdalene beteiligt ſich nicht an dem Geſpräch. Die Worte ziehen wie aus weiter Ferne kommend verworren und inhaltslos an ihrem Ohr vorüber, und als der Wagen in der Stadt vor der Wohnung der Schweſtern hält, ſieht ſie ſo müde und abgeſpannt aus, daß Fräulein Erbenhorſt ſich erbietet, den Reſt des Tages bei ihr zu bleiben und ſie zu pflegen, ein Anerbieten, das ſie mit ſchwachem Lächeln zurückweiſt.

Wie ſie den Knopf der Thür ergreift, tritt Halden noch einmal heran und ſagt: „Ich habe meine Antwort noch nicht erhalten. Darf ich wiederkommen?"

Sie thut einen tiefen Atemzug und ſagt dann kaum hörbar: „Ja."

Er verbeugt ſich und tritt zurück, ohne durch ein Zurſchautragen von Dankbarkeit oder Erregung die Geſellſchaft im Wagen aufmerkſam zu machen. Offenbar iſt er vollkommen Herr ſeiner ſelbſt.

*

Als Warner einige Tage ſpäter kurz vor der Theaterzeit den Reſtaurationsgarten „Bellevue" betritt, kommt ihm Herr von Brauſe mit der angenehmen Aufregung eines Mannes entgegen, der ſich bewußt iſt, eine unangenehme Ueberraſchung in petto zu haben.

„Eine neue Verlobung! Rate einmal."

d by Google

„Keine Ahnung! Jemand von unſeren näheren Bekannten?“

„Das nicht gerade, aber es wird Dich doch aufregen.“

„Die Eibenhorſt?“ ruft Warner lachend.

„Wenn auch nicht ſie ſelbſt, ſo biſt Du doch nicht allzu weit vom Schuß. Dieſer Doktor Halden, den ſie bei Frau von Garten einführte und der dadurch mit uns bekannt wurde, hat mir heute ſeine Verlobungsanzeige geſchickt.“

„Vermutlich heiratet er in die Finanz hinein.“

„O nein, der Mann iſt reich genug, um ſich den Luxus einer vornehmen Frau zu geſtatten. Die Sache war übrigens vorauszuſehen.“

„Wirſt Du mir nun endlich ſagen, wer die Dame iſt?“

„Ja ſo; ſagte ich noch nicht, daß es die kleine Reuttern iſt?“

Warners Geſicht färbt ſich mit dunkler Röte. Es iſt ihm, als habe er einen Schlag ins Geſicht erhalten. Er hat niemals wärmere Gefühle für Magdalene gehegt, und mit Ausnahme einer kleinen freundſchaftlichen Tändelei iſt nichts zwiſchen ihnen vorgegangen, was ihm das Recht geben könnte, ſich gekränkt zu fühlen, und doch iſt ihm jetzt zu Mut, als wäre er in ſeinem Eigentumsrecht verletzt. Er iſt es ſo gewohnt, daß alles ihm zufällt, wonach er kaum die Hand ausſtreckt, und würde es ganz natürlich gefunden haben, wenn ſie eine unglückliche Leidenſchaft für ihn gefaßt hätte und aus dieſem Grunde bis an ihr Lebensende eine ſentimentale alte Jungfer geblieben wäre; daß ſie es aber vorgezogen, ſich durch einen energiſchen Schritt von unerquicklichen Verhältniſſen zu befreien und in einen Kreis hinüber zu retten, dem ſie durch Geburt und Tradition bisher fern geſtanden, dafür hat er als Ariſtokrat vom reinſten Waſſer kein Verſtändnis, und die gekränkte Eitelkeit verſchärft die Kränkung, die ſein Standesbewußtſein erleidet. Niemals zuvor war er ſo nahe daran geweſen, ein intenſiveres Intereſſe für Magdalene zu faſſen, als jetzt, wo ſie den unbegreiflichen Schritt gethan.

„Nun? Du biſt ja ganz ſtumm geworden!“ ruft Brauſe endlich, unzufrieden über den Eindruck, den ſeine Neuigkeit hervorgebracht. „Nicht wahr, es iſt eine ſonderbare Verlobung?“

„Mehr als ſonderbar; unpaſſend! Ich hatte wirklich eine beſſere Meinung von dem Mädchen, aber es iſt eine wie die andere; Geld und immer wieder Geld, das iſt die Loſung heutzutage, und unſere Damen verkaufen ſich ſämtlich an den erſten beſten, der ihnen ein paar Tauſend zu bieten hat.“

„Nun, wir wollen ihnen nicht Moral predigen. Was thun wir denn im Grunde genommen anderes?“

„Bitte ſehr!“ brauſt Warner auf. „Ich würde ſtets innerhalb meiner Sphäre bleiben.“

Er nimmt an einem der Tiſche mit dem Rücken nach der Bellevueſtraße Platz und bemerkt daher nicht den Herrn und die Dame, welche, von dorther kommend, ſoeben um die Ecke biegen. Brauſe aber hat ſie geſehen und ihnen lebhaft zugewinkt, ehe es ſein Gefährte verhindern kann.

Es iſt Herr und Frau von Reiſchütz, und dem Winke Folge leiſtend, treten ſie ein und zu den jungen Männern heran.

Herr von Reiſchütz iſt ein ältlicher, gutmütiger, fader Menſch, der ſehr eitel auf ſeine reizende Frau iſt und ſeine Rede mit Ausſprüchen dieſer ſeiner klügeren Hälfte zu verbrämen pflegt. Er freut ſich überſchwenglich, Warner wieder zu ſehen, ohne deſſen Steifheit bemerken zu wollen.

„Meine Frau meinte noch neulich, nachdem wir Sie im Forſthauſe geſehen hatten, daß man einem Menſchen wie Sie nur ſelten begegnet,“ ſagt er eifrig.

Die blonde Frau, die ſich von Brauſe einen Stuhl hat geben laſſen und ihm neckiſch den Mantel ſtreitig macht, den ſie abgenommen und er in ſeine Obhut nehmen will, verliert dennoch kein Wort von dem, was ihr Mann geſagt.

„Waldemar!“ ruft ſie kühl hinüber. „Interpretire meine Worte richtig oder gar nicht.“ Und der wohlgezogene Mann knickt beſchämt in ſich zuſammen.

Brauſe ſpricht von der neuen Verlobung. Frau von Reiſchütz hat offenbar noch nichts davon gehört, denn ſie zuckt bei der Nachricht zuſammen und murmelt beinahe faſſungslos: „So ſchnell? So ſchnell? Das hätte ich doch nicht gedacht!“

„Nicht wahr, es überraſcht Sie auch?“ frohlockt Brauſe. „Dieſer Halden! Man ſieht es ihm nicht an, daß er im ſtande iſt, Eindruck auf ein Mädchen zu machen, das bis jetzt ziemlich difficil geweſen iſt.“

„Thorheit!“ wirft Warner ungeduldig dazwiſchen. „Dieſe Heirat iſt eine reine Geſchäftsſache. Ein Intereſſe ihrerſeits iſt dabei ſicherlich nicht im Spiel. Aber der Mann iſt Millionär, und derartige Partien ſind ja jetzt an der Tagesordnung.“

Der ganze Unmut, den er empfindet, klingt aus ſeinem Ton und entgeht der jungen Frau nicht.

„Welch ein Glück, daß ich die Annäherung dieſes Fräulein Eibenhorſt nicht ganz von der Hand wies!“ ruft ſie heiter. „Ich werde ihr morgen einen Beſuch machen, werde den ganzen Apparat meiner Liebenswürdigkeit ſpielen laſſen und von ihr jedenfalls die näheren Details über dieſe Verbindung erfahren. Ich verpflichte mich, Ihnen in wenigen Tagen alles mitzuteilen, was hiebei etwa mitgeſpielt, und ob Vernunft oder Neigung den Ausſchlag gegeben hat.“

„Als ob das letztere überhaupt möglich wäre!“ grollt Warner.

Um die Lippen der Dame huſcht ein ſeltſames Lächeln. „Sie unterſchätzen ihn. Männer ſeiner Art verſtehen es oft beſſer, die Frauen an ſich zu feſſeln, als Sie glauben. Es gibt Frauen, die eine närriſche Vorliebe für dieſe ſchmalen, intelligenten Geſichter haben.“

„Dazu gehört aber Fräulein von Reuttern jedenfalls nicht.“

„Ich kann mir Ihren Aerger lebhaft vorſtellen,“ bemerkt ſie boshaft. „Nach dem, was Sie mir letzthin im Forſthauſe mitteilten, haben Sie alle Urſache, über dieſe Verlobung mehr als erſtaunt zu ſein.“

„Was hätte ich Ihnen mitgeteilt?“ Sein Geſicht verdunkelt ſich. Er iſt ſich ſehr wohl bewußt, neulich im Aerger Dinge geſagt zu haben, die er nicht verantworten konnte, aber nichts hätte ihn vermocht, dieſer Frau gegenüber einzugeſtehen, daß er ſich übereilt habe.

„Da fährt Halden eben vorüber!“ ruft Brauſe dazwiſchen. „Wahrſcheinlich zu ſeiner Braut.“

Frau von Reiſchütz blickt dem raſch dahinrollenden Wagen, der in die Königgrätzerſtraße einbiegt, lächelnd nach, aber das Lächeln iſt ein künſtliches und erſtarrt auf ihren Lippen, ohne die Augen zu erreichen.

„Wie blaß Du biſt, mon bijou!“ ſagt ihr Gatte und will ihr beſorgt den Mantel um die Schultern hängen.

Sie fährt nervös zuſammen.

„Was fällt Dir denn ein, Waldemar? Wenn ich etwas bedurft hätte, würde ich Dich gerufen haben. Du weißt, ich liebe nicht dieſe oſtentativen Aufmerkſamkeiten.“

Er kehrt artig auf ſeinen Platz zurück, ſie aber ſteht auf. „Es iſt doch noch etwas kühl, um im Freien zu ſitzen. Ich fürchte, ich habe mich erkältet, und möchte lieber nach Hauſe fahren. Wollen Sie mich zu einer Droſchke bringen, Herr von Brauſe? Nein, Waldemar, Du kannſt ruhig hier bleiben, laß Dich nicht in Deinem Vergnügen ſtören.“

„Aber, mein Engel, ich begleite Dich ſelbſtredend.“

„Mein Gott, begreifſt Du denn nicht, daß ich wieder meinen nervöſen Kopfſchmerz habe und lieber allein ſein möchte? Ich werde mich früh hinlegen, das wird mir gut thun.“

Schon in der Droſchke ſitzend, wendet ſie ſich noch einmal zu ihrem Gatten: „Geh doch ins Theater oder in den Klub, aber tritt leiſe auf, wenn Du zurückkommſt, und mache auch nicht mehr die Thür nach meinem Zimmer auf, damit Du mich nicht aus dem Schlafe weckſt.“

Er nickt gehorſam. Die Worte ſeiner Frau ſind ihm heiliger als die Evangelien und zehn Gebote, und ſie kann ſich darauf verlaſſen, daß ſie blindlings befolgt werden. Dennoch iſt der Ausdruck des Vergnügens auf ſeinem Geſicht unverkennbar, als er ſich jetzt händereibend zu den beiden jungen Männern wendet und fragt: „Wo gehen wir hin, meine Herren? Ich proponire die Reichshallen. Später beenden wir den Abend dann wohl im Klub. Ich habe bis jetzt noch nie das Vergnügen gehabt, mit Ihnen, Herr von Guntram, eine Partie zu machen.“

(Fortſetzung folgt.)

Von unſerer Marine.*)

Seiner Majeſtät Schiff „Vineta“ im Teifun

am 25. und 26. Mai 1876.

Von

Auguſt Dirks.

(Nachdruck verboten.)

Seiner Majeſtät Schiff „Vineta“ verließ unter dem Kommando des jüngſt verſtorbenen Grafen von Monts gegen Mitte März des Jahres 1876 die Rhede von Callao, um von dort eine Reiſe anzutreten, die weit über den dritten Teil des Erdumfanges betrug. Die kaiſerliche Admiralität hatte das Schiff direkt nach Hongkong beordert, und es verlautete, dem Kommandanten ſei der Befehl erteilt, energiſche Maßregeln gegen die überhandnehmenden Seeräuber an der chineſiſchen Küſte zu treffen.

Die in Ausſicht ſtehenden intereſſanten Erlebniſſe ließen uns den endloſen Weg mit leichtem Herzen antreten. Geſchäftig wurden die Proviant- und Kohlenvorräte aufgefüllt, die für die Heimat beſtimmten Briefe und Sendungen wurden eilig expediert, und kaum hatte man noch Zeit, Lima mit ſeinen herrlichen Naturſchönheiten in Augenſchein zu nehmen, da hieß es auch ſchon: „Klar zum Ankerlichten!“

Bald lag die Küſte, einem hellblauen Streifen gleichend, in weiter Ferne hinter uns, ſchließlich bot nur noch der über 23,000 Fuß hohe Aconcagua mit ſeinem Rieſenleib dem nach Land ſpähenden Auge einen Anhaltspunkt, und als auch ſeine Umriſſe allmählich in den Wolkenſchatten verſchwanden, da hatte die Beſatzung der Vineta auf lange Zeit dem Feſtlande den Rücken gekehrt, und der ſtrenge Seedienſt machte ſeine Rechte geltend.

Getrieben vom friſch wehenden Südoſtpaſſat hatte das leichtfüßige, ſchmucke Schiff ſechzehn Tage hindurch ſeinen einſamen Weg durch die hellgrünen Fluten des Ozeans verfolgt, nun wurden ſtill die Segelflächen eingeholt. In der Batterie aber lag aufgebahrt und mit der Kriegsflagge bedeckt die Leiche eines noch vor wenigen Tagen rüſtigen, lebensfrohen Offiziers, den das heimtückiſche gelbe Fieber jäh aus unſerer Mitte hinweggerafft hatte. Wir ſenkten einen geliebten Toten in das naſſe Wellengrab.

Schweigend wurden die fortgenommenen Segel von der Mannſchaft wieder geſetzt, und leiſe, als ob ſie die Ruhe des Toten nicht ſtören wolle, glitt die Vineta über die Meeresfläche dahin.

Nur einige aufſteigende Luftblaſen kennzeichneten noch die Stätte, wo man ſoeben für den Tod ein Opfer in die unergründliche Tiefe geſenkt hatte, und damit war jedes äußere Merkmal auf der endloſen Fläche für immer ausgelöſcht.

Ob ſich das Meer wohl mit dieſem einen Tribut begnügen würde?

Die Fahrt war wieder aufgenommen. In gewohnter Weiſe verliefen die Tage mit ihren dienſtlichen Exerzitien und Manövern, bis nach langer Zeit der Ruf der Poſten: „Land in Sicht an Steuerbord!“ endlich eine willkommene Unterbrechung der Reiſe ankündigte. Die aufgehende Sonne beleuchtete die ſchon ziemlich nahe Küſte der Inſel Hawai, und gegen Mittag fiel der Anker auf der Rhede von Honolulu.

Der Aufenthalt wurde natürlich auf das Notwendigſte beſchränkt, und als nach Verlauf weniger Tage der liebenswürdige König Kalakaua eines Morgens ſein kaffeebraunes Geſicht aus dem Fenſter ſeines Blockhauſes ſteckte, um nach der ihm ſo ſchnell liebgewordenen Vineta auszuſchauen, da hatte ſie ihn ſchon bei Tagesgrauen treulos verlaſſen.

Raſtlos verfolgten wir unſer Ziel. In nächſter Nähe paſſirten wir den 1200 Fuß kegelförmig aus dem Meer emporſteigenden Vulkan Pajaros. Seinem Krater entſtrömten Lavamaſſen und dichte Rauchwolken, welche die reine Seeluft in der Umgebung mit übelriechenden Gaſen ſchwängerten. Nach unſeren Berechnungen konnten wir nun in etwa einer Woche den Hafen von Hongkong erreichen. An Bord herrſchte daher eine fröhliche Stimmung — niemand ahnte, daß wir noch vorher ſchwere, unvergeßliche Stunden erleben ſollten.

Am 25. Mai abends gegen Sonnenuntergang nahm das Firmament allmählich eine olivengrüne Färbung an. Viele Stellen zeigten einen rötlichbraunen Lichtſchimmer, der alle Gegenſtände auf dem Deck blaß und fahl erſcheinen ließ. Unruhiger Seegang brachte das Schiff in unbeſtändige Bewegung, die durch den Gegendruck der nur leicht geblähten Segel nicht ausgeglichen werden konnte. Eine unheimliche Stille herrſchte in der Natur, und die Wellen krönten nicht wie ſonſt ihre Köpfe mit perlendem, lebhaft rauſchendem Schaum, ſondern glatt und geſchmeidig berührten ſie die Bordwand und ſetzten in derſelben Weiſe unter dem Schiff

---

*) Die Nachrichten über die ſchreckliche Samoa-Kataſtrophe ſind ſelbſtverſtändlich noch ziemlich karg, und was die mit ihren Schiffen Untergegangenen zu leiden hatten, darüber werden wir nie eine Silbe hören. Ewiges Schweigen deckt das entſetzliche Ende der im Dienſte des Vaterlandes geſtorbenen deutſchen Brüder zu. Mit um ſo lebhafterer Teilnahme wird man eben jetzt die Schilderung einer verwandten, nur in ihrer Schlußwendung glücklicheren See-Kataſtrophe leſen. D. Red.

d by Google

ihren Weg fort. Der niedrige Stand des Barometers, dieſes untrüglichen und treuen Freundes des Seemannes, deutete auf eine außergewöhnliche Störung in der Atmoſphäre und mahnte zur Vorſicht.

Die erforderlichen Maßregeln, den unbedingt zu erwartenden Sturm wohlgerüſtet zu empfangen, wurden daher getroffen. Die Abendwache nahm die ſtehenden Segel ein und erſetzte ſie durch Sturmſegel, die Batteriepforten wurden geſchloſſen. In ſorgloſer Stimmung folgte darauf die Wache gern dem Befehl, zur Koje zu gehen, um ihre vierſtündige Ruhe auszunutzen.

Was konnte uns denn ſchließlich auch ein Sturm jetzt noch anhaben! Die Sturmſegel waren ja geſetzt, und ſie ſchlugen unwillig ihre ſchweren Leinwandflächen gegen die vom Flaggenknopf bis zum Deck leiſe erzitternde Takelage, als ob ſie den ohnmächtigen Wind verhöhnen und zum Kampf herausfordern wollten. Das nächſte Land war noch mehrere hundert Seemeilen entfernt, gefährliche Klippen hatten die Karten hier nicht aufzuweiſen, alſo war Gefahr nach ſeemänniſchen Begriffen kaum denkbar.

Anders mochten der Kommandant und der Navigationsoffizier urteilen. Schon eine geraume Zeit ſtanden ſie im Geſpräch mit dem Wachoffizier auf der Kommandobrücke. Ihre ernſten Mienen und die rege Aufmerkſamkeit, welche ſie an dieſem Abend dem Wetter zollten, ließen auch den weniger Erfahrenen erkennen, daß man einen ſchweren „[illegible]“ erwarten mochte. Aber auch gegen derartige „Blowers“ hatte ja unſer vorzügliches Schiff während der Reiſe ſchon oft ſeine Tüchtigkeit bewieſen.

Mit dieſer Ueberzeugung und mit dem angenehmen Gedanken, daß ich heute nacht „Freiwache“ hatte und in dem wahrſcheinlich ſehr bald losbrechenden „Hundewetter“ nicht an Deck brauchte, ging ich hinunter in das Zwiſchendeck. Behaglich ſchwang ich mich in meine Hängematte, dieſe wonnige, gegen alle Bewegungen des Schiffs gefeite Wiege, ſchlüpfte unter die rauhhaarige Wolldecke und lag nach wenigen Minuten in Morpheus' Armen, indem ich die Verantwortung für mein Daſein dem wachehabenden Offizier überließ. — Der Dienſt zur See iſt ſchwer, und ſeine ſtraffe Durchführung iſt beſonders für den noch nicht ſo abgehärteten Seekadetten keine leichte Aufgabe. Hat er ſich nach vollbrachtem Tagewerk zur Ruhe begeben, dann hält ihn ein eiſerner Schlaf umfangen, und außer den Notſignalen der Feuerglocke und den Pfeifenſignalen des Bootsmannes kann ihn wohl nur noch der Wachkadett durch ſein unverſchämtes Rütteln und Schütteln ermuntern. Der letztere ſorgt beſonders gewiſſenhaft für Pünktlichkeit in der Ablöſung, denn er iſt nicht eher dienſtfrei, bis er die Wache ſeinem noch ſchlaftrunkenen Kameraden auf dem Oberdeck übergeben hat.

Einige Stunden mochte ich geruht haben, als ich mit den erwähnten Liebesbezeugungen in ſtarkem Grade überhäuft wurde. Empört über die ungerechte Behandlung und ſofort nach einem Stiefel greifend, ſuchte ich den Wachkadetten unter ſchwerſten Drohungen zu überzeugen, daß ich ihn gar nicht abzulöſen und er mich daher gefälligſt in Ruhe zu laſſen habe!

„Sehr ſchweres Wetter; Ihr Schrank iſt losgebrochen und umgefallen; heraus!“ lautete ſeine lakoniſche, von derben Puffen begleitete Antwort, und nach dieſer unzweideutigen Aufforderung war der Störenfried ſofort verſchwunden. Seine wohlgemeinte Warnung hatte jedoch ihre Wirkung nicht verfehlt; galt es doch, meine Habſeligkeiten ſchleunigſt in Sicherheit zu bringen. Mit dem gewohnten Schwung verließ ich mein ſchwebendes Lager — aber vergebens ſuchten die Füße einen Halt auf dem geneigten Deck, und eine recht unliebſame, innige Berührung mit den harten Eichenplanken war trotz der geſchickteſten Wendungen leider nicht zu vermeiden. Schnell bekleidete ich mich nun mit Beinkleid und leichtem Jaquet, zog meinen Südweſter feſt über den Kopf, warf noch einen ſehnſüchtigen Abſchiedsblick auf die Hängematte und erkletterte dann mühſam die nach der Batterie führende Treppe.

Von einem Gehen in dem ſchwer arbeitenden Schiffe war nicht mehr die Rede. Als ich unter großen Schwierigkeiten unſeren Wohnraum, die Meſſe, erreichte, um mein Eigentum zu ſichern, fand ich hier nur noch ein wüſtes Durcheinander von Tiſchplatten, Bänken, Stühlen, Brettern, Spiegeln, Faſchinenmeſſern, Uniformſtücken, Briefmappen, Wäſche, Eßgeſchirr und vielen anderen unmöglich aufzählbaren Gegenſtänden. Die See hatte bereits zwei Geſchützpforten eingeſchlagen, und unaufhaltſam ſtrömten daher die Waſſermaſſen bei jeder Neigung des Schiffes in die Batterie. Schon wollte ich dem unerquicklichen Schauſpiel, zu welchem ja auch meine Habſeligkeiten nach Kräften beitrugen, mißmutig den Rücken wenden, da vernahm ich aus dem Innern des Raumes die flehentlichen Stimmen meiner beiden Zwergpapageien „Hans“ und „Fritz“, meiner treuen Leidensgefährten. Sie hatten mir ſo oft während der Nachtwachen in den Seitentaſchen meines Jaquets Geſellſchaft geleiſtet, ihr zutrauliches Weſen und ihr Gehorſam hatten uns allen ſo manche Unterhaltung geboten. Darum ſollte der Hilferuf nicht unbeachtet verhallen. Ueber die Trümmer hinweg kletterte ich an den eiſernen Haken der Deckbalken nach der Zufluchtsſtätte, ſogleich ſprangen die durchnäßten Tierchen auf meine Schulter, und ich erreichte mit meiner Beute auch glücklich den Ausgang der Meſſe, ehe das nach der andern Seite ſich neigende Schiff die für mich gefährliche Waſſermenge mit ſich reißen konnte. Nachdem Hans und Fritz in Sicherheit gebracht waren, begab ich mich auf Oberdeck. Die Nacht war ſtockfinſter, und es hielt ſchwer, die Luvreeling*) zu erreichen. Die Temperatur war bedeutend abgekühlt, und als mich der erſte „Spritzer“ bis auf die Haut durchnäßte, empfand ich eine in den Tropen ungewohnte Kälte.

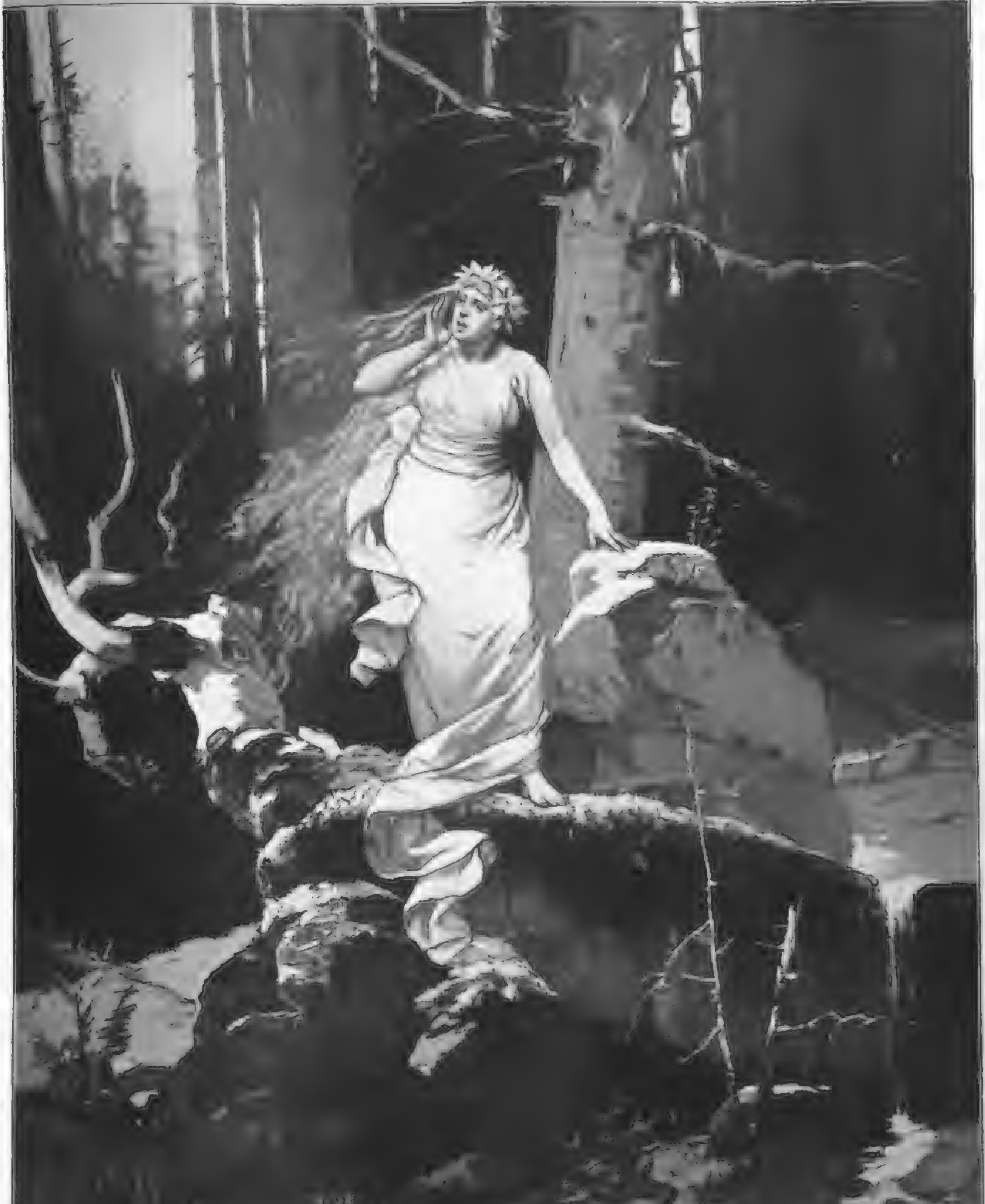
Der Sturm hatte eine gewaltige Stärke angenommen. Die Schwankungen des Schiffes waren ſo bedeutend, daß die Gradeinteilung des Krängungspendels, welches die ſeitlichen Neigungen angibt, hiezu nicht mehr ausreichte. Zwei Boote, der erſte Kutter und die Gig, waren bereits von der See fortgeſchlagen und ſomit verloren gegangen. Der Kommandant und der Navigationsoffizier hatten aus ihren bisherigen Beobachtungen des Barometers und der veränderlichen Windrichtung nunmehr erkannt, daß wir uns in dem Gebiet eines Taifuns befanden. Die Leiter des Schiffes ſtanden daher vor der ſchweren und verantwortlichen Aufgabe, die Bahnen dieſes gefährlichen Wirbelſturmes zu ermitteln, denn es galt jetzt für uns, ſeinem Zentrum zu entfliehen.

Wehe dem Schiffe, wenn es von dem Zentrum eines Taifuns erreicht wird! Rettungslos iſt es dann dem Untergange geweiht. Wohl ſo manche Beſatzung würde zeugen können von ſeiner entſetzlichen Macht und von dem furchtbarſten Kampf der Elemente, aber die wild durcheinander jagenden Waſſermaſſen verſchlingen ohne Ausnahme ihre Opfer; ſie ſchleudern Schiff und Mannſchaft in eine gähnende Tiefe, der Orkan brüllt den Verſinkenden ein Sterbelied,

Die Franzoſen kommen! Gemälde von Carl Seiler.

---

*) Die dem Winde zugekehrte Seite des Schiffes iſt die Luvſeite, die andere die Leeſeite. Reeling heißt des Oberdecks Schutzwandung.



Biela Vila. Gemälde von Georg Vaſtagh.

und über Trümmer und Leichen hinweg ſetzt das Zentrum ſeinen Verderben bringenden Weg fort.

Wenn dann von dem Schiffe ſpäter die Nachrichten ausbleiben, wenn kein Einziger der Beſatzung mehr ſeinen Lieben einen Gruß ſendet, dann geht in der Heimat die Kunde „Sie ſind geblieben . . .“ mehr weiß man nicht!

Erſt gegen vier Uhr morgens begab ſich der Kommandant in die Kajüte, um ſich von den Anſtrengungen etwas zu erholen. Der Seegang wuchs langſam und beſtändig, aber durch das geſchickte Manövrieren mit dem von ſechs Mann beſetzten Ruder gelang es dem Wachoffizier, das Schiff über jede anrollende See hinweg zu bringen. Die Sturmſegel konnten bis jetzt noch ſtandhalten, denn ihre Flächen waren nach Möglichkeit verkleinert. Nach dreiſtündiger Arbeit hatte die Wache während der Nacht das Kreuzmarsſegel geborgen; Vor- und Großmarsſegel, ſowie die Fock waren dicht gereeft. So lange dieſe Segel aushielten, war die Gefahr noch nicht ſo ſchlimm, denn das Schiff fuhr mit rieſiger Geſchwindigkeit, und die nachfolgenden Sturzſeen konnten es nicht erreichen.

Der Tag begann zu grauen; er brachte uns die Gewißheit, daß das Bisherige nur ein Vorſpiel geweſen!

Der Wind nahm gegen fünf Uhr noch bedeutend zu an Stärke, ſo daß ſich der Wachoffizier nicht mehr auf der Brücke halten konnte. Kaum hatte er dieſelbe verlaſſen, als auch ſchon furchtbar drohende Wolken hinter uns aufzogen.

Näher und näher wälzen ſich die ſchwarzen Maſſen heran — jetzt nur noch wenige Augenblicke, da iſt das Schiff in tobenden Giſcht gehüllt, und mit betäubendem Krachen brauſt der Orkan durch die Takelage, als ob er das Schiff zermalmen wollte.

In demſelben Augenblick iſt auch der Kommandant wieder an Deck, und mit dem Ruf: „Alle Mann auf, klar zum Manöver!“ nimmt er unter der Kommandobrücke einen geeigneten Platz ein.

Schrillend dringen die Pfeifenſignale bis in die unterſten Räume des Schiffes und jagen die ermüdete Freiwache aus ihrem kurzen Schlummer. Die Leute wiſſen, daß keine Zeit zu verlieren iſt, und notdürftig bekleidet eilen ſie auf Oberdeck!

Nachdem der erſte Stoß eingeſetzt hatte, ſchienen die Naturgewalten einen Augenblick zu ruhen. Dann ſtürzten ſie mit erneuter Kraft auf uns herein, und die Sturmſegel mußten ihrer Macht weichen. Einigemale peitſchte das Vormarsſegel in der Luft, dann war es verſchwunden; ihm folgte das Großmarsſegel, ſeine Nähte begannen zu zerreißen, und nach wenigen Minuten hingen kaum einige Fetzen an den Raaen.

So war denn nur noch das Fockſegel übrig geblieben, und mit raſender Fahrt jagte das Schiff vor demſelben durch Schaum und Waſſerdampf dahin. Aber es unterlag keinem Zweifel, daß vielleicht ſchon die nächſten Minuten unſer Schickſal entſcheiden konnten, wenn wir unſere Hoffnung auf dieſes letzte Segel ſetzen wollten. Die Leinwandfläche ſtand wie eine Mauer, unmöglich konnte ſie den furchtbaren Druck lange ertragen. Und wenn auch dieſes Segel verloren ging, dann ließ die Fahrt nach, und die nächſte Sturzſee mußte uns begraben.

Es war daher geboten, ſo ſchnell wie möglich „beizudrehen“, indem wir zunächſt die Fock zu bergen verſuchten, um hierdurch und zugleich mit Hilfe des Ruders das Schiff ſo zu legen, daß Wind und Seegang von der Seite einſetzten.

Wohl mochte die ganze Beſatzung die ſchwere Gefahr erkennen, welche in der Ausführung dieſes Manövers lag, aber es blieb dem Kommandanten kein anderes Mittel übrig, und jede Minute war koſtbar.

Ueber dreihundert Menſchen beſetzen die Geitaue der Fock, die Schooten werden langſam gefiert, die Leute wenden ihre äußerſte Kraft an — aber vergebens iſt jede Anſtrengung. Die ganze Mannſchaft iſt nicht im ſtande, den Druck des Windes zu bewältigen. Keinen Zoll weit kommen die Schooten der Unterraa näher, letztere iſt vollſtändig gebogen und ſteht zum Brechen. Da erſchallt in den Lüften ein dumpfer Knall — das Segel iſt verſchwunden. Die Enden der Unterraa ſchnellen gleichzeitig empor, und durch das plötzliche Nachgeben der Geitaue ſtürzen die Leute über einander hinweg.

Doch der Verluſt des Segels wurde jetzt freudig begrüßt, denn er ermöglichte die Durchführung des Manövers. Das Ruder war bereits hart gelegt, mehr und mehr drehte das Schiff, und als ſich die nächſte See heranwälzte, da traf ſie die Bordwand in ihrer ganzen Breite.

Die Wirkung war eine furchtbare. Die gegenüberliegende Seite war vollſtändig unter Waſſer, und nur mühſam vermochte ſich das faſt zum Kentern gebrachte Schiff wieder aufzurichten.

An dem unteren Lee-Großwant war, vom Winde feſt gegengepreßt, ein mehrere Quadratfuß großes Stück des gleichzeitig mit der Fock fortgeſchlagenen kleinen Tryſegels hängen geblieben, und durch dieſen glücklichen Zufall war es möglich, das Schiff mittelſt des Ruders in ſeiner jetzigen Lage zu halten.

Die ganze Beſatzung wurde nun auf das Achterdeck beordert. Die letzten Manöver waren verſucht, und das fernere Schickſal lag in den Händen der Vorſehung. Der erſte Offizier wollte durch das Sprachrohr noch einige Befehle geben; als er jedoch erkannte, daß ſeine Stimme nicht mehr ausreichte, ſchleuderte er es weit von ſich. Der Navigationsoffizier ſtand abſeits neben dem Ruder, er erteilte durch Winke dem Steuermann und ſeinen Leuten die Kommandos. Die übrigen Offiziere und die Seekadetten hatten ſich auf Achterdeck um ihren Kommandanten verſammelt, die Mannſchaft drängte ſich dicht an die Luvreeling.

Geſpannt beobachtete jeder die mächtigen Wellen. Mit gewaltiger Kraft hoben ſie das Schiff und ſchleuderten es im nächſten Augenblick fünfzig bis ſechzig Fuß tief hinunter in das Wellenthal. Dann tauchten die Enden der Unterraa in das Waſſer, und die Vineta ſchien zwiſchen weißen Mauern zu liegen.

So dauerte der Kampf mit den Elementen mehrere Stunden, ein Kampf zwiſchen Leben und Tod, und während der ganzen Zeit mußte die brave Beſatzung dem furchtbaren Schauſpiel geduldig und kaltblütig zuſchauen. Wenn in Lee die ſchäumenden Waſſermaſſen die Reeling begruben und bis zur Mitte des Oberdecks vordrangen, dann klammerte ſich jeder unwillkürlich feſter an ſeinen Stützpunkt.

Und wohl konnte auch dem Mutigſten die Hoffnung ſchwinden, denn mit unheimlicher Gleichmäßigkeit ſank das Barometer; ſein Fallen war gleichbedeutend mit einer Zunahme des Windes. In beſtimmten Zeiträumen wälzte ſich die See mächtiger gegen die Breitſeite des Schiffes, und wenn ſich dasſelbe nach mehreren Minuten endlich wieder aufzurichten vermochte, dann waren die Zerſtörungen jedesmal empfindlich zu bemerken.

Die zweite Jolle war aus ihren Befeſtigungen geriſſen, und gierig verſchlang die nächſte heranſtürzende See das hübſche Boot. Eine gewaltige Welle ſchleuderte bald darauf das Schiff mit ungeheurer Gewalt auf die Seite, ſo daß die Leeverſchanzung faſt bis ſechs Fuß unter Waſſer war; als es ſich trotzdem allmählich wieder hob, war die Reſervemarsraa fortgeſpült, und das vierte Boot, der zweite Kutter, hing ſchwer beſchädigt in ſeinen Taljen.

Gegen ſieben Uhr ſchien der Orkan plötzlich nachzulaſſen, denn im Vergleich zu dem bisherigen Raſen trat eine gewiſſe Ruhe ein.

Aber dieſe Ruhe war unheimlich, ſie legte ſich wie ein Alp auf die Bruſt, unſere Ahnung, daß ſie nur Schlimmes bedeuten könne, wurde durch das ſchnelle Fallen des Barometers beſtätigt; dasſelbe ſank jetzt auf 721,3 Millimeter, während es unter normalem Luftdruck in den Tropen einen Stand von etwa 770 Millimeter hat.

Einige Minuten währte das unheilverkündende Schweigen; es war, als ob es dem Schiff vergönnt ſei, ſich endlich einmal wieder vollſtändig aufzurichten. Die Beſatzung ſchöpfte tief Atem. Die Aermſten durften ihre viele Stunden innegehabte Stellung etwas verändern und konnten die Taue, an die ſie ſich feſtklammerten, einen Augenblick loslaſſen, um die ſteifen, vom Seewaſſer zuſammengekrampften Hände zu reiben und ſich dann ſicherer feſtzubinden.

Aber auch die Naturgewalten haben dieſe Ruhepauſe ausgenutzt!

Es beginnt ein entſetzliches Donnern und Brauſen, die Waſſermaſſen bäumen ſich zu einer rieſigen Höhe, ſie ſcheinen vollſtändig zu kochen, und der weiße, ſchäumende Giſcht wird emporgeſchleudert, als ob er ſich mit dem ſchwarzen Firmament vereinigen wollte! Kein Zweifel mehr, das ſind die Vorboten des Zentrums!

Die ſchweren Eichenplanken fliegen über die Leute hinweg aus dem Rahmen der Kommandobrücke, gebrochen hängt das Bugſpriet mit ſeinem Vorgeſchirr herunter, wie ein ſchwaches Rohr ſtürzt der mächtige Bau des Fockmaſtes zuſammen; geknickt hängen ſeine Stengen, durch das Tauwerk mit den Raaen verflochten, am Untermaſt herab. Ein gleiches Schickſal teilen die Groß- und Kreuzbramſtengen.

Es iſt ein ſchmerzlicher Anblick, der jeden tief bis in das Herz trifft. Dazu das Brüllen des Orkans, der das Krachen in der Takelage vollſtändig übertönt und die Bemannung mit furchtbarer Stimme an den unvermeidlichen Untergang mahnt!

Aber noch gab die Vineta den Kampf nicht auf. Etwa zwanzig Stunden hatte ſie nun ſchon den Elementen getrotzt, und nicht viele Schiffe hätten ſich ſo lange gehalten. Wenn der furchtbare Wind ſie auf die Seite warf und ſie vollſtändig zu kentern drohte, dann preßte ſie ſich gewaltſam ihren Weg durch die ſchäumenden Fluten, und majeſtätiſch richtete ſie ſich wieder auf.

Für die Beſatzung konnte dieſer nicht enden wollende Kampf allerdings kaum noch willkommen ſein: der einzige Wunſch, daß alles ſchnell vorbei ſein möge, mußte ſich wohl jedem lange aufgedrängt haben. Doch nicht Verzweiflung ſprach aus dieſen Geſichtern, ſondern nur ernſte, männliche Entſchloſſenheit. So wie der Kommandant und ſeine Offiziere mit Ruhe die Entſcheidung abwarteten, ſo ſuchte auch die ganze Beſatzung ohne Ausnahme eine Ehre darin, ein Gleiches zu thun. Wohl mochte bei dieſem oder jenem zugleich mit dem Seewaſſer eine Thräne die wettergebräunte Wange benetzt haben, wohl mußte beſonders den lebensfrohen Seekadetten der Gedanke, daß ſie ſchon ſo früh ihr junges Leben laſſen ſollten, das Herz zuſammenſchnüren, aber das alles ſah und wußte niemand als der Einzige dort oben, der die Macht hatte, den entfeſſelten Elementen Einhalt zu gebieten und ſie in ihre Bahnen zurückzulenken! Die Hunderte, die hier ſtanden, waren Männer, denen man es anſah, daß ihr Mut auch jetzt noch nicht gebrochen war; ihre auf den Kommandanten gerichteten Blicke ſprachen deutlich genug: „Wenn es ſein muß, dann finden wir hier gemeinſam den Tod, treu und ergeben unſerem Kaiſer und dem Reich bis zum letzten Atemzuge!“

Wahrlich, der Eindruck, den dieſes Bild darbot, war ein übermächtig ergreifender! Das Vaterland hatte dieſe Schar weit hinaus entſandt, damit ſie vor fremden Völkern und wilden Stämmen die Kriegsflagge entfalte, ein Wahrzeichen deutſcher Macht und Größe. Glücklich waren während der bisherigen Reiſe alle Hinderniſſe und Gefahren aus dem Wege geräumt, und ſchon in manchem Hafen hatte der Adler luſtig am Maſte geflattert. Jetzt hemmte ein gewaltiger Gegner die Fahrt. Ja, wenn es ein Feind geweſen wäre aus Fleiſch und Blut, der ſeine Geſchütze auf ſie gerichtet, da wollte die Beſatzung ſchon den Kampf aufnehmen, und bis auf den letzten Mann hätte ſie die Flagge verteidigt, angefeuert durch den Mut der Vorgeſetzten und wild erregt durch den Kanonendonner.

Aber dieſer Feind ſtreift die Menſchen mit eiſiger Kälte, er lähmt ihre Kräfte und zwingt ſie, ohne Kampf und Widerſtand ſich ſeiner Macht zu fügen. Ganz allmählich legt er ihnen oft ſeine Feſſeln an, und erſt nach vielen qualvollen Stunden, wenn der Tod als eine Erlöſung begrüßt wird, macht er dem traurigen Spiel ein Ende!

Dann fühlt wohl der Seemann zum erſtenmale, daß ſein ganzer Lebensweg ein faſt beſtändiges Ringen geweſen, in welchem er nun vielleicht unterliegen muß, und eine bittere Empfindung beherrſcht das Gemüt. Warum verfolgt ihn denn das Schickſal ſo hart? Hat er nicht ſtets ſeine Pflicht gethan, und iſt nicht ſein Beruf ehrenvoll wie kaum ein anderer? Langſamer und tiefer beginnt die breite Bruſt zu atmen, der klare, ſelbſtbewußte Blick, der niemals zuckte, ſtreift noch einmal über die zuſammengeſtürzte Takelage, dann ſenkt er ſich zu Boden. So muß es ſein, wenn einem Manne das Herz bricht . . .

Stundenlang erwartete die ſchwergeprüfte Beſatzung in regungsloſer Stellung den Untergang. Aber eine höhere Gewalt ſchien den Orkan gebannt zu haben, denn wie ſehr auch das ſchöne ſtolze Schiff umhergeſchleudert wurde, immer wieder richtete es ſich empor, als müſſe es die ihm anvertrauten Menſchen retten um jeden Preis!

In der Batterie begannen die Geſchütze ſich loszureißen. Die ſchweren Bolzen in der Bordwand und die übrigen Befeſtigungen hatten ſich ſchon bedenklich gelockert. Eine nachträgliche Sicherung war jetzt nicht möglich, denn die unteren Räume ſtanden unter Waſſer. Auf dem Oberdeck verkündete der Großmaſt ein herannahendes Unheil; ſeine Wanten gaben zuſehends nach, er hatte hierdurch ſeinen Halt verloren; jeden Augenblick konnte er über Bord gehen und mußte dann von außen die Beplankung einſtoßen. Das letzte Manöver, nämlich ihn noch vor Eintritt einer ſolchen Kataſtrophe zu kappen, war nicht mehr ausführbar, denn die See begrub auf der Leeſeite jetzt beſtändig das Oberdeck; die Wanten waren daher unerreichbar und konnten nicht durchſchnitten werden.

Und inmitten dieſes letzten Kampfes, während wohl jeder das Bild der Heimat mit all den Lieben noch einmal ſeinen Gedanken ſo recht feſt einprägt, ſendet der Himmel plötzlich einen Hoffnungsſchimmer.

Wohl ſtürzen nach wie vor die Wellen über einander hinweg, kein Sonnenſtrahl durchbricht das ſchwarze Gewölk, die Naturgewalten raſen beſtändig weiter und laſſen wahrlich keine Wendung zum Beſſern ſchließen, und dennoch iſt plötzlich ein Friedensbote erſchienen — das Barometer deutet ſeine Nähe an.

Ja, das Queckſilber in der Glasröhre ſteigt; es zeigt ſich thatſächlich oben eine Wölbung, es iſt kein Trugbild, ſondern Wahrheit — das Barometer ſteigt!

Aber iſt denn dieſe Erſcheinung jetzt noch ſo glückverheißend, iſt es denn überhaupt noch denkbar, dieſem Chaos zu entrinnen? Der Verſtand ſagt „Nein“, aber das Herz will es ihm nicht glauben — es hofft! Und ſein mächtiger Pulsſchlag weckt die Menſchen aus einer dumpfen Reſignation. Anfangs ſind ſie noch von den Strapazen übermannt, bald aber recken ſich die kräftigen Geſtalten und in die faſt erlahmten Glieder kommt wieder Leben und Bewegung. Das Barometer ſteigt, ſeine glänzende Silberſäule hebt ſich langſam und ſtetig. Das Zentrum iſt an dem Schiff vorübergegangen — die Kriſis iſt überſtanden! Die Geſichtszüge des Navigationsoffiziers haben den finſtern Ernſt mit einem glücklichen Lächeln vertauſcht — ſeine Beobachtungen und Berechnungen ſind richtig geweſen. Mühſam erreicht er das Hinterdeck und ſeine Kammer, dann verſagen ihm die Kräfte, und er ſinkt ohnmächtig zu Boden.

Nahezu eine Stunde mußten die Leute ſich noch in banger Erwartung gedulden, bevor ſie einen Verſuch machen konnten, die Taue zu löſen und ihren Platz zu verlaſſen, denn obgleich der Orkan ſchon merklich nachließ, ſo wurde das Schiff doch noch zu ſehr von der See umhergeſchleudert. Endlich aber gewann auch die Wellenbewegung mehr Regelmäßigkeit, und die Rettungsarbeiten konnten begonnen werden.

Mit unſäglicher Mühe gelang es, die Wanten des Großmaſtes zu ſichern, dann wurden die Geſchütze, die losgebrochenen Anker, Deckboote und ähnliche ſchwere Laſten befeſtigt. Den Ankern wieder Feſſeln anzulegen, war keine

Kleinigkeit. Sie hängen vorn, außerhalb der Bordwand, und mehreremale ſchleuderte das hoch aufſpritzende Bugwaſſer die geradezu wütend arbeitenden Leute von ihrem Halt. Sie mußten dann ſchnell mittelſt der angelegten Taue an Deck gezogen werden.

Aber auch in der Maſchine wurde eine rege Thätigkeit entwickelt, und als auf Oberdeck nach zweimal mißglücktem Verſuch es endlich gelungen war, die Schraube in die Lager zu ſenken, da verkündeten auch ſchon die weißen aus dem Schornſtein aufſteigenden Wolken, daß die Keſſel „Dampf auf“ haben.

„Langſam vorwärts!“ ertönt der Befehl des Kommandanten in die Maſchine.

„Langſam vorwärts!“ antwortet unten der Ingenieur durch das Sprachrohr, zum Zeichen, daß er denſelben richtig verſtanden, und ein leiſes, kaum merkliches Zittern des Schiffes gibt die Beſtätigung, daß die Schraube die Arbeit übernommen hat.

„Volldampf!“ kommt als nächſtes Kommando, und gleichlautend hallt dasſelbe von unten zurück.

Doch kaum hatte die Fahrt begonnen, da ſchlug die Schraube unregelmäßig, und ſchnell mußte „geſtoppt“ werden. Als wir uns hinten über die Schutzleiſte beugten, um die Urſache zu erſpähen, erblickten wir die Trümmer und das Vorgeſchirr des Bugſpriets unter dem Heck. Glücklicherweiſe hatte ſich aber das Tauwerk noch nicht zu feſt um die Schraubenflügel gewunden und es gelang uns, dasſelbe noch rechtzeitig zu entfernen. Die Fahrt konnte wieder aufgenommen werden, und die Maſchine begann zugleich ihre zweite Aufgabe, nämlich mittelſt ihrer koloſſalen Pumpen das eingeſtrömte Waſſer über Bord zu ſchleudern.

Es war inzwiſchen Mittag geworden. Sturm und Meer hatten ſich verhältnismäßig ſchnell beruhigt, und nur die furchtbaren Verwüſtungen an Bord des faſt zum Wrack gewordenen Schiffes zeugten noch von den jüngſten Erlebniſſen. In der Meſſe war überhaupt nichts mehr zu erkennen. Unſere ſämtlichen Habſeligkeiten hatten ſich zu einer ſchmutzigen Maſſe aufgetürmt, und es war nicht möglich, irgend einen Gegenſtand herauszufinden. Ich ſelber hatte alles verloren, was ich beſaß, nur der dürftige Anzug, mit welchem ich mich während der Nacht bekleidet hatte, war mir geblieben. Meine Leidensgefährten erſetzten mir die Kleidung, und ſogar der Kommandant mußte zu dem milden Werk beiſteuern, indem er mir einige Paar Strümpfe ſchenkte.

Die Batterie bot einen unbeſchreiblichen Anblick. Die eiſernen Uebungsgranaten waren während des Orkans ihren Behältern entſtiegen, und in beſtändigem Hinundherrollen hatten ſie alles zermalmt, was ihren Weg kreuzte. Im Unterrichtsraum hatten ſchwere hölzerne Uebungskartuſchen die koſtbaren, zierlichen Modelle bis zur Unkenntlichkeit vernichtet. Die im Zwiſchendeck befindliche reichhaltige Bibliothek war in einen dichten Breihaufen verwandelt, der ſich ſo feſt vor die Thür gelegt hatte, daß man letztere mit der Axt einſchlagen mußte, um den Eintritt zu ermöglichen.

Die Beſatzung war in freudigſter Stimmung. Der biedere Schiffskoch hatte es trotz der noch immer bedeutenden Schwankungen des Schiffes fertig gebracht, Waſſer in dem großen Keſſel zum Kochen zu bringen, und es war ein rührender Anblick, zu ſehen, wie Offiziere, Seekadetten und Mannſchaft in der Batterie auf den Trümmern ſaßen, während ſie aus halb zerbrochenen Taſſen, alten Sardinendoſen, Gurkengläſern und anderem mehr ihren Kaffee behaglich ſchlürften und mit Hartbrot den erſten Hunger ſtillten.

Plötzlich wurde die lebhafte Unterhaltung durch Rufe von Oberdeck unterbrochen: „Ein Hai! Ein Hai langſeit!“

Als ob es noch einmal gälte, ſein Leben zu retten, ſo ſchnell iſt jeder an Deck, um die Beſtie zu beobachten und ſofort hilfbereit zu ſein, wenn es glücken ſollte, ſie an die Angel zu bekommen.

Ganz in der Nähe ſchwimmt der ſo verhaßte Feind — und ſieh, nicht weit von ihm iſt jetzt noch ein zweiter ſichtbar! Der Hunger treibt ſie zu uns, und ſie wiſſen, daß nach ſchweren Stürmen in der Nähe eines Schiffes oft genug Nahrung zu finden iſt.

Der große, fingerdicke Angelhaken, deſſen Tau über einen Block geleitet iſt, geht über Bord; er iſt vollſtändig eingehüllt in einen Speckklumpen, und infolge der Bewegung des Schiffes tanzt der verlockende Köder in weiten Sprüngen über das Waſſer dahin.

Sofort wittern die Raubtiere die Beute. Anfangs bleiben ſie etwas hinter dem Schiff zurück, aber bald kommen ſie näher und näher, und ſchließlich haben ſie ſich vollſtändig bis an das Schiff herangewagt.

Mehreremale umkreiſen ſie die Angel, dann werden die Bogen des größeren Tieres kürzer.

„Achtung!“ kommandiert der Wachoffizier, und die Leute beſetzen ſchnell das Tau. Doch das mächtige Ungeheuer ſcheint Mißtrauen zu hegen, denn als es flüchtig mit dem Rücken gegen den Speckklumpen geſtoßen, werden ſeine Bogen wieder größer.

Der Wachoffizier kennt aber dieſes Gebaren ſchon. „Hol langſam!“ folgt als weiterer Befehl, und der Köder kommt infolge deſſen wieder herauf. Schon iſt er einige Fuß hoch, da peitſcht die Beſtie mit gewaltigem Schlage das Waſſer und wirft ſich auf den Rücken, die weiße Bauchfläche wird ſichtbar, weit öffnet ſich der Rachen — und die ganze Angel ſamt Köder ſind verſchwunden.

In demſelben Moment merkt das Tier, daß es überliſtet iſt, und in Todesangſt durchkreuzt es unter dem Heck des Schiffes mit mächtigen Sätzen das Waſſer. Doch nur einen Augenblick währt dieſes vergebliche Sträuben; die Leute haben ſchnell das Tau ſtraff gezogen, ſie ſetzen in gleichmäßigem Lauf ein, und nach wenigen Sekunden hängt der Hai hoch über Waſſer unter dem Block. Von geſchickten Händen wird ihm eine Schlinge um den Schwanz geworfen, und ſo gelingt es, den Gefangenen an Deck zu bekommen. Unter ſeinen wuchtigen Schlägen erdröhnen die Planken.

Kräftige Arme jagen ihm jetzt eine Speiche in den Leib, und als dieſelbe bis tief in die Eingeweide gedrungen, hört das Schlagen auf. Ein Matroſe hat noch mit gut gezieltem Axthieb den Schwanz faſt durchſchnitten und die bald eintretenden Zuckungen laſſen erkennen, daß das Opfer den qualvollen Tod binnen kurzem überſtanden haben wird. Die weitere Abſchlachtung erfolgt auf dem Verdeck.

Viele Leute konnten es ſich nicht verſagen, hier dem toten Körper noch nachträglich durch Fußtritte und Schimpfen ihre Verachtung auszudrücken, und ein braver Oſtfrieſe bohrte ihm ſein Meſſer bis an das Heft in den Leib mit den Worten: „Du wullſt mi freten, nu fret ik di!“

Der zweite Hai hatte, durch das Schickſal ſeines Gefährten gewarnt, das Weite geſucht.

Fünf Tage waren vergangen. Die Vineta näherte ſich langſam dem vor ihr liegenden Hafen von Hongkong. Der Kohlenvorrat war zu Ende, und ſchon ſeit mehreren Stunden wurden die Feuer unter dem Dampfkeſſel durch Zuführung großer Holzſcheite unterhalten. Die Bruchſtücke der Maſten thaten ihren letzten Dienſt.

Auf der Rhede lagen Schiffe verſchiedenſter Gattung, deren bunte Flaggen erkennen ließen, daß hier faſt alle Länder vertreten waren.

Die erſten Fahrzeuge waren bereits paſſiert, da hallten, vom leichten Winde getragen, aus der Ferne die Melodien einer Muſik zu uns herüber; es waren bekannte Klänge, und ſie machten auf jeden einen tiefen Eindruck; eine faſt weihevolle Stimmung hatte ſich unſerer bemächtigt. „Heil dir im Siegerkranz“ hieß das Lied, welches uns im fremden Weltteil willkommen hieß, und diejenigen, welche uns dieſen ſchönen Empfang bereiteten, trugen unſere deutſche Uniform. Das Schweſterſchiff der Vineta, die „Hertha“, lag hier auf der Rhede. In unmittelbarer Nähe fuhren wir vorüber. Die Mannſchaft hat ſich in die Takelage und auf die Reeling gedrängt, ein hundertfaches donnerndes Hurra vermiſcht ſich mit den Klängen der Nationalhymne, und ſein lauter Widerhall wird weit über den in der Sonne glänzenden Waſſerſpiegel hinaus bis an die Ufer getragen.

„Stopp!“ ertönt der Befehl des Kommandanten; die Schraube ſtellt ihre Arbeit ein, zwei Anker raſſeln in die Tiefe — die Reiſe iſt beendet.

In den Lüften entfaltet ſich der deutſche Adler, mächtiger Kanonendonner macht zugleich die Luft erzittern; das fremde Land und die im Hafen liegenden Kriegsſchiffe bringen der Vineta ihren Salut dar!

Der Kommandant gibt noch einige Befehle, dann geht er hinunter in ſeine Kajüte, mit der Beſtimmung, daß er vorläufig nicht geſtört ſein will.

Das Schiff liegt im ſicheren Hafen — jetzt will er einige Stunden ruhen.

Die Drachenwand am Mondſee.

(Hiezu das Bild Seite 634.)

Der Mondſee iſt der weſtlichſte der fünf großen Seen, welche zwiſchen die Hochberge des Salzkammergutes (im engeren Sinne) und um den Schafbergſtock herum eingebettet ſind. Die öſtlichen zwei Seen ſind der Traunſee und der Hallſtätterſee, die weſtlichen drei der Atterſee, der Wolfgangſee und der Mondſee. Alle dieſe Seen haben das Gute, daß keiner dem andern gleicht. Selbſt der Markſtein der drei weſtlichen Seen — der Schafberg — gibt drei ganz verſchiedene Bilder ab, je nachdem man ihn vom Atterſee, Mondſee oder Wolfgangſee aus betrachtet. Am charakteriſtiſchſten ſtellt ſich der Schafberg vom Mondſee aus dar, indem hiebei das auffällig ſteile, ja vornübergebeugte Gipfelhorn in ſeiner ſchlanken Silhouettierung zu voller Geltung kommt. Und zur Erhöhung des Eindruckes zeigt ſich auf der entgegengeſetzten Seite das ähnlich geformte Horn des Drachenſtein mit der in ſchwindelnder Tiefe und unmittelbar zu dem blauen Waſſerſpiegel des Mondſee abfallenden „Drachenwand“.

Um ſo auffällig geformte Berge, welche noch zudem als Signalpunkte für weite Strecken Landes gelten dürfen, heften ſich gerne Sagen und abenteuerliche Geſchichten. Auch die Drachenwand iſt davon nicht verſchont geblieben. Eine junge Bauerndirne, begehrenswert durch Schönheit und Wohlhabenheit, hatte manches junge Burſchenherz entflammt. Sie ſtellte ſich, als ſchenkte ſie ihren Werbern Gehör, ſpottete aber im ſtillen über ſie, denn ihr Sinn war hart und ihr Herz von Hochmut erfüllt. Da kam einer, der ſtattlich von Geſtalt war und einen friſchen Sinn mit tiefem Gemüt verband. Die Glücksgöttinnen aber waren an ſeiner Hütte achtlos vorübergegangen — der Burſche war, wie man zu ſagen pflegt, arm wie eine Kirchenmaus. Als ſeine Werbung bekannt wurde, gab es unter ſeinen beſſer geſtellten Rivalen viel böſes Gerede und mancherlei Spott. Die Dirne aber wollte den kräftigen Burſchen auf die Probe ſtellen und verſprach ihm Hand und Herz, wenn er von der Drachenwand Steinnelken und Alpenroſen herabholte... Es war ein Gang auf Leben und Tod. Als er ganz unerwartet auf den ſchwindelnden Felsgeſimſen erſchien, bemächtigte ſich der Leute, welche das Unglaubliche verwirklicht ſahen, eine gewaltige Aufregung. Der übermütigen Dirne wurde ſcharf zu Leibe gegangen und zugleich alles verſucht, den Felſenklimmer aus ſeiner entſetzlichen Lage zu befreien. Es fielen Alarmſchüſſe, ängſtlich liefen die Burſchen gegen die Abſtürze der Felswand. Da zog an dieſer eine Wolke vorüber, die den Kletterer in einen undurchdringlichen Schleier hüllte, und als ſie ſich verflüchtigt hatte, konnte das ſchärfſte Auge auf dem Felsgeſimſe den Verwegenen nicht mehr entdecken. Er war abgeſtürzt. Nach geraumer Zeit fand man den zerſchmetterten Leichnam in den Klüftungen des Drachenſtein.

Neben der Romantik, welche in dieſer ſchlichten, aber ergreifenden Geſtalt auf manche zartfühlende Sommerfriſchlerin, die am Fuße der Drachenwand luſtwandelt, ihren Eindruck nicht verfehlen wird, kommen mancherlei Dinge in Betracht, die einem ſtrenger hiſtoriſch geſchärften Intereſſe entſprechen.

Im Wandel der Erſcheinungen zeigt ſich uns hier unter anderem die Geſtalt des ritterlichen Herzogs Utilo von Bayern. Es war im achten Jahrhundert, in einer finſteren Sturmnacht, als der Herzog mit ſeinem Gefolge von dem benachbarten St. Wolfgangſee herübergeritten kam. Undurchdringlich waren die Schatten der Nacht, um ſo vernehmbarer das Grollen der anſchlagenden Wellen. Die Gefahr, zu verunglücken, lag bedenklich nahe, als die Wolken ſich teilten und der Mond den aufgewühlten See beleuchtete. Seitdem ſoll dieſer ſeinen Namen führen. Von demſelben Herzog Utilo wurde an dieſen Ufern ein Kloſter gegründet, das faſt tauſend Jahre ſeinem Zwecke diente. Die ehemalige Kloſterkirche iſt die jetzige Pfarrkirche des Marktes Mondſee, der den Mittelpunkt des fröhlichen Sommerlebens bildet, das ſich an den Ufern des gleichnamigen Sees zu entfalten pflegt.

Bis zu welchem Grade das Genußbedürfnis durch das Dazwiſchentreten fürſorglicher Hände in unſeren Tagen geſteigert wurde, erkennt man an der fröhlichen Menge, welche in ſchöner Jahreszeit Ufer- und Waldwege bevölkert. Der ſchönſte aller Waldwege iſt jener über Schloß Hüttenſtein zum Wolfgangſee. Dort liegt der altertümliche Ort, den der Dichter der „Bergpſalmen“ verewigt hat. Wohl jenen, welche gleich dem Sänger des St. Wolfgang die Fähigkeit beſitzen, aus geheimnisvollen Stimmen die Dinge zu erraten, die ſich zwiſchen Himmel und Erde abſpielen.

Tankred Koſe.

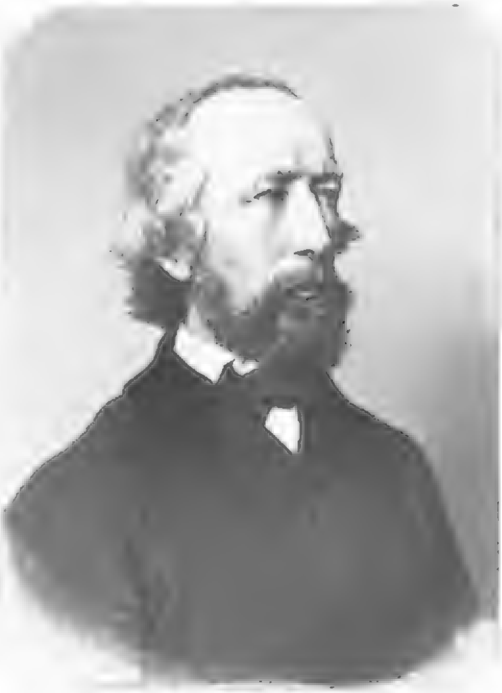
Klaus Groth.

Oft, wenn ein großes nationales Gut gefährdet iſt, ſteht, gerade im entſcheidenden Augenblick, im Volke ein Genius auf, der, von zwingendem Drange getrieben und mitunter ſich ſeiner Sendung kaum dunkel bewußt, für dieſes große Gut eintritt und allen, die da hören wollen, ſagt, was auf dem Spiele ſteht. In den vierziger Jahren ſchlug an unſerer Nordgrenze der Däne immer aufs neue drohend an den Heerſchild; nicht nur die politiſche Zugehörigkeit zum deutſchen Vaterlande, noch ein anderes angeſtammtes Beſitztum war für Schleswig-Holſtein gefährdet: die altehrwürdige Mutterſprache. Da, als hätte ein Gott ihn geweckt, rüſtete ſich gerade in einer jener bedrohten Provinzen, in der kleinen holſteiniſchen Landſchaft Dithmarſchen, ein ſchlichter Mann aus dem Volke zu einer nationalen That auf dem Gebiete der Sprache: unſerem Deutſchland wurde ſein erſter plattdeutſcher Dichter neuer Zeit geſchenkt: Klaus Groth. Einſam und krank ſchrieb der Mädchenſchullehrer von Heide damals auf der Inſel Fehmarn ſeine Gedichte im Dialekte der Dithmarſchen, als wollte er ſagen: „Seht, wie herrlich, wie weich und doch wie mannhaft die Sprache unſerer Väter iſt! Und die will der ‚Däne‘ uns nehmen?“

Gegenüber der literariſchen iſt dieſe nationale Bedeutung der dichteriſchen Sendung Klaus Groths, ſeine geiſtige Mitarbeiterſchaft an der Befeſtigung des vaterländiſchen Gedankens, bisher viel zu wenig betont worden, und nun, da Nord und Süd den ſiebenzigſten Geburtstag des holſteiniſchen Poeten feiert, wollten die vorliegenden Zeilen, mitfeiernd, in erſter Linie auf dieſe Seite der Grothſchen Dichtung in Kürze hingewieſen haben.

Der Dichter des „Quickborn“ iſt ein Selfmademan im vollſten Sinne des Wortes. Am 24. April 1819 in Heide, dem Hauptorte von Norderdithmarſchen, als Sohn eines Windmühlenbeſitzers und Ackerwirts geboren, verlebte er ſeine Jugend in engen und beſchränkten Verhältniſſen. Sein Geburtsort zur Zeit, da der Quickborn entſtand, ein Marktflecken von fünf- bis ſechstauſend Einwohnern, unter denen der zehnte Mann ein Schuſter war, konnte dem werdenden Poeten nur Anregungen kleinbürgerlicher Art bieten, und die ſo geſchaffenen Keime, welche damals in ſein empfängliches Gemüt gelegt wurden, ſind in der That reichlich aufgegangen: ſie haben ihn zum Idyllendichter gemacht. Nachdem der Knabe die Bürgerſchule zu Heide beſucht, kam er mit fünfzehn Jahren zum dortigen „Kaſpelvogd“, das heißt zum Kirchſpielvogt, wo er die Wanderbücher der durchreiſenden Handwerksgeſellen zu führen und andere kleine mechaniſche Arbeiten zu verrichten hatte. Ein

d by Google



Klaus Groth, der Sänger der Dithmarſchen.

Glück war es, daß zweierlei zuſammentraf: er hatte viel freie Zeit, und der Vogt beſaß eine treffliche Bibliothek, die dem jungen Klaus eine Fundgrube der Belehrung wurde. So war er durch fleißigen Selbſtunterricht nicht übel mit Kenntniſſen ausgeſtattet, als er 1838 das Seminar zu Tondern bezog, um ſich zum Lehrer auszubilden. Das nächſte Ziel, das er auf dieſem Wege erreichte, war 1841 ſeine Anſtellung als Mädchenſchullehrer in Heide. Raſtlos ſetzte er in ſeinen Freiſtunden die in Tondern begonnenen naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Studien fort; ſein mecklenburgiſcher Freund Karl Eggers erzählt uns in ſeiner hier mehrfach benutzten trefflichen Abhandlung: „Klaus Groth und die plattdeutſche Dichtung“, unter anderem, daß der Dichter häufig ſeinen Platz zwiſchen Himmel und Erde ſtudierte, nämlich auf luftigem Sitz in den Aeſten eines Baumes, um ſich, ermüdet wie er durch andere Arbeiten war, durch das Drohende dieſer Lage vor dem Einſchlafen zu ſchützen. Aber dieſer wiſſenſchaftliche Uebereifer hatte ſeine Kräfte untergraben. Gerade als er ſich genügend vorbereitet fühlte, um zu ſeiner Ausbildung zum höheren Lehrfach die Univerſität Kiel zu beſuchen, befiel ihn ein ſchweres Nervenleiden. Das zwang ihn, mit der Ausführung aller wiſſenſchaftlichen Pläne zu brechen. Bei ſeinem Freunde Selle, dem ſpäteren Komponiſten ſeiner Lieder, lebte er auf der Inſel Fehmarn jahrelang der Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, und hier, in der erhebenden Stille, bei Wellenrauſchen und Möwenſchrei, entſtanden zu einem guten Teil, wie bereits angedeutet, die Lieder des Quickborn, die ſeinen Namen zu hohen Ehren brachten. Und wie wenig verſtand ihn damals ſeine Umgebung!

„Du kannſt mi dannig leed doͤn, Klaus,“ ſagte in jener Zeit einmal ſein Vater zu ihm. „Holl Di doch an Din Geſchäft! Bi de Dichterie kummt doch nix herut, un dor kann ik mi gor nix bi denken.“

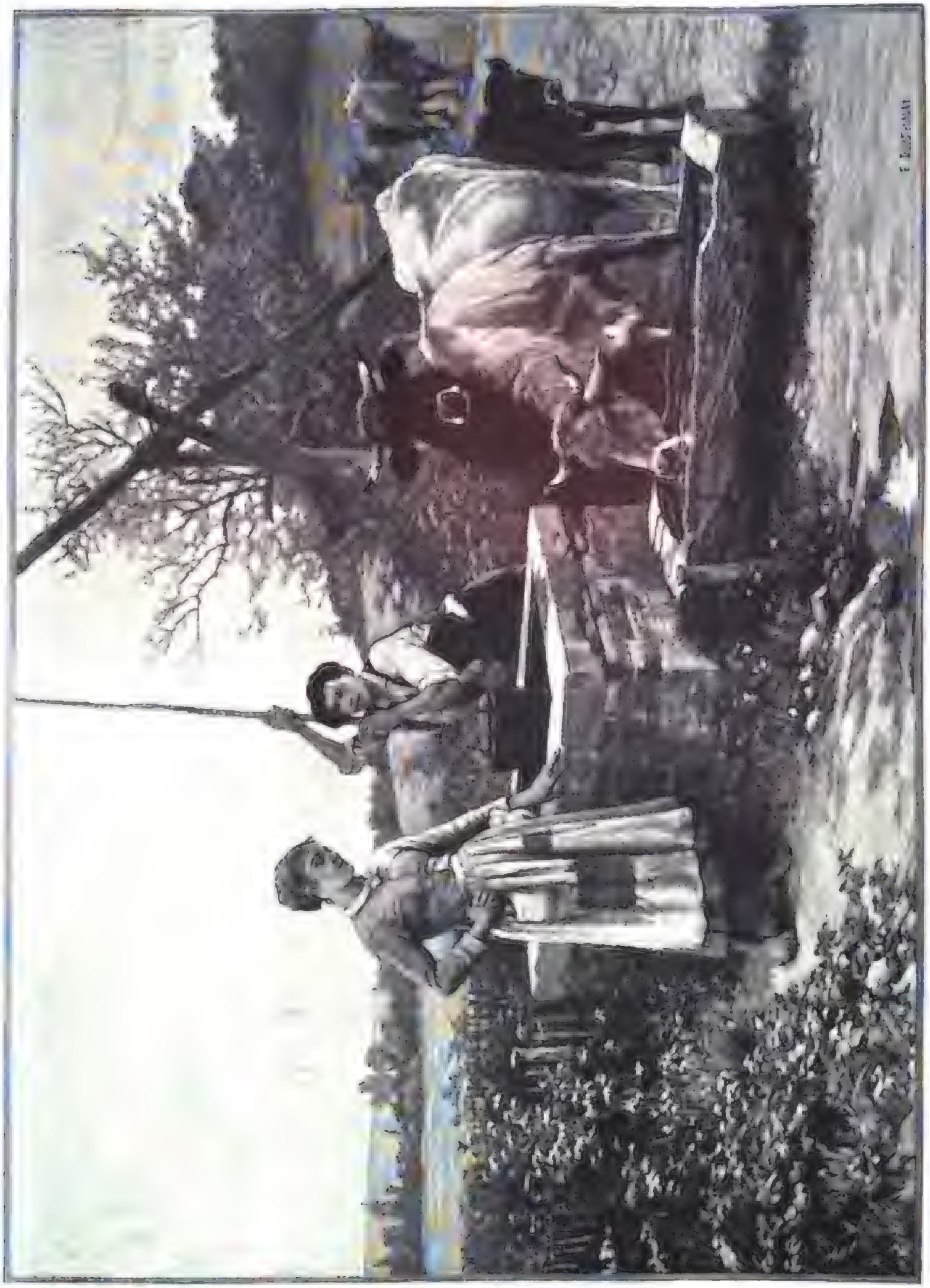
„Ik will Di wat ſeggen,“ antwortete der Dichter. „Du möſt Di denken, Du ſteiſt vör en breeden Graben. Up diſſe Sit is drögen Sand un gor nix los; up de anner Sit äwer is dat ganz wunnerſchön; denn möt Du doch heräwer. — Ik kann dat nu man noch nich. Aewer ik mot heräwer, un ik kam heräwer.“

Daß Groth über den Graben kam, weiß die Welt. Er that nur einen beherzten Sprung — und drüben war er! Das war im Jahre 1852, als die poetiſche Ausleſe von Fehmarn unter dem Titel: „Quickborn. Volksleben in plattdeutſchen Gedichten Dithmarſcher Mundart“ erſchien. Der neue Ton frappierte; die Tiefe und Wärme des Gebotenen erwarb dem Dichter die Sympathien der Beſten und Edelſten — und das mit Recht! Denn in einer Sprache, die alle Herzenslaute des Dialekts wiedertönt, ſchildert er uns die bürgerlichen und bäuerlichen Verhältniſſe ſeiner Heimat. Hier entwirft er uns Bilder aus dem Kleinleben, indem er uns in ſein empfundenen Idyllen Land und Leute von Dithmarſchen mit dem Stift des berufenen Genremalers zeichnet; dort reißt er uns eine weite Perſpektive in Geſchichte und Sage auf, indem er in ergreifenden Balladen ſeine reckenhaften Altvordern, die Erkämpfer und Begründer der Dithmarſchen Freiheit, markig in die Erſcheinung rückt. Ueber dieſe eng umgrenzte und umſchloſſene kleine Welt aber gießt er jenes eigentümlich ernſte und elegiſche Stimmungskolorit aus, das für den deutſchen Norden ſo charakteriſtiſch iſt.

Was Groth neben dem Quickborn, von dem ſpäter (1870) ein zweiter Teil erſchien, Schönes und Anmutiges geſchaffen, kann hier des beſchränkten Raumes wegen nur kurz regiſtriert werden. So genüge es denn zu ſagen: ſeine hochdeutſchen Gedichte „Hundert Blätter“ (1854), ſeine „Vertelln“ (2 Teile, 1856 bis 1860), ſeine Kinderreime „Voer de Goern“ (1858), ſeine Idylle „Rotgetermeiſter Lamp un ſin Dochder“ (1862), ſeine „Fif nie Leeder“ (1874), ſeine Erinnerungen „Ut min Jungsparadies“ (1876) — alle dieſe ſchönen und edlen Kundgebungen eines eigenartigen Dichtergeiſtes ſind vollgiltige Blätter im Ehrenkranze des holſteiniſchen Sängers, wenngleich ſie nach Gehalt und Geſtalt dem unvergleichlichen Quickborn nicht an die Seite geſtellt werden können. Dieſer aber, als aus dem innerſten Herzens- und Geiſtesleben des Volkes von Dithmarſchen hervorgegangen, wird von plattdeutſcher Art und plattdeutſchem Weſen noch zeugen und künden, wenn der Seewind längſt über des Dichters Grab geht.

Klaus Groth, ſeit 1857 Privatdozent, ſeit 1866 Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der Univerſität zu Kiel, iſt der lyriſche, Fritz Reuter der epiſche Hauptrepräſentant der neuen plattdeutſchen Dichtung. Die Namen dieſer beiden Dioskuren werden überall da genannt werden, wo es gilt, dem Genießenden wie dem Nachſtrebenden die leuchtenden Spitzen des modernen niederdeutſchen Schrifttums vor Augen zu ſtellen. **Ernſt Ziel.**

Die Drachenwand am Mondſee. Nach einer photographiſchen Originalaufnahme von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.



An der Tränke. Gemälde von E. Debat-Ponſan.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

XXV.

Es war ein echter und rechter Dezembertag, der Himmel mit grauen Wolken bedeckt, die ſchneidend kalte Luft von Schneeflocken durchwirbelt, die tanzten und haſchten einander, ringelten ſich und trieben ein tolles Spiel, als freuten ſie ſich über das luſtige Schellengeklingel, das durch die Straßen tönte. Madame Balſamaki ſtand am Fenſter des luxuriös ausgeſtatteten Salons im erſten Stock des Hotels Boulevard, ſie ſtarrte in das Spiel der Schneeflocken, ein finſterer Ernſt lagerte auf ihren Zügen. Da hörte ſie eine Glocke ſchlagen, ſie fuhr zuſammen und ließ ihre goldene Repetiruhr klingen. Es war vier Uhr, ſie wandte ſich um, da ſteckte die Zigeunerin Paraſkitza den Kopf durch die Thür und rief: „Er kommt!“

Madame Balſamaki machte einige Schritte zum Spiegel, ſie ſchaute ſich prüfend an, ihre Züge erheiterten ſich, ſie war ſchön. Die junoniſche Geſtalt war von einem ſchwarzen, eleganten Sammetkleid umſchloſſen, eine weiße Roſe ſteckte in ihrem blauſchwarzen Haar, ſie lächelte leiſe und ließ ihre ſchneeweißen Zähne ſehen, ſie vernahm Schritte auf dem Flur, ſie ließ ſich auf ein Kanapee nieder und ergriff mit der feinen weißen Rechten, deren zartes Gelenk eine goldene, mit blitzenden Diamanten beſetzte Spange umſpannte, ein Buch.

Die Thür öffnete ſich, Jonel trat herein. Sie hatte ſich vorgenommen, ihn kühl, mit unbefangener Höflichkeit zu empfangen, aber wie er vor ihr ſtand, bleich, das Haupt ein wenig geneigt, ſchweigend und die Augen wie fragend auf ſie gerichtet, da durchflutete ſie ein heißes, wonniges Gefühl, und eine flammende Röte färbte ihr Geſicht. Sie erhob ſich.

„Jonel!“ rief ſie, und es klang wie ein unterdrücktes Jauchzen aus ihrer Stimme, ſie faßte ſeine beiden Hände und ſchaute ihm eine Weile wie ſelbſtvergeſſen in die Augen, aber ſie gewann raſch wieder die Herrſchaft über ſich. „Es freut mich,“ ſagte ſie, „daß Sie meiner Bitte Folge geleiſtet und mich bei dieſem Unwetter beſuchen. Wollen Sie Platz nehmen?“

Jonel ließ ſich nieder.

„Ich erachtete es als meine Pflicht,“ ſagte er ernſt, „der Freundin meiner armen Florica einen Beſuch abzuſtatten. Wie geht es ihr?“

„Ich glaube, nicht beſonders gut — ich habe ſie geſtern beſucht, ſie hat mir tauſend Grüße für Sie aufgetragen. Ihr Papa läßt Sie gleichfalls grüßen, er hat mich gebeten, Ihnen recht derbe die Leviten zu leſen, weil Sie ſo ſelten ſchreiben, aber ich kann mir den Grund denken, ich habe vernommen, daß Ihre Zeit ſehr in Anſpruch genommen iſt. Sie ſind Advokat, ein Publiziſt, ein Dichter geworden, Sie ſchreiben Dramen und plaidiren. Sie ſind auf dem beſten Weg, ein berühmter Mann zu werden. An Damenbekanntſchaften wird es Ihnen wohl auch nicht fehlen — man kommt heim, müde, aufgeregt, den Kopf voll von Zukunftsplänen, das Herz von ſüßen Hoffnungen geſchwellt, ſo vergißt man das alte Neſt Baneſti.“

Sie lachte, es war ein leichtes, kindliches, friſchperlendes Lachen.

„Sie irren, Madame,“ ſagte Jonel, „ich habe Baneſti, das alte Neſt, wie Sie es nennen, nicht vergeſſen; und wenn ich meiner Familie ſelten ſchreibe, ſo rührt dies daher, weil ich vorderhand noch wenig Erfreuliches zu melden habe. Aber was führt Sie nach Bukareſt, wenn ich fragen darf?“

„Mein Mann iſt krank, ſehr krank,“ entgegnete ſie raſch, „er hat einige Prozeſſe am hieſigen Gericht, und da Herr Tſchuku läſſig, o, ſehr läſſig iſt, ſo bin ich ſelbſt hergekommen, um Sie mit deren Führung zu betrauen. Wollen Sie unſer Rechtsanwalt ſein? Wollen Sie?“

„Ich weiß nicht, Madame, wodurch ich Ihr Vertrauen erworben habe.“

„Mein Vertrauen in Geſchäftsſachen zu Ihnen haben Sie Herrn Tſchuku zu verdanken, der Sie mir warm empfohlen hat. Sie haben einen ſeltenen Freund in Herrn Tſchuku gewonnen, ein Vater könnte nicht mit mehr Zärtlichkeit für Sie ſorgen, aber,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „er hat trotz alledem einen ſehr bedeutenden Fehler —“

„Und der wäre?“

„Er iſt nicht diskret genug!“

Eine leichte Röte überflog Jonels Geſicht.

„Allerdings iſt das auch ein wenig meine Schuld, ich habe ihn ins Gebet genommen, und er mußte mir haarklein berichten, wie es Ihnen ergeht, was Sie alles treiben, mit welchen Plänen Sie ſich tragen, in welchen Geſellſchaftskreiſen und mit welchen Damen Sie am liebſten verkehren.“

„Und er hat Ihnen alles erzählt?“

„Alles!“ ſagte ſie.

Eine peinliche Stille folgte. Jonel ſaß ſinnend da, er empfand keine Unruhe, keinen Schmerz in der Gegenwart dieſes ſchönen Weibes, deſſen Bild vor wenigen Wochen noch ihn verfolgt hatte, wachend und träumend, und ihm die Seele zerrüttet — er fühlte ſich im Gegenteil von einem eigentümlichen, wohligen und ruhigen Gefühl umfangen, er wunderte ſich ſelbſt darüber und fragte ſich: „Iſt das wirklich Lea, jenes Weib, das du ſo glühend geliebt? Wie iſt es denn möglich, daß du ſo völlig umgewandelt biſt, daß du nichts von jener glühenden Leidenſchaft mehr ſpürſt, die vor kurzem erſt in deinem Herzen geflammt?“

Sie brach zuerſt das Schweigen.

„Es wird Ihnen vielleicht etwas ſeltſam vorkommen, daß mich Ihr Schickſal ſo ſehr intereſſirt, nicht wahr?“

Er antwortete nicht.

„Und doch habe ich ein Recht, ein kleines Recht darauf,“ fuhr ſie fort, „ich bin ja Ihre Gutsnachbarin, die Freundin Ihrer Familie, Ihrer Schweſter. Erklärt all dies nicht ausreichend mein Intereſſe an Ihrem Geſchick?“

„Gewiß!“ ſagte er unbefangen, mit einem Anflug heiterer Laune.

Es zuckte nervös um Leas Lippen.

„Und dann,“ fuhr ſie lebhaft fort, während es in ihren Augen zu wetterleuchten begann, „und dann ſind wir ja alte Freunde, faſt Jugendgeſpielen, nicht? Erinnern Sie ſich an unſere erſte feindſelige Begegnung im Friedhof von Baneſti? Wie lange iſt es her? Ich glaube neun oder zehn Jahre. Ich war ein tolles Mädchen, ja, ich ſehe Sie noch vor mir, wie Sie mit der Reitgerte fuchtelten und wie Jankele, des roten Schenkwirts Söhnlein, heulend davonrannte, und ich ſprang auf Sie zu und ſchlug mit einem Stein mitten auf Ihre Stirne, und da lagen Sie plötzlich, bleich, mit geſchloſſenen Augen, und auf der Stirne rotes Blut. Es war das der erſte Schmerz meines Lebens, ich habe viel, ſehr viel darüber geweint und empfand trotz alledem im Herzen etwas Süßes, etwas unſäglich Seliges. Mir ſcheint, es iſt eine Ewigkeit ſeitdem verſtrichen.“

Lea hatte all dies in leichtem Plauderton geſprochen, aber ihre Stimme klang gleichwohl ſo weich, ſo lockend, aus ihren Worten zitterte etwas Unausgeſprochenes und aus dem ganzen Weſen des ſchönen Weibes wehte Jonel der Hauch einer heißen Leidenſchaft an, der ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Erinnern Sie ſich daran?“ fragte ſie.

„Doch, doch,“ murmelte er.

„Erinnern Sie ſich an den ſchönen Abend, da ich auf dem Balkon Ihres Schloſſes zu Floricas Füßen ſaß, drinnen im Saal eine reichgedeckte Hochzeitstafel, an der Spitze derſelben Ihre Stiefmutter und Ihr Vater mit glückſtrahlenden Augen, und man ſang und trank, und mein Vater ſpielte luſtige Tanzweiſen, und Sie erzählten eine wunderſame Geſchichte von Mihai dem Tapfern, und in Ihren Augen brannte eine kindliche Begeiſterung, ich lauſchte der Erzählung, und mein kindliches, mein kindiſches Herz ſchlug dabei vor Wonne und Schmerz, vor Schmerz, weil Sie mich mißachteten, haßten, verabſcheuten. Ich fragte mich oft, warum, warum?“ Sie fragte es auch jetzt — aber ſie ſchien keine Antwort zu erwarten, ſtarr vor ſich blickend, ſaß ſie da, als ſähe ſie leibhaftig vor ſich, was ſie ſoeben erzählt. Nach einer Weile fuhr ſie fort: „Warum? Die Frage quälte mich, ſie ließ mir keine Ruhe, und ich hatte keine andere Antwort darauf als: ‚Weil du eine Jüdin biſt!‘ Und damals ſchon begann ich das Judentum zu haſſen aus voller, tiefſter Seele, und ich hatte ſpäter noch tauſend andere Gründe hiefür — ſpäter im Inſtitut, in welchem ich dank der väterlichen Fürſorge des Herrn Balſamaki erzogen wurde. O, Sie kennen ſie nicht, die tauſend Nadelſtiche, die man empfindet Tag für Tag, jahraus jahrein, und alles bloß deshalb, weil man eine Jüdin iſt!“

Sie hatte diesmal raſch, lebhaft geſprochen, in ihr bleiches Geſicht war eine ſeltſame Erregung gekommen, jetzt hielt ſie plötzlich inne.

„Ich weiß nicht, Madame,“ ſagte Jonel und ſeine Stimme klang faſt unfreundlich, „ich weiß nicht, warum Sie jetzt gerade dieſe Bilder einer längſt verſchwundenen Zeit heraufbeſchwören.“

Eine flammende Röte übergoß bei dieſer Frage ihr Geſicht.

„Warum ich dieſe Bilder heraufbeſchwöre?“ rief ſie. „Ich könnte Ihnen darauf antworten, daß ich es deshalb thue, weil man ſich unter Jugendfreunden gern an die Kindheit erinnert, dieſe Antwort könnte Ihnen genügen, aber ich will Ihnen reinen Wein einſchenken.“ Sie ſchob ſich näher zu ihm, blickte ihm ſtarr in die Augen und ſagte ernſt: „Ich will an Sie eine Frage richten, ich bitte Sie, mir dieſelbe kurz zu beantworten: Was denken Sie von mir, Jonel? Was denken Sie über meine Heirat? Nicht wahr, Sie finden es unbegreiflich oder, beſſer geſagt, nur zu ſehr begreiflich, daß ich einen alten Mann geheiratet? Ich bin ja eine Jüdin und infolge deſſen habſüchtig, geldgierig, wie nun einmal die Juden ſind. Mich gelüſtete nach Reichtum, und deshalb hab' ich meine Jugend verkauft, mein Herz, meine Schönheit, mein ganzes Leben ... für Geld verkauft — an den Meiſtbietenden. Das iſt ja die Meinung Aller, und wohl auch Ihre Meinung, nicht wahr? Nicht wahr?“

„Erlaſſen Sie mir die Antwort,“ preßte Jonel hervor. Er wollte aufſpringen, ſie faßte ihn am Arm und hielt ihn zurück.

„Ich beſchwöre Sie, Jonel, antworten Sie mir?“

„Was liegt Ihnen an meiner Anſicht, Madame?“

„O, viel, viel, Jonel! Was die anderen über mich denken, iſt mir gleichgiltig, die anderen mögen mich verdammen, was liegt mir daran? Aber Sie, Jonel, dürfen es nicht thun, Sie dürfen mich nicht nach dem Scheine beurteilen. Ich will, daß Sie mich freiſprechen, daß Sie anders denken als die Leute, und darum möchte ich Ihnen einen klaren Einblick gewähren in mein Seelenleben, es könnte Sie vielleicht intereſſiren!“ lachte ſie bitter auf. „Sie ſind ja ein Dichter, Sie konnten daraus eine Novelle machen, es iſt ein ſehr dankbarer Stoff, was meinen Sie dazu?“

Jonel blickte ſtumm vor ſich, aber das Zucken um ſeine Mundwinkel und ſein bleiches Geſicht verrieten ſeine innere Aufregung.

„Denken Sie ſich einmal, Jonel,“ fuhr ſie fort, „ein armes jüdiſches Mädchen, die Tochter eines elenden jüdiſchen Spaßmachers und Hauſirers, auferzogen in Not und Elend, ein Mädchen, deſſen junges, ſtolzes Herz ſich aufbäumt gegen all den Spott und den Hohn und die Verachtung, denen ſie Tag für Tag ihren Vater preisgegeben ſieht, ein Mädchen, in deſſen Seele der Drang lebt, all der Miſère zu entrinnen und emporzuklimmen die Stufen zu jener farbenprächtigen Welt, die ihr die Phantaſie vorzaubert — zu einer Welt von Glück und Luſt und Daſeinsfreude — zu einer Welt, die ſie leibhaftig vor ſich ſah, zu einer Welt, in der Sie, Jonel, lebten, und von deren ſonniger Höhe Sie verachtungsvoll auf das elende Judenmädchen herabblickten. Können Sie ſich ein ſolches Kind vorſtellen? Können Sie die namenloſe Pein nachfühlen, die im Herzen eines ſolchen Kindes wühlt?“

Er nickte leiſe mit dem Kopfe.

„Wenn Sie es können, ſo werden Sie vielleicht begreifen, warum ich an jene Hand mich klammerte, die mich dem Elend entriß, die mich emporführte zu jenem Prachtbau, den meine Phantaſie ſo herrlich ausmalte. Sie werden begreifen, warum ich dem Judentum abtrünnig wurde, warum ich meinen Vater, der mich an ſein Elend bannen wollte, von mir ſtieß. Ich ſpielte ein hohes Spiel — der erhoffte Gewinn war mein Lebensglück. Und nun,“ fügte ſie, ſchwer ſeufzend, hinzu, „kommt der tragiſche Schluß meiner Novelle.“

„Tragiſch?“ fragte Jonel mit einem bittern Lächeln. „Warum ſoll der Schluß tragiſch ſein? O, mir ſcheint, er iſt ſehr heiter, verſöhnend und luſtig!“

„Sie irren,“ ſagte ſie tonlos, „ich habe das Spiel verloren, der Gewinn war des Einſatzes nicht wert.“

Sie ſank wie erſchöpft auf die Lehne des Kanapees zurück und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, ein heftiges Schluchzen erſchütterte ihren Leib.

Jonel war tief ergriffen, das alte Gefühl für dieſes Weib, das verſteckt in ſeinem Herzen glomm, loderte jäh empor, er fühlte einen wilden Drang in ſich, ſie an ſeine Bruſt zu reißen, ihr die Thränen wegzuküſſen und ihr ſeine Herkunft zu enthüllen. Da packte ihn plötzlich eine namenloſe Angſt, und ihm war, als flüſterte ihm eine innere Stimme zu: „Denke an Pia!“ Nein, er durfte nicht zum doppelten Verbrecher werden, nicht zum Verbrecher an dieſem Weib, in deren flammenden Augen er etwas wie einen Triumph über ſeine Schwäche zu leſen glaubte, nicht zum Verbrecher an dem armen, unſchuldigen Mädchen, das an ihn glaubte wie an ihren Gott.

„Ich danke Ihnen, Madame,“ ſagte er dumpf, indem er ſich erhob, „für das Vertrauen, das Sie mir geſchenkt, ich geſtehe Ihnen offen, daß ich früher ebenſo wie alle Welt über Sie geurteilt habe, ich denke jetzt anders. Leben Sie wohl!“

„Sie dürfen mich nicht verlaſſen, Jonel,“ rief ſie haſtig aus, „ich bin mit meiner Beichte noch nicht fertig!“ Sie ſprang empor und trat nahe an ihn heran, ſie legte die Hand auf ſeine Schulter, er fühlte ihren heißen Atem. „Wiſſen Sie, ſeit wann ich mein Glück als einen Schatten erkannt habe,“ begann ſie, „wiſſen Sie, ſeit wann ich mich elend und unglücklich fühle, ſeit dem Augenblick, da ich Sie wiederſah. Lange, lange wollte ich meinem tobenden Herzen nicht glauben. Aber heute, in der Kirche, als ich das Ja geſprochen, während ich doch aus tiefſter Seele hätte aufſchreien ſollen: nein, nein ... und als ich dieſen kalten Reif an meinem Finger fühlte, da war es mir, als ſchwände unter meinen Füßen die Erde, als käme über mein Herz, meine Seele, meine Sinne ein Schwanken, Sinken und Fallen ... wie ein Ertrinkender ſtarrte ich auf und da waren es Deine Augen, die ich ſuchte, da ſtand es jählings vor mir in vernichtender Klarheit, jählings hab’ ich es empfunden in Schmerz und Wonne, daß ich Dich liebe, Jonel, unſäglich liebe! ... Und Du liebſt mich auch, nicht wahr, Jonel?“ brach es mit verzehrender Leidenſchaft aus ihr hervor. „O, ſag es, daß Du mich liebſt!“

Sie umſchlang ihn mit einer wilden Glut, bedeckte ſeine Augen und ſeinen Mund mit glühenden Küſſen.

Er ſtand einige Augenblicke wie betäubt da, verſunken in ein unſägliches Gefühl höchſter Wonne, aber plötzlich riß er ſich los — und haſtig, abgebrochen rief er:

„Sie wiſſen vielleicht nicht, Lea, daß ich ſo gut wie verlobt bin? Fräulein Pia Dobrescu iſt meine Braut!“

Sie lachte laut auf — es war ein böſes, häßliches Lachen.

„Was kümmert mich Pia,“ ſchrie ſie auf, „ſie iſt Deine Braut — meinetwegen — es ergeht Dir ja ähnlich wie mir — Du heirateſt, weil Du heiraten mußt! Ich will glücklich ſein, ich habe ein Recht darauf, und wenn Du mich lieb haſt, mich ficht es nicht an, daß Pia Deine Braut iſt. Sag, Jonel, haſt Du mich lieb?“

„Nein!“ murmelte er.

Sie ſchaute ihn mit weitgeöffneten Augen an, als verſtünde ſie nicht den Sinn ſeiner Worte.

„Nein!“ rief ſie und ein Lächeln irrte um ihre Lippen. „Nein, und Du haſt mich auch früher nicht geliebt?“

„Sie haben kein Recht zu dieſer Frage, Madame,“ ſagte er ernſt, „Sie vergeſſen, daß Herr Balſamaki Ihr Gemahl iſt!“

„Ich will es vergeſſen, ja, was kümmert Dich das? Es iſt eine Sünde? Gut, es iſt eine Sünde. Nein, es iſt keine Sünde, Jonel, Sünde iſt das Elend, das Unglück — das Glück, die Liebe iſt keine Sünde.“

„Das iſt Tſchukus Philoſophie, Madame,“ ſagte er, „es iſt eine traurige Philoſophie, ich bekenne mich nicht zu ihr. Leben Sie wohl!“

Er reichte ihr die Hand, ſie nahm ſie nicht, ſondern trat zum Fenſter und ſtarrte hinaus und nagte mit den weißen Zähnen an der Unterlippe, um nicht laut aufzuſchreien vor Schmerz und Weh.

XXVI.

Die Nacht brach raſch herein, von der Straße tönte das Schellengeklingel der Schlitten und das Jauchzen einer Schar Gaſſenjungen herauf, die ſich mit Schneeballen bewarfen. Lea hörte nichts, ſah nichts, plötzlich wandte ſie ſich um, die Zigeunerin Paraſkiza hatte zwei Kerzen entzündet.

„Hinaus!“ rief Lea, „und daß Du nicht wieder kommſt, bis ich rufe, und daß Du niemand vorläſſeſt, niemand, hörſt Du?“

Ihre Stimme, ſonſt ſo klar, ſo ſilberhell, klang jetzt rauh und ſchrill wie der Ton einer riſſigen Glocke.

Die Zigeunerin warf einen langen, lauernden Blick auf ihre Gebieterin und ſchlich gedrückt und gebückt hinaus.

Lea verlöſchte die Lichter, es ſollte finſter um ſie ſein, ſo finſter, wie es in ihrem Innern war. Sie hatte bis jetzt noch keinen klaren Gedanken zu faſſen vermocht, ſo wüſt und weh war ihr in der Seele. Wie hatte ſie ſich auf dieſe Zuſammenkunft mit Jonel gefreut, welch ſüße Hoffnungen hatte ſie nicht daran geknüpft! In langen, bangen Nächten pflegte ſie darüber zu brüten, wie ſie Jonels Liebe zu ihr anfachen ſollte, bis ſie in mächtigen Flammen über ſeinem Haupte zuſammenſchlüge, bis er vor ihr niederkniete und ſtammelte: „Lea, ich liebe Dich!“ Und ſie hatte ein feines, ein kluges Spiel erſonnen, ſie wollte die Glut in ſeinem Herzen langſam nähren durch ein leicht, aber bedeutungsvoll hingeworfenes Wort, durch einen Augenaufſchlag, durch einen langen, heißen Blick, durch einen warmen Druck der Hand, o, durch all die tauſend und abertauſend kleinen Künſte, welche die weibliche Koketterie blitzen und ſpielen läßt, ſie wollte ihn ängſtigen, ſeine Eiferſucht reizen, ihn quälen, zappeln laſſen, bis ſie ſeiner vollſtändig ſicher war, dann erſt wäre der traumſüße Moment reif, da ſie ihn an ſich reißen wollte, um ihm zu geſtehen, daß ſie ihn unſäglich liebe, ihn anbete ... Und es war alles ſo ganz anders gekommen, ſeine Gegenwart hatte ſie entzückt, berauſcht, geblendet und alles weggewiſcht, was kleinlich, kokett, berechnend in und an ihr geweſen. Ein herrliches, erhabenes Gefühl war über ſie gekommen, und ſie hatte nichts Sündhaftes, nichts Strafbares dabei empfunden, daß ſie dem Manne, der ſtets als eine Idealgeſtalt ihr vorgeſchwebt, dem König ihrer Träume, ein königliches Geſchenk — ihre große, wilde, flammende Liebe — ohne Säumen, ohne Bangen, ohne Zögern — zu Füßen legte. Und er hatte dieſes Geſchenk verächtlich beiſeite geſchoben; hatte er denn keine Augen, kein jugendlich heißes Blut in ſeinen Adern? ſchrie es in ihr.

O, es war unfaßbar! Wo ſie erſchien, hingen die Blicke der Männer bewundernd an ihr, wenn ſie es hätte wollen, ſo lägen zahlloſe ſchwärmeriſche Verehrer anbetend zu ihren Füßen. Sie hatte die ſtolze Ueberzeugung, daß ſie mit einem Blick einen Mann glücklich machen könne — und nun war beim erſten Manne, der ihr teuer war, all ihre Schönheit, die ſie für berückend, für unwiderſtehlich hielt, zu Schanden geworden!

„Er liebt mich nicht,“ glitt es von ihren Lippen, als die Beſtätigung, als die laute Schlußfolgerung all der wirren Gedanken, die in ihr tobten; aber wie ſie dieſe Worte vor ſich ſagte, da war es ihr, als empörte ſich ihr tiefſtes Weſen dagegen, und auf einmal ſah ſie, wie in einem perſpektiviſchen Bilde, licht und klar in langen Reihen alle jene Scenen ihres ganzen Lebens vor ſich, in denen ſie mit Jonel zuſammengetroffen war, von ihrer erſten Begegnung auf dem Gottesacker in Baneſti bis zur heutigen Zuſammenkunft. Und in jeder dieſer Scenen wühlte ſie Momente auf, ein haſtiges Wort, ein verräteriſches Zucken mit den Lippen, ein Aufleuchten der Augen, eine jähe Bläſſe, ein plötzliches Erröten — Momente, die ihr bekräftigen ſollten, daß ſie Jonel nicht gleichgiltig ſei, daß er ſie liebe, und als dieſer Gedanke feſt und klar in ihr ſtand, da glaubte ſie auch eine völlig zureichende Erklärung ſeines heutigen Verhaltens gefunden zu haben.

Wenn er ſie liebt, mußte er ihr nicht grollen, ſie nicht haſſen, daß ſie Herrn Balſamaki geheiratet? Durfte er ihr ſeine Liebe geſtehen, jetzt, da ſie eines andern Weib, da er, um ſeine Familie zu retten, gezwungen war, Pia zu heiraten?

„Pia!“ dieſer Name fuhr ihr wie ein Dolchſtoß ins Herz. Nein, dieſe Heirat durfte nicht ſtattfinden. Jonel durfte ſich nicht für ſeine Familie opfern, noch war er nicht förmlich verlobt, das Verhältnis ließe ſich noch ohne jeden Eclat löſen, aber wie? Sie grübelte lange darüber nach, ein rettender Gedanke durchblitzte ſie, ſie hatte ein Mittel gefunden, das ihr unfehlbar zu ſein ſchien, ſie entzündete die Lichter, ſetzte ſich hin und ſchrieb in fieberhafter Haſt einige Zeilen an Herrn Tſchuku, in denen ſie ihn erſuchte, dafür zu ſorgen, daß am nächſten Vormittag zwiſchen elf und zwölf, um welche Stunde ſie Pia beſuchen wolle, Madame Dobrescu nicht zu Hauſe ſei. Sie verſiegelte das Schreiben, klingelte und übergab es dem eintretenden Kellner mit dem Auftrage, den Brief dem Adreſſaten ſofort zu übermitteln. Als der Kellner den Salon verließ, atmete ſie auf, als wäre eine ſchwere Laſt von ihrer Seele gewälzt.

Die alte Zigeunerin, die kurz darauf in den Salon hereingeſchlichen kam, war nicht wenig erſtaunt, als ſie ihre Herrin heiter, geſprächig und in einer ſo guten Laune fand, wie ſeit Wochen nicht mehr. Und Madame Balſamaki hatte allen Grund, guter Dinge zu ſein, ſie redete ſich ein, daß ſie eine edle That vollbringe. Und war es nicht generös von ihr, wenn ſie verhütete, daß Jonel, durch traurige Umſtände gezwungen, ein Mädchen heirate, das er nicht liebte, Jonel ſollte ſich nicht verkaufen — er ſollte frei dem Drange ſeines Herzens folgen; ob ihr dieſes Herz gehöre, daran wollte ſie jetzt gar nicht denken, ihr genügte, wenn Jonel frei, glücklich war; ſie redete ſich ein, daß ſie nur ſein Wohl fördere, ſie wollte ſogar ein Opfer bringen und ſeine Gegenwart meiden, und wenn er ſie doch aufſuchte, nun dann, wer weiß ... unbelauſcht, fern von aller Welt, dann ... Sie ſprang auf, ihr Geſicht war totenbleich, ſie rang nach Atem, nach Worten, und plötzlich entquoll ihrer Kehle ein jauchzender, jubelnder, luſtdurchbebter Schrei.

XXVII.

Lea hatte nicht ohne einen beſondern und wohlerwogenen Grund Herrn Tſchuku erſucht, dafür zu ſorgen, daß ſie Pia allein ſpreche. Sie wollte bei ihrer Unterredung mit Fräulein Dobrescu keinen Zeugen haben, von dem ſie befürchtete, daß er ihr Spiel durchſchauen könnte. Ein glücklicher Zufall fügte es nun, daß Madame Dobrescu an dem nächſten Vormittage wegen einer gerichtlichen Formalität beim Tribunal beſchäftigt war. Herr Tſchuku teilte dies Lea mit.

Pia, welche keine Ahnung davon hatte, daß Madame Balſamaki in Bukareſt eingetroffen, war nicht wenig überraſcht, als gegen elf Uhr vormittags ein eleganter Schlitten in den Hof einfuhr und als ihr bald darauf Madame Balſamakis Karte überreicht wurde. Sie empfing ihre einſtige Penſionatsgenoſſin höflich, aber kühl; Lea ließ ſich jedoch hiedurch nicht beirren, ſie ſprach ihr lebhaftes Bedauern aus, daß ſie Madame Dobrescu nicht angetroffen, erklärte, daß ſie es als eine angenehme Pflicht erachte, den erſten Beſuch in Bukareſt der Familie Dobrescu abzuſtatten, machte Pia einige Elogen über ihr blühendes Ausſehen und begann dann, über ihr eigenes Geſchick zu ſprechen.

„Ich darf wohl behaupten,“ ſagte ſie, „daß ich vollkommen glücklich bin, freilich fehlen auch meinem Glück nicht einige Wermutstropfen, aber wer iſt vollſtändig glücklich? Mein Gatte iſt kränklich, ich bin daher gezwungen, mich um ſeine Geſchäfte zu kümmern, was mich auch veranlaßt hat, nach Bukareſt zu kommen. Ach, wenn ich in Bukareſt ſtändig wohnen könnte! Sie wiſſen gar nicht, Fräulein Pia, das Glück zu ſchätzen, in einer Reſidenz zu leben, die ſo reich an Luſtbarkeiten aller Art iſt;

bei uns auf dem Land iſt es ſchrecklich, man ſtirbt vor Langeweile, und beſonders im Winter." Und während ſie das ſagte, muſterte ſie mit prüfenden Blicken Pia, und ſie mußte ſich geſtehen, daß dies ſchöne Mädchen mit den leuchtenden blauen Augen, mit dem roſigen, friſchen Teint, den ſchweren Zöpfen, die wie geſponnenes Gold glänzten, und mit den ſchön geſchwungenen Lippen wohl im ſtande ſei, ein Männerherz zu entflammen.

Auch Pia betrachtete mit einem tiefen Ernſt das herrliche, imponirende Weib mit der prächtigen Büſte, dem bleichen Antlitz und den dunkelglühenden Augen, die eine ſo wunderſame Aehnlichkeit mit jenen Jonels hatten.

„Man ſtirbt förmlich vor Langeweile," wiederholte Lea.

„Und ich denke doch," ſagte Pia, „daß man ſich auch auf dem Lande recht glücklich fühlen und die Stadt mit ihren rauſchenden Luſtbarkeiten entbehren kann, wenn man daſelbſt in Geſellſchaft eines geliebten Mannes lebt."

Pia hatte dieſe Worte leichthin geſprochen, aber Lea empfand den feinen Stich, der in ihnen lag, eine leichte Röte flog über ihre Wangen.

„Gewiß, gewiß!" rief ſie raſch, „aber man ſehnt ſich ſchließlich doch nach Geſellſchaft!"

„Bietet Ihnen Ihre Gutsnachbarſchaft nicht hinreichende Unterhaltung?" fragte Pia.

In Leas Augen ſprühte es auf, das Geſpräch hatte durch dieſe Frage die von ihr erwünſchte Wendung genommen.

„Mein Verkehr beſchränkt ſich ausſchließlich auf die Familie Fortunat," ſagte ſie; „aber auf dem Schloß Baneſti geht es leider nicht ſehr luſtig zu. Apropos, ich hätte faſt vergeſſen, Ihnen die ſchönſten Grüße von Fräulein Florica zu überbringen. Das arme Mädchen!" Sie ſeufzte ſchwer auf.

„Steht es ſo ſchlecht um Florica?" rief Pia erſchreckt aus.

„Sie befindet ſich nicht ſchlechter und nicht beſſer als gewöhnlich, aber ſie leidet unſäglich unter dem Elend, das auf ihrer Familie laſtet."

„Mich wundert," ſagte Pia, und aus ihrer Stimme klang eine leichte Erregung, „daß ich von dieſer Miſère bis jetzt noch nichts vernommen habe; darf ich Sie um einige nähere Aufklärungen bitten?"

„Das iſt mit zwei Worten geſagt: Herr Fortunat iſt ruinirt!"

„Ruinirt?" rief Pia.

„Leider Gottes, ja! Baneſti gehört ihm nur dem Namen nach, und wenn nicht ein Wunder geſchieht, ſo kommt ſein Gut binnen zwei, drei Monaten unter den Hammer. Madame Fortunat iſt geradezu verzweifelt, die arme Florica weint ſich die Augen aus dem Kopf — es iſt ſchrecklich! Begreifen Sie nun, daß unter ſolchen Umſtänden der Aufenthalt in Baneſti kein angenehmer iſt?"

Pia war bei dieſen Worten bleich geworden, ſie blickte ſtill vor ſich, eine dunkle Ahnung tauchte in ihr empor. Wußte Lea, in welchen Beziehungen ſie zu Jonel ſtand? — „Ich bedaure die arme Florica aus tiefſter Seele," ſagte ſie leiſe.

„Mir drückt es gleichfalls das Herz ab, ſo oft ich das arme Kind ſehe," fuhr Lea fort; „aber ſie hofft, daß es Herrn Fortunat mit Hilfe ſeines Sohnes gelingen werde, ſeine Lage zu verbeſſern."

Pia zuckte zuſammen, eine peinigende Angſt beklemmte ihr Herz, aber ſie bezwang ſich.

„Mit Hilfe ſeines Sohnes?" fragte ſie, und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Was wollen Sie damit ſagen?"

„So viel ich weiß," ſagte Lea lächelnd, „befindet ſich Jonel in Bukareſt auf der Suche nach einer reichen Braut; gelingt es ihm, woran ich übrigens nicht zweifle, das Herz und die Hand eines reichen Mädchens zu erringen, ſo wird ſich wohl ein Mittel finden, um einen Teil der Mitgiſt für die Tilgung der dringendſten Schulden des Herrn Fortunat zu verwenden. Die Sache iſt ſehr einfach, wie Sie ſehen."

Pia blickte Lea ſprachlos an, die gleichgiltig fortfuhr: „Jonel iſt ein ſehr hübſcher und hoffnungsvoller junger Mann; wie ich gehört habe, hat er hier einiges Aufſehen erregt, und es würde mich durchaus nicht wundern, wenn er eine glänzende Partie machen ſollte."

„Sie glauben alſo," fragte Pia, „daß Jonel bloß dahin ſtrebt, eine reiche Mitgiſt zu erhaſchen?"

„In Anbetracht der Lage ſeiner Familie finde ich daran nichts Unglaubliches."

„Das wäre empörend!" flog es von Pias Lippen.

„Sie urteilen zu hart, Fräulein Pia!"

„Ich urteile nach meinem Herzen, Madame!"

„Aber das Herz urteilt nicht immer richtig; verſetzen Sie ſich einmal in Jonels Lage, das Schickſal ſeiner Familie hängt von ihm ab, und wenn er es durch eine reiche Heirat zu einem freundlichen zu geſtalten vermag, wäre es herzlos von ihm, wenn er es nicht thäte."

„Ich gebe es zu, Madame, aber dann müßte er offen auftreten, dann müßte er erklären, daß er ..."

„Woher wiſſen Sie denn, daß er es nicht thut?" fragte Lea.

Pia war auf dieſe Frage nicht gefaßt; eine brennende Röte übergoß ihre Wangen, die Thränen kamen ihr in die Augen, aber plötzlich durchblitzte ſie der Gedanke, daß Lea wohl nicht ohne irgend welche verſteckte Abſicht das Geſpräch auf Jonel geleitet habe. „Sie muß mein Verhältnis zu ihm kennen," klang es in ihr. Und wie ſie ſich das ſagte, gewann ſie ihre volle Geiſtesgegenwart wieder. Ein finſterer Ernſt lagerte ſich auf ihrem Geſicht, ſie ſchaute Lea mit forſchenden Augen an; und wie ſie ſich ſo beide ſtarr anblickten, da ſchien es, als ob ſie ſich gegenſeitig ihre tiefſten Gedanken aus der Seele herausleſen wollten.

(Fortſetzung folgt.)

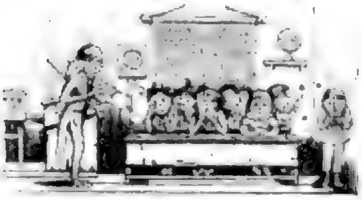
Straßengeſang in Palermo. Gemälde von E. de Maria.

Pieps Pensionäre.

Humoristische Erzählung in Versen von Antonie von Linstow. I.

ule! Ach, in diesem Beet
ngt ein ganzes Examen fort:
[illegible] rechnen, zeichnen, schreiben,
ch und französisch treiben,
graphie und Weltgeschichte,
lernen der Gedichte:
[illegible] ohne Unterlaß
ugen für das Tintenfaß;
[illegible] haben, Verse reimen,
ern, Einmal vergessen,

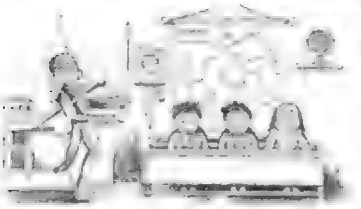
Darauf mit erhitzten Köpfen
In dem Hofe Wasser schöpfen,
[illegible], Schmetterlinge fangen,
Handel treiben, Zaubern,
Federn machen, flüsternd wagen
Seinem Nachbar zuzusagen,
Wispern, maulen, sich entziehen,
Buße in der Ecke stehen,
Frech zum Schlafe abzulesen,
Alles ist schon dagewesen



t genug der bösen Sachen,
eren Peter Kummer machen
he Güte ziert den Mann,
daß er ertragen kann
t! Vor solcher Kinderschar
l' ich Kantor Piep euch dar
lig, mit gesetzten Mienen
d er aller Lob verdienen,
zt die Güte im Gesicht,
ren Arm den [illegible],
dem Herzen allerlei,
l und Scherz und Schelmerei,
daß jeder Kantor Piep
il und hat ihn herzlich lieb
lich, jener Kinderschar

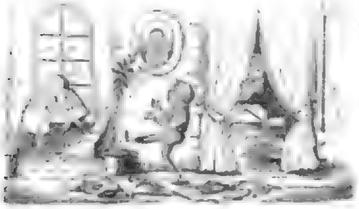
Ist dies Factum noch nicht klar:
Undankbar im höchsten Grade,
Wird es später noch ihr Schade,
Wenn sie nicht zur rechten Zeit
Sind zur Besserung bereit.
Heute gar sind sie entschieden
Unartig wie nie hienieden;
Und kein Wunder, denn wer hier
[illegible] es Ferien, denke Dir!

Doch, schon schlägt die Kirchenuhr
Kräftig vier, und zu dem Flur
Oeffnet sich die Thür — und ei'
Seht, man hat' fünf Wochen frei



die Klasse beinah' leer,
dert sich der Kantor sehr,
Gertrude, Klaus und Fritz
verlassen ihren Sitz.
rrung! Da fällt's ihm ein'
t' er so vergeßlich sein!
! Er sollt' vor vierzehn Tagen
n bereits den Kindern sagen,
in dieser Ferienzeit
Meyer sei bereit
mit sich aufs Gut zu nehmen,
[illegible]
[illegible] Unserm Piep
sind ganz und gar nicht lieb,
er kannt' auf gute Lehre
seine Pensionäre:
ud, mit den süßen Augen,
[illegible] langen,
ne hatte ihre Mücken
[illegible] mit tollen Stücken.
dagegen war entschieden
für Ruhe und für Frieden,
in seiner blauen Weste

Sicher noch der allerbeste
Nur wenn man den lieben Jungen
Hatt' zur Narretei gezwungen,
Fiel er leicht in schlechten Ton,
Sprach der guten Sitte Hohn.
Ungewaschen schon am Morgen
Bracht' er Kantor [illegible] Sorgen;
Nagte gegen alle Regeln
Gerne an den Fingernägeln,
Und sein wunderschönes Haar
Bot ein wahres Chaos dar.
Fritz, der dritte, aber nein!
Konnt' kein schlimm'rer Bube sein.
Daß beinah' an jedem Tage
Noch, zu Kantor Peters Plage,
Und den ärgsten Schabernack
Trieb er wie ein [illegible]
Diesen Dreien fiel nun heute
Onkel Meyer gar zur Beute,
Und von Freude d'rob erfüllt,
Boten sie ein lieblich Bild
In dem allerschönsten Staat
Schon zur Landpartie parat.



der Fritz, der böse Bube,
nd in der Unterstube:
ridit, tiderdit,
Meyer nimmt uns mit!"
d unsern Kantor Piep
n arg [illegible],
t [illegible] leis herein:
a sieht, was sich entspinnt.

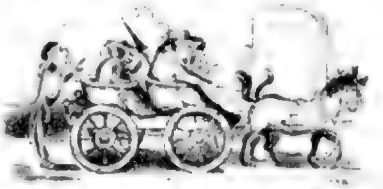
„Tiderdit, tiderdit,
Onkel Meyer nimmt uns mit!"
Also hörte man im Springen
Fritzchen immer weiter singen.
Als auf einmal: „Junge, Junge!"
Piep erscheint mit kühnem Sprunge:
„Willst Du wohl das Lärmen lassen!
So was treibt man auf den Gassen"

Tonleiter! — Doch alsbald
Regt sich wieder Fritz' Gestalt

„Tiderdit, tiderdit,
Onkel Meyer nimmt uns mit!"

„Halt!" Da sprang der Kantor vor,
Faßte unsern Fritz beim Ohr:
„Soll Dich doch der Donner rühren,
Wo beim Schlag die Fenster [illegible]."
„Ach, was hab' ich denn gethan!"
Brach es sich nun schluchzend Bahn.
„Nein, ich will es doch nicht leiden,"
Sprach er giftig zu dem Knaben.
„Tiderdit, tiderdit,
Onkel Meyer nimmt uns mit."
Doch da brach er plötzlich ab,
Denn heran in scharfem Trab
Kam ein Fuhrwerk, und hurra!
Onkel Meyer, der war da.

Hui! wie kam der Wagen an!
Rasend fuhr das Zweigespann
Durch das niedre, alte Thor.
Würdig, wie ein Herr Senator,
Saß dort oben auf dem Bock
Meyer in dem Sonntagsrock.
Und nun war der Jubel groß,
Und ein [illegible] los:
Hände kamen angeflogen,
Nachbarn machten ihre Glossen,
Und [illegible]
Ging's kopfüber, eins, zwei, drei,
Kroch es doch von allen Ecken
Unter Meyers Wagendecken.



Als nun alles hopp und trapp,
Kam auch Kantor Piep herab;
Auf den Klaus noch sah er nicht,
Doch der Schelm verstand es nicht

„Bengelsjunge, halt' Dich grade,
Denn es ist für Dich zu schade!"
Dann verschwand des Wagens Spur
Und nun schlug die [illegible].

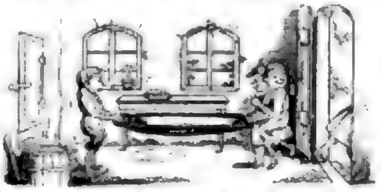
* * *

Köstlich ist's, nach Arbeitstagen
In der Brust ein Herz zu tragen,
Das erfüllt von Lust und Wonne
Sich erfreut am Schein der Sonne.
Köstlich ist's im [illegible],

Wenn man Sommerferien hat.
Was an Unternehmungsgeist
Dann in unsern Adern kreist,
Mildert sich, und ausgefüllt
Wird dann alles, was es gilt

Ist man dann noch zum Besuch
Bei Verwandten, schlimm genug!
Denn die mögen es nicht wagen,
Uns die Wahrheit derb zu sagen.
Schlafen thut man bis halb zehn,
Während die zur Arbeit gehn,
Dann belädt man sich den Magen
Wie kein Strauß es kann vertragen,
Reißt das reine Tischtuch ein
Mit verschied'nen Kleckserein,
[illegible]
Sich des letzten Haltes beraubend;
Ist, ich sag' es ungelogen,

Ganz abscheulich ungezogen.
Seht! damit ich's nur erkläre,
Also war'n Pieps Pensionäre.
Ohne eine Ahnung dessen
Hatten sie all' so gegessen,
Sprangen nun hinaus ins Freie
Bei dem ersten Hahnenschreie,
Stürmten durch des Hofes Räume,
Störten Hühner aus dem Traume,
Neckten Katzen, Schafe, Kühe,
Machten Ferkeln große Mühe,
Jagten Hühner, Enten, Tauben,
Turnten an den Wagenschrauben,



Liefen schließlich in ein Haus,
Wo die Wirtin sah heraus,
Die am heut'gen schönen Morgen
Sehr vertieft in Haushaltssorgen.

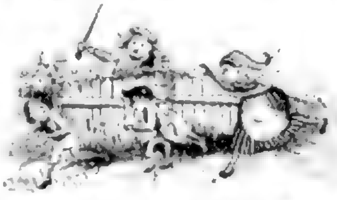
Lustig trällernd wollte eben
Sie zum Backtrog sich begeben,
Füllte Mehl schon in denselben,
Eier von den schönsten gelben.

Als auf ihrer Thüre Schwelle
Kühne Drei frech zur Stelle.
Schweigend sehen sie und staunen
Nach der lustigsten der Launen,
Als dieselbe [illegible],
Nah dann bis des Backherds Stufen.
O der Schande! Wie der Blitz
Ueberfällt es unsern Fritz:
„Klaus, den Backtrog [illegible],
Ganz genau nach allen Regeln

[illegible]
[illegible] — nach Amerika!"
Und wahrhaftig, alle Drei
Sind bei diesem Streich dabei;
Schieben ihn auf Seitenwegen,
Ohne laut sich zu bewegen,
Nach dem Teich, der in dem Park
Sich im Wind bewegte stark,
Als sie grade sich ergötzen,
Ihn behende aufs Wasser setzen.

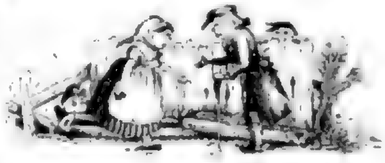
Kommt die Wirtin angesprungen,
Doch der Trog, er ist gelungen
Lieblich gleitend auf der Flut,
Geht es mit dem Backtrog gut
Und das Mehl [illegible]
Stiebt sich wie ein Segel auf
Piui' o piui! In Zorn und Schmerz
Klopft der Wirtin braves Herz;
Atemlos sucht sie [illegible],
Um die Kinder zu erreichen;
Doch vielleicht, Pieps Pensionäre
Setzen sich bereits zur Wehre.
[illegible] aus — und [illegible]
Kann die Wirtin bald nicht mehr

Doch, wie's oft im Leben geht,
Wenn man Kraut statt Rüben sät,
Aufgehalten wird man doch.
Will man [illegible]
„Halt!" so schallt's und donnernd [illegible]
Hört man's hinter Buchenblättern
Mit dem Stocke in der Hand
Kommt ein Mann herbeigerannt.
Und nun ruft in großer Not
Wirtin Anne: „Sapperlot!
Herr Inspektor, diese Rangen
Sind mir eben durchgegangen,
Halten Sie sie, mir zu Liebe,
Sie verdienen wirklich Hiebe!"



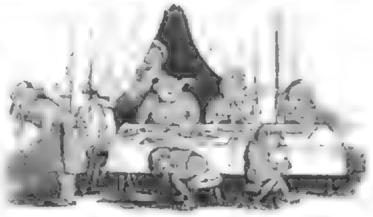
Der Inspektor aber lacht,
[illegible]
Spricht: „Es geht nicht, leicht aus Lieb',
Pensionäre sind's von Piep,
Schwesterkinder von Herrn Meyer
Ich empfehl' mich, Mamsell Schreier!"
Dreht herum ab und geht von dannen,
Während jene sich [illegible]

Und die arme Wirtin sich
Aergerte ganz [illegible]
Aber kaum, daß sie zu Haus
Sah sie schon ganz anders aus,
Denn mit ihrem guten Herzen
War sie dreimal recht zu scherzen.
Schmunzelnd in ganz eig'ner Weise,
Ging sie in das Backhaus leise,



Und was sie alda gethan,
Brach am andern Tag sich Bahn.
Morgens hatt' beim Semmelbrot

Der Inspektor arge Not,
Mußte plötzlich ohne Ruh'
Niesen immer, immer zu;



Dann begannen auch nicht minder
Meyer, Frau und Schwesterkinder;
Alles nieste, Groß und Klein,
Mit empfindlich schwerer Pein.
Nicht genug! Nein, diese Plage
Hatt' man volle vierzehn Tage,
Und dann ward es 'mal erzählt,
Anne hatt' sie so gequält,

That, da es sich trefflich bot,
Starken Pfeffer auf das Brot,
Und das Niesen war die Rache
Für des Backtrogs schnöde Sache.
Darum! Willst Du trefflich leben,
Sei der Wirtin stets ergeben,
Sonst erlebst Du auch einmal
Solches Niesen, solche Qual.

Die Franzoſen kommen.

(Hierzu das Bild Seite 632.)

In den Jahren von 1806 bis 1813 ſchreckte man die kleinen Kinder ſogar mit den Worten: „Die Franzoſen kommen!“, aber unſere Großväter und Großmütter zitterten ſelbſt bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines Einmarſches der franzöſiſchen Horden. In eroberten Landen verfährt der Feind auch heute noch ſelten glimpflich; er iſt meiſt gezwungen, ſich zu nehmen, weil man ihm ungern gibt; in jenen Jahren aber war der Grundſatz, Beute zu machen, noch gar nicht als inhuman erklärt. Die meiſten Soldaten betrachteten den Krieg als ein Geſchäft und das Beutemachen für den Profit ihres Gewerbes. Vor allem zeigten die Franzoſen einen ſehr lebhaften Erwerbsſinn in dieſer Beziehung, und wo ſie bei uns hinkamen, nahmen ſie, was ſie bequem mit fortſchleppen konnten; beſonders fürchtete man die Marodeure, welche, außer Verbindung mit ihrer Truppe, ſich zuſammenrotteten und kleinere Ortſchaften oder Gehöfte überfielen und einfach plünderten. Unſere Abbildung zeigt, welchen Schrecken das Gerücht: „Die Franzoſen kommen!“ verbreitete. Da ward in Haſt und Eile verborgen und verſteckt, was nur irgend wertvoll erſchien; es wanderte in Gewölbe und Keller; oft nahm die Herrſchaft dort auch Quartier und erlebte ſo eine Zeit der Gefangenſchaft, die Furcht und Bangen zur Folter machten. Dieſe Zeiten ſcheinen jetzt weit hinter uns zu liegen: in dem letzten großen Kriege mit unſeren Nachbarn jenſeits des Rheins betraten dieſe den deutſchen Boden nur als Gefangene. Möge das Geſchick uns davor bewahren, daß der Ruf noch einmal in unſerem Lande erſchalle, denn es iſt zu fürchten, daß die Franzoſen alsdann nicht viel beſſer bei uns hauſen würden wie zu Anfang dieſes Jahrhunderts.

Biela Vila.

(Hierzu das Bild S. 633.)

Das große Volk der Slaven, deſſen verſtreute Bruchteile nun einen höheren kulturellen Aufſchwung nehmen, beſitzt ſo manchen gemeinſamen, unverwiſchbaren Charakterzug. Man darf es kühn behaupten, daß ſein eigenartiges Geiſtesleben den übrigen Kulturnationen trotz allem noch fremd iſt, denn es iſt eine gewaltige, ſchroffe Originalität, die ſich hier eindrängt in die geklärten und feſt erworbenen Bildungsſchätze anderer Nationen.

Es darf uns dies nicht wundern, wenn wir zum Beiſpiel in Betracht ziehen, daß ſelbſt der kulturell ſo hoch entwickelte germaniſche Stamm den ſchönen geiſtigen Samen ſeiner Urzeit, die Schätze ſeiner Nibelungenlieder, erſt in neuerer Zeit zu ihrem wahren Werte erhoben, bis der ſtolze Grundſtein deutſcher Vergangenheit für immer unverrückbar feſt lag.

Ueber der ſlaviſchen Vorzeit aber wogt es noch wie ein leichter, unſicherer Nebel. Mich erfaßt dabei die Beſorgnis, daß die Wiſſenſchaft damit beginnen wird, bei ihren diesbezüglichen Forſchungen einen Irrpfad zu betreten. Da ſich die Mythologien der meiſten Völker gleichen, da ſich alle bemüht haben, möglichſt früh ihren Glauben an eine Gotteinheit nachzuweiſen, wird man auch den alten Geiſt der Slaven in dieſen Rahmen zwängen wollen.

So weit ich aber mein Volk kenne, ſo tief ich mich auch in ſeine alte Sagenwelt vertiefte, fand ich bei allen Slaven, die ideale überirdiſche Geiſterwelt beherrſchend, dieſelbe heidniſche Frauengeſtalt, die goldhaarige Halbgöttin Vila. So ſehr man vielleicht auch trachten wird, meine Behauptung anzufechten, für mich iſt ſie der weibliche Zeus der ſlaviſchen Mythologie. Man hat es verſucht, die Vila den deutſchen Nymphen zu vergleichen, aber mit großem Unrecht. Die ſchönen Waſſerjungfrauen ſind nur eine poetiſche Belebung der Natur; in der Geſtalt der Vila aber atmet die ganze große Seele eines Volkes.

Wer auch heutzutage noch zwiſchen unſerem Landvolk wandelt, wird ſich leicht davon überzeugen. Kein Stern fällt vom Himmel, kein Blitzſtrahl durchſchneidet die Wolken, kein Kind wird geboren, kein Reh vom ſtolzen Feuer durchglüht, ohne daß die Vila dabei die Hand im Spiele hat.

Viele behaupten, der herrlich ſchönen Heidengöttin auf Kreuzwegen oder im Dunkel des Waldes begegnet zu ſein. Es gibt dreierlei Vilas: des Himmels, der Erde und der unterirdiſchen Tiefen.

Jene des Himmels ſind ſtets tätig, ſie ruhen in den Wolken und ſpielen mit dem Blitzſtrahl, und wenn ſie am Morgen ihr wundervolles goldenes Haar dort oben entfalten, fallen die Sonnenſtrahlen nieder auf die Welt.

Jene der Erde ſind wie das Menſchenleben ein Miſchwerk von Gutem und Böſem. Sie ſind, je nachdem man ſie erzürnt oder durch gutes Betragen verſöhnt, das Schickſal des Slaven. Sie erſcheinen überall unerwartet, auf der Weide, beſonders gerne bei einſamen Hirten, die ſie oft mit ihrer Liebe beglücken, an der die Beglückten aber gewöhnlich langſam hinſterben. Denn wer einmal die wunderbar melodiſche Stimme der Vila gehört hat, vermag dem Menſchenworte nicht mehr zu lauſchen.

Die Vila legt ihr Kind dann oft in die Wiege der Landleute, was ſich ſpäter durch deſſen hohe Begabung verrät.

Der ſlaviſche Bauer kennt die Wege, welche ſie wandelt, an den feinen, im Sonnenglanz leuchtenden Fäden der Spinne. Das ſind ihre langen goldenen Haare, die ſich verwirren, wenn die Vila durch ein dichtes Gebirge geht; dem Erdenſohn aber, der einen dieſer goldenen Faden findet und entwirrt, ohne ihn abzureißen, ſchenken ſie ewiges Glück.

Die Vilas der Tiefen locken den Jüngling oft in die Fluten oder zwingen ihn, im Mondſchein ihren Tanz zu teilen, bis er vor Ermüdung tot niederſinkt. Oft ſcheut auch durch ihren plötzlichen Ruf das Pferd des Helden und ſchleudert ihn in die Tiefe, falls nicht eine gütige Sternenvila zu ſeiner Rettung herbeieilt.

Die Vilas — bei den nordiſchen Slaven Rowalka genannt — wachen an den Gräbern alter ſlaviſcher Fürſten, verbergen ihre Kronen vor den feindlichen Siegern, entführen dem Schutte die nationalen Throne und werden ſie wieder erwecken, wenn der goldene Morgen der Befreiung für das betreffende Volk naht.

Der ſchöne Mythus, deſſen Wichtigkeit wir nicht genug hervorheben können, umfaßt und durchleuchtet auch die Urzeit der Slaven. Wir geben ihn hier genau ſo wieder, wie ihn die ganze ungeheure Maſſe treu bewahrt hat:

Von den Höhen der Karpathen zog ein großes Volk aus gemeinſamer Urheimat hinab in die Niederungen und ergoß ſich allmählich vom weißen bis zum mittelländiſchen Meere. Goldhaarige heidniſche Halbgöttinnen folgen ihnen der Sage nach überall über den weiten Erdenrund und mahnen in rührender Klage die ſich trennenden Brüder an ihren gemeinſamen, einheitlichen Urſprung. Sie ſind es auch, welche die zerriſſenen Saiten der großen Volksſeele durch Jahrhunderte lange Umwälzungen begleiten und ſie einſt wieder zuſammenfügen ſollen zu einem harmoniſchen Ganzen, zu einer weltgebietenden einzigen Raſſe. Sie durchſchimmern die lange Nacht der aſiatiſchen Deſpotie mit ihrem goldenen Zauber, ſie erſcheinen während neben den Thronen fremder Herrſcher, die ſich ihre Schützlinge unterwarfen, ſie wandeln über das Schlachtfeld, wo ein Volk dieſes Stammes ſeinen Untergang beſiegelt, hören das Vermächtnis des ſterbenden Helden, die Kunde ſeiner ruhmreichen Thaten und tragen ſie als Ruſſalkas im Norden, als Vilas im Süden durch die Wälder, die ſie mit gelöſten Haaren zu durchſtürmen lieben, in die ſtolzen Bojarenſchlöſſer, wo in edelſteinfunkelndem Pokale der uralte Gruß heiliger Gaſtfreundſchaft geboten wird, und immer in derſelben Brüderſprache ertönen ihre verlockenden Lieder.

Mit tiefem Eingehen auf die Poeſie der Volksſage hat der ungariſche Maler Georg Vaſtagh den Geiſt des Mythus in der Geſtalt der Biela Vila (weiße oder gütige Vila) erfaßt, die unſere Abbildung uns vorführt.*) Ihr goldenes Haar flattert im Winde, der flüchtige Fuß ſcheint kaum zu ruhen. Wunderbar hebt ſich die ganze bezaubernde Lichtgeſtalt von dem dunklen Waldhintergrunde, ſowie die Schlange, die ſich zu ihren Füßen ringelt, iſt ein die Charakteriſtik vollendendes Detail. Der ſchöne Arm iſt erhoben, und von den halbgeöffneten Lippen ſcheint eben der berückende Ruf zu ſchallen, der Lockruf — der Liebe und des Verderbens! Hört nicht auf ihn . . .

Mara Čop Marlet.

---

*) Der Künſtler malte das Original für das Prachtwerk „Slaviſche Frauen“ von Mara Čop (Verlag der W. Frickſchen k. k. Hofbuchhandlung in Wien).

An der Tränke.

(Hierzu das Bild Seite 637.)

Ueber das ſtille Heidedorf ſenkt der Abend ſich herab. Das Abendrot verglüht, der Star pfeift ſein letztes Lied, feierlich ſchallen die Klänge der Betglocke vom Turme und rufen Menſch und Tier zur Ruhe nach des Tages Arbeit. Die ſchönſte Stunde für den Landmann iſt gekommen. Vom frühen Morgen an hat er im Schweiße ſeines Angeſichts ſich gemüht — nun ſucht er noch eine kurze Weile behaglich der Ruhe ſich hinzugeben — Friede in ſich wie in der Natur. Auch der Klaus hat den ganzen Tag in der Schmiede tapfer gehämmert und geſchafft; deutlich ſieht man auf ſeinen rußgeſchwärzten Wangen, wie mancher Tropfen Schweiß ihm von der Stirn geronnen. Nun hat er nur noch des Meiſters Kühe von der Weide zu holen, und auch für ihn iſt es dann Feierabend! Bald iſt die Koppel erreicht, pfeifend macht er ſich auf den Heimweg, brummend folgen ihm ſeine Pflegebefohlenen. Iſt es Zufall, daß er am Brunnen vor dem Dorfe die Hanna trifft, mit der er immer ſo gut Freund geweſen? Beide ſind ſie im Armenhauſe aufgewachſen, dieſelbe Schule haben ſie beſucht, ſie haben mit einander geſpielt auf der Dorfgaſſe, ſie haben ſich erzürnt, ſie haben mit einander gerauft, aber niemals haben ſie lange ohne einander ſein können und ſich ſtets gern wieder verſöhnt. Nun wird er im nächſten Mai als Geſelle hinauswandern in die Fremde, das Glück zu erjagen. Und ſie? Nun, ſie wird als arme Magd weiterdienen bis jemand ſich ihrer erbarmt und ſie als Frau in ein eigenes Heim führt. Wird Klaus dieſer Jemand ſein? Er glaubt es, hofft es, beſonders wenn er auf dem Tanzboden ein wenig angeheitert ſie im Arm hält und flott herumſchwenkt. Aber wird ſie ihm treu bleiben, wird er fern in großen Städten keine ſchönere finden als ſie? Wer weiß es!

In Palermo.

(Hierzu das Bild S. 640.)

Ueber Sizilien weht ein Hauch von Griechenland und Afrika; die Inſel unterſcheidet ſich in Himmel, Landſchaft und Volk ſehr bedeutend vom italieniſchen Feſtlande. Die Städte beſonders haben in ihren alten winkeligen Teilen auffallend orientaliſchen Charakter, dem ſich kaum Italieniſches in ſcharfer Prägung beimiſcht.

Palermo iſt in dieſer Hinſicht gewiß jedem unvergeßlich, der, von den Hauptſtraßen abgewichen, in jene Seitengäßchen und Winkel hineingeriet, die mit ihren kalkweißen, ſpitzen Bogen, den lukenartigen, vergitterten Fenſtern, den Stillleben auf den flachen Dächern und dem hereinſchauenden, tief dunkelklaren, ſonnendurchglühten Himmel an Tunis erinnern. Hier in dieſen Gaſſen geht es auch ganz intim italieniſch zu. Da wird auf der Straße geſchmort, gebraten, raſiert, gekämmt, gebettelt und geſungen, als ob außer dieſem Fleckchen es gar nichts auf der Welt gäbe; jeder lebt den Augenblick in köſtlichſter Naivität, und dieſe Staffage paßt wunderbar zur Umgebung. Freilich in den „Corſos“, den Hauptſtraßen Palermos und Meſſinas, geht es ſchon außerordentlich ziviliſirt zu und wer nicht in die Hausflure und ſchattigen Ecken ſähe, könnte glauben, in Neapel oder Florenz ſich zu befinden. Ein Schritt vom großen Touriſtenwege jedoch, und wir haben Sizilien mit ſeinem Volksleben, das in ſtetem Wechſel von leidenſchaftlicher Erregtheit, orientaliſcher Nachläſſigkeit und Faulheit, Farbenpracht, Originalität und Schmutz einzig in ſeiner Art iſt.

Literatur

— **Die Erzählung „Rubia“ von Richard Voß hat,** wie zahlreiche Stimmen uns bezeugen, in ihrer poeſievollen, tief leidenſchaftlichen Entfaltung und ihrer vollendet künſtleriſchen Steigerung bis zur erſchütternden Kataſtrophe auf unſere Leſer ſo tiefen Eindruck gemacht, daß gewiß viele das Erſcheinen dieſes bedeutenden Werkes in Buchform (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) mit Intereſſe begrüßen werden. Sind ſie doch dadurch in Stand geſetzt, in Fällen, wo es ſich um die Wahl eines paſſenden literariſchen Geſchenkes handelt, zu einem ſolchen zu greifen, deſſen Trefflichkeit ſie aus eigener Anſchauung eingehend kennen und ſchätzen gelernt haben.

— **Ein erſchütterndes Seelendrama iſt es, das Ida Boy-Ed** in ihrem Roman: „Eine Lüge?“ (Leipzig, Karl Reißner) behandelt. Eine junge Witwe hat dem Manne, den ſie liebt und von dem ſie wieder geliebt wird, die Hand zum ewigen Bunde gereicht, ohne ihm zu ſagen, daß ſie ſchon einmal vermählt geweſen. Es waren nur zu gewichtige Gründe, durch die ſie ſich zu dieſer Verheimlichung gedrungen fühlte. Ihr erſter Gatte hatte ſich einer ſchweren Miſſethat ſchuldig gemacht und ſich darauf im Kerker ſelbſt entleibt. Sie hatte nach ſchweren Kämpfen ſeinen Namen abgelegt und ihren Mädchennamen wieder angenommen, unter dem es ihr wenigſtens möglich wurde, ſo viel zu verdienen, daß ſie den Lebensunterhalt für ſich und ihr in fremde Pflege gegebenes Töchterchen verdienen konnte. Da lernte ſie jenen Mann kennen und lieben, der ihr ſein ganzes Herz entgegentrug, von dem ſie aber wußte, daß er ihrer beider Lebensglück in ſich zuſammenſinken ſehen würde, wenn er etwas von der Schuld erführe, mit der ſie, die völlig Unſchuldige, ein grauſames Geſchick verknüpft hatte. Sie fand nicht den Mut zu einem Bekenntnis von ſolcher Tragweite. Sie bekannte dem Geliebten nur, daß ihr Herz vordem einem gehört habe, der ſich deſſen unwürdig erwieſen und von dem es ſich demzufolge mit Entrüſtung abgewandt. Der zartfühlende Mann hat nicht mehr über dieſen peinlichen Gegenſtand zu wiſſen begehrt, und der Bund der Herzen iſt am Altar beſiegelt worden. Siebenzehn Jahre ſind ſeitdem dahingegangen, ohne daß das Glück dieſer Ehe eine Trübung erfahren. Da hebt das Verhängnis ſein drohendes Haupt empor. Eine Verkettung von Umſtänden drängt ſtärker und ſtärker zur Enthüllung des Geheimniſſes, deſſen Schleier zu lüften ſie nie den Mut gefunden. Die unglückliche Frau ſieht voraus, daß ſie mit dem einen Wort ihr und ihres Gatten, ihres Hauſes Glück zerſtören werde, und doch wird die Hoffnung, einen Ausweg aus dieſem Labyrinth zu gewinnen, immer kleiner. Die Kämpfe, die ſich aus dieſen Verwickelungen entſpinnen und die uns die Verfaſſerin miterleben läßt, ſind mit ebenſo hinreißender Kraft geſchildert wie die ſchließlich hereinbrechende Kataſtrophe, deren Löſung wir nicht, der verehrten Erzählerin vorgreifend, verraten wollen.

— **Die mechaniſche und deshalb bis zu einem gewiſſen** Grad unfehlbare Vervielfältigung von Kunſtwerken, die eine der bemerkenswerteſten Errungenſchaften unſerer Zeit bildet, iſt unter anderem namentlich dazu angethan, die Kunſtforſchung in ausgiebigſtem Maße zu fördern. Auf welche Weiſe dies geſchieht, davon gibt das ſoeben erſcheinende Werk: „Leonardo da Vinci, Lebensſkizze und Forſchungen über ſein Verhältnis zur florentiner Kunſt und zu Rafael“ von Dr. Paul Müller-Walde (München, G. Hirth) ein ſprechendes Bild. Die bis jetzt erſchienene erſte Lieferung bildet einen ſehr anſehnlichen Quartband, der mit ſeinen 47 Abbildungstafeln und zahlreichen Textilluſtrationen bereits einen vorläufigen Maßſtab für das Ganze an die Hand gibt. Vermöge eingehender Vergleichung der in den verſchiedenſten Sammlungen verſtreuten Handzeichnungen, die auf den jeweiligen Großmeiſter der florentiniſchen Kunſt zurückzuführen ſind, mit aufgefundenen Gemälden, über deren Autorſchaft man lange Zeit im Zweifel war, wirft der Verfaſſer neues Licht in die bisher ziemlich dunkle Jugendgeſchichte Leonardos, und nur dadurch vermag er uns an ſeiner Erkenntnis vollen, unmittelbaren Anteil nehmen zu laſſen, daß er uns die betreffenden Gemälde in trefflicher autotypiſcher Nachbildung, die Handzeichnungen in täuſchenden Facſimile vor Augen führt.

Vereinigung dieſes gewaltigen fünfzigbändigen Werkes en hat ſicherlich neuen Genuß und manche neue Erkenntnis, und durch die Spezialforſchungen des gelehrten Verfaſſers er ert wird, zu danken haben.

— „Das Lexikon der feinen Sitte“ von Karl Abelfels ttgart, Levy & Müller) erteilt unter alphabetiſch geordneten zworten bietet, ſchnellen Aufſchluß über das, was ſich ſchickt was ſich nicht ſchickt, und iſt ſomit als Nachſchlagebuch über n Gegenſtand gute Dienſte.

NOTIZ-BLÄTTER.

Kultur und Wiſſenſchaft.

Hinſichtlich der aus den deutſchen Schutzgebieten einden wiſſenſchaftlichen Sammlungen hat der Bundesrat be en: 1) daß die ethnographiſchen und naturwiſſenſchaftlichen mlungen, welche von den auf Reichskoſten nach den deutſchen ieten entſandten Expeditionen eingehen, nach Ausſon g der Doubletten den königlichen Muſeen für Völkerkunde und Naturkunde, beziehungsweiſe den botaniſchen Anſtalten der Uni t in Berlin gegen Erſtattung der Anſchaffungs-, Verpackungs- Transportkoſten eigentümlich überlaſſen werden; 2) daß den erungen auf deren Wunſch die Verzeichniſſe der ein nen Gegenſtände einſchließlich der Doubletten in Abſchrift mit t und daß die letzteren den wiſſenſchaftlichen Sammlungen der nen Bundesſtaaten gegen Erſtattung der Anſchaffungs-, Ver gs- und Transportkoſten zur Verfügung geſtellt werden; ß die auf Reichskoſten ausgeſendeten Forſchungsreiſenden an en werden, ihre Einſendungen von ethnographiſchen oder wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden thunlichſt in der von den erungen gewünſchten Zahl von Exemplaren zu bewirken.

— **In der Pariſer Société de biologie ſuchte Dr. Fer**é, daß der Sterbende in ſeinen letzten Augenblicken an ereigniſſe ſeines Lebens zurückdenkt. Leute, die vor dem rken gerettet wurden, Epileptiker mit ſchweren Anfällen, ken, die ſterbend und ſchon völlig bewußtlos waren, jedoch eine Aetherinjektion noch zu einer letzten Aeußerung ihrer ken veranlaßt wurden: ſie alle ſagten gleichlautend aus, daß dem letzten Momente an längſtvergangene, wichtige Ereigniſſe Lebens zurückgedacht haben. Die einem bewußtloſen Ster s beigebrachte Aetherinjektion, ſagt Feré, ſetzt nur die vor Thätigkeiten ſeiner im Verbleiben begriffenen Gehirnthätigkeit einmal hervortreten, und es könnte wohl der Fall ſein, daß ſich durch Anwendung mit Erfolg bedienen könnte, um gewiſſe Geheimniſſe im Lebensende eines Menſchen zu erfahren. Brown-Séquard berichtete dabei die noch merkwürdigere ache, daß Leute, die infolge eines ſchweren Gehirnleidens völlig gelähmt waren, unmittelbar vor dem Tod mit al ihre Senſibilität, Beweglichkeit und Intelligenz wieder en.

Eine Entdeckung von großem Intereſſe iſt unlängſt auf kropolis von Athen gemacht worden. Man hat daſelbſt eine t ausgegraben, die einen Teil der Rechnungen enthält, welche ſich auf die Vollendung eines der Meiſterwerke des Phidias, der Gold und Elfenbein hergeſtellten Statue der Pallas Athene, . Die Leiter des Werkes ſtellten im Verlaufe der Arbeiten des Werkes feſt, daß ſie von den Schatzmeiſtern die Summe von Talenten (ungefähr 500,000 Franken) erhalten haben, e verzeichnen die Beträge, die ſie für den Ankauf von Gold lfenbein ausgegeben haben. Ihre Rechnungen laſſen erkennen, e Ziffer des Wertverhältniſſes des Goldes zum Silber gegen ahr 438 v. Chr. nur 14 und einen kleinen Bruch betrug, alſo ſämtlichen Uebereinſtimmte mit dem Wertverhältniſſe, das in t bis zu den letzten Zeiten beſtand.

In den Kreideſteinbrüchen zu Meſſin (Hennegau) ſind r Tiefe von 18 Meter der Schädel eines Riefenwalfiſches, die eile eines Tieres derſelben Gattung und zwei Fiſchſchädel nden worden. Die Brüſſeler Gelehrten erachten den Fund für die Erweiterung unſerer Kenntnis der ehemaligen Tier bisher ſind Fiſchgerippe noch niemals in Kreideſchichten ge worden. Die Schädel gehören einer Art Thunfiſche an. n Oberkieferſchädel ſind 1,50 Meter, 1 Meter und 80 Centi lang und weichen von den bisher bekannten Arten erheblich as Brüſſeler Muſeum hat durch den Fund eine weſentliche ung in ſeiner Abteilung der Foſſilien erfahren.

Ueber die Herkunft des Wortes Bronze enthält die „Archeologique“ einen intereſſanten Aufſatz aus der Feder ekannten Chemikers Berthelot. Zuerſt erſcheint wird die Be Metallmiſchung unter dieſem Namen in einem mittelalter Traktat über die Behandlung der Metalle erwähnt, der iſt jünger als das elfte Jahrhundert iſt, und zwar in en lateiniſchen; dadurch wird man auf die Stadt Brun (Brindiſi heutzutage) geführt, in welcher eine beſondere Art miſchung hergeſtellt wurde, die von Plinius als aes Brun n bezeichnet wie aes Corinthium vom Ortsnamen den Namen zeichnet ward. Wie aus aes Cyprium das Wort Kupfer , ſo ſcheint aus aes Brundisinum das Wort Bronze ge en ſein.

Natur.

Eine Natter mit drei völlig ausgebildeten Köpfen in Spanien in der Nähe des Städtchens Valdemoro ge und der Behörde für das naturwiſſenſchaftliche Muſeum en. Die Köpfe, die anſcheinend ganz regelrecht gebaut ſind, ſich da ab, wo der erſte Halsring ſitzt, nur hat jeder Kopf eles Augen je eines auf der Mitte der Stirn, und jedem Augen fehlen die Augenlider. Das Tier mißt 35 Centi in der Länge und 3 Centimeter im Durchmeſſer. — Eine ähnliche Mißbildung der Natur, eine Schildkröte mit zwei Köpfen, iſt unlängſt in Nordamerika in den Sümpfen des Staates Connecticut beobachtet worden. Jeder der beiden wohlgeformten Hälſe und Köpfe bewegt ſich ganz unabhängig von dem andern, jeder frißt, ſäuft, atmet, ſieht und hört für ſich. Wenn man dem einen Kopf Nahrung reicht, ſucht ſie der andere ihm ſofort zu entreißen; der eine Kopf zeigt ſtets beſſere Freßluſt als der andere. Manchmal geſchieht es, daß der eine Kopf ſchläft, während der andere wacht und thätig iſt; manchmal ſucht der eine das Auge des andern zu faſſen in der Meinung, es ſei ein Beuteſtück; in dieſem Fall zieht ſich der angegriffene in die Rumpfſchale zurück, wohin ihm der andere folgen will, aus Mangel an Platz aber nicht eindringen kann. Die getrennte Lebensweiſe der beiden Köpfe iſt der Bewegung des Tieres ſehr hinderlich, indem der rechte Vorder- und Hinterfuß dem Willen des rechten Kopfes gehorcht, der linke Vorder- und Hinterfuß dem Willen des linken Kopfes, und beide Köpfe oft verſchiedenes wollen. Nach einiger Zeit beabſichtigt man, das Tier zu töten, um über den innern Bau Aufſchluß zu erhalten, und zwar wird zunächſt nur der eine Kopf getötet werden, vielleicht daß das Tier noch mit dem andern weiterlebt.

— **Der Verein der Aquarien- und Terrarienliebhaber in Berlin** brachte unlängſt intereſſante Beobachtungen über die ſogenannten Kopfſchwimmer zur Sprache. Es ſind dies Fiſche, und zwar ſogenannte japaniſche Goldfiſche, welche eine ungewöhnlich ſtarke Kopfbildung zeigen, bei allen Bewegungen den Kopf tiefer als den Schwanz tragen und oft längere Zeit förmlich auf dem Kopf ſtehen. Solche Fiſche werden das Paar mit 75 Mark bezahlt. Die Frage, ob dieſer Zuſtand ein krankhafter ſei, beantwortete der Direktor des zoologiſchen Gartens, Dr. Heck, dahin, daß es ſich um eine künſtliche Verkrüppelung handle, welche von den Züchtern dadurch erreicht werde, daß ſie die Fiſche, mit dem Kopf nach unten in enge Behälter geſteckt, groß ziehen. Hierdurch verkümmern die Schwimmblaſen, und die Fiſche ſind nie mehr im ſtande, die normale Lage einzunehmen.

Statiſtik.

— **Ueber die reichſten Leute der Welt hat ein franzöſiſcher** Schriftſteller, M. G. de Varigny, ein in ſozialer und kulturgeſchichtlicher Beziehung hochintereſſantes Werk geſchrieben (»Les grandes fortunes aux États-Unis et à l'Angleterre«). Demnach iſt der reichſte Mann der Welt der amerikaniſche Eiſenbahnkönig Mr. Jay Gould, der mit einem Vermögen von 2 Schilling begonnen hat. Er beſitzt gegenwärtig anderthalb Milliarden Franken. Die Zinſen derſelben betragen jährlich 75 Millionen, was 200,000 Franken auf den Tag ergibt. Der nächſte Kröſus iſt der Amerikaner Mr. J. W. Mackay, der ein Vermögen von ein und einer Viertelmilliarde Franken beſitzt, das jährlich 62½ Millionen Rente abwirft. Der dritte im Bund iſt der Londoner Rothſchild mit einer Milliarde Franken. Der Amerikaner Vanderbilt folgt mit 625 Millionen, Mr. J. P. Jones mit einer halben Milliarde. Weitere Leute ſind der Herzog von Weſtminſter (400 Millionen), der Herzog von Sutherland (150 Millionen), der Herzog von Northumberland (175 Millionen) und ſo weiter. Auch ein Vertreter des Journalismus befindet ſich unter den vielfachen Millionären; es iſt der Herausgeber des „New-York Herald“, Mr. James Gordon Bennett, der 150 Millionen Franken beſitzt.

Geſtorben.

— **Hermann Beſtvater**, Rittergutsbeſitzer auf Plaſſendorf in Oſtpreußen, früher Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, konſervative Partei, 62 Jahre alt, Mitte März, in Königsberg.

— **Dr. Joſef Albert Alberdingk-Thym**, hervorragender niederländiſcher Dichter und Schriftſteller, Profeſſor der Aeſthetik und der Kunſtgeſchichte an der Kunſtakademie zu Amſterdam, 69 Jahre alt, am 17. März, in Amſterdam.

— **Lambert Florian Romer**, bedeutender ungariſcher Altertumsforſcher, geweſener Kuſtos der Altertumsabteilung des Muſeums in Budapeſt, 74 Jahre alt, am 18. März, in Großwardein.

— **Janko Jurkovics**, Sektionsrat in Agram und kroatiſcher Schriftſteller, Mitglied der ſüdſlaviſchen Akademie, 62 Jahre alt, am 20. März, in Agram.

— **Theodor Steinweg**, Teilhaber der weltbekannten Pianofortefabrik Steinway & Sons in New-York, außergewöhnliches techniſches Talent, 64 Jahre alt, am 26. März, in Braunſchweig.

— **Richard Plantagenet**, dritter Herzog von Buckingham and Chandos, ſtellvertretender Vorſitzender der Pairskammer, Staatsſekretär für die Kolonien und Gouverneur von Madras, 65 Jahre alt, am 27. März, in London.

— **Wirklicher Geheimrat K. von Wolffersdorff**, fürſtlich ſchwarzburgiſcher Staatsminiſter, am 28. März, in Sondershauſen.

— **Robert Freiherr von Hildprandt** von und zu Ottenhauſen, Mitglied des k. k. Herrenhauſes, des Reichsrats und des böhmiſchen Landtags, eifriger Förderer aller landwirtſchaftlichen Beſtrebungen in Böhmen, 65 Jahre alt, Ende März, in Prag.

— **Felice Vareſi**, ſeinerzeit einer der bedeutendſten italieniſchen Opernſänger, 76 Jahre alt, Ende März, in Lemberg.

— **Prinz Guſtav Wolfgang Wilhelm Chriſtian Friedrich von Sayn-Wittgenſtein-Berleburg**, 51 Jahre alt, am 1. April, in Berleburg in Weſtfalen.

— **Geheimer Oberregierungsrat a. D. Auguſt Hennig von Kröcher-Vollenſchier**, früher vortragender Rat im preußiſchen Miniſterium des Innern, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, konſervative Partei, 71 Jahre alt, am 2. April, in Berlin.

— **Fritz Armand Strubberg**, bekannter Romanſchriftſteller, 80 Jahre alt, am 3. April, in Gelnhauſen.

— **Prinzeſſin Auguſte Wilhelmine Luiſe Herzogin von Cambridge**, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich von Heſſen-Kaſſel, ſeit 1850 Witwe des Prinzen Adolf Friedrich Herzogs von Cambridge, 91 Jahre alt, am 4. April, in London.

— **Frau Giſela Grimm**, geborne von Arnim, die Tochter Achims und Bettinas von Arnim und Gattin Herman Grimms, dramatiſche Schriftſtellerin, am 4. April, in Florenz.

— **Geheimer Kommerzienrat Hermann Paſſavant**, der Chef der bedeutenden Seidenhandlung Gebrüder Paſſavant in Frankfurt am Main, Vizepräſident der dortigen Handelskammer, 70 Jahre alt, am 5. April, in Frankfurt am Main.

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von

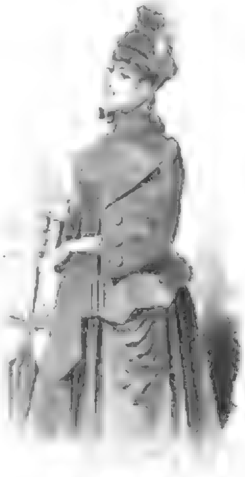
Johanna von Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Schöner zeigt ſich die Mode nie als in der Jahreszeit, in der Sommer und Winter einander die Hände reichen. Dieſes Promenieren, das heut die Bälle, die Diners, den Theetiſch abgelöſt hat, gewährt einen unſäglichen Reiz. Wer dieſe heitere, flanierende Welt in ſonnigen Mittagsſtunden vor den Spiegelfenſtern der Magazine ſieht, oder auf den Spazierwegen, wo alle Bäume ſich mit jungem Grün bedecken, möchte nicht glauben, daß das dieſelben geſellſchaftsmüden Menſchen ſind, welche den Schluß der Saiſon kaum erwarten konnten. Man hat hier ganz genau ebenſoviel zu ſehen, zu thun, ſo viel mitzumachen als einige Wochen früher in der Welt des Kerzenglanzes. Wenn Paris ſich auf die Frühlingsrennbahn nach Longchamps begibt, das ſchöne Wien in den knoſpenden Prater, Berlin vom Corſo in den Tiergarten, hat das Modeleben der Geſellſchaft nur den neuen Rahmen als Unterſcheidung; nichts anderes. Die Anſprüche dieſes Lebens ſind nicht verringert.

Kennſt du einen weltſtädtiſchen Frühlingstag?

Endloſe Wagenreihen, vier-, ſechs-, achtfach, bieten dem Auge das gefälligſte, eleganteſte, großartigſte Schauſpiel einer Weltpromenade. Der einfache Mietwagen, der dürftige Fiaker miſcht ſich unter die Menge vornehmer Karoſſen; dazwiſchen fliegen leichte Phantaſiewagen, von eleganter Frauenhand gelenkt, auf und ab, graziöſe Coupés rollen lautlos dahin, neben breiten Reitwegen her, wo heitere Kavalkaden ſich der ſonnigen Stunde freuen. Die Amazonen tragen Veilchen vor der Bruſt, oder den erſten duftenden Goldlack; die Kavaliere ſchmücken ihr Knopfloch damit; was die Mode an Eleganz, an Geſchmack, an Reichtum der Toilette beſitzt, das lacht aus dieſen Equipagen, das leuchtet von den verſchlungenen Fußpfaden herüber, über welche der Mai die erſten Schatten jungen Laubes breitet.


Viſite aus Ottomanſtoff.

Es leuchtet wirklich; das neue Grün hat lebhafte Schattierungen. Neben dem Lindengrün, das ſehr beliebt bleibt, bringt die elegante Toilette einen ganz hellen Ton, der Reſedaſtich heißt, friſches Moos, ein nur halbhelles Gelbgrün, und ſchattiert jede dieſer Farben wieder in neue Spielarten. Auch die Nuance Malmaiſon, gelbe Roſe, iſt Modefarbe, und zwar ſpeziell für die Verbindung mit ſchwarzem Sammet: zu einem Unterkleide von ſchwarzem Sammet als Taille und Schleppe von gelbem Atlas, dazu lange ſchwarze Handſchuhe, Fächer und Straußenfederſchmuck. Der Handſchuh bleibt lang, und nicht bloß die ſchwediſchen, auch die engliſchen Bockleder werden bis zu achtzehn Knopflänge getragen. Für die Promenade iſt der ziegenlederne, aber auf ſchwediſche Art gegerbte Sandwich beliebt, der glatt und nur mit zwei Knöpfen am Handgelenk verſehen iſt. Die ſtarken Verſchnürungen auf dem Handrücken, bisher ſogar in abweichender Farbe bevorzugt, machen wieder der feinen, doppelten Nahtreihe Platz, genau in der Farbe des Leders. Dafür ſind die Farben des Koſtüms maßgebend, die

Gesellschaftstoilette aus Crêpe de Chine.

besonderen Modetöne der Promenade, das rötliche Graubraun, das Negerfarbe genannt wird, Lohe, Biber, alle die nicht zu bestimmenden Mischungen von Braun und Grau. Freilich, die Mode hat noch andere Farben, welche buntere Pinselstriche in das neue Bild bringen. Die Schneider schwelgen in klein- und großkarrierten schottischen Stoffen, in den Magazinen legt man als Neuestes die geflammten Beiges auf, und übermütige Pastellfarben fordern das Auge heraus, wohin es blickt. Interessanter noch geben sich die Gewebe, welche die Mantille und den Shawl unserer Großmutter wieder einführen sollen. Wir kennen sie aus dem bric-à-brac alter Truhen, diese großen gelben Georginen auf braunem Fond, die riesigen Blattornamente auf gelbem Grunde, das altertümliche Rot von abgeblaßten Bildern aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Auch moderne Stoffe, mit Goldstickerei oder Perlpassementerie bedeckt, sind für diese interessanten Konfektionen bestimmt, die heute noch vereinzelt sich in unsere Promenadenbilder mischen, um in wenigen Wochen Shawl und Mantille zur Signatur der Sommermode gemacht zu haben.

Das Frühjahrskostüm wird inzwischen von keiner Form beherrscht. Die Redingote aus nuanciertem Sammet läßt sich von der Laune des Schneiders zu interessantem Ueberkleid ausschneiden und aufschlitzen und erhält eine neue Physiognomie, die kaum noch an die alte erinnert. Die Mantelets erhalten unter der Hand des Modisten täglich neue Spielarten, die kurzen, knappen Kostümjäckchen bieten dem Auge scheinbar keinen Unterschied, nur verlangt man, daß der Herrenschneider ihnen das rätselhafte Etwas ihrer „Perfektion“ gegeben habe.

Das ist die vollendete Anspruchslosigkeit: die Linien des neuesten Schnittes, einen Preis zum Erstaunen. Gewisse Formen der modernen Taille mögen fast den Umhang ersetzen. Da werden von den weichen, geschmeidigen Geweben die Vorderteile der Taillen in willkürlichen, der Achsel faltig eingearbeiteten Shawls geschnitten, die, gekreuzt übereinander gelegt, durch einen Steifgürtel zusammengehalten werden zu einer Anordnung, welche für das Auge einen besondern Umhang wohl entbehrlich macht. Da werden den Taillen kleine, zierliche, mit Stickerei oder Passementerie geschmückte Schulterkragen entweder fest aufgesetzt oder als Zubehör für die Straße beigegeben, auch nur durch Perl- und Jettbehängen nachgeahmt. Die Stickerei bleibt ja auf der ganzen Linie im Vordergrunde. Alle stillen Modefarben werden dadurch beseelt, alle lebendigen gedämpft und wohltuend abgestimmt. Es gibt Taillen, die wie Goldpanzer erscheinen, so dicht sind sie mit Goldfäden und matten Goldplättchen bestickt. Die Devants der glatten Röcke sind zu gemacht für die Stickerei, und wie das anspruchslose Wollengewebe der Straßentoilette mit Vorliebe die gestickte oder benähte Vorderbahn einsetzt, so schwelgt die Robe großen Stils in dieser Richtung.

Morgenanzug aus Plüsch und Crêpe de Chine

Neu ist es, einfarbige bunte Seiden- und Atlaskleider nur mit weißer Seide im chinesischen Genre besticken zu lassen, wozu eine eigene Art weicher offener Seide verwendet wird, die einen intensiven Silberschimmer hat und der Arbeit einen sehr feinen Lustre gibt.

Taillenarrangement mit Schulterkragen

Jackettkostüme aus Flanellstoff

Breite Randstickereien in farbigen oder weißen Seiden in Goldfäden, selbst gestickte Brokate sind der großen Toilette geläufig. Einer Seidensaison gehen wir ja überhaupt entgegen. Mit dem Uebermut der Siegessicherheit hat daher der Fabrikant launische und kokette Muster in einer Zahl und Abwechselung erfunden, die kaum schon einmal dagewesen sind, und daß ihnen der Sommer mit seinen Bedürfnissen leichter, anmutiger Eleganz gebeut, ist sicher. Was wir kurz den neuen Mustern entnehmen, ist die Wiederbelebung des Chinégenres, aber diesmal auf Moirée mit seinen Wasserstreifen. Diese neuen Chinées sind vielleicht das Schönste, was das nächste Jahr bringen wird. Ein Pariser Modellhaus hat kürzlich eine Brautausstattung ausgestellt, von der tagelang alle Zeitungen voll waren; wir wollen einige ihrer Toiletten wiedergeben, um den neuesten Geschmack der Seidenrobe zu kennzeichnen. Da war dieser Moirée von Lent, elfenbeinweiß, zart wie ein Hauch, mit blaßblauen fingerbreiten Atlasstreifen durchwirkt, zur Soiréetoilette der jungen Frau bestimmt. Auf dem Moirée zog sich eine Blütenguirlande entlang, von einer Feinheit, als wäre sie mit Wasserfarben auf den weißen Grund gemalt. Ein anderes Muster zeigte Weißmoirée mit weißen Atlasstreifen; große gelbe Chinéblumen, die den Fond bedeckten, hatten goldene Kelche.

Das Brautkleid bot dem Auge ein entzückendes Muster von dem, was ein Brautkleid sein soll. Ein weit verbreiteter Mangel an Feinfühligkeit hebt oft jeden Unterschied zwischen dem bräutlichen Anzug und einer Balltoilette auf, da er doch wie ein Schneeglöckchen unter Tulpen und Dahlien sein sollte. Das Modell, an das wir denken, war von perlweißem Atlas, ein glatter, in schimmernden Falten herabfallender Rock, zart wie das Blatt der Lilie. Weiße Federn säumten das Devant ein und legten sich dicht um den Hals; ein kleiner Zweig von Orangenblüten im Gürtel, ein Diadem davon im Haar waren der einzige Schmuck unter dem wallenden Schleier von Alençonspitze, der die Braut einhüllt wie eine Silberwolke.

Straßentoilette aus Wollstoff und Sammet

Für den Hochzeitsvorabend hatte man eine Toilette im Stil Louis' XV. gewählt und in der Farbe der eben erblühenden Moosrose. Ueber den faltigen Atlasrock, dessen Saum mit einer starken Rüsche besetzt war, fiel ein Ueberkleid von rosa Brokat, dessen Epauletten Rosenzweige trugen. Das Reisekleid der jungen Frau war dunkelgrün; Devant, Plastrons, Schöße und Aufschläge mit schwarzer Seidenstickerei; die Taille im Vorderteil in zwei losen, faltigen Shawls angeordnet, die sich unter dem breiten gestickten Gürtel kreuzten. Dazu ein grünes Mantelet, über und über mit schwarzer Stickerei bedeckt.

Von besonderem Reiz war ein Morgenanzug, ein kokettes Déshabillé der jungen Frau, dessen Modell eines unserer kleinen Bildchen wiedergibt. Wie doch die Phantasie der Damen lebendig werden kann: sieht man ihn nicht, den Kaffeetisch zu Zweien, der zu der Koketterie dieses Anzuges gehört, oder den Platz am Kamin, wo ein zärtlicher Gatte ihn flüsternd bewundern wird? Hier war die Zusammenstellung weißer Crêpe de Chine und moosgrüner Plüsch, mit Goldstickerei am Kragen und den byzantinischen Aermeln; andere Verbindungen, etwa Crême und Vergißmeinnichtblau, Grün und Altrosa, wären nicht minder hübsch.

Noch andere Toiletten für den Sommeraufenthalt des jungen Paares in dem Gesellschaftsglanz von Biarritz und Ostende stritten mit einander um den Preis: hier ein klassisches Gewand aus der Directoirezeit, da eine reizende Variation vom Empire oder eine wundervolle Toilette Duchesse de Berry. Daneben ein einfaches, ganz glattes und schlichtes Hauskleid aus grauer Seide, eine Seite des Rockes mit Epheu garniert. Als eine individuelle Liebhaberei der Braut sah man feine Ranken und Blätter als Motiv der meisten Stickereien in der Ausstattung wiederkehren, selbst als Schmuck der Leibwäsche, ja des Hausleinens. Auf den Taschentüchern war der Name Marcelle je in ein Epheublatt hineingezeichnet.

Die elegante Wäsche wird ja heut viel mehr mit Stickerei als mit Spitzenbesatz versehen. Bunte Ränder an den Taschentüchern gelten nicht mehr als fein; moderner sind Batisttücher ganz in einer Modefarbe, namentlich in zarten Nuancen von Blau und Grün, das Vornehmste aber unbedingt weiße Tücher mit gestickten weißen Rändern oder einer schmalen feinen Valenciennesspitze.

Der moderne Hut hat zahllose Spielarten. Jeder Tag vermehrt die Phantasieformen, welche aus dem wechselnden

Ein zartes „Déshabillé“

nun Seide, Spitze, Stroh unter den Händen der …n entſtehen. Neu iſt eine Verbindung von grobem …te mit einem knotigen Schnurgewebe, aus welchem ab… der Kopf oder die Krämpe gewiſſer Hüte beſetzt. Auch … ſelbſt iſt mit dieſen Schnüren durchſetzt. Sehr fein, …agt iſt's, Capotten ſowohl wie runde Hüte nur … Crêpe liſſe zu garniren. Auf dem Scheitel liebt …recht angebrachtes Arrangement, eine „Chiffonnage", …, und vom Hinterkopf aus die immer kleidſamen, …Kinn oder ſeitwärts verſchleiften Schleier.

…wird der Hut, beſonders der einfachere, mit Band…rnirt. Dafür ſind bunte, breit geſtreifte Bänder, …enen Geweben angeſtimmt, das Beliebteſte; auch ein…bun in den verſchiedenſten Tönen und allen Breiten …getragen. Einige der neuen Zuſammenſtellungen ſind …roſa, grün und ſchwarz, orange und ſchwarz. De… winzige Seidencapotten, den Kopf roſa, das Band … die Fülle ſchwarzer Federn und Chantillyſpitzen dämpft …g der hellen Farben. Umgekehrt beleben gelbe Federn …von ſchwarzer Spitzenhüte. Am intereſſanteſten iſt … Directoire; ſie mag dem Maler manchen reizenden …n. Auch hier treibt die Mode ihr Spiel mit der … neben den feinen Zuſammenſtellungen eines erzogr… verſchwinden jene geſchmackloſen Uebertreibungen und …amen, welche dieſe Mode auch hervorgebracht hat, die Directoires mit den gelben oder ſchwarzen Federbüſcheln …wahnen. Nicht jeder Kopf kann ihn tragen. Auf dem … Genuß, an dem das Auge ſich freut, kommt, wo …nißverſteht, das Unſchöne heraus, was man denken …nn ein Schutzhut iſt er ja gewiß am allerletzten.

…u ſind ſie wieder, die Tage der Sonne, und wie … Mode wechſeln mag, daß eine elegante Frau von … verbrennen darf, bleibt immer ausgeſchloſſen. So … dieſe Jahreszeit auch die Schönheitswaſſer, die Kos… Bleichmittel gegen die Wirkungen der gefährlichen …nne, welche im Vordergrunde moderner Bewegung …es Wohlwollen pflegt davor zu warnen, ungeprüfte … dieſer Art aufzunehmen. Ein ungefährliches Mittel … altbekannte Eau de Lys de Lohse und für den … weißen Hand das Heliodern.

… mag ſie die Schönſte ſein, die Jahreszeit, wo …und Winter einander die Hände reichen, ſie iſt auch …zeite für den Teint ſchöner Frauen.

Neue Bücher und Schriften.

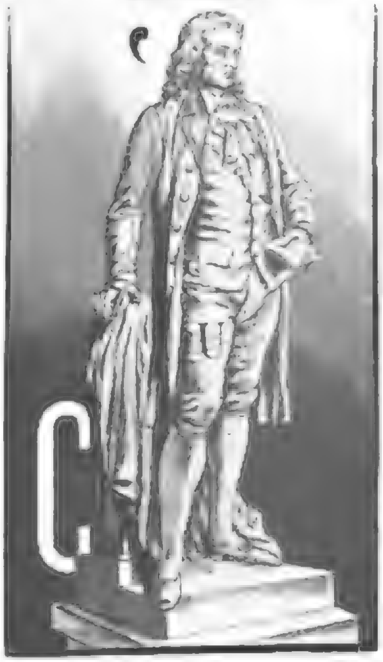
… [illegible] Freiburg i. Br. [illegible]
… [illegible] Ein Beitrag zur Jugendgeſchichte Kaiſer … [illegible] Max & Co.
… Oeſterreich-Ungarn im 19. Jahrhundert. Lief. 27/31 [illegible]
… [illegible] Leipzig. [illegible]
… [illegible]
… [illegible] Berlin. [illegible]
…, [illegible] Handwörterbuch der deutſchen Sprache. [illegible]
… [illegible] Nürnberg. [illegible]
…, Der Madonna! [illegible] in 2 Bänden. [illegible]
… [illegible] Hamburg. Verlagsanſtalt [illegible]
…, Kaiſer Wilhelm II. [illegible] Berlin. [illegible]
…, Zwei Jahrzehnte deutſcher Politik und die gegenwärtige … Leipzig. [illegible]
… Wald und Berg. Gedichte. [illegible] Osnabrück. [illegible]
… [illegible] Eine altdeutſche Ge… [illegible]
… Geſchichten aus Stadt und Dorf. Novellen und Skizzen. … & Co.
… [illegible]
… [illegible] Gedichte. München. [illegible]
… [illegible] Wien. [illegible]
… [illegible] Gedichte. Heidelberg. [illegible]
…, [illegible] für die [illegible]
… [illegible]
… [illegible] Kaiſer Wilhelm II. im Kreiſe ſeiner Familie. … [illegible]
… und [illegible] Heft 5/18. … Verlagsanſtalt für Kunſt u. Wiſſenſchaft.
…, Iſt der Tod ein Ende oder nicht? [illegible] … die Menſchennatur. [illegible] Leipzig. [illegible]
…, [illegible] Eine kulturgeſchichtl. Studie. Hamburg. Verlagsanſtalt [illegible]
…, [illegible] Roman aus dem … in 3 Bänden. Dresden. [illegible]
… [illegible] Lief. [illegible] Berlin. [illegible]

Lotterieziehungen im Monat Mai.

…erdamer Induſtrie-Palaſt 10-Gulden-Loſe vom Jahre 1867, …000, niedrigſter 19 Gulden, zahlbar am 1. Auguſt 1889 …. — Bayeriſche 100-Thaler-Loſe à 4 %, vom Jahre 1866, … 40,000, niedrigſter 100 Thaler, zahlbar am 1. Juni 1889 …. — Belgiſche Kommunal 100-Franken-Loſe à 3 %, vom … höchſter Preis 15,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am …89 (85. Ziehung). — Stadt Bukareſt 20-Franken-Loſe vom … höchſter Preis 50,000, niedrigſter 20 Fr., zahlbar am …1889 (87. Ziehung). — Finnländiſche 10-Thaler-Loſe vom … höchſter Preis 15,000, niedrigſter 12 Thaler, zahlbar am …89 (41. Ziehung). — Stadt Genua 150-Franken-Loſe vom … höchſter Preis 70,000, niedrigſter 170 Franken, zahlbar am …89 (83. Ziehung). — Graf Keglevich 10-Gulden-Loſe vom … höchſter Preis 15,000, niedrigſter 10 Gulden, zahlbar am …9 (47. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loſe à 3 %, …860, höchſter Preis 4500, niedrigſter 125 Franken, zahlbar … 1889 (29. Ziehung). — Stadt Neuchatel 10-Franken-Loſe vom Jahre 1857, höchſter Preis 15,000, niedrigſter 12 Franken, zahlbar am 1. Auguſt 1889 (63. Ziehung). — Oeſterreichiſche Kredit-100-Gulden-Loſe vom Jahre 1858, höchſter Preis 150,000, niedrigſter 200 fl., zahlbar am 1. November 1889 (116. Ziehung). — Oeſterreichiſche 500-Gulden-Loſe à 5 %, vom Jahre 1860, höchſter Preis 300,000, niedrigſter 600 fl., zahlbar am 1. Auguſt 1889 (58. Ziehung). — Schwediſche 10-Thaler-Loſe vom Jahre 1860, höchſter Preis 5000, niedrigſter 14 Thlr., zahlbar am 1. Auguſt 1889 (58. Ziehung). — Stadt Reggio 100-Franken-Loſe à 3½ %, vom Jahre 1870, höchſter Preis 15,000, niedrigſter 120 Fr., zahlbar am 1. September 1889 (46. Ziehung). — Am 15. Stadt Lüttich 100-Franken-Loſe à 3 %, vom Jahre 1853, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 100 Franken, zahlbar am 1. Auguſt 1889 (59. Ziehung). — Ansbach-Gunzenhauſen 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1857, Prämienziehung am 15. Juni. — Kanton Freiburg 15-Franken-Loſe vom Jahre 1861, höchſter Preis 14,000, niedrigſter 21 Franken, zahlbar am 15. Auguſt 1889 (65. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loſe vom Jahre 1870, höchſter Preis 20,000, niedrigſter 50 Fr., zahlbar am 20. November 1889 (83. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loſe vom Jahre 1870, 100 Stück, jedes Los à 100 Fr., zahlbar am 20. November 1889 (83. Ziehung).

Rätsel.

Bilderrätſel.



Auflöſung des Bilderrätſels Seite 605:

Viele Menſchen gelangen deshalb nie zur Hauptſache, weil ihnen ihre Zwiſchen- und Nebenhandlungen zu viel Zeit laſſen.

Arithmetiſcher Röſſelſprung.

Von Rudi von Varnhagen.

in	wo-	man	bei	ge-	in	lieb
daß	Grie-	ih-	ein	ſo	zu	und
eig	ben	den	lang	ein	es	ber-
ein	an	[illegible]	ſtäh-	ſie-	[illegible]	[illegible]
zeigt	ſtreng	le	baut	und	zeigt	[illegible]
hat	ihr	wo-	ſann	le	er	edle-
ein	was	geht's	ih-	eig	den	es

Man beſchreibe — dem Texte folgend — die einzelnen Felder mit den Ziffern von 1—49, dann ergeben ſich für die beiden Diagonalreihen, ſowie für die mittlere Horizontal- und Vertikalreihe gleiche Summen (in jedem Quadrate), während die Summe je zwei ſich diagonal-korreſpondirend gegenüberſtehender Zahlen „50" beträgt (in jedem Quadrate).

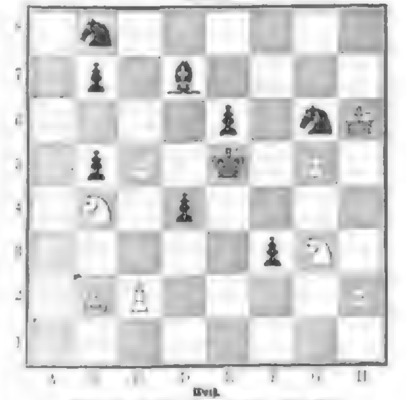
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 501.

Von B. Horn.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 498:

Weiß.	Schwarz.
1) L. C 8 — B 2	1) K. F 5 — E 4.
2) L. B 2 — H 8	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	
A)	
1)	1) K. F 5 — E 5.
2) D. C 1 — C 4	2) K. E 5 — F 5 oder F 6 — F 5.
3) D. C 4 — F 4 oder L. D 8 — C 3 Matt.	

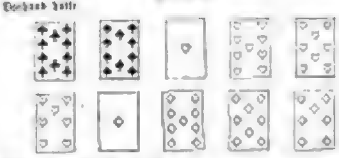
Kartenſpiele.

(Redigirt von Lothar Stein.)

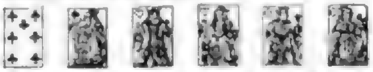
Auflöſung der Aufgabe Nro. 78:

Skat.

Vorhand hatte:



Mittelhand erhielt den vier Wenzeln:



Wenn im Eicheln-Coeur- und Carreau-Solo [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wenn ſie den Skat wieder wegliegt, weil Vorhand eine ihrer blanken Zehnen [illegible]

Gleichzeitig mit dieſer Nummer wurde ausgegeben Nro. 30 des

ſiebenzehnten Jahrgangs der

Deutſchen Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer".

Groſſoctav-Ausgabe.

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

In den letzten Nummern haben zwei hochintereſſante Romane begonnen:

Unter deutſchen Palmen.	Die Chauviniſten.
Roman von	Roman von
Chriſtian Benkard.	Eugen von Jagow.

In das Abonnement auf die „Deutſche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geſchieht dies am beſten bei derſelben Buchhandlung oder Poſtanſtalt, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Von der „Salon"-Ausgabe der „Deutſchen Romanbibliothek", welche in jährlich 26 Halbbänden (von je 10—11 Bogen) à 40 Pf. in Buchform erſcheint, wurde ſoeben der 8. Halbband des Jahrgangs 1889 ausgegeben. Dieſe „Salon"-Ausgabe hat den Vorzug des kleineren (Buch-) Formates und ermöglicht, jeden der komplet erſchienenen Romane ſofort einbinden zu laſſen, da jeder Roman apart paginirt iſt.

Die bereits erſchienenen Nummern, Hefte oder Halbbände des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen ſämtlich zum Subſkriptionspreiſe nachgeliefert.

Wir laden alle Abonnenten von „Ueber Land und Meer" zum Abonnement auf unſere „Deutſche Romanbibliothek" als überaus billiges und äußerſt gediegenes Ergänzungs-Journal freundlichſt ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Briefmappe.

O. St. in Verona. Der [illegible], unter der Regierung des Kurfürſten Karl Theodor von Pfalzbayern (geboren 11. Dezember 1724, geſtorben 16. Februar 1799) geprägt.

Stenographie Amſterdam. 1) Wir enthalten uns grundſätzlich der Abgabe eines Urteils [illegible] in dieſer vielumſtrittenen Sache. 2) [illegible] unbeantwortet bleiben. 3) Gewiß, wenn man nur den gehörigen Gebrauch davon zu machen weiß und entſprechende Gelegenheit dazu findet. 4) Nein, das hieße unnütze Mühe aufwenden [illegible].

A. Bl. in Brieg. 1) Derartige Bilder dürfen nicht zu weit verfolgt werden. Wenn Sie das Herz mit einer Laute vergleichen und dann von den lieben Fingern ſprechen, unter denen die Saiten dieſer Laute klingen, ſo bringt die Phantaſie dieſe Finger mit dem Herzen in Verbindung und das erweckt [illegible] die angedeutete Vorſtellung, die Sie in dieſem Fall hervorrufen wollten. 2) [illegible]

„Lenz“. Sie ſehen dem Frühling unter anderem entgegen:

„[illegible]
[illegible]
[illegible]“

[illegible] Das Gedicht im ganzen verfehlt ſchon darum ſeinen Eindruck, weil das Versmaß viel zu [illegible]. [illegible]

C. Br. in W. „[illegible]“ für unſere [illegible] Ausgabe mit Dank angenommen.

Fräulein von St. in D. Das iſt — verzeihen Sie! — eine Art von Kinderkrankheit, die ſich früher oder ſpäter ganz von ſelbſt heben wird. [illegible]

Alter Abonnent in Nürnberg. Der alte Kammerdiener des Königs Ludwig II. hieß [illegible]. [illegible] Der letzte Kammerdiener hieß [illegible]. Die weiteren Fragen eignen ſich nicht zur Beantwortung an dieſer Stelle, doch finden Sie dieſelben beantwortet in dem Roman: „[illegible]“ von [illegible].

Eine Ausländerin in Marſeille. Chriſtian Friedrich Henrici, am 14. Januar 1700 zu Stolpen in Sachſen geboren, geſtorben als Oberpoſtkommiſſarius und Steuereinnehmer in Leipzig am 10. Mai 1764, ließ unter dem Pſeudonym „Picander“ eine Reihe von Schauſpielen und mehrere Sammlungen vermiſchter Gedichte erſcheinen. Ob die beiden jetzt lebenden deutſchen Schriftſteller [illegible] Henrici Abkömmlinge von ihm ſind, iſt uns nicht bekannt.

W. M. in D. Weder das eine noch das andere.

R. K. in Wiesbaden. Für unſere Zwecke nicht zu brauchen.

Karl B...r in B. Die [illegible] haben einen zu [illegible] Titel und einen zu [illegible] Schluß. Der Ausdruck

„[illegible]“

iſt [illegible] zu dem [illegible] Tone des Übrigen.

Unglückliche des alten Barbaroſſakults. 1) [illegible] 2) [illegible] 3) [illegible]

[illegible] in Graz. [illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

Geſundheitspflege.

Eine Leidende. Wir halten zunächſt eine genaue Unterſuchung für notwendig, um vor allem feſtzuſtellen, ob überhaupt ein Lungenleiden vorliegt oder nicht. [illegible] Erſt dann käme die Frage der Einatmung [illegible] in Betracht.

Ein Abonnent in Hamburg. Die Lage des Herzens auf der rechten Seite iſt allerdings ſehr ſelten, [illegible] Folgen. Meiſt iſt gleichzeitig auch die Lage der Leber und Milz umgetauſcht, indem erſtere ſtatt rechts links und letztere [illegible] liegt. Ein Grund, deshalb [illegible] zu meiden, liegt nicht vor.

G. M. P. Gegen derartige [illegible] im Geſicht, die nach einem [illegible] zurückgeblieben ſind, [illegible] verſucht werden.

Beſcheidener Frageſteller. — Treuer Abonnent in Bogdan in Kroatien. 1) Ein Mittel, die Haare vor frühzeitigem Ergrauen zu bewahren, gibt es nicht. 2) Sie wenden ſich in dieſem Falle am beſten an einen Zahnarzt behufs gründlicher Unterſuchung der Zähne, da es [illegible] auf die Urſache der Schmerzen ankommt.

E. W. in Reichenberg. Im Alter von 22 Jahren iſt eine Verſchlimmerung einer aus dem Kindesalter ſtammenden [illegible] nicht mehr zu befürchten.

M. E. in E. Wenn eine Löſung des Zungenbändchens nötig iſt, ſo kann dieſe jeder Arzt durch einen einfachen Scherenſchnitt vornehmen.

W. A. 1) Gegen Schweißbildung ſiehe Nro. 30 [illegible] Jahrgangs. 2) [illegible] und Mittel [illegible] nicht. Siehe Nro. 27 dieſes Jahrgangs.

T. v. J. Wegen eines Blaſenkatarrhs können Sie jeden tüchtigen Arzt [illegible].

Schaffer. Die angegebene Kur beruht vollſtändig auf Schwindel. Siehe dagegen auf Seite [illegible] unter: Abnormal [illegible].

Dr. M. 226 in B. Kalte Abwaſchungen können [illegible] als ſchwach angenommen werden; ob dieſelben in einem kalten oder warmen Raume vorgenommen werden, richtet ſich nach der Empfindlichkeit des Einzelnen; wir ziehen einen warmen vor. [illegible]

Ein Abonnent im Inuthal. Ganz auf Schwindel beruht der [illegible] nicht, indem es allerdings Fälle gibt, in denen derſelbe einen Erfolg haben kann. Im allgemeinen aber wird man gut thun, nicht zu viel davon zu erwarten.

R. T. Vor längerem, andauerndem Gebrauch des [illegible] iſt ebenſo zu warnen, wie vor dem des Cocains und Antipyrins. Dr. Sehm.

Redaktion: **Otto Baiſch** und **Hugo Roſenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baiſch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., [illegible] 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ ([illegible]);
Budapeſt: **Moritz [illegible]** ([illegible]);
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „[illegible]“ ([illegible] 22).

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Aus [illegible], Novelle von E. von [illegible]. [illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte der Normannen in Sicilien.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

2 Bände. Preis geheftet M. 10.—; fein gebunden M. 12.—

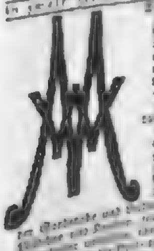
Eine der intereſſanteſten, glänzendſten und gleichwohl bis jetzt in ihren feineren Zügen mindeſt bekannten Epiſoden des Mittelalters iſt es, welche der verehrte Verfaſſer hier behandelt, und von einer auch nur annähernd erſchöpfenden Geſchichte derſelben war bisher keine Rede. Um ſo dankenswerter iſt dieſe neue Gabe des Grafen Schack, in welcher er uns die Ergebniſſe von Forſchungen und Vorarbeiten darbietet, mit denen er ſich mehr als vier Jahrzehnte lang beſchäftigt hat. Seine aus dem genaueſten eigenen Augenſchein gewonnenen eingehenden Kenntniſſe der Oertlichkeiten, in denen dieſer reichbewegte Geſchichtsabſchnitt ſpielt, ſind dabei nicht minder weſentlich als der Eifer und die Gewiſſenhaftigkeit, mit denen er den Spuren der Thatſachen nachgegangen iſt. Ausgehend von der Geſchichte der Normannen im Norden, die bis in die erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung zurückführt und deren Erörterung für das volle Verſtändnis der eigentlich hier in Betracht kommenden Periode unerläßlich war, ſchildert uns Graf Schack die Eroberung Unteritaliens und Siciliens durch dieſes nordiſche Heldenvolk unter Robert Guiscards Anführung im elften Jahrhundert, dann die herrliche Blütezeit ihrer Herrſchaft auf der reichgeſegneten Inſel, von der zahlreiche herrliche Kunſtdenkmale noch heute beredtes Zeugnis geben, und ſchließlich den Untergang des ſiciliſchen Normannenreiches, dem der hohenſtaufiſche Kaiſer Heinrich VI. gegen den Ausgang des zwölften Jahrhunderts ein blutiges Ende bereitete.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 ₰ Reichswährung.

Von **Mart & Widmayer** München
zu beziehen
Anleitung zur Holzſchnitzerei
[illegible] der Kerbſchnitzerei 60 Pfg.
[illegible] Kerbſchnitzerei à 15 Pfg.
[illegible]
Preisverzeichniſſe gegen 20 ₰ Einſendung. [illegible]
[illegible]



[illegible]

Palm-Expeller [illegible]

Der **Kaiſer-Kronen-** [illegible]
Kaiſer-Veilchen und Kaiſer-Maiglöckchen [illegible]
[illegible]
Jünger & Gebhardt in Berlin.

Sammlern. [illegible]

Briefmarken-Journal. [illegible]

Senf's Briefmarken-Journal.
[illegible]
nur 1 M. 50 Pf. [illegible]
[illegible]
Probe-Nr. [illegible]
Gebrüder Senf in Leipzig. [illegible]

Stellung. Existenz.
gratis. [illegible] franco
[illegible]
BUCHFÜHRUNG
[illegible]
OTTO [illegible] — [illegible]

Tapeten Tapeten
[illegible]

Junge Kaufleute
[illegible]
Thun [illegible] Sprachbriefbücher
[illegible]
kaufmänniſche Blätter.
[illegible]

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

Directe Deutsche Postdampfschiffahrt

zwischen

burg-New-York. **Stettin-New-York.**
e-New-York. **Hamburg-Baltimore.**
hampton-New-York. **Hamburg-Westindien.**
burg-Mexico. **Hamburg-Havana.**

mässigen Expressfahrten der neuen Doppelschrauben-Schnelldampfer

„Augusta Victoria“

und

„Columbia“

zwischen

HAMBURG und **NEW-YORK**

beginnen am **9. Mai** dieses Jahres.

Nähere Auskunft ertheilen sämtliche in- und ausländischen Agenten [illegible] ellschaft sowie

Die Direction
in Hamburg, Deichstrasse 7.

---

r billig lachen will,

[illegible]

r Dorfbarbier

[illegible]

[illegible]

Militärbuchhandlg.

[illegible]

raphische Apparate!

[illegible] gratis und franko.

[illegible]

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Der illustrirte Hausgärtner.

Anleitung,

Blumen und Zierpflanzen in Gärten und Zimmern zu ziehen.

Zehnte umgearbeitete Auflage

von

J. Hartwig.

[illegible]

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche

in Wolle und Seide

zu Taillen, Blusen, Jaquets, Kinderkleidern, [illegible]

[illegible]

Strumpf-Waren

[illegible] für Damen, Herren und Kinder, sowie zu Sportzwecken.

[illegible] gratis und franko [illegible]

Aug. [illegible], Leipzig, [illegible]

Figuren, Vasen, Fontainen etc.

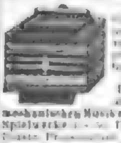
für Gärten u. Gebäude [illegible]

Ernst March Söhne, Thonwaarenfabrik,
Charlottenburg.

[illegible]

Die Zithern- und Streichinstrumenten-Fabrik von

L. Jacob, Stuttgart,

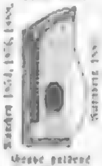


[illegible] Violinen, Guitarren, Flöten, [illegible] Neuheiten in mechanischen Musikinstrumenten, Spieldosen, Spielwerke [illegible] Reparaturen werden schnell und billig [illegible]

Josef Thumhart,

k. k. Hoflieferant u. Kammerzithermacher [illegible] München, [illegible] Nr. 11. empfiehlt ihre selbstgefertigten

Weltausstellung Paris 1867.

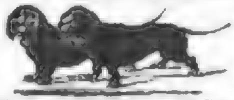


Grosse goldene Medaille 1885.

Zithern

[illegible]

[illegible]



(Patent angem.)

mit neuen, garantirt unzerbrechlichen, elastischen Einlagen als Ersatz für Fischbein und Stahl.

Sämmtliche Einlagen, auch die [illegible], sind rostfrei und unzerbrechlich.

Ueberall durch erste Weisswaaren- u. Corsetten-geschäfte zu beziehen.

Man verlange Gutmann's Corset!

Aeolsharmonika

für Garten und auf Dächer, [illegible]

Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Solide Buckskins,

das Meter von M. [illegible] an, versendet auch an Private. Muster frei.

Bruno Frenzel, Cottbus.

[illegible]

Die Münchener Stenographische Wochenschrift

[illegible]

Lebensversicherungs-Gesellschaft

zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.

Versicherungsbestand: [illegible]

Vermögen: [illegible]

Bezahlte Versicherungssummen: [illegible]

Die Versicherten erhalten durchschnittlich an Dividende gezahlt: [illegible]

[illegible]

Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Gesellschaft und deren Agenten gern ertheilt. Tüchtige Agenten werden gesucht.

Solide und billige Bezugsquelle für Turngeräte und Hausschulbänke.

Die
Chemnitzer Turn- u. Feuerwehr-Geräte-Fabrik
von **Julius Dietrich & Hannak** in Chemnitz in Sachsen, [illegible] Turngeräte u. vollständige Turnhallen-Einrichtungen, Turn- und Spielgeräte mit eleganten Gestellen für Garten etc., [illegible] — [illegible]

Schmücke Dein Heim!

Glasmalerei

(Diaphanien)

Die Diaphanien ermöglichen wundervolle Zusammenstellungen, sind haltbar und unübertroffen an Schönheit und Effekt. Farbenprächtigster **Fensterschmuck** zur Verschönerung der Wohnräume, sowie für Villen, öffentliche Gebäude, Kirchen etc. etc. Lieferung von fertigen Scheiben zum Einsetzen, sowie Fenstervorsetzern und Hängebildern jeder Grösse, ebenso von losen Diaphanien nebst Anleitung zur Selbstanfertigung. Reichhaltiger buntillustrirter **Hauptkatalog** (Hunderte diverser Bilder enthaltend) in 4 Sprachen gegen Einsendung von 2 Mark, die bei Bestellung von 20 Mark an zurückvergütet werden.

Katalogs-Auszug, Muster und Preisliste gratis.

Erste Häuser als Wiederverkäufer gesucht!

Grimme & Hempel

st-Druckerei für feine Luxusplakate Farbendrucke etc. Leipzig

---

Krankenfahrstühle

[illegible]

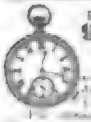
Dresdner Krankenwagenfabrik
C. E. Hölzer, Dresden-A., [illegible] 75

[illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.



Der neueste Concurrenz-Artikel der Uhren-Industrie ist die Diamant-Remontoir-Taschen-Uhr pro Stück 9½ Mark. Die Werke der Diamantuhr sind sehr sorgfältig gearbeitet [illegible]

absolut zuverlässig.

[illegible] Betrages zu beziehen durch den General-Vertreter **Otto Mendelsohn** in Wiesbaden, [illegible]

[illegible] Uhren wird der Betrag [illegible]

[illegible] für Damen u. Herren, **Prima Werke.** [illegible] Mark [illegible] mit Marinewerk [illegible] Nickel [illegible]

[illegible] **alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. [illegible] Berlin, [illegible] 24 Friedrichstr. 108** [illegible]

Damen,
Proviſions-Reiſende,

[illegible]

Heilbronner Geld-Lotterie.

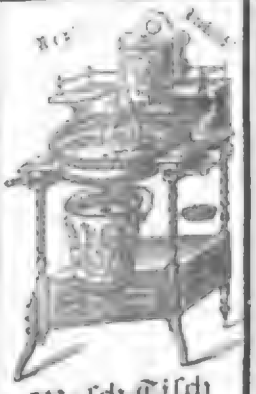
[illegible]

Bestes Putzmittel der Welt!

Ueberall vorrätig.
Man achte genau auf unsere Firma und Schutzmarke!

Pat. Dampf-Schwitz-Bad im eigenen Zimmer! Nierenkrankh., Gicht, Cholera, Rheumatismus, Wassersucht, Erkältung.

[illegible]

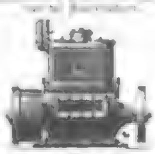


Waſch-Tiſch

[illegible] Marckdlin.
Stuttgart.

[illegible]

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.
Locomobilen, [illegible]



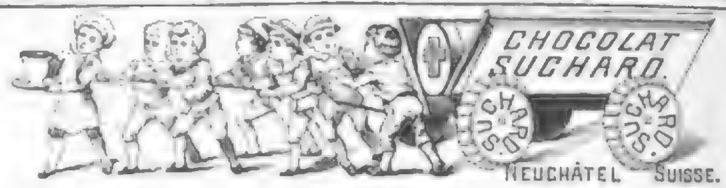
Westinghouse Dampfmaschinen.

[illegible]

Garrett Smith & Co.

Das Vogtl. Verſandt-Haus

[illegible]



CHOCOLAT SUCHARD.
SUCHARD
SUCHARD
NEUCHÂTEL SUISSE.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Mouson'sche Toiletteseife für den deutschen Haushalt.

Ein grosser Theil des consumirenden Publikums misst der Toiletteseife, — dem Producte welches mit dem Körper täglich in innigste Berührung tritt — immer noch zu wenig Wichtigkeit bei und Gesundheit und Schönheit haben unter dem Einfluss von geringen und schlecht fabrizirten Seifen schon viel leiden müssen.

Die Toiletteseife „für den deutschen Haushalt“ soll Jedermann Gelegenheit geben sich für bescheidenen Kostenaufwand ein wirklich gutes und reelles Stück Seife zu verschaffen. Die Firma MOUSON & Co übernimmt für die Güte derselben jede Garantie.

Ueberall in Deutschland für 25 Pfennige zu haben.

[illegible]

Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer,
Cannstatt u. London.

UNIVERSAL KNET & MISCH-MASCHINE
WP
Patentirt in allen Ländern.
[illegible] Auszeichnungen.

[illegible]

Enthaarung.

[illegible]

Preis pro Liter im Fass M. 1.—

Besser, Preiswürdiger, Zuträglicher als die Mehrzahl der ausländischen Rothweine.

Fernere Vorzüge:
Milder Geschmack.
Absolute Reinheit.
Volle Flaschenreifheit.

Preis pro Flasche M. 1.—

Chem. Tinten [illegible]

PATENTE
RICHARD LÜDERS
GÖRLITZ.

[illegible]

- Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. -

Neueſtes und ſchönſtes Geſchenk für junge Damen!

Aus der Töchterſchule ins Leben.

Ein allſeitiger Berater für Deutſchlands Jungfrauen

[illegible]

Amalie Baiſch, [illegible]

[illegible]

Inhalt: [illegible]

[illegible] Geſchenk für junge Damen.

Stehende geſchweißte Querſiederkeſſel

[illegible] Compound-Dampfmaſchinen, [illegible]

Über Land und Meer.

№ 31.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Ums Geld.

Novelle von

R. von Klinckowſtröm.

(Fortſetzung.)

Holbens Wagen rollt in der That der Wohnung von Frau von Garten zu. Der neugebackene Bräutigam ſpringt mit jugendlicher Ungeduld hinaus und eilt die Treppen in der frohen Hoffnung hinan, ſeine Braut allein zu treffen. Seit zwei Tagen iſt er mit ihr verlobt, und noch hat er keinen Augenblick der ungeſtörten Ausſprache mit ihr erreichen können. Er hat das Jawort von ihr ſchriftlich erbeten und erhalten, und bei der erſten Zuſammenkunft darnach blieb Frau von Garten zugegen. — ganz taktlos und verſtändnislos, dachte er in ſeinem Innern, ohne zu ahnen, daß Magdalene es geweſen, die ihre Schweſter beſchworen hatte, ſie nicht mit ihrem Verlobten allein zu laſſen.

Er kann ſeinen Verdruß kaum bemeiſtern, als er, den Strauß duftender Roſen in der Hand, eintritt und Frau von Garten ſchon wieder auf ihrem Wachtpoſten in der Sofaecke findet, noch dazu nicht einmal allein, denn Graf Aſtorf hat es ſich nicht nehmen laſſen, gleich nach Empfang der Anzeige in Perſon ſeine Glückwünſche auszuſprechen und

Sonntag Nachmittag in Betzingen. Nach einer Aquarelle von Reinhold Braun.

ſcherzhaftes Bedauern hinzuzufügen, daß ein anderer ihm zuvorgekommen, beiläufig geſagt ein Scherz, den er bei jeder ſtattfindenden Verlobung ſeit dreißig Jahren zum beſten gibt. Er hat ſich die Aufforderung, doch noch die Ankunft des Bräutigams abzuwarten nicht zweimal ſagen laſſen, und nachdem er dem letzteren die Hände geſchüttelt und ihm geſagt hat, wie er ihn beneide, erwartet man eigentlich, daß er ſich entfernt. Anſtatt deſſen ſetzt er ſich mit der blühenden Witwe zu einer Partie Bezique nieder, und alle Anzeichen laſſen darauf ſchließen, daß er beabſichtige, den Reſt des Abends hier zuzubringen.

Magdalene iſt Halden mit einer ihr ſonſt fremden Befangenheit entgegengekommen und hat ihm ihre Hand allein zum Kuß überlaſſen, die einzige Annäherung, welche ihm bis jetzt geſtattet wurde. Niemals würde er die Grenzen der Wohlerzogenheit ſo weit überſchritten haben, ſie in Gegenwart anderer in die Arme zu ſchließen, und niemals würde ſie es geduldet haben. Doch gerade dieſe Zurückhaltung ihrerſeits hat einen Reiz für ihn, während ſie ihm im ſtillen ſeine Enthaltſamkeit hoch anrechnet, denn ſie legt einen beſonderen Wert auf gute geſellſchaftliche Formen, und weil trotz aller Vorurteilsfreiheit doch unbewußt noch ſo viel ariſtokratiſches Element in ihr ſteckt, um unwillkürlich einen kleinen Unterſchied zwiſchen ihrer geſellſchaftlichen Stellung und der ihres Verlobten zu machen, beobachtet ſie ihn mit einer gewiſſen Spannung. Sie kennt ihn ja noch ſo wenig und iſt nicht ſicher, ob er nicht doch vielleicht einen Verſtoß begeht, der ihn in ihren Augen lächerlich macht. Daß er nun mit der ganzen läſſigen Sicherheit und Ruhe auftritt, die den Mann von Welt kennzeichnen, iſt ihr eine ungeheure Erleichterung.

Da ihre Schweſter mit dem Grafen in das Kartenſpiel vertieft iſt, hat ſie keine Entſchuldigung und folgt zögernd einer Aufforderung ihres Verlobten, ſich mit ihm, abgeſondert von jenen, an das Kamin zu ſetzen. Sie hat den Roſenſtrauß, den er ihr gebracht, noch in der Hand, und es kommt ihr in den Sinn, daß es ſich für eine Braut vielleicht ſchicke, eine Knoſpe auszuwählen und ihrem Zukünftigen zu geben; doch wie ſie die Knoſpe ſchon in der Hand hält, kommt ihr dies Thun unnatürlich vor, und ſie läßt die Hand wieder ſinken und iſt im Begriff, die Blüte zu zerpflücken, als Halden, den halben Gedanken erratend, dieſelbe raſch nimmt und in ſein Knopfloch ſteckt.

„Nicht wahr, ſie war doch dafür beſtimmt?“ ſagt er lächelnd und verſucht, ſich der ſchlanken weißen Finger zu bemächtigen, doch ſie zieht dieſelben haſtig zurück und meint ſcherzend: „Jeu de main, jeu de vilain!“

Es erſcheint ihr alles ſo unnatürlich. Sie iſt ſtets eine ehrliche Natur geweſen, ſoweit man überhaupt in der großen Welt ehrlich ſein kann, und jetzt wird ſie von dem demütigenden Bewußtſein beſeelt, eine Rolle zu ſpielen, bei der ſie nicht mit ganzem Herzen iſt, Empfindungen zu erregen, die ſie nicht teilt, und den Eindruck aufrecht erhalten zu müſſen, eine glückliche Braut zu ſein, während doch ſo viel andere Dinge beſtimmender auf ihren Entſchluß eingewirkt haben als gerade Neigung. Sie iſt es ſo müde geworden, die fortwährenden Ermahnungen ihrer Schweſter mitanzuhören, doch endlich eine vernünftige Partie zu machen, müde auch, die kleinliche Miſère ihres täglichen Lebens zu ertragen, und endlich hat ſie nach der rettenden Hand gegriffen, weil ſie im Begriff ſtand, um eines andern Mannes willen den Kopf zu verlieren, und raſch entſchloſſen allen thörichten Gedanken einen Riegel vorſchieben wollte, ſo lange es noch Zeit war. Und nun hat ſie ihr Schickſal in Freud und Leid für ein ganzes langes Leben an das eines Mannes geknüpft, von dem ſie allerdings weiß, daß er ihr ſympathiſch und geiſtig weit überlegen iſt, ſonſt aber nichts.

Er iſt in der letzten Woche täglich gekommen, doch ſie hat ſich nie offen und rückhaltslos dem Genuß hingeben können, den ſie unſtreitig in ſeiner Unterhaltung gefunden haben würde, wäre ſie ihm unter anderen Verhältniſſen unbefangen entgegen getreten.

Während ſie ihm jetzt gegenüber ſitzt, ringt in ihr eine ängſtliche Scheu vor ihm mit einer Unſicherheit ihrer ſelbſt, die ſie beunruhigt. Aus ſeinen Augen brennt ihr heiße Liebe entgegen, die er kaum zurückzudrängen vermag und doch ihrer Zurückhaltung gegenüber nicht rückhaltslos bekennen möchte. Sie wird bald rot bald blaß, weil ſie eine Ausſprache vorausſieht, und in ihrer Verlegenheit ruft ſie Jibby zu ſich, als ſei dieſes dritte lebende Weſen eine Schutzwehr dagegen, und verbirgt tändelnd ihr heißes Geſicht in ſeinem langhaarigen Fell.

„Sie werden ſich darein finden müſſen, Jibby mit in den Kauf zu nehmen,“ meint ſie, ihren Verlobten unter den zottigen Löckchen hervor von der Seite anblickend. „Was meinſt du, Jibby? Magſt du den Herrn dort wohl leiden?“

Der bewegliche Pintſcher ſpringt bei der andeutenden Handbewegung von ihrem Schoß und heftig wedelnd an Halden empor.

„Sie ſehen, der Hund teilt die Sympathien ſeiner Herrin,“ ſagt er lächelnd. „Denn ich hoffe doch, daß ich dieſe beſitze, nicht wahr, Magdalene? Sie würden mir das Jawort nicht gegeben haben, wenn ich Ihnen gleichgiltig wäre? Ich weiß, Sie ſind eine wahre Natur.“

Ihr Geſicht iſt im Augenblick wie mit Blut übergoſſen, und in peinlichſter Verwirrung ſenkt ſie ſchuldbewußt die Augen.

Er hält ihre Befangenheit für mädchenhafte Scheu, und um ihr darüber hinwegzuhelfen, lenkt er taktvoll von dem Thema ab und beginnt in ſkizzenhaften Umriſſen Zukunftspläne zu entwerfen, bis ſie es für ſchicklich und an der Zeit hält, ihn zu bitten, ihr doch einiges aus ſeinem vergangenen Leben zu erzählen, von dem ſie noch ſo wenig weiß.

Er willfahrt dieſem Wunſche freudig, denn er ſieht darin ein Zeichen ihres Intereſſes.

Sie lauſcht zunächſt eigentlich nur dem Klang ſeiner Stimme, der ihr Ohr mit ſchmeichelndem Wohllaut berührt; allmälich aber erwärmt ſie ſich für das, was er ihr erzählt. Es imponirt ihr, von ihm in ſchlichten Worten zu hören, wie er ſich ſeinen Platz im Leben mühſelig, aber mit Energie erkämpft, wie er gearbeitet und entbehrt hat, bis das ihm durch Erbſchaft zufallende große Vermögen ihm mühelos in den Schoß geworfen, um was er vielleicht noch Jahrzehnte hindurch hätte ringen müſſen: eine geſellſchaftliche Stellung und die Möglichkeit, das Leben zu genießen. Auch von ſeiner Verlobung mit der Schauſpielerin Sylvia Landel, die noch in die erſtere Periode gefallen, ſpricht er ohne jede Bitterkeit. Man fühlt es aus allen ſeinen Worten heraus, daß er jetzt glücklich iſt und alles, was ihn einſt gekränkt, in dem Vollgefühl dieſes neuen Glückes vergeben und vergeſſen hat.

Magdalene ſagt ſich, daß ſie ihr Schickſal in gute Hände gelegt hat. Sie empfindet eine große Hochachtung vor ihm und beinahe etwas wie Stolz, daß dieſer Mann ſie gerade gewählt hat und daß es in ihrer Macht liegt, ihn glücklich zu machen.

„Fahren Sie mit mir nach Hauſe, Herr Halden?“ fragt der Graf, als er um elf Uhr aufbricht. Seit einem Jahrzehnt pflegt er zu ſagen, daß der Schlaf vor Mitternacht der geſündeſte ſei und jugendlich erhalte.

Das Brautpaar iſt gerade in eine anregende Unterhaltung verwickelt, und ſtatt ihres Verlobten erwidert Magdalene lachend: „Verzeihen Sie, Graf, aber ich habe jetzt das Recht der Verfügung über Doktor Halden erlangt und kann ihm noch nicht geſtatten, fortzugehen, wogegen ich Ihnen meinen Konſens nicht verſagen will.“

Ein freundlicher Blick Haldens dankt ihr für dieſe Worte.

Noch eine Stunde vergeht. Er erzählt von ſeinem einſamen Leben und Wirken auf dem abgelegenen ausgedehnten Beſitz, der, weit dahinten im Polniſchen gelegen, ihm von ſeinem Onkel vererbt worden und ein reiches Feld der Thätigkeit und Sorge biete, von der verlorenen Liebesmühe, die er darauf verwandt, der ſeit Generationen verwahrloſten Bevölkerung ein erträgliches Los zu ſchaffen, und die an dem tief eingewurzelten Mißtrauen, das in dem Herrn den natürlichen Feind ſieht, erfolglos geſcheitert. Er ſchildert ihr, wie er oft mit dem erſten Tagesgrauen zur Jagd aufgebrochen und durch die Dorfgaſſe geſchritten, deren verfallene Hütten in dem fahlen Licht der Morgendämmerung doppelt öde und troſtlos erſchienen, und wie ihn dann ein tiefes Mitleid mit den armen Geſchöpfen überkommen, die da unter den elenden Dächern ein ſtumpfes, freudenloſes, faſt tieriſches Daſein führten, zugleich mit dem Bewußtſein, daß es ſeine Aufgabe ſei, menſchenwürdige Weſen aus ihnen zu bilden. Wenn er dann aber den Verſuch gemacht, Licht, Luft und Wärme in ihre Wohnungen zu bringen und mit der phyſiſchen Wohlthat zugleich auch einen Funken von Patriotismus, von Intereſſe für König und Vaterland in ihren Seelen zu erwecken oder auch nur ein Intereſſe an der eigenen Arbeit, ſo habe ſich ihm ſofort der feindſelige Widerſtand einer Raſſe entgegengeſtellt, die nichts kennt als Unterdrückung und Ueberliſtung und die leitende Hand des Prieſters, der ihre Beichte hört und mit der Verhängung zukünftiger Strafen oder Freuden ihre ſtumpfen Geiſter blindlings regiert.

Magdalene folgt ihm mit Intereſſe. Als Stadtkind hat ſie von ſolchen Verhältniſſen keine Ahnung, doch was er ſagt, erſcheint ihr gut und edel und dabei unendlich anſpruchslos und natürlich. Es freut ſie auch, aus ſeinen Worten heraus zu hören, daß ihm das Gefühl der Königstreue nicht fremd iſt und ſeine politiſchen Anſichten durchaus nicht weit von denjenigen ihres Kreiſes abweichen. Sie erinnert ſich lange nicht, einen ſo angenehmen Abend verlebt zu haben; erſt der Schlag der Uhr auf dem Kamin und ein Blick auf Frau von Garten, die mit den Karten in der Hand ſich vergeblich durch eine Patience wach zu halten ſucht, mahnen ſie daran, daß es Zeit iſt, auseinander zu gehen.

Die Dienſtboten haben ſich bereits zur Ruhe begeben, die Gasflammen auf den Treppen ſind ausgelöſcht, nur in dem Schiebfenſterchen des Portiers ganz unten brennt noch ein Lämpchen und wirft ſeinen matten Schein herauf. Magdalene ergreift ſelbſt eine Lampe, um ihrem Verlobten die Treppe hinab zu leuchten, nachdem er ſich mit höflichem Handkuß verabſchiedet. Wie ſie ſich über die Baluſtrade beugt, mit beiden Händen die Lampe haltend, fällt der Schein derſelben hell auf ihr roſiges Geſicht, das ihm lächelnd nachſchaut.

Er iſt bereits auf der Hälfte der erſten Treppe, als er noch einmal aufblickt und dann, wie von einem plötzlichen Impuls getrieben, umkehrt und die Stufen zurück emporſpringt.

Sie befindet ſich offenbar im Nachteil in dieſem Augenblick, denn ſie kann die Lampe nicht aus den Händen ſetzen, und ſo muß ſie es dulden, daß er ſie in ſeine Arme ſchließt und ſeine Lippen mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm auf die ihren preßt.

Magdalene iſt zu überraſcht, um an eine Abwehr zu denken. Ein ſeltſamer Schauer durchrieſelt ſie bei ſeinem Kuß, dem erſten, den ſie je empfangen. Halb betäubt nimmt ſie ihn hin, und ehe ſie ſich ſelbſt klar wird, was ſie thut, hat ſie ihn leiſe erwidert.

„Gute Nacht, meine ſüße Geliebte!“ flüſtert er in frohem Schreck mit erregter Stimme und zieht ſie noch einmal heftig an ſich. „Denke an mich! Vergiß mich nicht bis morgen! Liebe mich!“ Dann eilt er die Treppe hinab, und von unten tönt noch einmal ein leiſes „Gute Nacht!“ hinauf zu ihr, die mit halb geöffneten Lippen, an allen Gliedern zitternd, noch immer regungslos mit der Lampe an derſelben Stelle ſteht.

Es iſt ein Uhr, als Halden ſeine Wohnung betritt und von ſeinem Diener mit einer gewiſſen Verlegenheit empfangen wird, die ihm auffällt.

„Es iſt eine Dame im Wohnzimmer, die den Herrn Doktor zu ſprechen wünſcht,“ meldet derſelbe auf die Frage, ob irgend etwas vorgefallen ſei.

„Was für eine Dame?“

„Ich weiß es nicht. Sie kam ſchon um zehn Uhr und beſtand darauf, den Herrn Doktor zu erwarten. Da ſie ſehr anſtändig ausſah und in einem ſehr anſtändigen Wagen kam, wagte ich es nicht, ſie abzuweiſen.“

Halden tritt haſtig, nicht ohne ein unangenehmes Vorgefühl, in das Wohnzimmer. Sein Herz iſt noch ſo voll von Liebe und Glück, Empfindungen, auf die er ſchon ſeit Jahren verzichten zu müſſen geglaubt, daß er den Eindruck der letzten Stunden gern ausklingen ließe; doch dazu wird ihm, wie es ſcheint, keine Gelegenheit, denn bei ſeinem Eintritt erhebt ſich eine dunkel gekleidete Frauengeſtalt von dem Fauteuil am Schreibtiſch und ſchiebt den ſchwarzen Spitzenſhawl mit ungeduldiger Bewegung von ihrem goldigen Haar.

d by Google

„Richard!“ ſagt ſie mit tiefer, zitternder Stimme. „Haſt Du mich wirklich vergeſſen können?“

Sein Geſicht nimmt einen eiskalten, ſarkaſtiſchen Ausdruck an.

„Was verſchafft mir eigentlich die zweifelhafte Ehre dieſes ungewöhnlichen Beſuchs? Ich höre, Sie haben die Bühne verlaſſen, Frau von Reiſchütz, aber es ſcheint, daß Sie der Verſuchung nicht widerſtehen können, noch hie und da einen Theatercoup in Scene zu ſetzen.“

Die ſchöne Frau iſt zu ihm herangetreten und hat ſeine Hände mit einer flehenden Geberde gefaßt. Sie zwingt ihn, ihr in die feuchtſchimmernden blauen Augen zu ſchauen. Für jeden andern wäre die Situation und der Anblick von ſo viel Liebreiz, den der Ausdruck der Trauer idealiſirt, gefährlich geworden, aber in Haldens Seele erweckt dieſes bezaubernde Geſicht nur harte, bittere Gefühle.

„Kannſt Du mir denn nie verzeihen? Wenn ich gegen Dich gefehlt habe, ſo büßte ich bitter dafür; ſo bitter, daß Du wirklich zufrieden ſein könnteſt. Findeſt Du denn keine Entſchuldigung für mich? Verſetze Dich doch in meine Lage! Als Schauſpielerin jeder Verſuchung ausgeſetzt, ohne eigentliche Erziehung, ohne Grundſätze aufgewachſen, arm und ſchön! Wäre es nicht übermenſchlich von mir geweſen, wenn ich da immer auf dem ſtrengen Pfad der Rechtlichkeit ohne Abweichung geblieben wäre? Aber ich liebte Dich, Richard, glaube mir, ich liebte Dich wahrhaftig von ganzer Seele.“

„Aber Sie glaubten daneben ganz unbeſchadet die Toiletten und Brillanten, die Equipagen und kleinen Soupers von anderen annehmen zu können. Sie hatten nicht einmal ſo viel Rückſicht auf mich, Ihren Verlobten, daß Sie den öffentlichen Schein wahrten. Die Spatzen auf den Dächern erzählten ſich von meiner lächerlichen Stellung, nur ich allein war blind, denn ich ſteckte zwiſchen meinen Büchern und ſtudirte und arbeitete, um vorwärts zu kommen und einer Frau eine Zukunft zu ſchaffen, die mich dem Geſpött preisgegeben, und wenn mich nicht durch Zufall ein kleines Billet, das ich bei Ihnen fand, aufgeklärt hätte, wer weiß, wie lange die Komödie noch gedauert haben würde. — Ah, ſtill von dieſen ekelhaften Erinnerungen, mit denen ich gottlob abgeſchloſſen habe!“

Sylvia iſt auf einen der kleinen Seſſel niedergeſunken, die im Zimmer umherſtehen und von denen ſich zufällig einer neben ihr befindet, aber ſie hält noch immer ſeine Hand, und er blickt auf ihr ſchimmerndes hellblondes Haar nieder, das über die weiße, blaugeäderte Stirn fällt. Wie oft hat er in früheren Zeiten dieſes Haar zärtlich ſpielend durch ſeine Finger gleiten laſſen. Die Erinnerung daran kommt in dieſem Augenblick mit beinahe quälender Lebendigkeit über ihn; er hätte die Frau am liebſten von ſich ſtoßen mögen und befreite mit einiger Heftigkeit ſeine Hand von den ihren.

„Ich will mich nicht entſchuldigen,“ ſagt ſie mit geſenktem Haupt. „Aber Du, der Du ſelbſt einſt arm warſt, haſt Du denn kein Verſtändnis dafür, daß man Verſuchungen erliegen kann, die für den Reichen, der eine geſicherte Lebensſtellung einnimmt, gar nicht in Betracht kommen?“

„Nein! Ich bin immer ehrenhaft geblieben.“

„Ah, Du biſt ein Charakter! Aber ich war ſchwach und eitel. Ich war für ein Rollenfach engagiert, das glänzende Toilette erfordert, und meine Gage reichte nicht dazu hin. Es finden ſich nur zu leicht Freunde für junge, gut ausſehende, unbeſchützte Bühnenkünſtlerinnen, die ſich erbieten, Toiletten und Luxusausgaben zu beſtreiten. Ich machte mir hierüber keine Skrupel, denn ich trug ja nur für mich allein die Verantwortung; es fragte niemand nach mir, ich war ganz allein. Und dann trateſt Du plötzlich in meinen Lebenskreis, ich lernte Dich kennen und liebte Dich! Dein feiner Geiſt, Dein graziöſer Witz waren meiner unkultivirten Natur etwas ſo köſtlich Neues, Entzückendes. Du warſt nicht in der Lage, Dich viel in Geſellſchaft bewegen zu können, und hörteſt daher auch nicht, in welcher Weiſe über mich geſprochen wurde. Du verlobteſt Dich mit mir, und ich hatte nicht den Mut, Dir die Wahrheit zu ſagen. Es war ja auch im Grunde nicht meine Sache; ich beſaß nicht den Heroismus, mein Glück freiwillig zu zerſtören. Unſere Heirat war noch ins Ungewiſſe hinausgeſchoben und hing von dem Erfolg Deiner Arbeiten ab; ich aber mußte weiterſpielen und in all den glänzenden Rollen auftreten, in der meine Schönheit erſt zur vollen Geltung kam. Sollte ich nun auf einmal auf den Glanz verzichten, an den ich und das Publikum gewöhnt waren und der mein jedesmaliges Auftreten mit einem gewiſſen Nimbus umgab? Ja, gewiß, es wäre meine Pflicht geweſen, aber ich konnte es nicht. Wenn ich Dir gegenüber trat, ſo drückte mich das Bewußtſein meiner Schuld beinahe zu Boden; doch wenn ich dann ſah, daß Du ahnungslos glücklich in meiner Geſellſchaft warſt, ſagte ich mir, daß ich Dir ja eigentlich nichts nahm und Deinen Rechten keinen Abbruch that. Ich machte Dich glücklich, Dir wurde Dein volles Recht in den Stunden, in denen Du bei mir ſein konnteſt, und mein Herz gehörte Dir allein; warum ſollte ich nicht fortfahren, mir das Lebenselement zu erhalten, in dem ich nur exiſtiren konnte?“

Halden lacht. „Frauen haben eine ſonderbare Anſchauungsweiſe! Sie thaten meinen Rechten keinen Abbruch? Ausgezeichnet! Und ich Thor, der ich auf Ihre Ehrenhaftigkeit einen Eid abgelegt hätte, war noch beſorgt um Ihren guten Ruf, den ich bei der Frau, die meinen Namen tragen ſollte, ängſtlich zu wahren ſtrebte. Ich drang darauf, daß Sie eine Duenna zu ſich nehmen ſollten, und machte mich unſterblich lächerlich mit meiner Beſorgnis. Und Sie, Sie wußten, wie ich nach dieſer Richtung hin dachte, und hatten die Stirn, mich kaltblütig zu hintergehen. Trotzdem aber thaten Sie meinen Rechten keinen Abbruch, nein, Gott bewahre!“

Sylvias Ohr lauſcht begierig auf den Klang tiefer Gereiztheit, der ſich in ſeiner Stimme geltend macht und dem die eiſige Verachtung gewichen iſt. Sie fühlt inſtinktiv, daß die alten Erinnerungen Macht über ihn gewonnen haben, und wahrt ihren Vorteil.

„Du hatteſt recht, mich von Dir zu ſtoßen, aber als Du es gethan, da fühlte ich erſt, wie alles, was gut und edel iſt, mit Dir aus meinem Leben wich. Ich hatte Dich niemals ſo wahnſinnig geliebt wie jetzt. Ich hätte Dir alles geopfert, wenn Du nur zu mir zurückgekehrt wäreſt. Meine Freunde und Gönner fanden meine Stimmung unerträglich und brachen mit mir, es war mir gleichgiltig, faſt lieb; ich ſuchte nur nach Dir, ich wollte es nicht glauben, daß Du auf immer mit mir gebrochen und die Stadt verlaſſen habeſt. Richard, ich war unbeſchreiblich elend, denn ich fühlte, daß die Liebe zu Dir unausrottbar war, und hätte mir beinahe das Leben genommen. Dabei mußte ich nach wie vor auftreten, lächeln, ſpielen, ſingen, und doch, man gewöhnt ſich an alles, man gewöhnt ſich auch daran, zu leben mit dem Tod im Herzen. Reiſchütz begegnete mir, er war ein alter Geck, aber er bot mir ſeine Hand, und ich nahm ſie an, denn ich mußte an eine Verſorgung für die Zukunft denken. Ich hielt ihn für vornehm und reich, denn er trieb einen bedeutenden Aufwand, in Wahrheit aber war er nichts weiter als ein Glücksritter, der nur geſchickt operirt hatte, doch da er bis jetzt noch alle meine Wünſche, ſelbſt die extravaganteſten, befriedigen konnte, ſo blieb ich bei ihm und kehrte nicht wieder zur Bühne zurück. Wir führten ein unruhiges Vagabundenleben, der Zufall verſchlug uns hieher, da ſah ich Dich wieder, und an dem wilden Klopfen meines Herzens fühlte ich, daß Du die einzige große Liebe meines Lebens geweſen. Das Verlangen, Dich wieder zu ſehen, Deine Hand zu halten und Deine Verzeihung zu erflehen, wurde ſo übermächtig in mir, daß ich den kühnen Schritt wagte, Dich aufzuſuchen.“

Faſt alle Männer, mögen ſie auch noch ſo ſtrenge Grundſätze haben, fühlen eine gewiſſe Nachſicht den Frauen gegenüber, von denen ſie geliebt wurden. Halden macht hievon keine Ausnahme, und unwillkürlich wird ſein Ton ſanfter und fällt er in das trauliche „Du“ der früheren Tage.

„Ich habe Dir längſt verziehen, es wäre nicht nötig geweſen, die alten Geſchichten wieder zum Leben zu erwecken und mich zu dieſer ungewöhnlichen Stunde aufzuſuchen, auf die Gefahr hin, Dich zu kompromittiren. Mein Diener ſoll Dir einen Wagen beſorgen und Dich nach Hauſe begleiten.“

Ueber ihr Geſicht huſcht es wie ein triumphirendes Lächeln, es fallen ihr plötzlich Worte von Dumas fils ein: „Die Liebe iſt nichts weiter als ein Kampf zwiſchen Mann und Weib, und wehe dem Beſiegten!“

Wer von ihnen wird der Beſiegte ſein?

„Ich danke Dir für das Wort der Verzeihung, Richard,“ ſagt ſie ſanft, „aber laß mich nicht ſo von Dir gehen, gib mir ein Wort mit auf den Weg, von dem ich zehren kann, ſage mir, daß die Liebe, die Du einſt für mich gefühlt, nicht ganz geſtorben iſt, daß doch noch ein Fünkchen von Intereſſe wenigſtens unter der Aſche glüht.“

Er ſchweigt.

„Richard, fühlſt Du wirklich gar nichts mehr für mich?“

„Nein!“

Sie ſieht, daß ſie im Begriff ſteht, das Spiel zu verlieren, und ihre Selbſtbeherrſchung läßt ſie im Stich.

„Du liebſt die andere, die hochgeborene Bettlerin, mit der man Dich verlobt ſagt?“

„Mit der ich verlobt bin. Ja, ich liebe ſie und, was mehr iſt, ich achte ſie.“

Sylvia bricht in ein krampfhaftes Lachen aus.

„Und Du glaubſt, daß ſie Deine Liebe erwidert?“

„Ich hoffe es.“

„O, der kurzſichtige Narr! Er, der Beſitzer einiger Millionen, gibt ſich der Täuſchung hin, daß ihn ein armes Mädchen aus Liebe heiratet!“

„Ich muß Sie bitten, Frau von Reiſchütz, meine Braut nicht mit dem Maßſtab zu meſſen, mit dem Sie ſich ſelbſt meſſen.“

„Und Sie bilden ſich ein, daß dieſes Mädchen, das voller Standesvorurteile ſteckt, nur aus Liebe zu Ihnen von Titel und Namen abſieht?“

Halden bleibt ſtumm; er hat ſich dieſe Frage ſchon ſelbſt öfters vorgelegt, aber es verletzt ihn, ſie von anderen Lippen laut ausgeſprochen zu hören.

„Sind Sie denn blind geweſen, daß Sie das Intereſſe dieſes Mädchens für den ſchönen Guntram nicht bemerkten? Und glauben Sie, daß Sie neben dieſem Antinous Chancen gehabt hätten, wenn Sie nicht eben der Beſitzer Ihres Vermögens wären? Es hat nicht eben jede Frau eine ſo hirnverbrannt närriſche Vorliebe für Ihr unſchönes Geſicht wie ich, für die dieſes Geſicht der Inbegriff der Schönheit iſt und die ſich ſo weit erniedrigt, es Ihnen zu ſagen und um ein Wort der Liebe zu betteln.“

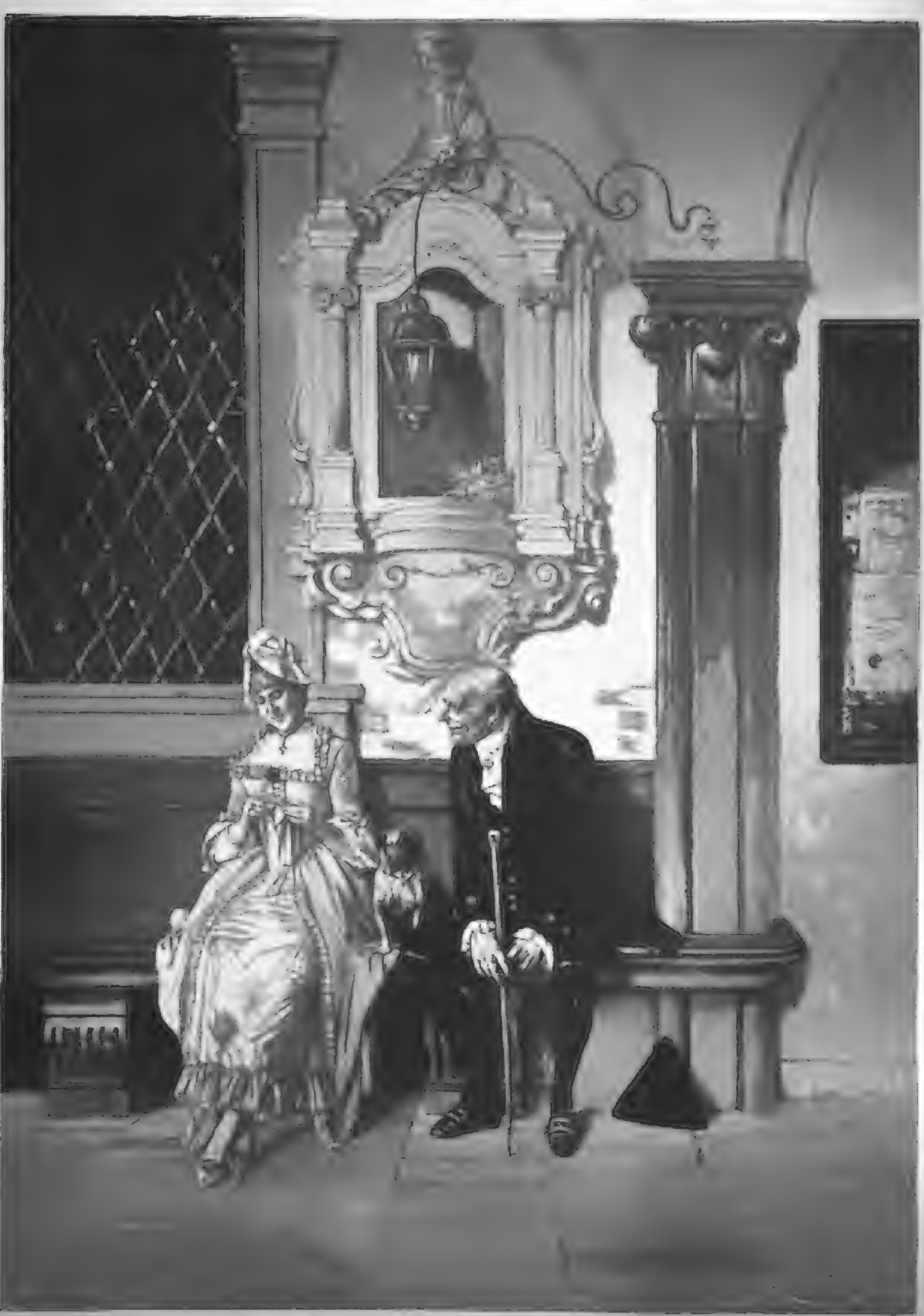
Mit ſchneidendem Hohn kommen die Worte von ihren Lippen und treffen die wunde Stelle ſeines Innern. Ja, er erinnert ſich, daß auch er Magdalene zu Anfang ihrer Bekanntſchaft im Verdacht gehabt, wärmere Gefühle für Guntram zu hegen, und daß er neben der kraftvollen Männergeſtalt desſelben ein Gefühl gehabt, das faſt dem Neide gleichkam. Wie er die Frau in dieſem Augenblick haßt, die ihm mitten im Vollgefühl des Glückes den Stachel des Mißtrauens in die Seele ſenkt!

„Glauben Sie denn,“ fährt ſie fort, „daß Ihre Braut aus beſſerem Holz geſchnitten iſt als wir anderen Frauen? ‚Geld!‘ heißt die Loſung heutzutage für alle Welt und naturgemäß auch für uns. Wer uns am meiſten bietet, an den verkaufen wir uns; unſer Herz kommt dabei nicht in Betracht. Sentimentalität iſt heutzutage nicht mehr zeitgemäß. Ihr Männer wollt uns ja auch nicht anders; ihr faſelt von Weiblichkeit und Gemüt, aber die Frauen, welche dieſe Tugenden beſitzen, die laßt ihr in der Praxis links liegen und lauft hinter uns her, die wir der Zeit Rechnung tragen und mit kaltblütigem Egoismus der Mode und dem Lebensgenuß allein huldigen. Wir können nun einmal einen gewiſſen Luxus nicht entbehren, ohne an Reiz für euch einzubüßen; das hat Ihre Braut vollkommen richtig überlegt, deshalb zögerte ſie nicht, Ihnen nach einer Bekanntſchaft von einer Woche ihr Jawort zu geben. Wären Sie nicht der Millionär, wären Sie noch der arme Doktor der Chemie, den ich kennen lernte, ſie würde Ihnen beſtens danken.“

„Es iſt ſehr leicht, den Charakter einer Dame zu verunglimpfen, ohne irgend einen Beweis für ſeine Behauptung zur Hand zu haben.“

„Und wenn ich Ihnen nun Beweiſe brächte? Habe ich nicht von Guntrams eigenen Lippen die Verſicherung gehört, daß Fräulein von Reuttern ihm ein Recht zugeſtanden hat, für ſie einzutreten? Das war allerdings vor ihrer Verlobung mit Ihnen.“

d by Google



Eine Herzensfrage. Gemälde von Eugen Klinkenberg

Vom Gewitter überraſcht. Gemälde von H. Briſpot.

Sie ſchleudert ihm die Worte ſo zuverſichtlich entgegen, daß ihn ein plötzliches inneres Frösteln überfällt, dennoch verſetzt er ruhig:

„Ich werde Ihre Beweiſe erwarten."

„Sie ſollen ſie haben und dann entſcheiden, wer von uns beiden das aufrichtigere Intereſſe an Ihnen nimmt. Richard, ſehen Sie denn nicht, daß ich Sie davor bewahren möchte, das Opfer einer Spekulation zu werden?"

„Sie werden begreifen, daß ich für unverlangte Wohlthaten keinen Dank fühlen kann."

„Gewiß! Das ſoll mich aber nicht abhalten, meine Pflicht zu thun. Leben Sie wohl!"

Er verbeugt ſich flüchtig, legt ihr den Mantel um die Schultern, und die Thür öffnend, ſagt er mit lauter Stimme zu dem Diener:

„Bringen Sie die gnädige Frau zu einer Droſchke!"

(Fortſetzung folgt.)

Meeresruh.

Von

L. von Bebie.

Spielt der Mondenſchein
Auf der ſtillen See,
Schleicht ins Herz hinein
Mir ein tiefes Weh.

Iſt ſo ganz dein Bild,
Dieſe Meeresruh;
Iſt ſo ſchön und mild
Und ſo falſch wie du.

Die Ausſtellung für Unfallverhütung in Berlin.

Von

Franz Bendt.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Man hat unſer Jahrhundert ein ſolches der Maſchinen, des Dampfes und der Elektrizität genannt, und mit Recht. Durch den großartigen Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften in unſerer Zeit — vermöge deſſen es gelang, die Naturkräfte auszunutzen und die Mittel zu finden, um Induſtrie und Verkehr in bis dahin ungeahnter Weiſe zu entwickeln, — haben ſich die Anſprüche des Menſchengeſchlechts in eigentümlicher Weiſe erweitert. Auch das Anwachſen der Rieſenſtädte in der alten und neuen Welt, das Erſchließen neuer Länder, welche bisher der Kultur ferne geſtanden, ſowie der lebhafte Drang nach Austauſch und inniger Verbindung begünſtigte die Einführung und Ausbreitung der Verkehrsmittel, welche von der Technik als Dampfwagen, Telegraph und Telephon der Welt geſchenkt worden waren. Aber mit der Verwendung der Naturkräfte im Dienſte des Menſchengeſchlechtes ergaben ſich auch neue Gefahren, und der erfinderiſche Sinn der Ingenieure hatte die Mittel zu ergründen, um den tückiſchen Naturgewalten Zügel anzulegen.

Die Zahl der Vorrichtungen, welche erſonnen worden ſind, um die in den verſchiedenen Zweigen der Induſtrie wirkenden Arbeiter ſchützen zu können, iſt eine ſehr große geworden. Es iſt daher gewiß eine glückliche Idee, in einer Ausſtellung alle dieſe Hilfsmittel dem Publikum vorzuführen. Neben den praktiſchen Zwecken, welchen eine ſolche Ausſtellung dient, kann ſie Zeugnis von den edlen Zielen geben, denen der Menſch in der Gegenwart, trotz des Geſchreies von dem Materialismus unſerer Zeit, zuſtrebt. Wie bekannt, wird am Schluſſe des Monats April 1889 die Ausſtellung für Unfallverhütung in Berlin eröffnet. Wir möchten nun im nachfolgenden unſeren Leſern eine Ueberſicht von den Vorrichtungen geben, welche dort in Thätigkeit vorgeführt werden; natürlich verlangt ihre ſehr große Zahl eine beſchränkte Auswahl.

Von Zeit zu Zeit durchläuft die Blätter in nur zu naher Aufeinanderfolge die traurige Nachricht von einer Grubenkataſtrophe in irgend einem der Kohlenbergwerke Englands oder anderer Länder. Hunderte geſunder Männer im beſten Lebensalter ſind in einem Augenblick von den tückiſchen Gewalten der Unterwelt vernichtet worden. Die ſchlagenden Wetter in den Kohlenwerken ſind denn wohl auch die erſten Begebenheiten geweſen, welche die Techniker immer von neuem angeregt haben, all ihren Scharfſinn aufzubieten, um ihre Mitmenſchen nach Möglichkeit vor Unfall zu bewahren. Aber erſt recht ſpät fanden ſich brauchbare Methoden, welche es ermöglichten, daß die Knappen frühzeitig genug vor der kommenden Gefahr gewarnt wurden. Der engliſche Naturforſcher Davy umgab zu dieſem Zweck die Grubenlampe mit einem Drahtgeflecht. Enthält die Grube brennbare Gaſe, ſo werden dieſelben auch in die Drahtzelle der Lampe eindringen und ſich dort entzünden. Davy hatte nun gefunden, daß die Flamme nicht durch ein Drahtgeflecht hindurchſchlagen kann, ehe dasſelbe bis zur Glut erhitzt iſt; der Bergmann hat alſo Zeit, um der gefährlichen Grube zu entfliehen. Leider wurde die Hilfe, welche der geniale Mann den Arbeitern darbot, vielfach mißachtet. Das Drahtgewebe verfinſterte nämlich ein wenig die Lampe, und mancher Knappe entfernte deshalb das ſchützende Geflecht, ſorglos annehmend, daß die Gefahr wohl nicht ſo nahe ſei, obgleich ſolch ein Thun immer von neuem auf das entſetzlichſte beſtraft worden iſt. Sein größter Feind iſt eben zumeiſt der Menſch ſich ſelbſt! Man ſuchte daher nach Hilfsmitteln, welche nicht durch den verbrecheriſchen Leichtſinn eines Mannes vernichtet werden konnten. Als dann — etwa vor zwanzig Jahren — die Elektrotechnik anfing, allüberall helfend einzugreifen, wurde auch verſucht, mit Verwendung des elektriſchen Stromes Vorrichtungen zu ſchaffen, welche eine Gefahr ſelbſtändig anzeigten. Ein ſolcher Apparat, der vielfach in den Gruben eingeführt worden iſt, rührt von unſerem berühmten Landsmanne Werner von Siemens her. Die Einrichtung dieſes höchſt geiſtvoll erdachten Inſtrumentes iſt folgende: Ein Metallcylinder wird an ſeinen beiden offenen Enden mit einer Membrane verſchloſſen; entwickeln ſich nun Gaſe in der betreffenden Grube, ſo dringen dieſe infolge phyſikaliſcher Geſetze auch in das Innere des Cylinders ein, deſſen Membrane daher anſchwellen. Dann entſteht durch Kontakt ein elektriſcher Stromſchluß, welcher ein Läutewerk in Bewegung verſetzt, und der Befehl zum Verlaſſen der Grube kann rechtzeitig erfolgen. Es iſt auch vorgeſchlagen worden, die Bergwerke mit Glühlichtlampen auszurüſten, wodurch eine Gefahr durch Zündung allerdings nahezu ganz ausgeſchloſſen wäre.

Mit der praktiſchen Vollendung der Dampfmaſchine durch James Watt, ihrer Einführung in faſt alle Zweige der Induſtrie und ihrer Verwendung im Verkehr iſt die Möglichkeit von Unfällen ſtark gewachſen. Wer hatte nicht von den Schrecken der Keſſelexploſionen auf Dampfſchiffen und ähnlichen Ereigniſſen gehört und geleſen? Zur Verhütung ſolcher Gefahren wurden bekanntlich die Ventile hergeſtellt, ſowie feine Meßapparate, welche einen Einblick in die Spannungsverhältniſſe des Keſſels geſtatten, und dieſe Vorrichtungen haben im Laufe der Zeit die verſchiedenſten Formen durchlaufen. Als dann ſpäter ſich die Erdteile mit dichten Schienennetzen überzogen und der Verkehr immer mehr und mehr ſtieg, wurden die Anſprüche, welche man an die Bremsvorrichtungen der Maſchinen und Wagen ſtellte, naturgemäß höher. Hängt doch oft das Leben vieler Menſchen von dem ſchnellen und ſichern Wirken ſolcher Bremſen ab. Man hat auch hier — und vorzüglich bei Gebirgsbahnen — neuerlich den elektriſchen Strom verwenden wollen. Es fand ſich nämlich, daß die Reibung zwiſchen Rädern und Schienen vermehrt wird, wenn dieſelben von einem Strom durchfloſſen wurden.

Auf den ausgedehnten Bahnſtrecken iſt ſodann den Weichen beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt worden. Leider hat ſich herausgeſtellt, daß auch bei den vorzüglichſten Einrichtungen, ſoweit ſie durch Menſchenhand geſtellt werden, die Gefahr nicht ausgeſchloſſen iſt. Abgeſehen vom Leichtſinn oder wohl gar verbrecheriſcher Abſicht bei der Weichenregulierung, iſt Irrtum möglich und des öfteren zu verzeichnen geweſen. Durch den elektriſchen Strom iſt auch auf dieſem Gebiete dadurch Hilfe erlangt worden, daß man von der Hauptſtation aus, mittelſt automatiſcher Einrichtungen, die Weichen zweckentſprechend einſtellt. Ja, es ſind Apparate erdacht worden, welche es ermöglichen, das geſamte Schienennetz im Gebiete vieler Stationen zu überblicken und der Bewegung der Züge zu folgen. Der Beobachter auf der Hauptſtation iſt alſo dann im ſtande, die Einſtellung aller Weichen zu kontrollieren und beim Entdecken von Fehlern ſogleich telegraphiſch für Abhilfe zu ſorgen, oder wohl gar durch elektriſchen Kontakt die richtige Schaltung der Schienen ſelbſt zu vollführen!

Gerade in den letzten Jahren ſind in Deutſchland auf Anregung des Miniſters von Maybach eine große Zahl von Verbeſſerungen in den Weichen und Signalwerken ſowie Unterſuchungen über Fahrgeſchwindigkeit und dergleichen durchgeführt worden.

Nach Jahren der Ruhe geſchieht es zuweilen, daß durch ſchreckliche Ereigniſſe das Menſchengeſchlecht aufgerüttelt und auf Gefahren aufmerkſam gemacht wird, von denen es bisher ahnungslos umgeben war. So erinnert ſich wohl ein jeder noch an das Entſetzen, welches alle Welt ergriff, als vor ſieben Jahren die Nachricht von dem Wiener Theaterbrande zu uns drang. War es nicht ein wahrhaft tragiſches Geſchick für jene Unglücklichen, an dem Orte, wo ſich der Menſch zur Erholung und Erhebung von Geiſt und Gemüt zuſammenfindet, den ſchrecklichſten Tod durch Feuer und Erſticken zu finden? Schon allein die Abbildungen, welche damals von den Zeitſchriften gebracht wurden, waren hinreichend, um Grauen und Entſetzen zu erregen! Nun erſt erkannte man alle die Gefahren, welche in den Tempeln der Kunſt uns drohten!

Da fand es ſich faſt allüberall, wie ungenügend die Zugänge waren, wenn die Notwendigkeit eintreten ſollte, das Haus ſchnell verlaſſen zu müſſen; und leicht brennbare Gegenſtände auf der Bühne und im Zuſchauerraum ſchienen geradezu eine Zündung faſt zu begünſtigen. Gebieteriſch trat an die Fachleute die Forderung heran, die vielen Mängel in der Einrichtung der Theatergebäude abzuſtellen. So erhielten wir denn auch bald in allen Theatern den eiſernen Vorhang, welcher die mit feuergefährlichen Stoffen ſo reich erfüllte Bühne vom Zuſchauerraum zu trennen hatte. Durch automatiſche Vorrichtungen der verſchiedenſten Art iſt dafür geſorgt, daß im Augenblicke der Gefahr ſich der Vorhang von ſelbſt ſenkt. Denn wie die Erfahrung es leider gelehrt hat, iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß in der allgemeinen Verwirrung der betreffende Beamte ſeine Pflicht verſäumt und ſeinen Poſten verläßt.

Die Glühlampen, welche damals zur Einführung gelangten, bildeten gerade hier einen höchſt vorteilhaften Erſatz für die offenen und daher feuergefährlichen Gasflammen. Auch gelang es durch gewiſſe chemiſche Mittel, leicht brennbare Gegenſtände, wie die Couliſſen, Stoffe und ähnliches, ſo zu imprägnieren, daß ſie weniger gefahrvoll wurden. Durch Polizeivorſchriften iſt endlich in allen Städten die Anlage der Sitzreihen, ſowie der Zugänge zum Zuſchauerraum in der Weiſe angeordnet worden, daß eine ſchnelle Entleerung des Hauſes zu ermöglichen iſt. Wurde doch ſogar neuerlich von einem Ingenieur der Vorſchlag gemacht, das Theatergebäude ſo zu bauen, daß es bei Feuersgefahr über die Köpfe der Zuſchauer emporgehoben werden könne!

Auf der Berliner Ausſtellung wird dem Publikum ein vollſtändig ausgerüſtetes Theater vorgeſtellt werden, auf deſſen Bühne kleine Stücke zur Aufführung gelangen ſollen und welches die bewährteſten Einrichtungen zur Anſicht bringt, welche die Techniker bisher zur Verhütung von Unfall erſonnen haben.

Schon aus den vorſtehenden Auseinanderſetzungen hat ſich wohl ergeben, wie die Elektrizität in der neueſten Zeit in ihren verſchiedenen Verwendungen gerade für die Unfallverhütung von großer Bedeutung geworden iſt. Aber das Gute findet ſich leider niemals allein, immer pflegt ein Tropfen Höllenfeuer mit daran zu haften. So hat uns auch die Elektrotechnik mit neuen Gefahren bekannt gemacht, die wiederum zu verhüten ſind. Zu ſtarke Ströme können den Menſchen töten, und mangelhafte Leitungen ſind im ſtande, Zündungen und damit Feuersgefahr herbeizuführen. Allerdings muß man es den Elektrotechnikern zugeben, daß ſie von den erſten Entwicklungsſtufen ihrer jungen Wiſſenſchaft an unausgeſetzt beſtrebt geweſen ſind, allen möglichen Unfällen vorzubeugen.

Selbſtverſtändlich erhöht ſich die Wahrſcheinlichkeit einer Gefahr in den Fabriken, in welchen Maſchinen im Gebrauche ſind. Das Schwungrad, welches mit großer Geſchwindigkeit umläuft, iſt ja die Urſache ſo manchen Unglücksfalles geworden. Ganz beſonders häufig geſchieht es nämlich, daß beim Auflegen des Treibriemens auf das Schwungrad der Arbeiter nicht abwartet, bis die Maſchine zur Ruhe gelangt iſt. Die vielen Berichte in den Zeitungen von den Unfällen, welche ſich bei dieſer Gelegenheit ereignet haben und welche faſt immer den Tod herbeiführen, geben Zeugnis von der ſchrecklichen Gefahr, welche ſich hier bietet. Man hat daher Vorrichtungen mancher Art konſtruirt, mit denen es möglich iſt, den Treibriemen aufzulegen oder zurechtzurücken, ohne daß der Arbeiter mit dem Rade ſelbſt in Berührung kommt.

Aber jeder Zweig der Fabrikation birgt ſeine eigentümlichen Gefahren in ſich, und gerade auf der bevorſtehenden Ausſtellung werden wir beſſer als aus allen Beſchreibungen erkennen können, welche Menge von Scharfſinn für die Verhütung derſelben entwickelt worden iſt. Oft ſind es auch zufällige Erfahrungen, aus denen ſich ein Schutzmittel ergibt. So konnten bisher in den chemiſchen Fabriken, in denen Blei verdampft wurde, die gefährlichen Bleidämpfe nicht genügend vernichtet werden, und dieſelben gingen durch den Schornſtein in die Atmoſphäre über, nicht eben zur Geſundheit der Umwohnenden. Da entdeckte man im Funken der Elektriſiermaſchine ein Mittel, um die Dämpfe zur Verdichtung zu bringen. Ehe die Bleigaſe in den Schornſtein eintreten, müſſen dieſelben jetzt Röhren durchſtreichen, in welchen elektriſche Funken mittelſt einer Influenzmaſchine entwickelt werden; das Blei ſchlägt ſich dortſelbſt in Form von Flocken nieder, die ſich an den Wänden anlegen.

Wenn wir uns mit den Hilfsmitteln beſchäftigen wollen, welche zum Schutze der Menſchen erdacht worden ſind, ſo haben wir nicht einmal nötig, ſo weite Umſchau zu halten; ein Blick um uns genügt, um die verſchiedenſten Einrichtungen zu entdecken. Von den Dächern der Häuſer blinken uns die Blitzableiter entgegen, die nun vor ungefähr hundert Jahren von dem großen Franklin erdacht worden ſind. Auch ſie haben freilich im Laufe der Zeit ſehr erhebliche Verbeſſerungen erhalten. Die Kandare im Maule der Pferde, welche die Bändigung derſelben erleichtert, iſt ein ähnliches Beiſpiel. Bei dieſer Gelegenheit mag auch auf die elektriſche Kandare hingewieſen werden, mit der es möglich iſt, die wildeſten und ſcheueſten Tiere im Augenblick zu zähmen.

Wir wollen unſere Beiſpiele endlich mit einem unſeren Damen geläufigen Gegenſtand beſchließen, mit der Schutzvorrichtung für die vielbeſprochene Hutnadel. Inwieweit dieſes Mittel ſich wirklich praktiſch erweiſt, das durch Erfahrung zu beurteilen, müſſen wir freilich unſeren Leſerinnen überlaſſen.

Vom Gewitter überraſcht.

(Hiezu das Bild Seite 641.)

Zu einer richtigen Hochzeit im Norden Frankreichs gehört es, daß kurz nach der Trauung die geſamte Hochzeitsgeſellſchaft, die Neuvermählten an der Spitze, einen Nachmittagsſpaziergang über Feld antritt und in einem benachbarten Dorfe, unter laubigen Obſtbäumen ſitzend, ein heiteres Mahl einnimmt, bei dem ſehr viele Tiſchreden gehalten und luſtige Lieder geſungen werden. Es iſt intereſſant, einem ſolchen Zuge zu begegnen. Die Neuvermählten ſind im Hochzeitsſchmuck und die Gäſte in den Sonntagskleidern. Die Frauen mit den ſauberen charakteriſtiſchen Häubchen, den bunten Taillentüchern und den blauen Weſtröcken, meiſt ſehr ſtattliche, kräftige Geſtalten, ſehen beſonders hübſch aus. Muſik fehlt bei dem Zuge nicht, und es geht ſchon unterwegs ſehr luſtig zu. Auf unſerem Bilde ſehen wir eine ſolche Hochzeitsgeſellſchaft in der Picardie; aber ſie hat Unglück. Ein Gewitter überraſcht die Wandernden noch weit vom Ziele, der Sturm zerzauſt die ſchönen Feiertagsgewänder, und der Regen durchnäßt ſie. Man ſucht ſich gegen dieſen Ueberfall ſo gut wie möglich zu ſchützen; viele flüchten in die Heuhaufen, die anderen bieten dem Regen und Wind die Stirne. Der junge Ehemann hat um ſeine Gemahlin im bräutlichen Schmuck den Arm geſchlungen und bedeckt ſie, ſo gut es geht, mit ſeinem Ueberrock. Es nützt wenig. Der modiſche Rock iſt knapp, und dazu hat er auch noch ſeinen neuen Hut darin untergebracht. Er ſucht die Sache mit Laune aufzufaſſen, ſie empfindet den Regen ſichtlich ſehr unangenehm, der ſchöne Schleier, das blütenweiße Brautkleid werden gründlich verdorben, der Schutz, den ihr der junge Gatte gewährt, iſt recht fraglich. Ob ſie das als ein Symbol für die Zukunft anſehen ſoll? Am Hochzeitstage hat ja alles Vorbedeutung ...

Ein Ausflug nach dem Vulkane Bandai-ſan.

Von

Guſtav Kreitner.*)

Mit Originalzeichnungen von Fr. Reydhart.

In dem nördlichen Teile der japaniſchen Hauptinſel Nippon, weſtlich von der reizenden Stadt Wakamatſu, bekannt durch den tapferen Widerſtand des Fürſten von Aidzu gegen die Truppen des jetzigen Mikado während der Reſtauration im Jahre 1868, liegt, von bewaldeten Höhen wild romantiſch umſäumt, 580 Meter über dem Meere der Inawaſchiroſee, eine impoſante Waſſerfläche von beiläufig 48 Kilometer Umfang. Der See erhält ſeine Speiſung durch einen größeren Fluß Nagaſe kawa, welcher aus Norden einmündet, ſowie von vielen anderen, kleinen Gebirgswaſſeradern und hat den natürlichen Abfluß an der Weſtſeite als Agano kawa nach Niigata; an ſeiner Oſtſeite befindet ſich ein künſtlicher Abfluß, welchen die japaniſche Regierung vor 5 Jahren behufs Bewäſſerung der jenſeits der Waſſerſcheide gelegenen Reisfelder als Tunnelkanal herſtellen ließ.

Während im Oſten, Süden und teilweiſe im Weſten die Berge faſt unmittelbar vom Seeufer bis zu einer relativen Höhe von ungefähr 600 Meter über den Waſſerſpiegel ſich erheben, bildet das nördliche Ufer eine ſchmale, flache, reisbebaute Anſteigung. Hier liegt das Städtchen Inawaſchiro am Fuße des Vulkans Bandai-ſan, welcher nördlich desſelben die fruchtbare Ebene in düſterer Weiſe begrenzt.

1780 Meter hoch, dominiert der ſteile Kegel des ſogenannten „großen Bandai-ſan“ als Haupt eines mächtigen Gebirgsſtockes die Umgebung des Inawaſchiroſees und fällt mit einer impoſanten Rückfallskuppe, dem Akaina-ſan, zuerſt ſchroffwandig, dann in dichtbewaldeten, wirren Ausläufern nach Süden zum See und nach Oſten zum Nagaſethal ab. Von Inawaſchiro aus geſehen, verdeckt die Kuppe des großen Bandai-ſan ſeine nahen ſtolzen Brüder, den „Kuſingá mine“ im Nordoſten und den „kleinen Bandai-ſan“ im Nordweſten. Weſtlich des letzteren fällt das Gebirge zu dem Paßübergang Giſchiki ab und findet mit der 1500 Meter hohen Kuppe des „Kiko naga take“ den Abſchluß ſeiner lokalen Großartigkeit.

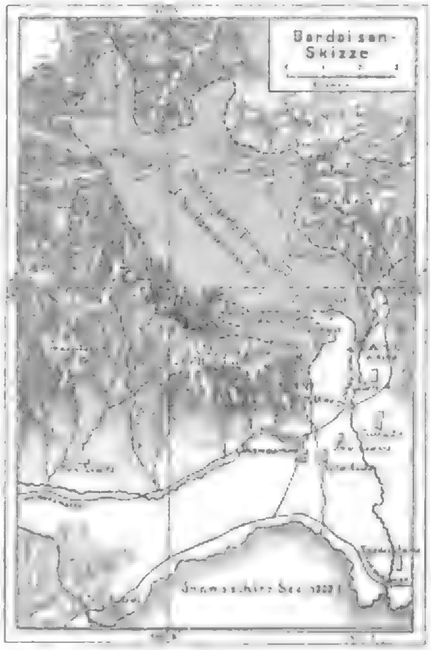
Dieſes Gebiet war am 15. Juli 1888 der Schauplatz eines ſchrecklichen Naturereigniſſes. Der Telegraph hat auch nach Europa die Kunde gebracht, daß der ſeit mehr als tauſend Jahren erloſchen geweſene Vulkan plötzlich ſeine verderbenbringende Thätigkeit wieder entfaltet habe.

Die Entfernung von Jokohama bis zum Bandai-ſan iſt ziemlich groß (263 Kilometer Bahnſtrecke und 22 Kilometer Fahrſtraße). Da die ruhigen Einwohner jener ſchönen Hafenſtadt weder am 15. Juli durch Erdbeben noch in den folgenden Tagen durch allzu alarmierende Telegramme und Zeitungsberichte über den Ausbruch des Bandai-ſan in große Aufregung verſetzt wurden, ſo bedurfte es einiger Zeit, bevor dieſem Naturereigniſſe eine regere Aufmerkſamkeit zu teil wurde. Der Umſtand, daß ein öſterreichiſcher Weltreiſender, Baron Richard Poche, gegen Ende Auguſt in Jokohama eintraf und mit den dort verweilenden Landsleuten ſeine Reiſepläne in Japan beriet, hatte zur Folge, daß ein Ausflug der Oeſterreicher nach dem Bandai-ſan mit Begeiſterung in das Programm aufgenommen und auch ſchnell ausgeführt wurde.

Während Baron Poche vorausreiſte, um das zunächſt des Weges gelegene, durch ſeine herrlichen Tempel und die wundervolle Lage bekannte Nikko zu beſichtigen, traf Herr von Siebold, der liebenswürdige k. k. öſterreichiſch-ungariſche Geſchäftsträger in Tokio, die unentbehrlichen Reiſevorbereitungen, welche in Beſchaffung der nötigen Päſſe und Empfehlungen an die japaniſchen Behörden beſtanden, und Herr Reydhart, ein Wiener Künſtler, rüſtete ſich zur Aufnahme von Skizzen aus.

Am Nachmittag des 6. Septembers beſtiegen wir den Eiſenbahnzug in Tokio und dampften nordwärts über die weite, reisbebaute Ebene nach Utſunomiya, wo wir in ſpäter Nacht anlangten, von Baron Poche erwartet wurden und in einem bequem eingerichteten Theehauſe übernachteten. Am folgenden Morgen ſetzten wir die Bahnfahrt fort. Die Scenerie wechſelte ſchnell in dem coupierten Hügellande, welches die Bahnlinie mit ſich oft wiederholenden Steigungen und Gefällen von 1:45 nun durchſchnitt; liebliche Dörfer, dunkle Waldungen mit rieſenhohen Bäumen, Maulbeerplantagen, Tabak- und Reisfelder flogen an uns vorüber. Nachdem wir durch die Stadt Schirakawa gefahren, lugten wir erwartungsvoll hinaus nach Norden, um die Rauchwolken über dem Bandai-ſan und den Vulkan ſelbſt zu erblicken, — umſonſt! Wir erreichten die Endſtation Motomiya um 2 Uhr 30 Minuten nachmittags, ohne unſer Reiſeziel in der Ferne erſpäht zu haben.

Auf der Bahnſtation Motomiya wurden wir von der Ortsbehörde, einer Polizeiabteilung und den beſchäftigungsloſen Einwohnern des Städtchens empfangen und in ein feſtlich dekoriertes Theehaus geleitet. Hier hielten wir kurze Raſt, während welcher vor dem Hauſe auf der Straße die Jinrikiſcha-kolonne für die Weiterreiſe nach Inawaſchiro unter polizeilicher Aufſicht zuſammengeſtellt wurde. Jinrikiſcha ſind nämlich recht praktiſche, zweiräderige Wagen, welche von einem oder zwei Menſchen gezogen werden und in Japan bei Landreiſen allgemein in Verwendung kommen. Um 3 Uhr brachen wir auf. Im erſten Wagen ſitzt würdevoll ein uniformierter Polizeimann, dann folgen ein oder zwei japaniſche Ortsbeamte in ſonderbarer Tracht: ſchwarze Tuchkappe, ſchwarzer Frack, japaniſche Hoſen, welche mit Bändern oberhalb der Knöchel ihren ſtrammen Anſchluß an die Waden erhalten, und Stiefeletten mit vorwitzigen Strupfen und entkräfteten Gummieinſätzen, hierauf die vier europäiſchen Reiſenden und ſchließlich ein japaniſcher Koch und Diener nebſt allen Kiſten und Koffern, zuſammen 11 Wagen und einſchließlich der Zugkräfte 30 Perſonen. Ein ſolcher Zug würde in Europa großes Erſtaunen wachrufen; jedermann müßte, das Haupt bedenklich ſchüttelnd, ſich fragen: „Eine ſaubere Geſellſchaft, was mögen die nur angeſtellt haben?“ In Japan aber wiſſen die Eingeborenen recht gut, was eine ſolche Karawane bedeutet, und während wir auf der neubeſchotterten Straße, welche von Motomiya nach Weſten gegen Wakamatſu läuft, in verhältnismäßig ſchnellem Tempo vorwärts raſſelten, begrüßten die Vorübergehenden, die da und dort wohl auftauchten, oder die Neugierigen, die aus ſeitlich gelegenen Hütten heraus eilten, mit ſtummer Verbeugung die Ehrengarde und den erſten im darauffolgenden Wagen fahrenden Europäer.



Die Straße führt in einem üppig grünenden, von bewaldeten Höhen begrenzten Thale ſtetig aufwärts. In Akami, einem romantiſch gelegenen Bade mit heißen Quellen, wurde kurze Raſt gehalten. Von hier ging es ſteiler aufwärts, und mit Anbruch der Dunkelheit hatten wir die Waſſerſcheide zwiſchen Oſt- und Weſt-Nippon vor uns. Hier brauſt aus einem Loche unterhalb des 615 Meter hohen Paſſes Kuma kami toge der künſtliche Abfluß des Inawaſchiroſees als Waſſerfall zur Tiefe und bildet mit ſeiner reizenden Umgebung allein ſchon eine Sehenswürdigkeit, die eine Reiſe dahin reichlich entlohnt. Wir verließen unſere Wagen und erklommen auf einem ſteilen Fußpfade ſeitlich des Waſſerfalles den Paß, während die Jinrikiſcha auf der in Serpentinen angelegten Kunſtſtraße die Höhe gewannen.

Die Nacht war hereingebrochen, als wir jenſeits des Paſſes die ſanfte Abdachung thalabwärts gegen den Inawaſchiroſee fuhren. Wir erreichten mit dem Badeorte Yamagata den See, ohne ihn zu ſehen. Die Straße führt von hier eine Strecke lang an dem Seeufer, iſt aber von ſo ſchlechter Beſchaffenheit, daß wir abermals die Wagen verlaſſen und bei ſpärlicher Lampenbeleuchtung mehr dem Gefühle als dem Geſichte die Orientierung überlaſſen mußten. Nach einſtündiger Wanderung wurde der Weg beſſer und das Gefährt wieder benützbar. Noch eine Stunde zu Wagen, und wir erblickten einzelne verſchwommene Lichter der Straßenbeleuchtung von Inawaſchiro. Die Jinrikiſchazieher fühlten friſche Kräfte, und im Galopp ging's nun in ſtockfinſterer Nacht über wackelnde Straßendurchläſſe, und, weiß Gott, was für Weghinderniſſe zu dem erſehnten Nachtquartier, einem empfangsbereiten Theehauſe in Inawaſchiro, wo wir nach 22 Kilometer langer Fahrt gegen 10 Uhr abends eintrafen. Hier erwartete uns der Ortsvorſteher, nahm unſere Wünſche für die auf den folgenden Morgen feſtgeſetzte Beſteigung des Bandai-ſan entgegen und gab uns hierfür wohlgemeinte Ratſchläge. Ein kräftiges Abendeſſen, gewürzt durch treffliches Wienerbier „Kaiſerbrauerei“, deſſen Flaſchenetiketten der liebe Doppeladler ſchmückte und von dem der Theehausbeſitzer zu unſerem Erſtaunen und Vergnügen einen beträchtlichen Vorrat beſaß, beſchloß die Ereigniſſe des Tages.

Wer jemals in japaniſchen Theehäuſern übernachtet hat, weiß, daß ein „Wecker“ für das frühe Aufſtehen ganz überflüſſig iſt. Bis Mitternacht währt das Geplauſche und Gelächter auf den Gängen, in den nur durch verſchiebbare Papierwände von einander getrennten Zimmern, in der Küche und in dem für jedermann zugänglichen, gemeinſamen Bade. Endlich wird es ruhiger, der müde europäiſche Reiſende ſehnt ſich nach dem Schlafe, — noch einmal überzeugt er ſich durch einen Handgriff unter die Matratze, ob auch wirklich Geld und Uhr unter dieſer ſchützenden Decke auf dem Strohgeflechte des Fußbodens liegen, und — „ſſſſ...“ — wahrhaftig, ein Moskito iſt es, welcher trotz des großen, grünen, luftig das Lager umhüllenden Netzes an den Ohren vorbei ſummt. Anſtatt der Ruhe folgt die Jagd auf das blutdürſtige Inſekt, ein heimtückiſches Lauern, bis es ſich in nichtsahnender Wolluſt auf Stirne, Wange oder Ohr niederläßt, jetzt — ein Schlag mit der flachen Hand, und glücklich iſt, wer gut trifft. Dann rühren ſich andere ſpringende Plagegeiſter, welche ſelbſt dem eingeſtreuten Zacherlin trotzen; o Gott! es ſchlägt 1 Uhr, — 2 Uhr, und wie peinlich wird da der Gedanke, um 5 Uhr aufſtehen zu müſſen. Hat kaum der erquickende Schlaf dem weiteren Meditieren ein Ende bereitet, ſo beginnt das laute japaniſche Menſchenleben nebenan von neuem; ſelbſt der Hahn im Hofe wird rebelliſch und kräht zu frühe, — wozu da einen Wecker!

Um 5 Uhr waren wir marſchbereit, es wurde aber $6^1/_4$ Uhr, bevor wir den Marſch nach dem Bandai-ſan antreten konnten, denn es iſt einmal nicht zu ändern, daß die japaniſche Begleitung niemals pünktlich bereit iſt.

Es war ein feuchter, nebeliger, kalter Morgen, als wir per Jinrikiſcha auf der Straße nach Wakamatſu weiter nach Weſten fuhren, links die Reisfelder der ſchmalen Ebene und daran anſchließend die herrliche blaue Waſſerfläche des großen Sees, rechts die ſteil anſtrebende Wand des Bandai-ſan, deſſen Spitzen von dicken Nebelhauben bedeckt waren. In ruhiger Majeſtät lag der bewaldete Bergkoloß da; nichts verriet ſeine Fürchterlichkeit. Die runden, gleichmäßigen Bergformen ließen nicht einmal die Vorſtellung zu, daß dies ein Vulkan ſei.

Nach einſtündiger Fahrt verließen wir die Wagen, und der Aufſtieg begann. Ein ziemlich guter Fußweg, der auch für Tragtiere gangbar iſt, führt von der Straße ab nach Norden zu dem 1490 Meter hohen Giſchiki-Paſſe im Weſten des kleinen Bandai-ſan und lief vor dem vulkaniſchen Ausbruche von da weiter zu dem Badeorte Kawa kami. Zuerſt auf einer mit Gras und Zwergeichen bewachſenen, mantelförmigen, flachen Terrainwelle ſanft anſteigend, bietet der Weg während der erſten zwei Drittel des Weges kaum nennenswerte Beſchwerlichkeiten. Dann wird der letztere ſteiler und bringt uns in ſchöne Waldungen, welche nur an wenigen Lichtungen einen bezaubernden Ausblick nach rückwärts zur Ebene von Wakamatſu geſtatten. Je höher wir kamen, deſto trüber wurde das Wetter, und ſchon jagte der froſtige Wind ſcharfe Regenpfeile uns entgegen. Der Weg wurde ſchlüpfrig, denn es deckte ihn ſowie den Graswuchs der weiten Umgebung bereits eine graue Schichte vulkaniſcher Aſche. Nach einer weiteren Viertelſtunde ſteiler Steigung ſtockte der Zug. Wir erblickten knapp zur Seite des Pfades ein ſonderbares, komiſches Loch von etwa $1^1/_2$ Meter Tiefe und 3 Meter Durchmeſſeröffnung. Die Ränder zeigten zum Teile ausgeworfene, lappenartige Vegetationsreſte, ſo daß wir insgeſamt ſofort den Eindruck empfingen, als habe hier eine Minenexploſion ſtattgefunden. Die

---

*) Verfaſſer des Reiſewerkes „Im fernen Oſten“.

Inawaſchiroſee und großer Bandai-ſan.

Erde auf dem Boden des Loches iſt locker und weich; bei einer näheren Unterſuchung konnte ein Stock leicht in die Tiefe dringen, ohne auf erheblichen Widerſtand zu ſtoßen. Eine andere Eigenart dieſer Löcher, deren wir während des weiteren Aufſtieges noch unzählige mit einem Durchmeſſer von 1 bis 4 Meter bemerkten, beſtand darin, daß in ihrer Nähe ein gewiſſer Schwefelgeruch [illegible] wurde, ſo daß wir deren Vorhandenſein ſchon durch den Geruch wahrnahmen. Da aber über die Entſtehungsweiſe der Löcher unter den japaniſchen Gelehrten verſchiedene Anſichten laut wurden und die Mehrzahl behauptet, ſie wären durch Aufſallen und Einſchlagen hoch emporgeſchleuderter Steinfragmente gebildet worden, ſo ſei hier noch ein Merkmal erwähnt, das einen Anhaltspunkt für die Löſung der Frage bieten könnte; die Rinde der Aeſte angrenzender Bäume iſt nämlich von unten und nicht von oben beſchädigt. Ob dieſe Löcher wohl nicht durch Gasblaſen entſtanden ſein mögen, die bei der allgemeinen vulkaniſchen Exploſion des Bandai-ſan in gewaltſamer Weiſe durch kleine Spalten emporgetrieben wurden und wie kleine Minen die Erdoberfläche aufwühlten? Und könnten wir ſie nicht, da ihnen ſchwefelhaltige Gaſe noch jetzt entſtrömen, kurzweg mit dem Namen Solfataren bezeichnen?

Nach dreieinhalbſtündigem Marſche hatten wir die Höhe des Gi-ſhiki-Paſſes gewonnen und mit ihr den Anfang auffallender Verwüſtung erreicht. Wie wenn ein entfeſſelter Sturmwind gewütet hätte, ſo zeigten ſich hier die wirr durcheinander geworfenen Ueberreſte eines ehemals ſtattlichen Waldes, welcher die Oſtſeite des Bandai-ſan vor dem Ausbruche geziert. Zerſplitterte, kahle Stammüberreſte uralter Bäume überragten als vereinzelte, grauenhafte Pfähle die entwurzelten, in ſpiralgleiche Faſern zerborſtenen Stämme, die wie Strohhalme regellos geknickten Rieſenäſte und Zweigfragmente, die zahlloſen großen und kleinen hieher geſchleuderten Bruchſteine, welche ſich im Chaos über der verbrannten, abgeſtorbenen, verſchlammten Bodenvegetation auftürmten.

Mühſam bahnten wir uns unter Leitung des japaniſchen Führers den Weg über die Hinderniſſe weiter, und bald wurde das Terrain offener. Unter ſtrömendem Regen gelangten wir zu dem ſteilen Rand einer amphitheatraliſchen Vertiefung von über 100 Schritten Breite. Schwefeldämpfe, die den Spalten der Abdachung entſtrömten, und Waſſerdämpfe aus kleinen kochenden Schlammpfützen auf dem Boden der Vertiefung verliehen dem Bild einen unheimlichen Reiz. Es war dies ein alter Krater des Vulkans. Wir kletterten den Abhang hinab, überſchritten den verdampften Kraterboden und lernten hiebei die Gluthitze der entweichenden Dämpfe zur Genüge kennen. An dem jenſeitigen Kraterrande kamen wir an den troſtloſen Balkenüberreſten eines früheren Badehauſes Kamino-yu vorüber und bemerkten nebenan eine brodelnde braune Lache. Zur Zeit des Ausbruchs befanden ſich 27 Badegäſte hier — nur 5 von ihnen konnten ſich retten. Doch vorwärts — weiter über Stock und Stein zu dem eigentlichen Schauplatz der entfeſſelten Naturkraft!

Nach kurzer Wanderung war jeder Vegetationsreſt wie mit einem Schlage verſchwunden, und ſo weit das Auge reichte, erblickte es nichts anderes als eine traurige Wüſte von regellos dahingeworfenen Steintrümmern und abgelagerten Schlammgebilden, im bizarrſten Durcheinander Berge und Tiefen bildend, die jeden Vergleich ausſchließen. Oſtwärts über dieſe Schuttmaſſen gegen die Höhe des kleinen Bandai-ſan weiterklimmend, mußten wir vor einem jähen Abgrund plötzlich Halt machen.

Das Panorama, welches ſich nun hier eröffnete, iſt das großartigſte, das ich in meinem Leben erblickte. Ueberwältigt von den Szenen ſolcher Verwüſtung und Vernichtung wird der Menſch klein und zaghaft; lautlos ſtarrt er in das Werk unfaßbarer Kräfte, und in grenzenloſer Bewunderung fühlt er die unendliche Macht der Natur, ſelbſt wenn ſie ſo Schreckliches vollbringt. In grauender Tiefe und unabſehbarer Weite öffnet ſich der hufeiſenförmige neue Krater zu unſeren Füßen; die jenſeitige Nordhälfte wurde während der Exploſion weggeblaſen. Im Süden erblicken wir oberhalb einer ſenkrechten Felswand die zerſplitterte und gezackte Spitze des kleinen Bandai-ſan, während davon den hinteren [illegible] des Kraters [illegible], und in der dampfgeſchwängerten Tiefe zwiſchen den beiden Bergrieſen gärt und brauſt, ziſcht und donnert es wie in der Hölle. Zahlloſe Ventile an den Hängen ſenden in ſpiralförmigen Wolken den ausſtrömenden Dampf himmelhoch empor. Jeden Augenblick ändert ſich bei dem örtlichen Wechſel der Dampfentweichung das Bild, und wenn ein Windſtrich den dichten Qualm in der Tiefe weiterſchiebt, dann iſt uns ein flüchtiger Blick gegönnt in die unheimliche, gegen 300 Schritte breite Felſenſpalte unterhalb des gefährlichen Standpunktes. Da drunten in der Tiefe ſauſt und brauſt ein kleiner, ſchmutzig-grauer See im kochenden Zuſtande; mehrere Meter hoch brodelt das Waſſer empor und zerſtäubt im Anprall an der harten Geſteinsmauer.

[illegible] in Inawaſchiro.

Und in nächſter, nördlicher Nachbarſchaft hat ſich bereits eine ſtattliche, fahlgraue, ruhige, kalte Waſſerfläche ausgebreitet als ſeltſamer Kontraſt zu dieſem ſiedenden Pfuhle.

Wenn es hier wie in einer verzauberten Fabrikſtadt lebt und toſt — und wirklich, wenn man die Augen ſchließt, ſo empfängt man den Eindruck, als würde aus vielen tauſend Maſchinen der Dampf entlaſſen — ſo iſt das Bild an der Oſtſeite des Kraters tot und öde: nichts als Stein und Stein, Schlamm und Schlamm in regelloſeſter Terrainkonfiguration, welche aus der Ferne wie eine Rieſenerdarbeit ausſieht und über welche ſich ſtellenweiſe die Reſte feſteren Geſteins in ſcharfen Umriſſen wie geiſterhafte Wahrzeichen erheben.

Die Scenerie wird in weiter Ferne durch lieblich bewaldete, runde Gebirgsformen, früher die linksſeitige Thalbegleitung des Nagaſe-Fluſſes, abgegrenzt.

Und das Nagaſetal! Jener fruchtbare, mit Reis, Tabak und Maulbeerbäumen bebaute Teil dieſes Thales am Oſtabhange des Bandai-ſan, er exiſtiert nicht mehr, er iſt vernichtet und verſchüttet ſamt ſeinen Bewohnern. Weit über 100 Meter hoch deckt der Schutt die Thalniederung und hemmt den Waſſerlauf des Nagaſe-gawa und ſeiner Zuflüſſe in einer Länge von 11 Kilometer, und an den Stauungsſtellen bilden ſich bereits große Seen, die mit neuem Verderben drohen.

Ein kurzer Ueberblick der Ereigniſſe des 15. Juli dürfte nun die voranſtehende Schilderung entſprechend unterſtützen.

Man erzählt ſich, daß einzelne Bewohner des Nagaſethales während der Nacht vor dem Ausbruch unterirdiſches Rollen vernommen hätten, im allgemeinen aber wurden keine Vorzeichen beobachtet, und der heitere Morgen des verhängnisvollen Tages zeigte durchaus nichts Ungewöhnliches. Gegen 7½ Uhr erfolgte ein ſtarker Erdſtoß, welcher allgemeines Entſetzen verurſachte. Die Menſchen ſtürzten aus den Häuſern, fielen aber, das Gleichgewicht verlierend, alsbald zur Erde. Vor 8 Uhr wiederholte ſich das fürchterliche Schwanken und Beben des Bodens mit gleicher Gewalt, und bei dem bald darauf folgenden dritten Stoß erzitterte auch die Luft unter greulichem Getöſe, während gleichzeitig über dem Bandai-ſan eine ſchwarze Rauchwolke ſichtbar wurde, die ſich in der Höhe langſam wie ein Schirm ausbreitete und die Umgebung in finſtere Nacht einhüllte.

Der Boden des neuen Kraters war geborſten, und die Macht des entfeſſelten Waſſerdampfes ſchleuderte die 2000 Fuß hohen Ausläufer des kleinen Bandai-ſan, vermengt mit glühender Aſche und Steintrümmern, denen kochende Schlamm- und Tuffmaſſen folgten, in die Luft und nach allen Richtungen. Gerettete Leute, welche aus der Ferne das Schauſpiel ſehen konnten, verglichen die Wirkung mit der eines abgefeuerten Monſtregeſchützes, auf deſſen Knall eine Rieſenrauchwolke folgt, die wogend an Ausdehnung gewinnt und alles verdunkelt. Dieſe Rauchwolke aber war hier nichts anderes als kochender, qualmender Schlamm, welcher mit oder nach der Exploſion dem Krater entquoll, mit Blitzesſchnelle das Thal überflutete und zu Grunde richtete.

Heute noch läßt ſich die ungeheure Wucht dieſer Schlammflut in ihrer Wirkung verfolgen; dort, wo ſie auf feſteren Widerſtand ſtieß, wogten 1000 Fuß hohe Wellen über ebenſo hohe Gebirgsausläufer in das jenſeitige Nebenthal hinüber, die Waldvegetation in liniengerader Abgrenzung wegfegend und begrabend.

[illegible] nach Inawaſchiro.

Am neuen Krater.

Abſtieg vom Krater.

Es iſt ſchwer, ſich eine Vorſtellung von der Stimmung zu machen, unter welcher die meiſten Bewohner in jenem zum Glück nur dünn bevölkerten Teile des Nagaſethals ihrem Ende entgegenſtarrten. Flucht war ſicherlich ihr erſter Gedanke, und in der That wurden die meiſten Leichen in der Nähe der Ortſchaften auf freiem Felde, in der Regel unbekleidet, aufgefunden. Wer ſich ſtark genug fühlte, lief davon, und ſo geſchah es, daß in manchem an dem Rande der Verwüſtung gelegenen Hauſe hilfloſe Greiſe und Kinder ihr Leben behielten, während jugendkräftige Leute, welche zu entfliehen vermochten, elend zu Grunde gingen, indem ſie von fallenden Steinen zerſchmettert wurden, im kochenden Schlamme verbrühten und erſtickten oder durch furchtbare Luftdruckwirkung bis zur Unkenntlichkeit zerriſſen wurden, denn man fand einzelne Gliedmaßen, wie Köpfe, Arme und Füße, zerſtreut umherliegen und ſelbſt auf den Aeſten zerſplitterter Bäume hängend. In Nagaſaka waren einzelne Leute, welche nicht flüchten wollten oder konnten, Zeugen, wie ihre ſinnlos davonlaufenden Angehörigen knapp vor dem Orte von der Schlammwelle ereilt und gleichſam verſchlungen wurden.

Um 10 Uhr vormittags hörte das Schwanken des Bodens, das donnerartige Rollen und die Heftigkeit des Ausbruchs auf; einzelne kleine Erdſtöße wurden noch bis 4 Uhr nachmittags beobachtet, dann folgte für die entſetzten Ueberlebenden unheimliche, aber erlöſende Ruhe. — Die Dörfer Hoſono, Okuſawa, Akimoto und der Badeort Kawakami waren ſamt allen Inwohnern, 300 an der Zahl, ſpurlos verſchüttet worden. In den teilweiſe zerſtörten Ortſchaften an dem ſüdlichen Rande der abgelagerten Trümmer und Schlammmaſſen verloren in Nagaſaka 98, in Schibuja 1, in Mine 9, in Schirakiſchiro 2 und in dem Bade Kamino yu 22 Menſchen das Leben; außerdem verunglückten aus Akiya 15, aus Inawaſchiro 23 und 6 fremde Perſonen, welche ſich zufällig auf dem Unglücksplatze befanden. Im ganzen wurden 90 Häuſer zerſtört, 476 Menſchen getötet und hievon 126 Leichen aufgefunden, während die Anzahl der Verwundeten ſich auf 41 beſchränkte. Wäre das Nagaſethal dichter bevölkert geweſen, ſo hätte die Kataſtrophe einen entſetzlichen Umfang gewonnen.

Eine Eigentümlichkeit des Ausbruches des Bandai-ſan iſt, daß nach der Dampfexploſion kein Lavaſtrom entfloß, daher dem Ereigniſſe eine Charakteriſtik mangelt, die für die Bezeichnung „Eruption eines Stratovulkans“ von beſonderer Wichtigkeit iſt. Der Ausbruch des Bandai-ſan war alſo trotz der mächtigen Wirkung nur eine ſekundäre Erſcheinung ſeiner vulkaniſchen Thätigkeit und dürfte mit dem Namen „Exploſion“ richtiger gekennzeichnet erſcheinen.

In wenigen Worten lautet die wahrſcheinliche Erklärung dieſer Thätigkeit dahin: Das Waſſer des Inawaſchiroſees hat nach Ausſage der Bewohner jener Umgebung ſeit längerer Zeit in auffallender Weiſe abgenommen und ſoll noch jetzt im Sinken begriffen ſein. In unterirdiſchen Spalten und Riſſen den Weg in die Tiefe nehmend und mit der anwachſenden Höhenſäule an Druck gewinnend, fand das Waſſer mit dem heißen Erdinnern endlich Fühlung und geriet unter koloſſaler Dampfentwicklung mit dem glutflüſſigen Magma in Konflikt, welcher in jener ſchrecklichen Exploſion von Erdmaſſen, vulkaniſchen Tuffen und Geſteinstrümmern zum Durchbruch kam, mit ſich den öſtlichen Teil des kleinen Bandai-ſan-Kegels und den nördlichen Teil des Kuſinga mine ſamt deren Ausläufer emporſchleudernd. Nach der begrenzten Entfernung, innerhalb welcher die Erderſchütterung gefühlt wurde, zu ſchließen, durfte der Herd der Exploſion nicht in ſehr bedeutender Tiefe gelegen ſein. Das feſte Granitgeſtein des im Süden des neuen Kraters gelegenen Gebirgrückens wurde ſtellenweiſe in grauenhafte Blöcke zertrümmert, leiſtete aber — die Stadt Inawaſchiro rettend — hinlänglichen Widerſtand, ſo daß das Nagaſethal im Nordoſten der Exploſionsſtelle allein von den ausgeworfenen Trümmern und Schlammwellen heimgeſucht wurde. Ueber die geſteinsfeſte Sattelverbindung zwiſchen dem großen Bandai-ſan und Kuſinga mine wogte hiebei eine Rieſenwelle herüber und bildete ſo den ſcheinbar vereinzelten Verwüſtungszweig, welcher bis nach Schibuja und Mine floß.

An den oben erwähnten abgeſprengten, hausgroßen Granitblöcken führte uns der Führer vorbei, als wir nach genauer Beſichtigung der Kraterſeen die Rückreiſe über das verwüſtete Gebiet im Nagaſethal antraten. Weg war ſelbſtredend keiner vorhanden. Bergauf und ab hatten wir in halsbrecheriſcher Weiſe recht ſchwierige Hinderniſſe der Wüſtenei zu überwältigen. Es regnete in Strömen, und eine eiſige Luft wehte uns entgegen. Der Boden wurde ſchlüpfrig wie Glatteis, und mit Händen und Füßen kletternd mußten wir uns den Weg über 45 Grad ſteile Böſchungen bahnen. Wie meine weiße Sommerkleidung ausſah, als eine pfeilſchnelle Rutſchpartie von etwa 100 Fuß Tiefe in den grauen Schlamm glücklich überſtanden war, ſpottet jeder Erinnerung.

Bis auf die Haut durchnäßt, wateten wir, als wir nach dreiſtündigem beſchwerlichem Marſche die Niederung erreichten, empfindungslos bis zu den Knieen in dem ſchmutziggrauen Thalwaſſer. Wie im Traume wanderten wir weiter, grau in grau; in verſchwommenen Umriſſen lagen zur Rechten die Trümmerreſte der zerſtörten Häuſer von Schirakiſchiro; dann ging's noch einmal durch einen ſchäumenden Gebirgsſtrom, und endlich erblickten wir wieder Gebilde menſchlicher Thätigkeit, einen neuerrichteten Damm zur Hemmung der Waſſerwirkung.

Dann begann ein guter Weg am linken Ufer des Nagaſefluſſes. Das verwüſtete Gebiet hinter uns, erreichten wir bald das verſchont gebliebene Dorf Mizaki bei Horikiri. Ein heißer Schluck Thee in einem armſeligen Theehauſe belebte die geſunkenen Kräfte; die aus Inawaſchiro hieher beorderten Jinrikiſchawagen warteten zum Glück auf uns, und der Wirt überließ uns leihweiſe für die Fahrt nach Inawaſchiro, welche wir alsbald antraten, einige warme Wolldecken zum Einhüllen. Um 7 Uhr abends hatten wir unſer Quartier erreicht, wo wir ſofort nach Ablegung der dampfenden Kleidung den Körper durch bereitgehaltene heiße Bäder erquicken konnten.

Am nächſten Tage fuhren wir nach Motomiya und am darauffolgenden Morgen, in richtiger Erwägung der Tragweite eines in der Nähe von Koriyama juſt ſtattgefundenen Eiſenbahnunglücks, nach Koriyama, von wo wir mit der Eiſenbahn nach Tokio und Jokohama heimwärts reiſten.

Die Flüchtlinge von Nagaſaka.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortſetzung.)

„Madame Balſamaki," begann Pia kühl, „ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, Herr Jonel Fortunat beſucht unſer Haus, war Ihnen dies bekannt?"

„Ich habe davon gehört."

„Er bewirbt ſich um meine Hand; wußten Sie das?"

„Nein!" gab Lea beſtimmt zurück.

„Er liebt mich," glitt es raſch von Pias Lippen, „Sie haben all dies nicht gewußt, was?"

„Er liebt Sie?" ſagte Lea, während es um ihre Mundwinkel zuckte. „Das habe ich bei Gott nicht gewußt, und ich bitte Sie ſehr, mich zu entſchuldigen, daß ich eine Indiskretion begangen!"

„Ich geſtatte mir, vorderhand noch ein wenig an der Thatſächlichkeit Ihrer Angaben zu zweifeln," rief Pia, und ihre ſchwer erkämpfte Ruhe verließ ſie; „ich kenne Herrn Jonel Fortunat als einen edlen Menſchen und ich darf nicht den beleidigenden Verdacht auf ihm ruhen laſſen, daß er bloß aus jenen Gründen, die Sie mir mitgeteilt haben, um meine Hand ſich bewirbt, ich darf dies um ſo weniger dulden, weil auch ich ihn liebe und nicht geſtatten kann, daß man den Mann, der mir teuer iſt, beleidigt!"

„Eine Beleidigung lag mir fern," ſagte Lea kalt, indem ſie ſich erhob; „ich habe in Unkenntnis der Beziehungen, die zwiſchen Ihnen und Herrn Jonel Fortunat beſtehen, Ihnen die Lage ſeiner Familie auf Ihre Frage ſo geſchildert, wie ſich dieſelbe thatſächlich verhält, wenn Sie ſich darüber nähere Informationen holen wollen, ſo können Sie dieſelben von Herrn Tſchuku erhalten; im übrigen finde ich es ſehr ſchön von Ihnen und lobenswert, daß Sie für Jonel ſo lebhaft eintreten, aber ich ſehe nicht ein, warum es ihm zum Verbrechen angerechnet werden ſoll, daß er nach einer reichen Mitgift ſtrebt! Welcher junge Mann thut es nicht? Ich begreife daher nicht recht den Grund, warum Sie ſich ſo ereifern."

„Ich aber begreife ſehr wohl," rief Pia, „warum Sie dieſen Grund nicht einſehen können!"

Ein haßvoller Blick glitt aus Leas Augen, ſie lachte ſcharf auf.

„Es thut mir herzlich leid, daß ich Ihre Illuſionen zerſtören muß, es wäre bei Gott ſehr ſchön, wenn man dem Zuge ſeines Herzens folgen könnte; in Romanen lieſt man dergleichen, in der harten Wirklichkeit ereignet ſich das jedoch ſehr ſelten, man heiratet, weil man heiraten muß. Daß Jonel auch unter dieſem Zwange ſteht, was kann er dafür? Und wenn Sie die volle Ueberzeugung haben, daß er Sie wirklich liebt, was liegt Ihnen daran, ob neben der Liebe noch ein anderes Motiv ihn treibt, um Ihre Hand ſich zu bewerben? Ich bitte Sie nochmals, mir nicht böſe zu ſein. Leben Sie wohl!" Sie reichte Fräulein Pia die Hand, da klopfte es, Jonel trat herein, er blieb überraſcht an der Thüre ſtehen, Lea nickte ihm leicht zu und verließ den Salon. Eine peinliche Stille folgte. Pia unterbrach dieſelbe, ſie machte einige Schritte zu Jonel, und ihm tief in die Augen blickend, ſagte ſie mit einer Stimme, in der Thränen zitterten:

„Herr Fortunat, ich habe leider bis jetzt nur wenige Menſchen kennen gelernt, die mir Vertrauen einflößten. Sie ſind einer dieſer wenigen; ich fühlte mich glücklich in dem Bewußtſein, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin — ich empfand einen ſeligen Stolz bei dem Gedanken, daß Sie mir Ihre Liebe ſchenkten, ich geſtehe es Ihnen offen und ehrlich, und ich muß es thun, denn Madame Balſamaki hat in mir Zweifel wachgerufen, die mir in der Seele brennen, aber ich traue dieſem Weibe nicht, ich beſchwöre Sie daher, ſeien Sie auch ehrlich, ich werde Ihnen nicht böſe ſein." Sie ſchwieg einige Augenblicke. „Lieben Sie mich, Jonel?" fuhr ſie mit geſenkten Blicken fort, „würden Sie mich lieben, wenn ich arm wäre, wenn Sie mich in elenden Verhältniſſen angetroffen hätten?"

Er ſchaute ſie, ſchmerzlich lächelnd, an.

„Erinnern Sie ſich, Fräulein Pia, was ich Ihnen vor einigen Tagen geſagt habe? Man dürfe den Eltern nicht zürnen, wenn ſie unſer geiſtiges Auge mit Blindheit ſchlagen, weil man dann nicht die eigene Charakterloſigkeit, das eigene Elend ſieht und das der anderen. Jetzt werden Sie vielleicht dieſe Worte verſtehen: aber es gibt Menſchen mit angeborener Charakterloſigkeit, und dieſe Elenden wandeln lachend, mit frecher Stirn durch die Welt, andere wieder werden durch den Zufall, durch das Schickſal — wie man es nennen mag — um ihr beſſeres Selbſt gebracht, das Elend macht ſie zu Heuchlern, zu Lügnern, ich gehöre unter die Kategorie dieſer Leute — ich habe Ihnen gegenüber ein heuchleriſches Spiel getrieben, ich kam mit der verzweifelten Abſicht hieher, Ihr Herz zu erringen, aus Gründen, die Ihnen Madame Balſamaki wohl mitgeteilt hat; daß aus dem Spiel ein grimmiger Ernſt wurde, daß ich, weil Sie ſo gut, ſo ſchön ſind, mich plötzlich von einer tiefen Liebe zu Ihnen durchglüht fühlte, ändert nichts an der Sache, Sie haben volles Recht, mich zu verachten, und doch, Fräulein Pia, müſſen Sie auch ein klein wenig Mitleid mit mir haben. Sie wiſſen nicht, wie viel ich gelitten, was ich noch leide; in der letzten Nacht noch habe ich darüber gebrütet, ob ich den entſcheidenden Schritt thun, ob ich um Ihre Hand anhalten darf, und ich bin zu keinem Reſultat gekommen, ich wollte mich vom Zufall treiben laſſen, der Zufall hat meine Karten aufgedeckt — ich ſegne ihn. Und nun leben Sie wohl, Fräulein Pia, ich bitte, mich Ihrer Frau Mutter zu empfehlen!"

Er wollte gehen, ſie faßte mit einem jähen Griff ſeine Hand.

„Sie werden uns nicht mehr beſuchen, Jonel?" rief ſie in namenloſer Angſt.

„Nein," ſagte er dumpf, er wandte ſich um und ging.

XXVIII.

An einem Sonntage, wenige Wochen ſpäter, war an allen Straßenecken zu leſen, daß heute im Nationaltheater das Trauerſpiel „Mihai der Tapfere" von Jonel Fortunat zur erſten Aufführung gelange. Die Generalprobe, die am Vorabend ſtattgefunden, war glänzend ausgefallen und man ſah einem großen Erfolg entgegen.

Jonel hatte der Generalprobe, die bis zwei Uhr morgens gedauert, beigewohnt und den Reſt der Nacht in einer Weinkneipe bei lebhaften Debatten über ſeine Dichtung in Geſellſchaft des Herrn Tſchuku und des Schauſpielers, der die Titelrolle ſpielte, verbracht. Als er heimkehrte, graute bereits der Morgen, er ging nicht mehr zu Bette, ſondern warf ſich auf den Lehnſtuhl hin, wo ihn ein Halbſchlaf umfing. Was er in den letzten drei Wochen, in denen all ſein Sinnen und Trachten ſeinem Stücke gegolten, erlebt, flog ihm jetzt in nebelhaften Traumbildern durch den Kopf. Eine neue Welt, die Welt des ſchönen Scheins, war ihm erſchloſſen worden, und man hatte ihn darin freudig willkommen geheißen. Seine ſeltene Schönheit, die ſtille Melancholie ſeines Weſens, der verklärende Zauber der Poeſie, all dies hatte ihm im Sturme die Herzen der weiblichen Mitwirkenden in ſeinem Stück erobert; den Schauſpielern imponierte er durch den tiefen Ernſt, durch das künſtleriſche Verſtändnis, das er bei den Proben bekundete, und gewann ihre Sympathien durch den kameradſchaftlichen Ton im Verkehr, durch ſeine Beſcheidenheit und durch ſeine fügſame, anſchließende Natur. Die leichtfertige Theaterwelt bot ſeinem verdüſterten Gemüt eine zerſtreuende Ablenkung. Wie ein Verdurſtender auf eine Quelle ſich ſtürzt und, ohne zu unterſuchen, ob dieſelbe rein oder trübe, mit vollen Zügen daraus trinkt, ſo warf er ſich in die fieberhaften Aufregungen und Genüſſe des neuen Geſellſchaftskreiſes, durchſchwärmte mit ſeinen Genoſſen die Nächte und wurde hiebei von Culianu und Tſchuku immer tiefer in das wüſte Treiben hineingelockt.

„Ich kann meinem Vater nicht helfen, komme, was da kommen mag!" mit dieſen Worten ſuchte er ſein Gewiſſen zu betäuben, wenn er an den Jammer in ſeiner Familie dachte. „Thun wir es Tſchuku nach," klang es in ihm, ſo oft Pias Bild und mit dieſem peinigende Selbſtvorwürfe in ihm auftauchten, „er verachtet die Welt und die Menſchen, er verachtet ſich ſelbſt, glaubt an nichts, hofft nichts und lebt doch herrlich und luſtig in den Tag hinein. Ahmen wir Culianu nach, der iſt auch ein rechter Lebenskünſtler, der findet alles ſchön, alles liebenswert und das Leben lebenswert. Sie haben beide recht, ja, vogue la galère. Es lebe das Leben und die Poeſie, die doch auch nur ein ſüßer Rauſch iſt!"

Aber ſo ſehr er ſich auch durch derartige Aufmunterungen vor ſich ſelbſt zu verteidigen, ſich zu belügen und zu betrügen ſuchte, es gelang ihm doch nicht, er konnte den innern Ekel über ſeine jetzige Lebensweiſe nicht überwinden, er vermochte nicht, es Tſchuku gleich zu thun, der, mitten im Schmutze ſtehend, ſich über denſelben erhaben dünkte, und er war zu ſtolz, zu edelſinnig, um ſich, gleich Culianu, in der moraliſchen Verſumpfung wohl zu fühlen. Selbſt ſeine Dichtung, deren Proben er Tag für Tag überwachte, gewährte ihm keine innerliche Beruhigung, keinen Troſt, keine Stärkung.

War das wirkliche Poeſie, urwüchſige Empfindung? Waren es leibhaftige Menſchen, ſeine Geſtalten, die auf der Bühne auftraten? Warum lächelte Tſchuku ſo ſeltſam, ſo ſpöttiſch, ſo vielſagend, ſo oft er ihn darüber befragte? Ein innerliches Grauen überkam ihn, wenn er daran dachte, das erhebende Bewußtſein, daß er ein Dichter ſei, könnte ihm abhanden kommen; und geſchah es, verflog ſein Glaube an ſeinen dichteriſchen Beruf, ſo waren ſeine ſchönſten Träume zerronnen, Träume von dem namenloſen Glück, Großes zu ſchaffen, andere zu erfreuen und zu beglücken, durch eine dichteriſche That ſich als Sohn des Landes zu dokumentiren, den Lorbeer zu erringen und ihn einem geliebten Weſen zu Füßen zu legen. „Dir, Florica, Du arme Dulderin, die Du an meinem Geſchick ſo innigen Anteil nimmſt, und Dir, Pia, Du Süße, Du Holde, Du Keuſche!"

Er murmelte dieſe Worte traumbefangen vor ſich, und plötzlich dünkte ihn, als vernähme er rauſchenden Beifall, der immer ſtärker, tobender wird, und er ſteht vor der Rampe, vor ihm eine verſchwommene Menſchenmaſſe, und die jubelt und klatſcht, und donnernd brauſt ſein Name durch das Haus, er aber ſieht nichts als die eine dort in einer Loge, er ſieht nur Pia, und die iſt ſo bleich, aber ihre Augen, die ſüßen, dunkelblauen Sterne, ſtrahlen vor Luſt und Glück, und ſie leuchten ihm tief in die Seele. O, wie ihm dieſe Blicke wohlthun! Er lächelt leiſe und öffnet die Augen. Da knarrte die Thür, Jonel ſprang auf, vor ihm ſtand der jüdiſche Bankier Moſes Grünſpecht, er lächelte, neigte den Kopf nach rechts und links und ſtreichelte ſeinen roten Bart.

„Entſchuldigen Sie, daß ich Sie ſtöre," ſagte er; „es iſt übrigens ſchon zehn Uhr, wiſſen Sie!"

„Ach, Sie ſind es!" ſagte Jonel, nachdem er ihn eine Weile wie geiſtesabweſend angeſtarrt. „Was führt Sie zu mir?"

„Vor allem zu ſehen, wie Sie ſich befinden, und wie mir ſcheint, befinden Sie ſich nicht ganz gut. Vor einigen Monaten, als ich zum erſtenmal das Vergnügen und die Ehre hatte, Sie in Baneſti zu ſehen, da waren Sie geſund und blühend, jetzt ſind Sie bleich und mager und haben blaue Ringe um die Augen; ja, die Landluft, wiſſen Sie, das iſt ganz was anderes!" Er ließ ſich unaufgefordert auf einen Stuhl nieder, umfaßte mit der Linken ſein Kinn und fuhr fort: „Ich nehme mir die Freiheit, an Sie eine kleine Anfrage zu richten, aber vorher möchte ich Ihnen einiges in Erinnerung bringen. Darf ich Ihnen eine Cigarrette anbieten?" Er zog aus ſeiner Buſentaſche eine goldene Tabaksdoſe hervor, entnahm derſelben eine Cigarrette, reichte ſie Jonel und begann: „Sie waren zugegen, als ich das letztemal mit Ihrem Herrn Vater in Baneſti wegen der Regelung unſerer Angelegenheit Rückſprache nahm. Sie wiſſen, daß ich eine Hypothek auf Baneſti habe, die dem Wert des Gutes faſt gleichkommt, Sie wiſſen, daß ich außerdem noch Wechſel Ihres Herrn Vaters im Betrage von hunderttauſend Franken in meinem Portefeuille habe, Sie werden ſich erinnern, daß ich Ihrem Vater für die Einlöſung dieſer Wechſel eine Friſt von drei Monaten gewährt habe, Sie wiſſen —"

„Ich weiß," unterbrach ihn Jonel aufbrauſend, „daß Sie dieſe Wechſel mit vierzig Prozent ihres Nominalwertes aufgekauft haben."

Der Bankier zuckte leicht mit den Achſeln.

„Geſchäft, lieber junger Herr; Wechſel ſind Waren, ſind Fiſche, faule Fiſche kauft man billig. Alſo, wie geſagt, drei Monate, der Termin iſt vorgeſtern verſtrichen, die Wechſel ſind noch immer in meinem Beſitz. Was würden Sie mir raten zu thun, junger Herr?"

Jonel ſchien dieſe Frage überhört zu haben, er ſchaute mit finſteren Blicken in das harte, kalte, ſchlaue Geſicht des Juden. Das war der Mann, der ſeinen Vater zu allen Spekulationen verleitet, der mit zäher Ausdauer ihn umgarnt hatte, bis er vollſtändig in ſeiner Gewalt war, das war der Mann, in deſſen Händen das Schickſal ſeiner Familie lag und der nun unerbittlich, wie Shylock, auf ſeinem Schein beſtand. Ein Gefühl, aus Haß und Verachtung gemiſcht, ſtieg in ihm empor — jetzt ſchien er eine Erklärung dafür zu haben, warum ihn ſo ſehr das Bewußtſein der Blutsgemeinſchaft mit dem Volke, deſſen typiſcher Vertreter vor ihm ſtand, peinigte — aber es war dies nur eine augenblickliche Eingebung, die raſch verſchwand, als das Bild eines andern Juden vor ihm auftauchte, Zilibi Pſantirs Bild.

„Was würden Sie mir raten zu thun?" wiederholte nach einer Weile Herr Grünſpecht.

„Zu warten."

„Dasſelbe hat mir auch Ihr Herr Vater geſchrieben und mir mitgeteilt, daß in Bälde zwei günſtige Ereigniſſe eintreten können, die ſeine Lage umgeſtalten werden; er hofft auf einen glücklichen Ausgang des Prozeſſes mit den Freiſaſſen von Baneſti und auf Ihre Verlobung mit Fräulein Pia Dobrescu. Auf die erſte Hoffnung gebe ich nicht viel, wiſſen Sie, ich kenne Prozeſſe, die ſich zwanzig Jahre hinzogen, ich habe ſelbſt einen Prozeß, der ein Jahrzehnt alt iſt; die zweite Hoffnung aber iſt Gold wert, und wenn ſie begründet wäre, würde ich warten, ſelbſt ein ganzes Jahr warten, wenn ſie begründet wäre, aber man ſagt mir, daß Sie Ihr Verhältnis mit Fräulein Dobrescu gelöſt haben; indes die Welt ſagt viel, und darum bin ich gekommen, um Sie zu fragen, ob das, was man ſagt, wahr iſt oder nicht."

„Es iſt wahr!" rief Jonel.

„So, ſo," ſagte Herr Grünſpecht gedehnt, „es iſt alſo wahr, alſo doch. Aber es gibt noch andere reiche Mädchen; wiſſen Sie was, heiraten Sie ein anderes Mädchen! Soll ich Ihnen welche nennen?"

„Ich bitte Sie, mit mir über dieſes Thema nicht weiter zu verhandeln," ſagte Jonel, indem er ſich erhob.

Herr Grünſpecht ſtand gleichfalls auf.

„Ich werde alſo gezwungen ſein, mein Recht gerichtlich geltend zu machen, iſt das unrecht? Baneſti wird lizitirt werden und dann wird es heißen, ich habe Ihren Herrn Vater zu Grunde gerichtet, iſt das recht? Sagen Sie ſelbſt! Und Sie könnten all das verhüten, wenn Sie, wiſſen Sie, unter den reichen Bojarentöchtern ſich umſehen wollten, ſtatt Theaterſtücke zu ſchreiben, die nichts einbringen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!"

XXIX.

Im Hauſe des Herrn Dobrescu herrſchte wieder die alte, düſtere Atmoſphäre, ſeitdem Jonel daſelbſt nicht mehr erſchien. Madame Dobrescu konnte aus den halben Andeutungen ihrer Tochter nicht recht klug werden, auch Herr Tſchuku wollte oder konnte ihr keine näheren Aufklärungen darüber geben, warum ſich Jonel nicht mehr blicken ließ. Sie wandte ſich daher an ihren Gatten, der durch einige geheimnisvolle Anſpielungen durchblicken ließ, er wäre im Beſitze des Schlüſſels zu dem rätſelhaften Verhalten Jonels. Herr Dobrescu that anfangs ſehr entrüſtet.

„Ich bin ja die reine Staffage in dieſem Hauſe, die reine Null; hat mich jemand darum gefragt, ob ich meine Zuſtimmung dazu gebe, daß Jonel als Freiwerber uns beſuche? Nein! Und es handelte ſich doch um das Lebensglück meiner Tochter, und da ſollte ich meinen, daß ein Vater wohl auch ein Recht hätte, dabei ein Wort mitzuſprechen!"

Als jedoch Madame Dobrescu dringender wurde, ließ er ſich erweichen.

„Ich habe unter der Hand Erkundigungen eingezogen," erklärte er, „und einiges von Herrn Gulianu erfahren; die Sache liegt ſo: Jonels Vater iſt bis über die Ohren verſchuldet, er ſteht vor dem Bankerott, Herr Fortunat ſcheint nun den Plan gefaßt zu haben, dieſem Malheur dadurch auszuweichen, daß Jonel reich heirate, in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, aus der Mitgift eine für die Herſtellung ſeiner zerrütteten finanziellen Lage hinreichende Summe herauszufiſchen. Es war alſo nicht auf unſer Kind, ſondern einzig und allein auf ihre Mitgift abgeſehen; Pia ſcheint dies erfahren zu haben, es iſt zwiſchen ihr und Jonel höchſt wahrſcheinlich zu einer unliebſamen Auseinanderſetzung gekommen, und wie ich Pia kenne, ſo wird ſie ihm wohl die Thür gewieſen haben, und ſie hat recht gethan. Im übrigen habe ich all dies vorausgeſehen, und wenn Du, meine teure Gattin, bei ernſten Fragen auch Deinen Mann zu Rate zögeſt, wie recht und billig, ſo hätteſt Du Dir dieſe Blamage erſparen können, denn eine Blamage bleibt es unter allen Umſtänden."

Madame Dobrescu brach in Thränen aus, faßte ſich aber bald, überſchüttete ihren Gatten mit heftigen Vorwürfen und erklärte, daß es ſeine Pflicht war, ihr ungefragt alles mitzuteilen, was er über die Lage des Herrn Fortunat wußte.

Herr Dobrescu ließ den Sturm der Entrüſtung ruhig über ſein Haupt hinbrauſen; als ſie geendet, warf er ſich in die Bruſt und ſagte:

„Deine Aufregung begreife ich, Deine Entrüſtung entſchuldige ich, ſie ſtrömt aus einem Mutterherzen, das für das Glück der Tochter beſorgt iſt, nur wendet ſich dieſe Entrüſtung nicht an die richtige Adreſſe."

Herr Lascar Dobrescu hatte dieſe Worte nicht ohne einen wohlerwogenen Grund mit würdevoller Ruhe geſprochen, es fehlten nämlich nur noch zwei Tage bis zum erſten, an welchem er ſeine Monatsgage in Empfang nahm, und er hielt es nicht für ratſam, kurz vor dieſem für ihn ſo hochwichtigen Termin in einen Konflikt mit ſeiner Frau zu geraten.

Madame Dobrescu war durch die Eröffnung ihres Gatten in eine kummervolle Beſtürzung geraten. Daß Jonels Familie nicht reich, daß er ſelbſt nichts als ſein Talent und ſeine Ausſichten auf die Zukunft beſaß, das wußte ſie, damit hatte ſie ſich befreundet, daß aber die Mitgift ihrer Tochter dazu dienen ſollte, einen zerrütteten Vermögensſtand wieder herzuſtellen, daß Jonel ihre Pia — ihr ſchönes, liebes Kind — nur aus dieſem Grunde heiraten wollte, das war ihr ganz neu, das empörte ſie und verletzte tief ihren mütterlichen Stolz. Sie hatte ſich alſo in Jonel getäuſcht, in ihm und in dem buckeligen Schleicher Tſchuku und in der alten Hexe, in der Falutza, welche die ganze Geſchichte eingefädelt hatte; aber ſie wollte allen zeigen, daß man mit Madame Dobrescu nicht ſpaſſen dürfe, und zunächſt ſollte Herr Tſchuku die Schwere ihres Zornes fühlen; aber der Buckelige geriet in keine Verlegenheit, als ſie ihm, mit lebhaften Schritten im Salon auf und ab gehend, vorwarf, daß er ſie verraten, ihr Vertrauen getäuſcht, mit Jonel unter einer Decke geſpielt, um ſie zu berauben, und ſie hielt das letzte Wort aufrecht, denn eine Heirat unter ſo bewandten Umſtänden wäre einem reinen Raub gleichgekommen. Aber wenn man auch ſie — Madame Dobrescu — hinters Licht führen könne, Pia gegenüber ſei dies nicht gelungen, und ſie habe dies Jonel in einer Weiſe gezeigt, ja, in einer Weiſe — und da Madame Dobrescu nicht recht wußte, in welcher Weiſe, ſo verſtummte ſie jäh und fuhr mit dem Taſchentuch nach den Augen.

Herr Pantaſi Tſchuku hatte ruhig lächelnd den Redeſtrom über ſich ergehen laſſen, dann ſagte er:

„Ich faſſe die Sache nicht ſo tragiſch auf; ich müßte mich ſehr irren, wenn die beiden jungen Leute ſich nicht liebten, und das iſt die Hauptſache; es mag ja ſein, daß Jonel urſprünglich auf die Mitgift Bedacht nahm, um durch dieſelbe ſeinen Vater zu retten, was, nebenbei geſagt, immer noch viel edler wäre als der Gebrauch, den ſo viele andere junge Leute von der Mitgift machen, indem ſie dieſelbe in Karten verſpielen; aber jetzt liebt er Pia — ich weiß es — und er würde ſie heiraten, auch wenn ſie ſo arm wäre wie eine Kirchenmaus. Da Sie wiſſen, wie die Sache liegt, ſo können Sie ja die Mitgift Ihrer Tochter vor jedem Angriff ſeitens Ihres zukünftigen Schwiegerſohnes vollſtändig ſicherſtellen; wozu daher die Aufregung, der Lärm, die Thränen? Laſſen Sie den Dingen ihren Lauf. Jonel, der von einer übertriebenen Empfindlichkeit und Delikateſſe iſt, tobt jetzt ſeinen Schmerz in luſtiger Geſellſchaft aus, er wird wieder kommen und alles wird ſich in Wohlgefallen auflöſen."

Dieſe ruhigen, klaren Worte waren Balſam für das Herz der Madame Dobrescu, die ebenſo aufbrauſend als leicht und raſch beruhigt und verſöhnt war. Ihre Beruhigung war diesmal mit der ganz beſondern Freude gewürzt, daß ihr Gatte nicht über ſie triumphiren werde.

„Alles wird wieder gut werden," ſagte ſie ſich. Sie wollte auch Pia tröſten, dieſe ſchien indes keines Troſtes bedürftig zu ſein, das ſcharfblickende Mutterauge ließ ſich aber durch die äußerliche Ruhe ihrer Tochter nicht täuſchen, ſie merkte an jedem Wort, an jeder Geberde, an ihrem Lachen, daß ihre Ungezwungenheit ſcheinbar, ihre Heiterkeit erkünſtelt war. Aber ſo ſehr ſich Madame Dobrescu auch bemühte, ſie konnte den Weg zum Herzen ihrer Tochter nicht finden. So oft ſie die Rede auf Jonel brachte, erklärte Pia mit ernſtem, oft abweiſendem Tone, daß ſie den Grund nicht einſehe, warum ihre Mutter ſich ſo viel mit Jonel beſchäftige.

Er ſei ein junger Mann, nicht beſſer und nicht ſchlechter als die anderen, ſagte ſie eines Tages. Wenn er ſie nicht mehr beſuche, ſo werde er wohl ſeine Gründe hiefür haben; vielleicht laſſe ſich ein Grund darin finden, daß er ſich bei den Schauſpielerinnen beſſer unterhalte, und wenn er überhaupt nicht mehr komme, ſo ſei ihr das ganz gleichgiltig — ja, ſogar lieb, am meiſten thue ihr Tica leid, der arme Junge habe Jonel ins Herz geſchloſſen und ſehne ſich nach ihm. All dies ſagte ſie ſo erregt, ſo heftig, mit einer ſo thränenvollen Stimme, daß Madame Dobrescu weinend Pia die feierliche Verſicherung gab, daß ſie dieſen Gegenſtand nicht mehr berühren werde, und ſie hielt Wort, man ſprach nicht mehr von Jonel. Die Epiſode, da er die Familie Dobrescu beſucht und als Pias Freier gegolten hatte, ſchien vollſtändig aus dem Gedächtnis aller geſchwunden zu ſein, nur Tica vergaß ihn nicht; ſo oft Pia des Abends im Salon ihr Klavierſpiel unterbrach, las ſie in den Augen des armen Blödſinnigen: Wo iſt Jonel?

In den erſten Tagen nach dem letzten Beſuche Jonels hatte er dieſe Worte direkt an Pia gerichtet, als ſie ihm aber dies verboten, ſo fragte er nicht mehr, ſondern ſchaute ſie bloß ſtumm an, und ſie verſtand den ſtummen Blick, ſie verſtand ihn, denn ſo ſehr ſie ſich auch mühte, ſo ſehr ſie ihren weiblichen Stolz zu Hilfe rief, ſie vermochte doch das Bild des geliebten Mannes nicht zu verſcheuchen. Es ſtand in ihrer Seele wie von einer Zauberkraft hingebannt, aber es war keine ſüße Empfindung, die hiebei ihr Herz ſchwellte, ſondern ein brennendes, quälendes, ſehnſuchtswildes Gefühl, und ſie hatte keinen Menſchen, dem ſie ſich hätte offenbaren können. Sie ſcheute ſich davor, mit ihrer Mutter über das zu ſprechen, was ihr Herz bewegte, es dünkte ſie eine Entweihung ihres Gefühls, ihres innerſten Seins, wenn ſie in kalten, klaren Worten auseinanderſetzen ſollte, warum ihr junges Liebesglück ſo ſchnell zerronnen, und dabei klammerte ſie ſich doch mit allen Faſern ihrer Seele an den Gedanken, daß er ſie liebe, ſie wiederholte die Worte, die er zu ihr beim letzten Beſuch geſprochen, ſie ſuchte ihn von jeder Schuld zu befreien, ſein Bild von jedem Flecken zu reinigen. War es denn wirklich nur ihre Mitgift, die ihn an ſie herangelockt? Hatte nicht aus jedem ſeiner Worte, aus jeder Miene ſeines Geſichtes, aus ſeinen Augen ein tiefes, leidenſchaftliches Gefühl geglüht? Und war ſein ſeltſames Gebahren, waren ſeine letzten Worte, mit welchen er ſich ſelbſt ſo hart verurteilt hatte, nicht ein untrüglicher Beweis für den ſchmerzvollen Widerſpruch, in welchen ſeine edle Natur geraten war? Spricht, denkt ſo ein Heuchler? Je mehr ſie darüber ſann und brütete, deſto leuchtender trat Jonels Bild vor ihre Seele, und ſelbſt die ironiſchen Bemerkungen ihres Vaters, daß er jetzt in Geſellſchaft leichtfertiger Schauſpielerinnen Beluſtigung und Zerſtreuung ſuche und finde, vermochten nicht mehr ihren Glauben an ihn zu erſchüttern. Und als ſie dieſen Glauben ſich erkämpft hatte, da gewann ſie wieder ihre frühere, ſtille, melancholiſche Heiterkeit, aus der ſie jedoch manchmal der Gedanke an Lea aufſchreckte: ſie konnte, ſo ſehr ſie auch darüber brütete, keine völlige Klarheit gewinnen über die Rolle, welche dieſelbe in dieſer Angelegenheit ſpielte. Liebte ſie Jonel? War es Eiferſucht, die ſie dazu getrieben, ihr die Verhältniſſe ſeiner Familie aufzudecken? Was bezweckte ſie denn eigentlich damit? Was lag ihr, der verheirateten Frau, daran, ob Jonel ſie heirate oder nicht? Hatte jemals zwiſchen ihnen ein Verhältnis beſtanden? Hatte ſie Rechte auf ihn?

Montenegrinerin. Gemälde von Georg Vaſtagh.

Letzteres ſchien eine Unmöglichkeit zu ſein, war doch Jonel erſt vor wenigen Monaten, kurz vor Leas Hochzeit, nach Baneſti aus dem Auslande heimgekehrt. Alle dieſe Fragen wirbelten ihr durch den Kopf, und ſie rang vergebens nach einer erlöſenden Antwort. O, wenn ſie Jonel nur einmal ſehen und ſprechen könnte, ſo würde ſie dieſe Frage unbedenklich an ihn richten und er würde darauf antworten ohne Hehl und Falſchheit! Und ſie hoffte immer noch, daß er wiederkommen werde, es ſchien ihr unmöglich, daß er nicht fühle, nicht ahne, wie ſehr ſie ſich nach ihm ſehnte. Und wenn ſie ſich einmal beide ausgeſprochen, wenn er ihr alles geoffenbart, was ihm auf der Seele laſtete, dann war alles wieder gut, dann wollte ſie ſchon ihre Mutter dazu bewegen, ſeinem armen Vater zu helfen. Aber eine Woche verging und wieder eine Woche und Jonel kam nicht. Da las ſie in der Zeitung, daß ſein Stück aufgeführt werde; er hatte ihr von ſeinem Trauerſpiel oft erzählt und jedesmal, wenn er es that, hatten ſeine Augen in edler Begeiſterung geflammt, und wie herrlich wußte er den Helden ſeiner Dichtung zu ſchildern! Wie glühte alles an ihm, wenn er von der alten, ruhmvollen Geſchichte des Landes erzählte! Wie ſchön war er in ſolchen Augenblicken! Und in dem Herzen eines ſolchen Menſchen hätte ein gemeines, ein niedriges Gefühl Wurzel gefaßt? Nun und nimmermehr!

Je näher der Abend heranrückte, an welchem Jonels Theaterſtück zur Aufführung gelangen ſollte, deſto mehr wuchs ihre fieberhafte Unruhe, und ſie bedurfte all ihrer Willenskraft, um dieſelbe vor den Augen ihrer Mutter zu verbergen.

Der ſehnſüchtig erwartete Abend war endlich gekommen, und da ſaß ſie nun mit ihrer Mutter und ihrem Vater in einer Balkonloge im glänzend erleuchteten Hauſe, ſie durchſpähte mit dem Lorgnon die Logen, das Parket, das ganze Haus, aber ſie erblickte nirgends Jonel; Freunde und Bekannte der Familie traten in die Loge und begrüßten ſie, ſie merkte es kaum; es fehlten nur noch wenige Minuten zum Beginn des Stückes, ihr ſchien es eine Ewigkeit, plötzlich fuhr ſie zuſammen, der Vorhang war in die Höhe gerauſcht, ſie lehnte ſich tief in die Loge zurück, als fürchtete ſie, daß man von ihrem Geſicht ableſen könnte, was in ihrer Seele vorging. Ihre Blicke hingen unverwandt auf der Bühne, und als beim Schluß des erſten Aktes rauſchender Beifall durch das Haus ſcholl, da flog eine fieberhafte Röte über ihre Wangen, und als ſie all die animirten Geſichter überblickte, als ſie aus den Nebenlogen lobende Urteile über den erſten Akt vernahm, als ihr Vater ſelbſt in ſeinem würdevollſten Ton erklärte: „Jonel hat unſtreitig ein großes dichteriſches Talent,“ da fühlte ſie ſich ſo ſtolz, ſo ſelig, als hätte der Beifall ihr ſelbſt gegolten. Der zweite Akt begann, gleich die erſten Scenen elektriſirten das Publikum, und als beim Schluß desſelben ein donnernder Applaus durch das Haus brauſte, als hunderte von Stimmen den Namen des Dichters riefen, da war es ihr, als ſtünde ihr das Herz ſtill.

Jonel trat auf die Bühne bis zur Rampe. Er verneigte ſich; er war totenbleich, doch plötzlich richtete er einen Moment die Blicke zur Loge empor, in welcher Pia ſaß, und ihr ſchien, als ſähe ſie ein leichtes, ſchmerzliches Lächeln um ſeinen Mund huſchen; ſie verfolgte ſeine Augen, ſie ſah, wie ſeine Blicke jetzt zu einer andern Loge ihr gegenüber hinflogen, ſie ſank in den Stuhl zurück. Dort ſaß Lea und neben ihr Herr Tſchuku, ſie mußte während des zweiten Aktes erſt ins Theater gekommen ſein, denn dieſe Loge war vor kurzem noch unbeſetzt geweſen. Pia atmete ſchwer, das Glücksgefühl, das ſoeben erſt ihre Seele geſchwellt, war verſchwunden, ſie biß mit ihren weißen Zähnchen ihre Unterlippe, während ihre glühenden Augen Lea anſtarrten, deren ſiegreiche Schönheit Aufſehen erregte; Pia merkte es, ſie ſah, wie unabläſſig die Lorgnons auf ſie gerichtet waren, ſie hörte Ausrufe der Bewunderung, welche der Schönheit Leas galten. Der dritte Akt hatte längſt begonnen, aber Pia hörte nichts von dem, was auf der Bühne geſprochen wurde; die Dichtung, die ſoeben erſt ihr ganzes Weſen erfüllt hatte, war ihr gleichgiltig geworden, vor ihrem Geiſte hatte ſich der eine Moment kriſtalliſirt, da Jonels und Leas Augen ſich begegnet waren, und wie ſie dieſes prächtige, üppige, beſtrickende Weib mit den Flammenaugen anſtarrte, da ſtand es vor ihr mit vernichtender Klarheit, daß Jonel ſie liebe, ſie lieben mußte. Sie hätte weinen mögen, alle ihre Hoffnungen, all die ſüßen Träume verflogen, es lag ihr jetzt ſo bang, ſo ſchwer auf der Seele, als wäre ein namenloſes Unglück, etwas Schreckliches, Gräßliches über ſie hereingebrochen.

Der Vorhang war zum letztenmal niedergeſunken, wieder tobte der Beifall durch das Haus, man rief wieder Jonels Namen, Herr Culianu überreichte ihm ſogar einen Lorbeerkranz, aber all dies zog an Pia, die in düſtere Gedanken verſunken daſaß, ſchattenhaft vorüber. Was ging ſie all dies an? Was ging es ſie an, daß ſie Jonel zujubelten? Saß nicht dort ein Weib, das ihm zulächelte, dem ſein Herz entgegenſchlug?

„Ein wahrhaft glänzender Erfolg!“ hörte ſie ihren Vater ausrufen. „Komm, Pia!“

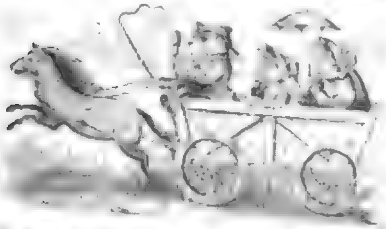
Sie erwachte wie aus einem Traume.

(Fortſetzung Seite 662.)

Pieps Penſionäre.

Humoriſtiſche Erzählung in Verſen von Antonie von Tinſtow. II.

Wer nun Schweſterkinder hat,
Macht man auch mit ihnen Staat;
So auch Meyer. In acht Tagen
Geht nur hin und her der Wagen,
So daß dieſer und noch drei
Sind in einem Nu entzwei.
Nun, was macht's, wenn man es hat,
Steht die Chaiſe ſchon parat,
Doch auch dieſe, altersſchwach,
Mußt' erleben Ach und Krach.
Und auf ſandiger Chauſſee
Lag zerbrochen das Coupé.
„Ach! Was ſoll mir all der Staat?“
Schnauft empört in hohem Grad
Pächter Meyer, läßt dann ſagen:
„Nun, ſo nehmt den Leiterwagen;
Will doch ſehn, was dieſer thut,
Fahren heut aufs Nachbargut.“

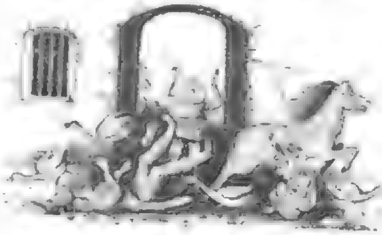


Wie geſagt, ſo auch gethan.
Jürn, der ſpannt das Pferdchen an,
Das bisher noch ſtand im Stall,
Reſerviert für ſolchen Fall,
Und mit freiem, frohem Sinn
Geht es durch die Felder hin.
Oben auf dem Kutſcherbock
Sitzt mit ſeinem Wirtſchaftsſtock
Einer, der uns ſchon bekannt,
Der Inſpektor Julius Brandt.
Julius Brandt, das iſt ein Mann,
Den man gut beſchreiben kann.
Den erkennt man [illegible],
Denn die „[illegible]“ [illegible]
Weiteres von ihm zu ſagen
Ueberlaß ich ſpäteren Tagen:
Nur daß er im Lande Poſen
Einſtmals trug die [illegible],
Füge ich dem Biedermann
Noch zum Schluß der Rede an.
Neben ihn zu guter Letzt
Hatt' ſich Kutſcher Jürn geſetzt.
Der, die Zügel in der Hand,
Luſtig knallend fährt durchs Land,
Während hinter ihm im Schatten
Meyers ſich gruppieret hatten.
Doch genug! Durch Feld und Wieſe
Fuhr ſich's wie im Paradieſe
Und da war man angelangt,
Wo vorm Haus die Linde prangt

Händeklatſchen, frohes Rufen
Klang ſchon von des Hauſes Stufen,
Und begrüßt vom Pächter Klein
Trat das Nachbarsvölkchen ein.
Schleunigſt ward nun aufgedecket,
Was da gut und lieblich ſchmecket,
So daß man in alter Weiſe
Bald gemütlich ſaß im Kreiſe.
Meyer ſprach von ſeinen Kühen,
Klein von Korn und Rapsſaatblühen,
Während ihre beiden Damen
Vor die neuen Mädchen nahmen.
Nur die Kinder unterdeſſen
Thaten nichts als Kuchen eſſen,
Sahen nun und reckten ſich,
Kicherten gelegentlich,
Lachten ſchließlich ohne Grund,
Faſſungslos, die Hand vorm Mund,
Bis es hieß: „Nun Fritz und Klaus,
Wollt ihr Jungen nicht hinaus!
Geht nur, Kinder, lauft umher,
Draußen ſeht und hört ihr mehr!“
Raus! — da ſtürzte man von dannen,
Eh' Sekunden noch verrannen,
Und nun hieß's von allen Seiten:
„O, ich möchte wohl 'mal reiten,
Wär' doch der Inſpektor hier!
Brandt, der macht' uns das Pläſir!“
Brandt, der grade in dem Stall,
Kam geraten für den Fall;
Sollte dort die Aufſicht führen
O! den würden Bitten rühren.
Aber nein! In ſeiner Art
War er manchmal furchtbar hart;
Meinte, Pächter Meyers Pferd
Wäre hundert Thaler wert,
Und die Pferde vom Herrn Klein
Müßten dieſes dito ſein.
Alſo punktum. Fritz und Klaus
Sahen ſehr beleidigt aus,
Gingen fort in übler Laune,
Nach dem hintern Gartenzaune,
Während Ortrud ohne Ende
Bittend rang die kleinen Hände.
Dieſes war nun für den armen
Herrn Inſpektor zum Erbarmen,
Und nun ſeht, was alle Tag'
Solche Schmeichelei vermag:

Ehe noch viel Zeit verfloß
Saß Ortrude hoch zu Roß.
Klaus und Fritz am Gartenzaune
Ward verſchlimmert noch die Laune,
Lugten nach, wie ſich die Sache
Schleunigſt zu der ihren mache,
Denn daß Brandt ſo rückſichtslos,
Gab den Zwei'n den letzten Stoß.
Sieh! Da kam der Gänſehirte,
Jüngſter Sohn vom goldnen Wirte,
Trieb gemächlich ſeine Herde
Ohne jegliche Beſchwerde
Heim und durchweg wohlgemut,
Flötete er kindlich gut.
Kaum bemerkten dies die Jungen,
Kommen ſie herbeigeſprungen,
Hatten Stöcke in den Händen,
Die ſich biegen und ſich wenden;
Reden ſchlau den Hirten an,
Der ſo prächtig flöten kann,
Und nun kommt die Schreckensſcene,
Die ich ſchmachvoll erwähne.

Als ſie bei des Hofes Pforte,
Ruft der Fritz die Bubenworte:
„O, die Ruſſen kratzen aus!“
Und klatſch! — hauen Fritz und Klaus
Mit gewaltig lautem Schrein
Auf die erſten Gänſe ein.
Hui! Das arme Federvieh
Kalonniert, ich weiß nicht wie;
Bläht ſich auf und mit Geſchnatter,
Mit Gekreiſch und mit Geflatter
Geht es auf den Hof hinauf
Und direkt in tollem Lauf
Dorthin, wo, von Brandt geführt,
Ortruds Pferd herumſpaziert.

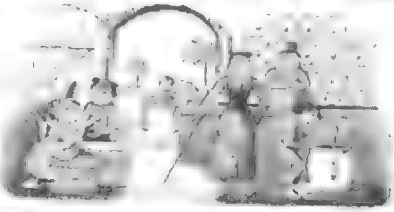


Und nun ward es ſchlimm genug:
Raiſoniert in ihrem Flug,
Fuhren ſie beim Sonnenſcheine
Dem Inſpektor durch die Beine,
Daß er hintenüber fiel
Wie in einem Trauerſpiel.
Nun zum Glück war von dem Pferde
Ortrud ſchon geſetzt zur Erde,
Denn nun ging im ſchärfſten Trab
Jenes Tier den Hof hinab,
Kratzte aus in Unverſtand,
Mit ſich reißend allerhand;
Und nun ſchalt der Gänſehirte,
Jüngſter Sohn vom goldnen Wirte,
Klagte bitter: „Ach, es haben
Dies verſchuldet jene Knaben!“
Doch der ſtark verblüffte Brandt
Drohte grimmig mit der Hand:
„Schweig doch ſtill, Du Tagedieb!
Penſionäre ſind's von Piep,
Schweſterkind' von dem Herrn Meyer!
Halt den Mund, Du dummer Schreier!“
Und nach dieſem letzten Wort
Stürzte Brandt verzweifelt fort,
Um bei einem Gläschen Wein
Zu vergeſſen dieſe Pein.
Es gelang. Zur Abendſtund'
Saß, ein Lächeln um den Mund,
Wieder auf dem Kutſcherbock
Brandt mit ſeinem Wirtſchaftsſtock.
Heimwärts fuhr der Pächter Meyer
Nach der ſchönen Tagesfeier.
Und ſo ſchließt hier auch im Buch
Dieſer ländliche Beſuch.

* * *

Himmliſch iſt doch ſolcher Morgen
Auf dem Lande ohne Sorgen!“
Denkt der Herr Inſpektor Brandt;
Lehnt ſein Stöckchen an die Wand,
Stöhnt behaglich und alsdann
Setzt ſich ſelber dieſer Mann,
Nimmt darauf ein Buch zur Hand,
Das auf Meyers Schreibtiſch ſtand;
Druck und Titelblatt ſind klein,
Sicher wird's 'n Kochbuch ſein.

Sieh! Da eilet eins, zwei, drei,
Pächt'rin Meyer ſchnell herbei,
Ruft im Eifer überlaut,
Als ſie den Inſpektor ſchaut:
„Ach, Herr Brandt, ich bitte ſehr,
Habe keinen Zucker mehr!
Wer fährt heute in die Stadt
Zu dem Mann, der ſolchen hat!
Wüßte niemanden zu ſenden,
Da ich Anne muß verwenden;
Jürn, wer traut dem halben Knaben!
Iſt alleine nur zu haben.
Der wird zu Herodes laufen,
Um bei Pontius ihn zu kaufen.
Fahren Sie doch heute mit,
Wenn ich Sie von Herzen bitt'.“
„Gerne, gerne! Wie viel Pfund?“
„Hundert!“ Haucht Frau Meyers Mund.
Abgemacht! Der Jürn ſpannt an,
Prompt und aktiv iſt der Mann!
Da — in jenem Augenblick
Kommt der Klaus vom Feld zurück,
Schwingt ſich auf den Wagentritt
Mit dem Rufe: „Ich will mit!“
Und ihm folget wie der Wind
Fritz, das aufgeweckte Kind.
Selbſt Ortrude hinterdrein
Wollt' bei dieſer Luſttour ſein;
Und als Jürnchen ſich beſann,
Hielt er auch gefällig an,
Fuhr dann aber ſchnell zur Stadt
Zu dem Mann, der Zucker hat.
Dieſer Mann, mit Namen Strauß,
Sah recht reputierlich aus;
Hatte all die ſchönen Sachen,
Die dem Kaufmann Vorteil machen:
Kaffee, Kardamom und Malz,
Pfeffermünz und Glauberſalz,
Schokolade, Thee, Roſinen,
Hübſch geblümte Weißgardinen;
Alles, alles war zu haben
Bei dem guten, alten Knaben.
Nun, der Herr Inſpektor Brandt
Iſt drum dort auch ſehr bekannt;
Kauft den feinſten Zucker ein
(Puderzucker ſollt' es ſein),
Gibt dann Order, ihn zu tragen
Auf der Stelle in den Wagen;
Zählt das Geld und ſchwatzt galant
Viel Heitres noch allerhand,
Wie denn Kaufmann Strauß bereit
Iſt zu jeder Freundlichkeit.
Schmunzelnd faßt der brave Mann
Selbſt das Zuckerſäckchen an,
Spricht dabei jedoch für ſich:
„War der Sack nicht ſchmierig?“
„Nun! Warum ſo ſchönes Tuch!
Für das Land iſt's — gut genug!“



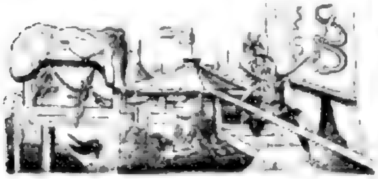
So! — Der Handel war gemacht,
Hatte Brandt viel Spaß gebracht;
Und nun hieß es: „In die Stadt,
Wer da Luſt und Beine hat!“
Denn ein ſchriller Mordgeſang,
Dudelſack und Harfenklang,
Sagte, daß es Jahrmarkt ſei,
Pferdemarkt noch nebenbei.
Holdrio! Im Handumdrehn
Iſt der Fritz nicht mehr zu ſehn.
Schleunigſt eilt Inſpektor Brandt
Mit der Mütze in der Hand
Hinten nach, um doch den Knaben
Unter ſeinem Schutz zu haben.
Doch umſonſt, es nützt kein Laufen,
Fort iſt er im Menſchenhaufen,
Und als Brandt nun rückwärts will,
Steht ihm faſt das Herzblut ſtill,
Denn da ſind in eine Bude
Eingewiſcht Klaus und Ortrude.
O! Das war ihm recht fatal,
Doch es ging wie überall,
Was zuerſt uns unbequem,
Wird uns nachher angenehm.
So auch hier: mit ſich allein,
Fiel es dem Inſpektor ein,
Daß die Hitze ihn bedrücke,
Er im Publikum erſticke.
Und ſo trat er in ein Zelt,
Deſſen Wirt ſich Rotwein hält.
Sehr vernünftig. Während dem
Zog es durch den Menſchenſchwarm;
Welch ein Puffen, welch ein Drängen,
Ein gewaltſam Vorwärtszwängen,
Rufen, Kreiſchen, Lachen, Handeln,
Feilſchen, Aufundniederwandeln,
Staubaufwirbeln, Rauchverbreiten,
Stimmgewirre von allen Seiten,
Ueberall Muſik und Sang,
Orgeltön und Dudelklang,
Puppenbuden, Kuchenfrauen,
Schaubuden anzuſchauen,
Akrobaten, Rieſen, Zwerge,
Schuſterwaren ganze Berge,
Schwindler aus Amerika,
Buntes Volk von fern und nah.
Und dazwiſchen im Gedränge
Wilde Fröhlichkeit in Menge
Alles ſtürzt ſich wild hinein,
Aufgeregt iſt Groß und Klein. —
Ja, ſo ging es Stund' für Stunde
Immer luſtig in die Runde,
Bis die Uhr den ſiebten Schlag
That an dieſem Jahrmarktstag

Da erſchien mit einem Sack
Jürn auf dem beſtellten Platz;
Schob die Mütze übers Ohr,
Fuhr er mit dem Wagen vor.
Doch was ſieht er! — Er allein
Riß ſich fort von all dem Schein,
Weder der Inſpektor Brandt
Noch die Kinder ſind zur Hand,
Um zur Stund', wie's abgemacht,
Heimzufahren vor der Nacht.
Nun denn, hui! „Adjüs, Kathrine!“
Sieh! Da fährt der Schlingel hin!
Fährt direkt vom Kaufmann Strauß
Wie ein Spanier ſtolz nach Haus;
Merkt nicht, daß man leiſe lacht,
Hinter ihm Grimaſſen macht;
Aus dem Sack der Zucker läuft,
Löffelweiſe niederträuft.

Immer fährt er ruhig weg,
Wohlbekannt mit Weg und Steg,
Schwenkt die Peitſche, knallt und knallt,
Daß es luſtig widerhallt,
Bis er ſchmunzelnd, wohlgemut
Heimgekehrt iſt auf das Gut.
Doch da kommt ſchon wie ein Segen
Pächt'rin Meyer ihm entgegen;
Doch ſchon auf der Thürſchwelle
Bleibt ſie ſtehen auf der Stelle,
Da ihr etwas unklar iſt,
Sie Inſpektor Brandt vermißt.
„Jürn!“ ſo ſpricht ſie ſanft im Ton,
„Sag, wie kommt denn dies, mein Sohn!
Kommſt Du ſo auf eig'ne Hand?
Oder hat Dich Brandt geſandt?“
Jürn, er ſchweigt und lächelt ſchlau;
Und nun ruft die gnäd'ge Frau:
„Jürn, es iſt da was paſſiert!
Sprich! Man hat ihn arretiert!
Ihn, Ortrude, Fritz und Klaus.
Komme nur damit heraus!“
„O, bewahre!“ ſpricht nun Jürn,
Um das Feuerwerk zu ſchür'n,
„Nein, es iſt ja Jahrmarkt dort,
Und der riß ſie mit ſich fort.“
„Hör', das kann ich noch nicht faſſen!
Hat Herr Brandt das zugelaſſen!“
„Ne, — das weiß ich grade nicht;
Klaus bekam ich zu Geſicht,
Als er vor 'ner Bude ſtand,
Drin ſich Schlangenzeug befand.
Vorne prahlte laut ein Mann,
Hatte roſa Hoſen an,
Schrie: „Hier ſeht die Königsſchlange!
Kommt herein und ſäumt nicht lange!

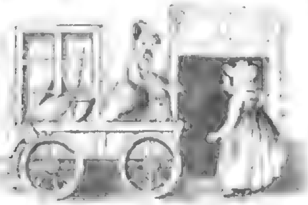
Linken Ufers [illegible]
Wird ſie in dem Vaterland;
Iſt ſie ausgewachſen dann,
Wächſt ſie immer noch heran,

Wächſt und wächſt noch immer fort,
Bis ſie unbeſchreiblich groß,
Und als Rieſenſchlange dann
Endet ihre Lebensbahn."



Nun, das war bei unſerm Mann
In der allerſchönſte Stand;
Sonnig ſah er nach der Uhr,
Sagte mir ja: „So geh doch mit!"
Und eh' ich mich recht beſann,
War er fort zum Schlangenmann.
„Jetzt! Den hab' ich auch beim Gehn
Dann und wann einmal geſehn.
Wie, den Braten in der Hand,
Er ſich durch die Menge wand.
Doch nach ‚Haus' dies eine Wort
Trieb ihn unermüdend fort.
Auch Crikerle, die Mamſell,
War faſt auf dem Caroußel,
Bot mir Schüſſelchen an,
Die ich nicht vertragen kann.
Nun genug, ich laß ſie gehn,
Habe ſie zuletzt geſehn

Vor dem bunten Kaſperlkaſten,
Als ſich Kasp' und Kaiſer balgten.
O! die beiden, ſtießen ſich,
Schrieen dabei mörderlich;
Schließlich kam ein Krokodil —"
„Jetzt! Genug! Nur ſtill! Nur ſtill!
Habe nun genug gehört,
Bin im höchſten Grad empört;
Lade nur den Zucker ab,
Den euch heut der Kaufmann gab!"
Jura, der ſchweigt, er wird ſo ſtill,
Denkt er noch ans Krokodil!
„Gnäd'ge Frau — ich kann's nicht ſagen!"
„Jura! Nur ja nicht ſo lange laſſen!"
„Nein! Ach nein! Ich mag's nicht ſagen,
Was ſich nun noch zugetragen."



„Dummer Junge, ſo zeige her!"
„Ach! Da — da — da iſt — nichts mehr!"
„Da — — da hatteſt du es nun!
Sag mir, Jura, was thun, was thun!
Je, was gibt's auch in der Welt,
Wenn man ſolchen Schlingel hält!"
„Gnäd'ge Frau, wie kann's nur ſein?
Hundert Pfund that man hinein,
Und es iſt derſelbe Sack.
[illegible]"
„Jura! Wie biſt Du einmal blind!

Weißt Du nicht, was Zucker ſind!
Nun, ſchau her und merk es Dir!
Ob es wenig iſt wie hier,
Ob es lang und ob es breit,
[illegible], ob verrechnet,
Ob es ſchädlich [illegible],
Schnuppe, ſind doch die hundert Pfund!"
— — Totenſtille — — Ganz belehrt
Stand der Herr [illegible]!
Zog er ab, indem ſein Mund
Nochmals ſtammelt: „Hundert Pfund!"

(Schluß folgt.)

Ionel Fortunat.

(Fortſetzung von Seite 641.)

XXX.

Es war kurz vor Mitternacht, als Ionel mit beflügelten Schritten das Theater verließ; er hatte ſich mit ſchwerer Not den Umarmungen der Schauſpieler, den Beglückwünſchungen der Damen, dem Händedrücken von Freunden und Bekannten entwunden, er empfand das Bedürfnis, nach all den Aufregungen dieſes Abends allein zu ſein; er irrte ziellos durch die Straßen, das Herz von einem wonnigen Glücksgefühl geſchwellt. Wie junger Wein war ihm der heutige Erfolg berauſchend zu Kopfe geſtiegen; endlich, endlich, nach langen, bangen Wochen fühlte er ſich zum erſtenmale wieder glücklich, und während er dahineilte, durchlebte er noch einmal im Geiſt all die beſeligenden Momente des Abends, er ſah ſich vor der Rampe, er vernahm den brauſenden Beifall, ſein Name klang tauſendfach an ſein Ohr, er ſah Pia und Lea, und das Herz ſchlug ihm bis an den Hals hinauf, als er daran dachte, daß dieſe beiden Frauen, welche eine ſo große Rolle in ſeinem Leben ſpielten, Zeugen ſeines Triumphes geweſen.

„Und wie wird erſt die arme Florica jubeln," dachte er, „wenn ihr Lea meinen Erfolg ſchildert, wenn ſie erfährt, daß einer meiner ſchönſten Träume in Erfüllung gegangen, daß mir wie ein Gottergeſchenk in den Schoß gefallen, wonach andere vergebens ringen, daß meine Worte, meine Geſtalten von der Bühne herab die Menge begeiſtert haben — und mein Vater ..."

Er blieb ſinnend ſtehen, er hatte ſeinen Vater dringend erſucht, nach Bukareſt zu kommen, um bei der erſten Aufführung ſeines Stückes zugegen zu ſein, vorgeſtern erſt hatte er ihm nochmals darüber einen ausführlichen Brief geſchrieben, aber vergebens. Was ging in Baneſti vor? Hatte ihn der Kummer vollſtändig ſtumpf gemacht und jeden Funken väterlichen Stolzes in ihm ausgelöſcht? Er ſchüttelte unwillig den Kopf. Nein, heute wollte er alles, alles, was ihn an ſein Leid gemahnte, vergeſſen, aus ſeiner Gedächtnistafel löſchen, heute wollte er ſich ſein Glück durch nichts trüben laſſen! Aber einmal erweckt, ließen ſich dieſe Gedanken nicht ſo leicht vertreiben, ſo ſehr er ſich gegen dieſelben wehrte.

„So will ich denn Geſellſchaft aufſuchen," klang es in ihm; er eilte der Reſtauration zu, wo ſich die Schauſpieler nach der Vorſtellung einzufinden pflegten. Dieſelbe befand ſich auf dem Theaterplatz, wo noch trotz der ſpäten Nachtſtunde ein reges Leben herrſchte. Droſchken raſſelten über denſelben hin, auf den Trottoirs ſah man Paſſanten eilen, die Kaffeehäuſer und Reſtaurationen daſelbſt waren noch hell erleuchtet und mit Gäſten beſetzt. Durch die Fenſter in eine elegante Reſtauration gegenüber dem Theater blickend, ſah Ionel an einer langen Tafel mehrere Schauſpieler und Schauſpielerinnen und obenan Herrn Culianu ſitzen.

Man lachte, trank und lärmte, bei dieſem Anblick änderte er ſeinen Entſchluß, er empfand eine Scheu davor, den Reſt der Nacht in dieſer lärmenden Geſellſchaft und in der Gemeinſchaft des Herrn Culianu zu verbringen, er kehrte um, er beſchloß, Herrn Tſchuku aufzuſuchen. Er hatte heute abend nur einige flüchtige Worte mit ihm gewechſelt, und jetzt erinnerte er ſich daran, daß der Bucklige ſo bleich, ſo aufgeregt geweſen. In der letzten Zeit hatte ſich das Freundſchaftsverhältnis zwiſchen ihnen ein wenig gelockert, ohne daß ſich Ionel Rechenſchaft darüber zu geben vermochte, wodurch eigentlich dasſelbe getrübt worden wäre.

„Tſchuku," ſo ſagte er ſich, „mag vielleicht dadurch ſich verletzt fühlen, daß ich ihn in den letzten zwei Wochen vernachläſſigt habe, er hat recht, mich undankbar und egoiſtiſch zu ſchelten; wie hat dieſer Mann für mich geſorgt, alle Hebel in Bewegung geſetzt, daß mein Name bekannt, genannt, daß mein Stück angenommen wurde! Was kann er dafür, daß mein Verhältnis zu Pia in die Brüche ging? Nein, nein, mein lieber Tſchuku, ich will Abbitte leiſten und Ihnen beweiſen, daß ich Sie zu ſchätzen weiß — und das ſofort!"

Einige Minuten ſpäter ſtürmte er in die Wohnung des buckeligen Advokaten, der über den ſpäten Beſuch keineswegs überraſcht war.

„Das iſt ſchön von Ihnen, daß Sie mich gerade heute noch aufſuchen; ich war eben im Begriffe, mich von trüben Gedanken einſpinnen zu laſſen, nun ſehe ich aus Ihren Augen ein tiefes Glück leuchten, ich will mich an Ihrem Glücke weiden, es gibt alſo doch noch glückliche Menſchen auf dieſer Welt, nicht wahr, Ionel?"

„Heute fühle ich mich in der That recht glücklich," rief Ionel in überquellender Freude, indem er Tſchukus Hand ergriff, „ja, recht glücklich, und daß ich es bin, verdanke ich Ihnen!"

„Ich habe dabei bloß eine ſekundäre, eine Handlangerrolle geſpielt, lieber Ionel, aber damit Ihr Glück vollſtändig ſei, müſſen wir trachten, Ihr aus den Fugen gegangenes Verhältnis zu Fräulein Pia wieder herzuſtellen. Haben Sie bemerkt, mit welcher Andacht ſie Ihrem Stücke gelauſcht hat?"

Ionel blickte düſter vor ſich.

„Mein Verhältnis zu Pia," ſagte er ernſt, „kann nicht wieder hergeſtellt werden, bis ich nicht als gemachter Mann vor ſie zu treten im ſtande bin."

„Aber Ihre Familie, Ionel, Ihre Familie —"

„Erinnern Sie mich nicht an meine Familie," bat Ionel, „nur heute nicht!"

„Gut," ſagte Tſchuku, „wir wollen alſo dieſes Thema heute nicht berühren. Es iſt jetzt ein Uhr," fuhr er fort, ſeine Taſchenuhr hervorziehend, „ich bin zu aufgeregt, um ſchlafen zu können; in Ihren fieberhaft leuchtenden Augen leſe ich, daß Sie auch kein Bedürfnis nach Ruhe haben, wie wäre es, wenn wir ein wenig unter das Volk gingen, wie die ruſſiſchen Nihiliſten ſagen?"

„Was verſtehen Sie darunter?"

„Ich verſtehe darunter folgendes: Ich habe heute vier volle Stunden an ſchönen, wohlklingenden Verſen mich erquickt, ich habe unter friſierten, ziviliſierten, befrackten Herren mich bewegt, ich habe das Rauſchen ſeidener Damenkleider vernommen, glänzende Toiletten, marmorweiße Arme, volle, authentiſche Buſen bewundert und geiſtreichen Geſprächen gelauſcht, ich habe ſogar die äſthetiſch-patriotiſchen Auseinanderſetzungen des Herrn Culianu über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des rumäniſchen Volkes und ſeiner Literatur über mich ergehen laſſen müſſen, mit einem Wort, ich befand mich in einer von den feinſten Kulturbacillen geſchwängerten Atmoſphäre, aber dieſe Atmoſphäre verdirbt mir den Magen, und wenn ich ihn wieder in Ordnung bringen will, begebe ich mich in eine von jedweder Kultur noch unbeleckte Vorſtadtkneipe, da trinke ich unverfälſchten rumäniſchen Landwein, da finde ich ruhe, aber geſunde Analphabeten, die ſich den Teufel um die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der rumäniſchen Literatur und des rumäniſchen Volkes kümmern. Da finde ich meinen Freund, den Zigeunermuſikanten Dinku, da laſſe ich mir von ihm einige einfache rumäniſche Volksweiſen vorſpielen und vorſingen und brüte über allerhand Dinge, die mir gerade durch den Kopf fahren. Wollen Sie mich hinbegleiten?"

„Ich bin dabei!" ſagte Ionel, indem er ſich erhob.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem ſchwäbiſchen Volksleben.

(Hiezu das Bild Seite 649.)

Zum zweitenmal in dieſem Jahrhundert rüſtet ſich Württemberg zu der ſeltenen Feier eines Regierungsjubiläums. Auf den Ehrentag des geliebten Königspaares werden viele Gäſte von nah und fern in der ſchwäbiſchen Hauptſtadt erwartet, und Tauſende, welche die Pflicht ferne hält, richten in den Tagen ahnungsvoller Freude ihre Gedanken nach der ſchönen Heimat, ihren Thälern und Hügeln, ihren Wäldern und Auen, ihren biederen Bewohnern mit der eigentümlichen Sprache und den eigentümlichen Sitten und Lebensgewohnheiten. Noch hat der nivellirende und uniformirende Zug der Zeit dem Schwaben, wenigſtens dem Landmann, die Ecken und das ſchärfere Gepräge nicht genommen, die ihn dann und wann zur Zielſcheibe des Witzes, aber noch viel häufiger zum Gegenſtand des Studiums für Völkerpſychologen, Kulturhiſtoriker und Künſtler gemacht haben. Unter den letzteren hat keiner beſſer verſtanden, echt ſchwäbiſches Volk bei ſeiner Arbeit und ſeinem Feiern, bei Luſt und Leid zu belauſchen, in ſeiner Seele zu leſen und mit der größten Naturwahrheit ſein Gebaren und ſeine Bräuche wiederzugeben als Reinhold Braun (geboren 1821 zu Altenſteig bei Nagold, geſtorben 1884 in München). Die Aquarelle des Künſtlers, der ſich im übrigen durch ſeine in Oel ausgeführten Lagerſcenen und Bilder aus dem militäriſchen Leben ausgezeichnet hat, gehören durch geſchickte Gruppirung, gemütvolle Wärme und ſorgfältige Behandlung zu den beſten Muſtern des Genre. Kein Wunder, daß die kunſtſinnige Fürſtin, die als eine Beſchützerin alles Schönen über Württemberg waltet, die Königin Olga, auch dieſe Schätze zu den vielen Perlen der Kunſt in ihren Schreinen gelegt. Nachdem dieſelben ſchon im Jahre 1877 bei der großen Ausſtellung von Aquarellen im Königsbau zu Stuttgart das Entzücken der Kunſtkenner und der Freunde eines originellen Volkslebens gebildet, ſind wir durch die Gnade Ihrer Majeſtät in ſtand geſetzt, ſie in gelungenen Wiedergaben den weiteſten Kreiſen vorzulegen und dadurch auch dem Fernſtehenden einen Einblick in das Leben und Treiben eines der wackerſten und begabteſten deutſchen Stämme zu gewähren.

1. Sonntagnachmittag in Betzingen.

Betzingen iſt eine Eiſenbahnſtation zwiſchen Reutlingen und Tübingen. So ſehr man nun auch der Eiſenbahn nachſagt, ſie vornehmlich habe infolge des geſteigerten Verkehrs dazu beigetragen, die Beſonderheiten der deutſchen Stämme und Dialekte und manche bisher als berechtigt angeſehenen Eigentümlichkeiten zu verwiſchen, gegen die Betzinger Tracht hat ſie ſich bis jetzt machtlos erwieſen. Von allen ländlichen Trachten Schwabens hat ſich die der Betzinger und die der evangeliſchen Bewohner der Baar am reinſten erhalten, während die Tracht der Steinlacherinnen ſchon vielfach Allianzen mit der Mode eingegangen hat. Es iſt eine auffallende Zähigkeit, mit der man — von geringen Ausnahmen abgeſehen — in jenem nicht ganz 2000 Einwohner zählenden Pfarrdorf an der Echaz, in welchem ſich zudem mancherlei gewerbliche Etabliſſements befinden, an der hergebrachten Kleidung feſtgehalten hat. Die Betzingerin kleidet ſich ähnlich wie die Steinlacherin: dasſelbe kecke Käppchen auf dem Kopf, das ſo gut zu Geſicht ſteht, dieſelben lang herabhängenden, mit Bändern durchflochtenen Zöpfe, derſelbe Halsſchmuck aus Granaten; Mieder, Goller, feine weite Hemdärmel hier wie dort. Nur in Einzelheiten zeigt ſich der Unterſchied. Bei ſchlimmer oder kühler Witterung wird ein kurzes Jäckchen von ſchwarzem Tuch oder — beſonders im Sommer — von ſchwarzem Glanzperkal angelegt. Dieſes Jäckchen wird auch zum Kirchgang getragen; nur bei Hochzeiten ſind die weißen Aermel auch in der Kirche gebräuchlich.

Die männliche Tracht iſt einfacher, aber doch ſo eigentümlich, daß man den Betzinger aus Tauſenden heraus erkennt. Sie beſteht aus einem runden ſchwarzen Lederkäppchen, langem weißem leinenem Rock mit einer Reihe von Knöpfen, aus weißleinenen langen Hoſen oder auch kurzer weißer Lederhoſe, halblangen Stiefeln und ſcharlachroter Weſte mit weißen Metallknöpfen. Eine ſilberne Schnalle von der Form der alten Fibeln ſchließt am Hals das Hemd und hält zugleich das Halstuch zuſammen.

Am heiterſten und farbenreichſten entwickelt ſich das Leben des Betzingers am Sonntag nach dem Gottesdienſt, und zwar außerhalb des Hauſes, denn er liebt freie Luft und Geſelligkeit. Einzelne der charakteriſtiſchen Figuren, wie ſie Meiſter Braun vor uns hinzaubert, kann man auch auf Straßen und Plätzen der benachbarten früheren Reichsſtadt erblicken; aber ein ſo bewegtes und zugleich ſo idylliſches Bild eines einheitlich geſtalteten Volkslebens, wie es hier unter der Linde des Dorfes uns entgegentritt, darf man ſelbſtverſtändlich nur an Ort und Stelle ſuchen und trifft man ſelbſt dann nur in glücklichen Stunden. Von den bei der Pfeife Qualm ſinnenden Alten herab bis zu den puppengleichen jüngſten Sprößlingen ſind alle Stufen der Geſellſchaft vertreten und in ihrer Art gleich anziehend; man belauſcht unwillkürlich die Verhandlungen mit dem Wächter des Geſetzes und der Ordnung, miſcht ſich ins Geſpräch der Hausfrauen und freut ſich der auf dem Schoß der Mutter und zwiſchen den Knieen des Großvaters heranwachſenden Jugend. Man ſtellt ſich hinter den Rücken der mit den Dorfſchönen ſchäkernden Burſchen oder tritt unſichtbar in ihren Ring, das ſogenannte „Radle" (daher „Rädelsführer"). Am liebſten aber zieht man mit den jungen Mädchen, die Arm in Arm durch die Gaſſen wandeln, hinaus auf den Wieſenplan und hört ihrem ſchönen zweiſtimmigen Geſang zu. Gar manche Melodie, manche bezeichnende Wendung hat der Altmeiſter des Volkslieds, Friedrich Silcher, unſeren ſchwäbiſchen Landsleuten entlehnt; aber er hat ihnen das Kapital mit Zinſen heimbezahlt, und nicht allein an den Ufern des Neckars und ſeiner Nebenflüſſe, ſondern überall in den geſegneten Gauen Württembergs hört man des Sonntags ſeine Weiſen aus dem Munde der ſangeskundigen und ſangesluſtigen ländlichen Bevölkerung. O. L.

Eine Herzensfrage.

(Hiezu das Bild Seite 652.)

Agneſe Fumagalli war die Kammerzofe der ſchönſten Dame Roms, der Marcheſa Valzani. Agneſe war kein ganz junges Mädchen mehr, ſondern machte ſchon Bekanntſchaft mit den Dreißigern (war ſie doch bereits zwanzig Jahre im Palazzo Valzani!), konnte aber noch immer für ein hübſches Frauenzimmer gelten, denn ſie war groß, ſchlank und kleidete ſich geſchmackvoll.

Sie hatte ſtets nur für ihre Herrin gelebt und war ganz in Friſieren, Plätten, Zertrennen und Toilettenanordnen verſenkt geweſen, ohne zu merken, daß die Jahre ihre Züge immer ſchärfer machten, — ſo ſehr liebte ſie ihre Herrin, und das um ſo mehr, weil die ſchöne Marcheſa nicht ganz glücklich lebte mit ihrem Gatten, der ihr einmal über das andere Anlaß zur Eiferſucht gab.

In derſelben Familie diente ſchon ein halbes Menſchenalter hindurch ein alter Intendant, Signor Pozzola. Auch er hatte ſich ſtets dem Hauſe und ſeinem Dienſte geweiht, bis er jetzt als ſechzigjähriger Mann daſtand ohne Zähne, ohne Haare und mit ſo vielen Runzeln wie die beſtgefältelte Damenrobe. Er hatte nie einen andern Gedanken gehabt als ſeinen Herrn, den Marcheſe, welchen er ſchon als Kind auf den Armen getragen und dem er treu diente. Und der Marcheſe Valzani brauchte das auch, denn er war nicht glücklich mit jener hübſchen Frau, welche für Putz, Schmuck und Flitter ſo viel Geld hinauswarf, daß einem die Haare zu Berge ſtanden.

An einem ſchönen Sommertage nun, wo die Herrſchaft nach Frascati hinausgefahren war, ſaß in der ſchlummerſtillen Siestaſtunde Agneſe Fumagalli unter dem ſchattigen Thorgange des Hauptportals im Palazzo Valzani und ſtrickte. Neben ihr ſaß der alte, runzelige Intendant Pozzola und zwiſchen beiden der Mops der Marcheſa, Liddy.

„Hören Sie doch, Signora Agneſe," ſagte der Alte.

„Was denn?" fragte die Cameriera und legte ihre Strickerei in den Schoß.

„Ich wundere mich, daß Sie noch nicht daran gedacht haben, endlich einmal für ſich zu leben."

Agneſe ſchaute ihn verwundert an.

„Wie meinen Sie, Signor Pozzola?"

„Nun, ich meine, all die Jahre her haben Sie nichts gethan, als der Signora Marcheſa die Schokolade und die Briefe gebracht, die Signora Marcheſa gepudert, die Signora Marcheſa geſchnürt, der Signora Marcheſa die Roben geändert, der Signora Marcheſa die Neuigkeiten erzählt und der Signora Marcheſa das Licht ausgelöſcht. Es wäre doch an der Zeit, daß Sie jetzt einmal für ſich lebten! Das heißt — zu zweien. Sie ſind ein hübſches Frauenzimmer ..."

„O, o, o!" lachte Agneſe, ſich zierend.

„Nein, nein, fragen Sie nur den Koch!" ſagte der Alte ernſt. „Sie ſind alſo ein hübſches Frauenzimmer, haben etwas erſpart und ſollten einen Mann glücklich machen."

Agneſe lachte wieder.

„Und wen denn?" rief ſie luſtig. „Ich habe nie Zeit gehabt, mich um einen Bräutigam umzuſehen."

„Nun, ich wüßte Ihnen wohl einen," ſagte der Alte, „einen hübſchen jungen Menſchen, der gerade für Sie paſſen würde und der ſein Auge auf Sie geworfen hat. Ich ſoll in ſeinem Namen mit Ihnen ſprechen, Agneſe. Sie kennen ihn. Er iſt der hübſcheſte Burſche von Rom; hat die ſchwärzeſten Haare, die blitzendſten Zähne, und alle Weiber raufen ſich um einen Blick, um ein Lächeln von ihm. Mit einem Worte, es iſt mein Neffe Gianino, der Reitknecht des Marcheſe."

Agneſe antwortete nicht gleich. Sie ſaß über ihre Arbeit gebeugt und ſtrickte, ſtrickte, als ob ſie davon leben müßte.

Der alte Intendant, der keine Antwort erhielt, fuhr dringender fort:

„Iſt er denn nicht wirklich der hübſcheſte Burſche, den man ſich denken kann?"

„O ja!" ſagte Agneſe gleichgiltig zum Strumpfe.

„Und ſo luſtig iſt er," plauderte der Alte, alle Künſte der Ueberredung aufbietend, weiter, „ſo luſtig! — Vielleicht ein bißchen zu laut, aber ſo nett! Mit ſolchen Augen wie ein Teufel, und ſo weißen Zähnen! Vielleicht iſt er ein wenig leichtſinnig, vielleicht macht er gern Schulden, aber er iſt ſo hübſch, und alle Weiber machen ihm Heiratsanträge!"

Agneſe antwortete noch immer nichts. Das lichte Lächeln war von ihrem Geſichte verſchwunden, und ſie ſtrickte immer heftiger. Es war ſo ſchlummerſtill in der großen Vorhalle, daß man deutlich eine Brummfliege unter der Wölbung ſummen hörte.

„Nun?" fragte endlich der gute Alte ganz verzagt.

Sie warf den Kopf zurück und ſagte ärgerlich und giftig:

„Nun — aufrichtig geſagt — ich will nicht! Schön kann der junge Herr ſein, und luſtig iſt er. Aber leichtſinnig, wetterwendiſch und verliebter Natur iſt er auch, und das Geld wirft er mit vollen Händen zu allen Fenſtern hinaus und hat obendrein noch Schulden; das alles weiß ich ganz genau. Und wenn er mich, die um ſo viel älter iſt als er, heiraten will, ſo geſchieht's wohl nur meiner paar erſparten Lires wegen. Und jedenfalls wäre ich mit ihm unglücklich, weil er andere gern hätte und meine kleinen Erſparniſſe hinauswerfen würde. Ich ſage alſo Nein, und wiederum Nein, und zehntauſendmal Nein!"

Der Alte machte ein ſehr beſtürztes Geſicht.

„Und ich hatte mich ſchon ſo ſehr darauf gefreut, daß wir miteinander verwandt würden!" ſeufzte er.

„Und überhaupt denke ich gar nicht daran, zu heiraten!" ſagte Agneſe Fumagalli kurz und entſchieden.

„Aber," meinte der alte Intendant ſchüchtern, „als ich Ihnen davon anfing zu reden, ſchienen Sie doch dem Gedanken einer Heirat gar nicht ſo abgeneigt."

„Weil ..." ſagte die Cameriera — dann ſtockte ſie.

„Nun, weil?"

„Weil ich dachte, Sie würden mir einen andern Bräutigam vorſchlagen!" ſagte ſie und ſchaute ihn dreiſt an.

„Einen an— Wen denn?" ſagte er.

„Nun, Sie ſich ſelber!" ſagte ſie klar und deutlich.

Er fuhr in die Höhe wie vom Blitze getroffen.

„Mich?!" rief er atemlos. Dann fing er an zu lachen und rief: „Mich, einen Greis, der Ihr Vater ſein könnte! Sie ſpotten, Agneſe!"

„Fällt mir nicht ein!" ſagte ſie feſt und dabei ſehr rot im Geſichte. „Sie ſind ein guter, treuer, braver Menſch, den ich achte und ſchätze. Wir beide dienen ſo lange in dieſem Hauſe. Ich habe mein ganzes Leben meiner lieben Herrin geweiht. Glauben Sie, ich würde von hier fortgehen? Und Sie leben nur für Ihren Herrn. Wir hätten beide hier im Hauſe bleiben können bei unſeren Herrſchaften und manches thun, um die beiden einander ein wenig näher zu bringen. Und anſtatt mir zu ſagen: ‚Agneſe Fumagalli, wollen Sie meine Frau werden?' ſind Sie ein Ungeheuer und wollen mich an einen liederlichen jungen Sauſewind und Verſchwender verkuppeln ..."

„Aber ..."

„Laſſen Sie mich fort, oder ich kratze Ihnen die Augen aus!" rief ſie und lief davon.

Zum Glück wußte Signor Pozzola den Weg zu ihrem Zimmer, und ehe noch die Herrſchaft heimkehrte, waren beide einig. Der Neffe des Alten lachte höhniſch, als er die Sache erfuhr, und bot ſich als Pate des erſten Sprößlings an. Aber das Brautpaar lachte gar nicht darüber, ſondern lud ihn ein Jahr ſpäter wirklich zur Taufe.

* * *

Literatur

Ein ganz neues Gebiet hat Chriſtian Benkard der deutſchen Litteratur durch ſeinen Kolonialroman erſchloſſen. Mit den Verhältniſſen in den deutſchen Kolonien, namentlich auf Samoa und an der weſtafrikaniſchen Küſte, aus eigener Anſchauung und Erfahrung eingehend bekannt, nimmt er dieſe Verhältniſſe zu Grundlage und Ausgangspunkt lebendiger, handlungsreicher Darſtellungen. Die Hauptperſonen derſelben ſind ſelbſtverſtändlich die dort lebenden oder verkehrenden Deutſchen, deren mannigfache Beziehungen zu den eingeborenen Farbigen und Miſchlingen dem Romanſchriftſteller ebenſo intereſſante als eigenartige Probleme bieten. Sie in künſtleriſcher Weiſe auszumalen und zu geſtalten, verſteht Benkard trefflich. So iſt denn ſein zweibändiger Kolonialroman „In ferner Inſelwelt" (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt), der auf Samoa im Januar des Jahres 1879 beginnt und bis in das Jahr 1884 hereinreicht, zu einem vorzüglichen Buche geworden. In ſeiner doppelten Bedeutung als feſſelnde Unterhaltungslektüre und als treues Zeitgemälde der bedeutſamen Samoabewegung, das nicht aus unſerer entlegenen Perſpektive, ſondern unmittelbar an Ort und Stelle aufgenommen erſcheint, gehört es zu jener Gattung deutſcher Romane, die in ganz beſonders hervorragendem Maße dazu berufen ſind, nicht nur das Intereſſe unterhaltungsbedürftiger Damen, ſondern auch dasjenige der auf ernſte weltgeſchichtliche Grundlagen ihrer Lektüre bedachten Männerwelt für ſich in Anſpruch zu nehmen und beiden volle Befriedigung zu gewähren.

— **Anmutig zu erfinden und liebenswürdig zu plaudern** — wer die beiden Dinge ſo trefflich verſteht wie **Ludwig Heveſi**, der wird ſeinen Leſern immer willkommen ſein, namentlich wenn er ihnen kleine Geſchichten erzählt, denen angenehm zu lauſchen iſt und deren jede ſich ohne großen Zeitaufwand in einem Zuge friſchweg genießen läßt. Erfreuliche Gaben dieſer Art, die ſich den früheren Sammlungen ſeiner niedlichen Erzählungen ebenbürtig anreihen, bietet auch ſein jüngſt erſchienenes „Buch der Laune" (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.). Dieſe neuen Geſchichten führen uns kreuz und quer, bald an den Strand der Moſel, bald nach Rothenburg an der Tauber, bald mitten ins Ungarland hinein. Ueberallhin aber begleitet uns die heitere Laune, die nicht umſonſt dem gemütlichen Büchlein an die Stirn geſchrieben ſteht und die ganz dazu angethan iſt, jegliche Stirnfalten zu glätten und den Genuß ruhiger Stunden zu erhöhen.

— **Das in Prachtausgabe erſcheinende öſterreichiſche „Armee-**Album zur Erinnerung an das vierzigjährige Regierungsjubiläum des Kaiſers Franz Joſef I.", herausgegeben unter der Ehrenpräſidentſchaft des Prinzen **Egon von Thurn und Taxis** und unter Redaktion von **Guſtav Amon Ritter von Treuenfeſt** (Wien, L. Tinzhofer & Comp.) enthält in den bis jetzt vorliegenden fünf Werklieferungen die wohlgelungenen, von biographiſchen Abhandlungen begleiteten Bildniſſe des Kaiſers und ſämtlicher der Armee angehörigen Erzherzoge, ferner der Feldzeugmeiſter und Generale der Kavallerie und der Feldmarſchallleutenants des öſterreichiſchen Heeres. Wir behalten uns vor, auf das Werk, das ein ausführliches und elegantes Geſamtbild des gegenwärtigen Standes der öſterreichiſch-ungariſchen Armee in Ausſicht ſtellt, nach ſeinem weiteren Erſcheinen zurückzukommen.

— **„Nur durch den Vergleich mit Aehnlichem macht ſich** der Wert einer Sache erſichtlich". Von dieſem Satz ausgehend, gibt **Guſtav Engler** in ſeinem nicht ſehr ſtarken, aber einen weitverzweigten Stoff umfaſſenden Buch „Koloniales" (Hamburg, Verlagsanſtalt, vormals J. F. Richter) eine Darſtellung der Kolonialverhältniſſe des deutſchen Reiches und der übrigen europäiſchen Staaten, die allen für dieſes Gebiet ſich irgendwie Intereſſierenden zur Orientierung willkommen ſein wird.

— **Die ſeinerzeit von uns rühmend erwähnte „Geſchichte** der jüdiſchen Litteratur" von **Guſtav Karpeles** iſt in den drei Jahren ſeit ihrem Erſcheinen bereits ins Engliſche, Franzöſiſche, Ruſſiſche und Hebräiſche überſetzt worden. Gegenwärtig wird eine italieniſche Ueberſetzung vorbereitet.

Die Montenegrinerin.

(Hiezu das Bild Seite 661.)

Kraft und Adel ſprechen aus den Zügen der Tochter der ſchwarzen Berge, die Georg Vaſtagh gleich der auf Seite 633 wiedergegebenen mythologiſchen Geſtalt der „Vila" für das Prachtwerk: „Südſlaviſche Frauen, von Frau Mara Cop Marlet (Verlag der W. Frick'ſchen k. k. Hofbuchhandlung in Wien) gemalt hat. Der Künſtler hat uns das gewiß wunderbare Augenpaar der Schönen halb verborgen, vielleicht, weil den Blick der Montenegrinerin eine tiefe Schwermut verſchleiert. Denn das Los dieſer Frauen iſt ein unglaublich hartes. Ein Lied, welches die Czernagorke (ſlaviſch für: Montenegrinerin) nach einer tieftraurigen Weiſe ſingen, belehrt uns darüber:

„Schwarze Berge, reich an Vilenpracht,
Reicher noch mein Herz an Kummertracht."

„Berg, du wirſt des Eiſes dich entladen,
Nimmermehr mein Herz ſich ſeiner Leiden."

Die wilden Nachbarn der Montenegriner, die Albaneſen und Türken, entführten in früheren Jahren gar häufig die kaum erblühten ſchönen Töchter der ſchwarzen Berge. Niemals ſahen ſie ihre Heimat, nie ihre Familien wieder. Ein moslemiſcher Harem ſchloß die junge griechiſche Chriſtin ein, die, ihrer Ehre, ihres Glaubens, der Heimat, aller Lieben und endlich auch der gewohnten goldenen Freiheit beraubt, reſigniert in orientaliſcher Ueppigkeit verkümmerte. Kein Wunder, wenn ein ſolches durch Generationen erduldetes Geſchick dem Blicke der Montenegrinerin unauslöſchliche Schwermut verlieh.

Und auch auf den Montenegriner, den kühnen Helden der ſchwarzen Berge, blieben dieſe Verhältniſſe nicht ohne verrohenden Eindruck. Während bei anderen Slavenvölkern der mildernde Einfluß des Chriſtentums das Weib aus barbariſchen Urzeiten längſt zur treuen, wenn auch untergeordneten Gefährtin umgeformt, blieb der Montenegriner deſſen harter, ſtolzer Gebieter.

Durch die Nähe der Mohammedaner gewöhnt, ihre Frauen als Gegenſtand des Raubes betrachtet zu ſehen, als Ware, die man den Harems verkaufte, lernten die Montenegriner in ihren Gattinnen eine Art häuslicher Laſttiere erblicken, deren Wohnſtätte der Mann nur als immer wachender Beſchützer umzog, die Flinte im Arm, den tödlichen, ſcharfgeſchliffenen Jatagan (Dolch) und die Piſtole im Gurt.

So ſieht man ihn auch heute noch, mit ſtolzem Schritt das Dorf durchmeſſend, unthätig, höchſtens den Rauch einer Pfeife vor ſich hinwirbelnd, während ſein Weib unglaublich ſchwere Holzlaſten auf dem gebeugten Rücken von den faſt unzugänglichen Höhen herniederſchleppt. Schwer beladen folgt ſie ihm auch zum Markte, keuchend über ſtundenlangen ſteinigen Weg noch die Kuh oder das zu verkaufende Kalb vor ſich hertreibend, indeſſen der „Gebieter“, die Hände auf dem Rücken, frei dahinſchreitet. Des Helden, des Kriegers iſt keine Arbeit würdig!

Indeſſen iſt es unrichtig, wenn man annimmt, daß der Montenegriner ſein Weib nicht dennoch achtet. Wehe dem Fremden, der ſie beleidigt, der ihrer Frauenwürde zu nahe tritt! Die Rache bleibt nicht aus!

Gewöhnlich iſt es der Bruder — die ſchöne Sitte geheiligter Geſchwiſterliebe lebt bei allen Slaven ſeltener der Gatte, der den Frevel an der Ehre des Blutes ſeines Hauſes rächt. Die „Blutrache“ iſt ein zu bekannter Zug in der Sittenſchilderung jener Völker, als daß wir nochmals eingehender darauf zurückkommen ſollten. — Dieſe Jahrhunderte alte geheiligte Rache für das Anſehen des Familienherdes iſt übrigens in neueſter Zeit zwiſchen Montenegrinern und Albaneſen durch den fürſtlichen Regenten Montenegros in feierlicher Weiſe als beendet erklärt worden. Dieſer hochbegabte Fürſt Nikita, der auch ein vortrefflicher Poet iſt und in ſeinen Liedern ſtets den Grundſatz aufſtellte, „ein Heldenvolk braucht einen Heldenführer“, iſt vergöttert von ſeinen Unterthanen. Er durfte es wagen, ſein in allen Ueberlieferungen feſteſt wurzelndes Volk durch jenen Schritt in den Rahmen der modernen Ziviliſation zu führen, indem er ihm den alleinigen rechtsgiltigen Zügel des Geſetzes anwarf.

Der erſte, der der Wage der Themis zum Opfer fiel, war der Fahnenträger (Barjaktar) Luka Matow, welcher wegen einer an Albaneſen verübten Blutrachethat zum Tode durch Erſchießen verurteilt und unlängſt hingerichtet wurde. Sein Tod war faſt eine andächtige Feier, die Grundſteinlegung einer neuen Zeit. Frauen und Männer gaben dem pflichtgetreuen Märtyrer ihrer alten geheiligten Tradition das letzte Geleite. War es doch die Ehre ihrer Ahnen, ihrer Mütter, Frauen und Töchter, die der alte Brauch geſchirmt und rein erhalten hatte. Luka Matow bat ſeinen Fürſten vor der Hinrichtung, er möge ſeiner Familie die Würde des Fahnenträgers belaſſen, was dieſer auch bewilligte. Auch am Richtplatz erbat er ſich eine Gunſt — das Exekutionspeloton ſeiner früheren Untergebenen ſelbſt kommandieren zu dürfen. Und ſo ſank er hin auf den Boden, deſſen treueſter Sohn er geweſen, ein Opfer der neuen Zeit.

Schwerer vermag es der Fürſt, für die Verbeſſerung des montenegriniſchen Frauenloſes zu wirken. Die Verſuche in dieſer Richtung wurden oft ſogar ſchon ſeinem Anſehen bedenklich. Zeigt er ſich an der Seite der Fürſtin bei einer Spazierfahrt im offenen Wagen, ſo lächeln die Montenegriner verächtlich. Sie begreifen offenbar nicht, wie ihr ſonſt ſo heldenmütiger Fürſt ſich ſo tief — erniedrigen kann, und die Frauen, durch uralte Gewöhnung gegen das eigene Los verblendet, ſtimmen ihnen bei.

Ein Nordländer, der einſt gleich mir jene Gegenden bereiſt, konnte mir nicht genug von ſeiner Bewunderung für die unglaublichen Arbeitsleiſtungen der montenegriniſchen Frau, der er im Innern des Hauſes zuſah, erzählen. Doch wagte er nicht, das Wort an ſie zu richten. Ihr „Gebieter“ hatte ihm offenbar die Luſt dazu benommen. Auf die Frage des Fremden, welches Wild ſie denn in den ſtets mehr und mehr gelichteten Wäldern der ſchwarzen Berge noch zu jagen hoffen, hatte der kriegeriſche Sohn der ſchwarzen Berge, mit einer ſtolzen Handbewegung über die Höhenzüge deutend, erwidert: „Die Türken!“

Auf das zartere Gemüt der Frauen, obwohl ſie ſelbſt auch oft zu den Waffen griffen, konnte dieſes kriegeriſche Leben nicht anders wirken, als indem ſich eine ſanfte Trauer allmählich in ihre Züge prägte.

Der Künſtler hat die Montenegrinerin auf unſerem Bilde in der charakteriſtiſchſten Stellung aufgefaßt. Auf eine Felſenkante geſtützt, blickt ſie hinab in die Schluchten ihrer majeſtätiſchen Heimatsberge. Dort in der Tiefe zerſchellte vielleicht vor kurzem ihr Bruder, ihr Gatte, von einer Albaneſenkugel ins Herz getroffen.

Die Heil- und Pflegeanſtalt für Schwachſinnige in Mariaberg (Württemberg).

Hoch oben auf der ſchwäbiſchen Alb, im ſtillen Thale, durch welches der Lauchert kriſtallhelle Waſſer fließen, erheben ſich auf der rechten Seite derſelben, auf mäßiger Anhöhe, die alten Kloſtergebäude von Mariaberg, abſeits vom lärmenden Getriebe der Welt, ſtill und ruhig, ſo ganz geeignet zu einem beſchaulichen Kloſterleben.

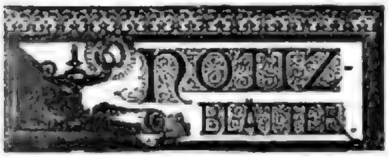
Das ehemalige Kloſter Mariaberg im württembergiſchen Schwarzwaldkreiſe.

Wohl ſelten mag zur Kloſterzeit ein Wanderer dorthin ſeine Schritte gelenkt haben; iſt ja die Gegend ſelbſt in unſerer reiſeluſtigen Zeit nur mäßig beſucht.

Unweit des Kloſters, auf ſteilem Felſen, hatte Graf Hugo von Montfort ſein Schloß, die Altenburg genannt, von welchem kaum mehr eine Spur zu ſehen iſt. Ihm verdankt das Kloſter ſeine Entſtehung. Ein trauriges Familienereignis gab Veranlaſſung zu dieſem frommen Werke. Der Stiftungsbrief teilt uns mit und ein im Refektorium des ehemaligen Kloſters befindliches Gemälde veranſchaulicht heute noch die traurige Scene, daß die beiden Knaben des Grafen zur Zeit der Heuernte das väterliche Schloß verließen, um im Fluß zu baden, und als ſie ermüdet Ruhe ſuchten, machten ſie ſich in einem Heuſchuppen ein Lager zurecht, ſchliefen ein und wurden, unbemerkt von den Leuten, welche Heu herbeiführten, unter demſelben lebendig begraben. Als die beiden Kinder abends nicht nach Hauſe zurückkehrten, ſchickte man Dienſtleute aus, um ſie aufzuſuchen; ihre Mühe war vergebens. Tage, Wochen, Monate vergingen, die Kinder kehrten nicht wieder! In ſeinem tiefen Schmerze that der Graf das Gelübde, zu Ehren der heiligen Maria ein Kloſter zu ſtiften, wenn er ſeine geliebten Söhne lebendig oder tot wieder finden ſollte. Im Frühjahr des folgenden Jahres, als das Heu aus dem Schuppen geholt wurde, fanden ſich die Leichen der beiden Knaben. Treu ſeinem Gelübde ſtiftete nun der Graf das „Kloſter zum Berg“ — Kloſter Berg zur lieben Frau oder Mariaberg. Der Stiftungsbrief iſt vom 6. April 1265. Niemand ahnte damals, daß dieſe Stätte, welche ihre Entſtehung dem Unglück zweier Kinder verdankte, einſt ein Aſyl für die von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelten unglücklichen Kretinen werden ſollte. Vom Jahr 1837, wo die letzten Bewohner das Kloſter verließen, bis 1847 ſtand das Gebäude leer und wurde nur notdürftig unterhalten. Im Jahr 1841 erſcholl vom Abendberg bei Interlaken, wo Dr. Guggenbühl ſeine Heilanſtalt für Kretinen in der denkbar ſchönſten Gegend eröffnet hatte, das Erlöſungswort: „Der Kretinismus iſt heilbar!“ Und dieſes Wort fand ein Echo in den Herzen der Schwaben, die ja immer bereit ſind, da beizuſtehen und zu helfen, wo es gilt, Unglück zu lindern. Streng genommen gebührt Württemberg die Ehre, die erſte Anſtalt für Schwachſinnige in Deutſchland und zwar 1837 in Wildberg gegründet zu haben. Schon 1841 hatte Dr. Rösch in Schwenningen, ſpäter in Urach im Auftrag der Regierung eine Rundreiſe in Württemberg gemacht, behufs einer ſtatiſtiſchen Unterſuchung, welche das Vorhandenſein einer geradezu erſchreckenden Anzahl Schwach- und Blödſinniger, nahe an fünftauſend, ergab. Das Herz eines Mannes, wie Dr. Rösch, wurde bei dem Anblick all dieſes Unglücks tief gerührt. Der Gedanke, für die Aermſten unter den Armen eine Stätte zu gründen, wo ihnen ein menſchenwürdiges Daſein geboten werden konnte, verließ ihn nicht wieder. Bald fand er gleichgeſinnte Männer, die ihn mit Rat und That unterſtützten: Profeſſor Dr. Autenrieth in Tübingen, Pfarrer Geßler in Hengen und andere, welche mit Eifer an die Verwirklichung des projektierten ſchönen Werkes gingen. Die Staatsregierung räumte in Anbetracht des edlen Zweckes das Kloſtergebäude Mariaberg zur Unterbringung der neuen Anſtalt ein, und die Königin Olga, damalige Kronprinzeſſin, die ſtets ein ſo warmfühlend Herz hat „für die Sache aller, die verlaſſen ſind“, übernahm das Protektorat, und damit erwachte auch das allgemeine Intereſſe für dieſes neue Feld des Wohlthuns. Dank der treuen Fürſorge des Königs und der Königin iſt die Anſtalt das geworden, was ſie heute iſt: ein ſtattlicher Baum, der herrliche Früchte trägt. Sie hat ſich zu kaum geahnter Höhe emporgeſchwungen! Die umſichtige Leitung der gegenwärtigen Direktion hat die Anſtalt in einer Weiſe gehoben, die ſie zu einer der beſten Deutſchlands macht. Allen Bedürfniſſen und Anforderungen iſt entſprochen, und alles iſt aufs zweckmäßigſte eingerichtet. Der bildungsfähige Zögling findet tüchtige Lehrer, der für die Bewahranſtalt beſtimmte wird nützlich beſchäftigt in den Werkſtätten und auf den Feldern. Die Anſtalt erfreut ſich einer äußerſt geſunden Lage; ſie iſt von Wäldern umgeben, und unmittelbar vor dem Hauptgebäude befinden ſich prächtige Anlagen, die den Zöglingen zur heißen Mittagsſtunde einen kühlen Aufenthalt gewähren. Liegt die Anſtalt auch etwas abſeits vom großen Weltverkehr, ſo genießt ſie als höchſt ſchätzbaren Vorteil eine vorzügliche Luft.

Die nächſte Eiſenbahnſtation iſt Reutlingen, von wo aus man nach fünfſtündiger Poſtfahrt nach Mariaberg gelangt. Die Reiſe iſt durchaus nicht beſchwerlich, und der Weg über Pfullingen, Honau, am Fuße des Lichtenſteins vorbei, bietet entzückende Naturſchönheiten. Selbſt die etwas öde Strecke von Großengſtingen hat gewiſſe Schönheiten. Mit dem Eintritt in das Seckachthal bei dem preußiſchen, zum ehemaligen Fürſtentum Hohenzollern gehörigen Städtchen Trochtelfingen ändert ſich die Landſchaft; waldbedeckte Höhen, friſcher grüner Wieſengrund geben ihr einen heiteren Anblick. Bei Mägerkingen treten wir in das reizend gelegene Lauchertthal, und ſchon von der Ferne erblicken wir die ſtolzen Gebäude von Mariaberg.

Seit der Eröffnung der Anſtalt im Jahre 1847 wurden bis 1887 in dieſelbe 416 Zöglinge aufgenommen, eine verhältnismäßig kleine Zahl für 40 Jahre, was ſeinen Grund in dem Umſtande hat, daß während längerer Zeit nur ein beſchränkter Teil der ehemaligen Kloſtergebäude benützt werden konnte. Die Zahl der hier Untergebrachten beträgt heute 113. Von jenen 416 Zöglingen waren ganz bildungsunfähig 200, bei welchen körperliche Pflege im weiteſten Umfange, Gewöhnung an Ordnung, leichte Unterhaltung, die Hauptſache iſt, um ſie vor tieferem Verſinken zu bewahren. Solche Kinder bleiben bis zu ihrem Tode in der Bewahranſtalt. Nicht erwerbsfähig, weil körperlich untauglich, aber konfirmationsfähig wurden 24 Zöglinge, gebeſſert und erwerbsfähig 212, welche durch Unterricht und Erziehung zu denkenden und arbeitſamen Menſchen herangebildet worden ſind. Solche Erfolge können nur in Anſtalten ziert werden, weil dort die ſchwachſinnigen Kinder ſo vielfach günſtigen, ja oft poſitiv ſchädlichen Einflüſſen ihrer häus- ten Verhältniſſe — in armen Familien häufig gänzlicher erwahrloſung, in wohlhabenden aber einer öfters unzweckäßigen, weil ganz unkonſequenten Behandlung — entrückt d, und jedes nach ſeiner Individualität die ihm zuſagende, leinen Schritten methodiſch vorwärts ſchreitende, mit verändiger Geduld und Liebe gepaarte Pflege, Erziehung und nterweiſung erhält. In dieſem Sinne leiſtet die Anſtalt in arnsberg ſeit vierzig Jahren der leidenden Menſchheit unſchätzbare Dienſte. Möge ſie auch fernerhin gedeihen zu Nutz d Frommen dieſer bedauernswerten Unglücklichen! E. R.


Notiz-Blätter.

Bühne.

— **Endlich hat auch das königliche Schauſpielhaus in Berlin** h wieder einmal dazu bequemt, eine neue Dichtung zu bringen, e leider wieder einmal eine, die im klaſſiſch-heroiſchen Zeitalter iechenlands, zu den Zeiten des trojaniſchen Krieges ſpielt. Sie ißt „Nauſikaa" und iſt von einem Profeſſor an der berühmten nſtalt Schulpforta, Schreyer, verfaßt. Daß doch unſere Philogen immer in ihren Dichtwerken, in ihren ſchulmeiſterlichen Geanken- und Phantaſiekreiſen ihre Ideale ſuchen müſſen! Nauſikaa! ie viele von den Zuſchauern des königlichen Theaters mögen ohl nach ihrem Homer ſo gut im Gedächtnis haben, um zu wiſſen, ß Nauſikaa die reizende Tochter des Königs Alkinoos der Phäaken ar und dem Odyſſeus die Honneurs machte, als er die Gaſteundſchaft des Königs genoß? Was geht uns aber der Homer it allen ſeinen Helden auf der modernen Bühne an? Man hat ſich llſtändig gelangweilt — ſo lautet das Bekenntnis der Ehrlichen. ſt das Theater dazu da, um ſtubengelehrten Schulmeiſtergrillen eſtalt und Leben zu leihen? Nauſikaa liebt Odyſſeus, der ihren uder in einem Kampfe der Eiferſucht ums Leben bringt. Das olk will dem Fremden zu Leibe und erfleht die Rache der Götter f ſein Haupt herab. Nauſikaa ſchützt ihn, als ſie aber hört, ß er nicht mehr frei iſt, läuft ſie an das Geſtade und ſtürzt h in die von dem Sturmgott empörte See, die ihr Grabmacher erden muß. Inzwiſchen aber entkommt der Fremde. Das ſoll ne dramatiſche Handlung ſein. Darf man dem Verfaſſer, der n edles Streben und einen klaſſiſch gebildeten Geiſt offenbart, ch das Ehrenprädikat eines wirklichen Dichters zuerkennen, ſo iſt ine Muſe doch noch ſehr zart. Der Erfolg war äußerlich ein chtbarer, mehr aber auch nicht — die Philologenſtücke hat das blikum nachgerade ſatt. — Im Deutſchen Theater hat man auch nen ſogenannten Scheinerfolg mit einem nach dem Franzöſiſchen on Albin Rheiniſch bearbeiteten hiſtoriſchen Luſtſpiel: ie Vaſallen" erzielt. Es handelt ſich um die Kämpfe zwiſchen erzog Karl dem Kühnen von Burgund und Ludwig XI. von rankreich einerſeits, andererſeits um die Gräfin von Boulogne, ie Vaſallin Karls, die, um einer ihr unbeliebigen Heirat zu enthen, an den Hof Ludwigs XI. flieht. Karl wünſcht ſeinem egner die ſchöne Beute zu entreißen und ſendet ſeinen Knappen n Ludwig, der von dieſem aber die Antwort erhält, die Gräfin i nach England abgereiſt, während er ſie thatſächlich nach Lüttich ingen läßt. Durch allerlei Liſten und Ränke gelingt es, die lüchtende abzufangen und ſie juſt in dem Moment in das Lager arls zu bringen, in welchem Ludwig ſich entſchließt, ſeinen Gegner lbſt aufzuſuchen. Inzwiſchen bricht ein von Ludwig angeſtifteter fſtand in den flandriſchen Provinzen Karls aus, den ſeiner zu al zurückzuhalten bemüht war. Karl iſt über dieſen Akt von euloſigkeit ſo empört, daß er den König feſthält und ihm ſchwere pfer zur Erlangung ſeiner Freiheit abzwingt. Durch eine glückliche ſung von allerlei Zufälligkeiten gelingt es auch der Gräfin, ſich s der Gewalt ihres Bedrängers zu befreien, und ſo giebt denn s Schickſal die Liebenden zuſammen, die der Herzog vergeblich n einander fernzuhalten ſucht. Die Dichtung hat im Aufbau ere Schwächen, — der fünfte Akt iſt ganz überflüſſig und erregte ſchiedenes Mißfallen — aber ſie zeigt doch den Geiſtreich und einen weglichen Witz und würde gewiß eine Bereicherung der Luſtſpieltteratur ſein, wenn die dramatiſche Oekonomie darin ſtrenger geandhabt wäre. Der Verfaſſer, ein Berliner Journaliſt, der als itiker lange Jahre wirkt, hat ſchon mehrere Arbeiten auf die ühne gebracht, die aber alleſamt an dem nämlichen Uebel krankten d ſich daher nicht zu behaupten vermochten. — Im Wallner- und ſidenztheater behaupten die franzöſiſchen Unſitten die Oberhand. Obon die Kritik mit allen Waffen der moraliſchen Entrüſtung dagegen zu de zieht, ſcheint die Schauluſt ſie über Waſſer zu halten. Man eht zu, wie das Publikum, zumal das männliche, argumentiert. er Tauſend, ſollte das Ding wirklich ſo verdorben ſein, wie der ſchreibt? Das muß ich doch ſelber 'mal ſehen!" Geht und cht ſich ein Bißchen. — Im Leſſingtheater hat Anzengrubers ſehr n treffendes Volksſtück: „Der Meineidbauer" ſehr ſtarke Anhung bewieſen und wird dieſelbe vorausſichtlich auch auf die uer bewahren. Man ſieht, wer nach Berlin kommt, findet im pertoire die reichſte Auswahl. Es iſt für alle Geſchmacksrichngen geſorgt, von der ehrbarſten bis herab zur frivolſten. Hoffenth veranlaßt bald der holde Knabe Lenz eine gründliche Tempel- igung!

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die erſte Ausſtellung heraldiſcher Kunſt in Belgien iſt** Brüſſel am 1. April eröffnet worden und findet in allen Fachiſen ungeteilte Anerkennung. Die Ausſtellung umfaßt die Wappen r bedeutendſten belgiſchen Adelsfamilien, die von den flandriſchen rchen, Städten und Privatſammlern hergeliehenen Wappen, heralche Malereien auf Holz, Glas und Porzellan, die Miniaturen und fein ausgeführten Arbeiten in Email, die in ziſeliertem Silber getriebenen alten Prachtwerke, die alten Siegel und koſtbaren Einbände. Von beſonders hohem Intereſſe iſt eine Abteilung, welche die 55 Wappenſchilder jener Ritter des goldenen Vließes enthält, die an den beiden in Gent 1445 durch Philipp den Guten von Burgund und 1559 durch Philipp II. von Spanien abgehaltenen Ordenskapiteln teilgenommen haben. Jedes dieſer Wappen, welche bisher die Genter Kathedrale ſchmückten, iſt ein Kunſtwerk!

— **Als Urſache der Linkshändigkeit wurde von Felix in** Saint-Denis jüngſt in zwei Fällen das Tragen der Kinder auf dem linken Arm ermittelt. Dadurch kommt nämlich der rechte Arm des Kindes auf die linke Schulter des Tragenden zu liegen, der linke dagegen bleibt frei zum Greifen von Gegenſtänden. Felix ließ ein linkshändiges Kind von einem Jahre nur auf dem rechten Arm tragen, worauf ſich die Linkshändigkeit alsbald verlor.

— **Ein wiſſenſchaftliches Ergebnis von außerordentlichem** Wert hat Herr Iſaac Roberts der königlichen aſtronomiſchen Geſellſchaft in London zur Kenntnis gebracht. Der Genannte beſchäftigte ſich in letzter Zeit hauptſächlich mit photographiſchen Aufnahmen der Nebelflecke, vornehmlich in der Hoffnung, durch das ſo ermöglichte genaue Studium dieſer Gebilde wenigſtens teilweiſe den Schleier, der über dieſen kosmogoniſchen Rätſeln liegt, lüften zu können. Die Robertsſchen Photographien zeigen zum Beiſpiel den Nebel in der Andromeda in einem Entwicklungszuſtand, welcher ganz und gar der bekannten Kant-Laplaceſchen Nebelhypotheſe entſpricht. Jener Nebel verdichtet ſich zu einem Sonnenſyſtem." In der nebelartigen Maſſe läßt ſich ſchon ein ſich bildender Zentralkörper wahrnehmen; an den äußeren Grenzen des Nebels hat bereits die Ringbildung Platz gegriffen, dergeſtalt, daß die Nebel jener Gegend Aehnlichkeit mit den Ringen unſeres Planeten Saturn zeigt. Zwei Photographien anderer Nebelflecke aber weiſen auf eine noch weiter fortgeſchrittene Entwicklung hin; ſie laſſen nahezu den Planetenkranz erkennen. Wenn es auch noch weiterer Beweiſe bedarf, ehe die Wiſſenſchaft das ſtolze Wort Kants ins Grab nachrufen kann: „Meine Hypotheſe wird durch den Himmel ſelbſt als wahr beſtätigt!" ſo iſt ſie durch die Robertsſchen Forſchungen doch um einen großen Schritt dieſem Ziele näher gekommen.

— **Die koſtbarſten Metalle der Welt ſind keineswegs, wie** ſelbſt in gebildeten Laienkreiſen noch vielfach geglaubt wird, Silber und Gold; vielmehr ſind ſie von den ſeltneren und edlen Metallen gerade die billigſten. Denn während das Kilogramm feines Silber 175 Mark Wert hat und das Kilo feinen Gold 3000 Mark, ſtehen, wie L. Hoſtert in der „Naturwiſſenſchaftlichen Wochenſchrift" ausführt, andere, ſeltenere Metalle viel höher im Preiſe. Schon das 1803 entdeckte Palladium wird mit 4000 Mark das Kilo aufgewogen; das Osmium, von bläulich-weißer Farbe, wird mit 5000 Mark bezahlt, Iridium mit 5500 Mark. Das Ruthenium, das ungemein hart und zerbrechlich iſt, gilt heute 12,000 Mark das Kilo. Niobium (Columbium) und Rhodium weiſen einen Preis von 16,000 Mark auf; das äußerſt ſeltene Cerium erreicht den Preis von 18,000 Mark. Das Lithium, das leichteſte aller Metalle, wird mit 20,000 Mark bezahlt; Glycium oder Beryllium beſitzt augenblicklich einen Wert von 27,000 Mark; das [illegible], 1808 entdeckte Bariummetall einen ſolchen von 30,000 Mark. Mit dem allerhöchſten Preiſe für Metalle wird das erſt ſeit 1840 bekannte Didymmetall bezahlt, nämlich mit 36,000 Mark das Kilo.

— **In der Certoſa von Pavia wurden die ſterblichen Reſte** des 1402 verſtorbenen berühmten Mailänder Herzogs Gian Galeazzo Visconti und ſeiner Gemahlin Iſabella von Valois ausgegraben. Man fand beide Leichen, deren Schädel ausgezeichnet erhalten waren, in karmoiſinrote, goldgeſtickte Sammetmäntel gehüllt. Schwert, Dolch, Sporen aus vergoldeter Bronze, ein Majolikagefäß mit dem Wappen des Hauſes Visconti, lagen neben den Leichen. Gian Galeazzo Visconti hat ſich unter anderem unſterbliche Verdienſte um das Erſtehen des Mailänder Domes erworben.

— **Ein vorgeſchichtliches Kanoe wurde bei den Aus**grabungen für den Mancheſterſchiffkanal aufgefunden. Dasſelbe iſt aus einem Eichbaum roh gezimmert, 13 Fuß 8 Zoll lang und 3 Fuß 6 Zoll breit. An dem ganzen Boote findet ſich kein Stück Metall. Leider haben die unwiſſenden Arbeiter das Kanoe, das ſonſt ſehr gut erhalten iſt, an der Seite und am Boden etwas beſchädigt.

— **Die älteſte Zeitung der Welt iſt, wenn man den** Chineſen glauben darf, die chineſiſche „Pekinger Zeitung", die demnächſt ihr tauſendjähriges Beſtehen feiern wird. Die Geſchichte des Blattes ſoll gelegentlich des feſtlichen Ereigniſſes veröffentlicht werden.

Sport.

— **Die Rennſaiſon in Deutſchland wurde zu Berlin-Charlottenburg am 6. April eröffnet.** Das Eröffnungsrennen gewann Graf Heinrich Dohna, der ſpäter einen ſchweren Sturz that und eine heftige Gehirnerſchütterung erlitt, auf Rittmeiſter von Schmidt-Paulis vierjährigen F.-H. „Raufbold" vor „Bergrat" und 7 anderen Pferden. Das April-Flachrennen holte ſich der alte „Konſul" vor „Baſard" und „Feria". Im Preis von Tegel ſiegte „Kingsdom" vor „Jockerone" im Feld von 8, und das Grunewaldhürdenrennen holte ſich „Imberg II." gegen „Jakobiner" ꝛc. „Sternkleeners" Sieg im Preis der „Flora" vor „Aero" und ſo weiter kam ziemlich unerwartet und ebenſo der erſte Platz von „Bermuder" in dem Frühjahrs-Handicap-Hürdenrennen vor „Crescenz" und 6 anderen Pferden.

— **Am erſten Tage des Wiener Frühjahrsmeetings ge**wann Baron Uechtritz' „Pity the blind" das Präſident-Handicap vor „Cetuzlat" und 6 anderen, und am zweiten holte ſich Baron Springers „Fabora" den Trabrennpreis vor „Rakitak", „Eich" und dem noch immer gleich launiſchen „Bira"; die übrigen Rennen waren unbedeutend.

— **Bei den Rennen zu Prag fiel der 3000 Gulden-Staats**preis an R. von Kreyers „Chikagon" vor „Trabant", „Simplicitas" und „Rebecca" und der Maderaber Preis an Col. Anthonys „Rebecca" vor „Trabant", „Simplicitas" und „Bakelraſe", während den Staatspreis für ältere Fürſt Auerſpergs „Renia" gegen „St. Wolfgang" ꝛc. heimtrug.

— **Die Trabrennen zu Weißenſee, welche für den Anfang** April angeſetzt waren, mußten bis zu Ende des Monats verſchoben werden, da die Bahn völlig unfahrbar war.

— **Der Münchener Velocipedklub feiert am 18. bis 21. Mai** 1889 ſein zwanzigjähriges Stiftungsfeſt. Mit Ausnahme des Magdeburger, der ebenfalls im Jahre 1869 gegründet wurde, kann kein Velocipedklub des Kontinents auf eine ſo lange und erfolgreiche Vergangenheit zurückblicken. Das auf Sonntag den 19. Mai anberaumte Jubiläumsrennen ſoll verſchiedene Neuerungen auf dem Gebiete des Sports bieten.

— **Dem deutſchen Ruderverbande gehören zur Zeit 133** Vereine mit 4315 Mitgliedern an. Hamburg ſtellt hiezu allein 719 Ruderer.

— **Ein Export von Rotwild über den Ozean, und zwar** von England bis nach Auſtralien iſt der neueſte derartige Verſuch. Der Melbourne Hunt-Klub iſt der Importeur.

Geſtorben.

— Dr. Alfred von **Bieſiadecki**, Protomedikus in Lemberg, der Chef des Sanitätsweſens von Galizien, früher Profeſſor der pathologiſchen Anatomie an der Univerſität in Krakau, 55 Jahre alt, am 31. März, in Lemberg.

— Amtsgerichtsrat Julius von **Bönninghauſen**, früher Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes und des deutſchen Reichstages, Anfangs April, in Dorſten.

— Apotheker Dr. **Grote**, bedeutender Chemiker und Mineralog, bis zum vorigen Jahre Lehrer an der techniſchen Hochſchule in Braunſchweig, am 4. April, in Braunſchweig.

— Dr. Paul **Du Bois-Reymond**, Profeſſor an der techniſchen Hochſchule in Berlin, bekannter Mathematiker, am 7. April, in Freiburg im Breisgau.

— **Ludovika Heſekiel**, bekannte deutſche Schriftſtellerin, 61 Jahre alt, am 7. April, in Neuſtadt am Walde bei Koburg.

— Karl Eduard Freiherr von **Beaulieu-Marconnay**, großherzoglich ſächſiſcher Kammerherr und Wirklicher Geheimrat, vormals außerordentlicher Geſandter am deutſchen Bundestag, auch als Biograph bekannt, 77 Jahre alt, am 8. April, in Dresden.

— von **Quade**, ehemaliger däniſcher Geſandter in Berlin, am 8. April, in Kopenhagen.

— Geheimer Regierungsrat Dr. Eduard **Baumſtark**, Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der Univerſität Greifswald und Direktor der landwirtſchaftlichen Akademie in Eldena, berühmter Nationalökonom und Politiker, 1848 als Mitglied der preußiſchen Nationalverſammlung Führer der Rechten, ſpäter der Altliberalen, ſeit 1850 Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, 82 Jahre alt, am 8. April, in Greifswald.

— Dr. Guſtav von **Lauer**, ordentlicher Honorarprofeſſor an der mediziniſchen Fakultät der Univerſität Berlin, der langjährige Leibarzt Kaiſer Wilhelms I., früher Generalſtabsarzt der Armee, Chef des Militärmedizinalweſens und der Medizinalabteilung des Kriegsminiſteriums und Direktor der militärärztlichen Bildungsanſtalten, 80 Jahre alt, am 8. April, in Berlin (Bildnis und Lebensabriß ſiehe Jahrgang 21, Seite 201 und 206).

— Karl Ludwig Freiherr von **Schlotheim**, königl. preußiſcher General der Kavallerie z. D., bis vor kurzem kommandierender General des XI. Armeekorps, 70 Jahre alt, am 8. April, in Kaſſel (Bildnis und Lebensabriß ſiehe Jahrgang 30, Seite 906).

— Michel Eugène **Chevreul**, berühmter franzöſiſcher Chemiker, 1824 Direktor der Färberei der königlichen Manufaktur der Gobelins, 1830 bis 1879 Profeſſor der Chemie in Paris, 103 Jahre alt, am 9. April, in Paris.

— Heinrich **Burmeſter**, plattdeutſcher Schriftſteller, 62 Jahre alt, am 10. April, in Lauenburg.

— Generalleutnant Hermann **Paucker**, kaiſerlich ruſſiſcher Verkehrsminiſter, am 10. April, in St. Petersburg.

— Dr. Johannes Bernhard **Brinkmann**, Biſchof von Münſter, 78 Jahre alt, am 12. April, in Münſter.

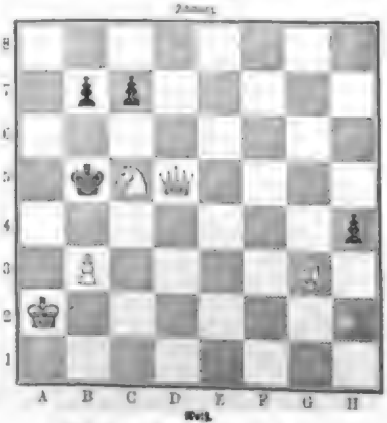
— Arthur von **Kretſchman**, königlich preußiſcher Generalmajor z. D., am 16. April, in Wilmersdorf.

— Graf Emil de **Najac**, bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, einer der beliebteſten neueren Verfaſſer von Luſtſpielen, Schwänken und Operettentexten, 61 Jahre alt, Mitte April, in Paris.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 602.

Von J. Berger.



Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 4[illegible]:

Weiß. Schwarz.

1) [illegible] 1) [illegible]

2) [illegible] 2) Beliebig.

3) [illegible]

[illegible]

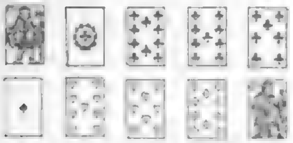
Kartenſpiele.

(Redigirt von [illegible])

Aufgabe Nro. 80.

Skat.

Vorhand hat



Im Skat liegt ein [illegible] und eine [illegible]. [illegible] Welche Karten müſſen die Gegner gehabt haben?

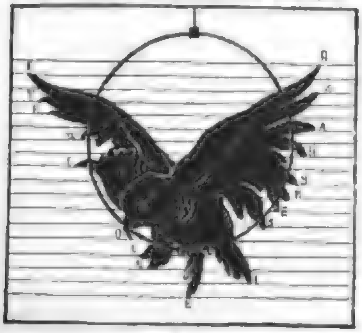
Spielbriefwechſel.

J. Altinger in München. [illegible]

[illegible]

Räthſel.

Silhouetten-Scherzräthſel: Der Papagei.



Was iſt das?

Auflöſung des Rätſelſprungs Seite 625:

Der Fürſten Herrlichkeit iſt nur ihr Titel,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

([illegible] Richard III.)

Auflöſung des [illegible] Seite 625:

[illegible]

Auflöſung des Rahmenquadrats Seite 625:

	A	N	N	A	[illegible]	[illegible]
Tal.	N	A	A	L	A	
Rio	N	A	B	O	N	
Cat.	A	L	O	T	N	
	N	A	N	N	A	Mensa.

Silbenrätſel

Aus nachſtehenden [illegible] Silben: [illegible]

[illegible]

Auflöſung des Scherzrebus Seite 625:

[illegible]

Briefmappe.

[illegible]

[illegible]

C. M. in München. [illegible]

Friedrich Karl [illegible] [illegible]

A. L. in [illegible]. [illegible]

[illegible]

Frau v. S. in Wien. [illegible]

[illegible]

M. M. in Breslau. [illegible]

O. S. [illegible] in Prag. [illegible]

[illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

[illegible]

… in Riga. Ein Leben an.

„In weiten Bühle gilzt das Meer
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

[illegible]

… in A., Ungarn. [illegible]

Unteroffizier in Konstanz. [illegible]

… in Mannheim. [illegible]

… Abonnent in Agram. [illegible]

… in Rußland. [illegible] Berlin W., [illegible]straße 12.

… Lösungen sandten ein: [illegible]

Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“, SW., [illegible] 11.
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“, [illegible] 1.
Budapest: Moritz Deák, [illegible] 1.
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle“ ([illegible] 22).

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible], Novelle von A. von [illegible], Fortsetzung. — [illegible], Gedicht von [illegible]. — [illegible] in Berlin, von Franz [illegible]. — [illegible]. — Ein Ausflug nach dem Vulkane Bandai-san, von [illegible]. — [illegible], ein Roman aus Rumänien von [illegible]. Fortsetzung. — [illegible]. — Bilder aus dem schwäbischen [illegible], von C. G. — Eine Herzensfrage. — [illegible]. — Die Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige in Mariaberg (Württemberg), von C. M. — Notizblätter. — Schach. — Rösselsprung. — Räthsel: [illegible]; Auflösung des Rösselsprungs Seite 623; Auflösung [illegible] Seite 623; Auflösung [illegible] Seite 623; Auflösung des [illegible] Seite 623. — Briefmappe.

Illustrationen. [illegible] — Eine Herzensfrage, Gemälde von Eugen [illegible]. — [illegible], Gemälde von H. [illegible]. — [illegible] „Ein Ausflug nach dem Vulkane Bandai-san“. — [illegible], Gemälde von Georg [illegible]. — [illegible]. — Das ehemalige Kloster Mariaberg im württembergischen Schwarzwaldkreise.

Für die Reise und Daheim!

Wohlfeile Ausgaben
der besten Romane und Novellen
in elegant geheftelen Bänden.
Neue Serien 1889. In neuen stärkeren Auflagen.

In dieser Sammlung sind soeben neu erschienen

Dellen von Hevern, Gräfin Leß. 3 Tle. in 2 Bdn. Preis ℳ 2.—
(Großer Roman)
Joh. van Dewall, Nordlicht. 3 Teile in 2 Bdn. Preis ℳ 3.—
Joh. van Dewall, Graf [illegible]. 2 Tle. in 1 Bd. Preis ℳ 1.50.
Karl Frenzel, Nach der ersten Liebe. 2 Tle. in 1 Bd. Preis ℳ 1.50.
Hugo Klein, Blinde Liebe . . . . . Preis ℳ 1.—
L. Freiherr v. Ompteda, Alte Schulden . Preis ℳ 1.50.
A. v. Reichenbach, Courdamen . . . Preis ℳ 1.—
H. Rosenthal-Bonin, Das Haus mit den zwei Eingängen . . . . Preis ℳ 1.—
Leo Warren, Die Jagd des Todes. 2 Teile in 1 Bd. Preis ℳ 1.50.
(Großer Roman.)
Leo Warren, Im Hörselberg. 2 Teile in 1 Bd. Preis ℳ 1.50.
(Großer Roman.)

Diese Romane u. anderer besten deutschen Autoren zeichnen sich ganz besonders aus durch ihre elegante Ausstattung, ihren schönen, vortrefflich lesbaren Druck auf prächtigem weißem Papier und ihre außerordentliche Billigkeit. Sie eignen sich ganz vorzüglich als Reise-Lektüre, wie auch zur Anschaffung für Volks-, Vereins-, Haus- und Familien-Bibliotheken.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und vorrätig auf allen Bahnhöfen.

Im Falle eine Buchhandlung nicht am Orte ist oder sonst Schwierigkeiten für den Bezug sich ergeben, ist die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart bereit, gegen Franko-Einsendung des Betrags die Expedition der gewünschten Bücher zu vermitteln.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.

D. Hofkunsthdlg. Ferd. Finsterlin in München, [illegible], versendet [illegible]-Kataloge 13. [illegible]-Photogr., 22. [illegible] moderne Bilder, 13. [illegible] und Stiche u. 16. [illegible], 12. Kupferstiche.

…euestes Toiletten-Necessaire

für die Reise und Hausgebrauch à Stück 10 Mk. Besonders empfehlenswert für Herren und Damen, [illegible] Wirklich gediegene Arbeit. Inhalt: 1 [illegible], 1 Kleiderbürste, 1 [illegible], 1 Kopfbürste, 1 [illegible], 1 [illegible], 1 Zahnpulverdose, 1 [illegible], 1 [illegible], 1 Taschenspiegel, [illegible]

…ierl Rosenhain, Berlin SW., [illegible]
…eigener Fabrik, gegr. 1864. — Illustr. Prachtkatalog gratis u. franko.

Gutmann's Corsets.

(Neueste Façon.)

Mit neuen, garantiert unzerbrechlichen [illegible] als Ersatz für Fischbein u. Stahl.

Sämmtliche Einlagen, auch die Hüftfedern sind rostfrei und unzerbrechlich.

[illegible]

Man verlange: Gutmann's Corsets!

…enower Optische Erzeugnisse,

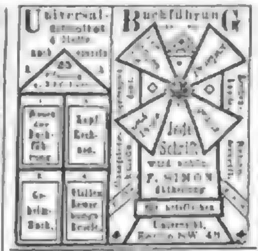
deren Weltruf festbegründet ist,

[illegible]

Reiseperspectiv Nr. 1010, gute Optik, 6 Gläser	M. 10.50
Reiseperspectiv Nr. 1016, beste Optik, 6 Gläser	M. 20.00
Reiseperspectiv Nr. 105, [illegible] unübertroffen	M. 32.00
Miniaturperspectiv Nr. 140, [illegible]	M. 18.00
Taschen-Barometer für Höhenmessungen Nr. 1, bis 2000 Meter [illegible]	M. 19.00
Doppelfernrohr Nr. 105, 16 Gläser, [illegible]	M. 105.00
Universal-Taschen-Mikroskop, complet	M. 6.00

Nro. 275. [illegible] 6 Linsen; [illegible] extra 50 Pfg.

Direkter Versand ab Rathenow (in Preußen).
Frabich, Rathenow (in Preußen) und Leipzig.



Wer billig lachen will,

bestelle [illegible]

Der Dorfbarbier

(Auflage garantirt [illegible])

[illegible] Wilhelm [illegible] Berlin SW. [illegible]

Photographische Apparate!

Komplett von 50 Mrk. [illegible] gratis und franko.

Joh. Sachs & Co.

[illegible]

Berlin S., [illegible]

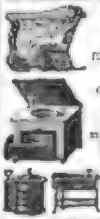
Solide Buckskins,

das Meter von M. [illegible] ab, versendet auch an Private. Muster frei.

Bruno Prenzel, Cottbus.

Badeeinrichtungen

für Ortschaften mit u. ohne Wasserleitung.



Douche-Apparate,
Badestühle

für Dampf-, Brause- und einfache Bäder,

Kinderbadewannen,

[illegible] transportable

Zimmer-Closets

mit u. ohne Wasserspülung

Emaill. Aborttrichter

[illegible]

Eisschränke

neuester, verbess. Konstruktion, [illegible]

Illustrirte Preislisten [illegible]

Zepperniek & Hartz,

Berlin SW., Lindenstr. 15.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

[illegible] direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:

[illegible] schwarze Seidenstoffe, weisse und Creme Seidenstoffe [illegible] farbige Seidenstoffe [illegible] schwarze Sammete und Plüsche [illegible]

[illegible] gegründet 1863.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Der

Hühner- oder

Geflügelhof,

enthaltend praktische Anweisung zur Zucht der Hühner, [illegible]

Von **Robert Oettel.**

Sechste verbesserte Auflage.

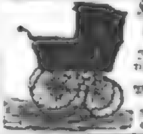
[illegible] herausgegeben von

H. Liebeskind.

Mit 61 Illustrationen.

gr. 8. Geh. 4 Mark 50 Pfge.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.



Kinderwagenbazar **Max Brinner,** Berlin SW., [illegible] Musterbuch gratis und franko. [illegible]

[illegible] Hahn'schen Buchhandlung in Hannover ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das

Wesen der Religion.

Zur Orientirung für angehende Theologen

dargeboten

von

Friedrich Lillie.

[illegible]

[illegible]

Preis 80 Pfg. — [illegible] Gegen Einsendg. des Betrages in Briefm. direkt franco vom Verleger M. Eichinger, [illegible] Ansbach - Bayern

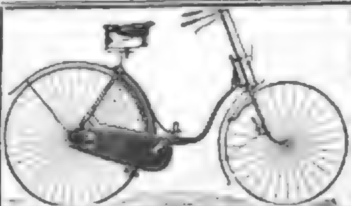
Hilfsbuch

für den

Verkehr der Deutschen im Auslande

[illegible] u. Beantwortg d. Annoncen in d. engl., holländ., franzöe. u. ital. Sprache. Eine ergänzende Beigabe z. d. [illegible] betreff. Sprachen von Dr. Wilh. Ulrich.

Lebensgrosse Porträte [illegible] C. Hommel in [illegible] — Frankfurt a. M.



The Coventry Machinists' Co. Coventry.

Alle Zwei- und Dreirad-Meisterschaften von Bedeutung sind auf unseren Maschinen gewonnen worden.

Auch halten sie die meisten Records.

General-Vertreter:

Heinrich Kleyer,

Frankfurt a. M.

Illustr. Preisl. gegen 10 Pfg. Porto Marke

Beste Mittel zu lohnendem Erwerb im Hause ist eine „Victoria“ für Hausindustrie (darauf strickt man Socken, Strümpfe, Unterröcke, Herrenwesten, Tricot-Anzüge etc.) aus der [illegible] Strickmaschinenfabrik Laue & Timaeus in Löbtau-Dresden.

Strickmaschine

…CAO-VERO
…TWIG & VOGEL
…RESDEN

Leichte Verdaulichkeit. **!!Deutsche Industrie!!** Grosse Nährkraft.

Der täglich zunehmende Verbrauch unseres

CACAO-VERO

(entölter leicht löslicher Cacao)

bestätigt zur Genüge dessen vorzügliche Qualität, feines Aroma, Ausgiebigkeit und [illegible] und wird daher dieser Cacao ganz besonderer Beachtung empfohlen.

Zu haben in Dosen- v. 1 Pfd. für 3 M. 50, 1/2 Pfd. 2 M., 1/4 Pfd. 1 M. [illegible] in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Drogen-Handlungen.

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: Georg-Victor-Quelle und Helenen-Quelle sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei Nieren-, Blasen- und Steinleiden, bei Magen- und Darmkatarrhen, sowie bei Störungen der Blutmischung, wie Blutarmut, Bleichsucht u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Versendung. [illegible] Flaschen. — Anfragen über das Bad, über Wohnungen im Badelogirhause und Europäischen Hofe erledigt: Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

SODENER WARMBRUNNEN III

wird bei katarrhalischen Zuständen der Schleimhäute, bei acuten und chronischen [illegible] des Kehlkopfs und der Bronchien [illegible] Alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken [illegible].

Brunnenverwaltung Bad Soden a. T., Ph. Herm. Fay & Co.

Bad Kreuznach.

Jod-Brom-Lithionhaltige, gipsfreie Soolquellen, zum innern und äussern Gebrauch, [illegible] *bei Drüsen, Knochen, Gelenke, Haut und Schleimhäute, gegen Frauenleiden* [illegible] *Rheumatismus, Gicht etc.*

[illegible] *Kreuznacher Mutterlauge.* — [illegible] *Inhalationssaal, Inhalatorium. Molken, Milchkur, Kefir-Anstalt, Heilgymnastik, Massage.* — Station der Rhein-Nahe-Bahn, 20 Minuten von Bingen. Herrliche Gegend, mildes Klima. Vorzügliches Orchester, Theater, Conversations- und Lesesäle.

Haupt-Saison vom 1. Mai bis 30. September — Winterkur.

Kurort Salzbrunn, Schlesien.

Bahnſtation, 407 Mtr. Seehöhe, mildes Gebirgsklima. Saiſon vom 1. Mai bis Ende September. Alkaliſche Quellen erſten Ranges. [illegible] Molkenanſtalt. Milchkuren. Kefir. Badeanſtalten. Maſſage. Großartige Anlagen. Wohnungen in allen Preiſen. Heilbewährt bei Erkrankungen der Athmungsorgane und bei Magen-, [illegible] Nieren- und Blaſenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeſchwerden und Diabetes; [illegible] für Blutarme und Reconvaleſcenten.

Verſendung der ſeit 1601 mediciniſch bekannten Hauptquelle

Oberbrunnen

[illegible] Furbach & Strieboll. [illegible]

Fürſtliche Brunnen-Inſpection.

See- und Soolbad Kolberg.

[illegible]

Nordseebad Norderney.

Eröffnet am 15. Juni. [illegible] am 10. Oktober. [illegible] 15. Oktober. [illegible] Regelmässige Dampfschiffverbindungen mit Geestemünde, Leer, [illegible] Norddeich bei Norden (Bahnhof der ostfriesischen Kleinbahn), Cuxhaven und Wilhelmshaven. [illegible]

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1–2 Gramm.)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken, man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Schachtel trägt den Namenszug des [illegible] „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON.
IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon, 27. rue Rambuteau.

Gerolsteiner Sprudel.

[illegible] Dr. R. Fresenius. [illegible]

Gerolsteiner Sprudel.

GENF. – Schweiz.

Collège international,
Pensionat
„La Châtelaine“ à Morillon.
[illegible]
Realschule — Gymnasium. Unterricht in fünf Sprachen. — Vorbereitung f. Polytechnikum u. Freiwilligenprüfung. — [illegible]

FACHSCHULE für Müller u. Mühlenbauer DIPPOLDISWALDE

Gemütskranke

finden jederzeit Aufnahme in der Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.

Dr. med. W. Schmidt,

[illegible]
Stuttgart. Marienſtraße 14
[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.

Macht die Haut weich, glatt u. weiss, entfernt [illegible]

M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England. General-Depot für Deutschland: Richter, Terbrüggen & Cie., Hamburg. [illegible]

T. Gruden, [illegible]

Chirurgische Gummiwaren

aller Art. Illustr. Preisliste [illegible]
W. Krahl, Berlin SW., Markgrafen-Str. 55.

G. C. Kessler & Cie. Esslingen.

[illegible]

Schaumweinkellerei

Feinster Sect.

Gegründet 1826

Echt Stonsdorfer Bitter,

[illegible]

Wilh. Stolpe in Hirschberg

Kaiser-Blume

feinster Sect
[illegible]
Gebrüder Hoehl
in
Geisenheim.
Schaumweinkellerei.
[illegible]

Schweiz.

Vierwaldstätter-See.

— 437 Meter über Meer. —

Grösstes Touristen-Centrum der Schweiz.
Schnellzüge nach allen Richtungen.
180 Hôtels und Pensionen
mit 11,000 Betten für alle Ansprüche.

FRANZENSBAD

in Böhmen, Saison vom 1. Mai bis 1. Oktober.

[illegible] **Alkalisch glaubersalzige Eisensäuerlinge** [illegible] **Stahlquellen,** kohlensäurereiche **Mineral- und Stahlbäder,** Kohlensäure-Gasbäder, **Moorbäder** aus dem **berühmten Franzensbader salinischen Eisenmineralmoor,** der an therapeutischem Werte **alle** anderen **Moore übertrifft.** [illegible]

Reine, kräftigende Gebirgsluft, 450 Meter über Meer, ausgedehnte Parkanlagen. **Vier grosse** [illegible] **Badeanstalten, Kaltwasserkur, römisch-irische Bäder, russische Dampfbäder.** [illegible] vorzügliche Kurkapelle, Theater, Tanzreunionen, Lesehalle.

Katholische Pfarrkirche, evangelische und russisch-orthodoxe Kirche, englischer Gottesdienst, Synagoge.

Indikationen: Blutarmut, Bleichsucht, Skrophulose, chronische [illegible] Frauenkrankheiten, [illegible] Gicht, Nachkur nach [illegible]

[illegible] Prospekte gratis. Jede Auskunft erteilt bereitwilligst das

Bürgermeisteramt als Kurverwaltung.

Bad Kissingen.

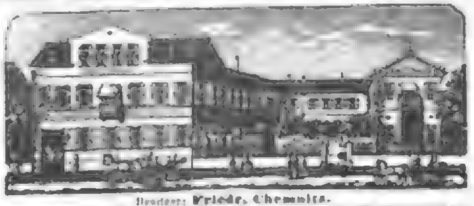
[illegible] Luft, prächtige Laubwälder mit ausgedehnten Promenaden, [illegible] Restaurationen und [illegible] vom 15. April bis [illegible] Inhalations-Anstalten [illegible] geöffnet bis 31. Oktober. [illegible] gratis vom Königl. Bade- [illegible]

Bad Warmbrunn

[illegible] Schlesischen [illegible] Gebirgsbahn.

[illegible]

Hôtel Colloseus. Bad Soden am Taunus.



Besitzer: **Friedr. Chemnitz.**

[illegible] Hotel I. Ranges, durchaus neu [illegible] Kurpark, Badehaus und den Trinkquellen.

Berühmt wegen seiner guten Küche [illegible] Aufmerksame Bedienung, civile Preise. [illegible]

Bad Salzſchlirf

[illegible] Saiſon-Beginn 15. Mai.

Kohlenſäurereiche Jod-, Brom- und lithionhaltige Kochſalzquellen, [illegible] Bonifaciusbrunnen **höchſten Lithiongehalt** [illegible] Schwefel-, Eiſen- u. Bitterwaſſerquelle. Sool- u. Moorbäder. Vortreffliches Klima. [illegible] Luft. Trink- und Badekuren [illegible] **überraſchendſte Erfolge** [illegible] Gicht, Nieren- [illegible] Nieren-, Blaſen- und Gallenſteine, Leberkrankheiten, chroniſche Magen-, Darm- und Bronchialkatarrhe, habituelle Verſtopfung, Hämorrhoiden, Fettſucht, Skrophuloſe, Rheumatismus, Nervenleiden und Frauenkrankheiten.

Billige Preiſe [illegible]

Niederlage des Bonifaciusbrunnens [illegible] Brunnen- und Badeverwaltung zu Salzſchlirf.

Das Militair-Pädagogium Dr. Killisch

früher Berlin, Schönhauser-Allee 133, ist am 1. April d. J. nach

Kötzschenbroda-Dresden

verlegt worden. [illegible]

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

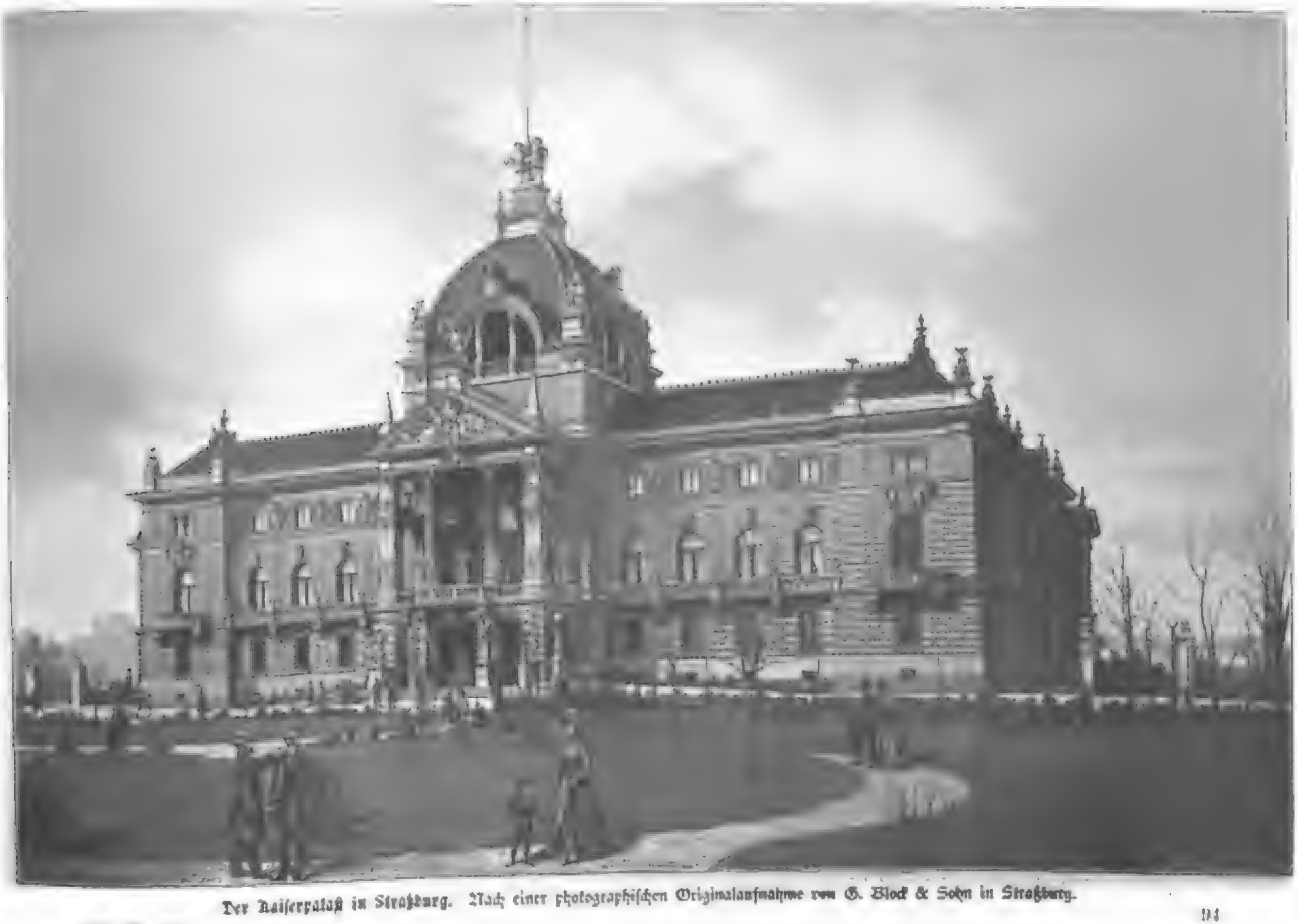
Ums Geld.

Novelle von

K. von Klinckowſtröm.

(Fortſetzung.)

Haldens glückliche Stimmung iſt verflogen und hat dem nagenden Zweifel und der Ueberlegung Platz gemacht. Im Zimmer raſtlos bis in den Morgen hinein auf und ab gehend, ruft er ſich jedes Wort ins Gedächtnis zurück, das Magdalene ſeit ihrer Verlobung geſprochen, und wägt es prüfend ab. Sie iſt von Anfang an zurückhaltend geweſen, doch ſie iſt es auch mit anderen, es liegt offenbar in ihrem Charakter. Er hat ſie für durch und durch ehrenhaft und wahr gehalten. Hat Frau von Reiſchütz Beweiſe vom Gegenteil in Händen, die ihr eine ſo triumphirende Sicherheit geben? Er beruhigt ſich ſelbſt, indem er ſich ſagt, daß nur Rachſucht und der Wunſch, ihn zu verletzen, die Triebfeder ihrer Worte geweſen ſind und ſie jedenfalls keinen Beweis liefern könne, und doch entſteht der Entſchluß bereits in ihm, Magdalene zu beobachten und ſich dann ſelbſt ein Urteil zu bilden, von dem er noch glaubt, daß es unbefangen ausfallen werde.



Der Kaiſerpalaſt in Straßburg. Nach einer photographiſchen Originalaufnahme von G. Block & Sohn in Straßburg.

Herr Dumitru Velic, und Dragoſch ſichtbar wurden. Sie waren alle drei angetrunken, am meiſten jedoch Pope Konſtantin, deſſen Naſe in knallroten Tönen funkelte, er ſtapfte breitſpurig in die Stube, blieb aber mit offenem Munde ſtehen, als ihm Jonel entgegentrat.

„Sie hier, gnädiger Herr?“ ſtammelte er.

„Es ſind gute Freunde von mir aus Baneſti,“ ſagte Jonel zu Tſchuku, der, unwillig über die Störung, emporgefahren war; „das iſt der Pope von Baneſti und dieſe beiden ſind die Freiſaſſen Dragoſch und Dumitru Velic. Was führt euch in die Reſidenz?“

„Sie haben unſere Angelegenheit, wie es ſcheint, vergeſſen,“ ſagte der Pope vorwurfsvoll, „in zwei Wochen kommt unſer Prozeß vor den Kaſſationshof; wir ſind Delegirte der Freiſaſſen, wir wollen uns um einen andern Advokaten umſehen; können Sie uns nicht, gnädiger Herr, einen Fingerzeig geben, an wen wir uns zu wenden hätten?“

„Laßt Jonel aus dem Spiel,“ rief Tſchuku, „ich weiß, daß er mit euch ſeinerzeit paktirt hat; aber Euch als Gottesmann muß es doch bekannt ſein, daß das vierte Gebot lautet: ‚Du ſollſt Vater und Mutter ehren!‘ Im übrigen muß ich euch ſagen, daß ihr euch unnötige Koſten macht, der Prozeß iſt ſo gut wie entſchieden.“

„Das wollen wir ſehen!“ brauſte der Pope auf.

„Wir wollen hier nicht ſtreiten,“ ſagte Jonel, „ihr ſeid gekommen, um ein Glas Wein zu trinken, bleibt bei uns, wir haben Muſik, wir wollen luſtig ſein.“

„Das iſt ein annehmbarer Vorſchlag,“ rief Tſchuku, „und ich hoffe, ihr werdet nichts dagegen haben, wenn ich euch freihalte! Wir ſind zwar Gegner — ihr müßt nämlich wiſſen, daß ich der Advokat des Herrn Fortunat bin, oder beſſer geſagt, war, aber hier wollen wir gute Freunde ſein. Pilidi,“ rief er in die Schenke hinaus, „Wein und vom allerbeſten! Und Du, Dinicu, ſorge dafür, daß die Runzeln von der Stirne Seiner Heiligkeit raſch verſchwinden!“

Der joviale Ton des Buckeligen machte auf die drei Delegirten einen ſichtlich guten Eindruck, ſie ließen ſich ſchweigend am Tiſch nieder, bald darauf ſtand vor jedem eine Flaſche Wein, die Gläſer klangen und Dinicu begann zu ſpielen.

„Ihr ſeid alſo der Advokat des Herrn Fortunat?“ begann Dragoſch, „Ihr glaubt alſo, daß wir den Prozeß unbedingt verlieren?“

„Das iſt meine feſte Ueberzeugung,“ ſagte Tſchuku.

Dragoſch blickte eine Weile finſter vor ſich, dann fragte er den Popen: „Was ſagt Ihr dazu?“

„Wenn wir den Prozeß verlieren, dann ſoll Gambetta leben!“ ſchrie der Pope, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug.

Tſchuku lachte laut auf.

„Ich verſtehe Euch nicht.“

„Hat Gambetta nicht,“ ſagte Velic, die ſeltſame Aeußerung des Popen erklärend, „die Republik in Frankreich proklamirt? Wir thun dasſelbe in Baneſti, wir proklamiren die Republik, wir widerſetzen uns der Gewalt, wir verteidigen unſer Gut bis auf den letzten Blutstropfen, wir laſſen es uns nicht rauben, das iſt gegen die Verfaſſung!“

„Gegen jede Verfaſſung!“ beſtätigte der Pope.

„Und wir ſchlagen jeden nieder, der uns von unſerem Gut vertreiben will!“ rief Dragoſch mit blitzenden Augen.

„So gefallt ihr mir, Kinder,“ lärmte der Buckelige, „das iſt recht, ihr ſeid Männer von Schrot und Korn! Siehſt Du, Jonel, nur unter dem Landvolke ſind noch kernige Charaktere zu finden. Ihr ſollt leben, Kinder, und nun trinkt, denn es koſtet nichts!“

Dieſer Aufforderung wurde gerne Folge geleiſtet; während die Zigeuner unermüdlich ſpielten, wurden die Flaſchen unabläſſig gefüllt, die Stimmung wurde immer luſtiger.

„Eine Hora,“ ſchrie auf einmal Dragoſch, indem er ſich erhob, „wir wollen tanzen!“

„Ja, wir wollen tanzen,“ rief Tſchuku, „ich tanze mit!“

Der Tiſch wurde beiſeite geſchoben. Jonel warf ſich auf den Diwan hin, lehnte das müde Haupt an die Wand und blickte lächelnd vor ſich. Der Pope, der Buckelige, Dragoſch und Velic faßten ſich an den Händen, bildeten einen Kreis und begannen eine Hora zu tanzen; die Dielen des Fußbodens erdröhnten unter den taktmäßigen Schlägen der eiſenbeſetzten Schuhe des Dragoſch und des Popen, und es gewährte einen überaus komiſchen Anblick, wie der Buckelige und der kleine, dürre Bürgermeiſter neben den zwei mächtigen Geſtalten hintänzelten. Da ließ Dragoſch einen kräftigen Jauchzer erſchallen, der Pope, deſſen langer, dunkelroter, mit Pelz gefütterter Talar hin und her flog, folgte ſeinem Beiſpiele.

„Ich kann's auch!“ ſchrie Tſchuku, deſſen Geſicht totenblaß war und auf deſſen Stirn ſchwere Schweißtropfen perlten, und juchzte gleichfalls. Plötzlich blieb er atemlos ſtehen. „Genug,“ rief er, „wir wollen auch an Dinicu denken!“

Die Muſik verſtummte, Tſchuku griff in die Taſche, warf Dinicu einige Goldſtücke zu, holte ſodann eine Handvoll Silbermünzen hervor und ſchleuderte ſie auf die Dielen. Die Zigeuner, mit Ausnahme von Dinicu, ſtürzten ſich mit funkelnden Augen auf die Münzen, laſen ſie gierig zuſammen, gerieten ſich dabei in die Haare, verſetzten ſich Rippenſtöße und kugelten durcheinander, während Tſchuku und der Pope ſich vor Lachen faſt ausſchütteten.

„Und nun noch einen letzten Marſch zum Abſchiede,“ ſagte Tſchuku, als die Zigeuner die letzte Münze aufgeſtöbert und wieder in demütiger Stellung bei der Thüre ſich poſtirt hatten. „Die Zeche, Pilidi, bezahle ich morgen. Komm, Jonel!“

Jonel verabſchiedete ſich vom Popen und von Dragoſch, die ſich noch ziemlich aufrecht auf den Beinen hielten, während der Bürgermeiſter in einem Winkel der Stube auf dem Fußboden kauerte und vor ſich hin kicherte. Unter den Klängen des Racoczymarſches, den Dinicu mit wildem Feuer ſpielte, verließen ſie die Wirtsſtube und traten hinaus in die friſche, kalte Luft.

XXXII.

Der Mond ſtand hoch und leuchtend am Himmel, ſie wanderten ſchweigend durch ein Gewirr von ungepflaſterten Gäßchen mit ebenerdigen, durch weite Höfe von einander getrennten Häuschen, deren Armſeligkeit und Häßlichkeit durch den Schnee, der alles bedeckte, gemildert wurde, bis ſie in das Zentrum der Stadt, auf den Boulevard, eine breite, großſtädtiſche Straße gelangten, auf deren Nordſeite, ſtill und groß, ein monumentaler Bau, die Univerſität, lag; ihr gegenüber erſtreckte ſich, längs einer Allee, ein ſchmaler öffentlicher Garten, über deſſen ſchneeumhüllte, vom Mondlicht umſponnene Bäume die Reiterſtatue Mihai des Tapfern in die wunderſam leuchtende Luft hineinragte. Hier blieben ſie ſtehen, es war märchenhaft ſtill, nur traumhaft wie aus weiter Ferne ſchollen die gedämpften Klänge einer Glocke herüber. Jonel brach das Schweigen.

„Wie oft,“ rief er, „habe ich nicht in den letzten Wochen in ſtiller Nacht dageſtanden und emporgeſchaut zu dieſem Bild und mich in die große Seele dieſes Fürſten hineingelebt und mich gefragt: ‚Was würdeſt du wohl ſagen, wenn du dein Volk ſehen könnteſt, dieſes Volk, das du ſo ſehr geliebt und das jetzt von deinem Ruhme zehrt?‘“

„Was er ſagen würde?“ lachte der Buckelige; „paß auf, ich will Dir ſeine Antwort mitteilen und die lautet: ‚Was ich da ſehe, iſt Lug und Trug, iſt glänzender Schein, darauf berechnet, mich zu betrügen; ihr prunkt mit eurer Verfaſſung und eurer Wiſſenſchaft, mit euren Zeitungen und Akademien, mit euren Muſeen und Konſervatorien, mit eurer Literatur und eurem Theater, aber in Wahrheit iſt all dieſes lauter Firlefanz, lauter Schemen, Trugbilder ohne Wirklichkeit; eure erlogene Literatur, eure ſogenannte Kunſt, eure Politik, euer Patriotismus — es iſt alles null und nichtig ... ihr ſeid Betrüger, im beſten Falle betrogene Betrüger. Wo ſind die alten, edlen Bojaren, die ſchlecht und recht ihre Pflicht thaten, die ihr Herzblut für das Vaterland opferten? Ich ſuche ſie vergebens, ich ſehe nichts als kleine, kleinliche Menſchen, ich finde mein Volk nicht mehr, und was ich finde, trägt den Stempel des Todes auf der Stirn, iſt dem Untergang geweiht!‘ So würde Mihai der Tapfere ſprechen, Jonel, wenn Leben in dieſes Erz ſich ergöſſe; und wir Armſeligen und Elenden, wir, die wir uns brüſten, die Nachkommen der großen Römer zu ſein, wir können nicht einmal mit Eleganz ſterben wie die römiſchen Gladiatoren, wir können nicht einmal dieſem Bilde ſo wie jene ſtolz entgegenrufen: ‚Ave, Caesar, morituri te salutant!‘ Wir ſind kranke Menſchen, Jonel, wir vegetiren elendiglich, wir ſiechen hin, und damit man es nicht merkt, ſchminken wir unſere Wangen mit der Farbe der Geſundheit. Pfui Teufel!“ Er ergriff Jonel am Arm und zog ihn mit ſich fort. „Noch ein Wort,“ begann er nach einer Weile, „demnächſt wird meine Ernennung zum Staatsanwalt in D. erfolgen. Ich will Dir auch offen den Grund mitteilen, warum ich mich um die Ehre beworben habe, als öffentlicher Ankläger beim Gericht einer armſeligen Provinzſtadt zu fungiren, ich will, ich muß in Leas Nähe leben, ich kann nicht anders. Gute Nacht!“

*

In ſeiner Wohnung angelangt, fand Jonel auf dem Tiſch einen Brief ſeines Vaters, darin nur die wenigen Zeilen: „Florica iſt ſehr krank, ſie ſehnt ſich nach Dir, ſie möchte Dich noch einmal ſehen. Komme ſofort nach Baneſti, ich fürchte das Schlimmſte für das arme Kind.“ Der Brief entſank ſeiner Hand, er ließ ſich ſchwer atmend auf das Kanapee hinfallen und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Das war ein grauſamer Streich des Geſchicks; wie hatte ihn der Gedanke entzückt, daß Florica an ſeinem Erfolge ſich freuen werde, wie ſchön hatte er ſich den Moment vorgezaubert, da er nach Baneſti kommen und ihr erzählen werde, daß er die Geſtalt des Helden, der ſchon die Phantaſie des Knaben entzündet hatte, auf die Bühne gebracht, daß das Haus ihm zugejubelt; er hatte ſie geſehen, wie ſie ſeinen Worten lauſchte, er hatte ihr ſilbernes Lachen vernommen und wie ſie ihm mit ihrer kindlichen Stimme rief: „Hab' ich's Dir nicht immer geſagt, daß Du ein Dichter biſt, Jonel!“ Er zog ſeine Uhr hervor — es war vier Uhr morgens, um acht ging der nächſte Zug, er eilte ins Nebenzimmer, weckte ſeinen Diener und befahl ihm, ſofort ſeinen Koffer zu packen.

„Um ſieben Uhr weckſt Du mich,“ ſchärfte er ihm ein, dann warf er ſich angekleidet auf das Kanapee.

XXXIII

Auf der Landſtraße, welche von der Diſtriktshauptſtadt D. nach Baneſti führte, ſauſte ein Schlitten dahin, in welchem Jonel, in einen Pelz gehüllt, ſaß. Der Kutſcher, ein alter Jude, knallte unabläſſig mit der Peitſche und ließ ſie ab und zu auf den Rücken der mageren Gäule niederklatſchen, deren Nüſtern gewaltige Dampfwolken entſtrömten, und dabei murmelte er, gewiſſermaßen als Entſchuldigung für die unbarmherzigen Hiebe: „Was ſoll ich thun? Der junge Herr hat mir den doppelten Fahrpreis verſprochen, wenn wir in zwei Stunden in Baneſti ſind. Einen goldenen Napoleon! Das kommt nicht alle Tage vor; hört ihr, einen Napoleon!“

Trotzdem die Pferde raſch dahintrabten und ab und zu ſogar weite Strecken galoppirten, war es Jonel, als ob der Schlitten ſich nicht von der Stelle bewegte, die Landſtraße ſchien ihm ins Unendliche ſich auszudehnen; eine unerklärliche Angſt lag auf ihm und preßte ſein Herz zuſammen, eine Angſt, die durch die weite, ſchneebedeckte Ebene, über welche die graue Himmelsglocke ſich ſpannte, noch vermehrt wurde. Auch die Ortſchaften, durch die er fuhr, trugen nichts dazu bei, um das Dunkel ſeiner düſtern Stimmung zu erhellen; wie elend und verkommen war alles, was an ihm vorüberflog: die armſeligen, ſchilfgedeckten, auf der Nordſeite mit Dünger bekleideten Häuschen, mit den dünnen, bauchigen Wänden, den verſchwindend kleinen Fenſtern, von denen viele ſtatt Glas- Papierſcheiben hatten; die bleichen, ſchmutzigen Bauerngeſtalten in ihren Lammfellmützen, die, ſtumm und düſter vor ſich ſtarrend, mit ihren Bundſchuhen im Schnee wateten und ab und zu einen unartikulirten Laut ausſtießen, mit welchem ſie die kleinen, mageren, ausgehungerten Ochſen zum raſchern Gang anſpornten, die mit Holz ſchwer beladene Schlitten ſchleppten; die ungewaſchenen Kinderköpfe, die hie und da aus den Thüren mit ängſtlichen Augen hervorlugten; die verwahrloſten Kirchen mit den hölzernen Glockentürmen, die ruppigen Wolfshunde, die herdenweiſe,

Google

[illegible], den Schatten nachrannten, all dies und die grauen trüben Wolken am Himmel und die [illegible] Bäume, die aus der weißen Schneedecke ihre kahlen Aeſte emporſtreckten, und die Raben, die, [illegible] krächzend, über die Ebene flogen oder auf den [illegible], ernſt herabblickten, [illegible], all dies bildete ſo recht die entſprechende Staffage zu Aurels Gemütsverfaſſung.

[illegible] mit einigen Monaten [illegible], als er dieſe Gegend nach langen [illegible]. [illegible] Braut ein ſüßes Glücksgefühl geſchwellt, welch goldige Hoffnungen hatten ihn umgaukelt, als ihm Banefzi und ſein väterliches Schloß vor die Augen traten! Und jetzt? Die [illegible] ſeiner Seele war gelähmt, ſein Inneres von tauſend Qualen zerriſſen, er hatte den Glauben an ſich verloren; ſein geiſtiger Erfolg, was bedeutet er im Grunde genommen? Wer waren die Leute, die ihm Beifall geklatſcht und zugejubelt? Charaktere wie Gulianu oder Dobrescu, verbitterte, mit ſich ſelbſt zerworfene Naturen wie Tſchuku!

War es wirklich der Mühe wert, zu wirken, zu kämpfen, zu ſchaffen, wenn einen allüberall Selbſtſucht, Roheit, kleinliche Leidenſchaften angrinſen, wenn nirgends ein großes Streben, wenn allem und jedem, wie Tſchuku ſagt, der Stempel des Todes auf die Stirn gedrückt iſt! Wer trotz alledem ſeine Ideale in der Bruſt ſich bewahrt, trotz alledem den Mut und die Energie findet, ohne nach rechts und nach links zu blicken, ohne Aufmunterung, ohne Ausſicht auf Erfolg und Belohnung ſeinem großen, ſelbſtgeſteckten Ziel entgegenzuſtreben, der muß ein göttliches Feuer im Buſen fühlen. War dies bei ihm der Fall? War er nicht, kaum daß er die Arena betreten, mutlos zuſammengebrochen? Hatte er nicht hin und her geſchwankt wie ein Rohr im Wind? Er hatte den Kampf mit ſeinem Vater aufgenommen und war auf halbem Wege ſtehen geblieben, er hatte für Lea eine leidenſchaftliche Glut empfunden und war dann, ohne daß er wußte, wie es geſchah, in ein Verhältnis zu Pia verſtrickt worden, er hatte Lea, ſich ſelbſt betrogen. Und war es nicht ein würdeloſes Spiel, das Tſchuku mit ihm getrieben, als er durch all die tauſend kleinen Reklamekünſte ihm ein Renommee ſchuf? Und all dies warum? Um ein armes, edles Mädchenherz zu bethören! Das iſt nicht die Art, wie Menſchen aus einem Guß ihr Schickſal geſtalten und ſchmieden, das iſt Halbheit, elende, fluchwürdige Halbheit, die ſtets nach einer großen, markigen That ſich ſehnt und nicht die Kraft beſitzt, ſie zu vollführen. Und war dieſe Halbheit nicht tief in ſeinem ganzen Weſen begründet? War er nicht halb Jude, halb Chriſt?

Er ſeufzte ſchwer auf, und wie er mit großen, brennenden Augen in die weite Ebene ſtarrte, da dünkte ihn plötzlich, als ſei ſein ganzes Leben jeden Inhaltes beraubt, als ſei ſeine Zukunft ſo öde und düſter wie die Schneefläche vor ihm … Und während er ſo ſann und grübelte und mit quälenden Fragen ſeine Seele peinigte, da tauchte plötzlich Floricas Bild vor ihm auf, und er erinnerte ſich an die wehmütigen Worte, die ſie ihm eines Tages geſagt: „Wenn ich weiß, daß das Glück, welches andere mit vollen Händen greifen, als etwas Unfaßbares vor mir flieht und mich angrinſt wie ein Geſpenſt, mit einem dämoniſchen Lächeln, wenn ich all dies weiß, ſo frage ich mich, was ſoll mir das Leben? Warum mich darüber grämen, daß der Tod mich gezeichnet hat? Was ſoll mir das Leben? Ob ich etwas früher ſterbe oder ſpäter, es iſt mir alles gleich …“

(Fortſetzung Seite [illegible])

Eine Fuchsfamilie. Gemälde von C. F. [illegible].

Pieps Penſionäre.

Humoriſtiſche Erzählung in Verſen von Antonie von Linſtow. III.

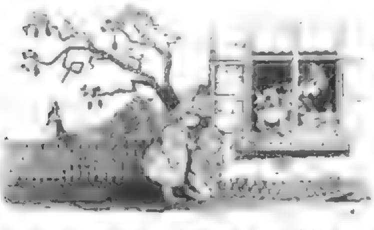
In der Stadt iſt weit und breit
Alles nach zum Scherz bereit,
Denn der Abend bringt herbei
Des Fidelen allerlei.
Nur Orthrude, Fritz und Klaus
Wollten alle drei nach Haus,
Denn man kann ſich leicht verlieren,
Muß im Dunkeln man ſpazieren.
Doch ja wohl! Zu ihrem Schrecken
Iſt der Jöen nicht zu entdecken,
Und als ſie bei Strauß anfragen,
Heißt es: „Pächter Meyers Wagen
Fuhr ſchon längſt mit allerhand
Wieder heimwärts auf das Land.“
Nun! — Da ſtanden nun entſetzt
Unſre Drei; jedoch zuletzt
Machten ſie ſich auf den Weg
Unbeſchreiblich faul und träg;
Unbekannt, Wehe, weiter.
Gingen ſie bald kreuz, bald quer,
Bis der diplomat'ſche Klaus
Plötzlich ſtammelt damit heraus:
„Fritz, hier iſt der Jöen gefahren,
Seht doch nur den alten Narren!
Ueberpackert hat er hier
Dudelkaſter; — das dacht' ich mir!“
Und nun ward der Zuckerfaden
Noch zum Ariadnefaden.
Denn ſie folgten ihm bereit,
Da es ſchon war an der Zeit.
Da, auf einmal, Kirche, Kirch,
Kam der richt'ge Marktagsplatz;

Leiſe ſing ein milder Regen
An, den Staub herunterzufegen,
Und bald ſah man in den Pfützen
Große, ſchwere Tropfen ſpritzen,
So daß jede Zuckerſpur
Ausgeſpült, und als die Uhr
Gegen zehn, da ſaßen ſie
Jammernd ohne Parapluie.
Seht! Da hatten ſie es nun!
Strafe folgt auf böſes Thun.
Horch! Da kam es durch die Nacht
Rädervoll herangekracht,
Und vorbei war's mit den Klagen,
Denn es war ein Bauernwagen.
Vorne ſaß der brave Mann,
Hatt' 'n grauen Mantel an,
Aber auf demſelben Sitz
Saß im Nu der blaſſe Fritz
Einen Stock und eine Hand.
Kurz, des Herrn Inſpector Brandt.

Großer Jubel! Mit Gewalt
Brachten ihn nun alle Drei,
So daß ihn der Schlag faſt rührte,
Ja den grünen Schrecken ſpürte.
Doch er ſprach zum Bauersmann:
„Halten Sie 'mal, bitte, an!
Nehmen, thun Sie's mir zu lieb:
Penſionäre ſind's von Piep,
Schweſterkinder von Herrn Meyer,
Nehmt ſie mit für einen Dreier.“
So durch dieſen Bauersmann
Kamen ſie zu Hauſe an:
Aber niemals wird's im Leben
Wieder Kram und Jahrmarkt geben

* * *

Bücher! O, welch eine Luſt
Weckt dies Wort in unſrer Bruſt.
Denn in einem guten Buch
Gibt's des Herrlichen genug.
Darum ehrt den braven Mann,
Der das erſte Buch erſann,
Ihr auch jeden, der noch heut'
Durch den Gänſekiel erfreut;
Denn lebe ſchwer und mühevoll
Iſt's für den, der ſchreiben ſoll.
Und bedenkt's nicht, laßt euch belehren
Von den Piepſchen Penſionären.
Denn die wiſſen's, da bei Meyer
Sich ein Fräulein Nelly Beyer
In Logis und Koſt gegeben,
Um in Ruh' der Kunſt zu leben
Ganz und gar, in tiefſter Stille.
War's der guten Dame Wille,
Hier ihr ſchönſtes Werk zu ſchreiben,
Es mit Andacht zu betreiben.
Ganz allein mit ihrem Hunde
Sah man ſie zu jeder Stunde
Vor dem off'nen Fenſter ſitzen,
Emſig ſich die Feder ſpitzen.



o auch heute; ohne Ruh'
ahen Pieps Penſionäre zu.
ehen über ihren Fleiß,
en man doch zu ſchätzen weiß;
eilen dann dem armen Hunde
Leckerbiſſen zu mit ſüßem Munde
es Fluſt, der rechte ſich,
ch ſie an gelegentlich,
Drehte ſich dann einfach um,
Fing 'ne Fliege, damit bum.
Hier war alſo nichts zu machen,
Ganz umſonſt war jedes Lachen,
Und ſo ging's zu dem Gehege,
Wo der Pfau ging ſeiner Wege.
Solcher Pfau, das iſt ein Tier,
Wunderhübſch, das weiſe Tier!
Mit dem bunten Federſchweif
Schlägt er gerne einen Reif,
So daß dieſes dann und wann
Wohl das Herz erfreuen kann.
Doch, was ſieht das ſchöne Tier
Mit dem ganzen Staate hier!
Ging hier an dem kleinen Raume
Auf und ab beim Pflaumenbaume;
Beſſer wär's doch, könnt' er draußen
Auf dem Hühnerhofe hauſen.
Käme es dann dort zum Streit,
Nun, ſo wär' man ſtark bereit.
Ihm durch vorwitziges Zupfen
Ein'ge Federn auszurupfen.
Nein! bedenkt! Unſer Klaus
Guckte nach dem Herrenhaus,
Und was war's, was er dort ſah!
Nelly Beyer war nicht da.
Alle Wetter! Leiſe ſchlich
Orthrud an das Fenſter ſich.
Niemand war im Zimmer mehr
Außer Muff, der ſchnarchte ſehr.
Nun gilt's, am Gehirn zerbrochen,
Wie der Pfau iſt ausgebrochen.
Und, ſieh da, es iſt gelungen,
Eine Thür iſt aufgeſprungen.
Mit dem Kopfe weit voran
Geht der Pfau, ſo ſchnell er kann,
Ueber'n Hof, hinein ſein Staat
Sich verräth im ſchönſten Rad
Bei dem Fenſter jener Dame,
Deren weltberühmter Name
Jedem Leſer iſt bekannt.
War's, wo er zum Schluſſe ſtand
Sei's nun, daß das Fenſter offen,
Neugierig, — oder mocht' er hoffen,
Mal ein Manuſkript zu ſehn,
Nun, genug, es war geſchehn;
Ueber'n Schreibtiſch ſieht er hin
Mit vergnügtem Pfauenſinn
Und nun kam's: das Tintenfaß
Stürzte um zu Fritzens Spaß.
Und als dieſes umgekippt,
Lief es ſchwarz aufs Manuſkript.
„Muff!“ — da kam aus dem Verſtecke
Muff aus ſeiner Schlummerecke,
Fuhr den Pfau gewaltig an:
Doch als dieſer ſich beſann,
Drehte er die Sache um.
Und nun ward das Ganze dumm
Wellen auf dem großen Tiſch
Klatſchte man ganz wunderlich

Alles wurde durchgewühlt,
Schwarz mit Tinte überſpült,
Und des Manuſkriptes Blätter
Sauſten rund wie 'n Donnerwetter
Grade als der Pfau im Fliehn
Schon den Kürz'ſten wollte ziehn.
Kamen Piepens Penſionäre
Nichts Muße an die Quere.
Dieſer erſtarrte nun.
Denn was ſollt' der Arme thun?
Warf ihm doch der eine Bube
Steine nach bis in die Stube,
Und da ihm ſein Leben lieb,
Schlich er leiſe, wie ein Dieb,
Durch die angelehnte Thür
In das Meyerſche Revier.
Sieh, da kam er in ein Zimmer,
Das dieſem verſchloſſen immer,
Da 's des Pächters Prachtſalon,
Ganz beſonders Eigenthum.
Und hier gab es was zu ſehn,
Was ſo leicht nicht zu verſtehn:
Auf dem Tiſche ſtand ein Brett,
Schön farbig und äußerſt nett,
Und auf dieſem Wunderding
Sah man's, daß es bunt herging
Rot und weiß, gar ſäuberlich gezeichnet,
Stufenweiſe zugeteilt.
Standen überall Figuren.
Wie an den Conditoreien
Nur daß ſie ſich nicht bewegen,
Konnt' ohne Glieder regen.
Seht! Das war's, was vorderhand
Unſer Pfau gar nicht verſtand.

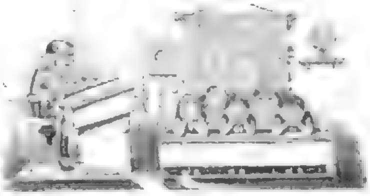
Aber bald da fiel's ihm ein:
Sollt' es auch ein Schachſpiel ſein?
Pächter Meyer ſpielt ſehr viel,
Liebt beſonders dieſes Spiel
Richtig! Und von Elfenbein
Sollt' ſogar das Schachſpiel ſein!
Nun, — kaum hat's der Muff
                    berochen,
Sprach er einfach: „Das iſt
                    Knochen!“
Fing drauf an die rot und weißen
Schachfiguren zu zerbeißen.
Denn ihm ſchien, daß ſolch' Betrug
Würde nie beſtraft genug.
Da' da tritt ins kleine Zimmer
Pächter Meyer, froh wie immer.
Doch kaum ſieht er in der Kammer
Dieſen grenzenloſen Jammer,
Stürzt er voller Unverſtand,
Racheſchnaubend, wutentbrannt,
Durch den Raum zu Nellys Hund.
Und man ward es finſterbunt.

Luſtig flog'n die Schachfiguren,
Wie in den Quadrillentouren,
Durch die Luft, denn auf die Beine
Machte ſich nun Muff, der kleine,
Sprang behende nach Nellys Zimmer,
Während hinter ihm noch immer
Meyer ihm in großen Sätzen
Folget, um ihn zu verletzen.
Erſt vor jener Thüreſchwelle
Hemmt Herr Meyer ſeine Schnelle,
Denn hier ſieht er ein Duett,
Das er nicht erwartet hätt'.
Nah' dem Fenſter ſteht die Dame,
Deren weltberühmter Name
Jedem Leſer iſt bekannt,
Der Pächter allerhand,
Zeiget auf das Manuſkript,
Auf das Schachſpiel, das gekippt,
Klagt, daß hin und freigerafft,
Was in Wochen ſie geſchafft.
Und vor ihr ſteht unſer Brandt,
Kreidebleich wie eine Wand;
Weiß nicht, was er ſagen ſoll,
Denn das Herz iſt ihm ſo voll.

Doch es thut nichts, daß zu Wort
Er nicht kommt, denn ſie fährt fort:
„Ha“ ich kenne wohl die Drei,
Die geplant die Büberei,
Und ich werd's in dieſen Tagen
Schon dem Pächter Meyer ſagen
Daß ich Freitag morgen reiſe
Und nach altgewohnter Weiſe
Dieſes Zimmer wieder frei,
Gänzlich zur Verfügung ſei.“
Pauſe. — Ach, der arme Brandt
Wünſchte ſich ins Pfefferland,
Denn er ahnte, welche Rangen
Wiederum den Streich begangen
Und es gab ihm innerlich
Einen rechten Herzensſtich,
Denn wenn dieſe Dame ſagte,
Es dem Pächter Meyer klagte,
Konnt' entſtehen mit der Zeit
Für die Kinder großes Leid;
Und ſie waren doch allhier
Ganz allein zum Pläſir.
Leiſe bog der gute Mann
Darum nun verſtändig an
Zu erklären, wie die Sache
Gar zu viel Spektakel mache.
Kam er ja Meyers Ohren,
Der doch manchmal unverfroren.
Aber alles half ihm nicht;
Mit erregtem Angeſicht
Forderte in ihrem Grimme
Nelly drauf in dieſer Stimme
Als das gute, alte Haus
Wußte weder ein noch aus,
Sprach es endlich ſtill entſetzt,
Faſſungslos zu guter Letzt:
„Ach, es ſtimmt mich wirklich trüb,
Penſionäre ſind's von Piep,
Schweſterkinder von Herrn Meyer.
Schonen Sie doch, liebe Beyer!“
Still, das wirkte. Voller Güte
War es Nelly, die erglühte;
Liebreich rief ſie: „Lieber Brandt,
Faſſen Sie ſich vorderhand!
Immer fällt es mir noch ein
Fürder Klägerin zu ſein.
Das Malheur iſt doch geſchehn,
Laſſen wir die Dinge gehn!“
Pächter Meyer an der Thür
War's, als ob er Jugend ſpüre;
Leiſe zog er ſich zurück,
Denn es war' ein eigen Stück,
Ueber Muff noch was zu ſagen,
Nach dem Ausbruch dieſer Klagen
Und ſo ſchloß ohn' Ach und Ru
Dieſe Szene mit dem Pfau

* * *

Briefe! Ach, in dieſem Wort
Klingt ein ganzes Penſum fort:
Leſen, rechnen, zeichnen, ſchreiben,
Engliſch und franzöſiſch treiben
Puh! Das ſind auch Ferientagen
Wirklich ſchauderhafte Plagen
Und dazu iſt Doctor Piep
Heute gar nicht kinderlieb
Und kein Wunder, denn gleich heute
Fiel dem Neger er zur Beute.
Ward ihm doch durch Botenhand
Meyers erſter Brief geſandt
Groß ſchaut er von ſeinem Sitz,
Auf Orthrude, Klaus und Fritz,
Und dann lieſt er voller Grimme
Dieſen Brief mit Stentorſtimme
„Hochgeehrter Doctor Piep!
Sicher iſt es Ihnen lieb
Daß ich Ihnen einfach ſchreibe,
Ohne daß ich übertreibe
Wünſche nie die Kinder wieder
Hier zu ſehn, denn Klagelieder
Schallen noch durchs ganze Haus
Ueber Orthrud, Fritz und Klaus.
Hat's doch niemals noch im Leben
Solch Durcheinander gegeben.
Darum ein für allemal!
Danke ich für dieſe Qual,
Bin jedoch in alter Treue
Immer ſtets und ſtets aufs neue
Ganz ergebenſt
          J. F. Meyer
[illegible]“



Armer Piep! In ſeinen Zügen
Sah man großen Kummer liegen;
Ernſthaft ſprach er: „Das iſt hart,
Daß mir ſolches nicht erſpart,
Daß mir noch in alten Tagen
Solcher Brief wird zugetragen.
Doch, das habt ihr nun davon,
Hört nun, wie euch heißt der Lohn:
Erſtens kriegt ihr nach der Reihe
Etwas mit dem Stock, ihr Dreie;
Zweitens ſitzt ihr heute nach
An dem ſchönen Sonntagstag;
Drittens wird euch euer Eſſen
Dieſe Woche karg gemeſſen;
Und dann hört, empfindlich nah'
Geht's euch, ſind nun Ferien da:
Denn dann bleibt ihr einfach
                    hier.
Was das heißt, das wißt ihr.“
Stille ward es, nur die Uhr
Ging tik, tack nach der Schnur,
Und dann kam es, die Moral
Zog heraus in ſtummer Qual:
Wer da Arges thuen kann,
Kommt zum Schluſſe häßlich an.
Darum, willſt Du es vermeiden,
Was die Ferien könnt' verleiden,
Willſt Du Liebling bei Ver-
                    wandten,
Stammgaſt werden bei Bekannten,
Lies doch, eh' Du zu Beſuch
Gehſt, ſchleunigſt dieſes Buch.

* * *

Jonel Fortunat.

(Fortſetzung von Seite 680.)

Damals hatte er den tiefen Sinn dieſer Worte nicht recht zu faſſen vermocht, jetzt aber begriff er ihn, jetzt fühlte er, was in einer Seele vorgeht, die nach einem vollen, reinen Glücke ſich ſehnt, es vor den Augen flirren und glitzern ſieht und es doch nicht erreichen kann, jetzt verſtand er Floricas Todesſehnſucht. Und ihre Sehnſucht war vielleicht ſchon in Erfüllung gegangen.

Er fuhr bei dieſen Gedanken wie aus einem ſchweren, wüſten Traum empor, dort, einige hundert Schritte vor ihm lag das Schloß, o, ſo düſter, ſo traurig, als hätte ſich ein namenloſes Unglück darin begeben ... das Thor ſtand weit geöffnet. Der Schlitten fuhr kreiſchend in den Hof bis zur Freitreppe, Jonel ſprang heraus, reichte dem Juden das ausbedungene Goldſtück und ſtürmte die Treppe hinauf. Niemand begrüßte ihn, eine unſägliche Angſt ſchüttelte ihn, er wankte den Korridor entlang, bis er an die Thüre kam, die in Floricas Stube führte. Er blieb einige Augenblicke ſtehen, da drang ein unterdrücktes Schluchzen an ſein Ohr. Er öffnete die Thür und trat herein, ein betäubender Blumenduft umfing ihn; eine Weile ſchwamm ihm alles vor den Augen und er ſah wie durch einen Nebel brennende Lichter und eine weibliche dunkle Geſtalt, die am Fußende des Bettes auf den Knieen lag, das Haupt in den Händen vergraben, er hörte dumpfes Schluchzen und den näſelnden Singſang eines Popen; er raffte ſich aus ſeiner Betäubung empor und trat zum Bett. Florica lag darin, die zarten Hände über der Bruſt gekreuzt, das kalkweiße, feine Geſicht ſtill und friedlich und die Augen geſchloſſen; der Tod hatte aus ihrem Antlitz jeden leidenden Zug weggelöſcht, es ſah wie verklärt aus. Jonel ſchaute ſie lange und regungslos an, als könnte er nicht faſſen, was in greifbarer Deutlichkeit vor ihm lag, dann ſtürzte er ſich über ſie hin, bedeckte ihre kalten Lippen mit glühenden Küſſen und rief ſchluchzend ihren Namen.

War ſie wirklich tot, die arme Florica, die ihn ſo ſelbſtlos geliebt, waren ihre lieben, ſüßen Augenſterne wirklich für immer geſchloſſen? Es ſchien ihm unmöglich zu ſein, er rief ihren Namen immer wieder und wieder, da legte ſich eine Hand auf ſeine Schulter, vor ihm ſtand ſein Vater, er ſank, leiſe weinend, in ſeine Arme.

XXXIV

Der Nordſturm ſauſt über die weite, ſchneebedeckte Ebene, über die ſich der finſtere, ſternenloſe Himmel wölbt, er rüttelt und zerrt an den Bäumen vor dem Landhauſe von Valeni und ſtöhnt um die Ecken desſelben. Ab und zu ruht er eine Weile, als wollte er neue Kräfte ſammeln, dann herrſcht tiefe Stille, bis wieder ein klagender Pfiff erſchallt, und hernach beginnt von neuem das winſelnde Brauſen; es iſt eine traurige Muſik, aber ſie paßt ſo recht zu der Stimmung des kranken Gutsherrn von Valeni, der, in eine rotſeidene Decke gehüllt, im Bette liegt und vor ſich ſtarrt.

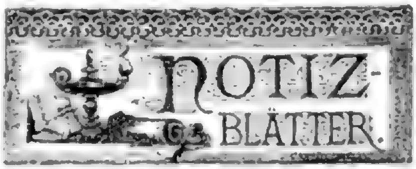
Das hohe, behaglich durchwärmte Gemach iſt durch eine von der Decke herabhängende Ampel in bläuliches Licht getaucht, welches das totenblaſſe Geſicht des Herrn Balſamaki, mit den eingefallenen Wangen, mit den tief in den Höhlen liegenden und von den buſchigen Brauen faſt überſchatteten Augen noch fahler, häßlicher und abſtoßender erſcheinen läßt. Die knochige linke Hand des Kranken, mit den langen, gekrümmten Fingern ruht auf einem neben dem Bett ſtehenden, niedrigen Eiſentiſche, darauf einige Medizinfläſchchen, eine Taſchenuhr und ein mit Waſſer gefülltes Glas; er atmet ſchwer, ſeine Finger rühren an der Uhr und ſie beginnt zu klingen.

„Zehn," murmelt er, dann hebt er mühſam das Haupt in die Höhe und ſagt mit ſchwacher Stimme: „Die Wege ſind verweht, Lea, ich glaube nicht, daß der Doktor kommen wird." Er horcht, er erwartet eine Antwort. „Lea!" ruft er und ſchaut mit ängſtlichen Blicken auf ſein Weib, das auf einem Fauteuil am Fenſter ſitzt. Ihr Haupt, von den ſchwarzen, aufgelöſten Haaren umwallt, ruht auf der Lehne des Stuhles, ihre Augen ſind geſchloſſen, ihre Bruſt hebt und ſenkt ſich in tiefen Atemzügen. Sie ſchläft.

Der kranke Greis ſtarrt ſie an, und es zuckt wie ein Lächeln um ſeine ſchmalen, blutloſen Lippen. O, wie ſchön, wie jung, wie lebens- und liebeglühend iſt dieſes Weib, ſein Weib! Ein ſtöhnender Laut entringt ſich ſeiner kranken Bruſt.

„Nicht ſterben, o, nicht ſterben!" murmelt er, und dabei quellen zwei Thränen aus ſeinen Augen hervor, er fühlt, wie ſie ihm die Wangen netzen, und ihm iſt, als hätten dieſe Thränen ſeine Bruſt erleichtert, als fühlte er ſich wohler, geſünder und als löſte ſich der dumpfe Zwang, der während der letzten Tage ſein Denken gefeſſelt. „Warum ſterben?" zuckt es ihm durch den Sinn. „Mit ſechzig Jahren hat man immer noch ein Anrecht darauf, zu leben — und haben denn nicht tauſende von Bruſtkranken im Süden, in Italien, in Aegypten oder ſonſtwo Heilung geſucht und gefunden? Wenn nur der ſchreckliche Winter vorüber wäre, wenn nur der Frühling kommen wollte!"

(Fortſetzung folgt.)



Tonkunſt.

— **Mit einer gelungenen Wiedergabe von Robert Schumanns** geiſtvoll komponierten Szenen aus Goethes „Fauſt" haben die Abonnementskonzerte der königlichen Hofkapelle in Stuttgart für die Spielzeit 1898—99 ihren Abſchluß gefunden, nachdem ſie dank der vortrefflichen Leiſtungen dieſes gediegenen Orcheſters und dank der Mitwirkung hervorragender Kräfte wie, Klara Schumann, Emil Sauer, Johanna Klinkerfuß und anderer ſich zu einer beſonders genußreichen geſtaltet. Auch die Kammermuſikabende der Herren Pruckner, Singer und Cabiſius, ſowie die Quartettſoireen der Herren Singer, Küzdö, Wien und Cabiſius bewahrten ihre alte hohe Bedeutung.

— **Bis zu welcher Grenze das Ohr einen Unterſchied in** der Höhe zweier Töne wahrnimmt, dieſe Frage iſt jüngſt durch ſorgfältige Verſuche von A. Kerr Love entſchieden worden. Die zu prüfende Perſon befand ſich ſtets in gleicher Entfernung von den als Tonerzeugern dienenden, eigens konſtruierten Orgelpfeifen und hatte nur anzugeben, ob zwei ſich folgende Töne gleich, beziehungsweiſe ob der zweite höher oder tiefer ſei als der erſte. Im ganzen wurden gegen hundert Perſonen unterſucht, darunter unmuſikaliſche und ſolche mit muſikaliſch ſehr fein ausgebildetem Ohr. Die Ergebniſſe waren folgende: Der kleinſte bemerkbare Höhenunterſchied iſt bei ungebildeten oder nur wenig muſikaliſch ausgebildeten Ohren ſchwer feſtzuſtellen; aber er kann etwa auf $^1/_4$ bis $^1/_{10}$ halben Ton gebracht werden. $^1/_{16}$ Halbton iſt die gewöhnliche Grenze. Die Ohren ſehr ausgebildeter Muſiker, wie Violinſpieler, Stimmer und einiger Klavierſpieler, können mit Sicherheit einen Unterſchied von $^1/_{64}$ bis $^1/_{66}$ Halbton entdecken. Alle Perſonen, aber beſonders die nicht geſchulten, entdeckten Unterſchiede nach oben leichter als die nach unten.

— **Chriſtoph Schinert hat in Berlin einen Vibrirhammer** für Streichinſtrumente erfunden. Dies iſt ein kleines Inſtrument, welches unter den Steg der Geige gebracht wird, ſo daß eine mit einem Hämmerchen verſehene dünne, federnde Metallzunge ſich zwiſchen dem Reſonanzboden und den Saiten frei bewegt. Durch das Streichen mit dem Bogen wird der Vibrirhammer in Schwingungen verſetzt, welche durch ihre, dem kleinen Hammer mitgeteilte Bewegung den Ton der Geige voller geſtalten und die Klangfarbe heben ſollen.

Bühne.

— **Unter der geringen Anzahl von Neuheiten auf dem** Gebiete der großen Oper haben ſich immer nur ſehr wenige, welche begründete Ausſicht haben, ihren Weg über die Bühnen zu machen und ſich in der Gunſt des Publikums zu erhalten. Eine von dieſen ſeltenen muſikaliſchen Neuigkeiten ſcheint die romantiſche Oper von Georg Rauchenecker: „Die letzten Tage von Thule" zu ſein, welche mit glänzendem Erfolg ihre Erſtlingsaufführung im Elberfelder Stadttheater erlebte. Der Komponiſt iſt im großen und ganzen den Grundſätzen der Wagnerſchen Richtung gefolgt. Dabei hat er ſich aber ſeine Eigenart vollſtändig zu bewahren gewußt, was nicht nur die muſikaliſche Charakteriſierung der Perſonen und die tondichteriſche Beleuchtung der verſchiedenen Situationen, ſondern auch die nicht ſelten zu einem herrlichen Melodienſtrom erweiterte muſikaliſche Phraſe deutlich erkennen läßt. Die Inſtrumentation iſt großartig und gewichtig, in den lyriſchen Szenen von vollendetem Liebreiz. — Eine zweite neue Oper: „Manuel Venegas" von Richard Heuberger, hatte zwar bei ihrer erſten Aufführung am Leipziger Stadttheater auch einen großen äußeren Erfolg, aber es iſt nicht anzunehmen, daß ſich dieſelbe als dauerhaft erweiſen wird. Der Komponiſt betritt mit dieſer Oper das tragiſche Gebiet, das ſeiner ganzen Anlage fern liegt. Der nach einer Novelle von Alarcon von Joſef Widmann gedichtete Text ſchwankt, nicht gerade geſchickt, zwiſchen Belkanto und Pathos, zwiſchen Proſa und Leidenſchaft hin und her. Der Komponiſt iſt entſchieden dort am glücklichſten, wo er den Volkston anſchlagen darf; aber es ſind nur wenige Stellen, in denen die einfache Empfindungsweiſe voll austönt. Ueberall ſonſt herrſcht das Beſtreben, neu und intereſſant zu ſein, was zu einer Vernachläſſigung des natürlichen Geſangsſtils und einer Ueberladung des Orcheſters führt; im ganzen eine Oper, an der jeder Muſiker mit Hochachtung, jeder Laie mit Gleichgültigkeit vorübergeht. — Die leichtere Muſik, die Operette, hat auch wieder zwei neue, recht freundlich aufgenommene Stücke aufzuweiſen. Das Münchener Theater am Gärtnerplatz brachte als erfolgreiche Neuheit die Operette: „Der ſchöne Kaſpar" von Franz Zell, Muſik von Joſef Bayer. Der erzielte Erfolg iſt hauptſächlich den luſtigen Einfällen Zells zu verdanken, denn die Muſik, die zwar durchaus gefällig und ſauber gearbeitet iſt, entbehrt alſo faſt jeder Urſprünglichkeit. Die Handlung iſt kurz folgende: Kaſpar von der Tecken, in ſeinen Mußeſtunden Luſtſpieldichter, iſt ein verwegener Don Juan. In originellen Verkleidungen bemüht er ſich um die Gunſt einer jungen Dame, die der franzöſiſche Emigrant Graf Saint Riquier, um ſie vor Zudringlichkeiten zu ſchützen, für ſeine Gattin ausgibt, während ſie ſeine Nichte iſt. Nebenher geht die Liebe Héloïſens, der Tochter des adelsſtolzen Grafen, zu dem bürgerlichen Studenten Wilm Hemſterhuis, den der Graf für einen Fürſten hält, weil ihm als König des ſoeben ſtattfindenden Schützenfeſtes fürſtliche Ehren erwieſen werden. Natürlich ſind Kaſpar und Amande, Wilm und Héloïſe die beiden glücklichen Paare, über welchen bei jeder anſtändigen Operette der Vorhang zu fallen hat. — Die zweite Operette: „Der Fuchsmajor", Text von Otto Weiß und F. Zamecek, Muſik von Sigmund Vaſrich, erſchien im neuen deutſchen Theater in Prag zum erſtenmale auf der Bühne und fand lebhaften Beifall beim Publikum. Die Handlung ſpielt in Kaſſel im Jahre 1813 an dem Hofe des Königs Jerome, der, von Bonaparte eingeſetzt, wegen ſeiner Praſſerei beim Volke verhaßt iſt. Karl Reinhold, Fuchsmajor der „Alemannia", welcher durch Abſingen eines überall geſungenen Spottliedes den König beleidigt hat, wird verhaftet, thatſächlich jedoch nur deshalb eingeſperrt, damit Jerome Gelegenheit habe, der Braut des Studenten ungehindert nachzuſtellen. Eine von den leichtblütigen und eiferſüchtigen Geliebten des Königs, Signora Graſſini, Primadonna der Kaſſeler Hofoper, verſuchte Befreiung Reinholds und Vereinigung mit ſeiner Braut mißglückt, und erſt als Bonapartes Niederlage ſowie das Herannahen der preußiſchen Truppen bekannt wird, gelangt alles zum glücklichen Ende. Jerome entflieht, Reinhold und ſeine Braut Mizzi werden vereinigt, und der begeiſterte Chor: „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte", verleiht dem einen patriotiſchen Anſtrich enthaltenden Werke einen wirkungsvollen Abſchluß. Zu dieſem anmutigen Libretto, in dem alles Poſſenhafte und der übliche Operettenblödſinn fehlt, hat Vaſrich eine Muſik von graziös konverſationellem Charakter geſchrieben, die bei aller Volkstümlichkeit vornehm gehalten und gleich weit von der großen Oper wie von der Tanzmuſik entfernt iſt. — Das Wiener Karltheater, deſſen Sondergebiet ja die Operette ſonſt iſt, hat diesmal zur Schweſtergattung ſeine Zuflucht genommen und die neue Poſſe: „Familie Waſſerkopf" von Landesberg und Stein, Muſik vom Kapellmeiſter Stern, zur erſten Aufführung gebracht. Als Poſſe kann ſich das Stück ſehen laſſen; es iſt von überſchäumender Luſtigkeit und hat ſogar das, was man bei unſeren neuen Luſtſpielen ſehr oft vermißt, eine Handlung. Ein gewiſſer Herr Waſſerkopf weiß ſich vor den Sticheleien ſeiner Freunde, die ſich ſelbſt dann noch fortſetzen, als er mit obrigkeitlicher Erlaubnis einen minder bedenklichen Namen angenommen, nur durch die Flucht, nicht in die böhmiſchen Wälder, aber zu den ſpaniſchen Kaſtanien zu retten, wo er in unbehelligter Einſamkeit die Kleinigkeit von einer Million Dukaten erwirbt und ſich dann hinlegt und ſtirbt. Wer von den zahlreichen Waſſerköpfen iſt der glückliche Erbe eines Vermögens, das in dieſer ſchlechten Zeit und zumal in dem niedergehenden Wien am Ende nicht ganz zu verachten iſt? Seinem Entdecker winkt eine Prämie von 5000 Gulden. Herr Riedel, der Inhaber eines Dienſtvermittlungsbureaus, findet ſie verlockend genug, um auf alle exiſtierenden Waſſerköpfe Jagd zu machen, und auf dieſer wilden Jagd ſtürzen Riedel, ſeine vortreffliche Gattin, ſeine noch unverſorgte Tochter und ſein allergetreueſtes Faktotum von einer komiſchen Situation in die andere, bis ſich ſchließlich herausſtellt, daß der Jäger ſelbſt das Wild iſt, auf das er fahndet, daß der nach dem Erben ſuchende Herr Riedel ſelbſt der geſuchte Erbe iſt. — Zum Schluß mag noch das einaktige Luſtſpiel: „Die Stoiker" von D. Saul Erwähnung finden, das bei ſeiner Aufführung im Stadttheater zu Frankfurt a. M. recht gut gefallen hat. Dem anſpruchsloſen Stückchen liegt eine luſtige Idee zu Grunde, die allerdings nicht neu iſt. Ein alter Profeſſor hat ſeinem Töchterchen durch beſtändiges Dozieren aus den Lehren der Stoiker das Köpfchen verdreht, ſo daß ihre Lippen immer von Tugend überfließen, ſie ſich das Heiraten verſchworen hat und nur die Lehren jener großen Weiſen befolgen will. Der Vetter, der, aus Afrika zurückgekehrt, ein fröhliches Mädchen wiederzufinden hoffte, iſt erſtaunt über die zierliche Miene und Redeweiſe, weiß ſich aber raſch zu faſſen und durch allerlei Allotria, wie die Geſchichte von Pinſcher dem „jüngſten Stoiker", es dahin zu bringen, daß ſie ihr Herz entdeckt. Und dann kriegen ſie ſich. Ueber die Dürftigkeit des Motivs hilft der lebendige Dialog hinaus.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **In Berlin haben einige Damen, welche ſich für das** Unterrichtsweſen intereſſieren, den Plan zur Gründung von Realkurſen für Frauen, die ſich einem mehr gewerblichen Beruf widmen wollen, gefaßt. Dieſe Kurſe ſind als Analog der Seminarkurſe für Lehrerinnen gedacht und ſollen wie dieſe der höheren Töchterſchule gleichſam aufgeſetzt werden und ebenfalls eine zweijährige Dauer haben. Dabei ſoll vor allem der in den Seminarien gebotene Ballaſt an Lehrſtoff vermieden werden, der für diejenigen Mädchen unnütz iſt, die nach abſolvierter höherer Töchterſchule durch Fortſetzung des Schulunterrichts eine Bildung zu erzielen wünſchen, welche ſie mehr befähigt, Welt und Menſchen richtig zu verſtehen und ſich in irgend welcher Eigenſchaft dem praktiſchen Leben zu widmen. Der Unterrichtsplan lehnt ſich möglichſt an den der Realſchule an und umfaßt Mathematik, Phyſik, Einblicke in die Chemie und beſchreibende Naturwiſſenſchaften, Latein, Engliſch und Franzöſiſch in Bezug auf Korreſpondenz, Litteratur und Konverſation, Deutſch und Geſchichtskunde — welche letztere als eine kurze Zuſammenfaſſung der für Frauen wichtigen Gebiete der Vermögensverwaltung und Geſetzeskunde gedacht iſt. Einen Teil der für dieſes Unternehmen erforderlichen Gelder hat der allgemeine deutſche Frauenverein bereits angewieſen, der bei weitem größere Teil muß aber auf privatem Wege zuſammengebracht werden. Die Stadt Berlin hat die nötigen Räumlichkeiten in der Charlottenſchule, Steglitzerſtraße 29, für die Sonntagsſtunden vom Herbſt ab zur Verfügung geſtellt. Zu näherer Auskunft ſind die beiden mit der Leitung betrauten Damen Fräulein Helene Lange, Schöneberger Ufer 35, und Frau Schulrat Cauer, Wichmannſtraße 4, ſowie Fräulein Franziska Tiburtius, Dr. med., Friedrichſtraße 203, bereit.

— **Das Rote Kreuz hat Afrika nunmehr gleichfalls in** den Bereich ſeiner Thätigkeit gezogen. Auf Veranlaſſung des Königs Leopold von Belgien hat ſich nämlich in Brüſſel ein Verein vom Roten Kreuze gebildet, der die Aufgabe hat, einerſeits im Kongoſtaate den Sanitätsdienſt zu übernehmen, andererſeits das ganze Gebiet von Afrika in ſeine Wirkſamkeit mit einzubeziehen, ſoweit dies nach der materiellen Lage der Geſellſchaft möglich ſein wird. Der Verein wird ſein Augenmerk darauf richten, erſtens allen jenen, die ſich dem Dienſte der Ziviliſation in Afrika gewidmet haben und dabei verwundet wurden oder erkrankten, zweitens verwundeten oder erkrankten Eingeborenen ſeine Hilfe zuzuwenden, und wird zu dieſem Zweck in Afrika Spitäler, Sanatorien und Rettungsanſtalten errichten und alle ſonſt noch erforderlichen Vorkehrungen treffen. Der neue Verein, der ſeinen Sitz in Brüſſel haben und von dort aus geleitet werden wird und auch die Abſonderlichkeit aufweiſt, daß ſich in ihm kein einziger Angehöriger der Länder befindet, in denen er wirken ſoll, wird zweifellos berufen ſein, der Humanität in dem neuen Erdteile, den er den Beſtrebungen der Genfer Konvention gewonnen hat, indem er in Afrika das weiße Banner mit dem Roten Kreuz entfaltete, weſentliche Dienſte zu leiſten. Bisher war das Rote Kreuz nur gelegentlich in Afrika thätig geweſen durch die franzöſiſche Geſellſchaft, die in Algier und Tunis wirkt und naturgemäß hauptſächlich für die franzöſiſchen Truppen ſorgt; die regelmäßige Thätigkeit der Kongogeſellſchaft nun wird, wie bemerkt, auch die Aufgabe haben, ſich mit den Eingeborenen zu beſchäftigen, und wie die Erfahrung ſchon in Algier gezeigt hat, werden damit viel größere und nachhaltigere Erfolge erzielt als mit den ſchärfſten und ſtrengſten militäriſchen Maßregeln.

— **Auf der Lick-Sternwarte in Kalifornien wurde ein** neuer Komet entdeckt, der ſich wahrſcheinlich im Monat Mai zu einer glänzenden Erſcheinung am Himmel entfalten wird. Bis jetzt iſt er nur als ſchwaches Objekt durch ein ſtarkes Fernrohr wahrnehmbar im Sternbilde des Stiers, in der Nähe des Orion.

— **Das Geburtshaus Herders in Mohrungen iſt vom** Untergange gerettet, denn die erforderliche Summe zu ſeiner Erhaltung iſt durch freiwillige Beiträge bereits aufgebracht.

— **Unſer geſchätzter Mitarbeiter Profeſſor Karl Vogt in** Genf feiert am 19. Mai ſein fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

Natur.

— **In ungeheuren Maſſen hat ſich der Hering in dieſem** Jahre an den Küſten der Oſtſee, beſonders der holſteiniſchen, eingefunden. Die Fiſcher, die anfangs über die reiche Beute froh waren, verwünſchten den zum Fluch gewordenen übermäßigen Segen. Nachdem weit und breit die Ortſchaften des Strandes um ein Geringes mit Heringen verſorgt ſind, war an weiteren Abſatz der ungeheuren Maſſen wegen des tiefgeſunkenen Preiſes nicht zu denken; ſie lohnten nicht einmal den Fuhrlohn nach Lübeck. Tauſende Faden Heringe mußten wieder der See übergeben werden und ebenſoviele wurden an benachbarte Landwirte als Düngmittel abgegeben.

Geſundheitspflege.

— **Dr. Spencer Hall Brown in New-York rühmt die günſtige** Wirkung der Elektrolyſe auf den Krebs; er konnte durch ſie die furchtbaren Schmerzen lindern, das Wachstum in Schranken halten und ſogar den Krebs heilen. Bei Schilddrüſenkrebs würde er durch eine Kanüle mehrere Paar Nadeln direkt in den Krankheitsherd ſtoßen und ſo nacheinander die verſchiedenen Teile behandelt haben. Der konſtante Strom wirkt auch auf die geſunde Nachbarſchaft ein und verhindert die Ausbreitung der Krankheit und den Rückfall.

Sport.

— **Die Flachrennen in Deutſchland haben am Tage nach** Oſtern zu Hoppegarten ihren Anfang genommen. Das Eröffnungsrennen gewann Prinz G. Radziwills „Aſtrologie“ vor „Korar“ und „Uran“. Im Potrimpos-Handicap, 3000 Mark, ſiegte Oehlſchlägers „Goldſtrom“ über „Freigraf“ und „Sprengwaldo“ und im Preis von Dahlwitz, 3000 Mark, Baron Falkenhauſens „Rübezahl“ über „Winterkönig“ und „Ambroſius“. Das Verkaufsrennen holte ſich Tirons „Zögling“ vor „Stella“, den Staatspreis vierter Klaſſe Jägers „Verinda“ vor „Herzrule“ und „Brabant“ und das Hürdenrennen [illegible] „Peckand“ gegen „Graf“, „Karl“ und „Jena“.

— **Im weiteren Verlaufe der Rennen zu Charlottenburg** feierte der 1888 faſt erfolgloſe Spickermannſche Rennſtall nochmals einen Doppelſieg, indem „Tichon-Tichon“ das Frühjahrs-Handicap vor „Nero“ ꝛc. und „Jeeberg II.“ das Frühjahrs-Handicap-Jagdrennen gegen „Gonnmore“ und 3 andere gewann. Die 2000 Mark im Vaſallen-Jagdrennen holte ſich von Tepper-Laskis „Fad“ vor „Hiſtorina“ ꝛc.

— **Der vierte Wiener Renntag brachte im Kiſler-Rennen** dem beſten Zweijährigen von 1888, „Filou“, eine Niederlage. Den wunderbaren Hengſt traf im Rennen ein Unfall, ſo daß Frl. Lindſays „Nebroeo“ als leichte Siegerin vor „Uncle Mow“ heimkehrte. Im gleichfalls 3000 Gulden werten Frühjahrsrennen ſiegte Graf Henckels „Analyne“ über 1200 Meter in großer Form, indem ſie die ſchnelle „Peep the blind“ und „Welili“ ganz ſicher ſchlug.

— **Einen beachtenswerten Sieg in England erfochten die** königlich preußiſchen Rennfarben auf „Hectari“, der das Doncaſter Plate von 12,000 Mark vor „King Monmouth“, „Father Confeſſor“ und 8 anderen Pferden gewann. „Hectari“, ein in Graditz gezogener vierjähriger Fuchshengſt v. Chamant a. d. Hamadryade, erhielt von dem alten „King Monmouth“ 10 Kilogramm, gab jedoch dem gleich alten dritten 1 Kilogramm.

— **In den Trial-Stakes, 3000 Gulden, ſiegte auf der** Wiener Rennbahn der [illegible], Graf Apponyis „[illegible]“ über 1600 Meter gegen „Vitorla“, „[illegible]“ und 4 andere. Das [illegible]-Handicap, 3000 Gulden, brachte mit dem Sieg von Graf Moritz Eſterhazys „Neuigkeit“ vor „Radegaſt“. „[illegible]“ iſt eine große Ueberraſchung und der erſte Platz von Kapt. [illegible] „Bito“ im [illegible] vor „Pazna“, „Vizeadmiral“ und ſo weiter kam gleichfalls ziemlich unerwartet.

— **Das City and Suburban-Handicap von 20,000 Mark** über 2000 Meter fiel an Leybournes vierjährigen „Goldſeeker“, dem „Fallerton“ und „Wiſe-man“ vor 14 anderen Pferden folgten.

— **Ein ſchlechtes Haſenjahr ſteht den Jägern in Ausſicht,** denn weit und breit iſt faſt der geſamte erſte Satz der Häſinnen dem Froſt zum Opfer gefallen.

— **Der Amerika-Cup, die berühmteſte Seglertrophäe der** Welt, wird abermals von den Engländern gefordert. Der Earl of Dunraven hat an den New York-Jachtklub eine Herausforderung ergehen laſſen und hofft, das Kleinod wieder in die Heimat zu entführen.

— **Hohe und niedere Zweiräder nicht mehr gemeinſam** an Radwettfahren teilnehmen zu laſſen, iſt die Abſicht der Engländer. Die Meiſterſchaften ſollen für beide Fahrzeuge getrennt zur Ausfechtung gelangen.

— **Eine große internationale Hundeausſtellung findet vom** 23. bis 30. Mai dieſes Jahres im Garten der Tuilerien ſtatt. 20,000 Franken, ſowie eine Reihe ſehr ſchöner Ehrenpreiſe ſind für dieſe Ausſtellung, bei der auch Championpreiſe für jede Raſſe von Vorſtehhunden gegeben werden, gewidmet worden.

Denkmäler.

— **Eine Statue der Königin Luiſe von Preußen, ein** Werk des Bildhauers Hundrieſer, iſt im Thonmodell vollendet. Die Königin, in einem antiken Seſſel ruhend, iſt ungemein porträtähnlich dargeſtellt. Die Größe der Figur beträgt 2 Meter. Das Kunſtwerk wird im Auftrage der Nationalgalerie in Marmor ausgeführt.

— **Ein Denkmal des Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg,** das vor der Nikolaikirche in Spandau ſeinen Platz finden ſoll, wurde von Profeſſor Encke in Berlin vollendet. Das Standbild erhebt ſich auf viereckigem Sockel und zeigt eine breitſchulterige Geſtalt mit markigen Zügen. Der Kurfürſt iſt barhäuptig und trägt ein weites Gewand über dem Wams; die Linke ſtützt ſich auf das Schwert. Auf drei Flächen des Sockels ſtellen Reliefbilder die Einführung der Reformation in der Mark dar.

— **Für das Hutten-Sickingen-Denkmal hat Kaiſer Wilhelm** 3000 Mark geſpendet.

— **In Flensburg wurde in ſehr feierlicher und erhebender** Weiſe das Denkmal enthüllt, welches zum Andenken an die bei Bau 9. April 1848 gefallenen [illegible] ſchleswig-holſteiniſchen Freiheitskämpfer von ihren Kampfgenoſſen und der Univerſität Kiel errichtet worden iſt. Das Denkmal ſtellt ſich als 4 Meter hoher Obelisk aus nordiſchem Granit dar. Die polierten Seitenflächen ſind mit [illegible], vergoldeten Inſchriften geziert.

Geſtorben.

— Prinz Tun, Onkel des Kaiſers von China, Präſident des kaiſerlichen [illegible], Anhänger einer [illegible] Politik und einer der heftigſten Gegner der neuen Eiſenbahnpläne, Anfangs April, in Peking.

— Dr. Theodor Jorriſſen, Profeſſor an der ſtädtiſchen Univerſität zu Amſterdam, einer der bedeutendſten Forſcher auf dem Gebiete der neueren niederländiſchen Geſchichte, 56 Jahre alt, am 4. April, in Amſterdam.

— Fürſt Makſutow, ruſſiſcher Konteradmiral, der letzte Gouverneur der ruſſiſchen Kolonien in Amerika, am 5. April, in St. Petersburg.

— Sir Frederick Arthur Gore Ouſeley, Kanonikus der Kathedrale zu Hereford in England, bedeutender Komponiſt von Kirchenmuſik und Muſikſchriftſteller, am 6. April, in Hereford.

— Heinrich Wilhelm [illegible], [illegible] Landbaumeiſter, früher Profeſſor am königlich ſächſiſchen Polytechnikum und an der königlich ſächſiſchen Kunſtakademie in Dresden, 61 Jahre alt, am 10. April, in Dresden.

— Joſef von Stichaner, kaiſerlicher Bezirkspräſident des Unterelſaß, 50 Jahre alt, am 11. April, in Straßburg im Elſaß.

— Dr. Freeman, bekannter [illegible], 73 Jahre alt, Mitte April, in Birmingham.

— Louis Ulbach, bekannter franzöſiſcher Romanſchriftſteller, Kritiker und Satiriker, 67 Jahre alt, am 16. April, in Paris.

— Robert von Prittwitz und Gaffron, königlich preußiſcher Regierungspräſident a. D., 82 Jahre alt, am 16. April, in Breslau.

— Geheimer Kommerzienrat Jan ten Doornkaat Koolman, hervorragender Induſtrieller und bedeutender Gelehrter und Schriftſteller auf den Gebieten der Landwirtſchaft, Obſtzucht und vergleichenden Sprachkunde, früher Mitglied des norddeutſchen und des deutſchen Reichstags, der nationalliberalen Partei angehörig, 73 Jahre alt, am 17. April, in Norden in Hannover.

— Biſchof Hyacinth Ronay, Benediktiner, früher Profeſſor der Philoſophie am Lyceum zu Raab, Erzieher des Kronprinzen Rudolf und der Erzherzogin Marie Valerie von Oeſterreich, Landtagsabgeordneter und Sektionsrat im Unterrichtsminiſterium, 71 Jahre alt, am 17. April, in Preßburg.

— Bramm, Oberbürgermeiſter von Gießen, hervorragendes Mitglied der nationalliberalen Partei, früher Mitglied des heſſiſchen Landtags, am 18. April, in Gießen.

— von Steinsdorf, königlich bayriſcher Generalmajor z. D., 80 Jahre alt, am 18. April, in München.

— Dr. Heinrich Steiner, ordentlicher Profeſſor für altteſtamentliche Exegeſe an der Univerſität Zürich, bedeutender Gelehrter, 43 Jahre alt, am 19. April, in Zürich.

— Geheimer Oberregierungsrat Wagener, Mitbegründer der „Kreuzzeitung“, früher vortragender Rat im preußiſchen Staatsminiſterium und Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes und des norddeutſchen Reichstages, 74 Jahre alt, am 22. April, in Friedenau bei Berlin.

— Prinzeſſin Charlotte Eugenie Auguſte Amalie Albertine von Schweden und Norwegen, Schweſter des Königs Oskar II., 59 Jahre alt, am 23. April, in Stockholm.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

[illegible] „The Chess Monthly“, ein in Monatsheften herausgegebenes Blatt, das vor zehn Jahren von dem verſtorbenen J. H. Zukertort gemeinſchaftlich mit L. Hoffer begründet wurde. Nach dem Ableben des erſtgenannten Meiſters ſetzt L. Hoffer, der ſelbſt ein vorzüglicher Kenner des edlen Spiels iſt, mit großer Sachkenntnis die Redaktion fort. Es erſcheint im Verlage von James Wade in London, 18 Tavistock Street, Covent-Garden W. C., und bringt jährlich [illegible] der beſten Leiſtungen engliſcher Meiſter und wird durch die Mitarbeit derſelben gehoben.

Wir entnehmen dieſem [illegible] folgende Partie des [illegible] H. E. Bird, der einer der Wettkämpfer des [illegible] New-Yorker Schachturniers 1889 [illegible] hat. Sie zeigt die Originalität und Schärfe ſeiner Spielweiſe in anerkennenswertem Glanze.

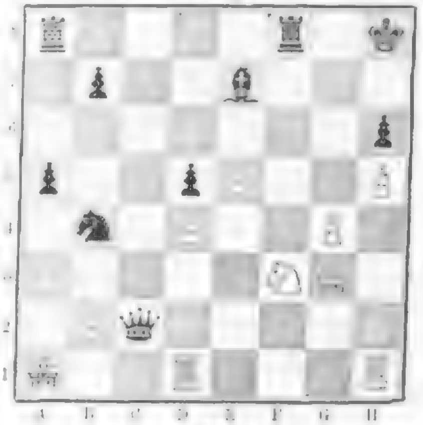
Partie Nro. 61.

Geſpielt im Match am 23. Februar 1889.

Gambit des Allgaier.

Weiß — J. Gunsberg.	Schwarz — Bird.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5
2) F 2 — F 4	2) E 5 n. F 4
3) S. G 1 — F 3	3) G 7 — G 5
4) H 2 — H 4	4) G 5 — G 4
5) S. F 3 — G 5. Damit iſt die bekannte Stellung des Allgaiergambits erreicht, in der Weiß zur Fortſetzung des kräftigen Angriffs freiwillig eine Figur preisgibt; die richtige Verteidigung, die freilich ſchwierig iſt, muß jedoch den Nachziehenden gewinnen.	5) H 7 — H 6
6) S. G 5 n. F 7	6) K. E 8 n. F 7
7) D 2 — D 4. Dieſe Fortſetzung, welche [illegible] L. F 1 — C 4 † [illegible], wurde zuerſt von dem Engländer Thorold eingeführt.	7) F 4 — F 3. Neuerdings wird hier D 7 — D 5 vorgezogen.
8) G 2 n. F 3	8) D 7 — D 5
9) L. C 1 — F 4. [illegible]	9) S. G 8 — F 6
10) E 4 — E 5	10) S. F 6 — H 5
11) F 3 n. G 4	11) S. H 5 n. F 4
12) T. H 1 — H 3	12) L. F 8 — G 7. Schwarz behält jetzt eine Figur gegen zwei Bauern.
13) T. H 3 n. F 4	13) D. D 8 — H 4 †. Durch dieſen und den folgenden Zug ſchlägt Schwarz ſehr geſchickt den Angriff zurück.
14) C 2 — C 3	14) [illegible]
15) T. F 4 — G 3	15) [illegible]
16) S. B 1 — D 2	16) C 7 — C 5. Damit geht Schwarz bereits zum Gegenangriff über.
17) S. D 2 — F 3	17) S. B 8 — C 6
18) 0—0—0	18) C 5 n. D 4
19) C 3 n. D 4	19) S. C 6 — B 4
20) L. F 1 — D 3	20) [illegible]
21) L. D 3 — F 5	21) T. H 8 — H 7. [illegible] eine Figur erobern, denn [illegible] Schach.
22) K. C 1 — B 1	22) K. G 7 — H 8. [illegible] folgen zu laſſen.
23) L. F 5 n. C 8	23) T. H 7 n. E 6
24) A 2 — A 3	24) A 7 — A 5
25) K. B 1 — A 1. Wenn Weiß den Springer ſchlägt, gewinnt Schwarz in wenigen Zügen durch T. E 6 — C 6 †.	25) T. E 6 — C 6
26) H 4 — H 5	26) T. C 6 — C 2

Schwarz.



Weiß.

27) S. F 3 — D 2. Um [illegible] zu verhindern.	27) [illegible]
28) T. D 1 — B 1	28) [illegible]. [illegible] Weiß gab mit Recht jetzt die Partie auf, denn [illegible] Tod.

Neue Bücher und Schriften.

Ackermann, C., Donna Elvira (Don Juan als Kunſtideal und ſeine Verkörperung auf der Münchener Hofbühne). München, Th. Ackermann.

Bezold, C., Die Fortſchritte der Keilſchriftforſchung in neueſter Zeit. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Biedermann, W. v., Goethes Geſpräche. Bd. 1. Leipzig, [illegible].

Beſſing, Frhr. v., Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geborene Freiin v. Imhof. Berlin, Hertz.

Delbrück, Dr. R., Karl Philipp Moritz als Aeſthetiker. Berlin, G. [illegible].

Engelmann, E., Germaniſcher Sagenborn. Mären u. Sagen für das deutſche Haus. Lief. 1 bis 12. Stuttgart, P. Neff.

[illegible], J., Die [illegible]. 6. Aufl. Berlin, R. Oppenheim.

Hellwald, Fr. v., Die menſchliche Familie nach ihrer Entſtehung u. natürlichen Entwickelung. [illegible]. Leipzig, E. Günther.

Henkel, H., Der erſte Klavierunterricht in einer nach pädag. Prinzipien methodiſch geordneten Folge von kleinen Tonſtücken nebſt dazu gehörigen Übungen und einem Vorwort. 2 Hefte. Offenbach a. M., Joh. André.

[illegible] München [illegible]

[illegible], M., [illegible] Erzählungen aus [illegible]. Stuttgart, [illegible] & Co.

[illegible], A., [illegible]. Hamburg, Verlagsanſtalt [illegible].

[illegible] J. J., [illegible] a. M., A. Mahlau.

[illegible], W., [illegible] 1864–1871. [illegible]

Schultze-Klosterfelde, W., [illegible] Leipzig, [illegible].

[illegible], Dr. [illegible], [illegible] Vaterländiſche [illegible] Halle a. S., [illegible] Schwetſchke.

Der Wechſel im Kriegsminiſterium.

Unter den Neuerungen, die ſich ſeit der Regierung unſeres jetzigen Kaiſers vollzogen haben, dürfte der Wechſel im Kriegsminiſterium, der wohl mehr als einen bloßen Perſonenwechſel bedeutet, von der größten Tragweite ſein. Der bisherige Kriegsminiſter Bronſart von Schellendorff war als einer der jüngſten Generallieutenants am 3. März 1883 dazu berufen worden, den General von Kameke in der Verwaltung des Kriegsminiſteriums, das dieſer zehn Jahre lang geleitet hatte, abzulöſen; er war in der Schule des Grafen Moltke ausgebildet und führte die Heeresverwaltung durchaus im Moltke'ſchen Geiſte: er prüfte jede vorgeſchlagene Aenderung ſorgfältig und bedächtig, führte dieſelbe dann aber, nachdem er ſie einmal als erprobt gefunden, mit Entſchloſſenheit und Thatkraft durch. Sicherlich hat dieſe ſorgſame und genaue Art der Erwägung den Finanzen des Reiches wiederholt zum Vorteil gereicht, und wenn es vielleicht vorgekommen iſt, daß eine Neuerung, noch ehe ſie durchgeführt, von einer andern überholt war, ſo lag die Schuld in erſter Reihe an den raſchen Fortſchritten der modernen Technik, denen eine große Verwaltung nicht leichtlich, nicht ohne längere eingehende Prüfung folgen darf. Während der ſechsjährigen Amtsdauer des Miniſters Bronſart von Schellendorff ſind verſchiedene ſehr wichtige Geſetze und Neuordnungen in Kraft getreten: das Septennat, das neue Wehrgeſetz, die Einführung des Magazingewehrs, die neue Felddienſtordnung, die Ablegung der Küraſſe, die verſuchsweiſe Ausrüſtung der Küraſſiere, Huſaren und Dragoner mit Lanzen, die neuen Reglements für die Kavallerie, Infanterie und Feldartillerie, die Einführung des Kleinkalibergewehrs und anderes mehr; und wenn dieſe großen Veränderungen auch zum Teil der Initiative anderer Männer zu verdanken ſind, wie Septennat und Wehrgeſetz dem Eingreifen des Fürſten Bismarck, zum Teil ſogar gegen den Willen des Miniſters zur Durchführung kamen, wie das neue Infanteriereglement und die Veränderungen bei der Feldartillerie, ſo gebührt dem General Bronſart von Schellendorff doch der Dank für die Löſung einer großen Anzahl ſehr wichtiger Fragen, bleibt ihm doch der Ruhm, die deutſche Armee in der Bewaffnung im großen und ganzen auf der Höhe der Zeit, zumeiſt ſogar den anderen Heeren überlegen, erhalten zu haben.

Der neue Kriegsminiſter General **Verdy du Vernois**, der nur wenige Monate jünger iſt als ſein Amtsvorgänger, zu gleicher Zeit mit dieſem Lehrer an der Kriegsakademie war und gleich ihm das Wort und die Feder in hohem Grade beherrſcht, gilt als ein Mann von großer Initiative, raſcher Entſchloſſenheit und ſcharfem, klarem Verſtand, als ein genial veranlagter Offizier, deſſen bisheriges Auftreten und Wirken einen bemerkenswerten Ideenreichtum, eine charakteriſtiſche Urſprünglichkeit in ſeinem ganzen Schaffen verraten. Während die früheren Kriegsminiſter mit Vorliebe aus der Reihe der jüngſten Generallieutenants genommen worden, hatte Verdy du Vernois vor ſeiner Ernennung bereits den Rang eines kommandierenden Generals erreicht.

General Julius Verdy du Vernois, der Sprößling einer urſprünglich franzöſiſchen altadeligen Familie, iſt am 19. Juli 1832 zu Freiſtadt in Schleſien geboren. Der Großvater des Generals war, einem Rufe als Erzieher der Kinder des Prinzen Ferdinand folgend, Ende vorigen Jahrhunderts aus Frankreich nach Preußen übergeſiedelt. Der Vater des jetzigen Miniſters trat 1813 beim Ausbruch des Befreiungskrieges als freiwilliger Jäger in das preußiſche „Leib-Garde-Kavallerieregiment“ ein und wurde bei Lützen ſchwer verwundet.

Der Miniſter ſteht jetzt in der Vollkraft des reifſten, leiſtungsfähigſten Alters; er iſt von kräftiger, unterſetzter Figur und erfreut ſich auch körperlich einer ſeltenen Friſche und Elaſtizität.

Verdy wurde im Kadettenkorps erzogen und trat mit achtzehn Jahren in das 3. pommerſche Infanterieregiment Nr. 14 ein. Schon früh zeigte er eine hervorragende ſchriftſtelleriſche Begabung; er bearbeitete als junger Offizier die Geſchichte des 14. Infanterieregiments für die Mannſchaften desſelben. Mit neunundzwanzig Jahren wurde er Hauptmann. In dieſem Rang verbrachte er drei Jahre, 1863 bis 1865, in Warſchau im Stabe des dortigen ruſſiſchen Oberkommandos. Die großen Feldzüge der letzten Dezennien machte er in wichtigen Stellungen im preußiſchen Generalſtab mit; den Feldzug in Böhmen 1866 als Major im Generalſtab des Oberkommandos der zweiten Armee, den Krieg 1870 bis 1871 als Abteilungschef im Großen Generalſtab, in welchem er auch nach dem Friedensſchluß verblieb. Im Jahre 1876 wurde er zum Generalmajor, 1879 zum Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsminiſterium ernannt. In dieſer Stellung rückte er zwei Jahre ſpäter zum Generallieutenant auf. Im Jahre 1883 übernahm er das Kommando der erſten Diviſion zu Königsberg in Preußen. Zuletzt war er als General der Infanterie Gouverneur von Straßburg, woher ihn jetzt das Vertrauen des Kaiſers an die Spitze der Militärverwaltung berufen hat.

General Julius Verdy du Vernois.

Der neue Kriegsminiſter.

General Max Vogel von Falckenſtein.

Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsminiſterium.

Der neue Kriegsminiſter gehört ſeit langen Jahren zu den bemerkbarſten Erſcheinungen in der Armee; er hat ſich als Militärſchriftſteller einen glänzenden Namen erworben. In hervorragender Weiſe hat Verdy, der 1871 der kriegsgeſchichtlichen Abteilung des Großen Generalſtabs angehörte, an dem trefflichen Werk über den deutſch-franzöſiſchen Krieg mitgearbeitet. Das Generalſtabswerk, welches wegen der ſchönen Sprache und der lichtvollen Gruppierung der Thatſachen von der Akademie der Wiſſenſchaften den Verdunpreis erhielt und heute zu den geſchätzteſten Lehrbüchern der Kriegsſchule von St. Cyr gerechnet wird, verdankt die überſichtliche Gliederung und Darſtellung des Aufmarſches der deutſchen Armeen, ſowie die künſtleriſche Abrundung aller ſpäteren Teile zu allermeiſt dem jetzigen Kriegsminiſter. Und Verdys „Studien über Truppenführung“, die in faſt alle lebenden Sprachen überſetzt worden ſind, wie ſeine „Kriegsgeſchichtlichen Studien“ werden mit Recht zu den klaſſiſchen Schöpfungen unſerer Militärlitteratur gezählt.

Der Miniſter liebt auch das Wort, er bevorzugt die mündliche Erledigung der Dienſtangelegenheiten und ſoll der übermäßigen Belaſtung der Truppen mit bureaukratiſchen Schreibereien überhaupt nicht ſonderlich zugethan ſein. Er hat ſich namentlich in ſeiner Stellung als Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements dem Reichstage gegenüber jederzeit als einen glänzenden, ſchlagfertigen und ſarkaſtiſchen Redner erwieſen.

Durch mehrfache längere Reiſen in das Innere Rußlands, nach Oeſterreich, Italien, Schweden, den Niederlanden und der Schweiz iſt der Miniſter mit den Zuſtänden dieſer Länder wohl vertraut.

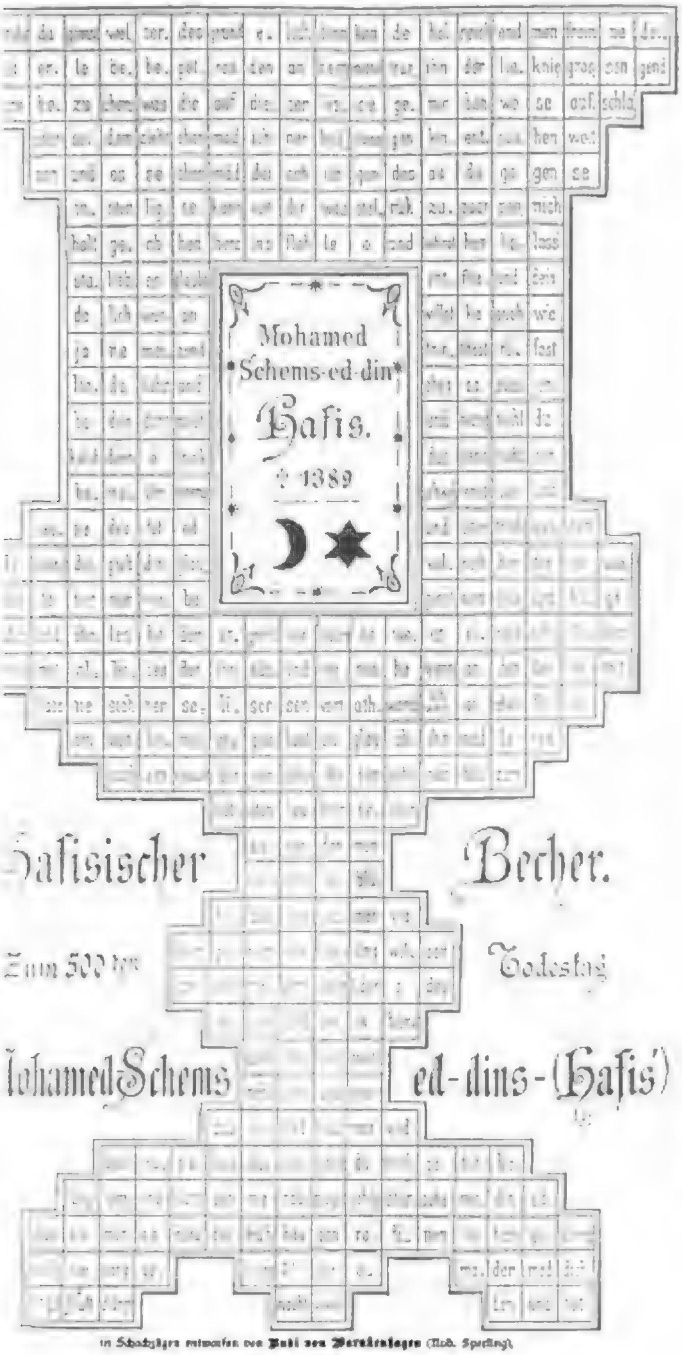
General Verdy du Vernois war als hervorragender Generalſtabsoffizier hochgeſchätzt; es wird ſich unter dem neuen Miniſter daher vorausſichtlich ein innigeres Zuſammengehen zwiſchen den Leitern der Militärverwaltung und der Generalſtabsführung des Grafen Walderſee ergeben, als dies bisher der Fall war.

Eine wachſende Bedeutung erhielt neuerdings der Poſten eines Direktors des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsminiſterium; hat derſelbe doch auch die militäriſchen Vorlagen im deutſchen Reichstag zu vertreten. Einige Notizen über die Dienſtlaufbahn des genialen Offiziers, welchen das Vertrauen des Kaiſers jetzt in das wichtige Verwaltungsamt berufen hat, werden daher von allgemeinem Intereſſe ſein.

Max Vogel von Falckenſtein — geboren zu Berlin am 29. April 1839 — iſt ein Sohn des durch den Feldzug 1866 berühmt gewordenen Generals der Infanterie. Bei den regen Beziehungen ſeiner Familie zur Armee war es kein Wunder, daß der heranwachſende Knabe ſich mit vollem Eifer der militäriſchen Laufbahn zuwandte. Am 23. Dezember 1855, erſt ſechzehnjährig, trat Vogel von Falckenſtein in das Kaiſer Franz Garde-Grenadierregiment ein, in welchem er nach zwei Jahren zum Secondelieutenant befördert wurde. Als ſolcher nahm er an dem Feldzug von 1864 teil, zuerſt als Adjutant beim Oberkommando der alliierten Armee, ſodann als Adjutant der 2. kombinierten Infanteriebrigade in den Elbherzogtümern. Im Kriegsjahre 1866 war er Adjutant der neugebildeten 17. Diviſion. Im Feldzuge 1870/71 wurde der inzwiſchen zum Hauptmann avancierte Offizier zunächſt dem Generalgouvernement der Küſtenlande, ſpäter der 14. Infanteriediviſion als Adjutant überwieſen. Nach Beendigung des Krieges trat er zu dem Generalſtab der Armee über, dem er, mit einer kurzen Unterbrechung infolge eines Kommandos beim Gouvernement Straßburg, bis in die jüngſte Zeit — zuletzt als Oberſt und Abteilungschef des Großen Generalſtabes — angehörte. Am 22. März vorigen Jahres wurde der hochbefähigte Offizier zum Generalmajor befördert, im Juni mit dem Kommando der 2. Garde-Infanteriebrigade betraut, dann zum Mitglied des Ausſchuſſes für das neue Infanteriereglement (vom 1. September 1888) ernannt und am 6. April dieſes Jahres als Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements in das Kriegsminiſterium berufen.

Eine glänzende Begabung, weit über die Anforderungen des Berufes hinausgehend, wird dem vielſeitig gebildeten, befähigten General nachgerühmt. Er iſt nicht bloß ein vorzüglicher, ſchlagfertiger und beſonders humoriſtiſcher Redner, er beſitzt auch ein ſehr bemerkenswertes Zeichentalent, das er nicht [illegible] für militäriſche Zwecke geſchickt zu verwerten verſteht, ſondern auch im Kreiſe ſeiner Familie, ſeiner Freunde und [illegible] Skizzen, oftmals bekundet hat.

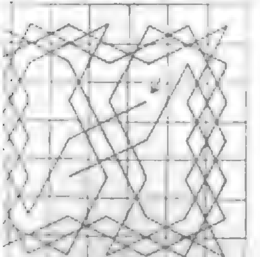
General Vogel von Falckenſtein iſt nicht nur der Träger und Erbe eines berühmten Namens, ſondern er ſteht in dem Rufe eines außerordentlich tüchtigen, thatkräftigen und umſichtigen Offiziers, deſſen durchaus ſelbſtändiges Denken und Urteilen beſonders geſchätzt wird. Gleichwie der neue Kriegsminiſter, gilt er für einen ausgeſprochenen Gegner der Bureaukratie. Seine Kameraden wiſſen den liebenswürdigen ritterlichen [illegible]



in Schachzügen entworfen von **Paul von Varnhagen** (Rud. Sperling).

Auflösung des arithmetischen Rösselsprungs Seite 645:

Graphische Lösung:

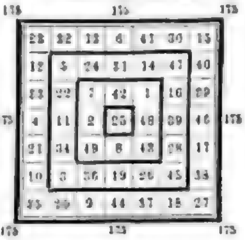


Ein Liedchen.
[illegible]
[illegible]
[illegible] — Englisch!

Es liegt darin ein wenig Klang
Ein wenig Wohllaut und Gesang —
Und eine ganze Seele.

(Marie v. Ebner-Eschenbach.)

Arithmetische Lösung:


175
175
175
175
175
175
175
175

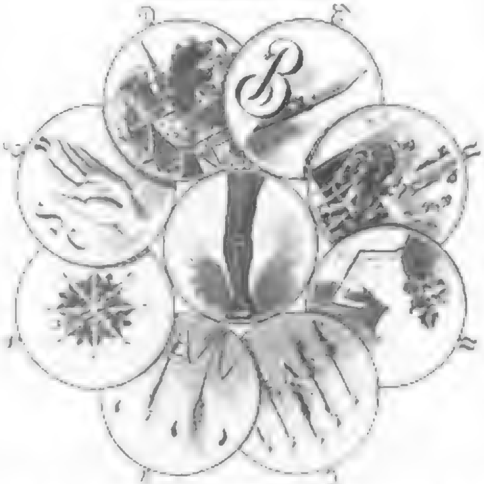
38	32	13	6	41	30	15
12	5	24	31	14	47	40
23	22	7	42	1	16	29
4	11	2	25	48	39	46
21	34	49	8	43	28	17
10	3	36	19	26	45	33
35	20	9	44	37	18	27

Worträtsel.

Mein Erstes fand, da sank sie
Unweit der [illegible] Stadt.
Ein Zweites zu, auf Fluß und See
Man [illegible] hat
Nach einem [illegible], es ist nicht fern,
Hier so gestiegen ist
Ein Drittes aus, ein [illegible]
Des [illegible] Strecken [illegible],
Und wieder eines [illegible] zum Fluß
Das [illegible] so [illegible].
Und [illegible] zu, [illegible]
Stadt' und [illegible] „[illegible]“

Ein Viertes ab, der Strom [illegible]
Ein weißes [illegible],
Noch eines weg, [illegible]
Das als nach Süden zog;
Und noch eins fort, es bleibt ein Fluß.
Der [illegible] den [illegible] [illegible],
Und nochmal eins, ein [illegible], das
Im Unterlande liegt.
Wenn man zum letztenmal da streicht
Ein Zeichen, bleibt dir nur
Das Anfangswort, doch diesmal nennt's
Ein Dorf auf Schweizer Flur.

Kettelarmband-Rebus.



[illegible] Ringe welche, an denen die Buchstaben befinden [illegible] Reihenfolge der [illegible] lesen ist.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 645:

[illegible]

Briefmappe.

[illegible]

Berlin-Schwärmer in C. Ihre Rechnung stimmt, und Sie [illegible] [illegible] wenn Sie wollen, [illegible] [illegible] in unserer [illegible] Zeit und in dem [illegible] [illegible] werden. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] haben sich auf Anregung der [illegible] aus [illegible] in dieser Stadt und an andern [illegible] [illegible] gebildet, um am 11. November 1889 das [illegible] [illegible] des großen Meisters in [illegible] [illegible] [illegible] würdig zu begehen.

A. P. Z. Es fehlt [illegible] an der [illegible] als am [illegible] selbst, der die [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] werden zu wollen.

L. St–g in R. Ganz ähnliche Weise, aber in [illegible] Manier.

Reichsfreund im Auslande. Der am 23. April 1889 auf der Werft Vulkan in Stettin vom Stapel gelassene neue und größte Reichspostdampfer „Kaiser Wilhelm II." ist das [illegible] Schiff der deutschen Handelsmarine. Ganz aus deutschem Stahl gebaut, mißt es nicht weniger als 137 Meter in der Länge, 13.34 Meter in der Breite und 11.30 Meter vom Kiel bis zum Hauptdeck an Deck. Das Schiff, dessen Raumgehalt 6000 Registertons beträgt, bietet Platz für 191 Passagiere erster Klasse, 80 zweiter Klasse und 650 Zwischendecker. Alle diese Räume werden elektrisch erleuchtet, und zwar durch nicht weniger als 600 Glühlampen, für welche drei Dynamomaschinen arbeiten. Der Dampfer soll die 17 Meilen in der Stunde zurücklegen.

Richtige Lösungen sandten ein: „[illegible]" in [illegible]. [illegible] [illegible] in Wien I. W. (3). [illegible] [illegible] in [illegible] (4). [illegible] [illegible] in [illegible] (2). [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] auf [illegible], Rumänien. [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] (2). [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in Prag (4). [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in St. [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible] (2). [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible]. Karl Lang in Erfurt. [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] de [illegible] in St. Petersburg. [illegible] [illegible] in St. Petersburg. [illegible] [illegible] in Hamburg. [illegible] [illegible] in [illegible], Rumänien. Emma [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in St. Petersburg. [illegible] in Paris. [illegible] [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] in Wien. „Sein Eigen" in [illegible]. Fr. [illegible] [illegible] in Zürich (3).

Gesundheitspflege.

Unglücklicher. Ihre Hauptfrage ist zu bejahen. Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse.

Kolin. Versuche, die [illegible] und die damit verbundene [illegible] zur Heilung von [illegible] und [illegible] Leiden anzuwenden, wurden schon mehrfach gemacht, namentlich von französischen, neuerdings aber auch von deutschen Aerzten. Der Erfolg ist jedoch verschieden, insofern als damit allerdings [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] erzielt wurden, andererseits aber bis jetzt [illegible] ein [illegible] Einfluß auf das ursprüngliche Leiden zu erzielen war. Auf volle Sicherheit des Verfahrens kann daher nicht gerechnet werden.

Alter Abonnent O. C. [illegible]. 1) Ein sicheres Verfahren gibt es nicht. 2) Durch [illegible] der [illegible] [illegible] wird ein schon [illegible] [illegible] nicht unterhalten, sondern noch mehr verschlimmert. In der Entfernung des [illegible] [illegible] besteht ja gerade der [illegible] des [illegible] Verfahrens.

Fr. B. in [illegible]. Ueber [illegible] siehe Seite 346 dieses Jahrgangs unter „A. M. in Offenbach" und unter „C. C. W. in [illegible]".

Langjährige Abonnentin in [illegible]. [illegible] [illegible] wird von deutschen [illegible] dieses [illegible] nicht [illegible] und wir geben Ihnen [illegible] nicht, wenn es [illegible] unter Umständen für schädlich [illegible] [illegible]. Die [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] ist uns unbekannt.

Margaret in Hamburg. 1) Lassen Sie zunächst von Ihrem Arzte feststellen, ob überhaupt eine [illegible] vorliegt. Ist dies der Fall, so wird derselbe auch die entsprechende Behandlung einzuleiten wissen. 2) Durch [illegible] allein werden Sie wohl kaum eine vorhandene [illegible] beseitigen können.

A. P. C. i. Pr. Die Anwendung in dieser Weise ist im ganzen richtig, doch müssen die Haare [illegible] [illegible] gebadet und [illegible] [illegible] werden. Sind die Schuppen verschwunden, so kann man auch damit aufhören.

Junger Abonnent am Rhein. Handelt es sich nur um einen Nasenkatarrh, so muß derselbe jedenfalls behandelt werden und zwar am besten durch [illegible] mit dem [illegible] oder andern Mittel, über deren Auswahl natürlich nur der behandelnde Arzt entscheiden kann. **Dr. Sehm.**

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" (SW., Charlottenstr. 11);
Wien: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" ([illegible] 5);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. [illegible] 5).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Und Geld, Novelle von W. von [illegible], Fortsetzung. — Die Ehefrauen vor dem Altar, kulturhistorische Plauderei von Dr. Franz [illegible]. — Der Kaiserpalast in Straßburg, von Max [illegible]. — Bilder aus dem schwäbischen Volksleben: II. Lichtkarz in der Baar, von O. S. — Die neue [illegible], von Jean [illegible]. — Eine [illegible], von O. St. — Litteratur. — Prinz Ferdinand von Hohenzollern, von Dr. [illegible]. — Israel [illegible], ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner, Fortsetzung. — [illegible] [illegible], humoristische Erzählung in Versen von [illegible] von [illegible], III. (Schluß.) — Notizblätter. — Schach. — Neue Bücher und Schriften. — Der Wechsel im Kriegsministerium, von G. T. — Rätsel: [illegible] [illegible], zur Erinnerung an den 300. Todestag [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] Seite 643; [illegible]; [illegible] [illegible] des [illegible] Seite 643. — [illegible].

Illustrationen: Der Kaiserpalast in Straßburg. — [illegible] dem [illegible], Gemälde von Karl Raupp. — Ferdinand von Hohenzollern, Prinz von Rumänien. — Lichtkarz in der Baar, nach einer Skizze von [illegible] [illegible]. — Die neue [illegible], Originalzeichnung von C. [illegible]. — Eine [illegible], Gemälde von C. F. Deiker. — [illegible] [illegible], oder [illegible]. — General Julius Verdy du Vernois, der neue Kriegsminister. — General Max Vogel von Falckenstein, Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium.

Unentbehrlich für die Frauenwelt
ist — insbesondere zur Frühjahrs-Saison — das erste und reichhaltigste Modenblatt der Jetztzeit:

Der Bazar.
Illustrirte Damenzeitung
Paris, Berlin und Wien.

Preis vierteljährlich **2 Mark 50 Pf.** (in Oesterreich nach Kurs). Bestellungen werden jederzeit von allen **Buchhandlungen** und **Postanstalten** entgegengenommen.

Inhalts-Uebersicht der Nummern 17 und 18:

Mode: [illegible]. [illegible] [illegible]. [illegible]. [illegible], [illegible] und [illegible]. [illegible]. [illegible]. [illegible]. Gürtel für Damen. — [illegible] u. s. w.

Handarbeit: Vorlagen für [illegible], Kreuzstich, [illegible]; [illegible] (mit [illegible]). [illegible] und [illegible]. [illegible]. [illegible], [illegible] u. s. w.

Hierzu doppelseitiger Schnittmusterbogen.

Unterhaltung: Der [illegible]. Erzählung von L. [illegible] (Schluß). — Die [illegible] [illegible] & [illegible]. — [illegible] [illegible] von Heine, [illegible] — [illegible] von der Liebe. — Kunst und Liebe. Von Olga [illegible]. — Etwas von der italienischen [illegible]. [illegible] von [illegible]. — Ein Wort über Briefschreiben. Von M. [illegible]. — Das [illegible] für [illegible]. Von [illegible] v. d. [illegible]. — Garten und Haus. Von Joh. [illegible]. — [illegible] [illegible]. — Schach. Aufgaben. Korrespondenz.

Holzschnitte: Der Mai ist gekommen. Gemälde von R. [illegible]. — Porträts: [illegible]. [illegible], [illegible], Graf [illegible]. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. — Ein [illegible]. — [illegible] i. [illegible]. — In der [illegible]. Gemälde von [illegible]. [illegible].

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Mai".

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes,
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung.

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork — Baltimore
Brasilien — La Plata
Ostasien — Australien

[illegible]

Bremen. — Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Junge Kaufleute
[illegible]
Thom'sches Sprachlehrbücher
Handelskorrespondenz
[illegible]
Kaufmännische Blätter.
Stellengesuche
Stellenofferten.
[illegible]

Stottern
heilt schnell und gründlich die
Denhardt'sche **Anstalt**
Burgsteinfurt, Westfalen
Früher **Emil Denhardt** senior (Begründer d. Denhardt'schen [illegible]) [illegible] **Anstalt** [illegible] [illegible] Majestät des **deutschen Kaisers Wilhelm I.**, [illegible] [illegible] [illegible] Prospect gratis.

HAMBURG
unter Beteiligung der Nachbarstädte
Altona, Ottensen, Wandsbeck, Harburg
AUSSTELLUNG
Vom 15. Mai bis Oktober 1889.
Gewerbe und Industrie
Handels-**Ausstellung**
Kunst-**Ausstellung**
Gartenbau-**Ausstellung**

Berlin SW. [illegible]
Hamburg [illegible]
E. Langer, Hoflieferant
Möbel
[illegible] [illegible] [illegible] zu soliden Preisen.
Breslau [illegible]
Schweidnitz [illegible]

Schmücke Dein Heim!

Glasmalerei
(Diaphanien)
Die Diaphanien ermöglichen wundervolle Zusammenstellungen, sind haltbar und [illegible] an Exactheit [illegible] Fensterschmuck [illegible] [illegible] Hauptkatalog [illegible]
Katalog-Auszug, Muster und Preisliste gratis.
[illegible] Wiederverkäufer gesucht!
Grimme & Hempel
Kunst-Druckerei für feine Luxusplakate Farbendrucke etc. Leipzig

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

Directe Deutsche Postdampfschifffahrt

zwischen

burg-New-York. Stettin-New-York.
re-New-York. Hamburg-Baltimore.
thampton-New-York. Hamburg-Westindien.
burg-Mexico. Hamburg-Havana.

[illegible] Expressfahrten der neuen Doppelschrauben Schnelldampfer

„Augusta Victoria"

und

„Columbia"

zwischen

HAMBURG und **NEW-YORK**

beginnen am 9. Mai dieses Jahres.

Nähere Auskunft ertheilen sämmtliche in- und ausländischen Agenten [illegible]sellschaft sowie

Die Direction
in Hamburg, Deichstrasse 7.

---

r Kunstfreunde.

[illegible] Hauptwerke „Benj [illegible] [illegible]

[illegible] graphische Gesellschaft, Berlin.

Petschke & Glöckner,
Chemnitz, Sachsen.
Werkzeugmaschinenfabrik,
liefern als Specialität
[illegible] und [illegible], Hobel- und [illegible]

---

ensversicherungs-Gesellschaft
zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.

Gezahlte Versicherungssummen. [illegible]

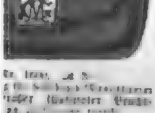
Den Versicherten erklärten Ueberschüsse sind an Dividenden gezahlt: [illegible] der jährl. [illegible]

[illegible]

Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Gesellschaft und deren Agenten gern erteilt. — Tüchtige Agenten werden gesucht.

Grünbaum's 3 Mark Bazar Berlin W.

Unzerreißbare Garantie-Portemonnaies



aus einem Stück echtem Kern-Kalbleder gewalkt, mit 5 Taschen-Abteilungen, Special-Verschluß für Geld und Papiergeld [illegible] Schließer aus bester [illegible].

Garantie-Schein zu jedem Portemonnaie. [illegible]

[illegible] illustrirter Preisliste [illegible]

Für die Reise und Daheim!

Wohlfeile Ausgaben
der besten Romane und Novellen
in elegant gebundenen Bänden.
Neue Serien 1889. In neuen eleganteren Umschlägen.

In dieser Sammlung sind soeben neu erschienen:

- **Jeffer von Heeren** (Gregor Samarow), **Gräfin Leh.** 3 Teile in 2 Bänden . . Preis M 2.—
- **Joh. van Dewall, Das alte Haus.** 4 Teile in 2 Bänden . . . . Preis M 3.—
- **Joh. van Dewall, In die Fremde** . . Preis M 1.50.
- **Karl Frenzel, Nach der ersten Liebe.** 2 Teile in 1 Band . . . . Preis M 1.50.
- **Hugo Klein, Blinde Liebe** . . . . Preis M 1.—
- **L. Freiherr v. Ompteda, Alte Schulden.** Preis M 1.50.
- **A. v. Reichenbach, Coeurdamen** . . Preis M 1.—
- **H. Rosenthal-Bonin, Das Haus mit den zwei Eingängen** . . . . . Preis M 1.—
- **Leo Warren** (Gregor Samarow), **Die Jagd des Todes.** 2 Teile in 1 Band . . Preis M 1.50.
- **Leo Warren** (Gregor Samarow), **Im Hörselberg.** 2 Teile in 1 Band . . . . . Preis M 1.50.

Diese Romane ꝛc. unserer besten deutschen Autoren zeichnen sich ganz besonders aus durch ihre elegante Ausstattung, ihren schönen, vortrefflich lesbaren Druck auf prächtigem weißem Papier und ihre außerordentliche Billigkeit. Sie eignen sich ganz vorzüglich als **Reise-Lektüre**, wie auch zur Anschaffung für **Volks-, Vereins-, Haus- und Familien-Bibliotheken.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und vorrätig auf allen Bahnhöfen.

Im Falle eine Buchhandlung nicht am Orte ist oder sich Schwierigkeiten für den Bezug sich ergeben, ist die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart bereit gegen Franko-Einsendung des Betrags die Expedition der gewünschten Bücher zu vermitteln.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

[illegible]

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung [illegible]

[illegible]

12 Beilagen mit etwa 250 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 250 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei [illegible]

[illegible] Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, [illegible] Wien I, [illegible]

Figuren, Vasen, Fontainen ꝛc.

[illegible]

Ernst March Söhne, Thonwaarenfabrik, Charlottenburg.

[illegible]

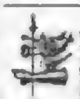
Wer 6 Mal lachen will,

bestelle bei der nächsten Buchhandlung oder Post [illegible]

für Eine Mark [illegible]

Der Dorfbarbier

[illegible] Berlin SW. [illegible]

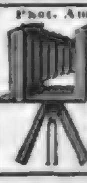


Aeolsharmonika

für Garten und auf Tische, [illegible] M 6.— [illegible] M 8.—, mit vergold. [illegible] M 4.— mehr. [illegible]

Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Phot. Amateur-Apparate.



[illegible]

E. Krauss & Co., Leipzig,
Pfaffendorferstrasse 56.
(Paris, Berlin, London, St. Petersburg, Mailand.)

Deutsche

Militärdienst-
Versicherungs-Anstalt
in Hannover.

[illegible] — **Zweck derselben:** [illegible]

[illegible] Kapital. — **Stand Ende 1887:** [illegible]

Wichtige Erfindung für die

= Augen! =

Rodenstock's

neue verbesserte

Augengläser

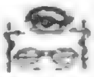
mit Diaphragma,

[illegible] **Beste,** [illegible] **Sehen** [illegible] **Erhaltung** [illegible] **gut sehen** [illegible] **kurzsichtig** [illegible] **weitsichtig** [illegible] **zu rasch ermüden** [illegible]

[illegible] **Josef Rodenstock** [illegible] **direkt zu Originalpreisen** [illegible]

Optisch-oculistische Anstalt in München, Karlsthor 8.

Ausführliche [illegible] mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso Preisliste und [illegible] **Anleitung zur schriftlichen Bestellung** gratis und franko. **Niemand,** der irgend welche Abgänge am Sehvermögen hat, versäume, sich diese so wichtige Information kommen zu lassen.



Optische Anstalt G. Rodenstock, Hoflieferant,

München.

Warnung! Da sehr oft die fehlerhaftesten Imitationen unter Missbrauch unseres Namens als ächte Rodenstock'sche [illegible] ausgegeben werden, möge man [illegible]

Für Garten- und Villenbesitzer etc.

Carl Schliessmann,

Hoflieferant, Fabrik- u. [illegible] für [illegible] in Kastel-Mainz.

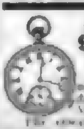
[illegible]

Gartenhäuser, Lauben, [illegible] **Einfriedigungen** [illegible]

[illegible]

Vertreter gesucht.

Der neueste Concurrenz-Artikel der Uhren-Industrie ist die Diamant-Remontoir-Taschen-Uhr pro Stück 9 1/2 Mark. Die Werke der Diamantuhr sind sehr sorgfältig gearbeitet



und **absolut zuverlässig.**

Das elegante solide Gehäuse besteht aus Nickelsilber, einer starken silberglänzenden Metalllegirung. Gegen Einsendung des Betrages zu beziehen durch den General-Vertreter **Otto Mendelsohn** in Wiesbaden, [illegible]

Für etwaige nicht ganz correkt gehende Uhren wird der Betrag [illegible] zurückgezahlt.

Massiv silberne Remontoir-Taschen-Uhren für Damen u. Herren, **Prima Werke,** Stück 20 Mark. Zuverlässige Wecker-Standuhren mit Weckerwerk [illegible] pro Stück nur 3½ Mark.

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

[illegible] Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nerven-leiden, [illegible], Frauenkrank-heiten [illegible]

Dr. Kles' Diätetiſche Heilanſtalt
Dresden, Bachſtraße 8.

[illegible] Dr. Kles' Diätetiſche Kuren. [illegible]

Dr. Pfeuffer's
[illegible]
Gicht- und Steinleidende
und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe
Preis 2 M. [illegible] Jessler's Ludwigsapotheke zu München.

Bad Homburg

eine halbe Stunde von Frankfurt am Main.
Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- und Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit).
Mineral-, Sol-, Kiefernadel- und Moorbäder
Luftkurort ersten Ranges
für Nervenleidende und Rekonvaleszenten
Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur.
Heilgymn. Institut (Elektrotherapie, Massage), Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Restaurant. Kurorchester. Militär-Konzerte. Theater. Reunions. Illuminationen. Feuerwerke. [illegible]
Mineralwasserversand in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
[illegible]
741939 Flaschen.
Die Kronenquelle ist [illegible]
Brief- und Telegramm-Adresse Kronenquelle Salzbrunn.

Bad Reinerz
[illegible] Saisondauer vom 1. Mai bis 1. October. [illegible]

Dr. med. Geo. Erlenmeyer's Heilanstalt
für Nervenleidende höherer Stände in Blankenburg a. H.
[illegible]

Königliches Bad Oeynhausen.
Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Vlenenburg
[illegible]
Königliche Bade-Verwaltung.

St. Blaſien.
Klimatiſcher und Terrainkurort im ſüdl. badiſchen Schwarzwald.
[illegible]
Frühjahrsübergangstation
[illegible] Nervenſyſtems, der Athmungs- und Kreislaufsorgane.
Hôtel und Kurhaus St. Blaſien I. Rangs.
[illegible] Dr. Kugler.
Penſionspreis bis zum 15. Juni [illegible]
Hôtel und Kurhaus St. Blasien: O. Kugler.

GENF. Schweiz.
Collège international,
Pensionat
„La Châtelaine" à Morillon.
[illegible]

Dr. med. Haupt,
Kurhaus für Nervenkranke u. Erholungsbedürftige
Tharandt bei Dresden.
[illegible]

Bad Ems.
Illustr. Beschreib. v. Ems u. Umgeb. Wohnungs- u. Preisansverhältn. [illegible]
Kurhaus Schloss Langenau.

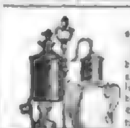
Bad Driburg
Kurinstitut für Damen
[illegible] Dr. Riefenstahl.
[illegible]

[illegible] **Gicht**, Nieren- und Blasenleiden [illegible]
Kohlensaures Lithionwasser
[illegible]
[illegible] **Schlaflosigkeit**
Nervenerregung [illegible]
Bromwasser [illegible]
[illegible] M. Knoll, Magdeburg. [illegible]

Lilienmilch [illegible]
Enthaarungsmittel [illegible]
Rothe & Co. [illegible]
Berlin SW. [illegible]

Versuch bestens empfohlen
[illegible]
B. Hipauf, Breslau.

Heirat.
[illegible]



Eickes
selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine.
[illegible]
R. Eicke, Berlin W., [illegible] Straße 67.

Pat. Dampf-Schwitz-Bad
im eigenen Zimmer!!
heilt Nierenkrankh., Gicht, Cholera, Rheumatismus, Wasser-sucht, Er-kältung.

Act.-Ges. Schäffer & Walcker,
Berlin SW., Lindenstr. 18

Wildbad im Württembergischen Schwarzwald.
Saison-Eröffnung am 1. Mai 1889.
Im Mai und September ermässigte Kur- und Bädertaxe.
Prospekte können von der Kgl. Bad-Verwaltung unentgeltlich bezogen werden.

Dr. med. Lahmann's
SANATORIUM
(Naturheilanstalt) auf
Weisser Hirsch bei Dresden
[illegible]

Oberbrunnen
[illegible] seit 1601. Besonders wirksam bei Erkrankungen der Athmungsorgane und des Magens, bei Skrophulose, Nieren- und Blasenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeschwerden und Diabetes.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Furbach & Strieboll.
Niederlagen in allen Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Kurort Salzbrunn Schlesien.

See- und Soolbad Kolberg.
[illegible]
Die Bade-Direktion.

Das souveraine Heilmittel
der Lungenſchwindſucht [illegible]
Bad Neu-Ragoczi-Halle a. S.
Dr. Steinbrück.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1–2 Gramm)
Dr. Knorr's Antipyrin
[illegible] Dr. Knorr's Antipyrin. Jede Original-Büchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr" in rothem Druck.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Erdbeerwein-Mousseux.
Feiner Dessertwein — vorzüglicher Zusatz zu Bowlen
versendet in Kisten von 6 Flaschen zu Mk. 18.—, ferner: 6 Flaschen diverse [illegible] Johannisbeer-, Heidelbeer-, Brombeer-, Erdbeer-, Maulbeer- und Wachholderwein — ärztlich begutachtet und empfohlen, [illegible] zu Mk. 10.—; alles incl. Packung u. franko durch ganz Deutschland gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.
Max Hansen, Frankfurt a. M.
[illegible]

LIEBIG Company's Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug in BLAUER FARBE trägt.
J. v. Liebig

Über Land und Meer.

Nº 33.

62. Band.
Einunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ums Geld.

Novelle
von

A. von Klinckowström.

(Fortsetzung.)

Magdalene eilt die kahlen Treppen mit der ihr eigenen elastischen Leichtigkeit hinauf. Bei dem ersten Absatz huscht ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht, als sie auf dem Porzellanschild an der Thür den Namen: „von Guntram, Geheimrat“ liest und darunter auf einem kleinern Schilde: „Werner von Guntram“. Dann wird sie ernst. Es fällt ihr ein, daß man ihr [illegible] erzählt hat, Werner sei mit einer [illegible] Spielschuld zusammengebrochen und müsse fort. Sie wundert sich, daß ihr diese Nachricht nichts weiter als ein herzliches Bedauern erregt, und während ihr diese Gedanken durch den Kopf gehen, ist sie bereits zwei Treppen höher gestiegen und steht atemlos einen Augenblick still, ehe sie sich bis zum vierten Stockwerk [illegible].

Es ist eng und finster hier. Viele Thüren münden auf den Flur und zeigen, daß hier oben eine Menge verschiedener Mietparteien dicht zusammengedrängt wohnen, denen es weniger auf Licht und Luft als auf ein Obdach überhaupt ankommt.

Sie klopft an eine der Thüren, die sofort von einer alten Frau geöffnet wird.

„Der Herr im Himmel segne Sie, gnädiges Fräulein, daß Sie uns nicht in unserem Elend verlassen!“ ruft die Alte. „Ich wußte nicht, was werden sollte, es war [illegible], um sich das Leben zu nehmen. [illegible] Fräulein [illegible]!“

Sie wischt mit der Schürze über den Stuhl, den sie geschäftig herbeizieht.

„Fritz, eine Fußbank für das gnädige Fräulein!“

Am Fenster steht ein breitschulteriger junger Mann und blickt verlegen trotzig zu Boden. Mit den weißen Zähnen beißt er fortwährend in nervöser Erregung auf die Unterlippe und die Spitze des modisch gestutzten Schnurrbarts.

„Mein Jesus,“ jammert die Frau weiter, „zu denken, daß es dahin mit dem Jungen gekommen ist! Habe ich ihn nicht ehrlich und anständig erzogen zu allem Guten? Und nun ist er ein Dieb geworden, ein Lump, der sich an fremdem Eigentum vergreift!“ Sie schluchzt laut auf.

Der Mann am Fenster zuckt zusammen und wirft ihr einen ingrimmigen Blick zu.

„Ich wollte das Geld ehrlich zurücklegen, Mutter. Ich borgte es nur aus der Kasse. Kann ich dafür, daß mich jetzt schon seit Wochen das Unglück verfolgt?

Markt in Pera. Gemälde von H. Lang.

Sonſt gewann ich immer, und jetzt ſchlägt jede Karte zu meinen Ungunſten aus. Mit dem Bettel, den ich an Gehalt beziehe, kann ein Menſch in meiner Stellung nicht leben, und ich konnte nicht hinter den anderen zurückſtehen, wenn ich abends mit ihnen zuſammen war; ich mußte auch Geld zeigen, ſie hätten mich ſonſt ausgelacht, und da — und da borgte ich es aus der Kaſſe und dachte, nach ein paar glücklichen Spielabenden würde ich es wieder eingebracht haben, und nun iſt morgen Kaſſenreviſion; ich habe das Geld nicht wieder hineinlegen können, ſie werden herausbekommen, daß ich einen zweiten Schlüſſel beſitze — na, und dann wird der Teufel los ſein, und es heißt für mich: ‚Marſch, ins Zuchthaus!‘“

Er hat in wirklicher Zerknirſchung zu ſprechen angefangen und endet mit cyniſchem Sarkasmus.

Die Alte bedeckt das Geſicht mit der Schürze und wiegt den Oberkörper ratlos und ſtill weinend hin und her.

„Ich würde Deinetwegen keinen Finger rühren, um Dich der verdienten Strafe zu entziehen,“ ſagt Magdalene jetzt und blickt ſtreng zu dem Mann hinüber, „aber ich habe Deiner Mutter nie vergeſſen, wie ſie mich als Kind gepflegt hat, wie ſie, wenn ich krank war, Tag und Nacht nicht von meinem Bette wich und ihre Geſundheit für mich aufs Spiel ſetzte, und weil ich weiß, daß es ihr das Herz brechen würde, wenn Du zu Grunde gingeſt, will ich einen Teil meiner Dankbarkeitsſchuld gegen ſie abtragen, indem ich Dir noch einmal helfe. Aber ich gebe Dir mein Wort, daß es das letztemal iſt!“

„Gnädiges Fräulein ſind ſehr gütig, und ich danke vielmals. Aber Sie ſollen das Geld nicht an mir verlieren. Ich will einen Schuldſchein ausſtellen und die Summe zurückerſtatten, ſobald ich in der Lage dazu ſein werde. Ich will nichts geſchenkt haben, nein, gar nichts geſchenkt, nur um ein Darlehen möchte ich bitten.“

Magdalene macht eine Bewegung der Ungeduld.

„Immer dieſelben Worte! Als ob ich nicht gelernt hätte, den Wert derſelben zu kennen! Ich verzichte auf Dank und Rückerſtattung von Deiner Seite und kann Dir nur den guten Rat geben, ſobald als möglich über das Waſſer zu gehen und Dir drüben eine Exiſtenz zu ſchaffen, da es Dir hier in der Heimat nicht möglich iſt, Deinen Verhältniſſen gemäß zu leben. Deine Mutter beging einen großen Fehler, als ſie ſich die Biſſen am Mund abdarbte, um Dir eine für ihren Stand nicht paſſende Erziehung zu geben. Du haſt Dich ſtets im Widerſpruch mit Deiner geſellſchaftlichen Stellung befunden. Du gehörteſt urſprünglich dem Arbeiterſtand an, ſtatt aber durch Tüchtigkeit und eigene Kraft Dich emporzuarbeiten, Deine Stellung ſelbſt zu ſchaffen und ehrenhaft zu behaupten, nahmſt Du nur paſſiv die Opfer Deiner Mutter an, und all Deine Gedanken waren allein darauf gerichtet, dem Luxusbedürfnis und der Genußſucht zu genügen, den für Dich einzigen Errungenſchaften Deiner quaſi Herrenſtellung. Es wäre beſſer geweſen, Du wäreſt als Handwerker in Deiner Sphäre geblieben und hätteſt die Augen hübſch auf das Dir Zunächſtliegende in Deinem eigenen Kreiſe geheftet, anſtatt ſie begehrlich nach oben zu richten.“

Der Mann hat ſich während ihrer Rede aus ſeiner gebückten Haltung aufgerichtet und einen raſchen Schritt auf ſie zu gethan. Der Ausdruck der Beſchämung iſt aus ſeinem Geſicht gewichen, Haß und Spott funkeln in ſeinen Augen.

„Oho, läuft es da hinaus?! Ja, nicht wahr, ihr ſeid die bevorrechtete Kaſte, die allein auf Erziehung und Stellung Anſpruch machen kann. Alles, was Lebensgenuß heißt, ſoll nur für euch zur Verfügung ſtehen, und wenn ein anderer die Hand darnach auszuſtrecken wagt, ſo wird er hochmütig zurückgeſtoßen; ihr kennt keine Duldung, ihr denkt niemals daran, wie dem Armen zu Mut ſein muß, der alles entbehrt und dabei zuſieht, wie der Reiche und Vornehme das, was ſeines Lebens Seligkeit ausmachen würde, achtlos verſchleudert, aber doch wieder mißgünſtig zurückhält, ſobald es ſich darum handelt, von ſeinem Ueberfluß mitzuteilen! Es ſei mir nicht möglich, hier meinen Verhältniſſen entſprechend zu leben, meinen Sie? Ich müſſe hinüber? Ja, wer lebt denn überhaupt hier ſeinen Verhältniſſen entſprechend? Thun Sie es? Thut es irgend einer Ihrer Bekannten? Treiben Sie nicht etwa alleſamt einen Luxus, der Ihre Mittel weit überſteigt? Die Herren, welche mit den eleganteſten Equipagen fahren und die beſten Pferde reiten, ſchulden beides noch dem Lieferanten; die Damen, welche die koſtbarſten Toiletten tragen, haben kaum noch Kredit in den Läden. Alle wiſſen es, doch niemand ſtößt ſich daran. — Ein kleiner Krach! Die Lieferanten ſind um ihr Geld geprellt und müſſen ſich mit ein paar Prozent begnügen. Dann fängt das luſtige Leben von neuem an, und die Damen und Herren bleiben noch wie vor, was ſie waren. Glauben Sie denn, daß dieſes Beiſpiel ſpurlos an uns vorübergeht, daß wir nicht auch auf Koſten anderer ein luſtiges Leben führen möchten? Das iſt dann aber etwas anderes, da heißt es, der Arbeiter ſoll in ſeiner Sphäre bleiben und nicht höher hinaus wollen. Verſucht er es aber dennoch, ſo wird ihm als Verbrechen angerechnet, was anderen ſtraflos zugeſtanden wird. O, wir haben auch die Nutzanwendung aus den Lehren gezogen, die uns gegeben wurden; wir wiſſen, daß das Geld allein heutzutage den Menſchen Wert verleiht. Glaubt ihr, wir ſähen nicht, wie ihr alle heuchelt und lügt und trügt um des Geldes willen? Ihr würdet alle, alle für Geld ein Verbrechen begehen, es kommt nur auf die Höhe der Summe an, ich aber werde verdammt! Die Summe war zu klein, um die ich ein Verbrechen beging! Wartet nur, es wird auch einmal die Stunde für uns ſchlagen, und dann werden wir ſagen: Es gibt nicht mehr Arm und Reich, es gibt keinen Unterſchied der Stände mehr, gebt her, was ihr habt, und teilt mit uns; wir haben dasſelbe Anrecht am Leben wie ihr, ihr habt uns gelehrt, was wir von ihm zu fordern haben! Und wollt ihr euch die Nutzanwendung nicht gefallen laſſen, dann“ — er lacht rauh und heiſer auf — „dann zum Teufel mit euch, wir haben die Macht in Händen!“

„Fritz, Fritz, um Gottes willen,“ jammert die alte Frau, „was ſprichſt Du für läſterliche Worte! Glaubſt Du, daß das gnädige Fräulein jetzt noch etwas für Dich thun wird? Hören gnädiges Fräulein nicht auf ihn, der Junge muß toll geworden ſein, oder er hat in ſeiner Verzweiflung eins über den Durſt getrunken.“

Magdalene ſitzt regungslos da. Mit groß aufgeſchlagenen Augen blickt ſie feſt, beinahe nachdenklich den Mann an, der die Worte mit rückhaltloſer Leidenſchaftlichkeit hervorſprudelt. Nur die Farbe hat ſie einmal gewechſelt, aber keine Miene verrät, was ſie empfindet, und doch tritt ihr in dieſem Augenblick wahrſcheinlich zum erſtenmal unverhüllt die Spur eines unheimlichen, krankhaften Elements gegenüber, das in Dunkel und Verborgenheit gärt und von der lachenden Geſellſchaft mit ſorgloſem Uebermut ignorirt wird.

Als Fritz Welting ſchweigt, entſteht eine bange Pauſe. Deutlich hört man das raſtloſe Ticken der wertloſen kleinen Uhr über der Kommode durch die Stille. Der Mann hat das angenehme Gefühl, endlich einmal der hochgeborenen Sippe gegenüber ſeinem erbitterten Herzen Luft gemacht zu haben, mit dem Bewußtſein erkauft, die letzte rettende Hand von ſich zu ſtoßen. Die alte Frau blickt ängſtlich geſpannt nach dem gnädigen Fräulein hinüber. Sie ſetzt ein blindes Vertrauen in die Güte ihres ehemaligen Pfleglings, für den ſie reichlich ſo viel Liebe empfindet wie für den eigenen Sohn. Endlich ſteht Magdalene, wie aus tiefem Nachdenken erwachend, auf.

„Du haſt in vielem recht, Fritz,“ ſagt ſie ruhig. „Ich danke Dir; Du haſt ſehr verworrene, verſchrobene Lebensanſchauungen, und dennoch haſt Du mir eben etwas klar gemacht, was ich mir ſelbſt bis jetzt nicht recht eingeſtehen wollte. Du ſollſt wenigſtens von mir nicht ſagen dürfen, daß ich undankbar bin. Hier!“ Sie ſchreibt einige Worte auf eine Viſitenkarte. „Wenn Du Dich hiemit in einer Stunde in der Bank von Litten Söhne meldeſt, die mein kleines Kapital verwalten, ſo wird man Dir neunhundert Mark ausbezahlen. Ich werde ſofort hinfahren und die Zahlung veranlaſſen.“

Sie reicht ihm die Karte. Es liegt, vielleicht unbeabſichtigt, ein Anflug hochmütiger Herablaſſung in ihrer Bewegung, die den Mann in ſeiner erbitterten Stimmung nur noch mehr aufregt, und die Karte in zwei Stücke reißend, wirft er ſie zu Boden und ruft:

„Ich will kein Almoſen! Habe ich ein Verbrechen begangen, ſo will ich auch die Strafe tragen, aber ich werde wenigſtens die Genugthuung haben, in der Gerichtsſitzung vor aller Welt zu erklären, daß an meiner Schuld die Geſellſchaft indirekt die Mitſchuld trägt!“

Seine Mutter bückt ſich ſchweigend, um die Stücke der zerriſſenen Karte aufzuheben und ratlos aneinander zu halten, und Magdalene nickt ihr im Fortgehen freundlich zu und ſagt:

„Nimm ſie nur an Dich, Juſtine, ich fahre trotzdem zu meinem Bankier, und Du kannſt das Geld ebenſo gut erheben.“

Dem Wartenden hinter den Fenſterſcheiben des Cafés wird die Zeit lang.

Eine Viertelſtunde verſtreicht. Die Thür da drüben öffnet ſich mehrmals, um Leute hinaus zu laſſen, und jedesmal fährt er zuſammen. Endlich erſcheint die Erwartete wieder.

Welche Selbſtbeherrſchung ſie beſitzen muß! Abermals verrät kein Zug ihres Geſichts die Spuren vorhergegangener Erregung. Zufällig und zerſtreut blickt ſie in das Fenſter des Cafés. Halden beugt ſich raſch zurück. Um nichts in der Welt möchte er ihr das peinliche Gefühl der Beſchämung bereiten, ſich von ihrem Verlobten ertappt zu ſehen. Er wartet, bis der letzte Schimmer ihrer ſich entfernenden Geſtalt verſchwindet, ſpringt dann auf, wirft ein Geldſtück auf den Tiſch, drückt ſich den Hut energiſch in die Stirn und nimmt ſeinen Weg nach dem ſchräg gegenüber liegenden Hauſe.

Der Portier blickt zum Schiebfenſter hinaus, als die Thür ſich öffnet.

„Herr von Guntram zu Hauſe?“

„Der Herr Geheimerat iſt ausgegangen.“

„Nein, der junge Herr!“

„Ach ſo, der! Ich glaube, der iſt oben; weiß aber nicht.“

Halden geht hinauf und drückt an den Knopf unter dem zweiten Porzellanſchild der erſten Etage.

Warner öffnet ihm ſelbſt etwas ungeduldig die Thür ſeiner Wohnung und ſtutzt, als er des andern anſichtig wird, denn der verſtörte Geſichtsausdruck des unerwarteten Beſuchers fällt ihm ſofort auf.

„Darf ich bitten, einzutreten?“ ſagt er formell, da ihm nichts anderes übrig bleibt, doch ohne eine Spur von Verbindlichkeit.

Halden iſt in der Abſicht gekommen, eine ruhige Ausſprache zu haben und ohne Aufregung die Sache in der zwiſchen Kavalieren üblichen Weiſe zum Austrag zu bringen; als er aber jetzt in das ſchöne, hochmütige Geſicht blickt, deſſen kühle Abweiſung ihm unter den obwaltenden Umſtänden wie eine Inſolenz erſcheint, ſteigt ihm das Blut zu Kopf und raubt ihm die Beſinnung.

Raſch eintretend und die Thür hinter ſich ſchließend, ſagt er ohne Umſchweife:

„Ich denke, Herr von Guntram, wir ſpielen jetzt nicht weiter Komödie vor einander; Sie wiſſen wohl, weshalb ich komme, es bedarf daher keiner weitern Erklärung.“

„Ich bedaure, Sie nicht zu verſtehen.“

„Eigentlich hatte ich geglaubt, Sie würden feinfühlig genug ſein, ſich mit einer leiſen Andeutung zu begnügen; doch es ſcheint, daß Sie größere Deutlichkeit verlangen, und ſo muß ich Ihnen denn ſagen, daß ich Beziehungen zwiſchen Ihnen und meiner Braut nicht dulden kann und will. Ich möchte nicht erörtern, wie weit dieſe Beziehungen gehen, obgleich ich die vollgiltigſten Beweiſe zur Hand habe, aber Sie werden ſich mir gegenüber in der zwiſchen anſtändigen Menſchen üblichen Weiſe verantworten. Ich werde einen Bekannten zu Ihnen ſchicken.“

„Allerdings begreife ich, daß Sie gekommen ſind, um in etwas überraſchender Weiſe einer Antipathie, die vielleicht gegenſeitig iſt, Ausdruck zu geben. Der Grund erſcheint mir, aufrichtig geſtanden, etwas bei den Haaren herbeigezogen und bedarf jedenfalls noch einer genauern Erläuterung, um ſtichhaltig oder überhaupt verſtändlich zu ſein. Doch bin ich nicht der Mann, der einem Rencontre ausweicht, obgleich ich erklären muß, daß leider zwiſchen Fräulein von Reutern und mir keinerlei nähere Beziehungen beſtehen.“

„Und Sie haben auch niemals ein gewiſſes Billet an ſie gerichtet?“

„Gewiß, ich ſchrieb geſtern an Fräulein von Reuttern, jedoch ein Billet ganz unverfänglichen Inhalts, in welchem ich nach dem Titel eines Buches fragte. Es fällt mir nicht ein, dies abzuleugnen.“

„Und die Antwort darauf? Würden Sie mir dieſe Antwort zeigen?“

Warners ohnehin nicht ſehr langer Geduldsfaden reißt hier.

„Wie kommen Sie dazu, ſich in meine Privatangelegenheiten zu miſchen?“ brauſt er auf. „Ich geſtehe Ihnen nicht das Recht zu, Einblick in meine Korreſpondenz zu nehmen, mögen nun die Briefe ganz harmlos ſein und ſelbſt aus der Feder Ihrer Braut ſtammen!“

Es gewährt ihm ein gewiſſes Vergnügen, Halden zu reizen, und es gelingt ihm, denn jener verliert den letzten Reſt von Selbſtbeherrſchung.

„Sie brauchen ſich nicht die Mühe zu geben, mir etwas zu verheimlichen, denn ich kenne den Inhalt von Fräulein von Reutterns Antwortſchreiben nur zu gut. Ich bin allerdings kein Edelmann, mein Herr von Guntram, aber ich habe auch meine Anſichten von Ehre, und wenn ein Spieler und Verſchwender ſich dadurch vom Ruin zu retten ſucht, daß er die Zuneigung einer Dame benützt, um ſich von ihr wieder emporhelfen zu laſſen, wenn er dieſe Dame inſoweit kompromittirt, ſie um ein Rendezvous in ſeiner eigenen Wohnung zu bitten —“

„Es ſcheint mir, daß Sie einfach den Verſtand verloren haben!“ wirft Warner kalt dazwiſchen. „Was nun die Anwendung der Worte ‚Spieler‘ und ‚Verſchwender‘ mit Bezug auf mich aus fremdem Munde betrifft, ſo verbitte ich mir dieſelben ebenſo nachdrücklich wie die beleidigenden Anſchuldigungen, welche Sie ſoeben wagten mir ins Geſicht zu ſchleudern, und die wohl nur“ — er lächelt ſpöttiſch — „der Eiferſucht entſprangen.“

Das Lächeln und die nicht ganz unbegründete Andeutung bringen Halden außer ſich.

„Wollen Sie etwa leugnen, daß Fräulein von Reuttern Ihnen eine Zuſammenkunft gewährt hat, um die Regelung Ihrer Finanzen mit Ihnen zu beſprechen?“

„Das Wort ‚leugnen‘ iſt mir gegenüber nicht an ſeinem Platz. Jedoch ſtelle ich dieſe erdichtete Zuſammenkunft entſchieden in Abrede.“

„Und ich erkläre Ihnen dagegen, daß ich den Brief geleſen habe, den Fräulein von Reuttern an Sie ſchrieb, und ſie mit meinen eigenen Augen dieſes Haus betreten ſah.“

„Das iſt ein Mißverſtändnis!“

„Ich glaubte bisher, Herr von Guntram, daß Sie zu anſtändig ſeien, um feige vor den Konſequenzen zurückzuweichen, welche Ihre Handlungsweiſe nach ſich zieht, doch ich irrte mich.“

„Halt! kein Wort weiter, das eben Geſagte genügt! Sie haben einen Streit mit mir provoziren wollen und haben Ihren Zweck erreicht, es iſt an mir, jemand zu Ihnen zu ſchicken, und wir werden ſehen, ob einer von uns beiden vor den unerbittlichen Konſequenzen zurückweicht, welche die Mündung einer geladenen Piſtole auf fünfzehn Schritt Diſtanz zu haben pflegt! Ich glaube, Herr Doktor, daß jedes weitere Wort zwiſchen uns jetzt überflüſſig iſt.“

Halden verbeugt ſich gemeſſen.

„Ich werde morgen vormittag von elf bis eins zu Hauſe ſein.“

Er hat jetzt ſeine Selbſtbeherrſchung wieder erlangt, und vollkommen überzeugt, richtig gehandelt zu haben, empfindet er eine gewiſſe Befriedigung, dieſe Angelegenheit ſo prompt erledigt zu haben. Wäre nur erſt die Auseinanderſetzung mit Magdalene vorüber! Soll er ihr ſchreiben? Soll er mündlich mit ihr das heikle Thema berühren? Unwillkürlich biegt er in die Königgrätzerſtraße ein und eilt ſchnell, wie von Sehnſucht getrieben, die lange Häuſerreihe entlang. Dann bleibt er plötzlich ſtehen; er hat das Haus erreicht, in dem ſeine Braut wohnt, und zögert, einzutreten. Langſam auf die andere Seite hinübergehend, blickt er hinauf. Es iſt Licht oben. Er weiß es, ſie erwartet ihn, aber er fühlt ſich unfähig, ihr in ſeiner augenblicklichen Gemütsverfaſſung gegenüberzutreten. Eine mattherzige Feigheit überkommt ihn angeſichts des Entſchluſſes, ein Band zu zerreißen, an welchem er mit allen Faſern ſeines Herzens gehangen. Regungslos an die Wand des gegenüberliegenden Hauſes gelehnt, ſtarrt er unverwandt hinauf nach den erleuchteten Fenſtern, die ſich mit jedem Augenblick deutlicher abheben, denn die Dunkelheit nimmt zu. Gaslaternen flammen längs der Straße auf, dicht neben ihm wird eine Lampe entzündet, und er kommt zu dem Bewußtſein, daß die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden ſich auf den ungewöhnlich blaſſen Mann lenkt, der ſchon ſeit geraumer Zeit dieſelbe Stellung einnimmt. Nein, er kann es nicht über ſich gewinnen, hinaufzugehen. Ein paar Stunden wenigſtens möchte er das qualvoll ſüße Gefühl noch verlängern, daß eine Gemeinſchaft zwiſchen ihm und Magdalene exiſtirt. Morgen will er ihr ſchreiben, wenn er ruhiger geworden iſt. Vielleicht iſt aber auch jede Auseinanderſetzung überhaupt nicht mehr nötig. Vielleicht daß eine winzig kleine Piſtolenkugel der Poſſe ein raſches Ende macht.

(Fortſetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Unſer Berlin,“ ſagte Frau von Ramberg, nachdem ſich die kleine Geſellſchaft im Salon der Gräfin Sternfelds um den trotz des Frühlings noch immer brennenden Kamin verſammelt hatte, „unſer Berlin enthält doch wirklich eine Menge merkwürdiger und hochintereſſanter Dinge, von denen leider das große Publikum — und ich meine damit nicht nur die niedrigen Schichten desſelben — gar wenig weiß. So habe ich geſtern eine ganz außerordentlich merkwürdige und intereſſante Sammlung geſehen im Muſeum für Völkerkunde, wohin mich eine Freundin führte, deren Mann ſich beſonders dafür intereſſirt. Es war dies der Saal mit den hinterindiſchen Sammlungen, und ich muß geſtehen, daß faſt alles, was ich dort ſah, mir vollkommen neu war. Der Profeſſor Baſtian, der Direktor des Muſeums, hatte die Güte, uns die Sammlungen einigermaßen, ſo weit unſer Verſtändnis reichte, zu erklären, und es iſt wirklich wunderbar, welche Kultur und Kunſtfertigkeit ſchon in uralter Zeit in Hinterindien geherrſcht hat, wo, wie Profeſſor Baſtian uns ſagte, der Kultus des Buddha ſich rein erhalten hat, während in Vorderindien die brahmaniſche Religion Platz gegriffen hat.“

„Das iſt ganz richtig,“ beſtätigte Graf Sternfeldt, „und merkwürdig ſcharf ſind dieſe Grenzlinien zwiſchen dem Buddhakultus und dem Brahmanismus abgegrenzt. Es waren in dem ſechzehnten Jahrhundert zuerſt die Portugieſen, welche einige Nachrichten von dorther brachten, und ich habe mich immer für dieſe alte Kultur, in welcher gewiſſermaßen eine Vorempfindung des Chriſtentums ruht — allerdings mit unendlich vielen Verdunkelungen und Verhüllungen — lebhaft intereſſirt, obgleich ich geſtehen muß, daß ich in dem Muſeum für Völkerkunde noch nicht geweſen bin.“

„Und ich muß geſtehen,“ ſagte Frau von Ramberg, „daß ich mich weit weniger für die Unterſchiede der Buddha- und Brahmareligion bei jenem Beſuch intereſſirt habe, zu deren Erfaſſung wohl ein tiefgehendes Gelehrtenſtudium nötig iſt, wie es mein verehrter Freund, der Doktor Heilborn, den Damen kaum zugeſtehen möchte, als für die wunderbaren Schöpfungen eines in die allerfrüheſte Vorzeit zurückreichenden Kunſtgewerbes, um dieſen heute ſo geläufigen Ausdruck zu gebrauchen.“

„Wir werden der gnädigſten Frau außerordentlich dankbar ſein,“ erwiderte Graf Sternfeldt, „wenn Sie uns etwas von Ihren Eindrücken mitteilen wollen. Ich werde meinerſeits in nächſter Zeit Gelegenheit nehmen, das Muſeum zu beſuchen, und werde mich gern vorher ein wenig unterrichten, denn vielleicht möchte der Profeſſor Baſtian nicht Zeit und Gelegenheit haben, auch mir, wie er es der gnädigen Frau gegenüber gethan hat, ſeine authentiſchen Erläuterungen zu geben.“

„Ich kann nur nach den äußeren Eindrücken ſprechen,“ ſagte Frau von Ramberg. „Ganz beſonders haben mich die Gewebe intereſſirt, teils durch die wunderbaren Gebilde von Goldfäden, durch den Reichtum und Glanz der bunten Farben und dann wieder durch die unendliche Feinheit, welche faſt an Spinnennetze erinnert; dann auch zeigen die Waffen und die Lackarbeiten eine ganz außerordentliche, man könnte ſagen künſtleriſche Geſchicklichkeit, ebenſo auch der goldene Kopfſchmuck der Fürſten. Nicht minder intereſſant war mir eine Aufſtellung alter Skulpturen aus der Zeit Alexanders des Großen, welche die verſchiedenen Geſtalten des Buddha darſtellen, wie der Profeſſor uns ſagte. Ich habe in der That einen ehrfurchtsvollen Schauer gefühlt, wenn ich an die Jahrtauſende dachte, die aus dieſen Bildwerken zu uns ſprechen.“

„Ich habe das Muſeum beſucht, gnädige Frau,“ ſagte Doktor Landen, „und erinnere mich gerade dieſer Skulpturen ganz genau. Buddha, der indiſche Gott, wird dargeſtellt in den verſchiedenen Eigenſchaften, die ſich in ihm vereinigen und welche wieder viele Berührungspunkte haben mit der hebräiſchen und chriſtlichen Idee der Gottheit, dann aber auch in den verſchiedenen Geſtalten, in welchen er nach der hinterindiſchen Religionslehre zu den verſchiedenen Zeiten auf Erden erſchienen iſt, um die Menſchen zu belehren und zu entſündigen — wieder ein Anklang an die Erlöſung und Zurückführung des Menſchengeſchlechts zu Gott, welche die Grundlage des Chriſtentums bildet.“

„So tief bin ich nicht eingedrungen,“ entgegnete Frau von Ramberg lächelnd; „ich habe, wie geſagt, mit ehrfurchtsvollem Schauer daran gedacht, daß vor dieſen ſelben Bildern vielleicht ſchon Alexander der Große in ſinnendem Nachdenken geſtanden haben mag, und ich kann es nicht leugnen, daß ich mit lebhafterem Intereſſe zu den Darſtellungen der Sitten und Gebräuche und namentlich auch der Koſtüme übergegangen bin. Es finden ſich da verſchiedene Modelle buddhiſtiſcher Klöſter und die ſehr merkwürdigen Gewänder der Mönche, dann aber auch Koſtümfiguren aus den verſchiedenen Gegenden von Aſſam — wenn ich den Namen recht verſtanden habe — und von Bengalen. Sehr merkwürdig ſind die Naga, die ſogenannten Kopfjäger, welche vollſtändig Jagd machen auf die Feinde ihres Landes und ihrer Familien, um deren Köpfe als Trophäen zu erbeuten. Es herrſcht bei dieſen Nagas die Blutrache, und wegen einer ſchweren Beleidigung oder eines Mordes rotten ſich oft ganze Stämme und Familien gegenſeitig aus. Sie legen auf die Wege ihrer Feinde Fußſtacheln, welche unter Erdhaufen und Laub verborgen ſind und mit einem ſchnelltötenden Gift beſtrichen werden. Sie liegen dann im Hinterhalt, um, wenn das Opfer fällt, ſogleich den Kopf abzuſchneiden. Die Figuren zeigen das ziemlich geſchmackvolle Friedenskoſtüm der Nagas; für das Kriegskoſtüm, das ſehr merkwürdig iſt mit ſeinen grellen Farben, mit ſeinen furchtbaren Waffen und mit ſeinen Gehängen von gedörrten Köpfen, ſollen erſt noch Figuren aufgeſtellt werden. Ganz beſonders waren mir auch die lebenswahr nachgebildeten Minkopis, welche auf den Andamaneninſeln wohnen, intereſſant.“

„Es ſind Zwerge,“ ſagte Doktor Landen, „ſie weichen der Kultur aus und ſind im Ausſterben begriffen.“

„Ganz recht,“ fuhr Frau von Ramberg fort, „und ich möchte ſagen, daß dieſe Minkopis mir faſt wie eine Karikatur auf die Menſchen erſchienen ſind oder wie eine erſte mißlungene Probe unſerer Raſſe, die ſich ſo gern die der Könige der Schöpfung nennen läßt. Faſt hätte man bei ihrem Anblick lachen müſſen, und doch ſchaudert man vor dieſer Entſtellung der Menſchenbildung. Es ſind kleine, zwerghafte, ſchwarze und haarloſe Menſchen.“

„Ich bitte die gnädige Frau um Verzeihung,“ fiel Doktor Landen ein, „die Natur hat ihnen den Haarſchmuck, den man bei ihnen kaum ſo nennen kann, nicht verſagt, ſie reißen aber die Haare ſorgfältig aus, ſo daß ſie nun allerdings ganz kahl ausſehen.“

„Nun,“ ſagte Frau von Ramberg, „der Eindruck dieſer haarloſen Weſen iſt jedenfalls ein ſchauerlicher; ihr Koſtüm iſt ſo primitiv als möglich — wenige Bandſtreifen und einige Blätter von irgend einem Baum genügen für ihre Toilette. Am wunderbarſten iſt aber ihr Schmuck; ſie tragen die aneinander gereihten Knochen von verſtorbenen Verwandten als Halsbänder, denen ſie die Kraft von heilbringenden Amuletten beimeſſen, und ich fand dieſe Art, das Gedächtnis ſeiner Vorfahren zu erhalten, in der That außerordentlich originell. Es zeigt allerdings von einer rührenden Liebe, wenn ein Mann zum Beiſpiel die Knochen ſeiner verſtorbenen Frau um den Hals trägt.“

„Und dies Erinnerungszeichen,“ ſagte Doktor Landen, „iſt jedenfalls um ſo rührender, wenn er vorher das Fleiſch von dieſen Knochen als Feſtbraten verſpeiſt hat.“

„Entſetzlich!“ rief Frau von Ramberg ſchaudernd aus.

„Man weiß das allerdings nicht ganz genau,“ erläuterte Doktor Landen, „da dieſe Minkopis keine feſten Wohnſitze haben und es unendlich ſchwer iſt, ſie in ihrem gewöhnlichen Leben zu beobachten; aber man hat wohl Grund, anzunehmen, daß bei ihnen der Kannibalismus noch blüht.“

„Nach dem erſten, halb komiſchen, halb abſchreckenden Eindruck,“ meinte Frau von Ramberg, „den dieſe Geſtalten auf mich machten, fühlte ich mich doch wieder von einem unſagbaren Mitleid erfaßt beim Anblick dieſer ſo unendlich traurigen Menſchenbildung. Wenn wir an unſer Leben denken mit all ſeinem Reiz und all ſeiner vielſeitigen Bewegung, und uns dann in die Lage ſolcher armen, verkrüppelten Weſen hineinzuverſetzen ſuchen, die ſich kaum über das Tier erheben, von denen ich faſt glauben möchte, daß ſie kaum auf der Höhe eines edlen Vollblutpferdes ſtehen, ſo könnte man ſich verſucht fühlen, an die Darwinſche Theorie der Entwicklung des Menſchen aus dem Affen zu glauben.“

Graf Sternfeldt ſchüttelte den Kopf.

„Ich, meine gnädige Frau, glaube eher bei ſolchen entarteten Menſchenbildungen an eine Zurückbildung von der vollkommenen, edlen Menſchengeſtalt durch Verkümmerung und Verwilderung. Man hat ja Beiſpiele ſelbſt bei uns — in den polniſchen Gegenden Weſtpreußens zum Beiſpiel — daß die Bevölkerungen einzelner Gegenden durch Not und Elend zwerghaft und mißgeſtaltet geworden ſind, nachdem

d by Google

ihnen durch viele Generationen hindurch die Bedingungen eines höheren Kulturlebens gefehlt; warum ſollte das nicht um ſo mehr möglich ſein, wo es ſich um die Verwahrloſung und Verwilderung von Jahrtauſenden handelt!"

„Nun," erwiderte Frau von Ramberg, „da ſtehen wir vor einem Problem, das wohl nicht anders zu löſen wäre, als wenn man einmal den Verſuch machte, ſolche Minkopies in gute Pflege zu bringen, ihnen eine menſchenwürdige Erziehung zu geben und dann zu ſehen, ob ſie ſich wohl zu edler Entwicklung heranbilden würden — ein Problem, das kaum zu löſen ſein wird. Doch eines habe ich bemerkt," fuhr ſie lächelnd fort, „was Doktor Heilborn gewiß für ein Zeichen des richtigen Menſchentums der Zwergleute auf den Andamanen anſehen wird. Die Eigenſchaft nämlich, welche die Herren ſo gern den Frauen beilegen und welche ſie doch mit uns mindeſtens in gleichem Maße teilen — die Eitelkeit — iſt bei den Frauen der Minkopis ſtark ausgebildet. Die dortigen Frauen erſetzen die Einfachheit ihrer Toilette durch eine eigentümliche Naturmalerei, ſie beſtreichen ſich ganz und gar mit roter Ockerfarbe und darüber tragen ſie arabeskenartige Verzierungen von weißem Ocker auf, ſo daß die ganzen kleinen Figuren faſt wie ein Jahrmarktſpielzeug oder wie jene kleinen Geſtalten von Pfefferkuchenteig ausſehen, die dann wie mit weißem kandirtem Zucker verziert werden."

„Nun," lachte Doktor Heilborn, „der Unterſchied mit unſeren europäiſchen Damen iſt dabei ſo groß eben nicht, denn dieſe haben doch auch für Farbenſtoffe in ihrer Kosmetik ziemlich ausgedehnte Verwendung, und faſt möchte ich die Sitte der Damen des vorigen Jahrhunderts noch vorziehen, die ganz offen Rot und Weiß auflegten und ihre Schminkdöschen in der Taſche trugen, um etwaige Beſchädigungen der Malerei ſogleich ausbeſſern zu können."

„Dieſe Offenherzigkeit in der kosmetiſchen Anwendung der Farbenſtoffe," ſagte der junge Graf Sternfeldt, „herrſcht übrigens in Frankreich noch heute. Dort machen die Damen kein Hehl daraus, daß ſie rote und weiße Schminke für ihr Geſicht, ihre Arme, ihren Hals und ihre Hände gebrauchen, daß ſie mit einer goldenen Nadelſpitze eine feine ſchwarze Linie unter die Wimpern ziehen und ihre Augenbrauen und Haare färben. Erzählte man doch neulich in Paris, daß ein Lakai einen Beſuch, der während der Toilettenzeit ſeiner Herrin ſich melden laſſen wollte, mit den Worten abgewieſen habe: ‚Madame ne reçoit pas — Madame sèche!'" (Die gnädige Frau empfängt nicht — die gnädige Frau trocknet!)

„Das iſt zwar ungalant," ſagte Frau von Ramberg, „aber nicht unverdient, denn ich muß geſtehen, ich kenne nichts Widerwärtigeres und Unwürdigeres als ein ſolches Anmalen des Geſichts und finde, daß ſolche Unſitte nicht ſcharf genug gegeißelt werden kann."

mein Panier alt meine Ehr'.
Jung iſt mein Herz, ſcharf meine Wehr.

Der deutſche Kaiſer beim Jubiläumsfeſteſſen im Offizierskaſino der Schwedter Dragoner. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten H. Lüders.

„Ich glaube," ſagte Graf Sternfeldt, „daß die gnädige Frau darin doch wohl ein wenig zu weit geht. Ich würde den Gebrauch der Farbenſchminke bei großer Toilette nicht unbedingt verurteilen. Jeder Menſch und beſonders die Damen haben die Verpflichtung, ſich auch äußerlich ſo ſchön als möglich zu machen — niemand wird es einer Dame oder auch ſelbſt einem Herrn verdenken, einen Naturfehler des Wuchſes durch eine künſtliche Wattirung zu verdecken, und was von dem Wuchs gilt, gilt auch von der Farbe. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß bei außerordentlich heller Kerzen- oder gar Gasbeleuchtung die natürliche Farbe des Geſichts einen grauen Ton annimmt, der kränklich und fahl ausſieht. Die Schauſpieler auf der Bühne müſſen ſich, auch wenn ſie keine beſondere Maske annehmen, ſchminken, wenn ſie nicht leichenhaft ausſehen ſollen und die Farbe des wirklichen Lebens erreichen wollen. Dasſelbe gilt nun auch von großen, blendend erleuchteten Geſellſchafts- und Ballſälen, und für ſolche Räume, in denen eine große, glänzende Geſellſchaft ſich bewegt, möchte ich der Schminke das Wort reden; war ſie doch ſelbſt noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts im Gebrauch, und ſogar die edle, aller Falſchheit ſo vollkommen fremde Königin Luiſe, die wahrlich einer Nachhilfe für ihre Schönheit nicht bedurfte, trug kein Bedenken, ſich dem allgemeinen Gebrauch zu fügen. Es iſt etwas anderes, wenn man durch künſtliche Mittel künſtliche Schönheiten ſchaffen will, welche die Natur verſagt hat und welche auch ſogleich als falſch erkennbar ſind, wie zum Beiſpiel ſchön geſchwungene Augenbrauen und dunkle Wimpern oder gar eine falſche Haarfarbe; aber wenn eine Dame ihren Teint mit der Eigentümlichkeit der Beleuchtung harmoniſch in Einklang ſetzt, ſo finde ich das kaum minder berechtigt, als wenn ſie ihr Haar friſirt, ſtatt es hängen zu laſſen, wie es von der Natur gewachſen iſt, oder wenn ein Herr ſich raſirt, ſtatt einen ſtruppigen Bart zu tragen."

Frau von Ramberg ſchüttelte den Kopf.

„Ich will nicht durchaus widerſprechen, lieber Graf," ſagte ſie, „aber praktiſch anwenden werde ich an mir dieſe Theorie doch nicht, falſch bleibt eben falſch, und wenn man die körperliche Erſcheinung fälſcht, ſo iſt es nur gar zu leicht, daß auch der innere Menſch eine Art von Geſellſchaftsſchminke braucht."

„Sind wir denn dazu nicht alle gezwungen?" erwiderte Graf Sternfeldt. „Was würde wohl aus der Geſellſchaft werden, wenn ſich jeder nach ſeinem Belieben ſo zeigen würde, wie ihm gerade ums Herz iſt? Die rückſichtsvolle oder wohlwollende Verſtellung, ja ſelbſt die Lüge, in der guten Abſicht, die Empfindungen anderer zu ſchonen, ſind doch eigentlich der Kitt unſeres Geſellſchaftslebens. Es kommt dabei meines Erachtens doch immer auf die Abſicht an, und namentlich im Urteil über andere darf ſich niemand das Recht anmaßen, rückſichtslos die Wahrheit zu ſprechen; es wäre das nicht nur geſellſchaftliche Ungezogenheit, ſondern ſogar entſchiedene Herzloſigkeit."

Tiſchgebet. Gemälde von J. E. Gaißer.

„Die Wahrheit verſchweigen, das gebe ich zu," ſagte Frau von Ramberg, „aber eine Lüge zu ſagen, kann ich doch niemals für recht halten."

„Nun, ich will einen Fall zu Ihrer eigenen Entſcheidung ſtellen, meine gnädige Frau," ſagte Graf Sternfeldt. „Eine junge Dame wird in einer Geſellſchaft gebeten, zu ſingen; ſie iſt nicht eitel, ſie widerſtrebt, endlich aber gibt ſie den Bitten nach und ſingt ein Lied, ohne Anmaßung, ohne Prätenſion. Ich finde ihre Stimme matt, ihren Vortrag recht ſchlecht — ſoll ich nun meine Meinung ausſprechen, oder ſoll ich ſchweigen, was ungefähr dasſelbe wäre, wenn ich gefragt werde? Nein, ich werde ihr einige freundliche, anerkennende Worte ſagen, ſie wird erfreut darüber ſein und ich werde eine ſolche wohlwollende Lüge gewiß niemals bereuen. Oder noch ein anderer Fall: Ein Freund von mir iſt krank, ich weiß, daß ſeine Krankheit unheilbar iſt; ich komme zu ihm und er ſagt mir ganz glücklich, daß der Arzt eine Beſſerung gefunden habe; er fragt mich, ob ich nicht auch finde, daß er wohler ausſieht als ſonſt. Ich finde das nicht, ich finde im Gegenteil, daß die Krankheit ſichtbare Fortſchritte macht — ſoll ich ihm das ſagen, ſoll ich ihm den Troſt der Hoffnung abſchneiden? Gewiß nicht, ich werde ihm zuſtimmen, ich werde ihn auch wohler ausſehend finden und werde ihm wenigſtens einige angenehme Stunden oder Tage bereitet haben."

„Die menſchliche Geſellſchaft iſt ein wunderbares Ding," erwiderte Frau von Ramberg. „Ich muß Ihnen recht geben; aber iſt es nicht traurig, daß die Wahrheit, welche als das Höchſte geprieſen und als Pflicht auferlegt wird durch die Lehre einer jeden Religion, dennoch verbannt werden ſoll aus unſerem Verkehr, weil wir leider von der Natur ſo geſchaffen ſind, daß wir ſie nicht ertragen können?"

„Ueber der Wahrheit, meine gnädige Frau," erwiderte der Graf Sternfeldt, „ſteht jedenfalls die Nächſtenliebe und die zarte Rückſicht für die Empfindung anderer Menſchen. Wo dieſe in Frage kommen, kann die Wahrheit gar leicht zur Roheit werden. Wo es gilt, Zeugnis abzulegen über eigenes Thun und Laſſen, Wollen und Streben oder über eine eigene That, da freilich iſt die Wahrheit Pflicht und die Lüge Feigheit, aber zu leugnen iſt es nicht, daß unſer ganzer geſelliger Verkehr auf einer wohlwollenden Lüge fußt."

„Was übrigens die kosmetiſche Nachhilfe betrifft," erwiderte der Lieutenant von Hochfeld, „ſo wird derſelben ein ganz neues Gebiet eröffnet durch die Einführung der neuen Hoftracht: die Escarpins und ſeidenen Strümpfe. Die Schneider werden da viel zu thun bekommen, um ſo manches Defizit der menſchlichen Natur auszugleichen, das bisher die Pantalons diskret verbargen."

„Und darin ſehe ich keinen Fehler," erwiderte Graf Sternfeldt, „denn wir müßten ſonſt, wenn wir überall das Prinzip der reinen Natur als allein maßgebend aufſtellen wollten, endlich geradezu zum Paradieſe zurückkehren. Die neue Hoftracht erkenne ich als eine ganz außerordentliche Verbeſſerung an. Unſere Zivilkoſtüme waren ja in der That das Geſchmackloſeſte, was man ſich überhaupt denken konnte; ſie waren einer militäriſchen Uniform nachgeahmt, welche längſt nicht mehr exiſtiert und ebenſo unpraktiſch als häßlich war. Der Frack mit den großen goldenen Epauletten erſcheint ſelbſt auf den alten Bildern unſerer früheren Offiziere außerordentlich häßlich und ungraziös, wie viel mehr war dies der Fall, wenn er von Perſonen getragen wurde, welche der Uniform ganz ungewohnt ſind und dieſelbe nur bei ausnahmsweiſen Gelegenheiten anziehen. Das lange Beinkleid gehört nach meiner Anſicht überhaupt nicht zu einer eleganten Salontoilette, und ich habe es ſtets für einen Fehler unſerer deutſchen Mode angeſehen, daß man in einem Salon denſelben Kleidungsſchnitt trug wie auf der Straße. Die ganze Geſellſchaft bekommt dadurch eine gewiſſe Nonchalance und Formloſigkeit. Für das Parkett gehört der Schuh und der ſeidene Strumpf, für die Straße eigentlich der lange Stiefel, wie man das auch bis in die zwanziger Jahre hinein und ſelbſt weiter noch trug. Bis zu Ende der dreißiger Jahre erſchienen ſelbſt die preußiſchen Offiziere auf Bällen noch in weißſeidenen Strümpfen, und für den Frackanzug iſt das meines Erachtens ſogar ganz außerordentlich angemeſſen. In Frankreich iſt das übrigens immer der Fall geweſen, ebenſo in England und früher in Hannover, wo bei den Kammerherren und auch bei der ſchwarzen Zivilhoftracht Strümpfe und Escarpins vorgeſchrieben waren. Kommt dazu für das Zivil ſtatt des Fracks der richtige Galarock ohne Epauletten, ſo werden die jüngeren Herren ſehr viel beſſer, die älteren jedenfalls ſehr viel würdiger ausſehen, ſtatt daß ſie jetzt vielfach geradezu Karikaturen bilden mit den wackelnden häßlichen Epauletten auf den gebückten Schultern und dem breit ausgeſchnittenen [illegible] Rücken ſich bis auf den Bauch [illegible]

wir nicht das Gebiet der Damentoilette, auf dem ich Ihnen — laut wenigſtens — doch keine Konzeſſion machen dürfte."

„Es ſind übrigens einmal bereits auch in neuerer Zeit die weißſeidenen Strümpfe am Hof in Berlin erſchienen," ſagte der Oberſt von Fernen, „und zwar zur allergrößten Verzweiflung des alten Wrangel, der damals noch lebte. Ich erinnere mich zu der Zeit, als ich junger Offizier war, eines Hoffeſtes in Berlin, bei welchem der Prinz von Wales anweſend war und das bei Gelegenheit eines beſonderen Gedenk- oder Feſttages des engliſchen Hauſes ſtattfand. Der Kaiſer Wilhelm wollte dieſen Tag und ſeinen engliſchen Gaſt beſonders ehren durch die Anlegung des vollſtändigen Hoſenbandordens, deſſen Strumpfband an einem Pantalon nicht getragen werden kann. Der König und ebenſo der damalige Kronprinz, die beiden einzigen Ritter des Hoſenbandordens, erſchienen daher in weißen Culottes und weißſeidenen Strümpfen mit dem Garter am Knie, und zwar, wie ich mich noch ſehr wohl erinnere, Seine Majeſtät in der Uniform der Garde du Corps, der Kronprinz in der des erſten Garderegiments zu Fuß. Es war dies allerdings für ein militäriſch gewöhntes Auge ein ſehr außergewöhnlicher Anblick und der Feldmarſchall von Wrangel geriet in große Entrüſtung darüber, die die außerordentliche Heiterkeit des Königs erregte."

„Nun," rief Herr von Hochfeld, „in die Lage, wegen des engliſchen Hoſenbandordens einen weißſeidenen Strumpf zu tragen, wird allerdings der Secondelieutenant kaum jemals kommen, aber doch würde ich nichts dagegen einzuwenden haben, wenn das neue Prinzip auch bei der Militär-Galauniform eingeführt würde — wenigſtens," fügte er hinzu, ſeinen Flaum auf der Oberlippe kräuſelnd, „würde der Secondelieutenant in demſelben Fall weniger der ergänzenden Kosmetik und des Schneiders bedürfen als die alten Excellenzen."

„Deren Erſcheinung zu kritiſieren dem Lieutenant natürlich der Reſpekt verbieten würde," ſagte der Oberſt von Fernen.

„Zu Befehl, Herr Oberſt," erwiderte der Lieutenant von Hochfeld, ſich militäriſch aufrichtend, „dieſe Kritik würde der Lieutenant vertrauensvoll den Damen überlaſſen."

„Vor deren Blicken der Lieutenant natürlich ganz ſicher wäre," lachte Frau von Ramberg.

„Ganz ſicher, gnädige Frau," erwiderte Herr von Hochfeld, „da die Blicke der Damen den Lieutenant immer nur unter dem Schutz des Fracks ſahen."

„Da ſind wir," ſagte Frau von Ramberg, „nun von Hinterindien und den Minkopiefrauen auf die preußiſche Hoftracht und den preußiſchen Secondelieutenant gekommen — das iſt ein ziemlich weiter Weg."

„So gar weit eben nicht, meine gnädige Frau, denn ein ähnlicher Weg iſt ſchon einmal in verſchwindend kurzer Zeit zurückgelegt worden," erwiderte der Oberſt von Fernen, „und zwar in den vierziger Jahren bei Gelegenheit einer Wette."

„Einer Wette?" fragte Frau von Ramberg.

„Ein Offizier in Berlin hatte die Wette gemacht, daß er, ohne irgendwelchen Anſtoß zu erregen, vom Brandenburger Thor bis zum Schloßplatz, nur mit einem Helm und einem ganz kurz um die Hüften gelegten Röckchen bekleidet, reiten wolle."

„Schauderhaft!" rief Frau von Ramberg; „und er hat die Wette natürlich verloren, denn es muß ein Volksaufſtand entſtanden ſein?"

„Durchaus nicht, meine gnädige Frau, er hat die Wette gewonnen, denn er hat ſich ganz genau nach den Farben ſeiner Uniform mit Oelfarbe anmalen laſſen — das kleine Röckchen war blau wie der Oberkörper, der Hals rot, die Handgelenke rot, kurz, alles war korrekt, und der junge Mann iſt in Wirklichkeit Unter den Linden vom Thor bis zum Schloßplatz geritten, ohne daß irgend jemand auf ihn geachtet hätte."

„Nun," rief Frau von Ramberg lachend, „wir wollen die Kunſt der Pinſelführung auf dem menſchlichen Körper nicht weiter verfolgen und das lieber den Minkopiefrauen überlaſſen. Was aber die wirkliche Kunſt, welche die Natur und beſonders die edelſte Bildung derſelben, die Menſchengeſtalt, auf die Leinwand zaubert, betrifft, ſo habe ich eine große Freude gehabt darüber, daß ein junger Künſtler, Herr Paul Beckert, für deſſen Schöpfungen ich mich lebhaft intereſſiere und von deſſen wunderbar ſtimmungsvollem Bilde des Kaiſers Wilhelm auf der Feldherrnbank in Babelsberg ich den Herrſchaften ſchon früher erzählte, die verdiente Anerkennung gefunden hat, indem unſere Kaiſerin ihm verſchiedene Sitzungen gewährt und auch ein Bild des Kaiſers von ihm für ſich erworben hat. Das Bild der Kaiſerin, das ich zu ſehen Gelegenheit hatte, zeigt eine ungemein lebenswahre und zugleich ſympathiſch anmutende Aehnlichkeit, die es nach meiner Empfindung den beſten Schöpfungen unſerer modernen Kunſt an die Seite ſtellt."

„Herr Beckert," ſagte der Oberſt [illegible] hat [illegible] noch einen ganz beſonders [illegible]

Regiment perſönlich zu übergeben. Der Kaiſer hat dem Künſtler in deſſen Atelier ſelbſt dazu geſeſſen, und die Dragoner ſind voll Begeiſterung über das Geſchenk, nicht minder darf aber der Künſtler ſtolz ſein, daß ſeiner Hand die Herſtellung einer ſolchen Ehrengabe von hiſtoriſcher Bedeutung anvertraut wurde."

„Und wir dürfen uns freuen, daß unſere heimiſche Kunſt immer neue Blüten treibt unter der ſchützenden und verſtändnisvollen Aufmunterung unſeres Kaiſers, der auf allen Gebieten ſo herrliche Triebe friſchen Lebens aus dem von ſeinen großen Vorfahren geſchaffenen Boden ſprießen läßt. Doch die Gräfin winkt, wir ſind von Hinterindien und den Skulpturen aus der Zeit Alexanders des Großen bis auf die moderne Kunſt gekommen; der Weg iſt nun wirklich weit genug, und ich darf daher wohl unſere Plauderſtunde ſchließen."

Hahnfalz.

Jagdſkizze

von

Anton Freiherrn von Perfall.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Wecker raſſelt, ſchnurrt und ſpringt zwiſchen Schnapsflaſchen, Pfeifen, Tabaksbeuteln, Meſſern, Patronen, Eiſenteilen, Käſe- und Fleiſchüberreſten auf dem rohgezimmerten Tiſch der Winterſtube. Auf einem Holzklötzchen ſteht ein kleines flaches Zinnlämpchen mit offener ſchwadiger Flamme, die den niederen Raum matt erleuchtet.

Um uns her die dampfenden, feuchten Kleidungsſtücke am immer noch glühenden Ofen: Schneeſtrümpfe, Wettermäntel, Joppen; dazu der feine Heuſtaub, übernächtiger Tabaksqualm und — wende dich ab, o Leſer, der du nicht rauher Weidmann biſt — ſechs ſchnarchende Holzknechte hinten auf dem „G'lieger" (Heulager). Ein ſchwüler grauer Dampf wallte auf und ab, deſſen verſchiedenartigſte Beſtandteile, feine, wie eitel Silber glitzernde Wollflöckchen, luſtige Heuſtäubchen, unzählige flimmernde Pünktchen, zierliche, langgedehnte, bläuliche, unzertrennliche Rauchſchwaden, in dem gelblichen, matten Lichthof des Lämpchens ein tolles, unermüdliches Spiel trieben.

Ich ſah ihm ſchon lange zu hinten in der Ecke, wo wenigſtens auf der einen Seite die Blockwand aus rohen Stämmen mit dem kräftigen Holzgeruch und der dazwiſchen ſich drängenden friſchen Luft mich vor dem Erſticken ſchützte, und mußte jetzt lachen über das wirre, ängſtliche Durcheinanderſtürzen all dieſer kleinen Pünktchen und Fäſerchen, welche die Luftwellen des ablaufenden Weckers hinwegſchwemmten.

Auf „Waldl" neben mir übten ſie entgegengeſetzte Wirkung; er ſprang auf mit drohend vorwärtsgeworfenen Ohren und bellte wutentbrannt auf das ſurrende Ungetüm am Tiſch; auch nachdem es ſchon längſt ſchwieg, betrachtete er es noch lange mißtrauiſch mit ſchief geſtelltem Kopfe.

Jakl, der Jäger, dehnte und ſtreckte ſich ſchon in der Mitte der Stube, daß ſeine mächtigen Knochen krachten, während die Knechte hinten im Halbſchlafe brummten und ſich raibelnd auf die andere Seite wendeten; es war ja erſt halb drei Uhr, vor anderthalb bis zwei Stunden gab's keine rechte „Licht'n" zur Arbeit — Ende April.

Jakl machte Feuer auf dem offenen Herd des Nebenraumes, der appetitreizende Geruch eines „Eingebrennten" miſchte ſich mit dem zwiſchen den geſchwärzten Dachbalken ſich durchziehenden blauen Rauch.

„Gegen a Brennſupp'n geht nix auf, die halt her!" meinte Jakl, den brodelnden Brei rührend.

Ich öffne die Thüre, eine laue Nacht, reiner Sternenhimmel, nur ein verdächtiger Wind brauſt in der Höhe durch den ſchwarzen Tannenwald, ringsum rieſelt und gluckſt das ſchmelzende Schneewaſſer, das in unzähligen Rinnſalen dem brauſenden Bergbach zueilt; der Harzgeruch des Frühlings weht ſchon aus dem Walde. Schon ſind ſie erwacht, die ſegensvollen Kräfte neuen Lebens.

„Jakl, mir net verſpiel'n, er halt' ſo ſchlecht aus!" *) warne ich.

„Feit Dir nix, Herr, in aner halb'n Stund ſan m'r ob'n, und vor Schußlicht'n nutzt's uns do nix!"

Die Brennſuppe wird ausgelöffelt, die Laterne angezündet und aufgebrochen. Die Knechte ſchnarchen von neuem in der Kammer, und Waldl, der nicht mit darf, kehrt verdroſſen mit eingezogenem Schwanz in das G'lieger zurück.

Auf ſchmalem Steg geht es über den geſtauten, die Arbeit des Winters brüllend herabwälzenden Waldbach. Weit oben in der Schlucht blitzt hie und da ſein Fall durch die Nacht. Der Tannenwald nimmt uns auf; eine Symphonie ertönt von fallenden Tropfen — es muß geregnet haben in der Nacht; vor mir tanzt das Licht von Stamm zu Stamm. Welch Entſetzen wir verbreiten unter den unzähligen großen und kleinen ſchlaftrunkenen Bewohnern dieſer Welt, dieſe unzähligen erſchrockenen, neugierigen, haßerfüllten Blicke aus Glitzeraugen aller Art, die auf uns ruhen, von dem unter unſeren Tritten erzitternden Laubkäfer bis zum ruhenden Geier im Wipfel, der bitter und klatſchend aufſliegt — ich fühle ſie von allen Seiten, als freches Eindringling in nächtliche Waldesruhe, „Mordgedanken im düſtern Sinn“!

---

*) Der Hahn hört bald zu balzen auf.

Stetig aufwärts, einem Holzziehweg nach, zwiſchen rieſigen hundertjährigen, moosüberzogenen Stämmen dahin, über die zerfallenen, unter meinen Tritten wie Moor nachgebenden Ahnen derſelben, über die vom Winterſturm geknickte Jugend.

Hinter einer Buche hält Jall und löſcht die Laterne. Völliges Dunkel umher, die Sterne verblaſſen, werden weniger, die Wipfel der Tannen erſcheinen jetzt noch ſchwärzer gegen das lichtere Firmament, der Wind weht kühler vom Berge herab.

Jall gibt das Zeichen zur völligen Ruhe und legt die Hand an das Ohr.

Jetzt beginnt es, das köſtliche Prickeln, das Fürchten und Hoffen; unter dem zurückgehaltenen Atem pocht hörbar das Herz, die heiße Phantaſie foppt das Gehör. Ein fallendes Blatt, ein regelmäßig fallender Tropfen — der eigene geräuſchvolle Atem wird zum erſehnten Hahnruf.

„Jetzt! Jetzt!“

„A was, ſan S' ſtad!“ ſagt Jall.

Ich werfe einen beſorgten Blick auf zum Firmament, ſchon blaut es ſich in kalten Tönen, und jetzt — verdammter früher Sänger! — ein leiſes einmaliges Piepſen über uns. Ein mühſam unterdrückter Fluch entringt ſich Jall.

„Und die ganz' Zeit g'ſotzt wia ang'nagelt — — du [illegible] . . .“

Horch! Pſt! Vorgebeugt, wie verſteinert, mit offenem Munde lauſchen wir.

Ein leiſes Schnalzen, nur dem Eingeweihten erkennbar — noch eines — wieder eines! Der Auerhahn iſt zur Liebe erwacht, ſein Brautlied klingt durch den Tannenwald.

Nun Vorſicht! Nur während einer Strophe ſeines Liebesſanges hört und ſieht er nicht in toller Liebeswut, doch eine Sekunde vorher oder wenn er verſtummt — dann aufgepaßt! Seine Sinne verſchärfen ſich, jedes geringſte Geräuſch, ein unvorſichtiger Schritt verrät ihm die drohende Gefahr.

„Obacht, mir nach! Wir müſſ'n über den Hahn kemma!“

Jall ſpringt voraus, ich ihm nach; wir bleiben wie Automaten im ſelben Momente ſtehen — wir haben nur einen Gedanken, „den Hahn“; er verbindet auch unſere Körper zu einem.

Er falzt ſchlecht, das heißt, das Schnalzen folgt in zu großen Zeitabſchnitten, der Hauptſchlag, die verhängnisvolle Strophe, die dem Wetzen einer Senſe gleicht, bleibt zu lange aus, unterdeſſen wird es hell, dann adieu, Hahn!

Da heißt es, keine Strophe überſehen und während jeder möglichſt weit kommen; in mächtigen Sätzen geht es vorwärts, dann mitten im Sprung, den einen Fuß frei in der Luft, das Knie gebogen, ſtill gehalten, daß die Knochen ſchmerzen.

Jetzt ſind wir über dem Hahn, der Ton kommt von unten herauf, immer näher klingt es — wir haben jetzt den Vorteil, die Wipfel beſſer zu überblicken.

Er beeilt ſich, er wittert den Morgen; Schlag auf Schlag — Sprung auf Sprung vorwärts! Jetzt tönt es wie eine Glocke, ganz nahe, ein leiſer Atemzug kann uns verraten — die Pulſe fliegen, ein heißer Wunſch erfüllt die Jägerbruſt.

Wo? Ums Himmels willen, wo? Die durchſichtigen Buchen ſind leer, der erſehnte ſchwarze Klumpen nirgends zu ſehen — alſo in einer Fichte, wohl im dichteſten Wipfel.

„A Luader!“ ſchnarrt während eines weiteren Sprunges Jall.

Jetzt tönt es dicht unter uns: Bill-bill!*)

Jall deutet auf den ſchwankenden Wipfel einer verwetterten Fichte — etwas Schwarzes bewegt ſich, dreht ſich darin, jetzt reckt es den Hals — der Hahn! Nur noch ein Sprung, dann iſt er ſchußgerecht.

Kein Ton mehr!

Jall ballt die Fauſt, blickt zum jetzt orangegefärbten Himmel; eine Droſſel ſchlägt im Gebüſch. Kein Ton!

Jall ſchüttelt den Kopf und lacht in verbiſſener Wut.

Jetzt raſchelt es unten im Laub, ein ſchwerer Vogel ſtreicht ab — die Henne! Da klatſcht es im Wipfel — adieu, Hahn! Nein, er flattert auf den nebenſtehenden, weit hinausragenden Zweig — frei in der Luft ſchaukelt das ſtattliche Tier, der Hals ſtreckt ſich weit vor, der Stoß ſpreizt ſich fächerartig, zweimal macht er eine gravitätiſche Verbeugung und dreht ſich und bläht ſich voll ſtolzen Kraftgefühls — dann geht's ſtürmiſch los, frohlockend: Bill-bill, bill-bill! — der Hauptſchlag — ein Sprung, halb gleitend, halb fallend, abwärts — halt! — er ſchweigt, den Hals tief gebeugt, blickt er gerade auf uns — ich wage nicht mehr zu denken und ſchließe die Augen. Da beginnt er wieder mit neuer Luſt. Rötliches Licht umflimmert ihn ſchon — ich hebe langſam die Büchſe, da zuckt ein Feuerſtrahl, das Echo grollt von Berg zu Berg, langſam vertönend, und der ſtolze Vogel kollert von Aſt zu Aſt, ſchwer am Boden aufſchlagend.

„Ein alter Hahn!“ Prüfend betrachtet Jall den geſprenkelten Stoß, ich das brechende, feuchtſchimmernde Auge des liebetollen Sängers.

„Ein herbes Los, und dennoch hoch geprieſen,
Im Minnetaumel plötzlich zu zerfließen.“

Und als wenn der Schuß ringsum alles aufgeweckt, wird's jetzt lebendig im Walde! Die Droſſel beginnt den Reigen, Meiſen und Finken zwitſchern darein, Nußhäher verfolgen ſich kreiſchend, Eichkatzchen treiben glucksend ihr luſtiges Liebesſpiel von Aſt zu Aſt, und hoch in den Lüften unter goldenen Wölkchen ziehen zwei Geier verliebte Kreiſe.

Den Weg herauf kommen die Holzer, verwetterte, kraftſtrotzende Geſtalten mit blitzenden Aexten, ſingend und pfeifend.

Stolz trägt Jall den Hahn, der mit den geſchränkten „Füßen“ am Bergſtock hängt.

Sie preiſen mein Glück, loben den Hahn und ſchmücken zum Lohne mit ſeinen Federn ihre Hüte.

Die Sonne ſendet jetzt ihre erſten Strahlen über das Gebirge her. Sie hängen an den dunklen Fichten; ſie ſpielen um die aufſpringenden Buchenknoſpen.

Alles ſproßt, jubiliert. Balſamiſcher Geruch ſteigt auf; unten im Thale zerreißen die Nebel, die in weißen Ballen an die Berge ſich lehnten. Ein kleiner Bergſee blickt herauf wie ein Auge, und der Wind trägt leiſe Glockentöne vom Dorfe her.

Glück, Freude, Frühlingszauber überall!

Auch in mir iſt's Frühling. Wir gehen bergab, dem heimatlichen Dorfe zu, das, am Berge hingelehnt, mir ſchon von weitem aus roſa angehauchten Blütenbäumen entgegenlacht.

---

*) Bill wird leiſe geſprochen, um den Naturlaut zu erhalten.

Literatur

— **„Iwan der Schreckliche und ſein Hund“.** Wenn Sie zarte Nerven haben, verehrte Leſerin, beunruhigen Sie ſich nicht etwa über den etwas ſchauerlich klingenden Titel, unter welchem ſich der jüngſt in der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſchienene Roman Hans Hoffmanns einführt. Nicht der ruſſiſche Herrſcher, dem die Geſchichte jenen düſter klingenden Namen beigelegt, iſt der Held dieſes erzählenden Werkes. Derſelbe beſchäftigt ſich vielmehr mit den Geſtalten eines ſchlichten Schulmeiſterleins, dem nur ſein grimmiges Aeußeres jenen ihm von der verehrten Schuljugend erteilten Uebernamen eingetragen. Daß hinter jener gefürchteten Phyſiognomie ſich keineswegs eine ſo dämoniſche Seele verbirgt, wie es den Anſchein hat, lernt der Leſer bald erkennen. Da herrſcht vielmehr zwiſchen dem Aeußern und Innern hier ein ſeltſamer, wiewohl keineswegs unverſtändlicher Gegenſatz, und eben aus dieſer verhängnisvollen Zwieſpältigkeit ergeben ſich in dem Amts- und Liebesleben dieſes „ſchrecklichen Iwan“ Kataſtrophen von recht ergötzlicher Natur, denen es indes andererſeits auch nicht an dem leiſe rührenden Zuge fehlt, der dem Leben des edlen Herzens innezuwohnen pflegt. Daß der Inſtinkt des Hundes den Zwieſpalt in der Natur ſeines Herrn viel rascher herausgewittert hat, als die Menſchen ihn gewahr werden, und daß eben die daraus entſpringende Unbotmäßigkeit des kleinen Kläffers dem Beſitzer desſelben zum drohend heraufziehenden Verhängnis wird, erhöht den Eindruck der Situation ſowohl nach der komiſchen als nach der naiv entſprechenden Seite hin. Wie der Verfaſſer den Knoten luſtig zu ſchürzen verſteht, ſo weiß er ihn auch in einer Weiſe zu löſen, die den Roman zu einem harmoniſchen Abſchluß bringt. Eine Summe fein beobachteter Einzelzüge iſt ganz dazu angethan, das Buch und ſeinen Helden der deutſchen Leſerwelt beſonders nahe zu bringen.

— **Den großen Staatsmann, der nun bereits dem dritten** deutſchen Kaiſer als treuer Ratgeber zur Seite ſteht, ſchildert das in zweiter Auflage erſchienene Buch „Fürſt Bismarck, ein Lebensbild für das deutſche Volk“ von Dr. H. Wiermann (Leipzig, Renger'ſche Buchhandlung) in ſeinem ganzen Sein und Wirken. Auf ausgiebigem Quellenmaterial fußend, begleitet es den Mann, auf den die Augen der Welt gerichtet ſind, von ſeiner „unter Verbittung des Glückwunſches“ angezeigten Geburt an bis zur Schwelle des laufenden Jahres 1889. Sein Entwicklungsgang im großen und ganzen iſt ja bekannt; die älteren unter uns haben ihn Schritt vor Schritt miterlebt. Aber auch für ſie wird das gezeichnete Erinnerungsbild nicht nur als ſolches ſeine volle Anziehungskraft üben, ſondern ihnen auch zahlreiche intereſſante Einzelheiten erſchließen, die nicht von vorn herein für jedes Auge ſichtbar waren und vermöge deren ſo manches, was den Fernerſtehenden undeutlich blieb, ins volle, jeden Zweifel bannende Licht gerückt wird.

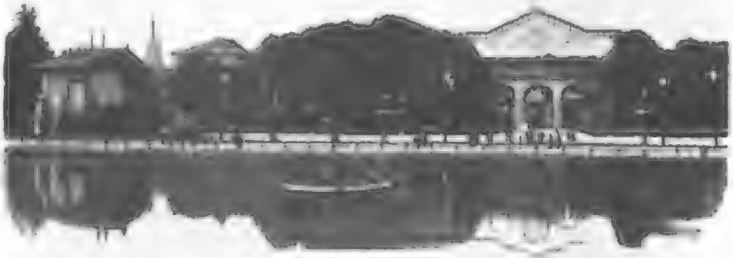
— **Kürſchners „Staats-, Hof- und Kommunalhandbuch** des Reichs und der Einzelſtaaten, zugleich ſtatiſtiſches Jahrbuch, für 1889“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) erteilt in alphabetiſcher Anordnung ebenſo überſichtlichen als eingehenden Aufſchluß über alle irgendwie wichtigen Fragen bezüglich des deutſchen Staats- und Gemeindeweſens im großen wie im einzelnen. Wer aber einen beliebigen Punkt der politiſchen Einteilung und Verwaltung, der Kirchenorganiſation, des ſachmäßigen Unterrichtsweſens von den 22 Univerſitäten bis zu den verſchiedenen gewerblichen Schulen, über ſtädtiſche Verhältniſſe, Verkehrsweſen, Statiſtik und Verwaltungen der verſchiedenſten Art und hundert andere Dinge Auskunft wünſcht, findet ſie hier mühelos in knapper, klarer Faſſung. Es bedarf keiner beſondern Ausführung, daß nach zuverläſſigen Quellen ein ſo trefflich angeordnetes und durchgeführtes Buch für jeden wertvoll, an den zeitweilig ſolche Fragen herantreten — und für welchen gebildeten Staatsbürger wären ſie nicht in Betracht?

— **Von Meyers rühmlichſt bekannten Reiſeführern** (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut) iſt jetzt „Unteritalien und Sizilien“ in neuer, dritter Auflage erſchienen. Dr. Th. Gſell-Fels hat auch dieſe Abteilung bearbeitet. Wir erhalten in dem ſtattlichen Band eine höchſt gewiſſenhafte und eingehende Behandlung von Neapel und Umgegend, Bajae und Pompeji, Amalfi, den Inſeln und allem, was den Touriſten zu erfahren nötig iſt, dann der Eiſenbahnfahrt durch Kalabrien und den Abruzzen ꝛc. bis Brindiſi einerſeits und Reggio andererſeits. Wir werden auch zur See von Neapel nach Palermo geführt, und hieran ſchließt ſich dann Meyers Führer durch die wunderbare Inſel. Wir ſtehen nicht an, beſonders dieſe Partie des Werkes zu dem beſten zu rechnen, was die Reiſelitteratur nach dieſer Richtung hin überhaupt beſitzt. Das elegant und praktiſch ausgeſtattete Werk enthält zudem noch 17 Karten, 42 Pläne und Grundriſſe und viele Anſichten in Stahlſtich und Holzſchnitten.

— **Max Heſſes illuſtrierte Katechismen ſind um einen** „Katechismus der Geſangskunſt“ von Richard Dannenberg, Band 7, und einen „Katechismus der Kontrapunktslehre“ von Dr. Hugo Riemann, Band 8 und 9 der Geſamtfolge (Max Heſſe, Leipzig) bereichert worden. Beide Bücher behandeln ihr ſchwieriges Thema mit bewundernswerter Klarheit und Ueberſichtlichkeit.

Wiesbaden.

Mit einer Doppeltafel nach einer Zeichnung von Ferdinand Lindner und vier Bildern nach photographiſchen Originalaufnahmen.



[illegible]

Eine Villenſtadt des anſpruchsvollſten Stils, eine moderne Anſiedlung ſorgloſer und reicher Menſchen, ſo erſcheint dem Fremden die „Perle des Taunus“, wie ſie in dem grünen und hoch umgrünten Thale daliegt, und doch hat auch ſie ihre Geſchichte, wenn dieſelbe auch in ihren Anfängen von keinerlei großer Begebenheit bezeichnet iſt. Die Fremden, die alljährlich zu Tauſenden und Abertauſenden nach Wiesbaden wallfahrten, fragen wenig nach der Vergangenheit der Stadt, denn kaum erinnert ein ſichtbares Monument an ſie; iſt doch Wiesbaden durch alle Jahreszeiten eine Lebeſtadt, in deren überraſchendem und faſt allzu ſchnellem Wachſen ſelbſt ihre urſprüngliche Naturbeſtimmung, das Krankenheil, äußerlich mehr und mehr von der Bildfläche verſchwindet, ohne deshalb an ſeiner Weltbedeutung einzubüßen — und nicht zum Nachteil des Kranken, der hier ſeine Geneſung ſucht; denn gemahnt dieſen auch das Weltleben, daß er an demſelben nur platoniſch einen Anteil nehmen kann, die bunte, vielbewegliche Staffage gibt ihm Stimmung und läßt ihn zeitweiſe vergeſſen, was ihn daheim gedrückt und hieher geſchickt.

Wiesbaden gehört der Gegenwart, es ſei alſo ſeiner älteren Geſchichte hier nur in Kürze gedacht. Schon die Römer, die den Wert aller Heilquellen zu ſchätzen wußten, legten kurz vor Chriſti Geburt in dem ſchönen Wieſenthal oder Wieſenbadethal das damals von dem Kattenſtamm der Mattiaker bewohnt war totenbleich, eine unheimliche Glut brannte in ihren Augen, die auf den Schrank ſtarrten, der neben dem Bett des Kranken ſtand. Sie machte einige Schritte zum Schranke, öffnete ihn und holte ein kleines, mit einem weißen Pulver gefülltes Fläſchchen hervor, darauf ein Totenkopf, der deſſen Inhalt bezeichnete; ſie hatte es eines Tages in der Hausapotheke der Frau Faluta bemerkt und es lachend mit den Worten zu ſich geſteckt: „Vielleicht will ich mich eines Tages vergiften.“

Sie trat zum Eiſentiſchchen, ergriff das zur Hälfte mit Waſſer gefüllte Glas und ſchüttete den Inhalt des Fläſchchens in dasſelbe; ſie wollte es zum Munde führen, da ſtöhnte plötzlich der Kranke im Schlaf auf, ſie ſchrak zuſammen, ſtellte das Glas auf das Eiſentiſchchen, trat zum Fenſter und ſank wie gebrochen in den Lehnſtuhl hin; ſie hatte alles faſt automatiſch, wie unter dem Bann einer höhern Gewalt gethan, jetzt aber überkam ſie plötzlich das Bewußtſein ihres Vorhabens, und eine entſetzliche Angſt legte ſich wie ein Alp auf ihre Bruſt; die Erinnerung an ihren Traum durchſchauerte ſie, ſie ſah ſich im Sarge liegen, ſie ſah geiſterhafte, bleiche Geſpenſter, ſie vernahm unterdrücktes Schluchzen; war es ihr Vater, ihr Mann, der ſo weinte, oder Jonel? Und das Schluchzen wurde immer ſtärker, immer brauſender, bis es wie furchtbares Sturmgeheul um ſie tobte; es flimmerte ihr vor den Augen, da hörte ſie plötzlich ihren Gatten rufen: „Waſſer, Waſſer!“

Sie rührte ſich nicht, da ſtreckte er den Arm aus und ergriff das Glas, das auf dem Tiſche ſtand, ſie wollte aufſpringen, aber ihr war, als hielt ſie eine eiſerne Fauſt auf dem Stuhl zurück; ſie wollte ſchreien, rufen, warnen, aber die Kehle war ihr wie ausgetrocknet; ſie ſah, wie er das Glas zum Munde führte, es war nur ein Augenblick, aber ein Augenblick, in dem ein furchtbarer Schrecken, ein wildes Weh und gleichzeitig eine wilde Freude durch ihre Seele blitzartig zuckten; ſie ſprang auf, ein röchelnder Laut entrang ſich ihrem Mund.

„Trink nicht, trink nicht!“ ſchrie ſie, aber es war zu ſpät … da legte es ſich wie ein Nebel um ihre Augen, ſie ſtieß einen Schrei aus und brach bewußtlos zuſammen.

XXXV.

In der Diſtriktshauptſtadt D., dem Sitz des Herrn Präfekten Remus Aldeanu, wo Herr Pantaſi Tſchuku ſeit drei Wochen als Staatsanwalt fungirt, ſpinnen ſich die Tage einförmig ab. Das geſellſchaftliche Leben iſt daſelbſt wenig entwickelt, theatraliſche und muſikaliſche Genüſſe bietet die Stadt nicht, man müßte denn die Produktionen einiger Chanſonnettenſängerinnen im Café Français, dem Sammelpunkt der Honoratioren von D., als ſolche gelten laſſen. Literariſche Fragen erhitzen die Gemüter gleichfalls nicht; die Herren, welche zur Crême der Geſellſchaft gehören, die Advokaten und die höheren Beamten des Tribunals und der Präfektur, empfinden überhaupt kein Bedürfnis nach literariſchen Anregungen, während der primitive literariſche Drang der Damenwelt vollauf durch das Romanfeuilleton der „Bomba“ befriedigt wird, eines dreimal wöchentlich erſcheinenden Organs für Politik, Handel, Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft, wie es an der Spitze dieſes Blattes heißt. Man konnte alſo in D. ein vollſtändig ruhiges, ja vegetatives Daſein führen, wenn nicht die leidige Politik dann und wann zur Zeit der Parlaments-, Kommunal- und Diſtriktswahlen die Leute aus ihrem Schlummer aufrüttelte; dann geht es hoch her, dann wird agitirt und raſtlos debattirt, dann werden Verſammlungen abgehalten, in denen die gegneriſchen Parteien nicht nur die Stichhaltigkeit ihrer Argumente, ſondern auch die Kraft ihrer Fäuſte erproben; Redner von flammender Begeiſterung tauchen empor, und im Café Français ſchleudern ſich die kleinen und die großen Heißſporne und Führer der Wahlbewegung homeriſche Schimpfworte und zuweilen auch ſubſtanziellere Dinge, wie zum Beiſpiel Gläſer und Stühle, an die Köpfe. Sind jedoch die Wahlen vorüber, ſo iſt auch das Strohfeuer der politiſchen Leidenſchaften vollſtändig ausgebrannt. Die Atmoſphäre der alten Langeweile lagert ſich neuerdings auf die Stadt und der Präfekt Aldeanu, der während der Wahlcampagne all ſeine Künſte ſpielen läßt, um den offiziellen Kandidaten durchzubringen, ſitzt wieder, von erhebendem Bewußtſein getragen, ſeine Pflicht vollauf erfüllt zu haben, jeden Nachmittag im Café Français, ſpielt mit dem dicken Appellgerichtsrat Gorovei Domino oder Table, oder verſammelt um ſich einige ſeiner Getreuen, die ihm ſchlüpfrige Anekdoten erzählen und über die kleinen Vorkommniſſe der Stadt Bericht erſtatten.

Die Ernennung des Herrn Tſchuku zum Staatsanwalt in D. war ein ſeltenes Vorkommnis, ein Ereignis, das eine volle Woche hindurch den allgemeinen Geſprächsſtoff bildete. Viele vermuteten dahinter die Hand des Präfekten, welcher dem frühern, ohne jeden plauſiblen Grund nach einer andern Stadt verſetzten Staatsanwalt, einem liebenswürdigen jungen Mann, nicht ſehr gewogen war, weil ihn die Damenwelt und ſpeziell Madame Aldeanu mit beſonderer Auszeichnung behandelte. Das ſchmerzliche Staunen der Damenwelt über die urplötzliche Verſetzung ihres Lieblings verwandelte ſich aber geradezu in Entrüſtung, als die kleine, verkümmerte, buckelige Geſtalt ſeines Nachfolgers in D. erſchien. In einer Stadt, wo man die galanten, eleganten und liebenswürdigen Männer an den Fingern abzählen konnte, gerade den eleganteſten, galanteſten und liebenswürdigſten zu entfernen und durch ein wahres Scheuſal in Menſchengeſtalt zu erſetzen! War dies nicht unerhört?

Wenn Herr Oleſcu, der Herausgeber und Redakteur der dreimal wöchentlich erſcheinenden Bomba, nicht mit Leib und Seele dem Präfekten verkauft wäre, ſo müßte er aus dieſem Fall einen fulminanten Artikel gegen die Regierung ſchmieden und Feuer und Flammen ſpeien. So räſonnirten und eiferten die Damen, ſo räſonnirte und eiferte die kleine, reizende Gemahlin des Präfekten, welcher jedoch all das oppoſitionelle Feuer, das ſie bei der Begründung dieſer Theſe entwickelte, raſch dadurch dämpfte, daß er ſeinem Weibchen das roſige Öhrläppchen küßte und ihr dabei zuflüſterte: „Reg Dich nicht auf, Du Närrchen, wir fahren nächſte Woche nach Bukareſt, damit Du Deine Frühjahrsroben beſtellſt!“ Und Madame Aldeanu wurde wieder ſanft und gut.

Herr Pantaſi Tſchuku hatte nicht die geringſte Ahnung von den feindſeligen Gefühlen, welche in den Herzen der Damen gegen ihn herrſchten; ſeitdem er die Nachricht von dem Tode Balſamakis erfahren, war er luſtig und guter Dinge. Das Bewußtſein, daß er nur zwei Stunden von Valeni entfernt ſei, daß er jede Woche, ja jeden Tag die junge Witwe beſuchen könne, hatte ihn völlig umgewandelt. Er fühlte ſich wie neugeboren, die Diſtriktshauptſtadt erſchien ihm wie ein Paradies, er übte zwar ſeinen Witz an den ſpitzigen Steinen des Trottoirs, an den Löchern im Fahrdamm der Straßen, an dem unergründlichen Kote, der den Zutritt zu dem ſogenannten Verwaltungspalaſt faſt unmöglich machte, an der roten Naſe des Bürgermeiſters, an den bemalten Geſichtern der Damen, an den Schläfenlocken der Juden, an dem Leibesumfang des Herrn Gorovei und an den lyriſchen Produkten, die Herr Oleſcu jeden Sonntag in der Bomba veröffentlichte; aber ſein Witz war nicht mehr ſo bitter und ſtachelig wie früher, ſein ganzes Weſen war jetzt überhaupt gemildert, er wunderte ſich ſelbſt darüber; auch dem Präfekten fiel es auf, daß der Buckelige viel aufgeräumter war als ſonſt und daß er ſich in ſeinem engen Wirkungskreis ſo wohl fühlte.

„Ihre gegenwärtige Stellung,“ ſagte er ihm eines Tages im Café Français, „die doch Ihrem Ehrgeiz einen ſo geringen Spielraum bietet, ſcheint Ihnen wahrhaftig wie junger Wein berauſchend zu Kopfe geſtiegen zu ſein. Ich kann beim beſten Willen nicht begreifen, was Sie bewogen haben mag, Ihre ſo ergiebige Advokatur in der Reſidenz aufzugeben!“

„Warum ich mich um die Ehre beworben habe, gegenüber den Spitzbuben Ihres Diſtriktes als öffentlicher Ankläger zu walten?“ lachte Herr Tſchuku, und ſeine übermütig funkelnden Augen gingen dabei im Kreiſe umher. „Aus ſanitären Rückſichten, Herr Präfekt, aus ſanitären Rückſichten, Herr Gorovei. In der Reſidenz, meine Herren, geben wir zu viel Geiſt aus, verbrauchen wir zu viel Nervenſubſtanz, das reibt auf, wir magern ab. Ich wollte eine Fettkur durchmachen und da ſagte ich mir, daß mir dies nirgends beſſer gelingen könnte als unter Ihnen, meine lieben Mitbürger, in der gemütlichen Reſidenz unſeres Herrn Präfekten, wo man ſo fröhlich, ſo ſelig in den Tag hinein lebt, mit ſeinem Geiſte ſo haushälteriſch umgeht und darum Fett anſetzt. Glauben Sie etwa, mein lieber Gorovei, daß es Ihnen in der Reſidenz möglich geweſen wäre, Ihr Ich bis zu dieſem reſpektablen Umfang auszuweiten und abzurunden? Nun und nimmermehr! Ich will auch fett werden, meine Herren!“

„O, der alte Tauſendſaſſa!“ lachte der Präfekt, und da auch Herr Gorovei lachte, ſo hielten es der Unterſuchungsrichter, Herr Fara, und der Redakteur der Bomba, Herr Oleſcu, für ihre Pflicht, gleichfalls in das Gelächter einzuſtimmen.

„Wenn Ihre Theorie richtig iſt,“ ſagte Herr Gorovei, indem er ſeinen dicken, runden Kopf auf ſeine kleine weiße Hand ſtützte, um auf dieſelbe hiedurch die Aufmerkſamkeit der jungen Kaſſiererin zu lenken, der er ab und zu verſtohlene Blicke zuwarf, „wenn Ihre Theorie richtig iſt, mein lieber Tſchuku, ſo ſind Sie mir eine Erklärung dafür ſchuldig, warum die Fettkur bei Herrn Oleſcu ſo ſchlecht anſchlägt.“

Der Redakteur der dreimal wöchentlich erſcheinenden Bomba war ein ſpindeldürrer Mann mit einem maſſiven ſchwarzen Schnurrbart in einem Hungerleidergeſicht, dem man es faſt anſah, daß der Vertreter der öffentlichen Meinung in D. in den letzten acht Tagen ausſchließlich aus Milchkaffee ſich genährt, den er, nebenbei geſagt, dem Zahlkellner im Café Français ſchuldig geblieben war.

„Sie irren, Herr Gorovei,“ entgegnete der Buckelige, „ein Journaliſt kann nicht, darf nicht fett ſein. Das widerſpricht ſeinem Beruf. Ein Journaliſt muß mehr aus Geiſt als aus Fleiſch beſtehen, ein Journaliſt, meine Herren, iſt ja das Sublimat des Geiſtes ſeines Leſepublikums; und dann bedenken Sie, dreimal wöchentlich, wie unſer verehrter Freund es thut, in die Breſche zu treten, dreimal wöchentlich die öffentliche Meinung in D. aufzuklären, ihr Ziel und Richtung zu geben, das zehrt, meine Herren! Ich begreife vollſtändig Ihre Magerkeit, lieber Herr Oleſcu,“ fügte er mit komiſchem Ernſt hinzu, „aber tröſten Sie ſich, Caſſius hat ſchwerlich mehr Fett als Sie gehabt und gleichwohl hat niemand dem großen Cäſar ſo viele ſchlafloſe Nächte bereitet als gerade dieſer hagere Römer. Was für wichtige Nachrichten enthält Ihre morgige Nummer, Herr Oleſcu?“

„Die Lizitationen aus der jüngſten Nummer des Amtsblattes!“ rief der Präfekt.

„Die Straßen, welche der Kommunalrat im kommenden Sommer zu pflaſtern beabſichtigt!“ lachte Herr Gorovei.

„Ein Sonett auf die reizende Witwe Balſamaki!“ rief der Unterſuchungsrichter.

„Die morgige Nummer der Bomba,“ ſagte Herr Oleſcu, trübe lächelnd, „enthält eine ſenſationelle Nachricht.“

„Was Sie ſagen!“ ſchrie der Unterſuchungsrichter mit geheucheltem Erſtaunen; „und Sie können es über ſich bringen, uns dieſelbe nicht brühwarm mitzuteilen?“

„Ich will meinem Blatte keine Konkurrenz machen, Herr Fara — wenn ich heute alles erzähle, was morgen drin ſteht, wer wird die Bomba kaufen?“

„Ihre Logik iſt unanfechtbar,“ ſagte Tſchuku; „aber da Sie nun einmal unſere Neugierde erweckt haben, ſo müſſen Sie dieſelbe auch befriedigen, alſo heraus mit der Sprache; wie lautet Ihre ſenſationelle Nachricht?“

Herr Oleſcu ſchlürfte ſeine Taſſe Kaffee aus, brachte ſodann aus ſeiner Rocktaſche einen zerknitterten Bürſtenabzug hervor, entfaltete ihn, ſetzte den Zwicker auf und las:

„‚Eine ſeltſame Nachricht. Von einem Abonnenten unſeres Blattes in Valeni erhalten wir die folgende Mitteilung, auf die wir die ganz beſondere Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lenken: Der plötzliche Tod unſeres Gutsherrn Balſamaki hat in unſerer Gegend zu allerhand Gerüchten Veranlaſſung gegeben, die immer mehr an Konſiſtenz gewinnen; man munkelt davon, daß Herr Balſamaki keines natürlichen Todes geſtorben, und die vox populi bezeichnet ſeine Witwe als die Mörderin. Es wäre zu wünſchen, daß die kompetenten Behörden eine Unterſuchung einleiteten, um zu konſtatiren, ob dieſes Gerücht begründet ſei oder nicht. Die Unterſuchung müßte aber bald eingeleitet werden, da, wie es heißt, Frau Balſamaki, welche bekanntlich eine getaufte Jüdin und die Tochter eines in Baneſti wohnenden Hauſirers iſt, Anſtalten trifft, um unſere Gegend zu verlaſſen.' Iſt das nicht eine ſenſationelle Nachricht, meine Herren?" fragte Herr Olescu mit einem triumphirenden Lächeln.

Eine tiefe Stille folgte, Herr Tſchuku unterbrach ſie.

„Dieſe Notiz," rief er erregt, mit totenbleichem Geſicht, „iſt eine Infamie, eine unqualifizirbare Verleumdung! Ich kenne dieſe Dame ſehr genau, Herr Olescu, ich weiß — und Sie, Herr Präfekt, wiſſen es auch — daß Balſamaki ſeit Jahren bruſtkrank und von den Aerzten aufgegeben war, ſein Tod war daher kein plötzlicher, wie Ihr Abonnent ſchreibt. Wer iſt Ihr Gewährsmann?" fügte er rauh hinzu.

„Das iſt eigentlich Redaktionsgeheimnis," entgegnete Herr Olescu eingeſchüchtert, „aber ich will Ihnen gerne gefällig ſein und denſelben nennen, es iſt der Schullehrer von Baleni."

„Und auf das Altweibergeſchwätz dieſes Dorfſtümmels hin," rief Herr Tſchuku entrüſtet aus, „wagen Sie es, gegen eine anſtändige junge Frau öffentlich eine ſo furchtbare Anklage zu erheben? Wann wird Ihr Blatt gedruckt?"

„Heute abend."

„Dann erſuche ich Sie dringend, ſich ſofort in die Druckerei zu begeben und die fragliche Notiz zu entfernen, wenn Sie nicht riskiren wollen, wegen Verleumdung gerichtlich belangt zu werden, ich erſuche Sie inſtändigſt darum, Herr Olescu."

Der Redakteur ſchaute den Präfekten, den Appellgerichtsrat, den Unterſuchungsrichter fragend an, in der Hoffnung, daß einer dieſer Herren für ihn eintreten würde, da ſie aber alle ſchwiegen, ſo erhob er ſich, verſprach, dem Wunſche des Herrn Tſchuku Folge zu leiſten, und verließ, einen Gaſſenhauer pfeifend, das Kaffeehaus.

Frühlingsgruß. Gemälde von N. Grönland.

XXXVI.

Die Notiz erſchien alſo nicht in der Bomba, aber gleichwohl ging das Gerücht, daß Balſamaki keines natürlichen Todes geſtorben, noch am ſelben Abend, mit allerhand phantaſievollen Zuthaten erfindungsreicher Köpfe verbrämt, von Mund zu Mund. Es ſchien ungeheuerlich, unglaublich, das reine Märchen! Man glaubte es auch nicht recht, aber man ſprach gerne davon, man erging ſich in abenteuerlichen Vermutungen, man erinnerte ſich daran, daß vor einigen Jahren in einer benachbarten Stadt ein ähnlicher grauenhafter Fall ſich zugetragen, und die meiſten hegten den geheimen Wunſch, daß ſich das Gerücht bewahrheiten möge.

„Ein junges Mädchen von ſeltener Schönheit, eine Jüdin, die einen kranken Greis heiratet, das iſt ſchon an und für ſich etwas verdächtig," ſagten tags darauf einige.

„Lea iſt ein emanzipirtes Weib, ſtolz, leidenſchaftlich, ſo ein Weib iſt zu allem fähig," fügten andere hinzu.

„Da muß eine verbrecheriſche Liebe dahinter ſtecken," erklärte Herr Olescu mit vollſter Beſtimmtheit im Café Français.

Einige Tage ſpäter wurde bereits dem Unterſuchungsrichter von mehreren Seiten nahegelegt, daß das Gerücht unmöglich aus der Luft gegriffen ſein könne, wo es rauche, dürfe man auch auf Feuer ſchließen.

Herr Fara, der bereits ſeit drei Jahren als Unterſuchungsrichter fungirte, ohne daß ſich ihm eine Gelegenheit geboten hätte, ſeinen Scharfſinn zu offenbaren, war gerne geneigt, bei dieſer myſteriöſen Affaire, wie er ſie nannte, ſein Licht leuchten zu laſſen. Da aber Tſchuku das Gerücht kategoriſch für ein Altweibergeſchwätz erklärt hatte, ſo hielt er es nicht für ratſam, ſeinem Chef, auf den er große Stücke hielt, zu opponiren, und ließ die Sache auf ſich beruhen. Als aber dieſelbe Notiz, welche Herr Olescu aus Baleni erhalten hatte, in mehreren Bukareſter Blättern erſchien, da vollzog ſich ein jäher Umſchwung in der öffentlichen Meinung der Diſtriktshauptſtadt und es zeigte ſich recht auffallend, welch überzeugende Gewalt dem gedruckten Wort innewohnt; daß Balſamaki eines unnatürlichen Todes geſtorben und daß Lea ſeine Mörderin ſei, erſchien auf einmal ſogar jenen als ein faſt unumſtößliches Faktum, welche ſich früher ſkeptiſch verhalten hatten, und man fand es unbegreiflich, daß Tſchuku noch immer keine Unterſuchung einleiten ließ. Am meiſten war aber über die Unthätigkeit des Staatsanwalts die Gemahlin des Präfekten empört. Madame Aldeanu hatte nämlich einige ganz beſondere Gründe, welche ihr Lea verhaßt machten, ſie hatte vor mehreren Wochen Lea einen Beſuch abgeſtattet, allerdings auf die dringenden Bitten ihres Gatten hin, welcher Herrn Balſamaki, deſſen Stimme bei den Diſtriktswahlen ausſchlaggebend war, warm halten mußte, und dieſer Beſuch war bis jetzt nicht erwidert worden. Madame Aldeanu hätte ſich ſchließlich damit abgefunden, denn von einer „emporgekommenen jüdiſchen Hauſirerstochter" durfte man keine Lebensart erwarten, aber es kamen noch einige andere, ſehr erſchwerende Umſtände dazu; Herr Aldeanu hatte zu wiederholtenmalen in ihrer Gegenwart Leas Schönheit in enthuſiaſtiſchen Worten zu preiſen ſich erdreiſtet. Noch mehr, als Lea unlängſt, um Einkäufe zu beſorgen, einige Stunden in D. verweilte, da bildete ſie an dieſem Tage den ausſchließlichen Geſprächsſtoff, man rühmte ihre junoniſche Geſtalt, man war von ihren flammenden Augen begeiſtert, über ihre glänzenden, geſchmackvollen Toiletten geradezu entzückt, und der dicke Appellgerichtsrat Gorovei betonte mit ganz beſonderem Nachdruck die faſt unglaubliche Thatſache, daß Madame Vaſſamaki die Feinheit, Zartheit und die wunderſame Färbung ihres Teints keinen kosmetiſchen Mitteln verdanke, und Herr Fara, der ſich auf dergleichen Dinge verſtand, beſtätigte dies mit einem feierlichen Schwur. Seit dieſem Tag erſchienen ab und zu in der Bombo Gedichte unter dem Titel: „An die Lilie von Baſeni", von einem anonymen Verehrer, in dem man den Präfekten vermutete.

Madame Albeanu war noch niemals angeſungen worden und ſie war doch die vornehmſte Dame des Diſtrikts und von der Natur mit ſo manchen körperlichen Gaben ausgeſtattet, die einem Dichter, wenn er nur halbwegs Sinn für plaſtiſche Formen hatte, in die Augen ſpringen mußten ... Und ſo hatte ſich in dem Herzen der kleinen, üppigen Dame ein ſtiller, aber tief wurzelnder Grimm gegen Lea aufgehäuft, der zum flammenden Ausbruch gelangte, als ſie eines Morgens in Bukareſter Blättern ſchwarz auf weiß las, was ſeit acht Tagen die Gemüter in D. in unabläſſiger Erregung hielt.

Aus unſerer humoriſtiſchen Mappe.

Originalzeichnungen.

„Siehſt Du, ich möchte weiter nichts haben, als ſo eine elegante Equipage mit Gummirädern."

„So ein Unſinn, warum denn gerade eine Equipage mit Gummirädern?"

„Unſinn? Na, höre 'mal, das wäre doch gewiß ein hübſcher Poſten Geld, wenn ich die verſetzen würde!"

„Da ſagt man noch, unſer Geſchlecht wäre anſpruchsvoll und verweichlicht. Ich glaube, unſere Ballkoſtüme beweiſen doch im Gegenteil unſere Bedürfnisloſigkeit und Abhärtung."

„Zum Donnerwetter, ſtecken Sie den Schirm zu, man ſieht nichts!"

„Zum Donnerwetter, halten Sie's Maul, man hört nichts!"

„Ja, meine Gnädige — was ich doch eigentlich noch ſagen wollte — jetzt iſt es mir wahrhaftig ganz entfallen — (nach längerem Nachdenken) — richtig, jetzt fällt es mir ein: Meine Gnädige, ich liebe Sie, und bitte um Ihre Hand!"

A.: „Du haſt aber auch an jedem Lokal etwas auszuſetzen! Ich will dir noch das Konzerthaus vorſchlagen, dorthin zu gehen wird Dir doch paſſen!"

B.: „Na, das fehlte noch; dort iſt es erſtens immer ſo voll, daß man gar keinen Platz bekommt, und zweitens geht überhaupt kein Menſch dahin!"

Rechtsanwalt: „Als gewiſſenhafter Mann werden Sie ja wiſſen, was Sie auszuſagen haben, einen Rat kann ich Ihnen in dieſer Richtung nicht geben."

Bauer: „Na, ich denke, es iſt ſchon das Beſte, wenn ich die Wahrheit ſage."

Rechtsanwalt: „Na, zum Teufel, was inkommodiren Sie mich denn, wenn Sie die Wahrheit ſagen wollen!?"

„Ich verſtehe dich nicht, aufrichtig geſtanden," apoſtrophirte ſie ihren Gatten, „es geſchieht in Deinem Bezirk ein himmelſchreiender Mord und Du, der Repräſentant der Regierung, ſtehſt mit verſchränkten Armen da, als wenn Dich die Sache nichts anginge. Was ſoll das heißen? Was ſoll das heißen, frage ich? Rede Dich nur nicht auf Tſchuku aus, ich bitte Dich um Gottes willen, dieſer Buckelige ſcheint mir ein ſehr verdächtiges Subjekt zu ſein; wie ich gehört habe, war er in der letzten Woche dreimal in Valeni bei eurer jüdiſchen Venus; er hofirt ihr und hilft ihr die Hinterlaſſenſchaft ordnen, mit einem Wort, es iſt ein wahrer Skandal! Und Du, der Präfekt dieſes Diſtrikts, Du duldeſt es, daß dieſer Ausbund von einem Staatsanwalt Dich kompromittirt. Mache Dich darauf gefaßt, morgen in einer oppoſitionellen Zeitung zu leſen, daß Du von der Hauſiererstochter eine ſchwere Geldſumme erhalten haſt, um die Sache zu vertuſchen. Du willſt Dich, Du willſt mich unglücklich machen! Wer weiß, am Ende biſt Du gar in die Lilie von Valeni verliebt, das wäre gar nicht übel, ſie iſt ja eine junge, reiche Witwe, Du brauchſt Dich von mir nur ſcheiden zu laſſen und ſie iſt Dein. O, es iſt ſchon alles dageweſen!"

Madame Aldeanu brach daraufhin in einen Strom von Thränen aus, der nicht eher verſiegte, als bis ihr der Präfekt feierlichſt verſprach, der Angelegenheit ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Tags darauf erſchien der ſo ſehnlichſt erwartete fulminante Artikel in der Bomba. Herr Oleſcu hatte ſich ſelbſt übertroffen, er entwarf ein rührendes Bild von den bürgerlichen und privaten Tugenden des verſtorbenen Gutsherrn von Valeni, er ſchilderte mit beweglichen Worten den Schmerz der Bauern der genannten Ortſchaft, die einen unvergeßlichen Wohlthäter beweinen; er erklärte, daß die Witwe ſelbſt, ſo ihr an ihrem Rufe gelegen ſei, eine gerichtliche Unterſuchung fordern müſſe; er richtete einen kategoriſchen Appell an die kompetente Behörde, welche dieſer traurigen Affaire gegenüber eine auffallende Gleichgiltigkeit beobachte, aus ihrer Lethargie zu erwachen, und ſchloß ſeinen vier Spalten langen Artikel mit den Worten: „Fiat justitia, pereat mundus!"

Herr Oleſcu ſchwitzte aus allen Poren Wonne, ſein Artikel hatte Senſation erregt, man ſprach allüberall davon, man war empört gegen Herrn Tſchuku, und es wurden ſogar Stimmen laut, welche beantragten, daß man ſich telegraphiſch an den Juſtizminiſter wende, wenn der Staatsanwalt nicht bald ſeine Schuldigkeit thun ſollte. Dieſer Vorſchlag kam jedoch nicht zur Ausführung. Tags darauf nämlich, nachdem der fulminante Artikel des Herrn Oleſcu erſchienen war, verbreitete ſich in der Stadt die Nachricht, daß eine Gerichtskommiſſion in Valeni eingetroffen und daß die Leiche Balſamakis exhumirt worden ſei.

Die Aufregung in D. fand nunmehr Tag für Tag neue Nahrung, die Sektion der Leiche hatte ergeben, daß Balſamaki in der That eines unnatürlichen Todes geſtorben ſei, und eines Morgens brachte die Bomba mit fettgedruckter Schrift die Meldung, daß die Unterſuchung ſehr gravirende Momente gegen Lea ergeben und daß ſie in das Unterſuchungsgefängnis von D. abgeführt worden ſei. Worin dieſe gravirenden Momente beſtanden, ſagte Herr Oleſcu nicht, und der Unterſuchungsrichter Zara war auch nicht zu bewegen, die allgemeine, auf das höchſte geſpannte Neugier zu befriedigen, und ebenſowenig der Staatsanwalt.

Herr Tſchuku hatte ſeinen Humor gänzlich verloren, er ward düſter, ſchweigſam, arbeitete unabläſſig, und der vor ſeinem Hauſe poſtirte Nachtwächter ſah faſt jede Nacht in ſeiner Wohnung die Lampe bis zum grauenden Morgen brennen.

„Die Fettkur," ſo ſpöttelte Herr Oleſcu, „ſcheint bei unſerem lieben Staatsanwalt ſchlecht anzuſchlagen!"

Und in der That, Herr Tſchuku magerte zuſehends ab, ſeine Augen lagen jetzt tief in den Höhlen und hatten einen unſteten, flackernden Glanz. Herr Tſchuku verriet mit keiner Silbe den Aufruhr, der in ſeinem Innern tobte; auch bei den Verhören, denen Lea unterzogen wurde, bewahrte er eine ſteinerne Ruhe. Er betrieb die Unterſuchung mit einem ſcheinbar geſchäftlichen Ernſt, und nur wenn er, wie heute, allein in ſeinem Zimmer ſaß, die Aktenſtücke der Unterſuchung vor ſich und ſann und brütete, da prägte ſich ein tiefer Seelenſchmerz in ſeinen gramdurchfurchten Zügen aus, da wühlte und arbeitete ſein Geiſt, um Klarheit in dieſe Angelegenheit zu bringen, die ihn bis in die tiefſte Seele erſchüttert hatte. War Lea wirklich ſchuldig? Durfte er ihrer Darſtellung glauben, daß das verhängnisvolle Glas Waſſer für ſie beſtimmt war und daß es nur durch einen unſeligen Zufall in die Hand ihres Gatten geraten? Daß es zu ſpät war, als ſie aufgeſprungen, um ihm dasſelbe zu entreißen? Daß ſie den Tod geſucht habe? Welche Motive hatten in ihr den Selbſtmordgedanken erregt und gezeitigt? Die hoffnungsloſe Liebe zu Jonel? Die Erwägung, an einen Greis gefeſſelt zu ſein? Vielleicht! Aber konnten all dieſe Momente nicht auch in ihr den Gedanken erweckt haben, ihren Mann zu vergiften? Dann war ſie frei, reich, dann ſtand ihrer Verbindung mit Jonel nichts im Wege. Sie mag mit ſich ſchwer gekämpft, den Gedanken an den Mord fortgeſcheucht haben, aber er kam wieder und wieder, immer ſtärker und mächtiger, bis er mit unentrinnbarer Gewalt ſie umfaßte, umſtrickte und ihr eine glänzende, lachende, roſige Zukunft vorzauberte. So mag ſie zur Mörderin geworden ſein. Aber wenn ſie es war, woher die auffallende Ruhe ihres Weſens, ihre ſo ſichere, ſo gefaßte, ſo imponirende Haltung? Woher der überzeugende Ton der Wahrheit, der aus ihren Worten klang? War all dies perfide Verſtellung? War ſie eine vollendete Schauſpielerin, eine Virtuoſin der Lüge, ein von Grund aus korrumpirtes Weib? Er hatte ſie kein einzigesmal während der langen, ſchrecklichen Unterſuchung weinen hören, nur heute, als er ihr ankündigte, daß ſie in der nächſten Woche ſchon vor den Geſchworenen erſcheinen werde, daß ihm ſelbſt die traurige Pflicht obliege, gegen ſie die öffentliche Anklage zu vertreten, und als er ſie fragte, ob er ihr einen Verteidiger anempfehlen dürfe, da hatte eine Thräne an ihrer Wimper gezittert und ihre Stimme hatte ſo unſicher geklungen, als ſie ihn bat, Jonel Fortunat zu ſchreiben, ihre Verteidigung zu übernehmen.

Warum Jonel, warum gerade ihn? Der Buckelige ſprang auf.

„Warum gerade ihn?" klang es in ihm. „Weil ſie ihn liebt, unſäglich liebt, weil ſie den Mann, dem ſie angehört mit allen Faſern ihrer Seele, der vielleicht, der wahrſcheinlich die Urſache iſt, daß ſie zur Giftmiſcherin geworden, ſehen, weil ſie ſeine Stimme hören, weil ſie in ſeiner Nähe atmen will!" Er trat ans Fenſter und ſchaute hinab auf die Straße. Ein Zeitungsjunge lief durch dieſelbe und kreiſchte: „Bomba, Giftmord Balſamaki!"

„Und wenn ſie ihn liebt," dachte er weiter, „was geht es dich an? Du biſt der öffentliche Ankläger, du biſt der Anwalt der Geſellſchaft, du biſt das Sprachrohr der ſühnenden Gerechtigkeit, du darfſt kein Herz, kein Gefühl haben." Er lachte leiſe. „Kein Gefühl haben? Und wenn ich es doch habe, und wenn ich Sie doch liebe, Lea, ob Sie nun ſchuldig ſind oder nicht, ob Sie nun das Gift für ſich ſelbſt oder für Ihren Gatten beſtimmt haben — was dann? — Dann iſt es ſehr traurig, mein lieber Tſchuku, oder ſehr luſtig, mein hochverehrter Herr Staatsanwalt. Wie man's nimmt ... Und wenn ich es von der luſtigen Seite nehme, wie? Wenn ich Ihnen, Frau Lea, ſage: Sie wollen frei ſein? Gut, dann ſchenken Sie mir ein wenig, ein klein wenig Ihre Gunſt, ich habe die allerehrenhafteſten Abſichten, ich heirate Sie. Sie werden mein Weib! Sie ſind ehrgeizig; gut, ich will Miniſter werden, ſpäteſtens in einem Jahr, und Sie ſind die Frau des Miniſters. Wer, was iſt Jonel? Ein grüner Junge ..."

Er trat vom Fenſter zurück, er zitterte am ganzen Leibe vor innerer Aufregung. In der Straße begann man die Laternen anzuzünden, der Himmel war mit ſchweren Wolken bedeckt. Herr Tſchuku verließ ſeine Wohnung und lenkte ſeine Schritte zum Unterſuchungsgefängnis, auf dem Wege dahin begegneten ihm mehrere Bekannte, ſie grüßten ihn, er antwortete nicht, er ſah ſie nicht.

(Fortſetzung folgt.)

NOTIZ-BLÄTTER.

Bildende Künſte.

— **Für die im Sommer 1889 im Münchener Glaspalaſt** ſtattfindende Jahresausſtellung der bildenden Künſte liegen, wie man uns mitteilt, zahlreiche Anmeldungen vor. Außer einer großen Anzahl bedeutender deutſcher und öſterreichiſcher Meiſter haben aus Italien Andreotti, Conti, Chierici, Simoni und ſo weiter, aus Spanien Jimenez y Aranda, Benlliure, Carbonero, aus der Schweiz Böcklin und andere ihre Beteiligung zugeſagt. Ebenſo werden Frankreich, Holland, Belgien und Skandinavien in hervorragender Weiſe vertreten ſein. Die Leitung der Ausſtellung hat den Anmeldetermin hinausgeſchoben, weil viele Einladungen bei der Fülle der Geſchäfte erſt in letzter Zeit verſchickt werden konnten.

— **Eine Schule für Gemälderestauration**, die erſte in ihrer Art, wurde mit Genehmigung des Prinzregenten in München errichtet. Zum Leiter derſelben iſt Alois Hauſer, der vortreffliche Konſervator, mit dem Titel eines Profeſſors ernannt worden.

Bühne.

— **Die beiden jüngſt gewonnenen Schauſpielkräfte des** königlichen Hoftheaters in Stuttgart, Crpano und Salomon, haben ihre dortige Wirkſamkeit — erſterer als Franz Moor, letzterer als Wallenſtein — mit Erfolg angetreten. — Ludwig Fuldas preisgekröntes Luſtſpiel „Die wilde Jagd" iſt an genannter Hofbühne mit gutem Erfolg in Szene gegangen.

— **Am Hoftheater zu Kaſſel hat die Oper „Schön Rotraut"**, Text von Johanna Baltz, Muſik von E. Kretſchmer bei ausverkauftem Hauſe einen von Akt zu Akt geſteigerten Beifall gefunden. Komponiſt und Textdichterin wurden mit Hervorrufen und Blumenſpenden reich bedacht.

— **Die Zahl ſämtlicher Aufführungen des „Mikado"** erreicht demnächſt die Höhe von 5000! Nach den ſorgfältigen Forſchungen des engliſchen Bühnenſchriftſtellers Edwards hat während der letzten zwanzig Jahre kein anderes Bühnenwerk einen auch nur annähernd ähnlichen Erfolg gehabt. Das dem Mikado hinſichtlich der Geſamtaufführungen am nächſten kommende Stück, Jules Vernes „Reiſe um die Welt in achtzig Tagen", blieb um mehr als 2000 Aufführungen zurück, indem es im ganzen 3033mal aufgeführt wurde. Es folgt Byrons Luſtſpiel „Unſere Jungen" mit 3341, „Patience", die neueſte deutſche Oper Sullivans, mit 6166, „Die Fledermaus" von Johann Strauß mit 3844 und Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" mit 3149 Aufführungen.

— **Die Abrechnungen wegen definitiver Feſtſtellung des** Baukontos für das neue Burgtheater haben ergeben, daß die Geſamtſumme 7,500,000 Gulden beträgt.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Das eigenartige Feſt einer hochoffiziellen Dichterkrönung** wird jetzt zum zweitenmal in dieſem Jahrhundert in Spanien gefeiert werden. 1855 wurde Quintana im Senatspalaſt von Madrid durch die Königin Iſabella gekrönt, die Königin-Regentin aber wird den Neſtor der ſpaniſchen Dichter, den Sänger der Sagen und Legenden Spaniens, Joſé Zorrilla, in den Tagen vom 5. bis zum 20. Juni mit einer Krone aus dem Golde des Darro in der Alhambra von Granada krönen. Sie erfüllt damit den ſehnlichſten Wunſch des granadiniſchen Liceo artistico y literario, das ſtets der Pflege der Dichtkunſt oblag und zuerſt den Plan der Dichterkrönung faßte. Derſelbe wurde ſofort von der Königin-Regentin und dem Miniſterpräſidenten Sagaſta gutgeheißen und fand auch bei den ſpaniſchen Dichtern begeiſterte Zuſtimmung. Das Liceo von Granada hat in beſonders ehrenvollem Schreiben den deutſch-ſpaniſchen Poeten Johannes Faſtenrath zu dieſem Triumphfeſt der Poeſie eingeladen und ihm die Ermächtigung erteilt, noch andere deutſche Dichter bei demſelben einzuführen.

— **Ueber den Daumen des Menſchen hat der Präſident** des anthropologiſchen Inſtituts für Großbritannien, Sir Francis Galton, ſehr eingehende Studien gemacht, deren Ergebniſſe ebenſo überraſchend wie lehrreich ſind. Es hat ſich nämlich gezeigt, daß der Daumen des Menſchen gerade ſo tauſendfach verſchieden gebildet iſt wie die Naſe, und daß es ebenſo wenig zwei Menſchen mit gleichen Daumen wie zwei Menſchen mit gleichen Naſen gibt. Doch beſteht das Eigencharakteriſtiſche des Daumens nicht ſowohl in der allgemeinen Geſtaltung desſelben, als vielmehr in der Hautzeichnung der innern fleiſchigen Fläche des Daumens. Wie ſich jedermann an ſich ſelbſt überzeugen kann, ziehen die Schwielen der Oberhaut in einer Reihe regelmäßiger Bogenlinien um einen einheitlichen Mittelpunkt, und dieſe Zeichnung eben iſt das tauſendfach Verſchiedene, rein Individuelle am menſchlichen Daumen. Um ſich davon zu überzeugen, mache man zur Unterhaltung im Bekanntenkreiſe zum Beiſpiel folgenden Verſuch: Man ſchwärze ein Stück Glas oder eine glatte Metallplatte am Licht einer Kerze, drücke den Daumen zuerſt vorſichtig auf die Schwärze und dann auf ein gummiertes und leicht angefeuchtetes Stück Papier, etwa auf die Klebſeite von Briefmarkenpapier, und man erhält einen deutlichen Abdruck der konzentriſchen Kurven. Wenn man mehrere Abdrücke nimmt und dann ſolche von verſchiedenen Perſonen ſich verſchafft, ſo wird man leicht wahrnehmen, 1) daß die Lage der Linien beider Daumen bei den einzelnen Individuen ſtets übereinſtimmend und 2) daß ſie von derjenigen jeder andern Perſon durchaus verſchieden iſt. Der Unterſchied iſt unverkennbar, wenn die Abdrücke gelungen ſind, oder wenn man ſie durch ein Vergrößerungsglas be- [illegible] der Perſönlichkeit und können als ſolches der Kriminaliſtik ſehr wichtige Dienſte leiſten. Auch kann ſich dadurch jedermann eine Signatur verſchaffen, die vor allen Fälſchungen ſicher iſt, ein wahrhaft perſönliches und nicht zu mißbrauchendes Siegel. Man hat nur den rechten Stoff zu wählen, der geeignet iſt, den Eindruck des Daumens genau aufzunehmen und zu bewahren.

— **Das britiſche Muſeum hat eine Indianerbibel**, ein Buch von größter Seltenheit, erworben. Die Ueberſetzung in die Sprache der virginiſchen Indianer ſtammt von John Eliot und wurde während der Jahre 1650 bis 1685 in Cambridge, Maſſachuſetts, in zweiter Ausgabe gedruckt.

— **Auf der Orkney-Inſel Burray wurde beim Torfſtechen** ein vergrabener Schatz gefunden, beſtehend aus 23 Armſpangen, 22 Halsſpangen und einer Anzahl Münzen. Die Münzen entſtammen dem elften Jahrhundert, der Regierungszeit Eduards, Ethelreds II. und Edgars. Sämtliche Gegenſtände ſind außerordentlich gut erhalten. Das größte Armband wiegt zwei Unzen.

— **In Neapel ſind unterirdiſche Grabgewölbe in der Via Chriſtallini** entdeckt worden. Sie ſtammen, wie eine Unterſuchung durch gelehrte Fachmänner ergeben, aus dem erſten Jahrhundert vor Chriſtus. Die Wände ſind reich mit erhabenen Arbeiten in Marmor und rotem Thon geſchmückt und haben viele griechiſche Inſchriften, auch einige lateiniſche. Der Eingang zur Grabkammer iſt mit einem mächtigen Meduſenkopfe geſchmückt, der Fußboden ſorgfältig mit Moſaik ausgelegt. In den Wänden fand man Niſchen von der Art der römiſchen Kolumbarien angebracht.

— **Eine Abſchrift der ganzen Bibel wurde jüngſt infolge** einer Wette vollendet. Herr Wohlrabe, ein Gaſthofbeſitzer aus Leipzig, verpflichtete ſich gegenüber einem Weinhändler, das Alte und Neue Teſtament in zwei Jahren abzuſchreiben und zwar mit der Bedingung, daß er nur die Mußeſtunden dazu verwenden dürfe, wenn ſeine Dienſte nicht von ſeinen Gäſten in Anſpruch genommen würden. Die Abſchrift wurde am 4. März 1887 begonnen und am 26. Februar 1889 vollendet und zählt 2712 Seiten. Die Handſchrift iſt eine vorzügliche. Wohlrabe ſchrieb im Durchſchnitt täglich zwei Druckſeiten der Bibel ab. Als Gewinn der Wette erhielt er jüngſt durch einen Berliner Notar die Summe von 5000 Mark ausgezahlt.

— **Ueber die Bereitung des Pfeilgiftes bei manchen eingeborenen Stämmen Afrikas** hat Stanley der Londoner geographiſchen Geſellſchaft folgende Mitteilung gemacht: „Die Eingeborenen zerſtoßen die Körper roter Ameiſen, die in dieſen Gebieten ſehr zahlreich ſind, zu Pulver und kochen dasſelbe in Palmöl. In dieſen Sud tauchen ſie die Pfeile. Die Verwundungen rufen unfehlbar Starrkrampf hervor und dadurch den Tod.“

Gewerbe und Handel.

— **Für die Hamburger Gewerbe- und Induſtrieausſtellung** 1889 iſt unter anderem ein deutſcher Luftſchiffer gewonnen zur Aufſtellung eines gefeſſelten Ballons, von dem aus man eine Ausſicht von ungeahnter Großartigkeit über den Hafen, die Stadt und die weiten Umgebungen genießen wird.

— **In Wien im Schwarzenbergpalais iſt eine Ausſtellung** von Werken der Goldſchmiedekunſt zu wohlthätigem Zweck eröffnet worden. Die ausgeſtellten Schätze gehören den hohen und höchſten Ariſtokraten der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie.

— **Unter den mancherlei Neuheiten, welche die Induſtrie aus dem Meer erhält,** iſt das Gewebe, das aus dem Byſſus der Steckmuſchel (Pinna) des mittelländiſchen Meeres gewonnen wird, eine der merkwürdigſten. Dieſes Weichtier beſitzt die Fähigkeit, eine zähe Seide zu ſpinnen, doch nicht in der Art, wie wir es bei der Seidenraupe kennen. Während dieſe das Geſpinſt nur zum Schutz und für eine gewiſſe Lebensperiode verfertigt, macht die Pinna dauernd davon Gebrauch; ſie ſpinnt es auch nicht, ſondern zieht es aus einer Art Teig, der ſich in einer Zungenſpalte befindet. Der Byſſus der Pinna iſt von ſo ausgezeichneter Feinheit, daß er als Stoff für Gewebe einen ganz bedeutenden Artikel für den ſizilianiſchen Handel bilden kann. Trotz ihrer Zartheit bilden die Fäden doch ein ſo feſtes Büſchel, daß große Anſtrengungen notwendig ſind, die Muſcheln von den Felſen loszubringen. Dieſe Seidenbüſchel werden von der Muſchel losgelöſt, in Seife und Waſſer gewaſchen, getrocknet, gekämmt und auf der Spindel mit einem Faden Seide geſponnen. Das Geſpinnſt wird in Waſſer mit etwas Zitronenſaft gewaſchen und mit einem heißen Eiſen geglättet. Es iſt ſchön gelbbraun, goldglänzend und wird zu verſchiedenen Artikeln: Shawls, Strümpfen, Mützen, Handſchuhen, Börſen und dergleichen verarbeitet. Palermo iſt ein Hauptſitz dieſer Fabrikation, ferner Lucca, wo im Waiſenhoſpital die feinſte Ware hergeſtellt wird. Auch aus den [illegible] des Glattrochen und des Stachelrochen kann ein Faſerſtoff ausgeſchieden und aus dieſem ein ſeidenartiges Geſpinſt gewonnen werden.

— **Den größten Krahn der Welt beſitzt der Kriegshafen von Spezia.** Seine Tragkraft wird auf 160,000 Kilogramm angegeben; ſeine ſchwerſte Laſt vermag dieſer durch Waſſerdruck getriebene Krahn mit einer Geſchwindigkeit von 1 Centimeter in der Sekunde zu heben. Die beiden nächſtgrößten Krähne befinden ſich in Hamburg und Antwerpen, ſie haben eine Tragfähigkeit von 150,000 und 140,000 Kilogramm. Der Hamburger iſt erſt in jüngſter Zeit und mit Rückſicht auf das Haus Krupp hergeſtellt worden. Krupp hatte früher ſeine ſchweren, über See zu befördernden Geſchütze in Antwerpen verladen laſſen wegen des dortigen großen Krahnes. Jetzt werden dieſelben alle in Hamburg verſchifft.

Natur.

— **Das Kapitel vom Gedächtnis der Tiere wird durch** eine hübſche Geſchichte bereichert, die jetzt in belgiſchen Blättern die Runde macht. Der jüngſt verſtorbene Tierbändiger Martin hatte ſich längſt ins Privatleben zurückgezogen; da faßte er eines Tages den Entſchluß, ſeine frühere Menagerie, die er fünf Jahre nicht geſehen, in Brüſſel zu beſuchen. Er betrat ſie gerade zur Fütterungszeit. Verloren in der Menge ſtand er da und fing in dem Augenblick, als die Tiere ihre ſchon mit Ungeduld erwartete Nahrung empfingen, zu huſten an. Plötzlich hielten alle Tiere in ihrem Schmauſe inne, horchten auf, ſtießen dann ein wildes Freudengeheul aus und riſſen an den Eiſengittern, daß die ängſtlichen Zuſchauer flüchteten. Die Papageien, die Kängurus, die Pelikane und namentlich die Affen fingen an zu ſchreien und zu kreiſchen; die Hyänen und Wölfe heulten; es war ein Höllenſpektakel. Da gebot Martin zuerſt mit einer Handbewegung, dann mit ſeiner mächtigen Stimme Schweigen, und plötzlich war alles ſtill. Er trat an die Käfige, ſtreckte in ſie der Reihe nach ſeine Hände und liebkoſte die Tiere. Eine mächtige Tigerin vor allen bezeugte eine wahnſinnige Freude, ſie ſtieß ein ſchwaches, zärtliches Krächzen aus und leckte mit der Zunge durch das Gitter hindurch das Geſicht ihres frühern Herrn. Als er ſich entfernte, legte ſie ſich nieder, ohne die Nahrung weiter zu berühren, die man ihr kurz vorher gereicht hatte. Darauf näherte ſich Martin einem Löwen; von dieſem war er einſt in die Hüfte gebiſſen worden, und er hatte ihn dafür derb gezüchtigt. Seit jener Zeit hegte der Löwe einen unverſöhnlichen Haß gegen den Tierbändiger, und ſo hatte denn dieſes Tier bei der Ankunft Martins in der Menagerie keine andere Bewegung gemacht, als daß es den Kopf in die Höhe hob und auf ihn die funkelnden Augen richtete. Als Martin den Löwen anſprach und bei Namen rief, blieb er ruhig liegen und betrachtete ihn anſcheinend gleichgiltig, als ſich aber Martin entfernen wollte, warf ſich der Löwe unvermutet gegen das Gitter, ſtieß ſeine Tatzen hindurch und zerriß einen Teil von Martins Mantel. Nur durch eine raſche Bewegung entging der ehemalige Tierbändiger einer neuen Verwundung.

— **Ein Waſſerfall, der denjenigen des Niagara bedeutend** übertrifft, iſt nach der Verſicherung des Earl of Lonsdale der Hiyukwaſſerfall in Alaska im nordweſtlichſten Teil von Nordamerika, jenem Gebiet, das früher ruſſiſch war und jetzt den Vereinigten Staaten gehört. Das Waſſer ſtürzt aus einer Höhe von 200 Fuß in den Fluß, welcher dort 1½ engliſche Meilen breit iſt. Auch gewaltige Eismaſſen ſtürzen in den Abgrund. Bei Point Barrow hat Lord Lonsdale Walfiſche geſehen und iſt überzeugt, daß dieſelben aus dem ſtillen Ozean durch die nordweſtliche Durchfahrt dorthin gelangt ſind. Der Reiſende hatte viele Entbehrungen und Gefahren zu überwinden. Die Mehrzahl ſeiner Leute wurde untauglich. Auf ſeinem 270 engliſche Meilen langen Marſche ſah er die Leichen von 230 erfrorenen Indianern. Lord Lonsdale erreichte 73 Grad nördliche Breite, und die höchſte Kälte während ſeiner Reiſe betrug 61 Grad. Die bis jetzt vorhandenen Landkarten der von ihm beſuchten Gegenden bezeichnet er ſämtlich als unrichtig.

— **Der Robbenfang in Neufundland iſt dieſes Jahr äußerſt** ergiebig. Der Dampfer „Eſquimaux“ aus Dundee iſt mit 18,000 jungen und 2000 alten Robben in St. John angekommen. Die Mannſchaft des Dampfers „Terra Nova“, ebenfalls aus Dundee, erlegte ſogar 26,000 Robben.

— **Ein unterirdiſcher Strom wurde im Rieſengebirge entdeckt**, als man zu einer neuen Waſſerleitung nach Hirſchberg Bohrungen in der Nähe des Dorfes Steinſeifen anſtellte. Der Strom geht etwa 2 Meter unterhalb der Oberfläche vom Gebirge her zu Thal. Die Deckſchicht beſteht in Lehm, ſodann folgt ein das Waſſer enthaltendes Geſchiebe und darauf als Untergrund Granit. Der Strom durchſchneidet das Grundſtück eines Stellenbeſitzers in einer Breite von 150 Meter.

Sport.

— **Die Flachrennſaiſon in Deutſchland ſchreitet nur langſam** vorwärts. Auf dem Horner Moor bei Hamburg holte ſich [illegible] „Blandow“ das Eröffnungsrennen vor „Schenkland“ und „Nora“; Lund „Geville“ das Herrenreiten gegen „Donaker“, und Frhr. Hammers „Grayling“ das Feldjäger-Handicap gegen „Jabkort“ und „Kangaroo“; Maddiks „Hera“ das Hürdenrennen vor „Xeta“ und „Buttercup“, Revolts „Florence Mc. Dille“ das Verkaufsrennen gegen „Bridget“, und Freiherrn von Zimmerths „Caſual“ das Jagdrennen gegen „Hoffentblaut“ und „Merkel“.

— **„Donovan“ geſchlagen, lautet die überraſchende Nachricht**, welche zugleich D. Bairds „Enthuſiaſt“ als Sieger in den 2000 Guineas bezeichnet. „Donovan“ wurde Zweiter vor „Pioneer“ und 6 anderen.

— **Das Wiener Frühjahrsmeeting iſt bereits zu Ende,** doch iſt es ſchwer, ſich nach dieſen 10 Renntagen ein Bild für das Derby zu machen. N. von Blaskovits' „Aurelio“ ſchlug im [illegible]rennen „Xero“, „Filou“, „Tellich“ und „Tendan“, doch war er außerordentlich vom Glück begünſtigt, und Graf Moritz Eſterhazys „Sz. Gal“ zeigte ſich im Lichtenſteinrennen, das er vor „Gellertie“, „Pira“ ꝛc. gewann, als großer Steher. Im Kaiſerpreisrennen ſiegte Graf Henckels „Abraham“ vor „Pity the blind“ und 4 Dreijährigen, und im Eröffnungs-Handicap wurde Baron Springers „Verbena“ vor „Varo“ ꝛc. Erſte. Die Hindernisrennen fielen bis zum Schluſſe des Meetings faſt ohne eine Ausnahme an den Stall des Fürſten Auersberg, dem „Schwiningen“, „Manfred“, „Gardinella“ und „Nerv“ doppelte und dreifache Siege brachten.

— **Drei Kaiſer-Wanderpreiſe beſitzen jetzt die deutſchen** Radler. Der zu Gera iſt von Kaiſer Wilhelm I., der in Berlin von Kaiſer Friedrich III. und der in Frankfurt a. M. von Kaiſer Wilhelm II. geſtiftet.

— **Der Meiſterradfahrer von Europa, Auguſt Lehr, iſt in** Frankfurt a. M. beim Vorfahren einer fremden Maſchine im Training ſo unglücklich geſtürzt, daß er ſich einen Arm zweimal brach.

— **Eine alte Füchſin mit 11 Jungen wurde im Badiſchen** ausgegraben, doch war nicht feſtzuſtellen, ob dieſelben einer oder zwei Fähen angehörten.

Denkmäler.

— **Zu einem Denkmal Kaiſer Joſefs II., das in Brünn** errichtet werden ſoll, iſt ein Preisausſchreiben erlaſſen, das ſich an alle deutſchen Künſtler wendet und ſie zur Wettbewerbung auffordert. Als erſter Preis ſind 1000 Gulden, als zweiter Preis 500 Gulden feſtgeſetzt. Die Geſamtkoſten ſind auf 40,000 Gulden öſterreichiſcher Währung veranſchlagt. Die letzte Friſt für Einlieferung der Modellſkizzen iſt der 30. November 1889. Situationsplan und weitere Auskünfte erteilt Dr. Guſtav Trautenberger, Obmann-Stellvertreter des Kaiſer Joſef-Denkmalvereins zu Brünn in Mähren.

— **Die franzöſiſche Kammer hat 2,000,000 Franken für** ein Denkmal bewilligt, das die Revolution von 1789 verherrlichen ſoll. Hiervon ſollen 150,000 Franken für eine Preisbewerbung verwendet werden.

Geſtorben.

— Don José Francisco **Vergara**, bedeutender chileniſcher Staatsmann und Publiziſt, bekleidete verſchiedene Miniſterien, wurde dann Führer der Oppoſition und Bewerber um die Präſidentſchaft, am 13. März, in Santiago de Chile.

— C. **Thelemann**, ehemaliger herzoglich naſſauiſcher Gartendirektor und Kollegienrat, Autorität in der Gartenkunſt, 77 Jahre alt, am 4. April, in Karlsruhe.

— Graf Rudolf **Kinsky** zu Wchinitz und Tettau, k. k. Rittmeiſter a. D., 72 Jahre alt, am 14. April, in Wien.

— Georg Ritter Theodorovich von **Moligrad**, k. k. Generalmajor a. D., 59 Jahre alt, am 14. April, in Wien.

— Gräfin Valeria **Redern**, geborne Prinzeſſin Odescalchi, Witwe des königlich preußiſchen Wirklichen Geheimrats Grafen Heinrich von Redern, 73 Jahre alt, am 15. April, in Budapeſt.

— Dr. Ludwig **Fürth**, Privatdozent an der mediziniſchen Fakultät der Wiener Univerſität und Abteilungsvorſtand an der allgemeinen Poliklinik, einer der bekannteſten Kinderärzte Wiens, 54 Jahre alt, am 15. April, in Wien.

— Philo **Remington**, der Erfinder des unter dieſem Namen bekannten Hinterladergewehrs und früher Miteigentümer der großen Waffenfabrik in Ilion, 73 Jahre alt, Mitte April, in Silver Springs, Florida.

— Michele **Cuciniello**, bedeutender italieniſcher Dramatiker, am 17. April, in Neapel.

— Hermann **Sagert**, bekannter Kupferſtecher, 67 Jahre alt, am 20. April, in Friedenau bei Berlin.

— Adolf Karl von **Prenzel**, königlich ſächſiſcher Generalleutnant a. D., 83 Jahre alt, am 21. April, in Dresden.

— Barbey **d'Aurevilly**, hochbegabter Romanſchriftſteller, großer Sonderling, 82 Jahre alt, am 22. April, in Paris.

— Graf Wladislaw **Plater**, bekannter polniſcher Emigrant, Gründer des polniſchen Nationalmuſeums zu Rapperswyl am Züricher See, 63 Jahre alt, am 23. April, auf Broelberg bei Kilchberg in der Schweiz.

— Franz **Herz**, königlich bayriſcher Hofſchauſpieler, vorzüglicher Vertreter des komiſchen Charakterfaches, 72 Jahre alt, am 23. April, in München.

— Karl **Wartenburg**, bekannter Roman- und Bühnenſchriftſteller, 62 Jahre alt, am 24. April, in Gera.

— Paul **Bülow**, namhafter Porträtmaler, 46 Jahre alt, am 24. April, in Berlin.

— von **Bernuth**, königlich preußiſcher Juſtizminiſter a. D., lebenslängliches Mitglied des Herrenhauſes und Mitglied des Reichstages, der nationalliberalen Partei angehörig, 81 Jahre alt, am 25. April, in Berlin.

— Jan **Zabie**, Hiſtorienmaler, Lehrer für dekorative Malerei am pfälziſchen Gewerbemuſeum und an den Fachklaſſen der königlich bayriſchen Kreisbaugewerkſchule, am 25. April, in Kaiſerslautern.

— Joſef **Werndl**, Generaldirektor der öſterreichiſchen Waffenfabrikgeſellſchaft, am 29. April, in Steyr.

Die Jubelfeier der Schwedter Dragoner.

(Hiezu das Bild Seite 692.)

Das ſeltene Feſt zweihundertjährigen Beſtehens feierte am 24. April 1889 das zweite neumärkiſche Dragonerregiment, nach ſeiner Garniſonsſtadt Schwedt an der Oder meiſt kurzweg die Schwedter Dragoner genannt. Die Errichtung dieſes Regiments oder vielmehr die Uebernahme der Stammtruppe desſelben durch Kurfürſt Friedrich III. vollzog ſich in einer Zeit, in welcher Deutſchland kaum dem Namen nach vorhanden war, während die Sonderherrlichkeit der einzelnen Fürſten und Herren, der Biſchöfe und ſelbſtändigen Städte in höchſter Blüte ſtand. Man handelte damals mit Truppen, und im Wege des Kaufs ſind auch die heutigen Schwedter Dragoner einſt von Ansbach und von Nürnberg her in preußiſche Dienſte gekommen.

Der Kaiſer begrüßt das Regiment auf dem Exerzierplatz.

Es würde zu weit führen, die Geſchichte des Regiments hier wiederzugeben, es iſt genug, wenn wir wiſſen, daß dasſelbe die ganze Entwicklung der militäriſchen Verhältniſſe bis zu der ruhmvollen Höhe, auf welcher ſich dieſelben heute befinden, in guten und böſen Tagen mitgemacht hat.

Der Jubeltag war nicht nur ein Feſttag für das Regiment, er war es auch zugleich für ſeinen langjährigen Garniſonort Schwedt, ja weitumher im Umkreiſe der Stadt nahm die Bevölkerung den lebhafteſten Anteil daran. Krieger-, Schützen-, Turner- und andere Vereine waren herbeigekommen, um den Tag freudig begehen zu helfen, ſo daß das ohnehin ſo freundliche Oderſtädtchen zu einem großen Feſtplatz ſich geſtaltete.

Die höchſte Weihe aber erhielt die Feier dadurch, daß Kaiſer Wilhelm II. ſie durch ſeine Gegenwart verherrlichte. Ein Extrazug brachte den Kriegsherrn mit zahlreichem Gefolge unmittelbar an den großen Exerzierplatz des Regiments bei Heinersdorf, wo dasſelbe unter ſeinem hohen Chef, dem Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten von Braunſchweig, in Parade aufgeſtellt war. Es war ein prächtiger Anblick, als der Kaiſer durch eine Waldlichtung mit ſeinem ſchimmernden Gefolge daher geſprengt kam, um ſeine Dragoner zu begrüßen, und die Empfindung, die jeden Einzelnen dabei erfaßte, erhebend.

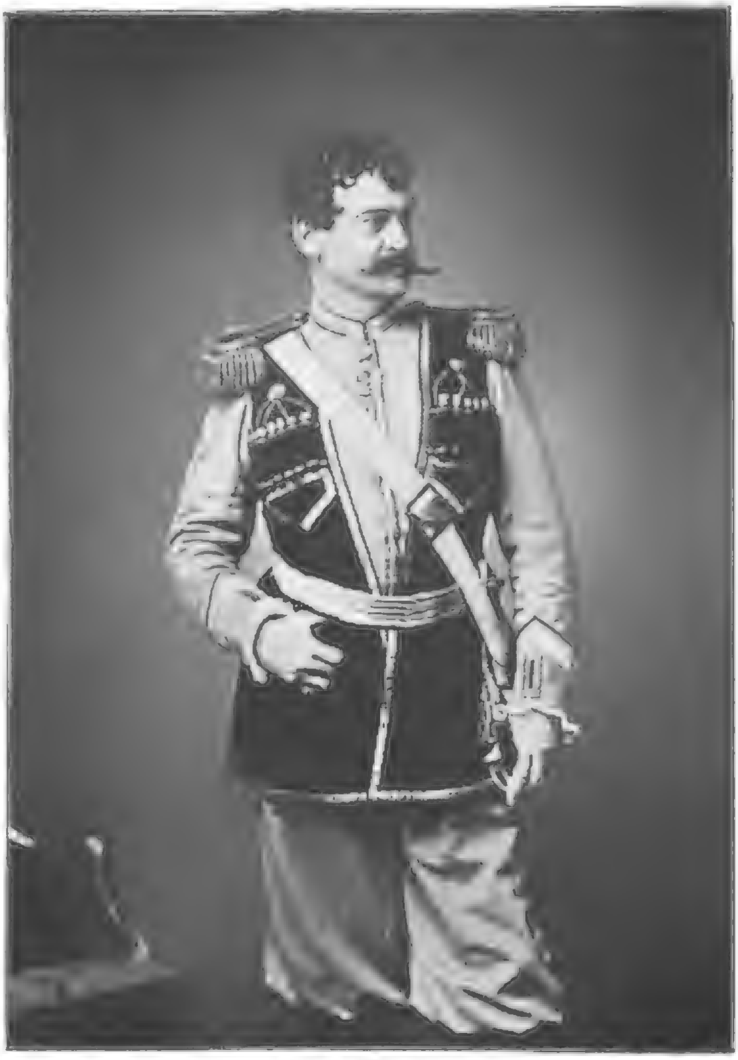
Der Kaiſer hatte zu dieſem Tage dem Regimente neue Fahnenbänder verliehen, die hier zum erſtenmale die ruhmreiche Standarte desſelben ſchmückten. Dann ließ der hohe Herr eine kurze Zeit exerzieren, bei welcher Gelegenheit Seine Majeſtät an der Spitze des Regiments auch die Hinderniſſe mit nahm, die dasſelbe im Laufe des Manövrierens zu nehmen hatte, und führte ſchließlich mit entblößtem Degen die Dragoner in die reich geſchmückte Stadt durch die vielen Tauſende von jubelnden Menſchen bis zum Schloß.

Bei dem Feſteſſen des Offizierkorps, dem der Kaiſer mit ſeinem Gefolge und zahlreichen Gäſten anwohnte, kleidete derſelbe den Toaſt auf das Regiment in die klangvollen und, wenn der Ausdruck hier geſtattet iſt, kernigen Worte Ernſts von Wildenbruch ein:

„Alt mein Panier, alt meine Ehr'!
Jung iſt mein Herz, ſcharf meine Wehr!"

Es braucht nicht betont zu werden, daß der kaiſerliche Trinkſpruch jubelnd begrüßt wurde, daß eine hohe Begeiſterung die Tiſchgeſellſchaft ergriff.

Um drei Uhr nachmittags verließ der Kaiſer wieder den Feſtort, begleitet von dem: „Heil Dir im Siegerkranz", das eine zahlreiche Menſchenmenge, die zum Bahnhofe geeilt war, anſtimmte. L.



Friedrich Mitterwurzer
als Oberſt Tſchernitſcheff in Julius von Werthers „Kriegsplan".

Markt in Pera.

(Hierzu das Bild Seite [illegible].)

Es lohnt nicht, von der tauſendfältig geprieſenen, wunderbaren Lage Konſtantinopels zu ſprechen, nur von Pera, dem eigentlichen Chriſtenquartier, das ſich nördlich über der Vorſtadt Galata erhebt, iſt hier die Rede. Pera iſt der Sammelpunkt aller Fremden, denen die Höhe einen weiten Ausblick über das goldene Horn, das Marmarameer und das aſiatiſche Gelände — ein märchenhaftes Bild — gewährt. Wenn der bekannte Ausſpruch wahr iſt, man ſolle Konſtantinopel nie betreten, um nicht durch den orientaliſchen Schmutz, den Geſtank der engen Gaſſen und durch die bunten Lumpen der dieſelben füllenden Bevölkerung enttäuſcht zu werden, ſo iſt doch noch ein Ausweg ratſam, ſich vor dieſer Enttäuſchung zu bewahren, nämlich vom Fenſter eines der zahlreichen fränkiſchen Pera-Gaſthöfe ungeſtört durch böſe Proſa das mächtige, zauberhafte Panorama zu überſchauen, vielleicht von da aus auch eine der gelegentlichen Feuersbrünſte zu genießen, die zumeiſt ganze Quartiere der elenden Gebäude zerſtören.

In Pera lebt ſich's nicht übel. Hier ſind die Geſandtſchaften, Theater, Klubs, Vergnügungsplätze europäiſchen [illegible], der Corſo, die große Straße, eine beliebte Promenade, und hier ſind zugleich die chriſtlichen Spitäler, deren Gaſtlichkeit, Einrichtung und geſunde Luft auch dem Kranken eine Wohltat inmitten des orientaliſchen Elends gewährt. Ganz natürlich kann ſich des letzteren auch dieſes Chriſtenquartier nicht erwehren, weil es mit der [illegible] verwachſen, von ihr umgeben iſt. Alles, was in dem großen, ſchreienden und tobenden Wirrwarr des konſtantinopolitaniſchen Lebens von den Fremden Vorteil ſucht, bewegt ſich auch hier die enge Gaſſe von Galata herauf; die Händler mit dem orientaliſchen bunten Flitterkram durchziehen die Straßen, belagern die Kaffeehäuſer, die Promenade, und die Peripherie dieſer Vorſtadt verſchwimmt natürlich in der Armſeligkeit griechiſcher, armeniſcher, bosniſcher, bulgariſcher und kleinaſiatiſcher Behauſungen.

Dieſen Charakter zeigen auch die Märkte, die in Pera gehalten werden. Plunder iſt die ganze Staffage, aber ſie iſt bunt und originell; die Fremden tummeln ſich gern darin herum, und die daheim unnahbarſte Dame findet es unterhaltend, in den Buden auf der Schilfmatte neben dem ſchmutzigſten jüdiſchen Roßtäuſcher zu ſitzen. Pera iſt eben eine chriſtliche Kolonie, in der man bei aller Bequemlichkeit des Abendlandes mit Behagen die Wunder des Morgenlandes genießt. W.

Friedrich Mitterwurzer.

Einer der genialſten unter den lebenden deutſchen Schauſpielern, wenn man dieſe Bezeichnung in der reproduktiven Kunſt gelten laſſen will, iſt unſtreitig der erſtaunlich vielſeitige Charakterdarſteller Friedrich Mitterwurzer. Er wurde am 15. Oktober 1845 in Dresden als Sohn des berühmten Baritoniſten gleichen Namens, der ſich rühmen durfte, Wagners Wolfram von Eſchenbach kreiert zu haben, geboren, mithin — da ſeine Mutter königlich ſächſiſche Hofſchauſpielerin war — als theatraliſches Vollblut. Wie jeder, der in ſeinem Beruf Erſchöpfendes leiſtet, diente er von der Pike auf, trieb ſich als junger Bengel bei den Wanderſchmieren der Lauſitz und des Vogtlandes herum, arbeitete im Chor und Ballet, bis endlich Heinrich Marr auf ihn aufmerkſam wurde und ihn nach Hamburg zog. Dort hatte er ſeinen erſten Erfolg als Schulmeiſter in der „Deborah", wurde aber von ſeinem Direktor Maurice, als er am folgenden Tage „Richard III." verlangte, auf zwanzig Jahre ſpäter verwieſen. Das vertrug ſein unruhiges Blut nicht; er ging nach Bremen, ſtieß dort buchſtäblich in der Hitze des Gefechts als „Romeo" ſeinem Mitſpieler [illegible] ein Auge aus und mußte darob aus Verona-Bremen Reißaus nehmen. Am Wallnertheater in Berlin hatte man gerade einen Darſteller zur Stiefelputzer mit Geſang nötig, und Mitterwurzer ſprang erfolgreich in die Lücke. In Graz endlich fand er ſein Fach als erſter Held und Liebhaber, wurde von dem großen Mimenentdecker Laube erkannt und ſtand nun jahrelang im Banne dieſes gewaltigen Bühnenleiters, dem er nach Leipzig und an das Wiener Stadttheater folgte, obwohl ihn inzwiſchen Dingelſtedt durch einen lebenslänglichen Vertrag an das Burgtheater zu feſſeln verſucht hatte. Es bedarf wohl keines entſcheidenderen Beweiſes für die Bedeutung, die Mitterwurzer damals ſchon hatte, als daß die großen Rivalen Laube und Dingelſtedt ihn gleichzeitig ſo lebhaft begehrten. Aber Mitterwurzer behagte die mit den letzten Lebensjahren Dingelſtedts bereits beginnende Senilität des Burgtheaters, in dem ſich eine Spielweiſe nach Schablonen ſtatt nach Individualitäten zu entwickeln begann, keineswegs; er fand, wenn wir die Lage der Burg in einem etwas keck erſcheinenden, aber harmlos gemeinten Bilde veranſchaulichen dürfen, den Teich ſchon zu ſehr mit behäbigen alten Wortführern im Chor der Fröſche beſetzt und ſprang wieder ins friſche Waſſer. Der Brand des Stadttheaters, an dem er zuletzt auch als Oberregiſſeur erfolgreich wirkte, trieb ihn aus Wien und in die weite Welt hinaus, die ſich für ihn bis nach San Franzisko öffnete. Gaſtſpiele an allen Orten begründeten ſeinen europäiſchen Schauſpielernamen, in dem letzten Winter das an Erfolgen und Ehren reichſte am Berliner Kgl. Schauſpielhaus, wo er als Quitzow alle überragte. Eines ſeiner letzten Gaſtſpiele war das am Stuttgarter Hoftheater. Ein Beweis für ſeine ſtaunenswürdige Wandlungsfähigkeit war, daß er in den ſo verſchiedenartigen Rollen des Narziß, Wallenſtein, Hüttenbeſitzer, Shylock, Richard III. und Tſchernitſcheff gleich lebhaft intereſſierte und das ſchwer zu erwärmende Publikum der ſchwäbiſchen Hauptſtadt zur Begeiſterung hinriß. Namentlich wurde ausnahmslos die letzte Rolle in Julius von Werthers hiſtoriſchem Intrigenſtück: „Der Kriegsplan", das ſich im Laufe von zehn Jahren mehr und mehr auf den Repertoiren der deutſchen Bühnen feſtgeſetzt hat, als ſeine glänzendſte Leiſtung beurteilt. Man kann in der That nicht vollkommener die verſchiedenartigen Poſtulate dieſer Figur, den Diplomaten und Flügeladjutanten des jungen Alexander I., den Bonvivant und Nationalruſſen vereinigen. Mitterwurzer iſt ein echter Menſchendarſteller; er macht nicht, er ſcheint nicht, er iſt! Das hat er hinreißend in der Rolle des Koſakenoberſten Tſchernitſcheff bewieſen, in der wir ihn unſeren Leſern im Bilde zeigen. O. L.

Neue Bücher und Schriften.

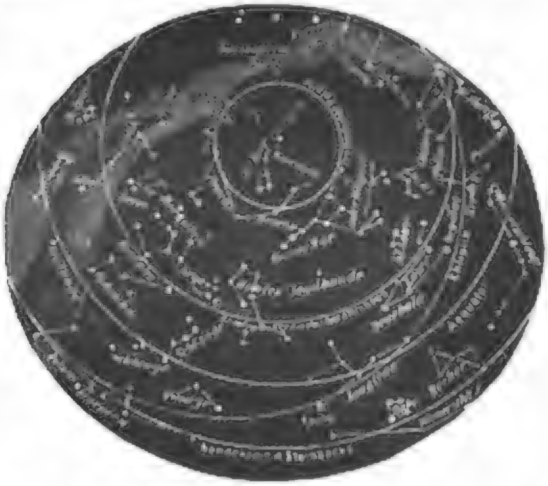
d'Albon, V., Kronprinz Rudolf. Sein Leben u. Wirken. Wien, G. Szelinski.
Bleibtreu, K., Der Erbe. Soziales Schauſpiel. Leipzig, W. Friedrich.
Böttger, H., Offen geſtanden. — — Epigramme. Braunſchweig, B. Goeritz.
[illegible], O., Ueber die gemeinſame Erziehung beider Geſchlechter an den höheren Schulen. Hamburg, Verlagsanſtalt & A.-Ges.
Deutſche [illegible]. 1. Heft: [illegible] Schriften von Dr. Jos. [illegible]. [illegible].
[illegible], C., Koloniales. Umfaſſende Darſtellung der Kolonialverhältniſſe des Deutſchen Reichs. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.
Förſter, [illegible], Das Leben Emma Förſters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Berlin, [illegible].

Ganitom, E., Tereegil. Ein epiſches Gedicht. Leipzig, W. Friedrich.
Hilſe, K., Berlins Anhang an die Eiſenbahnen. Eine eiſenbahnpolitiſche Betrachtung. Wiesbaden, J. F. Bergmann.
Himmel u. Erde. Populäre illuſtr. Monatsſchrift, hrsg. v. Dr. M. Wilh. Meyer. I. Jahrg., 8./9. Heft. Berlin, H. Paetel.
Hoffmeiſter, H., Durch [illegible] nach [illegible]. Tagebuchblätter. Berlin, R. Eiſenſchmidt.
Jahrbuch der Königlich preußiſchen Kunſtſammlungen. X. Band. 1. Heft. Berlin, G. Grote.
Kronprinz Rudolf-Lieder, von einem Wiener Arzt. Wien, M. Spilleſt.
Le comte de Chambrun, ses études politiques et littéraires par l'auteur de „la comtesse Jeanne“. Paris, Calmann Lévy.
Lindemann, W., Geſchichte der deutſchen Literatur. 6. Aufl. II. Abteil., bearb. v. A. Sarter. Freiburg, Herder.
Tarlow, H., Bilder u. Skizzen aus Spanien. Reiſeerinnerungen. Leipzig, P. Günther Nachfolger.
Paul, E., Das ruſſiſche Heer und ſeine wirtſchaftl. Bedeutung. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.
Reichhold, K., Syſteme der Baſtik. 1. Abteil. Würzburg, A. Stuber.
Rieß, Ed., Die Edelſteinkunſt. Klagelied. 2. Aufl. Berlin, Selbſtverlag (Wilhelmsſtraße 41 a).
Spielhagen, Fr., Ausgewählte Romane. Lief. 1,2 (in ca. 60 Lief.). Leipzig, L. Staackmann.
Springer, A., Grundzüge der Kunſtgeſchichte. 3. Aufl. IV. Band. Leipzig, E. A. Seemann.
Stengel, E., Die Anfänge der Sprache. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.
Ueden, M., Alarich. Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, C. Reißner.
Wolf, G., Unſere Toten. Deutſche Lieder u. Romanzen. Paderborn, F. Schöningh.
Wiermann, Dr. H., Fürſt Bismarck. 2. Aufl. Leipzig, Rengel.
Weiſe-Wildermuth, Deutſches National-Kochbuch. Lief. 2-8. Stuttgart, Levy & Müller.

Aſtronomie.

Juni 1889.

Von dem Wagen befindet ſich der äußerſte Stern um 8 Uhr abends gerade über uns. Südlich davon ſind die Sterne erſter Größe, zuerſt Arctur im Bootes, ſodann Spica in der Jungfrau. Im Oſten läßt uns ein gleichſchenkliges Dreieck auf, deſſen Eckpunkte die drei Sterne Deneb im Schwan, Wega in der Leyer und Atair im Adler bilden. Unterhalb des Wagens in weſtſüdweſtlicher Richtung iſt das Sternbild des Löwen mit dem Regulus. Gegen den Horizont in nordweſtlicher Richtung begegnen wir Caſtor und Pollux in den Zwillingen und der Capella im Fuhrmann. Tief unter dem Polarſtern, gerade im Norden ſteht die leicht zu erkennende Kaſſiopeia. Venus und Mars gehen früh unter, ſind daher um 8 Uhr abends nicht mehr ſichtbar. Saturn, welcher ſich rechts von dem Löwen befindet, nähert ſich dieſem etwas im Laufe des Monats. Jupiter geht noch vor Mitternacht in ſüdöſtlicher Richtung auf und bewegt ſich ſehr nahe am Horizont. Am 6. Juni erreicht Venus ihren höchſten Glanz und befindet ſich am 23. zwei Vollmondsbreiten nördlich vom Mond, welcher im Abnehmen begriffen iſt. Saturn ſteht am 3. drei und ein halb Vollmondsbreiten ſüdlich vom Mond.



Lotterieziehungen im Monat Juni.

Am 1. Amſterdamer Induſtriepalaſt 2½-Gulden-Loſe vom Jahre 1869, 1000 Stück, jedes Los à 3 fl. zahlbar ſofort (21. Ziehung). — Badiſche 100-Thaler-Loſe à 4 % vom Jahre 1867, höchſter Preis 40,000, niedrigſter 300 Thlr., zahlbar am 1. Auguſt 1889 (22. Ziehung). — Gothaer 5 % Grundkr.-Pfandbriefe à 100 Thaler 1. Em. vom Jahre 1869, Prämienziehung am 1. Oktober. — Gothaer 5 % Grundkr.-Prämienpfandbriefe 2. Em. vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. Oktober. — Gothaer 5 % Grundkr.-Pfandbriefe 3. Em. vom Jahre 1873, höchſter Preis 1100, niedrigſter 110 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1889 (17. Ziehung). — Gothaer 5 % Grundkr.-Pfandbriefe 3a. Em. vom Jahre 1873, höchſter Preis 3300, niedrigſter 330 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1889 (15. Ziehung). — Gothaer 5 % Grundkr.-Pfandbriefe 3b. Em. vom Jahre 1880, höchſter Preis 3300, niedrigſter 330 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1889 (10. Ziehung). — Gothaer 4½ % Grundkr.-Pfandbriefe 4. Em. vom Jahre 1878, höchſter Preis 1100, niedrigſter 110 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1889 (17. Ziehung). — Köln-Mindener Eiſenbahn 100-Thaler-Loſe à 3½ % vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. Auguſt. — Kurheſſiſche 40-Thaler-Loſe vom Jahre 1845, Prämienziehung am 1. Juli. — Oeſterreichiſche 100-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, höchſter Preis 150,000, niedrigſter 200 Gulden, zahlbar am 1. September 1889 (106. Ziehung). — Stadt [illegible] 150-Franken-Loſe à 4⅔ % vom Jahre 1868, höchſter Preis 20,000, niedrigſter 150 Fr., zahlbar am 1. November 1889 (38. Ziehung). — Stadt Trieſt 100-Gulden-Loſe à 4½ % vom Jahre 1855, höchſter Preis 30,000, niedrigſter 100 Gulden, zahlbar am 8. Juni 1889 (34. Ziehung). — Türkiſche 400-Franken-Loſe à 3 % vom Jahre 1870, höchſter Preis 300,000, niedrigſter 400 Franken, zahlbar am 6. Juli 1889, 55 % (118. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhauſener Eiſenbahn 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1862, höchſter Preis 12,000, niedrigſter 10 fl., zahlbar am 15. Dezember 1889 (65. Ziehung). — Stadt Ofen 40-Gulden-Loſe vom Jahre 1859, höchſter Preis 30,000, niedrigſter 60 fl., zahlbar am 15. Dezember 1889 (38. Ziehung). — Am 20. Stadt Venedig 30-Franken-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 30 Fr., zahlbar am 1. November 1889 (59. Ziehung).

Kartenſpiele.

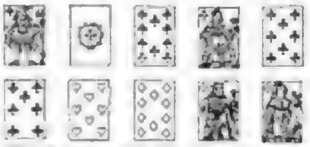
(Redigiert von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 81.

Skat.

(Eingeſandt)

Mittelhand reizt, mit 14 Points in der Hand, ohne eine Rückſicht, und muß paſſen, da Vorhand Tournée annimmt; er würde ſomit ſicher Tournée — es liegen zwei Farben im Skat — als auch jedes Solo verloren haben. Nachdem auch Hinterhand gepaßt, erklärt Vorhand Treff-Solo auf folgende Karten:

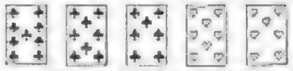


Wie müſſen die Karten verteilt ſein, wenn Vorhand dieſes Spiel mit Schneider verliert?

Auflöſung der Aufgabe Nro. 79:

Ecarté.

Der Gegner hat:



Ob der Spieler in Vorhand Atout fordert oder in Hinterhand abwerfen muß, iſt gleich, er hat ſtets drei Stiche abzugeben.

Rätſel.

Umſtellrätſel.

Die 28 Buchſtaben des oberen Teils des durch Stufenlinien abgeteilten Schachbretts ſind

A	A	A	C	D	E	E	A
E	E	G	G	H	I	A	A
I	L	L	M	N	A	A	A
N	N	N	O	A	C	C	H
O	O	R	H	H	I	I	I
R	R	I	J	L	M	N	N
U	N	O	O	R	R	R	R
S	S	S	T	T	T	U	W

ſo umzuſtellen, daß dieſelben folgende Wörter ergeben: erſte Reihe (von links nach rechts geleſen) europäiſcher Staat; zweite Reihe Spottrede; dritte Reihe Name einer Oper; vierte Reihe ein ſeltener Waldbewohner; fünfte Reihe portugieſiſche Beſitzung; ſechſte Reihe Säugetier; ſiebente Reihe Vokal; ſiebente Reihe (nach oben geleſen) einen bibliſchen Rufnamen. Die 36 Buchſtaben des unteren Teils ergeben, richtig geſtellt: erſte Reihe zur Rechten (von oben nach unten geleſen) eine Naturerſcheinung; zweite Reihe bekannter Illuſtrator; dritte Reihe Stadt in Frankreich; vierte Reihe Theaterpuppe; fünfte Reihe Fluß; ſechſte Reihe Fiſch; ſiebente Reihe Umſtandswort; achte Reihe Konſonant; achte Reihe (von rechts nach links geleſen) einen Sinn. Nach Richtigſtellung ergeben die 15 zu beiden Seiten der Stufenlinie liegenden Buchſtaben den Namen eines bekannten Liedes.

Auflöſung des Silbenrätſels Seite 666:

Perron (Bahnſteig)
Athene
Uriah
Luiſe
Habicht
England
Yukatan
Sandmann
Erdnuß
Dreifuß
Iſe
Epheſus

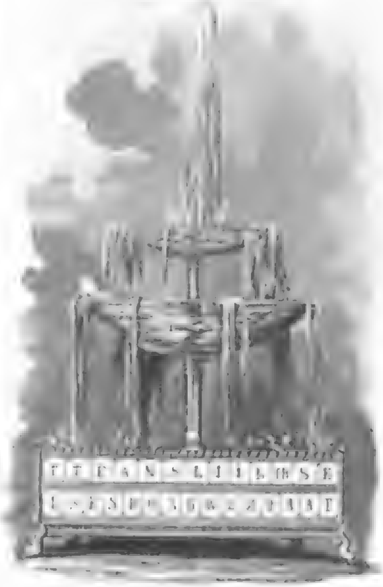
Kienzburg
Indiana
Reformatio
Tuberoſe
Eglantine
Rabbiner
Düſſeldorf
Emmerich
Reſeda
Wermut
Elias
Lahnau
Tübingen

Paul Heyſe, „Die Kinder der Welt“.
Guſtav Freytag, „Soll und Haben“.

Silbenrätſel.

Wer meine erſte Silbe thut,
Iſt meiſt ein brav'rer Mann,
Doch paßt ihm Hoheit, iſt kein Land
Wer übel oft daran.
Wer meine erſte Silbe iſt,
Iſt zeitlichen Geſchicks,
Doch führt auch hier der Lebensweg
Zuweilen links, ſtatt rechts.
Was meine zweite Silbe, nennt
Ein rückgewonnen Land,
Geſtritt und beſungen oft
Als Feſt- und Stammverwandt.
Wer mein mit letzter Silbe rief,
Sucht oft am ſchnöden Gold.
Doch iſt der Neuzeit Hölliſches
Der Vergangenheit nicht hold.
Das Ganze iſt oft ſchwer, oft leicht,
Oft treu, oft glückverheißend.

Fontänenrätſel.



Auflöſung des Silhouetten-Scherzrätſels „Der Papagei“ Seite 666:

Numeriert man die Querlinien, welche die Zeichnung durchziehen, von unten nach oben zu fortlaufend mit den Zahlen 1—15, und lieſt dann in dieſer Ordnung alle bei den Kontaktſtellen befindlichen Buchſtaben ab, und zwar nur jene Spitzen der Zeichnung, die die Querlinien berühren, ſo erhält man den Satz: „Ein toter Schwätzer“.

Schach.

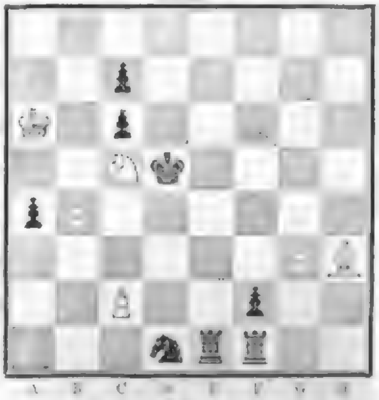
(Redigiert von Jean Dufresne.)

Auf die folgende für uns beſtimmte feine Kompoſition des ſerbiſchen Meiſters Nicola Sardotſch machen wir unſere Schachfreunde aufmerkſam.

Aufgabe Nro. 503.

Von Nikola Sardotſch in Trieſt.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 500:

Weiß.	Schwarz.
1) D 5 — D 6	1) F 4 — E 3.
2) T. C 7 — A 7	2) K. F 5 — F 4 oder — G 6 (E 6).
3) T. A 7 — F 7 oder — H 7 (D 7) Matt.	
B)	
1)	1) K. F 5 — E 4.
2) T. C 7 — C 1	2) K. E 5 — D 4 oder — F 5.
3) T. C 1 — C 3 oder — G 5 Matt.	
C)	
1)	1) K. F 5 — F 4.
2) T. C 7 — C 5	2) K. F 4 — F 3 oder E 6 — E 5.
3) T. C 5 — F 5 Matt.	

Schachbriefwechſel.

Hrn. Martin in Leipzig. Ihre vermeintlichen Nebenlöſungen von Nro. 496 ſind unrichtig. Nach 1) T. [illegible] D 6, E 4, [illegible] bleibt S. H 6 — F 8, gedeckt durch den Bauer E 6, das Matt, das Sie für unvermeidlich halten. [illegible] Schwarz [illegible] ſpielt. Das liegt doch ſehr nahe. — J. Steiner in Bern und [illegible] in Lodz. In Nro. 495 wird der Zug 1) K. [illegible] durch S. H 1 — F 2 widerlegt. [illegible] — D 4 Schach, wogegen die [illegible] Löſung ſcheitert. — F. Huber, ſtud. [illegible] in [illegible]. [illegible] — Hermann [illegible] in Hamburg. Nro. 497 R. In Nro. 495 führt 1) T. [illegible] nicht zum Ziel, weil D 5 — E 4 folgt. [illegible] — Salomon [illegible] in [illegible]. In der [illegible] Aufgabe Nro. [illegible] hat, wie wir bereits früher ausgeführt haben, der [illegible] Zug 1) T. [illegible] — A 4 nicht den gewünſchten Erfolg. Schwarz ſpielt [illegible] und [illegible] das Matt [illegible] — Hrn. Georg Schlegel in Wien. Der [illegible] Wilhelm [illegible] ein [illegible] — Frau [illegible] R. in Helſingfors. Nro. 493 R. — Frl. Martha [illegible] in [illegible]. Nro. 491 R. Freundlichen Gruß. — J. [illegible] in [illegible] und [illegible] in Stuttgart. Nro. 497 und 498 R. In Nro. 497 nach 1) [illegible] — A 4 folgt 2) T. [illegible] — D 4, worauf kein dreizügiges Matt herbeigeführt werden kann. — Charles [illegible] in Helſingfors. Nro. 495 und 497 R. — [illegible] in Hamburg. [illegible] in München. Nro. [illegible] R. — [illegible] in Hamburg. Nro. [illegible] und 497 R. — Dr. [illegible] in [illegible]. Nro. 496—498 R. — Paul [illegible] in Riga. Nro. 494 und 495, ebenſo Nro. 497 und 498 R. Wir bitten Sie [illegible] zu frankieren; wir mußten Strafporto zahlen. — [illegible] in [illegible]. Nro. 497 und 498 R. — [illegible] in [illegible]. Nro. 497 R. — J. [illegible] in Dresden. Nro. 496 R. — [illegible] in Leipzig. Nro. 496—500 R. — A. [illegible] in Moskau. Nro. 497 und 498 R. — [illegible] in [illegible]. Nro. 496, 497 und 500 R. Die Aufgabe dankend erhalten. — Dr. [illegible] in Heidelberg. Nro. 497—500 R. [illegible] — [illegible] in Weſel. Nro. 496—500 mit bekannter Sorgfalt korrekt gelöſt. — [illegible] in Hamburg. Bitte um gefällige genaue Angabe Ihrer werten Adreſſe.

Briefmappe.

Europamüder. Es waren uns ein Briefchen für Sie zugeſchickt, das auf Wunſch zu Ihrer Verfügung ſteht. Beſſer wäre es wohl geweſen, die [illegible] an ſich auf den Kern der Sache einzugehen.

W. in Hermannſtadt, Siebenbürgen. 1) [illegible] Patent Dr. A. [illegible] & Co., Bremen. 2) Irren wir nicht, ſo befindet ſich in Graz eine Filiale. Die weiteren Erkundigungen müſſen wir Ihnen anheimgeben.

A. G. in Halle a. S. [illegible]

B. L. in Graz. Der Stoff würde bei den meiſten unſerer Leſer auf Widerſpruch ſtoßen, da ſie nicht den [illegible] in die [illegible] [illegible] Gewiß würden und dürften Sie ſich gegen dieſe Unterſchiebung ebenſo [illegible] als wir, aber gleichwohl gibt es nur ein Mittel [illegible], und das iſt [illegible] Dank!

„Billig und gut" in Aachen. Der Jahrgang 1882 der „Deutſchen Romanbibliothek" kann jetzt nicht mehr zu dem ermäßigten Preiſe geliefert werden, da der hiefür beſtimmte Vorrat vollſtändig vergriffen iſt. Dafür können Sie aber den Jahrgang 1883 broſchiert für 3 ℳ (anſtatt 8 ℳ) oder fein in 2 Bände gebunden für 7 ℳ (anſtatt 12 ℳ) [illegible] und durch Ihre Buchhandlung beziehen. [illegible]

„Erzählung der Sauerzapfen in Schweden." Wir erhalten für Sie folgende Zuſchrift: „In meiner Vaterſtadt Sulzbach in der Oberpfalz in Bayern waren die Sauerzapfen eines der erſten Patriziergeſchlechter. In deren Hauſe [illegible] Sulzbach war früher die Reſidenzſtadt [illegible] der Herzog Karl Auguſt [illegible] daß der [illegible] Sauerzapf ſeine Ahnen in Sulzbach in der Oberpfalz zu ſuchen hat. An der Pfarrkirche zu Sulzbach iſt noch heute ein Grabdenkmal mit dem Sauerzapfen-Wappen zu ſehen, und [illegible] der Sauerzapfen [illegible] erwähnt". Wir wiſſen nicht, ob Ihnen damit gedient wird, wollten Ihnen aber das für Sie [illegible] nicht vorenthalten.

Rudolf R. in München. [illegible]

Sparſame Hausfrau in München. 1) Wenden Sie ſich an die [illegible] in Berlin [illegible] 2) Abonnieren Sie auf den „Bazar". Sie finden in dieſer Damen- und Modenzeitung par excellence ſchöne und geſchmackvolle Handarbeitsvorlagen.

Frau Aſſeſſor H. Belehrung und Aufſchluß über Ihre Fragen finden Sie in der Schrift von [illegible]: „[illegible], die Grundlage einer neuen [illegible]" (W. [illegible] Verlag, Stuttgart. 2 ℳ).

Johanna H. in J. Wenn Sie darauf ſagen wollen: „Der Hut hat ſo lange wie ich" ſo muß es heißen „Der Hut hält noch aus". [illegible] also „mir" für den [illegible], obgleich der Akkuſativ „mich" nicht unter allen Umſtänden [illegible].

R. C. in Graz. Wie kommt es, daß Sie das nicht längſt in [illegible] Heft 14 abgedruckt gefunden und ebenda den darauf bezüglichen [illegible] geleſen haben?

Gt. W. in K. Das Wanderlied [illegible] und klingt namentlich an Geibels „Wer recht in Freuden wandern will" zu auffallend an. Von den beiden anderen Gedichten wollen wir das eine oder andere [illegible].

C. W. in Sch. bei St. In ſolchen Dingen kann jeder Staat den [illegible] Unterthanen gegenüber nach ſeinem Belieben verfahren, [illegible] die von Ihnen angegebenen Verfügungen treffen.

C. E. in Miskolcz. Leider müſſen wir Ihnen ſagen, daß in den eingeſandten Arbeiten [illegible] Begabung wahrzunehmen iſt und wir ſie [illegible] Verwendung finden.

Kaffeeklatſch und [illegible] dankbarer Leſer in Glogau. Weshalb Sie auf dieſen Herrn verfallen, der unſeres Wiſſens hier durchaus nicht gemeint iſt, begreifen wir nicht recht. [illegible] Sie um nähere Aufklärung bezüglich Ihrer [illegible] Veranlaſſung erſuchen?

„Der Menſch iſt nur Wind und Schatten",
Hierüber [illegible] zwar,
Aber 's klingt nicht wunderbar,"

würden die beiden edlen ſpaniſchen Granden in [illegible] „[illegible]" ſagen und ſie hätten damit den Nagel auf den Kopf getroffen. [illegible]

O. in [illegible]. 1) Wir verweiſen Sie auf die [illegible] Wiedergabe der [illegible], welche im Verlag von Karl Siegismund in Berlin W., [illegible] 46, erſchienen iſt. [illegible]

Siegmund K. in Wien. [illegible] nicht friſch und kräftig genug im Ausdruck.

H. Emil Kr. in G. Darüber gibt Ihnen jede gute Buchhandlung die gewünſchte Auskunft.

M. von E. in L. Zu ſolchem Zweck iſt erforderlich: entweder die Vorlegung des Abiturienten-Zeugniſſes eines deutſchen Gymnaſiums [illegible] oder die Ablegung der Fähnrichsprüfung vor der Ober-Militär-Examinations-Kommiſſion. [illegible] „Die Berufswahl im Staatsdienſte", [illegible] Auflage, Verlag von C. A. Koch in Leipzig, und H. [illegible], „Der Militär- und Staatsdienſt", Verlag von [illegible], beide durch jede Buchhandlung zu beziehen.

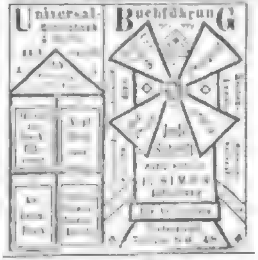
„[illegible]". Die Adreſſe dieſes Graphologen, mit dem Sie ſich über alles Weitere am beſten unmittelbar ins Einvernehmen ſetzen, lautet: J. [illegible], Sprachlehrer, Stuttgart, [illegible]ſtraße 21.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte [illegible] | Die Direction
Bremen. | des Norddeutschen Lloyd.

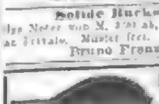
Wer billig lachen will,
[illegible]
Der Dorfbarbier
[illegible]
Berlin SW.



Universal-Buchführung

Badeeinrichtungen
[illegible]
Douche-Apparate,
Badestühle
[illegible]
Zimmer-Closets
Emaill. Abortrichter
[illegible]
Eisschränke
[illegible]
Zepperuick & Hartz,
[illegible]

Solide Buckskins.
[illegible] Meter von M. [illegible] ab, versendet nach [illegible] Muster frei.
Bruno Frenzel, Cottbus.



L. Jacob,
[illegible]
Stuttgart.
[illegible]

Abonnements für den Monat Juni
für 1 Mrk. 75 Pf. bei allen Poſtanſtalten.

Ca. 70 Tauſend Probe-Nummern
[illegible] gratis und franko.

Berliner Tageblatt
u. Handels-Zeitung
mit Effekten-Verloſungsliſte nebſt ſeinen wertvollen Separat-[illegible] „ULK", [illegible] „Deutſche Leſehalle", feuilletoniſt. Beiblatt „Der Zeitgeiſt", „Mitteilungen über Landwirtſchaft, Gartenbau und Hauswirtſchaft".

[illegible] das „Berliner Tageblatt" [illegible]
gebildeten Geſellſchaftskreiſe
[illegible] in Deutſchland und im Auslande iſt das „Berliner Tageblatt" die am meiſten verbreitete
große deutſche Zeitung
[illegible] allen Anforderungen [illegible]

Allen neu hinzutretenden Abonnenten
[illegible] Roman von
E. Vely, unter dem Titel „Malaria"
[illegible]

[illegible] in München [illegible]

Transportable Fördermaſchinen u. Dampfwinden,
Dampfkrähne, Frictionswinden, Dampfhaspel,
Schieber-Luftcompreſſoren und Lufthaſpel

Menck & Hambrock, Ottenſen

Baron St. auf Schloß T. bei P., Niederbayern. [illegible] „Der Jäger“. Verlag von August Schröter in Ilmenau [illegible]

Mrs. A. O. in Dallas, Texas. [illegible]

H. G. in G. Zur [illegible] Ausgabe mit Dank angenommen.

Alwine F. in Sp. Der Ursprung der Redensart „wie von der Tarantel gestochen“ [illegible] Tarantula Apuliensis [illegible]

William M. in Dresden-Blasewitz. [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible]

Gesundheitspflege.

L. J. in Baden. [illegible] oder auch ferner Rußland [illegible]

C. A. in Arg. [illegible]

F. P. in [illegible]. [illegible]

Ein Abonnent in L...berg. Wenden Sie sich an Ihren Arzt.

Hedwig v. L. [illegible]

Eine Rheinländerin. [illegible] Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ ([illegible] 4);
Budapest: Moriz Hecht ([illegible]).

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] — [illegible]

Illustrationen: [illegible]

Belletristische Novitäten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In ferner Inselwelt.
Roman von
Christian Benkard.
2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Waldidyll.
Roman von
Robert Byr.
Preis geheftet Mark 3.—; fein gebunden Mark 4.—

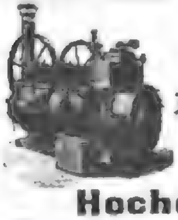
Onkel Hermann.
Novelle von
Emile Erhard.
Zweite Auflage. Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Justiz der Seele.
Roman von
Anton von Perfall.
Preis geheftet Mark 3.—; fein gebunden Mark 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes,
Anzeigen
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 50 ₰ Reichswährung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Künstler-Ausgabe von „Ueber Land und Meer“.
Wöchentlich eine Nummer von mindestens 2½ Bogen größt Folio auf feinstem Velinpapier in Umschlag
mit jährlich 8 Extra-Kunstbeilagen.
Preis vierteljährlich für 13 Nummern in Umschlag 6 Mark.
Die soeben erschienene Nummer 33 enthält als Extra-Kunstbeilage: „Dame am Klavier“. Nach einem Gemälde von F. v. Mieris d. Ae.
In den bisher erschienenen Nummern des Jahrgangs 1889 sind folgende Extra-Kunstbeilagen zur Ausgabe gelangt:
„In Rosen“. Nach einem Gemälde von P. Linder.
„Schloß Herrenchiemsee“. Photogravüre nach einem Gemälde von Professor H. Breling.
„Esmeralda“. Nach einem Gemälde von P. Linder.
„Kinderbeichte“. Nach einem Gemälde von Hermann Kaulbach.
„Ein Schützenfest“. Nach einem Gemälde von A. Schram.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements auf die Künstler-Ausgabe von „Ueber Land und Meer“ jederzeit entgegen. Die bereits erschienenen Nummern nebst den Extra-Kunstbeilagen werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen noch zum Subskriptionspreis nachgeliefert.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.



R. WOLF
in
Magdeburg-Buckau
baut als Hauptspecialität:
Fahrbare und stationäre
Hochdruck- und Compound-Locomobilen
mit
ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern bis zu 120 Pferdekraft.
Die Wolf'schen Locomobilen welche auf allen [illegible] Locomobil-[illegible] in Bezug auf den sparsamsten Kohlenverbrauch stets der Sieg [illegible] gegenüber den bestconstruirten stationären Dampfmaschinen bedeutende Vorzüge auf.
Eine von R. Wolf erbaute [illegible] Compound-Locomobile bedurfte nach amtlicher Ermittelung pro Stunde und effective Pferdekraft nur 0,964 Kg. Steinkohle.
Die aus der Fabrik seit 27 Jahren hervorgegangenen Locomobilen (mehrere [illegible]) sind gegenwärtig noch sämmtlich in [illegible]

Zellenloff-Unterjacken
[illegible]
Netz-Jacken
[illegible]
[illegible] & Söhne, Freiburg, Baden

ADRESSEN-BUREAU TRIER
[illegible]
Tapeten Tapeten
[illegible]
C. Seithenberg.
[illegible] (Baden).

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
Preislisten gratis.

DER GUTE TON
IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von Franz Ebhardt. [illegible] Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. [illegible] Goldschn. 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. [illegible] geb. 6 Mk. Prospekte gratis u. franko. Zu bez. durch alle Buchh. oder direkt [illegible] vom Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W. [illegible]

Fast in jeder Familie
[illegible]
Franz Hess in Freising.
[illegible]

PATENTE
[illegible]
RICHARD LÜDERS,
[illegible] Görlitz.

[illegible]

Photographie-Agentur
[illegible]

Chemische Wasch-Anstalt
[illegible]
Herren & Damen-Garderobe
[illegible]
Spindler
[illegible]

Sensationelle Neuheit!!
Photogr. Universal-Apparat
[illegible] Jedermann kann ohne [illegible] gute [illegible]
Wolff & Ricks.
Berlin [illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à

Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: Georg-Victor-Quelle und Helenen-Quelle sind seit bekannt durch unübertroffene Wirkung bei Nieren-, Blasen- und Steinleiden, [illegible] und Harnbeschwerden, [illegible] als Tafelwasser. [illegible] Inspektion der Wildunger Mineralquellen [illegible]

Bad Lauterberg am Harz

Kaltwasser-Heilanstalt und klimatischer Kurort

[illegible] Nordheim-Nordhausen.

[illegible] 1839. [illegible]

herrliche Umgebung.

[illegible] die Badeverwaltung.

SODENER WARMBRUNNEN III

wird bei catarrhalischen Zuständen der Schleimhäute, bei acuten und chronischen [illegible] catarrhen des Kehlkopfs und der Bronchien [illegible] gleich, wie die Sodener Quellen [illegible] Alle Mineralwasserhandlungen [illegible]

Brunnenverwaltung Bad Soden a. T. Ph. Herm. Fay & Co.

Königliches Bad Oeynhauſen.

[illegible]

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von [illegible] Chlorlithiumquelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogl. Badeanstalt „Friedrichsbad“

während des ganzen Jahres geöffnet

Musteranstalt, einzig in ihrer Art in Vollkommenheit u. Eleganz. Mineral- und medicin. Bäder jeder Art. [illegible] Privat-[illegible] mit Thermalbädern [illegible] Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 1 Personen. Terrain-Kurort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten [illegible] Versand des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung.

Konversationshaus mit prachtvollen Konzert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschaftssälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Kurorchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. [illegible] Pferderennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten. Mädchen-Pensionate. Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. Billige Pensionen. [illegible]

Das souveraine Heilmittel

der Lungenſchwindſucht [illegible] Stickſtoff-Einathmungen [illegible]

Bad Lipp-Rapoſſt-Halle a. S.
Dr. Steinbrück

Wildbad im Württembergischen Schwarzwald.

Saison-Eröffnung am 1. Mai 1889.

Im Mai und September ermässigte Kur- und Badertaxe. Prospekte können von der Kgl. Bad-Verwaltung unentgeltlich bezogen werden.

Beginn der Sommersaison 15. Mai.

Leuze'sches Mineralbad Berg-Stuttgart (Württbg.)

Inselbad.

Post- und Telegraphenstation.

Sommer- und Winterkurort

Heilanstalt für Magen- u. Frauenkrankheiten.

[illegible] mit 20,4° Celsius [illegible] Wärme.

Naturwarme und mit Dampf erwärmte Mineralbäder (Sommer und Winter). [illegible]

Eigenes Kurhotel mit [illegible] 150 Zimmer, Salons und Gesellschaftsräume. [illegible]

Pensionspreise billigst.

Funktionirende Aerzte: Professor Dr. E. Ott, Spezialarzt für Magenleiden. Dr. Rob. Herdegen, Spezialarzt für Frauenkrankheiten.

Die Heilanstalt ist das ganze Jahr geöffnet.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

[illegible] für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speciell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

GENF. – Schweiz.

Collège international, Pensionnat „La Châtelaine“ à Morillon.

[illegible]

Heilanstalt für

Nervenkranke

zu Bendorf am Rhein.

Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Pension Bad Nauheim

[illegible]

Bad Driburg

Kurinstitut für Damen

[illegible] Dr. Riefenstahl.

[illegible]

Kl. Kinder-[illegible] J. J. [illegible] Rudolf Mosse, Berlin SW.

Dame

[illegible]

IN DEN APOTHEKEN:

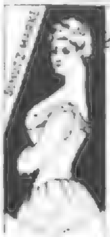
ENGELHARD'S

Isländisch Moos-Pasta

gegen

HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.



[illegible]

L. Fritsch.

[illegible]

Chirurgische Gummiwaren aller Art. Illustr. Preisliste, [illegible]

W. Krahl, Berlin SW., [illegible]

Cognac

der Export-Cie. für Deutschen Cognac Köln a. Rh., Salierring 55,

bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

Man verlange stets Etiquettes mit unserer Firma.

Directer Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

Garnier'sche Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt.

(Höhere Bürgerschule — ohne Latein)

Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H.

Aufnahme im April und October. Die Reifezeugnisse berechtigen zum einjährigen Militärdienste.

Prospecte und nähere Auskunft durch den jetzigen Besitzer

Dr. L. Proescholdt.

Dr. Kadner's Sanatorium,

Niederlössnitz bei Dresden.

[illegible]

See- und Soolbad Kolberg.

[illegible]

Kurort Salzbrunn, Schlesien.

Bahnstation, 407 Mtr. Seehöhe, mildes Gebirgsklima. Saison vom 1. Mai bis Ende September. Alkaliſche Quellen erſten Ranges, Molkenanſtalt, Milchkuren, Kefir, Badeanſtalten, Maſſage. Großartige Anlagen. Wohnungen in allen Preiſen. Heilbewährt bei Erkrankungen der Athmungsorgane [illegible] Magens, bei Scrophuloſe, Nieren- und Blaſenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeſchwerden und Diabetes. [illegible]

[illegible] der ſeit 1601 mediciniſch bekannten Hauptquelle

Oberbrunnen

Furbach & Striebolt. [illegible] Fürſtliche Brunnen-Inspection.

Homburger Elisabeth-Brunnen

Gegen habituelle Verstopfung und Dyspepsie, leichte [illegible] Magen- und Darmcatarrhen, Hämorrhoidal[illegible] Krankheiten der Leber und der Milz, [illegible]

Homburger Elisabeth-Brunnens [illegible]

[illegible] Apotheken und Wasserhandlungen [illegible] Brunnen-Verwaltung [illegible] Homburg v. d. H.

[illegible]

Bad Kreuznach.

Jod-Brom-Lithionhaltige, [illegible] Soolquellen, zum innern und äussern Gebrauch, [illegible] gegen Krankheiten der Drüsen, [illegible] Haut und Schleimhäute, gegen Frauenleiden, Rheumatismen, Gicht etc.

[illegible] Kreuznacher Mutterlauge [illegible] Inhalatorium, [illegible] Molken, Milchkur, Kefir-Anstalt, [illegible] 20 Minuten [illegible] Vorzügliches Orchester, Theater. [illegible]

Haupt-Saison vom 1. Mai bis 30. September. — Winterkur.

Bad Salzſchlirf

Saiſon-Beginn 15. Mai.

[illegible] Jod-, Brom- und lithionhaltige Kochſalzquellen, [illegible] höchſten Lithiongehalt [illegible] überraſchendſte Erfolge [illegible] Gicht, Nieren- u. Blaſenleiden, Harngries, Nieren-, Blaſen- und Gallenſteine, Leberkrankheiten, chroniſche Magen-, Darm- und Bronchialkatarrhe, habituelle Verſtopfung, Hämorrhoiden, Fettſucht, [illegible]

Billige Preiſe [illegible]

Bad Reichenhall

[illegible]

Gerolsteiner Sprudel.

[illegible] Untersucht durch den Herrn Geh. Hofrat Dr. R. Fresenius, Wiesbaden, und Dr. Treumann, [illegible]

Gerolstein, [illegible]

Gerolsteiner Sprudel.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Ums Geld.

Novelle
von

R. von Klinckowſtröm.

(Fortſetzung.)

Warner iſt indeſſen in einer unbeſchreiblichen Gemütsverfaſſung zurückgeblieben. Ehe der unerwartete Beſucher bei ihm eintrat, ging er raſtlos auf und nieder, nach einem Ausweg aus den Kalamitäten ſuchend, in die ihn ſein Leichtſinn geſtürzt. Er hat ſchon den ganzen Tag mit dem Entſchluß gekämpft, ſeine Eltern davon in Kenntnis zu ſetzen, und die Worte nicht über die Lippen gebracht. Und ſchließlich wozu auch? Sie können ihm doch nicht helfen, und er weiß, welch ein Schlag den alten Leuten dieſe Nachricht ſein, wie es ſie grämen wird, die Spielſchulden des Sohnes nicht decken zu können.

In der That, er iſt in einer verzweifelten Lage. Nelſchütz iſt nicht der Mann, der die Zahlung ins Ungewiſſe hinausſchiebt, er wird die ſtrikte Innehaltung des Termins und das Geld auf Heller und Pfennig verlangen, denn er braucht es.

Warner iſt den ganzen Tag umhergefahren, zu Bekannten und Financiers, ſie hatten ihn alle mit Achſelzucken und Bedauern abgewieſen. Es war ihm nicht möglich geweſen, die Summe, ſelbſt zu den höchſten Prozenten, aufzubringen, er konnte eben abſolut keine Sicherheit bieten. Müde und verzweifelt kehrte er in ſeine Wohnung zurück mit der Ueberzeugung, daß ihm nur zwei Wege offen blieben: Knall und Fall den Abſchied zu nehmen und Berlin zu verlaſſen mit einem Flecken auf ſeinem Namen, oder aber — ſich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen.

Da kam Halden.

Das ganze Benehmen desſelben war ihm ein Rätſel, ſo viel aber verſtand er, daß jener in ähnlicher Stimmung wie die ſeinige zu ihm kam und Streit vom Zaune brach, um eine Forderung zu provoziren. Es war ihm recht, auch er hätte Händel mit der ganzen Welt anfangen mögen. Haldens Hindeutungen auf Beziehungen zwiſchen ihm, Warner, und Magdalene von Reuttern hielt er für völlig aus der Luft gegriffen, denn ſein Gewiſſen war nach dieſer Richtung hin rein, aber er hatte volles Verſtändnis dafür, daß der andere den geringfügigſten Anlaß benützte, um ſeiner überreizten Stimmung Luft zu ſchaffen und einer langgehegten Antipathie Ausdruck zu geben. Wer konnte wiſſen, vielleicht machte eine raſche Kataſtrophe mit einem Schlage ſeiner peinlichen Lage ein Ende!

Obgleich er ein ſorgloſes Kind des Augenblicks iſt und daran gewöhnt, daß das Schickſal ihm alle Unebenheiten aus dem Wege räumt, beſchleicht ihn jetzt doch ein ſonderbares Gefühl bei dieſem Gedanken. Er greift nach ſeinem Hut, um Brauſe aufzuſuchen und ihn zur Einleitung aller weiteren Schritte zu veranlaſſen, aber es faßt ihn ein plötzliches Verlangen, die lieben alten Geſichter ſeiner Eltern noch einmal zu ſehen, die ſanfte, welke Frauenhand liebkoſend auf ſeiner Wange zu ſpüren. Er fühlt, daß er ihnen niemals genug die Liebe gedankt hat, mit der ſie ihn ſein ganzes Leben hindurch umgeben haben, und eine Flut warm aufquellender Empfindungen, ein Gemiſch von Reue und Sehnſucht nach dem verlorenen Paradies ſeiner Kindheit drängt und treibt ihn hinüber nach dem traulichen Wohnzimmer ſeiner Mutter. Doch wie er hinkommt, findet er das Zimmer dunkel und leer. Seine Eltern ſind ausgegangen.

Invalidenſtift Homburg. Nach einer Aquarelle von Reinhold Braun.

Faſt ſchämt er ſich des Gefühls grenzenloſer Enttäuſchung, das ihm beinahe die Thränen in die Augen treibt, und den Hut energiſch in die Stirn drückend, eilt er die Treppe hinab.

Unten auf der Straße begegnet ihm Graf Altorf.

„Einen Augenblick, Herr Graf!“

Der alte Herr iſt ſonſt ein großer Bewunderer Guntrams geweſen, die glückliche Hand desſelben und die Stellung, die jener in der Geſellſchaft und in Sportkreiſen eingenommen, haben ihm imponirt. Er hat die Gewohnheit, ſich an die Ferſen jedes emporſteigenden oder auf der Höhe ſtehenden Geſtirns zu heften, doch die Nachricht von dem finanziellen Zuſammenbruch des jungen Mannes iſt jedenfalls auch ſchon zu ihm gedrungen, und da er überzeugt iſt, daß Guntram ſeine Stellung einbüßen werde, hält er es für klüger, ſich für alle Fälle zu ſichern und eilt mit ſteifem Gruß an ihm vorüber.

„Entſchuldigen Sie mich, Herr von Guntram, ich habe keinen Augenblick Zeit!“

Die förmliche Anrede von ſeiten des alten Herrn, für welchen er ſonſt nur „Freund Warner“ geweſen, und der ſteife Gruß enthalten eine Welt von Enthüllungen für den jungen Mann. Hochmütig einen Schritt zurücktretend, ſagt er ruhig:

„Es liegt mir durchaus nichts daran, Sie aufzuhalten, Herr Graf!“

Der Graf gerät in Verlegenheit. Er möchte es nicht vollſtändig mit Guntram verderben, denn es wäre ja möglich, daß derſelbe durch eine reiche Partie oder einen glücklichen Coup beim Spiel ſeine Stellung zurückerobert, und er ſagt deshalb zögernd:

„Ich ſtehe Ihnen jederzeit ſpäter zu Dienſten, aber ich habe eine Verabredung — ich verreiſe wahrſcheinlich für ein paar Tage. Sie begreifen —“

„Ich begreife vollkommen. Guten Abend, Herr Graf!“

Warner lüftet ſeinen Hut und geht ſeiner Wege, den Grafen noch unentſchloſſen ſtehen laſſend. Ihm iſt kalt und unbehaglich zu Mut; es kommt ihm vor, als ſei er verlaſſen und ausgeſtoßen von aller Welt. Dieſe erſten Erfahrungen von der Wandelbarkeit menſchlicher Freundſchaft, die ihm heute zu teil geworden ſind, drücken den vom Glück bisher verwöhnten Mann darnieder.

Im Wiener Café ſieht er ein paar Bekannte ſitzen und geht raſch vorüber; ſein leichtempfindliches Selbſtgefühl ſträubt ſich dagegen, noch eine Begegnung wie die eben erlebte zu haben, und doch ſehnt er ſich nach einem herzlich teilnehmenden Wort oder einer freundſchaftlichen Ausſprache.

Zufällig blickt er, wohl infolge alter Gewohnheit, zu einem Haus in der Behrenſtraße empor. Es iſt Licht oben, und die erleuchteten Fenſter ſcheinen freundlich einladend zu ihm herabzulächeln.

„Gute kleine Nancy!“ denkt er. „Ob ſie wohl zu Hauſe iſt? Ob ſie ſich wohl freut, mich zu ſehen?“

Vielleicht hat er nie wieder Gelegenheit, in die hübſchen dunklen Augen zu blicken, die ſo ſchüchtern aufleuchten, wenn er ſpricht! Er würde ſo gern noch einmal das mädchenhaft naive Lachen hören, die kleine Hand in der ſeinen halten. Einer raſchen Eingebung folgend, tritt er ein und eilt die Treppe hinan.

Der Diener öffnet.

„Ja, die Damen ſind zu Hauſe!“

Er legt ohne weiteres ab, denn er iſt ja ein guter Freund der Familie und beſonderer Protégé von Frau von Seldern. Licht und Wärme ſtrahlen ihm aus dem behaglichen Salon entgegen, und von der Chaiſelongue, auf der ſie leſend gelegen, ſpringt eine ſchlanke Geſtalt auf und eilt ihm in kindlicher Haſt entgegen, über und über errötend und lächelnd.

„Herr von Guntram! Nein, das iſt aber eine Ueberraſchung! Mama wird ſich ſehr freuen, ſie iſt mit Abraham Hirſch in ihrem Arbeitskabinet. Sie wiſſen, wegen der Hypothek, die ſie gekündigt hat. Ich werde ſie gleich rufen!“

„Bleiben Sie, Fräulein Nancy. Ich bin eigentlich nicht gekommen, um Ihre Mama zu ſehen, ſondern ich hatte nach Ihrem Geſichtchen Verlangen. Laſſen Sie die Mama nur ruhig mit Abraham Hirſch im Arbeitskabinet.“

Sie lacht. Wie reizend friſch es klingt!

„Sind Sie aber komiſch! Sonſt haben Sie doch noch nie ein ſo unnatürliches Verlangen gehabt!“

„Wenn man in der Abſchiedsſtimmung iſt, wird einem ſo manches klar, wovon man ſich ſonſt nicht Rechenſchaft abgelegt hat.“

„Abſchied?“ Die dunklen Augen öffnen ſich weit und erſchrocken.

„Ja, Fräulein Nancy. Wir werden uns vielleicht nicht mehr ſehen, und wir ſind doch immer ſo gute Freunde geweſen. Ich danke Ihnen dafür und bitte, denken Sie nicht ſchlecht von mir, wenn man auch in Ihrer Gegenwart ſchlecht von mir ſpricht. Das wollte ich eigentlich nur ſagen, deshalb bin ich heraufgekommen, und nun kann ich ja auch wieder gehen.“

Er fühlt den unwiderſtehlichen Wunſch, das junge Geſichtchen, das ſo erſchrocken zu ihm aufblickt, zwiſchen ſeine Hände zu nehmen und zu küſſen, und hält es deshalb für ſicherer, einen raſchen Rückzug anzutreten.

„Sie reiſen fort? So plötzlich? Das iſt ja ſchrecklich!“ Ihre Augen füllen ſich plötzlich mit Thränen, und ſeine Hand feſthaltend, ruft ſie heftig: „Bitte, bleiben Sie hier! Bitte, gehen Sie nicht fort! Was ſollen wir denn anfangen?“

„Kein Menſch iſt unerſetzlich,“ verſucht er zu ſcherzen, doch der Kleinen iſt nicht ſcherzhaft zu Mut, ihre Bruſt hebt und ſenkt ſich ein paarmal verräteriſch ſchnell, dann bricht ſie in krampfhaftes Schluchzen aus.

Er iſt in großer Verlegenheit, denn er ſagt ſich, daß es in ſeiner Lage unehrenhaft wäre, ihre rückhaltloſen Zeichen der Zuneigung auszunützen. Sie iſt ein reiches Mädchen, und er will nicht, daß ſie ihm ſpäter den Vorwurf machen kann, er habe ſich mit ihrem Geld rehabilitiren wollen und darum den ganzen Auftritt herbeigeführt. Er zieht ſie deshalb in ganz brüderlicher Manier auf das nächſte Sofa, nimmt ſein Taſchentuch und trocknet ihr ganz ernſthaft die Thränen ab.

„Weinen Sie doch nicht, Fräulein Nancy,“ bittet er, „das macht ſo rote Augen und eine ſo rote Naſe.“

„Jetzt lachen Sie auch noch über mich!“ ruft ſie unter einem erneuten Thränenſtrom.

„Nein, ich lache gar nicht, mir iſt überhaupt gar nicht lächerlich zu Mut!“

Sie blickt ihn von der Seite an. Er bewahrt in der That einen muſterhaften Ernſt.

„Warum gehen Sie denn fort?“ fragt ſie kläglich.

„Wenn ich Ihnen den Grund nenne, werden Sie eine ſchlechte Meinung von mir bekommen.“

„Nein, niemals!“

„Man wird es Ihnen ja von anderer Seite zutragen, beſſer alſo, ich ſage Ihnen ſelbſt, daß ich nach einem Diner in ganz leichtſinniger, gewiſſenloſer Weiſe geſpielt und eine Summe verloren habe, die ich — die ich — es muß heraus! — die ich nicht bezahlen kann, und wenn ich meine Zahlungsunfähigkeit eingeſtehen muß, ſo iſt das ſo ehrenrührig, daß ich ohne weiteres den Abſchied nehmen muß. So, nun wiſſen Sie es, Fräulein Nancy!“

„Aber es wird doch noch Leute geben, die Ihnen mit Vergnügen das Geld vorſchießen.“

„Schwerlich!“

„Mama zum Beiſpiel. Mama würde es ſo ungern ſehen, wenn Sie fortgingen; wir wollen doch mit ihr ſprechen!“

Nancy iſt im Begriff, aufzuſpringen und trocknet ſich eifrig mit einem Taſchentuch die letzten Thränen. Er hält ſie zurück.

„Das geht nicht ſo, wie Sie ſich das denken. Ein Mann darf kein Geld von einer Dame annehmen, mit der er in geſellſchaftlichen Beziehungen ſteht. Es war gar nicht meine Abſicht, dieſe Angelegenheit mit Ihnen zu beſprechen, und wir wollen ſie nun ruhen laſſen. Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern, und hat man eine Thorheit begangen, ſo muß man auch die Folgen tragen. Wenn ich überhaupt davon ſprach, ſo geſchah es, weil ich dachte, daß Ihnen der ganze Handel, von mir ſelbſt erzählt, weniger häßlich erſcheinen würde, als in gehäſſiger Weiſe von anderen wiederholt, und weil ich gern möchte, daß Sie freundlich meiner gedächten!“

Sie ſteht jetzt vor ihm mit zuſammengepreßten Händen, rot wie eine Roſe, aber mit einer ſo kindlichen Freimütigkeit, daß auch nicht der leiſeſte Gedanke an Unweiblichkeit möglich iſt.

„Kommt es nicht öfter vor, daß man ſich verheiratet, um ſich von ſeinen Schwiegereltern die Schulden bezahlen zu laſſen?“

[illegible]

geſellenleben aufzugeben, aber ich dachte immer — ich bildete mir ein — es war wohl zu eitel von mir —“

Sie ſtockt und bedeckt plötzlich das Geſicht mit den Händen und ſcheint nicht übel Luſt zu haben, ſo ſchnell ſie kann, das Zimmer zu verlaſſen. Doch er läuft ebenſo ſchnell hinter ihr her, denn er hat ſie jetzt verſtanden, und ihre Hände in die ſeinen nehmend, ſagt er ſanft:

„Liebe kleine Nancy, Sie glauben nicht, wie glücklich Sie mich eben gemacht haben und wie ich Ihnen von Herzen danke! Aber unter den obwaltenden Umſtänden darf ich die Hand nicht nach dem mir gebotenen Glück ausſtrecken. Es ſind Verhältniſſe vorhanden, die es mir ehrenhalber direkt verbieten. Gott lohne es Ihnen! Wollen Sie mir aber auch ferner noch ein bißchen gut-bleiben, auch wenn Sie mich lange nicht oder überhaupt nicht mehr wiederſehen ſollten? Werden Sie mir ein treues, freundſchaftliches Gedenken bewahren? Gott weiß es, wie es mich ſchmerzt, daß ich nicht um mehr bitten darf!“

Er hat ſie leicht an ſich gezogen, und ſie lehnt den kleinen Kopf vertrauensvoll an ſeine Schulter. Wie ſchön ſie ihn findet, wie in jeder Beziehung unvergleichlich! Die zu ihm aufgeſchlagenen Augen geben Antwort auf ſeine Frage, und ſich zu ihr niederbeugend, küßte er ſie auf die Stirn. Nicht um die Welt hätte er die keuſchen jungen Lippen in dieſem Augenblick mit den ſeinen berührt. Dann ſchiebt er ſie ſanft von ſich, als traue er ſich ſelbſt nicht, und ſagt haſtig:

„Leben Sie wohl! So lange ich lebe, will ich dieſes Augenblicks dankbar gedenken. Gott behüte Sie, meine kleine Nancy!“

Als Frau von Seldern wenige Augenblicke ſpäter in Begleitung des devoten Juden Abraham Hirſch aus ihrem Arbeitszimmer in den Salon tritt, findet ſie ihre Tochter allein, aber mit glühenden Wangen und lächelnden Lippen mitten im Zimmer ſtehen.

„War Beſuch hier?“ fragt ſie erſtaunt.

„Ja, Warner Guntram!“

„Und ſchon wieder fort? Warum hieltest Du ihn nicht feſt? Ich freue mich immer ſo ſehr, wenn er kommt, und es thut mir recht leid, ihn verfehlt zu haben. Was wollte er denn, daß er nur ſo eilig auf einen Moment heraufkam?“

„Das erzähle ich Dir ſpäter,“ erwidert die Tochter mit einem Blick auf Hirſch, aber mit ſo glückſtrahlendem Ausdruck, daß die Mutter inſtinktiv begreift und den Geldmann etwas zerſtreut und haſtig verabſchiedet.

Hirſch iſt nicht auf den Kopf gefallen, er weiß ſich manches zuſammenzureimen. Frau von Selderns Reichtum iſt ſolide; ſie hat nur zwei Töchter, und der junge Guntram verkehrt ſchon lange freundſchaftlich in ihrem Hauſe. An dieſem Morgen noch hätte Hirſch keinen Pfennig in die Guntramſche Angelegenheit hineingegeben, und wenn der junge Mann auf den Knieen vor ihm gelegen hätte. Das glückſtrahlende Lächeln des kleinen Fräuleins in Verbindung mit dem vorhergegangenen Beſuch und dem aufrichtigen Bedauern der Mutter, ihn verfehlt zu haben, ſtecken ihm ein Licht auf und ändern die Dinge mit einem Schlag. Er ſetzt ſich ſofort nach ſeiner Rückkehr an ſeinen Schreibtiſch und wirft die folgenden Zeilen aufs Papier:

„Euer Hochwohlgeboren erlaube ich mir ganz ergebenſt meine Dienſte anzubieten. Ich ſtelle Euer Hochwohlgeboren jede beliebige Summe zu ſechs Prozent zur Verfügung, in jedem Augenblick zahlbar, und hoffe, vor anderen mit dero wertem Vertrauen beehrt zu werden. Mit ausgezeichnetſter Hochachtung dero ergebenſter Abraham Hirſch.“

Adreſſe: „Herrn Warner von Guntram
Hochwohlgeboren
Dorotheenſtraße Nummer ..“

Dann wirft er den Brief eigenhändig in den Kaſten und nickt befriedigt vor ſich hin:

„Er wird mir dieſen Dienſt gedenken und die Geſchäftsverbindung mit mir aufrecht erhalten. Ich glaube, es iſt ein ſicheres Geſchäft.“

Warner iſt direkt nach Krauſes Wohnung gegangen. Er kommt ſich jetzt nicht mehr ſo verlaſſen und ausgeſtoßen vor. Noch meint er den Druck der kleinen Hand zu ſpüren und den Blick der vertrauensvoll bewundernd zu ihm aufſchauenden Augen zu ſehen. Das Duell mit Halden erſcheint ihm jetzt in ganz anderem Licht. Er tritt an dasſelbe nicht mehr mit der rückſichtsloſen Gleichgiltigkeit eines

Menſchen heran, der nichts mehr im Leben zu gewinnen oder zu verlieren hat. Der Einſatz, der für ihn auf dem Spiel ſteht, erſcheint ihm zu hoch, um ihn einer Bagatelle halber in den Wind zu ſchlagen. Aber Halden hat ihn beleidigt, und ſo lange jener ſich nicht entſchuldigt und die Beleidigung zurücknimmt, muß er die Forderung aufrecht erhalten.

Zu ſeinem großen Verdruß findet er Brauſe nicht daheim und hinterläßt auf ſeiner Karte die dringende Bitte, ihn einer Ehrenſache halber am folgenden Vormittag zehn Uhr aufzuſuchen.

Als Brauſe der Aufforderung noch eine halbe Stunde vor dem angegebenen Termin Folge leiſtet und Guntrams Wohnung betritt, ſieht er dieſen mit einem Brief in der Hand auf dem Bettrande ſitzen.

„Da bin ich ja mit einem Schlag aus der erſten und dringendſten Verlegenheit!“ ruft er ihm heiter entgegen. „Abraham Hirſch ſchreibt an mich und bietet mir Geld an zu ſechs Prozent, alſo zu den mäßigſten Bedingungen. Entweder der Kerl hat den Verſtand verloren, oder er iſt pfiffiger als alle Juden zuſammengenommen. Jedenfalls aber rettet mich das in einem Augenblick, wo ich nirgends Kredit hatte, und ſetzt mich in den Stand, meine Angelegenheit mit Reiſchütz abzuwickeln. Gut, daß Du kommſt; ich habe da eine unangenehme Geſchichte mit dieſem Halden.“

„Was hat es denn gegeben?“

Warner erzählt in großen Umriſſen, was ihm begegnet iſt, und Brauſe kann ſich auch keinen Vers daraus machen.

„Zieh Dich an und komm gleich mit mir hinaus,“ ſchlägt er vor. „Um elf fahre ich zu dieſem unglückſeligen Doktor, aber wir könnten vorher noch zu Abraham Hirſch, um Deine Geldangelegenheit zu ordnen.“

Er nimmt rittlings auf der Lehne eines Seſſels Platz, und während Warner ſeine Toilette beendet und dabei pfeifend im Zimmer auf und nieder geht, plaudern die beiden jungen Männer ſo ſorglos leichtherzig, als ſei niemals von einem Duell oder finanziellen Ruin die Rede geweſen.

Brauſe erzählt von Mamas letztem Brief und von der unvergleichlichen Carola und wundert ſich, daß Warner über Nacht ganz ſtrenge, ſolide Anſchauungen bekommen hat, und dieſer wiederum wundert ſich, daß die unvergleichliche Carola — beiläufig geſagt, eine etwas ältliche Schöne — noch immer Anziehungskraft für den biedern Brauſe beſitze, und nennt ihn ſcherzend einen philiſtröſen Filou. In ſeinem Innern denkt er, daß alle Damen der halben und großen Welt nicht annähernd mit dem kleinen Mädchen mit den ſanften dunklen Augen und dem naiven, luſtigen Lachen zu vergleichen ſind.

Dann gehen ſie zuſammen hinaus und ſteigen in eine Droſchke, um nach der Wohnung von Hirſch zu fahren.

An der Weidendammbrücke wird ihre Fahrt jedoch durch einen plötzlichen Menſchenauflauf gehemmt. Die Leute beugen ſich über das Brückengeländer, geſtikuliren lebhaft, rufen und ſchreien durcheinander.

Warner läßt den Kutſcher halten und fragt, was geſchehen iſt.

„Ein Mann iſt eben hier von der Brücke ins Waſſer geſprungen!“ ruft ihm ein Arbeiter zu, der mit dem Bootshaken zur Böſchung hinabeilt.

Die beiden jungen Herren ſteigen aus; in demſelben Augenblick ſieht man eine ſchmächtige Geſtalt den Rock abwerfen und ſich über das Geländer ſchwingen. Man hört noch den energiſchen Ruf: „Kommt mit Stangen an das Ufer hinab!“ Dann einen Schlag ins Waſſer.

Warner packt ſeines Freundes Arm.

„Das war Halden!“

„Schneidig von ihm,“ lautet die lakoniſche Antwort, „ſteigt hundert Prozent in meiner Achtung!“

Im Nu haben ſich hunderte von Menſchen auf der Brücke verſammelt. Faſt ebenſo viele ſind nach den beiden Ufern hinabgeeilt. Auch die beiden Freunde haben die Brücke verlaſſen und ſind hinabgelaufen, um ein Schauſpiel aus nächſter Nähe zu betrachten, das einen aufregenden Charakter anzunehmen beginnt.

Der Lebensmüde iſt ein großer Mann und ſein Körper eine ſchwere Laſt. Er hat die Beſinnung bereits verloren, aber mechaniſch krampfen ſich ſeine muskulöſen Arme um Hals und Arme des andern und machen jede freie Bewegung für dieſen unmöglich. Es ſind vielleicht nur acht bis neun Meter bis zum Ufer, und die hier Verſammelten hören deutlich, wie Halden ruft: „Um Gottes willen, laſſen Sie meinen Arm frei!“ Aber der Beſinnungsloſe hört ihn nicht. Wie mit eiſernen Reifen umſpannen ihn die ſehnigen Glieder. Lange Stangen werden ihm vom Ufer aus entgegengeſtreckt, er iſt nur wenige Schritte von ihnen entfernt, aber was unter anderen Umſtänden eine Kleinigkeit wäre, wird für ihn unter den obwaltenden Verhältniſſen zur Unmöglichkeit. Der ſchwere Körper zieht ihn hinab, ehe er fähig iſt, eine der Stangen zu ergreifen.

Lautlos ſtehen die Zuſchauer da. In der Ferne ſieht man ein Boot mit raſchen Ruderſchlägen herankommen, doch es handelt ſich hier um Sekunden; die Situation iſt kritiſch, denn beide Geſtalten verſchwinden in dieſem Augenblick, und das Waſſer gurgelt über ihnen zuſammen.

Da ſpringt Warner vor, entledigt ſich des Rockes und der Schuhe und iſt mit einem Satz im Waſſer. Halb ſich an den Stangen haltend, halb ſchwimmend, erreicht er im nächſten Augenblick die Stelle. Dicht neben ihm taucht wieder etwas auf, ſein nerviger, jugendſtarker Arm reißt Halden empor. Der andere iſt fort.

Halden iſt auch nicht mehr ganz Herr ſeiner Sinne, als Warner ihn teils tragend, teils vor ſich her ſchiebend, an das Ufer bringt. Vielſtimmiger Zuruf begrüßt die beiden Männer hier. Man weiß kaum, wer die Sympathien in größerem Maß errungen hat, der blaſſe, zu Tod erſchöpfte Mann, der ohne Beſinnen dem Selbſtmörder nachgeſprungen iſt, wenn ſchon ſeine Bemühungen ohne Erfolg geblieben ſind, oder der von Kraft und Leben ſtrotzende Retter, der ſich jetzt gleichmütig, als ſei nichts geſchehen, ſeinen Mantel um die Schultern hängt und einen Straßenjungen herbeiwinkt, um ſich von ihm die Schuhe anziehen zu laſſen.

Die angeſtaute Menge gehört zum größten Teil dem Arbeiterſtand an. Wären die beiden Männer ihresgleichen, ſo würde das allgemeine Intereſſe ſich nach wenigen Minuten verlieren, nun aber gehören ſie zu der vielbeneideten und vielgeſchmähten Kaſte der Reichen und Vornehmen, das verleiht ihrem Thun einen doppelten Wert. Unzählige Hände ſtrecken ſich jetzt dienſteifrig zur Hilfeleiſtung aus. Die unglückſelige erſte Urſache des ganzen Ereigniſſes iſt bald vergeſſen. Man weiß, daß der Menſch nicht mehr zu retten iſt; — ob die Leiche von den herbeikommenden Booten etwas früher oder ſpäter aus dem Waſſer gezogen wird, iſt gleichgiltig.

Warner hilft Halden in die raſch herbeigerufene Droſchke hinein. Sie haben noch kein Wort zuſammen geſprochen, jetzt aber, während jener dem Kutſcher Straße und Hausnummer zuruft und im Begriff iſt, die Thür zu ſchließen, beugt ſich der letztere vor.

„Ich danke Ihnen, Herr von Guntram. Ich werde Ihnen den Dienſt, den Sie mir geleiſtet haben, nie vergeſſen!“

Warner tritt zurück.

„Das kalte Bad iſt nicht der Rede wert.“

„Ich wollte mir eigentlich erlauben, Sie im Auftrage meines Freundes hier um elf Uhr aufzuſuchen,“ ſagt Brauſe. „Aber vielleicht beſtimmen Sie nun eine andere Stunde.“

„Ich ſtehe jeden Augenblick zu Ihrer Verfügung. Geſtatten Sie nur, daß ich die Kleider wechsle. Wollen Sie mir nicht Ihre Hand geben?“ fügt Halden, zu Warner gewandt, hinzu. „Es iſt vielleicht ein ſonderbares Verlangen in Anbetracht der zwiſchen uns ſchwebenden Angelegenheit, aber doch erklärlich nach dem, was eben geſchah.“

Warner zögert nur einen Moment, dann ergreift er die ſchmale dargebotene Hand und drückt ſie herzhaft.

„Sie ſind famos ſchneidig geweſen!“ ſagt er offen.

Der andere lächelt. Er verſteht die Anerkennung, die in dieſen Worten, aus dieſem Munde kommend, liegt, und während der Wagen von dannen rollt, tauſchen die beiden Herren zum erſtenmal einen Blick aufrichtiger Sympathie mit einander aus.

„Ich hätte ihm nie den Aplomb zugetraut,“ bemerkt Brauſe, dem Wagen nachblickend. „Weißt Du, Guntram, ich denke immer, hinter der ganzen Geſchichte, die ihn veranlaßte, Dir auf ſo ungehörige Weiſe entgegenzutreten, muß ein Mißverſtändnis ſtecken.“

(Schluß folgt.)

Pro amicis.

Von

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Bei ernſter Runde gilt der Brauch,
Von Feſtgelagen zu laſſen,
Hier gilt es — ob ernſt die Runde auch —
Den Becher erſt recht zu faſſen.

Im Bruderlande wird laut ein Schrei,
Das hallen Hunger und Jammer
Vom Südkap bis zur Lombardei
Umſchloſſen mit knöcherner Klammer.

Wohl blieb der Boden in üppiger Kraft
Der treuen Arbeit Vergelter,
Der Oelbaum grünt, und der Traube Saft
Strömt rauſchend aus der Kelter,

Die Speicher brechen vor Ueberlaſt,
Doch faulen in Unkraut die Reben,
Und der ſtechige Hungertod als Gaſt
Sitzt mitten im blühenden Leben.

Der Handel raſtet, des Volkes Gut
Verkommt auf Scheuern und Schragen,
Es iſt dem Lande das reiche Blut
In die Adern zurückgeſchlagen.

Da heißt's zu lindern der Brüder Not;
Es gilt, als beſte der Spenden,
Den lagernden Wein in friſches Brot,
In rollendes Geld zu wenden.

Der Mittel beſtes leuchtet ein,
Man braucht kein Noſtradamus
Noch ein beſond'rer Prophet zu ſein —
Es lautet: ergo bibamus.

Wir wollen meiden die Kellerei
Bordeaux's und der Champagne,
Wir trinken die Weine der Lombardei
Und der lachenden Romagne.

Wir ſchweifen von Capris Klippenfuß,
Vom Weine, dem roten und weißen,
Von Marſala bis nach Syrakus
Und zum Falerner, dem heißen,

Hier winkt Barbera kühl und hart,
Dort würziger Aſti ſpumante,
Und neben den Herren edler Art
Manch trefflicher Ungenannte.

So laſſet den Wein des Südens nun
In deutſchen Schoppen blinken;
Wir wollen freudig Gutes thun
Und Gutes dabei trinken.

Wir trinken dein Wohl, du herrliches Land,
Im Schatten der heiligen Haine,
Wo einſt die Wiege der Götter ſtand
Auf marmornem Tempelgeſteine,

Wir denken deiner Geiſteswelt,
Die mit unſterblichem Lichte
Den Gang der Menſchheit hat erhellt
Als Leuchtturm der Geſchichte,

Wir preiſen der Sehnſucht tiefen Zug,
Die dem germaniſchen Stamme
Die Fülle deiner Schönheit ſchlug,
Die leuchtende, lachende Flamme.

Wir trinken den Firnwein von Piemont
Und denken dabei aufs neue
Der Jugendtage, von Glück durchſonnt,
Der alten Burſchentreue.

Auf unſre Lippen ſei gebannt
Ein Schwur, ein nimmermüder:
Es lebe das eig'ne Vaterland,
Es leben die Bundesbrüder.

Es lebe der rote Frauenmund
Und die Kunſt, die herrliche, weite,
Es lebe die Freiheit im Herzensgrund
Und das Schwert an unſrer Seite.

Und unſrer Becher letzter Klang
Er gilt: daß ſtets uns bliebe,
Hoch über Weib, Wein und Geſang,
Das Herz voll deutſcher Liebe.

Ausladen der Fiſche in Yport (Normandie).

Originalzeichnung von Theodor Weber.

Eine Taufe in Spanien vor hundert Jahren. Gemälde von M. Tejedor.

Der Eiffelturm.

(Hiezu das Bild Seite 7[illegible].)

Die größte Merkwürdigkeit der diesjährigen Pariſer Weltausſtellung bildet der koloſſale Eiffelturm, der nun vollendet in ſeiner ſtattlichen Höhe von 300 Meter über die ausgedehnte Stadt zu ſeinen Füßen weit in deren Umgebung hinausblickt. Als Wahrzeichen wird er fortan den Beſucher der Weltſtadt an der Seine ſchon von ferne begrüßen. Sein genialer Erbauer iſt der franzöſiſche Ingenieur Eiffel. Geboren 1832 zu Dijon hat er ſeinen

Ingenieur Eiffel.

Ruhm ſchon durch Teilnahme an anderen großartigen Bauwerken begründet, ſo durch die Brücken von Bordeaux und Szegedin und den gewaltigen Viadukt von Garabit. Er iſt Zögling der École centrale und Offizier der Ehrenlegion. Weltbekannt hat ihn jedoch erſt der Bau dieſes Rieſenturmes gemacht, der das höchſte jemals von Menſchenhänden errichtete Bauwerk der Welt iſt und eine Eiſenmaſſe von nicht weniger als 7,3 Millionen Kilogramm Gewicht bildet. Er beſteht nämlich — abgeſehen von den vier gewaltigen granitenen Quadermauern — aus lauter verhältnismäßig dünnen eiſernen Balken, wodurch es möglich geworden iſt, daß der Turm durchaus kein plumpes und häßliches Ausſehen hat. Die Errichtung dieſes gigantiſchen Werkes hat eine verhältnismäßig kurze Zeit in Anſpruch genommen. Am Ende des Jahres 1887 ſtand davon nichts weiter als der Unterbau mit den vier Pfeilern, welche die erſte Plattform in der Höhe von 53 Meter tragen. Ein halbes Jahr ſpäter, am 14. Juli 1888 konnte zur Feier des Nationalfeſtes in der Höhe von 115 Meter ein Feuerwerk abgebrannt werden. Am 31. Januar 1889 war die Höhe von 250 Meter erreicht, und Ende Februar programmäßig die oberſte, 275 Meter hohe Plattform vollendet. Darüber ragt noch ein 25 Meter hoher laternenartiger Aufbau hinaus, ſo daß die Geſamthöhe des Turmes 300 Meter beträgt. Die Erſteigung geſchieht auf Treppen, doch ſind auch vier hydrauliſche Aufzüge angebracht, welche die Beſucher zu den verſchiedenen Plattformen, auf denen Schankſtätten errichtet ſind, emporfahren ſollen. Dreierlei Beſuchskarten werden ausgegeben, und zwar iſt es dabei gleichgiltig, ob man die Stufen emporklimmt oder ſich hinaufziehen läßt: blaue für 5 Franken bis zur Spitze, weiße für 3 Franken bis zur zweiten und rote für 2 Franken bis zur erſten Plattform. Für dieſes Geld kann jeder den ganzen Tag oben bleiben. Zu gleicher Zeit können nach einer angeſtellten Berechnung 10,000 Perſonen in den verſchiedenen Teilen des Turmes Platz finden.

Blätter für die Frauen.

Moderne Frauenkrankheiten.

Von

W. Gleim.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die mediziniſche Wiſſenſchaft iſt längſt auf den Standpunkt gekommen, daß ſie in der Praxis die Arbeitsteilung bevorzugt. Faſt für jedes erkrankte Organ des menſchlichen Körpers gibt es einen Spezialarzt, und der Fortſchritt, den dies für die leidende Menſchheit bedeutet, iſt unſchätzbar. Der Spezialiſt erlangt durch die tauſendfältige Uebung eine ſolch vertrauenerweckende Sicherheit der Diagnoſe, eine über jeden Tadel erhabene Geſchicklichkeit in der Anwendung der vorhandenen Heilmittel und für ſich ſelber ein ſo ausgeprägtes Selbſtvertrauen, daß die Krankheit in den Augen des Patienten die Hälfte ihrer Schrecken verliert. Gelingt es dem Arzt auch nicht, dem Tode die Macht zu entreißen, ſo verſteht er es doch, vielen Uebeln den Charakter der Unheilbarkeit zu nehmen, den ſie in früheren Zeiten gehabt haben, und man dürfte hiernach eigentlich zu der Annahme berechtigt ſein, daß der Geſundheitszuſtand der Menſchheit in unſeren Tagen ein ſehr blühender ſein müſſe. Wir wiſſen leider, daß dies nicht der Fall iſt, trotz aller ſanitären Vorſichtsmaßregeln zur Verhütung von Krankheiten und trotz der ärztlichen Weisheit in Behandlung derſelben.

Die Urſache dieſer traurigen Thatſache liegt tiefer, als es auf den erſten Blick erſcheint. Die Leiden, denen ſo viele unterliegen, ſind nicht immer nur körperlicher Natur, und es gilt dies ganz beſonders von dem weiblichen Geſchlecht. Der Frauenarzt weiß gar wohl, daß er den Urſprung von vielen qualvollen Nervenleiden mit ihren unſäglich folternden Schmerzen nicht allein in der ſchwächlichen Konſtitution der Patientin, ſondern gar häufig in dem geſtörten Seelenleben derſelben zu ſuchen habe. Erſt wenn wir dahin gelangt ſein werden, den Organismus dieſes Seelenlebens mit derſelben anatomiſchen Genauigkeit zergliedern zu können wie denjenigen des Körpers, können wir hoffen, einen idealen Geſundheitszuſtand für die Menſchheit zu ſchaffen. An vielen weiblichen Patienten läßt ſich die Wahrheit dieſer Behauptung auf das genaueſte nachweiſen. Wo iſt die Grenze zwiſchen phyſiſchen und pſychiſchen Schmerzen, wie ſich dieſelben beiſpielsweiſe bei hyſteriſchen Perſonen äußern? Was leidet bei denſelben mehr, der Körper oder die Seele? Sind dieſe Aufregungen, dieſe Wahnvorſtellungen, dieſe tiefe Melancholie im grellen Wechſel mit momentaner hochgradiger Heiterkeit, eine Folge der körperlichen Zerrüttung oder iſt dieſe durch die Erkrankung des Gemüts oder des Geiſtes bedingt? Gehören ſolche Kranke in die Kategorie derjenigen, welche dem Irrenarzt anvertraut werden müſſen, oder bedarf es nur einer rationellen Hebung der geſunkenen Körperkräfte, um das Uebel zu beſeitigen? Der Laie darf ſich nicht vermeſſen, die Entſcheidung in ſolchen Fällen zu treffen, in welchen ſelbſt die erfahrenſten Aerzte zweifelhaft ſein dürften, dagegen gelingt es ſeinem aufmerkſam beobachtenden Auge leichter als dem nur in kritiſchen Fällen herbeigerufenen Arzte, dem Urſprung dieſer Frauenkrankheiten im intimen Verkehr der Familie und des engeren Umgangskreiſes nachzugehen und Mittel zur Beſeitigung ihrer Entſtehungsurſachen aufzufinden. Eine Krankheit verhüten iſt leichter als eine vorhandene zu heilen.

Die Urſache der Nervenleiden, die ſich bei dem weiblichen Geſchlecht in ſo mannigfaltigen Formen zeigen, liegt hauptſächlich in der Ueberſchwenglichkeit des Gefühlslebens, in dem ſich die meiſten modernen Frauen, auch die tüchtigſten, unbewußt gefallen. Wenn das lautere Gold des Gemütes täglich und ſtündlich in kleine Scheidemünze umgeſetzt wird, dann iſt es nicht zu verwundern, wenn zuletzt der größte Schatz ſich verausgabt und eine Kriſis eintritt, welche Seele und Körper aus den gewohnten Fugen treibt. Wer nicht hauszuhalten verſteht, wird immer dem Bankerott verfallen, und wer bei jedem kleinen Anlaß ſich in Worten und Thaten, in den größten Uebertreibungen und Ueberſpanntheiten gefällt, der mutet ſeinen Nerven eine Anſtrengung zu, welche dieſelben auf die Dauer nicht ertragen können.

Der Keim zu dem Uebel wird in der Regel bei dem kleinen Kinde ſchon gelegt. Die Eltern ſelber, von blinder Zärtlichkeit beſeelt, ſind die erſten Urheber der Nervoſität bei dem Säugling.

Wie reizend der kleine Liebling iſt! Wie ſüß er lächelt! Wahrlich, er verſteht ſchon, was man ſpricht! Da ſoll man nun nicht einmal ſich daran ergötzen dürfen, ſoll, wie der Doktor ſagt, nicht mit ihm ſpielen, ihn nicht herumtragen, ſoll ſtumm ſein bei dem Aufleuchten der lieben Aeuglein, die ſo beredt ſchon zu ſprechen wiſſen?! Wie kann man widerſtehen, wenn das Kind die Mutter ſo genau ſchon kennt? Selbſt der Vater kann es nicht, wenn die kleinen Händchen unbarmherzig ihm in den Bart faſſen und ein jauchzendes Stimmchen dazu ertönt. Soll man denn gar keinen Anteil haben an dem erwachenden geiſtigen Leben der Kleinen?

„Das Kind ſchläft im ganzen freilich wenig und unruhig, doch was ſchadet das! Die Elternliebe muß auch ein Opfer bringen können. Da wird auf den Armen gewiegt und dazu geſungen die ganze Nacht hindurch. Am Tage greift man zum Spielzeug, jede Viertelſtunde etwas anderes. Die Mutter iſt geradezu genial im Auffinden neuer Unterhaltung. Es iſt entſetzlich, daß man gerade das unruhigſte Kind unter allen Bekannten beſitzt; die Strapaze iſt doch mitunter ein wenig arg mit dem kleinen Schelm. Aber auch die Freude iſt groß. Wie klug die Kleine ſchon iſt! Sie macht die niedlichſten Kunſtſtückchen, ſchlägt ihr Trotzköpfchen, macht „bitte, bitte!“ und wie laut ſie jubeln kann, wenn man mit ihr herumtanzt; ja, da ſteckt Raſſe und Temperament darin. „Ganz wie ich!“ ſagt der Vater voll Stolz, und die zärtliche Gattin ſchaut liebevoll bewundernd bald auf das Kind, bald auf den teuren Mann. Es iſt doch etwas Göttliches, wenn man ſich ſo lieb hat! Für das Kind kann man alles opfern. Schreien ſoll es nicht, es iſt eine Grauſamkeit, ſolch ſüßes Ding weinen zu laſſen.

So geht es durch die erſten beiden Lebensjahre der Kleinen — alles eitel Wonne und Zärtlichkeit.

Das Kind fängt trotz alledem an zu kränkeln, bleibt mager und blaß, und lächelt jetzt ſeltener als früher. Unerklärlich finden das die Eltern. „Warum nur Bauernkinder immer das Vorrecht haben, roſig und pausbackig zu ſein?!“

„Sie ſind ganz anders organiſirt wie unſereiner!“ oder: „Das macht die friſche Luft auf dem Lande!“ Damit tröſtet man ſich.

Manches Kind iſt auch wohl ſtark genug, das Uebermaß der elterlichen Gefühle ohne ſofort ſichtbaren Schaden zu ertragen. Es gedeiht körperlich, wird groß und kräftig, nur ein bißchen aufgeregt iſt „unſer Kindchen“. Nun, die Eltern ſind ja auch keine Schlafmützen! Die Kleine weiß ſo allerliebſt zu plaudern, eine reizende Schwätzerin! Dabei ähnelt ſie ſo ſehr Mama, wenn ſie etwas erzählt, dieſelben Manieren, dieſelben Ausdrücke ins Kindliche überſetzt, es iſt zum Entzücken! Abends wird das Kind manchmal etwas unbequem. Es iſt ſchläfrig, will aber nicht zu Bette, ſchläft nicht ein, wenn es darin liegt, und ſchreit, wenn niemand bei ihm bleibt.

Der Arzt warnt; er rät, das Kind regelmäßig zu gewöhnen, und iſt geradezu ein Feind der hübſchen Verschen, welche ihm die Kleine ſo allerliebſt herzuſagen weiß.

Der Herr Doktor iſt ein Pedant. Es fehlt der Kleinen doch gar nichts. Erſt nachdem ſie ein, zwei Schuljahre hinter ſich hat, klagt ſie manchmal über Müdigkeit, der Appetit läßt zu wünſchen übrig, der Fleiß läßt nach. „Das Kind wächſt!“ tröſtet ſich die Mutter. „Blutarmut!“ ſagt der Vater.

Der Zuſtand wechſelt, aber dauernd friſch will das Kind nicht werden. Es wird viel an die Luft gebracht und ſchluckt Eiſen. „Ich weiß nicht, was aus unſerem wilden kleinen Ding geworden iſt,“ klagen die Eltern.

Schwerlich werden dieſelben erkennen, was ihrem Kinde fehlt, ſchwerlich es glauben, wenn andere es ausſprechen. Das Kind trägt ſchon ſchwer an den Sünden ſeiner Eltern; Sünden, die aus der übermäßigen, verkehrten Zärtlichkeit derſelben entſpringen, aus dieſem Luxus der Gefühle, der ins Verderben führt. Die moderne Frauenkrankheit hält bereits bei dem Schulmädchen ſeinen Einzug, das Kind iſt nervös. Es iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß es bei dem Anblick einer Spinne einen Schrei ausſtößt, beim Gewitter die Augen zuhält und bei einer unbedeutenden Schnittwunde, bei welcher ein paar Blutstropfen fließen, in Ohnmacht fällt.

Mit der Entwicklung ſchreitet die Krankheit fort. Die heutigen ſozialen Zuſtände befördern das Uebel mit Dampf. Das junge Mädchen überarbeitet ſich, wenn es einen Beruf erwerben will; es überwacht und ſtrapazirt ſich vielleicht noch mehr, wenn es einige Winter unſerer Geſelligkeit mitmacht. Tritt es in die Ehe, dann fehlt die geſunde, friſche, urwüchſige Kraft zum Ertragen der unausbleiblichen körperlichen Anſtrengungen und die Friſche des Geiſtes und Gemütes, welche die geſunde Frau zur Heldin im Ueberwinden häuslicher Mißgeſchicke machen. Aus der Zahl dieſer körperlich erſchöpften verheirateten Frauen rekrutirt ſich das Heer der Unverſtandenen, der Hoffnungsloſen, der ewig Klagenden, der die Stahlbäder Bevölkernden — alle ſind ſie unfähig, ein ſtarkes, geſundes Geſchlecht in ihren Kindern zu erziehen.

Das junge Mädchen, das unverheiratet bleibt, ergreift vielleicht einen Beruf, der ihr anfangs Vergnügen macht, bis Gewohnheit und Enttäuſchungen ihre künſtliche Erregung herunterſtimmen und die Unbefriedigte mit freudloſem Blick in die lange Zukunft ſchaut, in welcher ein Tag genau ſo ausſieht wie der andere, eine lange ſchleppende Kette, die ihre Kraft und Lebensfreudigkeit lähmt, indem ſie ihre Freiheit beeinträchtigt. Auch ſie fängt an, hier und da ein körperliches Leiden zu fühlen, ein Körnchen Wahrheit, um das ihre geſchäftige Phantaſie eine ganz unendliche Zahl von Schmerzen ſchafft, bis ſie wirklich krank und arbeitsunfähig geworden iſt.

Die unſeligen ſchwachen Nerven ſind es, die all dies Elend heraufbeſchwören. Auch der Mann krankt daran, aber er läßt ſich ſelten von einem Leiden unterjochen, das ſeine Hauptnahrung aus der Phantaſie ſchöpft. Die Erziehung zu irgend einer Fachwiſſenſchaft, die zu ſcharfem logiſchem Denken zwingt, die Notwendigkeit, alle Kräfte ungeſchwächt ins Treffen zu führen, um vorwärts zu kommen, laſſen den nervöſen Mann immer wieder die Herrſchaft über die krankhafte Anwandlung gewinnen. Der Mann iſt nur nervös in ſeinen Mußeſtunden; im Beruf weiß er nichts von Schwäche, der Beruf iſt ſeine Arznei. Darum erliegt kein Mann der Nervoſität, der die Frau widerſtandslos ſich hingibt.

Die Zahl der körperlichen Uebel des Frauengeſchlechts infolge der Nervoſität iſt erſchreckend und wächſt von Jahr zu Jahr. Migräne, Neuralgie, Hyſterie — unſere Großmütter und Urgroßmütter wußten nichts davon. Sie kämpften mit Blattern, Typhus und anderen grauenerregenden Krankheiten, welche uns die ärztliche Wiſſenſchaft zum Teil erleichtert, zum Teil ganz aus dem Wege geräumt hat — Nerven kannten ſie nicht, obgleich ſie in dem Zeitalter der Wertherepidemie jung waren. Sie ließen ſich anſchwärmen, anſingen, andichten, ließen ihre Verehrer in unerquicklicher Sentimentalität untergehen, ſie ſelbſt blieben geſund und behielten den Kopf oben. Das ſollte der Frau, die es ernſt nimmt mit dem Wohl ihrer Familie, zu denken geben.

Es iſt außer Frage, daß jedes Zeitalter ſeine beſtimmten Krankheitsformen hat, die es charakteriſiren und tyranniſiren, und ſo hoch wir uns gegenwärtig dünken, ſo viel wir gelernt und erfunden haben, ſo ſehr uns die Naturwiſſenſchaften in ihrem rieſenhaften Fortſchreiten mit märchenhaft ſcheinenden Erfindungen an die Hand gehen — geknechtet werden wir dennoch von den Leiden unſerer Zeit, aus dem Ring können wir nicht heraus, den Thorheit, Eitelkeit, Unverſtand und Genußſucht wie ein ehernes Band um uns herumgezogen haben, eine Feſſel, die nur die gute Sitte wieder löſen kann.

Die gute Sitte, welche die Frau in die Familie einzuführen die Macht hat, es iſt die Rückkehr zur Natur und zur Einfachheit. Mit dieſer Rückkehr fällt die krankhafte Uebertreibung im Gefühlsleben der modernen Frau, die, weil ſie rein äußerlicher Natur, eine ſchlechte Gewohnheit iſt, nichts mit der reinen Liebe im Ehe- und Familienleben gemein hat.

So ſchwer es auch für eine junge, unſelbſtändige Frau ſein mag, an Herkommen und feſtſtehenden Geſellſchaftsformen zu rütteln, ſo iſt es doch ihr allein möglich, eine Wandlung zum Beſſern in unſere modernen Verhältniſſe zu bringen. Mit Kleinem anfangend, mit kleinen Erfolgen ſich begnügend, muß ſie bemüht ſein, in der Familie geſunde Zuſtände zu ſchaffen. Mag das geſellige Leben außer dem Hauſe Nacht in Tag verwandeln — ſie muß feſthalten an der von Gott eingeſetzten Ordnung der Natur in ihrem Reiche. Sie muß dem Kinde geben, was für das Kind paßt: Ruhe, einfache Nahrung, heiteres Spiel, alles mit Maß und zu rechter Zeit. Die Kinderſtube ſei luftig und ſonnig, zu Schlafzimmern wähle man die beſten im Hauſe, und in allen Räumen, in welchen die Mutter ihre Kleinodien, die Kinder, bewahrt, herrſche der Sonnenſchein unwandelbarer mütterlicher Zärtlichkeit, ohne Ekſtaſe und Uebertreibungen, welche die kindliche Eitelkeit nähren, ohne die geringſte Herzenswärme zu geben. Die mütterliche Zärtlichkeit, welche das kleine Weſen umgibt, muß von dieſem gefühlt, aber ſie darf nicht in unnötigem Wortſchwall ausgeſprochen werden. Iſt die Kinderſtube ſo ausgeſtattet, dann kann die junge Frau in ihren Geſellſchaftsräumen getroſt und ohne Schaden dem Götzen der Welt opfern, dem zu huldigen ſie vielleicht durch ihre Stellung genötigt iſt.

Die Mutter iſt die beſte Gehilfin des Arztes, nicht durch Kurpfuſchereien und eigenmächtiges Behandeln von Krankheiten, ſondern durch verſtändiges Beobachten ihrer Kinder; ja, ſie iſt der beſte Spezialarzt für die ſeeliſchen Krankheitserſcheinungen bei ihren Lieblingen. Entdeckt ſie doch die erſten Keime übertriebener Empfindlichkeit im Kindesherzen, die erſten Anfänge von Zorn und Mißmut, die erſte Unverträglichkeit zwiſchen den Geſchwiſtern. Sie gibt dem Uebermütigen einen Strahl kalten Waſſers in Geſtalt eines Tadels, dem Zaghaften einen ermutigenden Blick; ſie ſtellt dem Kraftloſen eine tüchtige Aufgabe und den Schwachen nimmt ſie an ihr Herz. So bringt ſie ſtets alles in das rechte Gleichgewicht, und ihre Heilmittel verfehlen, zur rechten Zeit angewendet, niemals ihre Wirkung. Klein iſt anfänglich ihr Gebiet, groß der Segen, den ſie ausſtreut.

„Ich kann das nicht ertragen, ich bin zu angegriffen, das halten meine Nerven nicht aus!“ ſagt manche junge Frau, wenn ſie die lärmende Kinderſchar luſtig um ſich hertoben hört, und indem ſie die Fröhlichen im heiteren Spiel jäh unterbricht, legt ſie den erſten Grund zur ſcheuen Furcht im Herzen ihrer Kinder, welche ſpäter mit leiſen Sohlen als Heuchler durch das Haus ſchleichen werden. „Ich bin zu ſelbſtſüchtig,“ hätte ſie in der That ſagen ſollen, „zu bequem, um einer unſchuldigen Freude meiner Kinder eine Stunde opfern zu können.“ Im nächſten Augenblick bethätigt dieſelbe launenhafte Mutter vielleicht dem Kinde ihre Liebe, indem ſie einen kleinen körperlichen Schmerz mit einem Ueberfluß von Troſtesworten zu beſchwichtigen ſucht. Sie mag ſich nicht wundern, wenn ſie demnächſt das Kind ebenſo nervös ſieht als ſich ſelber.

Das Töchterchen zumal iſt nur zu leicht ein Miniaturbild von Mama, und nirgends ſchadet das maßloſe Sichgehenlaſſen der letzteren mehr als im Herzen dieſes ihres Abbildes. Die Gefühlswelt des Knaben wird durch das ſtetige Fortentwickeln ſeiner Verſtandeskräfte vermittelſt ſeiner Studien im Gleichgewicht erhalten, ſeine überſchäumende Leidenſchaft in harter Schule abgeſtumpft und entkräftet; dem Mädchen dagegen iſt das Haus die Welt, und all die zärtlichen Triebe in der Bruſt des Weibes, ſie ſchlummern ſchon in dem kleinen, heißſchlagenden Herzen; ſie warten nur auf einen geringen äußeren Anlaß, um flammend emporzuſchlagen, und das Haus iſt der Schauplatz, auf dem ſie ihre erſte Thätigkeit entfalten.

Zärtliche Hingebung an die Eltern, rührende Sorgfalt für kleinere Geſchwiſter, hausmütterliche Bevormundung der untergeordneten Dienſtboten, wer kennt nicht dieſe liebenswürdigen Züge bei unſeren kleinen Töchtern? Wer hätte dagegen nicht auch ſchon ſeine Erfahrungen gemacht über trotziges, herriſches Weſen, leidenſchaftliche Zornesausbrüche, unkindliche Sentimentalität, deſpotiſche Neigungen, vergoldet durch beſtechende Plauderei bei kleinen und heranwachſenden Mädchen? In allen ſich entwickelnden Fehlern, in jedem Verſtoß gegen das Zartgefühl und die gute Sitte, in jedem Ausbruch von Leidenſchaft bei den Töchtern mag die Mutter getroſt einen Vorwurf für ſich erblicken, eine Mahnung an ihre heiligſte Pflicht, die Pflicht der Selbſtbeherrſchung. Hat ſie ihr eigenes Gefühlsleben nicht im Zaum, iſt ſie das launenhafte, ungleiche, aufbrauſende, übertreibende Element im Hauſe, ſo trägt ſie mit dem Unfrieden am häuslichen Herd den kontagiöſen Krankheitsſtoff der Nervoſität in die Familie hinein. Ihre Töchter werden derſelben ebenſo ſicher anheimfallen als ſie ſelber. Auf ſolche nervöſe Mutter paßt das Dichterwort nicht mehr:

„Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben.“

Die ſchönſten Roſen, welche die Mutter in das häusliche Leben einzuflechten vermag, die Roſen der Geſundheit auf den Wangen ihrer Kinder, ſie werden da nicht erblühen, wo die Harmonie des Leibes und der Seele durch Nervoſität geſtört iſt.

Literatur

— **Ein lebhaftes, von feinem geſellſchaftlichem Geiſt gewürztes** Geſpräch an der Table d'hôte eines Badehotels eröffnet den Roman „Der Doktor“ von A. von Klinckowſtröm (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) in ſo anregender Weiſe, daß unſer Intereſſe ſofort nicht nur für den Helden erweckt iſt, ſondern auch für die junge Dame, die bezeichnend von ihm ſagt: „Er iſt von einer anſprechenden Häßlichkeit und ſieht außergewöhnlich intelligent aus.“ Man könnte den Beginn einer einfachen, aber doch durch die Eigenart der Beteiligten feſſelnden Liebesgeſchichte vermuten; bald indes finden wir, daß der Stoff auch an ſich ein weit tiefer liegender iſt. Wir lernen eine Frau kennen, die, obgleich die Mutter einer bereits erwachſenen Tochter, noch immer ſchön und verhältnismäßig jung iſt. Wir erfahren, wie der Gatte dieſer Frau durch Gift geendet hat, ohne daß ein Menſch ſich genau zu erklären weiß, wie es dabei zugegangen. Seine Gattin und der Doktor, zwiſchen denen eine ſtille, allmählich zu heißer Leidenſchaft [illegible] geſteigerte Neigung beſtanden, haben ſich gegenſeitig im Verdacht, die Hand dabei im Spiele gehabt zu haben, keines aber wagt, an dem entſetzlichen Geheimnis zu rütteln. Dieſes Geheimnis und die nach vierjähriger Entfremdung der beiden von der Mutter auf die Tochter überſpringende Liebe des im übrigen menſchenſcheu gewordenen Doktors bilden die Angelpunkte des Romans, der ſich in bewegter Handlung und modern gewandter Darſtellung zu immer ſpannenderer Bedeutſamkeit entfaltet, eine tiefe Moral in ſich ſchließend, die ſich ohne alle Aufdringlichkeit in der Empfindung des Leſers von ſelbſt ergibt.

— **Wenn in einer Zeit wie der unſerigen eine reichhaltige** Sammlung von lyriſchen Poeſien eines lebenden Autors eine Reihe von Auflagen erlebt, ſo iſt das Beweis genug für die Bedeutſamkeit und Beliebtheit ihres Verfaſſers. In der That iſt Ludwig Pfau, der geiſtvolle, feinſinnige Aeſthetiker und Kunſtkritiker, zugleich ein geborener Dichter von ausnehmender Bedeutung, wie uns dies nicht erſt die jüngſt bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erſchienene vierte, durchgeſehene und vermehrte Auflage zu lehren braucht. Wohl aber zeigt uns dieſe umfaſſendſte und in allen ihren Einzelheiten, vom Verfaſſer ſelbſt beſorgt, endgültig feſtgeſtellte Ausgabe die ganze Skala von Tönen und Stimmungen, die unſer Poet anzuſchlagen und meiſterlich zu beherrſchen weiß, in ihrem ganzen Umfang und ihrer ganzen Vollendung. Liebesluſt und Leid, welcher Dichter hätte nicht den beiden ſeinen Zoll dargebracht! Ludwig Pfau aber weiß dieſem Thema ebenſo gut neue Seiten abzugewinnen, in ihm ſeine ſcharf ausgeprägte Eigenart ebenſo dichteriſch zu offenbaren wie in den farbigen Bildern aus dem Leben, den Balladen und Sonetten, den Zeit- und Sinngedichten oder den „Stimmen“. Unter letzterer Aufſchrift ſtellt unſer Poet eine Reihe von Burſchen- und Mädchenliedern, ſowie den „Volksweiſen“ zuſammen, in denen er den echten volkstümlichen Ton trefflich anzuſchlagen verſteht. Wie tief aber aus dem Innern alles hervorgequollen, was er in ſeinen Liedern ſingt, dafür wüßten wir keinen ſchönern Ausdruck als den, welchen er ſelbſt in einem bedeutſamen Worte von der Dichterſeele uns an die Hand gibt, das ſich unter ſeinen Sonetten (S. 260) findet. Ohne Zweifel wird dieſe Geſamtausgabe von Pfaus Gedichten ihrem Sänger neue Scharen von Freunden und Verehrern werben.

— **Unter dem Titel: „Der häusliche Beruf und wirtſchaftliche Erfahrungen“** (Berlin, Verlag der Deutſchen Hausfrauenzeitung) hat Lina Morgenſtern eine dritte, durchaus umgearbeitete und erweiterte Auflage ihrer „Praktiſchen Studien über Hauswirtſchaft“ erſcheinen laſſen. Die ſtändige Verfaſſerin verbreitet ſich über die Macht der Frau im Hauſe, das Wirtſchaftsgeld, die geregelte Hausordnung, das Einkaufen, den Kredit, die häusliche Buchführung, die Vorräte für den Winter, über Wohn- und Zimmereinrichtung, insbeſondere auch Feuerungsanlagen, ferner über die Grundelemente der Kochkunſt, den Geſchmack in der Ernährung, die geſellſchaftlichen Sitten bei Tiſch, die Kleidung, die weiblichen Dienſtboten, die verſchiedenen Handarbeiten, namentlich die Behandlung der Wäſche, über häusliche Geſundheits- und Krankenpflege, Kindererziehung und andere Fragen, in denen der jungen Hausfrau der praktiſche Rat der vielerfahrenen zu ſtatten kommen kann. Mit ruhiger Sachlichkeit und Anſchaulichkeit geſchrieben, vermag das Buch in jeder jüngeren Haushaltung viel Gutes zu ſtiften und kann namentlich als Hochzeitsgeſchenk für die angehende Hausfrau warm empfohlen werden.

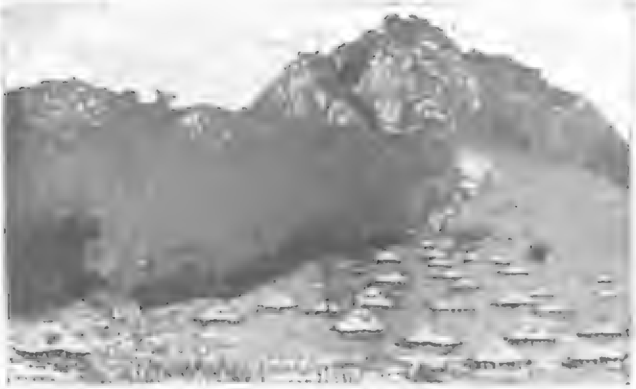
— **Ueber „Die deutſchen Kolonien“ hat Karl Heßler bei** Georg Lang in Metz ein Buch veröffentlicht, das in nicht zu umfänglicher Form Land und Leute unſerer auswärtigen Beſitzungen beſchreibt und mit vier Karten und zahlreichen Abbildungen ausgeſtattet iſt. Das kleine Werk empfiehlt ſich für jeden, der ſich über dieſen zeitgemäßen Gegenſtand näher unterrichten will.

Die engliſchen Anſiedlungen am Nyaſſaſee und die Araberfrage.

Blick auf den Nyaſſaſee und einige ſeiner kleinen, unbewohnten Inſeln.

Das Intereſſe an den Vorgängen am Nyaſſaſee iſt infolge der Kämpfe der Engländer mit den Arabern und ihrer Rückwirkung auf das deutſche Schutzgebiet und auf den oſtafrikaniſchen Sklavenhandel ſo geſtiegen, daß es ſich wohl verlohnt, auf dieſes Thema näher einzugehen, zumal alle die Fragen, welche heute die Freunde der afrikaniſchen Koloniſation beſchäftigen, auch in Bezug auf dieſen jetzt und beſonders für die Zukunft wichtigen Gebieten durchdacht werden müſſen.

Der Entdecker des Nyaſſaſees iſt kein geringerer als Livingſtone. Als er den afrikaniſchen Kontinent durchquert hatte und im Jahre 1856 in Quelimane in der portugieſiſchen Provinz Mozambique anlangte, war er erfüllt von der Bedeutung dieſer Länder für die Ausbreitung des Chriſtentums und wußte nach ſeiner Rückkehr nach England bald alle Kreiſe der Bevölkerung für dieſe Miſſion zu begeiſtern. In England begriff man aber auch bald die Vorteile, welche ſich ſowohl für die geographiſche Wiſſenſchaft als für den Ausfuhrhandel des Landes infolge dieſer neuen Entdeckungen ergeben konnten, und zögerte nicht, eine Expedition auszurüſten, um das Gebiet des Zambeſi zu erforſchen. Dieſe Expedition, an welcher auch der bekannte Dr. Kirk, der ſpätere engliſche Generalkonſul in Zanſibar, teilnahm, fuhr den Zambeſi hinauf bis nach Tete, einer elenden portugieſiſchen Niederlaſſung, und beſchloß dann den Schire, einen linken Nebenfluß des Zambeſi, zu erforſchen, welcher in ſeinem Lauf ganz unbekannt war, obwohl die Portugieſen ſchon lange Jahre an ſeiner Mündung in den Zambeſi ſaßen. Die Expedition fuhr den Strom hinauf, bis Katarakte, welche die Schiffahrt hemmten und den Namen Murchiſonfälle erhielten, ſie zum Umkehren nötigten. Aber die Expedition brach bald wieder auf, und Livingſtone erreichte glücklich auf einem andern Wege am 16. September 1859 den Nyaſſaſee, welchen noch keines Weißen Auge je erblickt hatte. Doch wollen wir hiebei nicht unſeres Landsmannes Roſcher vergeſſen, welcher, von Kiloa an der oſtafrikaniſchen Küſte ausgehend, um dieſe Zeit auf dem Landwege den nördlichen Teil des Sees entdeckte, um aber ſchon am 19. März den Pfeilen der Eingeborenen zu erliegen. Der Nyaſſaſee erſtreckt ſich von etwa 10° 10′ bis 14° 25′ ſüdlicher Breite und unter 51—52° öſtlicher Länge von Ferro, er iſt alſo ein gewaltiges Waſſerbecken, welches jetzt allmählich erforſcht iſt, obwohl natürlich noch mancherlei für die Topographie zu thun übrig bleibt. Der See iſt etwa 350 engliſche Meilen lang, durchſchnittlich 40 Meilen breit, nur etwa in der Mitte iſt er etwas breiter und entſendet nach Süden den ſchon genannten Schire. Er erſtreckt ſich von Süden nach Norden und hat eine bedeutende Tiefe, welche gewöhnlich gleich dicht am



Das Dorf des Häuptlings Malunga am Berge Ndilande.

Unterricht in der Behandlung der Wäſche.

Ufer begrenzt. Heftige Stürme herrſchen oft auf ihm, und dann erheben ſich ſeine ſonſt blauen und klaren Wogen zu gewaltiger Höhe. Die Küſtenlinie iſt, obwohl felſig, doch wenig durch tiefe Buchten oder Häfen unterbrochen. Die einzigen größeren Inſeln, welche auch bewohnt und bebaut ſind, ſind Likoma, auf welcher ſich eine Miſſion befindet und ihre Nachbarin Chiſimulu. Dann gibt es noch einige baumbewachſene Inſeln an dem ſüdlichen Ende des Sees, welche in einigen Fällen hoch aus dem Waſſer emporragen und die Heimat von Ottern und Krokodilen ſind. Ueber die Etymologie des Wortes Nyaſſa iſt man ſich nicht ganz im klaren. Der Name Nyanja oder Nyaſſa heißt in der Sprache der Eingeborenen, der Chinyanja, ein großes Waſſer oder ein See. Die Ableitung, welche der bekannte deutſche Miſſionar Rebmann ſeinerzeit gab, „Ni-ancha" (Liebe mich), muß wohl heute als zu phantaſtiſch beiſeite gelegt werden, nachdem die mehr in die Tiefe dringenden Sprachſtudien der Neuzeit es dargelegt haben, daß die oſtafrikaniſchen Flüſſe und Seen oft keinen beſonderen charakteriſtiſchen Namen haben. So hat, um nur ein Beiſpiel anzuführen, der im deutſchen Oſtafrika mündende Pangani bei den Eingeborenen den Namen Ruſu, wie er auch häufig auf den Karten ſo genannt wird, was aber nur der Suahelinamen für „Fluß" iſt.

Wie ſchon vorhin bemerkt, hat ſich gleich nach Bekanntwerden der Entdeckungen Livingſtones die Aufmerkſamkeit der engliſchen Miſſionen dieſen Gebieten zugewendet, vorerſt natürlich nur der Gegend vom Zambeſi bis zum Nyaſſa, da die Erforſchung des Nyaſſa noch manche Jahre in Anſpruch nahm und Livingſtone über den Umfang ſeiner Entdeckung erſt im Lauf der Jahre, nach fortſchreitender Erforſchung, ins klare kam. Im Jahre 1856 ſchon machte man den Verſuch, im Lande der Makololo, am mittleren Zambeſi, eine Miſſion zu errichten, welche aber bald wieder einging. Dieſes Mißlingen ſchreckte jedoch nicht ab; im Jahre 1861 trafen die Mitglieder der von den Univerſitäten Cambridge und Oxford ausgerüſteten ſogenannten „Univerſitäten-Miſſion" unter der Leitung des Biſchofs Mackenzie am Ruvuma in Oſtafrika ein, mußten aber den Verſuch, auf dieſem Fluſſe nach dem Nyaſſa zu dringen, bald aufgeben, und wandte ſich nach dem Zambeſi und dem Schire. Ein paſſender Ort für Anlage einer Station wurde auf dem Hochlande von Magomero, im Süden des Nyaſſa, gefunden, aber die Miſſion konnte hier infolge der Schwierigkeiten mit den Eingeborenen nicht recht fortkommen und ließ bald von ihrem Beginnen ab. Die Arbeit wurde ſpäter wieder aufgenommen durch die Church of Scotland Lake Nyassa Mission, welche neben Livingſtonia auch die Stationen Marlega und Kaningina begründete. Die urſprüngliche Hauptſtation Livingſtonia, welche am Südende des Nyaſſa liegt, mußte aber als ſolche bald wieder aufgegeben werden, da ſie ungeſund war, und die Tſetſefliege, dieſe Geißel Afrikas, welche durch ihren Stich die Haustiere tötet, das Halten von Vieh unmöglich machte. Die Miſſionare zogen ſich darauf nach Bandawe zurück, im Norden des Sees gelegen. Livingſtonia hat aber als Ausgangspunkt für die Reiſen auf dem Nyaſſa noch immer eine gewiſſe Bedeutung. Augenblicklich verſehen Farbige dort den Miſſionsdienſt.

Unterricht in der Brotbäckerei.

Das Miſſionshaus iſt ein einfaches, dreiſtöckiges Gebäude, den Verhältniſſen und dem Baumaterial ſchlecht angepaßt, was ſehr auffällig iſt, da die engliſchen Miſſionare es ſonſt wohl verſtehen, ihre Häuſer, den ſanitären Vorſchriften für die Tropen entſprechend, ſowohl über dem Boden zu erbauen als auch mit luftigen Veranden zu umgeben. Sogar die Häuſer der Makololos entbehren nicht guter Vorrichtungen, um die Hitze abzuhalten.

Die Makololo, den Baſuto zugehörig, ſind ein ſehr intereſſanter Volksſtamm; ſie haben eine feine Unterſcheidung zwiſchen Recht und Unrecht und feſtere, dauerndere Gebräuche in Bezug auf Richter und Strafen, als man im allgemeinen dieſer Kulturſtufe zuſchreiben möchte. Was aber dieſen Anſatz höherer Entwicklung in geradezu zerſtörender Weiſe durchbricht, iſt ihre Gleichgültigkeit gegen Blutvergießen. Sie ſind merkwürdig unempfindlich für die Größe dieſes Verbrechens, ſagt Livingſtone. Ihre Geſchichte liefert nur allzu viele Beiſpiele von dieſer Gemütsverhärtung, welche ſie freilich mit nahezu allen Afrikanern irgend welcher Raſſe teilen. Dieſer eine Zug vernichtet natürlich alle ſittlichen Wirkungen, zu welchen andere Eigenſchaften ihres Charakters zu entwickeln wären, und ſie bleiben Wilde, ſo lange ſie ihn nicht ablegen. Sie haben dies aber mit den meiſten Negervölkern gemeinſam. So wie früher die Manjanga (am Nyaſſa) handelten, welche in ihrer Wut über einen vergeblichen Sturm achtzig Gefangene, alte Weiber und kleine Kinder, mit kaltem Blute vor den Augen der Belagerten maſſakriert hatten, würden im gleichen Falle die meiſten Stämme durch ganz Afrika gehandelt haben. Die Makololo, welche einſt gefürchtete Eroberer waren, ſind ſehr zurück- oder vielmehr nach Norden gedrängt, denn ſie ſind nunmehr ſogar in der Gegend des oberen Schire zu finden. Das Dorf des Häuptlings Malunza liegt am Nyaſſaſee, wo der Schire dem See entſpringt.

Die Makololos ſcheinen den Einflüſſen der Miſſionare leichter zugänglich, welche es glücklicherweiſe durchgeſetzt haben, daß in der ganzen Nyaſſagegend, vom Zambeſi an, keine Spirituoſen verkauft werden, und welche die Eingeborenen mit den Fortſchritten unſerer Ziviliſation vertraut machen, wozu nicht nur der Gebrauch von Seife gehört, ſondern auch die Benützung europäiſcher Werkzeuge und Stoffe, die Zubereitung des Brotes und die Behandlung der Wäſche mit Waſch- und Wringmaſchine und Plätteiſen.

Das Hauptquartier dieſer alten engliſchen Miſſionstätigkeit, welche ſpäter noch über den Nyaſſaſee hinaus durch die London Mission Society bis zum Tanganjika ausgedehnt wurde, liegt

[illegible]

Der Kirchhof zu Blantyre.

heute noch zwiſchen dem Sambeſi und dem Nyaſſa, und hier befindet ſich außer den vorher genannten Stationen noch beſonders die bekannteſte, welche in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufſchwung genommen hat, Blantyre, deren einfache Kirche wir unſeren Leſern in der Abbildung vorführen.

In der Nähe der Kirche befindet ſich der Kirchhof, auf dem die Gräber einiger Miſſionare Zeugnis von ihrem Glaubenseifer ablegen, welcher weder die von den Eingeborenen noch von der Natur drohenden Gefahren ſcheute, um den Eingeborenen das Evangelium zu predigen.

Zur Vermittlung des Verkehrs auf den einzelnen am See gelegenen Stationen der Miſſion dienen einige Dampfer, von denen der älteſte, der „Ilala“, im Jahre 1875 glücklich ohne jeden Unfall über die Waſſerfälle des Schire gebracht wurde und in den Nyaſſa einlief. Zu dieſem Veteranen iſt noch der Dampfer der Univerſitäten-Miſſion „Charles Janſon“ hinzugekommen, welcher neuerdings zu einer gewiſſen Berühmtheit gelangte, als die auf die Ausdehnung der Engländer in dieſen Gebieten eiferſüchtigen Portugieſen ihn auf dem Sambeſi eine Zeit lang feſthielten, was in England viel böſes Blut erregte. Von dieſer Zeit an ſetzte ein ſtiller Kampf zwiſchen Engländern und Portugieſen um die Vorherrſchaft in dieſen Gegenden ein, welcher heute noch nicht beendet iſt.

Dampferverladung der African Lakes Company in Mandala.

Der engliſchen Miſſionsthätigkeit auf dem Schire folgte die Handelsthätigkeit ſofort auf dem Fuße; es bildete ſich die African Lakes Company, mit kluger Berechnung die günſtige geographiſche Lage benützend, um die Erzeugniſſe des Landes, vornehmlich Elfenbein und Kautſchuk, zu gewinnen. Denn vom Sambeſi bis zum Nordende des Nyaſſa erſtreckt ſich eine nur durch die Murchiſonkatarakte auf etwa 70 engliſche Meilen unterbrochene Waſſerſtraße, auf welcher die Güter nach dem Meere geſchafft werden können. Dieſe Geſellſchaft richtete eine Anzahl von Stationen am Schire und Nyaſſa ein, und ihrem Beiſpiel folgten bald die Buchanan Brothers, welche ſich vornehmlich auf Plantagenbau verlegten. Der Kaffeeſtrauch iſt bereits mit Erfolg angebaut worden, und man macht neuerdings Verſuche mit Chinchona, Weizen und Thee, da ſich das (an den Küſten des Sees allerdings für den Menſchen ungeſunde) Klima vorzüglich dazu eignen ſoll. Das Hauptquartier der African Lakes Company liegt in Mandala, in der Nähe des Schire, wo ſich auch die Vorratshäuſer befinden. — Leider kann man ſich nicht verhehlen, daß in jenen Gegenden Arabertum und Sklavenhandel von Tag zu Tag größere Fortſchritte machen. Die Sklavenkarawanenwege gehen entweder ſüdlich vom Nyaſſa nach Quilimane, oder ſie kreuzen den See etwa in der Mitte auf der Route nach Lindi oder Kilwa, oder gehen zwiſchen dem Nyaſſa und Tanganjika hindurch, die Stevenſon Road kreuzend. Ein anderer großer Weg führt über den Tanganjika nach Udſchidſchi und von dort nach Tabora und ſpäter nach Bagamoyo. Der Nyaſſaſee iſt alſo eine Hauptbaſis für die Unterdrückung des Sklavenhandels, aber die Engländer haben wegen ihrer geringen Macht hier nur Niederlagen aufzuweiſen. Bekannt iſt, daß die Station Karonga am Nordende des Nyaſſaſees, wo der Vorſtoß gegen die Sklavenhändler erfolgte, welcher in ſeiner Fortwirkung mit dazu beigetragen hat, den Aufſtand im deutſchen Oſtafrika zu verſchärfen, heute noch von Arabern blockiert und daß dadurch auch die Stevenſonſtraße geſperrt iſt. Es muß ſicher auch einmal energiſch an dieſem Punkte eingeſetzt werden, um dem ſchändlichen Menſchenhandel ein Ende zu machen, denn die Blockade dürfte allein dazu nicht ausreichen, da ſie ja nur die überſeeiſche Ausfuhr trifft.

Es iſt nach neueren Mitteilungen wahrſcheinlich, daß der berühmte Afrikareiſende Cameron den Plan verfolgt, auf dem Verbindungswege zwiſchen den großen Seen mit einer ſtarken bewaffneten Macht vorzugehen, wie ja auch Kardinal Lavigerie die Abſicht hegt, am Tanganjika ein fliegendes Corps zu ſtationieren, um das Uebel an der Quelle zu treffen.

Die Blockade wird allerdings allmählich die Sklavenausfuhr bedeutend einſchränken, wenn ſie ſcharf und andauernd gehandhabt wird. Denn das Geſchäft der Sklavenhändler wird ein ſehr gefährliches, da ſie ſowohl ihre „Ware“ und Schiff verlieren, welch letzteres gewöhnlich vernichtet wird, als auch Gefahr für ihr Leben laufen. Die Art und Weiſe des Vorgehens der Kriegsſchiffe, über den Charakter der Fahrzeuge ins klare zu kommen, iſt gewöhnlich folgendermaßen: die Dau wird durch einen Kanonenſchuß zum Beilegen aufgefordert, worauf der Kutter ſich längsſeits legt und der Offizier desſelben die Schiffspapiere verlangt. Sind dieſelben zweifellos gut, ſo unterbleibt die Durchſuchung, wenn ſich nicht doch vielleicht verdächtige Anzeichen ergeben, während im andern Falle natürlich die ganze Beſatzung feſtgenommen, die Sklaven befreit werden und die Dau ins Schlepptau genommen wird. Dieſe Unterſuchung iſt ein ſehr mühſames und zeitraubendes, unter Umſtänden gefährliches Geſchäft, da die Beſatzung der Dau ſich hin und wieder wehrt. Solche Fälle ereignen ſich allerdings ſelten, da einmal die Araber ſich dem Europäer gegenüber als eine tiefer ſtehende Raſſe fühlen, vor den beſſeren Waffen der letzteren eine gewiſſe Furcht haben und andererſeits wiſſen, daß die Beſtrafung faſt ausnahmslos ihren Freveln auf dem Fuße gefolgt iſt. Der Dienſt auf den Kriegsſchiffen iſt ein ſehr harter, da ſie Tag und Nacht kreuzen und immer auf der Lauer liegen müſſen in einem tropiſchen, wegen des hohen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft beſonders gefährlichen Klima. Dem Blockadegeſchwader, beſonders dem deutſchen, welches in dem letzten halben Jahre noch oft Mannſchaften zum Schutze der Deutſchen in Bagamoyo und Dar-es-Salaam landen und mit den Arabern kämpfen mußte, gebührt deshalb mit vollem Recht die Anerkennung aller Menſchenfreunde, welche ſich in dem Wunſche vereinigen, daß dem ſchändlichen Sklavenhandel, dieſer Herzkrankheit Afrikas, auch auf der Oſtküſte ein Ende gemacht werde.

Guſtav Meinecke.

Die Blockade an der Oſtküſte von Afrika: **Prüfung der Schiffspapiere einer verdächtigen Dau.**

Die kleine Lieſe am Brunnen.

Gedicht von

Adalbert von Chamiſſo.

In den Rand des Brunnens ſchaut
Lieſchen gar gedankenvoll,
Was hier dieſer Brunnen ſoll,
Hat die Mutter ihr vertraut:

„Meine Schweſter ſagte zwar,
Daſs der Storch die Kinder bring',
Wie verſtändig es auch klingt,
Iſt es aber doch nicht wahr.

„Nein, das macht ſie mir nicht weis,
Mutter, wie ich ſie gefragt,
Hat es anders mir geſagt,
Mutter, die es beſſer weiſs.

„Aus dem Brunnen holt bei Nacht
Sie die weiſe Frau allein,
Die hat jüngſt das Brüderlein
Aus dem Brunnen uns gebracht.

„Vor fünf Jahren ſchlief ich auch
Hier im Brunnen wunderſam,
Bis ſie mich zu holen kam
Nach dem hergebrachten Brauch.

„Könnt' ich nur die Kleinen ſehn!
Ach, ich ſäh' ſie gar zu gern!
Doch ſie ſchlafen tief und fern,
Keines läſst ſich heut erſpähn.

„Wüſst' ich, wie die Frau es macht,
Holt' ich eines mir geſchwind,
So ein himmliſch kleines Kind,
Ei, das wär' doch eine Pracht!

„O, was gäb' ich nicht darum!
Seit es durch den Sinn mir fährt,
Biſt mir gar nichts, gar nichts wert,
Garſt'ge Puppe, ſtumm und dumm!“

Originalzeichnung von [illegible]

undenkbar, daß ein Weſen, mit ſo herrlichen Gaben des Körpers und des Geiſtes ausgeſtattet wie die Angeklagte, von blühender Jugend, von ſeltener Schönheit, ein Weib mit ſolchen Zügen und ſolchen Augen, von Gottes Hand übergoſſen mit ſinnbeſtrickendem Reiz, es ſcheint undenkbar, daß ſie jenen Mann ermorden konnte, der, tiefeingewurzelten Vorurteilen trotzend, ſie aus einem ärmlichen Lebenskreiſe zu ſich emporgezogen, dem ſie alles verdankte, Glanz, Reichtum und geſellſchaftliche Stellung, es erſcheint uns unfaßbar, und es wurde doch gedacht, laut ausgeſprochen, von tauſend Zungen wiederholt und geglaubt.“

Er ſchwieg einige Augenblicke, verließ ſeinen Platz und trat einige Schritte vor.

Lea hatte bis jetzt ihre volle Geiſtesgegenwart bewahrt, getragen von dem troſtvollen und ſtärkenden Bewußtſein, daß Ionel von ihrer Unſchuld überzeugt ſei. Während des Beſuches, den er ihr einige Tage vor der Verhandlung im Gefängnis abgeſtattet, hatte ſie ihm rückhaltlos alles offenbart, was in ihrer Seele gewühlt und mit einer geheimen Freude geſchildert, wie ihr das Leben ohne ſeine Liebe wüſt und öde erſchienen, wie die Selbſtmordgedanken in ihr aufgeblitzt, ſie beſtürmt, ſich verdichtet hätten und wie in jener Sturmnacht das Gräßliche ſich begeben. Und als ſie ihren langen, traurigen Bericht geendet und leiſe, mit zitternder Stimme Ionel gefragt, ob er ſie für ſchuldig halte, da hatte es feucht in ſeinen Augen geſchwommen, er hatte ihre Hand ergriffen und geküßt und mit einem Ton, aus dem eine tiefe, innere Ueberzeugung hervorklang, geſagt: „Sie ſind unſchuldig, Lea!“ Und ſeitdem ſie dieſe Worte von ſeinen Lippen vernommen, war Ruhe und Friede in ihr Gemüt eingezogen; und ſo war ſie denn nicht gebeugt, nicht gedrückt, nicht mit angſtverzerrten Mienen wie eine Verbrecherin, ſondern erhobenen Hauptes in den Saal getreten. Beim Anblick der vielen Augen, deren Zielſcheibe ſie war, hatte ihr allerdings das Herz geſtockt, und ihr war, als müßte ſie niederſinken. Da hatte ſie Pia erblickt und ihre Schwäche war verflogen, und blitzartig war ihr hiebei durch den Kopf gefahren, daß hier in dieſem dumpfen Saale angeſichts der Geſchworenen vielleicht auch der letzte entſcheidende Kampf zwiſchen ihr und Pia zum Austrag gelangen werde. Ionel war ja jetzt nicht nur Zeuge ihrer Seelenkriſe, ſondern auch — ſie empfand es mit geheimer Freude — des Triumphes, den ihre Schönheit feierte. All dieſe dunklen Empfindungen hatten bewirkt, daß das Gräßliche und Häßliche der Realität nicht mit voller Wucht auf ihr laſtete, es war ihr alles wie ein ſchwerer Traum erſchienen, aus dem ſie bald erwachen würde; ſie hatte daher wie erlöſt aufgeatmet, als Tſchuku ſich erhob, um die Anklage zu entwickeln.

Der arme Tſchuku! Welch flammende Leidenſchaft hatte in ſeinen ſchönen, geiſtvollen Augen gelodert, als er ihr jüngſt in ſeiner Weiſe eine Liebeserklärung gemacht! Welch glücklicher Zufall, daß gerade er der öffentliche Ankläger war. Sie hatte auf die Wanduhr geblickt, die über dem Sitz des Präſidenten hing, der Zeiger wies auf vier.

„Eine Viertel-, eine halbe Stunde wird Tſchuku ſprechen, dann wird Ionel das Wort ergreifen.“ Ein ſüßes Gefühl hatte ſie bei dieſem Gedanken durchſchauert, ſie war daher ohne Angſt, ohne Aufregung, mit neugieriger Spannung und vor ſich ſtarrend, Tſchukus Worten gefolgt. Als er aber ſeine Rede unterbrochen, ſeinen Platz verlaſſen und einige Schritte vorgetreten war, da hatte ſie unter dem Antrieb einer innern Unruhe, die ſie plötzlich überkommen, aufgeblickt und Tſchuku ins Geſicht geſchaut.

„Ich will Ihnen beweiſen, meine Herren Geſchworenen,“ rief er mit erhobener Stimme, „daß das Undenkbare denkbar, das Unmögliche möglich, daß die Angeklagte in der That eine Giftmiſcherin iſt!“ Lea zuckte bei dieſen Worten ſich zuſammen. Hatte ſie wirklich recht gehört? Nein, es war keine Täuſchung. „Daß die Angeklagte in der That eine Giftmiſcherin iſt,“ wiederholte Tſchuku mit Nachdruck. Ein tiefer Schauer faßte ſie, mehr noch als ſeine Worte hatte ſie der ruhige, kalte, ſchneidende Ton ſeiner Stimme mit einem ahnungsvollen Grauen durchſchauert, ſie ſtarrte ihn atemlos, mit weitgeöffneten Augen an.

„Die Angeklagte behauptet,“ fuhr er fort und rieb ſich dabei die Hände, „ſie habe ſich das Leben nehmen wollen; wir wollen einmal dieſe Behauptung unterſuchen. Der Trieb, ſein eigenes Daſein zu vernichten, kann auf zweierlei Weiſe entſtehen, ein gewaltiges Unglück bricht jäh, mit vernichtender Macht über uns herein, raubt uns jede Beſinnung, und der Gedanke an den Selbſtmord als an die einzige Rettung aus unſerer Qual blitzt in uns auf und wird raſch zur That umgeſetzt. In dieſem Falle befand ſich die Angeklagte nicht, ſie hat die zermalmende Kraft eines urplötzlichen Schickſalsſchlages nicht empfunden, ſie lebte in geordneten, glücklichen Verhältniſſen, und ihr Mißgeſchick, einen kranken Gatten zu haben, wurde durch tauſend andere Annehmlichkeiten, die ihr das Leben bot, aufgewogen; es gibt aber Menſchen in ſcheinbar glücklichen Verhältniſſen, in denen aber gleichwohl Selbſtmordgedanken aufſteigen. In dem Herzen dieſer Menſchen niſtet ein Wurm, der an ihrem Lebensmark zehrt; das anfängliche Spiel mit den Selbſtmordgedanken wird zum bittern Ernſt, ſie graben ſich immer tiefer ein, umſpinnen die Seele, verdunkeln das Gemüt, bis in einem gegebenen Moment der lauernde Dämon, der uns zur Selbſtvernichtung drängt, mit unentrinnbarer Gewalt uns umklammert. Gehörte die Angeklagte unter die Kategorie dieſer Selbſtmordkandidaten? Nein, denn wenn ein derartiger Selbſtmordkandidat zum Dolch, zum Revolver, zum Giftbecher greift, ſo bleibt er nicht auf halbem Wege ſtehen.“

Tſchuku machte wieder eine kleine Pauſe, dann fuhr er fort: „Die Angeklagte iſt nicht nur auf halbem Wege ſtehen geblieben, ſie hat ſogar fürſorglich das tödliche Gift in jenes Glas Waſſer geſchüttet, womit der Kranke ſeinen Durſt löſchte, und dasſelbe in deſſen unmittelbare Nähe geſtellt. Geht ein Selbſtmordkandidat ſo berechnend vor? Schon dieſe Erwägungen, meine Herren Geſchworenen, ergeben die Wahrſcheinlichkeit, daß vor uns keine Unglückliche, ſondern eine Verbrecherin ſitzt. Aber ließe ſich dieſe Wahrſcheinlichkeit nicht zur Gewißheit verdichten? Stand die Angeklagte unter der zwingenden Gewalt verbrecheriſcher Motive, die ſie zum Morde reizten? Ich kann, ich werde dieſe Frage bejahend beantworten.“

Jetzt machte er wieder eine kleine Pauſe, er ſchaute immer noch auf die Geſchworenen, aber er empfand Leas Blicke mit einer faſt körperhaften Unmittelbarkeit, er ahnte, was in ihr vorging; und das Bewußtſein, daß dieſes Weib, das bis jetzt nichts für ihn gefühlt, dieſes Weib, das er mit wilder Leidenſchaftlichkeit liebte, an ſeinem Munde hing, daß jedes ſeiner Worte wie ein Keulenſchlag betäubend auf ſie niederſauſte, das Bewußtſein, daß er, der kleine, unſcheinbare Buckelige, an dem ſonſt ihre Blicke achtlos vorübergleitet, jetzt in einer furchtbaren Größe vor ihr ſtand, all dies erweckte in ſeiner Bruſt eine dämoniſche Freude und etwas von jener grauſigen Luſt, mit der ein wildes Tier nach einem ſiegreichen Kampf auf Leben und Tod ſeinen Gegner zerfleiſcht. Seine Augen leuchteten auf, ſeine bleichen Wangen röteten ſich, während er ſchonungslos ihr Leben ſchilderte, die Hauptmomente desſelben zergliederte, gruppirte, aneinander klammerte, bis ſie als ein hartes, kaltes Weſen erſchien, das keinen Schritt ohne berechnenden Eigennutz that; kalte Berechnung war ihr Uebertritt zum Chriſtentum, kalte Berechnung ihre Ehe mit einem kranken Greis, kalte Berechnung der Mord ihres Gatten.

(Fortſetzung folgt.)

Fiſcher in Yport (Normandie).

(Hiezu das Bild Seite 712.)

Yport iſt ein kleines Fiſcherſtädtchen in der Normandie, deſſen Hafen durch zwei rötliche, ſteil aufſteigende Felſenwände, die in das Meer hinausragen und deren Fuß die Wogen beſpülen, gebildet wird. Der Strand iſt flach und beſteht aus rundgeſchliffenen Kieſeln; Schutz vor Wind und Wogen gewährt er wenig, und deshalb gilt Yport als ein ſehr ſchlechter Anlegeplatz. Die auslaufenden und ankommenden Schifferboote haben ſtets Schwierigkeiten an dieſem Felsgeſtade. Jedoch gerade das gewährt tagtäglich ein ſchönes Bild, denn bei ſtarkem Seegang müſſen die Schiffe mit einem Gangſpill an den Strand gewunden werden, bei ſchönem Wetter jedoch werfen die Schiffe draußen Anker, die Fiſcher ſpringen in das Waſſer und ſchleppen den Ertrag der Netze an das Land, wie unſer Wind- und Waſſerduft atmendes Bild dies veranſchaulicht.

NOTIZ BLÄTTER.

Bildende Künſte.

— **Das im vorigen Sommer in München eröffnete Panorama** der Profeſſoren J. Bühlmann und Alexander Wagner: „Rom am Tage des Einzugs Kaiſer Konſtantins 312 n. Chr.“, deſſen proviſoriſche Fertigſtellung im Hinblick auf die großen Münchener Ausſtellungen von 1888 mit fliegender Haſt betrieben wurde, iſt im Laufe des Winters von den beiden Künſtlern übermalt und bei dieſer Gelegenheit um hunderte von Figuren und Einzelheiten bereichert worden. Bei der unlängſt erfolgten Wiedereröffnung erſchien es nunmehr in einem Glanz und einer künſtleriſchen Vollendung, durch die der hochintereſſante Gegenſtand dieſes eigenartigen Rundgemäldes ins beſte Licht geſetzt wird.

— **Eine Kirche aus Eiſen, im reinſten gotiſchen Stil**, wurde von einer belgiſchen Geſellſchaft fertiggeſtellt und iſt für die Inſel Manila beſtimmt, wohin ſie demnächſt verſchifft wird. Die Philippineninſeln werden nämlich durch häufige und ſtarke Erdbeben heimgeſucht und die früheren dortigen Kirchen, aus Steinen und Mörtel hergeſtellt, wurden jedesmal vollſtändig zerſtört. Da kam man auf den Gedanken, die Kirche ganz aus Eiſen zu bauen, und nach ſorgfältigen Studien der Fachmänner iſt ſie nun in einer Weiſe hergeſtellt, daß ſie auch den ſtärkſten Erdbewegungen Widerſtand leiſten kann. Sie iſt 50 Meter lang, 22 Meter breit, die Decke des Kirchenſchiffes 20 Meter hoch. Zwei Türme, welche die Kirche ſchmücken, ſind 50 Meter hoch. Das Geſamtgewicht der Kirche beträgt 1,800,000 Kilo.

— **Unter den Kleinodien der Apollogalerie des Louvre** befindet ſich eine koſtbare deutſche Arbeit aus dem elften Jahrhundert, von der man bis jetzt in Deutſchland kaum Kenntnis hat, nämlich ein Reliquienbehälter Kaiſer Heinrichs II. (1002 bis 1024), des letzten vom ſächſiſchen Stamme. Das aus emaillierten und vergoldetem Kupfer beſtehende Gefäß hat ungefähr die Form eines vierblätterigen Kleeblattes, und zwiſchen den Halbkreiſen befinden ſich Eckſtücke. Den Fuß bildet eine kleine, gewölbte, runde Schale mit einem ausgezackten, granatenbeſetzten Rande, ſie ruht auf drei vergoldeten Löwenklauen. Die Höhe des monſtranzartigen Kunſtwerkes beträgt etwa 12 Zoll, die Breite gegen 7 Zoll, die Tiefe des eigentlichen Reliquienbehälters 1 Zoll. Die figürliche Ausſchmückung beſteht aus graviertem Kupfer, die Figuren, deren Zeichnung ſcharf und korrekt iſt, treten auf blauem, emailliertem Grund hervor. Auf der Vorderſeite ſieht man Kaiſer Heinrich II. in vollem kaiſerlichen Ornat auf einem Seſſel ſitzen. Der Mantelſaum iſt reich mit Edelſteinen beſetzt, ebenſo der Kronreif. Das Geſicht iſt ſehr länglich, hat ſtrenge, ernſte Züge und iſt von einem kurzen Backen- und Kinnbart umſäumt. Den Kopf umgibt ein grüner Heiligenſchein. Die Inſchrift auf dem vergoldeten Kupferrande lautet: „Heinricus Imperis (Imperatoris) effigies“, letzteres Wort ebenfalls abgekürzt.

Tonkunſt.

— **Die jugendliche Sängerin Nikita hat neuerdings wieder** an verſchiedenen Orten, unter anderem im deutſchen Landestheater zu Prag und im königlichen Hoftheater zu Stuttgart, erfolgreich konzertiert. Stimme, Tonbildung und Kehlfertigkeit ſind reifer geworden, als ſie zur Zeit des erſten Auftretens der jungen Dame waren, und ſo bietet nunmehr ihr Vortrag italieniſcher, engliſcher und deutſcher Arien und Lieder, namentlich auch im Staccato, mezza voce und pianissimo, einen Genuß, der von den Hörern in lebhafter Weiſe gewürdigt wurde.

Bühne.

— „**Die Fenſter auf! Die Herzen auf! Es kommt** der Ritter Sonnenſchein, der bricht mit goldnen Lanzen ein, der ſanfte Schmeichler Blütenhauch ſchleicht durch die engſten Ritzen auch. Geſchwinde, geſchwinde!“ Die Berliner Theaterdirektoren hören es mit Bangen. Aber was dem einen „ſein Uhl“, iſt dem andern „ſein Nachtigal“, und da letztere Gattung doch die überwiegende Mehrheit bildet, ſo läßt ſich gegen das Naturgeſetz, daß im Frühling und Sommer die Theater veröden oder nur von etlichen Fremden bevölkert ſein müſſen, nicht ankämpfen und brächte man ſelbſt Zeus und Venus in Perſon auf die Bretter. Davon ſind nun freilich die modernen Bühnenſchriftſteller weit entfernt. Sie begnügen ſich mit etlichen ſchlechten Witzen, die mit vielen Tändeleien untermengt ſind. Julius Roſen, der ſeit Jahren bekannte Wiener Schwankdichter, wird mit ſeinem Dreiakter „Gemiſchte Geſellſchaft“, der kürzlich im Wallnertheater zum erſtenmal aufgeführt wurde, dem Frühling auch nur vergeblich „ein Schnippchen ſchlagen“. Die Idee iſt ausnahmsweiſe einmal originell. Es handelt ſich um eine luſtige Reiſegeſellſchaft im Eiſenbahnzuge, die gen Italien ſtrebt, aber unterwegs bei einer vereinſamten Gebirgsſtation eingeſchneit wird und dort ein paar Tage liegen bleibt. Man kommt auf den tollen Gedanken, aus den alſo Zuſammengewürfelten eine kleine Republik nach kommuniſtiſchem Muſter zu bilden, in der jeder nur eine Nummer vorſtellt und alle ohne Anſehung des Standes und der Würde einander gleichſtehen ſollen. Man bringt die mitgeführten Lebensmittel als gemeinſames Gut in dieſe apoſtoliſche Gründung, ſcherzt, unterhält ſich und knüpft allerlei Herzensbeziehungen an — kurz, die Sache iſt ſehr vergnüglich, bis die Kalamität aufhört und der Zug alle davonführt. In Venedig finden ſich drei von den Reiſenden im Hauſe eines alten Generals durch Zufall wieder. Man beſchließt, die anderen durch eine Aufforderung in den Zeitungen ebendorthin zuſammenzutrommeln, und ſiehe da, es gelingt. Den Schluß bilden etliche Verlobungen. Wie es Roſen faſt immer begegnet, ſo auch hier: nach dem erſten glücklichen Anlauf verlaſſen ihn die guten Geiſter des Humors, und er verfällt in Langweiligkeiten oder noch Schlimmeres. Die Art, wie die Verlobungen am Schluſſe zuſammengeſchweißt werden, iſt ſo gezwungen wie nur möglich, und an die Stelle des heitern Lachens tritt in den beiden letzten Aufzügen Gähnen. — Im Wallnertheater (Roſen hat im Leſſingtheater ſeine Zelte aufgeſchlagen) verſuchte man es mit einem älteren Schwank von Meilhac und Halévy, dem man einen neuen Namen: „Fifi" gegeben hatte. „Der Name ſagt genug wohl ſchon," denkt gewiß mancher nach lüſternen Muſter. Diesmal irrt er aber, denn Fifi iſt der Name eines Schoßhundes, den ein unverwüſtlicher Poet — ſo leichtlebig, er an die fünfzig Jahre — beſitzt. Da er ein literariſcher Taugenichts iſt, ſo denkt man natürlich alsbald an Scheidung. Aber das geht nicht ſo leicht, dazu bedarf man der Beweiſe für die Schuld, der Zeugen. Dieſe werden geſucht und nach einiger Mühe gefunden. Wozu gäbe es denn leichtfertige Actricen in der Welt? Der dritte Akt iſt eine geradezu klaſſiſche Perſiflage auf das Eheſcheidungsverfahren. Er bringt eine förmliche Gerichtsverhandlung, in welcher die übermütige Laune der beiden Verfaſſer die poſſierlichſten Purzelbäume ſchießt. Niemand kann ſich vor Lachen halten. Aber der vierte Akt iſt um ſo verſtimmender. Der alte Taugenichts verſöhnt ſich wieder mit der ganzen Frau, und auf dieſe billige Manier wird der innerlich klaffende Riß überkleiſtert: ein durchaus geſchmackloſer und dem natürlichen Empfinden der Zuſchauer widerſtrebender Schluß. Für junge Mädchen iſt dieſe ſehr bedenkliche Komödie nicht, anſtändige Frauen werden ſie ebenſowenig genießbar finden; Roués werden ſie als einen Sekt, der keine Blume angeſetzt hat, bezeichnen. Humor und Witz liebende Männer zucken die Achſeln — für wen ſchrieben die Herren alſo? Vermutlich für leichte Kaufleute, die ins Theater gehen, um ein üppiges Diner ohne viel Aufregung zu verdauen. Denen mag es ſo recht ſein.

— **Die Hamburger Bühnen, das Stadttheater und das Thaliatheater,** haben jede ein neues Stück auf die Bretter gebracht, aber keines von beiden hat ſonderlich gefallen. Das Stadttheater brachte die erſte Aufführung von Leiſer Gieſeckes vieraktigem Schauſpiel: „Worte und Thaten". Der Verfaſſer beabſichtigt in dem Stücke, dem Zuſchauer vor Augen zu führen, daß die ſoziale Frage nicht durch Phraſen geiſtreichelnder Agitatoren, nicht durch Wohlthätigkeit und Hilfsprediger oder das Evangelium der Menſchheit, über Kapital und Arbeit gelöſt werden kann, ſondern daß die Helden, welche die heilige Miſſion übernehmen, für das Wohl der Unterdrückten und Armen zu arbeiten, zu ſorgen und zu ſtreiten, ſich ſelbſt frei machen müſſen von allen brutalen Wünſchen niedrigen Egoismus, frevelhafter Phantaſterei und gemeiner Genußſucht, welche nur zum Untergange führen. Leider hat dem Verfaſſer das Talent gefehlt, ſeine richtigen und dankbare Idee wirkungsvoll auszugeſtalten. Es iſt ihm nicht im entfernteſten gelungen, das, was er gewollt hat, in ſeinem Stücke wirklich zu zeigen, es bleibt lediglich bei den „Worten", von einer ſich entwickelnden Handlung, alſo von „Thaten" iſt nichts zu merken. — Die im Thaliatheater aufgeführte Neuheit, das vieraktige Luſtſpiel „Guntrams Meerfahrt" von Rudolf Kneiſel, fand zwar bei dem weniger kritiſchen Publikum der Galerie wohl eine beifällige Aufnahme, aber die vor allem logiſchen Aufbau, mögliche Menſchen und Situationen verlangenden Zuſchauer verhielten ſich kühl und ablehnend. Das Luſtſpiel, in echt Kneiſel'ſcher Weiſe angelegt, behandelt eine Meerfahrt, die gar nicht gemacht worden iſt. Dieſe Fahrt, eine Expedition nach Grönland, ſoll ein junger Mann, Guntram von Hogrewe, der mit einer liebenswürdigen Witwe, Nora von Mingersheim, verlobt iſt, unternehmen. Sie wollen dadurch beweiſen, daß ſie trotz der Trennung einander treu bleiben. Während der Trennung lernt Nora einen Kaufmann, Richard Schlegel, kennen, der ſich in ſie verliebt und dem ſie ihre Hand verſpricht, wenn Guntram ihr untreu geworden ſein ſollte. Dieſer hat es vorgezogen, die Reiſe nicht zu machen, und ſteht wirklich im Begriff, ſeine Braut ſitzen zu laſſen, da er ſich in ein reizendes Mädchen, Hilda Bauermann, verliebt hat. Nach einem Jahre treffen ſich, wie verabredet, Guntram und Nora in einem Bade, wo auch die beiden Störenfriede, Richard Schlegel und Hilda Bauermann, anweſend ſind. Nora erfährt, daß Guntram die Reiſe nicht gemacht hat, und will ihm ſchon ſein Verſprechen zurückgeben, als ſie gewahr wird, daß er ſich Hilda genähert hat. Ihre Eiferſucht erwacht, und ſie erkennt nun, daß Guntram bei weitem den gutmütigen, aber unbedeutenden Schlegel überragt und nur er der paſſende Mann für ſie iſt. Schlegel hat inzwiſchen Hilda kennen gelernt und beide haben ebenfalls Gefallen aneinander gefunden, ſo daß ſich ſchließlich alles zum Guten wendet und die beiden Paare nach Beſeitigung verſchiedener Schwierigkeiten vereinigt werden.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die Verwandtſchaft aller niederdeutſchen Mundarten von Dünkirchen in Frankreich bis Königsberg und Memel** hat jüngſt der Bibliothekar Dr. Hanſen in Antwerpen gelegentlich des auch dort feſtlich begangenen ſiebzigſten Geburtstages unſeres niederdeutſchen Dichters Klaus Groth dargelegt. Auf genannter Strecke wird das Plattdeutſche von 20,000,000 Menſchen geſprochen, und trotz mannigfacher Verſchiedenheiten der Ausſprache können ſich dieſe 20 Millionen recht gut miteinander verſtändigen. Außerhalb Europas, in Amerika, in Afrika, in den niederländiſchen Kolonien wird das Plattdeutſche von ungefähr 30,000,000 Menſchen geſprochen, auf der ganzen Erde alſo von etwa 50 Millionen.

— **Wertvolle Reliquien des Religionsſtifters Buddha** wurden von dem indiſchen Zivilbeamten Campbell in einem 50 Fuß hohen Grabhügel aufgefunden. Die Koſtbarkeiten befanden ſich in einem großen ſteinernen Kaſten; in dieſem war ein anderer ſteinerner Kaſten, in letzterem wiederum ein runder kupferner Behälter; dieſer endlich enthielt ein ſilbernes Käſtchen, das einem goldenen als Umhüllung diente. Das goldene Käſtchen hat die Form einer Kaſtanie und ſieht, nachdem es mehr als 2000 Jahre in der Erde gelegen, wie neu aus. Darinnen fanden ſich ſieben Gegenſtände: vier Perlſtücke, zwei Stückchen Holz und ein Kernel, ſowie ein fingernagelgroßes Knochenſtückchen. Dieſes iſt offenbar das köſtliche buddhiſtiſche Heiligtum, um deſſentwillen all die vielen Hüllen hergeſtellt und der große Hügel errichtet worden. Herr Campbell iſt der Anſicht, daß der Knochenſplitter einſt dem Leibe des göttlichen Gautama Buddha angehört hat.

— **Nach einer der franzöſiſchen Akademie gemachten Mitteilung** hat der Chemiker Fouqué das ägyptiſche Blau der Alten wieder entdeckt. Die Fresken zu Pompeji ſowie viele alte Grabmäler zeigen mannigfache Proben dieſer äußerſt beſtändigen Farbe, welche weder durch Licht oder Luft noch durch Feuchtigkeit oder chemiſche Wirkung angegriffen wird. Das ägyptiſche Blau beſteht nach den von Fouqué angeſtellten Unterſuchungen aus kieſelſaurem Kalk und kieſelſaurem Kupfer.

— **Drei Kybeleſtatuetten wurden am äußerſten Rande des Piräus gefunden.** Die Göttin ſitzt in einer Niſche und hält ein Buch auf den Knieen, während die rechte Hand eine Schale hält, auf den Säulen, welche die Niſche einſchließen, erblickt man einmal das Relief eines Knaben und eines Mädchens. Das zahlreiche Vorkommen von Darſtellungen der Kybele im Piräus läßt darauf ſchließen, daß daſelbſt einſt ein Heiligtum der Göttin ſich befand.

Sport.

— **Die unter dem Protektorate des Prinzen Heinrich von Preußen ſtehende allgemeine Ausſtellung für Jagd, Fiſcherei und Sport in Kaſſel** wird am 6. Juni 1889 eröffnet werden und bis 1. September dauern. Sie wird die Jagdſammlungen verſchiedener hoher Fürſtlichkeiten, vor allem auch aus den Jagdſchlöſſern des deutſchen Kaiſers, enthalten und ein intereſſantes Geſamtbild von der hiſtoriſchen Entwickelung der Jagd- und Schußwaffen geben. Dem Fiſchereiweſen, dem Ruder-, dem Radfahrerſport wird je eine Abteilung gewidmet ſein. Um auch dem Alpenſport eine bedeutende Stellung zu ſichern, hat die dortige Sektion des deutſchen und öſterreichiſchen Alpenvereins, welche die alpine Abteilung der Ausſtellung in die Hand genommen, ein Panorama, das die herrliche und großartige Dolomitenwelt des Roſengartens bei Botzen darſtellt, ins Leben gerufen. Aus einer naturgetreu nachgebildeten Unterkunftshütte der Alpen und einem vor derſelben befindlichen Felſenplateau wird man in die Alpenwelt ſehen, deren Bild der Direktor der Kaſſeler Kunſtakademie, Profeſſor Kolitz, malt.

— **Bei den Rennen zu Berlin-Hoppegarten gewann B.** Mayd „Calan" die goldene Peitſche vor „Winterkönig" und „Rübezahl", Major von Moſaxdi „Herzog" das große 10,000 Mark-Handicap vor „Vordermann", „Tony" ⁊c., und Königliches Hauptgeſtüt Graditz „Juldberg" den Staatspreis dritter Klaſſe gegen „Hanſwale" und „Falkenberg". Das Jagdrennen gewann Freiherrn von Knigges „Uran", das Zeitrennen Leutnant Sarrers „Hammerich" und das [illegible] Jagdrennen von Tepper-Laskis „Liebeth".

— **Der Kempſti- und Hazafi-Preis führte in Budapeſt von** Oeſterreich-Ungarns Derbyfavoriten G. von Blaskovits' „Alama", Baltazar" und „Pitonle" abermals gegen einander. Dieſesmal behielt jener die Oberhand, während „Galvanit" und „St. Gellert" ausſichtslos geſchlagen folgten. Im Stiftungspreis von 10,000 Franken ſiegte Graf Hunyadys „Tutak" überlegen gegen „Friſche", „Niko" und 4 andere.

— **Einen neuen europäiſchen Record über 3200 Meter** ſchuf bei dem Trabrennen zu Wien der nach Italien verkaufte Hambletonian-Hengſt amerikaniſcher Zucht „Grandmont" mit 4 Minuten 37¼ Sekunden. Dabei ſchlug er „Jolo" nur, weil dieſe knapp vor dem Ziel einſprang. „Grandmont" dürfte der weitaus beſte Traberhengſt Europas ſein. Mar Tonaldo „Polo" hatte tags vorher in einem Heatfahren über 1600 Meter gleich die erſten 3 Strecken in Reihenfolge gewonnen, wobei ihre alte Gegnerin „Blue Belle" nur placiert war. Das Traber-Derby gewann Graf Nik. Eſterhazys dreijähriger br. H. „Apaſch" überlegen gegen „Gaspar III.", „Einer Zeit" ⁊c.

— **Die beiden auſtraliſchen Radfahrer, Stokes und Bentley,** welche auf einer Weltreiſe begriffen ſind, haben bereits 4000 engliſche Meilen auf ihren Zweirädern zurückgelegt und ſind wohlbehalten via Aegypten in Konſtantinopel angelangt. Von dort „reiten" ſie nach Italien.

— **Ein deutſcher Eislaufverband wurde kürzlich in Berlin gegründet.** 9 Vereine traten bisher dem Verbande bei.

Denkmäler.

— **Ein Standbild des berühmten griechiſchen Freiheitshelden Miaulis** wurde in Hydra in Gegenwart des Königs Georgios unter großer Feierlichkeit enthüllt. Der eigentliche Name des großen Volkshelden war Andreas Vokos; den Namen Miaulis hatte er nach ſeinem Schiff angenommen, welches in türkiſcher Sprache Miaul (Feluke) hieß. Vokos wurde 1768 auf Euböa geboren und ſchwang ſich vom gemeinen Matroſen während der griechiſchen Freiheitskämpfe (1821 bis 1830) bis zum Oberbefehlshaber der griechiſchen Flotte empor. Er ſchlug und vernichtete wiederholt die weit ſtärkeren türkiſchen Flotten und hat dadurch weſentlich zur Befreiung ſeines Vaterlandes beigetragen. Als er ſpäter infolge der ruſſiſchen Wirtſchaft der Kapodiſtrias die griechiſche Flotte den Ruſſen ausliefern ſollte, übergab er die griechiſchen Schiffe lieber bei Poros den Flammen.

— **Zum Andenken an den großen Naturforſcher Aleſſandro Volta** (1745 bis 1827) wurde in dem kleinen lombardiſchen Orte Lazzate, wo Volta alljährlich den Sommer und Herbſt zu verbringen pflegte, eine Gedenktafel unter erhebender Feierlichkeit enthüllt. Die Inſchrift lautet: „Aleſſandro Volta hat in dieſem ſeinem ländlichen und geliebten Hauſe das Wunder mit der galvaniſchen Säule vollbracht und ſo der Wiſſenſchaft einen neuen Anſtoß gegeben. Die dankbaren und verblüfften Landleute nannten ihn einen Magier und Wohlthäter zugleich."

Geſtorben.

— Lerdo de Tejada, in den ſiebziger Jahren Präſident der Republik Mexiko, Mitte April, in New-York.

— Warren de la Rue, engliſcher Phyſiker, namentlich um die Anwendung der Photographie auf die Erſcheinungen des Himmels verdient, 74 Jahre alt, Mitte April, in London.

— Dr. jur. Friedrich von Uttenhoven, herzoglich ſachſen-meiningiſcher Wirklicher Geheimrat und Staatsminiſter, Vorſtand der Miniſterialabteilung für Juſtiz-, Kirchen- und Schulſachen, am 22. April, in Meiningen.

— Oberlandesgerichtsrat Franz Emanuel Friedrich Waleſrod von Walowetz und Koſarz, k. k. Kämmerer, früher Landtagsabgeordneter, 63 Jahre alt, am 22. April, in Prag.

— Ernſt Julius Engelhardt, früher königl. ſächſiſcher Hofſchauſpieler, verdienſtvoller Geſangslehrer, am 23. April, in Weimar.

— Regierungsrat Wilhelm Otto Leuthold, erſter Rat der königlich ſächſiſchen Brandverſicherungskammer in Dresden, bewährter Fachmann und Fachſchriftſteller, am 24. April, in Dresden.

— Peter Florian Edler von Engenthal, k. k. Feldmarſchallleutnant i. R., am 26. April, in Preßburg.

— Louis Schwarz, Stadtſchultheiß, langjähriger württembergiſcher Landtagsabgeordneter, bis 1881 Mitglied des deutſchen Reichstages, 70 Jahre alt, am 28. April, in Ehingen in Württemberg.

— Dr. von Ehmann, k. württembergiſcher Baudirektor, Schöpfer der Albwaſſerverſorgung, 61 Jahre alt, am 30. April, in Stuttgart.

— Joſef Decaß, bekannter Taſchenſpieler, 45 Jahre alt, Ende April, in Nantes.

— Karl Roſa, Direktor einer ſeinen Namen führenden Operngeſellſchaft, einer der beliebteſten und verdienſtvollſten Muſiker Londons, Violinvirtuos, 47 Jahre alt, Anfang Mai, in Paris.

— Wilhelm Sommer, ein im Elſaß geachteter Erzähler und Dichter, 40 Jahre alt, am 1. Mai, in Straßburg.

— Dr. A. H. Meyer, bedeutender Naturforſcher, jahrelang Vorſitzender der Miniſterialkommiſſion zur Erforſchung deutſcher Meere, Mitglied des norddeutſchen Reichstags, Mitbegründer der deutſchen Fortſchrittspartei, 66 Jahre alt, am 2. Mai, auf Forſteck.

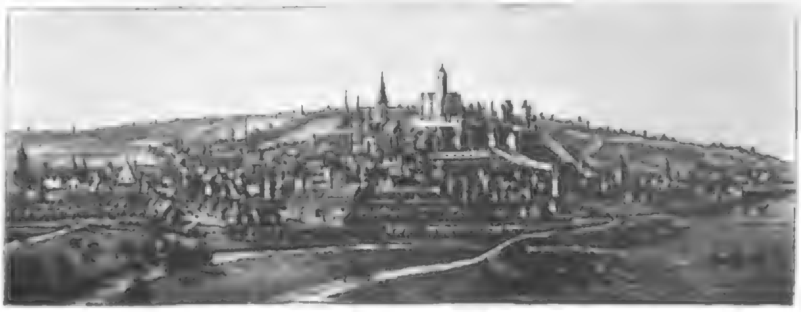
— Graf Hans Ludwig Otto von Königsmarck, königlich preußiſcher Staatsminiſter a. D., Mitglied des Herrenhauſes und Rechtsritter des Johanniterordens, 70 Jahre alt, am 2. Mai, auf ſeiner Beſitzung Ober-Lesnitz im Kreiſe Kolmar, Provinz Poſen.

— Rudolf Frey, Direktor des Bocholter Gas- und Waſſerwerks, als Experte in ſchwierigen techniſchen Fragen hochgeſchätzt, am 3. Mai, in Bonn.

— Erzherzog Rainer Salvator von Oeſterreich, jüngſter Sohn des Erzherzogs Karl Salvator und der Erzherzogin Maria Immakulata, 9 Jahre alt, am 4. Mai, in Arco.

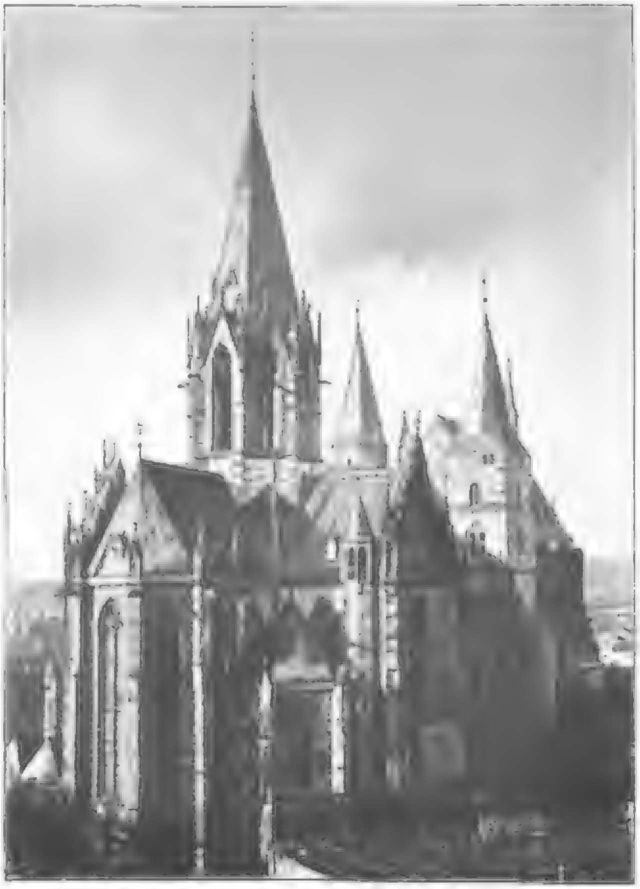
— Graf Dimitrij Andrejewitſch Tolſtoi, kaiſerlich ruſſiſcher Miniſter des Innern, fanatiſcher Verfechter des orthodoxen Ruſſentums, 66 Jahre alt, am 7. Mai, in St. Petersburg.

Die Wiederherſtellung der Katharinenkirche in Oppenheim am Rhein.



Oppenheim am Rhein im Jahre 1645. Nach Matthäus Merian.

Wer, ſei es auf dem Rhein, ſei es mit der Eiſenbahn, von Worms nach Mainz reiſt, dem fällt etwa in der Mitte des Weges an dem linken Rheinufer ein Städtchen auf, das ſich maleriſch am Abhang eines ſteilen Hügels hinzieht. Da und dort ragen, zum Teil von Epheuranken bedeckt, ſtattliche Reſte alter Feſtungswälle hervor, und auf der Höhe ſtellen ſich uns die kahlen Mauern einer umfangreichen Ruine dar. Was aber dem Reiſenden am meiſten ins Auge fällt, das iſt — die umgebenden Gebäude hoch überragend — eine ſtolze gotiſche Kirche, deren mächtige Verhältniſſe in einem auffallenden Gegenſatz ſtehen zu der Ausdehnung des Städtchens ſelbſt, ſo daß man unwillkürlich fragt: Wie kommt dieſer prächtige Dom an dieſen Ort? Die Antwort lautet einfach: Dieſe nach der heiligen Katharina benannte Kirche und die Ruine des ehemaligen Kaiſerſchloſſes „Landskron" da droben ſind ſo ziemlich alles, was der ehemaligen Reichsſtadt Oppenheim aus der Zeit ihres Glanzes geblieben iſt. Wären die beiden nicht, der Ort würde ſich kaum von einem der gewöhnlichen Landſtädtchen unterſcheiden; und doch hat es ehemals Kaiſer und Könige in ſeinen Mauern geſehen, und die Vertreter ſeiner Bürgerſchaft haben gleichberechtigt neben denen von Köln und Straßburg geſeſſen, denn Oppenheim mit Mainz und Worms haben unterm 12. Juli 1254 den Vertrag abgeſchloſſen, aus welchem der rheiniſche Städtebund hervorgegangen iſt. Damals und zwei bis drei Jahrhunderte ſpäter paßte die Katharinenkirche zu ihrer Umgebung; denn hoch und ſtolz ragten die Türme der Landskrone in die Luft. Um dieſe reihten ſich die ſtolzen Patrizierburgen und Edelſitze der Adeligen; die Mauern der Stadt, durch welche neun Thore ins Innere führten, waren von ſechzehn Türmen verteidigt und neben der Katharinenkirche erhob ſich noch eine ganze Anzahl von Kirchen und Kapellen. Glaubten doch — einer Sage zufolge — die aus dem gelobten Lande wiederkehrenden Kreuzfahrer in Oppenheim und ſeiner Umgebung die heilige Stadt mit dem Berg Zion zu erblicken! Der Charakter als Reichsſtadt brachte jedoch Oppenheim keinen ſonderlichen Vorteil, denn die Kaiſer, bei der ſchlechten Finanzverfaſſung des alten Reiches, mußten das Geld nehmen, wo ſie es fanden. Eines der gewöhnlichſten Hilfsmittel, wenn Not an den Mann ging, war die Verpfändung der Reichsſtädte und Reichsgüter. So kam auch Oppenheim aus einer Pfandſchaft in die andere und ſchließlich 1375 durch König Wenzel an Ruprecht von der Pfalz. Es blieb nun eine pfälziſche Stadt bis zum Untergang des rheiniſchen Kurſtaats. Erwähnt ſei, daß Kaiſer Ruprecht 1410 auf ſeinem Schloſſe Landskron ſtarb. War auch Oppenheims Wohlſtand in dieſer Zeit erheblich geſunken, ſo erfolgte doch ſein gänzlicher Niedergang erſt durch die Raubſcharen Ludwigs XIV. Bekanntlich hatte Louvois ſeinem König, der unter fadenſcheinigem Vorwand mit Deutſchland Krieg angefangen, den teufliſchen Rat gegeben, einen meilenbreiten Gürtel deutſchen Gebiets längs des Rheins zur Wüſte zu machen, damit dem Gegner nicht nur jeder Stützpunkt fehle, ſondern ihm auch die Beſchaffung von Proviant erſchwert ſei. Mehr als zwölfhundert Städten und Dörfern zu beiden Seiten des Rheins war ſo der Untergang zugedacht. Geradezu ſyſtematiſch verfuhren die Banden unter Montclar, Mélac und Créqui, denen der Befehl „de brûler le Palatinat" erteilt war. Am 28. Januar 1689 zogen die Franzoſen von Heidelberg aus, um die Arbeit zu beginnen, und ſchon am 29. abends lagen die Orte Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhauſen, Eppelheim, Wieblingen und Neckargemünd auf dem linken Neckarufer in Aſche. Am 31. wurde die Arbeit auf dem rechten Neckarufer mit Handſchuhsheim, Ladenburg, Schriesheim, Doſſenheim fortgeſetzt. Am 16. Februar begann mit Sprengung des „dicken Turms" die am 2. März vollzogene Zerſtörung Heidelbergs. Einer der entſetzlichſten Tage jener Schreckenszeit aber war der dritte Pfingſttag des Jahres 1689, der 31. Mai. Eine dichte Rauchwolke bedeckte da das weite Rheinthal von Mainz abwärts, denn Oppenheim, Worms und Speyer wurden an dieſem Tage den Flammen geopfert. Bei dieſen Mordbrennereien wurden denn auch das alte Pfalzgrafenſchloß Landskron und die prachtvolle Katharinenkirche eingeäſchert. Das erſtere iſt bis heute nicht wieder erſtanden; nackt und kahl ragen ſeine Wände in die Luft.



Die Katharinenkirche zu Oppenheim am Rhein in ihrer Vollendung.
Nach einer photographiſchen Originalaufnahme von Wilh. Cronmaier daſelbſt.

Ueber dem herrlichen Bauwerk der Katharinenkirche hatte immerhin ein günſtigerer Stern gewaltet, indem nur das Holzwerk des Daches und Turmes verbrannte, das feſte Mauerwerk dagegen dem zerſtörenden Einfluß des Feuers widerſtand. Dieſem Umſtand iſt es auch zu danken, daß ein großer Teil der prachtvollen Glasmalereien erhalten geblieben iſt, der jetzt, nachdem das Gotteshaus aus ſeinen Trümmern wieder erſtanden iſt, den Beſchauer entzückt. Aber welchen Anblick bot das Gebäude nach der Kataſtrophe faſt zweihundert Jahre lang!

Nachdem die Trümmer lange Zeit dem zerſtörenden Einfluß der Witterung ſchutzlos preisgegeben geweſen, entſchloß ſich die verarmte Gemeinde, das Gebäude durch ein Notdach wenigſtens einigermaßen vor dem gänzlichen Verfall zu ſchützen und ſeinem Zwecke zu erhalten. Anfangs fand der Gottesdienſt für die ſehr zuſammengeſchmolzene Gemeinde im Weſtchor ſtatt; als 1713 deſſen Steingewölbe kurz nach beendetem Gottesdienſt eingeſtürzt war, benützte man das Langſchiff. Im Weſtchor aber bedeckte ſich der Boden mit ſaftigem Grün, und Sträucher ſiedelten ſich in den Ritzen des verwitternden Mauerwerks an.

In den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts, als der Wohlſtand anfing ſich zu heben, begann man an eine Wiederherſtellung der Kirche zu denken. Doch bald kam man zu der Ueberzeugung, daß auch bei der größten Opferwilligkeit des einzelnen die Kräfte der Gemeinde nicht ausreichten, das Zertrümmerte dem künſtleriſchen Werte des Bauwerks entſprechend zu erneuern. Man begnügte ſich deshalb damit, die Schäden im Innern, die man nicht heilen konnte, durch eine Tünche zu überdecken und die wertvollen Glasmalereien zu erhalten und nach den vorhandenen Reſten zu ergänzen — immerhin ein verdienſtliches Thun. Am Aeußern des Gebäudes arbeiteten die zerſtörenden Einflüſſe von Wind und Wetter ungeſtört weiter.

Erſt dem nationalen Aufſchwung, welchen die Jahre 1870 bis 1871 im Gefolge hatten, und dem Wiedererwachen eines lebhaften Intereſſes für mittelalterliche Kunſt war es zu danken, daß hier ein Wandel geſchaffen wurde. Es bildete ſich ein Bauverein; Sammlungen wurden veranſtaltet, der Kölner Männergeſangverein eröffnete den Reigen der Geſellſchaften von Freunden der Tonkunſt, welche ihre Weiſen zu Gunſten des Baufonds ertönen ließen; es wurde eine Lotterie veranſtaltet und dergleichen mehr. Als dann die heſſiſche Kammer, der Initiative des Staatsminiſters Freiherrn v. Starck folgend, und unterm 29. März 1878 der deutſche Reichstag auf Antrag des Abgeordneten v. Heyl namhafte Summen verwilligten, da waren die Mittel vorhanden, um mit friſchem Mute ans Werk zu gehen. Die Leitung des Bauweſens wurde dem Dombaumeiſter Freiherrn Dr. v. Schmidt in Wien übertragen, einer Kraft, die ihre Probe bereits beſtanden hatte. Nach Ablauf von kaum elf Jahren und mit einem Aufwand von etwa 520 000 Mark iſt ſo das herrliche Bauwerk wieder erſtanden, das man mit Recht als eine Perle unter den Bauwerken der rheiniſchen Städte bezeichnen darf, denn ſo ſtolz und herrlich auch die Dome ſind, die ſich in dem Rheinſtrom ſpiegeln und wie gewaltig ihre Türme zum Himmel ſtreben, ſchöner in ihrer Geſamtwirkung, künſtleriſch vollendeter in der Ausbildung ihrer Einzelheiten, von höherem Wert für die Kunſtgeſchichte iſt wohl keines dieſer Bauwerke als die Katharinenkirche in Oppenheim. Es iſt deshalb nur billig, daß die Stadt Oppenheim beſchloſſen hat, die Wiederherſtellung des Kleinods, das ihr aus einer großen Vergangenheit geblieben iſt, durch ein glänzendes Feſt zu feiern. Der dafür in Ausſicht genommene Tag iſt — ſehr bedeutungsvoll — der 31. Mai, derſelbe Tag, an welchem vor zweihundert Jahren ein unbarmherziger Feind die Brandfackel in die friedlichen Wohnungen der Oppenheimer geſchleudert hat.

Aus der urſprünglichen Baugeſchichte dieſes Domes ſei kurz folgendes hier erwähnt: An der Stelle, wo jetzt die Katharinenkirche ſteht, erhob ſich früher eine um 1150 erbaute romaniſche Kirche, von welcher noch die unteren Teile der Türme vorhanden ſind; an dieſe erbaute man von 1262 an ein dreiſchiffiges Langhaus im reichſten gotiſchen Stile jener Zeit; der Grundſtein ſoll durch Richard von Cornwallis gelegt worden ſein. Wie deutliche charakteriſtiſche Anzeichen ſchließen laſſen, haben Kölner Bauleute das Werk geſchaffen. Am Langſchiff befindet ſich im unteren Teile die Jahreszahl 1317, und verſchiedene Anhaltspunkte am oberen Teile der Südfaſſade laſſen auf die Jahreszahl 1322 ſchließen. Etwas ſpäter baute man dem Langſchiff in genialer Weiſe ein Querſchiff mit einem Vierungsturm ein. Der Weſtchor, welcher eine beſondere ſogenannte Stiftskirche bildet, wurde zwiſchen 1400 und 1439 erbaut. Dieſer Teil der Kirche, in welchem das Herz Friedrichs V. von der Pfalz beigeſetzt iſt, wie eine gelegentlich der Wiederherſtellungsarbeiten gefundene Inſchrift beſagt, wurde nur mit einem Dach verſehen, ſonſt aber im alten Zuſtand belaſſen, da er — ſtreng genommen — nicht zur eigentlichen Katharinenkirche gehört und auch die vorhandenen Mittel nicht ausgereicht haben würden, um denſelben in die Wiederherſtellungsarbeiten hereinziehen zu können. Vielleicht findet ein nachfolgendes Geſchlecht im Ausbau auch dieſes Teils eine willkommene Aufgabe.

M. v. B.

Bilder aus dem ſchwäbiſchen Volksleben.

III. Invalidenſtift Komburg.

(Hierzu das Bild Seite [illegible])

Auf einer Wanderung vom äußerſten Nordoſten Württembergs durch die fränkiſchen Gaue vertrauten wir uns einſt dem bewährteſten Führer an, der zu ſehen verſtand, wie ſelten einer. Wir traten aus dem Tauberthal ins Jagſtthal ein, gingen an Langenburg mit dem großartigen, von vier wuchtigen Rundtürmen geſchützten Hohenloheſchen Schloß vorüber und ſchritten jagſtaufwärts, ſo recht ein Gang für den, ſagt unſer Cicerone, der Frieden ſucht vor der Welt. Das Thal krümmt ſich in endloſen Schleifen weiter, eng und voll Wald, weglos, geiſterhaft ſtill, mit wenig Ortſchaften und mit vielen Burgen, darunter eine der ſchönſten Ruinen aus glänzender Ritterzeit, Leofels. Aber all das feſſelt uns nicht lange. Wir ſuchen noch eine andere Stätte des Friedens. Ueber das uralte Bergſtädtchen Vellberg und die maleriſche Stöckenburg wandernd ſuchen wir das Kocherthal zu gewinnen. Endlich erblicken wir, was wir ſuchen. Auf grünem Hügel erhebt ſich vor uns frei aus dem ſchroffen Thal die Komburg mit vieltürmiger Ringmauer und den drei Steinhelme tragenden Türmen der Kirche. Es iſt Abend. Trübgraue Wolken ziehen über das Thal, um die ſchwärzlichen Steinhelme und die alte Ringmauer her; dazwiſchen vereinzelte Scheideblicke der Sonne: man glaubt eine Königsburg zu ſehen aus fabelhaften Tagen. Wir ſteigen empor. Gar herrlich iſt der Blick gegen Hall, das nur eine Viertelſtunde unterhalb am Kocher ſich ausdehnt. Das ſtill, oft felſig einbrechende Thal erſcheint lang hinab mit Gebäuden erfüllt, dazwiſchen herein und in den Buchten der Thalgehänge empor drängen Laubbäumegruppen, dazu die Stadt, wie ſie am Berghang ſich hinanzieht mit alten Kirchen, Thoren und anderen Steinbauten.

Komburg, urſprünglich Sitz der Grafen von Rothenburg-Komburg, 1079 unter dem Einfluß des gewaltigen Abts Wilhelm von Hirſau in ein Benediktinerkloſter umgewandelt, wurde 1488 ein weltliches Ritterſtift. Als es 1802 an Württemberg kam, erhielt es Prinz Paul von Württemberg, Bruder des nachmaligen Königs Wilhelm, zur Reſidenz, und ihm wurde hier am 21. Februar 1808 der Vater des jetzigen Prinzen-Thronfolgers Wilhelm, Prinz Friedrich von Württemberg, geboren. Seit 1816 iſt es Sitz des königlichen Ehreninvalidenkorps. Noch prangen die Namenszüge des Stifters über dem

Thorbogen. Ein ſchönerer Ruheſitz für alte und dienſtunfähige Krieger läßt ſich nicht denken.

Verwittert und altersgrau wie der ganze Bau ſieht die Männerwelt hier aus, von dem Kommandanten an, der uns eben beim Aufſtieg begegnet, bis zur Wache am Thor, die nichts zu hüten hat und — anders als in früheren Tagen — die Langeweile mit Plaudern ſich vertreibt. Zwei Lieblinge aber aller alten Soldaten finden wir auch hier, Hunde und Kinder, und eine Lieblingsbeſchäftigung jedes Penſionärs, Gartenbau. Ein köſtliches Bild erſchließt ſich vor uns hart an der Pforte: zwei der älteſten Invaliden ſitzen auf der Bank und ſonnen ſich. Der Stelzfuß links hat ſein Bein bei Montereau gelaſſen, aber er trägt ſein Schickſal mit Würde und ſeine Medaillen mit Stolz; ſein Pfeifchen, das immer dampft und glüht, und das liebliche Lenzblümchen, das bei ihm Schutz ſucht, tröſten ihn. Anders der Senior des ganzen Corps, welcher neben ihm ſitzt, taub, der Welt abgeſtorben, immer der Wärme bedürftig und nur für Augenblicke auflebend, wenn von Smolensk, Moskau und der Bereſina die Rede iſt. Lange ſchon hat eine jüngere Geſtalt von hohem Wuchs uns den Rücken gedreht. Endlich wendet der Mann ſich zu uns um und ſchaut uns an.

„Ach, Du biſt's, Landsmann! Wie kommſt Du daher? Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen … Heute durch den Arm geſchoſſen!“ fährt er fort mit leichter Variirung ſeines Lieblingsliedes. „Der Schuß fiel im badiſchen Seekreis, in dieſem unruhigen Jahre 1848. Ich beneide die alten Knaſterbärte da. Ihnen iſt doch wenigſtens keine deutſche Kugel zu nahe gekommen.“

G. S.

Neue Bücher und Schriften.

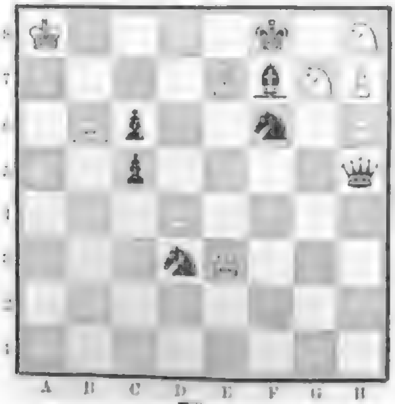
Anderlind, L. B. Leo, Die Landwirthſchaft in Egypten. Dresden, [illegible].
Brunner, Dr. C., Dr. Johannes Georg Brunner; das Leben eines berühmten Schweizer Arztes im 17. Jahrh. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.
Bülow, Frieda v., Reiſeſkizzen und Tagebuchblätter aus Deutſch-Oſtafrika. Berlin, Walther & Apolant.
Dohme, R., Barock- und Rokoko-Architektur. Lief. 7. Berlin, E. Wasmuth.
Engler, A., u. K. Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien. Lief. 29/30. Leipzig, W. Engelmann.
Fränkel, Dr. H., Ein neuer Weg zur ſittlichen und geiſtigen Hebung des Volkes. 4. Aufl. Berlin, L. Simion.
[illegible], J., [illegible]. Gedichte. Leipzig, [illegible] & [illegible].
Heintz, F., Anglo-Franca. An universal plan for the facilitation of international communication. London, Trübner & Co.
Holmſen, Bjarne P., Papa Hamlet, überſetzt von Dr. B. Franzius. Leipzig, C. Reißner.
Hölzel, E., General-Zolltarif für die Ein- u. Ausfuhr aller Waaren der europäiſchen Staaten. 2. Aufl., Lief. 1. Wien, Spielhagen & Schurich.
Hotel-Adreßbuch für die Reiſe, 1889. Berlin, A. Goldſchmidt.
Juiſt in [illegible]. [illegible] J. A. [illegible].
Joos, M., [illegible]. [illegible], Selbſtverlag.
Ibſen, Henrik, Der [illegible]. Familiendrama. Leipzig, C. Reißner.
Junker, Dr. W., Reiſen in Afrika. Lief. 45. Wien, Ed. Hölzel.
Litterariſche Korreſpondenz und kritiſche Rundſchau. Herausgegeben v. [illegible]. 1. Jahrg., Heft 1/2. Leipzig, W. Friedrich.
Peters, C., Die deutſch-oſtafrikaniſche Kolonie in ihrer Entſtehungsgeſchichte und wirthſchaftlichen Eigenart. Berlin, Walther & Apolant.
Pierers Konverſations-Lexikon. Lief. 38/40. Stuttgart, W. Spemann.
Ruß, Dr. K., Lehrbuch d. Stubenvogelpflege, -Abrichtung u. -Zucht. Lief. 16/17 (Schluß). Magdeburg, Creutz.
[illegible], A., [illegible]. Hiſtoriſche Erzählung aus Schwedens vergangenen Tagen. [illegible].
[illegible], Wilh., Unter [illegible]. Tragiſche [illegible]. [illegible], Selbſtverlag.
Suttner, A. G. v., [illegible]. Roman in 2 Bänden. Dresden, E. Pierſon.
Wlislocki, Dr. H. v., Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachſen. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.
— — Zauberei- u. Beſprechungsformeln der transſilvan. u. ſüdungariſchen Zigeuner. Budapeſt, Selbſtverlag.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 504.

Von Edmund Schwann in Breslau.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

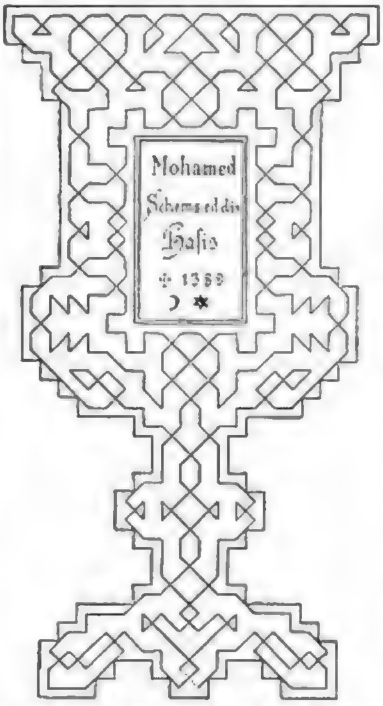
Auflöſung der Aufgabe Nro. 501:

Weiß.	Schwarz.
1) T. E 8 — A 8. Aus droht 2) T A 8 — E 8 und 3) T E 8 — E 4 Matt.	1) K D 7 — C 6.
2) S. B 4 — D 3 + ...	2) K. C 5 — D 5.
3) T A 8 — A 5 Matt.	
A)	
1)	1) S. G 6 — E 4.
2) T. A 8 — A 5	2) Beliebig.
3) T. oder S. Matt.	
B)	
1)	1) F 3 — F 2.
2) T. A 8 — H 8	2) Beliebig.
3) T. oder S. Matt. Andere Varianten leicht.	

Kapſelrätſel.

Ein kleines Vorwort ſollſt du nennen,
Das nur zwei kurze Laute hat,
Die mußt du von einander trennen
Und ſchieben an die leere Statt
Ein kurzes Fürwort ſchmiegſam ein,
Dann iſt die halbe Welt wohl dein.

Auflöſung des Hafis'ſchen Bechers Seite 685:



Zwei erotiſche Lieder, gedichtet und den Manen Mohamed Schems-ed-dins (Hafis) gewidmet von Rudolf Sperling.

I. Der Becher.

Nimm den Becher, ſchönes Mädchen,
Fülle an ihn bis zum Rande
Mit dem Blute ſüßer Trauben,
Rot und ſchimmernd und ſo ſüß faſt
Wie dein Lippenpaar, du Süße,
Bietend reich ihn mir entgegen,
Weil aufſchlagend deine großen,
Frommen, lieben Kinderaugen,
Daß ich dir ins Herz kann ſehen,
Ob es glaubt an meine Liebe,
Denn der Kelch bedeutet Glaube,
Liebe dem, der ihn ergreift
Und vom Glauben abwärts ſchweift.

An den Rand der Schale lege
Wie zum Kuſſe erſt das Mündchen,
Trinke auch und laß mich ſehen,
Wo der holde Mund getrunken,
Denn an dieſer heil'gen Stelle
Sinkt von deiner Lippe heimlich
Gruß auf den Grund des Bechers,
Seinen Inhalt lieblich würzend,
Und dort trink' ich meine Seele,
Ihn und mit ihm allen Leides
Seligen Vergeſſen. Liebe,
Liebe, wenn es eine gibt,
Welche trinkt und die nicht liebt!“

Du erblaßt, willſt entfliehen,
Kehrſt zurück und, o, was ſeh' ich?
Mädchen, Mädchen, was beginnſt du!
Du ergreifſt den heil'gen Becher,
Und es ſinkt die Götterwelle
Zu dem ſeligen Geſtade.
Ja, du liebſt mich! O, Schems-ed-din,
Sieh wie deiner Worte Schönheit,
Daß ein Jauchzen meinen Buſen
Sich berauſcht der Liebſten Seele,
Und, von meinem Arm umſchlungen,
Sie das Paradies umfängt,
Das ſie mir ins Herz gedrängt.

II. Frühlingsnacht.

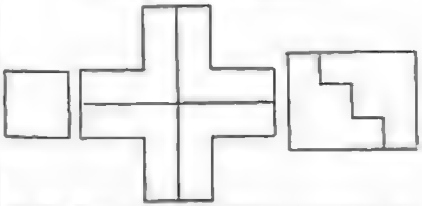
Sie ſang; es klang die Frühlingsnacht,
Die Bäume ließen das Rauſchen,
Und Mond und Sterne gingen ſacht
Dem holden Klang zu lauſchen.
Da atmen kaum vor ſüßer Luſt
Die frommen Blumen wagen.
O wildes Herz in meiner Bruſt,
Wie magſt du ſtürmiſch ſchlagen?!

Auflöſung des Perlenarmband-Rebus Seite 685:

Lieber ehrlich geſtorben als ſchändlich verdorben.

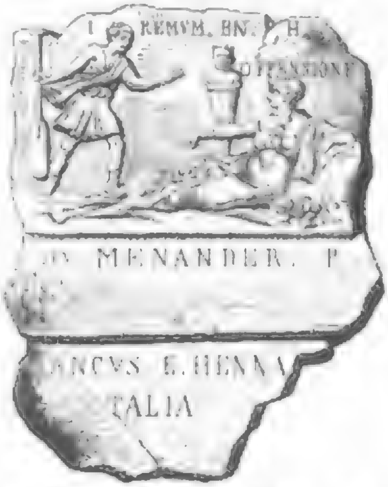
Geometriſche Moſaik-Aufgabe.

Von Rudi von Warnenhagen.



Aus obigen Figuren (reſp. deren Beſtandteilen) iſt ein Quadrat zu bilden.

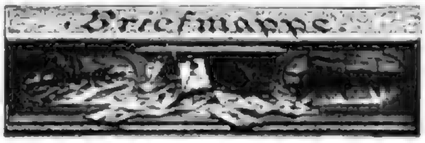
Rätſelhafte Inſchrift.



Dieſe angeblich bei Freilegungsarbeiten am Forum in Rom aufgefundene Metallplatte wird für ſehr leſbar gehalten, weil es wohl eine der wenigen von Remus handelnden Inſchriftplatten iſt; nach anderer Anſicht bezieht ſich remum auf das Gerät (Ruder), welches die männliche Geſtalt (avena, Knecht) in der Rechten trägt; wieder andere wollen, durch Henna oder Enna in Sizilien veranlaßt, in der Darſtellung den Raub der Proſerpina ſehen, was aber weniger wahrſcheinlich, als eine Beziehung zu Menander, dem Sklaven des Cicero, deſſen Herme wohl im Hintergrund, annimmt.

Auflöſung der Charade Seite 685:

Au — Tau — Taub — Taube — Tauber — Taubert — Aubert — Auber — Aube — Aub — Au



F. G. P. P. in Hannover. Die Löſung Ihrer Aufgaben iſt mit Dank eingegangen. [illegible]

H. Sch. in Darmſtadt. Ungeeignet.

A. W. 435. [illegible] „Illuſtrirtes Magazin“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) [illegible]

Staatsanwalt G. in R. Die Buchhandlung Feller & Gecks in Wiesbaden kann Ihnen [illegible]

G. W. in L. [illegible]

Hermann Sch. in C. bei D. (Baiern). Von den [illegible] Ihrer freundlichen Sendungen werden wir mit Dank Gebrauch machen.

F. M. in Mainz. Im Verlag von A. Hartleben in Wien, der viel [illegible] beſitzt, finden Sie vielleicht auch das für Sie Paſſende. Nähere Auskunft darüber können Sie in jeder Buchhandlung erlangen.

Prinz Eugen. 1) Die Forderung iſt in der That eine höchſt beſcheidene; es ſteht nun, da Sie mit Recht beabſichtigen, es dabei nicht bewenden zu laſſen, ganz in Ihrem Belieben, ſie nach eigenem Ermeſſen zu erhöhen und den ſo feſtgeſtellten Geſamtbetrag dem Betreffenden mit einigen liebenswürdigen Worten zu übermitteln. 2) Unſerem ärztlichen Ratgeber für Erledigung unter „Geſundheitspflege“ überwieſen. Daß jene Antwort nicht zu Ungunſten der Sache ſprechen wird, glauben wir Ihnen zum voraus verſichern zu können.

Prof. Dr. Fritz M. in Berlin. Für unſere „Illuſtrirte Welt“ mit Dank angenommen.

Tante G. in Teltow. Wenden Sie ſich an das Stellenvermittlungsbureau des Lette-Vereins, Berlin SW., Königgrätzerſtraße 90. — Ein Buch, das in beſter und edler Abſicht den jungen Mädchen in wichtigen Fragen Rat und Aufklärung erteilt, iſt Amalie Baiſch: „Aus der Töchterſchule ins Leben“, es iſt in der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Junger Abonnent in O.-P. Die Zahl iſt nirgends genannt, und können können auch wir ſie Ihnen nicht angeben. Hervorragend iſt die Sache intereſſant. Sie können ſich leicht etwas Belehrung über dieſen Gegenſtand verſchaffen.

Abonnent in L. Nein, da die wenigſtens annähernde Uebereinſtimmung des Tonfalls für den Reim ebenſo erforderlich iſt wie die des Lautgehalts der Konſonanten.

[illegible]

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

[illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

[illegible]

Neueſte belletriſtiſche Erſcheinungen
aus der
Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Nubia.
Erzählung von
Richard Voß.
Preis geheftet 3 Mark; fein gebunden 4 Mark.

Iwan der Schreckliche und ſein Hund.
Roman von
Hans Hoffmann.
Preis geheftet 3 Mark; fein gebunden 4 Mark.

Wer iſt ſie?
Roman von
Hans Wachenhuſen.
Preis geheftet 4 Mark; fein gebunden 5 Mark.

Des rechten Auges Aergernis.
Roman von
August Niemann.
2 Bände. Preis geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Anzeigen
[illegible] bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition [illegible] Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ [illegible] in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., [illegible] Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, [illegible] Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Proſpekte verſendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Briefmarkenſammler
[illegible]
Illuſtrirte Briefmarken-Zeitung
[illegible]
[illegible] Briefmarken-Zeitung
[illegible]
[illegible] Preisl. grat. Illuſtr. Katalog 30 Pf. [illegible] Berlin, [illegible] Friedrichſtr. 108. [illegible]

Photographiſche Apparate!
[illegible] 30 Mk. [illegible]
Joh. Sachs & Co.
[illegible]
Berlin [illegible]

[illegible] Chemnitz.

Zellenſtoff-Unterjacken
aus Seide, Wolle oder Baumwolle | [illegible] wärmer,
[illegible]
Netz-Jacken
[illegible]

Abonnements für den Monat Juni
für 1 Mrk. 75 Pf. bei allen Poſtanſtalten.

Ca. 70 Tauſend Probe-Nummern
[illegible] gratis und franko.

Berliner Tageblatt
u. Handels-Zeitung
mit Effekten-Verlooſungsliſte nebſt ſeinen wertvollen Separat-Beiblättern: Illuſtr. Witzbl. „ULK“, belletr. Sonntagsblatt „Deutſche Leſehalle“, feuilletoniſt. Beiblatt „Der Zeitgeiſt“, [illegible] der Landwirtſchaft, Gartenbau und Hauswirtſchaft.

[illegible] „Berliner Tageblatt“ [illegible]
gebildeten Geſellſchaftskreiſe
[illegible] Deutſchland und im Auslande [illegible] „Berliner Tageblatt“ die am meiſten verbreitete
große deutſche Zeitung
[illegible] „Berliner Tageblatt“ [illegible] allen Anforderungen.
[illegible]

Allen neu hinzutretenden Abonnenten
[illegible]
E. Vely, [illegible] „Malaria“
gratis und franko nachgeliefert.

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.
Locomobilen, [illegible]
[illegible]
Westinghouse Dampfmaſchinen,
[illegible] für elektriſche Beleuchtung [illegible] in 5–6 Jahren [illegible]
Garrett Smith & Co.

Pat. Dampf-Schwitz-Bad
[illegible] Nierenkrankh., Gicht, Cholera, Rheumatismus, Waſſerſucht, Erkältung.
[illegible]

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche
in Wolle und Seide
zu Taillen, Bluſen, Jaquets,
[illegible]
Strumpf-Waren
in Prima-Qualitäten für Damen, Herren und Kinder, [illegible]
Aug. Juncker, Leipzig. [illegible]

Die Zithern- und Streich-instrumenten-Fabrik von
L. Jacob, Stuttgart.
[illegible]

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.
Directe Deutsche Postdampfschiffahrt

[illegible]
Hamburg-New-York. Stettin-New-York.
Havre-New-York. Hamburg-Baltimore.
Southampton-New-York. Hamburg-Westindien.
Hamburg-Mexico. Hamburg-Havana.
Die regelmässigen Expressfahrten der neuen Doppelschrauben Schnelldampfer
„Augusta Victoria“
und
„Columbia“
zwischen
HAMBURG und NEW-YORK
beginnen am 9. Mai [illegible]
[illegible]
Die Direction
[illegible]

Gutmann's Corsets.
Man verlange Gutmann's Corsets!

(Patent angem.)
[illegible] garantirt unzerbrechlich.
[illegible]
Sämmtliche Einlagen, [illegible] Hollfedern, rostfrei und unzerbrechlich.
Ueberall durch erste Weisswaaren- u. Corsetten-Geschäfte.

Schmücke Dein Heim!
Glasmalerei
(Diaphanien)
Die Diaphanien [illegible] Zusammenstellungen, sind [illegible] Effect. Farbenprächtigster Fensterschmuck zur Verschönerung der Wohnräume, sowie für Villen, öffentliche Gebäude, Kirchen etc. etc. Lieferung von fertigen Scheiben zum Einsetzen, sowie Fenstervorsetzer und Hängebildern jeder Grösse, ebenso von [illegible] Diaphanien nebst Anleitung zur Selbstanfertigung. Reich [illegible] illustrirter Hauptkatalog (Hunderte diverser [illegible]) in 4 Sprachen gegen Einsendung von 2 Mark, die bei Bestellung von 20 Mark an zurückvergütet werden. Katalog-Auszug, Muster und Preisliste gratis. Erste Häuser als Wiederverkäufer gesucht!
Grimme & Hempel
Kunst Druckerei für feine Luxusplakate Farbendrucke etc. Leipzig

Caesar & Minca in Zahna (Prov. Sachsen)
[illegible]
Specialität
Ulmer Kolossal Doggen, Berghunde, Leonberger, Neufundländer, Dänische und Bulldoggen Englische u. Deutsche Mastiffs, Kings- und Löwen Pudel, Rattler, Terrier, Pinscher, King Charles, Möpse, Spitzer, Havana- und Bologneser Hündchen etc.
[illegible]
All Deutsche und [illegible] Engl. gebr. Vorstehhunde, Setters, Pointers, Retrievers, Parforce-, Schweiss- und Dachshunde, Hühner-, Bracken, Russische, Schottische und Englische Windhunde und Foxhunde

[illegible] „Reichshund“ (Ulmer Dogge).
[illegible] Caesar & Minca, Zahna [illegible]

Figuren, Vasen, Fontainen ꝛc.
[illegible]
Ernst March Söhne, Thonwaarenfabrik.
Charlottenburg.

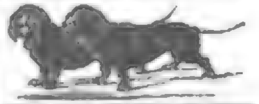
[illegible]
E. Krauss & Co., Leipzig.
[illegible]
Illustr. Preisverz. [illegible]

Photographie-Agentur
[illegible]

[illegible] Schladitz & Bernhardt.
[illegible]

Der vollkomm. u. beste Fahrstuhl
[illegible]
Rollstühle
J. Schoberl.
[illegible]

Uhren-Fabrik
E. Naumann,
[illegible]



Aeolsharmonika
[illegible]
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Lebensversicherungs-Gesellschaft
zu Leipzig
(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.
Versicherungsbestand: [illegible]
Vermögen: [illegible]
Gezahlte Versicherungssummen: [illegible]
Die Versicherten erhalten [illegible] an Dividende gezahlt: 1840-49 [illegible]

Die Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, [illegible] zu den ältesten und größten [illegible] Dividenden [illegible]
[illegible]
Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Gesellschaft und deren Agenten gern ertheilt. Tüchtige Agenten werden gesucht.

Schön u. Überraschend
sind die von uns verfertigten
buntfarbigen Gnomen
mit braunem Gewand,
grauem, weissem oder rotem Bart, [illegible] u. s. w.

[illegible]
Tierfiguren in Lebensgröße
[illegible]
Thonwarenfabrik Seegerhall bei Neuwedell i. d. Neumark.
[illegible]

Einladung zu der neuen Subſkription auf die Illuſtrirten Klaſſiker-Pracht-Ausgaben:

Goethe's Werke.
Mit 1058 Illuſtrationen.
Herausgegeben
von
Profeſſor Dr. Heinrich Düntzer.
Nebſt Goethe's Porträt und Lebensabriß.
Dritte Auflage.
Vollſtändig in 90 Lieferungen à 50 Pfennig.

Schiller's Werke.
Mit 740 Illuſtrationen.
Herausgegeben
von
Profeſſor Dr. J. G. Fiſcher.
Nebſt Schiller's Porträt und Lebensabriß.
Vierte Auflage.
Vollſtändig in 65 Lieferungen à 50 Pfennig.

Shakeſpeare's ſämtliche Werke.
Eingeleitet und überſetzt von
A. W. Schlegel, Fr. Bodenſtedt u. A.
Nebſt Shakeſpeare's Porträt und Biographie.
Mit 830 Illuſtrationen von Sir John Gilbert.
Sechste Auflage.
Vollſtändig in 60 Lieferungen à 50 Pfennig.

Wenn Bücher ein Familienſchatz genannt werden dürfen, ſo müſſen vor allem die Werke dieſer Heroen des Geiſtes ſo bezeichnet werden, und keine Familie, in deren Kreis das Edle und Schöne gepflegt wird, ſollte es verſäumen, einen ſolchen Hausſchatz zu erwerben.

Beſtellungen hierauf nehmen alle Buch- und Kunſthandlungen des In- und Auslandes, ſowie jede mit einer ſolchen in Verbindung ſtehende Bücher-Agentur entgegen. [illegible] in Pariſer, in London, gegen Einſendung nach [illegible] und dergleichen wird jede Buchhandlung [illegible] auf direkte Anfrage auch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart, mit Vergnügen ertheilen, letztere iſt auch gerne bereit, illuſtrirte Proſpekte an aufzugebende Adreſſen zu verſenden.

☞ Die erſte Lieferung wird von jeder Buch- und Kunſthandlung auf Verlangen zur Einſicht ins Haus geſandt.

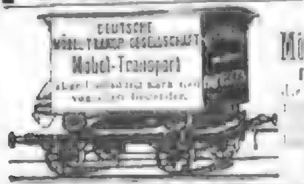
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

☞ Intereſſante electr. Neuheiten für Jedermann. ☜

Electr. Lampen- u. Reclamebeleuchtung ohne jede Maſchine.

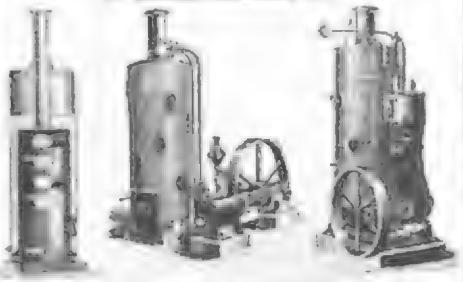
B. S. Zadig, [illegible] electr. Apparate Berlin W., Friedrichſtr.



Erſte Deutſche Möbeltransport-Geſellſchaft

In nahezu 300 Städten

Stehende geſchweißte Querſiederkeſſel



Mench & Hambrock. Ottenſen bei Hamburg.

Nähmaſchinen [illegible] Weltruf

Unſere **Fahrräder**

NÄHMASCHINEN- und FAHRRÄDER-FABRIK.

ſind nach gleichen Principien gebaut und ſtehen in vieler Hinſicht über den ausländiſchen Fabrikaten.

☞ Meiſterſchaft für Deutſchland ☜

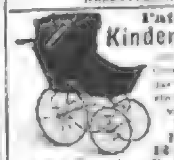
wo nicht vertreten ſind, wolle man ſich direkt an uns wenden.

Für Lithographen u. Zeichner.

Cigarren-Automat.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGENFABRIK.

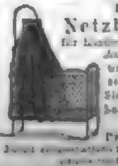
Patent-Kinderwagen



Kranken-Fahrſtühle

in allen Gattungen

Eiſerne Netzbettſtellen



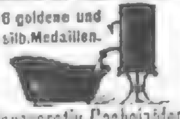
Sicherſte Lagerſtätte.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN FABRIK.
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

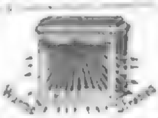
Heilbronner Geld-Lotterie.

Aachener Badeöfen für Gas.
Liefern ſofort heißes Waſſer.

6 goldene und ſilb. Medaillen.



Regenerativ-Gasheizöfen



6000 Francs Prämie

J. G. Houben Sohn Carl, Aachen.

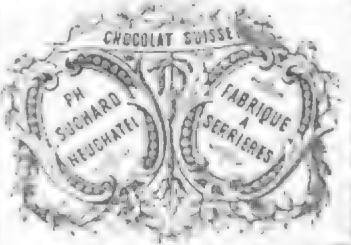
Jede Gasanſtalt.

PATENTE
RICHARD LÜDERS, GÖRLITZ

Beſtes Putzmittel der Welt!

Ueberall vorräthig.

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.



Fabrik von **Ph. Suchard** in Neuchâtel

Entrepot Général à Paris 41 rue des Francs Bourgeois
à Londres EC. 2 Mincing Lane.

Schönheit der Zähne

KALODONT

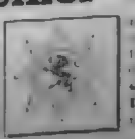
Neue amerikaniſche GLYCERIN-ZAHN-CRÊME

F. A. Sarg's Sohn & Co.
k. k. Hoflieferanten in WIEN.

Zu haben bei den Apothekern und Parfumeurs

Das ſouveraine Heilmittel

Gerolſteiner Sprudel.



Dr. Treumann.

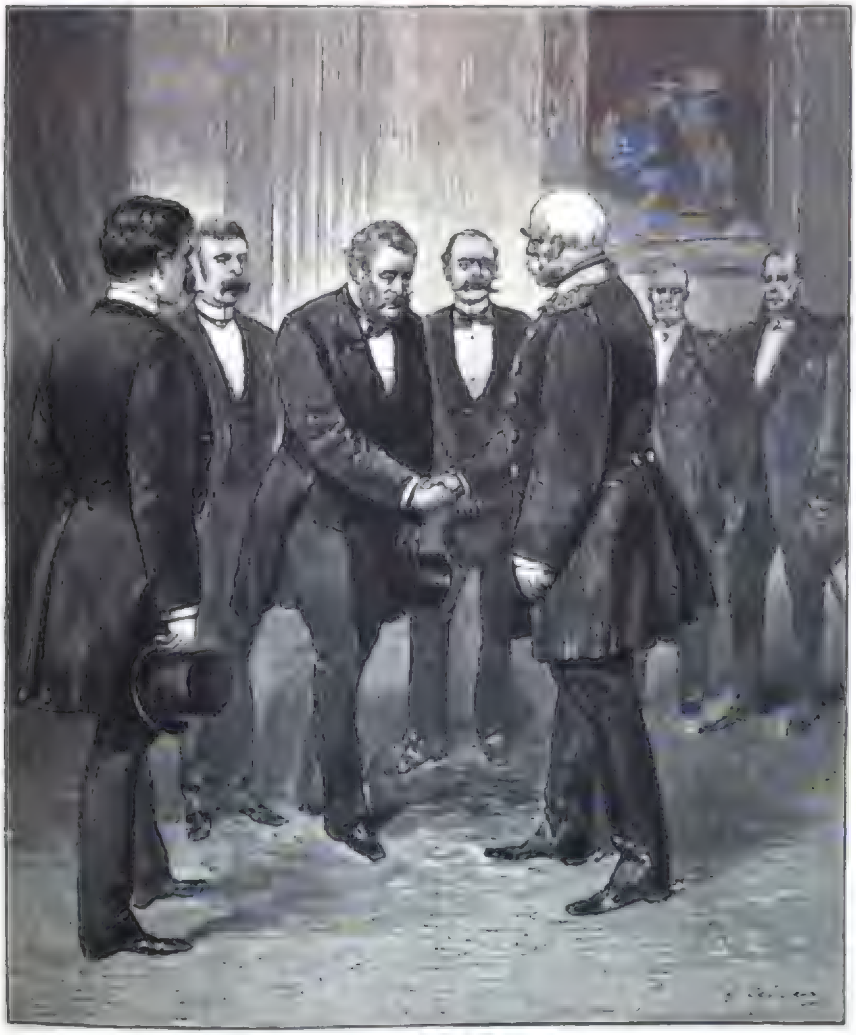
Gerolſtein.

Gerolſteiner Sprudel.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.



William Walter Phelps. George H. Bates.
Herbert Bismarck. John Caſſon. Fürſt Bismarck.

Der deutſche Reichskanzler empfängt die amerikaniſchen Mitglieder der Samoakonferenz.

Originalzeichnung unſeres Spezialzeichners Hermann Lüders.

Die Samoakonferenz in Berlin.

Nahe der Scheidegrenze unſeres Jahrhunderts ſtehen wir wieder vor einem bedeutſamen Wendepunkt in der Weltpolitik: dem echt volkswirtſchaftlichen Streben der heutigen Kulturvölker, durch Erwerbung von Kolonien neue Abſatzgebiete für die Erzeugniſſe des heimatlichen Gewerbebetriebs zu erſchließen. Iſt Deutſchlands thatſächliches Eintreten in dieſen Kreis der Politik auch noch ſehr jungen Urſprungs, ſo zeigt ſich doch in der zielbewußten, entſchiedenen Art ſeines Vorgehens, daß in dem deutſchen Volke, dieſer „Nation von Koloniſten ohne Kolonien“, der Wunſch tiefe Wurzeln gefaßt hat, dem allzeit regen Wandertrieb der germaniſchen Stämme weitere Bahnen zu eröffnen und von den neuen Schauplätzen deutſcher Betriebſamkeit aus enge Beziehungen zu dem Mutterlande herzuſtellen. Das ſpäte Eingreifen Deutſchlands mußte naturgemäß die Berührung mit anderen Kolonialmächten zur Folge haben, und es war faſt unausbleiblich, daß hier oder da Streitfragen entſtanden, deren Schlichtung wieder diplomatiſche Verhandlungen erforderlich machte. Der Umſicht des leitenden deutſchen Staatsmannes iſt der Ausgleich ſolcher Differenzen, die vornehmlich mit der erſten und älteſten Kolonialmacht, mit England, ausgebrochen waren, bisher in allen Fällen gelungen: ſo auf der weſtafrikaniſchen Konferenz, ſo bei der Abgrenzung der deutſchen Gebiete in Oſtafrika, ſo auch bei den Verhandlungen des Südſee-Ausſchuſſes. Selbſt derjenige britiſche Staatsmann, der den deutſchen Beſtrebungen einſtmals am feindlichſten gegenüber trat, konnte ſchließlich nicht umhin, unſerer Art von Kolonialpolitik — dieſer friedlichen Pionierthätigkeit, die nur durch Kulturarbeit gewinnen will — ein ermunterndes „Good speed“ (Glück auf!) zuzurufen. Hatte aber das Vorgehen Deutſchlands in Afrika die beſondere Aufmerkſamkeit der Staaten Europas erregt, ſo wurde durch die jüngſten Ereigniſſe in der Südſee die ſcharfe Eiferſucht Amerikas wachgerufen. Der Name „Samoa“ iſt in aller Munde, und mit ſtillem Weh fühlt das Herz des Patrioten die Wunden, welche dort fremde Intriguen und eigener Uebereifer dem Vaterlande jüngſt geſchlagen. — Zur endgiltigen Regulirung der Samoafrage, die vor neun Jahren ſchon einmal den deutſchen Reichstag beſchäftigte, trat nun am 29. April 1889 unter dem Vorſitz des Grafen Herbert Bismarck eine Konferenz in Berlin zuſammen, zu welcher die drei Mächte, deren Intereſſen „hart im Raume ſich ſtoßen“, Vertreter entſandten. Die der Vereinigten Staaten von Nordamerika ſind J. A. Caſſon, W. W. Phelps und G. H. Bates. John Caſſon war früher als Geſandter in Berlin und hinterließ hier als ein Mann von umfaſſendem Wiſſen und feinen Umgangsformen den beſten Eindruck, William Walter Phelps gilt als der künftige Geſandte Amerikas in Berlin, und George Bates, bekannt durch ſeinen ſeitdem zurückgenommenen Angriffsartikel gegen Deutſchland, war vor drei Jahren Staatskommiſſär in Samoa. Für ein günſtiges Ergebnis auch dieſer Konferenz ſcheint der freundliche Empfang, der den Vertretern Amerikas beim Fürſten Bismarck nach der zweiten Konferenzſitzung zu teil ward, ein ſicheres Merkzeichen zu bieten. K. D.

Ums Geld.

Novelle
von

R. von Klinckowſtröm.

(Schluß.)

Man hat die Leiche des Selbſtmörders einige hundert Schritte abwärts aus dem Schlamm gezogen und am Uferrand niedergelegt.

Warner nimmt nicht das mindeſte Intereſſe mehr an der ganzen Sache und wirft nur einen zufälligen Blick auf das finſter verzogene, ſchlammbedeckte Geſicht, dem die dunklen Haare in ſchweren, naſſen Strähnen über die Stirn hängen. Dann aber fährt er zuſammen.

„Mein Gott, der junge Welting!“

„Sie kennen den Ertrunkenen?“ fragt einer der hinzugekommenen Poliziſten.

„Ja wohl. Der Mann lebte ſogar mit mir unter einem Dach. Es iſt der Sohn einer alten Waſchfrau, der Sekretärwitwe Welting.“

„Mit Ihnen unter einem Dach, ſagen Sie?“

„Dorotheenſtraße Nummer ...“

„Dann würden Sie vielleicht ſo gütig ſein und die Leiche mit mir nach der Wohnung ſeiner Angehörigen eskortieren.“

„Wenn es durchaus ſein muß!“

„Es iſt durchaus keine Notwendigkeit, indes glaube ich, daß das traurige Ereignis der Familie beſſer durch einen Mitbewohner des Hauſes beigebracht wird als durch die Polizei.“

Der junge Mann fügt ſich nach einer haſtigen Beratung mit Brauſe dem ausgeſprochenen Wunſch, ſo antipathiſch ihm auch jede Berührung mit Elend und aufregenden Trauerſcenen iſt, und ſo bringen ſie die Leiche der alten Frau ins Haus.

Sie ſteht mit der blauen Schürze am Bügeltiſch und faltet Wäſche zuſammen. Ab und zu fährt ſie ſich mit dem Schürzenzipfel über die Augen, aber die Thränen ſind dieſem Geſicht wohl etwas Gewohntes und haben ihre Furchen in demſelben hinterlaſſen. Bei dem Schall vielfacher Schritte auf der Treppe erſchrickt ſie und verfärbt ſich. Mit einer Hand die Thür halb öffnend, horcht ſie hinaus. Sie tragen etwas Schweres langſam hinauf. Im nächſten Augenblick hat ſie ſich mit einem Schrei über den lebloſen Körper geworfen, den ſie ihr ins Zimmer gebracht und auf ihr Bett gelegt haben. Sie bedarf keiner Erklärung, ſie weiß alles.

Warner ſteht etwas verlegen und unſicher da. Er wagt angeſichts dieſes großen Schmerzes kein Wort hervorzubringen. Endlich überwindet er ſich, die Hand auf die Schulter der alten Frau zu legen und in freundlich zuredendem Ton zu ſagen: „Faſſen Sie ſich, gute Frau, und finden Sie ſich in das Unabänderliche. Es war ein unglücklicher Zufall. Ihr Sohn iſt in der Spree ertrunken. Es wurden alle Anſtrengungen gemacht, ihn zu retten, leider vergebens.“

Sie hebt den Kopf von den gefalteten Händen, die auf der Bruſt des Sohnes geruht.

„Nein, es war kein Zufall, ich weiß es, mein Fritz iſt ins Waſſer gegangen; er wollte aufs Gericht gehen und ſich ſelbſt als Kaſſendieb angeben, aber er hat es doch wohl nicht über ſich gebracht, die Schande einzugeſtehen. Ich bin ſchuld, ich war ſo eitel auf den Jungen und wollte partout einen Herrn aus ihm machen, aber ich dachte nicht daran, daß ihm das Geld an allen Ecken und Enden fehlen würde, um ſo aufzutreten wie andere Herren, und da fing er an zu ſpielen, um ſich das Geld zu ſchaffen, und das ging auch eine Zeit ganz gut, bis er ins Verlieren kam, von da an ging es bergab mit ihm, er kam in Schulden und dann vergaß er ſich. Er dachte, er würde es wieder zurücklegen können, er wollte es nicht ſtehlen, das Geld, gewiß nicht, nur borgen; und ich bin ſchuld daran, ich allein, das ſagte ſchon immer Fräulein Magdalene.“

Warner horcht auf.

„Wen nannten Sie da eben?“

„Das gnädige Fräulein von Reuttern, meine ich, was mein Ziehkind war, wiſſen Sie. Mein armer Fritz hier war ihr Milchbruder, und ſie hat auch immer ſchweſterlich an ihm gehandelt. Noch geſtern war ſie nachmittags hier bei uns. Mein Fritz ſchrieb ihr, wie es mit ihm ſtand, und bat ſie himmelhoch, ihm nur noch einmal aus der Verlegenheit zu helfen, und da ſchrieb ſie gleich wieder, ſie würde ſehen, was ſich thun ließe, er ſolle ſie hier bei mir erwarten, weil ihre Schweſter, was die Frau von Garten iſt, nicht gern ſah, wenn er zu ihr ins Haus kam. Und dann gab ſie eine Anweiſung auf neunhundert Mark von ihrem Kapital, denn ſie kann das jetzt ja wohl, weil ſie einen reichen Mann heiratet. Aber wie ſie ſo dageſeſſen iſt — dort am Fenſter ſaß ſie — da hat ſie recht ſtrenge mit meinem Jungen geſprochen; lieber Gott, ſie hatte ja recht, aber ſtrenge war's doch, und mein Fritz gab Antwort, und da fiel ein Wort nach dem andern, und mein Fritz wurde heftig und zerriß die Anweiſung und ſagte, er wolle kein Almoſen. Aber das gnädige Fräulein ſtand auf und winkte mir zu, und ich verſtand ſie und nahm die zerriſſene Anweiſung auf und ging damit zu dem Geldwechsler, an den Magdalenchen uns gewieſen hatte, und kriegte auch das Geld und gab es dem Fritz. Er hatte ſich wieder beruhigt und nahm es und ging damit fort, um es in die Kaſſe zurückzulegen. Mitten in der Nacht kommt er auf einmal zu mir und hat an allen Gliedern gezittert und leichenblaß ausgeſehen.

„‚Fritz,‘ ſage ich, ‚Fritz, was iſt geſchehen?‘

„Und da ſagt er:

„‚Mutter,‘ ſagt er, ‚ich bin verloren! Das Geld iſt fort, verſpielt! Ich hatte getrunken, da haben ſie mich drangekriegt, und nun iſt es aus mit mir!‘

„Da am Fenſter iſt er auf den Stuhl niedergeſunken und hat geweint wie ein Kind, und wie die Zeit kam, daß er aufs Gericht gehen konnte, um die Wahrheit zu bekennen, iſt er aufgeſtanden und ſtill hinausgegangen.

„‚Fritz,‘ rufe ich ihm nach, ‚ſoll ich mit Dir gehen aufs Gericht, daß Du nicht ſo allein daſtehſt?‘

„Da hat er ſich noch einmal umgedreht und hat mir einen Kuß gegeben.

„‚Laß nur ſein, Mutter,‘ ſagt er, ‚das, was ich vorhabe, kann ich auch allein ausführen.‘

„Das iſt das letzte Wort, das ich in dieſem Leben von meinem Fritz gehört habe, und ich bin ſchuld an allem.“

Sie ſtreicht die Haare aus dem eiskalten, finſtern Geſicht und ſtreichelt die ſchlaff herabhängende Hand.

Warner fühlt, daß es richtiger wäre, ſich zu entfernen und die alte Frau mit ihrem Schmerz allein zu laſſen, und doch zögert er noch immer. Er iſt gutherzig und bietet ihr ſeine Hilfe an; ſie dankt ihm dafür, nimmt dieſelbe aber nicht an. Sie will ihren Fritz gern aus eigenen Mitteln begraben, doch das Sprechen darüber thut ihr wohl und zieht ſie etwas ab.

Endlich wirft Warner die Frage hin:

„Sie ſprachen vorhin davon, daß Fräulein von Reuttern Ihrem Sohn geſchrieben hat. Haben Sie den Brief vielleicht zur Hand?“

„Ja wohl, er muß hier auf der Fenſterbank liegen. Mein Fritz legte ihn dahin.“ Sie ſucht darnach umher, ſchlägt ſich dann plötzlich vor die Stirn. „Mein Jeſus, ich hatte ganz vergeſſen, daß ich den Brief ſchon geſtern vergeblich ſuchte! Es war nur ein kleiner Zettel, vielleicht iſt er hinausgefallen, als Frau von Reiſchütz geſtern das Fenſter aufriß.“

„Frau von Reiſchütz? Wie kommt die hieher?“

„Sie brachte ein paar Spitzentaſchentücher zum Waſchen und ſagte, ſie wäre eine gute Bekannte von Fräulein Magdalene. Eine liebe Dame! Sie hörte ſo geduldig zu, als ich von dem gnädigen Fräulein erzählte, und auch nach Ihnen, Herr von Guntram, fragte ſie viel. Aber den Wäſchegeruch hier konnte ſie nicht ertragen und riß das Fenſter, wie geſagt, auf, und dabei iſt wohl das Briefchen hinausgeflogen.“

Warner hat genug gehört. Ihm iſt mit einemmal ein Licht aufgegangen, und er beſchließt, Brauſe ſofort von allem in Kenntnis zu ſetzen und ihn zu Halden zu ſchicken, um das jetzt augenſcheinliche Mißverſtändnis aufzuklären.

Die eben erlebte Tragödie hat ihn doch tiefer ergriffen, als er es ſich eingeſtehen mag. Er iſt ſelbſt ſo nahe am Rain vorübergegangen, daß ihn die übereinſtimmenden Momente in ſeiner eigenen Exiſtenz und der des Ertrunkenen mit einem Schauder erfüllen. Unwillkürlich ſchüttelt es ihn, und zum erſtenmal kommt ihm der Gedanke, ob denn das Geld es wirklich wert ſei, daß man die ganze Exiſtenz dafür einſetzt.

*

„Habt ihr ſchon gehört, was paſſirt iſt?“ Mit dieſen Worten ſtürzt Fräulein Eibenhorſt gegen Abend in das Zimmer der beiden Schweſtern.

Magdalene ſitzt blaß und abgeſpannt am Fenſter. Ihre Züge tragen den Ausdruck unruhiger Erwartung, und das lärmende Eintreten des Gaſtes läßt ſie nervös in die Höhe fahren.

Frau von Garten legt eine Patience und ſchiebt nun die Karten zuſammen.

„Gut, daß Du kommſt, Eibenhorſt!“ ruft ſie. „Wir wiſſen gar nicht, was wir denken ſollen! Stelle Dir vor, daß Halden ſeit zwei Tagen nicht hier geweſen iſt! Wir fragen uns ſchon, ob wir dieſes unerklärliche Ausbleiben als einen Bruch aufzufaſſen haben. Aber ich habe immer zu Magdalene geſagt —“

„Herr Gott, laßt mich doch zu Worte kommen! Ich wollte euch ja gerade von Halden erzählen. Denkt euch doch nur, folgendes iſt heute vormittag paſſirt!“ Und das Fräulein berichtet nun umſtändlich und mit kraſſen Uebertreibungen von den Vorgängen an der Weidendammbrücke und Haldens Anteil an denſelben.

„Ich ſprach eben den Doktor, der aus Haldens Wohnung kam,“ ſchließt ſie, „er iſt recht beſorgt um ihn. Die Erkältung, verbunden mit Ueberanſtrengung der Muskeln, iſt zu viel für ſeine ohnehin nicht ſtarke Konſtitution. Noch dazu ſoll ſeine Stimmung ſo gedrückt ſein, daß gar keine Ausſicht iſt, er könne ſich durch einen moraliſchen Elan aus dieſem Zuſtand dumpfer Apathie und gänzlicher Abſpannung emporreißen. Der Doktor ſagt, er läge regungslos, mit offenen Augen vor ſich hinſtarrend, auf der Chaiſelongue, und es fehle ihm die Energie und der Wunſch, etwas für ſich zu thun.“

Magdalene iſt aufgeſprungen.

„Zieh Dich an, Anna, ich muß zu ihm hin, und Du mußt mich begleiten!“

„Was fällt Dir ein, Kind! Jetzt? Das hat doch auch Zeit bis morgen!“

„Nein, ſage ich Dir; ich muß ihn ſehen, heute noch! Und wenn Du mich nicht begleiten willſt, ſo thut es Eibenhorſt, oder ich gehe allein!“

„Sie hat recht!“ pflichtet ihr das Fräulein bei. „Es wird einen guten Eindruck machen. Wenn wirklich eine leichte Erkaltung zwiſchen dem Brautpaar eingetreten iſt, ſo wäre dies das beſte Mittel, um die Sache wieder zurechtzuziehen. Ich finde es nicht recht paſſend, aber, mein Himmel, eine ſolche Partie wie Halden bietet ſich nicht alle Tage, da iſt es wirklich ganz am Platz, wenn ſie einige Aufmerkſamkeit für ihn hat!“

Frau von Garten wiegt nachdenklich den Kopf.

„Mag es denn ſein, wenn Du glaubſt, ihn damit halten zu können! Ich muß geſtehen, daß es mir ſehr unangenehm wäre, wenn ſich dieſe Partie zerſchlüge, unſerer Bekannten wegen; Du biſt im Grunde doch ein kluges Mädchen. Warte, ich werde mich gleich zurechtmachen.“

Magdalene iſt bald rot, bald blaß geworden.

„Was traut ihr mir eigentlich zu?“ ruft ſie mit emporgeworfenem Kopf und blitzenden Augen. „Haltet ihr mich für eine ſo abgefeimte Heuchlerin, und iſt euch nie in den Sinn gekommen, daß ich meinen Verlobten lieben könnte? Ja, ich liebe ihn! Ich würde es nicht ertragen, ihn zu verlieren! Und wenn er heute ſein ganzes Vermögen verlöre, mir wär's gleichgiltig, vorausgeſetzt, daß mir ſein Herz nach wie vor gehört!“

Frau von Garten blickt mit verſtändnisloſem Staunen von Fräulein Eibenhorſt zu ihrer Schweſter und wieder zurück und ſagt dann, hilflos in einen Seſſel ſinkend, kleinlaut:

„Sie liebt ihn! Es paſſiren heutzutage doch unglaubliche Dinge!“

Fräulein Eibenhorſt aber erwidert ziemlich ſpitz:

„Das iſt ja ganz etwas Neues! Du dachteſt nicht immer ſo, denn ich erinnere mich, daß es ziemlich viel Ueberredung gekoſtet hat, Dich zu dieſer Verlobung zu bewegen."

Magdalene lächelt.

„Ja, früher! Gute Eibenhorſt, Du biſt doch auch jung geweſen!"

„Erlaube 'mal," wehrt das Fräulein gekränkt, „ſo entſetzlich lang iſt das doch noch nicht her!"

„Nun alſo, da mußt Du doch wiſſen, daß ſich in dem Herzen einer Frau oft blitzſchnell eine Wandlung vollzieht und Gleichgiltigkeit in Liebe umſchlägt oder umgekehrt."

Frau von Garten hat ſich ſtillſchweigend in ihr Toilettenzimmer zurückgezogen. Sie gibt gewöhnlich gutmütig den Wünſchen ihrer Schweſter nach, und als ſie wieder zum Vorſchein kommt, iſt ſie in Hut und Mantel.

„Entſchuldige, liebe Eibenhorſt, wenn wir ungaſtlich ſind und fortfahren," ſagt ſie freundlich; „aber Du ſiehſt doch ein —"

„O, macht euch meinetwegen keine Sorge," meint die energiſche Freundin, „ich mache es mir hier bei euch behaglich und warte eure Rückkehr ab! Apropos," fügt ſie halblaut hinzu, während Magdalene ſich auf dem Vorplatz in einen Mantel hüllt, „ich muß Dir noch etwas Unangenehmes ſagen; denke Dir, die Briefe, die Du mir ſchriebſt, als die Verlobung Deiner Schweſter im Gange war, ſind fort!"

„Haſt Du ſie etwa umherliegen laſſen?"

„Sie lagen auf meinem Schreibtiſch."

„Vielleicht haſt Du ſie nur verlegt."

„Nein, nein, ich habe ſie überall geſucht; irgend jemand muß ſie mir genommen haben!"

„Das iſt aber höchſt unangenehm! Haſt Du auf jemand Verdacht?"

„Ich weiß gar nicht, was ich denken ſoll! Allerdings habe ich zu Frau von Reiſchütz, die mich einigemale beſuchte und ſich lebhaft für die Sache intereſſirte, von Deinen Briefen geſprochen, aber ſie iſt eine ſo reizende Frau —"

„Unglücksgeſchöpf, Du haſt ihr die Briefe vorgeleſen?"

Fräulein Eibenhorſt ſenkt ſchuldbewußt das Haupt.

„Ich bin fertig!" ruft Magdalene zur Thür hinein.

„Kein Wort zu ihr davon!" ſagt Frau von Garten haſtig. „Wir ſprechen ſpäter noch darüber."

Die beiden Schweſtern legen die Fahrt in tiefem Schweigen zurück; die jüngere hat die ältere durch ihr plötzliches Geſtändnis ſo überraſcht und außer Faſſung gebracht, daß dieſe einiger Zeit bedarf, um ſich zu ſammeln, doch im Grunde iſt ihr die Ueberraſchung keine unliebſame.

Der Wagen hält vor Haldens Wohnung. Magdalene ſpringt leichtfüßig hinaus und eilt die Treppe empor. Der Diener öffnet den Damen, und da er die Braut ſeines Herrn ſieht, läßt er ſie ohne weiteres eintreten.

„Schläft er?" fragt ſie.

Der Diener ſchüttelt den Kopf.

Sie winkt ihrer Schweſter bittend, im Wohnzimmer zurückzubleiben, und hebt geräuſchlos die Portière zu dem Arbeitskabinet.

Das kleine Gemach iſt durch einen grünen Lampenſchleier in weiches Dämmerlicht gehüllt. Auf der Chaiſelongue in der Nähe des Fenſters liegt eine unbewegliche Geſtalt, das Geſicht der Wand zugekehrt.

Der dicke Teppich dämpft den Schritt des Mädchens, als es quer durch das Zimmer eilt und, neben der Chaiſelongue niederknieend, ihre Lippen ſanft auf die ſchlaff herabhängende Hand drückt.

Die Geſtalt richtet ſich jäh empor und zieht die Hand ſo heftig zurück, als ſei ſie mit glühendem Eiſen in Berührung gekommen.

Magdalene ſchmiegt ihr Geſicht an die Schulter des Mannes, und leiſe Worte der Zärtlichkeit entringen ſich koſend ihren Lippen:

„Mein Richard, mein Liebſter, ich habe Dich wieder, Du biſt mir erhalten! Dachteſt Du denn gar nicht an mich, als Du Dich in Gefahr brachteſt?"

Haldens Augen haften finſter an dem Geſicht, das er ungeduldig von ſeiner Schulter geſchoben hat.

„Warum biſt Du hergekommen und trägſt jetzt Empfindungen zur Schau, die Deinem Herzen fremd ſind? Hat Deine Schweſter Dich wieder dazu überredet, wie ſie Dich überredete, mir Dein Jawort zu geben?"

„Meinſt Du denn, ich hätte es ertragen, noch länger fern von Dir zu bleiben?"

„Laß das!" wehrt er. „Ich weiß, was ich davon zu halten habe! Ich will nicht davon ſprechen, was ich innerlich gelitten habe, ich will Dir auch keine Vorwürfe machen, denn Du biſt ein ſchwacher Charakter, der jedem Einfluß zugänglich iſt, aber bitter weh hat mir die Erfahrung, die ich mit Dir gemacht, doch gethan. Still, unterbrich mich nicht! Ich habe Dir auch einen Verdacht abzubitten, den ich gegen Dich gehegt, einen häßlichen Verdacht. Ich weiß jetzt, daß ich mich irrte und daß Du wenigſtens ein gutes Herz haſt; wie geſagt, ich bitte ihn Dir ab. Es gehörte die ganze Erbitterung, die ich gegen Dich empfand, dazu, um überhaupt eines ſolchen Gedankens fähig zu ſein." Er nimmt plötzlich ihr Geſicht zwiſchen ſeine Hände und betrachtet es verlangend und zornig zugleich. „Kind, konnteſt Du nicht ehrlich zu mir ſein und ſagen: ‚Ich nehme Dich nur Deines Vermögens wegen; meine Schweſter wünſcht es; es war ein abgekartetes Spiel, daß Du in unſer Haus gebracht wurdeſt; willſt Du mich trotzdem heiraten, ſo wollen wir es in Gottes Namen mit einander verſuchen!' Hätteſt Du ſo zu mir geſprochen, glaube mir, ich hätte Dich hochgeachtet. Aber nichts von alledem, Du ließeſt mir die Illuſion, daß Du Neigung für mich habeſt, und nur das Dazwiſchentreten einer mir wohlwollenden Perſon rettete mich vor einem zu ſpäten Erwachen und öffnete mir die Augen."

Magdalene beugt ſich vor und ſieht ihn mit ſtarrem, geſpanntem Blick an.

„Du haſt jetzt aufgehört, mich zu lieben?"

Er wendet das Geſicht ab, und es entringt ſich ihm ſeufzend: „Wollte Gott, ich könnte es!"

„Richard," flüſtert ſie, „Du haſt recht, es iſt wahr, was Du ſagſt! Ich gab Dir das Jawort, weil ich eine reiche Partie machen wollte, weil meine Schweſter es wünſchte und mich überredete. Du warſt mir ſympathiſch, ich dachte, das würde genügen. Ich habe unehrenhaft und häßlich an Dir gehandelt, und meine Strafe war das täglich wachſende Bewußtſein, daß dem ſo ſei, bis ich mir ſelbſt ſchließlich wie eine Verbrecherin vorkam. Täglich lernte ich Deinen Wert mehr kennen und ſchätzen, und dann kam plötzlich wie ein Blitz die Erkenntnis über mich, daß ich Dich liebe. Ein Leben ohne Dich erſchien mir undenkbar! Es drängte mich, es Dir zu ſagen, Dir alles zu bekennen. Du bliebſt Du aus — zwei volle Tage! Wie ſoll ich Dir beſchreiben, was ich litt, wie ich mich darnach ſehnte, Deine Schritte zu hören, Dir entgegenzufliegen, mich in Deine Arme zu werfen!"

„Hör auf!" ſagt er rauh. „Weshalb Vorſtellungen erwecken, die ſich niemals erfüllen können? Du beſitzeſt in der That Beredſamkeit; wenn man Dir unbefangen zuhörte, wäre man faſt verſucht, Dir zu glauben!"

Sie ſchauen ſich beide einen Moment unverwandt an, als wollten ſie den Grund ihrer Seelen ergründen. Sie ſieht an dem brennenden Blick, an dem Zucken ſeiner Lippen, daß Stolz und Liebe in ihm kämpfen, und er lieſt in den thränengefüllten Augen, daß ſie die Wahrheit ſpricht. Aber er kann es nicht über ſich gewinnen, das erlöſende Wort zu ſprechen, noch hat der Stolz in ihm die Oberhand, und ſie ſteht langſam auf.

„Lebe wohl, Richard," ſagt ſie ſehr ſanft und reuevoll; „Du kannſt mir nicht verzeihen, und ich muß es tragen, aber ich danke Dir für die wenigen Tage des Glückes, die Du mir gewährt haſt!"

Er ſchweigt noch immer, und ſie geht geſenkten Hauptes nach der Thür, doch wie ſie nach der Portière greift, hört ſie hinter ſich ihren Namen mit einem halb unterdrückten Aufſchrei rufen. Sie fährt zuſammen und wendet ſich um, dann fliegt ſie zu ihm und wirft ſich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit in ſeine Arme. Abgebrochene Laute der Zärtlichkeit fliegen hinüber und herüber, während er ihr Geſicht mit Küſſen bedeckt.

Frau von Garten wird die Zeit etwas lang, ſie bedauert, ihre Patiencekarten nicht eingeſteckt zu haben. Wie gern hätte ſie die große Kettenpatience gelegt, um daraus zu erſehen, ob die Konferenz des Brautpaares da drinnen zu einem glücklichen Ende kommen werde, und dann gedenkt ſie ſeufzend der Verwirrung, welche die neugierige Julie Eibenhorſt inzwiſchen in ihrer Wohnung unter ihren Sachen anrichten wird. Da hebt ſich die Portière, und Magdalene ſagt freundlich:

„Komm nur herein, Anna, mein Bräutigam möchte Dich gern noch begrüßen, ehe wir nach Hauſe fahren!"

Dann ſchellt ſie dem Diener, gibt ihm Weiſungen für die Nacht in der ruhigen, beſtimmten Weiſe einer Hausfrau, die das Recht hat, Anordnungen zu treffen, und als ſie ſich wieder nach Halden umwendet, liegt der Ausdruck einer großen innern Glückſeligkeit ſo verklärend auf ihren Zügen, daß Frau von Gartens letzte Beſorgniſſe verfliegen.

„Er muß jetzt Ruhe haben," meint ſie. „Morgen kommen wir wieder nach ihm ſehen."

„O nein," proteſtirt er, „morgen komme ich zu euch!"

Magdalene legt die Finger auf ſeine Lippen.

„Ich teile jetzt mit dem Arzt das Recht der Beſtimmung über Dich, ohne unſere Erlaubnis keinen Schritt!"

„Es iſt mir etwas ſo Neues, daß jemand für mich ſorgt, daß ich mich dieſer abſcheulichen Tyrannei füge," ſcherzt er.

Mit der Ruhe ſcheint es indes noch gute Wege zu haben, denn plötzlich wird die Glocke heftig gezogen, eine Frau ſtürzt an dem öffnenden Diener vorbei in das Zimmer, ſchiebt Frau von Garten, die ihr im Wege ſteht, achtlos beiſeite und wirft ſich mit einer raſchen Bewegung, die an die Bühne erinnert, neben Halden auf die Kniee. Ihr wunderſchöner blonder Kopf hebt ſich reizend von dem Hintergrund des dunklen Vorhangs, vor welchem ſie kniet, ab; ſie iſt ein bezauberndes Bild pathetiſcher Trauer.

„Stehen Sie auf, Frau von Reiſchütz," ſagt Halden kalt. „Wie oft ſoll ich Ihnen ſagen, daß Bühneneffekthaſcherei nicht nach meinem Geſchmack iſt?"

„Hier iſt mein Platz!" ruft ſie. „Schicke mich nicht fort, ich bin doch die einzige, die mit Dir fühlt und leidet!"

„Sie irren ſich," verſetzt er ſpöttiſch, und zieht Magdalene, deren Hand ſich in die ſeine geſtohlen hat, näher zu ſich heran. „Meine Braut hier wird es Ihnen wenig dank wiſſen, daß ſie ſo gar nicht von Ihnen in Betracht gezogen wird; aber Sie ſehen, daß der Platz, der von Ihnen ſo liebenswürdig beanſprucht wird, bereits beſetzt iſt."

Sylvia Reiſchütz ſpringt auf. Mit zurückgeworfenem Haupt und halb geöffneten Lippen ſtarrt ſie das Mädchen an, deſſen ſie jetzt erſt gewahr wird, und das ruhige Lächeln desſelben ſagt ihr, daß ſie die Partie verloren hat. Der ganze Haß, deſſen das jäh aufflammende Temperament dieſer Frau fähig iſt, konzentrirt ſich in dem Blick, den ſie auf die glückliche Rivalin wirft. Sie gleicht in dieſem Augenblick einer Wildkatze, die zum Sprung anſetzt, um den Gegner anzufallen. Dann gewinnt ſie mit gewaltiger Anſtrengung die Selbſtbeherrſchung und Kaltblütigkeit wieder, welche ihr in allen Lebenslagen zur Seite geſtanden haben, und lacht leicht auf.

„Ah, ich ſehe, Sie haben ſich düpiren laſſen! Nun, ich wünſche Ihnen Glück dazu!"

Dann verläßt ſie, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen, das Zimmer. Sie iſt zu klug, um auch nur den leiſeſten Verſuch zu machen, endgiltig verlorenes Terrain wieder zu gewinnen.

Zwei Tage ſpäter iſt Halden wieder im ſtande, ſeine Wohnung zu verlaſſen. Sein erſter Beſuch gilt Warner Guntram, dem er, gleich nachdem Herr von Brauſe bei ihm geweſen, um das verhängnisvolle Mißverſtändnis aufzuklären, ſeine Entſchuldigungen zukommen ließ, worauf Brauſe mit geſchäftiger Gutmütigkeit einen Ausgleich vermittelte, der von beiden Parteien angenommen wurde.

Da er Warner nicht daheim findet, holt er Magdalene zu einem Spaziergang ab. Während ſie durch den Tiergarten ſchlendern, der zu dieſer frühen Stunde noch faſt leer iſt, erwähnt er des eben vergeblich gemachten Beſuchs und wundert ſich, daß Guntram zu dieſer ungewöhnlich frühen Zeit ſchon ausgegangen. Plötzlich fängt Magdalene an zu lachen und deutet mit dem Kopf auf ein ihnen entgegenkommendes Paar.

„Da ſiehſt Du den Grund!“ ruft ſie heiter. „Es ſcheint, daß ihr euch ſtets in dieſelben Gefahren begebt, denn offenbar haben wir es hier ebenfalls mit einem Eheſtandskandidaten zu thun.“

Warner iſt es in der That, der dort gemächlich daherkommt, neben ihm, die Hand leicht in ſeinen Arm gelegt, trippelt Nancy und verſucht vergeblich, ſeine Schritte nachzuahmen. Sie ſind in heiterſter Unterhaltung und gegenſeitiger Neckerei begriffen und geben ein anmutiges Bild glücklicher Sorgloſigkeit, die ſich einbildet, daß die Welt ihr gehört. Sie verkörpern in Magdalenens Augen den liebenswürdigen Egoismus des Glücks in ſeiner vollſten Berechtigung, und ſie gibt dieſem Gedanken in unbefangenen Worten Ausdruck. Im nächſten Augenblick hält ſie den beiden ganz ineinander Verſunkenen ihren Schirm als Barrière vor und ruft ein munteres: „Halt!“

Die Männer ſchütteln einander die Hände, Nancy aber zieht ihre ältere Freundin beiſeite und fragt mit einem bewundernden Blick auf Warner:

„Findeſt Du ihn nicht auch himmliſch? Denke Dir, ich habe eigentlich zuerſt um ihn angehalten! Iſt das nicht amüſant? Mama wollte zuerſt Schwierigkeiten machen, aber ſie konnte ihm natürlich nicht widerſtehen, als er ihr eine Generalbeichte ablegte und mit reuiger Sündermiene vor ihr ſtand. Der Onkel Vormund war wütend und wollte es gar nicht zugeben, und mein Warner mußte ſo etwas wie ein Ehrenwort geben, ehe er ſich beruhigte. Ich war ſelbſtredend nicht dabei, aber ich horchte ein bißchen an der Thür.“

Die kleine Gruppe ſteht noch beiſammen, als ein Wagen mit himmelhohen gelben Rädern an ihnen vorüberfährt und dann gleich darauf ſtillhält. Ein Herr ſpringt mit jugendlicher Leichtigkeit herab und kommt auf die vier mit ausgeſtreckten Händen zu. Es iſt Graf Aſtorf.

„Décidément j'ai de la chance!“ ruft er. „Wie freue ich mich, Freund Warner, einer der erſten zu ſein, der Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Braut Glück wünſcht, niemand kann wärmern Anteil daran nehmen als ich! Sie ſehen auf Ehre famos aus,“ fährt er fort, ohne die ins Auge fallende Steifheit des jungen Mannes zu bemerken; „es fällt mir immer wieder auf, wie ähnlich Sie dem Prinzen Heinrich ſehen, nur daß Hoheit etwas heller und kleiner iſt und blaue Augen hat! Aber da fällt mir eben etwas ein, was Sie alle amüſieren wird, ich hörte es eben von Freund Brauſe, der, beiläufig geſagt, auf einen Brief von Mama hin, ſich entſchloſſen hat, dieſem Sündenbabel den Rücken zu kehren und das väterliche Gut dahinten in Pommern zu übernehmen. Ja alſo, was ich ſagen wollte: die ſchöne Neiſchütz iſt dieſe Nacht Knall und Fall abgereiſt!“

Er macht eine Pauſe und ſieht die Anweſenden der Reihe nach an, um den Eindruck zu ſtudiren, den dieſe Nachricht hervorbringt, ſie ſcheint indes niemand ſonderlich zu berühren, nur Warner wirft, um doch etwas zu ſagen, die Frage hin:

„Allein oder mit ihrem Mann?“

„Keines von beiden!“ ruft Graf Aſtorf triumphirend. „Mit einem bekannten Finanzmann; Namen zu nennen verbietet mir die Diskretion!“

„Der arme Neiſchütz!“ ſagen die Damen wie aus einem Munde.

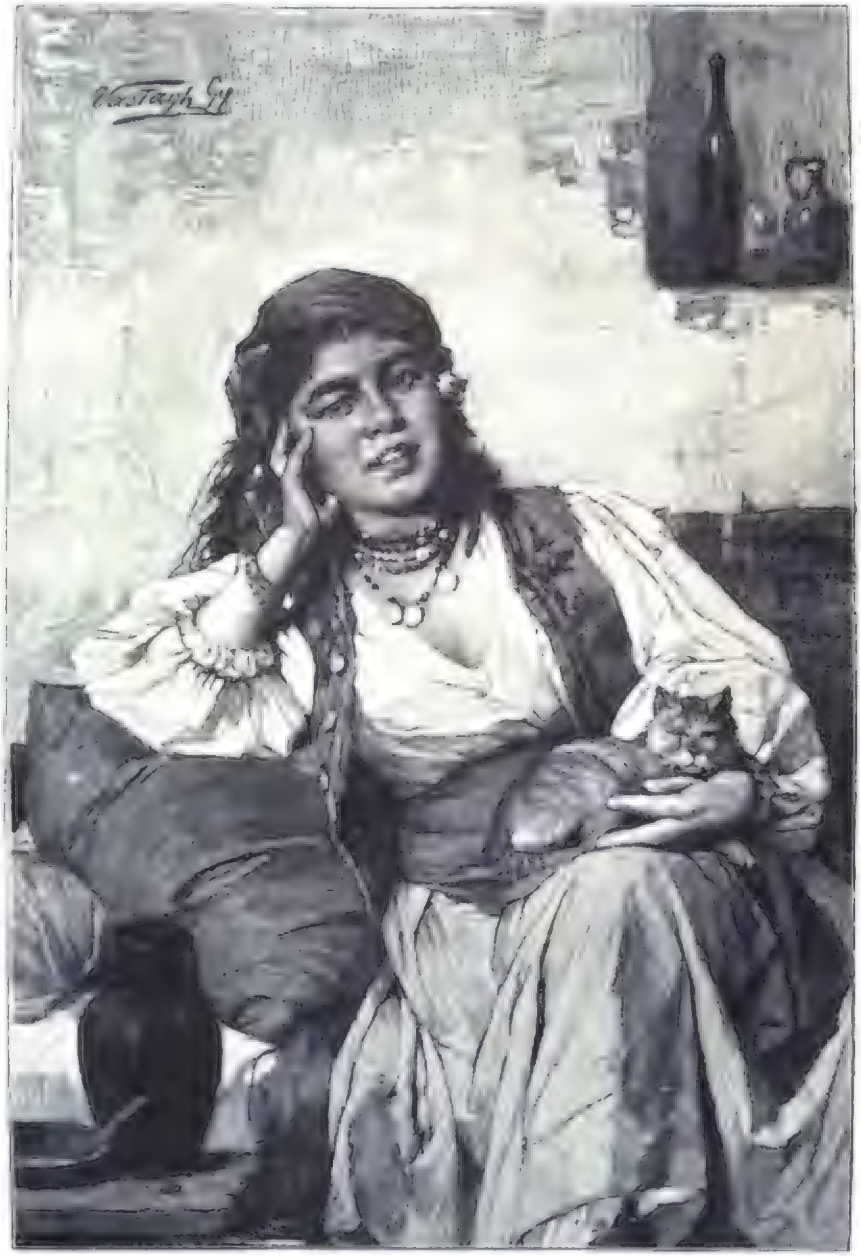
Der Graf zuckt die Achſeln.

„Ja, der Mann hat Pech, er hat geſtern ſeine Zahlungsunfähigkeit erklärt!“

* * *

Die Zigeunerin.

Die junge Zigeunerin, die uns auf unſerer Abbildung die blinkenden Zähne weiſt, ſieht, ihr Kätzchen im Arm, ſo übermütig in die Welt, daß wir darauf wetten möchten, ſie ſei ein „ſiebentes“ Kind ihrer Eltern. — „Und weshalb gerade ein ſiebentes?“ fragen ſich gewiß viele unſerer Leſer erſtaunt, und wir eilen, die nötige Aufklärung zu geben. Nach altem Zigeunerglauben iſt das Mädchen, welches nach einer Reihe von Knaben als „ſiebentes“ zur Welt kommt, unter einem Glücksſtern geboren. Zahllos ſind ihre Freier, reichlich wird ſie den Eltern bezahlt, und vielbeneidet iſt der, unter deſſen Zelt ſie als ſeine Gattin tritt. — Die ſchöne braune Wilde, die wir da vor uns haben, iſt der Zigeunerinnentypus, wie er unter den Südſlaven und Ungarn erſcheint. Die Künſtlerhand Georg Vaſtaghs hat ihr Bild nach dem Leben für das mehr erwähnte Prachtwerk: „Südſlaviſche Frauen“, von Mara Cop Marlet (Verlag der W. Fridſchen k. k. Hofbuchhandlung in Wien) aufgenommen. Wenn der hochziviliſierte Weſten die Zigeuner auch ſchon längſt als ein läſtiges Volk von Landſtreichern mit ernüchtertem Auge betrachtet, ſo ſind ſie doch unſtreitig ein Schmuck der öſtlichen Länder, und wenn ſie einſt verſchwinden, bricht auch die berauſchende Romantik dieſer Gauen in Schutt zuſammen.



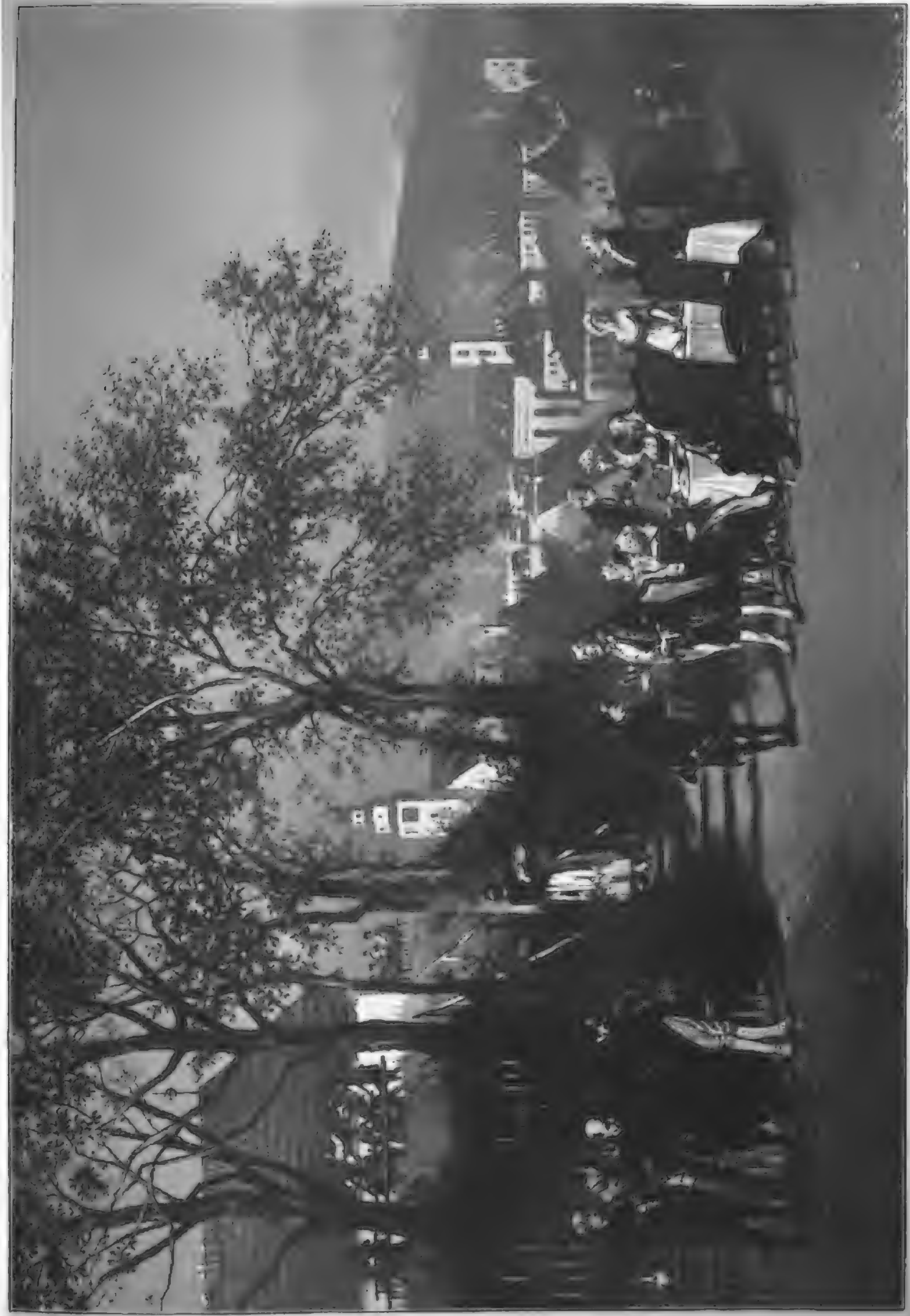
Zigeunerin. Gemälde von Georg Vaſtagh.

Das Zigeunermädchen iſt die „wilde Roſe“ der blumenloſen Heide Ungarns. Wie viel Unheil haben ihre flammenden Augen nicht ſchon angerichtet! Noch heute kennt und nennt man in Ungarn Grafen und Barone, die aus Liebe jahrelang mit den armen Zeltzigeunern gewandert.

Aber auch unter den eigenen Stammesgenoſſen entflammen ſie oft blutigen Streit. Erſt unlängſt ſtarb im Spital der kroatiſchen Landeshauptſtadt ein junger Zigeuner an den Wunden, die ihm ſeine Zeltgenoſſen beigebracht. Die Geſchichte war einfach. Der tote Burſche hatte ein ſchönes Zeltmädchen leidenſchaftlich geliebt, ſie folgte aber einem noch jüngeren Zigeuner in ſein Zelt. Da verſuchte der unglücklich Liebende ſie zu entführen. Er drang in das Zelt, faßte ſie an ihren langen ſchwarzen Zöpfen und ſchwang dabei einen blitzenden Dolch über ihrem Haupte. Einen Augenblick ſpäter ſchlugen ihn die anderen zu Boden.

Faſt ſämtliche Zigeuner des Stammes mußten als Zeugen verhört werden. Nachdem ſie die Richter durch ihren findigen Humor und ihre lügenhaften Widerſprüche ermüdet, durchzogen ſie in den freien Stunden die Stadt und ſtahlen nach Herzensluſt. Bis zu den Domherren und hohen Kirchenvertretern blieb niemand verſchont. Die Bürger baten endlich den Gerichtshof, die Verhandlungen abzubrechen, da der Schaden für die Stadtbewohner zu groß ſei, und ſo entließ man denn raſch dieſe — glaubwürdigen Zeugen der Göttin Themis.

So geht es ſtets mit den Zigeunern, wenn man ſie irgendwie oder irgendwo in den Rahmen unſerer modernen ſtaatlichen oder kirchlichen Geſetze einzwängen will. Das Kulturjoch iſt den Schultern des leichtlebigen braunen Vagabunden viel zu ſchwer. Keine unſerer Religionen bekehrt ihn anders als zum — Scheine. Der Zigeuner iſt Heide, er betet noch



Kellerabend in Tittmoning im Salzachthal. Gemälde von J. F. Henning.

das Feuer und die leuchtenden Himmelsgeſtirne an, und ſein ſinnlicher Aberglaube kettet ihn eng an die unbewußte Natur. Nur wenn man ſie ſo auffaßt und in ihren originellen eigenen Sitten beobachtet, bleibt ihr Leben intereſſant und rätſelhaft. Unter den Südſlaven ſcheinen ſich einzelne ihrer Gebräuche eingebürgert zu haben, falls dieſe nicht in alten heidniſchen Zeiten beiden gemeinſam waren. So pflegen beide die ſchöne Sitte, in einer beſtimmten Nacht durch junge Mädchen weiße Blumen in ein Sieb ſtecken zu laſſen, denen ſie im Geiſte die Namen ihrer Angehörigen beilegen. Es iſt dies eine Frage an die Göttin des Todes. Jener, deſſen Blume am Morgen friſch ausſieht, wird das Jahr über geſund bleiben, jener, deſſen weiße Schickſalskünderin welk am Stiele hängt, wird erkranken, und der endlich, deſſen zarte Namensträgerin verwelkt iſt, verfällt dem Tode. Mit der Mythologie des Volkes haben ſie ſich längſt befreundet und Glauben und Aberglauben einander enge angepaßt. Die „Vilas“, dieſe ſchon öfter beſprochenen goldhaarigen Halbgöttinnen der Slaven, hat jeder Zigeuner — nach ſeiner Ausſage — wenigſtens hundertmal geſehen. Er weiß unzählige Geſchichten von denſelben zu erzählen, ſchmuggelt ſich damit in die Höfe und entfernt ſich ſicher nicht mit — leeren Händen.

In Ungarn bilden die Zigeuner, wenn man ſo ſagen dürfte, wirklich einen idealen Staat im Staate. Hier iſt ihr Leben vornehmer, kompakter, auch organiſierter. Jedes Komitat hat ſeinen Fürſten oder Woiwoden, der in prächtiger Tracht einen Anführerſtab mit maſſivem Gold- oder Silberknopf in der Hand — den Marſchallſtab der Zigeuner — vornehm einherſchreitet. Er ſchließt die Ehen, geſtattet nach ſeinem Ermeſſen die Scheidungen, beſtraft und regiert ſeine Sintis.

Das Herz dieſes Landes hat ſich der Zigeuner mit ſeiner Geige gewonnen. Das ſchmuckloſe Inſtrument im Arm, dem er ſo zauberhaft traurige und ſo feurig luſtige Melodien zu entlocken weiß, zog er durch die Pußta, trat er als lieber Gaſt unter Hüttendächer, in die Säle der Paläſte und gelangte bis an die Stufen des Thrones.

In dem in Ungarn lebenden Erzherzog Joſef von Oeſterreich haben die Zigeuner übrigens noch einen beſondern Beſchützer, der ihre Sprache meiſterhaft ſpricht. Auf den weiten Puſzten ſeiner Alcſuther Beſitzung dürfen die Sintis ſtets unbehelligt lagern. So verzweigt ſich in Ungarn das Leben der braunen Nomaden bis in die höchſten geſellſchaftlichen Kreiſe.

M. C. M.

„Wohin gehen Sie dieſen Sommer?“

Berliner Salonplauderei

von

Gräfin B.....

(Alle Rechte vorbehalten.)

Heute iſt hier die neue Ausſtellung eröffnet worden. Geſtern hatten wir ein Diner — mit Kibitzeiern natürlich und Spargeln — beim Kammerherrn v. A., und morgen ſind wir zum „Kehraus“ bei Frau v. S. geladen. Das bedeutet ſicher den Schluß der Berliner Winterſaiſon. Inzwiſchen ſchlagen aber im Tiergarten ſchon die Nachtigallen, und alle Bäume und Sträucher haben ſich mit dem ſaftigſten Grün bekleidet, mit einem Grün, das unſere Modiſtinnen gar zu gerne nachahmen möchten, das auf den Frühjahrshüten unſerer Damen eine entſetzlich große Rolle ſpielt, das zu erreichen aber noch keiner gelungen iſt, wie ich Ihnen wohl nicht erſt zu verſichern brauche.

Was ich Ihnen aber wohl erſt werde verſichern müſſen, iſt das, daß die Berliner Saiſon der Geſellſchaften und Diners ſich allemal bis tief in den Frühling hinein erſtreckt. Ich weiß nicht, woher das kommt, und habe geſellſchaftskundige Pſychologen oft ſchon vergeblich darnach gefragt. In anderen Großſtädten ſchließen ſich die Pforten der Salons gewöhnlich vor Oſtern ſchon. Bei uns ſind ſie noch lange offen, nachdem längſt die Oſterglocken verklungen ſind. Daß es kein ſogenanntes Vergnügen iſt, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſich zu amüſieren, zu eſſen und zu tanzen, geſteht jedermann bereitwillig zu. Trotzdem wird jeder jedem nachrechnen, wenn dieſer ſeinen Verpflichtungen nicht nachgekommen. Man könnte die Zeit vom März ab die Saiſon der Verpflichtungen nennen, da alle, die bis dahin das obligate Diner, die landesübliche Geſellſchaft nicht gegeben, ſich jetzt mit den Einladungen hierzu beeilen. Aber die Konkurrenz des Frühlings iſt doch ſchon zu mächtig, und ſo kann es wohl paſſieren, — wie neulich bei dem Maler B. — daß von vierzig Eingeladenen neunzehn abgeſagt haben.

Dieſe erwähnten Neunzehn haben nun die ganzen Koſten der Unterhaltung zu tragen. Ich habe meinen Tiſchherrn an jenem Abend darauf aufmerkſam gemacht, daß das Geſpräch faſt aller Paare unſerer Geſellſchaft mit Wahrſcheinlichkeit ſchon am Anfang, unfehlbar aber beim zweiten Gang zu der Frage gelangen werde: „Wohin reiſen Sie dieſen Sommer?“

Brauche ich Ihnen zu ſagen, daß ich mich nicht getäuſcht habe? Ein Paar allerdings täuſchte meine Erwartungen. Es war ein alter Herr, der die ſchönſte Villa am Wannſee bei Potsdam ſeit Jahren beſitzt, und eine noch etwas ältere Dame, die grundſätzlich im Sommer nie verreiſt, weil ſie der Ueberzeugung lebt, daß es nirgends ſo ſchön ſei wie in Berlin, und nirgends ſo bequem wie in ihrer Wohnung in der Bellevueſtraße, und nirgends ſo kühl wie im nahen Tiergarten.

Alle anderen aber beſchäftigten ſich — wie geſagt — unausgeſetzt mit der großen, gewichtigen, inhaltſchweren Frage: „Wohin gehen Sie dieſen Sommer?“ oder, wie man — charakteriſtiſch genug — hier in Berlin zu ſagen beliebt: „Wo gehen Sie dieſen Sommer hin?“

Seit Jahren — da mich die Herren Leſer doch nicht kennen, kann ich es wohl ſagen: ſeit zwei Jahrzehnten! — höre ich in der Berliner Geſellſchaft dieſe Frage nach allen Richtungen und in allen Tonarten ventilieren. Da mein Mann auch gewöhnlich in der Karwoche dieſe Frage an mich richtet, habe ich mich ſtets damit beſchäftigen müſſen, und auf dieſe Weiſe eine Fülle von Beobachtungen geſammelt, die vielleicht nicht ohne allgemeines Intereſſe ſein dürften. Berlin macht ja in dieſer Beziehung keine Ausnahme; im Gegenteil, es iſt typiſch für alle anderen Städte.

Zunächſt habe ich Gelegenheit gehabt, die liebe Macht der Gewohnheit auch hier kennen zu lernen. Der deutſche Mann — ich vermeide abſichtlich das abſcheuliche Wort „Strohwitwer“ — wird Ihnen im Frühjahr den albernen Scherz wiederholen: „Ich ſchicke meine Frau ins Bad zu meiner Erholung!“ Die Frauen verzichten auf ſolche Witze; bei ihnen iſt die Badereiſe hoher Ernſt. Die Vorbereitungen dazu machen alle Stadien einer förmlichen Belagerung durch. Schon nach Neujahr nimmt dieſe ihren Anfang. „Lieber Doktor, ich bin krank!“ Damit wird die Sache eingeleitet. Auf einem Ball im Februar fliegen ſchon die leichten Pfeile. Zu Faſtnacht beginnt das ſchwere Geſchütz aufzufahren. „Doktor, nicht wahr, ich muß nach Marienbad?“ Ich möchte den Doktor ſehen, der Nein zu ſagen wagte! Bei den Ehemännern verhält ſich das freilich etwas anders. Nach Oſtern wird die Belagerung eine bedenkliche. Sie beginnt da von neuem zunächſt mit der vollſtändigen Aushungerung des Feindes, einem ſehr probaten Mittel — dann folgt das beliebte Schmollen; verſagt auch dieſes noch, ſo kommen Thränen, Ohnmachten, Migräne und andere Waffen unſeres Geſchlechts, bis ſich ſchließlich der Feind ergibt. Die Frage lautet nun ganz zuverſichtlich: „Wo gehen Sie dieſen Sommer hin?“

Natürlich entweder in ein Bad oder ins Gebirge oder an die See.

Ein drittes gibt es für den Berliner kaum. Und ich muß dabei ausdrücklich bemerken, daß ich unter dem Berliner ſo gut den Kammerherrn wie den Weißbierphiliſter verſtehe. Das Reiſen allein hat ja zuerſt eine gewiſſe demokratiſche Gleichheit aller Stände zuwege gebracht — ſo behauptete wenigſtens kürzlich ein junger Hiſtoriker bei meinem letzten Jour fixe.

Wenn von Bädern die Rede iſt, ſo meint der Berliner faſt ausnahmslos die böhmiſchen Bäder. In der That, wenn Sie im April oder Mai nach Karlsbad, Teplitz, Marienbad oder Franzensbad kommen, ſo wimmelt es dort ſchon von Berlinern, von Norddeutſchen überhaupt, denen das gute Gebäck, der ſtarke Kaffee, die öſterreichiſche Gemütlichkeit in jedem Jahr von neuem Spaß macht. Die Beſucher dieſer Bäder rekrutieren ſich aus allen Ständen unſerer Bevölkerung, beſonders aber aus den höheren Beamten- und Finanzkreiſen. Erſtere freilich gehen nach Karlsbad wieder ins Joch, letztere aber reiſen, nachdem ſie Marienbad erledigt haben, noch an die See, und das iſt ein großer Unterſchied.

Von denjenigen, welche um ihrer Geſundheit oder vielmehr um ihrer Krankheit willen in ein Bad gehen, iſt natürlich hier nicht die Rede. Solche ſprechen überhaupt nicht mit, wenigſtens nicht in der Geſellſchaft, da ſie ja nur nach dem ſtrikten Befehl ihres Arztes und nach ihrer Krankheit reiſen müſſen. Sie haben keine Wahl; ich rede aber nur von freien, wahlberechtigten Mitgliedern unſerer Geſellſchaft.

Nur der kleinere Teil dieſer Geſellſchaft geht von Berlin aus ins Gebirge. Es ſind das wahre Naturfreunde, Bergfexe, Mitglieder des Alpenklubs. Konzert, Reunions, Toiletten und ſo weiter gibt es da nicht, alſo für uns Damen kein Vergnügen. Dahin ſchicken wir Berlinerinnen mit Vorliebe unſere geſtrengen Eheherren: Profeſſoren, Aerzte, Rechtsanwälte; mit einem Wort: der gelehrte Teil unſerer Geſellſchaft geht in die Berge, meiſt nach Tirol oder in die Schweiz. Ach, und wir Frauen haben es dann im Winter zu büßen! Denn die Freude und Wonne, die zwei richtige Berliner Alpenbummler haben, wenn ſie in einer Geſellſchaft bei der Cigarre und einem guten Rotwein ſich gegenſeitig von ihren Bergpartien, Abenteuern und Gefahren — anlügen können, die iſt gar nicht auszudenken. Berlin iſt in Tirol unpopulär; aber nicht um der proteſtantiſchen Idee willen, ſondern wegen ſeiner Alpenbummler, die heute noch ſo ſind wie zu der Zeit, da ſie im „Verſprechen hinterm Herd“ lächerlich gemacht wurden. Unter dieſen Alpenbummlern verſtehe ich aber um Gottes willen nicht jenen oben erwähnten Teil der gelehrten Geſellſchaft, ſondern vielmehr jenen waſchechten Berliner, heiße er nun Pieske oder von Krautheim, ſei er Barbier oder Reſerveleutnant, der im Sommer ins „Jebirge“ geht, um friſche Luft, Sonnenuntergang, kuhwarme Milch, feſche Almerinnen und dergleichen zu „kneipen“ und dann im Winter in der Weißbierſtube beim Frühſchoppen oder bei Dreſſel während des Diners oder beim Rout und auf dem Balle gehörig aufzuſchneiden. Das „Berliner Blau“ iſt bei dieſen Leuten die angeborene Farbe der Entſchließung. „Det is ja ärjer wie bei Spindler!“ rief einmal die wegen ihrer ſpitzen Zunge vielgefürchtete pommerſche Präſidentin von Z. bei einer ſolchen Erzählung aus. Und ſie hat recht gehabt.

Das Gros der Berliner Geſellſchaft geht an die See. Und wenn der Berliner ſagt: „An die See“ ſchlechthin, ſo meint er ausſchließlich die Oſtſee und in erſter Linie Heringsdorf mit den umliegenden Badeorten. Da wimmelt es denn auch im Juli und Auguſt von Berlinern. Heringsdorf iſt im Sommer in der That nur ein Vorort von Berlin. Und die paar Wiener oder Hamburger Familien, die ſich dahin verirrt haben, kommen ſich wie Fremdlinge inmitten einer autochthonen, feſtgeſchloſſenen Geſellſchaft vor, deren Sitten ihnen fremd ſind, deren Sprache ihnen wie die chineſiſche klingt, die ſie ſich durch gefällige Dolmetſcher erſt überſetzen laſſen müſſen. Am draſtiſchſten iſt es in Heringsdorf am Sonntagmorgen. Da kommt der berühmte Ehemännerzug aus Berlin an, der am Sonnabend um zehn Uhr Nachts von hier abgeht, um vier Uhr in Stettin eintrifft und von da per Dampfſchiff nach Heringsdorf befördert wird. Hunderte von Ehemännern, Beamte, Kaufleute — in der Majorität — Fabrikanten und ſo weiter treffen an jedem Sonntagmorgen dort aus Berlin ein. Und man müßte die Feder eines Dickens haben, um die Eheſtandsſcenen zu beſchreiben, die ſich dann zwiſchen acht bis elf Uhr am Strande — denn zu Hauſe geht's nicht wegen der Kinder und der Nachbarn — abzuſpielen pflegen.

Alſo ins Bad, See oder Gebirge ſtiebt unſere Berliner Geſellſchaft ſchon im nächſten Monat auseinander, um ſich dann im Oktober erſt wieder programmgemäß zu ſehen.

Wenn ich aber von „Geſellſchaft“ ſpreche, ſo meine ich doch hier eigentlich nur den Mittelſchlag derſelben, der ſich allerdings von der Präſidentin und Geheimerätin bis zur Apothekers- oder Drogiſtenfrau und dem Bierwirt erſtreckt. Die hohe Ariſtokratie der Geburt und wohl auch der Finanz geht am Ende nur ins Bad, wenn ſie muß. Sonſt zieht ſie es vor, auf ihren Schlöſſern und Villen im Lande oder in der Nähe der Stadt während des Sommers zu verweilen, um ſich dann im Herbſt wieder zu treffen, die erſtere in Baden-Baden, die letztere in Oſtende.

Es war deshalb eine ſehr gute Idee, die ein hieſiger Buchhändler jüngſt gehabt hat, in ſein „Jahr- und Adreßbuch der Berliner Geſellſchaft“, das er für Tout-Berlin verſchickt, auch den Punkt „Villeggiatur“ mit aufzunehmen. Seine Bedeutung wird erſt klar werden, wenn das Werk fertig vorliegt; aber ich geſtehe, daß ſchon nach dem Probebogen mir wenigſtens die Wichtigkeit vollſtändig einleuchtet. Die demokratiſchen Spötter mögen darüber immerhin witzeln, für den Teil der Menſchheit, der nun einmal zur Geſellſchaft gehört, iſt es allerdings ſehr intereſſant, ſchon allein aus dieſem Probebogen zu erfahren, daß Graf Neſſelrode, der Oberhofmeiſter der Kaiſerin Auguſta, von Mai bis November in Ehreshoven, der Miniſter von Scholz in Seeheim bei Konſtanz, Herr Otto Weſendonk aber in ſeiner Villa Traumblick am Gmundener See die Sommerfriſche zubringt. Dieſe drei Namen habe ich — wie geſagt — aus dem Probebogen der „Geſellſchaft von Berlin“ aufs Geratewohl herausgegriffen; liegt erſt das Buch vollſtändig vor, dann wird es gewiß einen ſehr intereſſanten Einblick in die Sommerfriſchen der Berliner Geſellſchaft gewähren. Ob dann auch noch die Frage: „Wo gehen Sie dieſen Sommer hin?“ ſo oft zu hören ſein wird — das iſt eine andere Frage!

Vorläufig kann man ſie freilich noch überall hören. Ja, ich glaube, daß ſich die Kinder in der Schule jetzt mit dieſer Frage begrüßen. Daß es diejenigen thun, welche in der Wahl ihrer Eltern vorſichtig waren, iſt nur komiſch, weil ſie es den Eltern nachmachen; daß es aber auch nunmehr diejenigen thun dürfen, die keine ſolche Vorſicht angewendet haben, iſt mehr als erfreulich. Ich meine natürlich unſere kleinen Ferienkoloniſten, die ſich allgemach ſchon für die Reiſe zu rüſten beginnen. Der Zug, der ſie in der erſten Juliwoche in alle Welten fährt, birgt gewiß die glücklichſten Menſchenkinder dieſer Erde. Und es giebt keine intereſſantere Scene als die auf dem Bahnhof vor der Abreiſe einer ſolchen Schar in die Ferienkolonien. Während die Kinder kreuzvergnügt ſind, weinen die Mütter faſt durchweg bitterlich. Es iſt gewöhnlich ja der erſte Abſchied, den ſie von ihren Kindern nehmen, und es iſt ja immer wohl auch das einzige, was ſie haben und lieben auf Erden. Ein ſolcher Zug iſt in der That noch intereſſanter und ſogar amüſanter als der eben geſchilderte Ehemännerzug nach Heringsdorf. Jeder, der ihn einmal hat abfahren ſehen, freute ſich gewiß herzlich darüber, daß dieſen Armen und Enterbten der Geſellſchaft ihre Mütter, Gott ſei Dank, nicht mehr mit der Frage entgegentreten können: „Wat jeben Dir die feinen Leute an?“

Das Naturgefühl iſt bei unſeren Berliner Kindern jetzt ſchon ſehr rege und wird früh geweckt. Ich habe kürzlich ein reizendes Geſchichtchen geleſen, das ich tief verſteckt unter Unglücksfällen und Mordthaten im Lokalteil einer hieſigen Zeitung gefunden und das ich zum Abſchluß dieſer Plauderei hier mitteilen will. Es ſpielt in einer hieſigen Töchterſchule im Weſten, und zwar in der erſten Schulſtunde der unterſten Klaſſe. Die kleinen Mädchen haben alle der Tante Lehrerin die Hand gegeben, und nun folgt der offizielle Namensaufruf. Man hört da natürlich die landesüblichen Müller, Schulze, Neumann, Lehmann, Schmidt, Weber, aber auch noch andere Namen: Pietſke, Kulike, Vollmann, Kuckuk und ſo weiter. Die kleine Grete hat ſehr genau aufgepaßt, und als in einer Bank vor ihr der Name „Kuckuk“ genannt wurde, da ging es wie eine ſchöne Erinnerung aus den Sommertagen im Thüringerwald über ihr liebes Geſichtchen. Längſt ſchon war der Namensaufruf vorüber, und die Tante Lehrerin hielt bereits einen Vortrag über die Pflichten eines braven Schulmädchens, da wurde ſie plötzlich unterbrochen … „Kuckuk!“ rief ein dünnes Stimmchen, genau mit dem Tonfall, der ſich natürlich ſchriftlich nicht wiedergeben läßt, den aber jeder kennt, der einmal mit ſeinem Kinde hinter der Gardine oder dem Ofen Verſteck geſpielt hat. Die Kinder lachten, und die Lehrerin verwies der Kleinen den Ruf mit liebevollen Worten. Das wirkte etwa fünf Minuten, dann kam es wieder: „Kuckuk!“, und das kleine Köpfchen duckte ſich hinter den Tiſch. Nun wurde Gretchen in die Ecke geſtellt. Ohne Weiteres hielt ſie das für ein Eingehen der Lehrerin auf ihre Abſichten; flugs drehte ſie ſich um, und das Geſicht zur Wand gekehrt, lockte ſie die Genoſſinnen: „Kuckuk! Kuckuk!“ Natürlich erhielt Grete im Klaſſenbuch den erſten Tadel.

Nichtsdeſtoweniger kam ſie ſeelenvergnügt zu Hauſe an. Sie konnte der Mama gar nicht genug erzählen, wie ſchön es in der Schule ſei. Die Tante Lehrerin ſei ſo nett geweſen; ſie hätten auch Kuckuk geſpielt, und ſie habe ſich in der Ecke verſtecken müſſen. Wie ſchwer es der Mama geworden ſein mag, Gretchen aus dieſem holden Kindertraum zu reißen und ſie in die rauhe Wirklichkeit zurückzuführen, das kann ſich jede Mutter ſelbſt am beſten vorſtellen. Aber es gelang ihr — beinahe. Schon hatte ſie dem Kinde klar gemacht, was ein Tadel ſei und daß die Schule kein Spielplatz, da ſtrömte durch das weit geöffnete Fenſter der volle Frühlingsduft der Bäume aus dem Garten, und auf ſeinen Schwingen trug er ganz leiſe und wie aus weiter Ferne den Ruf „Kuckuk!“ aus dem benachbarten Tiergarten herüber.

Nun war's vorbei mit Schule und Tadel, mit Mahnung und Belehrung. Schelmiſch zählte Grete mit, ſo lange, bis es mit ihrem Zählen zu Ende war. Der Kuckuk aber rief luſtig weiter …

Und nun leben Sie wohl. Vielleicht erzähle ich Ihnen noch einmal etwas von dem Berliner Sommer und von dem Salon der Daheimgebliebenen. Wo nicht, ſo ſprechen wir uns hoffentlich im nächſten Herbſt wieder.

Heiligenberg.

(Dazu die Bilder Seite 734 und 737.)

Weithin über den See, den die alten Römer nach ihrer ſtattlichen Kolonie an deſſen Oſtende den „brigantiniſchen“ benannten, blinkt an klaren Tagen, vom Sonnenſtrahl getroffen, ein weißer Punkt vom erhöhten Nordufer ſo hell und ſcharf, daß wohl ſelten ein Fremder an den gaſtlichen Geſtaden, dem er ins Auge ſpringt, darnach zu fragen unterläßt.

„Das iſt Heiligenberg,“ lautet die Antwort, und es liegt immer ein ganz eigener Ton von Freude und Ehrerbietung in derſelben. Kein Wunder auch: der Name iſt uralt und das, was er bezeichnet, ein Juwel ſelbſt in dieſem an Natur- und Kunſtſchätzen wie an geſchichtlichen Erinnerungen eben nicht armen Gebiete des alemanniſchen Grenzlandes.

Das Fürſtenſchloß, das dieſen Namen trägt, erhebt ſich an dem äußerſten Rande eines Ausläufers der Rauhen Alb, etwa in der Mitte zwiſchen Pfullendorf und Meersburg, von welchen beiden Orten es mit Wagen bequem in drei Stunden zu erreichen iſt. Von der Höhe des ziemlich ſteilen Hanges umfaßt der Blick nicht nur das ganze Becken des Bodenſees, ſondern über dasſelbe hinaus noch die geſamte Alpenkette von den Vorarlberger Köpfen und Firnen bis zu den gewaltigen Stöcken und Spitzen des Berner Oberlandes in einer zuſammenhängenden, unbeſchreiblich ſchönen Linie. Dieſe herrliche Lage inmitten einer lieblichen waldreichen Landſchaft hat dem um den alten Herrenſitz aufblühenden kleinen Marktflecken einen nicht unberechtigten Ruf als Sommerfriſche und Luftkurort erworben, und dieſer zieht mit jedem Jahre mehr Beſucher heran; doch trägt dazu weſentlich wohl der Genuß bei, den das Schloß ſelbſt mit ſeinen köſtlichen Gartenanlagen und ſeinem unſchätzbaren, Laien- wie Kennerauge entzückenden Schmucke der Innenräume gewährt, ganz abgeſehen von der reichen hiſtoriſchen Vergangenheit, die jedem, der Sinn hiefür hat, allüberall daſelbſt entgegentritt.

Nicht unwahrſcheinlich iſt, daß der Platz, welcher ſchon zur Zeit der ſpäten Römerherrſchaft chriſtliche Heiligtümer beherbergt haben ſoll, während der Völkerwanderung wieder eine heidniſche Opferſtätte war, ehe ihm die Verehrung dahin übertragener Reliquien für alle kommende Zeit den Namen gab, den auch die dazu gehörige Grafſchaft bis zu ihrer Mediatiſierung im Jahre 1806 führte. Die urſprüngliche Burg liegt eine Viertelſtunde nördlich von dem jetzigen Bau, auf dem „alten Heiligenberg“, über welchen der älteſte, faſt verlorene Steig vom See an die Donau lief. Das Geſchlecht, deſſen Wappen auch die Stiege zeigte und das nachweisbar zuerſt hier hauſte — ein Graf Eppo und ſeine Gemahlin Tuota erſcheinen urkundlich 998 — ſtarb ſchon zum Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts aus, nachdem bereits 1277 das an der neuen Stelle von Graf Bertold von Heiligenberg erbaute Schloß ſamt der Herrſchaft an die Werdenberger verkauft worden war. Aus deren Beſitz, unter dem es auch einige Zeit in Pfandſchaft der Scaliger ſtand, iſt es endlich 1535 durch Erbe an die verſchwägerten Fürſtenberger übergegangen, die heute noch blühen.

Graf Joachim Egon brach die Werdenbergiſche Burg ab und führte von 1569 bis 1584 den heutigen Schloßbau auf, zu dem nach dem dreißigjährigen Kriege der ſogenannte „Vorhof“ hinzugefügt wurde, ſo daß die Mauern über hundert Gemächer umfaſſen. Durch lange Zeit vereinſamt und vernachläſſigt, fand Heiligenberg im erſten Viertel unſeres Jahrhunderts in der heute noch pietätvoll genannten Fürſtin Eliſabeth ſeine Wiederherſtellerin. Das meiſte zur ſtolzen und ebenmäßigen Entwicklung des Baues brachte aber erſt die neueſte Zeit hinzu.

Jetzt ragt ein mächtiges Schloß mit zwei Türmen, Terraſſen, impoſanten Thoren und Brücken, deſſen Eingang breitäſtige ehrwürdige Lindenbäume beſchatten, gebietend ins Land hinaus. Es mag ein Hochgefühl ſein, das ſchöne Fürſtenhaus zu bewohnen, gewiß aber iſt es an ſich ſchon ein Vergnügen, ja eine wahre Schickſalsgunſt, dasſelbe beſchaulich zu durchwandern.

Zu den Hauptſehenswürdigkeiten von Heiligenberg gehören die Kapelle und der Ritterſaal; in künſtleriſcher Beziehung machen ſich beide wohl den Rang ſtreitig und jetzt, nach der glücklichen Vollendung ihrer Renovation, die eine erkleckliche Reihe von Jahren in Anſpruch genommen, ſieht man erſt recht, welche Koſtbarkeiten hier der allmählichen Zerſtörung entriſſen wurden. Es ſind dies nicht bloß Familienjuwelen, es ſind Schätze der ganzen Nation.

Durch drei Stockwerke des weſtlichen Schloßflügels reicht die Hofkapelle. Es ſind dadurch Verhältniſſe entſtanden, die ganz eigentümlich wirken. Kurz, ſchmal und hoch, von einer ganz in der Höhe auf zwei Seiten umlaufenden Galerie noch mehr eingeengt, macht der Raum unter ſeiner flachen Holzdecke und mit all dem polychromen Zierat auf den erſten Blick kaum den Eindruck einer Kirche, ſondern weit eher den eines rieſenhaft vergrößerten Schmuckſchreins aus der früheſten Zeit der Renaiſſance, in den uns ein Zaubermärchen verſetzt.

Wohl laufen die Fenſter, durch welche von beiden Seiten das Licht einfällt, mit gotiſchem Maßwerk in Spitzbogen aus, aber die Wangen derſelben ſchon, wie die ganze Ausſtattung mit ihrer zierlichen arabeskenhaften Wandmalerei, mit all den kanellierten Säulen, Muſchelniſchen, Giebeln, Voluten, Bogen und Caſſetten, Statuen und Reliefs weiſen auf eine ſpätere Kunſtepoche, der ſich die Reſtaurierungsarbeiten mit großem Glücke angeſchloſſen haben. Kaum bemerkbar unter den Schnörkeln und Inſchriften iſt an der Galerie die Jahreszahl 1593 angebracht. Der Name des Meiſters, der den Plan entwarf und durchführte, iſt leider unbekannt.

Die Sage erzählt von mancherlei Reliquien, welche Kaiſerin Helena vor fünfzehnhundert Jahren durch ihren Sendling Emerius nach Deutſchland und auf den Heiligenberg bringen ließ; da war ein Stück von dem heiligen Kreuz und dem Stuhl, auf welchem Jeſus gekrönt wurde, von der Krone, Säule, Geißel, Rute, von dem Schwamm, ferner Reſte von dem Mantel und Hauptuch Mariä, ja ſogar von ihrem Haar und noch andere heilige Dinge befanden ſich hier. Heute zeigt man außer wenigen Reſten nur noch einen Sarg, der die Gebeine des heiligen Papſtes Felix enthalten ſoll, welcher unter dem römiſchen Statthalter hier den Märtyrertod gefunden. Bis zum 13. Auguſt 1743 waren ſie in einer eigenen, nach dem Hofe vorſpringenden Kapelle beigeſetzt, die ſeither abgetragen wurde. Auch an ſie knüpfte ſich noch eine beſondere Sage. Die Zimmernſche Chronik erzählt, eine Gräfin von Heiligenberg habe eines Tages, ihrer Gewohnheit nach, in der Sankt Felixkapelle fromm gebetet, da ſei der Graf mit dem bloßen Schwerte hinzugekommen und habe die unſchuldig des Ehebruchs Angeklagte aus Eiferſucht erſtochen. Das Blut an den Wänden war dann nimmermehr auszureiben, und die Flecken kamen immer wieder durch den Kalk. Nun ſind ſie endlich getilgt.

Die Kirche iſt von altersher exempt, das heißt ſie unterſteht keiner geiſtlichen Gewalt außer der oberſten kirchlichen Behörde; Bullen des Papſtes Nikolaus V. verſagten ſchon 1452, daß ſelbſt bei allgemeiner Exkommunikation der ganzen Gegend die Kapelle zu Heiligenberg nicht davon betroffen werde. Unter ſolchen Umſtänden iſt es daher auch eine ganz bevorzugte Stelle, die der jeweilige Hofkaplan daſelbſt einnimmt; ſie iſt gegenwärtig durch den wohlbekannten Altertumsfreund und Geſchichtsforſcher Msg. Theodor Martin beſetzt, was bezüglich der ebenſo prächtigen als würdigen Reſtaurierung wohl der Erwähnung verdient, da dieſelbe mit unter ſeinem Einfluß und trefflichem archäologiſchen Rate vor ſich ging.

Die Wallfahrten ſind zwar nicht mehr ſo zahlreich wie einſt, da die Weiſung der heiligen Frau Clareta zu Stein am See (Meersburg) ganze Scharen aus der von einem großen Sterben heimgeſuchten Landſchaft zum Gebet bei den wunderthätigen Heiligtümern aufrief, aber immerhin noch anſehnlich genug; nur freilich ſuchen die Pilger heutzutage zumeiſt ſtatt der überirdiſchen Segenswirkungen bloß die einer wunderſamen Kunſt und der erquickenden Natur. Auch ſie ſpenden Wohlſein und Geſundheit. B.

Zwei hervorragende Führer der deutſchen Marine.

Mit Bildniſſen.

Wer der Entwicklung unſerer militäriſchen Verhältniſſe mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, der muß ſtaunen über die Summe von Intelligenz, die ſich beſonders in den letzten drei Jahrzehnten in dem deutſchen Offiziercorps herausgebildet hat. Freilich iſt dieſer Umſchwung nicht ſo wunderbar, wenn man an die großen hiſtoriſchen Begebenheiten denkt, welche dieſe erfreuliche Wandlung herbeigeführt und ſichtbar gemacht haben. Denn wie der Stahl erſt Funken ſprüht, wenn an ihn geſchlagen wird, ſo bedurfte es der großen geſchichtlichen Ereigniſſe, um jenen Schatz von Einſicht, Wiſſen und Können zu heben, an deſſen Vorhandenſein man früher kaum geglaubt hatte. Kein Wunder daher, daß man bei den Offizieren unſeres Landheeres den weiten hiſtoriſchen Blick heute für ſelbſtverſtändlich hält.

Zu hoher Befriedigung aber darf es uns gereichen, daß unſere junge Marine dem älteren Landheere ſo würdig zur Seite ſteht. Es iſt richtig, unſere Flotte hat noch nicht oft Gelegenheit gehabt, Proben ihrer Tüchtigkeit abzulegen; ſtets aber hat das deutſche Seeoffiziercorps bewieſen, daß es nicht nur über eine Reihe praktiſch tüchtiger Kräfte verfügt, ſondern eine, wenn auch naturgemäß beſchränkte Zahl von hohen Intelligenzen in ſeiner Mitte hat, deren Bedeutung unſerer Marine unter den europäiſchen Flotten einen erſten Rang ſichert. Zu dieſen hochbefähigten Offizieren, welche die deutſche Marine in glänzender Weiſe repräſentieren, gehört vor allem Contreadmiral Friedrich Hollmann, der Chef des Admiralſtabs.

Wie ſehr der verdiente Offizier ſich folgerichtig entwickelt hat, das beweiſt ein Blick auf ſeine bisherige Laufbahn. Hollmann, geboren am 19. Januar 1842, iſt der Sproſſe einer ſehr bekannten und geſchätzten altbürgerlichen Familie Berlins. Fünfzehn Jahre alt trat er im Juni 1857 als Seekadetaſpirant in die preußiſche Marine ein. Nach ſeiner Beförderung zum Korvettenkapitän wurde der befähigte Offizier, auf deſſen hohe Geiſtesgaben man damals ſchon an berufener Stelle aufmerkſam geworden war, 1875 in den Admiralſtab verſetzt. Im Jahr 1886 war Hollmann Präſes der Schiffsprüfungskommiſſion. Am 14. Auguſt 1888 wurde er zum Contreadmiral und im September zum Chef des Stabes der Admiralität ernannt. Seine geiſtvolle Veranlagung, ſeine unermüdliche Arbeitskraft, ſeine große Umſicht und Erfahrung laſſen ihn nicht allein als eine Zierde des deutſchen Seeoffiziercorps, ſondern als eine hervorragende Perſönlichkeit des Militärſtandes überhaupt erſcheinen. Mit den glänzenden Eigenſchaften ſeines Geiſtes verbindet er edle Herzensgüte und echte, unverbroſſene Kameradſchaftlichkeit, ſo daß er nicht nur als Offizier der größten Hochachtung, ſondern auch als Menſch der aufrichtigſten und allgemeinſten Beliebtheit ſich erfreut.

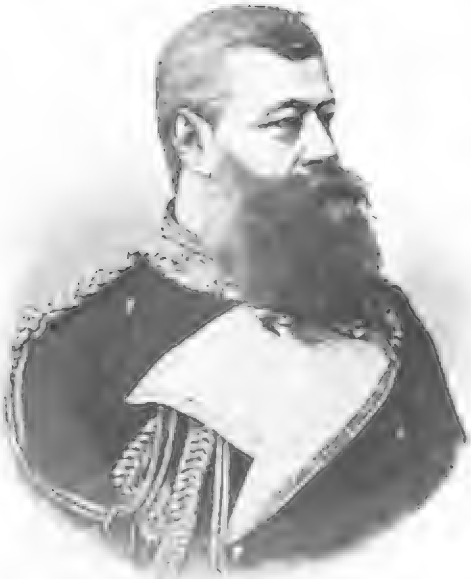
Es ſteht wohl mit Recht zu erwarten, daß der geniale Offizier eine führende Rolle ſpielen wird, wenn unſere Kriegsflotte dereinſt zu größeren Aktionen berufen werden ſollte.

Inzwiſchen ſind Aufgaben von nicht zu unterſchätzender Tragweite wenigſtens in Bezug auf eine unſeres Jahrhunderts würdige Entwicklung der Menſchlichkeit ihr bereits zugefallen, und wir dürfen ihr wohl auch nach dieſer Seite hin etwas eingehendere Aufmerkſamkeit ſchenken.

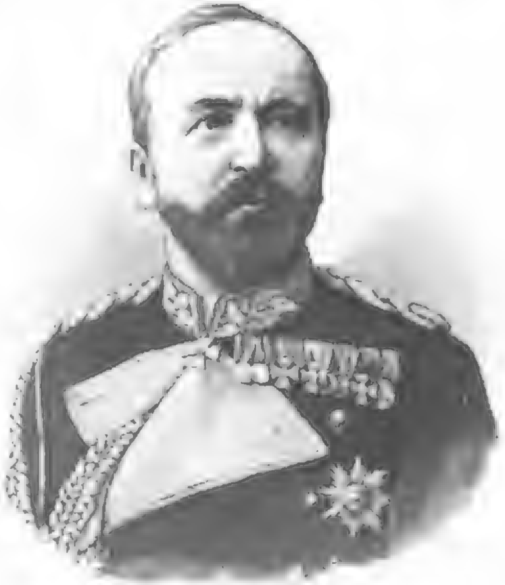
Das Kulturideal unſerer Zeit: die Befreiung der Menſchheit aus den Banden der Sklaverei, ſchwebt nicht mehr in unerreichbarer Höhe vor den ſehnenden Augen der jetztlebenden Menſchen. Der ſtürmende Entwicklungsgang der Gegenwart nähert ſich demſelben mit unwiderſtehlicher Kraft. Schon durften wir die beiden größten Thaten unſeres Jahrhunderts — die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland und die Emanzipation der Schwarzen in Amerika — erleben und mit Jubel begrüßen, und abermals ſtehen wir vor einem weiteren Aufſtieg zum Humanitätsideal: der Ausrottung des Sklavenhandels in Afrika! Welch ein Triumph für unſere Zeit, wenn es gelänge, auch dieſe blutende Wunde am Körper der Menſchheit zu ſchließen, und welch hohe Genugthuung für diejenigen Mächte, Kräfte und Werkzeuge, denen an dieſer Aufgabe Beihilfe und Mitwirkung vergönnt ſein wird!

Daß Deutſchland hiebei in erſter Linie ſteht, gereicht unſerem patriotiſchen Gefühl zu beſonderer Befriedigung; daß es unſere Marine iſt, die jenem verabſcheuungswürdigen Menſchenhandel ihr dauerndes Veto entgegenwirft, erfüllt uns mit Stolz und geſteigerter Freude an der deutſchen Flotte.

Von Herzen gönnen wir das erhebende Gefühl, an dieſer bedeutſamen Kulturmiſſion unſerer Zeit thatkräftig mitwirken zu dürfen, vor allem den Männern, welche als Befehlshaber des Ueberwachungsgeſchwaders an der oſtafrikaniſchen Küſte den großen Gedanken unſeres leitenden Staatsmannes zur Ausführung zu bringen haben, um ſo mehr, als die Wahl unſerer Marineverwaltung auf ſolche Offiziere gefallen iſt, die jeder Auszeichnung wert und in beſonderem Grade befähigt ſind, den beſten Zweck mit den beſten Mitteln zu



Contreadmiral Karl Deinhard,
Oberbefehlshaber des deutſchen Blockadegeſchwaders vor Sanſibar.



Contreadmiral Friedrich Hollmann,
Chef des Admiralſtabes der deutſchen Marine.

erreichen. An ihrer Spitze ſteht der aus Allerhöchſtem Vertrauen zum Kommando des Blockadegeſchwaders berufene geniale Contreadmiral Karl Deinhard.

Derſelbe entſtammt einer alten, kernfeſten bürgerlichen Familie der Rheinlande. Mit 14 Jahren trat der am 2. Februar 1842 geborene Offizier in den Dienſt der preußiſchen Marine. Hier erregte er gleich anfangs hohe Erwartungen, die ſich ſteigerten, wie er von Stufe zu Stufe auf der Skala des Berufes emporſtieg. Am 15. November 1887 wurde er zum Contreadmiral ernannt.

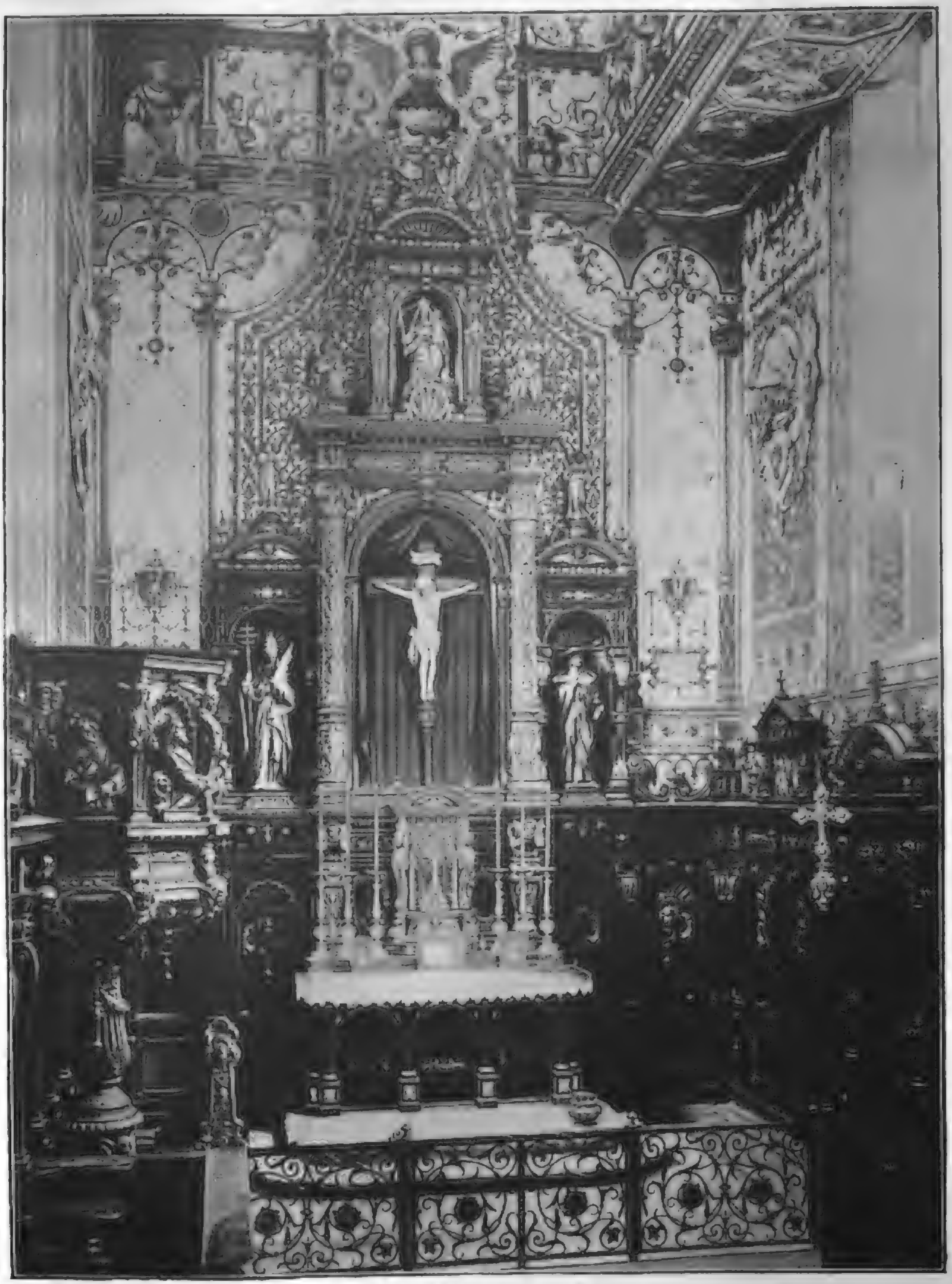
Deinhard, der keinen eigenen Hausſtand beſitzt und ganz in ſeinem Beruf aufgeht, brachte den größten Teil ſeiner Dienſtzeit außerhalb des Vaterlandes auf fremden Meeren zu, zumeiſt auf den fernen Seegebieten Weſtindiens, Oſtaſiens und Auſtraliens. In allen Kommandos erwies er ſich als ein Mann von ſeltener Umſicht, Entſchloſſenheit und Pflichttreue. So jovial und gutherzig er ſich im Privatverkehr zeigt, ſo energiſch und entſchieden iſt er im Dienſte.

Deinhard iſt eine überaus ſtattliche, imponierende Erſcheinung. Er gilt als der thatkräftigſte Offizier unſerer Marine und hat dieſen Ruf auch in ſeinem jetzigen Kommando als Chef des Blockadegeſchwaders, mit welchem er die Küſte von Sanſibar unumſchränkt beherrſcht, vollauf gerechtfertigt.

Sein ſtarkes Nationalgefühl, ſein weiter, ſtaatsmänniſcher Blick ließen ihn in bevorzugtem Maße geeignet erſcheinen, die deutſche Flagge in einer der ſchönſten Aufgaben zu führen, auf deren Löſung das Auge ganz Europas mit geſpanntem Intereſſe blickt, deren Vollendung ſicherlich zu den größten Errungenſchaften unſeres Jahrhunderts gehören wird!

Guſtav Dahms.

Schloß Heiligenberg. Nach einer Aufnahme von Hofphotograph G. Wolf in Konſtanz.



Der Altar in der Schloßkapelle zu Heiligenberg.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph G. Wolf in Konſtanz.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Fortſetzung.)

Der Egoiſt," fuhr Tſchuku fort, „iſt ſchon ein Verbrecher, freilich in einem höhern, moraliſchen Sinn, ein Verbrecher deshalb, weil er nur ſein Daſeinsrecht, nur ſein Recht auf Genuß und Glück gelten läßt, zum Verbrecher im juridiſchen Sinne wird er aber erſt dann, wenn er eine andere Exiſtenz, die der Entfaltung ſeiner Perſönlichkeit hindernd im Wege ſteht, vernichtet. Baliamski ſtand dieſem Weibe hindernd im Wege, ſie war reich, ſie war jung, aber an einen Greis gebunden, der ihr jenes tiefe Glück nicht bieten konnte, nach welchem ihre leidenſchaftliche Natur dürſtete. Stellen Sie ſich nun vor, meine Herren Geſchworenen, daß dieſes Weib plötzlich von einer glühenden Leidenſchaft zu einem Mann erfaßt wird, ſo finden ſie ſofort das unmittelbare, das drängende, das zwingende Motiv zum Verbrechen. Hat dieſes Motiv wirklich exiſtirt?" fragte er, und diesmal ruhten ſeine glühenden Augen auf Jonel, „hat es exiſtirt, hat im Herzen der Angeklagten ein ſündhaftes Gefühl für einen andern Mann gelebt? War es ſo oder nicht?" wandte er ſich plötzlich zur Angeklagten.

Tſchuku ſchien ſich an ſeinem Thema berauſcht zu haben, aber gleichwohl lag in der geräuſchvollen Eindringlichkeit ſeines Vortrags etwas Gemachtes, Erkünſteltes, Schauſpielerhaftes; man merkte, daß er ſeine Effekte vorbereitet, ihre Wirkungen vorausberechnet und abgewogen hatte, man fühlte, wie er mit ſeiner klangvollen Stimme ſpielte und kokettirte, ſie bald melodiſch weich und einſchmeichelnd, bald hart und ſcharf wie klirrendes Erz ertönen ließ. Und hart und ſcharf hatte ſeine letzte Frage geklungen.

Totenſtille herrſchte im Saal, alle Blicke richteten ſich auf Lea, die ſtarr und unbeweglich daſaß, die Augen auf Tſchuku gerichtet; ſie machte einen ſchwachen Verſuch zum Lächeln, aber er erſtarb auf ihren blutloſen Lippen, und plötzlich ſank ſie zurück und bedeckte das Geſicht mit den Händen; man hörte ſie nicht weinen, aber man ſah zwiſchen ihren Fingern die Thränen durchrinnen. Sie hörte nicht mehr, was Tſchuku weiter ſprach, das Bewußtſein ihres Jammers hatte ſie mit jäher, vernichtender Gewalt überkommen, ſie fühlte ſich hilflos und verzagt wie ein Kind, das plötzlich einer unabwendbaren Gefahr gegenüberſteht. Da vernahm ſie auf einmal Jonels Stimme, ſie war klangvoll, und eine mächtige Erregung zitterte aus ſeinen Worten, ſie blickte auf, er war ihr noch nie ſo ſchön, ſo herrlich erſchienen wie in dieſem Augenblick, da er mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen daſtand, während die Worte unaufhaltſam ſeinem Mund entſtrömten. Auch er ſchilderte ihr Leben, aber wie anders erſchien es jetzt, er ſchilderte das arme jüdiſche Mädchen, ſo wie er es einſt als Kind gekannt hatte, in ſeiner Not, in ſeinem Elend, ſchmerzlich zuſammenzuckend unter den Beſchimpfungen, denen ihr Vater, ihre Stammesgenoſſen, ſie ſelbſt ausgeſetzt waren; er ſchilderte mit flammenden Worten den Drang ihrer Seele nach einem ſchönen, freudigen Daſein, er ſchilderte, wie ſie blindlings jenem Mann ihre Hand reichte, der ihr die Mittel bot, dem Elend, das ihre ſtolze, leidenſchaftliche Seele niederdrückte, zu entrinnen; er ſchilderte, wie ſie, nachdem der erſte Glückstaumel verflogen war, an der Seite eines gemütloſen Greiſes ſich fand und mit Entſetzen gewahr wurde, daß das Glück, dem ſie nachgejagt, ein ſchattenhaftes war.

„War die Qual dieſes Bewußtſeins allein nicht ſtark, nicht wühlend genug," rief er, „um in dem Herzen eines ſtolzen, glücksdurſtigen Weibes den Gedanken zu erwecken, ein inhaltsloſes Daſein zu vernichten, wie erſt, wenn die Angeklagte einen Mann geliebt hätte, der dieſe Liebe nicht erwiderte? Liegt jetzt das treibende Motiv zum Selbſtmord nicht offen am Tage? Dieſes Motiv hat beſtanden, und nur deshalb, weil ich davon in tiefſter Seele überzeugt bin, nur deshalb habe ich die Verteidigung dieſer Unglücklichen übernommen. Sie ſind berufen, meine Herren Geſchworenen," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „eine Entſcheidung darüber zu fällen, ob dieſes Weib des gräßlichſten Verbrechens, das wir uns denken können, ſchuldig ſei; damit dieſe Ueberzeugung in Ihnen auf einer unerſchütterlichen Grundlage ruhe, müßte Ihnen die Anklage klare, greifbare Beweiſe liefern; hat der Herr Staatsanwalt dies gethan? Er hat in den dunklen Tiefen der Seele der Angeklagten gewühlt, und was er zu Tage gefördert, waren Mutmaßungen, er hat das Verbrechen durch die Annahme zu erklären geſucht, daß eine ſündhafte Liebe im Herzen der Angeklagten den Gedanken an die Vergiftung ihres Gatten erzeugt, gezeitigt und zur That geſtaltet habe; ich aber verlange Beweiſe, Herr Staatsanwalt. Wen hat die Angeklagte geliebt? Stand ſie im Einverſtändnis mit ihrem Geliebten? Würde ſie durch die Vergiftung ihres Gatten ihr Ziel erreicht haben? Ich will keine Mutmaßungen, keine Verdächtigungen, keine Inſinuationen, kein ausgetüfteltes, pſychologiſches Spiel, nennen Sie Namen, Herr Staatsanwalt!" fügte er mit rauher Stimme hinzu.

Er war einen Schritt vorgetreten. All die Entrüſtung, die ſich in ſeiner Bruſt angeſammelt, während Tſchuku die Anklage entwickelt hatte, loderte aus ſeinen Worten. Er wußte, daß er ein hohes und gefährliches Spiel wagte, er war darauf gefaßt, daß ihm Tſchuku die Anklage ins Geſicht ſchleudere: „Du ſelbſt biſt dieſer Mann, den ſie geliebt!" Aber während er ihn anſtarrte, hatte er blitzſchnell die Replik darauf in ſeinem Geiſte geformt.

„Ja, dieſes Weib hat mich geliebt," wollte er ihm zurufen, „aber Du ſelbſt wußteſt, daß ich ihre Liebe zurückgewieſen, Du wußteſt, daß die Verzweiflung darüber in ihr den Gedanken an den Selbſtmord erzeugte, und gleichwohl haſt Du gegen Dein beſſeres Wiſſen gerade darauf Deine Anklage begründet, Du haſt es gethan, weil Du ſelbſt dieſes Weib hoffnungslos liebſt, und ſo ſprach aus Deiner betrügeriſchen Anklage die Eiferſucht, der Haß und die herzloſe Sucht, das Weib, das Dich Elenden zurückgeſtoßen, zu vernichten. „Nennen Sie Namen, Herr Staatsanwalt!" wiederholte Jonel, und ſeine Stimme klang drohend, gebieteriſch.

Tſchuku hatte ſich erhoben, aber er ſprach kein Wort, er ſchaute nicht Jonel, nicht Lea, nicht die Geſchworenen an, ſondern blickte ins Leere.

„Ich kenne keine Namen," ſagte er tonlos und ſank in ſeinen Stuhl zurück.

Das Publikum war der glühenden Verteidigungsrede Jonels mit ſtummer Bewunderung gefolgt, und eine ängſtliche Spannung hatte ſich aller bemächtigt, als er die direkte Apoſtrophe an Tſchuku richtete. Jeder hatte das dunkle Gefühl, daß von der Antwort des Staatsanwaltes das Schickſal der Angeklagten abhing, und ſo brach denn auf ſeine letzten Worte ein ſpontaner Applaus aus, den der Präſident vergebens zu dämpfen ſuchte.

Pias Augen ſtrahlten. Jonels Verteidigungsrede hatte ſie tief erſchüttert, mit verhaltenem Atem, als würde über ſie ſelbſt das Urteil geſprochen, hatte ſie ſeinen Ausführungen gelauſcht, warum Lea ſich zum Selbſtmord gedrängt fühlte, jetzt hatte ſie jene beſeligende Gewißheit, wonach ſie in ſchlafloſen Nächten ſo lange vergebens gerungen, jetzt ſtand es klar und leuchtend vor ihrer Seele, daß ſein Herz ihr, ihr allein voll und ganz gehöre; aber aus dem wonnigen Rauſche, der ſie durchflutete, tauchte auch ein Gefühl mitleidsvoller Rührung empor, deren Abglanz in ihren feuchtſchimmernden Augen lag, die auf dem armen Weibe ruhten, das gebrochen vor ihr ſaß.

„Sie wird ſicher freigeſprochen!" hörte ſie ihre Mutter rufen, als die Geſchworenen ſich in das Beratungszimmer zurückzogen. Man beglückwünſchte Jonel von allen Seiten, und plötzlich ſtand er vor ihr und ſeine Stimme durchſchauerte ſie, als er ſeine herzliche Freude ausſprach, ſie nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen; ſie ſchaute ihn ſprachlos an, da traten die Geſchworenen, die kaum zehn Minuten im Beratungszimmer geweilt hatten, wieder in den Saal, gleich darauf erſchien auch Lea, die während der Zwiſchenpauſe hinausgeführt worden war.

Der Obmann der Geſchworenen räuſperte ſich. Lea hörte nur die erſten Worte: „Auf Ehre und Gewiſſen," dann begann es ihr vor ihren Augen zu flirren. Noch hielt ſie ſich aufrecht, als jedoch der Obmann auf die Frage: „Iſt die Angeklagte ſchuldig, ihren Gatten vergiftet zu haben?" ein weithin ſchallendes: „Nein!" rief, brach ſie ohnmächtig zuſammen.

XXXIX.

Tſchuku hatte den Gerichtsſaal mit einer auffallenden Haſt verlaſſen. Als er auf die Straße trat, zog er die Uhr hervor, es war neun; er ſann eine Weile, er hatte Herrn Gorovei verſprochen, mit ihm im Hotel de France zu diniren, aber trotzdem er tagsüber faſt nichts zu ſich genommen, ſpürte er keinen Hunger. Er wollte jedoch ſein Verſprechen halten und ſchritt die Hauptſtraße entlang dem Hotel zu; plötzlich blieb er ſtehen und kehrte um, es ward ihm ängſtlich zu Mute, er wollte keinen Bekannten ſehen, er wollte nichts mehr von dem unſeligen Prozeß hören. Er eilte ſeiner Wohnung zu und ließ ſich, daſelbſt angelangt, von ſeinem Diener eine Flaſche Wein holen, leerte raſch nach einander zwei Gläſer, öffnete das Fenſter, das auf einen Garten hinausging, deſſen kahle Bäume von den Strahlen des Mondes verſilbert waren, der voll und klar am dunkelblauen Himmel ſtand, ſchob einen Stuhl zum Fenſter, ließ ſich darauf nieder und blickte ſinnend in die ſtille Nacht hinaus.

„Was nun?" murmelte er leiſe; er brütete über dieſe Frage, er wollte ſich ſelbſt klarlegen, warum er ſie an ſich geſtellt, auf einmal lachte er laut auf, es war ein bitteres Lachen, die Antwort auf ſeine Frage. Er lachte über den einfältigen Buckeligen, der die vorige Nacht in der Wonne des Rachegefühls geſchwelgt bei dem Gedanken, daß Lea ihn als ihren furchtbaren Ankläger erblicken werde. Nun hatte er dieſe Wonne durchgekoſtet, mit vollen Zügen den Becher der Rache bis zur Neige geleert und ſeine grauſame Rede, darin jedes Wort berechnet war, mit dem ganzen Aufwand ſeiner Eloquenz vorgetragen. Was hatte nun dieſe Wonne in ſeinem Herzen zurückgelaſſen? Das niederſchlagende Bewußtſein, daß ſeine Weisheit zu Schanden geworden, daß er nichts erreicht trotz ſeiner Pſychologie, und ſie war doch ſo fein ausgeklügelt, dieſe Pſychologie! Alle Regungen in Leas Seele hatte er erwogen, logiſch geordnet, bis er daraus das erwünſchte Reſultat heraustiftelte, daß das Entſetzen, in ihm einen erbarmungsloſen Ankläger zu finden, ihr Gemüt mit ſchaudernder Bewunderung erfüllen würde. Das hatte er ſich alles ſo ſchön zurechtgelegt und ſich den Moment vorgezaubert, da er nach ihrer Verurteilung nochmals vor ſie hintreten, ihr nochmals ſeine glühende, hypnotiſirende Liebe offenbaren, ſie dann an ſich reißen würde, um mit ihr zu fliehen, weit, weit hinaus in die Welt. Es war der helle Wahnſinn, aber geſtern hatte er nichts davon gemerkt, es war ihm alles ſo klar, ſo überzeugend erſchienen. Das Exempel hatte vollkommen geſtimmt. Seine fieberhafte Phantaſie hatte ihr tolles Spiel mit ihm getrieben und ihm vorgegaukelt, daß er Lea als eine grandioſe Natur, als eine Art Richard III. erſcheinen würde. Und das war alles die reine Spiegelfechterei, er hatte ſich ſelbſt geäfft, und der grandioſe Tſchuku war weiter nichts geweſen als ein häßlicher, lächerlicher, boshafter Buckeliger, als ein ganz kommuner Schurke, der nicht einmal Haß, ſondern bloß Verachtung erregen konnte. Das hatte er ſchon im Schwurgerichtsſaale in jenem Moment empfunden, da Jonel mit flammenden Augen an ihn die Aufforderung gerichtet hatte, Leas Geliebten zu nennen, in jenem Augenblick ſchon war es ihm blitzartig durch den Kopf gezuckt, daß der grandioſe Tſchuku, der buckelige Herzensbethörer, der um Lea werben wollte, wie Richard um ſeine Königin warb, ein Schurke ſei.

„Ein ganz kommuner Schurke!" ſagte er laut. Er erhob ſich und ging einigemale im Zimmer auf und ab. „Was nun?" fragte er nochmals. „Was nun?" fuhr er leiſe fort. „Es wird kommen, was kommen muß, weil es in den Sternen geſchrieben ſteht, Jonel wird auf die Dauer dieſem verführeriſchen Weibe nicht widerſtehen können, und wenn mir Gott Geſundheit und Leben ſchenkt, kann mir eines ſchönes Tages die Freude blühen, auf das Wohl des neuvermählten Paares einen Toaſt auszubringen, es wäre herrlich!“ Er blieb vor ſeinem Schreibtiſch ſtehen, auf welchem ein Revolver mit einem Elfenbeinkolben lag, er ſchaute brütend die Waffe an. „Das wäre vielleicht eine befriedigende Löſung meiner Lebenstragödie,“ klang es in ihm. „Herr Olescu wird mir morgen in ſeiner Bomba einen ſchwungvollen Nekrolog widmen, meine Kollegen werden mir die letzte Ehre erweiſen, an meinem Grabe wird Herr Gorovei meine bürgerlichen Tugenden rühmen und dann abends nach dem Diner die Hände über ſein Bäuchlein falten und gerührt erklären: ‚Er war doch ein famoſer Menſch, dieſer Tſchuku!‘ Man wird zwei, drei Tage von dieſem famoſen Tſchuku ſprechen und dann zur Tagesordnung übergehen. Wer wird mir eine ehrliche Thräne nachweinen? Vielleicht nur Jonel, vielleicht!“

Er ergriff, von einer plötzlichen Idee erfaßt, ſeinen Hut, verlöſchte das Licht und verließ ſeine Wohnung. Er ſchritt eilends dahin, bis er zum Hotel de France gelangte, einem einſtockigen Gebäude, das auf dem großen Platz im Zentrum der Stadt lag und vor deſſen Thor zwei Petroleumlampen trübe brannten; er trat in den niedrigen, rauchgeſchwängerten Speiſeſaal, in dem nur noch zwei Gäſte Baccarat ſpielten. Ein Kellner mit einem ſchäbigen Frack ſtand ſchlaftrunken vor dem Buffet und zählte Marken. Tſchuku klopfte ihm auf die Schulter.

„Iſt Herr Jonel Fortunat ſchon zu Bette gegangen?“ fragte er.

„Schwerlich,“ entgegnete der Kellner; „er hat ſoeben den Saal verlaſſen und ſich auf ſein Zimmer, Nummer vier, erſten Stock, begeben.“

„Hat er allein dinirt?“

„Nein, in Geſellſchaft der Familie Dobrescu.“

„Alſo Nummer vier im erſten Stock!“

Tſchuku verließ den Saal. Als er in Jonels Zimmer trat, lag dieſer angekleidet und eine Cigarrette rauchend auf dem Kanapee, er ſprang bei ſeinem Eintritt auf und ſchaute den ſpäten Gaſt verwundert an. Tſchuku reichte Jonel die Hand, dieſer aber ſchien es nicht zu bemerken.

„Auch gut,“ ſagte Tſchuku, indem er ſich am Tiſch niederließ und die Uhr hervorzog. „Es iſt halb zwölf, Jonel, ich bleibe nur ein halbes Stündchen hier, wir wollen nur ein wenig plaudern wie in den guten alten Zeiten.“

„Ich glaube, es wäre beſſer,“ ſagte Jonel kalt, „wenn wir jede Auseinanderſetzung vermieden.“

„Das iſt auch meine Anſicht,“ ſagte Tſchuku leichthin, „wir wollen ſo thun, als läge der heutige Tag nicht zwiſchen uns, ich verlange keine Rechenſchaft von Ihnen, Sie keine von mir, es wäre nutzlos, Sie würden mich und ich Sie nicht verſtehen. Wie lange gedenken Sie noch hier zu bleiben?“

„Ich ordne morgen vormittag noch einige Geſchäfte und fahre nachmittag nach Baneſti.“

„Nicht nach Bukareſt?“

„Meine Gegenwart in Baneſti iſt unumgänglich notwendig, die Freiſaſſen von Baneſti haben ihren Prozeß beim Kaſſationshof verloren, und es ſcheint, daß ſie eine kleine Revolte inſceniren wollen. Ich habe von meinem Vater heute abend einen Brief erhalten, worin er mir dies mitteilt; ich glaube, daß es mir gelingen wird, die Gemüter zu beruhigen.“

„Wodurch? Durch gute Worte?“

„Vielleicht.“

„Wie ſchade, daß es mir nicht mehr gegönnt iſt, Zeuge deſſen zu ſein, wie Ihr Idealismus, der, wie ich leider bemerke, noch immer nicht ganz gebrochen iſt, an den harten Bauernſchädeln ſich die Hörner abſtößt.“ Es lag der alte Spott in dieſen Worten, aber zwiſchendurch klang doch ein ſeltſamer Ernſt, der Jonel auffiel. „Ich will meine Worte interpretiren, wenn Sie ſich ſetzen. So, und nun, mein lieber Jonel, wollen wir plaudern, ich bin ja deshalb gekommen.“

Er drehte ſich eine Cigarrette, brannte ſie an, lehnte ſich in den Stuhl zurück und ſchaute Jonel ſinnend an.

„Ihre Augen, Jonel, haben nicht mehr jenen Glanz, den ich am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft an Ihnen bewunderte. Nicht wahr, das Leben iſt doch anders, als Sie es ſich vorgeſtellt haben?“ Und ohne Jonels Antwort abzuwarten, fuhr er ruhig fort: „Ja, das Leben iſt ein trauriges Spiel, kein Trauerſpiel, ein trauriges Spiel mit traurigen Akteuren. Wie viele gute, wie viele edle, ſelbſtloſe Menſchen ſind Ihnen hier zu Lande begegnet? Zählen wir ſie an den Fingern. Nummer eins: Pantaſi Tſchuku!“ Er lachte laut auf. „Wir wollen alſo von dieſem Tſchuku ſprechen. Erinnern Sie ſich an die Theorie, die ich heute aufgeſtellt? Ich ſagte, es gibt zwei Kategorien von Leuten, die zur Vernichtung ihres Daſeins getrieben werden, ſolche, die zum Revolver greifen unter der Wucht eines plötzlichen Schickſalsſchlages, und andere wieder, an deren Herz ein Wurm frißt, ſo lange frißt, bis ſie den Entſchluß faſſen, dem Spiel ein jähes Ende zu bereiten. Es gibt aber noch eine dritte Kategorie, die ich anzugeben vergaß, das ſind Leute, die eines ſchönen Morgens mit kühlem Bedacht, wie ein Kaufmann am Jahresſchluß die Poſten auf der Soll- und Habenſeite im Hauptbuch ihres Lebens vergleichen, und wenn ſie das gewaltige Defizit ihres Daſeins erblicken, ruhig das Buch zuklappen und mit den Worten eines alten franzöſiſchen Philoſophen: ‚Baissez le rideau, la farce est jouée,‘ ſich aus dem Staube machen; wenn ich nicht irre, hieß dieſer gute Mann Delamettrie, er hatte ſich mit Trüffeln den Magen verdorben und ſtarb daran. Sonderbar, der eine ſtirbt, weil er zu viel Trüffeln verſchlingt, und ein anderer wieder lechzt nach einer Trüffel und ſtirbt, weil er ſie nicht zu erhaſchen vermag trotz aller Mühen, trotz aller Qualen, trotz aller Pſychologie. Ja, ja! Es iſt Mitternacht,“ fügte er hinzu, indem er ſich erhob, bei der Thüre blieb er ſtehen, er ſchaute eine Weile mit einem ſeltſam verlorenen Ausdruck in den gramvollen Zügen vor ſich, dann drückte er plötzlich Jonel mit aufquellender Weichheit an ſeine Bruſt und eilte hinaus.

Eine maſſige Wolke hatte ſich vor den Mond gelagert, die er nur ab und zu durchbrach, um ſtill, groß und leuchtend aus der Finſternis hervorzutauchen. Tſchuku ſchritt ziellos durch ein Gewirr von Gäßchen, es war totenſtill, nur dann und wann bellte ein Hund den nächtlichen Wanderer an, der, wie von einer innern Angſt gepeinigt, dahineilte. Die Häuſer an den beiden Straßenſeiten wurden immer ſeltener und plötzlich ſtand er auf freiem Feld auf einer primitiv konſtruirten Holzbrücke, die über einen Fluß führte, deſſen Wellen rauſchend und gurgelnd an den Brückenpfeilern ſich brachen. Vor ihm lag die finſtere Ebene, über die der Nachtwind leiſe klagend ſtrich. Er ſtützte die Arme auf das Geländer der Brücke und neigte das Haupt tief hinab und lauſchte und ſann, und wußte ſelbſt nicht, was ... und das Rauſchen der Wellen klang ihm ſo ſüß, ſo lockend in den Ohren, und er empfand dabei eine wohlige, einſchläfernde Müdigkeit. Da zuckte eine dunkle Erinnerung in ſeinem Gehirn auf: er hatte einmal einen Mann ertrinken geſehen, und er ſah ihn jetzt wieder leibhaftig vor ſich, er ſah ſein totenbleiches Geſicht, wie es zum letztenmal über dem Waſſer erſchienen war, er hörte den gräßlichen Aufſchrei einer Frau, die am Ufer ſtand und um Hilfe rief ... er fuhr empor, eine unſägliche Angſt ſchüttelte ihn, und ſeine aufgeregte Phantaſie zauberte ihm totenblaſſe Geſichter vor, die aus der dunklen Tiefe zu ihm emporgrinſten, und ſeltſam geformte finſtere Geſtalten, die aus der Ebene ſich emporballten und zu ihm heranwallten.

„Halluzinationen,“ murmelte er; er drückte den Hut feſter an die Stirn und kehrte in die Stadt zurück, er wankte wie ein Trunkener. Er langte atemlos in ſeiner Wohnung an, entzündete ein Licht; er erſchrak, als er ſein fahles, von Falten zerriſſenes Geſicht im Spiegel erblickte. Er warf ſich auf das Kanapee hin und ſchloß die Augen, ein Halbſchlummer umfing ihn; und wie er ſo dalag, halb wachend, halb träumend, da tauchten aus der dunklen Tiefe ſeiner Seele, wie von einem Märchenſchimmer erleuchtet, Bilder und Scenen aus ſeiner Kindheit empor ... er ſah ein großes, wettergeſchwärztes Haus inmitten eines verwilderten Gartens, darin Vögel ſangen und Roſen dufteten und Falter gaukelten, und er tollte da in wildem Knabenübermut herum, allein, mutterſeelenallein, und kletterte auf Bäume empor und jagte Schmetterlingen nach, und wenn er einen mit ſeinem grünen Fangnetz erhaſcht, lief er jauchzend zu der blaſſen, ſchönen Frau mit den ſchwarzen Augen, die in der Laube ſaß, und die hatte ſo weiße, ſo weiche Hände, und wenn er die küßte, ſo drückte ſie ihn an die Bruſt, und aus den großen, ſchönen ſchwarzen Augen tropften zwei Thränen auf ſeine glühende Wange herab ... und wenn er dieſe Thränen fühlte, da war es mit ſeiner lärmenden Fröhlichkeit zu Ende, dann wurde er ſtill und traurig ... er fragte nicht, warum ſeine Mutter weine, er wußte es nur zu gut, er kannte ihn ja, den harten Mann mit dem abgelebten Geſicht, der ſo finſter dreinblickte und vor dem alles zitterte, wenn er in ſpäter Nachtſtunde von ſeinen Gelagen heimkehrte und ſeinem Grimm über den Verluſt im Kartenſpiel in unflätigen Schimpfworten oder Mißhandlungen der Dienſtboten und ſeines Kindes Luft machte ... Aber wenn ihr Peiniger ſie verließ, wenn er allein mit ſeiner Mutter blieb, da war alles vergeſſen, und wenn ſie ihm das Haar aus der Stirne ſtrich und ihn liebevoll anſchaute und ſagte: „Du biſt doch mein Herzensjunge!“ O, wie ſchlug da ſein kindliches Herz vor Glück und Seligkeit ... er öffnete die Augen, richtete ſich empor und preßte die Stirne zwiſchen die Hände, er wollte nicht mehr denken, er wollte die Vergangenheit nicht heraufbeſchwören, er wollte das Bewußtſein los werden, daß er ſeit dem Tage, da ſeine Mutter ihn zum letztenmal geküßt, keine reine Freude mehr genoſſen, daß er kalt, verbittert, mit ſich ſelbſt und der Welt zerfallen und mit einem höhniſchen Lächeln auf den Lippen durch den Schmutz des Lebens gewatet, und daß er gleichwohl einen unausrottbaren, ſehnſuchtswilden Drang nach Glück, nach Liebe, nach Schönheit in ſich herumgetragen, einen Drang, der noch jetzt, in dieſer Stunde, ſein Herz ſo folternd zuſammenpreßte, daß er wie unter einem unerträglichen körperlichen Schmerz mit einem ſchluchzenden Schrei emporſprang und wieder zuſammenbrach und leiſe murmelnd Leas Namen rief ... und auf einmal ſah er ſie vor ſich, groß, herrlich, ſinnbethörend, und er hörte ihre Stimme und vernahm das Kniſtern ihres Kleides, und fühlte den Druck ihrer kleinen, weichen Hand, wie er ihn an jenem Abend im Unterſuchungsgefängnis empfunden, da er ihr ſeine flammende Liebe geoffenbart.

„Nicht denken!“ ſchrie er auf und fuhr empor und trat an den Schreibtiſch und faßte mit finſter gerunzelter Stirne den Revolver. Und wie er die kalte Mündung der Waffe an ſeine fieberheiße, hämmernde Schläfe legte, da zog ein wunderſames Weben durch ſeine Seele, ihm war, als fächelte ihm eine liebe Hand Kühlung zu, und ein weißes Geſicht tauchte vor ihm empor, und dunkle, liebevolle Augen — die Augen ſeiner Mutter — ſchauten ihn an, lange, lange, und ein mildes, wehmütiges Lächeln ſchwebte um ihren Mund, und er hörte die leiſen Worte: „Du biſt doch mein Herzensjunge!“ Da wurde es ſtill in ihm, er ließ ſich auf einen Stuhl nieder, ſpannte den Hahn und drückte los. Ein Schuß erſcholl, dann herrſchte Totenſtille.

XI.

Seitdem nach Baneſti die Hiobspoſt gedrungen war, daß der Kaſſationshof den Rekurs der Freiſaſſen verworfen, herrſchte eine dumpfe Gärung im Städtchen; Naftalis Schenke war ſeither allabendlich mit zechenden Freiſaſſen gefüllt, die ſtundenlang über den Prozeß debattirten und ihrem Schmerz über den Verluſt ihres Erbgutes in wüſten Verwünſchungen Luft machten. Am heftigſten tobten Pope Konſtantin und der Bürgermeiſter Dumitru Velic, welche auf dieſe Weiſe die gegen ſie laut gewordene Anklage, daß ſie durch die Wahl ſchlechter Advokaten das traurige Ergebnis des Prozeſſes verſchuldet hätten, zu entkräften ſuchten. Herr Velic entwickelte hiebei manchmal eine verblüffende Suada, und die alten, zündenden Phraſen aus ſeiner nicht gehaltenen Rede ſchwirrten über ſeine Lippen, daß es eine Art hatte. Er war ſtets mit einem Stoß Aktenſtücken und mit einem alten Zivilgeſetzbuch ausgerüſtet, aus dem er Geſetzesſtellen vorlas, explizirte und nachwies, daß den Freiſaſſen ein himmelſchreiendes Unrecht widerfahren.

„Was, ſchlechte Advokaten!“ kreiſchte er dabei; „wenn der liebe Herrgott ſelbſt uns verteidigt hätte, es würde doch nichts genützt haben, es war eine von vornherein abgekartete Sache, uns zu verderben, es gibt kein Recht mehr hier zu Lande, wir leben im Dorfe Cremene“ (ein bildlicher Ausdruck für anarchiſche Zuſtände)!

Der Pope Konſtantin hatte ſich gleichfalls in die Jurisprudenz dieſes Prozeſſes hineingelebt, und wenn Velic ſich heiſer geſchrieen, ſo pflegte er regelmäßig die Hornbrille auf ſeine rote Naſe zu ſetzen, aus den Aktenſtücken markante Stellen zu verleſen und den Argumenten des Bürgermeiſters neue hinzuzufügen. Nur Dragojich verhielt ſich ruhig, während die anderen lärmten, ſich herumſtritten, mit den Fäuſten auf den Tiſch ſchlugen, ſaß er finſter brütend da, die brennende Cigarre zwiſchen den Zähnen, und ſchien nichts zu hören von dem, was um ihn vorging. Manchmal jedoch, wenn der Pope oder der Bürgermeiſter ein beſonders einleuchtendes Argument vortrugen, ſpuckte er weit aus und murmelte dabei: „Gott ſoll ſie ſtrafen!“ Als aber eines Abends Velic den Freiſaſſen vorſchlug, ein Bittgeſuch an den Landesherrn zu richten, da ſprang er empor und ſagte mit düſterer Ruhe: „Wenn wir ein Bittgeſuch aufſetzen, ſo erklären wir hiedurch, daß wir das Urteil anerkennen, wir flehen um Gnade, und das dürfen wir nicht. Kein Richter in der Welt iſt befugt, uns das Eigentumsrecht auf jenen Grund und Boden abzuſprechen, der uns von altersher gehört, kein Richter auf der Welt, ſage ich!“

„Sie haben es aber doch gethan!“ warf Velic ein.

„Sie haben es gethan,“ ſchrie Dragojich, „aber dieſes Urteil exiſtirt für uns nicht, und ich will den ſehen, der es wagt, unſer Gut zu rauben!“

„Dragojich hat recht!“ rief der Pope.

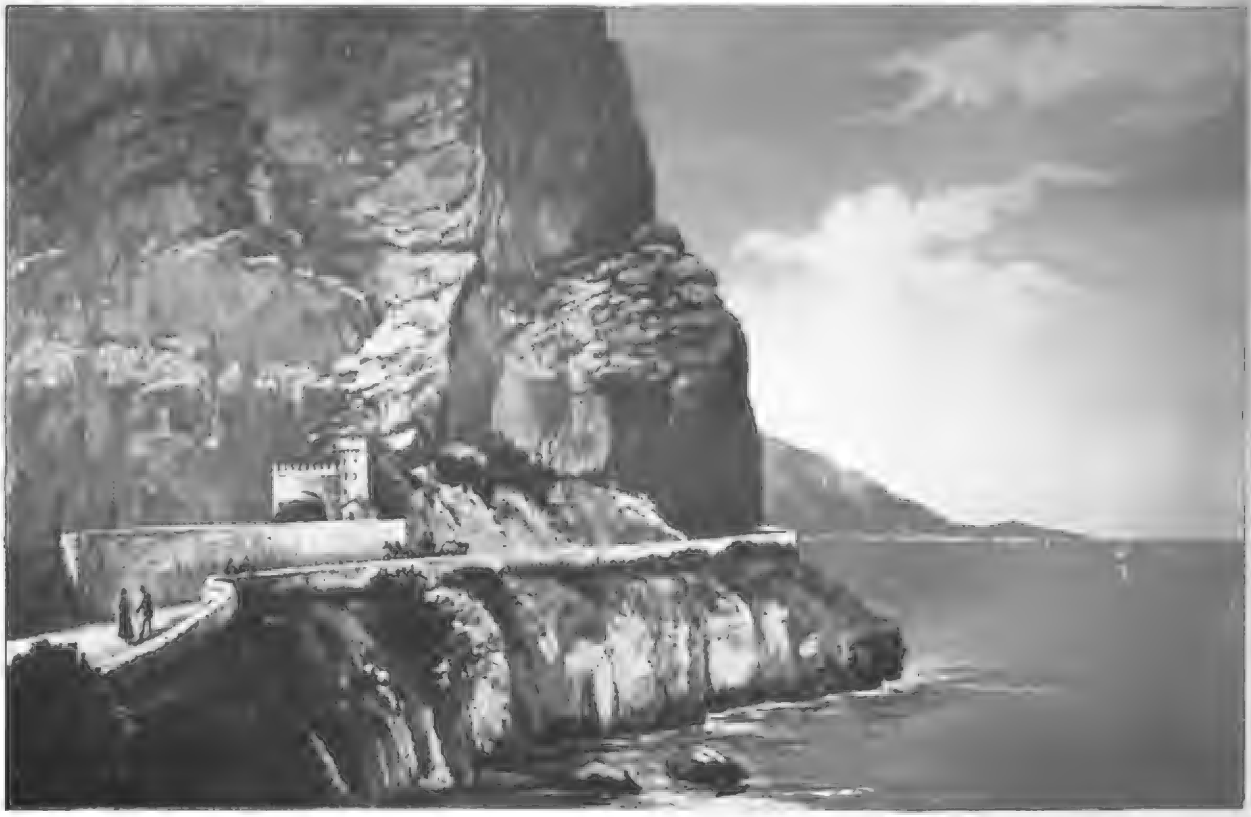
„Was alſo iſt Dein Plan?“ fragte Velic. „Das Urteil iſt rechtskräftig, zur Stunde gehört Dance uns nicht mehr!“

„Was,“ brauſte Dragojich auf, indem er dem Bürgermeiſter eine ſchallende Ohrfeige verſetzte, „was, Dance gehört uns nicht mehr? Ich will den ſehen, der dies zu behaupten wagt; und wenn ihr keine Weiber ſeid, ſo werdet ihr dasſelbe thun, was unſere Väter gethan haben, wenn man ihr Gut antaſten wollte! Wir greifen zur Flinte, zur Hacke, zur Miſtgabel und ſchlagen jeden nieder, der uns einen Zoll von Dance zu entreißen ſich erdreiſtet, habt ihr mich verſtanden?“

Die Freiſaſſen verſtanden ihn, das Bewußtſein des ihnen zugefügten Unrechts hatte in ihren Gemütern eine vollſtändige Verwirrung der Rechtsbegriffe verurſacht; daß man ihnen den Grund und Boden, der ſie nährte, in dem ſie mit allen Faſern ihrer Seele wurzelten, nehmen könnte, ſchien ihnen etwas Ungeheuerliches, Unfaßbares zu ſein. Und wenn das Undenkbare doch geſchah, dann war es ihr Recht, ihre Pflicht, ſich dagegen zu wehren, es durfte nicht geſchehen; der Gedanke, mit den Vertretern des Geſetzes in Konflikt zu geraten, hatte für ſie nichts Abſchreckendes. Ein Geſetz, das einem reichen Gutsbeſitzer ihr eigenes Gut zuſprach, hatte in ihren Augen keine zwingende Kraft. Pope Konſtantin war ebenſo wie die anderen von dieſen einleuchtenden Argumenten vollſtändig durchdrungen, aber ihm bangte doch vor den Folgen des Schrittes, zu dem er die Freiſaſſen entſchloſſen ſah, er faßte daher den Plan, noch einen letzten Verſuch zu machen, um, wenn möglich, auf gütlichem Wege irgend ein Abkommen mit Herrn Fortunat zu treffen.

„Ich weiß zwar,“ ſagte er ſich, „daß dabei nichts herauskommen wird, daß ich Waſſer in einem Mörſer ſtampfe, aber ich will doch mein Gewiſſen beruhigen.“ Und ſo begab er ſich aufs Schloß. Als er aber in den Salon ſich hineinſchob und die hohe Geſtalt der Frau Fortunat ihm entgegentrat, als er die finſtere Falte auf ihrer weißen Stirn und ihre dunkelblauen Augen mit einem ſtrengen Ausdruck auf ſich gerichtet ſah, da wurde es ihm doch etwas bange zu Mut, trotzdem er ſich vorher mit einem Halbdutzend Gläschen Zwika (Pflaumenbranntwein) Courage angetrunken hatte. Er vergaß die Rede, die er auf dem Wege zum Schloß einſtudiert hatte, und ſchaute, verlegen lächelnd, vor ſich.

(Schluß folgt.)



Die verhängnisvolle Stelle am Kap Roux unweit Nizza, an welcher die Königin Olga von Württemberg am 27. April 1889 in Lebensgefahr ſchwebte.

Nach einem Originalgemälde von [illegible] Malberg.

Liebhaberphotographien.

Von

Jenny von Kopellow.

Die Erfindung des Apparates für Schnellphotographie hat es dahin kommen laſſen, daß man ſchon ſeit längerer Zeit nirgends mehr recht ſicher iſt, ob man nicht von dem nächſten Beſten aus dem Hinterhalt meuchlings — nicht ermordet, wohl aber verewigt wird, und das nicht ſelten in augenblicklichen Lagen, die man je eher je lieber der tiefſten Vergeſſenheit anheimgegeben ſehen möchte. Man befindet ſich auf dem Lande draußen in der Sommerfriſche, glaubt ſich einmal recht nach Herzensluſt unbefangen gehen laſſen zu können. — huſch! hat ein Vorübergehender unbemerkt ſeinem Käſtchen unterm Rock einen Ruck gegeben, und man iſt photographirt mitten in der mindeſt repräſentablen Situation. Weiß ich doch von Augenzeugen, daß einer ſogar auf die höchſt originelle Idee verfiel, auf einer Meerfahrt Damen in ſeekrankem Zuſtande zu photographiren. Frei[illegible] das Bild auf einer Metallplatte [illegible]

[illegible] Entwicklung und Fertigſtellung des Bildes ſeine Aufnahme einem Mann von Fach anvertraut.

Der Apparat hingegen, mit welchem die nachſtehenden Bilder angefertigt ſind, iſt genau einer jener Gattung, wie die Photographen ſie führen. Das ganze Verfahren hat von der erſten Vorbereitung bis zur letzten Vollendung nicht das mindeſte Dilettantiſche an ſich, ſondern ſtimmt genau mit dem, was der Mann vom Fach vorzunehmen hat. Wenn es gleichwohl eine Lieblingsbeſchäftigung, beſonders für Damen der höheren und höchſten Stände zu werden beginnt, ſo findet das ſeine Begründung in dem großen Reize, der darin liegt, hübſche, ſinnige Gruppen anzuordnen, und dieſe dann ſofort in einem getreuen Abbilde der Natur feſtzuhalten. Je höher eine Dame an Stellung und Rang ſteht, deſto feiner, charakteriſtiſcher und origineller werden vorausſichtlich ihre Ideen in Auffaſſung und dem Leben gegriffener Bilder ſein. Ueberdies habe ich [illegible] und Verwandte, deren Bildniſſe ich [illegible]

Sitte und auch wohl gerechtfertigt, daß man ein Sonntagskleid anzieht, wenn man ſich zum Bildermann begibt. Die Sonntagsmiene entwickelt ſich ſchon auf dem Gange dahin, denn man ſagt ſich, den beſten Fuß mußt du doch vorſetzen. Alsdann rückt der Herr Photograph hier den Kopf etwas, dort die Schleife; vor allem den Daumen, — er darf nicht ſo lang werden. So, nun ſind die Ständer überall feſt geſchraubt, der hochwichtige Moment iſt da. „Bitte, nicht ſo ernſt," ſagt der Herr noch, die Miene aber bleibt „ſonntäglich". — „Ich danke," ſpricht der Herr mit verbindlicher Kopfneigung und eilt in ſeine Kammer, während man ſelbſt ſich mit einem Seufzer der Erleichterung, daß es vorbei iſt, und in der Hoffnung, in einigen Tagen etwas Bezauberndes zu empfangen, von hinnen begibt. Was erblicken wir ſchließlich? Ein Sonntagsbild im wahrſten Sinne des Wortes, ſchmuck und ſauber und fein gemacht, aber wie der Handwerker am Sonntag nachmittag im ſchwarzen Rock und ſteifen Kragen; oder — wie ſchon vorher geſagt — ein reizendes Bild, nur nicht der oder derjenige, welcher es ſein ſoll.

Erfahrungen und Betrachtungen dieſer Art waren es, die mich den glühenden Wunſch empfinden ließen, einen Apparat zu erſchwingen und das Photographiren bis in die kleinſten Einzelheiten hinein zu erlernen. Beides gelang mir ſehr bald. Auch nur ein Laie und Liebhaberphotograph war es, der es mich lehrte, und in der kurzen Zeit von 1½ Monaten brachte ich es ſo weit, daß ich ohne jegliche Hilfe ſelbſtändig Bilder anfertigen konnte, wie die beigegebenen Beiſpiele veranſchaulichen. Nicht genug kann ich aufmerkſam machen auf das unglaublich Intereſſante und ewig Feſſelnde dieſer Beſchäftigung. Wer über Zeit und Mittel verfügt und auch nur ein wenig künſtleriſch veranlagt iſt, ſollte nicht ſäumen, ſich dieſem Studium zu widmen.

Und nun laſſen Sie uns den dargeſtellten kleinen Gruppen ſelbſt einige Aufmerkſamkeit ſchenken!

Zur Großmama!

Unſer Schiffchen.

Ein Kleeblatt.

Was iſt ſo kühn und erfinderiſch wie die Phantaſie des Kindes? Da haben ſie einen Gartentiſch umgedreht; ſeine eiſernen Beine bilden die Pferde. Auf jeden kommt ein kleiner Eimer, das ſind die Köpfe der Pferde. Die Leine wird kunſtvoll umgeknotet, die Peitſchen in der Hand, rufen die Kinder mit fröhlichem Gejauchze und in der feſten Einbildung, daß ihre Pferdchen alsbald davontraben werden: „Mutting, wir dürfen doch jetzt zur ‚Großmama'!"

Und nun geſchwind ein ander Bild! Es iſt Waſchtag. Die ſehr voll gepackten Körbe und Mulden haben ſich ihres Inhalts bereits entledigt und hängen in ſchneeigen Reihen auf der Leine. „Schnell herbei, Hans! Jetzt nehmen wir die eine Mulde, das kann ein herrliches Schiffchen für uns beide ſein. Haben wir beide auch Platz darin? O gewiß! Nur nicht umkippen! So, jetzt geht's ſchon; nun ſingen wir: ‚Das Schiff ſtreicht durch die Wellen.'"

Ein Neſtchen, von Stroh hergerichtet, iſt verlockend genug für den getreuen Spielkameraden der Kinder, ſich ihnen anzuſchließen und als dritter im Bunde das allerliebſte Kleeblatt zu vervollſtändigen. Die Drei waren eben im Begriff, ein kleines Schläfchen zu machen, allein die Aufſtellung des photographiſchen Apparates erweckt ihre Neugierde, und ihre Schläfrigkeit iſt verſchwunden. Dieſen Moment aber benutzt auch ſchon der Apparat, um das niedliche Bildchen in ſich aufzunehmen.

Wie die Alten ſangen, ſo zwitſchern die Jungen

Auf dem Dreirad.

Hinter Schloß und Riegel

Die Blätter beginnen zu fallen, etliche Nachtfröſte machen den Garten kahl und öde und verkünden das Nahen des Winters. Da werden denn Bänke und Tiſche, ſpaniſche Wände, Schemel und Schaukel zuſammengetragen und in die Aufbewahrungsräume unter dem Dache gebracht, um daſelbſt einen wenigſtens trockenen Winterſchlaf zu beſtehen. Emſig und geſchäftig holt auch das Töchterlein ſeinen Wagen herbei; Kinderſtuhl, Stelzen, Bälle, Pferdeleine, alles wird hineingepackt. Der kleine Eimer rollt immer wieder herunter vom ſchwer beladenen Wagen. Hurra, auf dem Kopf iſt auch noch Platz; aufgeſtülpt, und fort geht's mit dem ganzen Krempel „ins Winterquartier".

Und nun ſehe man dies fröhliche Antlitz, dieſe kräftigen Arme und Beinchen der kleinen Reiterin auf dem Stahlrad, die nicht mehr auf ihrer Bank ſitzt, ſondern ſich ſtehend in raſchem Fluge mit ihren Füßchen fortbewegt. Iſt es nicht das helle Leben, was aus ihren Zügen atmet? Schon folgen viele ihrer erwachſenen Geſchlechtsgenoſſinnen ihrem Beiſpiel. Ein Veloziped für Damen iſt ja heute nicht mehr unerſchwinglich wie vor einigen Jahren, da ſich der Preis auf 500 bis 600 Mark belief; auch ſind ſchon Anſtalten zum Vermieten ſolcher Fahrräder getroffen; wer weiß, was wir da noch alles erleben können!

Selbſt das Gefängnis iſt ein Gegenſtand zum Nachahmen für die Kinderwelt. Bruder Hans hat endlich das etwas größere Schweſterlein, das unausgeſetzt ſeinen ziemlich harten Schädel mit ihrem Ball bombardiert, erwiſcht. Die Kiſte wurde ſchon längſt zum Gefängnis auserſehen. Zwar iſt ſie etwas klein und eng für den jungen Sträfling, und das Gitter paßt auch nicht recht, aber hinein mit dir, du Böſewicht, bis du gelobſt: „Ich will's gewiß nicht wieder thun!"

So bietet das harmloſe Leben unſerer lieben Kleinen tauſendfältigen Stoff zu lieblichen Bildern.

Königin Olga von Württemberg in Lebensgefahr.

(Hierzu das Bild Seite 740.)

Das württembergiſche Herrſcherpaar verbringt mit Rückſicht auf den leidenden Geſundheitszuſtand des Königs Karl den Winter ſchon ſeit längerer Zeit immer in einem ſüdlicheren Klima und pflegt erſt beim Beginne des Sommers in das ſchöne, vielgeliebte Schwabenland zurückzukehren. Vergangenen Winter war auf den Rat der Aerzte Nizza zum Winteraufenthalt gewählt worden, und begleitet von den beſten Segenswünſchen ihrer treuen Unterthanen reiſten die Majeſtäten vorigen Herbſt nach dem ſonnigen Süden. Das wunderbare Klima am herrlichen Geſtade des blauen Mittelmeeres hatte denn auch die gewünſchte Wirkung gehabt, und man rüſtete ſich ſchon zur Heimkehr, als ein ſchwerer Unfall das teure Leben der geliebten Fürſtin in ernſte Gefahr brachte, aus der ſie aber durch Gottes gnädigen Beiſtand errettet wurde. Die Königin hatte am Samstag den 27. April nachmittags zu Wagen mit ihrer Hofdame, Baronin Wöllwarth, einen Ausflug gegen Eze gemacht. Als der Landauer um 4 Uhr 24 Minuten auf der Höhe von Petite-Afrique, an dem ſogenannten Kap Roux, angelangt war, kam gerade ein Zug mit grellem Pfeifen und mächtige weiße Dampfwolken ausſtoßend aus dem ganz in der Nähe befindlichen Tunnel heraus. Die Pferde, durch dieſen unerwarteten Anblick erſchreckt, bäumten ſich und gingen durch. Der Kutſcher, Franz Meraglia, der ſeine Kaltblütigkeit keinen Augenblick verlor, konnte die ſcheugewordenen Tiere nicht mehr halten, ſie raſten die enge Straße dahin und kamen, da dieſe dort eine Krümmung macht, bald an die Schutzwehr, die gegen das Meer hin errichtet iſt. Das Handpferd überſprang die für eine ſo gefährliche Stelle durchaus ungenügende Schutzvorrichtung und riß auch das andere Pferd mit ſich. Einen Augenblick hingen beide über dem etwa 12 Meter tiefen, gegen das Meer ſteil abfallenden Abgrund. Der Wagen war mit den Vorderrädern hart gegen die Mauer gerannt und wäre wahrſcheinlich im nächſten Augenblick durch das Gewicht der beiden Pferde ebenfalls über die Mauer hinuntergeriſſen worden, wenn nicht glücklicherweiſe die Deichſel gebrochen und die Stränge geriſſen wären. Die Pferde rollten den Abgrund hinab, und der Wagen blieb auf der Straße ſtehen. Die Königin und ihre Hofdame hatten im Wagen ruhig ausgehalten und waren völlig unverſehrt geblieben, während der Kammerdiener, der neben dem Kutſcher auf dem Bocke ſaß, herabgeſprungen war, wobei er ſich, wenn auch nur unerheblich, am linken Arm und an der linken Seite des Geſichtes verletzt hatte. Nunmehr verließ auch der Kutſcher ſeinen Sitz und öffnete den Wagenſchlag, ſo daß die Königin, die ſich ſelbſtverſtändlich in großer Aufregung befand, und die Baronin Wöllwarth ausſteigen konnten. Sie begaben ſich zu Fuß nach der nahe gelegenen Villa Truth, welche dem ruſſiſchen General Kladnitzeff gehört. Dieſer empfing mit den auf der Villa anweſenden Fürſtinnen Karpioli und Galitzin den hohen Beſuch auf das liebenswürdigſte und ließ auch dem verunglückten Diener die erſte Hilfe zu Teil werden. Der General ſtellte der Königin ſofort einen Wagen zur Verfügung und begleitete ſie nach Nizza. Inzwiſchen hatte ſich die Nachricht von dem Unglücksfalle in der Umgegend verbreitet; man glaubte allgemein, die Königin ſei verletzt, und jedermann eilte nach der Unglücksſtätte, an der übrigens vor anderthalb Jahren ein ähnlicher Unglücksfall ſich ereignet hatte, wobei die über die allzu niedere Schutzmauer geſprungenen Pferde unten auf den Klippen des Meeres zerſchellten. Diesmal war durch einen Johannisbrotbaum, der auf dem Abhange horizontal dalag, der Sturz der Pferde aufgehalten worden. Das eine war auf das andere gefallen, und beide mühten ſich vergeblich ab, aufzuſtehen. Das untenliegende verendete jedoch bald, von dem Gewicht des oberen erdrückt. Nach angeſtrengter Arbeit von einer Stunde gelang es den mit allerlei Rettungswerkzeugen herbeigeeilten Fiſchern, das andere Pferd an Seilen feſtzubinden und auf die Straße heraufzuziehen. Es war ganz unverletzt.

Die Königin Olga hatte ſich bald von dem Schrecken erholt und konnte froh und geſund am 10. Mai ihren Einzug an der Seite des Königs, deſſen Geſundheit ſich auch ſichtlich gekräftigt hat, in die ſchön gelegene Reſidenz des Schwabenlandes halten, wo dem geliebten Herrſcherpaar diesmal ein beſonders herzlicher Empfang von der Bevölkerung bereitet wurde, auch ſchon im Hinblick darauf, daß Ende Juni dem königlichen Hauſe und dem treuen Schwabenvolke ein beſonders freudiges Feſt bevorſteht: das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum König Karls, das ſeine erlauchte Gemahlin, die ihm in allen Wechſelfällen des Lebens treu zur Seite geſtanden hat, beglückt mit ihm begehen wird.

Kellerabend in Tittmoning.

(Hierzu das Bild Seite 741.)

Ein kleines, von alten Stadtmauern umgebenes und von einem Schloſſe überragtes Städtchen auf dem bayriſchen Ufer der Salzach, etwa halbwegs zwiſchen Salzburg und Simbach, das iſt unſer Tittmoning. Der Ort iſt ſozuſagen zwiſchen zwei großen Verkehrsſtraßen, den beiden Hauptbahnen, welche aus Oeſterreich nach Süddeutſchland führen, eingeklemmt. Jahr für Jahr fahren unzählige Reiſende vorüber, ohne eine Ahnung von den landſchaftlichen Schönheiten zu haben, die dieſes reizende Fleckchen Erde in ſich birgt.

Der Zugang zu demſelben kann ebenſo gut von der Roſenheimer, als von der Simbacher Straße her genommen werden. Im letzteren Falle verläßt man auf der Station Neu-Oetting das Coupé und wandert durch Wald und Feld etwa in vier Stunden bis Burghauſen, wo man den Salzachfluß erreicht. Tief unten am grünen gletſchergeborenen Strome ſchmiegen ſich die Häuſer dieſes äußerſt maleriſchen Städtchens, welches von einer ſtattlichen, nun als Kaſerne für die dortige Garniſon benützten Burg überragt wird. In weiteren vier Stunden gelangt man nach Tittmoning mit ſeinem Schloſſe, ſeiner Waldmühle und der langen Brücke, welche auf das öſterreichiſche Ufer hinüberführt. Kein Wunder, wenn die Phantaſie des Künſtlers eine der maleriſchen Partien des ſchöngelegenen Städtchens mit fröhlichen Menſchen aus der „guten alten Zeit“ belebt, wie ſie mit dieſen altväteriſch behaglichen Anlagen ſo recht verwachſen ſcheinen.

An die Nacht.

Von

Ernſt Ziel.

Hehrer biſt du und heiliger
Als die andern Genien alle,
Du in deinem goldgeſtickten,
Dunkel wallenden Mantel,
Urzeugin der Ewigkeit, o Nacht!

Schweigend liegt die Wüſte ergoſſen,
Wenn rings dein ſammetfaltiger Fuß ſie,
Ganz in Andacht getaucht, durchſchreitet.
Sieh! eine Kuppel wölbſt du empor
Ueber das ſchlummernde Sandmeer,
Rieſig und ſternenbeſäet.

Und wie herrlich im Hochgebirge
Wandelſt du, herbſtlich verſchleiert, dahin!
Den Flügel ſchlägſt du ſchattend
Ueber Kuppen und Gletſcher
Und vertiefſt die abgrundtiefen,
Klaffenden Thäler mit tieferem Schwarz.

Aber am ſchönſten biſt du doch,
Meinem Herzen am nächſten,
An der gebuchteten Meeresküſte,
Wenn du, durchflüſtert von Wellengeräuſch,
Salzigen Odems die Stirne mir kühlſt,
Die tagesmüde.
Dann von der Seele fällt mir die Qual,
Die uralt-ererbte: Menſch zu ſein,
Und Friede ganz und Vergeſſenheit
Sink’ ich befreit in deinen Schoß,
Der mich geboren, zurück,
Urzeugin der Ewigkeit, o Nacht!

Literatur

— **Hat Ida Boy-Ed ſchon mit ihrem Roman: „Ich!“** eine große, wohlberechtigte Wirkung erzielt, welcher auch der kürzlich an dieſer Stelle beſprochene: „Eine Lüge!“ nahekommt, ſo ſind doch ihre „Fanny Förſter“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) beide noch überboten. Hier bietet die talentvolle Verfaſſerin das Höchſte, was ihr an dramatiſch packender Handlung einerſeits und pſychologiſcher Vertiefung andererſeits gelungen iſt. Müſſen wir die Heldin, ehe ſie uns noch perſönlich vorgeſtellt worden, liebgewinnen angeſichts der geſunden Friſche und Lebenskraft, mit der ſie brieflich der ſchwankenden Seele einer bedrängten Freundin aufzuhelfen ſucht, ſo kommt ſie unſerem Herzen immer näher, wenn wir beobachten, wie die früh verwitwete bei all der Umſicht und Energie, mit der ſie perſönlich ihre Güter verwaltet, ſtets Zeit und Sinn für das Wohl jedes einzelnen der ihr Untergebenen oder ihr zur Seite Stehenden übrig behält. Wenn wir nun entdecken, wie in der ſcheinbar ſo ruhig in ſich abgeſchloſſenen Seele der ſo ſicher auftretenden Frau eine heiße Liebe aufkeimt, von der wir die bitterſte Enttäuſchung für ſie vorausſehen, ſo ſind wir zu Zeugen eines Seelendramas von ergreifendſter Wirkung gemacht, und in der That weiß die ſeelenkundige Verfaſſerin es in überwältigender Weiſe auszugeſtalten. Ihre Fanny Förſter iſt die echte tragiſche Heldin, mit der wir fühlen und leiden, lieben und hoffen, und doch ſchwebt über der leidenſchaftlichen Erregung die hohe ſittliche Läuterung, unter deren erhabener Macht ſelbſt die ſchrecklichſten Diſſonanzen verſöhnend ausklingen.

— **„Goethes Geſpräche“ hat Woldemar Freiherr von Biedermann** in einem lieferungsweiſe erſcheinenden Werke herauszugeben begonnen (Leipzig, F. W. von Biedermann). Das uns vorliegende erſte Heft umfaßt die Zeit von 1768 bis 1780 und bietet in ſeinen mit großem Fleiß zuſammengeſtellten 37 kleinen Abſchnitten ſchätzbare Beiträge zur Charakteriſtik des großen Mannes in ſeinen jüngeren Jahren. Die Fortſetzung ſtellt reiche Ernte in Ausſicht.

— **Im Dezember 1888 wurde in Paris eine aus Warſchau** gebürtige, nicht mehr als 22 Jahre zählende Dame, Karoline Schultze, zum Doctor medicinae ernannt. Nunmehr veröffentlicht dieſelbe in ihrer neuen Stellung als Aerztin für Frauen- und Kinderkrankheiten in Paris eine beachtenswerte Schrift, von der unter dem Titel „Die Aerztin im XIX. Jahrhundert“ eine rechtmäßige Ueberſetzung bei Peter Hobbing in Leipzig erſchienen iſt. Das kleine Buch bietet eine Ueberſicht darüber, welche Stellung die Frau unſeres Jahrhunderts innerhalb der verſchiedenen Kulturſtaaten im Heilweſen inne hat oder bereits inne gehabt hat, eine kurze Geſchichte der Kämpfe, die für die ärztliche Thätigkeit der Frauen bereits diesſeits und jenſeits des Oceans geführt worden ſind, und die in denſelben erzielten Erfolge. Es iſt ſomit ein ſchätzbarer Bauſtein zur Geſchichte einer Bewegung, die noch ganz in der Entwicklung begriffen iſt, aber wohl ſicher noch eine Rolle von wachſender Bedeutſamkeit ſpielen wird.

— **Eine intereſſante naturwiſſenſchaftliche Studie bietet** Dr. Arnold Braß in ſeinem Buch: „Die Zelle, das Element der organiſchen Welt“ (Leipzig, Georg Thieme). Der gelehrte Verfaſſer, der ſich die tiefere Erforſchung der Lebensthätigkeit jener Bauſteine der Organismen, welche wir Zellen nennen, zur Sonderaufgabe gemacht hat, ſtellt in erſter Linie allgemeine Betrachtungen über dieſelben an, behandelt dann zunächſt die einzelligen Lebeweſen: Amöben und Infuſorien, und geht ſchließlich zur Einzelunterſuchung der verſchiedenartigen Zellen des tieriſchen und des pflanzlichen Körpers über. Seine Arbeit ſtrebt Gründlichkeit mit Anſchaulichkeit zu verbinden und bietet einen ſchätzbaren Grundſtock zu tiefgehender wiſſenſchaftlicher Erforſchung der Organismen und ihrer Lebensbedingungen.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bildende Künſte.

— **Die Anwendung des Petroleums in der Kunſtmalerei** iſt eine Neuerung, welche gegenwärtig die Aufmerkſamkeit der Künſtlerkreiſe in Anſpruch nimmt. Nach dem Verfahren, das der in Rom lebende Landſchaftsmaler Ludwig in die Maltechnik eingeführt hat, wird den Farben ein Teil des Leinöls, des bedenklichen Bindemittels, auf chemiſchem Wege entzogen und dafür Petroleum in Verbindung mit Bernſteinlack zugeſetzt. Die Anregung zu der neuen Herſtellung der Malfarben iſt dem Erfinder Ludwig durch die Erkenntnis gekommen, daß die alten niederdeutſchen Meiſter (zum Beiſpiel die van Eyck), die ſich durch vorzügliche Erhaltung ihrer Bilder und den unvergänglichen Farbenglanz auszeichnen, ätheriſche Oele als Bindemittel zu ihren Farben benützt haben. Ein ſolches ätheriſches Oel iſt aber das Steinöl. In Anbetracht der Wichtigkeit, welche dieſe Angelegenheit für die Kunſt der Malerei beſitzt, iſt der junge Maler Hugo Händler durch den Kultusminiſter von Goßler mit einem Staatsſtipendium nach Rom entſendet worden, damit er dort von dem Erfinder die neue Maltechnik vollkommen erlerne. Es ſoll ſodann in Berlin eine Geſellſchaft für das neue Malverfahren gegründet werden.

— **Arnold Böcklin, der geniale Maler, wurde von der** philoſophiſchen Fakultät der Univerſität Zürich honoris causa zum Doktor promoviert.

— **Die gegenwärtig in Wien ſtattfindende Goldſchmiede**kunſtausſtellung, auf die wir ſchon in Kürze hingewieſen, hat ſich in außergewöhnlichem Umfang entfaltet. Von allen Seiten, insbeſondere aus den Schätzen des Hochadels und der Klöſter, wurden die erleſenſten Stücke eingeſendet, und von den — durchſchnittlich wenig befriedigenden — modernen Erzeugniſſen bis zu den herrlichen Arbeiten Jamnitzers und ſeines Schülers Petzolt ſind alle Abſtufungen der künſtleriſchen Arbeiten der Gold- und Silberſchmiede vertreten. Arbeiten aus dem Oriente, Erzeugniſſe ungariſcher, ſchließlich unter orientaliſchem Einfluß ſtehender Kleinkünſtler, wetteifern mit den zierlichen Arbeiten, die Frankreich im vorigen und vorvorigen Jahrhundert erzeugt; neben der Verzierung in Filigran oder in Email findet der Schmuck aus farbigen Steinen und köſtlichen Perlen ſein Recht, wobei Brillanten von einer Größe und einem Feuer, wie ſie auch den Reichſten nur ſelten zugänglich ſind, das Auge blenden. Ein Tafelſervice des Erzherzogs Albrecht, ein Teil des Welfenſchatzes, darunter die berühmte Hildesheimer Laute, Becher und Pokale in allen erdenklichen Formen und Ausführungen; das Reiſenéceſſaire Napoleons I.; eine höchſt intereſſante Kollektion von 4000 Ringen aus dem Beſitze der Frau von Taroczy in Peſt; die Flaſchen mit jenen unzähligen Kleinigkeiten, welche die Luxusbedürftigkeit namentlich des vorigen Jahrhunderts erfunden; die Ordensdekorationen und der Schmuck, darunter der 32 Karat ſchwere Brillant „Cumberland“; die Prunkwaffen und Prunkſchüſſeln, die koſtbaren Kirchengeräte und die ſchweren Tafelaufſätze ſind es, die das Publikum am meiſten anziehen — das Intereſſante und Seltene iſt damit aber noch lange nicht erſchöpft.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Das teuerſte Buch der Welt iſt eine hebräiſche Bibel**, welche ſich im Vatikan befindet. Papſt Julius war im Jahre 1512 in großer Geldverlegenheit, und da erboten ſich die reichen Juden von Venedig, das Buch zu kaufen und ſein Gewicht mit Gold aufzuwiegen. Dieſe hebräiſche Bibel iſt aber ſo ſchwer und groß, daß zwei Mann daran zu tragen haben, denn ſie wiegt 325 Pfund. Der Preis wäre demnach eine halbe Million Mark geweſen. Indes lehnte der Papſt trotz ſeiner Geldverlegenheit den Handel ab.

— **Die Urſchrift des „Common Prayer Book“, des allgemeinen** Gebetbuchs der engliſchen Kirche, aus dem Jahre 1519 ſtammend, war 1517 auf bis heute unerklärliche Weiſe verloren gegangen. Jetzt iſt dieſe für die angliſaniſche Hochkirche ſo außerordentlich wichtige Urkunde unter alten Parlamentsakten in Weſtminſter durch Zufall wieder aufgefunden worden.

— **Das wertvollſte „Katzenauge“, welches auf der Welt** exiſtiert, iſt jüngſt in London angekommen. Es ſtammt aus Ceylon, welches nebſt Madras der einzige Ort iſt, wo dieſe Edelſteine gefunden werden. Der Finder war ein Arbeiter, welcher Erde auf ſeinen Wagen lud; er verkaufte den 475 Karat ſchweren Stein für 30 Rupien. Nach mehrmaligem Wechſel des Beſitzers erſtand ihn ein indiſcher Kaufmann für 9000 Rupien und ließ ihn ſchleifen. Jetzt wiegt er 170 Karat und iſt für 30,000 Rupien verſichert. Der Stein wirft vier Lichtſtrahlen aus, die ſich zu einem einzigen Strahlenbündel vereinigen.

— **Das elektriſche Licht auf dem Eiffelturm iſt mit bloßem** Auge von Fontainebleau aus, das heißt in einer Entfernung von 60 Kilometer, deutlich zu ſehen; durch ein Fernglas aber von Bar-ſur-Aube aus, das heißt 160 Kilometer weit. Das Licht des Turmes iſt ein ſicheres Mittel, auf beträchtliche Entfernungen Signale zu geben, ſich zu verſtändigen. Würde der Turm zur Zeit der Belagerung von Paris ſchon errichtet geweſen ſein, ſo hätte er den Belagerten gute Dienſte leiſten können.

— **Der 36zöllige Refraktor der Lick-Sternwarte, derzeit** das größte Fernrohr der Welt, wird wahrſcheinlich eine größere Reihe von Entdeckungen am Himmelsgewölbe herbeiführen. Als erſte derſelben iſt die Entdeckung eines Doppelſternes im Großen Bären zu verzeichnen. Während man bisher den helleren Stern im Großen Bären (η) nur als einfachen Stern kannte, iſt durch den 36zölligen Refraktor ein Begleiter desſelben beobachtet worden, ein Sternchen [illegible] Größe in einer Entfernung von ¹⁄₁₀ Bogenſekunden.

Bühne.

— **In München wird ein neues Theater errichtet, das** ungefähr 600 Plätze enthalten ſoll. Neben den beiden königlichen Bühnen und dem Gärtnertheater wird es alſo in Zukunft das vierte Schauſpielhaus Münchens ſein.

Sport.

— **Das Henckel-Rennen, Ehrenpreis und 5000 Mark,** Diſtanz 2000 Meter, brachte G. Johnſons „Anarch“ einen recht unerwarteten Sieg über „Saraber“, „Viſion“ ꝛc. Im Staatspreis zweiter Klaſſe ging der Gradiger „Friedberg“ allein über die Bahn, und das Schwarzenberg-Handicap holte ſich Graditz' „Strelitz“ gegen „Mameluk“ und „Doris“. Es gewannen ferner Major von Rofards „Ali“ das Oberhof-, Captain Jeffs „Fiddle“ das Germania-, Lieutenant von Kriggers „Ilona“ das Großgebers- und Captain Jeffs „Landera“ das Mai-Hürdenrennen. Ferner ſiegte an Graf Zieteps „Blücher“ das Kopenicker, an Spekermanns „Tſchu-Tſchin“ das Jagdhaus-, an Oelſchlägers „Goldmann“ das Malchenberger, an Vothes „Weltlied“ das Grunewald- und an Ulrichs „Wildbub“ das Franzberger Rennen.

— **Bei den Rennen zu Budapeſt unterlag der Derby**kandidat „Kiſch“ gegen die Stiftsdamen „Bato“ und „Babona“ im Staatspreis von 10,000 Franken, und „Kincsde“ wurde in den Henckel-Stakes von den beiden Stuten „Piſtache“ und „Villageoiſe“ geſchlagen, ſo daß auch er aus der Liſte ſcheidet. Von den Zweijährigen dürfte Blackburns „Papit“ der beſte ſein, denn er gewann den Auftrittsrennen der „Jlo“, „Arlee“ und ſo weiter. Das Offene Handicap holte ſich Baron Springers „Kelik“, das Sz. Gellert-Handicap Baron „Uechtritz“ „Pity the blind“.

— **Großartige Leiſtungen der Traberſtute „Pocky“ brachten** die Wiener Trabrennen. Am vierten Tage gewann dieſelbe den großen Wiener Preis gegen „Blue Belle“, „James G.“ und ſo weiter, wobei ſie ſieben Strecken über je 1600 Meter zu laufen hatte, und tags darauf ſchlug ſie bereits am fünften den berühmten Steher „Greendment“ über 3200 Meter. „Betti“ wurde dritter. Die Stute gewann in dem Meeting 8400 Gulden.

— **Der Meiſterruderer der Welt, Searle, hat Auſtralien** verlaſſen und iſt auf der Reiſe nach England begriffen, um ſich mit O'Connor zu meſſen.

— **Die Meiſterſchaftsſchwimmen von Europa ſchreibt der** erſte Wiener Amateur-Schwimmklub auf den 4. Auguſt dieſes Jahres aus. Die Nennungen ſchließen am 17. Juli.

— **Eine große Ballonwettfahrt ſoll am 19. Auguſt dieſes** Jahres in Brüſſel ſtattfinden. Godard iſt der Arrangeur dieſes Feſtes, und man hofft mindeſtens 20 „Segler der Lüfte“ beim „Start“ zu ſehen.

Statiſtik.

— **Zur Zeit werden 4200 Blumenarten in Europa ge**zogen, davon haben aber nur 420 oder 10 Prozent irgend welchen Geruch. Die gewöhnlichſten Blumen ſind die weißen, es gibt deren 1194 Arten, darunter 187 duftende. Von gelben Blumen gibt es 951 Arten, darunter 77 duftende; von roten 823, darunter 84 duftende; von blauen 594 Arten, darunter 31 duftende; von veilchenblauen 305 Arten, darunter nur 13 duftende. Außerdem ſind 240 Arten mit verſchiedenen Farben vorhanden, darunter nur 28 duftende.

Denkmäler.

— **Ein Standbild der Königin Viktoria von England** wurde vor dem Londoner Univerſitätsgebäude aufgerichtet und vom Prinzen von Wales in Gegenwart einer vornehmen und zahlreichen Verſammlung feierlich enthüllt. Die Statue, ein Werk des Bildhauers Bohm, eines Deutſchen, iſt aus weißem Marmor und ſtellt die Monarchin im Krönungsgewande dar, die Krone auf dem Haupt, die Stiftungsurkunde der Univerſität in der rechten Hand.

— **Die Tiedge-Stiftung in Dresden veröffentlicht ein** Preisausſchreiben. Es ſoll eine überlebensgroße Statue der Gerechtigkeit in Erz ausgeführt werden als krönende Figur eines Zierbrunnens auf dem Dresdner Holbeinplatz. Die Einladung ergeht an ſämtliche deutſche Künſtler. Der erſte Preis beträgt 800 Mark, zwei weitere Preiſe je 500 Mark. Alle näheren Bedingungen ſind zu erfragen bei dem Kaſtellan des ſächſiſchen Kunſtvereins, [illegible], Auguſtusſtraße Nummer 3, Dresden-A.

— **Dem Schweizer Staatsmann Auguſtin Keller wurde** in Aarau ein Denkmal in Form einer Büſte errichtet. Die Enthüllungsfeier geſtaltete ſich zu einem großen Feſt.

Geſtorben.

— Edward Tellfus, Zivilingenieur, hervorragender Techniker, Erbauer der großartigen Eiſenbahnbrücke bei St. Louis über die [illegible], 77 Jahre alt, am 16. April, in Montferrand.

— Frederick Barnard, Präſident des Columbia-College in New-York, ausgezeichneter Gelehrter und Philolog, 80 Jahre alt, am 27. April, in New-York.

— Profeſſor Dr. Barford, bekannter däniſcher Chemiker, der das chemiſche Laboratorium der königlichen Tierarznei- und Landbauhochſchule in Kopenhagen über 30 Jahre lang geleitet hat, 74 Jahre alt, am 29. April, in Kopenhagen.

— Baron Ignaz Kolisch, einſt bekannter Schachſpieler, in den letzten Jahren Herausgeber der „Wiener Allgemeinen Zeitung“, die er vor kurzem verkaufte, 52 Jahre alt, am 30. April, in Wien.

— Jan van Rhyde, begabter Geſchichtsſchreiber, Begründer der bedeutenden belgiſchen Papierfabriken in Zaventhem, Beſitzer einer wertvollen Gemäldeſammlung, am 30. April, in Brüſſel.

— Edward Tesdorpf, Geheimer Konferenzrat, der langjährige Präſident der königlich däniſchen Landbaugeſellſchaft, einer der reichſten und tüchtigſten Landwirte Dänemarks, 71 Jahre alt, am 2. Mai, auf ſeinem Gute Orupgaard auf Falſter.

— [illegible], früherer niederländiſcher Kriegsminiſter, zuletzt Mitglied der zweiten Kammer, am 3. Mai, im Haag.

— Robert Damon, tüchtiger Geologe und Naturforſcher, 76 Jahre alt, am 4. Mai, in Weymouth.

— Juſtus Boſelmann, Vorkämpfer der nationalliberalen Partei im Lüneburgiſchen, Mitglied des Reichstages und des preußiſchen Landtages, 74 Jahre alt, am 5. Mai, in [illegible], Hannover.

— Profeſſor Dr. Heinrich Guſtav Reichenbach, der Direktor des Hamburger botaniſchen Gartens, hervorragender Botaniker, 65 Jahre alt, am 6. Mai, in Hamburg.

— Ritter von Schmitzhauſen, k. k. Hauptmann im 73. Landwehrbataillon, der ſich beſonders 1848 bei der Erſtürmung von [illegible] auszeichnete, am 6. Mai, in Görz.

— Ferdinand Freiherr von Tuſch, großherzoglich badiſcher Kammerherr und Geheimerat, früher badiſcher Geſandter am württembergiſchen Hof, am 8. Mai, in Heidelberg.

— Karl Schobert, k. k. Rat, tüchtiger Schulmann und pädagogiſcher Schriftſteller, 65 Jahre alt, am 9. Mai, in Wien.

— Alfred Reinhard Freiherr von Röder, königlich württembergiſcher Oberſt und Kommandeur der 27. Kavalleriebrigade, 45 Jahre alt, am 10. Mai, in Stuttgart.

— Prinz Friedrich Wilhelm von Heſſen, Graf von Schaumburg, älteſter Sohn des letzten Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Heſſen und der Fürſtin Gertrud von Hanau, geb. Falkenſtein, 57 Jahre alt, am 11. Mai, in Riesbach-Zürich.

— Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, Königin von Bayern, Witwe des am 10. März 1864 verſtorbenen Königs Maximilian II. Joſef, 63 Jahre alt, am 17. Mai, in Hohenſchwangau.

Marie Antoinette und die Mode.

Von

Robert Prölß.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Zu den Fehlern, welche man der unglücklichen Gemahlin Ludwigs XVI. zur Laſt gelegt hat, gehört auch ihr Hang zur Verſchwendung, ihre Liebe zum Luxus und zur Mode. Nicht das aber würde Tadel verdienen, daß eine junge, liebenswürdige Fürſtin, vom Schickſal auf einen der glänzendſten Throne der Welt geſtellt, ſich berufen gefühlt, dem Modegeſchmack ihrer Zeit und ihrer Nation die Richtung, das Muſter, die Form zu geben, da ſie ja hierdurch ſehr wohlthätig zu wirken vermocht haben würde, ſondern nur das, daß es zum Teil in einer der Würde und Verantwortlichkeit ihrer hohen Stellung unangemeſſenen Weiſe geſchah und mehr ſchädliche als nützliche Wirkungen äußerte.

Verſchiedene der neueſten Geſchichtſchreiber glauben dieſe allerdings viel verleumdete Fürſtin von ihrem politiſchen Parteiſtandpunkt aus von jedem Fehler, jeder Schwäche, ſelbſt jeder Unbeſonnenheit und Unvorſichtigkeit freiſprechen oder doch dieſe einzig aus ihrem guten Herzen erklären zu können, obſchon es beſſer geweſen wäre, ſich bei ihrer Verteidigung nur auf das zu beſchränken, was ſich zu ihrer Entſchuldigung anführen ließ und wofür es an ſchwerwiegenden Umſtänden nicht fehlt. Solcher Einſeitigkeit begegnet man auch wieder in dem ebenſo umfangreichen als glänzend ausgeſtatteten Werke des Grafen de Reiſet, welches den Doppeltitel: „Modes et usages au temps de Marie Antoinette. Livre-journal de Madame Eloffe, marchande de modes“, trägt. So intereſſant dieſes Werk nicht nur für die Geſchichte der Mode, ſondern auch für die Geſchichte Marie Antoinettes und ihrer Zeit iſt, ſo ſind die darin enthaltenen Mitteilungen doch noch keineswegs, wie Graf de Reiſet glaubt, geeignet, die gegen die Verſchwendung und Modeſucht dieſer Fürſtin erhobenen Beſchwerden ganz zu entkräften und zu widerlegen. Obgleich für die Kleidung der Königin etatmäßig die hohe Summe von 100,000 Livres jährlich ausgeſetzt war, wurde dieſelbe faſt ſtets überſchritten, ſo daß die für das Spiel, die Wohlthätigkeit und die Geſchenke beſtimmten Gelder dafür mit in Anſpruch genommen werden mußten. Da aber die Königin andererſeits im Spiel oft ſehr hohe Summen verlor oder ſolche für andere Gegenſtände, wie zum Beiſpiel 1778 für Diamanten, verausgabte, ſo mag es allerdings bisweilen vorgekommen ſein, daß ſie, wie eine ihrer Kammerfrauen, Madame Campan, verſichert, zu Einſchränkungen an der unrichtigen Stelle verleitet wurde.

Als die vierzehnundeinhalbjährige Antoinette an der franzöſiſchen Grenze zu Kehl in einem köſtbaren Pavillon empfangen worden war, hatte ſie all ihre deutſchen Kleider bis auf das Weißzeug mit franzöſiſchen vertauſchen müſſen, zum Zeichen, daß ſie fortan mit Leib und Seele nur noch Franzöſin ſein wolle und ſolle. Halb noch ein Kind, dazu eine mit Mißtrauen, ja zum Teil ſelbſt mit verſteckter Feindſeligkeit betrachtete Fremde, an einem verſchwenderiſchen, der Vergnügungsſucht und Prachtliebe ergebenen Hofe, der ſeine innere Verdorbenheit unter einer glänzenden Bildung und einer ſtreng geregelten Etikette zu verbergen wußte, hatte ſie zunächſt weder Macht noch Gelegenheit, einen beſtimmenden Einfluß auf die Formen des geſellſchaftlichen Lebens und der Mode auszuüben, zumal ihre Mutter, Graf Mercy, der öſterreichiſche Geſandte in Paris, und der ihr zur Seite gegebene Mentor, Abbé Vermond, es ihr dringend ans Herz legten, ſich das Wohlwollen und Vertrauen des Hofes und der Nation durch die ſorgfältige Beobachtung der höfiſchen Etikette und nationalen Gebräuche zu gewinnen und zu bewahren. Weit entfernt, der Mode ſchon damals das Geſetz vorſchreiben zu können, mußte ſie vielmehr ſelbſt darin in die Schule gehen. Sie fand in Mesdames von Frankreich, den Töchtern Ludwigs XV., beſonders in Madame Adelaide, dafür kundige Lehrerinnen. Beſtrebt, am Hofe ihres Vaters die erſte Rolle zu ſpielen, entfaltete dieſe einen ungewöhnlichen Aufwand, den ſie, begünſtigt durch eine angenehme Erſcheinung und eine vielſeitige Bildung, mit Geſchmack zu verwenden wußte. Nicht von ihr aber erhielt Marie Antoinette die Richtung auf das Auffällige und Ausſchweifende.

Sie hatte aus Furcht, aus der erſten Stelle am Hofe ihres Vaters verdrängt zu werden, die Verbindung des Dauphins mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſin um ſo mehr zu hintertreiben geſucht, als ſie eine Gegnerin der öſterreichiſchen Allianz war. Der vollendeten Thatſache gegenüber befleißigte ſie ſich jedoch eines vorſichtigen Verhaltens. Sie war klug genug, einzuſehen, daß es das beſte Mittel, den ihr gefahrdrohenden Einfluß abzuſchwächen, ſei, ſich der Dauphine ſelbſt zu bemächtigen, deren Vertrauen ſie in der That bald gewonnen hatte, was ſie freilich nicht hinderte, im Geheimen gegen ſie thätig zu ſein und Mißtrauen in dem Herzen des Königs und in dem ihres Gatten gelegentlich gegen ſie zu erwecken.

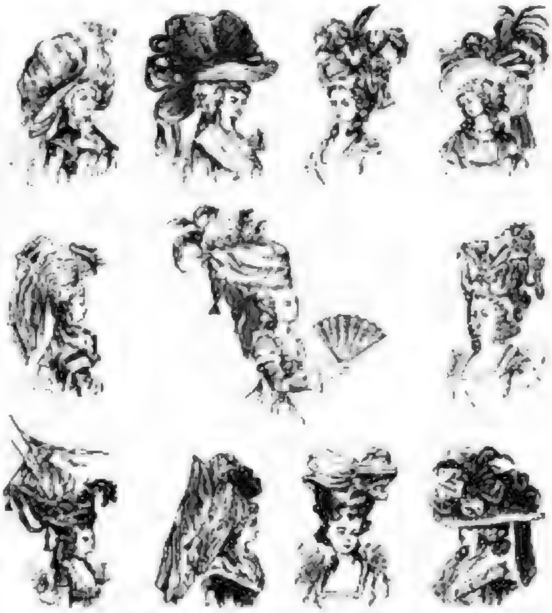
Es war natürlich, daß ein junges, gefeiertes, lebensfreudiges Weſen wie Marie Antoinette, deren Aufgabe hauptſächlich darin beſtand, zu glänzen und Gefallen zu erregen, und der verſchwenderiſche Mittel zu Dienſten ſtanden, dieſe hierzu auch zu benutzen trachtete. Sie hatte ſchon damals einen Hofſtaat von mehr als zweihundertundfünfzig Perſonen, und vorſchriftsmäßig war ihre Toilette auf zwölf Staatsroben und vierundzwanzig minder reiche Toiletten für den Winter, auf ebenſoviele für den Sommer und auf etwa die gleiche Zahl für Frühling und Herbſt zuſammen berechnet. Nicht minder natürlich aber war es, daß die junge Königin ſich dem Zwang der Etikette nach und nach zu entziehen ſtrebte, die ihr die freie Wahl in der Benützung dieſer reichen Mittel verkümmerte und ihr ganzes Leben und jede ihrer Bewegungen von Stunde zu Stunde unter die oft wunderlichſten Vorſchriften und unter die peinlichſte Beobachtung ſtellte. Um hiervon einen Begriff zu geben, wird die Erwähnung eines einzigen von Madame Campan mitgeteilten Zuges genügen. Das Aufſtehen der Königin, das Waſchen und Baden, die Toilette fand immer in Gegenwart der hierzu berechtigten Hofchargen ſtatt. Da der Dienſt eine Ehre war, ſo mußte jede gerade in Ausführung begriffene Dienſtleiſtung an die höhere Charge abgetreten werden, ſobald dieſelbe zufällig dabei erſchien. Befahl die Königin ein Glas Waſſer, ſo war es zunächſt die Pflicht des Kammerjunkers, dasſelbe zu überreichen. Kam aber zufällig die Ehrendame herein, ſo war dieſe genötigt, den Dienſt zu übernehmen und dieſen an Madame oder an Madame Artois abzutreten, falls auch von dieſen Prinzeſſinnen eine oder die andere dazwiſchenkam. Eines Tages, da Marie Antoinette das Hemd wechſeln wollte und ſchon völlig entkleidet war, um es von Madame Campan dargereicht zu erhalten, trat die Ehrendame ins Zimmer, zog ihre Handſchuhe aus und nahm ihrerſeits das Hemd in Empfang. In dieſem Augenblicke hört man die Thüre gehen, es iſt die Herzogin von Orleans, die ſich nun ebenfalls der Handſchuhe entledigen muß, während die Ehrendame das Hemd an Madame Campan zurückgibt, die es der Herzogin reicht. Da erſcheint auch noch Madame, und das Verfahren muß noch einmal wiederholt werden, obſchon die Königin in ungeduldiger Erwartung fröſtelnd die Arme über die Bruſt kreuzt und vor ſich hinmurmelt: „Wie häßlich das iſt!“

Das Koſtüm hatte ſeit Ludwig XIV. keine durchgreifende Neugeſtaltung erfahren, im einzelnen aber eine Menge Wandlungen durchlaufen. Nachdem um das erſte Viertel des Jahrhunderts der Puder die Perücke verdrängt, rief der

Eine Schäferſzene. Nach Boucher.

erwachende Sinn für die Natur eine Mode ins Leben, die ſich dem Geiſt und den Formen der Ueberlieferung möglichſt anzupaſſen ſuchte. Der Schäfergeſchmack, wie wir ihn in ſeinem gezierten, koketten, bauſchigen, aber graziöſen Weſen aus den anmutigen Bildern Bouchers, Watteaus und ihrer Nachfolger kennen, kam auf. Daneben erhielten ſich auch die langen Frauengewänder, nur daß ſie noch vorn den Fuß frei werden ließen. Der Reifrock erſchien aufs neue und nahm eine trichterartige, dann eine kuppelförmige Geſtalt an, die ſich ſpäter um die Hüften noch aufbauſchte. Die Weite der Mode bildete einen ſeltſamen Gegenſatz zu dem kurzen, meiſt anliegend getragenen Haar, von dem höchſtens zwei Locken in den Nacken herabfielen und welches geſchmackvoll mit Spitze oder Band verziert war. Von 1750 an ſtieg das Haar langſam wieder. Die Anordnung desſelben, ſowie die Kopfbedeckung machten bald das Hauptſtück der Toilette aus. Der Friſeur wurde Künſtler, die Modiſtin Künſtlerin. Als Marie Antoinette nach Paris kam, fingen die hohen Haartrachten an in Aufnahme zu kommen. Durch ſie wurden ſie auf den Gipfel ihrer Entwicklung gebracht. Es gab dort ſchon damals an zwölfhundert Haarkünſtler, die mit den Perückenmachern in offenem Kampfe lagen. „Die Kunſt des Coiffeurs“ — heißt es in einer Verteidigungsſchrift der erſteren — „verlangt Genie, daher ſie eine freie und liberale Kunſt iſt. Hat er doch immer die Schätze Golkondas unter den Händen. Der Perückenmacher verarbeitet das tote Haar, wir geben dem lebendigen ſeine Form. Jener verkauft ſeine Stoffe, wie unſere leitende Hand.“ Der Coiffeur Legros errichtete eine Akademie für die Haarkunſt. Leonard machte ſich beſonders durch ſeine Spitzen- und Gazearrangements berühmt. Er wurde, wie es ſcheint, ſchon früh Hofcoiffeur und ſpäter auch Kammerdiener Marie Antoinettes, was ſeine hohe Meinung von ſich noch bedeutend ſteigerte. Schon vor dem Jahre 1772 brachte er die Coiffure à la dauphine in Aufnahme, bei welcher die hoch hinaufgekämmten und hier zuſammengefaßten Haare wieder in Locken herabſanken. Ihr folgte la coiffure d'apparat dite loge d'Opéra, welche dem Kopf, vom Kinn bis zur Spitze, eine Höhe von zweiundſiebenzig Centimeter gab. Durch ſie kamen die Federn in Aufnahme, die hier auf der linken Seite getragen und mit einer Rubinnadel befeſtigt wurden.

Die Begeiſterung, welche die liebenswürdige Fürſtin bei ihrem Erſcheinen in Paris erregt hatte, machte ſie bald zum Mittelpunkt des allgemeinen Intereſſes. Nichts iſt begreiflicher, als daß die Mode ſich dieſes Taumels bemächtigte. Die Couleur cheveux de la Reine wurde die Modefarbe der Zeit. Die Hoffnung, welche die neue Regierung erregte, ſprach ſich in der Coiffure au temps présent ſymboliſch aus, welche in einer mit Kornähren geſchmückten und von zwei Füllhörnern überragten Haube beſtand. Ueberhaupt darf das allegoriſch-ſymboliſche Element der damaligen Moden nicht überſehen werden. Die Verheißung des Königs, ſich Heinrich IV. zum Muſter nehmen zu wollen, veranlaßte den Verſuch, das Koſtüm dieſes Fürſten wieder in die Mode zu bringen.

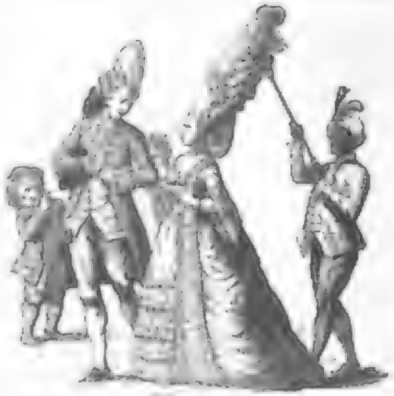


Weibliche Haartrachten und Kopfbedeckungen aus den Jahren 1770–1785.

Nach Madame Campan ſoll es die ihr von der Herzogin von Chartres zugeführte Demoiſelle Bertin geweſen ſein, welche dem Modegeſchmack der Königin die ausſchweifende Richtung gab. Wenn ihr aber auch Demoiſelle Bertin dieſe empfehlen mochte, ſo iſt ſie doch wohl in berechtigterer Weiſe dem Bruder des Königs, dem Grafen Artois, zur Laſt zu legen, der ſich darin auszeichnete und ſchon lange großen Einfluß auf Marie Antoinette gewonnen hatte. Im Jahre 1774 führte die Königin bei den von ihr in Aufnahme gebrachten Schlittenfahrten die Coiffure à la Quesaco in die Mode ein. Sie wurde durch eine dieſen, den Memoiren Beaumarchais' entnommenen Namen tragende Nadel zu unglaublicher Höhe gebracht und endete von einem Federbuſche gehalten. Gleichzeitig fanden die Coiffuren à la Monte au ciel und en pouf großen Beifall, welch letztere in verſchiedenen Ableitungen die Lieblingsgegenſtände der Trägerin zur Darſtellung brachte, wie Schmetterlinge, Vögel, Hunde, Blumen, Früchte, Gemüſe und Landſchaften. Im folgenden Jahre ſchreibt Mercy der Kaiſerin, daß der König ſeiner jungen Gemahlin eine Brillanthaarnadel mit der Bemerkung geſchenkt habe, daß ihr Haar all dieſer Coiffuren durchaus nicht bedürfe. Mercy widerruft zwar in einem ſpätern Brief dieſen Zuſatz, er entſpricht aber der Denkweiſe des Königs vollſtändig, der, wie aus noch vielen anderen Berichten der Zeit hervorgeht, die Modeliebhabereien der Königin keineswegs billigte und die Satire wider ſie gelegentlich ſelbſt mit aufmunterte. Mercy glaubte dagegen, auf dieſe Dinge nur wenig Gewicht legen zu ſollen, und Marie Antoinette ſelbſt äußert ſich darüber aufs unbefangenſte. „Es iſt wahr“ — ſchreibt ſie ihrer Mutter einmal — „daß ich mich ein wenig mit meinem Putze beſchäftige, was aber die Federn betrifft, ſo trägt alle Welt deren, und es würde ſonderbar erſcheinen, wenn ich mich davon ausſchließen wollte. — Ich werde meiner lieben Mutter mit dem nächſten Eilboten Zeichnungen meiner Haartrachten ſchicken. Sie wird ſie lächerlich finden, hier aber ſind die Augen ſo an dieſelben gewöhnt, daß man dies gar nicht bemerkt.“

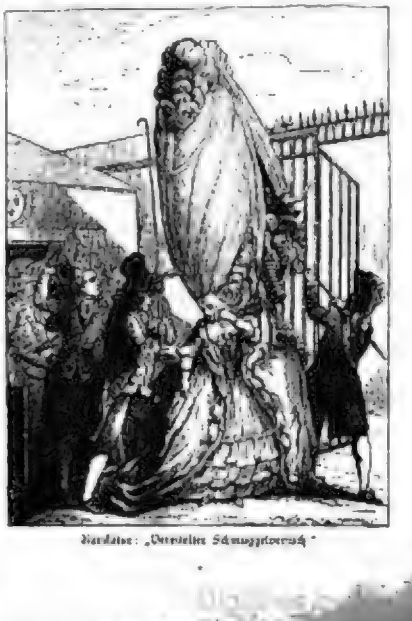
Die Kaiſerin dachte jedoch anders darüber und fand, daß Anzüge, wie ſie ſonſt nur galante Frauen zu tragen wagten, der Würde einer Königin von Frankreich wenig anſtänden. Strenger noch urteilte Joſef II. darüber, der namentlich gegen den Gebrauch der Schminke eiferte. Eine Stelle bei Madame Campan, die Marie Antoinette doch ſo ſehr in Schutz nimmt, beweiſt, daß es auch in Paris mit verſchiedenen Augen angeſehen wurde und die Sache keineswegs ohne bedenkliche Folgen war. „Man darf ſagen“ — leſen wir hier — „daß der Zutritt einer Modehändlerin bei der Königin ſehr nachteilig auf ſie einwirkte. Sie fing an, ihre Toilette zur Hauptbeſchäftigung zu machen, was von den übrigen Frauen raſch nachgeahmt wurde. Man wollte jetzt nur noch dieſelben Gewänder, Blumen und Federn wie die Königin tragen, deren damals im vollen Glanze ſtehende Schönheit dieſen Dingen ſo großen Reiz verlieh. Die Ausgaben der jungen Damen ſteigerten ſich hiedurch ins maßloſe. Die Mütter und Männer murrten. Einige jener Unbeſonnenen ſtürzten ſich in Schulden. Es gab verdrießliche Familienhändel. Ehen erkalteten oder wurden auch aufgelöſt. Es entſtand ein allgemeines Geſchrei, daß die Königin alle franzöſiſchen Damen zu Grunde richte.“ Marie Antoinette wollte jetzt von niemand anderem mehr angezogen werden als von Demoiſelle Bertin, mit der ſie ſich nach der öffentlichen Toilette gegen die vorgeſchriebene Etikette zurückzog. Auch erſchien dieſe Modiſtin wöchentlich zweimal zur Beratung neuer Toiletten bei ihr, was Demoiſelle Bertin „mit der Königin arbeiten“ nannte. „Zeigen Sie doch Madame einige Proben meiner Arbeit mit der Königin,“ pflegte dieſelbe zu ſagen, um Eindruck auf ihre Kundſchaft zu machen.

Marie Antoinette hatte alſo wohl recht, wenn ſie ſagte, daß nicht wenige Damen mit ihr in ausſchweifenden Moden wetteiferten, nur verſchwieg ſie dabei, daß ſie hauptſächlich die Veranlaſſung dazu gab. Die Coiffuren hatten jetzt eine Höhe erreicht, daß die Damen nur gebückt oder knieend im Wagen ſitzen konnten oder wohl auch den Kopf zu dieſem herausſteckten. Natürlich fehlte es nicht an Spottliedern und Karikaturen darauf, und der Komiker Carlin wagte es einſt, als ſolche vor der Königin ſelbſt zu erſcheinen. Auch Hauben und Hüte ſpielten eine große Rolle und nahmen zum Teil die ausſchweifendſten Formen an. Man erblickte ſelbſt beim Empfang, im Theater, auf Bällen im Hut



Facſimile einer Karikatur aus den Tagen Marie Antoinettes.

Gruppe aus einem Bilde von Hans Makart.



Karikatur: „Vereitelter Schmuggelverſuch.“

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Der sechste Kongreß des deutschen Schachbundes eröffnet am 14. Juli in Breslau seine Sitzungen. Die Anmeldungen für das Meisterturnier müssen spätestens am 15. Juni beim Vorsitzenden des Schachklubs „Anderssen“, Herrn B. Schäfer (Neumarkt 3) eingetroffen sein, wenn sie berücksichtigt werden sollen. Am Sonntag, 14. Juli, versammeln sich die Teilnehmer im großen Saal der Gesellschaftsräumlichkeiten „Zum Münchener Kindl“ am Zwingerplatz. Dort findet die Begrüßung der Gäste statt, daran knüpft sich die Bekanntmachung der Reihenfolge des Turniers und der Bericht des Generalsekretärs H. Zwanzig über Bundesangelegenheiten.

Die Kämpfe beginnen am folgenden Tage. — Den Schluß des Kongresses wird ein Festmahl auf der Liebichshöhe bilden, verbunden mit der Verteilung der Siegespreise.

Im Meisterturnier spielt jeder Wettkämpfer mit jedem anderen eine Partie, der Einsatz beträgt 20 Mark. Für den ersten Sieger hat der deutsche Schachbund den Preis von 1000 Mark ausgesetzt. Die übrigen vier Preise belaufen sich auf 700, 500, 300 und 150 Mark. Neben dem Meisterturnier werden ferner Wettkämpfe ihren Verlauf nehmen, zu denen auch ein Hauptturnier gehört. Die Leitung des Meisterturniers hat der Generalsekretär selbst übernommen. Für das [illegible] mit dem Kongreß verbundene Problemturnier sind 35 Bewerbungen eingetroffen. Des Preisrichteramtes walten die Herren Hermann v. Gottschall in Leipzig und Max Kürschner in Nürnberg. Im Preislösen [illegible] entscheidet die Stimme des Herrn Richard Mangelsdorf in Leipzig. — Sämtliche Sieger erhalten außer den Preisen Ehrenurkunden.

In das Meisterturnier des seit dem 25. März in Newyork tagenden sechsten amerikanischen Schachkongresses sind 20 Teilnehmer eingetreten: die Herren J. und D. Baird, Bird, Blackburne, Burn, Burille, Delmar, Gossip, Gunsberg, Hanham, Judd, M'Leod, Lipschütz, Martinez, Mason, Pollock, Showalter, Taubenhaus, Tschigorin und Weiß. Die Mehrzahl besteht aus bekannten Meistern ersten Ranges. Wilhelm Steinitz wurde durch Ueberhäufung mit literarischen Arbeiten, Mackenzie durch leidenden Gesundheitszustand an der Teilnahme behindert. Am 27. April standen Weiß aus Wien und Blackburne und Burn aus London an der Spitze. Jener hatte 21½, diese 21 Gewinnpartien. Die unentschiedenen Partien zählen bekanntlich als ½.

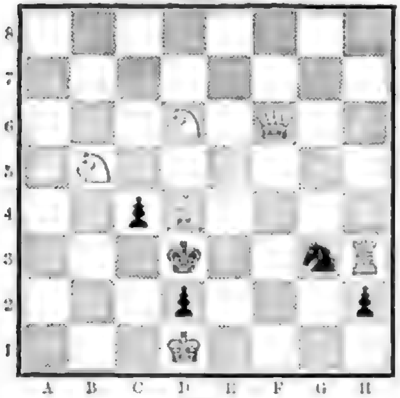
In den Selbstmattaufgaben zwingt der Anziehende (Weiß) den Nachziehenden (Schwarz), ihn, den Anziehenden (Weiß), in vorgeschriebener Anzahl von Zügen mattzusetzen.

Dieses Ziel ist dem in der Schachpartie und in der Mehrzahl der Probleme erstrebten entgegengesetzt. Hier möge ein leichtes, elegantes Beispiel folgen.

Aufgabe Nro. 505.

Von K. Stål in Gotheborg.

Schwarz.



Weiß.

Selbstmatt in zwei Zügen.

Auflösung der Aufgabe Nro. 502:

Weiß.	Schwarz.
1) D. D 3 – E 4	1) K. B 5 n. C 5.
2) S. G 3 n. C 7	2) B 7 – B 5 oder anders.
3) B 3 – B 4 oder D. E 4 – C 4 Matt.	
A)	
1)	1) K. B 5 – A 5 oder B 7 – B 6.
2) D. E 4 – A 4 + ...	2) Beliebig.
3) S. C 5 – D 7 oder D. A 4 – C 4 Matt.	
B)	
1)	1) Beliebig anders.
2) S. C 5 – D 7	2) Beliebig.
3) D. E 4 – A 4 Matt.	

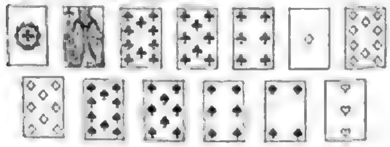
(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 82.

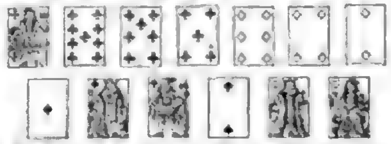
Whist.

Treff ist Atout.

Im Strohmann, dritte Hand, liegen:



Der Gegner zur Rechten, zweite Hand, hat:

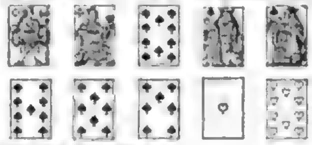


Eine Renonce ist in keiner Hand vorhanden. Obwohl der Spieler nur zwei Blatt Atout in der Hand hat, macht er die Gegner Groß-Schlemm. Welche Karten hatte er und wie wurde das Spiel gespielt?

Auflösung der Aufgabe Nro. 80:

Skat.

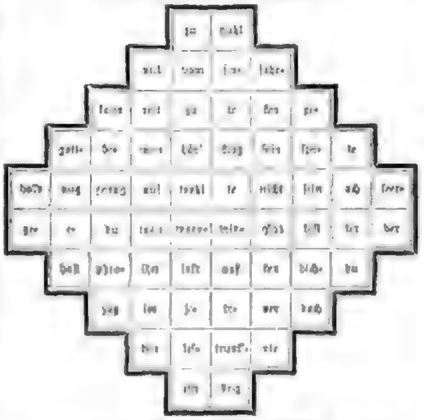
Im Skat lagen Carreau-Sieben und der König; Hinterhand hatte:



Das Spiel bedarf keiner Erläuterung.

Ein-Schritt-Läufer-Zug.*)

Von Rudi von Warnkenhagen.

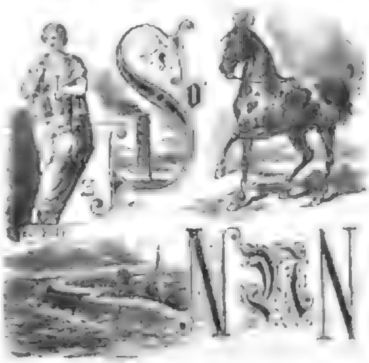


*) Außer einem Königszug — lauter einschrittige Läuferzüge.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 705:

[illegible]

Bilderrätsel.



Auflösung des Fontänenrätsels Seite 705:

Den Schlüssel geben die beiden Fruchtschalen. In der obern Schale sind zwei, in der untern drei Früchte. Ueberspringt man in der obern Buchstabenreihe zwei, in der untern Reihe je drei Buchstaben, so erhält man das Sprichwort: „Es ist nicht alles Gold was glänzt“.

Rätsel.

Wenn du zusammenmischest ein Gö
Und einen Baum von stattlicher Höh'
Und den Namen, den man in alter Zeit
Einem großen Strom Europas geweiht,
So hast du den Titel, einst viel gebraucht,
Jetzt fast in das Meer des Vergessens getaucht.

Auflösung des Umstell-Rätsels Seite 705:

E	N	G	L	A	N	D	I
I	R	O	N	I	E	W	R
N	O	R	M	A	C	A	R
E	L	C	H	T	A	N	L
G	O	A	M	O	H	J	I
U	R	H	A	A	O	U	C
E	I	A	A	S	R	R	H
N	N	I	S	T	S	A	T

Die Wacht am Rhein.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nro. 35 des
siebenzehnten Jahrgangs der

Deutschen Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer“
═ Stuttgart-Ausgabe ═
Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich,
in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

hat neu begonnen:

Im Regiment.

Roman von

H. v. Osten.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

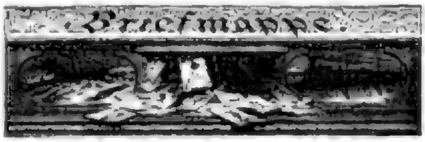
Von der „**Salon**“**-Ausgabe** der „Deutschen Romanbibliothek“, welche in jährlich 26 Halbbänden (von je 10—11 Bogen) à 40 Pf. in Buchform erscheint, wurde soeben der 11. Halbband des Jahrgangs 1889 ausgegeben. Diese „Salon“-Ausgabe hat den Vorteil des kleineren (Buch-) Formats und ermöglicht, jeden der bereits erschienenen Romane sofort einbinden zu lassen, da jeder Roman apart paginiert ist.

Die bereits erschienenen Nummern, Hefte oder Halbbände des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum Subskriptionspreis nachgeliefert.

Wir laden alle Abonnenten von „**Ueber Land und Meer**“ zum Abonnement auf unsere „**Deutsche Romanbibliothek**“ als überaus billiges und äußerst gediegenes Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.



Friedrich W. in Freiburg in Schlesien und M. H. in Budapest. Diese Marken sind zu beziehen durch ihren Erfinder, Ingenieur O. [illegible] in Darmstadt, Ludwigsstraße 61.

M. L. G. in Tr. Ihre kleine Gabe kommt für dieses Jahr etwas spät, da wir andere Anordnungen, namentlich für derartige Beiträge, zum [illegible] Feste vorbereiteten, und für nächstes Jahr sie aufzubewahren, können wir nicht versprechen.

Abonnent seit Anbeginn in Antwerpen. Den hauptsächlichsten Ihrer Wünsche haben Sie inzwischen bereits befriedigt gefunden; die weiteren ziehen wir gern in Erwägung.

D. M. in D. 1) Daß bei Ihnen [illegible] dieselbe [illegible] Compositionsfähigkeit zeigt wie in der alten Heimat, haben wir in Ihren Versen mit Vergnügen erkannt. Den Aufsätzchen, die wir [illegible], ist jedoch nicht ganz gerecht.

Karl M. in Chemnitz. 1) Sollten die zwei verwischten 7 nicht vielmehr zwei 1 sein? Dann könnte man die Jahreszahl 1677 herausleſen. 2) Die Marke kann sehr wohl echt sein. Um sich darüber volle Gewißheit zu verschaffen, müssen Sie Ihr Exemplar freilich einem Sachverständigen zur Prüfung vorlegen.

Langjähriger Abonnent in Neuß. Gegen Ameisen innerhalb des Hauses ist in der That nicht leicht aufzukommen. Vor Jahren teilte einer unserer Abonnenten im Interesse eines andern uns den Rat mit, in die Richtung, in der die Tiere zu kommen pflegen, Kalk, am besten die von Buchenholz zu streuen, indem man aus ihr gewissermaßen einen weißeren Wall bildet, der die Wege der kleinen Insekten kreuzt und abschneidet. Aus welchem Grunde sie denselben nicht überschreiten sollen, ist uns unbekannt; aber vielleicht versuchen Sie es einmal damit oder mit dem Streuen von Kochsalz, dem man denselben Erfolg nachrühmt. Zuverlässiger scheint uns allerdings das freilich auch umständlichere Mittel, den Herd des Uebels aufzusuchen, der sich gewöhnlich in verwitterten Holzteilen unter dem Fußboden findet. Sobald die fremden Balken oder Bretterwerk durch gesundes Holz ersetzt sind, verschwinden auch die Ameisen.

Abonnentin in Hamburg. Das älteste der bestehenden Moden-Journale ist „Der Bazar“. Diese Damen-Zeitung erscheint seit 35 Jahren zu Berlin; fremdsprachliche Ausgaben derselben erscheinen zu Paris, London, Madrid, St. Petersburg, New-York, Warschau, Prag, Budapest, Mailand, Bergen.

Adolf L. in Frankfurt. Ihr Gedicht beginnt sehr gut, die Fortsetzung aber ist bei beiden ersten Strophen, in denen nur „entzückend“ und „verlaßt“ zu nahe an einander stehen, nicht ganz einwandfrei und der Schluß zu gewöhnlich.

J. G. in Budapest. Es spricht alles für Ihre Vermutung, daß der zu Anfang des Jahres 1876 als Unterſteuermann auf der amerikanischen Brigg „E. C. Madeira“, Kapitän Mollender, glücklich in Philadelphia angelangte, damals [illegible] Georg Smith, von dem seither niemand mehr etwas vernommen, bald nach jener Zeit von einem Unfall betroffen worden ist. Jedoch tragen wir gern Ihrem Wunsche Rechnung, indem wir ihn, falls er doch noch am Leben sein und dieses Blatt ihm zu Gesicht kommen sollte, auffordern, euch in Ihrem Interesse Nachricht über seinen Verbleib zu geben.

„Blinder Heſſe“. Ei, ei, wer wird ein ſo bedenkliches Schimpfwort wählen! [illegible] 1) Beides iſt zuläſſig. Es kommt ganz darauf an, ob man den Zeitpunkt oder den zeitlichen Charakter ſtärker betonen will. Im erſteren Fall wird dem Indikativ, im letzteren Fall dem Konjunktiv der Vorzug zu geben ſein. 2) In Preußen und allen nach ſtrengeren Grundſätzen verwalteten Ländern, ja. Der eine oder andere Weg der Beförderung iſt dem Belieben des einzelnen anheimgegeben. [illegible], wo nicht beſondere Gründe dafür ſprechen, durchweg. 3) Sofern man dem perſönlichen Anteil an der Trauer auch ein äußerliches, ſichtbares Zeichen zu geben wünſcht, ja. 4) Jedenfalls wäre dabei zunächſt Anwendung derjenigen [illegible] erforderlich, welche die [illegible] aufgeſtellt hat. Nur ein erfahrener Rechtsanwalt kann auch [illegible], ob er für den bezüglichen Fall zur Klage berechtigt iſt oder nicht.

Fillipp F. in M. Nicht recht nach unſerem Geſchmack.

L. N. in O[illegible]. Die Akademie oder auch das Realgymnaſium ſind die richtigen Vorbereitungsanſtalten für dieſen Beruf. Wir glauben nicht, daß Sie fehlgehen, wenn Sie Ihren Sohn bis zur Erwerbung des Einjährig-Freiwilligen-Zeugniſſes auf ſeiner jetzigen Bildungsſtätte belaſſen. Uebrigens empfehlen wir Ihnen, die Abſchnitte über den für Ihren Sohn in Ausſicht genommenen Beruf in A. Diezels „Berufswahl im Staatsdienſte“, Verlag von C. A. Koch in Leipzig oder in H. Böttchers „Reichs- und Staatsdienſt“, Verlag von W. Violet [illegible], die in jeder Buchhandlung erhältlich, nachzuleſen.

L. Sch. in Berlin. Ein Irrtum:

„Es wollte und ſie vermag niemand zu ſprechen
Die Zung' vom Himmelsthron — die Blumen brechen.“

Die armen Blumen!

C. S. W. in Straßburg. In Paul Lindaus Buch „Intereſſante Fälle“, Verlag von Schottlaender in Breslau, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

E. O. in Crefeld. 1) Es gibt allerdings ſolche Bücher, deren Titel Sie leicht in einer guten Buchhandlung erfragen können. Aber [illegible] iſt in dieſem Fall nicht [illegible] ein Ding der Unmöglichkeit. 2) Darauf iſt außerordentlich wenig Ausſicht, da [illegible] in mehr als genügender Ueberzahl gegenüber dem verhältnismäßig beſchränkten Bedarf vorhanden iſt. Ohne die [illegible] Beziehungen oder ganz außerordentliches Glück iſt da kein Erfolg zu erhoffen.

Abonnent in M. Das iſt, ſoweit unſere Erinnerung zurückreicht, das erſtemal, daß einem unſerer verehrten Leſer nach dieſer Richtung hin des Guten zu viel geſchehen. Uebrigens brauchen Sie ſich [illegible] Umſtände, die zeitweilig dieſe Fälle nach der einen Richtung [illegible]; demnächſt wird auch die von Ihnen Bevorzugte wieder in noch anſehnlicher Weiſe zum Wort gelangen.

K. K. C. in M. An ein Stellenvermittlungsbureau.

Olga in Budapeſt. Wenn Sie die Blumen [illegible] legen und [illegible], ſo bewahren ſie in den meiſten Fällen ihre friſche natürliche Farbe. Nur bei Roſen, die beſonders ſaftige, fleiſchige Blütenblätter haben, erreicht man weder mit dieſem noch mit einem andern bekannten Verfahren das erwünſchte Ziel.

Thomas Gebelzkin in Budapeſt. „Dohlen ſind Schlauer“. Von den Jungen gilt das in ſo hohem Maße, daß [illegible] eine [illegible] war.

Fritz N. in Wien. In der ſtark hervortretenden Mundart für den größten Teil unſerer Leſer zu ſchwer verſtändlich.

H. E. 100 in Wiesbaden. 1) Ja. 2) Uns unbekannt.

E. F. in Karlsruhe. Den Holzſchnitt nach Zeichnung [illegible] Kaiſer Wilhelms I. brachten wir in Nro. 1 unſeres laufenden Jahrgangs.

C. H. in New-York. „Fliegende Blätter“.

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible] in Frankfurt a. M. „[illegible]“ in [illegible]. C. E. in [illegible]. [illegible] in Wien. [illegible] in Chicago. Daniel Krüger in München. [illegible] in [illegible]. Emil Hahn in Hamburg (3). [illegible]. „[illegible]“ in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Prag. [illegible]. [illegible] in Metz (2). [illegible]. Wilhelm u. L. in Köln. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Genf. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. „[illegible]“ in Berlin. Anna [illegible] in New-York.

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenſtr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ ([illegible]);
Budapeſt: Moritz Hacht IV. [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Die Carnevalsfeſtzeit in Berlin, von G. D. — Treu Gold. Novelle von A. von Klinckowſtroem. (Schluß.) — Die Jägerin, von M. G. W. „[illegible]“ [illegible] .... — [illegible], von P. — Zwei hervorragende Führer der deutſchen Marine, von [illegible]. — [illegible]. — [illegible] von [illegible]. — Königin Olga von Württemberg in Lebensgröße. — [illegible]. — An die Nacht. Gedicht von Ernſt Zitel. — Litteratur. — [illegible]. — Marie Antoinette und die Mode, von Robert Prölß. I. — Schach. — Rätſelſpiele. — Rätſel: [illegible]; Auflöſung [illegible]; Auflöſung [illegible]. — Briefmappe.

Illuſtrationen: Der deutſche Reichskanzler empfängt [illegible]. Originalzeichnung [illegible] Hermann Lüders. — Jägerin. Gemälde von Georg Papperitz. — [illegible] im Salzachthal. Gemälde von J. T. [illegible]. — Contreadmiral [illegible], Chef [illegible] der deutſchen Marine. — Contreadmiral Friedrich Hollmann, Chef des Admiralſtabes der deutſchen Marine. — [illegible]. — [illegible]. — Die [illegible] die Königin Olga von Württemberg am 27. April 1893 in Lebensgröße [illegible], nach einem Originale von H. von [illegible]. — Sechs photographiſche Originalaufnahmen von Joſeph von [illegible]. — Sechs Abbildungen zu dem Aufſatz: Marie Antoinette und die Mode.

Der Bazar.

Illuſtrirte Damenzeitung.

Eine Ausgabe in Großfolio: vierteljährlich (12 Wochen-Nummern). Preis 2½ Mark. In Oeſterreich nach Kurs. Beſtellungen für April bis Juni noch jederzeit bei allen Buchhandlungen, Poſtanſtalten (Poſtzeitungs-Katalog Nro. 707).

Inhalts-Ueberſicht der Nummern 19 und 20:

Moden: Sommermoden, Geſellſchaftskleider, [illegible], [illegible], Hüte, Mantillen, [illegible], Mantelets für Damen. — Kinder, [illegible]. [illegible] aller Art für Kinder. [illegible] u. ſ. w.

Handarbeiten: [illegible], Monogramme, [illegible], [illegible], [illegible], Kinderkittel(?), [illegible] u. ſ. w.

Ein großer doppelſeitiger Schnittmuſterbogen.

Unterhaltung: Recht und Liebe. Von Olga Wohlbrück(?) (Schluß). — [illegible]. Von Dr. [illegible]. — [illegible] von [illegible]. — [illegible]. Gedicht von [illegible]. — [illegible]. — [illegible]. — [illegible]. — [illegible]. — [illegible] für Mai. — [illegible]. — [illegible]. — Schach. Aufgaben, Silbenrätſel, Korreſpondenz und ſ. Auflöſungen.

Beilage: [illegible]. — [illegible]. — [illegible]. — Rathe und Winke von Frauen (Fortſetzung).

Anzeigen

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Moſſe, Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 40 ₰ Reichswährung.

Das Beſte Mittel zu lohnendem Erwerb im Hauſe iſt eine „Victoria“ für Hausinduſtrie, darauf [illegible] zum Socken, [illegible] Strickmaſchine [illegible] Laue & Timaeus in Löbtau-Dresden.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

[illegible]
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Soeben erschien in der Sammlung der „Meyers Reisebücher“:

PARIS und Nord-Frankreich.

[illegible], mit Berücksichtigung der Weltausstellung neu[illegible] Auflage. Mit 6 Karten und 30 Plänen. Braun geb. 6 Mark.

Französischer Sprachführer (Konversations-Wörterbuch) von Prof. [illegible] in Paris. Zweite vermehrte Auflage. Gebunden 2½ Mark.

Deutsche Alpen, I. Teil. [illegible] Braun geb. [illegible] M.
II. Teil: [illegible] Braun geb. [illegible] M.
III. Teil [illegible] Braun geb. [illegible] M.
Schweiz [illegible]
Süd-Deutschland und die angrenzenden Teile Österreichs. Braun geb. 5 M.
Rheinlande (Düsseldorf—Heidelberg). Braun geb. 4 M.
Norwegen, Schweden, Dänemark. Br. geb. 6 M.
Harz. Rot kartoniert 2 M.
Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße und Heidelberg. Rot kartoniert 2 M.
Riesengebirge u. die Grafschaft Glatz. Rot karton. 2 M.
Thüringen. Rot kart. 2 M.
Dresden u. die Sächs. Schweiz. Rot karton. 2 M.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Badeeinrichtungen
[illegible]
Douche-Apparate,
Badestühle
[illegible]
Zimmer-Closets
[illegible]
Email. [illegible]
[illegible]
Eisschränke
[illegible]
Zeppernick & Hartz,
[illegible]

Phot. Amateur-Apparate.
[illegible]
F. Krauss & Co., [illegible]

[illegible] Photographien [illegible]

Stottern
[illegible] Denhardt [illegible]

Preis-Ausſchreibung.
(Plakat-Entwürfe.)
[illegible] der erſte ℳ 300. —, der zweite ℳ 200. —, der dritte ℳ 150. —, der vierte ℳ 100. — und [illegible] als Preis erteilt.
[illegible] Bedingungen wollen ſich die Herren Künſtler an Herrn [illegible] in Hamburg, [illegible] 24 II wenden.

Sedelmaier & Schultz,
Optiſche Anſtalt,
München, [illegible] 17.
Das vorzüglichſte und preiswürdigſte aller Doppelferngläſer für Militär, Theater und Reiſe iſt unſer
Diſtanzglas
mit 8 Gläſern 43 m/m Objektivdurchmeſſer
achromatiſch [illegible]
[illegible]

Fernrohre ca. 12mal. Vergrößerung, achromatiſch, ganz in Metall, auf die [illegible]. Mk. 4.— u. [illegible]
Verſand nur gegen Nachnahme oder Voreinſendung des Betrags; [illegible]

10 Mark.
Remontoir-Uhren
[illegible]
[illegible]
Carl Hoff,
[illegible]
Cannſtatt-Stuttgart.

Photographie-Agentur

[illegible]

Ersparnisse

machen diejen. Damen, welche zur Beginn [illegible] Arbeiten Muster [illegible] Strickwollen, [illegible] Wollen aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kameelhaar, [illegible] verlangen. Tausende intelligenter Hausfrauen rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität und Billigkeit [illegible]

Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.

Fernseher

[illegible] Touriſten-Etuis [illegible] Erd-Drecher [illegible] W. Berger, [illegible] Stuttgart

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche

in Wolle und Seide
zu Taillen, Blouſen, Jaquets, Kinderkleidern, Damenmänteln, Herren-Anzügen und -Ueberziehern, Radfahrer- und Turneranzügen, Reit- und Militär-Hosen und -Röcken, Normal- u. Reform-Stoffe u. Unterkleider, Herren-Tricots-Jaquets.

[illegible]

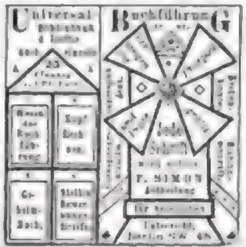
Strumpf-Waren

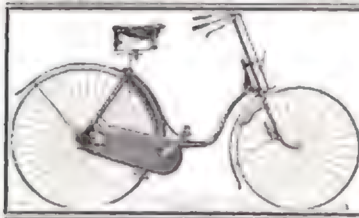
in Prima-Qualitäten für Damen, Herren und Kinder, sowie zu Sportsocken. Stoffmuster und Preisliste gratis und franco. Aufträge v. M. 20 an liefere ich portofrei an. Aug. Jurecker, Leipzig, [illegible]

Kinderwagenfabrik
Max Prinzer,
Berlin SW.
[illegible]

Chirurgische Gummiwaren

aller Art. Illustr. Preisliste, 1200 Artikel enth., gratis u. franko.
W. Krahl, Berlin SW., Markgrafen-Str. [illegible]





The Coventry Machinists' Co Coventry.
[illegible]
Auch halten sie die neuesten Sorten
General-Vertreter:
Heinrich Kleyer,
Frankfurt a. M.
Illustr. Prosp. gegen 10 Pfg. Porto Marke.

C. Dittmann's Univerſal-Bade-Douche- und Waſch-Apparat

[illegible]

C. Dittmann, Berlin,
[illegible]

Nähmaschinen [illegible]

Unsere
Fahrräder

NÄHMASCHINEN UND FAHRRÄDER-FABRIK

[illegible]

Meisterschaft für Deutschland

[illegible]

Preiscourante gegen Einsendung von 10 Pf. für Porto stehen zu Diensten

Wo wir nicht vertreten sind, wolle man sich direkt an uns wenden

[illegible]	[illegible]
70,000 Nähmaschinen	5,000 Fahrräder.

[illegible] C. Hommel [illegible] Frankfurt a. M.

Solide Buckskins.
[illegible]
Bruno Frenzel, Cottbus

Reich illustrirten Preiscourant
über echten, böhmischen
Granatenschmuck
gratis und franco
Aug. Goldschmid & Sohn
k. k. [illegible]
Prag I., Zeltnergasse Nr. 15.
Berlin, Friedrichstrasse Nr. 175.

Bestes Putzmittel der Welt!

Ueberall vorrätig
[illegible] genau auf unsere Firma und Schutzmarke!

[illegible]

G. C. Kessler & Cie.
Esslingen.
[illegible]
Schaumwein-kellerei.
Feinster **Sect.**
Gegründet 1826

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

[illegible] direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:
[illegible]
Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Musterkollektion.

Gegründet 18[illegible]

Wohlfeile Ausgaben der beſten Romane und Novellen

im elegant gehefteten Bänden.
Neue Serien 1889. In neuen effektvollen Umſchlägen.

In dieser Sammlung sind bisher neu erschienen

Zeller van Hemert, Gräfin Reſi. (Gregor Samarow)	Roman. 3 Tle in 2 Bdn.	Preis M. 2.—
Joh. van Dewall, Nordlicht.	Roman. 2 Teile in 2 Bänden	Preis M. 3.—
Karl Frenzel, Nach der erſten Liebe.	Roman. 2 Tle in 1 Bd.	Preis M. 1.50.
Hugo Klein, Blinde Liebe.	Roman	Preis M. 1.—
Robert Byr, Lydia.	Roman.	Preis M. 1.50.
A. v. Reichenbach, Carnevalsdamen.	Zwei Novellen	Preis M. 1.—
H. Roſenthal-Bonin, Das Haus mit den zwei Eingängen.	Roman	Preis M. 1.—
Leo Warren, Die Jagd des Todes.	Roman. 2 Teile in 1 Bd.	Preis M. 1.50.

Dieſe Romane ꝛc. unſerer beſten deutſchen Autoren zeichnen ſich ganz beſonders aus durch ihre elegante Ausſtattung, ihren ſchönen, vortrefflich lesbaren Druck auf prächtigem weißem Papier und ihre außerordentliche Billigkeit. Sie eignen ſich ganz vorzüglich als **Reiſe-Lektüre**, wie auch zur Anſchaffung für **Volks-, Vereins-, Haus- und Familien-Bibliotheken.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vorrätig auf allen Bahnhöfen.

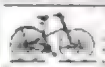
Im Falle eine Buchhandlung nicht am Orte iſt oder ſonſt Schwierigkeit[illegible] für den Bezug ſich ergeben, ist die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart bereit, gegen Franko-Einſendung des Betrags die Uebersendung der gewünſchten Bände zu vermitteln.

Stuttgart. **Deutſche Verlags-Anſtalt.**

Photographiſche Apparate!
[illegible] gratis und franko.
[illegible]
Berlin [illegible]

Ein Photographienſammler
[illegible] A. O. [illegible]

PATENTE
RICHARD LUDERS,
[illegible] GÖRLITZ.



[illegible] Germania [illegible]

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

[illegible]

[illegible]

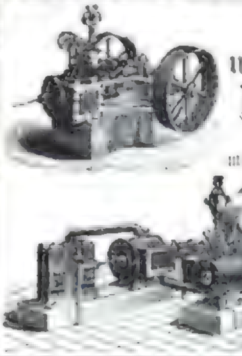
Zellenſtoff-Unterjacken

[illegible]

Netz-Jacken

[illegible]

Carl Mez & Söhne, Freiburg, Baden



Compound- und ſchnelllaufende Dampfmaſchinen

von 12—200 Pferdekräfte
mit gleichmäßigſtem Gange
für elektriſches Licht
und Fabrikbetrieb
in allen gangbaren
Größen auf Lager bei
F. Nenck & Hambrock,
Ottenſen
bei Hamburg.

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

!!Deutsche Industrie!!

Der täglich zunehmende Verbrauch unseres
CACAO-VERO
[illegible]
[illegible] in den [illegible] Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Drogen-Handlungen.

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster. | Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

[illegible] 1884, [illegible]

Krankenfahrſtühle

[illegible]

Kohler & Cie. [illegible]

Bestes Eisenmittel [illegible]

Eisenmanganpillen

[illegible]

W. Kirchmann, Apotheker

[illegible]

Cognac

der Export-Cie. für Deutschen Cognac

Köln a. Rh., Salierring 55,

bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

Man verlange stets Etiquetten mit unserer Firma.

Directer Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

[illegible]

Patent 20,9[illegible]

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,927. München, [illegible]

[illegible]

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfehle für Bleichsüchtige u. schwächliche Kinder ganz besonders

Jessier's Ludwigs-Apotheke in München.

[illegible]

Bad Kreuznach.

Jod-Brom-Lithionhaltige, gipsfreie Soolquellen, zum innern und äussern Gebrauch, bewährt gegen Krankheiten der *Drusen, Knochen, Gelenke, Haut und Schleimhäute*, gegen *Frauenleiden*, [illegible] *Rheumatismen, Gicht etc.*

Bäder in allen (über 100) Fremdenhäusern, durch direkte Röhrenleitung von der Quelle verstärkbar durch die bekannte *Kreuznacher Mutterlauge.* — Douchen. Dampf- und elektrische [illegible] *Inhalationssaal, Inhalatorium, Molken, Milchkur, Kefir-Anstalt, Heilgymnastik, Massage.* — Station der Rhein-Nahe-Bahn, 20 Minuten vom [illegible]. Herrliche Gegend, mildes Klima, Vorzügliches Orchester, Theater. [illegible]

Haupt-Saison vom 1. Mai bis 30. September. — Winterkur.

Bad Salzſchlirf

[illegible] Birken-Fulda. Saiſon-Beginn 15. Mai.

[illegible] höchſten Lithiongehalt [illegible] überraſchendſte Erfolge [illegible]

[illegible]

Königliches Bad Oeynhauſen.

[illegible]

Kurort Salzbrunn, Schlesien.

Bahnſtation, 407 Mtr. Seehöhe, mildes Gebirgsklima. Saiſon vom 1. Mai bis Ende September. Alkaliſche Quellen erſten Ranges, [illegible] Molkenanſtalt. Milchkuren, Kefir. Badeanſtalten. Maſſage. Großartige Anlagen. Wohnungen in allen Preiſen. Heilbewährt bei Erkrankungen der Athmungsorgane und des Magens, bei Scrophuloſe. Nieren- und Blaſenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeſchwerden und Diabetes; [illegible] Blutarme und Reconvaleſcenten.

Verſendung der ſeit 1601 [illegible] bekannten Hauptquelle

Oberbrunnen

[illegible] Furbach & Striebol. [illegible]

Fürſtliche Brunnen-Inspection.

FRANZENSBAD

in Böhmen. Saison vom 1. Mai bis 1. Oktober.

[illegible] Alkalisch glaubersalzige Eisensäuerlinge [illegible] Stahlquellen, [illegible] Mineral- und Stahlbäder, [illegible] Moorbäder aus dem berühmten Franzensbader salinischen Eisenmineralmoor, [illegible] alle [illegible] Moore übertrifft. [illegible]

[illegible] Vier grosse [illegible] Badeanstalten Kaltwasserkur, römisch-irische Bäder, russische Dampfbäder. [illegible]

Indikationen: [illegible]

[illegible]

BERLIN

MONOPOL-HOTEL, Bahnhof Friedrich-Strasse

Hotel und Restaurant ersten Ranges.

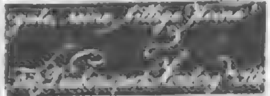
Alle Räume elektrisch erleuchtet.

Rosmanith & Schaurté.

Mondamin

alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

[illegible] Zu Puddings, [illegible] u. zur Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao etc. vortrefflich.



Pretiosa

[illegible] L. Pietsch, [illegible] Laboratorium. [illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.

[illegible] macht die Haut weich, glatt u. weiss [illegible] gegen die Einflüsse der Sonne, Wind oder [illegible] anderen Präparaten [illegible]

M. Beetham & Son, [illegible] Hamburg. [illegible]

Depot für Oesterreich-Ungarn bei T. Grolich, [illegible]

Trunkſucht

[illegible] Reinhold [illegible] in Dresden [illegible]

Gemütskranke

finden [illegible] Aufnahme in der Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.

GENF. – Schweiz.

College International, Pensionat „La Châtelaine" à Morillon.

[illegible]

See- und Soolbad Kolberg.

[illegible]

Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.

Dosis nach ärztlicher Verordnung.

(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)

Dr. Knorr's Antipyrin

[illegible] „Dr. Knorr's Antipyrin". Jede Original-Büchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr" in rotem Druck.

Engelhard's *antiseptischer Diachylon-Wund-Puder*

ist eine innige Verbindung von feinstem Puder mit präparirtem Diachylon-Pflaster, welch' letzterem er seine ausserordentliche Wirkung verdankt.

Vorzüglich heilendes Einstreupulver für Kinder. Gegen Wolf und Wundlaufen der Füsse. Beseitigt den unangenehmen Geruch der Transpiration und macht die Haut geschmeidig und widerstandsfähig gegen Hautjucken, Durchliegen, bei Verbrennung.

Zu beziehen durch die Apotheken.

Dose 70 Pfennige.

Karl Engelhard. Frankfurt a. M.

Rosen-Apotheke. Fabrik pharmaceut. Präparate.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerſtr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, ſowie Schwächezuſtänden, [illegible]

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich [illegible] zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27 rue Rambuteau

Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

62. Band.
Einunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Im Zufluchtszelt.

Eine Nordſeebadnovelle von

H. Roſenthal-Bonin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein dämmeriger Auguſttag war's des regenreichen Sommers 1888, als der Eilzug mich brauſend über die träumeriſch-melancholiſche norddeutſche Ebene der Stadt Emden zuführte.

Ich beabſichtigte nach der Nordſeeinſel Borkum zu gehen, um dort die Meerbäder zu gebrauchen.

Der Zug war wenig beſetzt, und der Ausblick über öde Heideſtrecken oder endloſe Wieſen mit Buſchwerk umſäumt wenig anziehend; ich hatte mich daher in Lektüre vertieft und deshalb kaum wahrgenommen, daß bei der Station Leer zwei Perſonen in das Coupé geſtiegen waren; nur wie durch einen Nebelſchleier machte ich die Wahrnehmung, daß dieſe ein älterer Herr und eine junge Dame ſeien.

Ich las weiter, und der Zug rollte fort. Plötzlich erhob ſich der ältere Herr mit einem ſeltſamen Laut und machte ſich haſtig an ſeiner Reiſetaſche zu ſchaffen.

Mein Blick fiel auf die junge Dame mir gegenüber; ſie ſaß zurückgelehnt, totenbleich, die Augen geſchloſſen und atmete ſchwer.

„Die Dame ſcheint ohnmächtig zu werden,“ ſprach ich den Herrn an.

„Ja, meine Tochter leidet an nervöſen Zufällen. Ich hoffe, es geht wie gewöhnlich ſchnell vorüber,“ fügte der Herr hinzu, ein Fläſchchen öffnend.

„Kann ich Ihnen Hilfe leiſten? Ich bin Arzt,“ bemerkte ich.

„Danke ſehr! Wir haben das Nötige bei uns. Es wird kaum einer andern Hilfe bedürfen,“ lehnte der Herr in höflichem Tone ab.

Es war auch ſo. Nachdem der alte Herr — er war ſichtlich der Vater der jungen Dame — dieſer Stirn und Wangen mit der Eſſenz angefeuchtet, erholte die Leidende ſich, ſchlug die Augen auf und nahm eine aufrechtere Haltung an.

Die Dame warf einen kurzen Blick auf mich aus ſeltſam großen, ſanften, umflorten, blaßblauen Augen. In dieſem Blick lag etwas Sonderbares, etwas Aengſtlich-Scheues, Hilfeflehendes und Zurückweiſendes zugleich, ſo daß er mich lebhaft beſchäftigte.

Ich ſah meine Reiſegefährtin genauer an. Sie war eine außerordentliche Schönheit. Das ovale Geſicht hatte eine ideale Feinheit der Linien, eine Weichheit und Milde des Ausdruckes, der an rafaeliſche Madonnen erinnerte; nur der kleine volle Mund war auffallend feſt geſchloſſen, und ein ſchmerzlicher Zug umgab ihn.

Ich überreichte dem Herrn meine Karte: „Doktor Berzelius, Privatdozent und praktiſcher Arzt in Zürich,“ las er, zu ſeiner Tochter gewendet.

Er blickte einen Moment mich ſcharf prüfend an und übergab mir dann ſeine Karte.

Konſul Erich Walter, Bremen, war mein Reiſegefährte. Ich verbeugte mich.

„Meine Tochter,“ ſtellte der Konſul ſeine Dame vor. „Wir wollen nach Borkum,“ fügte er hinzu.

„Das iſt mein Ziel gleichfalls!“

„Doch nicht auch ſchwache Nerven?“ lächelte der Konſul.

„Allerdings,“ gab ich zu. „Ich bin überarbeitet, große Praxis und ein ſchwieriges Lehramt,“ bemerkte ich erläuternd.

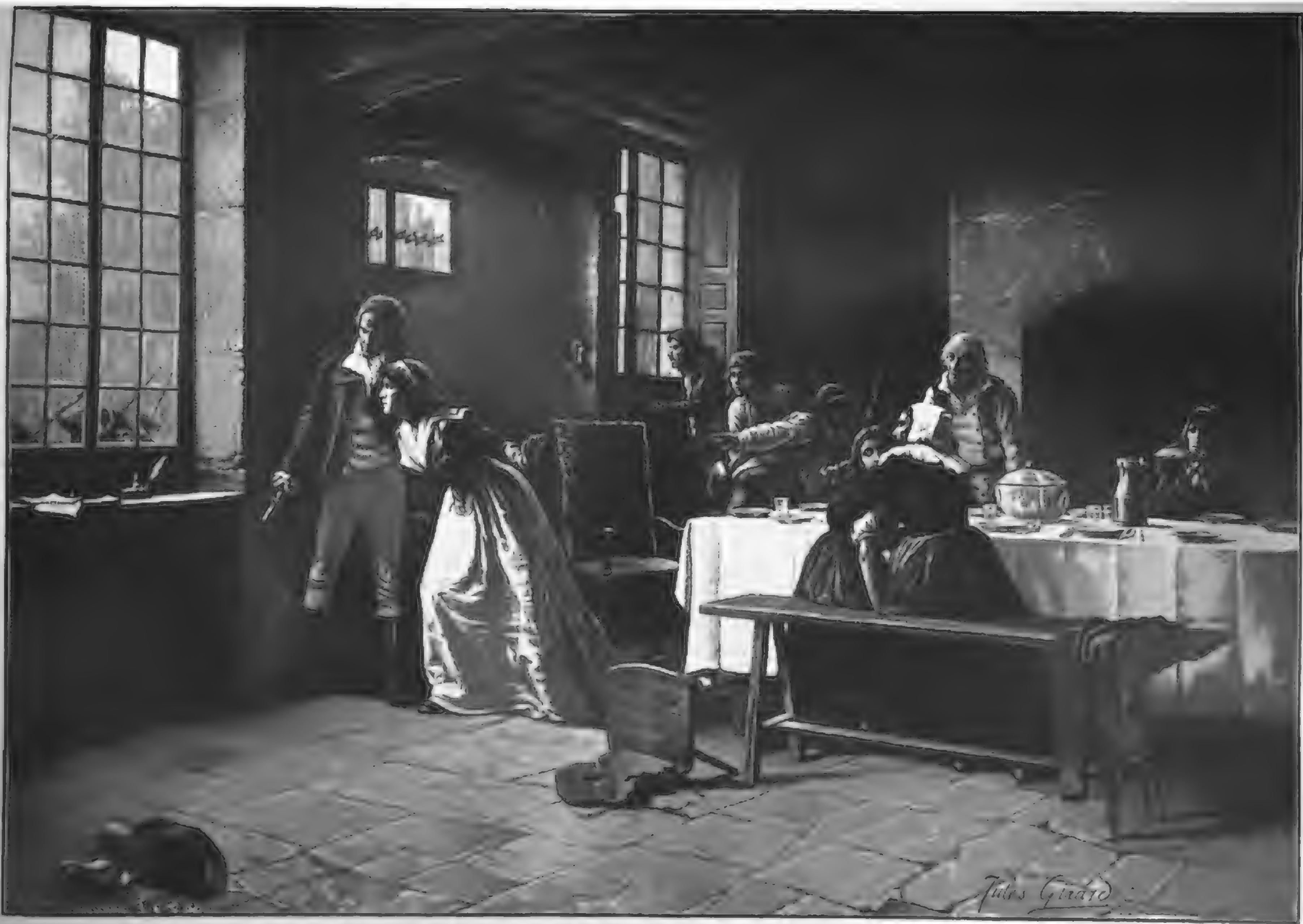
„Ach, alle Welt hat jetzt kranke Nerven!“ fiel der Konſul darauf ein. „Ich weiß gar nicht, was Nerven ſind.“

„Sie Glücklicher!“

Nachdem der Konſul meine Karte geleſen, erhielt ich wieder von der Tochter einen ſo ſonderbaren Blick; das Aengſtliche und Zurückweiſende war darin noch ſchärfer ausgeprägt als vorher.

Herr Erich Walter betrachtete mich jetzt genauer; mit ſeinen etwas harten grauen Augen

Die Neugierige. Gemälde von F. C. Bertier.



Louvet und Lodoiska als Flüchtlinge in einem Bretagner Bauernhauſe. Gemälde von Jules Girardet.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Brociner.

(Schluß.)

„Was führt Dich her, Vater Konſtantin?“ fragte Frau Fortunat, indem ſie ſich aufs Kanapee niederließ, eine Cigarrette anbrannte und zu rauchen begann.

„Ich komme wegen des Prozeſſes, gnädige Frau,“ ſagte er leiſe.

„Was für ein Prozeß?“

Er ſchaute ſie groß und verwundert an.

„Unſer Prozeß, gnädige Frau!“

Sie lachte kurz auf.

„Du ſcheinſt betrunken zu ſein, Vater Konſtantin, und vergeſſen zu haben, daß der Prozeß beendet iſt, es gibt keinen Prozeß mehr!“

„Sie haben recht, gnädige Frau,“ ſagte der Pope ſeufzend, „es gibt keinen Prozeß mehr!“

„Was willſt Du alſo?“

„Ich will Frieden ſtiften zwiſchen den Freiſaſſen und Herrn Fortunat, ich will einen Vergleich bewerkſtelligen.“

„Einen Vergleich!“ rief Madame Fortunat lachend; „ich glaube wahrhaftig, daß Du nicht recht bei Troſt biſt; einen Vergleich! Wir haben uns mit niemand zu vergleichen, Dance gehört uns, gehört uns, gehört uns, ſag' ich! Was gibt es da zu vergleichen?“

„Aber die Freiſaſſen,“ rief der Pope erregt aus, „wollen das Urteil nicht anerkennen, und wir können es nicht thun, denn das Gut gehört uns trotz alledem! Haben Sie Erbarmen mit uns, gnädige Frau, wir ſind Bettler, tote Leute,“ fügte er flehend hinzu.

„Vor allem,“ ſagte Madame Fortunat, „müſſen wir in den Beſitz des Gutes geſetzt werden, zu dieſem Zwecke trifft morgen hier eine gerichtliche Kommiſſion ein; wenn ihr keinen Skandal macht, wie ihr vorhabt, ſo will ich meinen Gatten bewegen, für die Freiſaſſen zu ſorgen; ihr werdet nicht verhungern.“

„Aber wir wollen unſer Gut,“ ſagte der Pope, in dem der rechthaberiſche Trotz des Bauern erwachte, „es gehört uns vor Gott und der Welt! Wenn man uns das Gut nimmt, ſo geſchieht ein Unglück, gnädige Frau, die Leute ſind ganz wild, ſo wahr mir Gott helfe!“

Madame Fortunat erhob ſich.

„Geh, ſchlaf Deinen Rauſch aus!“ ſagte ſie; „und noch eins, ſchärfe den Leuten ein, ſich ruhig zu verhalten; ich weiß genau, was in Baneſti vorgeht, ſeht euch vor, wir haben Mittel in der Hand, um euch eure rebelliſchen Gelüſte auszutreiben. Geh und ſage den Leuten, daß morgen die Kommiſſion kommt; es ſind Gerichtsperſonen, und wehe euch, wenn ihr euch zu Gewaltthätigkeiten hinreißen laſſet! Es iſt Deine Pflicht, den Leuten die Augen zu öffnen; ich will hoffen, daß Du es thun wirſt.“

„Iſt das Ihr letztes Wort, gnädige Frau?“ fragte der Pope dumpf.

„Mein letztes!“

„Dann behüte Euch Gott!“

XLI.

„Die Gerichtskommiſſion iſt im Schloß eingetroffen!“ dieſe Schreckensbotſchaft lief tags darauf um die neunte Vormittagsſtunde durch Baneſti und trieb die Freiſaſſen in Naftalis Schenke. Sie waren alle erſchienen, junge, tannenſchlanke Burſchen mit dunklen Augen, aus denen die Erregung über ein bevorſtehendes großes Ereignis blitzte; geſetzte Männer mit finſterem Geſichtsausdruck und Greiſe, die beſorgt dreinſchauten. Und in der Schenke und vor der Schenke herrſchte ein bewegtes Treiben, man trank, ſchrie, debattirte. Da raſte plötzlich von der Landſtraße ein Reiter heran, es war Velic, er hielt vor der Schenke an, er war totenbleich, er ſtieg vom Pferde herab, alles drängte ſich um ihn.

„Ich komme vom Schloß,“ rief er, „ich habe mit dem alten Alexe geſprochen, die Kommiſſion iſt wirklich angekommen, in einer Stunde begibt ſie ſich auf unſer Gut, um Herrn Fortunat in Beſitz desſelben zu ſetzen!“

Lautloſe Stille folgte ſeinen Worten, da trat Dragoſch aus der Schenke heraus.

„Was ſteht ihr da,“ rief er, „und glotzt euch an? Habt ihr Velic nicht verſtanden? Man will uns Dance rauben, von heut an habt ihr weder Haus noch Hof, ihr ſeid Bettler, und wenn ihr euer unſeliges Leben friſten wollt, ſo werdet ihr gezwungen ſein, vor dem Bojar zu kriechen und ihn anzuflehen, euch einige Pogons auf eurem eigenen Gut zu überlaſſen! Wir werden von jetzt ab unſer eigenes Gut als Knechte bearbeiten, habt ihr verſtanden?“

Wilde Rufe folgten ſeinen Worten, hundert Fäuſte ballten ſich.

„Was ſollen wir thun?“ riefen Stimmen durcheinander. „Sprich, Dragoſch, was ſollen wir thun?“

„Was wir thun ſollen?“ ſchrie Dragoſch. „Ich will es euch ſagen: Unſere Ahnen haben dieſen Grund und Boden mit den Waffen in der Hand verteidigt, und zum Lohne dafür hat ihnen Stefan der Große für ewige Zeiten Dance geſchenkt, das ſteht Schwarz auf Weiß geſchrieben, und was unſere Väter mit den Waffen in der Hand errungen haben, müſſen wir mit den Waffen verteidigen, gegen wen auch immer; wollt ihr aber Knechte ſein, ſo ſteht da mit verſchränkten Armen und ſehet zu, wie auf euren Feldern der Bojar ackert, ſät und erntet, ſeht zu, wie er das ſchöne Geld — unſer Geld — einſteckt, ſeht zu, wie man euch das letzte Hemd vom Leibe zerrt! Wollt ihr euch das gefallen laſſen? Wollt ihr ſchlechter als Hunde ſein? Wenn man einem Hunde den Knochen, daran er nagt, entreißen will, ſo fletſcht er die Zähne und beißt, und den Knochen, daran wir nagen, laſſet ihr euch am helllichten Tag entreißen! Und warum? Weil einige gottvergeſſene Bojaren in Bukareſt, die kein Herz für uns haben, ſagen: ‚Es ſoll ſo ſein!‘ Nein, es ſoll nicht ſo ſein! Und wer ein Herz im Leibe hat, der muß uns recht geben. Bewaffnet euch, eilet zum Schloſſe, ſchlagt die Kommiſſion tot, ſchlagt den Räuber Fortunat tot! Wer mir folgen will,“ rief er mit blitzenden Augen, indem er eine Piſtole aus ſeinem Gürtel zog und ſie in die Höhe hob, „wer mir folgen will, der rufe: Tod den Bojaren!“

„Tod den Bojaren!“ ſchrieen in wilder Begeiſterung die Freiſaſſen, ſtoben nach allen Richtungen auseinander und kehrten einige Minuten ſpäter mit Senſen, mit Heugabeln, mit Dreſchflegeln, mit Beilen und Hacken bewaffnet zur Schenke zurück, vor der ſich inzwiſchen die geſamte Bevölkerung des Städtchens angeſammelt hatte; es war ein wirres Durcheinander von Männern, Weibern und Kindern, man tobte, ſang, ſchrie, einige Burſchen feuerten Piſtolen in die Luft, Kinder kreiſchten, hie und da hörte man das Schluchzen eines Weibes, andere wieder hielten Gläſer mit Wein oder kleine Blechgefäße mit Schnaps in den Händen, ſtießen an und tranken, und durch den wüſten Lärm ſchrillte die Querpfeife eines Zigeunermuſikanten, der eine luſtige Tanzweiſe ſpielte, die der hochgradig angetrunkene Pope, johlend und mit den Fingern ſchnalzend, begleitete.

„Und nun zum Schloß!“ ſchrie Dragoſch, der um Kopfeslänge die Menge überragte.

Noch einmal brauſte der Ruf: „Tod den Bojaren!“ und dann ſetzte ſich der Haufe, von Dragoſch, dem Popen und Velic geführt, in Bewegung und wälzte ſich auf der Landſtraße dem Schloſſe zu.

XLII.

Es war kurz vor Sonnenuntergang. Naftali ging, die Hände ringend, in ſeiner Schenke auf und ab, er war totenbleich und wimmerte leiſe; ſein Bargeld und ſein Weib und ihre Schmuckſachen hatte er geſtern ſchon in Ahnung kommender, ungeheuerlicher Dinge in Sicherheit gebracht, die waren geborgen; aber wer ſchützte ſein eigenes Leben, wer ſtand ihm für ſeine Branntweinflaſchen, für die drei Fäſſer Wein, die er im Keller lagern hatte, und für ſeine Habſeligkeiten gut?

„Sie haben geſchoſſen,“ murmelte er mit zuckenden Lippen, „ſie werden Menſchen totſchießen, die Mörder, ſie werden mir den Wein austrinken, die Flaſchen zerbrechen, o Gott!“

Er ließ ſich kraftlos auf der Holzbank nieder und ſtarrte vor ſich; in ſeinen Kummer verſunken, merkte er nicht, daß jemand in die Schenke hereinſchlich: es war Zilibi, ſein Bart war verwildert, die Augen lagen ihm tief in den Höhlen und hatten einen unheimlichen, düſtern Ausdruck, auf dem Kopfe trug er eine abgeſchoſſene Sammetkappe, unter der graue Löckchen hervorquollen, um ſeinen dünnen, gebückten Leib ſchlotterte ein ſchmutzigweißer Kittel, ein Feſtkleid, welches fromme Juden ſonſt nur am Verſöhnungstag tragen; er ſah wüſt aus, und wüſt wie ſein Aeußeres war auch ſein Gemüt. Die entſetzliche Kunde, daß ſeine Lea wegen eines Giftmordes verhaftet worden, ſeine Lea, an der er immer noch mit einer unendlichen Zärtlichkeit hing, war ein betäubender Schlag für ihn geweſen, der ſeinen ſchon früher getrübten Geiſt vollſtändig verwirrt hatte, er ward menſchenſcheu, er ſprach nichts; manchmal jedoch, wenn in ſeinem dumpfen Gehirn eine Erinnerung aufblitzte, rannte er, ſchreckliche Flüche ausſtoßend, von einem Schwarm Gaſſenjungen verfolgt und gehetzt, durch das Städtchen, bis er in ſeiner Stube zuſammenbrach.

Jetzt kauerte er eine geraume Weile, ſtumm vor ſich ſtierend, in einem Winkel der Schenke, auf einmal begann er unverſtändliche Worte zu murmeln. Naftali ſprang erſchreckt empor.

„Du biſt es!“ rief er, als er ſeinen unheimlichen Gaſt gewahrte; „haſt Du gehört, wie ſie haben geſchoſſen, haſt Du gehört?“

Zilibi wackelte mit dem Kopfe, kicherte vor ſich hin und ſagte:

„Ja, ſie haben geſchoſſen, ſie wollen mein Kind, meine Lea, totſchießen, aber ich dulde es nicht, nein, nein! Sie geht mit mir nach Jeruſalem, im kommenden Jahre ſind wir in Jeruſalem; ſteht es nicht ſo geſchrieben in der Hagada,*) was? Fahr auch mit, Naftali, fahr mit . . .“

Der Schenkwirt hatte keine Zeit, über den Sinn dieſer Worte nachzudenken, er vernahm das Rollen eines Wagens, bald darauf hielt derſelbe vor der Schenke. Naftali ſtürzte hinaus, in der Hoffnung, der Subpräfekt, vor dem die Bauern einen heilloſen Reſpekt hatten, wäre vorgefahren, aber in der Droſchke ſaß Jonel, ſtaubbedeckt, bleich und mit fieberhaft brennenden Augen.

„Ein Bauer, dem ich ſoeben begegnet,“ flog es von ſeinen Lippen, „ſagte mir, daß die Freiſaſſen auf das Schloß geſtürmt wären; iſt es wahr?“

Naftali nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Wie lange iſt es her?“

„Was weiß ich?“ jammerte der Schenkwirt; „vielleicht zwei oder drei oder vier Stunden; ſie haben Revolver, Flinten und Hacken bei ſich, die Mörder, und ſie ſchießen!“

„Iſt meine Familie auf dem Schloß?“

„Nein, der gnädige Herr und die gnädige Frau und die Richter haben ſich nach Valeni geflüchtet. Mein Sohn hat es mir geſagt, ich habe ihn nämlich mit dem Pachtzins heute früh auf das Schloß geſchickt, er iſt zwar noch nicht fällig, aber bei ſolchen Zeiten will ich kein Geld im Hauſe haben; mein Sohn hat mir das Geld zurückgebracht, denn es war niemand da, nur Alexe, und der war betrunken.“

„Zum Schloß!“ rief Jonel dem Kutſcher zu, der Wagen rollte dahin.

Der Umſtand, daß Jonel auf den Herrenhof ſich begab, hatte die ſchlaffen Lebensgeiſter des Schenkwirtes ein wenig aufgerüttelt, er begann zu räſonniren:

„Wenn man ihn nicht braucht, iſt der Subpräfekt da; heute, wo man ſeines Lebens nicht ſicher iſt, iſt er bei all die ſchwarze Jahr', er ſoll gehen auf dem graden Weg und brechen den Kopf!“

Plötzlich fuhr Naftali zuſammen, er hatte wieder etwas wie einen Schuß vernommen, aber es war bloß das Knallen einer Peitſche, und bald darauf ſauſte eine mit vier Pferden beſpannte Droſchke, in der Lea ſaß, an der Schenke vorbei, dem Schloſſe zu. Bei einer leichten Biegung der die hügelige Anhöhe hinanſteigenden Landſtraße, ungefähr zweihundert Schritte vom Herrenhof, hatte ſie den erſten Wagen eingeholt. Jonel ließ halten, ſtieg aus und ſtarrte erſtaunt Lea an, die plötzlich vor ihm ſtand, bleich, mit bebenden Lippen, atemlos, und ſie erzählte ihm mit fliegenden Worten, daß heute früh Herr und Madame Fortunat und die Gerichtskommiſſion, vor den revoltirenden Bauern ſich flüchtend, in Valeni eingetroffen wären, daß Herr Fortunat keine Zeit mehr gehabt, Jonel davon zu benachrichtigen, welch gefährliche Wendung die Dinge genommen, daß ſie, von einer ſchrecklichen Angſt gepeinigt, herbeigeeilt wäre und ſich glücklich fühle, noch zur rechten Zeit gekommen zu ſein; dann bat ſie Jonel, umzukehren, nach Valeni ſich zu begeben und daſelbſt zu weilen, bis die Revoltanten zu Paaren getrieben ſein würden, was ſpäteſtens morgen erfolgen werde, da Herr Fortunat einen Eilboten, um militäriſche Hilfe zu requiriren, nach der Diſtriktshauptſtadt entſendet hätte.

---

*) Eine Sammlung von Legenden, die an den Oſterabenden von den Juden geleſen werden.

„Ich beſchwöre Sie,“ fügte ſie hinzu, indem ſie Jonel bei der Hand faßte, „wagen Sie ſich nicht ins Schloß, o, Sie wiſſen nicht, zu was allem wütende Bauern fähig ſind!“

„Ich danke Ihnen ſehr,“ ſagte Jonel bewegt, „aber ſeien Sie unbeſorgt, ich habe Freunde unter den Freiſaſſen, mir geſchieht nichts, fahren Sie ruhig nach Hauſe, Lea.“

„Ich thue es nicht,“ rief ſie, „mir ahnt Schreckliches! Sie dürfen Ihr Leben nicht aufs Spiel ſetzen, Ihr Leben, das vielen ſo teuer, ich habe kein Recht auf Sie, ich weiß es, und habe mich darein gefügt, ich habe kein Recht auf Sie, aber ſchonen Sie ſich Pia zu liebe; im Namen dieſes Mädchens, das Sie lieben, das ein Recht auf Ihr Leben hat, flehe ich Sie an, rennen Sie nicht blindlings ins Verderben, kommen Sie nach Valeni!“

„Ich kann nicht, unmöglich!“ ſtieß er hervor.

Da ſchlug vom Schloß her ein tobender Lärm an ihre Ohren, er wollte gehen, ſie faßte ihn verzweifelt am Arm.

„Und wenn Sie mich,“ ſchrie ſie mit angſtvollen Blicken auf, „wie einen Hund fortjagen, ich weiche nicht von Ihrer Seite!“

Er entgegnete nichts darauf und eilte, von Lea gefolgt, dem Schloſſe zu, blieb aber beim Thor wie angewurzelt ſtehen. In wirrem Durcheinander lagen mitten im Hofraume zertrümmerte Möbel, zerbrochene Spiegel, zerriſſene Bücher und zerſplitterte Nippſachen, alles durchnäßt vom Wein, der aus dem Spundloch eines neben der Freitreppe liegenden Faſſes hervorquoll, während um ein anderes Faß ein Haufen Freiſaſſen ſtand, die in den Händen weingefüllte Gläſer und Pokale hielten, anſtießen, tranken und juchzten. Daneben hatten ungefähr zwei Dutzend betrunkene Burſchen einen Kreis gebildet und tanzten eine Hora, während andere durch den Salon im erſten Stockwerke mit blinder Wut raſten, Möbel zerſchlugen, Fenſter zertrümmerten und ab und zu mit wüſtem Gejohle immer neue Gegenſtände vom Balkon in den Hof hinabſchleuderten. Plötzlich ſtürzte Dragoſch barhaupt, mit fliegenden Haaren, das buntgeſtickte Hemd über der Bruſt weit aufgeriſſen, die Treppe herab, einen Stoß Aktenſtücke unter dem Arm.

„Die Aktenſtücke unſeres Prozeſſes!“ jubelte er, und in einem weiten Bogen flogen dieſelben mitten unter die Tanzenden. Da erblickte er Jonel und Lea. „Das Junkerlein,“ rief er und lachte dröhnend auf, „das Junkerlein und die Giftmiſcherin von Valeni!“

Aller Blicke richteten ſich auf die zwei Geſtalten am Hofthor. Jonel ſchritt langſam Dragoſch entgegen, der mit der nackten, mächtig gewölbten Bruſt, die ſich in tiefen Atemzügen hob und ſenkte, die Linke auf dem Weinfaß und die Rechte auf der Hüfte, vor dem Portale mit finſter gerunzelten Brauen ſtand.

„Hinaus!“ rief Jonel mit zornglühenden Augen.

Dragoſch lachte auf.

„Da habt ihr die echte Bojarenbrut!“ rief er; „zuerſt thut man ſchön mit uns, trinkt man mit uns, verſpricht uns das Blaue vom Himmel herab, und alles nur, um uns zu betrügen! Du biſt ein Betrüger, Jonel! Was, ihr wollt uns Dance rauben? Thut es nur, aber zuerſt wollen wir euch zeigen, wie es einem zu Mute iſt, dem man ſein Hab und Gut vernichtet, jetzt ſind wir die Herren hier! Zündet die Papierfetzen an,“ rief er den Burſchen zu, „wir wollen dem Junkerlein zu Ehren eine kleine Illumination veranſtalten!“

„Hinaus!“ ſchrie Jonel, und die Adern an ſeinen Schläfen ſchwollen an; er trat drohend einen Schritt vor.

„Du willſt mich hinausjagen,“ kam es ziſchend von Dragoſchs Lippen, und ſein Geſicht ward kreideweiß. „Du?“ Er griff zur Piſtole in ſeinem Gürtel. „Zurück,“ fügte er mit einer Stimme hinzu, aus der eine niedergehaltene, unbändige Wut bebte, „zurück, oder ich ſchieße Dich wie einen tollen Hund über den Haufen!“

Man hörte den Hahn knacken, da warf ſich Lea zwiſchen ſie, mit ausgebreiteten Armen den Geliebten ſchützend. Jonel drängte ſie von ſich, und totenbleich, mit den weißen Zähnen die Unterlippe blutig zernagend und mit weitgeöffneten, blitzenden Augen ſtürzte er ſich auf Dragoſch, mit eiſernem Griff ſeinen Arm packend; da krachte ein Schuß und die volle Ladung traf Lea mitten in die Bruſt, ſie taumelte einige Schritte und brach mit einem dumpfen Schrei zuſammen. Eine tiefe Stille folgte. Die Freiſaſſen wichen ſcheu zurück.

Jonel ſtand eine Weile wie beſinnungslos da, dann wankte er zu dem zuckenden Weibe hin, deſſen ſchmerzverzerrte Züge die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten; er neigte ſich zu ihr, ſie murmelte ſeinen Namen und aus ihren halbgebrochenen Augen glitt zum letztenmal ein Blick voll unſäglicher Liebe zu ihm empor.

XLIII.

Auf dem ärmlichen Bett in Zilibi Pfantirs niedriger, kahler Stube liegt ſeine tote Tochter und der Schein eines Talglichtes, das in einem irdenen Leuchter auf dem Tiſch ſteht, flackert über das ſtille, bleiche Geſicht mit den geſchloſſenen Augen und dem halbgeöffneten Mund. Zilibi wandert ruhelos in der Stube auf und ab, und der weiße Kittel flattert hiebei wie ein Totenhemd um ſeine Geſtalt, er geſtikulirt heftig mit den Händen, ſtößt unverſtändliche Worte aus, bleibt ab und zu vor dem Bett ſtehen, ſtiert die Tote an, ergreift ihre Hände und dann ruft er mit ſingender Stimme: „Im nächſten Jahre in Jeruſalem!“ Hernach beginnt er wieder hin und her zu ſchreiten, wie von einer ſchrecklichen Angſt gejagt, ſein kranker Geiſt ringt vergebens nach Klarheit, ſucht vergebens das Grauſige ſich zum Bewußtſein zu bringen, das vor ihm in greifbarer Deutlichkeit liegt. Dann und wann jedoch dämmert es in ſeiner umnachteten Seele auf, ſeine Augen verlieren ihren verwirrten Ausdruck — aber das kommt und geht blitzartig — und hernach brütet in ihnen wieder das unheimliche Feuer des Wahnſinns. Und wirr, düſter und funkelnd wie die Augen des Juden ſind jene Jonels, der auf einem Stuhle mit dem Rücken gegen das Fenſter vor dem Bette ſitzt und auf die Tote ſtarrt; er hört nicht, was Zilibi vor ſich hinmurmelt, er hört nicht die Fiedelklänge, die von Naftalis Schenke herübertönen, er hört nicht das wilde Johlen und Jauchzen der trunkenen Freiſaſſen, ein dumpfes Weh laſtet mit wuchtiger Schwere auf ſeiner Seele, durch welche die Ereigniſſe der letzten vierundzwanzig Stunden haſten. Plötzlich erliſcht der Lichtſtumpfen, tiefe Finſternis herrſcht in der Stube, aber leuchtend klar, in erſchreckender Körperlichkeit, ſtehen vor ſeinem geiſtigen Auge die beiden Ereigniſſe des heutigen Tages. Er ſieht Tſchukus ſchmerzverzerrtes Geſicht, ſo wie er es heute früh geſehen, als er, von einem ahnungsvollen Grauen getrieben, in deſſen Wohnung geeilt war und den Buckeligen inmitten einer Blutlache, die ſelbſtmörderiſche Waffe in der Hand, mit zerſchmettertem Schädel auf den Dielen gefunden hatte; er ſieht Lea, wie ſie von der Kugel, die für ihn ſelbſt beſtimmt war, tödlich getroffen, auf dem Boden lag, er ſieht das letzte Aufleuchten in ihren Augen und er hört das herzzerreißende Wort des Arztes: „Tot!“

Er hatte es nicht glauben wollen und in ſtummer Verzweiflung eine Stunde um die andere an ihrem Bett geſtanden, in der wahnſinnigen Hoffnung, daß ſie die Augen aufſchlagen und ihn anlächeln werde; aber ihre Augen blieben geſchloſſen, ſie lag bleich, ſtarr und kalt da. Jetzt glaubte er es.

„Tot,“ murmelt er, „alles tot, Florica, Tſchuku, Lea!“ Und dieſe drei Weſen ſtehen vor ihm und ſchauen ihn an, jedes in ſeiner Weiſe ... Da fährt er plötzlich empor. Ein rötlicher Schein hatte das tote Weib übergoſſen, es flimmerte über ihr Geſicht, und ihm war, als bewegten ſich ihre Lippen, ein Schauer durchzuckte ihn, er wandte ſich um und blieb regungslos ſtehen, die Blicke in die Ferne auf ein grauſiges Schauſpiel gerichtet. Aus dem Dache des Schloſſes von Vaneſti ſtieg eine mächtige Feuerſäule empor, die weite Ebene und das Städtchen in eine düſtere Glut tauchend, ſie wuchs und wuchs, ſie ſtreckte nach allen Richtungen gierige Feuerzungen aus, die, von einem heftigen Winde gepeitſcht, immer weiter flogen, zurückwichen, ſich gegenſeitig haſchten und zuſammenſtrömten, bis, gleich einer feurigen Rieſenſchlange, eine gewaltige Flamme emporloderte, aus der dunkle Rauchwolken und ein Meer von ſprühenden, tanzenden Funken zum rotglühenden Himmel hinan ſich wälzten. Niemand eilte zur Rettung, man wußte es ja, der Brand dort oben war das Werk der Freiſaſſen, war des Dragoſch Werk. Und Dragoſch ſtand plötzlich mitten unter der Menſchenmaſſe, vor Naftalis Schenke und ſeine mächtige Stimme übertönte das dumpfe Brüllen der aufgeſchreckten Rinder und das heiſere Bellen der Hunde, und er rief: „Tod den Bojaren!“

„Tod den Bojaren!“ brauſte nochmals ein hundertſtimmiger Ruf.

Jonel ſank in den Stuhl zurück, er ſtemmte den Arm auf das Fenſterſims und preßte die hämmernden Schläfen zwiſchen die Hände, ſeine brennenden Augen waren bis jetzt trocken geblieben, aber angeſichts des von den Flammen umlohten Schloſſes, in welchem ſich ſeine Kindheit abgeſpielt, umwogt vom ſchrecklichen Rachegeſchrei der Freiſaſſen, für deren Recht er eingetreten, löſte ſich das ſtarre Weh in ſeinem Herzen und ein heftiges Schluchzen erſchütterte ſeinen Leib.

Da legte ſich eine Hand auf ſeine Schulter, er ſchaute auf. Zilibi ſtand vor ihm, er hielt in der Rechten ſeine Fiedel.

„Siehſt Du, Jonel,“ flüſterte er geheimnisvoll, „ſiehſt Du, das iſt die Illumination zum Hochzeitsfeſt Deines Vaters? Er will heiraten, der gnädige Herr, heiraten, heiraten, und ich ſoll ihm aufſpielen, ja, dort liegt ſeine Braut, ſieh, wie ſie lächelt! Ich ſpiele und wir wollen tanzen, tanzen wie dazumal, als er meine Schweſter zum erſtenmal geſehen am Purimfeſte, wo ſie beide getanzt haben. Ein ſchönes Paar, ſo wahr mir Gott helfe! Und ſie haben raſch Hochzeit gemacht, und eine ſchöne Hochzeit; wir wollen tanzen, tanzen, tanzen, und im kommenden Jahre tanzen wir in Jeruſalem!“

Er legte die Fiedel ans Kinn und fing an, eine luſtige Tanzweiſe zu ſpielen und tänzelte in der Stube herum. Jonel ſprang entſetzt empor und ſtürzte aus der Stube hinaus und ſtieß auf den Popen Konſtantin, der, eine Bouteille in der Rechten ſchwingend, heimwärts torkelte.

„Du biſt es, mein Sohn,“ lallte ängſtlich der Pope, „Du biſt es, gut, komm in meine Wohnung, da biſt Du ſicher vor Dragoſch, er iſt ein ſchrecklicher Menſch, ein Mörder und Brandſtifter, er hat alles gethan, er allein, hörſt Du, ich waſche meine Hände in Unſchuld, und Du biſt mein Zeuge, Jonel, und ein Glas Wein kannſt Du auch bei mir finden, komm!“

Bald darauf lag Jonel mit halbgeſchloſſenen Augen und ſchwer atmend auf dem harten Diwan des Popen, der, mit dem Oberkörper hin und her wankend, vor ihm ſtand und ihn durch eindringliche Argumente zu bereden ſuchte, aus der Weinflaſche zu trinken.

„Trinken,“ ſagte er mit ſchwerer Zunge, „ja, das iſt die Hauptſache im Leben, der Menſch muß trinken, das ſteht ſchon im Alten Teſtament, Noah hat getrunken und Loth hat getrunken, ſie ſollen alle beide leben. Allelujah!“

Jonel hörte nicht, was der in altteſtamentariſche Erinnerungen verſunkene Pope weiter ſprach, ein Halbſchlaf hatte ihn umfangen, in wirrer Fülle flogen Bilder, Erinnerungen aus längſt vergangenen Zeiten und Menſchengeſichter an ihm vorüber, aber alles verſchwommen und nebelhaft, bis plötzlich, wie von einem Märchenſchimmer umleuchtet, ein ſüßes, bleiches Antlitz mit wunderſamen, tiefen Augen vor ihm auftauchte, und er ſchaute es an und wußte nicht, wo und wann er dieſen Mädchenkopf mit den bekannten, lieben Zügen geſehen. Da flog ein Lächeln um ſeine Lippen.

„Pia,“ murmelte er, und er verſank in einen tiefen, traumloſen Schlaf.

XLIV.

Es war ein prächtiger Frühlingsmorgen, die Himmelsglocke wölbte ſich in heiterer, durchſichtiger Bläue über die weite, ſaftgrüne Ebene, goldige Sonnenlichter huſchten über den blitzenden Spiegel des Teiches, ein leichter Wind bewegte das Schilf an ſeinen Ufern, einige frühzeitig eingetroffene Schwalben ſchwirrten fröhlich zwitſchernd durch die Bläue und auf der Kuppel des Kirchturms krächzte ein Schwarm Raben.

In Baneſti herrſchte ein geſchäftiges Treiben, die Kunde von den Ereigniſſen, die ſich tags zuvor daſelbſt abgeſpielt, war weit ins Land gedrungen. Aus allen benachbarten Gütern waren Freunde und Bekannte der Familie Fortunat herbeigeeilt, und aus der Diſtriktsſtadt war eine gerichtliche Kommiſſion unter dem Schutz einer Abteilung Kalaraſchi eingetroffen, um die gerichtliche Unterſuchung einzuleiten, ſie waltete im primitiven Rathauſe ihres Amtes. Auf dem Platze vor demſelben ſtand ein Haufe Freiſaſſen, von Kalaraſchen mit gezückten Säbeln bewacht. Die Rädelsführer des Aufſtandes, der Pope Konſtantin, Dragoſch und Dumitru Belic ſtanden mit gefeſſelten Händen vor der Thüre des Amtes, ſie waren alle drei totenbleich und blickten finſter vor ſich. Die Läden des Städtchens waren geſchloſſen, nur Naftalis Schenke ſtand offen, und es waren ſeltene Gäſte darin: Herr Fortunat, umringt von einer Anzahl benachbarter Gutsbeſitzer, welche mit ernſten Mienen über den Vorfall des geſtrigen Tages debattierten, wobei ſich beſonders Herr Dobrescu vernehmen ließ.

„Vor vierzig Jahren,“ ſagte er, „da hatten wir keine geſchriebene Verfaſſung, keine ſogenannten Volksfreiheiten, keine Zeitungen, welche den Leuten die Köpfe verdrehen, aber es herrſchte Zucht und Sitte im Lande, der Gutsbeſitzer war geachtet und gefürchtet, jetzt aber hat man den Bauern alle möglichen Freiheitsmucken in den Kopf geſetzt, er dünkt ſich unſeresgleichen, er iſt Wähler, er iſt ſouverän, und was iſt die Folge davon, meine Herren? Seht hin!“

Monte Criſtallo und der Spiegel des Dürrenſees. Nach einer photographiſchen Originalaufnahme von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

Er wies mit der Hand gegen die Trümmer des Schloſſes, aus denen eine leichte Rauchſäule zum Himmel emporwirbelte. Auf dieſe Rauchſäule ſtarrte jetzt auch Ionel, der vor Pia ſtand, die, bleich, ſtill und die Blicke geſenkt, auf einer Bank neben der Schloßkapelle ſaß.

„Ich habe in den letzten ſechs Monaten eine harte Schule durchgemacht, Fräulein Pia,“ brach Ionel das Schweigen; „als ich heimkam, war meine Seele von ſüßen Hoffnungen geſchwellt, wo ſind ſie jetzt?“ Er ſeufzte ſchwer auf. „Sie haben unſer Schloß verwüſtet,“ fuhr er nach einer Weile fort, und es glänzte feucht in ſeinen Augen, „es wird wieder erſtehen, ſchöner noch als früher, aber ich fürchte, ich fürchte ſehr, was in meiner Seele verwüſtet wurde, wird keine fröhliche Auferſtehung mehr feiern.“ Er ſchwieg, ein ödes Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen. Sie ſtand auf, ergriff ſeine Hand, ihr Atem umwehte ihn.

„Schütteln Sie die traurigen Erinnerungen des geſtrigen Tages von ſich ab,“ rief ſie, „Sie ſind ſo jung, Sie haben ein ganzes Leben vor ſich!“

Er ſtarrte immer noch brütend ins Blaue, da ließ ſich zu ſeinen Häupten, auf dem glitzernden Kreuz der Kapelle eine Schwalbe nieder, die ſang ſo fröhlich, ſo ſelig in den blauen Lenzmorgen hinein, und es klang wie eine wunderſame Offenbarung, wie eine frohe Botſchaft; ſie ſang von jener tiefen, edlen, reinen Liebe, die wie der Tod ſo ſtark, die das Elend der Welt mit ihrem göttlichen Auge verklärt, die immer hofft und hofft und nimmer verzweifelt; und ein Abglanz dieſer Liebe ſchimmerte in den zwei leuchtenden Augen, die Ionel entgegenſtrahlten; es waren dieſelben Augen, die in den letzten Monaten jedesmal vor ihm auftauchten, wenn er unter der Erbärmlichkeit des Daſeins niederſinken wollte, und die in ſeine ſchmerzdurchwühlte Seele Ruhe und Frieden goſſen. Auch jetzt empfand er den beſänftigenden Zauber derſelben, und wie ſie ihn ſo tief, ſo bedeutungsvoll tief anſchaute, da überkam ihn ein ſüßes Bangen. Liebte ſie ihn, liebte ſie ihn aus voller, tiefſter Seele? Hatte er wirklich ein treues Weib gefunden, an deſſen edlem Herzen er geſunden, daß ſeine alte Daſeinsfreude, ſeine alten Hoffnungen, ſeine alten Ideale wieder erwecken würde? Er wollte Gewißheit, beſeligende Gewißheit haben, und er fragte ſie leiſe: „Willſt Du, Pia, mir helfen, das Leben von neuem zu beginnen?“

„Ionel!“ jubelte ſie auf; ſie ſank an ſeine Bruſt, und er ſah ihre blauen Augen wie zwei Sterne untergehen ... Da preßte er ſie an ſich und küßte ihr den Mund und die geſchloſſenen Augen und die ſeidenweichen Haare, die unter den Strahlen der [illegible]

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von

Eugen von Jagow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Wir befinden uns dreihundert Meter unter der Spitze des Eiffelturms und einige wenige Meter über dem Spiegel der Seine, welche das Marsfeld vom Ausſtellungsgelände des Trocadero trennt. Und während wir den Blick an den vier Schenkeln des oft geſchilderten Eiſenrieſen bis zur erſten, braungelblich getönten Plattform und durch den in der Mitte derſelben gebliebenen freien Raum bis zu den folgenden Stockwerken hinaufgleiten laſſen, vernehmen wir plötzlich aus einer Gruppe von Herren folgendes Wechſelgeſpräch:

„Bitten Sie es dem Ingenieur Eiffel nur kniefällig ab, daß Sie mit Meiſſonier, Sardou, Maupaſſant gegen die Errichtung des Turmes früher entrüſtet Einſprache erhoben haben. Iſt dies Wunderwerk mit ſeiner durchbrochenen Geſtalt, ſeiner urmächtigen Filigranarbeit wirklich ſchwerfällig? — Nein, nicht wahr? Erinnern Sie ſich gefälligſt an die Eröffnungsfeier. Vielleicht ſtanden Sie dort hinter dem Zentralgarten am Hauptportal des Zentraldoms und genoſſen von dort des herrlichen Blicks auf den von blutroten Flammen umzüngelten Turm, durch deſſen erhabenen Rundbogen das Feuerſchloß des Trocadero in ſeiner ganzen Breite ſichtbar war? Nun denn, ſind Sie noch jetzt der Meinung, daß unſer Eiffel kein Kunſtwerk geſchaffen hat?“

„Sie können,“ erwiderte der Gefragte, „die wunderbare Pracht des Feuerwerks, das ohnehin nur etwas Aeußerliches und Vorübergehendes iſt, doch unmöglich dem Turm zum Verdienſt anrechnen. Und — wenn ich ganz aufrichtig ſein ſoll — der Turm iſt mir zu niedrig!“

„Zu niedrig?“ rief unſer Eiffelianer empört; denn es gibt heute ebenſogut Eiffelianer, wie Boulangiſten oder Ferryaner, und vielleicht mit größerem Recht, da der Name ihres Gottes aere perennius fortleben wird, was von dem der anderen ſchwerlich anzunehmen iſt.

„Freilich!“ verſetzt der Vertreter des Widerſpruchs. „Denn worin beſteht die Eigenart dieſer Eiſenkonſtruktion? Offenbar darin, daß der Turm der höchſte der Welt iſt. Aber die große Pyramide iſt faſt halb ſo hoch, die Kölner Kathedrale iſt ſogar hundertundzweiundfünfzig Meter, der Obelisk von Waſhington hundertundneunundſechzig Meter hoch. Der Unterſchied iſt mir zu gering. Eiffel hätte ſein Ungetüm wenigſtens auf den Montmartrehügel ſtellen ſollen.“ — „Warum nicht gar auf die Alpen! Und Sie, mein Herr, halten auch Sie dieſen Vorläufer einer neuen Kunſt, der Eiſenarchitektur, für ein unſchönes Ungetüm, deſſen Bezwingung nur ein Triumph der Wiſſenſchaft und Technik iſt?“

Der Neuangeredete zögerte einen Augenblick mit der Antwort, als thue es ihm leid, die ſchöne Begeiſterung ſeines Freundes — offenbar eines Mannes der exakten Wiſſenſchaften — durch ſeinen Widerſpruch zu kränken. Dann ſagte er mit faſt bedauerndem Ton:

„Allerdings! Ich gebe gern zu, daß dieſer Teufelskerl Energie und Phantaſie beſitzt, daß er faſt ein Genie iſt, aber ein Kunſtwerk hat er doch nicht geſchaffen.“

„Und warum nicht?“

„Weil es kein Kunſtwerk ohne Gliederung, ohne Wechſel von Licht und Schatten . . .“

„Und ohne Gegenſätze gibt,“ fiel ihm ſein Partner ins Wort; „nehmen Sie nur eine Sonate von Beethoven, ihr Thema und Gegenthema, ihre Sätze und Zwiſchenſätze, das Verweben der Motive, den reichen Wechſel in der Geſtaltung des Geſamtkunſtwerks.“

„Ganz dieſelben Geſetze ſind auch für die Architektur, für den griechiſchen Tempel ſo gut wie für die Gotik maßgebend,“ fügte der andere hinzu. „Betrachten Sie beiſpielsweiſe unſere Notredame. Einen wie prächtigen Gegenſatz bilden die Vollwände zu den ſich verjüngenden Portalen, zu der wundervollen Fenſterroſe, zu den Spitzbogenniſchen. Welche Fülle von Motiven auf der Faſſade, deren für das Auge ſcharf abgegrenzte Teile jeder für ſich eine künſtleriſche Einheit bildet. Von dem allem finde ich beim Eiffelturm nichts, und ſeine Höhe, das Bewußtſein, daß es ſich um eine große techniſche Leiſtung, um eine neue Aera der Eiſenkonſtruktion handelt, die Leichtigkeit und Durchſichtigkeit des Baues entſchädigen mich nicht genügend für ſeine Form- und Poeſieloſigkeit.“

Aehnliche, mehr oder weniger gelehrte Geſpräche hört man alltäglich. Aber die Auffaſſung unſeres Eiffelianers überwiegt doch, oder vielmehr — um der Wahrheit die Ehre zu geben — das große Publikum fragt überhaupt wenig darnach, ob der Turm ein Kunſtwerk iſt oder nicht. Es nimmt ihn, wie er nun eben iſt, ſtaunt über ſeine Höhe, bildet einen langen, geduldigen Schweif vor den Fahrſtühlen, freut ſich des wundervollen Rundblicks von den Plattformen und will um jeden Preis der Welt — hier gilt das Wort in ſeiner vollen Bedeutung — droben gefrühſtückt oder zu Mittag geſpeiſt haben. Welch ein Hochgefühl für den inneren Menſchen, fünfundfünfzig oder gar hundertdreißig Meter über der Naſe ſeines hochmütigen Vorgeſetzten ſeine Spargel in eine Eſſigſauce tunken zu dürfen! Da kommt man erſt zum vollen Bewußtſein ſeiner Menſchenwürde. Und wenn man's nun gar vom Ausſtellungs-„Figaro“, der täglich auf der zweiten Plattform gedruckt wird und die abgekürzte Chronik der Weltausſtellung bringt, ſchwarz auf weiß beſcheinigt erhält, daß man oben war, ſo darf man getroſt wieder ins Joch zurückkehren und denken: „Und ich bin doch ein freier Mann!“

Die abgekürzte Chronik der Weltausſtellung! Freilich, die eigenen Augen ſehen immer mehr als das beſte Blatt, und zwar aus dem guten Grunde, weil dies nicht alles ſehen darf. Der Zentralgarten, den der in viele Hallen zerfallende Induſtriepalaſt, die beiden Zwillingspaläſte der ſchönen und freien Künſte mit ihren farbigen, bunt emaillierten Kuppeln und von der vierten Seite endlich der Eiffelturm

's Fiſcher-Reſei.

Gedicht von Konrad Dreher. Originalzeichnung von Heinrich Loſſow.

Koa' G'ſchmuck, koa' G'ſchnür, koa' ſeid'n's G'wandl,
Koa' goldes Ringl kannſt da ſeh'n,
Koa' Maſcherl und koa' Sammetbandl,
Und do' is 's prachtvoll beralweg'n.
Im Köpferl hat's da' halt zwoa' Gucka',
Als wenn grad d' Kerſch'n zeiti' wer'n.

A' Göſcherl wia von lauta Zucka',
Und Zahnerln als wia d' Mandelkern,
Zwoa' Backerln als wia d' Muſkatella',
Und ſunſt is aa' All's ſchö' an ihr —
Ja ſo an' Bröckerl brauchſt koan Tella',
Dös frißt aa' oana' im Papier.

einſchließen, iſt er in der That zum Stelldichein der vornehmen Pariſer und Ausländer und jener Welt von Hochſtaplern und zweifelhaften Damen geworden, welche ſonſt faſt ausſchließlich die großen Boulevards und das Bois de Boulogne unſicher machen. Kein Garten der Welt dürfte ſo viel Verlockendes bieten: ein wundervoll gepflegter Raſen, duftige Luſtwäldchen, die ſeltenſten Blumen, monumentale Springbrunnen, deren wechſelnde Kriſtallformen dank elektriſchen Künſten in allen Farben des Regenbogens erſchimmern — und allenthalben in dieſem kleinen Paradies, deſſen Hauptgänge durch bunte Zeltdächer gegen Sonnenſtrahl und Regenguß geſchützt ſind, anmutige Pavillons und zahlloſe Kioske für Zeitungen, Cigarren, Schokolade, Backwerk und allerlei Liqueure. Rings umher unter den offenen Hallen der genannten Paläſte und bis zu den künſtlichen Seen zu den Füßen des Eiffelturms reiht ſich Schankſtätte an Schankſtätte, deren Bedienung, zum Teil in Nationalkoſtüm, nationale Getränke und Speiſen verabreicht. Und das Auge, das ſich an der friſchen Pracht des Gartens erlabt hat, begegnet auch darüber hinaus nur wohlthuenden, ſanft abgedämpften Farbentönen, hellbrauner Terracotta, einem milden Blau und wenig Gold, mit dem die franzöſiſchen Architekten bekanntlich gern Mißbrauch treiben, das aber hier nur für das ſtolze, mit farbigen Wappen geſchmückte Hauptportal zum Induſtriepalaſt und der Maſchinenhalle überreich verwendet worden iſt. Auch mit Stukkverzierungen und allerlei zur Ornamentierung dienenden Bildhauerwerken hat man wohl gegeizt, ſo daß der Rahmen, zu dem die Pariſer und die fremdländiſche Welt, auf grüne, ſammetweiche Raſenteppiche gebettet, ſelbſt das Bild abgibt, wahrlich unvergleichlich ſchön iſt. Der Zentralgarten wirkt in der That auf alle Sinne, ſogar auch auf den Muſikſinn, ſintemalen es nicht an Militärkapellen fehlt. Er gewährt geiſtige Anregungen aller Art, denn die edelſte Kunſt, die Wiſſenſchaft, die Kulturgeſchichte, die Induſtrie, kurz, alles, was das Menſchenleben verſchönt und merkwürdig macht, lockt uns wie mit Sirenenſtimme und mit Loreleigeſtalt zu ſich, ohne, gottlob, unſer Leben als Einſatz dafür zu fordern. Im Gegenteil, dasſelbe verjüngt ſich beim Anblick alles deſſen, was von der Fortentwicklung der menſchlichen Kultur ein ſo beredtes Zeugnis ablegt.

Freilich, manchen läßt das kalt, und gerade die Beobachtung der verſchiedenen Charakter- und Geſellſchaftstypen, der Mannigfaltigkeit von Urteilen, die man fallen hört, der verſchiedenen Eindrücke, die der einzelne empfängt und durch Wort und Miene bekundet, iſt inmitten dieſer internationalen Karawanſerai des Zentralgartens von beſonderem Reiz. Und welche Verſchiedenheiten der Trachten und Sitten, welche Gegenſätze zwiſchen den naiv bewundernden Bauern und der blaſierten und raffinierten Koketterie der juwelengeſchmückten Abenteuerin, zwiſchen der Zärtlichkeit junger Gatten, welche den Eiffelturm — ſo endlos wie ihr erträumtes Glück! — zum Ziel ihrer Hochzeitsreiſe gewählt haben, und dem Flirt der haute gomme mit ihren engliſchen Röcken und ihren engliſchen Stehkragen! Romeo und Don Juan!

Beim Beſuch des Invalidenplatzes, welcher, wie Sie durch die Tagesblätter wiſſen, im weſentlichen die Kolonialausſtellung birgt, kommt einem unwillkürlich das Seumeſche Wort in den Sinn: „Seht, wir Wilden ſind doch beſſ're Menſchen!" Man ſieht da Familienſzenen, deren Studium manchem franzöſiſchen Ehepaar, mancher vergnügungsſüchtigen Heldin Dumas' à la Francillon, mancher Froufrou und mancher Cyprienne zu empfehlen wäre. Der Kabyle in ſeinem weißen Burnus, mit ſeinen halbvermummten Frauen, die von früh bis ſpät geduldig hinter dem Webſtuhl hocken, die fröhliche Schar der Kinder mit ihren gebräunten Wangen und den klugen, ſchwarzen, neugierig umherirrenden Augen, das einfache, mit einem Schindeldach verſehene Häuschen, der kleine, im Orient nie fehlende Innenhof, alles das erweckt die Vorſtellung eines durchaus patriarchaliſchen Familienlebens. Man verwundert ſich freilich, daß der braune Jünger Mohammeds uns den Einblick in ſeinen Harem geſtattet, aber er mag wie manche Dame von ihrem Coiffeur denken: „Ça n'est pas un homme!" Der Europäer zählt nicht für ihn; der wird den ſchönen Maſſa, die ſich übrigens vor den Augen der weißen Zuſchauer zu deren Ergötzen den Kopf ratzenkahl raſieren laſſen, ihrer ſchwarzäugigen Perle, ihrer Augenweide und ihrem Herzenstroſt nicht gefährlich werden.

Der Kabyle, der Araber, in ſeinem Zelte träg auf ſonniger Terraſſe gelagert, der Anamit auf ſeinen Matten, der elegante Cochinchineſe, die Bewohner des Senegal und von Tahiti, die Neger und Malaien, ſie alle ſcheinen ſich in ihren Dörfern ganz behaglich zu fühlen, und nur der Tonkineſe grollt und verſchließt das Auge der üppigen Pracht, die von allen Seiten auf ihn eindringt. In der That kann man ſich kaum ein farbenreicheres Bild vorſtellen, als es der Invalidenplatz bietet, den ein ſchnurgerader Weg in zwei gleiche Hälften teilt. Wer auf ihm wandelt, der wandelt unter Palmen. Von allen Seiten ſtrömen ihm die Wohlgerüche Arabiens zu, der würzige Duft des Mokka und der ſüßliche der Manila. Allerorten ſtreben ſchlanke Minarets empor, in ihrer Ornamentik an die feine Arbeit des Zuckerbäckers erinnernd. Daneben tuneſiſche Moſcheen mit leuchtenden Kuppeln, farbenprächtige Pagoden, ſchlanke Pavillons, und dieſer bunte Reichtum, deſſen morgenländiſch grelle Farben von den matter getönten des Marsfeldes charakteriſtiſch abſtechen, von einer afrikaniſchen Flora umwoben und umkränzt, Perlen in ſchimmernder Faſſung vergleichbar.

Lebendige Perlen, in des Wortes eigenſter Bedeutung, ſind auch die vier javaniſchen Tänzerinnen, Eigentum irgend eines der kleinen aſiatiſchen Sultane und Despoten. Ihr Tanz, den ſie auf einer Eſtrade in einer luftigen Bambushütte vor den Augen eines zahlreichen Publikums aufführen, iſt in der That die Anmut ſelbſt. Das ſind keine Pirouetten, keine Virtuoſenkunſtſtücke, keine Gliederverrenkungen, kein wirbelnder Reigen, nein, das iſt ein ſchwermütiges, ſchmachtendes Tanzpoem. Könnte man die Plaſtik der Gebärde, die leichten Beugungen des Knies, die ſanften Wendungen des Oberleibs, das wie Wellenſchatten ſchnell über das Antlitz gehende träumeriſche Lächeln, den behutſamen Tritt, die üppige Pracht der Gewandung durch ein dem Reiche der Muſik entnommenes Bild veranſchaulichen, ſo wäre es ganz gewiß das des „ſüßen Wohllauts". Von der javaniſchen Muſik kann man freilich nicht dasſelbe behaupten, denn ſie entbehrt deſſen, was uns als deren Vorbedingung erſcheint, nämlich der Harmonie. Aber freilich, — auch das vielſtimmige ſtädtiſche Geſumme der Stadt iſt unharmoniſch, und wir haben doch Freude daran. Und ſo hämmern und pochen und geigen die javaniſchen Muſiker, mit gekreuzten, nackten Beinen hinter ihren ſeltſam geformten Zinken, Glocken und anderen Inſtrumenten hockend, mit ſolcher Liebe zur Sache; ihr Creſcendo und Decreſcendo, ihr Ritardando und Accelerando wird in ſo künſtleriſcher Weiſe von der geſamten „Kapelle" ausgeübt, daß man um ſo eigentümlicher berührt wird, als die Tänzerinnen ſich durchaus der Muſik anſchmiegen.

Wenn wir auf der Esplanade des Invalides und in der ſehr wahrheitsgetreuen Rue de Caire des Marsfeldes einen Einblick in das Morgenland und ſeine Sitten gewinnen und manche Figuren aus „Tauſend und eine Nacht", beiſpielsweiſe den auf ſeiner Matte hockenden lebensluſtigen Flickſchneider ſo leibhaftig vor uns zu ſehen glauben, daß wir ihm als guten Bekannten auf die Schulter klopfen und anrufen möchten: „Noch immer wohlauf, Freund [illegible]?" — ſo führt uns die glorreiche Maſchinenhalle in das modernſte Leben ein — freilich, nur in ein Automatenleben, und doch — welch ein Leben! Das iſt der Makrokosmos aller Naturkräfte, der mechaniſchen, der elektriſchen, der vulkaniſchen, und ein kleiner, ſcheinbar winziger Gott zwang dennoch dieſe Giganten in Feſſeln, daß ſie in den etliche 421 Meter langen Linien leidenden Maſchinen ächzen und ſtöhnen und Sklavendienſte thun dem Menſchenhirn.

Der Neſtor unſerer Tage.

Der älteſte Mann der Welt iſt derzeit wohl Nagy Ferencz, ein Bauer, welcher in Bars in Ungarn lebt. Er iſt 121 Jahre alt und dabei von einer verhältnismäßig erſtaunlichen Rüſtigkeit und Geſundheit. Laut amtlichen Urkunden, deren Zuverläſſigkeit wiederholt geprüft und erwieſen worden, iſt er im Jahre 1768 in Hetvedely geboren.

Nagy Ferencz im Alter von 121 Jahren.

Das Schreiben und Leſen war nie ſeine Sache, deſto kräftiger aber iſt ſein Erzählertalent ausgebildet. Noch um das Jahr 1850 herum war er im Vollbeſitze ſeiner, jetzt geſchwächten Geiſteskraft, und es war von hohem Intereſſe, ſeinen ſchlichten Worten zu lauſchen, mit welchen er über ſeine Erlebniſſe erzählte. Daß er mit dem Strick gefangen wurde, um unter die Soldaten geſteckt zu werden, und ſeine Abenteuer im napoleoniſchen Kriege gab er ſtets an erſter Stelle zum Beſten. Die Hauptperſonen des Heeres konnte er noch mit Namen nennen und von verſchiedenen hervorragenden Magnaten, die im Somogyer Komitat vor 100 Jahren gelebt hatten, wußte er intereſſante Einzelheiten zu berichten. Mit beſonderer Vorliebe hebt er hervor, daß er bei Beerdigung ſeiner Königin — Maria Thereſia — perſönlich zugegen war.

Nagy Ferencz war nie verheiratet und gebärdet ſich, ſobald nur von Frauen die Rede iſt, als echter Weiberhaſſer.

Sein Aeußeres iſt ſtets in Ordnung und voll Sauberkeit, die Geſichtsfarbe geſund, Kopf und Barthaar grau, aber wohlgepflegt, obwohl ſich Nagy Ferencz nie kämmt und noch viel weniger den Luxus eines Spiegels kennt.

Er iſt den ganzen Tag auf den Beinen und macht, zwar langſam, aber ohne Unterlaß, die gewohnte Runde zu ſeinen Freunden und Gönnern. Er hat für jeden Tag der Woche ſein beſtimmtes Haus, wo er ſich als Gaſt zu Tiſche einfindet und obendrein ein Handgeld von 10 Kreuzern mit auf den Weg bekommt.

Höchſt charakteriſtiſch für die Rüſtigkeit und das körperliche Wohlbefinden dieſes Hochbejahrten iſt es, daß er erſt vor wenigen Tagen für ein erhaltenes Geldgeſchenk aus Wien mit der ernſtlichen Abſicht Dank ſagen ließ, denſelben demnächſt perſönlich abzuſtatten.

J. Bednar.

Literatur

— **Felix Dahn hat der Reihe ſeiner kleinen Romane aus** der Völkerwanderung einen neuen, hochintereſſanten zugefügt, welcher die gewaltigſte Heldengeſtalt jener fernen Zeit, den furchtbaren Hunnenkönig Attila, zum Mittelpunkte hat: „Attila", hiſtoriſcher Roman aus der Völkerwanderung (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Der Verfaſſer entrollt vor unſeren Augen ein großartiges Bild der damaligen tiefbewegten Zeit, welches ſich ſowohl durch ein poetiſches Gepräge als auch, wie es von dem berühmten Geſchichtſchreiber jener Epoche nicht anders zu erwarten war, durch ſtreng hiſtoriſche Treue auszeichnet. Die Handlung ſpielt im Jahre 453, in welchem ein jäher Tod der Siegeslaufbahn des gefürchteten Welteroberers ein plötzliches Ende bereitete. Von den meiſterhaft gezeichneten Charakteren nimmt natürlich Attila das Hauptintereſſe ſelbſt in Anſpruch. Als echter Sohn eines wilden und rohen Steppenvolkes teilt er alle Eigenſchaften ſeiner ihm blindlings ergebenen Unterthanen, nur mit dem gewaltigen Unterſchiede, daß dieſe Eigenſchaften bei ihm von einem genialen Geiſte beherrſcht werden, einem Geiſte, der unerſättlich nach Ruhm und Macht ſtrebt, ohne Anſtand in der Wahl der Mittel und doch die Vorſicht und Klugheit nicht außer acht laſſend. Dahn hat dieſen auf der einen Seite rohen und unerträglich ſtolzen und grauſamen, auf der andern Seite doch wieder gerechten und den Errungenſchaften der verfeinerten Bildung ſo zugänglichen Fürſten vortrefflich gezeichnet, nur daß bei ihm die weniger guten Eigenſchaften mehr zur Geltung kommen. Ihm gegenüber ſtehen die Vertreter der anderen Völkerſchaften im wirkſamſten Gegenſatze, die hehren Germanengeſtalten, das ehrwürdige Alter in dem greiſen Gepidenkönig Ardarich und der kühne Jugendmut in dem blondgelockten Sohne Daghar; ferner die weltgewandten Römer, der edle Maximinus und der verſchlagene Vigilas, und ſchließlich auch noch die anderen hunniſchen Fürſten. Ebenſo iſt die hiſtoriſche Seite des Romans als vortrefflich gelungen anzuerkennen. So kann dieſer Roman mit vollem Recht auf allgemeinen Beifall Anſpruch machen und muß entſchieden als der gelungenſte aus der Völkerwanderungsſerie angeſehen werden.

— **Ein poetiſcher Proteſt gegen die Sklaverei** iſt die Dichtung von Johanna Baltz: „Der Engel der Barmherzigkeit", als verbindender Text zu einer Reihe lebender Bilder gedacht (Münſter i. W., Heinrich Schöningh). Die fließenden melodiſchen Verſe ſtellen der Deklamation eine dankbare Aufgabe, und der genau angegebene Stoff der lebenden Bilder kann durch verſtändnisvolle Ausführung zu großer Wirkſamkeit entfaltet werden.

— **Längſt ſind die klaſſiſchen Erſcheinungen unſerer Litteratur** durch wohlfeile Volksausgaben zum Gemeingut der Nation gemacht. Ein gleiches auch hinſichtlich der hervorragenden Werke zu erzielen, welche die bildende Kunſt uns im Laufe der neueren Jahrhunderte — vom ſpäteren Mittelalter bis an die Schwelle der Gegenwart — geſchenkt hat, iſt die mit Freude zu begrüßende Abſicht eines verdienſtvollen, ſachverſtändig erläuterten Lieferungswerkes, das F. von Reber und Ad. Bayersdorfer unter dem Titel „Klaſſiſcher Bilderſchatz" (München, Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, vormals Friedr. Bruckmann) herausgegeben. Die Meiſterwerke der italieniſchen, deutſchen, niederländiſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Schule der genannten Zeiten werden uns hier in mechaniſch getreuen Nachbildungen zu ſo billigem Preiſe übermittelt, wie er ſich nur vermöge der jüngſten Errungenſchaften im Gebiete der vervielfältigenden Technik erzielen läßt.

— **Wie erfinderiſch Watteau ſowohl in Figurenſzenen** als namentlich auch in ornamentalen Motiven war, dafür liefert das nunmehr vollſtändige Werk: Dekorationen und Malereien von Antoine Watteau, Auswahl in 60 Tafeln (Berlin, Ernſt Wasmuth) einen ausgiebigen Beleg. Bei der Beliebtheit, die neuerdings der namentlich von dieſem anmutvollen Künſtler ins Leben eingeführte und vervollkommnete Geſchmack des Rokoko wieder gewinnt, gelangen dieſe elegant graziöſen Schöpfungen in unſeren Tagen zu erneuter Geltung und bieten nicht nur dem ſchaffenden Künſtler und Kunſtgewerbtreibenden, ſondern auch all den Tauſenden, die einer der vielen künſtleriſch angehauchten Liebhabereien unſerer Tage huldigen, eine unerſchöpfliche Quelle liebenswürdiger Anregungen.

— **Ein echtes Künſtlerinnenleben, und zwar eines der glänzendſten Art,** iſt es, das Mathilde Marcheſi in ihrem Buch: „Aus meinem Leben" (Düſſeldorf, Felix Bagel) ſchildert. Die einer angeſehenen Frankfurter Familie entſproſſene berühmte Konzertſängerin und Geſanglehrerin iſt in den mehr als vierzig Jahren ihrer Wirkſamkeit mit nahezu allen Größen der muſikaliſchen Welt in mehr oder minder freundſchaftlichen Verkehr getreten, und ſo gibt ihr Buch ein lebendiges Bild von dem geiſtſprühenden Treiben in den Kreiſen der Meiſter und Jünger der Tonkunſt.

— **An Briefen feſſelt uns vielfach nicht allein ihr objektiver** Inhalt, ſondern auch das Intereſſe für die Perſon ihres Schreibers, deſſen Weſen ſich in ihnen ausſpricht, und für die ihres Empfängers, auf den ſie häufig mehr oder minder lebhafte Streiflichter werfen. Alle dieſe Standpunkte gelangen zur Geltung in dem Buche: „Das Leben Emma Förſters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen", herausgegeben von ihrem Sohne [illegible]

Förſter (Berlin, Wilh. Hertz). In der Tochter des großen Philoſophen hat ſich, wie der Herausgeber in ſeinem Vorwort treffend bemerkt, „das Ueberragende des Vaters in die Einfachheit und Anmut des weiblichen Weſens umgeſetzt." Sinnig, liebenswürdig, von eigenem Verſtändnis und warmem Mitgefühl für das Wohl und Wehe anderer beſeelt, immer mehr um die ihr Naheſtehenden als um ſich ſelbſt bewegt, ſo blickt ſie uns als eine überaus ſympathiſche, feſſelnde Erſcheinung aus ihren Briefen entgegen. Sind wir anfänglich verſucht, ihre Mitteilungen mehr aus Intereſſe für ſo manche bekannte und bedeutende Perſönlichkeit, die als angeredete oder beſprochene darin auftritt, zu leſen, ſo verbinden wir uns mit mehr und mehr unmittelbarem Anteil an das Weſen der Briefſchreiberin ſelbſt und gewinnen allmählich Intereſſe für die uns urſprünglich gleichgültigen Menſchen nur, weil ſie zu ihr in nähere Beziehung getreten.

Eine der beſten Schilderungen der franzöſiſchen Revolution des vorigen Jahrhunderts iſt ohne Zweifel die ebenſo vortrefflich [illegible] als ſchwungvoll dargeſtellte Geſchichte derſelben von **Thomas Carlyle**. Es iſt daher mit Dank zu begrüßen, daß der Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig eine neue Bearbeitung ſeiner deutſchen Ausgabe dieſes epochemachenden Werkes eben jetzt, da die franzöſiſche Centenarfeier der ereignisvollen Zeit dieſelbe in vollſte Erinnerung bringt, lieferungsweiſe ausgibt.

— **Das höchſt verdienſtvolle kleine Buch des berühmten** Mediziners Dr. **Friedrich von Esmarch** über „Die erſte Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen" (Leipzig, F. C. Vogel) iſt in achter verbeſſerter und mit 90 Abbildungen verſehener Auflage erſchienen.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bildende Künſte.

— **Die königliche Nationalgalerie in Berlin hat eine koſtbare** Erwerbung gemacht mit zwei Sammlungen von Originalarbeiten des Altmeiſters Adolf Menzel. Die ſehr hohe Summe, die zum Ankauf nötig war, wurde von Kaiſer Wilhelm II. zur Verfügung geſtellt. Die eine Sammlung beſteht in dem „Fridericianum", das heißt ſämtlichen Studien, Entwürfen und Zeichnungen des Meiſters zu ſeinen Gemälden und Illuſtrationswerken aus der Zeit Friedrichs des Großen. Es ſind im Ganzen 1805 Blätter in Bleiſtift, Feder und Tuſche, wozu noch 8 Oelſkizzen für die Hauptgemälde Menzels kommen. Die Zeichnungen zu dem Werke „Die Armee Friedrichs des Großen" machen 230 Studienblätter aus; ihnen folgen 209 Blätter Einzelſtudien zu ſeinen Bildern, 235 Porträtſtudien, die zugleich ein großes [illegible] Intereſſe bieten, ſchließlich eine Fülle figürlicher, landſchaftlicher, architektoniſcher und Koſtümſtudien. Die zweite Sammlung beſteht in der Hauptſache aus jenen 13 Blatt Gouachegemälden, die unter dem Namen Kinderalbum bekannt ſind. Es ſind Bilder aus der Tierwelt 127 Blatt, Genre- und Straßenbilder 12 Blatt, Studien aus Wald und Wieſe 10 Blatt. Sodann gehören dazu die reizenden, geiſt- und humorvollen Kompoſitionen für das Tafelgeſchirr, welches dem Kronprinzenpaar 1883 zur ſilbernen Hochzeit gewidmet wurde. Dieſe Blätter ſind in Waſſer- und Deckfarben ausgeführt. Indem ſolche reichen Schätze in den Beſitz des großen nationalen Kunſtinſtituts übergegangen ſind, bilden ſie dort zuſammen mit den übrigen Werken Menzels ein Denkmal des Berliner Altmeiſters, an dem ſich Mit- und Nachwelt erfreuen und erbauen wird.

— **Ueber 2000 Anmeldungen ſind zum diesjährigen** Münchener Salon eingelaufen laut Mitteilung, die der Präſident F. von Stieler in der letzten Generalverſammlung machte.

— **Die Deutſchen Englands haben der Königin Viktoria** durch eine Abordnung ein Jubiläumsgeſchenk überreichen laſſen. Dasſelbe beſteht in einem von Profeſſor Anton von Werner gemalten Bilde, welches den verſtorbenen Kaiſer Wilhelm darſtellt, wie er an ſeinem letzten Geburtstage von ſämtlichen Mitgliedern der kaiſerlichen Familie begrüßt wird. Das Gemälde ſoll einſchließlich des maſſiven Goldrahmens 320,000 Mark gekoſtet haben.

Bühne.

— **Der Kaiſer von Oeſterreich hat dem deutſchen Volkstheater** in Wien [illegible] Gulden geſpendet zum Zwecke der Errichtung von Gartenanlagen rings um das Schauſpielhaus, unter der Bedingung, daß dieſe Anlagen allgemein zugänglich ſeien.

— **Das deutſche Theater in Moskau hat aufgehört zu** beſtehen, mindeſtens das Theater Paradies. „Letzte deutſche Vorſtellung in Moskau," ſo hatte der Zettel dieſer Tage verkündet. Am Schluſſe dieſer Abſchiedsvorſtellung trat Direktor G. Paradies an die Rampe, um in einer längeren, mitunter etwas verworrenen Rede von ſeinem Traume zu ſprechen, der nun ausgeträumt, nämlich dem Traume, in Moskau ein deutſches Theater zu gründen und dauernd zu erhalten. Er führte ſodann des Weiteren aus, wie er in ſieben Jahren zweimal durch Flammen ſein Theater eingebüßt, wie er aber immer es wieder neugeſchaffen und dies ganz ohne Unterſtützung durch das deutſche Publikum geleiſtet ſei. Nun ſei es mit ſeiner Kraft zu Ende. An das völlige Aufhören der deutſchen Aufführungen in Moskau glaubt trotzdem niemand. Als Nachfolger von Direktor Paradies wird Direktor [illegible] aus Reval bezeichnet.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Welche günſtige Wirkung das elektriſche Licht auf die** Entwicklung der Pflanzen ausübt, hat man in Wien Gelegenheit zu beobachten. Auf der Ringſtraße daſelbſt haben die Platanen bisher nur ſchwache Knoſpenanſätze getrieben. Nur ein einziger halbwegs kräftiger Baum hat bereits den vollen Blätterſchmuck angelegt; dieſer ſteht neben der elektriſchen Doppellaterne Ronacher, deren Strahlen die Krone ſcharf aus unmittelbarſter Nähe beleuchten.

— **In der Sitzung der Deutſchen meteorologiſchen Geſellſchaft** in Berlin teilte Dr. [illegible] intereſſante Beobachtungen mit, die er über die „Durchſichtigkeit der Berliner Luft" angeſtellt. Darnach waren in der Mitte der Stadt $\frac{4}{5}$ der urſprünglichen Durchſichtigkeit bei ſenkrechtem Eintritt der Sonnenſtrahlen verloren gegangen, während im freien Lande nur $\frac{1}{5}$ in Wegfall kommt. Abends nimmt die Durchſichtigkeit wieder zu, da die Rauchbildung der Fabriken und ſo weiter aufhört. Um 11 Uhr nachts beim Vollmond angeſtellte Beobachtungen haben ergeben, daß $\frac{300}{1000}$ verloren gingen. Immerhin iſt aber auch nachts die Luft in der Stadt noch doppelt ſo ſchwer durchſichtig als im Freien.

— **Ein Heft mit bisher unbekannten Handſchriften Galvanis**, des großen Phyſikers, wurde in der Biblioteca comunale zu Bologna aufgefunden; es enthält Zeichnungen des Bologneſer Meiſters über Elektrizität. Auch ſind noch andere literariſche Schätze in der an Handſchriften reichen Bologneſer Bibliothek entdeckt worden: bisher unbekannte Manuſkripte des Naturforſchers Morgagni, des Mailänder Geſchichtſchreibers Litta, Giordanis, [illegible], ſowie der Dichter Bondi, Cearelli, Bettinelli. Daneben fanden ſich noch italieniſche Komödien aus früheren Jahrhunderten und die Darſtellung eines Ketzerprozeſſes gegen drei Bologneſer Studenten aus dem ſechzehnten Jahrhundert.

— **Das Herz Napoleons I. hat das eigentümliche Schickſal** gehabt, von einer Ratte angefreſſen zu werden. Dieſe unglaubliche Mär, die bisher nur gerüchtweiſe auf St. Helena umging, iſt neuerdings als leidige Thatſache beſtätigt worden. Der Großneffe des bei der Sektion gegenwärtigen Dr. Mitchel berichtet im „Scotsman", daß er ſeinen Oheim wiederholt habe erzählen hören, man habe das aus dem Leichnam herausgenommene Herz über Nacht in eine Schüſſel gelegt und da ſei es von einer Ratte halb aufgefreſſen worden. Der Sektionsbefund iſt noch im Beſitze des Herrn Mitchel.

— **Ein großer Brakteatenfund wurde im Mansfeldiſchen** gemacht, nämlich über 1000 Stück ſolcher Münzen, die alle aus dem zehnten bis dreizehnten Jahrhundert ſtammen. Die meiſten ſind nur auf einer Seite geprägt und zeigen teils Ritterköpfe mit der Krone, teils Biſchöfe mit dem Krummſtab, auch Männergeſtalten mit Waffen. Zweiſeitig geprägte Stücke weiſen deutlich an die Zeit der Kreuzzüge, indem auf einer Seite der Halbmond mit Stern und das Kreuz erkennbar ſind, auf der andern fremdartige, anſcheinend arabiſche Schriftzüge. Die Münzen ſind von verſchiedener Größe, die kleinſten ſo groß wie unſere Pfennigſtücke, die größten wie Zweimarkſtücke. Alle ſind verhältnismäßig dünn; das Metall iſt anſcheinend Silber. Der Fund iſt an das königliche Handelsminiſterium nach Berlin überſandt worden.

— **Der erſte weibliche Dr. med. in England wurde am** 15. Mai durch den Kanzler der Londoner Univerſität kreiert. Es iſt eine Frau Scharlieb, die 1882 das Baccalaureat der Medizin und Chirurgie summa cum laude erhielt und 1883—1887 in Madras als Arzt wirkte. Die Ueberreichung des Doktorhutes wurde von den zahlreich anweſenden Damen mit rauſchendem Beifall begrüßt.

Gewerbe und Verkehr.

— **Wie ſehr die deutſche Induſtrie bereits im fernen** Oſten Eingang gefunden hat, geht aus folgendem Schmerzensſchrei einer indiſch-engliſchen Zeitung hervor, der die Sachlage vielleicht etwas übertreiben, aber gewiß nicht völlig unwahr darſtellt: „Der Brite erhebt ſich am Morgen von einem deutſchen eiſernen Bettgeſtell, zieht deutſche Handſchuhe an, ſitzt bei Tiſch auf deutſchen Rohrſtühlen, frühſtückt aus deutſchem Geſchirr und ißt ſelbſtverſtändlich mit deutſchen Meſſern und Gabeln. Mit einem deutſchen Streichholz zündet er ſeine deutſche Zigarre an und ſpielt deutſche Muſik auf einem deutſchen Piano; zum Mittageſſen trinkt er deutſchen Wein, ruht dann auf einem deutſchen Sofa aus, um ſchließlich wieder ſein deutſches Bett aufzuſuchen und ſich mit einer deutſchen Decke zuzudecken!"

— **Die größte Drehbrücke der Welt iſt die neue Eiſenbahnbrücke** über den Tee in England, die im Auguſt dem öffentlichen Verkehr übergeben wird. Der drehbare Teil der Brücke iſt 287 Fuß lang und 16 Fuß hoch.

Natur.

— **Aus Oberungarn und Siebenbürgen, aus Krain, aus** Böhmen und ſchließlich aus Galizien und der Bukowina ſind wiederholt Mitteilungen gekommen, daß daſelbſt in neuerer Zeit viel häufiger als früher Luchſe ſich gezeigt haben, ſo daß es den Anſchein gewinnt, als ob dieſe gefährlichen Räuber ſich jetzt entſchieden vermehrt hätten. Nur zum Teil iſt es gelungen, die ungebetenen Gäſte erfolgreich zu bejagen. Letzteres war jetzt in Galizien auf einer der größten Domänen des Grafen Wodzicki der Fall. Es wurden binnen kurzer Zeit nicht weniger als acht, darunter mehrere ſehr ſtarke Luchſe zur Strecke gebracht. In den Forſten bei Kronſtadt in Siebenbürgen ſind in letzterer Zeit ebenfalls Luchſe abgeſpürt worden. In den ſo ausgedehnten, oft urwaldähnlichen Forſten der Munkácſer Herrſchaft ſind Luchſe nicht ausgerottet. Von ihrem Vorkommen gibt gewöhnlich Reh- und Hochwild nur zu oft Beweiſe.

— **Einer ganz beſonderen Annehmlichkeit erfreut ſich das** Städtchen Colditz in Sachſen. Es hat in ſeiner unmittelbaren Nähe einen Wald, der den biederen Bürgern in gewiſſer Beziehung das Bild einer tropiſchen Landſchaft vor Augen ſtellen kann. Man wandelt im Colditzer Wäldchen nicht ungeſtraft unter den Kiefern und Fichten, in deren Schatten Legionen giftiger Schlangen ihr Weſen treiben, wie ſie der Süden kaum zahlreicher erzeugt. Ein eifriger Otternfänger, ein in Colditz wohnender Badewärter, hat allein in den letzten Wochen in dieſem Wald 65 Kreuzottern lebendig gefangen, von denen er 38 gegen die von der Amtshauptmannſchaft ausgeſetzte Prämie von einer Mark für das Stück an die Stadtbehörde eingeliefert, 12 beſonders ſchöne Exemplare aber dem Dresdener zoologiſchen Garten verkauft hat.

— **Glühwürmer, die in einem Glasgefäße vor einem ſehr** hellen Fenſter ſtanden, wurden mitten am Tag in eine dunkle Kammer gebracht; aber das Schütteln des Gefäßes bewirkte keine Lichtentwicklung. Nachdem die Tiere eine halbe Stunde im Dunkeln verweilt, begannen ſie zu leuchten, doch in wenig intenſivem Maße. Die Glühwürmer wurden hierauf wieder dem Tageslicht eine Stunde lang ausgeſetzt und dann abermals in die dunkle Kammer zurückgebracht. Das Phosphoreszieren war nun verſchwunden und zeigte ſich erſt wieder nach einem Aufenthalt von drei Stunden im Dunkeln. Damit die Glühwürmer ſo lebhaft leuchten wie in der Nacht, müſſen ſie eine Stunde lang im Dunkeln verweilt haben. Mit dieſem Experiment ſtimmt die feſtgeſtellte Thatſache überein, daß das Phosphoreszieren am Abend etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang vollſtändig wird. Durch öfteres Hineintragen der Glühwürmer in die Dunkelkammer konnte man ſich davon überzeugen, daß das Leuchten erſt nach und nach ſtärker ward.

Geſtorben.

— Wilhelm Arthur **Nahl**, namhafter deutſch-amerikaniſcher Tier-, Landſchafts- und Porträtmaler, 54 Jahre alt, Anfangs Mai, in San Franzisko.

— William **Wells**, eines der thätigſten Mitglieder der königlichen landwirtſchaftlichen Geſellſchaft in London, [illegible] Förderer der Anwendung der Chemie in der Landwirtſchaft, Anfangs Mai, in London.

— Dr. Enrico **Albanese**, der vertraute Freund und Arzt Garibaldis, von dem Tage der Landung in Marſala ab deſſen ununterbrochener Begleiter, durch ſeine Bemühungen um die öffentliche Geſundheitspflege in Palermo hochverdient, 56 Jahre alt, am 4. Mai, in Neapel.

— Jean Jacques **Dumon**, Profeſſor des Flötenſpiels an der Brüſſeler Muſikſchule, gleich hervorragend als ausübender Künſtler wie als Fachgelehrter, am 5. Mai, in Brüſſel.

— Melchior **Fritſch**, bekannter Landſchaftsmaler, am 5. Mai, in Wien.

— Profeſſor Guſtav **Solling**, früher Lehrer an der Kriegsſchule zu Woolwich, durch gediegene engliſche und franzöſiſche Ueberſetzungen dramatiſcher Meiſterſtücke bekannt, am 5. Mai, in Wiesbaden.

— Eugen **Stroobant**, beliebter Abgeordneter, namhafter vlämiſcher Schriftſteller und Dichter, einer der bedeutendſten Förderer der Bewegung, welche der vlämiſchen Sprache zu ihrem Rechte verhelfen will, 70 Jahre alt, am 5. Mai, in Brüſſel.

— Kantor Friedrich Moritz **Gaſt**, k. ſächſiſcher Muſikdirektor, namhafter Kirchenkomponiſt, 67 Jahre alt, am 6. Mai, in Plauen.

— Ritter von **Pöltl**, k. k. Vizeadmiral d. R., 79 Jahre alt, am 6. Mai, in Trieſt.

— Johann **Gullienne**, ſchlichter Bürgermeiſter und Gutsbeſitzer, 1848 Mitglied der preußiſchen Nationalverſammlung, der Linken angehörig, dann 1849 der zweiten Kammer, der äußerſten Linken angehörig, und 1855 bis 1861 des Abgeordnetenhauſes, 60 Jahre alt, am 10. Mai, in [illegible] bei Saarlouis.

— Prof. Dr. Johann Matthias **Firmenich**, Herausgeber von „Germaniens Völkerſtimmen", einer Sammlung deutſcher Mundarten in Lied und Sage, 80 Jahre alt, am 10. Mai, in Potsdam.

— Stadtrat **Hausmann**, Mitglied des königlich preußiſchen Herrenhauſes, früher auch des deutſchen Reichstages, Fortſchrittspartei, 66 Jahre alt, am 15. Mai, in Brandenburg.

— **Millot**, franzöſiſcher Diviſionsgeneral, früher Oberbefehlshaber des Expeditionscorps in Tongking, Mitte Mai, in Angoulême.

— von **Schilcher**, Gutsbeſitzer, lebenslänglicher Reichsrat der Krone Bayern, 60 Jahre alt, am 17. Mai, in Dietramszell.

— Graf **Malmesbury**, früher Sekretär des Auswärtigen und Geheimſiegelbewahrer, 82 Jahre alt, am 18. Mai, in London.

— von **Helden-Sarnowski**, königlich preußiſcher Kammerherr und Oberſtlieutenant a. D., Ehrenpräſident des Kriegerbundes der hohenzollernſchen Lande, am 18. Mai, in Sigmaringen.

Marie Antoinette und die Mode.

Von

Robert Prölß.

(Alle Rechte vorbehalten.)

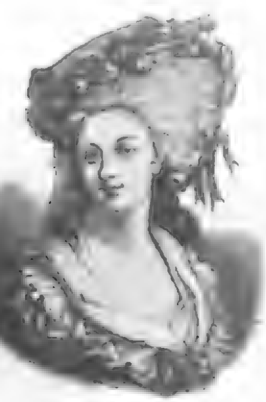
II.

Nachdem die Ausſchreitungen der Mode ſich bis zu einer Höhe verſtiegen hatten, die nicht mehr zu überbieten war, begann allmählich trotz des Kriegs engliſcher Einfluß mehr und mehr ſich geltend zu machen. Der ſpäter hinzutretende bürgerliche amerikaniſche Geſchmack weiſt ebenfalls auf die Trachten der engliſchen Quaker und Landſquires zurück, wogegen die Aufnahme der engliſchen Gärten mit der empfindſamen Natürlichkeitsrichtung zuſammenhing, welche der Apoſtel der Natur, Jean Jacques Rouſſeau, in die Mode gebracht hatte. Auch dieſe revolutionäre Idee wurde zuerſt von der vornehmen Geſellſchaft mit leidenſchaftlichem Eifer ergriffen. Das Geſchenk, welches Ludwig XVI. ſeiner jungen, eleganten Gemahlin mit Trianon machte, wurde nicht nur für die Ausbreitung dieſes neuen Geſchmacks, ſondern überhaupt für die Umſtimmung des Geſchmacks der Königin und der Nation entſcheidend, der hiedurch die Richtung zum Beſſeren nahm. Marie Antoinette ließ in Trianon einen engliſchen Garten, und, als der Sinn für das Ländliche entſchiedener bei ihr hervortrat, auch einen Weiler errichten. Beides wurde das Vorbild zahlreicher Nachahmungen, obſchon ſie ſelbſt es für jenen erſt verſchiedenen Gärten der Zeit, insbeſondere dem des Grafen von Caraman zu Roiſſy, für dieſen in dem Parke des Prinzen von Condé zu Chantilly gefunden hatte. Sie beſaß in Mique für die neu aufzuführenden Gebäude einen Architekten der von Blondel begründeten neuen Schule, welche die gebauſchten Formen des Rokoko aufgab, auf die urſprünglichen geradlinigen Formen der Renaiſſance zurückging und jenen Stil ausbildete, welchen man mit dem Namen Ludwigs XVI. bezeichnet hat. In der Reinheit und Feinheit ſeiner Verhältniſſe und Gliederungen erinnert er an die keuſchen Formen der Frührenaiſſance, nur in den Verzierungen noch einen Anhauch und Nachklang des Rokoko verratend, mit dem er, obſchon es bekämpfend, doch in verſtecktem Zuſammenhang ſtand.

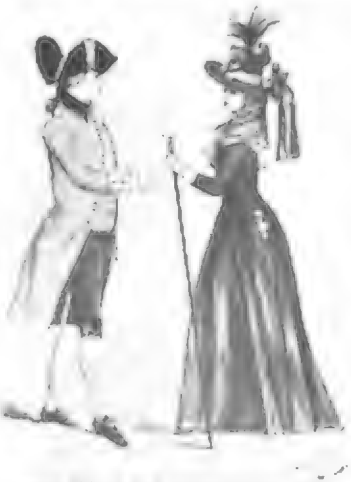
Es begreift ſich, daß eine ſolche Umwandlung des Geſchmacks nicht ohne Einfluß auf das Koſtüm bleiben konnte. Marie Antoinette mußte es mit der neuen Umgebung um ſo mehr in Einklang zu bringen ſuchen, als ſie erſtlich von Trianon alle Etikette verbannen und hier ganz ihren Neigungen leben wollte, wie ſie ja ihre nächſte Geſellſchaft verhängnisvollerweiſe ganz nur nach dieſen gewählt hatte, und es zweitens ein überlieferter Gebrauch war, für jedes der königlichen und prinzlichen Schlöſſer ein beſonderes Koſtüm anzuordnen. So gab es zum Beiſpiel bei dem Prinzen von Condé ein beſonderes Koſtüm für den Salon, ein anderes für die Hirſchjagd, ein drittes für die Eberhatz. Das Koſtüm von Trianon für die Damen war weiß, für die Herren ſcharlach mit weißer, goldgeſtickter Weſte. Für gewöhnlich aber ging jetzt die Königin in einer einfachen weißen Muſſelinrobe (Chemiſe) mit einem ſchlichten Strohhut. Ein kleines Stöckchen in der Hand, von nur einem Diener begleitet, konnte man ſie ſo durch die Laubgänge nach Trianon wandern ſehen. Die reichen, glänzenden Toiletten wurden von ihr jetzt nur noch für Verſailles und für die Große Oper verſpart. Aber auch ſie nahmen etwas von der anmutigen Leichtigkeit jener ländlichen Einfachheit an.

Marie Antoinette in Trianon.

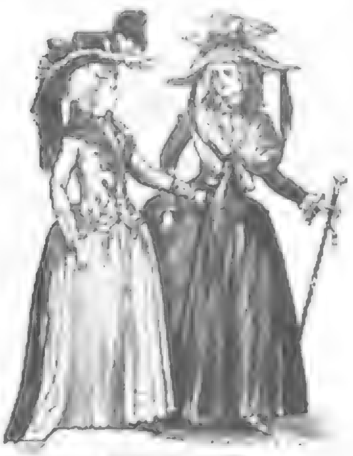
Die anmutige Mode der Fichus ſei in einem Bilde der ſchönen Prinzeſſin von Lamballe hier veranſchaulicht.


Prinzeſſin von Lamballe.

Viel mehr als der frühere Luxus der Königin wich jetzt ihr jäher Uebergang zur Einfachheit auf Klagen und Tadel, da die Nachahmung derſelben ſehr bald eine Stockung in verſchiedenen Gewerbezweigen zur Folge hatte. Beſonders empfanden es die Lyoner Fabriken koſtbarer Seidenſtoffe ſehr ſchwer. Gold- und Silberbrokate waren ganz aus der Mode gekommen. Man erhob wohl den Vorwurf, daß die Königin die Leinen- und Muſſelinfabriken ihres Bruders in den Niederlanden auf Koſten der franzöſiſchen Induſtrie begünſtige. Den wohltätigen Einfluß, den dieſe Einfachheit auf den Geſchmack ausübte, überſah man meiſt ganz. Man betrachte zum Beiſpiel auf vorſtehendem Bilde die Promenadenanzüge der Königin und des Königs, in welchen ſie 1787 im Garten der Tuilerien erſchienen und in welchen man die Einwirkungen des feinen, dezenten Stils Ludwigs XVI., zugleich aber auch den der engliſchen Mode erkennen wird. Und nun vergleiche man hiemit die folgenden, faſt gleichzeitigen Toiletten, an denen trotz der veränderten Mode der Rokokogeiſt noch immer lebendig iſt.


Ludwig XVI. und Marie Antoinette im Jahre 1787.

Bemerkenswert iſt bei der erſteren die doppelte Uhr, die man, die eine von Gold, die andere von Silber, anfangs offen zu tragen pflegte. Am ausſchweifendſten zeigen ſich auch jetzt noch die Coiffuren und Kopfbedeckungen. Noch immer waren letztere ſo hoch, daß ſie im Theater und 1788 auch bei den Hofzeremonien unterſagt wurden. Veranlaſſung hiezu gab der Empfang der indiſchen Geſandtſchaft in Verſailles, zu welchem an zehntauſend Billette ausgegeben worden waren. Er rief auch die Moden à l'Indienne, à la Tipo Saib hervor, ſo wie die Verſammlung der Notabeln die Mode à la notable. Die Königin erſchien bei dieſen Gelegenheiten noch einmal in der alten Pracht und in dem vollen Glanze der Schönheit.


Staatsroben um 1788.

Das Königtum, die alte Ordnung ſollte in kurzem ſchwere Erſchütterungen erleiden. Ein neuer Geiſt kündigte ſich mit verheerenden Stürmen an. Die Königin ſollte aufhören, der Mode das Geſetz vorzuſchreiben. Wenn auch noch immer einzelne Neuheiten unter ihrem Namen hervortraten, ſo ſollte ſie ſich den vom Volke ausgehenden Neuerungen nun doch ſelbſt unterwerfen. Mit der Erſtürmung der Baſtille kamen die Farben der Stadt, blau und rot, in die Mode. Doch mußten dieſelben bald der nationalen Trikolore weichen. Graf de Reiſet weiſt nach, daß die Königin ſowohl, wie Mesdames de France dreifarbige Kokarden und dreifarbige Stoffe damals von Madame d'Eloffe bezogen.

Dabei hieß es zwar ſelbſt noch im Frühjahr 1791, daß Paris glänzender ſei als jemals. Und nie war wenigſtens die Leichtfertigkeit, die Sittenloſigkeit und das Laſter freier und übermütiger einhergeſchritten. Dies konnte auf die Kleidung nicht ohne Einfluß bleiben, die zunächſt zwar um vieles einfacher, bürgerlicher und bequemer geworden war. Sie gewann nun aber teilweiſe in ihrem loſen Weſen einen immer frecher werdenden Charakter.

Im genannten Frühjahr war die Königin mit Vorbereitungen zu ihrer Flucht in ſo umfaſſender Weiſe beſchäftigt, daß dies allein ſchon hätte verderblich werden können, da ſie einzelnen Perſonen ſo weit verraten wurden, daß Lafayette ſogar eine Probe von der Farbe und dem Stoffe des Rockes beſaß, den Ludwig XVI. ſich dazu hatte anfertigen laſſen. De Reiſet gibt ein Abbild des Koſtüms, welches die Königin damals trug und in welchem ſie in ihre glänzende Gefangenſchaft zurückkehrte. Denn obſchon man dem Königtum alle Macht genommen, ſollte es doch ebenſo den Schein ſeiner Freiheit wie ſeines Glanzes noch aufrecht erhalten, zu welchem Zwecke die Nationalverſammlung mit entgegenkommender Bereitwilligkeit nicht weniger als fünfundzwanzig Millionen Livres jährlich bewilligt hatte. Die Königin mußte ſich daher notgedrungen, wenn auch gewiß oft mit blutendem Herzen noch fortgeſetzt mit ihrer Toilette beſchäftigen. Indeſſen näherte man ſich der unvermeidlichen Kataſtrophe. Am 10. Auguſt wurden die Tuilerien geſtürmt, die bei der Nationalverſammlung Schutz ſuchende Königsfamilie am folgenden Tage im Kloſter der Feuillants untergebracht und zwei Tage ſpäter als Gefangene in den Turm des Temple geführt. Marie Antoinette war hier anfänglich ſo von allen Habſeligkeiten entblößt, daß die Gattin des engliſchen Geſandten ihr einige Wäſche zur Aushilfe ſchickte. Von den achtzehntauſend Perſonen, welche den Hofſtaat des königlichen Hauſes gebildet hatten, war ihnen niemand mehr übrig geblieben als der treue Cléry und der treue Hue. Und doch, wie reich waren ſie immer noch, da ſie in Liebe einander umfangen konnten! Wie viel hatten ſie noch an ſich ſelbſt zu verlieren!

Marie Antoinettes Anzug auf der Flucht.

Nach der Hinrichtung des Königs verlangte die Königin die einfachſten Trauerkleider. Sonſt war die Trauer für ſie zugleich noch eine Sache der Mode und der Etikette geweſen, die dieſe nach ſtreng zu beobachtenden Rangſtufen geordnet und an beſtimmt einzuhaltende Friſten gebunden hatte. Jetzt war ſie nur noch eine Angelegenheit des gefolterten und geängſteten Herzens. Das nachſtehende Bild, welches H. von Lescure ſeiner „La vraie Antoinette“ vorgedruckt hat, ſtellt die Tochter Maria Thereſias im Kerker und in Trauergewändern dar. Das Unglück dürfte der „wahren“ Marie Antoinette aber wohl tiefere, ſtolzere Züge eingeprägt, der Schmerz dem edlen Geſicht dieſer mater dolorosa wohl noch einen ergreifenderen Ausdruck gegeben haben. Sie erſchien im Verhör in einem ſchwarzen Gewande, ihre Haltung war würdig und ſtolz. Das in der Gefangenſchaft weiß gewordene Haar erhöhte noch die Majeſtät ihres Geſichtsausdrucks. Auf ihrem letzten ſchweren Wege war ſie mit einem weißen Deshabillé von Piqué bekleidet. Das Haar hatte ſie ſich ſelbſt abgeſchnitten. Sie beſtieg wie die gemeinſte Verbrecherin den für ſie bereitſtehenden Sünderkarren und durchfuhr mit gebundenen Händen, zur Seite den Henker, langſam die Straßen, die ſie einſt in glänzendſter Toilette im eleganten Cab oder im vergoldeten Staatswagen, umrauſcht von dem Jubel des Volkes, durchflogen hatte. Allein ihre Erſcheinung war auch noch jetzt eine königliche, und ſie ſetzte dem Geheul und den Verwünſchungen des gegen ſie aufgebotenen Pöbels die ruhige Würde der geborenen Herrſcherin entgegen, obſchon ſie darauf gefaßt war, von ihm zerriſſen

Marie Antoinette in ihren letzten Tagen.

zu werden. Sie hatte mit dieser Welt abgeschlossen, die weder Reiz noch Beleidigung mehr für sie hatte.

Marie Antoinette war keineswegs fehlerfrei, aber ihre Fehler waren Fehler der Jugend, der Zeit und des Glücks, das Unglück hat ihr dagegen Größe und Würde gegeben. Die Andenken, die sich aus der Zeit ihres Glückes erhalten haben, stehen heut hoch im Wert, die aus der Zeit ihres Unglücks werden von den Anhängern ihres Hauses, zu denen auch Graf de Reiset gehört, wie Heiligtümer geschätzt.

Neue Bücher und Schriften.

Abel, C., Im Lande des Goldes. Dramatisches Zeitbild. Freiburg i. Br., [illegible]

Abhandlungen, Allgemeinverständliche naturwissenschaftliche. Heft [illegible]. Berlin, [illegible]

Bamberger, L., Die Nachfolge Bismarcks. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Banck, O., Fliegende Blätter. Neue Lieder. Großenhain, Baumert & Ronge.

Berliner Neudrucke. I. Serie, Band III: [illegible] Band IV.: [illegible] Berlin, Gebr. Paetel.

Chorgesang, der, herausgegeben von A. W. Gottschalg. [illegible] Leipzig, [illegible]

[illegible], Zu Haus und Draußen! [illegible] Dresden, [illegible]

Eckstein, E., [illegible] Novelle. Leipzig, C. Reißner.

[illegible]

Faust. Der Tragödie III. Teil. Treu im Geiste des zweiten Teils des Goethe'schen Faust gedichtet von Mystifizinsky. 4 Aufl. Tübingen, H. Laupp.

Förster, B., Die Urwelt und ihre Bewohner. Eine Volksschrift. 2. Auflage. Freiburg, [illegible]

[illegible] Halbmonatsschrift f. deutsche Dichtung. 1889. Nro. 1. Leipzig, [illegible]

Hellmuth, A., Blondel. Eine Romanze. Hamburg, O. Meißner.

[illegible], C., [illegible] Schröder & Meyer.

Jacobowski, L., Aus bewegten Stunden. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Jahrbuch der k. preuß. Kunstsammlungen. X. Band, 2. Heft. Berlin, G. Grote.

[illegible], Die Methodik des elementaren Rechenunterrichts. [illegible]

Lambert, Fr., Aus [illegible] Zeit. Erzählung. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. [illegible]

[illegible], Erste Gedichte [illegible] 3. Aufl. Wien, A. Pichler & Co.

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

Schiffers, A., [illegible] Roman. Dresden, H. Minden.

[illegible], A., Deutsche Gedichte aus Österreich. II. Band: [illegible] Frankfurt a. M., [illegible]

Wagner, Die Kampagne auf den Samoa-Inseln. Graudenz, J. Gaebel.

Wereschtschagin, W., [illegible]

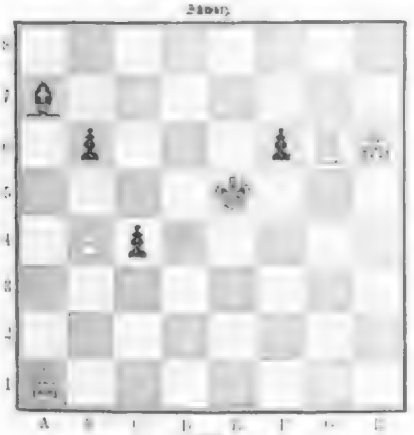
[illegible] [illegible]

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 506.

Von [illegible]

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

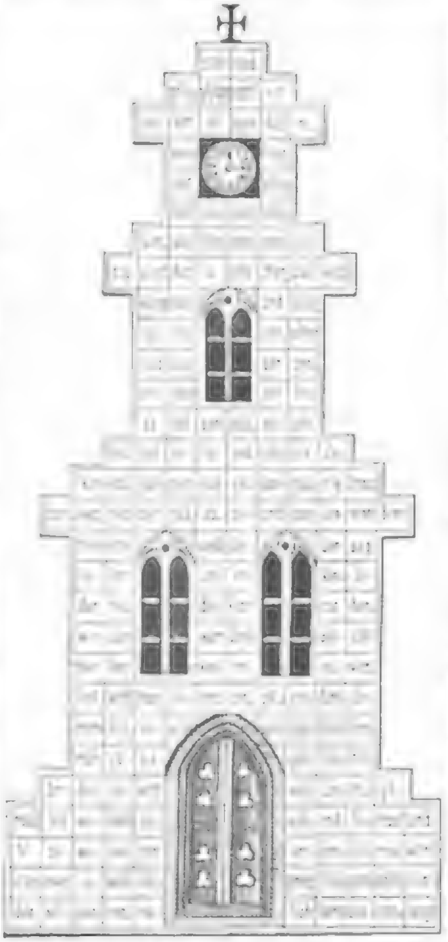
Auflösung der Aufgabe Nro. 503:

Weiß.	Schwarz.
1) L. C 5 — E 4	1) T. F [illegible] n. E 4.
2) T. F 6 — F 5 †	2) L. E 4 — E 3 oder anders
3) T. F 5 — D 5 oder [illegible] Matt.	
A)	
1)	1) K. D 5 n. E 4
2) T. F 6 — F 4 †	2) K. E 4 — D 5.
3) [illegible] — C 4 Matt.	
B)	
1)	1) C 6 — C 5.
2) L. H 3 — E 6 †	2) K. D 5 n. E 4 oder — C 6.
3) T. F 6 — F 4 oder [illegible] — H 5 Matt. — (Auf 1) . . . K D 5 — C 4, 2) T. F 6 — E 5 und 3) T. E 5 — C 5 Matt; auf 1) . . . D anders 2) L. H 3 — E 6 † und 3) T. F 6 — F 4 Matt.)	

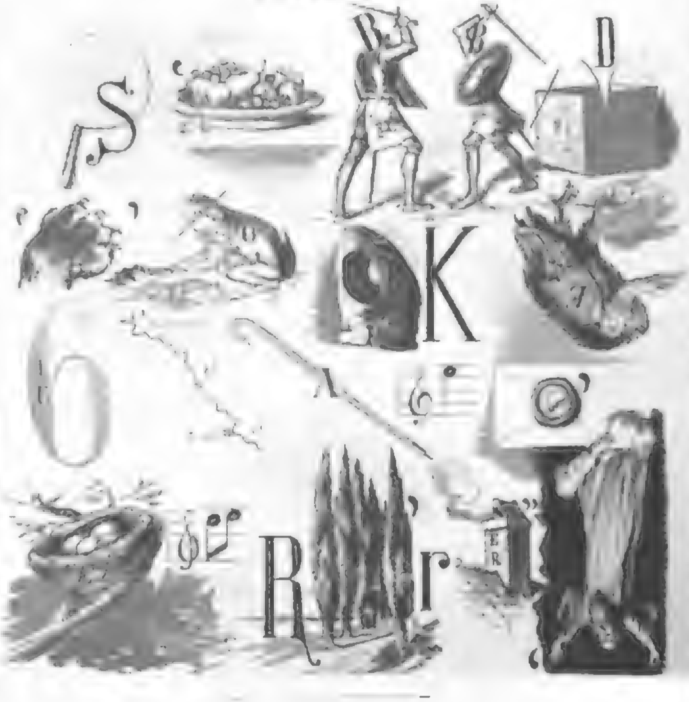
Rätsel.

Die „Kapelle“.

Pfingst-Königspromenade von Rudi von Warnkenhagen (Rudolf Sperling).



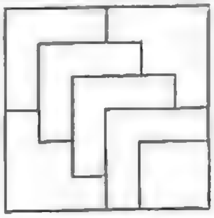
Bilderrätsel.



Kompositionsrätsel.

Aus je zwei Wörtern (a und b) soll durch Zusammensetzung ein drittes Wort (c) gebildet werden, wobei das erste Wort den letzten, das zweite Wort den ersten Buchstaben verliert. 1) a. Eine Stadt in der Schweiz, b. eine Stadt in Nordafrika, c. ein französischer Dichter. 2) a. Ein Nebenfluß des Rheins, b. eine [illegible], c. ein Baum. 3) a. Ein Getränk, b. ein männlicher alttestamentlicher Name, c. eine Pflanze. 4) a. Ein berühmter [illegible], b. eine Stadt an der Wolga, c. ein bekannter englischer Schriftsteller. 5) a. Ein Teil des Gesichts, b. ein [illegible], c. ein französischer Dramatiker. 6) a. Ein Säugetier, b. ein Vogel, c. eine bequeme, schöne [illegible]. 7) a. Ein Fluß in Norditalien, b. eine Stadt in Frankreich, c. dieselbe Stadt. 8) a. Ein Kleidungsstoff, b. ein Frauenname, c. eine in der Bibel vorkommende Landschaft in Palästina. 9) a. Ein männlicher Name des Alten Testaments, b. ein Tier, c. ein Schiffsausrüstungsgegenstand. 10) a. Eine Zahl, b. ein berühmter Porträtmaler, c. ein deutscher Landschaftsmaler. Die Anfangsbuchstaben geben einen jedem Deutschen bekannten Namen.

Auflösung der geometrischen Mosaik-Aufgabe Seite 725:



Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 725:

Ihre Rahmen lassen Sie ohne Säumen an der Bahn zu sehen — [illegible]

Auflösung des Kapselrätsels Seite 725:

[illegible]

[illegible] Talent für Form und [illegible] [illegible]

[illegible] Beliebige Sie danach Ihre Wahl zu treffen.

[illegible] Der [illegible] Ihrer Gedichte geht nicht [illegible] Hand in Hand mit dem Inhalt. [illegible]

C. A. in Berlin. [illegible]

[illegible]

[illegible] in Wallinger. [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible] in Rußland [illegible]

[illegible]

Jahrabonnent in Mühlh. Jede Buchhandlung wird Ihnen auf Wunsch den Samarow'schen Zeitroman-Cyklus „Um Scepter und Kronen" [illegible] (25 Bände) [illegible] für 25 ℳ anstatt 50 ℳ [illegible] für 35 ℳ statt 80 ℳ), auf welchen Sie als Abonnent Anspruch haben. [illegible] an unsere Verlagshandlung direkt wenden, die dann die Zusendung bewirken wird.

C. W. in Philadelphia. Wie bei allem, [illegible] so kann man auch im Kampfe gegen die in die deutsche Sprache eingedrungenen Fremdwörter sehr leicht zu weit gehen. [illegible] — [illegible]

K. Z. in Pforzheim. Nein; diese [illegible] sind in großer Anzahl [illegible] und in Umlauf und haben daher keinen Sammelwert, sondern lediglich ihren Nennwert.

J. H. in H. [illegible]

Max C. in Berlin. [illegible] „Treue" gefällt uns besser; [illegible] Inhalt. [illegible]

Gretel in P. 1) [illegible] 2) Nein; [illegible] 3) [illegible] 4) [illegible] „Gaudeamus". [illegible] 5) [illegible]

Anna L. in C. an der Mosel. [illegible]

Grete Nicolai in St. Gallen. Ihre Bilder sind nicht richtig durchgeführt. [illegible]

[illegible]

Wilhelm K. in Frankfurt a. M. [illegible]

St. W. in St. Petersburg. Für das Gesandte haben wir keine Verwendung.

J. K. in M. [illegible]

Sascha G. in W. [illegible]

Abonnent. Das Buch [illegible] ist im Verlage von [illegible] in Leipzig erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Raritätensammler auf dem Lande. [illegible]

Gustav Parkmann in C. [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] in Prag. [illegible] St. Petersburg. [illegible] St. Ingbert. [illegible] Altona (2). [illegible] in Hamburg. Johann [illegible]

Gesundheitspflege.

Irmgard in Bremen. [illegible]

Eine Wißbegierige. [illegible]

Bernhard Brugger in Ragaz. [illegible]

Margit. [illegible]

C. M. 1881. [illegible]

Preis-Ausschreibung.

[illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

[illegible]

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Soeben erschien in der Sammlung der **„Meyers Reisebücher"**:

PARIS und Nord-Frankreich.
[illegible], mit Berücksichtigung der Weltausstellung [illegible] Mit 6 Karten und 30 Plänen. Braun geb. 6 Mark.
Französischer Sprachführer [illegible] Zweite vermehrte Auflage. Gebunden 2½ Mark.

Deutsche Alpen. I. Teil: [illegible] Braun geb. [illegible] M.	***Süd-Deutschland*** und [illegible] Braun geb. 5 M.	***Schwarzwald,*** *Odenwald, Bergstraße und Heidelberg.* Rot kartoniert 2 M.
II. Teil: [illegible]	***Rheinlande*** *(Düsseldorf–Heidelberg).* Braun geb. 4 M.	***Riesengebirge*** *u. die Grafschaft Glatz.* Rot kartoniert 2 M.
III. Teil: [illegible] Braun geb. [illegible] M.	***Norwegen, Schweden, Dänemark.*** Br. geb. 6 M.	***Thüringen.*** Rot kart. 2 M.
Schweiz. Braun geb. 5 M.	***Harz.*** Rot kartoniert 2 M.	***Dresden u. die Sächs. Schweiz.*** Rot karton. 2 M.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

[illegible]

Grusonwerk
Magdeburg-Buckau.

[illegible]
Zerkleinerungs-Maschinen [illegible]
Kugelmühlen [illegible]
Excelsior-Mühlen [illegible] in 9 Grössen, [illegible]
[illegible]
Vollständige Einrichtungen für [illegible]
Maschinen [illegible]
II. [illegible]
Räder nach mehr als 500 Modellen, [illegible]
III. Hartguss-Artikel [illegible]
Hartgusswalzen jeder [illegible] für die Müllerei, für [illegible]
[illegible]

E. Langer,
Hoflieferant

Möbel!

[illegible] ganze Wohnungs-Einrichtungen unter Garantie reeller und gediegenster Ausführung zu [illegible] Preisen.

Berlin [illegible]

Hamburg [illegible]

Breslau [illegible]

Schweidnitz [illegible]

[illegible]

[illegible] **Nähmaschinen** haben sich durch ihre [illegible], Eleganz und Sauberkeit der Ausführung Weltruf erworben.

Unsere **Fahrräder**

NÄHMASCHINEN- und FAHRRÄDER-FABRIK.

[illegible]

A. P. in [illegible]. Es schaden ihm die Folgen gerade nicht, doch ist es immerhin besser, eine längere [illegible] zu vermeiden. [illegible] kann in jedem Alter vorkommen.

Abonnent A. [illegible] hat, wenn es nicht zu oft kommt, [illegible] keine schädlichen Folgen. [illegible] [illegible] in der Nase [illegible] über die Nase und um den Hals, [illegible] mit Wasser oder [illegible] berührt ist. [illegible] vom Sitzen zu bringen.

[illegible] Das [illegible] der [illegible] kommt hier nicht vom [illegible] sondern von dem zu langen Sitzen [illegible] Sie sollten sich daher regelmäßig etwas Bewegung machen, um das Uebel zu verhüten. Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" ([illegible] 3);
Budapest: Moritz [illegible] (V. Franz Josephsplatz 6).

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible], eine [illegible] von H. Rosenthal-Bonin. — [illegible] an Bord. — Eine [illegible] Maler. Erinnerungsblätter an Königin Marie von Bayern von Franz von [illegible]. — Die Neugierige, von G. v. B. — Ein [illegible]. — [illegible] (Schluß) von E. L. — Die [illegible]-Gesellschaft in [illegible]. — Josef [illegible], ein Roman aus [illegible] von Marie Bernhard. Schluß. — Die [illegible] Welt [illegible], von [illegible]. — [illegible], Gedicht von Konrad Telmann. — Der Ritter [illegible]. — Literatur. — Notizblätter. — Marie Antoinette und die Mode, von Robert Hall. II. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Räthsel: Die „Kapelle". [illegible] von Karl von [illegible]; Bilderräthsel; [illegible]; Auflösung der [illegible]-Aufgabe Seite 723; Auflösung des [illegible] Seite 723; Auflösung des Kapselräthsels Seite 726. — Briefmappe.

Illustrationen: Die [illegible], Gemälde von F. G. [illegible]. — [illegible] an Bord. Gemälde von [illegible]. — † [illegible]. — Walter von [illegible]. — [illegible]. — Fürst Bismarck empfängt die Gesellschaft zum [illegible]; Die [illegible] vor der [illegible]. — [illegible] Hermann [illegible]. — [illegible] in einem [illegible]. Gemälde von [illegible]. — [illegible]. — 4 Bilder aus [illegible]. Originalzeichnung von Heinrich Zeller. — [illegible] im Alter von 111 Jahren. — Sechs [illegible] zu dem Aufsatz: Marie Antoinette und die Mode.

Unseren geehrten Abonnenten

geben wir auf wiederholte Anfragen hierdurch bekannt, dass von dem früher in unserem Verlage erschienenen

ILLUSTRATED MAGAZINE

Light Literature selected for leisure hours,
founded by **Ferdinand Freiligrath,**

die Jahrgänge **1878, 1879** und **1880** noch zu haben sind, und zwar sämtliche drei Jahrgänge zu **bedeutend ermässigtem** Preise.

Wir liefern, so lange der geringe Vorrat noch reicht, den

Jahrgang 1878, fein gebunden in zwei Bänden (früherer Preis 18 M.) zum ermässigten Preis von nur 6 M.

Jahrgang 1879, 2 Bände broschiert (früherer Preis 12 M.) zum ermässigten Preis von nur 4 M.

Jahrgang 1879, fein gebunden in zwei Bänden (früherer Preis 16 M.) zum ermässigten Preis von nur 6 M. 40 Pf.

Jahrgang 1880, 2 Bände broschiert (früherer Preis 12 M.) zum ermässigten Preis von nur 4 M.

Jahrgang 1880, fein gebunden in zwei Bänden (früherer Preis 16 M.) zum ermässigten Preis von nur 6 M. 40 Pf.

Unser „Illustrated Magazine" enthält eine gediegene Auswahl des Besten aus der neueren englischen Literatur diesseits und jenseits des Oceans, geschmückt mit vielen Illustrationen, und kann allen denjenigen unserer geehrten Abonnenten, welche sich für die englische Literatur interessieren, oder deren erwachsene Söhne oder Töchter sich durch gediegene Lektüre in der englischen Sprache zu befestigen und zu vervollkommnen wünschen, aufs beste empfohlen werden.

Bestellungen zum ermässigten Preise nehmen alle Buchhandlungen an. Am besten ist es, wenn man sich zur Besorgung derselben der Gelegenheit bedient, durch welche man unser Journal bezieht.

Im Falle die Bestellung auf irgend welche Hindernisse stossen würde, ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung in Stuttgart gerne bereit, die prompte Zustellung des Gewünschten zu vermitteln, gegen Franko-Einsendung des entsprechenden Betrages.

Die verehrl. Postabonnenten wollen sich ebenfalls an eine nächstgelegene Buchhandlung oder direkt an die Verlagsbuchhandlung in Stuttgart wenden, da die Postämter Bestellungen hierauf nicht übernehmen.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 60 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

„Berliner Tageblatt" erfreut sich der besonderen Gunst der gebildeten Gesellschaftskreise und ist infolge seines ausgedehnten Leserkreises in Deutschland und im Auslande die am **meisten verbreitete große deutsche Zeitung** geworden; das „Berliner Tageblatt" entspricht aber auch allen Anforderungen, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.

[illegible] Wochenberichten aus allen Hauptgebieten der Litteratur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie und Medizin, [illegible] im „B. T." regelmäßig
werthvolle Original-Feuilletons.
In den Theater-Feuilletons von **Dr. Paul Lindau** [illegible] der Berliner Theater [illegible] Original-Romane [illegible] Probe-Nummern gratis und franko.

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung

mit Effekten-Verloosungsliste nebst seinen 4 werthvollen Separat-Beiblättern: **„ULK"** illustr. Witzblatt, „Deutsche Lesehalle" belletr. Sonntagsblatt, „Der Zeitgeist" feuillet. Beiblatt, „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft" erscheint täglich 2mal in einer Abend- u. Morgen-Ausgabe und kostet vierteljährlich bei allen Postämtern: **5 Mk. 25 Pf.** für alle 5 Blätter zusammen.
Im täglichen Roman-Feuilleton erscheint im nächsten Quartal ein höchst spannender Roman von **P. Sales** unter dem Titel **„Goldblondes Haar".**

Neueste u. beste Schulen.
[illegible]
Harmoniumschule v. J. A. [illegible]
Harmoniumschule von A. Michaelis, auch für Organisten, 2 Teile, geb. à 2 —
Harmonielehre v. F. Draeseke [illegible]
[illegible]
Verlag v. Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig, sowie durch jede Buch- u. Musikhandlg.
*) Die Signale schreiben über die Grosse Clavierschule von Louis Köhler op. 314: [illegible]
[illegible] Louis Köhler's Grosse Clavierschule op. 314.

Clariophon,
[illegible]
[illegible] Berlin W., [illegible]

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche
in Wolle und Seide
[illegible]
[illegible] Unterkleider, Herren-Tricots-Anzüge,
vorräthig in [illegible]
[illegible] — [illegible]

Strumpf-Waren
in Prima-Qualitäten für Damen, Herren und Kinder, sowie für Sportzwecke
[illegible]

Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen.

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.

Locomobilen, [illegible]
Westinghouse Dampfmaschinen, [illegible]
Garrett Smith & Co.

[illegible]
Friedrich Spielhagen
Ein neuer Pharao.
[illegible]

BUCHFÜHRUNG
[illegible]

PATENTE
RICHARD LÜDERS,
[illegible] GÖRLITZ.

Direkt wirkende Patent-Dampframmen
Dampframmen mit endloser Kette
Dampframmen mit rücklaufender Kette
Centrifugal-pumpen
Locomobilen

in allen gangbaren Größen auf Lager bei
Menck & Hambrock,
Ottensen bei Hamburg.

Photographie-Agentur
[illegible]

Bestes Putzmittel der Welt!

Ueberall vorräthig.
Man achte genau auf unsere Firma und Schutzmarke!

Aachener Badeöfen für Gas.
Liefern sofort heisses Wasser.
[illegible]
6 goldene und silb. Medaillen.

Regenerativ-Gasheizöfen
[illegible]

6000 Francs Prämie
von der Stadt Brüssel für beste Gasöfen.
J. G. Houben Sohn Carl, Aachen.
Referenz: Jede Gasanstalt.

Rich. Maune.
Dresden-A.
Falkenstr. 10,
Fabrik von
Kranken-Fahrstühlen
für Zimmer & Strasse,
Kranken-Selbstfahrer, Ruhestühle
Universalstühle
Tragestühle, Betttische
verstellb. Kopfkissen etc.
Lesepulte, Fusslager,
Zimmerclosets etc.
Grosste Auswahl!
Kataloge gratis!

Eickes
[illegible] Patent-Kaffee-Maschine,
[illegible]
H. Eicke, Berlin W., [illegible] 12.

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Geſellſchaft.
Directe Deutsche Postdampfschiffahrt

Hamburg-New-York. Stettin-New-York.
Havre-New-York. Hamburg-Baltimore.
Southampton-New-York. Hamburg-Westindien.
Hamburg-Mexico. Hamburg-Havana.
Expressfahrten der Doppelschrauben Schnelldampfer
„Augusta Victoria"
„Columbia"
HAMBURG und NEW-YORK
9. Mai
Die Direction
Hamburg, [illegible] 7

Lebensversicherungs-Gesellschaft
zu Leipzig
(alte Leipziger) auf Gegenſeitigkeit gegründet 1830.
Verſicherungs-
beſtand:
Gezahlte
Verſicherungs-
ſummen:
Vermögen:
Der Verſicherten erzielten Durchſchnitt

Nähere Auskunft wird auf Antrage von der Geſellſchaft und deren Agenten gern ertheilt.
Tüchtige Agenten werden geſucht.

Schön u. Überraschend
sind die von uns verfertigten
buntfarbigen Gnomen
mit braunem Gewand,
grauem, weißem oder
rothem Bart.
Thierfiguren in Lebensgröße
Thonwaarenfabrik Seegerhall bei Neuwedell i. d. Neumark.

Briefmarkenſammler
Illuſtrirte Briefmarken-Zeitung

Illuſtrirte Briefmarken-Zeitung

Figuren, Vaſen, Fontainen ꝛc.
Charlottenburg.

Papierlaternen & Fackeln,
Bigolphones,
Attrapen
Dresden

Photographiſche Apparate!
Berlin

Fahnen, echt und Flaggen, wetterfeſt.
Lampions, Fackeln, Luftballons,
Bigolphones, Transparente,
Theaterdekorationen, Vereinsabzeichen,
Feſtmedaillen Cotillonartikel
empfiehlt die Fabrik von
Bernhard Richter, Köln, Rhein.
Illuſtr. Hauptkatalog gratis, franco.

Nebelbilder-Apparate
Ediſons Phonograph,
A. Kruſe in Hamburg.

Aneroid-Barometer
Werk garantirt,
E. Krauss & Co.,
Leipzig.

Gutmann's Corsets. Patent
Mit neuen, garantiert unzerbrechlichen elastischen Einlagen als Ersatz für Fischbein u. Stahl.
Sämmtliche Einlagen, auch die Hüftfedern sind rostfrei und unzerbrechlich
Überall durch erste Weisswaaren- und Corsetiengeschäfte zu beziehen.
Man verlange: Gutmann's Corsets!

Hautpflege am Waschtisch.

Lingner & Kraft, Dresden.

Deutſche
Militairdienſt-
Verſicherungs-Anſtalt
in Hannover.

PERRY & Co.,
Frankfurt a. M.
Lawn Tennis
Lawn Tennis
Lawn Tennis
Lawn Tennis
Croquetspiele,

Erste Deutsche
Möbeltransport-Gesellschaft
In nahezu

Über Land und Meer.

№ 37.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Lucifer.

Eine Muſikantengeſchichte von

F. von Kapff-Eſſenther.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

„Sie werden ſich in ihn verlieben!“ rief Profeſſor Knauer ekſtatiſch.

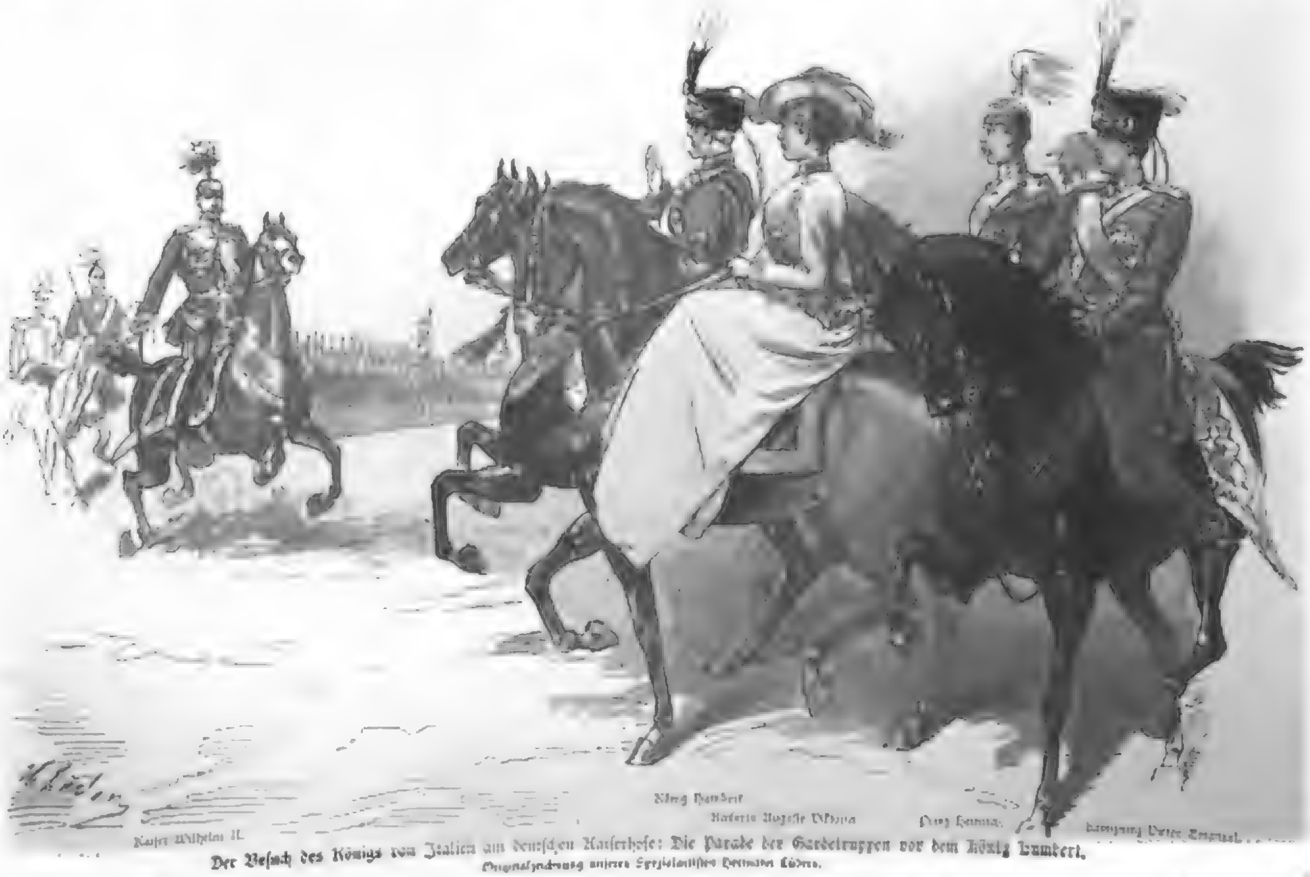
„Weshalb denn?“ erwiderte Thekla lachend. „Sie wiſſen ja doch, daß ich eine ruhige, ſehr vernünftige Perſon bin!“

„Alle Damen verlieben ſich in ihn! Er iſt ein reizender Menſch, ſage ich Ihnen, und ein famoſer Künſtler — prächtig, ausgezeichnet, wunderbar — ich verſichere Sie . . .“

Während dieſes enthuſiaſtiſchen Ausbruchs irrten die Augen des großen, mageren, beweglichen Mannes zerſtreut im Zimmer umher, glitten dann zum Fenſter hinaus und blieben auf einem Fenſter gegenüber haften. Dort raſirte ſich ein junger Herr, und dieſes merkwürdige Schauſpiel faſzinirte den Profeſſor derart, daß er jetzt plötzlich verſtummte.

Thekla hatte ſich auch von dem Strohfeuer des Lobredners nicht erwärmen laſſen; wenn der arme Profeſſor all die Glut, die ſich häufig in ſeinen Worten äußerte, wirklich empfunden hätte, er wäre längſt zu einem Häuflein Aſche verbrannt.

„Ich werde mich in Ihren neuen Freund nicht verlieben, gerade deshalb nicht, weil ſo viel Damen für ihn ſchwärmen. Da Sie aber ſo liebenswürdig waren, mir das Billet zu bringen, ſo will ich mich



Der Beſuch des Königs von Italien am deutſchen Kaiſerhofe: Die Parade der Gardetruppen vor dem König Humbert.

Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten Hermann Lüders.

wirklich gleich ankleiden und das Konzert beſuchen. Obgleich ich heute bereits fünfundzwanzig Stunden gegeben habe, will ich die Gelegenheit nicht verſäumen, Ihren „Lucifer“ zu ſehen und zu hören.“

Knauer wandte jetzt endlich ſein Auge von dem Raſirenden ab.

„Fünfundzwanzig Stunden? Ha — ha — famos! Sie ſtrengen ſich zu ſehr an, gnädige Frau. — Alſo verlieben wollen Sie ſich nicht in ihn? Nun, ſehr lohnend iſt das inſofern nicht, als er ſich nichts daraus macht; er iſt zu ſehr verwöhnt von der Gunſt der Frauen, iſt hochmütig, ſtolz, unnahbar — daher der Beiname Lucifer. — Eduard Bauernfeld ſagte mir einmal ...“

„Wie heißt er eigentlich, Ihr Lucifer?“ unterbrach ihn Thekla etwas rückſichtslos; ſie wußte längſt, daß auch der ebengenannte Dichter zu der langen Liſte der „Freunde“ gehörte.

„D'—A—m—b—l—y,“ buchſtabirte Knauer, „er ſtammt aus einer emigrirten franzöſiſchen Familie. Sein Vater ...“

„Erzählen Sie mir die Biographie des Unwiderſtehlichen unterwegs!“ rief Thekla. „Ich muß mich fertig machen. Bitte, nur eine Viertelſtunde Geduld. Da ſind eine Menge neuer Noten — wenn Sie ſie vielleicht inzwiſchen durchſehen wollen.“

Sie entſchlüpfte, das heitere Lachen auf den Lippen behaltend. Knauer ergötzte ſie immer mit ſeinem ernſthaften, wichtigen Geſicht, welches, an ſich nicht übel, etwas komiſch auf dem zu langen Halſe ſaß. Er ließ ſich „Profeſſor“ nennen, weil er an irgend einem Muſikinſtitut irgend eine Stunde gegeben hatte, oder auch „Doktor“, weil er für ein Blatt, welches man niemals zu Geſicht bekam, Muſikberichte ſchrieb. In Wien ſind ja alle Lehrer, auch die „elementarſten“, „Profeſſoren“, und jeder Journaliſt iſt ſelbſtverſtändlich „Doktor“.

So gab ihm alle Welt unbeſtritten den Profeſſor- oder den Doktortitel, der jedem geläufig iſt und leicht von der Zunge geht. Knauer kannte alle Welt und wußte alles; man ſah ihn überall — warum? hätte man nicht ſagen können. Aber wer kümmerte ſich auch darum?

„Ein guter und gefälliger Menſch!“ dachte Thekla jetzt. „Er läuft da eine halbe Stunde weit zu mir her, um das Billet zu bringen, das ich gar nicht verlangt hatte, und hat doch nichts davon, als dem oder jenem zu erzählen, daß er mit mir ‚befreundet‘ iſt. Ich aber bin zwar eine bekannte, aber doch nicht berühmte Perſönlichkeit.“

Sie legte in aller Eile ihr blaues Voilekleid an, welches ihr ſo gut ſtand und ſchon die zweite Saiſon diente. Thekla hatte zwar ein anſtändiges Einkommen durch ihre Geſangsſtunden, aber da ſie einen ganzen Hausſtand erhielt, mußte ſie ſich immerhin einſchränken. Freilich konnte ſie leicht und billig Toilette machen; ihrer ſchlanken und doch üppigen Figur und ihrem reichen goldblonden Haar, das ihren ſchönſten Schmuck ausmachte, kleidete die Einfachheit. Sie ſteckte noch eine blaue Schleife ins Haar und war fertig. Der Spiegel ſagte ihr, daß ſie anmutig ausſah. Mit Recht hatte ſie Knauer verſichert, daß ſie vernünftig ſei. Dennoch fühlte ſie mit einem frohen Schauer, daß ſie jung, reizend und liebenswert war. Sie freute ſich daran, ganz für ſich, ohne Eitelkeit, ohne Hoffnung, ohne Ehrgeiz.

Ihr Leben war ſo ernſt, ſo einfach und ſo einförmig. Sie und ſich verlieben! Sie war fünfundzwanzig Jahre alt geworden, war Mutter eines fünfjährigen Sohnes, aber ſie kannte eigentlich die Liebe noch nicht. Man hatte ſie mit achtzehn Jahren an einen Jugendfreund verheiratet, dem ſie gut war, ohne je eine leidenſchaftliche Neigung für ihn empfunden zu haben; er war ſeit Jahren in Amerika. Blutjung, arm, mit einem kleinen Kinde war ſie zurückgeblieben. Sie hatte ſich tapfer behauptet im Kampf um das Daſein, aber ſie hatte niemals Zeit gefunden, ſich zu verlieben.

Jetzt eilte ſie noch in ihr Schlafzimmer, um den Kleinen zu küſſen, der gerade vom Dienſtmädchen zu Bett gebracht wurde. Dann gab ſie eilig einige Anordnungen und — es hatte im ganzen keine fünfzehn Minuten gedauert — war zum Gehen bereit. Frauen, die viel und ernſt arbeiten, erlernen es, ſich mit der Toilette zu beeilen.

Von Profeſſor Knauer begleitet, machte ſie ſich auf den Weg, zu Fuß, da das Wetter trocken war. Er erzählte ihr nicht, wie ſie erwartet hatte, die Biographie d'Amblys, denn er hatte unter den Muſikalien, die er eben durchgeblättert, allerlei Anregung empfangen, ſich an verſchiedene ſeiner „Freunde“ zu erinnern. Er war dabei geweſen, als Brahms die Korrektur ſeines letzten Liederheftes machte, und als d'Albert die letzten Takte einer Gavotte niederſchrieb, hatte er dem jungen Künſtler ſogar einen Rat erteilt. — So gelangten ſie in das Konzertlokal.

Knauer führte Thekla zu ihrem Platz und begab ſich dann in das Künſtlerzimmer; er ging immer dorthin. Auf dieſe Weiſe war er dazu gelangt, bei dem Konzert der Marcella Sembrich dem begleitenden Klavierſpieler die Noten umzuwenden, und ſeither nannte er ſich einen „Freund“ der Sembrich. Er war auch einmal in die Lage gekommen, dem Rubinſtein den Hut zu ſuchen, welchen der Künſtler verlegt hatte. Seither zählte er auch Rubinſtein zu ſeinen Freunden. Heute „wartete“ natürlich d'Ambly auf ihn.

Uebrigens war Thekla wirklich geſpannt, den jungen Pianiſten zu hören, der ſo plötzlich Mode geworden. Er trat gleich in der erſten Nummer auf, dem Beethovenſchen B-dur-Trio, worin er den Klavierpart ſpielte. Es war ein ganz junger, ſchmächtiger Mann, den der Frack übrigens gut kleidete. Sein blaſſes, ovales, regelmäßiges Geſicht hatte einen entſchieden ſtolzen, imponirenden Ausdruck. Das braune, üppige Haar war mit einiger Abſichtlichkeit genial friſirt — im ganzen ein ſchöner Kopf. Um die vollen, friſchroten Lippen lag ein eigentümlicher Zug von Trotz und Eigenſinn, faſt wie bei einem ſchmollenden Kinde. Aber gerade dieſer Zug gefiel Thekla, und als das Trio beendet war, bemerkte ſie, daß ſie den jungen Künſtler unaufhörlich angeſehen hatte. Sein Spiel hatte ſie mehr befremdet als entzückt. Er ſpielte genial, aber willkürlich; ſie aber war eine ſtrenge Beethovengläubige.

Es folgten die Vorträge einer Opernſängerin. Dann kam nochmals d'Ambly an die Reihe. Zunächſt mit der Tarantella „Venezia e Napoli“, dann mit einer eigenen Kompoſition: „Valse fantastique“, einem kurzen, ſeltſamen, leidenſchaftlich bewegten Muſikſtück in willkürlich ſprunghaftem Rhythmus, an den Tanz von Hexen oder Dämonen gemahnend. Dieſes eigene Werk trug der junge Künſtler mit hinreißendem Feuer vor; in ſich ſelbſt verſunken blickte er auf die Taſten, während vorher ſein Blick mit koketter Unſtetigkeit im Saal herumgeſchweift hatte.

Thekla war berauſcht, hingeriſſen — ſie empfand etwas wie Jubel, ohne zu wiſſen, warum; ihr war, als hätte ſie plötzlich an einem Freund, einem Bruder oder gar an ſich ſelbſt ein herrliches Talent entdeckt. Sie applaudirte gleich den anderen und fühlte ſich dann ein wenig ernüchtert, denn der junge Mann dankte mit einem ſtolzen, froſtigen Lächeln. Sie ſah ihn ſtarr an — ein Zweifel, eine Frage ſtieg in ihr auf: Barg ſich eine hohe, reiche Seele hinter dieſer vornehm-kühlen Außenſeite? Wie mag eine ſo glühend phantaſtiſche Kompoſition im Geiſte des Künſtlers entſtehen? Zumal, wenn dieſer ein Liebling der Geſellſchaft, ein Protégé vornehmer Damen, ein Salonmenſch war! Seine ariſtokratiſche Herkunft prägte ſich in ſeinem ganzen Weſen aus.

Sie, Thekla ſelbſt, war kein ſchöpferiſches, nur ein reproduzirendes Talent, aber ſie genoß eines bedeutenden Rufes als Liederſängerin. Der Vortrag eines ſchönen, ſtimmungsvollen Liedes vermochte ſie mit Entzücken zu durchſchauern. Wie übermenſchlich ſchön mußte es ſein, ſolch ein Werk ſelbſt zu ſchaffen! Und während ſie, ganz in ſich ſelbſt verſinkend, zugleich in der Seele des jungen Künſtlers zu leſen glaubte, wurde ſie von Knauer aus ihren Träumen geweckt. Mit wichtiger Miene rief er:

„D'Ambly hat mich mit einer Miſſion betraut. Der junge Meiſter gibt demnächſt ein eigenes Konzert und ſucht eine tüchtige Mezzoſopraniſtin, welche zwei ſeiner Lieder vorzutragen hätte.“

Thekla errötete vor Freude. Wie gern wollte ſie die Lieder des jungen Künſtlers vortragen! Eben betrat ein Quartett von Geigern das Podium; es war die letzte Nummer des Konzerts. Nach Beendigung desſelben ließ ſich Thekla von Knauer in das Künſtlerzimmer führen; er wollte ihr ſeinen „Freund“ d'Ambly vorſtellen. Thekla fühlte ein unbegreifliches Herzklopfen; ſie hatte ſchon manchen großen Künſtler kennen gelernt, auch ſolche, die d'Ambly an Ruf und Bedeutung überragten, und war niemals befangen geweſen — dieſer junge Menſch aber imponirte ihr! Das Künſtlerzimmer war überfüllt von Freunden und Bekannten der Mitwirkenden, d'Ambly ſelbſt von Damen umringt, die ihn zu beglückwünſchen ſchienen. Thekla fiel auf einen Seſſel bei der Thür; das heiße, lärmvolle, menſchenüberfüllte Zimmer, in welchem allerlei Parfüms ſich miſchten, machte ſie nervös. Dicht vor ihr ſtand eine ungeheuer dicke, breitgeputzte Dame, die Ausſicht verſtellend. Hinter dieſer ſo gebildeten ſpaniſchen Wand hörte Thekla jetzt Knauers Stimme, dann eine andere männliche, die in etwas müdem, umſchleiertem Ton ſagte:

„Ganz einverſtanden, wenn ſie wirklich gut ſingt, mit Geſchmack und ſicherer Technik, denn die Lieder ſind nicht leicht.“

Eine emphatiſche Bejahung von ſeiten Knauers folgte.

„Und noch eines, lieber Profeſſor,“ ſagte die fremde Stimme lachend, „iſt die Dame auch ruhig, vernünftig? Daß ſie ſich um Gottes willen nur nicht in mich verliebt! Ich mache das zur Bedingung!“

Die Stimmen entfernten ſich.

Indignirt ſchlüpfte Thekla hinaus, um einen Wagen zu nehmen und allein nach Hauſe zu fahren; ſie wollte von dieſem jungen Gecken nichts mehr wiſſen. Ihre Wangen brannten, ſie ſchämte ſich für ihn, wie ſie ſich vorhin für ihn gefreut hatte, für ihn ſtolz geweſen war. Während ſie das Veſtibül mit dem letzten Knäuel der Beſucher verließ, ſah ſie Knauer mit geſtrecktem Halſe und finſterem Blick herumſchießen. Er ſuchte ſie im Intereſſe ſeiner Miſſion; mochte er ſuchen!

Als Thekla am folgenden Tag um die Mittagsſtunde von einem Spaziergange mit ihrem Kleinen zurückkehrte, meldete ihr das Dienſtmädchen, daß ein fremder Herr auf ſie warte; das war nichts Erſtaunliches — gewiß ein Angehöriger einer ihrer Schülerinnen. Aber die Viſitenkarte, welche das Mädchen ihr zeigte, trug den Namen Lucian d'Ambly — Lucifer in höchſteigener Perſon. Natürlich kam er wegen der Konzertangelegenheit.

Thekla legte raſch Hut und Mantel ab, blickte flüchtig in den Spiegel: die Luft hatte ihre Wangen gerötet, ſie ſah gut aus. Noch einmal überfiel ſie die unerklärliche Befangenheit von geſtern, als ſie die Thür ihres Empfangszimmers öffnete. Ihr war, als träte ſie vor einen, der über ihr Schickſal entſcheiden ſollte. Aber ſie bezwang ſich — es war ja auch zu thöricht!

Der kleine Salon war Theklas Stolz; ſie hatte jahrelang geſpart, um ſeine Einrichtung zu erſchwingen. Es war ein reizendes Interieur voll Blumen, Blattpflanzen, Makartbouquets, Büſten und Bildern — ein ſcheinbares Chaos und doch planvoll.

D'Ambly begrüßte ſie mit völlig kavaliermäßiger, ein wenig läſſiger Liebenswürdigkeit und trug ihr ſeine Bitte vor, das heißt, er nahm offenbar Knauers Zuſage für endgiltig an. Der junge Mann ſagte durchaus nichts Bedeutendes, aber er ſagte es mit anmutigem Lächeln, mit einer überlegenen, weltmänniſchen Grazie, welche Thekla von neuem berückte. Dieſe müde Stimme, dieſe läſſige Anmut, dieſe oberflächliche Liebenswürdigkeit — was verbarg ſich dahinter? Aber er ſchien trotz aller konventionellen Artigkeit ſeiner Sache bei ihr ſo ſicher, daß ſie ſich dadurch geradezu herausgefordert fühlte. Freundlich, aber kühl erwiderte ſie:

„Ich kann mich noch zu nichts verpflichten, Herr d'Ambly, ich muß mich doch erſt überzeugen, ob die Lieder für meine Stimme paſſen.“

Der junge Mann blickte einigermaßen erſtaunt auf. Wie? Dieſe kleine Geſangslehrerin beſann ſich noch? Das kam ihm offenbar unerwartet.

„Ich will das hoffen, Fräulein, natürlich, ohne Ihrer Entſcheidung vorzugreifen.“ Und zum erſtenmale ſah er ihr feſt ins Auge.

Er hatte ganz helle, blaugrüne Augen mit kleinen ſchwarzen Pupillen, ſchwarz umwimpert, nicht groß, aber von mächtigem Blick.

Für einen Augenblick verſtummten beide; die kühle Zurückhaltung der jungen Frau ſchien ihn zu verblüffen.

„Ich bin kein Fräulein, ſondern eine Frau, Herr d'Ambly. Bis morgen ſollen Sie meine Antwort wiſſen; inzwiſchen danke ich für Ihr Vertrauen.“ Sie nahm die Noten aus ſeiner Hand entgegen mit dem feſten Vorſatz, ihm dieſelben morgen zurückzuſchicken. „Du ſollſt Dich überzeugen, daß Du nicht unwiderſtehlich biſt,“ dachte ſie.

Er empfahl ſich jetzt ein wenig herablaſſend, nannte ſie abermals „Fräulein“.

„Ich bin eine Frau ...“

„Pardon, gnädige Frau!“

„Er iſt unausſtehlich mit ſeiner anſpruchsvollen Zerſtreutheit,“ ſagte ſie ſich, „aber er iſt trotzdem ein bezaubernder Menſch!“

Noch am Abend ſah ſie die Lieder durch und fand ſie ungewöhnlich ſchön. Das eine, ein altes Volkslied, in ſeltſam archaiſtiſchem Stil komponirt, das andere, das bekannte „Es ſeufzt eine arme Seele“, in leidenſchaftlich düſterem Recitativſtil gehalten. Mit Entzücken hätte ſie die beiden Lieder öffentlich geſungen; aber nein, ſie wollte doch nicht — ſie mußte ihn ſtrafen! Mit einem tapfern Entſchluß ſchickte ſie die Noten an Knauer zurück, mit der Bitte, ſie dem Komponiſten zu übergeben, da die Lieder für ihre Stimme nicht paßten.

Auf denſelben Abend fiel der regelmäßige Empfang bei Theklas ehemaliger Lehrerin. Es war dies eine alte Dame, welche mit großem Stolz einen Hoftitel und eine Ordensdekoration trug; bei ihren Empfangsabenden, welche von der Muſikwelt viel beſucht wurden, pflegten auch die hervorragenden Schülerinnen der „Frau Profeſſorin“ ſich hören zu laſſen. Thekla beſuchte dieſe Abende aus Pietät für ihre Lehrerin und war ſtets bereit, zu ſingen. Natürlich war auch Knauer ein alter „Freund“ der Profeſſorin und ein ſtändiger Gaſt ihres Salons. Auch heute war er zugegen, und da eben ein junger Tenor das berüchtigte Schlummerlied aus der „Stummen“ vorgetragen hatte, verblüffte er die Geſellſchaft durch ſeine genauen Mitteilungen, wie die erſten Tenöre der Hofoper und auch berühmte Gäſte dieſe Arie transponirten. Er wußte ebenſo gut, welche Töne dieſe Herren mit der Kopf- und welche ſie mit der Bruſtſtimme nahmen; ein eigentliches muſikaliſches Urteil hatte dafür noch niemand von Profeſſor Knauer gehört. Thekla ließ ſich jetzt herbei, die Lieder d'Amblys doch einmal probeweiſe zu ſingen. Obgleich die äußerſt ſchwierige und überaus ſchöne Begleitung von einer der jungen Damen herzlich ſchlecht geſpielt wurde, kamen die Lieder zu voller Geltung. Thekla ſang ſie nicht nur techniſch tadellos, ſondern auch mit Glut und Hingebung.

„Wunderbar! Famos!“ rief Knauer ein über das anderemal. Als Thekla ſich mit lächelndem Dank zu den applaudirenden Hörern wandte, ſah ſie d'Ambly gerade ins Auge. Knauer hatte ihn hieher beſchieden. Jetzt, da der Komponiſt ihr mit ſtrahlender Miene entgegentrat, fühlte ſie, daß ihre Lüge unhaltbar ſei. Sie entgegnete auf ſeine frohen Dankes- und Beifallsworte:

„Ich bedaure, dennoch ablehnen zu müſſen, Herr d'Ambly. Ich habe gerade an ihrem Konzerttage eine anſtrengende Geſangsübung mit einer meiner Schülerinnen und würde dann abends kaum bei Stimme ſein.“

Wieder, wie geſtern, ſah er ſie aus ſeinen hellen, durchdringenden Augen erſtaunt an; was konnte ſie nur haben, daß ſie ihn von ſich wies, dem alle Welt liebenswürdig entgegenkam?

„Es iſt ſehr ſchade — ja ein kleines Unglück für mich,“ ſagte er artig, aber kühl, „doch ich darf Ihnen nicht zureden, Fräulein. Meinen beſten Dank für Ihre Mühe!“

Er verbeugte ſich und trat zurück, während ſie einen leichten Anfall von Reue fühlte. Man drang in ſie, noch etwas zu ſingen, und ſie willigte ein. Sie ſang einige ſelten gehörte und beſonders ſchwierige Lieder von Schubert. Damit war ſie ihres Erfolges immer ſicher. Alle Welt beglückwünſchte ſie, nachdem ſie geendet. D'Ambly applaudirte auch, kam ihr jedoch nicht nahe; nur ſeinem ernſten, durchdringenden Blick begegnete ſie noch einmal an dieſem Abend: er war ein Künſtler durch und durch — er hatte ſie verſtanden.

Bald darauf verabſchiedete ſie ſich, und Knauer erbot ſich, ſie zu begleiten. Eben als ſie auf die Straße traten, ſtand d'Ambly neben ihr; er war ihnen gefolgt.

„Fräulein,“ ſagte er — er hatte ſchon wieder vergeſſen, daß ſie eine Frau war — „ich bitte Sie nochmals, könnten Sie nicht Ihren Entſchluß zu meinen Gunſten ändern?“ Er ſagte dies zögernd, mit merklicher Ueberwindung.

Sie fühlte eine ſinnloſe Freude über ſeine Worte — ſie hatte den erſten Sieg über ſeinen Hochmut errungen.

„Wenn Sie wirklich Wert auf meine Zuſage legen, ſo gebe ich ſie Ihnen — ich werde in dieſem Fall die Hinderniſſe beſeitigen.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein!“ Er faßte ihre Hand mit warmem, feſtem Druck; ſein Dank ſchien aus dem Herzen zu kommen.

Thekla kam in beſeligter Stimmung nach Hauſe, als wäre ihr ein ungeheures Glück widerfahren. Sie wußte gar nicht, was beginnen, ſie nahm den kleinen Willi aus dem Bettchen und küßte das ſchlafende Kind ſo lang und ſtürmiſch, bis es weinte.

D'Ambly ſandte am folgenden Tage nochmals die Noten an Thekla und erbat ſich eine gemeinſame Probe; er wünſchte ſelbſt zu begleiten. Nun erſt begann Thekla, die Lieder eigentlich zu ſtudiren; ſie ſetzte einen leidenſchaftlichen Ehrgeiz darein, dieſelben künſtleriſch vollkommen vorzutragen.

Einige Tage vor dem Konzert erſchien der junge Künſtler bei ihr. Sie hatte den kleinen Willi bei ſich behalten.

„Damit Sie ſich einmal merken, daß ich eine Frau bin,“ ſagte ſie lächelnd zu d'Ambly, der höchſt verwundert den kleinen Knaben im Kinderſchürzchen anſah.

„Das iſt wirklich Ihr Kind?“ rief er grenzenlos erſtaunt.

„Ja, warum denn nicht? Sieht er mir denn gar nicht ähnlich?“ ſagte Thekla, den Kleinen aufhebend und ſein Köpfchen an ihre Wange legend.

„Wie kann man ein Kind haben,“ ſprach er, „wenn man eine Künſtlerin iſt — wenn man anhaltend arbeitet! Stört er Sie denn nicht — ſchreit er nicht?“

Thekla ſetzte den Kleinen auf den Boden; ſie wurde ernſt.

„Sind Sie denn niemals ein Kind geweſen, Herr d'Ambly? Haben Sie nie eine Mutter gehabt? Sind Sie als Meiſter aus irgend einer Wolkenhöhe gefallen, daß Sie menſchliches Sein und Lieben ſo gar nicht begreifen?“

Er lächelte in jener kühlen Weiſe, welche ſie an ihm ſo unangenehm berührte.

„Ich war ein Kind,“ ſagte er, „ſogar ein Wunderkind; ich habe meine Eltern früh verloren, bin mit einem Impreſario in der Welt herumgewandert, und ein Familienleben habe ich nicht gekannt. Ich will es auch nicht kennen lernen, denn ich bin überzeugt, daß es den Künſtler zerſplittert, ihn in Feſſeln ſchlägt, herabzieht. Ich werde mich niemals verheiraten, das iſt mein unumſtößlicher Entſchluß.“

„Sie urteilen einſeitig,“ verſetzte Thekla in ihrer ruhigen, beſtimmten Weiſe. „Gewiß, mein Kleiner ſtört mich; er raubt meiner Kunſt viel Zeit, er legt mir manche Feſſel und Beſchränkung auf. Aber wenn ich ihn nicht hätte, würde mir das Leben öde und reizlos erſcheinen, ich würde melancholiſch werden und die Freude an der Muſik verlieren. Sie werden vielleicht auch noch heiraten, Herr d'Ambly, Ihre Kinder werden ſchreien und Sie ſtören; trotzdem werden Sie ſie lieben und Freude an ihnen empfinden, und das wird Ihnen das Leben wertvoller machen und damit auch Ihre Kunſt.“

„Sie urteilen ſo als Weib,“ erwiderte er. „Mir gefällt an Frauen dieſe gefühlvolle Anſchauungsweiſe auch ganz gut. Ich aber bin ein Mann, mir iſt die Kunſt Selbſtzweck, und perſönlich gilt mir nichts höher als meine volle Freiheit und Unabhängigkeit. Ich habe kein Bedürfnis nach ſchönen Gefühlen und zarten Banden; ſie haben auch mit der Muſik nichts zu thun!“

„Wie ironiſch Sie das ſagen: ‚zarte Bande — ſchöne Gefühle‘,“ rief Thekla, „als handle es ſich um ein Schäferſpiel! Auf ein Frauenleben wie das meine paßt dieſer Ton ganz und gar nicht!“ Und da er ſie erwartungsvoll anblickte, fuhr ſie etwas bewegter fort: „Ich habe gekämpft, viel gelitten, viel durchgemacht — ich habe wenig oder nichts vom Leben genoſſen, aber ich beklage mich nicht über mein Los, denn ich bin geworden, was ich bin, und ich kann mir nicht anders denken, als daß man ſo die eigentliche Weihe der Kunſt erhält.“

Sie brach ab — wozu enthüllte ſie dieſem fremden, frivolen Mann ihre Seele?

Er ſchien indeſſen ernſt und anteilvoll zuzuhören, aber er blieb ſattelfeſt auf ſeinem hohen Roſſe:

„Ich begreife vollkommen, gnädige Frau, und was Sie ſagen, ſtimmt durchaus zu ihrer künſtleriſchen Individualität. Ich freilich muß in Ihren Augen darauf verzichten, jene künſtleriſche Weihe empfangen zu haben.“

Sie gab es auf, ſich mit ihm zu verſtändigen, und ſchlug ihm vor, an das Klavier zu gehen. Sie ſang ſeine Lieder, während er begleitete, und ſie beſprachen dieſe und jene Nuance. Sein ſchönes, kaltes Geſicht belebte ſich dabei, und ein jugendliches Rot färbte ſeine Wangen; er freute ſich, daß ſie ſeine Schöpfungen ſo vollkommen verſtand und wiedergab. Ihr that es wohl, endlich eine Gemütsbewegung an ihm zu bemerken, und da er ſie um noch einige Lieder bat, ſang ſie nach ſeiner Wahl. Dann wieder ſpielte er einige ſeiner Klavierkompoſitionen, und da ſie davon bezaubert war, trat er vollends aus ſeiner Reſerve heraus. Immer wärmer werdend, begann er, ihr den Plan zu einem großen Klavierkonzert mit Orcheſter zu entwickeln, ſpielte die Hauptthemen, erklärte ihr die beabſichtigte Durchführung. Eine durch und durch muſikaliſche Natur, wie ſie war, folgte ſie ihm aufmerkſam und mit vollem Verſtändnis.

Der kleine Willi erfüllte indeſſen die ihm für heute zugeſprochene Miſſion: er ſtörte auf alle mögliche Weiſe, behelligte ſeine Mutter unaufhörlich mit allerlei Fragen und Anliegen, tippte unberufen auf die Taſten, kroch dem Gaſt zwiſchen die Beine und trieb andern kindlichen Unfug. Da man ſich durchaus nicht mit ihm beſchäftigen wollte, begann er endlich zu heulen. Thekla nahm ihn jetzt auf den Schoß, und ſo ſchlief er glücklicherweiſe ein.

D'Ambly vergaß ſich vollſtändig bei ſeinem Klavierkonzert — ſein Beſuch währte nun ſchon in die dritte Stunde. Als er eben ein ſtürmiſches Finale improviſirte, erwachte der kleine Willi, machte ein bitteres Geſichtchen und rief dem Gaſte zornig zu: „Wirſt Du denn nicht bald fortgehen?“

Lachend ſtand der Künſtler auf und ſah nach der Uhr; er verfiel wieder in ſein förmliches Weſen und wußte ſich wegen ſeines Verweilens nicht genug zu entſchuldigen. Sie blickte ihm ſtillbefriedigt nach, als er ging, in dem Bewußtſein, ſich ſeine Hochſchätzung, ſeine Sympathie errungen zu haben. Das war gut — auch für ihn. (Schluß folgt.)

Das Jubelfeſt des Hauſes Wettin.

Von

C. von L.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das ſächſiſche Königshaus von Wettin begeht unter allgemeiner und inniger Teilnahme des Volkes das achthundertjährige Jubiläum der erſten Grundlage des heutigen Königreichs Sachſen durch die Erwerbung von Meißen. — Das Feſt, welches auch im ganzen Deutſchland, mit deſſen Geſchichte das ſächſiſche Volk und das fürſtliche Haus Wettin ſo eng verbunden ſind, die weiteſte und eingehendſte Teilnahme erregt, wurde wegen des im vorigen Jahre dazwiſchen fallenden Todes des Kaiſers Friedrich III. um ein Jahr

Eingang zur Burg Wettin. Originalzeichnung von Max Kabel.

in ganz Deutſchland freudig entgegen, deſſen Fahne der königliche Feldherr im heiligen Kampfe zum Siege führte, und ein edler Kranz erlauchter Stammesverwandten umgibt den König an dem Jubeltage ſeines Hauſes, denn auch die Erneſtiniſche Linie blüht in edlen Fürſtenhäuſern weiter, deren Führer — jeder an ſeiner Stelle — ſich verdient gemacht haben um den Glanz und Ruhm der Nation.

An dem Jubeltage nimmt der Großherzog von Weimar teil, der Bruder der Kaiſerin Auguſta, der Nachfolger des erlauchten Beſchützers und Freundes unſerer großen Dichterfürſten, ſelbſt ein eifriger Förderer aller edlen Beſtrebungen auf dem Gebiet der Kunſt und Wiſſenſchaft und des großen nationalen Einheitsgedankens. Die Herzoge von Sachſen-Altenburg und Meiningen ſtehen nicht zurück, wo es Deutſchlands Wohl und Deutſchlands Ehre gebieten, und ihre Völker genießen den Segen ihrer wohlwollenden und weiſen Regierung.

Das Haus Sachſen-Koburg hat ſich eine europäiſche Weltſtellung errungen. Der König von Portugal, der künftige König von England, die Könige von Belgien ſind Herzoge von Sachſen; Wettiner Blut wird in den künftigen Herrſchern von Braſilien fließen; eine Herzogin von Sachſen aus dem Hauſe Koburg war die Mutter unſeres deutſchen Kaiſers, der alſo auch ſeinen Stammesanteil hat an der Jubelfeier des erlauchten Hauſes Wettin. Der jetzt regierende Herzog Ernſt von Koburg hat, ſo klein und ſo beſchränkt ſein Land und ſeine Macht auch ſein mochten, auf die Entwicklung der jüngſten deutſchen Geſchichte bis zum Aufbau des Reiches einen Einfluß geübt, der im Publikum noch nicht in ſeinem ganzen Umfange bekannt iſt und auf den die neuerdings veröffentlichten Memoiren des Herzogs ein hochintereſſantes Licht werfen. Er war der Freund Friedrich Wilhelms IV. und ganz beſonders auch des Kaiſers Wilhelm, der mit ihm ſchon als Prinz von Preußen in nahen Beziehungen ſtand, und ſein Rat hat vielfach reiche und bedeutungsvolle Früchte getragen. Er iſt der Großoheim und treue Freund unſeres Kaiſers Wilhelm II., und auch die Zukunft dürfte ihm noch eine wichtige nationale Wirkſamkeit vorbehalten.

Mit liebevoller Ehrfurcht und nationalem Stolz darf daher das ganze deutſche Volk auf das alte Felſenſchloß an der Saale hinblicken, aus dem das erlauchte Geſchlecht der Wettiner hervorgegangen, deſſen Zweige heute zu edlen Bäumen erwachſen ſind in dem mächtigen Eichwald der Geſchichte des deutſchen Volkes.

So rüſtet ſich denn auch das ganze Sachſenvolk zu einer großartigen Feier für ſein Fürſtenhaus.

Das Denkmal des Königs Johann auf dem Theaterplatz zu Dresden, ein Reiterſtandbild von der Hand des Bildhauers Johannes Schilling, wird am erſten Feſttage enthüllt, am zweiten ſtellt ein großer hiſtoriſcher Feſtzug die verſchiedenen Zeitalter aus der Entwicklungsgeſchichte des Wettiner Hauſes dar. In der Albertſtadt zu Dresden wird in einem eigens zu dieſem Zweck aufgeſchlagenen Feldlager, das aus echten Beuteſtücken von türkiſchen, polniſchen und franzöſiſchen Trophäen errichtet iſt, ein hiſtoriſch-militäriſches Feſtſpiel: Ringſtechen, Turnier, alles in hiſtoriſchen Koſtümbildern, vorgeführt. Auch in dem Jagdſchloß Moritzburg wird ein Jägerzug aufgeführt, der der Geſchichte dieſes Schloſſes entſpricht.

Der Kaiſer und ein großer Teil der deutſchen Fürſten werden dem Jubelfeſte beiwohnen, und wir dürfen gewiß ſein, daß das ganze deutſche Volk mit den Sachſen aus vollem Herzen in den Ruf einſtimmt:

„Es lebe, wachſe und blühe das edle Haus der Wettiner, ſo lange Ehre und Treue, Mannesmut und Wahrhaftigkeit ſicher wohnen unter dem Schutz und Schirm des wehrhaften deutſchen Reiches!“

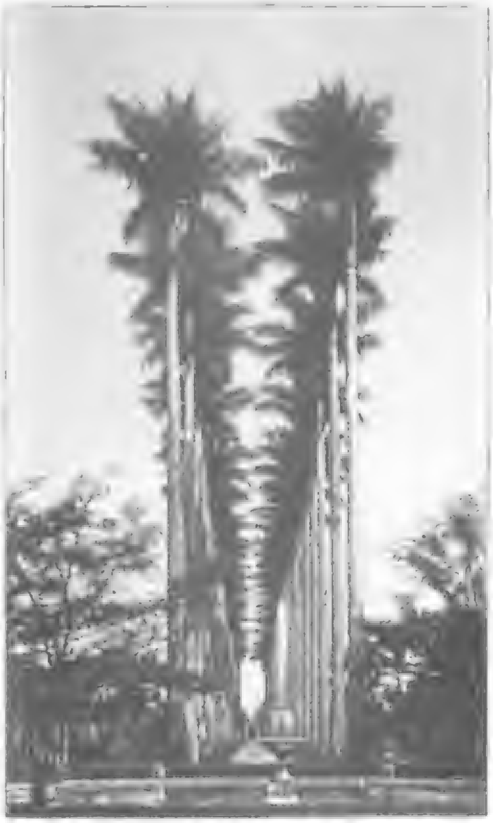
Der botaniſche Garten in Rio de Janeiro.

Von

Julius Jenke.

Wenn man in Rio de Janeiro einen ganzen freien Tag vor ſich hat, ſo iſt man um die Art und Weiſe, denſelben angenehm zu verbringen, ſelten verlegen. In der Stadt zu bleiben, wäre ſchrecklich! Von ein Uhr ab weht zwar die kühle Seebriſe landeinwärts, aber ſie dringt nicht bis in die Altſtadt. Der Morro do Caſtello, einer von den ſieben Hügeln des transatlantiſchen Rom, liegt gerade zwiſchen der cidade (Altſtadt) und der See und fängt den köſtlichen Seewind ab. So ſtagnirt in den Straßen ewig dieſelbe ſchwüle, moderig riechende Luft.

Alſo hinaus ins Grüne! Und es iſt glücklicherweiſe allenthalben grün in der Umgebung der Altſtadt. Wer die Anſtrengung einer Bergpartie nicht ſcheut — freilich bei einer Temperatur nicht unter 20° R., in der heißen Zeit ſogar nicht unter 24° R. — mag auf den Corcovado oder auf die Tijuca ſteigen; wer ſich fünfzehn Minuten lang den Gefahren einer Seereiſe hingeben will, mag mit dem Ferryboot über die bewegte Bai nach Nictheroy überſetzen, wo man ebenſo ſtarken Kaffee und dazu ebenſo zarte Paſtetchen bekommt wie in Rio de Janeiro. Wer endlich eine reine „Land“-Partie vorzieht, dem ſtehen noch hundert Wege offen. Die Pferde- oder beſſer richtiger Maultierbahn läuft durch alle Straßen. Er geht alſo nur vor die Hausthür, ſteigt auf den „Bond“, wie man in Rio de Janeiro noch heute die Straßenbahnwagen nach den bei der erſten Anlage ausgegebenen Trambahnbonds nennt, und fährt für wenige Toſtões (1 Toſtão = 100 Reis = 18 Pfennig) ohne Unterbrechung direkt nach einer der viele Meilen hinter Rio de Janeiro im Grünen gelegenen Vororte. Gewöhnlich hat an der Endſtation ein unternehmender Portugieſe eine loja de bebidas (Getränkebude) zur Stärkung des Ausflüge machenden Publikums angelegt, wo auch mitunter warme Speiſen, auf alle Fälle aber Brot, manteiga (ſtark geſalzene importirte Tafelbutter) und Minaskäſe zu haben iſt, ſo genannt nach der Provinz Minas Geraes. Heute wird dieſer magere, trotzdem wohlſchmeckende Käſe übrigens nicht allein dort, ſondern auf allen deutſchen Kolonien gemacht.



Mittlere Palmenallee im botaniſchen Garten in Rio de Janeiro.

Einer der ſchönſten Ausflüge iſt immer der nach dem botaniſchen Garten.

Man ſteigt irgendwo in der Altſtadt auf, zahlt ſeine zwei Toſtões und genießt in den anderthalb Stunden — ſo lange dauert die Fahrt — eine einzig ſchöne Reihe lieblicher Landſchaftsbilder. Im haſtigen Zotteltrab, einer Gangart, die ein Pferd nicht lange aushalten würde, klappern die kleinen Mulos über das holperige Pflaſter. An der großen estação dos carris urbanos (Stadtbahnſtation) in der Rua Catete wird gehalten und ein friſches Paar Mulos vorgelegt. Wir haben Gelegenheit, einen raſchen Blick in die koloſſale Stallung zu werfen: wohl drei- bis vierhundert dieſer flinken Tierchen ſtehen hier, paarweiſe geſchirrt, fix und fertig zum Dienſt.

In ſauſender Eile geht es weiter, ſtreckenweiſe im Galopp. Die Bahn zieht ſich immer längs der Bai von Botafogo. Man kann ſich, zur Linken die glitzernde Waſſerfläche, zur Rechten ſchmucke Villen, üppige Gärten und unmittelbar dahinter die dräuenden Felswände des Corcovado, nicht ſatt ſehen an der wechſelnd heiteren Szenerie. Nach dreiviertelſtündiger Fahrt iſt Botafogo erreicht, ein großer Vorort von Rio de Janeiro. Noch eine tüchtige halbe Stunde amüſanter Fahrt auf einer Seitenlinie, während welcher man zur Linken fortwährend die faulig riechenden Gewäſſer des großen Binnenſees Rodrigo de Freitas hat, und man ſteht am Anfang des botaniſchen Gartens. Die Bahn iſt hier zu Ende — wir verabſchieden uns von unſeren Mulas. Nicht die Spur von Schweiß iſt auf ihrem runden graubraunen Rücken zu entdecken, trotz des anſtrengenden ſcharfen Trabes. Dem Fahrgaſt ſickert währenddem ſchon beim ruhigen Stillſitzen das Waſſer unter dem Hutrand hervor.

Man tritt jetzt durch ein ſchweres Eiſengitterthor zwiſchen zwei Aufſeherhäuschen hindurch und ſteht ſtaunend in einer von den berühmten Palmenalleen, deren Beſchreibung in keinem Orbis pictus fehlt. Dieſer Alleen ſind im ganzen fünf: drei laufen längs dreier Seiten des Gartens; die beiden anderen, die zugleich die höchſten Palmen enthalten, kreuzen mitten durch den Garten, denſelben in zwei ungleiche Rechtecke zerlegend. Von der Höhe und dem Anſehen der ſchlanken Königspalmen mag die eingefügte Abbildung eine Anſchauung geben.

In der Mitte des Gartens iſt ein ſchmuckloſes Steinbaſſin mit etwas ſehr ſpärlicher Fontaine angebracht. Im übrigen geht noch eine verborgene Röhrenleitung durch die ganze Anlage. Ihr Waſſer empfängt ſie aus den braunen Felsſpalten der Dona Armida, eines mächtigen Gneißſtockes, der nahe hinter dem Garten gen Himmel emporragt. An einem Ende des Gartens hat man aus Felsblöcken künſtlich einen Miniaturkatarakt aufgebaut, den dieſelbe Leitung ſpeiſt. Dieſe Ecke iſt die lauſchigſte des im übrigen ſehr ſonnigen Gartens. Durch üppige, über zehn Meter hohe Gruppen bambú wie durch ein undurchdringliches Dach in kühles Halbdunkel gehüllt, iſt hier in hübſcher Anordnung eine Anzahl Tiſche und Bänke für die vom Schauen ermüdeten Beſucher aufgeſtellt. Freilich ſind die Bänke für unſere Begriffe von Bequemlichkeit etwas ſehr niedrig.

Haben es die Braſilianer den Deutſchen abgeſehen oder die Deutſchen den Braſilianern — gleichviel, man trifft hier ebenſo häufig einheimiſche wie deutſche Familien, die ihre Picknicks im Freien halten. Mit Kind und Kegel und der pechſchwarzen Kindsmagd wird morgens hinausgefahren und den ganzen Tag Natur genoſſen. Daß man aber mit dieſem wenig kompakten Genuß allein nicht auskommen kann, beweiſen die an der Erde umhergeſtreuten Butterbrotpapiere und die Weinflaſchen, Taſchen und Körbe auf den Tiſchen.

Was die Verteilung der verſchiedenen Pflanzenformen über den Garten betrifft, ſo hat man ſich dabei erſichtlich weniger von den Forderungen wiſſenſchaftlicher Klaſſifikation als von den Rückſichten auf dekorativen Geſchmack leiten laſſen. Tief dunkelgrüne Mangabäume, Brotfruchtbäume, Mangroven, Araukarien wechſeln maleriſch mit Gruppen von Pandanus, Sagopalmen, Miritipalmen und hellgrünen Bananen ab. Unterhaltlich anzuſehen iſt das Treiben der Webervögel, die allenthalben in den Mangos ihre Neſter aufgehangen haben. Auch große löſchpapierfarbene Weſpenneſter gewahrt man da und dort an den Zweigen und hört ſchon aus der Ferne das monotone Summen der wilden Honigſammler. Prächtige Falter ſpielen über den Baumblüten; aus dem Buſchwerk tönt unaufhörlich das ſchrille Gezirpe der breitköpfigen Cicaden, und auf alles ſchießen die ſcheitelrechten Sonnenpfeile ihre 28° R. herunter.

Um eine ähnliche Wirkung hervorzubringen, wie ſie durch die Abwechslung von Raſenflächen mit Pflanzengruppen in einer gärtneriſchen Anlage entſtehen, hat man zu einer eigentümlichen Art Kunſtraſen ſeine Zuflucht nehmen müſſen. Bekanntlich kommt keine einzige von unſeren nordiſchen Grasarten in Braſilien vor, ſie würden einfach das warme Klima nicht ertragen. Man hat jedoch in der grama de ponto ein Surrogat dafür gefunden. Dieſes unſerer Quecke im Anſehen nicht unähnliche, aber nach allen Richtungen zwei- bis dreimal größere Kraut, wird in ſpannlangen Enden oder Gliedern über die vorher ſorgfältig geglättete Fläche verpflanzt und überwuchert bald wie ein grüner Filz den ganzen Boden. Freilich, wo bleibt dies holzige, hart- und breitblätterige Kraut gegen unſer ſeidenweiches engliſches Raygras! Immerhin erzeugt es, häufig beſchnitten, einen ähnlichen Effekt wie Raſen.

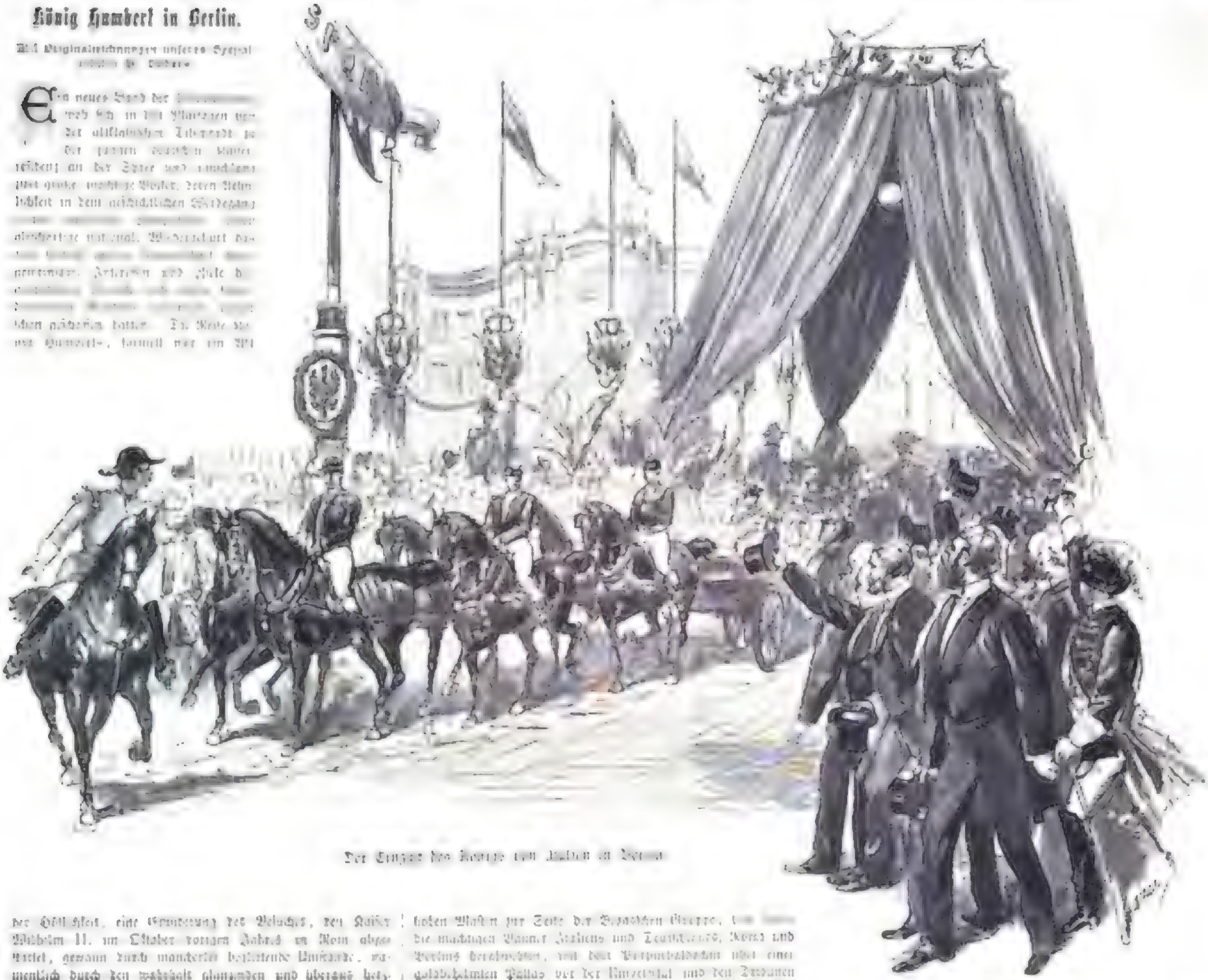
Ohne Zweifel iſt das Ganze, als gärtneriſche Schöpfung betrachtet, ein ſtaunenswert großartiges Werk. Welches Stück Arbeit iſt alltäglich erforderlich, um nur die überwuchernde Üppigkeit der Natur einigermaßen im Zaum zu halten! Den ganzen Vormittag haben zwei Leute allein damit vollauf zu thun, die über Nacht abgefallenen, bis zu drei Meter langen Blätter aus den Palmenalleen zu entfernen. Weithin durch den Garten hört man den Fall eines ſolchen Blattkoloſſes, es klingt, als ob ein ſchweres Brett dröhnend aus der Höhe von fünfundzwanzig Meter — ſo hoch ſind die Kronen — herabgeſchmettert käme. Solch ein Blatt, mit den zolllangen ſäbelartigen Dornen auf ſeiner Unterſeite, vermöchte im Fall einen Menſchen lebensgefährlich zu verletzen.

Der Rioenſer Jardim botanico wird nächſt dem berühmten Pflanzengarten auf Ceylon als der wertvollſte der Welt bezeichnet. Jedenfalls iſt er für die Flora der Provinz Rio de Janeiro der ausſchließlich maßgebende; weitergehende Anforderungen aber darf man freilich an ihn nicht ſtellen.

König Humbert in Berlin.

Mit Originalzeichnungen unſeres Spezialzeichners [illegible]

Ein neues Band der [illegible] wob ſich in den Maitagen von der altitaliſchen Tiberſtadt zu der jungen deutſchen Kaiſerreſidenz an der Spree und umſchlang zwei große, mächtige Völker, deren Aehnlichkeit in dem geſchichtlichen Werdegang [illegible] gleichartige [illegible] [illegible] gewonnene Intereſſen und Ziele [illegible] ſchon genähert hatten. Die Reiſe des König Humberts, formell nur ein Akt der Höflichkeit, eine Erwiderung des Beſuches, den Kaiſer Wilhelm II. im Oktober vorigen Jahres in Rom abgeſtattet, gewann durch mancherlei bedeutende Umſtände, namentlich durch den wahrhaft glänzenden und überaus herzlichen Empfang, der dem italieniſchen Herrſcher in Berlin zu Teil ward, den Charakter eines großen politiſchen Ereigniſſes.



Der Einzug des Königs von Italien in Berlin.

Prunkvoll hatte ſich die Hauptſtadt des Reiches zum Empfang des Königs geſchmückt. In den Straßen erhoben ſich Triumphthore, Ehrenpforten, Prachtzelte, Koloſſalgruppen und ein herrlicher Blumen- und Flaggenſchmuck. Aus Höflichkeit gegen den hohen Gaſt ließ man die deutſchen und preußiſchen Fahnen gegen die italieniſchen Farben merklich zurücktreten. Eine mächtige, von Hundrieſer modellirte Statue der Berolina, eine üppig ſchöne Frauengeſtalt, dem königlichen Gaſte Roſen ſtreuend, ragte auf dem Potsdamer Platze empor, und in der eigentlichen Feſtſtraße, den aufs prächtigſte geſchmückten „Linden“, hatte Reinhold Begas zwiſchen dem Palais Kaiſer Wilhelms I. und dem Opernhauſe ſeine Koloſſalgruppe der Italia und Germania aufgebaut; Italia von edler, zarterer Geſtalt, wie ſie ſich innig an die Freundin ſchmiegt, die ihre Rechte umfaßt hält, die eigene Rechte auf das ſtarke, eherne Schwert ſtützend. Mitten auf dem Opernplatze war ein Zeltbau von bezaubernder Farbenſchönheit errichtet, in welchem dann ſeitens der Künſtlerſchaft die poetiſche und muſikaliſche Begrüßung des erlauchten Gaſtes ſtattfand

Ueber alles prächtig erſchien der Opernplatz mit dieſem lichtfarbigen Zeltpavillon, mit den hohen Maſten zur Seite der [illegible], von denen die mächtigen Banner Italiens und Deutſchlands, Roms und Berlins herabwehten, mit dem [illegible] über einer goldbehelmten Pallas vor der Univerſität und den Tribünen ringsum — fürwahr das reichſte und anziehendſte aller Bilder, welche die Einzugsſtraße darbot.

Herrlich blaute der Himmel, ſtrahlend ergoß ſich das helle Sonnenlicht über die Reichshauptſtadt, als ſich am Mittag des 21. Mai der Einzug des königlichen Gaſtes vollzog. Endloſe Reihen erwartungsfreudiger Menſchenmaſſen umſäumten die lange Feſtſtraße, auf deren einer Seite das Militär Spalier bildete; alle Häuſer waren bis zum Dach mit Zuſchauern dicht beſetzt. Minutenlang verſchwand alles in einem Meer von wehenden Tüchern, ein ſinnbetäubendes Hochrufen und Händeklatſchen ertönte, untermiſcht mit Trommelwirbel und Kanonendonner, als der glänzende Wagenzug von der Halle des Anhalter Bahnhofes aus in die Einzugsſtraße einbog. Voran ein Zug ſchwerer Lanzenreiter mit vergoldeten Küraſſen, Adlerhelmen und weißen Waffenröcken. Alsdann der ſechsſpännige offene Wagen, in welchem König Humbert in der kleidſamen blauen Uniform ſeines preußiſchen Huſarenregiments zur Rechten des Kaiſers ſaß, Letzterer, in der Prachtuniform der Gardeküraſſiere, wie immer friſch und jugendkräftig, der italieniſche Monarch mit ſeinem ergrauten Haupthaar und dem mächtigen, eisgrauen Schnurrbart majeſtätiſch ernſt und würdevoll. Der ganze Weg war mit gelbrotem Kies und grünen Tannenzweigen beſtreut, aus dem Volke heraus wurden dem königlichen Gaſte Blumen vor die Pferde geworfen, die Begeiſterung durchbrach alle Schranken. — Auch die Inſaſſen der folgenden Wagen wurden mit

Kaiſer Wilhelm II. und König Humbert an der Abfahrtsſtelle zur Havelfahrt bei Potsdam.

Gefechtsexerzieren vor dem König von Italien.

ehrlichen Beifallsſtürmen begrüßt: der zwanzigjährige italieniſche Thronerbe, eine ſympathiſche, ſehr anmutige Erſcheinung, neben dem Prinzen Heinrich im zweiten Wagen, ihnen gegenüber auf dem Rückſitz die beiden älteſten Söhne des Kaiſers, der ſiebenjährige blondlockige Kronprinz und ſein Brüderchen Prinz Eitel-Fritz, beide in hellen Sommeranzügen, hellblauen Kniestrümpfen und gelben Strohhüten. Im dritten Wagen Fürſt Bismarck in weißer Küraſſieruniform, den Federbuſch auf dem blanken Stahlhelm, zu ſeiner Rechten der italieniſche Miniſterpräſident Crispi, ihm gegenüber Graf Herbert Bismarck. Im vierten Wagen Feldmarſchall Moltke mit italieniſchen Offizieren. Eine große Ueberraſchung ſelbſt für die Berliner war es, daß Fürſt Bismarck perſönlich zum Empfang der Gäſte am Bahnhof erſchien und den ganzen Weg bis zum Kaiſerſchloſſe mitfuhr.

In dem Augenblick, da der königliche Wagen vor dem Portal des Reſidenzſchloſſes hielt, ſtieg, vom Jubel des Volkes begrüßt, auf der Zinne des alten Fürſtenſitzes neben der purpurnen Kaiſerſtandarte die italieniſche Fahne auf. Beide Herrſcher verließen den Wagen und ſchritten die Front der vor dem Schloſſe aufgeſtellten Ehrencompagnie ab. Einen reizend drolligen Anblick gewährte es, als die beiden kleinen Prinzen, die den „Onkel Humbert“ auf dem Bahnhof jubelnd begrüßt hatten, jetzt mit großen Schritten und mit ernſteſter Miene, militäriſch grüßend, ebenfalls die Front der Truppen entlang gingen. Sodann vollzog ſich der Eintritt des Königs in das Schloß, wo die Kaiſerin an der Spitze ihres Hofſtaats die fürſtlichen Gäſte erwartete.

Am Nachmittag fuhr Kaiſer Wilhelm mit ſeinem erlauchten Gaſte nach Charlottenburg, wo dieſer einen koſtbaren Kranz im Mauſoleum am Sarge Kaiſer Wilhelms I. niederlegte.

Als am Abend die durch Tannenreiſer gedämpften Bogenlichtlampen der goldenen Netzdekorationen aufblitzten, als Unter den Linden die feurigen Linien der angezündeten Lampions hervortraten und an der Schloßbrücke gewaltige Fontänen im wechſelnden Farbenſpiel des bengaliſchen Feuers zu rauſchen begannen, da konnte man ſich wirklich in eine Feenvorſtellung des Südens verſetzt wähnen. Die „Linden“ hatten ihre „italieniſche Nacht“.

Am zweiten Feſttag fand die Parade der Gardetruppen vor dem König von Italien ſtatt. Seit langen Jahren ſind dieſe Paraden auf dem Tempelhofer Felde zu einem Volksſchauſpiel der Berliner geworden, das ſich der allgemeinſten Teilnahme erfreut; doch ſolchen Andrang, ſolches Wogen und Treiben, wie es an dieſem Tage die Straßen Berlins zeigten, hat noch keine Parade hervorgerufen. Die Stimmung des Volkes war eine feſtlich gehobene, man ſah und hörte es, wie ſtolz die Menge war, dem Freunde und Verbündeten des Vaterlandes die Elite der deutſchen Volkswehr vorgeführt zu ſehen.

Der Kaiſer, in großer Generalsuniform, ſprengte den Gäſten voraus auf das Feld, um ſich hier als oberſter Kriegsherr an die Spitze ſeiner Gardetruppen zu ſetzen und dieſelben dem erlauchten Gaſte ſelbſt vorzuführen. Brauſende Jubelrufe verkündeten das Nahen des Königs, der mit einer glänzenden Kavalkade in flottem Galopp auf das Paradefeld einzog. An der Seite des Königs Humbert, hoch zu Roß, die in Anmut ſtrahlende junge Kaiſerin in langem weißem Reitkleid und der weißen Uniform des Küraſſierregiments „Königin“, mit geſticktem Namenszug auf der Schulter. Darüber flatterte das breite Orangeband des Ordens vom Schwarzen Adler. Das Haupt bedeckte ein weißer Filzhut mit langwallender weißer Feder, nach Art der Berſaglierihüte. Hinter der Kaiſerin ritt der Prinz von Neapel, in der gleichen Huſarenuniform wie ſein Vater; neben dem italieniſchen Kronprinzen des Kaiſers Bruder, Prinz Heinrich.

Die feſtliche Auffahrt der Berliner Studentenſchaft.

Auf das militäriſche Schauſpiel folgte zu Ehren des königlichen Gaſtes am Nachmittag eine glänzende Prunktafel im Weißen Saal des königlichen Schloſſes und am Abend eine Feſtvorſtellung im Opernhauſe — die erſte Abendvorſtellung, welcher Kaiſer Wilhelm II. ſeit ſeiner Thronbeſteigung beiwohnte.

Der folgende Tag war den Feſtlichkeiten in Potsdam gewidmet, die am frühen Morgen mit der Muſterung der Garniſon ihren Anfang nahmen. Auch einer ernſten, heiligen Freundſchaftspflicht galt es an dieſem Tage zu genügen, die für König Humbert ein Herzensbedürfnis war: aus den Feſten des Lebens heraus in ſtiller Rückerinnerung dem Toten den Tribut treuer Freundſchaft darzubringen. Zu dieſem Zwecke fuhren die beiden Herrſcher nach der Friedenskirche, wo König Humbert an der Gruft Kaiſer Friedrichs einen prachtvollen Kranz niederlegte. Es war ein weihevoller und bedeutſamer Augenblick, da der König hier am Sarge des edlen Dulders das Freundſchaftsbündnis, das ihn mit dem Toten verknüpft, mit dem Sohn erneuerte — weihevoll und bedeutſam für die Zukunft. Was die beiden Monarchen an dieſer geweihten Stätte bewegte, bleibt eingeſchrieben in ihren Herzen für alle Zeiten. — Nach einem Beſuch im Schloſſe Friedrichskron traten die Majeſtäten von der Matroſenſtation auf dem Dampfer „Alexandra“, welcher die italieniſche Kriegsflagge hißte, die Rückfahrt über die gerade im Frühjahr wunderbar ſchönen Havelſeen nach Charlottenburg an.

Der 24. Mai brachte eine beſonders glänzende Gefechtsübung mit gemiſchten Waffen, welche die Berliner Garniſon auf dem Tempelhofer Feld unter den Augen beider Monarchen auszuführen hatte. König Humbert ſowohl als auch die italieniſchen Offiziere folgten mit geſpannter Aufmerkſamkeit den intereſſanten Gefechtsbildern, in denen die Formen, wie ſie das neue Exerzierreglement vorſchreibt — Vorgehen in breiten Linien und Vermeiden von dichten Kolonnen — voll zur Geltung kamen. — Am Nachmittag veranſtaltete die Studentenſchaft eine Auffahrt vor König Humbert, die mit allem akademiſchen Pomp von ſtatten ging. Sämtliche Berliner Hochſchulen nahmen mit ihren Bannern und Fahnen in zwei- und vierſpännigen Wagen an der Kundgebung teil. Zahlreiche „Chargierte“ zu Pferde geleiteten den Wagenzug.

Am letzten Feſttage gab der deutſche Reichstag Crispi zu Ehren ein glänzendes Feſtbankett. Unter den Klängen des Zapfenſtreichs ging dieſer Tag zu Ende, der mit ſeiner großartigen militäriſchen Veranſtaltung einen ſchönen und würdigen Abſchluß der italieniſchen Feſtwoche bildete.

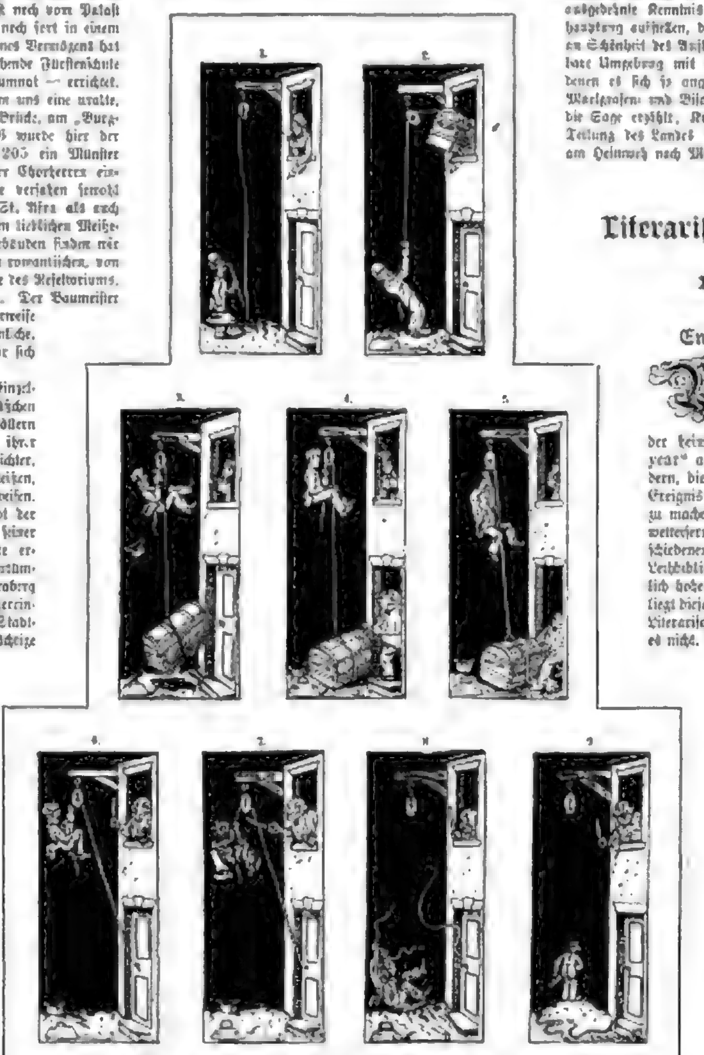
Am Abend des 26. Mai verließ König Humbert unter den ſtürmiſchen und herzlichen Abſchiedsgrüßen der Bevölkerung die Stadt Berlin, wo er ſechs Tage lang der Mittelpunkt begeiſterter Ovationen war, die nicht nur in allen Beteiligten einen unvergeßlichen Eindruck hervorgerufen, ſondern in der ganzen Welt lauten Widerhall gefunden haben. **G. P.**

und ausgeſchmückt worden, wobei man allerdings in der Polychromie des Guten wohl etwas zu viel gethan hat. Die Bauzeit des Domes fällt in die Jahre 1260 bis 1420. Seine keuſche Schönheit wetteifert mit der um ſo viel jüngeren Albrechtsburg; die Gräber der Biſchöfe und Fürſten, darunter Bronzearbeiten von großem, kunſtgeſchichtlichem Intereſſe, geben ſeinem Innern einen ſchwermütigen Charakter. Leider ſind die drei Türme, welche das breite Weſtportal krönten, vom Blitz zerſtört worden, und es iſt keine Ausſicht vorhanden, daß etwa ein Meißener Dombauverein zu ihrer Wiederherſtellung gegründet würde. In ſeiner Blütezeit waren hier 200 Geiſtliche angeſtellt, welche Tag und Nacht an 56 Altären und an den Gräbern Meſſe laſen. Aber wenige Jahrzehnte bereits, nachdem ihm durch die Heiligſprechung des darin beſtatteten Biſchofs Benno die höchſte Ehre widerfahren, legte der letzte Meißener Biſchof ſeine Würde nieder und trat zum evangeliſchen Glauben über. Am wenigſten iſt noch vom Palaſt des Biſchofs übrig; das Stift ſelbſt lebt noch fort in einem proteſtantiſchen Kapitel. Von einem Teil ſeines Vermögens hat Kurfürſt Moritz 1543 die noch heute blühende Fürſtenſchule — ein Gymnaſium erſten Ranges mit Alumnat — errichtet. Dasſelbe liegt auf dem Afraberg, nach dem uns eine uralte, mit zwei Thortürmen bewehrte, fünfbogige Brücke, am „Burglehn“ vorbei, hinüberführt. Schon 1066 wurde hier der heiligen Afra eine Kirche geweiht und 1205 ein Münſter gegründet, in welches regulierte Auguſtiner Chorherren einzogen. Dieſe ſehr vornehmen Halbmönche verſahen ſowohl in der noch heute ſtehenden Kloſterkirche St. Afra als auch in der Stadtkirche und zu St. Wolfgang im lieblichen Meißethale den Gottesdienſt. Von den Kloſtergebäuden finden wir nur noch die jetzige Pfarre von Afra, einen romantiſchen, von Profeſſorenwohnungen umgebenen Hof, Reſte des Refektoriums, des Kreuzganges und anderer Bauteile vor. Der Baumeiſter der neuen Fürſtenſchule hat es bedauerlicherweiſe nicht verſtanden, ſeinen Bau in die altertümliche, traulich maleriſche Welt, die St. Afra für ſich bildet, hineinzukomponieren.

Kein Künſtler hat die an intereſſanten Einzelheiten unerſchöpfliche, an ſtimmungsvollen Gäßchen und Plätzchen, zierlichen Giebeln, hohen Söllern und lauſchigen Erkern reiche Stadt ſo in ihrer romantiſchen Eigenart erfaßt wie Ludwig Richter, deſſen Holzſchnitte zahlloſe Anklänge an Meißen, wo er mehrere Jahre gewirkt hat, aufweiſen. Den Preis verdienen im Herzen der Stadt der Marktplatz mit dem 1471 erbauten, in ſeiner Architektur an die alten belgiſchen Städte erinnernden Rathauſe nebſt einer Anzahl altertümlicher Privathäuſer, über welche die am Afraberg emporklimmenden grünen Gärten luſtig hereinſchauen. Der vom Markte nur durch die Stadtkirche getrennte Lutherplatz, den der mächtige Kirchturm mit ſeinem edelroſtigen Kupferdach hoch überragt, bildet, von winzigen, mit Vorgärten gezierten Häuschen rings eingeſchloſſen, von Bäumen beſchattet, ein Stück reizender Einſamkeit mitten im ſtädtiſchen Leben. Stimmungsvoll endlich wie eine raffiniert komponierte Theaterdekoration iſt der alte ſtädtiſche Friedhof am Eingang des Triebiſchthals, gegenüber dem am Breitenberg ſteil emporſteigenden Waldpark und dem uralten Nikolaikirchlein. Ueber den verwitterten Denkmälern — Zeugen der kunſtgeübten Renaiſſance und des graziöſen Rokoko — wuchert eine grüne Wildnis. Von Epheu umſponnen, von Cypreſſen und rieſigen Trauerweiden umhegt, träumt hier die nur durch die Natur geſchmückte Johanniskapelle. Das Geſamtbild der Stadt iſt von zwei Seiten aus beſonders maleriſch. Vom rechten Elbufer aus geſehen, wo die Dörfer Cölln, Niederfähre, Vorbrücke liegen, ſcheint ſie in der Umarmung der Berge zu ruhen; denn der Afraberg iſt ſcheinbar mit dem Breitenberg zur Linken des Beſchauers verbunden, der im Bogen vor bis zur Elbe läuft, wo er gerade dem Schloß gegenüber mit der Martinskirche gekrönt iſt. Meißen iſt eine „hochgebaute“ Stadt und bietet mit der Burg, St. Afra, dem Stadtkirchenturm, dem hohen Giebel der Franziskanerkirche und dem Martinskirchlein eine ganz köſtliche Silhouette. Hat der Beſchauer ſeinen Standpunkt in der Nähe der letzteren Kirche, ſo erſchließen ſich das Triebiſchthal und das Rauhenthal mit ihren Rebenhügeln, und die roten Ziegeldächer ſcheinen in grüne Gärten gebettet; hier gibt man gern dem Dr. Martin Luther recht, der Meißen mit einer Schüſſel gekochter Krebſe in Peterſilie verglichen hat. Indes überblickt man von hier aus auch das weniger romantiſche Fabrikviertel der Stadt, welches dem Laufe des Triebiſchthales folgt. Die mächtigen Gebäude-Vierecke der Porzellanmanufaktur und der E. Teichertſchen Ofen- und Porzellanfabrik, mehrere Eiſengießereien, Blechfabriken und die Juteſpinnerei, die zweitgrößte Deutſchlands, haben ſich hier angeſiedelt und eine ganze Reihe von Straßen mit Arbeiterhäuſern nach ſich gezogen, in welche nur die in hübſcher Gotik und im Rohziegelbau hergeſtellte katholiſche Kirche einige Abwechſelung bringt.

Das Gewerbe der Kunſttöpferei überwiegt in Meißen und ſeinen Vororten, und die unbeſtrittene Führung hat die Königliche Manufaktur. Die ſichere und gute Stellung, deren ſich ihre Arbeiter erfreuen, der feſte Zuſammenhalt derſelben untereinander hat eine förmliche Arbeiterkaſte geſchaffen, welche den berechtigten Stolz des Kunſthandwerkers zur Schau trägt, aber auch feiner Leichtlebigkeit nicht abhold iſt. Die erſte Rolle im bürgerlichen Mittelſtande ſpielen die beiden Schützengeſellſchaften. Seine urgermaniſche Abſtammung dokumentiert ſich in dieſer Luſt am Waffenhandwerk, welches unſere Altvorderen bekanntlich als das einzige manneswürdige anſahen und das in Meißen mit einem heiligen Ernſte betrieben wird. Als echte Deutſche erweiſen ſich die Meißener auch durch ihren Durſt. Der Wein, welcher bis herein in die Stadt wächſt und auch auf den gegen Norden geſchützten Hügeln des rechten Elbufers, namentlich im Spaargebirge gegenüber den Siebeneichen, reift, wird zumeiſt an Ort und Stelle und als „heuriger“ getrunken.

Wie Maria Stuart kann der „Meißener“ von ſich ſagen, daß er beſſer iſt als ſein Ruf. Der Rotwein iſt gehaltreich und feurig, an den Burgunder erinnernd; feiner und gehaltvoll iſt auch der Weißwein aus guten Lagen und ebenſo der aus weißen und roten Trauben gekelterte „Schieler“. Dem Wein iſt es wohl mit zuzuſchreiben, daß das geſellige Leben mehr dem ſüddeutſchen als dem norddeutſchen ähnelt. Auch iſt hierbei die umwohnende, ſehr wohlhabende und techniſch auf der Höhe der Zeit ſtehende Landwirtſchaft, welche in Meißen ihren geſellſchaftlichen Mittelpunkt findet, nicht ohne Einfluß. Gern macht ſich der Meißener jede paſſende Gelegenheit zum Feſt, und auch der verwöhnte Geſchmack muß ihm zugeſtehen, daß er zur Veranſtaltung von Feſtlichkeiten ein unleugbares Talent beſitzt. Mit ſeiner Lebensluſt hält aber ſeine Rührigkeit und Intelligenz gleichen Schritt; treffliche Volksſchulen, die Handelsſchule, die landwirtſchaftliche Schule und eine Realſchule mit Progymnaſium ſowie die Fürſtenſchule ſind von fruchtbarem Einfluß auf die allgemeine Bildung; die ſtete Berührung mit der Großinduſtrie und die Nähe der Reſidenz, welche in einer halben Stunde zu erreichen iſt, endlich auch der ſtarke Fremdenverkehr haben alle komiſch wirkenden Eigentümlichkeiten der Kleinſtadt, welche mit ihren Vororten nur etwa 25,000 Einwohner zählt, verwiſcht, ohne ihr doch jedes originelle Gepräge zu rauben. Wir dürfen, geſtützt auf eine ausgedehnte Kenntnis der Nähe und Ferne, kühn die Behauptung aufſtellen, daß es nicht eben viele Städte gibt, die an Schönheit des Aufbaus und in Bezug auf lachende, fruchtbare Umgebung mit Meißen ſich vergleichen können und in denen es ſich ſo angenehm leben läßt, wie in dieſer alten Markgrafen- und Biſchofsſtadt. Es läßt ſich begreifen, wenn die Sage erzählt, Kurfürſt Ernſt von Sachſen ſei nach der Teilung des Landes mit ſeinem Bruder Albrecht in Torgau am Heimweh nach Meißen geſtorben. **Gotthard Winter.**



Ein mißlungener Entführungsverſuch.

Literariſche Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Engliſche Literatur.

Wohl nur wenige Schriftſteller haben ſich ſo raſch Anſehen und Beliebtheit erworben wie Rider Haggard. Jeder ſeiner Romane wird von der heimiſchen Preſſe als „the novel of the year“ angeprieſen, eine Auflage folgt der andern, die Tauchnitz-Edition eilt, das literariſche Ereignis dem kontinentalen Europa zugänglich zu machen, die Ueberſetzer aller Kulturnationen wetteifern in Raſchheit, das Opus in ihre verſchiedenen Sprachen zu übertragen, und die Leihbibliothekare ſtellen es in einer ungewöhnlich hohen Anzahl von Exemplaren auf. Was liegt dieſem großen Erfolg des Autors zu Grunde? Literariſche Vorzüge im vornehmeren Sinne ſind es nicht. Weder ideeller Gehalt, noch künſtleriſche Form, ebenſowenig die tüchtige Zeichnung intereſſanter Charaktere wie jene eines Zeit- oder Sittenbildes verleiht ſeinen Werken beſonderen Wert, ja, er ſtrebt auch gar nichts von all dem an. Sein Ziel iſt: durch abgenutzten Romangeleiſen Fernliegendes zu reizen, durch fremdartig Ueberraſchendes zu verblüffen. Dieſe Methode erweiſt ſich als eine lohnende. Nichts wirkt ſo erquickend auf einen blaſierten Leſerkreis wie ein ungewohnter Phantaſiereiz, und wird dieſer noch durch Spannung der Neugierde reichlich gewürzt, ſo folgt man dem Verfaſſer willig durch alle erdenklichen Unwahrſcheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten hindurch, falls dieſe nämlich mit jener Virtuoſität vorgetragen ſind, die momentan über ihre Unglaubwürdigkeit hinwegtäuſcht. Und das iſt Rider Haggards ſpezielles Talent, ſeine Kunſtfertigkeit, darin liegt das Geheimnis ſeines großen Erfolges. Gleich ſein Erſtlingswerk: „King Solomon's Mines“, ſchlug merkwürdig ein, obwohl — oder eben vielleicht weil — es all jener Ingredienzien entbehrte, auf welchen in Weſten und Oſten gewöhnlich der Erfolg beruht. Ein gefahrvoller Zug durch Wüſtenland, um in einer ſagenhaften Königsgruft einen ſeit nahezu Jahrtauſenden ruhenden Schatz zu heben, das ſcheint weit eher ein Thema für eine Jugendſchrift, die das Herz abenteuerluſtiger Jünglinge höher ſchlagen läßt, als für einen Roman, allein Haggards plaſtiſch geſtaltende Einbildungskraft und glänzende Vortragsweiſe feſſelten das Publikum, das einerſeits der alten Romanſchablone und andererſeits des Häßlichkeitskultus in der modern realiſtiſchen Weiſe herzlich müde iſt. Jedes neue Werk Haggards befeſtigte ſeine Beliebtheit, denn ſtrebt er auch, wie erwähnt, keine höheren Vorzüge an, ſo vervollkommnet er doch ſeine Eigenart mit Eifer und Geſchick, und zweifellos ſein beſter Roman iſt ſein neueſter: „Mr. Meeson's Will“. Dieſer Teſtator iſt ein Verleger und

Autorenſchinder im großen Stil, — der Verfaſſer verſichert in einer Vorrede, dieſen grauſamen Typus nur ſeiner Phantaſie entnommen zu haben — und unter die Opfer ſeiner Schandtaten zählt auch Miß Auguſta Smithers, die, obwohl ſie „the novel of the year“ geſchrieben, nicht nur mit einem geringen Honorar abgefunden, ſondern überdies noch unter den drückendſten Bedingungen für fünf Jahre kontraktlich gebunden worden an die Firma, die den glänzendſten Nutzen aus ihrem Talente zieht. Vergeblich fleht die Bedrängte, auf den außerordentlichen Erfolg ihres Buches hinweiſend, um einen kleinen Nachtrag. Mr. Meeſon bleibt „unerbittlich“ [illegible] lich, und als ſein zufällig anweſender Neffe Euſtace der gerechten Sache [illegible] entzweit und enterbt er ihn. Auguſtas Wunſch, Mr. Meeſon ſeiner nie wieder zu ſehen, erfüllt ſich nicht; die beiden treffen auf der Ueberfahrt nach Auſtralien auf dem prachtvollen Rieſendampfer „Kangaroo“ wieder zuſammen, und furchtbares Unheil bringt ſie einander noch viel unbehaglicher nahe. Infolge einer ausgezeichnet geſchilderten Kolliſion ſinkt der Kangaroo, und die beiden Antagoniſten werden mit einem Kind und zwei Matroſen in einem Rettungsboot auf eine wüſte Inſel verſchlagen. Der greiſe Körper Meeſons vermag dieſen furchtbaren Erſchütterungen und Strapazen nicht ſtand zu halten, trotz Auguſtas Pflege fühlt der Verleger ſich ſterben, und wie Richard III. ſich in der Nacht vor der verhängnisvollen Schlacht von den Schatten aller, die er hingemordet, qualvoll umgaukelt ſieht, ſtellen ſich in den Angſtvorſtellungen des erſteren die Jammergeſtalten all der Autoren ein, deren Talent und Lebensmut er durch literariſche Machtdiebſtähle und Not gebrochen. Mehr als alles aber bedrückt ihn die Enterbung Euſtaces, den er im Grunde ſo lieb hat, als zu lieben er überhaupt vermag. Einige Beruhigung ſeines gequälten Gewiſſens wäre es, durch einen neuen und nun endgültig „letzten Willen“ ihn wieder zum Erben ſeiner zwei Millionen einzuſetzen, allein nicht nur, daß keines der Verirrten Feder, Bleiſtift oder auch nur ein Stückchen Papier bei ſich hat, es fehlt auch der geringſte Lappen Leinen, auf den ſich mit Blut ſchreiben ließe, denn ſämtliche Schiffbrüchige ſind [illegible] offenbar Jägerianer — einzig in Flanell gehüllt. Auguſta iſt aber nicht vergeblich eine erfindungsreiche Romanſchriftſtellerin; ſie ſieht, daß der Arm eines der Matroſen tätowiert iſt, und erkundet, daß er dieſes Kunſtwerk ſelbſt geleiſtet. Opfermutig läßt ſie ſich nun Meeſons Teſtament auf Nacken und Schultern, ſoweit der Ausſchnitt eines Ballkleides reicht, tätowieren. Die Matroſen unterziehen ſich in gleicher Weiſe mit der Tinte des Tintenfiſches, die zu dieſer Prozedur verwendet wird. Kaum iſt die ſchmerzvolle Operation an der tapfern Auguſta vollendet, ſo ſtirbt Meeſon, und in ſelbiger Nacht gehen auch die beiden Matroſen, die ſich mit einem Reſt geretteten Rums berauſcht, durch einen Sturz von einer Klippe ins Meer zu Grunde. Miß Smithers wird mit dem Kinde von einem vorüberkommenden Schiff gerettet und bringt ſo des alten Meeſon allerletztes Teſtament nach England. Monate ſind verfloſſen, ſeit der Kangaroo ſtolz aus der Themſe ausgelaufen, und da einer der wenigen durch ein anderes Boot geretteten Paſſagiere ausſagt, er habe Mr. Meeſon ins Waſſer ſtürzen ſehen, iſt ſeither das rieſige Vermögen den Erben des Formteſtaments zugeſprochen worden. Dagegen muß nun ſogleich Einſprache erhoben werden. Euſtace, der Auguſta vom erſten Blicke an geliebt [illegible] eine Empfindung, die ſie, obwohl ſie ihn nur einmal geſehen, erwidert — ſucht die Gerettete jubelnd auf und iſt durch ihre Aufopferung tief gerührt, aber — ſoll der „letzte Wille“ ſtandhalten, muß er dem Gericht vorgelegt werden. Dies ergibt nun eine Reihe ſehr drolliger humoriſtiſcher Scenen. Unter anderem begehrt das Geſetz, daß jedes Teſtament in der [illegible] Regiſtratur hinterlegt werde, eine in dieſem Fall ſchwierige Sache, doch trifft der wohlwollende Beamte das Auskunftsmittel, das „Dokument“ photographieren zu laſſen und das Photogramm in ſeinem Aktenſchrank zu hinterlegen. Bei der den Prozeß entſcheidenden Verhandlung aber muß das Original ſelbſt erſcheinen und ſich in Seidentoilette von allen Gerichtsbefugten beaugenſcheinigen laſſen. Solch vielfachem Tapferkeitsmartyrium wird der wohlverdiente Millionenlohn, und wir haben noch die Befriedigung, das junge Paar ſeinen Reichtum edel anwenden zu ſehen, indem es den ebenſo berüchtigten wie berühmten Verlag „Meeſon & Co.“ ideal umgeſtaltet. Haggards ſtets ins Groteske hinüberſpielender Humor feiert die ihm köſtlich gebotene Gelegenheit in jeder Richtung [illegible] und mit [illegible]. [illegible] Der Band bietet Unterhaltung in Fülle und mit fremdartigem Aroma, kein Wunder alſo, daß „the novel of the year“ die Beliebtheit und ſomit den Reichtum des Verfaſſers weſentlich noch geſteigert hat.

Von uns ganz anderem, echt exotiſchem Aroma aber iſt Bret Hartes „Creſſy“. Mit der Meiſterſchaft des [illegible] Kenner, der nicht mit dem photographiſchen [illegible]

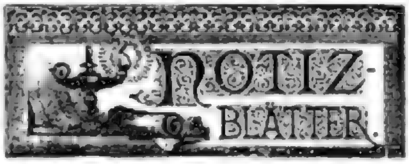
Das iſt die Macht des Darſtellungstalentes im höchſten Wortſinne, daß es zugleich mit dem neuen Anblick, den es gewährt, auch das Verſtändnis dafür weckt. Die Eigentümlichkeiten dieſer [illegible] Anſiedler in „Creſſy“, die in Familienfehden beinahe im Geiſte der korſiſchen Vendetta wüten, bringen all jene wilden Regungen und ungezähmten Leidenſchaften ins Spiel, die ſich an allen kräftigen Naturmenſchen in primitiven Kulturzuſtänden gleichartig ausprägen, welchen Stammes immer ſie ſeien. Mc Kinſtry verbindet ſeine verſtümmelte Hand klaglos und zürnt nur dem eigenen Leichtſinn, der ihn die Flinte daheim laſſen und den Hinterhalt Harriſons überſehen ließ; die Folge davon betrachtet er eigentlich als eine einfach naturgemäße. Ganz unerſetzlich iſt der Schlauheitskampf, in dem der ſchon auf der Höhe der Ziviliſation ſtehende Yankee Stanco beide Parteien zu überliſten ſucht, während Onkel Ben, der in ſeinen alten Tagen mühſam erſt ſeinen Namen zu ſchreiben erlernt, ſämtliche einfach überliſtet hat. Die jugendliche Heldin und Titelträgerin des Buches iſt eine ſo eigenartige Erſcheinung, wie nur irgend eine raffinierte femme incomprise Balzacs. In Creſſy vereinen ſich die eigenwilligen Triebe einer ungezähmten Natur mit den ſehr oberflächlichen Ergebniſſen einiger Ziviliſationsmalerei zu einem Charakterprodukt, unter dem vornehmlich der ſympathiſche junge Schullehrer Ford ſchwer zu leiden hat. Das Beſte in dem trefflichen Buch iſt vielleicht die Schilderung der Schulkinder, die mit ihrer naiven Beobachtungs- und Scharfſinn in ihres Lehrers Liebesgeſchichte weit klarer ſehen als dieſer ſelbſt.

Ein kleines Meiſterwerk der Kinderpſychologie bietet Florence Montgomery in „A very simple Story“. Mit tief ergreifender Schlichtheit ſchildert ſie der armen vier[illegible] Mutter, die vor kurzem noch ſo glückſelig mit ihr geſpielt, ſie verlaſſen habe auf Nimmerwiederkehr. Das ſchwere Erfaſſen des Todesbegriffes, die Betrachtungen über die kleinen Kinderſtunden, durch die ſie die Verlorene geſucht, dieſe Familiengeſchichte einer Ariſtokratie iſt da mit wunderbarer Zartheit charakteriſiert, verklärt durch den Duft unnahbarer Frömmigkeit. [illegible] „[illegible] Daughter“, die vorangeſtellt und den Titel des Bandes bildet, geißelt eine traurige und gar häufig vorkommende Erſcheinung: den herzloſen Hochmut der Emporkömmlinge, der, ihre „niedrige Abſtammung“ zu verbergen, ſie ſich liebevoller Eltern ſchämen und ſie verleugnen läßt. Dieſe zur [illegible] erhobene Schneiderin, die ihren vornehmen Kundenkreis zu verlieren fürchtet, wenn es ruchbar wird, daß die alten Fiſchersleute, die ſie aufgezogen haben, ihre Eltern ſind, und die am Krankenbette des Vaters als Trägerin die Herzogin findet, die zu bedienen das Ziel ihres Ehrgeizes iſt, [illegible] ethiſche Abſicht, doch verſteht ſie es, ihre Moral zu verlebendigen, ſo daß ſie nicht trocken und abſtrakt in den Vordergrund tritt.

Die vornehmliche Abſicht F. C. Philips', wenn er die Feder ergreift, iſt wohl einfach die, ein Buch herauszugeben und es dem Unterhaltungszwecke dienſtbar zu machen. Auch „Little Mrs. Murray“ dürfte wohl mehr dieſer Abſicht als innerem Geſtaltungsdrang ihr Daſein danken. Dennoch muß zugegeben werden, daß dieſer Band einen erheblichen Fortſchritt bildet gegen ſeine Vorgänger „The Dean and his Daughter“ und „The strange adventures of Lucy Smith“. Die Erlebniſſe der bildhübſchen und verwöhnten Witwe eines eleganten jungen Offiziers, die ſich plötzlich genötigt findet, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, ſind im Vortrage ganz hübſch geſchildert, und nur einmal befleißigt ſich der Verfaſſer jener unangenehmen Extravaganz, die ſeinen Erſtlingswerken ein ziemlich abſtoßendes Gepräge verlieh. In gar nichts gründlich bewandert, kann die arme, reizende Octavia eigentlich nur als anmutendes Ornament dienen, und wo ſie ſolches beliebt wurde, ergeben ſich wieder Fährlichkeiten, welchen ſie ſich ſchleunigſt entziehen muß. Ein ganz guter Zug iſt es, daß die Verwöhnte in höchſter Entmutigung ſich, obwohl ihre kleine Barſchaft ſchon arg zuſammengeſchmolzen iſt, ein paar gute Stunden gönnt, eine Landpartie unternimmt und mit Genuß ein leckeres Mahl verzehrt, ihren Lebensmut zu erneuen. Gaſtronomiſch gebildete Leſer finden in jeder „Dichtung“ Philips' ſchöne Anklänge an Brillat-Savarin; die Menüs unſeres Autors verraten einen feinen Geſchmack, der ihm leider in ſeiner übrigen literariſchen Betätigung nicht immer treu bleibt. [illegible]

daß er ſich tags darauf tief beſchämt genötigt glaubte, als Unmündiger ſich zurückzuziehen, noch ehe er eine Antwort erhalten. Ein liebenswürdiger alter Onkel, der ſich Verſtändnis für jugendliche Gefühle bewahrt hat, führt die Angelegenheit der durch Zartgefühl Geſchädigten zu gutem Ende.

Ein tief trauriges Ende aber iſt jenes von „A Village Tragedy“ von Margaret L. Woods, denn Traurigeres gibt es wohl nicht, als den Tod ſympathiſcher Perſönlichkeiten mit einem Aufatmen zu begrüßen. Und wer würde es der armen Annie nicht gönnen, daß ſie der Tod nachſinkt und von ihrem kurzen, aber ſchmerzvollen Lebenslaufe zur ewigen Ruhe erlöſt? Wohler wäre es wohl auch ihrem Kinde, wenn es mit der Mutter heimgegangen, ſtatt der Barmherzigkeit einer unbarmherzigen Welt preisgegeben zu ſein. Es iſt ſchade, daß das wohlgeſchriebene Buch nicht durch einen freundlichen Sonnenſtrahl erhellt wird, daß nicht ein Verſöhnendes noch über das Aufhören hinaus darin durchklingt.



NOTIZ-BLÄTTER.

Bühne.

— **Im Münchener Gärtnertheater wurde eine neue Operette:** „Die Jhuvara“, aufgeführt. Text von Pechl und Reh, Muſik von Joſef Krögel, der ein geſchätztes Mitglied des genannten Theaters iſt. Letzterer Umſtand fiel bei der außerordentlich günſtigen Aufnahme jedenfalls mit in die Wagſchale. Die Muſik, obwohl ſie ein ganz beachtenswertes Können und große Bekanntſchaft mit Operettenſchablonen zeigt, zeichnet ſich nicht gerade als hervorragend aus. Sie würde aber immerhin genügen, um über ein paar Stunden angenehm hinwegzuhelfen, falls es nicht gar ſo ſchlimm mit dem Text beſtellt wäre. Die beiden Verfaſſer haben aus den verbrauchteſten Dingen ein böſes Flickwerk gemacht.

— **Die Oberammergauer laſſen für die Vorſtellungen im** nächſten Jahre ein neues Schauſpielhaus bauen. Die Leitung des Baues hat der Obermaſchineninſpektor des Münchener Hoftheaters Lautenſchläger, mit einem Koſtenvoranſchlag von 50,000 Mark übernommen.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die erſte Vorleſung, die Schiller als profeſſor extraordinarius** vor hundert Jahren in Jena gehalten hat, gab der [illegible] Univerſitätsſtadt zu einer ſchönen Gedächtnisfeier Anlaß. Die ganze Stadt hatte Feſtſchmuck angelegt. Es wurde eine [illegible] Gedenktafel enthüllt, welche die Inſchrift trägt: „In dieſem Hauſe hielt Schiller ſeine erſte Vorleſung am 26. Mai 1789. Er wohnte hier von 1795—99.“ Die Feſtrede hielt Profeſſor Dr. Liebmann. Abends fand eine feſtliche Aufführung der „Braut von Meſſina“ ſtatt, welcher der Großherzog von Sachſen-Weimar als [illegible] der Univerſität beiwohnte.

— **Dr. Manuel Meyer in New-York hat den originellen** Gedanken gehabt, den Ediſonſchen Phonographen in ſeiner neueſten Vervollkommnung dazu zu benützen, um Schallerſcheinungen aus den Lungen und dem Herzen aufzunehmen und nach einiger Zeit wiedergeben zu laſſen. Will man zum Beiſpiel die Atmungsgeräuſche bei einem Kranken unterſuchen, ſo ſtellt man den Phonographen auf den Tiſch, ſetzt das eine Ende des Sprachrohres an den die Schallerſcheinungen aufzeichnenden Cylinder an, ſpricht gleichſam als Ueberſchrift, an der man ſpäterhin wieder den einzelnen Befund herausfinden kann, die Stelle der Unterſuchung, wie zum Beiſpiel rechte obere Schlüſſelbeingegend, Herzſpitze und dergleichen hinein und legt das freie Rohrende auf die zu unterſuchende Stelle. Auf dieſe Weiſe können durch Einlegen mehrerer Cylinder auf jeden die Schallerſcheinungen eines andern Lungen- oder Herzgebiets fixiert werden. Will man ſich nun dieſe nach einer gewiſſen Zeit zu Gehör bringen, ſo braucht man nur den entſprechenden Cylinder einzuſtellen und die hervorgebrachten Erſcheinungen mit dem Hörrohr aufzufangen, das dieſe mit der größten Genauigkeit wiedergibt. Benutzt man an Stelle eines einfachen Hörrohres ein mit einem Mikrophon verbundenes und fügt einen Reſonator hinzu, ſo kann man den erzeugten Schall einem großen Zuhörerkreis vernehmbar machen. Dadurch gewinnt die neue Erfindung einen ſehr hohen Wert für die mediziniſche Wiſſenſchaft.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Leipzig holte ſich Baron Oppenheims** Stute „Vatenberg“ den Stiftungspreis von [illegible] Mark im Trabrennen über 2000 Meter vor „Deſiree“, „Alfred“ u. ſ. w. Tags darauf aber unterlag „Vatenberg“ im großen Trabrennpreis von 15000 Mark über 2000 Meter gegen W. Weys dreijährige br. St. „Eintracht“, während „Zeitungsblatt“ und „Jakobsang“ hinter „Vatenberg“ folgten. [illegible]

„Deutſcher“, „Herzog“, „Strauß“, „Rotsberg“ und dem Favorit „Tmicſchnzer“. Das große Berliner Jagdrennen, Ehrenpreis und 12,000 Mark, wurde zwei Tage ſpäter zu Weſtend über 5000 Meter gelaufen und von Spielermanns „Ledwig II.“ vor „Glücksind“, „Tommy“ ꝛc. gewonnen.

— **„Padiſchah“ erlitt in Mailand eine totale Niederlage.** Der Träger deutſcher Farben galt für den großen Hendepreis von 50,000 Franken über 2800 Meter als Favorit und wurde — letzter. Der Boden war ſo tief, daß die Pferde bis zu den Feſſelgelenken einſanken, wodurch die Leichtgewichte im Vorteil waren. Jedenfalls aber feierte die junge italieniſche Zucht einen Triumph. [illegible] „Remus“ der Derbyſieger von Rom „Falcone“ um einen Kopf ſchlug; denn es folgten der geſchätzte Franzoſe „Tantale“ und 7 andere Pferde.

— **Die Newmarket-Stakes von 150,000 Mark über 2000 Meter** fielen wieder dem Herzog von Portland zu, und zwar durch den Derbyfavorit „Donovan“. Das zweite 120,000 Mark Geld ſtakes „The [illegible]“ [illegible] „Vonreste“ und 14 anderen.

— **Am letzten Tage der Budapeſter Rennen gewann Graf Nepomuk** „Nera“ den Fohlenpreis, 2000 Gulden, für [illegible] und G. von Blaskovits' dreijähriger „Kerres“ die 3000 Gulden im Schätz-Handicap, während die gleichfalls 3000 Gulden werte Stadtwäldchen-Steeplechase an Graf N. Kinsky „Marcdar“ fiel.

— **Die Wiener Trabfahren ſchloſſen am 19. Mai.** Das Graf-Handicap des letzten Tages von 2000 Gulden holte ſich die Scuola Antepore mit dem vierjährigen italieniſchen Hengſt „Monte Roſa“ vor „Polly“, „Tolomia“ ꝛc. und im Zuländer-Handicap ſiegte Graf Dehraſſies „Baird III.“ vor „Harry G.“ ꝛc. Das Inländer-Traberfahren gewann Girdangs „Annika“.

— **Das öſterreichiſche Derby von 30,000 Gulden wurde** von Graf Nepomuk F.-H. „Telemak“ im großen Stile vor dem letzten Sohne der Kincsem, „Kincs-ler“, gewonnen. Dieſem folgte eine halbe Länge zurück „Ado“ vor „Meen-Lawyau“, „Peiſluk“, „Kardos“, „Uncle Mart“, Sumkerhachiens „Trenta Margherita“ und „Leading-man“, den im Rennen ein Blutſturz ereilte.

— **Bei der Ruderregatta auf dem Müggelſee nächſt Berlin** holte ſich das größte Boot „Galiſch Trotzake“ den erſten Preis, während Blackburns „Alligator“, das relativ ſchnellſte Boot, das in 1:47:13 die 9 Seemeilen durchſegelte, den zweiten Preis erhielt, da es jenem 5 Minuten vorgegeben hatte.

Denkmäler.

— **Kaiſer Friedrich erhält ein Denkmal zu Braunfels** bei Wetzlar. Daſſelbe beſteht aus einer gelungenen Bronzebüſte des Kaiſers von Profeſſor Reinhold Begas, die den neuen ſtattlichen gotiſchen Aufbau aus Sandſtein überragt wird.

— **Das großartige Grillparzer-Denkmal, über welches an** dieſer Stelle ſchon berichtet wurde, iſt im Wiener Volksgarten feierlich enthüllt worden. Die Feſtrede hielt der Präſident der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften, Geheimrat von Arneth. Ein Feſtgedicht von Ferdinand von Saar wurde durch den Direktor des Burgtheaters Dr. Förſter vorgetragen.

Geſtorben.

— Luigi Andreotti, früher Profeſſor an der Univerſität Parma, neapolitaniſcher Rechtsgelehrter, der unter den Begründern der demokratiſchen und republikaniſchen Partei angehörte und wegen Teilnahme an Verſchwörungen ins Ausland flüchten mußte, 78 Jahre alt, am 9. Mai, in Parma.

— Michael Saltykow, pſeudonym Schtſchedrin, kaiſerlich ruſſiſcher Staatsrat, der hervorragendſte ruſſiſche Satiriker der Gegenwart, früher Herausgeber der 1884 durch die Regierung unterdrückten Monatsſchrift: „Vaterländiſche Annalen“, 63 Jahre alt, am 10. Mai, in St. Petersburg.

— Balduin Lippens, der in Belgien die elektriſche Telegraphie eingeführt und zahlreiche für die Telegraphie wichtige Erfindungen gemacht, ſo das in der ganzen Welt eingeführte Morſewerk, 80 Jahre alt, am 11. Mai, in Gent in Oſtflandern.

— Franz Jenker, Düſſeldorfer Landſchaftsmaler, 60 Jahre alt, am 12. Mai, in Düſſeldorf.

— Anton H. Sokol, czechiſcher Schriftſteller, Chefredakteur der „Moravska Orlice“, 41 Jahre alt, am 11. Mai, in Brünn.

— Dr. Alex. Petzholdt, kaiſerl. ruſſ. Staatsrat, früher Profeſſor an der Univerſität Dorpat, am 11. Mai, in Freiburg im Breisgau.

— Geheimer Regierungsrat a. D. Konrad Zitelmann, in den ſechziger Jahren Chef des Berliner Preßbureaus und ſpäter Kurator des „Staats-Anzeigers“, 74 Jahre alt, Mitte Mai, in Stettin.

— Henry William Chandler, Profeſſor des Griechiſchen an der Univerſität Oxford, der größte Ariſtoteliker Englands, am 16. Mai, in Oxford.

— Heinrich Trammelaur, im Braunſchweigiſchen wohlbekannter Landwirt und plattdeutſcher Schriftſteller, am 16. Mai, in Wick bei Fallersleben.

— Graf Alfred Potocki, k. k. Kämmerer und Geheimrat, Mitglied des Herrenhauſes und des galiziſchen Landtages, 1867 bis 1870 Ackerbauminiſter, 1870—71 Miniſterpräſident, 1875 bis 1883 Statthalter von Galizien, Ehrenmitglied der Krakauer Akademie der Wiſſenſchaften, 72 Jahre alt, am 17. Mai, in Paris.

— von Horn, königlich preußiſcher Wirklicher Geheimerat, früher Oberpräſident der Provinz Oſtpreußen, verdienter und mit Recht hochgeſchätzter Beamter der alten Schule, liberal [illegible], 82 Jahre alt, am 19. Mai, in Berlin.

— Johann Ludwig von Glaſer, königlich bayriſcher Geheimrat und [illegible] Konſiſtorialdirektor, 70 Jahre alt, am 21. Mai, in Speyer.

— Geheimer Kirchenrat Dr. Guſtav Baur, ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität Leipzig, 73 Jahre alt, am 22. Mai, in Leipzig.

— Hofrat Dr. Auguſt Breisky, Profeſſor der Gynäkologie an der Univerſität Wien, ausgezeichneter und weitberühmter Frauenarzt, 56 Jahre alt, am 25. Mai, in Wien.

— Max Koppenſtätter, erſter Vorſtand des bayriſchen Volksſchullehrervereins, der durch große Umſicht, ſeltene Thatkraft und glänzende Rednergabe ausgezeichnete Führer der bayriſchen Lehrerſchaft, 67 Jahre alt, am 25. Mai, in Traunſtein.

Frauentypen aus der amerikaniſchen Geſellſchaft.

Von

Ant. Andrea.

(Alle Rechte vorbehalten.)

III. Die Unabhängige.

„Dentrom!“ ſchreit der kleine Negerbube aus voller Kehle. Er hat es im Laufe einer halben Stunde ſechsmal ausgerufen. — Miß Fanny Clifford ſenkt den Arm mit der dampfenden Piſtole und winkt den kleinen Schwarzen zu ſich heran.

„Du kannſt jetzt gehen, Bill! Und nimm das Deiner Mutter mit.“ Sie drückt dem Buben eine Dollarnote in die Hand. „Aber unterſtehe Dich nicht, es zu verlieren, Du Schlingel, oder gar, wie neulich, bei der Kuchenfrau zu laſſen!“

Der Bube ſtammelt einen Dank.

„Schon gut! Trolle Dich!“

Es iſt ein großes, ſchlankes, kräftig gebautes Mädchen mit einem blühenden, ſonnverbrannten Geſicht, in einem Bluſenanzug von marineblauem Flanell; der breit gefaltete Rock reicht knapp bis an den Rand der derben Lederſtiefel, in denen ſich der wohlgeformte Fuß frei und läſſig bewegt; ein Panamahut aus weißem Stroh, der an einem Jacquardband hängt, anſtatt ihr auf dem Kopf zu ſitzen, vervollſtändigt ihre bequeme Landtoilette. Sie hält ſich militäriſch gerade, tritt feſt, aber elaſtiſch auf und blickt aus den klaren hellbraunen Augen offen, unerſchrocken in die Welt.

Das bekannte Negerlied vom „Uncle Ned“ vor ſich hinſummend, ſchlendert Miß Fanny durch den Garten, wo ſie ſich im Scheibenſchießen übte, ins Haus. Rings umher herrſcht tiefe Stille. Ihre Mutter macht mit den beiden Schweſtern — Miß Fanny iſt die älteſte von dreien — einen Beſuch in der Nachbarſchaft; ihr Vater, ein tüchtiger Arzt, hat in der Stadt zu thun. Die Villa des Doktor Clifford liegt eine gute Stunde von Waſhington. Miß Fanny hat der Dienerſchaft erlaubt, ſich einen freien Tag zu machen, und es übernommen, das Haus zu hüten. Es iſt ein warmer Junitag. Durch die offene Thüre des Speiſezimmers gucken ein paar verlockende Pfirſiche, die in einer Schale auf dem Buffet ſtehen geblieben ſind. Fanny ſucht ſich den ſaftigſten davon aus und ſetzt ſich auf die Treppe der an den Garten ſtoßenden Veranda, um ihn daſelbſt mit Muße zu verſpeiſen. Ihre Piſtole hat ſie auf das Buffet gelegt. Alles, was ſie thut, geſchieht in der [illegible], einfachen Weiſe eines Studenten. Kein Hut, kein Schirm behindert die Sonne, ihr den Kopf zu beſcheinen, der von einer Wildnis kurzen dunkelbraunen Kraushaares bedeckt wird. Jeder Feſſel bar flattert es ihr um die maſſive Stirn, was ihr das Ausſehen eines ſelbſtändigen, freimütigen Knaben verleiht. Vor etwa zehn Jahren — Miß Fanny zählte damals kaum dreizehn Lenze — erfreute ſie ſich des längſten, ſchönſten Haarzopfes von Waſhington und Umgegend. Er war der Stolz ihres Vaters, des braven Selfmademan, der zur Zeit noch in ſehr dürftigen Verhältniſſen lebte und ſich — getrennt von ſeiner Familie — als Aſſiſtent eines berühmten Chirurgen in Chicago aufhielt. Da brachten die Zeitungen die Nachrichten von der fürchterlichen Feuersbrunſt, welche die Stadt am Michigan beinahe bis auf den Grund zerſtörte. Im Umſehen floſſen zwar aus den Vereinigten Staaten allein ein paar Millionen zum Beſten der Abgebrannten zuſammen, aber das Elend war nicht ſo leicht zu heben. Beim Leſen der brieflichen Schilderungen ihres Vaters biß ſich die dreizehnjährige Miß tapfer auf die Lippen, um nicht vor Erbarmen zu ſchreien: tauſende von Menſchen, die geſtern noch zu den reichſten und wohlhabendſten rechneten, waren heute obdachlos, dem Hunger und der Kälte ausgeſetzt! Zum erſtenmal empfand ſie es bitter, arm zu ſein. Jedes — ſelbſt ihre Mutter, die mit den ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln kaum die Koſten des beſcheidenen Haushalts zu decken vermochte — hatte ſein Scherflein für die Unglücklichen von Chicago, nur ſie nicht, in deren Privatkaſſe nicht ein elender kleiner Cent zu finden war.

Dennoch wußte ſie Rat. Sie ging zu einem Friſeur, ließ ſich ihren prächtigen Haarzopf abſchneiden und verkaufte ihn für bare fünf Dollars. Triumphierend ſchickte ſie den Erlös an den Vorſtand der „öffentlichen Beiſteuer zum Beſten der Abgebrannten“ und ging mit geſchorenem Kopf nach Hauſe. Von dem Tage an wurde ſie der erklärte Liebling ihres Vaters.

Das iſt jetzt jedoch eine abgethane Sache, Fanny ſeitdem eine junge Lady, ihr Vater ein wohlhabender Mann geworden. Der Genuß des Reichtums iſt ihr nicht länger verſagt. Auch andere Genüſſe werden ihr im Ueberfluß geboten, hauptſächlich der des Sports. Sie iſt eine vorzügliche Reiterin, fährt eigenhändig in ihrem kleinen Buggy und hat neulich bei einem „Boatrace“ den erſten Preis davongetragen. Sie ſchwimmt wie ein Fiſch, klettert wie ein Eichhörnchen und ſpringt wie eine Gemſe. Seit einiger Zeit hat ſie ſich aufs Schießen gelegt. Der ſchwarze Mittelpunkt auf der Scheibe im Garten beweiſt, daß ſie es auch hierin ſchon zu einer gewiſſen Geſchicklichkeit gebracht.

Jede Art von Lektüre — mit Ausnahme der „[illegible]“ — verurſacht ihr Schlafſucht. Sie beſchäftigt ſich mit Viehzucht, beſonders mit der Zucht von Hunden und Pferden, ſowie mit Gartenbau und Fiſchfang. Um das Hausweſen kümmert ſie ſich nicht; das beſorgt die Mutter mit Hilfe der Dienerſchaft. Früher intereſſierte ſich Miß Fanny noch allenfalls für Kindererziehung: ſie unterrichtete ihre jüngeren Schweſtern in der Gymnaſtik und Nautik, wobei es Püffe und Ohrfeigen in Menge gab für die ungeſchickten, furchtſamen Zöglinge. Seitdem Mary und Edith erwachſen ſind, hat das aufgehört. Sie folgen vielmehr ihrer Neigung für weniger gefahrvolle Künſte.

Mit Männern verkehrt Miß Fanny ſo ungezwungen wie etwa mit Hunden und Pferden. Alle haben ſie gern; keinem fällt es ein, ſich in ſie zu verlieben. Die jüngeren behandeln ſie wie ihresgleichen — einen flotten, gefälligen, achtbaren Burſchen. Niemand hört die Sport- und Studentengeſchichten der jungen Herren lieber als Miß Fanny, und mit niemand läßt ſich auf der Veranda in der Abenddämmerung ſo angenehm eine Cigarrette rauchen. Fannys Verſchwiegenheit iſt unter ihnen ſprichwörtlich geworden.

Jetzt hat ſie ihren Pfirſich verzehrt, ſpringt mit einem Satz hinunter in den Garten und macht ſich daran, das Unkraut von einem Blumenbeet zu jäten. Da ſchleicht ein Menſch aus dem Gebüſch heran. Fanny bemerkt ſeinen langen Schatten auf dem Raſen, ſchleudert eine Handvoll Unkraut weg und fragt nachläſſig: „Was gibt's?“

„Guten Tag, Ma'am!“ ſagt eine grobe, verſoffene Stimme.

Miß Fanny ſieht ſich das Individuum genauer an. Ein Strolch erſter Güte! Aus der Bruſttaſche ſeiner zerlumpten Jacke guckt etwas hervor, das dem hölzernen Griff eines Meſſers gleicht. Vor ihrem unerſchrockenen, prüfenden Blick kneift der Kerl die Augen ein.

„Was wollt Ihr?“ fragt ſie kurz.

„Eine Gabe, Ma'am! Bin ein armer Schlucker, ohne Brot und Obdach.“

Fanny zieht mit ihrem Taſchentuch ein paar Silbermünzen heraus.

„Hier! Das iſt alles, was ich bei mir habe.“

„Verflucht wenig!“ brummt der Vagabund frech, indem er es in ſeine Taſche gleiten läßt. „Drinnen“ — er zeigt auf das Haus — „in der Kaſſe des Herrn Doktors befindet ſich gewiß mehr. Weiß, daß der Papa nicht daheim iſt, daß die Miß allein — hätte mich ſonſt an ihn gewandt.“ Eine Pauſe. „Well, Miss, ich habe nicht lange Zeit!“

Fanny begreift, daß der Kerl es auf einen Raub abgeſehen und ſie ſich in acht zu nehmen hat.

„Wartet! Ich will Euch etwas zu eſſen holen! Das iſt alles, was ich für Euch thun kann!“ ſagt ſie ſehr beſtimmt und den Strolch feſt ins Auge faſſend.

Dieſer weicht ihr jedoch nicht von der Seite. Scheue, ſpähende Blicke um ſich werfend, die bald in einem Grinſen der Befriedigung enden, folgt er ihr ins Haus. Die Thüre des Speiſezimmers ſteht noch offen. Mit Fanny zugleich tritt der Strolch hier ein. Seine umherſchweifenden Augen bleiben am Buffet haften: dort iſt das Silberzeug aufbewahrt! Fanny nimmt ein paar kleine Brote und etwas kaltes Fleiſch heraus, legt es auf einen Teller, fügt noch den Pfirſich aus der ſilbernen Fruchtſchale hinzu und ſtellt es auf den Tiſch.

„Eßt!“ ſagt ſie kurz, aber nicht unfreundlich, und tritt, rückwärts gehend, wieder ans Buffet, wo ihre Piſtole noch liegt.

Zögernd kommt der Vagabund an den Tiſch, nimmt mit unzufriedener Miene das Fleiſch und den Pfirſich vom Teller und läßt es in der Taſche ſeines ſchmutzigen Beinkleides verſchwinden.

„Und das Brot?“ bemerkt Fanny.

„Brauch' es nicht . . . brauch' aber Geld, Miß, Geld!“

Drohend geht er auf ſie zu. Seine eine Hand liegt auf der Bruſttaſche, wo er das Meſſer verborgen hat.

Im Nu zieht Fanny ihre Rechte, mit der ſie ſich anſcheinend auf das Buffet ſtützte, zurück und hält dem Eindringling die Piſtole entgegen.

„Fort, oder Ihr ſeid ein toter Mann!“ Entſetzt prallt jener zurück und iſt mit zwei Schritten an der Thüre, Fanny mit der gehobenen Piſtole hinter ihm. „Unverſchämter! Ich will Euch lehren, Wohlthätigkeit zu mißbrauchen!“

Draußen wird das Rollen eines Wagens laut. Der Strolch ſteht bereits auf der Veranda.

„Das iſt mein Vater!“ ſagt Fanny feſt und beſtimmt. „Wenn Euch Eure Freiheit lieb iſt, ſtrengt Eure Beine an.“

Einen unterdrückten Fluch zwiſchen den Zähnen ſetzt der Kerl in den Garten und iſt im nächſten Augenblick verſchwunden.

„Schade,“ murmelt Fanny, „daß das Ding nicht geladen war! Ich ſchickte ihm gern einen Schuß nach.“

Als die Familie ſich am Theetiſch verſammelt hat, ſagt Fanny gelegentlich: „Uebermorgen iſt mein Geburtstag, Pa!“

„Well, mein Kind?“ fragt der Doktor lächelnd.

„Möchteſt Du mir etwas ſchenken?“

„Gern! Was willſt Du haben?“

„Einen Revolver.“

Mary, die jüngere, zartnervige Schweſter, ſtößt einen leiſen Angſtſchrei aus.

„Sei doch nicht ſo albern!“ zuckt Fanny verächtlich die Schulter.

„Wo ſind denn meine beiden ſchönen Pfirſiche, die ich mir heut mittag aufbewahrte?“ fragt Edith, das hübſche Leckermäulchen.

„Eine habe ich gegeſſen, die andere dem Spitzbuben gegeben, welcher mich heut nachmittag überfiel,“ ſagt Fanny kühl und unbefangen. Und da alle anderen ſie ſprachlos anſtarrten, fuhr ſie fort: „Er wußte ganz genau, Pa, daß Du nicht zu Hauſe warſt und ich die Dienerſchaft fortgeſchickt hatte. Aber dumm war er doch, und feig obendrein. Ich habe ihm mit einer ungeladenen Piſtole bange gemacht.“

Im Monat Juli reiſte die Familie Clifford nach Mount Deſert, einer ſehr maleriſchen Inſel im Atlantic, die erſt ſeit wenigen Jahren von Sommergäſten heimgeſucht wird und noch den Reiz des Urwaldes und eines halbziviliſirten Indianerſtammes hat. Hier amüſirt ſich Miß Fanny köſtlich: ſie ſchwimmt, angelt, jagt Klapperſchlangen, ſucht Geierneſter und kommt vom Morgen bis zum Abend kaum zum Sitzen. Mit den Indianern, die in einem kleinen Thalkeſſel zwiſchen der Küſte und dem Walde ihr Lager aufgeſchlagen, hat ſie ſchon am Tage ihrer Ankunft die Friedenspfeife geraucht.

Den zweiten Tag rettete ſie einem jungen Profeſſor der Mathematik aus Cambridge (bei Boſton) das Leben. Dieſer wurde nämlich beim Baden von Krämpfen befallen. Miß Fanny, die nahe genug, um den Unfall zu bemerken, auf einem Felſen ſaß und angelte, ſprang ins Waſſer, erfaßte den jungen Mann und brachte ihn glücklich ans Ufer. Seitdem wurde der Profeſſor jedesmal rot, wenn er unverhofft auf Fanny ſtieß, mit deren Familie er ſich binnen kurzem innig befreundete. Die gemütvolle Mary mit den zarten Nerven hatte ihn beſonders gern. Eines Tages begleitete er Fanny und ihre Schweſtern ins Lager der Indianer. Die jungen Damen wünſchten Einkäufe von Strohwaren zu machen, welche jene geſchickt anfertigten und an die Badegäſte verkauften. Während Mary den Profeſſor ſehr in Anſpruch nahm bei der Auswahl der niedlichen Gegenſtände, bemerkte dieſer, daß Fanny ſtill davongegangen war. Sobald es die Höflichkeit erlaubte, machte er ſich auf, um ſie zu ſuchen. Er fand ſie in einem der entfernter gelegenen Zelte ſitzen mit einer nackten, ſtrampelnden kleinen Rothaut auf den Knieen. Auf einem Lager von Laub lag ein junges Weib, das mit einem Gemiſch von Mißtrauen und Wohlgefallen zuſah, wie ſie ihr Kind wuſch, tüchtig abrieb und in ein Stück reiner Leinwand wickelte. Anfangs ſchrie der kupferrote Wildling, und Fanny ſchalt, dann wurden ſie gute Freunde, lachten und ſchäkerten zuſammen. Der Profeſſor am Eingang des Zeltes mußte mitlachen. Fanny nickte ihm unbefangen zu.

„Wo haben Sie Mary und Edith gelaſſen?“

„Die jungen Damen ſind noch nicht mit dem Einkaufen fertig. Ich ſuchte Sie.“

Er ſah ihr lang mit einem eigenen, warmen Blick in die Augen.

Fanny legte das Baby ſeiner Mutter an die Bruſt. Der Profeſſor hielt die Thürwand von Sackleinwand hoch, um ſie ins Freie treten zu laſſen. Sie war ſo groß, daß ſie mit dem Kopf ſeine Hand über ihr berührte. Es zuckte ihm in den Fingern. Unwillkürlich legten ſie ſich liebkoſend auf das dicke dunkle Kraushaar des jungen Mädchens. Draußen begegneten ſich ihre Blicke von neuem — flüchtig, ſcheu; ſie wurden beide rot.

Beim Nachhauſegehen wich der Profeſſor nicht von Fannys Seite. Aber ſie ſprachen kein Wort miteinander. Vor der Thüre ihrer „Cottage“ (Sommerhäuschen) angelangt, ſagte Fanny kurz: „Guten Abend!“

Schnell ergriff der junge Mann ihre Hand und drückte ſie; noch lange nachher fühlte ſie die Glut, die dieſer Händedruck auf ihren Wangen hervorgerufen.

Denſelben Abend war die ſonſt ſo muntere Mary auffallend ſchweigſam und niedergeſchlagen. Sie klagte über Kopfweh und ging früh zur Ruhe. Fanny teilte das Schlafzimmer mit der Schweſter. Als ſie ſich ſpäter gleichfalls zurückzog, ſchien Mary zu ſchlafen. Um ſie nicht zu ſtören, löſchte Fanny das Licht und entkleidete ſich im Dunkeln. Lange lag ſie mit offenen Augen und — träumte vor ſich hin. Dann ſchloß ſie krampfhaft die Augen, aber der Schlaf kam nicht. Sie drückte das Geſicht ins Kopfkiſſen, dachte an wogende Kornfelder und Meeresrauſchen — das ſonſt ſo probate Mittel zum Einſchlafen — aber — ſie blieb wach. Zuletzt biß ſie die Zähne zuſammen und zählte zweimal in Gedanken bis hundert. Auch das half nichts. Ehe ſie ſich's verſah, kam der Profeſſor dazwiſchen und ſchaute ſie mit dem ihr ganz neuen, warmen Blick an. Das verurſachte ihr Herzklopfen. Einmal faßte ſie mit der linken ihre rechte Hand. Da fühlte ſie wieder den Händedruck des Profeſſors und wurde glühend heiß im Geſicht.

Plötzlich — was war das!

In dem andern Bette rührte es ſich unruhig; ein tiefer Seufzer und gleich darauf unterdrücktes Schluchzen. Sofort war Fanny aus dem Bett und hielt die Schweſter umſchlungen.

„Mary — Liebling! Was fehlt Dir?“

„Ach, Fanny — ich kann es nicht länger ertragen ...“

„Was denn, Kind?“

„Schelte mich nicht albern, ich ...“

„Nun?“

„Ich kann ja nichts dafür. Ich — liebe — ihn ...“

„Den Profeſſor?“ rief Fanny rauh. Die beiden Worte blieben ihr beinahe in der Kehle ſtecken.

„Ja!“ meinte Mary ſanft. Eine lange Pauſe. Fanny hatte die Arme vom Hals der Schweſter gezogen.

„Wenn's weiter nichts iſt!“ ſagte ſie in ihrem alten nachläſſigen Ton und legte ſich wieder zu Bett.

Nachdem ſie ſo ihr Herz erleichtert hatte, ſchlief Mary bald ein, Fanny noch lange nicht ...

Als Fanny den nächſten Morgen vom Baden zurückging, kam ihr der Mathematiker am Strande entgegen. Er ſah aufgeregt aus.

„Ich hörte, daß — Ihre Schweſter ſich nicht wohl befindet, Miß Fanny.“

„Hm!“

„Und daß Sie Ihren Vater nach Waſhington zurückbegleiten wollen. — Wann?“

„Morgen früh!“ gab ſie ihm ziemlich unwirſch zur Antwort.

Der junge Mann erbleichte und fuhr ſich mit der Hand übers Geſicht.

„Miß Fanny,“ ſtammelte er, „wollen Sie mir erlauben, daß ich vorher mit Ihrem Vater ... daß ich Ihnen ſage, wie — lieb ...“

„Nichts will ich Ihnen erlauben!“ unterbrach ihn Fanny trocken. Aber auch ſie erbleichte und zog ſich mit einer heftigen Bewegung den breiten Strohhut über die Augen.

Der Profeſſor ergriff ihre Hand.

„Miß Fanny ... ich lie—“

„Nein, nein! Machen Sie keinen Unſinn! Wir ſind — ein paar gute Kameraden. Das iſt alles! Ein Mädchen meines Schlages liebt — die Unabhängigkeit. Seien Sie mir nicht böſe — lieber — Profeſſor! Es — geht wahrhaftig nicht anders ... Ich laſſe die Meinigen — vor allen Mary — unter Ihrer Obhut. Das gute Kind — verdient es — glücklich — zu — ſein.“

Martin Greif.

Ihre Worte floſſen längſt nicht mehr zuſammenhängend fort. Jetzt ſtockten ſie vollends. Aber energiſch drückte ſie dem jungen Mann noch die Hand und ging mit großen Schritten davon ...

Ein herrlicher Sommermorgen! Auf dem Verdeck der „Sirene“ ſtand Fanny neben ihrem Vater und blickte auf das wildromantiſche grüne Eiland zurück. Immer mehr und mehr verſchwand es in der blauen Weite des Meeres und des Himmels; eine Stimme, ein Augenpaar grüßten ihre Seele zum letztenmal. Fanny hob die Hand: „Farewell!“

Eine Thräne hing an ihrer Wimper ...

Drei Sommer ſpäter beſuchte Fanny ihre verheiratete Schweſter. Sie war bei dem zweiten Kind — einem Mädchen — zu Gevatter gebeten.

Der Schwager holte ſie vom Bahnhof ab.

„Grüß Gott, Bruder Profeſſor!“ rief ſie ihm munter zu.

Der Mathematiker küßte ſie auf beide Wangen und hob ſie in den Wagen.

„Unſere Kleine ſoll Fanny heißen — Du gutes — großes Schweſterherz!“ ſagte er bewegt.

Frau Mary hatte ihm erſt vor kurzem gebeichtet, daß ſie einſt eiferſüchtig auf ihre Schweſter geweſen und dieſer eines Abends auf Mount Deſert ihre heimliche Liebe für ihn geſtanden hätte.

Da war es ihm klar geworden, warum Fanny ihn damals am Strande nicht ausreden ließ und ſo plötzlich abreiſte.

Martin Greif.

Gervinus hat mit ſeinem Ausſpruch, daß nach Go Tod der Niedergang des poetiſchen Schaffens Deutſchland angefangen habe, weil übers Ziel geſch und damit gleichzeitig die Strebenden und Werden der Gegenwart und Zukunft verſchüchtert und vorweg gericht denn es iſt nicht wahr, daß unſere Zeit bloß eine Epigonenlitteratur beſitze. Eine Stockung iſt keineswegs eingetreten, die Produktion ſprießt friſch und fröhlich.

Ein Beiſpiel hiefür bietet neben anderen Martin Greif, welcher erſt als Lyriker und ſpäter als Dramatiker aufgetreten iſt und auf beiden Gebieten Wertvolles geleiſtet hat. Beſonders aber hat er in der letzteren Eigenſchaft in jüngſter Zeit ſchöne Erfolge errungen. Urſprünglich hatte unſer Dichter gar nicht die blaſſeſte Ahnung, daß eine poetiſche Ader in ihm ſchlage. Vielmehr hoffte er, ſich einſt im militäriſchen Leben hervorzuthun, und die Ebenen ſeiner intereſſanten Vaterſtadt Speyer, wo er am 18. Juni 1839 geboren wurde, gaben die Operationsgebiete ab, auf denen er von frühmorgens bis ſpät abends, träumend von künftigem Feldherrnruhm, umherſtreifte. Dieſe Neigungen mehrten ſich noch, als der Vater 1853 ſeinen Aufenthalt in München nahm und dem vierzehnjährigen Knaben hier das ſoldatiſche Leben mit tauſend Lockungen entgegentrat. Bald gab er ſeine Gymnaſialſtudien auf und wandte ſich der uniformirten Laufbahn zu. Er trat als Artilleriekadet in die bayriſche Armee ein und brachte es hier bis zum Lieutenant. Während ſeiner Dienſtzeit — faſt volle zehn Jahre — war es ihm zeitweilig geſtattet, in Disponibilität zu treten, um ſich humaniſtiſchen Studien zu widmen. Bei dieſen Beſchäftigungen mag zum erſtenmal die Muſe offen zu ihm getreten ſein und ihn mit ihrem Hauch berührt haben. Bald hatte ſie ihn ganz in ihren Zauberkreis gezogen, und er ſchwur ihr ewige Treue. Das militäriſche Leben, welches ihm einſt als das ſchönſte Ziel gewinkt, erſchien ihm plötzlich fad und trocken, er warf Montur und Helm beiſeite und zog als ſorgloſer Wanderer in die weite Welt. Einer ſeiner Streifzüge führte ihn auch auf die pyrenäiſche Halbinſel und machte ihn durch mehrere Monate zum Helden der europäiſchen Preſſe. Ein Nürnberger Profeſſor hatte nämlich mit ſeiner Gattin eine Ferienreiſe nach Spanien unternommen, und dort waren beide plötzlich verſchwunden. Alle Nachforſchungen blieben erfolglos. Da faßte Greif den kühnen und abenteuerlichen Plan, die Vermißten zu ſuchen. Ohne die geringſte Kenntnis der kaſtilianiſchen Sprache zu beſitzen, durchſchweifte er das Land des Calderon und Lope de Vega von Nord nach Süd, von Weſt nach Oſt, bis er endlich auf dem Friedhof von Albacete die Gräber der Verſchwundenen auffand. Hier unter dem ſüdlichen Himmel erſchloß ſich ihm ganz das Paradies der Poeſie. Heimgekehrt gab er ſodann 1868 das erſte Bändchen lyriſcher Verſuche heraus. Zwölf volle Jahre brauchten dieſe, bis ſie eine zweite Auflage erlebten; dann aber folgten eine dritte und vierte ſchnell aufeinander. Der Charakter von Greifs Lyrik iſt zart, ſinnig und gemütvoll. Nicht mit kraftgenialer, vernichtender Leidenſchaft ſpricht ſich ihre Empfindung aus, ſondern in einem ruhigen, mild abgeglätteten Gefühl. Von der klaren, wenig bewegten Oberfläche hofft der Dichter eher auf den Grund der Erſcheinungen dringen und die vielen feinen zwiſchen den Hauptlinien liegenden Stimmungsunterſchiede beſſer belauſchen zu können. Zum größten Teil ſind die Gedichte objektiver Natur, ohne daß ſie dabei in eine bloße ruhende Beſchreibung der Zuſtände verfallen. Auch wo ſie ſcheinbar nur ſchildern, iſt eine äußere oder innere Entwicklung in die Schilderung verflochten. Ein Umſtand, ein Vorgang nach dem andern wird uns vorgeführt, bis die ganze Situation mit aller Szenerie vor unſeren Augen ſteht. Die letzte Empfindung jedoch, welche zuſammenfaſſend und abſchließend als das innere, bleibende Ergebnis aus den flüchtigen äußeren Ereigniſſen und Umſtänden hervorſpringt, wird ſelten mit deutlichen Worten geſagt. Unausgeſprochen ſoll ſie aus der Darſtellung der Situation ſich uns aufdrängen. Am beſten gelungen ſind die Gedichte, welche den Ton des Volksliedes anſchlagen. Greif beginnt häufig mit den Anfangsaccorden eines ſolchen zu präludiren, um dann eigene Weiſen daran zu ſetzen, nach eigener Melodie weiter zu phantaſiren. Die Geſtalten ſind gewählt aufgefaßt, in ungeſuchter Charakteriſtik ſcharf umriſſen und ſamt ihrer Umgebung koloriſtiſch fein und einheitlich dargeſtellt. Die Verſe beſitzen in ihrer ſchlichten Natürlichkeit herzgewinnende Anmut. Keine hochtrabende Ueberſchwenglichkeit, keine auf Effekt zielende Tendenz, kein gewaltſames Hervorzwängen ausgeklügelter Worte und Wortſpiele. Leichte Beweglichkeit, duftige Phantaſie, Friſche und Feinheit der Empfindung — das ſind die charakteriſtiſchen Eigenſchaften dieſer Lieder.

Neben den Gedichten im Volkston ſind die Naturbilder und die Hymnen in freien Rhythmen hervorhebenswert. „Gedenkblätter und Widmungen“ enthalten Gelegenheitsgedichte, welche ſich meiſt auf öffentliche Ereigniſſe von politiſcher oder ſozialer Bedeutung für das deutſche Volk oder für die gebildeten Nationen überhaupt beziehen. „Romanzen und Balladen“ ſind größtenteils packend und markig; zu den beſten derſelben gehört

„Das fliegende Lied“, wo der Dichter eine große Energie plaſtiſcher Darſtellung zeigt. Am Schluß der „Gedichte“ ſtehen „Sinnſprüche“, welche in würdevollen Formen Proben edler Lebensweisheit geben und tiefe Erkenntnis des Weſens und der Geſetze der Kunſt ausdrücken; wo es nötig iſt, fehlt auch nicht der ſpitze ſatiriſche Stachel.

Wir gehen nun zu Greifs Dramatik über. Vor allem iſt an dieſer die künſtleriſche Mäßigung zu loben, mit welcher alles, was nicht zur Sache gehört, beſonders aber lyriſcher Einfluß, zurückgedämmt iſt. Zuerſt erſchien „Corfiz Ulfeldt“, eine Schickſalstragödie in der Weiſe des Schillerſchen „Wallenſtein“. Hierauf folgte das Drama „Nero“, welches der Dichter ſelbſt für ſein beſtes hält. Er löſte hier die ſchwierige Aufgabe, den letzten Kaiſer aus dem juliſch-claudiſchen Hauſe, der nicht die geringſte Spur von Heldenhaftigkeit und tragiſchem Weſen an ſich hat, zu einer menſchlich rührenden und dramatiſch lebensvollen Figur zu geſtalten, die uns zu mitleidsvoller Teilnahme erwärmt und unſer immer ſteigendes Intereſſe bis zum Schluß in Anſpruch nimmt. Ein drittes Trauerſpiel hat den Dogen von Venedig, Marino Falieri, zum Gegenſtand. Derſelbe trat, wie die Geſchichte erzählt, in eine Verſchwörung gegen die Republik, weil ſeine und ſeiner Gattin Ehre von einem jungen Nobile frech angetaſtet worden war. Dieſe Thatſache gibt auch den Anlaß zu Greifs Tragödie. Aber aus dem perſönlichen Schmerz erhebt ſich der Held zum Bewußtſein des Leidens von ganz Venedig, welches von den Frevelн und der ſchamloſen Willkür des übermütigen Adels viel zu erdulden hat. So bildet eine hohe Idee, das planvolle Aufgehen des Einzelnen im Ganzen, das treibende Motiv des Stückes. Mit dem Schauſpiel „Prinz Eugen“ betrat Greif das Feld des nationalen Dramas, welches mit Unrecht ſtark vernachläſſigt iſt. Er ſchuf auf dieſem Boden ſofort Vortreffliches, ſowohl in ſtofflicher wie formeller Beziehung. Der Erfolg, welchen ſeine vaterländiſchen Stücke: „Heinrich der Löwe“ und „Die Pfalz im Rhein“, in München bei wiederholten Darſtellungen gefunden haben, zeigt, daß ſein Streben auch Anklang und Anerkennung findet. Neuerdings hat er dieſen Stücken noch einen „Konradin, der Hohenſtaufe“, angereiht, das ſeiner Aufführung an derſelben Hofbühne entgegenſieht. — Martin Greif, welcher unvermählt geblieben iſt, lebt jetzt beſtändig in der bayeriſchen Reſidenz, von wo er jedoch alljährlich kleinere oder größere Reiſen zu unternehmen pflegt. Am 18. Juni 1839 geboren, ſteht er ſoeben am Abſchluß ſeines fünfzigſten Lebensjahres, den er in voller Friſche begeht. Von Schaffenskraft und Schaffensluſt durchdrungen, wird er der Welt vorausſichtlich noch manches Schöne und Gute zu bieten wiſſen. P. K.

Literatur.

— **Unter den ſeltſamen Titeln „Pumpanella und Fantaſio“** veröffentlicht M. G. Conrad zwei Bände (Leipzig, Wilhelm Friedrich) von Skizzen, Eſſays, Phantaſien und Kritiken, die eine höchſt anregende Lektüre gewähren, oft wahrhaft geniale Züge aufweiſen und von geiſtigem Leben ſtrotzen. Gerade dieſe Ueberfülle ſprudelnder Geiſtes- und Gemütskraft, welche nicht ſelten brauſend über die Ufer alles Hergebrachten und Schicklichen flutet, iſt des ſonderbaren Autors Phyſiognomie, der oft an die Zeiten von Sturm und Drang, an die im Mondſchein ſchwärmenden Romantiker und an unſere fortgeſchrittenſten Realiſten zugleich erinnert. Eine Wirkung, der man Eigenart nicht abſprechen kann, die ungemein ſtark auf den Leſer wirkt. Der Band „Pumpanella“ übertrifft „Fantaſio“ an Stoffreichtum, Gedankenfülle und Schönheit der Form. Die Charakteriſtiken der verſchiedenen neuen Malerateliersbeſuche ſind Meiſterſtücke, die Phantaſien über Wagnermuſik tief eindringend und dabei ſehr amüſant zu leſen. Einiges, zum Beiſpiel wie die Schweizer kritiſiren, hätte ganz gut fortbleiben können, aber M. G. Conrad muß hie und da den Rock ausziehen und in Hemdärmeln raufen, das geht nun einmal bei ihm nicht anders. Mancher Leſer mag ja auch daran Vergnügen finden.

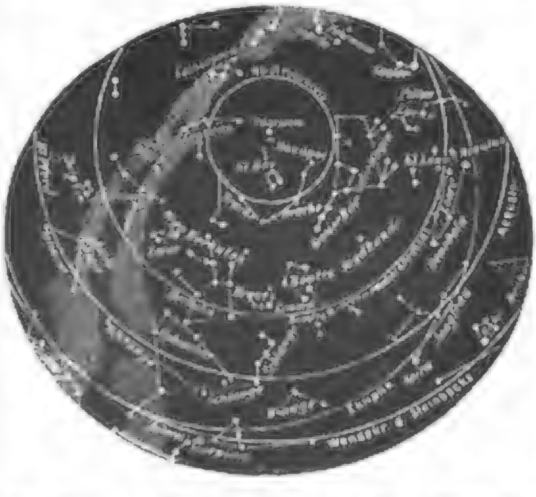
— **Zeitgemäßer kann nicht leicht eine Schrift erſcheinen,** als eben jetzt das Lieferungswerk: „Ein deutſches Kriegsſchiff in der Südſee“ von R. von Werner, Contreadmiral a. D. (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der Verfaſſer hat ſeinerzeit als Kommandant der „Ariadne“ nahezu zwei Jahre lang im Stillen Ozean gekreuzt, um gemäß dem ihm zu teil gewordenen Auftrag den deutſchen Intereſſen in der Südſee und vor allem auf Samoa kräftigen Schutz angedeihen zu laſſen. Was er da von dem erhöhten, eine weite Ueberſicht ermöglichenden Standpunkt aus, den ſeine bevorzugte Stellung mit ſich brachte, beobachtet, das hat er nunmehr in dieſem mit zahlreichen Abbildungen ausgeſtatteten Werke niedergelegt, deſſen erſte Lieferungen bereits eine Anlage erkennen laſſen, die dazu angethan iſt, uns zahlreiche Aufſchlüſſe über das intereſſante Tagesthema zu übermitteln.

— **In der freundlich gelegenen Reſidenzſtadt des Württemberger Landes** wird das bevorſtehende fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum König Karls vorausſichtlich eine große Zahl fremder Gäſte zuſammenführen. Um ſo zeitgemäßer erſcheint eben jetzt ein „Fremdenführer durch Stuttgart“, herausgegeben vom Verein für den Fremdenverkehr (Stuttgart, J. B. Metzler). Das kleine Buch, das mit hübſchen Anſichten der bemerkenswerteſten Gebäude, Plätze und Anlagen aus der Stadt und ihren Umgebungen nach Zeichnungen von Profeſſor H. Kolb geſchmückt und mit Plänen der Stadt und ihrer Umgebung ſowie der inneren Einteilung des königlichen Hoftheaters ausgeſtattet iſt, verfolgt ſeinen Zweck in knapper, ſachgemäßer und doch anmutiger Form und wird niemand, der ſich ſeiner bedient, unbefriedigt laſſen.

Aſtronomie.

Juli 1889.

Hoch über uns gegen Süden ſteht die Krone mit der Gemma, dem hellſten Stern dieſes Sternbildes. Rechts davon bemerken wir einen Stern erſter Größe, Arktur im Bootes. Im Südweſten, gegen den Horizont, glänzt die Spica in der Jungfrau. Rechts vom Polarſtern befindet ſich der große Bär, unter ihm nahe am weſtlichen Horizont zeigt ſich der Löwe mit dem Regulus. Im Norden bewegt ſich in den Abendſtunden, tief unten am Horizont, die Capella im Fuhrmann, links davon ſieht man die Caſſiopeja. An dem öſtlichen Himmel erkennen wir das aus den drei Sternen, Deneb im Schwan, Atair im Adler und Wega in der Leier, gebildete gleichſchenklige Dreieck. Mars und Venus erſcheinen in den erſten Stunden nach Mitternacht an dem öſtlichen Horizont. Jupiter befindet ſich gegen acht Uhr abends in ſüdöſtlicher Richtung ganz nahe am Horizont. Saturn nähert ſich etwas dem Löwen, iſt demnach im Weſten zu ſuchen. Am 3. Juli ſteht Saturn drei und am 28. vier und ein halb Vollmondsbreiten unter dem Mond. Am 11. Juli iſt Jupiter etwa zwei Vollmondsbreiten unter dem Mond. Am 26. Juli deckt ſich Mars mit dem Mond.



Lotterieziehungen im Monat Juli.

Am 1. Braunſchweiger 20-Thaler-Loſe vom Jahre 1868, Prämienziehung am 31. Auguſt. — Stadt Bordeaux 100-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1863, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 1. November 1889 (32. Ziehung). — Donau-Dampfſchiffahrt 100-Gulden-Loſe à 4% vom Jahre 1857, höchſter Preis 60,000, niedrigſter 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1890 (33. Ziehung). — Hamburger 100-Mark-Banko-Loſe vom Jahre 1846, Prämienziehung am 1. September. — Kurheſſiſche 40-Thaler-Loſe vom Jahre 1845, höchſter Preis 32,000, niedrigſter 85 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1890 (54. Ziehung). — Stadt Madrid 100-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1869, höchſter Preis 20,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1890 (52. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loſe vom Jahre 1861, höchſter Preis 1000, niedrigſter 46 Fr., zahlbar am 2. Januar 1890 (86. Ziehung). — Oeſterreichiſche 250-Gulden-Loſe à 4% vom Jahre 1854, Prämienziehung am 1. Oktober. — Raab-Grazer Eiſenb.-100-Thaler-Loſe à 4% vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. Oktober. — Sachſen-Meiningen 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. Auguſt. — Am 10. Stadt Bari 100-Franken-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 45,000, niedrigſter 50 Fr., zahlbar am 10. Januar 1890 (41. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Loſe vom Jahre 1869, 25 Stück, jedes Los à 150 Franken, zahlbar am 10. Januar 1890 (81. Ziehung). — Am 13. Ruſſiſche 100-Rubel-Loſe à 5% vom Jahre 1864, 4800 Stück, jedes Los à 125 Rubel, zahlbar am 13. Oktober 1889 (49. Ziehung). — Ruſſiſche 100-Rubel-Loſe à 5% vom Jahre 1864, höchſter Preis 200,000, niedrigſter 500 Rubel, zahlbar am 13. Oktober 1889 (49. Ziehung). — Am 15. Stadt Genf 100-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1868, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 110 Fr., zahlbar am 15. Auguſt 1889 (53. Ziehung). — Niederl. Kommunalkredit 100-Gulden-Loſe à 3% vom Jahre 1871, höchſter Preis 6000, niedrigſter 100 fl., zahlbar am 15. Februar 1890 (53. Ziehung). — Fürſt Salm-Reifferſcheid 40-Gulden-Loſe vom Jahre 1855, höchſter Preis 20,000, niedrigſter 60 fl., zahlbar am 15. Januar 1890 (74. Ziehung). — Graf Waldſtein-Wartenberg 20-Gulden-Loſe vom Jahre 1847, höchſter Preis 20,000, niedrigſter 30 fl., zahlbar am 15. Januar 1890 (79. Ziehung). — Am 30. Fürſt Clary 40-Gulden-Loſe vom Jahre 1856, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 60 Gulden, zahlbar am 30. Januar 1890 (66. Ziehung).

Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

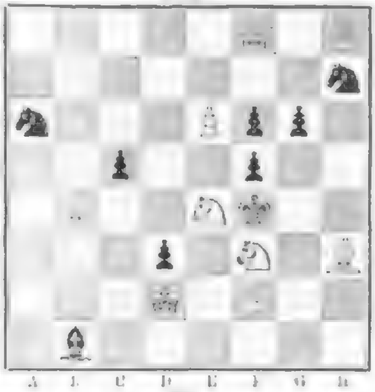
Aus der Schachwelt.

Das große amerikaniſche Weltturnier zu New-York hat nach überaus langwierigem Kampfe mit folgender Entſcheidung abgeſchloſſen. Den erſten und zweiten Siegespreis erhielten die Herren M. Tſchigorin aus St. Petersburg und Max Weiß aus Wien mit je 29 Gewinnpartien. Da der Stichkampf zwiſchen beiden Meiſtern erfolglos war, indem vier geſpielte Partien unentſchieden blieben, wurde ihnen geſtattet, den Betrag der Preiſe (1000 und 800 Dollars) zu teilen. Den dritten, vierten und fünften Preis (600, 500 und 400 Dollars) erhielten die Engländer Gunsberg, Blackburne, Burn mit 28½, 27 und 26 Gewinnpartien; den ſechſten und ſiebenten Preis (300 und 200 Dollars) die Amerikaner Lipſchütz und Maſon. Erſterer hatte 25½, letzterer 21 Partien gewonnen.

Aufgabe Nro. 607.

Von Konrad Abels.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 604:

Weiß.	Schwarz.
1) L. E 3 — F 4	1) K. F 5 n. E 5.
2) T. F 4 n. F 6 †	2) K. E 5 n. F 5 oder — D 5 (F 4).
3) L. B 6 — D 8 oder L. F 6 — D 8 (D 6) Matt.	
A)	
1)	1) S. D 5 n. F 4.
2) L. B 4 n. C 5	2) Beliebig.
3) L. E 3 — E 6 oder S. F 3 Matt.	
B)	
1)	1) T. H 5 — D 5.
2) T. F 4 — D 4	2) T. D 5 — A 5 † oder anders.
3) T. E 7 — A 7 oder Dame Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	

Rätſel.

Citat-Rätſel.

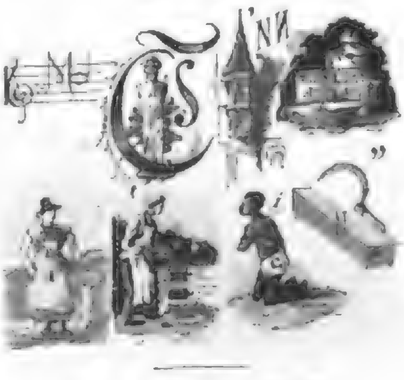
HRKCT USNIA CDSIA IUDOV EETEM
MAEAG SNNOC EORSA SLLTI LGSRE
MLCOT YPRNU TUDOD AEETP OEEHT
SSINA YEHPL.

Dieſe Buchſtabenreihen ſind ſo unter einander zu ſtellen, daß ſie — von oben nach unten geleſen — fünf verſchiedenſprachige Citate ergeben.

Auflöſung des Rätſels Seite 745:

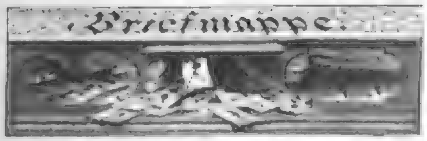
Sch. Uhr, Ihr, Schulmeiſter.

Bilderrätſel.



Auflöſung des Bilderrätſels Seite 745:

Muß es ſein, ſo ſchick dich drein.



P. H. Gewöhnlich [illegible] nach dem [illegible] des [illegible] Mittels [illegible] sich [illegible] nicht [illegible].

[illegible] in P. L. K. [illegible] Zeile, oder [illegible]

I. W. in Heidelberg. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Mädchenbringer in Podolien. [illegible]

Julius C. in Frankfurt a. M. Das [illegible] ist zu [illegible]. [illegible] das Leben und [illegible]

[illegible]

Josie Z. in Passau. [illegible]

[illegible]

[illegible] Das literarische Bureau des Deutschen [illegible]

[illegible] in Heidelberg. [illegible]

[illegible] Lösungen sandten ein. [illegible] „Stadt und Land" in Frankfurt a. M. [illegible]

PERRY & Co.,
Frankfurt a. M.
empf.
Lawn Tennis Spiele
Lawn Tennis Schläger,
Lawn Tennis Bälle,
Lawn Tennis Netze,
Croquetspiele,
Bogen, Pfeile und Scheiben
Engl. Fussbälle (Footballs)
[illegible]

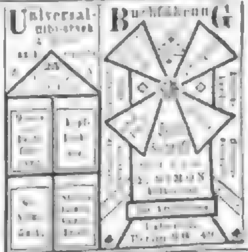
Photographische Apparate!
[illegible] von 30 Mk. [illegible]
[illegible] Kataloge gratis und franko
Joh. Sachs & Co.
[illegible]
Berlin S., [illegible]

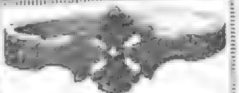
Herren und Damen
[illegible]

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork
Brasilien
Ostasien
Baltimore
La Plata
Australien
Prospekte versendet
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.
[illegible]men.

[illegible] das verbreitetste aller deutschen [illegible]
[illegible]

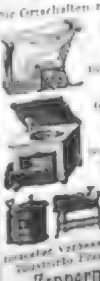
Die Modenwelt
[illegible]





Reich illustrirten Preiscourant
[illegible] echten, böhmischen
Granatenschmuck
gratis und franco
Aug. Goldschmid & Sohn
[illegible]
Prag [illegible]
Berlin. [illegible]

Badeeinrichtungen
[illegible]
Douche-Apparate,
Badestühle
[illegible]
Zimmer-Closets
[illegible]
Emaill. Aborttrichter
[illegible]
Eisschränke
[illegible]
Zeppernick & Hartz,
Berlin [illegible]



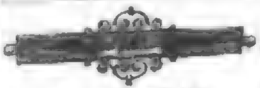
Stottern
[illegible] Denhardt [illegible]
Burgsteinfurt [illegible]

Hautpflege am Waschtisch.

Nur echt mit Fabrikmarke u. voller Firma

Jetzt ist die beste Zeit, [illegible]
[illegible]
Lingner & Kraft, Dresden.
[illegible]

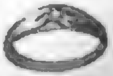
Carl Holl in Cannstatt-Stuttgart. Gold- u. Silberwarenfabrik
[illegible]



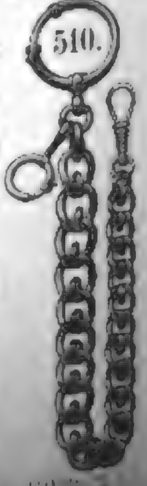
Nr. [illegible] Brosche M. [illegible]

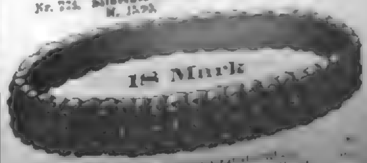
Nr. [illegible]

Nr. 774. Silberner Stockknopf M. 15.—



Nr. 700 M. [illegible]





[illegible]

Geſundheitspflege.

Theod. Berg. Das ſogenannte Politzerſche Verfahren beſteht darin, daß man bei verſchloſſenem Mund und verſchloſſener Naſe und während einer Schluckbewegung Luft in die Naſe, beziehungsweiſe in die Euſtachiſche Röhre einbläſt, um den die letztere verſchließenden Schleim zu entfernen und dieſe ſo wieder wegſam zu machen. Man kann das allerdings ſelbſt ausführen, wird jedoch für alle Fälle gut thun, ſich zuvor von einem Arzte darin unterweiſen zu laſſen.

J. H. G. in St. Petersburg. Vor dieſem ſogenannten [illegible] iſt entſchieden zu warnen.

Langjährige Abonnentin aus R. Alle Enthaarungsmittel wirken nur vorübergehend, ein für die Dauer wirkendes gibt es nicht.

Zouave im Walde. Gegen das „Schnarchen" läßt ſich nichts thun. Gegen Mitteſſer und dergleichen ſiehe frühere Nummern.

Prinz Eugen. Das tägliche Vollbad, im Sommer ſelbſt aus der Waſſerleitung, iſt für einen kräftigen, wohlgenährten, geſunden Mann nicht ſchädlich.

Abonnentin aus Neumarkt. [illegible] mit H_2O_2 bereitetes Waſſer zum Blondirhalten der Haare iſt Waſſerſtoffſuperoxyd. Bei zu langem Gebrauch wirkt daſſelbe nachtheilig auf die Haare. [illegible] ſollte man nach unſerer Anſicht bei Mädchen nicht anfangen, [illegible] zu ſpielen.

Dr. Lehm.

Redaktion: Otto Baiſch und Hugo Roſenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baiſch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenſtraße 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Renngaſſe 6);
Budapeſt: Moriz Rath (V. [illegible] 8).

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Laſche, eine [illegible] von J. von [illegible]. — Das Jubiläum des Hauſes Wettin, von G. von L. — Der botaniſche Garten in Rio de Janeiro, von Julius [illegible]. — König Humbert in Berlin, von G. T. — Am Zukunftsquell, eine Architektennovelle von H. Roſenthal-Bonin (Schluß). — [illegible] von Gotthard [illegible]. — Literariſche Plaudereien, von Bruno Walden. — Engliſche Literatur. — [illegible]. — Erinnerungen aus der [illegible] Geſellſchaft von Karl Andrea. III. [illegible]. — Martin Gerſt, von B. S. — Literatur. — [illegible] Monat Juni. — Witterungsberichte im Monat Juli. — Schach. — Räthſel: Silbenräthſel; Auflöſung des Räthſels Seite 763. — Bilderräthſel. — Auflöſung des Bilderräthſels Seite 763. — Briefmappe.

Illuſtrationen: Der Beſuch des Königs von Italien am deutſchen Kaiſerhofe. Vier Originalzeichnungen unſeres Spezialzeichners Hermann Lüders. — Eingang zur Burg Wettin; Burg Wettin an der Saale, das Stammſchloß des ſächſiſchen Königshauſes. Originalzeichnungen von Max Kuhn. — [illegible] von Wettin. Nach einem Original aus dem Jahre 1650 gezeichnet von Auguſt Reinhardt. — In die Ferne. Originalzeichnung von F. R. [illegible]. — Mittlere Palmenallee im botaniſchen Garten in Rio de Janeiro. — Bilder aus Meißen. Originalzeichnung von Auguſt Reinhardt. — Ein mißlungener [illegible]. — Martin Gerſt.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe**, Annoncen-Expedition für ſämmtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Der Bazar.
Illuſtrirte Damenzeitung.

Preis 2 Mark 50 Pf. vierteljährlich.

Erſte, tonangebende, reichhaltigſte Modenzeitung.

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen noch jetzt Abonnements auf das Quartal April—Juni entgegen und liefern die bereits erſchienenen Nummern (gegen 10 Pf. Gebühr) nach.

Inhalts-Ueberſicht der Nummern 21 und 22:

Mode: [illegible]: Reiſekleider, Reiſemäntel und ſonſtige Reiſegarderobe für Damen und Kinder. — [illegible]. — Sommerhüte. — [illegible]. — Sonnenſchirme. — Paletots und Pelerinen für Mädchen u. ſ. w.

Handarbeit: [illegible] u. ſ. w.

Hierzu doppelſeitiger Schnittmuſterbogen.

Unterhaltung: Eine Reiſe. Eine Geſchichte aus dem Zeitalter der Revolution von Ida von Meck (Fortſetzung und Schluß). — [illegible]. — Frühlingstage in Berlin, von Paul Lindenberg. — Die deutſche allgemeine Unfallverhütungs-Ausſtellung. — [illegible]. — [illegible]. — Mit der Roſe-Marie, Erzählung von [illegible]. — Eine große Sängerin: Anna Sachs-Hofmeiſter. — Sonne und Mond, von Günther von Freiberg. — Spreewaldbilder, von M. [illegible]. — St. Johannistag, Gedicht von R. Z. — Behandlung und Verzierung des Haares. Von Dr. Franz Gerner. — Garten und Haus, von Johannes Böttner. — Wochenkalender, Wirthſchaftsplaudereien, Schach, Aufgaben, Korreſpondenz u. ſ. w.

Hierzu koloriertes Stahlſtich-Modenbild.

BUCHFÜHRUNG

[illegible]

[illegible] Hammel [illegible] Frankfurt a. M.

[illegible]

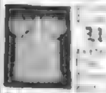
E. Krauss & Co., Leipzig.

[illegible]

Illuſtr. Preisliſte [illegible]

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant,
Kunſt-Druckerei und Fahnen-Manufaktur.

Zellenſtoff-Unterjacken



Netz-Jacken

[illegible]

Carl Mez & Söhne, Freiburg.

„Berliner Tageblatt"
erfreut ſich der beſonderen Gunſt der gebildeten Geſellſchaftskreiſe und iſt infolge ſeines ausgedehnten [illegible] die **meiſten verbreitete große deutſche Zeitung** geworden; das „Berliner Tageblatt" entſpricht aber auch allen Anforderungen, welche man an eine ſolche zu ſtellen berechtigt iſt, in vollem Maße.

Unſere Mitarbeiterſchaft gediegener **Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Litteratur, Kunſt, Aſtronomie, Chemie, Technologie und Medizin** erſcheinen im „B. T." regelmäßig

werthvolle Original-Feuilletons.

In dem Theater-Feuilleton von **Dr. Paul Lindau** werden die Aufführungen der bedeutenden Berliner Theater einer eingehenden Beurtheilung unterzogen, während in dem täglichen [illegible] die **Original-Romane** der hervorragendſten Autoren Aufnahme finden. Probe-Nummern gratis und franko.

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung

mit Effekten-Verlooſungsliſte nebſt ſeinen 4 werthvollen Separat-Beiblättern: **„ULK"** illuſtr. Witzblatt, „Deutſche Leſehalle" belletr. Sonntagsblatt, „Der Zeitgeiſt" feuillet. Beiblatt, „Mittheilungen über Landwirthſchaft, Gartenbau u. Hauswirthſchaft" erſcheint täglich 2mal in einer Abend- u. Morgen-Ausgabe und koſtet vierteljährlich bei allen Poſtämtern: **5 Mk. 25 Pf.** (für alle 5 Blätter zuſammen)

Im täglichen Roman-Feuilleton erſcheint im nächſten Quartal ein höchſt ſpannender Roman von **P. Sales** unter dem Titel **„Goldblondes Haar".**

Direkte Linie Wien-Paris-[illegible]

Stuttgart.

Direkte Linie Berlin-Gotthard.

[illegible]

Der Verein für Fremdenverkehr,
ſowie der Vorſtand: Eberhard Fetzer, Gemeinderat.

Kurort Salzbrunn, Schleſien.

Bahnſtation, 407 Mtr. Seehöhe, mildes Gebirgsklima. Saiſon vom 1. Mai bis [illegible] September. Alkaliſche Quellen erſten Ranges, [illegible] Molkenanſtalt, Milchkuren, Kefir, Badeanſtalten, Maſſage, Großartige Anlagen, Wohnungen [illegible]. Heilbewährt bei Erkrankungen der Athmungsorgane und des Magens, bei Skrophuloſe, Nieren- und Blaſenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeſchwerden und Diabetes; [illegible] für Blutarme und Reconvaleſcenten.

Verſendung des ſeit 1601 mediciniſch bekannten Hauptquelle

Oberbrunnen

[illegible] Furbach & Striebohll. [illegible]

Fürſtliche Brunnen-Inſpection.

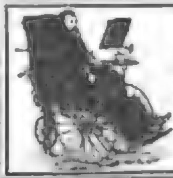
HAMBURG

Mit Betheiligung der Nachbarſtädte Altona, Ottensen, Wandsbeck, Harburg.

AUSSTELLUNG

Vom 15. Mai bis Oktober 1889.

Gewerbe und Industrie
Handels-**Ausstellung**
Kunst-**Ausstellung**
Gartenbau-**Ausstellung**



Krankenfahrſtühle

[illegible]

Dresdner Krankenwagenfabrik
G. E. Hölzen, Dresden-N., Königsbrückerſtr. 75.

[illegible]

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
Sorgfältigſte Auswahl der Roh-Produkte

Rein Cacao und Zucker.

!!Deutsche Industrie!!

Rein Cacao und Zucker.

Für den grössern Konsum empfehlen besondrer Beachtung

[illegible]

Zucker gemischt, à ½ Ko. 1,50 Pf.

[illegible]

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
vollendetes Fabrikationsverfahren

Au Bon Marché

Durch große Billigkeit und erprobte Qualität aller ſeiner Waaren iſt das Haus „Au Bon Marché" als ſeines Titels wirklich würdig anerkannt.

Firma:
Aristide Boucicaut
PARIS.

Jede der Beſtellung oder den Erwartungen nicht entſprechende Waare nehmen wir auf Verlangen ohne Schwierigkeit zum Umtauſch oder gegen Vergütung zurück.

Modewaaren-Magazin, welches
in allen ſeinen Artikeln die vollkommenſte, reichſte und eleganteſte Auswahl vereinigt.

Seiden, Woll-, Fantaſie- und bedruckte Baumwollſtoffe, Leinwand, weiße Baumwollwaaren, Gardinen, Tiſchzeug, Damen- und Kinderkleider, Mäntel, Morgenröcke, [illegible], Jerſey-Taillen, Herren- und Knaben-Anzüge, Herren- und Damenhüte, Schuhwaaren, fertige Weißwaaren für Damen und Kinder, Herren- und Knabenhemden, Möbel, Teppiche, Pelzſachen und Pelzwerk, Bett-, Reiſe- und Pferdedecken, Pariſer Artikel, Poſamentirwaaren und Kurzwaaren, Bänder, Spitzen, [illegible] Handſchuhe, [illegible] und Regenſchirme, Fächer, [illegible] u. ſ. w. Billig und reelle Bedienung iſt der beſtändige Grundſatz der Firma „**Au Bon Marché**". — Der gewiſſenhaften Durchführung dieſes Prinzips verdanken wir den, bis heute einzig in ſeiner Art, enormen Umſatz [illegible] Muſter, Kataloge, Albums u. ſ. w. verſenden wir franko per Poſt nach allen Welttheilen. **Waarenſendungen nach Deutſchland**, deren Werth 25 Fr. erreicht oder überſteigt, erfolgen franko Fracht bis zum Beſtimmungsorte, reſp. bis zur nächſtgelegenen Bahn- oder Poſtſtation, mit Ausnahme jedoch von Möbeln, Teppichen und einigen in unſeren Katalogen näher bezeichneten Artikeln, [illegible] verbleiben immer zur Laſt der Empfänger. Die Magazine „Au Bon Marché" ſpeziell zur Betreibung eines Modewaarengeſchäftes errichtet, ſind die größten, [illegible] und am beſten eingerichteten; dieſelben enthalten alles, was die Erfahrung als nützlich, bequem und angenehm erwieſen, und können als eine der Sehenswürdigkeiten von Paris angeſehen werden. Dolmetſcher in allen Sprachen ſtehen zur Verfügung geehrter Fremden, welche die Magazine und deren Einrichtungen zu beſichtigen wünſchen. Das Haus „Au Bon Marché" iſt das von den Fremden während ihres Aufenthaltes in Paris am meiſten beſuchte Magazin. — [illegible] **Welt-Ausſtellung**, mehr als je einen beſonderen Reiz und alle möglichen Vortheile [illegible]. Das Haus „Au Bon Marché" als das in der ganzen Welt einzig in ſeiner Art beſtehende Magazin [illegible]. Daſſelbe hat für den Verkauf weder Filialen noch Reiſende, Agenten oder ſonſtige Vertreter, weder in Frankreich noch im Auslande, und bitten wir unſere geehrten Kunden, ſich vor [illegible] zu hüten, welche ſich mißbräuchlich unſeres Titels bedienen. Das Haus „Au Bon Marché" iſt in der Welt-Ausſtellung 1889 1. Klaſſe 17, Möbel, [illegible]; 2. Klaſſe [illegible] für Damen, Herren und Kinder; 3. Klaſſe [illegible] Herren- und Knaben-Anzüge; 4. Klaſſe. In der Abtheilung der [illegible]

Heinr. Kleyer

Adler-Fahrradwerke
(Grösste Fabr. d. Branche auf d. Kontinent)
in
Frankfurt a. M.
Fabrikant der
„Adler"-Fahrräder
General-Vertreter der
Coventry Mach. Co.,
Singer & Co. etc.
Rohtheile u. Zubehör.
Illustr. Katal. geg.
10 Pf.-Marke.

See- und Soolbad Kolberg.

[illegible], Frequenz [illegible]: 7628 Gäste

Abgabe jeden Masses

Möbelstoffe

Abgabe jeden Masses

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren
in jeder Preislage.
Specialität: Mohair-Plüsche.
Fabriklager von Richard Zieger, Chemnitz.
Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche

in Wolle und Seide
zu Taillen, Blusen, Jaquets,
Kinderkleidern, Damenmänteln,
Herren-Anzügen und -Ueberziehern,
Radfahrer- und Turneranzügen,
Rad- und Militär-Hosen und -Röcken.
Normal- u. Reform-Stoffe u. Unterkleider.
Herren-Tricots-Jaquets,
vorräthig in marineblau und [illegible]
Stück M. 12.– Eleganter Schnitt. — Stück M. 10
Hals- u. Taillenweite gefl. anzugeben.

Strumpf-Waren

in Prima-Qualitäten für Damen, Herren und Kinder, sowie zu Sportzwecken.
Musterliste und Preisliste gratis und franko
Aufträge v. M. 20 an liefere ich portofrei aus.
Aug. Juncker, Leipzig, [illegible]

Goerz' Apparate

Fabrik photogr. Apparate
C. P. Goerz
Optische Anstalt
Berlin W. (Schöneberg)
Hauptstr. 7a.

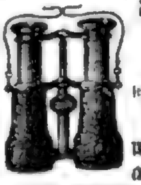
Ein Photographienſammler

ſucht die Herren Verleger und Händler zur [illegible] unter Ch. Z. [illegible] an die A. G. Schwarz, Annoncenbureau Orell Füßli & Co. in Zürich.

Solide Buckskins.
das Meter von M. [illegible] an, versendet auch an Private. Muster frco.
Bruno Prenzel, Cottbus.

Sedelmaier & Schultz,

Optiſche Anſtalt,
München, Theatinerſtraße 17.



Der **vorzüglichſte und preiswürdigſte** aller Doppelfernſtecher für Militär, Theater und Reiſe iſt unſer

Diſtanzglas

mit 8 Gläſern 43 m/m Objektivdurchmeſſer achromatiſch { mit 4½mal. Vergrößerung Mk. 12.50,
mit 5½mal. Vergrößerung Mk. 20.– p. St.
ſämtlich mit [illegible], ſoliden Leder-Etuis und Riemen zum Umhängen.

Fernrohre (a. [illegible] Vergrößerung, achromatiſch, ganz in Metall, auf die größten Entfernungen klar und rein zeigend, Mk. 6.– p. St.
Verſand nur gegen Nachnahme oder Vorauseinſendung des Betrages; Nichtconvenirendes nehmen zurück oder tauſchen um.

Nordseebad Norderney.

Eröffnet am 15. Juni. Geschlossen am 10. Oktober. Seebäder bis zum 15. Oktober. 1887: 14,700, 1888: 13,817 Kurgäste. Wasserleitung und Schwemmkanalisation. **Regelmässige Dampfschiffverbindungen mit Geestemünde, Norddeich bei Norden** (Bahnhof der ostfriesischen Küstenbahn) **und Cuxhaven.** Die Königl. Badeinspektion ertheilt auf Anfragen jede Auskunft.

Erdbeerwein-Mousseux.

Feiner Dessertwein — vorzüglicher Zusatz zu Bowlen
versendet in Kisten von 6 Flaschen zu **Mk. 18.—**, ferner: 6 Flaschen diverse Obstweine, als: Stachelbeer-, Johannisbeer-, Himbeer-, Brombeer-, Erdbeer-, Maulbeer- und Weichselwein — ärztlich begutachtet und empfohlen, mehrfach prämiirt — zu **Mk. 10.—**; alles incl. Packung u. franko durch ganz Deutschland gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.
Max Hassen, Frankfurt a. M.
Frankfurter Conserven-Fabrik und Obstweinkelterei.

Inventur-Ausverkauf

zu bedeutend ermässigten Preisen
der Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei von

F. V. Grünfeld, Landeshut in Schles.,

Kgl. Commissionsrath, Kgl. Preussischer, Kgl. Bayerischer, Kgl. Rumänischer u. Grossherzogl. Mecklenburg. Hoflieferant.

Grau-Leinene Handtücher, fertig genäht, Grösse 50/120 cm., Marke 15 R, das Dutzend	Mk. 6. —
Einzelne weisse Jacquard-Handtücher, Rein-Leinen in verschiedenen Mustern. Marke E H. Grösse 48/125 cm., das Dutzend	Mk. 7. 20
Hausmach. Jacquard-Handtücher, beste Güte, Rein-Leinen, Marke 1251, Grösse 50/130 cm., das Dutzend	Mk. 12. —
Rein-Leinen Creas, weissgarnig, starkfädig mit kleinen Fehlern (Schmutzflecken), Marke L F, Breite 65 cm., für Leute-Bettlaken. Stück von 30 Metern Mk. 13.—, das Meter	45 Pfg.
Rein-Leinene Bettlaken, fertig genäht, f. Leute-Betten, Marke I A, starkfädig, Grösse 130×200 cm., das Stück	Mk. 1.90
„ I A, „ „ 130×230	„ 2.20
„ 10, mittelfein „ 135×230	„ 2.60
Weisse fertig genähte Bettbezüge aus breitgestreiftem, besten Satin für herrschaftliche und Gast-Betten, Marke R W, Kissenbezüge, 84/84 cm., Stück	Mk. 1.50
Oberbettbezüge, 126/200 cm., Stück	„ 4.60
Bei Bestellungen bitte anzugeben, ob „Knopfschluss" oder „Schnürschluss" erwünscht.	
Rein-Leinene Strohsäcke (für Militär-Lieferungen gefertigt, jedoch mit kleinen Fehlern, Schmutzflecken, Marke S R, Grösse 100/210 cm., das Stück nur. Bei Abnahme von 20 Stück, das Stück Mk. 2.10.	Mk. 2. 20
Leinene Damast-Schürzen „Brunhilde", hellblau-weiss gemustert, Grösse 85/85 cm., das Stück. 3 Stück Mk. 5.50.	Mk. 2. 00
Einzelne Jacquard-Tischtücher. Weiss Rein-Leinen, Marke P, Grösse 135×140 cm., das Stück nur	Mk. 3. 00
Einzelne Damast-Tischtücher. Weiss Rein-Leinen, Marke A, Grösse 145×160 cm., das Stück nur	Mk. 3. 80
Marke B, Grösse 160×170 cm., nur Mk. 4.50 u. Mk. 5.—.	
Hausmacher Mundtücher. Rein-Leinen fert. gesäumt in verschiedenen Karo- und Würfel-Mustern, Marke M, Grösse 65×65 cm., das Dutzend	Mk. 6. 60
Damast Mundtücher. Rein-Leinen, hochfeine Güte, Grösse 72×72 cm., Marke E, das Dutzend nur	Mk. 12. —
Farbige Jacquard Kaffee-Decken ohne Fransen in verschiedenen Karo-Mustern, a) Roth-weiss, b) Blauroth-weiss, Marke 098, Grösse 126×126 cm., Stück	Mk. 2.40
Grösse 135×135 cm., Stück	Mk. 2.90
Roth-weisse Damast-Tischdecken mit Fransen in Blumen- und Arabesken-Mustern. Grösse 130×130 cm., Marke 561, Stück	Mk. 2. 70
Grauweisse Damast-Tischdecken mit Fransen, Rein-Leinen, starkgarnig, Grösse 136×136 cm., Marke 1694, Stück	Mk. 1. 80
Reinleinene Taschentücher, weiss mit farbigen eingewebten Borten, Grösse 46×46 cm., für Damen und Herren, Marke L K, das Dtzd. nur	Mk. 3. 80
Weissleinene Batist-Taschentücher, gesäumt in geschmackvollem Kästchen, 40 cm. gross, Marke 250, das Dutzend	Mk. 5. —
Zephyr „Carola" für Haus-, Kinder- und Schulkleider, in schwarz-weiss, braun-weiss, grau-blau, gestreift und karrirt, Breite 60 cm., das Meter. das Stück von 20 Meter Mk. 9.80.	Mk. 0, 52

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Zum fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum des Königs Karl von Württemberg.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Mit neun Gruppenbildern der württembergiſchen Königsfamilie nach Th. Volz, und Anſichten aus Stuttgart und anderen Plätzen Württembergs nach photographiſchen Aufnahmen von H. Brandſeph in Stuttgart, M. Kegel in Ravensburg und P. Sinner in Tübingen.

Eine feſtlich gehobene Stimmung, ein Zug inniger Freude geht in dieſen Lenzestagen durch die Herzen der Württemberger. Vom Throne abwärts bis zu den Hütten, in allen Schichten der Geſellſchaft, bei allen Berufsarten, bei der Jugend wie beim Alter flüſtert leiſe und jubelt laut ein Gefühl: das Gefühl des wärmſten Dankes gegen das göttliche Walten, welches ein geliebtes Herrſcherpaar, den König Karl und die Königin Olga, an die Schwelle ihres [illegible] [illegible] [illegible]läums geführt. Sehnlicher iſt ſelten ein Thronerbe und Königsſohn erwartet worden, als es in Württemberg zu Anfang der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts geſchah. Noch herrſchte am 6. März 1823 in Stuttgart die Stille der frühen Morgenſtunde, als nach ſechs Uhr der Donner der Kanonen das erwartete Ereignis verkündigte. Mit ängſtlicher Spannung horchte man der Zahl der Schüſſe, und als man der Geburt eines Kronprinzen gewiß war, da erhob ſich mit einemmale lauter Jubel an allen Enden der Stadt.

Am 21. März fand im königlichen Schloß unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen die Taufe des Neugeborenen ſtatt. Er erhielt die Namen Karl Friedrich Alexander, und als jene edle Frau, deren Liebling der Kronprinz immer geweſen und geblieben iſt, die Herzogin Henriette von Württemberg, mit dem Täufling auf den großmütterlichen Armen an den Fenſtern erſchien und Württembergs Hoffnung dem Volk zeigte, da wollte der Jubel kein Ende nehmen. Still und ungetrübt verfloß dem Kronprinzen die erſte Kindheit unter der treuen Hut der hohen Eltern, des Königs Wilhelm und der Königin Pauline, umgeben von der Liebe dreier Schweſtern, der Prinzeſſinnen Sophie, Marie und Katharina, zu denen 1826 noch eine vierte, die Prinzeſſin Auguſte, trat. Die Lehrer, die den erſten Unterricht des Knaben zu leiten hatten und denen, der franzöſiſchen Sprache wegen, mit der Zeit ein Hofmeiſter in der Perſon eines Genfers, Herrn von Tremblen, beigegeben ward, rühmten die leichte Auffaſſungsgabe und die Wißbegierde ihres Zöglings, welche zudem durch mancherlei Ausflüge, die jährlichen Reiſen zum Sommeraufenthalt nach Friedrichshafen und verſchiedene mit Eltern und Geſchwiſtern unternommene Touren durch das Land genährt wurde.

Mit neun Jahren machte der Kronprinz ſeinen erſten Beſuch in den größeren Städten des Königreichs. Im Jahr 1833 erhielt er in der Perſon eines talentvollen Offiziers, der das Vertrauen ſeines königlichen Herrn ſtets in ganz beſonderem Maße genoß, in Julius Hardegg, einen militäriſchen Mentor. Derſelbe

Königliche Villa bei Berg, Sommerreſidenz des Königs Karl von Württemberg.

begleitete den Königsſohn auf die Hochſchulen, welche er beſuchte, wie auf den Reiſen, die bald immer weitere Kreiſe zogen.

König Wilhelm, als junger Mann ein Heerführer von anerkannter Tüchtigkeit, hatte, als die Zeit keine Gelegenheit zu kriegeriſchen Lorbeeren mehr bot, zwar die Freude am Heerweſen ſich bewahrt, aber doch in der angebrochenen Friedensepoche gern den Degen mit der Sichel vertauſcht und in ſeinem vorzugsweiſe Ackerbau treibenden Lande die Landwirtſchaft durch eigenes Beiſpiel und ſtaatliche Einrichtungen der mannigfachſten Art auf eine hohe Stufe zu bringen geſucht. Auch der Sohn wurde frühzeitig mit den Bedürfniſſen des Landes in dieſer Hinſicht vertraut und konnte als ein Jüngling von ſiebenzehn Jahren den abweſenden Landesherrn bei dem landwirtſchaftlichen Hauptfeſt, dem ſogenannten Volksfeſt, in Cannſtatt vertreten.

Als der Kronprinz in ſein ſechzehntes Lebensjahr eingetreten war, wurde er konfirmiert. In Anweſenheit der königlichen Familie, der höchſten Staatsbehörden und zahlreicher Freunde des Königshauſes und der Kirche legte er ſein evangeliſches Glaubensbekenntnis in die Hände ſeines Seelſorgers, des Oberhofpredigers Dr. Grüneiſen, ab und wurde ſodann von ihm eingeſegnet (17. März 1839).

Wenige Tage nach ſeiner Konfirmation finden wir den Kronprinzen in Ludwigsburg; im dortigen königlichen Reſidenzſchloſſe hat er für längere Zeit Wohnung genommen, um am Sitz der Offizierbildungsanſtalt ſich dem Studium der Kriegswiſſenſchaften zu widmen. Die reiferen Lehr- und Wanderjahre haben begonnen, und zu dem Militärgouverneur tritt nun als oberſter Leiter der Ausbildung und Einführung in das Leben der Generalmajor Graf von Sontheim, eine biedere, ehrenfeſte Perſönlichkeit, pünktlich im Dienſt und die ihm erteilten Inſtruktionen ſtreng befolgend. Ein noch weiterer Horizont eröffnete ſich dem Thronerben, als er die altehrwürdige Eberhardo-Carolina, die Univerſität Tübingen, bezog, was im Oktober 1840 geſchah.

Kronprinz Karl ſtand jetzt im Lenze des Lebens, hoch, wohlgewachſen, ein Muſenſohn unter Muſenſöhnen. „Wo er erſcheint,“ ſchreibt ein glaubwürdiger Augenzeuge, „macht er den beſten Eindruck; ſein Benehmen iſt einnehmend, anſpruchslos, edel, ſeine Sitten ſind muſterhaft rein, überhaupt ſein ganzes Auftreten ſo, wie es von dem Princeps juventutis Württembergicae zu erwarten iſt.“

Mit dem 6. März 1841 erreichte er nach der Verfaſſung die Volljährigkeit und wenige Wochen darauf vollzog er die Grundſteinlegung zu dem Bau der neuen Aula der Landesuniverſität. Dieſe Feſtlichkeit bezeichnete zugleich ſein Scheiden von der vaterländiſchen Hochſchule; denn er ſollte in Berlin ſeine akademiſchen Studien fortſetzen und vollenden.

Am 27. April wird der Kronprinz von Württemberg im Senatsſaale der Berliner Univerſität immatrikuliert. Die Namen Savigny, Eichhorn, Kugler, von Humboldt, Leopold Ranke kennzeichnen die Atmoſphäre, in die er eintrat, und die Kreiſe, deren reichentwickeltes geiſtiges Leben er teilte. Er hat den gefeierten Lehrern jener Zeit ſtets ein treues Andenken bewahrt.

Mit der Pflege der Wiſſenſchaft ging in Berlin die Pflege des geſelligen Lebens Hand in Hand. Gern verkehrte Kronprinz Karl namentlich in dem Hauſe jener Frau, die als „Sibylle der romantiſchen Literaturperiode“ durch ihre originellen Erſtlingswerke beſonders auf die Studentenwelt einen großen Eindruck gemacht hatte, Bettina von Arnim.

Unterbrochen wurde das Berliner Leben durch einen Beſuch in der Heimat, bei dem ein hochbedeutendes Ereignis das andere ablöſte. Der Herbſt 1841 brachte Tage, welche die Geſchichte Württembergs in goldenen Lettern auf ihre Tafeln gegraben hat. Gegen den Schluß des fünfundzwanzigſten Regierungsjahres König Wilhelms (28. September) vereinigte ſich nämlich das ganze Land zu einer Feier, bei welcher alle Klaſſen des Volks in ihrer eigentümlichen Tracht und Haltung mit einer Schauſtellung des Schönſten und Beſten, deſſen Württemberg ſich erfreut, den Fürſten huldigend begrüßten, in einem Feſtzug von mehr als 10,000 Teilnehmern.

War der Kronprinz ſchon beim Jubiläum des Vaters der Gegenſtand beſonderer Huldigungen geweſen, ſo war dies noch mehr der Fall, als er vier Wochen nachher (24. Oktober 1841) vor den Landſtänden und in Gegenwart Seiner Majeſtät des Königs den Eid auf die Verfaſſung ablegte und damit ſelbſt Mitglied der erſten Kammer wurde.

Nach Beendigung ſeiner Berliner Studien bereiſte der Kronprinz das nördliche Deutſchland und traf Ende Auguſt 1842 wieder in Stuttgart ein. Der Winter verging noch mit ernſten wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen.

Der Frühling 1843 ſollte nach dem Plan des königlichen Vaters jene Reiſen in fremde Länder eröffnen, die einem wohl vorbereiteten Geiſt durch die lebendige Anſchauung einer eigentümlichen Kultur und Natur weſentlich neue Geſichtspunkte erſchließen und durch die notgedrungene Vergleichung mit den einheimiſchen Verhältniſſen dieſe letzteren teils verbeſſerungsbedürftig, teils aber auch beſſer erſcheinen laſſen, als man zuvor geahnt. Eben erſt zwanzig Jahre alt geworden, ging er nach England und kam nach einem kürzern Beſuch in Irland und Schottland, reich an neugewonnenen Anſchauungen, im Auguſt desſelben Jahres nach Stuttgart zurück.

Noch gewinnreicher war die zweite große, im November 1843 unternommene und Ende April des nächſten Jahres beendigte Reiſe. Sie führte den jungen Fürſten auf den klaſſiſchen Boden Italiens. In Parma, Bologna, Florenz, Rom, Neapel fand der Kronprinz von Württemberg die ausgezeichnetſte Aufnahme und war der Gegenſtand der liebenswürdigſten Aufmerkſamkeit.

Nach ſeiner Rückkehr bekam der Kronprinz in den ihm eingerichteten Parterrezimmern des Reſidenzſchloſſes ſeinen eigenen Haushalt und Hofſtaat, das Leben mit ſeinen mancherlei Anſprüchen, mit ſeiner Arbeit und ſeinem Ernſt fing an, ſeine Rechte geltend zu machen. Am 6. September 1844 führte der König ſeinen Sohn ſelbſt in den Geheimen Rat ein, damit er die Einrichtungen des eigenen Stammlands und die Behandlung der wichtigeren Regierungsgeſchäfte praktiſch kennen lerne.

Daneben trieb der zu größerer Höhe ſchwellende Lebensſtrom munter ſeine Wellen dahin; jugendliche Luſt, zu Zeiten keck aufſchäumend, blieb den ihm naheſtehenden Kreiſen, in denen er ſorglos und zwanglos ſich bewegte, nicht fremd. Stuttgart bot damals ein anziehendes Bild heiterer Schaffensfreudigkeit, namentlich auf dem Gebiet der Kunſt und der Literatur. Die Aufſtellung des Schillerdenkmals von Thorwaldſen (1839), das vierhundertjährige Jubelfeſt der Erfindung Johannes Gutenbergs, Verſammlungen, wie die der deutſchen Land- und Forſtwirte, vorübergehende Beſuche großer Künſtler wie Thorwaldſens, der Schweſtern Milanollo, Hektor Berlioz', die längere Anweſenheit eines Franz Liſzt, Emanuel Geibel (Oktober 1843 bis Februar 1844) und anderer, hatten neben den anſäſſigen Kräften, zu denen ſeit 1840 Franz Dingelſtedt getreten war, Sinn und Geſchmack für ein höheres, bewegteres Geiſtesleben genährt und gehoben. Neben den eigentlichen künſtleriſchen Größen brachten Gelehrte, Staatsbeamte, beſonders auch adelige Namen vom beſten Klang, wie Graf Wilhelm von Württemberg, Alfred Graf Neipperg, Baron von Taubenheim und andere allen Beſtrebungen in Malerei, Architektur, Dichtkunſt ein warmes Intereſſe entgegen.

Bei dem dilettantiſchen Nippen und Treiben blieb übrigens der junge Kunſtliebhaber nicht ſtehen. Die italieniſche Reiſe hatte ſeinen Geſchmack geläutert, aber auch einen Gedanken in ihm wachgerufen, den er nunmehr in die Wirklichkeit zu übertragen ſuchte. Es war der Bau eines Landhauſes auf einem der vielen herrlichen Punkte in Stuttgarts Umgebung. Der Kronprinz dachte an eine ſchöngelegene, von einem freundlichen Park umgebene wohnliche Villa von edelſten Formen. Alles dies, ja noch unendlich mehr ſteht verkörpert vor uns in dem wunderbar ſchönen Renaiſſancebau, welchen man jetzt die königliche Villa bei Berg nennt. Kaum ſtanden einige Mauern dieſes Baues, ſo trat an die Seite des fürſtlichen Bauherrn ein weiblicher Genius, um in Gemeinſchaft mit ihm ratend und ſorgend den Landſitz zu ſchaffen, wie er jetzt ſtolz und doch warm, dem Menſchengewoge entrückt und doch nahe, das Auge entzückt. Es war dies die ruſſiſche Großfürſtin Olga Nikolajewna.

Die Großfürſtin weilte damals in den Heſperidengärten Siziliens, wohin ſie die leidende Mutter, die Kaiſerin Alexandra Feodorowna, begleitet hatte. Unter den Augen treubeſorgter Eltern hatte ſie eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Ausbildung erhalten, und über das mit Fleiß Erworbene goß — ein reines Geſchenk des Himmels — eine Schönheit, Hoheit und Anmut, wie ſie nach aller Urteil einzig war, ihren verklärenden Lichtglanz aus.

Im Dezember 1845 zog der Kronprinz Karl gen Süden auf die Brautwerbung. Am 18. Januar 1846 gab die edle Umworbene, die ſo manchen fürſtlichen Freier ausgeſchlagen, dem eigenſten Zug des Herzens folgend, unter der freudigſten Zuſtimmung der Eltern dem hohen Werber ihr Jawort.

Außer ihrem hohen Geſchlecht und Namen, ihrer vielgeprieſenen Schönheit, außer dem beſten Erbteil des Elternhauſes, einem warmen Sinn für Familienleben, brachte ſie den Willen mit, in Württemberg ſo zu wirken, wie ihre Tante, die frühvollendete Katherina Paulowna, in dieſem Lande gewirkt und wie einſt eine Württembergerin, ihre Großmutter und ihres Verlobten Großtante, die Kaiſerin Maria Feodorowna, in Rußland gewirkt hatte.

Der 7. Juli, das Geburtsfeſt des Kaiſers, brachte in Peterhof die kirchliche Feier des Verlobungsaktes, der 13. Juli, der Geburtstag der Kaiſerin, das Feſt der Vermählung; die folgenden acht Wochen lebten die Neuvermählten ihrem jungen Hausſtand unter den Augen der ſich in ihrem Glück ſonnenden Eltern. Von tauſend heißen Wünſchen und Gebeten begleitet, zog ſodann das junge Paar ſeines Wegs über Stettin, Berlin, Altenburg, Weimar, Würzburg hinein nach dem Lande, das im Feſtgewand ſeiner harrte.

An einem zauberiſch ſchönen Herbſttag, dem 23. September 1846, hielten die Erwarteten ihren Einzug in Stuttgart unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken und dem tauſendſtimmigen Jubelruf des Volks.

Die Gebete jener Tage ſind nicht unerhört geblieben, ungezählte Segnungen ſind dieſer fürſtlichen Ehe entſprungen. Die Herzensgüte des dereinſtigen Herrſcherpaares, ſeine Leutſeligkeit, ſeine Liebe zu allem Guten und Schönen boten eine Gewähr für künftige ſchöne Zeiten. Das Hungerjahr 1847 war da, bald kamen die Revolutionsjahre und bis weit in die fünfziger Jahre hinein eine Maſſenverarmung, wie ſie das Schwabenland noch nicht erlebt hatte und welche die Thätigkeit aller Liebeskräfte in beſtändigem Atem erhielt. An der Spitze der Helfenden ſtand von jeher und ſo auch jetzt das Königspaar. Mit jugendlicher Energie aber und mit friſcher Schaffensluſt geſellte ſich die neue Schwiegertochter ihnen bei. Der Name Olga wurde ein Zauberwort. Aber die hohe Trägerin des Namens hat ſich nicht damit begnügt, Hilfeſuchende zu unterſtützen und den Armen ihr reiches Almoſen zu geben. Sie wandte ihren Blick und ihre Hand den Anſtalten zu, welche planmäßig der leidenden Menſchheit dienen wollten, ſo namentlich der Stuttgarter Heilanſtalt, welche ſeit 1850 ihren Namen trägt und ein vortrefflich eingerichtetes großes Spital für Kinder und Lehrlinge geworden iſt. Hier wie überall, wo leibliche Not zu lindern, geiſtlicher Verwahrloſung abzuhelfen war, entfaltete die junge Fürſtin eine merkwürdige Gabe der Anregung und der Organiſation; unermüdet entwarf ſie neue Pläne und ſuchte zur Ausführung die geeigneten Hände auf, in die ſie mit Fröhlichkeit die nötigen Mittel legte.

So zog ſie alles näher zum Volk und das Volk näher zu ihr, und die böſen Tage mehr noch als die guten hatten der hohen Frau in kurzer Zeit einen Ehrenplatz in den dankbaren Herzen der Württemberger verſchafft.

Auch an die Thätigkeit des Königsſohnes ſtellte die harte Zeit große Anforderungen. Den 25. Juli 1848 hatte er für den zwei Monate in Meran weilenden König zum erſtenmal die Regierungsgeſchäfte zu übernehmen, in den Tagen ſo gewaltiger Gärung für den fünfundzwanzigjährigen Prinzen keine geringe Aufgabe, welcher ſich der Thronfolger mit großem Takt und Geſchick entledigte. Furchtlos und treu ſtand er inmitten der Sturmflut der Zeit und war auch, als dieſelbe ſich verlaufen, ſtets darauf bedacht, ſeiner Stellung nichts zu vergeben und doch das Drängen Deutſchlands nach neuen politiſchen Lebensformen zu verſtehen. Noch mehrmals hat er in der Folgezeit den König vertreten, während der Abweſenheit desſelben in Nizza im Winter 1858—1859, bei der Krönung des Königs Wilhelm von Preußen zu Königsberg 1861, auf der Verſammlung deutſcher Fürſten in Frankfurt 1863 und ſchließlich während des Vaters letzter Erkrankung vom März 1864 an. Im übrigen aber trat er ſowohl während der mißglückten Verſuche, ein großes deutſches Vaterland zu ſchaffen, als während der darauf folgenden Windſtille politiſch nicht hervor und begnügte ſich damit, die Bedürfniſſe ſeines engeren Vaterlandes immer beſſer kennen zu lernen.

Je ſeltener indes das öffentliche Auftreten des Kronprinzen war, um ſo reicher geſtaltete ſich das Privatleben des hohen Paares innerhalb ſeines eigenen Hauſes und der ihm naheſtehenden Kreiſe. Freundlich ward es den Freunden, freundlich den Muſen geöffnet. Manches junge Talent ging getröſtet, ermuntert hinweg; der ſtrebſame Jünger der Kunſt wußte, daß er bei den hohen Herrſchaften wohlwollende Aufnahme und Förderung finde.

Wie die Künſtler, ſo waren die Männer der Wiſſenſchaft im kronprinzlichen Palais ſtets willkommen. Tübinger und Stuttgarter Profeſſoren hatten von Zeit zu Zeit die Ehre, ſeine Bewohner mit den neueſten Ergebniſſen der Forſchung bekannt zu machen. Für die ernſteren Beſtrebungen aber bildeten dilettantiſche Aufführungen, muſikaliſche Produktionen und ſceniſche Spiele den heitern Hintergrund.

Achtzehn Jahre gingen ſo ins Land; des Hauſes Herr und Herrin hatten ſich der Mittagshöhe des Lebens genähert, als unter dem Wetterleuchten einer neuen Zeit König Wilhelm dahinſchied. Am 25. Juni 1864 beſtieg König Karl den Thron.

So groß ihm auch das Vorbild des Vaters vor Augen ſtand, er ſelbſt hatte einem andern Geſchlechte zu dienen; die ihm geſtellte Aufgabe war, neben der Pflege jedes Glieds und jedes Gebiets des württembergiſchen Staats zu ſehen, wie derſelbe in einer weltgeſchichtlichen Kriſis ſich in das Ganze der geeinigten Nation einordnen laſſe.

In einer Anſprache an ſein Volk, in der Thronrede an die Stände, bei der Beantwortung einer Adreſſe ſeiner Reſidenz klangen überall die Worte durch: „In allen Meinen Handlungen ſoll Mich nur Ein Gedanke leiten, der Gedanke an das Wohl Meines Landes und das Wohl des geſamten deutſchen Vaterlandes."

Die Worte Seiner Majeſtät fanden einen begeiſterten Widerhall in den Herzen des württembergiſchen Volkes. Davon konnte der König ſich überzeugen, als er in der erſten Zeit ſeiner Regierung, zum Teil begleitet von ſeiner königlichen Gemahlin, alle bedeutenderen Städte des Königreichs mit ſeinem Beſuche beehrte.

Wohl war es nötig, daß Fürſt und Volk furchtlos und treu zu einander ſtanden. Die Tage des Friedens, den Württemberg ſeit mehr denn fünfzig Jahren genoſſen, waren gezählt. Im Jahre 1866 hatte man den Bruderkrieg.

Das königliche Reſidenzſchloß in Stuttgart von der Gartenſeite.

Dröhnender und raſcher hat ſich der Donnergang der Entſcheidung in einer rein deutſchen Frage nie vollzogen: am 3. Juli fielen die eiſernen Würfel über das Los Oeſterreichs und Deutſchlands; aber nur widerſtrebend fügte ſich der zähe Sinn der Schwaben in die neue Lage, die ſie gar nicht erwartet hatten. Dem Gefecht bei Tauberbiſchofsheim vom 24. Juli 1866 folgte die Beſetzung der nordöſtlichen Landesteile durch die Preußen und ſchließlich der Friede.

Die Demütigung gereichte dem Lande zum Heil, auch das Blut ſeiner tapferen Söhne war nicht umſonſt gefloſſen. Das Ergebnis, daß unſere Bundesarmee einem fremden Feind gegenüber ſich nicht bewährt haben würde, lag unwiderſprechlich vor. Die königliche Regierung hatte nur Einen Weg. Sie „erkannte es mit den Regierungen der Nachbarländer als ein nationales Bedürfnis, die Wehrkräfte ihres Gebietes ſo zu organiſiren, daß ſie zu achtunggebietender gemeinſamer Aktion befähigt würden", und einigte ſich mit denſelben „zu möglichſter Erhöhung ihrer Militärkräfte unter einer den Prinzipien der preußiſchen nachgebildeten Wehrverfaſſung, welche ſie zur Wahrung der nationalen Integrität in Gemeinſchaft mit dem übrigen Deutſchland geeignet machte."

Die der politiſchen wie der volkswirtſchaftlichen Wohlfahrt der Nation dienenden Verträge, das Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen und der mit dieſem Bündnis ſtehende und fallende Zollvereinsvertrag, fanden im Herbſt des Jahres 1867 die Zuſtimmung der Stände. Aber der nationale Gedanke eines neuen Deutſchlands unter der Führung Preußens hatte noch ſo wenig Vertreter im Volke, daß in das erſte Zollparlament, welches im April 1868 in Berlin zuſammentrat, nicht ein Kandidat der nationalen Partei gewählt wurde.

Die Annäherung an den Nordbund vollzog ſich indeſſen immer deutlicher. Auf militäriſchem Gebiete war ſie bald eine vollendete Thatſache. Württembergiſche Offiziere gingen in preußiſche Garniſonen, um von der erprobten Kriegführung zu lernen. Der württembergiſche Prinz-Thronfolger, welcher Zeuge des Gefechts von Tauberbiſchofsheim geweſen, wurde nach Beendigung ſeiner akademiſchen Studien von Tübingen nach Berlin geſchickt und trat in die preußiſche Garde. Aber auch perſönliche Annäherungen der Staatshäupter blieben nicht aus. Im Oktober 1867 beſuchte König Karl den Oheim ſeiner Gemahlin, König Wilhelm, auf der lieblichen Mainau und empfing deſſen Gegenbeſuch in Friedrichshafen.

Die folgenden Jahre boten Fürſt und Volk reichliche Gelegenheit, aus der vielfach noch unerquicklichen und verworrenen Gegenwart ſich in die Zeit zu retten und zu verſenken, da Württemberg unter dem Scepter von Herrſchern, die gleichfalls eine ſchwere Schule durchgemacht hatten, das Morgenrot beſſerer Tage aufging. Bei einer Reihe von Gedächtnisfeiern der Schöpfungen König Wilhelms und ſeiner Gemahlin zeigte ſich die ganze Innigkeit des Verhältniſſes zwiſchen dem Königshaus und ſeinem Württemberger Land.

Beſonders feierlich aber wurde 1869 von Hof und Land der dreihundertjährige Todestag des Fürſten begangen, welcher neben Eberhard im Bart die Zierde und der Stolz Württembergs iſt und welchen König Karl ſelbſt aufs höchſte verehrt: Herzog Chriſtoph.

Wie Seine Majeſtät dem erſten Herzog von Württemberg in dem königlichen Park ein höchſt volksbeliebtes Denkmal geſetzt hat — „Eberhard, der reichſte Fürſt“, im Schoße eines Hirten ſchlafend — ſo hat er durch dieſelbe Künſtlerhand (Paul Müller) ein prachtvolles Standbild des Herzogs Chriſtoph ausführen und dasſelbe zu den Füßen der dem König Wilhelm errichteten Jubiläumsſäule auf dem Schloßplatz aufſtellen laſſen. Es iſt ſein Geſchenk an Stadt und Land zur Erinnerung an ſein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum, eine ſinnvolle Widmung und lebensvolle Mahnung an jene beſonnene Weisheit, milde Frömmigkeit und ſtrenge Gerechtigkeit, welche Reiche baut und erhält.

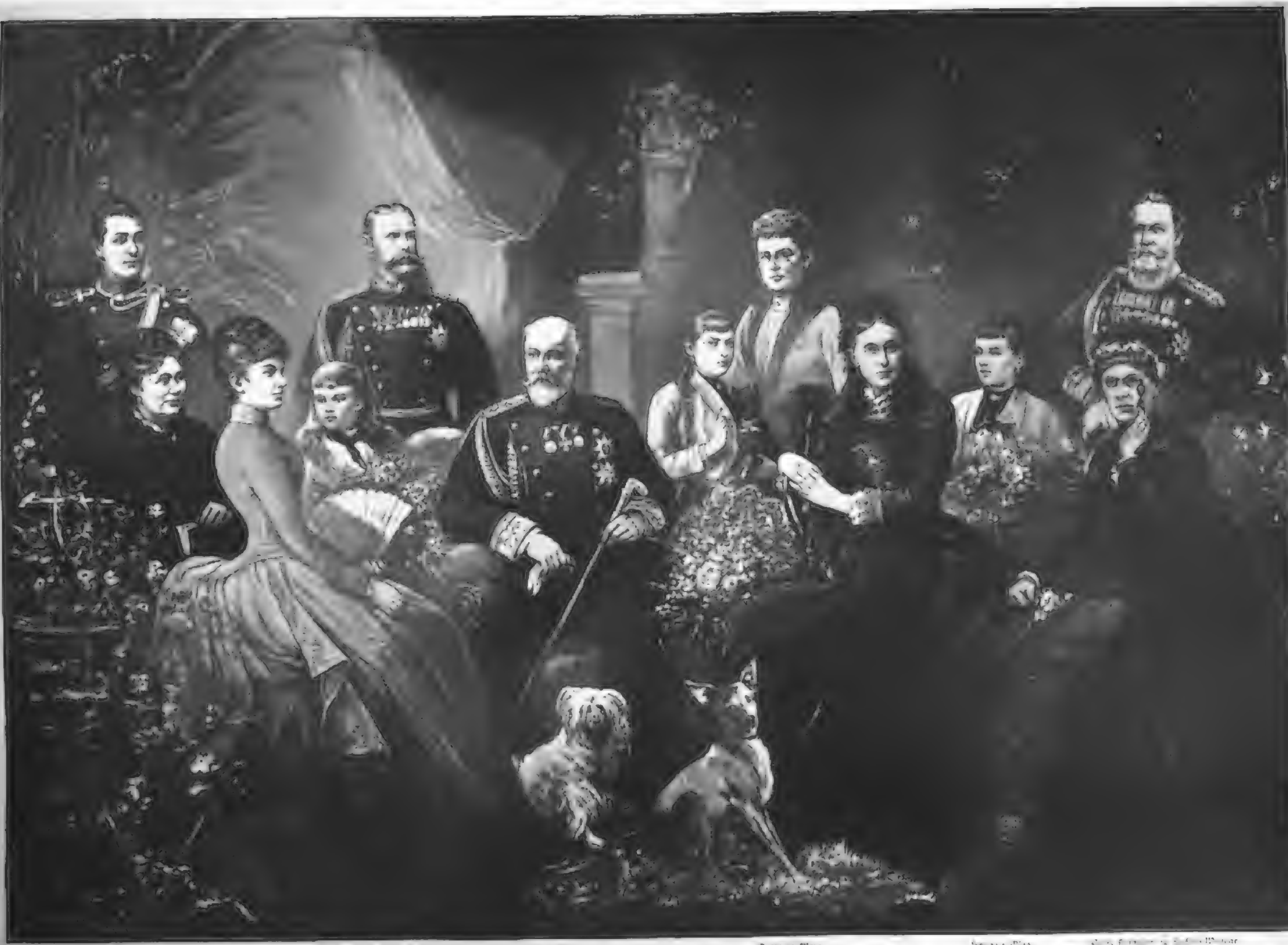
Bei allen jenen Gedächtnisfeiern wie bei ſeinen ſonſtigen Regierungshandlungen zeigte ſich der König als ein Mann, deſſen königliches Wort treu war und lauter wie Gold. Er „ehrte, was Wilhelms Geiſt geſchaffen, pflegte ſeine Werke, beobachtete insbeſondere getreu die Verfaſſung des Landes“. Es war deshalb keine leere Zeremonie, als am 25. September 1869 die Feier des fünfzigjährigen Beſtehens dieſer Verfaſſung von dem König, von den Ständen, von der Reſidenz, vom ganzen Lande feſtlich begangen wurde. Es war der harmoniſch ausklingende Schluß der erſten Regierungsperiode des Königs, der ſeine und ſeines Volkes Gefühle beim Rückblick auf die Vergangenheit und beim Ausblick auf die Zukunft in dem von ihm ſelbſt für die kirchliche Feier der Verfaſſung gewählten Text zuſammenfaßte: „Die Frucht der Gerechtigkeit wird geſäet im Frieden denen, die den Frieden halten.“

Bebenhauſen, Landſitz des Königs Karl von Württemberg.

Das Jahr 1870 ſollte indeſſen lehren, daß auch „der Frömmſte nicht im Frieden bleiben kann, wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt“. Aber die gemeinſame Gefahr fand auch die deutſchen Staaten und Stämme zu einmütiger Abwehr bereit und entſchloſſen. In Württemberg insbeſondere erlahmte und verſtummte mit einemmale jede Oppoſition vor dem mächtig erwachten, bald aufs höchſte ſich ſteigernden Nationalgefühl. Die Begeiſterung wuchs, als Seine Majeſtät den Oberbefehl über die württembergiſche Truppenmacht an den König von Preußen übertrug, welcher dieſelbe der dritten Armee unter dem Oberkommando des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zuteilte und den General von Obernitz zum Corpskommandanten ernannte; ſie wurde zum Jubel, als der Kronprinz von Preußen ſelbſt am 28. Juli in Stuttgart eintraf.

Niemals zuvor hatte Württemberg eine größere Truppenmacht ins Feld geſtellt; nie hat eine württembergiſche Armee an größeren Kriegsthaten ruhmvolleren Anteil genommen. Schon am 6. Auguſt kämpften württembergiſche Truppen in der ſiegreichen erſten größern Schlacht des ganzen Krieges bei Wörth. Die Kämpfe aber, welche infolge eines großen Ausfalle der an Streitkräften weit überlegenen Pariſer Armee gegen die Stellungen der Württemberger am 30. November in der Linie Coeuilly-Villiers und beim Mont Mesly, am 2. Dezember in der Linie Champigny-Brie geführt wurden, ſind die blutigſten und opferſchwerſten, aber auch die glänzendſten und entſcheidendſten Tage, welche die Kriegsgeſchichte des Landes kennt. Der

Der Schloßplatz in Stuttgart mit dem königlichen Reſidenzſchloß.



Die württembergiſche Königsfamilie. Originalzeichnung von Theodor Volz.

oberſte Kriegsherr ſelbſt wünſchte dem König aufs herzlichſte zu der glänzenden Tapferkeit der württembergiſchen Truppen Glück.

Unermüdlich in der Arbeit für die Verwundeten und Kranken war in jener Zeit vor allem die Königin Olga. An der Spitze des Vereins unter dem roten Kreuz im weißen Feld, des ſchon 1866 von ihr gegründeten Sanitätsvereins, hat ſie damals Tauſende von Männern und Frauen zur regſten Liebesthätigkeit vereinigt. Dankbar ehrte das ganze Land, dankbar der eigene Gemahl den echt königlichen, den echt weiblichen Sinn der hohen Frau: am 27. Juni 1871 ſtiftete Seine Majeſtät „zum Gedächtnis der nach dem Vorbild der Königin Olga während des Krieges von 1870/71 bethätigten freiwilligen aufopfernden Nächſtenliebe“ den Olgaorden und beſtimmte denſelben „zur Anerkennung beſonderer Verdienſte von Männern, Frauen oder Jungfrauen auf dem Feld der freiwillig helfenden Liebe im Krieg oder Frieden.“

Bewußt oder unbewußt, offen oder geheim war ſeit dem Regierungsantritt des Königs Karl die „deutſche Frage“ ſo ſehr in den Vordergrund auch der innern Politik getreten, daß das Stehen oder Fallen der höchſten Räte der Krone von ihrer Stellung zu dieſer Frage abhing. Bald nach Beginn des Kriegs trat der letzte der Miniſter, welche von 1864 an dem nationalen Gedanken nicht volle Rechnung getragen hatten, ab. Im Oktober 1870 ſprach die königliche Regierung es aus, daß der jetzige Zuſtand unhaltbar geworden und der König als deutſcher Fürſt bereit und entſchloſſen ſei, diejenigen Opfer zu bringen, ohne welche eine Einigung Deutſchlands nicht vollzogen werden könne. Am 25. November wurde ein Vertrag zur engern Einigung Württembergs mit dem Nordbund geſchloſſen, in welchem König Karl ſich die Ernennung der Offiziere, ſowie die beſondere Verwaltung der Verkehrsanſtalten vorbehielt. Noch ehe das Jahr zur Rüſte ging, ſtimmten die neugewählten Kammern den Verträgen von Verſailles und Berlin zu, und am 1. Januar 1871 trat das Königreich als Bundesglied in das neue Deutſche Reich ein. Nun forderten König Karl und Ludwig II. von Bayern in eigenhändigen Schreiben den König von Preußen zur Annahme der Kaiſerwürde auf, und am 18. Januar 1871 wurde Wilhelm im Schloß zu Verſailles feierlich zum Deutſchen Kaiſer erklärt.

Außer der koſtbarſten Gabe, dem geeinigten Deutſchland, brachte das glorreiche Jahr 1871 dem Württemberger Königshaus und Land das Jubiläum eines Bundes, der einſt als ein Stern des Segens über Haus und Land aufgegangen war: die Feier der ſilbernen Hochzeit des Königspaars. Den fünfundzwanzigſten Jahrestag dieſer Ehe, den 13. Juli 1871, feierte das hohe Jubelpaar im ſtillen Familienkreiſe an ſeinem Sommeraufenthalt im Schloſſe Friedrichshafen. Und wo hätte ſich auch ein wonnigerer Platz zu ſolch intimer Feier finden laſſen! König Karl hat, von der Villa bei Berg abgeſehen, zu den ſchon vorhandenen Luſtſchlöſſern und koſtbaren Bauten der Väter keine weiteren hinzugefügt; aber was er neu eingerichtet hat, zeugt von dem feinen Geſchmack eines kunſtverſtändigen und für landſchaftliche Reize empfänglichen Fürſten. So ſchuf er ſich aus dem alten Ciſterzienſerkloſter Bebenhauſen inmitten des Forſts ſeiner jagdfrohen Ahnen ein Tuſkulanum, das ſeinesgleichen ſucht und in welchem er ſeinen Gäſten gegenüber mit vollendeter Liebenswürdigkeit den Wirt macht. Die Perle von allem iſt aber doch Friedrichshafen, urſprünglich gleichfalls eine klöſterliche Niederlaſſung, aber von König Karl und ſeiner hohen Gemahlin zu einem nach außen anſpruchsloſen, im Innern höchſt wohnlich eingerichteten, mit Kunſtſchätzen aller Art angefüllten „Schloß am Meer“ umgewandelt.

Mehr Glanz und Freude als in jenen Jubiläumstagen hat Friedrichshafen nie geſehen. Noch lebte, hochverehrt von allen, das ehrwürdige mütterliche [illegible] Königin Pauline, und mit ihren Gebeten [illegible] Wünſche der anderen [illegible]

Verwandten der geliebte Bruder der Königin, Kaiſer Alexander ſamt der Kaiſerin Marie, der Sohn und der Bruder des Kaiſers, die Großfürſten Alexis und Konſtantin, ferner der Großherzog von Sachſen-Weimar, Prinz Alexander von Heſſen, der Bruder der Kaiſerin, Landgraf Friedrich von Heſſen, des Königs Schwager, und Prinz Alexander der Niederlande, der Neffe des Königs. Noch mehr! Auch das Kind fehlte dem glücklichen Hauſe nicht: in ihrer Nichte, der Großfürſtin Wera Konſtantinowna hatte die Königin ſich und dem Gemahl eine Tochter erzogen, welche, nunmehr zur erſten Jugendblüte herangereift, den auf der Mittagshöhe des Daſeins Stehenden ein Troſt für den Abend des Lebens zu werden verſprach.

Die Tage vom 22. bis 25. September, an welchen der Einzug des kronprinzlichen Paares ins Land zum fünfundzwanzigſtenmale ſich jährte, zeigte den nach Stuttgart zurückgekehrten Majeſtäten, wie hoch das Land, wie hoch die Hauptſtadt die Wohlthaten zu ſchätzen wußte, die ihnen aus ihrer glücklichen Verbindung zugefloſſen waren. Feſtball, Empfang zahlreicher Deputationen und des diplomatiſchen Corps, Galatafel, Fackelzug, Feſttheater und Feſtbankett, der Jubelruf eines ganzen Volks beim fünfzigſten landwirtſchaftlichen Hauptfeſt in Cannſtatt — das waren die ſichtbaren und lauten Kundgebungen der Freude und der Dankbarkeit, alle wohlangebracht und treu gemeint.

Wie der König durch einen umfaſſenden Gnadenakt gegen Gefangene, Verurteilte und Angeklagte, ſo bezeichnete die Königin durch die „Karl-Olga-Stiftung“ den Tag ihrer ſilbernen Hochzeit: ein Kapital von 180,000 Mark, aus ihrer Privatſchatulle geſpendet, liefert ſeitdem die Mittel zu 31 jährlichen Präbenden für unverheiratete unbemittelte Töchter von verſtorbenen verdienten Beamten des Königreichs.

Nach der Erſtehung des Reichs war es Frühling geworden in Deutſchland, in Württemberg; aber der Frühling rief alle Kräfte auf den Plan zu erneuter, zu vermehrter Thätigkeit. Ein unabläſſiges Ringen auf allen Gebieten des öffentlichen und ſozialen, des kirchlichen und politiſchen, des gewerblichen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Lebens iſt die Signatur des neuen Reichs geworden, und an dieſer angeſtrengten Arbeit und dieſem friedlichen Wettkampf hat Württemberg in den letzten achtzehn Jahren einen ſo hervorragenden Anteil genommen, daß, wer vor dieſer Zeit das Land verlaſſen hätte, ſich auf dem alten Boden kaum zurecht finden würde, ja, daß es ſelbſt dem, welcher alles miterlebt hat, ſchwer wird, in kurzem Rahmen einen Ueberblick über die Geſchichte des Landes zu geben oder ein völlig zutreffendes Bild von demſelben zu entwerfen. Neue Fortſchritte freilich bringen immer auch neue eigentümliche Gefahren, Kriſen, Nachteile, und an dieſen hat es dem neuen Reich und dem neuen Württemberg nicht gefehlt. Wenn es ſich aber darum handelt, die Zeit, in der wir leben, zu charakteriſiren, ſo dürfen wir ihr das Zeugnis ausſtellen: Sie iſt keine zerſtörende, ſondern eine bauende; ſie iſt nicht trunken von ihren Erfolgen, ſie huldigt aber einem beſonnenen Fortſchritt.

Zuerſt und vor allem gilt dies von derjenigen ſtaatlichen Einrichtung, welcher wir neben der Kunſt einer überlegenen Diplomatie das neue Reich und ſeine geſicherte Friedensſtellung verdanken, dem Heer. Sofort nach dem Krieg mußte das Zündnadelgewehr, dem Preußen ſeit 1864 ſo viel verdankte, einem von einem Württemberger, Wilhelm Mauſer, erfundenen Syſtem, dem „Infanteriegewehr M./71“, weichen; aber weder dieſem noch dem von Wilhelm Mauſer und ſeinem Bruder Paul erſtellten Magazingewehr mit Schaftmagazin gehört die Zukunft. Unaufhörlich wird an der Bewaffnung, Ausrüſtung, Verpflegung, Ausbildung der Truppen gearbeitet und verbeſſert in einer Weiſe, wie man dies früher gar nicht für möglich gehalten hätte, und Württemberg, die Geburtsſtätte des neuen Schießgewehrs, bleibt hierin hinter den anderen Staaten Deutſchlands nicht zurück; neben das Gewehr hat die Rott[illegible] Pulverfabrik vorzügliche [illegible]

leiſten vermag, das hat des Heeres oberſter Kriegsherr im Jahre 1876 freudig anerkannt, als er zum erſtenmal nach dem Krieg im Geleite vieler Fürſtlichkeiten und Heerführer den Kriegsübungen des XIII. Armeecorps anwohnte.

Der überall waltende Geiſt des Pflichtgefühls, die Erkenntnis von der Schulung in jeglicher Mannestugend, die Verbreitung der Garniſonen über alle Landesgegenden (außer den alten Garniſonsſtädten Stuttgart, Ulm und Ludwigsburg findet ſich ſeit 1868 in Mergentheim, Gmünd und Weingarten, ſeit 1874 in Tübingen, ſeit 1883 in Heilbronn eine Garniſon), die ſchöne Pflege der Kameradſchaftlichkeit in den Kriegervereinen, die über das ganze Land verbreitet ſind und in dem Schwager des Königs, dem Prinzen Hermann von Sachſen-Weimar, einen höchſt leutſeligen und rührigen Protektor haben, die jährlichen Kriegsübungen, dies alles hat unter der Regierung des Königs Karl das Heer und „das Dienen“ raſch populär gemacht.

Wie ſchön das Verhältnis zwiſchen dem Heer und der Bevölkerung ſich geſtaltet hat, das beweiſen nicht nur die ehrenden Worte des kommandirenden Generals nach den jährlichen Uebungen: ein vollwichtiges und köſtliches Zeugnis aus nichtwürttembergiſchem Munde beſitzt die Stadt Stuttgart in jener Zuſchrift des in den Ruheſtand tretenden Oberſtkommandirenden, des Generals von Schachtmeyer, an den Oberbürgermeiſter der Reſidenz, vom 27. Mai 1886, worin es unter anderem heißt: „Was ich in meinem Corpsbefehl vom 18. d. M. von dem ganzen mir lieb und teuer gewordenen württembergiſchen Volke geſagt habe (ich nehme mit mir das Gefühl einer auf die größte Hochachtung begründeten Zuneigung für den tüchtigen, edlen deutſchen Volksſtamm, in deſſen Mitte ich ſo viel Gutes geſehen und Freundliches erfahren, und in deſſen Söhnen ich ſtets ein ſo hohes Pflichtgefühl und einen ſo vorzüglichen militäriſchen Geiſt gefunden habe), findet eine beſonders ſtarke Betonung für die Stadt, in welcher ich ſo ſchöne Jahre verlebt habe. Ich werde die Erinnerung daran als die Grundlage meines Glaubens an eine große und glückliche Zukunft unſeres Geſamtvaterlandes, deſſen Wohl mir über alles geht, und das Gedeihen ſeiner einzelnen Teile mit in mein Grab nehmen. Man hat ſich früher nicht gekannt. Man überſah, weil man an kleinen, unbedeutenden Verſchiedenheiten Anſtoß nahm, das überwiegend vorhandene Gemeinſchaftliche auf dem wichtigſten Gebiete, dem des Sittlichen, welches alle Kultur tragen muß, wenn dieſelbe ſegenbringend für die Menſchheit ſein ſoll. Da das Eis aber gebrochen iſt, ſo nimmt es nicht wunder, daß gerade in dieſem ſchönen und an großen Erinnerungen reichen Lande, der Wiege der Hohenſtaufen und Hohenzollern und ſo vieler Helden des Gedankens, klar erkannt worden iſt, daß das Leben des Einzelnen nur durch den Schutz, den ihm das Ganze gewährt, geſichert iſt und daß das Wohl und die Kraft des Ganzen die Summe des Wohles und der Kraft der Glieder iſt.“

Zum „Schutz, den das Ganze dem Einzelnen gewährt“, gehört indes nicht allein die Verteidigung des heimatlichen Bodens und der äußeren Lebensgüter zur Zeit des Kriegs, ſondern auch die Feſtſtellung und Handhabung jener Wohlordnung, in deren Frieden allein alle Kräfte der Einzelnen ſich bethätigen können, alſo des Geſetzes, des Rechts, der Staatsverwaltung. An Umfang und Wichtigkeit der geſetzgeberiſchen Thätigkeit kann ſich keine vorhergehende Regierungsperiode, auch die des Herzogs Chriſtoph und des Königs Wilhelm nicht, mit der Regierung des Königs Karl meſſen. Handelte es ſich doch hier außer den durch eine gänzlich veränderte Zeitlage gebotenen neuen Landesgeſetzen um das Einleben in eine höhere, die [illegible] Mehrzahl der deutſchen Stämme [illegible] nung gemeinſamer Geſetzgebung, [illegible] vereine und Münzkonventionen, [illegible]

Telegraphenweſen, Militär und Marine, Medizinal- und Veterinärpolizei, Preſſe und Vereinsweſen, Gerichtsverfaſſung und Preßordnung brachten ſo viel Neues auch nach Württemberg, daß die ganze Phyſiognomie des öffentlichen Lebens weſentlich umgeſtaltet und auch die alten Landesgeſetze vielfach verändert und überholt wurden.

Aber auch auf dem Gebiet der Landesgeſetzgebung bezeichnet der Regierungsantritt des Königs Karl den Beginn einer regeren Thätigkeit und den Einzug eines freieren Geiſtes. Man nannte es geradezu eine politiſche That, als am 24. Dezember 1864 aus der eigenſten Initiative der königlichen Regierung heraus die vom Bundestag veranlaßten beſchränkenden beſonderen Verordnungen über Vereinsweſen und Preſſe einfach außer Wirkung geſetzt wurden. Die ſtaatsbürgerliche Gleichſtellung der Juden erfolgte in demſelben Jahr, ebenſo brachte dasſelbe das direkte allgemeine Stimmrecht mit geheimer Stimmgebung. In der Folge ſtieg die Zahl der auf dem Gebiet der Rechtspflege, der innern Verwaltung, der Kirche und Schule, der Finanzen verabſchiedeten Geſetze in die Hunderte, ſo daß die Menge neuer Beſtimmungen und Organiſationen für die Zeitgenoſſen faſt unbehaglich wurde.

Nicht alles Neue hat gute Früchte getragen. Im großen ganzen aber ſind die Veränderungen Verbeſſerungen geweſen, und um der Gleichheit mit dem übrigen Deutſchland willen läßt man ſelbſt vom Altgewohnten und Altbewährten vieles gern fahren, allerdings nur, wo es zum beſten des großen Ganzen nötig iſt; denn darin iſt der Schwabe auch unter König Karl nicht anders geworden: er hängt zähe an ſeinem „alten guten Recht“ und läßt ſchwer von eigentümlichen Einrichtungen und Grundſätzen, bei denen er aufgewachſen iſt und in die er ſich eingelebt hat.

Württemberg war von jeher ein Land der Schulen. Unter König Karl aber haben ſich, neben dem bedeutenden Aufwand für zahlreiche Bauten ꝛc., die jährlichen Ausgaben für das Kirchen- und Schulweſen von 3,800,000 Mark (1864) auf 8,170,297 Mark (1889) erhöht.

Das königliche Schloß in Friedrichshafen.

Beſonders groß war die Sorgfalt, welche die königliche Regierung dem Volksſchulweſen zuwandte, aber ebenſo wohlwollend zeigte ſie ſich auf einem Gebiet, das der Staat bisher faſt ausſchließlich der Privatunternehmung überlaſſen hatte: wir meinen die Anſtalten für Bildung und Fortbildung des weiblichen Geſchlechts, unter denen wir das 1874 in Stuttgart errichtete höhere Lehrerinnenſeminar beſonders hervorheben möchten. Neben den Töchterſchulen haben ſich auf dem Gebiet des gewerblichen Fortbildungsweſens die Frauenarbeitsſchulen (erſte 1866 in Reutlingen) eine beachtenswerte Stellung errungen; eine Schöpfung der letzten Jahre ſind die landwirtſchaftlichen Haushaltungsſchulen.

Einzig in ihrer Art und längere Zeit Muſter für gleiche oder ähnliche Anſtalten in anderen Ländern waren die von König Wilhelm in klarer und richtiger Erkenntnis der Bedürfniſſe der Zeit gegründeten landwirtſchaftlichen und gewerblichen Fortbildungsſchulen. Auch ſie haben im Laufe der letzten Jahrzehnte eine ſorgſame Pflege, Vertiefung und Erweiterung erfahren und reichliche Früchte getragen. Im Jahr 1869 erfolgte eine neue Gründung, die Kunſtgewerbeſchule, die ebenfalls raſch emporblühte.

Schon auf der zweiten Pariſer Weltausſtellung (1867) zeigten ſich die Früchte des ausgeſtreuten Samens, und mit einem gewiſſen frohen Staunen lernten die Württemberger auf den gewerblichen und landwirtſchaftlichen Ausſtellungen einzelner Städte des Landes die ſchönen Leiſtungen und Fortſchritte ihres Gewerbefleißes erſt kennen. Die württembergiſche Induſtrie mit ihrem ſie vorbereitenden und begleitenden Unterricht erntete zum erſtenmal 1872 bei der polytechniſchen Ausſtellung in Moskau, an der ſich Württembergs Gewerbe und Schulen zahlreich beteiligten, ſowie bei der von allen Zeichenſchulen des Landes beſchickten kunſtgewerblichen Schulausſtellung im königlichen Orangeriegebäude in Stuttgart, endlich bei der 1873 von 551 Ausſtellern, darunter den Unterrichtsanſtalten, beſchickten Wiener Weltausſtellung Ehren und Anerkennungen die Fülle, ja die Bewunderung der Kenner des Inlandes und Auslandes. Das vollſtändigſte und glänzendſte Bild indes von der Höhe, zu welcher die induſtrielle Thätigkeit und Leiſtungsfähigkeit des württembergiſchen Gewerbeſtandes ſich emporgeſchwungen, und zugleich das vollgiltigſte und ehrenvollſte Zeugnis für den Erfolg der unabläſſigen Bemühungen der Staatsregierung, den Jüngern und Meiſtern des Gewerbes alle Mittel zur beruflichen Ausbildung und Vervollkommnung an die Hand zu geben, bot die in jeder Hinſicht gelungene württembergiſche Landesgewerbeausſtellung vom Jahre 1881 in Stuttgart.

Dem Einheimiſchen und dem Fremden zeigte dieſe Landesgewerbeausſtellung, daß das Württemberg des Königs Karl auf all den vielen Gebieten des Handwerks, des Großgewerbs, der mit der Kunſt ſich berührenden Induſtrie ſich ſehen laſſen kann, daß es in verſchiedenen Zweigen, wie im Maſchinenbau mit ſeiner überraſchenden Spezialitätenentwicklung, in der Webeinduſtrie, der Möbel- und Pianofortefabrikation, der Chemikalienerzeugung, den polygraphiſchen Gewerben vollſtändig auf der Höhe der Zeit ſteht und die Konkurrenz auf dem Weltmarkt nicht zu ſcheuen hat.

Als die blühendſten Induſtriezweige erſchienen überhaupt diejenigen, in welchen ſich der Tüchtigkeit der techniſchen Ausführung ein geiſtiges Moment beigeſellt, namentlich alſo der Buchhandel, der älteſte Stolz des gewerblichen Stuttgart, und im Gefolge dieſes Handels die dienenden Schweſtern, der Bücherdruck, die mannigfaltige Technik der vervielfältigenden Künſte. Kein Wunder, daß auch der diesjährige Jubiläumsmonat durch eine großartige „Graphiſche Ausſtellung“ verherrlicht wird!

Neben zahlloſen dem täglichen Gebrauch, dem Genuß, der Verſchönerung des Lebens dienenden Gegenſtänden bargen indes die Ausſtellungsräume die Pläne zu einem Werke, das einzig in der Welt daſtand und die Bewunderung der Menſchenfreunde und der Ingenieure gleich ſehr erregte, weil es einem großen Teil der Bewohner Württembergs in vorzüglicher Menge und Güte das zuführte, was ihnen jahrhundertelang gefehlt hatte und was doch nach des griechiſchen Dichters Spruch das Beſte iſt: das Waſſer. Waſſerarm, ja zu gewiſſen Zeiten waſſerlos mußten viele Orte des ſchwäbiſchen Jura ſich entweder mit dem in Gruben geſammelten Waſſer begnügen oder mit unendlicher Mühe die ſchöne klare Gottesgabe aus dem Thal für Menſch und Vieh heraufführen. Dieſem Mangel hat das großartige, von dem vor wenig Wochen aus dem Leben geſchiedenen Baudirektor Dr. Ehmann ausgeführte und von dem König Karl immer mit beſonderer Teilnahme verfolgte Werk der Albwaſſerverſorgung abgeholfen. Durch mächtige mittelſt Elementarkraft betriebene Pumpwerkanlagen wurden von den in einzelnen Thälern entſpringenden reichlichen Quellen die erforderlichen Waſſermengen nach den Hochflächen der Alb und von vielen Hochbehältern den einzelnen Ortſchaften unter natürlichem Gefälle zugeleitet. Vom Jahr 1870 bis zum Jahr 1888 wurden ſo in 11 Gruppen 123 Gemeinden, Teilgemeinden und Höfe mit rund 47,000 Einwohnern nachhaltig und reichlich mit dem ſeit Menſchengedenken dort entbehrten erſten Lebenselemente verſehen. Ueber ſechs Millionen Mark ſind für dieſe Einrichtung ausgegeben worden, eine Summe, für die zwar die Albgemeinden ſelbſt in erſter Linie aufzukommen hatten, an der aber der Staat ſich mit anderthalb Millionen Mark beteiligte.

Wer von der Landesgewerbeausſtellung heraustrat, dem erzählten die nächſten Nachbarn derſelben, das Polytechnikum, die Baugewerkſchule, das Realgymnaſium, die Garniſonskirche von einem reicher als früher entwickelten Leben der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Kirche, von einer Freigebigkeit, welche Lehrenden und Hörenden die Stätten der Zuſammenkunft auf das würdigſte ausſtattet.

Der Fremde, der Stuttgart längere Zeit nicht geſehen, ſtaunt über die ſolide und ſtilvolle Pracht der Privathäuſer, den Glanz der Läden, den Reichtum der Gärten, die Menge ſchöner und leicht zugänglich gemachter Ausſichtspunkte, die Büſten und Statuen auf Plätzen und mitten im Grün der Anlagen, über die Leiſtungen der Kunſtvereine bei Ausſtellungen, Koſtümfeſten, Muſikfeſten, Aufzügen, über die Gediegenheit und Fülle der öffentlichen Sammlungen von Kunſtwerken, Büchern, Altertümern, Gewerbemuſtern, vor allem aber über die Monumentalbauten, in welchen die Schätze und Verwaltungszweige des Staats untergebracht ſind und die zu den alten natürlichen Reizen der Stadt und ihrer Umgebung nun auch die Anmut und Würde der Kunſt gefügt haben.

Dieſelbe Milde wie gegen die Kunſt zeigten Regierung und Stände des Königreichs auch gegen die Wiſſenſchaft. Namentlich die Stätte, wo dieſelbe ihren Hauptſitz aufgeſchlagen hat, die alma mater Tübingen, hat, wie vielleicht keine andere Anſtalt, unter dem Scepter König Karls eine große Bereicherung ihrer Mittel und eine raſche Zunahme ihrer akademiſchen Bürger erfahren. Sie hat aber auch unter demſelben Scepter einen unvergleichlichen Ruhmestag erlebt: ihr vierhundertjähriges Jubiläum, verherrlicht durch die Anweſenheit Ihrer königlichen Majeſtäten und des Prinzen-Thronfolgers Wilhelm (Auguſt 1877).

Zu dem Ruhmeskranz, den König Karls Regierung ſich geflochten, ſpenden Heer und Schule, Wiſſenſchaft und Kunſt, Landwirtſchaft und Gewerbe die Fülle ihrer Gaben; aber auch die Gebiete des öffentlichen Lebens verdienen eine ehrenvolle Erwähnung, welche die durch eine reichgeſegnete Arbeit gewonnenen Güter entweder vermitteln oder wertvoller machen, ſei es, daß ſie Handel und Verkehr erleichtern, ſei es, daß ſie den Menſchen auf eine ſittliche und religiöſe Höhe heben, wo Güter erſt wahrhaft gut ſind. Im Jahr 1864 betrug die Länge der württembergiſchen Staatseiſenbahnen 530 Kilometer, ſie beträgt jetzt nach fünfundzwanzig Jahren 1569 Kilometer. Selbſt auf dieſem Gebiet indes, wo doch Württemberg eben mit der Geſamtentwicklung Deutſchlands und ſeiner Nachbarländer gleichen Schritt halten mußte, kann es auf Einrichtungen und Schöpfungen hinweiſen, welche, vom humanen Geiſt der Regierung zeugend, ihresgleichen nicht allerorten haben.

Wer von Norden her dem Stuttgarter Bahnhof ſich nähert, ſieht eine eigenartige Kolonie anmutig gebauter, zum Teil impoſanter Häuſer, durchſchnitten von reinlichen Straßen, den Hügel hinanklettern. Es iſt das ſogenannte „Poſtdörfle“, ein Stück praktiſcher Löſung der ſozialen Frage: in dieſen ſchönen, luftigen Wohnungen, denen als Zugabe weder eine große Bad- und Waſchanſtalt noch eine Speiſeanſtalt noch eine Schule fehlt, wohnen die zahlreichen Unterbedienſteten der württembergiſchen Verkehrsanſtalten, welche in der Stadt ſelbſt den Mietzins nicht leicht erſchwingen könnten.

Reich an Wohlthätigkeitsanſtalten iſt Württemberg ſchon lange geweſen, reicher iſt es noch geworden.

Am wenigſten hat die Freude am Geben und Helfen da abgenommen, wohin man am meiſten um Gaben und Hilfe ſich wendet, am Throne, in dem teuren Königshauſe. Seine Majeſtät iſt ein treuer Sohn ſeiner Kirche; unter ihm hat die evangeliſche Landeskirche den längſt gewünſchten Ausbau der Kirchengemeinde- und Synodalordnung erhalten; aber in den bloßen Formen, ſo förderſam ſie ſind, findet er nicht ihr Heil, in dem äußern Bekenntnis nicht den Geiſt Chriſti. Das Chriſtentum iſt ihm Friede, Duldung, Liebe; darum hat er für die Bedürfniſſe und die Klagen aller ſeiner Landeskinder ein offenes Ohr und eine offene Hand und hält den konfeſſionellen Frieden über alles hoch. Und wie der König denkt, ſo denkt ſeine hohe Gemahlin. Jedes Liebeswerk findet bei ihr freudige Zuſtimmung und eifrige Pflege, und auch die Kunſt hat die

Zeit ihr nicht nehmen können, andere jüngere Kräfte für den Dienſt der ſorgenden und leidenden Menſchheit zu gewinnen, damit ihre Werke wachſen und ihr Gedächtnis im Segen ſtehe bis in die fernſte Zukunft.

Leider hat in den letzten Jahren mehr denn einmal die ſchwankende Geſundheit des Königs ihn genötigt, für den Winter ein ſonnigeres Geſtade aufzuſuchen und monatelang ſeinem Lande fern zu bleiben. Aber unter dem lachenden Himmel des Südens wie unter den Schrecken der bebenden Riviera weilte der edle Herr mit ſeinen Gedanken am liebſten in ſeinem Württemberg und bei den Seinen im Norden.

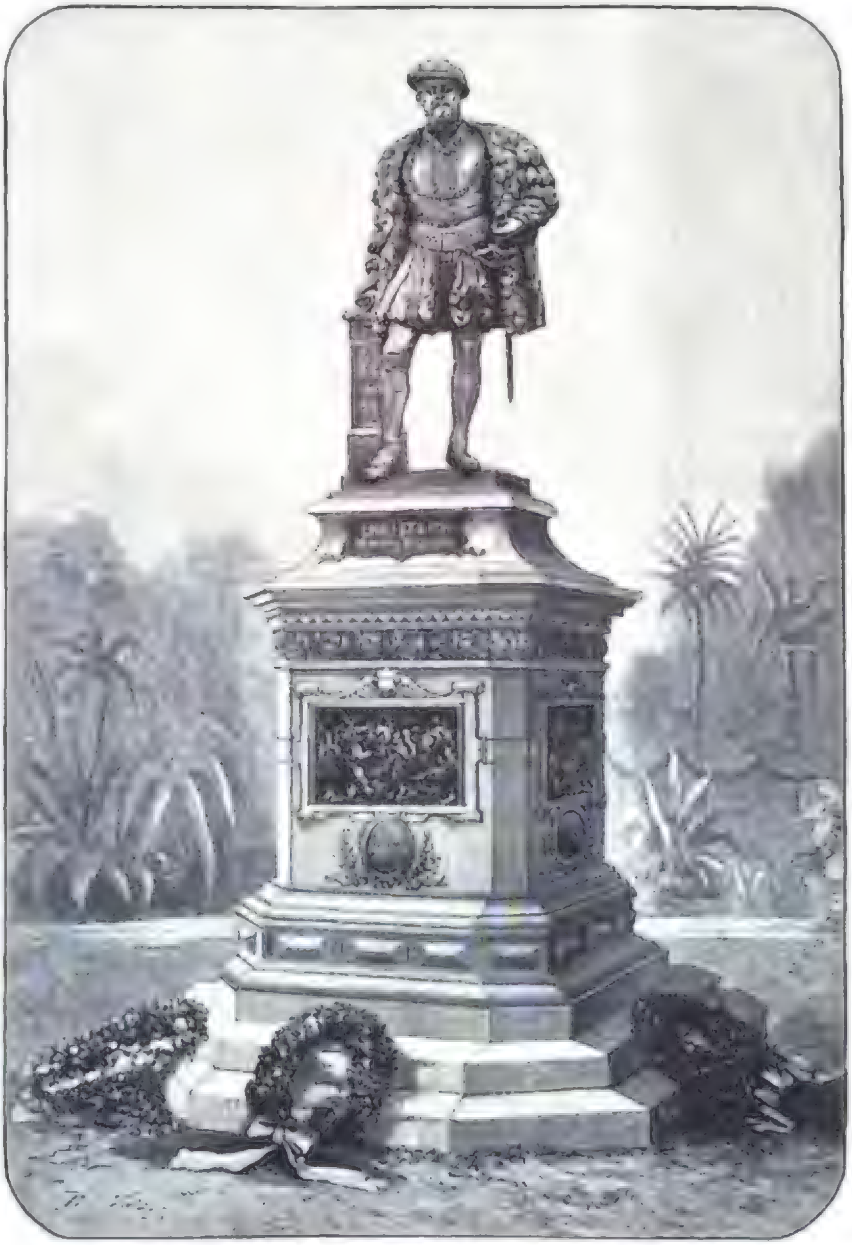
Seit wenig Wochen weilt das geliebte Königspaar wieder in der Mitte ſeines Volks, das die kürzlich erſt erfolgte Rettung der Königin aus drohender Lebensgefahr beſonders dankbar ſtimmt. Frohlockend nahen ſich an ihrem Jubeltage den Majeſtäten vor allem die Mitglieder des erlauchten Königshauſes ſelbſt. Manches teure Herz hat, ſeit König Karl das Haupt des Hauſes geworden, zu ſchlagen aufgehört: die hochverehrte Königin-Mutter, die Königin Sophie, die Prinzeſſin Marie, die Prinzen Friedrich und Auguſt, die kaiſerlichen Geſchwiſter, Herzog Eugen und die Prinzeſſin Wilhelm — ach! beide nach ſo kurzem Eheglück. Aber dankbar ſtehen noch um die von Gott ſo hoch begnadigten Wohlthäter der Familie und des Landes die Zeugen früherer ſchönen Tage und Feſte: die Prinzeſſin Katherina, die Prinzeſſin Auguſte mit ihrem Gemahl und ihren Kindern, der Prinz Wilhelm mit ſeiner Gemahlin, der Prinzeſſin Charlotte, die Herzogin Wera, der Herzog Albrecht, und verehrend ſchauen jüngere Augen, die Prinzeſſinnen Pauline, Elſa und Olga, zu dem Königspaar auf.

Von der Ferne ziehen indes die Gäſte herbei, tauſende von frommen Wünſchen begleiten ſie, tauſende von frohen Herzen heißen ſie willkommen. Nicht mehr dürfen die Württemberger unter den Gäſten das greiſe Haupt begrüßen, das ſo manches Jubelfeſt nach Württemberg und Stuttgart gebracht, ſo manchen Tag, wo man ſich glücklich pries, die Regierung des Kaiſers Wilhelm und des Königs Karl erlebt zu haben, beides zu ſein, Deutſcher und Württemberger. Aber noch klingt uns in den Ohren jenes Wort, das der kaiſerliche Enkel am 27. September 1888 im königlichen Reſidenzſchloſſe ſprach, jenes Wort von „dem reichgeſegneten Land und dem herrlichen Volk, über welches König Karl regiert, und von dem Schwaben, welches auch die Wiege des deutſchen Kaiſerhauſes iſt und deſſen Blut auch in der Hohenzollern Adern rollt“. „Von feſter und unverbrüchlicher Anhänglichkeit an Württembergs Land und ſeinen Herrn beſeelt,“ hat damals der deutſche Kaiſer Wilhelm II. ſeinen Wünſchen für Seine Majeſtät den König und Ihre Majeſtät die Königin einen erhebenden und in allen württembergiſchen und deutſchen Herzen widerhallenden Ausdruck verliehen. Auch am 25. Juni 1889 werden in ſeinem Herzen, in den Herzen aller braven Württemberger und aller guten Deutſchen jene Worte des vaterländiſchen Sängers ein lebendiges Echo finden, jenes Lied von einem Fürſten, welcher der reichſte geheißen wird, weil ſein Land Edelſteine birgt:

„Ein Juwel, das allerbeſte,
Nackt, aber immer rein,
Gleich dem Demant unzerſtörlich:
Eines Volkes Lieb und Treu:“

M. B.

* * *



Das neu errichtete Denkmal des Herzogs Chriſtoph von Württemberg auf dem Stuttgarter Schloßplatz.
Entworfen und modelliert von Paul Müller.

Seeroſen. Gemälde von Heinrich Raſch

Bilder aus dem Wiener Gaſthausleben.

Originalzeichnung von W. Gräßler

herab, bis ſie ſeinen heißen Atem fühlte — ſie hörte ſein Herz klopfen. Und das alles ſchien ihr ganz natürlich: war es doch ſein Lied, das ſie ſang!

„Aber, Thekla, Thekla,“ rief er aus; zum erſtenmale nannte er ſie ſo, „das iſt nicht von mir, gewiß nicht! Das hab' ich nicht geſchrieben!“

„Lucian d'Ambly,“ ſagte Thekla, auf die Signatur des Notenblattes weiſend.

„O, das beweiſt nichts!“ fiel er ihr begeiſtert ins Wort. „Die Noten mag ich wohl geſchrieben haben, doch das waren tote Zeichen, die erſt Sie zum Leben auferſtehen ließen! Das Lied iſt nicht von mir — es iſt Ihr Werk!“

„Mein Werk iſt nur, daß ich Sie ganz verſtanden habe — der Vortrag iſt mein Werk, ſonſt nichts,“ rief ſie mit ſtrahlender Miene. „Sie aber, Lucian, Sie ſind ein großer Künſtler!“

„Wenn Du bei mir biſt, kann ich's werden!“ ſagte er wie geiſtesabweſend. Und wieder wie damals fühlte ſie ſeine Lippen auf den ihren. Aber es war doch ganz anders — es war ein langer, heißer, zärtlich verlangender Kuß.

Nur ganz ſachte rang ſie ſich aus ſeinen Armen. Sie fühlte nichts von der Entrüſtung, die ſie damals empfunden.

Beide ſchwiegen ſie eine kleine Weile, verwirrt, faſſungslos. Willi brachte ſie zu ſich ſelbſt.

„Nun haſt Du ja die Mama doch wieder geküßt!“ rief er mit bitterem Vorwurf.

„Frage ſie, ob ſie mir böſe iſt!“ meinte Lucian lächelnd, und indem er ſich an Thekla wandte, ihr voll ins Auge ſah, fragte er: „Muß ich wieder um Verzeihung bitten?“

Glühend heiß ſtieg es in ihren Wangen auf, und faſt ohne daß ſie's wußte, glitt es über ihre Lippen: „Nein!“

D'Ambly aber lag zu ihren Füßen — das Haupt in ihrem Schoße bergend.

„Lucian,“ rief ſie ganz erſchrocken, „Lucian, was thun Sie denn?“

„Eine Dummheit iſt's,“ gab er zurück. Und ſich aufrichtend, fügte er hinzu: „Sie werden mich wohl gar lächerlich finden — wie?“

Ueber ihre Wangen rollten große, dicke Thränen.

„Sie lachen nicht, Thekla? Sie weinen? Sie wiſſen vielleicht, daß ich inwendig doch eigentlich ein anderer bin als außen? Und daß Sie mir etwas anderes ſind und mehr noch werden können als alle jene großen Damen? Sie wiſſen — nicht wahr? — Du weißt . . .“ Er ſtockte und verſtummte.

„Ja, jetzt weiß ich's!“ gab ſie zurück.

„Siehſt Du,“ rief Willi, „die Mama weint! Mach ſie wieder lachen!“ — Lucian ſchloß ſie in die Arme, und ſie lachten unter Thränen.

*

Lucian d'Ambly, einſt Lucifer genannt, verſchwand wirklich ganz aus den Konzertſälen — ausgenommen, wenn Frau Thekla d'Ambly ihr alljährliches Konzert veranſtaltete; bei dieſer Gelegenheit wirkte er mit. Seine Hand war zwar völlig hergeſtellt, aber ſeine Kompoſitionen nahmen ihn viel zu ſehr in Anſpruch, als daß er noch Zeit gefunden, der Eitelkeit als Virtuoſe Opfer zu bringen.

Knauer hielt dieſe ſchöne und glückliche Künſtlerehe für ſein Werk, und zeitlebens wird er ſich desſelben rühmen.

Ein ſtiller Alpenkurort.

(Hierzu das Bild Seite [illegible])

Wohl keine andere Gegend iſt mit ſolcher Schnelligkeit aus einem abgelegenen Alpenwinkel zu einem ſtark beſuchten Sammelpunkt von Reiſenden und Kurgäſten geworden wie der [illegible] Kanton Graubünden, der [illegible] den Anteil der Eidgenoſſenſchaft am alten Rätien ausmacht. Eine Welt im Kleinen für ſich, ſtand dieſes hochromantiſche und impoſante Netz von Hochgebirgsketten und Hochthälern bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, [illegible] wunderlicher Bundesverträge, nur in ſehr loſerem Zuſammenhange mit den älteren Kantonen der Schweiz und ihren Unterthanen, ſo daß man dort ſagte: in die Schweiz gehen. War ja das Land ſelbſt eine kleinere Eidgenoſſenſchaft [illegible] beſtehenden eine Verfaſſung, die erſt im Jahre 1853 ihr Ende fand. Sie war aber nicht die einzige Eigentümlichkeit Graubündens, wie man das Land nach dem älteſten ſeiner Bünde nennt; eine andere hat ſie überdauert, wenn auch in verminderter Stärke. Graubünden iſt nämlich der einzige Teil der Schweiz, in welchem eine Sprache geſprochen wird, welche die Eidgenoſſenſchaft mit dem Auslande nicht gemein hat, wenn von einigen Winkeln Tirols abgeſehen wird. Doch iſt das Rätoromaniſche, im weſtlichen Graubünden „Romanſch“, im öſtlichen aber „Ladin“ genannt, keine eigentliche Sprache, ſondern eine Zuſammenfaſſung von Dialekten, welche die Laute des alten Rom in eigenartig rauhem Gewande wiedergeben, aber der gemeinſamen literariſchen Form entbehren. Noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts herrſchte das Romaniſche auch in Chur und denjenigen Teilen des Landes, welche jetzt deutſch ſprechen; heute iſt ſein Gebrauch auf 37,000 von 95,000 Einwohnern des Kantons zuſammengeſchmolzen.

Am kompakteſten herrſcht das Romaniſche heute noch im Engadin, das heißt im Thale des Inn, dem höchſten Thale der Alpen und zugleich dem einzigen Teile der Schweiz, der ſein Waſſer dem ſchwarzen Meere zuſendet. Derſelbe bildet einen ſo ſchmalen Keil zwiſchen den Gebieten der Nordſee und des Mittelmeers, daß man dort bequem in einem Tage die Gebiete dreier Meere durchwandern kann. Das Engadin, von 1800 Meter (am Paß Maloja) bis 1000 Meter (bei Finſtermünz) ſich ſenkend, iſt wohl der intereſſanteſte Teil Rätiens und zählt etwa 10,000 meiſt reformierte und romaniſch ſprechende Einwohner. Früher und bis vor kurzem ſuchten dieſelben mit Vorliebe im Auslande, bis nach Rußland und Amerika, ihr Auskommen als Konditoren und Kaffeewirte, um in vorgerückteren Jahren ſich in der Heimat zur Ruhe zu ſetzen. Jetzt ziehen ſie es vor, den in das Hochthal kommenden Fremden behagliche Wohnſtätten zu bauen und damit ihrem Ländchen eine Erwerbsquelle zu ſichern.

Der ſeit einer Reihe von Jahren ſtarke Fremdenbeſuch des Engadins hat bekanntlich zwei Brennpunkte: St. Moritz-Pontreſina im Ober- und Taraſp-Schuls im Unterengadin. Der ſtarke Zudrang an denſelben im Hochſommer iſt nicht nach jedermanns Geſchmack. Wer ihn aber ſcheut, dem iſt leicht zu helfen, wenn er die Mitte des Engadins aufſucht. Dort liegt, an der Poſtſtraße, in 1749 Meter Meereshöhe (200 Meter höher als Davos und 100 tiefer als St. Moritz-Dorf) und 57 Meter über dem Inn das Dorf Zuz, romaniſch Zuoz, ehemals Hauptort des Oberengadins, Heimat des Reformators und Dichters Johann Travers, ſowie der adeligen Familien Planta, Juvalta, Raſcher, Albertini und anderer. In den wilden Kämpfen, welche im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert Graubünden verheerten, war Zuz ein wichtiger Punkt. Sehenswert iſt als Ueberreſt jener blutigen Zeiten das Kreisgefängnis mit ſeinem ſchaurigen Verließe und Folterwerkzeugen und einem merkwürdigen Thürſchloſſe aus dem Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Mehrere maſſive und ſchloßartige Gebäude mit ihren bizarren Gewölben, Treppengeländern, Wappen und anderen Altertümern zeugen von der einſtigen Macht und dem Reichtum der dortigen Geſchlechter. Das Stammhaus der Planta zeigt noch an ſeiner Mauer eine gewölbte Niſche, von welcher aus der Vorſtand des Hochgerichtes die auf dem Platze verſammelte Landsgemeinde eröffnete. Den Regeln der Kunſt gemäß ſind dieſe Häuſer nicht gebaut, aber ſolid und praktiſch eingerichtet. Die Zimmer indeſſen ſind mit Geſchmack ausſtaffiert, mit dem beliebten wohlriechenden Arvenholz getäfert und bieten nicht geringe Behaglichkeit dar. Im Winter iſt der ſehr reinlich gehaltene warme Kuhſtall Verſammlungsort der Männer, die ſich dort mit Rauchen, Spiel und Geſpräch einen großen Teil der Zeit vertreiben; denn der Winter iſt lang, kalt und ſchneereich, und im kurzen Sommer atmet alles friſch auf, froh der Erlöſung gleichſam aus einer Gefangenſchaft.

Das Klima von Zuoz iſt ein ſehr angenehmes und, ohne heiß zu ſein, milder als im obern Teile des Engadins. Im Sommer überſteigt es dasjenige von Davos und St. Moritz um einige Grade. Die Lage iſt ſonnig und vor dem Nordwinde durch Berge, vor Nebel durch ſeine Höhe über dem Fluß geſchützt. Das durchſchnittliche Alter der Bevölkerung beträgt 58,8 Jahre, was um ſo merkwürdiger iſt, als die weniger wohlhabenden Einwohner im ganzen Engadin während des Winters aus Sparſamkeit, das heißt um das teure Holz nicht umſonſt zu verbrennen, beinahe ohne alle friſche Luft leben.

Von dieſem Uebelſtande ſind natürlich die Kurgäſte frei, denn, um hier ſpeziell von Zuoz zu ſprechen, ein Muſtergaſthof, wie Weiß-Fels als Autorität auf dieſem Gebiete ihn nennt, zu Gebote ſteht: das palaſtähnliche, ſeit einem Jahre zu einem Kurhaus umgeſtaltete Hotel Concordia, vor welchem ſich zwei Terraſſen und eine parkartige Anlage ausdehnen und in deſſen Innerem, außer den räumlichen Erforderniſſen eines Hotels erſten Ranges, dank einer eiſen- und gipshaltigen Quelle, vollſtändige Vorrichtungen zur Kaltwaſſerkur mit Douchen aller Art, zu gewöhnlichen und Dampfbädern, ſowie zu elektriſcher Behandlung, Maſſage und Zimmergymnaſtik vorhanden ſind. Auch hat das Haus ſeinen eigenen Arzt. Die Preiſe ſind bei gleicher Behaglichkeit bedeutend billiger als in anderen Häuſern gleichen Ranges in jener Gegend, wie zum Beiſpiel in St. Moritz.

[illegible] für überarbeitete Berufsmänner, für [illegible] junge Leute, als Luftkurort für ſyſtematiſche Abhärtungskuren, die ſich beſonders für [illegible] den, [illegible] Frauen und nervös aufgeregte Männer eignen. Als Terrainkurort bietet Zuoz alle Gelegenheiten vom einfachen Spaziergang im ſchattigem Waldesgrün bis zur Hochgebirgstour in ſchwindelnder Höhe, entweder nach Weſten zum gewaltigen Piz Keſch (3400 Meter hoch) oder nach Südoſten zur impoſanten Berninagruppe mit ihren berühmten Gletſchern. Näher liegen ſüdweſtwärts Ponte, wo der abwechslungsreiche Albulapaß (mit Fahrſtraße) beginnt, noch näher Madulein mit der Ruine von Guardaval, deſſen Vogt, als er die Unſchuld der Tochter des Adam von Camogaſko (Kamogask) bedrohte, von dem Vater erſchlagen wurde, worauf das empörte Volk ſein Schloß zerſtörte. Nach allen Richtungen findet man grünende Alpen, rauſchende Waſſerfälle und reiche Alpenflora, auf den ſonnigen Bergen wie in den romantiſchen Thälern.

Man erreicht Zuoz auf trefflichen Straßen von Chur über den Albula, von Davos über den Flüela, von Chiavenna über den Maloja und von Landeck über Martinsbruck und Schuls, überall die impoſanteſten Alpenſzenerien durchreiſend.

Henne am Rhyn.

Literatur

— **Keiner unſerer lebenden Dichter iſt ſo tief in die** Schätze altgermaniſcher Poeſie eingedrungen wie Wilhelm Jordan. Es iſt denn auch ſein Buch über „Die Edda“ (Frankfurt a. M., W. Jordans Selbſtverlag, Leipzig, F. Volckmar), die er nicht nur mit ſeiner bekannten Meiſterſchaft verdeutſcht, ſondern auch eingehend erläutert, das Gediegenſte, was man über dieſen ſo intereſſanten Gegenſtand leſen kann. Allen Freunden altgermaniſcher Mythe und Sagendichtung wird dieſe Gabe des berühmten Dolmetſchers frühmittelalterlicher Götter- und Heldenpoeſie eine hochwillkommene ſein.

— **„Kleine Geſchichten von Max Bernſtein“** nennt ſich ein Heftchen Erzählungen, das ſoeben im Verlage von Franz Baſſermann in München erſchienen iſt. Der geiſtvolle Verfaſſer, ein durchaus moderner Menſch, zeigt ſich uns als ein Autor von beſtimmt ausgeprägter Eigenart; er verbindet Scharfſinn mit Empfindung, Witz mit aufrichtigem Ernſt, Einbildungskraft mit kluger Lebensbetrachtung. Die Stoffe ſeiner Erzählungen entnimmt er dem Leben, das ihn umgibt: der bayeriſchen Hauptſtadt oder den bayriſchen Bergen. Am liebſten wählt er die ſchlichten Leute des Volkes, in deren Natur und Leidenſchaft am unmittelbarſten wirken. In der einen oder andern dieſer kleinen Geſchichten drängt ſich wohl ab und zu einmal der Verſtand und die Abſicht, eine beſtimmte ethiſche Idee darzuſtellen, in zu merklicher Weiſe hervor. Dagegen ſind andere Gaben des Buches von hohem künſtleriſchem Wert, beiſpielsweiſe die tief in die Natur des Volkslebens eindringende Erzählung „Der [illegible]“, in welcher der Verfaſſer zeigt, wie eine urſprünglich reine Mädchenliebe in einem zum höchſten Fatalismus geſteigerten Aberglauben entartet und zu Grunde geht.

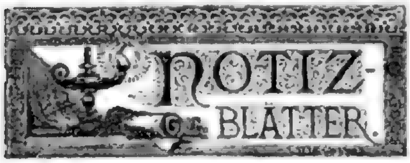
— **Das Tagebuch einer augenſcheinlich noch jungen Dame** über ihre Reiſe nach Sanſibar ſowie Dar-es-Salaam und verſchiedenen anderen oſtafrikaniſchen Küſtenſtationen zu leſen, iſt eine Sache, die an ſich viel Verlockendes hat. Um ſo größer aber wird das Intereſſe, wenn die Reiſende ſo gut zu ſehen und zu ſchildern verſteht, den Erſcheinungen, die ihr begegnen, eine ſo lebhafte Auffaſſung und Empfindung entgegenbringt wie die Verfaſſerin der „Reiſeſkizzen und Tagebuchblätter aus Deutſch-Oſtafrika“, Frieda Freiin von Bülow (Berlin, Walther & Apolant). Das kleine Buch lieſt ſich ſehr anmutig und berichtet über ſo manche intereſſante Begegnung, die die Verfaſſerin in Geſellſchaft ihres Bruders und Dr. Peters, mit denen ſie die Reiſe im Juni 1887 antrat, gehabt.

— **Das Jubiläum des Hauſes Wettin hat eine Reihe auf** dasſelbe bezüglicher Feſtſchriften ins Leben gerufen. Die eigenartigſte darunter iſt „Der Leumund der Sachſen“ von Dr. Herm. Ferd. von Criegern (Leipzig, Otto Spamer), eine ſorgfältige Zuſammenſtellung von Urteilen über das ſächſiſche Volksleben aus dem Munde von Nichtſachſen. Was er ſo aus den Schriften verſchiedener Zeiten und Zungen geſammelt hat, bietet, obgleich der Herausgeber mit ſchonungsloſer Unparteilichkeit die minder ſchmeichelhaften Urteile keineswegs verſchwiegen hat, im ganzen ein recht erfreuliches und vorteilhaftes Geſamtbild von dem Weſen des Sachſenvolkes und ſeines Fürſtenhauſes. — Als eine Muſterleſe aus den Werken anderer kennzeichnet ſich auch Julius Gräſers Feſtſchrift „Unſer liebes Sachſenland und ſein angeſtammtes erlauchtes Herrſcherhaus“ (Dresden, J. F. Gräſer; Leipzig, Otto Klemm). Es iſt eine Sammlung lyriſcher Ergüſſe und kurzer Aufſätze teils hiſtoriſchen, teils beſchreibenden, teils einfach huldigenden Inhalts. — Eine dritte Anthologie betitelt ſich: „Goldene Worte der Wettiner“, zum erſtenmale geſammelt und ſyſtematiſch geordnet von Dr. Adolf Kohut (Dresden, Hans Hackarath). Unter denen, aus deren Ausſprüchen hier eine Blumenleſe mitgeteilt wird, nehmen drei ſchriftſtelleriſch bewährte Mitglieder des Hauſes Wettin: König Johann, Herzog Ernſt von Koburg und Prinzeſſin Amalie, hervorragende Stellungen ein. Was aus ihren und anderer Wettiner Aeußerungen hier wiedergegeben iſt, bildet in der That einen ſchätzbaren Schatz von Lebensweisheit. — Ebenfalls von Dr. Kohut ſtammen die „Ruhmesblätter des Hauſes Wettin, ein geſchichtlicher Rückblick auf die [illegible] Vergangenheit aller Zweige der Rautenkrone und ihrer Fürſtengeſchlechter“ (Dresden-Blaſewitz, Paul Heinze), eine ſorgfältige Ueberſicht über die Entwickelung beider ſächſiſchen Linien.

— Durch Einführung neuer Schienenwege und durch Vervollkommnungen jeder Art ſind neuerdings auch ſolche Länder und [illegible] wenn ſie [illegible] ein Zu[illegible] Zeit und [illegible]

Bild“ vorliegt (Würzburg und Wien, Leo Woerl). Das Buch giebt einleitenden Aufſchluß über die wichtigſten Daten aus Bulgariens Geſchichte und den gegenwärtigen Stand ſeiner Regierung und Verwaltung, um dann die eigentlichen Aufgaben eines Reiſehandbuchs in knapper Präziſion zu erledigen. Die 25 Abbildungen beſchäftigen ſich nicht allein mit den bedeutſamſten Bauwerken der bulgariſchen Hauptſtadt, ſondern noch mehr mit den malerischen Trachten und zum Teil ſeltſamen Uniformen des eigenartigen Landes.

— **In Frankreich wird das Jahr des Ausbruchs ſeiner großen Revolution** nicht nur durch die Pariſer Ausſtellung und nationale Feſtlichkeiten, ſondern auch durch literariſche Erſcheinungen begangen. Eines dieſer Werke, welche die Ereigniſſe wiedergeben, die vor 100 Jahren die Welt erſchütterten, betitelt ſich „L'an 1789“ par Hippolyte Gautier (Paris, Ch. Delagrave). Das umfangreiche Werk beſchränkt ſich natürlich nicht auf die Darſtellung des angeführten Jahres allein, ſondern greift vorbereitend auf die Erſcheinungen zurück, welche jene gewaltigen Umwälzungen herbeiführen halfen. Zahlreiche vorzügliche Reproduktionen gleichzeitiger Abbildungen der bedeutſameren Perſönlichkeiten und Vorgänge ſind teils als Vollbilder, teils als Illuſtrationen innerhalb des Textes dem Werke eingefügt.



Bildende Künſte.

— **Ein vorzüglich gelungenes Bildnis Profeſſor Dr. Auguſt Menzels,** des Altmeiſters der heutigen Malerei, hat der namhafte Kupferſtecher Profeſſor G. Eilers in Berlin nach dem Leben gezeichnet und in Kupfer geſtochen. Wer den würdigen alten Herrn kennt, mit dem ernſten und doch milden Ausdruck, dem ſcharf beobachtenden Auge, das alles, was ihm begegnet, mit einem Blick unauslöſchlich in ſich aufzunehmen ſcheint, der iſt überraſcht von der Lebendigkeit und Treue, mit der hier die äußere Erſcheinung und die innere Bedeutung des ſeltenen Mannes zugleich wiedergegeben erſcheint. Im Verlag von Paul Bette in Berlin erſchienen, wird das Blatt ohne Zweifel allen Verehrern des großen, in ſeiner Art einzig daſtehenden Künſtlers, von dem unſeres Wiſſens noch kein künſtleriſch irgendwie befriedigendes Porträt vorhanden iſt, eine beſonders liebe Erwerbung ſein.

Bühne.

— **Die Auferſtehung Shakeſpeares auf deutſcher Bühne,** und zwar des ganzen, des echten Shakeſpeare, — nicht minderes bedeutet die künſtleriſche That, die auf der Münchener Hofbühne mit der Darſtellung des König Lear ausgeführt wurde. Als vor mehreren Wochen eine Mitteilung der Intendanz an das Schauſpielerperſonal in weiteren Kreiſen bekannt wurde, konnte man zweifeln, ob das edle Wagnis mehr als ein wertloſes Experiment bleiben werde, jetzt, nach dem einmütigen hellen Jubel und der hohen Begeiſterung, womit das Publikum das glänzende Gelingen lohnte, iſt es unzweifelhaft, daß hier weit mehr als ein Experiment gemacht worden — es iſt diejenige Form und Geſtalt der modernen Bühne gefunden worden, auf welcher Shakeſpeares Genius von neuem beflügelt die Schwingen entfalten und ſeine volle, unbeſchränkte Herrſchaft üben kann. Dieſer Gewinn des Unternehmens muß unbedingt als Hauptpunkt betont und feſtgehalten werden bei einer Sache, bei deren Betrachtung man über kleinen, nebenſächlichen Bedenken nur zu leicht den wahren Kern und ſeine richtige Würdigung aus den Augen verliert. Die neue Geſtalt der Shakeſpeareſchen Bühne ſtellt ſich folgendermaßen dar: ein feſter, theaterartiger, offener Bau teilt den Bühnenraum in zwei Teile, einen größeren Vorderraum, der ziemlich weit über die Grenze hinausreicht, die ſonſt durch die Rampe gezogen wird, und einen kleineren, um drei Stufen erhöhten Mittel- und Hinterraum. Beide Bühnenteile können nach Bedarf geändert oder zuſammen benützt werden; im erſteren Falle wird eine Gardine zwiſchengezogen, und der betreffende Auftritt, in der Regel von minder bedeutender Art, ſpielt nur auf der Vorderbühne, wo dann jede Dekoration fehlt. Indes dauern ſolche Auftritte meiſt nur wenige Minuten; die meiſten Scenen ſpielen bei geöffneter Mittelbühne, und in allen ſolchen Fällen dient zur Leitung unſerer Phantaſie anſtatt der Shakeſpeareſchen Tafel, welche die Ortsangabe enthielt, ein ſchöner, mit vollendeter Perſpektive gemalter Hintergrund. So oft ein Wechſel des Orts ſtattfindet, wechſelt die gemalte Hinterwand ohne jede Störung der Dichtung, da einfach eine Leinwand ſacht fortgezogen wird und eine andere dafür ebenſo geräuſchlos hervortritt. Der gemalte Hintergrund befriedigt im Verein mit Koſtümen und Beleuchtungswechſel das Bedürfnis des theatraliſchen Schauens, dem wir weder entſagen ſollen noch wollen, vollkommen. Wenn in dieſer Richtung die neue Shakeſpearebühne bedeutend mehr bietet als die alte des ſechzehnten Jahrhunderts, ſo iſt dies ebenſo richtig wie lobenswert. Unverſtand wäre es, wollte man uns nach dem verſchwenderiſchen Uebermaß der Ausſchmückung plötzlich der Armut und Unbeholfenheit der altengliſchen Bühne preisgeben. Nicht darin iſt Weſen und Vorzug der Shakeſpeareſchen Bühne zu ſuchen, daß Talglichter davor brannten und oft geputzt werden mußten, nicht darin, daß eine Tafel beſagte: „Dies iſt ein Wald“ und in der nächſtfolgenden Scene: „Dies iſt ein Schiff“, nicht darin, daß die Spieler in armſeligen Kleidern Könige darſtellten, ſondern einzig und allein darin, daß die unvergleichliche Leichtigkeit, mit welcher auf ihr der ideale Begriff des Raumes behandelt werden konnte, das beſte, durch nichts anderes zu erſetzende Mittel iſt, um das Shakeſpeareſche Kunſtwerk zur vollen, ungebrochenen Geltung zu bringen. Wenn wir außerdem Sonnen- und Mondſchein veranſchaulichen können, wenn die Königstöchter ihres Ranges würdige Kleider tragen, wenn wir gemalte Hinterwände anſtatt der Shakeſpeareſchen Tafeln haben — um ſo beſſer! Dadurch leidet die Idealität des Kunſtwerkes nicht im mindeſten, oder dadurch leidet ſie, wenn man entweder durch alle fünf Minuten erforderlichen Wechſel der geſamten Scenerie das Werk des Dichters zerſtückeln oder es zur teilweiſen Vermeidung dieſes Uebelſtandes durch Verſchiebungen und Ueberarbeitungen entſtellen muß. Ausgezeichnet war bei dem Münchener Verſuch die ganze Einſtudierung des ungekürzten Werkes durch Regiſſeur Savits und die Durchführung der Titelrolle durch den gediegenen Charakterdarſteller Schneider. Das Hauptverdienſt um die Ausführung des großen, kühnen Unternehmens hat unzweifelhaft Freiherr von Perfall, der mit Beharrlichkeit und feſtem Willen gegenüber allen Zweifeln und Bedenken, die ihm entgegengehalten wurden, die Sache gewagt und gewonnen hat. Die geiſtige Urheberſchaft des Planes geht auf Rudolf Genée zurück, der ſeinerſeits wieder durch Schinkel angeregt worden iſt. Werken wie „Koriolan“, wie „Antonius und Kleopatra“, wie „Lear“, wie dem „Cymbelin“ und vielen anderen Schöpfungen Shakeſpeares kann die Aufführung nur in dieſer Form vollkommen gerecht werden. Beſondern Nutzen kann vielleicht das neue Wiener Burgtheater aus der Shakeſpearebühne ziehen. Die weit in das Publikum reichende Vorbühne würde vermutlich die Mängel der Akuſtik für ſolche Vorſtellungen zum guten Teil überwinden, und ſo könnten wohl trotz der gegenteiligen Prophezeiung Ludwig Speidels recht viele Steine aufeinander bleiben.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Nach dem jüngſt erſchienenen 29. Jahresbericht über** den Stand und die Wirkſamkeit der deutſchen Schillerſtiftung betrug die Geſamtſumme, welche der Vorort im Jahre 1888 verwendete, 37,545 Mark. Davon entfielen auf a) lebenslängliche Penſionen 9050 Mark, b) auf tranſitoriſche (für ein oder mehrere Jahre bewilligte) Penſionen 21,285 Mark, c) auf einmalige Zuwendungen 7210 Mark. Die Summe, welche von den Zweigſtiftungen für Lokalunterſtützungen verausgabt wurde, betrug 5440 Mark und 1675 Gulden ö. W. Wird die Summe der Leiſtungen der Zweigſtiftungen den obigen drei Kategorien angeſchloſſen, ſo ergeben ſich 43,445 Mark als Geſamtſumme deſſen, was von ſämtlichen deutſchen Schillerſtiftungen im Jahre 1888 verwendet worden.

— **In München hat ſich ein Frauenverein gebildet** zur Gründung eines Arbeiterinnenheims und zur Aufbeſſerung des Loſes aller jener Arbeiterinnen, die in Bekleidungsgeſchäften und Fabriken oft um wahre Hungerlöhne arbeiten und dabei aus Not häufig dem moraliſchen und phyſiſchen Untergang verfallen. Sowohl in den höheren wie in den Bürgerkreiſen iſt die Gründung dieſes Vereins mit verſtändiger Teilnahme begrüßt worden. Erſte Vorſteherin iſt die greiſe Gräfin Vikomteſſe Butler-Haimhauſen.

— **Das tiefſte Bohrloch der Erde befindet ſich bei Schladebach** (zwiſchen Leipzig und Weißenfels). Es iſt 1748,4 Meter tief, das heißt elfmal ſo tief als der Kölner Dom hoch iſt. Die Bohrarbeit dauerte ſechs Jahre, die Koſten betrugen 210,000 Mark, davon allein 100,000 Mark für verbrauchte Diamanten. Der tiefſte im Betrieb ſtehende Schacht befindet ſich in Böhmen im Silber- und Bleibergwerk Pribram; er erreichte im Jahre 1875 die Tiefe von 1000 Meter. Im Jahre 1779 war der Schacht nur 21 Meter tief.

— **Eine Ausſtellung von ſeltenen Handſchriften hat der** Londoner Antiquar Bernhard Quaritch eröffnet. Eines der wertvollſten der dort vereinigten Manuſkripte iſt die aus dem Jahre 680 ſtammende Evangelien-Handſchrift, welche unter dem Namen „Die goldenen Evangelien Heinrichs VIII.“ bekannt iſt. Die Handſchrift wurde dem König im Jahre 1521, als er den Titel „Defensor fidei“ annahm, vom Kardinal Wolſey oder vom Papſte geſchenkt. Der für dieſes wertvolle Manuſkript angeſetzte Preis beträgt nicht weniger als 2500 Pfd. Sterl.

— **Der kühne Grönlandreiſende Dr. Nanſen iſt in Chriſtiania** eingetroffen und von der Bevölkerung mit Begeiſterung empfangen worden.

— **Ein kleiner Turnverein von Negern, der erſte ſeiner** Art, hat ſich in Birmingham (Alabama) gebildet.

Gewerbe und Verkehr.

— **Von dem Gewerbe- und Kunſtgewerbeverein in Hannover** iſt eine intereſſante keramiſche Ausſtellung veranſtaltet worden, welche die Entwicklung der Keramik (Kunſtgegenſtände aus Thon und Porzellan) des In- und Auslandes von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart anſchaulich vor die Augen führt. Die Ausſtellung umfaßt zunächſt die griechiſche Kunſt mit ihren Terrakottaſtatuetten, Vaſen, Amphoren und Weinkrügen für Aufbewahrung des Weins und Oels. Sodann führt ſie in das etruskiſche Altertum hinein, deſſen Vaſen, wie ſie die Ausgrabungen zu Tage gefördert haben, in den mannigfachſten Formen vorhanden ſind. Aus dem alten Deutſchland ſind die in den Gräbern gemachten Funde der Thoninduſtrie vertreten, Schalen, Becher und Flaſchen aus der Zeit der Steingräber, aus rohem Thon gebildet; ferner Becher aus der Zeit der Hügelgräber und unter ihnen beſonders bemerkenswert zwei ſolche, die ſtatt des Fußes einen umgekehrten Hohlraum haben; dann Gegenſtände aus der Urnenfriedhofzeit, aus dunklem, glänzendem Thon gebildet und mit Buckeln, Reifelungen und ſo weiter reich verziert; endlich ein dickwandiges Gefäß aus der Reihengräberperiode. Es folgt darauf das Mittelalter, die Zeit des großen Durſtes, veranſchaulicht durch ſchön geformte Kannen und Krüge, ſowie gewaltige Humpen. Dann kommen der Zeit des dreißigjährigen Krieges entſtammende Töpfereigebilde aus dem Naſſauiſchen, Nürnbergiſchen und Bunzlauiſchen. Sehr reich iſt endlich die Neuzeit bedacht. Da ſind in großer Auswahl niederländiſche Fayencen Delfter Fabrikats, ſehr geſchmackvolle italieniſche Majoliken, außerdem Vaſen, Medaillons ꝛc. aus der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Induſtrie, bunt bemalte chineſiſche und japaniſche Vaſen und Teegefäße, eine große Sammlung von herrlichen Erzeugniſſen der Meißener und Berliner Porzellanmanufaktur. Das Ganze bietet ein reichhaltiges und vollſtändiges Bild der Keramik in ihrer geſchichtlichen Entwicklung.

— **Auf der ganzen Erde waren 547,872 Kilometer Eiſenbahnen** am Schluſſe des Jahres 1887 im Betriebe. Dieſe Länge beträgt nahezu das Vierzehnfache der Länge des Aequators und überſteigt die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde faſt um die Hälfte. Das geſamte Anlagekapital der Eiſenbahnen der Erde wird auf rund 114,000,000,000 Mark geſchätzt, wovon gegen 62,000,000,000 auf Europa und 52,000,000,000 auf die anderen Erdteile entfallen.

Sport.

— **Ein glücklicher Schütze in der Balzſaiſon dieſes Jahres** war Erzherzog Franz Ferdinand von Oeſterreich-Eſte. Derſelbe erlegte nicht weniger als 57 Auerhähne.

— **Die deutſchen Rennfarben ſind im Wiener Stutenpreiſe** unterlegen. Für das 10,000 Gulden-Rennen über 2400 Meter hatte B. Mey „Eintracht“ in Begleitung von „Königsbraut“ an die Donau geſendet, doch mußte die Siegerin im großen Zukunftspreiſe „Piſtache“ und auch „Tocheß“ vor ſich durch das Ziel laſſen; die deutſche unterlag um eine knappe Länge. Von anderen Ereigniſſen in der Freudenau iſt das Unternehmerrennen über 3200 Meter zu erwähnen, welches der Auerſperg-Sproſſe „Knock it“ leicht vor „Wöhlo“ gewann, dem er 23 Pfunde gab, und ferner die große Wiener Steeplechaſe über 6400 Meter, gleichfalls 5000 Gulden wert, in der „Schweninger“ einen ſicheren Sieg vor „Peſſimiſt“ ꝛc. feierte.

— **Das engliſche und franzöſiſche Derby ſind dem öſterreichiſchen** wenige Tage ſpäter gefolgt. In Epſom ſiegte der große Favorit des Herzogs von Portland br. H. „Donovan“ v. Galopin a. d. Mowerina vor „Miguel“, „El Dorado“ und 10 anderen Pferden, und in Chantilly blieb der Auserwählte des Wettmarktes „Phlegeton“ als Dritter geſchlagen. Blancs F. H. „Clover“ ſiegte leicht vor „Achille“.

— **Eine ſeltſame Uebereinſtimmung ſcheint zwiſchen dem** glücklichſten Turfman Englands und dem Oeſterreich-Ungarns, dem Herzog von Portland und Graf Apponyi, vorhanden zu ſein. Beiden fiel das größte Rennen, das Derby, zwei Jahre nacheinander, 1888 und 1889 zu, und beide ſcheinen wiederum das beſte zweijährige Pferd in ihrer Heimat zu beſitzen. Noch merkwürdiger aber wird die letztere Thatſache dadurch, daß dieſe beſten Zweijährigen Stuten ſind, während ſonſt in 20 Jahren kaum einmal das ſchwächere Geſchlecht das beſte Pferd des Jahrganges liefert.

— **Das Championat von Frankreich fiel der in deutſchem** Beſitz befindlichen Traberſtute „Polly“ zu, die kurz zuvor in Wien großartige Form gezeigt hat. „Polly“ ſchlug „Nelſon“ und „Arſenal“.

— **Bei dem Inländer-Trabfahren in Weißenſee ſchlug der** im Marienthal bei Frankfurt a. M. gezogene dreijährige „Crimp“ Möhringers alle ſeine Gegner, darunter auch „Amber G.“, der als erſter Derbykandidat in Wien galt, überlegen.

— **Großartig ſollte ſich die Frankfurter Regatta in dieſem** Jahre geſtalten, da die Nennungen überaus zahlreich einliefen und der Kaiſerpreis einen Kampf der beſten Rudervereine Deutſchlands im Vierer mit Steuermann bringen dürfte.

— **Die Radweltfahrten in Chemnitz brachten durch E.** Thoren (Leipzig) einen neuen Rekord, der den von Lehr geſchaffenen überbot. Thoren, der ſich in großer Form befand, holte ſich auch das 2000 Meter-Fahren in 3:41⅗ und zwar vor Wengel ꝛc.

Denkmäler.

— **Ueber dem Grabe Franz Abts auf dem Wiesbadener** Friedhof wurde ein Denkmal feierlich enthüllt. Dasſelbe beſteht aus einer ehernen Koloſſalbüſte des Liederkomponiſten, an deren Fußgeſtell Sängerknaben ein Notenbuch und eine Laute halten.

Geſtorben.

— Frau Iſabella Dallas-Glyn, bekannte engliſche Tragödin, 66 Jahre alt, am 18. Mai, in London.

— Anton Gemander, Rittergutsbeſitzer auf Belk im Kreiſe Rybnik, früher Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, der freikonſervativen Partei angehörig, am 18. Mai, auf Belk.

— Louis Johanſen, Gutsbeſitzer auf Sophienhof bei Preetz, Regierungsbezirk Schleswig, ſpielte im öffentlichen Leben der Provinz Schleswig-Holſtein eine hervorragende Rolle, 60 Jahre alt, am 19. Mai, in Baden-Baden.

— G. Ulveling, früherer luxemburgiſcher Generaldirektor der Finanzen und Staatsrat, am 20. Mai, in Luxemburg.

— Kommerzienrat Ernſt Koch, Begründer der Firma Koch & Bein in Berlin, der die Induſtrie der Metallbuchſtaben zu ihrer heutigen Bedeutung gebracht hat, am 21. Mai, in Berlin.

— Prizbuer, franzöſiſcher Vizeadmiral, Seepräfekt in Rochefort, am 21. Mai, in Rochefort.

— Eduard Dujardin, Maler und Profeſſor an der Antwerpener Kunſtakademie, 71 Jahre alt, am 22. Mai, in Antwerpen.

— Halphen, Mitglied der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, bedeutender Mathematiker, 45 Jahre alt, am 22. Mai, in Verſailles.

— Gaſton Planté, bedeutender franzöſiſcher Phyſiker, bekannt durch ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Elektrizität, ſowie durch die Erfindung der ſeinen Namen tragenden Accumulatoren, am 22. Mai, in Paris.

— Graf Carlo Rusconi, bekannter italieniſcher Shakeſpeareüberſetzer, am 22. Mai, in Rom.

— Dr. William Wright, Profeſſor der arabiſchen Sprache an der Univerſität Cambridge, einer der bedeutendſten Orientaliſten der Jetztzeit, Verfaſſer einer vortrefflichen arabiſchen Grammatik, 59 Jahre alt, am 22. Mai, in Traunſtein.

— Johann Daner, ſteiriſcher Großgrundbeſitzer, Mitglied des ſteiriſchen Landtags und des öſterreichiſchen Reichsrats, 76 Jahre alt, am 23. Mai, in Graz.

— Alexis Auguſt Graf von Häſeler, königlich preußiſcher Major und Landrat a. D., Rechtsritter des Johanniterordens, früher Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, 68 Jahre alt, am 24. Mai, in Harbke.

— Profeſſor Dr. phil. Karl Friedrich Heym, früher Oberlehrer an der Thomasſchule in Leipzig, der ſich beſondere Verdienſte auf dem Gebiete des mathematiſch-phyſikaliſchen Unterrichts, des Rechnungsweſens und namentlich des Verſicherungsweſens erworben hat, 70 Jahre alt, am 25. Mai, in Leipzig.

— Andreas Saxlehner, einer der bekannteſten Großinduſtriellen und Großhändler von Budapeſt, vornehmlich bekannt als der Beſitzer des großartigen Etabliſſements, wo von etwa 30 Quellen das in alle Welt verſandte Hunyady-Bitterwaſſer gewonnen wird, 73 Jahre alt, am 25. Mai, in Wien.

Friedrich Silcher.

Zu ſeinem hundertſten Geburtstag.

Nur wenigen Tonmeiſtern iſt die nicht hoch genug zu ſchätzende Gabe verliehen, ein gutes Volkslied zu ſchreiben. Zu dieſen wenigen zählt in erſter Reihe der ſchwäbiſche Liedermeiſter, der ein wahrer Volksſänger von Gottes Gnaden, wie kaum ein zweiter es verſtanden hat, recht aus Sinn und Gemüt des deutſchen Volkes heraus jene in ihrer Schlichtheit und Innigkeit ſo anziehenden und herzbewegenden Weiſen zu ſchöpfen, die überall, in Freud und Leid geſungen werden, ſo weit die deutſche Zunge klingt.

Ein Kind des Volkes, wurde Silcher am 27. Juni 1789 in Schnaith bei Schorndorf als Sohn des dortigen Lehrers und Organiſten geboren. Den früh verſtorbenen Vater erſetzte dem Verwaiſten deſſen Amtsnachfolger Weegmann, der die hinterlaſſene Witwe heiratete und ſich in wahrhaft väterlicher Liebe und Sorge ihres Söhnleins annahm.

Schon in ſehr jungen Jahren offenbarten ſich in dem Knaben Liebe und Begabung für Muſik und Zeichnen in oft überraſchender Weiſe und wieſen deutlich auf ſeinen künftigen Beruf hin. Trotzdem war bei den beſtehenden Verhältniſſen an die Verfolgung einer rein künſtleriſchen Laufbahn nicht zu denken, und ſo wurde der vierzehnjährige Jüngling, nach im Heimatsort abſolvierter Schule, dem Lehrer und Organiſten Auberlen in Fellbach zur weiteren Ausbildung im Lehrfach übergeben. Eine günſtige Fügung wollte es, daß Auberlen ein gründlich gebildeter Muſiker war, der die ungewöhnliche muſikaliſche Begabung ſeines Zöglings erkannte und dem es zur wahrhaften Freude gereichte, auf denſelben die Schätze des eigenen Wiſſens und Könnens zu übertragen.

Nach drei Jahren wurde Silcher als Lehrgehilfe nach Schorndorf im Remsthal berufen, wo er in dem Freiherrn von Berlichingen, deſſen Kinder er in der Muſik und im Zeichnen unterrichtete, durch ſeine muſikaliſchen Leiſtungen ſowie durch ſeine Beſcheidenheit und Pflichttreue einen ihm ſtets wohlgeſinnt bleibenden Gönner gewann. Seiner Verwendung und Empfehlung verdankte Silcher die Verſetzung in eine beſſere Stelle nach Ludwigsburg.

Doch wollte es den jungen Mann nicht länger in einem äußeren Berufe leiden, der dem inneren ſo wenig entſprach, und ſo gab er, obſchon nicht ohne harten Kampf mit ſeiner Familie und mit ſich ſelbſt, ſeine Stellung auf, um nach Stuttgart überzuſiedeln und ſich ganz der Kunſt zu widmen.

Hier, wo er im Umgange mit hervorragenden Künſtlern vielfache Anregung und Förderung fand, erwarben ihm ſeine vortrefflichen menſchlichen und ungewöhnlichen künſtleriſchen Eigenſchaften bald aufrichtige Freunde und einflußreiche Gönner, zu welch letzteren namentlich auch der Kultusminiſter von Wangenheim gehörte.

Die in dieſer Zeit entſtandenen mannigfachen, mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Kompoſitionen Silchers hatten ihm bereits einen ſo günſtigen Ruf erworben, daß der akademiſche Senat der Univerſität Tübingen dem jungen Künſtler die Kompoſition einer Feſtkantate zur dreihundertjährigen Feier des Reformationsfeſtes im Jahre 1817 übertrug. Das ausgezeichnete Gelingen dieſer ehrenvollen Aufgabe hatte wiederum die Ernennung Silchers zum Univerſitätsmuſikdirektor in Tübingen zur Folge.

Hier nun entfaltete Silcher eine höchſt verdienſtvolle Thätigkeit ſowohl als Lehrer wie als Leiter der öffentlichen Konzerte und namentlich auch als Dirigent der von ihm geſtifteten und zu hoher Vollendung gebrachten akademiſchen Liedertafel, für welche er ſo viele ſchöne Geſänge geſchaffen hat. Auch verdankt das „Neue württembergiſche Geſangbuch" Silcher manche herrliche Choralmelodie.

In Tübingen war es auch, wo unſer Meiſter einen Ehebund ſchloß, der ihn zum glücklichen Familienvater machen ſollte.

Die Mußeſtunden, welche ſeine amtliche Thätigkeit ihm ließ, benützte Silcher zu unermüdlicher ſchöpferiſcher Arbeit, die namentlich im Liede gipfelte. Seine Kunſtlieder, von denen die aus der Frithjofſage hervorzuheben ſind, zeichnen ſich durch Wärme und Innigkeit der Empfindung, originelle Auffaſſung und edlen Tonſatz aus.

Das größte und bleibendſte Verdienſt aber hat ſich Silcher um das Volkslied erworben, indem er nicht nur vorhandene, dem Volke abgelauſchte Lieder ſammelte und ſie, ohne ihre Urſprünglichkeit und volkstümliche Einfachheit irgendwie anzutaſten, in veredelter Geſtaltung dem Volke zurückgab, ſondern auch ſelbſt nicht wenig Lieder ſchuf, wie „Ännchen von Tharau", „Morgen muß ich fort von hier", „Ich hatt' einen Kameraden", „Ade, es muß geſchieden ſein", „Zu Straßburg auf der Schanz", in denen der Volkston aufs glücklichſte getroffen iſt und die wahre Perlen ihrer Gattung ſind.

Nach zweiundvierzigjährigem ſegensreichem Wirken legte der allgemein geliebte und verehrte, auch äußerlich vielfach ausgezeichnete Meiſter, körperlich ſchwer leidend, ſein Amt nieder, um wenige Monate ſpäter, am 26. Auguſt 1860, in das Land ewiger Harmonien abgerufen zu werden.

So lange das deutſche Volk ſich ſeine Sangesfreudigkeit bewahrt, wird es Silchers Lieder ſingen und des edlen Meiſters der Töne in Dankbarkeit und Treue gedenken. **L. Erbach.**

Friedrich Silcher.
Nach der an ſeinem Geburtshauſe in Schnaith angebrachten Gedenktafel von A. Donndorf.

Aus dem Wiener Gaſthausleben.

(Hierzu das Bild Seite 801.)

Man ſollte denken, das Gaſthausleben wäre heute, in unſerem nivellierenden oder vielmehr nivellierten Zeitalter in allen Reſidenzen ſchon ſo ziemlich gleich. Aber weit gefehlt! Eben das Wirtshaus bewahrt überall ſeine ſtrikten nationalen und lokalen Eigenarten am längſten und hartnäckigſten — der Magen iſt der patriotiſchſte Teil am Menſchen. Beſuchen wir den Wiener Turf, man kann ſich nach „Epſom" verſetzt denken; treten wir in einen Wiener Konfektionsſalon, man mag ſich bei Madame Felix in Paris glauben; tritt man aber in ein Wiener Gaſthaus, dann iſt man ſtets — in Wien. Dieſen Gollaſchduft (ich ſage abſichtlich nicht Gulyás — denn wie himmelweit iſt das paprizierte, heißblütige, „kartoffelnwarme" Puſztengulyás von den zahmen Fleiſchbrocken in zahmer, dicker Sauce verſchieden, das in Wien „Gollaſch" geſchrieben und „Fiakerfrühſtück" ausgeſprochen wird!), dieſe kanonenmenſchmäßige Geſchwindigkeit der hin und her ſchießenden Kellner (nur die Zahlkellner „ſchießen" nicht — die haben ſtets irgendwo anders am anderen Ende des Lokals zu thun, und ein Zahlkellner, der ſich achtet, erſcheint, wie ein höherer Höllengeiſt, nie vor der zwölften Citation!), und dieſe leidenſchaftliche Eile und Hetze im Eſſen und Trinken hat nur „die Kaiſerſtadt", die zwei Wahrzeichen beſitzt: „ein goldenes Herz" und „goldgelbe Backhähndeln".

Laſſen wir uns den geſtrigen Gollaſchduft nicht anfechten und treten wir am Arme von Freund Grögler einen Rundgang an durch einige „Lokale". Gleich an der Schwelle des erſten rennt uns ein zartes Kellnerpflänzchen faſt über den Haufen, uns mit freudigen Bierſchaumsthränen übergießend — er, der „Schani"! Denn jeder Kellner heißt zur Bequemlichkeit des Publikums bis zur Zeit der Stellungspflicht Schani, oder wenigſtens hört er auf dieſen Gattungsnamen, wie jeder Pintſch auf jeden Pfiff; erſt wenn der Kellner Mann geworden, erhält er ſeinen Taufnamen zurück — es iſt das gleichſam ſeine Großjährigkeitserklärung, ſein „Ritterſchlag zum Menſchen", ſein Befreiungsdokument vom „Schopfbeutleen" und „Kopfſtückln" (unter welch letzteren aber nicht etwa der Kopfteil eines Backfiſches verſtanden ſein will), ſein Zeugnis der Reife, und er wird fortan von den Stammgäſten mit dem eigenen Vornamen — Georg, Franz, manchmal ſogar Otto — geehrt. „Jean", der Grazioſe, iſt juſt die Mittelſtufe zwiſchen dem Schani und dem Georg — er iſt ſchon zu lang, um noch ein Schani zu ſein, aber hat noch viel zu wenig Glatze (höchſtens unter der Naſe), um ſchon „Georg" zu ſein. Gelb ſind ſowohl Schani als Jean — der erſtere von der Schlafloſigkeit, der zweite von den nachmitternächtlichen Erholungsſtunden im Kaffeehauſe, wo er „ſchnapſt" (ein Kartenſpiel), liebt und den „verfluchten Kerl" ſpielt — leider vor einem Publikum, das nicht mehr recht weiß, was es ſieht oder (wie die Kettelzieher und Kokotten) nicht recht ſehen laſſen will, was es weiß. — Man hält den Wiener Stadtkellner für einen armen, eingeſperrten Kerl, der von Sturm und Ungewittern wie vom Sonnenbrand nichts zu befürchten hat in ſeinem Gaſthausgarten (Lichthof mit anderthalb Oleanderſtöcken in Kübeln); aber ach! Wohl atmet er nie die Freiheit der Berge, aber um die Mittagsſtunde ſchwitzt er all ſeinen Gollaſchſaft aus, und bei Regenwetter hat er von der Küche bis in den Garten alle vier Elemente zu beſiegen wie der Tamino in der „Zauberflöte" und kriegt dafür nicht einmal eine Choriſtin, um wie viel weniger noch die erſte Sängerin!

Gemütlicher iſt's in der „Schwemme" — dem Vorlokal, in welchem der Eiskaſten und die Schankbudel ſteht, und wo die Fiaker ihren Standplatz haben, um gleich hinausfahren zu können, wenn bei ihrem Zeugl was los iſt, wenn der Waſſerer einen Paſſagier meldet oder der Schimmel umfällt — „vom langen Stehen". Warum dieſes Wartelokal, dieſes Donaueſchingen des Bieres, Schwemme heißt? Wer weiß es, und wer kümmert's auch! Vielleicht weil der Schanktiſch ſtets „ſchwimmt", vielleicht weil die Fiaker all ihre Bitternis „hinunterſchwemmen", vielleicht weil ... Aber, wie geſagt, wen kümmert's! — In der Schwemme ſpielt weder Jean noch Schani eine Rolle — hier iſt die Aufſchreiberin Königin, und der weißbejackte und gleichſchürzte Hausknecht, vulgo Weinträger, iſt ihr — Prinzgemahl. Dieſe Weinträger pflegen ſtets die allerſchönſten und ſtattlichſten Burſchen zu ſein, die der Wirt auftreiben kann bei den ordentlichen „Schönheitskonkurrenzen" maſculini generis. Warum? Man ſagt, weil man zum Faſſelheben tüchtige Kraft braucht — aber ich glaube, weil keine ſonſt „Aufſchreiberin" bliebe. — Das wären ſo die „Perſonen" der großen Wiener Gaſthauskomödie. Nicht minder treffend als ſie, ſind von unſerem Künſtler auch die [illegible] und erſten Szenen wiedergegeben, die ſich bunt durcheinander in dieſer Komödie abſpielen: der blinde Eifer, welcher ſchadet, und die blinde Sauce, welche befleckt — der unvermeidliche Doktor Bartolo, der ſeine Naſe in die Politik ſteckt, während der ewige Tabak-Almaviva der unzerſtörbaren, ſtets im friſchen „Fechkanz" wiederkehrenden Roſina das gewiſſe Briefel zuſteckt, in welchem ſo gar nichts geſagt wird und das dennoch meiſt ſo lebenslängliche Folgen hat! Dann der dicke Bumpſtudent, der ſtets „morgen" zahlt, was er ſchon vorgeſtern getrunken hat — und der an verzweifelte Zahlkellnerphyſiognomien ſchon ſo gewöhnt iſt wie der Pudel an die Schläge! Dann der Stammgaſt von gegenüber, bezüglich deſſen der Wirt allen ſeinen dienſtbaren Geiſtern aufs ſtrengſte anzubefehlen pflegt: „Mit'n Herrn vom [illegible] höflich ſein bis zum Kratzfuß! Ihn behandeln wie ein rohes Ei! Sich alles gefallen laſſen von ihm — ſogar einen Eſel hinunterſchlucken von ihm, wenn's ſein muß!"

Dann die Gaſthaushunde! Die Hunde, denen zahlloſe Wandplakate bei grauenhaften Strafen das Daſein abſprechen, und die, wie echte Helden, durch die Gefahr gereizt, nirgends ſo gern hingehen wie ins Gaſthaus! Für Hunde ſcheint es nur zwei irdiſche Paradieſe zu geben: Konſtantinopel und die Wiener Gaſthäuſer. Wenigſtens findet man an erſterem Orte ſogar noch mehr Hunde als Ungeziefer, und in den letzteren bellen, beißen, fechten, balgen ſie ihre meiſten Schlachten aus — das Wiener Wirtshaus iſt gleichſam die Arena des Hundegeſchlechts, ihr Koloſſeum, ihr Olympia — zwiſchen den Beinen der Gäſte.

Der „Orientale" auf unſerem Bilde iſt ebenfalls ein echter Wiener Topal, der aber ſchon mehr ins Kaffeehausleben hinüberſpielt — er durchduftet die Phäakenſtadt wie ein Hauch aus dem glücklichen Arabien; denn der Hering und die Zwiebel, die er ſich zu ſeinem Gläschen „[illegible]“ oder „[illegible]“ mitbringt, taucht nie ohne ein Würzlein „Knoblauch“ auf … Daß in den Wirtshäuſern wohl der Korporal zahlt, ſein „Kucheltrabant“ aber das Geld dazu hergibt, dürfte wohl keine ausſchließlich öſterreichiſche Nationaleigentümlichkeit ſein — auch unter Frankreichs Sonne, auch in den Nebeln Albions, auch aus den Sandwüſten der Mark ſprießt dieſe Liebesblüte! „Das ſüße Löchel“ dagegen findet man nur in Wien! Dieſe Kellergelaſſe in dem ſchmalen Seitengäßchen vom Stephansplatze her, in die man hinabſteigt wie in den Avernus, ſind das echteſte Wahrzeichen Wiens neben ſeinem [illegible] und ſeinem „Stock im Eiſen“. Finſter iſt's dort wie — nun, wie in einem Loch, und deshalb denkt ſich auch der ewige Jude (denn der Harfeniſt dort muß der ewige Jude ſein — oder hat man ſtets ſchon einen friſchen Hundertjährigen auf Lager, wie man ſtets einen friſchen Apoſtel im Vorrat hatte): „Ich brauche nichts zu ſehen!“ und ſchlägt blind in die Harfe; ja, dunkel iſt's da für den, der hinabſteigt („reinfällt“, würde der Berliner ſagen), aber jeder, der hinausgeht, iſt illuminiert.

Unſer Bild endet mit einem Mollaccord: mit dem Er-Gigerl, dem ehemaligen Stutzer und Lebemann, der getreulich die Schale der jungen Herren von heute trägt, obwohl er ſelber kein Kern mehr iſt; der bei einem „Biliner“ Mineralwaſſer [illegible] im faſhionablen Kurſalon und wehmütig auf die jungen Affen blickt, die's gerade ſo machen, wie ſie's gemacht haben — die alten Affen!

Neue Bücher und Schriften.

Arnold, Hans, Novellen. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
Aus, L., u. H. Thom, [illegible]. Aphorismen und Epigramme. Leipzig, [illegible].
Braß, Dr. A., Die Zelle, das Element der organiſchen Welt. Leipzig, G. Thieme.
Braun, J. W., In Feſſeln. Ein Geſellſchaftsgemälde. Berlin, F. Fontane.
Bungartz, J., Illuſtriertes Muſter-Hunde-Buch. Studien raſſereiner Hunde. Lief. 1 (vollſt. in 10 Lief.). Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.
Collins, W., [illegible]. Leipzig, [illegible].
Eyſſen, Carola v., Schwarzwaldſagen. Emmendingen, A. Dölter.
Fick, W., Ein Sieg der Liebe. Dramat. Gedicht. Leipzig, W. [illegible].
Gurlitt, Corn., Geſchichte des Barockſtils, des Rokoko und des Klaſſizismus. Lief. 22/23 (Schluß). Stuttgart, Ebner & Seubert.
Jude, A., [illegible].
Klavierlehrer, der. Muſik-pädagogiſche Zeitſchrift. Jahrg. 1889. [illegible].
Koſtomarow, N., Ruſſiſche Geſchichte in Biographien. Lief. 7. Leipzig, [illegible].
Kaltenbach, Dr. L., Das Problem einer internationalen Gelehrtenſprache und der [illegible].
Lingg, H., Jacobea. Neue Novellen. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Lübke, W., Geſchichte der deutſchen Kunſt. Lief. 5/6. Stuttgart, Ebner & Seubert.
Müller-Weilburg, W., Auf der Wanderung. Neue Gedichte. Dresden, E. Pierſon.
Muſeum, das k. k. öſterreichiſche, für Kunſt u. Induſtrie. Ein Rückblick auf ſeine fünfundzwanzigjährige Geſchichte. Wien, Selbſtverlag.
Orlow, Iwan, Aufzeichnungen über König Milan u. ſein. Hof. Leipzig, C. Minde.
Oſtenberg-Bertaloff, M., Himmliſche Liebe. Roman. Augsburg, A. [illegible].
Schweizeriſche Porträt-Galerie. Heft 19. Zürich, Orell Füßli & Co.
Vrchlický, J., „[illegible]“ [illegible]. Deutſch von Edm. Grun. Dresden, Verlag des „[illegible]“.
Wilbrandt, D., Gräfin Charlotte v. Kielmannsegge. Ein Lebensbild aus der Zeit der Romantik. Dresden, H. Minden.
Wißmann, H., Unter deutſcher Flagge quer durch Afrika von Weſt nach Oſt. 4. Lief. Berlin, Walther & Apolant.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Die Herausgeber der Münchener „Neueſten Nachrichten“ haben ein internationales Problemturnier für direkte vierzügige und dreizügige Aufgaben mit folgenden Preiſen ausgeſchrieben:

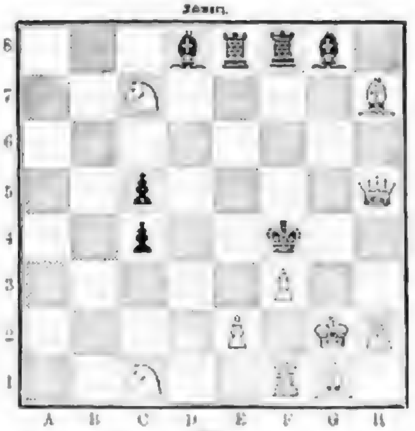
Vierzügige. Erſter Preis 100 ℳ., zweiter Preis 50 ℳ. Dreizügige. Erſter Preis 80 ℳ., zweiter Preis 60 ℳ., dritter Preis 40 ℳ.

Außerdem iſt ein beſonderer Preis von 50 ℳ. für die beſte Darſtellung des nachſtehenden Gedankens beſtimmt worden. Es ſoll eine dreizügige Aufgabe angefertigt werden, welche in zwei Spielarten je ein Diagonalmatt, das durch die Dame herbeigeführt wird, enthält. Der ſchwarze König ſoll hier einmal auf einem weißen, das anderemal auf einem ſchwarzen Felde mattgeſetzt werden, während zwei weiße Springer ihm jedesmal vier Felder abſchneiden. Der Deutlichkeit wegen wollen wir folgendes Beiſpiel anführen. Weiß: König A 6, Dame F 2, Springer E 4 und D 6. Schwarz: König D 4, Läufer C 3. Ferner: Weiß: König F 3, Dame [illegible], Springer F 5 und E 3; Schwarz: König D 6, Dame C 4. Die mit einem Motto verſehenen Aufgaben müſſen, auf Diagramme gezeichnet und mit vollſtändigen Löſungen in Begleitung eines verſiegelten Briefumſchlages, welcher Namen und Wohnort des Verfaſſers enthält und das gleiche Motto trägt, an Herrn A. [illegible] in München, [illegible], bis ſpäteſtens am 1. Auguſt dieſes Jahres eingeſandt werden.

Aufgabe Nro. 508.

Von T. Taverner.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 505:

Weiß.		Schwarz.
1) T. F 6 – F 2		1) H 2 – H 1 wird T. oder L.
2) T. F 2 – F 1 †		2) T. (L.) H 1 n. F 1 Matt.
	A)	
1)		1) H 2 – H 1 wird Läufer.
2) T. F 2 – F 3 †		2) L. H 1 n. F 3 Matt.
	B)	
1)		1) H 2 – H 1 wird Springer.
2) L. D 4 – C 3		2) S. H 1 n. F 2 Matt.
	C)	
1)		1) C 4 – C 3.
2) T. F 2 n. H 2		2) C 3 – C 2 Matt.

Kartenſpiele.

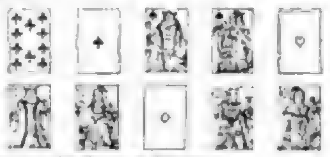
(Redigirt von Oskar [illegible].)

Aufgabe Nro. 83.

Skat.

Eingeſandt.

Vorhand hat:

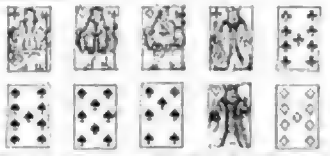


Mittelhand ſagt Grand mit Schneider an.
Iſt das angeſagte Spiel verloren zu machen?

Auflöſung der Aufgabe Nro. 81:

Skat.

Mittelhand hält:



gleich 14 Points ohne Atouts; im Skat liegen Carreau-Buben und Carreau-Sieben, ſo daß jede Ausſicht auf Gewinn eines Solo oder Tournés fehlt. Durch dieſe Karte wird aber das Spiel der Vorhand verloren gemacht, denn Hinterhand [illegible] Pique-As im erſten Stiche ab und darf, da Mittelhand ihre [illegible] in Coeur und Carreau [illegible], [illegible] das Spiel [illegible]. Pique hat kein [illegible], denn es iſt klar, daß mindeſtens zwei [illegible] oder alle drei [illegible] Pique in Mittelhand ſind. Das Übrige ergibt ſich von ſelbſt.

Rätſel.

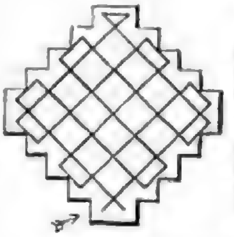
Damenzug.

Dame ziehe — das Ergebnis iſt: eine für die Hauptſtadt eines deutſchen Staates [illegible] bedeutſame Situation.

U		S	T				G
		I	S	S		E	
U			N	L	C		H
	H		A	D	S	S	
		S		♛	A	O	
C		H			B		L
	O				F		
A							E

Rätſel.

Ganz bin ich ein Waſſer, dem Felſen entquollen,
Halb bin ich ein Land, das die Wogen umrollen,
Ganz bin ich ein Eiland in brandendem Meer,
Und zähle zum nordiſchen Inſelheer.



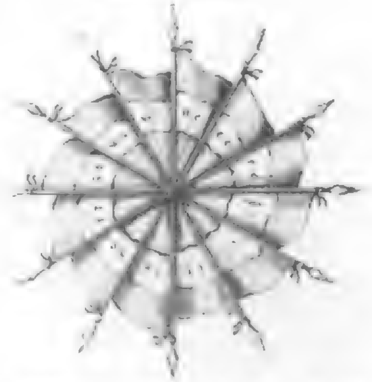
Auflöſung des Ein-Schritt-Läufer-Zuges Seite 745:

Ein trunk'ner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte ſein Gefährte:
„Hör' auf, du haſt genug!“

Bereit, vom Stuhl zu ſinken,
Sprach der: „Du biſt nicht klug.
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.“

Gotthold Ephraim Leſſing.

Fahnenrätſel.



Die Buchſtaben, richtig zuſammengeſetzt, ergeben eine Stelle aus dem vielgeſungenen Liede eines patriotiſchen Dichters.

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 765:

Sich ſelbſt bekämpfen iſt der allerſchwerſte Krieg,
Sich ſelbſt beſiegen iſt der allerſchönſte Sieg.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Zum Regierungs-Jubiläum Seiner Majeſtät des Königs Karl von Württemberg.

Feſtſchrift
zum fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum
Seiner Majeſtät des Königs Karl von Württemberg.
Mit dem Porträt Sr. Maj. des Königs und einer Kunſtdruck-Beilage: Die Württembergiſche Königsfamilie.
Großfolio. 7 Bogen mit 48 Illuſtrationen, geheftet in illuſtriertem Umſchlag. Preis ℳ 2. 50.

Dieſes treu und warm geſchilderte, künſtleriſch reich ausgeſtattete Lebensbild des königlichen Jubilars aus der Feder des Profeſſors Dr. C. Schanzenbach, eingeleitet durch ein [illegible] Feſtgedicht von Karl Gerok, bildet ein ſchönes Gedenkbuch für jeden, der an dem großartigen Feſte thatſächlich oder im Geiſt Anteil nimmt; es iſt auch eine ſchöne und wertvolle Prämiengabe für alle Schulklaſſen.

Die Württembergiſche Königsfamilie.
In photographiſchen Reproduktionen. Nach einem Originalgemälde von Ph. Volz.
Das Bild iſt in drei Ausgaben erſchienen:
a) in Royalformat (Größe 49×64 cm) Preis ℳ 3. —
b) in Panelformat (Größe 21×32 cm) Preis ℳ 2. 50.
c) in Kabinetformat (Größe 11×17 cm) Preis ℳ 1. —

Hiermit iſt dem württembergiſchen Volke ein prächtiges Bild der Königlichen Familie geboten, das ſich durch außerordentliche Porträtähnlichkeit und maleriſch wirkſame Gruppierung auszeichnet. Dieſes Bild wird künftig in allen gut württembergiſchen Familien den Ehrenplatz erhalten.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunſthandlungen des In- und Auslandes.

Gleichzeitig mit dieſer Nummer wurde ausgegeben Nro. 38 des ſiebenzehnten Jahrgangs der

Deutſchen Romanbibliothek

zu

„Ueber Land und Meer"

[illegible]-Ausgabe

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

In dieſer Nummer hat ein neuer, hochintereſſanter Roman begonnen:

Mirtala.

Roman aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſtus

von

Eliſe Orzeſzko.

In das Abonnement auf die „Deutſche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geſchieht dies am beſten bei derſelben Buchhandlung oder Poſtanſtalt, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Von der „Salon"-Ausgabe der „Deutſchen Romanbibliothek", welche in jährlich 26 Halbbänden (von je 10—11 Bogen) à 40 Pf. in Buchform erſcheint, wurde ſoeben der 12. Halbband des Jahrgangs 1889 ausgegeben. Dieſe „Salon"-Ausgabe hat den Vorteil des kleineren (Buch-) Formates und ermöglicht, jeden der darin erſchienenen Romane ſeparat einbinden zu laſſen, da jeder Roman ſeparat paginirt iſt.

Die bereits erſchienenen Nummern, Hefte oder Halbbände des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen ſämtlich zum Subſkriptionspreiſe nachgeliefert.

Wir laden alle Abonnenten von „Ueber Land und Meer" zum Abonnement auf unſere „Deutſche Romanbibliothek" als überaus billiges und äußerſt gediegenes Ergänzungs-Journal freundlichſt ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Briefmappe.

Nobilin A. G. in G. Wir verſtehen Ihren Wunſch, der Mode mehr Raum in unſerer Zeitſchrift zu widmen, [illegible], empfehlen Ihnen aber ein Abonnement auf das bekannte Modenjournal: „Der Bazar". Dieſe Zeitung dürfte ſicher Ihren zahlreichen Wünſchen — auch bezüglich der Schnittmuſter in natürlicher Größe — begegnen.

A. W. in Rußland. Ja. Um ſich genauer über alles zu unterrichten, was darauf Bezug hat, empfehlen wir Ihnen, die betreffenden Abſchnitte in dem Werke von H. [illegible]: „Der [illegible] und [illegible]" (Leipzig, [illegible]) nachzuleſen, das Sie durch jede deutſche Buchhandlung beziehen können. Sie finden [illegible] auch in Heft IV, Seite 17 die wenig tröſtliche, aber als Warnungsruf ſehr zu beachtende Bemerkung, daß für Kandidaten des höheren Staatsdienſtes der großen Zahl von Bewerbern wegen die Ausſichten, [illegible] angeſtellt zu werden, jetzt ſehr ungünſtig ſind. [illegible]

Adolf M. in Kr. Sie fragen:

„Die Fröſche quakten mir im Teiche,
Ich hörte ihnen gerne zu —
Doch iſt Natur ſchon ſanft entſchlafen
Im Wonnetraume — ſo froh biſt du"

Es läßt ſich ja wohl auch das Quaken der Fröſche gelegentlich als Teil eines poetiſchen Stimmungsbildes verwerten, aber dann darf die Sache nicht ſo platt hin geſagt werden, ſonſt wirkt ſie nur ernüchternd oder erheiternd. [illegible] Ihrer Gedichte [illegible] durchaus unverwertbar. Wir empfehlen Ihnen [illegible] zu ſein.

Guſtav Fr. in Nürnberg. Die Kompoſition des Liedes

„Der Graf ſprach einſt zur Nachtigall
‚Ach! der Frieden Mai" ꝛc.

iſt uns nicht zugegangen.

Studioſus in Graz. Bitte zu wiederholen.

Abon. junger Abonnent in Ch. [illegible] Militärdienſtpflicht im allgemeinen und Einjährig-Freiwilligendienſt im beſonderen in der ſehr verbreiteten Schrift: „Der Einjährig-Freiwillige" (Berlin, [illegible] Verlag). Außerdem können Sie ſich bezüglich Punkt 1 bei dem [illegible], bezüglich Punkt 2 bei dem Kommandeur des Truppenteils, bei dem Sie etwa zu dienen wünſchen, über das für Sie perſönlich Wichtige ſich unterrichten.

Gr. in Stade. [illegible] vermögen wir Ihnen vorläufig nicht nachzuweiſen.

Leopold K. in Graz. Wir können Ihren Entſchluß nur billigen, obgleich wir mit der Härte Ihrer Selbſtkritik keineswegs übereinſtimmen. Von Ihrem [illegible] erinnern wir uns nicht, etwas geleſen zu haben.

Fr. O. in Durbach. Eignet ſich nicht zur Veröffentlichung in unſeren Spalten.

Hermann Str. in Hietzing. [illegible] Sie leider noch nicht. Ueberlaſſen Sie das Ihrer Muſe!

A. E. in Stuttgart. [illegible]

Alte Abonnentin in M. Das [illegible] „Heim der Seemannsfrauen in London" befindet ſich in Nr. 8 East India Road, Limehouse. Seine Beſtimmung charakteriſiert ſich am deutlichſten in den Worten, mit welchen Baron von Schröder bei der Grundſteinlegung [illegible]: „Dieſe Stätte ſoll unſeren deutſchen Matroſen nach ihren langen und fernen Fahrten die Heimat erſetzen, ſie vor den großen und den Gefahren und Verſuchungen ſchützen, denen gerade die Seeleute bei ihrem Landen im höchſten Maße ausgeſetzt ſind und die ſie zu einem [illegible] Leben führen. Noch größer als vorher wurde das Bedürfnis eines ſolchen Heims, als im Laufe der letzten Jahre die Flagge des geeinigten deutſchen Reiches auf allen Meeren ſich mehr und mehr entfaltete und die Zahl unſerer deutſchen Matroſen, die hier im Hafen von London ſich einfinden, in bedeutendem Maße zunahm. Die chriſtliche Liebe forderte immer dringender die Errichtung eines ſolchen Seemannsheims, und um ſo mehr freuen wir uns, daß wir durch die Mithilfe unſerer Freunde in England und in Deutſchland in den Stand geſetzt worden ſind, das Werk zu beginnen".

Paul Z. in Berlin. Noch nicht abgedruckt. Das Angefragte nicht nach unſerem Geſchmack.

Theodor J. in Baltimore. Zu wenig durchgeführt. Kürze iſt zwar im allgemeinen ein ſchönes Ding, aber es muß dann der tiefere Gehalt [illegible] angedeutet, und vor allem müſſen lebhaftere Empfindungsfarben angeſchlagen ſein.

A. K. in O. Ihre kleine Maskengeſchichte iſt ganz luſtig angelegt, erzählt ſich aber zu [illegible]. Auch dürfte die Schlußwendung etwas draſtiſcher ſein. Ueberdies iſt derſelbe Stoff ſchon zu oft zum Gegenſtande humoriſtiſcher Verſe und Bilder gemacht worden. Auf alle Fälle werden wir uns nicht entſchließen, von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen.

Max R. in Budapeſt. Pſeudonyme ſoll man eben immer ſehr deutlich ſchreiben, namentlich wo es ſich um Manuſkripte handelt, die für den Druck beſtimmt ſind. Wir müſſen die [illegible] des Ihrigen auf beſſere Gelegenheit verſchieben. Das ſonſt geſandte Gedicht genügt unſeren Anforderungen nicht.

Patriotiſcher [illegible] in Mühlheim am Rhein. 1) Fürſt Bismarck hat zur Zeit fünf Enkel, nämlich drei junge Grafen Rantzau, Söhne der Tochter des Reichskanzlers, und zwei [illegible] Bismarck, [illegible] des Grafen [illegible] von Bismarck-Schönhauſen. 2) und 3) [illegible] nicht gegenwärtig. — Zur Erfüllung Ihrer eingeſandten Wünſche werden wir gern fortgeſetzt das Mögliche thun.

E. V. in Zürich. [illegible]

A. H. V. C. in Hannover. Unſere Nr. 34 enthält die Antwort.

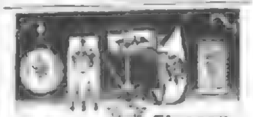
Cz. Kr. in Gl. [illegible], die ſich nicht durch [illegible] auszeichnen, müſſen wir bei unſerem großen Vorrat zu den [illegible] legen. Für das von Ihnen geſandte wollen wir [illegible] ein Plätzchen zu ermitteln ſuchen, bedauern aber, für ferneres Entgegennehmen von Arbeiten wenig Ausſicht eröffnen zu können.

Paul V. in Leipzig. [illegible] Der Text Ihrer freundlichen Einſendung genügt unſeren Anforderungen nicht.

A. N. in Osnabrück. Das beſorgt Ihnen jede Buchhandlung.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
[illegible]
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Briefmarkensammler [illegible]

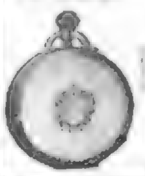


Fahnen, Flaggen,
echt und wetterfest
Laternen, Fackeln, Luftballons, [illegible]
empfiehlt die Fabrik von
Bernhard Richter, Köln, Rhein.
Illustr. Hauptkatalog gratis, franco.

[illegible]

Enthaarung.
[illegible] Depilatorium. [illegible] Mandelflns.

Stottern
heilt [illegible] und gründlich
Denhardt's Anstalt
Burgsteinfurt, Westfalen
[illegible] Denhardt [illegible] deutschen Kaisers Wilhelm I.



10 Mark. Remontoir-Uhren
(keine Waterbury)
[illegible]
Carl Hoff,
[illegible]
Cannstatt-Stuttgart.
[illegible] gratis u. franko.

Verlag von Ferd. Enke in Stuttgart.
Sprachstörungen.
[illegible]
Stammels | Stotterübels
[illegible] Dr. H. Coen. | [illegible] von Dr. H. Coen. [illegible]

Schön u. Überraschend
sind die von uns verfertigten
buntfarbigen Gnomen
mit braunem Gewand,
grauem, weissem oder
rothem Bart. [illegible]
[illegible]
Tierfiguren in Lebensgröße
[illegible]
Thonwarenfabrik Seegerhall bei Dexwedel i. d. Neumark.
[illegible] gratis und franko.

Mai bis Oktbr. Hamburg 1889.
Gewerbe- u. Industrie-Ausstellung
Handels-Ausstellung ‖ Kunst-Ausstellung
Gartenbau-Ausstellung ‖ Gewerbliche Betriebe
Panorama. Taucher. Fessel-Ballon. Bergbahn. Meierei. Musikfeste. Halle für 4000 Personen. [illegible]
[illegible]
Wohnungs-, Reise-, Post-, Telegraphen [illegible]

O. [illegible] in Wien. Wir brachten [illegible] ein ganz kurzes Gedichtchen [illegible]. [illegible]

Friedrich W. in Wien. Das beifolgende Gedicht in solcher Form [illegible] — „[illegible]" [illegible]. „Zum Abschied" [illegible]:

„Und noch [illegible] hat er nicht [illegible]!
[illegible] ein Kuß und [illegible] — ade"
Wie denn dem Herz auch [illegible]
Im langen Abschied liegt ein [illegible]!"

Das [illegible] ganz gut. Das weitere [illegible]. [illegible], was Sie sagen wollen, [illegible] der Ausdruck ist verfehlt. [illegible] nach [illegible] Maße von der Schlafzimmer[illegible].

Wilhelm L. in Apolda. Die Gesamtbevölkerung der Erde wird auf annähernd vierzehnhundert Millionen berechnet.

[illegible] Ihr eigenes [illegible] anzunehmen.

Richtige Lösungen sandten ein: Johann Beck in [illegible]. [illegible] in Wien. [illegible] in Prag. [illegible] in Frankfurt. [illegible] in Chemnitz. „[illegible]" in [illegible]. [illegible] in Prag. [illegible] in Pforzheim. [illegible] in Straßburg. „[illegible]" in Heidelberg. [illegible] in Wien. „[illegible]" in [illegible]. [illegible] in Magdeburg. [illegible] in Posen. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Hamburg. [illegible] Martha [illegible] in Frankfurt a. M.

Gesundheitspflege.

[illegible]. [illegible] Ursache [illegible]. Ihr [illegible] Arzt [illegible].

[illegible] Sie [illegible] Nähe [illegible].

Dr. Sehm.

G. G. 101. [illegible]

[illegible] Jahrg. [illegible]

Paula E. in [illegible]. [illegible]

L. B. in New-York. [illegible]. — Ohne persönliche Untersuchung oder Besprechung läßt sich hier kein Rat erteilen. Dr. Sehm.

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" (SW, Charlottenstr. 11);
Wien: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" (Seilergasse 4);
Budapest: **Moritz Hecht** (V, [illegible] 6).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zum fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum des Königs Karl von Württemberg, von C. E. — [illegible] — [illegible] — Rätsel. — Friedrich Silcher, zu seinem hundertsten Geburtstag, von [illegible]. — [illegible] — Schach. — [illegible] — Seite 782. [illegible]

Illustrationen: König Karl von Württemberg. [illegible] Stuttgart [illegible]. [illegible] Original [illegible] von R. Lögel in Ravensburg. — [illegible] — Bilder aus [illegible], nach photographischen Originalaufnahmen. — Bilder aus den Wiener [illegible], Originalzeichnung von W. Gause. — Friedrich Silcher, nach dem an seinem Geburtshause in Schnait angebrachten Reliefbild von R. [illegible].

Der Bazar.

Illustrirte Damenzeitung.

Ausgabe in Großfolio: Vierteljährlich 12 Wochen-Nummern.
Preis 2½ Mark, in Oesterreich nach Kurs.
Bestellungen für das neue Quartal: Juli bis September bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Postztgs.-Katalog Nr. 767).

Inhalts-Uebersicht der Nummern 23 und 24:

Mode: Sommerroben, Sommerhüte, Ueberwürfe und Mäntel für Damen und Kinder. [illegible] für Kinder. [illegible], [illegible], Garten- und Eisenbahn[illegible], Taillen, Fichus, Kragen u. s. w.

Handarbeit: [illegible], [illegible], Schlummerrolle, Tapisserie-Vorlagen, gehäkelte Kragen für Kinder, Teppich für Badezimmer, Tasche zu Badeutensilien, Monogramme, Stickvorlagen u. s. w.

Hierzu Schnittmusterbogen.

Unterhaltung: [illegible], Novelle von [illegible]. — [illegible] und [illegible]. Von Th. Winkler. — Mit der [illegible]. Novelle von Eva Treu [illegible]. — Die Königin Mutter von Bayern †. [illegible] — Die Frauen der französischen Revolution (mit Porträts). [illegible] — Schach. — Pflege der Hand und Fingernägel. — Aufgaben. — Korrespondenz. — [illegible]. — [illegible] u. s. f.

Meisterholzschnitte: [illegible]. Original-Zeichnung von W. [illegible]. — [illegible] und [illegible]. Von R. [illegible]. — Die [illegible]. Gemälde von W. Kray.

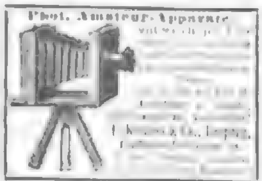
Der „Bazar" ist die vornehmste und tonangebende Modenzeitung, dabei das nützlichste Blatt für **Handarbeit** und **Hauswirtschaft**, durch unterhaltenden und belehrenden Text sowie durch prächtige Illustrationen gleich ausgezeichnet vor allen Frauenzeitungen. — Ein **Probe-Abonnement: Juli-September** mag jede Dame, jede Hausfrau, jede Modistin beziehen. Probe-Nummern liefert die Administration Berlin SW, 11 Charlottenstraße.

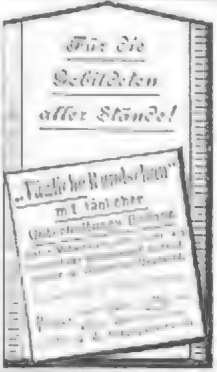
Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.





Für die Gebildeten aller Stände!
„Tägliche Rundschau"

Sachen erschien folgende hervorragende Neuigkeit schon in 3. Aufl.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Ein Cyklus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen

Von Carl Reinecke, op. 202.

[illegible]

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig — St. Petersburg — Moskau.

[illegible]

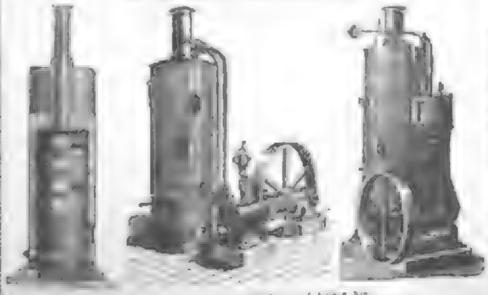
Für das Haus und die Reise!
Eine englische Bibliothek.
Ausgewählte Werke berühmter Schriftsteller.
[illegible]
Berlin, [illegible]

Damen [illegible] Bielefeld.

[illegible]

Allgemeine
Zeitung des Judentums.
[illegible]
Abonnements [illegible]
[illegible] für Inserate [illegible]
[illegible] Rudolf Mosse [illegible]

Stehende geschweißte Quersiederkessel
von 1—[illegible] Pferdekraft, [illegible] und [illegible] Eincylindrigen
und Compound-Dampfmaschinen.

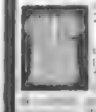


In allen Ausgaben [illegible]
Menck & Hambrock, Ottensen bei Hamburg.

BUCHFÜHRUNG
[illegible]

Heilbronner Geld-Lotterie.
[illegible]

Zellenstoff-Unterjacken
[illegible] **Wolle** [illegible] **wärmer.**
[illegible]



Netz-Jacken
[illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage ist erschienen:

Der Ulan.

Roman
von
Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.

Mit 141 Illustrationen von G. Brandt.

Preis [illegible] 4 Mark;
fein in Leinwand gebunden 5 Mark.

[illegible] und dieser in den [illegible] des Jahres 1871 beginnende Roman, [illegible] dritte Auflage [illegible] in einer besonders reizvoll ausgestatteten, mit zahlreichen Abbildungen gezierten Gestalt erschienen ist, und die dem [illegible] auch eine willkommene äußere Erinnerung an jene historisch große, gewaltige Zeit bieten, die uns hier der Verfasser in geistvollster Weise vor Augen führt. Doppelt anziehend weiß er sein Buch zu gestalten, indem er die voll frischer, markiger Kraft geschilderten historischen Vorgänge mit den graziösen Kabinettsstücken fein gebildeten Salonlebens und eines originellen und fesselnden Herzensromans anmutig durchflicht. Das Buch fesselt ebenso sehr durch den interessanten Gang seiner Handlung wie durch die vornehme und lebendige patriotische Empfindung, von der es durchglüht ist; und gerade die reizenden Illustrationen G. Brandts sind ganz geeignet, dem Roman in immer weiteren Kreisen des Publikums einzubürgern und ihm eine stetig steigende Beliebtheit und Verbreitung zu sichern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hamburg-Amerikanische
Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.
Express- und Postdampferdienst.

HAMBURG-NEW-YORK
via Southampton
in 8 Tagen

Ausserdem regelmässige Postdampfer-Verbindung zwischen

Hâvre-New-York. | Hamburg-Baltimore. | Hamburg-Havana.
Stettin-New-York. | Hamburg-Westindien. | Hamburg-Mexico.
Hamburg-Philadelphia.

Nähere Auskunft ertheilen sämtliche in- und ausländischen Agenten der Gesellschaft, sowie

Die Direction
in Hamburg, Deichstrasse No. 7.

Nicolaische Buchhandlung — Berlin C.
Beachtungswerte Angebote für Bücherfreunde
1989 Nrn. 13 Juni.
Prospekt [illegible] Liste. Neuerscheinungen in deutscher, englischer und französischer Sprache. — Jugendschriften. — Werke über Italien. — Gelegenheitskauf etc.
Zusendung unberechnet und postfrei.
Fritz Borstell's Lesezirkel — Berlin C.

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche
in Wolle und Seide
zu Taillen, Blusen, Jaquets, Kinderkleidern, Damenmänteln, Herren-Anzügen und -Ueberziehern, Radfahrer- und Turneranzügen, Reit- und Militär-Hosen und -Röcken. Normal- u. Reform-Stoffe u. Unterkleider, Herren-[illegible]-Jaquets, vorräthig in [illegible] und dunkelbraun. Stück M. 10. — Eleganter Schnitt. — Stück M. 11. Muster u. Taillenweite gef. anzugeben.
Strumpf-Waren
in Prima-Qualitäten für Damen, Herren und Kinder, sowie zu Sportzwecken.
Stoffmuster und Preislisten gratis und franko. Aufträge v. M. 20 an führe ich portofrei aus.
Aug. Juncker, Leipzig, Weststr. 7.

Clariophon,
neuestes u. vorzüglichstes Musikwerk mit Noten [illegible] Metall. Preis des Clariophon mit [illegible] Mk. 27.50, jedes weitere Notenblatt 75 Pfg. [illegible] Haltbarkeit garantirt.
[illegible] Accordions, Harmoniums, [illegible], Zithern [illegible] Katalog [illegible]
O. Gehrendt,
Berlin W., [illegible]

Kunst-Verlag Kataloggratis [illegible] Photographien Probe [illegible] Literatur-Bureau H. Offenbach

---

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Auch Einer.
Eine Reiſebekanntſchaft
von
Friedr. Theod. Viſcher.
Vierte Auflage. Zwei Bände.
Preis geh. 9 M., in 2 [illegible] geb. 11 M.
[illegible] (Deutſche Revue.)
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer Verlag v. Baumgärtner's Buchh., Leipzig.
Handbuch d. Mechanischen Technologie
1. bis 4. Auflage von K. Karmarsch, 5. Auflage von E. Hartig [illegible]
Herausgegeben von
Hermann Fischer,
Prof. a. d. Techn. Hochschule zu Hannover.
[illegible]
Band 1.
Grundlagen der gesammten technischen [illegible] (Allgemeine Technologie). [illegible] Bogen [illegible] Mit [illegible] Textfiguren. [illegible] M., in Halbfranz geb. 22 M.

Solide Buckskins.
Das Meter von M. [illegible] ab, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Frenzel, Cottbus.

Motto: Ein Deutscher, welcher ausländische Fabrikate kauft, sofern er deutsche ebenso gut und billig erhalten kann, handelt unpatriotisch.

Unsere Nähmaschinen haben sich durch ihre Solidität, Eleganz und Sauberkeit der Ausführung Weltruf erworben.

NÄHMASCHINEN- UND FAHRRÄDER-FABRIK.

Unsere Fahrräder sind nach gleichen Principien gearbeitet und stehen in vieler Hinsicht über den ausländischen Fabrikaten. — Hunderte von Zeugnissen und 40 erste und zweite in letzter Saison errungene Preise, darunter die
Meisterschaft für Deutschland
im Tourenfahren mit 3377 Kilometer ohne irgend welche Reparatur beweisen dieses glänzend.
Prachtcataloge gegen Einsendung von 10 Pf. für Porto stehen zu Diensten.
Wo wir nicht vertreten sind, wolle man sich direkt an uns wenden.

Jährliche Produktion: 70,000 Nähmaschinen. | Jährliche Produktion 5,000 Fahrräder.

Hervorragende Erſcheinungen aus der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

In neuer Auflage iſt in anderem Verlage erſchienen:
Die Sebalds.
Roman aus der Gegenwart von
Wilhelm Jordan.
Zweite, durchgeſehene Auflage. [illegible]
2 Bände. Preis geh. 10 M., fein in Leinw. geb. 12 M.
[illegible] (Voſſ. Zeitung.)
[illegible] (Münchner Zeitung.)

Ein halbes Jahrhundert.
Erinnerungen und Aufzeichnungen
von
Adolf Friedrich Graf von Schack.
Mit dem Porträt des Verfaſſers.
Zweite, durchgeſehene Auflage.
3 Bände. Preis geh. 15 M.; fein in Leinw. geb. 19 M.
Das Buch gibt Anlaß [illegible] (Die Grenzboten.)

Ben Hur.
Eine Erzählung aus der Zeit Chriſti von
Lewis Wallace,
General der nordamerikaniſchen Bundes-Armee [illegible]
Autoriſirte Ueberſetzung von B. Hammer.
Mit Vorwort von General Lewis Wallace.
Fünfte Auflage. Zwei Bände.
[illegible]
Ausgabe für Büchereibauder, [illegible] Preis 12 M.
„Ben Hur" iſt [illegible] (Literariſche Rundſchau, [illegible])

Gedichte
von
Adolf Friedrich Graf von Schack.
Inhalt: I. Aus allen Zonen. — II. Lyriſche Gedichte und Lieder. — III. [illegible] und Balladen. — IV. [illegible] Gedichte.
Sechste, vermehrte Auflage.
[illegible]
(Augsb. Allg. Zeitung.)

Vorſtehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Inventur-Ausverkauf
zu bedeutend ermässigten Preisen
der Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei von
F. V. Grünfeld, Landeshut in Schles.,
Kgl. Kommissionsrat, Kgl. Preussischer, Kgl. Bayerischer, Kgl. Rumänischer und Grossherzogl. Mecklenburgischer Hoflieferant.

Grauleinene Handtücher,	fertig genäht, Grösse [illegible] cm, Marke 13 R. das Dutzend	6,— Mk.
Einzelne weisse Jacquard-Handtücher,	Reinleinen, in verschiedenen Mustern. Marke E H. Grösse 49/125 cm, das Dutzend	7,20 Mk.
Hausmacher Jacquard-Handtücher,	beste Güte, Reinleinen, Marke 1231. Grösse [illegible] cm, das Dutzend	12,— Mk.
Reinleinen Creas,	[illegible], starkfadig, mit kleinen Fehlern (Schmutzflecken), Marke L F. Breite 45 cm, für beste Bettlaken, Stück von 30 Metern 13,— Mk., das Meter	0,45 Mk.
Reinleinene Bettlaken,	fertig genäht, für beste Betten. Marke I A. stark fädig, Grösse [illegible] cm, das Stück	1,90 Mk.
	I A. [illegible]	2,20 Mk.
	10. mittelfein, [illegible]	2,00 Mk.
Weisse fertig genähte Bettbezüge	aus [illegible], bester Satin, für herrschaftliche und Gastbetten. Marke B W. [illegible] Stück	1,50 Mk.
	[illegible] Stück	4,00 Mk.
	Bei Bestellungen bitte anzugeben, ob „Knopfschluss“ oder „Schnürschluss“ gewünscht.	
Reinleinene Strohsäcke	(für Militärlieferungen gefertigt), jedoch mit kleinen Fehlern [illegible] Marke S R. Grösse 100/210 cm, das Stück nur. Bei Abnahme von 20 Stück das Stück 2,10 Mk.	2,20 Mk.
Leinene Damastschürzen	„Brunhilde“, [illegible] weiss gemustert, Grösse [illegible] cm, das Stück [illegible] 3,30 Mk.	2,— Mk.
Einzelne Jacquard-Tischtücher,	weiss, Reinleinen, Marke P. Grösse 135/160 cm das Stück nur	3,— Mk.
Einzelne Damast-Tischtücher,	weiss, Reinleinen, Marke A. Grösse 145/160 cm, das Stück nur. Marke R. Grösse 160/170 cm, nur 4,50 und 5,— Mk.	3,80 Mk.
Hausmacher Mundtücher,	Reinleinen, fertig gesäumt, in verschiedenen Karo- und Würfelmustern. Marke M. Grösse 65/65 cm, das Dutzend	6,60 Mk.
Damast-Mundtücher,	Reinleinen, hochfeine Güte. Marke E. Grösse 12/72 cm, das Dutzend nur	12,— Mk.
Farbige Jacquard-Kaffeedecken,	ohne Fransen, in verschiedenen Karomustern. [illegible] Marke 601. Grösse 130/[illegible] cm, Stück	2,40 Mk.
	Grösse 160/[illegible] cm, Stück	2,90 Mk.
Rot-weisse Damast-Tischdecken	mit Fransen, in Blumen- und Arabeskenmustern. Marke 361. Grösse 130/130 cm, Stück	2,70 Mk.
Grauweisse Damast-Tischdecken	mit Fransen, Reinleinen, starkgarnig. Marke 1091. Grösse 130/130 cm Stück	1,80 Mk.
Reinleinene Taschentücher, weiss	mit farbigen eingewebten Borten, für Damen u. Herren. Marke L K. Grösse 46/46 cm, das Dutzend nur	3,80 Mk.
Weissleinene Batist-Taschentücher,	gesäumt, in geschmackvollem Kästchen. Marke 230. 42 cm. gross, das Dutzend	5,— Mk.
Zephyr	„Carola“ für Haus-, Kinder- und Schulkleider, in schwarz-weiss, braun-weiss, grau-blau, gestreift und karriert. Breite 60 cm, das Meter. das Stück von 20 Meter 0,80 Mk.	0,52 Mk.

Über Land und Meer.

№ 39.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Jung Alarichs Braut.

Roman von

E. von Dincklage.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I. Das Haus.

Die eine Seite der Straße lag im flimmernden Mondlichte ſo hell da, daß man, ſich zurückbiegend, die Manſardenfenſter über den vierten oder fünften Stockwerken zu zählen vermochte; die andere Häuſerreihe barg ſich dagegen in ſo tiefen Schatten, daß die Gasflammen längs des Bürgerſteigs wie blinkende Goldſtückchen glitzerten, mit denen der dunkle Vorhang an das Straßenpflaſter feſtgenagelt wurde. Obgleich Mitternacht noch nicht vorüber war, zeigte ſich die am Tage ſo belebte Gaſſe jetzt nahezu menſchenleer, in den hohen Gebäuden, wo die nahe zuſammengedrängten Fenſter kleine Räume verrieten, wohnte eine thätige Bevölkerung, die ſich mit des Tages Haſt des Abends Raſt erkaufte.

Dem ſcharfen Herbſtwinde entgegen bog ein Wanderer in dieſe Straße, der, unbekümmert an der Schattenſeite bleibend, mit nicht ſchnellen, wenn auch förderſamen und gleichmäßigen Schritten an einigen fünfzig Häuſern vorüber ging, um vor einem Bauwerke ſtehen zu bleiben, welches neuer und eleganter

Naemi und die Ihrigen, in die Fremde wandernd. Gemälde von A. Bida.

als ſeine Nachbarn ausſah, wenigſtens bei Tage: jetzt beleuchtete nur ein einziger ſchwacher Lichtſchein, welcher aus der Kellerwohnung des Portiers drang, die Thürſtufen und die einige Fuß zurückliegende Hausthüre. Der Angekommene klingelte ſo kräftig, daß man beunruhigt werden mußte über die gänzliche Erfolgloſigkeit des verurſachten Lärmens. Der Wartende verriet inzwiſchen keine Ungeduld, im Gegenteil kehrte er bis in den Mondenſchein auf die Straße zurück und beobachtete die Fenſter des dritten Stockes, die ſämtlich unerleuchtet waren. Die große, beinahe derbe Geſtalt des Mannes nahm ſich im Mondlichte nahezu gigantiſch aus, der kraftvolle Körperbau, die gleichmäßigen, ungekünſtelten Bewegungen des noch jugendlichen Herrn erklärten ſein ruhiges Abwarten, er war nicht heftig. Ein zweites Anläuten blieb ebenſo erfolglos. Jetzt bückte ſich der Eintrittverlangende vor das niedere Fenſter und hielt Umſchau in der Portiersſtube, welche zugleich Küche und Schuſterwerkſtatt vertrat und äußerſt unordentlich und verkommen ausſah. Uebrigens war das Gemach nicht leer. Auf dem Sofa lag, in ein farbloſes Tuch gehüllt, eine regungsloſe Frau. Der ſchöne Kopf ward durch die Lampe hinter der Glaskugel des Schuſtertiſches beleuchtet, ein halb aufgelöſter ſchwarzer Zopf und ein muſterhaft gebauter Arm hingen ſchlaff herunter; nur Ohnmacht oder Lebloſigkeit hätten die unbequeme Lage dieſes herrlichen ſchlanken Weibes erklären können. Noch überraſchender aber war es, den Schuſter eintreten zu ſehen und, ehe er die Lampe aufhob, um den Ruheſtörer draußen zu erkennen, zu gewahren, daß der alte Barbar erbarmungslos an dem langen Zopfe riß und Arm und Hand verächtlich auf den Körper der Regungsloſen ſchleuderte. Hienach zögerte der Portier nicht, den Mechanismus, welcher die Hausthüre öffnete, in Bewegung zu ſetzen, um alsbald auf den oberſten Stufen des Treppchens zu erſcheinen, welches die Kellerwohnung mit dem Hausflur verband, und ſein verwildertes, verbrauchtes altes Geſicht in nächſter Nähe zu präſentiren.

„Ah, Nummer dreiundzwanzig,“ hielt den Eintretenden der Hausmann auf, „da iſt etwas für Sie angekommen, wenn Sie etwa Alarich ten Wolde heißen!“

„So heiße ich!“ beſtätigte ohne weitere Anzeichen von Neugier der andere.

„Student?“ examinirte der Portier weiter.

„Student!“ beſtätigte dieſer.

„So! Na, dann begeben Sie ſich gefälligſt einmal da herunter und ſehen ſich das Gepäckſtück an, ob alles in Ordnung iſt.“

Der Student bückte ſich, um ſich nicht auf der Stiege, die für weniger anſehnliche Staturen berechnet war, an den Kopf zu ſtoßen, und folgte dem Hausmann in die qualmige und unreine Atmoſphäre ſeiner Wohnung. Auf einem zerſetzten Korbe mit Küchenabfall, alten Stiefeln, einem lebenden Huhne und allerhand verbrauchten Gegenſtänden lag, in einen Sack eingenäht, ein Pack, auf den der Portier ſeine Naſe ſchnüffelnd und lüſtern herabbeugte. „Iſt das ein Schinken — iſt das ein Schinken!“ murmelte er dabei; „aber Herr Dreiundzwanzig, die Zeit wird kommen, ſie ſteht ſchon vor der Thür, wo auch wir Schinken eſſen, wo das ganze deutſche Volk Schinken ißt!“

Alarich ten Wolde verriet nicht das mindeſte Staunen über die beneidenswerten Ausſichten des geſamten deutſchen Volkes, er faßte mit ſeiner herkuliſchen Kraft das Poſtſtück und ſchob es leicht, wie einen Claquehut, unter den Arm, um ſich zu entfernen.

„Halt, Herr Dreiundzwanzig, ich bitte noch um drei Groſchen Auslage und um etwas für meine Mühe!“ ſtellte ſich ihm der Hausmann in den Weg, worauf der Student ſich der Lampe zuwandte, ſeinen Schinken auf den Tiſch legte und erſt dreißig Pfennig und dann noch einen Groſchen in die ſchmutzige Rechte des Propheten legte.

„Zehn Pfennig für mich?“ grollte wie ein gereizter Löwe der Beſchenkte. „Einen ganzen Groſchen — und —“ er deutete auf den Schinken — „Sie ſind Gutsbeſitzer?“ Der zornige Schuſter wagte nicht mehr zu ſagen, denn die klaren blauen Augen des Großen richteten ſich mit ſo durchdringen[illegible] auf ihn, daß der Getroffene vor dem [illegible] Zähne aufeinander biß und die Fauſt üb[illegible] Groſchen zuſammen ballte.

Zum zweitenmale nahm der Student den Schinken auf, um ſich zu entfernen, die Beleidigung des andern ſchien ihn gar nicht berührt zu haben; dieſer aber wollte den Volksſchinken und den reichen Gutsbeſitzer — andere Leute bekommen keine ſolchen Zuſendungen — nicht ſo leichten Kaufes fahren laſſen.

„Ach, Herr Dreiundzwanzig,“ rief er halb ergrimmt, halb klagend, „Sie und Ihresgleichen wiſſen nicht, wie das Volk geſchunden und unterdrückt wird, wie wir von Kindesbeinen an nichts als Arbeit und Elend zu tragen haben, und Mangel und Herabſetzung unſer einziger Lohn ſind! Da wird uns chriſtliche Geduld gepredigt — ha! ha! Die Reichen haben einen Gott, für die Armen gibt es nur einen Teufel! Was haben mir aller Fleiß und alle Ehrlichkeit geholfen? Ich kam mehr und mehr herunter, mein Weib krank, meine Söhne ſtarben, und meine Tochter da — —“ der Alte ſchwenkte ſich wieder gegen das Sofa und verſetzte der jungen Perſon einen harten Schlag. Der Student hatte bis dahin der Schlafenden den Rücken zugewendet, jetzt aber wandte er ſich, ſie zu ſehen und die ſchönen Linien der Frauengeſtalt zu muſtern.

„Kann es ein ſchöneres Modell geben als dies Mädchen?“ ſchrie erboſt der Vater. „Müßte ich nicht ein reicher Mann ſein durch ſie? — Doch da iſt auch der Teufel im Spiel: das Geſchöpf iſt ſchlafſüchtig. Stunden und Tage liegt ſie ſo da, ſie nimmt mir die Hausthür nicht ab, ſie träumt ſelbſt im Wachen ſo weiter, und wenn ſie ja ihre guten Zeiten hat, wo ſie den Fluch abſchüttelt, da iſt ſie widerſetzlich wie eine Katze — o Herr, dergleichen erträgt ſich bitter, ſchwer — beſonders mit leerem Magen!“

„Der Hunger pflegt eine Folge des Durſtes zu ſein!“ erwiderte Alarich ten Wolde, ſich abermals der Treppe nähernd, mit einem Seitenblicke auf die Schlafſüchtige.

„Recht ſo, recht ſo — nur weiter!“ pfiff es aus der rauhen Kehle des Hausmanns. „Eines armen Mannes Kind kann natürlich nicht ſchlafſüchtig ſein, ohne ſich berauſcht zu haben; geringer Leute Leid iſt allemal ſelbſt verſchuldet, gute Nacht, Herr Dreiundzwanzig, und guten Appetit und beſten, unterthänigſten Dank für den Groſchen, ich halte mich zu ferneren Dienſtleiſtungen beſtens empfohlen!“

Der Herr, dem dieſe heiſeren Anklagen wie ein Pelotonfeuer des giftigſten Spottes um die Ohren ziſchten, ſtieg gleichmäßigen Schrittes die Treppe empor, durch den Korridor und die breite Stiege zum dritten Stock hinauf. Der Portier hörte deutlich, wie er den Schlüſſel in die Thür ſchob und dieſelbe öffnete.

„O Du verfluchter hartherziger Halunke!“ knirſchte der Alte hinter ihm drein, „warte nur, es wird die Zeit kommen, wo das deutſche Volk Dir Dein dickes Fell weich gerbt! Möchteſt Du nicht zuvor erſticken an Deinem Raube — ſolch ein Schinken — und er hat keinen Hunger — und keinen Durſt! —“ Damit zog er eine Flaſche hinter dem Ofen hervor und that ein paar herzhafte Züge aus derſelben.

„Da liegt das Frauenzimmer,“ heftete ſich ſein Groll wieder auf die Schlafende, „nicht einmal einem ſolchen Klotz kann ſie in die Augen ſtechen in ihrer dummen Krankheit — betrunken ſoll ſie ſein — lächerlich, betrunken! Als ob hier irgend jemand tränke, vielleicht ſoll der eine Groſchen uns die Flaſche füllen — lächerlich!“

Die Verwünſchungen des Hausmanns verhallten durchaus ohnmächtig, die ſchöne Schlafſüchtige lag regungslos auf dem Sofa, und der Student dachte ſchon nicht mehr ſeines unterirdiſchen Feindes — er hatte Licht angezündet, zog aus der Tiefe ſeiner Taſche ein ſtandfeſtes Einſchlagmeſſer und trennte die Umhüllung ſeines Schinkens auf. Seine taſtende Hand entdeckte auf demſelben noch ein beſonderes Päckchen in einer eigentümlichen Umhüllung, eine gute Lage Kohlblätter ward mit einem Wollfaden zuſammengehalten, in den Kohlblättern lag ein unverſiegelter Brief. Das vorſintflutliche Auskunftsmittel, empfindliche Gegenſtände in Blätter zu verpacken, überraſchte den Empfänger nicht, er unterzog [illegible]

„Lieber Alrich! Dein Vater ſchickt Dir den Schinken, weil er denkt, in der großen Stadt iſt das Leben teuer. Deinen Leuten geht es gut, ich war auf die Woche drei Tage dort, um Deiner Mutter in der Erntezeit zu helfen, da ſie mit der Arbeit im Rückſtand war. Mit dem Heu iſt es dieſes Jahr ſehr ſchlecht gegangen wegen des vielen Regens, bei der Burg liegen noch ein Halbdutzend Tagwerk in der Mahd; Dein Vater meint, ſie könnten morgen aufgeheut werden, mit der Beſtellung und Einſaat iſt ja auch keine ſolche Eile, und die Wieſe ſoll noch anwachſen zur Nachweide.

„Die Leute ſagen zwar wohl, daß Alrich ten Wolde jetzt ein Herr iſt und daß ihm Land und Sand fremd werden, aber ich weiß es beſſer, wenn auch die Fremde Dir viele neue Gedanken gibt, ſo gibt es doch nur einen Platz, ſo groß die Welt iſt, wo Du Vater und Mutter und Deine Braut haſt. Wo fändeſt Du alle Liebe und Gewohnheit ſo wie zu Haus? — So weiß ich denn, nur dumme Menſchen können ſprechen, Du ſeiſt nicht klug genug, um das Vertrauen da zu ſuchen, wo es ſeit Deiner Geburt Dir ſchon gehörte, ſondern Fremden zu glauben, die Dich nicht kennen, wie feſt und recht Du biſt! Ich grüße Dich vielemale, auch Herr Paſtor und Deine Eltern grüßen Dich.

Maria Angela Stroot.“

Alarich ten Wolde faltete den Brief zuſammen, zog aus ſeinem Koffer ein Geſangbuch und legte ihn hinein zu einem halben Dutzend anderen, die in derſelben Art aufbewahrt wurden. Wenn dieſes Briefalbum einerſeits für den reinen Sinn der bräutlichen Schriftſtellerin zu bürgen ſchien, ſo entſtand andererſeits der berechtigte Verdacht, der junge Herr benütze das Geſangbuch nicht allzu fleißig, wie denn Schnitt und Vergoldung noch überaus neu und glänzend ausſahen, obwohl es Mar-Engels Brautgeſchenk war, das ſie ihm vor vier Jahren gab, als die beiderſeitigen Eltern den Verſpruch der Kinder feſtſetzten — Alarich ten Wolde zählte damals achtzehn Jahre und Maria Angela Stroot ſechzehn — wenn der Bräutigam ausſtudirt und eine Bedienſtung in der juriſtiſchen Laufbahn erhalten haben wird, ſoll die Hochzeit ſtattfinden, bis dahin haben die Brautleute die Aufgabe, zu Jahren und zu Verſtand zu kommen.

Es bleibt unentſchieden, ob der blonde Jüngling träumeriſchen Betrachtungen über das Schreiben ſeiner Braut zuneigte. Anſcheinend nicht, denn ſein ſcharfes Ohr vernahm auf dem Trottoir der Straße einen herannahenden Sporenſchritt, und ſofort löſchte der Student ſein Licht aus, und, das gethan, taſtete er prüfend nach dem Schloſſe einer zweiten Stubenthür, um dasſelbe zu unterſuchen — es war verſchloſſen. „Ich eſſe meinen Schinken alleine!“ murmelte Herr ten Wolde und ſchob zugleich dieſen Gegenſtand ſeiner Obſorge unten in den Kleiderſchrank. Dann entkleidete er ſich, zuerſt die Stiefel abwerfend, und legte ſich nieder.

Der Sporenſchritt hatte richtig vor der Thür Halt gemacht, der Hausmann, welcher noch nicht wieder ſchlief, hatte denſelben gleichfalls erſpäht und ſeine Vorbereitungen getroffen, die darin beſtanden, daß er ein dunkles Frauentuch über ſeine Tochter deckte. „Iſt nicht für Habenichtſe!“ knurrte er dabei und beeilte ſich, zu öffnen, noch ehe die Thürſchelle ausvibrirt hatte. Dieſesmal traten zwei hübſche und elegante junge Herren ein — der kleinere gleichfalls Student, wie ihn das Band mit den Corpsfarben ſofort kennzeichnete, das ſich von ſeiner tadelloſen Weſte abhob, der größere Secondeleutenant in Gardeuniform.

„Briefe?“ forſchte der letztere, als ſich der Portier mit dem Kienholze wieder ſehen ließ.

„Zu dienen, Herr Vierundzwanzig — Lieutenant Graf Bockenheim — nicht wahr?“

„Ganz recht!“ ſchmunzelte dieſer und ſtrich ſich den Bart. Das Streichholz verloſch in dieſem Augenblicke, wie dies ſeine Schuldigkeit war, denn der Portier wußte, weshalb er im ſchwach [illegible]

Er ging hinab, um im Lichte eines andern Zündholzes eines jener überwältigend eleganten Briefconverts auszuliefern, deren unnatürlich geſtreckte farben- und goldreiche Monogramme von einer Krone überbaut ſind, gegen welche die ungariſche Stephanskrone, die zweitauſendjährige eiſerne Krone zu Monza und ſo weiter nichts als traurige Anfänge feudaler Herrlichkeit ſind.

Die beiden Herren zeigten ſich außerordentlich befriedigt über den Anblick dieſes Schreibens, welches der Lieutenant ſo zu den Augen emporhob, daß es ungewiß blieb, berührte er das Blatt mit den Lippen, oder wollte er nur den Duft desſelben einatmen; dann reichte er dem Hausmanne nachläſſig eine größere Silbermünze und erſtieg ohne weiteren Gruß mit ſeinem Gefährten die Treppe.

„Sie will nicht mit Dir brechen, Egon — das iſt ein gutes Zeichen!“ meinte der letztere.

„Wer weiß?“ war die Antwort; „manche Weiber ſind uns auf dem Gefrierpunkt ſicherer als in der Herbſtkühle ihrer Freundlichkeit!“

„Manche Weiber ...“ lachte der andere; „Du ſollteſt unſere Stiefſchweſter Sabine zu lange gekannt haben, um ſie in dieſem allgemeinen Begriff zu kennzeichnen!“

Der andere zuckte die Achſeln und ſchien in weiteren Mutmaßungen dem Inhalte des Briefes nicht vorgreifen zu wollen.

Der Hausmann prüfte inzwiſchen ſeine Münze im Scheine der Lampe: „Ich hatte recht!“ murmelte er, „die zwei haben leere Taſchen und keinen Kredit, man muß nichts für ſie auslegen — Prahler haben keine Thaler — von denen bleibt gar nichts, wenn wir ihnen heute oder morgen den großen Namen über die Ohren ziehen wie dem Fuchſe ſeinen Balg, rein gar nichts; ſie ſind wie die leck gewordenen Eimer, mit denen man nicht mehr ſchöpft, und wenn's auch hinein regnet in Strömen, ſie bleiben doch leer. — Na, da wären wohl alle meine Leute zu Haus, und ich kann die Lampe ausblaſen!“ So that er und legte ſich ſchlafen.

II. Unter den Kronen.

Da die beiden jungen Männer Brüder waren, laſen ſie gemeinſchaftlich den ſoeben empfangenen Brief, deſſen erſte Seite zumeiſt mit demſelben, nur noch vergrößerten und geſtreckteren Kronenmonogramm des Converts ausgefüllt war. Die Schriftzüge hatten daneben ſo viel Unorganiſches, Willkürliches, daß man glauben konnte, ſie fühlten die Notwendigkeit, ſich auf dieſe Art erſt zu legitimiren. Auch die Sprache des Briefes war durchaus formlos:

„Ihr thörichten Burſchen, was fällt euch denn ein? Das kommt davon, wenn dreierlei Kinder an einen Herd zuſammengebracht werden wie der Trödel beim Schacherjuden — entweder ſie beneiden und zanken ſich, was ſo dumm iſt, oder ſie verlieben ſich unter dem Deckmantel der unwahren Geſchwiſterſchaft, das iſt das Allerabgeſchmackteſte. Bildet euch nun aber ums Himmelswillen nicht ein, weil ich Egon nicht heiraten will, müßte Gregor ſein Glück verſuchen; ich erkläre hiedurch, daß ich keinerlei Ehrgeiz verſpüre, mir den hochgeborenen Namen Bockenheim anzueignen, obwohl mein freiherrlich Ledenſches Geſchlecht durch den bürgerlichen Anhang Müller nicht unweſentlich verdunkelt iſt, wie ihr meint, ihr albernen Knaben! Mir iſt nicht, als hätte ich, meiner Heirat wegen, jetzt, nun ich Witwe bin, einen Fehler zu redreſſiren, geſtützt auf die Müllerſchen Renten, war ich in meiner kurzen Ehe mehr als vorher die Baroneſſe Leden, und mich drängt gar nichts, mit der Trauer mein Müller-Inkognito abzulegen. So, und nun ‚morgen wieder luſtik!‘ wie König Jerome ſagte. Kommt bald zu mir heraus, und bringt mir ein paar vergnügte Leute mit, ich habe hier im Landhauſe zehn Gaſtzimmer und verbleibe immerdar eure getreue Stiefſchweſter

Sabine Müller-Leden.

„P S. Solltet ihr etwa in Geldverlegenheit ſein, ſo will ich gern aushelfen; wenn es auch nur bürgerlich Müllerſche Münze iſt, ſie hat doch guten Klang.“

Während Graf Gregor gezwungen lachte, wurde das feine Geſicht des Offiziers purpurrot, und er warf den Brief zornig auf die Tiſchplatte.

„Immer derſelbe Uebermut!“ warf Gregor entſchuldigend hin.

„Uebermut —“ entgegnete Egon, indem er mit den zitternden Fingern die Cigarre ſo unbarmherzig geradebog, daß ſie gänzlich zerbrach — „Uebermut? — Nenne es nur geradeaus teufliſchen, herzloſen Hochmut! Sie iſt zu ſtolz, um mir den Rang verdanken zu wollen, den ſie ſchon als Mädchen erſehnt, wenn ihre Stiefbrüder Grafen genannt wurden und ſie ſelbſt nur ein adeliges Fräulein war. In ihrer Gereiztheit that ſie eine Geldheirat und wurde Frau Müller, jetzt — verſagt ſie mir ihre Hand und bietet mir ein Darlehen an ...“ Der Offizier hatte ſeine Uniform aufgeriſſen, ſetzte ſich an den Tiſch und verbarg das Geſicht in die Hände.

„Nun, als nahe Verwandte, die mit uns aufwuchs —“ begütigte Gregor.

„Gar nicht iſt ſie mit uns verwandt!“ unterbrach ihn der Bruder.

„Ihre Stiefmutter iſt die unſrige, ihre Stiefgeſchwiſter ſind die unſrigen — und wir brauchen Geld!“

„Trefflicher Grund, uns wegzuwerfen!“

„Bah — ein Darlehen!“

„Freilich mit der Sicherheit auf Deine Cerevismütze und meine ſilbernen Sporen!“ ſpottete Egon.

„So rate Beſſeres!“

Egon zuckte nur die Achſeln, und es trat eine unerquickliche Pauſe in die Unterhaltung.

„Wenn es nur ein Mittel gäbe, den da breit zu ſchlagen,“ nahm der Krieger wieder das Wort auf, indem er auf die Verbindungsthür nach Nr. 23 deutete, „aber er iſt zäh wie Sohlenleder!“

Der jüngere Bruder trat behutſam vor die bezeichnete Thür und ſpähte durchs Schlüſſelloch. „Alles dunkel, er ſchnarcht wie ein Nilpferd,“ berichtete er zurückkehrend, „eines ſolchen Dickhäuters würdig. So ein fiſchblütiger Halunke ſtampft nicht zum zweitenmal über die Erdoberfläche. Benahm er ſich nicht, als könnte er von Rechts wegen fordern, daß die Grafen Bockenheim frère et cochon mit ihm ſpielen, als ſei es ſelbſtverſtändlich, ſich von ihnen bewirten und mit Sekt begießen zu laſſen? Himmel Sakrament, ſelbſt dann, als Deine Nina mit all ihrem Balletzauber ihn anlächelte, ſeine Bärentatzen in ihre kleinen Finger nahm und ihm ſeine bäuriſchen roten Wangen ſtreichelte — blieb er nicht gelaſſen wie ein Pfefferkuchenmann mit Mandelaugen, der nur ſo lächelt: Ich weiß, Du möchteſt anbeißen!? — Ich habe ihm klar gemacht, daß es eine Ehre ſei, ſich die Söhne Seiner Excellenz des Grafen Bockenheim, der ein Wörtchen mitzuſprechen hat am Hofe, zu verpflichten — er ſchien durchdrungen, ſeine bis ins Unendliche durchſichtigen blauen Augen leuchteten wohlgemut auf mich hernieder, aber die Nutzanwendung blieb aus. Ich verſuchte, den Kavalier bei ihm herauszukitzeln, ich dachte, ein ſo rieſiger Burſche, der, ohne je Anſtoß zu geben, wie eine Lokomotive dahinmarſchirt, ließe ſich ſeine Haltung von erregbarem Ehrgefühl diktiren — ja proſit! Er nahm mein Syſtem über gemeinſchaftliche Standesverbindlichkeiten kritiklos hin und verſagte im entſcheidenden Moment wie eine verroſtete Piſtole. Dann ließ ich ihn links liegen, ich führte ihm die Thatſache zu Gemüt, daß wir Kreiſen angehörten, die ſofort hinter den himmliſchen Heerſcharen einherſchreiten, daß uns Thür und Thor aufſteht da, wo ſich vor ihm in aller Ewigkeit eine chineſiſche Mauer aufrichtet — nun war er auch nicht einmal Demokrat, er bemerkte einfach: ‚Ein Unterſchied muß ſein!‘ Als ob ich ſeiner Stellung noch beſonders geſchmeichelt hätte! Da hört doch alles auf, oder vielmehr alle Hoffnung auf ein rettendes Darlehen!“

Der Lieutenant war inzwiſchen etwas ruhiger geworden, er hatte ſeine Uniform ausgezogen und hielt die Aermelnähte prüfend ans Licht, um zu unterſuchen, wie weit der Enthaarungsprozeß bei ihnen vorgeſchritten ſei — noch entdeckte ein unbefangenes Auge keine Kahlheit, aber bald, bald mußte der Tag kommen, wo der neue Rock zum alten wurde.

„Wenn Du zu Sabine hinaus willſt,“ ſagte er mit einem Stoßſeufzer, „ſo laß Dich nicht zurückhalten — ich gehe nicht wieder hin!“

„Unſinn — den Triumph würde ich ihr gar nicht gönnen, es lebt ſich da ganz gut und luſtig und — billig; was hilft eine Rache, die uns ſelbſt ſchädigt? Denk lieber daran, ihr einen kleinen Denkzettel an die Stumpfnaſe zu hängen, das wäre praktiſcher!“

„Ganz recht, ich müßte ſie an ihrem Hochmute ſtrafen — wie wär's, wenn ich den Prinzen Löwenburg oder den Marquis Belpont mit hinausnähme — aber nein, die würden ſich ernſtlich in ſie verlieben, und vice versa — nein, es muß etwas anderes erfunden werden!“

Wieder trat ein Schweigen ein, das in ſeiner Hilfloſigkeit recht ſonderbar durch ein Auflachen des Grafen Gregor unterbrochen wurde: „Weißt Du was, Bruder, wir ſchmuggeln unſern Ichthyoſaurus bei ihr als eine Inkognito-Größe ein; ſeine Hünengeſtalt läßt immerhin viel von ihm erwarten, wer weiß, ob ſie ihm nicht den wahren Gentlemanſtandpunkt klar macht, wenn es ihr paßt, gegen ihn liebenswürdig zu ſein?“

„Ach nein,“ entgegnete Egon melancholiſch, „mit dem iſt nichts anzufangen; ihn zu Liebeständeleien vorſchieben iſt ſo widerſinnig, als den Eſel zum Lauteſchlagen anzuſtellen, und die erſten drei Worte ſeines ſchwerfälligen, ungefügen Dialektes ſchlagen ſchon jede Illuſion über ihn zu Boden!“

Gregor pfiff und lächelte, indem er in einigen Schreibmappen und Kommodeauszügen umherwühlte: „Wo, ins Teufels Namen, haſt Du Dein Kurmacherpapier mit der kraſſen Wappenſudelei — ich denke mir Billetbogen, mit meinem Stammbaum dekorirt, anzulegen; je ſchnöder die Geſchmackloſigkeit, deſto größer der Erfolg!“

„Es dürfte nicht unpraktiſch ſein, als Deviſe gleich den Preis des Stammbaums und ſeines Trägers hinzuzufügen, ‚das geht alles in einem Aufwaſchen‘, ſagt unſer Alarich ten Wolde.“

„Und Du ſchreibſt eine Antwort auf Sabinens Brief?“ ſtaunte Egon.

„Nein, eine Antwort und Zuſage auf Sabinens Einladung; unangenehme Erörterungen und leere Eierſchalen ſoll man, je eher deſto lieber, zerdrücken und beſeitigen — laß mich nur machen!“

„Dir iſt das alles Kinderſpiel!“ ſeufzte der Lieutenant und ſtrich ſein junges ſchwarzes Bärtchen.

„Kinderſpiel — wenn man weder Geld noch Kredit hat? Da bitte ich zu grüßen.“

„Freilich wohl — aber man hat doch ſeinen beleidigten Stolz, ſein berechtigtes Selbſtgefühl!“ wallte der andere auf.

„Freilich, aber auch einen Magen, den das Darben beleidigt, und auch berechtigte Gläubiger, die kein Federleſens machen, ‚das Brot aus dem Backofen zu holen‘, würde Alarich ten Wolde ſagen. Aber wenn Du nicht wünſcheſt, daß ich ſchreibe, dann — bleibt mir nichts übrig, als getroſt zu Bette zu gehen!“

Der Offizier trat ans Fenſter und blickte auf die mondhelle Gaſſe hernieder.

„Nun — ſoll ich den Stier bei den Hörnern faſſen, um in Alarich ten Woldes phantaſtiſchen und ſinnreichen Allegorien zu reden, oder mit Hamlet, der ja, gleich uns, zerriſſenen Gemütes war: Sein oder nicht ſein?“

„Schreib'!“ antwortete der andere, ohne ſich umzuwenden.

„Friß Vogel oder ſtirb! würde — ja, ja, ich ſchweige ſchon — ſo, da iſt die Tinte wieder flüſſig, jetzt gilt's, einen famoſen Schnörkel machen, ein bildlicher Peitſchenhieb, ein Laſſo nach den Müllerſchen guten Bankbilletten und ſonſtigem Wohlklang! Geh zu Bett, Egon, damit Dein gebrochenes Herz zuſammenheilt, ich ſchreibe inzwiſchen als unermüdlicher Schutzgeiſt unſerer plebejiſchen Mietbude den rettenden Uriasbrief!“

„Gegen das Gelingen Deines abenteuerlichen Racheplanes wage ich es, mein Erſtgeburtsrecht zu verwetten!“ behauptete der Lieutenant, indem er Anſtalten machte, ſich niederzulegen.

„O, mein Lieber,“ ſpottete der Bruder, „dieſen ſehr fraglichen Vorzug gönne ich Dir neidlos; ich biete nicht einmal ein Linſengericht dafür; aber was ich jetzt brauche, das iſt Ruhe zum Schreiben! Der Brief muß ſie nur ſo anlachen, damit ihr der Mund wäſſert nach dem: ‚Morgen wieder luſtik!‘“

III. Kimſer.

Sabine Müller-Leden, die Stiefſchweſter der beiden Brüder Bockenheim (durch die Heirat des verwitweten Generals Baron von Leden mit der verwitweten Gräfin Bockenheim), war eine ſehr ſelbſtändige Dame, denn ſie konnte ſich das erlauben. Sie lebte nicht in der Stadt, weil ſie daſelbſt nicht Raum genug für ihre vielfachen Unternehmungen hatte, die alle auf Verbeſſerung ihres nicht unbeträchtlichen Grundbeſitzes hinausliefen. Böswillige behaupteten, ſie könne des Reichtums gar nicht genug bekommen und miede die Reſidenz, weil ſie nicht mehr zu Hofe gehen dürfe; jedenfalls ſchmeichelte es ihr mehr, in Rabenhorſt die erſte, als in der Reſidenz ein Mitglied des zweiten Geſellſchaftsranges zu ſein. Rabenhorſt hieß die Müllerſche Beſitzung, dieſelbe lag nur einige Bahnſtationen von der Stadt entfernt und wieder nur eine kleine halbe Stunde vom letzten Bahnhofe. Den beiden Grafen war es ein Leichtes geweſen, ihren Stubennachbar zur Mitreiſe auf das Gut ihrer Stiefſchweſter zu bewegen, es hätte gar nicht erſt der verlockenden Schilderung dieſer Dame und ihrer Häuslichkeit bedurft. Herr Alarich entgegnete: „Schaden kann's nicht — wann geht es denn los?“

Richtig ging es am beſtimmten Tage los, und Graf Egon fürchtete, der Schützling würde ſich ſchon am erſten Tage unmöglich machen, während Gregor auf all die ſchönen Dinge rechnete, welche er zu Gunſten des Herrn ten Wolde zu ſagen bereit war.

Zumeiſt treffen die beſtberechneten Ereigniſſe indes gar nicht oder doch in ganz anderer Art ein, als ſie voraus geplant waren, das erfuhren die Grafen Bockenheim an dieſem Tage. Sie hätten ſich füglich vorausſagen können, daß ihr Begleiter jeder Berechnung ſpottete; daß ſie erſt hintennach zu dieſer Ueberzeugung gelangten, hatte etwas Demütigendes für zwei weltläufige Ariſtokraten, einem anſcheinend durchaus ungehobelten Naturburſchen gegenüber.

Auf dem Perron der Station, wo die drei jungen Männer ausſtiegen, fand ſich bereits der Diener von Frau Müller und berichtete, die gnädige Frau warte ſelbſt mit dem Wagen am Bahnhofe, das Gepäck ſolle anderweitig aufs Schloß geſchafft werden.

Die Dame harrte ihrer Gäſte in einem leichten offenen Wagen, welcher mit zwei hübſchen Grauſchimmeln beſpannt war, deren Leitung ſie ſelbſt übernahm. Sie war eine kleine Frau von zierlichem Körperbau, dunkler Hautfärbung, einer Stutznaſe und großen braunen Augen.

„Herr Alarich ten Wolde, Gutsbeſitzer aus den Niederlanden!“ ſtellte Gregor den Studenten vor.

„Sie ſind mir doppelt willkommen, Herr — ten Wolde —“ begrüßte ihn die Dame, den Namen zögernd betonend, „wenn Sie mir einige Winke über den Unterſchied geben wollen, den Sie zwiſchen dem hieſigen Betriebe der Landwirtſchaft und der Art und Weiſe Ihrer eigenen Oekonomie wahrnehmen! Bitte, Egon, ſteigt ein, Herr — ten Wolde,“ ſie zögerte wieder, „wollen Sie ſich zu mir ſetzen? Ich verſage es mir nicht, Sie ſofort durch meine jungen Holzbeſtände und an der Viehweide vorüber zu fahren; es iſt ein geringer Umweg, und ich bin ein wenig eitel auf meine Einrichtungen! Seid ihr fertig? — Johann, wo ſind Wodan und Freia?“

Die Hängematte. Gemälde von van den Bos.

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Groſſer in Leipzig).

Der Diener pfiff, und zwei wunderhübſche Windſpiele mit glänzenden Halsbändern ſprangen in anmutigen Sätzen heran.

„Hieher!“ befahl Frau Sabine den Tieren; dieſe krochen ängſtlich heran, und die kleine behandſchuhte Hand der Dame ſchwang die Peitſche, ſo daß die Schnur eine ſichtbare Spur auf dem atlasartigen Felle der beiden aufheulenden Tiere zurückließ.

„Das iſt fürs Weglaufen!“ ſagte ſie dann und trieb die Pferde an, indem ſie mit eleganter Schwenkung den runden Raſenplatz des Bahnhofs umfuhr.

„Grauſame!“ rief Gregor, „und Du behaupteſt, die armen Tiere wären Deine Lieblinge? Sieh nur, wie Freia hinkt, Du haſt ſie ſchwer getroffen!“

„Freilich liebe ich die hübſchen Tiere,“ war die Antwort, „und weil ich ſie liebe, müſſen ſie die gute Lehre bekommen, nicht auf Bahnhöfen umher zu ſchweifen, wo ihr Leben ernſtlich bedroht iſt, denn ſie ſind vorwitzig über die Maßen!“

„Und darf man allemal auf Deine Liebe ſchließen, wo Du ſtrafſt?“ warf Egon ein.

Sabine ſchlug mit der Peitſche in die Luft hinaus: „Wenigſtens iſt mir das, was ich ſtrafe, nicht gleichgiltig — nicht ganz ſo gleichgiltig wie die meiſten Dinge und Menſchen!“

„O, ich wußte, daß Du Dich nach Originalen ſehnſt!“ lachte Gregor.

„Es wäre hübſcher, wenn Du ſagteſt nach Idealen — aber ich bin eine einfache Landfrau, ich muß mich mit Originalen begnügen, vorausgeſetzt, daß — alles Blaſirte, Gekünſtelte, Selbſtbewußte iſt mir zuwider —“ unterbrach ſie ſich ſelbſt und wandte ſich dann zu ihrem Nachbar, der ſeine klaren blauen Augen langſam auf ihr Geſicht heftete: „Sie lieben gewiß auch das Landleben?“

„Ich habe nicht daran gedacht — wo ich ſein muß, da halte ich aus!“ war die Antwort.

„Sie wollen alſo Ihre Studien vollenden?“ fragte die Dame, welcher die Antwort ein Ausweichen ſchien.

„Gewiß werde ich das!“

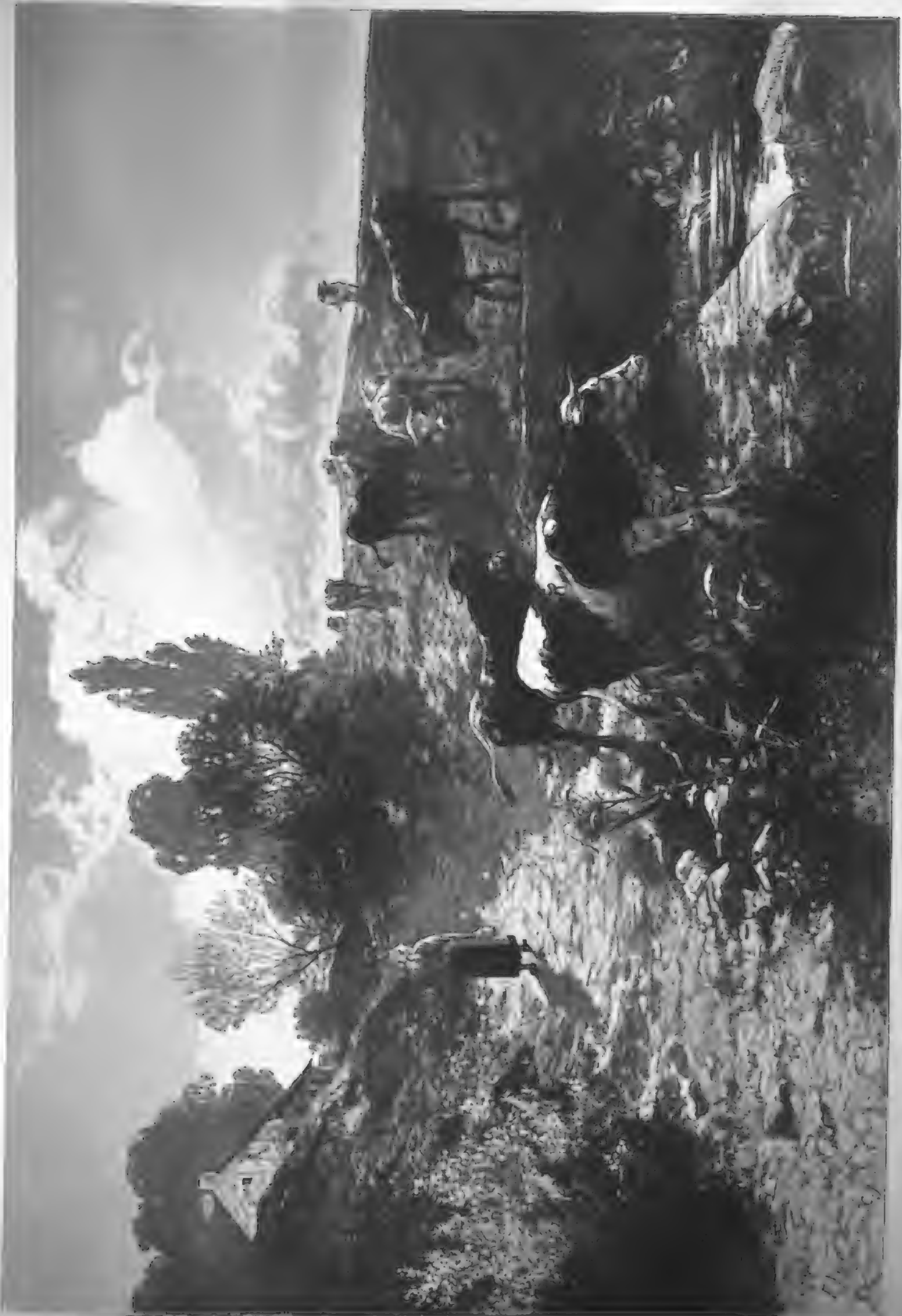
„Aber Sie konnten zu Ihrem Vergnügen leben — Reiſen machen, Land und Leute fremder Himmelsſtriche kennen lernen —“

„Ich kenne Leute genug und ſehe nur wenig Unterſchied zwiſchen ihnen!“ erwiderte in ſeiner langſamen Art Herr ten Wolde, „wenn man ſelbſt Dach und Fach, Land und Sand und ein Beſitztum mit allem Wohl und Weh hat — da iſt das Reiſen kein Vergnügen, und jeder thut am beſten, nach dem Seinen zu ſehen!“

Es war Frau Sabine, als läge im Hintergrunde dieſes Nachſatzes eine Schmeichelei für ſie verſteckt, indem ſie eine Demütigung für die Grafen in dem geringen Unterſchiede fand, den Alarich ten Wolde zwiſchen den Leuten ſeiner Bekanntſchaft anerkannte. Gregor nahm auch den Handſchuh auf und bemerkte: „Herr ten Wolde redet immer aus der Vogelperſpektive, er blickt auf alle herab!“

„Ich wüßte nicht, was mich wundern könnte!“ erklärte ten Wolde mit Ueberzeugung.

„Wie,“ lachte Frau Sabine, „Sie fanden ſelbſt in unſerer Reſidenz gar nichts Staunenswertes?



Idylle aus dem Elſaß. Gemälde von Profeſſor Hermann Baiſch.

Es hat Sie nie eine atemloſe Bewunderung, ein Sichſelbſtverlieren vor einem großen Eindruck erfaßt?“

Alarich fuhr mit ſeiner mächtigen Fauſt über die wolkenloſe Stirn: „Einmal, ja einmal,“ erinnerte er ſich, „als ich zuerſt das Meer ſah!“

„Ah —“ ſtieß Frau Sabine überraſcht hervor, indes die Brüder einander anblickten; war das rieſige Menſchenkind da vor ihnen wirklich das, was man ſich gewöhnt hat, einen ungeſchliffenen Diamanten oder einen Sohn der Wildnis zu nennen? — war er es, oder ſpielte er mit ſeinem nil admirari eine glückliche und kleidſame Rolle? Die Frage konnte nicht weiter erwogen werden, denn der Wagen hielt vor einer hübſchen Eiſenpforte, welche ein dahinterliegendes Gehölz vom Wege abſperrte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte der Gabel.

Von

J. von Falke.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Herzogin von Beaufort ſpeiſte einmal bei Madame de Guiſe. Da geſchah es, daß die ſchöne Dame dem Könige, der ſich neben ihr befand — es war Heinrich IV. — die eine Hand zum Kuſſe reichte, während ſie die Finger der anderen Hand in die Schüſſel tauchte, um zu nehmen, was nach ihrem Geſchmacke war. Dieſe nicht allzu appetitliche Scene ereignete ſich im Jahre 1598. Wir führen ſie an, um zu zeigen, daß damals, alſo etwa vor dreihundert Jahren, in den höchſten und feinſten Kreiſen der Geſellſchaft die Finger noch die Stelle der Gabel zu vertreten hatten. Es war aber auch gerade der Wendepunkt, denn eben damals war es, daß der Gebrauch der Gabel bei Tiſche in unſerer heutigen Art begann.

Wenn man bedenkt, wie durchaus unentbehrlich uns die Gabel iſt, die Speiſen zum Munde zu führen, wenn man bedenkt, wie ſich ſchon in der ritterlichen Geſellſchaft zur Zeit des Frauenkultus die Sitten der vornehmen Welt verfeinert hatten, wie viel auf Reinlichkeit und Anſtand gegeben wurde, wie genau der Kodex höfiſchen Brauches am burgundiſchen und am franzöſiſchen Hof ausgebildet war, wie ſehr ſich die italieniſche Geſellſchaft der Renaiſſance ihrer feinen Sitten rühmte — wenn man das alles bedenkt, ſo iſt es gewiß verwunderlich, daß die Gabel ſo ſpät als Speiſeinſtrument in Gebrauch gekommen iſt. Die Damen des Mittelalters und der Renaiſſance waren nicht minder ſtolz auf eine ſchöne und feine, wohlgepflegte Hand als die unſerer Tage, und doch legten ſie die zarten Finger in die Schüſſel und führten mit ihnen das Fleiſch zum Munde. Es iſt das um ſo mehr zu verwundern, als die Form der Gabel ſchon im Altertum nicht unbekannt war — man braucht nur an Neptuns Dreizack und die Bratſpieße der homeriſchen Helden zu erinnern — und die Gabel ſelbſt im Mittelalter in den Inventaren und ſonſt nicht gerade ſelten erwähnt wird. Auch ſind ja in unſeren Muſeen und Privatſammlungen Gabeln zu finden, Antiquitäten von koſtbarem Stoff und edler Arbeit, welche zum Teil älter ſind als das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, obwohl wir auch Fälſchungen darunter geſehen haben.

Die epiſche Zeit des Mittelalters kannte Gabeln im Küchengebrauch, Kräuel, Krewel genannt, Gabeln von Eiſen, welche aber wohl den Dienſt von Bratſpießen zum Röſten von Fleiſch oder Brot zu verſehen hatten, kaum den zum Tranchiren. In den Inventaren oder Schatzverzeichniſſen der Könige oder hoher Häuſer erſcheint die Gabel ſeit dem vierzehnten Jahrhundert ziemlich regelmäßig, aber immer nur vereinzelt gegenüber der größeren Anzahl der Löffel und der Meſſer. In einem Inventar der Clemence de Hongrie aus dem vierzehnten Jahrhundert ſind dreißig Löffel erwähnt und nur eine einzige Gabel, und eine von Gold. In einem Inventar des Herzogs von Anjou vom Jahre 1360 findet ſich ebenfalls nur eine Gabel bei vielen Löffeln. Das Inventar des Königs Karl V. von Frankreich (1380) verzeichnet unter vielen anderen Gegenſtänden zwei Gabeln von Silber mit Heft von Kriſtall. Im ganzen beſaß dieſer König aber zwei Gabeln bei einem Silbergerät, das über eine Million an Wert hatte. Die Herzogin von Touraine (1389) beſaß zu neun Dutzend Löffeln nur zwei Gabeln. [illegible] dafür iſt immer derſelbe wie heute, fourchette, [illegible] im Deutſchen), die Verkleinerung einer größeren, [illegible]

[illegible]

ſechs ſilberne Gabeln, davon drei vergoldet. Im Inventar der Herzogin Charlotte von Savoyen (1483) ſind zwei Löffel und eine Gabel von Silber verzeichnet, „um Dragées zu eſſen“.

Dieſe Stellen beweiſen wohl zur Genüge, daß die Gabel vorhanden war, bei ihrer Seltenheit und Koſtbarkeit aber einem anderen Gebrauch zu dienen hatte als dem heutigen. Der mittelalterliche Tiſch kennt ſie gar nicht. In den Bildern der Miniaturmalerei, von den Manuſkripten der Angelſachſen angefangen, ſind Darſtellungen von Mahlzeiten, zum Beiſpiel des heiligen Abendmahls oder der Tafel des Herodes, oder aus den ſpäteren Romanen durchaus nicht ſelten, nirgends aber findet ſich eine Gabel auf dem gedeckten Tiſche liegend oder in der Hand der Speiſenden. Ein einzigesmal — auf einem Bild in dem (nun verbrannten) Manuſkript der Herrad von Landsberg — liegt ein der Gabel ähnliches Inſtrument auf dem Speiſetiſche, das aber mehr einem zweiſchneidigen Meſſer gleicht, welches der Länge nach geſpalten iſt. Gewiß war es nicht beſtimmt, die Speiſen zum Munde zu führen, höchſtens abgeſchnittene Stücke vorzulegen. Ja, wenn wir die Bilder weiter verfolgen, über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus, die Kupferſtiche, die Holzſchnittwerke, dann die großen Gemälde von Paul Veroneſe mit der Hochzeit von Cana, Darſtellungen königlicher Mahlzeiten, die Genrebilder der Niederländer, die großen Feſtmahlzeiten der Holländer, nirgends erſcheint eine Gabel bis zum Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Ebenſo fehlt die Erwähnung der Gabel als eines Eßgerätes bei den zahlreichen Chroniſten des Mittelalters, welche doch von Mahlzeiten nicht ſelten berichten. Aliénor von Poitiers beſchreibt die Zeremonien und Bräuche und Etikette des burgundiſchen Hofes auf das genaueſte, die Gabeln werden nicht einmal erwähnt. Der „Menagier de Paris“ berichtet, von wem und wie der Tiſch gedeckt werden ſolle; es geſchieht aber ohne Gabeln. Ebenſowenig wie dort finden ſie ſich bei dem großen Gaſtmahl, welches der Herzog von Burgund den engliſchen Geſandten im Jahre 1462 gab. Vielmehr geht aus den Erzählungen hervor, daß man das Fleiſch und andere Speiſen, welche der Vorſchneider, an den Höfen der écuyer, vorlegte, mit dem Finger zum Munde führte. In weniger vornehmen Häuſern nahm man aus der gemeinſamen Schüſſel oder ſchnitt ſich ſelber ſein Stück Fleiſch herunter, um es mit Hilfe der Finger zu verzehren. Es erhielt nicht einmal ein jeder ſein beſonderes Meſſer, und noch im ſechzehnten Jahrhundert war es in England Sitte, daß der Gaſt ſein eigenes Meſſer mitbrachte, das er an einem an der Wand hängenden Schleifſtahl ſchärfte.

Dieſer Mangel der Gabel erklärt zur Genüge die Bedeutung, welche das Waſchen der Hände vor und nach dem Eſſen haben mußte. Diener mit Becken und Kannen und mit dem Handtuch über der Schulter gingen beſtändig herum und goſſen Waſſer auf die Hände; es wurden auch wohl die Servietten, um das Tiſchtuch zu ſchonen, zwiſchen den Speiſen gewechſelt. In vornehmen Häuſern wurde ein Parfüm in das Waſchwaſſer gegoſſen. So ſuchte man das unvermeidliche Beſchmutzen der Hände möglichſt raſch wieder gut zu machen, um dem Nebengaſt keinen Ekel zu erregen und ihm nicht den Appetit zu verderben.

Es müſſen demnach, da weder die Abbildungen noch die Erzählungen den Gebrauch der Gabeln nach unſerer heutigen Art kennen, die Gabeln, welche nach den Inventaren vorhanden waren, einem anderen Zweck gedient haben, und es finden ſich auch Andeutungen dafür. Jene bereits erwähnten Küchengabeln dienten wohl vorzugsweiſe zum Braten oder Röſten, gleich einem Roſt oder einem Bratſpieß, und dieſen Dienſt mögen zum Teil auch die Gabeln der hohen Herren und Damen verſehen haben, indem ſie damit das Brot, das nicht alle Tage friſch zu haben war, gegen das Kaminfeuer hielten und ſich ſo ihr „toast“ bereiteten, wie es noch heute die Engländer machen. Aber dies iſt nicht der einzige Dienſt. In der That verwendete man jene ſeltenen und koſtbaren Gabeln auch, um damit gewiſſe Speiſen aufzuſpießen und zu ſich zu nehmen: geröſteten, mit Zucker beſtreuten Käſe, deſſen Geruch man wohl nicht an den Fingern haben wollte, klebriges Zuckerwerk, ſaftige Früchte, wie Birnen oder Maulbeeren, deren Saft die Hände befleckte. Immer war auch das Ausnahme, da ſolche Gabeln ſich nur in den Händen der vornehmſten Perſonen befanden.

Nur ein einzigesmal wird aus dem ganzen Mittelalter, und zwar noch in früher Zeit, von dem Gebrauch der Gabel genau in unſerer Art berichtet. Es war eine vornehme und ſchöne Dame aus Byzanz, welche einen Dogen von Venedig geheiratet hatte und hier in Venedig fortfuhr, nach ihrer Sitte zu ſpeiſen, indem ſie das Fleiſch klein zerſchnitt und mit einer zweizinkigen Gabel zum Munde führte. Man betrachtete das in Venedig als ein Zeichen äußerſter Verweichlichung und eines übertriebenen Luxus, wie Petrus Damiani berichtet. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt ſomit die Sitte, mit der Gabel zu eſſen, am verfeinerten byzan- [illegible] und von da nach dem Occident [illegible]n. Es dauerte freilich noch Jahrhunderte, bi[illegible]

[illegible]

Die ſervirenden Diener hatten zwar die Aufgabe, das zerlegte Fleiſch mit großen, breiten Vorlegemeſſern auf den Teller zu legen, von wo man es mit den Fingern nahm, mit den Fingern zerkleinerte, das heißt auseinanderriß, und zum Munde führte, wenn man nicht das Geſchäft des Zerkleinerns mit den Zähnen verſah. Auch die Nägel hatten unter Umſtänden hier mitzuarbeiten, wie man aus den folgenden Verſen ſchließen mag:

„Ongle, riche et précieux,
Ongle, qui tranche, quand tu veux,
Ongle, qui es bon de ferretter
A la toile ou de pincetter.“

Wenn das Fleiſch nicht mit dem Vorlegemeſſer ausgeteilt wurde, nahm man es mit den Fingern entgegen. Bei anderen Speiſen, bei welchen man die Hand in die Schüſſel zu tauchen hatte, war es Vorſchrift, immer nur von derſelben Seite zu nehmen, ſo daß ein jeder Gaſt ſeine eigene Stelle hatte. Das Fleiſch ſollte man zierlich mit drei Fingern faſſen und ſich hüten, wenn man es zum Munde führe, nicht die Naſe zu berühren: Ne touche pas ton nez ci main nue, dont la viande est tenue. Erasmus von Rotterdam, der ſich viel um gute Sitten kümmerte, ſagt (1539): „Nehmt, was man euch bietet, mit drei Fingern oder haltet eure Teller hin, um es zu empfangen. Es gibt Leute, welche, kaum daß ſie ſitzen, auch ſchon die Hände in die Schüſſel ſtecken; man muß auf ſeinem Teller empfangen, was man nicht mit den Fingern nehmen kann.“

Im Jahre 1544 ſchrieb ein Biſchof von Benevent, Monſignore della Caſa, eine Art Lehrbuch der Höflichkeit unter dem Titel „Galathea“, welches noch im Jahre 1598 durch Jean de Tournay franzöſiſch herausgegeben wurde. Darin ſteht unter anderem folgendes: „Es ſcheint, daß man ſich nicht die Hände vor aller Welt waſchen ſolle, ſondern in ſeiner Kammer und nicht in Geſellſchaft. Nichtsdeſtoweniger, wenn man ſich zu Tiſche ſetzt, muß man die Hände waſchen in Gegenwart der anderen, ſelbſt wenn man es nicht nötig hat, damit diejenigen, mit welchen man die Hände in die Schüſſel ſteckt, nicht zweifeln, daß ſie rein ſind.“ — „Ein wohlerzogener Mann,“ ſagt er ferner, „muß es vermeiden, die Finger zu beſchmutzen, damit das Tiſchtuch nicht ſchmutzig werde, weil das allen, die es ſehen, nur Ekel erregt. Die Finger mit dem Brot abzureiben, welches man eſſen ſoll, ſcheint auch keine hübſche Sache zu ſein.“ Auch Brantôme, der Frauen- und Sittenſchilderer am Hofe der Valois, erzählt von eleganten Damen, welche mit den Fingern in den Schüſſeln herumfiſchten.

Da war es denn kein Wunder, daß es ſehr heikle Perſonen gab, welche, beſorgt um die Sauberkeit ihrer wohlgepflegten Hände, nur mit Handſchuhen aßen. So erzählt Sabba de Caſtiglione von einem Edelmann, mit dem er zwölf Jahre verlebte, daß derſelbe während dieſer Zeit nur ein einzigesmal, und zwar Salat, ohne Handſchuhe gegeſſen habe, ſo ſoignirt ſei er mit ſeiner Perſon geweſen; er habe aber beim Eſſen ſo geſchickt mit ſeinen Fingern manövrirt wie ein Lautenſpieler.

Dieſem Brauch der Finger entſpricht noch die Seltenheit der Gabeln gerade wie in den früheren Jahrhunderten. Charlotte von Valentinois, Herzogin von Albret, beſaß nur zwei Gabeln. Im Inventar des Königs von Navarra von 1583 gibt es nur eine Gabel, ebenſo im Inventar des Herzogs von Condé. Die Inventare von Privatleuten haben oft gar keine Gabel. Das Silbergerät des Kanzlers Duprat (1535), welches einen Wert von 33,848 Livres hatte, zählte wohl zwei Dutzend Löffel, aber nur eine einzige Gabel. Dagegen beſaß die ſchöne Gabrielle d'Eſtrées, die Geliebte König Heinrichs IV., im Jahre 1599 bereits zwanzig Gabeln.

Es iſt damit der Wendepunkt, der wirkliche Gebrauch der Gabel ſtatt der Finger, angedeutet. Um dieſe Zeit begann in der That der Gebrauch der Gabel nach unſerer Art. In Frankreich gab es am Hofe des Königs Heinrich III. eine Schar überaus eitler, in Kleidung und Sitten nach weibiſcher Art überfeinerter Stutzer, welche unter dem Namen Mignons in der Geſchichte bekannt ſind. Der König ſelbſt, der, um ſeinen Kragen zu ſteifen, eine eigene Stärke erfand, gehörte zu ihnen. Die Sitten dieſer Stutzer wurden in einer Schrift verſpottet, welche den Titel „Isle des Hermaphrodites“ führte. Die Schrift entſtand zu dieſer Zeit, wurde aber erſt etwa fünfzehn Jahre ſpäter, in den erſten Jahren des ſiebenzehnten Jahrhunderts, veröffentlicht. Darin heißt es nun, daß es in jenem Lande — auf der Inſel der Hermaphroditen nämlich — verboten ſei, das Fleiſch mit den Fingern zu nehmen; ſo ſchwierig es auch ſei, zögen doch die Bewohner — das heißt die Angehörigen jener zierlichen und gezierten Geſellſchaft — es vor, ſich der Gabel ſtatt der Finger zu bedienen. Auch Artiſchocken, Erbſen, Bohnen nahmen ſie mit den Gabeln; und es war ein Vergnügen, heißt es, ihnen zuzuſehen, wie ſie mit den Gabeln ſpeiſten. Die einen geſchickt, während andere, noch ungeſchickt, [illegible]

[illegible]

engliſche Quelle im Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts den Gebrauch der Gabel einen italieniſchen. Coryat erzählt in ſeinem Reiſewerk „Crudities“ (1611): „Ich ſelbſt hielt es für gut, die italieniſche Sitte nachzuahmen, das Fleiſch mit Hilfe der Gabel zu ſchneiden, nicht nur ſo lange ich in Italien war, ſondern auch in Deutſchland und oftmals in England, nachdem ich heimgekehrt. Die Italiener und auch viele Fremden, welche in Italien verweilen, brauchen bei ihren Mahlzeiten immer eine kleine Gabel, wenn ſie ihr Fleiſch ſchneiden. Denn während ſie mit dem Meſſer, welches ſie in der einen Hand halten, das Fleiſch aus der Schüſſel herausſchneiden, feſtigen ſie ihre Gabel, welche ſie in der andern Hand halten, in derſelben Schüſſel, ſo daß ein jeder, wer er auch ſein mag, der in Geſellſchaft anderer beim Mahl unbedachtſam das Fleiſch in der Schüſſel, von welchem alle eſſen, mit ſeinen Fingern berührt, Anſtoß erregt und wohl getadelt wird, weil er die Geſetze der guten Sitten überſchritten hat.“

Streng genommen, iſt in dieſer Beſchreibung nur vom Abſchneiden des Fleiſches aus der gemeinſamen Schüſſel mit Hilfe der Gabel die Rede, nicht aber von der Führung der Speiſe zum Munde. Und ſo mag es auch noch zu verſtehen ſein, wenn Ben Jonſon in einem Luſtſpiel von der Notwendigkeit ſpricht, den Gebrauch der Gabel bei Tiſche zu lernen, oder in einem Stück von Beaumont und Fletcher ein fork-carving traveller erwähnt wird, denn der Gebrauch nach unſerer Weiſe, wie er auch bei den Bewohnern der Inſel der Hermaphroditen geſchildert wird, war noch lange nicht allgemein. Man hat wohl vermutet, daß es die damalige Mode der gewaltigen gewellten Radkrauſen, der „Kröſen“, geweſen ſei, welche den Brauch am Hofe Heinrichs III. hervorgerufen habe: die Gabel habe gleichſam den Arm verlängert, um über die Krauſe hinweg zum Munde zu kommen und dieſelbe — die übrigens mit einer im Nacken gebundenen Serviette bedeckt wurde — vor Beſchmutzung zu bewahren. Lokal mag ein Zuſammenhang vielleicht beſtehen. Uns will es aber doch richtiger ſcheinen, wie ja auch in England und in Deutſchland geſagt wird, die Sitte aus Italien herzuleiten. Hieher mag ſie, wenn wir jener byzantiniſchen Dogareſſa gedenken, mit den zahlreichen und feingebildeten Griechen nach der Eroberung Konſtantinopels gekommen ſein und ſich — unſcheinbar und unerwähnt — in einzelnen Kreiſen erhalten haben, bis ſie gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts über die Alpen wanderte.

Aber, wie geſagt, damit war die Sitte noch keineswegs zum allgemeinen Brauch auch nur der vornehmeren Kreiſe geworden. Noch 1652 ſpricht ein engliſcher Schriftſteller, Heylin, vom Gebrauch der Silbergabeln als einem ſolchen, den kürzlich erſt die eleganten Stutzer angenommen hätten. Noch ſpäter, 1673, heißt es im „Nouveau traité de la civilité, qui se pratique en France parmi les honnestes gens“: „Wenn einer aus der Schüſſel nimmt, ſoll er ſich hüten, es zu thun, bevor die Vornehmſten es zuerſt gethan haben; man muß auf einmal nehmen, was man zu nehmen hat, denn es iſt unhöflich, die Hand zweimal in die Schüſſel zu ſtecken, und noch mehr, ſie hineinzuthun, um Stück für Stück herauszunehmen“. Im Jahre 1649, freilich in einer Zeit, wo vom Gebrauch der Gabel kaum erſt die Rede iſt, aß die Prinzeſſin von Condé nicht bloß mit ihren Fingern, ſondern auch mit ihren Handſchuhen, ohne Gabel. Ludwig XIII. nahm die Sitte der Gabel bereits an, aber ſeine Gemahlin und nachherige Witwe, Anna von Oeſterreich, die am ſpaniſchen Hof erzogen war, konnte ſich nicht daran gewöhnen und bediente ſich ſtets der Finger, obwohl ſie ſtolz war auf ihre berühmten ſchönen Hände. Die folgenden Verſe aus der „Muze historique“ vom Jahre 1651 ſcheinen anzudeuten, daß ſie mit ihrer alten Art zu eſſen doch wohl am franzöſiſchen Hof ſchon eine Ausnahme bildete:

„Et les belles mains de la Reine
Firent assez souvent la peine
De porter à son rouge bec
(Ceci soit dit avec respect)
Maintes savoureuses patures,
Tant de chair que de confitures.“

Aus dieſer Zeit ſtammen auch ein paar Verſe, welche den früheren und den gegenwärtigen Brauch ſchildern: Früher habe man ohne Zeremonie mit Löffel und mit den Fingern aus gemeinſamer Schüſſel gegeſſen, jetzt ſei es anders, jetzt eſſe jeder ſeine Suppe von ſeinem eigenen Teller und man müſſe ſich hübſch des Löffels und der Gabel bedienen, welche von Zeit zu Zeit durch einen Diener am Büffet gewaſchen würden.

Als derjenige, welcher dem Gebrauch der Gabel zum vollen Siege verhalf, gilt der Herzog von Montauſier. Er war ein ſteter Gaſt des Hauſes Rambouillet und heiratete auch die Tochter der Marquiſe, die ſchöne Julie d'Angennes. Dieſes Haus war bekanntlich die Stätte der feinſten und zarteſten Sitte und hat ſich ſomit auch wohl um die Einführung der Gabel verdient gemacht, was um ſo wahrſcheinlicher iſt, als die Marquiſe von Rambouillet aus italieniſchem Hauſe ſtammte. Der Herzog von Montauſier hatte ſodann, da er der erſte Hofbeamte des Königs Ludwig XIV. wurde, die beſte Gelegenheit, den Gebrauch der Gabel bei Hof und in der Ariſtokratie wenn nicht erſt einzuführen, doch allgemein zu machen.

Fortan, ſeit der Mitte oder der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts handelte es ſich nur noch um die Ausbreitung, um das Herabſteigen des Gebrauchs in die bürgerlichen Schichten der Geſellſchaft, und ſodann allerdings auch darum, die Form der Gabel dem feinen und bequemen Gebrauch gerecht zu machen. Alle Gabeln aus älterer Zeit ſind völlig gerade mit zwei langen und ſpitzen Zinken; ſie dienten alſo dazu, das Fleiſch oder die ſonſtige Speiſe aufzuſpießen. Das war aber für viele Speiſen nicht genügend, welche zum Aufnehmen ein mehr ſchaufelförmiges Werkzeug erforderten. Die Gabel wurde daher dreizinkig und vierzinkig mit nahegeſtellten Zinken, um weniger Durchlaß zu bieten, und erhielt bei dem Anſatz der Zinken eine ſtarke Biegung, welche ihr die Geſtalt einer kleinen Schaufel gab. Ferner wurde der Stiel, ebenfalls aus praktiſchen Rückſichten, flach und am oberen Ende gebogen, ſo daß er ſich bequem in die Hand legte. Dieſe letzte und vollendetſte Geſtaltung erhielt die Gabel durch die engliſche Tiſchſitte, welche ja überhaupt die naturgemäßeſte, aber auch die ſtrengſte iſt. Sie verlangt die Gabel notwendig vierzinkig, ſchaufelförmig gebogen und von Silber. Vor ihr weicht die deutſche Gabel mit ihrem geraden Stiel, ihrer geringen Biegung und den drei allzu offenen Zinken immer mehr zurück. Auf vornehmem Tiſch findet man heute wohl nur noch die engliſche Form.

In der Hängematte.

(Hiezu das Bild Seite 812.)

Wer zweifelt, daß es in ſolcher Wiege,
Du ſchöner Knabe, ſich herrlich liege?
Ein leiſes Schlummerlied ſingt dir der Wind;
Umkoſt von zärtlichen Mutterhänden,
Die alles Bedrohliche von dir wenden,
Wie biſt du glücklich, du holdes Kind!

Einſt ſchwankſt du vielleicht auf den Wogen draußen,
Wo tobende Stürme dich wild umſauſen,
Die Möwe unheilverkündend ſchreit,
Und leis aus des Herzens geheimſtem Grunde
Steigt auf die Erinn'rung an dieſe Stunde,
Ein Traumbild aus ferner, ſeliger Zeit.

O. Baiſch.

Naemi.

(Hiezu das Bild Seite 809.)*

„Zur Zeit, da die Richter regierten,“ ſo beginnt das erſte Kapitel des Buches Ruth, „ward eine Teurung im Lande. Und ein Mann von Bethlehem Juda zog wallen in der Moabiter Land mit ſeinem Weibe und zween Söhnen. Der hieß Elimelech und ſein Weib Naemi, und ſeine zween Söhne Mahlon und Kiljon“. — So weit die Textworte, die unſer Künſtler ſeinem Bilde zu Grunde gelegt. Die Hauptperſon unter den vier Genannten iſt Naemi, die Frau, deren außergewöhnliche Bedeutung aus dem weiteren Verlauf des erwähnten Kapitels klar genug erſichtlich wird. Der Künſtler ſtellt ſie denn auch in den Vordergrund und zeichnet in ihr eine packende Charakterfigur. In dieſer markigen Geſtalt, dieſer ſicheren, ſtramm aufgerichteten Haltung, dieſem energiſchen und doch zugleich klaſſiſchen Gang bekundet ſich das entſchloſſene Weib, in deren klarem Geiſte ſicherlich zuerſt der Gedanke auftauchte, der über das Land Juda hereinbrechenden Hungersnot durch Auswanderung zu entgehen. Sie und ihr Haus ſind freilich nicht die einzigen, die ihr Heil in der Fremde ſuchen. Ganze Karawanen pilgern vor ihnen her. Alles ſtrebt dem Lande der Moabiter zu, deſſen üppiger Getreidewuchs reiche Ernährung der Einwanderer verſpricht. Ein paar ſtattliche Söhne ſind es, die Naemi dem alternden Elimelech geſchenkt hat, den wir in ſich gekehrt einherſchreiten ſehen, gedrückt teils durch die Laſt der Jahre und angeſtrengter Arbeit, teils durch das Bangen, wie es ihm und den Seinen im fremden Land ergehen werde.

Die Bibel erzählt uns, daß er dort nach nicht allzu langer Zeit ſeinen Tod fand, während die inzwiſchen herangewachſenen Söhne ſich mit moabitiſchen Jungfrauen ehelich verbanden. Aber ſie ſollten nur eines kurz bemeſſenen Glücks genießen. Nach einer kleinen Reihe von Jahren ſtarben auch ſie, und Naemi blieb mit ihren beiden Schwiegertöchtern allein unter den Lebenden zurück. Nun aber gelangt die bibliſche Erzählung zu demjenigen Abſchnitt, der in all ſeiner ſchlichten, ſchmuckloſen Weiſe ein ſo hellglänzendes Licht auf den Charakter der Naemi fallen läßt. Es verlangt ſie, zurückzukehren in ihre alte Heimat, die der Herr inzwiſchen wieder mit Brot reich geſegnet hat. Ihre Schwiegertöchter wollen mit ihr von dannen ziehen, ſie aber redet den ſie Geleitenden zu, in ihrem eigenen Vaterlande zu bleiben. Die eine von ihnen, Arpa, läßt ſich nach langem Widerſtreben zur Umkehr bewegen, nimmt unter Thränen von ihrer Schwiegermutter Abſchied und wendet ſich heimwärts. Ruth aber richtet an Naemi jene Worte innigſter rührendſter Anhänglichkeit, wie ſie das hingebendſte Weib dem heißgeliebten Manne nicht inniger zurufen kann, die in ihrer gemütstiefen Einfachheit ergreifenden Worte: „Wo Du hingeheſt, da will ich auch hingehen; wo Du bleibſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, und Dein Gott iſt mein Gott. Wo Du ſtirbſt, da ſterbe ich auch, da will ich auch begraben werden!“

Welch ein Weib mußte das ſein, der ihre Schwiegertochter mit ſolch unerſchütterlicher Liebe bis in den Tod ergeben war! Kein Wunder, daß dieſe Naemi den Künſtler begeiſtern konnte, ihre Geſchichte zurückzuverfolgen bis zum erſten entſcheidenden Moment, den die bibliſche Geſchichtſchreibung uns aufbewahrt hat. Die ruhige Größe, die in ſeiner Darſtellung atmet, läßt uns erkennen, mit welcher Wärme er ſich in ſeinen Gegenſtand vertieft hatte, und läßt auch in der Empfindung des Beſchauers eine ſtille Bewunderung nachklingen. -sch.

---

* Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Groſſer in Leipzig).

Aus dem Elſaß.

(Hiezu das Bild Seite 813.)*

Ein eigener Zauber iſt es, der in Hermann Baiſchs ländlichen Idyllen webt. Wie einfach iſt das Motiv unſeres Bildes: ein wenig grüner Weidegrund auf hügeligem Terrain, von leichtem, zum Teil noch ganz jungem Baumwuchs beſtanden; ein ſchmaler, ſanft geſchlängelter Fußpfad, auf dem eine Bäuerin mit einem Futterkübel langſam zu ihrer unter den Bäumen halb verſteckten Hütte emporſteigt, und eine Herde Kühe, von der Höhe herabkommend, um den lechzenden Gaumen an den kühlen Fluten zu laben, deren Spiegel da ſo einladend blinkt, — das ſind die ſchlichten Ingredienzien, aus denen Hermann Baiſch ein Gemälde voll duftigſter Poeſie geſtaltet. Worin liegt ſie? In letzter Inſtanz vielleicht in etwas Unſagbarem, wie ja ihr innerſtes Weſen empfunden und nicht beſchrieben ſein will. Bis zu einem gewiſſen Grad vermögen wir uns aber doch über ſie Rechenſchaft zu geben — auch hier. Es iſt die liebevoll eingehende Intimität, mit der alles in ſeinem eigenſten Weſen belauſcht und wiedergegeben iſt, die jedes Geſchöpf und jeden Baum, jedes Blatt und jeden Grashalm beſeelt erſcheinen läßt. Alles lebt und atmet in dem erquickenden Hauch der Höhenluft, die ſich über das Ganze ausbreitet, die etwas entfernteren Baumgruppen bereits leiſe verſchleiernd; alles reckt ſich freudig, ſtillzufrieden empor zu dem glänzenden Sonnenlicht, das über Wieſen und Pfad ausgegoſſen liegt und über die Geſtalten der Tiere und der Bauersfrau wie liebkoſend herüberſtreift. Freilich, den Reiz der bereits etwas herbſtlich angehauchten Färbung in der Landſchaft, den Silberduft, der die Luft erfüllt und das Ganze ſpielend durchwebt, vermochte der Holzſchnitt, ſo treu und gelungen er in allem für ihn Erreichbaren durchgebildet iſt, nicht wiederzugeben; aber eine einzige lebendige Erinnerung an die Weiſe des Originalkünſtlers genügt, um uns auch dieſe maleriſchen Eigenſchaften herausfühlen zu laſſen.

---

* Das Original befindet ſich in der königlichen Gemäldegalerie in Dresden.

Meinungsaustauſch.

(Hiezu das Bild Seite 829.)

So iſt es, ſo war es, und ſo wird es allezeit bleiben: es gibt für junge Seelen an jener Schwelle, die aus den lachenden Tagen harmloſer Kinderſpiele in den Ernſt thatkräftigen Lebens hinüberführt, nichts Intereſſanteres als Herzensgeſchichten. „Liebt er ſie? Liebt ſie ihn wieder? Wird er ſie heiraten? Werden ſie glücklich ſein?“ — Wer zählt ſie alle auf, die Fragen dieſer Art, die ſich über roſige Mädchenlippen drängen, wo man einen jungen Mann und eine blühende Schöne ſich für einander intereſſieren ſieht!

„Die Glückliche!“ flüſtert wohl die eine der lieben Freundinnen leicht errötend vor ſich hin.

„Aber, ich bitte Dich, die beiden paſſen ja gar nicht zuſammen!“ ziſchelt eine andere der dritten ins Ohr. „Er thut mir leid, er hält viel zu große Stücke auf ſie, der Arme! Was wird er für Augen machen, wenn er aus ſeinem Liebesrauſch erwacht und ſich überzeugt, wie wenig das oberflächliche, flatterhafte Ding ſeinen hochfliegenden Idealen gleicht.“

„Ich glaube, Du beurteilſt ſie doch zu hart,“ wendet die Angeredete ſchüchtern ein; „ſie hat ſich gern von dem und jenem den Hof machen laſſen, — nun ja, ſie hätte wohl mitunter etwas zurückhaltender ſein können, aber, du lieber Himmel, ſie iſt jung und hübſch —“

„Na, mit ihrer Schönheit können es andere wohl aufnehmen, und eben weil ſie noch ſo gar jung und unreif iſt, iſt es noch viel zu früh, um ſich ſterblich in ſie zu verlieben.“

„Glaubſt Du wirklich, daß er ſo ſehr Feuer und Flamme iſt?“

„Ob ich es glaube! Er hat ja gar keine Augen mehr für irgendwen oder irgend etwas außer ſeiner Angebeteten! Na, wollen ſehen, wie lange das dauert!“

Während ſo die Meinungen herüber und hinüber getauſcht werden, wandern die Beiden, die das Intereſſe der anderen ſo lebhaft erregen, glückſelig dahin, ganz verſunken in die Wonne, die jedes von ihnen aus dem leiſen, zärtlichen Flüſtern des andern ſchöpft. Was kümmert ſie das Gerede der mißgünſtigen Welt? Fühlen ſie doch mit Hölty:

„Ein Blick der Lieb', aus dem die Seele lächelt,
Iſt tauſend dieſer Erden wert.“

B.

Der Schah von Perſien.

Die Hauptſtadt des Reiches hat in dieſem Sommer eine ganze Reihe von Feſtlichkeiten zu Ehren fremder Fürſten zu begehen, die als Gäſte des deutſchen Kaiſerhauſes Berlin beſuchten. Noch waren die letzten Spuren der herrlichen „König Humbert-Tage“ nicht völlig verwiſcht, als — am Pfingſtſonntag — ein neuer fürſtlicher Gaſt, der aus weiter Ferne kam, ſeinen Einzug hielt: Naſr-ed-Din, der „König der Königreiche Irans“, der „Schahinſchah“, wie man ihn im eigenen Lande nennt.

Der Schah hat den Nutzen des Reiſens erkannt. Alljährlich veranſtaltet er, um Land und Leute kennen zu lernen, intereſſante Ausflüge in das Innere ſeines Reiches, und bereits zum dritten Male unternimmt er eine große Studienreiſe nach Europa. Vor ſechzehn Jahren war er zum erſten Male in Berlin und nahm hier längeren Aufenthalt. Als er dann fünf Jahre ſpäter der deutſchen Kaiſerſtadt den zweiten Beſuch abſtattete, erfolgte wenige Stunden nach ſeiner Ankunft jenes fluchwürdige Attentat auf den greiſen Kaiſer, das ganz Deutſchland mit Abſcheu und Entſetzen erfüllte und beſonders in Berlin eine Trauer und Entrüſtung hervorrief, die den perſiſchen Gaſt veranlaßten, ſchon am nächſten Tage abzureiſen.

Inzwiſchen hat Berlin eine ungeahnte Entwicklung genommen, und der Schah fand jetzt bei ſeinem dritten Beſuch zu ſeiner ſtaunenden Bewunderung eine völlig veränderte, weit größer und ſchöner gewordene Stadt vor. Inzwiſchen hat aber auch der Schah ſelbſt große Fortſchritte gemacht: er iſt vertrauter mit den Sitten und Bräuchen unſeres Landes geworden, als er es 1873 war, vertrauter mit der franzöſiſchen Sprache, näher gerückt den europäiſchen Ideen und Anſchauungen, dabei in ſeinem ganzen Weſen weit einfacher und natürlicher. Das zeigt ſich ſchon im Aeußern. Er trägt die juwelengeſchmückte Uniform, in der er ſich früher ausſchließlich bewegte, jetzt nur noch bei außerordentlichen Gelegenheiten, während er auf der Straße in einfachem ſchwarzen ohne Verzierung erſcheint. der Fürſt in den letzten ſechzehn Jahren wenig verändert. Nur iſt er etwas worden. Im Verkehr erweiſt er ſich gewandt, leutſelig und voll Humor.

Naſr-ed-Din, Schah von Perſien.

Naſr-ed-Din iſt 1830 als Sohn des Mohamed-Schah und der Fürſtin Mehde-Ali geboren. Beſſer als jeder andere aſiatiſche Herrſcher hat er es verſtanden, zwiſchen ſeinem Reiche und den Kulturländern Europas Verbindungen zu ſchaffen, welche Perſien zu einem beachtenswerten Faktor ſelbſt in der hohen europäiſchen Politik gemacht haben: nicht nur England und Rußland, auch Deutſchland und Oeſterreich haben in Teheran Geſandtſchaften eingerichtet, die ſie ſicherlich nicht allein der kommerziellen Beziehungen wegen unterhalten. Der Schah wurde nach einer freudloſen Jugend im Alter von neun Jahren von ſeinem Vater, der den Knaben haßte, in die Provinz Aſerbeidſchan verwieſen, wo er in arger Verwahrloſung unter rohen Höflingen aufwuchs. Doch hat gerade dieſe traurige frühe Selbſtändigkeit eine eiſerne Willenskraft in ihm gezeitigt, die es ihm leicht machte, die Mängel ſeiner Erziehung auszugleichen und ſich weit über die Durchſchnittsbildung ſeiner Landsleute zu erheben. Schon in höherem Lebensalter ſtehend, widmete er ſich mit allem Eifer dem Studium der franzöſiſchen Sprache, lediglich um ſich aus europäiſchen Büchern und Zeitungen unterrichten zu können, und zu Nutz und Frommen der perſiſchen Jugend gab er dann ein eigenhändig verfaßtes perſiſch-franzöſiſches Wörterbuch heraus.

So ſteht der Schah denn heute infolge einer ausgezeichneten Selbſterziehung auf verhältnismäßig hoher Bildungsſtufe. In ſeinen Reiſetagebüchern, die gleichzeitig in Perſien, Indien und der Türkei — in bisher fünf Bänden — zum Teil reich illuſtriert erſchienen ſind, verrät er große Menſchenkenntnis und Lebenserfahrung und über alles, was er geſehen, ein ſicheres, ſelbſtändiges Urteil, deſſen Schärfe und Klarheit geradezu überraſchen.

—s.

* * *

Die Ausſtellung für Unfallverhütung in Berlin.

Von **Franz Bendt.**

Mit Abbildungen von Paul Heydel.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die kühnſten Hoffnungen ſind übertroffen durch die ſtaunenswerte Anzahl von Gegenſtänden, mit denen die Ausſtellung für Unfallverhütung zu Moabit bei Berlin beſchickt worden iſt. Wir können daher unſere Schilderung nur an beſtimmte Gruppen oder an einzelne beſonders inſtruktive Einrichtungen knüpfen, aus denen ſich aber dennoch wegen der ſtetigen Wiederholungen ein überſichtliches Bild von dem Gewollten, wie wir hoffen, ergeben wird. Durch die große Fülle des Materials iſt man denn auch genötigt worden, mehrere Gebäude neu zu errichten, da der Ausſtellungspalaſt bei weitem nicht ausreichte. Wir können von ſolchen die Maſchinenhalle, das Taucherhaus, das Theater, das Bergwerk, die Brauerei, die Eiſenbahnhalle und den Kaliſchacht anführen. Außerdem ſind die Stadtbahnbögen, ſoweit ſie im Gebiet des Ausſtellungsparks liegen, mit verwendet worden.

Betreten wir die Ausſtellungsräume, um unſern Rundgang durch dieſelben zu beginnen, ſo bemerken wir allüberall, verteilt an Pfeilern und Fenſtern oder wo ſich ſonſt irgend ein Raum bietet, zierliche Körbchen mit je drei Fläſchchen, deren Form, ſowie ihr grüner Inhalt angenehm an gewiſſe feine Liqueurflacons erinnern. Beim Nähertreten werden wir aber belehrt, daß wir es hier mit den Langsdorffſchen „Feuerbomben“ zu thun haben, welche alſo beſtimmt ſind, einen andern „Brand“ zu löſchen. Werden dieſelben ins Feuer geworfen, ſo erſtickt die geheimnisvolle Flüſſigkeit die Flammen. Es veranlaßt immerhin ein angenehmes Sicherheitsgefühl, an demſelben Orte, wo einſt ein ähnlicher Palaſt zur Zeit der erſten Hygieneausſtellung ein Opfer der Flammen wurde, nun ruhig und ſorglos wandern zu können; hier iſt ein jeder Brandunfall thunlichſt verhütet! — Wenden wir nun unſere Aufmerkſamkeit den einzelnen Objekten ſelbſt zu, ſo erkennen wir überall die dankenswerte Abſicht der Ausſteller, die Gegenſtände während des Betriebs vorzuführen. Thatſächlich ſind denn auch die Schutzvorrichtungen nur verſtändlich, wenn wir ſie an der thätigen Maſchine beobachten können. Man muß dem Arbeiter in ſeinem Wirken folgen, um zu begreifen, was hier zu ſeinem Schutze wohl notthut!

Von den ganzen Betrieben, welche ſich auf der Ausſtellung vorfinden, wollen wir als intereſſanteſte die Papier-, Couvert-, Schokoladen- und Stahlfederfabrikation, ſowie die Brauerei anführen. Am großartigſten von allen — vielleicht mit Ausnahme der Papierfabrikation — dürfte das Brauereigewerbe ſich darſtellen. Im neuerbauten Brauhauſe am Ende der Stadtbahnbögen finden wir alle Vorrichtungen, welche zur Herſtellung des edlen Trankes notwendig ſind, von der Braupfanne bis zu den Kühlapparaten,

Bei Ausbruch eines Feuers
dieſe Flaſchen mitten in die Flammen.

Feuerbomben.

und im Brauſtüble haben wir Gelegenheit, aus kleinen „Unfallverhütungsgläſern" (¼ Liter) uns von der Güte des erzeugten Stoffes zu überzeugen. Dem Brauereigewerbe kommt auch deshalb ein breiter Raum hier zu, weil ihre Vertreter es waren, die die Idee dieſer Ausſtellung zuerſt erfaßten und dieſelbe auch hauptſächlich verwirklichten.

Gleich intereſſant und daher auch von den Beſuchern ſtets umlagert, iſt die Laube, in welcher ſich die kleine Stahlfederfabrik befindet; hier kann man verfolgen, wie das ſo wichtige und doch ſo winzige Inſtrument aus dem Stahlblech ſich entwickelt.

Nicht weit hievon hat die bekannte Hildebrandſche Firma ihre Werkſtatt aufgeſchlagen, und man führt uns dortſelbſt die ganze Reihe der Prozeſſe vor, welche die Kakaobohne zu durchlaufen hat, bis ſie uns in feiner Ausſtattung durch den Automaten als Schokoladentafel geboten wird. Beſonders das ſtarke Geſchlecht ſcheint ſich für dieſen Fabrikationszweig ſehr zu intereſſieren, wenn andererſeits nicht unſere Vermutung zutrifft, daß ſich der Zuſpruch mehr durch die Schokoladenverkäuferinnen des ſüßen Werkes erklärt, von denen ſich einige eines recht lieblichen Aeußern zu erfreuen haben und

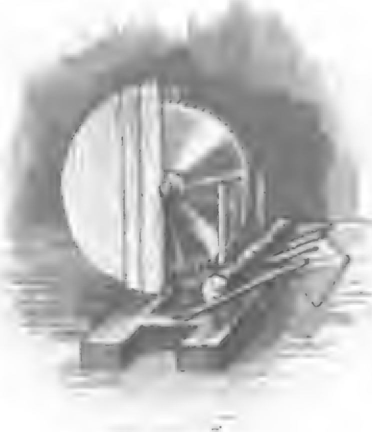
Stahlfeder-Fabrikation.

welche daher eigentlich nicht auf eine Ausſtellung für Unfallverhütung gehören. Doch, Scherz beiſeite, die Ausſtellung iſt zu ernſten Zwecken geweiht!

Die größte Zahl der Schutzvorrichtungen, welche uns auf der Ausſtellung vorgeführt werden, dient dazu, den Arbeiter vor der Gefahr, welche die einzelnen Maſchinenteile ihm bringen können, zu bewahren. Dem Beſchauer wird wohl zunächſt die große Einfachheit dieſer Vorrichtungen auffallen, die ihnen faſt allen gemeinſam iſt. Dient doch zum Beiſpiel als Schutz gegen das berüchtigte Schwungrad ein einfaches Drahtgitter! Auch den Treibriemen, welcher in Gemeinſchaft mit dem Schwungrad in raſender Geſchwindigkeit, in den Fabriken wenigſtens, die Achſe umkreiſt, umſchließt nur ein Korb, und dennoch erſieht man ſofort, daß derſelbe vollkommen ſeinen Zweck erfüllt, nämlich den Arbeiter vor der Berührung mit den bewegten Teilen der Maſchine zu bewahren. Bekanntlich ſteigt die Wahrſcheinlichkeit der Gefahr, wenn der Riemen auf das Schwungrad aufgelegt werden muß, ohne daß die Maſchine zuvor zum Stillſtand gekommen wäre. Es ſind nun eine große Menge von Hebelwerken ausgeſtellt worden, mit denen der Arbeiter ohne Gefahr ſolche Manipulationen durchführen kann. Es iſt beſonders die große Geſchwindigkeit, mit der die modernen Maſchinen arbeiten, welche die Häufigkeit der Unfälle recht begreiflich macht. Möge der Beſucher, um ſich eine Vorſtellung von derſelben zu bilden, ſich eine der Zentrifugalmaſchinen vergegenwärtigen, die in der Minute tauſend bis zwölfhundert Touren vollführen.

Fiel es das Unglück, daß der Arbeiter durch irgend einen Zufall in das Getriebe der Maſchine gelangt, ſo war derſelbe bisher faſt ausnahmslos verloren. Es iſt deshalb gewiß freudig zu begrüßen, daß die neuere Technik zu Apparaten gelangt iſt, mit denen die Bewegung durch einen einfachen Handgriff faſt im Augenblick gehemmt werden kann. Unter den Vorrichtungen, welche in der Maſchinenhalle vorgeführt werden und die den genannten Zwecken dienen, will uns die von Paul Brennicke konſtruirte als die einfachſte erſcheinen.

Aehnliche Gefahren, wie die ſoeben geſchilderten, bergen auch die Kreisſägen in ſich, welche oft die entſetzlichſten Verſtümmelungen verurſacht haben. Wie ſich aus unſerer



Kreisſäge mit Schutzvorrichtung.

Zeichnung leicht erſehen läßt, iſt auch die für dieſes Inſtrument konſtruirte Schutzvorrichtung eine höchſt einfache.

Mit beſonderer Aufmerkſamkeit umſtehen die Beſucher die Schleifereien, ſich an den Farbeneffekten erfreuend, die durch den Funkenſtrom hervorgerufen werden. Da die Funken der Bewegung des Rades folgen müſſen, ſo tritt nur dort die Möglichkeit eines Unfalles ein, wo der Strom von unten nach oben zu fliegt. Dieſer Teil des Rades wird gewöhnlich durch eine Metallhülle verdeckt.

Reicher in ihren Formen, komplizirter in den Einrichtungen und größer an Zahl ſind diejenigen Inſtrumente, welche dem Schutz der Menſchen im Verkehr zu Waſſer und zu Land gewidmet ſind. Vereinigen ſich doch auch zu dieſem Zweck alle Zweige der Technik, ja, es ſtellen ſich ganze Wiſſenſchaften in den Dienſt der Unfallverhütung!

In der neuerbauten Eiſenbahnhalle finden wir zunächſt Waggons vorgeführt, welche mit allen Bequemlichkeiten, die die Gegenwart fordert, ausgeſtattet ſind.

Beſondere Aufmerkſamkeit iſt bei denſelben den Bremſen geſchenkt. Es ſind die pneumatiſchen Bremſen, welche wegen ihres ſichern und dabei ſanften Wirkens faſt einzig noch in Betracht kommen. Man hat ihnen denn auch einen ſehr

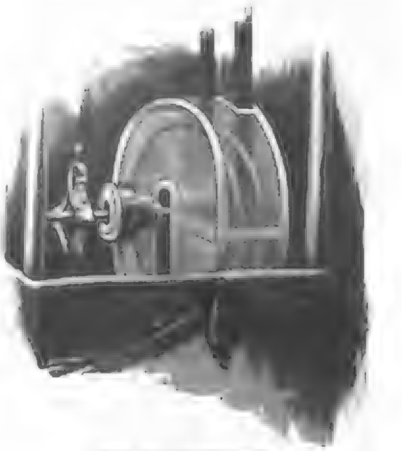
[illegible]

weiten Raum zugebilligt, in dem ſie hauptſächlich in zwei Syſtemen, als Weſtinghouſe- und Carpenterbremſe, erſcheinen. Daß man recht hat, gerade dieſen Mechanismen die größte Aufmerkſamkeit zu leihen, liegt wohl hauptſächlich ſchon darin begründet, daß ſie die einzigen Mittel ſind, welche bei falſchen Weichenſtellungen oder bei Entgleiſungen dem Zug Hilfe leiſten können.

Mannigfaltig in ihren Formen ſind ſodann die Vorrichtungen für die Einſtellungen der Weichen, von den Verwaltungen der Eiſenbahnen, ſowie von der Firma Siemens & Halske ausgeſtellt. Signalapparate, Inſtrumente für die Beſtimmung der Fahrgeſchwindigkeit und ähnliche Hilfsmittel für den Eiſenbahnverkehr finden ſich außerdem allerorten, ohne daß wir hier den Raum hätten, näher auf ihre Schilderung einzugehen.

Bei der Aufführung inſtruktiver Schutzvorrichtungen für den Verkehr möchten wir zunächſt noch auf zwei Apparate aufmerkſam machen, die beſonders deutlich zeigen, daß Einfachheit das Ziel der modernen Technik iſt.

Bekanntlich wurde bisher die Verkuppelung der Eiſenbahnwaggons mit einander, beziehungsweiſe mit der Maſchine,



Schutz gegen das Schwungrad.

durch Arbeiter ausgeführt, welche zwiſchen die Wagen traten und im Augenblick des Zuſammenprallens der Puffer den Verſchluß herbeiführten. Wie viele Menſchenleben dieſer Methode zum Opfer gefallen ſind, iſt bekannt. Auf der Ausſtellung ſind nun mehrere Modelle ausgeſtellt worden, bei denen die Kuppelung von der Seite erfolgt. Von allen dieſen will uns die Pauſche Seitenkuppelung als die brauchbarſte erſcheinen.

Der zweite Apparat bezieht ſich auf die Kontrollevorrichtungen, welche am Dampfkeſſel zu wirken haben, um Keſſelexploſionen zu verhüten. Ventile, Waſſerſtandanzeiger und dergleichen dienen dieſen Zwecken. Die Maſchinenfabrik von Richard Schwarzkopf ſtellt jetzt einen Dampfkeſſel aus, deſſen Inneres elektriſch erleuchtet wird. Durch ein Fenſter iſt es möglich, die Dampfbildung dauernd und direkt zu überwachen. Was könnte einfacher und ſicherer ſein?

(Schluß folgt.)

Funkenſchutz.

Ein Sommer in der Schweiz.

Novelle

von

Arthur von Leonhard.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Apathiſch lag ich auf dem Sofa meines Hotelzimmers in Luzern und ſah durch die geöffneten Balkonthüren auf den dunkelblauen See hinaus, welcher im Sonnenlicht, von ſanftem Lufthauch bewegt, wie mit tauſenden von Brillanten beſtreut glitzerte. Buntbeflaggte Dampfſchiffe kreuzten dann und wann die Waſſerfläche, von kleinen Ruder- und Segelbooten umſchwärmt. Die Berge ſchimmerten goldig und roſa, die ganze Natur lachte, ich aber war müde, ach, ſo müde!

Dabei fühlte ich mich nichts weniger als unglücklich, wenn abſolute Wunſchloſigkeit der Gipfel der Glückſeligkeit iſt, ſo war ich glücklich, denn mein einziges Verlangen war Ruhe, und dieſer Wunſch konnte ich, wenn ich wollte, auf Sofa und Bett dreiundzwanzig und eine halbe Stunde am Tage befriedigen. Die einzige halbe Stunde, welche nicht ganz mein eigen war, näherte ſich für heute wieder ihrem Ende. Auf einem Stuhl am Fußende des Sofas ſaß der ältliche Doktor, der mich zur Zeit in Behandlung hatte, und hielt mir eine Predigt.

„Wie geſagt, Herr Lamar,“ ſchloß er gerade, „wir müſſen es jetzt mit Peptonpräparaten und Karlsbader Waſſer verſuchen, aber ich muß ernſtlich um ſtrikte Befolgung meiner Vorſchriften bitten, ſowie darum, daß Sie Ihr Selbſtdoktoriren aufgeben. Whisky dürfen Sie auch nicht trinken!“

Ich nickte zuſtimmend, um den alten Herrn zufriedenzuſtellen; er putzte noch einmal die Gläſer ſeiner Brille, bürſtete mit dem Rockärmel ſeinen Cylinder blank, nahm ſeinen Goldknopfſtock, reichte mir die Hand, grüßte Louis, der ihm die Thür öffnete, mit herablaſſender Geberde — und ich hatte wieder meine Ruhe, die ich ſofort durch Uebergang in Halbträume ausnützte.

Nie hatte ich viel darum gegeben, was die Doktoren ſagten. Mit einem ausgezeichneten Körper ausgeſtattet, hatte ich nur höchſt ſelten nötig gehabt, einen derſelben zu befragen. Und war in den letzten ſechs Jahren, die ich mit meinem Partner mit unſerer Sägemühle in verſchiedenen ungeſunden Flußthälern in Miſſouri zugebracht hatte, wirklich einmal Unwohlſein eingetreten, — dort wußten wir ganz genau, was der ländliche Knochenjäger, der in erreichbarer Ferne war, verordnet haben würde: Chinin, mit Whisky hinunterzuſpülen. Das hatte man immer vorrätig und konnte es ſich ſelbſt abmeſſen.

Aber es kam eine Zeit, wo das Chinin bei mir nicht mehr half; ohne beſtimmte Krankheit ſchien mein Körper plötzlich zuſammenzubrechen; ich ward ſchwächer und ſchwächer, und als ich die ſonſtigen unfehlbaren Geheimmittel unſerer Privatapotheke, einige Flaſchen Warners Safe Cure, Radways Ready Relief und Ayers Sarſaparilla ohne Erfolg verbraucht hatte und das Eſſen mir nicht mehr ſchmecken wollte, ward mein Partner ernſtlich beſorgt.

„Du haſt ſchon lange einmal wieder nach Europa gehen wollen,“ ſagte er zu mir, „jetzt iſt die Zeit. Geld genug haſt Du ja in der Bank liegen, ich kann hier ſchon allein fertig werden, im Notfall nehme ich einen Buchhalter. Reiſe, werde geſund, und komme all right wieder! So, wie Du jetzt biſt, biſt Du doch zu nichts zu gebrauchen.“

Geſagt, gethan. Ich machte mich auf und erreichte ohne beſondere Erlebniſſe Europa. Ich behandelte meinen Magen mit beſonderer Sorgfalt; am wohlſten fühlte ich mich, wenn ich gar nichts zu eſſen brauchte. Nachdem ich mich längere Zeit in verſchiedenen deutſchen Städten aufgehalten, zog es mich nach der Schweiz, und ich reiſte da langſam umher, hie und da einen Arzt konſultirend.

Doch ward ich bei meinem wenigen Eſſen immer apathiſcher und gleichgiltiger; auch ſchien meine Galle abhanden gekommen zu ſein, ich war friedfertiger, als ich je geweſen. Ich muß geſtehen, daß ich den Aerzten etwas ins Handwerk pfuſchte. Verſchrieb mir ein Doktor etwas, was mir nicht gut zu bekommen ſchien, ſo korrigirte ich ſein Mittel aus eigener Souveränität. Ich teilte die Mittel in ſolche, die mir einen kalten, und andere, welche mir einen warmen Eindruck hinterließen. An letztere hielt ich mich. Schon trug ich mich mit dem Plan, nach Karlsbad zu reiſen, als hier in Luzern noch eine andere Störung hinzugekommen war, welche mich auf längere Zeit an dieſen Platz feſſelte.

Während kurzer Perioden fühlte ich mich recht friſch und hatte einmal einen weiten Gang in die Umgegend von Luzern unternommen, von dem ich in drückendſter Mittagshitze zurückkehrte. Da ich einmal früher in Amerika einen leichten Sonnenſtich erlitten, vermied ich ſonſt grelle Sonne, doch glaubte ich, die europäiſche Sonne brenne nicht ſo heiß, eine Droſchke war nicht in Sicht, ſo pilgerte ich langſam der Stadt zu. Ich bemerkte, daß die wohlthätige Transſpiration aufhörte, im Nacken ward es mir ganz heiß; eben hatte ich die erſten Häuſer der Stadt erreicht, als mir alles vor den Augen ſchwamm. Ich ſtützte mich an eine Mauer, dann fiel ich jedenfalls bewußtlos um.

Als ich zu mir kam und die Augen halb öffnete, lag ich in einem Hausflur; Leute ſtanden herum, ein alter, runzeliger eidgenöſſiſcher Briefträger mit Spitz- und Knebelbart hielt meinen Kopf in ſeinem Arm, eben brachte ihm jemand eine Flaſche mit einer waſſerhellen Flüſſigkeit.

„Er lebt, er lebt!“ hörte ich flüſtern.

Der alte Briefträger ſetzte die Flaſche an meinen offenen Mund und ſchüttete mir von der Flüſſigkeit ein. Es ſollte jedenfalls eine Art Branntwein vorſtellen, aber obgleich ich in dem Artikel durchaus nicht verwöhnt war und ſchon ſchlimme Sorten vertragen hatte — dieſes Zeug ſchmeckte und roch denn doch ſo infernaliſch, daß ſich mir das Geſicht verzog, als hätte man mir Alaun auf die Lippen geſtrichen.

„Er bekommt Krämpfe,“ ſagte eine Stimme, „raſch gebt ihm mehr Druſenwaſſer!“

Der gutmeinende Briefbote wollte mir wieder eintrichtern, doch gelang es mir mit Anwendung aller Kraft, Lippen und Zähne ſo feſt aufeinander zu preſſen, daß nichts von dem Giftwaſſer mehr hinunterging.

„Kinnbackenkrampf,“ bemerkte ein Herr.

Bald erholte ich mich ein wenig, eine Droſchke kam, und ich fuhr in das Hotel, in dem ich vor einigen Tagen abgeſtiegen war. Ein Doktor ward geholt und verordnete leichte Eisumſchläge. Dann hielt ich eine Konferenz mit dem imponirenden Oberkellner und vereinbarte mit ihm unter Mitteilung meiner Spezialwünſche den Penſionspreis per Woche. Der Oberkellner ſah mich prüfend an — ich mag wohl etwas bleich und elend in die Welt geſchaut haben — dieſe Herren haben es nicht gern, wenn jemand im Hotel ſtirbt; ich konnte ihn lachend beruhigen, verbürgte mich gewiſſermaßen für mich ſelber, nicht zu ſterben.

Ich verlangte die Mahlzeiten, falls ich Appetit habe, auf meinem Zimmer ſervirt; man könne mittags eine halbe Flaſche Chambertin zufügen, aber eine Hauptſache ſei außerdem, daß mir der Potentat des Hotels, es koſte, was es wolle, noch heute echten, guten amerikaniſchen Whisky beſorge; in Luzern ſei ja alles für Geld zu haben.

Der Oberkellner legte den Bleiſtift an die Naſe, beſann ſich und ſagte, er wolle ſehen. Richtig hatte ich am Abend im Schrank drei Flaſchen Vorrat, es koſtete, was der Oberkellner wollte, war aber auch ſo guter Kentucky Bourbon, wie man ihn nur finden konnte. Es war nicht meine Abſicht, ein Trinkgelage zu feiern, aber mein Geſchmacksſinn für Wein war ſo gut wie vernichtet und Waſſer lag mir wie Eis im Magen. Aller Weißwein, einerlei die Marke, ſchmeckte mir wie Eſſig, aller Rotwein wie Tinte. Bier wollte ich gar nicht verſuchen; wenn ich nur in den Tabaksqualm und Lärm einer Bierhalle blickte, hatte ich genug. Dann und wann ein Glas Waſſer mit etwas Whisky war alles, was ich vertragen konnte. Zum ſchweizeriſchen Druſenwaſſer hatte ich nach meiner einen Erfahrung kein Verlangen mehr.

Nun richtete ich mich auf meinem Zimmer häuslich ein, der Kopf war mir wochenlang ſo ſchwer wie Blei, nur in abſoluter Ruhe fand ich einigermaßen Erholung.

Mein Doktor bemerkte bald, daß ich faſt nichts aß. Die körperliche Unterſuchung hätte er ſich ſparen können — ich wußte die Sache auswendig: harte Milz, vergrößerte Leber, Nieren, die manchmal ſpazieren gingen, hochgradige nervöſe Verdauungsſchwäche. Er verordnete mir Kefyr.

Mit Hilfe des Zimmerkellners Louis entdeckte ich bald, daß dieſes Milchgetränk, mit Whisky geſchüttelt, einen ganz annehmbaren, etwas ſäuerlich ſchmeckenden Milchpunſch liefert, und ſo gab ich mich willig dieſer Kur hin, bis einſt der Doktor zur Unzeit erſchien, den Whisky bemerkte und die Miſchung unterſagte. Dann wollte der Doktor, der ſelbſt kein Raucher war, mir das Rauchen verbieten; da entließ ich ihn unter dem Vorwand der Abreiſe mit gutem Honorar und nahm einen andern Arzt, das Interregnum dazu benützend, um mir aus der engliſchen Apotheke meine alten Hausmittel, Chinin, Bromkalium, valerianſaures Ammoniak, holen zu laſſen.

Ich machte mir wegen meiner geſtörten Verdauung nicht viel Sorge; ich war überzeugt, mein geſunder Körper würde ſich von ſelber helfen, wenn man ihm nur Ruhe ließ. Meine Bruſtorgane waren in ſchönſter Ordnung. Hatte früher vielleicht mein Herz laut und unregelmäßig geſchlagen, während mancher bangen Nacht, die ich mit Selbſtvorwürfen zubrachte (ich hatte dann und wann im Leben Urſache zu ſolchen gehabt), gegen die Rippen gehämmert, daß das Geräuſch mich nicht ſchlafen ließ — jetzt bewegte es ſich ſo ruhig und manierlich, daß jeder Doktor, wenn er ſeinen Finger an meinen Puls legte, ſagte: „Regelmäßig!“ Die Lunge hätte für zwei Familien ausgereicht.

Morgens badete ich gewöhnlich; dabei überfiel mich in dieſen Tagen ein Schüttelfroſt, ich zog mich raſch an und nahm gerade nach meiner alten Regel die für mich paſſende Portion Chinin — mit der großen Taſchenmeſſerklinge, von der Spitze einen halben engliſchen Zoll abwärts, gehäuft — als der neue Doktor eintrat. Ich ſagte ihm auf ſeine Frage, ich nähme Chinin.

„Mein Gott, warum nehmen Sie es nicht in Kapſeln oder Oblaten?“

„Wozu?“

„Es iſt ja ſo bitter!“

Ich lachte.

„Herr Doktor, Chinin iſt mir wie ein alter lieber Bekannter, der mir immer wohl gewollt hat. Hat ſolch ein alter Freund vielleicht auch ein pockennarbig Geſicht, man freut ſich doch, ihm wieder zu begegnen. Meine Leute würden lachen, wenn ich vor Chinin das Geſicht verzöge.“

Er ſchüttelte den Kopf. Nun begann wieder das Fragen und Unterſuchen mit dem alten Reſultat: Milz, Leber, Nieren, nervöſe Herabſtimmung.

„Nichts gerade Beunruhigendes, aber wir müſſen abſolut nach und nach eine geordnete, regelmäßige Ernährung herbeiführen. Trinken Sie Bordeaux mit Apollinaris.“

Es ſchmeckte wie Tinte und Seifenwaſſer.

„Machen Sie den Speiſezettel, Herr Doktor, und nicht wahr, ich darf ein wenig rauchen?“

„Mit Mäßigkeit, gewiß!“

Nun war ich ſchon beruhigt und unterwarf mich willig ſeinen dietätiſchen Anordnungen.

Alle Doktoren waren einig darin, mir körperliche Ruhe zu gönnen, nur einer in Zürich hatte mich durch ſeine Unruhe erſt recht nervös gemacht. Es war das eine eigentümliche Behandlungsweiſe geweſen, über die ich nachher herzlich lachen mußte.

Zufällig hatte ich bei einem Konzert in der Tonhalle die Bekanntſchaft eines jungen Mannes gemacht, der ſich an meinen Tiſch geſetzt und als Doktor Edeling vorgeſtellt. Ich nannte ihn ſpäter immer Engerling, da er ſich gerade ſo ruhelos herumbewegte wie eine dieſer Käferlarven. Er hatte vor kurzem ſeinen Doktor gemacht und bereitete ſich jetzt zum Staatsexamen vor. Ich erzählte ihm von meinen nervöſen Verdauungsſtörungen, er meinte, ich behandle die Sache falſch, ich dürfe dem Magen und den Verdauungsorganen keine Ruhe gönnen, müſſe mir viel Bewegung machen und alles mögliche Verſchiedene dem Magen in kleinen Portionen anbieten. Er habe jetzt gerade Zeit, er wolle mich, wenn es mir recht ſei, einmal eine Woche in Behandlung nehmen; mein Zuſtand würde ſich gewiß beſſern. Abwechſelungs- und geſellſchaftshalber nahm ich ſein Anerbieten an.

Der Herr Doktor ging mit in mein Hotel. Als ich Rotwein beſtellen wollte, ſagte er:

„Erlauben Sie, der ſchwere Siebenbürger Rotwein iſt nichts für Sie, jetzt zum Abend brauchen Sie etwas Leichtes, Anregendes. Nehmen Sie eine Flaſche Moscato d'Asti."

„Gut!"

„Dazu ein leichtes Poulet."

„Herr Doktor leiſten mir Geſellſchaft?"

„Wenn Sie es wünſchen. Für zwei!" rief er dem Kellner nach.

Ich aß wirklich ein wenig, vom Aſti trank ich ein Glas, doch wollte er mir nicht behagen.

„Es iſt dies zuweilen der Fall," belehrte mich mein Aeskulap, „die Aethylkohlenſäure wirkt zu ſcharf auf einen geſchwächten Magen."

Trotzdem ward Aſti und Eſſen vertilgt, des Doktors Magen ſchien in beſter Ordnung zu ſein.

„Darf ich rauchen?"

„Sicherlich, aber gute, leichte Cigarren."

„Zwei Havannas!"

Am nächſten Morgen um ſechs Uhr rüttelte mich der unruhige Geiſt auf.

„Spaziergang machen, ich beſtelle unten Frühſtück!"

Nun machten wir kleine und größere Spaziergänge, an deren Ende wir ſtets gute Wirtshäuſer fanden. Der Doktor war eine ſogenannte Reiſepeſt, jeder Naturgenuß ward durch ihn geſtört. Setzte ich mich wirklich einmal, auf einen Augenblick aus meiner Gleichgiltigkeit erwachend, auf einen Felsblock oder einen Stamm, um in Ruhe eine beſonders ſchöne Ausſicht zu genießen, ſo zerrte mich gewiß die Reiſepeſt nach zwei Minuten am Aermel: „Auf, auf! Wir müſſen um die und die Zeit in dem und dem Gaſthof ſein, ſonſt wird Ihr Magen zu leer. Famoſes Voreſſen dort, guter Wein!"

Gefiel mir irgend ein romantiſch gelegenes, einſames Wirtshaus: „Ja wohl, prachtvolle Beefſteaks da, guter Malanſer. Jetzt am Vormittag dürfen Sie Rotwein trinken." So ging das den ganzen Tag. Ich aß und trank nicht viel, der Doktor räumte aber alles ſtets blank auf, es ſei ja doch bezahlt.

Ich erinnere mich, daß er einſt, ich weiß nicht mehr in welchem ländlichen Gaſthaus, mit Beſorgnis ſah, wie mir die Forellen ſchmeckten. Ich aß langſam mit Gabel und Brot, er hatte mit Gabel und Meſſer ſchon lange ſeine Portion vertilgt und wartete nun auf die ihm eigentlich noch zukommende Hälfte der meinigen.

„Eſſen Sie nicht zu viel. Sie wiſſen, man ſoll aufhören, wenn es am beſten ſchmeckt," regte er ſchließlich an.

„Ihnen ſchmeckt es wohl nie, Herr Doktor?" fragte ich ſo naiv wie möglich.

„Wie ſo?" ſagte er verblüfft, ohne den verſteckten Sinn zu merken.

Ich amüſirte mich im ſtillen und beobachtete, wie gutes Eſſen und Trinken die Menſchen verändert. Während der Doktor im Anfang nur zögernd, mich fragend anſehend, beſtellt hatte, gingen ihm ſchon am zweiten Tage, als er bemerkte, daß alles von mir anſtandslos bezahlt wurde, die Befehle an die Kellner ganz flüſſig von ſtatten.

Ich aß vielleicht ein wenig mehr wie ſonſt, ward aber ganz krankhaft aufgeregt und trennte mich nach fünf oder ſechs Tagen von meinem Begleiter, einfach im Hotel ſagend, ich wolle ausſchlafen, man ſolle niemand auf mein Zimmer laſſen. Ich ſah den Herrn noch einmal; da er doch ſo anſtändig war, kein Geld für ſeine Mühe annehmen zu wollen, kaufte ich ihm einige Paar Handſchuhe, welche er benötigte, zum Andenken. Dann ließ ich den Engerling laufen. Vielleicht fängt er ſich ein andermal einen andern kranken Fremden. Hoffentlich hat ihn das gute Futter zum Staatsexamen geſtärkt.

Aus meiner Studienzeit konnte ich mich nicht ſolcher Millöckerſchen Studentengeſtalten erinnern; wenn es deren damals gab, gingen wir wahrſcheinlich nicht mit ihnen um.

Und ſo lag ich jetzt in Luzern und wartete, bis mein Kopf beſſer wurde. Es war ganz unterhaltend auf dem Zimmer. Zur Zeit der Mahlzeiten tönte vom nahen Schweizerhof die ſchrille Blechmuſik herüber.

Ich ſtand früh auf, badete und zog mich dann fix und fertig an; die halbangezogene Bummelei in Schlafrock und Pantoffeln war nie meine Schwärmerei. Dann ſetzte ich mich auf den Balkon und legte die Füße aufs Geländer, wozu ich als adoptirter amerikaniſcher Bürger berechtigt war. Kaum war ich eine halbe Stunde auf, ſo bekam ich meinen Bleikopf und mußte mich aufs Sofa legen.

Um acht Uhr kam ein allerliebſtes Zimmermädchen, um Bett und Zimmer in Ordnung zu bringen. Kleines Spitznäschen mit ſchwarzen Ringellöckchen hinter den Ohren. Ich fragte ſie nach ihrem Namen.

„Ich bin 's Grittli."

„Woher?"

„Aus Brienz."

Wir unterhielten uns immer ein paar Minuten. Sonntags kam ſie dann in ihrer Kantonstracht, dem panzerartigen Mieder mit den ſilbernen Kettchen hinten. Ich fragte ſie, ob die Brienzer Mädchen denn ſo ſchlimm ſeien, daß man ſie in Ketten legen müſſe. Sie lachte. Es war ein kleines, aufgewecktes Ding, ſtets heiter.

Später kam dann der Zimmerkellner Louis mit dem Frühſtück, ich ſprach ein paar Worte mit ihm und aß ein wenig. Eines Tages hörte ich Louis ſeufzen. Ich ſah verwundert auf — ein ſentimentaler Kellner? Ich bemerkte eine Thräne in ſeinem Auge.

„Was fehlt Ihnen, ſind Sie krank?"

„Ach," ſeufzte er, „der Oberkellner ſagt, ich bediene zu langſam, ich ſoll fort."

„Nun, jetzt im Sommer muß es doch leicht ſein, eine andere Stelle zu finden?"

„Es iſt nicht das. Sie waren immer ſo gütig zu mir, ich will es Ihnen offen ſagen. 's Grittli iſt meine Braut, daher ſchmerzt es mich ſo, fort zu müſſen. Ich kann ſie nur im Sommer ſehen, nach der Saiſon geht ſie zu ihrer Tante im Berniſchen."

Ich beſann mich etwas.

„Sie können dableiben. Sagen Sie nachher dem Oberkellner, ich ließe ihn auf mein Zimmer bitten."

Mit dieſem würdigen Herrn verſtändigte ich mich raſch. Ich brauche mehr Bedienung, er möge mir Dienerpenſion für Louis berechnen, ich würde ihn gewiſſermaßen als Privatkellner behalten, ſo lange ich da ſei. Mit dem überglücklichen Louis vereinbarte ich einen nach amerikaniſchen Begriffen ſehr kleinen Gehalt, welcher reichlich die Annehmlichkeit aufwog, die mir Louis' Hilfe leiſtete. Er konnte raſiren, friſiren und hielt alle meine Sachen in ſchönſter Ordnung. Auch 's Grittli dankte und ſtellte mir ſeitdem jeden Tag friſche Alpenroſen ins Zimmer. Jetzt, wo die Karlsbader Kur nebſt Peptonpräparaten begann, mußte Louis jeden Tag den Karlsbader Mühlbrunn auf der Spirituslampe auf 45 Grad erhitzen.

Wir hatten aber auch aufregendere Erlebniſſe. Eines Vormittags prüfte gerade Louis mit dem Thermometer die Temperatur des Karlsbader auf dem Kocher, als wir plötzlich unter uns im Garten des Hotels ein mehrſtimmiges, zeterartiges Geſchrei hörten. Da ſonſt alles in und am Hotel ariſtokratiſche Ruhe atmete, horchten wir hoch auf. Wir hörten Lärm auf den ſonſt ſo ſtillen, teppichbelegten Treppen und Korridors; ich winkte Louis nach der Thür hin, er öffnete dieſelbe, und im nächſten Augenblick ſtürzte ein abgejagtes, kleines weißes Hündchen herein, rekognoszirte einen Moment und ſprang dann zu mir aufs Sofa, ſich hinter mich verkriechend. Ich liebkoſte das atemloſe Tier, es leckte mir die Hand und ſah mich mitleidflehend an.

Sofort mußte Louis ausziehen, um nähere Erklärungen zu ſuchen. Er kehrte auch bald zurück und erzählte mir den Roman, der das ganze Hotel in Angſt und Schrecken verſetzt hatte.

Im Garten hatten drei blonde engliſche Reverendstöchter zuſammen geſeſſen, die Füße vorſchriftsmäßig auf ein Fußbänkchen hingeſtellt. Der Hund, von dem niemand wußte, wem er gehörte, war, vielleicht von Hundefängern oder Kindern gejagt, in den Garten gekommen und hatte ſich bei einer dieſer Albionstöchter auf dem Fußbänkchen verkrochen. Als dieſe plötzlich etwas ſich zwiſchen ihrer Chauſſüre bewegen fühlte, erſchrak ſie dermaßen, — ich weiß nicht, ob ſie an ein Erdbeben, ein wildes Tier oder gar an Beelzebub dachte — daß ſie in hyſteriſches Schreien verfiel, aufſpringen wollte, dabei über das arme Tierchen ſtolperte und hinfiel.

Ihre Mitſchweſtern, welche keine Ahnung von dem hatten, was eigentlich paſſirt ſei, ſtießen auch Schreckensrufe aus und eilten zu Hilfe; endlich ſchoß das kleine Hündchen wie der Blitz aus dem Knäuel heraus ins Hotel, von den entſetzten Kellnern und Stubenmädchen mit Servietten und Beſen verfolgt. Sogar der Oberkellner vergaß ſeine Würde und ſprang mit Brouillonbuch und Bleiſtift hinter dem Miſſethäter her, bis dieſer durch die geöffnete Thür eine Zuflucht in meinem Zimmer fand.

Ich behielt nun den kleinen Hund bei mir, nachdem ich den beſorgten Oberkellner, welcher mir viel von ſeiner Verantwortlichkeit wegen der Aufnahme eines vermutlich tollen Hundes ins Hotel erzählte, durch Zuziehung und Konſultation eines Tierarztes beruhigt hatte.

Louis mußte in einer Zeitung eine Anzeige wegen des zugelaufenen Hundes einrücken, ein hübſches, blankes Halsband beſorgen, in welches ich den Namen Stray (Verlaufener) eingraviren ließ, ſowie eine Leine zum Führen, damit ſich Stray nicht wieder unter engliſche Damenſtiefel verirre. Dann ward eine kleine Toilettenausrüſtung für meinen Pflegling angeſchafft. Louis zog ſich mit ihm in irgend ein Hintergelaß des Hotels zurück und brachte ihn dann, gewaſchen und gekämmt, ſchneeweiß zurück. Es war ein ſehr hübſches, zahmes Hündchen, welches ſich bald an mich gewöhnte. Ich fing an, ihm mit Hilfe von Hühnerknöchelchen Kunſtſtücke zu lehren; in zwei Wochen hatte ich ihn ſo weit, daß er auf den Hinterbeinen ſitzen konnte. Jeden Morgen mußte ihn Louis ſpazieren führen.

Uebrigens that das Karlsbader Waſſer ſeine Schuldigkeit; ich fing an, länger und länger im Zimmer auf und ab zu gehen, mein Kopfweh begann abzunehmen, ich aß mit mehr Appetit und dachte ſchon daran, bald einmal einen Ausgang zu verſuchen.

Da erſchütterte wieder eine Kataſtrophe mein ruhiges Leben. Eines Vormittags kam Louis zurück und trug Stray, welcher unruhig war und ſich kaum halten ließ, auf dem Arm. Louis war auf der Promenade zwei jungen Damen, Schweizerinnen, begegnet; Stray hatte einer derſelben gegenüber alle Erkennungszeichen gegeben, deren ein Hund fähig iſt, und das Fräulein habe auch erklärt, es ſei ihr Hund, der ihr vor zwei Wochen abhanden gekommen. Louis habe geſagt, er wolle es mir melden, das Fräulein ließe mich bitten, wenn möglich, hinunter zu kommen. Ich machte mich gleich fertig, Louis bürſtete an mir herum, reichte mir Hut und Handſchuhe, ich nahm Stray an der Leine und ſtieg langſam — es war ſeit vier oder fünf Wochen das erſtemal — die Treppe hinunter. Die Beine waren mir doch recht ſchwach.

Louis zeigte mir in der Ferne die Bank, auf welcher die Damen ſaßen; ich bedeutete ihm, ſich in der Nähe zu halten, ich traute meinem Körper noch nicht recht. Es hätte ſeines Hinweiſes nicht bedurft, Stray zerrte ſo an der Leine auf die eine Dame zu, daß ich kaum folgen konnte.

Ich verbeugte mich und ſagte, ich ſchätze mich glücklich, dem Fräulein ihr Eigentum wieder wohlbehalten übergeben zu können; wenn die Damen geſtatteten, würde ich mich auf einen Augenblick zu ihnen ſetzen, ich ſei unwohl geweſen und noch nicht recht kräftig.

„Bitte, warum denn nicht!" erwiderte eine volle, klare Stimme, welche mir bekannt vorkam. Ich ließ mich nieder und ſah die junge Dame an, welcher Stray freudewinſelnd, treulos gegen mich, auf den Schoß geſprungen war. Ich hörte ſie etwas Verbindliches ſagen über die Freundlichkeit, mit welcher ich ihren Hund verpflegt, ich ſah ſie nur immer an, ohne ihre Worte recht zu verſtehen.

Dieſe dunklen Augen — dies glatte ſchwarze Haar — der feine Mund, um deſſen Winkel ganz leiſe unſchuldige Schalkheit zuckte — das ganze liebliche Oval des Geſichts mußte ich ſchon im Leben geſehen haben, wenn ich mich auch nicht erinnern konnte, wann und wo.

Endlich machte ich ihr ein Kompliment über ihr wohlerzogenes Hündchen, bat ſie, das Halsband als Andenken an die Escapade zu behalten, und ließ Stray oder Ami, wie er eigentlich hieß, ſein neugelerntes Kunſtſtück des Aufſitzens machen, um zu zeigen, daß er die Zeit bei mir doch nicht ganz ohne Nutzen verbracht habe. Dann ſagte ich:

igitized b

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich mich irren ſollte; es iſt mir immer, als ſei ich Ihnen ſchon begegnet!“

Es zuckte ſchalkhaft um ihre Lippen.

„Gewiß,“ erwiderte ſie, „wir haben uns ſchon zuſammen unterhalten. Beſinnen Sie ſich nur ein wenig, Herr Lamar!“

Ich fuhr zurück; meinen Namen kannte ſie ſogar! Ich zerbrach mir den Kopf, rieb mir in Verzweiflung die Stirne, die andere junge Dame wartete neugierig auf die Entwicklung der Erkennungsſcene.

Endlich lachte meine kleine Quälerin leiſe und fragte:

„Auf welchem Schiffe ſind Sie denn von Amerika herübergekommen?“

„Auf der ‚Rhätia‘!“ Und da wußte ich auch, wen ich vor mir hatte; ich ſtreckte ihr freudig die Hand hin und rief: „Fräulein Rauff, ſo habe ich das Vergnügen, unſere kurze Reiſebekanntſchaft vom Schiff erneuern zu können. Ich habe oft an Sie gedacht.“

Sie lachte hell auf.

„Aeußerſt ſchmeichelhaft, mein Herr, wenn auch etwas unwahrſcheinlich. Sie haben mich ja eben nicht einmal erkannt!“

Ich ſchob mein geſchwächtes Gedächtnis auf den Sonnenſtich. Fräulein Rauff ſtellte mir dann ihre Freundin vor, zu deren Beſuch ſie jetzt in den Ferien drei Wochen in Luzern verweilte. Ich erkundigte mich nach der Mutter des Fräuleins, welche ich auch vom Schiffe her kannte; ſie lebte mit im Schulhaus, wo ihre Tochter Lehrerin war, im Kanton Bern. Fräulein Rauff war auf der Rückreiſe begriffen, ihre Freundin begleitete ſie auf einige Tage. Sie war glücklich, im letzten Augenblick ihr Hündchen wieder erlangt zu haben, welches ſie ſchon verloren gegeben, da ſie die Zeitungsannonce nicht geſehen. Der Hund, an Landleben gewöhnt, hatte ſich in der Stadt nicht zurechtfinden können. — Wir unterhielten uns ſehr nett; nur zu früh kam die Zeit des Abſchieds. Ich brachte die Damen ans Dampfſchiff, welches ſie nach Alpnach entführte, ſagte Lebewohl, ſtand dann noch lange auf dem Dampfſchiffſteg und ſah dem wegeilenden Schiffe nach.

Gleich darauf ärgerte ich mich, vergeſſen zu haben, nach des Fräuleins Adreſſe zu fragen; vielleicht hätte ich meine liebenswürdige Reiſegefährtin aufſuchen können, ehe ich die Schweiz verließ.

Ich war recht müde geworden und ging langſam zum Hotel zurück. Ich ſpeiſte heute an der Table d'hôte und ſetzte mich dann auf eine einſame Bank im Garten.

Wohl ſtand mir deutlich die Geſtalt von Fräulein Rauff vor der Erinnerung, der ich ſo oft auf der Rhätia mit den Augen gefolgt war. Es war da die gewöhnliche bunte Schiffsgeſellſchaft zuſammen geweſen, hübſche und häßliche, alte und junge Damen; ich hatte mich an niemand enger angeſchloſſen. Die Klatſchereien, welche ſtets in einer ſo zuſammengezwungenen Geſellſchaft entſtehen, waren in vollſtem Gange. Manche Damen waren zudringlich, verlangten, man ſolle ſie immer auf dem Verdeck auf und ab führen, andere verdachten es mir, daß ich nachmittags zur jammervollen Drehorgelmuſik nicht mit ihnen tanzte, wieder andere berichteten mir ungefragt ihre durchaus nicht aus Nächſtenliebe unternommenen Beobachtungen ihrer Mitſchweſtern.

Nur an eine wagte ſich keine Klatſcherei, nur an einer hatte keine etwas auszuſetzen, und dieſe eine war Fräulein Rauff. Ruhig und beſcheiden pflegte ſie ihre ſchwache Mutter, hatte für jeden andern Kranken ein freundliches Wort und gefiel mir ungemein durch ihr ruhiges, ſicheres und doch anſpruchsloſes Auftreten, in welchem ſich unbewußt die Macht der Unſchuld, Herzens- und Geiſtesbildung ausdrückte, welche ſie ſo hoch über die anderen, teilweiſe ſehr herausgeputzten und albernen Damen erhob.

Obgleich ſchon Monate ſeit der Reiſe verfloſſen, ſah ich das Fräulein ſo deutlich vor mir in der einfachen Schiffstoilette, welche ſie gewöhnlich auf Deck trug, ich erinnerte mich jeder Einzelheit ihres Anzuges: Lederknopfſtiefelchen, rötlichbraunes Kleid, langer grauer Mantel, ein rot und ſchwarz karriertes Tüchelchen um den Hals geſchlungen und ein dunkles Strohhütchen auf dem Kopfe.

Meinungsaustauſch. Gemälde von A. Lonza.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

Jedes einfältige, alberne Geſpräch der anderen Damen verſtummte ſofort, wenn ſie ſich nahte; es war, als ob jede ſich dann bemühte, vernünftigere Geſprächsthemata zu finden.

Zuweilen ſaßen wir zuſammen auf einer Bank, manchmal lehnten wir an der Schiffsbrüſtung und ſahen den Exerzitien der Schweinsfiſche zu, und einfach und offen erzählte ſie mir ihre Geſchichte, nachdem ich ihr einen kurzen Abriß der meinen gegeben, wie man es ja meiſtens mit Schiffsbekannten macht.

Sie war drei Jahre lang Lehrerin in New-York oder Brooklyn geweſen, es hatte ihr in Amerika gut gefallen, aber ihre Mutter ſehnte ſich nach der Heimat, der Schweiz, und die Tochter gab willig alle Ausſichten auf und reiſte mit ihr zurück.

„Es iſt ja wahr,“ äußerte Fräulein Rauff, „die Gehalte ſind gering, die man in der Schweiz als Landlehrerin bekommt, aber man lebt in ſo einem Dörfchen auch ohne viele Anſprüche, thut ſeine Pflicht und iſt zufrieden. Mein Vater ſtarb, wie ich ganz klein war, meine Mutter hat ſich gemüht und geplagt, um mir eine gute Erziehung geben zu laſſen, und ich würde meine Mutter nie verlaſſen. Man hat nur eine Mutter!“

Und als ich mich ein andermal mit Frau Rauff, einer herzensguten, einfachen Frau unterhielt, ſagte dieſe mit Thränen in den Augen:

„Ja, Emma iſt eine gute Tochter und hat mir noch keine trübe Stunde verurſacht. Möge Gott es ihr vergelten und ſie einſt glücklich werden laſſen!“

Mir that der Verkehr mit dieſen herzlichen, offenen Leuten ordentlich wohl. Und dabei war Fräulein Rauff nicht etwa eine trockene, pedantiſche Lehrerin, nein, es war Leben, Poeſie in ihr, und in ihren Augen glaubte ich ſehen zu können, daß ſie fähig ſein würden, in Liebe zu ſtrahlen, wenn der Richtige kam, welcher verſtand, das ſchlummernde Schneewittchen oder Dornröschen aufzuwecken.

(Schluß folgt.)

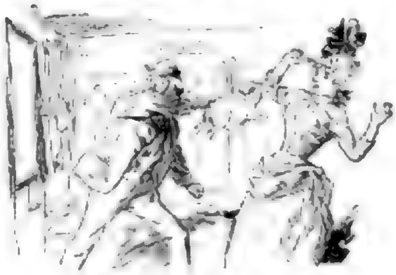
Herrn Paſſers Ferienreiſe. Skizzen von Max Scholtz.

1) Die Tante Fuh aus Liebenmühl
Schreibt: „Höre, lieber Theophil,
Beſuche in den Ferien mich,
Es blüht hier viel Pläſir für dich,
Ein Mühmchen, die noch unbekannt,
Kommt nämlich auch zu mir aufs Land."

2) „Mein liebes Linchen," ſchrieb die Tante,
„Erhol' dich bei mir auf dem Lande.
Den Theophil kennſt du noch nicht,
Er iſt Aſſeſſor beim Gericht
In Halle, der kommt auch hierher.
Ich freu' mich auf euch beide ſehr."

3) In dem Coupé für Nichtraucher,
Da ſitzen Linchen und auch er,
Man kennt ſich, ganz natürlich, nicht,
Weshalb auch keins von beiden ſpricht;
Ihr kleiner Molli nur möcht' gern
Die Hoſen zauſen jenem Herrn.

4) Doch Theo kehrt ſich nicht daran
Und ſteckt ſich 'ne Cigarre an,
Worauf pikirt ſchön Linchen ſpricht:
„Im Nichtrauchwagen raucht man nicht!"
Worauf ſpricht Theo: „Wie ich ſeh',
Sind wir auch nicht im Hundecoupé!"



5) Zu dieſem Streit denkt Molli nun
Auch noch ein Uebriges zu thun,
Und beißt Herrn Theophil ans Bein;
Doch der geht auf den Scherz nicht ein,
Faßt ihn am Schweif und wirft, o Graus!
Ihn dann ſogar zum Fenſter 'naus.

6) Ein Schrei ertönt aus Linchens Mund,
Dann ſtürzt ſie dem geliebten Hund
Durchs Fenſter nach in die Natur;
Entſetzt kann er ſie faſſen nur
Noch an den beiden kleinen Füßen,
Dann wird er mit hinausgeriſſen.

7) Ein alter Fiſcher ſitzt im Kahn,
Hoch oben fährt die Eiſenbahn,
Da gibt's im Netze einen Ruck,
Von dem er jäh ſich überſchlug,
Und während er im Fluß verſinkt,
Ein junger Mann den Kahn erlangt.

8) Ein Mägdlein zieht er dahinein,
Bald ſitzen ſie darin zu zwei'n,
Und er fällt vor ihr auf die Knie
Und ſeufzt gerührt: „Ich liebe Sie,
Dort in der Luft zog's mir ins Herz,
O, Holde, lindre meinen Schmerz!"

9) „Mein Herr, ich weiß nicht, was ich ſoll,
Auch mein Herz iſt gerührt und voll,
Ich wollte jetzt nach Liebenmühl —"
„Ich auch, und heiße Theophil."
„Und ich heiß' Lina Schmidt aus Barmen."
Da liegen ſie ſich in den Armen.

10) Am Fenſter ſitzt in Liebenmühl
Die gute Tante, mit Gefühl
An Linchens Brautſtaatsſtrümpfen ſtrickend,
Und denkt, gar oft ins Weite blickend:
„Ob ſie bald kommen werden an?
Sehr ſchnell geht's auf der Eiſenbahn."

11) Die beiden Liebenden im Kahn
Seh'n nicht, wie ſie dem Mühlrad nah'n,
Da krach — klabatſch, im großen Bogen
Kommt durch das Fenſter 'was geflogen,
Ein Schrei aus drei entſetzten Kehlen
Und Tantens Bett umfängt zwei Seelen.

12) Als beide ſich aus weichen Betten
Mit Müh' herausgekrabbelt hätten,
Da wird das Staunen gar nicht alle
Ob dieſem ganz aparten Falle.
Wie doch das Schickſal wunderbar
Zuſammenführt ein Liebespaar!

Blätter für die Frauen.

Das Geheimnis der Liebenswürdigkeit.

Von

M. Gleim.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Eigenart des weiblichen Charakters macht ſich im Umgang in den verſchiedenſten Formen geltend. Die gebildete Frau kann ſowohl durch geiſtvolles Weſen wie durch beſcheidene Zurückhaltung glänzen. Die eine beſitzt eine blendende Unterhaltungsgabe, die andere imponiert durch feines und ruhiges Auftreten; auch die Gemütliche, die Naive, alle haben ihre Berechtigung in der Geſellſchaft und wiſſen ſich durch ihre Sonderart einen Kreis zu ſchaffen, der ſie anerkennt. Eine einzige Eigenſchaft gibt es indes, die der Frau weder in der Geſellſchaft noch in der Familie fehlen darf, der Mangel dieſer Eigenſchaft würde ſie zu einer Verfehmten ſtempeln. Wir benennen dies unumgängliche Ingredienz der weiblichen Bildung gemeinhin „Takt“, das iſt das Feingefühl im Verkehr mit Menſchen.

Genau definieren läßt ſich der Begriff Takt nicht. Es kann eine Dame der feinſten Umgangsformen mächtig ſein und wird folglich nie einen Verſtoß begehen gegen Sitte und Anſtand, gegen das Herkommen, das faſt einem Geſetze gleichwertig iſt, und dennoch kann es Fälle geben, in denen wir ihr das Taktgefühl abſprechen müſſen. Wir lernen an dieſem Beiſpiel, daß die Beobachtung aller Regeln des guten Tons, welcher ja die äußere Form der geſelligen Bildung iſt, noch nicht Takt genannt werden kann, daß dazu viel mehr nötig iſt als eine gute Erziehung im gewöhnlichen Sinne, denn der Takt iſt eine Gefühlsſache, die zum größeren Teil angeboren ſein muß. Ein guter Menſch, welchem das Gebot: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt!“ in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, wird niemals taktlos ſein.

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß unſere Zeit, die ſo rückſichtslos das eigene Ich in den Vordergrund ſtellt, die den einzelnen ganz und gar ohne Bedauern über das Glück des Nächſten hinwegſchreiten läßt, eine Zeit, die auch das weibliche Geſchlecht genötigt hat, handelnd, ja teilweiſe kämpfend aus dem Schutze der Familie herauszutreten, daß eben dieſe Zeit doch hinwiederum ſolch eine unendliche Liebesfülle und Opferfreudigkeit in dem Frauenherzen zu zeitigen verſtanden hat, daß es ſich zu jedem Werke der Barmherzigkeit bereit und geſchickt finden läßt. Wo gäbe es einen Samariterdienſt, bei dem edle Frauen ſich nicht beteiligten, wo würde wohl ein Tempel der Barmherzigkeit gebaut ohne Frauenhände? Und wo bedürfte es gerade größeren Zartſinns, größeren Feingefühls als in der Behandlung des Unglücks, der Krankheit, der verbitterten und entmutigten Armut? In der That, ſo paradox die Behauptung auch klingen mag: unſer realiſtiſches Zeitalter hat die feine Blüte des weiblichen Taktes erſt zur rechten, vollen Entfaltung gebracht!

Was wir hier unter weiblichem Takt verſtehen, zwingt uns die höchſte Bewunderung ab. Es iſt nicht mehr das Schicklichkeitsgefühl unſerer Vorfahren, das ein Attribut der Dame comme il faut war; es iſt auch nicht die Anmut, welche die ſchöngeiſtigen Salons unſerer Großmütter berühmt gemacht und unſere Dichterheroen begeiſtert hat; es iſt ein allgewaltiger, lebenſpendender Strom der reinen, warmen Menſchenliebe, die unſer Zeitalter adelt wie keines zuvor. Die Frauenwelt iſt aus eigener Initiative im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte in eine Bewegung eingetreten, welche von der Herzensbildung des ſchwachen Geſchlechts ein glänzendes Zeugnis ablegt: die freiwillige Kranken- und Armenpflege. Von den Stufen und Paläſten iſt dieſe Bewegung ausgegangen, Frauen auf Königsthronen haben vorangeleuchtet, und überall regte es ſich, dieſem Beiſpiel zu folgen. Wer es nicht im großen konnte, der that es in der Stille. Unberührt blieb keine, und die aufrichtige Nächſtenliebe erzeugte den Takt, der die Frau ohne Unterſchied der Konfeſſion oder des Standes zur Samariterin machte. Es wurde nicht mehr gegeben, nur um der ſchreienden Not abzuhelfen und der Unzufriedenheit der Nichtbeſitzenden zu ſteuern, es wurde gegeben mit dem vollen Bewußtſein der Menſchenpflicht, und das Zartgefühl, welches die Spende begleitete, nahm dem Empfänger das Gefühl der Beſchämung.

Hat der weibliche Takt die Wohlthätigkeit geadelt, ſo wirkt er auf anderen Gebieten doch nicht minder erfolg- und ſegensreich. In dem Schoße der Familie thut er Wunder. Wie viele Härten gleicht er da aus, wie viele Wunden ſchließt er, Hand in Hand mit ſeiner Zwillingsſchweſter Diskretion!

Offenheit und Geradheit ſind ſchätzenswerte Eigenſchaften, und nirgends ſind dieſelben höher zu achten als im Familienverkehr. Wie wenig Menſchen können aber die ungeſchminkte Wahrheit ertragen, wenn dieſelbe nicht durch eine rückſichtsvolle Form gemildert iſt! Selten wird ſie willig aufgenommen, noch ſeltener aber wirkliche Beſſerung der getadelten Verhältniſſe damit erzielt. Wer iſt auch in der Familie geneigt, ſich beſſern zu laſſen? Der Gatte, das Haupt der Familie, fürchtet, ſich eine Blöße zu geben, wenn er einer Mahnung ſeitens eines Familiengliedes Gehör ſchenkt. Die Frau, die, ſtets von Liebe getragen, ſich über alle Kritik erhaben wähnt, fühlt ſich bei einer Rüge tief gekränkt. Erwachſene Kinder nehmen erfahrungsmäßig von den Eltern einen Tadel am unwilligſten hin. Geſchwiſter unter einander ſind nie zur Duldung geneigt. Die offene, unbemäntelte Wahrheit, die in der Regel auf den Lippen des Mannes liegt, wirkt ſie nicht geradezu feindlich dem Ziel entgegen, das damit erreicht werden ſollte? Giebt es da für die Frau, die Mutter, die Schweſter nicht manchen zerriſſenen Faden zu knüpfen, manchen Knoten in Geduld zu entwirren, ehe die Hand des Mannes ihn zerhaut? Werden die Hausgenoſſen, mögen ſie über oder unter uns ſtehen, dieſe Hand nicht ſegnen, welche Konflikte verhütet, ehe dieſelben Zeit hatten, ſich zu entwickeln? Dieſe Erfolge erringt jedoch nur der Takt, welcher aus der wahren Herzensbildung entſpringt, die hinwiederum in der Liebe wurzelt. Und wo der Takt keinen friedlichen Ausweg mehr findet, da tritt die Diskretion in ihr Recht. Es gibt unzählige Stimmungen, die keine Berührung vertragen; viele Kämpfe im Schoß der Familie müſſen in der Stille von dem einzelnen ausgekämpft werden. Dabei helfen zu wollen durch ein Wort, einen Blick, würde alles verderben. Wohl der Familie, in der eine taktvolle Frau waltet, welche nichts an das Licht zerrt, was erſt durch das geſprochene Wort zum Unrecht wird, welche den kleinen kindlichen Sünder ſchweigend ſein Herzeleid ausſchluchzen läßt, ohne jedesmal mit minutiöſer Genauigkeit feſtſtellen zu wollen, ob es Reue, ob es Trotz oder das Gefühl der Hilfloſigkeit geweſen, was die heißen Thränen ins Rollen gebracht hat. Es wird kein Plätzchen in dem Herzen ihres Kindes geben, das nicht im heiligſten Vertrauen ſich ihr erſchließt, wenn das Kind fühlt, daß die Mutter ſeine ſchmerzlichen Gefühle achtet, daß ſie ſchweigend mit ihm trauert, kurz — wenn der kindliche Verſtand auch den Ausdruck nicht findet — daß ſie eine diskrete und verzeihende Mitwiſſerin ſeiner Schuld iſt.

Energiſche Erziehungsmittel ſind, wenn ſie angewandt werden müſſen, die Sache des Mannes. Die Frau kommt bei Kindern und bei Dienſtboten — die ja als Unmündige und Ungebildete auf gleicher Stufe mit erſteren ſtehen — weit leichter und ſicherer zum Ziel, wenn ſie die von Gott ihr verliehenen Anlagen als Waffen gebraucht: Sanftmut, Geduld, Takt und Diskretion. Stehen dieſelben doch keineswegs der Charakterfeſtigkeit, die allen Erziehungs- und Vermittlungsverſuchen zu Grunde liegen muß, heterogen gegenüber, ſondern ſind vielmehr die feſteſte Baſis einer konſequenten Erziehungsmethode!

Auch in der Geſellſchaft, wie man gewohnheitsmäßig den geſelligen Verkehr der gebildeten Kreiſe benennt, iſt der Takt der Frau, die als Dame anerkannt ſein will, unentbehrlich. Viele halten fälſchlich eine übertünchte Höflichkeit gegen Freund und Feind für Takt. Das iſt ein Irrtum. Der Takt bewahrt ebenſo ſicher vor dem Zuviel wie vor dem Zuwenig an Zuvorkommenheit. Der Takt weiß durch die richtige Schätzung der Perſonen, mit welchen man verkehrt, eine ungezwungene und doch feine Form des Umgangs anzubahnen, welche die Geſelligkeit zu einer Quelle wirklicher Freuden macht. Taktvolle Perſonen werden auch im intimſten Umgang niemals aufdringlich durch zu große Vertraulichkeit, noch verletzend durch Mangel an Teilnahme. Auch wird ſich die taktvolle Frau niemals in ſchiefe Situationen bringen laſſen, da ihr Benehmen, vom richtigen Inſtinkt geleitet, keine widerwärtigen Elemente an ſich herankommen läßt. Jedenfalls iſt die taktvolle Frau immer beliebt. Zur Rechtfertigung dieſer Behauptung diene folgendes kleine Erlebnis:

Ein jung verheirateter Hauptmann wurde in eine andere Garniſon verſetzt. Seine Frau, welche untröſtlich war, weil ſie durch dieſen Wechſel ihrer Heimat und ihren Verwandten- und Freundeskreiſen entriſſen wurde, empfing den erſten Troſt von einem Kameraden ihres Mannes, der den neuen Garniſonort kannte. „Sie werden ſich bald ſehr wohl fühlen dorten, gnädige Frau,“ ſagte er ihr, „die Geſelligkeit unter den Kameraden und ihren Familien iſt zu nett; die Frau Oberſt iſt die liebenswürdigſte Frau, die ich kenne, und beſeelt alle mit demſelben Geiſte, der ihr eigen iſt. Die Abende in ihrem Hauſe ſind von unbeſchreiblichem Reiz!“

Der Hauptmann meldete ſich bei ſeinem neuen Kommandeur und kam mit Urlaub zurück. „Eine reizende Dame, die Frau Oberſt!“ ſagte er zu ſeiner Frau, da ihm der Vorzug zu teil geworden war, auch der Kommandeuſe vorgeſtellt zu werden. Nun fing die junge Frau an neugierig zu werden. Bei der Ankunft an ihrem neuen Wohnort wurde ſie von einer Bekannten für die erſten Tage gaſtlich aufgenommen und hörte hier wieder: „Ja, nun lerne nur erſt die Frau Oberſt kennen, eine vorzüglichere und charmantere Frau gibt es nicht unter der Sonne.“

Und wirklich, nach der erſten Viſite bei Oberſts ſtimmte auch die alſo Vorbereitete in den Hymnus ein, den jedermann zu Ehren der Frau Oberſt ſang. Als ſie aber darüber nachzudenken begann, worin eigentlich das Beſtechende in dem Weſen der ſo beliebten Frau begründet ſei, — konnte ſie ſich keine Rechenſchaft darüber geben. Die Frau Oberſt war nicht ſchön, durchaus nicht, ſie imponierte alſo nicht etwa durch ihre äußere Erſcheinung. Ihr Benehmen war ruhig, ihre Unterhaltung … ja allerdings, die wußte es machen, die war einfach bezaubernd! Eigentlich hatte ſie wenig geſprochen, aber ſie, die Frau Hauptmann, deſto mehr, ohne daß ſie ſich in der Erinnerung unbeſcheiden vorkam. Die liebenswürdige Frau hatte es eben verſtanden, ſie plaudern zu machen und — ihr zuzuhören.

Andere Damen, mit welchen die junge Frau ihre Beobachtungen austauſchte, hatten ein anderes Urteil. Die charmante Kommandeuſe war danach lebhaft, ſprach ſehr gut, hatte immer ein liebenswürdiges Wort für jedermann, obgleich ſie es auch verſtand, ernſt zu ſein. War doch die Lehre, welche ſie dem dummdreiſten Lieutenant von N. gegeben, noch zu lebhaft in aller Gedächtnis! Geradezu köſtlich, wie ſie dieſen jungen Herrn immer zum Bewußtſein der ihm zukommenden Haltung zu bringen wußte! Und doch küßte er die Hand ſeiner Erzieherin mit aufrichtiger Verehrung.

Worin beſtand wohl das Geheimnis dieſer Frau? Sie hat es der jungen Regimentsdame, die mit ihrem lebhaften Temperament ihre liebenswürdige Oberſtin faſt anbetete, ſpäter lächelnd vertraut.

„Es iſt ſo einfach, die Menſchen freundlich zu ſtimmen. Ich ſuche mich denjenigen eben nur anzupaſſen, mit denen ich verkehre, und wahrlich, wenn ich denke, jemand dadurch wohlthun zu können, iſt das eine ſo leichte Mühe! Wer anſtößt, trägt immer die Hauptſchuld in ſich ſelbſt. Mein oberſter Grundſatz iſt: Jedem das Seine! Den Lebhaften laſſe ich reden und höre ihm, meiſt mit Vergnügen, zu — glauben Sie mir, meine Liebe, gut zuhören können iſt den meiſten Menſchen gegenüber die dankbarſte Methode. Dem Schüchternen plaudere ich vor, bis er Mut bekommt, dann höre ich wieder zu, und das iſt meiſt reizend, wie hübſch ſolch ermutigte Schüchterne ſich dann geben können. Mit dem Melancholiſchen bin ich eine kleine Weile ernſt, und das Lächeln habe ich dann immer kommen ſehen, ſelbſt bei den Pathetiſcheſten. Mit den Fröhlichen aber bin ich von Herzen gern fröhlich. Alte Herren geben ſich mit Vorliebe jugendlich, und das laſſe ich gelten — warum auch nicht? Hat doch jeder Menſch ſein Steckenpferd! Junge Herren darf man um Gottes willen nicht en bagatelle behandeln, ſie ſind noch nicht genug von ihrer Würde durchdrungen, als daß ſie ein Jota von der ihnen zukommenden Rückſicht miſſen könnten. Von alten Damen habe ich mit Freuden ſtets noch etwas gelernt. Eine jede hat ihre wertvollen Erfahrungen und iſt liebenswürdig, wenn man dieſelben zu würdigen weiß. Die Mittelalterlichen müſſen mit etwas mehr Zartheit behandelt werden, namentlich wenn ſie unverheiratet ſind. Das habe ich ſtets mit beſonderer Freude gethan, und mir gegenüber iſt ſelbſt die Herbſte mild geweſen. Junge Mädchen ſind am leichteſten zu behandeln. Sie ſind wie die Blumen, die nur den Sonnenſchein brauchen, um zu blühen, und da der Sonnenſchein des Salons das Vergnügen iſt, iſt die Jugend entzückt, ſobald ſie ſich amüſiert, und das iſt gar leicht bewerkſtelligt. Die einzig Widerwärtigen ſind für mich die zudringlichen Menſchen; für dieſe kenne ich ja allerdings keine Rückſicht und kein Erbarmen. Ein klein wenig aber ſage ich mir bei allen, ob alt oder jung: ‚Was du nicht willſt, daß man dir thu', das füg auch keinem andern zu.‘ Mit dieſem Sprüchlein, das mir ſtets gegenwärtig iſt, bin ich noch immer gut gefahren!“

Literatur

— **„Beowulf, ein Sportroman“**, nennt ſich ein jüngſt in zweiter Auflage bei Friedrich Frommann in Stuttgart erſchienenes zweibändiges erzählendes Werk von **Karl Manno** (Wendel), das wir allen denen empfehlen können, die an geſunder, kräftiger und dabei doch künſtleriſch behandelter Geiſteskoſt ihre Freude haben. Es iſt mit dieſen paar Worten ſchon geſagt, daß man bei der Bezeichnung als Sportroman hier keineswegs, wie wohl mancher verſucht ſein könnte, an eine oberflächliche Verherrlichung vornehmer [illegible] denken darf. Der Roman ſpielt allerdings der Hauptſache nach in den Kreiſen, in denen man den edlen Sport in ſeiner beſten Bedeutung ſeinem ganzen Werte nach zu ſchätzen weiß, und die Freude an ſeiner tüchtigen Uebung und Beherrſchung ſpielt in dem Leben der Geſchilderten eine nicht unbedeutſame Rolle. Das wahre Motto des Buches aber könnte heißen: „Mens sana in corpore sano“ — die geſunde Seele, die dieſem durch Pflege ritterlicher Gewandtheit gekräftigten Körper innewohnt, iſt das, woran jeder natürlich Empfindende eine wahre Herzensfreude haben muß. Wir teilen die Erlebniſſe dieſer prächtigen Menſchen — die unbedeutenden ſo gut wie die gewichtigen — mit vollem Intereſſe, weil ſie uns [illegible] lieb geworden ſind. In die Zeit des deutſch-franzöſiſchen Feldzugs hineinreichend, zieht der Roman ſchließlich noch das patriotiſche Hochgefühl in das Bereich ſeiner Darſtellungskreiſe und verleiht ſo den dithyrambiſchen Siegesaccorden, in denen die glücklich gewendeten Schickſale ſeiner Helden ausklingen, einen weihevoll tönenden Nachhall.

— **Ottomar Beta hat ſeinem Buch über „Die Kunſt verheiratet und doch glücklich zu ſein“** ein verwandtes Werk folgen laſſen unter dem Titel: „Die zweite Ehe, Stiefeltern und Stiefkinder, eine Beleuchtung vom ſozialen und ethiſchen Standpunkte für alle, die es angeht“ (Berlin, R. von Decker). Das Buch iſt eine Tendenzſchrift und ſtellt ſich als ſolche auf einen entſchiedenen Parteiſtandpunkt. Gewiß hat der Verfaſſer vollkommen recht, allen, die vor die Frage einer zweiten Eheſchließung geſtellt ſind, die Bedenken ans Herz zu legen, die namentlich da ſchwer in die Wagſchale fallen, wo aus erſter Ehe Kinder da ſind, und nach dieſer Richtung hin kann ſein Buch nur Gutes ſtiften und aufs beſte empfohlen werden, „denn es" — in beiden Sinne — „ergibt". Wir haben aber nicht nur unter Stiefgeſchwiſtern, ſondern auch zwiſchen Stiefeltern und Stiefkindern ſchon Beziehungen kennen gelernt, deren anmutige Herzlichkeit und Einheitlichkeit nichts zu wünſchen übrig ließ, und ſind leider andererſeits auch öfter Zeuge davon geweſen, daß in ſolch reinen, erfreulichen Verhältniſſen alle Grundbedingungen vorlagen, und daß ſie nur dadurch untergraben wurden, daß gedankenloſe oder böswillige Menſchen die zu eigenem Urteil noch nicht reifen und ſomit fremden Einflüſterungen nur zu leicht zugänglichen Kinder gegen den Stiefvater oder die Stiefmutter verhetzten. So war es dann dieſen geradezu zur Unmöglichkeit gemacht, in die Herzen der ihnen Mißtrauenden Eingang zu finden, und was ſo leicht zum Guten hätte geleitet werden können, ſchlug zum Schlimmen um. Wie viel gerade hier durch peſſimiſtiſche Voreingenommenheit geſündigt wird, hätte ſich der Verfaſſer vergegenwärtigen und auch dieſer Seite der Frage in ſeinem Buche Rechnung tragen ſollen, anſtatt ſich ganz in das Lager derer zu ſchlagen, die jedem Stiefverhältnis ſeine Berechtigung und die Möglichkeit einer gedeihlichen Entfaltung — wie geſagt: der Erfahrung entgegen — abſprechen. Andererſeits erwirbt er ſich das Verdienſt, verbeſſerungsbedürftige Rechtsverhältniſſe zu beleuchten und für die „Stiefkinder des Glücks" ſo manche beachtenswerte Lanze zu brechen.

— **Eine ſcharfe kritiſche Sonde iſt es, mit welcher** M. Charles in ſeinen Studien und Skizzen über „Zeitgenöſſiſche Tondichter" (Leipzig, Roßberg'ſche Buchhandlung) einigen der von ihm Behandelten zu Leibe geht, während er für andere mehr oder minder bedingungslos ſchwärmt. Liſzt, Wagner, Brahms ſind die Ideale, an denen er bewundernd emporſchaut und neben denen Bülow, Raff, Reinecke, Rubinſtein und andere keinen leichten Stand haben. Da ſich ſein Urteil nach verſchiedenen, wenn auch nicht nach allen Seiten hin mit dem einer ziemlich ausgedehnten Gemeinde von Muſikgläubigen deckt, wird ſein Buch um ſo eifrigere Leſer finden.

— **In zehnter, nach der Wehr- und Heerordnung vom** 22. November 1888 und den ſonſtigen neueſten Beſtimmungen umgearbeiteter Auflage erſchien: „Der Einjährig-Freiwillige im deutſchen Heer und in der Marine" (Berlin, Liebel'ſche Buchhandlung), ein Handbuch, das in überſichtlicher Weiſe nicht nur alle Beſtimmungen für die im Haupttitel Genannten, ſondern auch die für jeden andern Wehrpflichtigen geltenden zuſammenſtellt. Wer immer über die Einzelheiten der Wehrpflicht im deutſchen Reich für ſich oder im Intereſſe eines ihm Naheſtehenden Belehrung ſucht, findet ſie hier in zuverläſſiger und klarer Weiſe.

NOTIZ-BLÄTTER.

Bildende Künſte.

Dem Muſeo de Pinturas, der weltberühmten königlichen Bildergalerie zu Madrid, die etwa 3000 Nummern zählt, ſind von der Herzogin-Witwe von Paſtrana 225 Gemälde geſchenkt worden. Dieſelben waren bisher unter dem Namen Galeria del Duque de Paſtrana bekannt und ſetzen ſich aus Werken der niederländiſchen, deutſchen, vlämiſchen, ſpaniſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Schule zuſammen. Es ſind darin vertreten Rubens, Van Dyck, Snyders, Teniers, [illegible], Mengs, [illegible], Guzman, Escalante und andere mehr. Von Rubens iſt darunter die erſte Skizze ſeines berühmten Liebesgartens und eine Reihe von Darſtellungen aus der Fabel des Meleager, welche der Meiſter als Gobelinmuſter entwarf.

— **Ein neues großes Meerespanorama wird für die Stadt** Bremen ausgeführt werden. Dasſelbe ſoll den Hafen von New-York darſtellen. Der Standpunkt des Beſchauers iſt ſo gewählt, als ob man ſich auf einem der großen Oceandampfer des Norddeutſchen Lloyd befinde, und von dem Verdeck aus, das vollſtändig wie in Wirklichkeit ausgeſtattet wird, auf die weite Waſſerfläche blicke. Die Malerei wird von den Münchener Malern Peterſen, Louis Braun und Ed. Berninger ausgeführt.

Tonkunſt.

— **Unter der ruhmreichen Reihe der niederrheiniſchen** Muſikfeſte nimmt das 66., in dieſem Jahre zu Köln am Pfingſtfeſt unter Leitung von Profeſſor Dr. Franz Wüllner gefeierte, einen allererſten Rang ein, ſowohl was das herrliche Programm, als was die nicht minder herrliche Aufführung desſelben anbelangt. Die Leiſtungen des Chors (537 Mitwirkende) und des Orcheſters, welches, 162 Perſonen ſtark, faſt nur aus Künſtlern beſtand, waren über jedes Lob erhaben und riſſen das Publikum zu ſtürmiſchem Jubel hin. Der erſte Abend brachte die vollendet wiedergegebene Krönungshymne von Händel, die Sinfonie in C-moll und die Miſſa ſolemnis von Beethoven. In majeſtätiſcher Pracht kam die Sinfonie zur Geltung, und in gleicher vollendeter idealer Schönheit die große Meſſe. Die Soliſten: Lia von Sicherer aus München, Roſa Papier aus Wien und die Herren Van Dyk aus Wien und [illegible] aus Dresden, führten ihre ſchwierige Partie tadellos aus. Fräulein von Sicherer insbeſondere entzückte durch die ſüße Klarheit ihrer Stimme. Das zweite Konzert begann mit der wie ein Bergſtrom durch den Saal brauſenden Kantate von Bach: „Nun iſt das Heil", welche derartig zündete, daß ſie wiederholt werden mußte. Etwas unvermittelt ſchloß ſich das Vorſpiel mit dem Schlußchor aus Wagners „Parſifal" daran, verfehlte aber dennoch nicht, einen tiefen Eindruck zu hinterlaſſen. Geradezu zauberhaft aber wirkte Schumanns reizvolle Schöpfung: „Das Paradies und die Peri", in welcher Fräulein von Sicherer, eine in jeder Weiſe vollendete Peri, Frau Papier und die Herren Van Dyk, Perron aus Leipzig und [illegible] ſämtlich thätig waren. Kein Wort gibt einen Begriff von der bezaubernden Wiedergabe des Chors der Nilgeiſter, deſſen Rauſchen und Flimmern ſiegend das Traumbild der Peri durchzieht. Vielleicht lag es in der Abſicht des Komitees, die allzu hoch geſchwungene Seelenſtimmung des Publikums wieder in irdiſches Gleichmaß zu bringen durch das dicht hinter die „Peri" geſtellte „Feſt bei Capulet" von H. Berlioz. Dieſe Abſicht gelang vollkommen, doch kann man der farbenprächtigen Tonſchöpfung des die Klangfarben der Inſtrumente genial beherrſchenden Franzoſen ſeine Anerkennung nicht verſagen. Großartig wirkte Brahms' köſtliche 1. Sinfonie in C-moll und Mendelsſohns unvergänglich ſchöne „Walpurgisnacht". In letzterer feierte der vorzügliche Leipziger Sänger Perron als Druide einen höchſten Triumph. Das dritte Konzert gab jedem Künſtler Gelegenheit, ſich auf ſeinem eigenſten Felde zu bewegen. Den Rahmen zu den Einzelleiſtungen, bei welchen neben dem großen Geigerkönig Joachim, der in ſeiner unerreichten Weiſe Beethovens Violinkonzert ſpielte, beſonders Frau Katharina Klafsky in der Schlußſcene aus der „Götterdämmerung" als Brünhilde und Perron mit einer Arie aus „Alfonſo und Eſtrella" von Schubert glänzten, bildete die Ouvertüre zum ewig jungen „Freiſchütz", das „Gaſtmahl der Phäaken" von Max Bruch, und Marſch und Chor aus den „Ruinen von Athen" von Beethoven. Zu dieſen letzteren hatte Friedrich [illegible] einen höchſt ſtimmungsvollen, in Form und Empfindung ſehr ſchönen, Beethoven verherrlichenden Text gedichtet. Es bleibt noch zu erwähnen, daß Frau Papier die von ihr vorgetragenen Lieder von Schumann, Schubert und Brahms mit dem ganzen Zauber ihrer herrlichen, ſonoren Stimme umſpann, und daß das nach vielen Tauſenden zählende Publikum ſeiner enthuſiaſtiſchen Begeiſterung nach jeder Nummer durch Blumenſpenden und Beifallsjubel Ausdruck gab.

Bühne.

— **Das Baſeler Stadttheater hat in der abgelaufenen** Saiſon, der erſten unter Heinrich Morwitz' Direktion, laut dem in der Generalverſammlung ſeiner Aktionäre unlängſt vorgelegten Schlußergebnis, einen [illegible] Zuſchuß genommen.

— **Der Maler Herkomer hat ein neues Singſpiel komponirt**, betitelt „Die Idylle", welches kürzlich im Theater ſeiner Kunſtſchule in Buſhey (Hertfordſhire) vor einer zahlreichen geladenen Zuhörerſchaft in reizender Ausſtattung unter der Leitung von Hans Richter zur erſten Aufführung gebracht wurde und einen artigen Erfolg erzielte. Die Muſik verfolgt die Wagneriſche Richtung.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Das Goethehaus in Weimar iſt um ein Denkmal** bereichert worden, das ſowohl als Kunſtwerk wie durch ſeine Beziehungen zur Familie Goethe von hohem Intereſſe iſt. Alma Goethe, die Enkelin des Dichters, ſtarb bekanntlich im zarten Mädchenalter 1844 in Wien. Wenige Jahre ſpäter (1848) ließ ihre Mutter, Frau Ottilie von Goethe, in Rom ein Denkmal Almas aus weißem Marmor anfertigen. Dasſelbe iſt indeſſen niemals aufgeſtellt worden. Erſt jetzt iſt auf Befehl des Großherzogs im Goethehauſe zu ebener Erde ein Raum für dasſelbe würdig hergerichtet und ihm ein Platz angewieſen worden.

— **In einer Sitzung der Wiener Geſellſchaft der Aerzte** fand unlängſt eine intereſſante Verhandlung über die Frage der hypnotiſchen Suggeſtion als Heilmittel ſtatt. Den Ausgangspunkt der Diskuſſion hatte ein Vortrag Dr. Ludwig Freyds „über die praktiſche Bedeutung des Hypnotismus" gebildet. Stabsarzt Dr. Jacher erwähnte zweier Fälle, welche auf dem Wege der hypnotiſchen Suggeſtion der Heilung zugeführt werden ſollten. In beiden Fällen ſtellten ſich ſehr unangenehme Folgen ein. Bei Glockengeläute verfiel das behandelte Mädchen jedesmal in Hypnoſe, im andern Falle war es ein Knabe, welcher bei dem Anblick eines leuchtenden Körpers ſofort in einen halb bewußtloſen Zuſtand verfiel. Dr. Jacher gab der Anſchauung Ausdruck, daß zunächſt das Phänomen des Hypnotismus näher bekannt ſein müſſe, ehe man der Frage nach der Verwendung desſelben als Heilmittel näher treten könne. Dr. Anton nahm entſchieden Stellung gegen die Verwendung des Hypnotismus. Gerade, was der Arzt und Pſychiater anſtrebe, den Patienten ſich ſelbſt wieder zu geben, das vereitle die Suggeſtion, denn es müſſe zugegeben werden, daß man ſich bei Einleitung der Hypnoſe gerade an ein Moment halte, welches man eben nicht ein geſundes nennen kann. Nunmehr ergriff Profeſſor Meynert das Wort. Er legt zunächſt unter Hinweis auf hervorragende Nervenpathologen dar, wie man darüber einig ſei, daß die Suggeſtion nicht als etwas beſonders Empfehlenswertes angeſehen werden könne. Man habe geſagt, Hypnoſe ſei eigentlich Hyſterie, und da rufe man ja das, was man heilen wolle, hervor. Man habe ihm den Vorwurf gemacht, daß er den Ausdruck gebrauchte, die ganze Hypnoſe mache auf ihn einen ungemein abgeſchmackten Eindruck. Wenn Kranke geheilt werden, ſo ſind ſie dem Arzte ſicherlich dankbar und ſprechen dies mit einer gewiſſen Wärme aus. Bei Heilungen durch Hypnoſe antworten die Kranken mit Augenverdrehen, und das finde er auch abgeſchmackt. Profeſſor Meynert wies auch auf eine bedenkliche Aehnlichkeit des hypnotiſchen Zuſtandes mit einer Form des Wahnſinns, dem akuten Wahnſinn, hin.

— **Das Königreich Sachſen hat bisher kein eigentliches** Majeſtätswappen beſeſſen; es wurde ſtatt deſſen immer das frühere kurfürſtliche gebraucht. Erſt jetzt iſt auf Befehl des Königs Albert, anläßlich der achthundertjährigen Jubelfeier des Hauſes Wettin, ein königlich ſächſiſches Majeſtätswappen auf Grund genaueſter heraldiſcher Forſchung hergeſtellt worden.

— **Infolge einer anläßlich der Centennialfeier vorgenommenen** Suche nach jetzt noch lebenden Zeitgenoſſen Waſhingtons bringt die Kunde von dem Vorhandenſein einer merkwürdigen Familie in die Oeffentlichkeit, einer Familie, die ſich allem Anſcheine nach für die lebenskräftigſte der Welt halten darf. In einer wohlbebauten Farm, etwa ſieben Meilen öſtlich von Waſhington Court-Houſe in Ohio, lebt Frau Margaret Arnold, eine alte Dame von nahezu 112 Jahren, die noch bedeutend friſcher und kräftiger iſt als ihr ſiebenzigjähriger Sohn William Arnold, der ein angeſehener Mann in Greenland, Ohio, iſt. Die alte Frau, welche ſeit fünfzig Jahren Witwe iſt, erfreut ſich einer ungeſtörten Geſundheit; ſie begann vor ſiebenzig Jahren Tabak zu rauchen (eine Sitte, die durch ſchottiſche Anſiedler in jene Gegend verpflanzt wurde) und gab dieſe Gewohnheit erſt vor ſechs Monaten auf; es wird ihr zu ſchwer, die Pfeife in dem zahnloſen Munde zu halten. Dafür verfügt Mrs. Arnold aber über einen Appetit, der einer jungen Frau Ehre machen würde. Magenbeſchwerden, das allgemeine Uebel des vorrückenden Alters, ſind ihr ganz unbekannt; ſie hat überhaupt, ſo ſeltſam dies auch klingen mag, niemals während ihres langen Lebens einen Arzt nötig gehabt. Sie wiegt heute noch 110 Pfund und geht allein ſpazieren, obgleich ſie nicht mehr fähig iſt, irgend welche Arbeiten zu verrichten. Ihre letzte, vor etwa vier Jahren ausgeführte Arbeit beſtand darin, daß ſie ein Paar Strümpfe für ihren Enkel ſtrickte, und es wird verſichert, daß die Strümpfe, welche von der Familie als eine Merkwürdigkeit aufbewahrt werden, ausgezeichnet gearbeitet ſeien. Die Familie zählt außer Mrs. Arnold noch drei Mitglieder, welche über 100 Jahre alt ſind. Mrs. Eliſabeth Hillard, eine in Linn County, Ia., lebende ältere Schweſter der Frau Arnold, zählt heute 115 Jahre, iſt aber ſeit langer Zeit ihrer Verſtandeskräfte beraubt und unfähig, ſich allein von einem Platze zum andern zu bewegen. Dagegen lebt eine zweite Schweſter, Mrs. Selm Bailey, geſund und im Alter von 109 Jahren in Dakota. Sie bedarf noch keiner Brille und macht ohne Begleitung größere Spaziergänge. Ihr Ausſehen iſt das einer Achtzigjährigen. Der einzige Bruder dieſer „altertümlichen" Schweſtern lebt noch in dem ebenfalls anſehnlichen Alter von 104 Jahren in der urſprünglichen Heimat der Familie, in der Nähe von Richmond.

Natur.

— **Ein Vertilgungskrieg gegen Maikäfer wurde in der** Tuchler Heide (Weſtpreußen) geführt. Der heiße Frühling hatte dieſen Käfer in den dortigen Kiefernwaldungen ſo außerordentlich zur Entwicklung kommen laſſen, daß der ganze Forſtbeſtand ernſtlich geſchädigt ſchien und deshalb die Bevölkerung aufgefordert wurde, die Tiere auf Koſten der Regierung zu ſammeln. In der ganzen Heide wurden 480,000 Liter voll geſammelt; da jedes Liter 450 Käfer enthielt, waren es etwa 216 Millionen. Dafür wurden von der Regierung 70,000 Mark gezahlt, das heißt für jeden Käfer 1/30 Pfennig.

— **Im Anſchluß an die Notiz auf Seite 523 dieſes Jahrgangs**, welche die wilden Schwäne als neuerdings ſelten, ja dem Ausſterben nahe bezeichnet, ſchreibt uns ein Freund unſeres Blattes aus Neuvorpommern: „Im Binnenlande mag das zutreffen, aber hier in unſeren Oſtſeeküſtengewäſſern werden in jedem Winter viele Wildſchwäne erlegt. Ich kenne Jäger, welche manchmal 30 bis 40 Stück während des Winters erlegten — leider, denn der edle Vogel verdient Schonung! Ich ſelbſt habe vor zwei Wintern mit mehreren Jagdfreunden in wenigen Wochen etwa 16 Stück geſtreckt. Beide Arten, der Höckerſchwan und der Singſchwan, kommen hier vor, erſterer nach meinen Beobachtungen häufiger als der letztere. Seit Jahren niſtet ein wildes Höckerſchwanenpaar in der Nähe unſeres Städtchens. Es trifft alljährlich im März ein und zieht — ſorgfältig geſchont — gewöhnlich 4 bis 5 Junge groß."

Sport.

— **Die Union iſt abermals den öſterreichiſch-ungariſchen** Pferden zum Opfer gefallen, und der Dritte aus dem Wiener Derby war noch gut genug, um die Elite unſerer Zucht zu ſchlagen. Es ſiegte A. von Schöns F.-H. „Abu" mit ¾ Längen vor „Battenberg", „Orkan", „Panther" und „Rehburg". Das Verkaufsrennen der Stuten gewann Johnſons „Dorothea" vor „Fledermaus", und das ältere Pferd Oehlſchlägers „Tonio" gegen „Royaliſt". Im Staatspreis vierter Klaſſe ging „Goldmann" über die Bahn, im Verloſungsrennen ſiegte Dicons „Pilgrim", und im [illegible] Capt. Joes „Eſtrato" vor „Bacchus" ꝛc. Das Verkaufsrennen der Hengſte am zweiten Tage gewann Graf Pleſſens „Kinzani" vor „Belhomme", den Preis der Diana F. Merk „Gutacht" gegen „Erbtante", „Harfeis", „Prarlang" und „Biſon", und das [illegible] Germans „Armania" vor „Waldkind". Im großen Berliner Handicap ſiegte Ehrichs „Pluto" gegen „Toris", „Mira" ꝛc., im [illegible] königlichen Hauptgeſtüts Graditz „Winterkönig" vor „Königsbraut", und im Sommer-Hürdenrennen Ulrichs „Reſtant" gegen „Zauberin". Am dritten Tage fiel das [illegible]-Memorial an Ehrichs „Bandit" vor „Landgraf", der Lanckaſterpreis an B. Wahl „Eintracht" vor „Goldmann", das Neuenhagener Handicap an Baron Oppenheims „Landgraf" vor „Hazelwood", das Unſchuldsrennen an königlichen Hauptgeſtüts Graditz „Hadubrand" vor „Scheinkauf", und das große Jagdrennen an Baron Langwitz' „Chic" vor „Ider".

— **Das Wiener Sommer-Meeting ſchloß am Pfingſtmontag.** Im [illegible]-Rennen ſchlug der Derbyſieger „Triumph" nun auch den vierjährigen „Pirat" leicht und iſt infolge deſſen der großartige Hengſt für England beſtimmt worden, wo er im Goodwood Cup laufen dürfte. Von wertvolleren Rennen fiel das Taurus-Handicap an den vierjährigen „Tilian", ein Hürdenpferd, vor „Simplicius", während das Kont-Hürdenrennen zu einem toten Rennen zwiſchen „Manduz" und „Giardinetto" vor „Amethyſt" führte.

— **Großes Glück haben die Franzoſen mit ihren Ausſtellungsrennen.** Sie gewannen die 120,000 Franken-Steeplechaſe mit „Le Torpilleur" vor den Engländern „The Sith", „Fair-Fox" ꝛc. um 1 Länge und das 60,000 Franken-Hürdenrennen mit „Bauille" um 1 Länge vor den Engländern „Caſtor", „Wrangler", „Shortway" und ſo weiter.

— **Der Meiſterradfahrer Europas, Auguſt Lehr**, der ſo unglücklich vor einigen Monaten zu Fall kam, iſt wieder vollſtändig hergeſtellt und trainirt für das große Berliner Sommer-Meeting.

— **Intereſſante Ergebniſſe brachte die Wiener Ruderregatta.** Im Meiſterſchaftsrudern von Oeſterreich ſiegte ein Provinzler, der Brünner Karl Schwab, welcher noch Großes leiſten dürfte, und nachdem die „Lia" vor „Pirat" und „Neptun", Budapeſt, den Wanderpreis am erſten Tage gewonnen, kamen dieſelben Mannſchaften tags darauf, dieſesmal im Vierer mit Steuermann, in umgekehrter Reihenfolge ein; ein Beweis, daß nur die beſſere Steuerung der „Lia" den Wanderpreis erhalten. Den Achter holten ſich die „Piraten" vor „Lia", trotzdem ihnen ein Riemen im Kampfe brach.

Denkmäler.

— **Das eherne Standbild Giordano Brunos** wurde am Pfingſtſonntag zu Rom auf der Piazza dei Fiori feierlich enthüllt. Der Schöpfer des edlen Kunſtwerks heißt Ettore Ferrari. Der Philoſoph iſt im Mönchsgewand dargeſtellt, die Kapuze beſchattet die ernſte, gedankenvolle Stirne. Das Haupt mit den ſcharfen Zügen iſt leicht geſenkt, die Augen blicken forſchend und ſinnend ins Weite. Die Haltung des Körpers drückt Willenskraft und Entſchloſſenheit aus. Die Hände halten ein gegen den Oberkörper geſtemmtes Buch. Drei Flächen des ſchlanken granitenen Fußgeſtells ſind mit Reliefs aus Brunos Leben geſchmückt, der Disputation in Oxford, der Verurteilung durch den Gerichtshof der Inquiſition, der Verbrennung auf dem Scheiterhaufen. Die vierte Fläche trägt die Inſchrift: „A Bruno il secolo da lui divinato qui, dove il rogo arse“ (dem Bruno das von ihm prophezeite Jahrhundert hier, wo der Scheiterhaufen brannte).

— **Die Enthüllung des Hutten-Sickingen-Denkmals** auf der Ebernburg fand am zweiten Pfingſtfeiertage ſtatt. Dieſes Doppelſtandbild, ein hervorragendes Werk deutſcher Bildhauerkunſt, wurde von dem verſtorbenen Bildhauer Cauer und ſeinen Söhnen geſchaffen. Die beiden Freunde bilden eine herrliche Gruppe (vergleiche unſer Bild Band 57, Seite 316). Der ſchmächtige, hagere, kleine Hutten ſcheint heftig auf ſeinen getreuen Freund einzureden und ſeine erhobene Rechte ſchwingt wie im Zorn eine zerknitterte Schmähſchrift. Sickingen, eine kernige, gewaltige Rittergeſtalt mit prächtigem Kopfe, blickt nach der Richtung, die ihm vom Freunde gewieſen wird, und zieht eben das Schwert aus der Scheide, um für die Ideen des Freundes zu kämpfen. Die Inſchrift auf der Vorderſeite des Fußgeſtells lautet: „Den Vorkämpfern deutſcher Einheit und Größe, Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen.“ Die Feſtrede hielt Profeſſor Oncken aus Gießen; er ſchilderte in kurzen Umriſſen die Geſchichte der beiden ritterlichen Freunde und ihre nationale Bedeutung.

— **Aus dem Wettbewerb um das Biſchof Bernward-Denkmal** in Hildesheim ſind als Sieger hervorgegangen: Bildhauer Hartzer (Berlin) mit dem erſten Preis von 2000 Mark, Bildhauer Fuchs (Köln) mit dem zweiten Preis von 1500 Mark, und Bildhauer Weiß (Berlin) mit dem dritten Preis von 1000 Mark.

Geſtorben.

— **Hermann Kauffmann**, bedeutender Landſchafter, Genremaler und Federzeichner, 81 Jahre alt, am 24. Mai, in Hamburg.

— **Freifrau Karoline von Gumppenberg**, Witwe des königlich bayriſchen Reichsrats Freiherrn von Gumppenberg-Pöttmes, Tochter des Prinzen Karl von Bayern und ſeiner Gemahlin Gräfin von Bayrſtorff, 72 Jahre alt, am 25. Mai, in München.

— **Theodor Graf von Heuſſenſtamm zu Heiſſenſtein und Gräfenhauſen**, begabter Dichter, 65 Jahre alt, am 25. Mai, in Wien.

— **Hermann Vogt**, königlich preußiſcher Oberſtlieutenant a. D., bekannter Militärſchriftſteller, 53 Jahre alt, am 25. Mai, in Friedenau bei Berlin.

— **Julius Auguſt Heinrich Edwin von Röder**, königlich preußiſcher Generallieutenant z. D., der ſich beſonders 1864 bei dem Uebergange nach Alſen auszeichnete, 81 Jahre alt, am 25. Mai, in Wiesbaden.

— **Dr. C. Jeſſen**, Naturforſcher und Aeſthetiker, Profeſſor an der Univerſität Berlin, 68 Jahre alt, am 25. Mai, in Berlin.

— **Freiherr Alexander von Warsberg**, k. k. Kämmerer und Generalkonſul in Venedig, feinſinniger Kenner des klaſſiſchen Altertums, auch Schriftſteller, 53 Jahre alt, am 28. Mai, in Venedig.

— **Franz Schrotzberg**, beliebter Porträtmaler, 78 Jahre alt, am 29. Mai, in Graz.

— **Mazerolle**, bekannter franzöſiſcher Maler, 63 Jahre alt, am 30. Mai, in Paris.

— **C. G. A. Odbom**, königlich ſchwediſcher Juſtizminiſter, am 30. Mai, in Stockholm.

— **Guſtav Gerſtel**, begabter Journaliſt und Redakteur, 44 Jahre alt, Ende Mai, in Nordhauſen.

— **W. M. d'Ablaing**, Profeſſor des römiſchen Rechts an der Univerſität Leyden, 37 Jahre alt, Ende Mai, in Leyden.

— **Dr. Robert Ultzmann**, außerordentlicher Profeſſor an der mediziniſchen Fakultät der Univerſität Wien, vorzüglicher Diagnoſtiker und Operateur, 51 Jahre alt, Ende Mai, in Wien.

— **Hugo Dochewitz**, Rittergutsbeſitzer auf Groß-Merzdorf bei Schweidnitz, Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, konſervative Fraktion, 45 Jahre alt, am 1. Juni, in Groß-Merzdorf.

— **Eugen Ferdinand von Homeyer**, berühmter Ornitholog, 79 Jahre alt, in Stolp in Pommern.

— **Freifrau Mathilde von Werther**, geborene Gräfin Oriola, Gemahlin des kaiſerlich deutſchen Botſchafters a. D. Freiherrn von Werther, 61 Jahre alt, am 2. Juni, in München.

— **Karl Rumpff**, Fabrikbeſitzer, Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, 59 Jahre alt, am 2. Juni, in Berlin.

— **Max Joſef Schmitt**, Amtsgerichtsſekretär, Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, dem Zentrum angehörig, 54 Jahre alt, am 6. Juni, in Baſten im Kreiſe Grevenbroich.

— **Karl Friedrich Wilhelm Koch**, Generalagent der Stuttgarter Lebensverſicherungsgeſellſchaft, früher Mitglied des deutſchen Reichstags, Fortſchrittspartei, 59 Jahre alt, am 7. Juni, in Hamburg.

— **J. W. Hager**, bekannter Schulreiter, früher öſterreichiſcher Kavallerieoffizier, 69 Jahre alt, am 7. Juni, in Hamburg.

— **Otto von Wulffen**, königlich preußiſcher General der Infanterie, Gouverneur des Invalidenhauſes in Berlin, 76 Jahre alt, am 9. Juni, in Berlin.

— **Friedrich Hermann Graf und Herr von Beuſt**, großherzoglich ſächſiſcher Kammerherr und Wirklicher Geheimrat, Oberhofmarſchall, Generallieutenant und Generaladjutant des Großherzogs von Sachſen-Weimar, Ehrenritter des Johanniterordens, 73 Jahre alt, am 10. Juni, in Weimar.

— **Juſtizrat Lipke**, früher Mitglied des deutſchen Reichstags, erſt der nationalliberalen, dann der deutſchfreiſinnigen Partei angehörig, 69 Jahre alt, am 11. Juni, in Homburg.

— **Erbprinzeſſin Eugenie Eleonore Marie Luiſe Georgine Eſterházy von Galántha**, Gemahlin des Erbprinzen Paul Anton Nikolaus, Tochter des Herzogs Rudolf von Croy-Dülmen, k. k. Sternkreuzordensdame und Palaſtdame, 34 Jahre alt, am 12. Juni, in Wien.

Die deutſchen Kolonien in Auſtralien.

Von

Dr. Emil Jung.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Bekanntlich beabſichtigte England, als es die erſte Kolonie an der Oſtküſte des Auſtralkontinents gründete, nichts weiter, als an dieſem entlegenen Strande die ſchlimmſten ſeiner Verbrecher abzulagern, nachdem die nordamerikaniſchen Kolonien durch ihre Losreißung dem Mutterlande dieſer Einwanderung ſich verſchloſſen hatten. Und es dauerte geraume Zeit, ehe die freie Einwanderung ſich zu dieſem entlegenen Erdteil wenden wollte. Eine Seereiſe von Europa hieher erforderte damals über acht Monate, und ſie führte durch Meere, deren Strömungen und herrſchende Winde man nur in ſehr unvollkommener Weiſe kannte.

Das auſtraliſche Land war keineswegs anziehend. Seine landſchaftliche Natur bot keine Schönheiten, und weder in Pflanzen- noch Tierwelt waren irgendwelche Erzeugniſſe zu finden, die den Anſiedler oder Kaufmann hätten anlocken können. Denn Auſtralien brachte urſprünglich keine Früchte hervor, welche anderen als den ſchwarzen Eingeborenen genießbar erſcheinen konnten, und ſeine Fauna beſtand vorwiegend aus Beuteltieren, deren Nutzen in Fleiſch und Fellen ſelbſt heute noch ein ſehr geringer iſt. So dauerte es geraume Zeit, ehe nur ſo viel gewonnen werden konnte, um die Anſiedler zu ernähren. Von einer Ausfuhr nach England konnte erſt die Rede ſein, als die Schafzucht ſich durch Einführung vorzüglicher Merinos ſo weit entwickelt hatte, um kleine Poſten Wolle liefern zu können.

Der Ackerbau, die natürlichſte und notwendigſte Beſchäftigung junger Kolonien, wollte lange nicht recht gedeihen. Die Anſiedler von Neuſüdwales bedurften jahrelang der Zufuhren aus der Heimat, um nicht Hungers zu ſterben. Erſt mit der Gründung der Kolonie Südauſtralien begann eine Aufnahme des Ackerbaues in größerem Maßſtabe, und bald wurde dieſe Kolonie die Verſorgerin ihrer Nachbarinnen mit Brotſtoff, bis auch dieſe ſich dem Ackerbau energiſcher zuwandten. Gegenwärtig ſind als die hauptſächlichſten Hervorbringer von Brotſtoffen Südauſtralien, Viktoria und Neuſeeland anzuſehen; auſtraliſcher Weizen und daraus gewonnenes Mehl ſpielen auf dem Londoner Markt bereits eine bedeutſame Rolle. Aber die nördlichen Provinzen: Neuſüdwales und namentlich Queensland ſind durchaus auf fremde Zufuhren angewieſen. In der That eignet ſich der hohe Norden des Erdteils weit beſſer für tropiſche Kulturen, und ſo iſt Queensland durch Zuhilfenahme melaneſiſcher Arbeiter ſchon zu einem recht bedeutenden Zuckererzeugungsplatz geworden.

Aber was Auſtraliens Reichtum heut vornehmlich ausmacht, iſt ſeine Viehzucht. Im Beſitz von mehr als 84 Millionen Schafen, 8 Millionen Rindern, 1½ Millionen Pferden und weit über 1 Million Schweinen, erfreuen ſich ſeine 3,300,000 Bewohner eines Ueberfluſſes an Nutztieren, wie kein anderes Land der Erde. Die Ausfuhren von Wolle, Talg, Häuten und Fellen, und ſeit einigen Jahren auch von friſchem Fleiſch in gefrorenem Zuſtand nach London bilden weitaus den größten Teil der 800 Millionen Mark im Jahr überſteigenden Exporte. Sie haben ſeit lange ſchon das vordem wichtigſte Ergebnis des Erdteils, dem dasſelbe inſonderheit ſeinen wunderbar ſchnellen Aufſchwung verdankt, das Gold, auf die zweite Stelle zurückgedrängt. Auſtralien hat, ſeit man dort dieſem edelſten der Metalle zuerſt auf die Spur kam, für 6000 Millionen Mark Gold nach Europa geſandt, und noch immer bildet der Goldbergbau — denn heut iſt das Goldgraben zu einem geregelten Betrieb geworden — eine der allerreichſten Quellen des Nationalwohlſtandes, während die ehemals hochwichtige Ausbeutung der großen Kupferlager, ſowie die neuerlichen Funde von Zinn, Silber und anderem Metall erſt in weitabſtehender zweiter Linie folgen, andere Bodenſchätze aber, wie namentlich das weitverbreitete Eiſen, die Bearbeitung gegenwärtig noch nicht lohnen. Auſtraliens Kohle, in großen Lagern am Oſtrande des Erdteils, in Tasmanien wie in Neuſeeland verbreitet, iſt bereits nicht allein zu einem wichtigen Faktor in der Entwicklung des einheimiſchen Gewerbebetriebs geworden, ſie verſorgt auch bereits die Märkte Oſt- und Südaſiens.

Aber ſo ſchnell auch die wirtſchaftliche Entwicklung des fünften Weltteils ſeit der Entdeckung von Gold um das Jahr 1851 geweſen iſt, ſo langſam war doch das Tempo, in dem ſich die auſtraliſchen Kolonien vorher entfalteten. Es empfiehlt ſich, kurz einen Blick auf ihre Geſchichte zu werfen.

Nachdem Kapitän Phillip am 20. Januar 1788 am Port Jackſon die erſte Kolonie gegründet hatte, wurden von Sydney aus nacheinander die Inſel Tasmanien, damals noch Vandiemensland genannt, das ſpäter als Kolonie Queensland ſelbſtändig gewordene nördliche Gebiet und die Norfolkinſel koloniſirt. Auch legte man kleine militäriſche Poſten an der äußerſten Nordſpitze Auſtraliens, am Port Eſſington, und an der Südweſtecke von König Georgsſund an, um ſo durch thatſächliche Occupation andere Mächte, inſonderheit Frankreich, an der Beſitzergreifung irgend einer Küſtenſtrecke des Kontinents wirkſam zu hindern. Der Gouverneur in Sydney übte von vornherein Hoheitsrechte aus, nicht nur über die faktiſch koloniſirte Oſthälfte des Erdteils, alſo das jetzige Queensland, Neuſüdwales und Viktoria, ſowie über die Sträflingskolonie Tasmanien, ſondern auch über die ganze große Weſthälfte, die man nachmals in Süd- und Weſtauſtralien zerteilte, und über die Doppelinſel Neuſeeland.

Die Kolonien Süd- und Weſtauſtralien unterſcheiden ſich aber mit Neuſeeland von den übrigen dadurch, daß ſie ihre Entſtehung nicht der Initiative der engliſchen Regierung, ſondern vielmehr privaten Geſellſchaften verdanken, welche ſich in England zu dieſem Zwecke bildeten. Bei ihrer Gründung fehlte demnach das Verbrecherelement durchaus. Allerdings ſah ſich Weſtauſtralien in der Folge veranlaßt, um die Ueberſendung von Sträflingen zu bitten, da man nur ſo den wirtſchaftlichen Zuſammenbruch der Kolonie verhindern zu können glaubte, und ſo zeichnet gerade ſie ſich von allen anderen auſtraliſchen Anſiedlungen noch immer durch eine ſtarke Vermiſchung von Sträflingen ab, obſchon auf energiſches Andringen der übrigen auſtraliſchen Kolonien die Deportation hieher bereits 1868 aufgehoben worden iſt. Neuſüdwales hatte ſich die Zuſendung ſolcher unwillkommenen Koloniſten ſchon 1840 verbeten, Tasmanien war ihm mit einem gleichen Proteſt 1853 gefolgt.

Die einzigen Kolonien alſo, deren Bevölkerung nie durch eine offizielle Zufuhr von Sträflingen gemiſcht wurde, ſind Südauſtralien und Neuſeeland. Und obgleich ſeit der Aufhebung der Deportation bereits eine lange Reihe von Jahren verfloſſen iſt, haben weder die Zeit, noch der Zufluß ſo vieler Einwanderer die Spuren jenes Syſtems gänzlich verwiſchen können. Dennoch hat nach F. v. Holtzendorffs Ausſpruch die Deportation nach Auſtralien den Beweis geliefert, daß die für unbrauchbar gehaltenen Granitmaſſen verbrecheriſcher Beſtandteile ſo weit verwittern können, daß eine reiche Kultur auf ihnen Wurzel ſchlägt.

Es iſt erklärlich, daß ſolche Verhältniſſe unſere auswanderungsluſtigen Landsleute unmöglich reizen konnten, ſelbſt wenn die große Entfernung und Abgeſchloſſenheit des Erdteils nicht als hindernde Schranken aufgetreten wären. Die erſten deutſchen Einwanderer kamen 1837 nach Neuſüdwales. Es waren Winzer aus Hattenheim im Rheingau, welche man hinüberrief, um im fünften Weltteil die erſten Weinberge anzulegen. Aber es waren das nur wenige Familien; eine größere geſchloſſene Auswanderung Deutſcher fand erſt 1838 ſtatt. Wie ſo oft, gab Unzufriedenheit mit den beſtehenden kirchlichen Verhältniſſen dazu die Veranlaſſung. In Preußen waren Union und Agende eingeführt worden, und als ſich darauf eine ſtarke Partei bildete, welche die Annahme beider als Verrat an der Kirche erklärte, und von ſeiten der geiſtlichen Behörde Gewaltſchritte erfolgten, griffen viele zum Wanderſtab. Gerade zu jener Zeit bildete ſich in London die „Südauſtraliſche Geſellſchaft“, die, von der engliſchen Regierung mit bedeutenden Ländereien ausgeſtattet, dieſelben mit Koloniſten zu beſetzen wünſchte. Ihr kamen unſere Auswanderungsluſtigen ſehr gelegen. Und ſo ſiedelte denn unter der Führung ihres Paſtors Kavel eine ganze Gemeinde aus dem Dorf Klemzig in der Uckermark auf die Ländereien eines der Begründer dieſer Geſellſchaft, des George Fife Angas, über, der ſeinen nachherigen koloſſalen Reichtum nicht zum wenigſten der Arbeit unſerer Landsleute verdankt. Dieſe erſten deutſchen Anſiedler ſitzen freilich längſt auf ihren eigenen Aeckern, die ſie in muſterhafter deutſcher Weiſe bebauen. Dieſem erſten Zuge, welcher eine Stunde von Adelaide, der Hauptſtadt Südauſtraliens, ein neues Klemzig gründete, folgten weitere, ſo daß bald eine ganze Reihe blühender deutſcher Ortſchaften entſtand, die ſchon in ihren Namen: Hahndorf, Lobethal, Grünthal, Blumberg, Langmeil und anderen den deutſchen Urſprung verraten. Hier wohnen unſere Landsleute faſt ohne irgendwelche fremde Beimiſchung. Das religiöſe Element hält ſie zuſammen, und fern von jenen Ausſchreitungen, zu welchen die in der erſten Entwicklung begriffenen Zuſtände in einem noch faſt wilden Lande die zuſammengewürfelte Geſellſchaft verleiteten.

Eine ganz andere Klaſſe brachten das Jahr 1848 und ſeine Nachfolger. War vorher Unzufriedenheit mit den kirchlichen Verhältniſſen, ſo war es jetzt der Wunſch, den Rückſchlägen nach der Revolutionsperiode zu entgehen, oder die Hoffnung auf eine beſſere materielle Exiſtenz, welche zur Auswanderung veranlaßten. Dieſelben Elemente, welche zu jener Zeit, getrieben von den gleichen Beweggründen, Amerika aufſuchten, wandten ſich auch nach Auſtralien, nur in weit ſchwächerem Maße.

Von Bremen unter der Führung von Eduard Delius, von Hamburg unter der des Dr. Mücke und der Gebrüder Schomburgk ausgehend, hat dieſe Auswanderung dem Deutſchtum Südauſtraliens die beſten geiſtigen Kräfte zugeführt. Allein ungleich jenen erſten Einwanderern zerſtreuten ſich dieſe, ſobald ſie die Kolonie erreicht hatten, ſofort über das Land, ohne ſich an das Verſprechen treuen Zuſammenhaltens zu erinnern, das ſie einander vor der Abfahrt gegeben hatten. Dennoch iſt in der Folge teils durch friſche Nachſchübe, teils durch Abzweigungen von dem alten, in Auſtralien eingeſeſſenen Stamm, mancher Ort mit deutſchem Namen und rein deutſcher Bevölkerung entſtanden, der, wie Bethanien, Emmaus, Ebenezer, an den religiöſen Sinn, oder, wie Sedan und Bismarck, an das patriotiſche Gefühl ihrer Gründer erinnert.

In der Kolonie Südauſtralien iſt das Deutſchtum ſtärker vertreten, als in irgend einer andern auſtraliſchen Kolonie; es pulſiert das deutſche Leben hier auch am lebendigſten und friſcheſten. Wie viele unſerer Landsleute hier gegenwärtig wohnen, iſt ſchwer zu beſtimmen, da offiziell alle in der Kolonie geborenen Kinder deutſcher Eltern als Auſtralier bezeichnet werden. Die Zählung von 1881 ermittelte nach dem Geburtslande 8801 Deutſche, zugleich aber auch 19,617 Lutheraner, und da nun eine nicht unbeträchtliche Zahl unſerer Landsleute auch anderen religiöſen Bekenntniſſen angehört, ſo wird man kaum fehlgehen, wenn man die Zahl aller Deutſchen in Südauſtralien als 30,000 erreichend, annimmt.

Sie haben ihre ſchmucken Dörfer weit über das Land zerſtreut, und man braucht uns ihre Namen gar nicht erſt zu nennen, wir wiſſen ſchon beim erſten Blick auf den in der fremden Umgebung ganz beſonders anheimelnden Bau der Häuſer, die Anlage der Höfe, daß wir hier Landsleuten begegnen. Da finden wir alle Formen des deutſchen Bauernhauſes im Lande der Gummibäume ebenſo getreu den altgewohnten Muſtern nachgebildet, wie im Lande der Eichen. Ordnung und Sauberkeit, Liebe zu Vieh und Feld treten uns überall wohlthuend entgegen, vornehmlich aber da, wo etwa eine bisherige iriſche Farm den Deutſchen zu erhöhter Sorgfalt treibt, um ſich des böſen Nachbarn Unkraut vom Acker zu halten. Aber es dauert gewöhnlich nicht lange, und Sorgfalt und Sparſamkeit ſiegen über Nachläſſigkeit und Verſchwendung; der Ire zieht ab, und der Deutſche tritt an ſeine Stelle.

Dieſe deutſchen Ackerbauer haben ihre Nationalität vornehmlich erhalten durch ihren kirchlichen Sinn; ſind ſie auch urſprünglich um gewiſſer Glaubensverſchiedenheiten wegen aus dem Lande ihrer Geburt ausgezogen, und iſt auch noch nicht aller Groll gegen die Verhältniſſe, die dies veranlaßten, bei den Alten verſchwunden, an deutſcher Sitte und Sprache halten ſie unverbrüchlich feſt. Ihre 30 Paſtoren beſolden ſie aus eigenen Mitteln, für ihre Schulen verſchmähen ſie jede Staatshilfe, da ihnen dieſe nur unter der Bedingung gewährt werden kann, daß der Religionsunterricht außerhalb der Schulſtunden und nicht vom Lehrer ſelbſt erteilt wird. Noch heut bringen ſie gern jedes Opfer, um ihre Religion, ihre Sprache, ihre Sitte unbeeinflußt von den ſie umgebenden engliſchen Elementen zu erhalten. Auf ihnen beruht weſentlich die Fortdauer deutſchen Weſens.

Denn die durch ihre ſoziale Stellung, ihre wirtſchaftliche Bedeutung, ihre Erziehung weit einflußreicheren deutſchen Bewohner der Hauptſtadt Adelaide werden ganz unzweifelhaft in der ſie mehr und mehr aufſaugenden engliſchen Umgebung aufgehen, wenn nicht kräftige Nachſchübe aus der Heimat das alte Blut auffriſchen. Gegenwärtig freilich iſt das deutſche Bewußtſein noch lebendig genug. Die Wiedererſtehung des deutſchen Reiches und die damit allen Deutſchen, wo immer ſie auch weilen mögen, neugeſchaffene hervorragende Stellung unter den Völkern der Erde hat nicht verfehlt, auch die Deutſchen in Auſtralien mit Stolz auf ihr altes Vaterland zu erfüllen. An Stelle einer ebenſo ſchwächlichen als thörichten Hinneigung zum Fremden iſt eine ſelbſtbewußte Pflege der eigenen Nationalität getreten.

Wo immer Deutſche in größerer Zahl ſich zuſammenfinden, da kann es auch nicht an Geſangvereinen, Turnvereinen und anderen geſelligen und gemeinnützigen Geſellſchaften fehlen. Adelaide macht keine Ausnahme. Unter allen aber ragt der Deutſche Klub hervor, in deſſen eigenem ſchönen Heim ſich die beſte deutſche Geſellſchaft verſammelt. Adelaide beſitzt auch eine in ganz Auſtralien geleſene deutſche Zeitung, die „Auſtraliſche Zeitung“, ein Blatt, das, geleitet von dem ſchneidigen Vorkämpfer für das Deutſchtum Dr. Mücke und dem als Schulmann wie als Politiker erprobten Basedow, durch ſeine Gediegenheit und treffliche Vertretung deutſcher Intereſſen einen ehrenvollen Platz unter den beſten publiziſtiſchen Leiſtungen des fünften Weltteils einnimmt. Früher beſaß Südauſtralien noch ein zweites Blatt, und auch Melbourne konnte ſich eines ſolchen rühmen. Sie ſind ſeit Jahren eingegangen; dagegen iſt mit dem ſtärkeren Zufluß Deutſcher nach Queensland in deſſen Hauptſtadt Brisbane ſeit einigen Jahren die „Nordauſtraliſche Zeitung“ entſtanden, welche dort in tüchtiger Weiſe für die Intereſſen der Deutſchen eintritt.

Queensland hat gegenwärtig ohne Zweifel die zweitſtärkſte deutſche Bevölkerung. Dieſe Kolonie, welche zuletzt von allen ihren auſtraliſchen Schweſtern zur Selbſtändigkeit gelangte, liegt ſchon zum großen Teil innerhalb der Tropen, iſt aber in ihrem ſüdlichen Teil ſowohl durch ihr Klima als durch ihren Boden für Früchte der gemäßigten Zone wohl geeignet. Aber auch bei der in dieſer Kolonie ſich ſchnell entwickelnden Zuckerkultur haben ſich deutſche Farmer beteiligt. Man erkennt hier wie überall ihre Felder an der größeren Reinlichkeit und Sauberkeit, welche ſie vorteilhaft von anderen Farmen unterſcheiden, wie ihre Häuſer im heimatlichen Bauſtil aus Fachwerk und Ziegelſteinen unter den kleinen, meiſt aus Holz aufgeführten Gebäuden ſofort in die Augen ſpringen.

Die Deutſchen in Queensland ſind, wie in Südauſtralien, vorwiegend Landbauer. Leute von größerem Reichtum finden ſich unter ihnen nicht, ſelbſt nicht in den Städten, aber faſt alle leben in guten Verhältniſſen. Wie überall zeichnen ſie ſich durch Fleiß, Ordnung, Zuverläſſigkeit und Geſchicklichkeit aus. Einen Vereinigungspunkt haben die Deutſchen von Brisbane in der Geſellſchaft „Germania“, in welcher ſich alle beſſeren deutſchen Klaſſen zuſammenfinden. Ein zweiter Mittelpunkt unſerer Landsleute, aber mit noch mehr deutſchem Anſtrich, iſt die Stadt Toowoomba, die voll von deutſchen Läden und Geſchäften iſt und in deren näherer und weiterer Umgebung ſich eine deutſche Farm an die andere reiht.

Der Zenſus von 1881 gibt die Zahl unſerer Landsleute in dieſer Kolonie auf 11,638 Seelen an, als Lutheraner werden aber 21,451 aufgeführt, ſo daß man ſämtliche Deutſche hier mit Rückſicht auf ihre viel ſpätere Einwanderung und die daher weit geringere Zahl der in Auſtralien Geborenen zwar nicht ganz ſo hoch als in Südauſtralien, aber doch als nicht viel weniger betragend wird ſchätzen können. Auch hier ſind es Kirche und Schule — man zählt 19 lutheriſche Paſtoren — welche für die Erhaltung deutſcher Sprache und deutſchen Weſens kräftig wirken.

Den Deutſchen Queenslands iſt es auch gelungen, die puritaniſche engliſche Sonntagsfeier mit Erfolg zu durchbrechen. Die Farmer um Toowoomba bauen viel Wein. Das Erzeugnis iſt zwar kein ſehr gutes, doch wird es gern getrunken. An Sonntagen füllen ſich die Gärten der weinbauenden Deutſchen regelmäßig mit Gäſten, deutſchen wie engliſchen Familien, um die Weine der Beſitzer zu koſten, während in der Stadt ſelber alle Gaſthäuſer der ſtrengen Sonntagsordnung gemäß geſchloſſen bleiben müſſen. Eine ähnliche Einrichtung beſitzt Südauſtralien in dem lieblichen, rein deutſchen Städtchen Tanunda am Fuß der Baroſſakette, wo an Sonntagnachmittagen ein hübſcher Kaffee- und Kuchengarten mit Kegelbahn Deutſche und auch Engländer von nah und fern verſammelt.

Viktoria wurde früher von ſehr vielen Deutſchen aufgeſucht; das war zur Zeit der Blüte der Goldgräbereien. Sie ſtrömten damals von allen Seiten hieher, auch aus den benachbarten Kolonien. Sehr viele kehrten indes zu ihren Familien zurück, und von denen, welche im Lande blieben, nahmen nicht wenige engliſche Frauen. Es iſt aber eine allgemein beſtätigte Erfahrung, daß bei ſolchen Ehen die deutſche Nationalität immer den kürzeren zieht. Früher ſoll die Zahl der Deutſchen in Viktoria über 30,000 betragen haben, heut werden wir nicht viel mehr als die Hälfte rechnen dürfen, denn 1881 zählte man 9448 als in Deutſchland Geborene und 11,149 Lutheraner. Auch hier iſt es die Kirche, welche durch ihre 12 Geiſtlichen weſentlich zur Erhaltung des Deutſchtums beiträgt. In Melbourne aber regt ſich ſeit einem Jahrzehnt auch ein friſcherer Geiſt, und die deutſchen Vereine erfreuen ſich eines ſtetig wachſenden Gedeihens. Neben der Hauptſtadt iſt es beſonders das durch ſeine Goldbergwerke berühmte Ballarat, wo ſich das Deutſchtum noch beſonders kräftig zeigt. Aber wiederholt gemachte Verſuche, in Viktoria eine deutſche politiſche Zeitung zu gründen (ein „Kirchenbote“ erſcheint allerdings im Land), ſind jedesmal fehlgeſchlagen.

Noch weniger zahlreich ſind die Deutſchen in Neuſüdwales vertreten. Außerhalb der Hauptſtadt Sydney beſchäftigen ſie ſich vornehmlich mit Ackerbau, auch mit Zuckerrohrkultur und Weinbau, mit letzterem namentlich bei Albury am Murray, deſſen Weine auch über Auſtralien hinaus einen Ruf gewonnen haben. Sydney iſt für uns von beſonderer Bedeutung, weil es zum Sitz des Generalkonſuls des deutſchen Reichs auserſehen wurde, dem man die nicht durch Berufskonſuln beſetzten Konſulate in Brisbane, Melbourne, Adelaide, ſowie die in Dunedin, Chriſtchurch, Wellington und Auckland auf Neuſeeland unterſtellte. Nimmt man die Zahl der Deutſchen in Neuſüdwales als 10,000 und der in Neuſeeland als 8000 betragend an und rechnet man noch die auf wenige Hundert ſich Beziffernden in Tasmanien hinzu, ſo wird man nicht fehlgreifen, wenn man die Geſamtzahl unſerer im fünften Weltteil lebenden Landsleute auf über 100,000 Seelen veranſchlagt: das macht nur drei Prozent der Bevölkerung, allein es wäre unrichtig, danach die Stellung unſerer Landsleute zu beurteilen.

Ihre Bedeutung verdanken ſie ihrer Tüchtigkeit und Intelligenz. Namen wie Leichardt, Ferdinand von Müller, Richard Schomburgk ſind auch außerhalb Auſtraliens bekannt. Dieſen ließe ſich noch eine ganze Reihe anderer anfügen. Lange ſchon, ehe die Aufrichtung des deutſchen Reichs dem deutſchen Namen die langverdiente Geltung verſchafft hatte, war der Deutſche wegen ſeiner gründlichen Bildung und Vertrauenswürdigkeit hier wie überall hochgeachtet. Aber ſeit jenem großen Wendepunkt in der deutſchen Geſchichte nahm dieſe Achtung eine ganz andere Geſtalt an. Der gewöhnliche Engländer und der engliſche Auſtralier ganz beſonders hatten keine Ahnung davon gehabt, wie mächtig und vielſeitig der deutſche Geiſt iſt. Der Glanz des neuen großen Kaiſerreichs warf ſeine Strahlen auch nach Auſtralien hin. Und ſo genießt denn jetzt keine Nation neben der engliſchen ſo hohe Achtung wie die deutſche. In Südauſtralien ſitzen jetzt vier Deutſche im Parlament, eine Zahl, die weit über das numeriſche Verhältnis der Nationalitäten hinausgeht, und ſehr langſam zwar brechen ſich auch deutſche Anſchauungen in der Bevölkerung Bahn.

Dennoch können wir uns der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß ohne fortdauernde Nachſchübe aus dem alten Vaterlande ein Aufgehen der Deutſchen in ihrer engliſchen Umgebung eine Eventualität iſt, die wir mit Sicherheit erwarten müſſen. Es iſt das nur eine Frage der Zeit. Leider bieten die auſtraliſchen Kolonien gegenwärtig kein ausſichtsreiches Feld für unſere Auswanderung. Die engeren Beziehungen zum deutſchen Reich, in welche Auſtralien namentlich durch die jüngſt errichtete Reichspoſtdampferlinie getreten iſt, die häufige Rückkehr von Deutſchauſtraliern ins alte Vaterland können aber nicht verfehlen, erhaltend und ſtärkend auf das Deutſchtum drüben einzuwirken. Wie warm die Herzen unſerer auſtraliſchen Landsleute in Leid und Freud für uns ſchlagen, das haben ſie zu jeder Stunde und in den letzten Jahren ganz beſonders bewieſen. Coelum non animum mutant, qui trans mare currunt. Möge es immer ſo bleiben!

Neue Bücher und Schriften.

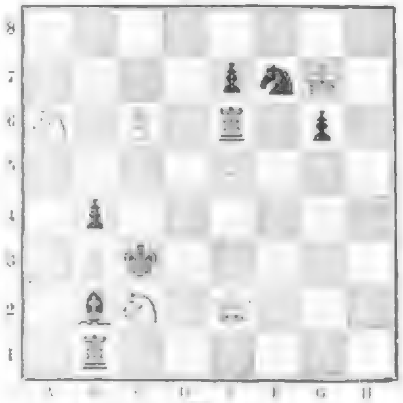
Adelmann, Marie, Gedichte. 2. Aufl. Dresden, E. Pierſon.
Algermiſſen, J. L., Deutſcher Unterricht bei Leitung der Orte. Zur Jubiläumsfeier. [illegible]
Baumgraber, L., Herzgeſunden. Winter-Weihnachtskomödie. Dresden, E. Pierſon.
Bolz, Johannes, Jung-Deutſchlands Huldigung! Eine vaterländ. Dichtung zum Schulgebrauch bei patriot. Feſtfeiern. [illegible]
— — Der Engel der Barmherzigkeit. Dichtung. Sieben Bilder mit verbindendem Text. [illegible]
Feldmann, W. A., [illegible] Gedichte u. Märchen. Dresden, E. Pierſon.
Graphiſchen Künſte, Die, redig. v. Dr. Rich. Graul. XII. Jahrg., Heft 2. Wien, Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt.
Güttinger, O., Ideal und Wirklichkeit im Sozialismus. [illegible]
Hebler, E., Die deutſchen Kolonien. [illegible]
Heyl, Hedwig, Die Krankenkoſt. Berlin, C. Habel.
Hoffmann, Hans, Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Berlin, Gebr. Paetel.
Hollingsdahl, K. A., Gedichte. Dresden, E. Pierſon.
Frenkel, Carl, Im Bann der Liebe. Roman. Berlin, J. H. Schorer.
Internationale Revue über die geſamten Armeen und Flotten. VII. Jahrg. 1. Heft. Rathenow, M. Babenzien.
Katechismen, Illuſtr. VII: Damenbrettſpiel [illegible]; VIII. u. IX.: [illegible] Leipzig, J. J. Weber.
Kowalski, A., Viktoria. Roman. Zürich, Verlagsmagazin.
Leutel, Dr. E., Die [illegible] Heilquellen von [illegible] in Oberbayern. [illegible]
Liebeloch, [illegible] Erzählung aus den Marſchen. Berlin, J. H. Schorer.
Milow, St., Aus dem Süden. Neue Gedichte. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Noll, Dr. A., Der Hexenwahn. [illegible]
Müller-Bohn, H., Graf Moltke. Ein Bild ſeines Lebens u. ſeiner Zeit. [illegible] Berlin, P. Kittel.
Ruber, Dr. A. G., Alexanderbad u. ſeine Heilmittel. München, [illegible]
[illegible] [illegible] III. Band. II. Abt. Braunſchweig. Fr. Vieweg & Sohn.
Schwalbe, Dr. B., [illegible] Berlin, Fiſcher & [illegible]
Roſeggers ausgewählte Werke, [illegible] Liefg. Wien, A. Hartleben.
Schalbe, K. H., Shakeſpeare, der Autor ſeiner Dramen. Heidelberg, G. Weiße.
Schmitt, Dr. E. H., Henrik Ibſen als [illegible] Ein Zeitbild. Berlin, [illegible]
Stiebel, M., [illegible] Dresden, E. Pierſon.
Voyage à Paris. Sprachführer für Deutſche in Frankreich. Prakt. Handbuch der franzöſ. Umgangsſprache. Von Dr. K. Ploetz. 11. Aufl. Berlin, Herbig.
Wichert, Ernſt, Das Grafenkind u. andere Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
Zukunftstheater, das. Ein Wort über das [illegible] [illegible]

(Gezeichnet von Jean [illegible].)

Aufgabe Nro. 509.

Von R. L. [illegible]

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 500:

Weiß.	Schwarz.
1) L. G 6 n. F 6	1) K. E 5 n. F 4.
2) T. D 4 — D 4 + ...	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	
A)	
1)	1) K 6 — H 5
2) D. A 1 — E 1 + ...	2) K. E 5 n. D 4 oder n. F 4.
3) L. F 6 — D 8 oder T. D 4 — F 4 Matt.	
B)	
1)	1) C 4 — C 3
2) T. D 4 — F 4	2) Beliebig.
3) T. A 1 — E 1 Matt. — (Auf 1) . . . 1) K. A 7 — B 8, 2) T. D 4 — D 6 + etc.)	

Schachbriefwechſel.

Herrn R. in Berlin. Sie behaupten, daß in Nro. 496 nach 1) D. B 3 — E 7, T. E 6 — C 6 das Matt mit dem dritten Zuge nicht mehr erzwungen werden könne. Sehen Sie denn nicht, daß dann, wie in unſerer Löſung ausdrücklich angegeben wird, 2) L. E 4 n. D 4 + folgt und auf K 5 n. D 4; 3) D. E 7 — E 2 matt(?)! Darin liegt ja gerade die Feinheit der ganzen Kombination.

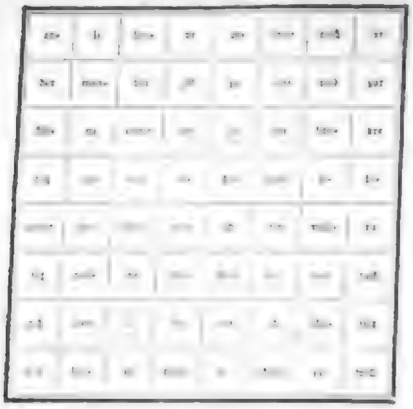
Prof. [illegible] in Riga. Nr. 497—503 R. Wir bitten [illegible] nicht übel zu nehmen. — Frl. [illegible] in [illegible]dorf. Nr. 499 R. Freundlichen Gruß. — O. [illegible] in Moskau. Nr. 499 und 501 R. — M. [illegible] in Breslau. Nr. 497 R. [illegible] „Sammlungen [illegible] Schachaufgaben“ erſchienen. [illegible] Verlage von Dr. [illegible] in Leipzig [illegible] 40 Pf. [illegible] auf der Seite 120, [illegible] auf der Seite 93. — G. [illegible] in [illegible]. [illegible] Aufgabe mit großer Sorgfalt richtig gelöſt. [illegible] Weiß: K F 1; T. A 8 und B 1, L. C 6; B. F 2 und H 4. Schwarz: K. H 1; T. D 2, S. C 1; L. E 3; B. E 2, C 4, F 3, F 4, F 5, H 5, H 6. Weiß zieht und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

[illegible] in [illegible]burg und [illegible] in München. Nr. 497—501 (Ehrenanzeige Nr. 212—213) R.

Zur Aufgabe Nr. 504. Herrn Fritz Fiſcher in Leipzig, [illegible] und mehreren geehrten Korreſpondenten. Wenn Weiß 1) T. E 3 — G 3 ſpielt, ſolgt C 5 — C 4 [illegible] und Verteidigungszüge wie zum Beiſpiel 2) T. G 3 n. F 6 werden durch T. H 5 — A 5 + [illegible] — J. V. in [illegible]. Nr. 501 R. — Joſef [illegible] in [illegible]. Nr. 502—504 R. — [illegible] in [illegible]. In Nr. 503 nach 1) L. H 3 — G 2 + kann der König D 3 nicht nach D 4 gehen, weil [illegible] F 6 [illegible]

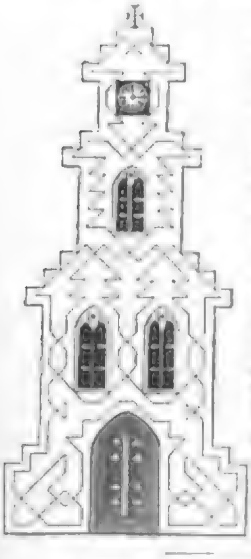
Dr. [illegible] in Heidelberg. Nr. 502—505 R. — R. [illegible] in Berlin. Nr. 503 R. — [illegible] in [illegible]. Nr. 501—504 R. Wir bitten [illegible] erſten Zuge, ſondern weitere Spielfortſetzung anzugeben. — [illegible] in [illegible]. Nr. 501, 503 und 505 R. — Fritz Fiſcher in Leipzig. Nr. 501—503, ebenſo Nr. 505 R. Ihre [illegible] Bemerkung zu Nr. 505 [illegible] — [illegible] in Wien. [illegible] in [illegible]. Wir beſtätigen den Empfang der freundlichſt eingeſandten Aufgaben. — [illegible] in [illegible]. Der Betrag wird abgezogen werden. — [illegible] in [illegible]. Nr. 500 und 501 R.

Rösselsprung.



Auflösung der Pfingst-Promenade „Die Kapelle" Seite 765:

Pfingstlied von Rudolf Sperling.

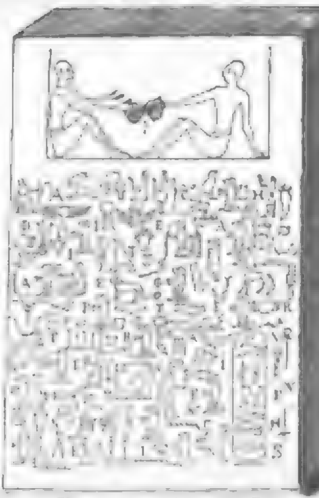


[illegible]

Auflösung des Bilderrätsels Seite 765:

Mancher meint, er kenne mich, der noch nie erkannte sich.

Rätselhafte Inschrift.



[illegible]

Auflösung des Kompositionsrätsels Seite 765:

[illegible]

[illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Zum Regierungs-Jubiläum Sr. Maj. des Königs Karl von Württemberg.

Soeben ist erschienen:

Festschrift

zum fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum

Seiner Majestät des Königs Karl von Württemberg.

Mit dem Porträt Seiner Majestät des Königs und einer Kunstdruck-Beilage: Die Württembergische Königsfamilie.

Großoktav. 7 Bogen mit 48 Illustrationen, geheftet in illustriertem Umschlag. Preis ℳ 2. 50

[illegible]

Ferner brachten wir als Gruppenbild zur Ausgabe:

Die Württembergische Königsfamilie.

In photographischen Reproduktionen. Nach einem Originalgemälde von Th. Bolz.

Das Bild ist in drei Ausgaben erschienen:

a) in Royalformat (Größe 49×64 cm) Preis ℳ 3. —

b) in Paneelformat (Größe 21×32 cm) Preis ℳ 2. 50.

c) in Kabinetformat (Größe 11×17 cm) Preis ℳ 1. —

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Post- und Schnelldampfer

zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Junge Malerin in M. Das Buch von [illegible] „[illegible]“ [illegible] „Der [illegible]“, [illegible] der Garderobe und [illegible] für Kinder lehrt.

F. R. in Berlin. [illegible]

A. Fl. in [illegible]. Ihre Gedichte kommen freilich nahe an die Druckreife, aber [illegible] doch noch daran vorbei.

E. von G. in T. Wir wiſſen nicht, ob dasſelbe ſchon endgültig beſeitigt iſt.

E. Kll. in Wiesbaden. Am ſicherſten mit kaltem Waſſer und einem weichen Schwamm oder Bürſtchen.

Hugo M. in C. Wir gönnen es Ihnen von Herzen, daß Sie ſich mit dem [illegible] „anders“ [illegible] Sie zu vergleichen [illegible], daß man Ihr [illegible] verſäumt hat. Wir ſelbſt müſſen uns und freilich [illegible] und [illegible] ein [illegible]. [illegible] Wenn Sie [illegible] in der deutſchen Rechtſchreibung machen. [illegible], iſt ja natürlich die berechtigte Eigentümlichkeit des [illegible]; wenn Sie [illegible] „[illegible]“ [illegible], in der Sie zur Feder greifen, um die Gedichte anderer [illegible] ſo haben Sie [illegible] ein kleines [illegible] oder [illegible].

M. M. in Oſtpreußen. Recht hübſch ausgeführt, aber zu ſchlicht, ohne eigentliche Originalität zu bieten.

H. K. in C. Die Gedichte Ihrer Freundin atmen eine ganz gediegene Geſinnung, bieten aber zu wenig gegenſtändliches Intereſſe.

O. S. in Eſſen. Direkte Bezugsquellen dafür vermögen wir Ihnen nicht anzugeben.

Alter Abonnent in Dresden. „Hallberger's Illustrated Magazine, conducted by Ferd. Freiligrath“ erſcheint nicht mehr. Von älteren Jahrgängen dieſer Zeitſchrift können Sie zu ermäßigten Preiſen jetzt noch haben: Jahrgang 1878 gebunden in 2 Bänden für M. 8.— (ſtatt M. 18.—) und Jahrgang 1879 und 1880 broſchirt zu à M. 4.— (ſtatt à M. 12.—) oder gebunden in je 2 Bänden zu à M. 6. [illegible] (ſtatt à M. 14.—). Dieſe Jahrgänge bringen alles, was Sie wünſchen: ſorgfältig gewählte, gediegene Lektüre mit prächtigen Illuſtrationen.

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

Verantwortliche Redaktion: Otto Baiſch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ SW., [illegible];
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ [illegible] 61;
Budapeſt: [illegible] 61;

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] Roman von [illegible]. — [illegible] — In der Hängematte, Gedicht von [illegible]. — [illegible] — Aus dem [illegible]. — [illegible] — Die Ausſtellung für Unfallverhütung in Berlin, von [illegible]. — [illegible] — Literatur. — [illegible]. — Die deutſchen Kolonien [illegible]. — [illegible] — Schach. — Rätſel: [illegible]; Auflöſung [illegible]; Auflöſung [illegible]. — Briefmappe.

Illuſtrationen: [illegible] Gemälde von [illegible]. — Die Hängematte, Gemälde von [illegible]. — [illegible] Gemälde von Profeſſor Hermann [illegible]. — [illegible] — Die Ausſtellung für Unfallverhütung in Berlin mit ſieben Originalzeichnungen von [illegible]. — [illegible] Gemälde von [illegible]. — [illegible] Skizzen von Max [illegible].

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes, **Anzeigen** Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 ₰ Reichswährung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In neuer Auflage iſt erſchienen:

Onkel Hermann.
Novelle von
Emile Erhard.
Zweite Auflage.
Preis geheftet 3 Mark; fein gebunden 4 Mark.

Es iſt wirklich ein Prachtſtück, der „Onkel Hermann“, den uns die nach ihm benannte Novelle des beliebten Erzählers vor Augen führt. Graf und Oſtpreuße, Huſarenoberſt und Junggeſelle, vereinigt er in ſich mit dieſen gar nicht ſo üblen Eigenſchaften noch die eines „lieben alten Brummbärs“, wie ihn ſeine luſtige kleine Nichte, die er kaum erſt glücklich verheiratet hat, mit Vorliebe nennt, und dazu die eines warmen, durch und durch ehrlichen Herzens. Wenn ſolch ein Mann in die tragikomiſchen Situationen gerät, wie ſie der unterwegs auf der Eiſenbahnfahrt erfolgten Verwechslung ſeines Handkoffers mit dem äußerlich ſehr ähnlichen, einer noch jugendlichen, ihm bis dahin gänzlich unbekannten Coupégenoſſin entſpringen, ſo weiß man ſchon voraus, daß ein Erzählertalent wie das Emile Erhards daraus die reizendſten Verwicklungen anſpinnen und ſie mit überraſchender Kunſtfertigkeit löſen wird. Man darf das Buch ungeſtraft mit glückverheißungsvollen Erwartungen zur Hand nehmen, es hält ihnen redlich Wort.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Einladung zu der neuen Subſkription auf die Illuſtrirten Klaſſiker-Pracht-Ausgaben:

Goethe's Werke.
Mit 1058 Illuſtrationen.
Herausgegeben von
Profeſſor Dr. Heinrich Düntzer.
Nebſt Goethe's Porträt und Lebensabriß.
Dritte Auflage.
Vollſtändig in 90 Lieferungen à 50 Pfennig.

Schiller's Werke.
Mit 740 Illuſtrationen.
Herausgegeben von
Profeſſor Dr. J. G. Fiſcher.
Nebſt Schiller's Porträt und Lebensabriß.
Vierte Auflage.
Vollſtändig in 65 Lieferungen à 50 Pfennig.

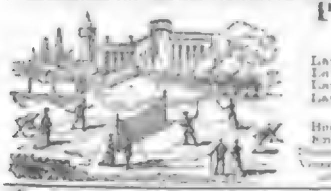
Shakeſpeare's ſämtliche Werke.
Eingeleitet und überſetzt von
A. W. Schlegel, Fr. Bodenſtedt u. A.
Nebſt Shakeſpeare's Porträt und Biographie.
Mit 830 Illuſtrationen von Sir John Gilbert.
Sechſte Auflage.
Vollſtändig in 60 Lieferungen à 50 Pfennig.

Wenn Bücher ein Familienſchatz genannt werden dürfen, ſo müſſen vor allem die Werke dieſer Heroen des Geiſtes ſo bezeichnet werden, und keine Familie, in deren Kreis noch das Edle und Schöne gepflegt wird, ſollte es verſäumen, einen ſolchen Hausſchatz zu erwerben.

[illegible] in Lieferungen [illegible] Goethes Werke in 90 Lieferungen, Schillers Werke in 65 Lieferungen, [illegible] kann auch bezogen werden. [illegible] Verbindung ſtehende Bücher-Agentur entgegen. [illegible] in Lieferungen [illegible] in Bänden, gegen [illegible] auf direkte [illegible] durch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart, mit Vergnügen erteilen; letztere iſt auch gerne bereit, [illegible] Proſpekte an aufzugebende Adreſſen zu verſenden.

☞ Die erſte Lieferung wird von jeder Buch- und Kunſthandlung auf Verlangen zur Einſicht ins Haus geſandt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutſche Verlags-Anſtalt.**



PERRY & Co.,
Frankfurt a. M.
Lawn Tennis Spiele.
Lawn Tennis Schläger.
Lawn Tennis Bälle.
Lawn Tennis Netze.
Croquetspiele.
Bogen, Pfeile und Scheiben
[illegible]
[illegible] gratis und franko
[illegible]

[illegible] Porträts [illegible]
C. Hammel [illegible]
[illegible] Frankfurt a. M.

Photographiſche Apparate!
[illegible] 50 Mk. [illegible]
[illegible] Kataloge gratis und franko.
Joh. Sachs & Co.
[illegible]
Berlin S., [illegible]

Mai bis Oktbr. **Hamburg 1889.**
Gewerbe- u. Induſtrie-**Ausſtellung**
Handels-Ausſtellung ‖ Kunſt-Ausſtellung
Gartenbau-Ausſtellung ‖ Gewerbliche Betriebe
Panorama. Taucher. Feſſel-Ballon. Bergbahn. Meierei. Muſikfeſte. Halle für 4000 Perſonen.
Herrliche Parkanlagen. Tägliche Konzerte von drei Kapellen. Beleuchtungen. Bootfahrten. Freihafen-Beſichtigungen.
Wohnungs-, Reiſe-, Poſt-, Telegraphen-Büreau am Haupteingang.

[illegible]
Münchener
Stenographiſche Wochenſchrift
[illegible]
München [illegible]

Badeeinrichtungen
für Ortſchaften mit u. ohne Waſſerleitung

Douche-Apparate, Badeſtühle
für Dampf-, Brauſe- und einfache Bäder
[illegible]
ſtetsſtehende transportable
Zimmer-Cloſets
[illegible]
Emaill. Abortrichter
[illegible]
Bidets, Sitzbadewannen, Waſchtiſche,
Eisſchränke
[illegible]
Zeppernick & Hartz,
Berlin NW., [illegible]

Stottern
heilt gründlich die ſeit 27 Jahren beſtehende **Denhardt**'ſche Anſtalt in **Burgſteinfurt**, Weſtfalen. Proſpekt gratis. Honorar **nach Heilung**.

Gutmann's Corsets. (Patent [illegible])
Mit *neuen, garantiert unzerbrechlichen* elaſtiſchen Einlagen als Erſatz für Fiſchbein u. Stahl.
Sämmtliche Einlagen, auch die *Hüftfedern* ſind *roſtfrei* und *unzerbrechlich*.
Überall durch erſte Weißwaaren- und Corſetten-Geſchäfte zu beziehen.
Man verlange: Gutmann's Corsets!

PATENTE
[illegible] durch
RICHARD LUDERS,
[illegible] GÖRLITZ.

[illegible]
Schladitz & Bernhardt,
empfehlen ihre [illegible] Dreiräder, Zweiräder und [illegible]
[illegible] Rover. Preisliſte gegen 10 ₰ Marke.

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-
Kunſt-Fenſter
Lieferung von fertigen [illegible] zum Einkleben, ſowie [illegible] Diaphanien [illegible].
[illegible] gegen Einſendung von 1 Mark [illegible]
☞ Katalogs-Auszug, Muſter u. Preisliſte gratis. ☜
Grimme & Hempel, Leipzig.

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

Leichte Verdaulichkeit. **!!Deutsche Industrie!!** Grosse Nährkraft.
Der täglich zunehmende Verbrauch unseres
CACAO-VERO
(entölter leicht löslicher Cacao)
beſtätigt zur Genüge deſſen vorzügliche Qualität, feines Aroma, Ausgiebigkeit und Billigkeit und wird daher dieſer Cacao ganz beſonderer Beachtung empfohlen.
Zu haben in Doſen: v. 1 Pfd. für 3 M. 50, ½ Pfd. 1 M. 50, ¼ [illegible] in den meiſten durch unſere Plakate kenntlichen Konditoreien, Kolonial-, Delikateſſ- und [illegible] Handlungen.

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

Morgenblatt. Jährlich 600 Nummern. Quartalpreis 2 M. 50 Pf. Auflage 64,000. Vorabendblatt.

Münchner Neueſte Nachrichten

Münchner Anzeiger. Volkswirthſchaftliche, Alpine und Sport-Zeitung.

Größtes und weiteſtverbreitetes Blatt Mittel- und Süddeutſchlands.

Verhältnißmäßig **billigſte Zeitung der Welt.**

Abonnements-Preis: 3 Monate ℳ **2.50 — 2** Monate ℳ **1.70 — 1** Monat ℳ **—.85** Pf. — **Täglich 2 Ausgaben.**

Tendenz: **liberal und deutſchnational.**

Reicher politiſcher Inhalt. [illegible] Correſpondenten an allen Hauptplätzen Europas. Berichte über Kunſt, Muſik, Literatur und Theater. Schachzeitung. Humoriſtiſches. Räthſel- und Scherzaufgaben.

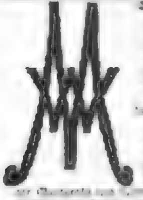
Probe-Nummern, ſowie Broſchüre: „München eine geſunde Stadt" (ges. Gutachten der Herren [illegible] und Profeſſoren Dr. M. v. Pettenkofer u. Dr. H. v. Ziemſſen) Separatabdruck aus der „Wiſſenſchaftlichen Rundſchau" der „Münchner Neueſten Nachrichten") **gratis und franko** von unſerer Expedition.

Hervorragendſtes und billigſtes Inſertionsorgan von anerkannter Wirkſamkeit. Preis pro 6ſpaltige Colonelzeile nur **25** Pf.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyclus von 10 Fantaſieſtücken für Klavier [illegible] von **Carl Reinecke.** [illegible] **Jul. Heinr. Zimmermann**, Leipzig. Verbindender Text u. Katalog gratis.

[illegible] verbreitetſte aller deutſchen Blätter überhaupt; [illegible] in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt. [illegible]

Brüſſel 1888, goldene Medaille.

Krankenfahrſtühle [illegible]

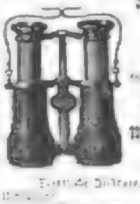
Kohler & Cie., [illegible] Heidelberg

Sedelmaier & Schultz.

Optiſche Anſtalt,

München, [illegible] 17.

[illegible] vorzüglichſte und preiswürdigſte [illegible]

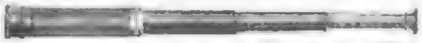


Diſtanzglas

mit 8 Gläſern 43 mm Objektivdurchmeſſer,

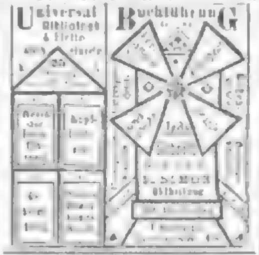
mit [illegible] Mk. 12.50,

[illegible] Mk. 20.— u. ſ. w.



Fernrohre [illegible]

Das Recht der Frau [illegible]



Solide Buchbinderei. [illegible]

Chirurgiſche Gummiwaaren aller Art. Illuſtr. Preisliſte [illegible]

W. [illegible]

Die Obſtweinbereitung. [illegible] Von Joh. Boettner. 4. Auflage mit 32 Abbildungen. Preis 1 M.

Praktiſches Gartenbuch. [illegible]

Ed. Freyhoff's Buchh., Oranienburg.

Allgemeine

Zeitung des Judenthums. [illegible] Rudolf Moſſe.

BUCHFÜHRUNG [illegible]

Reich illustrirten Preiscourant über echten, böhmischen

Granatenschmuck

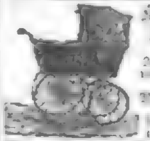
gratis und franco

Aug. Goldschmid & Sohn

k. k. Hof- Lieferanten

Prag I., Zeltnergasse Nr. 13

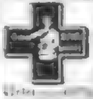
Berlin, Friedrichstrasse Nr. 175.



Kinderwagenfabrik

Max Brixner,

Berlin SW. [illegible]



[illegible]

Inventur-Ausverkauf

zu bedeutend ermässigten Preisen

der Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei von

F. V. Grünfeld, Landeshut in Schles.,

Kgl. [illegible] Kgl. Preussischer, Kgl. [illegible], Kgl. Rumänischer und Grossherzogl. Mecklenburgischer Hoflieferant.

Grauleinene Handtücher, [illegible] Marke 13 H.	6.—	Mk.
Einzelne weisse Jacquard-Handtücher, Reinleinen, [illegible] Marke E H. Grösse [illegible] das Dutzend	7,20	Mk.
Hausmacher Jacquard-Handtücher, 1251, [illegible] das Dutzend	12,—	Mk.
Reinleinen Creas, [illegible] Marke L F. [illegible] Stück von 50 Metern 12.— Mk., das Meter	0,45	Mk.
Reinleinene Bettlaken, [illegible] Marke I A. [illegible]	1,90	Mk.
[illegible]	2,20	Mk.
[illegible]	3,00	Mk.
Weisse fertig genähte Bettbezüge aus [illegible] Marke B W. [illegible]	1,50	Mk.
Oberbettbezüge, [illegible] cm, Stück	4,60	Mk.
Bei Bestellungen bitte anzugeben, ob „Knopfschluss" oder „Schleifenschluss" erwünscht.		
Reinleinene Strohsäcke (für Militärlieferungen gefertigt, [illegible]) Marke S H. Grösse [illegible] cm, das Stück nur [illegible] Bei Abnahme von 20 Stück das Stück 2,10 Mk.	2,20	Mk.
Leinene Damastschürzen „Brunhilde", [illegible] 3,20 Mk.	2,—	Mk.
Einzelne Jacquard-Tischtücher, [illegible] Marke F. [illegible] nur	3,—	Mk.
Einzelne Damast-Tischtücher, [illegible] Marke A. [illegible] nur Marke B. Grösse [illegible] cm, nur 4,30 und 5,— Mk.	3,80	Mk.
Hausmacher Mundtücher, [illegible] in verschiedenen Karo- und Würfelmustern. Marke M. Grösse [illegible] cm, das Dutzend	6,60	Mk.
Damast-Mundtücher, [illegible] das Dutzend nur	12,—	Mk.
Farbige Jacquard-Kaffeedecken, ohne Fransen, in verschiedenen [illegible] Marke C[illegible]. [illegible]	2,40	Mk.
[illegible]	2,90	Mk.
Rot-weisse Damast-Tischdecken mit Fransen, in Blumen- und Arabeskenmustern. Marke 361. [illegible]	2,70	Mk.
Grauweisse Damast-Tischdecken [illegible] 1094. [illegible]	1,80	Mk.
Reinleinene Taschentücher, weiss mit farbigen eingewebten [illegible] für Damen u. Herren. Marke L R. Grösse 46/46 cm, das Dutzend nur	3,80	Mk.
Weissleinene Batist-Taschentücher, [illegible] Marke 250 [illegible] das Dutzend	5.—	Mk.
Zephyr „Carola" [illegible] 0,60 Mk.	0,52	Mk.

Über Land und Meer.

Nº 40.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Jung Alarichs Braut.

Roman
von

E. von Dincklage.

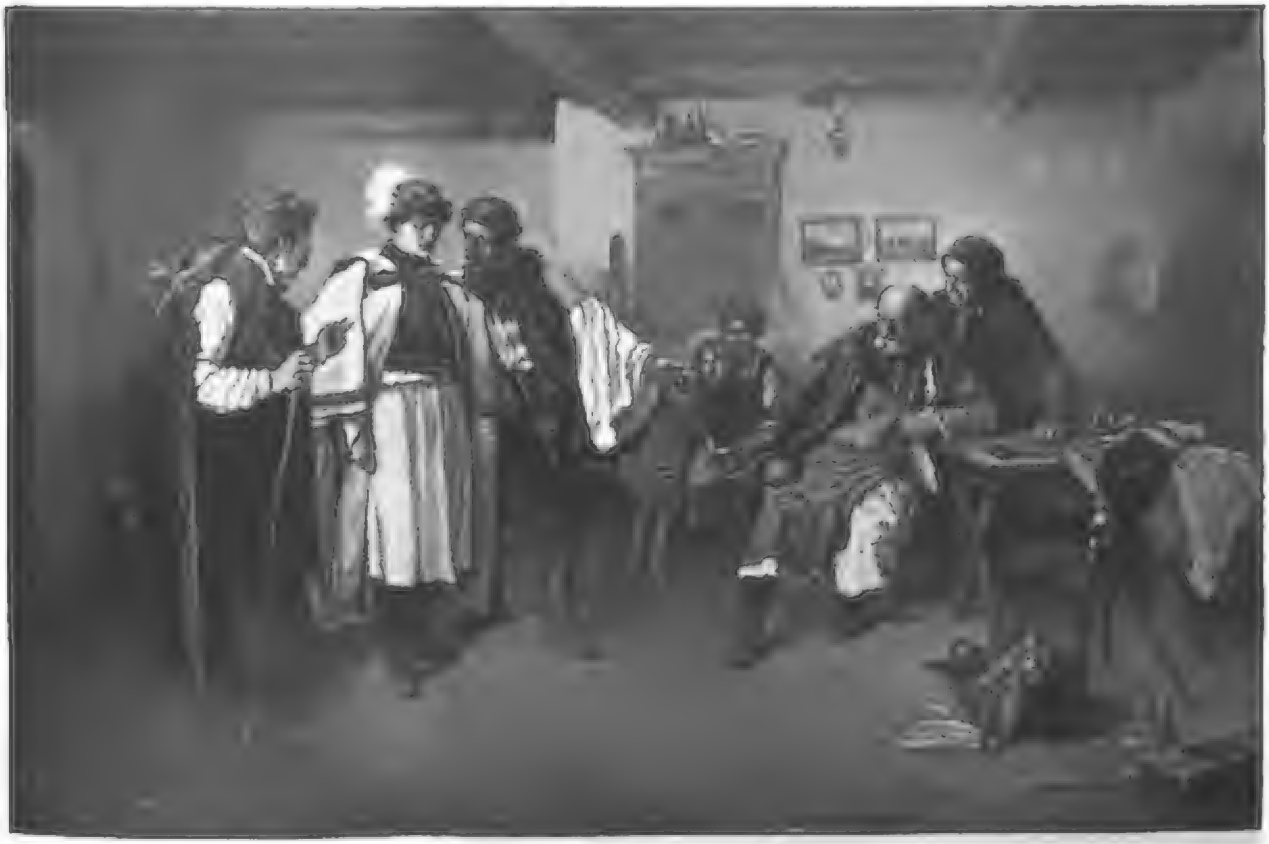
(Fortſetzung.)

Die Hunde kamen heran und blickten fragend zu ihrer Herrin auf; dieſe ſagte mit ziemlich ſcharfer Stimme: „Nun, Johann, wird's bald? Schließen Sie auf!“

„Gnädige Frau,“ ſtammelte der Unglückliche, glutrot, indem er krampfhaft in ſeinen ſämtlichen Taſchen umherwühlte, „ich fürchte — ich habe den Schlüſſel vergeſſen!“

„Allerliebſt!“ rief mit zornbebender, höhnender Stimme die Dame. „So können wir alſo getroſt zum Bahnhof zurückfahren, um die andere Chauſſee zu gewinnen — eine höchſt amüſante Spazierfahrt für meine Gäſte! Nächſtens werden Sie auch noch Ihren Kopf vergeſſen; wozu bezahle ich — was wollen Sie beginnen, Herr ten Wolte? Hier iſt nichts zu thun, als ſich ins Unvermeidliche zu fügen!“

Aber der niederländiſche Gutsbeſitzer hörte nicht auf ſie, er war abgeſtiegen und auf die Pforte zugeſchritten, deren Feſtigkeit er eben zu prüfen ſchien.



Die Ausſöhnung. Gemälde von K. Dery.

„Er zerbricht ſie wie Auguſt der Starke das Hufeiſen!“ vermutete, halb beunruhigt, halb amüſiert, Gregor.

„Er rollt ſie auf!“ rief ſpottend und eiferſüchtig Egon.

Sabine ſchaute mit weit offenen Augen hin, der Diener, die Pferde, alle wußten, wie durch Inſpiration, daß etwas Ungewöhnliches geſchehen würde.

Alarich ten Wolde that das Ungewöhnliche inzwiſchen, als wäre es durchaus ſelbſtverſtändlich; er hob einfach die Pforten aus den Angeln, welche in einen Steinpilaſter eingelaſſen waren, ſetzte ſie zur Erde und ſagte: „Wollen Sie nur durchfahren!“ Ziemlich unwillig paſſierten die Pferde, die Hunde ſchnupperten eifrig umher nach dem Grunde des allgemeinen Staunens, der neue Simſon aber rief den Bedienten heran, damit er die Pforte wieder einſetze. Egon und Gregor, die herzuſprangen, um doch auch etwas zu thun, wurden zurückgewieſen. Der erſtere meinte brummend: „Sein Vater muß ein reicher Grobſchmied ſein“ — indes Gregor die Schweſter fragte: „Nun, Binchen, habe ich nicht recht gehabt? Er iſt ein origineller Kauz — und wie gut er ſein Inkognito feſthält — erſtaunlich!“

Sabine nickte nur, allbereits kam auch der Hilfsbereite zurück und nahm gleichmütig ſeinen alten Platz ein.

„Sie erkennen keine Hinderniſſe an, Herr ten Wolde?“ forſchte, etwas raſcher als gewöhnlich redend, Sabine.

Der Angeredete nahm ihr ohne weiteres die Zügel aus der Hand, da die Pferde ſehr unruhig waren, dann entgegnete er in ſeiner ſchleppenden Weiſe: „Je nachdem, gnädige Frau, ein rechter Wille kennt allerdings keine Hinderniſſe!“

Sabine blickte über die Schulter auf Egon und ſagte mit Beziehung: „Allerdings, wer zu einem feſten Ziele mutig den geraden Weg einſchlägt, der fragt nicht nach Hemmniſſen, und kommen ſie, ſo ſetzt er ſein Leben ein, dieſelben zu beſiegen!“

Die Pferde mußten fühlen, in weſſen Hand die Zügel lagen, ſie ſchritten vorſichtig und folgſam über den etwas unebenen Holzweg dahin; ohne eine Silbe zu verlieren, bot Alarich die Zügel der Dame wieder an. „Nein, nein!“ ſagte dieſe abwehrend, „meine Pferde haben mir eine Schwäche, eine Erregung abgemerkt, und ſelbſt die Tiere benützen dergleichen Anwandlungen gern, um allerhand Ausſchreitungen zu wagen!“

„Ruhig Blut ſchmiedet des Eiſens Glut!“ murmelte Alarich; es hatte ihm ja bereits Gregor ſeine Vorliebe für Sprichworte, Wahrſprüche und Redensarten abgemerkt, deren er ſo viele hatte wie ein alter Dorfſchulmeiſter. Inzwiſchen ſchwenkte der Weg nach links und führte an der Drahtumfriedung einer großen Wieſe entlang, auf welcher Rindvieh graſte.

„Holländer — Jüten und — und —“

„Algäuer,“ fiel Sabine ihrem viehkundigen Gaſte mit leuchtendem Blicke in die Rede, „Algäuer; die Milch iſt von minder guter Qualität, aber von weit ergiebigerer Quantität, nun dachte ich — bitte, ſehen Sie das gefleckte Rind dort rechts hinüber, nun? Ich erwarte, es wird auf der nächſten Ausſtellung einen Preis bekommen! Was ſagen Sie zu dem Stiere — ein Prachttier, nicht wahr? Es ſind mir große Summen für ihn geboten worden, aber ich gebe ihn nicht her; er iſt eine Zierde der Weide und des Stalles!“

Die Zierde der Weide ſtieß inzwiſchen ein heiſeres Gebrüll aus und ſcharrte mit den Füßen in einem Maulwurfshaufen; in kurzen, erregten Schritten kam der Stier näher, und eben hatte Frau Sabine noch ſeinen ſchönen Kopf und die kräftigen Hörner gelobt, als das Tier in einem kurzen Galopp einſprang und den prächtig maleriſchen Kopf in unliebſamer Art gegen Freia neigte, welche ſich, nichts Böſes ahnend, im Graſe erging. Freia wich der Wucht des Stoßes noch ziemlich geſchickt aus, aber trotzdem ereignete ſich etwas Furchtbares; eines der Hörner war in Freias Halsband geſchlüpft, und das arme Hündchen wurde von dem ergrimmten Stier jammervoll in die Luft geſchleudert. Frau Müller war ſehr blaß geworden bei dieſem Anblick; ſie biß die Zähne in die Lippen und hatte kaum bemerkt, daß Gregor ſtatt Alarichs neben ihr ſaß und die Zügel hielt, bis ſie den letztern ſich über die Umfriedung ſchwingen und in langen, faſt ſprungartigen Schritten auf den Stier zueilen ſah. Er trat ſeitwärts neben den Attentäter, errettete Freia, die jetzt erſt Zeit fand, laut zu ſchreien, und klopfte dann auf den Hals des Bullen, als wären ſie die beſten Freunde. Es mußte wirklich eine freundſchaftliche Verſtändigung zwiſchen den beiden ſtattgefunden haben, denn während Herr ten Wolde zum Wagen zurückkehrte, trottete der Stier brummend zur Herde zurück. Sabina hielt das Hündchen in den Armen und unterſuchte, ob es ernſtlich zu Schaden gekommen ſei. Gregor lehnte ſich zu ſeinem Bruder hinüber und flüſterte: „Jetzt ſcheint es doch mehr, daß ſein Vater ein Fleiſcher iſt!“ Inzwiſchen gab der jüngere Graf Bockenheim ſein Lenkeramt nicht wieder an Alarich ab, dieſer ſchien keinen Wert darauf zu legen und nahm neben Egon Platz.

„Ich weiß nicht, welch ein Geſtirn heute über Rabenhorſt waltet,“ ſprach die Dame aufgeregt; „die wunderbarſten Ereigniſſe ſcheinen förmlich auf Herrn ten Wolde gewartet zu haben, um mich ihm und ſeiner gütigen Hilfe zu verpflichten, hoffentlich ſind indes Ihre Herkulesarbeiten hiemit beendet; gottlob, wir ſind daheim, und ich darf die Herren an meiner Schwelle willkommen heißen!“

Egon und Gregor beeilten ſich, ihr beim Abſteigen behilflich zu ſein, ſobald der Wagen vor dem Portale des überaus freundlichen und eleganten Landſchlößchens hielt, und beide küßten ihr dann die Hände. Herr ten Wolde ſagte und that nichts; er ſtand groß und kraftvoll vor den Schlinggewächſen, welche die Säulen umrankten, da, und ſeine Ruhe hatte wirklich etwas Vornehmes nach den abgelegten Proben der entſchiedenſten Geiſtesgegenwart.

Kaum waren die Brüder in dem ihnen angewieſenen Fremdenzimmer allein, als Graf Egon ſeinem Zorne freien Lauf ließ.

„Elende Kreaturen, die Weiber!“ rief er. „Da iſt ein Grafthum mit Bildung und Standesrückſichten und all den hunderttauſend Schicklichkeitsbedingungen der Erziehung und Gepflogenheit, daß man denkt, ſie könnten von jedem gemeinen Hauch vergehen. Aber ſiehe da, irgend jemand, und wäre er ein Parian, ergötzt das ewig Weibliche mit ein paar neuen Kunſtſtücken, und ſie bewundert — ſie liebt ihn! Aber ich will dieſe lächerliche Komödie nicht mehr mit anſehen, Gregor, ich ſage ihr noch heute, daß Du Dir einen Scherz mit ihr erlaubt haſt, daß der niederländiſche inkognito Jongheer kein Edelmann, ſondern ein gewöhnlicher Bauernburſche iſt — ſie mag dann wählen, ob er oder ich zu gehen haben!“

„Laß es nicht auf die Wahl ankommen, Egon,“ widerſprach ihm der Bruder; „wie ich Sabine kenne, werden wir beide zu gehen haben und zwar mit leerer Taſche und auf ſehr unbeſtimmte Wiederkehr. Und wozu ihn entlarven? Er wird das ſelbſt ſchon beſorgen, und ſo bald er ihr langweilig und gleichgiltig geworden, anerkennen wir ihren Scharfſinn und entdecken, daß Held Alarichs Wiege ſtatt im Ritterſaal in irgend einer nordiſchen, nach Torfrauch riechenden Bauernküche ſtand. Jetzt iſt wahrlich der übelſte Augenblick; wir verraten ihr nur, daß wir eine kleine Mache in Scene ſetzten, die uns mißlang. Hüte Dich, Reizbarkeit zu verraten da! Wo er nicht mehr ſeine Hünenknochen gebrauchen kann, ſondern geiſtiger Gewandtheit bedarf, iſt er ja ſchon von vornherein geſchlagen, und ‚muß der Mantel fallen, ſo fällt der Herzog mit!‘ ſagt der Dichter.“

„Wer weiß,“ ſeufzte der andere; „er hat eben ein eſelhaftes Glück und eine Art, ſich in allen Sprachen durchzuſchweigen, die ihm einen diplomatiſchen Anſtrich gibt, vor dem wir ſelbſt mehrmals ſtutzten!“

„Nun ja, im Halbdunkel ſieht man eben nicht ſogleich klar, aber man ſteckt Licht an, und dann zeigt es ſich, woran man iſt. Ich bitte Dich, mache Deine Dinertoilette und bedenke, daß hier nichts auf unſere Anſicht, alles auf unſere Liebenswürdigkeit ankommt!“

Als die Brüder in den Salon traten, fanden ſie nicht nur die Hausfrau bereits anweſend, ſondern auch Herrn ten Wolde in funkelneuem Anzug. Er mußte ſich trotz ſeiner Verſchloſſenheit vollkommen klar darin ſein, daß er einen heutzutage ziemlich ſeltenen Zweig männlicher Schönheit, den der nordiſchen blonden Reckenhaftigkeit, vertrete, denn er beſchäftigte einen der renommierteſten Schneider und zeigte ſich in ſeinen Anſchaffungen durchaus nicht ſparſam.

Frau Sabine kam mit der Miene des Triumphes ihren Stiefbrüdern entgegen.

„Seht,“ rief ſie, „auf eine Marmorſtatue deutend, die, von Blattpflanzen umgeben, eine Niſche ausfüllte, „ſeht, wie unrecht ihr thatet, meine arme ‚Spes‘ ſteif und langweilig zu finden! Herr ten Wolde war eben ſo ganz in ihren Anblick verloren, daß er mein Eintreten gar nicht bemerkte!“

„Da läßt ſich allerdings weiter nichts einwenden,“ entgegnete mit komiſcher Demut Gregor, „wir haben uns auch nie geſtattet, dieſe feinwollende Griechin herabzuſetzen, ſie iſt ohne Frage ein ſchönes Weib, aber Herr ten Wolde wird mir darin beiſtimmen, daß ſie mit demſelben Rechte ‚Die Nachtwandlerin‘ oder ‚Ruth, Aehren leſend‘, oder ‚Sappho, Verſe leſend‘, vorſtellen könnte als eben die Hoffnung!“

„Einer der größten Vorzüge Deines Kunſtwerkes iſt der, daß es von einem ſchönen, ſchwindſüchtigen Künſtler gefertigt wurde!“ bemerkte Egon in einem Tone, der ſchon mehr Vorwurf als Scherz enthielt.

Sabine ſchien die letzte Aeußerung gar nicht gehört zu haben.

„Ihr ſeid nicht vorurteilsfrei!“ rief ſie. „Laßt jetzt Herrn ten Wolde ſagen, was ihn der Statue gegenüber ſo feſſelte; nein, erröten Sie nicht, mein Herr, und bedenken Sie, daß Sie meine Partei ergriffen haben dieſen jungen, verdorbenen Großſtädtern gegenüber — es iſt die dritte Herkulesarbeit!“

Gregor verbeugte ſich:

„Herrn ten Woldes Kunſturteil iſt ohne Frage ein höchſt gediegenes!“

Der blonde Rieſe ſtand noch immer Auge in Auge mit der Spes da.

„Ja,“ murmelte er, „wenn ſie ganz aufwachte —“

„Bravo!“ rief Sabine. „Aber das iſt's ja, ſie hofft, ſie wartet noch!“

„Nein, nein,“ ſagte ten Wolde, „ſie wartet auf nichts Gutes; Elend heute, Elend morgen, das hat ſie müde gemacht, der Mund lacht nicht!“

Frau Müller ſchlug die Hände zuſammen.

„Iſt es möglich, ſo fein zu definiren! Ich geſtehe, daß ich dunkel fühlte, es fehle der herrlichen Geſtalt etwas; jetzt wird mir's klar, ſie ſieht müde aus, ſie hat zu viel gelitten, um noch mit aller Kraft zu hoffen, o, darin — darin erkenne ich die Stimmung des zu früh verklärten Künſtlers, aus deſſen Phantaſie dies Bild hervorging, er hoffte — nicht mehr für dieſe Welt!“

Ein Geräuſch ſchreckte die Dame empor, es war, als hätte ein Fuß hart auf das Parket geſtampft, aber alle drei Herren ſtanden ruhig da, in hochachtungsvollem Schweigen vor ihrer pietätvollen Rührung. Sie reichte Alarich ten Wolde ihre feine, behandſchuhte Rechte und ſprach weich:

„Es iſt etwas Großes um das Verſtändnis eines genialen Kunſtwerkes, Sie haben mich in der That durch ihr präziſes Urteil beſchämt!“

Der junge Mann war über dies Lob ſo harmlos erſtaunt, wie über die Anerkennung ſeiner früheren Großthaten, er öffnete die Lippen und ſagte beſcheiden:

„Es iſt ganz natürlich, daß man ſofort erkennt, wen dies da darſtellt!“

„Leider kann ich mich nicht dieſer raſchen Faſſungsgabe rühmen!“ geſtand Frau Sabine; ſie hatte allerdings nie Gelegenheit gehabt, die ſchlafſüchtige Modelltochter des Portiers in der Marktgaſſe kennen zu lernen, ſonſt würde ſie weniger bewundernd zu der Höhe des jungen Mannes emporgeblickt haben, dem es jetzt einigermaßen unheimlich vorkam, daß die kleine Dame, als der Bediente meldete, es ſei ſerviert, ihr Händchen auf ſeinen Arm legte, um ſich von ihm zu Tiſche führen zu laſſen. Er aß mit trefflichem Appetite, ſchien ſich aber im Reden für heute genug gethan zu haben, denn er gab nur einſilbige Antworten, obwohl die Wirtin verſuchte, ihm auch über andere Kunſtzweige ſein Urteil zu entlocken. Sie lächelte — der Niederländer war ſo rührend beſcheiden — das iſt allemal ein Wahrzeichen der Gediegenheit. Egon konnte ſich doch nicht ganz beherrſchen und Gregor nicht ganz die brüderliche Mißſtimmung verdecken, das regte

Frau Müller wieder an, freundlicher gegen Alarich zu erſcheinen, als ſie es unter anderen Vorausſetzungen ſein konnte.

Endlich nahte die Stunde der Ruhe, und Sabine zog ſich zurück, indes die Männer durch die Glasthür auf die Terraſſe hinaustraten, um, zwiſchen den Orangeriekübeln im Mondenſchein wandelnd, die ſchmerzlich entbehrte Cigarre zu rauchen. Früher hatte auch Sabine nach Tiſch eine Cigarrette angeſteckt oder ſich zu einer Milares verſtiegen, deren Dampf ihrem unternehmenden Geſichte nicht ſchlecht kleidete.

„Heute,“ meinte Egon bei ſich ſelbſt, „hatte ſie dem entſagt, um ganz Weib, ganz hohe Fraulichkeit ſein zu wollen — nur um ten Wolde zu gefallen!“

„Nun, Herr ten Wolde, wie gefällt Ihnen das Beſitztum meiner Schweſter?“ fragte Gregor, als er den Angeredeten in Betrachtung der Parkanlage und Blumenpartien, deren Zeichnungen und Umriſſe ſich im Mondlichte maleriſch abhoben, verſunken ſah, „genügt dieſe Umgebung Ihrem Kunſtſinn?“

Der Rieſe zuckte die Achſeln und entgegnete:

„Frau Müller mag ſich berechnen, ob ihr eine Revenue von beiläufig ſieben bis achthundert Thaler nicht lieber wäre als dieſe Blumen und Büſche, ſie könnte ſich ja die königlichen Gärten oder welche immer ſo oft anſehen, als ſie wollte!“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte mit ſcharfer Betonung Graf Egon, indem er nahe an ihn herantrat, „ich verſtehe Sie nicht — hat — hat die gnädige Frau Ihnen eine Stelle als Rentmeiſter von Rabenhorſt angeboten?“

„Ich ſuche keine Stelle!“ erklärte ten Wolde und ſah von oben auf ſeinen Reiſegefährten hernieder. „Die Berechnung iſt, dächte ich, aber eine höchſt einfache; die Erhaltung all dieſer Spazierwege, dieſes Raſens, dieſer Springbrunnen, dieſer fremden Pflanzen koſtet jährlich wenigſtens vier- bis fünfhundert Thaler; ſchlage ich den Umfang des Parkes zu hundert Morgen an und rechne ich pro Morgen nur den allergeringſten Ertrag von etwa fünf Thaler — ſo habe ich noch bei weitem nicht hoch genug gegriffen — das einzuſehen braucht man kein Herenmeiſter zu ſein!“

„Und eine Dame, die den erſten Familien des Reiches angehört, ſollte auf Kartoffel- oder Kornfelder unter ihrem Fenſter blicken? Sie ſollte, wie ein Bauernweib, mit jedem Schritt ins Freie nur an die kraſſe Proſa des Lebens gemahnt werden mit all ihren ekelhaften und gemeinen Bedingungen? Herr — wenn Sie vielleicht neben einem Düngerhaufen erwuchſen, ſo erlauben Sie anderen wenigſtens einen geläuterteren Geſchmack und anſpruchsvollere Gewohnheiten zu haben!“

„Wer die tauſend Thaler übrig hat, kann ſeine Gewohnheit behalten — die anderen müſſen verſuchen, ob ſie gegen den Backofen gähnen können, oder ſich umgewöhnen!“

„Gegen den Backofen gähnen?“

„Nun ja — wer kann ſo groß und weit gähnen als der Backofen? Das iſt alles ums Brot!“

„Mithin gähnt Frau Sabine gegen den Backofen?“ erkundigte ſich Gregor.

„Der Backofen, den Sie Gewohnheit nennen, verſchluckt allerdings zweihundertmal mehr Brot als die gnädige Frau!“ berechnete unbeirrt Alarich, indem er die Aſche ſeiner Cigarre abſtieß.

„Sie haben Anlage zum Millionär!“ lachte Gregor.

„Ich hoffe ſo und richte meine Gewohnheiten darnach ein!“

„Weshalb laſſen Sie ſich nicht lieber in Tierfelle einnähen? Das wäre ſparſamer und führte Sie raſcher zur Million!“ ſprach Egon höhniſch.

„Nein, der feine Rock, ſogar der feinſte führt raſcher hin!“ widerſprach der andere. „Ich habe Gewohnheiten, aber die Gewohnheiten haben mich nicht! Gut Gerät ſchafft gute Arbeit!“

„Und die Baronin Müller-Leben, meinen Sie, dürfte auch eines Tages der künftigen Million jeden andern Wunſch, allen Schmuck ihres Daſeins in den Rachen werfen?“ forſchte höchſt beluſtigt Gregor.

Ten Wolde zögerte mit der Antwort, plötzlich wandte er ſich gegen die beiden Brüder und erwiderte mit Ueberzeugung:

„Ja — ich meine das!“

„Herrlich, herrlich!“ rief Egon wütend. „Welch ein Scharfblick! Die Baronin, am Hofe erzogen, ein Weſen voller Capricen und Launen, ſoll ſich, ihr Standesgefühl, ihre Handlungen, ihr ganzes Wollen auf Prozente berechnen wie ein ſchmutziger Spekulationsjude, ihr ſo wenig hingebendes Weſen ſoll dem goldenen Kalbe zu liebe ſich in harte, eiſerne Feſſeln ſchlagen — Herr, das iſt ein Tollhäuslergedanke, das iſt unmöglich!“

„Einer Bäuerin iſt es möglich!“ ſagte trocken der andere.

„Pah — eine Bäuerin weiß nichts von Anſtand!“

„Doch,“ war die ruhige Antwort, „ſie gebraucht den Anſtand ſtrenger als die großen Damen, weil ſie ohne denſelben keine Bäuerin, ſondern eine Ausgeſtoßene iſt. Der norddeutſche Bauer kennt kein Erbarmen, wenn ſein Weib ihre Würde vergißt!“

„Und Sie wiſſen das ſo genau, ſo merkwürdig genau?“

„Sehr genau. Burg Rodegge liegt auf dem flachen Lande!“

„Und Ihr Vater iſt der Pächter der Burg — welches iſt doch der ritterliche Name? Burg Rodegge?“

Ten Wolde knickte einen kleinen Zweig des naheſtehenden, mit herrlichen Blüten geſchmückten Granatſtrauches ab und ſagte dann in der gewohnten, etwas ſchleppenden Weiſe:

„Nein, der Beſitzer!“

Im ſelben Augenblick flatterte ein leichter weißer Gegenſtand aus dem obern Stockwerk auf den Rebenden hernieder, ein Etwas, das ſich als ein duftendes, feines Taſchentuch erwies. Egon erbleichte ſo tief, daß man den Wechſel ſeiner Farbe ſelbſt im Mondlichte gewahrte; er ſtreckte die Hand nach dem Tuch aus, aber ten Wolde lehnte mit einer Verbeugung die Herausgabe ab: „Wer da gibt ohne Not, ſtiehlt ſich ſelber das Brot!“ und faltete das Tuch umſtändlich zuſammen, um es in die Bruſttaſche zu ſchieben und mit einem gutgelaunten: „Gute Nacht!“ ſich ins Haus zurückzuziehen. Die Fenſter des erſten Stockes erwieſen ſich ſämtlich dunkel und geſchloſſen.

IV. Geld.

Am nächſten Morgen erſchien Graf Egon nicht zum Frühſtücke, ſein Bruder entſchuldigte leichthin die plötzliche Abreiſe des jungen Offiziers, und Frau Sabine ſchien kein ſonderliches Gewicht auf dieſes Ereignis zu legen. Ihre Augen leuchteten lebendiger denn je, ſie bat die Herren nach genoſſenem Kaffee, ſie in ihren Garten und zu den Oekonomiegebäuden zu begleiten. Der Gärtner erwartete ſeine Gebieterin bereits neben der Terraſſe, und Frau Müller ſprach:

„Ich habe Sie rufen laſſen, Riemann, um Ihnen mitzuteilen, daß ich entſchloſſen bin, Aenderungen in meinem Parke vorzunehmen; ich werde nicht fürder hundertundzehn Morgen des beſten Landes als zehrendes Kapital liegen laſſen, wir müſſen außer dem ſchon jetzt ſtattfindenden Ertrag des Graſes auch noch andere Arten der Verwertung finden!“

„Gnädige Frau,“ erwiderte der Gärtner, indem er, zum Weinen geneigt, ſeinen Hut in den zitternden Händen drehte, „gnädige Frau, der Park iſt der Stolz der Umgegend und — ſeit fünfzehn Jahren auch der meine. Als Herr Müller ſeligen Andenkens das Beſitztum Rabenhorſt ankaufte, um es der gnädigen Frau als Hochzeitsgabe zu ſchenken, da ging ich in den Dienſt der neuen Herrſchaft über; es wurde von Jahr zu Jahr verſchönert und verbeſſert — jetzt — jetzt —“ Thränen erſtickten ſeine Stimme.

„Aber, mein braver Riemann,“ tröſtete Sabine, „es fällt mir nicht ein, dem Anſtande, das heißt dem üblichen Anſtand einer herrſchaftlichen Umgebung zu nahe zu treten, wir werden jedoch von heut ab das Schöne nur nächſt dem Nützlichen ins Auge faſſen. Statt der Boskettpartien, welche die maleriſchen Couliſſen der Raſenflächen bilden, werden wir Strauchobſt pflanzen, unſere Epheugrotten und Gänge werden wir zu Kranzgrün plündern, um die Stadtgärtner zu verſorgen, unſere Blumen ſollen verkauft werden, und wir werden große Pflanzſchulen von Stauden und Ziergewächſen anlegen — die Teiche und Springbrunnen ſollen den Fiſchhändlern gute Ware liefern, und Sie werden von alledem Prozente ziehen neben Ihrem bisherigen Gehalte!“

„Ich wollte, gnädige Frau, dieſe Prozente würden nicht erworben, ſo dankbar ich für dieſelben bin; es iſt ein anderes, die Natur zu ihrer höchſten Entfaltung zu bringen, um ihrer eigenen Schönheit, ihres unendlichen Farben- und Formenreichtums willen, als ſie zu pflegen und zu bewachen, um das liebevoll Erzogene in fremde Hände — für Geld fortzugeben. Es war mir allemal ein Feſttag, wenn ich der gnädigen Frau eine ſelten trefflich entwickelte Blüte in den Salon tragen durfte; ich hielt es für einen Segen des Reichtums, daß er die Kinder einer fremden Erde zu ſich herzaubern dürfe, um ſich ihrer zu freuen, und nun —“

Der Gärtner verſtummte, indem er ſein Antlitz in die Handfläche barg. Sabine atmete ſchnell, ihre Wangen flammten, ihr fragender Blick fiel in die blauen, durchſichtigen Augenſterne Alarich ten Woldes, den ſie geſpannt beobachtete.

„Herr Riemann,“ entgegnete die Herrin dann, „ich habe nicht geahnt, daß Sie ein Poet ſind, aber Sie haben zwiſchen Ihren friedlichen Pfleglingen nicht beachtet, daß die Zeit der harmloſen Beſchaulichkeit vorüber iſt, daß der Wert des Menſchen nicht nach ſeinem Kunſtverſtändnis bemeſſen wird, ſondern —“ Ihr Blick erhob ſich wieder zu Alarichs Antlitz, der mit einem verſtändnisvollen Lächeln auf ſeine Taſche klopfte.

„Gold hat aufgehört, Chimäre zu ſein!“ vervollſtändigte Gregor den Gedanken. „Geld iſt Macht!“

Der Gärtner blickte von einem auf den andern und fragte dann:

„Hat die gnädige Frau noch ſonſt etwas zu befehlen?“

„Nein, Riemann; entwerfen Sie einen Plan für die Ausführung meiner Anordnungen!“

Riemann verbeugte ſich und ging ſchweren Schrittes und gebeugt von dannen.

„Er dauert mich!“ ſprach Sabine aufatmend.

„Du dauerſt mich noch mehr!“ fügte Gregor hinzu.

„Ich? Pah, ich bin keine ſentimentale Penſionärin!“

„Du ſagſt Dich endgiltig von der Kaſte los, in welcher Du bis zu Deiner Heirat lebteſt, und läßt Dich von dem Spekulationsgeiſte leiten, der Deinen verſtorbenen Mann zum Grundbeſitzer und Rentier machte — ich erwarte, daß Du nun auch noch den letzten Schritt thuſt und in Wertpapieren ſpekulirſt!“

„Verſucht habe ich es wenigſtens,“ entgegnete Frau Müller, ſich mühſam beherrſchend, „und nicht ganz ohne guten Erfolg. Wenn Dir übrigens meine Projekte nicht genehm ſind, ſo zwingt Dich niemand in meiner Nähe, außerhalb Deiner Kaſte zu verweilen!“

„Befiehlſt Du, daß mich Herr ten Wolde begleitet?“ fragte Gregor, ſich verbeugend.

„Da Herr ten Wolde derſelben Anſicht iſt wie ich, oder beſſer, da mir ſeine Anſicht ſo einleuchtete, daß ich mein Verfahren nach derſelben regle, ſo liegt keine zwingende Notwendigkeit zur Abkürzung ſeines Beſuches vor, ich bitte ihn alſo, mir ſeinen Rat nicht zu entziehen!“

„Teufel auch!“ rief Alarich, indem er vor Freude dunkelrot ward; „mich bringen keine zehn Pferde fort von hier!“

„Adieu, Sabine!“ ſagte Gregor mit bewegter Stimme.

„Adieu — aber, warte, ich werde anſpannen laſſen, Du ſollſt nicht zu Fuß gehen!“

„Weshalb nicht? Egon ging auch zu Fuß, und ſein Herz war noch ſchwerer als das meine!“

Er entfernte ſich. Frau Müller ſchwankte einen Moment, dann eilte ſie hinterdrein, ſo daß ihr lichtes Morgenkleid durch die Blumenrabatten flatterte.

„Gregor,“ rief ſie, ihre Arme um ſeinen Hals werfend, „Gregor, gehe nicht im Zorne!“

„Ah, Sabine, liebe, treffliche Sabine, Du gehörſt wieder uns, Du entſagſt Deinen Plänen?“

Sie machte ſich von ſeinen Armen frei, ſtrich über ihr dunkles, naturgekräuſeltes Haar und ſchüttelte den Kopf.

„Ihr liebt mich nur bedingungsweiſe? Weil ich eine Frau bin, darf ich nicht frei handeln? Nein, Gregor, ſo weit iſt's noch nicht gekommen!“

„Wenn Du handeln mußt und willſt, ſo handle nicht nach dem Rate dieſes — dieſes ten Wolde! Laß mich Dir geſtehen, daß es ein Rachegedanke von uns, beſonders von mir war, ihn bei Dir einzuſchmuggeln; er iſt kein niederländiſcher Graf, ſondern der Sohn eines Bauern aus Friesland!“

Ein zorniger Blick war die Antwort auf dies Bekenntnis; erſt nach einigen Sekunden ſtieß die Dame hervor:

„Um ſo beſſer — ich habe mit der hoffärtigen Kaſte, die mitleidig auf mich herabſieht und mir den königlichen Hof verſagt, gebrochen — Adieu!" (Fortſetzung folgt.)

Keſſelpauker. Spitze des [illegible]

Die achthundertjährige Jubelfeier des Hauſes Wettin.

Von

Dr. Gotthard Winter.

Mit Originalzeichnungen unſeres Spezialartiſten Albert Richter.

Wie ſo vieles andere, was nachher ganze Völker in Bewegung geſetzt hat, iſt auch die Wettiner Jubelfeier aus der ſtillen Studierſtube hervorgegangen. Archivrat Otto Poſſe hat zuerſt in ſeinem Buche: „Die Markgrafen von Meißen", den Nachweis zu führen geſucht, daß in dieſem Jahre acht Jahrhunderte verfloſſen ſind, ſeit das Haus Wettin in den rechtlichen Beſitz der Mark Meißen eingetreten iſt. Dem aus dem Schwabengau zwiſchen Unſtrut und Bode ſtammenden Wettiner Heinrich I. von Eilenburg verlieh Heinrich IV. im Jahre 1089 zum Danke für ſeine Treue gegen Kaiſer und Reich die Mark Meißen, welche er dem zu Regensburg geächteten Markgrafen Ekbert II. von Braunſchweig entzogen hatte. Indes erfreute ſich dieſe Linie des damals ſchon hochangeſehenen Hauſes Wettin ſeines neuen Beſitzes nicht lange. Heinrich I. Sohn, Heinrich II., ſtarb bereits 1123 und zwar kinderlos; daher ging die Mark an ſeinen Vetter Konrad von Wettin über und iſt bis auf den heutigen Tag trotz allen ſtürmiſchen Wandels der Zeiten bei deſſen Nachkommen verblieben. — Es liegt nun auf der Hand, daß ſich das Sachſenvolk für die längſt verblaßte Geſtalt des erſten [illegible] der Meißener, beziehungsweiſe die Sachſen alle die Jahrhunderte hindurch in unentwegter Treue zu ihrem Herrſcherhauſe gehalten, wie nur ſo viele andere deutſche Stämme, gegen dasſelbe ſich erhoben haben, ſo iſt man ſich doch der dunklen Blätter in der Geſchichte früherer Regenten ſehr wohl bewußt. Wenn nun gleichwohl die Poſſeſche Anregung alsbald im ſächſiſchen Volke Boden fand, wenn ſich [illegible] eine Verſammlung Abgeordneter der Städte und Ge[illegible] für eine Feier des achthundertjährigen Jubiläums [illegible] der That, kaum jemals hat das kleine Sachſenland im Reiche eine ſo glückliche Stellung eingenommen wie in der Gegenwart, niemals gewiß hat es im Innern ſo wohlgeordnet, ſo ganz ungeſchmälert im Beſitz ſeiner verfaſſungsmäßigen Freiheiten, unter ruhigem Frieden dageſtanden wie heute. Die Freude am Vaterlande, die jetzt im vollſten Maße dem Sachſenvolke eigen iſt, verdankt es dem König Albert, und ſeinen Dank dafür hat es nun in glänzender Weiſe bethätigt durch ſeine Feier des Wettiner Jubiläums. Nicht nur die ſächſiſche Reſidenz, jede kleinſte Ortſchaft hat in unſeren Junitagen ihre Wettinfeier abgehalten; überall iſt man ſich der Wahrheit des Spruches bewußt und ſeiner froh geworden: „Wohl dem Lande, deß König edel iſt." Das bekundete ſich tauſendfältig in der fröhlichen Stimmung, der muſterhaften Haltung, welche zu den Dresdener Feſttagen die tauſend und abertauſend Menſchen vom Anfang bis zum Schluß an den Tag legten. König Albert ließ auch dieſen Jubelanlaß nicht vorübergehen, ohne ſeine Fürſorge für das Land durch die Vorlage, betreffend die Unterſtützung des durch Wolkenbrüche heimgeſuchten Vogtlandes, aufs neue zu bethätigen.

Eine weſentliche Steigerung erfuhr die Feſtſtimmung der Sachſen durch die Teilnahme des Kaiſers an ihrer Jubelfeier. Wie es vor achthundert Jahren die Reichstreue, die kaiſerliche Geſinnung war, welche die Mark Meißen an Wettin brachte, ſo iſt heute die wahrhafte Freundſchaft des Königs Albert mit Kaiſer Wilhelm die Freude und der Stolz des ſächſiſchen Volkes. Auch die Teilnahme der Fürſten der Erneſtiniſchen Linie hat überall ſympathiſch berührt, man ſah auch hierin eine Stärkung des deutſchen Familiengefühls, der ſicherſten Grundlage des deutſchen und aller Reiche überhaupt.

Gewiß nicht ohne Abſicht hatte die ſächſiſche Armee zu ihrer Huldigung ein geſchichtliches Ereignis gewählt, welches [illegible] wiederum im Dienſte des Reichs [illegible] Jahre 1683. [illegible] der Begründer des ſächſiſchen Heeres, das [illegible] gelangt iſt. Die beiden Glanzpunkte dieſes Armeefeſtes bildeten der Einzug des [illegible] Sobieski und des Kurfürſten Johann Georg III. Der Darſteller des Königs Johann Sobieski, [illegible] Helm und Säbel, womit ausgerüſtet der Polenkönig in das befreite Wien eingeritten iſt; denſelben goldenen Feldmarſchallſtab, den er trug, hat König Albert bei ſeinem Einzug in Dresden 1871 geführt. Natürlich waren auch die übrigen Rüſtungen, namentlich die der achtundvierzig Unteroffiziere des Panzerreiterregiments „Plotho" echt und den alten Beſtänden des Hofes entnommen. Das polniſche Gefolge war gebildet aus den reichſten Mitgliedern der ſächſiſchen Ariſtokratie und mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet. Reicher Prunk und würdevolle Erſcheinung zeichneten ebenſo das Gefolge Johann Georgs III. aus; um wie viel ſchöner und farbenfreudiger ſind die Uniformen jener Zeit geweſen als heute, wo in erſter Linie die Sparſamkeitsrückſichten gelten! Allerdings ſcheint man gerade in Kurſachſen gern mit der Tracht des Heeres kokettiert zu haben, wenngleich man ſelbſt hier nicht jene Höhe des Raffinements erreichte, welche die polniſchen Flügelreiter bezeichnen, denen man die Flügel gewiſſermaßen als Symbol der Schnelligkeit ihrer Pferde verlieh! Die von ihnen gerittene Quadrille war übrigens eine der beſten; tadellos führten auch die Panzerreiter vom Regimente Plotho ihre Reiter- und Waffenſpiele aus. Sowohl König Albert als Kaiſer Wilhelm, welche dem Armeefeſt in einem Türkenzelte beiwohnten, nachgebildet dem im hiſtoriſchen Muſeum aufbewahrten, haben die ſchneidigen Reiter — etwa 300 Offiziere — für ihre Leiſtungen warm belobt. — Zur vollen Zufriedenheit der Majeſtäten iſt auch die Königsparade verlaufen, die dadurch ausgezeichnet wurde, daß König Albert ſeinem kaiſerlichen Freunde drei Regimenter vorführte, eine Courtoiſie, welche Kaiſer Wilhelm unter dem Jubel der Zuſchauer durch zweimalige Vorführung ſeines Regiments Nro. 101 erwiderte.

Am Nachmittag fand ſodann die feierliche Enthüllung des König Johann-Denkmals ſtatt, welches ſich auf dem Theaterplatz, in der Nähe der katholiſchen Hofkirche von Chiaveri und des Muſeums von Semper, erhebt. Unbedeckten Hauptes, im Krönungsmantel ſitzt der König zu Pferde, ſeine freundlich huldvollen, durchgeiſtigten Züge ſind trotz des hohen Standpunktes ſehr wohl zu erkennen. Die Reliefdarſtellungen des Sockels, welche den Wohlſtand eines weiſe und gütig regierten Landes ſchildern, ſind der wertvollſte Teil des Denkmals und ganz dazu angethan, im Bilde volkstümlich zu werden.

Der Haupttag des Jubelfeſtes war durch den Huldigungszug beſtimmt. Für denſelben hatte die ſächſiſche Reſidenz einen würdigen Rahmen geſchaffen. Obelisken aus künſtlichem Marmor und ebenholzartigem Gerüſt zierten die freien Plätze, Ehrenpforten, Thorpfeiler mit Velarien, Kränze von bewimpelten Maſten bezeichneten die Feſtſtraße, die ihren Mittelpunkt

[illegible]

[illegible]

auf dem Neumarkt ſand. Hier erhob ſich die herrliche Säulenhalle, in welcher die Majeſtäten und ihre hohen Gäſte dem Feſtzug anwohnen ſollten. Drei rot abgedeckte, goldverdierte Kuppeln in der Form des Zeltdaches ruhten auf joniſchen Säulen, zwiſchen denen braunrote Sammetvorhänge ſchwebten; unter der halbkreisförmigen Vorhalle des Mittelbaus ſaßen König Albert und Königin Karola, die mit Freude und Rührung den einzelnen Gruppen des Zuges folgten und ihre Grüße mit herzgewinnender Huld erwiderten. Von ihren Gäſten nahmen das größte Intereſſe des Publikums in Anſpruch die liebliche blonde Schönheit, Frau Erzherzogin Maria Joſefa, links von der Königin, ſowie das charakteriſtiſche Geſicht des Herzogs Ernſt von Koburg, der in Jägeruniform erſcheinende Prinz Balduin von Flandern und der kleine Prinz Alfred von Edinburg. Der herannahende Feſtzug feſſelte indes bald die allgemeine Aufmerkſamkeit vollſtändig. Umgeben von Meißener Bürgern und Wehrleuten in Ringpanzern mit Schild und Speer, unter den Klängen altertümlicher Fanfaren, reitet der in ſchwere blau und goldene Stoffe gekleidete Herold einher, der ein blauſeidenes Banner trägt mit der Inſchrift: „Heil dem Hauſe Wettin!“ Ihm folgen in Blaugelb und Schwarzgelb, den Wettiner Hausfarben, der Heerpauker und die auf meterlangen dünnen Trompeten blaſenden Zinkeniſten, die Spielleute der erbländiſchen Ritterſchaft, hinter ihnen dieſe ſelbſt, erzſtarrend waffenklirrend, ſo recht die Zeugen eiſerner Zeiten; Bärenfelle decken ihre Ringelpanzer, auch die Roſſe tragen Felle anſtatt der Schabracken. Mit ſtillem Schwertgruß reiten ſie an ihrem Lehensherrn vorüber. Aus den Tagen, wo die Ritterſchaft ſchon ein vornehmer Sport zu werden begann, aus dem vierzehnten Jahrhundert, der Zeit Markgraf Friedrichs des Ernſthaften, kommt der glänzende, von ſechzig Rittern und ebenſovielen Knappen gebildete Turnierzug. In ſchweren Decken von Sammet und Seide ſchreiten die Roſſe einher, in glänzenden ſtählernen Panzern mit bunt ſchillernden Waffenröcken und unter großen, oft ſeltſam verzierten Turnierhelmen erſcheinen die Ritter und legen zum Gruß die Turnierſpeere auf die Achſel. Vor dieſer ſtolzen Schar muß die ſchlichter gekleidete Lauſitzer Ritterſchaft zurücktreten, doch ſind uns dieſe Reiter im Lederkoller und Federhut vertraut, als Kriegsgenoſſen Wallenſteins ſind ſie oft über die Bühne gezogen. Man hat dieſe Gruppe dem Jahre 1635 entnommen, weil damals die Lauſitzen an Kurſachſen fielen. Wenn auch im Auge [illegible] doch als Lauſitzer [illegible] die wendiſchen Oſterreiter. Das ſind die ſtattlichen Bauern aus der Wendei, mehr als hundert Reiter auf prächtigen bändergeſchmückten Pferden, im runden Hut und kurzſchößigen Rock, die blau-rot-weiße ſeidene Schärpe über der Bruſt; ſie begleiten einen wendiſchen Hochzeitszug, der von den Majeſtäten beſonders huldreich begrüßt wird. Eine überaus ſtilvolle harmoniſche Gruppe war die der Meißener Porzellanmanufaktur, deren Ma- [illegible] dalierte — leibhaftig bewegte ſich das alles einher und man wußte nicht, was man mehr bewundern ſollte, die ſtilvolle Zierlichkeit der kleinen Darſteller oder den Farbenreiz ihrer Masken. Sie tänzelten dem Prachtwagen voraus, den die anmutige Muſe der Keramik geleitete, während die Bildhauerei und die Malerei, eine bildhübſche Meißnerin, nebenherſchritten. In der Mitte des Wagens waren Meiſterſtücke der Manufaktur um eine meterhohe, reich mit Blumen belegte Vaſe gruppiert. Maleriſch an einen Palmenſchaft gelehnt, den ein Blumenkorb aus Porzellan krönte, beherrſchten das Ganze die drei Grazien, denen als Anklang an das pomphafte Barock Minerva und Mars zur Seite ſtanden. Kavallerie in reichgeſtickten Rokokoleibröcken bildete den Schluß. Nicht nur alle künſtleriſche Zubehör war in der Manufaktur ſelbſt hergeſtellt, auch die Teilnehmer an der Gruppe ſind dem Perſonal derſelben und ihren Familien entnommen worden. Hier und bei zahlreichen anderen Feſtwagen wurde man immer wieder zu der Wahrnehmung gedrängt, daß in Sachſen die ſchönen Mädchen noch immer auf den Bäumen wachſen. Die wenigſten Gruppen hatten ſich denn auch dieſen ſchönſten und wirkſamſten Schmuck entgehen laſſen, obwohl zumeiſt zwiſchen den blendlockigen, weißarmigen Genien auf dem Prunkwagen und dem Gegenſtande der Gruppe auch nicht der geringſte Zuſammenhang zu entdecken war. Die Schönheit iſt eben um ihrer ſelbſt willen da. Wunder voll gleichmäßig in der Geſamtfärbung, ausgezeichnet durch den Reichtum der Trachten und die Zahl der Teilnehmer war der Jagdzug, beſtehend aus etwa 140 Perſonen, einſchließlich 40 Reitern, mit vier Wagen, einem ſtarken Muſikcorps und ſo weiter. Einen prächtigen Eindruck machte auch der lange Brauerzug. Einem Herold in reichgeſchmücktem Renaiſſancekoſtüm des ſechzehnten Jahrhunderts folgte eine Gruppe von vierzehn bis fünfzehn ebenfalls berittenen Brauherren in reicher, prunkvollſter Patrizierkleidung, dann der Wagen des Gambrinus, mit acht reichgeſchirrten Pferden beſpannt, die von Brauerknechten in entſprechender Tracht geführt wurden. Nicht weniger als drei Wagen hatte die Textilberufsgenoſſenſchaft aufgeboten, darunter war derjenige der Spitzen- und Gardinenınduſtrie beſonders koſtbar und originell angeordnet. Außergewöhnlich reich und mannigfaltig in der Kompoſition war ebenſo die Gruppe der Strohhutinduſtrie gelungen, bei der unter anderem nicht weniger als fünf Damen zu Pferde beteiligt waren, welche durch ihre Kopfbedeckungen die verſchiedenen Hutmoden der neueren Zeit zur Anſchauung brachten. Von jeder einzelnen Nummer des Zuges wäre Rühmliches zu erwähnen, viele übergehen wir nur bedauernd mit Stillſchweigen; jede kurze Andeutung gibt kein [illegible], klares Bild, und für ausgeführte Bilder kann uns hier der Raum nicht zugeſtanden werden. Da indes Zahlen wenigſtens einen Begriff von dem gewaltigen Umfang zu geben vermögen, ſo ſei hier noch angeführt, daß der Zug zwölftauſend Teilnehmer zählte und nicht weniger als ſechzig Feſtwagen und achthundertundvierzig Berittene in ſich ſchloß. Der Vorbeimarſch währte zwei volle Stunden. Gewiß iſt, daß Sachſen noch keinen ſolchen Feſtzug geſehen hat und auch auf lange Zeit hinaus keinen ähnlichen erleben wird. Wenn der Wert der Huldigung des Landes nach dieſem Feſtzug bemeſſen werden darf, ſo iſt ſie eine echte, wuchtige geweſen. Die Majeſtäten dankten denn auch unermüdlich und mit herzlicher Freundlichkeit nach allen Seiten und ſchienen zum Schluß wahrhaft gerührt über dieſe glänzende Kundgebung des Sachſenvolkes.

Gruppe aus dem Turnierzug.
([illegible])

Den Abſchluß des herrlichen Feſtes bildete am Mittwoch abend das von den Gebrüdern Papi aus Rom gelieferte Feuerwerk. Als Hauptſtücke prangten da: erſtens die Ruhmeshalle der Wettiner: mit feurigen, buntfarbigen Zügen war ein ſtolzer Renaiſſancepalaſt auf dem nächtlichen Himmel entworfen, der wohl drei Minuten lang in zauberiſcher Glut leuchtete, und zweitens die „Girandola“, das aus 5000 Raketen in die Nacht hineinwachſende und funkelnde, Diamanten verſtreuende Rieſenbouquet, wie ein ſolches zuerſt von Michel Angelo auf der Engelsburg veranſtaltet worden ſein ſoll. Während den übrigen Tagen ein ſeltenes Wetterglück lächelte, wurde das Feuerwerk durch einen Gewitterregen einigermaßen beeinträchtigt, doch erfuhr dadurch die Feſtſtimmung kaum eine bemerkenswerte Beeinträchtigung. So darf denn die ganze Feier des Wettiner Jubiläums als eine großartig gelungene, wahrhaft herzerhebende bezeichnet werden.

Wendiſche Oſterreiter.

Die Ausſöhnung.

(Hiezu das Bild Seite 829.)

Wir befinden uns in der Gegend von Szegedin, inmitten des heißblütigen magyariſchen Völkchens, dem ſein jäh aufwallendes Temperament ſo oft einen böſen Streich ſpielt. Auch unſer Piſta (Stefan) mag etwas Arges begangen haben, daß er den Zorn ſeines Vaters, deſſen Stolz er war, in ſolchem Maße heraufbeſchwören konnte. Vielleicht ließ er im Wirtshauſe, vom Wein und Zigeunermuſik, welche ſeine Leidenſchaft entfachten, berauſcht, ſich hinreißen, von ſeinem „Kéſka" (Meſſer von eigentümlicher Form) Gebrauch zu machen, als die anfänglich harmloſe Unterhaltung, wie ſo oft, ſchließlich in Raufereien ausartete. Zur Sühne dafür mußte er wohl im Komitatsgefängnis einige Zeit ſitzen, welcher Umſtand den alten Bauer, der dadurch ſeine Familienehre befleckt ſah, außer Rand und Band brachte. „Der Ungeratene ſoll mir nie mehr vors Angeſicht! Er möge nur ſeine ſo glänzend begonnene Verbrecherlaufbahn, ungehindert von mir, weiter verfolgen und am Galgen enden, wenn es ſein Wille iſt." Großmütterchen beurteilte jedoch das Vergehen des Enkelkindes viel milder. Es gelang ihr, unterſtützt von Vettern und Baſen, den Hausvater verſöhnlicher zu ſtimmen. Der verlorene Sohn wird ſoeben von bewährten Freunden und Verwandten ins Vaterhaus zurückgebracht und nähert ſich zögernden Schrittes dem Erzürnten, deſſen ſtrafender Blick die innerliche Rührung, die ihn bewegt, nicht ſo ganz zu verbergen vermag.

Haltung und Ausdruck des Burſchen deuten auf Trotz. Iſt es ſeine Schuld, daß ſein Blut ſo leicht erregbar und aufbrauſend iſt? Hat er dasſelbe nicht etwa geerbt? Werden denn nicht noch heute im Dorfe die Schelmenſtreiche erzählt, die ſein Vater in ſeiner Jugendzeit verübte? Aehnliches mag auch Großmutter zur Entſchuldigung des Lieblings denken und vorbringen. Sie legt beſänftigend und bittend ihre Hand auf die Schulter des Hausvaters. Sein Herz kann für ihre Bitten ſich nicht mehr länger verſchließen, und allem Anſcheine nach wird er im nächſten Augenblick ſeinem Sohne mit einer derben Anſprache die Hand zur Verſöhnung reichen.

R. D.

Aus dem Muſikleben der Gegenwart.

Von

Heinrich Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es iſt eine ziemlich bekannte Thatſache, daß die großen italieniſchen Sänger nicht in Italien zu hören ſind. England, Rußland, Amerika zahlen ungleich höhere Honorare als das Mutterland, und ſelbſt wenn eine italieniſche Stadt ſich den Luxus berühmter Sänger geſtatten will, wie zum Beiſpiel das reiche und elegante Mailand, ſo kann das immer nur für die kurze Zeit einer „Stagione" geſchehen, während die meiſten „Sterne" ſchon lange vorher im Auslande für längere Zeit kontraktlich gebunden ſind. Ich war alſo nicht übermäßig verwundert, auf einer Oſterreiſe durch Italien nirgends eine bedeutende Opernleiſtung zu finden. Verwunderlich war mir nur, in Mailand den „Lohengrin" zu hören und in Rom während der Karwoche keinen andern ſchönen Kirchengeſang als den — eines Sopraniſten. In Mailand war noch vor zwei Jahren eine Wagnerſche Oper eine Unmöglichkeit auf der „Scala". Eine geſchloſſene Phalanx italieniſcher Muſikpatrioten, an ihrer Spitze der allmächtige Ricordi, Verleger der Verdiſchen Opern, ſtand drohend vor der Pforte des Heiligtums und machte auch jeden Verſuch in anderen Theatern ſcheitern. Es mußten alſo ganz beſondere Umſtände eingetreten ſein, welche dieſe furchtbare Gegnerſchaft beſeitigten. Das Rätſel ward mir erſt bei der Rückfahrt, vier Wochen ſpäter, gelöſt. Ricordi war Eigentümer der Wagnerſchen Opern für Italien geworden. Die bisherige Verlegerin, Frau Lucca, eine glühende Verehrerin Rich. Wagners — 1876 hielt ſie in Bayreuth nach der „Götterdämmerung" eine Rede im Theater und widmete dem Meiſter am andern Abend einen ſilbernen Lorbeerkranz, mit dem er während des Banketts eine Zeit lang ſpazierte und ſcherzhaft grüßte — hatte ihren Enthuſiasmus in bare Münze für ſich verwandelt, das Geſchäft an Ricordi verkauft und ſich als große Dame zur Ruhe geſetzt. Und Ricordi iſt nun genötigt, für die Verbreitung der Wagnerſchen Werke zu ſorgen, um den neuen Verlagsbeſitz, der ihm viel Geld gekoſtet, gehörig zu verwerten. Die Ironie des Schickſals zeigt den Menſchen, wie das, was ſie heiß anſtreben, ihnen oft von der Seite zuerteilt wird, von der ſie am wenigſten erwarten wollten; ſie hat ſich auch wieder hier bewährt: was die begeiſtertſten, kein Opfer ſcheuenden Anhänger Rich. Wagners nicht erreichten, die Aufführung Wagnerſcher Opern in der Scala, iſt jetzt durch den ehemaligen ſtärkſten Gegner des deutſchen Meiſters zu ſtande gekommen.

Was nun die Aufführung des Lohengrin betrifft, ſo kann ich trotz der beſcheidenen Anſprüche, mit denen ich in das Theater ging, nicht viel Erfreuliches melden. Das Beſte waren das immer ausgezeichnete, in Klangſchönheit unübertroffene Orcheſter und — der „Heerführer", ein junger Italiener, der mit erkennbarer Luſt und Weihe ſang und deſſen zweite Aufforderung: „Wer hier kam zu ſtreiten für Elſa von Brabant", ſtürmiſchen Beifall hervorrief. Die „Elſa" jedoch, die den ſehr deutſchen Namen „Müller" trug, tremolierte trotz der „ausgeſungenſten" Italienerin.

Uebrigens — wie viel Italienerinnen und Italiener gibt es jetzt in den italieniſchen Operngeſellſchaften? Wir hatten eine ſolche hier in Berlin im März und April; die Primadonna war die Amerikanerin Van Zandt, der Tenoriſt ein Franzoſe Ravel („Ravelli") und der Baritoniſt ein Portugieſe d'Andrade. Die Männer ſangen entzückend, die Dame konnte trotz des großen Geſchreis, das ihr voranging, keinen Erfolg erringen; ſie iſt eine ganz perfekte Koloraturgeſangsmaſchine; Gemüt fehlt ihr ganz, ja ſelbſt angenehmer, zierlicher Vortrag der Melodie war nur höchſt ſelten zu vernehmen.

Die größte „italieniſche" Sängerin iſt jetzt die Deutſch-Polin Marcella Sembrich, die im Krolltheater die herbeiſtrömenden Hörer entzückt hat. Aber ſie hat nicht allein in rein italieniſchen Opern ihre Triumphe gefeiert, ſondern die Suſanne in „Figaros Hochzeit" und die „Regimentstochter" deutſch geſungen, und durch die innige Einfachheit des Vortrags der „Gartenarie", durch den ſüßen Wohllaut der Stimme und durch die ſchalkhafte Liebenswürdigkeit als Marie faſt noch mehr Begeiſterung erregt als durch ihre unvergleichliche Kunſt der ſicherſten und dabei immer anmutigſten Beſiegung der denkbar größten techniſchen Schwierigkeiten. Seit der Jenny Lind war keine Künſtlerin erſchienen, die vollendete italieniſche Schule mit echt deutſchem Gefühlsausdruck verband wie Marcella Sembrich.

Weil mir das Wort „Schule" in die Feder gefloſſen iſt, muß ich nun der Opernſchulvorſtellungen gedenken, die in neueſter Zeit ſtattgefunden haben. Es gibt jetzt drei große Opernſchulen: die der Königlichen Hochſchule, die des Sternſchen Konſervatoriums und die des Profeſſors Hey. Die der Königlichen Hochſchule ſteht vorzugsweiſe unter Leitung des Profeſſors G. Engel (der „Direktor" der Geſangsklaſſen, Profeſſor Schulze, lehrt mehr den Konzertgeſang). Ihre Vorſtellungen finden nicht alljährlich ſtatt und nur die unbedingten Anhänger des Inſtituts erhalten Einladungen. Die Preſſe iſt grundſätzlich ausgeſchloſſen, was um ſo verwunderlicher, als Profeſſor Engel ſelbſt nicht bloß ein ausgezeichneter Lehrer, ſondern einer der bedeutendſten, philoſophiſch gründlichſten und geiſtreichſten Muſikſchriftſteller iſt und noch heute die Berichte der „Voſſiſchen Zeitung" ſchreibt. Wenn ich alſo weiteres von dem Inſtitut nicht ſage, ſo glaube ich im Sinne des Direktoriums zu handeln. Dasſelbe lag früher ganz allein in den Händen des erhabenen Künſtlers J. Joachim; dieſer hat es ganz aus freiwilligem Antrieb in der Weiſe mit ſeinen Kollegen, den Vorſtehern der verſchiedenen Klaſſen, geteilt, daß alljährlich einer nach dem andern in alphabetiſcher Ordnung die oberſte Stellung einnimmt: Herzogenberg, Joachim, Rudorff, Schulze, Spitta.

Die Sternſche Opernſchule hat ſeit einem Jahr einen glänzenden Aufſchwung genommen, nachdem an die Stelle der Familie des verſtorbenen Profeſſors Stern die langjährige Geſanglehrerin (einſt berühmte Oratorienſängerin) Jenny Meyer als die einzige Beſitzerin und Leiterin des Konſervatoriums[*], mit dem künſtleriſchen Beirat des trefflichen Profeſſors Radecke (ehemaligen Hofkapellmeiſters), getreten iſt. Die öffentliche Opernvorſtellung, die ſie im Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater veranſtaltete, gab in Scenen aus „Fidelio", „Euryanthe", „Carmen" und (Donizettis) „Liebestrank" das ſicherſte Zeugnis für die Gründlichkeit und Vielſeitigkeit des Unterrichts, für die Fähigkeiten der Schüler beiderlei Geſchlechts.

Wenige Tage nach dieſer Vorſtellung fand im Krolltheater die des Profeſſors Hey ſtatt, der ſeine Schule als die für „dramatiſchen Geſangsſtil" bezeichnete. Sein Name iſt ſchon in früheren Jahren oft genannt worden. Richard Wagner hatte Hey als denjenigen bezeichnet, dem er die Geſangsleitung an der geplanten Bayreuther Muſikſchule anvertrauen wollte. Eine „Deutſche Geſangsſchule", die Profeſſor Hey vor kurzem in drei Bänden veröffentlichte, erregte die Aufmerkſamkeit der muſikaliſchen Kreiſe. Seither hat er ſich in Berlin niedergelaſſen. In der eben erwähnten Vorſtellung kam Glucks „Orpheus" zu Gehör, der bekanntlich nur für Frauenſtimmen geſchrieben iſt. Man kann aber wohl ſagen, daß dieſer erſte Verſuch von ſehr gutem Erfolg begleitet war. Allerdings — und das ließ ja die Anzeige „Dramatiſche Geſangsſtil-Schule" vorausſehen — lag der Schwerpunkt der Leiſtungen mehr im Deklamatoriſchen als im rein Geſangstechniſchen, und es wäre die Frage zu erörtern, ob dieſes nicht jenem vorangehen muß im Unterricht. Doch ich halte es für beſſer, vor allem das Gute anzuerkennen und für die Bedenken weitere Entwicklungen abzuwarten.

Ob außer den drei Opernſchulen, deren Wirken hier beſchrieben, noch andere in Berlin florieren, kann ich nicht genau beſtimmen; doch läßt ſich wohl vorausſetzen, daß in den ſechzig „Konſervatorien", „Akademien" und ſo weiter, die der Muſiker-Adreßkalender neben den dreien aufweiſt, manche Schüler für die Bühne ausgebildet werden. Daher erſcheinen alle Tage neue Bücher und Schriften über Geſang, Auffaſſung der Opernrollen und ſo weiter ad infinitum. Es gibt Tage, an welchen die Ankündigungen der Muſikinſtitute und Muſikſchriften[*] ganze Seiten der großen Zeitungen füllen, und nur die Zahl der Ankündigungen von neuen Heilquellen und Kurorten kann ſich mit jenen meſſen. Ich habe vor einer Woche an einem Tage ſiebenundzwanzig Ankündigungen von See-, Luft-, Schwefel-, kohlenſauren Gas- und ſonſtigen Bädern gezählt, deren Namen ich vordem nie vernommen habe. Wenn alle die neuen Kurorte gute Geſchäfte machen, das heißt viele Gäſte beherbergen ſollen, ſo müßte halb Deutſchland krank werden. Aber ich hege die feſte Ueberzeugung, daß die übergroße Mehrzahl der wackeren Deutſchen eine feſte Geſundheit beſitzt, die auch verſchiedentlichen Badereiſen widerſteht, und daß die momentane Muſikſchulenepidemie auf die Länge keine nachteiligen Wirkungen auf das geſunde Studium der Tonkunſt zu üben vermag.

---

[*] Das Sternſche Konſervatorium iſt das älteſte derartige Lehrinſtitut Berlins, 1850 gegründet von Stern, Kullak und Marx, die ſich jedoch bald trennten.

[*] Auch Ankündigungen von Apparaten, welche alle Lehrer und Inſtitute erſetzen, gibt es. So zum Beiſpiel: „Andrés Klavierſpiel-Apparat. 13 Unter den Linden 13. Das ganze Klavierſpiel umfaſſend. Jeder kann damit ſofort tauſend Stücke von unbegrenzter Länge ſchön ſpielen." Was will der Menſch noch mehr!

Salome.

(Hiezu das Bild Seite 8[illegible].)

Der orientaliſche Frauenname Salome oder Salemith bedeutet die Friedſame. Dieſe Eigenſchaft kann man in den Geſichtszügen der von N. Sichel gemalten Frauengeſtalt nicht entdecken. Es ſind im Gegenteil ſtolze, harte und weltverachtende Züge, welche aus dieſem ſchönen Geſicht dem Beſchauer entgegenblicken. Vielleicht haben wir in ihr eines jener unglücklichen Weſen vor uns, welche in unfreiwilliger trauriger Gefangenſchaft in dem Harem eines orientaliſchen Großen ſchmachten. Iſt ſie allein, ſo mildern ſich die ernſten, harten Züge, ein melancholiſches Lächeln umſpielt die ſchöngeſchwungenen Lippen, und mit ſehnſüchtigen Blicken ſchaut ſie hinaus aus ihren Kerkerfenſtern in die ſchöne Natur, deren freier Genuß ihr für immer verſagt iſt. Wenn ſie ſich aber in Geſellſchaft anderer befindet, dann nehmen ihre blühenden Geſichtszüge gleich wieder den herben, abweiſenden Ausdruck an, ihre herrliche Geſtalt richtet ſich majeſtätiſch auf, und alles frauenhaft Milde und Weiche iſt aus ihrer Erſcheinung verſchwunden. Wohl gewährt ihr Herr und Gebieter ihr alles, was ſonſt das Herz einer Haremsdame erfreuen kann. Koſtbare Stoffe umhüllen den Reiz ihres entzückenden Körpers, das rabenſchwarze Haar iſt durchflochten von ſtrahlenden Perlenſchnüren, und glänzende Spangen feſſeln das zarte Gelenk des vollen Armes. Aber was iſt dieſer Tand und Flitter gegen den Verluſt der goldenen Freiheit, deren Freuden ſie einſtens genoſſen im Elternhauſe an den paradieſiſchen Ufern des ſchwarzen Meeres!

Literatur

— **Unter dem Titel: „Ein Preisausſchreiben" hat G. Ramberg** in einem Oktavbande die Künſtlernovelletten geſammelt, die aus dem Wettbewerb, den ſeinerzeit die Schriftleitung von [illegible] „Allgemeiner Kunſtchronik" ausgeſchrieben hatte, mit Auszeichnung hervorgegangen ſind. Iſt das Künſtlerleben ohnehin ein dankbarer, bei der Leſewelt mit Recht beliebter Novellenſtoff, ſo findet es ſich in dieſen kleinen erzählenden Schöpfungen von Hermann Lorm, Paul Block, Otto Baiſch, Ernſt Remin, Profeſſor Karl Erdm. Edler, Hans Rudolf Schäfer, Klara Laukner, Wilhelm von Wartenegg, Jenny Hirſch und Rudolf Elcho von ſeinen verſchiedenen Seiten aus aufgefaßt und beleuchtet, in ſeinen mannigfaltigſten Individualitäten und Situationen zum Gegenſtand novelliſtiſcher Darſtellung gemacht. Allen Freunden deutſcher Novelliſtik, denen die mehr oder minder begabten Jünger der ſchönen Künſte nicht ganz gleichgiltig ſind, hat der Herausgeber des bei S. Fiſcher in Berlin erſchienenen Buches einen ſchätzbaren Dienſt geleiſtet.

— **Ein Schriftſteller und eine Schriftſtellerin wetteifern** darin, den drei edlen Frauen gerecht zu werden, die — alle drei noch unter uns weilend — bis jetzt den Thron des neu erſtandenen Deutſchen Reichs beſtiegen haben. Das eine der betreffenden Bücher: „Drei Kaiſerinnen" von Fr. von Hohenhauſen, iſt bereits in zweiter Auflage (Berlin, Voſſiſche Buchhandlung) erſchienen. Die Verfaſſerin behandelt ihren dankbaren Stoff mit inniger Wärme und bereichert ihr Buch durch ſchwungvolle Gedichte von Adalbert von Hanſtein, Oskar von Redwitz, Ernſt von Wildenbruch, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath — deſſen glänzender poetiſcher Beitrag zuerſt in „Ueber Land und Meer", vorigen Jahrgang Seite 537, abgedruckt worden — und anderen namhaften Dichtern. — Noch umfaſſender und eingehender ſind die drei Lebensbilder geſchildert in dem Buch „Unſere drei Kaiſerinnen" von Paul Adami (Berlin, König & Gaertner), dem überdies die Bildniſſe der Kaiſerinnen Auguſta, Viktoria und Auguſte Viktoria eingefügt ſind. Anziehend für jeden guten Deutſchen, der ſeinem Kaiſerhaus in

Verehrung zugethan iſt, können beide Bücher vor allem als geeignete Unterhaltungsſchriften für junge Mädchen empfohlen werden, die an dieſen auch auf dem Thron einer edlen Einfachheit treu gebliebenen hohen Frauen eine große Zahl nacheiferswerter Züge finden werden.

— **„Der luſtige Bädeker“, über deſſen Band I, „München“,** wie unſeren Leſern ſeinerzeit Bericht gegeben, hat ſich inzwiſchen auch über „Dresden“ (Band II), „Frankfurt a. M.“ (Band III) und „Stuttgart“ (Band IV) verbreitet, und es ſcheint, daß dieſe im Verlag von Levy & Müller in Stuttgart erſcheinende Serie beim reiſenden Publikum raſch Eingang findet. Bietet uns doch dieſer heitere Reiſeführer neben kurzen knappen und zuverläſſigen Aufſchlüſſen über die örtlichen [illegible], die wir in erſter Linie zu wiſſen benötigen, in ſeinen humoriſtiſchen Verſen nicht nur eine angenehme Reiſelektüre, ſondern auch kurzweilige Erinnerungsblätter, an denen wir noch lange unſer Vergnügen haben können, um ſo mehr, als die reichlich eingeſtreuten drolligen Federzeichnungen den Eindruck doppelt lebendig geſtalten. Daß die Orientierungspläne nicht fehlen, iſt ſelbſtverſtändlich.

— **Mit farbigen Abbildungen von 115 verbreiteten Alpenpflanzen** verſehen, bietet die „Taſchenflora des Alpenwanderers“ von Ludwig Schröter (Zürich, Meyer & Zeller) eine treffliche Anleitung für jeden, der ſich mit dieſer lieblichen Blütenwelt ein wenig eingehender beſchäftigen will, ſei es, daß er ſich nur zu ſeinem Privatvergnügen in ihr orientiren, ſei es, daß er mit botaniſirender Planmäßigkeit vorgehen will. Für letztern Zweck dienen die kurzen wiſſenſchaftlichen Bemerkungen, die jeder einzelnen Pflanze nebſt ihrem lateiniſchen, deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Namen beigegeben ſind.

Arabiſche Nounous.

Von

Mara Čop Marlet.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Nounou“ nennt bekanntlich der Franzoſe ſeine Amme; es iſt dies eine Art zärtlichen Diminutivums für das richtige, ſteifere Wort „Nourrice“. Die liebe, freundliche Bezeichnung iſt auch über das mittelländiſche Meer geflogen an die Geſtade Afrikas, in die franzöſiſchen Kolonien, und bald trugen ſie auch die braunen mauriſchen Frauen des Sonnenlandes, die die weißen Kinder der fremden Eroberer an die nährende Bruſt nahmen.

Und mit welcher Liebe ſie das thaten! Wahrlich, wenn einſt die weißen und die braunen Mütter die Brücke Sirât überſchreiten müſſen, die ſich nach arabiſchem Glauben zwiſchen Hölle und Paradies erſtreckt und ſo fein iſt wie ein Haar und ſo ſcharf wie ein Schwert, dann wird der Fuß nur weniger dunklen Frauen ſchwanken.

Die goldene Pforte des Paradieſes wird ſich vor den armen braunen Nounous öffnen, denn die Liebe der fremden Mutter für das fremde Kind, der Heiden für den chriſtlichen Sproſſen, den Feind ihres Stammes, iſt noch erhabener als die gewöhnliche Naturneigung der Frau zu den ſelbſtgeborenen Nachkommen.

Auch wir hatten ſo eine arabiſche Nounou in Algerien, nicht für mein Kind — denn die arabiſche Amme tritt nie in den Dienſt der Europäer, deren Hausgebräuche ihre Religion verletzen würden, und nimmt Säuglinge nur zu ſich nach Hauſe, — ſondern für das Kind der Amme meines Kindes.

Von ferne aus den Balkanländern hatten wir ein junges Ehepaar kommen laſſen, das Weib zum Ammendienſt, und an der Bruſt brachte ſie den ſtämmigen jungen Südſlaven mit nach dem dunklen Weltteil. Als mein kleines in Afrika geborenes Töchterchen glücklich in den Armen der neuen Amme eingebürgert war, zwang ſich uns die Frage auf, was wir mit dem andern ſchreienden Weltbürger beginnen ſollten.

Eine bekannte Dame ſchlug uns eine arabiſche Nounou vor. „Wenn Sie das Vorurteil Ihrer Leute gegen die dunkle Hautfarbe beſiegen können, ſo ſind die arabiſchen Nounous weit gemütreicher als die Spanierinnen, Korſinnen, Italienerinnen, Malteſerinnen, die in der Kolonie das Gewerbe der Kinderpflege oft in roheſter Weiſe betreiben,“ ſagte mir die ſchon landeskundige Franzöſin.

Wir ſandten alſo in das Bureau des nourrices um eine Araberin. Bald darnach belehrte uns der eigentümlich leicht aufklappende Tritt arabiſcher Sandalen auf den Korridorfließen, daß eine der verſchleierten Schönen mit der Inhaberin des Inſtituts nahe.

Ich empfing ſie in unſerem großen Salon, deſſen weit offene Balkonthüren auf den herrlichen Algierer Golf hinausgingen.

Mit vielem natürlichem Anſtand ließ ſich die Araberin auf meine Einladung neben der franzöſiſchen Bureauinhaberin nieder und öffnete ihren weißen Haïk.*) Auch das leichtere Flortuch, welches Mund und Naſe, das heißt das ganze Geſicht bis auf die Augen verhüllt, neſtelte ſie los.

Ich blickte in ein regelmäßiges braunes Antlitz, wenn auch ohne alle Friſche. An den Fingern zeigte ſie mir, daß ſie ſchon zwei „Français“ genährt. Der kleine Südſlave wurde herbeigeholt, und ſei es dem gutmütigen Geſicht der Nounou, die ihn mit einem zärtlichen „Matschatschu, Matschatschu!“ auf den Knieen tanzen ließ, oder dem goldenen Flitter an ihrem Hals und ihrer Bruſt zu danken — er erhob keine Einwendungen, und bald ſog er mit befriedigtem Ausdruck arabiſche Milch in ſein friſches europäiſches Blut.

Die Eltern gaben ſich ebenfalls zufrieden. Die das Arabiſche verdolmetſchende Franzöſin, deren Worte ich dann wieder in das Slaviſche übertrug, erklärten ihnen, daß man von der Araberin nur zwei Dinge nicht erwarten dürfe, was ſie ſelbſt ſofort den Eltern zu ſagen bitte.

Erſtens trägt ſie das Kind nicht täglich aus, da die anſtändige Araberin überhaupt nur zwei Spaziergänge hat: einmal in der Woche in das mauriſche Bad, ein andermal, und zwar regelmäßig am Freitag, auf den Friedhof, wo die Kinder im Cypreſſenſchatten den ganzen Nachmittag mit ihnen weilen. Ueberdies erbot ſie ſich, jeden Sonntag den Kleinen zu uns zu bringen oder unſeren Beſuch zu erwarten.

Zweitens befolgt ſie nicht gerne die Vorſchriften europäiſcher Aerzte, da die Araberin bei der Wartung der Kinder ihre eigene Hygiene anwendet.

Auch die materielle Seite war bald erledigt: dreißig Franken monatlich und zwei Stück Seife. Hierauf hüllte die Araberin den Kleinen in die Falten ihres weißen Haïks, und in den breiten Pluderhoſen plump auſſchreitend, näherte ſie ſich der Thür, vor welcher die abgeſtreiften Sandalen ihrer harrten. Noch eine freundliche Handbewegung, und das ungleiche Paar, Ziehmutter und Pflegekind, verſchwand.

Von nun an kam ſie jeden Sonntag. Der kleine Südſlave trug bald kurze ſeidene Jäckchen, einen goldbetreßten Fez, den ihre Zärtlichkeit aus der Garderobe ihrer eigenen Kinder an ihn verſchwendete, und immer freundlicher, immer inniger lächelte er ſeiner braunen Nounou zu.

Einmal trafen wir die beiden auch auf dem arabiſchen Friedhof. Mir fiel dabei auf, daß unſere braune Nounou, als ſie ſaß, die Falten ihres weißen Haïks weit ausbreitete, und als ſie ſich erhob, dieſelben nur unendlich behutſam zuſammenraffte.

Sie erklärte mir hierauf eine rührende Sage. Die arabiſchen Frauen glauben, daß ſich die Seelen ihrer früh verſtorbenen Kinder auf den weißen Falten der Schleierumhüllung niederlaſſen, wenn die Mutter, Schweſter oder Großmutter ſich an dem Grabe einfindet.

Der düſtere Cypreſſenſchatten des Friedhofs und die weißverhüllten Frauen, die ſich darunter, umgeben von einer fröhlich ſpielenden Kinderſchar, zwiſchen den Gräbern gruppiren, iſt jedenfalls eines der maleriſchſten und ſchönſten Bilder aus dem Völkerleben des dunklen Weltteils.

Und erſt, wenn der prachtvolle, zauberhafte Mondſchein afrikaniſcher Nächte dieſe bunte Scene überraſcht! Die Kinder ſingen dann oft, in der Runde ſpringend, an dieſer traurigen Stätte:

„O Mondſchein in den engen Gaſſen,
Sag unſern Freundinnen,
Wir rufen ſie zum Spiel.
. . . .
Falls ſie nicht kommen, werden wir ſie ſchlagen
Mit Blech — Sandalen an den ſtinken Zehen.“

Die „engen Gaſſen“ aber, in die nur da und dort ein ſpärlicher Mondſtrahl dringt, ſind die ſteilen, engen Bergſtraßen der Kasbah oder des arabiſchen Stadtviertels. Die Fenſter der Häuſer berühren ſich über dem Kopfe des Fußgängers in dieſen Enggäßchen; da geht es Stufen hinab und hinauf neben unzähligen dunklen, niederen Thüröffnungen, aus denen Mauren und Sudaneſen, Araberinnen, Kabylen und Mohrinnen, Krüppel, Kinder und arabiſche Heilige oder Marabuts ſchlüpfen, und nur ſchwer findet man ſich in dieſem echt orientaliſchen Labyrinth zurecht.

Wir lernten es doch, als uns der Weg nun öfters zu der arabiſchen Nounou führte.

Nachdem wir den Klopfer in Bewegung geſetzt und die niedere Holzthür aufgeſtoßen, ſtolperten wir in einen engen, pechſchwarzen Flur, aus dem wir in einen um ſo lichteren weiten, viereckigen Hofraum traten. In dieſen marmorgepflaſterten Raum mündeten die offenen, höchſtens durch einen Teppich verſchloſſenen Wohnräume ſämtlicher arabiſchen Hausbewohner.

Unſere Nounou war Witwe und teilte ihr Gemach nur mit dreien ihrer Söhne und unſerem kleinen Südſlaven. Wir fanden ihn meiſt ſanft ſchlummernd in der arabiſchen Wiege, deren praktiſchen Wert ich übrigens bewunderte. Die Wiege des arabiſchen Kindes hängt an zwei ſtarken Gurten vom Plafond herab; die leiſeſte Fingerberührung der daneben ruhenden Mutter und ſie ſchwingt ſich ſtundenlang allein ſanft, gleichmäßig, ohne den harten Stoß unſerer ſtehenden Wiege.

Die erſten Worte, die der kleine europäiſche Haremsinwohner ſprach, waren natürlich arabiſch, was das Antlitz ſeiner Nounou förmlich verklärte. Gewöhnlich verlangte er ſtürmiſch, nach der Plattform des Hauſes gebracht zu werden, wo die Araberinnen an der freien Luft auf das Meer hinausblicken.

Aber wie jeder Traum menſchlicher Zuſammengehörigkeit auf Erden bald endet, ſo reihten ſich auch hier die Monate gleichgiltig an einander, und bald bedurfte der europäiſche Säugling ſeiner arabiſchen Nounou nicht mehr.

Die Scheideſtunde ſchlug. Meine Slaven nahmen Abſchied mit leichtem Sinn, ging es doch der Heimat zu. Nie aber werde ich das ſchmerzverzerrte Geſicht der armen arabiſchen Nounou vergeſſen, als man ihr den Matſchatſchu von der Bruſt nahm.

Ich fragte ſie, weshalb ſie nicht eingewilligt habe, ſich mit dem Kleinen photographiren zu laſſen; es wäre dies doch ihr und ihm, wenn er allmälich zum Manne heranwuchſe, eine hübſche Erinnerung geweſen.

„Der Islam verbietet es!“ entgegnete ſie, traurig das Haupt ſchüttelnd.

„Weshalb aber dieſes Vorurteil,“ fragte ich teilnehmend, „da es Dir doch Freude gemacht hätte, die Züge des Matſchatſchu in ſpäteren Jahren zu betrachten?“

„Siehſt Du, Sella,“ entgegnete die Araberin, „wir glauben, daß dies eine große Sünde ſei; denn am Tage der Auferſtehung wird der Herr vor dieſen Bildniſſen ſtehen und zu den Künſtlern ſprechen: ‚Gib mir eine Seele zu dem Antlitz, das Du ſchufſt!‘ Und wenn ſie dies nicht vermögen, wird er ihre eigene Seele dazu nehmen.“

Vom Balkon aus ſah ich ſpäter den Dampfer hinausſteuern, der meine Balkanländer gegen Europa trug. Längs des Ufers aber ſah ich eine Araberin hineilen, den Kopf immer gegen das ſcheidende Schiff gewandt.

Es war unſere Nounou. Sie vergaß, daß die Sitte ihr verbot, ſo allein zwiſchen den Europäern zu erſcheinen, daß es Freitag war und der geheiligte Gräberbeſuch längſt ihrer harrte; ſie ſah nur das Meer, das ihren Matſchatſchu in die Ferne trug.

Er wird wohl niemals ſeiner arabiſchen Nounou gedenken, aber ſie wird ihn nie vergeſſen.

Und ſie war nicht die einzige unter den Araberinnen, deren rührende Mutterliebe für ein fremdes Kind ich bewundern lernte.

Meine Confectioneuse de mode beklagte ſich einmal bei mir über die Zudringlichkeit der armen Araberin, die ihr Kind genährt und nun, da ſie es zurückgenommen, täglich rechtlogen käme. Das arme Weib bot ſich an, das Kind auch ohne Koſtgeld zurückzunehmen, und lief ſo monatelang, geſcholten und fortgewieſen von der Mutter, zu der Wohnung derſelben, um nur einen Blick ihres Lieblings zu erhaſchen.

Eine andere Scene blieb mir auch in unvergeßlicher Erinnerung. Es war im **Jardin d'Essaies**, deſſen weltberühmter Palmenſchatten eben viele vornehme europäiſche Spaziergänger umſchloß. Die Aufmerkſamkeit aller wurde von einer arabiſchen Frau angezogen, die, gefolgt von zwei idealſchönen Kindern, auf und nieder wandelte. Die Glieder der Frau waren ſchlank, edel und jugendlich ſchmiegſam. Das eine der Kinder war ein Knabe von brünetter Schönheit, das andere ein Mädchen, von einem wahren Mantel goldenen Haargelocks umwallt; der arabiſche Fez kleidete ihr weißes Geſichtchen ungemein lieblich. Wie die meiſten Anweſenden ſagte ich der Frau einige Lobſprüche über ihre ſchönen Kinder.

„Entfernt euch!“ raunte ſie leiſe den Kleinen zu, die dann gemeinſam einem etwas weiter gelegenen Spielplatz zueilten. „Sie dürfen es nicht hören,“ teilte mir die junge Araberin darauf flüſternd mit, „aber keines der beiden iſt mein eigenes Kind. Der Knabe,“ erzählte ſie weiter, „iſt das Kind eines reichen korſiſchen Kaufmanns. Der verließ die Mutter, eine arme Erzieherin, der er anfangs die Ehe verſprochen, und ſchon lange zahlt er kein Koſtgeld mehr. Was thun — ich hatte den Knaben einmal an meiner Bruſt genährt, ſo blieb er denn mein Kind. Jetzt iſt auch ſeine Mutter bei mir; ich pflege ſie, denn ſie liegt im Sterben.“

„Und fällt Dir denn ſo viel Opfermut nicht ſchwer?“ fragte ich erſtaunt.

„Gewiß,“ ſagte ſie nickend, „denn ich bin ſeit zwei Jahren ſelbſt eine arme Witwe und lebe von den Unterſtützungen der Meinen; aber Wohlthun löſcht ja den Zorn Gottes.“

„Und das Mädchen?“ fragte ich bewegt.

„Auch dieſe nährte ich,“ berichtete die Araberin; „eine vornehme junge Engländerin gab ſie mir mit vielen Heimlichkeiten zum Säugen. Nie durfte ich ihr das Kind bringen, nie kam ſie, es anzuſehen. Als ſie endlich abreiſte, bat ſie mich, das Kind noch ein Jahr in Koſt zu behalten. Die verſprochenen Summen aber blieben aus, und nie hörte ich wieder von der Mutter des Mädchens. So wurde auch dieſes mein Kind, und heute bitte ich Gott nur, die weiße Mutter möge nie mehr ſeiner gedenken.“

„Es ſind wunderſchöne Geſchöpfe,“ ſagte ich ergriffen.

„Ja,“ ſprach die Araberin, „und beide glauben, daß ſie Geſchwiſter und meine Kinder ſind.“

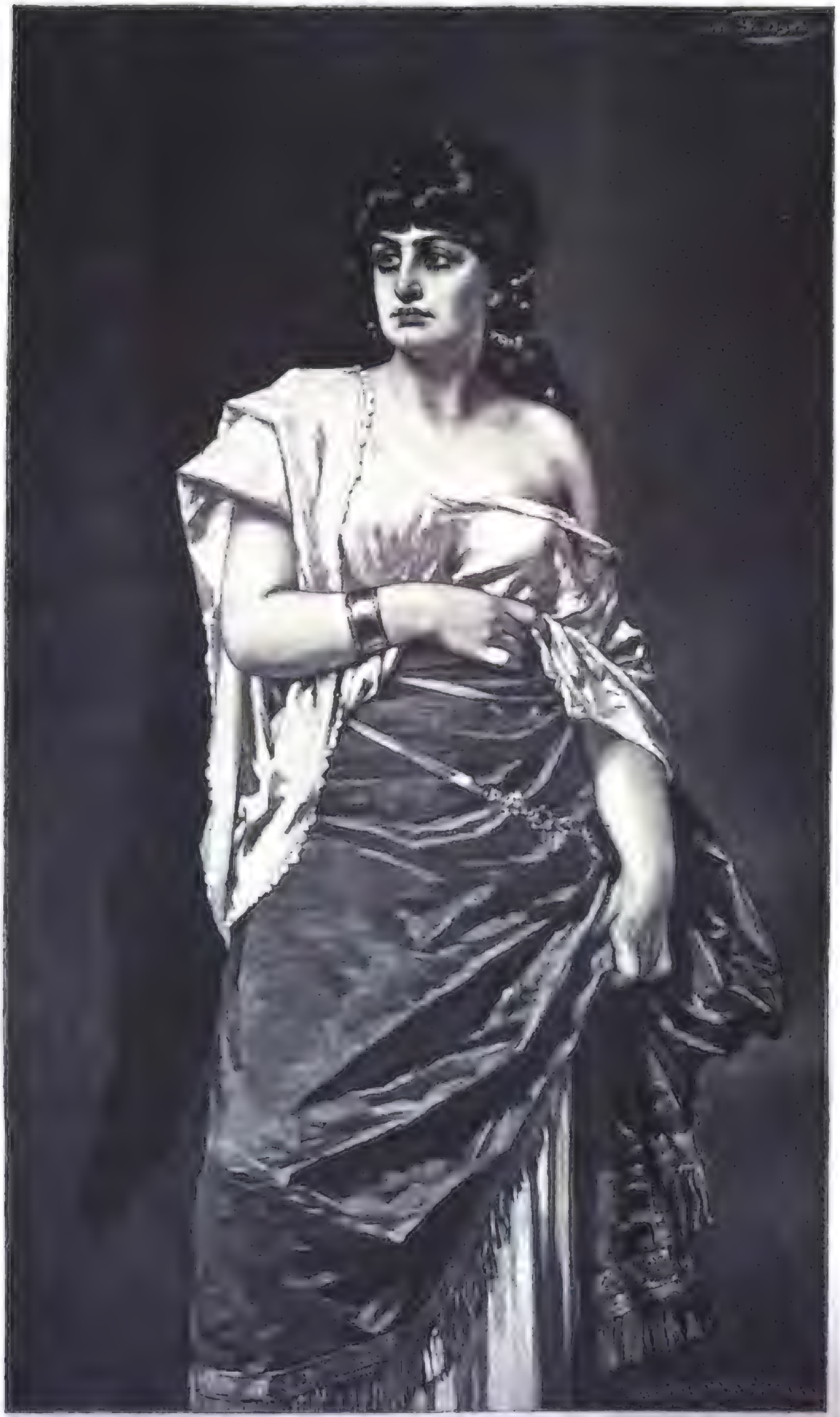
„Saïd! Aïſcha!“ rief ſie abſchiednehmend. Die Kinder ſprangen herbei und umſchlangen mit einem zärtlichen arabiſchen „Mutter!“ ihre Kniee.

Es war ein Bild ſchöner, alles überwältigender Menſchenliebe. Die Ziviliſation hatte dieſe Waiſen ausgeſtoßen in ihrer verfeinerten Lügenhaftigkeit, und das Herz eines wilden, fremden, dunklen Weibes hatte ihnen in einem fernen Weltteil den Sonnenſchein der Kindheit — die Mutterliebe — gegeben.

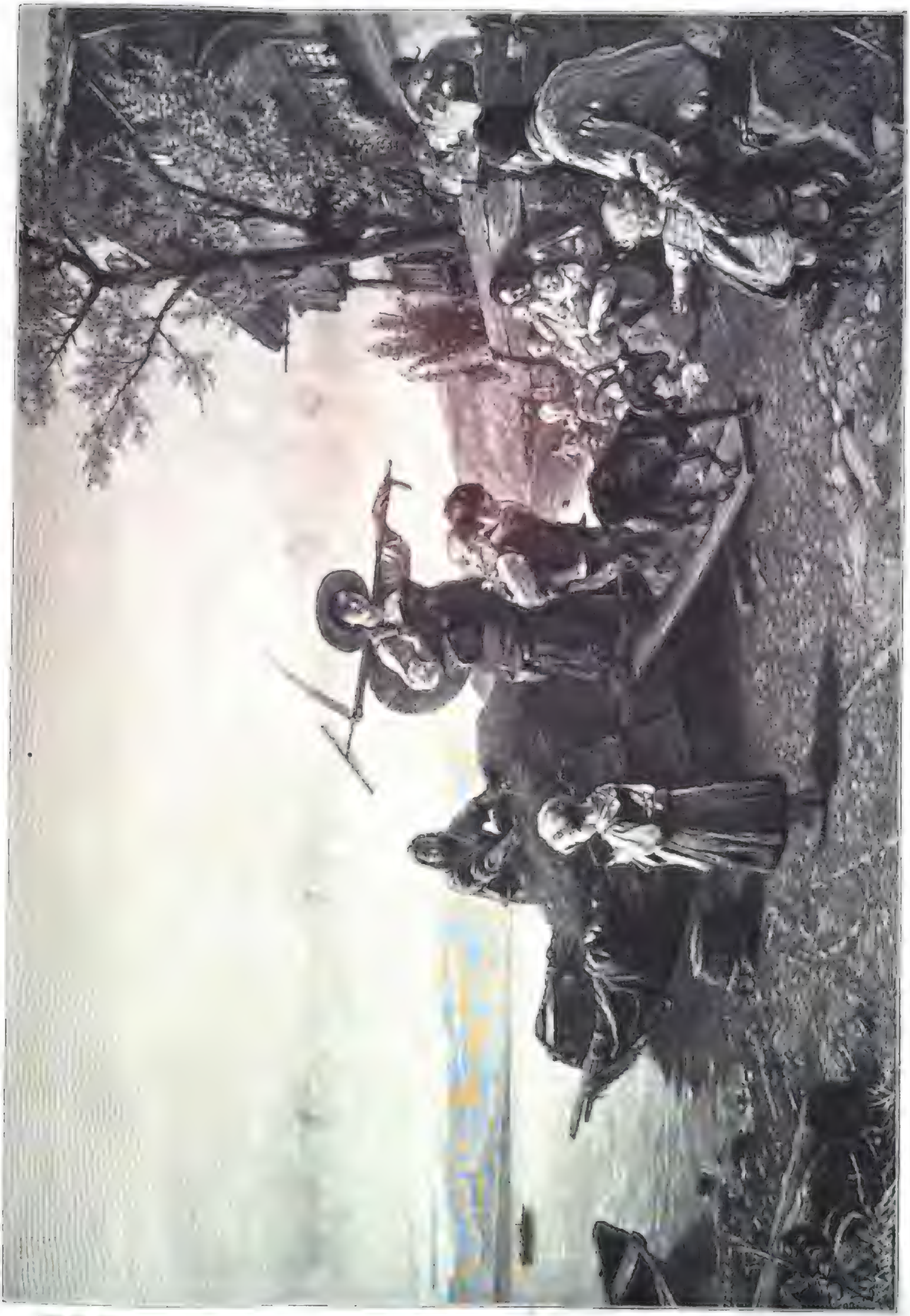
Darum möge man auch jenſeits des großen Meeres aus dieſen kurzen Schilderungen die arabiſchen Nounous ſchätzen lernen, und gewiß werden alle europäiſchen Mütter dieſe Zeilen mit Teilnahme leſen.

---

*) Eine Kopf und Oberkörper verhüllende weiße Umhüllung der Araberinnen.



Salome. Gemälde von N. Sichel. Nach einer Photographie von Franz Hanfſtängl in München.



Heimkehr von der Gebirgsheuernte. Gemälde von Konrad Grob.

Ein Sommer in der Schweiz.

Novelle

von

Arthur von Tronhard.

(Fortſetzung.)

Ich bewunderte das Mädchen, welches ſtreng dasjenige that, was es für ſeine Pflicht hielt, als ob es nur ſelbſtverſtändlich ſei. Wäre ich nicht ſo ein unruhiger Wandervogel geweſen, daß es beinahe als Sünde erſchienen wäre, zu verſuchen, ein Mädchen an mein Leben zu ketten — um dieſes Mädchen hätte ich ſieben Jahre dienen können. Es war mir immer in ihrer Nähe, als umwehe mich der Duft friſcher Alpenroſen, aber wie durfte ich, bei dem Sägemühlenleben in den Wäldern rauh und roh geworden, die Hand nach ſolchem Edelweiß ausſtrecken?

In Havre waren Mutter und Tochter ausgeſtiegen, um über Paris ins Land der Berge zu reiſen. Und jetzt traf ich das Mädchen zufällig wieder — oder war es mehr als Zufall, war es Schickung? — und ich Dummkopf vergaß, nach dem Ort zu fragen, an dem ſie weilte!

„Dummkopf, Dummkopf!“ wiederholte ich mir immer. So ſaß ich träumend da, bis die Abendkühle kam.

Auch mein Abendeſſen nahm ich unten im Saal ein, der Oberkellner gratulierte mir reſpektvoll zur Geneſung. Auf meinem Zimmer vermißte ich Stran, an den ich mich recht gewöhnt hatte, und fühlte mich ſehr einſam. Ich ſehnte mich an die Mühle zurück in tüchtige, regelmäßige Arbeit. Hatte mir doch kürzlich mein Partner geſchrieben, die Geſchäfte gingen lebhaft, nur fehle ich ihm überall, fremde Leute arbeiteten eben doch nicht mit ſolchem Intereſſe wie Teilhaber. Doch ſolle ich mich nicht eilen, erſt zurückkehren, wenn ich ganz wohl ſei.

Ein Gutes hatte die Begegnung mit Fräulein Rauff gehabt, ſie hatte mich aus meiner Lethargie aufgerüttelt. Schon am nächſten Tage fuhr ich mit Dampfſchiff nach Alpnach; vielleicht leitete mich eine ſtille Hoffnung, dort noch meine Schiffsgefährtin zu treffen, doch ſah ich nichts von ihr. Ich verabſchiedete meinen Doktor und unternahm Tagespartien auf dem ewig ſchönen Vierwaldſtätterſee. Ich fühlte mich ganz wohl, trank aber immer noch morgens mein Karlsbader Waſſer, deſſen Erwärmung auf fünfundvierzig Grad nebſt Kleiderputzen das einzige war, was Louis zu thun hatte. Ich ſagte Grittli, ſie müſſe dafür ſorgen, daß er ſich nicht einſam fühle.

Ich beobachtete mich ſelber ſcharf und bemerkte, daß in demſelben Maß, in welchem mein Körper in Ordnung kam, eine Veränderung in meinem Gemüt eintrat. Sonſt war ich immer, ſelbſt wenn ich den ganzen Tag liegen mußte, frohen, zuverſichtlichen Mutes geweſen, jetzt kam eine merkwürdig weiche Stimmung über mich, deren ich nicht Herr werden konnte. Ich mußte an allerlei Epiſoden meines Lebens denken, und immer waren es traurige Erlebniſſe, deren Erinnerung mir aufſtieg.

Meine verſtorbenen Eltern und Geſchwiſter ſtanden vor mir, dann gedachte ich meines treuen Partners in Miſſouri, meines einzigen Freundes, und der Gedanke kam mir wieder und wieder: „Wenn ich ihm nur noch einmal die Hand drücken könnte!“ Ohne beſondere Urſache ward es mir zuweilen ganz weinerlich ums Herz, und jetzt, wo ich doch auf dem beſten Wege zur Geneſung war, überſchlich mich zum erſtenmale das Vorgefühl und die Angſt vor [illegible]

Louis bemerkte wohl meine zunehmende Melancholie; ich ſagte ihm, ich wünſche für kurze Zeit irgendwo ganz für mich auf dem Lande bei Bauern [illegible] zu leben, ich fühle, es würde mir gut thun. [illegible] Verlobten zukommt, verriet Louis die [illegible] ll und dieſe fand gleich die paſſende [illegible]

ſei ich gut aufgehoben, prachtvoller Wald in der Nähe, ſchöne Ausſicht, beſte Luft.

's Grittli war eine kleine Diplomatin. Sie vertraute mir, jene Tante ſei ihre Vormünderin und ihrer Verlobung mit Louis, welche ſie ihr gemeldet, ſehr abgeneigt, weil dieſer kein Geld habe. Perſönlich kenne ſie Louis nicht. Wenn nun Louis mit mir dorthin ginge, vielleicht gefiele er der Tante, und ſie ließe ſich verſöhnen. Und wenn ich ein gutes Wort einlegen wolle, würde 's Grittli mir ewig dankbar ſein. Die Tante ſei eine alte Witwe ohne Kinder und würde ihr kleines Wirtshaus wohl ihr, dem Grittli, vererben; wenn ſie mit Louis dort einziehen könne, ſei ihr Glück gemacht.

Schon am folgenden Tage fuhren wir nach Bern. Louis mußte die genaue Beſchreibung des Ortes, wo die geſtrenge Tante wohnte, ſich ins Gedächtnis und auf Papier notieren; ich verſprach Grittli, zu thun, was ich könne, und nahm mit befriedigenden Schlußtrinkgeldern Abſchied vom Hotel. Nach einigen Stunden waren wir in Bern.

Louis ſtürzte aus ſeiner dritten Klaſſe auf mein Coupé zu, als ob ich ein reiſender Fürſt wäre, und nahm mein Handgepäck; wir fuhren in ein Hotel und entwarfen noch am Abend den Operationsplan für den nächſten Tag. Man konnte mit der Bahn in die Nähe von Landdorf kommen, mußte dann aber noch über eine Stunde ſteil bergan ſteigen. Deswegen und weil es mit dem Gepäck bequemer war, beſtellte ich einen Wagen, da man auf guten Fahrwegen in einigen Stunden hingelangen konnte.

Nach dem Frühſtück ſetzte ſich Louis neben den Kutſcher auf den Bock, und fort ging es in den taufriſchen Morgen hinein, durch die ſchönen Berner Anlagen hinauf, durch einige Ortſchaften, ſpäter einen Höhenrücken hinan und durch ſchönen Wald, der uns duftend umgab. Schließlich lenkten wir aus dem Forſt auf eine Art Hochebene hinaus.

In einiger Entfernung ſah man zwiſchen Obſtbäumen und Feldern eine kleine Anſammlung von Häuſern, weiterhin einige einſame Bauernhöfe. Dicht am Walde ſtand ein altes, großes Wirtshaus, welches ſeine Hauptbedeutung ſeit Eingehen des Frachtverkehrs auf der Landſtraße wohl verloren hatte. Es ſah recht anheimelnd aus, vom Alter gebräunte Balken und Holzverſchalung, große Veranda, das Ganze ein Ueberbleibſel aus einem vergangenen Jahrhundert.

Der Kutſcher knallte mit der Peitſche, wir ſtiegen aus, und nachdem ich für Kutſcher und Louis Wein und Eſſen beſtellt, machte ich mich daran, die Wirtin aufzuſuchen. Louis ſchien mir Haus und Umgebung als möglicher ſpäterer Beſitzer mit kritiſchen Blicken zu muſtern.

Die Wirtin war eine reſolute, ſelbſtbewußte Frau. Ich trug ihr meine Wünſche vor, mich auf Grittli berufend; ſie ſagte, ſie ſei kaum auf Gäſte wie ich eingerichtet, wolle ich mich aber begnügen mit dem, was ſie habe, ſo könne ich dableiben. Ich war's zufrieden, die Koffer wurden ins Haus geſchafft, der Kutſcher abgelohnt, ein recht nettes, einfaches Zimmer zurechtgemacht, für Louis irgendwo Unterkunft gefunden.

Uebrigens war es mit der Verpflegung nicht ſo gar kärglich beſtellt. Eine handfeſte Perſon, deren Taille gewiß neunzig Centimeter maß, welche Kellner, Hausknecht, Feldarbeiter, überhaupt das ganze Perſonal repräſentierte und auf den kindlichen Namen Bäbeli hörte, mußte nach der nächſten Ortſchaft Allegg laufen, und zu Mittag gab es Forellen, die ich, von keinem Engerling geſtört, mir gut ſchmecken ließ. Außerdem waren ſelbſtgeräucherte Schinken, Eier ſowie prächtiges Bauernbrot nebſt angenehmem leichtem Neuwein im Hauſe.

Nach dem Eſſen packte Louis meine Sachen aus und richtete das Zimmer ein, ich wanderte am Wald entlang. Ja, ruhig war es hier. Kaum daß man einmal in der Ferne einen einzelnen Menſchen ſah. Die Ausſicht war herrlich. Der breite Hügelrücken verdeckte das dahinter liegende Thal, aber auf der andern Seite ſah man wieder Hügel in die Höhe ſteigen, dann felſige, [illegible] Vorberge; über [illegible]

Abends erzählte mir die Wirtin, daß häufig Berner Bürger zu Roß oder Wagen bei ihr einkehrten, um einen Satteltrunk zu nehmen; ſonſt kämen nur Samstags und Feiertags die verſtreuten Leute der Umgegend, um ſich bei einem Glaſe von den Wochenſtrapazen zu erholen. Hauptſächlich ſei ſie natürlich auf den Ertrag der Landwirtſchaft angewieſen, der bei den mageren Bergfeldern nicht ſehr reich ſein konnte.

So vergingen einige Tage. Ich war merkwürdig herabgeſtimmt und niedergeſchlagen. Eines Abends ward es mir ganz ſeltſam zu Mut, ich konnte nicht einſchlafen; gegen Morgen fand ich mich plötzlich in unſerer Mühle in Miſſouri. Ich dachte, ich träume; aber nein, mein Partner begrüßte mich, die Mühle war in vollem Betrieb, ich hörte das Singen der Kreisſägen, ich notierte die Leute, welche arbeiteten, lauter bekannte Geſichter, ins Lohnbuch, lief hierhin und dorthin, erteilte Befehle, maß Bretter und Balken auf beladenen Wagen — wie durch einen Nebel ſah ich dann wieder Louis' Geſicht — das runzelige Geſicht der Wirtin — ein fremdes Herrengeſicht, welches einem Arzt gehören mußte, denn ich bemerkte noch, wie er meinen Puls fühlte, mit einem Wort, ich war in ein typhöſes Fieber gefallen, welches jedenfalls ſchon lange in mir geſteckt hatte, die Kriſis, durch welche ſich der Körper ſchließlich half.

Man gab mir Medizin ein, machte mir Umſchläge, ich wußte nie, ob ich wache oder träume — dann gingen alle Erlebniſſe der letzten Wochen an mir vorbei. Es war mir, als höre ich helles Freudengebell, ich glaubte Stran aufs Bett ſpringen zu ſehen — Fräulein Rauff erſchien mir auch, ihre Mutter ebenfalls — ich wußte nicht, was Phantaſie, was Wirklichkeit ſei, während das Fieber mit ungemeiner Heftigkeit in mir tobte.

In halblichten Momenten kam es mir vor, als ſähe ich wieder den ſentimentalen Louis mit Thränen im Auge, ich hörte engliſch ſprechen, dann war es wieder, als kämen die Worte aus meinem eigenen Mund. Einmal glaubte ich ſicher, Fräulein Rauff zu erblicken, ich griff nach ihrer Hand und erfaßte ſie wirklich, legte ſie auf meine glühende Stirn, wollte ſie nicht mehr loslaſſen, den ſchönen Traum mit Gewalt feſthalten. So verging Tag auf Tag, ohne daß ich es merkte.

Endlich ſiegte doch meine gute Natur, die ſich immer bewährt hatte. Eines Tages — es war, wie ich ſpäter erfuhr, zehn Tage, nachdem ich mich hingelegt — hörte das Fieber plötzlich auf, ich erwachte zum Bewußtſein, war ſchwach und elend, hatte aber doch gleich das Gefühl: „Jetzt wirſt du geſund!“

Ich ſah mich verwundert um, das Zimmer war mir fremd, ſowie ich mich regte, kam jemand zum Bett, ich träumte noch, es war wahrhaftig Fräulein Rauff.

„Wie kommen Sie hieher?“ ſtammelte ich. „Bin ich denn auf der Rhätia?“

„Ruhig, ruhig,“ ſagte ſie leiſe, „Sie dürfen nicht ſprechen! Sie ſind bei Freunden.“

Ich ſchwieg gehorſam. Es war gegen Abend, golden ſchien die Abendſonne zu den Fenſtern herein, das freudige Gefühl der Geneſung ſowie die Nähe des Mädchens, welche ich als die erſte ihres Geſchlechts betrachtete, übermannten mein geſchwächtes Gemüt, mir kamen Thränen, und als Fräulein Rauff mir Medizin reichen wollte, wendete ich mich zu ihr, ergriff ihre ſchlanke Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. Sie entwand ſie mir ſanft.

Nachher kam Louis, Fräulein Rauff ging, verſprach aber, den nächſten Tag wiederzukommen. Noch lange lag ich wachend da. Louis berichtete mir die Geſchichte meiner Krankheit. Er mußte ganz langſam ſprechen, damit ich folgen konnte. Er hatte mich an jenem Morgen im Fieber gefunden, ich habe nur engliſch geſprochen. Da habe ihm die Wirtin geſagt, die Schullehrerin im nahen Schulhauſe verſtehe Engliſch; er ſei hingegangen, um ſie zu bitten, zu mir zu kommen, damit man wiſſe, was ich vielleicht wünſche. Die Lehrerin ſei die junge Dame geweſen, der Stran gehörte.

Dann habe die Wirtin [illegible] und ihre [illegible] ich ſei [illegible] einige [illegible] ſei [illegible]

[illegible] einen [illegible] ät am

Morgen auf. Mit Louis' Hilfe zog ich mich an, der Doktor fand mich ſchon am Fenſter ſitzend. Ich freute mich, ſeine Bekanntſchaft machen zu können, er verordnete nur noch etwas Diät.

Später ſah ich die gute Frau Rauff mit Stray auf das Haus zukommen, ich winkte ihr freudig entgegen. Ich ſprach ihr meinen innigſten Dank für die treue Pflege aus. Stray war vor der Zimmerthür geblieben; als ich ihn rief, kam er freudig bewegt herein und ſchmeichelte mir. Frau Rauff erzählte mir lachend, der Hund ſei ſehr enttäuſcht geweſen, als er einmal zu mir aufs Bett geſprungen ſei und ich in meinem Fieber nicht die geringſte Notiz von ihm genommen hätte. Seit der Zeit habe er nicht mehr zu mir ins Zimmer gewollt.

Die Wirtin brachte mir dann ſelber das Mittageſſen, ein Täubchen — trotz meinem Hunger war ich noch auf halbe Koſt geſetzt — und berichtete mir redſelig allerlei Einzelheiten aus meinen Krankentagen. Sie lobte Louis ſehr, er ſei eine treue Seele. Als es einige Tage mit mir recht kritiſch geſtanden, habe er immer ſtill geweint, ich ſei ſtets ſo gütig gegen ihn geweſen. Dann habe er, da ſie und Bäbeli oft wegen mir aufgeblieben, tüchtig im Hauſe mitgeholfen, ſogar Feldarbeit beſorgt; er ſei anſtellig und zu jeder Arbeit geſchickt.

Da ſie einmal beim Plaudern war, ſchüttete ſie ihr ganzes Herz aus, während ich die Taubenknochen rein abnagte. 's Gritli mache ihr ſo viele Sorgen. Sie habe ſich mit einem Zimmerkellner verlobt, wahrſcheinlich ſo einem Pomadenjüngling, der nur ſeine Serviette zu handhaben wiſſe.

Die Zeit war gekommen, mein Wort gegen Gritli einzulöſen.

„Alſo Louis gefällt Ihnen?"

„Ja, er iſt ein treuer, fleißiger Menſch."

„Nun, Louis iſt Gritlis Verlobter."

„Nein, wirklich?" Die Alte verfiel in Nachdenken. „Die kleine, ſchlaue Hexe!" ſprach ſie dann vor ſich hin.

Ich erzählte ihr nun alles Lobenswerte, was ich über Louis wußte; ſie überlegte, ich ſah, ſie war ſchon halb verſöhnt.

Nachmittags ſchlief ich, am Abend nach Schluß der Schule kam noch einmal Frau Rauff mit ihrer Tochter zu einem kurzen Beſuch. Nun erholte ich mich raſch. Am zweiten Tage flog ſämtliche Medizin, auch meine Privatmittel eingeſchloſſen, zum Fenſter hinaus, am dritten ging ich ſchon aus.

Jeden Abend pilgerte ich zum Schulhauſe. Stray wartete auf mich und kam mir ſchon von weitem entgegen. Das Haus war ein ganz altes, verwittertes Holzgebäude, welches ſchon manchem der kalten Stürme getrotzt, die oft recht ſcharf über die Hochebene fegen mochten. Nur zwei oder drei Häuſer ſtanden in der Nähe. Ein kleiner, wohlgepflegter Garten zeigte die auf ihn verwendete Sorgfalt, eine Schaukel, etwas Turngerät zur Unterhaltung für die Kinder waren in der Nähe angebracht.

Unten waren die Schulzimmer, auf einer Holztreppe ſtieg man zur obern Veranda hinauf und gelangte von dieſer in die Wohnung der Lehrerin und ihrer Mutter. Wie einfach und heimatlich war es in den kleinen Zimmern, und wie herzlich nahm man mich auf! Holzgetäfelte Wände, große Rieſenkachelöfen, alles nett und freundlich. Ich ſaß da jeden Abend ein Stündchen in liebenswürdiger Unterhaltung.

Sonntags und in anderen freien Stunden gingen wir gewöhnlich am Wald entlang. Stray ward zuweilen ganz irre, wem von uns beiden er folgen ſollte, wenn wir uns trennten. Ich rief ihn zu mir, zu gleicher Zeit lockte ihn Fräulein Rauff von der andern Seite, er bellte unentſchloſſen in die Luft, lief aber ſchließlich doch ſtets zu ſeiner freundlichen Herrin. Das waren ſchöne, herrliche Stunden! Ich lernte das Mädchen ſo recht von Herzen ſchätzen und lieben.

Aber jetzt, wo ich geſund war, rückte die Trennungsſtunde näher und näher, ich mußte mich losreißen, ſo ſchwer es mir auch werden mochte.

Eines Morgens brachte mir der Poſtbote Briefe, die aus Luzern nachgeſchickt worden. Ein langes Schreiben meines Partners war dabei. Er erwähnte einer großen St. Louiſer Compagnie, deren Direktoren mir befreundet waren. Ich hatte früher für ſie gearbeitet, dann hatten wir einige große Kontrakte für ſie geſägt. Mein Partner ſchrieb:

„Sie machen Dir glänzende Anerbietungen, wenn Du eines ihrer Zweiggeſchäfte, welches ſie jetzt errichten, übernehmen und leiten willſt. Es thut mir leid, Dich zu verlieren, aber ich glaube, das Leben in der Stadt wird Dir angenehmer und geſünder ſein. Ich lege Dir ihren Brief bei. Willſt Du Deinen Anteil an der Mühle verkaufen, ſo könnte ich Dir den abgeſchätzten Wert gleich auszahlen."

Die Direktoren ſchrieben ſehr ſchmeichelhaft, ſie würden mir die Stelle drei Monate offen halten. Das Gehalt war für meine Verhältniſſe ſehr gut, auch Beteiligung am Reinertrag vorgeſehen.

Mein Entſchluß war gefaßt. Ein wenig von meiner frühern Energie war wieder über mich gekommen, etwas mußte gewagt werden. „Faint heart never won fair lady!" heißt es; — ein zaghaftes Herz gewann nie eine ſchöne Dame.

Es war Sonntag; zu Mittag war ich ins Schulhaus eingeladen. Frau Rauff kochte, Emma trug mir auf und aß mit mir. Sie ſah ſo lieb und gut aus, es ward mir ganz warm ums Herz. Nach dem Kaffee lud ich ſie ein, mit zum Wald zu gehen, es ward mir in den Zimmern ſo eng. Schweigend nahm ſie ihren Hut. Stray ſprang voraus. Wir gingen zu einem Bänkchen unter Tannen, wo wir uns ſchon oft der Ausſicht gefreut hatten.

Wir ſaßen ſchweigend da, endlich ſagte ich ihr, ich müſſe bald, ſehr bald abreiſen, es würde mir recht weh thun, von hier fortzugehen.

„Auch wir werden uns einſam fühlen, wenn Sie fort ſind," erwiderte ſie, zu Boden blickend, „aber es freut mich, daß Sie wenigſtens geſund und kräftig unſere Schweiz verlaſſen."

Dann gab ich ihr die Briefe zu leſen. Sie ließ ſie nachher in ihren Schoß ſinken.

„Ich gratulire!" ſagte ſie, und ihre Stimme klang etwas verſchleiert. „Sie müſſen uns manchmal ſchreiben, wie es Ihnen geht."

Wir ſaßen eine Weile ſtumm da. Plötzlich nahm ich ihre beiden Hände in die meinen, ſie ſträubte ſich etwas, überließ ſie mir aber.

„Emma," fragte ich, „wiſſen Sie, warum ich Ihnen die Briefe zu leſen gab?"

Sie ſchwieg und atmete ſchwer.

„Sie ſind nicht wie andere Mädchen, Emma, ich werde nicht vor Ihnen auf die Kniee fallen, ich ſage Ihnen einfach, ich liebe Sie, wie nur je ein Mann geliebt hat. Ich kann Ihnen jetzt eine beſſere Exiſtenz bieten als an der Sägemühle, kommen Sie mit nach Amerika!" (Schluß Seite 842.)

Rettungsboot mit Transportwagen und Ausſtellungsgebäude

Die Ausſtellung für Unfallverhütung in Berlin.

Von **Franz Bendt.**

(Schluß.)

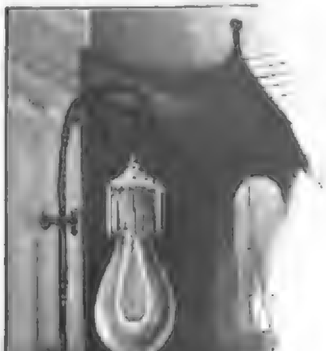
Mit Abbildungen von Paul Hendel.

Verläßt der Menſch den ſicheren Boden der Mutter Erde, um den Ozean zu durchqueren, dann vergrößert ſich ſelbſtverſtändlich die Wahrſcheinlichkeit einer Gefahr. Allerdings ſind ja jetzt auf vielbefahrenen Waſſerſtraßen — zum Beiſpiel auf der Nord- und Oſtſee — Apparate aller Art verwendet, um den ſicherſten Weg zu markiren oder Untiefen zu bezeichnen. Mächtige „Leuchttonnen" in den Wandelgängen des Ausſtellungsparkes machen uns mit dieſen Vorrichtungen bekannt. Aber wenn es heißt, mit den Naturgewalten den Kampf aufzunehmen, dann reichen mechaniſche Mittel nicht mehr aus, und die Wiſſenſchaft ſelbſt muß ſich in den Dienſt des Menſchen ſtellen. Zu einem ſolchen ſegensreichen Hilfsmittel hat ſich in den letzten Jahren die Meteorologie entwickelt. Mit Benützung des elektriſchen Telegraphen und der „ſynoptiſchen Karten" vermag ſie Witterungsſtürze mit einer Wahrſcheinlichkeit von etwa achtzig Prozent voraus zu künden. Erſcheint über dem Kanal eine Depreſſion, ſo iſt der Meteorologe im ſtande, zu erkennen, ob ſie Gefahr in ſich birgt, und kann in dieſem Falle die Küſten, in weiter Runde, durch ein praktiſches Syſtem von Signalen warnen. Zu dieſem Zweck ſind von der Deutſchen Seewarte, welche auch die Ausſtellung reich beſchickt hat, entlang den deutſchen Küſten Signalſtangen in zweckentſprechender Weiſe errichtet worden. Erheben ſich auf dem Turm der Seewarte die bekannten Zeichen, ſo folgt Station auf Station, und die Führer der Schiffe und Boote auf offener See wiſſen, daß ihnen in Bälde ein Sturm bevorſteht. Auf unſerem Bilde, welches wir von dieſen Veranſtaltungen geben, iſt „ſchwerer Sturm" ſignaliſirt. Nach ſolchen Einſtellungen pflegt ſich an gewiſſen Punkten der Küſte ein reges Leben zu entwickeln. Die Raketenapparate, mit welchen den geſtrandeten Schiffen die Rettungsſeile zugeſchleudert werden, ſind zu richten, Boote werden klar gemacht und in ihnen Schwimmgürtel, Schwimmweſten und Gegenſtände ähnlicher Art geborgen. Der große Saal, in welchem das Bild des Kaiſers von der Wand herniederſchaut, enthält eine überreiche Zahl ſolcher Dinge.

Waren die Schutzvorrichtungen — ſoweit ſie den Arbeiter in den Fabriken berückſichtigen — in Bezug auf einzelne Maſchinenteile konſtruirt und daher an der Maſchine ſelbſt befeſtigt, ſo gibt es doch wiederum große Zweige der Induſtrie, ſowie gewiſſe Berufsrichtungen, in denen die Verhütungsmaßregeln in anderer Weiſe zu treffen ſind. In chemiſchen Fabriken, in Schmelzereien, in Gasanſtalten, ſowie im Taucher-, Berg- und Minendienſt, wo der Arbeiter von ſchädlichen Gaſen, ätzenden Subſtanzen oder zündenden Funken umgeben iſt, muß ſeine Perſon ſelbſt auf entſprechende Weiſe geſchützt werden. Auch der Teil der Ausſtellung, welcher dieſe Richtung zu vertreten hat, iſt genügend ausgeſtattet. Da finden ſich ganze Lager von Schutzbrillen, Masken, Puppen im Arbeiteranzug, Kleider von Asbeſt, wie ſie bei der Reinigung von Keſſeln, Gasöfen und an feuergefährlichen Orten getragen werden, in allen möglichen Formen und zu den verſchiedenſten Zwecken in großer Menge vor.

Im Bergwerk können wir einen Fall, welcher in dieſen Teil der Unfallverhütung hineingehört, betrachten. Die

Scene iſt von unſerem [illegible] unten im Schacht [illegible] betroffen worden und [illegible] mit großer Vorſicht kommen [illegible] die Gänge des Bergwerks [illegible] Mit der Schutzbrille [illegible] verdeckt, im Munde [illegible] Retter, um den Verunglückten [illegible] Bergwerk, in dem wir mit einem [illegible] Gruppe betrachten können, gibt [illegible] Schachten und Förderſchachten, ſeinen Ventilatoren, „Hunden“ und Arbeitergruppen ein hübſches Bild von den [illegible] bedingungen des Knappen in den Eingeweiden der [illegible]



Die Beleuchtung mit Glühlicht, welche wir hier vorfinden, iſt übrigens ſchon in einigen Gruben [illegible], und durch dieſelbe dürfte das Wohlbehagen des [illegible] um ein Bedeutendes zu heben ſein. Die [illegible] Grubenlampe, welche ſowohl im Bergwerk, ſowie an anderen Orten in der Ausſtellung vorgeführt wird, unterſcheidet ſich von den früheren Formen nur dadurch, daß ſie mit Selbſtzündung verſehen iſt und vom Arbeiter nicht geöffnet werden kann. Auf unſerem Bilde finden wir eine ſolche Lampe dargeſtellt.

Ganz kürzlich iſt in dem Hauptſaale ein Apparat aufgeſtellt worden, mit dem es möglich ſein ſoll, „ſchlagende Wetter“ vorauszuverkünden. Dieſes Inſtrument beruht auf ganz neuen und originellen Vorſtellungen. Man hat nämlich nachzuweiſen vermocht, daß plötzlichen und ſtarken Barometerſtürzen faſt regelmäßig Grubenkataſtrophen zu folgen pflegen. Durch die ſchnelle Abnahme des Luftdrucks ſind eben die Gaſe leichter im ſtande, den „Adern“ des Geſteins zu entweichen. Das neue Inſtrument [illegible] von Kaſtenbarometern, die ihre Wirkung ſo übertragen, daß bei ſtarken [illegible] ein Läutewerk dauernd in Bewegung verſetzt wird zur Warnung der Bergleute.

Ein breiter [illegible] iſt [illegible] ſelbſt eine [illegible] entwerfende [illegible] welche [illegible] Viele geleitet hat. [illegible] in all [illegible] ein [illegible] Eiſenbahnunfall [illegible]

[illegible] erwartete [illegible] Jahre der Vorſtellung [illegible]. Mittels des Unter[illegible]

[illegible]

Ganz wohl ſind wir uns aber bewußt, welch ein trauriger [illegible] es war, der die Ausſtellung des Muſtertheaters an dieſem Orte hervorrief. Dennoch möchten wir hier auf einige Modelle hinweiſen, die recht inſtruktive Schutzvorrichtungen vorſtellen. So wird zum Beiſpiel eine neue Ventilationsvorrichtung von großer Ausdehnung gezeigt, welche ſich über der Bühne ſelbſtthätig öffnet, wenn der Vorhang fällt, es alſo vermittelt, daß die heiße Luft ſofort in die Atmoſphäre übergeht.

Verlaſſen wir nun die Säle und begeben uns in den Park, dann wird unſer Auge, wenn es Abend geworden iſt, durch die Glühlicht[illegible] nen Ballet einladen, rufen uns in das Innere. Hier können wir von beſtimmten Plätzen aus alle die Vorrichtungen überblicken, welche bei den Verſenkungen, den Flugapparaten und dergleichen zum Schutze der Künſtler konſtruirt worden ſind. Daß die Couliſſen und Stoffe mit Chemikalien im[illegible] gebracht ſind, die ſie unverbrennlich machen, daß die Sitze ſich von ſelbſt nach der Erhebung der Lehne anlegen und die Thüren [illegible] Vorrichtungen ſich öffnen nach Fallen des Vorhangs, iſt von den Tagesblättern zur Genüge geſchildert worden.

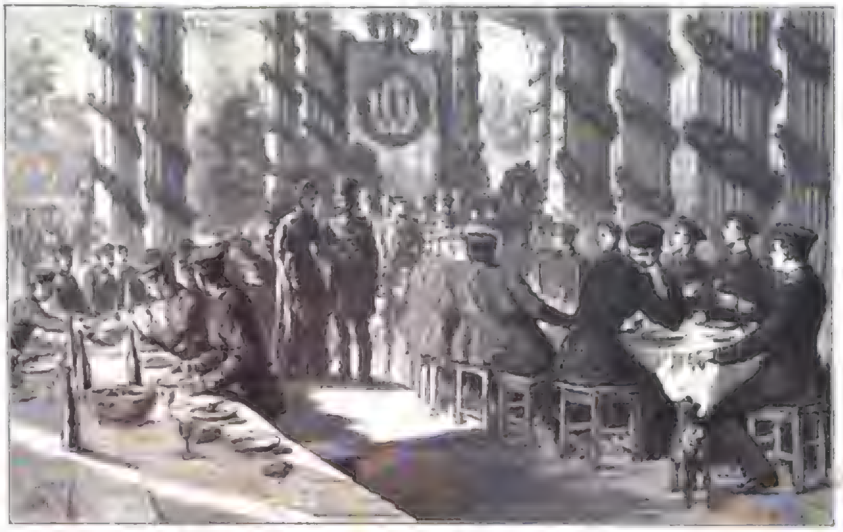
Die Ausſtellung iſt gewiß sehr ernſten Zwecken geweiht, aber ſie läßt zugleich in uns ein Gefühl der Freude und des Stolzes [illegible] die erſte ihrer Art iſt, ſo [illegible] der humanen Geſinnung [illegible]

[illegible] überſchaut, von [illegible] unterrichtet, ſind wir jetzt wohl [illegible] auch einem Ausſtellungslokal [illegible] zur Verhütung ſchlechter Launen — und Stärkung zu verſchaffen und es uns wohlſein zu laſſen.

Der Schah von Perſien in Berlin.

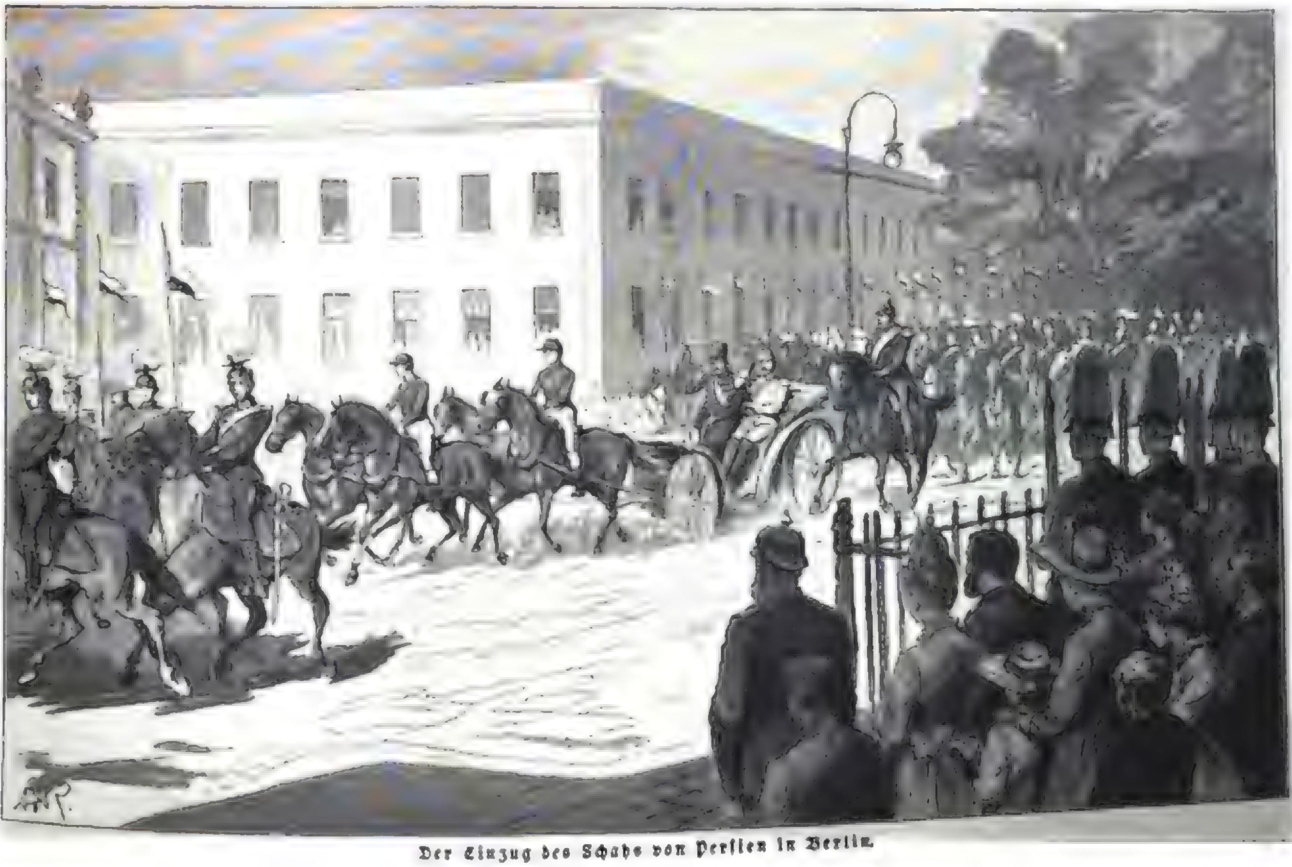
Mit Originalzeichnungen unſeres Spezialartiſten A. von Rößler.

In der kurzen Charakteriſtik, mit der wir auf Seite 816 das Bildnis des „Schahinſchah" begleiteten, haben wir bereits in Kürze auf ſeine Reiſetagebücher hingewieſen. Heute wollen wir zunächſt die Sicherheit des Blicks, mit welcher Naſſr-ed-Din die Dinge beobachtet, die Anſchaulichkeit und den gelegentlich bis zu poetiſcher Kraft ſich ſteigernden Schwung ſeiner Darſtellung durch ein Beiſpiel erläutern. Wir entnehmen es dem dritten Bande jener Tagebücher, welcher die erſte Europafahrt des Schahs behandelt und uns durch die engliſche Ueberſetzung von Redhouſe (the diary of H. M. Schah of Persia during his tour through Europe i. A. D. 1873) zugänglich geworden iſt. Dort finden wir folgende intereſſante Bemerkung des Schahs über ſeinen erſten Beſuch in Berlin: „Ein großes Menſchengetümmel in einer gewaltigen Halle ſagte mir, ich ſei nun in der Hauptſtadt der Nemſes (Deutſchen), und freudig bewegt verließ ich den Wagen. Als ich die Stufen hinabgeſtiegen war, kam ein prächtiger alter Mann, hochgewachſen, in Waffenrock und Helm, feſten, kriegeriſchen Schrittes auf mich zu, legte die Finger der Rechten an den Rand des Helmes zum Gruße und drückte mir dann die Hände recht herzlich. Das war der Magaker über die Fengis (Sieger über die Franzoſen): der Padiſchah der Nemſes (Kaiſer der Deutſchen) — eine jener Männergeſtalten, der man die Hoheit von der Stirne leſen müßte, wüßte man nichts von ihr; mit den Haaren eines Greiſes zeigt er den Stolz der Mannesblüte und zwingt jedermann, zu ihm emporzuſchauen; als ein neuartiger Held erſchien er mir, mit den Blicken eines Kindes und ſeinem ſanften Weſen. Anfangs war ich verlegen und konnte nicht einmal perſiſche Worte für mein volles Gefühl finden, als mich ſchon der Padiſchah wiſſen ließ, er wolle mich die Reihen der Soldaten, die da aufgeſtellt waren, hindurchführen. Draußen ertönten fortwährende Hochrufe auf den Padiſchah und mich, und hunderte von Frauen richteten ihr Glas auf uns. Unter den Soldaten ſtand eine große Zahl von Männern, hoch von Geſtalt und voll Manneswürde. Ich ſtand wie ein Zwerg vor dieſen deutſchen Rieſen; ſie hatten alle glänzende, goldbedeckte Uniformen, hohe Helme, und die Füße von einigen ſteckten in hohen Reiterſtiefeln. Der Padiſchah zeigte mir nun die Männer: den Valiahd Friedrich Wilhelm, eine Mannesſchönheit erſten Ranges; neben ihm zwei prächtige Knaben, ſeine Söhne und die der Tochter der Herrſcherin über die Ingleſi, die auch ſchon beide den Rock der deutſchen Soldaten trugen. Ich kenne kein ſchöneres Bild als das des Padiſchah, ſeines Sohnes und ſeiner Enkel, wie ſie ſo lachenden Auges vereint vor mir ſtanden. Dann kam der Sadrazam Bismarck an die Reihe, der Schahzadeh, der Geiſt und die Seele der Politik des Padiſchah, ſein Wegweiſer auf den Pfaden zum Ruhme, wie die anderen Männer eine Geſtalt von Erz; wie er ſo vor mir ſtand mit ſeinem unbeugſamen Nacken und den Falkenaugen im großen Haupte, vor deſſen vielen Gedanken alle Haare ſchon weichen mußten, da dachte ich, wie viel Schreckenerregendes doch dieſer Mann für den gegenüberſtehenden Feind haben müſſe. Dann ſah ich noch einen [illegible] mich heranzutreten, einen Mann, dem nichts Mächtiges in der Geſtalt gegeben ward, nichts Heldenhaftes in der Erſcheinung, dem aber viel Klugheit und Gedankenſchärfe aus den Augen glänzten; es war der Geiſt des Heeres der Nemſes, der Sepah Salar Moltke, dem ſie einen großen Teil ihres Kriegsruhms verdanken ſollen. Ich war voll des großen Eindrucks, den dieſe deutſchen Rieſen machten. Darauf fuhr ich mit dem Padiſchah durch die menſchenüberfüllten Straßen; die Kanonen donnerten, die Männer und Kinder ſchrieen, die koloſſalen Reiter bließen — nur ich war ſtill geworden, ich glaube faſt, der König der Könige beneidete den Siegesherrſcher in dieſem Augenblick: [illegible] doch auch ein ſolcher Mehrer des Reiches dereinſt würde!"



Der Schah beim „Schrippenfeſt" des Lehr-Infanteriebataillons in Potsdam.

Es iſt dem Schah nicht vergönnt geweſen, unſern Heldenkaiſer Wilhelm I., für den er eine unbegrenzte Verehrung beſaß, noch einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Der ritterliche Enkel des von ihm geliebten „Padiſchah", Kaiſer Wilhelm II., war es, der den erlauchten Gaſt bei deſſen Ankunft auf dem Bahnhof Friedrichſtraße am Pfingſtſonntag empfing. Die Begrüßung währte nur wenige Minuten. Die Monarchen ſchüttelten ſich herzlich die Hände und ſtellten einander die Herren des Gefolges in zeremonieller Weiſe vor. Nur als der Kaiſer den Grafen Herbert Bismarck nannte,



Der Einzug des Schahs von Perſien in Berlin.

blitzte es in den tiefſchwarzen Augen des Perſerkönigs, die wie in früheren Jahren eine goldene Brille deckte, auf, und ein hörbares „Ah!" entfuhr ſeinen Lippen; mit lächelnder Miene reichte der Schah dem Träger des berühmten Namens die Hand und begann auf der Stelle mit dem Sohne des verehrten „Schahzadeh" eine längere Unterhaltung. Unter Vortritt eines Zuges Ulanen fuhren die Monarchen, allenthalben mit Tücherſchwenken und brauſenden Hurrarufen begrüßt, durch die Straßen Berlins und den Tiergarten nach dem parkumgebenen Schloſſe Bellevue, das zum Wohnſitz des perſiſchen Herrſchers beſtimmt war.

Am zweiten Feſttage begab ſich der Schah nach Potsdam, um die Kaiſerin und die kaiſerliche Familie daſelbſt im Schloſſe Friedrichskron zu begrüßen. Hier nahmen die hohen Herrſchaften an dem Stiftungsfeſte des Lehr-Infanteriebataillons teil, dem ſogenannten „Schrippenfeſt". Nach vorausgegangenem Gottesdienſt, dem der Schah neben den lieblichen kleinen Prinzen ſitzend beiwohnte, wurde von den Soldaten das Feſtmahl an langen weißgedeckten Tiſchen eingenommen; das Mahl beſtand, wie alljährlich, aus Milchreis mit Speck, Sauerbraten und geſchmorten Pflaumen, dazu Bowle, Wein und Bier und den landesüblichen Schrippen, von denen das Feſt ſeinen Namen hat. Der Schah koſtete den Reis und den Braten und ſogar ein Glas Bowle. Wein zu trinken verbietet ihm die mohammedaniſche Religion; er begnügt ſich daher mit Waſſer oder Limonade bei den Mahlzeiten. An Speiſen bevorzugt der Schah junge Hammel und Geflügel, die er ſich auch hier im Schloſſe Bellevue in eigener Küche von einem perſiſchen Koch zubereiten ließ.

Am elften Tage legte der Perſerkönig im Mauſoleum zu Charlottenburg an dem Sarge ſeines „unvergeßlichen ruhmgekrönten Freundes", des Kaiſers Wilhelm I., einen prachtvollen Lorbeerkranz nieder. Ein Gleiches that er an der Gruft Kaiſer Friedrichs beim Beſuch der Friedenskirche in Potsdam.

Der Schah am Sarge Kaiſer Wilhelms I.

Am nächſten Tage wurde zu Ehren des hohen Gaſtes auf dem Tegeler Schießplatz eine Gefechtsübung der geſamten Garde-Feldartillerie mit ſcharfer Munition abgehalten. Der Schah ſah dem militäriſchen Schauſpiel vom Wagen aus zu und rief, von der vernichtenden Feuerwirkung der Kanonen überwältigt, einmal über das andere: „Bâli! Bâli!" (Sehr ſchön, ſehr ſchön!)

Nach fünftägigem Aufenthalte verließ der Schah, von zahlreichen neuen Eindrücken erfüllt, die Stadt, in der er als einer jener ſeltenen Fürſten gefeiert war, die, gleich Peter dem Großen, in der eigenen kurzen Lebenszeit die Kultur eines ganzen Landes um Jahrhunderte zu heben imſtande ſind. —s.

Ein Sommer in der Schweiz.

(Schluß, vergl. Seite 835—839.)

Sie war leichenblaß geworden, ich fuhr aber unbeirrt fort: „Wenn Ihnen eine lebenslange Liebe und Verehrung genügt, wenn Sie mich nur ein klein wenig lieb haben, ſo kommen Sie mit. Sie machen mein ganzes Lebensglück aus!"

Sie weinte leiſe und zitterte: „Ich habe das gefürchtet — ich kann nicht — es geht nicht — meine Mutter — meine Stelle —"

„Alles geht, Emma, wenn Sie mir gut ſind. Sagen Sie nur dies eine, und alles läßt ſich machen! Die Zukunft gehört unſer, ſie liegt frei vor uns — laſſen wir nicht durch äußere Rückſichten unſer Glück zu Grunde gehen! Auch Sie werden glücklich, ich verſpreche es Ihnen."

Sie rückte unruhig hin und her und ſah mich geiſterhaft an.

„Quälen Sie mich nicht, ich kann meine Mutter nicht verlaſſen."

„Ihre Mutter geht mit, ſie ſoll mir auch Mutter ſein. Laſſen Sie jetzt alles andere außer acht, ſagen Sie mir nur, was Ihr Herz ſpricht!"

Da ſprach ſie ganz feierlich:

„Ich glaube Ihnen, daß Sie mich wahr und innig lieben, und" — ſie ſtockte, und ihre Bläſſe wechſelte mit tiefem Erröten — „und daß ich Ihnen gut bin, müſſen Sie wohl bemerkt haben."

Ich zog ſie an mich und gab ihr den Verlobungskuß. Sie weinte ſich ſtill aus. Strav ſah verwundert zu, was ich mit ſeiner Herrin mache, und fing an zu knurren.

Ich war ſelig, mehr als ſelig.

„Und nun, Emma," begann ich endlich, „Du kennſt mich nur als kranken Schwächling, jetzt will ich Dir auch zeigen, daß ich handeln kann. In drei Wochen reiſen wir zuſammen!"

„Das iſt unmöglich!" beteuerte ſie in großer Verwirrung; „ich will mit meiner Mutter nachkommen, wann Sie wollen."

„Du, Du," lachte ich, „nicht mehr Sie! Glaubſt Du wirklich, Mädchen, ich wolle mich auf langen Brautſtand einlaſſen? Mit nichten!"

„Aber meine Stelle!"

„Der hochweiſe Berner Schulrat kann ſich jemand anders ſuchen, um die Kinder zu erziehen. Das iſt das wenigſte. Unterrichte jetzt ruhig weiter und gib mir Erlaubnis, alles zu ordnen. In drei Wochen reiſen wir!"

Sie ſträubte ſich, ich überredete, endlich, endlich gab ſie mir die Hand.

„Thue, was Du für recht hältſt, Otto, ich werde mit allem zufrieden ſein!"

Ihr Mädchenſtolz war gebrochen, ſie war nur noch das liebende, vertrauende Weib.

Hand in Hand gingen wir zu Frau Rauſſ, ſie umarmte gerührt ihre Tochter und drückte mir die Hand.

„Jetzt kann ich ruhig ſterben, es war immer meine Angſt in New-York, Emma allein im fremden Land zurückzulaſſen. Ich gehe überall gerne mit hin, wo Emma glücklich wird."

Auch ſie ſprach von Brautſtand, von Nachreiſen; ich lachte ihr ins Geſicht, und Emma ſagte, indem ſie ſich verlegen an der Kommode zu thun machte:

„Otto wird das alles in Ordnung bringen, Mutterli."

Am nächſten Morgen ſtieg ich nach kurzer Begrüßung meiner Engelsbraut ins Thal hinab zur Eiſenbahnſtation, die ganze Natur ſchien an meinem Glück teilzunehmen. Ich fuhr nach Bern und ging auf die amerikaniſche Geſandtſchaft. Beim erſten Sekretär legitimierte ich mich mit Bürgerpapier und Paß und fragte nach den Formalitäten wegen Heirat mit einer Schweizerin.

„Sie müſſen einen Erlaubnisſchein, einen permit, vom Geſandten haben, um ihn beim Standesamt vorzuzeigen. In welchem Staat ſind Sie Bürger geworden?" Er warf einen Blick auf das Bürgerpapier. „In Miſſouri, wie ich ſehe." Nun ſchlug er in einem Buche nach. „Im Staat Miſſouri ſind Heiratslizenzen eingeführt. Sie müſſen ſich eine kommen laſſen, es dauert das ſechs bis ſieben Wochen."

„Und ohne das kann ich den Permit nicht bekommen?"

„Es thut mir ſehr leid, wir müſſen uns an den Buchſtaben des Geſetzes halten."

Ich verwünſchte im ſtillen den Buchſtaben des Geſetzes und alle umſtändlichen Geſandtſchaftsſekretäre und zerkaute die Spitzen meiner Handſchuhe.

„Gar keine Möglichkeit, eher zu heiraten?"

„Ich bedaure aufrichtig, wir können nichts für Sie thun. Schaffen Sie die Lizenz aus Miſſouri, und die Sache iſt in fünf Minuten abgemacht."

Ich beſann mich lange.

„Es gibt doch einen kürzern Weg!" rief ich endlich freudig. „Sie werden in zwei oder drei Tagen von mir hören!"

Er zuckte zweifelnd die Achſeln.

Ich ging in ein Hotel, um etwas zu ſchreiben, ein guter Gedanke war mir gekommen. Hatten denn Steinheil und Morſe umſonſt gelebt und gewirkt? Wozu lebten wir denn im Zeitalter der Elektrizität?

Ich entwarf eine Kabeldepeſche an einen Freund in St. Louis, er ſolle mir eine Lizenz zur Heirat mit Miß Emma Rauſſ, Bernerin, beſorgen, die Einzelheiten, Alter und ſo weiter beifügend. Dann möge er den Recorder of Marriages, die Herausgabe ſowie Abſendung einer beglaubigten Kopie an den Geſandten in Bern telegraphiren laſſen. Nachdem ich die Depeſche abgeſchickt, kaufte ich Trauringe, auch ein paar einfachere für Grittli und Louis, die beiden ſollten am ſelben Tage heiraten wie wir.

Louis erwartete mich an der Station, wir ſtiegen fröhlich zuſammen hinauf nach Hauſe. Meine Emma kam mir entgegen, ich ſchwamm nur noch in einem Meer von Wonne. Die Wirtin überredete ich dann, Grittli kommen zu laſſen und in die Heirat zu willigen. Ich wollte alle glücklich ſehen.

Nach drei Tagen fuhr ich wieder nach Bern. Der Geſandtſchaftsſekretär kam mir lachend entgegen.

„Das nenne ich geſchäftsmäßig gehandelt," ſagte er, „die Depeſche kam geſtern an. Der Geſandte hat ſehr gelacht und ſagte, ganz korrekt ſei es zwar nicht, aber es ſei kein Zweifel, daß die Lizenz ausgeſtellt und unterwegs ſei, und ſo könne er mir mit gutem Gewiſſen einen Permit ausfertigen laſſen. Er ließe mir Glück wünſchen."

In einigen Minuten hatte ich den Permit in der Taſche. Dann drang ich unter Führung des Hotelwirts durch eine Menge Kanzleien zu dem Oberbeamten, der den Landſchulunterricht unter ſich hat. Seinen Titel kenne ich nicht.

Unter Erklärung der Umſtände bat ich ihn, Fräulein Rauſſs Reſignation nebſt Verzichtleiſtung auf den laufenden Quartalsgehalt zu Gunſten des Nachfolgers anzunehmen. Das Papier würde am folgenden Tag eingeſandt werden.

„Fräulein Rauſſ? Schade, eine unſerer beſten Lehrerinnen, ich habe ſie auf Inſpektionsreiſen kennen gelernt. Ein liebenswürdiges, tüchtiges Mädchen! Nun, da läßt ſich wohl nichts anderes machen. Ich werde in einigen Tagen Stellvertretung hinſchicken, wir haben immer Kandidaten genug. Grüßen Sie Ihre Braut von mir, ich wünſche Ihnen beiden Glück!"

Ich dankte und empfahl mich. Louis war heute mitgefahren, jetzt gingen wir zum Standesamt, unſere Meldungen zu machen. Hier ward endlich meinem Ungeſtüm ein kleiner Riegel vorgeſchoben. Die vierzehntägige Verkündigung ließ ſich nicht umgehen.

Bei der Zurückkunft zeigte ich Emma den Permit, ſie errötete.

„Siehſt Du, Du Ungläubige, daß ſich alles durchſetzen läßt? Jetzt ſchreibe gleich Deine Reſignation und nimm bald Abſchied von Deinen Schulkindern. In zwei Wochen geht's zum Standesamt!"

Und als ich nach dieſer Zeit Emma im Wagen abholte, ſank ſie mir in die Arme, ihre Augen ſchimmerten feucht und innig, das Dornröschen war erweckt.

„Mein Lebensglück," ſagte ich, ſie küſſend, „Du ſollſt dieſen Tag nie bereuen!"

Frau Rauſſ weinte und legte uns ſegnend die Hände auf die Häupter.

Dann fuhren wir zum Standesamt, das andere Pärchen, Louis und 's Grittli, ſaß auf dem Rückſitz und drückte ſein Glück durch immerwährendes Lachen aus. Später folgte die Trauung in der kleinen Kirche zu Altegg.

Wir zogen auf die übrigen paar Tage als erſte Penſionsgäſte zu Grittli und Louis, welche ſich unter Oberaufſicht von Tante und Bäbeli zu ganz würdevollen Wirtsleuten entwickeln.

Morgen ſind die drei Wochen vorüber, ſchon ſind Plätze auf dem nächſten Bremer Schnelldampfer belegt. Strav-Ami muß mit, er iſt jetzt ganz zufrieden, da Herr und Herrin immer zuſammen ſind.

Und bald werden die Anker gelichtet, vorwärts in eine roſige, thätige Zukunft! Hurrah for the Stars and Stripes! Ich entführe der Schweiz ihr edelſtes Edelweiß!

Heimkehr von der Gebirgsheuernte.

(Hierzu das Bild Seite 837.)

Wer kennt nicht den ſchönen Thunerſee, und wer von allen, welche deſſen blaue Fluten mit dem Schiff durchfurcht, erinnert ſich nicht voll Entzücken ſeiner idylliſchen Ufer mit dem großartigen Alpenpanorama des Berner Oberlandes im Hintergrunde? Dorthin führt uns der Maler unſeres Bildes. Es iſt zur Zeit der Heuernte, die im Hochgebirge allerdings durch den ganzen Sommer ſich erſtreckt. Beruht doch der Reichtum des Schweizer Bauern in ſeinem Vieh und darf er auf die Gemeindealpen doch nur ſo viel Tiere treiben, als er mit ſelbſt gewonnenem Heu durch den Winter gebracht hat. So lange die Jahreszeit, Wind und Wetter es nur irgendwie zulaſſen, iſt deshalb der Hirte damit beſchäftigt, das für ihn im Vergleich zu den Bewohnern der Ebene doppelt koſtbare Futter zu ſchneiden, zu trocknen und in Sicherheit zu bringen. Wer die Hände rühren kann, muß helfen, ſelbſt die Heimgeiß, welche daheim behalten wird, um den nötigen Milchbedarf für die Wirtſchaft zu liefern, wenn ihre gehörnten Hausgenoſſen hoch droben im Gebirge an den Abhängen weiden, muß mit hinaus. Mühſelig und gefahrvoll iſt das Leben des Alpenbewohners, aber welche Genüſſe bietet ihm die Natur! Wer würde unſern Bauern nicht beneiden um ſeine Heimfahrt! Die Sonne iſt bereits unſichtbar geworden, aber noch iſt der Himmel in Glut getaucht, lau weht die Luft und völlig unbewegt ruht der See. Fern im Südoſten über den Wolken erſcheinen die Spitzen des Nieſen, der Jungfrau, des Mönchs und des Eiger. Erhabene, herzbewegende Stille überall, bis auf das leiſe Glucksen des Waſſers an den Bootswänden und das Rauſchen eines Dampfers, der von Thun daherkommt. -n.

Bühne.

— **Die einaktige hiſtoriſch-dramatiſche Dichtung „Schloß Kronberg“** von König Oskar II. von Schweden ging in der Verdeutſchung von Emil Jonas über die Stuttgarter Hofbühne. Das Stück, deſſen Tendenz mehr eine patriotiſch-poetiſche als eigentlich dramatiſche iſt, machte durch die Vornehmheit ſeiner Haltung, die Wärme ſeiner Empfindung und die Schönheit ſeiner Sprache einen bedeutenden Eindruck. An derſelben Bühne wurden „Die beiden Leonoren“ von Paul Lindau mit den Damen Damont und Drexler als vorzüglichen Vertreterinnen der Titelrollen ſehr beifällig aufgenommen.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Kaiſer Wilhelm II. iſt der Goethe-Geſellſchaft beigetreten.**

— **Das berühmte Schiller-Archiv, das ſich bisher auf** Schloß Greifenſtein befand, wurde von dem Enkel des Dichters, dem Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm, der Großherzogin Sophie von Sachſen-Weimar zum Geſchenk gemacht; die Großherzogin hat dasſelbe nun mit dem Goethe-Archiv in eins verſchmelzen laſſen, ſo daß auch darin von nun an unſere beiden großen Dichter zu einer Einheit untrennbar verbunden bleiben.

— **Blutiger Regen iſt in Ruſſiſch-Polen (Gouvernement** Lublin) niedergefallen. Die Regentropfen erſchienen im Falle blutrot; überall bildeten ſich auf dem Boden große rote Lachen; in jedem Rinnſtein rieſelte ein hellroter Bach. Die weißen Hemdärmel der in den Regen geratenen Bauern waren mit „Blut“ getränkt. Furcht und Schrecken erfüllte die ganze Bevölkerung. Eine Flaſche von dieſem rotgefärbten Regenwaſſer iſt nach Warſchau geſchickt worden behufs näherer chemiſcher und mikroſkopiſcher Unterſuchung. Wahrſcheinlich rührt die ſeltſame Erſcheinung von einer Menge unſichtbarer Infuſorien her, die ſich in höheren Luftregionen aufhalten und vom Regen niedergeriſſen wurden.

— **Neun Originalmanuſkripte Lord Tennyſons, des engliſchen** poeta laureatus, wurden jüngſt in London bei einem Antiquar verſteigert und brachten 8740 Mark — eine recht ſtattliche Summe, zumal wenn man bedenkt, daß Tennyſon noch lebt. Sonſt iſt es leider herkömmlich, daß Dichter erſt einige Menſchenalter tot ſein müſſen, wenn ihre Handſchriften ſo hoch im Preiſe ſtehen.

— **Der größte Diamant der Welt, wenigſtens von den** geſchliffenen Diamanten, befindet ſich unter den Wundern der Pariſer Weltausſtellung und wurde jüngſt vom Prinzen von Wales „Imperial“ getauft. Der Imperial wurde 1885 in Südafrika gefunden, nach Amſterdam gebracht und dort während anderthalb Jahren geſchliffen. Der Kaufwert läßt ſich natürlich nur ungefähr feſtſtellen. Da indes der „Regent“ (früher der größte bekannte Diamant) bei 136 Karat Gewicht auf 12,000,000 Franken geſchätzt wird, ſo iſt der Imperial, der 44 Karat mehr wiegt, wohl um einige Millionen höher im Werte zu ſchätzen.

— **Weibliche Geiſtliche gibt es in den Vereinigten Staaten** von Amerika; und jüngſt hat eine derſelben, die Paſtorin Ellen Ninde in Cleveland, Ohio, vom Staate das Recht erwirkt, auch geſetzlich gültige Trauungen vollziehen zu dürfen.

— **Eine Zeitung in lateiniſcher Sprache, ein Unikum der** Zeitungsliteratur, erſcheint neuerdings in Italien, in Aquila degli Abruzzi. Alle vierzehn Tage kommt ein kleines Heft zu je 8 Oktavſeiten heraus. Sie führt den Titel „Alaudae“ (Lerchen), und ihr Herausgeber iſt Carlo Arrigo Ulrich, ein junger Gelehrter, der ſich früher Studien halber in München aufgehalten hat.

— **Als deutſcheſte Stadt der Vereinigten Staaten darf** Tell City, Indiana, gelten. Die Mutterſprache aller ſtädtiſchen Beamten iſt mit nur einer Ausnahme, des Stadtanwalts, die deutſche. Der Mayor, Clerk und zwei Mitglieder des Stadtrates ſind Deutſch-Schweizer, der Schatzmeiſter iſt der Sohn eines ſolchen. Von den übrigen vier Stadträten ſind drei und der Aſſeſſor in Deutſchland geboren; der vierte iſt der Sohn eines eingewanderten Deutſchen. Der neue Poſtmeiſter iſt ebenfalls ein eingewanderter Deutſcher, und es iſt ſehr leicht möglich, daß auch der andere Bundesbeamte, der Richter, einen Deutſch-Amerikaner zum Nachfolger bekommen wird. Die Verhandlungen des Stadtrates werden in deutſcher Sprache geführt, dann in engliſcher Sprache protokolliert. Die Anſiedelung, im Jahre 1858 gegründet, liegt am Ohio, 63 Meilen oberhalb Evansville und iſt ſeit dem 1. Januar 1888 durch eine Zweigbahn mit der Louisville und St. Louis Air Line verbunden.

— **Die Feuerbeſtattung macht in Italien bedeutende Fortſchritte.** Sie iſt von 62 Gemeinden grundſätzlich angenommen; in 21 von ihnen iſt das Krematorium bereits ſeit längerer Zeit in Thätigkeit, in zwei Städten geht es ſeiner baulichen Vollendung entgegen, und in 19 meiſt kleinen Gemeinden hat man nur aus Mangel an Mitteln noch nicht an die Ausführung des Baues gehen können.

— **In den Tagen vom 1. bis 3. Juni dieſes Jahres fand** in Gießen das fünfzigjährige Stiftungsfeſt der „Teutonia“, des älteſten Corps der dortigen Univerſität, unter ſtarker Beteiligung der alten Herren ſtatt. Nach dem Empfang und der Begrüßung am 1. Juni nachmittags 6 Uhr begann um 8 Uhr der Kommers in Sterns Garten, an dem 250 Perſonen teilnahmen und den auch die Damen durch ihre Gegenwart verherrlichten. Am zweiten Tage war C.-C., in dem über ein eigenes für das Corps zu erbauendes Haus beraten wurde. Hierauf erfolgte ein Frühſtück, bei welchem die Damen eine prachtvoll in den Farben des Corps geſtickte Decke überreichten. Der dritte Tag brachte eine glänzende Auffahrt durch die feſtlich mit Fahnen in Reichs- und Corpsfarben und reichem Blumenflor geſchmückte Stadt. Den Schluß der überaus gelungenen ſchönen Feier bildete ein großes Gartenfeſt mit Feuerwerk und Ball.

Sport.

— **Der letzte Berliner Sommer-Renntag brachte im Silbernen** Schild und 10,000 Mark über 2100 Meter mit dem Siege der Graditzer „Oblate“ vor „Kuno“, „Peltersberg“, „Freimaurer“ und „Durchgänger“ eine große Ueberraſchung. An demſelben Tage gewann B. Marks „Königsleutnant“ das Bergeriſt-Handicap unter top weight vor „Mart“ ꝛc., Koldes „Weltkind“ das Markgrafenrennen vor „Hammerfeſt“, Oehlſchlägers „Greier“ das Hymenäusrennen und Lindners „Ambroſius“ das Troſt-Handicap. Tags zuvor hatte Leutnant von Willich die „Armee“ auf „Lara“ vor „Gaoſter Boy“, „Fatalez“ ꝛc. gewonnen, während Marks „Märzblüte“ im Maidenrennen, der Graditzer „Hildebrand“ im Staatsrennen vor „Ali“, von Peters' „Barbar“ im Admiralsrennen und Leutnant von Tiele-Winklers „Sunt“ im Grunewalder Handicap vor „Bachantin“ ſiegreich geweſen.

— **Mit dem Grand prix haben die Franzoſen nun auch** ihr drittes großes Rennen erfolgreich gegen England verteidigt. Es ſiegte in dem größten Rennen des europäiſchen Kontinents der mit 100:1 in den Wetten notierte br. H. „Vaſiſtas“ H. Delamarres vor „Pontiacq“, „Aérolithe“ und 10 anderen Pferden. Der Sieger erhielt 135,400 Franken.

— **Bei den internationalen Radwettfahren zu Berlin** holte ſich A. Lehr, Frankfurt a. M., zum zweitenmale die Meiſterſchaft von Europa auf dem Zweirade vor Gödel, dem J. H. Adams, Lewisham B. K. als Dritter folgte. Auch den von Kaiſer Friedrich III. geſtifteten Preis für ein 7500 Meter-Fahren verteidigte Lehr mit Erfolg, während ſein Landsmann Stein gleichfalls zum zweitenmale die Dreiradmeiſterſchaft von Europa über 5000 Meter vor Körner, Leipzig, gewann.

— **Eine Stecknadel in der Leber eines Edelhirſches** wurde vor kurzem nach einer Jagd in Oeſterreich gefunden. Der Hirſch war gut bei Wildbret.

Denkmäler.

— **In Gaſtein wurde zum Gedächtnis an Kaiſer Wilhelm I.** ein Denkmal errichtet, beſtehend in einer überlebensgroßen Bronzebüſte und einer dieſelbe umgebenden Marmorniſche. Der Stifter des Denkmals iſt Weingroßhändler Abeſſer ſenior in Berlin.

— **„Zum Andenken Jakob Böhmes, geb. im November** 1575 zu Alt-Seidenberg, geſt. am 17. Nov. 1624 zu Görlitz“, ſo lautet die goldene Inſchrift eines Denkmals aus ſchwarzem Marmor, welches am erſten Pfingſtfeiertag in dem ſächſiſchen Städtchen Seidenberg dem berühmten Schuhmacher und Philoſophen enthüllt wurde.

— **Zu dem Erzſtandbild für Herzog Albrecht von Preußen** — der als letzter Hochmeiſter das Ordensland in ein weltliches Herzogtum unter der Herrſchaft der Hohenzollern umwandelte — hat Kaiſer Wilhelm II. 21,000 Mark beigeſteuert. Die Ausführung erfolgt nach dem Entwurf des Profeſſors Reuſch. Die Enthüllung ſoll im Jahre 1891 in Königsberg ſtattfinden.

Geſtorben.

— Prinz Ferdinand Otto von Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt, k. k. Oberſt a. D., 69 Jahre alt, am 28. Mai, in Neudorf a. Rh.

— Ceſare Dalbono, Commendatore, Vorſitzender der Akademie der ſchönen Künſte und Altertumswiſſenſchaften in Neapel, am 29. Mai, in Neapel.

— Richaud, bis vor kurzem Generalgouverneur von Franzöſiſch-Indochina, am 31. Mai, auf der Rückreiſe nach Frankreich, an Bord des „Caledonien“.

— Eugen Véron, Begründer und Redakteur des Pariſer „Courrier de l'Art“, Anfangs Juni, in Sables d'Olonne.

— Hermine Ries, ungariſche dramatiſche Schriftſtellerin, 37 Jahre alt, am 4. Juni, in Kaſchau.

— Freiherr Alexander von Falkenhauſen, k. preußiſcher Generalleutnant z. D., 68 Jahre alt, am 5. Juni, in Breslau.

— Alois Hennes, bekannter Komponiſt und Muſikſchriftſteller, 61 Jahre alt, am 8. Juni, in Berlin.

— Dr. Paul Heinrich August Möbius, herzoglicher Oberſchulrat a. D. in Gotha, vorher Direktor der erſten Bürgerſchule in Leipzig, ausgezeichneter Schulmann, auch von reger literariſcher Thätigkeit, 64 Jahre alt, am 8. Juni, in Friedrichroda.

— Dr. Hans Biſchoff, Pianiſt, ein tüchtiger und verdienſtvoller Muſiker, 37 Jahre alt, am 12. Juni, in Schönhauſen.

— Pfarrer Dr. jur. Sauer, bekannter Liederdichter, 73 Jahre alt, am 13. Juni, in Oberwalluf im Oberrheingau.

— Dr. Oreſt Fedorowitſch Miller, Profeſſor der St. Petersburger Univerſität, hervorragender Slaviſt, 54 Jahre alt, am 13. Juni, in St. Petersburg.

— Dr. theol. Aug. Fr. W. Beſte, General- und Stadtſuperintendent und Paſtor zu St. Petri in Braunſchweig, am 13. Juni, in Braunſchweig.

— Dr. jur. Paul H. J. Schelling, ordentl. Prof. der Rechte an der Univerſität Erlangen, 75 Jahre alt, am 13. Juni, in Erlangen.

— Dr. Adolf zum Berge, Chefredakteur des „Hannoverſchen Couriers“, 60 Jahre alt, am 13. Juni, in Hannover.

— Landgerichtsrat Max Hollmann, hervorragender Unterſuchungsrichter, 56 Jahre alt, am 14. Juni, in Berlin.

— Geheimer Hofrat Heinrich Wellmann, Vorſteher des Zentralbureaus des auswärtigen Amtes, tüchtiger Beamter, auch ſchriftſtelleriſch bewährt, 55 Jahre alt, Mitte Juni, in Berlin.

— Franz Klemens Overbeck, Profeſſor an der techniſchen Hochſchule in Aachen, bedeutender Schriftſteller über Architektur, am 15. Juni, in Aachen.

— Profeſſor Chriſtian Böttcher, bekannter Porträt- und Genremaler, 70 Jahre alt, am 17. Juni, in Düſſeldorf.

— Dr. Karl Wiſer, ehemaliger Bürgermeiſter von Linz und früheres einflußreiches Mitglied des öſterreichiſchen Reichsrats und oberöſterreichiſchen Landtags, 59 Jahre alt, am 18. Juni, in Linz.

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von

Johanna von Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Will uns diesmal die Sommermode bunter und mannigfaltiger erſcheinen als ſeit langer Zeit, ſo iſt das ſchon zu erklären. Im vergangenen Jahre unter der deutſchen Landestrauer gedrückt und ins Dunkle ſtaffiert, möchte ſie Verſäumtes nachholen, und thut's, ſich nun faſt überhaſtend in Farben der Lebensluſt und Bewegungen der Laune. Dazu kommt das nervöſe Beſtreben der Pariſer, den Strom der Fremdenwelt, welchen ihre Ausſtellung an die Seine zieht, auch durch Senſationen der Mode zu blenden, und die Züge des Auffälligen, Gefallſüchtigen und Senſationellen, welche dieſe Sommermode charakteriſieren, ſind erklärt. Was ſich dort rüſtete, die vornehme Welt und das Geld aus aller Herren Ländern zu empfangen, hat wahrhaft fieberhaft Mode gemacht. Die Börſen der Ruſſinnen, die Portefeuilles amerikaniſcher Eiſenbahnkönige ſollten für den goldenen Strom, dem ſich Paris öffnete, den Eindruck unvergleichlicher Triumphe der Modenſtadt empfangen, darum haben die Worth, die Lafferrière, Morin Bloſſier und andere die Anſtrengungen einer Campagne hinter ſich, die lange ohnegleichen bleiben wird. Man ſchafft nicht ſo mühelos tauſend Verſchiedenheiten auf einmal. So kann der Fremde mitten in dieſem Irrgarten franzöſiſcher Modiſtenkunſtſtücke von einer Sommermode 1889 ſchlechterdings keinen Eindruck empfangen: die gibt's nicht, aber es gibt hundert und aberhundert gänzlich verſchiedener Toiletten, die ſein Auge beſtechen, ſeinen Geſchmack ins Schwanken bringen und die Alleinherrſchaft der Laune proklamieren. Was auf den Boulevards der feiernden Stadt in dieſen Wochen durcheinanderflutet, was die Salons der Modemagazine diskret für ihre kosmopolitiſchen Gäſte bereithalten, iſt ein Durcheinander, was ſo hohen Reiz, aber ganz gewiß keine Type bietet. Wer der Toilette keinen Reiz abzugewinnen vermag, welche die Frauen des Direktoriums trugen, für den halten die Vitrinen der Centennialausſtellung die Hofgewänder unter den Ludwigen oder im Empire bereit, und die Frauen, die keinen Geſchmack finden am Stil, die dürfen von der „Genretoilette“ hundert Spielarten zu ihrer Auswahl erwarten. Neben dem **genre tailleur** die japaniſchen und chineſiſchen, kaukaſiſchen und orientaliſchen Morgentoiletten, neben den chevaleresken Toiletten für die Logen von Chantilly und Ascot die ſchwarzgegürteten, weißpuritaniſchen Gewänder junger Frauen von high art, die uns zu Nonnen machen wollen, Hüte aller Epochen und jeden Einfalls, Farben einer Excentrizität, die noch nie Boden gewann, neben Tönen von einer Zartheit und Subtilität, die nicht übertroffen werden könnten, und das alles neben einander und durch einander, das iſt die Sommermode 1889. Allerdings gilt außerhalb der kosmopolitiſchen Verſammlung in Paris und etwa in den bekannten Weltbädern noch, deren Phyſiognomie überhaupt von dort ihre Züge empfängt, ſchon eine kleine Beſchränkung. Wien, deſſen von Paris immer unabhängiger gewordene Mode ihre Vornehmheit in einer gewiſſen Reſerve und Zurückhaltung bekennt, zeigt heuer, faſt geſucht, im Uebergewicht ganz einfache Toiletten. Wer den Ruf, aber auch die Preiſe der Wiener Modeſchneider kennt, weiß, daß ein Promenadekoſtüm, deſſen Ausſtattung wir beſchreiben hören können, wie etwa: „Nichts, reinweg nichts, die erforderlichen Nähte und einen Knopf über dem Gürtel,“

[illegible]

eine ganz unglaubliche Summe kosten kann, und daß die Frauen, welche sich von Wien versorgen, ihre Toiletten nicht etwa aus Ökonomie tragen. Man ist raffinierter, feinfühliger, vornehmer in Wien, und wenn natürlich auch hier Herausforderndes genug auf den Promenaden und in den Salons zu sehen ist, das Auffällige und Prätentiöse entspricht dem Geschmack daher nicht des vornehmen Wieners. — So ist's in diesem Sommer fast gesucht in einfachen Toiletten [illegible]. Die modernen Seiden, die Foulards, die Batiste, aus die leichten und feinen Sommerstoffe [illegible] mit Vorliebe [illegible] gebracht. Schlanke Figuren [illegible] schwarzer Spitze [illegible] sieht man [illegible] Zeitung [illegible] Mode [illegible] und [illegible] Zeichnung [illegible] an den [illegible] die [illegible] Toiletten [illegible] Mantel [illegible] [illegible] zu allen [illegible].

letzte [illegible] Farben — [illegible] Farben, [illegible] [illegible].

[illegible] Spitzen [illegible]

Weil der moderne [illegible] [illegible] aller Farben, aus [illegible] Formen, aus mehreren Stoffen [illegible], aus nur einem Stoff oder auch nur aus Spitze der Schulter [illegible] — in zahllosen Spielarten bietet sich uns der Aermel dar. Sehr elegant macht sich in einzelnen [illegible] Formen der [illegible], [illegible] Spitzenärmel. [illegible]

schwarzen Toiletten, schmücke zu weißen oder grauen, wo's wohl, noch mit Goldstickerei bedeckt oder durchzogen, gar außerordentlich gute Effekte. Ein ähnliches Spiel wird mit den kleinen [illegible] Mantelettes getrieben — jeder Erscheinung scheint speziell ihre eigene erfunden worden zu sein. Hier kleine, bis zur Ellenbogenhöhe reichende, leicht gestickte Marquisenkragen, dort alle möglichen Anordnungen eines [illegible], Agraffen und Schnüre [illegible] Shawls. Fichuartige Gebilde von Band und Spitze oder indischen Glasgeweben, Mantelets spinnwebdünn, andere schimmernd und [illegible] von einem zierlichen Schmelz- und Perlenbesatz, leichte, [illegible] Goldschleier, mit schwarzer Spitze in leichten Mantillen angewendet, das alles ist Sommermode. Dazu gesellt sich dann noch der lange Spitzenstoff- oder Seidenmantel mit dem weiten, offenen russischen Aermel, der bis zum Saum der Toilette herabfällt und einen unerläßlichen Bestandteil der Trains bildet, die heute der eleganten Frau auf Reisen und in die Kurbäder folgen; nur die Temperatur hat jene Umhänge unwillkürlich in den Vordergrund gedrängt. Alle diese Saisonneuheiten lieben es, mit flatternden Schleifen ausgestattet zu werden, eine Garnitur, welche die Toilette überhaupt bevorzugt, — besonders diejenige der Jugend; diese reizenden Waschkleider aus [illegible] Pongé, Batist oder Serge [illegible]

[illegible] Der Gürtel wird immer [illegible] elegante [illegible]. Er wird wohl [illegible] im Rücken etwas hoch angezogen, um die Taille [illegible] zu markieren, aber nach der Form der [illegible] Corsage, durch kleine Perlen oder Metallknöpfchen an der Taille befestigt, gibt er sich zierlich und elegant. Die flatternden Schleifen, die seitlich oder über das [illegible] des Anzugs [illegible], sind, besonders auf weißen Stoffen, noch lose und lustig mit Goldfaden bestickt. Auch die Hochsommerhüte aus grobem Bast oder Stroh, die weißen oder gelben [illegible] Helgoländerformen, die man [illegible] einmal wieder ans Licht gebracht hat, sind mit Schleifen aus gebundenen Bändern garniert; und dazu werden dann Bänder oft von der Breite von zwanzig Centimeter verwendet. Zu weißen Toiletten schwarze oder [illegible] Helgoländer mit breiten rosa Bändern sehen sehr originell aus und sind von den englischen [illegible] her auf [illegible]

[illegible]

Bei Damen bewahrt [illegible] moderne Lingerie. [illegible] öffnen sich [illegible] oder [illegible], [illegible] Spitzen oder Stehkragen, die Kragen [illegible] in großen [illegible] auslaufen, geschlitzte Aermel werden durch lichte, leichte [illegible] ausgefüllt, und man fältelt, [illegible] und [illegible] auf diesem Gebiet mit wahrer Herzenslust. Unter dem langen, glatten Aermel des Tailleur sieht wieder die [illegible] Manschette unserer Herren hervor, der Stehkragen, [illegible] ist [illegible] oder noch höher geworden; nur unter der gelblichen Spitzengarnitur, in welcher sich die [illegible] verliert, die [illegible] einer eleganten Promenadentoilette [illegible], [illegible] bis zur [illegible], der [illegible] Lingerie [illegible] Strümpfe, schwarze Bänder sind immer [illegible]. Dieser Geschmack ist vorzugsweise an [illegible] Sommertoiletten gebunden. Man [illegible] am Saume noch mit schwarzer Stickerei aus, wenn man mag. Auch die kleine [illegible] englische Jacke, die man zu kurzen Röcken trägt, ist ein besonderer [illegible] der Mode. Der [illegible], [illegible] Stoff, ein speziell englisches Gewebe, erinnert an das Schwarz der dänischen [illegible]. Diese aber weißen Westen offenen [illegible] haben Revers von Faille oder [illegible] Moiré, und der weiche, leichte, [illegible] Stoff mit weißen oder silbernen Seidenfäden bekommt ihnen völlig [illegible] mehr oder weniger wahren Ausdruck, [illegible] in dieser Saison [illegible] dem eleganten, gut getragenen [illegible] machen kann. [illegible] Sommerrhythmen-

[illegible]

[illegible] weiten, [illegible], und [illegible] gern an [illegible], welche die [illegible] Herrschaft des [illegible] Geschmacks aus dem sentimentalen und speziell deutschen Markt zu überwinden bemüht sind, wie die Henneberg etwa in Zürich, deren originelle Gewebe den besten Fabrikaten Lyons ein Paroli zu bieten vermochten, diese Häuser erwarten den Winter mit Geweben von einer Pracht und Mannigfaltigkeit, die auf [illegible] mit Sonderansprüchen zu sein. Seit man sich für den Sommer mit Flanell- und Tuchkostümen ebenso gut ausstattet wie mit Foulards und Batisten, gibt's eine eigentliche Herbsttoilette nicht mehr. Wohl hält der Modist diplomatischerweise einzelne Muster für den Uebergang zurück, den der September und Oktober für die Mode bedeuten, aber geschaffen, wirklich geschaffen wird für den Herbst selbst nur wenig. Auch die Neuheit, welche in dieser Zeit die so beliebte crèmeweiße Flanellrobe und das weißwollene Tuchkleid ersetzen soll, die Toilette von Seidentuch, einem unvergleichlich schönen, velourartig schimmernden Seidengewebe, ist schon heute für die elegante Sommertoilette das A und das O. Dieses Gewebe wird zweifellos zu den Erscheinungen gehören, die in dieser mannigfaltigen und unruhigen Mode ausdauern werden wie nur wenig andere.

Neue Bücher und Schriften.

Anzer, Jos., Marias Traum. Roman aus der Akademie. Zürich, Schröter & Meyer.
Barbier, der lustige. [illegible] Dichtern. Humorist. Bilder [illegible]. Stuttgart, Levy & Müller.
Borkum: Kleines Taschenbuch für Badegäste. Saison 1889. Emden, W. Haynel.
Eick, A., Die Künstler von Friedrich Schiller, an der Hand des Textes gemeinverständlich erläutert. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Ebeling, A., Die Sklaverei von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Paderborn, F. Schöningh.
Eike, M. v. d., Ein Sohn. Roman in 2 Bänden. Freiburg i. B., [illegible]
Flotham, C., Die schädlichsten Ideen der Neuzeit u. deren radikale Beseitigung. [illegible] H. Spamer.
Frank, L. A., Friedrich von Amerling. Ein Lebensbild. Wien, A. Hartleben.
Franke, F., Aus einem Weltbad (Baden-Baden). Heitere Skizzen u. [illegible] Glatz, Gebr. Pollmann.
Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien. I. Band. Charlottenburg, F. [illegible]
Holstein, L., Im tiefen Forst. Roman in 3 Bänden. 2. Aufl. Freiburg i. B., A. Kiepert.
Hahn, Marg., Das [illegible]. Lustspiel. [illegible]-Verlag.
Jaroslke, A., Der [illegible] u. andere Novellen. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Jensen, W., Sankt-Elmsfeuer. Novellen. Leipzig, C. Reißner.
Kärntens Sommer-Aufenthaltsorte. Klagenfurt, Bertschinger.
Kleinschmidt, Dr. A., Charakterbilder aus der französischen Revolution. Wien, A. Hartleben.
Litzmann, B., Schiller in Jena. Eine Festgabe zum 24. Mai 1889 aus dem deutschen Seminar. Jena, F. Mauke.
Neumann, C., Unsere Vogelwelt im Kampfe ums Dasein. Ilmenau, A. Schröter.
Nordseebäder auf Sylt, Westerland u. Wenningstedt. Hamburg, O. Meißner.
Papenbrecher, Dr. A., [illegible] 2. Aufl. Leipzig, J. J. Weber.
Pariser [illegible]
Photographische Mitteilungen für Fachmänner und Liebhaber. Herausgeg. v. Dr. H. W. Vogel. XXV. Jahrg. Berlin, R. Oppenheim.
Redslob, J., Die Deutschen im Auslande. Beiträge zur Kolonial- u. Auswanderungsfrage. Berlin, [illegible]
Schlögl, Fr., Von den beiden Büchern. [illegible] Wien, A. Hartleben.
Schröter, C., Taschenflora des Alpen-Wanderers. Kolorierte Abbildungen von 155 verbreiteten Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von Ludw. Schröter. Zürich, Meyer & Zeller.
Thoma, H., Paul Gudrom. Novelle. Norden, D. Soltau.
— — Unser [illegible]. Erzählung aus unseren Tagen. Ebend.
Webers Illustrierte Katechismen. Nr. 121: [illegible] Leipzig, J. J. Weber.

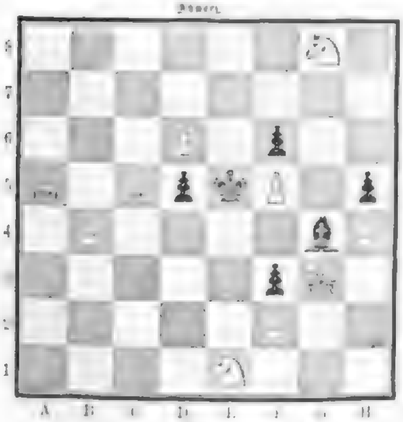
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 510.

Von J. C. [illegible]

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 507:

Weiß.	Schwarz.
1) K. D 2 — E 1	1) K. F 4 n. F 3.
2) T. F 8 — D 8	2) Beliebig.
3) T., L. oder S. Matt.	
A)	
1)	1) K. F 4 n. E 4.
2) T. F 8 — A 8	2) K. E 4 — F 4.
3) T. A 8 — [illegible] Matt.	
B)	
1)	1) D 3 — D 2 †.
2) S. E 4 n. D 2	2) Beliebig.

3) L. oder T. Matt. — (Auf 1) . . . 1) S. [illegible] n. F 3; 2) T. [illegible] † u.; auf 1) . . . 1) S. A 6 n. B 4; 2) T. F 8 — D 4 † u. — Andere Spielarten leicht.)

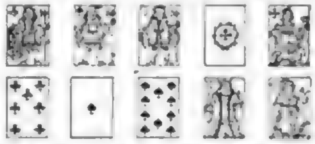
Kartenspiele.

(Redigirt von [illegible])

Aufgabe Nro. 84.

Skat.

Der Mittelhand liegt Tourné; sie hat dazu folgende Karten:

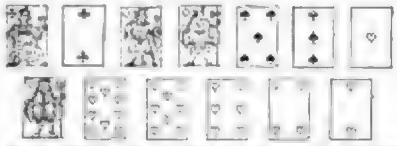


Wollte sie tourniren, so würde sie das Spiel verlieren, obgleich zwei Blätter von einer Farbe im Skat liegen; ebenso wäre ein Grand aus der Hand verloren, endlich auch ein Treff-Solo, letzteres sogar mit Schneider. Wie müssen die übrigen Karten verteilt sein?

Auflösung der Aufgabe Nro. 82:

Whist.

Der Spieler hatte in der Hand:



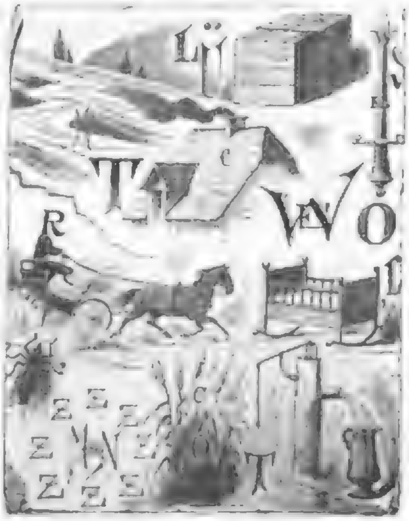
Er zieht Carreau-As, dann den Buben nach und ekartirt im Strohmann, aus welchem dann Carreau-Zehn gespielt wird. Der Stich wird mit König oder Dame von der Hand genommen, Treff-Dame, Treff-König nachgezogen; dann holt der Strohmann die letzten Treffs ab und spielt sich mit drei Carreau wieder in die Hand, in welcher nur freie Karten sind.

Rätsel.

Buchstabenrätsel.

Mit A ist es ein Hafenort
In Asien gelegen,
Mit E ein bayerisch Wort,
Ein Land voll Glück und Segen.
Mit I im alten Rom es war
Für Cäsar einst gefährlich,
Mit O singt's eine ganze Schar
Im Dichterwald alljährlich.

Bilderrätsel.



Auflösung des Fahnenrätsels Seite 805:

„Wir alle wollen Schüler sein!"

Auflösung des Citaträtsels Seite 785:

1) My house is my castle.
2) Après nous le déluge.
3) Erkenne dich selbst.
4) Anchio sono pittore.
5) Gutta cavat lapidem.

M	A	E	A	G
Y	P	R	N	U
H	R	K	C	T
O	E	E	H	T
U	S	N	I	A
S	N	N	O	C
E	O	E	S	A
I	U	D	O	V
S	S	I	N	A
M	L	C	O	T
Y	E	H	P	L
C	D	S	I	A
A	E	E	T	P
S	L	L	T	I
T	U	B	O	D
L	G	S	R	E
E	E	T	E	M

Litteraturgeschichtliches Füllrätsel.

Werden an die Stelle der leeren Felder und Ziffern die richtigen Buchstaben gesetzt, so entstehen in den senkrechten Reihen von oben nach unten neun Wörter, deren jedes fünf Buchstaben umfaßt. Diese Wörter nennen: 1) einen deutschen Dichter; 2) einen deutschen Romanschriftsteller der Gegenwart; 3) eine Person aus Goethes Iphigenie auf Tauris; 4) einen naturwissenschaftl. Schriftsteller der Neuzeit; 5) eine Muse; 6) einen griechischen Buchstaben; 7) einen im Volkslied besungenen Helden des vorigen Jahrhunderts; 8) einen deutschen Dichter der Gegenwart; 9) eine deutsche Schriftstellerin der Gegenwart. — Ist alles richtig, so erscheint an den durch dickere Umrahmung bezeichneten Stellen in der durch die eingetragenen Zahlen angegebenen Reihenfolge der Name eines deutschen Dichters der Gegenwart.

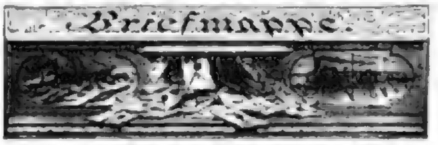
1	2	3	4	5	6	7	8	9
		2				10		
	3		1		9		11	
4	e	e	e	5	e		e	12
i	8		7		15	e	13	k
		6				14		

Auflösung des Damenzuges Seite 805:

Das Halsband ist geschlossen.

Auflösung des Rätsels Seite 805:

Bornholm.



Briefmappe.

Kunstfreund C. T. in W. Ja, es gibt von dem Bilde: „Vom Gewitter überrascht" (in Nr. 38 dieser Zeitschrift) photographische Nachbildungen in verschiedenen Größen im Verlag von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris. Vertreter für Deutschland: Hugo Grosser's Kunsthandlung in Leipzig.

[illegible] ihr Leben Vertrauernde. Was für Ihre besonderen Verhältnisse am geeignetsten ist, vermögen wir nicht zu entscheiden, da Sie uns nur schreiben, was Ihnen lieber ist, aber nicht, welche Veranlagungen in Ihren Charakteranlagen und Neigungen gegeben sind. Wir können Ihnen daher nur empfehlen, das unlängst in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene Buch von Amalie Baisch: „Aus der Töchterschule ins Leben", das Ihnen jede Buchhandlung liefert, zu Rate zu ziehen. Sie finden darin all die verschiedenen Thätigkeiten aufgeführt, denen ein junges Mädchen sich widmen kann, auch diejenigen, zu denen man sich ohne großen Aufwand an Zeit und Kosten vorzubereiten vermag, und werden leicht herausfinden, was Ihren Neigungen und Ihren Verhältnissen entspricht, um Ihrem Leben den Inhalt zu verleihen, nach dem Sie sich sehnen.

Stella. Die Schilderung eines [illegible] tragischen, aber leider durchaus nicht seltenen Vorgangs, müßte mit viel größerer Meisterschaft durchgeführt sein, um Anspruch auf Veröffentlichung zu haben.

Benjamin D. in Wien. Sie sind [illegible] Schade, daß Sie uns jede Begründung Ihres [illegible] gegen das Deutschtum schuldig bleiben. Wir sind überzeugt, und erkennen es aus dem ganzen Ton Ihrer Zuschrift, daß Sie recht gut wissen, warum. Man kann nicht geben, was man nicht besitzt. Wir sind etwas gründlicher als Sie und geben Ihnen daher nachstehend die unanfechtbare Widerlegung Ihrer [illegible] Behauptungen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" berichtet in ihrer Nr. 197 vom 28. April 1889 über den [illegible] der amerikanischen Bevollmächtigten zur Samoakonferenz auf dem Auswärtigen Amte in Berlin, wo sie vom Staatssekretär Grafen von Bismarck empfangen wurden, und schreibt da: „Bei dieser Gelegenheit erklärte Herr Bates, er bedauere, daß ein seine Unterschrift tragender Artikel im letzten Hefte einer amerikanischen Monatsschrift veröffentlicht und in der deutschen Presse vielfach bemerkt worden sei; er brauche aber kaum zu bemerken, daß jene litterarische Kundgebung, die vielleicht infolge unvollkommener Unterrichtung zu Mißdeutungen Veranlassung gegeben habe, von ihm zu einer Zeit geschrieben worden sei, als die [illegible] noch nicht [illegible] hätten und als ihm der Gedanke fern gelegen habe, er könne, obgleich der jetzigen Regierungspartei nicht angehörig, zum Bevollmächtigten für die Samoakonferenz berufen werden. Er habe, sobald er von seiner Ernennung Kenntnis erhalten, alle Schritte gethan, um das Erscheinen seiner Abhandlung zu verhindern; zu seinem lebhaften Bedauern habe aber die betreffende Redaktion sich wegen technischer Schwierigkeiten außer Stande erklärt, den ihm [illegible] Artikel zu unterdrücken. Herr Bates erklärte, daß er seine Abhandlung nur als unvollständig unterrichteter Privatmann geschrieben habe; nach den Bekanntmachungen der im Weißbuch veröffentlichten Depeschen, welche für die loyale Haltung der deutschen Regierung Zeugnis ablegten, sei der Artikel gegenstandslos geworden. Herr Bates fügte hinzu, er habe volle Achtung vor der deutschen Nation, welcher die Vereinigten Staaten viel zu verdanken hätten, und nichts habe ihm ferner gelegen, als Deutschland oder seine Regierung beleidigen zu wollen. Er schloß mit dem Ausdruck des Wunsches, daß seine Erklärung zur öffentlichen Kenntnis kommen und dazu beitragen möge, die in der deutschen Presse gegen ihn zu Tage getretene Verstimmung vollständig zu beseitigen." Diese Erklärung, für deren Richtigkeit die Redaktion des genannten Blattes [illegible], hat seitdem die Runde durch die gesamte in- und ausländische Presse gemacht, ohne von Seiten des Herrn Bates oder von einer andern Seite irgend welchen Widerspruch zu erfahren, was einer vollen Bestätigung und Bekräftigung gleichkommt. Sie sehen also, daß Sie mit Ihrer gegenteiligen Behauptung gründlich Fiasko machen.

F. K. in K. Wenden Sie sich an das Stellennachweisebureau des Lette-Vereins in Berlin SW., Königgrätzerstraße 90, das, falls es Ihnen nicht unmittelbaren Bescheid geben kann, doch wenigstens die Wege anzugeben vermag, auf denen Sie Ihr Ziel weiter verfolgen können.

Ernſt L. in Budapeſt. Ihr Manuſkript hat zwei Schattenſeiten: ſchwer zu entziffernde Schrift und [illegible] Inhalt.

Ein gläubiger Anhänger des [illegible]. Ihre [illegible] treffen in dieſem Falle nicht zu. [illegible]

C. S. in Frankfurt a. M. Uns unbekannt.

E. K. in Temesvár. [illegible] broſchirt zu 12 ℳ, fein in 2 Bänden gebunden zu 15 ℳ [illegible]

Eliſe R. in [illegible]. [illegible]

R. L. in K. a. S. Böhmen. [illegible]

Karl M. in [illegible]. [illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

Verantwortliche Redaktion: **Otto Baiſch** in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**“ [illegible]
Wien: Filiale von „**Ueber Land und Meer**“ [illegible]
Budapeſt: **Moriß Pſchl** [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] Roman von G. von [illegible] (Fortſetzung). [illegible] — Die Ausſtellung für Unfallverhütung in Berlin, von Franz Bendt. Schluß. — Der Schatz von Perſien zu Berlin, von -s. — [illegible] von der Gebirgsbahnen, von -n. — Notizblätter. — Blätter für die Frauen: [illegible], von Johanna von Sydow. — [illegible] — Schach. — Rätſel: [illegible] Auflöſung des [illegible] Seite 803; Auflöſung des [illegible] Seite 786 [illegible] — Briefmappe.

Illuſtrationen: [illegible] Gemälde von [illegible] — Die Ausſtellung für Unfallverhütung in Berlin, fünf Originalzeichnungen von Paul Hoppel. — Der Schatz von Perſien in Berlin, drei Originalzeichnungen [illegible] — [illegible]

Der Bazar.
Illuſtrirte Damenzeitung.

Preis vierteljährlich 2½ Mark.

Alle Poſtanſtalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements auf dieſe tonangebende, reichhaltigſte und nützlichſte Modenzeitung an.

Inhalts-Ueberſicht der Nummern 25 und 26:

Moden: [illegible] — Sommerkleider. — [illegible] — Kleider für Mädchen. — [illegible] — [illegible] u. ſ. w.

Handarbeiten: [illegible] — [illegible] u. ſ. w.

Hierzu doppelſeitiger Schnittmuſterbogen.

Unterhaltung: [illegible] von Gerhard [illegible] (Fortſetzung). [illegible] — [illegible]

Illuſtrationen: [illegible] Gemälde von [illegible] — [illegible]

Hierzu kolorirtes Stahlſtich-Modenbild.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition [illegible]

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Das Beſte Mittel zu lohnendem Erwerb im Hauſe iſt eine [illegible] **Strickmaſchine** [illegible] Lane & Timaeus [illegible] Löbtau Dresden.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart von **Wilh. Jordan.**
2 Bde. Preis geheftet ℳ 10. —; fein geb. ℳ 12. — [illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und
Newyork — Baltimore
Brasilien — La Plata
Ostasien — Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Abgabe jeden Masses

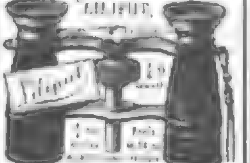
Möbelstoffe

in Crêpe, Damast, Rips, Plüsch und abgepasste Portièren
in jeder Preislage
Specialität: Mohair-Plüsche.
Fabriklager von Richard Zieger, Chemnitz.
Abgabe jeden Masses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

Von der Wiege bis zum Grabe.
[illegible] Carl Reinecke. [illegible] Auflage, [illegible] brillant recensirt. — [illegible]
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig. [illegible] gratis.

Clariophon,
[illegible]
G. Behrendt.
Berlin W., [illegible]

[illegible]



[illegible] „[illegible] und sämtl. Abnehmer sich nach jeder Richtung zufrieden gestellt erklären.“
Chemnitz, d. 24. [illegible]
[illegible], Oberstleutnant.
E. Krauss & Co., Leipzig.
Pfaffendorferstrasse 50.
Fabrik optischer, photogr. etc. Instrumente
Paris, London, St. Petersburg, Mailand.
Depot von Liliput:
[illegible]
Illustr. Preisverz. über Feldstecher, [illegible], photogr. App., Barom. etc. kostenfrei.

Lebensversicherungs-Gesellschaft
zu Leipzig
(alte Leipziger) auf Gegenſeitigkeit gegründet 1830.

Verſicherungsbeſtand: [illegible]

Vermögen: [illegible]

Bezahlte Verſicherungsſummen: [illegible]

Die Verſicherten erhielten [illegible] Dividende [illegible]

[illegible]

Die jährlichen Beiträge [illegible] bei der Lebensverſicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig [illegible] auf die Tarif [illegible] von 10 000 Mark [illegible] nur noch eine 152 Mark.

[illegible]

Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Geſellſchaft und deren Agenten gern erteilt. Tüchtige Agenten werden geſucht.

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-
Kunst-Fenster
[illegible]
Kataloge-Auszug, Muster u. Preisliste gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Geſellſchaft.

Express-
und
Postdampferdienst.

HAMBURG-NEW-YORK

via Southampton
in 8 Tagen

Ausserdem regelmässige Postdampfer-Verbindung zwischen

Hâvre-New-York. | Hamburg-Baltimore. | Hamburg-Havana.
Stettin-New-York. | Hamburg-Westindien. | Hamburg-Mexico.
Hamburg-Philadelphia.

Nähere Auskunft ertheilen sämmtliche in- und ausländischen Agenten der Gesellschaft, sowie

Die Direction
in Hamburg, Dovenfleth No. 7.

Hautpflege am Waschtisch.

Jetzt ist die beste Zeit, sich an regelmässige Abwaschungen und Abreibungen des [illegible]

[illegible]

Lingner & Kraft. Dresden.

[illegible]

Stottern

heilt gründl. Rudolf Denhardt's Anstalt Eisenach

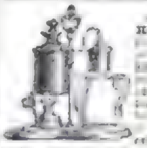
[illegible]

Lilionese
(Schönheitsmittel)

Enthaarungsmittel [illegible]

Rothe & Co., [illegible]
Berlin SW., [illegible]

Eicke's [illegible] Kaffee-Maschine, [illegible] beste [illegible]



H. Eicke, Berlin W.

Fahnen, Flaggen,
echt und wetterfest.

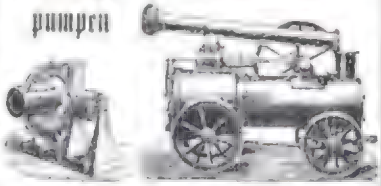
Lampions, Fackeln, Luftballons, Signalpfeifen, Transparente, Theaterdekorationen, Vereinsabzeichen, Festmedaillen. — [illegible]

Bernhard Richter, Köln, [illegible]
Illustr. Hauptkatalog gratis, franco.

Photographiſche Apparate!
Komplet von 30 Mrk. [illegible]
Joh. Sachs & Co.
[illegible]
Berlin S., [illegible]

Direkt wirkende Patent-Dampframmen
Dampframmen mit endloſer Kette
Dampframmen mit rücklaufender Kette

Centrifugal-pumpen **Locomobilen**



in allen gangbaren Größen auf Lager bei
Menck & Hambrock,
Ottenſen bei Hamburg.

Solide Buckskins. [illegible]

Rudolf Mosse [illegible]

Unsere **Nähmaschinen** [illegible] Weltruf [illegible]

Unsere **Fahrräder**

NÄHMASCHINEN- und FAHRRÄDER-FABRIK.

sind nach gleichen Principien gearbeitet und stehen in vieler Hinsicht über den ausländischen Fabrikaten. — Hunderte von Zeugnissen und 40 erste und zweite in letzter Saison erzielte Preise, darunter die

Meisterschaft für Deutschland
im Tourenfahren mit 5372 Kilometer ohne irgend welche Reparatur bewiesen dieses glänzend.

Preiscourante gegen Einsendung von 10 Pf. für Porto stehen zu Diensten.
Wo wir nicht vertreten sind, wolle man sich direkt an uns wenden.

Jährliche Produktion:	Jährliche Produktion:
70,000 Nähmaschinen.	5,000 Fahrräder.

Allgemeine
Zeitung des Judenthums.

[illegible] Rudolf Moſſe.

Wesen der Buchführung

[illegible] Geheim-Buch [illegible] Wie erlangt man eine gute Stelle [illegible] BERLIN [illegible]

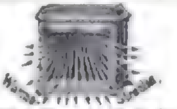
Heilbronner Geld-Lotterie.
[illegible]

Enthaarung.
[illegible]
H. & A. Mundelius,
Berlin, [illegible]

Aachener Badeöfen
für Gas.
Liefern sofort heisses Wasser.
[illegible]

6 goldene und silb. Medaillen.

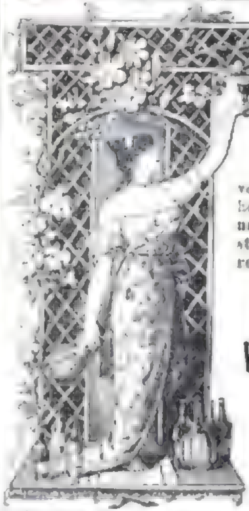
Regenerativ-Gasheizöfen
mit Abführung der Heizgase, für Salons, Wohn-, Schlaf- u. Krankenzimmer [illegible]



6000 Francs Prämie
von der Stadt Brüssel für bestes Gasofen.
J.G.HoubenSohnCarl,Aachen.
Referenz: Jede Gasanstalt.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: Georg-Victor-Quelle und Helenen-Quelle sind seit lange bekannt [illegible] Wirkung bei Nieren-, Blasen- und Steinleiden, bei Magen- und Darmkatarrhen [illegible] der Blutmischung, als Blutarmut, Bleichsucht [illegible] Füllung zur Versendung. [illegible] — Anfragen über das Bad, über Wohnungen [illegible] Bade erledigt: Die Inspektion der Wildunger [illegible]



Arthur Vrancken
Köln a. Rh.

versendet gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrags von den **unter königl. italien. Staats-Kontrolle stehenden ausgezeichneten, garantirt reinen u. preiswürdigen italienischen Weinen** der

Deutsch-Italienischen Wein-Import-Gesellschaft
(Central-Verwaltung: Frankfurt a. M.)

Tisch-, Dessert- und **Sanitätsweine:**

Probe-Kiste Nr. 1 à Rm. 10,—	enthaltend: 4 Flaschen Vino da Pasto (Tischwein), 1 Flasche Chianti vecchio und 1 Flasche Adriatico superiore.
Probe-Kiste Nr. 2 à Rm. 20,—	enthaltend: 1 Flasche Malvasia, 1 Flasche Marsala, 1 Flasche Lacrima Cristi dolce, 1 Flasche Amarena, 1 Flasche Moscato extra, 1 Flasche Cognac vecchio.
Probe-Kiste Nr. 3 à Rm. 25,—	enthaltend: 4 Flaschen Vino da Pasto (Tischwein), 1 Flasche Chianti vecchio, 1 Flasche Chianti extra, 1 Flasche Adriatico superiore, 1 Flasche Lacrima Cristi rosso, 1 Flasche Capri bianco, 1 Flasche Moscato, 1 Flasche Marsala, 1 Flasche Vermouth.

Die Preise verstehen sich incl. Glas, Kiste und Verpackung.

Ausführliche Preisliste franko.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin". Jede Original-Flasche trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr" in rotem Druck.

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch **billigster.**

Ueberall zu haben in Büchsen à

Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Dr. Pfeuffer's

physiologisches Lösungsmittel für

Gicht- und Steinleidende

und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe

(Preis 2 ℳ) empfiehlt Jessler's Ludwigsapotheke zu München.

Kurort Salzbrunn, Schlesien.

Bahnstation, 407 Mtr. Seehöhe, mildes Gebirgsklima. Saison vom 1. Mai bis Ende September. Alkaliſche Quellen erſten Ranges, [illegible] Molkenanſtalt, Milchkuren, Kefir, Badeanſtalten, Maſſage. Großartige Anlagen. Wohnungen in allen Preiſen. Heilbewährt bei Erkrankungen der Athmungsorgane und bei Magen-, bei Leberhuſten, Nieren- und Blaſenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeſchwerden und Diabetes; [illegible] für Blutarme und Reconvalescenten.

Verſendung der ſeit 1601 mediciniſch bekannten Hauptquelle

Oberbrunnen

[illegible] Furbach & Strieboll. [illegible]

Fürstliche Brunnen-Inspection.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hæmorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau

Neu! • Rationell! • Aerztlich empfohlen!

Mineral-Haarfett

Mineral-Seife

Schutzmarke Königsschwan

Zwei neue hochfeine cosm. hygien. Erzeugnisse.

Alleiniger Fabrikant: Th. Voigt, Würzburg

Probesend. [illegible]

Vorbildungsanstalt für Militär & Marine verbunden mit Pensionat. Stuttgart, [illegible] Dirigent Oer. Hanke, Königl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Pension Bad Nauheim

Fürstenstrasse [illegible]

[illegible]

Gemütskranke

finden jederzeit Aufnahme in der Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.

Trunkſucht

[illegible] und [illegible] Reinhold [illegible] Dresden [illegible]

[illegible]

Der vollkomm. u. beſte Fahrſtuhl

[illegible] Pat. Univ.-Fahrwagen, [illegible]

Rollſtühle

[illegible] J. Schöberl, [illegible] München

[illegible]

Coca-Cigaretten u. Tabake

[illegible] Stuttgart, [illegible]

Bade- und klimatiſcher Kurort

Cannstatt (Württbg.)

Kochſalz-Säuerlinge

Saiſon 12. Mai bis 15. Septbr.

Schnellzugs-Station an der Linie Wien-Paris.

Deutſche

Militairdienſt-Verſicherungs-Anſtalt

in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren [illegible] 1878 [illegible] unter Oberaufſicht der Königl. Staatsregierung ſtehende Anſtalt [illegible] — Zweck derſelben: Weſentliche Verminderung der Koſten des [illegible] Dienſtes für die [illegible] Eltern, Unterſtützung der [illegible] Verſorgung von Invaliden. [illegible]

LIEBIG Company's Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug in **BLAUER FARBE** trägt.

J. v. Liebig

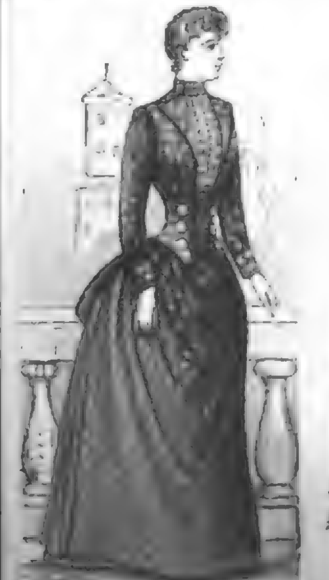
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, K. S. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

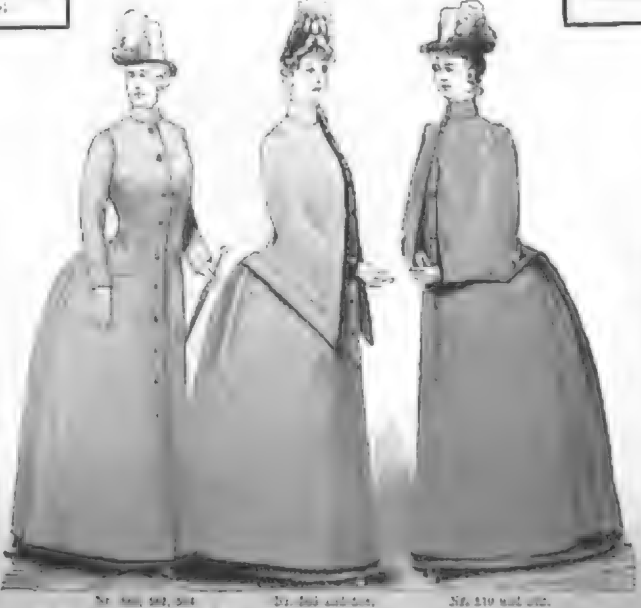
Alle Aufträge von 20 Mark an *werden portofrei ausgeführt* innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Unseren ungemein reichhaltigen Special-Catalog über Confection, sowie Stoffproben versenden wir unberechnet und portofrei.

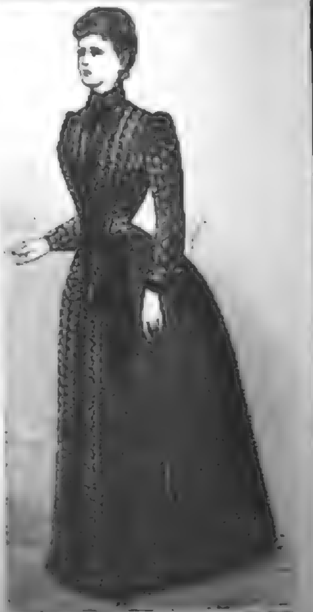


Nr. [illegible] [illegible] M. [illegible]



Nr. [illegible] Nr. [illegible] Nr. 210 und [illegible]

Nr. [illegible] Crafte Paletotform in écru Leinen . . . M. 6.75.
[illegible] Derselbe Mantel, [illegible] rein Leinen. Vorräthig: écru oder aschgrau „ 9.— .
[illegible] Derselbe Mantel in grau oder modefarben, Prima Lüster . . . „ 12.50.
[illegible] [illegible] Lüster [illegible] grau und modefarben . . . „ 15.50.
[illegible] Derselbe Mantel [illegible] rein Leinen [illegible] „ 12.— .
[illegible] [illegible] Seide [illegible] grau, marine und bordeaux . . . „ 25.— .
„ 272. Derselbe Mantel [illegible] Prima Lüster [illegible] grau und modefarben . „ 15.75.



Nr. [illegible] Sommerkleid [illegible] M. [illegible]

Über Land und Meer.

Nº 41.

62. Band.
Einunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Heldenwitwe.

[illegible]

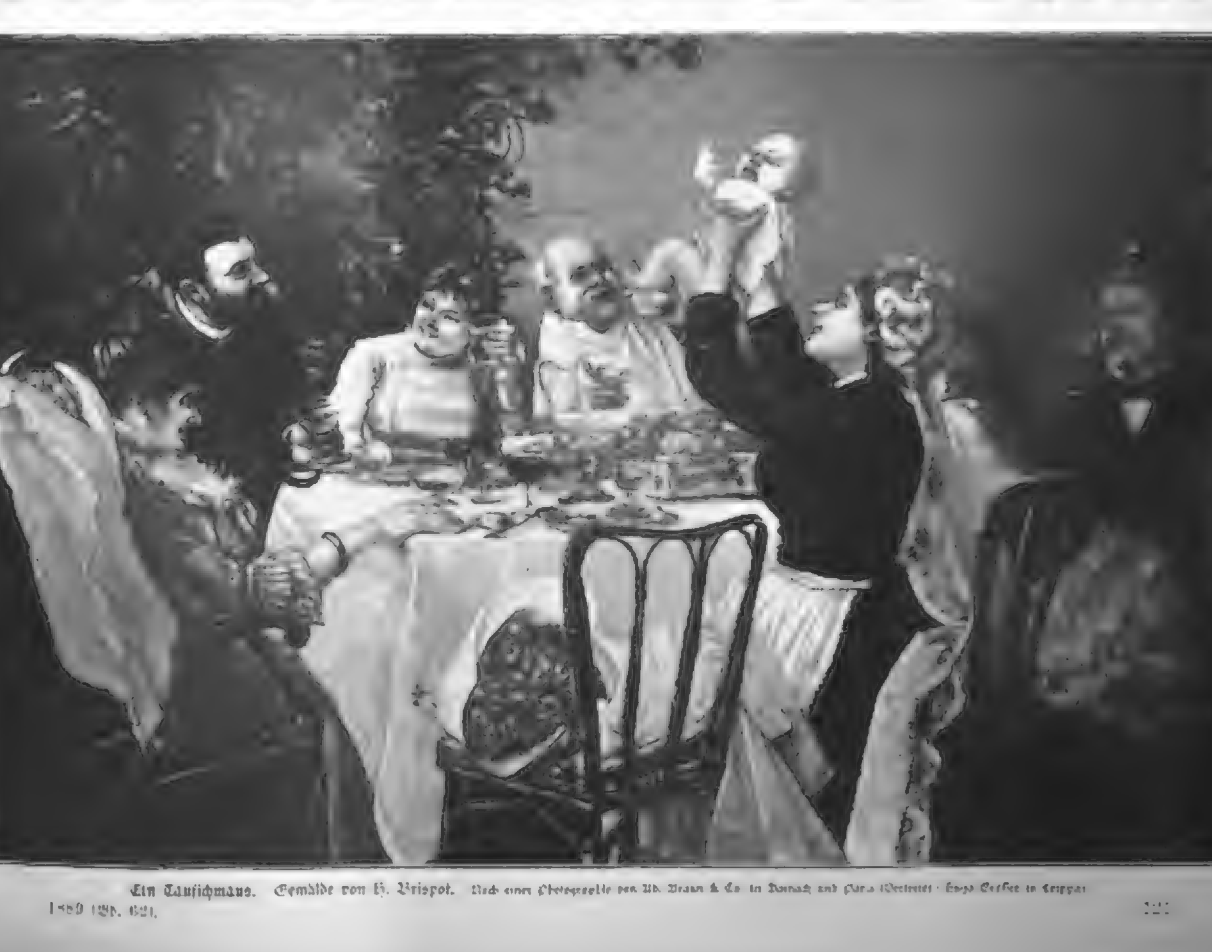
Karl Theodor Schultz.

([illegible])

I.

Es hatte in den Sonnenschein hinein plötzlich zu regnen begonnen, obwohl der Himmel in seinem ganzen Blau die Sonne [illegible] durch die Wolkenschleier hindurchschimmerte. Sogar heftig, mit Rauschen und großtropfig war es Augenblicke lang daher gefahren, dann aber ebenso urplötzlich wieder still und [illegible] geworden. [illegible] die glänzenden Tropfen von Blatt zu Blatt fallen [illegible]. [illegible] schien nichts weiter davon übrig geblieben zu sein als die wohlige Frische in der Luft und ein Glanz auf allem Gesträuch und auf den Rasenplätzen. Zwar ging noch ein kleiner Wind, doch von so linder Art, daß es war, als käme er vom Kusse lieblicher Mädchenwangen.

Aus der Windrichtung her näherte sich langsam der Hauptallee des Tegeler Schloßgartens eine Gesellschaft von Damen und Herren. Sie gingen paarweise, ein junges Paar voran, zwei ältere Damen in der Mitte, eine Strecke hinterher das letzte Paar — ebenso jung und stattlich wie das



Ein Taufschmaus. Gemälde von H. Brispot. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Grosser in Leipzig).

erſte, aber nicht von deſſen Eigenart. Drei der Damen waren in tiefer Trauer, und auch die vierte trug einen ſchwarzen Anzug, der nur durch ſeinen reichen Beſatz und allerlei Schmelzverzierungen bewies, daß er keine Trauer bedeutete, ſondern die gewöhnliche Tracht „vornehmer“ Armut. Von den Herren, die beide Offiziere waren — das verriet die Haltung auch des Ziviliſten — war der vorderſte in der Uniform öſterreichiſcher Jäger. Der kurze Rock, das enge Beinkleid zeigten tadellos die geſchmeidige, dabei jedoch volle Figur; ſogar das ein wenig ſchief ſitzende Käppi gab dem ſtolz getragenen Kopfe, deſſen krauſes Blondhaar ſich überall vordrängte, einen Reiz mehr. Hätte ein Glimmen von Schwermut in den großen dunklen Augen den Geſamteindruck nicht gemildert, ſo wären vielleicht Züge von Selbſtbewußtſein und Uebermut mehr hervorgetreten. Seine Partnerin bildete den lieblichſten Gegenſatz zu ihm, alles an ihr war Anmut, obwohl dieſe in ihrer freien Aeußerung gehemmt ſchien. Selbſt der in gleichſam gebrochenen Falten um ſie herumhängende Trauerſchleier und die weit in die Stirn reichende ſchwarze Schneppe des Hutes hoben das warme Inkarnat ihres Geſichtes, wie die Grübchen, die jedes Lächeln ihr in beide Wangen grub, nur um ſo roſiger hervor.

Momentan hatte ſie wohl völlig auf ihre Gebundenheit vergeſſen und ſah in ſorgloſer Heiterkeit zu ihrem Begleiter empor, der ihre letzte Frage mit Scherzen beantwortet hatte. Auch er ſah ſie an, und beider Blicke ruhten ineinander, bis die Augen des Offiziers in einem ſo ſprechenden Glück aufleuchteten, daß die kleine Frau ſüß erſchrak und ſich mit der Bewegung eines ſchuldbewußten Kindes einer der älteren Damen zuwandte. Freundlicherweiſe war dieſe von einer Berichterſtattung an die Freundin ganz hingenommen; ſo verlief die Selbſtanklage unbeachtet — ungerügt.

Die erſten Accorde der Freiſchütz-Ouverture drangen in all ihrer Hoheit aus dem Muſikkiosk herüber, und die Schritte der kleinen Frau wurden unwillkürlich raſcher, als müſſe ſie eilen, damit ihr kein Ton mehr verloren ginge — da ſagte die Dame, nach der ſie ſich vorher umgeſehen hatte, mit einer ſpitzen, harten Stimme:

„Kehren wir um, Erna! Die Sonntagsmuſik erſcheint mir immer noch lauter, angreifender als die an den Wochentagen!“

„Mamachen!“ klang es noch bittend von Ernas Lippen, doch blieb ſie bereits ſtehen und folgte auf der Schwiegermutter kurz abweiſende Handbewegung den nun voranſchreitenden Paaren ohne jeden weitern Einſpruch. Auch Baron Niederſtetten, Ernas Begleiter, wie die übrigen hatten kein Wort über den ſtummen Befehl der Amtsrätin Walbeck verloren; alle gingen, dabei anfangs ihr Schweigen fortſetzend, den Weg in derſelben Läſſigkeit zurück, in der ſie ihn eben gekommen waren.

Da ſah die Amtsrätin, daß ſich einige Damen von einer der Bänke erhoben, welche in der Allee ſtanden, die längs des vor ihnen liegenden kleinen Sees hinführte. Sie beſchleunigte ihre Schritte, und die Geſellſchaft nahm die frei gewordenen Plätze ein; nur Baron Niederſtetten blieb, an einen mächtigen Lindenbaum gelehnt, ſtehen, während ſich der andere Herr, ein preußiſcher Offizier Namens Kalkar, der Sohn jener Dame, die nicht in Trauer war, einen niedrigen Holzſeſſel heranzog, der umgeworfen neben der Linde lag.

Nach einer Bemerkung Kalkars über den jetzt in der Mittagsſonne doch wahrhaft berauſchenden Duft der jungen Lindenblüten ſagte Frau Walbeck, die bis dahin geſchwiegen hatte, mit einer anſcheinend plötzlichen Eingebung zu Niederſtetten:

„Ich weiß nun kaum, Herr Baron, weshalb wir vorher nicht auch Ihnen gegenüber offen geweſen ſind! Wir — das heißt — ich! Sie müſſen Trauer ja begreifen, da Sie gleichfalls ein Trauernder ſind! Erna hat mir alles verraten —“

„Gnädige Frau!“

„O, ſelbſt als gute Preußin begreife ich Ihr Gefühl nicht allein — ich achte es auch! Eine der erſten Tugenden jedes Edelmannes war von jeher die Treue, und vor allem die gegen ſein Königshaus und ſein Vaterland! Ihr ſchönes Hannover! Ich habe glückliche Jugendjahre dort verlebt. Wie Sie ſich Ihrer Trauer nicht zu ſchämen haben, ſo wir der unſerigen nicht — darum berichtige ich meine vorherige ausweichende Antwort. Wir waren während der Tage unſerer Abweſenheit nicht in Karlsbad, ſondern ſuchten Schlachtfelder des vorigen Jahres auf, Hühnerwaſſer und Münchengrätz!“

Den letztern Namen ſprach ſie in ſchmerzlichem Ton aus und fuhr mit dem Taſchentuch über die Augen. Die breiten ſchwarzen Ränder des Tuches bedeckten völlig das Geſicht.

„Es waren die Jahrestage!“ bemerkte der Baron teilnahmsvoll.

Frau Walbeck nickte. „Sein Todestag!“ Ihre Finger ſchloſſen ſich mit zitterndem Druck um die Hand der Schwiegertochter, die neben ihr ſaß.

Erna blickte zu Boden, während ſich langſam eine dunkle Röte über ihr Geſicht ausbreitete. Niemand, ſie ſelbſt am wenigſten, hätte zu ſagen gewußt, warum. Wurde dieſe Glut durch irgend ein Gefühl der Scham hervorgerufen? Welcher Art war das aber? Fühlte ſie ſich des in ſie geſetzten Vertrauens, des ganz ſelbſtverſtändlich zu ihr, als der natürlichen Teilnehmerin, flüchtenden Mutterſchmerzes nicht würdig, etwa heute nicht mehr würdig, während ſie doch das lange Trauerjahr hindurch ſtets bereit geweſen war, die immer wieder ausbrechenden Klagen der Mutter zu teilen? Oder war ihre Verwirrung nur eine ſchlichte Folge davon, daß ſie, auch ohne die Augen zu erheben, fühlte und wußte, daß Niederſtettens Blicke auf ſie gerichtet waren? Einem gewiſſen Ausdruck dieſer Blicke, der dann ebenſo von Bitten um Vergebung wie doch gleichfalls von glühenden Wünſchen ſprach, vermochte ſie einmal nicht anders zu begegnen, als durch dies unbezwingliche Erröten.

Die Doktor Kalkar flüſterte indeſſen nach ihrer Gewohnheit der Amtsrätin einige ihrer bereits hundertmal geflüſterten Troſtesworte zu, wovon nur der Beginn: „Aber, liebes Emmchen!“ verſtändlich geweſen war. Frau Walbeck ſeufzte ſchwer und ſagte in ſchmerzvoller Reſignation:

„Es war uns beſtimmt, mir und meiner armen Erna!“ Dabei preßte ſie abermals deren Hand. „Vergeben Sie, Baron, heute drücken die letzten Tage noch allzu ſchwer auf unſer Gemüt, als daß wir uns bereits in das alte Einerlei des Lebens hineinſtimmen könnten. Dieſe ſtille, heilige Waldpoeſie um Hühnerwaſſer! Wir hatten uns mit Abſicht ſo eingerichtet, daß wir erſt gegen Abend hinkamen und es alſo ganz wie mein teurer Sohn ſahen, der es uns noch in ſeinem letzten Briefe geſchildert hat. Auf dem kleinen Friedhof mit den fremdartigen Kreuzen und Sinnbildern, mit Blumen, wie ich mich nicht erinnere, ſie jemals geſehen zu haben, fanden wir auch gleich den nun ſchon begrünten Hügel ſeines gefallenen Freundes Moldenhawer. Und der nächſte Morgen! Dieſer Blick auf Münchengrätz! Vielleicht gerade von der Stelle aus, an dem Bergabhange jenſeits Kloſters —“

„Des Dorfes?“ unterbrach ſie Niederſtetten überraſcht.

Die Amtsrätin bejahte leiſe. „Dort iſt er gefallen!“

„Dort?“ Des Barons Ton war nochmals fragend. „Nicht unmittelbar vor Münchengrätz? So meinte ich Sie neulich verſtanden zu haben!“

„Nein!“ fiel der Premierlieutenant Kalkar ein, indem er ſein Geplauder mit Hedwig von Steinau, der Nichte und Geſellſchafterin Frau Walbecks, abbrach und zu Niederſtetten herantrat. „Nachdem damals unſer Bataillon die Dörfer Haber und Kloſter geſtürmt hatte, rückten wir durch die Getreidefelder auf dem Bergplateau gegen Münchengrätz hin vor. Wie Sie ſich wohl erinnern, fällt das Plateau nach der Iſer zu in einer mit Buſchwerk beſtandenen Schlucht ziemlich ſteil ab! Die dritte Compagnie, eben die des Hauptmanns Walbeck, drang lebhaft vorwärts; der Hauptmann, ein ganzes Stück voran und ſo zufällig allein, trat — wahrſcheinlich, um das Gefechtsfeld deutlicher zu überſehen — auf eine kleine Lichtung hinaus — in dieſem Augenblick erhielt er den Schuß.“

„Aus den Reihen unſerer weichenden Truppen!“ Der Baron ſah auf Erna. „Wie zuweilen auch ſolch eine verlorene Kugel ihr Ziel finden muß!“

„Es war keine verlorene!“ berichtigte Kalkar. „Hauptmann Walbeck wurde durch eine Revolverkugel getötet!“

„Aus nächſter Nähe alſo — und von einem — unſerer — Offiziere?“ Zögernd und abgebrochen waren Niederſtettens Worte gefallen.

„Unbedingt!“ verſetzte der Premier. „Auch bei Ihnen führten doch nur die Offiziere Revolver?“

Der Baron bejahte.

„Und doch war die Leiche meines unglücklichen Sohnes beraubt worden!“ rief die Amtsrätin klagend aus.

„Beraubt?“ warf Erna vorwurfsvoll ein.

„Wir wollen das nicht von neuem erörtern!“ fuhr Frau Walbeck noch erregter fort. „Niemand würde mir meine Anſicht nehmen!“

„In welcher Art beraubt, gnädige Frau?“ fragte der Baron, der erblaßt war.

„Seines Degens!“

Niederſtetten ſah ſtarr auf die Sprecherin, dann traf ein dunkler Blick Erna, die ihn bittend anſah, als wolle ſie Frau Walbecks Anklage entſchuldigen.

„Auch Sie werden mir zugeben müſſen,“ bemerkte dieſe, „daß einzig der den Raub begangen haben kann, der ihn erſchoß, denn im nächſten Augenblick — ſein Herz hatte ja noch nicht aufgehört zu ſchlagen! — ſtürmten ſeine Leute vor und fanden ihn ſchon zu Boden geſtreckt — auf dem Geſichte liegend.“

„Sonſt fehlte aber nichts?“ fragte Niederſtetten unſicher.

Frau Walbeck ſchüttelte den Kopf. „Wir erhielten alles, was er bei ſich getragen hat! Wie gern hätten wir aber ſelbſt ſeine Brieftaſche mit ihrem Wertinhalt für dieſen Degen hingegeben! Er war ein Familienerbſtück. Die koſtbare Ziſelirung des Gefäßes hat den Mörder gereizt, ihn ſich anzueignen.“

„Den Mörder!“ Bei der Tonloſigkeit, womit Baron Niederſtetten das Wort herausgeſtoßen hatte, ſahen alle auf ihn. Sich gewaltſam faſſend, ſagte er mit ſcheinbarer Ruhe: „Wer, Frau von Walbeck, vermöchte es Ihnen zu verargen, daß Sie die Worte nicht wägen? Laſſen Sie mich den Kameraden aber in Schutz nehmen! Bei voller Ueberlegung des Ganzen könnte wohl niemand den einen Mörder nennen, der, das eigene Leben verteidigend, den Feind in ehrlichem Kampfe tötet.“

„Wer ſagt Ihnen,“ rief Frau Walbeck, „daß es in ehrlichem Kampfe geſchehen ſei? Wenn der Bube nun, was nur zu wahrſcheinlich iſt, im Hinterhalte lag und meinen ahnungslos hervortretenden Sohn aus ſeinem ſichern Verſteck wie irgend ein Getier niederſchoß?“

„Nein, gnädige Frau, es verhielt ſich anders — unbedingt anders!“

„Wie könnten Sie das wiſſen!“ entgegnete die Amtsrätin heftig.

„Auch Sie werden mir zugeben,“ wandte ſich der Baron an Kalkar, „daß ein Offizier dergleichen einfach nicht fertig brächte, mindeſtens nicht in ſo brutaler Weiſe! Mein Kamerad iſt ſicherlich angegriffen worden und hat ſich verteidigt, in ſolchem Fall gilt im Kriege aber ſtets Leben für Leben!“

Lieutenant Kalkar ſtimmte zu.

„Und der geſtohlene Degen!“ warf die Amtsrätin ſchneidend ein.

„Er iſt doch nur erbeutet, Mamachen!“ entſchuldigte Erna von neuem.

Der Baron war noch blaſſer geworden, ſchloß auch, wie vor Schmerz, halb die Augen — blieb aber ſtumm.

Die Amtsrätin triumphirte.

„Nun müſſen ſelbſt Sie ſchweigen! Wer ſich bis zum Leichenräuber erniedrigen kann, der tötet auch aus dem Hinterhalt und iſt und bleibt ein Mörder, ob er Offizier war oder nicht! O, dieſer Gedanke, daß mein Otto auf eine ſo heimtückiſche Weiſe ſterben mußte — gerade der verſchärft mein Leiden namenlos!“ Sie drückte ihr Taſchentuch wieder auf die Augen.

Frau Kalkar ſuchte ſie zu beruhigen, indem ſie das Geſpräch nochmals auf die eben vergangenen Tage brachte. Nach und nach, beſonders durch die in Wehmut getauchten Schilderungen landſchaftlicher Einzelheiten dieſer letzten Reiſe, wurde die Amtsrätin auch ruhiger, fand das Plätzchen nun jedoch auf einmal zu kühl und brach auf. Man ging paarweiſe, wie vorher, dem Herrenhauſe zu, in deſſen Dépendance die Herrſchaften mit Ausnahme des Barons wohnten.

Mit Abſicht hemmte dieſer den Schritt ſo viel wie möglich, hörte aber nur zerſtreut auf Ernas Geplauder, die ſelbſt nur ſprach, um ihn von ſeiner augenſcheinlichen Mißſtimmung zu befreien. Plötzlich fragte er völlig unvermittelt, dadurch aber zu erkennen gebend, womit ſeine Gedanken noch immer beſchäftigt waren:

„Gewiß hatte der Degen Ihres Gemahls außer ſeinem ziſelirten Gefäß noch irgend ein Abzeichen?“

„Am Knopf das Wappen der Steinaus!“ antwortete Erna, indem ſie beunruhigt zu ihm aufſah. „Meine Schwiegermutter iſt eine geborene von Steinau; Hedwigs Vater war ihr rechter Bruder.“

Der Baron nickte vor ſich hin. Nach einer Weile fragte er von neuem:

„Und was haben die Steinaus im Wappen?“

„Drei Adlerflügel, die einen Kelch bilden, und Greiſe als Wappenhalter.“

Er nickte wieder. „Das iſt ein ſchönes Sinnbild! Der Kelch kann freilich den des Leidens bedeuten ſollen: die dunklen Flügel ringsum! Iſt es ein goldener Kelch?“

„Nein, ein ſilberner!“

„So habe ich mich nicht geirrt!“ erwiderte Niederſtetten kurz, dabei aber in einer Art von Fröſteln. „Das bleiche Silber gehört einmal zu Leid und Tod.“

Erna vermochte nicht mehr zu fragen, worauf er das bezöge — die übrigen erwarteten ſie bereits und man trennte ſich.

II.

In den nächſten Tagen mied Baron Niederſtetten den Waldeckſchen Kreis, und die geſamte Jugend darin, die den meiſtens ſo heitern Geſellſchafter zu vermiſſen anfing, grollte der Amtsrätin wahrhaft, daß ſie ſich von ihrem Temperament zu den ſcharfen Aeußerungen hatte fortreißen laſſen, durch die das letzte Zuſammenſein mit dem Baron getrübt worden war. Denn alle gaben nur dieſer Schroffheit in der Beurteilung der That eines dem Baron vielleicht näher ſtehenden Kameraden die Schuld, daß der liebenswürdige Mann ſeiner Verſtimmung darüber noch nicht Herr geworden und ſomit die neuen Bekannten vernachläſſigte. Frau Waldeck that, als bemerke ſie von dem Unmut ihrer Umgebung nichts, empfand aber ſelbſt ein gewiſſes Unbehagen darüber, in Gegenwart eines an dem Ganzen ja völlig Schuldloſen ſo herbe Dinge geſagt zu haben, und nahm ſich vor, ihm, ſobald ſie ihn wiederſähe, die vollſte Genugthuung zu gewähren.

Der erſte aus ihrem Kreiſe, der ganz zufällig auf den Baron traf, war jedoch Lieutenant Kalkar. Er hatte ſich den frühen Morgen zu einem Spaziergange nach dem Turner Park erſehen und hier begegnete er Niederſtetten auf einem der einſamſten Waldwege. Als er ihn, die Blicke auf den Boden gerichtet und ganz mit ſich beſchäftigt, daherkommen ſah, wollte er im erſten Moment gleich mit einer Entſchuldigung der Amtsrätin beginnen. Doch irgend etwas in der Haltung des Barons, worüber er ſich nicht klar wurde, ſchien das ſchließlich nicht zu geſtatten, er fühlte, daß der Mann litt — wodurch, konnte er allerdings nicht wiſſen, es mochte ſich um etwas völlig anderes handeln! Er war aber unbedingt in einem ſehr erregten Zuſtande, das zeigte in der Nähe deutlich das Flackern in den Augen, als er dieſe, anfangs ſogar ohne ihn zu erkennen, aufſchlug. So begrüßte er ihn mit einem leichten Scherz über ihr endliches Zuſammentreffen, den der Baron, nachdem er gleichſam zu ſich gekommen war, mit einem müden Lächeln erwiderte; bald wurde er aber belebter, ſchloß ſich Kalkar, trotzdem er ſchon auf dem Heimwege geweſen war, nochmals an und führte ihn gefällig an verſchiedene Ausſichtspunkte.

Ihr Geſpräch erging ſich in unbefangenſter Weiſe über allerlei Tagesneuigkeiten, von ihren gemeinſamen Bekannten ſchienen beide ganz ſchweigen zu wollen; als ſie ſich jedoch im Strohtempel niedergelaſſen hatten und der Milleſchauer in ſeiner Waldumrahmung genügend bewundert war, fragte Niederſtetten plötzlich:

„Empfinden die Damen Waldeck ihren ſchweren Verluſt noch jederzeit ſo ſtark, wie das neulich hervortrat, wo die Wiederkehr der Jahrestage das mehr ſelbſtverſtändlich machte?“ Als Kalkar nicht ſofort antwortete, ſetzte er in warmer Weiſe hinzu: „Halten Sie die intime Frage für keine unberechtigte; ich habe die Damen trotz der wenigen Wochen unſerer Bekanntſchaft ſo ſchätzen, ja verehren gelernt, daß es mir ein Herzensbedürfnis iſt, gerade in dieſem Punkte klar zu ſehen, um mich nötigenfalls künftig ſchon jeder dahin zielenden Bemerkung zu enthalten!“

„Ich zögerte mit meiner Antwort nicht etwa, weil ich Ihre Frage für keine berechtigte halte,“ erwiderte Kalkar in gleich verbindlicher Art, „es iſt mir ſogar erwünſcht, daß ich der Amtsrätin ein wenig das Wort reden darf — Sie fragten aber nach der Empfindung der beiden Damen, und da überlegte ich einen Augenblick, ob ich die wohl wahrheitsgemäß zuſammen, das heißt, in einem Atem abhandeln dürfe, und ich finde — nein!“

Der Baron blickte geſpannt auf Kalkar, der läſſig mit den Blättern einer neben ihm ſtehenden Haſelſtaude ſpielte und in das Chaos von Felsblöcken unter ihnen hinabſah. Mit einem Lächeln begann derſelbe dann von neuem:

„In meiner Natur liegt eine gewiſſe Skepſis, beſonders auch jedem Schmerz gegenüber, der ſich nicht verborgen im Innern auslebt, ſondern uns durch tauſend äußere Bagatellen immer wieder an ſeine bodenloſe Tiefe mahnen zu wollen ſcheint. Mich reizt ein ſolches Gethue zum Widerſpruch! Nun iſt es im vorliegenden Falle ſehr merkwürdig, daß ſich in demſelben Herzen ein wirklich heißes, noch ungeſtillt fortbrennendes Weh mit dem oberflächlichſten äußern Firlefanz vereinigt. Die Amtsrätin hütet ſich ja noch heute, wie Sie doch ebenfalls bemerkt haben werden, mit peinlichſter Gewiſſenhaftigkeit vor jedem Verſtoß gegen die Traueretikette, ſcheint völlig in dieſen Etikettenfragen aufzugehen — und dann auf einmal überraſcht ſie uns durch einen Ausbruch ſo wahren, echten Schmerzes, daß er an ihr zum Rätſel wird. Und ſie iſt ſich ganz gleich geblieben, in dieſer Weiſe gab ſie ſich ſchon, als ich im September vorigen Jahres nach Aachen zurückkehrte. Auch ihres Glaubens an eine Art hinterliſtiger Ermordung des Sohnes vermag ſie ſich nicht zu entſchlagen; es iſt, als ſpielte ſelbſt da dieſe Doppelſeitigkeit ihres Weſens hinein. Der äußere Eindruck des Todes von ihrem Sohn iſt für ſie durch ſeine nicht völlig aufgeklärten letzten Augenblicke desſelben gewachſen: ſie nennt ihn mit Vorliebe einen Siegfried oder unſern Helden und hat dadurch ſogar der Schwiegertochter einen ſtadtbekannten Namen, die Heldenwitwe, eingetragen.“

Auch Niederſtetten lächelte, meinte jedoch: „Ah! der Name iſt übrigens anmutend, beſonders bei der ſo lieblichen Perſönlichkeit der Frau Hauptmann.“ Nach einer Pauſe, während welcher er nach dem Milleſchauer hinübergeblickt hatte, ſagte er haſtig: „Sie haben mir den Schmerz der Mutter erklärt — irre ich, wenn ich noch auf eine Fortſetzung hoffe?“ Dabei ſtieg unter Kalkars aufmerkſam gewordenen Blicken eine verräteriſche Röte bis in die Stirn des Barons hinauf. Er machte eine halb verlegene, halb heftige Bewegung, reichte dann aber Kalkar mit dem Ausruf: „Herr Kamerad!“ in einer ſo hilfloſen Zutraulichkeit die Hand, daß dieſer tief davon bewegt wurde. Ohne das geringſte Wort der Erklärung lag da ein Herz offen vor ihm, und wie ſehr mußte dieſes Herz gelitten haben, daß es ſein Geheimnis ſo rückhaltlos preiszugeben vermochte!

Kalkar war zu feinfühlig, um ſich auch nur eine Beziehung auf den eben abgeſpielten Vorgang zu erlauben, ſo ſagte er in einfach berichtendem Tone, aus dem nur das feine Ohr des Liebenden etwas mehr — eine gewiſſe Zuſtimmung mit heraushören konnte:

„Auch Frau Erna iſt ſich im Grunde gleich geblieben, immer noch mehr Mädchen als Frau, und ihr um den Verluſt des Gatten getragener Schmerz, wenn wir dieſen ſtarken Ausdruck für ihre milde Trauer gebrauchen wollen, hat die Roſen ihrer Wangen niemals anzugreifen vermocht; ja, man fühlte es ordentlich ihrem ganzen Weſen nach, wie ſie nur dem Druck, den die Amtsrätin auf ihr Leben ausübte, immer wieder erlag und ſo in einer ewig trauernden Witwenſchaft aufging. Ich kenne ſie zu wenig, um genau zu wiſſen, ob dieſer Druck heute bereits zu einer wirklichen Macht geworden iſt — ich möchte es kaum glauben, da hier und da allerdings gedämpfte, immerhin aber nicht völlig widerſtandsunfähige Züge an ihr hervortreten. Die geben zu denken! Vielleicht ſchlummern doch Kräfte in ihr, die ſie der Herrſchaft der Schwiegermutter entziehen dürften, wenn ſie eben von irgend etwas ſehr ergriffen würde.“

„Von irgend etwas!“ wiederholte der Baron träumeriſch.

„Oder deutlicher,“ fuhr Kalkar mit einem liebenswürdigen Lächeln fort, „wenn ſie von einem tiefen Herzens —“

Niederſtetten machte eine bittende und zugleich abwehrende Bewegung mit der Hand und ſagte leiſe:

„Laſſen wir es! Sie haben mir ſehr wohl gethan, und dennoch vermag ich es nicht, wenigſtens in dieſem Augenblicke noch nicht, Ihnen gegenüber völlig offen zu ſein. Daß ich es plötzlich ſo weit ſein mußte, wie es geſchehen iſt — es kam, vielleicht nur, weil ich uns in gleicher Lage ſah, alſo zu wiſſen meinte, daß Sie mich kaum weniger durchſchauten! Oder war es Sympathie? Es zieht uns ja zu den Gleichgeſinnten — wenn Sie auch der viel Glücklichere ſind!“

„Vertrauen um Vertrauen, Baron!“ rief Kalkar warm. „Sie haben richtig geſehen, ich bin mit Hedwig Steinau verlobt!“ Die Männer drückten ſich die Hand, worauf Kalkar ernſt hinzuſetzte: „Allerdings für jetzt noch heimlich, da wir beide vermögenslos ſind und wohl lange zu warten haben. Die Amtsrätin iſt natürlich ins Geheimnis gezogen und ſteht unſerem Bunde wohlwollend gegenüber.“

Einige Arbeiter näherten ſich mit Spaten und Hacken, wodurch das Geſpräch unterbrochen wurde. Das mußte übrigens beiden Männern genehm gekommen ſein, da ſie, wie auf Verabredung, auch während des ſpätern Heimganges nicht mehr auf das zurückkamen, was ſie innerlich doch fortwährend beſchäftigte. (Fortſetzung folgt.)

Die Jubiläumsfeierlichkeiten in Stuttgart.

(Hierzu die Bilder Seite 848 und 849)

Die ſchönen feſtlichen Tage, welche das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Königs Karl dem ganzen württembergiſchen Volke und beſonders der Hauptſtadt gebracht hat, ſind nun vorüber. Wem es aber vergönnt war, dieſe Zeit, die ein ſo beredtes Zeugnis dafür abgelegt hat, welch inniges Band das ſchwäbiſche Volk mit ſeinem angeſtammten Herrſcherhauſe verbindet, in Stuttgart mitzuerleben, dem wird ſie auch für immer im Gedächtnis bleiben. In unabſehbaren Maſſen waren die getreuen Unterthanen aus Stadt und Land in die im herrlichſten Fahnen- und Blumenſchmucke prangende Hauptſtadt geeilt, um dem geliebten Könige ihre Huldigung in froh gehobener Feſtſtimmung darzubringen.

Schon ſeit Monaten ſtand die geſamte Bevölkerung unter dem Einfluſſe des Jubiläums, und verſchiedene feſtliche Veranſtaltungen bereiteten gewiſſermaßen als Vorläufer auf die eigentliche Feier vor. Im April entfaltete in Stuttgart eine Gartenbau-Ausſtellung ihren Blumenflor zu Ehren des Jubiläums; am letzten Mai und am 1. Juni eröffnete Seine Majeſtät ſelbſt in Anweſenheit des geſamten Königlichen Hauſes zwei Ausſtellungen, und zwar im Königsbau die vom Württembergiſchen Kunſtgewerbeverein veranſtaltete Konkurrenzausſtellung von dekorativen Holzarbeiten und in der Gewerbehalle die graphiſche Ausſtellung, in welcher der Stuttgarter Buchhandel und Buchdruck zeigten, was ſie in den fünfundzwanzig Jahren der königlichen Regierung vor ſich gebracht haben. Ferner wurde der übliche Kinderzug zum Maifeſt diesmal am 12. Juni abgehalten und geſtaltete ſich zu einer begeiſterten Huldigung der Jugend für das Herrſcherpaar, welches von einem Fenſter des königlichen Schloſſes den Vorbeimarſch anſah und dann im Laufe des Nachmittags die einzelnen Gärten beſuchte, in denen ſich die fröhliche Kinderſchar an munteren Spielen ergötzte. Am 16. Juni veranſtalteten der neue Singverein, der Orcheſterverein und der erſt kürzlich gegründete Lehrergeſangverein eine muſikaliſche Feſtmatinée von würdigſter Haltung.

Am Freitag den 21. Juni erfolgte ſodann die Entgegennahme der Glückwünſche der Hofſtaaten ſeitens des Königs und der Königin, denen ein Bild von Rudolf Hutſteiner, den Schloßplatz darſtellend, überreicht wurde, während die Mitglieder des königlichen Hauſes eine prachtvolle, von Paul Stotz gefertigte Vaſe darbrachten. Am Sonnabend erſchienen zu gleichem Zwecke im königlichen Schloſſe das diplomatiſche Corps und die Abgeſandten fremder Höfe, welche darauf von den Majeſtäten zur Tafel gezogen wurden. Am Abend hielten die Reſerve- und Landwehroffiziere ein Feſt im Stadtgarten, welches die hohen und höchſten Herrſchaften durch ihre Gegenwart verherrlichten, worauf ſie ſich in die Liederhalle begaben, wo der Liederkranz ein glänzendes Feſtkonzert unter

Seine Majeſtät für jeden der Anreiſenden huldvolle Worte hatte. Das intime Feſt ſchloß mit einer wohlberechtigten Ovation für den Prinzen Weimar, der die edle Tradition ſeines erlauchten Hauſes in ſo ſchöner, unermüdlicher Weiſe lebendig erhält.

Nunmehr haben die zahlreich zuſammengeſtrömten Fremden die ſchöne Schwabenhauptſtadt wieder verlaſſen, die feſtliche Erregung hat ſich gelegt, und alles iſt zu ſeiner täglichen Arbeit zurückkehrt mit dem erhabenen Bewußtſein, daß dieſe ſchöne Feier die Unterthanen wieder enger verknüpft hat mit dem geliebten Königspaare Karl und Olga, dem das Land eine Fülle ſegensreicher Schöpfungen und Maßnahmen zu danken hat.

Koketterie.

Von

Ernſt Eckſtein.

(Nachdruck verboten.)

Ich meine hier nicht die abſcheuliche, herzloſe Koketterie, die man im Sinne hat, wenn man zum Beiſpiel von einer gefeierten Ballſchönheit grimmig behauptet: „Was? Ein Engel! Eine Kokette iſt ſie!"

Nein. — Das wäre ein Thema für ſchwarzgallige Moralphiloſophen, denen die Bitternis zur zweiten Natur geworden.

Die Koketterie in dieſem prägnanten Sinn iſt ein Verbrechen nicht nur am heiligen Geiſt der Natur, ſondern mehr noch am Genius der Nächſtenliebe. — Ein Weib, das bei vollendeter innerer Gleichgültigkeit einen Bewerber ermutigt und ſo im Herzen des Ahnungsloſen mit ſyſtematiſcher Abſichtlichkeit Gefühle groß zieht, die es nie zu erwidern gedenkt; ein Weib, das dieſe jämmerliche Komödie nur deshalb in Scene ſetzt, um einen Anbeter mehr an ſeinen Triumphwagen ſpannen oder gar um einen förmlichen Korb austeilen zu können — ein ſolches Weib ſteht ſittlich weit tiefer als das vertrauende Mädchen, das, einer leidenſchaftlichen Liebe folgend, die Satzungen der Geſellſchaft mit Füßen tritt.

Nicht von Miſſethaten ſei hier die Rede, nur von Schwächen und Kleinlichkeiten.

Unter Koketterie in dieſem erweiterten Sinne verſtehen wir die unſtatthafte oder doch übertriebene Rückſichtnahme auf den Beobachter ſelbſt bei ſolchen Handlungen, Kundgebungen und Aeußerungen, die, dem gemeinen Lauf der Dinge zufolge, für unbewußt gelten.

Das Mienenſpiel, die Betonung und Sprechweiſe, die Bewegungen und ſo weiter, von denen unſer gewöhnliches Auftreten begleitet iſt — das alles wird von dem Publikum bis zum Beweiſe des Gegenteils für mechaniſch, das heißt alſo unſerem Willenseinfluß entzogen und demgemäß die Eigenart unſerer Perſönlichkeit treu widerſpiegelnd erachtet.

Wenn wir nun — im Gegenſatz zu den gerechtfertigten Erwartungen unſerer Beſchauer und Zuhörer — dieſe Bewegungen, dies Mienenſpiel, dieſe Betonung und Sprechweiſe bewußt verändern, um den Eindruck, den unſere Perſönlichkeit ohne ſolche Veränderungen hervorrufen würde, zu unſeren wirklichen oder vermeintlichen Gunſten zu fälſchen, ſo ſind wir kokett.

Von dieſer harmloſeren Art der Koketterie ſind verhältnismäßig nur wenige Menſchen unausgeſetzt frei. Die meiſten verfallen dem Banne doch unter gewiſſen Umſtänden.

Natürlich ſind die Grenzlinien zwiſchen der unbewußten Befangenheit, die hie und da zu einer unwahren Geberde verleitet, und der abſichtlichen Komödie nicht überall ſtreng zu ziehen; aber die unbezweifelten Vollkomödianten ſind zahlreich genug, um jedem, der Augen zu ſehen und Ohren zu hören beſitzt, ein faſt unerſchöpfliches Material für die drolligſten und lehrreichſten Beobachtungen zu liefern.

Es iſt wunderbar, wie die Koketterie den Geier zur Taube, die Gans zum Adler, den Sperling zur Lerche ſtempelt — das heißt ſelbſtverſtändlich nur maskenweiſe; denn das alte Sprichwort: „Tamen usque recurret" (Die Natur läßt ſich nicht austreiben), behält auch hier ſeine Geltung.

Der nämliche Menſch, der ſich unter vier Augen ganz vernünftig und ſeinem Weſen vollſtändig angemeſſen verhält, wird plötzlich zum unausſtehlichen Zerrbild, wenn er den ehrſamen Hausrock an den Nagel gehängt und die Schwelle eines geſellſchaftserfüllten Salons überſchritten hat. Seine Urwüchſigkeit verwandelt ſich in Geſchraubtheit; er ſpricht und plaudert nicht mehr, ſondern er flötet; die ganze Erſcheinung bekommt etwas Läppiſches, Falſch-Vornehmes; von einem echten Behagen an den Freuden des Augenblicks, an der Schönheit einer reizenden Nachbarin, an dem Zauber eines herrlich geſungenen Schubertſchen Liedes, eines gut getrüffelten Rebhuhns und ſo weiter iſt nicht mehr die Rede. Das Kokettiren, die Poſe, die elende Künſtelei verdirbt dem unglückſeligen Tantalus jeden poſitiven Genuß; er hat nur auf ſich ſelbſt acht; er ſtudiert ſeinen Effekt! Und wie vollends zerknüllt er ſich in Anweſenheit eines Vorgeſetzten oder ſonſt einer Perſönlichkeit von Belang! Da werden Stimmungen breit erkünſtelt, die niemals auch nur im Umriß gefühlt worden ſind; Weltanſchauungen ſchimmern durch die geiſtige Epidermis, die nicht im dürftigſten Keime vorhanden ſind — lediglich in der Abſicht, etwas vermeintlich Beſſeres zu bieten, als man in Wahrheit zu bieten hätte.

Jenes hübſche zwanzigjährige Mädchen — deine Schweſter vielleicht oder die deines Freundes — wie anders geht das hübſche Blondinchen heute über die Bretter der Exiſtenz als geſtern abend beim Thee im engſten Familienzirkel! Das macht, heute ſind einige junge Herren zugegen, die um jeden Preis dazu gebracht werden ſollen, die Kleine geiſtreich zu finden. Als ob das nötig wäre! Singt nicht Heinrich Heine, dieſe Ueberflüſſigkeit des ſogenannten Esprits mit faſt übertriebener Schneidigkeit accentuirend:

„Den Leib will ich umfaſſen,
Den Leib, ſo roſig und jung.
Die Seele magſt du behalten:
Hab' ſelber Seele genung!"

Das iſt der Trotz des ſelbſtbewußten, geiſtvollen Mannes, der von dem Weibe Natur verlangt und erquickende Anmut, aber keine Jongleurkünſte auf dem Drahtſeil des Intellekts. In gewohnter Verkennung deſſen, was ihrem Geſchlechte frommt, klettert unſer Blondinchen unausſtehlich an jenem Drahtſeil herum und wird aus lauter Koketterie beinahe unſympathiſch, ſie, auf deren meerblaue Kinderaugen ich noch geſtern ein halbes Dutzend ungeborener Verherrlichungen im Buſen trug! Es iſt troſtlos!

Und wer entſinnt ſich hier nicht gewiſſer „Matronen", denen man's im gewöhnlichen Leben auf dreihundert Schritte weit anſieht, daß ſie für einen ſchwergeprüften Gemahl die Hölle auf Erden bedeuten, deren deſpotiſche Züge jedoch alsbald dem Typus der vorraffaeliſchen Heiligenbilder nacheifern, ſobald in ihrem Geſichtskreis ein heiratsfähiger Mann auftaucht, der als zukünftiger Schwiegerſohn möglicherweiſe gedacht werden kann!

Nun trete ein ſolcher Jüngling einmal heran! Dann ſpitzt ſich der ſonſt ſo herriſch gekniffene Mund zu den unglaublichſten Süßigkeiten; er lächelt ſogar über dem falſchen Gebiß wie die plötzlich entzündete Lampenreihe vor den Couliſſen — alles mit Licht überflutend, huldreich, berückend. Die ganze Konverſation wird zum Lügengewebe; es lügt die Betonung, das Wort, der Blick und die Naſe ſogar, die nicht halb ſo ſtoßvogelartig gekrümmt erſcheint wie gewöhnlich. Die Tochter, die man daheim mit juſt nicht ſchmeichelhaft klingenden Vokativen — „Schaf" und „Schöps" gehören noch zu den mildeſten — belegt, avancirt hier zur „lieben Mathilde", zu „unſerer Mathilde", zum „Kind", zum „Herzchen".

„Ach, mein Engelchen, willſt Du mir nicht 'mal den Fächer reichen! Es iſt furchtbar heiß hier! Finden Sie nicht auch, Herr Profeſſor? Wenn ſich das liebe Kind nur nicht erkältet! Ich bin ſo beſorgt um ſie! Gott ſei Dank, ſie verträgt ja etwas . . ."

Geſtern hat dieſes nämliche „Engelchen" bei dem ſcheußlichſten Oſtwind auslaufen müſſen, nur um der lieben Mama den hocheleganten Fächer zu holen, der im Galanteriegeſchäft der Herren Krauſe & Mobius zur Reparatur war, und als ſie durchfroren heimkehrte, ſcholl von den Lippen, die jetzt wie Aeolsharfen dem Herrn Profeſſor ins Ohr ſäuſeln, die freundliche Apoſtrophe: „Wo bleibſt Du denn wieder ſo lange, Du dumme Gans? Haſt natürlich 'mal wieder Konfuſion gemacht! Wenn Dich doch endlich der Teufel unter die Haube brächte!"

Ein ſolches Gebaren, das die ſonſt übliche Grobheit mit höfiſcher Seide umſpinnt, iſt der Tochter gegenüber Verſtellung und Heuchelei, dem jungen Herrn gegenüber vollentwickelte Koketterie.

Als Sklave der Koketterie erſcheint auch jener köſtliche Spaßmacher, der ſeine bürgerliche Normalindividualität ſofort abſtreift und die Clownjacke anzieht, wenn er ein Publikum wittert.

Haſt du Herrn X. nie auf der Eisbahn oder Herrn Ypſilon-Zettwitz niemals im Ballſaal beobachtet?

Unſer X. gehört zu den trefflichſten Schlittſchuhläufern des deutſchen Reiches.

So lang er allein iſt — frühmorgens zum Beiſpiel, wenn die ſonſtigen Koryphäen des Sports und beſonders die roſigen Eispüppchen mit den ſkunksverbrämten Koſtümen und den flatternden Schleiern kaum erſt erwacht ſind — o, dann ſchwelgt er in ſeiner Kunſt, die Meiſter Klopſtock bereits in ſchwungvollen Rhythmen für das non plus ultra alles Vergnügens erklärt; dann ſauſt er, frei wie die Schwalbe im Flug, über die ſpiegelnde Fläche und bietet dem urteilsloſen Bauernbürſchen, der ſtumpfſinnig des Weges daherkommt, ein Bild dar, wie es „Preisler wohl nachzeichnen würde" — ungekünſtelte Flottheit, friſche Entwicklung der ganzen Erſcheinung, kurz, etwas Geſundes und wahrhaft Erbauliches.

Nun aber kommt die unleidliche Kehrſeite. Nachmittags während der rauſchenden Militärkonzerte hat ſich der flüchtige Edelhirſch wie durch die Zaubergerte einer verborgenen Circe plötzlich in einen hüpfenden Bock verwandelt. Er ſchmiegt ſich und wiegt ſich und biegt ſich, und neigt ſich und beugt ſich und zeigt ſich, daß man beim Anblick dieſer Verrenkungen „auswachſen" möchte. Er „fährt Bogen" mit lächerlichſter Emporſchnellung des unbeteiligten Beines; er dreht ſich wie toll auf den Schlittſchuhhacken, daß rings das ſplitternde Eis wie Schneekriſtalle umherwirbelt; er fährt rückwärts und macht dabei die drolligſte und jämmerlichſte Figur von der Welt; er quält ſich nach allen Richtungen, ohne auch nur ein einzigesmal freiweg zur Entfaltung zu kommen: und alles, wie der indiſche Büßer Wiswamitra, um eine Kuh, das heißt um des irrtümlich erhofften Effekts willen. X., der ſonſt ſo kluge, ſympathiſche Kavalier, iſt ein Opfer der Eiskoketterie.

Was Herrn von Ypſilon-Zettwitz betrifft, ſo hat er den unbegreiflichen Ehrgeiz, für einen unwiderſtehlichen Spaßmacher zu gelten. In ſeinem Studierzimmer iſt er ein ernſter Mann, der ſich viel mit japaniſchen Kultur- und Staatsverhältniſſen abgibt, ſehr intereſſante Aufſätze über dies Lieblingsthema zu ſtande bringt und außerdem eine ſpezielle Begabung für mittelhochdeutſche Lyrik empfindet. Er ſoll ſogar am Morgen ſeines dreißigſten Geburtstags zum Entſetzen ſeiner Haushälterin, die ihn für momentan geſtört hielt, vor dem Spiegel die trauernden Worte Walthers von der Vogelweide citirt haben:

„Owe, war sint verswunden alliu miniu jar?
Ist mir min leben getroumet oder ist ez war . . ."

— und als er nach dem Preiſe eines verlorengegangenen Portemonnaies gefragt wurde, gab er mit demſelben Poeten ſeufzend zur Antwort:

„Ez was wol drier marke wert."

Alſo eine Perſönlichkeit, vor der die Muſe ehrfürchtig ſalutiren kann.

Im Ballſaal jedoch iſt Herr von Ypſilon-Zettwitz der „Auguſt", wie er im Buche ſteht. Er improviſirt die entſetzlichſten Klapphornverſe. Er zeigt eine komiſche Ungeſchicklichkeit, die ihm gar nicht zu eigen iſt, beſonders beim Contretanz. Wie ein Schlangenmenſch windet er ſich zwiſchen den rauſchenden Roben hindurch; ein unausſprechliches Lächeln, das Beifall heiſcht, ſchimmert über ſein ſchönes Geſicht; das „cavalier seul" arabeskirt er mit Arm- und Beinbewegungen, die über die Grenze des in guter Geſellſchaft Erlaubten weit, weit hinausgehen.

Und dieſer ganze geſchmackloſe Ulk verfolgt nur den einen unbegreiflichen Zweck — man ſoll ſagen: „Herr Ypſilon-Zettwitz war heute doch wieder köſtlich! Dieſe Gelenkigkeit! Dieſe Verve! Ich habe gelacht — gelacht . . . nein, ſo was lebt nicht!"

Kokett iſt auch jener innerlich überſättigte Menſch, der alsbald Aufmerkſamkeit und Intereſſe für eine Dame erheuchelt, ſobald er neidiſche Beobachter wittert. Frau von A. oder Fräulein B. ſind ihm vollkommen gleichgültig; aber er möchte aus dem unerſchöpflichen Inſtinkt der Koketterie heraus die Meinung erwecken, als liege hier ein kleines — mehr oder minder weitgehendes — Verhältnis auf Gegenſeitigkeit vor, und ſo ſpielt er den Pfau und den Tauberich, ſobald er bemerkt wird.

Der Unterſchied zwiſchen der männlichen und der weiblichen Koketterie — das Wort immer noch in dem oben erörterten Sinne verſtanden — liegt wohl in der Thatſache, daß der Mann aus allen erdenklichen Gründen kokett zu ſein pflegt, das Weib vornehmlich aus einem, nämlich im Hinblick auf die zu machende Herzenseroberung. Der Mann iſt mehr theoretiſch und akademiſch im Punkte der Koketterie; das Weib mehr praktiſch. Man darf dieſe Theſe getroſt unterſchreiben, ſelbſt wenn man ſonſt der übelwollenden Charakteriſtik, wie ſie ein grimmiger Frauenfeind neueren Datums entworfen hat, feindſelig gegenüberſteht.

„Weder für Muſik," ſo heißt es dort wörtlich, „noch für Poeſie, noch für bildende Künſte haben die Frauen wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit, ſondern es iſt lediglich Aefferei zum Behuf ihrer Gefallſucht, wenn ſie ſolche affektiren und vorgeben . . . es liegt in der Frauennatur, alles nur als Mittel, den Mann zu gewinnen, anzuſehen, und ihr Anteil an irgend etwas anderem iſt immer nur ein ſimulirter, ein bloßer Umweg, das heißt, läuft auf Koketterie hinaus."

Das iſt freilich ſtark übertrieben; aber die Uebertreibung birgt einen Kern, der ſich nicht wegdisputiren läßt: das Dichten, Denken und Trachten der Frauen, und ſomit auch ihre Koketterie, bezieht ſich weit ausſchließlicher auf die Männer als umgekehrt.

Den vielen Sünden der weiblichen Koketterie iſt es zuzuſchreiben, daß heutzutage ein wohlerzogenes, feinfühlendes Mädchen ſich Beſchränkungen und Verzichte auferlegen muß, die ihr ſelbſt vielleicht vom Standpunkt ihrer unverfälſchten Natur überflüſſig und rein konventionell erſcheinen. Sie muß dies, weil die Koketterie ihrer minder harmloſen Schweſtern gewiſſe, an und für ſich gleichgiltige und ganz ſtatthafte Dinge diskreditirt hat; daher denn das wohlerzogene Mädchen Gefahr liefe, auch da, wo ſie ohne jegliche Rückſicht auf den Beſchauer und Hörer nur dem Zug ihres Weſens folgt, mißverſtanden und für berechnend gehalten zu werden.

In der That, wie ſich unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe nachgerade entwickelt haben, hat es zum Beiſpiel ſchon etwas Verletzendes, wenn junge Mädchen im Beiſein von Männern ſich allzu zärtlich umſchlingen, gar zu innig ſich „einhängen", küſſen und ſo weiter.

Die Sache an ſich iſt völlig naturgemäß; peinlich berührt ſie nur, wenn der Gedanke uns kommt, es fehle die Unbewußtheit. Dieſer Gedanke jedoch liegt außerordentlich nahe, denn täglich macht man ja die unangenehme Erfahrung, daß derartige in Penſion angeknüpfte Mädchenfreundſchaften nur als Lockvögel auf das ſtarke Geſchlecht kalkuliert ſind.

Es gibt ein ſchönes Gedicht von Ludwig Uhland, „Die zwo Jungfrauen“. Der Dichter erblickt „auf dem Hügel droben“ zwei Mädchengeſtalten,

„Gleich lieblich von Geſicht, von zartem Baue;
Sie blickten in die abendlichen Gaue,
Sie ſaßen traut und ſchweſterlich verwoben.“

Nachdem nun der Poet die reizvolle Stellung der beiden ſattſam geſchildert hat, fährt er fort:

„Kein Wunder, daß Verlangen mich beſchlichen,
Und daß in mir der ſüße Wunſch erwachte:
O, ſäß' ich doch an einer Statt von beiden!“

Dieſer Dreivers trifft den Nagel prall auf den Kopf. Die zwo Jungfrauen, wie ſie Uhland beſingt, waren frei von Koketterie. Sie hielten ſich traumhaft-zärtlich umſchlungen; aber ſie ahnten nicht, daß ſie beobachtet wurden; vielmehr ſagt uns der Dichter ausdrücklich, daß ſie ganz und gar in die Anſchauung der ſonnbeleuchteten Landſchaft verſunken ſind.

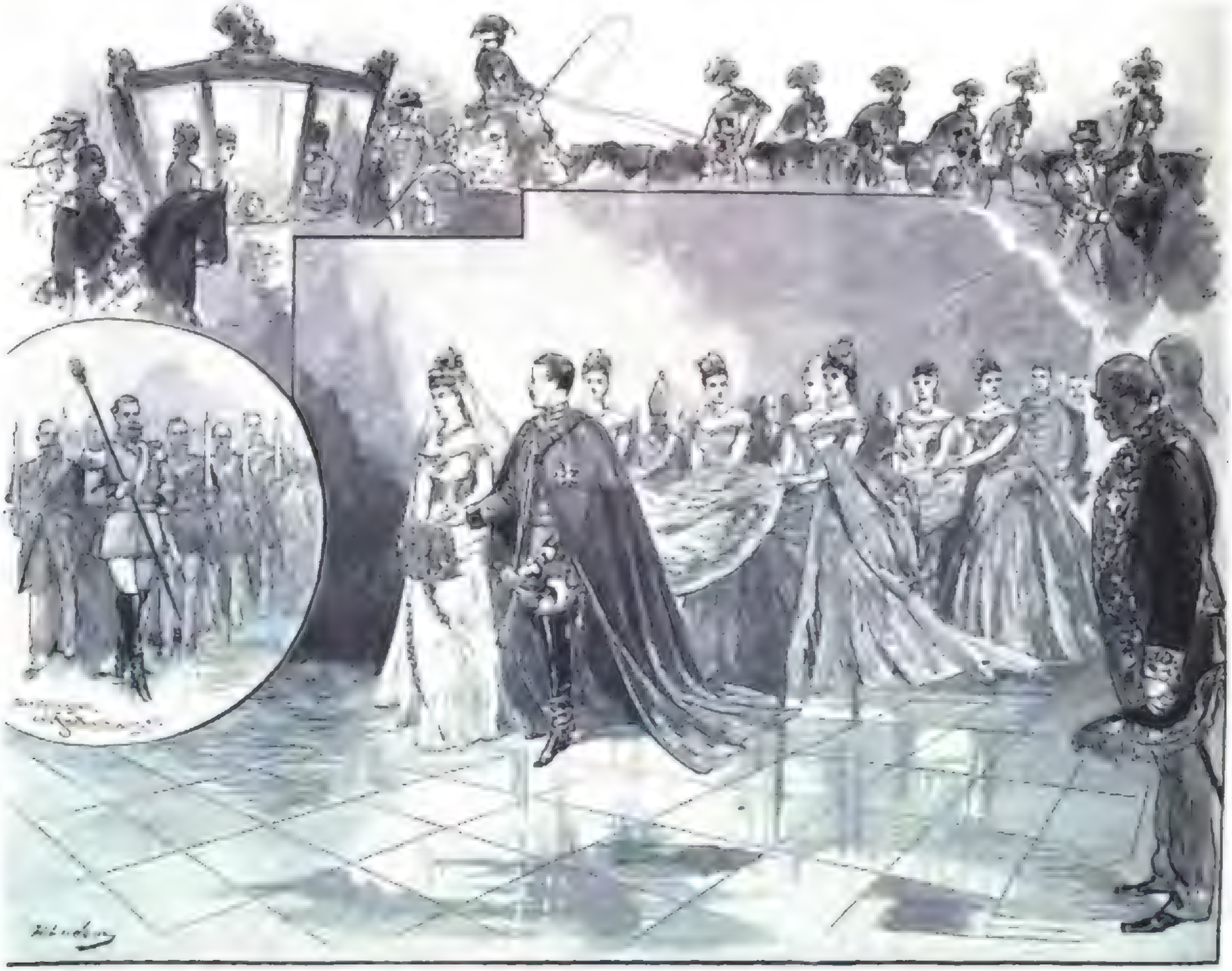
Wenn hingegen „zwo Jungfrauen“ dieſe maleriſche Intimität da ausüben, wo ſie ſich als Gegenſtand der Betrachtung von ſeiten warmblütiger Kavaliere wiſſen, ſo taucht die Vermutung auf, daß ſie die entflammende Wirkung, die ſich bei Uhland nur als zufällig gibt, zielbewußt erſtreben — und dieſe Vermutung empört unſer Feingefühl.

Durch einen verwandten Seelenprozeß wie die begeiſternde Wirkung der Uhlandſchen Schweſtern iſt der eigentümliche Reiz bedingt, den — in der Kunſt wie in der Litteratur — die Darſtellung freundſchaftlichen Verkehrs zwiſchen jungen, vom Sturme der Leidenſchaft noch unberührten Mädchen mit Pferden, Hunden und ſo weiter ausübt.

Der Beſchauer und Leſer verſetzt ſich dann unwillkürlich in die Situation des Verliebten, der nun gewahrt, wie die von ihm glühend begehrte Schöne den Rappen aus ihrer flachen Hand Zucker genießen läßt; wie ſie geſtattet, daß der Neufundländer ſeinen klugen Kopf treuherzig ihr in den Schoß legt.

Es regt ſich dabei eine thörichte, weil gegenſtandsloſe Eiferſucht, ein heimlicher Neid; und dieſen Neid bewußt zu erwecken, iſt Koketterie in optima forma.

Ein norddeutſcher Gutsbeſitzer gab ſeiner ſonſt von ihm ſehr verwöhnten ſiebenzehnjährigen Tochter drei Tage Stubenarreſt, weil ſie in Gegenwart einiger Offiziere ihr Windſpiel frank und flott auf die Schnauze geküßt hatte. Unſeres Erachtens mit Recht. Solch ein Gebahren hat unter allen Umſtänden etwas keck Provozierendes, und wo das ein Mädchen nicht fühlt, da muß man's ihr eintrichtern.



Die Vermählung des Prinzen Leopold von Preußen mit der Prinzeſſin Luiſe Sophie von Schleswig-Holſtein im Kaiſerſchloſſe zu Berlin.

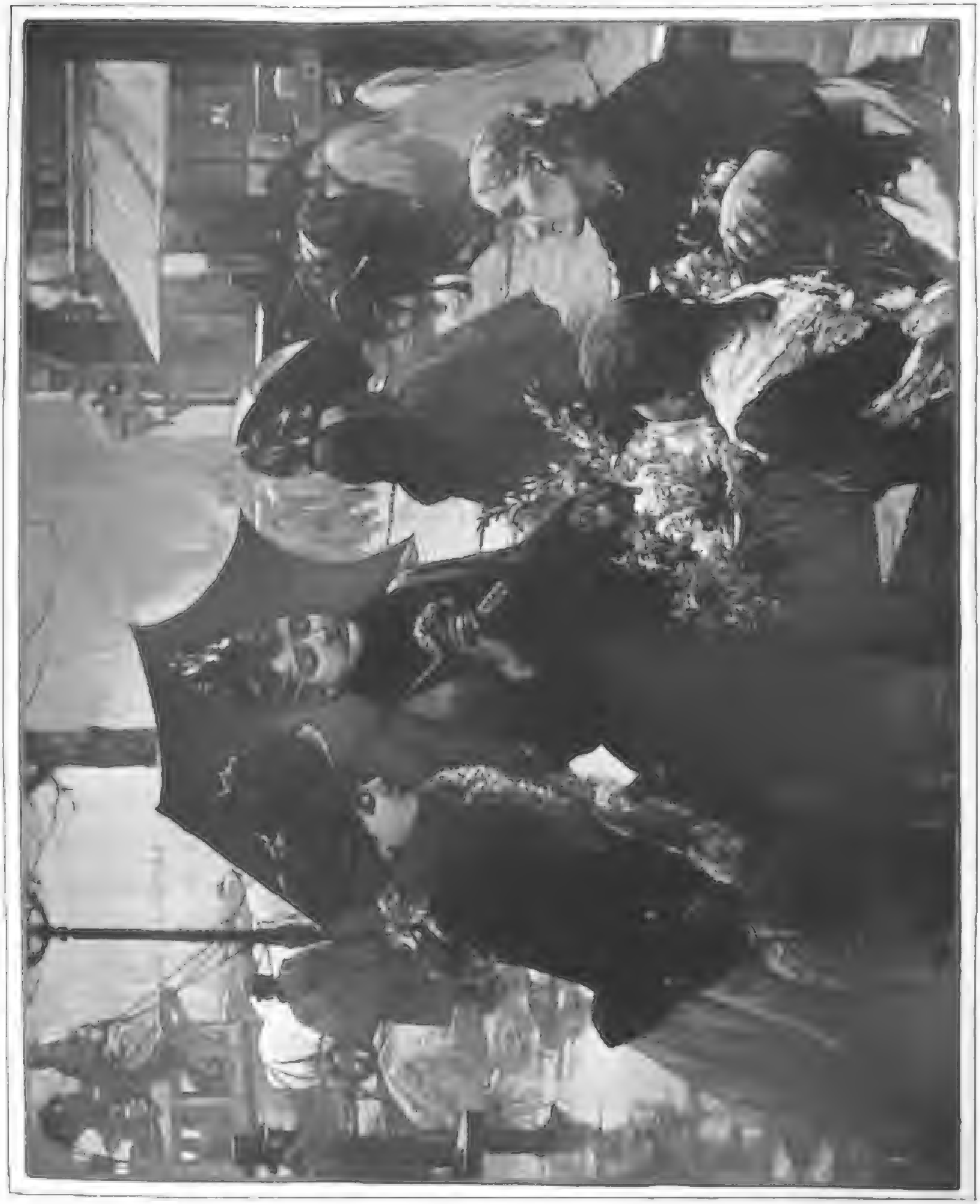
Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten Hermann Lüders.

Abermals hat ein Mitglied des Hohenzollernhauſes eine anmutige Jungfrau aus jenem erlauchten Fürſtengeſchlecht, das uns die huldreiche junge Kaiſerin gegeben, als Lebensgefährtin heimgeführt: am 24. Juni ward die Vermählung des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen mit der Prinzeſſin Luiſe Sophie von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg im Reſidenzſchloſſe zu Berlin unter herzlicher Teilnahme des ganzen Landes vollzogen.

Unter Entfaltung königlichen Glanzes hielt die maienholde Braut an der Seite der majeſtätiſchen Frau Prinzeſſin Friedrich Karl am 22. Juni ihren feſtlichen Einzug in die Reichshauptſtadt. Vom Schloſſe Bellevue aus bewegte ſich der Brautzug durch den Tiergarten und die Straße „Unter den Linden“, die ſich wieder in eine von buntem Leben überflutete Feſtſtraße verwandelt hatte, nach dem Reſidenzſchloſſe an der Spree. Als der von acht Rappen gezogene prunkvolle Brautwagen dem Brandenburger Thore ſich näherte, donnerten vom Luſtgarten her die Kanonen ihren weithin hallenden Gruß der fürſtlichen Braut entgegen. Am Eingang zur Reſidenzſtadt wurde der Zug von den ſtädtiſchen Behörden empfangen und die Prinzeſſin Braut im Namen der Bürgerſchaft Berlins herzlich bewillkommt.

Nach der ſtandesamtlichen Eheſchließung durch den Hausminiſter von Wedell fand dann am Nachmittag des 24. Juni in der Kapelle des Kaiſerſchloſſes, durch deren ſtolzgewölbte Kuppel das helle Sonnenlicht flutete, die kirchliche Vermählung des hohen Paares ſtatt. Oberhofprediger Dr. Kögel, der Redegewaltige, vollzog den Trauakt. In feierlicher Prozeſſion begaben ſich die fürſtlichen Hochzeitsgäſte von der Schloßkapelle zur Cour nach dem Weißen Saale und von dort zur Zeremonientafel in den Ritterſaal. Voran das Brautpaar: Prinz Leopold, den roten Sammetmantel der Ritter vom Schwarzen Adlerorden über der Scharlachuniform der Gardes du Corps, in der Linken den blinkenden Adlerhelm, Prinzeſſin Luiſe, ihrer erlauchten Schweſter, unſerer Kaiſerin, auffallend ähnlich, in weißem, mit Orangenblüten beſetztem Atlaskleid, im Haar den Myrtenkranz, darüber die kleine Prinzeſſinnenkrone aus Purpurſtoff und Brillanten; vier junge, in Roſa gekleidete Ehrendamen trugen die ſilbergeſtickte Schleppe des Brautkleides. Das zweite Paar bildeten der Kaiſer, in gleicher Tracht wie Prinz Leopold, und die Mutter der Braut. Dann folgte die Kaiſerin in einer koſtbaren Robe von drap d'argent, von zwei Königen geleitet: König Albert von Sachſen und König Georgios von Griechenland; darauf Herzog Günther, der Bruder der Braut, mit der Mutter des Bräutigams, Prinzeſſin Friedrich Karl, und der Frau Großherzogin von Weimar.

Der übliche Fackeltanz der Miniſter im Weißen Saale beendete die glanzvolle Feier, durch welche die innige Verbindung zwiſchen dem hohenzollernſchen Fürſtenhauſe und der herzoglichen Linie Auguſtenburg, die ſeit der Vermählung des jetzigen deutſchen Kaiſerpaares beſteht, eine neue Stärkung empfangen hat. Möge auch dem neugeſchloſſenen Bunde die Sonne reinen, ungetrübten Glückes dauernd leuchten! G. D.



Aus dem Pariſer Salon von 1889: Nach dem Regen. Gemälde von Louis de Schryver.

Jung Alarichs Braut.

Roman

von

E. v. Dincklage.

(Fortſetzung.)

Gregor trat ſeine Rückreiſe in höchſt ungemütlicher Stimmung an, ſeine Abſichten waren nicht nur vereitelt, ſondern hatten den ganz entgegengeſetzten Erfolg gehabt, ja die eigenwillige Stiefſchweſter in Bahnen getrieben, die für alle äußerſt folgenſchwer werden mußten. Gregor durfte ſich nicht verhehlen, daß fürs erſte kein anderer Einfluß, ſelbſt der ihres eigenen Vaters, auf die Witwe wirken werde; ja, es blieb außer Frage, daß ſie ganz in den Rieſenfäuſten des bäuriſchen Studenten ſei. Dabei glaubte Gregor überzeugt ſein zu dürfen, daß Sabine dieſen Alarich ten Wolde noch nicht eigentlich liebe, daß bis zu dieſer Stunde auch nicht einmal annähernd Blick oder Wort der Zuneigung gewechſelt ſei; dennoch hatte die leidenſchaftliche Frau alles über Bord geworfen, um ſeinen Grundſätzen Bahn zu brechen! Was jetzt die Brüder Egon und Gregor anfangen wollten, da von einem Darlehen der Stiefſchweſter keine Rede mehr ſein konnte, blieb vorderhand noch ein ungelöſtes Problem. Es war nicht eben angenehm, Egon damit zu begrüßen, daß das Schiff untergegangen ſei, auf welchem ſie fröhlich ins Leben hinaus zu ſegeln gedachten. Zum Glück traf er den Bruder nicht zu Haus, als Gregor in das gemeinſame Quartier in der Marktſtraße heimkam, der jugendliche Sohn des Mars ſtellte ſich erſt gegen Morgen ein, und Gregor zögerte nicht, ſeine fatalen Mitteilungen kurz und bündig darzulegen; — eine bittere Medizin ſchluckt man am beſten ſchnell hinunter.

Egon ſaß ermattet und mit nachläſſig aufgeriſſener Uniform vor dem Bette des Bruders; nachdem dieſer die trübe Mär geendet, griff der ältere Bruder in die Taſche und häufte ein paar Hände voll Goldſtücke auf die Bettdecke.

„Es hat ſein Gutes mit dem Unglück in der Liebe!“ ſagte er; „wir haben ein kleines Jeu gemacht und ſind nun außer Sorge bis zur nächſten Zahlung unſeres verehrten Vaters. Es lebe der Wankelmut der Weiber! Fortuna iſt eben wie die anderen auch. Und noch eins muß ich Dir ſagen —“

„Egon,“ unterbrach ihn der Bruder, „Du hatteſt Papa verſprochen, nicht mehr zu ſpielen —“

„Larifari!“ war die verdrießliche Antwort, indem ein Stiefel dröhnend gegen die Thür von Alarich ten Woldes Zimmer flog. „Larifari, wenn ein Menſch in eine teure Carrière gebracht wird, und man gibt ihm zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben, ſo muß er mit den Wölfen heulen und ſich helfen, wie er kann!“

„Sabine hat mithin nicht ſo unrecht, wenn ſie ihren Standesgenoſſen entſagt!“

Egon unterbrach ſich in ſeinen lärmenden Bemühungen des Entkleidens:

„Nein, vorausgeſetzt, ſie tauſcht Beſſeres dafür ein, aber dieſes verfluchte Hippopotamus hat ja nur einen Geldbeutel ſtatt der Seele! Ja, was ich ſagen wollte, denk Dir, Gregor, denk Dir nur, ich bin der Kunſtbegeiſterung Deines Giganten auf die Spur gekommen, ich habe das Modell zu Sabinens Kunſtwerk entdeckt, und der Hünenjüngling kannte dasſelbe ſchon früher; ein ſchönes Weib in der That, die Tochter unſeres Portiers, die der alte Sünder ſorgfältig vor uns verborgen hielt — es iſt zum Totlachen!“

„Oder zum Totſchießen!“ ergänzte der Bruder. „Daß einige Individuen unter den Zweihändern ein ſo unverſchämtes Glück haben! Ihnen kommen die förderſamen Chancen gleichſam entgegengerannt — ſie werden alles, ſogar Kunſtrichter, ohne je einen Gedanken an das Studium der Kunſt verſchwendet zu haben!“

Egon löſchte das Licht aus und entgegnete ſchlaftrunken: „Sei ruhig, ich bin entſchloſſen, der David dieſes modernen Goliath zu ſein — vorderhand haben wir — Geld!“

V. Echt oder unecht?

Als Gregor ſeine Stiefſchweſter verlaſſen hatte und dieſe ihre Heftigkeit inſoweit überwand, daß ſie ihre eigentümliche Stellung klar ins Auge zu faſſen vermochte, konnte ſie, die Eigenwillige, Ehrgeizige, ein Gefühl der Beſchämung nicht hinwegleugnen. Genau genommen war es nicht überraſchend, daß ihre Brüder ſie liebten, natürlich, daß ſie den jungen Männern beiſtand, erklärlich, daß die hübſchen Kavaliere nach ihrer Hand ſtrebten, und doch reizte das alles Sabine — ſie wollte nur um ihrer ſelbſt willen geliebt ſein, ſie wollte hinwegleugnen, daß ſie einſt des Geldes wegen geheiratet hatte. Die peinliche Frage, wie Alarich das Betragen der Witwe auslegen könne, blieb vorderhand unerörtert; Alarich kam auf ſie zugeſchritten, zeigte auf die niedriger gelegene Seite des Parkes und erklärte:

„Da links wächſt ſchlechtes, ſaures Gras, dort müſſen Gräben aufgeworfen werden, um Eicheln zu Lohholz anzupflanzen, das rentirt nicht raſch, aber ſicher und bleibend; den Transport der Borke zum Bahnhof können die Pferde leicht beſorgen, und wenn ich das Köpfen der Eichheiſter im vierten Jahre ausnehme, ſo wird keine weitere Bearbeitung der Anlage erfordert!“

Frau Sabine ſchaute ihn mit großen Augen an, ihr war niemals von Lohholz geredet worden.

„Dort?“ fragte ſie, um Zeit zum Ueberlegen zu finden.

Alarich nahm zwei Kiesſtückchen vom Weg auf und warf ſie mit großer Sicherheit in weitem Bogen nach der bezeichneten Stelle.

„Von jener Bank“ — der Stein ſprang eben vom Anprall auf dieſelbe empor — „bis zum Teich“ — ein leichtes Aufſpritzen des Waſſers — „es ſind hundertunddreißig Fuß, aber die Abdachung jenſeits gibt noch breitere Pflanzfläche!“

Die Hausfrau winkte dem Diener, welcher auf der Terraſſe den Theetiſch ordnete, und hieß ihn die Strecke zwiſchen Bank und Teich abſchreiten.

„Hundertunddreiundzwanzig Fuß!“ berichtete Johann.

Alarich hätte erwähnen können, daß er als Knabe ſich im „Boſſelwerfen“, im Kugelſpiel auf dem Eiſe fleißig bewährt habe und daß Hand und Auge dadurch geübt waren, aber er ſtand ſo unbefangen da, als ob ſein Kunſtſtück ſelbſtverſtändlich ſei.

„Sie ſind ein unheimlich berechnender Menſch!“ rief die Gutsherrin und legte ihre Hände erregt ineinander.

Der Student lächelte.

„Mir ſind nur diejenigen Menſchen unheimlich, welche nicht berechnen und ihre Uhr nicht aufziehen; ein Schlafwandler iſt ein gefährlicher Wegweiſer.“

Sabine ſetzte ſich wie ermüdet.

„Ich wünſchte, ich könnte Ihnen einmal widerſprechen, es würde mir leicht darnach werden, aber Sie ſchleudern mir Lebensaufgaben vor die Füße, als wären es leicht zerrinnende Schneebälle!“

„Die ſind es auch, gnädige Frau; wenn dieſelben nicht zerrinnen, dann wird Ihr Bekanntenkreis Sie für unzurechnungsfähig halten!“

„Mich?“ fragte Sabine entſetzt.

„Ja, weil Sie berechnen, weil Sie Ihren Reichtum vermehren.“

„Und kann ich das nicht thun, ohne Anſtoß zu geben?“

„Wenn Sie berechnen — ja!“

„Und wie habe ich's anzufangen?“ forſchte ſie haſtig.

„Geräuſchlos — planvoll!“

„Ich verſtehe nicht; wie würden Sie in meiner Stelle beginnen?“ Sie fuhr mit dem Spitzentuch über die Stirn.

„Ich würde denken: Das Hemd iſt mir näher als der Rock — und mich mit meiner Verwandtſchaft auf ungekränkten Fuß ſtellen, denn die Blutsfreundſchaft muß eine Bruſtwehr für unſere Unternehmungen bilden, nicht wirklich, aber anſcheinend.“

„Ah — Sie meinen, es war thöricht, meine Brüder zu beleidigen?“

„Ich denke ſo. Schneid' ich mir die Naſ' ab, ſchänd' ich mir 's Geſicht!“

„Aber ſie ſind gar nicht verwandt mit mir!“ fuhr Sabine auf.

Ueber das Geſicht des jungen Hünen flog ein verächtlicher Ausdruck.

„Gnädige Frau, was Verwandtſchaft anlangt, ſo überwiegt ein Tropfen Tinte immer eine Unze Blut — aber es iſt eine Zierde des Menſchen, in Familienverhältniſſen vorwurfsfrei, womöglich glänzend dazuſtehen.“

„O!“ Die ſchöne, vielumworbene Frau ſchaute wie ein geängſtigtes Schulmädchen in das blühende Geſicht des unerſchütterlich gleichmütigen jungen Menſchen ſich gegenüber. Sie ſagte ſich mit dem wunderlichen Abſchweifen aufgeſtörter Vorſtellungen, daß dieſes runde blonde Männerantlitz ganz ebenſo, nur viel, viel kleiner in den Windeln geruht hätte, und dann gewahrte ſie in den Mundwinkeln und vom Auge nach den Schläfen zu einen noch halb verhüllten, aber ſicher eingezeichneten Zug von Willensfeſtigkeit, zu welchem das breit angelegte Backen- und Kinngerüſt ſehr gut paßte. Es entſtand eine Pauſe, dann fragte Sabine beklommen:

„Was würden Sie denn etwa thun in dieſer meiner Lage? Ich forſche ſo offen, weil wir ja eigentlich noch ganz fremd und unbehindert zu einander ſind!“

Alarich verbeugte ſich, ſeine Blicke fielen aus den Augenwinkeln auf ſie.

„Das iſt doch ſehr einfach. Sie geben Ihrem jüngern Bruder irgend welchen Auftrag, begegnen ihm infolge desſelben mit beſter Laune in der Stadt und ſagen ihm, Sie beabſichtigten einige rentable Einrichtungen zu machen im Intereſſe Ihres alten Papas, dem Sie anbieten wollen, ſich an der Verſorgung der Stiefſöhne zu beteiligen; die Stiefbrüder müſſen dann mit gutem Rate ſich an den neuen Einrichtungen beteiligen —“

„Sie überraſchen mich — doch nein, Egon wird kein Geld von mir annehmen!“

Der Große ſchnippte mit ſeinen kräftigen Fingern in die Luft hinaus.

„Erſtens wird es ſein Bruder für ihn thun, zweitens wird er die Hilfe nicht ausſchlagen können!“

„Sind die Grafen ſo ſchlecht geſtellt?“

„Ja — das heißt die Stellung der Grafen fordert mehr, als ſie beſitzen!“

Sabine ſchwieg, ihre Augen ſchienen dunkler zu werden.

„Arme Burſchen!“ murmelte ſie.

Alarich ſtrich über ſeinen noch ziemlich ſchwachen Bart, hinter ſeiner Hand legte ſich die Mundfalte tief und ausgeprägt, das war wie ein grauſames Lächeln, ein verſteckter Siegesausdruck.

„Die Familie wird mich vergöttern!“ lachte plötzlich Sabine.

„Und dann mehr erwarten!“ dämpfte Alarich.

„Aber Sie haben recht — ich binde meinen Brüdern die Hände, die armen Jungen ſind ehrenhaft!“

Sabine Müller, von dem jüngern Bruder „Stehauf“ genannt, weil ſie ſich allen Vorſchlägen anderer zu widerſetzen pflegte, nahm die Pläne des Studenten ſo ſelbſtverſtändlich über ſich, als ſtänden dieſelben in Geſetzestafeln gemeißelt. Ihre unruhigen Nerven flüchteten in den Schatten dieſes Willens, der ſie wie durch eine Naturbedingung leitete.

Während die Hausfrau, ganz angemutet von ihrer neuen Lebensaufgabe, den Thee eingoß, rief ſie:

„Ich danke Ihnen heute noch nicht, ich thue das, wenn meine ganze Familie hier verſammelt iſt — zum erſtenmale, meine Stiefmutter habe ich ſtets abgewehrt — es war recht kindiſch von mir, aber ich verſöhne ſie, weil mir ja das —“

„Das Hemd näher iſt als der Rock!“ wiederholte der Student wuchtig. „Aber, gnädige Frau, Sie werden mich nicht in Ihren Familienkreis ziehen; laſſen Sie den braven Herrſchaften ihre Träume, und erlauben Sie mir gelegentlich ein andermal Ihre neuen Anlagen zu ſehen!“

Frau Sabine errötete tief und ſuchte vergebens nach einem paſſenden Wort, um ihre plötzlich beleuchtete Stellung zu dem Gaſte zu rechtfertigen. Dieſer aber ſtrich ſich mit ſo vieler Hingabe eine Butterſchnitte, daß ſein Vorſchlag: „Sie ſollten die Molkerei einem Schweizer in Pacht geben!“ eine neue geſunde Unterhaltung anknüpfte; dieſelbe bemächtigte ſich der beiden Anweſenden, bis die Zeit herankam, ſich zum Abendzuge zu trennen. „Ja, eine Zentrifuge,“ war Sabinens letztes Wort vor dem Gutenachtgruße.

VI. Das Modell.

Alarich ordnete ſeine Gedanken nicht wie die nervöſen Naturen, auf und ab ſchreitend, ſondern gleichſam plaſtiſch; er ſtrammte ſich in ganzer Länge und Breite empor, als ſtände der Freiwillige vor ſeinem Kommandeur, und wartete, bis ſich ſeine Ideen ordneten. Am Morgen nach der Rückkehr von ſeinem verhängnisvollen Beſuche bei Sabine Müller ſtand er wiederum vor ſeinen Zukunftsplänen. Er dachte an ſeinen Beſuch zurück und flüſterte zufrieden: „Ja, eine Gans iſt ſie!“ Dann wurde er wieder nachdenklich und ſchlug ſich zum Schluß ſelbſt ſehr derbe auf die Hüfte. Es war zehn Uhr morgens, die inneren Beſchlüſſe hatten Verſtand und Magen zur Thatkraft ermuntert, und er ſchritt zum Schranke, um ſeinen Schinken hervorzulangen. Das Papier lag da, auch der Rauchduft haftete an demſelben, aber der ſchwere, herrliche Schinken war verſchwunden. Beinahe ſchien der Raub ſeines Leckerbiſſens dem Beſtohlenen eine grimmige Freude zu bereiten, er warf ſich wie ein Jagdhund auf die Spur des Miſſethäters. Zuvörderſt unterſuchte er das Schloß der Schrankthür — dasſelbe war unverletzt, dann ſchob er mit kräftigem Ruck, den Schrank ſelbſt in die Stube und gewahrte, daß die Rückwand ausgenommen und notdürftig wieder eingenagelt war, kein Zweifel, daß dieſer Einbruch nicht der erſte geweſen, denn das Brett zeigte verſchiedene frühere Nägelſpuren.

„Allein konnte der Halunke ihn nicht verſchleppen!“ murmelte Alarich; „er hat alſo einen Helfershelfer!“

Eben griff der Student nach Hut und Handſchuhen, um einen Polizeimann herbeizuholen, als leiſe angeklopft wurde und die ſchlafſüchtige Tochter des Hausmannes, das Modell, hereintrat. Sie ließ ihre großen träumeriſchen Augen über den verſchobenen Schrank und den Zimmerherrn ſchweifen und ſagte leiſe:

„Sie dürfen ihn nicht anklagen!“

„Ich darf nicht?“ ſtaunte der Student.

„Weil ich Sie anflehe, es nicht zu thun!“ ſchluchzte das ſchöne Mädchen und ſank, ihr Geſicht in den Händen verbergend, in die Kniee.

„Stehen Sie auf!“ befahl Alarich rauh. „Ihre Larve genügt nicht, um einen Schuften der reichlich verdienten Strafe zu entziehen!“

„Nicht meinet-, nicht ſeinetwegen liege ich hier vor Ihnen, aber wir erhalten eine irrſinnige Mutter, wir tragen einen ehrlichen Namen — er hat es im Rauſche gethan!“

„Du lügſt, er that es gemeinſam mit einem andern Diebe!“

„Bei Gott, Herr —“ rief das Mädchen.

„Gott bekümmert ſich nicht um ſolche Taugenichtſe wie Dein Vater, der trunken und ziellos dahintaumelt, nur daß der da oben das Galgenholz für ſolche Schufte wachſen läßt!“

Die Erſchrockene erhob ſich und ſtand wieder an der Thür, gebeugt erwartend, daß noch irgend eine Anrede erfolge; als dieſelbe ausblieb, ſchlüpfte ſie geräuſchlos hinaus. Der Zimmerherr hatte ſie im Spiegel beobachtet, ſtarrte jetzt, ſich umwendend, die Thür an und ziſchte durch die Zähne: „Verteufelt hübſch!“ Dieſe wuchtigen Gefühlsäußerungen pflegte Herr ten Wolde in breiter frieſiſcher Mundart herauszuſchleudern, und das: „Verdüwelt moje!“ lautete wirklich wie ein Kolbenſchlag.

Zur ſelben Stunde ſaß Frau Sabine Müller an ihrem eleganten Schreibtiſch und dichtete einen Brief an ihren Vater; dichtete, freilich nicht in Verſen, aber in einem verdichteten Gewebe von Aeußerungen, die wohl nur zum geringſten Teile vollwichtig waren. Gleich der Eingang, daß ſie während ihrer Trauerzeit — o, wie wenig hatte ihr Herz getrauert! — ſich einen Ueberblick ihrer Vermögensverwaltung verſchafft habe und infolge deſſen Wege angebahnt ſeien, um die Erträgniſſe ihres Beſitzes zu vermehren.

„Ich bin eine richtige Oekonomin, lieber Papa,“ fuhr ſie fort, „und wenn mir meine Aufgabe je etwas ſchwierig wird, dann kommen die lieben Brüder, ihre einſame Schweſter Sabine aufzuheitern. Du glaubſt nicht, wie brav Deine Stiefſöhne ſind, Papa, ich habe ſie dieſer Tage auf die Probe geſtellt und ſie vollwichtig erfunden. Ich that dies, um meinem Plane, die Jugendzeit der beiden Grafen ein wenig erhellen zu helfen, eine innere Berechtigung zu geben; ich bitte Dich nämlich, Deinen Adoptivkindern eine jährliche Zulage einzuhändigen, natürlich ohne die Geberin zu nennen; das erſte Quartal liegt eingeſchloſſen, ich werde mit dieſer kleinen Erleichterung Deiner pekuniären Sorgen fortfahren, lieber Vater, bis auf weiteres. Dieſe Pflichterfüllung iſt mir eine ‚Tröſteinſamkeit‘! Wenn Du meine kindliche Anhänglichkeit begreifſt, ſo erfüllſt Du meine Sehnſucht nach eurer Liebe und kommſt in Deiner Urlaubszeit mit Mama und den Schweſtern einige Zeit zu mir, die allmählich wieder in die Welt hinausblickt aus der Trauervereinſamung.“

In dieſem Tone ſchrieb die Hausfrau; ihre dunklen Augenbrauen, welche ſich über der Naſenwurzel beinahe begegneten, nahmen einen eigentümlichen Schwung an.

„Jung Alarich“, ſo nannte ſie den neuen Bekannten im verſchwiegenen, würde dieſem Briefe volle Anerkennung ſchenken müſſen; ſie ſchwankte, ob ſie ihm die Arbeit zur Durchſicht einhändigen ſollte; aber nein, das hieß ihm ein zu großes Recht einräumen, und ſie wußte ja auch gar nicht einmal, wo er wohnte. Indes, das trübte Sabinens angeregte Stimmung nicht, ſie fand ſelbſt, „daß ſie eine gute Haut“ ſei und ſiegelte den Brief in großer Befriedigung. Sabine Müller hielt ſich für einen wahren Charakter, ſelbſt dieſer Reihe von Lügen gegenüber; ſie hatte ſich eben in dieſe Schwunghaftigkeit hinein geſchwindelt und täuſchte ſich ſelbſt; o, ſie rechnete auch, gewiß, ſie rechnete ſo gut wie jung Alarich, aber ſie war ungewiß, ob mit denſelben Ziffern.

Dem Brief an den Vater folgte ein Kärtchen an Gregor.

„Old boy! Bitte, geh zum Uhrmacher Lambert und befiehl ihm, meine Uhr, wie ſie iſt, reparirt oder nicht reparirt, auszuliefern; ich fahre morgen bei euch vor, ſo gegen Abend, und hole ſie ab. Die Getreueſte.“

Der Hausmann ließ ſich erklärlicherweiſe in dieſen Tagen nicht am Portierfenſter ſehen, aber ſeine ſchöne Tochter überreichte den jungen Grafen abends zwei Briefe, jedem von ihnen einen.

„Ein dicker Brief vom Papa,“ ſagte Egon auf der Treppe, nachdem Gregor, der noch einige bewundernde Geſten an die Schuſterstochter richtete, ihn mit kecken Sprüngen eingeholt hatte; „mir ſchwant Böſes, ſollte ihm irgend eine Rechnung zugeſchickt worden ſein?“

„Wie nur die alte Schuſterunke zu dem Prachtmädel kommt?“ fragte Gregor ſorg- und antwortlos.

In ihrem Zimmer angelangt, beugten ſich die Brüder über ihre Briefe. Gregor lachte, Egon war bleich geworden und ſagte aufatmend:

„Sie hat uns nur prüfen wollen!“

„Ach, dazu ſind wir ihr nicht wichtig genug!“ rief Gregor, der nun auch das Blatt durchlas, welches Suſanne dem Vater und dieſer alsbald ſeinen Stiefſöhnen zugeſchickt hatte.

Als der General von Leden ſeine zweite Frau heiratete, hielt er die gräfliche Witwe für ſehr vermögend, indes dieſe in dem hochgeſtellten Offizier, damals Oberſt und Regimentskommandeur, eine gute Partie zu machen hoffte. Beide waren, nachdem der Ehebund geſchloſſen worden, arg enttäuſcht, denn die Gräfin beſaß für ſich und die Söhne ein ſehr knappes Einkommen und dagegen koſtbare Lebensgewohnheiten; der Herr Oberſt aber hatte von jeher unglückliche Pferdeeinkäufe gemacht, und nach und nach heftete ſich ihm eine Schuldenlaſt an, die ihm wenig Hoffnung ließ, dieſelbe jemals gänzlich abzutragen. Sabine erklärte zu Lebzeiten ihres Mannes ein für allemal, ſie werde Herrn Müller niemals für ihre vornehme Sippſchaft anbetteln, nach dem Tode des Gemahls behauptete ſie, ihre Vermögensverhältniſſe ordnen zu müſſen, und ihr letzter Brief enthielt den erſten Verſuch eines pekuniären Entgegenkommens zu Gunſten ihrer Verwandtſchaft.

„Nicht wichtig genug?“ fragte Egon nach einer Pauſe des Nachdenkens.

„Nicht wichtig genug — wir ſind arm! Sabine ehrte ihren ungebildeten Mann ſo, daß er ſich von ihr geliebt glaubte —“

„Aus Pflichttreue, Bruder!“

„Ih bewahre, weil er ein Vermögen gemacht hatte und dieſes Kapital umſichtig vermehrte.“

„Er verfuhr durchaus ehrenhaft!“ warf Egon ein.

„Na, das thun wir auch, und doch iſt das frieſiſche Rhinozeros beſſer als wir — weil es Geld hat.“

Egon ſeufzte.

„Wer kann ein Weib durchſchauen oder die Grundgedanken desſelben feſtſtellen?“

„Kinderſpiel! Sabinens Grundgedanke heißt Egoismus! Aus Selbſtſucht lebte ſie friedlich mit ihrem Mann, aus Herrſchſucht zieht ſie uns an ſich heran, aus Launenhaftigkeit ward ſie die Gönnerin des täppiſchen Studenten!“

„Sabine iſt eben eigenartig!“

„Eigen unartig! Ich begreife nicht, wie Du Dich in ſie verlieben konnteſt; hübſch iſt ſie auch nicht!“

Die Schuſterstochter hatte Alarich im Vorübergehen zugeraunt, daß die beiden Grafen Briefe erhielten; er ſchien kein Gewicht auf dieſe Mitteilung zu legen, welche doch ein Entgegenkommen des Mädchens ausdrückte, ſie wollte ihm dankbar und gefällig ſein, vielleicht dachte ſie noch mehr verſtehen zu laſſen, aber er betrachtete einen Augenblick ihr ſchönes Geſicht und erwiderte dann grob: „Schert mich nicht!“ Auf ſeinem Zimmer aber blieb er im Dunkeln ſtehen, ſann und ſchlug ſich heftig auf den eigenen Körper.

„Nur keine Liebſchaft,“ murmelte er knirſchend und in plattdeutſcher Sprache, „nur keine Liebſchaft, denn dann iſt der Satan los!“

(Fortſetzung folgt.)

Gottfried Keller.

Zu ſeinem ſiebenzigſten Geburtstage.

Es iſt ſicher keine zufällige Erſcheinung im Leben der zeitgenöſſiſchen Literatur, vielmehr der Ausfluß eines feinfühligen künſtleriſchen Inſtinkts der Zeit, daß unſere berufenſten Romandichter ihre Geſtalten mit Vorliebe aus der eng umgrenzten provinziellen Sphäre herausgreifen. Wer dieſe Geſtalten genauer betrachtet, wird ſich ſagen müſſen, daß das Geheimnis ihrer dichteriſchen Bedeutung zu einem guten Teile eben in ihrer Beſchränkung liegt; denn daß ſie Individuen von mehr oder weniger lokalem Gepräge ſind, das gerade verleiht ihnen einen beſondern realiſtiſchen Reiz. Die Kunſt der Menſchenſchilderung bewährt in der Begrenzung erſt eigentlich ihre Kraft; iſt es doch eine viel höhere künſtleriſche Leiſtung, feſt umriſſene Menſchenbilder mit den ausgeprägten Charaktermerkmalen eines beſtimmten geographiſchen Bezirks und im Zuſammenhang mit den lokalen Bedingungen hinzuſtellen, aus denen ſie erwachſen ſind, als allgemein gedachte Typen in ein beliebiges Phantaſielokal hineinzudichten. Auf ſolchen Vorausſetzungen beruht der Wert, beruht die Wirkung einer großen Anzahl von Meiſtergeſtalten des modernen deutſchen Romans. Aus ſolchen Vorausſetzungen heraus ſchufen unſere erſten Romandichter ihr Beſtes und Dauerndſtes, ſo der märkiſche Charakterſchilderer Wilibald Alexis, ſo der mecklenburgiſche Humoriſt Fritz Reuter, ſo der pommerſche Radikale Friedrich Spielhagen, ſo der bayriſche Dorfgeſchichtenſchreiber Hermann Schmid und andere. Einen der allererſten Plätze aber unter den heutigen Erzählern von provinziellem Gepräge nimmt der eigenartige Poet ein, deſſen ſiebenzigſten Geburtstag das literariſche Deutſchland am 19. Juli dieſes Jahres feiert: der Schweizer Gottfried Keller.

Wie kein Zweiter vor oder neben ihm, weiß der Züricher Drechslerssohn, der ſich auf ſchweizeriſchen und deutſchen Univerſitäten ſeine Bildung geholt und dann bis zum Jahre 1876, zuletzt als erſter Staatsſchreiber des Kantons Zürich, in ſchweizeriſchen Dienſten ſtand, — wie kein Zweiter weiß er die Menſchen, die Zuſtände, das Lokale ſeiner Heimat in augenfälliger Lebenswahrheit und Plaſtik der Mit- und Nachwelt dichteriſch zu ſchildern. Keller entnimmt ſeine Geſtalten, friſch zugreifend, dem ſchweizeriſchen Leben, und wie der verſtändige Gärtner zugleich mit der Pflanze den Erdmantel, der ihre Wurzeln umgibt, aus dem Boden hebt, ſo reicht Keller uns in ſeinen Gebilden nicht nur ſie ſelbſt dar, ſondern mit ihnen zugleich ein Stück des Mutterbodens, der ſie hervorgebracht. Keller iſt Realiſt, und ſein Realismus iſt durchaus ſchweizeriſch durchkräftigt, aber dieſer Realismus iſt feiner erfaßt und reiner ausgeſiebt als jene derbe helvetiſche Volkstümlichkeit, wie wir ihr in den gar zu handfeſten Erzeugniſſen eines Jeremias Gotthelf ſeligen Angedenkens kopfſchüttelnd begegnen.

Gottfried Keller, geb. am 19. Juli 1819.

Um Keller in ſeinem Kern zu erfaſſen, muß zuerſt dies geſagt werden: er iſt eine Natur, eine Natur im Goetheſchen Sinne des Wortes, aber eine, in der die ſchroffſten Gegenſätze ſeltſam aufeinander platzen, um ſich wunderbar auszugleichen; Keller hat eine ausgeſprochene Vorliebe für das Bizarre und Barocke, aber der überlegen dreinſchauende Kritizismus einer ſtreng objektiven Welt- und Lebensanſchauung hält ſeinen ſubjektiven Marotten die Wage. Keller zeigt in ſeiner Dichtung einen gewiſſen Hang zur capriciöſen Laune, aber er bändigt und regelt dieſe Laune durch das Geſetz ſeiner äſthetiſchen und philoſophiſchen Bildung; Keller iſt nicht frei von romantiſchen Excentrizitäten und phantaſtiſchen Extravaganzen, aber er weiß ſie realiſtiſch zu verwahrſcheinlichen und logiſch zu organiſiren; Keller liebt im einzelnen das düſtere Nachtſtück als Gegenſtand oder doch als Epiſode ſeiner Dichtungen, aber ein lichter Optimismus iſt der Grundzug ſeiner Schöpfungen als eines Ganzen; Keller gewährt der perſönlichen Willkür in ſeinen Erfindungen einen großen Raum, aber in der Ausführung verfährt er ſtreng ſachlich und geſetzlich. Der Kritizismus in ihm bewahrt einerſeits ſeinen poetiſchen Optimismus vor dem Ueberſchlagen in ſeichten Quietismus; er rettet andrerſeits ſeine überreiche Phantaſie vor dem unkünſtleriſchen Abſchweifen aufs Gebiet traumhafter Phantaſterei — der Realismus triumphirt in ihm.

Als Lyriker führte ſich Keller in die Litteratur ein: 1846 erſchienen ſeine „Gedichte“, 1851 ſeine „Neueren Gedichte“. Die beiden Grundlinien im Geſamtbilde des Poeten treten ſchon hier deutlich zu Tage: Bizarrerie in der Wahl der Gegenſtände und Optimismus als vorwiegende Lebensſtimmung. Die faſt gänzliche Abweſenheit des Leidenſchaftlichen kommt als Ausfluß des Optimismus hinzu, des Verſöhnenden, Ausgleichenden, Abwartenden; in jedem echten Optimiſten ſteckt ein Stück Stoizismus oder Indifferentismus und ſo liebt auch Keller es nicht, ſich für eine Idee zu erhitzen; ſeine Begeiſterung bleibt faſt latent, und nur, wenn er auf die politiſche Freiheit zu ſprechen kommt, wird er warm.

Was die Dichtgattungen betrifft, ſo iſt das ſangbare Lied nicht ſeine Domäne, ebenſowenig die pathetiſche Lyrik; im betrachtenden Gedicht, im Situations- und Charakterbild dagegen fühlt er ſich wohl; er lehrt überdies nicht gern — er zeichnet lieber. Ihrem Inhalte nach ſind Kellers Gedichte nicht immer klar; ſie haben nicht ſelten etwas vom Problem, vom Experiment; dann blicken ſie uns an wie Geſchöpfe aus einer uns nicht gleichgearteten Welt, rätſelhaft wie die Sphinx von Theben.

Außer den Gedichten hat Keller eine Reihe von Erzählungen geſchrieben, und in ihnen liegt der Schwerpunkt ſeines Schaffens. Man unterſcheidet am natürlichſten drei Perioden in der Produktion des Züricher Novelliſten: die erſte — die Zeit des Sturmes und Dranges — umfaßt außer den Gedichten den „Grünen Heinrich“ (1854 bis 1855) und aus der Reihe der „Leute von Seldwyla“ (1856) die beiden Erzählungen: „Pankraz der Schmoller“ und „Regel Amrain“; die zweite — die des durchbrechenden Realismus — wird der Hauptſache nach durch die übrigen Novellen der Leute von Seldwyla und die „Sieben Legenden“ (1872) ausgefüllt, wogegen die dritte — die des vollendeten Realismus — durch die „Züricher Novellen“ (1877), „Das Sinngedicht“ (1881) und den Roman „Martin Salander“ (1887) bezeichnet wird. Ich kann mich nach Maßgabe des beſchränkten Raumes über alle dieſe novelliſtiſchen Schöpfungen hier leider nur kurz auslaſſen.

Der Grüne Heinrich zunächſt enthält die Bildungsgeſchichte Kellers; er iſt eine Art Selbſtſchau und gehört — litterarhiſtoriſch betrachtet — in dieſelbe Reihe wie Goethes „Wilhelm Meiſter“; er beſchreibt die aufſteigende Entwicklungslinie eines Menſchenlebens aus den äſthetiſchen Gedankenkreiſen zu praktiſcher und politiſcher Bethätigung, aus dem jugendlichen Subjektivismus zur objektiv geklärten Welt- und Lebensanſchauung. Aber der Grüne Heinrich behandelt nicht nur den Subjektivismus, er iſt noch ſelbſt in ihm befangen. Auf der Uebergangsſtufe zu einem gereifteren, objektiven Standpunkte der Betrachtung finden wir den Autor dagegen in den beiden „Seldwyler Geſchichten“: Pankraz der Schmoller und Regel Amrain, während die übrigen acht Stücke des bedeutſamen Cyklus ihn uns bereits auf der Höhe dieſes objektiven Standpunktes angekommen zeigen. Die Seldwyler Geſchichten ſpielen auf keinem beſtimmten geographiſch abgegrenzten Terrain; denn Seldwyla liegt überall in der Schweiz und doch nirgends in der Schweiz; ſie haben alle einen moraliſchen Kern, aber ſie moraliſiren nicht. Die Seldwyler ſind ſchnurrige Leute: Protzen, Schmoller,

Achenſee und Pertiſau. Nach einer Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

Gecken, Prahler, Projektenmacher, Flatterköpfe, Egoiſten und wer weiß, was ſonſt noch Fehlerhaftes und Schlimmes. Wie ſie aber von ihren mannigfachen Fehlern geheilt werden, das iſt der Kern dieſer meiſterhaften Novellen. Alſo auch hier wie im Grünen Heinrich ein pädagogiſches Grundmotiv in den mannigfaltigſten Nuancen! Keller ſchlägt in den Seldwyler Geſchichten die verſchiedenſten Töne an: das einemal taucht er die Schilderung eines entwicklungsreichen Menſchenlebens in die ſatten Farben des Humors, wie in den pſychologiſch tiefgründigen Erzählungen „Dietegen“ und „Der Schmied ſeines Glückes“; das anderemal rückt er ein ergreifendes Seelengemälde in eine düſtere Beleuchtung, wie in der wahrhaft klaſſiſch gefügten tragiſchen Liebesgeſchichte „Romeo und Julia auf dem Dorfe“; bald malt er uns in derben Strichen und mit kräftigen Farben ein eigenartig erfundenes Bild aus dem Volksleben, wie in den „Drei gerechten Kammmachern“; bald zaubert er uns in ſcharfem Gegenſatz dazu mit dem vollen Aufgebot echter Herzenspoeſie ein ſinniges Idyll vors Auge, wie das Märchen „Spiegel das Kätzchen“, und überall in dieſen prächtigen Erzählungen iſt es der echte Dichter und tiefe Menſchenkenner, der zu uns ſpricht.

In den Sieben Legenden, welche den Seldwyler Geſchichten folgen, haben wir es trotz des Titels durchaus nicht mit kirchlicher Poeſie zu thun. Nichts liegt unſerem Realiſten ferner als das Gebiet der Heiligen- und Mirakelpoeſie. Dieſe Legenden treten im Gegenteil für irdiſches Glück und geſunde Genußfreudigkeit kräftig ein und umſchreiben und verweltlichen jene alten Legendenſtoffe in eigenartiger Weiſe.

Wird die erſte Schaffensperiode Kellers — ich wiederhole das — durch einen vorwiegenden Subjektivismus, die zweite durch einen kräftig zum Durchbruch kommenden Realismus gekennzeichnet, ſo zeigt ſich die dritte von dieſem Realismus völlig beherrſcht und erfüllt. Keller ſtrebt hier ethiſch-praktiſchen Zielen voll und ganz zu. Sein Lieblingsthema, das pädagogiſche, das im Grünen Heinrich und einem großen Teile der Leute von Seldwyla den roten Faden bildet, tritt nun auf breitem Raume hervor. Gleich der ganze erſte Band der „Züricher Novellen“ iſt ihm gewidmet. Dieſes ethiſche Motiv liegt auch dem „Sinngedicht“ zu Grunde, einem Cyklus, in dem Keller einer Rahmengeſchichte ſechs Einzelnovellen eingliedert; er überträgt hier die Frage der Erziehung auf das Gebiet der Familie als eines Ganzen und zieht das große Problem der Ehe in den Kreis der Betrachtung.

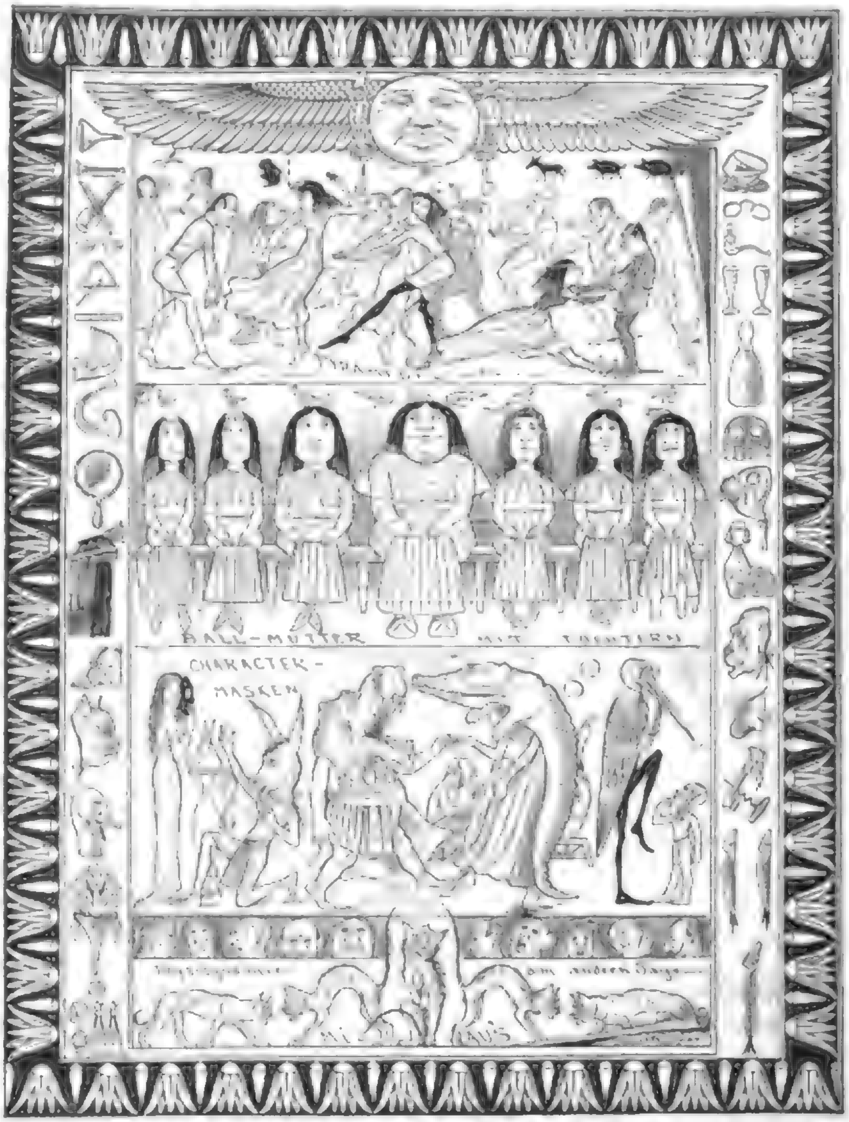
Die Stellung Kellers ſeinen Objekten gegenüber iſt in dieſer dritten Periode ſeines Schaffens im Vergleich mit ſeinen früheren Entwicklungsphaſen eine weſentlich veränderte: verhielt er ſich in der erſten Periode ſeinen Geſtalten gegenüber ausſchließlich ſubjektiv, ja, identifizierte er ſich vielfach mit ihnen, ſtellte er ſich ſodann in der zweiten in ein objektiveres Verhältnis zu denſelben, ſo iſt ſein Standpunkt in dieſer dritten mehrfach ein kritiſch-ironiſcher. Er ſcheint hier ſeine frühere ſubjektive Befangenheit zu belächeln; er iſt längſt Mann geworden in jeder Linie, und ſo iſt es durchaus ein philoſophiſches Gereiftſein, ein Beherrſchen der realen Welt, ein Stehen über den Dingen, dem wir hier begegnen.

Auf dieſer Höhe ſteht Keller vor allem in dem Hauptwerk dieſer Periode, in ſeinem „Martin Salander“, dem Schweizerroman par excellence. Die ſoziale und politiſche Entwicklung des Schweizervolks bis zurück zu den Zeiten des Sonderbundkriegs und darüber hinaus wird in den einzelnen Generationen und Typen, die der Roman uns vorführt, zur Anſchauung gebracht und dabei die Geſellſchaft wie der geſamte Zuſtand der heutigen Schweiz einer ſcharfen Kritik unterzogen. Keller huldigt in der Beurteilung der Zeit im allgemeinen einem unverhohlenen Peſſimismus, während er, ſeinem fundamentalen Optimismus getreu, die Zukunft der Schweiz in roſigem Lichte ſieht.

Blicken wir von dieſem jüngſten Werke des genialen Menſchen- und Zeitenſchilderers aus auf deſſen früheſtes, von Martin Salander auf den Grünen Heinrich zurück, ſo drängt ſich uns die Erkenntnis auf: macht in Kellers Jugendwerk die Entwicklung eines Einzellebens, und zwar die eines künſtleriſchen, den Mittelpunkt aus, ſo in der Schöpfung ſeines Alters die eines ganzen Volkes; denn was dort nur Beiwerk, iſt hier Kern: das ſchweizeriſche Volksleben und die Geſchichte des Schweizervolks. Welch ein Schritt vom jugendlichen Subjektivismus aus bis hieher, von der äſthetiſchen bis zur hiſtoriſchen Betrachtung des Menſchenlebens!

Der Name Gottfried Kellers ſteht in den literarhiſtoriſchen Annalen der Schweiz wie Deutſchlands mit unauslöſchlichen Lettern eingetragen. Darin vor allem beſteht Kellers Größe, daß er beides verſtanden hat: ſo durchaus wahr und real zu ſein in der dichteriſchen Wiedergabe der Beſonderheit ſeiner Stammesgenoſſen und zugleich ſo tief und umfaſſend in der typiſchen Verkörperung allgemein menſchlicher Zuſtände und Entwicklungen. In dieſem Sinne darf ihn Paul Heyſe in ſeinem bekannten Sonett mit vollem Recht den „Shakeſpeare der Novelle“ nennen.

Ernſt Ziel.



Ein thebaniſches Maskenfeſt. (Neu entdecktes altägyptiſches Wandgemälde.)

Originalzeichnung von Oskar Wagner.

Achenſee und Pertiſau.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Der Achenſee gilt für den ſchönſten See in den öſterreichiſchen Alpen. Die Nähe der ſchönen Waſſerbecken im benachbarten bayriſchen Hochlande — der Tegernſee, Schlierſee, der ſmaragdgrüne Kochelſee und der tiefblaue Walchenſee — haben bisher nicht vermocht, den Ruf des anmutigen Achenſees zu ſchmälern. Dies kommt zum guten Teile daher, weil die Herrlichkeit der Gegenden um den letztgenannten See ſeit jeher gerühmt wurde und daher zu allen Zeiten eine große Anziehungskraft auf das wandernde Volk ausübte. Zudem liegt der Achenſee in unmittelbarer Nachbarſchaft einer vielbetretenen Verkehrsſtraße, des Schienenweges, der von München-Roſenheim über Kufſtein und Innsbruck auf die Brennerhöhe einerſeits und durch den Arlberg andererſeits zieht.

Ich möchte aber dem ſtahlblauen Achenſee noch eine andere Anziehungskraft zuſchreiben, welche er allerdings nicht auf alle Reiſenden und Sommerfriſchgäſte ausübt. Die Achenſeegegend iſt nämlich ein wahres Kanaan für den Weidmann, während anderwärts das Weidmannsleben in den Alpen vielfach nur noch in den bildlichen Erinnerungen nachlebt. Einige Gegenden im ſteieriſchen Hochlande, etwa das Hochſchwabgebiet, dann die Reviere im Höllengebirge und im Bereiche des Schafbergs im Salzkammergut, und etliche Thäler Kärntens ausgenommen, trifft man echtes Jägerleben in unſeren deutſchen Hochgebirgen kaum mehr an. Wohl aber bildet die Gegend zwiſchen Kufſtein und dem Achenſee und über letzteren weit nach Weſten hinaus ein Gebiet, in welchem die Büchſen luſtiger als irgend ſonſtwo in den Alpen knattern, Geſang und Zitherſpiel vom Tagesanbruch bis in die Nacht hinein niemals zu vermiſſen ſind. In den Thalfurchen und Schründen, ſowie auf den Höhen des Kalkalpenzuges, welcher ſich zwiſchen Kieferſfelden am Inn und den Randbergen des Achenſeebeckens erſtreckt, iſt allerorten dunkler Wald mit ſchäumenden Waſſern. Kreuz und quer führen Pfade über bewaldete Hochjöche und durch die finſteren Thalfurchen, welche die Bergwaſſer ſeit undenklichen Zeiten in die Kalkmaſſen zwiſchen dem Sonnwendjoch und dem Achenſeekopf geriſſen haben.

Das Gebiet, in welchem die typiſche Weidmannsgeſtalt die charakteriſtiſche Staffage abgibt, greift auch ſüdwärts des Inn in die Zentralalpen hinein, aufwärts des Zillerthales in die grünen Wildniſſe, welche ſich dortſelbſt erſtrecken. Die Schlöſſer, welche an den Hängen des unteren Innthales ſtehen, rufen allenthalben weidmänniſche Erinnerungen aus halbvergeſſenen Zeiten wach. Aber nicht alle Jägerluſt gehört der Vergangenheit an. Weſtlich vom Achenſee erſtreckt ſich das ungeheure Revier des Herzogs von Koburg, deſſen Gemſenſtand allein auf 8000 Stück geſchätzt wird. Wer dort mit der Landbevölkerung zuſammenkommt, muß mindeſtens über die elementaren theoretiſchen Kenntniſſe von der edlen Jägerei hinaus ſein, um nicht eine klägliche Rolle unter den wetterharten Männern zu ſpielen, deren ganze Gedankenwelt von Wild und Wald, von Birſch und Trieb erfüllt iſt.

Da der Weg vom Innthal her gewöhnlich direkt nach dem Achenſee, nach Pertiſau, eingeſchlagen wird, wollen wir zur Abwechslung von dieſem Zugang abſehen und einen weniger berittenen ſchildern. Dieſer Weg führt von Schloß Tratzberg bei Jenbach, welches Graf Enzenberg aus altem Gemäuer in ein wahrhaft fürſtliches Heim umgewandelt hat, aufwärts zum Kaiſerjoch. Der Rückblick in die Eiswelt der Zillerthaler Alpen iſt von berückender Schönheit. Einen ſolchen Gang vergißt man ſo wenig wie das harmoniſche Zuſammenſtimmen der Farben in der Bewaldung. Schon um Kufſtein fällt einem der angenehme Wechſel vom mannigfachen Grün der Buchen und Fichten, des Ahorn und der Lärchen auf. Dieſelbe Erquickung hat man auf dem Gange von Tratzberg über Sankt Georgenberg im Kaiſerthal. Zu den Farben kommt die Romantik der Wildnis und das Toben der Bergwaſſer. Man kommt zur Wallfahrtskirche „Zur Gottesmutter unter der Linde", einem der romantiſchſten Erbauungsorte in den Alpen.

Vom Kaiſerjoch überſchaut man weite Strecken der Achenſeereviere. Wer das Seebild damit verbinden will, geht etwas nordwärts hinab, um den Bärenkopf herum, zu dem das wunderſame Blau des ſchönſten Alpenſees heraufſchimmert. Im Hintergrunde liegt der Hohe Unnutz und leuchten die Gaſthäuſer der „Scholaſtika", des „Achenſeehofes" und des „Fürſtenhauſes" wie weiße Pünktchen. Pertiſau und Buchau ſind zu niedlichen Kinderſpielzeugen zuſammengeſchrumpft. Sie ſind es indes auch zu anderen Zeiten, wenn dieſe heitere Waſſerflur den Schauplatz ſommerlichen Getändels abgibt. Ob das Rauſchen von Fächern, das Klappern von Armſpangen mit der Hoheit der Natur, die man erſt in ſolch hochgelegener Abgeſchiedenheit begreift, in Einklang zu bringen iſt, mag ein anderer entſcheiden. Die Lebewelt aber findet ſich mit Behagen in derlei ſommerlichem Zeitvertreib. Zierliche Galans greifen in die Ruder der bewimpelten Barken und knüpfen mit deren Inſaſſinnen verliebtes Geplauder an. Der Hauch einer Schäferidylle ſchwebt über dem ſtillen Seeſpiegel.

Valgetirello.

Nach dem Regen.

(Zu dem Bild Seite 857.)

Louis de Schrijver iſt ein junger Maler, der in den beiden letzten Pariſer Salons allgemeine Anerkennung fand, und zwar 1888 durch ſein Gemälde: „Les premières fleurs", und in dieſem Jahre durch ein anderes, das er „Après la pluie" betitelt hat. Als geborener Pariſer wählt er ſeine Stoffe nur aus dem Leben des Seinebabels, wie auch das Bild, das unſer Holzſchnitt wiedergibt, abermals eine Scene aus dem Pariſer Straßenleben darſtellt. Sie ſpielt ſich ab auf dem Platz des Théâtre-Français in der Nähe der Rue de Rivoli im Vorfrühling. Stundenlang hat es bereits geregnet, jetzt fallen die Tropfen nur noch vereinzelt vom grauen Himmel hernieder; alles trieft von Näſſe, und jeder möchte heim ins Trockene. Da kommen ein paar elegante Damen über den Platz daher. Sie haben Einkäufe in den Magazins du Louvre gemacht und dort den Hauptguß vorübergehen laſſen; auf dem Wege nach Hauſe fällt ihr Blick auf eine alte Frau, die mit einem Korb voll Blumen auf dem Schoß durchgeregnet auf einer der Bänke hockt und müde, reſigniert Käufer erwartet. Sie treten näher, denn die Pariſerinnen lieben friſche Blumen über alles; vielleicht läßt die Frau mit ſich handeln. Aber jetzt in dieſer Jahreszeit gibt es nur Pflanzen, die aus dem Treibhauſe oder weither aus dem Süden kommen; die Preiſe ſind hoch, und die Alte muß auf ihrer Forderung beſtehen. Bittend ſtreift ihr Blick das Antlitz der ſo ſchönen, vornehm ausſehenden Dame; ſie würde ſo gern verkaufen, aber noch immer zögert die Käuferin — vielleicht ſind auch ihre Mittel nicht ſo reich, als man ihrer Erſcheinung nach vermuten könnte. Aber ſie iſt gut trotz des etwas kühlen Ausdrucks ihres Geſichtes, und wenn der reizende Backfiſch neben ihr ein freundliches Wort einlegt, wird auch die Alte mit ihrer Enkelin bald ihren Wunſch erfüllt ſehen.

Auf den Dächern.

Eine Pariſer Geſchichte

von

Etienne de Jodor.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Herr Gaſton Rémy, ein alter, wohlhabender Junggeſelle, durchſchritt bleichen Angeſichts die Rue St. Denis. Er bekümmerte ſich nicht im geringſten um das zahlreiche Volk, das ſich durch die enge, lange Gaſſe drängte. Ohne ſich umzublicken, ſchnurgerade vor ſich hinſehend, ſtrebte er vorwärts, ſich mit der Aalglätte eines alten Pariſers durch die Menge windend, ohne anzuſtoßen oder angeſtoßen zu werden.

Bei Nummer 137 unterbrach er ſeinen Vorwärtslauf, um in das enge ſechsſtöckige Gebäude einzutreten. Gerade vor der kleinen Eingangspforte traf er mit dem Hüter des Hauſes, dem „Concierge", zuſammen, welcher eben aus einem nahegelegenen Cabaret gegangen kam.

„Ei, ei! Herr Rémy!" verwunderte ſich der Concierge. „Was treibt denn Sie zu ſo ungewöhnlicher Stunde nach Hauſe?"

Herr Rémy hüſtelte ſich den Weinduft, welchen ihm der Concierge entgegenblies, aus dem Geſicht und knurrte:

„Ich bin unwohl. Habe Migräne. Will mich zu Bette legen. — Keine Briefe angekommen?"

„Nein, nichts da für Sie."

„C'est bien."

Und Herr Rémy ſchritt die Treppe hinauf, welche ſich wie eine Schlange durch die ſechs Stockwerke emporringelte.

Der Concierge ſchloß ſein hart neben dem Eingang befindliches Gemach auf, das er vor einer halben Stunde verlaſſen hatte, um mit ſeinem Nachbar, dem Schuſter, ein Gläschen Burgunder zu trinken. Eine ſolche kleine Deſertion konnte ſich Père Michel ſchon von Zeit zu Zeit erlauben. Das ſeiner Hut anvertraute Haus war bloß von ſechs Parteien bewohnt. Mehr hatten in dem ſchmächtigen, hochgeſtreckten Gebäude nicht Platz. Die meiſten der Parteien waren unter tags nicht daheim und empfingen alſo auch während dieſer Zeit keine Beſuche. Während des ganzen Tages war es in dieſem Hauſe wie ausgeſtorben, und da Père Michel als Witwer auch ſelbſt in ſeinem Kämmerlein noch ganz allein war, mußte ihn endlich eine Langeweile überkommen, die ihn zu oftmaliger Zerſtreuung außerhalb verleitete.

Daß Herr Rémy ſoeben nach Hauſe gekommen, verwunderte den Concierge höchlich. Der Genannte führte ein Leben, das geregelt war wie ein Uhrwerk. Um neun Uhr morgens ging er fort und punkt neun Uhr abends kehrte er wieder heim.

Dieſe Pünktlichkeit war übrigens ſchon der ganzen Nachbarſchaft aufgefallen, und wenn man den alten Junggeſellen über die Straße gehen ſah, blickte jeder auf ſeine Uhr, um ſich zu verſichern, ob ihr Zeiger mit Herrn Rémy übereinſtimme.

Der alte Herr mußte heute krank ſein. Das ſah man daran, wie langſam er die Treppe hinaufſtieg. Er ſchlich ſich dahin wie ein Schatten, ſo leiſe, daß nicht einmal, wie ſonſt, die dürren Stufen unter ſeinen Schritten krachten.

Herr Rémy wußte ſelbſt nicht, was ihm war. Von einer unerklärlichen Angſt bedrückt, hatte er ſeinen Klub verlaſſen und zu ungewöhnlicher Zeit — es war vier Uhr nachmittags — den Heimweg angetreten. Ihn dünkte, als ſtünde ihm ein Unglück bevor, und als er den Concierge vor dem Hauſe und in ganz weinſeliger Stimmung traf, war ihm noch ſchwerer ums Herz geworden.

Im dritten Stockwerk machte er Halt. In Gedanken verſunken, wollte er mechaniſch den Schlüſſel in das Thürſchloß einführen, als er plötzlich zurückſchauderte und, den Oberkörper eingeknickt, die Augen weit aufgeriſſen, in einer Bewegung des Schreckens erſtarrte.

Die Thüre war aufgeſchloſſen. Seine Wohnung ſtand offen.

Herr Rémy wagte kaum zu atmen.

Hatte er vergeſſen, morgens beim Fortgehen die Thüre zu ſchließen? — O nein, das war nicht möglich; ſolches traute ſich der alte Junggeſelle ſelbſt nicht zu.

Doch der Geängſtigte ſollte nicht lange im Zweifel bleiben. Man hörte Schritte in der Wohnung, die Thür wurde aufgeriſſen und ein ſtarker, ziemlich anſtändig gekleideter Mann erſchien auf der Schwelle.

Beim Anblick des vor der Thüre Stehenden fuhr der Mann zurück, und ſein eckig geformtes, von einem ſchwarzen Schnurrbart durchquertes Geſicht verzerrte ſich ſo häßlich, daß es das Ausſehen einer Bulldoggfratze bekam.

Der alte Junggeſelle wußte nicht mehr, was er beim Anblick des wilden Fremden unternehmen ſollte.

„Wohnt hier Herr Durand?" ſtotterte er aufs Geratewohl heraus.

Das Antlitz des Schnurrbartigen erheiterte ſich. Man ſah es, der Mann beruhigte ſich.

„Herr Durand wohnt hier im nächſten Hauſe, Nummer 135," antwortete er und ſchlug die Thür wieder zu.

Herr Rémy ſtürzte die Treppe hinunter und fiel wie eine Bombe in das Zimmer des Concierge, der ſoeben auf ſeinem Lederſtuhl eingenickt war. Er fuhr dem Schlummernden an den Kragen und rüttelte ihn ingrimmig, indem er kreiſchte:

„Wach doch auf, elender Faulpelz, wach auf! Bei mir iſt jemand eingebrochen!"

Der Concierge ſtierte den Rüttler an, als wäre dieſer ein Schreckgeſpenſt.

„Iſt das wirklich wahr?" jammerte er. „Sind Sie deſſen gewiß?"

„Ob es wahr iſt? Du zweifelſt noch daran, fauler Trunkenbold?"

„[illegible] dann beginnen?"

„[illegible] die Polizei herbeirufen. Ihr ſchließt [illegible] niemand herein noch hinaus. — [illegible]?"

[illegible]

„[illegible] die Kerle nieder, falls ſie Euch [illegible] ſchließen. Alſo, habt Ihr gut ver[illegible]"

[illegible]

Herr Rémy eilte hinaus, und die Hausthüre fiel hinter ihm ins Schloß. Wenn wirklich ein Dieb im Hauſe war, ſo war er wie in einer Mauſefalle gefangen.

•

Père Michel machte ſich die bitterſten Vorwürfe. Es war offenbar, daß es diesmal um ſeinen Poſten ging. Hatte man bei Herrn Rémy wirklich eingebrochen, ſo wurde er mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe gejagt. Fluchend und ſchwörend, nahm er eben einen geladenen Revolver, der bei jedem anſtändigen Hüter zu finden iſt, aus der Schublade, als er einen Mann an ſeinem Logfenſter vorübergehen ſah.

Derſelbe war von der Treppe heruntergekommen. Es war ein Fremder. Es war kein Zweifel — Herr Rémy hatte recht gehabt. Das mußte der Einbrecher ſein.

Als der Fremde die geſchloſſene Thüre vor ſich ſah, ſchnitt er wieder ſeine Bulldoggfratze von vorhin, und mit unſicherem Ton rief er die gebräuchliche Phraſe durchs Fenſter hinein:

„Le cordon, s'il vous plaît!"

Das heißt zu deutſch ſo viel als: der Concierge möge an dem Strang ziehen, welcher das Thürſchloß ganz in die Gewalt des Hüters gibt. Dieſer mit einer Troddel endigende Strick iſt in der Conciergeloge angebracht, und der Hüter kann die Thüre auf- und zuſchließen, ohne daß er ſich deswegen von ſeinem Platz zu rühren nötig hätte.

„Ich werde Dir einen Strang geben," brüllte Père Michel heraus, „an dem Du Dich aufhängen kannſt. Warte nur, bis ſie Dich abholen, mein liebes Kaninchen. Bis dahin aber halte hübſch ſtill, wenn's beliebt!"

Und der wutgerötete Concierge riß das Fenſter auf und ließ durch dasſelbe den Revolver ſehen.

Zähnefletſchend drückte ſich der Unbekannte gegen die Mauer und bückte ſich nieder, als wollte er der drohenden Kugel ausweichen. Beinahe auf allen vieren ſchleichend, ſuchte er dem Bereich des gefährlichen Werkzeuges zu entkommen, und als ihm dies gelungen war, rannte er die Treppe, von wo er gekommen war, wieder hinauf. War unten an kein Entkommen zu denken, ſo mußte er ſuchen, ein ſolches oben zu finden.

Inſtinktiv trat er, um ſich zu beſinnen, wieder in die Wohnung Rémys ein. In derſelben ſah es nicht gar ſo ſchlimm aus. Da gab es keine erbrochenen Schubladen, keine verſtreuten Kleider, keine umgeworfenen Möbel. Der „Marquis Bicorne" (ſo hieß der Fremde unter ſeinen Diebskameraden) war kein gewöhnlicher Einbrecher. Er verſchmähte geringwertige Ware, ſein Begehren ſtand nur nach Geld und Juwelen.

Bei Rémy hatte er in einem Sekretär mehrere Tauſendfrankenbillette und etwas Schmuck aufgeſpürt. Mehr war nicht zu holen, denn der Reſt lag in einer eiſernen Kaſſe, an welche ſich der Marquis wegen Zeitmangels nicht heranwagte.

Der „Coup" gegen den alten Junggeſellen war von ihm ſchon lange geplant geweſen. Den Entwurf hiezu hatte er in demſelben Wirtshauſe gefaßt, in welchem der Concierge ſich ſo oft treffen ließ. Père Michel war eine Plaudertaſche und wußte beſonders von Herrn Rémy nicht oft genug zu erzählen. Die Sache dünkte dem Marquis nach dem Erlauſchten ſehr leicht, und nun . . .

„Daß der alte Thor gerade heute auftauchen mußte!" grunzte er in ſich hinein. „So aufzuſitzen, ſich ſo überraſchen zu laſſen!"

Aber wie er auch ſinnen mochte, er fand keinen Ausweg. Es mußte raſch gehandelt werden — das eine ſtand feſt.

„Allons!" ſagte er kurz entſchloſſen; „wir werden ſehen."

Und mit zuſammengezogenen Augenbrauen, die Lippen feſt aufeinandergepreßt, ſtieg er die Treppe weiter hinauf.

Im ſechſten Stockwerk fand er das Ende des Stiegenhauſes. In der Decke desſelben befand ſich ein Fenſter mit eiſernem Rahmen, welches mit einem Haken befeſtigt war. Gerade unterhalb des Fenſters, von zwei Gelenken feſtgehalten, lehnte eine Leiter, welche nur umgelegt zu werden brauchte, um zum Aufſtieg zu dienen.

Der Marquis lächelte ironiſch.

„Das geht ja alles, wie man es nur wünſchen mag. Voilà! auf zur Promenade!"

So mit ſich ſelber ſprechend, machte er ſich die Leiter zurecht, hakte das Fenſter los, hob es mit ſeinen Schultern ſo hoch auf, daß er bequem durchſchlüpfen konnte, und befand ſich eins — zwei — drei auf dem Dache des Hauſes. Das Fenſter fiel von ſelbſt wieder zu, und der durch dasſelbe Geſchlüpfte richtete ſich langſam auf, um ſeinen Ausflug zu beginnen.

Hinter ihm befand ſich eine Feuermauer, welche das Dach von jenem des Nachbarhauſes trennte. Er wollte ſich an dieſelbe anlehnen, da ihm vor den Augen ſchwindelte. Um ſie zu erreichen, war er genötigt, zwei Schritte zu machen. Er that ſie, verlor aber, mit den Händen herumfuchtelnd, beinahe das Gleichgewicht. Sein glattſohliger Schuh war auf dem Zinkblech, mit welchem das Dach eingedeckt war, ausgerutſcht, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre er über den ſteilen Holzgiebel in einen kleinen Lichthof geſtürzt, deſſen Tiefe ihm das Blut vor den Augen tanzen machte.

„Ah, ſo iſt es!“ ſagte der Marquis; „da heißt es vorſichtig ſein, mein Alterchen!“

Er entledigte ſich ſeiner Schuhe, und dieſelben in einer Hand haltend, ſich mit der andern auf das Dach ſtützend, kroch er zur Mauer, an der er ſich dann langſam emporſchob.

Nun ſtand er feſt und konnte die Umgegend ausſpähen.

Vor ihm lag eine Wüſte.

So weit er ſah, nichts als Dächer und Mauerwerk, Giebel und Schornſteine, alles in einander vermengt, zuſammengeſchoben und verwiſcht, ſo daß das Ganze ausſah wie eine ſteinige Hochebene, aus deren in tauſend Riſſe zerklüfteter Oberfläche die unzähligen ſeltſam behaubten Rauchfänge hervorragten wie die Strünke und Stoppeln einer von gigantiſcher Hand abgemähten Heide.

Was den Marquis vor allem intereſſierte, waren die Nachbarhäuſer. Das zur rechten Hand liegende war bedeutend niedriger. Um auf das Dach desſelben gelangen zu können, hätte man einen Sprung thun müſſen, welcher der Höhe von zwei Stockwerken gleichkam. Nach dieſer Seite hin war alſo an kein Entrinnen zu denken.

Links befand ſich das Dach eines ziemlich langen Hauſes, das von jenem, auf welchem der Marquis ſtand, nur durch eine ganz niedrige Feuermauer getrennt war. Vorſichtig taſtend ſchlich ſich der Einbrecher an dieſelbe heran, und bald befand er ſich auf dem nachbarlichen Dache, auf deſſen Giebel er ſich rittlings niederließ.

Er blickte nach der Längsrichtung des Daches. Dasſelbe war mit Schiefer gedeckt und zeigte verſchiedene eiſerne Handhaben zum Gebrauch der Dachdecker. Hier war alſo die Promenade nicht ſo gefährlich. Aber es war kein einziges Dachfenſter zu ſehen, durch welches man hätte einſteigen können. Unruhig rutſchte der Marquis über den ganzen Giebel, um am Ende desſelben weiter zu ſehen. Wieder befand er ſich vor einem niedrigeren Hauſe, auf welches man wenigſtens vier Meter tief hinunter hätte ſpringen müſſen. Aber hier gab es wenigſtens Dachfenſter und ſogar ein offenes, ſo wie er ſah. Wie gelüſtete es ihn, da hinunter zu ſetzen, durch das Fenſter in die Manſarde einzudringen, deren Thür aufzureißen und über die Treppe hinab auf die Straße zu ſtürzen!

„Aber der Sprung, der Sprung von vier Meter Höhe! Voilà le chiendent!“ knirſchte er.

Während der Marquis über einen Ausweg aus ſeinem luftigen Gefängnis nachſann, war Herr Rémy mit zwei Poliziſten zurückgekommen.

„Ich habe ihn geſehen, er iſt oben,“ ſchrie ihnen Père Michel entgegen.

Alle Vier ſtiegen empor und ſuchten das Haus ab. Außer der Wohnung Rémys war nirgends etwas erbrochen oder beſchädigt.

„Er muß auf das Dach geklettert ſein!“ meinte der Concierge.

Richtig, da ſtand ja noch die Leiter angelehnt.

Ein Poliziſt ſtieg hinauf, um Ausſchau zu halten.

„Dort ſitzt er, auf dem Dach des Nachbarhauſes!“ rief er aus.

„Was iſt da zu machen?“ fragte Herr Rémy.

„Wir müſſen den Ausgang der beiden Häuſer beſetzen, damit er uns nicht nach unten entkommen kann.“

„Und wie werden Sie ihn hier oben bekommen?“

„Wir ſteigen auf das Dach und packen ihn dort.“

„Wenn er ſich aber nicht ergibt? Wenn er mit Euch anfängt zu ringen? Wenn er Euch über das Dach herunterſchleudert?“

„Wenn das wirklich ein ſo verzweifelter Mann ſein ſollte, dann müſſen wir die Feuerwehr holen.“

„Was, die Pompiers?“

„Natürlich. Die kommen mit ihren Leitern und umzingeln den Kerl, als gälte es, einen Brand zu iſolieren. Iſt er einmal in die Enge getrieben, dann richtet man den Strahl einer Spritze auf ihn — und dem kann er nicht widerſtehen. Mit dieſem Mittel kriegt man auch die Wildeſten herum. Doch verlieren wir keine Zeit, und handeln wir, anſtatt zu plaudern.“

Einer der Poliziſten blieb als Wache bei dem Dachfenſter, während der andere nach dem nächſten Wachpoſten rannte, um dort Verſtärkung zu holen.

Es mochten wohl ſchon fünfzehn Minuten verfloſſen ſein, daß ſich der Marquis auf ſeinem Späherſitze befand, und noch immer hatte er keine andere Möglichkeit gefunden, als den gefährlichen Sprung auf das Nachbardach zu wagen. Plötzlich ſah er, wie ſich das Fenſter der Manſarde, durch welche er zu entfliehen gedachte, ſchloß.

Der Marquis ſtieß einen gräßlichen Fluch aus.

„Feigling, altes Weib!“ ſchimpfte er ſich ſelbſt und hämmerte ſich mit ſeinen Schuhen auf die Bruſt, als wollte er ſich ſelber züchtigen. „So läßt du die Zeit verſtreichen? Willſt du wirklich wieder für einige Jahre in die Zelle? Oder aber willſt du frei werden? Dann ſpring hinunter, elender Feigling!“

So haderte er mit ſich ſelbſt. Auf einmal hielt er ſtill und blickte nach rückwärts auf das Haus, von welchem er gekommen war. Ein Schornſtein verhinderte ihm die Ausſicht. Er erhob ſich, um beſſer zu ſehen, und in demſelben Augenblick fuhr auch der Kopf des wachehaltenden Poliziſten durch das Dachfenſter.

Der Mann des Geſetzes glaubte, nun würde der Verbrecher ſeine Flucht beginnen. Er hißte ſich raſch auf das Dach, und feſt entſchloſſen, den Flüchtling nicht entkommen zu laſſen, wollte er auf denſelben zugehen.

Aber auch er rutſchte auf dem glatten Dach aus, und Père Michel, der hinter ihm auf die Leiter geſtiegen war, hatte gerade noch Zeit, ihn aufzufangen.

„Eh bien, warum kommſt Du nicht?“ höhnte der Verbrecher herüber.

„So geht es nicht,“ würgte der vom gehabten Schrecken noch zitternde Poliziſt hervor. „Wir müſſen die ganze Gaſſe abſperren und die Pompiers zu Hilfe rufen. Bleib hier, Concierge, ich will zur nächſten Alarmſtation.“

Und er eilte hinunter, während Père Michel mit ſeinem Revolver den Wachpoſten einnahm.

•

„So, jetzt iſt es Zeit!“ dachte der Marquis und machte ſich bereit. Noch einmal überblickte er das unter ihm liegende rettende Dach. Auch dieſes war mit Schiefer gedeckt. Der Firſt war beinahe ganz eben. Er lief in ein Dreieck von ſo geringer Steigung zu, daß man ganz gut darauf hätte ſpazierengehen können. Aber dieſer Firſt war nicht breit. Der untere Teil des Daches, in welchem ſich die Manſardenfenſter befanden, fiel ſteil ab und bildete mit der ſenkrecht aufſteigenden Mauer des Hauſes eine einzige gerade Linie. Fiel der Mann über den Firſt hinaus, ſo kollerte er auch ganz gewiß in die Tiefe.

„Allons, du courage!“ ſagte er noch einmal, zog die Sehnen der Füße zuſammen und ſprang. Inſtinktiv beugte er ſich während des Sprunges nach vorwärts und fiel, mit den Händen voraus, auf den Firſt auf.

Einen Augenblick war der Marquis ganz betäubt. Die Aufregung, die Todesangſt hatte ihn während des Wagniſſes hellſehend und entſchloſſen gemacht. Nun, weil er Feſtes unter ſich fühlte, weil die Gefahr vorüber war, verlor er die Beſinnung.

Aber dieſe Schwäche dauerte nur einen Augenblick. Er raffte ſich auf und kroch zu dem nächſten Fenſter. Dasſelbe hatte wie alle anderen einen kleinen Giebel, der aus dem Dache hervortrat. Sich auf den Bauch legend, ließ er ſich vom Firſt heruntergleiten, die Füße voraus, in die Tiefe hinaushängend. Endlich lag er mit dem Oberleib auf dem Giebel auf. Taſtend ſuchte er mit den Händen nach einem Halt. Er fand denſelben an der Giebelſpitze. Er erfaßte dieſelbe und ſchob mit einem Ruck ſeinen ganzen Körper in das Freie hinaus.

Eine Sekunde hing er ſo an dem Giebel über der Tiefe. Vor ihm befand ſich das Fenſter, durch welches er entfliehen wollte. Mit den Füßen ſuchte er nach einem Halt. Er fand denſelben bald am Fenſterbrett.

Nachdem er ſich verſichert hatte, daß er feſtſtand, ließ er den Giebel los. Mit der ganzen Wucht ſeines Körpers lehnte er ſich an das Fenſter. Dasſelbe ging leicht auf und der Marquis ſtürzte in die Manſarde.

Er nahm ſich keine Zeit, ſich in dem Gemach umzuſehen. Was er vor allem zu finden trachtete, das war die Thüre. Aber die konnte er nicht ſehen, denn ein dichter Rauch erfüllte den ganzen Raum.

„Wo bin ich da hingeraten?“ murmelte er und begann zu huſten. Ein ſchwerer Dampf legte ſich auf ſeine Bruſt, und in ſeinem Kopf begann es zu ſchwindeln.

Er tappte wieder zurück an das Fenſter, um ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen. Ein ſchwarzer, mit gelblichen Schleiern vermengter Rauch zog langſam, in dünne Fetzen zerriſſen, oben hinaus, während die hereindringende friſche Luft mit kühlem Zug nach dem Fußboden ſtrebte und den dort geſchichteten ſchweren Dunſt qualmend durcheinander wirbelte.

Der Marquis ſchloß den Mund und hielt den Atem ein. Er taſtete wieder hinein in das Dunkel. Er rannte an einen harten niederen Gegenſtand an, der polternd umfiel. Er ſah Funken aufblitzen und ſchwach glühende Kohlen auf den Boden fallen.

„Bin ich in der Hölle?“ fragte ſich ingrimmig der Einbrecher und taſtete weiter. Wieder ſtolperte er über etwas, fiel aber diesmal nieder.

Halb erſtickt vom Rauch wollte er ſich wieder aufrichten. Seine Hände ſtützten ſich auf etwas Weiches. Er ſtrengte ſeine Augen beſſer an und betaſtete einen langen dunklen Gegenſtand, der ihm den Weg verſperrte.

Plötzlich ſprang er auf und ſtieß einen heiſeren Schrei des Entſetzens aus ſeiner Gurgel hervor.

Was da am Boden lag, das war ja ein Menſch und zwar ein toter!

Mit dem ganzen Schaudern vor dem Tode, deſſen ein Menſch nur fähig iſt, tappte der Einbrecher wieder zurück. Es graute ihm, über einen Kadaver zu ſteigen. Zähneklappernd lehnte er ſich mit dem Rücken an das Fenſter, und von einer unwiderſtehlichen Gewalt gezwungen, ſtarrte er hinein in das Innere des Gemachs, wo der Körper lag.

Und je beſſer er hinſah, deſto mehr erſchauderte er. Es dünkte ihn, als würde die dunkle regungsloſe Maſſe immer größer, als begänne ſie zu wachſen und ſich auszudehnen in den Nebeln, welche ſie umwallten. Er glaubte jetzt, den Kopf des Toten zu ſehen, deſſen weit aufgeriſſene, verglaſte Augen ihn anſtierten mit einem Blick, der wie eiſig kalter Stahl in ſein Inneres drang und ihm den Schweiß in den Poren erkalten machte.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen, und das raſch einherkommende Dunkel eines mondloſen Herbſtabends machte das Gemach noch unheimlicher.

Plötzlich glaubte er einen langen gedehnten Seufzer dicht neben ſich zu hören. Langſam, mit einem Auge fortwährend auf den Leichnam ſtarrend, drehte er den Kopf nach rechts und ſah, daß er ſich neben einem Bette befand. Von dieſem her ſchien der Laut gekommen zu ſein.

Er ſah genauer hin. Ja wohl, er täuſchte ſich nicht, auch hier lag ein menſchlicher Körper, vielleicht ein Menſch, der ſoeben ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Der Marquis ſtieß einen gräßlichen Schrei aus. Er wollte fort von hier. Aber zum Fenſter hinaus ging es nicht. Man konnte wohl herein, doch nicht hinaus klettern.

Von namenloſer Angſt erfaßt, keuchend und winſelnd wie ein Hund, ſtürzte er ſich wieder in das Gemach. Er that einen Sprung, um den Leichnam nicht zu berühren, und die Hände wie ein Blinder vor ſich ſtreckend, ſuchte er nach einem Ausweg.

In demſelben Augenblick hörte er an der Thüre rütteln.

„Im Namen des Geſetzes! Oeffnet!“ klang es feierlich herein.

Jetzt wußte der Marquis, wo die Thüre war. Er ſtürzte dorthin, aber er konnte den Drücker nicht finden. Die Thüre war verrammelt.

„Im Namen des Geſetzes!“ hallte es wieder herein.

„Brecht die Thüre auf!“ ſchrie der Einbrecher.

Draußen ſtemmte man ſich an die Thüre. Aber ſie wollte nicht nachgeben.

„Im Namen des Geſetzes!“ drohte es zum drittenmale.

„So brecht doch auf!“ ſchrie verzweifelt der Marquis und begann blindlings das wegzuräumen, was die Thüre zu verbarrikadieren ſchien.

Es war eine Kommode, wie es ſchien, und ſie mußte weggerückt werden. Als er ſie wegſchob, berührte ſein Fuß den hart nebenan liegenden Körper. Es dünkte ihn, als faßte ihn der Tote an, als wollte er ihn verhindern, aufzumachen. „Nein, nein!“ gröhlte er, wild mit den Händen herumſchlagend, und die Beſinnung verlierend, fiel er zu Boden.

•

Endlich war es gelungen, die Thüre aus den Angeln zu heben und in die Manſarde einzudringen. Ein ſtarker Luftzug jagte bald den Rauch aus dem Gemach, und beim Schein der Laternen bot ſich den Eingedrungenen ein ergreifendes Schauſpiel.

Am Boden lag eine alte Frau. Ihr Antlitz war ebenſo bleich wie das weiße Haar, das ihren Scheitel bedeckte. Sie ſchien zu ſchlafen und von einem ſüßen Traum befangen zu ſein. Ihr Antlitz war zu einem Lächeln verzogen, wie es nur die Befriedigung, die Erfüllung eines längſt gehegten Wunſches auf das Angeſicht eines Menſchen zaubern kann.

Hart neben ihr lag der Marquis. Seine Hände waren krampfhaft zuſammengeballt, ſein Mund weit aufgeriſſen, ſeine Augen weit hervorgetreten. Auf ſeiner Stirne ſtand Schweiß, Geſicht und Hände waren froſtblau. Er röchelte wie ein Ertrinkender; bald pfeifend, bald raſſelnd drangen ſeltſame Töne aus ſeiner Kehle, in welche die Zunge ganz zurückgetreten ſchien.

Auf dem einzigen Bett, das ſich in dem Stübchen befand, lag ein junges Mädchen, anſcheinend leblos. Ihre Züge waren ſchmerzlich verzerrt. Sie ſchien nicht gern aus dem Leben gegangen zu ſein. Sie ſchien noch in der letzten Stunde das Schickſal anzuklagen, daß es ihre Tage ſo ſchnell abgekürzt hatte.

In der Mitte des Gemachs befand ſich ein umgeſtürzter kleiner eiſerner Ofen. Die halb angebrannten, noch heißen Steinkohlen lagen zerſtreut umher; einige waren noch halb glühend.

Der Polizeikommiſſär, welcher mit dem Revolver in der Hand eingedrungen war, ſteckte ihn wieder in die Taſche.

„Brigadier,“ ſagte er zu ſeinem Poliziſten, „holen Sie den Arzt. Sorgen Sie dafür, daß drei Tragbahren ſo ſchnell als möglich hier ſeien. Benachrichtigen Sie zugleich die Polizeipräfektur von dem Vorfall.“

Während der Brigadier den erhaltenen Befehl ausführte, holte man Waſſer herbei und begann die Lebloſen damit zu waſchen. Eine im Hauſe wohnende Frau brachte ihre Riechfläſchchen herbei, eine andere begann die alte Frau mit Tüchern zu reiben, während ſich ein ſchnurrbärtiger Wachekorporal mit dem Marquis beſchäftigte.

Das junge Mädchen war ſchon nach der erſten Benetzung mit kaltem Waſſer zu ſich gekommen. Sie ſchlug die Augen auf, betrachtete mit Verwunderung die vielen Leute, welche ſich in der Stube befanden, und ſagte mit zagender Stimme:

„Lebe ich denn noch?“

„Ja wohl, Sie leben,“ antwortete der Kommiſſär, „haben Sie nur keine Furcht.“

„Und meine Mutter?“

„Auch ſie lebt!“ antwortete er etwas verlegen.

„Lebt ſie wirklich? Wirklich? O, laſſen Sie mich ſehen. Wo iſt ſie?“

Der Kommiſſar verdeckte ihr die Ausſicht.

„Bald werden Sie ſie ſehen. Warten Sie nur ein wenig," tröſtete er.

Nun kam auch der Arzt. Er fühlte den Puls der alten Frau und befahl, mit den Reibungen fortzufahren. Dem Marquis kehrte mit einem tüchtigen Aderlaß wieder die Beſinnung zurück und bald befand er ſich in einer Tragbahre, um nach dem Inquiſitenſpital des Gefängniſſes Mazas gebracht zu werden.

Die Greiſin wollte noch immer kein Lebenszeichen von ſich geben. Alles meinte, ſie ſei tot. Aber da der Arzt glaubte, den Puls ſchlagen zu fühlen, ließ man nicht nach, und nach einer halben Stunde angeſtrengter Bemühungen kehrte auch ſie zum Leben zurück.

„Louiſe!" war ihr erſtes Wort.

„Mama, Mama!" ſchrie es vom Bette her. Das junge Mädchen wollte ſich erheben, aber ſie fiel wieder auf ihr Lager zurück.

„Gott ſei Dank, alles iſt gerettet!" ſagte der Kommiſſar befriedigt zu dem Arzt.

„Eine Minute Verſpätung noch, und es wäre, wenigſtens für die alte Frau, alle Mühe umſonſt geweſen. Und welchem glücklichen Zufall verdanken Sie die rechtzeitige Entdeckung dieſes Dramas?"

„Einem Einbrecher."

„Dem Manne, dem ich eben zur Ader gelaſſen?"

„Demſelben. Wäre er nicht, von uns verfolgt, auf die Idee gekommen, hier einzuſteigen, man wäre der Sache wohl nicht vor morgen früh gewahr geworden."

„Aber roch denn niemand im Hauſe den Rauch, welcher ſich in der Kammer entwickelte?"

„Nein. Das Fenſter und die Thürſpalten waren mit Papier verklebt, das Schlüſſelloch mit Watte verſtopft. Die beiden Weibsleute hatten es ſo ernſt mit dem Sterben, daß ſie ſogar die Thüre verrammelten, um ja nicht geſtört zu werden."

„Und der Grund dieſer Selbſtmordluſt?"

„Noch kenne ich ihn nicht. Doch, wollen wir die Frauen nicht nach dem Spital überführen laſſen?"

„Natürlich."

„Und iſt Gefahr für ihr Leben vorhanden?"

„Nein. Ich hoffe, ſie in einigen Wochen gänzlich hergeſtellt zu ſehen."

Nachdem man die alte Dame und ihre Tochter noch ein wenig gelabt, trug man ſie hinab, um ſie nach dem Krankenhauſe zu befördern.

Der Kommiſſar blieb zurück, um den Thatbeſtand aufzunehmen. Herr Rémy und Père Michel waren hiebei zugegen.

Auf einem wackeligen Tiſchchen lag ein Schreiben. Es lautete folgendermaßen:

„Morgen ſollen wir dieſe Wohnung verlaſſen. Wir hatten kein Geld, um ſie zu bezahlen, und wir haben auch keines, um wo anders einkehren zu können. Wir beſitzen nichts als die Kleider auf unſerem Leibe. Wir können nicht einmal eine kleine Angabe leiſten. Ueberall weiſt man uns zurück, niemand will uns aufnehmen. Morgen werden wir uns auf der Straße befinden.

„Seit zwei Tagen haben wir nichts gegeſſen. Ich habe verſucht zu betteln, und man wollte mich verhaften. Meine Tochter wollte arbeiten — aber ſie fand keine Arbeit.

„Wir waren einſtens wohlhabend. Mein Mann ſtarb, und alles ging verloren.

„Müde, weiter zu kämpfen, ſagen wir der Welt Adieu. Wir verlaſſen ſie ohne Bedauern. Möge uns Gott ruhigen Schlaf und ewigen Frieden geben. Amen!"

Darunter ſtand mit feinen Zügen: „Anna Witwe Bertrand." Etwas weiter unten ſtand mit unſicherer Schrift, mit zitternder Hand geſchrieben: „Louiſe Bertrand." Das arme Kind ging ſo ſchwer aus dem Leben!

•

Ein Jahr ſpäter war Louiſe Bertrand die Frau des Herrn Rémy. Der alte Junggeſelle, erſchüttert von dem Elend, deſſen Zeuge er geweſen, hatte ſich der beiden Frauen wacker angenommen, und wie es öfters iſt, aus gegenſeitiger Achtung und Anerkennung hatte ſich ein zärtliches Verhältnis entwickelt, das Herrn Rémy zum glücklichen Gatten machte.

Der Marquis war infolge der Fürſprache Rémys, welcher keinen Strafantrag ſtellen wollte, mit ein paar Monaten Gefängnis davongekommen. Als er Mazas verließ, überreichte man ihm ein Bankbillet.

„Wer gibt mir das?" fragte er erſtaunt.

„Ein Unbekannter."

„Und was habe ich dafür gethan?"

Der Gefängnisdirektor zuckte mit den Achſeln.

Der einzige, welcher dieſe Frage hätte beantworten können, war Herr Rémy. Er war der Unbekannte und er hätte dem erſtaunten Verbrecher geſagt:

„Für was ich Dich belohne, willſt Du wiſſen? Für die unbewußte Rettung zweier Menſchenleben und für die Gründung meines häuslichen Glückes."

Und Père Michel?

Er iſt noch immer Concierge in demſelben Hauſe. Aber jetzt iſt er verheiratet, und daß er nicht ſeinen Poſten verläßt, dafür läßt nur ſeine Frau ſorgen.

Literatur

— **Eine reich ausgeſtattete „Feſtſchrift zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Seiner Majeſtät des Königs Karl von Württemberg"** gelangte im unmittelbaren Anſchluß an unſere Zeitſchrift (Deutſche Verlags-Anſtalt Stuttgart) zur Ausgabe. In beſonders ſtattlichem Großfolioformat bietet ſie ein klar und getreu geſchildertes Lebensbild des königlichen Jubilars aus der Feder Profeſſor Dr. **Otto Schanzenbachs**, eingeleitet durch ein warmes Feſtgedicht: „Der Württemberger Jubelgruß zum 25. Juni 1889" von **Karl Gerok**. Der bildliche Schmuck zeigt außer wohlgelungenen Bildniſſen des Königs Karl und der Königin Olga, deren edles Wirken ſelbſtverſtändlich nicht vergeſſen iſt, in den verſchiedenen Stadien ihres Lebens, ſowie der übrigen Mitglieder des königlichen Hauſes von Württemberg eine Reihe bedeutender Vorgänge aus dem Leben und Wirken des Königs, ferner die hervorragendſten Gebäude, die von ihm errichtet oder umgeſtaltet worden, und überhaupt die Oertlichkeiten, die in ſeinem Leben eine bemerkenswerte Rolle ſpielen. Es iſt ein ſchönes Gedenkbuch für jeden, der als Württemberger oder als willkommener Gaſt an dem Feſte thatſächlich oder im Geiſt irgendwelchen Anteil genommen.

— **Als ein verſtändnisvoller Zuſchauer und Beobachter** hat der amerikaniſche General **Philip H. Sheridan** der Heeresentfaltung des deutſch-franzöſiſchen Krieges beigewohnt. Dem deutſchen Hauptquartier als geachteter Gaſt zugeteilt, fand er Gelegenheit, von den günſtigſten Standpunkten aus vieles zu überblicken, was den meiſten anderen unzugänglich und unverſtändlich blieb. Was er da geſehen und erfahren, hat er in einem Büchlein niedergelegt, das nunmehr unter dem Titel: „Von Gravelotte nach Paris" auch in deutſcher, von Udo Brachvogel beſorgter Ausgabe vorliegt (Leipzig, Carl Reißner). Das ſachverſtändige Urteil, das er aus der Summe ſeiner auch für den Laien intereſſanten Beobachtungen zieht, lautet: „Die erſten Siege der Deutſchen über die Franzoſen müſſen der überraſchend ſchnellen Mobilmachung ihrer Armeen zugeſchrieben werden, einem der bewunderungswerteſten Züge ihres vollkommenen militäriſchen Syſtems, wie es nur durch eine nahezu unbeſchränkte Gewalt ins Leben zu rufen iſt. Bei ihren ſpäteren Erfolgen kamen ihnen weſentlich die Fehler der Franzoſen zu Hilfe, deren Mißgriffe den Krieg beträchtlich verkürzten, obgleich derſelbe, meiner Meinung nach, ſelbſt wenn er verlängert worden wäre, doch ſchließlich keinen andern Abſchluß gefunden hätte."

NOTIZ-BLÄTTER.

Bildende Künſte.

— **Am 24. Juni waren es 450 Jahre, daß der Turm** des Straßburger Münſters durch Meiſter Hültz aus Köln vollendet wurde.

— **Eine wertvolle Wandmalerei des dreizehnten Jahrhunderts** iſt in einem Hauſe in Köln aufgedeckt worden. Das über 2 Meter lange Hauptbild ſtellt im Mittelteil Chriſtus am Kreuz zwiſchen Maria und Johannes dar. Der Körper des Heilands iſt maßvoll in der Haltung, der Oberleib ſchwach modelliert, das Antlitz der Maria iſt voll Ernſt, die Gewandung des Johannes vortrefflich. Unter den Geſtalten der Stifter lieſt man die Namen Hildegundis und de Berendorp. Letzterer Name war bisher in den Kölner Schreinsurkunden nicht zu finden.

— **Die Kreuzblume auf dem ſüdlichen Turm des Kölner Domes** wurde jüngſt vom Blitz getroffen und iſt zum Teil zerſtört. Während ein Teil der herabſtürzenden Stücke (Sandſtein) durch die Wucht des Falles aus der gewaltigen Höhe beim Aufſchlagen auf das Trottoir zu Staub zerrieben wurde, liegen andere von Kopf- und Handgröße auf dem Boden umher.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Der wiſſenſchaftliche Zentralverein in Berlin hat nunmehr** den Proſpekt zu den Realkurſen für Frauen, die er auf Anregung von Fräulein F. Tiburtius, Dr. med., Frau Schulrat Cauer und Fräulein Helene Lange und unter der Leitung der letzteren im Oktober 1889 in Berlin eröffnen wird, herausgegeben. Derſelbe bringt zunächſt in einem Vorwort eine eingehende Begründung des Unternehmens. Es ſoll durch dasſelbe den auf Erwerb angewieſenen Mädchen und Frauen Gelegenheit geboten werden, ſich jenen Grad von Schulbildung anzueignen, die Vorbedingung ſowohl für eine ſelbſtändige Thätigkeit in den realen Berufsarten des wirtſchaftlichen Lebens als für eine wiſſenſchaftliche Laufbahn ſind, während die außerhalb des Erwerbslebens ſtehenden Frauen durch dieſe Kurſe eine gewiß willkommene Gelegenheit zur Vervollſtändigung ihrer allgemeinen Bildung finden. Der Proſpekt gibt dann nähere geſchäftliche Mitteilungen und eine ausführliche Darlegung der in Ausſicht genommenen Unterrichtsgegenſtände. Es werden Mathematik, Phyſik, Chemie, Grundzüge des Wirtſchaftslebens, Deutſch, Latein, Engliſch und Franzöſiſch gelehrt werden.

— **Eine überaus wichtige Preisaufgabe iſt von der holländiſchen** Geſellſchaft der Wiſſenſchaft zu Harlem für den 1. Januar 1890 ausgeſchrieben worden. Sie lautet: „Man verlangt eine auf detaillierte Verſuche gegründete kritiſche Ueberſicht der Bakterienarten, welche das Trinkwaſſer enthält, vor und nach ſeiner Filtration durch Sand, und der Methoden, durch welche dieſe Arten erkannt werden können." Die Abhandlung iſt mit lateiniſchen Buchſtaben in deutſcher, franzöſiſcher oder holländiſcher Sprache abzufaſſen und an den Sekretär der Geſellſchaft, Profeſſor J. Boſſcha in Harlem, zu ſenden. Der Preis beſteht nach Wahl des Autors in einer goldenen Medaille oder in einer Summe von 150 holländiſchen Gulden. Ein Extrapreis von 150 Gulden kann bewilligt werden, wenn die Abhandlung deſſen wert befunden wird.

— **Profeſſor Hermann Grimm machte in einer Vorleſung** in der Berliner Univerſität über deutſche Kunſtgeſchichte eine Eröffnung, welche für Literatur- und Kulturgeſchichtsfreunde von großem Intereſſe iſt. Der Gelehrte hat nämlich einen Briefwechſel ſeines Oheims Jakob Grimm mit Achim von Arnim, dem Mitverfaſſer von „des Knaben Wunderhorn", im Beſitz. Dieſe Briefe, welche zumeiſt aus den Jugendjahren Jakob Grimms herrühren, ſind wertvolle Beiträge zum Verſtändnis jener Zeit, da ſie ſich in ebenſo umfaſſender wie charakteriſtiſcher Weiſe über alle Ereigniſſe auslaſſen, welche damals das öffentliche Intereſſe in Anſpruch nahmen. Durch Familienrückſichten bisher an der Herausgabe dieſer Briefe verhindert, wird Profeſſor Hermann Grimm dieſelbe nunmehr baldigſt veranlaſſen.

— **Ueber das muſikaliſche Gehör der Pferde ſind jüngſt** Unterſuchungen angeſtellt worden. Dieſelben haben beſtätigt, daß die Pferde ſo gut wie gar kein muſikaliſches Gehör beſitzen und ſelbſt für Takt und militäriſche Signale nur ein äußerſt geringes Verſtändnis haben. Zirkuspferde tanzen keineswegs nach dem Takt der Muſik; dieſer täuſchende Schein entſteht, weil umgekehrt die Muſik nach dem Tanzſchritt der Pferde ſpielt, während zugleich der Reiter oder bei in Freiheit dreſſierten Pferden der Stallmeiſter dem Pferde ſeine Schritte durch die bekannten Hilfsmittel vorſchreibt. Hört ein Pferd, wenn es auch noch ſo geſchult iſt, ein Hornſignal, ſo bleibt es dabei gänzlich teilnahmlos; das gleiche gilt, wenn ein Trupp Kavalleriepferde ohne Reiter Hornſignale hört. Lediglich der Reiter oder der Nachahmungstrieb des Pferdes veranlaſſen dieſes, die nach den Signalen geforderten Bewegungen auszuführen.

— **Mittels Elektrizität zu kochen wurde im Hotel Bernina** zu Samaden verſucht. Die ſtarken elektriſchen Ströme, über welche die Beleuchtungsanlage des Hotels verfügt, wurden durch Drahtſpiralen geleitet; dadurch gerieten letztere ſo ins Glühen, daß auf einem ſolchen Bratroſt ein prächtiges Beefſteak zubereitet werden konnte. Die Verſuche ſollen fortgeſetzt werden.

— **Vergils Grab am Poſilippo gelangt nächſtens unter** den Hammer. Dieſe leidige Thatſache iſt geeignet, das Gefühl jedes Gebildeten höchſt peinlich zu berühren. Der gegenwärtige Eigentümer, ein Franzoſe, der aus der öffentlichen Beſichtigung der Grabſtätte ein ſchönes Stück Geld gezogen hat, bot dieſelbe kürzlich der italieniſchen Regierung zum Kauf an, die aber ablehnte. Das Grab beſteht aus einem kleinen viereckigen Gebäude mit gewölbter Kuppel und liegt inmitten eines wein- und obſtreichen Geländes, das einſt den Landbeſitz des unſterblichen Dichters bildete. Hier dichtete er ſeine Aeneide und ſeine Georgica, hier hat er ſeine letzte Ruheſtätte gefunden. Die Aſche freilich iſt längſt in alle Winde zerſtoben, und nur die leere Urne, die ſie einſt barg, iſt noch vorhanden. Das Epitaph auf ſeinem Grabe hat Vergil bekanntlich ſelbſt gedichtet. Auf dem Landgute liegen auch noch 1324 Säulen zerſtreut umher.

— **Ein höchſt merkwürdiges Gutachten des bayriſchen** Obermedizinalkollegiums aus dem Jahre 1835 befindet ſich dem „Fränkiſchen Kurier" zufolge noch heute im Archiv der Nürnberg-Fürther Bahn. Dies war bekanntlich die erſte Eiſenbahn in Deutſchland, und die bayriſche Regierung wandte ſich, bevor ſie die Erlaubnis zum Bau erteilte, an jenes gelehrte Kollegium um ein Gutachten bezüglich der Schädlichkeit oder Unſchädlichkeit, die der Betrieb für die Geſundheit vorausſichtlich haben würde. Es lautete dahin, daß die ſchnelle Bewegung unfehlbar eine Gehirnkrankheit bei den Reiſenden erzeuge, welche eine beſondere Art des delirium furiosum darſtelle. Wollten die Fahrenden aber dieſer Gefahr trotzen, ſo müſſe der Staat wenigſtens die Zuſchauer ſchützen. Der bloße Anblick eines raſch dahinfahrenden Dampfwagens erzeuge genau dieſelbe Gehirnkrankheit. Deshalb ſolle der Bahnkörper zu beiden Seiten mit hohen, mindeſtens 5 Ellen hohen Bretterzäunen umgeben werden. Indeſſen ſei es das geratenſte, den Fahrbetrieb mit Dampfwagen zum Heile der öffentlichen Geſundheit überhaupt zu unterlaſſen!

— **Die „Revue Retroſpective" hat den Namen des Franzoſen** entdeckt, der den berühmten engliſchen Admiral Nelſon in der Seeſchlacht bei Trafalgar getötet hat. Sie hat dieſen Fund in den Memoiren des Sergeanten Robert Guillemard gemacht, der in dieſem Treffen zum erſtenmal ins Feuer kam und, in den Wanttauen des „Redoutable" poſtiert, auf die Bemannung des engliſchen Admiralſchiffes „Victory" ſchoß. Er ſagt: „Auf dem Hinterteil der ‚Victory' ſtand ein mit Ordenszeichen bedeckter Offizier, der nur einen Arm hatte. Nach dem, was ich von Nelſon ſprechen gehört hatte, zweifelte ich nicht, daß er es ſei. Er war von mehreren Offizieren umgeben, denen er Befehle zu erteilen ſchien. In dem nämlichen Augenblick, da ich ihn gewahrte, ſtürzten mehrere Matroſen in ſeiner Nähe, von den Kugeln des ‚Redoutable' getroffen. Da ich keinen Befehl erhielt, hinabzuſteigen, und mich im Maſtkorb vergeſſen ſah, hielt ich es für meine Pflicht, auf das Hinterteil des engliſchen Schiffes zu feuern, das ich ungeſchützt und ſehr nahe ſah. Ich hätte ſelbſt auf einzelne Individuen zielen können, aber ich zog es vor, auf die einzelnen Gruppen zu ſchießen, welche von den Offizieren und ihren Matroſen gebildet waren. Auf einmal gewahrte ich auf der ‚Victory' eine große Bewegung, und man drängte ſich um den Offizier, in dem ich Nelſon zu erkennen geglaubt hatte. Er war zu Boden geſtürzt, und man trug ihn, mit einem Mantel bedeckt, fort. Die Aufregung, welche ſich in dieſem Moment kundgab, bewies mir, daß ich mich nicht getäuſcht hatte und daß es wirklich der engliſche Admiral war. Einen Augenblick ſpäter ſtellte die ‚Victory' ihr Feuer ein; das Verdeck wurde von allen darauf befindlich Geweſenen verlaſſen, und ich dachte, daß die durch das Fallen des Admirals verurſachte Verwirrung die Urſache dieſer Unthätigkeit ſei." Guillemard erfuhr kurz darauf in der That, daß Nelſon an den Folgen einer Wunde geſtorben ſei, die er in die Schulter erhalten und welche die Wirbelſäule verletzt hatte. Der Moment, in dem der Admiral getroffen wurde, und die Lage der Wunde ließen Guillemard keinen Zweifel, daß er es geweſen ſei, der den Sieger von Abukir niedergeſtreckt hatte.

— **Das Mikroſkop feiert im nächſten Jahre ſein dreihundertjähriges** Jubiläum. Es wurde 1590 von Hans und Zacharias Janſen in Middelburg erfunden.

Gewerbe und Verkehr.

— **Der 5420 Meter hohe mexikaniſche Vulkan Popocatepetl,** der höchſte Berg Nordamerikas, zuerſt von A. von Humboldt vermeſſen, zuletzt 1884 von Heſſe-Wartegg beſtiegen, iſt kürzlich von einer franzöſiſchen Geſellſchaft angekauft worden, welche die auf dem Vulkan befindlichen reichen Schwefellager auszubeuten gedenkt.

— **Schon im nächſten Winter werden ſich die Aegypter das** Vergnügen machen können, von Kairo nach den altehrwürdigen Pyramiden mit der Dampfſtraßenbahn zu fahren. Der Khedive hat bereits die Erlaubnis zum Bau der Bahn erteilt.

Natur.

— **Eine neue Auſternbank, die von einem däniſchen Fiſcher** in der Nordſee und zwar in der Nähe von Skagen (Jütland) entdeckt wurde, ſoll von ungewöhnlichem Reichtum ſein. Sie liegt 12 bis 16 engliſche Meilen vom Land und hat eine Länge von ungefähr vier deutſchen Meilen bei einer Breite von zwei Meilen. Sie iſt angeblich gänzlich frei von Seeſternen, die bekanntlich die größten Feinde der Auſtern ſind.

— **Von den verſchiedenen Geſchwindigkeiten, die in der Natur** vorkommen, gewährt folgende Zuſammenſtellung eine klare Vorſtellung: In einer Sekunde bewegt ſich eine Schnecke 0,0015 Meter weit, ein Menſch im Schritt 1,25, Schnellſchrittläufer 2,25, ſtrömender Fluß 4, Luftballon bei Windſtille 6,4, Schnellläufer 7,1, die Fliege 7,6, ſchnellſter Dampfer 8,5, Zweirad 9,7, friſche Briſe 10, Torpedoboot 11,5, Eisläufer 11,6, Rennpferd 12,6, Bergſtrom 14,5, Schnellzug 16,7, [illegible] 21,8, Brieftaube 27, Orkan 45, Schwalbe 67, ſtärkſter Falken 116, Schall in der Luft 337, jeder Aequatorpunkt der Erde 463, Kanonenkugel 500, Flintenkugel im Maximum 600 Meter. Geſchwindigkeiten in Kilometer pro Sekunde: Der Mond 1 Kilometer, Exploſion der Schießwolle 5,5, die Sonne 7,6, der Sirius 15,4, die Erde 29,5, Sternſchnuppe im Mittel 40, Halleys Komet in der Sonnennähe 393, Sturm in der Sonne 402, Kabelſtrom 4000, Telegraphenſtrom 11,690, der Induktionsſtrom 18,400, elektriſcher Strom im Mittel 36,000, das Licht 300,000, Entladung der Leidener Flaſche in Kupferdraht von 1,7 Millimeter Dicke 463,500 Kilometer!

— **Das Schauſpiel einer Waſſerhoſe wurde jüngſt von Badegäſten** in Warnemünde beobachtet. Aus dem Rand eines ſchweren, ſchwarzen Gewölkes ſenkten ſich kegelförmige Zacken in die Oſtſee hinab, denen ſich die See in wirbelnder Bewegung entgegenhob. So entſtanden ſäulenartige Gebilde, welche Meer und Wolke verbanden. Die Säulen ſtanden nicht immer ſenkrecht, ſondern ſchienen häufig wie vom Winde hin und her gebogen. Eigentümlich ſah es aus, wenn zwei Waſſerhoſen aneinander vorübergingen. Löſte ſich eine Waſſerhoſe wieder auf, ſo verſchwand der untere helle Teil in der See, der obere dunkle zog ſich mit ungeheurer Schnelligkeit und noch immer in wirbelnder Bewegung in das Gewölk zurück.

— **Das Fliegen der Vögel und Inſekten hat ein franzöſiſcher** Phyſiologe möglichſt ſorgfältig ſtudiert und iſt dabei zu folgendem Ergebnis gekommen. Die Zahl der Flügelſchläge in der Sekunde beträgt bei der gemeinen Fliege 330, der Hummel 240, der Biene 190, der Weſpe 110, der Waſſerjungfer 28, beim Kohlweißling 9, beim Sperling 13, bei der wilden Ente 9, der Haustaube 8, der Sumpfweihe 5,75, der Schleiereule 5 und bei dem Mäuſebuſſard 3.

Sport.

— **Das deutſche Derby iſt abermals an Oeſterreich-Ungarn** gefallen, das nun in dieſem Jahrzehnt bereits ſieben Siege in unſerem größten Zuchtrennen verzeichnet. Und nur dem Umſtande, daß der öſterreichiſche Derbyſieger „Triumph" in Hamburg nicht engagirt war und der Favorit aus dieſem Rennen tags vor dem großen Kampf an Kolik einging, iſt es zu danken, daß ein Pferd deutſcher Zucht den zweiten Platz eroberte, wiederum gefolgt von einem Oeſterreicher. Es ſiegte in dem 21. Derby Deutſchlands E. von Blaskovits' br. H. „Uram-batyam" vor F. Mack „Freimaurer", dem Sieger in der Union A. von Poleſch „Abi", ferner „Hadubrand", „Kreuzritter" und „Tanar". Im Hamburger Kriterium war Oehlſchlägers zweijähriger „Landgraf" Erſter vor „Königsleutnant", „Lisbon" und „Bandit". Das Zukunftsrennen holte ſich Oehlſchlägers dreijähriger „Goldmann" vor „Eintracht", und das Hanſarennen Amſels dreijähriger „Greville" vor „Orlan". Die zweiten Pferde in allen drei großen Rennen trugen die [illegible] Farben. Das große Hamburger Jagdrennen gewann Prinz Hohenlohes „Tenny", die große Offiziers-Steeplechaſe Baron Fuchs-Nordhoffs „Acate".

— **Der letzte Kincſem-Sohn, „Kincs-őr", welcher als Favorit** für das deutſche Derby galt, iſt tags vor dem Rennen in Hamburg eingegangen. Sein ungariſcher Züchter und Beſitzer gewann dann mit ſeinem zweiten Pferde den reichen Preis, doch trifft ihn der Verluſt Kincs-őrs um ſo empfindlicher, als dieſer das letzte Produkt der Wunderſtute war, von der wenig Gutes geblieben.

— **Bei der Frankfurter Ruder-Regatta holte ſich der junge** Hamburger Ruderer Emil Düring die Meiſterſchaft von Deutſchland und den Preis von der Gerbermühle. Verteidiger war F. Lutz, Frankfurt, Zweiter. Der Kaiſerpreis wurde der Frankfurter „Germania" zugeſprochen. Zwar hatte die „Favorite Hammonia" das Rennen um ½ Länge gewonnen, doch hatten die Hamburger im Fahrwaſſer der Frankfurter einen Zuſammenſtoß verſchuldet. Der Aufforderung des Unparteiiſchen, das Rennen noch einmal zu rudern, kamen die Hamburger nicht nach, ſo daß der Preis der „Germania" zufiel.

— **Die neue Trabrennbahn Berlin-Weſtend ſoll im Auguſt** dieſes Jahres eröffnet werden.

— **Vom deutſchen Radfahrerbunde dürften ſich infolge langer** Streitigkeiten die öſterreichiſchen Gauverbände löſen; dieſelben haben eine Vereinigung mit dem öſterreichiſch-ungariſchen Radfahrerbund beſchloſſen.

Statiſtik.

— **Im Lauf eines Jahres wurden in Paris aus der Seine** herausgezogen (abgeſehen von Menſchenleichen) 2021 Hunde, 977 Katzen, 2251 Ratten, 507 Hühner und Enten, 3044 Kilo Fleiſchabfälle, 22 Kaninchen, 10 Schafe, 2 Füllen, 66 Ferkel, 5 Schweine, 27 Gänſe, 21 Puter, 609 verſchiedene Vögel, 3 Füchſe, 2 Kälber, 2 Affen, 3 Ziegen, 1 Schlange, 2 Eichhörnchen, 3 Stachelſchweine, 1 Papagei, 130 Tauben, 3 Igel, 2 Pfauen, 1 Seehund.

— **Die Zahl der Blinden in Rußland iſt bei den verſchiedenen** Volksſtämmen auffallend verſchieden. Am geringſten iſt ſie in Polen, wo auf 10,000 Perſonen nur 8 Blinde kommen, dann folgen Litthauer mit 10, die Juden mit 10, die Ruſſen und Letten mit 19, die Eſthen mit 22, dagegen die Baſchkiren mit 35, die Mordwinen mit 41, die Tataren mit 51, die Tſcheremiſſen mit 63, die Wotjaken mit 82. Die finniſch-tatariſchen Stämme ſind alſo dem Erblinden viel mehr ausgeſetzt als die Arier und Semiten. Etwa ¼ aller Erblindungen wird durch Pocken veranlaßt, mindeſtens die Hälfte durch ſpätere Erkrankung des Auges.

Denkmäler.

— **Ein Standbild des ſchweizeriſchen Staatsmannes Alfred** Eſcher, des letzten Bürgermeiſters von Zürich, wurde auf dem Bahnhofsplatz in Zürich unter großer Feierlichkeit enthüllt. Es iſt ein Werk des Bildhauers Richard Kißling.

Geſtorben.

— Daniel Bartels, bekannter plattdeutſcher Dichter und Humoriſt, 70 Jahre alt, am 13. Juni, in Hamburg.

— Dr. Hermann Biſchof, Privatdozent an der Univerſität und Profeſſor an der Handelsakademie in Graz, 54 Jahre alt, am 17. Juni, in Graz.

— William Henry Briſtow, bekannter engliſcher Geolog, der viele Jahre lang die geologiſche Aufnahme des Vereinigten Königreichs geleitet hat, 73 Jahre alt, am 13. Juni, in London.

— Oberamtmann Jacobs, Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, der konſervativen Partei angehörig, 62 Jahre alt, am 17. Juni, auf ſeinem Gute Treblow.

— Dr. Percy, früher Profeſſor der Metallurgie an der königlichen Bergwerksſchule in London, Autorität auf dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen Metallurgie, 72 Jahre alt, am 19. Juni, in London.

— Georg Friedrich Chevalier, Kommerzienrat, Chef des Handelshauſes Johann Jakob Gering in Stuttgart, früher Mitglied des deutſchen Reichstags, der nationalliberalen Partei angehörig, zuletzt Vorſtand der Handels- und Gewerbekammer, 78 Jahre alt, am 20. Juni, in Stuttgart.

— Profeſſor Dr. Karl Bötticher, hervorragender Forſcher auf dem Gebiete des klaſſiſchen Altertums, 1868–76 Direktor der Skulpturen- und Abgußſammlungen der königlichen Muſeen zu Berlin, 83 Jahre alt, am 21. Juni, in Berlin.

— Rudolf Kulemann, früher Paſtor in Lemgo und Mitglied des lippiſchen Landtages, bekannter deutſcher Schriftſteller, 73 Jahre alt, am 21. Juni, in Dresden.

Neue Bücher und Schriften.

Engelmann, Dr. W., Ueber den Hypnotismus und ſeine Verwertung in der Praxis. Neuwied, Heuſer.

Beyhaſen, O., Die drei geſtrengen Herren und andere Novellen. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Buſſler, L., Lexikon der muſikaliſchen Harmonielehre. Berlin, C. Habel.

[illegible], F., [illegible]. Gedichte. Cöthen, P. Schettlers Erben.

— [illegible]. Ebenda.

— [illegible]. Ebenda.

[illegible], B., Die allgemeinen Urſachen der [illegible] in den [illegible]. Freiburg i. B., A. Kupfer.

Esmarch, Dr. F. v., Die erſte Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. 6. Auflage. Leipzig, Vogel.

Frommer, Dr. R., Bedeutung u. Behandlungsweiſe der Seebäder in chroniſchen Krankheiten. Norden, H. Braams.

Fünf Jahre des Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theaters und Parks. Berlin, Selbſtverlag.

Geſelhaus, J., Am Webſtuhl der Zeit. Roman aus dem modernen Großſtadtleben. [illegible] & Knapp.

Gopčević, Sp., Makedonien u. Alt-Serbien. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Heine, R. M., Zwei Seelen. Gedichte. Großenhain, Baumert & Ronge.

Johanſen, Chr., Halligenbuch. Eine untergehende Inſelwelt. 2. Auflage. Schleswig, J. Bergas.

Koch, Dr. M., Fürſt Bismarck und die Litteratur. Eine politiſch-litterariſche Studie. Leipzig, C. Reißner.

Kolbe, Dr. H., Herzog Chriſtoph von Württemberg. Ein Lebensbild zur Enthüllung ſeines Denkmals in Stuttgart. Barmen, Hugo Klein.

[illegible], K., Zweckmäßiges Schaffen und Wahrheit in Architektur und Kunſthandwerk. 2. Aufl. Berlin, Selbſtverlag.

[illegible], E., Franzöſiſcher Sprachführer. Konverſations-Wörterbuch für Reiſe u. Haus. 2. verbeſſerte Aufl. Bibliographiſches Inſtitut.

[illegible], R., Die geographiſche Sprache. Anleitung zur Erklärung ec. [illegible] Selbſtverlag.

[illegible], A., Die Geſchichte der Stadt Worms i. A. [illegible] Mit 12 Tafeln. Worms, Jul. Stern.

Spielhagen, Fr., Ein neuer Pharao. Roman. 3. Aufl. Leipzig, L. Staackmann.

[illegible], K., Aus der Fremde. Gedichte. Minden i. W., Bruns.

Thomson, Jos., Travels in the Atlas and Southern Morocco. A narrative of exploration. London, G. Philip & Son.

Viſcher, Fr. Th., Altes u. Neues. Neue Folge. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Weiß, F., Aus dem früheren Frankreich. Kultur-Abhandl. Minden i. W., Bruns.

[illegible], Fritz, Die vegetariſche Lebensweiſe und der Vegetarismus. 3. Auflage. Berlin, [illegible].

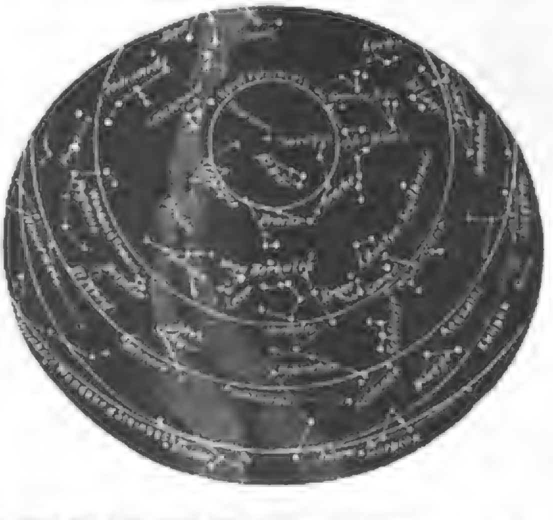
Wichert, E., [illegible]. Novellen. Leipzig, C. Reißner.

Lotterieziehungen im Monat Auguſt.

Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. September. — Belgiſche Kommunal-100-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1865, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 1. April 1890 (98. Ziehung). — Stadt Bukareſt 20-Franken-Loſe vom Jahre 1869, höchſter Preis 40,000, niedrigſter 20 Fr., zahlbar am 5. September 1889 (80. Ziehung). — Finnländiſche 10-Thaler-Loſe vom Jahre 1868, Prämienziehung am 1. November. — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Loſe à 3½% vom Jahre 1870, höchſter Preis 55,000, niedrigſter 110 Thaler, zahlbar am 1. Oktober 1889 (18. Ziehung). — Oeſterreichiſche 500-Gulden-Loſe à 5% vom Jahre 1860, Prämienziehung am 2. November. — Gräfl. Pappenheim 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. September. — Stadt Paris 500-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1855/60, höchſter Preis 100,000, niedrigſter 500 Fr., zahlbar am 1. September 1889 (67./61. Ziehung). — Roubaix u. Tourcoing 50-Franken-Loſe vom Jahre 1860, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 50 Fr., zahlbar am 1. November 1889 (58. Ziehung). — Sachſen-Meiningen 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1870, höchſter Preis 3000, niedrigſter 8 fl., zahlbar am 1. November 1889 (53. Ziehung). — Türkiſche 400-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1870, höchſter Preis 600,000, niedrigſter 400 Fr., zahlbar am 1. September 1889, 39% (117. Ziehung). — Am 15. Ungariſche 100-Gulden-Loſe vom Jahre 1870, höchſter Preis 150,000, niedrigſter 145 fl., zahlbar am 15. Februar 1890 (65. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loſe vom Jahre 1870, höchſter Preis 50,000, niedrigſter 50 Franken, zahlbar am 20. Februar 1890 (84. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loſe vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Los à 100 Fr., zahlbar 20. Februar 1890 (84. Ziehung). — Am 31. Stadt Lüttich 50-Franken-Loſe à 2½% vom Jahre 1853, höchſter Preis 60,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1889 (37. Ziehung). — Braunſchweigiſche 20-Thaler-Loſe vom Jahre 1868, höchſter Preis 30,000, niedrigſter 21 Thaler, zahlbar am 30. November 1889 (72. Ziehung).

Auguſt 1889.

Im Norden, tief unten am Horizont, ſtehen die Capella, ein Stern erſter Größe im Sternbild des Fuhrmanns, links davon Perſeus mit dem Algol und die Andromeda, über dieſen die Caſſiopeja. Im Oſten bemerken wir den Pegaſus, in ſüdöſtlicher Richtung in der Milchſtraße Deneb im Schwan, ſüdlich davon Atair im Adler. Direkt über uns befindet ſich Wega in der Leier, rechts davon die Krone, in ſüdweſtlicher Richtung Arcturus im Bootes. Den Weſten beherrſchen der große Bär und ein Teil des Löwen. Nahe am weſtlichen Horizont glänzt die Spica in der Jungfrau. Vor 8 Uhr abends iſt Saturn noch am weſtlichen Horizont zu ſehen, während Jupiter ſich am ſüdlichen Horizont hin bewegt. Venus und Mars tauchen erſt nach Mitternacht am öſtlichen Horizont auf. Am 7. Auguſt befinden ſich Jupiter zwei, am 22. Venus vier, am 24. Mars drei und am 25. Saturn fünf Vollmondbreiten unter dem Mond. Am 24. Auguſt iſt die Bewegung des Jupiter ſtationär geworden.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

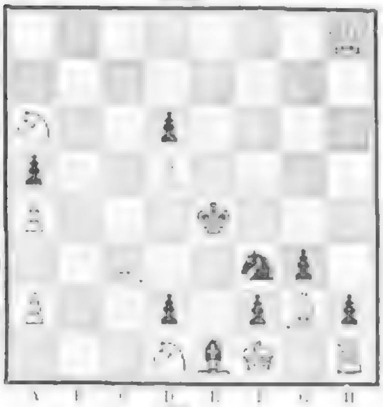
Am 21. April ſtarb in Wien einer der bedeutendſten Schachmeiſter des neunzehnten Jahrhunderts, der Baron Ignaz v. Koliſch. Im Jahre 1837 in Preßburg geboren, zeichnete er ſich in den dortigen Schachkreiſen frühzeitig durch ungewöhnliche Spielſtärke aus. Als Sekretär des ruſſiſchen Fürſten Uruſſow beſuchte er als einundzwanzigjähriger Jüngling Paris und ſpielte dort 1860 elf Partien mit Adolph Anderſſen, von denen jeder fünf gewann. In einem Match mit [illegible] unterlag er, jedoch nur mit dem Unterſchied einer Gewinnpartie. Der Wettkampf zwiſchen Koliſch und Louis Paulſen, der 1861 in Breslau ſeinen Verlauf nahm, blieb unentſchieden. Im Jahre 1867 ging Koliſch aus dem Pariſer internationalen Meiſterturnier als erſter Sieger hervor und erhielt den von Louis Napoleon geſtifteten Ehrenpreis. Von Berufsgeſchäften in Anſpruch genommen, erſchien er ſeit dieſem Triumphe nicht mehr in Wettkämpfen. Nachdem er in Frankreich durch Börſenſpekulationen ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, kehrte er nach ſeiner Heimat zurück. Seine Thätigkeit als Eigentümer und Redakteur der „Wiener Allgemeinen Zeitung" mußte er im vorigen Jahr wegen leidender Geſundheit aufgeben. Koliſch war ein vornehmer Schachſpieler; auf geringen Vorteil und allmähliche Verſtärkung ging er niemals aus. Angriffe von unglaublicher Verwegenheit, [illegible] Opferkombinationen verſchafften ihm den Sieg im Kampf mit den ſtärkſten Gegnern. Anderſſen verglich ihn mit dem Jaguar.

Unter dem Titel „Schachlexikon, Hilfsbuch zur raſcheſten Auffindung von Meiſterpartien jeder beliebigen Eröffnungsvariante; zugleich Hilfsmittel für eine neue und [illegible] Art der Preisverteilung in Schachturnieren. Verfaßt von J. H. Bauer", iſt im Verlage von Holzwarth & Ortony in Wien ein Werkchen erſchienen, welches wir, da es zweckmäßig und überſichtlich eingerichtet iſt, den Schachfreunden empfehlen können. Der Preis beträgt ℳ 3.60.

Aufgabe Nro. 511.

Von Emil [illegible]

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 508:

Weiß.		Schwarz.
1) T. H 2 — H 1 . . . . 2) [illegible] Matt.		1) T. E 8 — E 4.
1) . . . . 2) T. H 3 — [illegible] Matt.	A)	1) L. D 8 — [illegible]
1) . . . . 2) E 2 — E 3 Matt.	B)	1) L. C 8 — E 6 oder L. D 8 — E 7.
1) . . . . 2) Dame, Turm, Springer, Läufer Matt.	C)	1) Beliebig anders.

Rätſel.

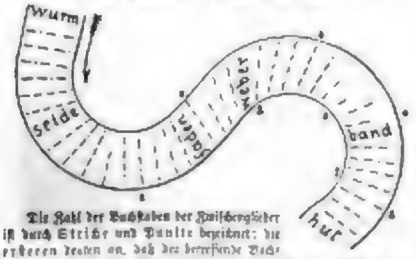
Röſſelſprung.

zu	dann	ſo	[illegible]	der	[illegible]	zeigt	ich
ſchö-	nur	dunk-	[illegible]	was	der	[illegible]	wie-
le	ich	[illegible]	will	zu	[illegible]	wie	lacht
ſe	mit	nacht	[illegible]	lig	[illegible]	[illegible]	er
[illegible]	dich	[illegible]	in	du	ihr	mit	[illegible]
küßt	ſich	[illegible]	ne	ſich	die	giebt	all
gleich-	ge-	[illegible]	mer	der	glanz	[illegible]	ihr
ſchlägt	und	wie	und	herz	[illegible]	weit	[illegible]

Band-Metamorphoſe.

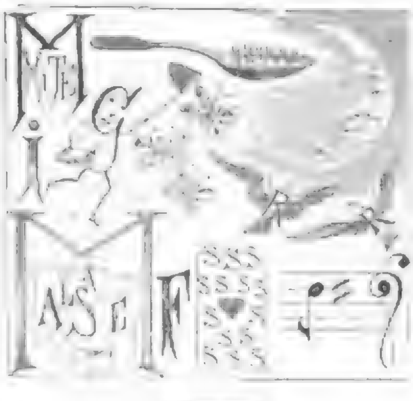
Es ſpinnt der Wurm die Seide
[illegible] ſich dann aus zum Kleide;
Das Werk, das er begonnen,
Wird weiter ausgeſponnen
Zum Faden fein und zart
In Farben aller Art;
Dann webt mit flinker Hand
Der Weber draus ein Band.

Und mit dem Bande wird
Zuletzt der Hut geziert.
Doch braucht nicht Wurm, nicht Weber
Der kluge Rätſelgeber,
Um ſich ein Band zu weben,
Nur — Grütz' im Kopfe eben;
Verſuch's und gieb fein acht,
So iſt's im Nu vollbracht!



Die Zahl der Buchſtaben der Zwiſchenglieder iſt durch Striche und Punkte bezeichnet; die erſteren deuten an, daß der betreffende Buchſtabe unverändert bleibt, die letzteren, daß der Buchſtabe verändert, weggelaſſen oder neu hinzugefügt wird. Jedes Zwiſchenglied muß einen orthographiſch unanfechtbaren Begriff darſtellen und zwar 1) [illegible]; 2) Hafenſtadt; 3) Fluß; 4) nordiſche Götter; 5) Säugetier; 6) [illegible]; 7) Fluß; 8) Stadt in Böhmen.

Bilderrätſel.



Neuartiges Silbenrätſel.

Von Rudi von [illegible].

bre, [illegible], blü, [illegible], bre, bu, chen, cher, der, der, di, di, du, e, e, en, en, fen, gel, hal, him, i, ich, im, kind, ler, [illegible], land, le, [illegible], mel, men, mi, mon, ne, ne, neu, on, pech, [illegible], ran, re, rei, [illegible], ſe, ſter, ter, wie, wich. Aus vorſtehenden 40 Silben bilde man 20 Wörter von folgender Bedeutung: 1) mohammedaniſcher Mönch; 2) berühmte Handelsſtadt; 3) deutſcher Fabeldichter; 4) Baumfrucht; 5) Naturerſcheinung; 6) Land in Aſien; 7) türkiſcher Ehrentitel; 8) deutſcher Tonmaler; 9) mythologiſcher Jüngling von außerordentlicher Schönheit; 10) Schiffsbeſtandteil; 11) [illegible]; 12) alter Name der Donau; 13) berühmter deutſcher Dichter; 14) engliſche Grafſchaft; 15) preußiſcher Generalfeldmarſchall; 16) amerikaniſches Raubtier; 17) böhmiſche Adelsfamilie; 18) [illegible]; 19) Stadt in Auſtralien; 20) Kurort in Bayern.

Lieſt man — nach richtig erfolgter Bildung der Wörter — die „letzten" Buchſtaben der Reihe nach hintereinander, ſo geben dieſe ein bekanntes ſchönes Motto.

Auflöſung des Röſſelſprungs Seite 826:

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du ſchöne Sonne.

Gib mir Küſſe, gib mir Wonne,
Sei mir gütig, ſei mir gnädig,
Schönſte Sonne unter den Mädchen,
Schönſtes Mädchen unter der Sonne!

(H. Heine.)

Auflöſung der rätſelhaften Inſchrift Seite 826:

Sämtliche [illegible] ſind unberückſichtigt zu laſſen, dann ergeben die zu je vier auf einer Zeile und wie gewöhnlich von links nach rechts zu leſenden Buchſtaben:

A U C H
D I E A
L T E N
A E G Y
P T E R
T R A N
K E N I
M M E R
N O C H
E I N S

oder zu Worten zuſammengeſtellt: „Auch die alten Aegypter tranken immer noch eins", eine Variation des bekannten deutſchen Trinkſpruchs: „Die alten Deutſchen tranken immer noch eins".

Briefmappe.

M. E. in Kl. Zur [illegible] für [illegible] Zwecke an Stelle des [illegible] eignet ſich nur das [illegible] Sacharin. Man bezieht dasſelbe in kleinen Fläſchchen, denen [illegible] ein [illegible] beigegeben iſt, mit welchem man, laut beigefügter Gebrauchsanweiſung, die [illegible] abwiegt.

Charlotte F. in D. Derartige Arbeiten laſſen ſich nur als [illegible], als angewandte Ausführung der [illegible], [illegible] in den Dienſt. Wir [illegible] von [illegible] auf Seite [illegible] des Buches „Aus der Jüdiſchen [illegible] ins Leben" von Amalie [illegible], in welchem Sie auch [illegible] für [illegible] finden.

Clemens von Z. in München. Sehen Sie, wie [illegible], daß wir dieſen Weg einſchlugen, den Sie „etwas [illegible]" finden? [illegible] auf keine andere Weiſe ſo leicht zu [illegible], und gerade darum [illegible]. Ihr „[illegible]" gefällt uns [illegible]. Wir wollen ſehen, ob wir dafür ein Plätzchen in unſerer [illegible] Rubrik, die für dergleichen von [illegible] iſt, [illegible] können. Ihre im Auftrag geſtellten [illegible] werden wir gern [illegible].

Arnold T. in V. bei Th. Das [illegible] nehmen wir mit Dank an; das übrige iſt für uns unverwendbar.

[illegible] in Rußland. 1) Am 6. Mai. 2) Nein. 3) [illegible] 4) Zwiſchen [illegible] 5) [illegible]

H. von V. in Hall. Die Jahrgänge 1864 und 1866 unſerer Zeitſchrift ſind vergriffen. Dagegen iſt der Jahrgang 1865 noch broſchirt zum ermäßigten Preiſe von 3 ℳ (ſtatt 12 ℳ) zu haben. Die Beſtellung richten Sie gefälligſt an Ihre Buchhandlung.

Arnold L. in F. Nicht verwendbar.

E. V. in Zürich. Ihre [illegible] Aufgabe iſt für unſere „[illegible] Welt", für die wir ſie lieber als für „Ueber Land und Meer" eignet, mit Dank angenommen.

Alter Abonnent in Koblenz. Die Abreiſe [illegible] ſind ſo zahlreich, daß wir Sie lediglich auf das bei Rudolf Moſſe in Berlin erſchienene und durch jede Buchhandlung zu beziehende „Das Buch des [illegible]" verweiſen können, indem wir Ihnen empfehlen, aus den dort [illegible] Adreſſen Ihre Auswahl nach eigenem Geſchmack und Ermeſſen zu treffen.

Oskar G. in Heidelberg. Ihr Rätſel iſt für uns leider unverwendbar; im „[illegible]" liegt [illegible].

Alt. F. E. A. in Neu-Braunfels, Texas. 1) Nicht aufgetrieben. Es verhält ſich ſo, wie Sie geleſen haben. 2) [illegible] mit [illegible] oder dem von Ihnen [illegible] „[illegible]".

Rekloſe aus dem Muſterthale. Das Citat findet ſich in Schillers Gedicht „Licht und Wärme".

A. G. in München. Ihre „[illegible]" ſind uns doch gar zu [illegible].

Mehrere Abonnenten in Altona. Das haben wir ja längſt eingehend behandelt.

Abonnent an der Oſtgrenze. Die [illegible] Dichterin Johanna [illegible] hat verſchiedene dramatiſche Dichtungen heiter Art, allerdings zumeiſt für Kinder beſtimmt, aber über dieſen Kreis hinaus [illegible], im Verlag von [illegible] in [illegible] erſcheinen laſſen. Außerdem empfehlen wir Ihnen den Verlag des [illegible] Eduard Bloch in Berlin C., Brüderſtraße 2, der Ihnen auf Wunſch Verzeichniſſe deſſen, was ſich für Ihre Zwecke eignen dürfte, gern ſenden wird.

Otto E. in Berlin. Zu viel Worte und zu wenig Inhalt.

G. M. Sch. in T., Siebenbürgen. 1) [illegible] 2) Währt noch fort und reicht jedenfalls bis ins Mittelalter zurück. Genauer wird ſich die Zeit ihres Urſprungs ſchwerlich nachweiſen laſſen.

Alter Abonnent in Südtirol. Mit dieſer Anfrage wollen wir Sie an das [illegible] Inſtitut von [illegible] in München oder an Herrn von der [illegible] in Baden-Baden verweiſen.

Walter R. in Lauſanne. [illegible] iſt das eine oder andere.

R. G. in V. Um die von den [illegible] beläſtigten Pflanzen von denſelben zu befreien, [illegible] man die Tiere ein, indem man an der Pflanze [illegible] Körper, mit einem [illegible] oder Schwamm, [illegible] oder dergleichen [illegible], ſo werden ſich die erwähnten Inſekten [illegible], wo ſie dann leicht zu vernichten ſind. Vielleicht iſt es in [illegible] auch gegen die Ihre [illegible] Erfolg [illegible]. Auch [illegible] wird ſich vielleicht [illegible].

H. M. in C. Ihre Erzählung „Aus Liebe", iſt ein ganz [illegible] Bild aus dem [illegible], hat aber nicht genug Handlung und [illegible] in dem Rahmen unſeres Blattes zu [illegible].

Freiherr von M. in Rußland. Wie würden Ihrer [illegible] gern Rechnung tragen, wenn [illegible] anderen [illegible] unausführbar wären. Die [illegible] läßt ſich ja leider in Kürze [illegible], und [illegible] haben, ſobald Sie [illegible], daß in dem gegenwärtigen Stande der Dinge von der Sache [illegible].

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

[illegible] Otto [illegible] in [illegible] hat [illegible]

Adolf K. in Frankfurt a. M. [illegible]

J. M. in Zü. [illegible]

Kolonialſchwärmer in Fr. [illegible] 2,355,800 Quadratkilometer [illegible] 5000 Quadratkilometer [illegible] Kap [illegible] Oranjefluß [illegible]

„Junges Blut". [illegible]

Frau L. von Sch. in G. [illegible]

Richtige Löſungen [illegible]

Geſundheitspflege.

Fr. E. in Leipzig. [illegible] Seite 587 und Seite 186 dieſes Jahrgangs.

Ser. H. in Speyer. [illegible]

G. F. in Heilbronn. [illegible]

Ch. [illegible] [illegible]

Frln. A. in [illegible] [illegible]

K. S. in Lübeck. [illegible]

Dr. Schm.

Verantwortlicher Redakteur: **Otto Baiſch** in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] „Ueber Land und Meer" SW., [illegible] 10;
[illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible];
Budapeſt: **Moritz [illegible]** [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Die [illegible], Novelle von Karl Theodor [illegible]. — [illegible]

An unſere verehrten Abonnenten!

Wie ſeit Jahren haben wir auch für den laufenden Jahrgang von **„Ueber Land und Meer"** in unſerer Buchbinderei elegant ausgeſtattete

Einband-Decken

in engliſcher Leinwand mit reicher Relief- und Goldpreſſung auf dem Vorderdeckel und Rücken anfertigen laſſen. Jeder Jahrgang iſt in zwei Bände abgeteilt, ſo daß man zum Einbinden deſſelben auch zwei Decken (für Nro. 1 bis 26 und für Nro. 27 bis 52) gebraucht. Der Preis hiefür iſt pro Einband-Decke 2 Mark (pro Jahrgang alſo 4 Mark), wozu in Oeſterreich-Ungarn noch ein kleiner Ergänzungszoll kommt. Dieſelben Decken, jedoch nur mit Golddruck, ohne Deckelvergoldung, ſind zu Mark 1.25 pro Stück erhältlich.

Die Einband-Decken können durch jede Buch-, reſp. Kolportage-Handlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; ein Beſtellſchein liegt dieſer Nummer zu gefälliger Benützung bei. Die verehrlichen Poſtabonnenten wollen die Decken ebenfalls bei einer Buchhandlung beſtellen, da die Poſtämter ſolche nicht liefern. Auf Wunſch und gegen Einſendung des entfallenden Betrages iſt auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur prompten Lieferung der Einband-Decken, die nur in brauner Farbe angefertigt werden, gerne bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition [illegible]
Anzeigen
Insertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.
[illegible] Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

PERRY & Co.,
Frankfurt a. M.
Lawn Tennis [illegible]
Lawn Tennis Schläger,
Lawn Tennis Bälle,
Lawn Tennis [illegible]
Croquetspiele,
Bogen, Pfeile und Scheiben.
[illegible] Fußbälle · Footballs.
[illegible]

Stets Tinte und Feder zur Hand!

Kein Tintenfaß mehr!
beim Gebrauch unseres Meteor-Füllfederhalters.
(Patentirt in allen Staaten, D. Reichs-Patent.)
Niemaliges Versagen! Sofortige Schreibfertigkeit! Bequem in der Tasche!
[illegible]
Aktiengesellschaft für Kleinmechanik [illegible]
Aussersihl-Zürich [illegible]
[illegible] Prof. Georg Ebers [illegible]
Bezug für die Armee [illegible] Berlin.

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
[illegible]

Jede Schrift wird schön. [illegible] Erfolg garantirt.
Buchführung
Correspondenz
Rechnen etc.
[illegible]
versenden die Gratis-Prospect und Probe-Brief
F. Simon, [illegible]
Berlin SW. 48.

Für Kunstfreunde.
[illegible]

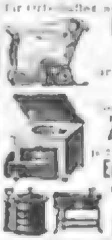
Chirurgische Gummiwaaren
aller Art. Illustr. Preisliste,
[illegible] gratis u. franko.
W. Krahl, Berlin SW., [illegible] 89.

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-
Kunst-Fenster.
[illegible]
Katalogs-Auszug, Muster u. Preisliste gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

[illegible]
C. Hommel in
Bockenheim — Frankfurt a. M.

Reich illustrirtes Preiscourant
über echten, böhmischen
Granatenschmuck
gratis und franco
Aug. Goldschmid & Sohn
k. k. Hof-[illegible]
Prag [illegible]
Berlin [illegible]

Papierlaternen
[illegible] Sommerspiele, Luftballons,
Cotillon- u. Carneval-Artikel,
Cartonnagen, Attrapen etc.
[illegible]
Gelbke & Benedictus, Dresden.



Badeeinrichtungen
[illegible]
Douche-Apparate,
Badestühle
[illegible]
Zimmer-Closets
[illegible]
Emaill. Aborttrichter
[illegible]
Eisschränke
[illegible]
Zeppernick & Hartz,
Berlin SW., [illegible] 15.

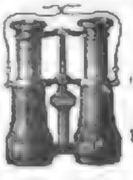
Phot. Amateur Apparate,
mit welch. jed. Laie ohne Vorkenntnisse tadellose Photographien herstellen kann.
Preis [illegible]
Anleitung u. illustr. Preisverzeichn. kostenfrei.
E. Krauss & Co., Leipzig,
[illegible] 30.
[illegible] St. Petersburg, Mailand.

Photographiſche Apparate!
[illegible] 50 Mk. [illegible]
[illegible] gratis und franco.
[illegible] & Co.
[illegible]
Berlin [illegible]

Eine Zierde
[illegible]

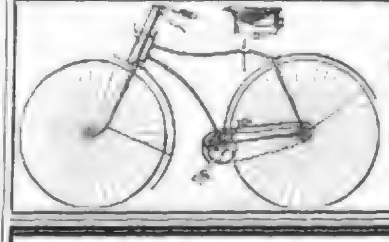
Von der Wiege
bis zum Grabe.
[illegible] Prof. Carl Reinecke.
[illegible]
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Verbindender Text u. Katalog gratis.

Solide Buckskins,
das Meter von M. [illegible] ab, versendet nur an Private. Muster frei.
Bruno Frenzel, Cottbus.



Sedelmaier & Schultz,
Optiſche Anſtalt.
München, [illegible] 17.
Die vorzüglichſte und preiswürdigſte aller Doppelfernrohre [illegible]
Diſtanzglas
mit 8 Gläſern 43 m/m Objektivdurchmeſſer,
mit 4½mal. Vergrößerung Mk. 12.50,
mit 5½mal. Vergrößerung Mk. 20.— p. Stk.
[illegible]

Fernrohre [illegible]
[illegible]



Heinr. Kleyer
Adler-Fahrradwerke
[illegible]
Frankfurt a. M.
Fabrikant der „Adler"-Fahrräder.
General-Vertreter der Coventry Mach. Co., Singer & Co. etc.
[illegible] Liste, Katal. geg. [illegible] Marke.

Mai bis Oktbr. Hamburg 1889.
Gewerbe- u. Industrie-Ausstellung
Handels-Ausstellung ‖ Kunst-Ausstellung
Gartenbau-Ausstellung ‖ Gewerbliche Betriebe
Panorama. Taucher. Fessel-Ballon. Bergbahn. Meierei. Musikfeste. Halle für 4000 Personen.
Herrliche Parkanlagen. Tägliche Konzerte von drei Kapellen. Beleuchtungen. Bootfahrten. Freihafen-Besichtigungen.
Wohnungs-, Reise-, Post-, Telegraphen-Bureau am Haupteingang.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neueſtes und ſchönſtes Geſchenkbuch für junge Damen!

Soeben iſt in neuer Auflage erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus der Töchterſchule ins Leben.

Ein allſeitiger Berater für Deutſchlands Jungfrauen.

Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von

Amalie Baiſch, geb. Marggraff.

Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer.

Inhalt: [illegible] von Gräfin von Kedwitz. — An die junge Leserin. — Erſtes Buch. Wie ſoll ein Mädchen ſein? [illegible] von Anna Ettlinger. IV. [illegible] Zweites Buch. Was kann ein Mädchen werden. [illegible] von Marie von Redwitz. III. [illegible] VII. [illegible] von Marie [illegible]

Zweite Auflage.

[illegible] Preis geheftet 5 M., in hochfeinem Original-Einband mit Gold- und Farben-Schnitt. Preis 6 M.

Urteile der Preſſe:

[illegible] Sammlung von Aufſätzen kaum irgend ein Gebiet [illegible] iſt ein ungemein großer Schatz [illegible] und wir möchten lange Zeit nicht [illegible] Gegenſtänden und Schauplätzen geben [illegible] kann.

[illegible] Merkur

Wir haben [illegible] aufgeſtellten Buches mit großem Intereſſe geleſen und finden darin manches lebensgemäße Wort für die weibliche junge Welt, manchen trefflichen Rat ins Leben, Haus und Geſellſchaft.

[illegible]

Ein Buch [illegible]

[illegible]

[illegible] iſt eine durchaus moderne Frau und hat die Rolle begriffen, welche das Weib in Kampf und Leben durchzuführen hat. Ohne zu den Ultras der [illegible] zu gehören [illegible] Mädchen und dem ſicheren [illegible] Teil des Buches [illegible] Jungfrau [illegible]

[illegible]

Wichtige Erfindung für die

Augen!

Rodenstock's

neue verbesserte

Augengläser

mit Diaphragma,

welche die bedeutendsten [illegible] Erfahrung dieses hochwichtigen [illegible] das Beste, was es zum Sehen und Erhaltung der Augen gibt. Wer gut sehen und seine Augen schonen will, wähle wenn kurzsichtig und nicht gut in die Ferne, oder weitsichtig und nicht gut in der Nähe zum Lesen und dgl. [illegible] oder dessen Augen zu rasch ermüden [illegible]

[illegible] Josef Rodenstock [illegible] Pincenez sind durch die autorisirten Verkaufsstellen der meisten Hauptstädte zu beziehen und direkt zu Originalpreisen von der [illegible] Spezial-Institute für [illegible] Augengläser

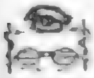
Optisch-oculistische Anstalt in München, Karlstrasse 8

Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso Preisliste und leicht verständliche Anleitung zur schriftlichen Bestellung gratis und franko. Niemand, der irgend welche Abgänge am Sehvermögen hat, versäume, sich diese zu seiner Information kommen zu lassen.

Optische Anstalt G. Rodenstock, Hoflieferant,

München.

Warnung! Da sehr oft die fehlerhaftesten Imitationen unter Missbrauch unseres Namens als ächte Rodenstock'sche [illegible] Anfrage bei uns sich über die Bezugsquelle [illegible]



[illegible]

Clauß & Bernhardt,

[illegible]

[illegible] Preisliſt. gratis u. franco.

[illegible]

Berlin SW., [illegible] 21

[illegible]

Allgemeine

Zeitung des Judenthums.

[illegible]

Abonnements [illegible]

[illegible] für Inſerate,

[illegible]

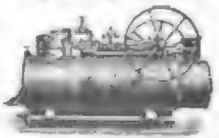
Rudolf Moſſe,

[illegible]

Rudolf Moſſe [illegible]

Garrett Smith & Co.,

Magdeburg-Buckau.



Locomobilen. [illegible]

Westinghouse Dampfmaſchinen, [illegible]

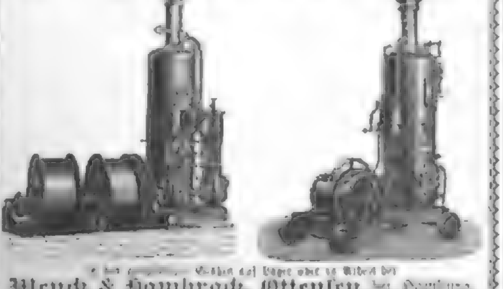
30 Stück [illegible]

Garrett Smith & Co.

Transportable Fördermaſchinen u. Dampfwinden,

Dampfkrähne, Frictionswinden, Dampfkabel,

Schießer-Luftcompreſſoren und Luftbaſpel



[illegible] auf Lager oder in Arbeit bei

Menck & Hambrock, Ottenſen bei Hamburg.

C. L. Flemming

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

[illegible] Leiterwagen f. Kinder [illegible]

[illegible]

Preisliſten gratis.

Garantie-Seidenstoffe

direkt ausderFabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen.

[illegible] in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. [illegible] zu billigsten Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Modell Saiſon 1893.

Vorzügliche Optik.

Nr. 1900. Elegantes Reiſeglas, [illegible] 6 Linſen [illegible]

Preis: 22 Mark 50 Pf.

Gebr. Grabich,

Optiſche Induſtrie-Anſtalt,

Rathenow [illegible] Leipzig.

[illegible]

Stellung und Exiſtenz

[illegible]

Brieflichen prämirten Unterricht

BUCHFÜHRUNG

Correspondenz, Rechnen, [illegible]

Prospekt u. Probebrief gratis u. franco.

[illegible]

Otto Siede — Elbing

Gelbke & Benedictus

Dresden.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.

[illegible]

Unentbehrlich f. d. Sommermonate, schützt gegen die schädlichen Einflüsse der heissen Sonnenstrahlen, des Windes, des harten Wassers [illegible] und bewahrt [illegible] Witterung, beseitigt u. verhütet Sommersprossen, Gesichtsröte, [illegible] Das Präparat [illegible] Gustav Lohse [illegible] — Alleinige Fabrikanten: M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England.

[illegible] für Deutschland: Hamburg, [illegible] 11. Agent für [illegible] Gustav Lohse, Königl. Hoflieferant, Berlin W., Jägerstrasse 46.

[illegible]

Blumentiſche, Zimmerfontainen

A. Hübner, [illegible]

[illegible]

Berlin

[illegible]

E. Langer,

Hoflieferant

Möbel

Decorationen u. ganze Wohnungs-Einrichtungen unter Garantie reeller und gediegenster Ausführung zu äusserst soliden Preisen.

Hamburg

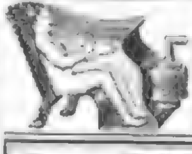
[illegible]

Breslau

Ring 17

Schweidnitz

[illegible]



Unentbehrlich für jeden Haushalt sind:

Heizbare Badeſtühle [illegible]

[illegible]

Illuſtrirte Preisliſten gratis und franco.

Kosch & Teichmann, Berlin S. 42 [illegible]

Fabrik heizbarer Badeſtühle u. Badewannen, [illegible]

Feines Tafelgeflügel „Monopole Hongrois"

(naturell milchgemästet oder gefüllt)

[illegible] ungarische Legehühner u. Zuchthähne [illegible]

ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit als [illegible] weltberühmt, [illegible] „Eierproduktion" [illegible] „die Perlen des ungarischen Tieflandes" [illegible] wetterfest und ſeuchenfeste Tiere, [illegible] Garantie für lebende Ankunft [illegible]

Ungarische Hühnerzucht bei

Victor Haydecker in Püspök-Ladány, Ungarn.

[illegible] nach Deutſchland [illegible]

Poulardes (gefüllt, mit langem weißem Fleiſch) . . . . [illegible]

Poulardes [illegible] . . . [illegible]

Poulets (naturell, milchgemäſtet, nicht unter 6 Stück) . . . [illegible]

Masthähnchen [illegible] . . . [illegible]

Jungenten [illegible] . . . [illegible]

Junggänse [illegible] . . . [illegible]

1893er [illegible] . . . [illegible]

1893er [illegible] . . . [illegible]

1893er Küken [illegible] . . . [illegible]

1893er legereife Zuchthühner [illegible] . . . [illegible]

1893er Zuchtenten [illegible] . . . [illegible]

1893er Zuchtgänse [illegible]

1893er Truthühner [illegible]

Eine Probeſendung [illegible] drei Poularden [illegible] Mark 6 [illegible] unter Garantie [illegible]

Über Land und Meer.

№ 42.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Die Heldenwitwe.

Novelle
von

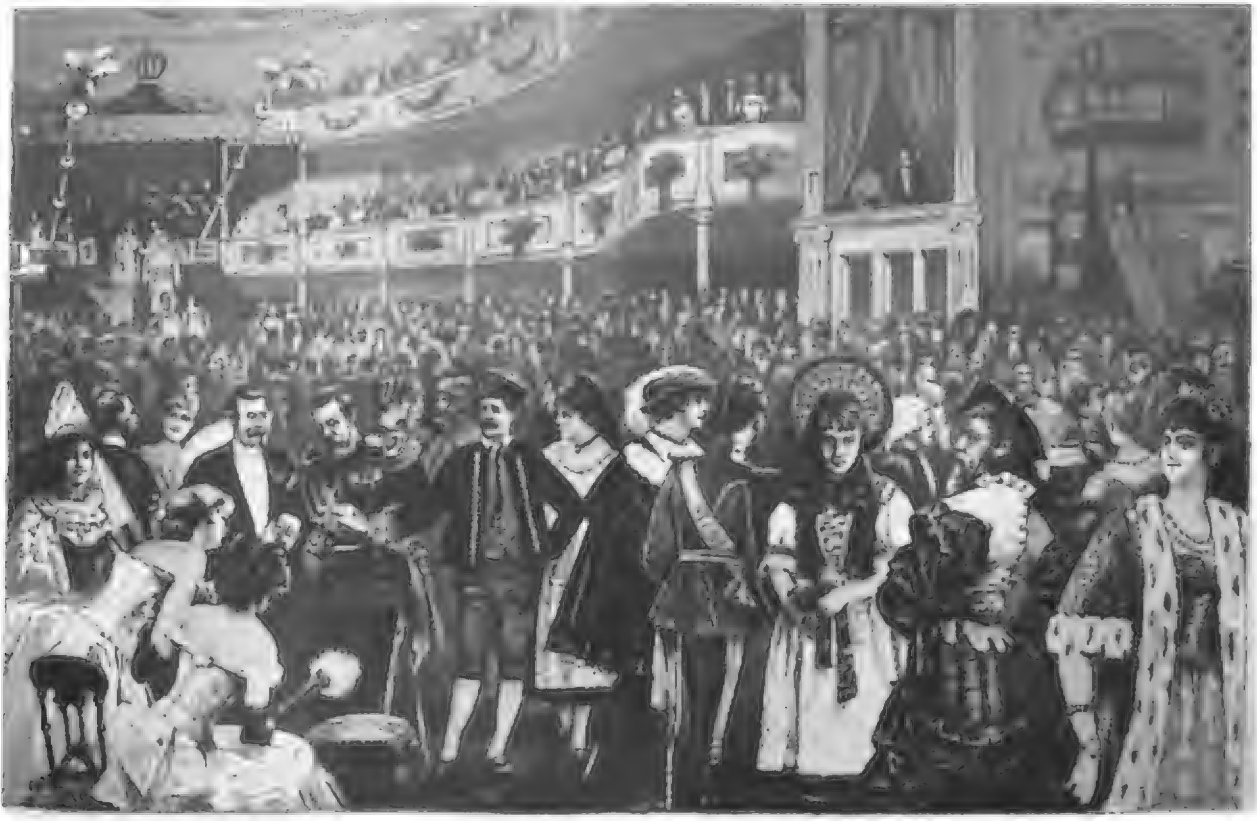
Karl Theodor Schultz.

(Fortſetzung.)

Gegen fünf Uhr am Nachmittag desſelben Tages ließ ſich Baron Niederſtetten bei der Amtsrätin melden, und ſie empfing ihn mit auszeichnender Freundlichkeit in Gegenwart Ernas und ihrer Nichte. Letztere, ein ſtilles, beſcheidenes Mädchen, an der neben der leichten Schönheit, die jedem von einer ſehr willensbewußten Herrin abhängigen Weibe ſo eigentümlich wird, nichts beſonders auffiel als ein paar ſeelenvolle, ſcheinbar ewig fragende Augen — ſah auch jetzt nach der Begrüßung auf die Tante und verſchwand dann geräuſchlos ins Nebenzimmer. Dem Baron wäre ſelbſt ihre anfängliche Anweſenheit in der Fenſterniſche entgangen, wenn er heute nicht unwillkürlich auch auf ſie geachtet hätte.

„Zuerſt, lieber Baron,“ begann die Amtsrätin die eigentliche Unterhaltung, „laſſen Sie mich es anerkennen, daß Sie Ihr Schmollen in Grenzen gehalten haben!“

„O, ich habe nicht geſchmollt!“ fiel dieſer kopfſchüttelnd ein. „Wie hätte ich mich in einem ſo



Die Jubiläumsfeierlichkeiten in Stuttgart: **Das Huldigungsfeſt des Vereins zur Förderung der Kunſt im königlichen Hoftheater.**

Originalzeichnung unſeres Spezialzeichners [illegible] ſchwer wie traurig liegenden Falle einer ſolchen Kleinlichkeit ſchuldig machen dürfen!“

„Siehſt Du,“ bemerkte Frau Walbeck lebhaft zu Erna, indem ſie dem Baron nochmals die Hand reichte, „unſer geehrter Freund hat mich und meine Empfindungen natürlich viel einfacher beurteilt als ihr ſamt und ſonders!“ Auf die ſcheinbar verwunderte Miene Ernas fuhr ſie raſch fort: „Ja, ja, ihr täuſcht mich nicht! Kalkars wie Du, ihr hattet durchaus das Gefühl, als hätte mir Herr von Niederſtetten meine neuliche Beſchuldigung übelnehmen müſſen! Er weiß aber recht gut, was eine Mutter darf und nicht darf! Doch wie iſt es da möglich geweſen,“ wandte ſie ſich wieder an den Baron, „daß wir uns drei, ich glaube, es ſind ſogar ſchon vier Tage, nicht getroffen haben — in dem kleinen Teplitz?“

„Ich war in Thereſienſtadt, gnädige Frau!“ Dabei hatte er den Rock ein wenig zurückgeſchlagen, und das blitzende Gefäß eines Degens wurde ſichtbar. Während er den Degen mit dem Gehänge losneſtelte, achtete die Amtsrätin genauer auf dieſen und rief plötzlich:

„O, mein Gott, er iſt's, Erna, er iſt es!“ Mit einer gleichſam ſchüchternen Ehrfurcht nahm ſie ihn aus des Barons Händen entgegen, ſah lange ſtumm auf ihn und drückte dann ihre Lippen darauf. „Du warſt zuletzt bei ihm, ſchützen haſt du ihn nicht können, aber du durfteſt ſeine letzten Seufzer, ſeine letzten Grüße hören! Sie galten mir und Dir, Erna — das weiß ich, und jetzt überbringt er ſie uns!“

Erna war herangetreten und fuhr ſchweigend mit der Hand die Degenſcheide entlang.

„Nun erzählen Sie, verehrter, lieber Freund!“ bat die Amtsrätin mit erſtickter Stimme. „Wie dankbar bin ich Ihnen im voraus! Es muß nun ja Licht werden — und wir erfahren endlich das letzte. Schonen Sie mich nicht etwa, die Wahrheit über alles! Ach, ſie könnte niemals ſchrecklicher ſein, als womit mich meine Phantaſie in all den ſchlafloſen Nächten ſchon gequält und zermartert hat! Sie haben den Mör — —, den ſelbſt geſprochen, der meinen Sohn getötet hat?“

Er nickte ſchwerfällig. „Das Ganze liegt ſo einfach, wie ich das neulich ſchon angedeutet hatte. Ihr Sohn trat in zu hitziger Verfolgung von uns, die wir nur langſam der Uebermacht wichen, auf einen kleinen, buſchfreien Platz hinaus und ſtand da unvermutet noch einem Offizier von uns gegenüber. Ihr Sohn nahm den Degen in die Linke, riß einen Revolver, der vorn in ſeinem Rock ſtak, heraus und ſchoß auf den Offizier, ohne ihn zu treffen. Alles — That eines Augenblicks. Der Offizier ſchoß dann gleichfalls, jedoch ruhiger, ſo traf er — zu Tode. Bei den Schüſſen war der Burſche des Offiziers auf den Platz zurückgeeilt, ſah nur noch den Toten liegen — deſſen koſtbare Waffe weit vornan, da griff er inſtinktiv nach dieſer und brachte ſie ſeinem Herrn als Trophäe. Den nackten Degen — der Feind war ja im Vorrücken! Die Scheide habe ich erſt dazu machen laſſen. Dem Offizier konnte er ſelbſtverſtändlich nur als Trophäe gelten, da wir keine Degen führen.“

„Sie haben die Scheide machen laſſen?“ fragte Erna betroffen. „So war gerade dieſer Degen ſpäter in Ihren Beſitz gekommen?“

Der Baron kehrte ſich erſt nach einer Weile ihr zu, indem er ſie mit einem Blick anſah, ſo heiß fragend und doch ſo todesmüde und ergeben, daß ſie unwillkürlich zuſammenſchauerte. Später meinte ſie ſchon alles gewußt zu haben, noch bevor ſeine Worte fielen: „Ich ſelbſt war der Offizier!“

„Sie? Ah!“ Mehr wie ein bloßer Aufſchrei hatte es geklungen, und wie vor Niederſtetten flüchtend, erhob ſich die Amtsrätin und trat bis an die Fenſterniſche zurück.

Auch über Niederſtetten war eine Bewegung gekommen, deren er im Moment nicht Herr wurde, dann ſagte er aber feſt:

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie es ahnen, was mich dieſes Bekenntnis gekoſtet hat! Viel mehr noch als im vorigen Jahre der Kampf gegen meine Landesgenoſſen und Freunde! Ich hatte zwar noch keine Gewißheit“ — ſeine Blicke ruhten ſtill auf Erna — „alles war in eine ſpätere Zukunft beſchloſſen, vielleicht nur in einen Traum. Heute iſt das wohl hingegeben. Ich mußte es hingeben. In der Frühe traf ich Kamerad Kalkar; im Geſpräch mit ihm wurde ich deſſen erſt bewußt, was mich ganz erfüllte. Damit ich in Ehren — in Ehren, gnädige Frau, weiter leben könnte, galt es kein Zögern mehr. An jenem Sonntage war alles unerbittlich klar geworden und mein Weg mir vorgezeichnet, in Ihre Hände hatte ich mein ganzes Glück zu legen! Das iſt nun geſchehen, ich füge mich in jede Beſtimmung, die Sie treffen müſſen.“

Frau Walbeck entgegnete mit einer Regung von Schaudern:

„In unſerem Falle gibt es doch nur eine Löſung — die, uns niemals wiederzuſehen! In vierzehn Tagen iſt meine Kur beendigt, dann verlaſſen wir Teplitz ſofort; es wird alſo leicht werden, uns während dieſer kurzen Zeit gegenſeitig zu vermeiden. Sie kennen unſere gewohnten Gänge, ſo darf ich wohl von Ihrer Ritterlichkeit erwarten, daß Sie unſere Trauer ſchonen und ſie uns durch keine Begegnung mehr unnötig verſchärfen. Nochmals meinen — unſern Dank für das teure Andenken an den Gefallenen!“ Mit einer kalt zeremoniöſen Verbeugung trat ſie zurück, ihren Arm dabei in den von Erna legend, als wolle ſie durch den Augenſchein zeigen, wie gleich ſie beide hierin fühlten.

Erna, welche die zitternden Hände vor ſich hin geſchloſſen hielt, erwachte wie aus einer Erſtarrung — doch entrang ſich ihr kein Laut. Der Baron ſtreckte unbewußt noch die Hand nach ihr aus mit einer Geberde — ſo hoffnungslos und in einem Lebewohl für ewig, daß ſich Ernas Augen jäh mit großen Thränen füllten. Dann war er verſchwunden — und ſie ſank mit dem Aufweinen eines troſtloſen Kindes am Sofa nieder. Frau Walbeck ſah, halb zürnend, halb voll mitleidiger Verachtung auf ſie herab, rauſchte aber, ohne ſie eines Wortes zu würdigen, ins Nebenzimmer.

III.

Unter den barmherzigen kleinen Händen Hedwig Steinaus hatte ſich Erna erhoben; ſie ſaß, an die Freundin gedrückt, lange ſtumm da, faßte ſich aber in ſo weit, daß ſie in ihr Zimmer flüchtete, als ſie die Amtsrätin in Begleitung der Frau Doktor Kalkar kommen hörte. Von ſeiten der beiden Damen fielen noch allerlei herbe Worte über Erna, ſie betrafen jedoch mehr Aeußerlichkeiten an ihr, beſonders den Argwohn, als dürfte Erna durch ihre unbegreifliche Leichtlebigkeit, die ſelbſt das Trauerjahr leider kaum gemildert hätte, den Baron immerhin zu ſeiner Neigung ermutigt haben. Daß dieſe Neigung eine gegenſeitige ſein könne — bis zu einer ſolchen Ungeheuerlichkeit verſtieg ſich der Damen ſonſtige Feinheit in Beobachtungen nicht; ſelbſt den „kindiſchen“ Schmerz, den Erna beim Abſchied von Niederſtetten gezeigt hatte, ſah Frau Walbeck im Grunde noch als Rückſchlag der eben erfahrenen Aufklärungen an.

Erna durchwachte dann die dunkelſte Nacht ihres jungen Lebens; ſie empfand auf einmal, daß ſie wirklichen Schmerz bis dahin nicht gekannt habe. Ihre Ehe war ſie ja nur auf den heißen Wunſch ihrer damals noch lebenden Mutter und in der Ueberzeugung eingegangen, daß Walbeck ohne ihren Beſitz namenlos unglücklich ſein würde — ſo war deſſen Tod nach kaum einjähriger Ehe, in der dies Band noch nicht zu einer Lebensgewohnheit erſtarkt war, von ihr zwar beklagt worden, doch im Grunde nicht anders wie der jedes ſonſtigen Bekannten. Die fanatiſche Art der Trauer ſeiner Mutter und deren feſte Annahme, daß ſie ebenſo fühlen müſſe, hatte ſie anfangs ſogar zu einem innern Widerſpruche gereizt, dem ſie aber um des lieben Friedens willen keinen Ausdruck zu geben vermochte. Auch trugen ein gewiſſer Gleichmut und eine leichte Bequemlichkeit ihres Temperaments dazu bei, daß ſie ſich, ohne tiefer darüber nachzudenken, in alles fügte, was die Amtsrätin für ſie beide als ſchicklich oder paſſend erachtete. So war es das ganze Trauerjahr hindurch geblieben, und ſelbſt ihr ferneres Leben, ſo jung ſie noch war, ſchien fortan in der That von dem Beinamen umſchloſſen, den man für ſie erfunden hatte. Der Amtsrätin wenigſtens galt es als Dogma, daß eine Frau, die ihren Heldenſohn beſeſſen, dieſem lebenslang nachzutrauern hätte.

Da plötzlich, hier in Teplitz, war etwas über Erna gekommen, etwas gänzlich anderes, als was ſie bis dahin erlebt hatte — und dabei in einer unbezwinglichen Art, wenn ſich dieſe auch nur in träumeriſchem Sinnen offenbarte, ſobald Niederſtetten zugegen war, und in ſehnſüchtiger Unruhe, wenn er einmal nicht dorthin kam, wo ſie ihn zu finden erwartete. In ſeltſamer Weiſe vereinigten ſich in ihrem Herzen die Gefühle einer erſten, ſchüchternen Liebe mit den bewußteren Empfindungen des wiſſenden Weibes, und trugen darum von Anfang an nicht bloß das ſüß-ſchmerzliche Gepräge des Leids um eine gefährdete Schwärmerei, ſondern auch bereits jenen Zug qualvoller Furcht, der ſich nur der wirklichen Leidenſchaft bemächtigt, die ſich nicht geduldet weiß. Und jetzt! Der Mann, den ſie liebte, wie ſie noch niemand geliebt, der hatte ihren Gatten getötet! Wohl in ehrlichem Kampf, aus Notwehr — doch immer mit eigener Hand getötet. Da gab es ja nur die eine Löſung — all ſein Glück dran zu geben, das zuckende Herz in die Hände zu nehmen und zu fliehen, ſo weit die Füße tragen wollten!

Als Erna endlich, erſt gegen Mittag, in das gemeinſchaftliche Zimmer trat, war ſelbſt die Amtsrätin, obwohl Hedwig ſie auf ihr Ausſehen vorbereitet hatte, ſehr betroffen. Den Nachmittag über, ſogar den nächſten Tag ſchonte ſie denn auch Ernas Gefühl noch und war in ihrer Art voll feiner Rückſichtnahme, indem ſie dieſelbe gewähren ließ und keinerlei geſellſchaftliche Anforderungen an ſie ſtellte.

Als ihr mattes, für alles und jedes gleichgiltiges Weſen aber auch in den folgenden Tagen noch nicht weichen wollte, als ſich ſofort ein dumpfer Druck auf ſie alle legte, wenn das traurige Geſicht mit den wie erloſchenen Blicken ſich unter ihnen zeigte, da begann in Frau Walbeck ein gewiſſer Groll aufzuſteigen. Und bald machte dieſer ſie auch hellſehender: ein ſolcher andauernder Schmerz ſchien doch mehr zu ſein, als ſie angenommen hatte, war vielleicht ſogar, was die Kalkar nun gleichfalls ſchon argwöhnte, eine wirkliche Zuneigung zu dieſem —! Sie ſchauderte jedoch vor der thatſächlichen Annahme einer ſolchen Verirrung noch zurück; nur eins ließ ſich kaum fortleugnen, daß Ernas jetziger Leidenszuſtand einen andern Grund habe als den Schmerz über den Tod ihres Gatten. Und ſchon dieſer Gedanke empörte ſie geradezu.

Ein kleiner Zufall — eine Erregung über ein zerbrochenes Glas, das ihr Sohn beſeſſen hatte, über welchen Verluſt Erna jedoch keine Silbe verlor, trieb ſchließlich der Amtsrätin Empfindungen raſch zu Worten, indem ſie der Schwiegertochter, die lethargiſch, wie nun immer, auf dem Plätzchen in der Fenſterniſche ſaß, voll kaum beherrſchter Heftigkeit zurief:

„Da iſt wieder eine Erinnerung an Otto verſchwunden und Du findeſt nicht einmal ein paar Worte des Bedauerns dafür!“

„Wegen eines zerbrochenen Glaſes?“ fragte Erna mit einem Blicke, wovon jeder andere als Frau Walbeck bewegt worden wäre, ſolch eine Traurigkeit und zugleich Geiſtesabweſenheit hatte ſich darin ausgedrückt.

Frau Walbeck wurde eher dadurch gereizt und ſagte bitter:

„Ich verſtehe Dein jetziges Betragen überhaupt nicht! Für mich beginnt es bereits an Unverantwortlichkeit zu ſtreifen, weil es wie ein Hohn auf das Ehrenkleid erſcheint, das Du trägſt.“

Erna ſah ſie ſtarr an und nickte darauf vor ſich hin, als ſtimme ſie ihr bei.

„Wenn Du Dein Unrecht einſiehſt . . .“ fuhr die Amtsrätin gelaſſener fort.

„O nein!“ fiel Erna kopfſchüttelnd ein, während ſie aufſtand. „Aber in einer Sache haſt Du recht, und die werde ich auch abſtellen! Selbſt eine an ſich unſchuldige Nachgiebigkeit wird verächtlich, wenn wir ſie als eine Lüge erkennen müſſen.“

Frau Walbeck blickte ihr unſicher nach, vermochte es aber trotz längeren Grübelns nicht, darüber klar zu werden, worauf ſie angeſpielt habe.

Als ſich die Damen nebſt der Frau Doktor Kalkar ſpäter bei der Amtsrätin einfanden, um gemeinſam, wie täglich, zum Mittageſſen zu gehen, ſah dieſe erſt, was Erna vorher gemeint habe: ſie hatte nämlich die Toilette gewechſelt und nun eine zwar ſchlicht graue, jedoch immerhin helle angelegt.

d by Google

Der Eindruck, den die Eintretende auf die drei bereits anweſenden Damen machte, war der verſchiedenartigſte, allen gemeinſam blieb aber ein wahrhafter Schreck. Hedwig Steinau ſah auf ſie wie auf eine Geiſtererſcheinung, der Doktorin entrang ſich der entrüſtete Ausruf: „Iſt es denkbar?!“ Frau Walbeck fand ganze Skalen von Blicken der Verachtung, und ihre Schleppe fuhr durch jede Ecke des Zimmers. Erna ſelbſt erſchien unbefangen.

„In dieſem Aufzuge,“ brach die Amtsrätin endlich los, „willſt Du mit uns gehen?“

Erna bejahte ruhig. „Ich habe Dir ſchon vorher meine Gründe dafür angegeben.“

„Welche Gründe? Ich weiß von keinen! Iſt es denn überhaupt nicht eine Täuſchung meiner Sinne, ein Spuk, was ich da ſehe? Liebſte Karoline,“ wandte Frau Walbeck ſich an die Doktorin, „ſage Du mir, daß ich wache! Iſt es wirklich ihr graues Kleid?“

Die Doktorin machte ihre größten Augen. „Auch ich bin faſſungslos!“

„Worüber?“ fragte Erna in derſelben Ruhe. „Daß ich, nun das Trauerjahr vorüber iſt, wieder meine früheren Anzüge tragen werde?“

„Das wäre eine Schmach für Dich und mich!“ rief Frau Walbeck zornig. „Ganz Aachen hat ſich mit Genugthuung daran gewöhnt, in uns ein paar Trauernde zu ehren, die ſich nicht voll Hoffart, aber bei aller Demut doch bewußt über die kleine vulgäre Trauer ſo weit zu erheben vermochten, wie der jammervolle Anlaß ihrer Trauer über jedem gewöhnlichen ſteht! Und das ſollte mit dem einen Jahre vorüber ſein, als hätten auch wir kaum die Zeit erwarten können, um uns wieder in die alten, würdeloſen Flirren zu werfen? Nur Deine momentane krankhafte Ueberreizung brachte es fertig, mir vorher den kleinen Tadel übelzunehmen und ſo der Verſuchung nicht zu widerſtehen, daß Du mich das fühlen laſſen wollteſt. Du haſt Deinen Zweck erreicht; Du ſiehſt uns ſogar ſämtlich beſtürzt — nun erſuche ich Dich aber entſchieden, dieſe lächerliche Mummerei abzulegen und wieder die Frau zu ſein, die einmal gewürdigt worden war, eines Helden Gattin zu heißen.“

„Gerade, weil ich ſehr hoch von der Ehe denke,“ erwiderte Erna mit einer ſich bald mehr und mehr feſtigenden Stimme, „darf ich dieſe Täuſchung nicht länger fortführen. Und Du warſt es, — eben vorher — die mich über alles, was ich nur dunkel empfand, plötzlich aufklärte! Denn es iſt ſo, wie Du ſagteſt — ein weiteres Trauern von mir wäre ein Hohn auf den Toten!“

„Erna!“ Frau Walbeck hatte die Hand erhoben, als wehre ſie einen Schlag ab.

„Nach den Empfindungen, in welchen wir ein Trauerjahr hinbringen,“ fuhr Erna erregter fort, „fragt niemand, da befiehlt einfach die Sitte! Es wird aber ganz anders, wenn wir weiter trauern, da müßte das unſeren Herzen doch mindeſtens ein inniges Bedürfnis ſein! Ich kann mich nun aber nicht darüber täuſchen, daß mein Trauerkleid für mich kein Ehrenkleid mehr, wie Du ebenfalls ausdrücklich betonteſt, ſein würde. Uebrigens ſind mir ſolche Empfindungen nicht erſt jetzt gekommen, ſonſt hätte ich keine hellen Kleider mit eingepackt. Das that ich allerdings ohne jeden beſtimmten Vorſatz! Ein gewiſſes Gefühl, daß ich ihrer bedürfen könnte, muß doch aber ſelbſt damals ſchon in mir geweſen ſein!“

Frau Walbeck war vollkommen erſtarrt: eine ſolche Widerſetzlichkeit hätte ſie gerade ſich gegenüber, und dabei von einem Mitglied ihres Familienkreiſes ausgehend, für ganz unmöglich gehalten. So wurde ſie in den erſten überraſchenden Augenblicken auch nicht mit ſich einig, wie hiebei am richtigſten gehandelt würde. Sollte ſie es auf alles ankommen laſſen, befehlen — und im Fall des Ungehorſams gleich ein Exempel ſtatuiren, oder erſchien ein Verſuch, durch Bitten auf Erna einzuwirken, erfolgreicher? Da ihr jede Art von Bitte ſtets fern gelegen, hatte ſie das inſtinktive Gefühl, als werde eine ſolche, bei ihr ungewöhnliche Weichheit am ſicherſten die gewünſchte Wirkung hervorbringen; ſo trat ſie, ob auch mit Ueberwindung, an die Schwiegertochter heran und erwiderte, ihr die Hand mütterlich auf die Schulter legend:

„Nun iſt es genug, Erna, beſinne Dich! Was Du da vorgebracht haſt, mußte ſeine Mutter anhören, deren Klage ja nie mehr endigen könnte. Wie Du ihr todwundes Herz von neuem bluten gemacht haſt, weißt Du, denn Du kennſt dies Herz, das den für wahnwitzig gehalten hätte, der es ihm zu ſagen gewagt, daß Du — Du ihm dergleichen anthun könnteſt. Aber Du biſt krank, leideſt eben unter dem fürchterlichen Verhängnis, mit dem nahe verkehrt zu haben, der Dir den Gatten tötete — ſo konnteſt Du bei Deiner ſeeliſchen Zartheit auch auf den Gedanken kommen, Dich unſeres teuren Toten nun nicht mehr würdig zu fühlen.“

Erna hob den Kopf, wollte ſprechen, doch die Amtsrätin ließ ſie nicht zu Worte kommen.

„Du brauchſt mir keine weiteren Aufklärungen zu geben, ich verzeihe Dir! Es iſt auch Zeit zu gehen — alſo bitte, Kind! Hedwig wird Dir beim Wechſel der Toilette behilflich ſein.“

Hedwig Steinau ergriff Ernas Hand, Frau Kalkar nickte ihr mit einem Lächeln zu, das ebenſo mild der Sünderin vergab, wie ſie ermutigte, jetzt den Beweis ihrer Reue zu geben, doch Erna blieb auf derſelben Stelle ſtehen und ſagte feſt:

„Ich wechſle meinen Anzug nicht!“

Die Doktorin fuhr mit beiden Händen hilflos in die Luft.

Frau Walbecks Augen füllten ſich ſofort mit der gewohnten Strenge — es dauerte aber noch eine kleine Weile, bis ſie ſcharf entgegnete:

„Du ſcheinſt es alſo gar nicht herausgefühlt zu haben, daß ich Dich darum bat? Ich, der in dieſem Falle wohl das Recht eines einfachen Befehles zur Seite ſtände! Da Du in Deinem Starrſinn beharren kannſt, gingſt Du mithin auch mit voller Ueberlegung zu Werke! Und dann kann es ſich im Grunde, wenn wir uns nicht durch Unklarheiten täuſchen laſſen wollen, nur um eine neue Ehe handeln!“

„Darin gehſt Du denn doch zu weit!“ fiel die Doktorin erſchrocken ein.

„Ich glaube kaum!“ verſetzte Frau Walbeck, indem ſie finſter auf Erna ſah. „Natürlich nehme ich vorläufig noch an, daß ſie nichts Beſtimmtes im Auge hat, daß ſie durch die geänderte Tracht nur allgemein anzeigen will, ihre Freiheit wieder erlangt zu haben! Iſt das denn aber nicht der Beginn von neuem?“

Erna ſah noch immer zu Boden und ſchien es kaum zu beachten, daß nur von ihr geſprochen wurde; als nun jedoch alle ſchwiegen, ſagte ſie mit einer gewiſſen innern Ueberzeugtheit:

„Im Herzen glaubſt Du ſelbſt nicht, Mama, an die Abſicht, die Du meinem Handeln unterlegſt! Wozu überhaupt von einer Zukunft ſprechen, die unmöglich geworden iſt? Fortan müßte mich jede Annäherung — o, glaube es mir — geradezu entſetzen! Daß ich trotzdem mit meiner Trauer breche? Es hat keinen andern Grund, als ich Dir wiederholt betont habe. Sei alſo gütig, laß mir meinen Willen in dieſem einzigen Punkte, in allem übrigen ſoll Dich meine Dankbarkeit nichts vermiſſen laſſen!“

„Teure Erna,“ nahm die Doktorin mit der ihr eigentümlichen Wichtigthuerei das Wort, „geſtatten Sie es mir, Sie nochmals auf etwas aufmerkſam zu machen, was auch Ihre Mutter vorher ſchon berührt hat: Was würde Ihr großer Aachener Bekanntenkreis dazu ſagen? Denken Sie ſich in die Situation bei unſerer Rückkehr! Ihre Mutter in dem Schwarz der Verzweiflung und Sie? Ah, es gibt Unmöglichkeiten, Erna! All dieſe lächelnden Blicke, der nur zu berechtigte Spott müßten tödlich wirken. Sicher ſind Sie bloß krank, ſelbſt Ihre Nerven beginnen endlich zu erliegen — darum müſſen Sie auf uns hören! Auch ich bin ja Ihre mütterliche Freundin und vereinige mein Flehen mit dem Ihrer Liebſten! Fort, fort mit dieſem kraſſen Grau, das an Ihnen den Augen förmlich wehe thut. Und das empfinde ich, wie muß alſo der zu Mut ſein, die neben ihrem Schmerze keinen andern Gedanken mehr kannte als Ihr Glück! Und gegen die vermöchten Sie ſo grauſam zu ſein, ihr dieſen unbedeutenden Wunſch nicht mit Freuden zu erfüllen? Ich kann es noch nicht glauben, daß unſer Emmchen von neuem, o, bis in ihr Herz hinein getroffen werden ſoll!“ Sie preßte die Amtsrätin mit Emphaſe an ſich.

Um die Geſpreiztheit der Doktorin ganz zu empfinden, war Erna zu gutmütig, nebenbei aber auch zu ernſtlich mit ſich und dem beſchäftigt, was ſie — nun der Kampf einmal begonnen — auch meinte, durchführen zu müſſen. Darum erwiderte ſie ohne jede Ueberhebung, nur in der Kraft, die ſogar der bloß paſſive Widerſtand findet:

„Ich bin von meinem Unrecht nicht überzeugt worden und bleibe in meinem Anzuge.“

Frau Walbeck, die ſich ſanft aus der Freundin Umarmung gelöſt hatte und im Begriff geweſen war, ſich anſcheinend in großer Bewegtheit Erna zu nähern, blieb mitten im Schritte ſtehen und rief auflodernd:

„So habe Deinen Willen, da ich Dich mit Gewalt zu nichts zwingen kann! Was ich aber kann, das fordere ich fortan reſpektirt zu ſehen: in meiner Geſellſchaft erſcheinſt Du nie — niemals in ſolchen Fahnen! Wer ſich ſo weit von jeder guten Sitte emanzipirte, vermag ſich auch allein in der Welt herumzuſtoßen.“ Nach einem Gange durchs Zimmer ſetzte ſie kalt hinzu: „Wir werden heute im Belvedere eſſen, wähle Du alſo irgend ein ſonſtiges Hotel! Komm, liebe Karoline! Hedwig, meinen Sonnenſchirm!“

Die beiden älteren Damen verließen das Zimmer, ohne noch einen Blick auf Erna zu werfen, Hedwig Steinau aber, obgleich am ganzen Körper bebend, drückte Ernas Hand und ſagte, ebenſo voll Stolz auf die Freundin, wie in einer Art von Genugthuung:

„Bleibe feſt, es iſt für uns alle!“

(Fortſetzung folgt.)

Berliner Sommerfreuden.

Von

D. Duncker.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein ſtrahlender Julisonntag liegt über Berlin, ſo rein, ſo blau, wie der Sommer ihn nur immer ſchenken konnte. Aus den Fenſtern der großen ſteinernen Mietkaſernen, aus ihren engen, eingeſchloſſenen Höfen, auf den Treppenſtufen vor ihren Thüren jauchzt und jubilirt es vom frühen Morgen an mit den Sommervögeln um die Wette, und in aller Augen liegt ein Abglanz des Sonnenſcheins da droben, einen herrlichen Tag der Freiheit und der Freude kündend.

Hoch gehen die Wogen der Erregung dort hinter den ſteinernen Mauern, bis die Stunde des Abmarſches für jung und alt, für groß und klein, für arm und reich gekommen iſt und der Aufbruch aus den verſchiedenen Stadtgegenden nach allen vier Punkten der Windroſe erfolgt.

Was gibt es aber auch alles für Vorbereitungen zu treffen, um Berlins Sommerfreuden nach allen Regeln der Kunſt und Ueberlegung zu genießen! Nicht nur nach ſeiner Decke will ſich heut ein jeder ſtrecken, nein, auch darüber hinaus reicht manch begehrlicher Blick. Ueber die gepackten Kuchen- und „Stullen“-Körbe fort verliert ſich die Phantaſie zu unerhörten Genüſſen. Der kleine Mann zählt und rechnet, was er wohl heut für ſich und die Seinen draufgehen laſſen kann, um ſich „nicht lumpen zu laſſen“ und „nobel“ zu erſcheinen — und er rechnet wieder und nicht. Was thut's! Solch ein Julisonntag will genoſſen ſein!

Und nun erſt die große Frage der Fortbewegung! Soll man die Pferdebahn oder die Stadtbahn, die Dampfbahn oder den alten vielgeliebten Kremſer (Geſellſchaftswagen) benützen, um ſich dem ins Auge gefaßten Endziel des Ausflugs nach Möglichkeit zu nähern, oder ſoll einer der vielen Schraubendampfer, die an ſchönen Sommertagen ununterbrochen auf der Oberſpree ab und zu fahren, mit in Erwägung gezogen werden?

Welch ein endloſes Kopfzerbrechen das gibt, bis endlich der große Moment gekommen iſt, da der Stubenſchlüſſel ſich zum letztenmal über der verwaiſten Stätte ſchließt und Vater und Mutter, trotz der bevorſtehenden Freuden, einen letzten beſorgten Abſchiedsblick zurückwerfen.

Die Kinder ſtehen längſt unten auf dem Straßendamm und trippeln, je nach Alter und Temperament, ungeduldig auf und nieder. Die jungen Mädchen mit neuen modiſchen Sommerkleidern, vorn am Bruſtlatz ein paar friſche Blumen, die der lang gehegte Stock am Fenſter hatte hergeben müſſen, Halbhandſchuhe über den ſonſt fleißig arbeitenden Händen; die Kleinen mit den geſteiften kurzen Röcken, an denen es ſtets etwas zu zupfen gibt, die Jungens mit Spazierſtöcken und Botaniſirtrommeln bewaffnet, das Kleinſte im Kinderwagen mit den Hutbändern im Mund. Wer ſchiebt zuerſt? Der gutmütige Dicke mit dem ſelbſtgeſchnittenen Spazierrohr in der Hand, und nun geht's los.

Google

Man wohnt weit oben im Süden der Stadt, und Vater hat am Ende ſo unrecht nicht, wenn er, trotz aller Gegenreden, auf der Haſenheide beſteht; ſie iſt und bleibt ja doch trotz aller neumodiſchen Sommerfreuden das eigentliche Glücksrevier für die Bewohner von Süd und Südweſt. Wozu die Mode nach dem Grunewald mitmachen? Für das teure Fahrgeld kann man ſich ganz andere Vergnügungen verſchaffen, und bei dem Gedanken an die „Neue Welt" finden ſchließlich auch die Augen der jungen Mädchen ihren alten ſonnigen Glanz wieder. Der Grunewald läuft ihnen ja am Ende nicht davon, und ſchließlich — geht doch nichts über die Heide!

Ja, dem echten Berliner jener nachbarlichen Stadtteile, dem kleinen Bürger und Beamten, dem Dienſtmädchen, das keinen Sonntag hat, der Arbeiterin, die die ganze Woche über an der Maſchine geſeſſen, dem beurlaubten Soldaten der nahegelegenen Kaiſer Franz- und Dragonerkaſerne geht nichts über den vielſeitigen Zauber der Haſenheide, in der ſich großſtädtiſches Volksleben ſo einzig echt abſpiegelt, wie man es wohl vielleicht nur einmal noch in ähnlicher Art im Wiener Wurſtelprater findet.

Am Morgen. Gemälde von Profeſſor A. Caſſioli.

Lange vor Anfang unſeres Jahrhunderts ſchon hatte die Haſenheide dieſen volkstümlichen Charakter; ſchon damals war ſie der beliebteſte Beluſtigungsort der Berliner, zu dem an Sonn- und Feiertagen der Bürger über das damalige Rundell, den jetzigen Belle-Allianceplatz, hinauszog, um ſich in den einfachen Wirtshäuſern zu ergötzen. Heut zieht von allen Seiten ein breiter, wimmelnder Menſchenſtrom der Heide entgegen, am gewaltigſten von der Richtung des Halleſchen Thors her.

Schon lange, ehe der Fuß den eigentlichen Tummelplatz der Freude betritt, begegnen wir den Vorboten künftiger Seligkeiten. Auf der rechten Seite der Blücherſtraße ſind einzelne Würfel-, Schieß- und Waffelbuden zwiſchen großen grünen, baumbeſtandenen Plätzen aufgeſchlagen und neben den Grabdenkmal-Verkaufsſtätten für die nahen Kirchhöfe ertönt ſchon das laute Schreien der renommierenden Ausrufer, die ihre Spezialitäten anpreiſen. Iſt die Blücherſtraße zu Ende, ſo dehnen ſich hinter dieſen erſten vereinzelten Buden die Schießſtände der Berliner Garniſon, und bald wird jener denkwürdige Platz ſichtbar, auf dem Turnvater Jahn 1811 den erſten öffentlichen Turnplatz gründete und den ſeit dem Jahre 1872 Jahns Denkmal von Encke ſchmückt. Linksſeitig ſind vor den Schießplätzen die großen Biergärten mit ihren Reſtaurationsgebäuden aufgetaucht; dem großen Etabliſſement von Happoldt gegenüber das neue Eliſabeth-Kinderhoſpital, in rotem Backſtein aufgeführt.

Je mehr wir uns dem Mittelpunkt, dem eigentlichen Herzſchlag der Haſenheide, der Neuen Welt, nähern, um ſo lauter wird das Schreien in den ringsum wie Pilze aus der Erde ſchießenden Buden, das ohrenbetäubende Durcheinander von Orcheſtermuſik, Drehorgel und Ziehharmonika, um ſo eifriger das Drängen und Stoßen, das Lachen und Rennen und — die gemütliche Keilerei.

Endlich iſt das große, weitgeöffnete Thor der Neuen Welt erreicht — an der Mauer entlang ziehen ſich bunte Plakate, die zu erwartenden Herrlichkeiten dieſer und folgender Tage kündend, und wer nicht gerade ein mißmutiges oder ſorgenſchweres Herz, eine ſauertöpfiſche oder kopfhängeriſche Geſinnung mitbringt, muß einſtimmen in den vielſeitigen Jubel, der ihn von allen Seiten draſtiſch genug umſchallt. Durch die großen Baumalleen von blühenden Akazien wandeln, eng aneinander geſchmiegt, vom Tanz erhitzte Pärchen, die rauhen verarbeiteten Hände des Mädchens, die roten ſchwieligen des Mannes, mit denen er die für den Abend Erkorene feſt umſchloſſen hält, deuten auf den dienenden, arbeitenden Stand dieſer reflektionslos Glücklichen. In neun Fällen unter zehn ſind es beurlaubte Küchenfeen, Verkäufer eines Materialwarengeſchäfts, die hier, eng aneinander geſchmiegt, wandeln, mit keinem Gedanken über den Augenblick hinaus — nicht an die harte Arbeit, die hinter ihnen, nicht an die Mühſal, die vor ihnen liegt — die mit vollen Zügen das Glück genießen, das ihnen die Stunde bietet.

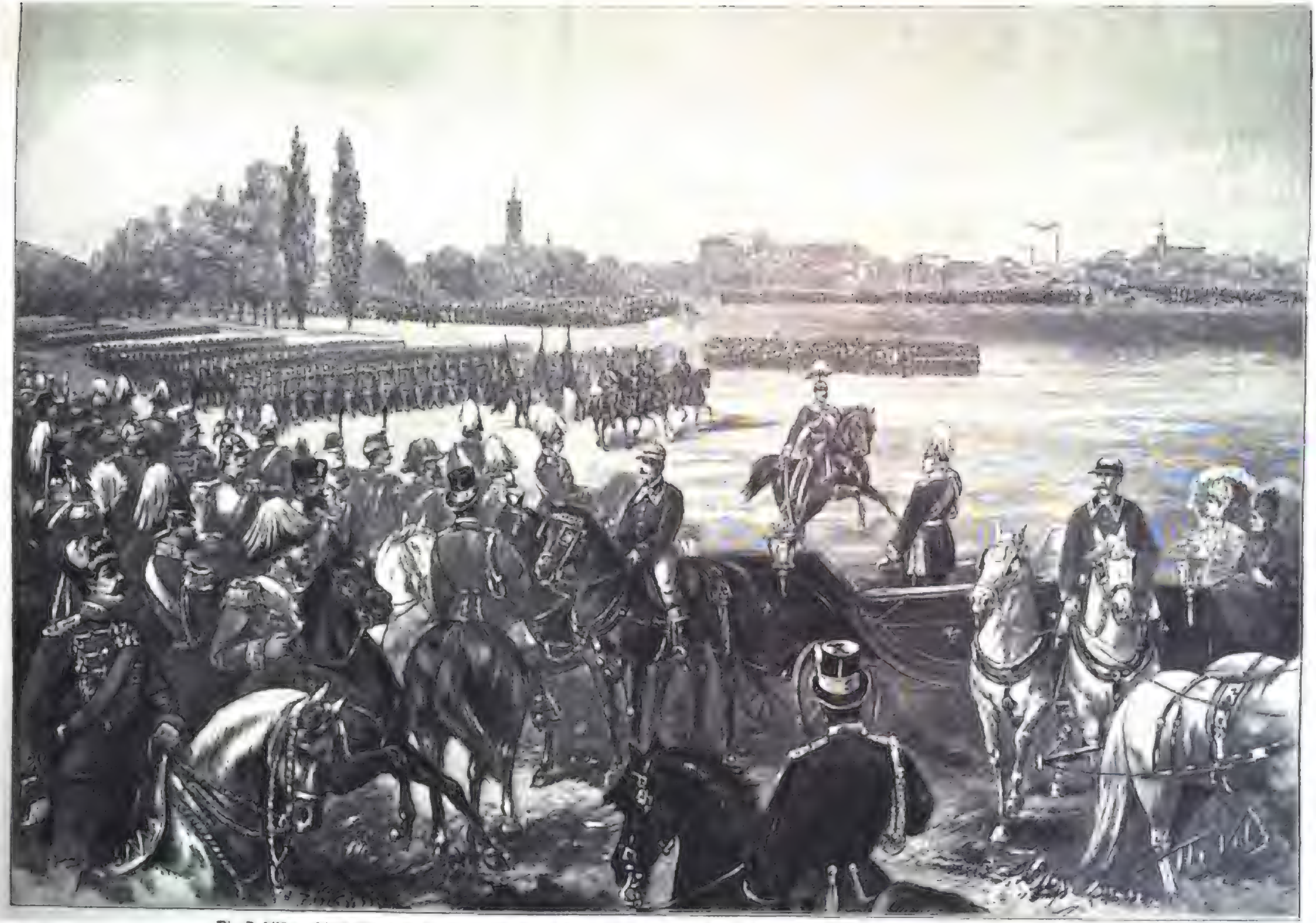
Von der nahen Rutſchbahn, aus den hochgehenden ruſſiſchen Schaukeln tönen kreiſchende Töne geängſteter Luſt; dazwiſchen miſcht der Bierbaß des Kraftmeſſerbeſitzers wieder und wieder ſein „die Börſe platzt", dieſen Lockvogel als höchſten Triumph der Kraft preiſend. Nicht viel zahmer erklingen die Aufforderungen des Wahrſagers, der Zettel auf Zettel in ſeine Trommel wirft, der Ankündigung nicht müde, daß ſie unbeſchrieben hinein und beſchrieben heraus kommen und nur Glück prophezeien. Die Würfel-, Schieß- und Wurfbuden mit ihren Schätzen, der [illegible], das Panorama, der kleine, gemütliche Tanzſaal, wo das Paar ſich für zehn Pfennig die Tour drehen kann, der elegante, elektriſch beleuchtete Palmenhain, der Bal champêtre, in den die Erkorene zu führen, ein Vorrecht der begüterten Commis der höheren Konfektion iſt, locken immer neue Schauluſtige, immer neue Luſt und Glück Begehrende, bis eine Spezialitätenvorſtellung oder das brillante Schlußfeuerwerk die dichter wachſende Schar um einen Punkt zuſammendrängt.

Aber auch außerhalb der Neuen Welt iſt der Freuden kein Ende abzuſehen. Da produziert ſich Merillo, der Höllenſohn, dicht neben einer Bude, in der pommerſche Kartoffelpuffer unter großem anreizendem Geſchrei fabriziert werden, hier Fräulein Cora, die Palme des Orients, neben Hermanns „größtem mechaniſchem Welttheater", und das „berühmteſte Pariſer Wachskabinet" in intimer Nachbarſchaft mit den grauſigen Bildern aus den Bagnos von Frankreich und den Brandſtiftern der Tuilerien. Dort ladet ein Schreier mit heiſerer, überſchnappender Stimme zu der berühmten Hellſeherin, hier zu einem neuen weiblichen Monſtrum von nie geahnten Körperdimenſionen, der „Perle des Nordens", ein.

Dazwiſchen gellen die verſchiedenſten Muſikinſtrumente, kreiſchen die Räder der Skater auf dem großen Skating-Rink in der Unionsbrauerei, bieten Händler fliegender Waren mit wahren Stentorſtimmen Jauerſche Knoblauch- und Wiener Würſte, gekochte Krebſe, Kuchen, Pfefferkuchen und Waffeln aus, preiſen andere ihre „indiſche Fruchteiſlimonade" an, die ſelbſtverſtändlich, wie die meiſten Spezialitäten dieſes geliebten Landes, auf die einfachſte Grundbaſis hinausläuft. Aber der Berliner liebt dieſe Renommage und jubelt ihr zu; er weiß im voraus, daß unter hundert Fällen die Sache neunundneunzigmal „Mumpitz" iſt, aber er begrüßt jede Enttäuſchung als etwas Erwartetes mit beſtem Humor, ob es ſich nun um die Entpuppung des angeprieſenen jungen, bezaubernden „Meerweibchens" in ein kleines Scheuſal von Seehund handelt oder um die Verwandlung indiſchen Fruchteiſes in dünnes Himbeerwaſſer.

Bis ſpät in die Nacht hinein dauern die elyſiſchen Freuden der Haſenheide. Dicke Staubſchichten lagern über dem ganzen Umkreis, flimmernd nur tanzen noch die flirrenden Lampenkreiſe der ſich ſchnell und ſchneller drehenden Karouſſels vor müden, bierſeligen Augen, immer dichter wird das Gedränge um die einzelnen Schaubuden, immer häufiger die wohl-, zuweilen auch übelgemeinte „Anrempelei", bis lange nach Mitternacht die Lampen verlöſchen, die heiſeren Ausſchreier verſtummen und die letzten Nachzügler ſich auf die letzten Pferdebahnen ſtürzen oder per pedes apoſtolorum mit Kind und Kegel heimwärts ziehen, mit leerem Beutel und vollem Herzen, das nichts ſo laut preiſt als den Zauber ſeiner Haſenheide.

Idylliſcher angelegten Gemütern genügt das gleichfalls im Südweſt gelegene Dörfchen Tempelhof, lieblich zwiſchen grünem Buſchwerk gebettet, ſchon als Ziel ihrer



Die Jubiläumsfeierlichkeiten in Stuttgart: Die große Parade auf dem Cannſtatter Waſen. Originalzeichnung unſeres Spezialartiſten Theodor Volz.

Sonntagnachmittagsausflüge. Von allen Seiten, vornehmlich über das rieſige Blachfeld des Tempelhofer Feldes ſtrömt es in ſchwarzen Menſchenzügen zu den ſchattigen Erfriſchungslokalen des einſt ſo romantiſchen Beſitztums der Tempelherren, und beſonders das altberühmte Lokal von „Kreideweiß“ und das am äußerſten Ende des Dorfes gelegene „Birkenwäldchen“ erfreuen ſich des regſten Zuſpruchs der von Staub und Hitze ausgetrockneten Berliner Kehlen.

Ein idylliſches Bild bietet die von Fliederbüſchen umgebene kleine Kirche; wie in blaue, duftende Schleier eingehüllt liegt ſie da, neben ihr der alte Friedhof mit ſeinen verfallenen Gräbern, von Eichen und lichtgrünen Lindenbäumen breit beſchattet.

Wer mit dem Südring Tempelhof erreicht hat, löſt wohl auch noch ein Billet bis zur nächſten Station nach und macht dem ſogenannten „Seebad Wilmersdorf“, das jetzt mit ſeinen Schwimmanſtalten in die Mode gekommen iſt, einen kurzen Beſuch. Von dem eigentlichen Charakter des kleinen märkiſchen, in Wieſen eingebetteten Sees iſt freilich an einem ſchönen Sonntagnachmittag vor Menſchen nicht viel zu ſehen; ſie pflegen bis dicht an die Badehütten gedrängt zu ſitzen und an den mitgebrachten Schätzen eigenen Vorrats Gaumen und Magen zu vergnügen.

Einen ganz andern Charakter tragen die Punkte, an denen Berlin W. ſeine Sommerfreuden ſucht. Mit Ausnahme von Schöneberg und ſeinem berühmten „Schwarzen Adler“, dem Ideal aller in Weſt dienenden Dienſtmädchen, einer Miniaturausgabe der Haſenheide, haben die Sommerfreuden im Weſten der Kaiſerſtadt, das Tiergartengebiet, den Zoologiſchen Garten, das Krollſche Etabliſſement, Charlottenburg und vor allem den Grunewald umfaſſend, keine echt volkstümlichen Punkte aufzuweiſen.

Ein wahrer Januskopf iſt der Zoologiſche Garten; er hat ſeine zwei Geſichter wie nur je der alte römiſche Gott, wenn ſich auch auf beiden ein wenig Krieg und viel Frieden miſchen. Das eine Geſicht ſind ſeine Konzerttage, das andere ſeine Fünfundzwanzigpfennig- oder, wie der Berliner noch immer gern ſagt, ſeine Zweigroſchenſonntage, die ſtets auf den erſten Sonntag des Monats fallen.

An den Dienstagen, Donnerstagen und Sonnabenden, den Tagen, an denen zwei Militärkapellen abwechſelnd in den beiden luſtigen Pavillons am Neptunsteich ſpielen, verſammelt ſich das ganze elegante Berlin auf den breiten Wegen zwiſchen den mächtigen Eichenbäumen, auf den ſanft zu dem hübſchen Reſtaurationsgebäude anſteigenden Terraſſen.

Da führt die große und kleine Finanz ihre neuen Sommertoiletten, die ſich an Koſtbarkeit und Extravaganz überbieten, ſpazieren; da legt der Diplomat ſeine geheimnisvolle Amtsmiene ab und freut ſich an dem buntfarbigen Glanz, der ihn rings umſchillert; da ſchreiten ſchlanke, blonde, ariſtokratiſche Frauengeſtalten mit ihrem Gefolge von ſäbelraſſelnden Kavalieren auf und nieder, bei Straußiſchen Walzern Reminiszenzen an den letzten Karneval feiernd. Zierliche Beamtentöchter in ſchlichten hellen Kleidern huſchen Arm in Arm wie Sommervögel durch die bunte Menge, wohlgefälligen Blickes von dem flotten Studenten wie von dem modiſchen Börſianer gemuſtert. Bunt gekleidete Kindergeſtalten fliegen mit ihren Bällen und Reifen um die Wette die große Seitentreppe zwiſchen den ehernen Löwen auf und nieder, die ihren Spielen widerſpruchslos freigegeben ward. Selbſt dieſe muntere Schar zieht es heut nicht zu ihren brüllenden, bellenden und ſpringenden Freunden hinter den Käfiggittern, zu dem koſtbaren Tierbeſtand des vortrefflich verwalteten Inſtituts, deſſen eigentliche Bewohner an den Konzerttagen eine gar traurige Rolle ſpielen. Wenn nicht der Löwe von Zeit zu Zeit ſeine mächtige Stimme erhöbe und grollend die lyriſchen Pianoklänge, zärtliches und heiteres Raunen, Flüſtern und Schwatzen überträfe, wenn nicht die vielartige und vielfarbige Waſſervogelſchar auf dem Neptunteich zuweilen ins Schwatzen und Flattern käme, man wäre verſucht zu vergeſſen, daß es der Zoologiſche Garten iſt, der den vielen tauſenden Luſt- und Luſtbedürftigen an ſolchen Tagen einen von Natur und Kunſt gleich herrlich bevorzugten Aufenthalt bietet.

Wenn die Dämmerung in den Abend verſinkt und über den alten Eichenkronen die erſten Sterne aufleuchten, zieht ſich der bunte Schwarm ausſchließlich den oberſten Terraſſen des Reſtaurationsgebäudes zu, um bei Champagner und Rheinwein die Nachtkühle zu feiern. Auf ſilberglänzenden Schüſſeln werden die auserleſenen Speiſen dargereicht, die dem guten Ruf der Wirtſchaftspächter alle Ehre und auch verwöhnten Gaumen ehrlichen Genuß bereiten.

Wie anders das zweite Geſicht des Januskopfes! An den Zweigroſchenſonntagen fließt ſtatt des Weines Bier, das an allen Sonn- und Feſttagen, im Gegenſatz zu den gewöhnlichen Wochentagen, um fünfzehn Pfennig verzapft wird; ſtatt der Hummern und Rehrücken werden warme Würſtchen und belegte Butterbrote ſerviert, wenn ſolche nicht im „Kober“ mit eingeſchmuggelt ſind und ſonder Scheu mit beſtem Appetit zu dem verdünnten Bier verzehrt werden. Da ſpielen nicht Muſik und Toiletten, nicht Lächeln, Blicke und galante Worte die Hauptrolle, ſondern des Gartens eigentlicher Beherrſcher, das Tier. Zu Hunderten werden die Käfige der Lieblinge umſtanden; unermüdet werden dieſe von Kinderhänden gefüttert, von Kinderlippen gelockt, und Vater und Mutter ſtehen mit vergnügtem Lächeln dabei und freuen ſich des Glückstags, den ſie ihren Kleinen mit Hilfe eines ſo geringen Geldopfers bieten können. Denn ein Glückstag iſt dieſer Zweigroſchenſonntag in der Familienchronik des kleinen Mannes, der meiſt aus den entfernteſten Stadtteilen hergepilgert kommt und oft ſchon von elf Uhr morgens ab bis in den ſinkenden Abend hinein mit den Seinen das Terrain behauptet. Warmes Mittageſſen wird der Familie an einem Zweigroſchenſonntag im Zoologiſchen Garten freilich nicht geſpendet, aber dafür friſche Luft einen ganzen Tag lang, viel Butterbrote, ſehr viel Kaffee — wenn Mutter in der „Spendierlaune“ war, ſogar mit mitgebrachtem Napfkuchen — und eine unendliche Menge Vergnügtſein, das jede aufſteigende Kriegsfalte im Antlitz des Janus ſchnell verwiſchte.

Als Verſammlungsort für die elegante Welt von Berlin W. ſteht das Krollſche Etabliſſement mit ſeiner vorzüglichen Sommeroper dem Zoologiſchen Garten nicht nach.

Wenn die Pforten des Opernhauſes ſich geſchloſſen haben, wenn die Stimmen eines Niemann, Betz und Ernſt, einer Sachſe-Hofmeiſter und Eliſabeth Leiſinger für die Sommermonate verſtummt ſind, übt die Krollſche Oper mit ihrem vortrefflichen Enſemble und ihren Gäſten, die ſie mit außerordentlichen pekuniären Opfern unter den glänzendſten Geſangsſternen ſucht, eine gewaltige Anziehungskraft auf das theaterfreundliche Berlin. Was ſich in der Winterſaiſon in den Foyers der verſchiedenen Theater Stelldichein gibt, findet ſich während der Sommermonate bei Kroll mühelos wieder zuſammen, und den verſchiedenſten Elementen, nicht zuletzt den zahlreichen auf Sommerengagement und Erholung reiſenden Künſtlern auswärtiger Bühnen gibt Kroll Gelegenheit, Wiederſehen zu feiern, Meinungen auszutauſchen, ſich kennen zu lernen und — Geſchäfte abzuſchließen.

Wer in den Zwiſchenpauſen durch die zierlich ſauber gehaltenen Gänge, zwiſchen den ſchattigen Buchen, an den üppig prangenden Blumenbeeten vorüber durch die animirt plaudernde Menge ſchreitet, empfängt den Eindruck eines Feſtes, einer geladenen Geſellſchaft. Mit Beginn der Dunkelheit erſtrahlt der Garten in einem märchenhaft feenhaften Glanz. Sechstauſend Flammen, in den verſchiedenſten Farben ſpielend und in die Geſtalten bunter Früchte, grüner Blätter, mächtig aufſtrebender Palmen, vielfarbiger Kugeln gefaßt, wandeln den Park in ein lebendig gewordenes Märchen aus „Tauſend und eine Nacht.“

Und nun immer weiter weſtwärts, aus Berlins Weichbild hinaus, und immer vielſeitiger geſtalten ſich Berlins Sommerfreuden. Da iſt zunächſt die Nachbarſtadt Charlottenburg mit ihren breiten Lindengängen, dem altberühmten Schloßgarten mit ſeinen weiten Parkwieſen, ſeinen ſchattenden Buchen, Linden und Eichen, ſeinen ſtillen, träumeriſchen Teichen, ſeinen verſchnörkelten, geheimnisumwobenen Pavillons und ſeinem ernſten Tannengang zu dem Mauſoleum, in dem nun, neben Preußens geliebteſter Königin, Wilhelm der Siegreiche ruht. Wer die Natur und die Erinnerung liebt, wandelt gern in Charlottenburgs Schloßpark durch verſchwiegene, oft verwilderte Gänge, die zu Träumerei und Nachdenken locken.

Lautere Luft und ſchwülere Luft weht in den tropiſchen Hainen der Charlottenburger „Flora.“ Das mächtige, von Otzen entworfene, von Stier erbaute Palmenhaus mit ſeinen außerordentlich ſeltenen und koſtbaren Gewächſen, die Roſenparterres des Gartens unterhalb der luſtigen Terraſſe, die bunten Teppichbeete mit ihrer leuchtenden Farbenpracht nehmen Augen und Sinne magiſch gefangen und überhauchen das Ganze mit einem Schimmer orientaliſcher Pracht.

Wenn alle Wege nach Rom führen, ſo führen jedenfalls unendlich viele in den Grunewald, und obſchon der Verkehrsmittel, die bis in ſein Herz hinein leiten, nicht wenige ſind, bleibt von allen an ſchönen Sommerſonntagen nicht eines, ja kein Plätzchen eines einzigen unbenutzt. Die Stadtbahn, die Züge der Potsdamer Bahn bis an den Schlachten- und Wannſee, die Pferdebahnen nach Weſtend und dem „Spandauer Bock“, die Dampfbahn vom Kurfürſtendamm bis in die Nähe von Schmargendorf ſind bis auf den letzten Platz und darüber hinaus gefüllt und ſämtliche Landſtraßen und Chauſſeen, die in den Grunewald führen, mit Kremſern, Droſchken und Herrſchaftswagen bevölkert!

Von allen Ecken und Enden tönen Geſänge luſtiger Fußwanderer zwiſchen den Kiefernſtämmen hervor, und wenn auch die Waldmanniſchen Melodien der „Kleinen Fiſcherin“ und des Schunkelwalzers nicht gerade auf gediegene muſikaliſche Bildung ſchließen laſſen, ſo kommen ſie doch aus einem fröhlichen Herzen. Da ſie überdies das unangefochtene Recht des Stärkeren gegen das alte liebe Volkslied uſurpiert haben, bleibt dem feinhörigeren Grunewaldbeſucher nichts anderes übrig, als das Unvermeidliche mit Würde zu tragen.

Zweifellos hat der Berliner allen Grund, ſich des Stücks grünen Waldlandes zu freuen, das der Himmel ihm in nächſter Nähe der Millionenſtadt beſchieden. Trotz des oft undurchdringlichen, vielverſchrieenen märkiſchen Sandes, trotz mancher reizloſen Landſchaftsſtrecken hat der Grunewald eigentümlich ſchöne, überraſchend charakteriſtiſche Punkte. Mancher Weg freilich iſt durch die ſtarke Schar der Vergnügungszügler, die ihn allſonntäglich zu vielen Tauſenden paſſiert, jeder Poeſie längſt beraubt; ſo die Straße vom Spandauer Bock nach Pichelsberg, der Steig von Halenſee nach Hundekehle, an dem die Bäume mehr Reſtaurationsplakate als Nadeln aufweiſen und der Boden mehr „Stullenpapier“ und Eierſchalen als Gräſer und Mooſe trägt. Aber das romantiſche Diebesloch, der ſtille, röhrichtumſtandene Grunewaldſee, umſäumt von einer Kette dunkler Kiefern, mit dem alten Jagdſchloß an ſeinen Ufern, der ein ſo ernſtes, faſt düſteres Antlitz trägt, vornehmlich wenn Gewitterwolken zu ſeinen Häupten hängen, das idylliſche Förſterhäuschen Paulsborn, mitten im Forſt gelegen, die herrliche, wenig beſchrittene Waſſerſtraße des Riemeiſterſees und der „Krummen Lanke“ bis zum Schlachtenſee; Pichelsberg, Pichelswerder und endlich Schildhorn an dem von der Havel gebildeten Stößenſee, das alles ſind Punkte, die auch dem verwöhnteſten Blick ein Aufleuchten ehrlicher Freude an der märkiſchen Landſchaft ablocken können. Und zwiſchen dieſen Hauptpunkten, wie manches ſtill verſteckte Plätzchen mitten im Forſt!

Der Boden iſt weiß und blau von Erdbeerblüten und blaſſer Männertreu; grün und ſaftig ſind Moos und Farne; zwiſchen Tannen, Fichten und Kiefern ragen dunkle Eichen und lichtgrüne Buchen empor, deren Samen ein nächtlicher Windhauch vor Dezennien zwiſchen die Nadelhölzer hingeweht. Amſeln und Finken niſten in den breitäſtigen Zweigen und ſingen dem einſamen Wanderer das Lied, das vor der lauten Menge verſtummt.

Doch ſo einſam man ſich auf Augenblicke allein mit der Natur fühlen mag, nicht lange währt's, ſo ſchlagen aufs neue Menſchenſtimmen, lachend, ſingend und plaudernd, von allen Richtungen her in unſere Stille.

Dort wird Fangball und Schwarzer Mann, hier ein Pfänderſpiel geſpielt; von drüben gar klingen Töne eines Leierkaſtens oder einer Ziehharmonika, die den improviſirten Tanz begleiten; an jenem Abhang iſt den Gevattern Schneider und Handſchuhmacher das junge Bier, das im Achtel hinten auf dem Kremſer mitgebracht wurde, ſchon ein wenig kräftig in den Kopf geſtiegen, und nicht weit von uns kreiſcht das niedliche Ladenmädchen auf, weil ihr Kollege in der Branche, der Commis von nebenan, gar zu ſtandhaft auf dem ihm verpfändeten Kuß beſteht.

Die Hauptſammelplätze dieſer Sonntagsfreuden im Grunewald ſind die Waldhügel um den Hundekehlenſee, Paulsborn, Pichelsberg und die alte und die neue Fiſcherhütte am Schlachtenſee, berühmt durch ihre Kegelbahnen, ihre Gondeln, ihre Tanzplätze und Würfelbuden.

Der Wochentag zeigt ſelbſtverſtändlich eine vollkommen veränderte Phyſiognomie; da rollen nur elegante Equipagen und Droſchken erſter Klaſſe aus dem Tiergartenwinkel den Kurfürſtendamm hinauf und führen ihre Inſaſſen erſt in ſpäter Nachmittagsſtunde zu den prächtig ausgeſtatteten Etabliſſements von Halenſee und Hundekehle. Da macht der Gelehrte, der überarbeitete Literat, der junge Doktor und Referendar ſeine Streifzüge zu Fuß, und die Stadt- und Dampfbahn befördert nur die Crême der oberen Zehntauſend aus Berlin W. ins Freie.

Iſt der Weſten auch bedeutend bevorzugt, ſo entbehrt doch auch der Nordweſten ſeiner grünen Oaſen nicht. Die Jungfernheide und der Tegeler Forſt mit der köſtlichen Waſſerfläche des Tegelerſees laſſen einen Ausflug ſelbſt von den entfernteſten Stadtteilen her, trotz der grauenhaften Oede und Länge der nordwärts ziehenden Straßen, in denen nur Arbeit und Armut ihre Stätten aufgeſchlagen, nicht bereuen.

Der herrliche Waſſerſpiegel des Tegelerſees, von ſchönem dunklem Forſt umrahmt, das mit klaſſiſchen Meiſterwerken geſchmückte Schloß mit ſeinen Erinnerungen an das berühmte Humboldtſche Brüderpaar, der herrliche ſchattenſpendende Park mit ſeinen hochgelegenen Ausſichtspunkten auf den See, den links die Jungfernheide, rechts der Tegeler Forſt umgrenzt, die vornehme, weihevolle Grabſtätte der Familie Humboldt endlich, inmitten des Parkes, von hohen Lebensbäumen wie von ernſten Wächtern rings umſchattet, von der auf ſchlanker Granitſäule ſchwebenden Statue, der Thorwaldſenſchen „Hoffnung“, überragt — das alles ſind Anziehungspunkte, die Tegel noch immer einen erſten Platz in dem reichhaltigen Programm der Berliner Sommerfreuden ſichern.

Freilich iſt Tegel an Wochentagen dafür, daß es in unmittelbarer Nähe einer Millionenſtadt liegt, verhältnismäßig noch wenig beſucht. Die Dampfer von Spandau her, die bei Valentinswerder und Saatwinkel, den beliebteſten Vergnügungspunkten, anlegen, bringen dann verhältnismäßig noch die meiſten Sommerfriſchler heraus, während die Pferdebahnwagen von Berlin nach Dorf Tegel, mit ihrer einſtündigen Fahrzeit von der Weidendammerbrücke, ſich an heißen Sommertagen keines allzu lebhaften Zuſpruchs erfreuen. Sonntags freilich wird der Nordweſt Berlins mit demſelben Sturm genommen als der Weſten. Auch hier kein freies Plätzchen auf den Tramways; am Spandauer Schiffahrtskanal entlang fahren unabſehbare Züge von Kremſern und Wagen; in der Jungfernheide wie im Tegeler Wald iſt Spielen, Tanzen und Singen und auf der Waſſerfläche Bootfahren und Dampferkreuzen ohne Ende. Wenige freilich ahnen, wo in Tegels Nähe ſich die beſte Sommerfreude birgt, wenige wiſſen, von wie eigenartiger Schönheit der Fußweg nach Tegel über Haſelhorſt durch die Jungfernheide iſt, ſonſt würde dies Stück Waldland des Zaubers ſeiner urſprünglichen, faſt geheimnisvollen Wildheit bald entkleidet ſein. Der Fuß ſchritte nicht länger über ſelten betretenen Moosteppich mit ſchwellenden Farnkräutern hin, die Hände müßten nicht mehr mühſam üppig wucherndes Unterholz und Hübendes Gerank, in dem Fink und Droſſel niſten, zur Seite biegen, ſich den Weg zu bahnen; um das Stückchen verſchwiegener einzig ſchöner Waldeinſamkeit wäre es bald geſchehen.

Berlins nördlichſte Idylle iſt das kleine, in Blütenpracht begrabene Dörfchen Pankow mit ſeinen hübſchen Sommerſitzen in elegantem Villenſtil, ſeiner maleriſchen Kirche, ſeinen großen ſchattigen Reſtaurationsgärten und dem nahen, ihm durch eine wundervolle Lindenallee verbundenen Schloß Niederſchönhauſen mit prächtigem Park, in dem an Sonntagen reges Leben herrſcht.

Nicht nur von der Schönhauſer Allee kommt da der Berliner hergepilgert, nein, auch die Inſaſſen der nahe gelegenen Dörfer finden ſich im Schloßpark ein, unter ſeinen breitäſtigen Kaſtanien und berühmt ſchönen Linden Erquickung ſuchend.

Wer an Sonntagen oder Donnerstagen abends, von Pankow kommend, die breite Straße durch die Felder nach Berlin zurückkehrt, den erſchreckt wohl plötzlich linker Hand, nach Oſten zu, eine aufſteigende Feuerglut am nächtlichen Sommerhimmel, die nichts Gutes zu künden ſcheint. Aber wenn aus dieſem Feuermeer plötzlich knatternde Raketen und bunte Leuchtkugeln aufſteigen, wenn eine bleiche Flut elektriſchen Silberlichts ſich mondhell über den rotglühenden Glanz breitet, dann atmet auch das beſorgteſte Herz erleichtert auf, und zum Ueberfluß trifft ihn wohl eine bewundernde Stimme zu: „Aha, heut iſt beim Sternecker was los!“

Beim Sternecker in Weißenſee, dem Eldorado des nordöſtlichen Berlins, ſeiner Haſenheide, ſeinem Grunewald, dem Inbegriff all ſeiner ſommerlichen Seligkeiten! Der intelligente Sternecker, der einſt die Neue Welt begründet, hat auf dem Terrain des alten Schlößchens Weißenſee und ſeines Parkes mit dem freundlichen Waſſerſpiegel in der That einen Ort der Volksbeluſtigung geſchaffen, der, wenn er auch kein ſo charaktervolles, ausgebreitetes Volksleben zeitigen konnte wie die Haſenheide, doch eine durchaus eigenartige Schöpfung iſt, in der ſich die erdenklichſt verſchiedenartigen Faktoren von Natur und Kunſt zu einem ſehr glücklich organiſirten Ganzen zuſammenfinden.

Der See mit ſeinen weitberühmten Waſſerfeuerwerken, welche in der That pyrotechniſche Bilder von ſeltener Großartigkeit bieten, bildet naturgemäß den Mittelpunkt. Seine halb mit künſtlichem Ruinenwerk, mit Bret- und Holzpavillons beſetzten Ufer, der in ſteter Rundfahrt begriffene, abends mit bunten Ballons geſchmückte Dampfer, die Beſchießung von Seeſtädten, Häfen und Kriegsſchiffen, mit blendender Naturwahrheit durch Couliſſenwerk auf ſchwimmenden Flößen konſtruirt, übt einen mächtigen Zauber auf das an den Extrafeſttagen des „Sternecker“ herzuſtrömende Publikum. Nebenbei hat Weißenſee ſeine Volksbeluſtigungen wie die Haſenheide: ſeine Schieß- und Würfelbuden, ſeine Rutſch- und Reitbahnen, ſeinen Kraftmeſſer, ſeine Tanzplätze und ruſſiſchen Schaukeln.

Vor wenigen Jahren iſt auch dem Oſten Berlins ein „großes Sommervergnügungsetabliſſement erſten Ranges“, wie es auf den Programmen heißt, in dem Treptower „Sperl“ entſtanden, und die Spezialitätenvorſtellungen, die auf der kleinen offenen Sommerbühne um einen Eintrittspreis von fünfundzwanzig Pfennig ſtattfinden, laſſen es nicht verwunderlich erſcheinen, daß der große Garten des Sperl — früher Beſitzung Zontolert — an den Mittwoch- und Samstagabenden, den Spezialtagen des Etabliſſements, bis an das Ufer der Spree hinab von allerlei Männlein und Weiblein überfüllt iſt. Die „Wiener Duettiſten“, die „internationale Sängerin“, die „Koſtümſoubrette“ und der „Tanzhumoriſt“ verſtehen ihr Publikum meiſterlich zu feſſeln, und die Lachſalven, die dieſe Künſtler entlocken, tönen herüber bis in die ſtillverſchwiegenen Haine der „Liebesinſel“, die dem Landungsplatz des Sperl gerade gegenüber zwiſchen Treptow und Stralau auf den Stromwellen ruht. Sie iſt das Ideal aller kahnfahrenden Pärchen, der Zielpunkt jeden Steuers, das nicht reale Zwecke verfolgt und am rechten Stromufer auf das Eierhäuschen oder linksſeitig nach Stralau oder Tabberts Waldſchlößchen zulenkt.

Stralau mit ſeinem maleriſchen Kirchlein dankt ſeine Berühmtheit dem Umſtand, daß es einſt in harmloſeren, anſpruchsloſeren Berliner Tagen die Stätte des Kulminationspunktes aller Sommerfreuden war, des Stralauer Fiſchzuges, deſſen Bedeutung heute faſt von der Tagesordnung verſchwunden iſt. Seine Entſtehung ſoll von einem Kirchweihfeſt aus dem Jahr 1464 datiren; ſpäter wurde der 24. Auguſt als Beginn der Fiſchzeit gefeiert und wuchs ſich mehr und mehr zu einem originellen Feſttag aus, an dem vor Zeiten ganz Berlin, der Hof nicht ausgeſchloſſen, teilnahm.

An ſtillen Sommerabenden liegt Stralau mit ſeinen grünen Wieſen und üppigem Buſchwerk ſo friedlich da, daß es Mühe koſtet, ſich die tollen Tage zurückzurufen, die es ſchon geſehen, ſelbſt wenn Geſang und Lachen von allen Uferſtationen hinüber und herüber tönen und hunderte von Lichtern auf den Schiffen, in den Reſtaurations- und Villengärten aufblitzen, ſieghafte Zeichen lebensvollen Frohſinns kündend.

Wohl thut es an ſolchen Abenden den von dem lauten Treiben des Tages aufgeregten Sinnen und Nerven, im leichten Nachen ſtromabwärts in die Stadt zurückzuziehen.

Die düſteren Fabrikmauern, die hochragenden Schornſteine, das Geraſſel auf den Schienenſträngen hochgetürmter Brücken, die tauſend und abertauſend Anzeichen von Mühe und Sorge, die uns hier an der Außenmark des arbeitsreichſten Berlin mit jedem Ruderſchlage näher rücken, den wir der Stadt entgegen thun, greifen uns nicht mehr ſo beklemmend ans Herz, ſeit wir aufs neue den beglückenden Eindruck gewonnen, daß Natur und Kunſt um den Rieſenleib der Millionenſtadt einen friſchgrünen Gürtel geſchlungen, der auch dem Aermſten und Gequälteſten auf Stunden Atem, Luſt und Leben gibt.

Rückblick und Ausſchau.

Eine Wiener Sommerplauderei

von

Armin Friedmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein ſonderbarer Deſpot iſt doch der Geiſt der Sprache. Er prägt Redensarten aus und ſetzt ſie in Verkehr, welche, hätte nicht eine ſtarke Abnützung das urſprüngliche Gepräge faſt bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht, jedermann befremden und verwundern müßten. Saison morte! Iſt es nicht ſeltſam, daß gerade die Jahreszeit, wo ſo viele Menſchen erſt zu leben anfangen, nach Licht und Luft und Freiheit trachten, die tote genannt wird? Doch nicht darüber ſei länger gerechtet, denn es gilt, weit Wichtigeres zu beſorgen, der abgedankten Saiſon das Maß zum Nekrolog zu nehmen und der Nachfolgerin in ſchuldiger Ehrfurcht zu begrüßen. La saison est morte, vive la saison!

Wen nicht der Beruf an die heimatliche Scholle feſſelt, der weilt jetzt ſicher nicht in Wien. Wer nicht Delegirter, Miniſter des Aeußern oder ein armer Teufel iſt, hat längſt der geliebten Vaterſtadt Valet geſagt. Wie gerne ſagt man zu Zeiten geliebten Gegenſtänden Lebewohl! Wien macht der auf den Bergen wohnenden Freiheit Höflichkeitsbeſuche. Sie wird doch nicht — die neueſten Schweizer Nachrichten bleiben erſt abzuwarten — ſchon ausgezogen ſein? Was ſich ſonſt mit Goldrenten und Kursblättern befaßte, wendet nun ſein Augenmerk dem Stande des Lorbeers und der Myrte oder dem Glühen der Goldorange zu. Unſere lieben Wiener beſteigen ſtatt des Stephans- den Eiffelturm; ſie freuen ſich, wenigſtens die eine der beiden franzöſiſchen Größen daheim getroffen zu haben, und bedauern, daß die andere ihre Gründe gehabt hat, Paris zu verlaſſen. Doch dies ſoll ja ein Wiener und kein Pariſer Bericht werden! Es werden aber jetzt ſo viele Pariſer Weltausſtellungsartikel in Wien geleiſtet, daß ein kleiner Irrtum verzeihlich iſt. Wippchen iſt der Schutzpatron einer großen Gilde . . .

„Frage nur, frage nur zu,“ heißt der ſchöne Refrain eines ſchönen Liedes. Füglich könnte man ihn als Motto über die Eingangspforte des Saales ſetzen, wo unſere Delegirten tagen. Was haben ſie die arme Excellenz Kalnoky nicht alles gefragt! Ein Delegirter fragt bekanntlich mehr, als zehn Miniſter beantworten können. Wenn ſie nächſtens wiſſen wollen, was der Zar frühſtückt, oder ob der Schah von Perſien in der Leihbibliothek abonnirt iſt, oder ob unſere Verhältniſſe zu Lappland keine Trübung erfahren haben, möge ſich niemand wundern. Auf alles hat Excellenz Pulbia eine ſo höfliche als ausweichende Antwort, denn gar keine wäre eine viel zu deutliche. Rechts regieren und links ausweichen, iſt auch der Staatenlenker weiſer Grundſatz.

Das phyſikaliſche Geſetz von der Erhaltung der Kraft iſt in der europäiſchen Politik zum maßgebenden geworden. Hoffen wir, daß der große Kapellmeiſter in Berlin das beliebte europäiſche Völkerkonzert, das oft aus dem Takte kommt und in dem zuweilen recht falſch geſpielt wird, auch ab und zu das Bombardon allzu vorlaut dreinbrummt, noch eine Weile wird zuſammenhalten können. Wenn nur nicht ſo erſchrecklich viel Blech mitwirkte! —

Von der politiſchen auf die breiterne Bühne iſt der Sprung nicht ſo groß, als man meinen ſollte.

Die Wiener Schauſpielhäuſer teilen ſich jetzt in zwei große Gruppen, die offenen und die geſperrten. Kein grundlegendes äſthetiſches Prinzip verurſachte dieſe Spaltung, nicht der Dramaturg, ſondern einfach der Portier. Damit ſoll aber noch nicht geſagt ſein, daß die geſchloſſenen Theater die leereren ſind. Das hieße den anderen, die mindeſtens ebenſo leer ſind, unrecht thun. So viel Aepfel gibt es gar nicht, als während der franzöſiſchen Vorſtellungen im Karltheater hätten unbehindert zur Erde fallen können. Nicht einmal die Frivolität der Pariſer Poſſenſchreiber, nicht die unnachahmliche Grazie der Judic konnten den Kampf mit der ſteigenden Queckſilberſäule des Thermometers ſiegreich beſtehen. Das Karltheater ſchloß ſeine Pforten, und die Direktion trat ab. Das große Publikum hatte keinen Anlaß, das zu bedauern. Das kleinere, aber dennoch recht zahlreiche Stammpublikum des Hauſes — die Gläubiger — weinten ihrem ſchönen Gelde mehr oder minder ſtille Thränen nach. Doch „die Klage — beim Bezirksgericht — ſie wecket die Toten nicht auf . . .“

Im Theater an der Wien machen die Gäſte von der Iſar, die Herrgottſchnitzer vom Gärtnerplatz, die Meininger von Ammergau — kurz, die bekannte Geſellſchaft Hofpauer nicht viel beſſere Geſchäfte als die Kollegen von der Seine. Der künſtleriſche Erfolg iſt freilich bedeutend anzuſchlagen, aber der allein genügt in unſerer etwas realiſtiſch angehauchten Welt nicht mehr ſo ganz. Sie tiſchten uns geſunde, kräftige Koſt auf, aber ohne ſonderliche Abwechslung: immer nur Knödel, Sterz und Millirahm, welche rohen Kraftbrühen der Natur dem zarten Makronenmagen ein wenig ungewohnt waren.

Darſtellung, Inſzenirung, Zuſammenſpiel — alles glänzend. Sogar der Souffleur glänzt, wenn auch nur durch ſeine Abweſenheit. Er gefiel uns am allerbeſten, obwohl oder weil er fehlte. Freier fließt die Rede von dem Mund der Sprecher; ohne Mühe, ohne Aengſtlichkeit folgen einander Frage und Antwort, Spruch und Widerſpruch — es iſt ganz anders und viel beſſer ohne den leidigen Kaſtenmann. — Die beſten Stücke der Münchener ſind die, in denen ſich der Poet Ganghofer und der Praktikus Neuert zu gemeinſamem Schaffen zuſammenthaten. Dieſe machen den erquicklichſten Eindruck. Selten ſtört eine unbäuerliche, unwahre Empfindung oder ein zu feines, zu geiſtreiches Wort den im allgemeinen getroffenen Geſamtton. Ab und zu wird freilich philoſophirt und über Liebe geklügelt, was doch unſere Sennerinnen und Bauern gewöhnlich bleiben laſſen. Sie halten es lieber mit der Praxis, anſtatt ſich in langen theoretiſchen Erklärungen zu ergehen. Der wirkliche Bauer ſchlägt längſt ſchon drein, und das echte Diendl hält und küßt längſt ſchon den herzallerliebſten Buben, wenn ihre dramatiſchen Bilder erſt bei den ſubtilſten Definitionen von Schlag und Schmatz angelangt ſind. Die Bauerngeſtalten dieſer Stücke erſcheinen alle ſtiliſirt. Es iſt freilich — und glücklicherweiſe — ein ſtilvoller Realismus, der uns da entgegentritt, in der Dichtung ſowohl als in der Darſtellung. In dieſem ſtilvollen Realismus liegt das Geheimnis des freundlichen Eindrucks eingeſchloſſen, den die Gäſte ſelbſt den geſtrengſten Kritikern, die noch allerlei Bedenken in puncto Bauernſtück auf dem Herzen haben, hinterlaſſen. Unter den durchweg tüchtigen und gut geſchulten Darſtellern iſt Hanns Neuert unſtreitig der beſte. Wenn man ihn ſieht, muß man ſeine Freude an ihm haben, an ſeiner herzerquicklichen Naturwahrheit, an ſeiner einfachen, ungekünſtelten Schlichtheit. Man verzeiht ihm alle ſeine Theaterſtücke, die er ohne Ganghofer geſchrieben, und wenn ſie noch viel gemachter wären, als ſie ſind. Unter den Frauen iſt die komiſche Alte, Amalie Schönchen, das würdige Gegenſtück zu ſeinen urwüchſigen alten Bauern. Sie iſt eine diskrete Schauſpielerin, die mit den unſcheinbarſten Mitteln und Mittelchen ihres Eindrucks ſtets ſicher iſt im Heitern und im Rührenden. Hunderte kleiner, feiner Züge, alle der Natur liebevoll abgelauſcht, ſchmücken und vervollſtändigen moſaikartig die zarten Silberſtiftzeichnungen dieſer Frau. Ein warmes, man möchte ſagen ſüddeutſches Element iſt vorherrſchend in beider Darſtellungen. Kein Wunder alſo, wenn bei uns, wo das intime Verſtändnis des Dialektes fördernd dazu kam, das in Berlin ſtörend fehlte, der Beifall ſich allabendlich er„neuerte“. Er kam zwar von wenigen, aber von Herzen.

Die Oper feiert. Ihre Pforten ſind feſt geſchloſſen und die Mitglieder in die weite Welt verſchlagen und verſtreut. Alle werden ſie wieder einrücken, wenn ihre Pflicht ſie ruft, nur einer und der Beſten einer wird fehlen. Theodor Reichmann, der gefeierte Wagnerſänger, der verhätſchelte, verzogene Liebling des Wiener Publikums, gehört ihm nicht mehr an. Man hat dem Künſtler wie dem Mann übertriebene Huldigungen dargebracht, die ihn berauſchten und verwirrten, ihn den idealen Zielen, welche ein großer Sänger haben muß, abhold machten. Reichmann hatte ſich in eine Sonderſtellung an dem kaiſerlichen Kunſtinſtitute hineingeträumt, die man ihm ohne Gefährdung der Disziplin nicht einräumen durfte, nicht gewähren konnte — und da ward denn der Singvogel zum Zugvogel. „Ihr ſollt keinen andern Bariton haben neben mir,“ war des Gefeierten Forderung, außerdem unerhörte Bezüge und Urlaube — ſo mußte man ihn denn ziehen laſſen, und das ſentimentale „Behüt dich Gott, es wär' zu ſchön geweſen“, das er zur unendlichen Rührung und Herzenserleichterung Ungezählter uns zugeſungen, fand auf ihn Anwendung. Jetzt bekommt er in Amerika für jeden Abend ein kleines Goldbergwerk. Was fängt aber der Bund der Reichmannverehrer an, der ſich in Wien gebildet hat und der den Paragraphen zum erſten ſeiner Satzungen machte: „Zweck des Vereins iſt, Herrn Reichmann durch Blumenſpenden nach jedesmaligem Auftreten Verehrung und Huldigung darzubringen“? Da muß der Weiſe an ſich irre werden, der Nüchternſte im Ruhme ſich berauſchen. Ob der Verein, dieſe zumeiſt aus Damen beſtehende geheime Verbindung, ſich bereits in Wohlgefallen aufgelöſt hat, darüber verlautet noch nichts Beſtimmtes.

Operndirektor Jahn benutzt die Ferien, um allerlei intereſſante Vorſchläge zu machen, die dann in der Preſſe erläutert und widerlegt werden. Er behauptet, das Wagnerſingen verderbe die Geſangskunſt. Das iſt nichts Neues und ſchon oft behauptet worden. Neu iſt nur, daß er ein eigenes Theater und eigene Sänger für Wagner fordert, ſo eine Art Bayreuth in Wien! Wer ſtaunt? So ſtand es wirklich zu leſen. Aus einer antiwagneriſchen, wie viele finden werden, läſternden Vorausſetzung entwickelt ſich eine Schlußfolgerung, daß jedem Wagnerianer das Herz im Leibe lacht vor Wonne und Entzücken.

Google

Unſere Künſtler.

Auguſt Holmberg.

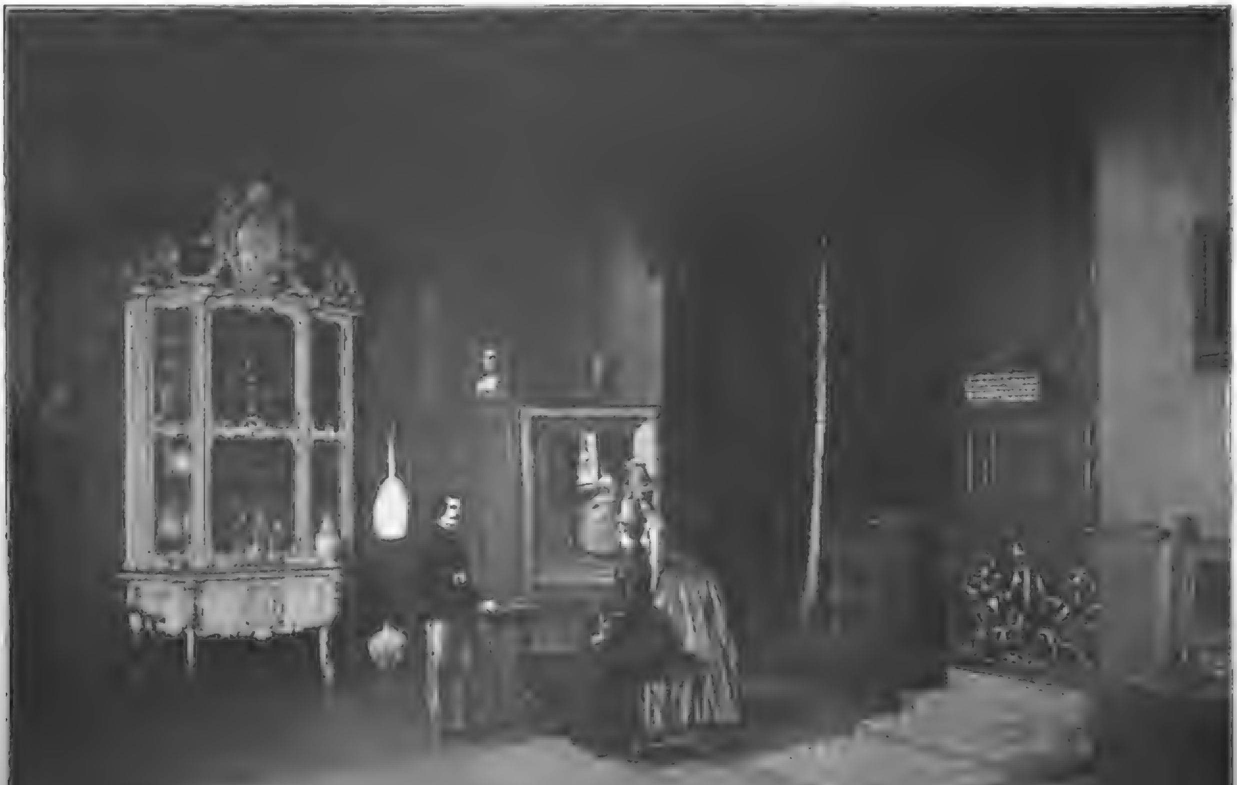
„Was ich in der Kunſt am meiſten anſtrebe“ — ſchreibt uns Profeſſor Auguſt Holmberg aus München — „iſt die Vereinigung des reichen, geſchmackvollen altitalieniſchen Weſens mit der holländiſchen Behaglichkeit und Stimmung.“ Ein Blick auf ſein Bild: „Aus den Tagen Arioſts“, überzeugt uns ſofort, daß es ihm in der That gelungen iſt, dieſe beiden Faktoren auf das glücklichſte mit einander zu verſchmelzen. Ein feiner Schönheitsſinn bekundet ſich ſchon in der Wahl des Gegenſtandes. Die Tage der Medici und Eſte, welche den Glanzpunkt des ſozialen wie künſtleriſchen Aufſchwunges der Wiedergeburt Italiens und ſomit Europas bezeichnen, ſie waren leider von kurzer Dauer; nur zu bald wurden ſie von kirchlichen und politiſchen Stürmen — wohl für immer — hinweggeweht. So ausſchließlich den Kultus des Schönen zum Mittelpunkt des ganzen Daſeins zu erheben und in deſſen vollem Genuſſe aufzugehen, dieſes glückſelige Los iſt in der neueren Geſchichte allein dieſer durch das Genie der größten Künſtler bevorzugten Epoche zugefallen; vermag ja der bloße Abglanz der längſt untergegangenen Sonne dieſes wunderbaren Zeitraumes noch heute den für Großes empfänglichen Menſchen zu beleben, ja zu enthuſiasmieren. So iſt es freilich kein Wunder, wenn ſich zumal die Augen des Künſtlers den Erinnerungen jener Tage ſehnſuchtsvoll zuwenden und er den Traum dieſes von Muſik, Dichtung und bildender Kunſt gleichmäßig verklärten Daſeins mit ſeiner Phantaſie wiederum heraufbeſchwört. Die Galerien italieniſcher Paläſte durchwandelnd, fühlt der Betrachter unwillkürlich ſich zurückverſetzt in jene Periode, wo dieſe mit köſtlichen Säulen und Pilaſtern geſchmückten, mit Golddecken belaſteten Räume von ihren alten Bewohnern erfüllt waren, die heute nur noch aus den ſchweren Goldrahmen mit ernſter Würde oder heiterer Anmut den ſpäten Gaſt begrüßen. Vor dem Geiſte des Künſtlers leben die Tage auf, da dieſe luftigen Säle von den heiteren Verſen des „raſenden Roland“ oder von den geiſtreichen Geſprächen der Verehrer Platos, zu denen auch die Damenwelt begeiſterte Anhänger ſtellte, widerhallten, wo ſelbſt das tägliche Hausgerät, durch die edelſte künſtleriſche Form verklärt, den Reiz des Lebens zu verdoppeln ſchien. Auch das vor uns ſtehende Bild führt uns in ein am Abhang der Apenninen, inmitten paradieſiſcher Gefilde, gelegenes Schloß, in deſſen von der Sonne des Südens durchfluteten und eine entzückende Ausſicht in die Gärten Toskanas gewährenden Hauptgemach die Hausgenoſſen nach der Sieſta ſich zuſammengefunden, um in zwangloſer Unterhaltung den Reiz des Tages der Muße zu weihen. Kein Ton gemeiner Proſa ſtört dieſe vornehm-edle Stimmung, welche über den Raum und die in ihm verſammelte Geſellſchaft die Weihe feinſinnigſter Kunſt ausgebreitet hat, und von der ſich auch der Betrachter in ideale Sphären gehoben fühlen wird.

Auguſt Holmberg.

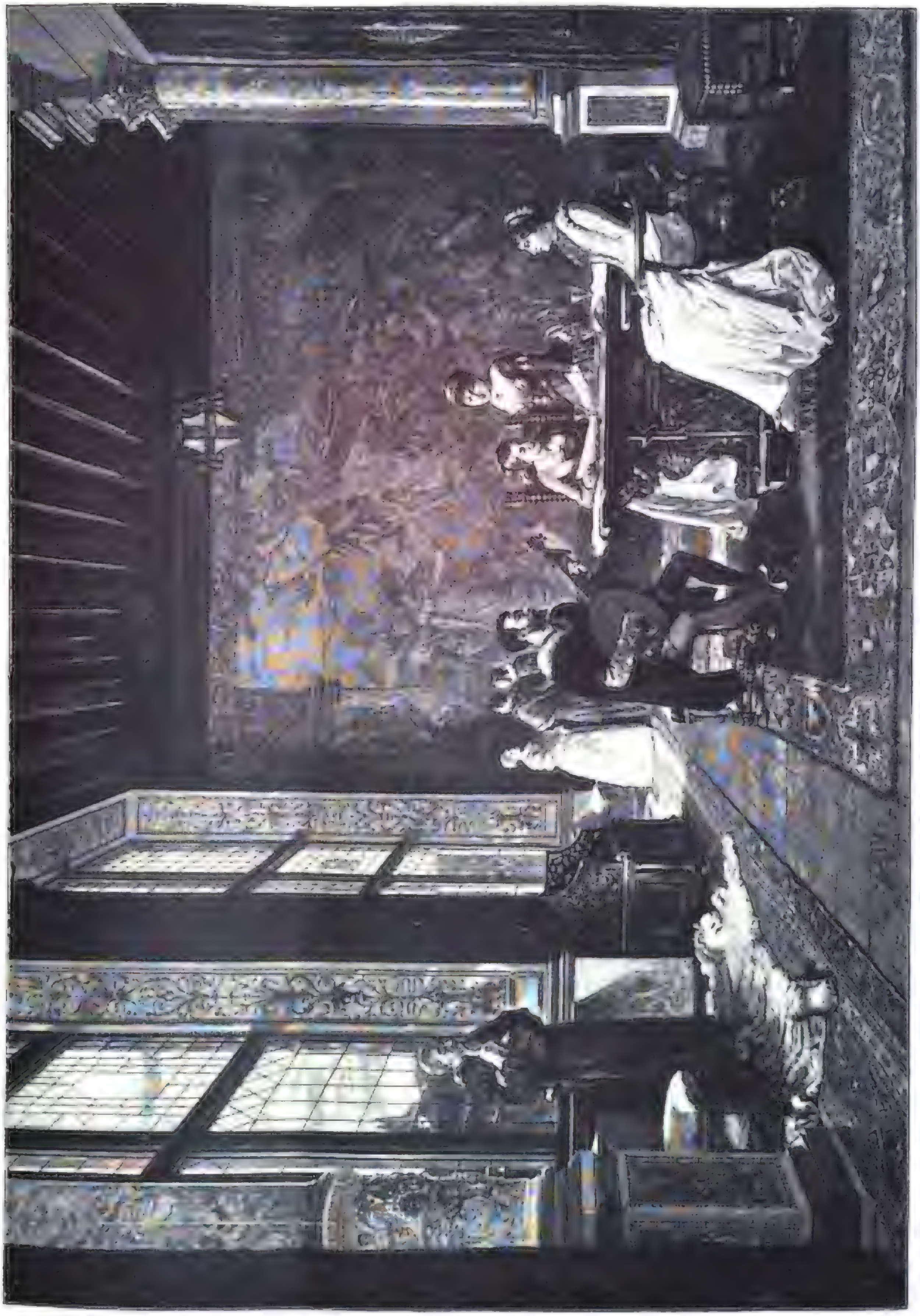
Dieſes reizende Werk Holmbergs, das gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen durch die Nobleſſe der Anordnung und den Zauber harmoniſcher Farbenpracht ſich die allgemeine Bewunderung erwarb, bildet eine der ſchönſten Perlen in der langen Reihe von Werken, für welche ihr Schöpfer zahlreiche Auszeichnungen geerntet hat.

Der in der Blüte ſeines Schaffens ſtehende Künſtler, der am 1. Auguſt 1851 zu München geboren iſt, wurde an der dortigen Akademie — hauptſächlich unter Wilhelm Diez — gebildet und von ihr durch das große italieniſche Reiſeſtipendium ausgezeichnet. Das erſte Bild, mit dem er in weiteren Kreiſen von ſich reden machte, war eine Windmühle bei Sturm, die 1873 auf der Wiener Weltausſtellung die Blicke auf ſich zog und ihrem Schöpfer die große goldene Medaille eintrug. Das Muſeum der Stadt Leipzig beſitzt von Holmberg einen „Goldſchmied in ſeiner Werkſtatt“, die Münchener Neue Pinakothek einen jungen Gelehrten in einer Stube mit Ausblick auf eine abendliche Landſchaft.

Der Umſtand, daß er bei ſeiner erſten Wanderung nach Italien und Sizilien im Jahre 1875 in Monreale bei Palermo gemeinſam mit dem Landſchaftsmaler Wrage aus Düſſeldorf von Banditen angefallen und ausgeplündert wurde, hat ihm das ſchöne Land jenſeits der Alpen keineswegs zu entleiden vermocht. Vielmehr wandert er faſt alljährlich dorthin und fühlt ſich namentlich von Genua, Florenz und Venedig immer aufs neue angezogen und gefeſſelt. Eine zarte, zierliche Erſcheinung, wie die Leſer unſern Künſtler auf der Darſtellung ſeines Ateliers den beiden ſchlanken Frauengeſtalten gegenüberſtehen ſehen, ſtrebt er in ſeiner Kunſt ſtets nach ariſtokratiſcher Vornehmheit und zierlicher Eleganz und iſt allem Derben oder gar Rohen aus tiefſter Seele abhold. Seine Neigung gehört den alten Meiſtern namentlich der venetianiſchen Schule, wenn er gleich von den Holländern den duftigeren Silberton und das intime Eingehen auf die Einzelheiten der Erſcheinung und Beleuchtung in ſeine Kunſt herüberzunehmen liebt. Indem wir uns im übrigen auf das zurückbeziehen, was wir ſchon in unſerem Jahrgang 1887, Seite 19, gelegentlich ſeines dort mitgeteilten Gemäldes „Die Konferenz“ über ihn und ſeine Malweiſe geſagt, ſchließen wir mit dem Wunſche, ſeinen fein und maleriſch durchgeführten Schöpfungen noch recht oft zu unſerer Freude begegnen zu dürfen. B.



Profeſſor Auguſt Holmberg in ſeinem Atelier.



Aus den Tagen Arioſts. Gemälde von Profeſſor Auguſt Holmberg.

Jung Alarichs Braut.

Roman

von

E. von Dincklage.

(Fortſetzung.)

Sabinens Equipage hielt am nächſten Abend, der Verabredung gemäß, vor dem Hauſe der Brüder. Sie fuhr mit Kutſcher und Bedienten und trug einen Hut mit weißen Straußenfedern ſtatt der bisher von ihr bevorzugten tiefen Witwentrauer. Gregor war allein zu ihrer Ankunft daheim; er hatte dem Bruder nichts von dem Stelldichein mitgeteilt, weil er ſich ſagte, es ſei ſehr unpraktiſch, daß Egon ſeine Beleidigerin „anſchmachte“; was er ſich weniger klar machte, war das Gefühl des „Erkaltſeins“, welches dem jungen Manne ſo bitter einging, daß er beinahe gehäſſig an Sabine dachte.

„Ich könnte ſie ſelbſt heiraten, um ſie wieder zu quälen!“ ſprach er, als er die Stiefſchweſter unten im eleganten Wagen erblickte. Inzwiſchen erwartete er den hinaufſteigenden Diener, um ſeine übertriebene Eilfertigkeit zu verraten. Auch Alarich ſah den Wagen, griff ſofort nach ſeinem Hut und begrüßte alsbald ſeine wartende Gönnerin.

„Ach,“ rief dieſe, „Sie beſuchten meine Brüder!“

„Nein, gnädige Frau, ich wohne neben denſelben!“

„Wirklich? Wohlan, ich habe alles ausgeführt, was wir verabredeten, ein Förſter iſt mit der Kultur des Lohholzes beauftragt, und mein Vater hat ſich mit den Seinen für die nächſten Wochen telegraphiſch bei mir angemeldet. Jetzt bin ich noch unſicher“ — ſie blickte ins Haus, ob Gregor bereits komme, indes der junge Frieſe ſeinen Fuß feſt und haltbar auf die Steinſtufe der Haustreppe ſetzte — „noch unſicher,“ fuhr Sabine fort, „ob ich meinen Schweſtern Geſellſchaft einlade!“ Die dunklen, verlangenden Augen begegneten den harten, lichtblauen des Jünglings, er nickte mit dem blondlockigen Kopfe — krauſe Haare deuten feſten, eigenen Sinn an — und entgegnete:

„Natürlich laden Sie Geſellſchaft!“ Er machte es wie jener Pfarrer, der einem jungen Mädchen anriet, zu lauſchen, ob die Glocken „Bimm bimm, nimm ihn, nimm!“ oder: „Bimm, bimm, bimm, nimm ihn nicht!“ läuten würden; in Sabinens ausgeprägten Zügen ſtand das Verlangen, ihre früheren Bekannten wieder heranzuziehen, und wie leicht war das jetzt durch die Anweſenheit der Ihrigen. Die Witwe atmete raſch auf.

„Ich würde Komödie ſpielen laſſen — lebende Bilder,“ warf die Dame halb unſicher hin.

Alarich aber in ſeiner ſcharfzielenden Thatkraft verbeugte ſich und ſprach:

„Darf ich die gnädige Frau erſuchen, eine Sekunde in den Hausflur zu treten?“

Sabine ſprang zur Erde und wurde vor das Portierfenſter des Hausmannes geführt. Aus dem halbdunklen Chaos der Schuſterwohnung leuchtete etwas Weißes; nach längerem Hinſchreiben erkannte Sabine das ſchöne Antlitz eines ſchlafenden Mädchens.

„Sres!“ ſprach ſie betroffen.

„Ja!“ nickte Alarich.

„Wecken Sie das Frauenzimmer!“ verlangte Sabine.

„Lena!“ ſagte Alarich durch die hohle Hand und ſich zum Fenſter niederbeugend. Die Schläferin öffnete ihre Augen und heftete dieſelben auf Alarichs Geſicht. „Brief?“ fragte dieſer.

Ein Kopfſchütteln, und die Augen des Mädchens ſchloſſen ſich wieder.

Als Gregor ſeiner Schweſter die Hand bot, ſtaunte er, die junge Frau ganz verſtört zu finden. Alarich übernahm in ſeiner ſchwerfälligen Ausdrucksweiſe die Erklärung:

„Der Gnädigen war nicht ganz wohl, deshalb trat ſie einen Moment ins Haus!“ Dann verbeugte er ſich und ging.

Alarich ten Wolde hatte ſich bislang wenig mit Frauen, nie mit Damen beſchäftigt; er war überhaupt gar nicht im ſtande, eine gemütliche Konverſation zu führen, aber ſeine Findigkeit zeigte ihm immer neue Ideen, welche er dem hungerigen Geiſt der launigen Witwe hinwarf. Der Anblick des Modellmädchens wirbelte wieder einen Flug von Plänen in Sabine auf, und ſie war, mit denſelben beſchäftigt, für Gregor eine ſanfte Begleiterin. Aber Gregor fühlte ſich um ſo kriegeriſcher, als er mit Verdruß wahrgenommen hatte, daß Alarich ten Wolde die ſchöne Schuſterstochter beeinfluſſe.

„Magnifiques Weib, unſere Portierstochter!“ rief er in einer Pauſe des Schweigens.

„Ja, prachtvolle Erſcheinung; ich denke ſie bei einem Feſt als Ueberraſchung zu verwenden,“ entgegnete Sabine.

„Der arme Egon!“ warf Gregor wie in Gedanken verloren hin.

„Weshalb?“ forſchte Sabine ſcharf.

„Er iſt ſo empfänglich für kühle Schönheiten — Du weißt es ja.“

„Kühl?“ wiederholte Sabine heftig; ſie erinnerte ſich des zärtlich träumeriſchen Blickes, welchen das erwachende Modell auf Jung Alarich warf.

„Natürlich kühl — geſcheite Frauen lieben das Geld, und wir ſind arme Burſche!“

Ueber den gelblichen Teint der Witwe breitete ſich eine jähe Röte, ſie hielt den Schirm vors Geſicht und ſprach dann unvermittelt: „Ja, ich liebe das Geld!“ in einem Tone, der wie eine Ohrfeige für den armen, nichts Böſes ahnenden Egon klang.

Trotzdem blieb Sabine liebenswürdig; ſie wünſchte, die Grafen Bockenheim möchten den Sonntag in Rabenhorſt verleben, um Pläne für die Unterhaltung der Familie von Leben zu machen, und erbot ſich ſogar, ihre Equipage zum Abholen der Brüder zu ſchicken, eine rührende Liebenswürdigkeit, denn die Witwe, wie faſt alle Beſitzer von Luxuspferden, ſchien dieſelben nur zu halten, damit ſie möglichſt geſchont würden. Sabine erſchrak ſchon vor dem Augenblick, wo Jung Alarich in ſeiner unverfrorenen Weiſe ſagen würde: „Die Rappen müſſen auch verdienen!“ Gregor nahm das Pferdeopfer ſo ſelbſtverſtändlich hin wie ein zweiter Wodan; die Witwe grollte innerlich über ſein undankbares Gemüt.

Abends beſchloß Egon nun doch, den Bruder hinaus zu geleiten nach Rabenhorſt, er war ſo kummervoll verliebt, daß er ſeiner Balletſchönen den Abſchied gegeben hatte und ſie und ihresgleichen alberne Ratten benannte.

„Dein Sekt ſchmeckte der armen alten Nina ſo gut und verjüngte ſie ſo!“ ſpottete Gregor.

„Ja, ſie ſoff für zwei!“ knurrte Egon. „Apropos, ſollen wir den Herkules auch mit hinausbringen?“

„Leider nein, bis jetzt nannte Sabine ihn nicht, und das finde ich verflucht bedenklich.“

„Allerdings,“ beunruhigte ſich nun auch der Lieutenant, „denn er iſt ihr noch nicht langweilig.“

„Warten wir's ab, mein Junge, irgendwie wird ſeine Natur ja 'mal in ihrer Ungehobelheit zu Tage treten.“

Am Sonntag morgen traf der Wagen von Rabenhorſt ein; Alarich ten Wolde fuhr nicht mit, war auch nicht im Hauſe der Frau Müller anweſend, aber Gregor wollte bemerkt haben, daß der Kutſcher beim Hausmann einen Brief abgab; auch konnte Sabine den Brüdern gegenüber eine gewiſſe Zerſtreutheit nicht ganz verbergen; ſie fragte und überlegte, hielt aber offenbar mit etwas zurück, das ſie ſorglich verhehlte.

Ein Brief war in der That abgegeben, aber nicht für Jung Alarich, ſondern an die ſchöne Portierstochter.

„Fräulein Helene!“ lautete derſelbe. „Ich bitte Sie, am Dienstag zu mir zu kommen; mein Wagen erwartet Sie morgens zehn an der Station Großenhain. Einliegender Betrag iſt beſtimmt, Ihnen das Reiſegeld und Ihre Zeitverſäumnis zu erſetzen. Ich erwarte, daß Sie niemand ahnen laſſen. Sie kennen Frau Sabine Müller-Leben.“

VII. Jung Alarichs Braut.

Als dem Studenten ten Wolde die nahezu befehlende Einladung zuging, mehrere Tage den Feſtlichkeiten in Rabenhorſt beizuwohnen, nahm er dieſelbe ſofort an und ſchrieb gleich darauf folgendes Briefchen an Maria Angela Strout:

„Liebe Marengel! Ich kann leider nicht zu Deiner Taufe kommen, wenn ſchon Du dieſelbe in meine Univerſitätsferien verlegteſt. Grüße meine Alten und bleibt geſund miteinander.

Alarich ten Wolde.“

Der Brief wurde freilich nicht, wie jene Schinkenzuſchrift, in Kohlblätter gepackt, ſah aber ſteif und ungemütlich aus; ihm fehlte jeder Anhauch von Vertraulichkeit. Alarich lachte ſelbſt, als er die Zeilen noch einmal überflog und die harten, unfreundlichen Linien ſeines friſchen Antlitzes wurden für einige Augenblicke ſichtbar; er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und ſprach durch die Zähne: „Ja, wenn ihr zwei ſo wäret wie die da unten!“ Dann ein kurzer, zorniger Seufzer, und ſein Geſicht, ja, ſein Gemüt hatten die frühere phlegmatiſche Glätte wieder angelegt.

Wer mit zu den Erheiterungstagen auf dem Gut Rabenhorſt eingeladen war, wunderte ſich kaum noch, daß die Beſitzerin ſo lange gezögert hatte, ihre Angehörigen bei ſich zu verſammeln. Ihr Vater war von Natur ein Mann, der ſich gern großartig zeigte, aber ſeine zweite Heirat und die ihm infolge derſelben zur Laſt fallende unverſorgte Familie mit langſam aber ſicher heranwachſender Schuldenlaſt gaben ihm eine biſſige, ungewarnt zuſchnappende Manier und eine zur Schau getragene militäriſche Rüſtigkeit; das alles ließ den vornehmen Mann beunruhigend fahrig erſcheinen. Die Frau Generalin bildete ſich unermüdlich nach den beſten Muſtern und ſtellte ſelbſt ein weibliches Muſter dar, auf deſſen Haltbarkeit niemand gegründetes Vertrauen hatte. Sie ſtrebte ſeit achtzehn Jahren, den kleinen Betrug zu verwiſchen, der ihre zweite Ehe geknüpft hatte, indem ſie die wohlhabende Witwe mit Erfolg ſpielte. Die beiden Söhne hielten ſich den Eltern in höflichſter Weiſe fern, das Band der Aufrichtigkeit vereinte dieſe Familienmitglieder durchaus nicht. Die drei blonden, kleinen, runden Töchter ſahen ſich ſo ähnlich, daß man ſtets unſicher war, von welcher man eben angelächelt wurde. Sie waren ſiebenzehn, fünfzehn und dreizehn Jahre alt und wußten, daß ſie ſich verheiraten oder dereinſt darben müßten. Da der General noch aktiv war, glaubten ſie an einen ernährenden Eheſtand. Sie konnten bequem unter Alarichs erhobenen Armen herlaufen, und die älteſte, Mimi, ſagte, als ten Wolde über ihre Kleinheit lächelte:

„Wir reichen Ihnen doch bis ans Herz!“

„Ja, bis ans Herz!“ wiederholte er ſo ernſthaft, daß Sabine ihn überraſcht anblickte. Die Kleinen hatten aus der beſondern Rückſichtnahme ihrer Stiefſchweſter für den Recken gewittert, daß derſelbe eine Zukunft habe, und wimmelten nun eifrig in ihren hellen Satinkleidern um ihn herum; er wurde ſo lebendig, als er ihnen im Garten Wurf- und Kraftproben zeigte, daß Sabine herzu trat und fragte:

„Gefallen Ihnen die drei Mädchen?“

„Wenn man nur wüßte, welche von ihnen die puzzeligſte iſt!“ war ſeine Antwort. Seine gute Laune galt inzwiſchen weniger den puzzeligen Baroneſſen, als der Beobachtung, daß Sabine auf dieſelben eiferſüchtig ward, eine Beobachtung, die ihm den jungen Mädchen gegenüber zu doppelter Liebenswürdigkeit anſtachelte. Zum Diner ſetzte ſich die Hausfrau zwiſchen ihren Vater und Egon, welchen ſie überaus freundlich behandelte, aber für den Nachmittag bat ſie ſich Jung Alarichs Begleitung in ihrem Wägelchen aus, während die übrigen Herrſchaften den Break benützten; das Ziel der Fahrt war eine Milchwirtſchaft, deren Schweizer ſie mit Herrn ten Wolde in ſeiner Thätigkeit prüfen wollte, um ihn dann für ihre eigene Oekonomie zu mieten. Sabine legte die Zügel ſofort in Alarichs Hände und ſuchte eben nach einem Geſprächsanfang, als Alarich in ſeiner unvermittelten Weiſe ſagte:

„Sie müſſen Ihre Aufmerkſamkeit den neuen Tiefſtollen des Kohlenbergwerks zuwenden; man ſagt, dieſelben legen ein Salzlager frei, und dann wird der Fluß ſalzhaltig und Ihre Rieſelwieſen, die eine [illegible]

„Verkaufen?“ rief Sabine entſetzt. „Und einen andern in den gedrohten Nachteil ſtürzen?“

„Was ich unter der Hand erfuhr, kann ja auch der Käufer erforſchen!“ erwiderte Alarich wegwerfend. „Indem, gnädige Frau, ich weiß einen Käufer, der ein ſicherer Zahler iſt.“

„Sie wiſſen bereits einen? Aber das kommt über mich wie eine Lawine! Wo, wer iſt dieſer Käufer?“

„Wo? Hier neben Ihnen. Wer? Ich!“

„Mein Gott!“ ſeufzte die junge Frau und faltete die Hände ineinander, ganz hilflos.

„Sie wiſſen, daß Herr Müller Rabenhorſt zu hoch bezahlte, ich werde trotzdem dieſelbe Summe bieten!“

„Ah — und Mimi heiraten?“ ſchrie die Dame auf. „Glauben Sie denn, daß Papa Ihnen Mimi gibt?“

„Gewiß, gnädige Frau, wenn ich ſie begehre.“

„Und Sie werden meine Schweſter begehren?“

„Nein, denn ich bin verlobt.“

„Verlobt?“ murmelte die Witwe leichenblaß. Verlobt? Sie haben bereits gewählt?“

„Gewählt? Nein, gnädige Frau! Vor fünf oder ſechs Jahren wurde ein Verſpruch zwiſchen mir und Maria Angela Stroot, welche damals noch in die Schule ging, durch meine Eltern feſtgeſtellt; das Mädchen iſt eine Waiſe, ihr Beſitztum ſtößt an dasjenige meines Vaters, und ſie erbt von ihrem holländiſchen Großvater eine bis zwei Tonnen.“

„Wein?“ ſtaunte Sabine.

„Nein, Gulden!“

Sabine zog den Schleier vors Geſicht und wandte dasſelbe nach der andern Seite. Der reckenhafte Jüngling neben ihr lächelte wie ein Teufel; er hatte die hübſche, ſonſt ſo ſelbſtbewußte Frau förmlich unter die Stampfmühle heftiger Eindrücke gelegt, ſie war geradezu verwirrt unter der Wucht derſelben.

„Lieben Sie dieſe — dieſe Maria Angela?“ fragte ſie nach einer Weile mit ſchwankender Stimme.

Alarichs blaue, unerbittliche Augen ſuchten die ihrigen.

„Lieben?“ gegenfragte er langſam. „Daran habe ich noch nicht gedacht, das fragt man ſich bei der Heirat, und mich verlangt nicht nach der Ehe. Marengel iſt ein gutes, ſicheres Mädchen, und meine Eltern halten große Stücke auf ſie!“

„Wenn — wenn ich den Gedanken, Rabenhorſt zu verkaufen, ausführen muß,“ begann Sabine nach längerem Schweigen, „dann iſt es unnütz, jetzt einen neuen Molkereibetrieb einzurichten.“

„Durchaus nicht, der Käufer billigt dieſe Einrichtung; außerdem —“

„Nun?“

„Könnte ja die Sache ſo geſtellt werden, daß der Kauf erſt in einigen Jahren ins Leben tritt oder auch gar nicht, wenn der Salzſchaden nicht ſo bedeutend einwirkt.“

„Bitte, reden Sie nicht mehr davon, mein Kopf iſt nicht ſtark genug!“ bat Sabine traurig. „Ich muß mir's erſt zurechtlegen.“

„Und dann Nein ſagen, nicht wahr?“

Die Peitſche pfiff ſcharf über die glänzend glatte Croupe der Pferde, ſo daß dieſelben aufbäumten.

„Ich habe Ihnen noch niemals Nein geſagt,“ war die leiſe, ſchier verzagte Antwort.

„O!“ rief Jung Alarich, und ein lebhaftes Rot lief über ſein Antlitz. Dann faßte er ihre ſchmale Hand und drückte ſie heftig bis zum Schmerz, um dieſelbe eben ſo plötzlich wieder fahren zu laſſen. „Ich vergaß Marengel!“ ſprach er vor ſich hin.

Beide ſchwiegen, bis ſie am Ziele der Fahrt hielten, und für den Rückweg mußte Gregor die beiden jüngſten Schweſtern kutſchiren, indes Sabine und Herr ten Wolde mit in den Familienwagen ſtiegen. Die junge Witwe war lebhaft erregt, Alarich ſchwieg zum Verdruß des kleinen Fräuleins Mimi gänzlich. Als die Hausherrin wieder allein in ihrem Zimmer war, warf ſie ſich ungeſtüm auf die Chaiſelongue und barg ihr zuckendes Geſicht in die Hände.

„Er liebt ſie nicht, er liebt ſie ja gar nicht!“ flüſterte ſie, und ſich jäh aufrichtend: „Liebe ich ihn denn?“ Sie beantwortete dieſe Gewiſſensfrage nicht, ſie konnte es nicht. Alarich beherrſchte ſie, das ſtand feſt, ja, ſie folgte ihm mit leidenſchaftlicher Hingabe, und doch fühlte ſie ihren Geiſt gedrückt und eingeengt durch ſeinen Einfluß in unheimlicher Art; was er heute äußerte, machte ſie innerlich triumphiren, und doch auch entſetzte ſie ſich, denn wenn ſie ſich den Händen dieſes großen Burſchen anvertraute, war ſie fortan ein willenloſes Nichts.

Jung Alarich dachte in ſeinem Gemache, gerade über Sabinens Scheitel, ebenfalls an die Vorgänge des Nachmittags. Sein böſes Lächeln entſtellte das blonde Antlitz, die Lippen waren geſchloſſen, aber ſein Selbſtgeſpräch im wuchtigen frieſiſchen Plattdeutſch lautete ungefähr ſo: „Das mit dem Gutsverkauf war ein Meiſterwurf; wenn man dieſe kleinen Mücken blendet, taumeln ſie geradewegs in die Flamme. Ich bin verlobt — mithin ein wahrer Schwerenöter; ſie denkt daran, Marengel zu verdrängen, ſie wird für nichts anderes Gedanken haben, und gälte es, den Fluß zu durchſchwimmen, die Hinderniſſe feuern ſie an — ich habe mein Spiel gewonnen, aber ich ſpreche nicht zu ihr, ſie, ſie ſoll mir, mir, Alarich ten Wolde, ihre Hand anbieten. Sabine iſt ärmer als Marengel und wahrlich nicht fügſamer, aber durch Sabine kann ich Stellung und Einfluß erlangen; das iſt's, ich will hinauf über die Menge!“

Sein Geſicht wurde ernſthaft, und er ſprach laut: „Ich kann alles erreichen, nur — das Schuſtermädchen darf ich nicht erſtreben, obwohl ſie mehr wert iſt als alles andere!“

Alarich und Sabine ſuchten kein Alleinſein, er nicht, weil ſie ihm „aus der Hand freſſen ſollte“ wie ein zahmes Täublein, ſie nicht, weil ſie die holden Vorahnungen nicht unterbrechen wollte, welche ihr ausmalten, wie dieſer urtümliche Wahrheitsmenſch um ihre Liebe rang. Und das große Feſt nahte ja auch, zu deſſen Verherrlichung die Gäſte in Rabenhorſt in lebenden Bildern mit Deklamationserklärung und entſprechender Muſik beizutragen hatten. Sabine war gegen Egon ungemein mild; ſie wollte ihn ja durch das überraſchende Erſcheinen der ſchönen Schuſterstochter in ſeiner Treuloſigkeit entlarven und dann ihre Hand Jung Alarich reichen. In Liebesintriguen ſind zumeiſt die Witwen weitaus energiſcher als gereifte Mädchen; Sabine zögerte nicht, einem eigenartigen, ihr gleichalterigen Mann entgegenzukommen, indem ſie ſich verheimlichte, daß derſelbe ihr niemals eine Herzensäußerung zu teil werden ließ. Die Liebe iſt blind, aber weniger für den erwählten Gegenſtand als gegen ſich ſelbſt. Sabine hatte bislang niemals zärtlich geliebt, ſie ſchmachtete darnach, dieſes Gefühl zu erwerben, und griff unbedenklich zu, als ein höchſt origineller Mann verſchiedene Schlaglichter über die Fläche ihrer Berufsthätigkeit warf.

Alarichs gleichförmige Haltung machte ihn dem vornehmen Geſellſchaftskreiſe gegenüber, welcher in Rabenhorſt zuſammenſtrömte, zu einer ſtilvollen Erſcheinung. Er blickte ſo gleichgiltig von oben herab auf all den irdiſchen Glanz, daß er die Betrachtung der Gäſte feſſelte, und es wurde gern geglaubt, daß er ein ſchwer reicher Mann ſei und ſich um niemand zu kümmern brauche trotz ſeiner Jugend. In den lebenden Bildern ſtand Alarich als Kreuzritter, welcher mit wuchtigem Schwert eine blonde Maid — Mimi — gegen einen Sarazenen verteidigt; der Sarazene war Gregor, und die zwei Kämpfer blickten ſich in der That ſo feindlich an, als brennten ſie, auf einander loszuhauen; namentlich der Tempelritter, den der weite weiße Mantel noch größer erſcheinen ließ, zeigte einen befremdenden Ausdruck unerbittlicher Blutgier. Den Schluß der Vorſtellung machte ein dämmeriges Bild, das vor grünen Warmhauspflanzen die Statue der Spes auf ihrem Poſtament zeigte, von verſchiedenfarbigen Lichtern abwechſelnd erhellt. Der Deklamator beklagte, daß dieſes Kunſtwerk die letzte Arbeit eines genialen Jünglings, gleichſam ein Aufſchwung des Genies in höhere Regionen ſei. Als ſich der Vorhang wieder teilte, ſtand wiederum die Spes da, von duftigen Wolken umzogen, die Zuſchauer wurden bereits ein wenig ungeduldig und zu ſcharfer Kritik geneigt, als die emporblickende Spes langſam und träumeriſch das Haupt bewegte, die ſchönen weißen Arme erhob und einen goldenen Anker erfaßte, der aus der Höhe niederſchwebte. Ein Schrei der Ueberraſchung begleitete dieſe äußerſt plaſtiſch durchgeführte Scene. Sabinens Augen ſuchten Egons Geſicht, aber derſelbe begegnete ihrem Blick ausdauernd und hingegeben, das wunderſchöne Mädchen da oben ſchien ihn nicht mehr zu intereſſiren als die marmorne Spes. Aber hinter ihrem Stuhl ſtand Alarich, die Hand auf die Lehne desſelben geſtützt, und dieſe Hand zuckte ſo heftig bei dem Lebendigwerden der Statue, daß Sabine wie bei einem Erdſtoß ſchwankte. Alarichs Geſicht war bleich geworden, und ſeine blauen Augen leuchteten leidenſchaftlich zu dem Modell hinüber, vor welchem ſich der Vorhang langſam ſchloß; es war aber, als ſchauten die zwei, Alarich und die Portierstochter, einander noch, den Vorhang durchdringend, an. Aber der junge Frieſe hatte ſeine Selbſtbeherrſchung nur ein paar kurze Sekunden verloren, dann ſchien ſeine Aufregung gänzlich verwiſcht und geebnet.

„Alarich, Sie lieben dieſes Weib!“ murmelte peinvoll die Hausfrau zu ihm empor.

„Ja, gnädige Frau, ſo wie ich den Mondſchein liebe!“

„Nie anders?“

„Nie, gnädige Frau!“

Die Geſellſchaft rief: „Dacapo!“ Alsbald ſtimmte die Muſik das Notturno wieder an, und langſam wich der Vorhang; aber auf dem Wolkenhintergrund ſtand nicht das träumeriſche Spesmodell, ſondern eine beinahe noch mehr befremdende Erſcheinung, ein großes, blühendes Weib, an deren hübſches Antlitz ſich die goldenen Ohreiſen der holländiſchen Spitzenhaube ſchmiegten. Der Kantenüberwurf des Kopfputzes wurde auf der Stirn von leuchtenden Diamantähren gehalten, auch der kleine Halskragen war mit einem Diamantſchmuck nationaler Faſſung gehalten, die lange ſeidene Jacke, die bis auf die Kniee hinabreichte, ließ einen Rock aus ſchwerer ſchwarzer Seide und ein paar kräftige Lederſchuhe ſehen. Das noch kindlich weltfremde Geſicht der Fremden wandte ſich neugierig, aber keineswegs erſchrocken dem ſtaunenden Publikum zu, und dann ſprach ſie:

„Ich ſuche Alarich ten Wolde, und das Mädchen aus der Stadt brachte mich hieher!“

Alarichs Hand hatte zum zweitenmal auf Sabinens Stuhllehne gezuckt, aber, ſofort Herr der Situation, trat er gegen die Bühne, ſchob den Vorhang ſo weit zurück, daß die Holländerin in den Saal treten konnte, und entgegnete:

„Ich denke, Marengel, ich bin doch ſichtbar genug!“

Die beiden Beteiligten an dieſer unerwarteten Vorſtellung ſchienen dieſelbe ſo ſelbſtverſtändlich zu halten, daß ſie faſt wie eine Verabredung verlief. Sabine ſtand ſchon vor der hochgewachſenen Jungfrau, reichte derſelben die behandſchuhte Hand und ſprach:

„Ich heiße Sie in meinem Hauſe willkommen, Maria Angela Stroot!“

„Danke, Mevrouw!“ entgegnete das Mädchen: „Nehmt es nicht für ungut, daß ich ſo daherkomme, aber uns in Friesland verlangte es zu wiſſen, weshalb Alarich ten Wolde nicht heimkehrte.“

„Ich denke, Meisje, ich gehe meinen Weg in meiner Art!“ erwiderte Alarich hochfahrend.

(Fortſetzung folgt.)

Joſef von Weilen.

(† 3. Juli 1889.)

Unvermutet raſch iſt dem Kronprinzen Rudolf von Oeſterreich ſein literariſcher Adlatus in den Tod nachgefolgt. Der Schriftſteller, den der Kaiſersſohn mit ſicherem Blick als den rechten Mann für die Leitung des großen Werkes „Oeſterreich-Ungarn in Wort und Bild“ erkannte, hat die Feder ſinken laſſen, die er ſtets gewandt und die literariſche Würde wahrend — wenn auch mit wechſelndem Erfolge — geführt. Weilen war längſt kein Neuling mehr, als er dem ſchönen Plane des Prinzen näher treten durfte; ſein Name war ein allgekannter und ſein Ruf ein gefeſtigter. Seine Dramen hatte er über die Bretter der Burgbühne ziehen ſehen, ſeine erzählenden Schriften waren in hervorragenden Blättern erſchienen. Der reife Mann mit dem ergrauenden Haupt- und Barthaar begeiſterte ſich mit der Friſche eines Jünglings für das literariſche Unternehmen, dem er ſich voll und ganz weihte. Sein freudiger Eifer, für den es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten gab, wird allen unvergeßlich bleiben, die ihn in raſtloſer Unermüdlichkeit an der Arbeit geſehen. Einem Werke vorzuſtehen, das ſo viele Mitarbeiter „in Wort und Bild“ zählt wie das kronprinzliche, iſt kein leichtes Amt, denn „Viel Köpf', viel Sinn" gilt hier mehr als anderswo. Es hieß ausgleichen, vermitteln, und Weilen erwies ſich als Diplomat ſo gewandt wie als [illegible].

Als langjähriger Präſident des Wiener Schriftſteller- und Journaliſtenvereins, der weit und breit bekannten „Concordia", hat ſich Weilen ein nicht minder ehrendes und bleibendes Gedenken geſichert. Auch das Amt war kein leichtes und erheiſchte einen taktvollen, verſtändigen Mann. Seiner ſicheren, [illegible] Führung, ſeinem [illegible] Auftreten wird man alle Anerkennung gern zollen. Er konnte ſtreng und mild ſein, je nachdem es gut und nötig war. Weilens Dramen „Triſtan" — „Heinrich von der Aue" — „Edda" — „Drahomira", „Graf Horn" — „Roſamunde" — „Der neue Achilles" — „König Erich" — haben ſich freilich, ſo anregende Scenen einzelne auch enthalten, nicht für die Dauer auf der Bühne zu halten vermocht. Die Sprache iſt edel, die Form glatt, der Aufbau korrekt, aber es fehlt der ſtarke dramatiſche Nerv. Es war der Schmerz ſeines Lebens, daß er als Bühnendichter ſich nicht behaupten konnte. Schon als Herausgeber des Grillparzerſchen Nachlaſſes aber hat er höchſt Dankenswertes geleiſtet. Weilen hatte — wie Laube berichtet — die überaus mühevolle Arbeit unternommen, aus vergilbten alten Zeitungen, aus vergeſſenen Almanachen, aus loſen Blättchen, mit Bleiſtift [illegible] Gedichte in einen Band, der [illegible] und [illegible] zu vereinigen. Die Anordnung und Zuſammenſtellung ſind ſo überſichtlich, als ſorgfältig. Er hat uns den Lyriker und Epigrammatiker Grillparzer eigentlich geſchenkt, und das ſoll ihm unvergeſſen ſein.

Sein urſprünglicher Familienname lautet „Weil". Als Sohn armer Eltern erblickte er am 28. Dezember 1828 zu Tetin, einem kleinen tſchechiſchen Dorfe unweit von Prag, das Licht der Welt. Er durchlebte eine drangvolle, an Entbehrungen jeder Art überreiche Jugend- und Studienzeit. 1847 kam er nach Wien und wollte Poet oder Komödiant werden — es galt ihm faſt gleich. Er wurde aber vorläufig keins von beiden, ſondern Soldat und machte mit in den ungariſchen Feldzug. Aber aus dem Krieger entpuppte ſich erſt ein Schulmeiſter, dann ein Bibliothekar, dann ein Dichter — endlich ein Hofrat, als welcher er denn [illegible] plötzlich geſtorben iſt. Er hinterläßt einen begabten Sohn, der die litterariſchen Schwingen bereits geregt hat und ein tüchtiger Literarhiſtoriker zu werden verſpricht.

Weilens letzte poetiſche Arbeit war der ſceniſche Prolog zur Eröffnung des neuen Wiener Burgtheaters. Er zählte zum Beſten, was Weilen geſchrieben.

Ar. Fr—nn.

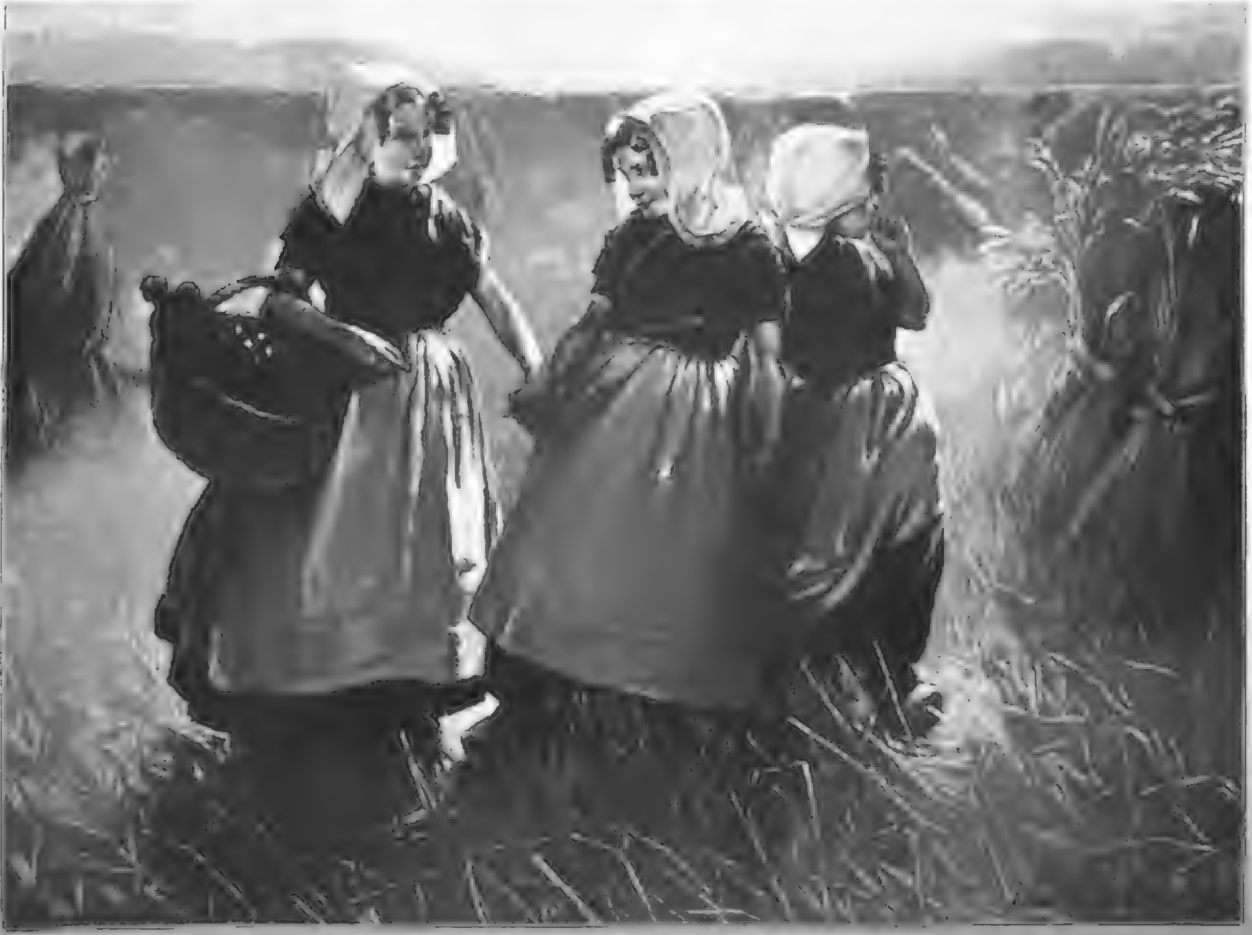
† Hofrat Joſef von Weilen.

[illegible]

Zur Erntezeit in Seeland.

Unter allen Provinzen der Niederlande iſt Seeland wohl die intereſſanteſte. Nirgends trägt die Landſchaft die Merkzeichen des ewigen harten Kampfes des Menſchen mit dem Meere ſo deutlich ausgeprägt, wie hier. Ohne die ſchützenden Vorrichtungen der Deiche, Dämme und Schleuſen wäre das Waſſer und damit der größte Teil [illegible] Gebiet. Meereseinbrüche verſchlingen heute, was geſtern noch trocken aus den Fluten tauchte, und umgekehrt werden zu gleicher Zeit an anderer Stelle die Schlammablagerungen der Flüſſe neue feuchte Landſtriche über die Wellen heben. Der Menſch erſt hat durch eiſernen Fleiß in dies Chaos Ordnung und Beſtand gebracht und Land und Meer durch mächtige, koloſſale Deiche von einander geſchieden. „Gott hat das Meer geſchaffen und der Holländer das Land", ſagt ein altholländiſches Sprichwort. [illegible] verehrt die [illegible] dieſer Schutzdeiche, jener verſtorbenen [illegible].

Es liegt ein eigener Reiz darin, durch dieſe Gebiete zu fahren und vom hohen Schiffsdeck weg



Zur Erntezeit in Seeland. Gemälde von Paul Hoecker.

in die Landſchaft hinaus zu ſchauen. Auf der einen Seite fluten die gelblichen Wogen, rauſchen um alle Bollwerke des Landes und ſpülen brodelnd über weite, ſchlammige, muſchelreiche Bänke; in der Ferne aber leuchtet der offene, hohe Meereshorizont im ſilbernen Glanz. Jenſeits der Deiche dagegen ſchweift der Blick über grüne, ſaftige Wieſen in buntem Blütenſchmuck, über üppige Gemüſefelder und wogende, maſtige Getreidefelder. Weiterhin ragen plumpe Kirchtürme über niedrige, reinliche, weiße Bauernhäuſer mit roten Ziegeldächern, und hohe Windmühlen drehen daneben raſtlos ihre rieſigen Flügel. Zwiſchen allem durch aber ziehen ſich wie ein einziges, endloſes Waſſernetz, tauſende von kleinen Gräben und Kanälen, welche das fruchtbare ſchwarze Marſchland, von Millionen kleinen Meerestieren gedüngt, entwäſſern, und auf deren Oberfläche breite, helle Seeroſenblätter und andere Pflanzen ruhen.

Aus unſerer humoriſtiſchen Mappe.

Originalzeichnungen.

Schüler: „Laſſen Sie mich hinaus, Herr Meier, ich habe ſchon ſo viel Waſſer geſchluckt!"
Schwimmlehrer: „Schadet nichts, mein Sohn — es iſt genug davon da!"

Gaſt: „Mein Fräulein, ich glaube faſt, Ihre prachtvollen Zähne ſind ebenſo falſch wie Ihre Diamanten!"
Kellnerin: „Ja, denken Sie etwa, daß man ſich in dieſen ſchlechten Zeiten echte leiſten kann?"

Frau: „Sieh Dir einmal dieſes ſonderbare Ehepaar da vor uns an. Sie eine ſolche Schönheit und er ſo grundhäßlich!"
Mann (ſeufzend): „Ja, ja, das Schickſal erlaubt ſich manchmal recht ſchlechte Witze!"

Tante: „Ich glaube gar, Du wünſchſt der Erbſchaft wegen meinen baldigen Tod herbei!"
Neffe: „Aber, liebe Tante, ganz im Gegenteil, ich wünſche Dir ja ſogar das ewige Leben!"

„Sagen Sie 'mal, Dienſtmann, können Sie mir hier vielleicht einen guten Fremdenführer empfehlen?"
„O ja, meinen Bruder, das iſt der geſcheiteſte Fremdenführer der ganzen Stadt!"
„Dann wird er aber wohl ſchwerlich anzutreffen ſein!"
„O doch, der iſt immer zu Haus'!"

Die kleine Erna (im zoologiſchen Garten, vor dem Elefanten, zu ihrer Bonne): „Fräulein, hat den auch der Klapperſtorch gebracht?"

Seltſam, wie das Land ſelbſt, ſind auch deſſen Bewohner. Es iſt ein derber, urkräftiger Menſchenſchlag. Stürme und Gefahren haben ihn geſtählt. Iſt doch ſein ganzes Leben nur ein einziger, klug geführter Erhaltungskampf gegen die Gewalt und Begehrlichkeit der beweglichen, ihn umbrandenden Gewäſſer, deren Spiegel bei jeder Flut um mehrere Fuß höher als ſein Heimatboden liegt. Dazu haben ſich manche rauhe Gewohnheiten des Seelebens hier eingebürgert, da Land- und Seehandwerk hier allerwärts ſich veräſteln und in einander greifen. Auch die Tracht blieb bisher hier noch landesüblich, und noch heute zieren hübſche weiße Spitzenmützchen und goldene Spiralreifen neben den Schläfen die meiſt rundlichen, blonden und von Geſundheit ſtrotzenden Geſichter der Seeländerinnen. Drei dieſer Geſtalten begegnen uns auf unſerem Bilde. Sie tragen ſchon in ihrem kindlichen Alter deutlich das Gepräge des alten niederſächſiſchen Stammes. Ihre Geberden und Mienen verraten Luſt und Heiterkeit. In fröhlichem Reigen unter Geſang, Jauchzen und Scherzen kehren ſie eben von der Ernte heim.

Vielleicht hat zu der ausgelaſſenen Stimmung auch der Inhalt des Kruges mitgewirkt, den die eine gefüllt mit ſich im Korbe führt.

Allzu große Schüchternheit iſt den jungen Seeländerinnen nicht eigen; ſind ſie doch alle, ſobald ſie erſt einmal zu den Erwachſenen zählen, gewöhnt, zur Zeit der Kirmes, die häufig mit dem Erntefeſt zuſammenfällt, ſich ihren Burſchen ſelbſt auszuwählen, den, der ihnen juſt gefällt, für den ſie dann alles mit bezahlen, und der ſie dafür die Tage hindurch überall hinzuführen, auf die Tanzböden und in die Wirtſchaften mitzunehmen hat. Sogar uns, als Fremden, iſt es oft geſchehen, daß wir bei Wanderungen in dieſer ſeeländiſchen Inſelwelt von einzeln oder truppweiſe ohne männliche Begleitung zu entfernten Dörfern zur Tanzmuſik ziehenden Bauernmädchen halb ſcherzhaft, halb im Ernſte aufgefordert wurden, uns ihnen anzuſchließen.

Karl Kolbach.

Nachklänge von der Stuttgarter Jubelfeier.

(Hiezu die Bilder Seite 880 und 881.)

Die beiden Scenen, die wir heute unſeren Leſern im Bilde vorführen, bedürfen nach dem, was wir über die betreffenden Feierlichkeiten bereits auf Seite 851 bis 855 berichtet haben, nur noch weniger erläuternder Worte. Die eine unſerer Abbildungen verſetzt uns in den zum Feſtſaal umgewandelten Theaterraum am Abend des Huldigungsfeſtes, das der Verein zur Förderung der Kunſt veranſtaltete. Das Feſtſpiel iſt vorüber, und auch der feierliche Umzug der Teilnehmer desſelben geht ſeinem Ende entgegen. Einige der jungen Damen in etwas moderniſierter griechiſcher Gewandung, die in dem glänzenden Schlußtableau beſchäftigt waren, ſteigen ſoeben die von der Hofloge in den Saalraum herabführende Freitreppe nieder, nachdem auch ſie bereits an den im Saale weilenden Allerhöchſten Herrſchaften vorüberzezogen ſind und Worte huldvoller Anerkennung geerntet haben. Die ſchwäbiſchen Bauern aus der erſten und die hiſtoriſchen Geſtalten aus der zweiten Abteilung des Feſtſpiels haben ſich bereits plaudernd und ſcherzend unter das Ballpublikum gemiſcht, das den Zuſchauerkreis des Feſtſpiels gebildet. So ſehen wir dicht neben dem ſchwarzen Frack, der vorſchriftsmäßigen Gala-Uniform und der modiſchen Balldamentoilette biederes Landvolk, mittelalterliche Ritter und Edeldamen, glänzende Geſtalten aus der Renaiſſance und aus der Wertherzeit. Noch wenige Minuten, und die Klänge eines luſtigen Walzers werden dieſe luſtwandelnden Paare zum wirbelnden Reigen rufen, mit welchem das die zweite Hälfte des Abends ausfüllende Ballfeſt ſeinen Anfang nimmt.

Das zweite Bild führt uns auf den „Waſen" bei Cannſtatt am Tage der großen Parade. Im Hintergrund ſehen wir über die Wipfel der Bäume den hoch aufſtrebenden Turm der Cannſtatter Stadtkirche emporragen. Der Moment aber, der ſich im Mittel- und Vordergrund abſpielt, iſt der bedeutſamſte des Tages. Der Kaiſer führt ſalutierend ſein württembergiſches Infanterieregiment dem König Karl vor, der, in ſeinem Wagen ſtehend, mit militäriſchem Gruß dieſe Courtoiſie entgegennimmt, während in dem zweiten Wagen die junge Kaiſerin an der Seite der Königin Olga dem impoſanten Schauſpiel zuſieht. Hohe Militärperſonen aus allen Ländern, viele unter ihnen von fürſtlichem Geblüt, bilden den glänzenden Stab, der die linke Seite des Vordergrundes erfüllt. In ihrem Rücken befanden ſich die umfangreichen Tribünen, auf denen Kopf an Kopf gedrängt die nichtmilitäriſchen Zuſchauer ſaßen.

Wie unſere Voreltern wohnten.

Von

Detlev von Geyren.

(Nachdruck verboten.)

Es gehört zu den Moden unſerer Zeit, die Wohnungen, wie man ſagt, „ſtilgerecht" altdeutſch einzurichten. Bequem iſt das nun zwar nicht, denn am beſten und behaglichſten wohnt man jedenfalls, wenn man ſich an keinen Stil bindet, ſondern allen Hausrat ſo einrichtet, wie er eben für den Gebrauch am zweckmäßigſten iſt und den perſönlichen Bedürfniſſen am meiſten entſpricht.

Was den Schmuck der Wohnungen betrifft, ſozuſagen den geiſtigen und künſtleriſchen Reiz des täglichen Lebens, der die Erholung bieten ſoll von den Mühen und Arbeiten, welche jeder Beruf, dem Reichen ſowohl wie dem Armen, [illegible] ſo vermag ich auch nicht zu [illegible], was eine [illegible] ſtilgerechte Einrichtung, die [illegible] rungen aus den verſchiedenen Zeiten darbietet, in welchem der Blick überall Bilder findet, die das vergangene Denken, Schaffen und Empfinden der Vorfahren uns vor Augen führen, ſo daß man hier bei dem Anblick einer Antike von den griechiſchen Altertümern träumt, dort in das klirrende, romantiſche Mittelalter zurückſchaut und dann wieder den zierlichen Menuettſchritt und die pointierten Bonmots der Renaiſſance- und Rokokozeit vor ſich heraufſteigen ſieht.

Aber davon abgeſehen, unſere ſogenannten altdeutſchen Zimmer ſind in der That ſehr weit davon entfernt, treffende Bilder des vergangenen häuslichen Lebens unſerer Voreltern zu ſein, und wir müßten, wenn wir wirklich ſtilgerecht altdeutſch wohnen wollten, noch ſo unendlich viel von unſerer gewohnten Behaglichkeit aufgeben, daß die wenigſten unſerer Leſerinnen wohl damit zufrieden ſein würden.

Sehen wir uns einmal an, wie denn unſere Vorfahren wirklich wohnten und in ihrer Häuslichkeit lebten, als noch die heutige Technik und Kunſtfertigkeit nicht in den Dienſt des täglichen Lebens geſtellt waren!

In den älteſten Zeiten vor Karl dem Großen gab es keine eigentlichen Städte in Deutſchland, ſondern nur Dörfer, und jeder baute ſein Haus nach Belieben an eine Stelle, die ihm beſonders zuſagte. Man hatte dort Sommer- und Winterwohnungen. Die Sommerwohnung war ein Haus von Baumſtämmen, deren Fugen mit Moos ausgeſtopft und mit Lehm verklebt waren. Das Dach war von Rohr, eine Thür ohne Flügel bildete den Eingang. An den Seiten fanden ſich Luftlöcher, um das Licht einzulaſſen und dem Rauch Auszug zu geben. In dieſem Hauſe, das bei den Reicheren von außen mit Farbe angeſtrichen wurde, wohnten Menſchen und Vieh, nur durch Gatter getrennt. Die Winterwohnung befand ſich unter der Erde und wurde von oben mit einer ſtarken Schicht Miſt bedeckt, und auch die Wohnungen der Fürſten und Vornehmen zeichneten ſich nur durch größere Ausdehnung und zahlreichere Räume aus. Oeffentliche und Privatfeſtlichkeiten wurden auf den Höfen und im Freien begangen. Die Wohnungen dienten eben nur zu Schlafräumen, zum Schutz gegen die Witterung während der Nachtruhe.

Bis gegen das Jahr 800 hin entwickelten ſich die Wohnungen ſchon weiter. Der Sitz eines reichen und vornehmen Herrn jener Zeit beſtand nach Anton (Geſchichte der deutſchen Landwirtſchaft) aus folgenden Stücken:

Zunächſt die sala, der Saal, das eigentliche Wohnhaus des Herrn und ſeiner Familie, von Baumſtämmen aufgeführt, ſelten von Steinen oder Ziegeln, einſtöckig, nach der Anzahl der Familienglieder und nach den Geſchlechtern durch Bretterwände in einzelne Abteilungen geteilt. Das Dach wurde von einer Säule in der Mitte des Hauſes getragen und ſtützte ſeine Ecken auf auswendig aufgeſtellte Säulen, welche das Haus umgaben und ſo einen bedeckten Gang, eine ſogenannte Laube um dasſelbe bildeten. Daneben befand ſich die scuria, der Viehſtall; in einem weiteren Bau ähnlicher Art die grania, der Kornboden; dann die cellaria, das Kellerhaus; die stuba, das Badhaus, ſehr originell eingerichtet mit großen Gefäßen, in welche das Waſſer eingetragen wurde; der Schafſtall (ovile), der Schweineſtall (domus porcaritia) und endlich der Speicher (spicarium).

Unter Karl dem Großen begann man ſchon ſteinerne Gebäude aufzuführen und die fürſtlichen und öffentlichen Gebäude zeigten ſteigende Pracht, wie das Schloß zu Ingelheim und der Dom zu Aachen.

Anton beſchreibt ein Herrenhaus auf den Gütern Karls des Großen. Dasſelbe war von außen ſteinern, von innen hölzern. Es enthielt drei Stuben, elf Arbeitsräume, ein Kellergewölbe. Das ganze Haus war rings umher, wie noch heute die Schweizerhäuſer, mit Söllern oder Balkonen umgeben, welche bedeckt waren und nur in der wärmeren Jahreszeit zum Aufenthalt dienten. Man rechnete den Preis eines ſolchen Herrenhauſes im Jahre 893 auf zwölf Schillinge.

Das Hausgerät in einem Herrenhauſe Karls des Großen, des mächtigſten Herrſchers der Welt, beſtand aus fünf Betten, drei ehernen und ſechs eiſernen Keſſeln, fünf Keſſelhaken, einem eiſernen Leuchter, ſiebenzehn mit Eiſen gebundenen [illegible] dazu Sicheln, Hacken, Ketten. Ferner fanden ſich [illegible] einen Feuerbock, ein Handtuch. An ſonſtigem Ge[illegible] es auf dieſem Herrenſitz drei hölzerne Schalen [illegible] gedrehte, zwei kupferne Keſſel, eine eiſerne P[illegible] Keſſelhaken, einen Leuchter, zwei Aexte, eine Hacke, zwei Bohrer, ein Beil und ein Schnitzmeſſer.

Man ſieht, daß ein kaiſerliches Herrenhaus auf dem Lande damals kaum den Hausrat eines mäßig wohlhabenden Bauernhauſes unſerer Tage erreichte.

J. G. Krauſe (Geſchichte der merkwürdigſten Begebenheiten des heutigen Europa) beſchreibt die namhafteſten Städte, wie ſie um 1300 waren. Die Gaſſen, ſagt er, ſind eng und krumm und die Häuſer in den innerſten Teilen gegen die Kirche und den Markt hin dicht aneinander gedrängt. Sie hatten Erker und Lauben, Treppen und Vorſprünge, welche die krummen und unregelmäßigen Straßen noch mehr verengten. Die Häuſer, welche man Buden oder Koben nannte, waren von Holz und mit Stroh oder Schindeln [illegible]

mauern, den Thoren und Türmen allgemein. Karl der Große ließ zu ſeinen Paläſten und zu den Stadtbauten in Aachen und Magdeburg, ſowie für viele Domkirchen und Klöſter italieniſche Trümmer mit großer Mühe anfahren, und die Strafen für Vergehen beſtanden — wie zum Beiſpiel in Utrecht und Harlem — in der Lieferung von einigen tauſend Mauerſteinen an die Stadt.

Rauchfänge werden — nach einem Buche von Beckmann — erſt um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Paris gebräuchlich. Bis dahin ließ man den Rauch zu den Fenſtern hinausgehen. In den Wohnzimmern fror man oder half ſich mit Kohlenbecken. Die Rauchfänge verbreiteten ſich ſchnell. Im Jahre 1454 waren ſie in Wien allgemein, und in der Feuerordnung aus jener Zeit war bereits vorgeſchrieben, daß jeder ſeinen Rauchfang regelmäßig kehren laſſen müſſe. Dieſer Fortſchritt, den das ſtädtiſche Leben und das Bauweſen in Wien zu jener Zeit ſchon gemacht hatte, erregte allgemeine Bewunderung. Dazu kam, daß die Fenſter, wie wir ſie uns heute denken und als etwas ganz Natürliches und Selbſtverſtändliches betrachten, erſt nach der Zeit Karls des Großen ſehr langſam in Deutſchland Eingang fanden. Im zehnten Jahrhundert zwar werden ſchon Glasfenſter erwähnt; man hatte ſie vorzugsweiſe von gefärbtem Glaſe, allein ſie waren eine große Seltenheit und kamen nur in Kirchen und fürſtlichen Paläſten als ein beſonders bewundernswerter Luxus vor. Erſt gegen Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, alſo zu einer Zeit, welche wir uns von hoher Romantik erfüllt denken, wurden ſie allgemeiner, blieben aber doch immer noch ein Luxus. Sie beſtanden aus kleinen runden, mit Blei untereinander verbundenen Scheiben, welche in der Mitte erhaben waren, gar keine Ausſicht geſtatteten und das Licht nur trüb einfallen ließen. In wohlhabenden Häuſern hatte man ſtatt deſſen das ſogenannte Marienglas, Oelpapier, dünn geſchabte Hornſtücke oder auch Tuch, das einfach auf die Fenſterrahmen aufgenagelt wurde, aber faſt gar kein Licht einließ. Noch im Jahre 1458 erwähnt Aeneas Sylvius als eine ganz beſondere Merkwürdigkeit und ein Zeichen von großer Pracht in Wien und Baſel, daß dort die meiſten Häuſer ſchon Glasfenſter hätten.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fing man an, die Häuſer von außen mit Gemälden zu ſchmücken, wie man ſie heute noch in Nürnberg, Hildesheim und anderen alten Städten findet; auch brachte man allerlei anderen Schmuck und Schnitzwerk an den Außenſeiten an und ſetzte auf die Giebel Wetterfahnen oder Hirſchgeweihe. Dieſe Wetterfahnen waren urſprünglich ein Vorrecht des Adels, und um ſie auf ſeinem Hauſe anbringen zu dürfen, mußte ein Ritter bei der Erſtürmung einer feindlichen Stadt der erſte geweſen ſein und ſeine Fahne auf die Mauern geſteckt haben. Bald aber wurde der Zierat allgemein und auch auf den Bürgerhäuſern nachgeahmt.

Auf die öffentlichen Gebäude wurde dann allerdings immer mehr Pracht und Aufwand verwendet, namentlich auf die Kirchen, Rathäuſer und die Spitäler. Das Rathaus faßte meiſt zugleich das Gewandhaus, die öffentliche Wage und den Wein- und Bierkeller der Stadt — woher noch heute die vielen Ratskeller ſtammen — in ſich.

Die Krankenhäuſer waren damals von großer Wichtigkeit, weil man noch mit der Peſt und dem Ausſatz zu kämpfen hatte und die an dieſen fürchterlichen Seuchen Erkrankten von alters her abgeſchloſſen werden mußten. Ebenſo wurden auch ſchon in früherer Zeit zweckmäßig eingerichtete, geräumige Badeſtuben erbaut, und die alten Bader, wie man die Barbiere nannte, trugen ihren Namen wirklich mit Recht, denn ſie hatten vollſtändige Badeſtuben, welche zu jener Zeit im eng eingeſchloſſenen Leben der Städte eine ſanitätspolizeiliche Notwendigkeit waren. Aber auch als man die Häuſer ſchon äußerlich mit wertvollen Gemälden und Kunſtſchnitzereien ſchmückte, blieb doch das innere Leben außerordentlich anſpruchslos. Selbſt bei den Reichen und Vornehmen waren die Zimmer klein und düſter, mit Fußboden und Wandgetäfel von Holz, und ſo ſehr man bei Gaſtereien üppig lebte, ſo einfach war doch immer wieder die tägliche Koſt und der tägliche Trunk. Geſelligkeiten fanden auch wenig in den Häuſern ſtatt. Die Zünfte hatten ihre Zunfthäuſer, in deren Sälen man die Beratungen über Zunftangelegenheiten hielt, aber auch die Hochzeiten und Familienfeſte der Zunftgenoſſen feierte. Die Geſchlechter der adeligen und bürgerlichen Patrizier hatten ihre ſogenannten Geſchlechterſtuben, in denen ſich alle Anverwandten und Angehörigen einer Familienverbindung ebenfalls zu ihren Gelagen und Feſten verſammelten. Hier fanden alle Jahre zweimal während der Faſtnachtszeit die großen ſogenannten Geſchlechtertänze ſtatt. Ebenſo hatten dann ſpäter auch die Kaufleute ihre Stube. Es wurden auch Tanzhäuſer für die niederen [illegible] und das Volk erbaut, in welchen beſtimmte Geſellſchaften ſich zuſammenthaten, um dort ihre Tänze zu feiern. Di[illegible] weitläufigen und zierlichen Zimmern, den Sälen, Stuben und Kabinetten des Herrn ſelbſt, welche ſowohl wegen des vergoldeten Gebälks als der übrigen Zierate und der nicht gemeinen Zierlichkeit ſeines Bettes das Allerſchönſte ſind. Daran ſtößt eine dem heiligen Sebaſtian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem koſtbarſten Holz gar künſtlich gemacht ſind; alles enthält zierliche, vortreffliche Malereien von außen und innen.

Das Haus des Raymund Fugger iſt gleichfalls köſtlich und hat auf allen Seiten die angenehmſte Ausſicht auf Gärten, in denen alle Pflanzen Italiens anzutreffen ſind. Man findet darin Lufthäuſer, Blumenbeete, Springbrunnen, die mit Götterbildern verziert ſind. Auch ein prächtiges Bad iſt in dieſem Hauſe. Alle Thüren gehen auf einander bis in die Mitte des Hauſes, ſo daß man immer von einem Zimmer ins andere kommt. Die vortrefflichſten Gemälde und vornehmlich eine große Menge Denkmäler des Altertums, die aus allen Teilen der Welt, beſonders aus Griechenland und Sizilien, ſind hier mit großen Koſten zuſammengebracht.

Die Fugger freilich waren in ihrer Zeit noch mehr als heute die Rothſchilds mit ihrem ungeheuren Reichtum. Ihre Häuſer übertrafen die königlichen Paläſte, und dennoch waren die Verhältniſſe, wenn ſie mit den heutigen Wohngelaſſen verglichen werden, räumlich immer noch klein und beſchränkt, die Möbel trotz aller Kunſtarbeit und aller koſtbaren Ausſchmückung ſchwerfällig und unbequem. In den Mittelſtänden und bei dem weniger reichen Adel blieb außerordentliche Einfachheit im häuslichen Leben vorherrſchend. Pracht und Aufwand in Kleidung und Schmuck, ſowohl der Männer wie der Frauen wurde meiſt immer nur für die Oeffentlichkeit getrieben.

Von Stetten erzählt in ſeinem wertvollen Werke: „Das Innere der Häuſer zu Augsburg im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert", alſo in der Stadt des damals größten Reichtums und Luxus folgendermaßen:

Die Verzierung der Zimmer iſt äußerſt einfach und prachtlos. Bei den meiſten iſt Reinlichkeit und Ordnung ihre ganze Zierde. Die Bekleidung der Gemächer iſt Getäfel mit gotiſchem Schnitzwerk. Man ſieht hier Figuren, Fruchtkränze und dergleichen, mit vielem Fleiß aus Nußbaumholz geſchnitzt. Die Vertäfelung der Wohnzimmer in vornehmen und gewöhnlichen Häuſern hat ihren Grund in der Strenge des Winters; aber die braune Farbe des Nußbaum- und des Tannenholzes macht dieſe Gemächer düſter, wozu die engen, niederen Fenſter und die geringe Höhe der Stockwerke auch beitragen. Weil man an den Außenſeiten nicht Symmetrie ſieht, fehlt ſie auch im Innern der Häuſer, da iſt ſelten etwas ganz regelmäßig. Die Gerätſchaften ſind dauerhaft und in gutem Geſchmack gemacht. Für den täglichen Gebrauch befinden ſich in den Wohnzimmern längs der Wand und um einen großen Tiſch in der Mitte des Zimmers lange Bänke für die Mitglieder des Hauſes. An der oberſten Seite ſind die Plätze für den Herrn und die Frau mit Tuch aufgeſchlagen. Wenn Geſellſchaft kommt, ſo werden in den reicheren Häuſern hölzerne Stühle hingeſtellt, deren Sitze mit Sammet beſchlagen und mit ſeidenen, ſilbernen und goldenen Franſen verziert ſind. In weniger reichen Häuſern ſind die Stühle nur mit Tuch oder Leder ausgeſchlagen oder mit Polſtern verſehen, welche von den Frauen und Töchtern des Hauſes geſtickt ſind. Lehnſtühle findet man nur für Greiſe oder Kranke. Die Fußböden ſind von einfarbigen gebrannten Steinen; wenn ſie prächtig ſein ſollen, ſo iſt auf jedem Stein eine erhabene Blume oder ſonſt eine Zeichnung angebracht. In den Prunkſälen, wenn ſolche ſich im Hauſe befinden, iſt dies der Fall und das Gehen auf dieſen unebenen Flieſen iſt ſehr unangenehm. Die Böden der Schlafzimmer ſind faſt alle mit Steinen ohne Zierat belegt, die Fußböden der Wohnſtuben aber ſind mit Holz belegt, um ſie warm zu halten. Die Dielen ſind einfach, ohne alle Verzierung. Verzierungen finden ſich nur an den Zimmerdecken und beſtehen aus hölzernem Schnitzwerk, das mit vielen bunten Farben bemalt wird. An den Wänden ſieht man Denkſprüche in großen Buchſtaben, mit gemalten Blumenkränzen eingefaßt. Die Denkſprüche ſind, je nach der perſönlichen Anſchauung des Hausherrn, aus der Bibel oder aus lateiniſchen Klaſſikern genommen; ſo enthält, wie Herr von Stetten ſagt, ein ſolches Zimmer ein ganzes moraliſches Kompendium. Die ſchönſten und beſten Zimmer werden in den oberen Stockwerken angebracht, aber ſie bleiben, außer bei Feſten, ſtets verſchloſſen, damit nichts in Unordnung kommt. Für den Winter hat man Oefen. Der Mann, die Frau, Kinder und ſonſtige Hausgenoſſen arbeiten und leben den ganzen Winter in einem geheizten Zimmer zuſammen; nur die Vornehmſten, die Geiſtlichen, die Räte und Aerzte haben ihre Studir- und Audienzzimmer, bei anderen würde man einen ſolchen Luxus für Hoffart halten.

In den vornehmeren Häuſern findet ſich ein großer Reichtum an ſilbernen und vergoldeten Trinkgefäßen, Becken und Schüſſeln, darunter viele von ganz vortrefflicher Arbeit. Aber alle dieſe Geräte kommen nur an den feſtlichen Tagen zum Vorſchein, werden dann entweder auf die Tafel geſetzt oder an den Wänden beſonders zur Anſicht aufgeſtellt. Darunter befindet ſich meiſt in der Mitte die Bibel, in Sammet eingebunden, ſchwer mit ſilbernen und vergoldeten Schlöſſern, Platten und Figuren geſchmückt. Im gewöhnlichen Leben aber ſind die Geräte, deren man ſich bedient, außerordentlich einfach. Die Löffel ſind alle von Holz oder Horn, und nur in reichen Häuſern ſind die Löffel des Hausvaters und der Hausmutter mit ein wenig Silber verziert; ebenſo einfach ſind die Teller, bei den Reichen von Zinn, die Schüſſeln von verzinntem Kupfer oder gebranntem Thon, ebenſo die Trinkgefäße. Glas wurde zum täglichen Gebrauch niemals genommen. Die Flaſchen oder Krüge waren von hart gebranntem Thon, die Becher von Holz und Zinn; höchſtens kam in reichen Häuſern ein ſilberner Becher für den Hausherrn und die Hausfrau, die daraus gemeinſam tranken, auf den Tiſch. Ueberhaupt wurde es überall feſtgehalten, daß ſelbſt in armen Familien das Gerät des Hausherrn und der Hausfrau ſich durch irgend eine beſondere Verzierung unterſchied, ſo daß, wenn alle aus irdenen Gefäßen tranken, die Hausherren einen hölzernen Becher hatten; tranken alle aus hölzernen Bechern, ſo hatten die Hausherren zinnerne, tranken die übrigen alle aus Zinn, ſo trank der Hausherr aus Silber. Die Landhäuſer, welche man damals auch vielfach vor den Städten hatte, unterſchieden ſich wenig anders als durch ihre Größe von den Bauernhäuſern und hatten bei reicheren Perſonen nur einen großen Geſellſchaftsſaal, weil man dort Gäſte zu Sommerfeſten vereinigte. Das Hausgerät war auf dem Lande von noch größerer Einfachheit als in den Städten.

Namentlich war die Zahl der Möbel ganz gering, oft ſchon genügten in der Mitte eines Zimmers ein Tiſch und Bänke ringsum und, wenn Beſuch kam, für den Gaſt ein Stuhl. Ebenſo einfach waren auch die Betten. Die in dem Werk des Garzonus über das häusliche Leben des Mittelalters abgebildeten Schlafſtätten eines Königs und eines vornehmen Mannes haben zwar Kopfpolſter von Federn, aber das übrige ſind bloße Decken oder Teppiche. Man ſchlief, bei der großen Seltenheit und Koſtbarkeit der Leinwand ganz nackt, nur mit einer Schlafhaube und in Decken gehüllt. Die weniger Bemittelten hatten Bettſtellen von einer unendlichen Einfachheit, wie man ſie heute ſelbſt in den einfachſten Häuſern verſchmähen würde. Ein einfaches Brettlager hatte ein aufſtehendes Oberteil und niedrige Seitenleiſten, unter dem Kopf befand ſich ein Federpolſter. Ueber die Bretter war ein Teppich gebreitet, ein Leinen- oder Wollentuch diente zum Zudecken. Von Polſter und Sprungfedern war keine Spur, und ſo ſchliefen und wohnten in ihren Häuſern die würdigen Herren und die ſchönen Frauen, welche man auf den Straßen und bei öffentlichen Feſten in Sammet und Seide, mit goldenen Ketten und koſtbaren Steinen geſchmückt einhergehen ſah. Primitiv und natürlich wie die Wohnungen und das Hausgerät war auch die tägliche Koſt und die Zeiteinteilung. Im Jahre 1580 war, wie Möhſen in ſeiner „Geſchichte der Wiſſenſchaften in der Mark Brandenburg" erzählt, die Zeitordnung die folgende: Man aß des Tages viermal, morgens um acht Uhr eine Suppe, um zehn Uhr Mittagsmahl, um drei Uhr das Abendbrot, um fünf Uhr das Nachtmahl und um ſieben, ſpäteſtens acht Uhr ging man zu Bett, um am andern Morgen um fünf Uhr wieder aufzuſtehen.

Wer möchte wohl nach dieſen Schilderungen ganz ſtilgerecht altdeutſch leben?

Am Morgen.

(Hiezu das Bild Seite 872.)

Kaum hat die roſenfingerige, frühgeborene Eos das Herannahen des Sonnengottes angekündigt, ſo läßt ſchon der kleine Sextus ſeiner Mama keine Ruhe mehr. Unruhig dreht er ſich von einer Seite zur andern, die Mama träumt aber weiter, bis der kleine Mann ſeinem Verlangen nach Unterhaltung durch kräftiges Schreien energiſchen Ausdruck gibt. Da erwacht die ſchöne Tullia aus ihren Träumereien, in denen ſie der Traumgott weit weggeführt hat aus Heſperiens Gefilden, weit nach Norden über die Alpen hinweg in das rauhe Germanien, wo der geliebte Gatte, der tapfere Metellus, als Legat nun ſchon ſo lange weilt. Das laute Geſchrei ihres Erſtgeborenen entreißt ſie dem ſüßen Wahne, dort mit dem geliebten Manne das mühe- und wechſelvolle Lagerleben eines Kriegers im Feindesland zu teilen. Raſch erhebt ſie ſich vom Lager und beruhigt den kleinen, nackten Schreihals, der ſich auch bald zufrieden gibt, da er die Erfüllung ſeines Wunſches erreicht hat. Auf ihren Knieen ſitzt er nun ſtolz wie ein Reitersmann, und ein ſolcher ſoll er ja auch einſt werden nach dem Vorbilde des fernen Papas, zu dem die Gedanken des ſchönen jungen Weibes wieder geflogen ſind beim Anblick ihres vor Vergnügen jauchzenden Lieblings.

Millets „Angelus" (Gebetläuten).

(Hiezu das Bild Seite 881.)

So großartiges Aufſehen in aller Welt hat noch ſelten eine Gemäldeverſteigerung gemacht wie die jüngſt im Hotel Sedelmeyer zu Paris abgehaltene, bei der ein ſchlichtes Genrebild von ſehr mäßigem Umfang, etwa 54 Centimeter Höhe und 60 Centimeter Breite, für den fabelhaften Preis von mehr als einer halben Million Franken ſeitens des franzöſiſchen Staates erſtanden wurde. Zwei amerikaniſche Galerien waren die Mitbewerberinnen, von denen die eine bis auf 400,000, die andere bis auf 552,000 Franken ging. Wer ſähe das dem im höchſten Grad einfachen Gegenſtande an! Freilich vermochte der Holzſchnitt den Zauber der friedlichen Sonnenuntergangsſtimmung, die über dieſen beiden betenden Landleuten und ihrer einförmigen Umgebung ausgebreitet liegt, nur anzudeuten. In ihr und der überwältigenden Wahrheit der Darſtellung liegt der Wert des Gemäldes, wie der ganzen Richtung des 1815 geborenen und 1875 verſtorbenen Millets, der neben Courbet der Begründer des modernen franzöſiſchen Naturalismus war. Wer Ausführliches über ihn und ſeine Kunſt in muſtergiltiger Faſſung leſen will, dem empfehlen wir Pfaus vortreffliche Charakteriſtik. Sie findet ſich auf Seite 339 bis 350 des Buches: „Maler und Gemälde", artiſtiſche Studien von Ludwig Pfau, erſter, ſelbſtändig in ſich abgeſchloſſener und auch einzeln beziehbarer Band der unter dem Titel „Kunſt und Kritik" vereinigten äſthetiſchen Schriften des Verfaſſers (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt). Als Beiſpiel dafür, wie ſcharf dort Ludwig Pfau den Nagel auf den Kopf trifft, kann gleich der zweite Satz dieſer ſchon vor langen Jahren geſchriebenen Beſprechung dienen, in welcher der Verfaſſer über Millet ſagt: „Seine ungeſchlachten Geſellen werden noch mit Gold aufgewogen werden!"

Literatur.

— **Ein Seitenſtück zu dem jüngſt in unſerer „Deutſchen Romanbibliothek" veröffentlichten Romane „Die Chauviniſten" von Eugen von Jagow** bildet der Roman „Revanche!" von **Alexander Baron von Roberts** (Leipzig, Wilh. Friedrich). Läßt Jagow ſeine ſcharf umriſſene Darſtellung erſt ein reichliches Jahrzehnt nach Beendigung des Krieges mit jener berüchtigten Feier des 14. Juli beginnen, bei der die franzöſiſchen Hetzer die deutſchen Farben in ſchmählicher Weiſe verunglimpften, ſo führt uns Roberts bis mitten in die Kriegszeit ſelbſt zurück, wenn auch nicht unmittelbar auf die Schlachtfelder. Die Befeſtigungsarbeiten am Moſelhang der Koblenzer Karthauſe ſind es, an denen wir eine Anzahl franzöſiſcher Kriegsgefangener unter dem Druck der Verhältniſſe mit Zähneknirſchen beſchäftigt ſehen. Aus ihrem Munde hört der Verfaſſer zuerſt den kreiſchenden Ruf „Revanche!" erſchallen, den die nur mühſam verhaltene Wut heiſeren Kehlen der gezwungenen Schanzarbeiter entſtoßen und der beſtimmt iſt, in den Herzen vieler erregter franzöſiſcher Heißſporne ein jahrzehntelang nachhallendes Echo zu finden. Die mannigfachen Schattierungen, in denen es da und dort widerklingt, bilden den Refrain der bewegten Zeitdichtung, der ihr Verfaſſer, um ſie in einheitliche Geſtaltung zu faſſen, eine ſchlicht erfundene Romanhandlung zu Grunde gelegt hat.

— **Die Zeit der ſommerlichen Ausflugs-, Erholungs-** und Badereiſen fördert naturgemäß auch eine Zahl neuer oder neu aufgelegter Führer und Reiſehandbücher zu Tage. So liegt der „Führer durch Paris und Umgebung" aus der Sammlung „Woerls Reiſehandbücher" (Würzburg und Wien, Leo Woerl) in 2. Aufl. mit Stadtplan, Karte von Frankreich und Ueberſichtsplan des Gebietes der diesjährigen Ausſtellung, der ein Sonderabſchnitt gewidmet iſt, vor. In ſeinem bequemen Taſchenformat bildet er für Beſucher der franzöſiſchen Hauptſtadt einen angenehmen, nie beläſtigenden Begleiter auf Schritt und Tritt. Bereits in zehnter Auflage erſchien der zu Meyers Reiſehandbüchern gehörige „Wegweiſer durch den Harz" (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut), vom Harzklub durchgeſehen, mit 7 Karten und einem Brockenpanorama, ein nicht minder zuverläſſiger Ratgeber für alle, die dieſes maleriſche Gebirge und ſeine romantiſchen Thäler durchwandern wollen. Nach anderer Richtung hin weiſt Storm und Philipps „Illuſtrierter Führer durch Hamburg und die Nordſeebäder Cuxhaven, Helgoland, Amrum, Wyk-Föhr und Wenningſtedt-Weſterland-Sylt" (Hamburg, Eckardt & Meßtorff), der namentlich den Beſuchern der großen hamburgiſchen Gewerbeausſtellung zu ſtatten kommen wird. Wer aber ſein Augenmerk auf die Nordſeebäder allein und vielleicht auf ein ganz beſtimmtes unter ihnen richtet, für den empfehlen ſich die kleinen Spezialführer, wie die „Winke für Badegäſte des königlichen Seebades Norderney" (Norden und Norderney, Diedrich Soltau) oder der „Praktiſche Führer für das Nordſeebad Borkum" (Emden, W. Schwalbe), beide mit Fluttabelle, Fahrplänen, Kurtaxen ꝛc. ausgeſtattet. Auch „Die Nordſeebäder auf Sylt, Weſterland und Wenningſtedt" ſind in einem von der Seebadedirektion herausgegebenen Büchlein (Hamburg, Otto Meißner) eigens behandelt. Eine Reihe von Kur- und Erholungsorten anderer Art findet ſich in den reich mit Abbildungen ausgeſtatteten „Städtebildern" aus dem Verlag von Cäſar Schmidt in Zürich behandelt. Da iſt zunächſt der klimatiſche ſüdtiroler Kurort „Arco am Gardaſee" (Nr. 58), dann das ſchöngelegene „Baden bei Wien" mit dem Helenenthal von **Emrich Ebenführer** (Nr. 59), ferner „Bad Kiſſingen", das eben jetzt durch die Anweſenheit der Kaiſerin und ihrer Kinder wieder einmal eine beſondere Bedeutung gewonnen hat (Nr. 60), dann „Wiesbaden und Umgebung" von **Herm. von Pequignolles** (Nr. 65), „Bad Homburg vor der Höhe" von **Friedr. Schudt** (Nr. 66), „Bad Ems und Umgebung" von **H. Heß** (Nr. 67), „Bad Kreuznach und Umgebung" von **W. und M. Schuregans** (Nr. 68), „Bad Münſter am Stein" von denſelben (Nr. 69), „Bad Schandau und die ſächſiſch-böhmiſche Schweiz" von **H. Lüttich** (Nr. 70). Wir können von dieſer Sammlung nicht ſcheiden, ohne noch der Doppelnummer 61, 62: „Graz und Umgebung" von Dr. **Anton Schloſſar** zu gedenken, da dieſe ſchöngelegene Stadt, wenn auch kaum das Endziel für einen Sommeraufenthalt, ſo doch gewiß einen ſehr beliebten zeitweiligen Abſteigeplatz für zahlreiche Vergnügungsreiſende auch in dieſem Jahre bilden wird. In ähnlichem Sinne gedenken wir des „Praktiſchen Führers durch Metz und ſeine Umgebungen" von **Adolf Fiſcher** (Metz, Ruders Buchhandlung), mit Plänen der Stadt und der Schlachtfelder. Auch die neue „Mühlkreisbahn", die Linz mit dem Fuße des Böhmerwaldes verbindet, hat einen von **Jordan Kaj. Martus** geſchriebenen Führer (Linz, Joſ. Wimmer) aufzuweiſen, ebenſo die nach dem Abtſyſtem gebaute Zahnradbahn auf den Gaisberg bei Salzburg (Herm. Kerber, Salzburg).

Notizblätter.

Bildende Künſte.

— **In München wurde der erſte „Salon“ durch den Prinzregenten eröffnet.** Die Ausſtellung weiſt gegen 1500 Bilder auf, was mit Rückſicht darauf, daß erſt vor einem Jahre die große internationale Kunſtausſtellung ſtattgefunden, an ſich ſchon ein anerkennenswerter Erfolg des Unternehmens iſt und die Befürchtung, daß es für jährliche Bilderausſtellungen in München an „Ware“ (wenn man ſo ſagen darf) fehlen würde, glänzend widerlegt. Die Hälfte der ausgeſtellten 1500 Bilder ſind allein von Münchener Malern im Lauf eines Jahres gemalt worden! An Fleiß fehlt es alſo jedenfalls nicht, und wenn man die Reihe der Säle durchwandert hat, ſo kann man mit gutem Gewiſſen ſagen, daß es auch nicht an Talent fehlt. Zahlreiche Werke zeugen von hoher Meiſterſchaft des Könnens.

— **Die bekannte Freiherr von Lotzbeck'ſche Gemäldegalerie** wird von Schloß Weyhern nach München verlegt, zu welchem Zwecke das Freiherr von Lotzbeck'ſche Palais am Karolinenplatz einen Anbau erhält.

— **Der große preußiſche Staatspreis für Bildhauer** in Höhe von 6000 Mark wurde dem Bildhauer Haverkamp zuerkannt.

Tonkunſt.

— **Der allgemeine deutſche Muſikverein hielt in Wiesbaden** vom 27. bis 30. Juni die 26. Tonkünſtlerverſammlung ab, wieder in den Sälen des Kurhauſes wie vor zehn Jahren, damals unter der Aegide von Franz Liſzt, jetzt unter der des Generalintendanten Hans von Bronſart, nachdem vor Jahresfriſt der verdienſtvolle Vorſitzende Profeſſor Dr. Karl Riedel in Leipzig auch mit Tod abgegangen. Dem Andenken des letzteren galt im erſten Konzert die Aufführung der „Heroide funèbre“ von Liſzt. Der Berlioz' geiſtliche Trilogie: „Des Heilands Kindheit“ folgte, ſo daß dieſes Konzert einen vorwiegend ernſten Charakter trug. Die Leitung hatte der badiſche Hofmuſikdirektor Strauß, welcher demnächſt nach Weimar abgeht. Der noch ſo junge, talentvolle Muſiker, welcher auch das dritte Konzert dirigirte, führte in dieſem ſeine „Italieniſche Phantaſie für Orcheſter“ vor und fand ſowohl als Komponiſt wie als Dirigent auszeichnende Aufnahme. Die Leitung der übrigen Konzerte lag in den Händen des Wiesbadener Kurkapellmeiſters Louis Lüſtner, dem der orcheſtrale Teil des Ganzen zugefallen war, und des Leiters des Wiesbadener Männergeſangvereins Johannes Zerlett, deſſen Braut, die Konzertſängerin Roſalie [illegible], auch Liederkompoſitionen von ihm vortrug und im Kirchenkonzert die Sopranpartie ſang. Männerchöre fanden Verwendung in Wagners: „Liebesmahl der Apoſtel“ und in deſſen „Kaiſermarſch“, während der gemiſchte Chor Cäcilienvereins in „Des Heilands Kindheit“ ſang. Außer den Genannten wirkten von einheimiſchen Künſtlern noch mit: Organiſt Wald, Hofmuſikus Wenzel, königlicher Opernſänger Ruffeni. Ueber 30 Nummern aller muſikaliſchen Gattungen wieſen die Programme der drei Konzerte auf, und der Soliſten waren noch mehr; auch bedeutende Komponiſten wie Raff und Dräſeke beglückten die Feſte mit. Die Sopranpartien vertrat außer Fräulein Oliveius Frau Julia Uzielli aus Frankfurt a. M., Marianne Brandt (Alt), Tenor: Heinrich Zeller aus München, Bariton: Bapt. Hoffmann aus Köln. Violinſoli exekutirte der weimariſche Konzertmeiſter Karl Halir, und als Liſztſpieler erſten Ranges zeigte ſich in deſſen „Totentanz“ Bernhard Stavenhagen aus Berlin, während in den Kammermuſikaufführungen die Quartette auch Meiſter auf ihren Inſtrumenten ausgezeichnet wurden. Abgeſehen von einigen zu Langen wurde alles ſympathiſch aufgenommen, und der Beſuch war für faſt zu viel des Guten ein erfreulicher an einem Ort, wo jahraus jahrein das Beſte und Beſte von den hervorragendſten Künſtlern auf muſikaliſchem Gebiete geboten wird. Eingeleitet wurde das Tonkünſtlerfeſt mit Prolog von Bodenſtedt; ein Vortrag von Dr. Arthur Seidl „über muſikaliſche Erziehung“ bildete einen weiteren literariſchen Abſchnitt und den Schluß eine Rheinfahrt zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **In Berlin iſt die Volksſternwarte „Urania“ eröffnet worden**, ein Unternehmen, das ſich zur Aufgabe geſtellt hat, die Vorgänge des Himmels und ihre wiſſenſchaftliche Erkenntnis weiten Kreiſen des Volkes verſtändlich zu machen, alſo für die Aſtronomie zu leiſten, was botaniſche und zoologiſche Gärten für Pflanzen- und Tierkunde leiſten.

— **Ein weiblicher Arzt, Dr. Blanche Edwards**, veröffentlicht in der „Revue d'hygiène thérapeutique“ folgende Angaben: Die Diphtheritis nimmt ſtetig zu. Die Sterblichkeit an Diphtheritis betrug in Frankreich vor 20 Jahren 36 bis 45 auf 100,000 Einwohner, gegenwärtig beträgt ſie 120 bis 124 auf 100,000. In Marſeille, Amiens und Nantes iſt ſie noch beträchtlich höher. In England beträgt ſie nur 22 auf 100,000, in Amerika 60 bis 90 auf 100,000, in Deutſchland 110 bis 135 auf 100,000. Am ſchlimmſten wütet ſie in Chriſtiania: 340 auf 100,000!

— **In Siebenbürgen iſt ein großer Schatz gefunden worden**, eine Menge Schüſſeln, Gefäße und ſo weiter aus Gold und von hochbedeutendem künſtleriſchem Wert. Den Geldwert des Fundes ſchätzt man auf 2,000,000 Franken. Die Oertlichkeit iſt genau dieſelbe, wo im Jahre 1799 der ſogenannte Schatz des Attila gefunden wurde, der jetzt in der kaiſerlichen Schatzkammer zu Wien einen der Hauptanziehungspunkte bildet.

— **In Sparta, unweit des alten Amyklä, hat der griechiſche** Gelehrte Tſuntas ein altes Königsgrab aufgedeckt und darin gleich in den erſten Tagen 2 goldene Becher mit Reliefs, gegen 30 geſchnittene Steine, einige Armbänder, 3 goldene Ringe, Schwerter, Meſſer, eine Axt und verſchiedene kleine Gegenſtände gefunden. Die Schalen allein ſollen mehr als 400 Gramm Goldgewicht haben.

Tagesbegebniſſe.

— **Das Salinenſchloß in Kiſſingen**, ſeit dem 28. Juni der Aufenthalt der deutſchen Kaiſerin und ihrer vier älteſten Söhne, iſt ein nüchterner, einfacher Bau, an welchem die 130 Jahre ſeines Beſtehens nicht ſpurlos vorübergegangen ſind. Mit ſeinem unverputzten, rotgrauen Quadermauerwerk und ſeinen grünen Fenſterläden, ſeinem Rundbogenthorweg, über deſſen Schlußſtein das buntbemalte und vergoldete Wappen derer von Erthal prangt, und ſeinem hoch anſteigenden, mit roten Dachpfannen gedeckten Manſardendach, ſieht es altfränkiſch, verwittert und düſter, faſt wie ein Magazin aus. Die Mitte und die beiden Endpunkte werden markirt durch dreifenſtrige, aus Erdgeſchoß und einem Stockwerk beſtehende Riſalite. Zwiſchen dieſen vorſtehenden Gliederungen fügen ſich die übrigen Fenſterachſen in ſymmetriſcher Anordnung als zwei- und eingeſchoſſige Seitenbauten ein. Schmuckglieder und Ornamente ſind nicht vorhanden. In dem einen Endriſalit wohnt der Salinendirektor, in dem andern befindet ſich ein Wirtshaus, deſſen Gäſte meiſt aus Bauern beſtehen. Alles, was zwiſchen dieſen beiden Riſaliten liegt, gehört zur Wohnung der Kaiſerin. Die Prinzen wohnen im Erdgeſchoß, die Kaiſerin und ihre Damen im erſten Stockwerk. Die früher geradezu primitive Einrichtung iſt ausgebeſſert und die Holztreppe durch eine ſteinerne erſetzt worden. Wenn ſich auch die Einrichtung äußerſt einfach darſtellt, ſo iſt der geſamte Eindruck nichts deſto weniger harmoniſch und wohlthuend. Für die jungen Prinzen iſt der hinter dem Gebäude zwiſchen den Stallungen und Scheunen gelegene Hofraum zu einem mit Anlagen, Raſenflächen und Bäumen geſchmückten Spielplatz umgewandelt worden. Hinter demſelben liegt ein größerer Blumen- und Obſtgarten, der ſich faſt bis zum Saaleufer erſtreckt; ſeitlich an der Chauſſee und von dieſer durch ein Gitter getrennt, ein Gemüſegarten.

[illegible]

Derzeitige Wohnung der deutſchen Kaiſerin und der kaiſerlichen Prinzen.*)

Sport.

— **Bei den Rennen zu Hannover fiel der große Preis** von 5000 Mark über 3000 Meter an den Moſelſchen Stall, deſſen dreijährige br. H. „Freimaurer“ und „Tam-Tam“ in dieſer Reihenfolge über die Bahn gingen. Demſelben Stalle brachte die vierjährige br. St. „Eintracht“ das zweite vom Leibgardenrennen von 5000 Mark über 2000 Meter und die dreijährige br. St. „Ungar“ den Preis der Eilenriede nach Hauſe. Das königliche Hauptgeſtüt Graditz gewann mit dem F.-H. „Mardi“ das Nahrenwaldrennen, 4000 Mark für Zweijährige über 1000 Meter, vor „Ebenberg“, während folgende Pferde in dem dreitägigen Meeting Doppelſiege erſtritten: Kapt. Jacs ſechsjähriger F.-H. „Cyclamen“ im Gildenheim-Handicap und im Stadt-Hannover-Handicap, Freiherr von Oppenheims a. br. W. „Waidmann“ im Herrenhäuſer Jagdrennen und in der großen Hannoverſchen Steeplechaſe, Ehrenpreis des Kaiſers und 3000 Mark über 5000 Meter, in der die famoſe Steeplerin „Gladeſind“ Zweite wurde, ferner C. Lehrkindts dreijähriger F.-H. „Goldmann“, der im Staatspreis dritter und vierter Klaſſe allein über die Bahn ging.

— **Der Herzog von Portland gewann im Jahre 1888** und 1889, wo ihm noch große Erfolge winken, bisher 66,087 Pfd. Sterl., alſo über 1,300,000 Mark an Rennpreiſen.

— **Seltenes Glück auf der Tigerjagd hat ein öſterreichiſcher** Ariſtokrat, der ſo oft ſeinerzeit neben Kronprinz Rudolf genannte Graf Ernſt Hoyos. Derſelbe erlegte in Indien an einem Tage zwei und bald darauf an einem Tage ſogar drei Tiger. Einige Wochen ſpäter erlegte Graf Hoyos im Diſtrikte Rewah vier Tiger und einen Panther.

— **Hamburger Ruderer feierten bei der Berliner Regatta** große Triumphe, indem die „Favorite-Hammonia“ den Kaiſerpreis im Vierer vor der „Alemannia“-Hamburg und 6 anderen Booten gewann. Die „Alemannia“ gewann dann am zweiten Tage das Hauptvierrennen, und E. Döring trug im Einer einen ſiegreichen Sieg nach Hauſe. Der Berliner Ruderklub, welcher bisher bei dieſer Regatta dominirte, verlor nicht nur den Kaiſerpreis, ſondern auch den Achter, welchen die „Boruſſia“-Berlin gewann.

Statiſtik.

— **Die Bevölkerung Europas hat ſich im Laufe dieſes** Jahrhunderts geradezu verdoppelt. Sie zählte 175 Millionen Einwohner im Jahre 1800, 216 im Jahre 1830, 263 im Jahre 1860, 331 im Jahre 1880, 350 Millionen im Jahre 1885.

Denkmäler.

— **Am 30. Juni, dem 82. Geburtstag Friedrich Viſchers** wurde das Denkmal feierlich enthüllt, welches Freunde und Verehrer ihm in dem Vorgarten des Polytechnikums zu Stuttgart, wo er 40 Semeſter gelehrt, geſtiftet haben. Der Nachfolger Friedrich Viſchers auf ſeinem Lehrſtuhl, Profeſſor Dr. Klaiber, hielt die in Form und Inhalt gleich bedeutende Feſtrede, mit deren Schluß die Hülle von dem von Donndorf geſchaffenen Denkmal fiel. Es iſt eine Marmorbüſte auf hohem Granitſockel, in welchen die Worte: „Friedr. Theod. Viſcher“ eingegraben ſind. Die Büſte iſt von ſprechender Aehnlichkeit, und einzelne charakteriſtiſche Züge Viſchers ſind beſonders glücklich getroffen. Nach Profeſſor Dr. Klaiber ſprach noch der Vorſtand des Denkmalkomitees, Oberbaurat Häbel, und Direktor Dr. von Dorn, welcher im Namen des Polytechnikums das Denkmal übernahm. Schließlich legte noch Oberſtlieutenant von Wolff im Namen eines Verehrers Viſchers in Prag einen Kranz am Fuße des Denkmals nieder. Geſang des akademiſchen Liederkranzes ſchloß die würdevolle Feier.

— **An dem Hauſe, in dem Franz Liſzt in Bayreuth geſtorben** iſt, wurde eine Gedenktafel angebracht. Sie iſt aus ſchwarzpolirtem Granit gefertigt und enthält in Goldſchrift die Worte: „Franz Liſzt † 1886.“

— **Dem großen Bildhauer Adam Kraft (geſt. 1507) wurde** in der Hauptkirche zu Schwabach, wo er begraben liegt, ein Gedenkmal errichtet, eine aufrecht ſtehende Steinplatte, auf der in Hochrelief das Bruſtbild Krafts in der Tracht eines Steinmetzen gearbeitet iſt, wie er ſich ſelbſt an dem Sakramentshäuschen in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg verewigt hat. Unterhalb des Bruſtbildes zeigen ſich ein Lorbeerkranz und die Städtewappen von Nürnberg und Schwabach.

— **Dem Tondichter des Oratoriums** „Das Weltgericht“, Friedrich Schneider, geboren 1786 zu Waltersdorf im Königreich Sachſen, wurde in ſeinem Geburtsort ein Denkmal geſetzt in Form einer lebensgroßen Bronzebüſte.

Geſtorben.

— Alexander Karl Freiherr von Fellenborn, kaiſerlich ruſſiſcher General und Hofſtallmeiſter, 73 Jahre alt, am 4. Juni, in Handſchuhsheim bei Heidelberg.

— Erneſtine Reichsgräfin von Kolowrat-Krakowsky, geb. Gräfin Slawezyn-Siemienska, Reichsgräfin auf Berg, k. k. Sternkreuzordensdame, 64 Jahre alt, am 15. Juni, in Baden bei Wien.

— Nadeſchda Chwoſtſchinskaja, ruſſiſche Romanſchriftſtellerin, bekannt unter dem Namen W. Kreſtowsky, 64 Jahre alt, am 20. Juni, in Peterhof bei St. Petersburg.

— Victor Chauffour, franz. Staatsrat, früher Profeſſor der Rechte in Straßburg und Mitglied des geſetzgebenden Körpers, bedeutender Juriſt, 70 Jahre alt, am 23. Juni, in Paris.

— Kommerzienrat Julius Stälin, Mitglied des deutſchen Reichstags und der württembergiſchen Abgeordnetenkammer, der Reichspartei angehörig, 53 Jahre alt, am 24. Juni, in Calw in Württemberg.

— Konrad Dellwig, Bürgermeiſter und Landwirt zu Hadamar bei Fritzlar, der lange Jahre hindurch in Kurheſſen eine politiſche Rolle geſpielt hat, früher Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes und des deutſchen Reichstages, 64 Jahre alt, am 25. Juni, auf ſeinem Gute bei Fritzlar.

— Guſtav Ritter von Schoeller, Chef der Brünner Großhandlungsfirma Schoeller & Comp., Präſident des mähriſchen Gewerbevereins und Vizepräſident der Handels- und Gewerbekammer in Brünn, bedeutender Großinduſtrieller, 63 Jahre alt, am 25. Juni, in Wien.

— Karl Auguſt Zenker, königlich ſächſiſcher Generalmajor z. D., hochverdient um die Ausbildung der ſächſiſchen Artillerie, 69 Jahre alt, am 26. Juni, in Dresden.

— Simon Cameron, Kriegsminiſter des Präſidenten Lincoln während des Bürgerkrieges, am 26. Juni, in New-York.

„Angelus“.

Das kürzlich für 553 000 Franken verkaufte Gemälde von Jean François Millet (ſiehe Seite [illegible]).

---

*) Nach einer photographiſchen Aufnahme von W. Clemming, Hofphotograph auf Schloß [illegible].

— Dr. Jakob Maximilian Stepiſchnegg, Fürſtbiſchof von Lavant, Mitglied des öſterreichiſchen Herrenhauſes und des ſteiriſchen Landtages, k. k. Geheimerat, 73 Jahre alt, am 28. Juni, in Marburg in Steiermark.

— Carlotta Patti-Munck, berühmte Sängerin, 49 Jahre alt, am 28. Juni, in Paris.

— Dr. G. G. Trächſel, ordentlicher Profeſſor der Kunſtgeſchichte und Philoſophie an der Univerſität Bern und Direktionspräſident der dortigen Kunſtſchule, Ende Juni, in Bern.

— Wilhelm Haſenclever, früher ſozialdemokratiſcher Reichstagsabgeordneter und Vorſitzender der ſozialdemokratiſchen Arbeiterpartei Deutſchlands, 52 Jahre alt, am 3. Juli, in Schöneberg bei Berlin.

Neue Bücher und Schriften.

Andrel, R. J., [illegible]. 1. Abteilung. [illegible].
Baranzewitſch, K. S., Die Sklavin. Roman. Dresden, H. Minden.
Blum, Ida, Goldmarie und Pechmarie. Dramatiſiertes Märchen. Leipzig, A. [illegible].
Brecklin, L., Die Waiſen u. ihre alten heidniſchen [illegible]. Emden, W. Haynel.
Fiſcher, Kuno, Shakeſpeares Charakterentwicklung Richards III. Heidelberg, C. Winter.
— — Die Erklärungsarten des Goetheſchen Fauſt. Ebend.
[illegible], Dr. A., [illegible]. Herausgeg. von Dr. H. [illegible]. Leipzig, Th. Grieben.
[illegible], L., Die Summe des Lebens. Novellen. Wien, W. [illegible].
[illegible], A. J., [illegible] bis zum Beginn des 19. Jahrh. Leipzig, E. A. Seemann.
Lindenberg, P., Berlin. VI.: Potsdam u. der Spreewald. Leipzig, Reclam.
Laun, J., Geſchichten aus der Wienerſtadt. 2. Aufl. Wien, A. [illegible].
Merkel, Dr. R., [illegible] dargelegt an den [illegible]. Frankfurt a. M. C. Koenitzer.
Michaelis, A., Muſikaliſche Aufgaben zur ſchriftlichen Bearbeitung. Braunſchweig, [illegible].
Röſch, A., Deutſche Kaiſerlieder. Dresden, H. Minden.
Pohl, Dr. J., [illegible] in den Großſtädten. [illegible]. Berlin, R. Oppenheim.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

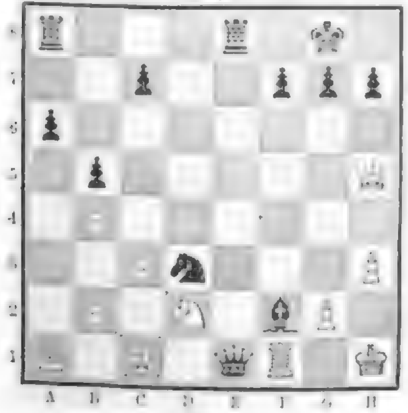
Partie Nro. 62.

Geſpielt im Meiſterturnier zu New-York am 11. Mai 1889.

Spiel des Lopez.

Weiß — Max Weiß.	Schwarz — W. Pollock.
1) E2 — E4.	1) E7 — E5.
2) S. G1 — F3.	2) S. B8 — C6.
3) L. F1 — B5.	3) A7 — A6.
4) L. B5 — A4.	4) S. G8 — F6.
5) D2 — D3.	5) B7 — B5.
6) L. A4 — B3.	6) L. F8 — E7.
7) C2 — C3.	7) D7 — D5.
8) E4 n. D5.	8) S. F6 n. D5.
9) D. D1 — E2. [illegible] S. F3 n. E5 und auf S. C6 n. E5; 11) D3 — D4 zu ſpielen. Anderſſen und Morphy haben in einer Partie ihres berühmten Wettkampfes [illegible] Zug gewählt.	9) 0—0.
10) D. E2 — E4.	10) L. C8 — E6.
11) S. F3 n. E5. Weiß erobert hierdurch einen Bauer, verſchlechtert jedoch ſeine Stellung. Beſſer geſchah, wie Steinitz bemerkt, S. F3 — G5, L. E7 — G5 und 12) S. G5 n. E6.	11) S. C6 n. E5.
12) D. E4 n. E5.	12) S. D5 — F4. Eine [illegible].
13) [illegible]. Der Springer durfte nicht geſchlagen werden. Auf C3 n. B4 folgte L. C5 n. F2 †, und auf 14) S. B1 — C3 gewann L. E6 n. B3 die geopferte Figur mit vorzüglichem Spiel zurück.	13) S. F4 n. D3.
14) D. E5 — H5.	14) L. E6 n. B3.
15) A2 n. B3.	15) T. F8 — E8.
16) L. C1 — D2. Jetzt droht S. D3 n. F2 und auf 17) T. F1 n. F2 Matt durch T. E8 — E1 †.	16) D. D8 — F6.
17) B3 — B4. Der Bauer F2 kann nicht mehr geſchützt werden; denn z. B. auf S. D2 — F3 würde S. D3 n. F2 und auf 18) T. F1 n. F2 Matt in zwei Zügen folgen.	17) D. F6 n. F2 †. Sehr ſchön geſpielt.
18) K. G1 — H1. Am beſten; denn auf T. F1 n. F2, S. D3 n. F2. 19) K. G1 n. F2 folgt Matt in zwei Zügen.	18) T. [illegible] — E1.
19) H2 — H3.	

Schwarz.



Weiß.

	19) S. D3 n. C1. Schwarz gibt ſchließlich die Dame für zwei Figuren preis. Die nächſten Züge legen den Grund dar. Pollock ſpielt den Schluß mit bewunderungswerter Meiſterhaftigkeit.
20) T. F1 n. F2.	20) T. E8 n. E1 †.
21) K. H1 — H2.	21) L. F2 — G1 †.
22) K. H2 — G3.	22) T. E1 — E3 †.
23) K. G3 — G4. Auf S. D2 — F3 folgt S. C1 — E2 † und Matt in wenigen Zügen.	23) S. C1 — E2.
24) S. D2 — F3.	24) G7 — G6.
25) D. H5 — D5. Auch andere Züge helfen nicht.	25) H7 — H5 †.
26) K. G4 — G5.	26) K. G8 — G7.
27) S. F3 n. E1. Weiß kann den Verlauf der Partie nicht verhindern; denn gegen den drohenden Zug F7 — F6 † gibt es keinen Widerſtand. Auf D. D5 — D7 gewinnt z. B. T. A8 — D8.	27) F7 — F6 †.

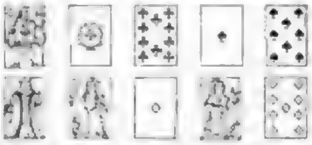
Weiß gab jetzt die Partie auf.

(Redigiert von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 85.

Skat.

Mittelhand hat folgende Karten mit zuſammen 33 Points.



Im Skat liegt ein Wenzel und eine Zehn.

Mittelhand würde jedes Tournee gewinnen, [illegible] Grand, wenn ſie den Wenzel auch findet, [illegible].

Hinterhand hat 25 Points in ihren Karten und hat die Tournee gereizt; wäre ihr das Spiel geblieben, ſo würde ſie ebenfalls Grand, wenn ſie den Wenzel, und [illegible] ſogar mit Schneider gewonnen haben, wenn ſie [illegible].

Welche Karten hatte Hinterhand und was lag im Skat?

Auflöſung der Aufgabe Nro. 83:

Skat.

Vorhand [illegible] folgendermaßen: Mittelhand kann Grand nur auf Wenzel und lange Farbe ſpielen, und [illegible] kann, der angeſagten Schneider, nur Treff ſein. [illegible] Treff und vier Wenzeln [illegible] Schwarz angeſagt werden, [illegible] Treff [illegible] und einer Zehn in einer anderen Farbe, [illegible] Schneider nicht [illegible], der Spieler muß alſo außer drei Wenzel [illegible] und noch ein Zehn. [illegible] Wenzel nicht im Skat, und [illegible] der Spieler den angeſagten Schneider nicht gewinnen.

Rätſel.

Kryptogramm.

t	e	r	e	n	h	m	ei
ch	ei	b	l	a	i	w	n
l	l	i	m	l	a	ü	r
a	i	n	ei	n	e	i	d
r	r	k	r	o	d	g	h
a	s	i	a	i	z	t	a
g	t	x	n	f	u	p	a

Die Buchſtaben der vorſtehenden Figur ergeben einen Spruch von Goethe, wenn man mit dem richtigen Buchſtaben beginnend alle Felder in der Weiſe durchgeht, daß keines derſelben überſprungen oder zweimal berührt wird.

Kapſelrätſel.

Schickſt du in einen deutſchen Fluß
Der drei Artikel einen ein —
's iſt wirklich keine harte Nuß
Haſt du ein Land voll Sonnenſchein
In dieſer Zone üpp'ger Pracht,
Das doppelt dir entgegenlacht.

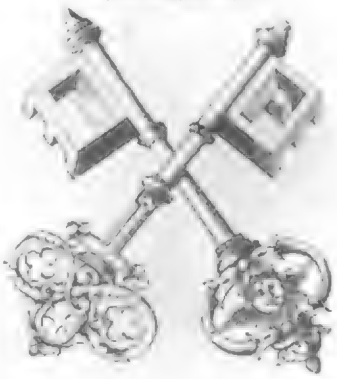
Auflöſung des litteraturgeſchichtlichen Füllrätſels Seite 845:

1	2	3	4	5	6	7	8	9
G	E	O	R	E	O	E	G	P
l	h	r	r	z	m	u	r	o
e	e	e	e	a	e	g	e	l
l	r	s	h	t	g	e	t	k
m	s	t	m	o	a	n	f	o

Robert Hamerling.

Schlüſſel-Problem

(Vexir-Buchſtabenrätſel.)



Die in der Zeichnung verſteckt enthaltenen Buchſtaben geben, richtig zuſammengeſtellt, zwei berühmte Namen, auf welche dieſe Symbole hindeuten.

Auflöſung des Buchſtabenrätſels Seite 845:

Aden, Eden, Iden, Oden.

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 845:

Wem Glück beſchert, der iſt daheim, wo er fährt.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Briefmappe.

[illegible] Wir würden den [illegible] die Ausgabe Nr. 7, [illegible]

[illegible]

[illegible] zu ... abdrucken. Trotzdem [illegible] in Ihrem Verſuchen [illegible]

[illegible] zum Verfaſſer; ſie lautet:

„Das iſt im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Roſen gleich die Dornen ſtehn,
Und was das arme Herz auch ſehnt und wünſchet,
Am Schluſſe kommt das Voneinandergehn.“

[illegible] Wir werden es gerne prüfen und Ihnen dann das Weitere mitteilen.

Cerrole. [illegible] „Kunſt und Leben“ [illegible] von nur M 1.50 beziehen können.

[illegible]

Wolfgang R. in Breslau. Sie hätten das Porto beifügen [illegible] Wendung des Menſchlichen [illegible]

R. in Oporto. Unter „Bazar“ [illegible] in Deutſchland [illegible] Mädchen, die in der Kindergärtnerei [illegible] „Aus der Jugendzeit und Leben“ [illegible] der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſchienen.

Richtige Löſungen ſandten ein: Miſs O. in [illegible]. Fr. Charlotte [illegible] in St. Petersburg. [illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Otto Baiſch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Verbindungen:
[illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ [illegible]
Budapeſt: Moriz Seſſl [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] Halmberg, von H. — Jung Ulrichs Braut, Roman von C. v. Dincklage, Fortſetzung. — Joſef von Weilen, geſt. [illegible] — [illegible] — Literatur. — [illegible] Seite 843; Auflöſung des [illegible] Seite 843. — Briefmappe.

Illuſtrationen: Die Jubiläumsausſtellung in Stuttgart: [illegible] Originalzeichnung [illegible] — Die Jubiläumsausſtellung in Stuttgart [illegible] Der große Parade auf dem Cannſtatter Waſen [illegible] verſtorbenen Kronprinzen von Oeſterreich. — Zur Ernteʒeit in England [illegible] Jean François Millet.

Der Bazar.

Illuſtrirte Damenzeitung.
Preis vierteljährlich 2½ Mark.
Erſte, tonangebende und reichhaltigſte Modenzeitung.

Alle Poſtanſtalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements entgegen und liefern bereits erſchienene Nummern des betreffenden Quartals nach.

Inhalts-Ueberſicht der Nummern 27 und 28:

Mode. [illegible] — Blouſen. — Mäntel für ältere Damen — Hüte. — Kleider für Kinder. — Anzug für Knaben.

Handarbeit: Decken zu Deſſert, Handtücher u. [illegible] — Einſätze für Oberhemden.

═ Vierte doppelſeitiger Schnittmuſterbogen. ═

Unterhaltung: [illegible] — Die Kinder des Unterkunt. [illegible]

Illuſtrationen: Im Sonnenſchein. Gemälde v. P. Biermann. — [illegible]

Aufträge auf Inſerate ... Rudolf Moſſe, Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes, ... **Anzeigen** Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 ₰ Reichswährung. ... Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Hamburg-Amerikaniſche Packetfahrt-Actien-Geſellſchaft.
Expreſs- und Poſtdampferdienſt.

Hamburg-New-York
Southampton anlaufend
Oceanfahrt ca 7 Tage.

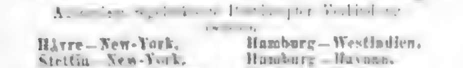
[illegible]

Hâvre—New-York. Hamburg—Weſtindien.
Stettin—New-York. Hamburg—Havana.
Hamburg—Baltimore. Hamburg—Mexico.

Nähere Auskunft ertheilen ſämtliche in- und ausländiſchen Agenten der Geſellſchaft ſowie

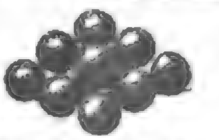
Die Direction
in Hamburg, Deichſtraſse 7.

Stets Tinte und Feder zur Hand!

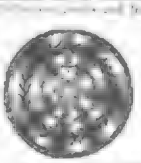


Kein Tintenfaſs mehr!
beim Gebrauch unseres Meteor-Füllfederhalters.
[illegible]
Niemaliges Versagen! — ſoforige Schreibfertigkeit! — Bequem in der Taſche!
[illegible]
Aktiengeſellſchaft für Kleinmechanik [illegible]
[illegible]

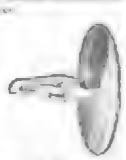
Carl Holl in Cannſtatt-Stuttgart,
Gold- und Silberwaarenfabrik.
Verſand gegen Nachnahme oder vorherige Einſendung [illegible]
Nichtgefallendes wird umgetauſcht od. d. Betrag zurückbezahlt.
[illegible]

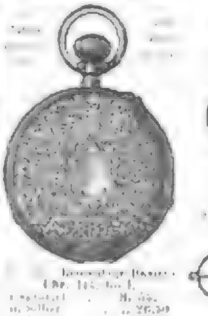


Nr. [illegible] Korallenbroſche M. 9. —



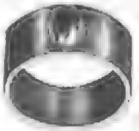
Nr. [illegible] Manſchettenknöpfe mit Mechanik [illegible] M. 6.50.



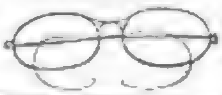


Herrenuhr [illegible]

[illegible] M. 10. —



Ring mit [illegible] M. 18.

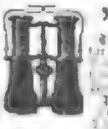


[illegible]

Auf 6 Koch-Ausſtellungen prämiirt!
═ Deutſcher ═
Wermuthwein
Otto Raul, Leipzig
[illegible] med. Autor. [illegible]
Wiederverkäufern und Exporteuren günſtige Bedingungen. [illegible]

Stottern
[illegible] Denhardt'ſche Anſtalt in Burgſteinfurt [illegible] nach [illegible]

Trunkſucht
[illegible]



„Diana“
Neueſter Taſchen-Doppelfeldſtecher für Jagd, Reiſe und Theater [illegible]
Diana [illegible]
Preis Mk. 10 mit Etui [illegible]
Graf [illegible]
Sedelmaier & Schultz.
Optiſche Anſtalt.
München, 17 Thalkirchnerſtraße 17.

Aneroid-Barometer
[illegible] Wert garantirt.
[illegible]
E. Krauss & Co.,
Leipzig.
[illegible]

[illegible] Photographien [illegible]
[illegible] Literatur-Bureau II, Offenbach a. M.

Von der Wiege
bis zum Grabe.
[illegible] Carl Reinecke.
[illegible] Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
[illegible]

Wesen der Buchführung
Univerſal-Bibliothek
Kopf-Rechnen
Geheim-Buch
Wie erlangt man eine gute Stelle
F. Simon, [illegible] Berlin SW. 48
[illegible]

Die Zuckerharnruhr (Diabetes),
[illegible]

Allgemeine
Zeitung des Judenthums.
[illegible] Rudolf Moſſe. [illegible]

Clariophon,

[illegible]
D. Behrendt,
Berlin W., [illegible]

[illegible]
Hover. Preisliſte gegen 30 ₰ Marken.

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-
Kunſt-Fenſter
[illegible]
Kataloge-Auszug, Muſter u. Preisliſte gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch **billigster.** | Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

See- und Soolbad Kolberg.

[illegible]

Die Bade-Direktion.

Neu! • Rationell! • Aerztlich empfohlen!

Mineral-Haarfett

Mineral-Seife

Schutzmarke Königsschwan

Zwei neue hochfeine cosm. hygien. Erzeugnisse.
Alleiniger Fabrikant: Th. Voigt, Würzburg.
Probesend. [illegible]

Sachsenhäuser
Aepfelwein unerreichter Qualität.
Export- Speierling- Borsdorfer-
Aepfelwein-Champagner.
Versandt in Flaschen und Gebinden.
Preis Courant gratis und franco.
Sachsenhäuser Aepfelwein-Kelterei
Julius Berninger & C°, Sachsenhausen, Frankfurt a. M.

[illegible]
Bruno Prenzel, Cottbus

Gleiss Rechtliche, [illegible]

Lilionese

[illegible]
Enthaarungsmittel [illegible]
Rothe & Co., Chem. Fab. [illegible]

Caesar & Minca in Zahna (Prov. Sachsen)

[illegible]
prämiirt mit goldenen und silbernen Staats- und Vereins-Medaillen [illegible]

... und Deutsch-Engl. [illegible] Setters, [illegible] Pointers, [illegible] Schweiss- und Dachshunde, [illegible] Russische [illegible] und Englische Wind[hunde] [illegible]

„Tyras“ [illegible] Ulmer Doggen.

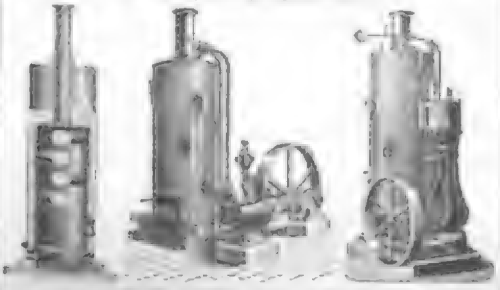
[illegible]

Specialität: Ulmer Kolossal-Doggen, Berghunde, Leonberger, Newfoundländer, Dänische und Bulldoggen, Englische u. Deutsche Mastiffs, Königs- u. Löwen-Pudel, Rattler, Terrier, Pinscher, King Charles, Mopse, Spitzer, Havana- und Bologneser Hündchen etc.

[illegible]

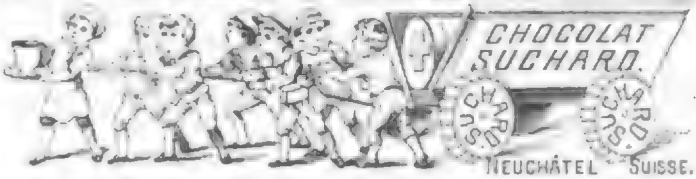
Stehende geſchweißte Querſiederkeſſel

von 1—[illegible] Pferdekraft, allein und in Verbindung mit Eincylindrigen und Compound-Dampfmaſchinen,



in allen gangbaren Größen auf Lager bei

Menck & Hambrock, Ottenſen bei Hamburg.


CHOCOLAT SUCHARD.
SUCHARD
SUCHARD
NEUCHÂTEL SUISSE.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Bauer-Akademie zu [illegible]

[illegible]

Dr. Schnebler.

Heilanstalt für

Nervenkranke

zu [illegible] am Rhein.

[illegible]

Pension Bad Nauheim

[illegible]

[illegible]

Rüdesheimer Schaumwein Kellerei

EWALD & C°

Zu beziehen durch alle Weingrosshandlungen

Franz Christoph's

Fussboden-Glanzlack

in den verschiedensten Farben sofort trocknend geruchlos.

[illegible]

Aachener Badeöfen

für Gas.

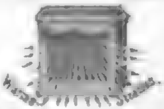
Liefern sofort heisses Wasser.

[illegible]

6 goldene und silb. Medaillen.

Regenerativ-Gasheizöfen

[illegible] der Heizgase, für Salons, Wohn-, Schlaf- u. Krankenzimmer, [illegible]



6000 Francs Prämie

von der Stadt Brüssel für besten Gasofen.

J. G. Houben Sohn Carl, Aachen.

Lieferant: Jede Gasanstalt.

Lebensversicherungs-Gesellschaft

zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.

Versicherungsbestand: [illegible]

Vermögen: [illegible]

Gezahlte Versicherungssummen [illegible]

Die Versicherten erhalten [illegible]

[illegible]

Die Gesellschaft übernimmt auch [illegible] Renten- (Kapital-, Militärdienst-) Versicherungen.

Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Gesellschaft und deren Agenten gern ertheilt.

Tüchtige Agenten werden gesucht.

Dr. Pfeuffer's

[illegible]

Gicht- und Steinleidende

und zur Entkalkung verkalkter Blutgefässe

[illegible] Jessler's Ludwigsapotheke zu München.

Hôtel & Pension de l'Europe
Luzern.
I. Ranges. 150 Zimmer. Billige Preise.
Hucher-Durrer.

Luzern, Hôtel de l'Europe
PEGLI: Genua, Grand Hôtel
gleicher Besitzer.

Mit Dampfboot und Drahtseilbahn in 10 Minuten von Luzern auf den Bürgenstock.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen [illegible]

In allen Apotheken. — Paris, E. Grillon, 27 rue [illegible]

Man verlange das Fabrikat

OTTO HERZ & Co.

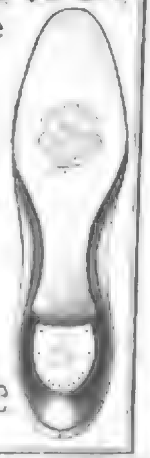
und beachte diese Schutzmarke

OTTO HERZ & Co.

OTTO HERZ & Co. FRANKFURT a. M.

PRIZE MEDAL

auf der Sohle



SCHERING's PEPSIN-ESSENZ

[illegible] Dr. Oscar Liebreich, Profeſſor der [illegible] an der Univerſität zu Berlin. [illegible]

Schering's Grüne Apotheke
Berlin N., Chauſſee-Straße 19
[illegible]

Bad Wildungen.

[illegible] Georg-Victor-Quelle und Helenen-Quelle [illegible] bei Nieren-, Blaſen- und Steinleiden, bei Magen- [illegible] Blutarmuth [illegible] Aufnahme über das Bad, über Wohnungen [illegible] Die Inſpektion der Wildunger [illegible]

[illegible]

Nähmaschinen [illegible] Weltruf [illegible]

Unsere **Fahrräder**

NÄHMASCHINEN- und FAHRRÄDER FABRIK

[illegible] für Deutschland [illegible]

Tüchtige Xylographen

[illegible] Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Uhren-Fabrik
C. Naumann.
[illegible]

Photographiſche Apparate!
[illegible]

---

taubſtumme
[illegible]

G. LUTHER

MASCHINENFABRIK UND MÜHLENBAU ANSTALT
BRAUNSCHWEIG.

SONDER-ABTHEILUNG FÜR
DAMPFMASCHINEN.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Dänemark, Holland und Belgien.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Weisse baumwollene gekräuselte Handtücher

mit bunter Querkante und Frangen.

Nr. 508. 50 Cm. breit, 100 Cm. lang das Stück M. 1.—.
Nr. 509. 50 Cm. breit, 110 Cm. lang das Stück M. 1.50.
Nr. 517. 60 Cm. breit, 120 Cm. lang das Stück M. 1.80.
Nr. 510. 57 Cm. breit, 120 Cm. lang das Stück M. 2.40.

Bade-Anzüge für Damen und Mädchen.

Wir führen die Badeanzüge mit Vorderschluss und Seitenschluss, jede Form wiederum in folgenden Grössen:

Grösse I.	II.	III.	IV.
angef. 75 Cm.	80 Cm.	100 Cm.	101 Cm.
Für Mädchen v. 10—12 Jahren.	12—14 Jahren.	Für Damen mittlerer Grösse.	Für grosse Damen.

Weisse leinene gekräuselte Frottir-Handtücher

mit bunten Querkanten und Frangen; ziemlich scharf.

Nr. 519. 50 Cm. breit, 110 Cm. lang das Stück M. 1.50.
Nr. 512. 63 Cm. breit, 122 Cm. lang das Stück M. 2.25.

Graue leinene gekräuselte Frottir-Handtücher

mit bunten Querkanten und Frangen; ziemlich scharf.

Nr. 513. 50 Cm. breit, 110 Cm. lang das Stück M. 1.40.
Nr. 514. 63 Cm. breit, 122 Cm. lang das Stück M. 2.—.

Bade-Pantoffeln.

Länge der Sohlen: 24, 25, 26, 27 Cm.

Nr. 506
aus grauem Frottirstoff
das Paar M. 2.40.

Nr. 507
aus weissem Kräuselstoff
das Paar M. 2.40.

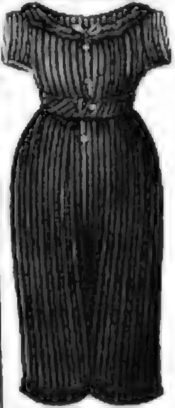
Wasch-Handschuhe.

Nr. 1
von weissem Kräuselstoff
das Stück M. —.25.

Nr. 2
von grauem Kräuselstoff
das Stück M. —.30.

Nr. 3
die eine Seite von Lufah-Schwamm, die andere von weissem Kräuselstoff
das Stück M. —.60.

Bade-Anzug.



Nr. 4.
Von buntgestreiften Cretonne.

Grösse I.	II.	III.	IV.
M. 3.20.	3.46.	3.75.	3.10.

Bademäntel.

A. Von weissem Frottirstoff:

Mit glattem Halsband
Gr. I M. 6.25. Gr. II M. 9.—.
Mit buntbesetzten Kragen
Gr. I. M. 6.50. Gr. II M. 9.50.
Mit buntbesetztem Capuchon (Kappe)
Gr. I. M. 7.75. Gr. II. M. 10.50.

Bade-Haube.

Nr. 2
Grösse für Mädchen M. 1.15.
„ „ Damen „ 1.25.
Nr. 3.
Einfache runde Form M. —.75.

Frottir-Riemen,

55 Cm. lang, 12 Cm. breit, Stück M. 1.20.

Bademantel.

In 2 Grössen vorräthig.
Gr. I. 120 Cm. lg. u. 160 Cm. weit.
Gr. II. 140 Cm. lg. u. 200 Cm. weit.

Bademäntel.

B. Von weissgrundigem, roth- u. blaugestreiftem Frottirstoff:

Mit glattem Halsband
Gr. I. M. 7.50. Gr. II. M. 11.—
Mit buntbesetztem Kragen
Gr. I. M. 8.—. Gr. II M. 11.50.
Mit buntbesetztem Capuchon (Kappe)
Gr. I. M. 9.50. Gr. II. M. 12.75.

Bade-Haube.

Nr. 1.
Grösse für Mädchen M. 1.—,
„ „ Damen „ 1.10.

Waschtisch-Garnituren,

aus 5 Deckchen verschiedener Grösse bestehend, M. —.65.

Bade-Anzug.

Nr. 2.
Von buntgestreift. oder modefarben. buntgemustert. Cretonne.

Grösse I.	II.	III.	IV.
M. 4.35.	4.75.	6.75.	7.35.

Kinder-Schwämme

das Stück M. —.30.

Feine Levantiner Badeschwämme
das Stück M. 1.75.

Schwammkörbe

aus verzinntem Draht
gross das Stück M. —.45.
klein „ „ „ —.30.

Wasserdichte Schwammbeutel
das Stück M. —.50.

Bade-Thermometer

das Stück M. —.60.

Waschflecke.

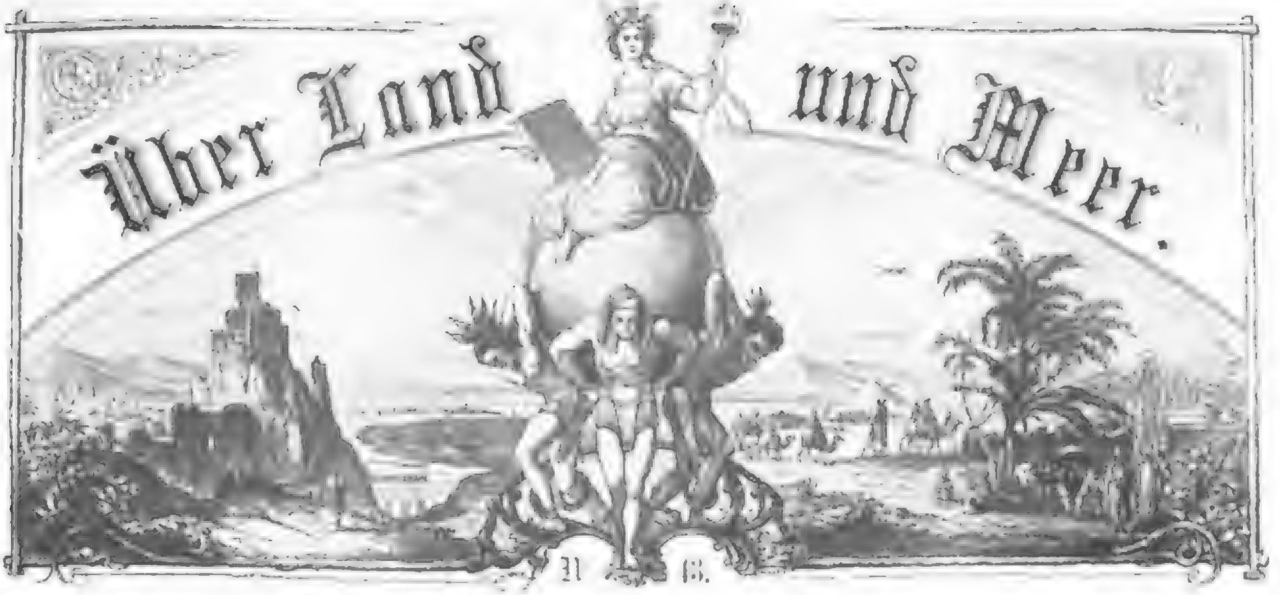
W II.
Das Stück M. —.08.
Das Dutzend „ —.75.

W I.
Das Stück M. —.12.
Das Dutzend „ 1.20.

☞ **Ausführliches über Bade-Artikel enthält der Special-Catalog, welchen wir unberechnet und portofrei versenden.**

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.



Über Land und Meer.

№ 13.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Die Heldenwitwe.

Novelle von

Karl Theodor Schultz.

(Fortſetzung.)

IV.

Als ſich Erna ſo plötzlich allein ſah und mit den Blicken traurig den drei ſchwarzen Geſtalten folgte, die unter den Bäumen des Platzes bald auftauchten, bald wieder verſchwanden, überkam ſie ein Bangen vor dem, was ſie gewagt hatte. Sicher war ihr Recht unantaſtbar, dieſe bis in die geringſten Kleinigkeiten ausgedehnte Beherrſchung endlich zu brechen — was hatte ſie aber erreicht? Durfte ſie es zu völliger Trennung kommen laſſen? Sie beſaß von ihrer Familie niemand mehr, an den ſie ſich hätte anſchließen können — die paar entfernten Verwandten kannte ſie kaum — und für einen eigenen Haushalt war ſie doch zu jung. Welche Kämpfe ſtänden mindeſtens bevor — unausbleiblich Demütigungen auf Weg und Steg! Ob ſie nicht Aachen ſogar zu verlaſſen und ſich in irgend einem fremden Orte von neuem einzuleben hätte?

Der Mißlichkeiten drängten ſich ſo viele heran und erſchienen nach und nach, je tiefer Erna nachſann, ſo wahrhaft rieſengroß und unüberwindlich, daß ſie mit einem ſchweren Seufzer an ſich niederſah und zwar noch liebkoſend, aber doch bereits wie davon Abſchied nehmend, über ihr helles Kleid ſtrich. Ihr Wagnis war für ſie zu groß geweſen, ſie war allzu verlaſſen! So, den Kopf nur wieder gebeugt! Was hatte ſie überhaupt zu dem Verſuche bewegt, ſich freier zu machen? Bis ſie nach Teplitz gekommen war, hatte ſie den Druck ja nie ſo ſchwer empfunden!

Sie ſah träumeriſch in die ſich zu einander wiegenden Baumwipfel hinaus und ſchlug dann aufſchluchzend die Hände vors Geſicht. Da war es wieder, das ſüße Etwas, was einem Strome gleich tief innen ihr Sein durchſtrömte — ohne Raſt, ohne Ruhe, in das ſie immerwährend niederſehen mußte, trotzdem ſie mit ganz anderem beſchäftigt ſchien: ſie konnte ſich nicht täuſchen — das allein hatte die Wandlung in ihr vollbracht.

Sie ließ die Hände niederſinken, ſann und ſann — und auf einmal begriff ſie, daß es doch kein Zurück in die alte Enge geben konnte. Wohl hatte ſie entſagt, ohne Falſch durfte ſie es ſich geſtehen, daß in ihr auch nicht mehr ein Schatten von Hoffnung ſei, nachdem ein ſo grauſames Verhängnis über ſie beide hereingebrochen war. Als heilige Erinnerung an die einzige Glückszeit ihres Lebens mußte ſie aber wenigſtens die Freiheit wahren, zu deren Erlangung ſie eben den erſten Schritt gethan hatte. Und wenn noch ſo viel auf ſie eindränge, das konnte niemals ſchwerer zu ertragen ſein als die ewige Mahnung, an einen denken, um einen trauern zu müſſen, an den ſie jetzt nur mit einem Gefühl des Schauders, ſo ungerecht das an ſich auch war, zu denken vermochte. War er es doch geweſen, der ſie an ſich geriſſen und der ſich dem einzigen, den ſie je geliebt, in den Weg geſtellt hatte, ſo daß es zu dem unglückſeligen Ende kam. Ihre verwirrten, aus jedem Gleichgewicht gekommenen Gedanken brachten es wirklich fertig, dem Gatten als Schuld anzurechnen, was ein Zufall herbeigeführt hatte.

Wie es heute in ihr trieb und gärte, ſo blieb es die folgenden Tage hindurch. Von ihrer Tracht wich ſie zwar nicht ab, in ihrem Herzen rang ſie jedoch einen harten Kampf, da ihr dankbares Gemüt es nicht faſſen zu wollen ſchien, daß es der Familie gegenüber, die ſie aus dem verborgenen Nichts einer armen Waiſe zu einer Stellung erhoben hatte, die nach allen ſonſtigen Richtungen hin als eine beneidenswerte gelten durfte — in den Schein der Undankbarkeit geriet. Dabei verehrte dieſe Familie in der Amtsrätin ihr Haupt; was ſie ſich gegen dieſelbe zu ſchulden kommen ließ, that ſie allen an! Und alle wußten auch, welchen Dank ſie Frau Waldeck noch perſönlich ſchulde, indem dieſe ſie auf die Bitten des Sohnes hin in Bezug auf Vermögen ſchon bei ihren Lebzeiten aufs reichlichſte ſichergeſtellt hatte. Das war der in keiner Weiſe zur Verſchwendung

Zwei Kiliſten. Gemälde von Carl Fröſchl.

neigenden Frau, die ihren bedeutenden Beſitz eher gern noch vermehrt ſah, gewiß nicht leicht geworden; und welchen Lohn fand ſie heute für dieſes Opfer!

So kamen Stunden, in denen ſich Erna einer faſt unverzeihlichen Anmaßung und Selbſtſucht anklagte und ſie ſich der Amtsrätin am liebſten wieder auf Gnade und Ungnade ergeben hätte. Denn Frau Waldeck, die ſcharf genug ſah, um die Schwankungen in Ernas Empfindung zu durchſchauen, war auch klug genug, ihr nicht abſtoßend oder gar verächtlich zu begegnen; ſie ſuchte ſie nur nicht wie früher auf, mied ſie aber ebenſowenig und war im Ton ihr gegenüber ſtets von einem gleichmäßigen Ernſt. In einer Beziehung allerdings blieb ſie in dem halb vorgeblichen, halb aufrichtig wahren Gefühl, es einmal nicht ertragen zu können, unnachſichtlich feſt: außer dem Hauſe erſchien ſie nie mehr mit ihr zuſammen. Auch Hedwig durfte ſie nirgends hin begleiten, und der Lieutenant Kalkar vermied es auf die Warnungen und dringenden Bitten ſeiner Mutter ſchließlich ebenfalls.

Dieſe hiedurch bedingte häufige Einſamkeit that Erna wohl und wehe zugleich. Sie war ſich ſeit den Jahren, die ſie zur Familie Waldeck gehörte, ſelten ſelbſt überlaſſen geblieben — jetzt durfte ſie nach Gefallen kommen und gehen, kaum, daß man von ihrer Anweſenheit Notiz nahm. Sie beſaß alſo die erſehnte Freiheit, und doch wurde ſie ihrer nicht froh. Eine gewiſſe ſtete Beſorgnis und Selbſtquälerei, aufs neue anzuſtoßen, nahm ihr nun im Familienkreiſe jede Unbefangenheit, trieb ſie aber trotzdem dazu, ihn immer wieder aufzuſuchen.

Am glücklichſten fühlte ſie ſich außer Hauſe, wenn ſie in den Vormittagsſtunden einſam im Park umher wanderte; ſie wählte nur die großen, von Kurgäſten belebten Alleen, geriet aber unbewußt ſtets in die ihr am meiſten bekannten, die ſie früher in Geſellſchaft der Ihrigen und noch eines gegangen war. Da gerade träumte es ſich ſo weltverloren tief, daß alles, was ſich jüngſt ereignet hatte, vor ihr verſank und nichts um ſie war als glückſelige Erinnerung. Hier mahnte ja keine Gegenwart — bloße Vergangenheit ſchritt lächelnd neben ihr.

Und eines goldenen Morgens, — ſelbſt im Winde war ein verſpäteter Frühlingshauch und von irgend woher kam ein fremder, ſüß berauſchender Duft — als Erna wie geſtern und ehegeſtern wieder in den Weg am Schwanenweiher eingebogen war, glaubte ſie ſchon von ferne jemand an einer der alten Linden ſtehen zu ſehen. Ihr Herz begann zu klopfen, doch wie oft hatte dies Klopfen ſie in den Tagen ſchon getäuſcht! Sie ging ruhig vorwärts; fühlte er noch das Bedürfnis, ihr perſönlich Lebewohl zu ſagen — ſie war darauf gefaßt, meinte zuweilen aber bereits, es wohl auch miſſen zu können. Irgend eine Aenderung gab es für ſie beide ja doch nicht! Entſagung blieb ſtets der traurige Reſt.

Diesmal hatte ſich ihr Herz nicht getäuſcht; nachdem ſie noch eine kleine Strecke vorwärts gegangen, erkannte ſie genau, daß es Baron Niederſtetten war, der ſie zu erwarten ſchien, da er unbeweglich neben dem Baume ſtand und nach der Richtung ſah, aus der ſie herankam. Wollte er ihr freien Willen laſſen? Hatte er ſich ihr etwa darum nicht durch irgend eine Ueberraſchung genähert? Noch konnte ſie umkehren! Und wäre das nicht am richtigſten? Wozu dieſe nochmalige Aufwühlung von unabänderlichem Leid?

Warum aber ſollte ſie ihm gerade zuletzt furchtſam oder gar feige erſcheinen? Traf ſie denn eine Schuld? O, nur ihn noch ein letztesmal zu ſehen, zu ſprechen — das beſcheidene Glück durfte ſie ihrem armen Herzen gewähren, nun das ſeinige auch darnach zu verlangen ſchien — um weſſentwillen ſollte ſie ſich ein ſolches letztes Glück verſagen? So regte ſich nicht ein Gedanke in ihr, daß dieſer Abſchied für ſie verhängnisvoll werden könnte.

In dem ſtillen Mut der Liebe, die der Gegenliebe gewiß iſt, die gut — ob auch nur ahnend — weiß, daß ſie ebenſoviel gibt, wie ihr gegeben wird, ſchritt Erna weiter. Sie ſah anfangs gar nicht auf Niederſtetten, ſah ebenſowenig aber zu Boden, nur vor ſich in die Ferne oder hinüber nach den ſchimmernden Waſſern; erſt als ſie dicht an ihn herangekommen war, richtete ſie voll die Blicke auf ihn. Er war ſo bewegt, über ſeine ſprechenden Züge trieb eine Welt von Gedanken — er grüßte ſie nicht einmal, that es erſt mechaniſch eine Weile ſpäter. So ſtanden ſie vor einander, keines von beiden ſprach, ſie ſahen ſich nur atemlos an, bis es Erna zwang, die Augen niederzuſchlagen — und dann auf einmal, ſie hätte nicht zu ſagen gewußt, wie es gekommen war, ihre Hand in der ſeinigen lag — ſo ſicher, ſo fraglos.

Endlich ſprach er auch, leiſe und abgebrochen, von der qualvollen Oede, die jetzt um ihn wäre, von einer ewigen Müdigkeit, die müde den Tag beſchlöſſe und faſt müder nach ruheloſer Nacht wieder beginnen ließe. Wie langſam die Stunden ſchlichen, als hätten ſie eine Laſt zu tragen, die ſie zu Boden drücke. Ob Erna denn auch die Empfindung habe, daß die Sonne erloſchen ſei, die Tage nur eine graue Dämmerung wären, die immerfort fröſteln mache?

Sie blieb ſtumm, ſah ihn aber traurig zuſtimmend an.

Da rief er außer ſich:

„Und ſo ſoll es fortgehen? Fühlen Sie ſich ſtark genug, dies auszudenken? Ich nicht mehr! Aus Höhen herab, in die ich noch kaum zu blicken vermag, die aber da ſind — ich fühle es mit Entzücken — aus dieſen Höhen will ſich anderes niederſenken, ganz anderes, wie uns beiden als einzig denkbar erſchienen iſt. Es gibt eine Kraft, die ſtärker iſt als wir, die in ſeligem Licht über uns ſchwebt und webt. Werden wir ſie ganz begreifen, daß ſie uns erfüllen darf? O, ich weiß es ja, daß Sie thun müßten wie ich! Kann ich ſie mir herabholen? Ihrer meine ich ſicher zu ſein, ich ſelbſt zage nur noch, allzu blendend winkt die Verheißung!“

„Eine Verheißung noch?“ fragte Erna mit ſchmerzlicher Bitterkeit. „Für uns?“

„Für uns!“ wiederholte Niederſtetten mit einem Laut des Jubels. „Wie danke ich Ihnen für dieſes Wort! Wohl zum erſtenmal dachten Sie uns vereint, ausgeſprochen hatten Sie es wenigſtens nie!“ Und in einer geheimnisvollen, überredenden Weiſe fuhr er fort: „In dem Worte liegt alles! O, halten Sie es nicht für Raſerei oder für den Wahnſinn einer Leidenſchaft, die nichts mehr kennt und ſucht und denkt als ihr glückſeliges Selbſt; auch dies Selbſt iſt darinnen, gewiß, aber noch viel mehr: unſer Recht, unſer heiliges Recht als Menſchen! Gehörten wir uns nicht längſt — im Herzen, in jedem Gedanken? Und was iſt denn nun geſchehen, daß wir auseinandergeriſſen werden müſſen? Ich will es offen bei Namen nennen, und doch werden Sie mit mir begreifen —“

„Nein, ſchweigen Sie, Baron!“ flehte Erna verängſtigt. „Ich dachte Sie gefaßt, wie ich es bin — darum wich ich dieſer Begegnung, dem letzten Gruße nicht aus. Laſſen Sie's mich nicht beklagen, bleiben Sie ſo groß, wie Sie es waren, als Sie das bekannten, was uns nun auf ewig trennt. Leben Sie wohl!“

Niederſtetten preßte ſtürmiſche Küſſe auf ihre Hände, ohne Willen lehnte ſie an ihm — zuckte kaum zuſammen, als ſie ſeine heißen Lippen auch auf ihrer Stirn fühlte. Abſchied, Abſchied! Auch neue Beſchwörungen trafen ihr Ohr; ſie hörte erſt nur verworrene Töne, kein Sinn in allem — ein einziger Gedanke lebte in ihr: noch einen Augenblick, dann iſt es vorbei — auf immer!

Doch ſeine Worte wurden auch für ſie auf einmal deutlicher, unwillkürlich folgte ſie ihnen, bis ſie mit einem gewiſſen Durſte darauf zu lauſchen ſchien. So gab es wirklich jemand, der mit Ueberzeugung darin anders empfinden konnte?

Und Niederſtetten bat immer dringender:

„Hören Sie auf mich! Wenn ich es tauſendmal wiederholen müßte, wir ſind beide ſchuldlos! Nur ein aberwitziges Verhängnis hält uns umſtrickt und verurteilt uns zur Ohnmacht. Ohnmächtig ſind wir aber nur ſo lange, als wir uns demütig ergeben und nicht nach unſerem Recht zu faſſen wagen; die rechte Liebe hat das aber ſtets gewagt! Und lebt, atmet die nicht heute in uns, als ſeien wir ſelbſt nichts weiter mehr als dieſe verkörperte Liebe? Blicken Sie auf, ich beſchwöre Sie!“

Bebend gehorchte Erna.

„Nun leſen Sie in den Augen, die ja das einzige auf Erden ſind, das nie zu täuſchen vermag — iſt Schuld darinnen? Habe ich das Auge eines Mörders, wie die anderen ſagen? Was hat mit uns und unſerer reinen Liebe ſolch ein tolles Zufallsſpiel zu thun, daß ich in der Notwehr einen Mann töten mußte, der ebenſo zufällig Ihr Gatte war, da Sie ihn nie geliebt haben?“

„Haben Sie Mitleid!“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Wußte ich das nicht ſeit jeher? Hätte ich es ſonſt gewagt, mich in Ihre Trauer zu drängen? Schon als ich Sie in jener unvergeßlichen Stunde dort drüben auf dem Inſelchen zum erſtenmal ſah, als ſich Ihre Blicke wie erſchrocken ſenkten und ſich dann doch wieder voll beſeligenden Vertrauens zu mir erheben mußten, da, als ich heimkam — keine zwanzig Worte hatten wir gewechſelt, waren viel eher vor einander geflohen — da wußte ich dennoch: Jetzt biſt du der begegnet, die dir von aller Ewigkeit her beſtimmt worden. Und was für einander beſtimmt iſt, das ſollte ein blöder Zufall trennen können?“

Erna war zu ſich gekommen und erwiderte, indem ſie ihre Hände ſanft, aber unwiderſtehlich aus den ſeinigen löſte und ein wenig zurücktrat.

„Es iſt alles wahr, was Sie ſagen! Sie ſind kein Mörder — Waldeck war im höchſten Sinne nicht mein Gatte; ich vermöchte in dieſer letzten Stunde unſeres Beiſammenſeins ſelbſt nichts von dem abzuleugnen, was Sie aus unſer beider Herzen geſprochen haben, darum kann aber doch nichts anderes werden, Trennung iſt ſtets das Ende! Sie bleiben der, der meinen Gatten getötet hat, und welcher Frau Gefühl käme darüber fort?“

„Das Gefühl der Frau vielleicht erſt nach und nach,“ rief Niederſtetten beſchwörend, „doch ſie ſelbſt muß jenem heiligen Zwange folgen, jenem einzigen, der alles auf Erden entſchuldigt. Sie kann nicht anders, über alle Satzung fort treibt ſie die innere Gottheit! Und dieſe Gottheit — die Liebe — ſegnet und verdammt, wie Gott ſegnet und verdammt, denn er iſt auch in ihr mächtig. Wehe denen, die ihrer Mahnung widerſtehen!“

Er hatte ſich hoch aufgerichtet und ſtand da — Sonnenſtrahlen zu Häupten, zu Füßen, wie von Licht umfloſſen.

Erna ſtarrte ihn an, bis ſie geblendet die Augen ſchloß und zitternd ſich an den Stamm der Linde lehnen mußte. Hatte er nicht dieſelben Gedanken ausgeſprochen, nur begründet und tiefer gefaßt, die auch ſie ſchon gemartert hatten, die ſie als eine wahnwitzige Verſuchung von ſich gewieſen und die doch immer wieder gekommen waren — mit derſelben Zuverſicht, als ſeien ſie das Einfachſte von der Welt? Aber nein, nein!

In höchſter Verleugnung ihres Selbſt, die Augen am Boden — ihn anzuſehen wagte ſie nicht mehr, ſo ungeſtüm es in ihr bettelte, noch ein einzigesmal in ſeinen Augen das zu leſen, was ihr alles Glück der Erde war, ſtammelte ſie mehr als ſie ſprach:

„Seien Sie barmherzig, mein müder Geiſt vermag Ihnen doch nicht zu folgen; ich begreife Sie und begreife Sie nicht, mich hält meine Enge, ich kann darüber nicht fort! Vergeſſen Sie mich und werden Sie glücklich!“

Herzzerreißende Klage hatte aus ihren Worten geklungen — wie auf der Flucht wandte ſie ſich dann ab und eilte denſelben Weg zurück, den ſie gekommen war.

V.

Erna war von den widerſprechendſten Empfindungen bald gepeinigt, bald beſeligt heimgekehrt. Sie hatte ſich zuletzt in einem bloßen Traumzuſtande befunden, ſo daß ſie, immer noch wie von einer Macht getrieben, vorwärtseilend, dicht an der Amtsrätin und der Doktor Kalkar vorübergekommen war, ohne ſie nur zu bemerken. Beide Damen hatten kopfſchüttelnd ſich zugenickt. Was ſchien in den paar Tagen aus der Unglücklichen geworden zu ſein?

Als Erna die Thür zu ihrem Zimmer öffnete, trat Hedwig Steinau aus dem ihrigen heraus. Sie drückte Erna herzlich die Hand und ſah ſie mit ihren innigen, treuen Augen ſo mitleidsvoll an, daß dieſe eine heiße Sehnſucht empfand, ſich ihr wieder, wie früher ſo oft, anzuvertrauen. War ihr doch bei [illegible] Milde und klarer Auffaſſung von allem [illegible]

[illegible]

[illegible] 303

ſie dieſelbe in ihr Zimmer hinein und bat nur für ein paar Augenblicke um Gehör. Bei ihrer ſichtlichen Faſſungsloſigkeit folgte ihr Hedwig beſtürzt.

„Ich habe ihn eben geſehen und geſprochen!“ begann Erna denn auch ſofort. „Zum letztenmal, Heddy!“ In ihren Augen war Verzweiflung. „Würdeſt Du es überleben, wenn Du von Kalkar ſcheiden müßteſt? Und von mir wird das gefordert, als wäre es eine Selbſtverſtändlichkeit, die nicht der Erwähnung wert ſei! Dabei muß ich ihnen recht geben. Aber, nicht wahr, das kann uns nur anerzogen ſein? Man muß endlich nachſprechen, was einem ſtets vorgeſprochen wird! O, von euch allen! Ihr wißt es eben nicht beſſer. Er wußte aber von ganz anderem, und Dir darf ich es geſtehen — aus irgend einem Winkel meines Herzens kam ihm etwas entgegen, was nicht das bloße Echo ſeiner Worte war, ſondern viel mehr! Nur mit Mühe ſagte ich noch die alten Gemeinplätze her, dann floh ich; hätte ich ihm noch einmal in die geliebten Augen geſehen — er hätte mich ſterben heißen können, ich wäre willenlos geſtorben, um wie viel eher wäre ich ihm ins Leben gefolgt!“

„Faſſung, liebſte Erna!“ bat Hedwig.

„Faſſung!“ rief Erna in wachſender Erregtheit. „Das iſt auch ſolch ein Lieblingswort von euch; und bleibt doch gefaßt, wenn euch das Herz aus der Bruſt geriſſen wird! Es wäre allerdings eine Meiſterleiſtung, der bin ich aber nicht gewachſen! O, mehr noch, ich verlache euch und eure Satzungen, nur bei ihm finde ich —“ ſie brach ab und ſank wie gebrochen auf einen Stuhl. „Rette mich vor mir ſelbſt!“ wimmerte ſie auf, als Hedwig erſchrocken zu ihr trat.

„Du biſt nur außer Dir!“ ſuchte Hedwig ſie zu beruhigen. „Ein ſolcher Abſchied fürs Leben muß unſäglich traurig ſein; verſuche es gar nicht, ſtark zu bleiben — laß den Thränen ihren Lauf, es wird Dir wie ſonſt helfen!“

„Ich habe keine Thränen!“ entgegnete Erna, bereits wieder abwehrend, indem ſie ſich zugleich mit einer Willenskraft erhob, die Hedwig überraſchte. Dieſe folgte ihr ans Fenſter, an das ſie getreten war und ſtarr hinausblickte.

Die zärtliche Art, womit ſich Hedwig an ſie ſchmiegte, that Erna wohl und ſie ſagte in ruhigerem Tone: „Wären alle ſo nachſichtig wie Du und ich — wie leicht wäre das Leben! Ließen ſie wenigſtens jeden nach ſeinem Willen den Weg gehen, auf den ihn alles, was im Grunde echt und wahr an ihm iſt, hindrängt. Das kann kein Irrweg ſein! Und doch müßte ich von dem laſſen, was ich bis dahin geehrt und geliebt habe! Ihre Wohlthaten machen mich jetzt ſo arm, viel ärmer, als ich jemals geweſen bin. Denen könnte ich aber entſagen, ſie von mir ſchütteln — dieſe goldene Kette!“ Wieder legte ſich die frühere Starrheit auf ſie; dabei ſchien ſie jedoch irgend eine Vorſtellung Schritt für Schritt zu verfolgen.

Hedwig wurde angſt: wo hinaus trieb das alles? Welche Kräfte hatten in dieſer ſich bis dahin immer ſo duldſam gegebenen Natur geſchlummert, und wie tief mußte eine Liebe ſein, die ſich bis zu einer ſolchen, wenn ſelbſt auch nur ſcheinbaren Entſchloſſenheit aufraffen konnte! Ein ſchmerzliches Erbarmen bemächtigte ſich ihrer und ſie beſchwor Erna, mit ſich wie mit ihnen insgeſamt Mitleid zu haben, von dieſem ſchrecklichen Gedanken zu laſſen und wieder zu der alten Beſonnenheit zurückzukehren, da ſie gegen Verhältniſſe ankämpfen wolle, die nach keiner Seite hin eine Löſung ermöglichten.

„Ja, mir iſt furchtbar zu Mut,“ ſagte Erna dumpf, „furchtbar, Heddy! Ich war ja mit allem fertig. Du wirſt mir glauben — ich hoffte auf nichts mehr. Nur zum Gedächtnis dachte ich die kleine Lockerung meiner Bande, wozu Du mir ſelbſt Glück wünſchteſt, mit fortzunehmen, obwohl ich nicht einmal beſtimmt wußte, ob ich ſie durchführen würde! Was läge auch noch daran? Die einzige Sehnſucht, ihn noch einmal zu ſehen, lebte in mir und die ſteigerte ſich mit den fliehenden Tagen in der Einſamkeit bis zu einer ſolchen Forderung des Herzens, daß ſie keinen Augenblick mehr von mir wich. Nun ich ihn aber geſehen, mit Bewußtſein geſehen habe, nicht in dem bloßen Rauſche von früher, und auch in ſeinen teuren Augen dasſelbe ſtand, was in den meinigen ſtehen mußte, dieſes Weh zum Sterben — nun krankt alles in mir, jeder Tropfen meines Blutes fiebert, nur er iſt mein Gedanke, meine Hoffnung — er iſt ich ſelbſt! Und Du ſollteſt ihn jetzt ſehen, wie bleich er geworden iſt, eine Müdigkeit in jeder Bewegung, als belohne keine mehr — o, er leidet ſo unausſprechlich wie ich! Und mich konnte ich leiden wiſſen, ihn aber nicht — ihn nicht! Warum mich nicht zum Opfer bringen? Wäre das auch ein Opfer? Wozu ſind wir da? Sie ſind doch unſere Herren; das hat Gott ſo geordnet, darum gibt es für uns keinen Widerſtand! Thuſt Du nicht dasſelbe? Nur, weil Du Kalkar liebſt, harrſt Du doch bei der Tante aus und haſt Dich in dieſe endloſe Wartezeit ergeben! Was iſt da anders? Sprich, ich will das Wort ſegnen, das mich widerlegen kann!“

„Aber, teure Erna,“ antwortete Hedwig gepreßt, „wie kannſt Du mein Thun damit vergleichen, was Du Dir — ich will es noch nicht glauben — geſtatten zu dürfen meinſt? Meine Liebe iſt eine berechtigte —“

„Die meinige nicht minder!“ unterbrach Erna ſie ſtürmiſch. „Gäbe es überhaupt eine Liebe, die nicht berechtigt wäre? Jede Liebe iſt ganz Berechtigung! Denn könnteſt Du es löſchen, was da in der Tiefe lodert, den Trieb ſtumm machen, der ſo trotzig und ſeines Sieges gewiß über jede Schranke zu ſpotten ſcheint? Du wärſt die größte von uns! Aber Du dienſt wie ich. Was hätte Deine Treue vor der meinigen voraus? Ja, wenn Kalkar das Unglück hätte, jetzt einen Deiner Brüder — etwa im Duell — zu töten, würdeſt Du ihm darum entſagen? Und um wie viel näher ſteht ein Bruder als ein Gatte, den wir nicht geliebt haben!“

Das iſt ſchon Wahnſinn! überfiel es Hedwig. Gäbe es noch etwas, ihn zu beſchwören? Sie verſuchte, völlig ruhig zu erſcheinen und entgegnete mit feſter Stimme: „Wenn ein ſolches Unglück eintreten könnte, ſo würde ich meiner Liebe entſagen!“

„Dann hätteſt Du nicht geliebt!“

„Nur in anderer Art wie Du!“ verſetzte Hedwig ſchlicht. „Wenn auch mein ferneres Lebensglück damit vernichtet würde — mich ſo über jede Sitte, über alle Weiblichkeit hinwegzuſetzen, vermöchte ich nicht. Wohl werden Opfer von uns gefordert, doch iſt uns auch die Kraft gegeben worden, ſie zu bringen. Erna, ich will die Tante bitten und, könnte ſie es mir verweigern, ihr trotzen, um fortan bei Dir zu ſein, wenn Du meiner bedarfſt! Klage Dich zu mir aus — ich werde ſtets Geduld haben, nur höre auf mich, gib nicht der Verzweiflung Raum und betrachte nicht als ein Muß, was Dir Deine tiefe Erregtheit nur für jetzt als ein ſolches erſcheinen laſſen kann!“ Bei Ernas Stillſchweigen fuhr ſie noch flehender fort: „Traue mir, es iſt ſchon eine Verwilderung Deines Gefühls, ich möchte ſogar fürchten — Niederſtetten ſelbſt würde Dich nicht mehr achten, wenn Du ihm folgteſt!“

„Was bedeutet mir ſeine Achtung,“ fiel Erna faſſungslos ein, „da er mich liebt? Achtung iſt kalt — und in mir treibt und atmet nichts, als ein ſehnſüchtiges Verlangen nach ihm!“

Es überſchauerte ſie, und ſie barg ihr erglühendes Geſicht in den Händen. (Schluß folgt.)

Der Gaukler.

(Hiezu das Bild Seite 89[illegible].)

Das Wirtshaus zum „Poſch“ im Haag war eines der ſtattlichſten im Lande zu jener Zeit, wo man in den Niederlanden noch überall den „Wilhelmus van Naſſauen“ und den „Marlborough s'en va-t-en guerre“ ſang, wo man noch Dreiſpitze und Kniestrümpfe trug und der Puder für Perücken noch Kurs hatte. Es war ein ſtattliches Wirtshaus, um ſo mehr, da es zugleich mit einer großen Mühle in Verbindung ſtand und der Wirt die Nachbarſchaft nicht nur mit gutem Bier, ſondern auch mit gutem Mehl verſorgte.

Die Schenkſtube war ein großer Raum, der bis unter das Dach reichte, von blankgeſcheuerten Kannen blitzte, und wo ſich zur Sommerszeit alles erfriſchte, was des Weges kam: Gutsbeſitzer, Notare, Edelleute, Bauern und wegmüde zerlumpte Wandersleute.

An einem glühendheißen Sommertage war wieder eine große bunte Geſellſchaft da, vornehm und gering, die ſich hereingeflüchtet hatte vor der Hitze und dem Staube, ſo daß das dralle Schenkmädchen nicht genug Amſterdamer Gebräu darreichen konnte, und ein ewiges Kommen und Gehen war.

Die Wirtin und Müllerin, Myfrouw Jantje Terning, ſaß mit ihrem kleinen Buben, dem Gabriel, da und hatte ihre Freude an dem bunten Leben, an der Einnahme, an dem Schatten und an den ſpiegelblitzenden Krügen; denn ſie dachte daran, daß ihr kleiner Gabriel einmal Herr über das alles ſein werde, wenn ſie ſelber als altes Mütterchen ſich von einer Ecke aus über ihren ſtattlichen Sohn werde freuen können. Es ſchien ihr faſt zu ſchön, ſo daß ſie dachte, man ſollte doch was thun, um ſich ſo vielen Glückes würdig zu erweiſen. Und ſie küßte dabei ihr Söhnlein recht innig und ſtrahlend.

Da kam plötzlich eine ſonderbare Geſellſchaft aus der Sonnenglut draußen in den behaglichen Schatten herein. Es war eine Gauklergeſellſchaft. Sie beſtand aus einem alten, dürren Manne, der einen langen Gehrock über ſein Trikotkoſtüm geworfen hatte, das um ſeine alten, dürren Glieder ſchlotterte. Das Trikot war nicht rein, der Sammet der [illegible] ſpiegelig und die Flitter erblindet. Es war ein Bild lächerlichen Elends, das aber nicht laſſen konnte vom Gaukeln. Eine ſchauerliche Koketterie lag noch über dem ausgezehrten Hanswurſt. Dann war da ein prächtig ſchönes junges Weib mit ſüdlichem Typus, in ein reiches, prunkvolles ſpaniſches Koſtüm gekleidet, das gar ſeltſam von der Schäbigkeit des Alten abſtach. Und ein kleines Bübchen war da, auch in Trikot gekleidet, mit einem Geſichtchen wie ein Engel. Der Alte breitete einen Teppich auf den Boden und kramte Requiſiten aus — Teller, Stäbe, Meſſer, Kugeln und Reife. Die Künſte begannen nun. Der ſüße kleine Junge lief auf Kugeln und ſchlüpfte durch Reife, die ſchöne, reichgekleidete junge Frau tanzte irgend einen Tanz, der gar nicht ſpaniſch war, und der alte gebrechliche Hanswurſt balancierte dann Teller auf der Hand, auf der Naſe, auf dem Kinn.

„Das iſt doch eine ſonderbare Truppe!“ ſagte der reiche Herr Van der Meule, der erſt unlängſt das Schloß im Boſch gekauft hatte und neben der Wirtin ſaß.

„Da habt Ihr recht, Mynheer,“ ſagte die hübſche Wirtin, ihr Söhnchen an ſich drückend und die blonden Härchen desſelben küſſend. „Die ſchöne Gauklerin dort — ſie ſind ſchon öfter hier durchgezogen, die Leute — iſt eine gar vornehme und reiche Dame. Sie hat ſo viel Geld, daß ſie in einem Schloſſe wohnen und Diener halten könnte. Aber der Gauklerteufel iſt in ſie gefahren, und ſie zieht durch die Länder und tanzt in den Schenken und auf Jahrmärkten und iſt ſtolz, wenn ſie applaudiert wird vom Janhagel und Knechten. Denn der Gauklerteufel iſt eine ſchreckliche Krankheit, Mynheer, wie eine Beſeſſenheit. Und der alte Hanswurſt, der könnte auch längſt an der Kaſſe irgend eines Zirkus ſitzen und Geld einnehmen und ruhig leben — aber er kann nur leben, wenn er ein Trikot auf den dürren Gliedern hat und Flitter, und wenn er Teller drehen kann. Der Gauklerteufel hat auch ihn. Die ſchöne Frau iſt eine Ungarin, eine Gräfin, wie manche ſagen, und heißt Crotzy. Der alte Mann iſt ein Franzoſe und nennt ſich Monſieur Jaſon. Und der kleine Bube iſt ein Verwandter der Gauklerin, Jozſi Crotzy heißt er, und muß mitziehen, da er ſonſt niemand hat. Der arme Junge!“

Und da der Knabe eben mit ſeinem Teller an den Tiſch kam und mit ſeinem Kauderwelſch und ſeinen großen braunen Augen um eine Gabe bat, fuhr Mynheer in ſeine Taſche und ſuchte ein Silberſtück. Die gute Wirtin aber ſagte: „Möchteſt Du nicht hier bleiben, Crotzy, bei uns, und in die Schule gehen, und ein Müller werden?“

Der kleine ſchöne Junge ſchaute ſie mit ſeinen flackernden braunen Augen an und lachte nur mit den milchweißen Zähnen und ſchüttelte den Kopf.

Aber er mußte zurückbleiben. Denn während er Purzelbäume machte, verrenkte er ſich einen Fuß, und die gute Wirtin erbot ſich, ihn dazubehalten und zu pflegen. Die ſchöne Gauklerin und der alte Hanswurſt waren zufrieden, denn was ſollten ſie mit einem kranken Kinde anfangen, und der Gauklerteufel trieb ſie weiter fort, ſie hielten es an einer Stelle nicht aus.

Der kleine Crotzy blieb ſomit da, genas, wurde ein braver Mühlburſche und wuchs zu einem ſchönen, fleißigen, wackeren, braven Müller heran, an dem ſeine Pflegeeltern ihre Freude und ihren Stolz hatten, beſonders, da ihnen ihr eigenes Kindchen ſtarb und kein zweites nachkam.

Als er aber groß geworden war und ein ſo braver, tüchtiger Müller, der vielleicht einmal der Erbe ſeiner Pflegeeltern wurde, da wünſchte ſich mancher reiche Geſchäftsmann den jungen Crotzy zum Schwiegerſohn.

Da wurde er eines Tages in die Stadt geſchickt, um Getreide einzukaufen. In ſeinem hübſchen grauen Sonntagsſtaate, auf dem netten Wägelchen, vom dickköpfigen Schimmel gezogen, mit einem fröhlichen Liedchen zog der hübſche Junge fort und — kam nicht wieder in das ſtattliche, reiche Haus der guten Müllersleute. Das Wägelchen, das dickköpfige Pferd und das Geld brachte nach einigen Tagen ein Bote aus der Stadt zurück, aber der junge Crotzy kam nicht wieder. War er verunglückt? Nein. Aber er war in der Stadt in einen Zirkus gegangen, der eben da kampierte. Ein elender, ärmlicher Zirkus war es, mit ausgehungerten Leuten, ſchmutzigen Trikots und voller Not. Aber der junge Crotzy war mit ihm gezogen. Der Gauklerteufel hatte ihn gepackt wie ſeine ſchöne reiche Tante, die an der Landſtraße geſtorben, wie den alten Hanswurſt, der an einer Kaſernecke umgekommen war.

„'s lag im Blute,“ ſagte Mynheer.

Und die gute Wirtin fügte ſchwermütig lächelnd hinzu: „Ich meine, als der liebe Herrgott die Welt erſchuf, ſagte er zu den Schutzengeln: ‚Geht hin und nehmet eure Kinder in acht!‘ Der Gauklerteufel aber lachte in ſeinem Winkel und ſagte: ‚Und ich nehme die meinigen!‘“ **E. M. Vacano.**

unmöglich ſein. Ueberdies hört der Genuß auf, wo die Sorgen anfangen, und eine über die pekuniären Mittel hinausgehende Repräſentation iſt alſo das gerade Gegenteil von dem, was ſie ſein ſoll: kein harmoniſches Bild einer wohlſituirten Familie, ſondern eine mit knapper Decke bedeckte Blöße, ein Armutszeugnis. Man enthüllt dadurch gerade die Mängel, die man verbergen möchte, und verletzt die heiligſten Pflichten, indem man das Behagen des Hauſes aufs Spiel ſetzt, ſeine materielle Exiſtenz untergräbt und ſich der Verachtung anderer Stände preisgibt. Blickt doch der ſolide Bürgerſtand mit Geringſchätzung auf jeden oberflächlichen Schein!

Da es nun die Pflicht jeder Gattin und Mutter iſt, den Mann nicht allein in ſeinem Beſtreben zur Förderung des Familienwohlſtandes zu unterſtützen, ſondern auch ſeinen Namen und ſeine Ehre ſpiegelhell zu erhalten, ſo müſſen vorzugsweiſe die Frauen, in deren Händen die Leitung des ganzen Hausſtandes liegt, die Repräſentation in den möglichen Grenzen halten und nicht etwa durch Eitelkeit oder Hochmut — um es vielleicht einer befreundeten Familie zuvorzuthun oder Reicheren nicht nachzuſtehen — dem Manne Verlegenheiten bereiten, die dann das Familienglück ſtören. Daß der Mann eine bevorzugte Stellung im Staat und in der Geſellſchaft einnimmt, muß der Frau zum Sporn werden, ſeiner würdig ſich zu zeigen. Eine vollſtändige Verkennung ihrer Standespflichten würde es aber bedeuten, wollte ſie Hochmut an Stelle der Vornehmheit ſetzen und durch anmaßendes Auftreten und nicht zu erſchwingenden Luxus das Verdienſt herabwürdigen, welchem ihr Mann ſeine Stellung verdankt. Ein Schatten von der Verſündigung der Frau fällt auch immer auf den Mann, darum fort mit jedem falſchen Schein! Das franzöſiſche Wort: „Cherchez la femme!“ das in allem, was den Mann entwürdigt, die Hand einer Frau ſucht, ſoll auf die deutſche Gattin als Repräſentantin der Familie keine Anwendung finden dürfen.

Oberflächlichkeit, Vergnügungsſucht und Eitelkeit verleiten freilich gar manches vortrefflichen Mannes Frau, um der augenblicklichen Befriedigung willen das Wohl der Familie hintanzuſetzen. Um ein großes Feſt, ein Diner, einen Hausball zu ermöglichen, werden der Familie nicht allein die größten Beſchränkungen im Raume, ſondern, was ſchlimmer iſt, die größten Entbehrungen am Unentbehrlichſten, an der Nahrung auferlegt. Um fortgeſetzt ſolche Feſtlichkeiten möglich machen zu können, muß vielleicht ein kränkliches Kind aus Mangel an Pflege zu Grunde gehen oder ein begabter Sohn auf die erwünſchte Carrière verzichten. Man beraubt ſich der behaglichen Häuslichkeit, um ein Haus zu machen, man opfert das wahre Glück, um dem Schein nachzujagen. Wüßten dieſe thörichten Frauen doch, wie ſchlecht ſie dieſer Schein kleidet, wie die reiche Frau, die dem Stande nach tief unter ihr ſteht, ihr unechtes Silber, das auf der Tafel prangt, belächelt, den flitterhaften Aufputz, womit ſie ihren Toiletten die nötige Abwechslung verleiht, verachtet, ihre trotz aller Opfer kärgliche Bewirtung verſchmäht, und wie ſie dadurch nicht nur ihrem Manne, ſondern vornehmlich ihren Kindern ſchadet, welche als arme, aber anſpruchsvolle Vornehme nirgends einen paſſenden Platz im Leben finden! Hätten ſie den Mut, ihre Repräſentation auf das Maß zu beſchränken, das ſie beſtreiten können, verſtänden ſie durch Einfachheit und Würde die Ehre ihres Hauſes aufrecht zu erhalten, ſo würde ihnen die Genugthuung nicht fehlen, daß auch die Anſpruchsvollſten es ſich zur Ehre rechneten, bei ihnen eingeführt zu werden.

Wenn der Reiche durch ſein Vermögen zu einem gewiſſen Luxus verpflichtet iſt, ſo wird die Stellung eines Mannes in Amt und Würden nicht taxirt nach dem, was ſie einträgt und auszugeben geſtattet, ſondern nach der Höhe der Anforderungen, welche man an ſeine perſönlichen Fähigkeiten macht. Ihre Grundlage iſt nicht das Geld, ſondern die höhere Bildung des Mannes, ſeine Kenntniſſe, ſein perſönlicher Wert, mit einem Wort, nicht der Verdienſt, ſondern das Verdienſt. Was von gebildeten Menſchen in höherer Lebensſtellung verlangt wird, iſt daher nicht prahleriſcher Glanz, ſondern nur ein gefälliger Schein, der den veredelten Geſchmack zeigt. Handelt eine Familie nach dieſer Anſchauung, ſo genießt ſie ſicher eine bevorzugte Stellung in der Geſellſchaft. Tritt aber ihr Standesbewußtſein nur in Anmaßung zu Tage, ſucht ſie ihresgleichen in allem, was prahlt und glänzt, zu überbieten, ſo reiht ſie ſich damit der Zahl derer ein, auf welche der wirklich Vornehme mit Verachtung herabblickt. Sie ſchließt ſich auch damit von den eigentlichen Genüſſen des feineren geſelligen Verkehrs aus, dem freundſchaftlichen Austauſch der Gedanken, der Förderung gemeinſchaftlicher Intereſſen mit gleichgeſtellten und gleichgeſinnten Menſchen und der Freude an der Ausübung der unterhaltenden und geſelligen Talente.

Wie verhängnisvoll der Luxus der Repräſentation für Familien in zweifelhafter pekuniärer Lage werden kann, ſehen wir an vielen Beiſpielen, wenn mit dem Tode des Gatten und Vaters die Stellung der Familie zuſammenbricht und die Exiſtenz von Frau und Kindern nicht genügend durch Vermögen geſichert iſt. Welch ein Schickſal, mit dem knapp bemeſſenen Witwengehalt anſpruchsvollen Kindern gegenüberzuſtehen, die gewöhnt waren, aus Rückſicht für die Stellung des Vaters bevorzugt, ja gefeiert zu werden, und die ſich nun in der Geſellſchaft beiſeite gedrückt ſehen! Sie finden kaum Mitleid für ihren Schickſalswechſel, denn die eigene übertriebene Wertſchätzung, die von anderen nicht mehr geteilt wird, macht ſie vollſtändig untauglich für beſcheidene Verhältniſſe, macht ſie auch unfähig zur ſelbſtändigen Geſtaltung einer Exiſtenz. Dem falſchen Schein lernen ſie niemals entſagen. Dieſen Kreiſen verdanken wir das vornehme Proletariat, das in erſchreckender Weiſe zunimmt, jenes Streber- und Glücksrittertum, das ſeine Freundſchaften und Verbindungen immer nur da ſucht, wo es Vorteil zu erhaſchen hofft; das für ſein ganzes Leben ein Recht zu haben glaubt auf Genüſſe, welche gewiſſenloſe Eltern es überſchätzen lehrten; das müßig die Hände in den Schoß legt und ſich von den Broſamen nährt, die von der Reichen Tiſche fallen; ja, das ſich nicht einmal entblödet, voll Hochmut auf diejenigen herabzublicken, welche ſich auf ihre eigene Kraft ſtützen.

Wie leicht läßt ſich doch für den gebildeten, hochſinnigen Menſchen, der nicht im Glanze der Welt ſeine Genüſſe ſucht, das Leben mit all ſeinen inneren und äußeren Anſprüchen ſchön und inhaltreich geſtalten, auch ohne glanzvolle Mittel. Gold iſt nicht Chimäre, aber es iſt dem Gebildeten doch nur Mittel zu edlem Zweck, und der Mangel des Reichtums kann ihn nicht unglücklich machen. Der Wert der wirklichen Bildung beſteht ja gerade darin, daß ſie uns den Sinn für tauſend Freuden erſchließt, die zu erreichen wir keine Reichtümer nötig haben. Abgeſehen von den Schätzen der Wiſſenſchaft und der Poeſie, von den unermeßlichen Schönheiten der Muſik und der bildenden Kunſt für unſere Mußeſtunden, bleibt uns unter allen Verhältniſſen das, was den Menſchen adelt und ihm wahre Befriedigung gewährt: erfolgreiche Arbeit, das Bewußtſein der Pflichterfüllung, die Selbſtachtung, die Freude an der Natur, das Familienglück und der Anſchluß an gleichgeſinnte Freunde.

Im Verein mit dieſen Schätzen wird es ſicher gelingen, auch unſeren Repräſentationsverpflichtungen in einer Weiſe gerecht zu werden, die uns in den Augen der Welt erhebt, ſtatt uns zu erniedrigen. Es bedarf nur der Vereinigung und des Beiſpiels gleichgeſinnter, tonangebender, angeſehener Perſönlichkeiten, um die ins Maßloſe geſteigerte Repräſentation auf den richtigen Standpunkt herabzumindern und zu den alten einfachen Gewohnheiten zurückzukehren. Vergeſſen wir nie, daß Einfachheit und Mäßigkeit im materiellen Genuß nicht nur die Grundbedingung phyſiſcher Geſundheit, ſondern auch jeder geiſtigen und ſittlichen Entwicklung ſind. Bleibt die ſogenannte gute Geſellſchaft ſolchen Grundſätzen treu, dann erobert ſie Schritt vor Schritt die Welt, indem ſie die Unzufriedenheit waffenlos macht und ihr in hochgeſteckten edlen Zielen eine neue Lebensſonne aufgehen läßt.

* * *

Anſicht von Punta Arenas an der Magellanſtraße.

Die Magellanſtraße und die Kanäle an der Weſtküſte Patagoniens.

Aus den Reiſeerinnerungen eines ehemaligen Seeoffiziers von A. P. — Mit Abbildungen nach photographiſchen Originalaufnahmen.

I.

Bis zur Vollendung des noch im erſten Bauſtadium befindlichen Kanals, welcher die Landenge von Panama durchſchneiden ſoll und welcher, trotz der ſchon jetzt enormen Opfer an Geld und Menſchenleben, nicht den gehofften Fortgang nimmt, bleibt für den durch Segelſchiffe betriebenen Handel Europas und der Oſtküſte mit der Weſtküſte Amerikas der alte, lange, beſchwerliche und gefahrvolle Weg um das Kap Horn der einzige vorhandene.

Wer dieſen Weg einmal in ungünſtiger Jahreszeit auf einem Segelſchiffe von Oſt nach Weſt gemacht hat, wer einmal die faſt unaufhörlich wehenden, von Hagelſchauern und Schneegeſtöber begleiteten Weſtſtürme durchlebt und ſich viele Tage oder Wochen lang gegen die haushohen, unheildrohenden Wellenberge vorwärts gekämpft hat, der wird die Vollendung des Panamakanals lebhaft herbeiwünſchen.

Dampfſchiffe benutzen, um die Schiffskörper zu ſchonen und um der Gefahr des Zuſammenſtoßes mit Eisbergen zu entgehen, die Magellanſtraße, welche, der beſtändig wehenden Weſtwinde und der ſtarken Strömungen wegen, für Segelſchiffe faſt unpaſſierbar iſt.

Die Magellanſtraße, richtiger Magelhaensſtraße, wurde im Jahre 1520 von dem in ſpaniſchen Dienſten ſtehenden Portugieſen Magelhaens entdeckt, welcher beauftragt war, einen neuen, kürzeren Weg nach den Molukken zu finden, die bis dahin nur durch Umſchiffung des Kaps der guten Hoffnung zu erreichen waren.

Der Eingang zu der Straße, vom atlantiſchen Ozean aus, liegt zwiſchen dem 52. und 53. Grad ſüdlicher Breite, zwiſchen dem Kap Virgines (Cabo de la Virgen Maria) und dem Kap Katharine (Cabo del Espiritu Santo), der Ausgang derſelben in den ſtillen Ozean, nördlich vom Kap Pilar (Cabo Pilares), ungefähr in derſelben Breite.

Die erſte Hälfte der mit den Krümmungen 320 Seemeilen langen Straße, alſo der Teil vom Kap Virgines bis zum Kap Froward, beſteht aus mehreren großen Becken, welche durch Meerengen verbunden ſind, in denen bei Springfluten die Strömung die Geſchwindigkeit von acht Knoten erreicht. Mit Ausnahme der Engen, welche ſteile Ufer haben, iſt dieſer Teil der Straße von ſanft anſteigenden, nicht zu hohen Bergen eingeſchloſſen, deren Hänge mit Gras beſtanden ſind, ſo daß die in neuerer Zeit von Punta Arenas aus betriebene Schafzucht guten Erfolg verſpricht.

Punta Arenas, die einzige bewohnte Niederlaſſung in der Magellanſtraße, liegt an der Weſtküſte eines weiten, ſich nach Süden wendenden Armes derſelben und wurde von der chileniſchen Regierung als Verbannungsort gegründet. Jetzt iſt es Kohlen- und Proviantſtation für die vorüberfahrenden Dampfer. Es wird hier einiger Handel mit Wolle, Guanaco-, Otter- und den hochgeſchätzten Seehundsfellen (Sealskin) getrieben, und auch eine Kohlengrube iſt verſuchsweiſe angelegt worden, die aber nur mittelmäßiges Material liefert.

Der Ort beſteht aus einigen recht wüſt ausſehenden Straßen; die niedrigen Häuſer ſind aus Holz gebaut, und außer dem chileniſchen Gouverneur, einem Kaufmann und dem Hafenmeiſter, beides Deutſche, einem Arzt und einem Miſſionar beſteht die Einwohnerſchaft nur aus Handwerkern und Arbeitern.

Eine dem Fremden unangenehm auffallende Eigentümlichkeit iſt der Mangel an Oefen oder Kaminen in den Wohnungen. Die Temperatur ſteigt im Sommer einige Grade über, im Winter einige Grade unter den Gefrierpunkt, und dieſe Gleichmäßigkeit ohne ſchroffen Wechſel bringt es mit ſich, daß die Einwohner eine künſtliche Erwärmung der mangelhaft gebauten Häuſer nicht vermiſſen.

Die Kolonie wird einen bedeutenden Aufſchwung nehmen, wenn die bisher nur von wenigen betriebene Schafzucht, durch die weiten Strecken vorzüglichen Weidelandes und das Klima begünſtigt, mehr Ausdehnung gewinnt.

Die zweite Hälfte der Magellanſtraße, von Kap Froward weſtwärts, iſt eine in faſt gleichmäßiger Breite von drei bis ſechs Seemeilen fortlaufende Meerenge, im Norden vom Feſtlande Patagoniens, im Süden vom Feuerland und einer Anzahl größerer und kleinerer Inſeln begrenzt.

Die Straße bildet bei dem durch eine ungefähr 120 Meter hohe, ſenkrecht zum Meer abfallende Klippe kenntlichen Kap Froward einen rechten Winkel und wendet ſich ſcharf nach Weſt. Selten wird wohl dem Reiſenden ein ſchärferer Wechſel der Eindrücke geboten, wie beim Einbiegen in dieſen Teil der Enge. Die Ufer, welche bis hieher, allmählich anſteigend, mit ihren grünen Grasflächen und gut gewachſenen Bäumen einen freundlichen, friedlichen Anblick gewährten, beſtehen von jetzt an aus ſchroffen, ſteil abfallenden Felſen, den gewaltſam durch tauſendjährige Stürme zerklüfteten Ausläufern der Kordilleren, deren Fortſetzung die Klippeninſeln des Feuerlandes bilden.

Verkrüppelte, mit ihren Wurzeln und Aeſten ineinander gewachſene Bäume mit ſchwarzgrünem Laub friſten ein ſtets bedrohtes Daſein in den Felsſpalten und überall da, wo ſich eine Humusdecke feſthalten kann.

Der bis zum Kap Froward [illegible] zu den Weſten auslaufende Kordillerenzug [illegible] verhältnismäßig ruhige Waſ[illegible] durch die Enge zwängende Windſtrom zu Schaum gepeitſcht und ſenkrecht fallender Schnee und Hagel tragen dazu bei, die Situation noch ungemütlicher zu machen. Selbſtverſtändlich gibt es auch ſchöne Tage mit gutem Wetter, aber ſie ſind ſelten.

Mit Ausnahme der [illegible] fahrenden Poſtdampfer [illegible] ankern die nur gelegentlich paſſierenden Dampfer nachts [illegible] Dunkelheit nur dem mit voller Sicherheit möglich iſt, der jede Klippe, jede Verengung und jede Biegung auf den erſten Blick kennt.

In der Straße ſelbſt iſt wegen der oft über 600 Meter betragenden Waſſertiefe das Ankern nicht möglich, man ſucht deshalb die durch Bergtäler oder Inſeln gebildeten Buchten auf, in denen man Tiefen von 10 bis 60 Meter findet. Viele Häfen oder Ankerſtellen ſind meiſt ſo eng, daß nur ein Schiff darin liegen kann, und ſind vielfach von ſenkrecht aufſteigenden, in einigen Häfen ſo hohen Felſen eingeſchloſſen, daß man ſich wie in einem von zehnſtöckigen Häuſern umgebenen engen Hof fühlt. Von dieſen Felſen ſtürzen häufig dem Föhn der Alpen ähnliche Fallwinde, hier Williwas genannt, mit einer ſo furchtbaren Gewalt herab, daß man ſich gut feſthalten muß, um nicht niedergeworfen zu werden.

[illegible]

Kohlengrube bei Punta Arenas

Wo nur etwas Schutz iſt, da ſproßt eine durch das feuchte Klima begünſtigte üppige Vegetation hervor; niedrige Roteichen, Steineichen, Stechpalmen und Cypreſſen ſchlingen mit dem wacholderähnlichen Sadebaum zur gegenſeitigen Stütze ihre Zweige ineinander, und der Boden iſt mit moos- und fuchſienartigen Pflanzen bedeckt. Leider iſt das weitere Eindringen in dieſes Dickicht nicht möglich, da alles zu ſehr ineinander gewachſen iſt und der durch Verweſen der Pflanzen entſtandene Boden einen undurchdringlichen Moraſt bildet. Die umgefallenen, übereinanderliegenden Baumſtämme allein bieten dem Fuß einen wenn auch recht ſchlüpfrigen Standpunkt.

An den Stellen, an welchen ſich durch Abbröckeln der Felſen ein Strand gebildet hat, findet man eine große Zahl wohlſchmeckender, unſeren Miesmuſcheln ähnlicher Muſcheln; ſonſt ſieht man von Tieren nur Taucher und Möwen, und ſelten wird das herrſchende Schweigen durch den Schrei einer Eule oder eines Spechtes unterbrochen.

Die Felſen beſtehen aus Gneis, Porphyr, Schiefer und Quarz; ſeltener findet man Thon oder Sandſtein. Aus den Klüften ſtürzen ſich Waſſerfälle oft ſo hoch herab, daß ſie nur als Staub die Oberfläche des Meeres erreichen, und in einigen Thälern treten die ſonſt nur in ſchwindelnder Höhe ſichtbaren Gletſcher mit ihrer bläulich ſchillernden Eisfläche faſt bis zur See heran.

Von den in der Nähe der Straße jedenfalls nur in geringer Anzahl lebenden Eingeborenen ſieht man ſelten etwas. Von der Feuerlandſeite kommt zuweilen ein Kanoe, in welchem einige Menſchen ſitzen, und legt ſich ſo in den Kurs des Schiffes, daß man es dicht dabei paſſieren muß. Dann erheben alle ein gellendes, vielſtimmiges Geſchrei und fiſchen ihnen zugeworfenes Schiffsbrot mit großer Behendigkeit aus dem Waſſer.

Auch wenn man an der patagoniſchen Seite vor Anker liegt, nähert ſich zuweilen ein Kanoe dem Schiff, zuerſt furcht[illegible] kommend. Alle im Boot Befindlichen fangen dann ein Geſchnatter in kläglichen Tönen an, aus welchem man die ſpaniſchen Worte tabaco, aguardiente (Branntwein) und bizcocho (Zwieback) heraushört, ein Zeichen, daß ſie ſchon früher mit Fremden in Berührung gekommen ſind.

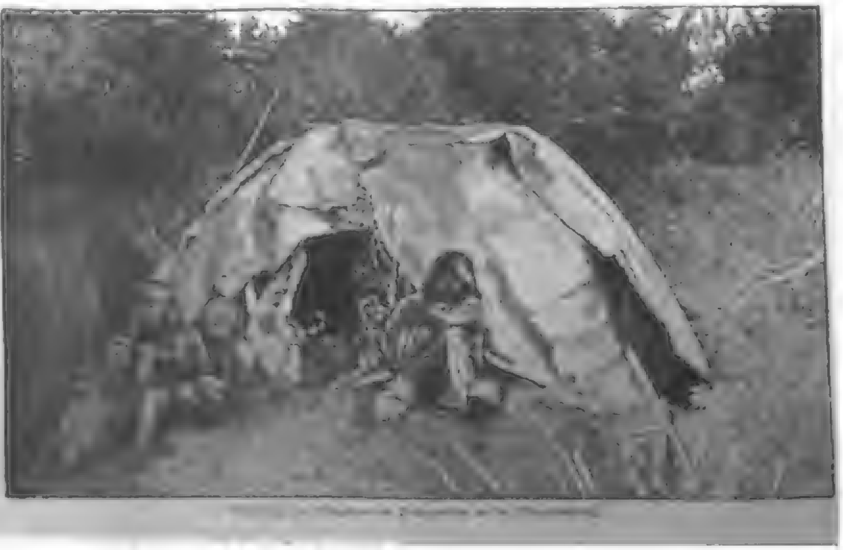
Die Kanoes ſind aus Baumrinde und Tierfellen, die mit Sehnen zuſammengenäht ſind, gebaut, lecken aber ſo ſtark, daß eine oder zwei Frauen beſtändig mit Ausſchöpfen des Waſſers beſchäftigt ſind.

Im Kanoe befinden ſich gewöhnlich ein bis zwei Männer, drei bis vier Frauen und eine Anzahl Kinder, denen es keinen Schaden zu thun ſcheint, daß ſie nackt auf dem Boden im Waſſer liegen. Auch einen ſtruppigen Hund ſieht man bisweilen, immer aber brennt ein auf einer Unterlage von Steinen mit kurzen Aeſten unterhaltenes Feuer.

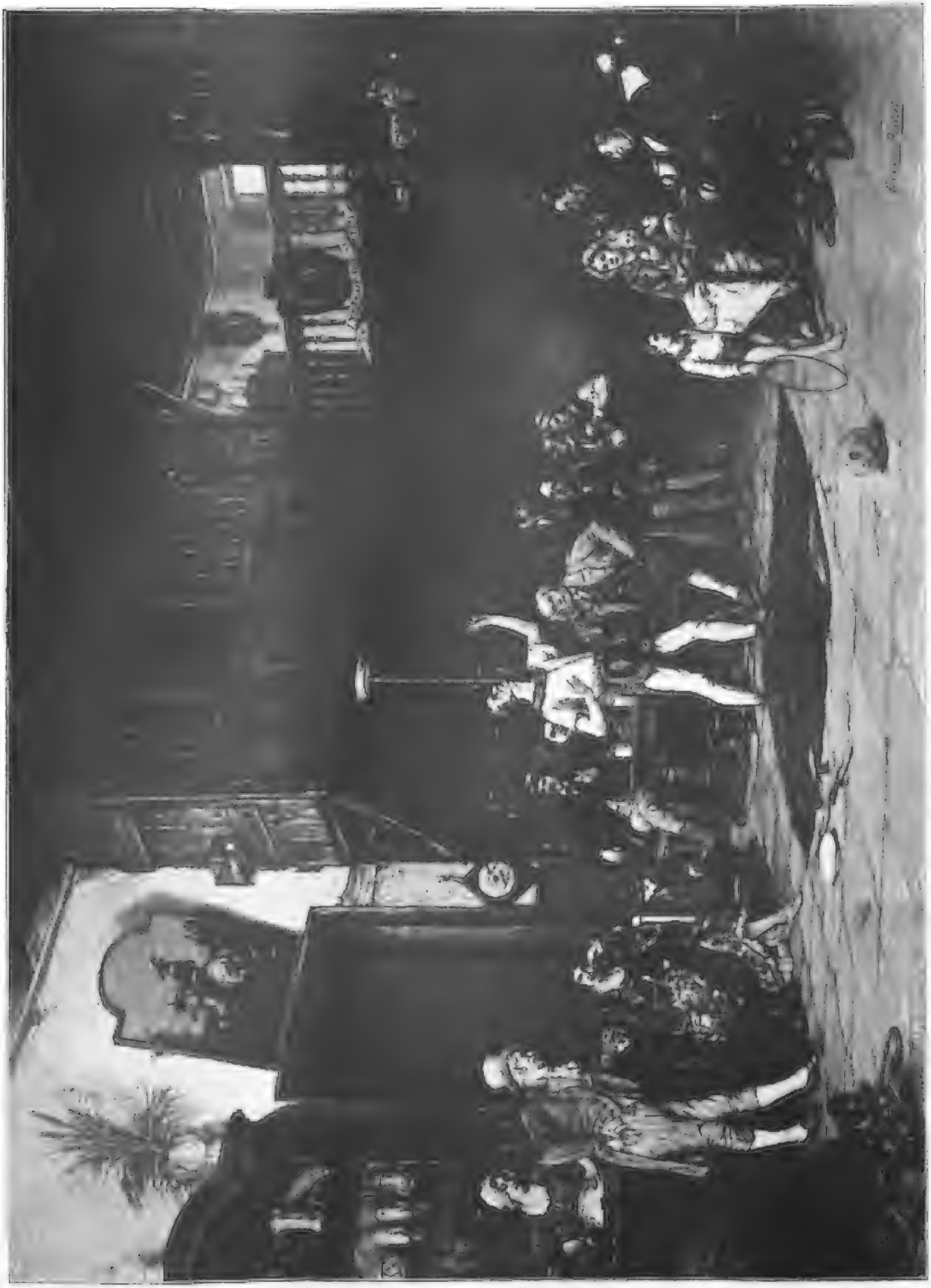
[illegible] ſind von abſchreckender Häßlichkeit. [illegible] ſondern auch alles, was mit ihnen in Berührung gekommen iſt, hat einen penetranten Thrangeruch. [illegible] beſteht, trotz der niedrigen, aber [illegible] faſt gleichmäßigen Temperatur, [illegible] Schulter gehängten Fell, nebſt [illegible] und iſt bei den Frauen faſt [illegible] bei den Männern. Dies ſcheint aber nicht [illegible] tung oder geringeren Schamhaftig[illegible] zu haben, ſondern nur darin, daß [illegible] Fell kaufen, das [illegible] tauſchten, ſo nimmt die [illegible] das übrige von der [illegible], während er ſich ſchwer entſchließt, das eigene zu geben. Wenn man einer Frau ein altes Kleidungsſtück zuwirft, ſo wird es ihr ſofort von dem Manne weggenommen, der ſich dann unter allgemeinem Geſchnatter damit ſchmückt, ſo gut er es verſteht. Der einzige Schmuck der Frauen beſteht in Halsketten, die aus Knochenperlen beſtehen; ſelbſt dieſen aber iſt der ſchauderhafte Thrangeruch eigen, der ſich auch nach jahrelangem Aufbewahren nicht verliert.

Die Waffen der Eingeborenen ſind Bogen, Pfeile und Speere, deren Spitzen, aus Fiſchgräten und Knochen geformt, mit Tierſehnen oder Baſt an einem Schaft aus ſehr hartem Holz befeſtigt ſind. Auch die Scherben aufgefundener Flaſchen werden recht geſchickt als Pfeilſpitzen verwendet.

Wohnungen beſitzen dieſe kaum menſchenähnlichen Geſchöpfe nicht, und nur die in der Nähe von Punta Arenas lebenden bauen ſich Hütten aus Fellen; auch tragen die Männer dort einige Kleidung, welche ſie gegen Felle eingetauſcht haben.



[illegible]



Der Gaukler. Gemälde von Gérard Portielje.

Jung Alarichs Braut.

Roman

von

E. v. Dincklage.

(Fortſetzung.)

Die Geſellſchaft hatte ſich plaudernd zu verſchiedenen Gruppen gebildet, die Muſik ſpielte auf gut Glück weiter, da ihr niemand zu ſchweigen gebot.

„Ja, Alarich,“ ſprach ſeine Verlobte und ſchaute ihm tief und offen in die Augen, „jetzt bin ich gekommen Dir zu ſagen: Art gehört zu Art!“

„Ich hoffe,“ fiel Sabine ein, „ehe Sie unſere Art von ſich weiſen, lernen Sie dieſelbe einmal näher kennen, um ein Urteil über uns zu gewinnen.“

„Unſere Art iſt ſehr ſteifnackig, Mevrouw!“ war Marengels aus tiefer Bruſt emporſteigende Antwort.

„Aber nicht unbeugſam!“ ſprach die Hausfrau mit Beziehung, indem ſie ihre Hand auf Egons Arm legte, um ſich ihren übrigen Gäſten zu widmen. „Egon,“ wandte ſie ſich erregt dieſem zu, „ich habe Dich um Verzeihung zu bitten, ich bildete mir nämlich ein, Du liebteſt das Portiermädchen, welches Herrn ten Wolde dieſen böſen Streich ſpielte — nein, dieſen guten Streich, denn Alarichs Braut —“

„Alarichs Braut?“ ſtaunte der Offizier.

„Ja, ja, dieſe Marengel!“

„Nun?“

„Sie wird ſehen, daß er nimmer ein Pantoffelheld wird, nie, nie! und ſeinen eigenen Weg geht!“ behauptete die Witwe leidenſchaftlich.

„Die Holländerin hat tauſendmal recht!“ warf Egon feurig ein. „Art gehört zu Art!“

„Und Du hoffſt, mich dadurch zu feſſeln, Egon?“

„Auch dadurch, Sabine; ſelbſt das Schwere — denk an Papa und Mama — erträgt ſich bei geſelliger Gleichartigkeit mit Anſtand.“

„Hm — und auf was rechneſt Du außerdem, um mich zu gewinnen?“

„Auf meine große Liebe!“

„Und Du warſt nie untreu?“

„Du biſt erſt ſeit zwei Jahren Witwe, Sabine.“

Dieſes Geſpräch wurde haſtig geführt, und beide wagten kaum, einander in die erregten Geſichter zu blicken. Inzwiſchen erklärte Marengel ihrem Verlobten, daß ſie mit dem Mädchen zu reden wünſche, welches ſie mit nach Rabenhorſt genommen habe, und ging, von Alarich gefolgt, einem Zimmer an dem Hausflur zu, deſſen Thür nur angelehnt war. Die Stimme des Grafen Gregor tönte von innen aus dem Gemache.

„Weshalb wollten Sie dem Großen einen Streich ſpielen?“ fragte er luſtig.

„Herrn ten Wolde —? Iſt nicht, um keinen Preis!“

„Ei der Tauſend! Dann galt der Streich alſo Frau Müller?“

„Die Ausländiſche trägt gegen zehntauſend Mark Schmuck auf ſich — das iſt kein Streich, ſie daher zu bringen!“

Die Portierstochter ſagte dieſe Sätze in zurückweiſendem, beinahe mißachtendem Tone. Alarich hielt Marengel zurück, damit ſie das Geſpräch nicht unterbreche.

„Sie verſtehen ſich auf Diamanten, ſchöne Spea?“ rief Gregor.

„Ich habe gefragt, und ſie hat mir's geſagt; es iſt der Brautſchmuck ihrer Mutter.“

„Mit welchem ſie unbeſorgt umherfährt?“

„Ich warnte ſie,“ fügte das Modell mürriſch hinzu, „aber ſie ward böſe und meinte: ‚Bin ich denn eine Puppe, welche ſich nicht verteidigen kann?‘“

„Hoffentlich kann ſie das!“ lachte Graf Gregor.

„Das kann ſie!“ beſtätigte Fräulein Stroot, indem ſie mit ihrem ſichern Geſichtsausdruck neben den Redenden trat. „Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß ich nicht zurückfahre mit Ihnen, ſondern hier bleibe!“

„So — unter dem Schutz des Verlobten?“ entgegnete Helene ſpitz.

„Unter dem Schutze Mynheer ten Woldes!“ beſtätigte die Fremde, indes ihre Blicke ſtrafend auf die Schnitterstochter niederleuchteten.

„Wir wollen hier nicht ſtören, Marengel!“ ſprach Alarich gewichtig.

„Erlauben Sie, Fräulein Stroot, daß ich beim Abendeſſen Ihr Tiſchnachbar bin?“ fragte Gregor, ſich verbeugend.

„O, ſehr gern!“ war die Antwort, und ein freundliches Rot lief über die roſigen Züge in der Schleierhaube.

Alarich hatte mit ſeiner großen Fauſt das Handgelenk des Modells umfaßt, er ſchaute wie ein Tierbändiger in das marmorbleich gepuderte Geſicht des ſchönen Weibes, deſſen Augen von einem blauſchwarzen Rand umſchloſſen wurden vor Schreck und Schmerz, dann ziſchte er drohend:

„Warte, Hexe!“

„Erbarmen Sie ſich, Herr,“ wimmerte die Weiße, „ſie — die Aermſte liegt im Sterben!“

„Und das Medium, ihre Tochter, verdient kein Mitleid!“

Herr ten Wolde ſchleuderte ihre Hand verächtlich von ſich.

„Großer Gott, es gibt kein erbarmungswerteres Geſchöpf als mich!“ ſtöhnte das Mädchen und fiel ſchwer in einen Seſſel. Marengel beſchäftigte ſich um die Leidende, aber Alarich verbot ihr, dieſelbe anzurühren, und zog ſie zurück in den Salon.

Die Gäſte hatten Sabine und deren Angehörige mit Schmeicheleien ob der originellen Ueberraſchungen des Abends überhäuft, Mimi und ihre Schweſtern hüpften lächelnd zwiſchen der Menge umher, alle in den gleichen rötlichen Anzügen; als ſie die beiden Frieſen umflatterten, ſagte Gregor ſeinem Bruder: „Sieh doch die Sonnenkälber neben der Sphinx!“

„Nun, Du könnteſt doch höflicherweiſe Sonnenkäfer ſagen!“ lächelte Egon.

„Ich weiß nicht, wie unſere Art zu dieſer liebenswürdigen ſchweſterlichen Abart gekommen iſt!“ knurrte Gregor. Als er aber Maria Angela zu Tiſch führte und ihr die Herren der Nachbarſchaft vorſtellte, war er ſprudelnder Laune, und das Geſicht der Fremden leuchtete im Widerſchein derſelben. Eben als die erſte Speiſe eine Pauſe in der allgemeinen Unterhaltung hervorrief, fragte die ſcharfe und näſelnde Stimme eines [illegible] ſchlanken Leutnants:

„Haben Sie in Ihrer Heimat eine rege Geſelligkeit, Fräulein Stroot?“

„Ich bin noch nie in Geſellſchaft gegangen,“ erwiderte die Holländerin unbefangen und mit breiter Betonung; „in voriger Woche, an meinem neunzehnten Geburtstage, fand meine Taufe ſtatt, und bis dahin machen wir Mennoniten keine Vergnügungen mit!“

Aller Augen richteten ſich auf die Sprecherin, die, nichts ahnend von dieſer Senſation, ſagte:

„Ich dachte nicht, daß hier im Lande auch Hummer gegeſſen würde, Alarich!“

Gregor begeiſterte ſich mehr und mehr für das hübſche Mädchen, erſtlich weil ſie Aufſehen erregte, zweitens weil ſie dieſes Aufſehen durch körperliche und geiſtige Vorzüge verdiente — er nannte ſie die hochſtämmige Aloeblüte, die als Merkwürdigkeit angeſtaunt wird — drittens weil ſie reich war, viertens weil ſie Furcht und Verlegenheit nicht zu kennen ſchien; die Meeresküſte macht ihre Bewohner beherzt, der ganze Stamm der alten Frieſen iſt unbeugſam, und die treuherzige Erbin, welche bis in ihr neunzehntes Jahr die Kinderſchuhe — freilich recht große — trug, war niemals in eine ungewiſſe Stellung geraten. Sie antwortete klar und eingehend auf ſeine Fragen, und als er — beim Champagner war's — wiſſen wollte: „Wie beſtimmen Sie denn eigentlich die Artzugehörigkeit? Zum Beiſpiel, ich lerne Sie lieben, Sie haben ſich als ſelbſtändige, getaufte Dame von allen Vorurteilen frei gemacht, und ich — nun, ich mißfalle Ihnen nicht, bin ich dann Ihrer Art?“

„Von Geburt aus möglicherweiſe, — mein Großvater war Reſident in der Kolonie, das heißt in Indien, — von Gewohnheiten und Ueberzeugung nein! Ihr ſeid ſo flirrig!“

„Flirrig? Heißt das, wir treiben unnütze Dinge?“

„Dinge, die unwahr ſind und unzufrieden machen,“ entgegnete Marengel ernſthaft.

„Das iſt ſtark! Und, bitte, worin bin ich unwahr?“

Marengels Augen wurden groß und ſtaunend.

„Aber das Viele, was ihr alle redet, kann nicht wahr ſein!“

„Ja, wir reden viel,“ beſtätigte Gregor lachend, „aber das macht Vergnügen!“

„Ja, eure Art ſucht das Vergnügen, unſere den Nutzen!“

„Und den Gewinn, Fräulein!“

„Natürlich den Gewinn, der bewirkt den Nutzen!“

„Aber Ihre Art, nämlich Herr ten Wolde und Ihr gehorſamſter Diener Gregor von Bockenheim, beſorgen ſeit einer Reihe von Semeſtern dieſelbe Arbeit, das Studieren, und werden in kürzeſter Friſt beide ihr Examen machen — wo iſt da der Unterſchied?“

„Er that's freiwillig und mit ganzem Wollen, Sie zwangen ſich dazu. Ihm war's recht, Ihnen läſtig!“

„Oho, ſchließen Sie! Er, der Sorgloſe, war ernſt, ich, der Vermögensloſe, war luſtig. Ich glaube, daß auch in der Ehe ein ſchwer gefülltes Portemonnaie nichts gegen den Ausgleich eines leichten, luſtigen Geldbeutels einwendet!“

Ein Toaſt auf das Wohl der Hausherrin und das Gedeihen ihrer ſchönen Beſitzung Rabenhorſt unterbrach das Geſpräch. Sabine erhob ſich; ſie trug ein licht ſyringenfarbiges Moire antique-Kleid und echte Perlen von großem Werte.

„Rabenhorſt wird mir doppelt teuer durch die Anweſenheit ſo gütiger Verwandten und Gäſte in ſeinen Grenzmarken; obwohl mir ein annehmbarer Preis für dieſen Grundbeſitz geboten wurde, lehne ich jeden Gedanken an den Verkauf desſelben ab, in der Hoffnung, noch recht oft die mir ſympathiſchen Freunde hier zu begrüßen!“

Ein triumphierender Blick traf jung Alarich, der durch dieſe entſchiedene Ablehnung ſeines Angebots für die Ereigniſſe dieſes Abends geſtraft werden ſollte. Nach der Unruhe des allgemeinen Zutrunks wandte ſich ten Wolde ſeiner Nachbarin Marengel zu und ſprach in die allgemeine Redepauſe:

„Nun, Vermögensloſigkeit iſt wieder ein Verſtoß gegen die Art der Jüffer Stroot, denn eine Geldheirat zwiſchen Arm und Reich führt wunderleicht ins Unglück, ja, häufiger als es die Welt ahnt, zu dem vorzeitigen Ende des wohlhabenden Erblaſſers!“ Gleichſam Gregors Erklärungen fortſetzend, redete der Frieſe das.

Sabine erbleichte, Egon fuhr auf, ſetzte ſich aber wieder, als Marengel beſtätigte:

„Beſſer, Gleich kommt zu Gleich mit dem Beſitze!“

Die vornehmen Zuhörer machten ſpöttiſche Geſichter, Alarich fügte hinzu:

„Genügt eine halbe Million, Jüffer?“

„Ich denke!“ antwortete Marengel ernſthaft.

Nachdem die Gäſte ſpät abends abgefahren, traten Egon und ſein Vater vor ten Wolde und fragten, was er mit ſeiner böſen Aeußerung gemeint habe.

„Ich? Mit welcher?“ erkundigte ſich Alarich.

„Nun, daß der reiche Teil der Ehe mitunter gewaltſam beſeitigt werde!“

„Sagte ich's nicht deutlich?“

„Aber — meine Tochter heiratete ohne Mitgift einen reichen Mann — und wurde bald Witwe!“ ſtieß heftig der General hervor.

„So — dann bedaure ich beides!“ meinte Alarich kaltblütig.

„Sie wußten das erſtere nicht?“

„Ich bin kein Steuerempfänger, der das Vermögen anderer Leute zu berechnen hat, ich bekümmere mich nur um das meine, aber wenn ſich irgendwer durch meine Aeußerung getroffen fühlt —“

Natürlich leugneten die Herren jede Vorausſetzung der Art ihrerſeits. Sabine hatte der Herausforderung gelauſcht. Egon fand ſie mit den Füßen ſtampfend, die Hände geballt und das ſchöne, vornehme Antlitz von Zornesthränen überſtrömt.

„Du ſiehſt es ja,“ ſchluchzte ſie, „er hat immer das letzte Wort, er bleibt immer im Rechte; wenn man ihm den Handſchuh hinwirft, zieht er einen am Laſſo wieder zu ſich heran!“

„Sabine,“ rief Egon ſchmerzlich, „biſt Du ſo völlig von der Liebe dieſes — Menſchen überzeugt?“

Die Witwe warf ſich in die Sofaecke, ſo daß ihres Kleides ſchwerer Seidenſtoff ſcharf kniſterte.

„Nein, nein,“ flüſterte ſie, „er liebt mich nicht!“

„Und Du?“ knirſchte der junge Graf durch die Zähne, indem er ihr die Hände rauh vom Geſichte riß.

„Ich — bin elend — laß mich denken — ruhen — mein Geiſt iſt ſo ſchwer umwölkt!“

Der Stiefbruder zog ſie heftig in ſeine Arme und küßte ſie leidenſchaftlich.

„Vergiß nicht,“ ſprach er, ſich plötzlich abwendend, wie erſtickend, „daß Du mein Scharfrichter, ja geradezu mein Henker biſt, und bedenke, was Du thuſt!“

„Geh — geh!“ winkte ſie, und er ging mit unſicheren Schritten.

Die Holländerin erſchien am nächſten Morgen in ihrer vollen Gold- und Diamantenpracht. Es ſah komiſch und beinahe rührend aus, ſie am Frühſtückstiſch mit demſelben unentwegten Bewußtſein paradiren zu ſehen, das ſie geſtern bei ihrem auffallenden Erſcheinen vor dem eingeladenen vornehmen Kreiſe gerechtfertigt hatte. Gregor, den das „Naturkind“ intereſſirte, drückte ſein Erſtaunen aus über ihren „Morgenglanz“, ſie entgegnete:

„Sich für andere ſchmücken, heißt, ſeine Hochachtung darbringen wollen; die meinige aber bindet ſich gegen dieſe Hausgeſellſchaft nicht an beſtimmte Stunden, ſondern ſie beſteht von früh bis ſpät.“

Sabine ließ ſich bei ihren Gäſten entſchuldigen, ſtatt ihrer vertrat die Generalin die Hausfrau. Alarich trug der alten Dame ſeine und Juffer Stroots Empfehlungen an Frau Müller auf, da er beabſichtige, ſofort mit ſeiner Landsmännin heimzukehren.

„Meine Tochter wird Sie jedenfalls fahren laſſen!“ behauptete Ihre Excellenz die Frau Generalin.

„O nein — die halbe Stunde Wegs marſchirt eine Frieſin, um ſich ein wenig zu vertreten!“ entgegnete ten Wolde.

Es war der Generalin im Herzen unbeſchreiblich angenehm, daß die unheimlichen Fremden abzogen, denn ſie wünſchte ſo glühend, ihr Egon möchte Gutsherr von Rabenhorſt werden. An das Herzensglück ihres Erſtgeborenen dachte ſie weniger als daran, daß die Erhaltung und das Fortkommen dieſer Söhne ſeit zwanzig Jahren wie ein erſtickender Alp über ihr und ihrer Ehe gelegen hatte.

Bald nach Alarichs Mitteilung erſchien die Kammerfrau der Dame des Hauſes und bat Fräulein Stroot, ſie zu ihrer Herrin zu begleiten. Sabinens Zimmer lag im gedämpften Licht und ſie ſelbſt auf der Chaiſelongue, von crêmefarbenen Spitzen umwogt.

„Setzen Sie ſich!“ bat die Dame, nachdem ſie Marengel ihre feine Hand gereicht hatte, und die Frieſin, welche in den immer ſehr gemeſſenen und vorſchriftsmäßigen Bewegungen innehielt, verſank aufrechter Haltung in einen Polſterſtuhl.

„Ich habe, ehe Sie Rabenhorſt verlaſſen, ein Wort mit Ihnen reden wollen, Maria Angela — es iſt eine traurige Kunde — Alarich liebt eine andere!“

„Weil ich das wußte, aus ſeinem Brief ahnte, riet mir mein Seelſorger, die heilige Taufe an mir vollziehen zu laſſen und dann ten Wolde perſönlich an Pflicht und Recht zu erinnern.“

„Ah — Sie wollen ihn zur Rede ſtellen?“

„O nein, Frau Müller, was ihm mein Anblick nicht ſagt, vermag auch ich nicht auszuſprechen. Ich fordere keine Rechenſchaft von ihm; Herr Paſtor ſagt: ‚Wenn er ſich ſelber nicht bezwingt, kann das kein anderer.‘“

„Wiſſen Sie, wen Alarich ten Wolde liebt?“ forſchte die Witwe mit unſicherer Stimme.

„Nein, ich weiß es nicht und möchte es nicht wiſſen, leicht könnte ich ungerecht gegen die Bevorzugte urteilen!“

„Sie haben einen großen Charakter!“ entgegnete, ihr Antlitz in die Hände bergend, Sabine, dann ſprang ſie plötzlich auf, legte ihre Hände auf Maria Angelas Schultern und ſprach eindringlich:

„Ich bitte Sie, nicht mit ihm fortzugehen, ſondern hier bei mir zu bleiben. Sie müſſen die Menſchen und ihre Gewohnheiten, zwiſchen denen Alarich leben will, kennen lernen, und ich arme, vereinſamte Seele werde zu Ihnen aufblicken wie der Schiffer nach dem Leuchtfeuer. Ich lerne mehr von Ihnen als Sie von mir, weitaus Beſſeres, aber Alarich ſieht, daß Sie nicht unbeſchützt daſtehen.“

„O nein, ich bin nicht unbeſchützt, und wenn niemand mir die Freundeshand böte,“ entgegnete Marengel und ihre blauen Augen ruhten licht und ſtetig auf Sabinens erregten Zügen; „ich habe Gott mein Herz empfohlen, es liegt am goldenen Anker vor Sturm geſchützt; aber ich fühle, daß Sie recht haben, danke Ihnen und bleibe hier. Ihr werdet mir erlauben, den Sonntag in ſtrengerer Art zu feiern und meiner Konfeſſion nach zu leben, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß!“ Sabine küßte die roten, atlasglatten Wangen ihres Gaſtes. „Und jetzt werde ich eine Zeile an Alarich ſchreiben —“

„Nein, Sie gütige Frau, ich werde meinem Verlobten ſelbſt meinen Entſchluß kund thun!“

Mit denſelben gemeſſen weiblichen, ja, für ihre Größe zierlichen Bewegungen ſchritt die Frieſin hinaus und in den Speiſeſaal, deſſen hohe Glasthüren nach dem Parke geöffnet waren. Verſchiedene Gäſte waren, plaudernd, Zeitung leſend oder auf der Veranda rauchend, anweſend. Marengel ging auf Alarich zu, reichte ihm die Hand und ſagte:

„Ich biete Dir Lebewohl, denn ich werde noch einige Zeit hier bleiben, um zu lernen, wie ſich eine Dame zu benehmen hat!“

„O,“ erwiderte Alarich raſch, „die Damen können von Dir lernen!“

„So meinte auch Frau Müller — nun ja, in der Molkerei, da ſtehe ich jeder andern.“

„Und Deine ‚Speckkuchen‘ und Deine dicke ‚Süſter‘ und ſo viele, viele gute Speiſen, die Du kochſt!“ ſagte ten Wolde mit Gefühlsaufwallung.

Marengel lächelte traurig.

„Natürlich lernte ich mit Eifer kochen und backen, was Dir gut ſchmeckt!“

„So thateſt Du — nun denn, adieu!“

„Schick mir doch meinen Koffer, das Hausmannsmädchen weiß Beſcheid. Es gehe Dir gut!“

So ſchied das frieſiſche Brautpaar zum großen Erſtaunen der Unbeteiligten, zur Freude Egons und ſeiner puzzeligen Schweſtern. Gregor war längſt in das Boudoir der Hausherrin geeilt, küßte ihre Hände und dankte ihr, daß ſie Maria Angela oder, wie ſie von der Generalsfamilie gekennzeichnet wurde, „die halbe Million“ an Rabenhorſt gefeſſelt habe. „Denn ſie iſt ein prächtiges, appetitliches Frauenzimmer.“

„Ja, ſie bleibt, aber ſchwerlich wird ihr kriſtallklarer Sinn jemals an einem Lügner, wie Du es biſt, Gefallen finden!“

„Sabine, ich bin verdonnert! Du meinſt wegen Egon — na, das war, um Dich eiferſüchtig auf das Modell zu machen. Hat er's abgeleugnet?“

„Ei bewahre — ich habe geſehen, wie es ſteht!“

„Gratulire!“

„Geh, ich habe Migräne!“

VIII. Herz oder Seele.

Alarichs erſtes Geſchäft in der Stadt war, die Ueberſendung von Maria Angelas Gepäck anzuordnen. Er ſchaute das ſchöne Modell nicht an und ſprach zu dem Mädchen in ungewöhnlicher Barſchheit. Sie wußte, er würde ſeine Drohung vom geſtrigen Abend wahr machen, und ein bitterer Haß ſtieg in ihrem Herzen, welches ihm ſo willig entgegengekommen wäre, auf. O, ſie verſtand ihn mit dem Inſtinkt der ſelbſtändigen Natur, er ging direkt von ihr zur Polizei und zeigte den Schinkendiebſtahl ihres Vaters an. Sie hatte ſich nicht geirrt; die polizeiliche Beſichtigung des Schrankes und die Ausreden des alten Trunkenboldes ließen allen Zweifel ſchwinden, und kaum erfuhr man im Hauſe, der Thürhüter werde ins Priſon geführt, als aus jedem Stockwerke Klagen über ihn erhoben wurden, und ein halbes Dutzend Köchinnen beſchwor, ſie hätten ihn ja ſchon längſt anzeigen ſollen. Die Tochter des Verhafteten war nicht daheim, ſie ward eben als Medium in einem ſpiritiſtiſchen Vereine beſchäftigt, wie ihr Vater angab. Alarich ſchnürte in banger Eile ſeinen Koffer und begab ſich mit demſelben zur Bahn, obwohl der Abendzug erſt in zwei Stunden gen Friesland abfuhr. Er ging in ſeine Heimat, weniger weil er ſein Spiel verloren erachtete, als weil er einen Vorteil darin erblickte, ſich von Sabine und Marengel entbehren zu laſſen und die Gefühle beider durch verſteckte Sehnſucht aufzuwärmen. Man hätte es dem grobknochigen Burſchen nicht zutrauen ſollen, wie ſchlau er Weiberherzen berechnete, und um ſo ſicherer, als er ſeiner eigenen heftigen Neigung für das Modell einen heldenhaften Todesſtoß verſetzt hatte. Wohl malte er ſich das bleiche Mädchen aus, wie ſie zuſammenknickte bei der Mitteilung, daß es mit ſeiner Liebe — o, und das Mädchen wußte ja doch, daß Alarich ſie liebe! — und mit ihrem guten Familiennamen vorbei ſei, aber es belebte, ja erquickte ihn, ſie leidend und zerbrochen zu wiſſen; ſie würde inzwiſchen an keinen andern denken, der vermutlich ſein Gewiſſen weniger ſtolz und ſelbſtſüchtig herauskämpfte. Hätte Alarich ſeinem Herzensdrange Folge gegeben, er würde das Mädchen nach einiger Zeit vergeſſen haben, aber da er ſeine Eitelkeit auf ihre Unkoſten befriedigt hatte, da ſtand die bleiche Spes doch immer vor ſeiner Phantaſie.

Die beiden ungleichen Frauen auf Rabenhorſt ergänzten ſich inzwiſchen ungemein gut, das Intereſſe beider für denſelben Mann machte ſie einander intereſſant. Sabine war eine gute Erzieherin, ſie drängte den niederländiſchen Pflegling nicht etwa in eine Idealſchablone, ſondern lenkte und modelte das geſunde und ernſtwillige Material mit geſchickter und weicher Hand äußerlich und innerlich. Während die drei Schweſterchen erklärten, Maria Angela müſſe ihre kurzgeſchnittene naturkrauſe Friſur tragen, entſchied ſich Sabine, von Gregor unterſtützt, für die Goldhaube.

„Die gehört zu ihr, denn der Engel lacht nie, ſondern lächelt nur!“ erklärte der gräfliche Student. Die übrige Toilette erhielt eine elegant nationale Anlehnung, und da kein Grund exiſtirte, ſparſam anzuſchaffen, ſo war dieſe diskret phantaſtiſche Zugabe ein ſehr glücklicher Griff. Jüffer Stroot war, nach Gregors Ausſpruch, nicht etwa zu wenig, ſondern zu viel erzogen. „Man hat ihr Körper und Seele von klein auf in den Geradehalter gezwängt,“ behauptete er.

„Aber ihre junge, reine Natur hat den häßlichen Zwang anmutig überrankt!“ ſchloß Sabine den Ausſpruch ihres Bruders.

(Fortſetzung folgt.)

Die Verlobung der Prinzeſſin Luiſe von Wales mit dem Earl of Fife.

In dem ganzen vereinigten Königreiche von Großbritannien iſt die Kunde von der Verlobung der älteſten Tochter des Thronfolgers mit dem Earl of Fife mit lebhafter Genugthuung aufgenommen worden und hat die Popularität der Familie des Prinzen von Wales bedeutend gefördert. Die Engländer waren ſchon lange nicht ſehr erbaut über die Verbindungen ihrer Königstöchter mit meiſtenteils armen ausländiſchen Prinzen und begrüßten daher die Wahl der Prinzeſſin, die dem Beiſpiele ihrer gleichnamigen, mit dem Marquis of Lorne verheirateten Tante gefolgt iſt, ſowie die Zuſtimmung der prinzlichen Eltern und der königlichen Großmutter mit Freuden. Prinzeſſin Luiſe Victoria Alexandra Dagmar wurde geboren als älteſte Tochter und drittes Kind des Prinzen und der Prinzeſſin von Wales am 20. Februar 1867 im Marlborough-Houſe. Sie iſt die Lieblingsenkelin der Königin Victoria, ein hübſches, intelligentes, ſehr gut und ſorgfältig erzogenes Mädchen. Von ihrer früheſten Jugend an kennt ſie ihren jetzigen Bräutigam, der zu den intimſten Freunden ihres Vaters gehört. Viele nette und anſprechende Züge werden aus dem innigen Verkehr der kleinen Prinzeſſin mit dem reichlich ſiebenzehn Jahre älteren Mann erzählt. Prinzeſſin Luiſe ſoll ein ſehr mutwilliges und eigenſinniges Kind geweſen ſein und ihre Eltern durch ihr unartiges Betragen oft zur Verzweiflung getrieben haben. Dann gab es nur ein Mittel, um ſie zu beruhigen, man brauchte ihr nur zu ſagen, daß „Mac“ oder „Alex“, wie man den Viscount vertraulich bezeichnete, komme, und die kleine königliche Hoheit wurde ſofort artig und lief ihrem Freunde entgegen, der nun mit ihr ſpielen und ihr Geſchichten erzählen mußte. Weil er den Wünſchen des kleinen Eigenſinns ſo bereitwillig nachkam, hatte ſie ihn von Jugend an in ihr Herz geſchloſſen und ſagte einſt als ſiebenjähriges Mädchen ganz ernſthaft zu ihm: „Weißt Du was, Alex, wenn ich groß geworden bin, mußt Du mich heiraten!“ Alles lachte damals über die Worte der kleinen Unſchuld; nur der junge Viscount behielt ſie im Gedächtnis und macht ſie jetzt wahr. Wie ſeine Braut iſt auch der Earl ein Welfe und zwar mütterlicherſeits. Sie ſind beide Urgroßkinder des Königs Georg III., Prinzeſſin Luiſe als Urenkelin des vierten Sohnes Georgs III., des Herzogs von Kent, und der Earl als Urenkel Williams IV., des älteren Bruders des Herzogs von Kent.

Alexander William George Duff Earl of Fife und Baron Skene of Skene in dem vereinigten Königreich, Viscount Macduff und Baron Braco of Kilbryde in Irland wurde geboren am 10. November 1849. Er folgte ſeinem Vater James, dem fünften Earl, am 5. Auguſt 1879 und erhielt 1885 die Würde eines Earl of the United Kingdom. Er iſt außerdem Lordlieutenant der Grafſchaft von Elgin und ſaß 1874 bis 1879 als Viscount Macduff in dem Hauſe der Gemeinen als Vertreter für Elgin and Nairn. Seiner politiſchen Geſinnung nach gehört er der liberalen Union an. Ferner bekleidete er eine Zeit lang den Poſten eines Captain of the Corps of Gentlemen-at-Arms, war im Gladſtoneſchen Miniſterium von 1880 Unterſtaatsſekretär im auswärtigen Amte und begab ſich im Jahre 1882 als Ueberbringer des Hoſenbandordens an den König in beſonderer Miſſion an den ſächſiſchen Hof. Sonſt hat er ſich politiſch nicht weiter hervorgethan.

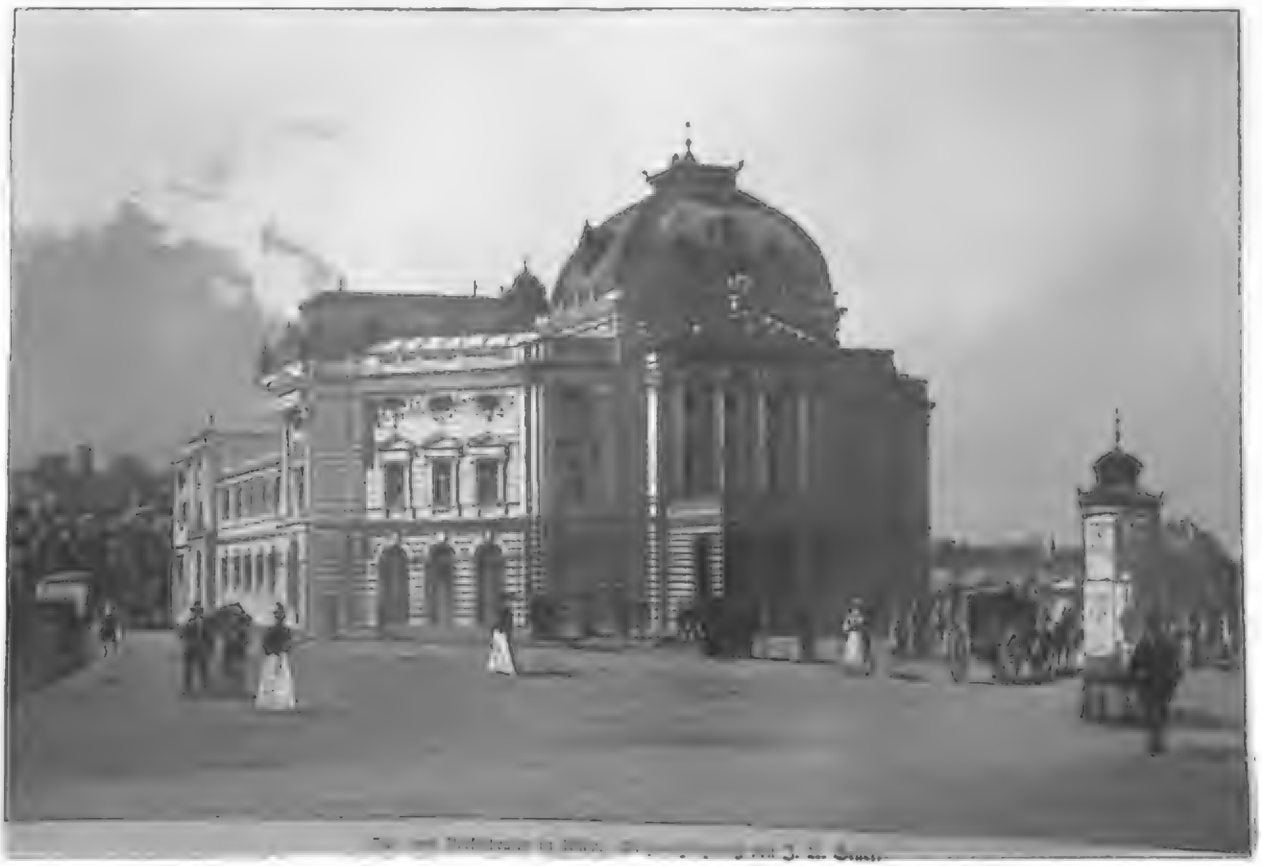
In Schottland iſt der Earl of Fife nächſt dem Herzoge von Sutherland der Beſitzer des größten Herrſchaftsgebietes; er nennt über 200,000 Acres mit einem jährlichen Pachteinkommen von 70—80,000 Pfund ſein eigen. Außerdem hat er noch Herrſchaftsbeſitz in England, wo er ebenſo Gutsnachbar des Prinzen von Wales wie der Königin in Schottland iſt. In der City von London iſt er überdies ſtiller Teilhaber in dem großen Bankgeſchäft von Herries, Farquhar & Co. (Sir John Roß & Co.), und da ſoll er ebenfalls viel Geld verdient haben. Im ſchottiſchen Hochlande erfreut er ſich einer außerordentlichen Beliebtheit durch die von ihm zu Gunſten ſeiner Pächter durchgeführten Reformen. Seinen Stammbaum führt er als Sohn der ſchottiſchen Berge bis auf jenen tapferen Degen Macduff zurück, der an der Niederwerfung des Tyrannen Macbeth einen ſo hervorragenden Anteil hatte. In der Geſellſchaft hat der Earl of Fife natürlich jederzeit eine große Rolle geſpielt, obgleich er bei ſeiner kleinen, unterſetzten Geſtalt, ſeinem Embonpoint und dem braunroten Haar, das ein freundliches, ſehr geſund gefärbtes Geſicht umrahmt, keineswegs zu den ſchönen Männern gehört.

Prinzeſſin Luiſe von Wales und ihr Bräutigam, der Earl of Fife.

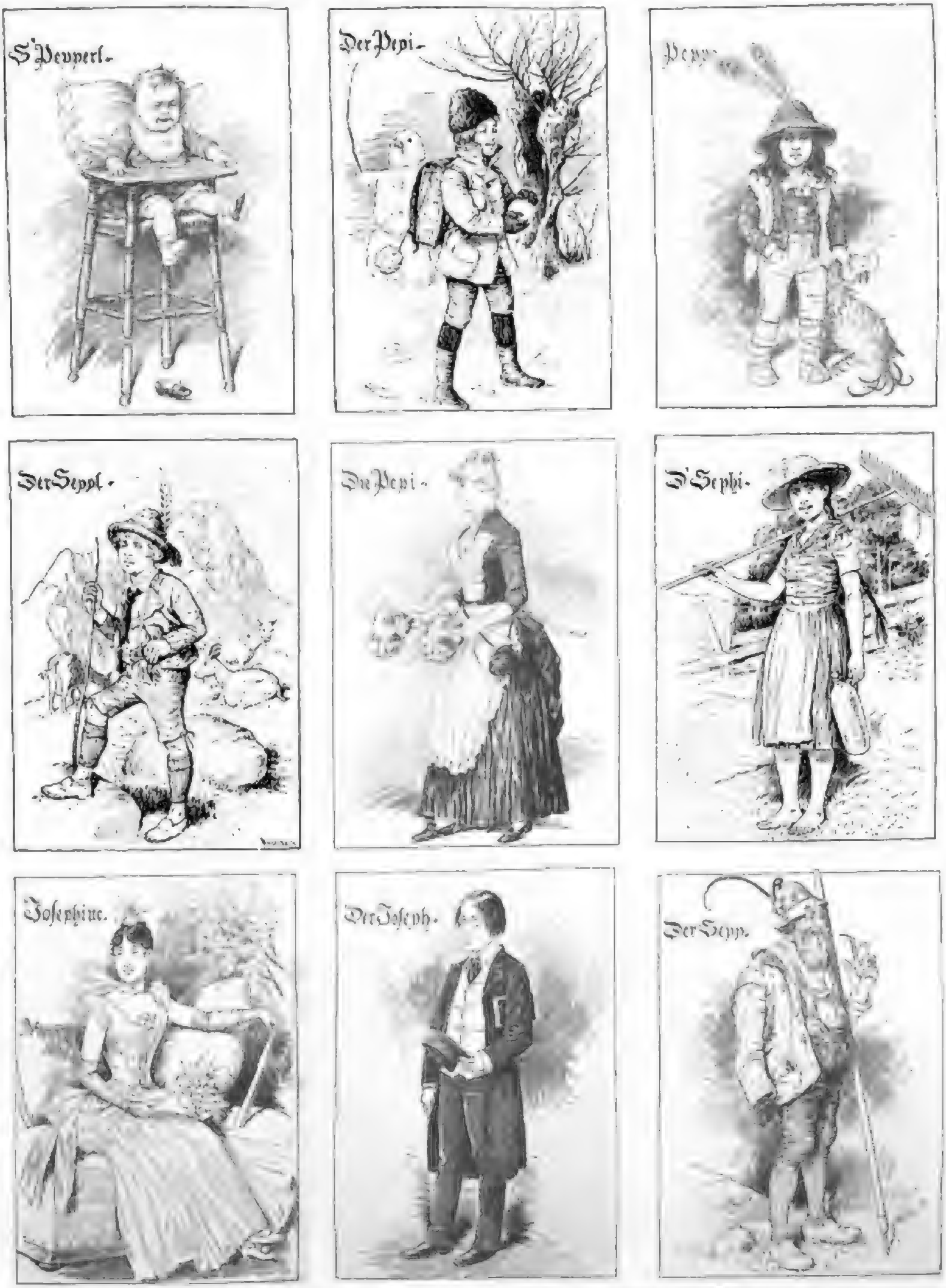
Die Hochzeit des jungen Paares ſoll am Samstag, den 27. Juli, nur im engſten Familienkreiſe und unter Beiſein der Königin Viktoria gefeiert werden. Die jungen Neuvermählten werden den erſten Teil ihrer Flitterwochen in Richmond verleben und ſich dann auf die in Schottland gelegenen Beſitzungen des Earl begeben, dem, den neueſten Nachrichten zufolge, eine Standeserhöhung bevorſteht. Sch.

Ein neues Theater in Wien.

Heinrich Laube faßte ſeinerzeit zuerſt den Plan, der alten Kaiſerſtadt an der Donau ein Theater zu geben, das, der Pflege der edleren Kunſt gewidmet, den Wienern nach Möglichkeit einen Erſatz für die „Burg“ bieten ſollte, deren enge Räume niemals im Verhältnis zu der Anzahl der Einlaß Begehrenden ſich befanden. Das Stadttheater entſtand; doch Umſtände verſchiedenſter Art ließen einer überaus glücklichen Anfangsperiode bald trübe Tage folgen, welche der das ganze Gebäude einäſchernde Brand vor nunmehr einem Luſtrum abſchloß. Nun hatte Wien außer den Hoftheatern wiederum nur die Operettenbühne an der Wien, das lediglich die Poſſe kultivierende Joſefſtädtertheater und das Operetten, Poſſen und Schwänke oder Luſtſpiele derberer Art zur Aufführung bringende Carltheater. Die Theaterverhältniſſe Wiens entſprachen demnach nicht ganz den Anforderungen, welche ein großſtädtiſches Publikum zu ſtellen gewöhnt iſt, denn auch bei dem Neubau, welcher damals an Stelle des alten Burgtheaters im Entſtehen begriffen war, nahm man auf eine größere Beſucherzahl keine Rückſicht. Dieſe Umſtände veranlaßten vor drei Jahren eine Anzahl von Wiener Bürgern, Großinduſtriellen, Privatiers, Advokaten und ſo weiter, die Gründung eines neuen Theaters ins Auge zu faſſen. Dieſer Gedanke fand ſchnell in weiteren Kreiſen Anklang, und in kürzeſter Zeit hatte ſich eine genügende Anzahl von Teilnehmern gefunden, welche den Betrag von 550,000 Gulden als Aktienkapital zeichneten. Hievon wurden 450,000 Gulden für die Erbauung und Einrichtung des Theaters, 20,000 Gulden für den auf Anordnung des Kaiſers dem Verein un-



Joſeph in allen Spielarten. Originalzeichnung von C. Bechſtein.


S'Pepperl.
Der Pepi.
Pepp
Der Seppl.
Die Pepi.
D'Sephi.
Joſephine.
Der Joſeph.
Der Sepp.

dieſen billigen Preis überlaſſenes Platz und der Reſt zum Ankauf eines „Fundus" und ſo weiter bekommt. Schnell wie ſich die Gründung des Vereins vollzog, begann und vollendete man auch den Bau.

Kaum hundert Schritte von der Ringſtraße entfernt, und zwar von jenem Teile, der die alte Kaiſerburg begrenzt, erhebt ſich an der Belaria, — einer der belebteſten Straßen Wiens — und der Muſeumſtraße, im ſtumpfen Winkel zu dieſer ſtehend, das neue Deutſche Volkstheater, von Bauer nach den Plänen der Architekten Fellner und Hellmer erbaut. Sein Giebelfeld und den übrigen bilderreichen Schmuck der durch unſere Abbildung wiedergegebenen Außenſeite hat Bildhauer Vogel modelliert. Der innere Raum enthält neben reichen und zum großen Teil vergoldeten Stukkaturen als plaſtiſchen Zierat Karyatiden, Fackelfiguren und Putten zur Begrenzung und zum Aufzug der Logen von der Hand des Bildhauers Friedl. Den Hauptſchmuck des Innenraumes aber bilden zwei große Plafondgemälde, in Leimfarben, von Maler Veith ausgeführt. Das eine, größere, ſtellt eine Huldigung der „Vindobona", das andere eine Krönung der Dichter — man erkennt unſchwer Raimund, Neſtroy und Anzengruber — durch die Muſe dar. Das letztere Bild befindet ſich über dem Proſzenium des ſozuſagen in zwei Teile zerfallenden Zuſchauerraumes. Dieſes Proſzenium iſt ſo erweitert, daß an jeder Seite fünfzehn Logen, und zwar je fünf über einander, Platz haben, während der geſamte rückwärtige Raum als Galerietheater angelegt iſt. Unmittelbar vor der Brüſtung des erſten und zweiten Ranges ſteigen die Sitze amphitheatraliſch auf, ſo daß beide Galerien mehr Beſucher zu faſſen vermögen, als Parkett, Parterre und Logen zuſammen. Das ganze Theater vermag ungefähr 2000 Beſucher aufzunehmen.

Intereſſant ſind die Einrichtungen des Theaters in Bezug auf den Schutz der Beſucher im Fall einer Feuersgefahr. Zunächſt iſt das ganze Haus, entgegen den bisherigen Grundſätzen beim Theaterbau, ſo ausgeführt, daß volles Tageslicht die Räume durchflutet, das heißt, es iſt ein Haus mit Fenſtern, deren Durchbrüche jene Finſternis im Rettungsmoment unmöglich macht, die bisher bei den meiſten Theaterbränden eintrat. Dann ſind alle Räume mit eigenen Stiegen und Ausgängen verſehen. Wohl haben der erſte Stock und das Parkett gemeinſame Anfahrt und gemeinſamen Eingang, aber die Ausgänge ſind getrennt. Rings um Parkett und Parterre iſt Thür neben Thür, ſechzehn an der Zahl, welche wohl alle von außen, nicht aber von innen zu öffnen ſind. Ebenſo hat jede Logenſeite eine beſondere Stiege, die ſomit im höchſten Falle zweiundſiebzig Perſonen zu benutzen haben. Die Beſucher der erſten Galerie haben ihre Ausgänge zum Veſtibül zurück, finden aber auch zeitweilige Zuflucht auf dem Vorhaus. Zum zweiten Rang führen ganz geſonderte Aufgänge, die ſich, vom Hauptportal ganz unabhängig, an den beiden Langſeiten des Gebäudes befinden. Den Beſuchern dieſes Stockes ſtehen im ſchlimmſten Falle für den Augenblick auch noch zwei große freie Terraſſen zur Verfügung, auf denen ſie Schutz finden können, bis von außen her eine Rettung erfolgt. Außer dieſen Vorſichtsmaßregeln aber hat man noch die außerordentlich wichtige angewandt, in dem ganzen Gebäude nach Möglichkeit brennbare Stoffe zu vermeiden. So findet ſich in der Herſtellung des Zuſchauerraumes Holz nur auf den Logen und Galeriebrüſtungen, da es hier für die Bekleidung unerläßlich war, während im übrigen dicke Wände aus Drahtgittern mit Leimgips beſtehen. Ueberdies iſt ſchon durch Verwendung elektriſchen Lichtes die Feuersgefahr ſehr herabgemindert.

Pächter und Direktor iſt E. von Bukovics, der von Paris nach Wien überſiedelte und bereits ein bedeutendes Perſonal gewonnen hat, um ſowohl Trauerſpiele und Schauſpiele, wie Volksſtücke, Luſtſpiele und Poſſen in einer den hohen Zielen der Bühne würdigen Weiſe bieten zu können.

Die Eröffnung des Deutſchen Volkstheaters, das übrigens erheblich billigere Preiſe, als ſonſt in Wien üblich, auf ſein Programm geſchrieben, ſoll am 14. September 1889 mit einem noch ungeſpielten Stück von Anzengruber erfolgen.

S. W.

Herzog und Zauberer.

Nach urkundlichen Quellen

von

Karl Kieſewetter.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Von allen Jahrhunderten, in denen die Hexenprozeſſe Tauſende und Tauſende unglücklicher Opfer forderten, iſt das ſiebzehnte das furchtbarſte, denn ihm war wirklich die ganze Hölle losgelaſſen zu ſein, um ihr Unheil vollends zu entwickeln, nachdem Krieg, Tod und [illegible]

Es liegt ein großer Irrtum in der faſt allgemein verbreiteten Annahme, daß der Hexenteufel ſeine Opfer vorwiegend in den unteren Schichten der Geſellſchaft geſucht habe, und wir brauchen hier wohl nur an die Namen Sidonia von Bork und Margareta von Reidſchütz, an die Gräfin Warben und den unglücklichen Ernſt von Ehrenberg zu erinnern, um ſchon an dieſen wenigen berühmten Beiſpielen das Falſche obiger Annahme nachzuweiſen. Im Gegenteil ſind die Fälle ſehr häufig, in denen Individuen beiderlei Geſchlechts, der höheren bürgerlichen Stände wie der Ariſtokratie, „getriebener Zauberei halber" ihr Leben laſſen mußten. Nur die Landesfürſten, welche zum Teil die gelehrte Magie begünſtigten, machen hier gewöhnlich eine Ausnahme, die indes ihrerſeits wieder Abweichungen zeigt, wie wir an der Geſchichte Herzog Johann Friedrichs VI. von Weimar darthun wollen.

Er wurde als fünfter der acht Söhne Herzog Johanns III. von Sachſen am 19. September 1600 zu Altenburg geboren und erhielt, nachdem er ſeinen Vater im fünften Lebensjahre verloren hatte, von ſeiner Mutter Dorothea Maria zu Weimar eine ſehr ſorgfältige Erziehung, welche im Geiſte jener Zeit beſonders auf eine buchſtabengläubige äußerliche Religion gerichtet war. Außerdem wurde der Prinz im Lateiniſchen und Franzöſiſchen, in der Geographie, Politik und dem Staatsrecht durch den berühmten Diplomaten Hortleder unterrichtet. Der theologiſche Unterricht überwog jedoch den in den anderen Disziplinen derart, daß der hochbegabte Knabe, welcher von ſeinem hypochondriſchen Vater einen Hang zur Schwermut geerbt hatte, mit dem größten Widerwillen gegen ſeine geiſtlichen Lehrer erfüllt wurde. Es mag infolge deſſen manchmal zu heftigen Scenen gekommen ſein, ſo daß die weimariſche Tradition beſagt, der zwölfjährige Johann Friedrich habe gelegentlich eines Familienzwiſtes eine Piſtole auf ſeinen Bruder Bernhard abgefeuert, und noch bis zu dem großen Schloßbrand im Jahre 1774 wurde ein bemalter hölzerner [illegible] gezeigt, durch den die Kugel gegangen ſein ſollte. Allein die Wahrheit dieſer wie anderer derartigen Erzählungen iſt nicht erweislich, während im Gegenteil noch vorhandene Briefe Johann Friedrichs beweiſen, daß derſelbe bis zu Anfang der zwanziger Jahre in guten Beziehungen zu ſeinen Brüdern ſtand.

Allgemein wird jedoch dem Prinzen eine eigenſinnige Hartnäckigkeit und Unbeugſamkeit in der Ausführung ſeiner Launen zugeſchrieben, neben welcher ſich eine ſeltſame Unſtetheit und ein in mehrfacher Beziehung ſchwankendes Weſen entwickelte, wodurch ſein Charakter ein ſo merkwürdiges Gepräge erhielt, ſein Ruf auf Abwege kam und er ſelbſt in ein unhaltbares Verhältnis zu ſeiner Familie geriet. Der melancholiſche Charakterzug Herzog Johanns hatte ſich, wie ſchon erwähnt, auf ſeinen Sohn übertragen und in Verbindung mit Hortleders Strenge den Anlaß zu einer Geiſteszerrüttung gegeben, welche in der damaligen Zeit, deren Charakter Bigotterie und der oben geſchilderte Aberglaube iſt, ſo reichliche Nahrung fand.

Zu dem vulgären Aberglauben kam die Thatſache, daß ſeit etwa anderthalbhundert Jahren ein gelehrtes Studium der Geheimwiſſenſchaften Boden gefaßt hatte, welches — namentlich in Bezug auf Alchemie — hauptſächlich an fürſtlichen Höfen, wie in Prag, Dresden und Stuttgart, ſeine Pflegſtätten fand. Auch dem weimariſchen Hof war die Verehrung der „edelgeborenen Jungfrau Alchimia" nicht fremd geblieben, denn es iſt bekannt, daß im Jahre 1618 die Unvorſichtigkeit eines italieniſchen Alchimiſten das weimariſche Reſidenzſchloß anzündete und zum größten Teil in Aſche legte. Dieſer „welſche Teilhaber" hat höchſt wahrſcheinlich Johann Friedrich die Neigung zu den Geheimwiſſenſchaften eingeflößt. Derſelbe zog ſich nun von ſeiner Familie vollkommen zurück und überließ ſich dem Studium [illegible] geſchloſſenen Bündnis hatte. Der Geiſt des Prinzen war ſchon zu wenig gefeſtigt, um die ihm geſtellten ſchweren Probleme erfaſſen zu können; bald zeigten ſich Anwandlungen [illegible] und abenteuerlichen Vorſtellungen, welche Johann Friedrich endlich ſo tief in den Aberglauben ſeiner Zeit verſtrickten, daß ihm [illegible] — als einziges Beiſpiel der Geſchichte — ein regelrechter Hexenprozeß gemacht wurde.

Zunächſt ward jedoch, von dem eigentümlichen ſchwermütigen Weſen des Prinzen abgeſehen, noch alles gut; er trat im Dezember 1618 mit ſeinen Brüdern Friedrich und Wilhelm die große Kavaliertour durch die Niederlande, Frankreich und Italien an und kehrte im Sommer 1620 nach Weimar zurück, wo zwei Jahre darauf Herzog Wilhelm für den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach Truppen warb. Die jüngeren weimariſchen Herzoge Bernhard [illegible] Dienſte und [illegible] die ſie dem Herzog von Braunſchweig nach Niederſachſen zuführten. Hier fochten die Brüder bei Stadtlohn gegen Tilly und kehrten auf Betreiben des Kurfürſten Johann Georg I. von Sachſen, welcher als Vormund der jungen Fürſten den Zorn des Kaiſers fürchtete, nach Hauſe zurück.

Im Sommer des Jahres 1624 machte Johann Friedrich eine zweite Reiſe nach Frankreich und Italien, von der er noch ſtörriſcher, menſchenſcheuer und in finſtern Zauberglauben verſunkener zurückkehrte, als er früher war. Ein Herr von Heſſ, deſſen Urahne Rentmeiſter beim Bruder Johann Friedrichs, Wilhelm IV., war, ſchrieb 1767 nach deſſen Aufzeichnungen einen „Weimariſche Tradition" betitelten, im weimariſchen Archiv befindlichen Aufſatz, in dem es heißt: „Von ſeiner Rückkehr war er noch wilder. Er verfolgte oft die Menſchen mit bloßem Degen und hieb in die Thüren, die ſie hinter ſich zuſchlugen. Er ritt oft einſam ins Webicht (ein zwiſchen Weimar und Tiefurt liegendes Gehölz), wo er mit dem böſen Feind in Geſtalt einer alten Frau viel konverſierte. Auch iſt der Herzog einſt in die Erkerſtube des Belvedere ſpazieren gegangen, da er mit dem Teufel in Geſtalt eines alten Kerls einen Bund geſchloſſen und ſich demſelben mit ſeinem Blute verſchrieben. Seitdem hat er vollends tolles Zeug begonnen."

Zum Verſtändnis dieſer ungeheuerlichen Beſchuldigung ſei bemerkt, daß in jener abergläubiſch ſo erregten Zeit ſich ein auf Viſionen beruhender Teufelsverkehr von feſtſtehendem Typus ausgebildet hatte, welcher im Abſchluß des blutgezeichneten Paktes gipfelte. Die Dämonomanen hielten ihre Halluzinationen für wirkliche Begebniſſe und waren von ihrem Teufelsbündnis überzeugt. Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt auch die Geſchichte Johann Friedrichs zu betrachten, in deſſen geiſtiger Nacht jedoch grelle Blitze atheiſtiſchen Hohnes aufzuckten, die bei der eifernden Geiſtlichkeit natürlich den Glauben an das Teufelsbündnis erſt recht befeſtigten.

Der Herzog zog ſich vom weimariſchen Hof in die ſtrengſte Abgeſchiedenheit auf ſeine Schlöſſer Ichtershauſen, Tambuchshof, Georgenthal und Reinhardsbrunn zurück, wo er mit niemand verkehrte und ſelbſt Kirche und Abendmahl mied. Mußte er ſchon dadurch den Zorn der frommen Eiferer auf ſich herabbeſchwören, ſo that er überdies gar mancherlei, was recht dazu geeignet war, die über ſein lichtſcheues Treiben umlaufenden Gerüchte zu verſtärken. Er legte ſich eine eigenhändige Sammlung von Anleitungen zu magiſchen Kunſtſtücken an, die auf „Jungfrauwpergamen" geſchrieben und in „Weißpergamen" gebunden waren. Der Inhalt dieſer Schriften bezog ſich auf „Feſtmachen", das Bannen von Schwert und Geſchoß, auf das Mantelfahren, Unſichtbarmachen, Schlöſſeröffnen und auf die Kunſt, geſpenſtiſche Reiterſcharen auf magiſche Weiſe ins Feld zu ſtellen. Außerdem hatte Johann Friedrich das Psalterium Davidis magicum und die Experientia annulorum des Petrus von Abano in ſeiner Bücherſammlung und trug ſich mit magiſchen Siegeln, Pentakeln, Alraunen und ſonſtigem Hexenhausrat, deſſen eine große Menge zu Ichtershauſen vorgefunden wurde. Bei Nacht ritt der Herzog, von Dienern begleitet, nach Weimar, wo er mit einer im Rufe einer Hexe ſtehenden alten Frau Namens Leppig verkehrte, welche ihm ein angeblich in Erfurt befindliches „Kriegsbuch, wie Kaiſer Ferdinandus eins habe," verſchaffen ſollte. Auf dieſen Ausflügen begab ſich der Herzog meiſt allein in das Webicht, wo ihn die auf ſeinen Befehl hier zurückgebliebene Dienerſchaft laut reden hörte, was man denn natürlich auf eine Teufelsbeſchwörung deutete. Am Neujahr des Jahres 1625 ſchickte er eines Nachts ſeinen Schloßverwalter von Ichtershauſen nach dem Erfurter Hochgericht, um den Schädel eines armen Sünders nebſt einer Galgenkette zu holen. In der ſpätern Unterſuchung gab der Pfarrer Magiſter Henſelmann dem Prinzen ſchuld, daß er das Gehirn aus dem Schädel gegeſſen habe; Johann Friedrich lehnte jedoch dieſe in der Hexenprozeßperiode gewöhnliche Anklage ab und ſagte, daß er das auf dem über zehn Jahre bleichenden Schädel gewachſene Moos in die Schäfte ſeiner Büchſen und Piſtolen gelegt habe, um einen ſicheren Schuß zu erhalten, die Galgenkette habe er klein gefeilt und zu gleichem Zweck unter das Pulver gemiſcht. Ferner ergibt ſich noch aus dem von Hortleder geführten Unterſuchungsprotokoll, daß der Herzog ein lebendes Mutterſchaf mit einem hölzernen Meſſer öffnete, um das Fell des ungeborenen Lammes zur Bereitung von Jungfernpergament zu benutzen; daß er ſich von der ſiebenjährigen Tochter des Scharfrichters zu Ohrdruf von einem zerfaſerten Galgenſtrick das Garn zu einem Nothemd fertigen und endlich von einem weimariſchen Schwertfeger aus einem Stück Eichenholz, in welches der Blitz geſchlagen, [illegible] Griff eines Degens in der Mitternachtsſtunde [illegible] deſſen Knauf die Worte: „Die Schwert [illegible] Gideon" eingegraben wurden. Ein ſol[illegible] und Maximilian I. und Gianno Alvi [illegible] machte nach dem Aberglauben der [illegible] während das Reit [illegible] getreten. Dieſe Gebundenheit vertrug ſich ſchlecht mit dem ſtörrigen Charakter und ſtark ausgeprägten fürſtlichen Selbſtbewußtſein Johann Friedrichs, welcher bald in allerlei Konflikte verwickelt wurde und ſich durch ſeine magiſchen Liebhabereien die mit Haß und Furcht gepaarte Verachtung der Offiziere zuzog, infolge deſſen der im Ehrenpunkt äußerſt empfindliche Fürſt in eine krankhafte Erregung geriet. Er forderte mehrmals höher ſtehende oder gleichgeſtellte Offiziere oder verhängte Strafen über Subalterne; man gab ihm aber weder Genugthuung noch kamen die von ihm verhängten Strafen zur Ausführung. Endlich brach am 20. September 1625 zu Nienburg der lang verhaltene Groll Johann Friedrichs aus, welcher ſich bei Gelegenheit eines Streites über den Spielgewinn mit ſeinem Bruder Bernhard und dem Markgrafen von Birkenfeld hinreißen ließ, in Gegenwart des Königs Chriſtian den Pfalzgrafen zu fordern. So wenigſtens behauptet die Anklage, während Johann Friedrich das gänzlich in Abrede ſtellte.

Einige Stunden nach dem ärgerlichen Vorfall wurde der Herzog in das Quartier des Oberſten Obentraut befohlen, wo ihm ſein Bruder Johann Ernſt die Verhaftung ankündigte und ſeinen Degen verlangte. Als Johann Friedrich das ihm ſchuldgegebene Verbrechen leugnete und den Degen abzugeben ſich weigerte, entriſſen ihm die Genannten mit ſechs bis dahin verborgen gehaltenen Offizieren die Waffe mit Gewalt. Der Herzog wehrte ſich wie ein Verzweifelter und ſuchte, als ihm noch ſeine letzte Wehr — ein Stock — genommen worden war, durch einen Sprung aus dem Fenſter ſeinen Ueberwältigern zu entrinnen. Er wurde jedoch eingeholt und im Wagen ſeines Bruders in die Stadt zurückgebracht. Unterwegs verſuchte er Johann Ernſt zu erwürgen und wollte, als die Karoſſe über die Weſerbrücke fuhr, in den Strom ſpringen.

Nach dieſem mit Mühe vereitelten Fluchtverſuch wurde Johann Friedrich in das Quartier ſeines Bruders gebracht und dort ſtreng bewacht. Am nächſten Tag erſchienen die Abgeordneten des Königs bei dem Gefangenen, um von demſelben eine Erklärung des widerſpenſtigen Betragens bei ſeiner Verhaftung zu verlangen. Er gab dieſe Erklärung ſchriftlich mit den Ausdrücken der tiefſten Erbitterung und ſagte am Schluß ſeines Schreibens über die Verhaftung ſelbſt, daß Johann Ernſt ihm unverſehens den Degen habe entreißen wollen.

Trotzdem Johann Friedrich nun ſeine beiden Brüder forderte, wurde er doch nicht vor ein Militärgericht geſtellt wie ein paar Jahre ſpäter der ältere und auch im Rang höher ſtehende Markgraf von Baden-Durlach wegen des gleichen Vergehens, ſondern wurde der Gerichtsbarkeit ſeines Bruders Johann Ernſt übergeben, welcher in einem die Sachlage im ſchwärzeſten Licht darſtellenden Schreiben von den in Weimar weilenden Brüdern Wilhelm, Albrecht und Ernſt ſich Inſtruktionen erbat und ſagte, daß er mit Johann Friedrich ſtreng verfahren müſſe, weil ſein Zuſtand Schimpf und Schande über das Fürſtenhaus zu bringen drohe. Offenbar iſt mit dieſem Paſſus auf das geglaubte Teufelsbündnis Johann Friedrichs angeſpielt, wie ſich auch daraus ergibt, daß während der einige Monate dauernden Unterſuchung nicht von einem angeblichen militäriſchen Vergehen, wohl aber von dem Zuſtand des Herzogs, der des Teufels werden wollte, die Rede war. Endlich wurde der in gänzliche Ungnade Gefallene nach Weimar geſandt, ohne daß er den Degen zurückerhalten hätte.

Im Anfang des Jahres 1626 begab ſich Johann Friedrich wieder auf ſeine einſamen Waldſchlöſſer und faßte den Entſchluß, den, wie er glaubte, ihn verachtenden Brüdern ſeinen Landesanteil für fünfzigtauſend Thaler zu verkaufen und nach Indien zu gehen. Herzog Wilhelm ſuchte auf alle Weiſe zwiſchen den Parteien zu vermitteln, allein ohne Erfolg; Johann Friedrich erklärte, daß nur Abbitte von ſeiten ſeiner Brüder oder Rache ihm Satisfaktion geben könne, und forderte Herzog Bernhard in das Daſtedter Holz. Endlich gelang es jedoch Johann Friedrich auf Grund einer auf Schrauben geſtellten Abbitte wenigſtens äußerlich mit Bernhard und Johann Ernſt zu verſöhnen. Trotzdem war aber der einſiedleriſche Herzog nicht zur Rückkehr an den Hof zu bewegen; er entſagte auf ſeinen Waldſchlöſſern allem Umgang und verfiel in eine ſolche Melancholie, daß er auf inſtändiges Anraten Herzog Wilhelms einen Arzt annahm.

In ſeiner traurigen Einſamkeit hing der unglückliche Fürſt noch mehr als früher ſeinen abergläubiſchen Grillen nach und mißhandelte ſeine Diener, von denen einige übertriebene Gerüchte ſeines myſteriöſen Treibens ausgeſprengt hatten, ſo ſchwer, daß ſie ihm einſt ſämtlich bis auf den Koch entlaufen waren. Ja, Herzog Wilhelm trug ſogar Bedenken, ſeinen Sekretär zu Johann Friedrich zu ſenden, aus Furcht, denſelben Mißhandlungen auszuſetzen; trotzdem aber ſchickte er ihm einen entflohenen Pagen zurück, dem der Herzog brieflich in rührenden Ausdrücken ein guter Herr ſein zu wollen verſprach.

Das einzige Vergnügen, welchem ſich der melancholiſche Fürſt hingab, war die Jagd, zu der er ſich achtunddreißig Pferde, eine große Meute und viele Falken hielt. Dieſe Bewegung kräftigte ihn ſo, daß er im Frühjahr 1626 ſich zum Heere des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig begeben wollte, am 27. April aber bei Lippſtadt in die Hände der Spanier geriet. Hier gab er ſich zuerſt für einen niederländiſchen Rittmeiſter außer Dienſten aus, machte ſich aber ſo verdächtig, daß ihn der ſpaniſche Kommandant von Lippſtadt, Balthaſar de Baza, in Gewahrſam behielt. Jetzt gab er zwar ſeinen Namen und Stand an, trieb aber „verſchiedene hochgefährliche argwohnige vnd verdechtige Handl vnd [illegible]" und erſtach einen Diener des Kommandanten.

Auf Verwendung des Geſamthauſes Sachſen am 20. Juli freigegeben, kehrte Johann Friedrich in die düſteren Thäler des Thüringer Waldes zurück, wo er ſeine alte Lebensweiſe fortſetzte und ſeine Brüder ebenſo mied, als dieſe ſich von ihm zurückzogen. Er nahm ſeine nächtlichen Streifzüge wieder auf und gab ſo dem Prediger zu Ettershauſen abermals Gelegenheit, ihn wegen „ſeines ärgerlichen Lebenswandels durchzuziehen" und beim Konſiſtorium in Weimar anzuſchwärzen. Die mißhandelte Dienerſchaft entlief wieder, und der Herzog ſah ſich, weil ſeine Brüder die Entlaufenen in Schutz nahmen, ſogar genötigt, den weimariſchen Geleitsmann in Erfurt um Zuweiſung eines Dieners und Beſchaffung von einem halben Dutzend Hemden anzugehen. Der Jähzorn des von allen verlaſſenen Fürſten überſtieg alle Schranken, und in kurzer Zeit hatte er einen weimariſchen Oberſtlieutenant, der ihm Genugthuung verſagt hatte, mit dem Degen verwundet und einige Bauern erſchoſſen. Die weimariſche Geiſtlichkeit drohte den fürſtlichen Brüdern mit „der Rach GOttes im Himmel, wenn man den Unglücklichen nit bald auß der Gewalt des Teufels retten werde," und ſchlug vor, die Bekehrungsverſuche innerhalb der Mauern eines Kerkers zu machen. Herzog Wilhelm ſandte darauf am 17. Februar 1627 ſeinen Rat Rudolf von Dieskau nach Dresden zu Kurfürſt Johann Georg, um die Meinung des Seniors vom Geſamthauſe Sachſen über die vorzunehmenden Schritte zu hören. Der Kurfürſt beſchied in einem Schreiben vom 25. Februar die Brüder zum 1. April auf einen in Torgau abzuhaltenden Familienrat, „weillen in der Sach nit zu viel vnd nit zu wenig zu procediren ſey."

Herzog Johann Friedrich hatte aber Verdacht geſchöpft und war trotz ſcharfer Bewachung in den letzten Tagen des März entflohen. Er wollte ſich wieder nach Niederſachſen begeben, aber ſein Unſtern begleitete ihn auch diesmal. Vor dem von Tilly belagerten Nordheim begegnete er einem liguiſtiſchen Reiter, der ſeine Legitimation begehrte. Johann Friedrich antwortete: „Du biſt mir viel zu ſchlecht, als Dir von meinem Thun und Laſſen Rechenſchaft geben zu müſſen!" und drückte eine Piſtole auf den Reiter ab, welche jedoch verſagte. Von dem Reiter durch den linken Arm geſchoſſen, wehrte ſich der Herzog ritterlich, bis er endlich übermannt und der Aufſicht eines Lieutenants übergeben wurde, dem er unverſehens den Degen entriß und durch den Leib rannte. Als Johann Friedrich nach abermaligem hartem Kampf überwältigt worden war, kündigte ihm ein Oberſtlieutenant auf Befehl Tillys an, daß er auf die Erichsburg gebracht werden ſollte; der Herzog antwortete mit einer Ohrfeige, worauf der Oberſtlieutenant „ihme eine ſtarcke Baſtonnade geben laſſen, drei Prügel auf ihme zerſchlagen, vndt ihn endlich ſoweit gebracht, das er beſſere ſaiten vfgezogen vndt ſich zu fahren erbotten. Nachmahls iſt er uff eine Kutſche geſetzet vndt von zwey des Obriſten Lieutenants Leibſchützen begleitet worden. Als nun vnter Wegens der eine Soldat etwas geſſen, hat Herzog Johann Friedrich ihme daß Meſſer auß der Hand geriſſen vndt damit fünf ſtiche in Leib vndt in den Armen geben. Doch iſt er nach der Erichsburg gebracht worden, alda er noch in genauer Verwahrung gehalten vndt mit hundert Muſquetirern bewachet wird." So meldet der Bericht Rudolfs von Dieskau vom 9. Mai.

Dieſe That des Herzogs gab ſeinen Brüdern Anlaß, in Gemeinſchaft mit dem Kurfürſten ihre gefaßten Beſchlüſſe auszuführen. Der Kurfürſt riet, den Herzog in Weimar zu internieren, was jedoch abgelehnt wurde, weil man wegen des oft von fremden Fürſtlichkeiten und Kavalieren beſuchten Hofes Eclat fürchtete. Nun ſchlug der Kurfürſt das ehemalige Kloſter zu Oldisleben als Gefängnis vor, wohin denn auch am Abend des 31. Mai Tilly, der Johann Friedrich „un mauvais fou" nannte, den Gefangenen unter ſtarker Bedeckung abliefern ließ. Hier wurde dem Herzog bekannt gemacht, daß er auf Beſchluß des Geſamthauſes Sachſen ein Gefangener ſei, und man durchſuchte ihn nach verborgenen Waffen, worüber Johann Friedrich ſo wütend wurde, daß er in der ſogenannten Holzſtube des Erdgeſchoſſes mit Ketten gefeſſelt werden mußte.

Zur Bewachung Johann Friedrichs wurden dreißig auserleſene Musketiere nach Oldisleben gelegt, welche vereidigt wurden, ihren Auftrag und Dienſt auf das unverbrüchlichſte zu verſchweigen, ſich durch keine Drohungen, Verſprechen oder Geſchenke des Gefangenen verführen zu laſſen, ſondern ſich ſtreng an die Befehle des Herzogs Wilhelm und des hochlöblichen kurfürſtlichen und herzoglichen Hauſes Sachſen zu halten und mit Aufbietung aller Kräfte die Flucht des Fürſten zu hindern. In der noch vorhandenen Inſtruktion der Soldaten heißt es über dieſen Punkt: „vndt ehe ſie den Fürſten entkommen laſſen, ehe ſollen ſie denſelben durch mittell vndt weiſe wie ſie können vndt mögen, mit gewalt dämpffen, ergreiffen, vndt die entkommung verhütten, wann es gleich dem Fürſten an leib vndt leben gehen ſollte." Jede, auch die geringſte Uebertretung dieſer Vorſchriften wurde „ohne Urtel vndt Recht" mit dem Tode bedroht. — Zur Bedienung des Herzogs und Bewachung im Vorzimmer waren neun weimariſche Bürger unter dem Kommando eines gewiſſen Kaſpar Sterzigk beauftragt, welche — noch ſtrenger vereidigt als die Soldaten — gemeſſenſte Ordre hatten, den Gefangenen beſtändig durch ein in der Mauer befindliches Loch zu beobachten, im Vorzimmer wachtweiſe abwechſelnd beſtändig Beiſtände zu halten, ſich aber bei ſofortiger Todesſtrafe nicht in ein Geſpräch mit Johann Friedrich einzulaſſen. Todesſtrafe des Kontravenienten und Verbannung ſeiner Familie aus ſämtlichen ſächſiſchen Landen ſtand auch auf dem Bruch des Dienſtgeheimniſſes von ſeiten eines Bürgers. Dafür erhielten ſie aber hohen Sold, reichliches Eſſen, Kleidung und für ihre Familien Penſionen zugeſichert. Die geſamte Wachmannſchaft ſtand unter der Aufſicht eines Heinrich von Sondersleben, welchem jedoch ſpäter der Prozeß gemacht wurde, weil er allzu gelind mit dem Gefangenen umgegangen war, während Kaſpar Sterzigk wegen „löblicher Strenge" hundert Gulden Gratifikation erhielt.

Kaum war Johann Friedrich in Verhaft, als ſeine Schlöſſer erbrochen und durchſucht wurden, wobei man den obengenannten und noch andern Hexenkram fand, der an den Hofprediger nach Weimar eingeliefert wurde. Die Hofräte Braun und Hortleder inquirierten die der Zauberei verdächtigen Perſonen, mit denen der Herzog in Verbindung geſtanden hatte, und brachten die oben erzählten Fakta zu Tage. Auf dieſe Unterlagen hin trat ein theologiſch-juriſtiſches Kollegium zuſammen, welches aus den Profeſſoren der Theologie Major und Gerhard aus Jena, dem Generalſuperintendenten Kromeyer und den Räten Rudolf von Dieskau und Friedrich von Koſpoth aus Weimar beſtand und das Verfahren gegen den unglücklichen Fürſten zu leiten hatte. Es ſcheint, daß man die Anklagen wegen der begangenen Gewaltthaten fallen ließ und nur wegen Atheismus und Zauberei inquirierte.

Am 6. Juni kamen die genannten Geiſtlichen in Oldisleben an, worauf der Herzog ſofort in Ketten geſchlagen und ſelbſt ſeines Tiſchlöffels und elfenbeinernen Taſchenkammes beraubt wurde. Endlich ſchor man Johann Friedrich nach der Vorſchrift des Hexenhammers die Haare ab, wobei er in eine ſolche Wut geriet, daß er den Kopf mit Aufbietung aller Kräfte in die Spitzen der Schere zu rennen ſuchte, um ſich eine möglichſt ſchwere Verletzung zuzuziehen. Das theologiſche Kollegium ſetzte nun dem Gefangenen mit Examinieren, Singen und Beten Tag und Nacht zu, bis es am 17. durch die weimariſchen Geiſtlichen Grauchenberg, Heuſelmann und Kinder abgelöſt wurde. Seine magiſchen Liebhabereien leugnete der Herzog keineswegs, verhöhnte aber durch ſarkaſtiſche Aeußerungen die Geiſtlichen und leugnete, daß es einen Teufel und Teufelszauberei gebe; ſeine Künſte, ſagte er, beruhten auf geheimen Naturkräften. Zwei Totſchläge geſtand er freiwillig zu, meinte aber, daß er als Fürſt berechtigt ſei, ungehorſame Diener am Leben zu ſtrafen. Von ſeiner bevorſtehenden Hinrichtung überzeugt, bat er, ihm den Todesſtreich bald zu geben, denn er könne das elende Leben nicht länger ertragen.

Im Juli fiel der Tag und Nacht zu Betſtunden angehaltene Fürſt in völlige Geiſtesverwirrung, hielt unter den ſonderbarſten Geberden Zwiegeſpräche mit dem Teufel, welchen er bald Hermann, bald Hippocras nannte, ſchlug und warf nach einer unſichtbaren Perſönlichkeit, der er bald fluchte, bald ſie bat, ihn zu befreien, und erging ſich beſonders des Nachts in den tollſten Selbſtgeſprächen, bei denen die Wächter ein vom Teufel herrührendes „Ziſchen und Blöken" hören wollten. Ja, Herr von Sondersleben und Paſtor Kinder verſicherten, daß Johann Friedrich bei Nacht lange franzöſiſche Unterredungen mit dem Teufel gehabt habe.

Anfang Auguſt gelang es dem gänzlich Wahnſinnigen, ſeine Ketten zu ſprengen, mit denen er dann jedem, der ſeinen Kerker beträte, den Schädel einzuſchlagen drohte. Auf einen nach Weimar abgeſtatteten Bericht erhielt er ein Schreiben, worin er zur Abgabe der Ketten bei Androhung der äußerſten Gewaltmaßregeln aufgefordert wurde. Weinend reichte Johann Friedrich das Schreiben durch ein Loch in der Mauer zurück und wurde in demſelben Augenblick von drei Männern in ganzer Rüſtung überfallen, die ihn von neuem in Ketten ſchlugen.

Am 13. Auguſt ſandten die regierenden Herzoge ein Schreiben an Kurfürſt Johann Georg, worin ſie die Sachlage vorſtellten und auf Grund eines Memorials von Profeſſor Gerhard die Zuſtimmung desſelben zu „verſchärpftem verfahren" erbaten. Johann Georg jedoch, der wahrſcheinlich keine größere Verantwortung auf ſich laden wollte, riet von erhöhter Strenge und etwaigen Gewaltmaßregeln ab und empfahl ein öffentliches Kirchengebet für eine „hochangefochtene Perſohn".

Dieſe Fürbitte harmonierte aber durchaus nicht mit der Meinung der Herzoge, welche wohl ein geheimes Verfahren gegen ihren Bruder, keineswegs aber einen Skandal wünſchten, der ihr Haus mit dem Makel der Zauberei beflecke. Am 1. November wurde Johann Friedrich nächtlicherweile in tiefſter Stille von Oldisleben abgeholt und unter ſtarker Bedeckung nach Weimar gebracht, wo er im Kornhaus ein feſteres Gefängnis erhielt, als das frühere Kloſter war.

Ueber das, was von jetzt bis zum Tode des Unglücklichen vorging, fehlen urkundliche Nachrichten, nur ſo viel wurde bekannt, daß die Brüder im Juni 1628 den Magiſter Lippach an Johann Georg entſandten, bei welchem er über das Wüten des Gefangenen, der alle Speiſen böswillig verunreinigte, über ſeine Teufelsanrufungen und das Verhöhnen der Geiſtlichen Klage führte. Die mündlich gegebene Antwort des Kurfürſten blieb ein Geheimnis, indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß die Herzoge wie die Wächter, deren Willkür Johann Friedrich völlig überlaſſen war, der Aufſicht über denſelben herzlich ſatt und müde waren.

Am 16. Oktober 1628 legte Johann Friedrich das Geſtändnis ab, daß er ſich dem Teufel mit ſeinem Blut verſchrieben habe. In der Nacht darauf hörten die Wächter angeblich wieder ein Zwiegeſpräch des Herzogs mit dem Teufel, dann einen Lärm und endlich einen ſchweren Fall. Als die Wache in das Zimmer trat, fand ſie den Gefangenen, aus einer Seitenwunde blutend, entſeelt auf dem Fußboden liegen. So ſah ihn am nächſten Tag auch der Superintendent Dr. Heinrich Eckarde, welcher darüber eine lateiniſche Urkunde ausſtellte.

Magiſter Lippach wurde am 23. Oktober wieder an Johann Georg entſandt, um dieſem mündlich die Todesanzeige zu überbringen und um Verhaltungsmaßregeln wegen der Beerdigung zu bitten. Der Kurfürſt riet in Uebereinſtimmung mit der Geiſtlichkeit, die Leiche ohne Zeremonien heimlich an einem verborgenen Ort beizuſetzen, und erſuchte um vertrauliche ſpezielle Mitteilungen über den Tod Johann Friedrichs, die er niemals erhielt. Wann und wo die Leiche beerdigt wurde, blieb unbekannt; die Sage behauptet, es ſei im Hofe des Kornhauſes, an deſſen Stelle das jetzige Landgericht ſteht, geſchehen. Der Todesfall wurde nicht bekannt gemacht und das Kornhaus nebſt dem Oldisleber Gefängnis — nach den Worten des ſächſiſchen Annaliſten Müller „aus triftigen Gründen" — niedergeriſſen. Das Volk glaubte, der Zauberer ſei vom Teufel geholt worden; der Pfalzgraf bei Rhein aber ſchrieb am 12. Januar 1629 von Berlin aus an Herzog Wilhelm: „ſie haben E. L. bruder herb. Hans Friderich todt geſagt, ich bitt E. L. wollen mir zu wiſſen thun, ob dem alſo ſeye vndt wie er geſtorben dan ettliche wunderlich darvon reden."

An den unglücklichen Johann Friedrich knüpfte ſich ein Cyklus von Geſpenſterſagen. Er ſollte in dem auf der Stelle des Kornhauſes erbauten ehemals von Gleichenſchen ſpäter gräflich Wertherſchen Hauſe und jetzigen Landgericht in einer dem Löſchpapier ähnlichen grauen Kleidung ſpuken, von der er den Namen „der löſchpapierene Prinz" erhielt. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſoll er in dieſer Geſtalt einem Grafen von Werther, der ihn herausgefordert hatte, erſchienen ſein, und noch heute ſchreckt er der Sage nach die Gefangenen des Landgerichts durch ſein Kettenraſſeln. Aber auch ganz gebildete Leute verſichern, daß ſie dem löſchpapierenen Prinzen bei Tages- und Nachtzeit auf den Treppen und Korridoren des alten Gebäudes begegnet ſeien.

Notizblätter.

Bildende Künſte.

— **Die belgiſche Regierung hat für 130,000 Franken acht** Tapiſſerien angekauft, welche die Gründung Roms und die Geſchichte des Romulus und Remus darſtellen. Die Tapiſſerien ſind im ſechzehnten Jahrhundert in Brüſſel für den Palaſt des Kardinals Fürſten Hippolyt von Eſte gewirkt worden und trefflich erhalten. Sie nehmen eine Fläche von 200 Geviertmeter ein.

— **Die Madrider Gemäldegalerie, welche bekanntlich mit** den Galerien von Petersburg, London und Paris zu den vier bedeutendſten Gemäldegalerien der Welt gehört, iſt neuerdings um eine Sammlung von 225 wertvollen alten Bildern vermehrt worden. Die Schenkerin iſt die Herzogin von Paſtrana. Die in ihrem Beſitz befindlichen Gemälde bildeten ehemals die Galerie der Herzöge von Infantado und Oſuna. Unter den altniederländiſchen Bildern befinden ſich namentlich große Werke von Rubens.

— **Der Miniſter des Unterrichts und der ſchönen Künſte** in Paris wurde ermächtigt, einen Geſetzentwurf, betreffend den Wiederaufbau der Komiſchen Oper auf dem Platze des abgebrannten Theaters, in der Kammer einzubringen. Das neue Projekt erheiſcht einen Koſtenaufwand von 2,413,900 Franken.

Tonkunſt.

— **Das elfte rheiniſche Muſikfeſt, das am 7. und 8. Juli** in Mainz ſtattfand, wurde zugleich zu einer Jubelfeier für den Feſtdirigenten, Friedrich Lux, der ſeit 25 Jahren die „Mainzer Liedertafel" und „Damengeſangverein" leitet. Lux gehört bekanntlich nicht nur zu den hervorragenden Muſikern der Gegenwart, ſondern er iſt auch ein vorzüglicher Dirigent, als welcher er denn auch ganz ungewöhnlich gefeiert wurde. Bereits am 6. Juli hatten ſich beide Vereine abends im Saale des Gutenberg-Kaſinos zu einer Vorfeier verſammelt. Mit ſtürmiſchem Beifall wurde der Jubilar beim Eintritt empfangen und an den Ehrenſitz geleitet. Die Muſik ſpielte darauf die mit Jubel aufgenommene Ouverture zu der Luxſchen Oper: „Die Fürſtin von Athen", und nachdem noch die Liedertafel „Das iſt der Tag des Herrn" geſungen hatte, überreichte der Vereinspräſident Dr. Strecker dem Jubilar unter einer herzlichen Anſprache den wohlverdienten Lorbeerkranz und eine für ſeinen Lebensabend [illegible] Altersverſorgung. Darauf folgten noch eine ganze Reihe von Anſprachen verſchiedener Vereine, welche alle das eine Thema: die großen Verdienſte des Jubilars um die Pflege der Muſik in unſerer Zeit, behandelten. Für die Muſikaufführungen am 7. und 8. Juli hatte Meiſter Lux unter ſeinem Taktſtock gegen 800 Sänger und 150 Muſiker vereinigt, mit denen er unter Hinzuziehung der königlichen Hofopernſängerin Fräulein Eliſabeth Leiſinger aus Berlin und der vorzüglichen Kammerſänger Lorenzo Rieſe aus Dresden und Franz Krolop aus Berlin am erſten Tage „Die Schöpfung" in nahezu muſtergültiger Weiſe ausführte. Stürmiſcher Beifall wurde ihm zu teil, und zahlreiche auswärtige Vereine gaben ihm prächtige Lorbeerkränze überreichten. Der Großherzog mit Familie wohnte der Aufführung bis zum Schluß bei. Der zweite Tag brachte außer der prächtigen neuen Feſtouverture des Meiſters eine Reihe von Vorträgen der oben erwähnten Soliſten, denen ſich noch Fräulein Hermine Spieß aus Wiesbaden zugeſellte, ferner das Adagio aus der C-moll-Symphonie von Spohr, das Jubilate von Händel und endlich die Neunte Symphonie von Beethoven. Das zahlreich erſchienene Publikum nahm alle dieſe hohen Kunſtgenüſſe mit einem Enthuſiasmus hin, der ſo lebhaft war wie der, mit welchem ſie dargebracht wurden.

— **In Schwerin hat am 16., 17. und 18. Juni das zehnte** mecklenburgiſche Muſikfeſt unter Leitung des Hofkapellmeiſters Alois Schmitt ſtattgefunden. Am erſten Tage wurde Händels „Judas Makkabäus", am zweiten „Achilleus" von Max Bruch aufgeführt, während am dritten Tage Beethovens „Symphonie Nr. 7 in A-dur" und eine Reihe von Chören, Liedern und Arien zu Gehör gelangten. Die Soloparten lagen in den Händen der Damen Schmitt-Cſanyi und Minor in Schwerin und Heink-Rößler aus Hamburg, ſowie der Herren van Dyk und Reichmann aus Wien, Dierich in Schwerin, Wolff aus Altona und Gellweiſer aus Hannover. Die Chöre waren zuſammengeſetzt aus den Geſangvereinen der Städte Schwerin, Roſtock, Wismar, Güſtrow, Bützow und Lübeck. Im ganzen wirkten 579 Perſonen mit. Dazwiſchen fiel noch eine Kammermuſikmatinee, bei der die Mitwirkenden, Konzertmeiſter Mühlmann aus Hamburg, Kammermuſiker Hahn, Hofmuſiker Boding und Kammervirtuos Lang aus Schwerin Inſtrumente aus der deutſchen Geigenmacherſchule des Directeurs Schünemann in Schwerin benützten. Die Inſtrumente zeigten eine große Modulationsfähigkeit und Tragfähigkeit des Tons, ſowie eine dem Charakter der einzelnen Inſtrumentengattungen entſprechende Klangfärbung.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Im nächſten Jahre feiert ein Inſtrument, das aller**dings erſt in den letzten 50 Jahren weitere Verbreitung gefunden hat, ſein dreihundertjähriges Jubiläum. Im Jahre 1590 erfanden Hans und Zacharias Janſen in Middelburg das Mikroſkop. Der „Cercle floral" in Antwerpen wird infolge deſſen im nächſten Jahr im Anſchluß an ſeine Ausſtellung auf dem Gebiete der Pflanzengeographie, der Handels- und Induſtriepflanzen eine mikroſkopiſche Ausſtellung veranſtalten. Dieſelbe ſoll in zwei Teile zerfallen: 1) Eine hiſtoriſche Ausſtellung von Mikroſkopen aus der älteſten bis in die neueſte Zeit; 2) eine Ausſtellung von Mikroſkopen und mikroſkopiſchen Hilfsapparaten, ſowie Mikrophotographien der bedeutendſten optiſchen Werkſtätten der Jetztzeit. Daran wird ſich eine Reihe von Vorträgen über das photo-elektriſche Mikroſkop ſchließen.

— **Ueber die Waſſermenge eines Wolkenbruchs, der jüngſt** bei Chemnitz niedergegangen, hat das dortige königliche meteorologiſche Inſtitut auf Grund ſorgfältiger Beobachtungen intereſſante Berechnungen angeſtellt. Danach fiel der Regen innerhalb eines Kreiſes, deſſen Halbmeſſer 2 Kilometer beträgt, während 2 Stunden 40 Millimeter hoch, das ſind ungefähr 40 Liter Waſſer auf den Quadratmeter. Auf der genannten Kreisfläche gingen etwa 500 Millionen Kubikmeter Waſſer nieder, eine Menge, die hinreicht, ein umfangreiches Dorf 2 Meter hoch zu überſchwemmen. Indeſſen iſt feſtgeſtellt, daß im Zentrum des betroffenen Gebiets viel größere Waſſermaſſen gefallen ſind, nämlich 200 Liter auf den Quadratmeter! Sind nun ſchon 40 Liter für den ſtarken Regen genügend, um ein Dorf über Mannshöhe zu überfluten, ſo kann man ſich die furchtbaren Verheerungen vorſtellen, die eine auf 200 Liter geſteigerte Waſſermenge anrichten muß, wenn ſie ſchrankenlos in bewohnte Thäler abſtrömt, wie es in Sachſen in der letzten Zeit leider häufig der Fall war.

— **Buchſtäblich vom Pöbel in Stücke zerriſſen wurden** bekanntlich im Jahre 1672 die holländiſchen Staatsmänner Johann und Cornelius de Witt. Die Erinnerung an dieſe grauenvolle That wurde dadurch wieder in Holland wachgerufen, daß jüngſt das Gemeindemuſeum im Haag in den Beſitz zweier eigentümlicher Reliquien gekommen iſt, nämlich der Zunge des Johann de Witt und einer Zehe ſeines Bruders Cornelius. Der Parteihaß war damals zu ſo ſchauerlicher Entartung gediehen, daß der gemeine Mann noch nach Jahren mit Stolz die Stücke zeigte, die er den verhaßten Gegnern Wilhelms III. aus dem Leibe geriſſen hatte. Die beiden Ueberreſte, bisher im Beſitz eines Herrn Vokunt in Leiden, liegen in einem kleinen Kiſtchen und ſind noch ſehr gut erhalten.

— **Der letzte Einbaum vom Chiemſee iſt, nachdem er** fünfzig Jahre lang die Fluten des Sees durchſchnitten, in den Garten des bayeriſchen Nationalmuſeums gebracht worden, um hier fortan als Denkmal der urweltlichen Form eines Schiffes zu dienen. Es iſt ein Geſchenk des Präfekten Mayer in München.

— **Der Gebrauch des Salicyls, welches derzeit viel als** Zuſatz bei Bier und gedünſtetem Obſt, angeblich zur beſſern Konſervierung desſelben, verwendet wird, wurde durch ein Gutachten des oberſten Wiener Sanitätsrates als geſundheitlich bedenklich erklärt.

Natur.

— **Ueber den zu Grunde gegangenen Drachenbaum auf** Teneriffa, der mit den ägyptiſchen Pyramiden im Punkte des Alters ſich meſſen konnte, entnehmen wir einer engliſchen Zeitung folgende Mitteilungen. Die alten Guanchos beteten den Rieſenbaum als eine Art Gottheit an, hielten in ſeinem hohlen Stamm Gebete ab und benützten ſeinen blutroten Saft zum Einbalſamieren der Toten. Als Alonzo de Lugo, der Eroberer von Teneriffa, im Jahre 1493 nach Orotava kam, ſchonte er zwar den Baum, verwandelte aber das Innere desſelben aus einem heidniſchen Tempel in einen katholiſchen, wo nun Meſſe geleſen wurde. Alexander von Humboldt gab im Jahre 1799 die Höhe des Baumes auf ungefähr 50 bis 60 Fuß, ſeinen Umfang nahe den Wurzeln auf 45 Fuß und den Durchmeſſer des Stammes noch 10 Fuß über dem Boden auf 12 Fuß an. Nach ſeiner Anſicht betrug das Alter des Drachenbaums ungefähr 10,000 Jahre. Die Höhlung war ſo groß, daß ein Tiſch hineingeſtellt werden konnte, an dem 15 Perſonen bequem Platz fanden, und eine Treppe führte nach der Höhe empor, wo die Zweige ſich erſt auszubreiten begannen. Durch Humboldt erlangte der Drachenbaum eine ſo große Berühmtheit, daß um ſeinetwillen Orotava von faſt allen Weltreiſenden beſucht wurde. Im Jahre 1819 verlor der Baum in einem heftigen Sturm einen Aſt, und vor etwa 40 Jahren brachte ein Reiſender ein großes Stück, welches er aus dem hohlen Stamm geſchnitten, nach England, wo es noch im Kew-Muſeum zu ſehen iſt. Ein zweiter Sturm zerſtörte dann 1867 den ganzen obern Teil, ſo daß nur der Stamm zurückblieb; der Boden war ganz mit Stücken zerbrochener Zweige bedeckt, von denen einzelne 15 Fuß lang waren. Das Land, auf welchem der Drachenbaum ſtand, kam in den Beſitz des Marquis del Sauzal, der alles that, um ihn zu erhalten. Als ſchließlich der Drachenbaum den Weg aller Bäume ging, pflanzte er auf derſelben Stelle einen Ableger, der gut gedeiht und bereits eine Höhe von 4 Fuß erreicht hat. Der Form nach gleicht er einer Mohrrübe, deren ſpitzes Ende in der Erde ſteckt und deren Krone von ſchwertförmigen Blättern gebildet iſt. Uebrigens ſind auf den kanariſchen Inſeln noch einige ſehr große alte Drachenbäume vorhanden, die wohl 7 bis 8 Jahrhunderte alt ſein mögen.

— **Um die Ausrottung der in verſchiedenen Gegenden** Algiers noch zahlreich vorkommenden Raubtiere zu fördern, hatte die franzöſiſche Regierung bis zum Jahre 1884 für die Erlegung derſelben mehr oder weniger erhebliche Prämien ausgeſetzt. Es wurde für einen getöteten Löwen beziehungsweiſe Panther eine Abſchußprämie von 40 bis 60 Franken, für einen jungen Löwen oder Panther eine ſolche von 15, für Hyänen und Schakale eine ſolche von 5 beziehungsweiſe 1½ Franken gezahlt. Innerhalb der 12 Jahre von 1873 bis 1884 wurden 30,483 Stück dieſer Raubtiere abgeſchoſſen, und zwar 202 Löwen, 1214 Panther, 1882 Hyänen und 27,185 Schakale.

Sport.

— **Das letzte Derby des Jahres, das zu Kopenhagen, fiel** an Kaptain Joës br. St. „Hartzele", welche die beiden däniſchen Pferde „Kronprindſeſſe" und „Kjöbenhavn" ſicher ſchlug. Das Kriterium fochten die Dänen unter ſich aus, und Graf Levenſkiolds „Liſtredo" blieb Sieger vor „Vagabon" und „Prize".

— **In Chicago wurde das American-Derby, Wert gegen** 70,000 Mark über 2400 Meter, am 22. Juni gelaufen und von Armſtrongs „Spokane" um ¾ Längen vor „Sorrento" ꝛc. gewonnen. Auf dieſem war ein Jockey von — 12 Jahren im Sattel, der bereits vor fünf Jahren ſeinen erſten Ritt verzeichnete.

— **Bei den Trabrennen zu Moskau gewann die Marien**haller Stute „Blue Belle" das Stutenrennen nach Gefallen, überſchlug ſich jedoch im 5000 Rubelpreis vor dem Start. Ihr Stallgenoſſe „James G." blieb dann von „Probaſkla" um ½ Sekunde geſchlagen.

— **Die Heilbronner Regatta brachte dem Münchener** Ruderklub den Herausforderungspreis im Vierer der Heilbronner Schwaben. Den Herausforderungspreis des mittelrheiniſchen Regattaverbandes in Düſſeldorf holte ſich der Crefelder Ruderklub, und den Ehrenpreis des Prinzen Heinrich von Preußen in Kiel gewann die Frankfurter „Germania".

— **Für eine Dauer-Radfahrt von Berlin nach Hamburg** im Monat Auguſt iſt ein Ehrenpreis ausgeſchrieben worden. Die Entfernung beträgt 297 Kilometer, und jeder, der dieſe Strecke innerhalb 28 Stunden zurücklegt, erhält eine Erinnerungsmedaille.

Denkmäler.

— **Im Vorhof der Pariſer Sternwarte wurde dem her**vorragenden Aſtronomen Le Verrier (1811—1877) ein Denkmal errichtet, zu dem die Mittel durch die gelehrten Geſellſchaften aller gebildeten Völker aufgebracht ſind. Auf hohem Fußgeſtell, das auf drei Seiten mit Reliefs geſchmückt iſt, erhebt ſich die Marmorſtatue des Gelehrten, ein Werk des Bildhauers Chapu. Die Linke hält eine Handſchrift, die Rechte zeigt auf einen Himmelsglobus, der von einer allegoriſchen Figur auf dem Rücken getragen wird.

— **Der Bildhauer O. Leſſing hat das Modell für das** Berliner Leſſingſtandbild vollendet; dasſelbe wird jetzt doppelt lebensgroß in Marmor ausgeführt.

— **In Paris wurde ein ehernes Standbild Raſpails** (geb. 1794, geſt. 1878) enthüllt. Es ſtellt ihn im [illegible] vor ſeiner Druckerpreſſe dar, mit einem Blatt ſeiner Zeitung „Le Réformateur". Das Denkmal hat eine Höhe von acht Meter. Es iſt ein Werk der Brüder Morice.

Geſtorben.

— Emineſcu, bedeutender rumäniſcher Dichter, 40 Jahre alt, Ende Juni, in Bukareſt.

— **Archimandrit Makarije**, Vorſteher des berühmten ruſſiſchen Athosklöſters Pantelejmon, im orthodoxen Orient bekannte, einflußreiche Perſönlichkeit, Anfangs Juli, auf dem Berg Athos.

— Maria Mitchell, bis 1888 Profeſſorin der Aſtronomie am Vaſſar College (für Damen) im Staate New-York, berühmte Aſtronomin und Leiterin der amerikaniſchen Frauenbewegung, 71 Jahre alt, Anfangs Juli, in New-York.

— Joſef Maxhold, kaiſerlicher Rat, Profeſſor am Konſervatorium und an der techniſchen Militärakademie in Wien, 65 Jahre alt, am 1. Juli, in Wien.

— Eduard Mautner, bekannter deutſcher Schriftſteller und Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, 64 Jahre alt, am 2. Juli, in Baden bei Wien.

— Dr. L. Wehland, großherzogl. heſſiſcher Oberbaurat a. D., früher vortragender Rat in der bautechniſchen Abteilung des heſſiſchen Miniſteriums der Finanzen, bedeutender Fachmann, 71 Jahre alt, am 3. Juli, in Darmſtadt.

— Graf Franz Ernſt zu Erbach-Erbach und von Wartenberg-Roth, 43 Jahre alt, am 3. Juli, in Erbach im Odenwald.

— Theodor Joſef Graf von der Straten-Ponthoz, königl. belgiſcher Oberſthofmarſchall, 80 Jahre alt, am 3. Juli, in Brüſſel.

— Profeſſor Hermann Herdtle, Dekorations- und Landſchaftsmaler, 70 Jahre alt, am 5. Juli, in Stuttgart.

— Freiherr Wendelin von Maltzahn, bekannter Litteraturfreund und Bücherſammler, Herausgeber der zweiten Auflage der berühmten hiſtoriſch-kritiſchen Leſſingausgabe von Karl Lachmann, 78 Jahre alt, am 5. Juli, in Berlin.

— Profeſſor a. D. Jean Jacob Eberhardt, bekannter Maler, 70 Jahre alt, am 6. Juli, in Nürnberg.

Neue Bücher und Schriften.

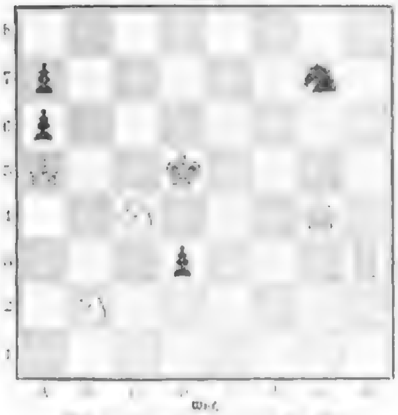
Akademiſche Monatshefte. Organ der deutſchen Corpsſtudenten. [illegible] Verlag der „Akademiſchen Monatshefte".
Breiten, Dr. M., Die Hyſterie, ihre Urſachen, Bedeutung und Heilung. Neuwied. Heuſer.
Danzer, C., Aus meinem Kriegstagebuch. Erinnerungen an Schleswig-Holſtein 1864. [illegible] M. [illegible]
[illegible] Ebend.
Cohn, Dr. A., Spezielle Therapie des Stammelns u. der verwandten Sprachſtörungen. Stuttgart, F. Enke.
— — Das Stammeln. Ebend.
Fellmann, Joh., Blumen u. [illegible] Novellen. Dresden, E. Pierſon.
Hohenfeld, E. v., [illegible] Lieder. Straßburg, [illegible]
Jerolds, L. D., „Wat de Klemdi vertellt". [illegible] Oldenburg, [illegible]
Kammer, Dr. E., Ein äſthetiſcher Kommentar zu Homers Ilias. Paderborn, F. Schöningh.
Kneſchke, E., Die Blumendichtung. Eine Anthologie der [illegible] Dichtung. Leipzig, [illegible]
Kück, Ch., Wald u. Heide. Neue Gedichte u. Bilder aus dem Leben u. [illegible] Oldenburg, [illegible]
Müller-Bohn, H., Graf Moltke. Lief. 1. Berlin, P. Kittel.
Schalk, Lilly, Unheimliche Geſchichten. 2. Aufl. Dresden, H. Minden.
Strnadt, J., Die Kürnberg bei Linz und der Kürnberg-Mythus. Vortrag. Linz, Ebenhöch.
Waldſtein, A., Gedichte. Prag, H. Weber.
Walloth, W., Dichtungen. Leipzig, W. Friedrich.
Wickenburg, Graf A. v., Das erſte Lied. Erzählung aus dem bayriſchen Hochland. Ebend.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 512.

Von Carl Behting in Riga.



Weiß.

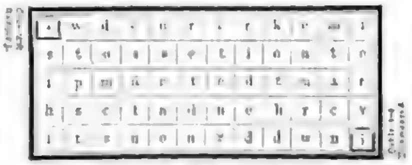
Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 509:

Weiß. Schwarz.

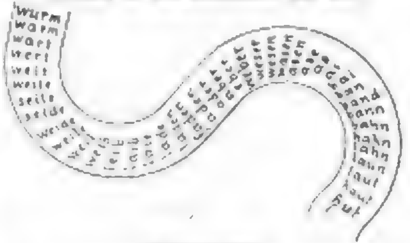
1) S. C 2 — D 4. Man droht Matt durch S. D. E 2 — E 3 †.
1) K. C 3 n. D 4.
2) [illegible] 2) K. D 4 — D 5.
3) [illegible] Matt.
A)
1) [illegible] 1) S. F 3 n. E 5.
2) S. A 6 — [illegible] 2) [illegible] oder anders.
3) L. E 2 — E 3 oder S. C 7 — B 5 Matt.
B)
1) [illegible] 1) [illegible]
2) [illegible] 2) [illegible]
3) [illegible] Matt.
[illegible]
[illegible]

Labyrinthräthſel.



Der Ariadnefaden, welcher in regelmäßigen Schritten in dieſes Labyrinth hinein und nach leichter und dunkler herausführt, iſt ein bekannter Goethe'ſcher Vers.

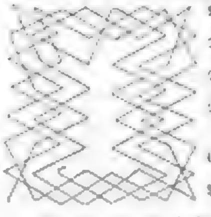
Auflöſung der Wort-Metamorphoſe Seite 866:



Citatenräthſel.

Aus nachſtehenden elf Citaten iſt je ein Wort zu entnehmen; richtig aneinander gereiht ergeben dieſelben den Anfang eines Goethe'ſchen Sinngedichtes. 1) Weißt du nicht das Sprüchlein ſchon? 2) Das [illegible] 3) Immer ſtrebe zum Ganzen. 4) Und weiter, immer weiter ging's, mit Sack und Feuerſchüſſel. 5) Ihr [illegible] abwärts immer des Gedankens. 6) Sieh da, ſieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus! 7) Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen. 8) Der Knabe rächt den [illegible] 9) [illegible] liegt in [illegible] 10) [illegible] lag ein Keller, ſo voll von köſtlichem Wein. 11) Und er fand ſich eine Quelle, jener Gegend nah'.

Auflöſung des Röſſelſprungs Seite 866:



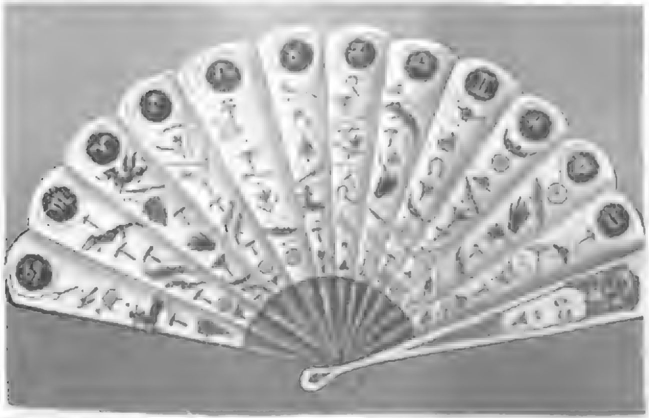
Mein Herz gleicht
ſich ſelber, wenn
Der Himmel und die
Sonne bricht —
Du gibſt ihm Glanz
und ohne dich
Bleibt es in dunkle
Nacht gehüllt.

Gleichwie die Welt
all ihre Pracht
Verhüllt, wenn Tag
ſich ihr entzieht,
Und nur, wenn ihr die Sonne lacht,
Zeigt, was ſie Schönes in ſich ſchließt!
(Aus den Liedern des Mirza Schaffy von Friedrich Bodenſtedt.)

Auflöſung des Bilderräthſels Seite 866:

Mit einem Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Faß voll Eſſig.

Horoſkop- oder Zodiakalfächer-Aufgabe.



Der nachſtehend abgebildete Fächer aus weiß [illegible] geſchmackvollem Silber mit eigenthümlichen Sternmuſter in [illegible] ſtammt aus dem Beſitz einer Augsburger Patrizierfamilie und iſt, wie die in die 12 Blätter eingelegten 12 Tierkreiszeichen erkennen laſſen, ein ſogenannter Horoſkop- oder Zodiakalfächer, wie ſolche bei den der Aſtrologie huldigenden vornehmen Damen des 16. und 17. Jahrhunderts zur Stellung des Horoſkops oder die Nativität ſehr beliebt waren. Das ſcheinbar willkürliche Sternmuſter ergibt nach Art der ägyptiſchen Hieroglyphen geleſen allerdings Wörter, aber mag man von vorn oder vom letzten Blatte aus anfangen — ſo fehlt ſtets der Zuſammenhang und ſomit der Sinn. Für eine der Aſtronomie kundige Intereſſentin aber dürfte in dem Vorſtehenden wohl ein Fingerzeig zur Entzifferung der Bilderinſchrift gegeben ſein.

Gleichzeitig mit dieſer Nummer wurde ausgegeben Nro. 43 des
ſiebenzehnten Jahrgangs der

Deutſchen Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer".
Stuttgart-Ausgabe.
Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich,
in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

In dieſer Nummer hat begonnen:

Schatten.

Roman von

Doris Freiin von Spättgen.

In das Abonnement auf die „Deutſche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geſchieht dies am beſten bei derſelben **Buchhandlung oder Poſtanſtalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Von der **„Salon"-Ausgabe** der „Deutſchen Romanbibliothek", welche in jährlich 26 Halbbänden (von je 10—11 Bogen) à 40 Pf. in Buchform erſcheint, wurde ſoeben der 15. Halbband des Jahrgangs 1889 ausgegeben. Dieſe „Salon"-Ausgabe hat den Vortheil des kleineren Buch-Formates und ermöglicht, jeden der ſämmtlich erſchienenen Romane ſeiner einbinden zu laſſen, da jeder Roman apart paginirt iſt.

Die bereits erſchienenen Nummern, Hefte oder Halbbände des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen ſämmtlich zum Subſkriptionspreiſe nachgeliefert.

Wir laden alle Abonnenten von **„Ueber Land und Meer"** zum Abonnement auf unſere **„Deutſche Romanbibliothek"** als überaus **billiges** und **äußerſt gediegenes** Ergänzungs-Journal freundlichſt ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Briefmappe.

Walsthal. [illegible] enthält die Wappen der [illegible] mit heraldiſcher Erklärung, die leicht zu Hauſe zu [illegible] iſt. [illegible]

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

[illegible]

G. J. in Tittmoning. [illegible]

O. W. in Tübingen. [illegible]

[illegible]

A. J. in E. [illegible]

Alfred G. in Berlin. [illegible]

Oskar M. in Belgrad. [illegible]

Ernſt W. in C. [illegible]

Cilla. [illegible]

G. K. in Königsberg. [illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

Verantwortliche Redaktion: Otto Baiſch in Stuttgart.

[illegible]
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" [illegible]
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" [illegible]
Budapeſt: Moritz Koſtl [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible]

[illegible]

Neueſte Romane

aus der
Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Fanny Förſter.

Roman von
Ida Boy-Ed.
Preis geheftet Mark 4. —; fein gebunden Mark 5. —

Der Doktor.

Roman von
A. von Klinckowſtröm.
Preis geheftet Mark 4. —; fein gebunden Mark 5.

Des rechten Auges Aergernis.

Roman von
Auguſt Niemann.
Zwei Bände. Preis geheftet Mark 5. —; fein gebunden Mark 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Moſſe Annoncen-Expedition [illegible]
Anzeigen
Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 ₰ Reichswährung.
[illegible] Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg [illegible] Nürnberg [illegible]

Von der Wiege bis zum Grabe.
Cyclus von 15 Fantaſieſtücken für Klavier zu 2 u. 4 Händen v. Prof. Carl Reinecke. [illegible]
für Harmonium u. für Violine mit Klavier [illegible]
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig. [illegible]

PERRY & Co.,
Frankfurt a. M.
Lawn Tennis Spiele,
[illegible]
Lawn Tennis Netze
Croquetspiele,
Bogen, Pfeile und Scheiben,
Engl. Fußbälle (Footballs).
[illegible]

Allgemeine
Zeitung des Judenthums.
[illegible]

Stottern
Rudolf Denhardt's
Eiſenach
[illegible]

Photographiſche Apparate!
[illegible] gratis und franko.
[illegible]

Lebensgroße Porträts
[illegible]
C. Hommel [illegible]
Frankfurt a. M.

Papierlaternen
[illegible] Sommerſpiele, Luftballons, Cotillon- u. Carneval-Artikel, Cartonnagen, Attrapen, etc.
empfiehlt die Luxuspapierwaaren-Fabrik
Gebbke & Benedictus, Dresden.

[illegible]

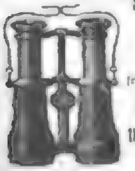
Mai bis Oktbr. **Hamburg** 1889.
Gewerbe- u. Industrie-**Ausstellung**

Handels-Ausſtellung	Kunſt-Ausſtellung
Gartenbau-Ausſtellung	Gewerbliche Betriebe

Panorama. Taucher. Feſſel-Ballon. Bergbahn. Meierei. Muſikfeſte. Halle für 4000 Perſonen.
Herrliche Parkanlagen. Tägliche Konzerte von drei Kapellen. [illegible]
Wohnungs-, Reiſe-, Poſt-, Telegraphen-Bureau am Haupteingang.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Hundert Jahre Zeitgeiſt in Deutſchland. Geſchichte und Kritik
[illegible]
Die Urſachen der Kriege und die Wege zum Frieden.
[illegible]
Leichte Aufgaben im Engliſchen. [illegible] Sprache mit Anſchauungsbildern [illegible] Adolf Dreuſpring.
[illegible]
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Stets Tinte und Feder zur Hand!

Sedelmaier & Schultz.
Optiſche Anſtalt.
München, [illegible]
[illegible] vorzüglichſte und preiswürdigſte [illegible]

Diſtanzglas
mit 8 Gläſern 43 m/m Objektivdurchmeſſer.
mit [illegible]mal. Vergrößerung Mk. 12.50,
mit [illegible]mal. Vergrößerung Mk. 20.— [illegible]
[illegible]

Fernrohre [illegible]

[illegible]
Die
Franzöſiſche
Revolution.
Von Th. Felix.
Mit [illegible]
1789!
1889!

Kein Tintenfaß mehr!
beim Gebrauch unſeres Meteor-**Füllfederhalters.**
(Patentirt in allen Staaten, Dr. Hommel's D. R.-Patent)
Klexloſigkeit! — Sofortige Schreibfertigkeit! — Bequem in der Taſche!
[illegible]
Aktiengeſellſchaft für Kleinmechanik [illegible]
[illegible]
Bezug für die Armee durch den [illegible] Offiziers-Verein, Berlin.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, [illegible]

[illegible]
A. Kubner, [illegible]

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

!!Deutsche Industrie!!
Der täglich zunehmende Verbrauch unseres
CACAO-VERO
[illegible]

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

Illustriertes Familienblatt:

NEUE Musik-Zeitung

80 Pf. vierteljährlich. Per Kreuzband M. 1.50.
(Zeitungskatalog der deutschen Reichspost No. 4106.)
enthält Künstlerbiographien m. Porträts, Novellen, Humoresken, belehr. Artikel, zahlr. Klavierstücke, Lieder etc., sowie alles Wissenswerte aus dem Gebiete der [illegible]
Bestellungen vermitteln jede Buch- und Musikalienhandlung und die Postämter.

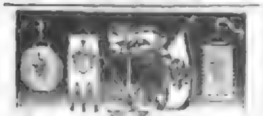
Soeben erschien:
Franz Schubert-Nummer der Neuen Musik-Zeitung
mit sehr interessantem Text [illegible] Preis 40 Pf. [illegible]

Zum Abonnement auf das
3. Quartal 80 Pf.
Neuen Musik-Zeitung, [illegible]
Probenummern gratis und franko [illegible] handlung, sowie [illegible] Verlagsbuchhandlung [illegible]

Carl Grüninger in Stuttgart.

● Stellung und Existenz ●
[illegible]
Briefliches prämiirtes Unterrichts-
BUCHFÜHRUNG
[illegible]
Otto Siede — Elbing

Neue Werke [illegible]
[illegible]
Tecklenburg, [illegible] 15 M.
Heinzerling, Heilkasten mit eisernen Zelt- und Kurpeldächern, [illegible]
Klasen, [illegible]
Peschka, freie Perspektive. [illegible] Zwei Bände à 14 M., geb. à 16 M.
Karmarsch-Fischer, Handbuch der mechanischen Technologie [illegible] 1 Band. Lfg. 5 den Anfang [illegible] Bearbeitung der Metalle et [illegible]
Schaedler, [illegible] und Oele. [illegible]



Fahnen, Flaggen, echt und wetterfest
Lampions, Fackeln, Luftballons, Signalphones, Transparente, Theaterdekorationen, Vereinsabzeichen, Festmedaillen — [illegible]
empfiehlt die Fabrik von
Bernhard Richter, Köln, [illegible]
Illustr. Hauptkatalog gratis, franco.

Reich illustrirten Preiscourant
über echten, böhmischen
Granatenschmuck
gratis und franco
Aug. Goldschmid & Sohn
k. k. Hof-Lieferanten
Prag I., Zeltnergasse Nr. 15.
Berlin, Friedrichstrasse Nr. 175.

Für Kunstfreunde.

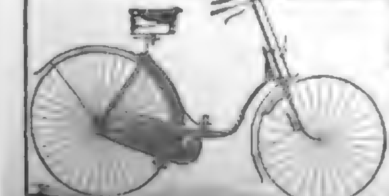
Der erste Jahrgang der „Kunstberichte“ über den Verlag der Photographischen Gesellschaft [illegible]

Der vollkomm. u. beste Fahrstuhl

[illegible] Pat. Rollstühle, Fahrstühle [illegible]
Rollstühle [illegible]
J. Schöbert, [illegible] München. [illegible]

C. L. Flemming
[illegible] b. Schwarzenberg i. S.

[illegible] — 14,— M. pr. St. [illegible]
[illegible] Preislisten gratis.

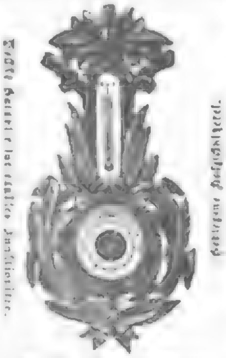


The Coventry Machinists' Co. Coventry.
Alle Zwei- und Dreirad-Maschinen [illegible]
Auch halten wir die neuesten [illegible]
[illegible]
Heinrich Kleyer,
Frankfurt a. M.
Illustr. Prosp. gegen 10 Pfg. Porto-Marke.

Grosse Auswahl! Nur solide Qualitäten!

Möbelstoffe

Woll-Crêpe — Woll-Damast u. Rips — Plüsche, glatt u. gemustert — Portièren
per Meter von M. 1.50 an. in jeder Preislage. per Meter von M. 3.25 an. per Shawl von M. [illegible] an.
Chemnitzer Fabrikat!
Fabriklager von Richard Zieger, Chemnitz.
Abgabe jeden Maasses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.



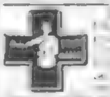
Nr. 100. Aneroid-Barometer [illegible]
Preis: 12 Mark 50 Pf.
[illegible] Industrie-Anstalt
Gebr. Grabich,
[illegible]

G. E. Höfgen,
Dresden-N., Königsbrückerstr. 75,
[illegible]

Patent-Kinderwagen
mit und ohne Gummiräder [illegible]
Preise von 12–120 Mk.

Kranken-Fahrstühle
bewährter und bequemster Constructionen, in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne [illegible]
Preise v. 30–250 M.

Eiserne **Netzbettstellen**
für Kinder bis zu 12 Jahren [illegible]
Preise v. 12–60 Mk.
[illegible]
Engros. Detail. Export.



[illegible]

Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer,
Cannstatt u. London.
Patentirt in allen Ländern. 32 höchste Auszeichnungen.
UNIVERSAL KNET & MISCH-MASCHINE
(Eingetr. Schutzmarke.)

[illegible] chemisch-techn. Industrie,	für Bäckereien, [illegible] Fleischereien, Hotels etc. etc.

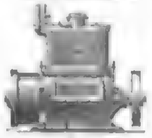
Buchführung
Jede Schrift wird schön. [illegible] Probebriefe [illegible] Erfolg garantirt.
[illegible]
F. SIMON, [illegible]
Berlin SW. 48.

[illegible] **Photographien** [illegible] 1 Mk.
[illegible] Literatur-Bureau, [illegible]

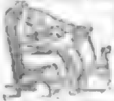
[illegible]

Franz Christoph's
Fussboden-Glanzlack
in den verschiedensten Farben, sofort trocknend, geruchlos.
[illegible]
Franz Christoph, Berlin NW., [illegible]

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.
Locomobilen, [illegible]



Westinghouse Dampfmaschinen,
[illegible] 6 bis 12 [illegible]
Garrett Smith & Co.



Wer sich einen solchen Wellenbad-[illegible] anschafft, kann [illegible] [illegible] Jeder der [illegible] gratis.
L. Weil, Berlin W. [illegible] 11.
Filiale in Wien, [illegible] — [illegible]
Auch zur Probe.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die kühne Müllerstochter.
Der Schreihals. Die Prise.
Von Wilhelm Busch.
[illegible] Preis 3 M.
[illegible]

Hengstenbergs
Weinessig
ist von Autoritäten der Chemie sowohl als der Küche als das Beste zu Salat- & Einmachzwecke Anerkannt

---

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER

[illegible] Fabrikanten: **M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England.**
General-Depot für Deutschland: Hamburg, Rathaus-Strasse 11. Agent für Berlin: [illegible]

Brüssel 1888, goldene Medaille
f. **Krankenfahrstühle**
f. Strasse u. Zimmer, Schlaf-, Ruhe- und Tragstühle, [illegible] Transporteure [illegible]

Kühler & Cie., Hoflief., Heidelberg

Ernst Basch, Hannover.
Fabrik mit Dampfbetrieb für Zauber- und [illegible]
Neuheiten für Schausteller
[illegible]
Ernst Basch, Hannover.

Eincylindrige Dampfmaſchinen
von 2 bis 100 Pferdekräften, in allen gangbaren Größen auf Lager.

Compound-Dampfmaſchinen
von 12 bis 200 Pferdekräften.

Wand-, Bock- und ſchnellaufende Dampfmaſchinen.

Menck & Hambrock, Ottenſen bei Hamburg.

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster.

½ Kg. genügt für 100 Tassen
feinster Chocolade.
Ueberall vorräthig.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

[illegible] zu Puddings, Fruchtspeisen, [illegible] Suppen, Saucen, Cacao [illegible]

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine [illegible], eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Baden-Baden.

Sanatorium für Nerven- u. Herzkranke, Erholungsbedürftige, Morphiumsüchtige etc. Dir. Arzt: Dr. Max Schneider.

Näheres durch den Eigenthümer [illegible], sowie die Verwaltung.

Bad Ems

[illegible] gratis durch Kurhaus Schloss Langenau.

Station d. Bahn Gießen-Fulda. **Bad Salzſchlirf** Saiſon-Beginn 15. Mai.

[illegible] **höchſten Lithiongehalt** [illegible] **überraſchendſte Erfolge** [illegible] Gicht, Nieren- u. Blaſenleiden, [illegible] Nieren-, Blaſen- und Gallenſteine, Leberkrankheiten, chroniſche Magen-, Darm- und Bronchialkatarrhe, habituelle Verſtopfung, Hämorrhoiden, [illegible], Rheumatismus, Nervenleiden und Frauenkrankheiten.

Billige Preiſe [illegible]

Niederlage des Bonifaciusbrunnens [illegible] Proſpekte gratis u. franko. [illegible] und Badeverwaltung zu Salzſchlirf.

Trunksucht

[illegible] Dresden 10

Patent 20,937.

Gegen Blutarmut!

[illegible] München, den [illegible]

[illegible] Professor an der Univ. München [illegible] Prof. an der Univ. München [illegible] Naturheilmittel gegen Blutarmut [illegible]

Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.

Preis 1 M., ausreichend für 3–4 Wochen.

Neu! • Rationell! • Aerztlich empfohlen!

Mineral-Haarfett

Mineral-Seife

Schutzmarke Königsschwan

Zwei neue hochfeine cosm. hygien. Erzeugnisse, welche sich nicht zersetzen, verwesen, ranzig oder übelriechend werden. Schuppen, Unreinigk., üble Ausdunst. u. Krankheiten der Haut u. Haare verhüten u. daher nur selbst., was Gesundheitsrücks. für Familien, Personen, Anstalt. etc. wie bei Jedermann **ärztlich empfohlen** werden! [illegible]

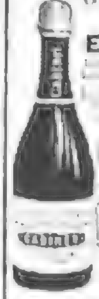
Haarfett [illegible]

Seife [illegible]

zu beziehen durch [illegible]

Schutzmarke Königsschwan

Alleiniger Fabrikant: Th. Voigt, Würzburg.



G. C. Kessler & Cie. Esslingen.

[illegible]

Schaumwein-Kellerei.

Feinster Sect.

Gegründet 1826.

Chirurgische Gummiwaren aller Art. Illustr. Preisliste [illegible] W. Krahl, Berlin SW., Markgrafen-Str. [illegible]

Aelteste Rheinische Champagner-Fabrik

Action-Gesellschaft vormals

BURGEFF & Co.

Gegründet 1837.

Hochheim a. Main.

Feinste Marken: Extra Cuvée, I. Qualität, Grün Etiquette.

Zu beziehen durch alle Weingrosshandlungen

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt [illegible]

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Parfümerien und Seifen.

Feine Parfüms.

Jockey-Club, Moosrose, Reseda, Veilchen, [illegible], Ess-Bouquet, Springflowers, [illegible], Ylang-Ylang, Moschus, [illegible] [illegible]

Feinste Parfüms.

[illegible]

Extract quadruple.

Edelweiss, [illegible], Alpenrose, Ylang-Ylang, [illegible], Königin der Nacht, Maiglöckchen, Camelia, [illegible], Heliotrop, Parmaveilchen. [illegible]

Specialitäten:

La Violetta di San Remo, [illegible]

[illegible]

Echtes Kölnisches Wasser

von Joh. Maria Farina, gegenüber dem Jülichs-Platz, Köln. [illegible]

Leipziger Wasser.

Wirkt sehr erfrischend und belebend.

Die kleine Flasche M. —.60. Die grosse Flasche M. 1.—.

Fichtennadel-Duft.

Der Fichtennadel-Duft, mittelst eines Zerstäubers in die Luft geblasen, verbreitet im Zimmer den prächtigen Geruch des Nadelholz-Waldes.

[illegible]

Toilette-Seifen in Riegeln.

[illegible]

Toilette-Seifen in Stücken.

Nr. 7. Familien Windsor-Seife. [illegible] M. 1.—.

Nr. 21. Rasir-Seife. Das Stück M. —.40.

Toilette-Seifen.

[illegible]

Feine Toilette-Seifen.

[illegible]

Normal-Seifen.

[illegible]

Die Normal-Seifen sind von absoluter Milde und Reinheit, sie machen die Haut sammetweich und [illegible] den Teint dauernd zart.

[illegible]

Feinste Luxus-Seifen.

		Das Stück	3 Stück enth.
Nr. 11.	Chinesische Rosen-Seife	M. —.25.	M. [illegible]
12.	Veilchen-Seife	—.25.	[illegible]
13.	Englische Veilchen-Seife	—.25.	[illegible]
14.	Jockey-Club-Seife	1.—.	[illegible]
15.	Savon à la Violette de Parme	1.50.	[illegible]
19.	Savon Royale de Thridace	1.50.	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Olivenöl-Seife.

direkt importirt aus Haifa (Syrien).

[illegible]

Zahnmittel.

[illegible]

Toilettewasser.

[illegible]

Chininwasser.

Zum Kopfwaschen und Stärken der Kopfhaut. [illegible]

Pomaden und Haaröle.

[illegible]

Vaseline-Pomade. [illegible]

Lanolin-Pomade [illegible] M. 1.—.

[illegible]

Als zu passenden Geschenken für Damen besonders geeignet empfehlen wir

Elegante Toiletten-Cartons.

[illegible]

Unseren Special-Catalog über Parfümerien, Seifen u. s. w. versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH. Kgl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

[illegible]

Über Land und Meer.
Nº 11.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Die Heldenwitwe.

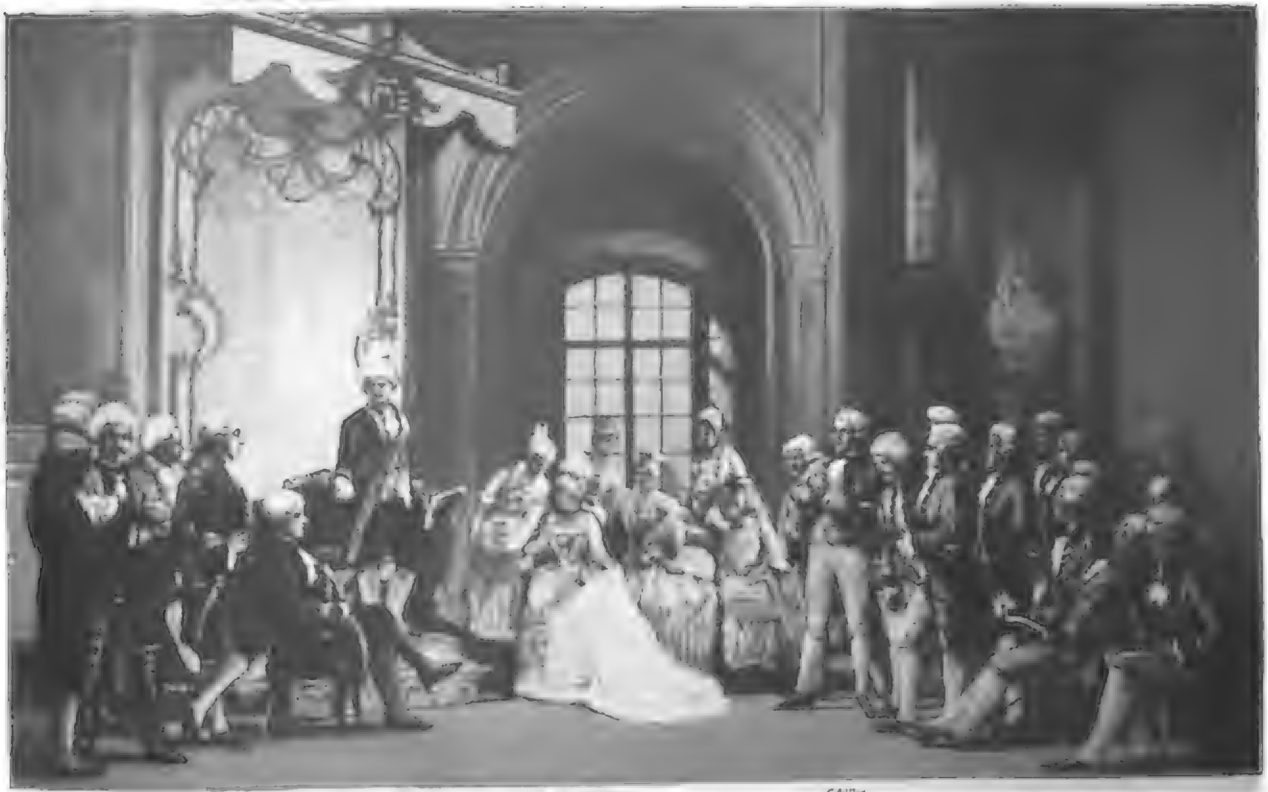
Novelle
von
Karl Theodor Schultz.

(Schluß.)

Plötzlich ertönte von unten die grelle Stimme der Amtsrätin, die dem Mädchen in ungnädigſtem Tone befahl, einmal nachzuſehen, ob Fräulein von Steinau noch oben wäre. Hedwig, die Finger auf den Mund legend, verhieß nur noch, wenn es möglich wäre, ſpäter wiederzukommen, dann eilte ſie dem Mädchen entgegen, und Erna hörte bald darauf durch das offene Fenſter ſehr lebhafte Aeußerungen ihrer Schwiegermutter über eine ganz unverantwortliche Schwäche und direkten Ungehorſam — dabei um einer Närrin willen.

Der Ausdruck konnte ſich nur auf ſie beziehen, ſie ſchloß die Augen — verdiente ſie ihn nicht wirklich ſchon? Wie wäre es ſonſt denkbar, daß ſie jetzt, nachdem nichts weiter geſchehen war, als daß ſie Niederſtetten wiedergeſehen hatte, das gar nicht mehr zu begreifen vermochte, was ihr vor einer Stunde noch als die einzige Möglichkeit ihres Handelns erſchienen war? Hatte ſich ihr Geiſt beim Schmerze des Abſchiedes nicht in Wahrheit verwirrt

[illegible]


Goethe.
Herzog Karl.
Franziska von Hohenheim.
Schiller.

Das neunte Stiftungsfeſt der hohen Karlsſchule in Stuttgart am 14. Dezember 1779: **Erſte Begegnung Schillers und Goethes.**
Nach einem lebenden Bilde von Guſtav Kampf photographiſch aufgenommen von C. F. Schmid, Hofphotograph in Stuttgart.

und konnte darum nicht mehr Recht von Unrecht ſcheiden? Dann war ſie eine Närrin! Doch nein — nein! Unterſchied ſie nicht alles klar und beſtimmt? Den ganzen Platz vor ſich, drüben das Kaiſerbad — hier die Lindenbäume, in Blüte über und über! Drang der Duft nicht bis herein oder hing er noch an ihrem Kleide von dem Plätzchen am See her, wo er zu ihr geſprochen hatte — Sonnenſtrahlen zu Häupten, Sonnenſtrahlen zu Füßen — er, er, ihr eins und alles?!

Sie verſank wieder in ein grübelndes Nachdenken, empfand auch mitunter nichts als einen bloßen Druck, eine unbezwingliche Mattigkeit — dabei ſchreckte ſie aber bei jedem ſtärkern Geräuſch, das draußen laut wurde, auf. So hörte ſie ihre Jungfer mit jemand ſprechen und lachen. Bald darauf trat dieſe ins Zimmer und legte einen Brief, den der Burſche des Baron Niederſtetten abgegeben habe, auf den Tiſch. Erna hatte noch am Fenſter geſtanden und ſich auf die Meldung hin nicht einmal umgewandt; als das Mädchen aber das Zimmer verlaſſen hatte, drückte ſie den Brief erſt wiederholt an die Lippen, bevor ſie ihn halb voll Zagens öffnete. Dann las ſie mit ſtillen Augen, die ſich aber bald ganz mit Glanz und Glück füllten:

„Meine teure gnädige Frau!

„Wenn ich die Handbewegung ſehen konnte, mit der Sie meinen Brief in Empfang nehmen, mit der Sie ihn öffnen werden — in wie ganz anderer Weiſe wäre er vielleicht geſchrieben worden! Ob nicht kühner, fordernder, und nicht bloß um meinetwillen, ebenſo auch um des edelſten Herzens willen, das, wie ich hoffe — hoffe, nur noch durch ſeine zu weit getriebene Hochſinnigkeit abgehalten wird, das Brett zu betreten, das in ein Paradies hinüberführt. Mut, Erna! Zum erſtenmal nenne ich Sie bei Namen, gedacht habe ich dieſen Namen, ſeit ich ihn hören durfte, in jeder Minute — vielleicht iſt das noch viel zu wenig! Im Traume lebt man ganze Leben in Minuten, und wie oft waren Sie auch da der Gedanke aller Gedanken, ihr Ausgang und ihr Ende.

„Glauben, trauen Sie mir, Erna! Sie dürfen ſtark ſein, ich bin kein Schwächling, noch weniger aber ein Schurke, der Sie vom Wege des wirklichen Rechtes verlocken könnte; bei dem traurigen Spiel, das der Zufall mit uns getrieben hat, iſt alles Recht auf unſerer Seite. Die Majeſtät der Liebe erfüllt uns ja ſo ganz und gar, daß alles vor ihr in den Staub ſinken muß, was ihr noch zu trotzen wagt. Und bleiben die Ihrigen ſtarr — daß ſie ſchon jetzt mit Ihnen gebrochen haben, ſehe ich an Ihrem nun ſteten Alleinſein — ſo löſen Sie ſich dadurch ganz, daß Sie ihnen wieder zuſtellen, was Sie von ihnen empfangen haben. Ich bin nicht reich, für uns beide vermag ich jedoch zu ſorgen.

„O, geben Sie dem Heimatloſen wieder eine Heimat! Sie wiſſen es ja, wie ich an meinem Hannover hänge, und daß ich — wie mein König — doch niemals mehr dahin zurückkehren kann. Sie ſchienen Mitleid mit dem Vertriebenen zu haben? Beweiſen Sie es, indem Sie ſeine Leiden endigen und ihm auf einmal geben — eine neue Heimat, eine neue Zukunft! Sie brächten ſchwere Opfer, gewiß, doch ebenſo gewiß muß es ein Erſatz dafür ſein, einen in ſich Gebrochenen wieder zu einem vollen Menſchen gemacht zu haben.

„So denn in Ihre Hände mein — unſer Heil!

Für alle Ewigkeit
Ihr Berthold Roth zu Niederſtetten.“

Erna las den Brief immer wieder. Könnte ſie wirklich ſo ſtark ſein? Wie ſtolz das machen müßte! Und einen Gebrochenen richtete ſie wieder auf, gäbe ihm die Heimat, eine Zukunft wieder? Aber die Strafe? — die Strafe! Sie legte nach ihrer Gewohnheit den Kopf auf die Arme, was ihr aus der Kindheit geblieben war, und dachte und marterte ſich — wurde endlich aber ergebener, und ein ſüßtrauriges Lächeln verzog ein wenig ihren Mund, ein Lächeln, wie es wohl um den Mund eines ahnungsvollen Kindes kommt und geht.

VI.

„Hedwig vertraute mir, daß Du mich allein zu ſprechen wünſchteſt,“ ſagte die Amtsrätin, als Erna am nächſten Morgen mit einem ſtummen Gruß ins Wohnzimmer trat, „wir ſind allein, faſſe Dich aber möglichſt kurz, wir fahren nach der Roſenburg!“ Wie Erna noch zu ſprechen zögerte, als ob ſie nach dem rechten Anfange ſuche, ſetzte Frau Walbeck hinzu: „Wie ich ſehe, haſt Du Vernunft angenommen“ — Erna war in ihrem Trauerkleide — „und willſt Dich nun wahrſcheinlich nur meiner Verzeihung verſichern? Deſſen bedarf es nicht! Du weißt längſt, daß ich an jede Art von Undankbarkeit gewöhnt bin und es auch ſtets über mich vermag, all dergleichen, ſobald ich aufrichtige Reue ſehe, als nicht geſchehen zu betrachten. Wohin käme man, wollten wir es mit der Schwachheit der Menſchen ernſthaft nehmen? Die kommt über Nacht und geht über Nacht! Auch Du biſt ein lebendes Beiſpiel dafür, obgleich ich geſtehen muß, mehr innern Halt von Dir erwartet zu haben.“

„Du irrſt, Mama, ich komme um nichts mehr bitten!“ erwiderte Erna ruhig, doch mit einer Demut in der Haltung, von der ſelbſt Frau Walbeck berührt wurde. „Auch dieſes Kleid habe ich nur angezogen, um Dir nicht, ſcheinbar abſichtlich, ein Aergernis zu geben.“

„Was könnteſt Du dann aber wollen?“ fragte nun die Amtsrätin kurz.

Erna wurde blaß und blaſſer.

„Wir müſſen uns trennen!“ ſagte ſie endlich mit Anſtrengung.

In der Amtsrätin Blicke trat ein eigentümliches Funkeln.

„Du willſt alſo in Deinem Widerſtande beharren?“

Erna neigte den Kopf.

„Und in welcher Art denkſt Du Dir dieſe Trennung?“ fuhr Frau Walbeck äußerlich noch völlig gleichmütig fort. „Meinſt Du, auf eigene Hand in Aachen wohnen bleiben zu können, oder würdeſt Du an einen andern Ort ziehen?“

Da fühlte Erna, daß ja das Schwerſte noch gar nicht geſagt ſei. Doch es war für ihn — ſo antwortete ſie in einer Art kampfbereiter Feſtigkeit:

„Niederſtetten hat eben meine Hand gefordert, und ich vermag es nicht mehr —“

„Halt ein, Wahnſinnige!“

„Sie ihm zu verweigern!“ ſchloß Erna raſch.

In der Amtsrätin Geſicht ging eine jähe Veränderung vor ſich: alle Züge wurden ſchlaff — die Mundwinkel ſanken herab — ſie ſah auf einmal alt aus und fiel, trotzdem ſie ſich aufrecht zu halten verſuchte, in das Sofa zurück.

Ein unſägliches Mitleid überkam Erna. Sie vermochte in dieſem Augenblicke nur die treue, mütterliche Freundin, die ihr ſtets ſo viel Güte erwieſen hatte, vor ſich zu ſehen — ſo kniete ſie neben Frau Walbeck nieder und zog deren Hand an die Lippen. Unbewußt duldete es dieſe, bis es ihr allmälich klar wurde, um was es ſich jetzt handle. Da ſtand ſie plötzlich feſt auf den Füßen, zog mit einer heftigen Bewegung ihre Hand aus denen Ernas und ſagte in anfangs zwar noch bebendem, bald aber ſchneidend kaltem Tone:

„Dann wären wir beide allerdings mit einander fertig, denn was ich Dir ſagen könnte, wirſt Du Dir auch geſagt haben — es liegt zu nahe! So war unſer Verhältnis von Beginn an ein Irrtum und meinem unglücklichen Sohn iſt durch ſeinen frühen Tod viel erſpart worden. Wenn Du übrigens zu dieſem für mich völlig fabelhaften Schritte wirklich entſchloſſen biſt, wozu ſuchteſt Du noch die Qual dieſer Unterredung? Ein paar Zeilen hätten dasſelbe gethan!“

„So konnte ich nicht von Dir ſcheiden, Mama!“ klagte Erna, ohne ſich aus ihrer knieenden Stellung zu erheben.

„Ich verbitte es, mich ferner ſo zu nennen!“ entgegnete die Amtsrätin hart. „Das iſt nun eine Beleidigung für meinen Toten! Otto, Otto,“ rief ſie dann bitter aus, „was haſt Du, was haben wir begangen?! So wird uns gelohnt, das für unſere Aufopferung, o, für Deine rührende Treue, die ſich in der Sorge für die, die nun ſo jeder Ehre und Sitte Hohn ſprechen will, nicht genug thun konnte!“

Erna hatte ſich bei den letzten Worten erhoben, blieb aber gedrückt am Sofa ſtehen.

„Und jetzt erſuche ich, mich zu verlaſſen!“ ſetzte Frau Walbeck verachtungsvoll hinzu. „Es gäbe keinen Punkt, in dem irgend eine Vereinigung zwiſchen uns möglich wäre, alſo wozu jede weitere Scene? Haben Sie noch Forderungen an mich, meinen Sie etwa noch zu Geldanſprüchen —“ Erna hob bittend die Hände, doch Frau Walbeck beendigte unnachſichtlich: „Wenn Sie ſich dazu berechtigt glauben, ſo betrauen Sie einen Advokaten damit!“

„Ich habe ſo wenig weitere Anſprüche,“ erwiderte Erna leiſe, „daß ich vielmehr bitte, die Summe, die damals beim Tode meines Gatten als Wittum in meine Hände gelegt wurde, zurückgeben zu dürfen.“

„Ah!“ Die Amtsrätin wandte ſich nach Erna um und ſah ſie durchdringend an. „So iſt jener — Herr reich?“

„Nein!“

„Dann könnten Sie eine große Thorheit begehen!“ fuhr die Amtsrätin weniger ſchroff fort — die ſo ſchlichte Rückgabe eines Wittums von zwanzigtauſend Thalern flößte der berechnenden Frau immerhin Achtung ein. „Das alſo mag noch unentſchieden bleiben, bis ſich der Baron darüber geäußert hat.“

„Ich handle in ſeinem Sinn!“ antwortete Erna noch ebenſo leiſe. „Sollten Dich“ — die Amtsrätin trat einen Schritt zurück — „ſollten Sie perſönlich aber irgend welche Bedenken abhalten können, dieſes Kapital zurückzunehmen, ſo ginge meine herzliche Bitte dahin, es wie ein Vermächtnis — für Sie alle bin ich dann ja eine Verſtorbene — an Hedwig weitergeben zu dürfen. Ich hoffe, daß ſie um unſerer langen Freundſchaft willen nicht zu ſtolz ſein wird, es von mir anzunehmen!“

Die Amtsrätin blickte von neuem auf Erna. Deren nach wie vor demütige Haltung, die ſo gar nicht von Trotz, viel eher von einem unbezwinglichen Muß ſprach, unter welchem ſie ſtand, ließ ſie die Feſtigkeit, die dennoch darin lag, überſehen, und ſie wagte noch einen letzten Verſuch, ſich an Ernas Gefühl zu wenden. Scheinbar mit dem alten Wohlwollen im Ton antwortete ſie:

„Warum ſollte Hedwig zögern, mit dieſem aus unſerer Familie herſtammenden Kapital ihren Haushalt zu gründen? Uebrigens will ich damit Ihrem Edelmute nichts nehmen, Sie werden mir nur immer rätſelhafter! In dieſer weit gleichgiltigern Angelegenheit empfinden Sie ſo feinfühlig und bei einer Lebensfrage ſo unſagbar roh — ich habe keinen mildern Ausdruck dafür! Wenn Sie meinen Sohn auch nicht heiß geliebt haben — die einfache Dankbarkeit für ſeine übergroße Liebe zu Ihnen, die keinen andern Gedanken als Ihr Glück kannte, hätte Sie allein ſchon vor dieſer Verirrung — die Welt wird noch ganz andere Bezeichnungen dafür finden — ſchützen müſſen!“

Erna hatte vor ſich niedergeſehen, kämpfte augenſcheinlich mit ſich, dann ſagte ſie erhobenen Kopfes:

„Geſtatten Sie mir, Ihnen den Brief einer Dame an meinen Gatten zu zeigen, ich hoffe, daß er mit ſeinen übrigen Briefen in meiner Schatulle liegt. Gleich bei der erſten Durchſicht ſeiner Brieftaſche habe ich ihn herausgenommen — um Ihnen einen Schmerz zu erſparen; jetzt halte ich Ihre Kenntnisnahme desſelben aber für notwendig, damit er Ihnen das Rätſel meiner Handlungsweiſe, die Sie wenigſtens anſcheinend auch bekümmert, löſen hilft.“

Mit plötzlich höchſter Unruhe in Blicken und im Weſen erſuchte die Amtsrätin um den Brief.

Als Erna damit zurückkehrte, ſah Frau Walbeck ſofort an der Adreſſe, daß die Furcht, die nun in ihr aufgeſtiegen war, begründet wäre, der Brief von der Filſingen ſei. So hatte dieſe Liebe alſo, wie ſie es geahnt, noch immer fortbeſtanden!

Was ſie dann leſen mußte, übertraf ſogar noch bei weitem, worauf ſie nun ſchon vorbereitet war: die Unglückliche dankte Otto geradezu, daß er ihr im Herzen die Treue wahre — und die Gattin ihm nichts als ein Spielzeug bliebe.

„Das iſt allerdings ein unglückſeliger Zufall!“ gab die Amtsrätin zu, nachdem ſie den Brief durchflogen hatte. „Dies Mädchen hat nur das Talent, in allem ſtets mehr zu finden, als denn doch vorhanden iſt. Ich kann und will trotzdem nicht ableugnen, daß Otto ſie einmal geliebt hat, ja, daß er auf dem Punkt ſtand, ſie zu heiraten. Eine ſehr gravirende Unterſchlagung ihres Vaters, die dieſen auf Monate ins Gefängnis brachte, ließ aber jede Vereinigung mit ihr zur Unmöglichkeit werden, mindeſtens in den Augen unſerer Familie. Sie ſehen mich nun kaum weniger beſtürzt, als Sie es bei der Entdeckung dieſes ganz unverantwortlichen Briefes geweſen ſein mögen, und ich vermag jetzt allerdings zu begreifen, wie ſelbſt der Reiz Ihrer Neigung zu meinem Sohne ſchwinden konnte. Darum bleibt jedoch," endigte ſie mit ſcharfer, verletzender Betonung, „eine Heirat mit ſeinem Mörder für mich — wie gewiß für alle Welt — noch immer die gleiche Ungeheuerlichkeit wie vorher!"

Unbewußt bewegte Erna verneinend den Kopf. In derſelben Sanftmut wie bisher ſagte ſie dann:

„Sie nannten es eben ſelbſt einen unglückſeligen Zufall, daß dieſer Brief in meine Hände kommen mußte; ein eben ſolcher Zufall war es auch nur, der gerade Niederſtetten meinen Gatten aus Notwehr töten ließ. Mord iſt dafür ein völlig falſches Wort — gleichfalls ſolch ein bloßes Wort, wie Sie es an jenem Mädchen rügten! Darum erſcheint es nun auch mir als mein Menſchenrecht, daß ich über dieſen Zufall fort nur dem folge, was mir mein Herz gebietet. Das einzuſehen, iſt mir bitterlich ſchwer geworden; ich ſcheide von Ihnen allen mit heißem Schmerz, aber ich muß ſcheiden. Seien Sie gütig, laſſen Sie mich wenigſtens in Frieden gehen — ohne Zorn; ich kann Ihnen ſtets nur die dankbarſte Erinnerung bewahren!"

Frau Walbeck beſaß ein ſtarkes Gerechtigkeitsgefühl; alles in ihr rief dieſes nun zu Gunſten Ernas an. Was dieſe eben betont, was ihr Weſen dabei ſo treu ausgedrückt hatte — an Entſchuldigung, ſelbſt an einer gewiſſen Sühne fehlte es nicht. In Schmerz, nicht in Trotz oder undankbar wandte ſie ſich von ihnen, und voll wahren Feinſinns hatte ſie die äußeren Verhältniſſe geregelt — das war der Anerkennung wert. So erwiderte ſie mit der vornehmen Ergebung in eine Thatſache:

„Ich kann zwar meine Anſichten nicht ändern, doch wir Menſchen empfinden nicht gleich; worüber mein Gefühl niemals fortkäme, das vermag ſich ein anderer von der Seele zu lächeln. Sie ſprachen allerdings von Leid — und ich glaube daran; das iſt ein Zugeſtändnis, geben Sie ſich damit zufrieden. Nun aber auch nichts weiter! Baron Niederſtetten hat jetzt über Sie zu beſtimmen; ſelbſtverſtändlich fügen wir uns in alles, was er für richtig halten könnte. Somit leben Sie wohl!" Sie machte eine entlaſſende Handbewegung.

Erna zog ſich das Herz zuſammen; was hätte ſie darum gegeben, noch irgend ein milderes Wort von dieſer Frau zu hören, mit der ſie durch Jahre ſo eng verbunden geweſen war! Doch ſie fühlte klar, daß jede Bitte darum ihr die Achtung wieder nehmen könnte, die Frau Walbeck ihr immerhin bezeigt hatte — ſo verneigte ſie ſich nur tief und wandte ſich zum Gehen. Da war es ihr, als mache die Amtsrätin eine Bewegung; ſie kehrte ſich haſtig um und ſah, wie ſie die Hand über die Augen legte. Nun hielt ſie nichts mehr, ſie eilte zu ihr und drückte unter Thränen Küſſe auf ihre herabhängende Hand. Und die Amtsrätin duldete das jetzt — ja, als Erna ging, ſchlug ſie ein Kreuz über ſie.

*

So war ſie denn frei! Hinter ihr lag alles verſunken, was ihr bisher Leben und Sein bedeutete. Schauer nach Schauer rann über ſie hin — wie damals, als ſie Walbeck endlich ihr Jawort gegeben hatte. Es war damals aber anders: Furcht vor der Zukunft, ein Grauen davor, einem Mann zu eigen geworden zu ſein, hatten ſie beſtürmt — jetzt, heute vermochte ſie nichts zu empfinden als Hoffnungen — unausſprechliche Hoffnungen. Aber nicht für ſich allein durfte ſie denen nachhängen, er mußte gleich davon wiſſen!

Und in dem Hellſehen der Liebe glaubte ſie ſogar die Stelle zu kennen, wo er jetzt zu finden wäre, leibhaftig zu erblicken meinte ſie ihn. Und wo anders als unter der Linde am See, deren Blütenzweige bis ins Waſſer tauchten, wo ſie ſich zuletzt geſprochen hatten, wo ſie von ihm Abſchied nahm?

Eine kleine Weile ſpäter betrat ſie die Allee; Leute kamen, Leute gingen, nur der eine Geſuchte fehlte. In wahrhaftiger Beſtürzung kehrte Erna an der Biegung der Allee wieder um, nahm ſich aber vor, recht langſam und noch dreimal auf und nieder zu gehen — gänzlich konnte ihr Glaube ſie nicht täuſchen!

Und der Geſuchte war ihr ſo nahe! Drüben auf dem Inſelchen ſaß er, für ſie allerdings unſichtbar, doch nur durch ein wenig Waſſer und ein paar Büſche von ihr getrennt. Ihn hatte ſein Glaube an ein Wiederſehen nach der Stelle getrieben, wo ſie ſich zum erſtenmal geſprochen hatten.

Endlich meiſterte er ſeine Sehnſucht nicht länger und ſprang auf, um in ſeine Wohnung zurückzukehren, ſie konnte an ihn geſchrieben haben! Als er nun aber am Ufer hinſchritt, ſah er drüben eine Geſtalt zwiſchen den Bäumen — eine Geſtalt, unter Tauſenden hätte er ſie erkannt! Und er eilte vorwärts und bog in die Allee — und da, [illegible] Schritte vor ihm ſtand Erna, das ſüßeſte Bild [illegible] Verwirrung und doch ſchrankenloſer Hingabe.

Mit einem Aufſchrei ſo voll Jubel, ſo voll ſeligen Wehs ſchloß er ſie in die Arme und ſtammelte Worte der Liebe, eines ſo [illegible] Taumels, daß Erna ſie mit halbgeöffneten Lippen gleichſam trank.

„Und Dich habe ich erwartet, [illegible] ſie endlich.

Wieder vergingen Minuten in dem [illegible] leidenſchaftlichen Anblicken, in jenem berauſchenden [illegible] das Liebe erfindet und vergißt [illegible] blicke ſo neu, wie dageweſen und den [illegible] ſeit aller Ewigkeit her von Menſchenherzen [illegible] gegeben — glückſelig genommen.

Von der Wieſe herüber tönten Stimmen, [illegible] der Ferne näherten ſich Leute, [illegible] es plötzlich — Niederſtetten zog Erna [illegible] unter den ſeinigen und ging mit ihr nach dem Inſelchen zurück. Anfangs gingen ſie ſchweigend hin; dann ſagte er in tiefſter Empfindung:

„So ſtark biſt Du geweſen!"

„Durch Dich — für Dich!" [illegible] ſie. „Wie ich es gekonnt habe, was mich über mich ſelbſt forttrug? Nun ich daran zurückdenke, vermöchte ich es nicht zu ſagen!"

„Doch, doch, Du vermagſt es!" [illegible] unterdrückter Leidenſchaft ein. „Gibt es [illegible] eine Kraft auf Erden, die das kann — [illegible] Und ſo ſtolz bin ich, mein ganzes Leben [illegible] darin aufgeben, Dir zu danken. — Wann darfſt Du fort? Zu den Meinigen! Wie wird Dich meine Mutter verwöhnen! Wir beide müſſen von jeher immer dasſelbe lieben — ich werde noch [illegible] auf ſie werden! Aber dann führe ich Dich [illegible] — zu mir, in unſer Heim. Erna, hatteſt Du [illegible] Gedanken ſchon?"

Sie ſah voll Glückes zu ihm auf.

„Wann Du es beſtimmſt, kann ich fort," antwortete ſie dann leiſe; „ich bin ganz frei und habe nun niemand mehr auf der Welt als Dich!"

Er drückte ſie nur an ſich. Doch [illegible] tauſchten ſie, Blick in Blick verloren, jene [illegible] Gelübde aus, durch die zwei Menſchen, die Prüfungen beſtanden haben, für alle Ewigkeit mit einander verbunden ſind.

Die Frau in der Weltliteratur.

Von

Guſtav Karpeles.

[illegible]

Mit einem offenen Bekenntnis komme ich heute zu Ihnen, meine gnädige Frau, mit dem Bekenntnis [illegible] abenden in Ihrem [illegible] wohnen beabſichtige; dieſelben ſind mir zu erregt, zu leidenſchaftlich. Und da ich kein Abgeordneter, ja nicht einmal Stadtverordneter oder Vorſteher eines Bezirksvereins je geweſen bin, ſo verſtehe ich es nicht, das große Wort zu führen oder gar die Debatten in die Wege zu lenken, welche ich für die richtigen halte; zumal ſeit einiger Zeit, ſeit Sie uns das Geheimnis anvertraut haben, welches jene Debatten hervorgerufen, das Geheimnis Ihrer literariſchen Thätigkeit. Wie gern hätte ich geſtern abend Ihnen meine Hilfe in dem Kampfe gegen die ungalanten Männer angeboten, beſonders nachdem ein hilfeſuchender Blick aus Ihren ſchönen Augen mich darum zu bitten ſchien. Die paradoxe Behauptung des jungen Arztes, daß die Fehler einer Schriftſtellerin ſehr oft die Vorzüge der Frau ſeien — eine Behauptung, die mir etwas ſehr nach Ludwig Börne klingt — hatte mich ſogar zu entſchiedenem Widerſpruch gereizt. Gleichwohl, ich ſchwieg, ich liebe das Debattieren in größerer Geſellſchaft nicht; in der Hitze [illegible] läßt man ſich nur zu leicht verleiten, die Grenzen der Höflichkeit zu überſpringen. So muß ich Ihnen denn, ſo ungern ich es auch thue, in Bezug auf Ihre Sonnabende einen Abſagebrief ſchreiben; die Gedanken aber, welche die leiden[illegible] Debatten für und wider die Frauenſchriftſtellerei [illegible] hervorgerufen, mag und kann ich doch nicht zurückdrängen, und gern will ich Ihnen auf dieſe Weiſe zu Hilfe kommen und mit Ihnen zugleich [illegible]

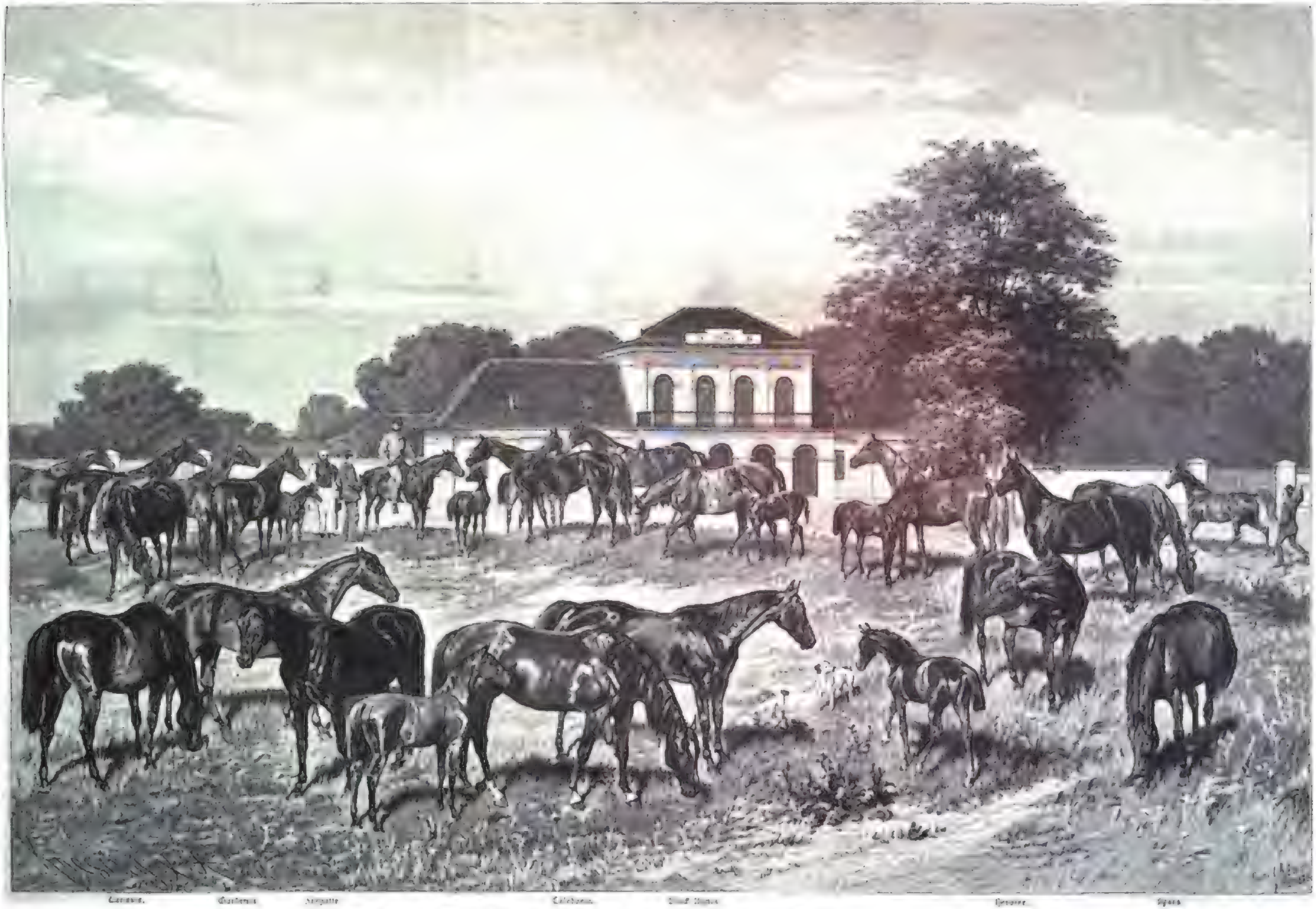
[illegible]

in der eine Frau ein ſolches Lied anſtimmen konnte, noch viele andere, vom Sturm der Zeiten leider verwehte Blüten der Frauendichtung aufgewieſen haben muß. Aber nicht bloß im Hebräerlande, ſondern auch im äußerſten Oſten von Aſien erhoben Frauen ihre Stimmen im Sängerchor des Altertums, und ſchon im Anfang des dritten vorchriſtlichen Jahrhunderts, nachdem kaum die nationalen Versmaße erfunden worden, tritt in Japan Soto-Ori-Ime, die Gattin des Kaiſers Inkio, als Dichterin von Oden auf, denen von Kennern inniges Gefühl und Zartheit nachgerühmt wird. Je weiter wir den Strom der Weltpoeſie verfolgen, der immer breiter wird und immer mächtiger anſchwillt, deſto häufiger treffen wir auch in ihr dichtende Frauen. Im Grunde genommen, war ja alle Poeſie des Altertums lyriſch, wenn auch mit epiſchen und didaktiſchen Elementen

Im Bade. Gemälde von Bartolomeo Giuliano.

verſetzt; und da ein gütiger Gott dem weiblichen Herzen die Empfänglichkeit für das Schöne und Gute ſchon im Paradieſe ins Herz gelegt hat, da der Frauen himmliſcher Anteil auf Erden die Liebe iſt, da ihr höchſtes Glück nun einmal aus Entſagung, Aufopferung und Schmerzen erblüht, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß Frauen zu allen Zeiten dem, was in ihrem Herzen lebt, lyriſchen Ausdruck gegeben haben. Auch ihnen hat ja ein Gott gegeben, zu ſagen, was ſie leiden, und wie ſie dieſe Gottesgabe verwendet haben, zeigt uns jede neue Periode der Weltpoeſie.

Unter den Sängern der arabiſchen Wüſte — vor, neben und nach Mohammed — deren Volkspoeſie Freiheit, Würde und Liebe atmet, nehmen die Frauen eine bedeutſame Stellung ein, und der älteſte Liederſchatz der arabiſchen Poeſie, die „Hamaſa“, das Buch der Tapferkeit, enthält von ſechsundſechzig Dichterinnen größere und kleinere Gedichte, in denen Blütenduft und Farbenſchmelz ſich vereinen. Unter ihnen war beſonders Tomadhir, von ihren Rivalinnen El Chanſa,



Das engliſche Vollblutgeſtüt des Grafen Taſſilo Feſtetics zu Fenek bei Keszthely am Plattenſee. Nach der Natur gemalt von Emil Adam.

das heißt die Stumpfnaſe genannt, berühmt und gefeiert. Und auch ſpäter noch, als die arabiſche Poeſie in Spanien am Hofe der Kalifen von Cordova eine ſchöne Nachblüte erlebte, glänzte unter ihren bedeutſamſten Vertretern die Dichterin Aiſcha, und viele ihrer Genoſſinnen ſtritten damals in den Harems mit den Männern um den Preis des Liedes. Ja, die ganze perſiſche Poeſie wird auf eine Frau zurückgeführt, auf die Sklavin Dilaram, das heißt Herzensruhe, welche eine ſchwungvolle Anrede ihres Herrn und Geliebten Behramgur, von mächtiger Glut erfüllt, mit gleichgemeſſenen und am Ausgange gleichtönenden Worten erwiderte. In der That, Johannes Scherr hat recht, wenn er die Frage aufwirft: „Kann man ſich die erſten Verſe auf eine hübſchere Weiſe entſtanden denken?"

Aus den Nebeln des Orients und aus dem Dunkel der Wüſte treten wir auf ſonnenhelle Fluren, wenn wir dem leuchtenden Menſchenfrühling von Hellas begegnen. Hier hat die Poeſie bereits ihren Höhepunkt erreicht, und kein berühmteres Dichterpaar kennt die antike Literatur als Sappho und Alkäos. Ihre mächtige Liebesglut iſt ſelbſt aus den wenigen Oden, die von ihr aus dem Schiffbruch der griechiſchen Lyrik erhalten ſind, zu erkennen. Nie vorher oder nachher iſt der glühende Ueberſchwang eines in heißer Liebe ſich verzehrenden Frauenherzens ſo in vollendete lyriſche Kunſtform gegoſſen worden, wie in jenem Gebet der Sappho zu Aphrodite:

„Die du thronſt auf Blumen, o Schaumgeborne,
[illegible]
Nicht in Schmerz und bitterer Qual, o Göttin,
Laß mich erliegen!"

Originell und ſchöpferiſch in jeder Beziehung — ſie ſchuf bekanntlich das Sappho'ſche Odenmaß — hat dieſe „Lesbiſche [illegible]" Töne „von ſo wunderbarer Kraft, voller und doch ſo berückender Natur angeſchlagen, die heute noch unter ganz veränderten Zeit-, Lebensverhältniſſen und Denkweiſe mächtig auf unſer Gemüt wirken". Sie hat eine weibliche Sängerſchule gegründet, aus welcher Erinna, die Sängerin der berühmten Ode auf Rom, Myrtis, Korinna und andere Dichterinnen hervorgegangen ſind.

Wer ſeine Empfindung handhaben will, ſo ſagte ſo wohl unſer berühmter Gegner der Frauenſchriftſtellerei, der muß außer ihr ſtehen, um ſie meiſtern zu können. Von wem kann man das aber mehr behaupten als von dem Satiriker, der von ſeiner einſamen hohen Warte aus die Schwächen ſeines Zeitalters geißelt, und welcher Stolz wird Sie erfüllen, meine Gnädige, wenn ich Ihnen am Ausgang des Altertums eine Frau vorſtelle, die Dichterin Sulpicia, der die Entrüſtung über die Schmach des Zeitalters die Waffe der Satire in die Hand drückte und die gleichzeitig mit Juvenal in volltönenden Hexametern die Fäulnis der Zeit ſchilderte, in welcher das kaiſerliche Rom zu Grunde ging. Und mit ihm auch das Altertum, wie Ihnen ja zur Genüge bekannt iſt, meine verehrte Gnädige. Das Chriſtentum hatte die antike Welt beſiegt, und aus den Kämpfen, die es in allen Ländern mit den ihm widerſtrebenden Elementen zu beſtehen hatte, entwickelte ſich eine neue Literatur, eine neue Poeſie, die Poeſie der Kirche. Auch hier nahm die Lyrik den erſten Platz ein. Die älteſten chriſtlichen Geſänge wurden in der griechiſchen Kirche angeſtimmt, und auch hier wieder iſt es eine Frau, die mit unter den erſten Hymnenſängern war, die Kaiſerin Eudokia, die gelehrte Gattin Theodoſius' II, welche die berühmte, aus homeriſchen [illegible] Chriſti, die ſogenannte [illegible], im fünften Jahrhundert verfaßt und vollendet hat. Aus der kirchlichen Dichtung gingen im Verlauf der Zeit die Romantik und die Poeſie des Rittertums hervor. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, warum in dieſen beiden Richtungen das Frauenelement nicht zu aktiver Beteiligung kommen konnte. Es vergehen Jahrhunderte, ehe wir auf unſerem Spaziergang durch die Zeiten und durch die Literaturen aller Völker wieder einer Frau begegnen. Es mag Sie jedoch mit gerechtem Stolz erfüllen, daß dieſe Dame eine deutſche Frau war, zugleich aber auch eine der erſten deutſchen Dichterinnen, deren Namen uns bekannt iſt. Die Mehrzahl der geiſtlichen Dichter aus althochdeutſcher Zeit iſt ja nicht einmal dem Namen nach bekannt; ſie nennen ihre Namen nicht, wie Scherer ſagt, ſie machen keinen Anſpruch auf Nachruhm, ihr Dichten iſt hingebender Gottesdienſt. Die Gegner der Frauenſchriftſtellerei werden es wohl als ein Zeichen weiblicher Eitelkeit ausgeben, daß uns ganz zufällig gerade aus jener althochdeutſchen Zeit die fromme Klausnerin Ava, welche 1127 im Kloſter Göttweih in Oeſterreich ſtarb, allein dem Namen nach bekannt iſt. Sie iſt alſo die erſte uns bekannte Frau, welche deutſche Verſe gedichtet hat, in denen ſie die ſieben Gaben des heiligen Geiſtes, das Auftreten des Antichriſt am Weltende und das jüngſte Gericht in anmutiger Weiſe beſchrieb. Iſt Frau Ava im Grunde genommen die erſte bekannte Dichterin in deutſcher Sprache, ſo iſt andererſeits aber auch der erſte Dramatiker der nachrömiſchen Zeit und die erſte Dichterin in Deutſchland wieder eine Frau, die Nonne Hroswitha von Gandersheim. Sie wiſſen ja, daß die Frauen in der Blütezeit der Renaiſſance des Mittelalters den Männern an Gelehrſamkeit und Bildung nur wenig nachſtanden. Nicht einmal die griechiſche Weisheit, die Ihnen, verehrte Freundin, einen ſolch großen Reſpekt vor Ihrem Herrn Sohn einflößt, blieb den Frauen jener Zeit fern. So kann es uns nicht wundern, daß wir ſogar eine Nonne in einem norddeutſchen Kloſter mit den alten römiſchen Dichtern wetteifern ſehen. In tadelloſer lateiniſcher Proſa hat Hroswitha ſechs intereſſante Komödien gedichtet, in denen ein berühmter Literarhiſtoriker ſogar einen Blick für das Bühnengemäße und dankbare ſchauſpieleriſche Aufgaben herausgefunden hat. Und da behaupten die neidiſchen Männer, daß die Frauen nur mit Paſtellfarben malen könnten und daß der leiſeſte Atemzug dann die Farben verhauche. Und andere haben wieder, natürlich ebenfalls nur aus blaſſem Neide, behauptet, Hroswitha habe gar nicht exiſtiert, ſondern ein viel ſpäterer Dichter habe dieſe Komödien verfaßt. Das iſt aber nicht wahr; Hroswitha hat gelebt und um 965 ihre nichts weniger als zimperlichen Komödien gedichtet. Ja nach dem Urteil Wilhelm Scherers ſteht ſogar die Nonne von Gandersheim auf der höchſten Höhe ihrer Epoche, indem ſie das Ideal Karls des Großen, den chriſtlichen Inhalt mit klaſſiſcher Form zu erfüllen, zur Wahrheit machte.

Und auch an der Schwelle der franzöſiſchen Nationalliteratur und an ihrer Spitze ſteht eine Frau, die normanniſche Edeldame Marie de France zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, deren kleine poetiſche Erzählungen, die „Lais", ſo großen Beifall in der Welt des Rittertums fanden, daß ſie ſchon damals in alle Kulturſprachen überſetzt wurden. Ihre Fabeln: „Dicts d'Ysopet", ſind wegen des anmutigen Plaudertons, wegen ihrer Leichtigkeit und Natürlichkeit mit den Fabeln La Fontaines verglichen worden. Sie ſtammen aus der unverſieglichen Quelle der poetiſchen Empfänglichkeit, welche die geſamte moderne Literatur der fruchtbaren Phantaſie des keltiſchen Stammes verdankt. Aus derſelben Quelle ſchöpfte die berühmte Margarete von Valois, die witzige Königin von Navarra, welche nach dem Muſter Boccaccios jene hundert leichtfertigen, aber vortrefflich erzählten Novellen ſchrieb, die unter dem Namen „Heptameron" bekannt ſind und die ich mich wohlweislich geſcheut habe, Ihnen, verehrte Freundin, als Sie auf der gefährlichen Suche nach Romanlektüre waren, zu empfehlen. Sie ſelbſt verſichert: „Y avoir assemblé tous les tours d'adresse joués par les femmes à leurs amants et à leurs maris."

Sollte es nun wirklich ein Spiel des Zufalls ſein, daß auch in den Anfängen italieniſcher Poeſie, welche gleichfalls in das dreizehnte Jahrhundert gehören, unter den erſten ſizilianiſchen Troubadours uns abermals eine Frau, die Dichterin Nina, die Geliebte des toskaniſchen Poeten Dante von Majano, entgegentritt?

Was die Königin von Navarra ſich erlauben durfte, das konnte auch der Königin von England und Schottland nicht verboten ſein, und das lyriſche Talent der unglücklichen Königin Maria Stuart verdankte ſchon im ſechzehnten Jahrhundert ſeinen Ruf nicht nur dem Rang und wahrhaft tragiſchen Schickſal der edlen Fürſtin. Ihr „Abſchied von Frankreich" iſt eines der berühmteſten Gedichte der franzöſiſchen Poeſie. Aber in der Frauenrepublik — und das wiſſen Sie am beſten, meine Gnädige — herrſchte von jeher unbedingte Gleichſtellung, und ſo wetteifert ſchon im ſechzehnten Jahrhundert mit der mächtigen Königin die ſchöne Seilerstochter von Lyon um den Preis des Liedes — wie des Mutes. Die Sonette und Elegien, die Louiſe Labé gedichtet, ſind von edlem lyriſchem Schwung und von einer Reinheit der Sprache, die ihren männlichen Genoſſen in Apoll zu jenem Jahrhundert noch fremd war. Daneben aber nahm ſie in Männerkleidung an der Belagerung von Perpignan teil (1542), wo ſie durch ihren Mut und ihre Tapferkeit unter den erſten Offizieren der Armee ſich hervorthat.

Wie alle übrigen Perioden zahlt auch dieſes ſechzehnte Jahrhundert bereitwillig ſeinen Tribut an den Geſchmack und die Illuſionen der zu Grabe getragenen Epoche. Noch einmal lebt das Ritterweſen und die Romantik auf, und die Sprößlinge dieſer Mode erſcheinen in proſaiſchen Romanen, die im Laufe der Zeit ſehr populär geworden ſind. Aber es wäre mehr als unbillig, wenn ich Ihnen verſchweigen wollte, daß die Frauen jener Zeit an allen Verirrungen in der Literatur ebenſo energiſchen Anteil genommen haben wie an jedem Aufſchwung und an allen Großthaten derſelben. Auch in Deutſchland finden wir unter den Ueberſetzern lateiniſcher und franzöſiſcher Romane, die man damals als „Volksbücher" ausgab, gelehrte Frauen, ja ſogar adelige Damen, wie Eliſabeth von Lothringen und Eleonore von Schottland, die Gemahlin des Herzogs Sigismund von Oeſterreich. So zeigt uns das ausgehende Mittelalter die Frauen in allen Literaturen ſozuſagen auf der Höhe der Situation.

Den Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit möge ein Dreigeſtirn weiblicher Dichter in Italien machen, die ſich durch Originalität und dichteriſche Kraft vor ihren Zeitgenoſſen vielfach ausgezeichnet haben. Vor allem Vittoria Colonna, die berühmte Freundin Michel Angelos, die gefeiertſte Dichterin Italiens in ihrer eigenen wie in ſpäterer Zeit, deren elegiſche Lyrik bekanntlich durch den Tod ihres Gemahls angeregt wurde. Von ihr hat Arioſt geſungen:

„Sie hat nicht nur durch ihre [illegible]
Sich ſelber zur Unſterblichkeit erhoben,
Sie rief auch jenen lebend aus dem Grabe,
Von dem ſie ſpricht, durch ihre hohe Gabe."

Und neben Vittoria Colonna treten Veronica da Gambara, gleich gefeiert als Weib wie als Dichterin, und endlich Gaſpara Stampa, die italieniſche Sappho, in dieſer Zeit der Hochrenaiſſance auf, die ſchon im Zuſammenhang ſteht mit der neuen Zeit, der wir uns nun zuwenden wollen.

Auch in der Blütezeit der Reformation erſcheint im Kreiſe der Dichter, die nach Luthers erhabenem Vorbild das deutſche Kirchenlied pflegten, wiederum eine Frau, Eliſabeth Cruciger, deren Liedern große poetiſche Kraft und eine erhabene Geſinnung nachgerühmt werden, und der ein bedeutender Literarhiſtoriker kein größeres Lob zu ſpenden vermag als dieſes, daß ihre Poeſie etwas Rauhes und Männliches an ſich trage.

Indem wir in die weiten Hallen der Neuzeit eintreten, iſt unſer Spaziergang faſt zu Ende. Was vermag ich Ihnen von dieſer Neuzeit zu ſagen, was Sie nicht ſelbſt wüßten und was nicht ſchon andere vorher beſſer geſagt haben? Und dennoch thut es Ihnen und Ihren Leidgenoſſinnen gewiß wohl, noch einmal dies alles im Zuſammenhang zu leſen, um ſo das Geſamtbild von der Teilnahme der Frauen an der Weltliteratur zu vervollſtändigen. Es iſt kaum eine Frage, daß die Frauen in der wichtigſten Zeit des Mittelalters gebildeter waren als die Männer; ja, man kann wohl kühn behaupten, daß ſie in Deutſchland und in Frankreich in manchen Perioden allein die Literatur und die Poeſie getragen haben. Es iſt begreiflich, daß mit den Fortſchritten der Kultur, mit Renaiſſance und Reformation ſich dieſes Bild veränderte. Aber die Frauen traten darum nicht in den Hintergrund. Sie nehmen nach wie vor rührigen Anteil an der nationalen Literatur ihrer Heimatländer, und ihr Einfluß auf die Bewegung dieſer Literatur ſelbſt wächſt mit jedem Jahrhundert ſichtlich. Von den berühmten Bureaux d'Esprit, jenen von geiſtreichen Frauen beherrſchten Gerichtshöfen des literariſchen Geſchmacks, bis zu den Pariſer Salons des vorigen und den Berliner Salons zu Anfang dieſes Jahrhunderts, bis zu den Freundinnen Klopſtocks, Herders, Goethes, Schillers, Jean Pauls, Schleiermachers und der Schlegel iſt ein weiter Weg. Was auf dieſem Wege uns entgegentritt, iſt ehrenvoll und bedeutend für das Frauenleben, und wer dieſen Weg kennt, wird ſich niemals zu der Behauptung verſteigen, daß den Frauen kein bedeutender Anteil am geiſtigen Leben der modernen Zeit zuzuſprechen ſei. Was wäre die Kultur der geiſtreichen Plauderei und, was noch wichtiger iſt, des geſamten Briefſtils ohne die Marquiſe de Sévigné, die in ihre Briefe zarte Wahrheit der Empfindung, wie jene ungezwungene Eleganz hineingelegt hat, welche dieſe noch jetzt zum Muſter ihrer Gattung machen! Und kann man ſich die neue franzöſiſche Literatur ohne den Namen der Frau von Staël denken, die in der That wie eine Triumphſäule an der Pforte des Jahrhunderts ſteht und die es verſtanden hat, aus den Träumen der Revolution die Keime geiſtigen und ſittlichen Fortſchritts zu retten und die Verbindung Frankreichs mit der philoſophiſchen und poetiſchen Bewegung des deutſchen Geiſtes wieder herzuſtellen? Und endlich, was wäre die moderne franzöſiſche Literatur ohne George Sand, dieſe Dichterin erſten Ranges, die zuerſt eine wahre, tiefinnerliche Anſchauung des Menſchlichen und Natürlichen gelehrt hat und die für die Darſtellung derſelben in die Seele dringende Naturlaute gefunden hat, welche man nicht ohne Berechtigung mit den beſten Jugendſchöpfungen Goethes verglichen hat? Mit dieſen drei Namen iſt eigentlich die Frage nach der Berechtigung der Frauenſchriftſtellerei bereits abgeſchloſſen. Kaum noch bedarf es der Erwähnung, daß dieſe Frauen auch in der Literatur ihres Heimatlandes nicht allein ſtehen. An jedem Aufſchwung der Literatur, an ihren Erfolgen wie an ihren Verirrungen haben, wie ſchon bemerkt, die Frauen zu allen Zeiten und in allen Literaturen teilgenommen. Unter den erſten Vertretern des franzöſiſchen Romans ſteht an der Schwelle des ſiebzehnten Jahrhunderts Madelaine de Scudéry, deren Romane die moderniſirte Antike mit allen ihren Fehlern und Vorzügen zeigt und ſich des allgemeinen Beifalls ihrer Zeitgenoſſen zu erfreuen hatten. Neben ihr wirkte die Gräfin de la Fayette, mit der eigentlich die franzöſiſche Memoirenliteratur begann, welche ſpäter einen ſolchen Aufſchwung nehmen ſollte. Nicht geringere Bedeutung hatte mehr als ein Jahrhundert ſpäter die bekannte Schriftſtellerin Stephanie de Genlis, deren Romane trotz ihrer Leichtfertigkeit einen beachtenswerten Einfluß gehabt haben, indem ſie das Leben der ſogenannten guten Geſellſchaft in erſchreckender Wirklichkeit darſtellten. Ebenſo wirkſam nahmen ſpäter Frauen an der Neubelebung des pſychologiſchen Romans und des Neuklaſſizismus teil, der von der modernen Romantik ſich entfernte; und auch unter den dramatiſchen Schriftſtellerinnen der Neuzeit darf Delphine Gay, die Gattin Emile de Girardins, einen hervorragenden Rang beanſpruchen.

Daſſelbe Bild bietet Ihnen die Thätigkeit der Frauen in der engliſchen Literatur. Auch hier iſt es nicht immer das Gute allein, was ſie betreiben; aber auch hier bezeichnen ſie im Guten wie im Böſen oftmals den Beginn einer neuen Richtung und das Charakteriſtiſche einer veränderten Strömung in der Literatur. Ich will nicht von den Stücken der berüchtigten Afra Behn und ihrer Genoſſinnen ſprechen, die zuerſt im ſiebzehnten Jahrhundert die Zote auf das engliſche Theater gebracht haben, auch nicht von den Schauerromanen, durch die ein Jahrhundert ſpäter Anna Radcliffe ihren Namen berühmt machte, wohl aber von den ausgezeichneten Sittenſchilderungen ihrer Zeitgenoſſin Maria Edgeworth, von den volksmäßigen Liederdichtungen einer Joanna Baillie, der Freundin Walter Scotts, und endlich von den beiden Frauennamen, die die mächtigſte Richtung der engliſchen Literatur dieſes Jahrhunderts charakteriſieren.

von der lyriſchen Dichterin Felicia Hemans, deren Lieder mit Recht eine duftende Roſe in dem Kranz engliſcher Lyrik genannt werden, und von den Werken der George Eliot, die den pſychologiſchen Roman auf ſeinen Höhepunkt gebracht hat.

Zuletzt tritt die Frauenwelt in unſerem Vaterlande, dann aber auch in großen Scharen, in die Literaturbewegung ein. Etwa im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts begannen erſt unſere Frauen ſelbſtändig in das Gebiet der geiſtigen Arbeit einzugreifen. Nicht mehr aus den Salons für die Salons, ſondern aus dem Leben für das Leben bemühen ſich ſeit einem halben Jahrhundert unſere deutſchen Schriftſtellerinnen zu dichten und zu ſchreiben. Und der einzigen Anna Luiſe Karſch aus dem vorigen ſteht ein ganzer Wald von Dichterinnen aus dieſem Jahrhundert gegenüber. Aber auch hier ſeien zur Vervollſtändigung des Bildes nur zwei Namen genannt. So wenig man ſich die deutſche Lyrik der neuen Zeit ohne die originellen Schilderungen, Balladen und poetiſchen Erzählungen der Annette von Droſte-Hülshoff denken kann, ebenſowenig kann man ſich den modernen ſozialen Roman ohne die verſtändigen, anziehenden, geiſtig und ſittlich geſunden Werke der Fanny Lewald denken.

Aber nicht nur in den großen Literaturen, auch in den kleineren und kleinſten nehmen die Frauen regen und unermüdlichen Anteil an der Schaffung und Belebung der geiſtigen Kräfte ihrer Nation. Ihnen, meine gnädige Frau, brauche ich es ja am allerwenigſten zu ſagen, welche Bedeutung die Kaiſerin Katharina II. für die junge ruſſiſche Literatur durch ihre pädagogiſchen Schriften, durch ihre Satiren, durch ihre hiſtoriſchen und linguiſtiſchen Studien und nicht zuletzt durch ihre dramatiſchen Arbeiten gehabt hat, da Sie ja dieſen merkwürdigen Frauencharakter ſtets mit Vorliebe betrachtet haben und ihn ſogar in den Mittelpunkt eines Ihrer Romane ſtellen wollten. Katharina II. und die Fürſtin Daſchkow ſtehen an der Spitze der geſamten geiſtigen und literariſchen Bewegung in der ruſſiſchen Literatur. Ebenſo finden wir in der neueren Kulturperiode der ſkandinaviſchen Länder, in Dänemark wie in Schweden und Norwegen, Frauen an der Spitze der Literatur. Die geſamte vielverſprechende Entwicklung der modernen norwegiſchen Literatur haben drei Frauen mit fördern geholfen, Kamilla Collet, Anna Magdalena Thoreſen, die man Björnſon gleichgeſtellt hat, und Marie Colban. Die ältere ſchwediſche Literatur hat ſogar ihre eigene Sappho in den Liedern, Idyllen und Fabeln der Hedwig Charlotte von Nordenflycht gefunden, während die Hauptrichtung der modernen ſchwediſchen Literatur, der Tendenz- und Familienroman, nur durch Frauen gefördert und ausgebaut worden iſt. Die Namen Friederike Bremer, Emilie Flygare Carlén, Aurora von Knorring und Marie Sophie Schwartz ſind in Deutſchland ſo gut oder vielleicht noch beſſer bekannt wie in Schweden. Auch die däniſche Literatur hat tüchtige und geſchickte Erzählerinnen aufzuweiſen, und in der Blütezeit der niederländiſchen Literatur werden Marie und Anna Viſſcher zu Hollands berühmteſten Dichterinnen gezählt.

Wie in den ſkandinaviſchen Ländern, ſo haben auch im ſchönen Spanien zwei Frauen die geachtete moderne Romanliteratur und das Drama zuerſt in Schwung gebracht: Fernan Caballero (bekanntlich eine deutſche Frau Cäcilie Böhl von Faber) und Gertrudis Gomez de Avellanada, deren Tragödien zarten weiblichen Sinn und tiefe Poeſie atmen.

Es haben denn zu allen Zeiten und in allen Literaturen die Frauen regen und zum Teil ſogar beſtimmenden Einfluß auf die Geſtaltung des geiſtigen Lebens, auf die Entwicklung beſtimmter Richtungen ausgeübt. In der Lyrik wie im Drama und in der Erzählung hat die Weltliteratur Schöpfungen von Frauen aufzuweiſen, deren Abweſenheit merkliche Lücken in eben dieſer Weltliteratur fühlbar machen würde. Den Beweis hiefür glaube ich auch ſchon in dieſer flüchtigen Umſchau erbracht zu haben. So mögen Sie denn, verehrte Freundin, nach wie vor ſich zu ſelbſtändigem Schaffen auf dem Gebiete geiſtiger Arbeit angeregt und berufen fühlen. Wer ſo viel Geiſt, Beobachtungsgabe und Schönheitsgefühl beſitzt, der hat ein Recht dazu, mitzuſprechen in der Republik des Geiſteslebens.

◆

Das erſte Zuſammentreffen Schillers und Goethes.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Die lange, mehr als fünfzigjährige Regierung des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, 1737 bis 1793, war eine Leidens- und doch wieder eine Glanzperiode für das Schwabenvolk. Hatte der begabte, aber genußſüchtige Fürſt in der erſten Zeit ſeiner Herrſchaft die Einkünfte des Landes verſchwendet und, um ſich weitere Mittel zu dieſem verderblichen Treiben zu verſchaffen, in deſſen verfaſſungsmäßige Rechte gewaltſam eingegriffen, ſo bemühte er ſich in den letzten fünfundzwanzig Jahren ſeiner Regierung, als er mit zunehmendem Alter milder und maßvoller geworden und die vortreffliche Franziska von Hohenheim einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte, die dem Lande geſchlagenen Wunden wieder zu heilen, was ihm auch bei dem dauernden Friedensſtande beſſer gelang, als man hoffen konnte. Hauptſächlich ließ er ſich die Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaft angelegen ſein, und dieſer ſegensreichen Fürſorge des Herzogs verdankt auch die aus einer Militärſchule hervorgegangene Karlsakademie in Stuttgart ihre Entſtehung. Sie war die Lieblingsſchöpfung Karl Eugens, an deren Förderung und Vervollkommnung er, ſo lange er lebte, redlich und eifrig mitarbeitete. Und ſein edles Streben blieb auch nicht unbelohnt, denn als eine den Univerſitäten ebenbürtige Anſtalt zählte ſie eine Reihe von ſpäter berühmten Künſtlern, Gelehrten und Geſchäftsmännern unter ihre Schüler. Es war daher nur eine gerechte Würdigung der Bedeutung, welche die Karlsſchule in der geiſtigen Bewegung am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, daß Otto Baiſch in ſeinem Feſtſpiel zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum König Karls von Württemberg dieſer edlen Schöpfung des Herzogs eine Szene widmete. Mit den Worten:

„Es lebt in dem, was ihre Schüler ſchufen,
Die Schule Herzog Karls unſterblich fort“ —

ſchließt die Szene, worauf ſich bei der Feſtvorſtellung im Stuttgarter Hoftheater der Vorhang teilte und den Augen der Zuſchauer das von Guſtav Gaupp vortrefflich geſtellte Bild enthüllte, welches unſere heutige Nummer ſchmückt. Es ſtellt die Feier des neunten Stiftungsfeſtes der Karlsſchule durch den hohen Gründer, Herzog Karl Eugen, am 14. Dezember 1779 dar. Das, was dieſer Feier noch eine ganz beſondere Bedeutung gab, war das erſte Zuſammentreffen der beiden Dichterheroen Goethe und Schiller. Herzog Karl Auguſt von Weimar weilte damals gerade mit ſeinem großen Freunde am Stuttgarter Hofe zum Beſuche. Goethes Dichterruhm ſchallte damals ſchon durch die deutſchen Lande; ſein „Werther“ hatte den lebhafteſten Nachklang in allen empfindſamen Seelen gefunden; er war Geheimerat geworden und unzertrennlicher Begleiter eines für alles Erhabene und Schöne begeiſterten Fürſten. Dagegen ſtand der einzige, der würdig war, dieſem Genius an die Seite geſtellt zu werden, Friedrich Schiller, noch beſcheiden in den Schülerreihen und mußte ſich begnügen, im Verborgenen die weltſtürmeriſchen Produkte ſeines Feuergeiſtes gleichgeſinnten Freunden, wie Dannecker, Zumſteeg und Heideloff, vorzuleſen, die gleich ihm unter der ſtrengen und doch ſo heilſamen Disziplin der Karlsſchule ſchmachteten. Sie alle erblicken wir auf dem vorgeführten Bilde in lebenswahrer und künſtleriſcher Auffaſſung dargeſtellt. Schiller hatte natürlich ſchon von Goethe gehört und ſich an ſeinen Schöpfungen begeiſtert. Gewaltig wird ihn der Anblick des Mannes, den ſeine äußere Erſcheinung ſchon als einen Götterliebling kennzeichnete, aufgeregt haben, aber kaum wohl wird er es ſich in ſeinen in jeder Weiſe beengten Verhältniſſen haben träumen laſſen, daß ihm einſt dieſer unnahbare, ſtolze Fremde die Hand zum Freundſchaftsbunde bieten würde. A. S.

Das Vollblutgeſtüt Fenek.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)*

Schon ſeit langen Jahren befindet ſich am Nordende des Plattenſees das der ungariſchen Magnatenfamilie Feſtetics gehörende Geſtüt Fenek. Der frühere Beſitzer, der k. k. öſterreichiſche Feldzeugmeiſter Graf Taſſilo Feſtetics, züchtete nur Gebrauchspferde, beſonders Juker. Als Fenek aber im Jahr 1883 durch Erbſchaft an deſſen Neffen, den jüngeren Grafen Taſſilo Feſtetics, überging, den unſer Bild auf dem Rücken ſeines Lieblingsponys zeigt, wurde es völlig neu geordnet und in ein Vollblutgeſtüt umgewandelt, das inzwiſchen bereits Weltruf ſich erworben hat. Der Grundſtamm beſteht aus 20 Mutterſtuten edelſter Abſtammung, die zum Teil im Inlande nach den beſten Vaterpferden gezogen, zum Teil aus England importiert ſind und faſt ohne Ausnahme auf der Rennbahn ſich bereits ausgezeichnet haben. Vom Buccaneer ſind 6 Stuten: Ladylike, Sequine, Moth, Gardenia, Fregatte und Wanderin; vom Cambuscan 4: La Gondola, Whynot, Dirndl und Csillag; vom Monarque 1: Curieuſe; vom Hermit 2: Heireß und Heroine; vom Scottiſh Chief 1: Caledonia; vom Vermillon 1: Black Agnes; vom Speculum 1: Spurs; vom Roſicrucian 1: Abby; vom Bajnok 1: Alma; vom Young Melbourne 1: Helene triumphante, Mutter des nach dem Geſtüt benannten Derbyſiegers Fenek. Das Geſtüt liegt auf hiſtoriſchem Boden, dort, wo einſt, von den Fluten des Plattenſees umſpült, die römiſche Stadt Ovalis ſich befand. Die Ruinen ſind längſt abgetragen, aber man braucht nur wenige Fuß tief zu graben, um überall auf Bauſchutt und Mauerüberreſte zu ſtoßen, und noch jetzt wirft der See nach jedem Sturme römiſche Münzen mit den Bildniſſen der Kaiſer Konſtantin, Julian Apoſtata, Maximianus und der urbs Roma an das Ufer. Die Beſitzung Keszthely, zu der das Geſtüt gehört, iſt eine der ſchönſten und reichſten in ganz Ungarn und gleich ausgezeichnet durch landſchaftlichen Reiz, wie durch Ausdehnung und Ertragsfähigkeit. — Auf unſerem Bilde ſehen wir zur Seite des Grafen ſeinen engliſchen Geſtütmeiſter Mr. Spires und den alten Csikos, der ſchon unter dem früheren Beſitzer auf dem Geſtüt angeſtellt war.

Literatur

— **„Joſef Fortunat“, dieſer Roman, mit welchem ſein** bis dahin nur durch kleinere, wenn auch feine und geiſtvolle literariſche Arbeiten bekannter Verfaſſer ſich mit einem Schritt einen ſo hervorragenden Platz unter den deutſchen Romanſchriftſtellern erworben hat und deſſen große Vorzüge wir unſeren Leſern nicht erſt zu rühmen brauchen, iſt nunmehr auch in zweibändiger, mit moderner Eleganz ausgeſtatteter Buchausgabe in der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſchienen.

— **Ernſt Wichert wählt als geiſtvoller Erzähler ſeine** Stoffe meiſtens ſo, daß ſie nicht nur unterhalten, ſondern auch eine allgemeine Bedeutung haben. So entwickelt ſich der Verlauf der Handlung in der erſten Arbeit, welche ſeiner neueſten Novellenſammlung: „Das Grafenkind und andere Novellen“ (Berlin, Gebr. Paetel), den Namen gibt, dadurch, daß die Eltern verſäumen, ein angenommenes Kind rechtzeitig in geſetzmäßiger Form zu adoptieren. In der zweiten Novelle: „Der Wohlthäter“, ſteigt ein verachteter und verhaßter Wucherer nach ſeinem Tode durch reiche Stiftungen zum Helden einer ganzen Stadt empor, und die Legende vergißt ſchon nach wenigen Jahren völlig die ſchmutzige Quelle ſeines Reichtums. In der dritten Novelle: „Galeotto in Deutſchland“, erweiſt ſich der Klatſch drei reinen Menſchen gegenüber als völlig ohnmächtig, und der Grundgedanke des bekannten Dramas von Echegaray als durchaus nicht überall ſtichhaltig. Die Moral ſeiner Geſchichten findet leicht nur der denkende Leſer. Wichert erzählt ſo friſch, lebhaft und lebendig, daß man unwillkürlich mit fortgeriſſen wird und erſt bei ruhiger Betrachtung erkennt, was der Dichter erſtrebt hat. Er erreicht alſo ſein Ziel in der That, er bringt den Leſer angenehm über eine müßige Stunde hinweg und gibt zugleich eine Anregung, die fortwirkt und immer wieder zum Nachdenken anregt.

— **„Dekorative Vorbilder, eine Sammlung von figürlichen Darſtellungen und kunſtgewerblichen Verzierungen“.** Unter dieſem Titel hat im Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart ein Lieferungswerk zu erſcheinen begonnen, deſſen beide erſte Hefte uns vorliegen. Sie enthalten eine Fülle ornamentaler und dekorativer Motive der verſchiedenſten Gattungen teils in ein-, teils in vielfarbiger Behandlung, von namhaften Meiſtern dieſes Faches erfunden und ausgeführt. Zeichner, Maler, Bildhauer, Architekten, graphiſche Künſtler, überhaupt alle, die mit künſtleriſcher Ausſchmückung irgend welcher Räume oder Werke zu thun haben, werden in dieſen Vorbildern reiche Anregungen finden.

— **Unſere Zeit ſchwärmt, ſoweit ihr nüchterner, auf das** Nützliche gerichteter Sinn eine Schwärmerei überhaupt noch zuläßt, für das Perſönliche. So wird denn auch das dieſem Hang entgegen Rechnung tragende „Deutſche National-Kochbuch“ von **Agnes Willms, geb. Wildermuth** (Stuttgart, Levy & Müller) willkommen ſein. In dieſer „vollſtändigen Sammlung praktiſch erprobter Rezepte für einfachen Tiſch und feine Küche“ findet ſich jedes der zahlreich mitgeteilten Rezepte durch den Namen ſeiner Einſenderin unterſchriftlich vertreten. Damen der hohen und höchſten Ariſtokratie, die es ſich nicht nehmen ließen, ſich perſönlich um die wichtigen Küchenfragen zu kümmern, wie einfache, aber [illegible] aus allen deutſchen und deutſch-öſterreichiſchen Gauen teilen hier die Ergebniſſe eigener Erfahrung in knapper, klarer Faſſung mit. So dürfen unſere Hausfrauen in dieſem dankenswerten Buche mit Freuden wirklich das begrüßen, für was es ſich gibt, ein echtes „Deutſches National-Kochbuch“.

Robert Hamerling.

(† 13. Juli 1889.)

Ein großer Poet hat ſein Erdendaſein beſchloſſen. Robert Hamerling iſt in Stifting, dem lieblichen Oertchen bei Graz, aus dem Leben geſchieden. Nach jahrzehntelangem Siechtum, das ſeinen Körper unter unendlichen Qualen durchwühlte, dem edlen Antlitz früh die Furchen der Leiden einprägte und ſein Haar vorzeitig bleichte, iſt er heimgegangen — zu früh für das zeitgenöſſiſche deutſche Schrifttum, das ihn berechtigten Stolzes den erſten Zierden beizählte. Der Lorbeer des Dichters und die Aureole des Märtyrers krönen ſein Haupt. Gleich Heine und Leopardi hat er der Welt die edelſten Früchte ſeines reichen Geiſtes geſpendet, wenn der gequälte Leib dem Anſturme des Uebermaßes der Pein zu erliegen drohte. Die Natur iſt oft grauſam mit ihren Lieblingen.

Hamerlings literariſche Perſönlichkeit iſt zu bedeutend, als daß ſie im engen Rahmen — unter dem Eindruck der Todeskunde — zu erſchöpfen wäre. Der äußere Lebenslauf, arm an abenteuerlichen, romantiſchen Geſchehniſſen, iſt freilich raſch ſkizziert.

Zu Kirchberg am Wald in Niederöſterreich wurde er am 24. März 1830 geboren. Eine Gedenktafel ſchmückt ſeit einigen Jahren ſchon das niedere Haus. Die Eltern waren arm, der Vater in dienender Stellung. Der träumeriſche, bleiche, kränkliche Knabe bekundete früh poetiſches Talent und ſtarke Lernbegier. Nach abſolviertem Gymnaſium, teilweiſe unter geiſtlicher Oberaufſicht, bezog er die Univerſität Wien und kam mitten in die Stürme und Wirrniſſe des Jahres 1848 hinein, wurde auch in die akademiſche Legion eingereiht. Er ſchildert ſich ſelbſt als den linkiſchſten und harmloſeſten ſtudentiſchen Krieger. Der Jüngling widmete ſich der Philologie, Philoſophie und den Naturwiſſenſchaften im krauſen Durcheinander, bis er erſt Gymnaſiallehrer zu Graz und 1855 zu Trieſt wurde. 1866 begehrte er ſeine Entlaſſung. Er fühlte ſich leidend und bedurfte der Muße, um ſeine großen, poetiſchen Pläne in ſich ausreifen zu laſſen. Die Entlaſſung wurde genehmigt, der verdoppelte Jahresgehalt vom Kaiſer huldreich bewilligt. — Man hatte ſchon von Hamerling gehört — der „Gruß vom Strande der Adria", „Venus im Exil", „Sinnen und Minnen", das „Schwanenlied der Romantik", der „Germanenzug" waren erſchienen — aber man ſollte bald mehr von ihm hören, denn 1866 trat er mit dem Epos hervor, das er „Ahasver in Rom" nannte, und 1869 ſchenkte er uns den noch gewaltigeren „König von Sion", ſein Meiſterwerk. Das Trauerſpiel „Danton und Robespierre", das Scherzſpiel „Teut", das Luſtſpiel „Lord Lucifer", die „Sieben Todſünden" folgten. — Darauf ſchrieb er die „Aſpaſia", „Amor und Pſyche" und endlich den „Homunculus". Auch ein Band Proſa, gemiſchte Aufſätze enthaltend, und die lang erwartete Biographie kamen heraus.

---

* Nach einer photographiſchen Originalaufnahme von Franz Hanfſtängl in München.

Die meiſten ſeiner Bücher hatten ſeltene, große Erfolge. Vor allem die beiden Epen und die Aſpaſia. Der Großartigkeit dieſer Kompoſitionen und der himmelſtürmenden Gewalt der Phantaſie hat die deutſche Literatur nicht allzuviel gleichzuſtellen. Makartiſche Farbenglut der Schilderungen von hinreißender Pracht! Eine ſtarke, leidenſchaftliche Glut durchweht, wie ein heißer Samum, die Geſänge. Grandios tritt der Sinnenluſt eine ſchneidige, vernichtende Ironie, eine bittere Weltverachtung entgegen. In den kühnen Gemälden, die Hamerling entrollte, taucht ſtets das reflektierende Element mit auf, aber es gibt ſich nie als müßig erſonnenes und erklügeltes, nie als dazugekünſteltes, ſpitzfindiges Beiwerk.

Die Liebesgeſchichte aus Alt-Hellas, die Aſpaſia, fand erſt langſam Anklang bei den deutſchen Leſern. Der Ideengehalt lag tief, aber er lohnte der Mühe. Das Werk iſt nicht nur bedeutſam wegen der Gedanken, die es enthält, ſondern wie die meiſten des Autors, auch wegen derer, zu denen es anregt.

† Robert Hamerling.

Amor und Pſyche iſt nach Apulejus lieblicher Epiſode in neue, poetiſche Form umgegoſſen — denn frei überſetzt oder bearbeitet kann man hier füglich nicht ſagen.

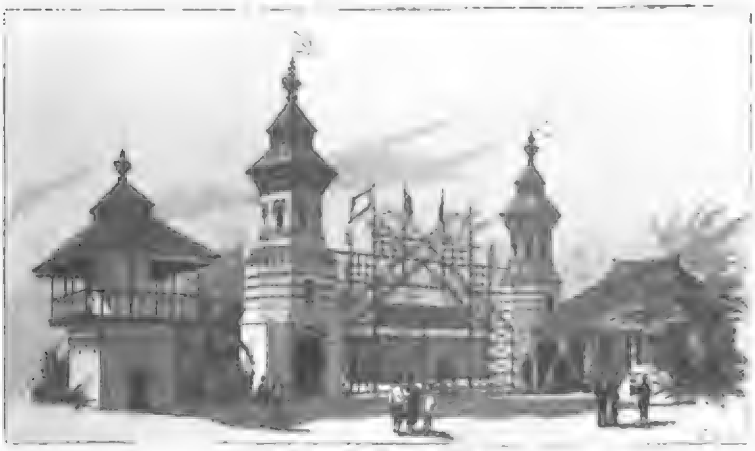
Homunculus war die letzte poetiſche That, eine durchaus originelle Satire auf die moderne Epoche, welcher der Dichter einen Spiegel vorhält, aber einen Hohlſpiegel, der verzerrt, entſtellt und übertrieben das Bild zurückwirft. Wieder wird ein unerſchöpfliches Füllhorn eigenartiger Ideen ausgegoſſen, wieder reiht ſich in überraſchender Ungebundenheit und ſchnellem Wechſel Bild an Bild, vom leitenden Gedanken zur Einheit zuſammengehalten. Viele Feinde und noch mehr unerbetene Freunde hat dem Dichter das Buch gemacht, und beider hatte er ſich zu erwehren.

Hamerlings Lyrik iſt ſtets eigengeartet, mehr Stimmungs- und Gedankenlyrik zugleich, ſinnvoll und ſchwermütig. Wie in den Epen iſt auch hier ſein Peſſimismus kein ruhig dreinſchauender, ſondern ganz im Gegenſatz von mannhaftem Trotz, im höheren Sinne revolutionär!

Seine Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen — er verdeutſchte den geiſtes- und leidensverwandten Leopardi und anderes, das er als „Heſperiſche Früchte" darbot — ſind ſelbſtredend formgewandt. Die Italiener wirkten auch auf ſeine eigene Poeſie zurück. — Ein philoſophiſches Werk, der Abriß ſeiner Weltanſchauung, an dem er mehr denn zwanzig Jahre gearbeitet, wird ſich im Nachlaſſe finden und dem deutſchen Publikum gewiß nicht vorenthalten werden.

Die ſchönen Strophen, die Hamerling beim Verſcheiden Anaſtaſius Grüns ſang, ſie treffen auch auf ihn zu. Der ſchöne bleiche Jüngling Tod, nicht das mittelalterliche Schreckgeripp, reicht dem Dichter den Kranz, von Asphodelos Wieſen gepflückt, die Blüte vom Strande des Orkus und flüſtert ihm zu: „Die Toten allein ſind unſterblich!" Ar. Fr-nn.

* * *



Der Eingang zum javaniſchen Dorf.

Im Javanerdorf der Pariſer Weltausſtellung.

Am äußerſten Ende des Invalidenplatzes, hinter den Zelten der Beduinen, den Mongolen- und Negerdörfern, findet ſich das malaiiſche „Kampong", wie die Javaner ihr Bambusdorf nennen; — neben den franzöſiſchen Kolonien eine niederländiſche, die in der Ausſtellung durch ſechzig Eingeborene, darunter zwanzig Frauen, vertreten iſt. Die Inſel zerfällt bekanntlich in dreiundzwanzig Provinzen, an deren Spitze Reſidenten ſtehen. Zwei dieſer Provinzen, die von Surakarta und Djokjokarta, haben ſich einen Schein von Unabhängigkeit bewahrt; immerhin ſtehen auch ihre kleinen Sultane oder Kaiſer völlig unter der Vormundſchaft der Niederländer. Die javaniſchen Gäſte der guten Stadt Paris gehören fünf Provinzen an, und das Dorf, welches ſie ſich erbaut haben, gleicht den übrigen auf der mächtigen Inſel zerſtreuten. Es iſt von urwüchſigſter Einfachheit, was um ſo mehr Wunder nehmen darf, als die niederländiſche Regierung für die Hebung der Volksbildung eifrig wirkt. Die Ueberlieferung iſt aber, ſo ſcheint es, noch mächtiger, als ſie.

Der Eingang zum Javanerdorf dient nur ornamentalen Zwecken und weiſt nichts Charakteriſtiſches auf. Um ſo eigenartiger ſind die Innenbauten, welche im Vergleich zu denen der Kongoneger beinahe als komfortabel bezeichnet werden müſſen. Die javaniſchen Pfahlbauten, der Reisſpeicher, die Trinkhalle, die auf unſeren Abbildungen veranſchaulicht werden, ſind ohne Nägel, ohne Bretter, ohne Steine, ohne Säge, ohne Hammer erbaut worden. Als Bauholz diente der einheimiſche Bambus, jene Rieſengrasart, die in der Gartenbauausſtellung des Trocadero in ſehr ſchönen Exemplaren vertreten iſt; für das Dach ſorgten die Blätter der Zuckerpalme, den Nagel erſetzte der Baſt der Kokospalme, als Werkzeug dienten lediglich der Pendo, eine Art von Hackmeſſer, und ein anderes Meſſer, Piſſorante genannt. Den Boden der dem heißen Klima entſprechend luftig gebauten Hütten deckt ein Bambusgeflecht, auf dem die Bewohner bei der Arbeit und den Mahlzeiten hocken. Letztere ſind faſt noch urſprünglicher, als die Behauſungen. In einem mächtigen Napf wird zweimal täglich Reis und gedörrtes Hammelfleiſch angerichtet. Gerichte, die von den Kulis, das heißt von den Köchen am Ende des Dorfes, in einem Tang-dang, dem über einem Holzfeuer hängenden, halb mit Waſſer gefüllten Kupferkeſſel, zubereitet worden ſind. Der Reis befindet ſich in einem Bambusgeflecht über dem Keſſel und wird alſo mit Waſſerdampf gar gekocht.

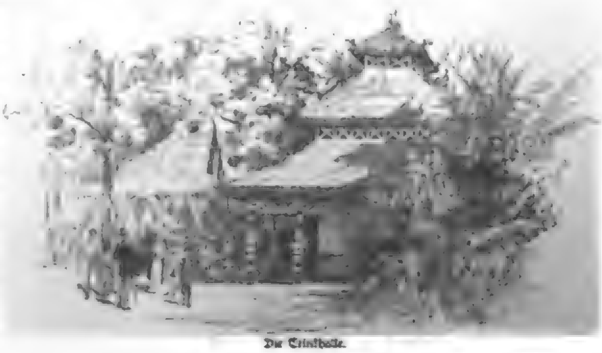
Die vorerwähnte Bambusmatte dient gleichzeitig als Nachtlager, das durch Pferdehaare oder einfach durch Blätter etwas weicher gemacht wird. Auf ihr ſtehen auch die hübſch ausgelegten Käſten, in denen die Eingeborenen ihre Habſeligkeiten bergen und die nun wiederum Tiſche und Seſſel vertreten.

Eine der Hütten wird durch eine Familie von Strohhutflechtern bewohnt. Vor den Augen des Zuſchauers zerſchneidet der Mann mit dem Piſſorante die Rinde des Bambus in ſchmale Streifen, welche die Frauen mit geſchickter Hand zuſammenflechten, Kunſtwerke ſchaffend, welche mit denen Panamas und Manilas in Wettbewerb treten könnten. In einer andern Hütte wohnt eine Batik- oder Stoffabrikantin, welche, unter einem Schirmdach hockend, Kattunſtoffe oder ihr eigenartige Taſchentücher gegen entſprechenden Lohn mit wunderbarer Sicherheit und Schnelle mit allerlei abenteuerlich geſtalteten Schlangen, Hirſchen, Vögeln oder Arabesken bedeckt. Sie bedient ſich dazu eines kleinen Kupferpfeifchens, das mit geſchmolzenem, braunfarbigem Lack gefüllt wird und unten eine kleine Oeffnung aufweiſt, durch welche der Farbſtoff tropfenweiſe hervorquillt.

In der Trinkhalle verabreichen Javanerinnen allerlei erfriſchende Flüſſigkeiten. Sie tragen über dem Sarung, den ein Metallgürtel um die Taille befeſtigt, eine Kabaya, ein weites, bis auf die Kniee herabwallendes, hemdartiges Gewand. Dazu, als Hauptſchmuck, gewaltige Ohrringe, die wohl einen Durchmeſſer von 5—6 Centimeter aufweiſen.

Alle übrigen Hütten des Kampong ſind von den Mitgliedern des javaniſchen Orcheſters, Gamelang genannt, und von fünf Tänzerinnen bewohnt, welche den Hauptanziehungspunkt der holländiſchen Ausſtellung bilden. Unſere Zeichnung veranſchaulicht die Muſikkapelle, wie ſie im Begriff iſt, die vier Tandaks, — das iſt der Name für die Vertreterinnen des Tanzes, welche einem vornehmen Herrn, in unſerem Fall dem Sultan von Surakarta, gehören, während die Ronggeng gewöhnliche, von Ort zu Ort ziehende, käufliche Bajaderen ſind, — in feierlichem Umgange abzuholen und nach dem bedeckten Muſiktempel zu führen, wo ſie vor einem bewundernden Publikum auf einem kleinen erhöhten Bühnenraum ihre Künſte zeigen werden.

Man ſieht, die Trachten unſerer javaniſchen Muſikanten, welche durchweg den niederſten Volksklaſſen angehören, ſind



Die Trinkhalle.

Die javaniſche Muſikkapelle auf dem Weg, die Tänzerinnen abzuholen.

nicht eben kleidſam. Ein Mann im Unterrock, ob er nun Mongole iſt, wie der Chineſe, oder ein ſympathiſcherer Malaie, wie unſere Javaner, iſt nun einmal nicht nach unſerem Geſchmack, und ebenſo wenig iſt es ſeine weibiſche Haartracht. Die Hautfarbe iſt bräunlich-gelb, der Ausdruck der Geſichter erſcheint nicht unfreundlich, aber etwas ſtumpf und traurig. Vielleicht iſt das Heimweh, an dem alle Bewohner des Kampong kranken ſollen, die Urſache jener Schwermut in Zügen und Gebärden.

Die Trommel, welche der dem Zug voranſchreitende Javane trägt, iſt aus der Rinde der Kokospalme gefertigt. Aus Bambus hergeſtellt ſind die in ihrem Klange an die Schalmei erinnernden Pfeifen und Flöten, welche man Ang-klung heißt. Dazu geſellen ſich ein Violoncell mit zwei Saiten, deſſen Töne ſchnarrend klingen, und allerlei Becken aus Kupfer, denen ein Hammer ſeltſam klangvolle, glockenartige Töne entlockt. Das Zuſammenſpiel dieſes wunderlichen, hinter den Tänzerinnen aufgeſtellten Orcheſters iſt nicht minder ſeltſam. Vergeblich habe ich verſucht, irgend eine Melodie herauszuhören und irgend ein harmoniſches Geſetz zu entdecken, welches dieſes wirre Durcheinander von inſtrumentalen Klagelauten beherrſchte; und doch berührt dieſe Muſik, im Gegenſatz zu der unäſthetiſchen Kakophonie der mauriſchen Orcheſter, in hohem Maße ſympathiſch. Ich bin nur ein leidenſchaftlicher Muſikliebhaber, vielleicht entdeckt ein Muſiker von Fach das geheime Geſetz, nach dem ich vergeblich geforſcht habe. Eines ſteht feſt: dieſe Muſik ſchmiegt ſich dem Gebärdentanz unſerer weiblichen Javanen wunderſam an. Das Ganze iſt eine Epopöe uralter javaniſcher Kriegsgeſchichten, das behaupten wenigſtens die Sachkenner, und auch der kriegeriſche Schmuck der Tänzerinnen, deren älteſte ſechzehn, deren jüngſte zwölf Jahre alt iſt, läßt darauf ſchließen. Von Zeit zu Zeit beteiligt ſich auch das Orcheſter mit rauhen und eintönigen Kehllauten an dem Schauſpiel ohne Worte, das ich in Kürze zu ſchildern verſuchen werde.

Reispeicher.

Zunächſt einige Worte über die Perſon und die Tracht unſerer kleinen Sultaninnen, deren Anmut mit derjenigen unſerer lieblichſten europäiſchen Schönheiten in Wettbewerb zu treten vermag. Die mandelförmigen, dunklen Augen ſind von ſeltenem Liebreiz, und das Geſicht wird in dem Maße anziehender, als man ſich an den malaiiſchen Typus gewöhnt und in dem etwas vorſtehenden Unterkiefer und Mund keine Unſchönheit mehr erblickt. In den Zwiſchenpauſen überlaſſen ſich dieſe jungen Damen, für welche der „Kampf ums Daſein" offenbar eine unbekannte Sache iſt, oft einer ausgelaſſenen Heiterkeit, welche nur von dem als kindlich bezeichnet werden kann, welcher ſich nie in die Lage dieſer gleichzeitig glücklichen und unglücklichen Schmetterlingsnaturen hineinverſetzt hat. Sie wiſſen ſo wenig vom Leben, wie die Frauen eines türkiſchen Harems oder des Kabylenhaushalts der Ausſtellung. Sie ſind die Vertreterinnen des orientaliſchen dolce far niente, das ſie nur durch ihre Tänze unterbrechen. So traumhaft dieſe ſind, ſo traumhaft iſt ihr ganzes Jungfrauenleben, das mit einer den Gebräuchen des Landes entſprechenden Ehe abſchließen wird. — Ihre Tracht iſt wunderbar maleriſch. Aus ihren Miedern, die von grünem, blauem oder ſchwarzem Sammet gefertigt ſind, ragen Schultern und Hals, wie der nackten Unterſchenkel, überreich mit grünlich-gelber Schminke bedeckt, kindlich unentwickelt hervor. Die Schminke ſetzt ſich aus Reispulver, Safran und anderen Farbſtoffen zuſammen. Um die Hüften ſchlingt ſich ein reich vergoldeter Tuchſtreifen, der bis zu den Knöcheln herabfällt und unter dem man braune, goldverbrämte weite Kniehoſen ſieht. Der bunte, mit Edelſteinen verzierte Gürtel umſchließt nicht nur die Taille, ſondern bildet auch den Befeſtigungspunkt von bunten, ſchmalen Schürzen, mit denen die Hände während des graviätiſchen Tanzes ihr kokettes Spiel treiben. Der Hals, die nackten Arme ſind mit Spangenſchmuck überreich verſehen, die Helme, Waffen, Köcher geben dieſem Tänzerinnenquartett, in dem zwei, ſo ſcheint es mir, die Krieger, und zwei die Kriegerinnen veranſchaulichen ſollen, ein eigenartiges Gepräge.

Und der Tanz ſelbſt —? Wie ihn ſchildern —? Unſere Tandak, welche das Bild „Nach der Vorſtellung" veranſchaulicht, und welche den Ronggeng nur ſelten den Platz einräumen, bilden eine rege Gruppe von vier Grazien, welche das Geſicht gegen einander gekehrt haben. Der Rumpf bewegt ſich nur in leiſen, einſchmeichelnden Krümmungen, die Arme treiben ein anmutig plaſtiſches Spiel, über die unbewegten Geſichter gleitet bisweilen, — je nach dem Motiv des ſtummen Schauſpiels — ein flüchtiges Lächeln oder ein Ausdruck des Schreckens, die Füße greifen behutſam taſtend und in einem feierlichen Gleichmaß über einander, ihre Bewegungen nur dann beſchleunigend, wenn ſie vor einer dem Zuſchauer nicht recht verſtändlichen Gefahr zu flüchten ſcheinen.

Javaniſche Pfahlbauten.

Dies Tagewerk währt in der That den vollen Tag. Schließlich findet, ebenfalls wieder im feierlichen Aufzug, der Abmarſch ſtatt. Die armen kleinen Sklavinnen eines unbekannten Sultans friert es in dem nordiſchen Klima von Paris; ſie bedecken ſich, wie auf unſerem Bilde, mit armſeligen Seelenwärmern, die koſtbaren Umhänge aber, die ihnen durch wohlwollende Damen zum Geſchenk gemacht worden ſind, haben ſie, klug wie die Schlangen, in ihre Kaſten verpackt, um ſie Ende des Jahres, nach ihrer Rückkehr, triumphierend in der Heimat vorzuzeigen. Wer weiß, vielleicht träumen auch ſie auf ihren mit koſtbaren Teppichen belegten Ruhebetten in der unſcheinbaren Hütte von dem Ende des Martyriums, zu dem ſie die gute Stadt Paris und ihr den Europäern gegenüber ohnmächtiger Oberherr verdammt hat.

Nach der Vorſtellung.

Jung Alarichs Braut.

Roman

von

E. von Dincklage.

(Fortſetzung.)

Maria Angela war in Belgien in einem teuren Inſtitut geweſen, ſie ſprach, wie die meiſten gebildeten Holländerinnen, fließend und hübſch franzöſiſch, ein leidliches, etwas breites Engliſch und konnte, wie die drei Mädchen entdeckten, die ganze holländiſche und vlämiſche Litteratur wörtlich auswendig. Da die Niederländer eine hervorragend lebhafte Volksgeſchichte haben und ihr Land dem Meere mühſelig abgewannen, das ſie nach allen Richtungen der Windroſe mit ihren Schiffen durchkreuzen, ſo bildeten Welthiſtorie und Geographie die Grundſteine ihres Weſens. Von Muſik keine Spur, nicht einmal Verſtändnis, obwohl ſie ihre Mennonitenlieder lieb und andächtig ſang. Sabine ſtudirte mit einer gewiſſen fieberhaften Haſt ihr „neues Spielzeug“, dies eine Vertrauensbezeichnung der Generalin; es ärgerte ſie faſt, das Mädchen ſo gar vollkommen und doch daneben ſo ſteif, ſo wenig lebendig zu finden. Sabine wagte kaum, ihr impulſives Ich mit der unentwegten Geiſtesplaſtik dieſes jungen Geſchöpfes zu meſſen, und doch war Maria Angela hausbacken bis zur Langweiligkeit.

Gregor hoffte auf einen Pygmalion für dieſe Galathea, er glaubte zu ahnen, daß er ſelbſt dieſer Zukunftszauberer ſein möge, und wirklich vermochte er die Weſtfrieſin mehr anzuregen als jeder andere, obwohl ſein Werben in heiterer, ſtudentiſcher Art ſtattfand, aber das Mädchen würde Sentimentalität als Unnatur, ja, als religionsfeindlich empfunden haben.

Sabine lernte holländiſch, ſie verglich das mit dem Gehen durch weiche, die Sohlen feſtſaugende Kleiwege und meinte: „Der Kampf mit der Sprache hat euch ſo ſchweigſam, der mit dem ſchweren Erdreich ſo groß und kräftig gemacht!“

Gelegentlich erfuhr die Witwe, was bereits Alarich früher mitteilte, ihr junger Gaſt habe auch ein bedeutendes Grundbeſitztum, an Alarichs dereinſtiges Erbe ſtoßend, und auf demſelben ſeien Lohholzpflanzungen, Strauchobſtplantagen und meiſt alles das angelegt, was Alarich für Rabenhorſt vorgeſchlagen hatte. Maria Angela nannte auch den Ertrag dieſer Anlagen und gab die Adreſſe des Likörfabrikanten an, welcher alljährlich die Johannistrauben, Himbeeren und Stachelbeeren — das Mädchen ſagte Kreuzbeeren — kaufte. Das feuerte Sabine an, den Ihrigen zum Trotz die Vorarbeiten für den Spätherbſt auszuverdingen und die Strauchobſtpflanzen zu beſtellen. Die Frieſin war der gewiegteſte und ſparſamſte Werkführer, ſie beſchrieb die leuchtende Herbſtſchönheit der Johannisbeerfelder und riet, dieſelben mit einem Maisgürtel zu umfaſſen.

„Wenn die Früchte geerntet ſind, wächſt der Mais verdeckend um die kahlen Stämme und ſieht ſchön und ſüdlich aus!“

All dieſe kleinen Fingerzeige unterhielten die Gutsherrin, die an allen Ecken der Hauswirtſchaft und Oekonomie kleine Verbeſſerungen, den Ratſchlägen folgend, eintreten ließ.

Gregor zeigte ſich klug oder praktiſch genug, auf die Ideen ſeiner Stiefſchweſter fröhlich einzugehen; Egon war zu den Herbſtmanövern ausgerückt, auch der General längſt in ſeiner Garniſon. Die Generalin mit den drei Ponies — Sabinens ſchweſterliche Bezeichnung — hielt grollenden Herzens bei den Fleiſchtöpfen Rabenhorſts ſtand, ſehr gelangweilt, ſehr empört, daß Sabine ihren Töchtern eine baumlange halbe Million zur Seite ſtellte, welche die wertvollſten Stoffe, ohne nach dem Preiſe zu fragen, bezahlte, indes die Satinkleider ihrer Töchter wieder und wieder gewaſchen und gebügelt wurden. Als eines Tages ein unverheirateter Gutsnachbar eintraf und nur Augen für Maria Angela hatte, da fühlte die Generalin, ſie müſſe abreiſen, wenn ſie ihrer gereizten Gefühle Herrin bleiben wollte, und kündigte ihre Abreiſe an. Hätte ſie wenigſtens dem großen Frieſenmädchen einen Makel anhängen können, aber dasſelbe war ja die fleiſchgewordene Korrektheit; im Gegenteil hatte ſich die junge Fremde unter Sabinens Einfluß merkwürdig verſchönert, ihr liebes Geſicht war etwas bleicher und zarter, der Blick fragender und milder, die Bewegungen geſchmeidiger und ſeeliſcher. Sie kleidete ſich mit nationaler Accurateſſe und benahm ſich ebenſo gleichmütig im Schleppkleid wie im Morgenanzug.

Gregor betrieb die Abreiſe der Seinigen mit kindlichem Eifer, ſo daß Mama ſich nicht getraute, auf Sabinens matte Aufforderung ihr Bleiben bis zum Ende der Manöverzeit auszudehnen, obwohl ſie inzwiſchen nicht verſäumte, die Erſparung, welche der längere Beſuch bei der Stieftochter begünſtigte, in Rechnung zu ziehen. So „zwitſcherten ſie denn ab“, wie Gregor dies Familienereignis bezeichnete, und er ſelbſt atmete erleichtert auf, denn neben Sabine, ſelbſt neben Maria Angela waren Mutter und Töchter doch unleugbar Dutzendmenſchen ohne Sonderbegabung.

Gregor hatte beinahe vergeſſen, daß die Holländerin reich ſei; ihre unberührte Seele, auf der kein Staub lag, nicht einmal der Blütenſtaub, der ſich ſehnt, in die Welt zu wehen, erhob ihn zu feiernder Bewunderung, und ihm war in ihrer Nähe feſttäglich zu Mute. Sie hatte ihn gern; wenn er ſie „Engel“ nannte, zog eine wehmütige Freude über ihr Antlitz, und er legte ſich inniger und inniger eine Zukunft mit dieſem nordiſchen Muſterweibe zurecht. Als die beiden jungen Menſchen eines Tages die Neuarbeiten im Parke beſichtigten, ſagte Gregor:

„Meine Ferienzeit iſt nahezu abgelaufen, Engel; ich werde jetzt alles daran ſetzen, ein gutes Examen zu machen, aber auch Sie können mir dazu helfen, wenn Sie mir ſagen, daß Sie mich für einen Mann Ihrer Art, für einen Mann halten, der es wert iſt, ſeine Hand für ein ſchönes, glückliches Leben einer Maria Angela Stroot zu bieten!“

Er blickte ſie an, ſie errötete nicht, aber die hübſchen Lippen bebten.

„Herr Gregor,“ erwiderte ſie in ihrer bedächtigen Sprechweiſe, „wenn ich nicht Alarich ten Woldes Braut wäre, möchte mir der Gedanke kommen, daß es ſich gut mit Ihnen leben läßt, aber jetzt habe ich keinen Raum für dieſen Gedanken.“

„Wie, Engel, Sie hängen in Ihrer heiligen Einfalt noch mit allen Sinnen an dieſem Alarich, der Ihnen ſeit Monaten auch nicht das leiſeſte Lebenszeichen gegeben hat, er, der die Frage offen läßt, ob er überhaupt noch nach Ihrem goldenen, treuen Herzen ſtrebt? Nein, das faſſe ich nicht!“

Das Mädchen lächelte trübe.

„Und doch iſt es ſo natürlich. So lange ich an eine Zukunft denken kann, iſt mir geſagt: ‚Alarich ten Wolde iſt Dein anderes Ich!‘ Was ich betete, lernte, wollte, was mich freute, was mir das Leben bot und verſprach, es hieß Alarich. Der Gedanke an ihn war das Erdreich, aus dem ich emporwuchs, ſein kräftiges Bild war der Seedeich um mich und alles, was die Erde bietet; das iſt wie eine zweite Seele und mehr als die Neigung, welche Ihr ‚Herz‘ nennt!“

„O mein Gott, Engel! Und wenn er eine andere heiratet?“

„Dann — ich weiß nicht, was ihm geſchieht, aber ich weiß, daß ich bis an mein Ende trotzdem ſeine Angelobte, ſein Eigentum vor Gott bleibe.“

Gregor war ganz erſchüttert.

„Verzeihen Sie meine Werbung, Mädchen, ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß unſer Jahrhundert noch ſolch eine indiſche Witwentreue zur Reife bringt. Sehen Sie, wenn ich Sie Engel nannte, mit dieſem holden, vieldeutigen Namen, dann ſchien mir ein Gegengruß aus Ihren Zügen zu leuchten, das ließ mich hoffen.“

„Meine Mutter rief mich Engel und Alarich, als er noch ein Knabe war.“

„Alſo für mich iſt dieſer Engel nicht auf Erden, aber Sie werden mich trotzdem als Ihren Freund betrachten. Was für einen Plan haben Sie für die Zukunft gefaßt, Maria Angela?“

„Domine, unſer Herr Paſtor, ſchreibt mir, daß Alarich während der Ferien mit eiſernem Fleiße ſtudirt hat. Nach ſeinem Examen wird er ſich für mich oder für — für Ihre Schweſter entſcheiden. Thut er das letztere, dann trete ich mit meinem Vermögen in die Beguinenſchweſterſchaft und bin dort geborgen.“

„Wunderbar — erſt harren Sie des Erwählten, dann Gottes — o, Angela, wie beneide ich Sie um Ihre Seelenreinheit!“

„Ach, Herr Gregor, meine Seele iſt voll Betrübnis, aber ſie liegt getroſt in Gottes ſtarker Hand.“

„Wohlan, Engel, Sie haben mich überzeugt, daß meine Art der Ihrigen unwürdig iſt, aber ich ſchwöre, daß Ihre Offenbarungen mich fortan als Schutzgeiſter begleiten ſollen, und daß ich erſtrebe, in meiner letzten Stunde zu ſagen: ‚Engel, Du lehrteſt mich das rechte Streben erkennen!‘“

Das Mädchen ſtand ruhig da, ihre großen Hände ineinander gelegt, während Gregor erregt den Parkweg auf und nieder ſchritt.

„Noch eine Frage, Maria Angela,“ unterbrach er ſeine Wanderung, „wenn Alarich Sie zum Weibe erwählt, wird er Ihre hohe Liebe anerkennen? Werden Sie ſeinen überkräftigen Willen beeinfluſſen können?“

„Nein, Herr Gregor, ich nicht!“

„Sie nicht? Wer denn?“

Marengel deutete hinauf, ihre blauen Augen tranken gleichſam das Himmelsblau in ſich, dann ſenkte ſie den Blick bis zu ihm und ſprach innig: „Der!“ Mit gefalteten Händen ſchritt ſie dem Hauſe zu.

Gregor eilte zu ſeiner Schweſter und rief:

„Sabine, Du darfſt ten Woldes Werbung nie und nimmer annehmen, Engel liebt ihn wie ihr Leben; weiſe ihn zurück, wenn er kommt!“

Sabinens dunkle Augen ſchauten ihn ſpottend an.

„O, Du junger Burſche — iſt der, den ich zurückgewieſen habe, etwa noch gut genug für eine Angela Stroot? Ein rechter Mann muß ſein Schickſal ſelbſt machen,“ erwiderte ſie, und er ſchlug ſich vor den Kopf, weil er daran gedacht hatte, das frieſiſche Mennonitenpaar nach ſeinem Sinne leiten zu wollen.

Der Bericht von Alarichs eiſernem Fleiße trieb Gregor pünktlich zur Univerſität zurück, er traf am letzten Morgen die immer frühzeitig aufſtehende Marengel allein beim Frühſtück, denn Sabine erſchien ſehr unregelmäßig.

„Ich nehme jetzt von Ihnen Abſchied, Engel,“ ſagte er, „ſpäter ſind wir nicht mehr allein! Was ich zu thun vermag für Sie, das geſchieht natürlich, aber ſchwören Sie mir, daß Sie ſich zu mir wie zu einem Bruder denken wollen, dem Ihr Wohl ſo ſehr am Herzen liegt.“

„Sie ſeelenguter Herr Gregor,“ ſprach das Mädchen, trübe lächelnd, „Sie müſſen mir ſchon glauben, wenn ich Ihnen das einfach verſpreche, denn wir Mennoniten dürfen nicht ſchwören.“

„Ja, ja, Ihr Verſprechen genügt ſo viel als tauſend Eide, vertrauen Sie mir nur.“

Nachdem Gregor morgens abgereiſt war, erhielt Sabine abends eine Karte folgenden Inhaltes von ihm:

„Deine Aufträge ausgeführt. A. t. W. fragte nach euch und will morgen nach Rabenhorſt kommen. Egon hat ein Kommando nach Hohenberg. Gregor.“

Eine Minute trat Marengel ans Fenſter und ſah in den dämmerigen herbſtlichen Park hinaus, dann ſtand ſie mit bleich aufſchimmerndem Geſichte vor der Witwe und ſagte leiſe:

„Gregor ſchreibt das, damit ich mich reiſefertig mache, Alarich hat ſich für Dich entſchieden.“ Seit längerer Zeit duzten ſich die beiden Freundinnen.

„Unmöglich, Angela, ſo grauſam kannſt Du mich nicht verlaſſen!“ rief Frau Müller. „Und Du wirſt doch nicht fliehen, ehe Du weißt, ob ein Grund zur Flucht vorliegt?“

„Ein Alarich ten Wolde bleibt nicht drei Tage, noch weniger durch Monate im Ungewiſſen, was er beabſichtigt, er wird ohne Umwege ſeinen Beſchluß darthun — ſo viel Rechtſchaffenheit hat er mit Gottes Hilfe, und dann gehe ich!“

„Armes Kind!“ klagte Sabine weinend; „Du haſt recht, ich darf mich nicht beklagen, da das ſchwerere Verhängnis Dich bedroht!“ Sie küßte das kühle, blaſſe Antlitz der Frieſin.

Sabine, die von allen Verwöhnte und Umworbene, fand es durchaus erklärlich, daß Alarich ten Wolde ſich für ſie entſchieden habe; erſt nach einer ganzen Weile ſagte ſie naiv:

„Aber er kann ja ebenſo gut Deinetwegen kommen, und ich weiß im andern Falle ja auch noch gar nicht, ob ich ihn nehmen würde!"

Angela hörte das mit an und verriet ihre Qual mit keinem Seufzer, erſt nach einer geraumen Weile empfand die Hausfrau, wie weh ſie dem Gaſte gethan.

Am nächſten Morgen kam nicht Alarich, ſondern ein Telegramm Gregors an Fräulein Stroot:

„Alarich ten Wolde liegt im Sterben, kommen Sie!"

Marengel ſtieß einen Schrei aus, blickte Sabine mit unheimlichen Geiſteraugen an und murmelte klanglos: „Das Modellmädchen hat ihn vergiftet!" Dann riß ſie das Fenſter auf: „Kutſcher, ſatteln Sie den Braunen, der Stallknecht ſoll, ſo ſchnell das Pferd ihn trägt, zur Telegraphenſtation reiten; ſpannen Sie den Korbwagen an, ich muß in einer halben Stunde den Zug erreichen!"

Ohne ein ferneres Wort eilte die Frieſin in ihr Zimmer, ſchrieb zwei Zeilen, griff Hut und Mantel und die bereits in Erwartung von Alarichs Beſuch gepackte Handtaſche auf, reichte Sabine, welche ihr ſchreckzitternd gefolgt war, die Hand und ſagte: „Leb wohl! Wenn ich die Pferde totjage, bekommſt Du andere!"

Der Wagen fuhr vor, das bislang ſo ſanfte, gleichmütige Mädchen ſchwang ſich auf, faßte die Zügel und hieb auf die Pferde. Da das Telegramm dem Reitknechte mit einem Goldſtück eingehändigt war, ſo kam der Reiter noch zehn Minuten vor dem Wagen an. Die Depeſche lautete:

„Er iſt vergiftet, ich komme. — An Graf Gregor Bockenheim um jeden Preis ſchnellſtens zu befördern."

Die Goldſtücke regneten nach allen Seiten und bewährten ſich als beſtes Förderungsmittel. In der Stadt wartete ein telegraphiſch beſtellter Wagen, und ſo waren kaum zwei Stunden verfloſſen, als Angela in das Zimmer ihres Verlobten trat. Der junge Hüne lag bleich und anſcheinend beſinnungslos im Bette; der Arzt, Gregor und ein Krankenpfleger umſtanden dasſelbe. Angela winkte und die drei Männer zogen ſich wortlos zurück, es war eben alles angewandt, was ſie zu thun vermochten. Das Mädchen hielt den Arzt eine Sekunde auf.

„Gift?" fragte ſie. Der Arzt nickte bejahend. „Alarich?" fragte die Braut mit tiefem Liebesausdruck. Seine todblaſſen, ſchmerzverzogenen Mienen veränderten ſich nicht. Angela nahm ſeine feuchtkalte Rechte in die ihrige, und der Panzer ihrer Selbſtbeherrſchung fiel vor der Nähe des Todes. „Alarich," ſprach ſie wie im Gebet, „wohl dachte ich, heute Abſchied von Dir zu nehmen, aber einen bittereren als den des Todes. Gottlob, Deine Seele zieht empor zum ewigen Lichte, ehe denn mein armes Leben durch ihre Untreue zertreten wurde. Alarich, ich will jede Stunde meines Daſeins zu Dir hinaufleben, und da oben wirſt Du erkennen, daß mein Daſein mit jedem Atemzuge der göttlichen Dreieinigkeit und Dir gehörte. Geh, geh, Du mein alles, der Verklärung entgegen!"

Sie drückte ihre keuſchen Lippen auf ſeine Stirn und öffnete dann die Thür, um die Pfleger wieder einzulaſſen, welche ſich zurückgezogen hatten.

Die Männer erſtaunten, als ſie das Mädchen nicht in Thränen, ſondern wie von Himmelsfrieden durchleuchtet ſahen. Gregor faßte ihre Hand und führte ſie in ſein benachbartes Zimmer. Er konnte nicht reden vor Bewegung und ſie fragte auch nichts, ſie ſchien weder zu ſehen noch zu empfinden, wo ſie war, ſie blickte empor, als wäre der Sterbende bereits da oben und ſie hielte nun eine Seelenzwieſprach mit ihm. Gregor kam ſich ganz klein und verzagt neben ihr vor; als er im nächſten Zimmer ein Geräuſch hörte, ſchlich er hinaus. Eine lange Zeit verging, ohne daß Angela ſich regte; wären nicht ihre Augen ſo hingebend zum grauen Himmel erhoben geweſen, man hätte ſie für ſchlafend halten können. Da ſprach Graf Gregor auf dem Korridor mit erregtem Tone:

„Nein, ich kann es ihr nicht ſagen!"

„Ich thue es ſo vorſichtig als möglich!" ſprach dann der Arzt und trat ein. Maria Angela ſtand mitten im Zimmer, todblaß und unbeweglich, der Arzt verbeugte ſich: „Infolge Ihres Telegramms, gnädiges Fräulein, habe ich Profeſſor Dorner zur Konſultation über Ihren kranken Anverwandten zugezogen; Ihr Wink war uns ſehr wertvoll, denn manche Gifte bringen eine Wirkung hervor, welche epileptiſchen oder Kolikzuſtänden äußerſt ähnlich iſt — jetzt, wo wir die uns zu Gebote ſtehenden Mittel anwandten, hoffen wir, daß der Leidende, dank ſeiner feſten Natur, am Leben erhalten bleibt!"

„Am Leben?" wiederholte das Mädchen und ſtützte ſich auf den Tiſch. Schon war auch Gregor neben ihr und redete ihr beruhigend zu.

„Herr Gregor," bat ſie mit gedämpfter Stimme, „wo iſt meine Taſche? Ich will fort: Sie und der Doktor dürfen Alarich nie, nie ſagen, daß ich hier war."

„Wenn Sie es wünſchen — nein! Ich werde Sie begleiten."

Es ward dem Grafen nicht leicht, eine ſofortige Abreiſe der Frieſin nach Belgien zu verhindern, obwohl er beſchwor, es beſtimme ihn nichts zu glauben, daß ſich Alarich für Sabine entſchieden habe.

„Außerdem," fuhr er fort, als er Maria Angela in einem freundlichen Hotelgartenzimmer etabliert hatte, „außerdem dürfen wir nicht ſäumen, den ruchloſen Mörder zu verfolgen, welcher ten Wolde ſo bös niedergeworfen hat — woher wußten Sie —"

„Daß Ihr Modellmädchen ihn töten wollte? O, ſo einfach iſt's zu erklären; ich zweifle nicht, daß ſie ihn leidenſchaftlich liebt, ebenſowenig, daß ſie ihm ſchaden will, weil er feſt blieb gegen ſie; wir ſahen ja, wie ſie meine Unkenntnis benützte — da ich ihn auch liebe, ſo ſtieg mir keine Frage weiter auf."

„Ja, ja, und Alarich hat den alten Schuſter wegen eines durch Einbruch geraubten Schinkens einſpunden laſſen! Aber, Engel, Sie dürfen Ihre Gedanken nicht mit denen dieſer Unwürdigen vergleichen!"

„Doch, doch, Gregor — nur legte ich meine Seele vor Gottes Auge, und der zog ſie empor, daß ſie nicht aus Liebe ſündigen konnte, aber das Modellmädchen hat nicht beten gelernt."

„Und ſoll dieſe gefährliche Perſon durch Sie oder in meinem Namen zur Rechenſchaft gezogen werden?"

„Nein, Herr Gregor, ſie ſoll zu keiner irdiſchen Rechenſchaft gezogen werden, wir müſſen alles daran ſetzen, ſie zu retten!"

„Engel!" ſtaunte der Graf.

„Es iſt ſo ſchön, daß mir noch eine Arbeit, ein Streben bleibt — kommen Sie heute gegen Abend, Herr Gregor, und wir werden die Irrende ſuchen!"

Im Laufe des Tages wuchs die Zuverſicht für Alarichs Geneſung, wenn ſchon die kräftigen Medikamente ihn äußerlich betäubt erhielten. Gregor und ſeine Schutzbefohlene fanden Helene, die Geſuchte, ohne Schwierigkeit in einem kleinen, öden Kämmerchen. Der Graf blieb draußen auf dem engen, dunſtigen Laufgang, während Angela zu der Verbrecherin eintrat, die einen ſchwachen Schrei ausſtieß und deren ſonſt ſo müde Augen einen fieberhaften Widerſchein des Entſetzens und der Furcht verrieten beim Erblicken der Frieſin.

„Armes Kind," redete die Beſucherin ſie in mildem Wehmutsklange an, „Du haſt Dich ſehr, ſehr unglücklich gemacht, aber Du thateſt es aus Liebe zu dem Manne, welcher auch mir ſo teuer iſt als mein Leben; auch ich bin ſeinetwegen in Herzenstrauer, obwohl die Aerzte hoffen, ſein Leben zu retten. Da wir nun ſo in Leid zuſammengeführt ſind, wollte ich Dich bitten, mich zu begleiten, damit wir einander ſtützen und ſchützen. Hier haſt Du Geld, thue für Deine Angehörigen, was ihnen notwendig iſt, und verſchaffe Dir eine anſtändige Reiſekleidung, denn wir müſſen übermorgen, ehe denn Nachforſchungen eingeleitet werden, die Landesgrenze paſſiert haben."

Lena fiel zu Boden, umfaßte mit den Armen die Kniee ihrer Wohlthäterin und ſtammelte: „Engel!"

In einer kurzen Zwieſprach erfuhr Angela, daß die irrſinnige Mutter der Armen geſtorben ſei, und das Modellmädchen rief ſchluchzende Verſicherungen, ſie wolle ihr Leben für die neue Freundin laſſen. Die letztere gab einen kurzen Reiſeplan und entfernte ſich wieder.

„Engel!" ſprach Gregor im Wagen. „Sie vollführten dieſes Rettungswerk ſo wunderbar einfach und doch ſo befremdlich, Sie haben dem Geſchöpfe nur die irdiſchen Beweggründe Ihres Eingreifens genannt."

„Wenn ſie andere kennt, ſo iſt ſie doch zu wirre, um dieſelben zu erwägen, genug, daß ein Weib ihre Hand in die meine drückt, und ſie hat, dank ihrer ſchwächern Konſtitution, einen Vorzug vor mir, ſie kann weinen."

„Sie, Angela, in Ihrer klöſterlichen Vergangenheit, haben möglicherweiſe keine Ahnung davon, daß dieſes Künſtlermodell wahrſcheinlich kein reines, für Ihren Umgang paſſendes Frauenzimmer iſt, und ich muß Sie dringend vor dieſer in Schmutz und Gemeinheit erwachſenen Pflanze warnen!"

„Herr Gregor, wenn ſie den Weg verlor und Gott mich dahin leitet, wo ſie pfadlos irrt, da iſt ſie mein Nächſter und ich verbinde ihre Seelenwunden und lege meine zehn Groſchen hin wie der Samariter, welcher auch nicht nach der Vergangenheit ſeines Verunglückten fragte. Wie ſie auch iſt, mir wird ſie viel ſein, denn ſie zeigt mir den Weg durch die Brandung in den Hafen."

„Den Weg, welchen Sie für Ihren Schützling mit dem Weiheöl der Barmherzigkeit ebnen!" ſprach Gregor erſchüttert, und er, der Leichtlebige, wagte nicht, die Hand des ſchlichten Mädchens zu drücken, ſo hoch ſah er ihr Streben über ſich.

Am Abend des nächſten Tages reiſte Maria Angela Stroot mit ihrer ſchwarz gekleideten Begleiterin vermittelſt des Jagdzuges nach Belgien ab.

(Schluß folgt.)

Friedrich Auguſt von Quenſtedt.

Am 9. Juli 1889 feierte die Wiſſenſchaft den achtzigſten Geburtstag Friedrich Auguſt von Quenſtedts, des ordentlichen Profeſſors für Mineralogie und Geologie an der Hochſchule Tübingen, welcher der Jubilar ſeit zweiundfünfzig Jahren als hochangeſehenes und in weiten Kreiſen bekanntes Mitglied angehört. Im Herbſt 1837 folgte der junge Gelehrte einem Ruf an die ſchwäbiſche Muſenſtadt und kam auf einer ſchlichten Fußwanderung in ſeine neue Heimat, welche ihm ſo ſehr eigen und der Schauplatz eines ernſten und erfolgreichen Forſchens werden ſollte. Damals lag ein Duft von neuem Wein über dem von Quenſtedt durchwanderten Remsthal, eine ganz neue und höchſt überraſchende Sache für den in einfachſten Verhältniſſen aufgewachſenen Sohn des deutſchen Nordens, welcher auch an dem Orte ſeiner vorangegangenen wiſſenſchaftlichen Ausbildung, in Berlin, ſo ganz zurückgezogen gelebt und die Genüſſe des Weins faſt nur vom Hörenſagen gekannt hatte. In Tübingen begann für den jungen Forſcher ein fleißiges Arbeiten. Die Wiſſenſchaften, zu deren Vertretung Quenſtedt berufen war, hatten entfernt noch nicht die heutige Größe ihres Umfangs oder die jetzige Höhe ihrer Ausbildung erreicht. Quenſtedt machte ſich an die beiden Aufgaben: er durchſuchte das württembergiſche Land nach allen Seiten, um die Schätze ſeiner Gebirgsformationen feſtzuſtellen und zu bergen, dabei das Land ſelbſt in ſeiner Schichtenfolge genau kennen zu lernen und zu beſchreiben. Die wichtigſte Bildung der geologiſchen Epochen, die Juraformation, hat von Quenſtedt eine ſehr eingehende Erforſchung und Schilderung erfahren, die ſeinen Namen in der ganzen Welt berühmt machte. Beſonders war es auch die Ermittlung der reichen bei uns vorkommenden Verſteinerungen und ihre genaue Feſtſtellung nach Fundort und Art, welche für Quenſtedt zu einem ebenſo intereſſanten als fruchtbaren Arbeitsfeld wurde. — Die andere Aufgabe beſtand darin, die hierhergehörigen Wiſſenſchaftszweige auch mathematiſch und phyſikaliſch zu fördern; Quenſtedt wurde derſelben durch tiefe Forſchungen und zahlreiche Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Kryſtallformenlehre und der Mineralogie gerecht. Geologie, Mineralogie und Petrefaktenkunde ſind an ſich keine Wiſſenſchaften, welche beſonders für Anteilnahme weiterer Kreiſe geeignet wären. Quenſtedt hat es aber verſtanden, durch die ebenſo ſchlichte als geiſtvolle und anregende Art ſeiner Veröffentlichungen und beſonders ſeiner Tübinger Lehrvorträge zahlreiche junge Mediziner und Theologen für das von ihm durchforſchte Naturgebiet zu intereſſieren, ein ehrenvoller Erfolg, der ſich durch ſelbſtändige Teilnahme an den geologiſchen Forſchungen ſeitens mancher unter dieſen Schülern reichlich lohnte. Die Abendvorträge Quenſtedts zu Stuttgart gehörten in früheren Jahren zu den intereſſanteſten und beliebteſten Beiträgen, welche die Tübinger Gelehrten ſtellten und zeichneten ſich — wie auch die einem ähnlichen Zweck dienenden Tübinger Muſeumsvorträge — durch die richtige Miſchung belehrender und unterhaltender Stoffe ſowie durch eine reizende Beigabe von Witz und Humor aus. Die Quenſtedtiſchen Schriften „Sonſt und Jetzt" (1856) ſowie

„Klar und wahr“ (1872) gehören zu den allerbeſten populärwiſſenſchaftlichen Werken überhaupt und können jedem Freunde einer geſunden und tieferen Volksbelehrung empfohlen werden. Neben gründlichſtem Wiſſen, welches immer auch an die Gedanken und Erkenntniſſe der Vorgänger anknüpft, findet ſich ſchlichte und doch geiſtvolle Behandlung des Stoffes bei prächtiger Unterhaltungsgabe. Der Mann der Wiſſenſchaft iſt nun reich geehrt worden, ſowohl gelegentlich ſeines fünfzigjährigen Doktorjubiläums im April 1886, als anläßlich ſeiner fünfzigjährigen Wirkſamkeit in Tübingen, und bei Vollendung ſeines achtzigſten Lebensjahres. Auf welch' reiches und ſchön entfaltetes Leben blickt der Menſch Quenſtedt beim Beginn ſeines neunten Dezenniums zurück! Geboren 1809 zu Eisleben als Sohn armer Eltern, wuchs der Knabe heran, vielfach auch auf Triften Vieh hütend, ſchon mit zehn Jahren Beweiſe glänzender Geiſtesanlagen gebend, durch Eintreten eines Onkels in beſſeren Schulunterricht gebracht und endlich (1830) mit fünfzig Thalern an die Hochſchule Berlin entlaſſen, von jetzt ab jeder weiteren Nachhilfe entbehrend, ganz auf ſich ſelbſt geſtellt. Da galt es, äußerſt eingeſchränkt zu leben. Quenſtedt mit drei Studien- und Leidensgenoſſen mietete ein Gartenhaus, pflanzte ſeine Kartoffeln vor demſelben und aß nur ſelten — wenn er eingeladen wurde — in beſſeren Verhältniſſen. Da hatte ſich mancher deſto eiliger auf ein Brotſtudium geworfen, um recht bald einer ſo elenden Verpflegung los zu werden. Nicht ſo unſer Naturkind! Frei und urwüchſig bewegte er ſich im Reich des Wiſſens, bald da, bald dort Vorleſungen hörend und das Notwendigſte für ſeinen Unterhalt durch Klavierunterricht erwerbend. Drei Jahre lang vermehrte er ſo den Schatz an Wiſſen und Bildung, welchen ſein junger Geiſt eifrig zu ſammeln beſtrebt war, und noch hatte er ſich nicht für einen beſtimmten Zweig des Studiums, einen ſichern Lebensberuf entſchieden.

F. A. von Quenſtedt, geb. 9. Juli 1809.

Da gelangte er eines Tages — faſt zufällig — in eine Vorleſung des damaligen Profeſſors Weiß, wo er ſich „für die Steine“ ſo begeiſterte, daß er ſeines Berufes alsbald ſicher war. Kurze Zeit nachher überreichte er Profeſſor Weiß eine Abhandlung, für welche er Lob erntete und zugleich eine Anſtellung am mineralogiſchen Inſtitut. Nun dauerte es nur noch einige Wochen, ſo hielt der neue Schüler bereits ſelbſt Vorleſungen, und bald traf ihn der Ruf nach Tübingen. Er entführte ihn aus einem Kreiſe angeſehener, ſelbſt hochberühmter Namen in Berlin: Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, ſowie der große Philoſoph Hegel gehörten zu dem Kreiſe, in welchem ſich der junge Gelehrte dort bewegte.

In Tübingen blieb Quenſtedt ſeiner alten Einfachheit und Naturwüchſigkeit treu; ſein volkstümlicher Sinn, ſeine Abneigung gegen geziertes und künſtlich gelehrtes Weſen haben ihn zum Helden zahlreicher kleiner Anekdoten gemacht, wie er auf der andern Seite, dort, wo wiſſenſchaftliche Größe gilt und recht verſtanden wird, der Mittelpunkt berechtigter Verehrung und Huldigung geworden iſt.

Möchte ihm ein ſchönes Alter noch lange beſchieden ſein! **Emil Schlegel.**

Deutſche Kämpfe in Oſtafrika.

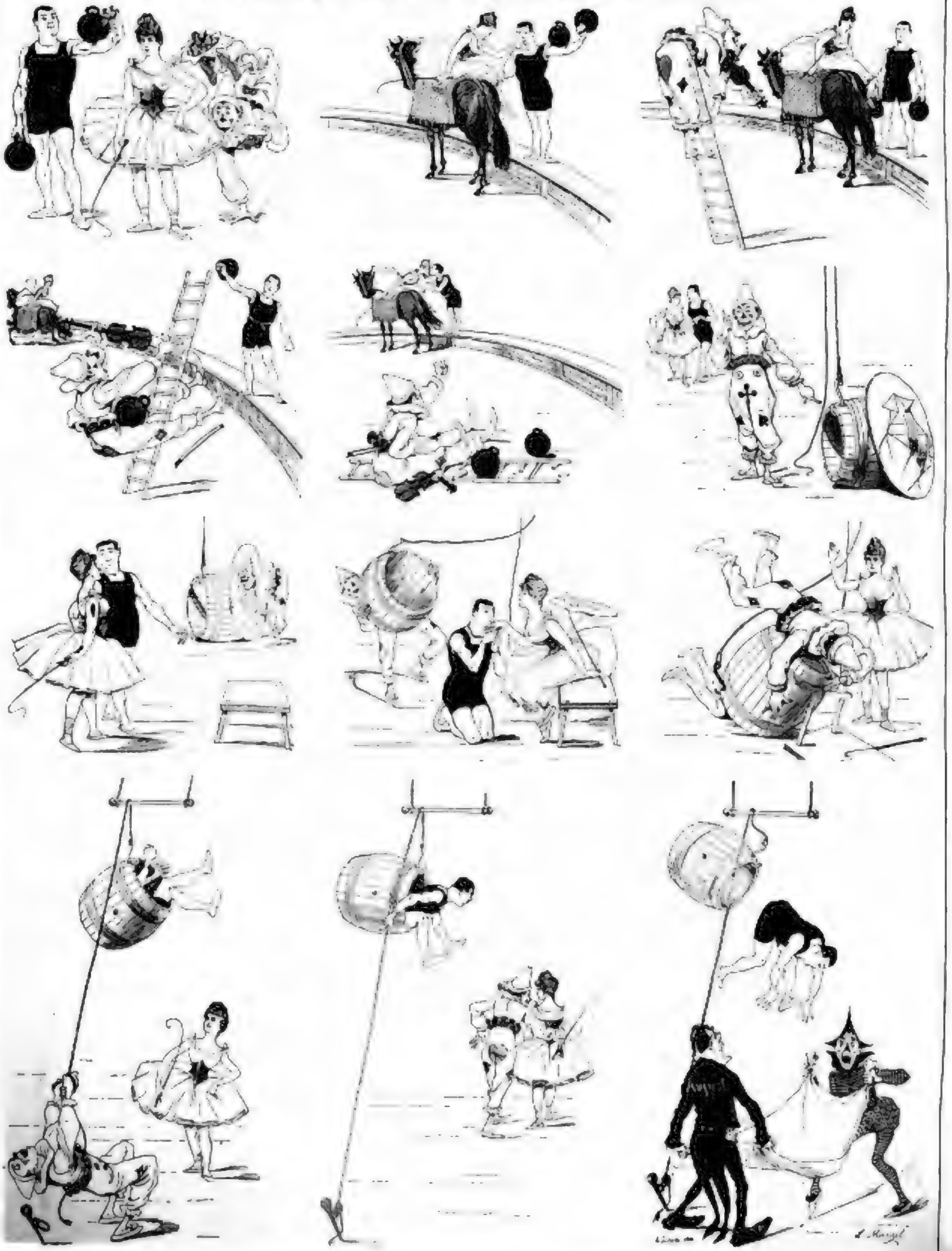
Einnahme von Pangani am 8. Juli.

Der jüngſte Sieg des Reichskommiſſars Wißmann in Oſtafrika dürfte für die Niederwerfung des Aufſtandes der Araber wenigſtens in der nördlichen Hälfte unſeres zukunftsreichen Kolonialgebietes entſcheidend ſein. Nach den ſiegreichen Gefechten Wißmanns bei Bagamoyo und Saadani wagten die Aufſtändiſchen im Norden des deutſchen Schutzgebietes nur noch in dem — nach afrikaniſchen Begriffen — ſtark befeſtigten Pangani, dem Ausgangspunkt und Hauptſitz der Empörung, Widerſtand zu leiſten.

Pangani, die nördlichſte Stadt der deutſchen Intereſſenſphäre im Sultanat Zanſibar, liegt im Uſambaralande an der Mündung des gleichnamigen, von den Eingeborenen meiſt Ruvu genannten Fluſſes, der die Grenze zwiſchen Uſegua und Uſambara bildet. Der Ruvu entſpringt auf dem Kilima-Ndſcharoberge, iſt ſeiner Stromſchnellen wegen meiſt nur für ganz kleine Fahrzeuge ſchiffbar, erweitert aber dicht vor dem Eintritt ins Meer ſein Bett bis zur Breite von fünfzehnhundert Meter, ſo daß ſelbſt größere Kriegsſchiffe ſich bequem der Stadt nähern können. Vor dem Aufſtande der Araber zählte dieſelbe ungefähr fünftauſend Einwohner; neben zahlreichen ärmlichen Negerhütten hat ſie auch eine große Zahl maſſiver Häuſer, in denen die wohlhabenderen Araber und Hindus wohnen. Pangani liegt auf dem linken Ufer des Ruvufluſſes und iſt von prächtigen Kokospalmenhainen und hochgewachſenen Mangobäumen rings umgeben. Unmittelbar an die bewohnte Stadt ſtößt die Wildnis. Auf dem rechten Ufer des Ruvu, Pangani gegenüber, liegt Bueni, die nördlichſte Küſtenſtadt Uſeguas, maleriſch am Fuße eines etwa hundert Meter hohen, dichtbewaldeten Höhenzuges. Die Ufer des Ruvu ſind rechts und links von ſanften, meiſt mit Laubbäumen beſtandenen Hügeln eingefaßt, die bald dicht an das Strombett herantreten, bald ein Vorland von einigen hundert Meter

Der Kampf um Pangani: Wißmann'ſche Truppen [illegible] die Araber in der Stadt. Originalzeichnung von [illegible]

Ein Eiferſuchtsdrama aus dem Zirkus. Bilder ohne Worte.



Breite freilaſſen, das hier wie längs der Küſte mit üppigem Grünwuchs bedeckt iſt.

Hierhin hatten ſich die Aufſtändiſchen nach ihren unglücklichen Kämpfen im Uſeguhalande zurückgezogen, und die Wißmanniſche Streitmacht, unterſtützt von fünf deutſchen Kriegsſchiffen, folgte ihnen. Am 8. Mai war es, als die Wißmanniſchen Truppen mit Hilfe von Marinemannſchaften Buſchiris Lager bei Bagamoyo erſtürmten, gerade einen Monat darauf wurden die Küſtenſtädte Saadani und Uwindji genommen und verbrannt, und wieder genau einen Monat ſpäter — am 8. Juli — fand das Bombardement und die Eroberung von Pangani ſtatt.

Die fünf deutſchen Kriegsſchiffe poſtirten ſich der Mündung des Rufu gegenüber und eröffneten ein heftiges Geſchützfeuer auf das Vorland und das linke Flußufer. Nach der Beſchießung ſetzte Wißmann ſeine Streitmacht ans Land: über tauſend ſchwarze Krieger — Askaris, Sudaneſen und Zulus, von deutſchen Unteroffizieren geführt — dazu vierhundert deutſche Matroſen, die hier wie in den anderen Gefechten den Löwenanteil an dem ſchnellen, glänzenden Erfolg hatten.

Unſer Bild ſtellt den Moment dar, wo die Wißmanniſchen Truppen ſich unter dem freilich nur noch ſchwachen Widerſtand der Aufſtändiſchen zum Sturm auf Pangani anſchicken, während die Kriegsſchiffe das Bombardement abbrechen und nur das rechte Flußufer, ſowie die hinter der Stadt abziehenden Feinde noch mit Granaten bewerfen.

Durch die Eroberung von Pangani, an die ſich in raſcher Folge die nach kurzem Kampfe erfolgte Beſetzung von Tanga anſchloß, iſt die ganze nördliche Hälfte der Sanſibarküſte wieder in deutſchen Händen, ſo daß die friedliche Kulturarbeit dort bald aufs neue beginnen kann. In dieſem nördlichen Teile befinden ſich nämlich ſämtliche Binnenlandſtationen der oſtafrikaniſchen und der Plantagen-Geſellſchaft, welche ſeit dem vorigen Herbſte von arabiſchen Banden größtenteils gebrandſchatzt und zerſtört wurden; ſo namentlich die Station Lewa oder Rewa — die Suaheleneger verwechſeln meiſt die Buchſtaben L und R — fünfzehn Kilometer landeinwärts von Pangani gelegen, welche mit ihren großen Tabakpflanzungen mehrere hundert ſchwarze Arbeiter beſchäftigte und im vorigen Jahre bereits eine größere Ernte erzielte, von der unmittelbar vor der Zerſtörung der Pflanzung ein Teil nach Deutſchland verſchickt worden war.

Durch die Einnahme von Pangani iſt ferner der wichtige Handelsweg längs des Rufufluſſes von Pangani nach dem Kilima-Ndſcharo wieder offen, auch für eine Emin Paſcha-Expedition der Weg durch deutſches Gebiet frei geworden.

G. D.

Zum Friedrich Liſt-Jubiläum.

Am 6. Auguſt 1889 ſind es hundert Jahre, daß einer der genialſten Volkswirte und Zeitungsſchreiber, † Dr. Friedrich Liſt, welcher als ein wahrer Prophet die erſte, aber vergebliche Anregung zu einem einheitlichen deutſchen Eiſenbahnnetz gab, zu Reutlingen geboren wurde, wo ſeit 1863 ſein Standbild in Erz nach dem Modell von Guſtav Kietz in Dresden ſteht. Der alte Spruch von der ingrata Suevia, ingrata ſuorum [illegible] hat ſich an keinem Schwaben auffallender bewahrheitet als an ihm, dem Manne mit dem weiten Weltblick, welcher mit angeborenem Geiſt und ſchneidigem Scharfſinn jenen ausdauernden Fleiß verband, den man mit Recht eine „andere Art von Genie“ genannt hat. Als der Sohn eines einfachen Handwerkers in beſcheidenen Verhältniſſen geboren, beſuchte Liſt mit glänzendem Erfolg die Lateinſchule ſeiner Vaterſtadt und zeigte einen Bildungseifer, der für den Beruf eines Gerbers, wozu er anfangs beſtimmt war, zu gut erſchien, und er widmete ſich daher dem Schreiberweſen. Durch unermüdlichen Fleiß, einſame Lektüre und ſeltene Arbeitskraft that er ſich in dieſem Berufe bald ſo ſehr hervor, daß er mit ſechsundzwanzig Jahren Oberaktuar am Oberamt Tübingen wurde, wo er ſeit 1816 ſeine autodidaktiſche Bildung noch durch den Beſuch von akademiſchen Vorleſungen vervollſtändigte. Als im Jahre 1817 in Tübingen die Lehranſtalt für Staatskunde und Staatspraxis (die Vorläuferin der ſpäteren ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultät) an der Univerſität errichtet wurde, berief man Liſt als Profeſſor an dieſelbe. Es war die Zeit des Verfaſſungskampfes [illegible] Friedrich das alte landſtändiſche Verfaſſung (das „alte gute Recht“) entgegentrat und den Kämpfen [illegible] ſtand in der Preſſe energiſch für die Wiederherſtellung der Verfaſſung in Württemberg und für die Lehren der konſtitutionellen Monarchie. Da er aber als „Staatsdiener“ [illegible] ſtreiten und noch weniger für Zeitungen ſchreiben ſollte, ſo zog er ſich den Unwillen der Regierung zu, ward wegen einiger Artikel zur Rechenſchaft gezogen und mit Entlaſſung bedroht, was ihn 1819 zur Niederlegung ſeines Amtes veranlaßte. Er [illegible] die Stelle eines Konſulenten des Deutſchen Handelsvereins, den er hatte ins Leben rufen helfen, und ward 1820 [illegible] ſeiner Vaterſtadt in die württembergiſche [illegible]

[illegible] ſtellung hat. Dies ward ihm als Ausſchreitung ausgelegt und er deshalb im Februar 1821 ſeines landſtändiſchen Mandats enthoben und in Unterſuchung genommen, kraft welcher er am 6. April 1822 zu einer zehnmonatlichen Feſtungsſtrafe verurteilt wurde. Dem Vollzug derſelben entzog ſich Liſt zwar durch die Flucht, kehrte aber nach dritthalbjährigem Aufenthalt im Elſaß und in der Schweiz wieder nach Württemberg zurück und trat im Spätherbſt 1824 ſeine Haft auf dem Asperg an.

Das Friedrich Liſt-Denkmal in Reutlingen.

Auf ſein Anſuchen ward ihm aber im folgenden Jahre ſeine Strafe erlaſſen und die Erlaubnis zur Auswanderung nach Amerika erteilt. Er ging nach Pennſylvanien, kaufte ſich bei Harrisburg an und lebte halb als Farmer, halb als politiſcher Schriftſteller, und eine der erſten Früchte ſeiner Muße war die für eine pennſylvaniſche Geſellſchaft geſchriebene geiſtvolle Schrift: „Umriſſe eines neuen Syſtems der Volkswirtſchaft“, Philadelphia 1827, welche ſchon die Grundgedanken ſeines ſpäteren Hauptwerks über politiſche Oekonomie enthielt. Zugleich war er aber auch praktiſch ungemein thätig: als er 1830 auf einem Ausflug in die Blauen Berge Pennſylvaniens ein ſehr ergiebiges Flöz von wertvoller Anthracitkohle entdeckt hatte, gründete er nicht nur eine Geſellſchaft zum Abbau desſelben, ſondern auch zur Förderung dieſer Mineralſchätze eine Eiſenbahn von Tamaqua nach Port Clinton. Seine Beſchäftigung mit dem Eiſenbahnweſen und ſeine anregenden lichtvollen Aufſätze über Volkswirtſchaft und Handelspolitik wurden in ſeiner neuen Heimat in ihrem vollen Wert erkannt, und ihnen verdankte es Liſt, daß er 1831 von dem Staatsſekretär van Buren in einer Handelsmiſſion nach Paris geſchickt wurde, wo er beſonders den Gedanken an ein allge[illegible]

[illegible] Bau der deutſchen Eiſenbahnen [illegible] in Leipzig, entfaltete eine ungemein rege und fruchtbare litterariſche Thätigkeit, rief zum Beiſpiel das bedeutende, von Rotteck und Welcker herausgegebene „Staatslexikon“ ins Leben und wirkte ganz beſonders für den Gedanken, ein ſächſiſches Eiſenbahnnetz zur Grundlage eines allgemeinen deutſchen zu machen, infolge deſſen vornehmlich die Leipzig-Dresdener Bahn entſtand. Allein Liſt hatte kein Glück: alle Verſuche, eine Anſtellung oder Anſiedlung in Deutſchland zu finden, ſchlugen fehl, ſeine Bitte um bürgerliche Rehabilitierung in Württemberg wurde rundweg abgeſchlagen, und ſo ging Liſt 1837 nach Paris und ward Korreſpondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und Mitarbeiter der [illegible] 1840 kehrte er nach Stutt[illegible] Verein mit dem [illegible]

[illegible] ſchrieb er dort ſein „Nationales Syſtem der politiſchen Oekonomie“, das bereits ſechs Auflagen erlebte, gründete das „Zollvereinsblatt“, worin er das Prinzip des Freihandels thatkräftig bekämpfte, und bewarb ſich vergebens in Bayern und Württemberg (wo er endlich amneſtirt worden war) um eine Anſtellung, die er auch in England und Oeſterreich umſonſt ſuchte. Krank, verſtimmt und verbittert, kam er, auf einer Alpenreiſe vergeblich Erholung ſuchend, nach Kufſtein und machte hier, an ſeinem Glück und an ſeinem Vaterland verzweifelnd, am 30. November 1846 ſeinem Leben durch einen Piſtolenſchuß ein Ende. Mit ihm ſtarb ein ehrlicher Patriot, ein weit- und ſcharfblickender Volkswirt, ein unerſchrockener Volksfreund, ein Mann, der zuerſt den ungeheuren Einfluß der Eiſenbahnen auf die ganze Entwicklung des künftigen wirtſchaftlichen Lebens der Völker erkannt hatte. Wie traurig, daß dieſer Mann ſeitens ſeines engeren und weiteren Vaterlandes in ſeinem Wert erſt erkannt ward, als er angeſichts von Mangel und [illegible] das Leben als eine Bürde abgeſchüttelt hatte.

Dr. K. M.

Notizblätter.

Bühne.

— **Das Oberammergauer Paſſionsſpiel moderniſirt ſich.** Die Bühne wird 16 Meter breit und 17 Meter tief. 46 Dekorationen, durchweg „Proſpekte“, bringen Veduten aus Paläſtina. Einige Scenen werden fortan nach berühmten alten Meiſtern geſtellt, ſo das Abendmahl nach Lionardo, die Kreuzigung nach Rafael; für die Landſchaft haben Hildebrandt und C. H. Fiſcher die Vorlagen geliefert. Auch Scenen aus der Doré-Bibel (deren deutſche Ausgabe bekanntlich in der Deutſchen Verlags-Anſtalt, Stuttgart, erſchienen iſt) haben Verwendung gefunden. Jeruſalem erſcheint in vier Anſichten. Eine große Wanddekoration bringt das Paradies, den Kalvarienberg, ſchließlich einen Stadtteil Jeruſalems. Zwei Vorhänge werden in Wien von Burghardt gemalt. Ein Zwiſchenvorhang — Tapete — und der Hauptvorhang mit der von Landwehr entworfenen Anſicht von Bethlehem. Die Vorhänge ſind nur uneigentlich ſo; ſie ſind auf Holzwände gemalt, die in Rollen laufen und vor- und zurückgeſchoben werden, ebenſo wie die Couliſſen und die Hintergrunddekorationen, deren einzelne allerdings teilweiſe transparent hergeſtellt worden ſind, was ſelbſtverſtändlich Oeffnungen in der Holzwand bedingte. Die Bühne hat Oberlicht und wird mit einem Glasdach gedeckt.

— **In München war die Aufführung des „Liebesverbots“,** einer Jugendoper Richard Wagners, beabſichtigt. Inzwiſchen ergaben die feilgebotenen Klavier- und Geſangsproben, daß die Muſik nicht als ein Sammelſurium geringer italieniſcher und franzöſiſcher Muſikmotive und eine Aufführung des Werkes mit der Achtung vor Wagners Bedeutſamkeit unvereinbar iſt.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die deutſche wiſſenſchaftliche Expedition zur Erforſchung des Meeres,** zu der bekanntlich Kaiſer Wilhelm II. 80,000 Mark beigeſteuert, hat am 15. Juli von Kiel aus ihre Reiſe angetreten.

— **Die zur Vorbereitung der 400jährigen Jubelfeier der Entdeckung von Amerika in Madrid eingeſetzte Kommiſſion** hat vorläufig einen Preis von 30,000 Franken ausgeſchrieben für das beſte hiſtoriſche Proſawerk über das zu feiernde Ereignis. Die hiſtoriſche Akademie in Madrid empfängt die um den Preis konkurrierenden Schriften bis zum 1. Januar 1892. Dieſelben können in ſpaniſcher, portugieſiſcher, engliſcher, deutſcher, franzöſiſcher oder italieniſcher Sprache abgefaßt ſein.

— **Ein Bernſteinmuſeum wurde in Königsberg eröffnet.** Die Sammlung umfaßt rund 20,000 Nummern und iſt nach wiſſenſchaftlichen und kommerziellen Grundſätzen geordnet. Es werden hier vortrefflich veranſchaulicht die verſchiedenen Arten, in denen Bernſtein vorkommt, die verſchiedenen Handelsſorten, die Einſchließungen von Tieren und Pflanzen, die bearbeiteten Stücke früherer Kulturepochen und ſolche der Gegenwart. Außerdem dienen Wandgemälde und Modelle dazu, die bergmänniſche Gewinnung, die Baggerei und Taucherei zur Darſtellung zu bringen.

— **Verſteinerte Menſchen ſind in einem Marmorbruche** in Neu-Süd-Wales (Auſtralien) aufgefunden worden. Die ausgezeichnet erhaltenen Körper ſind nach Sydney gebracht und werden vorausſichtlich noch die weiteſten Kreiſe der Wiſſenſchaft beſchäftigen.

— **Das ſtärkſte Einzellicht der Welt, eine Rieſenlampe,** befindet ſich auf dem vor kurzem aufgerichteten Leuchtturme bei Hanſtholm auf einem Hügel an der Küſte Jütlands. Zwei Dampfmaſchinen von je 35 Pferdekräften dienen zum Betrieb zweier magnetoelektriſcher Maſchinen. Die Leuchtkraft der Lampe wird auf zwei Millionen Normalkerzen angegeben.

— **Die berühmte Rochuskapelle bei Bingen wurde** [illegible] Das jetzt zerſtörte Gebäude ſtammt aus dem Jahr 1814, deſſen Einweihung wurde von Goethe durch eine ſchöne Schilderung in der „Minerva“ verherrlicht. Die urſprüngliche Rochuskapelle [illegible] Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in den [illegible]

Gewerbe und Verkehr.

— **Es iſt bekannt, daß das Papier** [illegible] in ſchneller Hinſicht gelangt, [illegible] mit einer Art Emailſchicht verſehen, dagegen die Außenfläche mit Asphaltfilz überzogen und mit Sand beſtreut. Es wurde feſtgeſtellt, daß eine ſo fabrizierte und 2 Centimeter dicke Röhre einem innern Druck von [illegible] Kilogramm widerſtehen kann.

— **Dem Berliner Poſtmuſeum iſt vom Landdroſt von** Dargun als Kurioſum ein Briefumſchlag überwieſen worden, welcher zu einem Briefe von gewöhnlicher Stärke gehört hat. Der Brief war aus Philadelphia abgeſandt und an den Urgroßvater des Einſenders des Umſchlags, Herrn Oberſt-Leutenant von Preſſentin in Sternberg (Mecklenburg) gerichtet. Der Umſchlag trägt die Poſtſtempel beziehungsweiſe Poſtvermerke von Philadelphia, London, Calais, Brüſſel, Haag, Amſterdam und Hamburg, woraus ſich der Beförderungsweg des Briefes von ſelbſt ergiebt. Leider giebt keiner der Poſtſtempel Aufſchluß über das Jahr der Beförderung; da jedoch der Adreſſat nach Angabe ſeines Urenkels erſt im Jahre 1760 nach Sternberg übergeſiedelt iſt und dort bis zu ſeinem Tod im Jahre 1779 gewohnt hat, ſo muß die Aufgabe beziehungsweiſe Ankunftszeit des Briefes in die Zeit von 1760 bis 1779 gefallen ſein. Der Brief war unfrankiert; nach Ausweis der auf dem Umſchlag angebrachten Poſtvermerke hatte der Empfänger für den Brief nicht weniger als 5 Thaler 12 Schilling mecklenburgiſch oder in heutiger Reichswährung 15 Mark 70 Pfennig Porto zu zahlen.

Natur.

Im Betreff ungewöhnlich großer Hitze in früheren Jahrhunderten wird berichtet, daß die Quellen im Jahre 627 nach Chriſti Geburt verſiegten und Menſchen verſchmachteten. 879 war es unmöglich, im Freien zu arbeiten, beſonders auf dem Felde; wer es erzwingen wollte, wurde entweder vom Schlage gerührt oder vom Sonnenſtich getroffen. Im Jahre 993 wurden die Aehrenſtengel auf dem Felde geröſtet wie in einem Backofen. Das Jahr 1000 brachte beſonders Frankreich eine große Hitze; die Quellen trockneten aus, und der Geruch der dadurch getöteten Fiſche brachte die Peſt. Bei der Hitze im Jahre 1022 verſchwanden in Elſaß und Lothringen Brunnen und Flüſſe. 1132 trocknete der Rhein aus. 1152 erreichte die Hitze einen ſolchen Grad, daß man Eier im Sande ſieden konnte. 1227 kamen viele Menſchen und Tiere infolge der großen Hitze um. Im Jahre 1303 waren Rhein und Donau trockenen Fußes zu durchſchreiten. 1304 vertrocknete die Elbe, 1333 in Frankreich die Seine und Loire. 1556 lag über ganz Europa eine große Dürre verbreitet. 1614 vertrockneten in Frankreich und ſelbſt in der Schweiz die Brunnen und Teiche; nicht minder heiß waren die Jahrgänge 1646, 1679 und 1701. Im Jahre 1718 regnete es vom Monat März bis Oktober nicht ein einziges Mal; das Getreide verbrannte, die Flüſſe trockneten wieder aus, die Hitze ſtieg bis 35 Grad Réaumur, und in bewäſſerten Gärten blühten die Obſtbäume zweimal. Außerordentlich groß war auch die Hitze in den Jahren 1724, 1746, 1756 und 1811. Wegen übergroßer Hitze wurden im Sommer 1815 in vielen Städten [illegible] Thermometer zeigte 35 bis 40 Grad Réaumur, die Theater geſchloſſen.

— **Als letzter Reſt des Urwaldes, der einſt die Stelle des** heutigen Berlin bedeckte, gilt die [illegible] auf ein Alter von 800 Jahren geſchätzte Eibe (Taxus) im Garten des Herrenhauſes. Allen Unterſuchungen zufolge iſt ſie wild gewachſen und ſtand in dem ſich bis hierher erſtreckenden Tiergarten, als die Gegend unter König Friedrich Wilhelm I. bebaut wurde. Der Erbauer des Palais, Herr von der Groeben, ſchonte den ehrwürdigen alten Baum. Als das Palais für das Herrenhaus umgebaut wurde, ſollte der Baum fallen, aber König Friedrich Wilhelm IV. ließ eigens den Bauplan des Baumes wegen ändern. [illegible]

Geſundheitspflege.

Der franzöſiſche Gelehrte Paſteur, welcher bekanntlich ein ſicheres Verfahren gegen die Tollwut entdeckt haben will, hat der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften eine Statiſtik über die im Inſtitut Paſteur vom 1. Mai 1888 bis 1. Mai 1889 behandelten Wutanfälle unterbreitet. Darnach ſollen von 1673 [illegible] geimpften Perſonen nur drei Kranke geſtorben ſein.

— **Im Laboratorium der Univerſitätsklinik für Hautkranke** des Profeſſors Schweninger in Berlin iſt es dem Dr. med. Georg Kühnemann gelungen, den Krankheit erregenden Bacillus der gewöhnlichen Hautwarzen aufzufinden und ſomit den wiſſenſchaftlichen Beweis für die Uebertragbarkeit dieſer Hautkrankheit zu liefern.

Heer- und Seeweſen.

— **Bei den franzöſiſchen Kavallerieoffizieren iſt der Pelz** in Form des Dolmans der deutſchen Huſaren eingeführt worden. Kragen und Aufſchläge ſind mit aſtrachaniſchem ſchwarzem Pelze beſetzt, die Bruſt iſt mit Schnüren verziert.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Breslau gewann das königliche** Hauptgeſtüt Graditz den Fürſtenpreis von 7000 Mark über 2400 Meter mit „Winterkönig“ vor „Tam-Tam“, „Rübezahl“ ꝛc. Den Schleſiſchen [illegible] Stake für den Staatspreis dritter Klaſſe durch „Feldmann“, den zweiter Klaſſe durch „Cataract“ und das Hindernis-Handicap von 5000 Mark durch „Malvoiſin“ vor „Mameluk“ und der Oeſterreicherin „Ebe“ zu. Im Preis von Grüneiche ſiegte [illegible] „[illegible]“ vor „Paladin“ und „Nachtigall“, im [illegible]-Rennen Freiherr von [illegible] „[illegible]“ vor „[illegible]“ und „Verbena“, im Offiziers-Rennen [illegible] „[illegible]“, im [illegible] Graf Schaumburgs „[illegible]“ vor „[illegible]“ ꝛc. und im Schillinger Jagdrennen von [illegible] „[illegible]“ vor „Tommy“ und „Glücksfind“.

— **Die Portland Stakes, das große engliſche Zweijährigen-**Rennen von 125,000 Mark über 1000 Meter gewann [illegible] „Kinvara“ v. [illegible] a. d. St. Marguerite vor „Heaume“, „Formidable“ und 3 anderen Pferden, [illegible] Tage zuvor über dieſelbe Entfernung „Liberta“ Dritte zu „Heaume“ geweſen war.

— **„Prinz“, die in Berliner Beſitz befindliche treffliche** Trabſtute, gewann den großen Preis von Moskau im Werte von 6000 Rubel über 4800 Meter in 7:39. Die Frankfurterin „Blue Belle“, welche in dieſem Rennen disqualifiziert wurde, holte ſich den Preis im Rennen der erſten Klaſſe über 3200 Meter in 5:6[illegible].

— **Die Straßenrudermaſchine, welche jüngſt in Wien de**butierte, wurde kürzlich in einem Wettrennen von dem beſten Wiener Ruderer L. Hoffmann gegen zwei Dreiräder mit ziemlich gutem Reſultat verſucht. Die Maſchine bleibt an Geſchwindigkeit jedoch noch erheblich hinter den Fahrrädern zurück.

— **Den Herausforderungspreis der Bremer Handelskammer** bei der dortigen Regatta gewann die „Favorite-Hammonia“ vor der „Alemannia“-Hamburg und dem „Bremer Ruderverein“. Den Wanderpreis des deutſchen Ruderverbandes holte ſich die „Germania“ Frankfurt a. M. [illegible] in Mannheim.

Statiſtik.

— **Ueber die Einwohnerzahl Berlins wurde vor hundert** Jahren vom Berliner Magiſtrat ein Verzeichnis aufgeſtellt, welches in den damals neu aufgeführten Turmknopf der Marienkirche eingelegt wurde und ſich noch heute in demſelben befindet. Das intereſſante Ergebnis lautet: „Die Anzahl der Menſchen in Berlin betrug im 1789. Jahre: a. Vom Bürgerſtande. 1) Männer 23,745, 2) Frauen 28,541, 3) Söhne 19,800, 4) Töchter 23,554, 5) Geſellen 7504, 6) Knechte und Diener 3330, 7) Jungen 2680, 8) Mägde 10,404, Summa 119,717. Unter dieſen befanden ſich 1) Franzoſen 5710, 2) Böhmen 997, 3) Juden 3397. b. Vom Militärſtande. 1) Männer 15,695, 2) Frauen 5947, 3) Söhne 4144, 4) Töchter 4172, Summa 30,158. Anzahl der Häuſer: 1) Ganz maſſive [illegible], 2) mit Ziegeln gedeckten 3443, Summa 6686.“ Aus dem weitern Inhalt dieſer Tabelle iſt noch zu entnehmen, daß Berlin damals 28 Kirchen, 5215 öffentliche und Privatbrunnen, 6457 hölzerne und metallene Feuereimer, 111 [illegible] und [illegible] Brennereien beſaß.

Durch Schlangenbiſſe fanden während des Jahres 1888 allein in den nordweſtlichen Provinzen Indiens 6000 Perſonen den Tod. In dem Gebiete von Madras wurden 10,096 Kinder durch wilde Tiere getötet, der Verluſt an Menſchenleben durch Schlangen und wilde Tiere beziffert ſich auf 1642.

Denkmäler.

— **Dem König Maximilian II. von Bayern wurde ein** Denkmal in Traunſtein errichtet, beſtehend in einem über 2 Meter hohen, auf granitenen Stufen ruhenden Denkſtein, den eine eherne Büſte des Königs krönt. Die eingemeißelte Inſchrift lautet: „Dem edeln königlichen Wohlthäter nach dem großen Brande vom 25. und 26. April 1851 die dankbare Stadtgemeinde Traunſtein.“

— **Die deutſche Kolonie in Moskau durfte in dem Garten** ihres Vereinshauſes eine Büſte Kaiſer Wilhelms I. enthüllen.

— **In Eſſen wurde ein Standbild Alfred Krupps enthüllt,** ein Werk des Profeſſors Fritz Schaper. Krupp ſteht nachdenklich neben dem Ambos und iſt ganz in der Kleidung dargeſtellt, wie er alltäglich unter den Arbeitern ſeiner Fabrikanlagen erſchien.

— **Am Geburtshauſe des Dichters Georg Neumark** (Verfaſſer von: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“) wurde zu Mühlhauſen in Thüringen eine Gedenktafel angebracht.

— **Zum Andenken an van Helmont, den berühmten Arzt,** Phyſiologen und Philoſophen (geb. zu Brüſſel 1578, geſt. 1644 in Vilvorde), wurde auf dem neuen Kornmarkt zu Brüſſel ein Denkmal enthüllt.

— **Dem franzöſiſchen Gelehrten und Unterrichtsminiſter** Paul Bert (geb. 1833 zu Auxerre, geſt. als Miniſterreſident zu Hanoi in Tonkin) wurde in ſeiner Vaterſtadt ein ehernes Standbild errichtet.

Geſtorben.

— Gaetano Cacciatore, der bekannte Wetterkundige und Vorſteher der Sternwarte zu Palermo, 74 Jahre alt, am 16. Juni, in Palermo.

— John Hughes, Gründer und Direktor der einzigen Eiſen- und Stahlwalzwerke der neuen ruſſiſchen Geſellſchaft in der Gegend von Jekaterinoslaw, nicht weit vom Aſowſchen Meere, 74 Jahre alt, am 29. Juni, in St. Petersburg.

— Dr. Gunnar Olof Hyltén-Cavallius, früher Direktor der königlich ſchwediſchen Theater, bekannter Altertumsforſcher und Dichter, 71 Jahre alt, am 3. Juli, in Stockholm.

— Franz Thimm, der bekannte Schriftſteller, Shakeſpeareforſcher und Verleger ausländiſcher Literatur-Erzeugniſſe, am 6. Juli, in Finchley bei London.

— Heinß, kaiſerlich deutſcher Oberpoſtdirektor, 61 Jahre alt, am 6. Juli, in Köln.

— Guſtav Müller, früher belgiſcher Konſul in Stettin und Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, des konſtituierenden und des ordentlichen norddeutſchen Reichstags, 68 Jahre alt, am 8. Juli, in Berlin.

— Ferdinand Friedrich Ludolf Graf von Alvensleben, königlich preußiſcher Wirklicher Geheimerat und Mitglied des Herrenhauſes auf Lebenszeit, Ehrenritter des Johanniterordens, 86 Jahre alt, am 11. Juli, auf ſeinem Gute Erxleben, Reg.-Bezirk Magdeburg.

— Julius Reviczky, einer der bedeutendſten ungariſchen Dichter der Neuzeit, 34 Jahre alt, am 11. Juli, in Peſt.

— Stadtpfarrer [illegible], bekannter Schriftſteller, zeichnete ſich als Feldprediger der heſſiſchen Truppen in den Kriegen von 1866 und 1870 aus, am 11. Juli, in Heppenheim an der Bergſtraße.

— Robert Hamerling, am 13. Juli, in Graz (ſiehe Seite 913).

— Guſtav Höfken, k. k. Miniſterialrat i. P., fruchtbarer und tüchtiger Publiziſt auf volkswirtſchaftlichem Gebiete, 1848 Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung, 77 Jahre alt, am 13. Juli, in Wien.

— Otto Ritter von Thoren, namhafter öſterreichiſcher Porträtiſt und Tiermaler, 60 Jahre alt, am 13. Juli, in Paris.

— Prinzeſſin Auguſte Friederike Marie Karoline Julie von Heſſen-Kaſſel, Witwe des Barons Karl Friedrich von Blixen-Fineke, Freifrau zu Näsbyholm, Stiftsdame zu [illegible], 66 Jahre alt, am 17. Juli, in Kopenhagen.

— Wolf Frankenburger, Mitglied der bayriſchen Abgeordnetenkammer und früher des deutſchen Reichstags, deutſchfreiſinnig, 62 Jahre alt, am 18. Juli, in Nürnberg.

Neue Bücher und Schriften.

Rennen-Album, Oeſterreich. Lief. 5/7 (Schluß). Wien, [illegible] & Co.

Berger, A., [illegible]. Mit Originalbeiträgen. Lieferung 11/12. Wien, M. Perles.

Biographiſches Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker, herausgeg. von Dr. E. Gurlt und Dr. Aug. Hirſch. Band VI. Wien, Urban & Schwarzenberg.

Diſterwegs populäre Himmelskunde u. mathematiſche Geographie. Neu bearbeitet von Dr. M. W. Meyer u. Dr. B. Schwalbe. Lief. 1. Berlin, E. Goldſchmidt.

Ernſt, O., [illegible] Roman. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Geſundheits-Bibliothek. Heft 1: [illegible] Scharlachfieber. 2: [illegible] Diphtheritis. 3: [illegible]. 4: Pflege des Mundes u. der Zähne. Berlin, W. [illegible].

Hanſtein, A. v., Kaiſer Wilhelms II. Reiſe- und Auslandsfahrten. Lief. 3. Berlin, Deutſch-Nationaler Verlag.

Jenſen, W., Der Schwarzwald. Mit Illuſtr. von W. Haſemann, [illegible]. Lief. 12. Berlin, [illegible].

Kammel, Dr. O., Deutſche Geſchichte. Heft 1. Dresden, [illegible].

Kinder-Gartenlaube. Jugendſchriften-Bibliothek. Band VII. Nr. 1/4. Augsburg, Verlag der „Kinder-Gartenlaube“.

Marlitts Romane. Lief. 5-16. Leipzig, E. Keils Nachf.

Monarchie, Die öſterreichiſch-ungariſche, in Wort und Bild. Lief. [illegible]. Wien, A. Hölder.

Thoma, Dr. L., Deutſches Kinderbuch. [illegible]. Lief. 1. [illegible].

Pierers Konverſations-Lexikon. 7. Aufl. H. [illegible]. Stuttgart, W. Spemann.

Reuter, G., [illegible]. Dresden, E. Pierſon.

Richter, Dr. W., [illegible]. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Spielhagens ausgewählte Romane. Lief. [illegible]. Leipzig, L. Staackmann.

Mediziniſche Vorurteile.

Von

Dr. Otto.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Auch die Aerzte haben ihre Vorurteile. Wer darüber eine Schilderung erwartet, findet hier das Gewünſchte nicht. Die Auseinanderſetzung iſt auch nicht nötig, denn kein wahrer Arzt giebt ſich für unfehlbar aus. Um ſo lohnender iſt es, einigen Vorurteilen entgegenzutreten, die von Nichtmedizinern über ärztliche Dinge mit um ſo größerer Sicherheit vorgetragen zu werden pflegen, je geringer die wirkliche Erfahrung des Redners iſt. Wie bedenklich es um die Richtigkeit derartiger Behauptungen ſteht, erſieht man in der Regel ſchon daraus, daß von verſchiedenen Seiten in einer beſtimmten Frage genau das Gegenteilige als allein rettend empfohlen wird — ein deutlicher Beweis, daß die Wahrheit in der Mitte liegt.

So ſteht es zum Beiſpiel mit der Frage vom „Schlafen bei offenem Fenſter“. Der eine wundert ſich, daß nicht ſchon längſt alle Leute erſtickt ſind, die nicht die Nächte bei weit geöffneten Fenſtern zubringen; der andere iſt erſtaunt, daß nicht der fürchterliche Rheumatismus alle dahingerafft hat, die bei offenem Fenſter ſchlafen, und iſt geneigt, ſämtliche Leiden ſo geſinnter Mitmenſchen auf ihren ſträflichen Leichtſinn, auf ihre luftige Schlafart zurückzuführen. Noch wilder pflegt der Kampf der Meinungen zu toben, wenn etwa ein „Wollener“, ein Freund leinener Wäſche und ein Baumwolljünger ihre verſchiedenen Standpunkte vertreten. Da hat jeder ſo unwandelbare Anſichten und weisſagt dem Gegner ſo Trübes „als Folge der verkehrten Kleidung“, daß der unbefangene Zuhörer himmelhoch jauchzt oder zu Tode betrübt wird, je nachdem er glaubt, daß ſein wechſelndes Tragen der verſchiedenen Stoffe, je nach Jahreszeit und Witterung, ihm die Vorteile aller dreie oder die Nachteile eines jeden bringen wird. Das kennzeichnet ja dieſe Fanatiker ihrer Gewohnheit, daß ſie ſich niemals darauf beſchränken, ihre eigene Liebhaberei zu empfehlen, ſondern daß ſie ſtets zugleich alles andere für ſchädlich und gefährlich erklären.

Ein ähnlicher Punkt iſt der „Vegetarismus“, über den ich nicht mehr gern ſchreibe, ſeit dieſer Gegenſtand mehrfach von Damen öffentlich beſprochen worden iſt, die weniger durch Urteilsfähigkeit und Kenntniſſe, als durch eine gewiſſe Sicherheit des Auftretens Eindruck machten. Da aber nicht alle verehrten Leſer dieſer Zeilen jene weiblichen Schriften zur Empfehlung des Vegetarismus geleſen haben werden und deshalb manchem die Hohlheit jener Gründe noch nicht klar ſein mag, will ich hier noch ausdrücklich hervorheben, daß ich auch die einſeitige Empfehlung der Pflanzenkoſt für ein verderbliches Vorurteil halte.

Das „Trinken im erhitzten Zuſtande“ hat auch die Wandlung der Meinungen zur Genüge erfahren. Jahrhundertelang führte man die ſchlimmſten Erkrankungen darauf zurück und verhinderte zum Beiſpiel dem Verſchmachten nahe Soldaten mit Gewalt daran, ihren Durſt an dem endlich erreichten Brunnen zu löſchen. Seit zwei Jahrzehnten wurden dann Stimmen laut, welche alle Schäden gerade auf den Mangel an Flüſſigkeitszufuhr bezogen und rieten, nur recht oft und viel zu trinken. — Wo iſt die Wahrheit?

Das Richtige iſt in allen dieſen und in zahlreichen ähnlichen Fragen die goldene Mittelſtraße. Im allgemeinen iſt es gut, bei ſtarker Erhitzung für die geſteigerte Waſſerverdunſtung durch Haut und Lungen einen Erſatz durch Trinken zu ſchaffen. Man warte damit nicht ſo lange, bis völlige Erſchöpfung eingetreten iſt, nehme nicht zu kalte Getränke und vor allem nicht zu viel auf einmal. Das Hinunterſtürzen eines vollen Glaſes iſt überhaupt niemals geſund und noch weniger äſthetiſch — es bleibe jedoch der

Schüler- und Studentenkneipe verlaſſen, wo es bekanntlich für beſonders ehrenvoll gilt. Nach dem ſtärkenden Labetrunk die Bewegung noch einige Zeit fortzuſetzen, iſt eine gute alte Regel. Dagegen gehört die Lehre, daß ein kalter Trunk nicht ſchade, wenn ein kräftiger Schnaps vorausgegangen iſt, zu den zahlloſen Kniffen, mit denen der Teufel Alkohol ſtets neue Jünger wirbt und ſeine alten Freunde bei ihrem Götzendienſte feſthält.

Bei der Ernährung iſt die Miſchung von Fleiſch- und Pflanzenkoſt für den Menſchen das richtige. Kranke [illegible] unter Umſtänden auf ärztlichen Rat davon abweichen; Kinder ſollen, wenn ihnen die natürliche Nahrung verſagt wird, im erſten Halbjahre des Lebens nur Milch mit Waſſer, ohne ganz beſondere ärztliche Gründe niemals mehlige Stoffe erhalten und noch bis zur Vollendung des zweiten Jahres vorwiegend von Milch leben.

Mit dem Schlafen bei offenem Fenſter hat man's genau ſo zu halten, wie es einem am beſten bekommt. Der normale Menſch wird wünſchen, wie er bei Tage für Lüftung ſeiner Aufenthaltsräume ſorgt, ſo auch bei Nacht in reiner Luft ſich aufzuhalten. Wenn man daran denkt, daß kaum jemand am Tage ſo lange ununterbrochen in einem Raume verweilt, wie es faſt alle bei Nacht zu thun pflegen; wenn man ſich überlegt, daß der luftreinigende Einfluß des Sonnenlichtes und die erhebliche Ventilation durch die faſt niemals dicht ſchließenden Fenſter in der Nacht teils von Natur, teils durch dichteres Verhängen der [illegible] wegfallen; wenn man dann rechnet, daß auch der Schlafende die umgebende Luft durch Ausatmung von Kohlenſäure und anderen Verbrauchsſtoffen beſtändig verſchlechtert, ſo gelangt man leicht zu der Einſicht, die eine geſunde Naſe dem morgendlichen Beſucher eines Schlafzimmers ſo häufig verſchafft: daß eine Lufterneuerung hier [illegible] wünſchenswert iſt. [illegible] fehlen unſeren Wohnungen zum größten Teil, und wer nicht Nebenzimmer hat, deren Luft er durch offene Thüren mit ſeinem Schlafraume verbinden kann, wird von ſelbſt bald an das offene Fenſter denken. Es gibt es nun in der That [illegible], die ein offenes Fenſter in der Schlafſtube durchaus nicht ertragen, ſondern ſogleich mit Rheumatismus und [illegible] darauf antworten. Wird bei denen nicht ein Abhärtungsverſuch (worüber in einem ſpäteren Artikel), ſo ſollen ſie durchaus von derartigen Maßnahmen abſtehen; mit Gewalt iſt da nichts zu erreichen. Im kräftigen Lebensalter iſt es immerhin zu empfehlen, während der warmen Jahreszeit mit dem Aufſtoßen einer Fenſterſpalte oder einer Luftſcheibe zu beginnen und ſo allmählich den Uebergang zur kälteren Jahreszeit zu gewinnen. Im Winter genügt eine ſehr kleine offene Spalte, um einen [illegible] Luftwechſel zu erzielen, namentlich wenn eine Gegenöffnung beſteht, welche den Abzug eines der einſtrömenden Luftmenge entſprechenden Maßes ermöglicht. Dann eignet ſich ganz vorzüglich der Ofen — in welcher Weiſe, das mag eine [illegible]

[illegible]

Die Magellanſtraße und die Kanäle an der Weſtküſte Patagoniens.

Aus den Reiſeerinnerungen eines [illegible] — Mit [illegible]

II.

U[illegible] Seemeilen vor dem Eingange des [illegible] Pilar, dem weſtlichen Endpunkt der [illegible] ſieht das [illegible] Feſtland beim Kap [illegible] [illegible] gelegenen einer Region von [illegible] hindurch ſich ein Labyrinth von [illegible].

Tiefe durch die Kuppen [illegible] Ausläufer der Kordillerenkette [illegible] Seemeilen weit nach [illegible] wo das mit dem Kap Tres Montes [illegible] vorſpringende Felsland es abſchließt.

Will man wegen zu ſtürmiſchen Wetters [illegible] ruhige Waſſer dieſes Inſelmeeres zur Fortſetzung der [illegible] nützen, ſo wendet man ſich beim Kap Tamar nach [illegible] und tritt beim Kap Phillip in den Smythkanal ein. [illegible] iſt der erſte einer Reihe von parallel [illegible] Waſſerläufen, die in unzähligen Windungen, [illegible] nach dem Golf von Peñas führen.

Dieſe Waſſerläufe führen zum Teil die [illegible] Entdecker, wie Smyth-, Sarmiento- und [illegible]kanal, zum Teil ſind ſie nach ihrer natürlichen Beſchaffenheit benannt, wie [illegible] und [illegible]-Kanal, während der Reſt die ihnen von den erſten Entdeckern beigelegten Namen, gewöhnlich die von Heiligen oder beſonderen Feſten, behalten hat, wie Concepcionkanal, Trinidadkanal. Letzterer ſtellt eine der beſten Verbindungen der inneren Kanäle mit dem Ozean her.

Die Fahrt durch die verſchlungenen und engen Meeresarme, welche in jedem Augenblick die volle Aufmerkſamkeit des das Schiff Leitenden in Anſpruch nimmt, bietet dem Beſchauer ein feſſelndes, unvorbereitet und wie durch Zauber [illegible].

Die vielfachen, oft recht ſcharfen Krümmungen der Waſſerſtraße, die couliſſenartig vorſpringenden Berge und die zahlloſen Inſeln und Inſelchen laſſen eine Fernſicht in der Fahrtrichtung nur ſelten zu, ſo daß man ſich fortwährend in rund herum geſchloſſenen Binnenſeen zu befinden ſcheint, deren Ausgang man erſt gewahr wird, wenn man ſich dicht davor befindet. [illegible]

[illegible] Waſſers, in welchem eine [illegible]

Waſſerfläche, deren Durchſichtigkeit es ermöglicht, die 15 Meter tief liegenden runden Kieſel des Meeresbodens zu erkennen. Da tauchen plötzlich einige dunkle Punkte auf, die im pfeilſchnellen Dahinſchießen über die ſpiegelglatte Oberfläche lange, gekrümmte Furchen zurücklaſſen. Es ſind dies rotbraune, federloſe Tauchenten, welche ſich nicht über das Waſſer erheben können und welche, mit den Flügelſtümpfen rudernd, eine unglaubliche Geſchwindigkeit erreichen.

Man biegt jetzt um eine der Inſeln, und in der das Becken einſchließenden Bergwand zeigt ſich eine Lücke, den Weg für die Weiterfahrt bietend.

Das ſtille Becken iſt verſchwunden, die ſenkrechten, immer näher zuſammenrückenden, 4—500 Meter hohen ſchwarzen Felswände bilden eine meilenlange enge Gaſſe, die nach kurzer Fahrt weder Eingang noch Ausgang zu haben ſcheint. Das Lot zeigt eine Waſſertiefe von 600 Meter. Ein drückendes, beengendes Gefühl bemächtigt ſich des Reiſenden, da öffnet ſich unerwartet hinter einem Felsriegel ein weite Fernſicht gewährendes Thal, von bewaldeten Bergen umgeben und im Hintergrund von einem gigantiſchen Gletſcher abgeſchloſſen, der ſeinen Fuß im Meer badet und die Waſſerfläche weit und breit mit in der Sonne glitzernden kleinen Eisbergen überſät hat. Hier und da zeigt ſich der ſchwarzglänzende Kopf eines Seehundes, oder man ſieht die munteren Tiere den ganzen Körper einige Meter hoch aus dem Waſſer emporſchnellen und geräuſchvoll mit lautem Klatſch in dasſelbe [illegible].

Nach zehn Minuten iſt der Blick in die Ferne wieder verſchloſſen. Zur Linken erhebt ſich jetzt eine Bergkette mit einem Gewirr von bizarr geformten Zuckerhut- und [illegible], die ſchneebedeckt in der Morgenſonne glitzern und funkeln. Da fängt das bis dahin ruhig dahingleitende Schiff plötzlich an zu rollen, das Land bricht zur Linken kurz ab, und in der Ferne ſieht man den weiten Ozean ſeine ſchaumgekrönten Wellenberge heranwälzen. An den in der Nähe von uns befindlichen Klippen und Felſenriffen ſpritzt die Brandung hoch auf. Nur kurze Zeit dauert das Schwanken des Schiffes, da abermals Inſeln den Anſturm der Wogen hindern und wieder geſchützte Kanäle für die Weiterfahrt bieten, bis man durch [illegible] Golf von Peñas in den ſtillen, aber hier ſtets recht un[illegible]

Die eben beſchriebenen Kanäle ſind ſelbſtverſtändlich nur bei Tage zu befahren, nicht nur der Windungen und der Enge wegen, ſondern auch weil zahlloſe über und unter Waſſer befindliche Klippen die für Schiffe geeignete Fahrſtraße noch verengen. An jedem Abend ſucht man deshalb einen der ſchon als gut bekannten Ankerplätze zu erreichen, deren es nicht zu viele gibt, da in den meiſten Buchten die enormen Waſſertiefen das Ankern unmöglich machen. Gelingt das Erreichen eines ſolchen Platzes einmal nicht, ſo zündet man an den nächſtgelegenen Ufern Feuer an und hält das Schiff während der Nacht mittels Dampfes möglichſt auf einer Stelle.

[illegible] Gefahren und des Aufenthalts wegen wird der [illegible] regelmäßig jetzt nur noch von den Dampfern [illegible] benutzt, während die engliſchen Linien [illegible] Kap Pilar die Magellanſtraße verlaſſen. Jedem aber, der ihn einmal gemacht hat, wird er eine unvergeßlich ſchöne Erinnerung bleiben, beſonders wenn er das Glück gehabt hat, nicht gar zu ſehr durch die überhäufigen wolkenbruchartigen Regengüſſe im Genuß der Schönheit der von Menſchenhand noch unberührten Natur geſtört zu werden.

Ankerplatz in den Kanälen an der Weſtküſte von Patagonien.

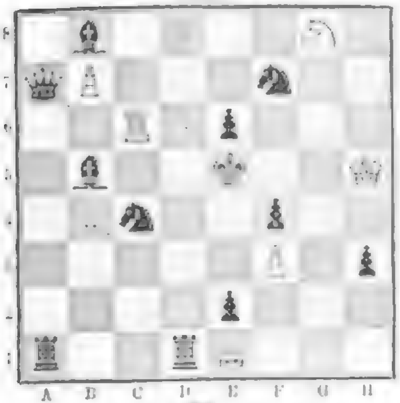
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 513.

Von [illegible].

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 510:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 3 — B 3	1) K. E 5 n. F 5 oder — E 4
2) T. B 3 — F 3 [illegible] . . .	2) [illegible]
3) S. C 6 — E 6 Matt.	
A)	
1)	1) K. D 4 n. E 5
2) S. E 3 n. F 5 † . . .	2) K. E 5 — F 6 oder — E 6
3) T. E 5 — E 4 oder [illegible] Matt.	
B)	
1)	1) D 5 — D 4
2) T. C 5 — A 5 †	2) K. E 5 n. D 6 oder — E 4
3) T. A 5 — B 5 oder S. C 6 n. F 4 Matt.	

Schachbriefwechſel.

Herrn G. E. [illegible] in Paris. Auf Ihren Vorſchlag der Veranſtaltung eines Korreſpondenzturniers können wir [illegible]. [illegible] der Aufgabe Nr. 61 und Nr. 63 haben Sie [illegible] — **G. Brunke in Breslau.** [illegible] Meiſterturnier [illegible] „Selection of games from the American International Chess Congress" in London im Verlage von W. Morgan [illegible] — **[illegible] in Hamburg.** [illegible] — **Dr. Walk in Heidelberg.** Nr. 503 bis 509 R. — **M. A. in Graz.** Nr. 507—509 R. — **G. Burkhard in Mühlhauſen.** Nr. 503 und 506 R.

Zur Aufgabe Nr. 506. Faſt alle unſere geehrten Korreſpondenten haben dieſelbe im Sinne des Autors durch 1) T. G 4 n. F 4 gelöſt. Die Herren Sandowſki in Weſel und Sch. in Berlin haben jedoch eine zweite Löſung durch 1) T. D 4 — D 2 † erwieſen.

H. v. [illegible] in Temesvar. Nr. 509 R. — **E. Rottel in Genf.** Da Sie Auskunft über das „Bilder- und Buchſtabenſchach" zu erhalten wünſchen, machen wir Sie auf das Werkchen: „Rätſelſchatz", Sammlung von Rätſeln und Aufgaben, herausgegeben von Dr. G. E. Freund, aufmerkſam, welches im Rahmen der Univerſalbibliothek im Verlage von Ph. Reclam in Leipzig erſchienen iſt und 1 Mark koſtet. Sie finden darin viele ſinnreiche Schachſcherzaufgaben, zum Beiſpiel folgende: „Wenn beide Spieler ſich verpflichten, dieſelben Züge zu machen, wie kann dann der Anziehende mit dem dritten Zuge mattſetzen?" Von den Buchſtabenaufgaben erwähnen wir daraus die [illegible], welche die Form des Buchſtaben C hat und dem amerikaniſchen Problemkomponiſten G. E. Cook gewidmet iſt: „Weiß. K. C 1; S. B 3, B 6; L. B 2; T. C 2, D 3. — Schwarz. K. B 4. — Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge matt." — Auf dieſem Gebiete hat übrigens [illegible] geleiſtet.

Rätſel.

Zahlen-Verwandlungsrätſel.

Von Rudi von Warnkenhagen.

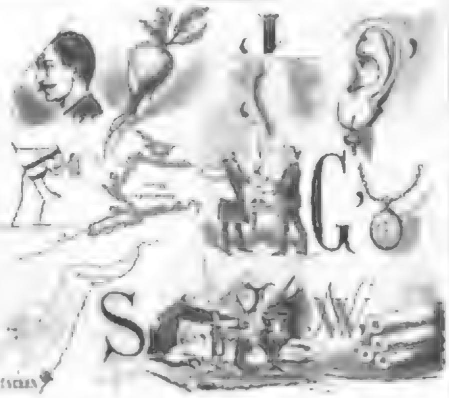
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 Zugvogel.
9, 10, 8, 11, 3, 8 deutſcher Dichter.
12, 13, 14, 1, 2, 3, 8 Baumfrucht.
9, 14, 7, 1, 8 Hülſenfrucht.
4, 8, 13, 2, 3, 1, 8, 6 europäiſcher Strom.
4, 5, 15, 9, 8 Geſichtsteil.
6, 5, 9, 10, 15, 8 ſumpfige Flußniederung.

Es ſind ſtatt der Zahlen entſprechende Buchſtaben zu ſetzen, daß die ſieben wagerechten Ziffernreihen Wörter von der ihnen nebengedruckten Bedeutung geben. Nach richtig erfolgter Bildung der Wörter iſt aus jedem Worte ein Buchſtabe auf die Weiſe zu ſtreichen, daß die übrig bleibenden Lettern in derſelben Folge wieder je ein Wort von bekannter Bedeutung zeigen. Die „geſtrichenen" Buchſtaben ſchließlich, der Reihe nach mit einander verbunden, nennen einen hochverdienten deutſchen Mann.

Auflöſung des Kapſelrätſels Seite 885:

Indien (In—die—n).

Bilderrätſel.



Auflöſung des neuartigen Bilderrätſels Seite 866:

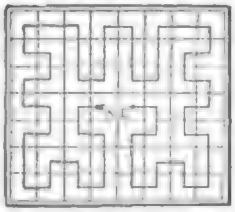
Teerich, Bremen, Lichterer, Kirſche, Nebel, Jodlen, Elend, [illegible], Endymion, Erzé, Elefant, Iſer, Wieland, Derby, Blücher, [illegible], Kloſty, Himbeere, Melbourne, Reichenhall. Die „ixten" Buchſtaben, der Reihe nach mit einander verbunden, geben:

„Der Blick in eine Frauenſeele
Iſt wie der Blick ins Himmelreich."

Auflöſung des Schlüſſel-Problems (Bruſt-Buchſtabenrätſel) S. 885:

Der linksſeitige Schlüſſel gibt den Namen Petrus und zwar: Der Bart desſelben iſt auf deſſen Fläche das P, die untere Fläche rechts daneben bildet das E, unter dem Griffe des Schlüſſels iſt das T, auf der dunklen Partie das R, am Griff oben das U, und den Griff ſelbſt bildet das S. — Der rechtsſeitige Schlüſſel gibt den Namen Leo XIII. und zwar: Der Schlüſſelbart trägt auf ſeiner breiten Fläche das L, die linke Kante das E, den Griff bildet das O, und die Zahl XIII. iſt im dunklen Teile des Bartes enthalten.

Auflöſung des Kryptogramms Seite 885:



Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 845 (ergänzt):

Wem Glück iſt beſchert, der iſt daheim, wo er fährt.
Will Glück nicht zum Mann, ſo hilft nicht, was er kann.

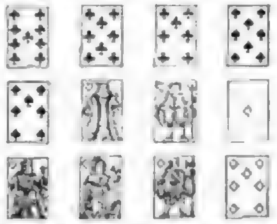
Kartenſpiele.

(Redigirt von Oskar [illegible].)

Aufgabe Nro. 86.

Piquet.

Vorhand hat:



Obgleich Sie zwei [illegible], einen [illegible], eine Dame und einen Buben [illegible], verliert ſie einen Repique. Welche Karten hatte die Hinterhand, wenn Kaufkarten noch aus Aß, König und Dame beſtanden?

Auflöſung der Aufgabe Nro. 84:

Skat.

Vorhand hat fünf Blatt Pique, Coeur-Sieben und Dame, und Carreau-Aß, -König, -Buben, während im Skat zwei Farben in Carreau liegen.

Briefmappe.

Das dicke Mopsköpfchen in Aachen. Legen Sie das Blatt Papier, auf welchem Sie den Fettfleck zu entfernen wünſchen, zwiſchen zwei Bogen weißen Löſchpapiers, träufeln Sie dann einige Tropfen Aether oder [illegible] Benzin auf die Stelle, wo ſich der Fleck befindet, und laſſen Sie ein warmes Plätteiſen einige Mal langſam darüber gehen. Handelt es ſich um ein zu einem Buche gehörendes Blatt, dann legen Sie oben und unten [illegible] Blätter Löſchpapier und verfahren dann in der angegebenen Weiſe [illegible]. [illegible]

G. Koröſſen in A., Rumänien. In [illegible] „Lehrbuch für Klaviere" werden Sie Anleitung zu beiden finden.

Robert L. in L. [illegible]

Eugen E. in Berlin. Ihre Gedichte verraten Formgewandtheit, haben aber zu wenig Gehalt.

A. J. in Offenbach a. M. und Theodor R. in Halle. Ungeeignet.

M. Bay... en i. [illegible] Das Uebertragungsrecht hat in erſter Linie ſtets der Originalverfaſſer zu vergeben, der [illegible] [illegible]

Dr. Ul. in ... Der Roman: „Die Ukrainerin", von Eugen von Jagow (im laufenden Jahrgang unſerer „Deutſchen Romanbibliothek") beruht allerdings auf Thatſachen. [illegible] „Anti-Berlin" und „Revanche", ſowie in Déroulèdes „Drapeau", in der „France" (Lucien Nicot), „Justice", im „Evénement", „Intransigeant" u. ſ. w. [illegible] So lagen die Dinge im Jahre 1883 und ſo liegen ſie leider noch heute.

Shakespeare delenda. Wenden Sie ſich um Auskunft an eine gute Buch- oder Kunſthandlung. Auf kritiſche Beurteilung Ihrer [illegible] können wir uns nicht einlaſſen.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Deutscher in [illegible]. „Zwei [illegible]“ hat [illegible] Eingesandten [illegible] vor vielen Jahren als III. Abtheilung des [illegible] „Um Szepter und Kronen“ in [illegible] erschienen und der [illegible] nicht mehr zu haben. In der Buchausgabe kostet der Roman [illegible] 14 Mark. [illegible] in 10 Bänden [illegible] 15 Mark.

Abonnent seit 18 Jahren in Blasewitz. [illegible] Sie zu [illegible] verantwortlich machen, der uns will [illegible] Berichtigung [illegible] Wir selbst haben [illegible] daß wir [illegible] Würdigung zu [illegible] lassen konnten. Übrigens bitten wir, nicht zu vergessen, daß wir denselben [illegible] in unserer Nummer 37 einen [illegible] Artikel mit Abbildungen [illegible] gebracht haben [illegible] Wenn Sie das alles ins Auge fassen, werden Sie finden, daß Ihr [illegible] sich nicht gekränkt fühlen kann, und daß wir [illegible] Jubiläum [illegible] entgegengebracht.

Th. R. in Harlem. Dank [illegible].

[illegible] in G. [illegible] mit Dank angenommen.

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] in Zürich [illegible] in Rom [illegible] in Dresden [illegible] „Stadt Dresden“ in [illegible] in St. Petersburg.

Gesundheitspflege.

Abonnent [illegible]. [illegible] Wir bitten um [illegible].

[illegible] in [illegible]. [illegible] nach der Behandlung zurückgeblieben ist, wird sich [illegible] Es und [illegible] zu [illegible] und dann [illegible].

B. P. 6. [illegible] „Nervi“ [illegible] gibt es nicht. [illegible] und [illegible] Kälte [illegible].

[illegible]. [illegible] im Winter [illegible] werden.

Junge Abonnentin in Augsburg. Da der [illegible] „Apparat“ [illegible] so können wir [illegible] Wenden Sie sich doch an einen tüchtigen Chirurgen.

[illegible]. [illegible] Durch Schwitzen [illegible] man [illegible] Haut.

[illegible] in [illegible]. [illegible] Wollen Sie aber noch ein Übriges thun, so lassen Sie eine [illegible] auf ein Liter Wasser in einer [illegible] und [illegible] nach die [illegible].

Langjährige Abonnentin in [illegible]. Ein [illegible] unschädliches Mittel gibt es nicht.

Landkind in G. [illegible] Milch [illegible] nach [illegible] Einfluß haben.

Dr. [illegible]

Verantwortliche Redaktion: **Otto Baisch** in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**“ (SW., Charlottenstraße 11).

Wien: Filiale von „**Ueber Land und Meer**“ ([illegible]gasse 6).

Budapest: **Moritz Kohl** (V. [illegible] 8).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die [illegible], Novelle von Karl [illegible]. Schluß. — Die Frau in der Weltliteratur, von Gustav [illegible]. — Das erste Zusammentreffen Schillers und Goethes [illegible] — Robert Hamerling [illegible] — [illegible] von A. von [illegible] — [illegible] — Der Zucker und [illegible] von Dr. Otto. — Die Magdalenenstraße und die [illegible] aus den [illegible] — Schach. — [illegible] Auflösung des [illegible] Seite 863; [illegible] Auflösung des [illegible] Seite 864; Auflösung des [illegible] Seite 865; Auflösung des [illegible] Seite 865 [illegible] — Briefmappe.

Illustrationen: Das [illegible] in Stuttgart [illegible] Schillers und Goethes [illegible] — [illegible] † Robert Hamerling. — [illegible] nach [illegible] Originalzeichnungen. — [illegible] — Der [illegible] Denkmal in [illegible] — Die Magdalenenstraße und die [illegible] Abbildungen nach photographischen Originalaufnahmen.

Der Bazar.

Illustrirte Damenzeitung.

Preis vierteljährlich 2½ Mark.

Erste, tonangebende, reichhaltigste Modenzeitung.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements auf den „Bazar“ an und liefern bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals nach.

Inhalts-Uebersicht der Nummern 29 und 30:

Mode: Sommer- und Herbstkleider für Damen. — [illegible] für Damen. — [illegible] für Mädchen. — [illegible] für Kinder. — [illegible] für Knaben. — [illegible] für Mädchen. — [illegible]

Handarbeit: [illegible] — [illegible] — [illegible] — Schutzdecke mit [illegible] u. s. w.

Hierzu doppelseitiger Schnittmusterbogen.

Unterhaltung: [illegible] — [illegible] von Gerhard Walter. — [illegible] — [illegible] Kalender für August. Schach. [illegible]

Illustrationen: In der [illegible] Gemälde von Prof. Karl [illegible] — [illegible] Gemälde von J. [illegible]

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung,

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Das Beste Mittel zu lohnendem Erwerb im Hause „Victoria“ für [illegible] Firmen. Unternehmen. [illegible]

Strickmaschine [illegible] Strickmaschinenfabrik Laue & Timaeus in Löbtau-Dresden.

Stets Tinte und Feder zur Hand!

Kein Tintenfaß mehr!

beim Gebrauch unseres Meteor-**Füllfederhalters**.

[illegible] in allen Staaten. [illegible]

[illegible] Zusendung [illegible]

Aktiengesellschaft für Kleinmechanik (vorm. [illegible] & Co.)

[illegible] Zürich [illegible]

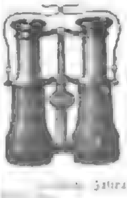
[illegible] Füllfederhalter [illegible]

Sedelmaier & Schultz.

Optische Anstalt,

München, [illegible]straße 17.

Der vorzüglichste und preiswürdigste [illegible]



== Distanzglas ==

mit 8 Gläsern 43 mm Objektivdurchmesser,

mit [illegible] Vergrößerung Mk. 12.50,

mit [illegible] Vergrößerung Mk. 20.— p. Stk.

[illegible]

Fernrohre [illegible]

[illegible]

Versand der Buchhandlung [illegible]

Gold- u. Silberwaarenfabrik

C. v. d. Werdt, Berlin S.,

Oranienstr. 66 I.

[illegible] Prachtkatalog gratis u. franko.

Einzelverkauf zu Fabrikpreisen.

Clariophon,

[illegible] u. [illegible]

[illegible] Concert, Harmonium, [illegible] Musik.

[illegible]

Allgemeine **Zeitung des Judenthums.**

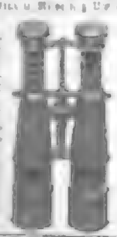
[illegible] Abonnements (vierteljährlich 3 M.) wende man sich an die Expedition in Leipzig. [illegible] für Inserate, [illegible] Rudolf Mosse. [illegible]

Ausverkauf

[illegible]

Geprüften Feldstecher

[illegible]

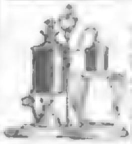


Th. Hürthavre, Stuttgart.

Das [illegible] für Militär, Reise, Theater, Jagd etc.

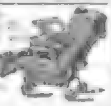
[illegible]

Gelbke & Benedictus Dresden.

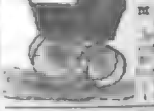


[illegible] Kaffee-Maschine [illegible]

H. Eicke. Berlin W., [illegible]



[illegible]



Kinderwagen [illegible] **Max Brenner**, Berlin [illegible]

Photographische Apparate!

[illegible] franko [illegible] Berlin [illegible]

[illegible] Germania.

[illegible]

Geräte für Insektenfang.

[illegible] Netze, Kasten, Spannbretter, Torf u. s. w.

[illegible] Dresden.

[illegible]

Aachener Badeöfen für Gas.

Liefern sofort heisses Wasser.

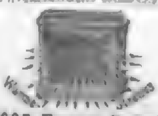
[illegible] 0.7 cbm [illegible]

6 goldene und silb. Medaillen.

6000 Stück in Betrieb.

Regenerativ-Gasheizöfen

mit Abführung der Heizgase, für Salons, Wohn-, Schlafzimmer, Krankenzimmer [illegible] Kirchen.



6000 Francs Prämie

[illegible]

J. G. Houben Sohn Carl, Aachen.

[illegible] Jede Gasanstalt.

Prachtvolle Glasmalerei!

Diaphanie

Kunst-Fenster

[illegible]

Kataloge-Auszug, Muster u. Prospekte gratis.

Grimme & Hempel, Leipzig.

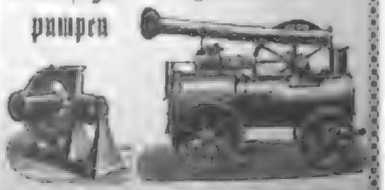
Direkt wirkende Patent-Dampframmen

Dampframmen mit endloser Kette

Dampframmen mit rücklaufender Kette

Centrifugal-pumpen

Locomobilen



[illegible]

Menck & Hambrock,

Ottensen [illegible]

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Geſellſchaft.

Express- und **Postdampferdienst.**

Hamburg - New-York
Southampton anlaufend
Oceanfahrt ca 7 Tage.

Ausserdem regelmässige Postdampfer-Verbindungen zwischen
Havre – New-York. Hamburg – Westindien.
Stettin – New-York. Hamburg – Havana.
Hamburg – Baltimore. Hamburg – Mexico.

Nähere Auskunft ertheilen sämmtliche [illegible] Agenten der Gesellschaft, sowie

Die Direction
in Hamburg, Deichstrasse 7.

Pulverfabrik Rottweil-Hamburg
liefert Alle Sorten Pulver
Centralbureau Rottweil a. N. (Württemberg)
[illegible] Hamburg (Bevers)
Jagd- Körnung No. 4
Gewehrpulver, Musketpulver, Mehl- u. Böllerpulver
Sprengpulver, Sprengpatronen, Dynamit
Jagdpulver SEKURIT Patronen Postversand
Prämirt Stuttgart [illegible] Amsterdam 1883. Madrid 1883 [illegible] Freiburg i. B. 1887
NB. Sämmtliche Niederlagen der Fabrik liefern die Jagdpatronen zu Fabrikpreisen
Sprengmittel [illegible] Schlagwetterentzündungen.

[illegible] für jeden Haushalt sind:
Heizbare Badeſtühle
[illegible]
Kosch & Teichmann, — Breslau, — 43 [illegible]
[illegible]

[illegible]
Unsere **Nähmaschinen** haben sich [illegible] Solidität, Eleganz und Sauberkeit der Ausführung **Weltruf** erworben.

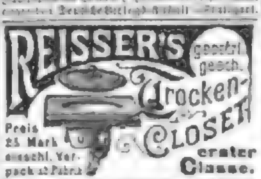
Unsere **Fahrräder**

NÄHMASCHINEN- und FAHRRÄDER-FABRIK.

sind nach gleichen Principien gearbeitet und stehen in vieler Hinsicht über den ausländischen Fabrikaten. — [illegible] erste und zweite in letzter Saison erzielte Preise, darunter die
Meisterschaft für Deutschland
im Tourenfahren mit 5377 Kilometer ohne irgend welche Reparatur [illegible]
Preiscourante gegen Einsendung von 10 Pf. für Porto stehen zu Diensten.
[illegible]

Jährliche Produktion: 70,000 Nähmaschinen.	Jährliche Produktion: 5,000 Fahrräder.

[illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible] Zeilen 20,1 [illegible] Deutsche Verlags-Anstalt — Stuttgart.



Preis 25 Mark ausschl. Verpack. ab Fabrik
erster Classe.
Bewährter [illegible] gegen [illegible]
Grösste Reinlichkeit [illegible] Nussbaumholz, fein pol.; Schüssel u. Klappe aus Porzellan. Ueberall [illegible] bei Wohnungswechsel mitzunehmen.
Eugen Reisser, Stuttgart, Marienstr. 2.

Gemütskranke
[illegible] in der **Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt** zu **Bendorf bei Coblenz.**

Trunkſucht
[illegible] Reinhold Retzlaff, [illegible] Dresden 10.

[illegible]
nur 5 bis 10 Pfg. per Woche
[illegible]

Cognac
der Export-Cie. für Deutschen Cognac
Köln a. Rh., Salierring 55,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
[illegible]
Directer Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

[illegible] prämiirt
= **Deutscher** =
Wermuthwein
Otto Maul, [illegible]
[illegible] Magen- u. Nervenleiden
med. Autor. [illegible]
[illegible] und Apotheken [illegible]

[illegible]
Burks Arzneiweine
[illegible] Schutz-Marke
Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.
Von vielen Aerzten empfohlen:
Burks Pepsin-Wein (Essenz),
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à ℳ 1. —, ℳ 2 — u. ℳ 4.50.
Burks China-Malvasier,
[illegible]
In Flasch. à ℳ 1. —, ℳ 2 — u. ℳ 4. —
Burks Eisen-China-Wein,
[illegible] u. leicht verdaulich.
In Flasch. à ℳ 1. —, ℳ 2 — u. ℳ 4.50.
Zu haben in den Apotheken Deutschlands
und vieler grösseren Städte des Auslandes.
Man verlange ausdrücklich:
„Burks Pepsin-Wein",
„Burks China-Malvasier"
etc. etc.
und beachte obige Schutzmarke und die Firma: C. H. Burk, Stuttgart.
[illegible]

Die Zuckerharnruhr (Diabetes),
ihre Urſache und dauernde Heilung auf Grund [illegible] von Med. [illegible] Emil Schnée, Brunnenarzt in Karlsbad. [illegible] Stuttgart. [illegible]

Solide Buckskins,
das Meter von M. 2.90 an, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Prenzel, Cottbus.

Von der Wiege bis zum Grabe.
Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 u. 4 Händen v. Prof. **Carl Reinecke.**
[illegible] Auflage; [illegible] Verlag
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Verbindender Text u. Katalog gratis.

Rudolf Mosse [illegible]

Lebensversicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenſeitigkeit gegründet 1830.

Verſicherungs-Beſtand: [illegible]

Vermögen: [illegible]

Erzielte Verſicherungsſummen: [illegible]

Die Verſicherten erhielten durchſchnittlich an Dividende gezahlt: [illegible] 1870-79: 34%, 1880-89: 41% der ordentl. Jahresprämie.

[illegible]

Die ſämtlichen Ueberſchüſſe [illegible] Lebensverſicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig [illegible]

Die Geſellſchaft [illegible]

Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Geſellſchaft und deren Agenten gern erteilt. Tüchtige Agenten werden geſucht.

Baden-Baden.
Sanatorium für Nerven- u. Herzkranke, Erholungsbedürftige, Morphiumsüchtige etc.
Dir. Arzt: Dr. Max Schneider.
[illegible]

Garnier'sche Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt.
(Höhere Bürgerschule — ohne Latein)
Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H.
Aufnahme im April und Oktober. **Die Reifezeugnisse berechtigen zum einjährigen Militärdienste.**
[illegible] und nähere Auskunft durch den jetzigen Besitzer
Dr. L. Proescholdt.

Neu! • Rationell! • Aerztlich empfohlen!
Mineral-Haarfett
Mineral-Seife
Schutzmarke Königsschwan
Zwei neue hochfeine cosm. hygien. Erzeugnisse.
[illegible] Fabrikant: Th. Voigt, Würzburg.
[illegible] ℳ 4 u. ℳ 10, ℳ 11 u. ℳ 20 [illegible]

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. [illegible] E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon, 27 rue Rambuteau.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch **billigster.**

½ Kg. genügt für **100** Tassen
feinster Chocolade.
Ueberall vorräthig.

Leuze'sches Mineralbad Berg-Stuttgart (Württbg.)

(Sprudelbad.) — **Heilanstalt für Magen- und Frauenkrankheiten.**
Prospekte gratis und franko.

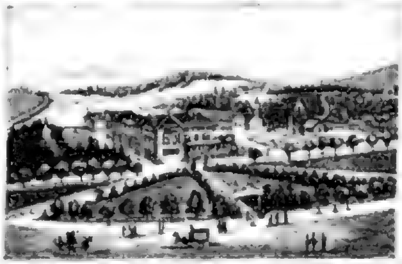
Hohenluftkurort Freudenſtadt.

710 Meter über d. Meer. — Eiſenbahnlinie Stuttgart-Offenburg-Straßburg.

Schwarzwald-Hotel.

[illegible] 60 [illegible]

Bäder- und Milchkuren, [illegible] Anlage, Fichtennadel- und [illegible] [illegible]



[illegible]

E. Luz jr.

Technikum Hildburghausen
Getrennte Fachschulen: Maschinentechniker — Bauwerk- & Bahnmeister
[illegible]

[illegible]

Militär-Pädagogium

von Dir. Dr. Fischer.

[illegible]

[illegible] Akademie zu [illegible]

[illegible]

Stottern

[illegible] und **gründlich** die
Denhardt'sche **Anstalt**
Burgsteinfurt, Westfalen.
[illegible] Emil Denhardt [illegible] Begründer Denhardt [illegible] Aelteste [illegible] **deutschen Kaisers Wilhelm I.**, [illegible] Prospect [illegible]

Ostende

Schönstes und besuchtestes Seebad

[illegible] Sommer-Residenz I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier. Jährlich 100,000 Badegäste.

Bade-Saison vom 1. Juni bis 15. Okt.

[illegible]

Pension Bad Nauheim

Fürstenstrasse 32

empfiehlt schöne, bequeme Zimmer mit Pension; [illegible] Küche, [illegible] mässige Preise.

Vorbildungsanstalt für **M**ilitär & **M**arine
verbunden mit **P**ensionat.
Stuttgart, [illegible]
Dirigent: Osc. Hanke,
Königl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Kurort Salzbrunn, Schlesien.

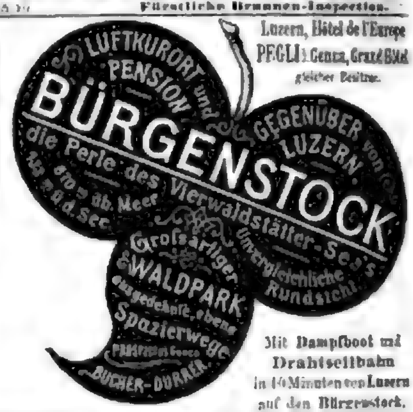
Bahnſtation, 407 Mtr. Seehöhe, mildes Gebirgsklima. Saiſon vom 1. Mai bis Ende September. Alkaliſche Quellen erſten Ranges, berühmte Molkenanſtalt. Milchkuren, Kefir. Badeanſtalten. Maſſage. Großartige Anlagen. Wohnungen zu allen Preiſen. Heilbewährt bei Erkrankungen der Athmungsorgane und des Magens, bei Scrophuloſe, Nieren- und Blaſenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeſchwerden und **Diabetes;** [illegible] für Blutarme und Reconvalescenten.

Verſendung der ſeit 1601 mediciniſch bekannten Hauptquelle

Oberbrunnen

[illegible] **Furbach & Strieboll.** [illegible]
Fürſtliche Brunnen-Inſpection.

Luzern.
Hôtel & Pension de l'Europe
1. Ranges. 150 Zimmer. Billige Preise.
Bucher-Durrer.



Luzern, Hôtel de l'Europe
PEGLI b. Genua, Grand Hôtel
gleicher Besitzer.

Mit Dampfboot und Drahtseilbahn in 40 Minuten von Luzern auf den Bürgenstock.

DAS VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ

hat weder Reisende noch sonstige Vertreter, verkauft auch nicht an Wiederverkäufer, sondern unmittelbar an die Privatkundschaft.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden **portofrei ausgeführt.**

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst **zurückgenommen u. umgetauscht.**

Reinleinene Schlesische Taschentücher.

Sämmtlich sorgfältig gesäumt.

Marke	Cm. gross.	Das Dtzd. M.
6.	49	4.75.
„ 7.	49	5.75.
„ 8.	49	6.50.
„ 9.	49	7.75.
„ 16.	52	4.50.
„ 17.	52	5.75.
„ 18.	55	6.75.
„ 19.	55	7.50.
„ 20.	55	8.75.

Bielefelder reinleinene Taschentücher.

Sämmtlich sorgfältig gesäumt.

Marke	Cm. gross.	Das Dtzd. M.
70.	46	7.50.
„ 71.	46	9.—.
„ 72.	46	10.—.
„ 73.	46	11.50.
„ 74.	46	13.50.
„ 80.	49	8.50.
„ 81.	49	10.—.
„ 82.	49	11.—.
„ 83.	49	12.50.
„ 84.	49	14.50.
„ 91.	54	11.—.
„ 92.	54	12.—.
„ 93.	54	13.50.

Taschentücher mit bunten Kanten

für Damen und Herren.

Nr.	Grösse in Cm.		Preis für d. Dtz. M
307	48	Weisses halbleinenes Tuch mit eingewebter bunter Kante	3.50
308	40	„ baumwollenes Batisttuch m. 4 Cm. breitem aufgesteppten, bunt bedruckten Saum	4.—
56	45	Reinleinenes weisses Tuch mit eingewebten bunten Kanten	5.50
57	50	„ „ „	6.50
309	48	„ „ „	7.50
310	40	„ „ Batisttuch mit 4 Cm. breitem Hohlsaum und mit geschmackvollen eingewebten bunten Kanten	9.—
311	45	Weisses batistleinenes Herrentuch mit eingewebten bunten Kanten, Ecken mit bunt bedrucktem Sportmuster	9.—
312	46	„ batistleinenes Tuch mit schmalem Hohlsaum und geschmackvollen eingewebten bunten Kanten	10.50
54	38	„ reinleinenes Tuch mit bedruckter bunter Kante	11.—
313	42	„ batistleinenes Tuch mit 4 Cm. breitem geschmackvollem, bunt bedrucktem Hohlsaum	12.—
331	42	„ leinenes englisches Batisttuch mit 4 Cm. breitem geschmackvollem, bunt bedrucktem Hohlsaum	13.—

Sämmtliche Tücher sind gesäumt!

Tücher Nr. 308, 309, 310, 311, 312 und 313 werden gebrauchsfertig, also gewaschen und geplättet geliefert.

Taschentücher für Kinder.

Marke	Grösse in Cm.		Das Dutzend M	Marke	Grösse in Cm.		Das Dutzend M
3	40	Reinleinen, gesäumt	2.40	13	32	Reinleinen m. bunt bedruckter Kante, gesäumt	2.25
4	40	Reinleinen, gesäumt	3.50	24	40	Reinleinen mit eingewebter bunter Kante, gesäumt	2.75
50	40	Roth C, halblein., gesäumt	3.—	15	40	Reinleinen mit eingewebter bunter Kante, gesäumt	4.—
57	34	Baumwolle mit farbiger Figurenkante, gesäumt	1.50				
51	32	Baumwolle mit farbiger Figurenkante, gesäumt	2.—				

Der Special-Catalog über Taschentücher wird portofrei versandt.

Spitzen-Taschentücher

für Trauungen, Balltoiletten u. s. w.

Nr. 140. Batisttuch mit feiner Tüllspitze besetzt Stück M. 1.25.
„ 141. Batisttuch mit feiner Tüllspitze besetzt Stück M. 1.50.
„ 142. Batisttuch mit feiner Tüllspitze besetzt Stück M. 1.80.
„ 161. Batisttuch mit breitem Spitzeneinsatz und feiner Tüllspitze besetzt. Stück M. 2.—
„ 164. Feines Batisttuch mit sehr schöner Tüllspitze besetzt . . . . Stück M. 2.40.
„ 163. Linon-Batisttuch mit sehr schöner Tüllspitze besetzt . . . . . Stück M. 2.90.
„ 162. Linon-Batisttuch mit besonders breiter Tüllspitze besetzt und mit eingesetzten Ecken aus derselben Spitze. **Sehr feines Tuch!** Stück M. 4.40.
„ 147. Leinenes Batisttuch mit langgestickten Bogen und schöner gestickter schmaler Kante. Stück M. 2.10.
„ 129. Leinenes Batisttuch mit langgestickten Bogen und Hohlsaum und schönen gestickten Ecken. **Sehr feines Tuch!** Stück M. 3.20.

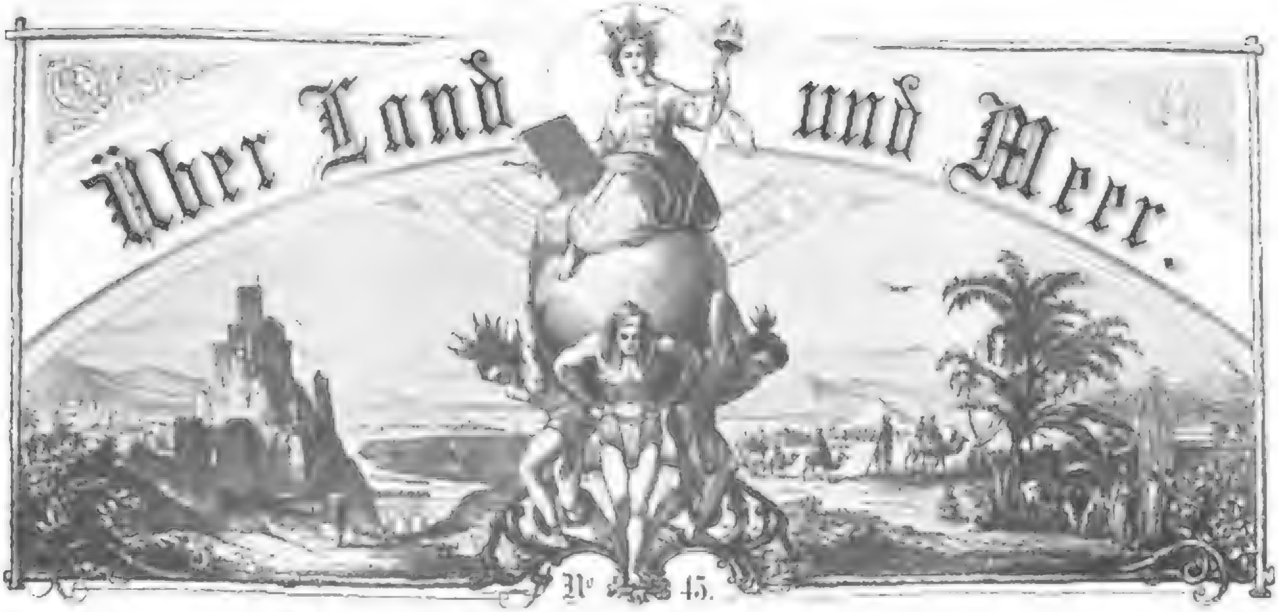
Weisse Batist-Taschentücher.

Diese Tücher sind in feinen Cartons verpackt.

Nr. 42. } 30 Cm. gross. Reinleinener dichter Batist. } Das Dtzd. M. 9.—
„ 43. } „ „ „ 12.—
„ 44. } „ „ „ 15.—
„ 334. 40 Cm. gross. Reinleinener dichter Batist mit 4 Cm. breit. Hohlsaum. Das Dtzd. M. 9.50.
„ 40. 40 Cm. gross. Reinleinener klarer Batist mit 4 Cm. breit. Hohlsaum. Das Dtzd. M. 14.—
„ 41. 40 Cm. gross. Reinleinener klarer Batist mit 4 Cm. breit. Hohlsaum. Das Dtzd. M. 18.—

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.



Über Land und Meer.

Nº 45.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 60.

Unglückſelige Theeſtunden.

Novelle

von

Hans Wachenhuſen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Es ſoll hier nicht behauptet werden, daß es beſſer geweſen wäre in dem alten Berlin vor zwanzig und dreißig Jahren, aber gemütlicher war es, als man noch nicht morgens im Schlaf geſtört wurde durch das Klingling der Pferdebahn, als man nicht erſchöpft von all den Geſchäfts- und Geſellſchaftspflichten abends ſein Lager ſuchte, das leidige Nachtleben in den großen Kaffeehäuſern uns nicht mahnte, daß es beſſer ſei, die guten Freunde als die einſame Ruheſtätte zu ſuchen und der „ſchwere Wagner“, Lutter und Wegner und einige andere ſolide Kneipſtätten, wie Dedels Keller, Hillers Reſtaurant und ſo weiter, dem abendlichen Bedürfnis deſſen genügten, der vor Mitternacht nicht zu Bette zu gehen gewohnt.

Man kannte einander noch beſſer und näher, als Berlin nur fünfmalhunderttauſend Einwohner zählte und der ſelige Kaliſch in ironiſch-prophetiſchem Vorgefühl ihm die Zukunft einer Weltſtadt verhieß. Man begegnete einander ohne die heutige Raſtloſigkeit, in der man ſich von einer Droſchke oder von einem Tramway zum andern einen flüchtigen Gruß zuſendet; man klumpte ſich mehr zuſammen vor dieſer gemütloſen Dezentraliſation und — beklatſchte einander allerdings mehr, als man Berlin noch die größte kleine Stadt nennen konnte und die Anlage einer Stadtbahn als das märchenhafteſte Unternehmen betrachtet worden wäre. Gab es doch dazumal noch Leute, die ſich erinnerten, wie bei Eröffnung der Berlin-Potsdamer Bahn die Paſſagiere eine Petition an die Direktion richteten, erſuchend, man möge doch verhindern, daß der lahme Bettler neben dem Zuge herlaufe, dem König Friedrich Wilhelm III. ſein Leben nicht anvertrauen wollte, während der Herzog von Bernburg ſchwur, er wolle auch eine Eiſenbahn haben, und wenn ſie tauſend Thaler koſte. Gab es doch damals noch gute, echte Berliner, die ſich niemals von den Ufern der Panke hatten trennen können, deren Parfüm nach ihrer Ueberzeugung Treu und Nuglisch zu ſo duftreichen Erfindungen begeiſtert hatte.

Es war das auch die Zeit, in welcher es noch Originale gab, wenn ſie gleich nicht mehr wie früher prägnante äußere Merkzeichen trugen; die Zeit der Weißbierphiliſter, deren Prieſter Rudolf Haaſe, der ehemalige Schauſpieler, war, der die Kunſt an den Nagel gehängt und ſeines Vaters Geſchäft übernommen hatte, Originale auch in künſtleriſchen Kreiſen, wie Stawinsky und Döring, die in der erwähnten alten Weinſtube, in welcher Devrient und E. T. A. Hoffmann vor ihnen verkehrten, dem originellen, von Geiſt und Witz umringten Stammtiſch präſidirten.

Der Berliner war damals noch ein ziemlich unverfälſchter, denn die Provinzen beſaßen noch nicht den Ehrgeiz und den Geſchäftsdrang zu einer

Sommertag. Gemälde von Joſef Schmitzberger.

nun die Wahl hat, zu bleiben, oder [illegible] Schuldgefängnis werden zu laſſen. Dieſe verſchuldeten Araber ſind die eigentlichen Sklavenjäger und Sklavenhändler im Zentrum Afrikas, denn nur dadurch kann es ihnen allmählich gelingen, ſich wieder Elfenbein [illegible] zum Fluche für das Land, welches [illegible] zu bedeutender Macht gebracht, und werden noch auf lange hinaus für die Gewalt der Waffen, welche die [illegible] der Araber in Angriff genommen haben, unerreichbar bleiben. Wenn aber auch der Araber in dieſen zentralen Gebieten der Herr der Lage iſt und den Handel in ſeiner Gewalt hat, ſo gibt es doch noch einige beſonders kräftige Stämme, welche die arabiſche Handelsvermittlung [illegible] Araber [illegible] Unter [illegible] bemerken [illegible] unter ihrem mächtigen Häuptling Mirambo in den [illegible] der [illegible] Volksſtämme [illegible] und [illegible] bedeutende [illegible] nach Ukerewe [illegible] bedrohten. Sie [illegible] kurrenten der Araber [illegible] letzteren auf das [illegible] [illegible] Die [illegible] Zukunft abgeſchloſſen iſt, [illegible] Tanganyika nach Bagamoyo, um das Elfenbein zu verkaufen. Die Leute waren [illegible] und [illegible] der Station der [illegible]

einem Indier gehörigen Hauſe untergebracht. Sie hatten ſich aber beſtändiger Angriffe ſeitens der Araber zu erwehren, ſo daß der größere Teil von ihnen nach Dar-es-Salaam geſchafft werden mußte, wo ſie in größerer Sicherheit ſich befanden. Sie waren lange Monate dort, da die Araber gedroht hatten, ihnen bei ihrer Rückkehr alle Waren abzunehmen [illegible] nicht [illegible] zu [illegible] [illegible] Unterredung [illegible]

zu trennen, und, was ebenſo wichtig ſein dürfte, die ſelbſtgewonnene Ware aus den Händen der blutdürſtigen Araber zu retten. Auf ſolche Weiſe wird es erreicht, unter Benützung der Umſtände, welche vielfach die Indier das riskante Geſchäft in den Kriegszeiten aufzugeben zwingen, [illegible], auch in kommerzieller Beziehung etwas zu leiſten. Bis vor kurzem war der Indier noch der unumſchränkte Käufer auf dem Elfenbeinmarkt, und es konnte von Deutſchen mit ihnen nur noch das große deutſche Welthandelshaus H. A. Meyer in Hamburg einigermaßen wetteifern, [illegible] zu [illegible] mit dem Leben [illegible] bezahlen und der bekannte Rebellenführer [illegible] mußte. [illegible] muß das Elfenbein nunmehr nach Sanſibar, dem Hafenplatz für die [illegible] bei einer Dau [illegible] Geſellſchaft, welche auch [illegible] ein paar Sklaven [illegible] mit. Da werden plötzlich in der Ferne die Umriſſe eines Kriegsſchiffes ſichtbar, ein Kanonenſchuß erdröhnt, der Kreuzer naht ſich der Dau, und wenn nicht alles in Ordnung iſt, ſo wird die Dau ins Schlepptau genommen und der Araber ſieht den Verdienſt am Elfenbein ſich in einen Verluſt verwandeln. Iſt aber die [illegible] und [illegible], ſind keine Sklaven an Bord, die Dau glücklich in Sanſibar angekommen, ſo hat der berechnende Kaufmann erſt noch die Konjunkturen in Betracht zu ziehen, ſo daß es wieder viele Monate dauern kann, ehe der wertvolle Stoff, aus dem denn für den Kulturmenſchen ſo häufig [illegible] auf die europäiſchen [illegible] in die Hände der Elfenbeinarbeiter kommt.

[illegible]

Die Hamburger Gewerbeausſtellung. Nach einer photographiſchen Originalaufnahme.

Jung Alarichs Braut.

Roman

von

E. von Dincklage.

(Schluß.)

IX. Sabine.

Eine ungeheure, unheimliche Leere umgab nach Angelas fluchtartiger Abreiſe die Beſitzerin von Rabenhorſt; ihre großen, eleganten Räume ſchienen ſie förmlich anzugähnen. Als ſich endlich fremde Schritte vernehmen ließen, war es der Inſpektor, welcher ſich Anordnungen für die Parkarbeiten holen wollte, die Sabine nicht zu geben vermochte, da bislang die Beſuchende durch den Mund der Gutsherrin die Arbeiten leitete. Die Einſame begann zu leſen, aber ihre Gedanken wollten ſich dem Buche nicht einverleiben; ausfahren ging nicht, die Pferde hatten einen Parforcelauf gemacht, und draußen ſah es ſo unfreundlich aus. Endlich, nachdem ſchon alle Dämonen der Unzufriedenheit die Aermſte gepeinigt hatten, kam ein Telegramm von Graf Gregor: „Wir hoffen, daß Herr ten Wolde zu retten iſt!" Das gab wenigſtens zu denken; nach dem einſamen Diner dachte ſich die ermüdete Dame in eine Sieſta hinein, die aber auch wieder unterbrochen wurde, denn ganz unerwartet fuhr ein Wagen mit dem Vater der Gutsherrin vor. Auf ihre ſtaunende Frage entgegnete er niedergedrückt:

„Ja, ja, Kind, nun iſt der Egon auch kaput! Wo iſt ſein Brief? Richtig, hier in meiner Taſche — er ſchreibt alſo:

‚Arme Eltern, ehe wir euch Freude bereiten konnten, bereiteten wir euch Sorgen und Kummer! Ich ging von Rabenhorſt fort, um nie oder als Held wiederzukommen, jetzt fällt beides zuſammen; ich rettete einen Dragoner, deſſen Pferd nicht ſchwimmen konnte und der, ſich an ein anderes Pferd klammernd, auch dieſes und ſeinen Reiter mit in den Strom riß; alſo es gelang mir als tüchtigem Schwimmer, zwei Mann und ein Pferd herauszubringen, aber ich konnte mit den Kerlen dem Flutandrang nicht widerſtehen, ſo daß ich einen ſchmählichen Huftritt an den Schenkel erhielt, jetzt geſchient daliege und nicht hoffen darf, wieder dienſtfähig zu werden, das war mein letzter Flußübergang, denn drüben blieb die Hoffnung, und hier liegt der arme Krüppel. Einen Orden erhielt ich, einliegend das ſchmeichelhafte Begleitſchreiben, worin mir ja auch lebenslängliche Penſion zugeſichert wird — das freut mich euretwegen, aber für mich gibt's keine Freude mehr.

Egon.'

„So ſchreibt der arme Burſch," ſchloß der General ſeine knarrende Vorleſung, „und grollt, daß er noch lebt!"

Sabine hatte ihren Kopf in die Sofakiſſen gelegt. O, wie laut klopfte man an ihr leichtwilliges Herz, dort Maria Angela, hier Egon, und beide ſo hoffnungslos gebeugt! Seine Exzellenz wurden ſchließlich ungeduldig und warfen in nicht ſehr gnädigem Tone hin: „Ich bin auf der Reiſe zu dem Pechvogel!" Noch blieb es ſtill; plötzlich ſprang Sabine auf, ſtand mit ihren leuchtenden Augen dicht vor dem Alten, auf deſſen Schultern ihre Hände lagen.

„Vater," ſprach ſie freudig, „ſag Egon, ich bitte ihn, ſo ſchnell als möglich reiſefähig zu werden und dann — wäre es gleich auf Krücken! — nach Rabenhorſt zu kommen, wo ihn ſeine Braut, Sabine, erwartet. Du kannſt die Verlobungsanzeige gleich drucken laſſen und verſenden, nur vergiß nicht, Egons Orden mit anzuzeigen. Es iſt doch ſo: Art gehört zu Art!"

Die gewöhnlich ſo unbefriedigte hohe Verwandtſchaft der Witwe Müller war in einer hochgradigen [illegible]

Gregor hätte gern hinzugefügt: „Ja, ſie ward Dein Kompaß durch die Schärengefahren Deiner Laune!", aber er ſchwieg, um ihren Eigenwillen nicht aufzuwecken. Sabine war bislang klug und gütig geweſen, jetzt fühlte ſie ſich gut, weil ſie ſich ſelbſtlos in den veredelnden Schatten fremden Glückes ſtellte. Egons Heilung ſchritt ſehr langſam vorwärts; während ſich ſeine ganze Seele in Liebeshymnen aufzulöſen ſtrebte, nagte die Sehnſucht bis zum Schmerzempfinden an ihm. Der Verliebte ahnte nicht, wie wertvoll für ſeine Zukunft die Verzögerung des Wiederſehens, das Erſtarken von Sabinens Neigung für „ihren Helden" wurde. Die beiden Weltmenſchen entdeckten in ſich einen warmen Quell der Zärtlichkeit, der ihnen ſelbſt bislang fremd war; das Krankenlager des Verlobten, ſowie die jüngſten Lebensereigniſſe der Braut brachten eine ernſte Läuterung über die Gemüter des Paares, das ſeine langen und verlangenden Mußeſtunden mit einem gegenſeitigen Charakteraustauſch füllte, den beide, namentlich Sabine, mit ſtrenger und wahrhaftiger Selbſtprüfung vornahmen. Sie geſtand ſogar, daß ſie ſich zu dem Maßſtab emporzuſtrecken bemühe, den die Mennonitin vor ihr aufgerichtet habe. Bei dieſer Selbſterziehung wollte Sabine ganz allein bleiben, und doch, wie flog die Zeit dahin mit Leſen, Schreiben, Ordnen — und Träumen, denn mit einem komiſchen Seufzer geſtand ſie Gregor:

„Ich werde wieder ganz Backfiſch und ſtarre in den Mond!"

„Nun, nächſtens wird der Herr Graf mit der Frau Gräfin gemeinſam ſtarren," meinte der andere.

„O, ſpotte nicht über uns, wir ſind ſo brave Kinder!" bat die künftige Gräfin.

Sie ließ Egon auf ſeinem Krankenſtuhl photographiren, lehnte aber den Gedanken, ihn zu beſuchen, entſchieden ab.

„Engel wollte ja auch nur den Sterbenden ſehen!" ſagte ſie und vertiefte ſich ſo in das Seelenweben, welches ſeine abertauſend Faden zwiſchen Egon und ihr ausſpann, daß ſie Jung Alarich beinahe vergaß.

Als anfangs, nach einigem Hinundherſchreiben, die Verlobungsanzeigen in glänzendſter Ausſtattung und beſcheidenem Zurücktreten des Namens Müller zum Verſand gelangten, hatten die beiden geſchloſſenen Briefe, die für Alarich ten Wolde und Maria Angela Stroot beſtimmt waren, ihre Adreſſaten umſonſt geſucht und waren dann uneröffnet nach einiger Zeit zu der Abſenderin heimgekehrt. Graf Gregor war nach den erwähnten Vorgängen ſofort zu ſeinem kranken Bruder gereiſt und fand bei ſeiner Rückkehr, daß der Stubennachbar ten Wolde ſein Quartier und die Stadt verlaſſen hatte.

X. Engel.

„Was nicht der Verſtand der Verſtändigen ſieht, das übt in der Einfalt ein kindlich Gemüt!" Der Vers hätte zur Unterſchrift für Maria Angelas Bild erdacht ſein können, ſo vollſtändig bezeichnet er ihre anſcheinend ſo [illegible] geordnete, in der That [illegible] Lebensführung. Die Reiſe der beiden Mädchen vollzog ſich ohne [illegible] innerlich die geſtrafte Zeit nieder, und [illegible] ſich vor der Polizei und einer [illegible] Gemahlung [illegible] von beiden traf ein. Als der [illegible] hinter den Reiſenden lag, ſtiegen beide in einer Stadt aus, deren Namen ſie kaum erfragten, kehrten in einem guten Gaſthof ein, ließen ſich ein Bad geben, [illegible] dann und ſchliefen darauf den ſchweren, geſegneten Schlaf der Uebermüdung viele, viele Stunden, bis die Sonne ins Zimmer leuchtete nach den tiefen, regelmäßigen Atemzügen. Lena erwachte zuerſt und ordnete behutſam den Anzug ihrer Schützerin, den ſie bürſtete und lüftete. Nun kleidete ſich auch dieſe an und fragte, ob man in dem Gartenhauſe da unten frühſtücken könne. Natürlich konnte man es, und die immergrünen Gebüſche hinter einigen Herbſtblumen ſahen ſehr freundlich aus. Nach dem Frühſtück faltete Marengel die Hände, blickte in Helenens ſchöne Züge und begann:

[illegible]

aber je unglücklicher Dich die Einflüſſe, die auf Dich wirkten, gemacht haben, deſto liebevoller werde ich ſtreben auszugleichen, was Dich unverſchuldet betroffen. Glaubſt Du mir?"

„Ja, ich glaube, daß meine arme, ſelige Mutter Sie zu mir geſandt hat!"

„Gut, dann ſag mir, wohin ich meine Schweſterhand ausſtrecke, damit wir einander ſtützen."

Das Modell rührte ſich nicht, ſie war ſo lange vereinſamt geweſen, daß ſie zu ſpröde für Gefühlsäußerungen geworden war.

„Ja," ſagte ſie endlich entſchloſſen, „ich bin viel ſchlechter und gottloſer, als Sie es begreifen können, aber nicht in dem Sinne, als meine Ankläger vorausſetzten. Mich ekelte und widerte die fremde und eigene Gemeinheit an."

„O, dann kannteſt Du und liebteſt Du Gott!" rief freudig Angela.

„Kannte: ja, liebte: nein! Wenn man im Elend wie im Moraſt verſinkt, da hört man auf zu glauben. Als ich heranwuchs, hatten meine Eltern ein feines Schuhgeſchäft. Vater kam auf ſchlechte Wege, wir verarmten, meine brave Mutter wurde mißhandelt, und Scham und Jammer machten ſie wahnſinnig; ich erwarb trotzig, verſtockt, was ich konnte. In einer verdorbenen Luſt fliehen die guten Grundſätze, es iſt kein Verdienſt, daß ich mich nicht wegwarf, es war mir nicht ſchade um mich, aber ich liebte ja nichts außer meiner Mutter und — ja, und den Studenten ten Wolde. Sie wiſſen es. Ich wurde Medium bei den Spiritiſten, betrog die Verſammlung, wie ich konnte, wurde aber ſo oft in magnetiſchen Schlaf verſenkt, daß ich endlich nur noch halb wachend fortlebte, und das war eine Wohlthat."

Die Frieſin hatte in ihrer aufhorchenden Art das beinahe ingrimmig abgelegte Bekenntnis mit angehört; ſie nickte mit dem Kopf und ſprach leiſe: „Ja, das Gebet der Mutter war bei Dir!" dann läutete ſie und trug dem Kellner auf, den geſchickteſten Arzt der Stadt zu ihr zu beſtellen. Als der Aufwärter wieder gegangen, zog ſie ein kleines Buch aus der Taſche und las langſam und gleichmäßig eine kurze Morgenandacht.

Lena faltete ihre Hände, obwohl nichts in ihr Herz drang. Aber daß die Worte geredet wurden, war ihr eine angenehme Beruhigung. Der Arzt war ein vertrauenerweckender Herr. Er wurde in dem Zimmer der Reiſenden empfangen, und Maria Angela teilte ihm das Weſentliche aus der Vergangenheit des Modells mit, um ihn dann aufzufordern, das bleiche Mädchen zu unterſuchen, damit er eine Stärkungskur für ihre Nerven anordnen könnte. Die Sprechende hatte von Luftkuren gehört.

„Die Koſten einer Reiſe bilden kein Hindernis!" ſchloß die verſtändige Rede, welcher der Medikus mit ſichtbarem Wohlgefallen lauſchte.

Das Ergebnis einer eingehenden Prüfung war die Verordnung eines Winteraufenthalts in Montreux.

„Dort ſind junge Damen unbeläſtigter als in Italien!"

„[illegible] ſind nicht mehr in dem furchtſamen Alter," entgegnete Marengel ernſt, „aber es ſcheint mir [illegible] die Leidende Luſt und Ruhe hat, und wir [illegible], ein Heimatgruß, wohlthun."

[illegible] der Plan, am Genferſee zu weilen, feſtgeſetzt war, ſchrieb Marengel einen knapp [illegible] Brief an den Domine, welcher ſie kürzlich getauft hatte. Sie teilte mit, daß ſie eine Unglückliche aufgenommen habe, welche Gott nicht liebte, aber ſicher lieben lerne, wenn ſie in Montreux geſund geworden.

„Eine geſunde Pflanze wächſt ja auch gen Himmel!" meinte die Schreiberin.

Die Schweiz iſt zu ihrer ſchönſten Zeit, [illegible] ihre Gletſcherſohlen der energiſch [illegible] Frühling umkränzt, nahezu von Fremden [illegible] die Wintergäſte eilen heim, und die [illegible] hat noch nicht begonnen. Um dieſe [illegible] das Oſtergeläute der alten und der neuen [illegible] in Montreux war über dem See in [illegible] verhallt — ſaßen auf den [illegible]

Beſchäftigung bequem an einen brünetten Herrn, deſſen Tracht ihn als proteſtantiſchen Geiſtlichen kennzeichnete. Er ſaß zwei jungen und ſehr hübſchen Mädchen gegenüber, denen er eine Schriftſtelle erklärte.

„Bitte,“ unterbrach ihn die eine, welche natürlich Maria Angela Stroot iſt, „ich habe das noch nicht ſo ganz erfaßt — während Lena nun ſchon längſt Ihre Mitteilung begreift. Warum bin ich nur ſo einfältig langſam im Klarwerden über mir fremde Begriffe? Ich bin doch ſtets eine gute Schülerin geweſen und muß mich dennoch jetzt von meiner Begleiterin, die ſeit ihrem vierzehnten Jahre an keinen Unterricht mehr dachte, überflügeln laſſen! Was hat Lena in dieſem halben Jahre hier in Montreux gelernt! Religion, Franzöſiſch, Putzmachen und unzählige Dinge, während ich in den See hinab und zu dem Dent du Midi und den ſavoyiſchen Bergen hinaufblickte, ohne Fortſchritte zu machen! Geben Sie mir das Buch, Herr Paſtor, ich verſtehe die deutſche Sprache beſſer im Leſen als beim Hören, obwohl Sie mich ja ſo trefflich in derſelben unterwieſen haben.“

Marengel, die hier ihre Goldmütze nicht mehr trug, beugte ihr weit zarter gewordenes Antlitz über die Seiten der theologiſchen Abhandlung, als ein greller Aufſchrei Lenas ſie und das kleine Mädchen heftig erſchreckte. Die Kleine weinte, denn ſie hatte die Puppe fallen laſſen und derſelben war am Tiſchfuß eines ihrer grellen Glasaugen ausgeſchlagen, die Holländerin aber ſchaute mit beinahe ſtockendem Atem zu einem ſehr großen, ſtarken Herrn hinüber, der, einige Schritte von der Gruppe entfernt, am Geländer lehnte, um die Bergeiſenbahn zu beobachten, welche äußerſt ſteil nach Glyon emporfährt. Aber der Herr wandte ſich ſofort, ſchritt auf Maria Angela zu und bot ihr die Hand; jetzt erkannte er auch Lena und fragte, ſeinen Augen mißtrauend:

„Iſt's möglich — Spes?“

„Ja,“ erwiderte Marengel, „meine Freundin!“

„Kommen Sie, mich zur Verantwortung zu ziehen?“ rief Helene bebend und die verſchlungenen Hände zu ihm erhebend. „O, vergeben Sie, was eine halb Wahnſinnige that!“

„Die von meiner Verlobten gerettet, beſchützt — geliebt wird!“

„Alarich, ich glaube kein Recht mehr auf dieſe Benennung zu haben!“ ſprach leiſe Maria Angela.

„Kein Recht? Dein Recht konnte wohl nie Unrecht werden, aber ich leugne nicht, daß es mir einſtmals wohlthat, daß die Herrin von Rabenhorſt mir ſo ſichtbar entgegentrat! Nun, es kam ihr ein anderer zuvor, der mich gebieteriſch erfaßte und dem ich mit genauer Not wieder entriſſen wurde — der Tod!“

Seine Augen ruhten warm auf Angela, und dieſe bemerkte unſicher:

„Du warſt gewiß ſehr krank?“

„Engel, mir iſt immer, als hätten Deine Worte neben meinem Schmerzenslager mir neues Leben eingehaucht! Als ich Dir aber danken konnte und wollte — da warſt Du fort!“

„Alarich, Du verſtandeſt mich damals?“

„Ja, ich wußte ſeit jener Stunde, daß ich zu Dir gehöre, zu Dir allein auf Erden!“ Er nahm ihre Hand innig in ſeine beiden.

Thränen — die Thränen, welche Angela durch Monde nicht vom Herzen weinen konnte, drängten ſich unter ihren Augenlidern hervor, obgleich ſie glückſelig lächelte.

„Und warum kamſt, warum ſchriebſt Du nicht?“ forſchte ſie.

„Weil ich mir zu ſchlecht für Dich ſcheine! Ich verließ die Stadt, ſobald ich reiſen konnte, um nichts mehr von Rabenhorſt und den jungen Grafen zu ſehen und zu hören; es war mir ja ein bitterer Selbſtvorwurf, nur ihrer zu denken. Ich bezog eine andere Univerſität und habe mein Examen gut beſtanden. Sag mir, Engel, willſt Du mich noch?“

Die beiden anderen warteten mit Beklemmung den Ausgang der Zwieſprach da vor ihnen ab, indes die Kleine das ausgefallene Puppenauge an ihrer roten Zunge befeuchtete, um es wieder einzukleben. Endlich trat das Paar Hand in Hand heran, und Alarich ſagte:

„Ich habe unſere Papiere mitgebracht, wollen Sie uns ſo bald als möglich kopuliren!“

Angela umfaßte Lena und küßte die blühend Geneſene. Die Schuſterstochter aber ſank mit gen Himmel gebreiteten Armen auf die Kniee und rief:

„Gott, Gott, ich danke Dir, Du haſt eine doppelte Schuld von mir genommen, die des Mordes und die der ſchmerzlichen Dankbarkeit; mein Engel wird glücklich!“

Die neue Kirche neben dem Wege nach Clarens war prächtig mit Blumen geſchmückt zur Trauung, und die Braut war ſtill und ihres Glückes froh. Eine Menge teilnehmender Bekannten füllte das Schiff des Gotteshauſes. Für Lena hatte der Geiſtliche bereits eine ſehr erwünſchte Stellung gefunden, ihr war zudem von Angela ein Jahreseinkommen feſtgeſetzt. Kein Hauch von Neid oder Mißbehagen berührte das Gemüt des ehemaligen Modells, Angelas Freudentag war auch der ihrige, ſie war wirklich unter der Freundespflege emporgewachſen.

Vier Wochen ſpäter traf ein wanderndes Paar vom nächſten Bahnhof in Rabenhorſt ein. Sabine betrachtete ſoeben das Gedeihen ihrer neuen Anlagen, als ſie mit lebhafter Freude Angela und Alarich erkannte.

„Wir haben einander geheiratet und wollten um Deine Freundſchaft bitten!“ ſagte Marengel.

„Gärtner, Gärtner! Wo iſt der Herr? O, wird der eine Freude haben!“ Und fort war die junge Frau, um bald darauf einen Herrn herbeizuführen, der ſich mit der rechten Hand auf einen Stock ſtützte und mit der linken auf Sabinens Arm.

„Egon!“ erkannte ihn das andere Paar, und nun begrüßten ſich alle und blickten ſich mit glücklichen Augen an.

„Er kann mir nie weglaufen, mein Egon!“ verſicherte Sabine fröhlich und ihrer Pflege ſtolz.

„Und der Herr Graf hatte nichts mehr gegen die neuen Nutzanlagen?“ wunderte ſich Alarich.

„Nicht das geringſte, ſie unterhalten uns durch ihr Gedeihen!“

„Aber — ſie ſind nicht fein!“

„Bah, an ſolche Schrullen haben wir keine Zeit mehr zu verſchwenden! Apropos, Binchen, telegraphire doch an Gregor, er ſoll ſchnellſtens herauskommen. Gregor hat nämlich ſein Examen beſtanden, und denkt euch nur, meine älteſte Schweſter hat ſich ſehr gut verlobt — was das für ein prächtiger Frühling iſt!“

Die Muſik im Hauſe — und die Pflege der Geſundheit.

Von

Dr. Auguſt Reißmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Muſik im Hauſe ſind neuerdings ſo zahlreiche und grimmige Gegner erwachſen, und ſie wird ſo heftig und viel geſcholten, daß es wahrhaftig an der Zeit erſcheint, neben den Nachteilen, welche ihre einſeitige oder auch unvernünftige Pflege zur Folge haben kann, auf die ſelbſt rein praktiſchen Vorteile, welche ſie in ſo reichem Maße bietet, hinzuweiſen.

Daß ſie unter Umſtänden krank, aber auch geſund machen kann, dürfte wohl jeder an ſich ſelbſt erfahren haben, und derjenige, bei welchem dies nicht der Fall iſt, hat wohl nur den Grund in ſich ſelbſt zu ſuchen.

Die Tonempfindung iſt eine ſo eindringliche, daß ſie nicht nur vorübergehend, ſondern ſelbſt andauernd Störungen im Nervenſyſtem herbeiführen kann, ſie aber auch zu heben im ſtande iſt. Die Tonerzeugung aber erfordert ſo energiſch ausgeführte Muskelthätigkeit, daß durch ſie die betreffenden Organe ebenſo geſtärkt wie geſchwächt werden können.

Es bedarf ja keines Beweiſes mehr, daß die Thätigkeit und Ausdauer der ſämtlichen Organe des menſchlichen Körpers durch entſprechende zweckmäßige Verwendung derſelben nur erhöht wird, und es iſt nicht einer der geringſten Vorzüge unſerer Zeit, daß ſie wieder den außerordentlichen Segen des Turnens erkannte und ihm die ſorgfältigſte Pflege angedeihen läßt.

Die Tonerzeugung aber erfordert derartige Turnübungen einzelner Organe, welche für deren Entwicklung und dauernde Geſundheit von entſcheidend vorteilhaftem Einfluß ſein müſſen.

So ſind bei der Erzeugung des Geſangtons wie bei der des Tons der Blasinſtrumente, der Flöte, Oboe, Klarinette, des Fagotts, Horns, der Trompete, Poſaune und ſo weiter, hauptſächlich die Lungen thätig, indem ſie den betreffenden Inſtrumenten die zur Tonerzeugung nötige Luft zuführen.

Die Lungen aber gehören unſtreitig zu den wichtigſten Organen des menſchlichen Körpers, denn dieſer gewinnt durch ſie die zu ſeiner Erhaltung unentbehrliche atmoſphäriſche Luft. Die Regelung und Stärkung ihrer Thätigkeit trägt daher zur Erhaltung der Geſundheit weſentlich bei, weshalb ihr auch alsbald die größte Sorgfalt zugewendet wird. Der erfahrene Arzt hat es nicht ſo ungern, wenn der Säugling früh durch Schreien ſeine Lunge in Thätigkeit ſetzt, und er greift manchmal lieber zu ſchmerzerregenden als zu ſchmerzſtillenden Mitteln; er veranlaßt lieber den kleinen Bengel zum Schreien, als daß er ihn ſchnell zu beruhigen ſuche.

Ein weit vorzüglicheres Mittel zur Kräftigung der Lungen und ihrer Thätigkeit als Schreien iſt aber ganz entſchieden das Singen, ſchon aus dem Grunde, weil dies vorſichtiger ausgeführt werden muß. Dabei iſt notwendig, daß die Lungen eine möglichſt große Menge Luft raſch aufnehmen, dieſe einen Moment ſtillſtehen laſſen und dann vorſichtig in die Luftröhre führen, von wo ſie durch die im Kehlkopf befindliche, durch die Stimmbänder gebildete Stimmritze tönend ausſtrömt.

Dieſe ganze Thätigkeit iſt unſtreitig die beſte Lungengymnaſtik, welche nur angeſtellt werden kann, und man ſollte im früheſten Kindesalter damit beginnen, ſobald ſich nur Luſt zum Singen, wenn auch nur in der Weiſe des ſogenannten „Krähens“ beim Kinde zeigt. Selbſt Ungeſchick kann hier kaum etwas verderben. So lange die Nerven der Umgebung es ertragen, kann man ſolchen Ergüſſen des Wohlbehagens ruhig freien Lauf laſſen. Die Kinder bewegen ſich anfangs dabei gern in den höchſten Lagen, ſo daß ihr Singen mehr als ein Quiekſen bezeichnet werden muß. Die andauernde Ausübung dieſer Art von Tonerzeugung bringt dem Organ kaum Schaden, ſicherlich aber keinen Nutzen und kann auch der Umgebung wenig Vergnügen bereiten. Daher iſt es geboten, durch fleißiges Vorſingen dieſe Herzensergüſſe zunächſt in die bequemeren Lagen des Stimmorgans zu leiten; dann aber mag man die kleinen Lieblinge wieder ruhig gewähren laſſen, da das nicht nur dem Organ, ſondern der ganzen Entwicklung überhaupt nur zuträglich iſt. Die Fälle, daß die Kinder ſich eine beginnende Heiſerkeit hinwegſingen, dürften viel häufiger vorkommen als die, in denen ſie ſich heiſer geſungen haben.

Schaden verurſachen ſolche Geſangsübungen erſt dann, wenn ſie zur Unzeit oder unverſtändig und unzweckmäßig ausgeführt werden.

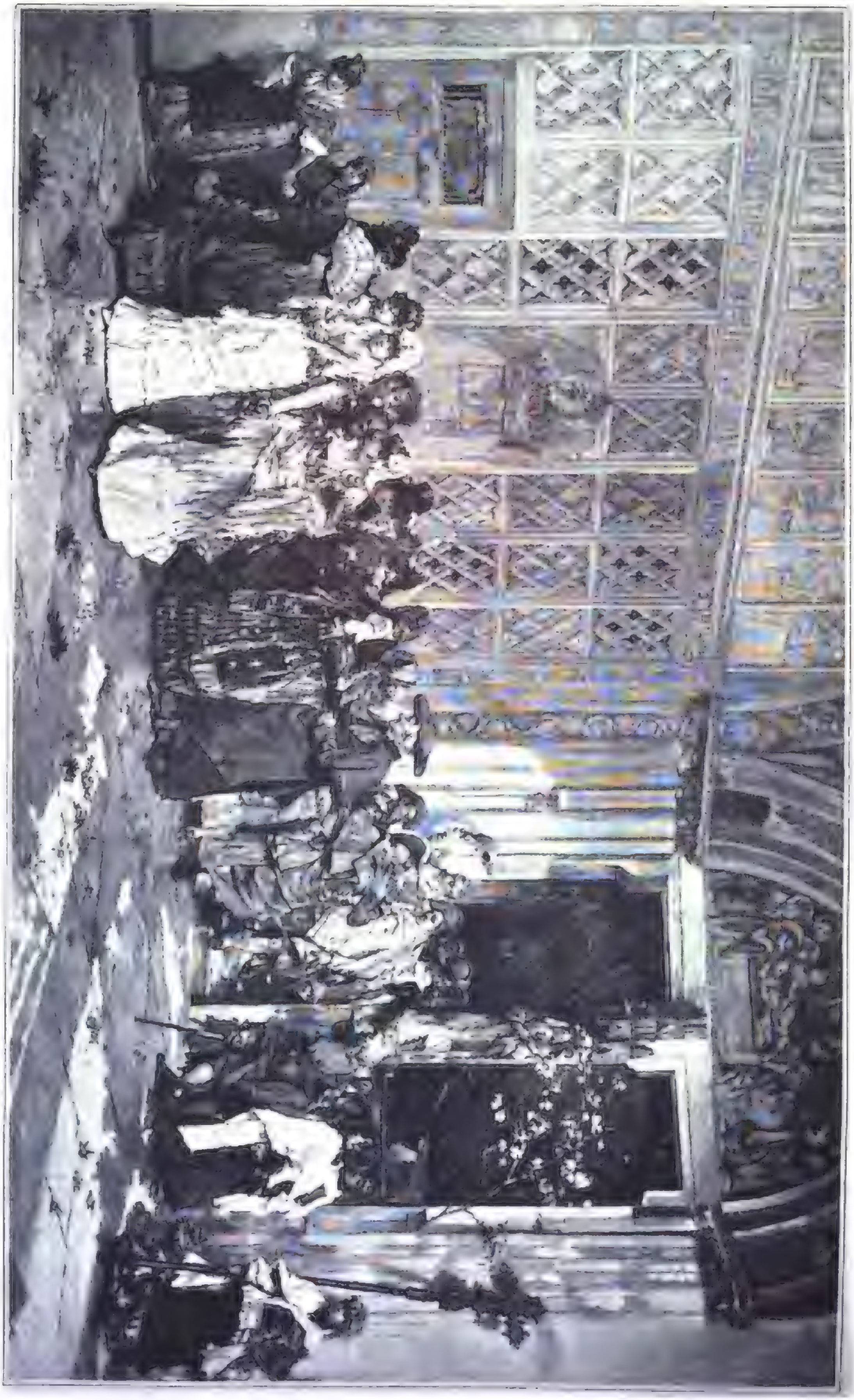
Durch Ueberanſtrengung und widerſinnige Anwendung können auch derbere Organe als das zart gebaute Geſangsorgan, das namentlich in gewiſſen Zeitperioden empfindlich iſt, zu Grunde gerichtet werden. Sind die Kinder nicht ſonſt überbürdet oder zu ſehr angeſtrengt, ſo können ſie leichter ein halbes hundert Hörer durch ihren Geſang ermüden, ehe ſie ſelber ſangesmüde werden.

In der Zeit aber, in welcher der Knabe zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau heranreift, geht auch mit der Stimme eine mehr oder weniger bedeutende Veränderung vor, und in dieſer Zeit iſt es geboten, ihr möglichſte Ruhe zu gönnen oder doch nur mit der größten Vorſicht zu ſingen; beim weiblichen Stimmorgan kehren ſolche Tage, in denen es der Ruhe bedarf, in regelmäßigen Abſchnitten wieder.

Aber auch dem geſündeſten Organ können unverſtändige, mit den weniger bequem anſprechenden Tönen unternommene Uebungen ſchaden. In gewiſſen Lagen der Stimme ſind die Töne ſchwächer und nicht mühelos zu erzeugen. Dieſe müſſen zunächſt möglichſt wenig berückſichtigt und dürfen erſt dann in den Bereich der Studien gezogen werden, wenn die von Haus aus geſunden und kräftigen Töne künſtleriſch geſchult ſind. In der Regel muß mit den Tönen des Mittelregiſters begonnen werden, und wenn dieſe gleichmäßig anſprechen und edel klingen, kann man das Organ, aber wieder möglichſt gleichmäßig, nach oben und unten erweitern. In dieſer Weiſe ausgeführt, helfen die Geſangsſtudien nicht nur einen herzerquickenden Geſang zu erzielen, ſondern ſie ſind auch den Lungen und damit der Geſundheit des Körpers dienlich. Daß unmittelbar nach und vor allem während des Geſanges das Organ nicht dem Einfluß der kalten Luft oder kalter Getränke ausgeſetzt werden darf, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß es wohl weiter keines Nachweiſes bedarf.

Eine andere Behandlung wie beim Geſang erfährt die Luftſäule bei den Blasinſtrumenten. Dort klingt ſie bereits beim Austritt aus dem Kehlkopf durch die Stimmritze, und ſie verbreitet ſich tönend in die Rachen- und Mundhöhle in voller Ausdehnung, um dann, noch mannigfach modifizirt, in einem klingenden Strom durch die von Zähnen und Lippen gebildete Mundöffnung abzufließen.

Bei den Blasinſtrumenten nimmt die Luftſäule ganz denſelben Weg durch die Luftröhre, aber ſie ſtrömt klanglos durch Rachen- und Mundhöhle und zum Munde heraus und wird erſt durch Einblaſen in die betreffenden Inſtrumente tönend gemacht. Dazu iſt bei den ſogenannten Rohrblasinſtrumenten: Flöte, Oboe, Klarinette und Fagott, weniger Luft nötig als Luftröhre, Mund- und Rachenhöhle aufnehmen; die Bläſer dieſer Inſtrumente behalten mehr Luft, als ſie verbrauchen, in Bruſt und Mund zurück, was bei längerer Dauer bedeutende Anſtrengung verurſacht. Sie laſſen daher durch beide Mundwinkel ſo viel wie nur möglich überſchüſſige Luft abfließen; werden ihnen aber dazu nicht die nötigen Pauſen gelaſſen, dann können ſich Zufluß und Abfluß nicht hinreichend ausgleichen, und die dadurch hervorgerufene Ueberanſtrengung führt leicht körperliches Unbehagen und ſelbſt Leibesſchaden herbei.



Nach der Trauung. Ein Bild aus Toledo von L. Alvarez.

Die Blechblasinſtrumente bedürfen einer bei weitem größeren Menge Luft, und daher wird es bei ihnen ſchwerer, die Töne länger ſtark auszuhalten. Dieſe leiſe einzuſetzen und ſo fortklingen zu laſſen, wird ihnen leichter noch als den Holzblasinſtrumenten; wenn ſie aber einen Ton ſtark anſetzen ſollen, dann bleibt ihnen zu wenig Luft, um ihn in der gleichen Stärke längere Zeit aushalten zu können.

Die anhaltende Beſchäftigung mit den Blasinſtrumenten iſt daher auch nicht unbedenklich und mit weit mehr Gefahr für die Geſundheit des Körpers verknüpft als beim Geſange.

Bei den Streichinſtrumenten ſind es namentlich die dünnen Saiten, welche dem Ausübenden körperliche Schmerzen und ſelbſt andauernde Leiden bringen können.

Um den Saiten Töne von verſchiedener Höhe und Tiefe zu entlocken, wird bekanntlich durch Aufſetzen der Finger der linken Hand der klingende Teil verkürzt und wieder verlängert; das muß aber ſo feſt geſchehen, daß es namentlich in der erſten Zeit Schmerzen verurſacht und manchmal teilweiſe Erſchlaffung und ſelbſt Ertötung der Fingernerven herbeiführt. — Beim Klavierſpiel werden hauptſächlich die Muskeln bei der Tonerzeugung angeſpannt; ſie ſind dauerhafter und vertragen größere Anſtrengungen als die Nerven, doch ſtellt die neuere Technik an ſie ſo bedeutende Forderungen, daß bisweilen auch ſie ſchließlich den Dienſt verſagen.

Wird die Hausmuſik ihrem Zweck entſprechend getrieben, ſo kann ſie niemals derartige krankhafte Erſcheinungen hervorbringen. Sie ſoll nicht blendende Virtuoſenleiſtungen erzielen, ſondern die Technik nur ſo weit entwickeln, als zur Ausführung der im Hauſe einzubürgernden Werke nötig iſt; dazu ſind gefahrdrohende techniſche Studien nicht erforderlich, und ſie ſollten deshalb auch ganz ausgeſchloſſen bleiben.

Leichter als durch Tonerzeugung werden krankhafte Erſcheinungen auch in der Hausmuſik durch die Tonempfindung herbeigeführt. Dieſe erfolgt durch Einwirkung der Schallwellen auf die Gehörnerven und wird bis zum Gehirn weitergeführt. Dieſe Einwirkung, der wir uns nur durch Flucht zu entziehen vermögen, kann uns gar nicht gleichgiltig laſſen; ſie regt uns entweder auf oder wirkt beruhigend und ſelbſt abſpannend, und damit iſt bereits bewieſen, daß Muſik unter Umſtänden krank, aber auch geſund machen kann.

Den günſtigſten Eindruck macht nach dieſer Seite immer der Geſang. Wie er ſich ſchon in der Kinderſtube als beſter Tröſter erweiſt, ſo auch durch das ganze Leben. Wenn den Säugling nichts zu beruhigen vermag, das einfache Liedchen der Mutter oder der Amme macht ihn ſtill und lehrt ihn „Schmerzvergeſſen“ im Schlaf ſuchen und finden, wenn nicht noch mit wachenden Augen der Thränenquell bei ihm verſiegt und ſein Mündchen zum Lächeln ſich verzieht. Wie dann der Kindergeſang der Kinderſtube und der Schulſtube die rechte Weihe und Verklärung gibt, das iſt hinlänglich anerkannt.

Niemand aber hat die Macht des Geſanges beſſer erkannt und gewürdigt als die Kirche, die ihm früh einen bevorzugten Platz im Kultus einräumte, und ſie hat es immer ſchwer büßen müſſen, wenn ſie ihn zeitweiſe vernachläſſigte.

Auch daß er im Hauſe alle guten Geiſter wachzurufen weiß, wenn er entſprechend betrieben wird, können nur gemütloſe Verächter böswillig leugnen wollen. Wie viel Millionen wunden Herzen iſt er hier ſchon zum heilenden Balſam geworden, wie manches abgeſtorbene hat er zu neuem Leben befruchtet, wie manches ganz verzagte und faſt verzweifelte aufgerichtet und zum mutigen Ausharren geſtärkt, und in wie manchem, das ſich in Haß und Groll verhärten möchte, hat er die Liebe zu Gott und den Menſchen aufflodern laſſen!

Im Geſange wird uns am leichteſten vermittelt und uns zu eigen gemacht, was die großen gottbegnadeten Meiſter erſchauten, empfanden und dachten, und unſer Inneres wird damit befruchtet, daß wir dadurch geläutert werden und lernen, ihnen nachzuempfinden und zu denken und die gleichen erhebenden Bilder in unſerer Phantaſie zu erzeugen.

So kann der Einfluß des Geſanges auch im Hauſe nur als ſegensreich zu bezeichnen ſein, denn ſelbſt die ſchwächeren Erzeugniſſe der ſchöpferiſchen Thätigkeit der kleineren Geiſter, die nur der abſichtsloſen Luſt am Klingen und Singen dienen, werden nicht leicht gefährlich, ſo lange ſie noch nicht bis zu jener niedern Stufe herabgeſunken ſind, durch welche ſie ſich als dem Tingeltangel angehörig kennzeichnet. Solche Auswüchſe, die einem Hauſe nur zur Unehre gereichen könnten, ſind ihm ſelbſtverſtändlich fern zu halten.

Sogar durch länger andauerndes Hören von Geſang wird nicht leicht eine Nervenüberreizung oder Abſpannung herbeigeführt werden, weil der ganze Menſch dabei in Anſpruch genommen wird; Herz und Verſtand werden durch den Geſang ebenſo beſchäftigt wie die Phantaſie, und ſo tritt Ueberreizung wohl nie — Abſpannung aber nur ſehr ſpät ein.

Der Inſtrumentalton dagegen wendet ſich ſeines mehr ſinnlichen Reizes halber und bei dem Mangel urſprünglicher Beſeelung mehr an die Phantaſie; er berührt Herz und Verſtand erſt in zweiter Linie und wirkt deshalb ſchon aufregender als der Geſangton. Dabei iſt ſeine Einwirkung auf die Nerven heftiger als die des Geſangtons; deshalb wirken die reinen Inſtrumentalübungen, die Tonleiterſtudien und Fingerübungen auch weit nachteiliger auf die innere Entwicklung des Menſchen als die entſprechenden Geſangsſtudien.

Nicht unbedenklich iſt insbeſondere die auf die ſcharf wirkenden Effekte faſt ausſchließlich bedachte Richtung der modernen Muſik, die ſich im Gefolge der modernen Klaviertechnik hält. Für dieſe wurden tägliche, ſtundenlang andauernde Fingerübungen zur Notwendigkeit, und ſie müſſen ganz unausbleiblich die Tonempfindung ſo abſtumpfen, daß für ſie nur noch die raffiniert herausgeklügelten Klangeffekte und die mit den ſtärkſten Mitteln erzeugte Orcheſterwirkungen Reiz haben.

Dieſe Beſonderheit des Inſtrumentalklanges hat auch die Hausmuſik in Richtungen weitergeführt, die leicht Ueberreizung und Abſpannung im Gefolge haben. Namentlich ſeit das Pianoforte zum Hauptinſtrument wurde, ſind auch in der Hausmuſik die nur reizvollen Klangwirkungen an Stelle der gemüt- und inhaltreichen Formen getreten und haben ihren dem Hauſe nicht zum Segen gereichenden Einfluß einſeitig geübt. Technik und Klangreize des Pianoforte erwieſen ſich gar bald dieſen Spielereien mit reizenden Klängeleien ſehr günſtig. So wurden ſie als Unterhaltungs- und als Salonmuſik gar bald im Hauſe heimiſch, und man muß ſie immer noch loben, wenn ſie Herz und Gemüt, anſtatt ſie zu befruchten, nur leer ausgehen laſſen, aber nicht auch zugleich ſchädigen. Es wäre Thorheit, die Unterhaltungsmuſik ganz auszuſchließen; ſie iſt ebenſo notwendig wie die nur unterhaltenden, nicht auch tiefer anregenden Geſpräche gebildeter Kreiſe. Auch die Unterhaltungsmuſik hat ihre Bedeutung, wenn ſie ſich auf der Höhe erhält, auf welcher ſie immer noch anregend und nicht ermüdend oder erſchlaffend wirkt. — Obgleich der Salonmuſik meiſt aller tiefere Inhalt fehlt, ſo daß ſie vorwiegend in wenig ſtreng geformten Klängeleien ſchwelgt und ebenfalls daher höchſtens die Phantaſie, nicht aber Herz und Verſtand berührt, darf doch auch ſie nicht aus der Hausmuſik ausgeſchloſſen bleiben, ebenſowenig wie wir die Näſchereien aus dem bürgerlichen Haushalt ausſchließen.

Aber wenn die Unterhaltungs- und die Salonmuſik größeren Raum in der Hausmuſik einnehmen, oder wohl gar den größten, dann müſſen notwendigerweiſe Herz und Gemüt veröden und verkümmern, der Geiſt aber muß ſtumpf werden, wenn nicht eine Ueberreizung der Nerven eintritt, die ſelbſt dem ganzen Organismus gefahrvoll werden kann. Dieſe ſtörenden Einflüſſe zu beſeitigen, vermögen ſelbſt nicht ganz

Originalzeichnung von C. J. Frankenbach.

und voll die inhaltreichen Inſtrumentalwerke unſerer größten Meiſter; das vermag nur die ernſteſte und gewiſſenhafteſte Pflege des Geſanges. Sollen daher alle die der Geſundheit des Geiſtes und des Körpers nachteiligen Einflüſſe der Hausmuſik auf das geringſte Maß herabgedrängt und dafür die Geiſt und Körper ſtärkenden erhöht werden, ſo muß der Geſang nach Möglichkeit die Herrſchaft darin erhalten, wie er ſie vor einem halben Jahrhundert noch hatte.

Wenn der Geſang ſchon in der Kinderſtube einzieht und dann auch durch den Klavierunterricht nicht beſeitigt oder beſchränkt wird, ſondern durch ihn die rechte Unterſtützung erhält, dann wird er in der Hausmuſik die Oberhand wieder gewinnen und dieſer erſt die rechte Stellung im Leben anweiſen.

Dann aber wird auch die Zahl ihrer Feinde ſich alsbald wieder verringern, dieſe werden zu begeiſterten Freunden werden, denn eine ſo organiſierte Hausmuſik muß allen nur Luſt, kann niemand Pein bereiten.

Ihr wohlthätiger Einfluß wird dann aber auch nicht auf die Wände des Hauſes beſchränkt bleiben. Eine durch geſunde Hausmuſik an Leib und Seele geſtärkte Generation wird ſich nicht leicht eine entartete, auf leere Effekte berechnete Opern- und Konzertmuſik gefallen laſſen; dieſe wird dadurch gezwungen, ſich mit der Hausmuſik auf die gleiche Stufe zu ſtellen, und ſo erſt kann die Muſik ihre Miſſion als eine der erſten Kulturmächte voll und ganz erfüllen; ſie wird uns helfen, ein Geſchlecht zu erziehen, das mannhaft und ſtark fühlt und denkt und dies auch durch herrliche und leuchtende Thaten beſtätigt.

Die Hamburger Gewerbe- und Induſtrieausſtellung.

(Hiezu das Bild Seite 941.)

Immer ſtärker bewährt ſich die Anziehungskraft der Hamburger Ausſtellung durch geſteigerten Fremdenzuzug, und immer mehr kommen alle Einheimiſchen und Gäſte zu der Erkenntnis, daß dieſe Ausſtellung eine der ſchönſten und großartigſten iſt, welche jemals in Deutſchland ſtattgefunden haben. Der Hauptreiz aber, welchen die meiſten in der norddeutſchen Gegend gar nicht erwarten, liegt in den landſchaftlichen Schönheiten, durch welche der ganze Ausſtellungsplatz ausgezeichnet iſt. Mit großem Geſchick iſt nämlich in das Ausſtellungsgebiet ein Teil des alten, tiefliegenden Stadtgrabens am Heiligengeiſtfeld zwiſchen Holſten- und Millernthor hineingezogen worden, der ganz beſonders geeignet iſt, dem ganzen Bild Schönheit und Abwechslung zu verleihen. Zwei Brücken ſind über dieſen Graben geſpannt, deren eine, im Hängebrückenſtil errichtet, die Feſthalle mit der Maſchinenhalle verbindet, während Promenadenwege, grüne Raſenflächen und dunkle Fichtenhaine ſich von der Höhe zum Ufer des Grabens hinabziehen. Auf dem Graben ſelbſt ſchaukeln ſich zahlreiche Gondeln, welche von der Hamburger Jugend fleißig zum Befahren der Waſſerfläche benutzt werden.

Was nun die Gebäude auf dem Ausſtellungsplatz anbetrifft, der 132,000 Quadratmeter umfaßt (es iſt der größte Platz, den jemals eine deutſche Ausſtellung beſeſſen hat), ſo iſt die Stirnſeite des Platzes durch das Hauptausſtellungsgebäude (6000 Quadratmeter) eingenommen, in welchem namentlich das geſamte Kunſtgewerbe Aufnahme gefunden hat. Ein mächtiges Portal und ein hoher Kuppelſaal in der Mitte des Gebäudes, ſowie andere Kuppeln und breite Querſchiffe geben dem Ganzen reiche Abwechslung. Betritt man nach Durchſchreitung der Mittelhalle auf der innern Seite die Terraſſe, auf welcher eine Fontäne einen mächtigen Waſſerſtrahl in ein weites Becken ſchleudert, ſo ſchließen ſich zur Rechten die Induſtriehalle mit den Genuß- und Nahrungsmitteln und chemiſchen Präparaten, die umfangreiche Maſchinenhalle und die erſt am 12. Juli eröffnete Halle der Handelsausſtellung an, welche beſonders auf alle Binnenländer einen großartigen Eindruck macht wegen der Verteilung der Rohſtoffe und Sehenswürdigkeiten nach den einzelnen Ländern aller Erdteile, von denen ſelbſt Auſtralien nicht ausgenommen iſt. Kamerun und Oſtafrika ſind hier am reichſten vertreten und erregen allgemeine Aufmerkſamkeit, daneben Venezuela, Japan und Indien. Kaffee, Kakao, Indigo, Vanille, Pelze, Gummi, Palmöl und Feldfrüchte ſind hier die ausgeſtellten Gegenſtände.

Abgeſehen von den genannten Ausſtellungshallen beſitzt der Ausſtellungsplatz noch eine Menge anderer Gebäude, welche meiſtens zu Reſtaurationszwecken dienen. Das vornehmſte derſelben, welches unmittelbar vor der Induſtriehalle liegt, iſt der im Rokokoſtil erbaute, weißſchimmernde „Pavillon der vier Jahreszeiten“ (dieſe Halle zur Linken von dem Pavillon ſtellt unſer Bild dar, während zur Rechten ſich die Hinterfront des Hauptausſtellungsgebäudes daran ſchließt), mit Terraſſen und Veranden, von denen ſich eine entzückende Ausſicht über den unten ſich dahinziehenden Stadtgraben und den ganzen Ausſtellungsplatz eröffnet. Gegenüber liegt die Reſtauration von Kern & Pietſch, in der alltäglich tauſende von Menſchen jetzt verkehren, neben dem Pavillon das Wiener Café von Felder. Eine Meierei wird von Milchtrinkern, die Badiſche Deutſche Weinkneipe von Moſel- und Rheinweintrinkern, der Champagnerkiosk von Matthäus Müller von Champagnertrinkern, endlich das gemütlich unter alten Bäumen verſteckte Wirtsplätzchen von den Verehrern unſerer Münchener Biere fleißig aufgeſucht. Kaum zu zählen ſind die anderen Pavillons, Kioske, Zelthütten, Buden, Grotten und Häuschen, auf welche wir in dem ungeheuren Terrain ununterbrochen ſtoßen, in denen bald Getränke, wie Bier und Selterswaſſer, bald Würſte und Butterbrote, bald Blumen und Photographieen dargeboten werden. Charakteriſtiſch für Hamburg iſt auch dicht am Waſſer eine Fiſchhalle, in welcher zu billigen Preiſen Hummer, geräucherter Stör und Aal (geräuchert und in Gelée) gegeſſen werden. Die ſtilvollſte Reſtauration iſt die „Alte Liebe“, welche unmittelbar neben dem vielbeſuchten, den Brand von Hamburg (1842) darſtellenden Panorama angelegt iſt.

Bei Beginn der Ausſtellung am 15. Juni waren gegen 50,000 Dauerkarten gelöſt, welche über 500,000 Mark eingebracht hatten, ſo daß das Komite ſchon am erſten Tage nach der Eröffnung in der glücklichen Lage war, den gewährten Garantiefonds von einer halben Million Mark bis auf den letzten Pfennig zurückzuzahlen. Seitdem iſt die Zahl der Beſucher infolge des anhaltend ſchönen und regenloſen Wetters von Tag zu Tag gewachſen: an einigen Sonntagen iſt die Ausſtellung von 60,000, an einem von 100,000 Menſchen beſucht worden. Unter den Fremden ſtellen England und Amerika das größte Kontingent, darnach Dänemark und Schweden. Die vornehmſten Beſucher der Ausſtellung waren der Erbprinz von Weimar mit Gemahlin, der Prinz von Dänemark, der General von Caprivi, der Staatsminiſter von Bötticher, der Staatsſekretär Dr. von Stephan mit Töchtern, der Kultusminiſter von Goßler und die Fürſtin Bismarck.

Die Erwartungen des Komites waren hinſichtlich der Zahl der Dauerkarten um das Zwanzigfache übertroffen, und ſo dürfen wir die Hoffnung ausſprechen, daß auch die ganze Ausſtellung glücklich verlaufen und ohne Defizit abſchließen werde, zumal das Komite unter Leitung des Direktors Dr. Brinckmann und des Dr. jur. Hertz alles thut, um den Aufenthalt am Ort der Ausſtellung ſo angenehm und reizvoll wie möglich zu geſtalten. Zu den größten Genüſſen daſelbſt gehören die zahlreichen Konzerte, welche täglich an mehreren Stellen hier ſtattfinden. Die bedeutendſten werden in der Rieſenrotunde der Feſt- oder Muſikhalle abgehalten, welche 4—5000 Menſchen faßt. In dieſer Halle wird auch das große Muſikfeſt vom 9.—11. September ſtattfinden, deſſen Direktion, wie bereits gemeldet, Dr. Hans von Bülow freiwillig übernommen hat, und an welchem auch Hamburgs Ehrenbürger, Dr. Johannes Brahms, ſich als Dirigent und Komponiſt beteiligen wird.

Dr. Johannes Flach.

Nach der Trauung.

(Hiezu das Bild Seite 940.)

Es mag wohl ein ganz beſonderes Glück ſein, in der Santa iglesia Toledana getraut zu werden, und der feierliche Auszug aus derſelben nach der heiligen Handlung, den uns Alvarez in ſeinem Bilde vergegenwärtigt, läßt auch auf die glücklichſten Umſtände des jungen Paares ſchließen. Begleitet von den Padres, den Tios, den Müttern und Tanten, den Dueñas, den Prieſtern, beglückwünſcht von den Freunden, von den Bettlern und allen, was ſich bei ſolcher Gelegenheit am Ausgang ſammelt, zieht die Geſellſchaft hinaus auf die mit Blumen beſtreute Straße, unter den von den Balkons tief herabhängenden Teppichen, dahin durch die engen hohen Gaſſen der alten Maurenſtadt, in der noch alles von der verſchwundenen Herrſchaft der Sarazenen redet. Die Kathedrale ſelbſt, eine der ſchönſten und reichſten, nicht nur Spaniens, auch der Welt, vereinigt in den mauriſchen und gotiſchen Stil; die Bogen der einen Hälfte gehören der Maurenzeit, während die andere durch ihre koloſſalen Marmorpfeiler, Statuen, Reliefs, Malereien und Vergoldungen von einem Luxus des katholiſchen Glaubens zeugen, den kaum eine Feder zu beſchreiben vermag; ſie iſt ein dem dreieinigen Gott errichteter Palaſt, den man mit ganzen Bergwerken von Gold, Silber und Edelſteinen ausgeſchmückt, nachdem das Chriſtentum die Suren, die Koranſprüche, von den Wänden entfernt, die von Allahs Größe redeten. Von dem Gotenkönig Reccaredo nämlich ward ſie geweiht um 587, als dieſer das Heidentum abgeſchworen und zum Chriſtentum übergetreten, dann zu Anfang des achten Jahrhunderts, als die Stadt von den Mauren genommen, in eine Moſchee umgewandelt, dann endlich, nachdem ſie alle Schrecken des Krieges erlitt, von Fernando III. wieder hergeſtellt, el Santo genannt, und nach mehr als wieder zwei Jahrhunderten erſt ſtand ſie 1492 unter Iſabella der Katholiſchen als der prachtvolle Dom in ihrer meiſterhaften Vollendung da.

Bei den ſpaniſchen Hochzeitsfeierlichkeiten iſt die kirchliche immer die umſtändlichſte und hervorſtechendſte. Die ganze Verwandtſchaft überhäuft darnach das junge Paar mit ſeinen landesüblichen Artigkeiten, der Pomp iſt bei vornehmen Familien, namentlich in Kaſtilien, ein ganz umſtändlicher; weniger Bedeutung haben die Gaſtmähler, denn der Spanier iſt mäßig, und oft beſchränkt ſich der materielle Genuß der Gäſte nur auf eine Tertulia, ein Refresco. Aber welch' ein Luxus an Namen tragen dabei Braut und Bräutigam zuſammen! Sie heißt vielleicht Iſabella, Barbara, Felicidad, Encarnacion, Dolores, Roſamunda, Euſebia, Juana, wenn ſie nicht noch mehr Vornamen hat, und dieſem folgt der Familienname, vielleicht einer, der uns an die Großthaten des Campeadore erinnert: Marqueſa Valdeverdas Zapatata y Rodero y Calatrava, und er überbietet ſie noch mit einem Namen, für den das Kirchenregiſter mindeſtens ſechs volle Zeilen zu opfern hat.

Literatur.

— **Jenſen gehört zu den wenigen deutſchen Erzählern,** die auch Dichter ſind. Er will nicht nur unterhalten und den Leſern über eine müßige Stunde hinweghelfen, er will ſie aus der Alltagsſtimmung herausheben, er will ſie erſchüttern, erheben und ihre Seelen füllen mit Begeiſterung für alles Große und Schöne in Natur und Menſchenleben. Jenſen hat in den letzten Jahren die große Schar ſeiner Verehrer durch eine allzu haſtige und ungleiche Produktion, durch viele Wiederholungen und übergroße Breite etwas verſtimmt; mit um ſo größerer Freude wird ſie ſeine neueſte Novellenſammlung „Sankt Elmsfeuer“ (Leipzig, Karl Reißner) begrüßen. Die abgerundetſte iſt die erſte Novelle, welche dem Buch den Namen gibt, aber den Figuren, den Situationen, der ganzen Handlung ſind wir bei dem Erzähler ſchon häufiger begegnet und ſie werden diejenigen, welche der Entwicklung Jenſens auch nur oberflächlich gefolgt ſind, kaum noch überraſchen. Um ſo reizvoller ſind „Um die Pfingſtzeit“ und „In der Karthauſe“. Hier iſt alles eitel Gold von der erſten bis zur letzten Zeile, eine Farbenmilde, eine Schönheit und Originalität der Sprache, wie Jenſen ſie kaum in ſeinen beſten Schöpfungen erreicht hat. Dieſe beiden zarten, ſtimmungsvollen und anmutigen Skizzen laſſen es um ſo mehr bedauern, daß Jenſen ſich nicht in allen ſeinen Schöpfungen enthaltſam genug konzentriert und nicht ſelten die ſchönſten Gaben ſeiner Muſe durch eine allzu ſehr in die Breite gehende Darſtellung beeinträchtigt.

— **In der Eiſenbahnlektüre nehmen die bekannten illuſtrierten** Bändchen des Karl Krabbeſchen Verlags in Stuttgart längſt einen hervorragenden Platz ein. Sie zeichnen ſich nicht nur durch elegante Ausſtattung, ſondern auch durch ihre geſchmackvolle Auswahl und vornehme Haltung aus, ohne dabei je langweilig zu werden. Die zur diesjährigen Reiſeſaiſon erſchienenen reihen ſich den früheren durchaus ebenbürtig an. F. W. Hackländer gibt in einer halb humoriſtiſchen, halb ſentimentalen Novelle: „In [illegible]“, ein lebhaftes und anſchauliches Bild der letzten internationalen Induſtrieausſtellung in Wien. Johannes van Dewall und Karl Heder ſchildern jener in dem „Amazonenritt“, dieſer in ſeinen „Kaſernengeſchichten“ und dem „Blauen Huſaren“ den Lieutenant in allerlei bunten, aber immer charakteriſtiſchen und amüſanten Abenteuern. Allen dieſen Erzählungen iſt trotz des oft recht ernſten Stoffes die humoriſtiſche Form eigen. Die Illuſtrationen von H. Albrecht, H. Schlittgen und F. Lipps entſprechen dem Ruf der bekannten Künſtler und bereichern den Text, ohne ſich ſtörend vorzudrängen.

— **Julius Lohmeyer hat in dem von ihm herausgegebenen** großen Reproduktionswerk: „Aus Studienmappen deutſcher Meiſter“ (Breslau, C. T. Wiskott), den beiden zuerſt behandelten Künſtlern nunmehr in Lieferung III. und IV. zwei weitere Koryphäen, Adolf Menzel und F. Geſelſchap, folgen laſſen. Unter den reichen Schätzen, die bei Altmeiſter Menzel zur Auswahl ſtanden, wurde mit Recht ein Hauptgewicht auf die vorzüglichen Vorſtudien gelegt, die er in Aquarell für ſein großes Gemälde: „Krönung König Wilhelms I.“, mit verblüffender Lebendigkeit zur Erſcheinung gebracht hat. Auf ähnliche Weiſe ſehen wir bei Geſelſchap in erſter Reihe die Studien und ſchön komponierten Kartons für ſein Wandgemälde in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauſes. Ihnen ſchließt ſich eine Reihe anderer Studienblätter, vorwiegend italieniſcher Typen, an. Beide Lieferungen bilden höchſt ſchätzbare Erweiterungen des ſchon angezeigten Werkes.

— **Sehr intereſſant iſt in der jüngſt erſchienenen zweiten** Lieferung von Dr. Paul Müller-Waldes „Leonardo da Vinci“ (München, Georg Hirth) die unmittelbare Nebeneinanderſtellung der Leonardoſchen „Madonna in der Grotte“ aus der Londoner Nationalgalerie mit der einem Mailänder Schüler Leonardos zugeſchriebenen Kopie dieſes berühmten Gemäldes, die ſich im Louvre findet, beide nach den trefflichen photographiſchen Aufnahmen von A. Braun & Comp. in Dornach auf mechaniſch getreuem Wege nachgebildet. An der Hand reichen Studienmaterials werden dieſe und ähnliche bedeutende Werke des großen Meiſters auf ihre künſtleriſche Entſtehungsgeſchichte zurückgeführt.

— **Das unter dem Ehrenpräſidium des Prinzen Egon** von Thurn und Taxis und unter Redaktion von G. A. Ritter von Treuenfeſt herausgegebene öſterreichiſche „Armeealbum“ (Wien, L. Tinzhofer & Comp.), das wir ſchon früher rühmend hervorgehoben, iſt nunmehr mit ſeinem 7. Heft zum Abſchluß gelangt. Das Prachtwerk enthält die wohlgelungenen, künſtleriſch vornehmen Bildniſſe von 27 männlichen Mitgliedern des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, 51 Feldzeugmeiſtern und Generalen der Kavallerie und 264 Feldmarſchallleutnants, ſämtlich von teils kürzeren, teils ausführlichen Lebensbeſchreibungen begleitet.

— **Ph. Hubers „Katechismus der Mechanik“,** Nr. 79 von Webers Illuſtrierten Katechismen (Leipzig, J. J. Weber), bietet in ſeiner jüngſt erſchienenen vierten, weſentlich verbeſſerten Auflage eine ſehr ſchätzenswerte Ueberſicht über die Geſetze der Mechanik, das reiche Gebiet ihrer Kräfte und deren mannigfache Verwertung im Dienſte der Menſchheit. Die große Zahl der Abbildungen vermittelt einen klaren Einblick in das gliederreiche Zuſammenwirken komplizierter Mechanismen.

Notizblätter.

Bildende Künſte.

— **Anſelm Feuerbachs Koloſſalgemälde „Die Amazonenſchlacht“** wurde von Frau Hofrat Feuerbach, der Mutter des Künſtlers, der ſtädtiſchen Gemäldegalerie zu Nürnberg zum Geſchenk gemacht.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Die gegenwärtige Häufigkeit der Gewitter** gibt zu folgenden Betrachtungen Veranlaſſung. Im allgemeinen nimmt mit der geographiſchen Breite und von der Mitte des Feſtlandes gegen die Meeresküſte hin die Häufigkeit der Gewitter ab. Nach neueren meteorologiſchen Beobachtungen iſt ihre Häufigkeit in den verſchiedenen Ländern folgende: Während auf Sumatra faſt täglich Gewitter vorkommen, zählt man jährlich Gewittertage in Java 97, in Sumatra 86, in Hindoſtan 56, in Georgien (Tiflis) 55, in Borneo 54, an der Goldküſte 52, in Rio de Janeiro 51, in Italien 38, in Weſtindien 36, in Südguinea 32, in Buenos-Ayres, Kanada und Oeſterreich 23, in Baden, Württemberg und Ungarn 22, in Schleſien, Belgien und Bayern 21, in Holland 18, im Königreich Sachſen, in der Provinz Sachſen, in Brandenburg und in Kaſan 17, in Frankreich, Auſtralien und Südrußland 16, in Spanien und Portugal 15, in Schleswig-Holſtein, Mecklenburg, Hannover, Weſtpreußen und Kapſtadt 13, in Meſopotamien 12, im nördlichen Großrußland 10, in Kleinrußland und Irkutsk 9, in Schweden und Finnland 8, in England und Aſtrachan, ſowie im Hochgebirge der Schweiz 7, in Norwegen 4, in Kairo 3 und in Aegypten, in Oſt-Turkeſtan, ſowie im hohen Norden faſt keine. Die nördlichſten Grenzen beobachteter Gewitter ſind Kap Oge (160 Grad), Nordamerika, Island, Spitzbergen, Nowaja Semlja und die ſibiriſche Eismeerküſte. Beſonders bezeichnend in dieſer Zuſammenſtellung iſt die häufige Gewitterbildung in Italien, die Abnahme derſelben durch Meeresnähe in Holland, Norwegen und England, und das Aufhören mit dem Mangel an Luftfeuchtigkeit über dem Wüſtenſande und dem ewigen Schnee. Was die Zunahme der Gewitterbildungen betrifft, die man in den letzten Jahren beobachtet haben will, ſo iſt durch die vorliegenden Gewittertabellen feſtgeſtellt, daß für Deutſchland, Oeſterreich und die Schweiz die Zunahme der Gewitter nur äußerſt gering iſt und häufig ſogar in eine Abnahme umſchlägt, während dagegen die Zunahme der Blitzgefahr ſich überraſchend groß ſtellt. Letztere iſt jedoch zum geringſten Teile meteorologiſchen Einflüſſen zuzuſchreiben, ſondern hauptſächlich in lokalen Veränderungen begründet, als Zunahme der Entwaldungen, der Eiſenbahnanlagen, der metalliſchen Verzierungen und Telephonleitungen auf den Dächern, ſowie der Gas- und Waſſerleitungsröhren im Innern der Gebäude.

— **Das Tagebuch des unglücklichen Barons von der Trenck**, das dieſer während ſeiner Gefangenſchaft anſtatt mit Tinte mit ſeinem eigenen Blut geſchrieben hat, befindet ſich gegenwärtig im Beſitz des Autographenhändlers Otto Auguſt Schulz in Leipzig und wird von demſelben zum Verkauf geſtellt. Es beſteht in einer mit Papier durchſchoſſenen Bibel, welche Trenck von ſeiner Geliebten, der Prinzeſſin Amalie von Preußen, während ſeiner Haft im Gefängnis zu Magdeburg im Dezember 1760 empfing. Die 200 Seiten weißen Papiers ſind eng beſchrieben; zwar iſt die Blutſchrift etwas verblaßt, aber deutlich lesbar iſt jedes einzelne Wort. Es ſind Briefe und Gedichte in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, meiſt an die Prinzeſſin Amalie, die Schweſter Friedrichs des Großen, an deren Hofdamen, ſowie an den Kommandanten von Magdeburg, Oberſtleutenant von Reichmann, gerichtet. Ferner enthalten die Aufzeichnungen ſoziale, politiſche und philoſophiſche Abhandlungen, eine ausführliche Schilderung ſeines Lebens und ſeiner zehnjährigen Gefangenſchaft im Stern zu Magdeburg.

— **Im Tempel des Serapis auf Delos ſind viele Weihgeſchenke** aufgefunden und zahlreiche intereſſante Inſchriften entdeckt worden, darunter eine, welche ein Verzeichnis aller im Tempel befindlichen Koſtbarkeiten enthält.

— **Mehrere Erſtlingsausgaben Shakeſpeare'ſcher Dramen** kamen jüngſt in London zur Verſteigerung. Die Folioausgabe von 1623, erſte Geſamtausgabe, erzielte 6200 Mark, der zweite Teil von Heinrich IV. vom Jahre 1600 brachte 4000 Mark und Richard III. (1594) 2000 Mark.

— **Als Warnung vor dem Auswandern junger Mädchen** nach Amerika wird folgendes mitgeteilt. Eine amerikaniſche Dame ſuchte in New-York voriges Jahr durch die Zeitung ein deutſches Mädchen, welches gegen freie Reiſe und 10 Dollars Lohn monatlich mit nach Deutſchland gehen und unterwegs die Herrin und deren Kinder pflegen ſollte. Zu dieſer Stelle meldeten ſich allein aus New-York 52 Deutſche; außerdem erhielt die Dame noch mehr als 100 Briefe aus dem Lande; alle Schreiberinnen wollten wieder in die Heimat. Die nämliche Dame ſuchte dieſes Jahr auf demſelben Weg ein Dienſtmädchen für eine zweite ſolche Reiſe. Mehr als 100 meldeten ſich perſönlich bei ihr; außerdem erhielt ſie 100 ſchriftliche Anerbietungen. Unter dieſen Bewerberinnen befanden ſich viele Lehrerinnen.

Gewerbe.

— **Ein Apparat zum raſchen Ordnen und regiſtrirten** Aufbewahren der Briefe, der ſich vermöge ſinniger Einrichtung äußerſt leicht und einfach handhaben läßt, iſt der Rapid-Regiſtrator (Schnellbriefordner) von A. Bereiter & Comp. in Stuttgart. Wenige Handgriffe genügen, um einen Brief an der ihm alphabetiſch zukommenden Stelle zu befeſtigen, und ebenſo leicht läßt er ſich im Bedarfsfall wieder herausheben und nach Benutzung aufs neue an ſeinen Platz bringen. Schließlich vereinigt ſich das Ganze faſt von ſelbſt zu einem geſchloſſenen Bande.

Natur.

— **Ein Zedernwald, der einzige in Europa und wahrſcheinlich** auf der ganzen Erde, befindet ſich in Bayern auf den Beſitzungen des Freiherrn von Faber zu Stein und umfaßt jetzt 15 Tagwerk (etwas über 5 Hektar). In reinen Beſtänden kommt die Zeder nirgends vor, ſelbſt in den Urwäldern Floridas und Alabamas tritt ſie nur vereinzelt auf. Freiherr von Faber unterhält ſeit vielen Jahren Zedernholzplantagen, und die Kulturen verſprechen überall die beſte Zukunft. Der 15 Tagwerk große Zedernwald ſteht in voller Friſche; er hat ſelbſt den äußerſt ſtrengen Winter 1879/80 ohne Schaden überdauert, als in dortiger Gegend das Thermometer bis auf 28° R. hinabging. Da nun die Kultur der Zeder derjenigen der Tanne, Fichte und Kiefer vollſtändig entſpricht, ſo liegt es um ſo mehr in unſerem Intereſſe, dieſes feine und wohlriechende Nutzholz, deſſen Verwendung viel mannigfaltiger werden dürfte, in unſeren Waldungen überall in reinen Beſtänden anzubauen und damit den Nutzen des Waldes zu erhöhen.

— **Bei dem vom Erzbiſchof von Canterbury jüngſt veranſtalteten** Gartenfeſt zeigte Profeſſor Flower der Geſellſchaft eine Schildkröte, welche im Garten des Lambethpalaſtes als Gefährtin acht aufeinanderfolgender Erzbiſchöfe 130 Jahre lang gelebt hat. Sie hätte wahrſcheinlich noch viele Jahre länger gelebt, wenn ſie nicht von einem achtloſen Gärtner zur Winterszeit aus ihrem unterirdiſchen Quartier ausgegraben und durch einige Tage der Kälte preisgegeben worden wäre. Ueberreſte einer andern Schildkröte, die ſogar 180 Jahre gelebt haben ſoll, finden ſich in der biſchöflichen Reſidenz von Peterborough.

— **Der kälteſte Ort der Erde iſt Werchojansk in Sibirien**, Provinz Jakutsk, deſſen Monatsmittel für die Winterkälte minus 50 Grad Celſius ſind. Doch ſinkt die Kälte bisweilen auf 60 und mehr Grad unter 0. Der Ort zählt etwas über 100 Einwohner.

Sport.

— **Im Hoppegartener Juli-Meeting holte ſich am erſten** Tage Ehrichs „Bandit" das Kriterium vor „Dalberg" und „Dolan"; Mands „Tam-Tam" das Adonisrennen gegen „Maker" und desſelben „Königsbraut", das Charlottenburger Handicap vor „Harzreiſe" und „Hohenburg"; das Almania-Handicap fiel an „Bolbek", der Preis von Aachen an Hirſchfelds „Orpheus" vor „Gaulier" und das Troſtzuchtrennen an Oehlſchlägers „Bellcourtne" vor „Pizarro" und „Ali". Am zweiten Tage gewann Mands „Königslieutenant" das Eporrennen gegen „Moſt" und „Orcheid"; Jägers „Burgwart" den Staatspreis dritter Klaſſe vor „Biſſon" und „Geldmann"; Jabalows „Nickel" das Zerwiſch-Handicap vor „Tenchen", Major von Mellards „Gabet" das Oſtbahn-Handicap vor „Hazelwood" und „Illuſion", die F.-St. v. Treckenberg u. v. Alvasne das Verkaufsrennen und Graf Pirſchs „Miramda" das Hürdenrennen.

— **Die Eclipſe-Stakes von 200,000 Mark über 2000** Meter ſind nun auch an den glücklichen Herzog von Portland gefallen, deſſen „Ayrſhire" nur „St.-Serado" und „Secluſion" zu ſchlagen hatte.

— **Bei der Emſer Kaiſerregatta gingen die Frankfurter** „Germanen" für den Wanderpreis (geſtiftet von Kaiſer Wilhelm I.) über die Bahn, doch unterlagen dieſelben im Preis der Stadt Ems dem „Sachſenhauſen"-Vierer und im Senior-Einer gegen Profeſſor Bonn.

— **Ein glücklicher Schütze während der diesjährigen Balz**zeit war Fürſt Camillo Starhemberg. Derſelbe brachte mit 39 Schüſſen 38 Hähne auf die Strecke.

— **Auguſt Lehr hat die Meiſterſchaft von England auf dem** hohen Zweirade über 1600 Meter nach Frankfurt entführt. Der deutſche Radfahrer ſchlug F. J. Osmond, Sieger (den Meiſter von 1888) und ſo weiter.

Statiſtik.

— **Was an Schönheitsmitteln täglich in Berlin verbraucht** wird, wurde jüngſt in folgenden Ziffern feſtgeſtellt: 202 Kilo Puder, 117 Kilo Rot, 61¼ Kilo Augenbrauenfarbe, 50 Kilo Lippenpomade, 22½ Kilo Glycerin und 15 Kilo Cold-Cream! Demnach beträgt der Jahresbedarf des ſchönen Geſchlechtes in Berlin, ſo viele ſeiner Angehörigen auch jedes derartige Verſchönerungsmittel verſchmähen, 73,730 Kilo Puder, 42,705 Kilo Rot, 22,356 Kilo Augenbrauenfarbe, 18,250 Kilo Lippenpomade, 10,565 Kilo Glycerin und 5775 Kilo Cold-Cream!

Denkmäler.

— **Das ſchleſiſche Provinzialkomite für Errichtung eines** Reiterſtandbildes Kaiſer Wilhelms I. in Breslau hat ein Preisausſchreiben zur Erlangung von Modellſkizzen erlaſſen. An der Bewerbung können nur Angehörige des deutſchen Reiches ſich beteiligen. Der Koſtenanſchlag ſoll den Betrag von 400,000 Mark nicht überſteigen. Die Modelle müſſen bis zum 1. April 1890 eingereicht ſein.

— **Coligny, dem erlauchteſten Opfer der Bartholomäus**nacht, wurde in der reformierten Kirche zu Paris ein großes, herrliches Marmordenkmal errichtet, zu welchem Proteſtanten und Katholiken Frankreichs in einträchtiger Weiſe die ſehr großen Koſten — 262,000 Franken — aufgebracht haben. Der Graf von Paris und der verſtorbene Prinz von Oranien haben zuſammen 107,000 Franken beigeſteuert, der Zuſchuß des Staates betrug 28,000 Franken. Das Denkmal, ein Werk des namhaften Bildhauers Crauk, wird als eines der gelungenſten und großartigſten der geſamten modernen Bildhauerei bezeichnet. Das Material iſt Marmor. Die Geſtalt Colignys, überlebensgroß, im Faltenkleid, macht einen gewaltigen Eindruck. Rechts und links ſehen die allegoriſchen Figuren der Religion und des Vaterlandes. Das Ganze entſpricht im allgemeinen den großartigen Grabdenkmälern der Päpſte und Kardinäle des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts. Den Hintergrund bildet zwiſchen zwei doriſchen Säulen eine Wand von ſchwarzem Marmor, auf welcher Geburts- und Todesjahr, 1517 und 1572, in goldenen Lettern ſtehen.

— **Auf dem Grabe Adolf von Schlagintweits, des be**rühmten Forſchungsreiſenden, der am 26. Auguſt 1857 von Chineſen zu Kaſchgar in Zentralaſien ermordet wurde, iſt ein Denkmal errichtet worden in Geſtalt einer Pyramide, mit einem eiſernen Kreuze geziert. Die Koſten wurden von der ruſſiſchen Regierung beſtritten, der Platz dazu wurde von China bewilligt.

Geſtorben.

— Giovanni **Botteſini**, der berühmteſte Virtuos auf dem Kontrabaß in Italien, Direktor des Muſikkonſervatoriums in Parma und Komponiſt mehrerer Opern, Anfangs Juli, in Parma.

— Dr. Agathon **Klemt**, Hiſtorien- und Porträtmaler und Kunſtſchriftſteller, 59 Jahre alt, am 5. Juli, in Prag.

— Stadt- und Domkantor E. Theodor **Eckardt**, gediegener Muſiker und Kirchenkomponiſt, 69 Jahre alt, am 7. Juli, in Freiberg i. S.

— Theodor **Weber**, vormals Konſul auf Samoa, Vorſtandsmitglied der Südſeeplantagengeſellſchaft, am 8. Juli, in Hamburg.

— Francis **Day**, früher Generalarzt von Indien, einer der größten Kenner der indiſchen Zoologie, am 10. Juli, in Cheltenham.

— Theodor von **Blankenburg**, Landſchaftsrat, früher Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, konſervativ, 58 Jahre alt, am 12. Juli, auf Strippow bei Hohenfelde in Pommern.

— Reichsgerichtsrat George **Meyer**, früher Rat am Obertribunal in Berlin, 62 Jahre alt, am 13. Juli, in Leipzig.

— Anton Graf von **Eſterhazy**, Freiherr zu Galantha, Erbgraf von Forchtenſtein, k. k. Kämmerer und Mitglied der ungariſchen Magnatentafel, 69 Jahre alt, am 16. Juli, auf ſeinem Gute Jallos bei Preßburg.

— Charles **Niſard**, franzöſiſcher Gelehrter und Schriftſteller, Mitglied der Akademie, 81 Jahre alt, Mitte Juli, in Paris.

— Karl Siegfried Wolf von **Lüttichau**, k. ſächſiſcher Wirkl. Geheimrat, Oberhofmeiſter der Königin Carola von Sachſen, 56 Jahre alt, am 17. Juli, auf ſeiner Beſitzung Ulbersdorf bei Schandau.

— Alois **Ghiron**, der Präfekt der großen Brera-Bibliothek in Mailand, eifriger Geſchichtsforſcher und Pfleger der arabiſchen Literatur, 52 Jahre alt, am 18. Juli, in Mailand.

— Ernſt Baron Bemmer von **Felſach**, k. k. Kämmerer, früher öſterreichiſch-ungariſcher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter in Liſſabon, 66 Jahre alt, am 18. Juli, in Baden bei Wien.

— Bernhard **Stradel**, königlich ſächſiſcher Juſtizrat, Rechtsanwalt und Notar in Dresden, Mitglied des Staatsgerichtshofs, als Abgeordneter im ſächſiſchen Landtag hervorragender Führer der konſervativen Partei, auch durch ſein gemeinnütziges Wirken hochverdient, 61 Jahre alt, am 19. Juli, in Bad Schweningen.

— F. von **Boß**, großherzoglich mecklenburgiſcher Kammerpräſident und Oberjägermeiſter, am 20. Juli, in Strelitz.

— Albert **Laſt**, bekannter Leihbibliothekar, der einen ſtillen, aber nachhaltigen Einfluß auf das literariſche Leben Wiens ausgeübt hat, 64 Jahre alt, am 21. Juli, in Wien.

— Dr. Michael **Baumgarten**, früher ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität Roſtock und Mitglied des deutſchen Reichstags, 77 Jahre alt, am 21. Juli, in Roſtock.

— Dr. Guſtav Adolf **Struve**, der bekannte langjährige Leiter der königlich ſächſiſchen konzeſſionierten Mineralwaſſeranſtalt, 77 Jahre alt, am 21. Juli, in Schandau.

— Maximilian Freiherr von **Horn**, königlich bayeriſcher Generallieutenant z. D., 68 Jahre alt, am 24. Juli, in Murnau.

Neue Bücher und Schriften.

Aus Stadenmeyers deutſcher Meiſter, herausgeg. v. Jul. Lohmeyer. III. Abt.: Zehn Erzählungen von Th. Hempel. Breslau, C. T. Wiskott.

Blos, W., Die franzöſ. Revolution. Heft 11-20 à 20 Pf. Stuttgart, Dietz.

Bungartz, J., Illuſtriertes Muſter-Hunde-Buch. Studium ſämtlicher Hunde. Nach Bildern erſter Künſtler gezeichnet. Lieferung 2. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Carlyle, Th., Die franzöſiſche Revolution. Lief. 3. Leipzig, Brockhaus.

Chronik der Deutſch-Nationalen Kunſtgewerbe-Ausſtellung in München 1888. [illegible] München, Verlag der „Akadem. Monatshefte".

Dannehl, Dr., Das helleniſtiſche Land als Schauplatz der altisraelitiſchen Geſchichte. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Handbibel, Illuſtrirte, herausgeg. v. Dr. Rud. Pfleiderer. Lief. 5-11. Stuttgart, Süddeutſche Verlagsanſtalt.

Hofmann, Dr. A., Der Sinn für Naturſchönheiten in alter und neuer Zeit. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Junker, Dr. W., Reiſen in Afrika. Lief. 4-6. Wien, E. Hölzel.

Kohler, J., Aeſthetiſche Streifereien. Neue Aphorismen. Mannheim, J. Bensheimer.

Loewe, Dr. H., Lexikon der Handelskorreſpondenz. Deutſch-Franzöſiſch-Engliſch. Lief. 3-5. Berlin, C. Regenhardt.

Maſchl, J. E., Katholiſches Gebetbuch für Jung u. Alt. Würzburg, L. Woerl.

Meyer, Dr. J., Richard Wagner u. die deutſche Sage. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Pietſch, Ludw., Erinnerung an die Kunſt (Kunſtleben) im früheren Landesausſtellungspalaſt. Mit 80 Abbild. Berlin, Rich. Bong.

Röttger, R., [illegible]. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Ruß, Dr. K., Das heimiſche Naturleben im Kreislauf des Jahres. Lief. 4-7. Berlin, R. Oppenheim.

Starke, J., Nordiſche Strandbilder. Mit Illuſtr. Weimar, Jürgens & Co.

Sulzer, Conr. u. Dr. Fr. Schneider, Turnbuch: Turnformen aller Stile und Länder. Lief. 4-6. Berlin, E. Waſmuth.

Thomſen, Dr. H., Unſer Kalender. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Touſſaint-Langenſcheidt, Engliſche Unterrichtsbriefe. 20. Aufl. Berlin, Langenſcheidt.

Zum bürgerlichen Geſetzbuch.

Von

Guſtav Strehlke.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die allgemeine Teilnahme an der Schöpfung eines deutſchen bürgerlichen Rechtes iſt entſchieden im Wachſen begriffen, denn nicht allein die Fachjuriſten beſchäftigen ſich eingehend mit dem Entwurf eines bürgerlichen Geſetzbuchs für das deutſche Reich — ja ſind, um denſelben ausgiebig würdigen zu können, verſchiedene neue Zeitſchriften ins Leben gerufen worden — ſondern es erörtern auch die erwerbenden Kreiſe des Volkes in den berufenen Vertretungen ihrer beſonderen Intereſſen die für ſie wichtigen Beſtimmungen. So prüft der deutſche Handelsſtand, ob die Erforderniſſe von Handel und Verkehr eine ausreichende Berückſichtigung gefunden haben, ſoweit für dieſelben das bürgerliche Recht in Frage kommt; die Landwirte unterſuchen, ob das Grundbuchweſen in zweckentſprechender Weiſe geordnet iſt und auch ob die für den Viehhandel in Ausſicht genommenen Beſtimmungen eine gedeihliche Entwicklung desſelben geſtatten oder etwa erſchwerende Rechtsſtreitigkeiten im Gefolge haben werden; die Induſtrie forſcht, in welcher Weiſe ſich zukünftig ihr Verhältnis zu ihrem Arbeiterheere geſtalten wird, kurz, es regt ſich allerorten, um ein möglichſt vollkommenes deutſches Recht zu ſchaffen.

Dieſe allgemeine Teilnahme an dem Ringen um die Einheitlichkeit des Rechts erklärt es zur Genüge, wenn auch die Bemühungen, die gebildeten Schichten unſeres Volkes auf die Tragweite dieſer Beſtrebungen aufmerkſam zu machen, fortgeſetzt werden; darum werden auch unſere Leſer und Leſerinnen nicht ungehalten ſein, wenn wir den immerhin etwas ſpröden Stoff ihnen nochmals näher zu bringen ſuchen. Wenn dabei auch auf eine ſyſtematiſche Darſtellung der

Vorſchriften unſeres Entwurfs verzichtet werden muß, ſo iſt doch die Würdigung einzelner grundlegender Normen, welche ſich im erſten Buche, dem ſogenannten allgemeinen Teile, finden, nicht ausgeſchloſſen. Jeder Leſer kennt den Unterſchied zwiſchen Geſetzesrecht und Gewohnheitsrecht. Letzteres leitet den Anſpruch ſeiner Geltung lediglich aus der Thatſache her, daß es angewendet wird, ohne daß ein Recht ſchaffender Akt des Staats vorläge. Unſer Entwurf ſtellt ſich dem Gewohnheitsrecht ſchroff gegenüber, wenn er in Paragraph 2 beſtimmt: „Gewohnheitsrechtliche Rechtsnormen gelten nur inſoweit, als das Geſetz auf Gewohnheitsrecht verweiſt." Dabei iſt gleich feſtzuſtellen, daß eine derartige Verweiſung in dem Geſetzbuch ſich nicht findet, woraus folgt, daß Gewohnheitsrecht für den Bereich des deutſchen bürgerlichen Rechts nicht mehr in Frage kommen wird. Dies iſt aber keineswegs zu bedauern, denn mit der Einheitlichkeit des Rechts würde ſich das Gewohnheitsrecht ſchlecht vertragen. Man wird dem berühmten Rechtslehrer Rudolf von Jhering, der ſich ebenſoſehr durch tiefe Gelehrſamkeit als durch einen offenen Blick für die Bedürfniſſe des modernen Lebens auszeichnet, zuſtimmen müſſen, wenn er bemerkt: „Die Theorie des Gewohnheitsrechts, möge ſie ſich noch ſo ſehr ihrer vermeintlichen Beſtimmtheit rühmen, ſie möge ihr Rechtsgefühl als Quelle des Gewohnheitsrechts in abstracto noch ſo ſehr zu dem Gefühl einer bloß moraliſchen Verpflichtung in Gegenſatz ſtellen: im Leben ſchwimmen beide nur zu oft zu einem Fluidum zuſammen und Unbeſtimmtheit iſt das Muttermal der meiſten konkreten Gewohnheitsrechte." Dieſe Unbeſtimmtheit iſt der Grund, weshalb das deutſche Recht die Bildung von Gewohnheitsrecht nicht dulden darf, wenn es ſeinen einheitlichen Charakter, der ihm durch das neue Geſetzbuch gegeben werden ſoll, erhalten will. Wenn ſchon in dem Uebergang vom Gewohnheitsrecht (der urſprünglicheren Form der Rechtsbildung) zum Geſetzesrecht ein der Rechtsſicherheit zu gute kommender Fortſchritt liegt, den ſich niemand verhehlen kann, ſo würde für Deutſchland die Zulaſſung von Gewohnheitsrechten geradezu eine Gefahr bergen. Es liegt in der Natur der Sache und iſt gerade bei der am Althergebrachten ſich hängenden Geſinnung des deutſchen Volkes ſelbſtverſtändlich, daß die durch das Geſetzbuch außer Kraft getretenen Beſtimmungen, welche früher in den verſchiedenen Landesteilen galten, in Form von Gewohnheitsrechten wieder aufleben und ſo die Einheitlichkeit des Rechts wieder durchbrechen würden. Dies muß unter allen Umſtänden vermieden werden, und deshalb iſt jener Grundſatz mit Freude zu begrüßen.

Eine ſehr wichtige, auch Haushaltungen lebhaft intereſſierende Frage iſt die der Verjährung; dieſelbe beſteht darin, daß durch reinen Zeitablauf Rechte zerſtört werden können. Die Geſetzgebungen ſämtlicher ziviliſierten Staaten kennen die Verjährung, die in einem innigen Zuſammenhang mit der Entwicklung von Handel und Verkehr ſteht; je größer und umfangreicher derſelbe iſt, je weitere Kreiſe er umſpannt, je mehr beim Abſchluß der Geſchäfte Treu und Glauben walten müſſen, um ſo dringlicher verlangt das Recht, daß der Geltendmachung veralteter Anſprüche ein Ziel geſetzt werde. Der Verkehr hat kein Verſtändnis dafür, daß lange Zeit nicht erhobene Anſprüche auf Grund ebenſolange vergangener Thatſachen zu einem Zeitpunkt zur Grundlage von Anforderungen gemacht werden, in welchem der Beklagte gar nicht oder doch nur in einem unvollkommenen Maße in der Lage iſt, die ihm zur Seite ſtehenden entlaſtenden Momente herbeizuſchaffen.

Gegen ein ſolches Vorgehen ſchützt nun die Verjährung, indem ſie eine Verteidigung gegen vorausſichtlich unbegründete Anſprüche, ohne jegliches Eingehen auf die Sache ſelbſt, durch reine Verweiſung auf den Ablauf der Zeit geſtattet. Somit iſt die Verjährung eine rechtliche Vermutung, der allerdings die Thatſachen entgegenſtehen können; verjährte Anſprüche können an ſich zu Recht beſtanden haben, aber die vielleicht vorkommende Schädigung des Klägers betrachtet man bei dem geringen Intereſſe, das er für ſeine Anſprüche bekundet hat, als unerheblich angeſichts der Vorteile, welche aus dieſer Einrichtung der allgemeinen Sicherheit des geſchäftlichen Verkehrs entſpringen. So legt denn auch der Entwurf das entſcheidende Gewicht auf den rechtspolizeilichen Zweck und ſetzt für die Anſprüche, welche aus den Geſchäften des täglichen Lebens entſtehen, eine zweijährige Verjährungsfriſt feſt; das heißt, nach Ablauf von zwei Jahren kann ein Kaufmann für gelieferte Ware, ein Fabrikant, Handwerker und ſo weiter ſeine Forderung zwar einklagen, indeſſen genügt für den Beklagten der Beweis, daß die zweijährige Friſt verſtrichen iſt, ohne daß Klage angeſtellt wurde, um ſeine Verurteilung abzuwenden und die Abweiſung des Klägers herbeizuführen.

Mit Ablauf von vier Jahren verjähren die Anſprüche auf Rückſtände von rechtsgeſchäftlich beſtimmten Zinſen, von Pacht- und Mietzinſen, von Renten, Beſoldungen, Wartegeldern und dergleichen Leiſtungen mehr. Es liegt alſo im Intereſſe der Beteiligten, daß ſie, bevor die Verjährungsfriſt abgelaufen iſt, ihre Anſprüche gerichtlich geltend machen. Die Verjährung arbeitet dem unſeligen Borgſyſtem entgegen und iſt ein überaus weſentlicher Faktor der Rechtsſicherheit. Manche Hausfrau, an welche ein Lieferant mit einer über Jahr und Tag erledigten Forderung herantritt, würde peinlich berührt werden, wenn ſie endlich dieſe Forderung ableugnen ſollte, und vielleicht die Zahlung verweigern. Dagegen würde kein Grund vorliegen, im Falle der eigenen Ueberzeugung von dem Unrecht des Gegners den Schutz der Verjährung anzurufen. Daß die Verjährung nicht von der ſittlichen Pflicht, thatſächlich zu Recht beſtehende, vielleicht gar aus Schonung nicht geltend gemachte Forderungen zu erfüllen, entbindet, bedarf weiter keiner Erörterung. Es mag hier noch kurz erwähnt werden, daß der Entwurf noch eine dreißigjährige, nur in beſtimmten Fällen zur Anwendung gelangende Verjährung kennt, für deren Herabſetzung auf zwanzig, reſpektive zehn Jahre übrigens namhafte Juriſten eintreten, obwohl alle den Verkehr des bürgerlichen Lebens weſentlich intereſſierenden Rechtsgeſchäfte der kurzen Verjährung unterworfen ſind.

Die Verjährung iſt, wie oben angedeutet wurde, in gewiſſem Sinn eine rechtliche Vermutung; das Recht kommt eben, ſo ſehr es auch nur auf bewieſenen oder unbewieſenen und ſomit für dasſelbe nicht vorhandenen Thatſachen in ſeiner praktiſchen Anwendung fußen muß, damit nicht aus. Der Verkehr gebietet es, daß unter Umſtänden eine Thatſache, ohne Rückſicht auf ihre objektive Wahrheit, als wahr angenommen wird. Deshalb ſchreibt denn auch unſer Entwurf in verſchiedenen Paragraphen vor, daß eine Thatſache zu vermuten ſei, wobei allerdings ein Beweis des Gegenteils zuläſſig iſt.

Gleich im Anfange des Werkes treffen wir bei der Regelung der Verſchollenheit auf mehrere derartige Beſtimmungen. Wenn es unſicher iſt, ob eine Perſon, über deren Leben und Tod keine Gewißheit beſteht, einen Erbanfall erlebt habe, ſo wird — in Anlehnung an das bekannte Wort des Pſalmiſten — vermutet, dieſelbe habe bis zum Ablauf des ſiebenzigſten Lebensjahres gelebt, ſpäter aber nicht mehr. Ohne eine ſolche Vermutung würde die Erbſchaft gar nicht geordnet werden können. Auch bezüglich der ſogenannten Seeverſchollenheit muß die Vermutung die Nichterweisbarkeit der Thatſache, ob ein Schiff untergegangen iſt oder nicht, erſetzen, und es ſind beſtimmte, je nach der Entfernung des Reiſezieles abgeſtufte Friſten feſtgeſetzt, welche ablaufen müſſen, um die rechtliche Vermutung des Untergangs eines Fahrzeugs zu begründen. Bezüglich der Beerbung wird der Zeitpunkt, an welchem die Todeserklärung eines Verſchollenen erfolgt, als der des wirklich eingetretenen Todes angenommen. Die Zahl der rechtlichen Vermutungen iſt immerhin eine ſo erhebliche, daß eine genaue Wiedergabe derſelben ermüden würde; es mögen daher nur noch einige Beiſpiele folgen. Wenn nicht feſtgeſtellt werden kann, ob bei der Uebergabe eines erkauften Tieres (Pferd, Rind und ſo weiter) ein ſpäter geltend gemachter Mangel desſelben bereits vorhanden war, ſo hilft ſich das Recht auch damit, daß es für einzelne Mängel beſtimmte Entdeckungsfriſten feſtſetzt, für welche der Verkäufer zu haften hat. Das Familienrecht enthält auch einige Vermutungen, ſo zum Beiſpiel die der ehelichen Abſtammung der Kinder unter beſtimmten Vorausſetzungen, wobei ein Gegenbeweis aus naheliegenden Gründen nicht zuläſſig iſt. Bei der Geſchäftsführung ohne Auftrag greift die Vermutung Platz, daß der Geſchäftsherr gebilligt haben würde, was ein ordentlicher Hausvater für angemeſſen hätte erachten müſſen. Dieſe Beſtimmung iſt im Intereſſe der Billigkeit getroffen, um den Gefahren der Geſchäftsführung ohne Auftrag und der Anwendung unberechtigter Chicane vorzubeugen.

Es iſt kein Zufall, wenn gerade das Familienrecht des Entwurfs ſowie ſeine Vormundſchaftsordnung beſonderen Anklang gefunden haben; die Redaktoren ſind ſich der ſteigenden Anforderungen an die ſoziale Fürſorge des Staats in hohem Maße bewußt geweſen, und es haben Erwägungen dieſer Art eine maßgebendere Bedeutung erlangt als früher. Die Einrichtung, daß ein Verſchwender unter Vormundſchaft geſtellt werden kann, iſt uralt; ſie war ſchon den alten Römern bekannt, von denen wir ſie übernommen haben; aber während man ſich in früheren Zeiten unter einem Verſchwender nur einen vermögenden Menſchen denken konnte, ſo kann nach dem Entwurfe der mittelloſe Schuldenmacher ebenſo entmündigt werden als der reiche Verſchleuderer ſeines Vermögens; das Entſcheidende iſt nur, daß die Beſorgnis begründet iſt, der Verſchwender und ſeine Familie werden dem Notſtande verfallen. Die wirtſchaftliche Exiſtenz des Menſchen wird heute ſo hoch geſchätzt, daß ein Zerſtören derſelben mit allen Kräften verhindert werden muß. So hat denn der Entwurf erfreulicherweiſe es vermieden, daß der Verſchwender während der Zeit, in welcher auf die Wirkung fruchtloſer Beſſerungsverſuche gewartet wird, wie verſchiedene Geſetzgebungen dies vorſchreiben, den letzten Reſt ſeines Vermögens oder Kredits vernichtet. Dieſer ſozialpolitiſche Zug der Geſetzgebung zeigt ſich auch darin, daß der Entwurf, auch wenn keine Entmündigung erfolgt, an die Thatſache der verſchwenderiſchen Lebensweiſe ſelbſt verſchiedene rechtliche Nachteile knüpft. So iſt eine Ehefrau, wenn der Ehemann durch verſchwenderiſches Verhalten die Beſorgnis rechtfertigt, daß er ſich und ſeine Familie dem Notſtande preisgibt, berechtigt, die Aufhebung der Gütergemeinſchaft und Trennung der Güter zu verlangen. Unter denſelben Vorausſetzungen darf die Frau dem Manne das gütergemeinſchaftliche Erbrecht entziehen. Desgleichen kann, wenn nach dem Tode eines Ehegatten der Ueberlebende die Gütergemeinſchaft mit den Kindern fortſetzt und in Verſchwendung fällt, die Auflöſung der Gütergemeinſchaft verlangt werden. Alle rechtlichen Folgen der Verſchwendung, ebenſo die dieſerhalb erfolgte Entmündigung werden natürlich aufgehoben, wenn der Verſchwender ſich gebeſſert hat und zu einem wirtſchaftlichen Leben zurückgekehrt iſt.

Bei dieſer Gelegenheit mag noch daran erinnert werden, daß in weiten Kreiſen des Volkes eine neue Art der ſozialen Fürſorge des Staates gefordert wird, auf welche der Entwurf nicht eingegangen iſt, weil die Angelegenheit erſt in neueſter Zeit ſpruchreif zu werden beginnt. Nachdem die Vereine, welche in vernünftiger Weiſe Mäßigkeitsbeſtrebungen huldigen, eine Entmündigung der Trinker befürwortet hatten, ſchloß ſich der Deutſche Juriſtentag, welcher im vergangenen Herbſt zu Stettin tagte, dieſer Forderung einſtimmig an, und man darf annehmen, daß dieſe höchſt bemerkenswerte Stellungnahme zu ernſten Erwägungen führen wird, ob nicht der Trunkſüchtige dem Verſchwender im bürgerlichen Recht gleichzuſtellen ſei. Bei der Verwüſtung, welche die Trunkſucht in viel höherem Grade als die Verſchwendung allein, mit der ſie übrigens Hand in Hand zu gehen pflegt, in vielen Familien faſt aller Stände anrichtet, iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die oben erwähnte Forderung durchdringen wird; dies würde uns entſchieden nur zum Heile gereichen. Ueberhaupt iſt ein bedeutſamer Umſchwung in der Auffaſſung über die Erforderniſſe eines guten bürgerlichen Rechtes zu verzeichnen. Der alte Satz, welcher in früheren Zeiten wohl nicht immer mit Unrecht in ſpottender Weiſe von der Thätigkeit der Jurisprudenz gebraucht wurde: **Fiat justitia, pereat mundus!** — es muß die Gerechtigkeit zur Anwendung kommen, und gehe auch die Welt darüber zu Grunde — hat heute keine Berechtigung mehr, denn der Geſetzgeber begnügt ſich nicht mehr damit, ſcharfe logiſche Definitionen zu geben, ohne zu bedenken, ob die abſolute Durchführung eines Grundſatzes mit den Verhältniſſen des Lebens in Einklang zu bringen ſein wird, ſondern er macht ſich vor allen Dingen die Wirkungen der zu treffenden geſetzgeberiſchen Maßregel klar; es iſt eine höhere Billigkeit, die ihn bei ſeinen Schritten leitet. Unter dieſen Geſichtspunkten muß man auch das Verhältnis betrachten, welches ſich, nachdem der Entwurf in Rechtskraft getreten ſein wird, zu den bisherigen, in den verſchiedenen deutſchen Landesteilen jetzt geltenden Rechten ausbilden wird. Oben haben wir erwähnt, daß der Entwurf das Gewohnheitsrecht ausſchließt, er hat aber verſchiedene Rechtsgebiete aus Gründen der höheren Billigkeit dem Landesrecht überlaſſen und ſich wohl gehütet, den an ſich anerkannten Grundſatz: „Reichsrecht bricht Landrecht" in jeder Beziehung durchzuführen. Daß er deshalb von verſchiedenen Einheitsfanatikern Angriffe erfahren hat, iſt natürlich, aber dadurch wird es nicht zweckmäßiger, alle auf hiſtoriſchem Boden erwachſenen Zuſtände mit einem Schlage zu beſeitigen.

In Anſehung der Landesherren und der Mitglieder der landesherrlichen Familien ſowie der fürſtlich hohenzollernſchen Familie beſtimmt das Einführungsgeſetz, daß die Vorſchriften des bürgerlichen Rechtes nur inſoweit Anwendung finden, als nicht beſondere Vorſchriften der Hausverfaſſungen oder der Landesgeſetze abweichende Beſtimmungen enthalten. Dies entſpricht vollkommen dem deutſchen Staatsrecht, ebenſo daß hinſichtlich der ehemals reichsſtändiſchen, ſeit 1806 mittelbar gewordenen Häuſer die beſtehenden Verhältniſſe aufrecht erhalten werden. Es lag weder eine Veranlaſſung noch ein Recht vor, dieſe beſonderen Verhältniſſe aufzuheben, ebenſowenig dafür, das Fideikommißweſen, das in einem großen Teile von Deutſchland gar keine oder nur eine ſehr untergeordnete Bedeutung hat, künſtlich einheitlich zu regeln. So verbleiben denn auch in Rückſicht auf die überaus verſchiedenartige Geſtaltung das Bergrecht, das Waſſerrecht und das ſogenannte Agrarrecht in der Machtſphäre der Einzelſtaaten.

In neuerer Zeit arbeitet man mit großer Energie daran, unſeren Bauernſtand zu kräftigen, und ſucht auch die Geſetzgebung dieſem Beſtreben dienſtbar zu machen. Namentlich ſoll der Zerſplitterung des kleineren Grundbeſitzes geſteuert und dafür geſorgt werden, daß der Hof ungeteilt an einen Erben, den ſogenannten Anerben, übergehe. Es beſteht nun nicht in allen Landesteilen ein Bedürfnis nach einer geſetzlichen Neuregelung in gedachtem Sinne; deshalb überläßt der Entwurf dieſes Rechtsgebiet ebenfalls den Einzelſtaaten, indeſſen hielt er es, um zu weitgehende Begünſtigungen des Anerben unmöglich zu machen, für erforderlich, einzelne namentlich das Erbrecht betreffende Normen zu Gunſten der anderen Geſchwiſter aufzuſtellen, die natürlich im Landesrecht nicht umgangen werden können. Es ſind dieſe Konzeſſionen an das Landesrecht in der That weiter nichts als Ausflüſſe jener höheren Billigkeit, der es widerſtrebt, Prinzipien rückſichtslos durchzuführen. So hat man denn auch anerkannt, daß die Partikulargeſetzgebungen am richtigſten die Bedürfniſſe des kleineren Grundbeſitzes, die durchaus nicht überall gleichartig ſind, durchſchauen und befriedigen werden.

Die Geſetzgebung eines großen Reiches vermag es nur ſchwer, alle rechtlichen Fragen, namentlich wenn ſie nur einen kleineren Kreis angehen und deſſen beſondere Verhältniſſe berühren, mit wünſchenswerter Schnelligkeit zu beantworten. Aus dieſem Grunde iſt es auch notwendig, dieſen kleineren Gebieten eine gewiſſe Selbſtändigkeit zu laſſen, ohne jedoch die Einheit des Rechts an ſich zu gefährden. Unſeres Erachtens hat der Entwurf im großen und ganzen hierbei die richtige Grenze gezogen.

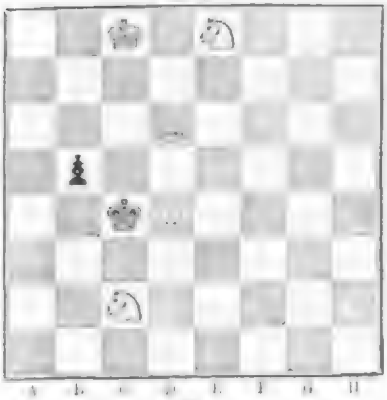
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 514.

Von A. W. [illegible]

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 511:

Weiß.	Schwarz.
1. C 3 — G 7	1) K. E 4 — F 4.
2. H 6 — H 5	2) B. F 3 n. H 4 oder anders.
3. G 1 — H 6 oder Dame Matt.	
A)	
1.	1) K. E 4 n. D 5.
2. H 8 — E 8	2) K. D 5 — C 4.
3. E 8 — D 5 Matt.	
B)	
1.	1) K. E 4 — D 3.
2. H 5 — H 3 + ...	2) K. D 3 — C 4
3. D 1 — E 3 Matt.	

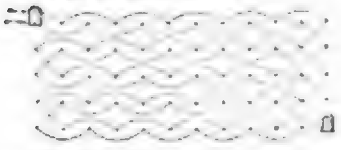
(Auf 1) . . . 1) K. E 4 — F 5, 2) D H 6 — H 3 + &c.)

Räthsel.

Königsmarsch.

			ge	hell	wo-	sie	nicht		die
		wan-	ein	da	fehlt	die		ar	Kro-
	grad	weil	und	Schwert	du	sein	[illegible]	[illegible]	[illegible]
na-	ein	frei-	den		Le-	der	[illegible]	[illegible]	[illegible]
sicht	der	Schwer-	er-					[illegible]	[illegible]
doch	sie	ge	mer	und	sie	sein-			le
ge-	da	Sie	bro-	und	in	dein	[illegible]	[illegible]	
	schon	den	Kam-	weil	den-	und	[illegible]	[illegible]	je-
[illegible]			ein	noch	auf	so	sie	[illegible]	[illegible]
gen	bis-					ne	[illegible]	[illegible]	[illegible]
sie	und	gro-				dahn	[illegible]	gen	fault
dell	wen	[illegible]	de-	sie	ge-	und	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	groß		lei	an-	ten	schir-	den	[illegible]	
ein				nach	den	land	[illegible]		

Schlüssel zum Labyrinthräthsel Seite 905:



Wer reitet so spät durch Nacht und Wind!
Es ist der Vater mit seinem Kind

Auflösung der Horoskop- oder Zodiakalfächer-Aufgabe Seite 905:

Wird die Bilderschrift von oben nach unten auf je einem Fächerblatt in der Reihenfolge der Tierkreiszeichen nach dem altrömischen Satze „Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau" &c. &c. gelesen, so ergibt sie die deutsche Uebersetzung des Wappenspruches P. P. P., welcher nach den alten Wappenbüchern (ohne die erklärend verbindende Vorsilbe) „[illegible] peperit [illegible]" gelesen wurde.

Erläuterung der Zeichen:

♈ Drache .. Messer ..... Traube Hammer Hand . Trichter Mond ... Crocodil Hammer

♉ Löffel ... .. Beil Rede .. Messer . Crocodil Hammer Talse.

♊ [illegible] ... .. Dreieck .. Helm . Trichter Mond ... Rad .. Hammer Rad

♋ Gabel .. Beil Rad . Crocodil Hammer Traube;

♌ .. Hammer Rad .. Trichter Hake . Tulpe Mond ... Rad

♍ Rad .. ... Crocodil Hand Tiegel Hammer ..... Mond Gabel .. Beil .. Nagel.

♎ [illegible] .. ... Crocodil Hammer Tulpe .. .. Messer Seite ... .. [illegible] Zange

♏ Nagel . Crocodil Hammer Hammer ..... Fibel Fische . Hammer Rad Trichter

♐ Crosse Tulpe Messer .. Beil .. Nagel; Hammer .... Fisch Fisch . Hammer Rad Trichter

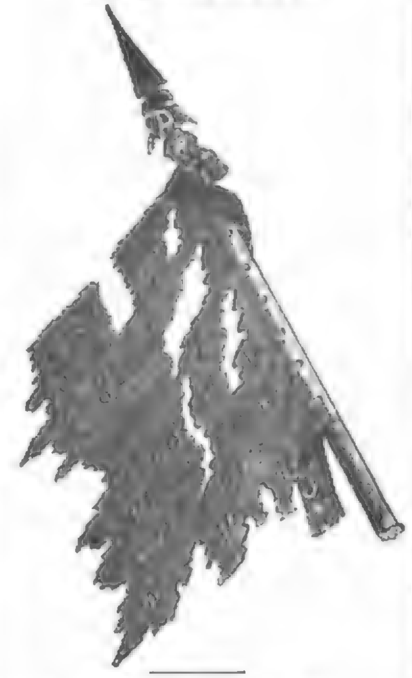
♑ Eichel Trichter .... Reihen Zange Tulpe ... Nagel Eichel .. Trichter .. Nagel Dreieck

♒ Nagel ... .. Dreieck .. Reihen. .. Ohren .. Nagel Dreieck Gabel . Beil

♓ Mond ... Rad Dreieck .. Messer ..... Trichter Hammer Wage ... .. Dreieck .. Rad

Demuth hat mich lieb gemacht,
Liebe hat mir Ehr' gebracht;
Ehre that mir Reichthum geben,
Reichthum ließ nach Hoffahrt streben;
Hoffahrt stürzt ins Elend nieder,
Elend gab mir Demuth wieder.

Räthselhafte Fahneninschrift.



Auflösung des Citatenräthsels Seite 905:

Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nro. 45 des
siebenzehnten Jahrgangs der

Deutschen Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer"
[illegible]-Ausgabe
Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich,
in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft,
hat ein neuer hochinteressanter Roman begonnen:

Gift und Gegengift.
Roman von
Anton Freiherrn von Perfall.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Von der „Salon"-Ausgabe der „Deutschen Romanbibliothek", welche in jährlich 26 Halbbänden von je 10—11 Bogen à 40 Pf. in Buchform erscheint, wurde soeben der 16. Halbband des Jahrgangs 1889 ausgegeben. Diese „Salon"-Ausgabe hat den Vortheil des feineren (Buch-)Formates und ermöglicht, jeden der komplett erschienenen Romane sofort einbinden zu lassen, da jeder Roman apart paginirt ist.

Die bereits erschienenen Nummern, Hefte oder Halbbände des Jahrgangs werden den eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum Subskriptionspreise nachgeliefert.

Wir laden alle Abonnenten von „Ueber Land und Meer" zum Abonnement auf unsere „Deutsche Romanbibliothek" als überaus billiges und äußerst gediegenes Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Briefmappe

Miß Kelly B., Indianapolis. Wenn Sie und Ihre Freundinnen sich fragen, ob das wohl alles wahr sein möge, was C. [illegible] in seinem Roman „Unter fremdem Willen"*) von den Wirkungen des hypnotischen Einflusses erzählt, so können wir Ihnen im Einverständniß mit dem Verfasser nur antworten, daß ein Roman eine Dichtung ist, in welcher die Figuren und die erzählten Ereignisse selbstverständlich Gebilde der Einbildungskraft sind, — soweit nicht eben historische Vorgänge und Personen geschildert werden, die dann allerdings auch dem Erforderniß der äußeren Wahrheit [illegible] müssen. Die [illegible] innere Wahrheit des Romans wie jeder Dichtung besteht darin, daß die Personen, welche der Dichter [illegible] hat, nach den ihnen gegebenen Charakteren folgerichtig so handeln müssen, wie er sie handeln läßt, und daß die Ereignisse unter den zu Grunde gelegten Bedingungen sich so entwickeln und vollziehen können und müssen, wie der Dichter sie sich vollziehen läßt. Diese innere Wahrheit aber hat nun der Roman „Unter fremdem Willen" im vollsten Maße. Die Kraft des Hypnotismus — welche durchaus nicht mit dem Spiritismus und anderen übersinnlichen Erscheinungen und Einwirkungen verwechselt werden darf, sondern auf einer physischen Wirkung des tierischen Magnetismus beruht — ist zwar in ihren Grundursachen und den sie bestimmenden Gesetzen noch ziemlich wenig erforscht, doch sind ihre Wirkungen in letzter Zeit nicht nur bei theatralischen Vorführungen, sondern auch von der ernsten Wissenschaft genau beobachtet und über allen Zweifel hinaus festgestellt worden. Der Verfasser von „Unter fremdem Willen" hat nun in seinem Roman die Wirkungen der hypnotischen Eingebung mit künstlerischer Genauigkeit nach den wirklich vorgenommenen und von medizinischen Autoritäten ersten Ranges beglaubigten Experimenten ausgearbeitet. Hervorragende Männer der ernsten medizinischen Wissenschaft haben den Roman vor dem Erscheinen in der Korrektur gelesen und bezeugt, daß nach den gemachten Erfahrungen alle hypnotischen Wirkungen, welche in der Handlung vorkommen und deren Entwicklung bestimmen, unter den angenommenen Verhältnissen genau so hätten geschehen können, wie sie geschildert sind, und zwar sowohl was die erste hypnotische Einwirkung als die spätere hypnotische Gegenwirkung betrifft. Der Verfasser hat sich übrigens in seinen Schilderungen außerordentlich zurückhaltend beschränkt, um ja nicht das Gebiet des Wunderbaren und Unbegreiflichen zu streifen. Die von dem ärztlichen Vereine der Steiermark durch den Professor Freiherrn von Krafft-Ebing in Graz vorgenommenen und in den Sitzungsprotokollen beglaubigten hypnotischen Experimente gehen weit über die Schilderungen des Romans „Unter fremdem Willen" hinaus. Es ist diesen und ähnlichen Zeugnissen gegenüber thöricht, die hypnotischen Erscheinungen in das Reich der Märchen, des [illegible] Betruges oder der Selbsttäuschung verweisen zu wollen nach dem [illegible] bequemen Satze: „Was ich nicht begreifen kann, das leugne ich", darnach müßte man ja auch die Existenz des [illegible] leugnen, denn wenn man eine Eichel [illegible], so wird niemand erkennen und erklären können, wie in dem kleinen Kern der gewaltige Baum mit tausendjähriger Lebenskraft verborgen liegen und zu [illegible] Entwicklung gebracht werden kann. Es darf also als unbedingt zweifellos aufgestellt werden, daß alle in dem Roman „Unter fremdem Willen" geschilderten Vorgänge unter den vorausgesetzten Bedingungen sich genau ebenso, wie sie geschildert sind, in Wirklichkeit zutragen können und in ähnlichen Beispielen sich zugetragen haben. Der Vertreter der hypnotischen Kraft, der Italiener Salandini, ist nun freilich eine Gestalt, wie sie im Leben selten vorkommen mag, und selten wird wohl die hypnotische Kraft zur Ausführung eines so furchtbaren Planes benützt werden, um eine groß angelegte Rache an der Gesellschaft, unter der ein Unschuldiger durch fremde Schuld leidet, auszuführen. Aber wird der Hypnotismus, wo er zum Schlechten sich wendet, wohl zur Ausführung einzelner Verbrechen benützt werden; aber ein gewöhnlicher Verbrecher ist kein Vorwurf für eine Dichtung, keine Gestalt, die ein poetisches Interesse erwecken kann. Gerade die dämonische Natur, der gefallene Engel in Salandini gibt dieser Gestalt eine poetische Berechtigung und bietet die Möglichkeit einer inneren Versöhnung und Sühne, wie sie das poetische und das moralische Gefühl fordern. Es mag eingewendet werden, daß der Roman sich mehr mit dem Mißbrauch der hypnotischen Kraft beschäftigt als mit den segensreichen Heilwirkungen derselben. Doch ist man hinsichtlich der letzteren bekanntlich noch sehr im Zweifel, wie weit sie mit guter Berechtigung angewendet werden dürfen. Auch kam es dem Verfasser ja vorzugsweise darauf an, vor Mißbräuchen zu warnen und die Gefahren zu zeigen, welche in der unbewachten und unbeschränkten hypnotischen Kraft liegen. Wenn nun Sie, verehrtes Fräulein, und Ihre Freundinnen durch den Roman Schauder und Furcht vor dem Hypnotismus empfunden haben, so werden Sie in Ihren Kreisen dahin wirken müssen, daß diese so gewaltige Kraft so viel als irgend möglich den Händen [illegible] Mißbräucher entzogen und auf ihre segensreichen Wirkungen zurückgeführt, das heißt, daß sie [illegible] überwacht und beschränkt werde. Die Ueberwachung ist Sache der Wissenschaft, und alle gebildeten Kreise der alten Kulturwelt sollten darauf dringen, daß die Wissenschaft — wie es bereits durch große Autoritäten begonnen ist — sich mit sorgfältigem Eifer damit beschäftige, nicht nur die Wirkungen der hypnotischen Kraft durch unanfechtbare und scharf kontrollirte Experimente festzustellen, sondern auch die Gesetze der hypnotischen Wirkungen und Gegenwirkungen zu erforschen, denn je mehr diese Gesetze bekannt werden, um so mehr wird es auch — ganz ähnlich wie bei dem Magnetismus und der Elektrizität — dem Menschengeist gelingen, die Kraft zu segensreichen Wirkungen zu zwingen und die Wege zur [illegible] und zur Verhütung von Mißbräuchen zu finden. Die Beschränkung ist Sache der Gesetzgebung, und darauf wird es die Sache der öffentlichen Meinung sein, die [illegible] und die gesetzgebenden Faktoren dahin zu bringen, daß sie die hypnotische Eingebung und ihre Wirkungen nach den Ergebnissen der medizinisch-wissenschaftlichen Forschung in das Strafrecht einfügen. Aber erst muß überall gefordert werden, daß, wie dies da und dort schon heute der Fall ist, alle hypnotischen Experimente, Vorträge und so weiter ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken und in wissenschaftlichen Kreisen stattfinden dürfen und daß alle theatralischen Schaustellungen auf diesem Gebiete streng und bei empfindlichen Strafen verboten werden. Dadurch wird viel für die ernste Erforschung dieser so überaus wichtigen Sache gewonnen sein, und es wird verhütet werden, daß durch theatralische Vorstellungen die hypnotische Kraft und ihre Wirkungen gerade in solchen Kreisen eingehender bekannt werden, die zum Mißbrauch derselben am meisten geneigt sind. Sie, verehrtes Fräulein, und Ihre Freundinnen werden daher zur Beseitigung Ihrer allerdings nicht unbegründeten Besorgniß vor solchem Mißbrauch am besten mitwirken, wenn Sie in Ihren Kreisen so viel als möglich Anregung dazu geben, daß eine wissenschaftliche und gesetzliche Lösung dieser so wichtigen Frage eifrig gefördert und ebensowohl der gleichgiltigen Ablehnung der hypnotischen Kraft wie dem leichtfertigen Spiel mit derselben entgegengearbeitet werde. Dann wird der Roman „Unter fremdem Willen" auch bei Ihnen seinen Zweck erfüllt haben.

B. J. Kr. in St. Georgen bei W. (Steiermark). Nicht verwendbar.

Langjähriger Abonnent in Reuß. Für den Fall, daß Ihnen die Beseitigung der [illegible] an Ihren [illegible] mit den früher angewendeten Mitteln noch nicht gelungen, empfiehlt man uns in Ihrem Interesse als sicherstes Mittel zur Tödtung der kleinen Eindringlinge [illegible].

Paul A. in Mödling bei Wien. Soll, wenn möglich, verwendet werden.

J. H. in F. Ihre Aufzeichnungen sind doch zu oberflächlicher Natur. Die einfache Berechnung des nach genau beobachteten Naturgesetzen Möglichen weist die völlige Unhaltbarkeit Ihrer Vorschläge nach. Wenn der Sache auf so einfachem Wege beizukommen wäre, würden wir längst keine derartigen Unglücksfälle mehr erleben.

W. B. 100 in Düsseldorf. Darüber ist bis zu uns noch nichts Genaueres gedrungen. Sie werden, da Sie der Sache um so viel näher sind, sich die gewünschte Auskunft gewiß leicht verschaffen können, [illegible] nach einem [illegible] Umschau halten wollen.

---

*) Erschienen in der „Deutschen Romanbibliothek" und in Buchform, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Langjährige Abonnentin in Syrakus. [illegible]

Wilhelm Q. in St. Petersburg. [illegible]

[illegible] Bergheim. [illegible] (vergleiche Jahrgang 1888 dieſer Zeitſchrift, Seite 872).

Sammelfleiße. Um Verwechslungen mit ähnlich lautenden Unternehmungen zu vermeiden, bitten wir Sie, ausdrücklich zu beſtellen: „Deutſche Kunſtbibliothek“; [illegible] 3 Mark [illegible] 6 Mark. [illegible]

1) Die Vorzeichnung „Mit Begleitung“ [illegible] 2) Brihmann, „Geſchichte der Muſik“. [illegible]

Witthold in Dresden. [illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

Geſundheitspflege.

Lahnelle an der Mr. [illegible]

Albert Voß in Bayern. [illegible]

Concepcion R. in [illegible]. [illegible]

Abonnentin in Moskau. [illegible] Dr. Kehm.

Verantwortliche Redaktion: Otto Baiſch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenſtr. 11),
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (Heugaſſe 6),
Budapeſt: Moritz Aeckl (V. Waiznerſtraße 6).

Inhalts-Ueberſicht.

[illegible] Originalzeichnung, nach einer photographiſchen Originalaufnahme. — [illegible], ein Bild aus Tolado von L. Alvarez. — [illegible], Originalzeichnung von C. J. Frankenbach.

Neue intereſſante Erſcheinungen

aus der

Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien

von

Marco Broſiner.

2 Bände. Preis geheftet Mark 7.—; fein gebunden Mark 9.—

Unter fremdem Willen.

Roman

von

Oskar Meding (Gregor Samarow).

2 Bände. Preis geheftet Mark 10.—; fein gebunden Mark 12.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei Rudolf Moſſe, Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Post- und Schnelldampfer

zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

PERRY & Co.,
Frankfurt a. M.,
[illegible]
Lawn Tennis Spiele,
Lawn Tennis Schläger,
Lawn Tennis Bälle,
Lawn Tennis Netze,
Croquetspiele,
Bogen, Pfeile und Scheiben,
Engl. Fussbälle (Footballs).
[illegible] gratis und franco.
Versand nur gegen [illegible]

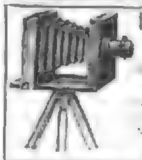
Von der Wiege bis zum Grabe.
Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 u. 4 Händen v. Prof. Carl Reinecke, [illegible] brillant recensirt. — [illegible] für Harmonium u. für Violine mit Klavier. Durch j. Buch- u. Musikalienhdlg. [illegible] Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig. Verbindender Text u. Katalog gratis.

Allgemeine Zeitung des Judenthums. [illegible] Rudolf Mosse.

Lichtdruck-Porträts [illegible] C. Hommel in Frankfurt a. M.

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
[illegible]

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche
in feiner Wolle und Seide. [illegible] Prof. Dr. Jäger — System Dr. Lehmann.
Herren-Tricot-Jaquets
[illegible]
Radfahrer-Anzüge
in grau, braun und blau zu billigsten Preisen. [illegible] Aug. Juncker, Leipzig. [illegible]

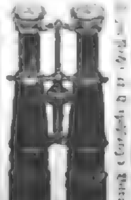


Phot. Amateur-Apparate
[illegible]

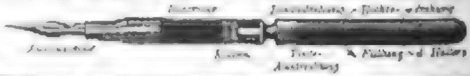
Anschütz'
Moment-Apparat (Patent).
[illegible] Ottomar Anschütz, Lissa (Posen). [illegible]

[illegible]

Ausverkauf
[illegible]
Geprüften Feldstecher
[illegible]
Th. Hörthorn, Stuttgart.
Das anerkannt Beste für Militär, Reise, Theater, Jagd u.
früher M. [illegible] jetzt nur noch M. 10.—
[illegible] 15.—
[illegible] 20.—
„Elliptik“
früher M. 16 [illegible] jetzt nur noch M. 8.50.
[illegible]



Stets Tinte und Feder zur Hand!



Kein Tintenfaß mehr!

beim Gebrauch unseres Meteor-**Füllfederhalters.**
Patentirt in allen Staaten, Dr. Hommel's D. R.-Patent)
[illegible] Sofortige Schreibfertigkeit! — Bequem in der Tasche!
[illegible] in Hartgummi-Nickel Mk. 3.55, Silberpl. 4.50, Goldpl. 8.— Wenn nicht erhältlich, direkte Zusendung [illegible]
Aktien-Gesellschaft für Kleinmechanik (vorm. Joh. Koch & Comp.)
Aussersihl-Zürich (Schweiz)
[illegible] U. A. schreibt Herr von Lessinsdt in Berlin, [illegible] „Der Füllfederhalter ‚Meteor‘ der Aktiengesellschaft für Kleinmechanik, vormals Johann Koch & Co., ist von mir mehrere Wochen versucht worden und hat sich als zuverlässig erwiesen und leistet durchaus, was er verspricht. Er ist von grossem Nutzen überall da, wo man nicht in der Lage ist, [illegible] zu Feder und Tinte zu greifen, also auf dem Marsch, im Biwak u. s. w. Als praktisches Feldausrüstungsstück verdient er weite Verbreitung.“
— Bezug für die deutsche Armee durch den Th. Deutschen Offiziers-Verein, Berlin. —

Mai bis Oktbr. **Hamburg** 1889.
Gewerbe- u. Industrie-**Ausstellung**

Handels-Ausstellung	Kunst-Ausstellung
Gartenbau-Ausstellung	Gewerbliche Betriebe

Panorama. Taucher. Fessel-Ballon. Bergbahn. Meierei. Musikfeste. Halle für 4000 Personen.
Herrliche Parkanlagen. Tägliche Konzerte von drei Kapellen. Erleuchtungen. Bootfahrten. Freihafen-Besichtigungen.
Wohnungs-, Reise-, Post-, Telegraphen-Bureau am Haupteingang.

Wie leicht iſt es doch, ſich ſtets [illegible] [illegible] und geſund zu erhalten, und wie ſchnell würde ſich die Zahl der blaſſen, kränkelnden und nervöſen Damen verringern, wenn das einfachſte Schönheits- und Geſundheitsmittel von der Welt beſſer gekannt wäre. Aber es werden lieber [illegible] [illegible] Schönheitsmittel angeſchafft, ehe man das wahre und unfehlbare, ſicher wirkende anwendete. Dieſes einfache Mittel, das ich meine, iſt eine geregelte Hautpflege. Konſequent täglich am Waſchtiſch muß der Körper gewaſchen und frottirt werden. Wie wichtig dieſe täglichen Waſchungen und Abreibungen für unſer Gedeihen ſind, davon haben nur Diejenigen einen Begriff, die ſich daran gewöhnt haben und [illegible] unbeſchreibliche Wohlbehagen kennen, das dieſen Waſchungen folgt.

Freilich fällt es die erſten Tage [illegible] „[illegible]" etwas ſchwer, iſt aber dieſe erſte Zeit einmal überwunden, ſo wird man durch ein konſtantes körperliches Wohlbehagen und durch die Verſchönerung der Geſichtsfarbe reichlich belohnt. Und jetzt iſt die beſte Zeit, ſich an tägliche Waſchungen zu gewöhnen. Mit nichts ſind nun dieſe Waſchungen angenehmer und bequemer durchzuführen, als mit dem Lingner & Kraft'ſchen Waſch-Frottir-Apparat mit dem wunderbaren Schönheitsſchwamm. Dieſes unvergleichliche Waſchgeräth ſollte wie Zahnbürſte und Seife an keinem Waſchtiſche fehlen. In wenigen Minuten iſt damit der Körper von Kopf bis zu Fuß gewaſchen und frottirt. Beim Ankauf achte man jedoch darauf, daß der Apparat die volle Firma Lingner & Kraft eingeſtempelt trägt: es gibt nämlich abſcheuliche Nachahmungen.

Dieſe echten Apparate erhalten Sie in allen beſſeren Drogenhandlungen und Toilette-Artikel-Geſchäften. Nach Orten, wo die Apparate nicht zu haben, wende man ſich an Lingner & Kraft, Dresden-A., [illegible] direkt franko 1 [illegible] 1 Apparat und 2 Schönheitsſchwämmen für 5 M. [illegible]

Lingner & Kraft, Dresden-A.

Für Holland: Gebr. Rikkers, Amsterdam.
„ Oesterreich: J. Stieber, Wien I, [illegible]

Meine geſchätzte zahlreiche Kundſchaft im Leſerkreiſe von „Ueber Land und Meer" erſuche ich, die [illegible]

neuen Muſter pr. 1889/90

von Strickwolle jeglicher Art [illegible] Spezial: [illegible] Rock- und Decken-Wollen, Korallengarn, Dochtgarn, Chenille [illegible] verlangen.
Paul Hoffmann, [illegible] a. Rh.

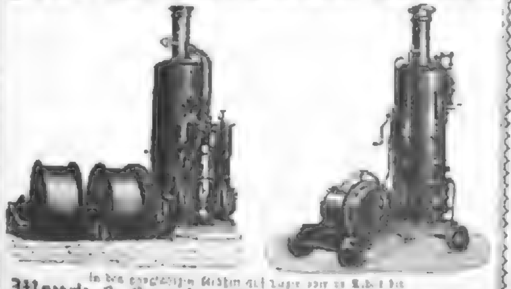
Dr. med. Lahmann's Reform-Baumwoll-Unterkleidung.

Vereinigt die Vorzüge der Wolle ohne deren Nachtheile. — Verhindert die Verweichlichung der Haut und vermindert die Erkältungsgefahr.

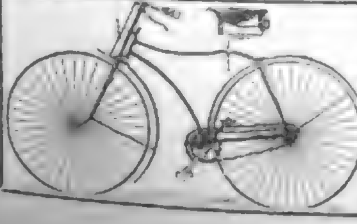
Unter der Bezeichnung Reform-Baumwoll-[illegible]

Dr. Lahmann.

Transportable Fördermaſchinen u. Dampfwinden,
Dampfkrähne, Frictionswinden, Dampfkabel,
Schieber-Luftcompreſſoren und Lufthaſpel



In den gangbarſten Größen auf Lager oder in Arbeit bei
Menck & Hambrock, Ottenſen bei Hamburg.



Heinr. Kleyer
Adler-Fahrradwerke
(grösste Fabrik d. Branche auf d. Kontinent)
in
Frankfurt a. M.
Fabrikant der „Adler"-Fahrräder.
General-Vertreter der Coventry Mach. Co., Singer & Co. etc.
[illegible]

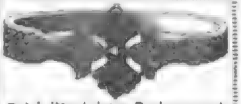
Im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover erschien soeben:

Helgoland
und die Nordfriesischen Inseln
von
William George Black.
Deutsch bearbeitet und vermehrt
von
R. v. [illegible]
[illegible] 2 Mark

● Stellung und Existenz ●
gediegene kaufmännische Ausbildung durch
Brieflichen prämiirten Unterricht
BUCHFÜHRUNG
Correspondenz, Rechnen, [illegible]
Prospekt & Probebrief gratis & franko
Jede Schrift wird elegant und geläufig!
Neue Lektion Schnell-Schönschrift
Bitte zu adressiren:
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing

Für Kunstfreunde.

Der erste Jahrgang der „Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin" [illegible] und einer [illegible] „Die Kunst und ihr Modell" versehen, bietet in [illegible] Form zahlreiche [illegible] Beiträge zur Kenntnis und zum Verständnis des Kunstlebens der Gegenwart. Broschirt [illegible] oder durch die Photographische Gesellschaft in Berlin gegen Einsendung von 1 Mark 50 Pfennig in Postmarken zu beziehen.



Reich illustrirten Preiscourant
über echten, böhmischen
Granatenschmuck
gratis und franco
Aug. Goldschmid & Sohn
k. k. [illegible] Hof-Lieferanten
Prag [illegible] Nr. 15
Berlin, [illegible] Nr. 175.

Tuchversand
an
PRIVATE
direkt vom Fabrikationsort.
Neuheiten in Buckskins, Cheviots und Kammgarnen [illegible] Paletotstoffen, Jagd- u. Livréestoffen, schwarzen Tuchen [illegible].
Jedes Maß wird zu Fabrikpreisen geliefert. [illegible] Auf Wunsch Muster-Kollektion zur Ansicht.
Münchoberg & Franke, Cottbus.

Franz Christoph's Fußboden-Glanzlack
in den verschiedensten Farben,
sofort trocknend,
geruchlos,
[illegible]

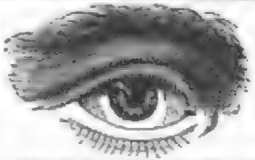
[illegible] Franz Christoph, Berlin NW., Mittelstr. 11

Reelle Bedienung.
Beste Preise.

Cal. 7 mm M. 6. Cal. 9 mm M. 8.
[illegible]

Georg Knaak,
[illegible]
Berlin SW., Friedrichstr. 237.

Garantie-Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,
also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen,
bietet das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert, Foulard- und Schweizerstoffe, schwarze Sammete, Peluche etc. zu billigsten Fabrikpreisen.
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.



Wichtige Erfindung für die
= Augen! =
Rodenstock's
neue verbesserte
Augengläser
mit Diaphragma,

welche die bedeutendste Vervollkommnung und wissenschaftlich richtige Ausführung dieses hochwichtigen Hilfsmittels repräsentiren, sind das Beste, was es zum Sehen und Erhaltung der Augen gibt. Wer gut sehen und seine Augen schonen will, wer kurzsichtig und nicht gut in der Ferne, oder weitsichtig und nicht gut in der Nähe zum Lesen und dgl. [illegible] oder dessen Augen so rasch ermüden etc., [illegible] diese neuen besseren Gläser.

[illegible] direkt zu Originalpreisen [illegible]

Optisch-oculistische Anstalt in München, Karlsthor 8.

Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso Preisliste und leicht verständliche Anleitung zur schriftlichen Bestellung gratis und franko. ☞ Niemand, der irgend welche Abhilfe am Sehvermögen hat, versäume, sich diese zu seiner Information kommen zu lassen. ☜

Optische Anstalt G. Rodenstock, Hoflieferant,
München.

Warnung! Da sehr oft die fehlerhaftesten Imitationen unter Missbrauch unseres Namens als ächte Rodenstock [illegible] ausgegeben werden, möge man im Zweifelsfalle direkt [illegible]

Einladung zum Abonnement auf

Illuſtrirte Welt.

Deutſches Familienbuch.

Achtunddreißigſter Jahrgang. 1890.

Alle 14 Tage ein prächtig illuſtrirtes Heft von je 3 Bogen größt Folio.
Preis des Heftes nur 30 Pfennig.

Die „Illuſtrirte Welt" hat bereits ſiebenunddreißig Jahrgänge zurückgelegt und dieſe ſtattliche Zahl zeugt dafür, daß ſie es verſtanden hat, durch [illegible] ihre Leſer für die Dauer zu feſſeln, und mit jedem Jahre zu ihren alten Freunden neue Anhänger zu gewinnen.

Abonnements auf den Jahrgang 1890 der „Illuſtrirten Welt" nehmen alle Buchhandlungen und Journal-Expeditionen, wie auch ſämmtliche Poſtämter jederzeit entgegen.

Das erſte Heft liegt in jeder Buchhandlung zur Einſichtnahme auf und wird auch von dieſer auf Verlangen zur Anſicht ins Haus geſandt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutſche Verlags-Anſtalt.

Inhalt des ſoeben ausgegebenen erſten Heftes,
dem ein topographiſches Kunſtblatt, in ſieben Farben hergeſtellt, beigegeben iſt:

Text: Die Grundmühle. Kriminalroman von Friedrich Jacobſen. — Aus dem zoologiſchen Garten in Berlin. — [illegible] — Zur heißen Zeit. Aerztliche Winke von Dr. Hermann Otto. — [illegible] — Kaiſer und Volksheld. Von Otto [illegible] — Sonntag auf der [illegible] Von Otto v. [illegible] — [illegible] Bilder aus dem Rieſengebirge. [illegible] — Unter dem weißen Adler. Roman von [illegible] — [illegible] Die [illegible] Familie. Von Guſtav [illegible] — [illegible] — Aus Haus und Hof. — Neue Erfindungen [illegible] — [illegible] Füllrätſel. — Bilderrätſel. — Schach. — [illegible] — Korreſpondenz für Geſundheitspflege. — Anzeigen.

Illuſtrationen: Aus dem zoologiſchen Garten in Berlin. Originalzeichnung von [illegible] — [illegible] Originalzeichnungen von [illegible] — Aus dem Arbeitsſtübchen. — Sonntag auf der [illegible] — Bilder aus dem Rieſengebirge, der Heimat Rübezahls. Nach Skizzen von [illegible] — Andreas Hofer empfängt die kaiſerlichen Geſchenke in der k. k. Hofburg zu Innsbruck. Nach einem Gemälde von F. Defregger. — [illegible] — Salzburg. Nach einer Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg. — Im Garten. Originalzeichnung von [illegible] — Fiſchotterjagd in England. — Eulenſpiegel. Nach einem Gemälde von [illegible] — [illegible] Originalzeichnung von [illegible] — Kunſtbeilage: [illegible]

☞ Senſationelle Neuheit! ☜
Photogr. Apparat „Apollo"
[illegible]
Kein Spielzeug!
[illegible]
☞ nur Mark 10.— ☜
[illegible]
C. W. Hess.
Bayreuth. [illegible]

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
Sorgfältigste Auswahl der Roh-Producte

!! Deutsche Industrie !!

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
vollendetes Fabrikationsverfahren.

LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in BLAUER FARBE trägt.

TAMAR INDIEN GRILLON
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine
Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Aelteste Rheinische Champagner-Fabrik
Actien-Gesellschaft
vormals
BURGEFF & Co.
Gegründet 1837.
Hochheim a. Main.
Feinste Marken: Extra Cuvée, I. Qualität, Grün Etiquette.

Feines Tafelgeflügel
„ungarische Legehühner u. Zuchthähne"
Ungarische Hühnerzucht
Victor Haydecker, Püspök-Ladány in Ungarn.
Kapaunen
Poularden
Poulets
Masthähnchen
Jungenten
Junggänse

Neu! • Rationell! • Aerztlich empfohlen!
Mineral-Haarfett
Mineral-Seife
Schutzmarke Königsschwan
Zwei neue hochfeine cosm. hygien. Erzeugnisse.
Alleiniger Fabrikant: Th. Voigt, Würzburg

Berlin
E. Langer,
Hoflieferant
Möbel
Decorationen u. ganze Wohnungs-Einrichtungen unter Garantie reeller und gediegenster Ausführung zu äusserst soliden Preisen.
Breslau
Schweidnitz
Hamburg

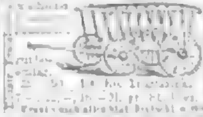
CHOCOLAT MENIER
Die grösste Fabrik der Welt
Ehren-Diplome
auf allen Ausstellungen.
Der tägliche Verkauf von CHOCOLAT MENIER übersteigt
50,000 Kilos.
Vorräthig in allen besseren Colonialwaarenhandlungen und Conditoreien.
Vor Nachahmungen wird gewarnt.
1 M. 60 Pf. per Pfund

Die ſchöne Müllerin.

ADRESSEN-BUREAU TRIER

Photographiſche Apparate!

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.



Geräte für Inſektenfang.

Deutſche
Militairdienſt-
Verſicherungs-Anſtalt
in Hannover.

Selters (Niederselters).
ohne jede Veränderung als reines Naturprodukt
Königl. Preuss. Brunnen-Comptoir.

Deutſcher Sect.
Matheus Müller
Eltville Rheingau.
Hoflieferant
Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs.
Seiner Majeſtät des Königs von Sachſen.
Seiner Majeſtät des Königs von Württemberg.
Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden.
Lieferant der Kaiſerlichen Marine ſowie der meiſten Offizier-Caſinos.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Coca-Cigaretten u. Tabake

Über Land und Meer.

№ 16.

62. Band.
Einunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ihre schöne Mama.

Novelle von

Adelheid Weber.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Guste! Guste, kommen Sie 'mal her! Aber schnell!"

Eine schrille Kinderstimme schrie's in die Küche hinaus. Die Köchin rührte sich nicht; nur ein unmutiges Achselzucken und ein Heben der mürrischen Oberlippe bewiesen, daß sie überhaupt den Ruf gehört habe.

„Guste! Guste! Schnell!" kam es aus dem anstoßenden Zimmer mit einer Ungeduld, daß die Angerufene unwillkürlich die Pfanne auf der geöffneten Klappe des Bratofens stehen ließ und die Zimmerthür aufriß.

„Was gibt's denn schon wieder?" polterte sie, blieb aber verdutzt stehen, denn das schwarzhaarige Mädchen, welches sie aus irgend einer Gefahr retten zu müssen geglaubt, stand vor einem winzigen Toilettespiegel, hatte die Hände vor das Gesicht gelegt, so daß nur die schmale Nase und die schwarzen Augen aus dem Versteck hervorsahen, und betrachtete mit großem Eifer ein Etwas an diesen Teilen eines Gesichts.

„Guste," rief es nun jubelnd, „Guste, sie kriegt auch solchen Höcker wie Mamas Nase! Guste, nun ähnle ich meiner schönen Mama!"

„Dummes Ding!" schalt das Mädchen. „Ich denk' wenigstens, es brennt, oder sie hat wieder eine von den Marmorpuppen umgerissen, und mittlerweile hat sie 'nen Buckel auf ihrer Nase entdeckt — als ob die nicht so schon häßlich genug wäre!"

„Aber Mama hat auch einen, und Mama ist so schön — so schön!" stammelte die Kleine, und es war große Neigung zum Weinen um ihre zuckenden Mundwinkel.

„Wie eitel das Ding wird!" brummte die Köchin. „Na, dann guck nur neben der Mama in den Spiegel, Edda; da wirst Du ja wohl selbst [illegible] ob Du ihr ähnelst. Herr du [illegible] die schöne Frau und das häßliche Kind! Sie müssen Dich wahrhaftig in der Wiege ausgetauscht haben, Töchterken."

Und die Dirne schlug roh lachend die Thür hinter sich zu.

Edda stand eine Minute regungslos mit herabhängenden Armen und verwirrtem Gesicht; dann, gleichsam als bewege sie eine unsichtbare Macht, schob sie sich, die rechte Schulter voran, durch das dunkle, unordentliche Kinderzimmer, den Korridor entlang zu einer Thür, hinter welcher Stimmengewirr und Lachen heiter hervorklangen.

Das Kind zögerte einen Augenblick, dann drückte es auf den Knopf der Thür und betrat das Zimmer, welches ihm noch immer die Zauberschlösser der Märchen verkörperte, die es mit der gierigen Phantasie einsamer Kinderseelen zu verschlingen pflegte. Die Teppiche, welche in geschmackvollem Faltenwurf Decke, Wände und Möbel dieses Salons schmückten, die mächtigen Palmenwedel und Makartsträuße in den Ecken und auf den Gesimsen, die tausend eleganten Nippes, Kunstgegenstände und Bilder, die in entzückendem Wirrwarr umherstanden, die rosige Dämmerung, in welche die purpurnen Vorhänge das üppige Gemach tauchten, die leichten blauen Tabakwölkchen in der Luft, die, mit dem Duft frischer Rosen und feinen Parfüms gemischt, sich so eigentümlich berauschend und atemraubend auf Kopf und Brust legten: war das nicht alles wie aus einem Märchen genommen? Und da war vor allem die Fee in diesem Zaubergemach: die schlanke Frau, welche die zarten Glieder mit einer rührenden, leidenden Anmut in die Polster schmiegte und das süße, weiße Duldergesichtchen soeben mit kindlicher Treuherzigkeit zu einem ihrer beiden Gäste aufhob. Der, ein berühmter Maler, beugte sich in ritterlicher Huldigung zu ihr nieder; Rittmeister von Friesens rotes Gesicht war in andächtiger Bewunderung versteint, und selbst der Sonnenstrahl, der sich durch die Vorhänge stahl, schmeichelte

Eintreibung einer Rinderherde am Bodensee. [illegible] ſich in die rotbraunen Locken hinein, verliebt, wie alles, was in den Bannkreis dieſer Zauberin trat.

Jetzt kräuſelten ſich freilich die feinen Lippen der ſchönen Frau ein wenig unmutig.

„Aber, Edda, wie ungehorſam!“ ſagte die ſüße Stimme; der Vorwurf klang jedoch lieblich klagend wie der Seufzer einer unſchuldig leidenden Dulderin.

Und es regte ſich in der Bruſt der beiden Herren der zornige Wunſch, die Bedrängung der ſchwachen Unſchuld zu rächen, und in dem Herzen der kleinen Uebelthäterin, die verlegen an der Thür ſtehen geblieben war, ein Gefühl, als habe ſie einem ſchönen, zarten Vogel mit ungeſchickten Fingern wehe gethan. Hatte ſie doch wieder das Gebot der Mama vergeſſen, ſie nicht zu ſtören, wenn ſie Beſuch empfing. Freilich hatte Mama immer Beſuch; denn alle Menſchen liebten ſie, weil ſie ſo ſchön war.

Weil ſie ſo ſchön war!

Jetzt hob ſie ein wenig den Kopf, und der Sonnenſtrahl glitt von dem braunen Lockengewirr hinunter auf das feine Profil.

Und Edda, Reue und Verlegenheit vergeſſend, ſtürzte auf die Mutter zu und rief:

„O Mama, ich hab' auch ſolchen Höcker auf der Naſe wie Du! Sieh 'mal, da iſt er! O Mama, bin ich nun ebenſo ſchön wie du? Wirſt Du mich nun lieb haben, Mama, und mich auch in den Salon nehmen — und mit mir plaudern? Es iſt ſo langweilig da hinten in der Stube — und ſo finſter — und die Guſte iſt immer böſe, wenn ich ſie rufe.“

Der Maler und der Rittmeiſter bewegten ſich ein wenig verlegen; aber liebkoſend glitten die Finger der ſchönen Mama über das Haar des Kindes, und freundlich ſagte die ſüße Stimme:

„Meine liebe, anſpruchsvolle Tochter, willſt Du gar immer bei der Mama ſein? Haſt Du ſie gar ſo lieb, Deine kleine Mama?“

Mit einem Laut ſtürmiſcher Zärtlichkeit ſprang das Kind auf den Schoß der Mutter, ſchlang die mageren Arme um den ſchönen Hals und ſchmiegte die braune Wange an die weiße.

„Welch effektvolles Bild! Neben dem Kinde ſieht die ſchöne Mama noch tauſendmal liebreizender aus,“ flüſterte der Maler dem Rittmeiſter zu, laut genug, daß die Dame des Hauſes die wenig zartſinnige Schmeichelei hören und ſie mit einem ſanft verweiſenden Blick ſtrafen konnte. Und von dem Geſicht des Sprechers glitt dieſer Blick in den Spiegel, welcher dem Diwan gegenüber hing, und ſtrahlte befriedigt auf.

Aber auch Edda hatte die Worte des Malers gehört, und unwillkürlich blickte auch ſie in den Spiegel.

Und ſie ſah neben einem lieblichen, weißen Geſichtchen ein ſcharfes, braunes Antlitz mit hervorſtehenden Backenknochen; neben reinen Kornblumenaugen zwei ſchwarze Löcher mit ſchreckhaft ſtarrem, ſtechendem Blick; neben einem reizenden, rotbraunen Lockengewirr ſtraff und ſchwer in die breite Stirn hängende ſchwarze Haare; ſie ſah die hohen Schultern neben den elegant herabfallenden, die mageren, braunen Arme um den weißen Hals, das beſchmutzte dunkle Kattunkleid neben dem mattweißen Spitzengerieſel.

Und plötzlich riß Edda die Arme vom Hals der Mutter, ſtieß die liebliche Geſtalt zurück, ſprang aus den duftenden Spitzen heraus, rannte zur Thür und ſchlug ſie ſchmetternd hinter ſich ins Schloß.

Häßlich! Sie war häßlich! Sie hatte es heut zum erſtenmal mit entſetzt aufwachenden Augen geſehen, ihr häßliches Bild neben dem ihrer ſchönen Mama. Und ſchön — häßlich — Worte, welche für normal erzogene Kinder ohne jede einſchneidende Bedeutung ſind, dieſem Kinde waren ſie von je die einzigen Merkzeichen und Grenzſteine ſeines Denkens geweſen. Gut und böſe, nützlich und ſchädlich, wahr und falſch — ſelten hatte Edda in ihrer Umgebung dieſe Worte nennen hören, welche anderer Menſchen Urteilen und Handeln beſtimmen und regeln; die Schönheit nur war es, die ſie preiſen, das Häßliche, was ſie verachten gelernt hatte. Die ſchöne, zartnervige Mama hatte einen bis zur Krankhaftigkeit geſteigerten Abſcheu vor allem, was die rauhe, häßliche Seite des Lebens bildete, und die Mama mit ihrem ganzen Sein, ihrer reizenden Geſtalt, ihren anmutigen Bewegungen, ihrer weichen Stimme, ihren ſanften Worten, ihrem holden Lächeln war für Edda von je der Inbegriff und das Vorbild alles deſſen, was ſchön, der mitleidsloſ ſcharfe Spiegel für alles, was häßlich war. In ihr dämmerndes Erwachen aus der Bewußtloſigkeit der erſten Kindheit waren des Vaters-anbetende Blicke und Worte gefallen: „Mein ſchönes Weib!“ Und an den Worten: „Schöne Mama!“ hatte Edda ſprechen gelernt. Größer geworden, hatte ſie zeitig gefühlt, daß es für den Vater nur ein Weſen gab, in dem ſich ihm alle Schönheit, alles ſpät errungene Glück der Welt verkörperte. Aus dürftigen Verhältniſſen hatte ſich der Fabrikherr mit feſtem Willen und nach dem Reiz des Lebens dürſtender Seele emporgearbeitet; aber Reichtum und Muße waren ihm erſt im reifen Mannesalter geworden, als ſein Geiſt nicht mehr fähig geweſen war, ſich mit den großen Schönheitsidealen von Kunſt und Natur zu erfüllen. Und weil er für den rohen und materiellen Genuß innerlich zu fein geartet war, ſo hatte er mit enttäuſchter und doch dürſtender Seele auf dem mühſam erklommenen Gipfel ſeines Lebens geſtanden, als das Bild der jungen, reizenden, armen Baroneſſe hineingefallen war und ſie ganz und gar erfüllt hatte.

Als dann das ſchöne, feine Geſchöpf von dem alternden, plebejiſchen Mann nach langem Kampf erobert worden war, da war es auch die Achſe geworden, um welche nunmehr ſein ganzes Leben ſich drehte, und er erwartete, ja verlangte von ſeiner Umgebung, daß ſie ſeinem Weibe huldigte wie er. Und weil Anbetung anſteckt, ſo war die ſchöne Hella bald für alle, die ihr nahten, die Göttin geworden, zu welcher ihres Mannes Liebe ſie erhoben. Auch von ſeiner kleinen Tochter hatte Herr Rottmann zeitig erwartet, daß ſich ihr Leben einzig um das der Mama drehe, und als er dann ſtarb, hatte er die beruhigende Hoffnung, daß die ernſthafte Edda ſeine Stelle ausfüllen, die ſchöne Mama auf ihren Händen behutſam durchs Leben tragen werde, wie er es gethan. An des Kindes Zukunft, an ſein Fühlen hatte der Vater kaum gedacht; daß es ſeine eigenen breiten Schultern, ſeine braune Farbe, ſeine ſchwarzen Augen, ſeine nach Liebe verlangende, Liebe gebende Seele geerbt, daß es in jedem Zuge ihm, in keinem Hella glich, entfremdete dem Kinde dieſes Herz, das ſeine ganze Zärtlichkeit nur über dies eine Geſchöpf ergoß.

So war Edda von je einſam, verlaſſen, unbeachtet neben der ſchönen Mama, neben dem liebevollen Vater, neben den glänzenden Gäſten einhergeſchlichen oder vielmehr von allen in den dunklen Winkel geſchoben worden, wo nur der Unmut der überlaſteten Dienſtboten zuweilen von ihr Notiz nahm. Und in dieſer vom Duft der Schönheit und Liebe erfüllten Atmoſphäre hatte das einſame Kind ſein junges Leben lang nach Liebe gehungert, nach Schönheit gedürſtet. Und der Mama gleichen, das allein hieß ſchön ſein, und ſchön ſein, das allein hieß geliebt werden.

Und nun lag Edda auf der Erde und ſchluchzte in jenem Schmerz, welcher das Kind ſo furchtbar ſchüttelt, weil es ihm keinen Troſt, keine Hoffnung, keinen Stolz, keine Kraft, keinen wägenden und vergleichenden Verſtand entgegenzuſtellen hat: „Häßlich! Häßlich! Ich bin häßlich!“

Darum alſo hatte der Vater ſie ſo oft geſcholten — weil ſie häßlich war! Darum ſprach die Guſte nur in rauhen Worten mit ihr — weil ſie häßlich war! Darum mochte Mama nicht, daß ſie ihren Salon betrete — weil ſie häßlich war!

Und was hatte Herr Steinbach geſagt, das Edda nicht verſtanden und deſſen Stachel doch die ſchlummernde Erkenntnis in ihr geweckt hatte?

„Neben dem Kinde ſieht die ſchöne Mama noch tauſendmal ſchöner aus!“

Als einige Stunden ſpäter Hella das Hinterzimmer betrat, um ſich flüchtig und freundlich, wie allabendlich, über das Bett ihres Kindes zu beugen, ehe ſie in Geſellſchaft ging, ſtützte Edda ihren Kopf in die Hand und ſtarrte die Mama mit finſteren Augen an. Hella war ſchon in Abendtoilette, und ihre zarten Schultern und Arme leuchteten aus dem mattgelben Plüſch ihres Kleides frühlingsfriſch heraus.

„Ich muß Dich etwas fragen, Mama,“ flüſterte Edda heiſer.

„So ſprich, aber ſchnell, mein Herz, denn der Wagen wartet,“ war die freundliche Erwiderung.

„Wenn zwei Menſchen dicht beiſammenſtehen, und der eine iſt ſchön und der andere häßlich, ſieht dann der ſchöne neben dem häßlichen noch ſchöner und der häßliche noch häßlicher aus?“

Hella lächelte; unwillkürlich ſchweifte ihr Blick nach dem Spiegel, und freundlich beantwortete ſie den erſten Teil der Frage, der allein ſie beſchäftigte:

„Freilich, mein Kind, ſieht ein helles Bild im ſchwarzen Rahmen um ſo lichter, ein ſchöner Menſch neben einem häßlichen doppelt ſchön aus.“

Edda ließ den Kopf auf das Kiſſen ſinken; ſchwach wie ein letzter Hoffnungsſtrahl ſchlich ſich noch eine Frage über ihre Lippen:

„Werde ich Dir nie ähnlich werden, Mama?“

Hella lächelte wieder.

„Nein, mein Kind, Du gleichſt Deinem Vater.“

„War Papa häßlich?“

„Papa war ein alter Mann, mein Kind,“ erwiderte die Mama, zum erſtenmal mit einer leichten Verlegenheit der direkten Antwort ausweichend.

Aber Edda war hartnäckig.

„Sind alte Männer immer häßlich, Mama?“

„Es macht nichts aus, ob alte Männer ſchön oder häßlich ſind, mein Kind.“

„Aber Kinder müſſen ſchön ſein, Mama?“

„Kinder müſſen vor allen Dingen ſchlafen, kleiner Quälgeiſt.“

Und die ſchöne Mama wollte einen leichten Abſchiedskuß auf Eddas Wange drücken; die aber warf ſich im Bett herum und drückte das Geſicht in die Kiſſen.

Eine Stunde ſpäter hatte Hella die leiſe Beſtürzung über ihres Kindes ſeltſames Gebaren fortgelacht, und dieſes Kind lag mit brennenden Augen und trockenen Lippen in ſeinem Bett und murmelte unausgeſetzt dieſelben Worte:

„Häßlich! Häßlich! Ich bin häßlich!“

Von dieſem Tage an ging eine große Veränderung mit Edda vor. In den erſten Wochen war ſie nicht zu bewegen, die Schwelle des Salons zu überſchreiten; ſie zog ſich ſelbſt von den Dienſtmädchen ſcheu zurück; ſie verſcheuchte durch verſtocktes Schweigen die kleine Schar ihrer Geſpielinnen; kam die Mama in ihre Nähe, ſo ſtarrte ſie ſie mit Augen an, in denen etwas wie Haß unheimlich loderte.

Aber zwei Dinge gibt's, in die ſich der Menſch vor der Uebermacht einer Perſönlichkeit hineinretten kann: Haß und Liebe.

Und Eddas dürſtendes Herz war nicht fähig, lange die ausdörrende Glut des Haſſes zu ertragen; es kam ein Tag, wo das Kind ſcheu wie ein Verſchmachtender, der nach dem Trunk auf fremder Tafel greift, in den Salon ſchlich. Die ſchöne Mama war gerade allein und lag gelangweilt auf dem Ruhebett; ſo lächelte ſie denn ihrem braunen Mädchen freundlich zu, da es, auf einem Stuhl neben ihr hockend, lange ſchweigſam auf die zarte Geſtalt ſtarrte.

Dann kam leiſe eine zaghafte Hand und ſtrich ſcheu über das braune Gelock der ſchönen Frau; ſcheue Finger berührten die ſammetne Wange. Hella ſchmiegte ſich behaglich in ſich zuſammen wie ein geſtreicheltes Kätzchen und flüſterte ſchläfrig:

„Mein brauner Liebling!

Da kam ein tiefes Schluchzen aus gequälter Bruſt, und das Kind ſprang mit Heftigkeit vom Stuhl und warf ſich über die Mutter.

„Ich habe Dich ſo lieb — ſo lieb, Mama!“

Und freundlich wie zu allen, die ſie liebten, beugte ſich die ſchöne Mama zu ihrem Kinde nieder.

Von dieſer Stunde warf Edda ihre Perſönlichkeit in das tiefe Meer der Liebe zu ihrer Mutter, das alle die Tropfen, die Bäche und Ströme verſchlang, die ſich hineinſtürzten.

Hella hatte das größte aller Talente, das, ſich lieben zu laſſen. Und unberührt, lächelnd und ſiegreich, wie eine Göttin wandelte ſie auf den Wolken der Selbſtanbetung und der Anbetung der anderen.

Doch keines anderen Liebe war ſo treu, ſo ſelbſtlos, ſo ſcheu und doch ſo leidenſchaftlich wie die ihres Kindes. Wie ein Schatten ſtand allezeit die dunkle Geſtalt neben der lichten; die dunklen Augen folgten mit ſelbſtvergeſſenem Entzücken jeder anmutigen Bewegung. Nie zwar vergaß Edda, daß ſie nur die Folie dieſer Lichtgeſtalt war; auch verſchmerzte ſie es nicht. Aber nach und nach erfüllte dieſes Bewußtſein ſie nur mit zorniger Geringſchätzung gegen ihre eigene Perſon. Je älter ſie wurde, deſto weniger Sorgfalt wandte ſie auf ihr Aeußeres; ſie, welche mit feinſtem Schönheitsſinn die Mama zu ſchmücken und ihren Reiz zu heben wußte, that kaum einen Blick in den Spiegel, wenn ſie mit dem Kamm durch ihr Haar fuhr, das ſie achtlos in einen dicken Knoten drehte und feſt auf den Kopf ſteckte, damit es ſich nicht löſe und ſie beläſtige, wenn ſie ſich für die Mama bückte. Sie kleidete ſich nur in graue und ſchwarze Farben, als wolle ſie der Beachtung entſchlüpfen, ſich ſelbſt auslöſchen. Und doch war ſie nicht ſo häßlich, wie ſie dachte; ihr kluges dunkles Geſicht mit den liebeſtrahlenden Augen war intereſſant genug, ihre Geſtalt, obwohl groß und hager, ſchlank und wohlgebildet; ihre Altſtimme hatte einen wunderlich ergreifenden, vibrierenden Klang, ihre Bewegungen eine ſcheue, ungeſchickte, keuſche

Anmut, die wenigen Worte, die ſie ſprach, Tiefe und Klarheit für den, der zu ſehen, zu hören wußte.

Aber wer denn ſah ſie? Die Lichtgeſtalt der Mama ging über ſie herüber und löſchte ſie aus wie die Sonne den Schatten. Edda wußte ſich ja nicht darzuſtellen; ſie ſprach ihre klugen Bemerkungen mit der leiſen, langſamen, ſcheuen Art der Zurücktretenden; ſie hatte keinen Witz, kein ſchnell bereites Lachen; ſie ward verlegen, wenn jemand ſie ans Licht ziehen wollte; ſie ſchob ſofort die ſchöne Mama vor und war froh, wenn man ſie ſelbſt im Dunkel ließ. Und wenn ſie dennoch einmal, gegen ihren eigenen Willen vom Reiz des Denkens fortgeriſſen, ein wenig aus ſich heraustrat und die Unterhaltung dann einen ernſteren, höheren Weg einſchlug, auf dem Hella ihr weder folgen konnte noch wollte, weil der Ernſt ihren Reiz auslöſchte, ſo ſchmiegte Hella ihr weißes Geſichtchen an das braune der Tochter und ſagte liebkoſend

„Meine ernſthafte Alte! Hätte ſie nicht ein Mann werden müſſen mit ihrem ſcharfen Verſtand und ihren männlichen Zügen?“

Dann flog für alle Männer jeder Reiz von der ernſten Jungfrau fort, und das weiße Geſicht der Mama, das die Jahre kaum mit den Spitzen ihrer Schwingen berührt hatten, erſchien doppelt kindlich neben den ſtrengen Zügen der Tochter.

Und Edda fühlte das wohl; ihr Geſicht verfinſterte ſich; der intelligente Glanz der ſchwarzen Augen wurde ſtumpf; ſie tauchte zurück ins Dunkel. Aber Scham und Bitterkeit löſten ſich ſchon im nächſten Moment in das geſteigerte Bedürfnis, in der ſchönen Mama zu finden und zu lieben, was ihr ſelbſt das Schickſal verſagt hatte.

So ward ſie eine jener rührenden Geſtalten, die ſich vor der Selbſtſucht eines Mannes, eines Kindes, eines Weibes liebend niederwerfen, glücklich, wenn das geliebte Idol ſeinen Fuß auf ihren Nacken ſtellt und ſich darauf erhebt. Und wie ein Piedeſtal wurde Edda von der ſchönen Mama genützt, gern gehabt und gering geſchätzt.

Doch kamen Tage, da ſich dieſe beſcheidene Liebe in der vollen Glorie ihrer Selbſtloſigkeit zeigen konnte. Hella fiel nach einer ſtürmiſch durchtanzten Nacht in ein bedenkliches Unwohlſein, aus dem ſich ein hochgradiger Typhus entwickelte. Da flohen die Anbeter das gefahrbringende Haus, und die Tochter trat aus ihrem dunklen Winkel und hielt die langen Wochen hindurch die Wacht am Lager der Todkranken.

Und da ſie nun einſam und auf ſich allein geſtellt war, ſchwand ihr Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und mit ihm ihre Schwerfälligkeit, Ungeſchicklichkeit und zögernde Scheu. Die urſprüngliche Kraft ihres Charakters erwachte und entfaltete ſich, und mit Bewunderung ſah der junge Arzt, der in Stellvertretung des alten, erkrankten Hausdoktors die Pflege Hellas leitete, der ſchlanken Geſtalt zu, auf deren reiner Stirn noch der Glanz faſt kindlicher Jungfräulichkeit lag, deren ſchwarze Augen von Thränen verſchleiert waren, deren fein geſchwungene Lippen ſich entfärbten, wenn ſie ſich zu einer Frage bewegten, welche die Furcht vor der Antwort ſie nie ausſprechen ließ, und deren große, edel geformte Hände doch mit ſo ruhig ſorglicher Bewegung um die Kranke geſchäftig waren, deren tiefe Stimme ſo klug und ſelbſtbeherrſcht ſicher auf ſeine Fragen antwortete. Und allmälich, als die Gefahr ſich vom Lager der Kranken zurückzog, kam in die dunklen Augen, die ſich oft mit dankbarem Blick zu Fritz Ebert aufhoben, ein Etwas wie ein Aufdämmern von Jugend, von Sehnſucht, von — nein, nicht von Glück, aber von einer Ahnung des Glücks — und das ernſte Geſicht wurde ſo jung, die Lippen erblühten ſo rot — es dünkte Fritz Ebert, es ſeien Kirſchen, und ihm kam ein Knabengelüſt, ſie zu pflücken. Die Reinheit von Stirn und Augen ſcheuchte es wohl zurück; aber die roten Kirſchen und ihre liebevoll ernſthaften dunklen Wächter verfolgten den jungen Mann bis in ſeine Träume und zogen ihn immer öfter an das Bett der Kranken, obwohl dieſe aus der Fieberraſerei in den langen Schlaf der Geneſung gefallen war und ſo überaus ſorgſamen Zuſpruches des Arztes nicht mehr bedurfte.

Und jedesmal, wenn er kam, fand er Edda jünger erblüht. Und jedesmal mehr wich die achtungsvolle Vertraulichkeit der beiden immer größerer Schüchternheit und Steife und wurden die vormals beredten Lippen ſchweigſamer. Es kam ein Tag, wo die ſchwarzen Augen die Wimpern nicht von den purpurnen Wangen hoben, wo ſelbſt die kräftige Hand, dem Druck der andern ausweichend, ſich ſcheu an die Stuhllehne klammerte, wo auch Fritz Ebert vergebens nach Worten ſuchte, eine freundſchaftliche Unterhaltung einzuleiten, wo nach langem, ſcheuem Schweigen plötzlich zwei Augenpaare ſich trafen und im nächſten Moment wie ſchuldbetroffen zur Seite ſahen, wo Edda blutübergoſſen ſich über das Bett der Mutter beugte und Fritz Ebert nun auch aufſprang und ebenfalls den Kopf ſenkte, als ſuche er etwas, das er verloren — und das vielleicht ſein kecker Mut war, den die Scheu des jungen Mädchens in die Flucht geſchlagen hatte.

Aber bei dem Bemühen, ſich vor einander zu flüchten, kamen die jungen, verwirrten, glücklichen Geſichter einander ganz nahe; die Lippen Eberts ſtreiften den bläulich ſchimmernden Spiegel des ſchwarzen Haares — Edda ſtand wie verzaubert, ohne zu atmen — da ſchlug die Kranke die Augen auf und ſah mit großem, verwundertem Blick auf die beiden. Fritz Eberts Kopf ſchnellte in die Höhe; Edda ſank vor dem Bett in die Kniee und ſtammelte: „Mama, o Mama!“ in einem Tone, darin ſich Enttäuſchung, erlöſte Angſt und Freude über der Mutter Erwachen um die Herrſchaft ſtritten. Mit einem Gefühl des Aergers und der Beſchämung zog ſich Fritz Ebert zurück.

Als er dann wieder kam, war ein Strich unter das Traumleben der beiden gemacht. Im erſten Augenblick der Verwirrung flüchtete ſich Edda unter den Schutz der blauen Augen, welche ihren Traum zerriſſen hatten, und Fritz Ebert ſtand enttäuſcht, verwirrt und verletzt von der Annäherung an die Scheue ab.

Und von nun an waren die blauen Augen immer zwiſchen den beiden; klug, aufmerkſam, kühl, erſtaunt, verfolgten ſie jedes Erröten, jeden ſchmerzitternden Ton, die noch zuweilen eine Brücke von einem zur andern ſchlugen, und es ſtrömte von ihnen eine Kälte aus, die allmälich einen Eiswall zwiſchen die unerfahrenen Herzen türmte.

Während ſie in bitterem Schmerze mit eingebildeten Gegnern rangen, war ihnen der wahre erſtanden.

Hellas kluge Augen ſahen eine Weile ſehr verwundert darein. Wie, ihre häßliche, ſtille, ungeſchickte Tochter hatte eine Eroberung gemacht, ein Mann hatte — wenn auch noch ſo oberflächliches — Gefallen an dieſer Folie ihrer Schönheit gefunden? Und wenn das auch möglich geweſen war, ſo lange Krankheit ihr eigen Bild umflorte, wie konnte es ſein, daß auch jetzt Fritz Ebert nur die Augen des Arztes für die ſchöne Mama hatte, die des Mannes aber nach wie vor die Tochter ſuchten!

Kaltes Erſchrecken überrieſelte Hella. Sollte die Krankheit die Macht ihrer Schönheit gebrochen haben? Sie ſtand auf jener haarſcharfen Grenze, über welche ein leichter Luftzug ſie fortbläſt auf Nimmerwiederkehr. Je mehr die Geneſung Hellas fortſchritt, deſto ſtärker ward dieſes Gefühl fröſtelnder Furcht in ihr. Endlich ertrug ſie es nicht länger; mit ſcharfer Stimme befahl ſie der Tochter, die Vorhänge zurückzuſchlagen und ſie allein zu laſſen. Dann erhob ſie ſich und ſchlich mit wankenden Knieen, ſich an den Möbeln aufrecht haltend, zum Spiegel. Volles, ungebrochenes, kaltes Licht fiel auf ihr Bild. Das hatte bläuliche Säcke unter den Augen, tiefe Falten auf der Stirn, von welcher das dünne Haar glatt zurückgeſtrichen war, und einen tiefen Zug um die herabgezogenen Lippen bis zu dem ſpitzen Kinn. Hella ſtieß einen Schrei aus und ſank zu Boden.

Als ſie die Augen wieder aufſchlug, ſah ſie in das Geſicht ihrer Tochter. Deren blühender Jugend lieh die liebevolle Bekümmernis einen Reiz mehr, und als jetzt das braune Geſicht ſich dicht zu dem weißen neigte, ſtieß die Mutter die Tochter zurück. Sie fühlte, daß ſie die Rollen getauſcht hatten.

Und ein bitterer, verzehrender, hoffnungsloſer, neidvoller Gram überfiel ſie. Ihre Schönheit war fort, fort auf ewig; was ſollte ſie mit der unerträglichen Oede des Lebens ohne ſie beginnen? Seit ſie denken konnte, hatte ſich ihr Denken um ihre Schönheit — nur um ihre Schönheit — gedreht; ſeit ſie denken konnte, hatte man ſie — o nein, nicht ſie, ſondern allein ihre Schönheit — angebetet, ihr ganze Exiſtenzen geopfert ohne Lohn, ohne Hoffnung auf Lohn ſogar, nur weil niemand anders konnte, der in ihren Zauberkreis trat. Und nun? Sie hatte den Menſchen nie etwas gegeben außer ihrer Schönheit; ſo würden ſie ſich denn jetzt mit der Schönheit von ihr wenden, ſie allein laſſen, ſie in den Winkel ſchieben wie ein veraltet Gerät, deſſen Vergoldung die Jahre abgenützt hatten. Wenn ſie jetzt in die Geſellſchaft träte, würde das Ah! des Staunens, deſſen ſie gewohnt war, dem Schwinden ihres Reizes gelten, mit Hohn und Mitleid gemiſcht ſein. Die Männer, ihre Anbeter, würden, Enttäuſchung und Bedauern in den Blicken, einige höfliche Worte mit ihr tauſchen, ihr wohl aus Mitleid auch einige Broſamen der Schmeichelei gönnen, von denen Gebende wie Empfangende wußten, daß es Almoſen waren, und ſo bald wie möglich würden ſie ſich von ihr zurückziehen und ſich um das neue Geſtirn des Tages ſcharen.

Und ſie war verlaſſen, verhöhnt, bald vergeſſen. Die Woge des Lebens und der Liebe war über ſie fortgerollt, hatte ſie an den Strand geworfen, wo ſie hilflos liegen blieb, einſam, fern von ihrem Lebenselement langſam verſchmachtend.

Aber nein, das war zu entſetzlich, unerträglich, unmöglich! Auch ſie mußte ſich retten aus dieſer vernichtenden Erkenntnis; aber ſie konnte und wollte ſich nicht retten in die Liebe zu der andern, die an ihre Stelle trat; ſich ſelbſt, den Glauben an ſich ſelbſt mußte ſie wieder herſtellen.

Und ſollte eine Frau wie ſie mit dem Duft der Jugend auch ihren farbigen Reiz verlieren können? Nein und tauſendmal nein! Es blieb ihr die Klugheit, die Anmut, die Koketterie, die feine Schmeichelei und die ſchmiegſame Hingebung, welche die Männer fängt und hält. Und hier war ja ein Mann, an dem ſie ihre Macht erproben konnte, und an dem ſie zu erproben der Mühe lohnte. Er war ſchön und jungfriſch; ſeine braunen Augen blickten noch ſo thöricht arglos, ſein Lächeln, wenn es einmal um den ernſten Mund flog, tauchte das Geſicht in ſolch frühlingsheiteren Glanz; er hatte noch ſo komiſch ernſthaften Glauben an das Hohe und Reine; er war ſo jung wie — wie Edda. Und daß er ſich der jungen, jungen Tochter zugewandt, deren Jugend mit ihrer ahnungsloſen Grauſamkeit die ſchöne Mama vom Throne ſtieß, das war ſein Hauptreiz. Darum mußte ihn Hella haben.

Was ſie der Tochter damit that, daran dachte ſie ſo wenig, wie ſie je an die ſelbſtlos Zurücktretende gedacht hatte. Und was wußte auch die Kalte von den Qualen enttäuſchter Liebe? Sie wollte dem Mädchen, deſſen Jugend über ſie triumphirte, die Macht ihres Reizes beweiſen, wollte es in die zweite Stelle zurückdrängen, an die es gehörte. An weitere Konſequenzen ihres Thuns dachte ſie kaum. Und geſchah es einmal mit dem Vorgefühl triumphirenden Bedauerns, ſo ſagte ſie ſich, ſie wolle Edda bald einen Gatten verſchaffen, der ihr die gerechte Strafe für ihr anmaßendes Hervortreten verſüßen und ſie ſelbſt von der Rivalin befreien werde. Aber erſt mußte ſie gerade Edda, die ſie ſo lange angebetet und nun verdrängt hatte, ihre alte Sieghaftigkeit beweiſen. Und vielleicht ſah gerade aus dieſer grauſamen Befehdung ein Stück erwachender Liebe, mindeſtens erwachende, eiferſüchtige Sehnſucht nach der Liebe der Tochter heraus.

Ohne Zögern begann ſie den Kampf mit Edda, wenn das ein Kampf zu nennen war, worin der eine Teil wehr- und regungslos die Bruſt den ſcharfen, vergifteten, ſicher treffenden Waffen des andern darbot.

Edda kämpfte nicht um einen Mann, denn ſie ſchämte ſich ſolchen Kampfes, ſie war in der großen Bitterkeit ihres Schmerzes ungerecht gegen den Geliebten, der kein Gott, ſondern ein junger Mann war, unerfahren und heißblütig und bewußter in Grundſätzen als im Leben. Oder wo gäbe es einen jungen Mann, der, wenn das Antlitz der Geliebten ſich ihm verſteint, nicht in Groll, Mißmut und loderndem Liebesbedürfnis ſich dem Geſichtchen zuwendete, das ihm hingebend zulächelt, dem ſüßen Tonfall der Stimme lauſchte, die ihm Schmeichelei flüſtert, die feinſte und unwiderſtehlichſte Schmeichelei unbedingten Glaubens an ſeine hohen Eigenſchaften, für welche „die andere“ ihre Augen verſchloſſen hat?

Leiſe, allmälich, ahnungslos glitt Fritz Ebert in den tiefen, gleißenden See von Hellas Zauber hinab. Die reizende Welle umfing ihn, und ihr ſüßes Murmeln betäubte ihm Kopf und Herz, daß er nicht ſah und hörte, was außer ihm und ihr vorging, nicht merkte, daß Hella, nun längſt geneſen, mit der Eroberung des jungen, ſchönen, vielgenannten Arztes einen Aufſehen erregenden Triumph feierte, welcher das Flüſtern vom Verfall ihrer Schönheit verſtummen machte und die Männer, welche nur mit den Augen anderer ſehen, von neuem an ihren Wagen ſpannte.

Nein, Edda kämpfte nicht um den Geliebten, denn ſie ſchämte ſich für den Geliebten; ſie kämpfte nicht mit der Mutter, denn ſie ſchämte ſich der Mutter. Sie ſah jetzt, ſah die Schminke um die Augen und auf den Wangen Hellas, ſah die Schminke im Lächeln und in den Thränen, ſah die Schminke in den Worten, den Bewegungen, den Gedanken ſelbſt.

Ihr Idol verzerrte das angebetete Antlitz zur Fratze, ſtieg von ſeinem Piedeſtal und trat mit beiden Füßen in den Schmutz der Gaſſe. Und ſie hatte dieſes Idol ſo geliebt, daß mit ihm die ganze Welt ihr Antlitz verzerrte und in den Schmutz ſank. Es ſchrie in ihr, es ſtürzte in ihr laut krachend zuſammen, es verwirrte ihr den Kopf, es zerſtach ihr das Herz, es lachte ſchrill auf, es rang weinend die Hände, es flehte um neue Blindheit und höhnte die Verblendung vieler Jahre; es ſchlug nach der Mutter und ſtreckte liebend die Hände nach ihr

und über alles ſchämte es ſich — ſchämte ſich der Mutter, ſchämte ſich des Geliebten, ſchämte ſich ihrer ſelbſt, ihres kindiſchen Glaubens, der betrogen, ihrer Liebe, die fortgeworfen worden, ihres Traumes von Glück, der zu einem häßlichen Mädchen nur kommt, um es zu höhnen.

Aber niemand kümmerte ſich um ihren Kampf, ihre Qual; niemand beachtete, daß Edda täglich bleicher wurde, daß ihre Augen tief in die Höhlen ſanken, daß ihre ſonſt ſo edlen Bewegungen haſtig, ihre Stimme ſchwach und ſchrill, ihre Worte ſpitz wurden, ihre Haltung von eiſigem Stolz oft in anklammernde Hilfloſigkeit umſchlug. Sie hatte ſich lange genug aufrecht gehalten; nun kam ein Tag, da ſie ſich fallen ließ. Als erſt der Widerſtand ihres Stolzes gebrochen war, ſank ſie ganz und gar zuſammen. Niemand ſah es, bis die Jungfer eines Tages Edda auf der Erde fand in einer jener Ohnmachten, deren häufige Wiederkehr Edda bis jetzt zu verbergen gewußt, indem ſie ſich bei ihrem Herannahen hinter die verſchloſſene Thür ihres Zimmers geflüchtet hatte, wie ein verwundetes Wild, das ins Gebüſch kriecht, um allein zu ſterben.

Zu ſterben! Das war das einzige, was ſie noch wünſchte, noch hoffte. Und ſie dachte, ſie werde auch ſterben, da ſie nicht leben wollte, nicht leben konnte über den Trümmern ihrer Liebe zur Mutter, die ihr in den Schmutz gefallen, und ohne die des Geliebten, die ihren ſehnſüchtig ausgeſtreckten Händen entflattert war.

Als ſie nun aus langer Ohnmacht erwachte und ſich mit gelöſten Kleidern ſterbensmatt im Bett fand, dachte ſie, der Augenblick ihres Todes ſei gekommen. Es war düſter und beklommen im Zimmer; denn ein Gewitter entlud ſich draußen; krachende Donnerſchläge erſchütterten die ſchwüle Luft. Die ſchöne Mama, welche eine kindiſche Angſt vor dem Gewitter in den Hintergrund des Zimmers und Furcht und Reue vor dem Anblick der todblaſſen Tochter wieder fort zum Fenſter trieben, irrte weinend und händeringend hin und her, zuckte bei jedem Blitz zuſammen, hielt bei jedem Donnerſchlag die Hände vor die Ohren, flüchtete zum Bett der Tochter, die ihr bis dahin Schutz und Troſt geweſen, und wimmerte hier wieder in neuer Angſt vor der ſchauerlichen Nähe des Todes: „Sie ſtirbt, Doktor, ſie ſtirbt! O, nur nicht ſterben ſehen! Nur retten!“

Ueber das Bett aber gebeugt ſtand regungslos Fritz Ebert. Seine rechte Hand hielt Eddas Puls umſpannt, ſeine linke forſchte an ihrem Herzen; die Augen in ſeinem entfärbten Geſicht ſtarrten voll Angſt auf Eddas Züge. Sie fühlte den Blick und hob die ſchwarzen Sammetaugen zu ihm auf; ein Himmel blickte auf ihn voll Reinheit, voll Vergebung, voll Liebe.

Da ſtürzten Thränen aus den ſeinen, und er ſank vor dem Bett auf die Kniee. Ueber Eddas Geſicht aber lief ein Zucken; der Herzkrampf kehrte wieder.

„Luft!“ ſtöhnte ſie. „Luft! Mama, das Fenſter! O, um Gottes willen, öffne das Fenſter — ich erſticke —“

Die ſchöne Frau ſchrie auf, lief nach der Thür, um vor dem Moment zu flüchten, vor welchem die Furcht ihr das Blut erſtarrte; aber ein Blitz, welcher den Himmel zerriß und das Gemach in Flammen tauchte, ſcheuchte ſie wieder zurück in die Nähe hilfreicher Menſchen. — Ihre heftigen Bewegungen füllten die erſtickend ſchwüle Luft des Zimmers mit dem ſtarken Parfüm ihrer Kleider. Fritz Ebert ſprang auf, das Fenſter zu öffnen.

Aber Hella klammerte ſich an ihn; ihre Zähne ſchlugen zuſammen; ſie ſtammelte:

„Nicht öffnen — das Gewitter ſteht über uns — der Blitz — mein Gott — ſie wird ja nicht gleich ſterben — nur einen Augenblick, bis das Gewitter vorübergegangen —“

Fritz Ebert ſchleuderte die Sinnloſe von ſich und ſtieß das Fenſter auf. Die Blitze, die das Firmament zerriſſen, riſſen auch den Schleier von ſeinen Augen, und er ſah dieſes Weib, wie es war: in der ganzen häßlichen Nacktheit ſeiner Selbſtſucht.

Und er ſah, er fühlte mit jäher, ſchmerzvoller, lebenglühender Gewalt, daß eine Liebe, die ſo raſch vor ſolcher Erkenntnis flieht, keine war und daß er nie aufgehört, auch unter der Verzauberung der Circe nicht aufgehört, die rührende, edle, reine, liebende Geſtalt zu lieben, die da regungslos hingeſtreckt lag, ein Opfer für den Moloch dieſer Selbſtſucht, und die vielleicht mit dem Leben ſelbſt den Kultus der herzloſen Schönheit bezahlte, den ſie, den er — o der Verblendung, des Frevels! — getrieben hatte.

Herzensfragen. Zeichnung von G. L. Seymour.

Aber nein, ſie ſollte, ſie durfte, ſie würde nicht ſterben! Sie krankte ja nur am Gram, an der Verlaſſenheit, am Mangel an Lebensluft! Noch war es Zeit, das Fenſter einzuſtoßen, Luft, Sonnenſchein, Leben hineinſtrahlen zu laſſen.

Fritz Ebert riß auch den andern Fenſterflügel auf; ein Regenguß ſchlug ins Zimmer, mit ihm kühle Friſche.

Edda öffnete wieder die Augen, und Fritz Ebert ſank abermals am Bett nieder und rief, als gälte es, ſie aus dem Lande des Todes zurückzurufen ins ſonnige Leben:

„Wach auf, mein Lieb! Du darfſt nicht ſterben, Du mußt leben! leben! leben! leben! — hörſt Du, mein Lieb! — leben für mich!“

Da kam in den ſtarren Blick ein Leuchten; der Arm regte und hob ſich — Fritz beugte atemlos den Kopf noch tiefer. Da ſtahl ſich der braune Arm um ſeinen Hals, und die tiefe, weiche, geliebte Stimme flüſterte:

„Liebe mich, Fritz — liebe mich — dann werde ich leben!“

*

Aber verlaſſen kauerte die zarte Geſtalt der ſchönen Mama in der dunklen Ecke, in die ſie ſich geflüchtet, und ſtierte verſtört auf das ſelige Paar. Sie hatte ſich die Schminke mit Thränen der Angſt von den Wangen gewaſchen; unter den Augen liefen tiefe Furchen über die ſpitzen Backenknochen.

Sie war alt, hoffnungslos alt; Liebe und Jugend rollten über ſie hinweg, und ſie konnte ſie nicht wiederleben in der Jugend ihres Kindes; ſie war keine Mutter geweſen, darum hatte ſie jetzt kein Kind mehr.

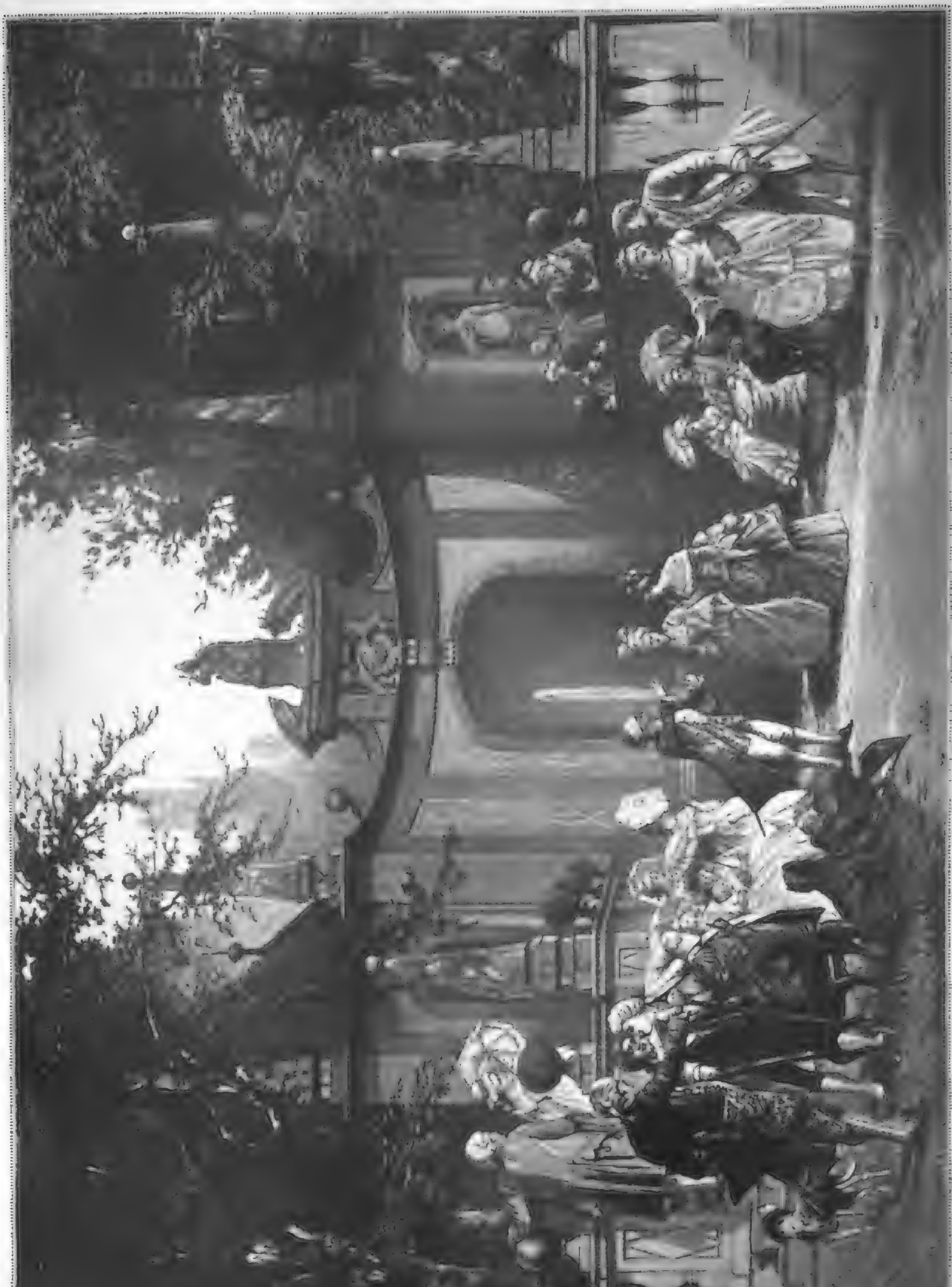
* * *

Plaudereien am Seeſtrande.

Von Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Hinter den Dünen des Strandes von Heringsdorf, dieſes ſo ſchnell aufgeblühten Oſtſeebades, in welchem ſich heute faſt die ganze Welt von Berlin während der heißen Sommermonate zuſammenfindet, und das für die deutſche Reichshauptſtadt ungefähr das geworden iſt, was Trouville für das Paris des Kaiſerreichs war, dehnen ſich eine Reihe hochelaganter und geſchmackvoller Villen aus, welche, von Gärten und Parks umgeben, mit ſchönen



Blindekuhſpiel. Gemälde von Johann Friedrich Hennings.

Raſenplätzen im Vordergrunde, faſt den ganzen Promenadenweg ſäumen, der von dem Kurhauſe von Heringsdorf mit ſeiner hohen Steinterraſſe nach dem benachbarten, ebenfalls ſchnell emporgekommenen Badeort Ahlbeck führt.

Auf der breiten Veranda einer dieſer Villen, von welcher man die weite Ausſicht über das Meer, die Molen von Swinemünde und den hochragenden Leuchtturm hatte, ſaß zu ſpäter Abendſtunde, als die Sonne ſchon hinter den weiten, zum Strande herabreichenden Buchenwald ſich ſenkte, eine kleine Geſellſchaft um den Theetiſch.

Es war Frau von Ramberg, welche für dieſen Sommer hier ihre Villegiatur aufgeſchlagen und in dem bequemen kleinen Hauſe allen Reiz eines eleganten Comforts vereinigt hatte. Ein Teil der Geſellſchaft, welche ſich in Berlin im Salon der Gräfin Sternfeldt zu dem regelmäßigen Plauderklub zu verſammeln pflegte, war auch hier jetzt verſammelt und fand ſich faſt allabendlich, wenn kein Konzert und keine Reunion im Kurhauſe oder dem Hotel Lindemann vor ſich ging, hier auf der Veranda der Frau von Ramberg zuſammen, welche in Berlin mit ſo viel Geiſt und Liebenswürdigkeit die Präſidentſchaft des Klubs führte.

Der alte Graf Sternfeldt war, während ſeine Gemahlin in Kiſſingen weilte, ebenfalls hier; ebenſo deſſen Sohn, der ſeinen Urlaub hier verbrachte. Auch der Präſident Reimann und der Doktor Landen hatten die Sommerfriſche am Meeresſtrande aufgeſucht, und heute war auch mit dem Sonderzug von Berlin der Doktor Heilborn erſchienen, um ſeiner Freundin und Patientin, trotz des kleinen Krieges, in welchem beide meiſt miteinander lebten, ſeine Aufwartung zu machen und einen friſchen Atemzug Seeluft zu thun.

Der Theekeſſel ſang auch hier ſein gemütliches Lied. Freilich, der Kamin in dem hinter der Veranda liegenden Salon zeigte keine zuckenden Flammen, ſondern war mit friſchen Blumen bedeckt. Statt des Praſſelns des Feuers miſchte ſich aber hier mit dem brauſenden Liede des Keſſels das majeſtätiſche Rauſchen des Meeres, das über die Dünen herüberklang, und dem Blick öffnete ſich das irdiſche Bild der Unendlichkeit in den leiſe ſich kräuſelnden Wogen, die in unabſehbarer Ferne mit dem Horizont zuſammenzufließen ſchienen, ſo daß man die weißen Kuppen der Meereswellen und die kleinen Cirruswölkchen am blauen Himmel kaum auseinander kennen konnte. Vor dem nahen Strande zogen kleine Segelboote hin und her, deren Segel vom Abendlicht mit Goldpurpur geſäumt ſchienen. Weiterhin fuhren majeſtätiſche Dampfer, durch die Luftſpiegelung noch größer erſcheinend, aus dem Hafen hinaus, und die kleine Geſellſchaft hatte im Anſchauen dieſes ſo reizvollen, anmutigen und zugleich ſo großartigen Bildes ſtumm dageſeſſen.

„Wie wunderbar," begann Frau von Ramberg, „hat ſich doch in den letzten zehn Jahren das Heringsdorf, das ich ſo ſehr liebe wegen ſeines maleriſchen Strandes und ſeiner prächtigen Buchenwälder, verändert! Faſt zur Stadt iſt es geworden, und die Eiſen- und Pferdebahn führt das ganze wogende Treiben von Berlin hieher, ſo daß man kaum noch wie früher der lieblichen Stille ſich erfreuen kann."

„Noch mehr," ſagte Graf Sternfeldt, „würden die gnädige Frau ſich verwundern, wenn Sie das Heringsdorf gekannt hätten vor dreißig Jahren und länger, als ich zum erſtenmale hieher kam, um vor dem Staube der Stadt Erholung zu ſuchen. Damals befand nur ein kleines, auf dem Berge gelegenes Logierhaus, in dem man eine einfache Beköſtigung fand. Man wohnte in ſchlichten Fiſcherhäuſern, die ganze Geſellſchaft trat ſich näher und bildete gewiſſermaßen eine Familie. Ich erinnere mich eines Sommers, in welchem der große Mathematiker Dirichlet und der Juriſt Heidemann von Berlin hier mit mir waren. Wir tranken nach Tiſch unſeren Kaffee, auf einem kleinen Bretterraum ſitzend, und unterhielten uns dabei ſo vortrefflich, wie es jetzt vielleicht ſelten vorkommt, außer hier," ſetzte er galant hinzu, „an dem Theetiſch unſerer liebenswürdigen Präſidentin."

„Nun, vielleicht," ſagte Frau von Ramberg, „iſt doch etwas von dem heutigen Comfort vorzuziehen. Wenn auch jetzt freilich viel ſtädtiſches Weſen hier an den Seeſtrand getragen wird, ſo iſt mir der Aufenthalt hier doch immer noch lieber als in den meiſten anderen Seebädern; nur eins gefällt mir nicht — ich möchte dieſem ſchönen Fleck Erde gern einen anderen Namen geben. Der Hering iſt nicht der Fiſch meiner Vorliebe und paßt, wie mir ſcheint, nicht zu einem Ort, der ebenſo romantiſch wie idylliſch iſt."

„Der Hering," ſagte Doktor Heilborn, „[illegible] den Magenjammer, und das iſt ja auch ein [illegible] welchem auf die Harmonie des Menſchen das [illegible] Einfluß in ſich ſelbſt [illegible]."

„Nun, daran habe ich eben nicht gedacht," [illegible] Frau von Ramberg lachend, „denn über den Magenjammer habe ich keine ſolchen Studien gemacht, wie es die Herren [illegible] auf der Univerſität wohl wiſſenſchaftlich [illegible] ſich thun mögen, aber einen ſo ſchönen Ort wie dieſen hätte man wohl anders benennen können als nach dem [illegible] Salzfiſch, deſſen Geruch wahrlich nicht an [illegible]"

„[illegible]," ſagte Doktor Landen, „daß dieſer Ort [illegible] gegründet zu dem Gute des Herrn von Bülow [illegible]. Da ſei der König Friedrich [illegible]

ihre Nahrung und den Verdienſt bildeten, dargeboten; darauf habe der König beſtimmt, daß der Ort fortan Heringsdorf heißen ſoll."

„Das klingt wahrſcheinlich," ſagte Graf Sternfeldt, „und doch iſt es nicht richtig. Ich kann die Entſtehung des Namens verbürgen, denn ſie hat zu meiner Jugendzeit ſtattgefunden, und zwar leitet ſich der Name, der der gnädigen Frau ſo wenig gefällt, nicht von dem Salzfiſch, gegen den ich übrigens Ihre Abneigung nicht teilen kann, ab, ſondern von dem Dichter Georg Wilhelm Heinrich Häring, der als Willibald Alexis unter den Romantikern und hiſtoriſchen Romandichtern eine ſo hohe und anerkannte Stellung einnimmt. Willibald Alexis wohnte lange Zeit jedes Jahr hier in einem Fiſcherhauſe, und hier entſtanden die Gedanken zu ſeinen beſten Werken, ſo daß alſo der Name wohl ſeine poetiſche Bedeutung hat."

„Nun, das laſſe ich mir gefallen," ſagte Frau von Ramberg, „aber ich hörte dann wahrlich doch lieber den ſchönen Ort Alexisbad nennen; dann würde man wenigſtens bei dem Klange dieſes Namens ſich vom Duft der Poeſie umhaucht fühlen und nicht an den unangenehmen Geruch ſchlecht gereinigter Gabeln denken. Für die Poeſie eines Willibald Alexis mag der Ort in ſeiner primitiven Geſtalt allerdings fruchtbarer geweſen ſein, als er es in ſeiner jetzigen ſein würde, die ihn bei fortſchreitender Entfaltung endlich faſt zu einer Vorſtadt von Berlin machen wird."

„Es iſt überhaupt nicht abzuſehen," ſagte Doktor Landen, „wohin wir bei der raſchen Entwicklung unſerer Zeit, bei der Schnelligkeit der Bauten und der immer gewaltiger hervortretenden Mechanik noch gelangen werden. Ich habe da in dieſen Tagen ein Buch geleſen, das mich ſehr intereſſiert hat, weil es ein tiefes Verſtändnis unſerer Zeit und ihrer Strömungen [illegible] und [illegible] von einem wirklich freien, geiſtvoll anregenden und nicht bloß [illegible] Humor erfüllt iſt. Das Buch iſt in Zürich erſchienen und heißt: „Das Maſchinenalter". Der Autor verbirgt ſich unter dem freilich ſehr allgemeinen Namen „Jemand" und ſtellt ſich auf den Standpunkt des künftigen Jahrtauſends, von dem aus er einen Rückblick auf die heutige Zeit wirft, etwa wie wir es auf die Zeit Karls des Großen thun würden."

„Das iſt in der That eine hübſche Idee," ſagte Frau von Ramberg; „freilich ſcheint es mir nicht ganz leicht zu ſein, ſich auf den Standpunkt dieſes Jemand zu ſtellen, denn wir können uns doch nur ſehr ſchwer eine Vorſtellung von der Kulturſtufe machen, welche die Welt nach tauſend Jahren wird erſtiegen haben, wenn ſie dann überhaupt noch exiſtiert und wenn nicht irgend ein [illegible] Tag des Herrn [illegible] ihr ein Ende gemacht."

„Nun, beſtehen wird ſie wohl noch," entgegnete Graf Sternfeldt, „denn ſeit tauſend Jahren hat man ja oft ſchon mit großer Beſtimmtheit den Weltuntergang vorausgeſagt, und dennoch leben wir heute noch. So wird es wohl nach tauſend Jahren auch ſein. Auch ſcheint es mir nicht ſo unendlich ſchwer, ſich ungefähr den Kulturzuſtand nach tauſend Jahren zu denken, wenn man zurückblickt auf das vergangene Jahrtauſend und verfolgt, welche Wirkungen die damals auftauchenden Gedanken genommen haben. Aehnlich wird es dann wohl auch in der Zukunft ſein. Wenn wir auch nicht imſtande ſind, ganz genau die Aeußerlichkeiten des Jahres 2889 zu zeichnen, ſo können wir doch uns einigermaßen eine Vorſtellung von den Ideen und Anſchauungen machen, welche dann die Menſchengeiſter und die Weltordnung beherrſchen können."

„So macht es auch jener Jemand," ſagte Doktor Landen, „er nimmt aus der gegenwärtigen die Ideen, die heute noch als etwas ganz Neues, noch Unverſtandenes, vielleicht Belächeltes aufblitzen, ſtellt ſie ſich als vollkommen entwickelt und weltbeherrſchend dar und blickt dann von dieſem Standpunkte aus rückwärts. Er entdeckt von dieſer hohen Warte, auf die ihn ſeine Phantaſie führt, in dem nebelhaft zurückliegenden Zeitalter unſerer Tage ein wirres Durcheinander von unvermittelten Widerſprüchen, die vor tauſend Jahren, das iſt alſo heute, in unſerer Geſellſchaft völlig unverſöhnbar erſchienen, wie zum Beiſpiel die Darwinſche Fortbildungstheorie und die Weltlenkung durch eine übernatürliche Macht, der Idealismus und der Realismus, die Arbeit, das Kapital und ſo weiter. Nur wenige erleuchtete Köpfe, ſagt er, trugen damals im Jahre 1889 bereits die Erkenntnis der [illegible] Wahrheit in ſich, [illegible] nach dem Geſetz der Entwicklung weiter entwickelt. Er verurteilt von ſeiner [illegible] herab [illegible] dem Aberglauben als das Zeitalter nach gewaltſamen [illegible] Veränderungen, die nur Störungen in dem Organismus der Natur hervorbringen können, welcher nur ebenſo langſam als unabänderlich zu neuen Bildungen [illegible]. Er erklärt ſich den heute beſtehenden Zuſtänden vom Standpunkt des künftigen Jahrtauſends noch vollſtändig die Analogien der früheren Barbarei und Wildheit, welche ſich in allen Einrichtungen, in allen Anſchauungs-, Glaubens- und Empfindungsgewohnheiten der Menge deutlich verfolgen laſſen. Er ſpottet darüber, daß die Menſchen von 1889 ſich ſtolz in die Bruſt werfen und die [illegible] bewundert haben, wie iſt dies oder jenes [illegible]

„Dann iſt er eigentlich," ſagte Frau von Ramberg, „Darwinianer und alſo nicht mein Freund, denn ich werde mich mit ſolcher Theorie niemals ausſöhnen und ſie niemals begreifen."

„Das iſt er ſo ziemlich," ſagte Doktor Landen, „doch ſpricht er ſehr ruhig ohne alle Leidenſchaft und mit der vollen Unparteilichkeit eines Mannes, der wirklich auf ein vergangenes Jahrtauſend zurückblickt, das für ihn nur rein hiſtoriſches Intereſſe hat."

„Und dennoch hat er Unrecht," ſagte der Präſident Reimann, „denn in Bezug auf den Menſchengeiſt und die menſchliche Geſellſchaft iſt die Darwinſche Wandlungs- und Entwicklungstheorie eine abſolute Thorheit und Unwahrheit. Auch in einem Jahrtauſend entwickeln ſich immer mehr die äußeren Lebensbedingungen zu neuen Formen, die, genau betrachtet, doch nur unweſentlichen Einfluß auf die innere Menſchennatur ausüben. Das eigentliche menſchliche Denken und Empfinden, die eigentlichen Triebfedern des menſchlichen Handelns, das alles iſt ſeit Jahrtauſenden ſich gleich geblieben und wird ſich, davon bin ich überzeugt, auch in weiteren Jahrtauſenden gleich bleiben. Blicken wir zurück in das Zeitalter Karls des Großen! Haben die Menſchen damals anders gehaßt, anders geliebt, anders gehofft und anders getrauert als jetzt? Und gehen wir noch weiter zurück in das alte Rom und ferner in das alte Griechenland, — ſind nicht die Menſchen immer dieſelben? Wie wäre es ſonſt möglich, daß die Dichtungen Homers heute noch die Herzen bewegen könnten wie zur Zeit, als ſie die Rhapſoden den Völkern Griechenlands vortrugen, daß die Oden des Horaz unſeren Geiſt ebenſo anregen, wie die verfeinerte Geſellſchaft zur Zeit des Auguſtus? Die Menſchheit bleibt eben ewig jung; nur das Kleid ändert ſich, das ſie trägt, und auch der Kampf zwiſchen Idealismus und Materialismus iſt ſo alt wie die Welt und wird ewig neu entſtehen und niemals ausgefochten werden. Die einzige durchgreifende Veränderung in dem inneren Leben der Menſchheit iſt nur durch das Chriſtentum geſchehen, deſſen göttliche Heilswahrheit an die Stelle des eigenen Ichs die duldende und helfende Nächſtenliebe geſtellt hat, und an die Stelle des trotzigen Titanenkampfes gegen das Schickſal die kindlich demütige Ergebung in den Willen einer weiſen und liebevollen Gottheit. So wird es bleiben nach meiner Ueberzeugung, und wenn die Welt tauſend Jahre älter iſt als heute, ſo werden die kommenden Geſchlechter zwar andere Kleider tragen als wir, eine andere oder veränderte Sprache reden, tauſend Kräfte der Natur ſich für ihren Verkehr und ihre Bequemlichkeit dienſtbar gemacht haben, aber der eigentliche innere Menſch wird nicht um ein Haar breit geändert ſein; die Menſchen werden ſich lieben und haſſen wie heute, bekämpfen und wiederverſöhnen; das ewig Schöne wird ſchön, das ewig Wahre wahr bleiben, und auch nach tauſend Jahren wird ein Teil der Menſchheit dem Materialismus dienen, nach Genuß und Beſitz ringen und ſtreben, während ein anderer geiſtige und ideale Güter verfolgen wird. Das einzige, was ich wünſchen möchte, iſt, daß dann dieſer zweite Teil die Mehrheit ausmache; aber zu hoffen wage ich nicht, daß dieſer Wunſch ſich erfüllt."

„Das iſt mir ganz aus der Seele geſprochen," ſagte Graf Sternfeldt; „auch ich glaube nicht an eine innere Wandlung des Menſchengeſchlechts anders als in dem Sinne, daß der Idealismus und die Achtung vor dem Recht immer mehr das Uebergewicht vor dem rohen Materialismus gewinnt, doch auch darin teile ich die Befürchtung des Präſidenten Reimann, daß eine ſolche Wandlung noch lange zu den frommen Wünſchen gehören werde, und gerade daß jener Jemand das Jahrtauſend, aus dem er ſeinen phantaſtiſchen Rückblick in unſere Zeit wirft, das Maſchinenalter nennt, beweiſt doch eigentlich, daß er kaum an eine Vervollkommnung glaubt; denn wenn, wohin wir ja heute zu ſtreben ſcheinen, die Maſchine die Welt beherrſcht, muß der ideale Wert des Menſchengeiſtes und des menſchlichen Empfindens ja naturgemäß immer mehr ſinken; denn dem menſchlichen Wirken und Arbeiten gilt unumſtößlich unſeres großen Dichters Wort:

Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

Die Maſchinenarbeit aber ſpürt natürlich niemand im Herzen; ihr fehlt der Hauch des lebendigen Geiſtes, und mag ſie uns Bequemlichkeit und Genuß ſchaffen — zum inneren Glück des Lebens wird ſie wahrlich nur [illegible] können."

„Ich freue mich," rief Frau von Ram[illegible] die Herren, welche doch ſonſt dem [illegible] Wert beilegen, ganz mit meiner [illegible] denn auch ich werde niemals [illegible] glaube [illegible]

[illegible]

mit vielem Geiſt in die weſentlichſten Bedingungen des Lebens unſeres Jahrtauſends und Jahrhunderts eindringt. Namentlich bin ich darin mit ihm ganz einverſtanden, daß wir noch ſehr nahe an dem Zeitalter der Wildheit und Barbarei ſtehen, die mitten in unſer verfeinertes Leben hereinragen in tauſend ſchauerlichen Erſcheinungen; denn wahrlich die Hefe der Bevölkerung unſerer großen Städte ſteht edler menſchlicher Empfindung wohl noch ferner als die afrikaniſchen Buſchmänner."

„Leider iſt das eine traurige Wahrheit," ſagte Doktor Lenden, „und heute wie vor Jahrtauſenden muß der Kultur und Civiliſation der Weg immer noch durch die Gewalt geöffnet werden, wie das unſer vortrefflicher Reichskommiſſär Wißmann in Afrika von neuem beweiſt."

„Ganz gewiß," ſagte der Präſident Neumann, „wir ſprechen ſo hochmütig, weiſe aburteilend davon, daß in der Vorzeit die Völker mit den Waffen zur Kultur und ſogar zum Chriſtentum geführt werden mußten, — aber iſt es denn heute nicht gerade dasſelbe? Die Bajonette müſſen Platz machen, um die Barbarei niederzuwerfen, und dann erſt findet das Wort und die Lehre eine gute Statt."

Ein Diener brachte die eben angekommene Zeitung.

Frau von Ramberg warf einen flüchtigen Blick auf das Blatt und rief lebhaft:

„Was ſehe ich, welche Freude! Unſere Kaiſerin wird hierher kommen nach meinem lieben Heringsdorf, um hier eine Nachkur nach Kiſſingen zu gebrauchen!"

„Das iſt ſehr verſtändig," ſagte Doktor Heilborn, „denn es gibt in der That gerade nach den ſtark wirkſamen Bädern wie Kiſſingen, keine beſſere Nachkur als die milde und doch intenſive Kräftigung und Erfriſchung eines Oſtſeebades."

„Ihre Majeſtät wird in der Villa des Herrn Schluto, ganz in der Nähe hier wohnen; welche Freude, die hohe Frau und die Prinzen täglich ſehen zu können!"

„Wer hätte das vor Jahren gedacht," ſagte Graf Sternfeldt, „als wir hier unſern Kaffee auf dem Bretterzaun tranken? Das iſt wahrlich eine wunderſame Wandlung; man hat nicht nötig, tauſend Jahre zurückzublicken."

„Doch beweiſt auch dieſes," bemerkte Frau von Ramberg, „daß das eigentlich Menſchliche ſich immer gleich bleibt, auf den Höhen und in den Tiefen des Lebens. So hoch unſere erhabene Kaiſerin ſteht, ſo viel Glanz, Macht und Pracht ſie umgibt, — ſind es nicht die reinſten menſchlichen Gefühle, die ihre Bruſt erfüllen müſſen, wenn ſie hier ſehen wird, wie ihre Söhne unter dem friſchen Hauch des vaterländiſchen Meeres aufblühen? — Doch dabei fällt mir eine Frage ein, die ich an den Doktor Heilborn ſtellen wollte."

„Im Ernſt oder im Spaß?" fragte der Doktor lächelnd.

„Im vollſten Ernſt," erwiderte Frau von Ramberg. „Ich fühle mich," fuhr ſie fort, „ſo außerordentlich erfriſcht und gekräftigt, wirklich bis in das innere Weſen hinein geſundet, wenn ich einige Monate hier an der See zugebracht habe, und doch iſt mir das kalte Bad an ſich unſympathiſch, und ich halte mich ſo viel als möglich davon zurück. Kann wohl die Luft allein ſo günſtige Wirkungen hervorbringen, oder iſt es wirklich notwendig, ſich in die Wellen zu tauchen, was ich ſo gar nicht gern thue?"

„Ich glaube," ſagte Graf Sternfeldt, „ohne dem Doktor Heilborn vorgreifen zu wollen, daß ich dieſe Frage beantworten kann. Ich erinnere mich, daß ſie in ganz gleicher Weiſe einſt in Norderney, wohin ich früher regelmäßig zu gehen pflegte, am Theetiſch des Königs Georg von Hannover geſtellt wurde. Ein engliſcher Arzt von Ruf, ich habe den Namen vergeſſen, der dort ebenfalls anweſend war, erklärte, daß nach ſeiner Erfahrung und genauem Studium nur die Luft an der See wirkſam und heilkräftig ſei. Die Luft, welche über die große Meeresfläche hinzieht, ſättigt ſich mit allen den Stoffen, welche das Waſſer bei der Verdunſtung durch die Sonne aushaucht, und gewinnt dadurch vollkommen andere Beſtandteile als im Binnenlande. Unter dieſen Stoffen befindet ſich beſonders einer, den der Arzt Protein nennt, und der ganz beſonders zur Ernährung des Gehirns dient. Dieſer Stoff findet ſich nur in ſehr geringer Qualität und Quantität in der Atmoſphäre der großen Binnenſtädte. Menſchen nun, die in ſolchen Städten leben, vorzugsweiſe wenn ſie durch angeſtrengte geiſtige Arbeit die Kraft des Gehirns ſtark in Anſpruch nehmen, entbehren der richtigen Ernährung dieſes für unſer Leben und unſere Geſundheit ſo beſonders wichtigen Organs. Wenn ſie nun an den Seeſtrand kommen, ſo findet das ermattete und gewiſſermaßen ausgehungerte Gehirn ſeine geſunde und kräftige Nahrung wieder und kehrt dadurch zu normalem Zuſtand und erhöhter Thatkraft zurück. Solche Leute finden daher eine außerordentlich günſtige Wirkung von dem Aufenthalt an der See, während derſelbe bei Landleuten oder Bewohnern von kleinen Landſtädten weit weniger fühlbare Folgen hat. Das Bad iſt daher, ſo behauptete jener Arzt, vollkommen entbehrlich, und die vielfach ſo beſonders hervorgehobene Zuſammenſetzung des Seewaſſers iſt für die Geſundheit ganz gleichgiltig, denn die Poren der menſchlichen Haut ſchließen ſich unter dem Einfluß der Kälte krampfhaft und nehmen nichts in ſich auf. Die chemiſche Zuſammenſetzung des Waſſers kann nur bei einem warmen Bade von Einfluß ſein; das Seebad hat keine andere Wirkung als die erfriſchende Nervenanregung, die jedes kalte Bad hervorruft. Ich kann natürlich die Richtigkeit dieſer Anſicht des erwähnten engliſchen Arztes nicht prüfen, obgleich ich ſie ſonſt beſtätigt gefunden habe, daß ſich nach meiner Wahrnehmung der Aufenthalt an der See ohne Bad für geiſtig angeſtrengte Bewohner der großen Binnenſtädte ſtets auffallend günſtig zeigte."

„Im allgemeinen," ſagte Doktor Heilborn, „kann ich nur dem, was der Graf von jenem Engländer gehört hat, zuſtimmen. Die Wirkung des Proteins in der Seeluft iſt gewiß von einem mächtigen Einfluß auf die Geſundheit; ganz aber möchte ich das Baden von dieſer Wirkung nicht ausſchließen, denn wenn ſich wirklich die Poren unter dem Einfluß der Kälte ſchließen, ſo bleiben doch die mit ſo mannigfachen Zuſätzen vermiſchten Salzteile auf der Haut haften und üben bei der ſpäteren Wiedererwärmung des Körpers immerhin auch eine Wirkung durch die Poren. Das Weſentlichſte iſt aber allerdings das Einatmen der Luft. Der beſte Beweis hiefür liegt darin, daß die Seeleute außerordentlich geſund ſind, und daß eine Seereiſe alle Wirkungen des Seebades in erhöhtem Maße hervorbringt, obgleich Seeleute und die zur See Reiſenden ja niemals im Salzwaſſer baden."

„Nun, es iſt mir außerordentlich angenehm, das zu hören," ſagte Frau von Ramberg; „ich kann alſo ohne Gewiſſensbiſſe meiner Abneigung gegen das kalte Bad folgen und im warmen Bade dafür Erſatz ſuchen."

„Das wird gewiß ſehr vorteilhaft ſein," ſagte Doktor Heilborn. „Es iſt überhaupt merkwürdig, daß das kalte Baden eine Ausgeburt der Ziviliſation iſt. Die alten Griechen zur Zeit des Homer, die doch wahrlich abgehärtet genug waren und vor keinem Wetter zurückſchreckten, badeten niemals kalt; die erſte Wohlthat, die man dem Gaſte bot, war ein warmes Bad, und nur ein einzigesmal findet ſich im Homer ein kaltes Bad, als Odyſſeus in grauſamer Weiſe die Thracier des Rheſus ermordet hatte und ſich das Blut in den Meereswellen abwuſch."

„Auf das Blut allein wirkt aber das Protein nicht," ſagte Frau von Ramberg, „es muß auch eine Appetit erregende Wirkung haben, und darum bitte ich die Herrſchaften, meinem kleinen Souper ihre nachſichtige Teilnahme zuzuwenden."

Herzensfragen.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Was duftet ihr heut ſo berauſchend nur,
Ihr Blumen rings auf der Wieſenflur?
Was flüſtert um mich ſo geheim, ſo leis?
Was brennt auf dem Buſen mir wohl ſo heiß?

Biſt du es, mein teurer Talisman?
Nun ſchauſt du mich ernſt und bedenklich an,
Als ob ich Gott weiß was verbrochen hätt'!
Was willſt du mir ſagen, mein Amulet?

Sprich, darf ich ihm trauen, dem kecken Mann,
Der, ach! im Fluge mein Herz gewann?
Sag', wird er auch treu und beſtändig ſein?
Zieht mit ihm das Glück in die Bruſt mir ein?

Du gibſt mir Antwort mit keinem Zug!
Doch ſpricht mein Herz denn nicht laut genug?
So muß ich mich halten an ſein Gebot,
Den Trauten lieben — und wär's mein Tod!

J. R.

Die Kadolzburg.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

An dem Höhenzuge, der ſüdweſtlich von Fürth aufſteigt und in ziemlich genau eingehaltener weſtlicher Richtung verläuft, liegt in etwas einförmiger Keupergegend die alte, um ihrer ſcharf ausgeprägten Lage und Erſcheinung wie um ihrer Geſchichte willen intereſſante Kadolzburg auf einem aus der Ebene herausragenden mächtigen Felſen, an deſſen Fuß der gleichnamige Markt am Farrnbache ſich befindet. Man erreicht den Ort von Fürth aus in drei, von Burg-Farrnbach (Eiſenbahnſtation der Nürnberg-Würzburger Linie) in einer Stunde. Er hat gegen 1300 Einwohner, meiſt Proteſtanten. Die Bevölkerung iſt nicht wohlhabend, ſie ernährt ſich faſt nur vom Land- und Obſtbau, welch' letzterer aber ſehr gute Sorten liefert.

Indem wir nun im Geiſte und an der Hand der vorzüglichen Ritterſchen Zeichnungen zu der Kadolzburg hinaufſteigen, wollen wir zugleich die Vergangenheit dieſer uralten Feſte an uns vorüberziehen laſſen.

Wie bei vielen derartigen Bauten war man über die Gründungszeit und den Gründer auch bei unſerer Kadolzburg lange Zeit im Unklaren, und es machten ſich die verſchiedenſten Anſichten geltend. Jetzt iſt es als ziemlich ſicher erwieſen, daß ein Sohn des Kaiſers Arnulf, Namens Kadoltus, auch Kadolto, an dieſer paſſenden Stelle eine nach ihm benannte Burg um das Jahr 900 erbaut hat. Der Name „Cadoldesburc" erſcheint zuerſt urkundlich im Jahre 1157. Beſagter Kadolto ſoll zugleich der Ahnherr der Grafen von Andechs geweſen ſein, von denen die Herzoge von Meran, die in der Geſchichte von Nürnberg, Bayreuth ꝛc. eine Rolle ſpielten, abſtammten.

Jene Grafen, unter denen ſich beſonders der Sohn Kadoltos († 954), derſelbe, der als bayriſcher Heerführer die Ungarn ſchlug, durch ſeine Größe und Stärke hervorthat, nahmen thatkräftigen Anteil an allen Kämpfen des Reiches und bei den Römerzügen; zur Zeit des Grafen Bertholdus († 1151) war die Familie ſehr angeſehen, und Bertholdus III. hat Friedrich Barbaroſſa Heerfolge geleiſtet.

Von 1188—1204 war Berthold IV., Herzog von Meran, Beſitzer der Kadolzburg,*) deſſen Schweſter die heilige Hedwig, Gemahlin Heinrichs II., Herzogs von Schleſien, war. Mit Otto II., der 1248 kinderlos ſtarb, erloſch das Geſchlecht der Herzoge von Meran, welches über 400 Jahre geblüht hatte.

Bei der Teilung fiel Kadolzburg nebſt Bayreuth ꝛc. an den Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg, den Gemahl der Meraner Herzogin Eliſabeth, und damit erſcheinen nun die Burggrafen von Nürnberg als Beſitzer, die anfangs nur im Sommer hier reſidierten, aber bald wegen der häufigen Meinungsfehden mit der Stadt Nürnberg Veranlaſſung nahmen, ihre Hofburg ganz hierher zu verlegen.

Die Burggrafen waren, wie vor ihnen die Grafen von Meran, den jeweiligen Kaiſern ſehr zugethan und ihnen in gar vielen Fährlichkeiten beigeſtanden. Dafür wurden ſie aber mit vielen Rechten und Freiheiten bedacht, und es iſt nicht wunder zu nehmen, daß gar oft auf der Kadolzburg Könige und Kaiſer einkehrten, ſo 1267 der unglückliche Konradin von Schwaben, dann öfters Rudolph von Habsburg, ferner 1293 König Adolf aus dem Hauſe Naſſau, Kaiſer Ludwig der Bayer, der zwiſchen 1322 und 1346 öfters hier weilte, und zur Vergrößerung der Hausmacht der Burggrafen (Friedrich IV. erhielt unter anderem Ansbach, Culmbach, Wunſiedel) weſentlich beitrug; Kaiſer Karl IV., der 1349 genehmigte, daß das kaiſerliche Landgericht von Nürnberg nach Kadolzburg verlegt wurde, wo es 37 Jahre verblieb. Gelegentlich eines ſolchen Beſuches erhob Karl IV. die Grafſchaften Bayreuth und Ansbach zu Fürſtentümern, und erteilte dem Burggrafen Friedrich V., der ſeinem Vater 1357 in der Regierung gefolgt war, auch unterm 17. März 1363 formell die Fürſtenwürde.

Burggraf Friedrich VI. wurde 1397 Beſitzer der Kadolzburg, die er zu ſeiner Reſidenz erhob. Er war ein äußerſt beliebter Fürſt. Im Jahre 1400 ſchlug er die ihm angebotene Kaiſerkrone aus. Kaiſer Sigismund ernannte zur Belohnung für vielerlei Wohlthaten den Burggrafen zum oberſten Statthalter der Mark Brandenburg. Als aber gar Friedrich VI. ſich zum Konzil nach Konſtanz begab und dort die Intereſſen des Reichs vertrat, ward er von Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt, und da dieſe auch das Wahlrecht beſaß, ſo wurde er zugleich Kurfürſt mit dem Namen Friedrich I. Im Jahre 1418 wurde er kaiſerlicher Reichsverweſer und Statthalter von Deutſchland. Berlin wurde nun zwar die Reſidenz, aber Friedrich blieb doch meiſt auf ſeiner liebgewordenen Kadolzburg, wo er 1440 verſtarb, nachdem er den Grund zur königlichen Hoheit ſeines Hauſes gelegt hatte.

Sein dritter Sohn, der das Ansbacher Fürſtentum erhielt, aber ſeinen Wohnſitz auf der Kadolzburg aufſchlug, hieß Albrecht, „der deutſche Achilles" zubenannt. Dieſer war ſehr kriegsluſtig und ſtand bei Kaiſer Friedrich III., der auch öfters als Gaſt auf der Kadolzburg weilte, in hoher Gunſt. Er ſtarb im Jahre 1486.

Von ſeinen Kindern erhielt Friedrich das Fürſtentum Ansbach; auch er war gern auf der Kadolzburg, wo ihn 1489 Kaiſer Maximilian I. beſuchte. Auf Friedrich folgte deſſen Sohn Georg als Beſitzer der Kadolzburg, der aber den Hof nach Ansbach verlegte und dafür hier das Landesarchiv unterbrachte. Noch einmal erwachte Leben auf der Kadolzburg, als Kaiſer Karl V. mit zahlreichem Gefolge hier weilte.

Georgs Sohn Friedrich ſtarb 1603 kinderlos, wodurch die Kadolzburg mit den fränkiſchen Markgrafſchaften an Joachim Friedrich, Kurfürſt von Brandenburg, kam. In deſſen Regierungszeit fiel der Anfang des unheilvollen dreißigjährigen Krieges. Mit ſeinem Tod (1625) ging die Kadolzburg in den Beſitz ſeines Sohnes Albrecht V., Markgraf von Ansbach, über. In dieſer für ganz Deutſchland traurigen Zeit hatte auch die Umgegend von Kadolzburg viel zu leiden. Einfälle von Kaiſerlichen und Schweden nahmen Land und Schloß hart mit; dazu geſellte ſich jene furchtbare Geißel der Menſchheit, die Peſt.

Zum letztenmal erfreute ſich die Kadolzburg der perſönlichen Gunſt eines Fürſten zur Zeit des Markgrafen Karl Friedrich Wilhelm, des Gemahls der Schweſter Friedrich des Großen, Friederike Luiſe, der in den Jahren 1729—1757 wiederholt hier weilte. Während des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges kamen viele tauſend Franzoſen hier durch; der Hof mußte flüchten und kehrte nicht wieder zurück. Der letzte Markgraf von Ansbach trat als kinderlos 1791 ſeine Lande an Preußen ab, das 15 Jahre in deren Beſitz blieb; 1806 wurde Kadolzburg von den Franzoſen beſetzt und bald darauf

---

*) Vergleiche das Programm zum Jahresbericht der k. Realſchule Fürth, 1883/84: J. Gegenfurtner, k. Reallehrer, „Die Kadolzburg, ein ehemaliger Fürſtenſitz der Hohenzollern".

„Sie ſind viel zu gut für die Frauen!“ ſagte ſie in trockenem Ton, emſig die Häkelnadel führend, und merkbar legte ſich ein Zug des Mißbehagens um ihre Mundwinkel. „Ich empfinde erſt jetzt, daß ich recht wenig wirkliches Intereſſe für alle die jungen Frauen meiner Bekanntſchaft hege, und ich verſtehe auch erſt jetzt, warum mein Mann mich heute in einem flüchtigen Briefe ſo dringend bat, dieſen Damen keinen Anlaß zum Gerede zu geben. Ich will mich deshalb von allem, ſogar vom Theater zurückhalten und habe geſtern bis in die ſpäte Nacht geleſen.“

Plötzlich fiel es ihr ein, ſie habe einige Kommiſſionen in der Stadt, er möge ſie in einer Stunde abholen und ſie begleiten.

Rennert erhob ſich alſo. Die junge Frau erſchien ihm heute von einer merkwürdigen Unruhe, einer ſogar unbehaglichen Nervoſität.

Als er wieder kam, ſtand ſie in einem koſtbaren, mit Pelz verbrämten Mantel vor dem Spiegel und ſchürzte den Knoten ihres Capothütchens unter dem Kinn. Er ſah ihr Geſicht im Spiegel; ſie lächelte ihm in demſelben dankbar an.

Ein Geburtstagsgeſchenk für ihre Mutter wolle ſie kaufen, er ſolle ihr wählen und es dann nach der Rückkehr einpacken helfen.

Das war Rennerts Force, Pakete zu machen. Nachdem er mit ihr endlich ein paſſendes Geſchenk gefunden und ſie heimbegleitet, unterzog er ſich der Aufgabe gern, denn das war ja für ſie beide eine Beſchäftigung; ſie ſchaute ihm zu, beugte ſich vertraulich über ihn, diktirte ihm die Adreſſe, und er fühlte berauſcht ihren Atem an ſeiner Wange.

Damit verſtrich dieſer Beſuch. Am Nachmittag begegnete er an der eben erſt fertigen Paſſage einem Mann mit allerliebſten Möpſen. Er kam auf die Idee, Bernhardine eines dieſer Tiere zu ihrer Unterhaltung zu ſenden, kaufte ein hübſches Halsband und befeſtigte ſeine Karte an demſelben.

Als er am nächſten Tage kam, machte ſie ihm einen Vorwurf daraus. Sie liebe ja die Hunde nicht, ſeit ſie als Kind von einem ſolchen angefallen worden; er möge ihn wieder mitnehmen, denn auch ihr Papagei könne ihn nicht leiden.

Rennert machte ein recht trauriges Geſicht. Die junge Frau mußte ſchlecht geſchlafen haben. Ihre Haustoilette zeigte nicht die ſonſtige Sorgfalt, ihr Haar war, nur flüchtig geordnet, doch am Scheitel im Nacken aufgeknotet, ſo daß das weiße Genick ſich unter den kleinen Löckchen präſentirte, ihre Augen waren glanzlos und melancholiſch. Rennert mußte fürchten, ihr läſtig zu fallen, als er ihre unzufriedene Miene ſah. Vielleicht war ſein Mißgriff, der Hund, daran ſchuld.

Aber ſie ſprach nicht weiter davon. Das arme Tier mochte auch nicht ſehr liebreich von ihr behandelt worden ſein, denn es lag verſchüchtert in einer Ecke und blickte ihn vorwurfsvoll an.

Bernhardine hatte ſich in ihren Schmollſeſſel geworfen, ihre Füßchen gruben ſich tief in das weiche Polſter auf dem Teppich.

„Sie haben heute nichts Beſonderes vor, gnädigſte Frau?“ begann er, ihr gegenüber ſitzend, nachdem er ſich und den Mops entſchuldigt.

„Nichts!“ antwortete ſie verſtimmt, die weißen Zähne in die Unterlippe grabend.

„Sie haben Nachricht von Ihrem Gatten?“

„Telegramme, nichts weiter! Er ſei übermäßig beſchäftigt, ſchreibt er mir. Immer der Geſchäftsmann! Von ſeiner Rückkehr iſt natürlich noch keine Rede, im Gegenteil, er fürchtet, daß ſich ſeine Angelegenheiten hinausziehen!“

Sie preßte das Taſchentuch feſter in das im Schoße liegende Händchen und hielt den Atem an, um einen Seufzer zu unterdrücken.

„Ich hätte während dieſer Zeit ſo gut zu meiner Mutter reiſen können, ſo brauchte er auch Sie nicht zu beläſtigen!“ Sie blickte ihn dabei unmutig prüfend an. „Aber zu was bin ich verſtimmt!“ rief ſie plötzlich mit gezwungenem Lächeln. „Er iſt jetzt fünf Tage fort und amüſirt ſich wahrſcheinlich in Wien!“ Sie ſprang auf, trat an den Blumentiſch und zupfte einige welke Blätter von den Pflanzen.

„Aber, gnädigſte Frau, wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß mir meine Beſuche eine Laſt!“ rief Rennert. „Ich verſichere Sie, daß ich mich glücklich fühle, daß mir keine ſchönere und liebere Pflicht hätte werden können! Ich fürchte ja nur immer ...“ Auch er hatte ſich erhoben und ſich ihr genähert.

Sie wandte ſich zu ihm, lächelnd, ihm die Hand reichend.

„So vergeſſen Sie!“ ſagte ſie ſcherzend und ließ geſchehen, was ſie erwartet: daß er, galant und eigennützig genug war, die roſigen Finger an ſeine Lippen zu preſſen. „Es kann Ihnen ja nicht ſchaden, wenn Sie ſich auch einmal den Frauenlaunen unterwerfen müſſen! Ich fürchte ja nur, es könnte Ihnen zu lange währen und Sie die Geduld verlieren ... Aufrichtig geſprochen, Krohmann meldete mir vor einer Stunde telegraphiſch, es könnten vielleicht noch Wochen bis zu ſeiner Rückkehr vergehen, und darauf ſind Sie gewiß nicht gefaßt geweſen! Thun Sie ſich und mir alſo den Gefallen: melden Sie mir in einem höflichen Billet, Sie ſeien untröſtlich, eine unaufſchiebbare Reiſe rufe Sie ab!“

Rennert ſtarrte ſie an. Er, der täglich den Moment nicht erwarten konnte, um zu ihr zu eilen, er ſollte ... Mit ſchwerer Anklage in den Augen ſchaute er ihr in die ihrigen, fragend, ob er das verdient habe.

„Was ſoll ich Ihnen hierauf antworten?“ fragte er, und ſich ein Herz faſſend, rief er aus: „Sie ſind grauſam, gnädigſte Frau! Sie wiſſen, daß ich Ihnen die Antwort nicht geben darf, die ſich mir auf die Lippen drängt, warum alſo ...“

Er erſchrak über eine Kühnheit, die ſeinem Naturell ſo ganz fremd, die er nie beſeſſen, und fürchtete jetzt ſchon, für das geſtraft zu werden, was er noch gar nicht ausgeſprochen. Aber ſie ließ ihn daſtehen, wandte ſich ins Zimmer und nahm das Buch, das er ihr gebracht.

„Haben Sie dies ſelbſt ſchon geleſen?“ fragte ſie, ſich wieder zu ihm wendend, als denke ſie nicht mehr an das, was eben geſprochen.

„Nein!“ Rennert war überraſcht durch die Frage. „Man hatte es mir empfohlen!“

„So leſen Sie!“ Damit reichte ſie ihm das Buch. „Der Verfaſſer hat eigentümliche Ideen über die Frauen; es iſt Wahrheit und Unwahrheit darin! Ob mein Mann es gutheißen würde, daß Sie mir gerade dies gebracht, das laſſe ich dahingeſtellt ſein!“

Rennert fiel heute von einer Verlegenheit in die andere; er errötete. Er, der in der neueſten Literatur wenig bewandert, hatte eben gekauft, was der Buchhändler ihm als intereſſante Lektüre für eine junge Frau angeraten; ſtand da etwas Anſtößiges in dem Buch?

Er nahm es mit unſicherer Hand, nicht wagend, die ihm überlegene, mit ihm ſpielende junge Frau anzublicken; aber mit dem heimlichen Vorſatz, ihr nicht wieder vor Augen zu kommen, wenn er auch hiemit wieder einen Mißgriff gethan, und ſteckte haſtig das Buch in die Bruſttaſche, damit es verſchwinde.

Bernhardine that, als bemerke ſie ſeine Erregung nicht; er that ihr ſogar leid. Sie unterdrückte deshalb ein ſchadenfrohes Lächeln, und wie ſie ihn jetzt doch anſchaute, gefiel ihr offenbar ſeine Beklemmung.

„Das Wetter iſt ſchlecht,“ ſagte ſie, ſich mit den Händen auf dem Rücken an das Fenſter ſtellend. „Ich will heute nicht ausgehen und den Tag mit Briefeſchreiben verbringen!“ Sie wandte ſich ins Zimmer zurück und reichte ihm die Hand, ihn damit verabſchiedend. „Auf morgen!“ ſagte ſie im freundlichſten Ton.

Er war diesmal froh, entlaſſen zu werden. Das Buch glühte ihm wie ein Bügeleiſen auf der Bruſt. Als er nach Hauſe kam, vergaß er ſein Diner im Hotel, durchblätterte das Buch mit Seelenangſt und fand wirklich auf einigen Seiten Ausſprüche, die ihm ſehr verwegen erſchienen. Er warf es fort, eilte auf die Straße, kehrte erſt am Abend heim und nahm das unglückſelige Buch mit ſich ins Bett.

Bis Mitternacht las er. Als er das Licht gelöſcht, kam ihm kein Schlummer in die Augen. Es war ein neuer franzöſiſcher Roman, ſehr intereſſant, aber mit kühnen Schilderungen eines unglücklichen Ehelebens.

Was mußte ſie von ihm gedacht haben!

Am Morgen glaubte er ihren Rat verſtanden zu haben. Er wußte nicht, mit welchem Geſicht er wieder vor ihr erſcheinen ſollte; er wagte das nicht mehr.

So ſetzte er ſich denn hin und ſchrieb. Drei Bogen zerriß er wieder, endlich aber ward er fertig: er hatte ihre eigenen Worte geſchrieben, als habe ſie ihm dieſelben diktirt, und nur hinzugefügt, er bereue eine Taktloſigkeit, die er ohne Wiſſen begangen.

Als er den Brief ſeinem Diener übergeben, atmete er auf; aber leichter ward ihm dadurch nicht. Ob ſie ihm überhaupt antworten werde, die jedenfalls aus Rückſicht für ſeine Freundſchaft mit Krohmann ihn ſo glimpflich behandelt?

Er wartete mit fiebernder Ungeduld, und da kehrte endlich der Diener mit einem kleinen Billet zurück, das er mit bebenden Händen öffnete.

„So war's ja nicht gemeint,“ ſtand mit zierlicher Handſchrift da geſchrieben. „Ich erwarte Sie heute; Sie ſollen mit mir ſpeiſen!“

Eine Unterſchrift fehlte, aber was galt ihm die! Sie zürnte ihm nicht, das genügte, um ihn überglücklich zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Das VII. deutſche Turnerfeſt in München.

Mit Originalzeichnungen unſeres Spezialzeichners Franz [illegible].

Ein fröhliches, buntbewegtes Leben und Treiben herrſchte während der letzten Julitage in den Mauern der ſchönen Iſarſtadt München. Galt es doch, ein Feſt zu feiern, welches ganz beſonders dazu geeignet iſt, in allen Deutſchen, die in fremden Staaten und Ländern ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit mit dem großen geeinten Vaterlande von neuem zu befeſtigen und von neuem ihren Mut zu ſtählen, das Deutſchtum draußen in der Fremde trotz aller Anfechtungen freudig und wacker aufrecht zu erhalten. Das VII. deutſche Turnerfeſt war es, welches aus allen Gegenden des deutſchen Reiches und aus den meiſten Ländern Europas die deutſchen Turner in hellen Haufen am Strande der wild dahinſchäumenden Iſar verſammelt hatte. Die eigentliche offizielle Feier nahm ihren Anfang am Samstag, dem 27. Juli. Verſchiedene vorbereitende Feſtlichkeiten, die nicht den allgemeinen Charakter trugen wie die Hauptfeſttage, hatten ſchon in der vorhergehenden Woche ſtattgefunden. Den Glanzpunkt dieſer Feſtvorwoche bildete entſchieden das Maſſenturnen von 3200 Knaben der Münchener Volksſchulen auf der Feſtwieſe in Stab-, Frei- und Ordnungsübungen. Trotz des von dem unaufhörlichen Regenwetter arg durchnäßten Wieſengrundes wurden alle dieſe Uebungen mit bewunderungswürdiger Vollendung ausgeführt. Die ungeachtet des Regens und Sturmes zahlreich verſammelte Zuſchauermenge, unter der ſich auch ſchon viele fremde Turner befanden, ließ es nicht an Beifall für die wackeren Kleinen fehlen, die einen geradezu verblüffenden Feuereifer bewieſen hatten. Zur Belohnung für ihre Muſterleiſtungen wurden ihnen in der Feſthalle nach Beendigung des Schauturnens Bier und Wurſt gereicht, und es entwickelte ſich bald eine echte Münchener Fidelität unter den zukünftigen Vaterlandsverteidigern. Die Begeiſterung erreichte ihren Höhepunkt, als die Jungens plötzlich, ohne daß es ſie vorher jemand geheißen hatte, in eine patriotiſche Ovation ausbrachen, die der zufällig anweſende Prinz Leopold in tiefer Rührung entgegennahm. Nach einem ſtürmiſch ausgebrachten Hoch auf den Prinzregenten erſcholl aus den friſchen Kinderkehlen die Wacht am Rhein und die Königshymne. Gerade das Unmittelbare und gänzlich Unbeeinflußte dieſer Gefühlsäußerung machte einen gewaltigen Eindruck und verlieh dieſer Vorfeier einen beſonders erhebenden Charakter. Einen gleich großen Erfolg erzielte in der Feſtvorwoche die Variété-Vorſtellung der Münchener Turner in der Feſthalle, welche zeigte, daß die Herren neben der ernſten turneriſchen Arbeit auch in jener Art der Gymnaſtik, welche von den Berufsakrobaten geübt wird, Vorzügliches leiſten. Dieſe Vorſtellungen erfreuen ſich ſchon ſeit lange in München eines ausgezeichneten Rufes und füllen alljährlich die größten Säle der Reſidenz bis auf den letzten Platz mit der ſchau- und vergnügungsluſtigen Menge. So hatte auch diesmal die Erwartung auf etwas ganz Beſonderes halb München auf die Thereſienwieſe gelockt, ſo daß der Rieſenbau der Feſthalle in einer Weiſe überfüllt war, welche alle Erwartungen übertraf. Trotz dieſer „drangvoll fürchterlichen Enge“ jedoch und der übermütigen Bierlaune, die an

Prinz Ludwig von Bayern,
der Ehrenpräſident des VII. deutſchen Turnfeſtes.

aller Tücken berichte, verlief alles in der beſten Ordnung. Das Programm der Aufführungen beſtand aus nicht weniger als 16 Nummern, faſt durchgängig [illegible], deren ſich das beſte Varietétheater nicht zu ſchämen brauchte. Da ſah man Leitergruppierungen, Parterregymnaſtiker, Muſiker und Charakterdarſteller, Doppelreckturner, Darſtellungen von plaſtiſchen Kunſtwerken und Balletttänzer, während eine [illegible] Alpenlieder-Sängergeſellſchaft, 10 in maleriſche Gewänder gekleidete [illegible] als Clarinettruppe, eine Liederſängerin und Jodelſänger das Ohr ergötzten im Verein mit der vortrefflichen Regimentsmuſik des Infanterie-Leibregiments unter der bewährten Leitung des königlichen Muſikdirigenten Högg.

Das Ringen der Schweizer

Inzwiſchen hatten Extrazüge aus allen Himmelsrichtungen und Ländern tauſend und abertauſende von Turnern, Turnfreunden und neugierigen Fremden der bayriſchen Hauptſtadt zugeführt. Leider machte der Himmel gar kein freundliches Geſicht zu dem Feſte. Nur ſelten, und dann auch nur für ganz kurze Augenblicke, zerriß der graue naſſe Wolkenſchleier, und die Sonne beleuchtete das bunte und heitere Leben in den Straßen und auf dem Feſtplatze.

Aber ſelbſt die ſchlimmſte Witterung konnte der friſchfrommen und freien Fröhlichkeit der Turner keinen Abbruch thun. Schon auf dem feſtlich geſchmückten Zentralbahnhof empfing die Ankommenden die freudige Stimmung, die während der Feſttage alles beherrſchte. Dort waltete das Empfangskomitee ſeines ſchwierigen Amtes in einem hübſch dekorierten Pavillon. Der Andrang war aber ein ſo ungeheurer, daß man große Maſſen von Turnern ohne Willkomm und ohne Anſprache vorbeiziehen laſſen mußte, was freilich den meiſten ganz angenehm war, da ſie nicht gern im Regen ſtehen bleiben und eine lange Begrüßungsrede anhören mochten. Nur einige hatten darin mehr Glück, ſo die Amerikaner und Württemberger. Bei der Ankunft der letzteren huſchte ſogar ein ganz ſchwacher Sonnenblick durch die Wolken.

Am gleichen Tage, am Samstag den 27. Juli, dem erſten offiziellen Feſttage, waren am Morgen in drei Extrazügen die Turngäſte aus Berlin und Norddeutſchland eingetroffen und mit Begeiſterung empfangen worden, worauf der feſtliche Einzug der Neuangekommenen mit zahlreichen Fahnen und unter dem klingenden Spiel verſchiedener Muſikbanden durch die mit Flaggen und Blumen geſchmückten Straßen der Stadt erfolgte. Die Turnvereine des Algäu und vom Vorarlberg, ferner die aus den Reichslanden, aus Baden und der Pfalz, aus dem nördlichen Bayern, aus Hamburg und Prag waren bereits am vorhergehenden Tage angelangt. Im ganzen hatten 30 Sonderzüge und 56 gewöhnliche Perſonenzüge über 20,000 Turner nach München gebracht, darunter auch 22 Turner aus Moskau und dem übrigen Rußland, 40 Engländer, 22 Holländer, 12 Belgier, 20 Amerikaner, 40 Schweizer und 50 Auſtralier.

Der Hauptverkehrspunkt war natürlich der auf der Thereſienwieſe gelegene Feſtplatz, auf dem eine großartige Feſthalle errichtet war, die jedoch trotz ihrer Ausdehnung nicht Raum genug für die koloſſale Maſſe der Feſtteilnehmer bot. Durch das anhaltende Regenwetter war leider die Feſtwieſe in einen ganz unbeſchreiblichen Zuſtand gekommen, ſo daß manche Aenderungen in dem voraus feſtgeſtellten Programm der Vorführungen eintreten mußten. Außer der Feſthalle waren noch zahlreiche andere Baulichkeiten auf der Feſtwieſe errichtet, unter denen ſelbſtverſtändlich die Reſtaurationen, einige mit recht bezeichnenden Namen, wie „Zum Tatzelwurm“ und „Zum Vater Jahn“, eine hervorragende Stelle einnahmen.

Natürlicherweiſe war der Andrang des ſchauluſtigen Publikums ſchon vor dem eigentlichen Beginn des Feſtes auf der Thereſienwieſe ein ganz ungeheurer; er trug auch nicht gerade dazu bei, den durch den anhaltenden Regen aufgeweichten Grasboden zu verbeſſern. Aber ſo etwas wirkt durchaus nicht ſtörend auf die Neugier der Menge, welche allen Unannehmlichkeiten die Stirn bietet, wenn es nur etwas zu ſehen und zu hören gibt. Das konnte man recht deutlich erkennen, als am Freitag Abend Prinz Ludwig von Bayern, der älteſte Sohn des Prinzregenten und zukünftige Thronerbe, in ſeiner Eigenſchaft als Ehrenpräſident das VII. deutſche Turnfeſt durch eine glänzende Feſtrede offiziell eröffnete. Während das mehr als einmal gründlich durchnäßte Empfangskomitee am Bahnhof immer noch unermüdlich ſeines gewiß nicht ſehr beneidenswerten Amtes waltete, begann ſich die geräumige Feſthalle mehr und mehr zu füllen, ſo daß bald nicht mehr das kleinſte Plätzchen darin zu finden war. Der Saal bot in ſeiner geradezu beängſtigenden Ueberfüllung eine lebendige und handgreifliche Illuſtration des bekannten [illegible] Satzes: „Es iſt erſtaunlich, wie wenig Raum und Luft ein Menſch braucht, um zu leben.“ In dieſem Falle wurde allerdings die Aufopferung des einzelnen glänzend belohnt, denn die Rede des Ehrenpräſidenten des Turnfeſtes, der ſchon vor acht Jahren das ſiebente deutſche Bundesſchießen auf derſelben Feſtwieſe eröffnet hatte, hören zu können, war für jeden Deutſchen ein erhebender Genuß. Die Rede war gewiſſermaßen ein wichtiges politiſches Ereignis, und ſie hat denn auch nicht verfehlt, in den Blättern aller Schattierungen die lebhafteſten Erörterungen hervorzurufen. In ſchlichter und herzgewinnender Weiſe ging der Prinz von den verſchiedenen traurigen Wechſelfällen aus, denen unſer Kaiſerhaus und mit ihm das ganze deutſche Volk in den letzten Jahren unterworfen geweſen. Von mehrfachem lebhaften und anhaltenden Beifall unterbrochen, gipfelte ſeine Rede ſodann in dem patriotiſchen Zuruf an die Turner, die aus dem großen deutſchen Vaterlande ſelbſt erſchienen waren: treu feſtzuhalten an Kaiſer und Reich und einig zu bleiben. Darauf wandte ſich der Prinz an die deutſch-öſterreichiſchen Bundesbrüder in einer längeren Auseinanderſetzung, deren Höhepunkt die mit ſtürmiſchem Beifall begrüßten Worte bildeten: „Halten Sie feſt an Ihrer deutſchen Sprache und an Ihrer deutſchen Geſinnung!“ Es folgten dann nach dieſer großartigen Anſprache des Prinzen noch verſchiedene ebenfalls ſehr beifällig aufgenommene Reden von hervorragenderen Turnbrüdern, während den Schluß der ſchönen Eröffnungsfeier ein die deutſche Turnerei verherrlichendes Feſtſpiel von Felix Dahn bildete. Der nächſte Tag nahm einen troſtloſen Anfang, denn es regnete, was vom Himmel herunter fallen konnte. Die Feſtwieſe war in einem entſetzlichen Zuſtande: ſie glich einer großen Sumpflache, in die ſich niemand freiwillig hineinwagte. Von der Abhaltung irgendwelcher Feſtlichkeiten im Freien konnte natürlich gar keine Rede ſein. Rieſenplakate verkündeten an allen Ecken, daß der Feſtzug nicht ſtattfinde. Die Stimmung der Turner war infolge deſſen eine ſehr trübe; das ganze Feſt ſchien vernichtet, denn die Ausſicht auf Beſſerung des traurigen Wetters war nur ſehr gering, da der Wind ſchon ſeit mehreren Tagen aus einer böſen Richtung, aus Südweſt, blies. Man entſchloß ſich daher endlich, um wenigſtens etwas von dem für dieſen Tag angeſetzten Riegenturnen der Ausländer zu retten, ſich der vorhandenen gedeckten Räumlichkeiten, ſoweit es dieſe geſtatteten, zu bedienen. Es wurden daher die prachtvollen Turngeräte aus der Chemnitzer Turn- und Feuergerätefabrik Dietrich und Hannak auf die Feſtbühne geſchafft, und um 3 Uhr begann das Turnen. Den Reigen eröffnete der aus 6 Mann beſtehende Muſterriege der 30 Mann ſtark nach München gekommenen Bukareſter am bruſthohen Reck. Ihnen folgten, ſportmäßig gekleidet, 40 Mann Züricher, deren komplizierte

Wettlaufen

Uebungen an fünf Pferden in Reiſiform in dem wieder bis zum letzten Platze vollbeſetzten Zuſchauerraum ungeteilte Aufmerkſamkeit und lebhafte Beifallsſpenden hervorrufen. Weniger Intereſſe erregten die darnach auftretenden 7 Moskauer, welche am Barren turnten. Dagegen riſſen die 12 Keulenſchwinger aus London, dem dortigen Turnverein Orion angehörig, mit ihren vorzüglichen Leiſtungen das animierte Publikum zu lauter ungeteilter Bewunderung hin. Das Schweizer „Schwingen“ (Ringen und Lupfen) konnte nicht ganz zur Ausführung gelangen, da das Ringen auf dem Holzboden nicht möglich iſt und die Kokosmatten nur einen Teil desſelben ſchützend bedeckten. Die Züricher begnügten ſich deshalb nur mit dem ſogenannten Schulſchwingen, welches jedoch auch wegen ſeiner Originalität allgemeine Bewunderung erregte. Sehr gefiel ferner das Stab- und Keulenſchwingen der Amerikaner (Kanſas City) und das Boxen der Londoner, welches durch ſeine beluſtigenden Details die Zuſchauer ganz beſonders intereſſierte und ſie des Himmels andauernde Ungnade gänzlich vergeſſen ließ. An dieſes Wettturnen ſchloß ſich ein Sängerabend, an dem 23 Geſangvereine des bayriſchen Sängerbundes (zuſammen etwa 500 Sänger) vortrefflich zu Gehör gebrachte Geſangsvorträge zum beſten gaben. Der Vorſtand dieſes Bundes, Oberregierungsrat von Kutz, überreichte den Turnern nach einer längeren Anſprache einen Ehrenkranz, wofür Profeſſor Pöhlke-Thorn den Dank der deutſchen Turner ausſprach. So war wenigſtens ein Teil des Programms noch zur Ausführung gekommen, das übrige, namentlich der Feſtzug, mußte auf beſſeres Wetter warten. Glücklicherweiſe ſollte das nicht zu lange dauern; der Himmel fühlte Erbarmen mit den betrübten Turnern, und am Montag lachte blauer Himmel über der ſchönen und gemütlichen Bierſtadt. Wirkliche Sonnenſtrahlen, allenthalben mit lauter Freude begrüßt, ſchienen auf die froh bewegte und eifrig geſchäftige Menge herab, welche ſich beeilte, das notgedrungen Aufgeſchobene ſo ſchnell wie möglich nachzuholen. So dauerte es denn auch nicht lange, und der große Feſtzug bewegte ſich unter allgemeinem Jubel durch die feſtlich geſchmückten Straßen der bayriſchen Hauptſtadt. Den Zug eröffneten berittene Gendarmen und Feuerwehrleute, ſodann folgte mit einem martialiſchen Tambourmajor an der Spitze eine Schar von Trommlern im Turnergewand, das erſte Glied aus Kindern beſtehend, das zweite aus halbwüchſigen Knaben und ſo weiter, ſo daß die Größe der Trommler von Glied zu Glied wie die Orgelpfeifen zunahm. Daran ſchloſſen ſich Knaben, die Stangen mit Kränzen trugen. Hinter ihnen ritt ein Standartenträger, der eine Truppe von etwa 25 Turnern, ebenfalls zu Pferde, mit wehenden Fahnen in den Farben aller beim Feſte vertretenen Länder anführte. Darauf zogen in endloſer Reihe die Turnerdeputationen einher, eröffnet von den Turnern des Auslandes. Das Heer der deutſchen Turnern, welches den fremden folgte, war nach den 15 Kreiſen des deutſchen Turnerverbandes eingeteilt. Zahlloſe Fahnen, Standarten und Embleme, die verſchiedenen [illegible] bildeten das Ganze. Daran ſchloſſen ſich die ſämtlichen [illegible] die einzeln aufzuzählen zu weit führen würde. Den Schluß des rieſigen Zuges, an dem etwa 17,000 Mann mit 867 Fahnen und 911 Tafeln zur Bezeichnung der Vereine teilnahmen, bildeten die in beträchtlicher Anzahl erſchienenen bayriſchen Turner. 11 Uhr 52 Minuten erreichte die Spitze des Zuges den Feſtplatz, während die letzte Abteilung erſt 3½ Uhr eintraf. Die Feſtwieſe bot nun ein prächtiges, farbenfreudiges Bild, leider nicht für lange, da der Himmel ſchon wieder ein böſes Geſicht machte. Deshalb verweilte auch der Prinzregent, der mit dem Prinzen Ludwig und Rupprecht, ſowie anderen Mitgliedern des königlichen Hauſes nach Beendigung des Zuges auf der Feſtwieſe erſchienen war und der Fortſetzung des Muſterriegenturnens zugeſehen hatte, nicht ſehr lange unter der ihn enthuſiaſtiſch begrüßenden Menge. Am Abend um 8 Uhr fand dann das Feſtmahl ſtatt, an dem gegen 600 Gäſte an 11 langen Tafeln teilnahmen und das durch eine Anzahl begeiſterter Reden gewürzt wurde, deren erſte, von dem ſtellvertretenden Präſidenten Pöhlke-Thorn gehalten, in beredten Worten den erlauchten Protektor des Feſtes, den Prinzregenten, feierte. Brauſendes dreifaches „Gut Heil“ ertönte am Schluſſe der Rede, worauf die bayriſche Nationalhymne von den verſammelten Gäſten unter den Klängen der Muſik ſtehend geſungen wurde. Dann beſtieg der erſte Bürgermeiſter der Stadt, Dr. von Widenmayer, die Rednertribüne zu einer oft von ſtürmiſchem Beifall unterbrochenen Rede auf den deutſchen Kaiſer und forderte zum Schluſſe zu einem dreifachen „Gut Heil“ auf. Jubelnd fiel die Verſammlung in den Ruf ein und ſang darauf die Wacht am Rhein, die auch von den zuſchauenden Gäſten auf der Galerie mitangeſtimmt wurde. Damit hatte das Feſt ſeinen Höhepunkt erreicht, aber noch keineswegs ſein Ende. Vollendete, Mut und Kraft beweiſende Vorführungen der verſchiedenſten Art, von denen beſonders das Ringen großes Intereſſe erregte, folgten in den nächſten Tagen. Zahlreiche Preiſe wurden den Beſten zu teil, und nur ſchwer trennten ſich die meiſten endlich von dem ſchönen Iſar-Athen, um zu Hauſe die herrlichen Tage noch oftmals in der Erinnerung zu durchleben, die ihnen immer wieder und wieder die erhabene Größe ihres deutſchen Vaterlandes zum Bewußtſein gebracht, für die auch die über alle europäiſchen und viele überſeeiſchen Länder verbreitete Gemeinſchaft der deutſchen Turner von ihrem Beſtehen an gewirkt hat und für die alle ihre Turnbrüder noch heute bereit ſind, Gut und Blut einzuſetzen. H.

Das Boxen der Engländer

Der Stabreigen der [illegible]

Die Phrenologie.

Von

Auguſt Riemann.

(Schluß.)

17) Der Sinn für Hoffnung liegt zu beiden Seiten des Organs der Frömmigkeit ausgeprägt. Die frohe Zuverſicht auch im Unglück bedeutet die Stärke, die Schwermut auch im Glücke, welche bis zum Wahnſinn führen kann, bedeutet die Schwäche dieſes Organs, wie die Stärke des Sinnes der Vorſicht zum Verfolgungswahn führen kann. Beim Fürſten Bismarck iſt dieſes Organ ſchwach entwickelt; bei allen ſeinen Erfolgen ſieht der Fürſt die Lage der Dinge ſtets als Peſſimiſt an, gerade wie Schopenhauer. Beiläufig bemerkt, liefert ein jeder Philoſoph in ſeinem Syſtem eine Beſchreibung ſeines eigenen Kopfes. Objektive Wahrheit kommt nur der Phrenologie zu, und Plato iſt der einzige Philoſoph, dem die Phrenologie nicht widerſpricht.

18) Das Organ des Glaubens liegt vorwärts von 17). Ungemein deutlich prägen ſich ſchon im täglichen Umgang die Unterſchiede zwiſchen ſolchen Leuten aus, die auf Glauben hinnehmen, ja ſogar für das Wunderbare ſchwärmen, und ſolchen Leuten, die alles erſt unterſuchen. Schon bei Kindern unterſcheidet man ſolche, welche Märchen lieben, von denjenigen, welche dadurch gelangweilt oder abgeſtoßen werden. Die orientaliſchen Völker haben dieſen Sinn im allgemeinen ſtärker als die abendländiſchen.

19) Idealität iſt in dem Organ der vorderen Stirnecken ausgedrückt, die bei Schiller und Ludwig II. von Bayern ſo mächtig heraustreten. Sie verleiht dem Künſtler den edlen Schwung und charakteriſiert ſich am deutlichſten in der Liebe des Dichters zu einem häßlichen und einfältigen Mädchen, indem ſie nämlich aus eigener Schönheit den Gegenſtand der Neigung mit Glanz umkleidet. Nur in dieſem Sinne iſt es wahr, daß Liebe blind macht, denn gute Geſchäftsleute wiſſen in der Liebe gerade ſo praktiſch zu wählen wie in anderen Dingen.

20) Sinn für Scherz, ebenfalls in den Stirnecken ausgedrückt. Voltaires Kopf iſt hiefür charakteriſtiſch. Je nach den übrigen Geiſtesthätigkeiten fördert dieſer Sinn Humor, Ironie, Satire, ſchlechte, ſowie gute Witze zu Tage. Wenn wir Leuten begegnen, die keinen Scherz verſtehen, während andere dafür ſehr empfänglich ſind, ſo liegt der Grund hier und nicht an ihrer Klugheit im allgemeinen.

21) Nachahmungsſinn, Tieren wie Menſchen leicht bemerklich innewohnend, drückt ſich in dem Organ zu beiden Seiten des Organs des Wohlwollens aus. Dr. Gall fand bei großen Schauſpielern gleichſam aufgeſetzt auf den Schädel dies Organ, welches den Trieb und die Fähigkeit der nachahmenden Darſtellung anzeigt. Wenn nicht alle Schauſpieler Devrients und Ekhofs werden, nicht alle koketten Weiber das Zeug zu einer Lady Hamilton haben, ſo liegt das nicht an der Erziehung und dem Fleiß des Studiums, ſondern die Natur ſpricht als Souverän.

Wir kommen nunmehr zu den Verſtandesſinnen und fangen mit den niederen an, welche ſämtlich um die Augen gruppiert liegen.

Zunächſt 22) Der Gegenſtandſinn liegt über der Naſenwurzel ausgeprägt. Wollen wir uns auf etwas beſinnen, ſo legen wir unwillkürlich den Zeigefinger ſofort auf die Stelle, wo dies Organ ſitzt. Wir haben alle ſchon Leute kennen gelernt, die gleichſam geborene Polizeibeamte ſind, indem ſie auf den erſten Blick alles bemerken, während andere durch die Welt und das Leben gleichſam torkeln, den Wald vor Bäumen nicht ſehen und beim beſten Willen beſtändig geſellſchaftliches Unheil anrichten.

23) Geſtaltſinn, der das Perſonengedächtnis mit ſich bringt und dem Porträtmaler wie Bildhauer am notwendigſten iſt, drückt ſich im inneren Augenwinkel auf beiden Seiten aus. Die weit auseinanderſtehenden Augen bedeuten Stärke, die naheſtehenden Schwäche dieſes Organs. Es gibt Leute, die einen Kellner, der ihnen vor zwanzig Jahren ein Glas Bier gebracht hat, wieder erkennen, andere verwechſeln ihre Bekannten und empfinden es peinlich, wenn ſie nach kurzer Zeit ſchon das Geſicht eines Menſchen, dem ſie Verbindlichkeiten ſchulden, nicht „hinzubringen“ wiſſen. Vergeblich wird der beſte Maler, dem die Augen nahe aneinanderſtehen, verſuchen, ein gelungenes Porträt zu machen.

24) Raumſinn, neben Geſtaltſinn ausgedrückt, läßt uns die Dimenſionen der Breite, Höhe und Tiefe erfaſſen und gibt das ſogenannte Augenmaß.

25) Wägeſinn, weiter nach der Mitte des Bogens zu organiſiert, läßt uns das Gleichgewicht halten, macht die guten Reiter, Fechter, Tänzer, Seiltänzer, Jongleure, gibt den Bewegungen die Leichtigkeit und Sicherheit. Viele Leute ſtolpern ihr Leben lang ſehr gegen ihren Wunſch ſtets wieder über die eigenen Füße.

26) Farbenſinn. Das Organ läßt, wenn es ſtark iſt, die Augenbrauen hoch gewölbt erſcheinen, wie bei van Dyck und Rubens. Es iſt eine bemerkenswerte Erſcheinung, daß die Bewohner der ſonnigen Länder mehr Farbenſinn und höher geſchwungene Brauen haben als die Bewohner der nördlichen Gegenden. Man vergleiche den halbkreisförmigen Bogen beim Chineſen, welcher bereits die ſchreienden Farben liebt, im Gegenſatz zu den geraden Brauenlinien des Engländers. Die Farbenblindheit beruht auf der Kleinheit dieſes Organs. Zum großen Maler gehören vor allem drei Stücke: Einheitsſinn, Farbenſinn und Geſtaltſinn ſtark entwickelt.

27) Ortſinn. Das Organ liegt in den inneren Augenbrauenecken etwas oberhalb und zu beiden Seiten von 22). Das tägliche Leben zeigt uns ſehr oft Leute, die ſich leicht und ſchnell in einer Stadt, einer Gegend zurechtfinden, im Gegenſatz zu denjenigen, die ſich auch noch in bekannten Straßen verirren. Wo das Organ ſehr ſtark iſt, macht es den ruheloſen Wanderer, den Vagabunden, den großen Reiſenden und Erforſcher unbekannter Länder, den Feldherrn. Napoleon I. beſaß dies Organ in eminentem Maße. Gleich einem Berggebirge ſtehen die inneren Ecken ihm über den Augen, und man weiß, daß ein kurzer Ueberblick über das Terrain ihm alle Geheimniſſe des Schlachtfeldes verriet. Dieſer Sinn verlockte ihn zu den extravaganten Unternehmungen in Aegypten und Rußland. Dieſelbe Bildung der inneren Augenbrauenecken zeigt das berühmte Bild des Kolumbus von Niccolo Barabino im Turſiſaale zu Genua.

28) Zahlenſinn, prägt ſich in den äußeren Ecken der Augenbrauenbogen aus. Die guten und die ſchlechten Rechner ſind nach der Stärke dieſes Sinnes, deſſen Organ, wenn es ſtark iſt, die Augen etwas ſchief nach innen drückt und dem Kopfe von vorn ein viereckiges Anſehen gibt, zu unterſcheiden. Daſe iſt dadurch bekannt, daß er vielſtellige Zahlen im Kopfe leicht multiplizierte, eine Handvoll Erbſen, die hingeworfen wurden, ſofort der Zahl nach richtig angab, ebenſo die Buchſtabenzahl einer ihm vorgehaltenen Druckſeite. Dagegen war er ein ſchwacher Mathematiker. Bei Erkrankung dieſes Organs ſtellt ſich der eigentümliche Wahnſinn ein, bei welchem der Kranke unaufhörlich zählt oder beſtimmte Zahlen aus dem Gedächtnis verliert.

29) Ordnungsſinn, hat ſein Organ zwiſchen 28) und 26). Auch hier zeigt das tägliche Leben den Unterſchied zwiſchen der Ordnungsliebe, welche bis zur Manie bei manchen Frauen führt, und deren Gegenſatz. Beide Eigenſchaften finden ſich bei verſtändigen, tugendhaften wie bei albernen und ſchlechten Menſchen.

30) Thatſachenſinn zeigt, wenn er ſtark iſt, die ausgewölbte Mittelſtirn, charakteriſtiſch bei Katharina II. und Bismarck. Die richtige Beurteilung aller Verhältniſſe der umgebenden Welt im Gegenſatz zu den beſtändigen Irrtümern des unpraktiſchen Menſchen geht aus dieſem Sinne hervor und ſteigert ſich bis zur Divinationsgabe. Es gibt Menſchen, welchen alles gelingt, im Gegenſatz zu den ſogenannten Pechvögeln, und man ſpricht deshalb von Glück und Unglück. Aber es hat alles ſeine natürliche Ordnung, und das ſogenannte Glück, zum Unterſchied vom Seelenfrieden, wird dem Menſchen in der Stärke des Thatſachenſinnes verliehen.

31) Zeitſinn, bei Tier und Menſch deutlich zu unterſcheiden, hat ſein Organ zu beiden Seiten von 30). Es gibt Leute, welche, wie man zu ſagen pflegt, die Uhr im Kopfe haben, im Gegenſatz zu den Unpünktlichen. Auch das Gefühl für Rhythmus entſpringt dieſer Fähigkeit. Der Hund und auch viele nicht gezähmte Tiere haben eine angeborene Kenntnis beſtimmter Zeiten und Stunden, nach der ſie ihr Leben ordnen. Wenn man von Inſtinkt ſpricht, ſo gebraucht man ein Wort, welches entweder auch für den Menſchen gilt oder überhaupt nichts ſagt.

32) Muſikſinn, deſſen Organ nahe bei denen des Zeitſinns und Zahlenſinns in der Schläfe liegt, iſt Tier und Menſch in verſchiedener Stärke angeboren. Wer das Orcheſterperſonal des Gewandhauſes in Leipzig und der Philharmoniſchen Geſellſchaft in Berlin genau betrachtet, dem wird die Gleichförmigkeit der breiten Mittelſtirn bei allen Muſikern ſehr auffallend ſein. Mit großer Idealität und großen Denkkräften vereinigt erzeugt dieſer Sinn Symphonien, mit großen Gemütskräften die Oratorien und mit Sinn für Scherz die komiſchen Opern. Daß dieſer Sinn und nicht etwa das Ohr den Muſiker macht, beweiſt Beethoven, der ſchließlich ſtocktaub war, die herrlichſten Tonſchöpfungen aber im Gehirn trug. Es gibt dagegen Menſchen, denen jede Muſik nur ein überflüſſiges oder gar läſtiges Geräuſch iſt.

33) Wortſinn, prägt ſich in ſeiner Stärke durch die Glotzaugen aus, da das Organ gerade hinter den Augen liegt. Dr. Gall behandelte eine Frau in Wien, welche durchaus verſtändig war und ihre Kinder gut erzog, aber kein Wort ſprechen konnte bis an ihren Tod. Da ihre Sprachorgane völlig normal waren, ſezierte Gall ihren Schädel und fand, daß die Augenhöhlenplatten ſo hoch aufgewölbt waren, daß ſie die Stelle einnahmen, wo die dritte Gehirnwindung hätte liegen müſſen. Dieſelbe Beobachtung machte Gall an den Schädeln mehrerer Wahnſinnigen, welche gar nicht oder ſehr wenig ſprachen. Dagegen kannte Gall eine Frau in Straßburg, welche, ohne eine Zunge zu beſitzen, ſehr deutlich ſprach, und einen Mann in Paris, dem eine Haſenſcharte den ganzen Gaumen der Länge nach geſpalten hatte und der dennoch am Reden nicht verhindert wurde. Die geſchwätzigen und die ſchweigſamen Leute unterſcheiden ſich nach der Stärke dieſes Sinnes. In jeder Geſellſchaft, an jedem Stammtiſch gibt es einzelne, welche das große Wort führen, nicht etwa, weil ſie geiſtig bedeutender wären, ſondern weil ſie die Gabe der Rede mehr beſitzen als die anderen. Ein ſchlagendes Beiſpiel für die Wirkung dieſes Sinnes bietet Gambetta, welcher ſtarkes Selbſtgefühl, ſtarke Beobachtungsorgane und Glotzaugen hatte. Mit dieſen Mitteln beherrſchte er Frankreich, obwohl ſein Gehirn ſich bei der Sektion nur etwa 1100 Gramm ſchwer zeigte.

In der Oberſtirn liegen 34) und 35), Vergleichungsvermögen und Schlußvermögen, die Spitze und Krone der intellektuellen Thätigkeit. Der Kopf des Sokrates mit der koloſſalen Ausweitung der Oberſtirn iſt charakteriſtiſch für die Stärke dieſer Fähigkeiten, welche den Philoſophen machen. Dazu kamen bei Sokrates die Glotzaugen, und dieſem Munde vermochte kein Sophiſt zu widerſtehen. Die Athener ſahen ſich genötigt, Sokrates zu vergiften, um ihn zum Schweigen zu bringen. Das Organ des Vergleichungsvermögens liegt in der Mitte. Beim Dichter, beim Denker, beim Prediger gibt ſich in der glücklichen Wahl der Bilder die Stärke dieſes Sinnes am leichteſten zu erkennen, während die unerbittliche Logik, ein Satzgefüge, zwiſchen das man keine Meſſerklinge bringen kann, die Stärke des Schlußvermögens anzeigt.

Und es ſei nunmehr zum Schluſſe geſagt, daß einerſeits die Phrenologie eine Kunſt iſt, indem nur wenigen Menſchen ſo wie Gall und Scheve die Fähigkeit verliehen iſt, aus der Vielfältigkeit der ſichtbaren und greifbaren Organe das richtige Charakterbild des Individuums zu konſtruieren, daß ſie andererſeits aber eine Wiſſenſchaft iſt, und zwar die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, weil ſie die Grammatik des Geiſtes, die Naturwiſſenſchaft der Seele iſt. Es ſei auch noch erwähnt, daß es wohl auf der Hand liegt, aus welchen Gründen die Phrenologie ſo viele Gegner hat. Denjenigen aber, welche mit dem Megillos fragen möchten: „Setzeſt Du uns denn das Menſchengeſchlecht nicht ganz und gar herab, indem Du die Menſchen zu Marionetten machſt?“ denen ſei mit Plato erwidert: „Halte mir das zu gute, denn ich dachte an die Gottheit, und mit ihr verglichen erſcheint mir der Menſch ſo, wie ich ſprach.“

Vor dem Beduinenzelt.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Mein nächſter Nachbar neben mir wohnt hundert Meilen weit von hier,“ ſo ſang, wenn ich nicht irre, Zedlitz in ſeinen „Beduinen“, und ſie ſind dennoch Nachbarn, die Bewohner des weiten Sandmeers, denn das Roß, der „Trinker der Lüfte“, iſt das treue Band zwiſchen ihnen, das Roß und das „Mahari“, das Rennkamel, die beide keine Entfernungen kennen, ihnen zu ihren Freuden, ihren Spielen, ihren Kriegszügen dienen und ſo zu ſagen mit zu ihrer Familie gehören.

Troſtlos erſcheint dem europäiſchen Reiſenden das Leben dieſer Nomaden, wenn er von den Höhen der kleinen oder großen Sahara die weiten öden Strecken überſchaut, die nur in kaum abſehbaren Fernen von einem „Marabu“, dem Grabe eines Heiligen auf wellenförmiger Erhöhung, von Weideplätzen, Palmen- oder Tamarindenhainen und den Duars, den beweglichen Zeltdörfern, unterbrochen werden, und dennoch haben dieſe letzteren ihre Poeſie, die nicht nur in den uralten bibliſch-patriarchaliſchen Sitten, ſondern namentlich auch in dem vertraulichen Zuſammenleben mit der Tierwelt beſteht.

Der Saharier ſucht ſeine Weideplätze, die er ſich ſelbſt an Stellen ſchafft, an welchen eine Quelle zur Befruchtung des dürren Bodens dienen kann; dort ſät er, dort erntet er, bricht dann nach Belieben ſeine Zelte ab, die das Kamel tragen muß, und zieht weiter, um neue Weideplätze zu finden. Ihm perſönlich dient die treue Stute, die ſeine Worte verſteht, die ſich, wenn er auf weiten Zügen begriffen iſt, mit ein wenig Wüſtengras, mit Dattelfrucht und einer Handvoll Gerſte oder Hafer begnügt, und von ihm unzertrennlich iſt. Sie liegt vor ſeinem Zelt, ſpitzt lauſchend die Ohren, auf die lebhafte Unterhaltung drinnen horchend, als ob ſie ſie Wort für Wort verſtehen könnte, und ſpielt in den ſtehenden Duars, in den ſogenannten „Ksars“, den Wüſtenſtädten, mit den zahmen Straußen und den jungen Kamelen.

Seinen Biographen und größten Lobredner hat dies genügſame, unermüdliche und in ſeiner Schnelligkeit unvergleichbare Tier in dem General Daumas, dem früheren Gouverneur von Algerien, gefunden, der in ſeinen Büchern: „Die Pferde der Sahara“ und „Die große Wüſte“, von all ſeinen Tugenden erzählt. Wer die ſahariſche Stute ſieht, abgemagert, mit hohlen Flanken, träg, ein Gerippe, der möchte ſie für die elendeſte Mähre halten; aber ſie lebt erſt, wenn ſie ihren Reiter trägt, und für den Kenner iſt es ein wunderbarer Anblick, ſie in der „Fantaſia“, den Reiterſpielen der Beduinen, zu ſehen, wie ihr Inſtinkt ſie zur freiwilligen Teilhaberin dieſer Spiele und der kriegeriſchen Tugenden ihres Herrn macht. Das Roß und der Beduine ſind immer eins; einen andern als ſeinen Herrn verſteht das erſtere nicht leicht. Schreiber dieſes ließ es ſich bei längerem Verweilen in einem Duar eines Tages einfallen, der Stute ſeines Wirtes, mit der er häufige Ausflüge gemacht, die hohe Schule beibringen zu wollen. Sie ſetzte ihn, als ihr dies unbequem ward, in ſcharfem Ritt aus dem Sattel, umkreiſte den noch Daliegenden dann in der wohlwollendſten Abſicht und ſchnüffelte ihm über dem Geſicht herum, als wollte ſie ſagen: „Dergleichen iſt bei uns nicht Mode, lieber Freund!“

M.

Die kaiſerliche Hofküche in Wien.

Von

Ida Barber.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Nicht mit Unrecht pflegt man zu ſagen, daß man nach der Art der Küchenführung auf die Umſicht, den Ordnungsſinn, die Intelligenz der Hausfrau ſchließen könne. Weiß eine Frau ſich die Ergebniſſe der neueren Forſchungen dienſtbar zu machen, in ihrem chemiſchen Laboratorium, vulgo Küche genannt, mit Verſtand und Umſicht zu walten, ſo iſt ihr der ſonſt nur dem Dienſtperſonal unterſtehende Küchenraum keineswegs ein Ort, in dem zu weilen unter ihrer Würde iſt. Die chemiſch-phyſikaliſchen Vorgänge in der Küche haben für alle diejenigen, die ſie zu beurteilen wiſſen, einen hohen Wert. Selbſt ſchöngeiſtig beanlagte Damen, die gern ſtundenlang in goldgeränderten Büchern blättern oder ihres Herzens unverſtandenes Sehnen in Tönen auszuhauchen lieben, geſtehen gar oft, daß ſie dem prickelnden Reiz, auch einmal in einer gut eingerichteten, nach allen Anforderungen der Neuzeit geleiteten Küche mitzuthun, nicht widerſtehen können. Von vielen gekrönten Frauen erzählt man, daß es ihnen gerade wie der einfachen Hauswirtin Vergnügen macht, ihr Kücheninventar blank und zweifelsohne zu ſehen, ihre Geſchirr- und Wäſchekammern zu kontrollieren, beſchädigte Gegenſtände durch neue erſetzen zu laſſen.

Zu den ſeither ungekannten Tugenden der öſterreichiſchen Kaiſerin Eliſabeth gehört auch die, daß ſie in angedeutetem Sinne eine ganz vorzügliche Hausfrau iſt.

Als ich einſt gelegentlich eines Hoffeſtes, zu deſſen Vorbereitungen der ganze Küchenſtab in Aktion getreten war, Veranlaſſung hatte, die Küchen-, Keller- und Vorratsräume der kaiſerlichen Hofburg in Augenſchein zu nehmen, ſtaunte ich, als man mich aufmerkſam machte, was da alles auf ausdrücklichen Wunſch der Kaiſerin ſo oder ſo geordnet war; die Geſchirrverwalterin hat der Kaiſerin nach jedem größeren Hoffeſte Mitteilungen über das Inventar zu machen; Kochgeſchirre, die ſich als unpraktiſch erweiſen, werden entfernt und durch ſolche, die nach den neueren Syſtemen gefertigt ſind, erſetzt, alle Schäden ausgeglichen.

Die Geſchirrkammer der kaiſerlichen Hofküche iſt eine Sehenswürdigkeit. Das leuchtet an ſämtlichen Wänden wie eitel Gold und Silber. Ueberall ſind vom Boden bis zur Decke reichende Geſtelle angebracht, auf denen der Größe nach die verſchiedenen Töpfe, Pfannen, Tiegel, Kaſſerolen und ſo weiter geordnet ſind. Man ſieht Suppentöpfe ſo groß, daß man ein zehnjähriges Kind hineinſtellen kann, ohne daß der Kopf hervorſieht, Bratpfannen mit Spießvorrichtungen, die mehr als ein Meter Quadrat haben, allerhand Dampf- und Kochtöpfe neueſter Konſtruktion, die wahre Wunder der Kochkunſt wirken ſollen.

Unſer Blick ſtreift den Nebenraum, in dem der eigentliche Kochprozeß vor ſich geht. Das duftet und brodelt, als ob alle kulinariſchen Genüſſe der Welt hier hergeſtellt werden ſollten; etwa zwanzig Köche in den obligaten blendend weißen Uniformen ſind an den Koch- und Bratöfen beſchäftigt; an langen weißen Tafeln, die in der Mitte des weiten Küchenraumes angebracht ſind, warten die gleichfalls in Weiß gekleideten Köchinnen ihres Amtes, überall bietet ſich ein Bild regſter Geſchäftigkeit, unermüdeten Fleißes. Beſonders intereſſant iſt es, den Mehlſpeisköchinnen zuzuſehen. Berge von Roſinen, Korinthen, Marmeladen verſchwinden in Eigelb und Schnee unter ihren flinken Händen. An beiden Enden des großen Küchenſaales ſind die Bratſpießvorrichtungen angebracht; etwa fünfzig Stück Geflügel können an einem Spieß, der in raſender Schnelle kreiſt, gebraten werden. Ein Koch iſt mit dem Drehen des Spießes, ein anderer mit dem Wenden, ein dritter mit dem Begießen beſchäftigt. Der herabfließende Saft ſchimmert wie bräunliches Gold. Rechts und links längs der Küchenwände ſtehen Dutzende von Wärmöfen (Rechauds), die die fertigen Speiſen aufnehmen; in dieſen Rechauds, die eine Innenfeuerung haben, werden die Gerichte hierauf in die Säle getragen und dort dem Anrichtedienſt übergeben. Auf langen Tafeln wird hier tranchiert; dann kommen die Speiſen in die Rechauds zurück, in denen ſie, bis ſie zur Tafel kommen, verbleiben. Es gilt eben als ein Uebelſtand, daß die kaiſerliche Küche keine Aufzüge nach modernem Syſtem hat.

Bei großen Hoffeſten iſt der ganze Küchenſtab vom Oberſthofküchenmeiſter bis zum letzten Küchenjungen Tage zuvor in emſiger Thätigkeit. Die Herren Küchenchefs halten in dem großen Beratungsſaal ihre Sitzungen, ſtellen das Menü feſt, beraten oft ſtundenlang mit feierlichem Ernſt über die beſte Art der Herſtellung. Dann hat der Proviantchef ſeine Anſchaffungen zu machen, denn wenngleich die kaiſerliche Vorratskammer glänzend beſtellt iſt, es zeigen ſich doch Lücken, die ergänzt ſein wollen. Eine Muſterung der kaiſerlichen Speiſekammern macht uns mit allem bekannt, was auf dem Gebiete der Konſerven, Extrakte und ſo weiter aus aller Herren Ländern vorhanden iſt. Einen hervorragenden Rang nehmen die Liebigſchen Präparate, namentlich Liebigs Fleiſchextrakt, ein, der, wie man uns mitteilt, ſelbſt bei Hof als beliebte Würze gilt. Da ſind auf langen Stellagen und hohen Etagèren weiße Porzellantöpfe in allen Größen, die den Namenszug des berühmten Chemikers tragen. Sie wurden, wie man uns erzählte, auf beſonderen Wunſch der Kaiſerin beſtellt.

Eine Fülle des wirklich Schönen birgt die kaiſerliche Geſchirrkammer; man möchte ſagen: Jedes einzelne Stück ein Bijou. Wir bewundern die koſtbarſten alten Sèvresſervices, Rokoko- und Renaiſſanceſchüſſeln, reich vergoldete Karlsbader Porzellane, unter denen namentlich die aus den Birkenhammer Fabriken der Firma Fiſcher & Mieg durch beſondere Schönheit auffallen. Die Kaiſerin iſt eine Freundin dieſer Porzellane und hat ſelbſt gelegentlich der Wiener letzten Jubiläumsausſtellung namhafte Einkäufe bei genannter Firma gemacht.

Die Wäſche- und Linnenſchätze der kaiſerlichen Kammer ſind ſo zahlreich und ſehenswert, daß es ſich lohnte, ihnen eine beſondere Beſprechung zu widmen. Die feinſten ſeidenen Damaſtgedecke mit kunſtvoll geſtickten à jour-Tiſchkanten, letztere aus Kongreßſtoff und Madeiraſpitzen zuſammengeſetzt, herrliche Gebildwebereien in Jacquard- und Leinendamaſt mit eingewebtem Silbermonogramm, Tafeltücher, in altdeutſcher Technik geſtickt, auch ſolche mit paſſenden Sinnſprüchen geziert, die zumeiſt von feinem Humor durchgeiſtigt ſind, feſſeln unſere Aufmerkſamkeit.

Jede einzelne Kammer unterſteht einer Vorſteherin, die nach beendeter Feſtlichkeit ein Inventar aufzunehmen und der Kaiſerin Bericht zu erſtatten hat. Die hohe Frau bezeugt das eingehendſte Intereſſe für alles, was ihren Haushalt, namentlich aber ihr Küchendepartement betrifft. Iſt ein Hoffeſt wohlgelungen, haben Küche und Keller das Ihrige gethan, war alles ſo reichlich und gut, daß die Gäſte nach althergebrachter Sitte die koſtbaren Kuchenbäckereien noch mit heimnahmen, um den Ihrigen einen kulinariſchen Gruß der hohen Frau mitzubringen, dann pflegt die Kaiſerin jedesmal Belohnungen für treue Mühewaltung zu erteilen. Nicht nur dieſer Zug, ſondern auch die Thatſache, daß alles, was von der Hoftafel übrig bleibt, in die Spitäler geſchickt wird, zeugt davon, daß Oeſterreichs Kaiſerin ein warmes Herz hat und eine ebenſo gute Hausfrau wie treffliche Kaiſerin iſt.

Literatur

— **Die Ausſöhnung zwiſchen Idealismus und Realismus** iſt es, die Friedrich Lange in ſeinem modernen Epos „Lothar“ (Hamburg, Verlagsanſtalt, vormals Richter) anſtrebt, und er ſchlägt ſowohl in der Anordnung des Inhalts als in der Wahl der Form die richtigen Wege zu dieſem Ziel ein. Sein Held iſt eine begabte und edel angelegte Natur, die zunächſt durch die Berührung mit dem Gemeinen angewidert wird und es entrüſtet von ſich weiſt, dann aber, durch heißes Temperament und äußere Lockungen verleitet, ſelbſt der menſchlichen Schwäche ihren Tribut zollt und hart am Untergang vorbeiſtreift. Aber gerade im Augenblick der letzten Entſcheidung gewinnt ſein beſſeres Ich den Sieg, und geläutert kehrt er in die Arme ſeines liebenden und vergebenden Weibes, auf die Bahnen erhebenden Gottesglaubens und treuer Pflichterfüllung zurück. Dieſen in reichgegliederte Handlung umgeſetzten Grundgedanken führt der Dichter in einer ſechszeiligen Strophe durch, die in gelungener Weiſe muſikaliſchen Wohllaut mit einer vor Eintönigkeit ſchützenden Freiheit der Anlage und Behandlung verbindet. So geſtaltet ſich das Ganze zu einem ſtimmungsvollen Kunſtwerk, das ebenſoſehr durch natürliche Friſche und Lebenswahrheit der Erfindung und des Ausdrucks als durch gediegenen Gehalt erfreut und erhebt.

— **Von Heinrich Kruſe, dem Dichter der „Gräfin“,** iſt eine neue Tragödie: „Arabella Stuart“, erſchienen, die in London 1611 ſpielt. Dem Verfaſſer kommt es zu ſtatten, daß er durch langen Aufenthalt in England mit Land und Leuten vertraut iſt. Die Kritik hat das Drama beifällig aufgenommen, ja, manche halten es für das beſte Werk des Dichters. Von ſeinem Trauerſpiel „Roſamunde“ iſt in Moskau eine ruſſiſche Ueberſetzung herausgekommen.

— **Neben der von „Ueber Land und Meer“ ausgegebenen** „Feſtſchrift zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Seiner Majeſtät des Königs Karl von Württemberg“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt), die, wie ſchon früher erwähnt, das Leben und Wirken des hohen Jubilars in klarer, warmer und mit reichem Bilderſchmuck ausgeſtatteter Weiſe zur Darſtellung bringt, hat dieſes Jubiläum auch noch andere litterariſche Publikationen im Gefolge gehabt. Heute wollen wir auf eine verweiſen, die ähnliche Ziele wie die vorgenannte auf breiterer Baſis und in dem entſprechend koſtſpieligerer Entfaltung verfolgt. Sie betitelt ſich: „Württemberg und ſein König, 1864—1889“ (Stuttgart, Süddeutſches Verlags-Inſtitut), und enthält außer dem von Prälat Dr. Karl von Gerok geſchilderten perſönlichen Lebensgang König Karls eine umfaſſende Ueberſicht über die Entwicklung Württembergs in den letzten fünfundzwanzig Jahren, in einzelne, von Fachſchriftſtellern behandelte Abſchnitte gegliedert. Die planvolle Vereinigung der aus den Federn von mehr als zwanzig Mitarbeitern gefloſſenen Beiträge zu einem harmoniſchen Ganzen macht dem Herausgeber, Profeſſor Dr. A. Baur in Stuttgart, alle Ehre, und die Ausſtattung des mit Illuſtrationen von Profeſſor Hans Kolb geſchmückten Buches wird durch würdige Faſſung dem ſorgfältig ausgearbeiteten Inhalt und der feſtlichen Beſtimmung gerecht.

— **In recht anziehender Weiſe hat Max O'Rell in einem** Band unter dem Titel: „Bruder Jonathan und ſein Land“ (Stuttgart, J. Engelhorn) die Eindrücke wiedergegeben, die er während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten empfangen. Es iſt über Amerika und die Amerikaner ſchon ſo viel geſchrieben worden, daß man füglich nicht erwarten kann, in jedem neuen Buch nur Neues zu erfahren. So iſt auch vieles in dem vorliegenden Werk längſt allgemein bekannt, doch gewinnen wir andererſeits auch wieder manchen neuen Einblick in Kreiſe und Verhältniſſe, die noch wenig geſchildert worden und deshalb nicht ſo offenkundig ſind. Ueberall aber finden wir neben charakteriſtiſchen Anekdoten treffende Schilderungen und Bemerkungen, die uns ein klares, ſcharf umriſſenes Bild von der amerikaniſchen Geſellſchaft geben. Das Buch iſt deshalb, obſchon der Verfaſſer ſich dagegen verwahrt, es als eine ernſte Studie aufgefaßt zu ſehen, nicht ohne kulturgeſchichtlichen Wert. Was dasſelbe aber ganz beſonders leſenswert macht, das iſt die angenehme, humoriſtiſche Art und Weiſe der Darſtellung, durch die man vom Anfang bis zum Schluß unterhalten und gefeſſelt wird.

— **Welche Wandlungen der Holzſchnitt durchlaufen hat,** bis er auf der heutigen Stufe ſeiner vielſeitigen Wirkſamkeit anlangte, davon wird das Werk: „Meiſterholzſchnitte aus vier Jahrhunderten“, herausgegeben von Georg Hirth und Richard Muther (München und Leipzig, G. Hirths Kunſtverlag), wenn es erſt einmal in ſeiner Vollendung vorliegen wird, anſchauliches Zeugnis ablegen. Schon jetzt bieten die bisher erſchienenen 5 Lieferungen ein äußerſt intereſſantes Material aus den Zeiten von den erſten Anfängen der Holzſchneidekunſt bis ins vorige Jahrhundert. Daß die Auswahl eine kunſtgeſchichtlich vortreffliche iſt, braucht bei der vielbewährten Tüchtigkeit der beiden Herausgeber kaum erwähnt zu werden.

— **„Woerls Reiſehandbücher“ ſind abermals um einen** „Führer durch den Taunus“ und einen „Führer durch die Bergſtraße und ihre Umgebung“ (Würzburg, Wien, Leo Woerl) bereichert worden. Beide ſind mit Karten und Plänen ausgeſtattet, und eine beſonders angenehme Beigabe des zweitgenannten Führers bildet das panoramenartige Vogelſchaubild der Bergſtraße von Heidelberg bis Darmſtadt.

Notizblätter.

Bühne.

— **Die Wettinfeier brachte im Neuen Theater zu Leipzig** die Aufführung eines eigens für dieſen Zweck gedichteten geſchichtlichen Dramas: „Konrad von Wettin“ von Dr. Wilhelm Henzen. Der Held, dem die ſächſiſche Geſchichte den Beinamen des Großen gegeben hat, gilt für den bedeutendſten Fürſten des älteren Wettiner Hauſes, und als ſolchen hat ihn Henzen in den Mittelpunkt ſeiner dramatiſchen Feſtdichtung geſtellt. Als Beſieger und Bekehrer der Wenden, von denen das deutſche Vaterland ſchwer bedrängt war, wird er einerſeits als Mann der entſchloſſenen Thatkraft, andererſeits als eifriger, von echt chriſtlichem Geiſte durchdrungener Glaubensheld gefeiert. Große Maſſenſcenen geben reiche Gelegenheit zur Entfaltung von ſceniſchem Prunk. Die Form wechſelt zwiſchen reimloſen und gereimten Jamben und Trochäen, ſowie alliterierenden Verſen ähnlich denen der Edda. Der Charakter des Ganzen iſt der einer Hiſtorie, wie wir deren von Shakeſpeare eine namhafte Zahl beſitzen, und als ſolche verdient die Dichtung alle Anerkennung. Die Aufführung, in welcher die männlichen Rollen durch Studierende der Leipziger Univerſität (Mitgliedern des dortigen akademiſch-dramatiſchen Vereins) beſetzt waren, erzielte denn auch eine durchſchlagende Wirkung. Zahlreiche Hervorrufe lohnten die Darſteller, die recht gute, zum Teil wahrhaft künſtleriſche Leiſtungen boten, ſowie den verdienſtvollen Regiſſeur Grünberger und den Dichter. Auch an Lorbeerſpenden war kein Mangel.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Aus dem vorigen Jahrhundert, namentlich aus der Zeit** Friedrichs des Großen, haben ſich noch ziemlich viele ſeidene Bänder mit aufgedruckten, vereinzelt auch eingewebten Verſen, Porträts, Namenszügen, kriegeriſchen Emblemen und dergleichen erhalten, welche vaterländiſch-geſchichtliche Ereigniſſe (die Siege des Siebenjährigen Krieges, den Frieden von Hubertusburg und Teſchen, Einzüge und ſo weiter), oder auch ſonſtige denkwürdige Ereigniſſe aus dem öffentlichen und Familienleben (Jahreswechſel, Geburtstage, Jubiläen und ſo weiter) verherrlichen, mithin als geſchichtliche, beziehungsweiſe kulturgeſchichtliche Erinnerungsſtücke Wert und Bedeutung haben. Regierungsreferendar G. G. Winkel in Pritzwalk, Provinz Brandenburg, beſitzt eine kleine Sammlung ſolcher Bänder und beabſichtigt behufs Abfaſſung einer zuſammenhängenden Arbeit über dieſen Gegenſtand die noch vorhandenen Bänder möglichſt vollſtändig zu ermitteln. Er bittet deshalb alle, die ſolche beſitzen oder nachweiſen können (beſonders Private, aber auch Sammlungsvorſteher, Archivare, Bibliothekare), ihm davon unter genauer Beſchreibung der Stücke Mitteilung zu machen. Ebenſo würde er für etwaige Nachweiſungen dankbar ſein, wo derartige Bänder in der Litteratur vorkommen oder beſprochen werden. Alle deutſchen Zeitungen, namentlich auch die kleineren Lokalblätter, werden im Intereſſe der Sache um freundlichen Abdruck und Weiterverbreitung des Vorſtehenden erſucht.

— **Dem auf der diesjährigen Generalverſammlung des** Allgemeinen Richard Wagner-Vereins erſtatteten Berichte gemäß ſtieg die Mitgliederzahl im letzten Jahre von 6000 auf 6050. Die Einnahmen betrugen 17,573 Mark; jedoch finden ſich ebenſoviele Ausgaben, darunter 1300 Mark für 650 an die Zweigvereine verteilte Freikarten und 9152 Mark für Stipendien, verzeichnet.

— **Um die Schätze des Goethe-Muſeums in Weimar,** die durch einen Brand benachbarter Gebäude jüngſt in Gefahr gerieten, beſſer zu ſichern, hat man vier angrenzende Häuſer angekauft, an deren Stelle eine ſtarke Brandmauer errichtet werden ſoll.

— **Das germaniſche Muſeum in Nürnberg hat** die berühmte Waffenſammlung des Fürſten Sulkowski um 200,000 Mark angekauft. Sachverſtändige ſchätzen den Wert der Sammlung auf mindeſtens eine Million (Mark).

— **In Siebenbürgen iſt ein zweiter, höchſt wertvoller** Schatz entdeckt worden, in welchem folgende Gegenſtände enthalten ſind: zwei ganz ſchwarz gewordene Silberkrüge mit Reliefdarſtellungen an den Seiten, ein maſſives goldenes Armband, ein Teil einer kranzförmigen Goldplatte; eine größere und eine kleinere emaillierte

Goldbüſte, eine goldene Fibula, darauf ein Goldkreuz; ein maſſiver Silberring, der am Kopf unter dem Kreuz den Namen OMHARVS trägt, außerdem [illegible], ein Dreifuß und Ueberbleibſel eines Holzſarges. Es ſcheint ein chriſtlicher friſiſcher Fürſt, der geſchichtlich nicht weiter bekannt iſt. Er lebte etwa 285 bis 335. Offenbar iſt der gefundene Schatz der Grabreichtum des [illegible].

Die Tanagrafiguren, welche gegenwärtig in Deutſchland viel gekauft und ſehr teuer bezahlt werden, ſind zumeiſt handwerksmäßige Töpferarbeiten, welche maſſenhaft nach einem der Künſtlerhand entſtammenden Modell hergeſtellt wurden. Dies geht aus einem Funde hervor, welchen kürzlich [illegible] auf ſeinem Grundſtück auf der Inſel Kreta, dem Kotrito der Altgriechen, gemacht hat. Derſelbe berichtet an die „Akademie der Inſchriften“ in Paris, daß auf ſeinem Grundſtück an einer und derſelben Stelle gegen tauſend ſolcher Figürchen aufgefunden wurden, welche alle in einer und derſelben Form gepreßt ſind, darſtellend eine Aphrodite oder Diana mit der Hirſchkuh. Der Grund, daß gerade an dieſer Stelle ſoviele [illegible] Tonfigürchen gefunden worden ſind, liegt einfach darin, daß hier eine Tempelſtätte mit einem Altar ſtand und dieſe Thonfigürchen nichts anderes ſind als die Opfergaben oder Weihegeſchenke des Volkes, welche es an dieſem Altar niederlegte. Solche Thonfigürchen, die Preſſung eine wie die andere, lieferten zu ihrer Zeit nur einige Kupfermünzen; heute werden ſie mit vielen [illegible] bezahlt.

Ein Teil der Alhambra wird auf Befehl der Königin-Regentin von Spanien ſo hergeſtellt, daß er als Muſeum der [illegible] dienen kann.

— **Der fünfzigjährige Gedenktag der Erfindung der Photographie** fiel in dieſen Sommer, denn am 17. Juli 1889 waren es rund 50 Jahre, daß Daguerre mit ſeiner neuen Erfindung, nach ihm die Daguerreotypie genannt, in Paris an die Oeffentlichkeit trat.

Gewerbe und Verkehr.

— **Ein neues elektriſches Verfahren, Metalle zu ſchweißen,** wurde von dem Amerikaner Elihu Thomſon erfunden und hat nach wiederholten Verſuchen ſo glänzende Ergebniſſe geliefert, daß, wie man ſchon heute behaupten darf, durch dieſe Erfindung jedes bisherige Verfahren des Metallſchweißens weit überholt iſt. Die beiden zu ſchweißenden Metallſtücke werden in einer Art Schraubſtock leicht aneinander gepreßt befeſtigt. Darauf wird ein elektriſcher Strom durch den Berührungspunkt derſelben geleitet, wo er einen elektriſchen Funken von ſich gibt und eine ſtarke, ſich ungefähr einen halben Zoll nach beiden Richtungen erſtreckende Hitze erzeugt, welche die beiden Enden des Metalls dergeſtalt durchweicht, daß ſie mittelſt eines am Apparat befindlichen Hebels durch geringe Kraftanwendung ineinander gedrückt und vollſtändig vereinigt werden. Bei den von Sachverſtändigen angeſtellten Proben wurden Kupferdrähte von einem Zoll Durchmeſſer in 40 Sekunden und Eiſenſtäbe von 2 Zoll Durchmeſſer in 1 Minute geſchweißt. Es iſt unmöglich, die geſchweißte Stelle von den übrigen Teilen des Metalls zu unterſcheiden, da die Hitze die ganze Maſſe durchdringt und eine innige Vereinigung bewirkt, ſo daß keine Spur von einer Schweißnaht oder Fuge bemerkbar iſt. In dieſer Weiſe geſchweißte Metalle ſind beſonders zu Schmuckgegenſtänden, Drahtgeweben und Goldſchmiedearbeiten geeignet; und dieſe Erfindung wird gewiß ungemein viel zur Beförderung des Kunſtgewerbes in Bezug auf die künſtleriſche Bearbeitung der Metalle beitragen. Durch das elektriſche Verfahren ſind ſchließlich alle Metalle und Legierungen ſchweißbar geworden, was bei den bisher gebräuchlichen Verfahrensarten keineswegs der Fall war.

— **In Deutſchland, dem Heimatland der elektriſchen Bahnen,** ſind erſt zwei derartige Anlagen im Betriebe; eine in Lichterfelde bei Berlin und die andere in Frankfurt a. M., während die Amerikaner ſich die Erfindung unſeres Werner Siemens raſch aneigneten, und in den Vereinigten Staaten allein bereits 75 Straßenbahnen elektriſch betrieben werden. Es iſt um ſo auffallender, daß dieſe deutſche Erfindung in ihrer Heimat ſo wenig Förderung findet, als die elektriſchen Bahnen ſich meiſt ſehr gut bezahlt machen und einen viel höheren Ertrag liefern als Pferdebahnen. Die 9100 Meter lange Bahn in der 4. und Madiſon-Avenue in New-York wird vom Publikum ſo eifrig benützt, daß der Reinertrag eines Jahres allein die Herſtellungskoſten deckte. In Davenport aber, wo eine Pferdebahn in eine elektriſche Bahn verwandelt wurde, ſtieg die Reineinnahme infolge deſſen um 220 vom Hundert und die Roheinnahme um 59 vom Hundert.

Natur.

— **Wie manche amerikaniſche Inſekten nach Europa gelangt** ſind und hier in Wald und Flur Schaden angerichtet haben, ſo ſind auch andererſeits mannigfach europäiſche Inſekten nach Amerika verſchleppt worden und haben ſich dort raſch akklimatiſiert. Neuerdings hat der [illegible] eine Mitteilung über die Einſchleppung und Verbreitung des Kohlweißlings (Pieris rapae) in Amerika veröffentlicht, nach der ſich dieſer kleine Schmetterling in wenigen Jahrzehnten den ganzen Oſten der Vereinigten Staaten erobert hat. Wie gewöhnlich bei der Einſchleppung ausländiſcher Arten die Verdrängung einiger nahe verwandter Formen erfolgt, ſo war auch mit der Verbreitung von Pieris rapae in Amerika die Zurückdrängung der [illegible] Pieris [illegible] und Pieris protodice verbunden.

Sport.

Bei den Rennen zu Doberan wurde „Padiſchah“ von „Eintracht“ geſchlagen, doch ſtreckte „Freimaurer“ hinter ſich. Es gewannen 3 Pferde „Freimaurer“ die goldene Peitſche vor „Rubezahl“ und denſelben „Eintracht“ das Friedrich Franz-Rennen 6000 Mark über 2000 Meter vor „Padiſchah“ ꝛc. Aus dem Oettingenſchen Stall holte ſich „Toralice“ das Vaulieurennen gegen „Jaddere“ und „Tanne“, den goldenen Pokal vor „Sporanz“ und „Celeſte“. Von den Baltazziſchen Pferden blieb „Weſtern“ im Kleinen Handicap und im Abſchiedsrennen und „Irrlicht“ im großen Handicap vor „Malcolm“ und „Tolal“ ſiegreich, während aus Henckels Stall „Violan“ vor „Praktike“ und „Crakeur“ vor „Herzblatt“ und „Aeneas“ die Zweijährigen-[illegible] gewannen.

— **Das große Charlottenburger Jagdrennen im Geſamtwerte** von 10,000 Mark über 5000 Meter gewann Rittmeiſter von Heyden-Linden auf ſeinem a. F.-W. „Fenelon“ vor „Peterart“, „Irenia“, „Vincent“ ꝛc.

— **Die Alſterregatta zu Hamburg brachte endgiltig den** Beweis, daß die Vierermannſchaft der „Favorite-Hammonia“ der Frankfurter „Germania“ überlegen iſt, da ſie den Herausforderungs- wie den Wanderpreis gegen jene heimbrachte. Der genannte Verein blieb ferner im großen, wie im Junior-Achter ſiegreich, und Döring brachte ihm noch beide Einerrennen zu.

— **Im Berliner Sommer-Radfahrerwettlauf fiel das große** Jubiläums-Dreiradfahren über 10,000 Meter an W. Zierle, Hannover, der Pillecek und Berge nach ſchärfſtem Kampfe ſchlug; kaum ein Fuß trennte die drei Erſten.

— **Ein Bernhardiner, „Sir Bevidere“, hat ſeinem Beſitzer** an Preiſen ein kleines Vermögen eingebracht. Jetzt hat derſelbe in England zum zweitenmale den Challenge Cup von 2000 Mark gewonnen, wie er überhaupt allerorten die erſten Preiſe davongetragen. Ein Angebot von 20,000 Mark auf „Sir Bevidere“ hat ſein Beſitzer ausgeſchlagen.

Denkmäler.

— **Auch der Ausſchuß der Rheinprovinz hat nunmehr** ein Preisausſchreiben bezüglich eines Kaiſer Wilhelm-Denkmals erlaſſen. Für die drei beſten Entwürfe ſind Preiſe von 5000, 4000 und 2000 Mark feſtgeſetzt. Die Entwürfe ſollen bis 1. April 1890 an den Landesdirektor der Rheinprovinz eingeſandt ſein.

— **Felix Mendelsſohn-Bartholdy ſoll in Leipzig ein Denkmal** erhalten. Es hat ſich zu dem Zweck ein Syndikat gebildet, der bereits die Ausführung des Werkes dem Bildhauer Werner Stein übertrug. Stein, ein Schüler Hähnels in Dresden, iſt der Schöpfer des [illegible]-Denkmals in Bremerhaven.

Statiſtik.

— **An der Pariſer Oper haben in den Jahren 1828 bis** 1888 folgende Bühnenwerke mehr als hundert Wiederholungen erlebt: (1828) — die eingeklammerten Ziffern zeigen das Jahr der erſten Aufführung an — Auber, „Die Stumme von Portici“ 505; Roſſini, „Graf Ory“ 434; (1829) Roſſini, „Wilhelm Tell“ 743; (1830) Auber, „Der Gott und die Bajadere“ 143; (1831) Auber, „Der Liebestrank“ 242; Meyerbeer, „Robert der Teufel“ 751; (1832) Halévy, „Die Verſuchung“ [illegible]; Auber, „Der Schwur“ 102; (1833) Auber, „Guſtav III.“ 169; (1834) Mozart, „Don Juan“ 213; (1835) Halévy, „Die Jüdin“ 505; (1836) Meyerbeer, „Die Hugenotten“ 821; (1840) Donizetti, „Die Favoritin“ 601; (1841) Weber, „Der Freiſchütz“ 210; Halévy, „Die Königin von Cypern“ 115; (1846) Donizetti, „Lucie von Lammermoor“ 268; (1849) Meyerbeer, „Der Prophet“ 412; (1857) Verdi, „Der Troubadour“ 223; (1859) Gounod, „Fauſt“ 507; (1865) Meyerbeer, „Die Afrikanerin“ 399; 1868, Thomas, „Hamlet“ 277, (1880) Verdi, „Aida“ 130 Vorſtellungen.

— **In der Schweiz zählt man etwa** 1000 Gaſthöfe; dieſe halten 58,000 Betten; die Zahl der Bedienſteten beträgt 16,000 Perſonen. Die jährliche Einnahme dieſer Hotels beläuft ſich auf 42,400,000 Franken, alſo auf mehr, als das Budget (der Staatsbedarf) der ganzen Schweiz ausmacht, die Ausgaben auf 24,000,000 Franken. Folgende Zahlen geben über den großartigen Konſum dieſer Gaſthöfe Aufſchluß. Sie verausgabten im letzten Jahre für Wein 2,000,000 Franken, für Geflügel 1,740,000 Franken, für Fiſche 1,000,000 Franken, für Gemüſe 800,000 Franken, für Kaffee 650,000 Franken, für Zucker 400,000 Franken, für Thee 192,000 Franken, für Oel 160,000 Franken. Gleichzeitig wurden neben dieſen vom Ausland eingeführten Artikeln 19,000,000 Franken für Speiſe und Trank in heimiſchen Erzeugniſſen bezahlt. Das Regiſter hat jedes ein Loch — die Trinkgelder fehlen!

Geſtorben.

— **Michele Amari**, italieniſcher Senator und Univerſitätsprofeſſor in Florenz, ausgezeichneter Orientaliſt Italiens, verſchiedenemale Unterrichtsminiſter, 83 Jahre alt, am 16. Juli, in Florenz.

— **Guſtav Lange**, fruchtbarer und beliebter Klavierkomponiſt, am 19. Juli, in Wernigerode.

— **Graf Pietro Loreta**, Profeſſor der Medizin an der Univerſität Bologna, der bedeutendſte Chirurg Italiens, freiſinniges Mitglied der italieniſchen Deputiertenkammer, 58 Jahre alt, am 20. Juli, in Bologna.

— **Karl Franz von Reergaard**, Gutsbeſitzer, der gleich ſeinem Vater und ſeinen Brüdern großen Anteil an der patriotiſchen Erhebung Schleswig-Holſteins hatte, am 21. Juli, in Rendsburg.

— **Otto von Schwarzkopf**, Landrat zu Neuſtadt in Hannover, freikonſervatives Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, am 22. Juli, auf dem Gute [illegible] in Oſtpreußen.

— **J. Siebmann**, Kunſt- und Handelsgärtner in Köſtritz bei Gera, Neſtor der Köſtritzer Gärtner, Mitbegründer des Weltrufes der Köſtritzer Gärtnereien, 85 Jahre alt, am 22. Juli, in Köſtritz.

— **A. Neding-Biberegg**, ſchweizeriſcher Oberſt, der einſtmals in dem franzöſiſchen Schweizerregiment Belmont diente und den Sonderbundsfeldzug auf Seite des Sonderbunds mitgemacht hat, 80 Jahre alt, am 23. Juli, in Schwyz.

— **Emanuel Joſef Wladimir Graf Péchy**, k. k. Kämmerer und Wirklicher Geheimrat, vormaliger Gouverneur und königlicher Kommiſſär in Siebenbürgen und Obergeſpan des Abaujvárer Komitats in Ungarn, königlich ungariſcher Bannerherr, 71 Jahre alt, am 24. Juli, auf ſeinem Gute Boldogkö-Varalja bei Kaſchau.

— **Gg. Frhr. von Mittis**, k. k. Geheimrat und vorm. Sektionschef im Juſtizminiſterium, 79 Jahre alt, am 25. Juli, in Hietzing.

— **Chriſtian Köll**, Gutsbeſitzer in [illegible], freiſinniger Landtagsabgeordneter und Mitglied des Kommunallandtags, am 25. Juli, in Marburg in Heſſen.

— **Profeſſor Dr. Otto Sievers**, Direktor des Gymnaſiums in Wolfenbüttel, bekannter Schriftſteller, Literarhiſtoriker und Dichter, 40 Jahre alt, am 25. Juli, in Wolfenbüttel.

— **Dr. F. A. Märcker**, Profeſſor an der philoſophiſchen Fakultät der Univerſität Berlin, gediegener Literaturkenner und bekannter Dichter, 84 Jahre alt, am 26. Juli, in Berlin.

— **Dr. Anton Kuhn**, Honorarprofeſſor in der Heidelberger mediziniſchen Fakultät, 75 Jahre alt, am 27. Juli, in Heidelberg.

— **Karl Albert Maria Graf Bombelles**, Ehrenritter des ſouveränen Malteſerordens, k. k. Kämmerer und Wirklicher Geheimrat, Contreadmiral, früher Oberhofmeiſter des Kronprinzen Rudolf von Oeſterreich, 54 Jahre alt, am 29. Juli, in [illegible].

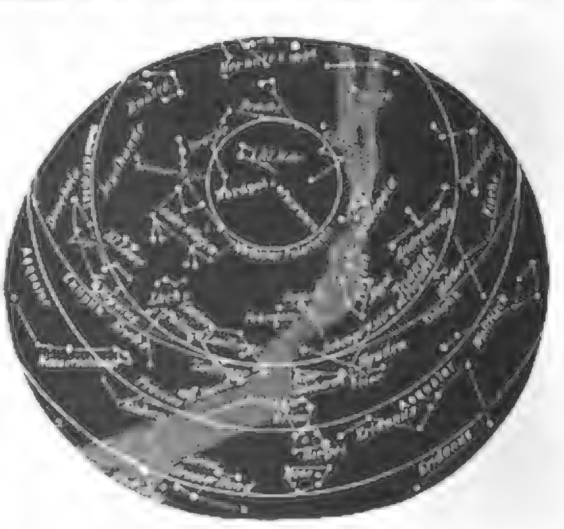
— **Profeſſor Wilhelm Kray**, Hiſtorienmaler, namentlich durch ſeine beliebten Nymphen- und Nixendarſtellungen bekannt (vgl. unſer Bild auf Seite 932—933), am 29. Juli, in München.

— **Profeſſor Karl Keil**, namhafter Bildhauer, 61 Jahre alt, am 31. Juli, in Kiedrich im Rheingau.

Aſtronomie.

September 1889.

Von den mit bloßen Augen erkennbaren Planeten iſt nur Jupiter abends ſichtbar und geht gegen 10 Uhr unter. Die andern ſind morgens im Oſten aufzuſuchen. Die Himmelskarte gibt den Anblick des Himmels für morgens 5 Uhr. Im Oſten ſteht der



große Löwe, im Süden Orion. Zwiſchen beiden bewegt ſich im Laufe des Monats Mars und Venus, die letzte näher dem Oſten. Ihre Bahnen ſind eingezeichnet. Gegen Ende des Monats nähern ſie ſich einander mehr und mehr, am 1. Oktober ſteht Mars dicht über der Venus.

Saturn iſt rechts von Mars. Am 19. September iſt Mars dicht über Saturn, am 25. Venus eine Mondbreite links vom Saturn.

Lotterieziehungen im Monat September.

Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, höchſter Preis 3000, niedrigſter 9 fl., zahlbar am 1. Dezember 1889 (50. Ziehung). — Hamburger 100-Mark-Banko-Loſe vom Jahre 1846, höchſter Preis 30,000, niedrigſter 156 M. Bko., zahlbar am 1. November 1889 (43. Ziehung). — Stadt Lille 100-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1860, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1889 (59. Ziehung). — Oeſterreichiſche Kredit-100-Gulden-Loſe vom Jahre 1858, höchſter Preis 200,000, niedrigſter 200 fl., zahlbar am 1. März 1890 (117. Ziehung). — Stadt Oſtende 25-Franken-Loſe vom Jahre 1858, höchſter Preis [illegible], niedrigſter 30 Fr., zahlbar am 2. Januar 1890 (62. Ziehung). — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, höchſter Preis [illegible], niedrigſter 8 fl., zahlbar am 1. Dezember 1889 (41. Ziehung). — Am 13. Ruſſiſche 100-Rubel-Loſe à 5% vom Jahre 1864, höchſter Preis 200,000, niedrigſter 500 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1889 (42. Ziehung). — Ruſſiſche 100-Rubel-Loſe à 5% vom Jahre 1866, 4500 Stück, jedes Los à 125 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1889 (47. Ziehung). — Am 15. Anhalt-Deſſauer 100-Thaler-Loſe à 3½% vom Jahre 1857, Prämienziehung am 15. Januar.

Fürſt Palffy'ſche 40-Gulden-Loſe vom Jahre 1855, höchſter Preis 40,000, niedrigſter 60 Gulden, zahlbar am 15. März 1890 (81. Ziehung). — Preußiſche 100-Thaler-Loſe à 3½% vom Jahre 1855, Prämienziehung am 15. Januar. — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loſe vom Jahre 1866, höchſter Preis 50,000, niedrigſter 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1889 (91. Ziehung).

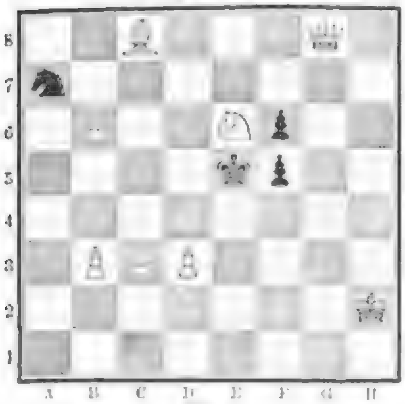
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 515.

Von J. [illegible] in Köln.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 512:

Weiß. Schwarz.

1) D. F 2 — A 4. Aus droht 2) S. A 4 — C 3 + und 3) T. G 4 — C 8 Matt.
1) S. G 7 — E 8.
2) T. G 4 — F 3 +
2) K. D 5 n. C 4 oder — E 4
3) D. F 3 — F 2 oder S. A 4 — C 5 Matt.

A)

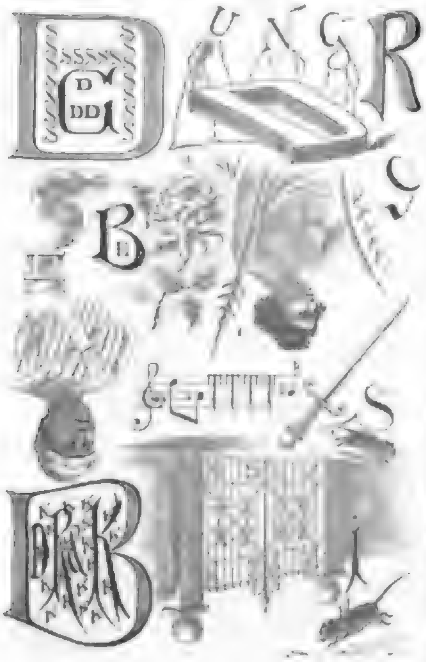
1) . . . . 1) S. G 7 — F 5
2) T. G 4 — E 4 + 2) K. D 5 n. C 4.
3) S. A 4 — C 3 Matt.

B)

1) . . . . 1) S. G 7 — E 6
2) T. G 4 — G 2 + 2) K. D 5 n. C 4.
3) T. G 2 — A 2 Matt. — (Auf 1) . . . 1) K. D 5 — C 6, 2) T. G 4 — C 8 + rc.; auf 1) . . . 1) anders, 2) S. A 4 — C 3 + rc.

Rätsel.

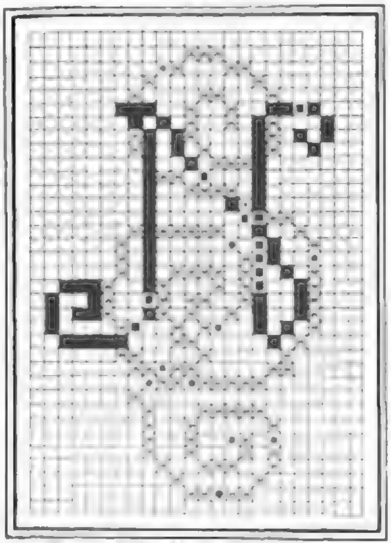
Bilderrätsel.



Auflösung des Zahlen-Verwandlungsrätsels Seite 925:

Man erhält zunächst die Wörter: Schwalbe, Goethe, Kirsche, Erbse, Weichsel, Wange, Lagune. Betrachtet man die „fetten“ Buchstaben als „gestrichen“, so bleiben folgende Wörter: Schwabe, Gothe, Kirche, Erbe, Wechsel, Wage, Laune. Die „gestrichenen“ Buchstaben, der Reihe nach gelesen, geben: „Lessing“.

Kreuzstichproblem-Monogramm.



■ Pausen beim N
▣ Pausen „ S } des Monogramms.

Die Kreuzstiche repräsentiren ihrer Anzahl nach von einer Pause zur andern die Buchstaben des Alphabets.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 925:

Stütze dich nie auf das, was Gedanke oder Begierde dich entbehren wollen.

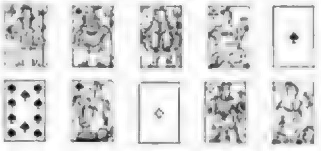
Kartenspiele.

(Redigirt von [illegible].)

Aufgabe Nro. 87.

Skat.

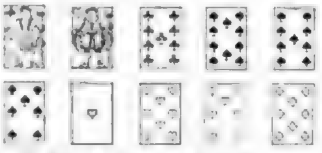
Wie müssen die Karten verteilt sein, wenn Vorhand einen Grand auf folgende Karten verliert?



Auflösung der Aufgabe Nro. 85:

Skat.

Hinterhand hatte:



Im Skat lag der Pique- und Coeur-Zehn.

Mittelhand erhält im [illegible] Carreau-Dame und [illegible] durch; das Spiel ergiebt sich aus der Kartenverteilung.

Briefmappe.

J. in M. Unserm strengern kritischen Maßstab ist Ihr „Frühlingsnacht“ nicht gewachsen, was jedoch keineswegs ausschließt, daß es nicht als Gelegenheitsgedicht [illegible] ein [illegible] finden und Ihnen [illegible] Vergnügen machen kann.

K. Lo. in Leipzig. Sie sind augenscheinlich im höchsten Grade verliebt. Wie wäre es sonst möglich, daß Sie schreiben könnten:

„Ja, wie der Himmel ist mein Herz
Oft heiter und oft trüber;
Bald rollt der Donner dumpf darin
Bald nur ein leis' [illegible].“

Wir sind überzeugt, daß solch ehrwürdiger Vergleich auch dem erfahrensten praktischen Arzte noch nicht begegnet ist — so wenig als auch ein so schlechtes Gedicht wie das Ihrige uns jemals [illegible]. Wenn Sie durch die unfreiwillige [illegible] Ihrem [illegible] Achtung geben wollten, [illegible] so war es [illegible], und das letztere in der Verdoppelung [illegible].

„Traulus“. Zu frauenzimmerlich.

Oskar Sch. in Chicago. Für die freundliche Uebersendung Ihrer Komposition des Liedes „Nacht [illegible]“ bestens dankend, bedauern wir, dieselbe nicht zum Abdruck bringen zu können.

Verehrer der „Reformbaumwolle“ in Sz. Die [illegible] Fabrik Dr. [illegible] Unterkleider von H. [illegible] in Reutlingen wird Ihnen das Gewünschte liefern.

W. K. im Breisgau. Schon öfter haben wir an dieser Stelle [illegible] empfohlen, die von anderer Verlagshandlung bezogen werden können. [illegible] „Die junge Mutter“ [illegible], Preis 2 ℳ [illegible], zu beziehen durch Ihre Buchhandlung.

Ein Uniformirter in Posen. Es kommt bei allem darauf an, wie man es betreibt. Richtig angegriffen, kann jede der beiden Berufsarten zu recht [illegible] Erfolg, [illegible], zum [illegible] führen. [illegible] Ihre Fähigkeiten und Ihre Neigungen [illegible] Ihnen [illegible] Rat zu erteilen. [illegible] ist Ihr Freund [illegible] recht als Sie es [illegible].

L. K. W. in H., Post H., Kreis H. Wir bedauern, uns auf Gutachten und Ratschläge in [illegible] nicht einlassen zu können.

E. J. in Frankfurt a. M. und Peter K. [illegible] Von den gefälligst gesandten Rätseln und Aufgaben können wir keinen Gebrauch machen.

Eine Zwanzigjährige. Sie gehen wohl [illegible], wenn Sie an den [illegible] der Hauptverwaltung des [illegible] schreiben.

G. H. in H-[illegible]. 1) Tropp, „Die Berufswahl im Staatsdienst“ (Leipzig, G. A. Koch) und H. [illegible], „Der Reichs- und Staatsdienst“ [illegible] enthalten die allgemeinen Bestimmungen darüber. [illegible] Ihre [illegible] nicht, so wird Ihnen die [illegible] Buchhandlung, an die Sie sich mit Ihrem Auftrage zu wenden belieben, gern weitere Auskunft erteilen.

H. J. W. in Stettin. Aufschluß über beides geben die unmittelbar [illegible] Schriften von [illegible] und [illegible].

T. T. in N. N. (Belgien). Darauf können wir [illegible], da es dem Zwecke der [illegible] ferne liegt.

Junger Abonnent M. S. in Kr. 1) [illegible] „[illegible]“ (A. [illegible] Verlag, Stuttgart), in zwei Bänden oder in Lieferungen zu beziehen. 2) [illegible], „Taschenbuch für Kaufleute“ (Leipzig, [illegible]). 3) [illegible] ziemlich in Mode; ob für lange Zeit, scheint uns fraglich. 4) A. [illegible], „[illegible] und [illegible]“, in A. Hartleben's Verlag, Wien, erschienen. Jede Buchhandlung liefert Ihnen auf Wunsch das angezeigte Werk.

[illegible] von Z. auf Schloß H. [illegible] Bild und Gedicht, welch letzteres der Dichter in seine „[illegible]“ aufgenommen hat, waren uns wohlbekannt.

J. P. in Schöneberg. Leider vermochten wir das nicht zu ermitteln. „Südfahrt“. Mit Dank abgelehnt.

[illegible] des Deutschen Radfahrerbundes. Traf leider zu spät bei uns ein, da unsere Blätter von längerer Hand vorbereitet werden müssen.

Elisabeth in Mainz. Ganz niedlich; [illegible] findet sich für das eine oder andere [illegible].

Eduard Sch. in Bad H. [illegible] ist gar nicht übel, im Ganzen aber fehlt es sowohl dem Inhalt als der Form an genügender Durchbildung.

El—g. in S[illegible]. [illegible] — insbesondere [illegible] — [illegible] Ihre Gedichte [illegible] noch nicht, aber sie verraten immerhin eine Begabung, die ihre Pflege zu lohnen verspricht.

Ernst P. in [illegible]. Das Gedicht: „[illegible], weißt ihr einen Mann“, ist [illegible], aber wir können nicht Ihren Ratschlägen beipflichten und Ihnen [illegible] das Lied erteilen. Auch unter den übrigen eingesandten Gedichten ist, obwohl einige den Stempel [illegible] enthalten, keines, das in seiner Gesamtheit Verwendung für unser [illegible] finden könnte.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

„Wo Barthel den Moſt holt". [illegible] Tag [illegible] „Moſt" [illegible] Wort [illegible] Jugend oder [illegible] Stadium der Gährung [illegible] „Moſt" [illegible] am 24. Auguſt [illegible] „Moſt" [illegible] St. Bartholomäustag [illegible] „wo Barthel den Moſt geholt."

Erila B. [illegible]

Richtige Löſungen [illegible] Schmidt in [illegible] Hamburg. [illegible] Palermo (3). [illegible] Prag. [illegible] St. Petersburg (2). [illegible] Paris (3). [illegible] Köln. [illegible] Gera. [illegible] Wien (4). [illegible] Kopenhagen. „Parzoll" in Friedrichshafen. [illegible]

Verantwortliche Redaktion: Otto Baiſch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]
Wien: [illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]
Budapeſt: Moriz Roth [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] — [illegible] Seite 925; [illegible] Seite 925. — [illegible]

Illuſtrationen: [illegible] — [illegible]

Der Bazar.
Illuſtrirte Damenzeitung.
Preis vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.

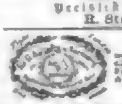
Alle Poſtanſtalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit auf diese erste, tonangebende und reichhaltigste Modezeitung Abonnements entgegen und liefern derselben erschienene Nummern des betreffenden Quartals nach.

Inhalt der Nummern 31 und 32:
Mode: [illegible] für junge Mädchen u. ſ. w.
Handarbeit: [illegible]
— Hierzu doppelſeitiger Schnittmuſterbogen. —
Unterhaltung und Belehrung: [illegible]
[illegible] Hermann [illegible] u. ſ. w.

[illegible] Rudolf Moſſe Annoncen-Expedition [illegible] **Anzeigen** Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene [illegible] 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung. [illegible] Hamburg, [illegible] Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Von der Wiege bis zum Grabe.
Cyclus von 16 Fantaſieſtücken für Klavier zu 2 u. 4 Händen v. Prof. Carl Reinecke. [illegible] Auflage; [illegible] Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig. [illegible] gratis.

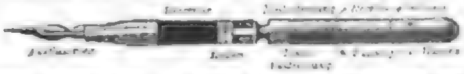
Geräte für Inſektenfang.
Kaſten, Netze, [illegible], Spannbretter, Torf u. ſ. w.
[illegible]
R. [illegible], Breslau.



[illegible]

[illegible]
neuen Muſter pr. 1889/90
[illegible] Paul [illegible]

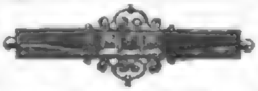
Stets Tinte und Feder zur Hand!



Kein Tintenfaß mehr!
beim Gebrauch unseres Meteor-Füllfederhalters.
(Patentirt in allen Staaten. [illegible])
[illegible]
Aktien-Geſellſchaft für Kleinmechanik [illegible]
Auſſerſihl-Zürich (Schweiz).
[illegible] Prof. Georg Ebers [illegible]
— Bezug für die Armee durch den [illegible] Deutschen Offiziers-Verein, Berlin. —

Zum Probe-Abonnement geeignet
Für Monat September [illegible] 1 Mark 75 Pf.
Ca. 70 Tauſend Abonnenten.
Probe-Nummern gratis und franko.
Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung
mit Effekten-Verloſungsliſte nebſt ſeinen wertvollen Separat-Beiblättern: [illegible] „ULK", [illegible] „Deutſche Leſehalle", [illegible] „Der Zeitgeiſt", „Mitteilungen über Landwirtſchaft, Gartenbau und Hauswirtſchaft".
[illegible] „Berliner Tageblatt" [illegible]
gebildeten Geſellſchaftskreiſe
[illegible] „Berliner Tageblatt" [illegible]
große deutſche Zeitung
[illegible]
Allen neu hinzutretenden Abonnenten [illegible]
P. Sales [illegible] „Goldblondes Haar"

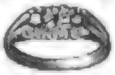
Carl Holl in Cannſtatt-Stuttgart, Gold- u. Silberwarenfabrik.
Verſand geg. Nachnahme oder vorher [illegible] gratis u. franko.



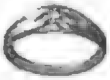
Nr. [illegible] M. 17.50.

Nr. [illegible]

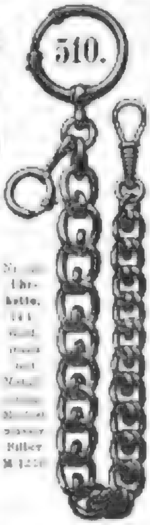
Maſſiv 14k. Ringe



Nr. [illegible] und Perlen



Nr. [illegible] echter Brillant



510.

Nr. [illegible] Uhrkette, [illegible] Silber M. 12.50

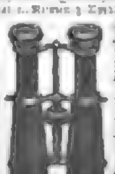
18 Mark

Nr. 395. Echtes [illegible] Granatarmband [illegible] M. 24.—

G. LUTHER
MASCHINENFABRIK UND MÜHLENBAU-ANSTALT
BRAUNSCHWEIG.
SONDER-ABTEILUNG FÜR
TURBINENBAU.

[illegible]

Ausverkauf
meiner [illegible]
Geprüften Feldſtecher
[illegible]



Th. Hörrhorn, Stuttgart, [illegible]
[illegible] M. 16.
[illegible] M. 15.
[illegible] M. 18.
[illegible]

Die Zuckerharnruhr (Diabetes),
[illegible]

Stottern
heilt gründlich die seit 27 Jahren beſtehende Denhardt'sche Anſtalt in Burgſteinfurt, Weſtfalen. Proſpekt gratis. Honorar nach Heilung.

Stottern
heilt ſchnell und ſicher die Anſtalt von
Rudolf Denhardt,
Eiſenach [illegible]
Honorar nach Heilung. [illegible]
Einzige [illegible] deutſchen Kaiser [illegible] Großherzog von Sachſen.
Gartenlaube [illegible]

Clariophon,
[illegible]
A. Gehrendt.
Berlin W. [illegible]

Kaufmännische [illegible]
Weſen der Buchführung
[illegible]
Kopfrechnen [illegible]
25 Pfennige [illegible]
Geheim-Buch
[illegible]
Wie erlangt man eine gute Stelle
F. Simon, [illegible] Berlin SW. 48

[illegible] ſelbſtthätige Zimmerfontaine [illegible]

Louis Heinrich, Zwickau i. S.
Katalog gratis und franko.

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-
Kunſt-Fenſter
[illegible]
Katalogs-Auszug, Muſter u. Preisliſte gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Geſellſchaft.

Express- und Postdampferdienst.

Hamburg - New-York

Southampton anlaufend

Oceanfahrt ca 7 Tage.

Außerdem regelmäßige Postdampfer-Verbindung zwischen

Hâvre - New-York. Hamburg - Westindien.
Stettin - New-York. Hamburg - Havana.
Hamburg — Baltimore. Hamburg — Mexico.

Nähere Auskunft ertheilen sämtliche in- und ausländischen Agenten der Gesellschaft, sowie

Die Direction
in Hamburg, Deichstrasse 7.

Solide Buckskins
[illegible] ab, Versendet nach [illegible] Muster frei.
Bruno Prenzel, Cottbus.

L. Weil, älteste Fabrik von Badewannen, Badestühlen etc. Wien, Walfischgasse 8, und Berlin, Mauerstr. 11. Illustr. Preiscourante gratis.

Stehende geſchweißte Querſiederkeſſel
von 1—60 Pferdekräfte, allein und in Verbindung mit Eincylindrigen und Compound-Dampfmaſchinen,

in allen gangbaren Grössen auf Lager bei
Menck & Hambrock. Ottenſen bei Hamburg.

[illegible]

Unsere Nähmaschinen [illegible] Solidität, Eleganz und Sauberkeit der Ausführung Weltruf erworben.

Unsere Fahrräder

NÄHMASCHINEN- UND FAHRRADER-FABRIK.

sind nach gleichen Principien gearbeitet und stehen in vieler Hinsicht über dem [illegible] und es wurde in letzter Saison erzielte [illegible]

Meisterschaft für Deutschland

im Tourenfahren mit 557 Kilometer ohne irgend welche Reparatur [illegible]

Preiscourante gegen Einsendung von 10 Pf. für Porto stehen zu Diensten.
Wo wir nicht vertreten sind, wolle man sich direkt an uns wenden.

Jährliche Produktion
70,000 Nähmaschinen.

Jährliche Produktion
5,000 Fahrräder.

Grosse Auswahl!

Möbelstoffe

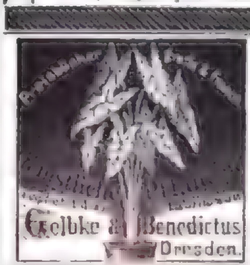
Woll-Crêpe — Woll-Damast u. Rips — Plüsche, glatt u. gemustert — Portièren
per Meter von ℳ 2,50 an. in jeder Preislage. per Meter von ℳ [illegible] an. per Shawl von [illegible] ℳ an

Chemnitzer Fabrikat!

Fabriklager von Richard Zieger, Chemnitz.

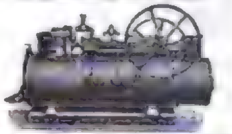
Abgabe jeden Maasses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

Nur solide Qualitäten!



Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche
in jeder Stärke und Farbe
Normal- und Reform-Stoffe nach [illegible]
Herren-Tricot-Jaquets
à ℳ 10, ℳ 12, ℳ [illegible], ℳ 14, und ℳ 21.
Radfahrer-Anzüge
[illegible]
Aug. Juncker, Leipzig. [illegible]

Garrett Smith & Co.,
Magdeburg-Buckau.



Locomobilen, beſonders Compound-[illegible] mit [illegible] Garantie für [illegible]

Westinghouse Dampfmaschinen, [illegible]

30 Stück schon in Deutschland verkauft.

Garrett Smith & Co.

Allgemeine
Zeitung des Judenthums.
[illegible]

Anschütz'
Moment-Apparat (Patent).
Mit diesem Apparate lassen sich [illegible]
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).
Filiale: Berlin W., Charlottenstr. 59 I.
[illegible]
A. Moll, Wien I, Tuchlauben 9.

Phot. Amateur-Apparate
[illegible]
Stegemann & [illegible]
[illegible] franko.

[illegible]
v. Rob. Barth, Stuttgart,

[illegible]

Dr. med. Lahmann's
Reform-Baumwoll-Unterkleidung.

Vereinigt die Vorzüge der Wolle ohne deren Nachtheile. — Verhindert die Verweichlichung der Haut und vermindert die Erkältungsgefahr.

Unter der Bezeichnung Reform-Baumwollkleidung System Dr. Lahmann und ähnlichen [illegible] angeboten, welche meinen [illegible] in keiner Weise entsprechen. — Ich mache daher darauf aufmerksam, daß zur Anfertigung meiner [illegible] H. Heinzelmann, Reutlingen, einzig berechtigt ist. Jedes Stück ist mit einer [illegible] und meinem Namenszug [illegible]

Dr. Lahmann.

Gold- u. Silberwaarenfabrik
E. v. d. Werdt, Berlin S.,
Oranienstr. 66 I.,
versendet ihren illustrirten Prachtkatalog gratis u. franko.
Einzelverkauf zu Fabrikpreisen.
[illegible]

Auf 11 Fach-Ausstellungen hoch prämiirt!

Deutscher
Wermuthwein

von Otto Maul, Leipzig.

[illegible] Magen- u. Nervenleiden [illegible] med. Autor. [illegible]

Lebensversicherungs-Gesellschaft
zu Leipzig
(alte Leipziger) auf Gegenſeitigkeit gegründet 1830.

Verſicherungsbeſtand.
[illegible]

Vermögen:
[illegible]

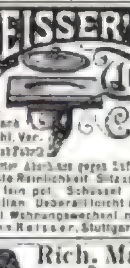
Ausgezahlte Verſicherungsſummen:
[illegible]

Die Verſicherten erhalten [illegible]

[illegible]

Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Geſellſchaft und deren Agenten gern ertheilt. — Tüchtige Agenten werden geſucht.

REISSER'S gesetzl. gesch. Trocken-Closet erster Classe.



Preis 25 Mark einschl. Verpack. ab Fabrik

Bewährter Abschluss gegen Geruch. Grösste Reinlichkeit. [illegible] holz, fein pol. Schüssel u. Klappe aus Porzellan. Ueberall leicht anzubringen u. bei Wohnungswechsel mitnehmbar.

Eugen Reisser, Stuttgart, Marienstr. 2

Rich. Maune,
Dresden-A.
Falkenstr. 10.
Fabrik von
Kranken-Fahrstühlen
für Zimmer & Strasse.
Kranken-Selbstfahrer, Ruhestühle
Universalstühle
Tragestühle, Betttische,
verstellb. Kopfkissen,
Lesepulte, Fusslager,
Zimmerclosets etc.
Grosste Auswahl!
Katalog gratis.

Gerolsteiner Sprudel.

Natürliches Mineralwasser, in [illegible] reiner Kohlensäure liefert ein krystallhelles äusserst erfrischendes Tafelgetränk, Aerztlicherseits auch als ein wirksames Mittel gegen Magensäure und zur Beförderung der Verdauung bestens empfohlen. Untersucht durch die Herren Geh. Hofrat Dr. R. Fresenius, Wiesbaden, und Dr. Treumann, Hannover.

Gerolstein, Kreis Daun, Pr. Rhein-Provinz.

Gerolsteiner Sprudel.

Van Houten's Cacao.

Bester Im Gebrauch billigster.

½ Kg. genügt für **100** Tassen
feinster Chocolade.
Ueberall vorräthig.

Technikum Hildburghausen | getrennte Fachschulen für ● Maschinentechniker etc. ● Baugewerk & Bahnmeister etc.

Heilanſtalt für Hautkrankheiten
Leipzig-Lindenau. [illegible]
Leipzig. [illegible]
Dr. med. [illegible] Dr. med. [illegible]

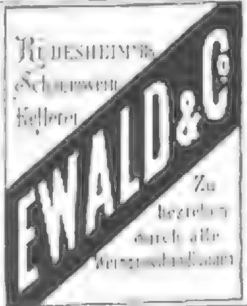
Neu! • Rationell! • Aerztlich empfohlen!
Mineral-Haarfett
Mineral-Seife
Schutzmarke Königsschwan
Zwei neue hochfeine cosm. hygien. Erzeugnisse.
Alleiniger Fabrikant: Th. Vogt, Würzburg

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende [illegible] gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine [illegible] Unentbehrlich für Frauen [illegible] nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. [illegible] E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau

Photographien
[illegible]

Trunksucht
[illegible]

HENGSTENBERG'S Weinessig
[illegible]
Rhein. Kochkunst-Ausstellung Cöln die höchste für Weinessig erkannte Auszeichnung



Rüdesheimer Schaumwein Kellerei EWALD & Co.
Zu beziehen durch alle Weinhandlungen

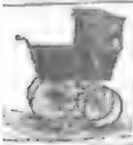
Brauer-Akademie zu Worms.
[illegible] Dr. Schneider

Dr. Kadner's Sanatorium,
Niederlössnitz bei Dresden.
[illegible]

Bad Nauheim
[illegible]
Grossh. Hess. Badedirektion Bad-Nauheim Jäger.

Selters (Niederselters).
[illegible]
ohne jede Veränderung als reines Naturprodukt
[illegible]
Königl. Preuss. Brunnen-Comptoir.

Garnier'sche Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt.
— ohne Latein —
Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H.
Aufnahme im April und Oktober. Die Reifezeugnisse berechtigen zum einjährigen Militärdienste.
[illegible]
Dr. L. Feuerschold.



Kinderwagen-Bazar
Max Brinner,
Berlin SW.

Heilanstalt für
Nervenkranke
zu Hendorf am Rhein

Photographische Apparate!
[illegible] gratis und franko
Jos. Gadro & Co.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH
Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.
Abtheilung: Wirthschaftsgegenstände.

Alle Aufträge von 20 Mk. an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Unser Preisverzeichniss über Wirthschaftsgegenstände und Kurzwaaren, welches eine sehr reiche Auswahl enthält, versenden wir unberechnet und portofrei.
Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Nr. 123. Salatscheere [illegible] M. 1.50
Nr. 14 Pfeffermühle.
Nr. 44 Korkzieher [illegible] M. 1.25
Nr. 335. Handtuchhalter, Gusseisen [illegible] ungefähr 44 Cm. breit M. 4.50
Nr. [illegible] Wirthschaftswage [illegible] M. 1.50
Nr. 12 Hackemesser [illegible] M. 2
Nr. 332. Kleiderhalter, Gusseisen, mit [illegible] verkupferter Platte und beweglichen Seitenarmen ungefähr 26 Cm. hoch, 37 Cm. breit. M. 3.25
Spiritusgasglühkocher [illegible] M. 1.25
Nr. [illegible] Petroleum-Kochofen, Gusseisen [illegible] 1 Flamme. M. 2.25
Nr. [illegible] Petroleum-Kochofen [illegible] ungefähr 31 Cm. lang, 19 Cm. breit [illegible]
Nr. [illegible] Fleischklopfer [illegible] M. -.65.

Wir haben weder Reisende noch sonstige Vertreter, liefern auch nicht an Wiederverkäufer, sondern verkaufen nur unmittelbar an die Privatkundschaft.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, Leipzig-Plagwitz.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 17.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Ein Talent ohne Frack.

Pariſer Lebensbild

von

Olga Wolbrück.

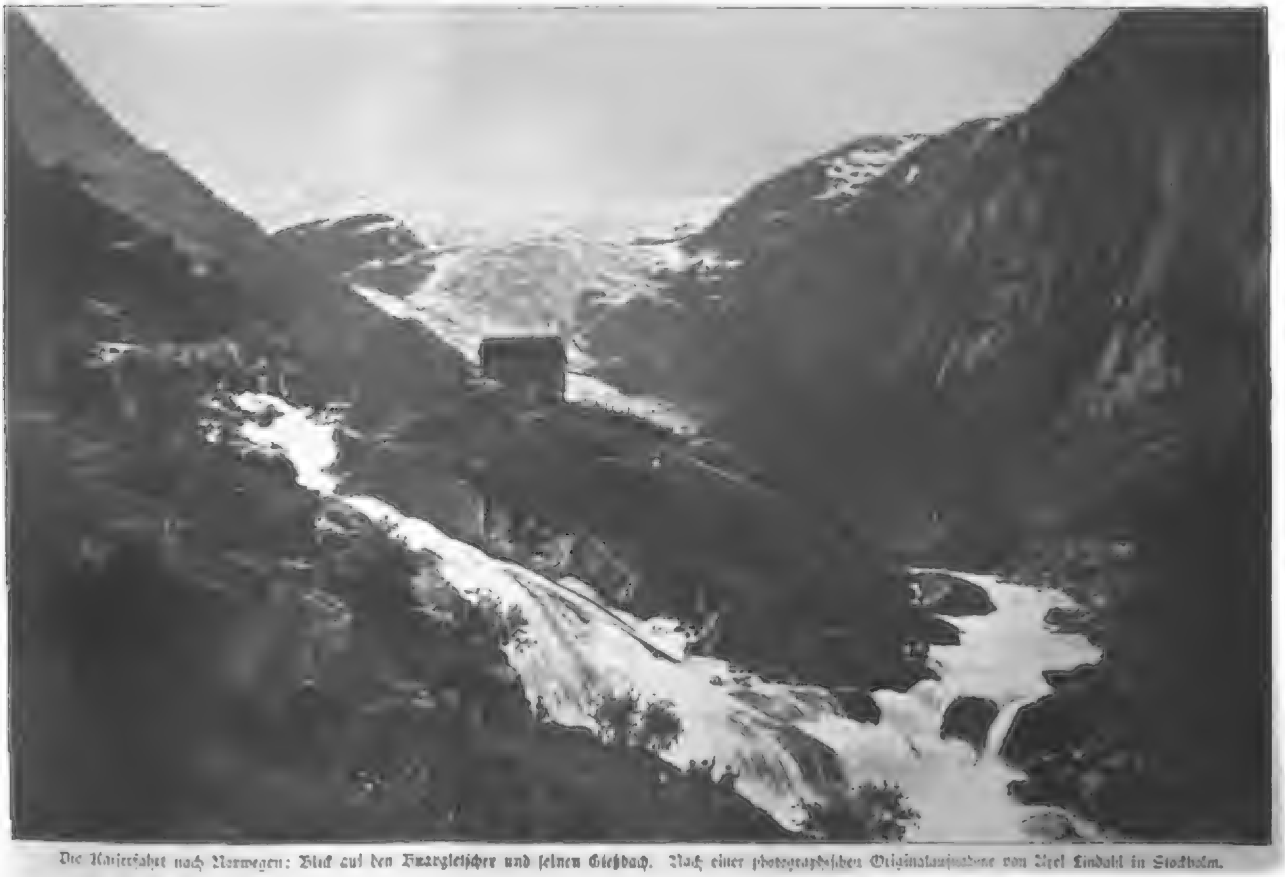
(Alle Rechte vorbehalten.)

In der Fenſterniſche eines Pariſer Boulevardcafés ſaßen an einem länglichen weißen Marmortiſchchen drei Herren rauchend und plaudernd beiſammen. Einer von ihnen hielt den „Gil-Blas“ in der Hand und durchflog geübten Blickes die erſte Seite des Blattes, hauptſächlich die Spalten, welche dem mondainen Leben gewidmet ſind. Ein anderer ſchlürfte mit Behagen ſeinen Abſinth und fixirte dabei durch ſeinen goldenen Zwicker die an dem Fenſter haſtig vorübereilenden Straßengänger, ſeinem Nachbar, einem verlebt ausſehenden Jüngling, ab und zu eine pikante Bemerkung zuwerfend.

„Sapriſti, hat der ein Glück!“ rief plötzlich der leſende junge Mann aus, legte das Blatt aus der Hand und zündete ſich ſeine erkaltete Cigarre an.

„Wer?“ fragte nachläſſig der Herr am Fenſter und blies eine dichte Rauchwolke vor ſich hin.

Der verlebt ausſehende Jüngling hatte jedoch ſchon das Blatt ergriffen und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Feuilletonſpalten. „Wer anders als Sie, mein lieber Calmette!“ ſagte er und fuhr ſich mit dem dünnen Spazierſtöckchen hinters Ohr.



Die Kaiſerfahrt nach Norwegen: Blick auf den Buargletſcher und ſeinen Gießbach. Nach einer photographiſchen Originalaufnahme von Axel Lindahl in Stockholm.

„Ach, Sie meinen den Roman von mir!“ erwiderte ſelbſtgefällig der Herr mit dem Zwicker. „Nun, ich denke, ſein Erſcheinen hat lange genug auf ſich warten laſſen; aber was meine ſechs offiziellen Beſuche im Bureau des Blattes nicht zu ſtande gebracht, das bewirkte meine Cauſerie von mir mit der Frau des Chefredakteurs, die ich vor etwa vierzehn Tagen in einer großen Geſellſchaft traf. Eine reizende Frau, Madame de P....! Sie fiel mir ſofort im erſten Moment durch ihr echtes blondes Haar und ihre ſuperbe Toilette auf!“

„Welche Toilette?“ fragte faſt neugierig der Jüngling und zog ein elegantes kleines Taſchenbuch aus ſeinem Ueberzieher.

„Bemühen Sie ſich nicht umſonſt, Dodolphe,“ lachte Calmette, „die Toilette habe ich, wie Sie ſich denken können, ſofort beſchrieben und an den ‚Figaro‘ und den ‚Gaulois‘ geſchickt!“

„Das iſt wider die Abrede,“ entgegnete in kläglichem Tone Dodolphe, „die Salon- und Toilettenberichte habe ich übernommen.“

„Gewiß,“ miſchte ſich nun auch Rivier ins Geſpräch, „aber wenn wir durch die gedruckte Anerkennung einer fremden Toilette unſerem eigenen Talente zur Anerkennung verhelfen können, dann hört die Rückſicht auf den Kollegen auf. Sie begreifen: Chacun prend son bien où il le trouve!“

„Ja, ja, ich begreife!“ ſeufzte Adolphe de Rabajac, den man ſeines jünglinghaften Ausſehens wegen immer nur Dodolphe nannte.

„Um Sie zu verſöhnen, führe ich Sie bei der Comteſſe R.... ein,“ ergriff nun wieder Calmette das Wort, der währenddeſſen einen Druckfehler in ſeinem Feuilleton mit einer Bleifeder korrigirt hatte; „ſie wird nächſtens eine große vente de charité veranſtalten, und ganz Paris wird dort ſein. Sie gehen doch auch hin, Rivier?“

„Selbſtverſtändlich; ich habe mich ja erboten, die Einladungskarten in altfranzöſiſchem Stil zu verfaſſen, und wenn ich dort außerdem noch für einige Louis Blumen kaufe, ſo kann ich ziemlich beſtimmt darauf rechnen, daß mein kleiner Einakter nächſte Saiſon von der Comteſſe und ihren Intimen vor einem Elitepublikum und der Preſſe geſpielt wird. Alſo, Dodolphe, ſeien Sie nur recht freigebig, und Comteſſe R.... wie einige andere Damen, denen wir Sie ſchon vorſtellen werden, geben Ihnen dann vielleicht ein Rendezvous bei ihrem Couturier und ſomit die Gelegenheit, die noch unedirten Toiletten in der Verlagsanſtalt ſelbſt kennen zu lernen.“

„Glücklicher Adolphe de Rabajac, der auf das alte, öde Familienſchloß derer von Rabajac hin überall offenen Kredit findet, und den daher eine vente de charité nicht zu ſchrecken braucht!“ rief Calmette pathetiſch aus.

„Vorläufig,“ liſpelte etwas kleinlaut Dodolphe.

„Nun, und nachläufig heiraten Sie irgend eine reiche Erbin, die glücklich ſein wird, Comteſſe de Rabajac zu heißen, beſonders wenn ſie ihrem zukünftigen Gatten die allgemeine Anerkennung ihrer Schönheit und ihrer Toiletten verdankt!“

In dem Moment trat ein noch junger Mann an den Tiſch und griff mit einem flüchtigen: „Pardon, messieurs!“ zu den Zeitungen, welche zuſammengerollt am äußerſten Ende des Tiſches lagen.

„Tiens, Remy! Sieht man Sie endlich?“ rief Calmette überraſcht aus und legte ſeine gepflegte Hand auf den Aermel des etwas abgetragenen Ueberziehers des jungen Mannes, der bei der Anſprache inſtinktiv einen halben Schritt zurückgewichen war. Augenſcheinlich war ihm die unerwartete Begegnung nicht angenehm; ein leiſes Rot huſchte über ſeine hageren, eingefallenen Wangen, und mit einer raſchen Bewegung ſchob er die ausgefranſten Manſchetten unter den Rockärmel. Nach einigen kurzen Worten wollte er ſich entſchuldigen und das Lokal verlaſſen, aber Calmette und Rivier hielten ihn feſt.

„Man ſieht Sie zu ſelten, um nicht Ihre Anweſenheit einmal auszunützen,“ meinte Rivier, und Calmette fragte, indem er einen Garçon herbeiwinkte:

„Ja, ſind Sie ganz verſchollen ſeit Ihrem letzten Erfolg? Sie vergraben wohl Ihr Talent, um ſicher zu ſein, es nicht zu verlieren? Was nehmen Sie: Abſinth, ein Gläschen Madeira oder Kaffee?“

„Gar nichts, gar nichts, ich danke,“ ſagte Remy haſtig, und wieder färbte dieſelbe flüchtige Röte ſein Geſicht.

„Allons donc, ein Glas Bier können Sie ſchon annehmen; garçon, un bock!“ beſtellte gleich darauf Rivier.

Remy fühlte ſich ſehr unbehaglich inmitten der fröhlichen, eleganten Geſellſchaft. Er liebte es nicht, bewirtet zu werden, wenn er — wie dies häufig und jetzt auch wieder der Fall war — keinen Sou in der Taſche hatte. In der Unſicherheit eines Menſchen, der nicht der geringſten unvorhergeſehenen Ausgabe gewachſen, fürchtete er immer, während die verſchiedenſten Fragen auf ihn einſtürmten, er dieſes berichten, jenes erzählen ſollte, durch eine ungeſchickte Bewegung das Bier zu verſchütten oder, was noch ärger, das Glas zu zerſchlagen. Die kleinlichen Anſchauungen ſeiner Kollegen kennend, ſchreckte er vor jeder Eventualität zurück, die ihn bloßſtellen konnte. Ziemlich einſilbig beantwortete er daher die an ihn gerichteten Fragen.

„So, ſo, alſo verheiratet ſind Sie?“ wiederholte Rivier in langgedehntem Ton. „Sans indiscretion, mit wem denn?“

Remy lächelte bitter und ſagte:

„Natürlich mit keiner Salonlöwin, ſondern mit einem Mädchen aus einfachen, bürgerlichen, ja, kurz geſagt, aus meinen Kreiſen!“

„Ihre Kreiſe ſind die des Geiſtes und der Bildung,“ meinte Calmette, und fragte mehr neugierig als teilnehmend: „Sie haben alſo eine Liebesheirat geſchloſſen?“

Remys Mundwinkel zuckten.

„Ja, eine Liebesheirat, wenn Sie wollen,“ antwortete er ſo gelaſſen als möglich.

„Ach, Sie Glücklicher, der Sie ſolchen Schrullen nachgeben dürfen!“ rief Dodolphe aus und zog ſeine nach dem neueſten Schnitt angefertigte Weſte glatt.

„Sie ſind um Ihre Unabhängigkeit wahrhaftig zu beneiden!“ meinte Calmette.

„Das iſt aber nun einmal das Vorrecht des großen Talentes!“ ſchloß Rivier bedeutſam, und alle drei Herren blickten faſt ſentimental den bläulichen Rauchwolken ihrer Cigarretten nach.

„Nun, und haben Sie ſeitdem nichts mehr publizirt, Sie glücklicher Ehemann?“ nahm Calmette wieder das Geſpräch auf. „Wird nicht bald wieder etwas von Ihnen erſcheinen?“

„Heute habe ich meinen letzten Roman dem Verleger Dentu verkauft, der morgen den Verlagskontrakt unterzeichnet,“ antwortete Remy und ſetzte gleich darauf hinzu, als er die erſtaunten Geſichter der Herren bemerkte: „Sie wundern ſich vielleicht, daß meine Arbeit in keinem Blatte vorher erſchienen? Ich konnte ſie nicht anbringen.“

„Nicht anbringen,“ wiederholte Rivier ungläubig, „nachdem der ‚Gil-Blas‘ zwei Romane von Ihnen gebracht, die beide einen großen Erfolg errungen! Wie iſt denn das möglich?“

Remy zuckte mit den Achſeln.

„Der verſtorbene alte Direktor des Journals war ſtets ſehr wohlwollend gegen mich; ſeinen Nachfolger kenne ich nicht, der hat wohl wieder andere Protégés —“

„Ach, warum nicht gar!“ unterbrach lächelnd Calmette und zeigte auf ſein Feuilleton; „vor vierzehn Tagen kannte ich den Direktor ebenſowenig wie Sie. Zufällig begegne ich ſeiner Frau in einer Geſellſchaft, widme mich ihr faſt ausſchließlich, erhalte darauf eine Einladung zu einer Soirée, einige Tage ſpäter zu einem Diner, und — es iſt die alte Geſchichte: bei einer feinen Cigarre und einem Glaſe guten Weines erhielt ich das Verſprechen, ſo bald als möglich gedruckt zu werden, und thatſächlich hat man mich auch nicht lange warten laſſen. Ich fürchte, mon cher, Sie ſind nicht praktiſch genug. Sie erfaſſen nicht die Gelegenheit, ſich zu zeigen, Relationen anzuknüpfen, von ſich reden zu machen ... Wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?“

„In der Nähe vom Boulevard Saint-Germain,“ antwortete Remy ausweichend; er wollte nicht geſtehen, daß er ſeinen Wohnſitz in einer winkeligen, unſcheinbaren Gaſſe des Quartier Latin habe.

„Unglücklicher,“ rief Rivier aus, „Sie ſind ja nicht mehr von dieſer Welt! Ziehen Sie doch in die Nähe der inneren Boulevards, begnügen Sie ſich mit einer Manſarde im ſechsten Stock, aber —“

„Ich bin verheiratet!“ unterbrach Remy faſt gereizt.

„Ja ſo, richtig, Sie ſind verheiratet, das ändert die Sachlage freilich,“ beſtätigte Calmette und fuhr dann in einem Anlaufe von Gutmütigkeit fort: „Wiſſen Sie was, Remy? Geben Sie mir Ihre Adreſſe; da Sie ſo ganz außerhalb der Welt leben, will ich Sie ein wenig au courant halten von dem, was in ihr vorgeht. Aber folgen Sie mir, ſondern Sie ſich nicht ab! Wir wußten ja nicht einmal, ob Sie noch in Paris ſind oder nicht. Beſonders jetzt, wo wieder ein neues Buch von Ihnen erſcheint, müſſen Sie geſehen werden und Geſellſchaften beſuchen. Vergeſſen Sie doch nicht, daß wir Pariſer Schriftſteller von den Frauen lancirt werden und unſeren Namen unſerer Beliebtheit in den Boudoirs verdanken. Erſt intereſſiren ſich die Frauen für unſere Perſönlichkeit und dann für unſere Romane. Eine jede poſirt förmlich für uns wie die Modelle für die Maler, und wie bekanntermaßen am Tage der Eröffnung des Salons die Modelle am zahlreichſten vertreten ſind und gruppenweiſe vor dem oder jenem Bilde ſtehen, hier Arme oder Füße, dort Kopf oder Schultern von ſich erkennend, ſo ſtürzen ſich auch die Weltdamen auf die eben erſchienenen Romane ihnen bekannter Schriftſteller mit der heimlichen Hoffnung, ſich ganz oder wenigſtens teilweiſe in der geſchilderten Heldin wiederzufinden. Sind wir erſt die patentirten Lieblingsſchriftſteller der Frauen und ſomit der Geſellſchaft, dann dürfen wir es ſchon wagen, uns zurückzuziehen und in vornehmer Abgeſchloſſenheit ganz unſerem Talente zu leben, wenn ſolches uns noch geblieben und es ſich bis dahin nicht zerſplittert in ewigem Haſchen nach Tagesruhm und Tagesbeifall!“

Ernſt, faſt prophetiſch klangen dieſe letzten Worte, und kein rechtes Geſpräch wollte mehr aufkommen. Die Herren erhoben ſich auch bald. Dodolphe erteilte einem Garçon die Weiſung, einen eleganten Remiſewagen zu beſorgen, und wendete ſich dann mit einem fahlen, blaſirten Lächeln an Remy:

„Das Wetter iſt ausnehmend ſchön, wir fahren ins Bois, halten Sie mit?“

Remy ſchüttelte den Kopf.

„Ich muß noch einiges leſen und werde überdies zu Hauſe erwartet; beſten Dank!“

„Das thut mir leid,“ ſagte bedauernd Calmette, indem er mit dem Rockärmel glättend über den ſpiegelblanken Cylinder fuhr, „eine Fahrt ins Bois wäre Ihnen gewiß nützlicher und förderlicher als ein dreiſtündiges Sitzen beim Arbeitstiſch; aber natürlich, zwingen kann man Sie nicht. Alſo leben Sie wohl, hoffentlich auf Wiederſehen; laſſen Sie ſich bald wieder blicken, ich ſchreibe Ihnen dieſer Tage. — Ihre Adreſſe?“

„Adreſſiren Sie den Brief nur an den Verleger, er wird mir von dort zugeſchickt!“ antwortete eilig Remy und ließ ſich mit einem Seufzer der Erleichterung auf ſeinen Sitz zurückfallen, als die Herren mit einem leichten Gruß zur Ausgangsthüre ſchritten.

„Ein drolliger Kauz,“ murmelte Rivier, in den Wagen ſteigend.

„Schade um ſein Talent,“ ſtimmte Calmette in ernſtem Tone bei.

Dodolphe aber zwickte ſein Monocle feſter ins Auge und ſagte: „Ich wette, der Mann hat keinen Frack und keinen anſtändigen Anzug; was nützt ihm da ſein Talent? Ein Talent ohne Frack, ha, ha, ha!“ lachte er hell auf und rief dem Kutſcher zu: „Au bois, à la cascade!“

Remy blieb nur noch wenige Minuten im Café; es litt ihn nicht länger in dem halbleeren, dumpfen Raum, und verſtimmt, wie er war, hatte er keine Luſt mehr, einen Blick in die verſchiedenen Blätter zu werfen. Er trat auf den Boulevard hinaus, auf dem eine elegante, bunte Menſchenmenge hin und her wogte. Ein Gefühl der grenzenloſen Vereinſamung überkam ihn in dieſem Trubel, und er ſelbſt kam ſich wie ein häßlicher ſchwarzer Schatten inmitten des heitern, ſonnigen Straßenbildchens vor.

„Ins Bois fahren in dem Anzug,“ murmelte er und betrachtete unmutig ſeine unſcheinbar gekleidete hohe Geſtalt, welche ihm ein ſchmaler, an der Außenſeite eines eleganten Magazins angebrachter Spiegel zurückwarf. Dann drückte er den weichen, breitkrämpigen Hut tiefer in die Stirn, ſteckte die Hände in die Taſchen ſeines Ueberziehers [illegible] in eine Seitenſtraße ein, mit großen, [illegible]

„Viel Glück, mein Liebling!" hatte ihm die kleine Frau in ihrer etwas ſchüchternen Weiſe zugeraunt, als ſie ihm den ſorgfältig ausgebürſteten Hut gereicht, damit er ſich wenigſtens ſauber vor dem großen Verleger präſentire, der ihm heute ſeine Entſcheidung über das vor Wochen eingereichte Manuſkript mitteilen ſollte.

„Bleib nicht zu lange aus und vergiß nicht, daß wir noch zu ſprechen haben," hatte ihm gleich darauf mit entſchiedener Stimme die Mutter nachgerufen, welcher die Schriftſtellerei des Sohnes ſtets ein Dorn im Auge war, und die ſich über jeden von ihm errungenen Erfolg mehr ärgerte denn freute.

„So ein Unſinn!" pflegte ſie zu ſagen, wenn die kleine Frau ihr mit leuchtenden Augen eine günſtige Rezenſion oder einen eben erſchienenen Artikel vorlas. „So ein Unſinn! Was braucht er zu ſchreiben? Hat ſein Vater geſchrieben oder ſein Großvater? Ernährt haben ſie ſich, Weib und Kind von ihrer Hände Arbeit und waren in ſeinem Alter fertige Menſchen. Hat er es ſo weit gebracht wie ſie? Kann er Dir etwas Rechtes bieten? Was haſt Du von ſeinem Genie? Haſt Du am Sonntag ein ſchöneres Kleid? Geht er mit Dir an einem Feiertagsnachmittag aufs Land, wie mein Seliger es zu thun pflegte? Glaub mir, Kleine, Du wärſt glücklicher, wenn Du, wie ich es als junge Frau gethan, mit Deinem Mann im eigenen Laden Kunden bedienen würdeſt. Meinſt Du, ich hätte ſo darauf beſtanden, daß er Dich heirate, wenn ich nicht gehofft, daß Du ihm alle ſchriftſtelleriſchen Mucken aus dem Kopf treiben würdeſt? Aber ſtatt deſſen biſt Du auf ſeine Schrullen eingegangen, vielleicht weil es Dir eine ſo beſondere Ehre ſchien, die Frau eines Schriftſtellers zu ſein. Möchte wiſſen, wie es um euch ſtünde, hätte ich nicht immer dahintergeſteckt und hier und dort ausgeholfen!"

„Er wird Ihnen ja gewiß alles zurückzahlen," unterbrach die kleine Frau dann wohl ſanft und wiſchte ſich heimlich eine Thräne aus dem Auge.

„Na, na, nicht gleich weinen," beruhigte die im Grunde gutmütige Alte; „ins Grab nehme ich das Geld ja doch nicht mit, euch gehört's ſchon nach meinem Tod, aber ich will eine runde Summe hinterlaſſen und ſehe nicht ein, warum das erarbeitete und erſparte Geld jetzt in kleine Münze umgeſetzt werden ſoll, nur damit mein Sohn den noblen Herrn ſpielt!"

Remy, der dieſe Anſichten ſeiner Mutter wohl kannte, beſchuldigte ſie im Geiſte mehr als einmal, ihn an ſeinem Fortkommen, ſeiner Carrière zu hindern, und wenn er auch einſah, daß ihn der Mutter Mittel ſtets über Waſſer hielten, ſo daß er ſich, ohne eine Kataſtrophe befürchten zu müſſen, ſeinem literariſchen Schaffen hingeben konnte, ſo fühlte er andererſeits doch immer wieder der Mutter ſchwere Hand auf ſich laſten und ſich daher in der Freiheit jeder Bewegung, die emporführt, beſchränkt. Was hätte er auf Calmettes freundſchaftliche Ermahnungen entgegnen können, was antworten ſollen? Er erfuhr es ja täglich an ſich ſelbſt, wie ſchwer ſich ein Abweichen von den nun einmal beſtehenden Geſetzen des Pariſer Schriftſtellerlebens, ja, des modernen Emporkommens überhaupt rächte, und doch konnte er nichts thun, als, ferne von jeder Clique, einſam in ſeinem verborgenen Winkel ſitzen und arbeiten. Jeder Tag erforderte ſein Recht, und was ihm ſein Erwerb nach Beſtreitung der notwendigſten alltäglichen Bedürfniſſe zuweilen übrig ließ, das reklamirte ſeine alte Mutter, deren Schuldner er hatte werden müſſen, um halbwegs ſorgenlos das Wenige zu vollenden, was er bis jetzt publizirt. Nie hatte er frei aufatmen, ſein ſchwerverdientes Geld nach Gutdünken verwenden können. Seine größten Erfolge waren bisher nichts anderes als ein Schlag ins Waſſer geweſen, denn nie konnte er eine ſich bietende günſtige Gelegenheit erfaſſen, um ſelbſt perſönlich durchzuführen und durchzufechten, was einige geſchickte Reklamen des Verlegers und warmes, ſachliches Lob ernſter Kritiker vorbereitet. Bald fehlte es ihm an dem notwendigen Kleingeld, um ſeine Kollegen in den Cafés der Boulevards aufzuſuchen und ſich mit ihnen an dem oder jenem Vergnügen zu beteiligen, bald war wieder ſeine Garderobe in einem zu derouten Zuſtande, als daß er die notwendigen Beſuche hätte machen, geſellſchaftliche Relationen hätte anknüpfen können, die — wie er ſich bei ſeinen Kollegen überzeugt — oft raſcher und ſicherer zum Ziel führten als das ernſteſte Streben, der unermüdlichſte Fleiß. Stets fühlte er den drückenden Konflikt, welcher zwiſchen ſeinen privaten Verhältniſſen herrſchte und denen, in welche ihn ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hineindrängte. Ja, er war im wahren Sinne des Wortes ein „Talent ohne Frack", wie Dodolphe in ſeinem Pariſer Boulevardwitz lachend ausgerufen, und in ohnmächtigem Grolle ſah er die Tage, Monate und Jahre ſchwinden, ohne daß ſich ſeine ſoziale und pekuniäre Stellung beſſerte. Mit wahrem Entſetzen fragte er ſich, wie lange ſein Talent es noch aushalten würde in dem aufreibenden Kampf ums Daſein, ums tägliche Leben, das wie ein Vampyr die beſte Kraft aus ſeinem Gehirne ſog.

Heute beſchloß er, mit ſeiner Mutter ein ernſtes Wort zu reden, ihr auseinanderzuſetzen, daß er ſeine ganze Lebensweiſe ändern müſſe, damit er zu etwas kommen könne, und ſie zu bitten, ihm zur völligen Tilgung ſeiner Schuld noch längere Zeit zu laſſen. Als er aber der alten Frau gegenüberſtand und ihr von ſeinen Plänen und Erwartungen erzählte, fühlte er ihre ſtechenden dunklen Augen mißtrauiſch auf ſich ruhen.

„So, alſo Du willſt Dich elegant ausſtatten, auf ganz anderem Fuße leben, womöglich den Rentier ſpielen ſtatt Deine Schuld abzutragen?"

Remy, der beim Vorwurfe der Mutter nicht den engen Geſichtskreis der pedantiſchen Geſchäftsfrau berückſichtigte, fühlte aus der ganzen Rede nur einen verletzenden Zweifel an ſeiner Redlichkeit heraus. Er entgegnete daher faſt heftig:

„Morgen ſollen Sie Ihr Geld haben; aber ich meine, Sie würden mütterlicher an mir handeln, wenn Sie ſich etwas gedulden wollten. In drei Wochen erſcheint mein Buch, ich werde viele Kollegen aufſuchen, Kritikern meinen Beſuch abſtatten müſſen, auch dürfte ich Einladungen erhalten, die ſich nicht gut ablehnen laſſen und denen Folge zu leiſten für meine Carrière unentbehrlich. Dies alles erfordert aber ein anſtändiges Aeußere, viel Wagen und auch einiges Geld in der Taſche für unvorhergeſehene Ausgaben —"

Die Alte ließ ihn nicht zu Ende reden.

„Das heißt, Du willſt bummeln! Das iſt es alſo, was Dich bei der Schriftſtellerei anzog! Nicht die Arbeit, nicht die verzeihliche Eitelkeit, die Ausgeburten Deiner Phantaſie in den Schauläden zu ſehen, nein, Dich verlockte bloß das äußere, glänzende, auf Schulden aufgebaute Boulevardleben Deiner ſauberen Kollegen. Ich kenne ſie ſchon vom Hörenſagen dieſe feinen, noblen Herren mit den ſpitzen Lackſtiefeln, dem pomadiſirten Schnurrbart und dem leeren Magen. Ja, leeren Magen," wiederholte die alte Frau heftig; „ich wette, daß die Hälfte Deiner netten Freunde ſich nicht ein gutes Stück Fleiſch gönnt, nur, um im Café mit einer guten Cigarre prahlen zu können. Lehr mich in meinem Alter die Menſchen nicht kennen! Da kann ich Dir gleich einen Herrn Terry nennen, der ſich vor etwa ſechs Jahren, ſobald es dunkel zu werden begann, für fünf Sous Wurſt oder Schinken aus unſerem Delikateſſengeſchäft holte. Das war ſein ganzes Diner, mein Junge; begegnete man ihm aber auf der Straße, ſo vermeinte man einen Grandſeigneur zu ſehen, ſo pickfein und elegant war alles an ihm!"

Remy war in großer Erregung ans Fenſter getreten und pochte nervös an die Scheiben.

„Terry — Du ſiehſt, ſeine erdarbte Eleganz hat ihm nicht geſchadet — iſt jetzt einer unſerer bekannteſten und beſtbezahlten Journaliſten und Rezenſenten; dieſen ſelben Terry müßte ich jetzt aufſuchen, um ihm meinen Roman zu empfehlen; dieſer ſelbe Terry gibt die glänzendſten Geſellſchaften und ſieht die einflußreichſten Perſönlichkeiten bei ſich. — Doch nun genug darüber, Mutter! Sie werden mich nie verſtehen, und ich werde eben verſuchen, durch eigene Kraft das zu erreichen, wozu Sie mir Ihre Hilfe verſagen. Natürlich verliere ich dabei meine beſten Jahre, vergeude meine beſte Kraft, aber ſprechen wir nicht weiter davon. Morgen erhalte ich vom Verleger mein Honorar, und morgen noch zahle ich Ihnen den Reſt meiner Schuld ab."

Wie Remy es vorhergeſehen, ſo geſchah es. Nachdem er die nur notwendigſten Beſuche gemacht, blieb er, wie immer, ſtecken. Wäre er im ſtande geweſen, die alten Beziehungen aufzufriſchen, neue anzuknüpfen und ſich in den mondainen Trubel des Pariſer Lebens zu ſtürzen, ſein letzter Roman hätte Senſation gemacht; ſo aber errang er nur einen rein literariſchen Erfolg, und Remy mußte länger, als er es ſelbſt gefürchtet, auf die zweite Auflage des Buches warten. Bald war es wieder ſo tot um ihn herum wie zuvor; immer ſeltener kam ſein Name in den Blättern vor, und wenn nicht faſt alljährlich wenige Tage hindurch ein neues Buch von ihm in den Auslagen zu ſehen geweſen wäre, man hätte nicht mehr gewußt, ob es noch einen Schriftſteller Namens Remy gab oder nicht.

Remy ſelbſt hatte ſcheinbar jeden Ehrgeiz eingebüßt. Raſtlos, ohne ſich um die Außenwelt zu bekümmern, arbeitete er Tag und Nacht. Seine ſcheue kleine Frau legte ihm manchmal die Hand leiſe auf die fieberheiße Stirn und ſeufzte tief auf. Dann ſchlich ſie auf den Zehenſpitzen zur Thür hinaus und ſetzte ſich an den runden Tiſch des Eßzimmers, wo ſie mit ihrer ſaubern, zierlichen Schrift die bereits gefeilten Kapitel ins reine ſchrieb.

Wie ſtolz, wie glücklich war ſie, ihrem „großen" Mann helfen zu können; ſie fühlte ſich ſo klein, nichtsſagend und unbedeutend im Vergleich zu ihm; es ſchien ihr, als ſtänden ſeine Werke ihr näher als er ſelbſt, und als würde ſie durch die Arbeit, die ſie ſich auferlegt, zu ihm emporgehoben. Remy bemerkte von alldem nichts. Er war es zufrieden, daß ſie ihm das geiſttötende Kopiren erſparte, und pflegte ihr ſtets als Dank eine Kleinigkeit mitzubringen, wenn er vom Verleger das Honorar erhalten. Sonſt aber beſchäftigte er ſich nicht viel mit ſeiner Frau, wenn er ſie im Grunde genommen auch ganz lieb hatte. Nur manchmal blickte er überraſcht auf, wenn eine ſchüchtern geäußerte Bemerkung ihr feines Verſtändnis für ſein Talent bekundete und er ſehen mußte, wie ſehr ſie in ihm aufging und mit welch inniger, faſt heiliger Verehrung ſie an ihm hing. Was er aber nicht ſah, das waren die täglich tieferen Schatten um ihre Augen, die immer unheimlichere Durchſichtigkeit der Haut; was er nicht hörte, das war der immer kürzere Atem, der immer hohler klingende Huſten.

Sie ſprach ja nie von ſich und ihren Leiden. Was ſollte ſie auch ihren Mann umſonſt ängſtigen; er würde ja ſchon alles früh genug erfahren an dem Tage, an dem ſie nicht mehr im ſtande ſein würde, ſich vom Lager zu erheben . . .

Und dieſer Tag rückte immer näher heran.

Ganz verlorene, verſtändnisloſe Blicke warf Remy auf die kleine blaſſe Frau, die, mit ihrer abgezehrten Hand die ſeinige ſtreichelnd, noch immer Worte des Troſtes und der Ermutigung auf ihrem Sterbebette fand.

„Ja, ſiehſt Du, mein Liebling, das rührt ſchon ſeit lange her — Du konnteſt es ja nicht wiſſen, ich ſah immer wohl aus — aber jetzt dauert's nicht mehr lange!"

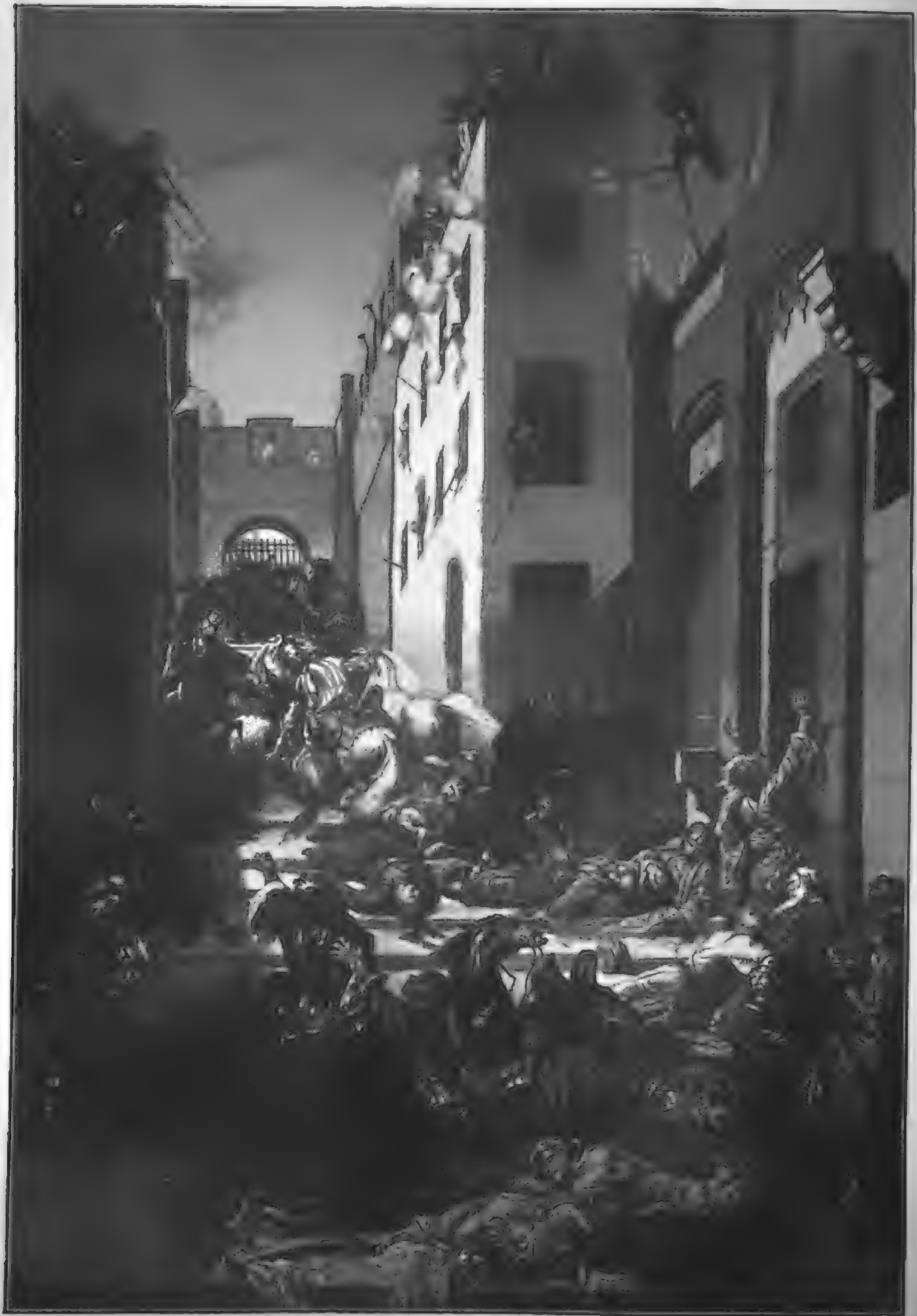
Es dauerte auch nicht lange, denn die kleine Frau zog ſich ſcheu und ſchüchtern, ohne viel Aufhebens zu machen, aus der Welt zurück, wie ſie gewohnt war, alles in ihrem Leben zu thun.

Erſt als Remy die erſtarrten Fingerſpitzen in ſeiner Hand fühlte und das ehemals milde braune Auge ſtarr und gläſern auf ſich gerichtet ſah, da begriff er den Vorgang und drückte einen Kuß auf die Lippen der Toten, wie ihn die Lebende nie empfangen; denn erſt, als er die Tote vor ſich liegen ſah, fühlte er, was die Lebende ihm geweſen.

„Mein alles, mein alles!" murmelte er, und glühende Thränen fielen in ſchweren Tropfen von ſeinen Augen.

Einige Monate nach dem Tode ſeiner Frau verlor er auch ſeine Mutter, die ihm ein kleines Vermögen hinterließ. Es litt ihn nicht länger in der Stadt mit all ihren ſchmerzlichen und bitteren Erfahrungen. Er verkaufte ſeine Einrichtung, packte ſeinen Koffer und verließ Paris, um ſich in ländlicher Abgeſchiedenheit einer großen, ernſten Aufgabe zu widmen. Nicht Erſchautes, ſondern Erlebtes wollte er in ſeinem neueſten, tief in ſoziale Verhältniſſe eingreifenden Roman ſchildern, und dazu bedurfte er allein der Sammlung. An Stoff konnte es ihm ja nicht fehlen, denn alles, was er während der vielen öden Jahre, in denen er die ganze Miſère des ringenden armen Talentes an ſich ſelbſt erfahren, durchgemacht, drängte nach Geſtaltung.

Google



Die Vernichtung der Mameluken am 1. März 1811. Gemälde von Alexander Bida

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Groſſer in Leipzig).

Am Strande. Originalzeichnung von J. v. Wodzinski.

Als er nach längerer Abweſenheit wieder auf den Boulevards auftauchte und ſich in das Stammlokal ſeiner Kollegen begab, ſtürmten dieſelben mit den verſchiedenſten Fragen auf ihn ein, konnten aber nichts anderes erfahren, als daß er Frau und Mutter verloren und die letzten Monate zu einer Reiſe benützt. Sie muſterten überraſcht ſeine nun ſo elegante Erſcheinung und ſchüttelten ihm hocherfreut die Hand, als er ſagte:

„Nun verſchreibe ich mich eurer Lebensweiſe mit Leib und Seele, et vogue la galère.“

„Werden Sie alſo doch endlich einer der Unſeren, Sie Talent ohne Frack, wie Dodolphe Sie einſt ſcherzhaft getauft!“ rief Calmette herzlich, indem er gleichzeitig vorſchlug, die Bekehrung Remys durch ein heiteres Garçonſouper im Café Riche zu feiern.

Die Vorteile der Kameraderie wie des Verkehrs in der großen Welt bewährten ſich in kürzeſter Zeit. Bald citirte man Remys Namen in allen mondainen Blättern, obſchon er nichts als hin und wieder ein kleines Feuilleton veröffentlichte, doch genügte dies, um die Aufmerkſamkeit des nur nach Namen haſchenden Publikums auf ſeine früher kaum beachteten Romane zu lenken und die Erwartung auf eine neue Publikation zu ſpannen. Er ſelbſt lebte ſcheinbar ſorglos, einzig und allein dem Momentgenuſſe, galt für einen parfait gentilhomme und war ein viel geladener, gern geſehener Gaſt künſtleriſcher und finanzieller Kreiſe.

Niemand hätte wohl den lebensluſtigen, charmanten Causeur in dem ernſten Mann erkannt, der, eines Nachts vor ſeinem Schreibtiſch ſitzend, mit finſterer, berechnender Miene Zahlen auf Zahlen aneinander reihte und endlich zwiſchen den Zähnen herauspreßte: „Rien ne va plus — jetzt gilt's!“

Am andern Tage konnte man in allen großen Zeitungen folgende Notiz leſen:

„Wir ſind in der erfreulichen Lage, unſeren Leſern ſchon heute zu verraten, daß unſer geſchätzter Mitarbeiter Monſieur Remy ſoeben einen tief ins ſoziale Leben eingreifenden Roman vollendet. Der Titel des hochintereſſanten Werkes, in welchem der Autor ſich und einige unſerer bekannteſten Journaliſten unter fiktiven Namen ſchildert, lautet: ‚Ein Talent ohne Frack.‘“

Kurz nachdem die Blätter der Voranzeige ſeines Buches mehr Zeilen gewidmet, als ſie deren einſt der Kritik ſeiner bereits erſchienenen Werke geopfert, befand ſich der neue Roman in allen Händen. Er erregte ein Aufſehen, das Remys höchſte Erwartungen überſtieg. Schon nach wenigen Tagen war die Auflage vergriffen. Als Remy das glänzende Honorar für die zweite Auflage in ſeine Brieftaſche ſteckte, ſagte er ſich:

„Il était temps! Nicht lange mehr hätte ich das koſtſpielige Leben weiter fortführen können.“

Hatte doch Remy faſt mit ſeinem ganzen kleinen Vermögen va banque geſpielt und dasſelbe gleichſam als Betriebskapital in ſeine Carrière geſteckt, um in der letzten Stunde mit dem Beſten, was ſein gereiftes Talent hervorgebracht, den entſcheidenden Sieg zu erfechten. Die enthuſiaſtiſchen, faſt reklameartigen Rezenſionen konnte er mit ruhigem Gewiſſen leſen, denn das, was ſeine Freunde ſo bereitwillig anerkannt, war in der That außerordentlich. Mit der ihm eigenen Objektivität mußte er ſich freilich auch geſtehen, daß ihm dieſe Anerkennung nie zu teil geworden wäre, hätte er das Buch vor Monaten ſofort nach dem Entſtehen veröffentlicht und nicht mit allen erdenklichen Opfern das Intereſſe für ſeine Perſönlichkeit dem Intereſſe für ſein Talent vorangehen laſſen. Aus dem „bekannten“ und „beliebten“ wurde bald der „gefeierte“ Schriftſteller, dem alte Kollegen die Akademie prophezeiten, zu dem junge Streber aufblickten und dem die ſchönſten Frauen huldigten. Ja, eine reiche polniſche Prinzeſſin, deren Salon der Mittelpunkt einer exotiſchen Geſellſchaft war, ſuchte den berühmten Romancier durch die raffinirteſte Koketterie dauernd an ſich zu feſſeln und gab ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie nicht abgeneigt, ihren endlos langen ariſtokratiſchen Namen gegen den kurzen, aber berühmten Namen Remy einzutauſchen.

Einige Jahre ſind ſeitdem verſtrichen. In einem geſchmackvollen, etwas düſter eingerichteten Gemach, das von dem matten Licht einer großen, koſtbaren Lampe und dem rötlich aufflackernden Schein des Kaminfeuers nur wenig erhellt wird, ſitzt nun ein Herr mit feinen, markirten Zügen und einem vorzeitig gelichteten Scheitel. Er blättert ernſt und ſinnend in einem nur zum Teil aufgeſchnittenen Buch, das vor ihm auf dem ſchön geſchnitzten Arbeitstiſch liegt. Eine ſuperbe, in Lebensgröße gemalte Frauengeſtalt in tief ausgeſchnittener, koſtbarer Balltoilette mit welligem blauſchwarzem Haar und blitzenden Augen lächelt verführeriſch und ſiegesbewußt aus dem faſt überladen reichen goldenen Rahmen hervor, an dem noch die Nummer von der letzten Ausſtellung haftet, und der ſich grell von der dunklen Stofftapete des Zimmers abhebt. Die kleine verblaßte Photographie einer ſchmächtigen, altmodiſch gekleideten jungen Frau ſteht auf dem Schreibtiſch auf einer ſchwarzen Miniaturſtaffelei und ſcheint, eingeſchüchtert durch den ihr ungewohnten Glanz, auf den einſamen Leſer zu blicken.

„Ja, ſind Sie ganz von Sinnen, Remy? Ich glaube gar, Sie leſen Gedichte!“ läßt ſich plötzlich eine Stimme vernehmen, während ein goldener Zwicker über die Schulter des Angeſprochenen auf die aufgeſchlagene Seite fällt.

„Ja, ſo geht's, man wird ſentimental auf ſeine alten Tage,“ ſagt Remy, über deſſen dünne Lippen ein feines, ſpöttiſches Lächeln huſcht, und ſchüttelt dem Freunde herzlich die Hand.

Calmette, denn er iſt es, legt ſeinen Claque auf den Tiſch, wirft den Ueberzieher ab und zündet ſich eine Cigarre an.

„Sie ſehen, ich mache mir's bequem, denn wenn Sie jetzt erſt Toilette zu machen beginnen, dann kann ich noch lange warten. Mußte Sie auch der Teufel verführen, jetzt Gedichte zu leſen!“

Remy drückt während deſſen auf eine elektriſche Klingel, und faſt augenblicklich erſcheint ein korrekter Kammerdiener in ſchwarzen Kniehoſen und ſchwarzſeidenen Strümpfen; geräuſchlos waltet er ſeines Amtes und bereitet im angrenzenden Ankleidezimmer vor, was die Toilette ſeines Herrn erfordert.

„La princesse va bien?“ fragt Calmette und ſtreckt ſich nachläſſig auf dem Kanapee aus.

„Très bien, merci!“

Die jetzige Madame Remy wird nach wie vor Prinzeſſin genannt, und Remy iſt es zufrieden. Er lebt mit der ſchönen, etwas extravaganten Polin in durchaus muſterhafter moderner Ehe. Er iſt der aufmerkſame, korrekte Gatte, deſſen gefeierter Name ſeiner Frau ſelbſt die exkluſivſten Salons erſchließt; ſie iſt die reiche Prinzeſſin, deren luxuriöſes Palais dem Talent und der Perſönlichkeit ihres Mannes als glänzender Ausſtellungsraum dient. Beide wiſſen die Vorteile, welche ſie ſich gegenſeitig bieten, wohl zu ſchätzen und gelten in der ſogenannten Welt für ein glückliches Paar.

„Was ſind denn das für Gedichte?“ nimmt Calmette nach einer Pauſe wieder das Geſpräch auf.

„Erſtlingsblüten!“ antwortet Remy und reicht Calmette ein kurzes, auf gewöhnlichem, billigem Papier geſchriebenes Briefchen. „Der arme Teufel hat viel Talent, aber nichts zu beißen und zu brechen, dieſen Zeilen nach zu urteilen.“

„Ça viendra,“ meint Calmette gleichmütig und legt den Brief ungeleſen auf den Tiſch zurück; „Sie müſſen doch am beſten wiſſen, daß es kommt,“ fügt er blaſirt und ſieht Remy lächelnd an.

„Ja, manchmal kommt's,“ beſtätigt Remy, „aber auch da oft zu ſpät, wenn die Kräfte erlahmt und der Geiſt tot —“

„Allons donc,“ ſpöttelt Calmette; „oder behaupten Sie etwa, daß Ihr Geiſt tot?“

Remy ſchweigt erſt einen Augenblick und tritt dann auf ſeinen Freund zu: „Aufrichtig geſprochen, habe ich meinen vor Jahren erſchienenen Roman ‚Ein Talent ohne Frack‘, dem ich meinen Haupterfolg verdanke, überboten? Habe ich mich ſeitdem vertieft, habe ich Fortſchritte gemacht? Nein! Sehen Sie, alle Bücher, die dieſem Werke gefolgt, wiegen kaum meinen allererſten Verſuch auf, der vielleicht weniger Routine, weniger Raffinement, jedenfalls aber mehr urſprüngliches Talent, mehr Lebenswahrheit und echte Empfindung aufweiſt.“

Calmette will ihn unterbrechen, aber Remy fährt haſtig fort: „Nein, mein Lieber, ich brauche keine Beſcheidenheit zu heucheln wie die, welche ihren Namen einzig und allein der Reklame verdanken. Ich weiß, ich habe etwas geleiſtet, ich weiß aber auch, daß alles, was ich jetzt ſchreibe, weniger künſtleriſchem Schaffensdrang entſpringt als den Rückſichten, welche mir die zahlloſen Angebote der Verleger, das Intereſſe der Geſellſchaft und der Ehrgeiz der Prinzeſſin, die einen berühmten Mann geheiratet, auferlegen. Und ſo bin ich denn verurteilt, alljährlich einen roman à sensation zu publiziren, den die ernſte Kritik vielleicht nicht mehr ernſt nimmt, der aber einen glänzenden Weg durch alle Boudoirs von Paris macht. Erinnern Sie ſich der Worte, die Sie mir vor etwa zehn Jahren, als ich mutlos daſtand, zuriefen? Ihren Rat habe ich, ſobald ich es thun konnte, befolgt; ich habe mich lancirt, bin beliebt, ja, ſagen wir berühmt geworden, mein Talent aber hat ſich aufgerieben, zerſplittert in dem, wie Sie ſich ausdrückten, ewigen Haſchen nach Tagesruhm und Tagesbeifall!“

Remy iſt verſtummt. Man hört nichts in dem Zimmer als das Kniſtern des Kaminfeuers und das Raſcheln des feinen Hemdes, in deſſen geſtärkten Bruſtlatz der Kammerdiener eine erbſengroße, von Brillanten umgebene Perle ſteckt.

Calmette blickt nachdenklich auf die ſchönen, glitzernden Steine und hat Mühe, ein leiſes Lächeln zu unterdrücken.

„Welchen Frack?“ fragt der Kammerdiener in leiſer, diskreter Weiſe.

„Nummer zwei!“ antwortet Remy wieder vollkommen gelaſſen und wendet ſich an Calmette. „Ich glaube, für eine Soirée bei einem Verleger genügt die Nummer. Ich bin ein ordnungsliebender Menſch, wie Sie ſehen. Hat mir ein neuer Frack einigemale bei offiziellen Diners ſowie in hochadeligen Salons gedient, dann degradire ich ihn zum Frack Nummer zwei, der ſich als ſolcher auf den Soiréen von Verlegern, Halbmillionären und kleinen Ariſtokraten noch ſehr würdig behauptet; Kollegen, nichts für ungut, müſſen ſich ſchon mit dem Frack Nummer drei begnügen. Nur unſerem guten Dodolphe gegenüber mache ich eine auszeichnende Ausnahme, erſtens, weil er ja doch dem edlen Geſchlecht derer von Rabajac entſproſſen, und zweitens, weil ich ſeiner Bosheit eigentlich den Titel meines beſten Romans verdanke!“

Die beiden Herren lachen herzlich auf, während der Kammerdiener ihnen die Ueberzieher und die Claques reicht.

„Das ſcheint auch ſo ein ‚Talent ohne Frack‘ zu ſein,“ ſagt Remy und deutet auf das auf dem Tiſch liegende Buch. „Apropos, wie wär's, wenn man ihm heute einen guten Abend bereitete?“

„Der Wagen iſt vorgefahren!“ meldet der Kammerdiener.

„Gut, wir kommen,“ antwortet Remy und ergreift eine Feder und einen Bogen Briefpapier.

Auch Calmette nähert ſich dem Tiſch und folgt geſpannt den haſtigen Federzügen ſeines Freundes.

„A la bonne heure, das laſſe ich gelten!“ ruft er endlich aus und klopft Remy auf die Schulter.

Das Billet an den jungen Dichter lautete:

„Sehr geehrter Herr!

„Ihr Vertrauen ehrt mich. Ihr Buch hat mich ſehr beſtochen und Ihr Brief mir mehr verraten, als Sie ſelbſt vielleicht zu ſagen beabſichtigt. Anbei ein Check, deſſen Betrag Ihnen über die ſchwierigſten Anfänge hinweghelfen und Sie in ſtand ſetzen ſoll, ſich ſelbſt ein wenig in Scene zu ſetzen. Laſſen Sie allen falſchen Stolz beiſeite und acceptiren Sie ungenirt die unerbetene, aber gewiß nicht unwillkommene Gabe eines Kollegen, der ſelbſt einſt ſchwer darunter gelitten, nichts anderes geweſen zu ſein als — ein Talent ohne Frack.“

Literariſche Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

([illegible])

Franzöſiſche Literatur.

Victor Cherbuliez iſt eine merkwürdige dualiſtiſche Schriftſtellernatur. Bald drängt es ihn zu plaſtiſcher Geſtaltung in geradezu meiſterhafter Charakteriſtik, wie in „Le Comte Ladislas Bolski“ und „Olivier Maugant“, bald wieder, wie in „La Bête“, begnügt er ſich damit, Gliederpuppen zu zeichnen, denen er die verſchiedenſten Stellungen auferlegt, um Situationen zu erzielen, die ihm geſtatten, ſein vielfaches Wiſſen in glänzend geiſtreicher Weiſe zur Geltung zu bringen. Letzterer Kategorie gehört „La vocation du Comte Ghislain“ an. Dieſer junge Graf unterliegt Anfällen des ſublimſten Ehrgeizes, in welchen er den Beruf in ſich zu verſpüren meint, als Prieſter die höchſte Selbſtentäußerung zu üben in der Liebe Gottes zum Heile der zu bekehrenden Ungläubigen. Von der Schalheit irdiſcher Freuden auf experimentalem Wege gründlich überzeugt, weckt auch die ſelbſtſüchtige Verweltlichung ſeiner Eltern in ſeiner edel angelegten Natur das Bedürfnis nach dem Gegenſatze. Daß die Wenigen, die um ſein Vorhaben wiſſen, der Vater an der Spitze, ihn für einen Thoren und überdies noch für verrückt halten, verletzt ihn nicht, im Gegenteil, es ſchmeichelt ihm als ein Beginn des Martyriums, doch erſehnt er die Sympathie eines Gleichgeſtimmten, die Förderung durch einen Ueberlegenen. Wer wäre geeigneter, eben beides zu gewähren, als Abbé Sévère, der heldenhafte Miſſionar, der hinreißend beredte Prediger, der Mann mit dem Lebenswandel eines Heiligen? Bei ihm kein vollkommenes Entgegenkommen zu finden, von ihm, durch den Rat zuzuwarten, ſeinen innern Beruf bezweifelt zu ſehen, das aber kränkt den Ehrlichgewillten tief. Doch ſegnet der gute Ghislain dieſe Vorſicht alsbald, da er ſich von Herzen in des Abbé prächtige Nichte, Léa de Trélazé, verliebt. Er iſt nahe daran den beglückenden Bund zu ſchließen, halb ſchon iſt die Liebeserklärung ſeinen Lippen entſchlüpft, als ihn ein furchtbar gellender Schmerzensſchrei unterbricht. Seine Mutter iſt, ſich im Spiegel beſehend, der Kerzenflamme zu nahe gekommen und loht hell auf. Vom Sohne gepflegt, ſtirbt ſie langſam unter den entſetzlichſten Qualen. Dies grauenhafte Bild der Vergänglichkeit alles Irdiſchen, wendet Ghislain abermals ab von allem, das die Welt zu geben hat, und unbekümmert um Léas Herzeleid beſchließt er neuerlich Prieſter zu werden. Diesmal kränkt ihn nicht nur des Abbé Sévère Zögern, die Erfüllung ſeines Wunſches zu fördern, es empört ihn auch, doch leiſtet er ihm das Verſprechen ein Jahr noch zu warten bis zu dem entſcheidenden Schritte. Sich darauf vorzubereiten und die arabiſche Sprache zu ſtudiren, begibt ſich Ghislain nach Tuneſien. Aber ach, die Verſuchung in ihrer plumpſten Form iſt ihm dahin gefolgt, und da es ihm in einem unglücklichen Augenblick an der Unerſchütterlichkeit des heiligen Antonius gebricht, fühlt er ſich nicht nur des Glaubens an ſeinen geiſtlichen Beruf, ſondern auch der gewöhnlichſten Selbſtachtung beraubt. Sollte Léa ihm letztere noch retten können? Heimgekehrt findet er ſie als franzöſiſch gehorſame Tochter die Braut ſeines Vaters. Beim erſten Wiederſehen jedoch flammt die Liebe der beiden jungen Leute wieder gewaltig auf, und als der alte Bräutigam ſeinen ſtets ungeliebten Sohn an der Seite der Heißbegehrten ſieht, erliegt er einem Schlagfluß. Diesmal übt das Schreckensbild der plötzlichen Vergänglichkeit alles Irdiſchen nicht mehr dieſelbe Wirkung auf Ghislain, er hat das Vertrauen in ſeinen erträumten Beruf endgiltig verloren. Vielleicht iſt es eben deshalb, daß der ebenſo ſcharfſinnige wie wahrhaft prieſterliche Abbé ihm, falls er ſich drei Jahre lang brav hält und auch die Diplomatenprüfung ablegt, die Hand ſeiner Nichte in Ausſicht ſtellt. Dieſer gleich liebens- wie ehrwürdige Mann iſt die einzige wohl gezeichnete, logiſch gegliederte Perſon in dem ganzen Buche, alle anderen ſind Marionetten, die der Autor an allzu ſichtbaren Fäden die Evolutionen durchmachen läßt, deren er bedarf, um ſeine Anſchauungen und Ideen zu entwickeln. Aber welche Fülle an Geiſt, Lebenskenntnis, ſchon an Tiefe ſtreifenden Ernſt und anmutigen Witz entfaltet er da! Beſonders in der erſten Hälfte des Bandes fühlt man ſich derart davon nicht nur geblendet, ſondern auch bezaubert, daß man über die groben Mängel in der Charakteriſtik und im Aufbau der Handlung ganz hinausgehoben wird. Alles in allem jedoch ziehen wir, trotz ſolchem Brillantfeuerwerk, an Cherbuliez' ſchriftſtelleriſchen Doppelphyſiognomie die andere Seite vor. Wirkliche, lebendige Menſchen ſchaffen, deren Blut man in ihren Adern kreiſen, deren Atem man warm wehen fühlt, das iſt denn doch eine ungleich größere Leiſtung für einen Romancier.

Jener kindliche Gehorſam franzöſiſchen Gepräges, deſſen wir oben erwähnt, liegt der Verwicklung in Henry Grévilles „La seconde Mère“ zu Grunde. Das vierte Gebot ſteht, Gott ſei Dank, auch in deutſchen Gauen in Ehren, allein von jener Unterwürfigkeit, die nicht nur Unrecht leidet, ſondern paſſiv auch verſchuldet in Hingebung an den mütterlichen und gar ſchwiegermütterlichen Willen, iſt bei uns nicht viel bekannt. Ein wahrer Muſterſohn transrhenaniſchen Gepräges iſt dieſer Richard Price, ein Stern des Barreau, ein Deputirter von ſolch politiſcher Bedeutung, daß er ſogar 1871 zu einer wichtigen Miſſion im Auslande verwendet wird. Der brave Mann hat ohne Liebe nach Mamas Wahl geheiratet, doch da er jung Witwer geworden, geſtattet er ſich nun, dem Zug des Herzens folgend, das in jeder Richtung ausgezeichnete Fräulein Odile Montaubran heimzuführen, nachdem er mühſam ſeiner Mutter Einwilligung erlangt. Dennoch hat er ſeine Glücksrechnung teilweiſe falſch angeſetzt, in der Hoffnung, ſeine warm geliebten Kinder erſter Ehe nun bei ſich zu haben und von der muſtergiltigen Odile erzogen zu ſehen. Madame Price, die ältere, erklärt den kleinen Enkel, den ſie nach dem Tod der Schwiegertochter zu ſich genommen, nie und nimmer einer Stiefmutter ausliefern zu wollen, und Madame de la Rouveraiſe, die Mutter der erſten Frau, verſichert mit gleicher Beſtimmtheit dasſelbe bezüglich der kleinen Enkelin, die ſie bei ſich hat. Der kindliche Reſpekt gebietet dem Manne ſich zu fügen, und ſeine zweite Frau, die in ihre große Liebe für ihn auch ſeine Kinder eingeſchloſſen, beſtärkt ihn in ſeinem Pietätsgefühl, in der Zuverſicht, durch Hingebung zu erreichen, was den gerechten Anſprüchen verſagt bleibt. Allein der egoiſtiſche Starrſinn der alten Damen iſt durch alle Engelhaftigkeit Odilens nicht zu erſchüttern und obwohl Richard den charakterverderbenden Einfluß ungezügelter, großmütterlicher Ueberzärtlichkeit ebenſo klar ſieht wie die Haſſesverhetzung der Kinder gegen ſeine Frau, die ihnen ſo gern eine zweite Mutter wäre, unterordnet er ſeine Vaterpflicht dennoch der Sohnes- und Schwiegerſohnespflicht. Erſt als der Junge in eigenwilliger Ungezähmtheit ſo weit gediehen, die Hand gegen die Großmutter ſelbſt zu erheben, gewinnt er den Mut, ihn in ein Lycée zu ſtecken. Der kinderloſen Odile unermüdliches, ſtilles Liebeswerben bleibt fruchtlos, bis der Unbändige glücklicherweiſe an den ſchwarzen Blattern erkrankt und ihr ſo Gelegenheit gibt, ihn aufopfernd zweckmäßig zu pflegen und ihn in dieſem Zuſtande höchſt unzweckmäßig zärtlich zu küſſen, worauf er dankbar die Angeſteckte pflegt. Dieſe mütterliche Eroberung wird weihevoll beſiegelt, als die „zweite Mutter“ in liebevollem Ahnen eben noch zurecht kommt, den Selbſtmord zu vereiteln, zu dem Papas ungerechte Strenge nach ſo vielen Verſäumniſſen den heißblütigen Jüngling trieb. Der hübſchen, von Madame de la Rouveraiſe ſtark verweltlichten Eveline Bekehrung vollzieht ſich einfacher, doch erſt als der jungen Dame ſchon Heiratsgedanken durchs Herz ſchwirren, und die ſtrengkonventionelle Großmutter zur Gefahr für ihr Liebesglück wird. So endet denn alles gut, aber — — es hätte weit wahrſcheinlicher ſehr ſchlimm enden können, und der treffliche Richard gemahnt unwillkürlich an Goethes Wort, daß auf die Spitze getriebene Tugenden zu Laſtern werden. Uebrigens iſt's ein pſychologiſch prächtiger Zug, daß Price, da er das Ziel ſeiner Sehnſucht erreicht und ſeine Kinder unter dem Einfluß der Liebe Odilens ſieht, eine Regung der Eiferſucht gegen ſie empfindet. Es mag ihn eine Ahnung beſchleichen, daß er denn doch eigentlich in ſeiner Vaterrolle durchgefallen ſei. Ueberhaupt finden ſich eine Menge hübſche Einzelheiten in dem Bande, der auch den Vorzug genießt, eine Lektüre, geeignet für junge Mädchen, zu ſein.

Außer der allzeit feinen Diktion wüßten wir Albert Delpits „Disparu“ keinen Vorzug nachzurühmen. Wie unverantwortlich läßt er ſein reizendes Talent im Gewerbe der Büchermacherei verkommen! Mutmaßlich erweckten Pierre Lotis japaniſche Lorbeeren den Ehrgeiz in ihm, annamitiſch-chineſiſche zu pflücken, und er verlegte daher einen Teil der Handlung in dieſe den Europäern ſehr unbehaglichen Gefilde. Sichtlich hat er ſich mit heißem Bemühen über Land und Leute unterrichtet, allein der Seemann hatte aus eigener Anſchauung geſchöpft, und das iſt doch ein ganz ander Ding noch, abgeſehen ſelbſt von Lotis Talentüberlegenheit. Daß der ſeinem Honigmond entriſſene heldenhafte Marineoffizier Etienne Darcourt für gefallen gilt, während ein kluger Mandarin den furchtbar Verwundeten — man bekommt den größten neidvollen Reſpekt vor der Kunſt chineſiſcher Aerzte, wenn man dieſe Krankengeſchichte lieſt — mit heim nimmt, um ihn als Gefangenen zum franzöſiſchen Sprachlehrer ſeiner Kinder zu machen, führt zu einem Konflikt ähnlich jenem, den Tennyſon in ſeinem „Enoch Arden“ ſo ergreifend ſchildert. Der nach Jahren durch Beihilfe einer holden, jungen Chineſin der Gefangenſchaft Entronnene, findet ſeine geliebte und im Herzen ihm treu gebliebene Clémence unter dem Drucke der Not mit einem reichen Scheuſal vermählt und Mutter eines Kindes. Der arme, glückshungrige Etienne, dem inzwiſchen eine vielfache Millionenerbſchaft fällig geworden und der nun der Ehrenlegion teilhaft wird, beſchließt ſeine Wiederauferſtehung geheimzuhalten, Clémence nicht der verzweiflungsvollen Wahl zwiſchen ſich, dem Jugendgeliebten, und dem vergötterten Kinde ihres zweiten Gatten preiszugeben, wenn dies [illegible] rechtzeitig erkannt wird. Da er nicht nur durch einen gewaltigen Hieb über das ganze Geſicht, ſondern auch noch durch das merkwürdige aber ärztlich beglaubigte Phänomen unkenntlich gemacht wird, daß ihm nach dem nebſtbei erlittenen furchtbaren Typhus an Stelle der dunklen Haare blonde nachgewachſen ſind, verkehrt er als Freund des vorgeblich Gefallenen mit der einſtigen Gattin und gewinnt als ſolcher nochmals ihre Liebe. Der Tod des kleinen Mädchens löſt die Zwangslage, und die legale erſte Ehe tritt wieder beglückend in Kraft. Doch bricht die Wiedervereinigung der ſchwergeprüften Liebenden der armen, edlen Hong-ma-nao, die dem Ritter ohne Furcht und Tadel liebesſiech nach Europa gefolgt iſt, das Herz. Keinen Augenblick wird jenes des Leſers warm, trotz all der tragiſchen Geſchicke, und das erotiſche Aroma, das der Verfaſſer darüber zu breiten geſucht, vermag für das Geſchraubte an der ganzen Geſchichte durchaus nicht zu entſchädigen.

Wie unendlich mehr wert iſt dagegen auch die kleinſte Skizze nur in François Coppées „Contes rapides“! In jeder Zeile iſt es fühlbar, daß ein Dichter die Feder geführt. Oft iſt es nicht mehr als eine unſcheinbare, in flüchtigen Strichen hingeworfene Situation, wie geſättigt aber vom Zauber tiefſter Innigkeit eben in der Naivität des Erfaſſens, dem Realismus der Darſtellung! Und welche Knappheit und warmfühlende Schärfe in der pſychologiſchen Studie zum Beiſpiel in „Jalousie“, dem Manuſkripte eines Gefangenen! In der unerträglichen Furcht, ihre Putzſucht könne ihm die Treue ſeiner aus dem Schlamm emporgehobenen Geliebten koſten, und in der Zuverſicht, auf den Rat eines turfbewanderten Kameraden im Wetten auf einen Favorit gewinnen zu müſſen, hat der junge Mann ſich an der ihm anvertrauten Kaſſe vergriffen. Der Favorit wurde geſchlagen, der Kaſſier büßt im Gefängniſſe, allein tieferſchüttert gelobt ihm die Geliebte in Arbeit und Entſagung ſeiner Befreiung zu harren. Triumphierend zeigt ſie ihm im Beginn ihrer häufigen Beſuche die Nadelſpuren an ihren Fingern. Allein dieſe verſchwinden allmählich; ſie erſcheint in einem neuen Hute, das nächſtemal in einem hübſchen Kleide. Es kann ja wahr ſein, daß ſie mehr verdient! Auch wagt er kein Wort des Argwohns, denn, ach, wenn ſie nicht wiederkäme —! So lange ſie nur kein Geſchmeide trägt! Und ſie trägt keines. Wie ſichtlich freut ſie ſich bei ihrem letzten Beſuche vor ſeiner Entlaſſung, ihn tags darauf im Wagen abzuholen, nach dem kleinen Heim, in dem ſie ſo viele glückliche Stunden genoſſen. Aber — — ihre bisher intakten Ohrläppchen ſind friſch geſtochen. Nur eine Nacht trennt ihn von der Freiheit, dem heißerſehnten Liebesglück, dem Beginn eines neuen Lebens mit ihr. Dieſe beiden roten Pünktchen an ihren Ohren — — die glühende Nadel, die ſie geſtochen, ſenkt ſich in ſein Herz, wühlt in ſeinem Hirn. Er muß die Qualen ſchildern, die er erlitten. Der Schließer wird ſich wundern, wenn er morgen die Zellenthüre öffnet, den Freigewordenen an ſeinem Gitterfenſter erhängt zu finden. In der abſoluten Schlichtheit und Keuſchheit dieſer Schilderung der Herzenspein liegt ein tiefergreifendes Pathos. Desgleichen in den „Lettres d'amour“. Die Mehrzahl der Skizzen aber umfaßt nur ein Situationsbild heraufbeſchworen in einer Empfindungsreminiscenz, wie „L'invitation au Sommeil“, und das ſind eben die allerſchönſten Nummern. Eigentlich darf nur der Poet ſich erlauben, Realiſt zu ſein, denn nur jener Realismus iſt wahr, der in den Dingen auch ihre Beſeelung ſieht.

E. Caros „Variétés littéraires“ führen in lebendiger, wenn auch nicht tiefgehender Weiſe eine Anzahl gar verſchiedenartiger und heterogener Geſtalten vor. Neben Mignet und Guizot auch Albert de Broglie, neben Lacordaire Léon Roches, neben Rivarol Lamartine und andere mehr. Doch bietet eben der Gegenſatz in derartigen Moſaikbänden einen eigentümlichen Reiz, und ſo bilden die beiden Letztgenannten, neben einander gehalten, eine gar intereſſante Kontraſtſtudie. Rivarol, eine Geſtalt wie ſie nur vor der Revolution geboren werden, nur in ihrer Gärungsperiode gedeihen konnte, geiſtſprühend und grundſatzlos, cyniſch boshaft und voll anmutigem Witz, meiſt vom Selbſtinſtinkt getrieben und dennoch, gelegentlich in echt ſittlicher Entrüſtung aufflammend, von einer beinahe elementar reinigenden Gewalt in der Wucht ſeiner Satire. Lamartine, der edelſtrebende, ſtets im blauen Aether ſchwebende Schwärmer, der überzarte Poet und romantiſche Politiker, eine glanzvolle Rolle ſpielend und doch eigentlich ohne Einfluß, mit ſeinem Hauch verweht, ohne andere als literaturgeſchichtliche Spuren zurückzulaſſen. Der Eſſay „L'abbé Galiani en exil et sa correspondance“ fügt manch neuen intereſſanten Kleinzug in das Bild dieſes ſo vielfach bedeutenden Mannes, der aber dennoch zumeiſt durch ſeine Beziehungen zu Diderot und Grimm und die Korreſpondenz mit der d'Epinay allgemein bekannt geworden. Da der Band vielerlei bringt, dürfte er jedem etwas bringen.

Kaiſer Wilhelms Fahrt nach Norwegen.

Mit Bildern nach photographiſchen Originalaufnahmen von Axel Lindahl*) in Stockholm.

Die Nordlandsfahrt unſeres Kaiſers iſt beendet. Friſch und geſund, gekräftigt von der ſtärkenden Seeluft iſt der junge Monarch nach vierwöchentlicher Abweſenheit aus dem Norwegens Küſten beſpülenden Meere am 27. Juli wieder in Wilhelmshaven eingetroffen. Die Reiſe, der ganz Deutſchland mit dem lebhafteſten Intereſſe folgte, war am 1. Juli, nachmittags 5 Uhr, vom Kieler Hafen aus auf der kaiſerlichen Jacht „Hohenzollern“ angetreten worden unter dem Kanonenſalut ſämtlicher dort vor Anker liegenden Kriegsſchiffe. Im Gefolge des Kaiſers auf dieſer nur der Erholung gewidmeten Meerfahrt befanden ſich der General der Kavallerie und Generaladjutant Graf von Walderſee, der Geſandte am Oldenburger Hofe Graf zu Eulenburg, der General à la suite Graf Wedell, der Hofmarſchall Freiherr von Lyncker, der Kapitän zur See und Flügeladjutant Freiherr von Senden-Bibran, der Generalarzt Dr. Leuthold, der Oberſtlieutenant und Flügeladjutant von Lippe, der Major und Flügeladjutant von Bülow, der Major und Flügeladjutant von Scholl, der bekannte Afrikareiſende Rittmeiſter der Reſerve Dr. Paul Güßfeld, der Wirkliche Legationsrat von Kiderlen-Wächter, der Premierlieutenant vom Garde-Küraſſierregiment von Hülſen und der Landſchafts- und Marinemaler Saltzmann, der den Kaiſer ſchon bei ſeinem Beſuche in St. Petersburg begleitet hatte. Damit die dringenden Staatsgeſchäfte auf der Reiſe erledigt werden konnten, war zur Beförderung der Depeſchen noch der Aviſo „Greif“ kommandirt worden.

Der Kaiſer, der die Marineuniform trug, hatte ſich ſchon am Morgen um 11 Uhr an Bord der Jacht Hohenzollern, die unter dem Kommando des Kapitäns zur See von Arnim stand, begeben und von derselben aus der Regatta des Marine-Regattavereins beigewohnt. Bei der Abfahrt hielt er sich bis zum Sonnenuntergange auf der Kommandobrücke auf und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die immer mehr verschwindende Kieler Förde. Das Gefolge, dem Seine Majestät gestattet hatte, Reisekleidung anzulegen, erschien allmählich in den verschiedenartigsten Sommeranzügen gleichfalls an Deck. Die See war anfangs etwas bewegt, hatte sich aber dann unter dem Schutze der Insel Laaland wieder vollständig beruhigt, so daß das Abendessen mit gutem Appetit um 8 Uhr eingenommen werden konnte. Am Morgen des zweiten Tages erschien alles schon zu früher Stunde an Deck, um die herrliche Fahrt durch den Sund zu genießen. Um 6 Uhr morgens wurde Kopenhagen mit seinen Forts passiert; die im hellsten Sonnenschein daliegende Stadt bot einen wahrhaft großartigen Anblick. Eine Stunde lang ging die Fahrt an der mit vielen Schlössern und Villen besetzten Küste hin. Von den zahlreichen, den Sund passierenden Schiffen wurde die Standarte des deutschen Kaisers auf dem Hohenzollern durch Senken der Flaggen begrüßt, und auf der Höhe von Helsingör, von der das altehrwürdige Schloß Kronenberg schon lange sichtbar war, feuerte die vorspringende Batterie der genannten Feste einen Salut von 27 Schüssen ab. Dann ging es weiter, teils der schwedischen Küste entlang, teils auf offener See bei dem schönsten Wetter und ganz ruhig. [illegible] durch das Kattegat bis hinauf zum Kap und Leuchtturm von Skagen. Dieser sehr berüchtigte Punkt, die der Schiffahrt so oft gefährliche Nordspitze von Jütland, wurde um 6 Uhr abends erreicht. Die See nahm jetzt ein anderes Aussehen an, die vom Skagerrak herankommende Dünung wurde allmählich stärker und mit ihr die stampfende Bewegung des Schiffes, so daß sich der Magen der bei dem Kaiser versammelten Herren bedenklich zu fühlen begann, während Seine Majestät unangefochten auf Deck aushielt, vor allem mit den auf die Navigation bezüglichen Fragen beschäftigt. Erst am Abend bei dem prachtvollen Sonnenuntergang beruhigte sich die See wieder. Am nächsten Morgen, Mittwoch den 3. Juli, näherte sich das Kaiserschiff der norwegischen Küste. Der norwegische Lotse von riesiger Gestalt, mit wetterharten Zügen, dessen elastischen Bewegungen man seine 72 Jahre nicht ansah, wurde um 11 Uhr an Bord aufgenommen, und nun dampfte die Hohenzollern, unmittelbar gefolgt vom Greif, unter lachendem Sonnenschein in die Bucht von Stavanger. Am Mittag gingen die beiden Schiffe dicht vor der malerisch auf einem felsigen Grund bis unmittelbar an das Wasser herabreichenden Stadt vor Anker. Auf dem Wasser und am Strande entwickelte sich nun ein reges Leben; alles wollte den hohen Besuch sehen. Gegen hundert Boote aller Art, von der kleinen norwegischen Jolle bis zum stattlichen Ruder- und Segelboot, umkreisten die deutschen Schiffe und fuhren mit großer Geschicklichkeit durcheinander, während im Hintergrunde über der Stadt sich von dem ausnahmsweise klaren Himmel die fernen hohen Gebirgsketten in voller Größe abhoben. Etwa gegen 3 Uhr, nach eingenommenem Mahle, wurde der Anker wieder gelichtet, und in elegantem Bogen fuhr die stolze kaiserliche Jacht aus der Bucht hinaus weiter nach Norden. Die Fahrt ging durch den Karmsund und den Hardangerfjord nach Sandven im Norheimsund, wo die Schiffe abends um 10 Uhr anlangten. Von hier aus unternahm der Kaiser am nächsten Morgen mit einigen Herren seines Gefolges unter der Führung des als kühner Bergsteiger bekannten Dr. Güßfeldt einen Ausflug zu Fuß nach dem etwa 1½ Stunden von Sandven entfernten Wasserfall im Steinsdal. Von steiler Höhe, 35 Meter, stürzt hier ein rauschender Bach in ansehnlicher Breite über schroff gelagerte Felsen in mächtigem Bogen ins Thal. Die Gesellschaft erklomm die schlüpfrige Höhe, um unter dem Schutze der Felsen hinter dem Wasserfalle durchzuwandern und auf der andern Seite wieder herabzuklettern. Allen voran, in hellgrauer Joppe mit Hosen und Mütze aus gleichem Stoff, hellbraunen Ledergamaschen und ebensolchen Schuhen, einen kräftigen Naturstock in der Hand, ging der Kaiser und lauschte aufmerksam den fesselnden Ausführungen seines gelehrten Führers. An dem Fuße des Wasserfalls wieder angelangt, bestieg der Kaiser nebst einigen Herren des Gefolges die landesüblichen kleinen einspännigen Wagen. Diese, Karjols genannt, haben nur einen Sitz, der auf zwei hohen Rädern in leichten Federn hängt. Der Fahrende nimmt darauf rittlings Platz und steckt seine Füße in eine Art Steigbügel, die vor ihm unmittelbar hinter der Gabeldeichsel angebracht sind. Die kleinen norwegischen Pferdchen selbst lenkend, fuhr man dann an die Landungsstelle zurück. Nachdem der Kaiser noch einige Augenblicke in den herrlichen Anblick der großartigen Landschaft mit den schneebedeckten steilen Bergzipfeln versunken dagestanden hatte, bestieg er das Boot wieder, ließ sich noch eine Zeit lang im Fjord herumfahren und kehrte dann auf den

---

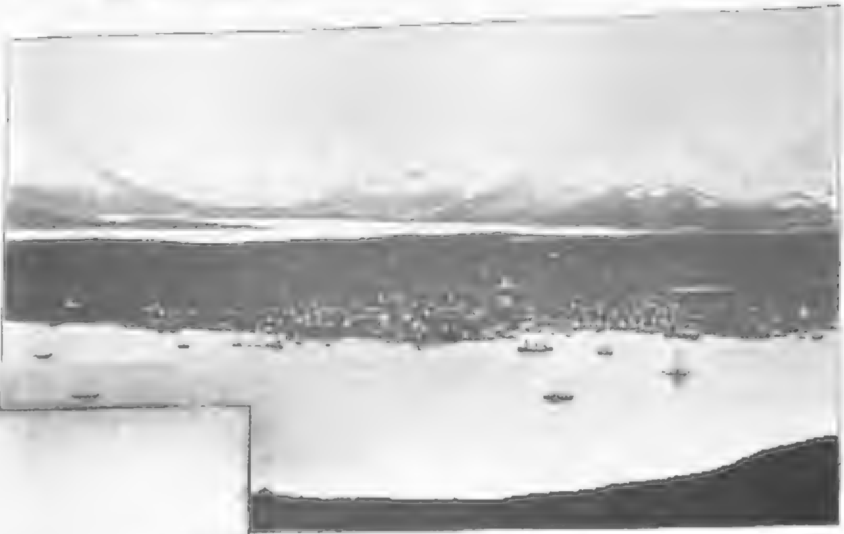
*) Niederlage für Deutſchland: Hugo Groſſers Kunſthandlung in Leipzig.

Der Krönungsdom in Drontheim.

Der Vöringsfoß.

Ansicht von Drontheim, der alten norwegischen Königsstadt.

Hohenzollern zurück. [illegible] zurückgeblieben, erfreute ſich [illegible] von dem Balkon [illegible] Winter lebten [illegible] 1 Uhr wurden die Anker [illegible] Der [illegible] [illegible] Hohenzollern [illegible] [illegible] Thatſache [illegible]



[illegible]

In den Lofoten.

40,000 Kerzen darſtellen. Der Kaiſer leitete ſelbſt die Direktion des einen Apparates und beobachtete genau die Wirkung desſelben. Der nächſte Tag, Freitag den 5. Juli, brachte eine der lohnendſten Partien der ganzen Reiſe. Früh 7½ Uhr wurde vom Schiffe aufgebrochen. Am Lande angekommen, beſtiegen der Kaiſer, der Graf Walderſee und Dr. Güßfeldt je ein Kariol und fuhren wieder nach dem Sandven-See, woſelbſt das übrige Gefolge bereits zu Fuße angekommen war. Nachdem bereitſtehende norwegiſche Jollen die ganze Geſellſchaft über den See gebracht hatten, wurde von Jordal aus gegen 8½ Uhr morgens der Marſch nach dem Buar-Bræ, dem großen Gletſcher von Buar, angetreten. Der Weg führte auf leidlichem Fußpfade ohne nennenswerte Steigung durch ein auf allen Seiten von hohen Felswänden eingeſchloſſenes Thal, welches der von dem Gletſcher herabkommende Gebirgsbach durcheilt, der bald brauſend über Steingeröll dahinſchießt, bald in gewaltigen Kaskaden über Felsblöcke ſtürzt, bald ſich tobend zwiſchen Steinmaſſen hindurchzwängt. Die hohen Berge rechts und links ſind mit Birken und Erlen, zuweilen mit Ulmen beſtanden, welche wenigſtens einigen Schutz gegen die heiß herabbrennenden Sonnenſtrahlen gewährten. Gegen halb 11 Uhr wurde der Fuß des Gletſchers erreicht. Das breite Schnee- und Eisfeld, welches ſich zwiſchen die ſteilen Felſenwände hineingeſchoben hat, läuft oben am Horizont in zinnenartig ausgezackten Spitzen aus, deren vorderſte ein hochgewölbtes und zerklüftetes Eisthor bildet, aus welchem der Gletſcherbach mit geradezu betäubendem Getöſe hervorbricht. Während der Kaiſer und die anderen Herren die großartige Naturſcenerie ſtaunend betrachteten, machten Dr. Güßfeldt und Maler Salzmann verſchiedene photographiſche Aufnahmen. Da bot ſich plötzlich den Augen ein überwältigender Anblick dar. Mit furchtbarem, donnerähnlichem Krachen ſtürzte das Eisthor des Gletſchers zuſammen. Die ſchweren Eismaſſen, die den Bogen des Thores bildeten, hatten ſich losgelöſt und waren dumpf dröhnend in den Bach geſtürzt. Wie Bälle ſprangen die viele Zentner ſchweren Eisblöcke über Felſen und Geröll hinab oder wälzten ſich in wuchtiger Schwere durch das aufſchäumende Waſſer. Noch ganz überwältigt von dieſem Schauſpiel, trat die Geſellſchaft kurz nach 12 Uhr den Rückweg an, noch eine Zeit lang begleitet von den herabrollenden Eisblöcken, bis dieſe entweder an den Felſen zerſchellten oder ſich an großen Steinen feſtklemmten; nur kleine Eisſtücke ſchwammen bis in den See hinunter. Gegen 3 Uhr langten alle höchſt befriedigt wieder auf dem Schiffe an.

Während der nächſten Tage war die Witterung nicht ſo günſtig wie bisher. Es war Regenwetter eingetreten, das die Geſellſchaft meiſt an Bord bannte. Von Odde aus hatte der Hohenzollern ſeine Fahrt nach dem Eidfjord fortgeſetzt, wo er [illegible] Führung Dr. Güßfeldts zu dem [illegible], von dem ſie, wenn auch gänzlich durchnäßt, doch ſehr angeregt zurückkehrten. Da am Morgen des 8. Juli das Wetter immer noch unſicher war, befahl der Kaiſer, die Anker zu lichten, und ſo verließ der Hohenzollern ſchon früh um 6 Uhr das waldromantiſche Vik und lief nach dreiſtündiger Fahrt in das Becken von Eide ein. Von hier aus wollte der Kaiſer urſprünglich auf dem Landwege über Voſſevangen und Stalheim nach Gudvangen. Da aber von neuem ein feiner Regen zu fallen begonnen hatte, entſchied ſich der Kaiſer dafür, die Fahrt nach Gudvangen zu Waſſer über Bergen zurückzulegen. Während der Beratung hierüber begab ſich, da die landſchaftliche Scenerie ſo überraſchend und neu war — dieſer ſtille Waldwinkel nach all den bisherigen wilden Felspartien — auf Wunſch des Kaiſers der Maler Salzmann ans Land, um das liebliche Bild teils mit dem photographiſchen Apparat, [illegible] der Maler [illegible] ein. Durch einen [illegible] Ausgang dicht unter den überhangenden Felswänden hindurch gelangte der Hohenzollern in den Bjørnefjord, einen ungeheuren See mit zahlreichen Inſeln, oft nur aus einem kahlen runden Felsrücken beſtehend. Nachdem dann noch der Korsfjord und [illegible] paſſiert war, bog die Jacht endlich von [illegible] in den Byfjord und nach Bergen ein. Der Kaiſer ſaß während der Fahrt meiſtenteils oben in einem der beiden kleinen Pavillons, deren je einer auf den beiden Radkaſten nach der eigenen Angabe des Kaiſers, als des Erfinders dieſer Einrichtung, angebracht iſt. Die Pavillons, welche nach hinten offen ſind, haben nach vorn und nach den beiden Seiten Glaswände, welche eine ganz freie Ausſicht gewähren und doch zugleich gegen die Unbilden der Witterung ſchützen. An der Vorderſeite iſt ein Klapptiſch angebracht, während die beiden Seiten mit je einem Klappſtuhl verſehen ſind. Der Kaiſer ſaß eifrig ſchreibend und leſend an dem Tiſche und warf nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf die herrlichen Landſchaftsbilder, an denen die Jacht vorüberfuhr.

(Schluß auf Seite [illegible].)

[illegible]

Unglückſelige Theeſtunden.

Novelle

von

Hans Wachenhuſen.

III.

Wieder waren einige Tage vergangen, während welcher Bernhardine dem armen Rennert das Leben recht heiß gemacht hatte.

Krohmann ward durch unerwartete bedenkliche Konjunkturen an der Börſe noch auf unbeſtimmte Zeit in Peſt zurückgehalten; Bernhardine hatte Rennert geſagt, ſie habe ſich die Depeſchen von ihrem Mann verbeten und ausführliche Briefe von ihm verlangt, und da brachte dieſen denn ein Umſtand auf den Gedanken, daß es zwiſchen den beiden Gatten wohl nicht ganz ſtimme; — er fand einen Brief mit Krohmanns Schriftzügen, von nervöſer Hand in lauter kleine Stückchen zerriſſen unter dem Nähtiſch auf dem Teppich.

Aber dazu konnte ſie ebenſo gut ihr Verdruß über ſein langes Fortbleiben getrieben haben! Sie war in zunehmend gereizter Stimmung, denn als ſie ſich geſtern abend von Rennert in den Zirkus hatte führen laſſen, war ſie ein Gegenſtand ihr peinlicher Aufmerkſamkeit geweſen.

Als er nun nach ſeiner Gewohnheit am Mittag wieder kam und es ihm paſſirte, daß er ihr von Dingen erzählte, die er ihr ſchon einmal geſagt, warf ſie ihre Häkelarbeit in das Körbchen auf dem Nähtiſch.

„Wozu dieſe Gefangenſchaft!“ rief ſie, ungeſtüm ſich erhebend, in der Erinnerung an den geſtrigen Abend. „Ich weiß es ja, ich bin eine von denjenigen, die man beobachtet, deren Schritte man kritiſirt, obgleich ich niemand Veranlaſſung dazu gebe. Aber ...“ ſie hatte die Schleppe ihres Hauskleides mit der Spitzenbalayeuſe über den Teppich geſchleift und ſtand jetzt ihm zugewendet; „ich kümmere mich nicht mehr um die Leute. Ich will dieſe Gefangenſchaft nicht mehr! Warum thun Sie ſo ängſtlich und führen mich nicht mehr auf die Promenaden, in die Konzerte, oder wohin Sie wollen? Warum ſitzen wir hier beide wie die Porzellanchineſen da auf dem Nipptiſch?“

Rennert war auf dieſen Ausbruch nicht gefaßt geweſen. Leichenblaß ſchaute er ſie an und mußte ſich geſtehen, daß ſein pagodenhaftes Daſitzen ihr gegenüber mit den glänzend blanken Glacés an den Händen, dem Cylinder neben ſich am Stuhl allerdings für ſie ermüdend geweſen ſein könne. Gewiß, er war ein Porzellanchineſe, ein Fiſchmenſch, dieſer, wie er heute ſah, heißblütigen jungen Frau gegenüber. Er hatte ſie gelangweilt!

Er ſprang auf, und wieder entfuhr ihm das: „Was befehlen Sie? Ich bin ja zu allem bereit! Aber bedenken Sie, wenn man ...“

Bernhardinens funkelnde Augen fielen auf die kleinen Brieffragmente unter dem Tiſchchen. Sie waren ohne Frage ſchuld an ihrer Exaltation, und auf ihn entlud ſich das Ungeſtüm einer zürnenden Frau, auf ihn, der ſo gewiſſenhaft that, was er übernommen, der um keinen Preis ſie hatte dem Gerede ausſetzen wollen.

„Gebieten Sie über mich!“ verbeſſerte er ſich, als er ſie ſo unzufrieden grübelnd ſtehen ſah, die ihn heute im koketteſten Promenadenkoſtüm empfangen. „Es war ja doch eben nur die Furcht vor der Welt ...“

Er unterbrach ſich, den mokanten Zug um ihre Lippen gewahrend.

„Sie überſchätzen ſich!“ rief ſie, ohne ihn anzublicken. „Von Ihnen fürchtet niemand ...“

Auch ſie ſprach nicht zu Ende, um ihn nicht zu beleidigen; aber er hatte ſchon genug verſtehen müſſen. Zum erſtenmal hörte er aus Frauenmund, daß er — ſich überſchätze! Sie erinnerte ihn, warum ihr Gatte gerade ihm ein Vertrauen geſchenkt, das er keinem andern Manne gegeben haben würde, und er hatte ſich ſelbſt alſo noch übertroffen!

„Verzeihen Sie!“ bat er, die Stirn ſenkend, mit dem Ausdruck der Zerknirſchung. „Von heute ab bin ich Ihr willenloſer Sklave! Gebieten Sie und verzeihen Sie, wenn ich zu — beſorgt war!“

Bernhardine konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, wie er ſo vor ihr ſtand.

„Sie ſind ein ehrlicher Freund!“ ſagte ſie beſchwichtigend. Ehe er noch aufſchauen konnte, fühlte er ſeine Hand von der ihrigen berührt; vergeſſend führte er dieſe an ſeine Lippen und mit einem Feuer, das ſie veranlaßte, ihm ſchnell die Hand wieder zu entziehen. „Kommen Sie,“ rief ſie, ins andere Zimmer eilend und ihren Hut nehmend, „Sie ſollen mich bei meinen kleinen Einkäufen begleiten!“ Und lächelnd kehrte ſie wieder zurück, mit dem Hütchen auf dem Scheitel.

Während des Tages und auch der folgenden begleitete er ſie, wohin ſie begehrte, ohne ein ermahnendes Wort. Er durfte kommen, wann er wollte, durfte ſogar, durch die offene Thür zuſchauend, ſich mit ihr unterhalten, wenn ſie die letzte Hand an ihre Toilette legte, und dieſe Momente hätte er zu einer Ewigkeit verlängern mögen. Aber er blieb des Vertrauens ſeines abweſenden Freundes würdig, auch des ihrigen, denn er befleißigte ſich der unbeſtechlichſten Diskretion.

Es hatte ſich eine Art geſchwiſterlichen Verhältniſſes zwiſchen ihnen ergeben, und die Welt draußen fand wahrſcheinlich auch nichts darin, wenn ſie „Onkel Rennert“ überall an ihrer Seite ſah, bis das eintretende ſchlechte Wetter und auch ein leichtes Unwohlſein den Ausflügen ein Ende machte.

Jetzt lud ſie ihn zum Thee ein und empfing ihn in einem andern reizenden, lichtblauen Hauskleide. Die Lampe brannte ſo gemütlich unter einem Roſaſchleier auf dem Tiſch; ſie ſelbſt ſervirte den Thee, und Rennert hatte die Freiheit, dabei den ſchönen runden Arm bis zu den Spitzen am Ellenbogen zu bewundern, ganz vergeſſend, daß er dadurch ſeine Vollmacht überſchritt. Er that ja eben alles, was ſie begehrte und gewährte, und unterhielt ſie mit weniger Pedanterie.

Das ging ſo an zwei Abenden während ihrer Unpäßlichkeit ganz vortrefflich; aber wahrſcheinlich hatte Krohmann noch immer nicht von ſeiner Rückkehr geſchrieben, denn ihre Laune wechſelte plötzlich wieder.

Am dritten Theeabend empfing ſie ihn wieder mit flackernden Augen und nervös zuckenden Mundwinkeln. Sie hatte, da ihr Unwohlſein vorüber, die bequeme Hausrobe zu ſeinem Leidweſen nicht wieder angelegt und trug ein ſchwarzſeidenes, bis zum Halſe ſchließendes Kleid. Wie viel lieber hätte er das Spiel der Spitzengarnitur auf ihrer Bruſt beobachtet! Indes auch ſo war ſie ſchön und ihre ſchlanke Geſtalt bewundernswert.

Aber ſie vergaß heute den Thee einzuſchenken. Der Samovar ſummte auf dem Tiſch, und die Taſſen ſtanden unberührt.

Er begann von dem elenden Wetter zu ſprechen, denn es fiel Schnee draußen, aber ſie hörte zerſtreut nicht darauf; er ſchlug alle möglichen Themata an, doch ohne ſie zu intereſſiren. Sie ſaß unruhig da, ihre Bruſt hob ſich zuweilen in ſo ungleichen Takten.

Ob ihm der Thee nicht ſchmecke, fragte ſie endlich, und Rennert blickte achſelzuckend und über ſie lächelnd in die leere Taſſe.

„Ich kann doch auch nicht an alles denken!“ rief ſie, ſich erhebend und die Taſſe füllend, während ihre Hand leicht zitterte.

„Sie haben heute Nachricht von Krohmann erhalten?“ fragte er, zu ihr aufſchauend.

Sie ſchwieg anfangs, als überlege ſie.

„Er ſchreibt, er mache glänzende Geſchäfte, die er während der nächſten Tage noch nicht im Stiche laſſen könne ... Immer das Alte!“ ſetzte ſie unwillig hinzu. „Ich ſchäme mich ſchon vor meinen Bekannten, die nicht begreifen wollen, daß ein Mann ſeine junge Frau ſo lange verlaſſe.“

Sie warf ſich in den Seſſel zurück und legte die Hände über Stirn und Augen, aus ihrer tiefen Verſtimmung kein Hehl machend.

„Ach, ich wollte ...“ Sie unterbrach ſich, aber das klang ſo mißmutig, daß Rennert ſich erhob, tröſtend zu ihr trat und ihre Hand von der Stirn zu ziehen ſuchte.

Sie aber entfernte dieſelbe und ſtarrte ihn mit großen Augen an.

„Ich will nach Wien reiſen!“ rief ſie aus ... „Oder nein, ich will hier bleiben!“ Sie erhob ſich ſo haſtig, daß Rennert betroffen zurückwich, ſetzte ſich an das Piano, tobte auf demſelben umher, warf das Notenblatt von dem Geſtell, phantaſirte auf den Taſten, ſprang wieder auf, verbarg ein Gähnen, ſetzte ſich wieder in den Seſſel und verlangte, die Hände im Schoß faltend, mit trotziger Miene, er ſolle ihr irgend etwas Neues und Intereſſantes erzählen, denn dieſe Winterabende ſeien unerträglich. Er könne dreiſt länger bei ihr verweilen, denn es ſei ja keine Gefahr dabei. Das letztere ſprach ſie ſo wegwerfend und mit ihrem mokanten Lächeln.

„Wir wollen Ecarté ſpielen!“ rief ſie, einen beſſern Einfall bekommend. Sie ſprang auf, holte das elegante Kartenkäſtchen, ſchob die Taſſen beiſeite, warf die Karten auf den Tiſch und ſetzte ſich an denſelben.

Sie langweilte ſich offenbar aus Tugendhaftigkeit und ärgerte ſich doch, daß ihr Mann ihr dieſen Tugendwächter gegeben, den ſie zwar als Mädchen ganz gern geſehen und auch jetzt noch ſah, der aber nicht die geringſte Miene machte, wenigſtens zum Spaß dieſe Tugendhaftigkeit auf die Probe zu ſtellen.

Sie blickte ihn auch jetzt, wie er noch zaudernd auf der andern Seite des kleinen Theetiſches ſtand, als wolle er ihre üble Laune vorübergehen laſſen, mit Augen an, als begreife ſie nicht, wie ein Mann im ſtande ſei, in ſo intimem Verkehr mit einer ſchönen jungen Frau an gar nichts anderes als an ſeine Freundespflicht zu denken. Es erſchien ſogar genau erwogen, ihrer Eitelkeit verletzend, daß er nicht einmal einen Verſuch gewagt, von ihr einen Dank zu begehren, deſſen Zuläſſigkeit ſie erſt hätte erwägen müſſen. Seine Galanterien waren immer ſo abgezirkelt, als halte er ſtets vor einer beſtimmten Linie, einem Kreideſtrich, und das war mindeſtens zum Sterben langweilig.

„Macht Ihnen das Kartenſpiel keinen Spaß?“ fragte ſie, wie er noch daſtand. „Legen wir Patience, das iſt ſo etwas für alte Frauen!“

„O, bitte, nein!“

Rennert hatte einen ſchlimmen Abend. Er ſetzte ſich ihr gegenüber, miſchte die Karten, bat ſie, abzuheben, und als dabei ihre Hand die ſeinige flüchtig berührte, zuckte er leicht zuſammen.

Bernhardine lächelte darüber vor ſich hin und kreuzte die Arme auf der Bruſt, während er die Karten gab. Sie wußte nicht, war das aus Blödigkeit geſchehen oder hatte ihn dieſe Berührung ſo elektriſirt. Das letztere hätte zu ſeinen Gunſten geſprochen.

Sie begannen alſo zu ſpielen, aber Bernhardine war zerſtreut. Nach den erſten von ihr verlorenen Partien warf ſie die Karten hin und ſprang auf.

Auch er erhob ſich. Mit den Händen auf dem Rücken ſchritt ſie hin und her, an ihm vorüber, ohne ihn anzublicken, und das bedeutete gewiß wieder Sturm.

Und da endlich riß auch dem Langmütigen die Geduld. Er nahm ſich vor, nicht wieder zu kommen, denn auch ſie war offenbar ſeiner ſatt.

„Wenn ſie gegen ihren Mann auch ſo iſt, was muß der auszuſtehen haben!“ dachte er, und dabei trat ein Schatten des Ueberdruſſes auf ſeine Stirn. „Eine Maus wehrt ſich ſogar, wenn es ihr zu toll wird!“ rief es in ihm. „Und dieſes Weib, das ich geliebt, das ich noch liebe, das mich wochenlang gequält mit den ärgſten Launen, mich umherſchleppte, wohin es ihm gerade gefiel ... Heute iſt's genug, ich will nicht mehr!“

Entſchloſſen griff er nach ſeinem Hut.

„Gnädige Frau ...“ Er machte eine kalte Verbeugung.

„Nein, nein!“ Sie erſchrak, aber ſie lachte doch hell auf und trat zu ihm. Sie hob die weißen Arme, die er vorhin beim Kartenſpiel ſo entſagend betrachtet, und richtete die Augen ſo anmutig flehend auf ihn. „Sie dürfen nicht gehen! Ich bin es ja, die Sie quält und langweilt! Aber Sie verſtehen mich auch gar nicht! Sie denken ſich gar nicht in meine Lage! Mein Mann, dieſer unausſtehliche Menſch, ſchrieb mir ja, er könne beim beſten Willen erſt kurz vor Weihnacht zurückkehren, ich ſolle Sie nur bitten, ihm nicht zu zürnen, aber ich ſelbſt frage mich, ob Sie das aushalten können, wenn es mit meiner ſchlechten Laune, für die ich doch nicht kann, ſo fortgeht und Sie deshalb Ihre Freunde vernachläſſigen! Ich werde Ihnen unausſtehlich, bin es ſchon jetzt, denn Sie blickten während wir ſpielten, ſo oft nach der Pendule ...“

Sie ließ die Hand von ſeinem Arm, wandte ſich ab, als ſei ſie über ſich ſelbſt beſchämt, und faltete die Hände auf der Bruſt, während Rennert den Kopf ſchüttelte über all das, was er verbrochen haben ſolle.

„Was ſoll ich denn?" wandte ſie ſich wieder zu ihm. „Man muß meinem Mann geſchrieben haben, daß man mich überall geſehen; ich ſolle Sie nicht ſo herumſchleppen und häuslicher ſein, verlangt er. Aber ſeine Reiſe dauert ſo lange; alles guckt uns ſchon an, ich weiß es; ich bin ſchon ſo nervös geworden in dieſen vier Wänden; ich werde krank, ich bin es ſchon!"

Sie preßte die Händchen gegen die Schläfen, daß das Haar über dieſelben quoll, und ſtarrte vor ſich hin.

„Migräne habe ich auch ſchon," fuhr ſie fort. „Schlaf habe ich auch nicht mehr, denn ich erwache immer und denke, was mein Mann draußen wohl mache! Sie, der Sie unverheiratet ſind, können ſich unmöglich vorſtellen, was eine Frau dabei empfindet, ſelbſt wenn ſie den Mann gar nicht aus wirklicher Liebe genommen!"

Sie ſchwieg und ließ die Hände gefaltet herabſinken.

„Gnädigſte Frau," wagte Rennert die Stille zu unterbrechen, „Sie mißverſtehen mich! Ich würde mich glücklich ſchätzen, Ihnen zu dienen, wenn es mir nur gelänge! Dieſe wenigen, nur zu kurzen Wochen waren die glücklichſten und — daß ich es bekenne," ſetzte er in verliebter Verzweiflung hinzu, „die unglücklichſten meines Lebens!"

Sie nahm es ſchweigend hin, nickte aber als Antwort mit bleichem Geſicht vor ſich hin; dann ſtrich ſie das Haar zurück, das ihr über das Ohr geſunken. Endlich richtete ſie das Antlitz zu ihm und ſchaute ihn mit ſchmerzlichem, um Nachſicht bittendem Ausdruck an.

„So beweiſen Sie es mir," bat ſie mit tiefer Stimme, „indem Sie morgen zur beſtimmten Stunde wieder kommen, und übermorgen, wann Sie wollen ... Aber jetzt gehen Sie!" rief ſie haſtig, drängend. „Ich bitte Sie; ich will Ihnen nicht ganz unausſtehlich werden!"

Abgewendet, ihre Bläſſe fühlend, reichte ſie ihm die Hand. Rennert empfand einen leichten Druck, als er wagte, das Händchen an ſeine Lippen zu führen, doch ſollte dieſer gewiß nur ſein Gehen beſchleunigen.

IV.

Das war alſo wiederum eine unglückliche Theeſtunde für den Aermſten geweſen! Mit kaltem Schweiß auf der Stirn ſetzte er ſich bei Gerold, wo er um dieſe Zeit ganz allein war, in die Weinſtube.

Wenn nur dieſer Krohmann zurückkehrte! Er ſchämte ſich, die wahnſinnige Kühnheit gehabt zu haben, ſich ihr zu verraten. Ein gutes Ende konnte die Sache nicht nehmen, wenn es noch lange dauerte. Er nahm ſich wiederum vor, nicht mehr zu ihr zu gehen; aber womit ſich bei Krohmann oder ihr entſchuldigen, ohne zu verraten, daß zwiſchen ihnen etwas vorgefallen! Der gute Freund machte ihm ſicher ohnehin ſchon Vorwürfe, weil er ſich zu viel öffentlich mit ihr gezeigt; alſo Undank von beiden Seiten und obenein noch das Geſchwätz der Leute, das ſie ſo unbeſonnen verurſacht! Er mußte ſchon ſeinen Freunden ausweichen, um keine Redensarten zu hören.

Aber am nächſten Morgen hatte er dennoch beſchloſſen, er könne nicht fortbleiben. Alle Gründe ſprachen dafür, er mußte gehen. Und ſo erſchien er am Abend wie immer in der ſorgfältigſten Toilette und abſichtlich mit der unbefangenſten Miene, ſogar etwas blaſirt, wie unbequem ihm das auch ſtand.

Bernhardine war in der Stadt geweſen und eben erſt zurückgekehrt; ſie hatte ſich heute in eine weiße Kaſchmirhausrobe geworfen und das Haar wieder hoch im Nacken aufgeknotet, wie ſie es liebte.

Rennert erſchien es, als ſei ſie ſehr erregt aus der Stadt gekommen; ihre Bruſt bewegte ſich lebhaft, ihre Augen blickten zerſtreut und unruhig.

„Da ſind wir wieder beiſammen!" ſagte ſie, aus der Thür ihres Garderobezimmers tretend, ohne ihm die Hand zu reichen, halb unmutig, halb lächelnd. „Haben Sie auch all Ihre Geduld mitgebracht? Sehen Sie hier, womit ſich ein junges Weib die Zeit vertreiben muß!" Sie nahm vertraulich ſeine Hand und führte ihn in dies Zimmer. „Sehen Sie da meine neue Geſellſchaftsrobe, die ich beſtellt hatte, nicht ahnend, daß mein Mann ſo lange werde verreiſen müſſen! Und da und da!" Sie deutete auf eine prachtvolle roſa Seidenrobe, auf einen Hut und anderes. „Iſt das nicht alles ſchön? Aber was thue ich damit? Der halbe Winter iſt ſchon vorüber! Ich habe heute ſchon die Schlummerrolle in den Arm genommen und mit ihr getanzt ... Kommen Sie, ich will Ihnen auch das neue Aquarellenalbum zeigen, das ich gekauft habe."

Sie führte ihn in ein anderes Zimmer, blätterte das Album auf, ſchloß es wieder, ehe er einen Blick hinein thun konnte, ſchleppte ihn wieder zurück und trat an das Piano.

„Neue Noten hat er mir aus Wien geſchickt, aber das Spielen thut meinen Nerven weh!" Sie fuhr ungeſtüm über die Taſten. „Ein neuer Walzer!" Sie brach das Spiel ab. „Womit unterhalten wir uns heute? Mit dem ewigen Kartenſpiel? Sie rühren ja auch meinen Thee gar nicht mehr an ... Aber kommen Sie nur, ich habe Ihnen heute eine kleine Belohnung, eine Aufmunterung zu fernerem Ritterdienſt zugedacht; mein Mann wird ja nichts dagegen haben! Etwas bin ich Ihnen doch ſchuldig!"

So ſaßen ſie wiederum beim Kartenſpiel, und ſie that dabei ſo liſtig, als habe ſie wirklich etwas Beſonderes vor.

„Sechs Partien müſſen Sie erſt gewinnen!" lächelte ſie ſchelmiſch, während ihre Bruſt ſich doch beklommen hob und ihre zarten Finger über die daliegenden Karten fuhren.

Er zerbrach ſich heimlich den Kopf über die Frage, was ſie nur vorhabe; eine kleine Teufelei war es jedenfalls. Die Pendule anzuſehen vermied er heute.

Er ſpielte zerſtreut; namentlich der runde weiße Arm, der ſich ſo oft aus den Spitzen des Aermels hob, machte ihn wieder unaufmerkſam. Auch ſie war während des Spiels ſo eigentümlich, als ſei ſie noch uneinig mit ſich ſelbſt; ihre Stirn, ihre Augen waren zuweilen düſter, dann wieder lächelte ſie trotzig vor ſich hin und ſchüttelte das Köpfchen.

Und Rennert gewann die ſechs Partien. Sie warf die Karten hin und erhob ſich. Er that dasſelbe und blickte geſpannt umher, als ſuche er, wo nur der Richtblock für ihn ſtehen möge.

Wieder wie geſtern ſchritt ſie mit den Händen auf dem Rücken hin und her, hoch nervös, ihn zuweilen an-, dann wieder fortblickend. Dann endlich mit einer ſchnellen Wendung, die Schleppe der Robe mit der einen Hand erfaſſend, ſtand ſie vor ihm. Sie hob die Bruſt und legte neckiſch das Köpfchen zurück.

„Herr Rennert," ſprach ſie mit ihrem bezauberndſten Lächeln, „um Ihnen die Wahrheit zu bekennen — mein Mann war recht dumm, daß er mich gerade mit Ihnen einzuſperren ſuchte, und deshalb verlangte ich immer hinaus! Ich habe Sie eigentlich ſtets recht gern gehabt, weil Sie nicht ſo ſind wie die anderen, und ſo ſollen Sie denn heute Ihren Lohn dafür haben, daß Sie ein ſo uneigennütziger Freund! Darnach werden Sie aber einſehen, daß wir nicht mehr beiſammen ſein dürfen!"

Und die Händchen auf dem Rücken, bot ſie ihm entſchloſſen, ſich zu ihm beugend, mit komiſch ernſter Miene, aber grell flackernden Augen die friſchen Lippen zum Kuß.

Rennert, faſſungslos vor Ueberraſchung und Entzücken, als er, ſcheinbar ſtarr wie eine Bildſäule, ohne die Hände zu erheben, aus Furcht, ſie treibe nur ihren Scherz, und dennoch nur allzu bereitwillig ſich zu ihr beugend, ſo nah, ſo nah in dieſe ſchönen Augen blickte, als er den berauſchenden Atem dieſer warmen Lippen einſog, — er fühlte ſein Gehirn ſchwindeln. Ohne zu wiſſen, was er that, ſank er ihr zu Füßen; er wollte ihre Kniee umklammern, und — ſeine Arme griffen in die Luft.

Das heftige Zuſchlagen einer Thür weckte ihn aus ſeinem Taumel; er ſah mit halb geblendeten Augen auf und — war allein.

Die mit dem roten Schleier verhängte Lampe brannte auf dem Tiſch und verbreitete dasſelbe magiſche Halblicht im Zimmer; die Karten lagen noch da, wie ihre Hand ſie hingeworfen. Er blickte, ſich beſinnend, vor ſich auf den Teppich, und die bunte Zeichnung desſelben quirlte ſich, ihn noch mehr verwirrend, vor ſeinen Augen durcheinander.

Ja, er war der glücklichſte Menſch geweſen und auch der unglücklichſte; aber von ſeinem Glück hatte er nicht einmal den Traum gehabt, und vor ſeinem Unglück ſah er ſich jetzt daknieen, einem Unglück, das ſich nicht erbitten ließ, denn ſie war das Weib eines andern.

Sekunden verſtrichen ihm, bis er zu ſich kam. Hier vor ihm hatte ſie geſtanden und ihm die roſigen Lippen geboten, und er hatte ſie berührt, zaghaft, ſchülerhaft dumm! Sie hatte ſie ihm wieder entzogen, als er eben den Mut gefaßt, ſich den Rauſch zu trinken, und da kniete er allein, allein!

Die Lampe brannte fort und ſandte feurige Bläschen durch den Cylinder auf, ſo verſchwindend wie ſein Glück. Tiefe Stille war um ihn her, nur der Pendelſchlag der Stutzuhr wetteiferte mit dem ſeines Herzens, und da — auf dem Nipptiſch, dicht neben der Thür, durch die ſie verſchwunden, ſaßen die beiden Porzellanchineſen! Sie nickten jetzt mit den Köpfen, als verhöhnten ſie ihn! Und was das ſchmerzhafteſte war: Bernhardine mußte im Vorüberhuſchen ihren Köpfen noch einen Druck gegeben haben, und ſie lachten, weil ſie alles mit angeſehen!

Mit den Händen erhob er ſich vom Teppich; er ſchloß die Augen halb, ſuchte ſeinen Hut und taumelte hinaus.

„Darnach werden wir nicht mehr beiſammen ſein dürfen!" hallte es ihm draußen im Ohr. Sie, die ihm geſtanden, ſie habe ihn ſtets gern gehabt, — o, hätte ſie nur das nicht geſagt! — ſie hatte ihn entlaſſen, ihn abgelohnt, nachdem ſie ihr Spiel mit ihm getrieben! Und was mochte ſie dem Gatten ſagen, um ſich vor dieſem für alle ihre Ausflüge in die Konzerte, Theater, in den Zirkus und ſo weiter zu rechtfertigen, herzlos, wie ſie ſich ihm gegenüber heute gezeigt!

Er hätte ihr ja alle dieſe Launen vergeſſen, wenn nur dies heute nicht geſchehen wäre! Hielt ſie den Dank von ihren Lippen für einen ſo ungeheuren Preis? fragte er ſich; und doch, er hätte ſein Leben darum gegeben, wenn er ſie noch einmal hätte küſſen können, aber anders, nicht ſo beſtürzt wie heute ... Doch ſie gehörte ja dem andern, und das war das ganze Elend, das er empfand.

Er ſah niemand an dieſem Abend mehr und ſuchte früh das Lager, ſich immer wieder geſtehend, er liebe ſie erſt jetzt. Kein Schlummer kam während dieſer Nacht in ſeine Augen, und wenn die Müdigkeit ihn einmal übermannt hatte, ſchrak er im Traum auf; ſie hatte ihn geküßt; er lag vor ihr auf den Knieen und ... Da war's die Thür, die ſo heftig ins Schloß geworfen ward, daß er erwachend im Bett auffuhr ... Es war ſo ſchön geweſen, und er war ſo unglücklich! (Fortſetzung folgt.)

Fanny Lewald,

geb. in Königsberg am 24. März 1811, geſt. in Dresden am 5. Auguſt 1889.

„Eines der größten Geſchenke, welches dem Menſchen zu teil werden kann, iſt ein arbeitsreiches und arbeitsfähiges Greiſenalter" — dieſes Geſchenk war, wie wenigen, Fanny Lewald beſchieden. Der ſtrengen, ehrlichen Geiſtesarbeit, in die ſie als frühreifes Mädchen mit ſtrebender Seele eintrat, iſt ſie durch eine lange Lebenszeit, iſt ſie faſt bis ins höchſte Greiſenalter getreu geblieben, und die Feder, die ſie als ein heiliges Werkzeug im Dienſt der Wahrheit als Fünfundzwanzigjährige ergriff, entſank erſt der Hand der Achtundſiebzigjährigen!

Bewunderungswürdige Lebens- und Schaffensenergie, um ſo bewundernswerter, als auch in den ſpäteſten Arbeiten weder ein Nachlaſſen der Geſtaltungskraft, noch ein Abirren von dem anfänglich geſteckten Ziel ihres Wirkens und Wollens bemerkbar wurde; ſie iſt ſich ſelber getreu geblieben ihr Lebenlang, ſo blieb ihr auch die Schaffenskraft ungemindert, die in der Treue ihre tiefſten Wurzeln hatte. Nur der Körper wollte oft verſagen, zumal ſeit jener Zeit, da ihr der Tod die liebſte Stütze, den Gefährten ihres Lebens, genommen hatte; aber ſie bezwang dieſe Schwäche, der Frauen ſonſt ſo willig Tribut zahlen, mit dem ernſten Mahn- und Bannwort: „Nicht müde werden!" Sie bezwang ſie in dem Gefühl, daß ihre Lebensarbeit noch nicht zu Ende ſei mit ihrer Lebensfreudigkeit, daß ihr noch viel zu forſchen, noch viel zu ſinnen und zu ſagen übrig ſei, und ſo iſt ſie unermattenden Geiſtes thätig geblieben, ſo lange ihr der Tag ſchien; erſt als die ſpäte Nacht hereindunkelte, ſank ihr das Haupt in die Kiſſen, und die Augen, in denen ſich Welt und Leben ſo wunderbar klar abgeſpiegelt bis zuletzt, ſchloſſen ſich zur ewigen Ruhe.

by Google

Daß mit ihr eine der hervorragendſten Erſcheinungen unter den ſchriftſtellernden Frauen Deutſchlands dahingeſchieden iſt, bedarf keines Beweiſes; ſie wäre — in der Wirkung ihrer Schriften — ohne Zweifel die erſte von allen geweſen, hätte ihr Gemütsleben der Verſtandeskraft das Gleichgewicht gehalten. So aber überwog bei ihr der ſcharfe Intellekt die holderen Regungen des Herzens; in dem raſtloſen Streben nach Erkenntnis, in der ernſten Arbeit, das Erkannte für ſich und andere zu geſtalten, in dem unermüdlichen Wirken, Wiſſensfrüchte auf allen ihr zugänglichen Gebieten zu brechen, für das Leben einzuſammeln, ging ihr frühe die weichere Empfindung verloren, und jenes Leſepublikum, dem leicht ein Buch zu gut — weil zu geiſtesſchwer — iſt, zog ſich nach dem willig gezollten Tribut der Bewunderung für die ſeltene Begabung der Dichterin von ihren Schöpfungen zurück. „Man wird nicht warm bei ihr!“ war das vielverbreitete ſummariſche Urteil über die Novellen und Romane Fanny Lewalds.

Es hieße zu viel behaupten, wollte man ſagen, daß Verkennung [illegible] ihrer Geiſtesarbeit hätte ſie kalt gelaſſen; im Gegenteil — ihr wohnte ein leidenſchaftliches Verlangen nach herzlicher Zuſtimmung, nach warmem Lobe und voller Anerkennung inne, und der geringe Abſatz eines ihrer Bücher konnte ihr viel Kummer bereiten. Dennoch wich ſie um keines Haares Breite von der erwählten Bahn zum Ziel, und fielen rechts und links die Leſerinnen von ihr ab, um ſich den Salondichtungen einer Ida Hahn-Hahn, Ida von Düringsfeld, Thereſe von Bacharacht und anderer zuzuwenden — in Gottes Namen! Sie konnte nur geben, was ſie innerlich tief durchlebt, was ſich gleichſam organiſch in ihr geſtaltet hatte; jede Accommodation an den Tages- und Modegeſchmack wies ſie weit von ſich ab, ſo leicht es ihr auch formell geworden wäre, ihr Schifflein im vollen Strom der Tagesbeliebtheit dahinfahren zu laſſen. Davon legt jene geißelnde Satire: „Diogena. Roman von Iduna, Gräfin H. H.“, ein Buch, den Salonromanen der Verfaſſerin von „Gräfin Fauſtine“ zum Verwechſeln ähnlich, treffendes Zeugnis ab.

Ihre früheſten Schriften ſchon tragen jenen eigenartigen Charakter, der auch ihren ſpäteſten Werken verblieb: den des Selbſtbekenntniſſes einer in ſich bewegten ringenden Seele. Die ſchweren Konflikte, in denen ihr inneres Leben zu dem äußeren ſtand, legte ſie in den erſten Romanen „Clementine“ und „Jenny“ dar, kühn erregend, aber beſtürzend faſt für ihre Leſer, die an ſo rückhaltloſe Konfeſſionen eines grübelnden und kämpfenden Mädchenherzens nicht gewöhnt waren. Und was dieſen erſten Offenbarungen ihres Seelenlebens folgte, war, freilich in immer reiferem, tieferem und vollerem Strom, gleichſam ein Erguß ihres vom umgebenden Leben, von Zeit und Welt, von den politiſchen und ſozialen Zuſtänden im tiefſten bewegten Innern. In jedem Werke ſah man der Schöpferin desſelben auf den Grund der Seele, in jedem ſtand ſie verkettet mit ihrer ganzen Zeit, in jedem war ein Lieblingsgedanke als reife Frucht ernſter Kontemplation auf immer höherer Stufe geiſtiger Entwicklung niedergelegt; als ſie, eine Fünfzigerin, ihre „Lebensgeſchichte“ ſchrieb, that ſie für den [illegible] Leſer ihrer bisherigen Werke faſt ein Ueberflüſſiges. Jedes derſelben war bereits in ihr unbewußter Weiſe ein Kapitel aus ihrer Selbſtbiographie geweſen.

Fanny Lewald

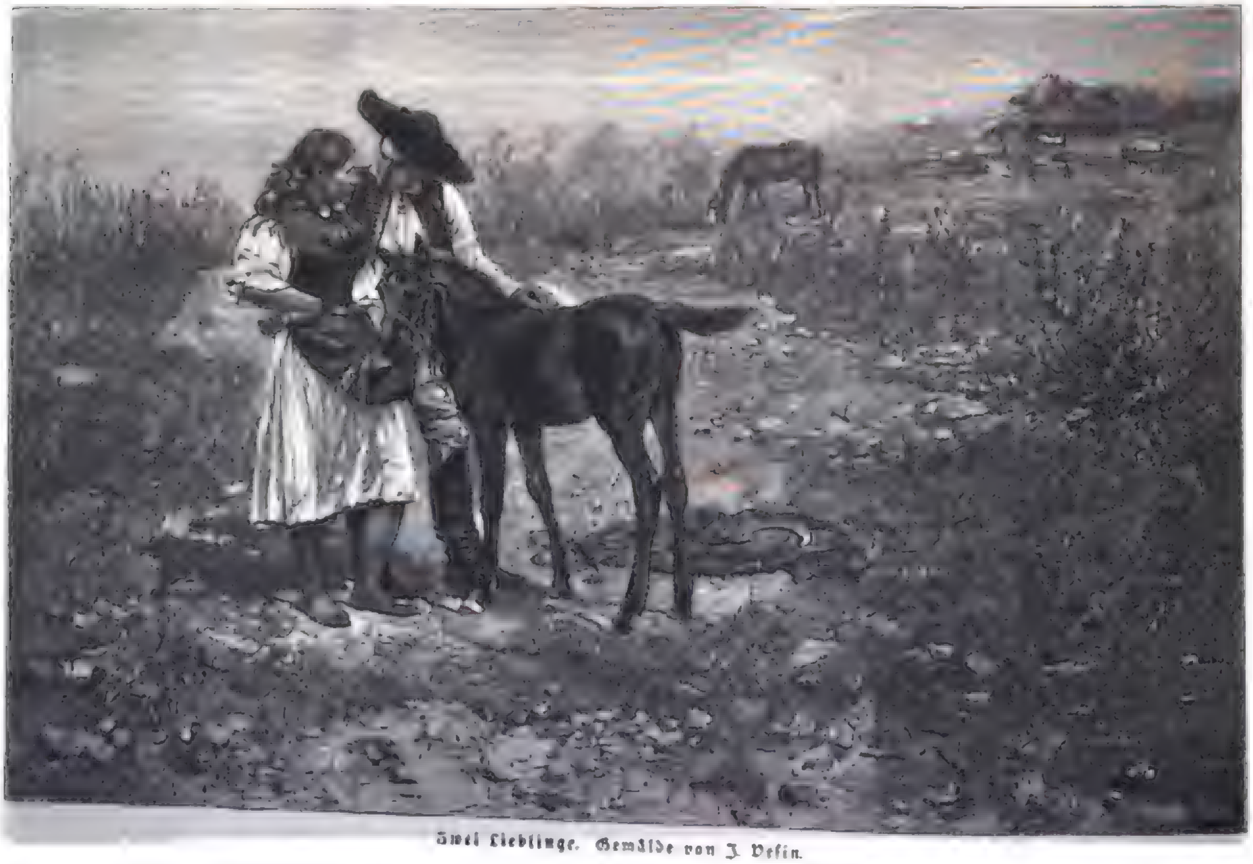
Als bedeutſamſte Werke — auch in künſtleriſcher Hinſicht — mögen hier unſeren Leſern in die Erinnerung gerufen werden die Romane: „Prinz Louis Ferdinand“, „Wandlungen“, „Graf Joachim“, „Das Mädchen von Hela“, „Von Geſchlecht zu Geſchlecht“, „Die Erlöſerin“, „Benedikt“, „Benvenuto“, „Helmar“ und ſchließlich „Familie Darner“, ihr hochbedeutender letzter Roman, der ſeitens der Leſer unſerer „Deutſchen Romanbibliothek“, in der er zum erſten Abdruck kam, gewiß allſeitig volle Würdigung fand. Daneben ſtehen die in Sachen der Frauenfrage verfaßten Schriften: „Oſterbriefe für Frauen“, „Für und wider die Frauen“, „Eine Lebensfrage“; endlich die vorzüglichen Reiſewerke: „Italieniſches Bilderbuch“, „Reiſetagebuch aus England und Schottland“, „Sommer und Winter am Genferſee“, „Reiſebriefe aus Deutſchland, Italien und Frankreich“, „Vom Sund zum Poſilipp“, alle bedeutſames Ergebnis eines immer regen, auf allen Gebieten äußerer und innerer Anſchauung forſchenden, arbeitenden, erwerbenden Geiſtes, anziehend, anregend und im beſten Sinne des Wortes belehrend und bereichernd. Hierzu fügen wir noch ihre intereſſanten „Erinnerungen aus dem Jahre 1848“, in welchen ſie uns in eine Fülle von perſönlichen Beziehungen liebenswürdig den Einblick gewährt. — Doch genug!

Während wir dies ſchrieben, ſenkte man droben am Abhang des ſchönen waldreichen Taunus, den ſie ſo liebte, ihre Leiche in die Erde, zunächſt der Ruheſtätte ihres ihr ſo teuren Lebens- und Schickſalsgenoſſen Adolf Stahr, und ernſtes Schweigen lagert ſich umher. So mag auch unſer Wort hier verſtummen.

Dr. Andreſen.

Zwei Lieblinge.

„Ein Füllen iſt mein Pegaſus“, ſagt Petöfi, „in Kleinkumanien iſt es aufgewachſen, hat weder Zaum noch Sattel, auch ging es niemals in die Schule ...“ Erblickt ſchon der ungariſche Dichter in dem munteren Füllen ſein Ideal, in deſſen aller Schulweisheit ſpottenden Ungebundenheit das Spiegelbild ſeiner Genialität, wie ſollte da nicht der einfache Bauer das lebensluſtige junge Rößlein lieben, das — heute ein niedliches Spielzeug — im Begriff iſt, zu einem jetzt verwendbaren Hausgenoſſen heranzuwachſen. Das hübſche Füllen auf unſerem Bilde hat aber nichts gemein mit den Steppenpferden der Pußta; es iſt der Sproſſe eines kräftigeren Schlages, der geeignet iſt, den Kampf ums Daſein in den Karpathen aufzunehmen; denn der Maler führt uns auf die Hochebene des Liptauer Komitats, nicht weit vom Vereinigungspunkt



Zwei Lieblinge. Gemälde von J. Pelin.

der weißen und ſchwarzen Waag. Auch die Menſchen ſind da markig und ſehnig in der kräftigen Gebirgsluft, dabei gutmütig und arm. Doch die bekannte Genügſamkeit und Bedürfnisloſigkeit der oberungariſchen Slovaken — denn mit ſolchen haben wir es auf unſerem Bilde zu thun — macht ſie reich und glücklich im Vergleich zu dem gebildeten Proletariat, deſſen Anſprüche oft weit über die Mittel hinausreichen, die zur Befriedigung derſelben vorhanden ſind.

Bei Hirſebrei und Kartoffeln ſind Jano und Panna, die Helden unſeres Bildes, aufgewachſen, und wie kräftig ſehen ſie dabei aus! Wohl ſpotten dieſe aus Not zur Lieblingsſpeiſe der Slovaken gewordenen Gerichte aller modernen Ernährungstheorie, und manches bleiche Fräulein würde gerne auf das kräftige Beefſteak und den guten Bordeaux verzichten, die ihm bisher ſo wenig die Farbe aufbeſſerten, wenn es das Geheimnis Pannas erfahren könnte, wie man ſich bei Hirſebrei ſo vortrefflich entwickeln kann. Nun, bei der Slovakin wirkt eben die Arbeit und die gute Gebirgsluft, vielleicht auch das mäßige Leben und das Frühaufſtehen! Das ſlovakiſche Volkslied bringt ihre Arbeitſamkeit mit der Liebe recht ſinnig in Verbindung:

„Gern arbeit' ich,
Gerne ernt' ich,
Ob vom vielen Bücken
Weh auch thut der Rücken.

Schmerzt der Rücken auch,
Heilt ihn doch das Aug',
Wenn es blickt entgegen
Liebſt, den ich erleſe."

Der Erkorene iſt allerdings ein prächtiger und gutmütiger Burſche; er iſt zu ſeinem Lieblinge gekommen, um mit Panna einen freundlichen Morgengruß zu wechſeln, wobei er das niedliche Tier ſtreichelt, das die Auserwählte mit ihrer Schürze füttert. Panna beſitzt alle Eigenſchaften, um einen Mann zu beglücken. Am Tage arbeitſam, ihr Tagewerk mit Geduld und Gewiſſenhaftigkeit erfüllend, kehrt ſie des Abends noch immer munter und ſangesfreudig heim, und wenn ſie dann eines der vielen hübſchen Lieder anſtimmt, an denen ihr Volk ſo reich iſt, ſtimmt auch Jano mit kräftigem Bariton ein, er, der ſo gern in der Nähe ſeines Lieblings weilt. Auch beim Tanze ſtellt Jano ſeinen Mann, und der Tanzboden erzittert, wenn er und ſein Liebling, die ſchöne Panna, dem nationalen Tanze huldigen.

Mancher Blick der Bewunderung, aber auch mancher neiderfüllte folgt dann wohl dem ſchönen Paare. — Nicht auf dem Tanzboden hat er ſie erwählt, denn ſie ſoll ja die Seine werden fürs ganze Leben, und der praktiſche Slovake prüft nicht im Tempel Terpſichorens, was ſich ewig bindet, vielmehr läßt er ſich von der etwas hausbackenen Lebensweisheit leiten, wie wir ſie in ſeinen Volksliedern finden:

„Wähl' das Mädchen nicht beim Reigen,
Bei der Ernte laß die zeigen,
Was ſie ſchafft, und eh' du freiſt,
Prüfe auch die Kraft der Fauſt."

So faßt denn auch Jano auf unſerem Bilde unwillkürlich nach der Fauſt, deren Leiſtungsfähigkeit bei der Arbeit ihn ganz befriedigen mag; ob ihre Kraft jedoch ſpäter bei etwaigen ehelichen Zwiſtigkeiten nicht in unliebſamer Weiſe zur Geltung kommen kann, das wird ihn die Zukunft lehren.

Marius Fehl.

Dunkle und heitere Erinnerungen vom Münchener Turnerfeſt.

Originalzeichnungen von G. Reine.

1. Auf dem Feſtplatz in der erſten Feſtwoche.

2. Allgemeines Wettlaufen der Turner wie des Publikums vom Feſtplatz in die Stadt.

3. Gruppe aus dem Feſtzug. Auf den Feſtwagen ſauſt ein Regen von Blumen, Kränzen, Würſten und Aehnlichem nieder.

4. Auf dem Feſtplatz in der zweiten Feſtwoche. — „Ende gut, alles gut."

Die Vernichtung der Mameluken.

(Hiezu das Bild Seite 972.)

Urſprünglich aus Sklaven rekrutiert und im dreizehnten Jahrhundert vom Sultan Nedſchm Eddin den Aegypten aus Kriegsgefangenen verſchiedener Raſſen, namentlich aus Tſcherkeſſen, neu gebildet, machte ſich das Corps der Mameluken durch ſeine Tapferkeit und ſeine Empörungsluſt im Laufe der Zeit den eigenen Gebietern läſtig, und in den Kreuzzügen ſetzte es ſich ſogar in Beſitz der Herrſchaft, indem es den Sultan ermordete und einen andern aus ſeiner Mitte wählte. Nach der Eroberung Aegyptens durch Selim I. mußte dieſer ſogar die Mameluken-Beys, welche als Statthalter die Provinzen regierten, anerkennen, die denn auch bald ganz nach Belieben wirtſchafteten und den Reichtum und die höchſten Staatsämter an ſich riſſen. Napoleon I. machte ihrem Uebermut ein Ende, als er ſie in der Pyramidenſchlacht zu Boden geworfen, aber ihre Gewaltthätigkeiten begannen von neuem, ihre Intriguen dauerten fort, unterſtützt durch die ſicherlich ſchönen Favoritinnen in den Serails des Sultans und der Paſchas, und die Umſtände begünſtigten dies.

Mohammed oder Mehemed Ali nämlich, einſtiger Tabakhändler, um jene Zeit Adjutant Ali Beys, welcher der Hohen Pforte im Auftrag des Gouverneurs von Cavala Hilfstruppen zuführte, übernahm das Kommando derſelben, als Ali Bey bei Abukir total geſchlagen, ſich flüchtete, und dies gab dem ehrgeizigen Mehemed Ali Gelegenheit, den Franzoſen ihre Künſte abzulauſchen und die Dummheit ſeiner mohammedaniſchen Kameraden auszunutzen. Die Pforte war der Mamelukenwirtſchaft müde, ſie hatte vergebens gehofft, daß der Tſcherkeſſenſtamm unter der Ungunſt der mangelhaften Fortpflanzung fremder Raſſen in Aegypten ſich lichten werde; ſie verbot den Mameluken alſo, ſich aus dem Kaukaſus neu zu rekrutieren, und ſandte Koſrew Paſcha als Gouverneur nach Aegypten mit dem Auftrag, ihre Macht zu erſticken. Die Mameluken verweigerten ihm den Gehorſam; ſie ſchlugen die Truppen des Gouvernements, und Mehemed Ali, der ſich unter dieſen befand, ging zum Feind über; Koſrew Paſcha verratend, umzingelte er dieſen unter dem Mamelukenanführer Bardiſſy Bey in Damiette und machte ihn zum Gefangenen.

Die Pforte ſandte einen andern Statthalter; die Mameluken, Mehemed Ali an ihrer Spitze, ließen aber auch dieſen über die Klinge ſpringen, und jetzt ſah letzterer die Zeit gekommen, auch Bardiſſy Bey abzuthun. Er bewog die unter dem Mameluken Bey ſtehenden Arnauten zur Empörung gegen dieſen und belagerte ihn in Kairo in ſeinem eigenen Palaſt. Mehemed Ali, der jetzt Koſrew und Bardiſſy verraten, ſollte zum Statthalter ausgerufen werden, der ſchlaue Fuchs aber heuchelte der Pforte Ergebenheit, und während auf ſein Betreiben Kurſchid Paſcha zum Gouverneur ernannt ward, erhielt er ſelbſt die Würde eines Groß-Kaimakam. Beiden, den Türken und den Mameluken, Freundſchaft heuchelnd, Zwietracht ſäend und ſcheinbar bemüht, zu verſöhnen, rechnete er darauf, daß das Volk der Wirtſchaft müde werden müſſe, verbündete ſich heimlich mit den Ulemas und den Scheichs, verjagte Kurſchid, ſetzte ſich in den Beſitz der Hauptſtadt und ließ ſich durch die Arnauten zum Statthalter ausrufen. Der Pforte blieb nichts übrig, als gute Miene zu machen; ſie beſtätigte ihn. Die Mameluken waren jetzt ſeine grimmigſten Feinde; ſie wandten ſich an England um Hilfe gegen ihn, Frankreich intriguierte indes zu ſeinen Gunſten, und Mehemed Ali verſprach der Pforte, um ſie zu beſchwichtigen, einen Tribut von zehn Millionen; als aber Bardiſſy, ſein ſchlimmſter Feind, ſtarb, fürchtete er die Mameluken nicht mehr; er ſchlug den ſchlauen Plan, die England gegen ihn geplant, und war jetzt vollkommen Herr in Kairo.

Sein erſtes war, ſich die Mameluken vom Halſe zu ſchaffen. Heuchler und Bluthund, wie er war, verſöhnte er ſich ſcheinbar mit den Häuptlingen derſelben und lud zum 1. März 1811 alle zu einem großen Feſt in ſeinen Palaſt, in der die Hauptſtadt beherrſchenden Citadelle von Kairo, zu welcher nur eingeengte, von hohen Mauern und Wällen umgebene Gaſſen führen. Sie kamen, und Mehemed Ali empfing ſie mit freundlichem Lächeln; insgeheim aber hatte er ſich durch Geld ſeiner Albaneſen verſichert und ihnen Befehl gegeben, alle Häuſer und Ausgänge dieſer Gaſſen zu beſetzen und die Mameluken niederzumetzeln, ſobald ſie den Palaſt verließen. Denſelben Befehl hatte er in die Provinzen an die ihm ergebenen Kommandanten der Mamelukengarniſonen geſandt.

Das Feſt war glänzend; er entließ ſeine Gäſte mit demſelben verbindlichen Lächeln, die Albaneſen aber überfielen ſie, und nur einer der Mameluken entkam dem furchtbaren Blutbad: Haſſan Bey, der im Sattel auf die Plattform der Feſtung und über den Wall hinweg in eine Tiefe von mehr als fünfzig Fuß hinabſprengte. Unverletzt kam er unten an; ſein zerſchmettertes Roß zurücklaſſend, flüchtete er in das Land und ward von den Arabern in der Wüſte verſteckt. Noch heute zeigt man die Stelle, an welcher Haſſan ſich rettete; ſie heißt noch immer „der Mamelukenſprung“. Gleiches Gemetzel fand zur ſelben Zeit auf der Rumileh, der Richtſtätte zu Füßen der Citadelle, ſtatt, in welche die Gaſſen der letztern mündeten, und ebenſo in den Provinzen. Mehemed Ali aber ſaß in ſeinem Palaſt, ruhig den Tſchibuk rauchend; indes gibt es Geſchichtſchreiber, die behaupten, er ſei während des Blutbades erbleicht und habe ein Glas Waſſer verlangt. **M.**

Literatur

— **Eine Gabe ganz beſonderer und namentlich in unſerer** zeitlich materialiſtiſchen Zeit ſeltener Art hat Carmen Sylva der Welt in ihrem neueſten Buche „Der Rhapſode der Dimbovitza“ (Bonn, Emil Strauß) geſchenkt. Es iſt das eine [illegible]

[illegible] ein Denkmal [illegible] Volke [illegible] geſammelt hat [illegible] ſie wohnt auch in dieſen Liedern ein [illegible] Melancholie, die [illegible] Grenzen [illegible] kindlichen Ausdruck gelangt. Wie [illegible] iſt das Lied, das mit [illegible] Tod der Mutter [illegible] den Sohn, wie [illegible] der beiden Mädchen, von denen das eine den Gatten, das andere den Mann verloren hat, und [illegible] die Schilderung der [illegible] in der Welt [illegible] Dieſe Unterſchiede gibt [illegible] in dem der [illegible] ſtill die vom Regen zerweichten Wege bereitet, und eine Fülle ſtimmungsvoller Liebesworte eint in den Liedern, auf denen die Schweſtern ſich gegenſeitig ihre Herzensgeheimniſſe erſchließen oder träumerhaft die drei Schweſtern beobachten und ſie in leichte weiße Kleider kleiden. Die Perlen der reichen Sammlung aber ſind die beiden Widmungen, — die von Helene Vacaresco an ihre verſtorbene Großmutter, die von Carmen Sylva an ihr dahingegangenes Kind gerichtet und beginnend mit der inhaltſchweren Strophe:

Du haſt die Erde hier zu lieb gehabt,
Da hat ſie dich in ihren Schoß genommen,
Daß nicht ein fremdes Land dich ihr entriſſe,
Daß keine fremde Krone deiner Locken
Goldnen Glanz mit ihrer Laſt zermalme,
Da hat dich nur genommen dieſe Erde,
Mein Sonnenkind!

Wiſſenſchaftliche Gediegenheit und würdige Faſſung zeichnen die als ſtattlicher Quartband auftretende „Feſtgabe der Univerſität Tübingen zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Seiner Majeſtät des Königs Karl von Württemberg“ (Tübingen, H. Laupp'ſche Buchhandlung) aus. Ihren Hauptgegenſtand bilden die großartigen Erweiterungen, welche die Landeshochſchule während der letzten Jahrzehnte durch zahlreiche Inſtitutsbauten und andere ſtaatliche Förderung erfahren. Viele auch durch Abbildungen [illegible] kommen insbeſondere der naturwiſſenſchaftlichen und der mediziniſchen Fakultät zu gute, deren Angehörige — die Profeſſoren und Doktoren Braun, Weiß, [illegible], Lothar Meyer, von Quenſtedt, Eimer, Froriep, Hüfner, Henke, Grützner, Baumgarten, Liebermeiſter, Jürgenſen, Bruns, Nagel, Hegelmaier und von Säxinger — darüber in zuſtändiger Weiſe berichten. Daran reihen ſich intereſſante Abhandlungen aus den Gebieten der evangeliſch- und der katholiſch-theologiſchen, der juriſtiſchen, der philoſophiſchen und der ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultät von den Profeſſoren und Doktoren Kübel, Funk, von Sigwart, Hermann Fiſcher und von Martitz. Es liegt in der Natur der Sache, daß überall das fachwiſſenſchaftliche Intereſſe vorwaltet, unbeſchadet deſſen indes werden Abſchnitte wie beiſpielsweiſe H. Fiſchers geiſtvolle Darlegungen über „Klaſſizismus und Romantik in Schwaben zu Anfang unſeres Jahrhunderts“ jeden Gebildeten feſſeln.

— **„Der Krieg von 1870/71, dargeſtellt von Mitkämpfern“** (Nördlingen, C. H. Beck) hat einen ſchätzbaren ſtattlichen Zuwachs erhalten durch Band 4, „Von Straßburg bis ans Meer“ von [illegible] und Band 5, „An der Loire und Sarthe“ von Karl Tanera, Hauptmann a. D. Gleich ihren Vorgängern bilden auch dieſe beiden Bände je ein geſondertes, in ſich abgeſchloſſenes Ganzes. Andererſeits aber bieten gerade die vorliegenden beiden Bände eine ſehr willkommene gegenſeitige Ergänzung, indem Profeſſorin [illegible] den Beginn des Feldzugs, die Kämpfe um Straßburg und um die Feſtungen öſtlich und weſtlich der Moſel, ſowie ſchließlich den Krieg in Nordfrankreich im Januar 1871 mit Amiens und St. Quentin als Angelpunkten behandelt, während ſich Taneras Darſtellung zwiſchen Orleans und Le Mans bewegt und die gewaltigen in dieſem Gebiet ausgefochtenen Maſſenkämpfe ſchildert. Beide Werke tragen in ihren weſentlichen Zügen den Stempel des Selbſterlebten, und wenn ſie von der erſten bis zur letzten Seite zu feſſeln und zu ſpannen wiſſen, ſo [illegible] die Gewalt lebendig wiedergegebener Thatſachen.

Um neben allen anderen Anforderungen der nach Italien Reiſenden auch denen der gelehrten wie der gelegentlichen Bergſteiger gerecht zu werden, liegt jetzt ein „Illuſtrierter Führer durch Oberitalien“ von J. [illegible] (Wien, A. Hartleben) vor, der zugleich die Alpenwelt in der Schweiz, im Tirol, in den [illegible] u. ſ. w. in ſich begreift. Auf die jüngſten Reiſeerfahrungen geſtützt, in allen Punkten den vorgeſchrittenen Anforderungen der unmittelbarſten Gegenwart Rechnung tragend, wird das gut ausgeſtattete, mit Karten und Plänen reich verſehene und hübſch illuſtrierte Buch den, der es zu ſeinem Reiſebegleiter wählt, mit keiner wichtigen Auskunft, deren er bedarf, im Stich laſſen.

Notizblätter.

Bildende Künſte.

— **Die Jahresausſtellung von Kunſtwerken aller Nationen** im königlichen Glaspalaſt zu München hat nachträglich durch eine namhafte Zahl franzöſiſcher Kunſtwerke, zum Teil von Meiſtern erſten Ranges, eine ſchätzbare Bereicherung erfahren. Es iſt erfreulich, daß ſolchergeſtalt wenigſtens auf dem Boden der Kunſt ein freundſchaftlicher Verkehr beider Nationen erhalten bleibt.

Bühne.

— **In Barcelona kam ein neues Stück des ruhmgekrönten** ſpaniſchen Dramatikers Echegaray: „Los Rigidos“ (Die Sittenſtrengen) zur erſten Aufführung, das von der dortigen Kritik als die beſte Bühnenſchöpfung des genialen Autors bezeichnet wird. Die Vorſtellung dauerte bis morgens 2 Uhr und hatte einen ganz außerordentlichen Erfolg. Die mitwirkenden Schauſpieler wurden nach einigen der ergreifenden Szenen wohl zwanzigmal hervorgerufen. Das Stück iſt ein Familiendrama, [illegible]

Kultur und Wiſſenſchaft.

[illegible] iſt in der Republik Honduras, etwa 250 engliſche Meilen oberhalb der Mündung der Flüſſe Motagua und Chamelecon, von einem Deutſchen Namens A. J. Müller aufgefunden worden. Die vorhandenen architektoniſchen Ueberreſte laſſen, was Umfang, Pracht und Schönheit betrifft, den bedeutendſten Baudenkmälern Mexikos [illegible]. Die Stadt iſt nur von der [illegible] zugänglich, und wurde bis jetzt keine Spur eines [illegible] und das Waſſer eingedrängt und das alte Stadtgebiet ſich vollſtändig überwuchert hat. Nicht einmal die [illegible] Bevölkerung der Nachbarſchaft hatte eine Ahnung von dem Vorhandenſein dieſer Stätte einſtiger Kultur, auch die alten Chroniſten des Landes thun derſelben keinerlei Erwähnung. Die Regierung von Honduras hat Herrn Müller das Vorrecht erteilt, Ausgrabungen für ſeine Rechnung zu veranſtalten. Bisher wurden zu Tage gefördert zahlreiche Kunſt- und Gebrauchsgegenſtände aus Stein, die bemerkenswert ſauber gearbeitet ſind, ſowie Urnen und andere Gefäße, meiſt mit Schlangen- und Schildkrötenköpfen oder roh gezeichneten menſchlichen Figuren geſchmückt.

— **In Paris iſt die neue Sorbonne (Univerſität) eingeweiht** worden. Bei der damit verbundenen großen akademiſchen Feier waren ſämtliche Länder durch Studentenausſchüſſe vertreten, nur Deutſchland nicht. Für den längſt nötig gewordenen Neubau ſind ſeinerzeit vom Staat und der Stadt Paris nicht weniger als 22,000,000 Franken bewilligt worden. Die Einweihungsrede des Rektors der Pariſer Akademie, Gréard, ſchloß mit den echt franzöſiſchen Worten: „Frankreich lieben, heißt die Menſchheit lieben.“

— **In Sparta, unweit des alten Amyklä, hat der** griechiſche Gelehrte Tſuntas ein altes Grab aufgedeckt, das unglaublich reiche Beute ſchon gebracht und noch weitere verheißt. Das Grab beſteht, ähnlich wie das Grab bei Mykenä, welches unter dem Namen „Schatzhaus des Atreus“ bekannt iſt, aus einem durch Uebereinanderlegen der einzelnen Steine gebildeten bienenkorbförmigen unterirdiſchen Kuppelbau, zu deſſen Eingang ein langer, gleichfalls gemauerter Gang, Dromos genannt, führte. Dieſen Gang hat Tſuntas bereits aufgedeckt, und er iſt in das Kuppelgrab vorgedrungen, deſſen Wölbung zwar eingeſtürzt, deſſen Inhalt aber ſonſt unberührt aufbewahrt ſein ſoll. Nach dem, was bis jetzt darüber gemeldet wird, ſcheint es das reichſte von den bisher aufgegrabenen Denkmälern dieſer Art zu ſein, was mit der Vermutung Otfried Müllers zuſammentrifft, daß hier ein achäiſches Fürſtengrab vorliegt. Die großen Gräber von Mykenä werden freilich mindeſtens ebenſo reich geweſen ſein, allein den goldenen Inhalt des größten hat Veli Paſcha, der glückliche Finder, einſchmelzen laſſen, und die Steindenkmale hat er nach England an Lord Sligo verkauft. Tſuntas fand im Innern des Grabes gleich in den erſten Tagen zwei goldene Becher mit Reliefs, gegen 30 geſchnittene Steine, einige Armreife, drei goldene Ringe, Schwerter, Meſſer, eine Axt und verſchiedene kleine Gegenſtände. Die Schalen ſollen allein mehr als 400 Gramm Goldgewicht haben. Man kann auf weitere Nachrichten ſehr geſpannt ſein.

— **Die Wirkung der Erdbeben auf Tiere erörtert Profeſſor** Milne in Tokio in einem kürzlich erſchienenen Aufſatz. Die Berichte über die meiſten großen Erdbeben wiſſen von der Aufregung zu erzählen, welche Hunde, Pferde, Rinder und andere Haustiere dabei zeigten. Auch die Fiſche ſind häufig von den Erdbeben beeinflußt worden. Beim Londoner Erdbeben im Jahre 1749 legten Rochen und andere Fiſche augenſcheinliche Zeichen von Furcht und Verwirrung an den Tag. Zuweilen kommen nach einem Erdbeben tote und ſterbende Fiſche an die Oberfläche des Waſſers. Während des Erdbebens zu Tokio im Jahre 1880 machten ſich in einem Hauſe die Katzen auf die Flucht, die Hunde heulten, und die Pferde ſuchten ihre Verſchläge umzuſtoßen. Die Tiere wiſſen alſo vorher, daß etwas Ungewöhnliches und Schreckliches vor ſich geht. Intereſſanter aber noch ſind die Beobachtungen, welche zeigen, daß Tiere kurz vor einem Erdbeben in Aufregung geraten. Man hat bemerkt, daß kurz vor einem Erdbebenſtoß Ponies ſich an ihren Krippen bäumten, Faſanen ſchreien und Fröſche zu quaken aufhörten. Die Japaner behaupten, daß Maulwürfe ihre Annäherung durch eifriges Graben kund geben. Nach dem großen Erdbeben von Kalabrien ſoll das Wiehern eines Pferdes, das Schreien eines Eſels oder das Schnattern einer Gans genügend geweſen ſein, um die Einwohner zu veranlaſſen, aus ihren Häuſern zu eilen aus Furcht vor einer neuen Erſchütterung. Viele Vögel ſollen ihr Unbehagen vor einem Erdbeben dadurch kundgeben, daß ſie ihre Köpfe unter den Flügeln verbergen und ein ſonderbares Benehmen zeigen. Milne führt dieſe Erſcheinungen darauf zurück, daß einige Tiere ſehr empfindlich ſind für die ſchwachen Erſchütterungen, welche faſt allen Erdbeben vorhergehen und von ihm ſelbſt einige Sekunden vor dem Eintritt des wirklichen Erdbebens gefühlt wurden und für welche die Gänſe, Schweine und Hunde beſonders empfänglich zu ſein ſcheinen. Die Unruhe der Tiere würde dann das Ergebnis ihrer eigenen Erfahrung ſein, die ihnen gelehrt hat, daß auf die kleinen Erſchütterungen gefährlichere folgen.

Verkehr.

— **Eine höchſt ſinnreiche, nachahmenswerte Einrichtung** hat die Verwaltung der engliſchen ſüdöſtlichen Eiſenbahn eingeführt. In den Wagen der Hauptzüge ſind ſelbſtthätige Apparate in Form elektriſcher Lampen angebracht, welche, nachdem ein Penny in die dazu beſtimmte Ritze geworfen, durch einen Druck auf einen Knopf elektriſches Licht von fünf Kerzenkraft erzeugen, zum Zeitungleſen und ſo weiter genügend. Nach einer halben Stunde erliſcht das Licht von ſelbſt, oder es kann auch durch Drücken auf einen andern Knopf früher ausgelöſcht werden, ebenſo kann es durch Hineinwerfen eines weitern Penny immer wieder erneuert werden. Arbeitet der Apparat zufällig nicht, ſo fällt der Penny in ſolcher Weiſe durch, daß er vom Reiſenden wiedererlangt werden kann.

Geſundheitspflege.

— **Die Erfindung eines jungen Arztes in Bologna, des** [illegible] Zaloghi, wohl in ärztlichen Kreiſen viel von ſich reden [illegible]. Zaloghi hat einen Apparat hergeſtellt, der [illegible] die Heilung der [illegible] leichter [illegible] ſoll. [illegible] Einrichtung die [illegible] oder doch erheblich abgekürzt [illegible] möglich [illegible]

Heer- und Seeweſen.

— **Im Jahre 1890 ſoll zu Köln eine internationale Ausſtellung** für Kriegskunſt und Armeebedarf ſtattfinden, welche nicht nur alle direkten Bedürfniſſe einer kriegstüchtigen Armee umfaſſen ſoll, ſondern überhaupt alles, was mit dem Militärweſen in Beziehung ſteht. Selbſtverſtändlich kann dabei von einer Preisgebung der im Intereſſe der eigenen Wehrhaftigkeit geheim zu haltenden beſonderen Einrichtungen der einzelnen Staaten nicht die Rede ſein. Die Leitung dieſes großartigen Unternehmens liegt in den Händen von Fachmännern, welche ſich der im Ausſtellungsweſen ſo bewährten Führung des Premierlieutenants der Artillerie a. D., Herrn Gerneck, anvertraut haben. Der Generalfeldmarſchall Graf Moltke hat die Ehrenmitgliedſchaft angenommen und zugleich den Wunſch und die Hoffnung ausgeſprochen, daß die Herren Generale ſeinem Beiſpiele folgen möchten. Der Kriegsminiſter hat die Leitung gleichfalls ſeines Wohlwollens für das Unternehmen verſichern laſſen und eine Beteiligung des Kriegsminiſteriums an der Ausſtellung in Ausſicht geſtellt.

Sport.

— **Des Königs von Griechenland Sport iſt das Rollſchuhlaufen.** Zwar zieht derſelbe die Eisbahn der Binnenſeen bei weitem vor, aber auf jene natürliche Laufbahn muß er ſelbſtverſtändlich in ſeiner ſüdlichen Heimat verzichten. Der König hat ſich eine eigene Rollſchuhbahn in Athen anlegen laſſen, auf der auch die Königin faſt täglich mit ihrem Gemahl Rollſchuh läuft.

— **Bei den Rennen zu Travemünde erfochten drei Pferde** in zwei Tagen Doppelſiege, und eines derſelben ſogar, zum drittenmale geſattelt, noch auf einen zweiten Platz. Ripper's „Warlock“ gewann den Damenpreis vor „Wild Lad“, das Kurhausrennen vor „Kampton“ und lief im Preis von „Priwall“ Zweite zu Graf Jos' „Sperling“, während Mandles „Nikolaus“ und „Lyra“ das Travemünder Handicap und das Lübecker Handicap, ſowie das Verkaufsrennen und die Steeplechaſe heimtrugen.

— **Die deutſchen Radfahrer in England haben außer dem** großen Erfolge Lehrs keinen neuen Sieg errungen. Einer verſuchte ſich im Meiſterſchaftsfahren auf dem Dreirade, ſiegte jedoch nur in einem Vorrennen, während er im Entſcheidungslauf geſchlagen wurde, und Friedel unterlag in der Fünfzigmeilen-Meiſterſchaft auf dem Zweirade.

— **In Wien wurden anfangs Auguſt die Schwimmmeiſterſchaften von Europa ausgefochten und von Wienern gewonnen.** Der Hamburger Nöhrs wurde in dem kurzen Schwimmen über 40 Meter Dritter hinter Dr. von der Straß und Lemberger, welcher um Handbreite geſchlagen ward, und im langen Schwimmen über 1600 Meter wurde Nöhrs von Hanich nur um einen Fuß geſchlagen, der Ungar Temeſi blieb Dritter. Nöhrs gewann dann das große Handicap leicht vor Temeſi, und Tiddelin aus Berlin ſiegte überlegen im Tauchſchwimmen.

Statiſtik.

— **Die ſüdruſſiſche Hafenſtadt Odeſſa zählt dem „Graſhdanin“** zufolge nicht weniger als 2000 Rubel-Millionäre unter ihren Einwohnern. Der reichſte Mann Odeſſas, Rolli, beſitzt ein Vermögen von 28,000,000 Rubel. Bemerkenswert iſt, daß von den 2000 Millionären nur drei Ruſſen von Geburt ſind.

Denkmäler.

— **Das Waldviertel in Niederöſterreich, die engere Heimat** Robert Hamerlings, will ſeinem größten Sohn auf dem von ihm ſo heißgeliebten heimatlichen Boden ein würdiges Denkmal errichten. Ein zu dieſem Zweck gebildetes Komitee richtet an alle Verehrer von Hamerlings unſterblicher Muſe die innige Bitte, dieſes dem deutſchen Geiſte geweihte Unternehmen durch Geldſpenden zu fördern. Beiträge nimmt der Kaſſier des Komitees, der k. k. Poſtmeiſter Karl Schalhaß in Schrems, Niederöſterreich, entgegen.

Geſtorben.

— Johanna Flinſch, geb. Oprawil, einſt unter dem Namen Ottil gefeierte Konzertſängerin aus der Schule der Viardot-Garcia, 50 Jahre alt, am 28. Juli, in Bad Steben in Bayern.

— Julius Haußmann, einer der Hauptführer der demokratiſchen und Volkspartei Württembergs, am 28. Juli, in Stuttgart.

— Richard Friedrich Haupt, Buchhändler und bewährter Bibliograph, 62 Jahre alt, am 29. Juli, in Leipzig.

— Geiſtlicher Rat Dr. theol. Adalbert Maier, ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität Freiburg, 78 Jahre alt, am 29. Juli, in Freiburg i. Br.

— von Tettenborn, Rittergutsbeſitzer auf Reichenberg im Kreiſe Oberbarnim, früher Hauptritterſchafts- und General-Landſchaftsdirektor der Kurmark, 71 Jahre alt, am 29. Juli, in Bad Wildungen.

— Friedrich Martius, Hofbaudirektor des Prinzen Albrecht von Preußen, Erbauer des Schloſſes Kamenz in Schleſien, tüchtiger Architekt, 78 Jahre alt, am 29. Juli, in Kamenz in Schleſien.

— Dr. phil. Julius Stein, ehemals Chefredakteur der deutſchfreiſinnigen „Breslauer Zeitung“, 1848 Abgeordneter zur preußiſchen Nationalverſammlung, 78 Jahre alt, am 30. Juli, in Breslau.

— Geheimer Finanzrat Ahltinger, der langjährige, hochgeſchätzte Bureauchef der Herzogin von Sachſen-Koburg-Gotha, am 30. Juli, in Koburg.

— Geheimer Baurat Profeſſor Dr. Hugo von Ritgen, Wiederherſteller der Wartburg, 79 Jahre alt, am 31. Juli, in Gießen.

— Sir Robert Spencer Robinſon, königlich großbritanniſcher Admiral, 80 Jahre alt, am 31. Juli, in London.

— Dr. Eduard Lübbert, ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Philologie und der Eloquenz an der Univerſität Bonn, 59 Jahre alt, am 31. Juli, in Bonn.

— Tappenbeck, königlich preußiſcher Leutnant a. D., einer der glücklichſten und kühnſten deutſchen Afrikaforſcher, 28 Jahre alt, am 31. Juli, in Kamerun.

— Thomas Baillie, königlich großbritanniſcher Admiral, 78 Jahre alt, Ende Juli, auf ſeiner Beſitzung Tarbury Abbey.

— Robert Wigram Crawford, Direktor der Bank von England ſeit 1869, früher Mitglied des Unterhauſes, Ende Juli, in London.

— Sir M. J. Berkeley, bekannter engliſcher Botaniker, 86 Jahre alt, Ende Juli, in Sibbertoft.

— Baron Theodor von Gargan, Chef des Hauſes de Wendel in Hayingen, einer der bedeutendſten lothringiſchen Eiſeninduſtriellen, Anfang Auguſt, auf ſeinem Gut bei Bettingen.

— Ludwig Leopold Sauerbering, Präſident der königlichen Kloſterkammer in Hannover, ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, 74 Jahre alt, am 1. Auguſt, in Hannover.

— Charles Camille Eugène Freiherr Klöckler von Veldegg und Münchenſtein, kaiſerlich deutſcher Kammergerichtspräſident bei dem Landgerichte zu Kolmar i. E., 57 Jahre alt, am 1. Auguſt.

— Ivan Kukuljević de Sacci, hervorragender kroatiſcher Schriftſteller und Gelehrter, Präſident der kroatiſchen Matica und des Agramer archäologiſchen Vereins, wiederholt Mitglied des kroatiſchen Landtages, 73 Jahre alt, am 1. Auguſt, auf ſeinem Gute Puhakovec in Zagorien.

— Freiherr Ludwig Schenk von Schweinsberg, kurfürſtlich heſſiſcher Generalmajor a. D., der letzte kurheſſiſche Stadtkommandant von Kaſſel, 77 Jahre alt, am 1. Auguſt, in Rotherditmold, Regierungsbezirk Kaſſel.

— Karl Nicolai, großherzoglich badiſcher Landgerichtspräſident und Präſident der katholiſchen Diözeſanſynode, 65 Jahre alt, am 3. Auguſt, in Karlsruhe.

— Felix Pyat, der bekannte franzöſiſche Sozialiſt und Schriftſteller, Mitglied der franzöſiſchen Deputiertenkammer, 79 Jahre alt, am 3. Auguſt, in Saint-Gratien.

— Peter Jenſen, Landwirt in Auſacker bei Flensburg, freikonſervatives Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes und bis 1876 Mitglied des preußiſchen Landesökonomiekollegiums, 65 Jahre alt, am 3. Auguſt, in Flensburg.

— Fanny Lewald, hervorragende deutſche Schriftſtellerin, Witwe des bekannten 1876 verſtorbenen Schriftſtellers Adolf Stahr, 78 Jahre alt, am 5. Auguſt, in Dresden (ſ. Seite 979 u. 980).

— C. A. Mangold, Dirigent des Darmſtädter Muſikvereins, bekannter Komponiſt, 76 Jahre alt, am 5. Auguſt, in Oberſtdorf im Algäu.

— Joſef Freiherr Philippovich von Philippsberg, k. k. Geheimrat und Feldzeugmeiſter, Kommandant des VIII. Corps und kommandierender General zu Prag, 71 Jahre alt, am 6. Auguſt, in Prag.

Beim Sonnenuntergang.

Zu der Lerche droben
In der Himmelsluft
Iſt mein Blick erhoben
Von der Totengruft.

Laut ſingt ſie in Wonne
Nach dem Abendſtrahl:
Wieder kommſt du, Sonne,
In mein trautes Thal!

Was mein Ohr vernommen,
Tönt im Geiſte nach:
Strahlend wirſt du kommen,
Auferſtehungstag!

Karl Weiſer

Neue Bücher und Schriften.

Bauer, Th. v., Ueber den Polarkreis. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Benz, C., Das hohe Lied vom deutſchen Kaiſer Friedrich III. Sein Leben u. ſeine Thaten. Dichtung in 3 Geſängen. Wiesbaden, Moritz & Münzel.
Binet, A., The psychic life of Micro-organisms. A study in experimental psychology. Chicago, The open court Publishing Company.
Blitzableiter, Die, nach den neueſten Erfahrungen und zweckmäßigſten Konſtruktionen. Magdeburg, Otto Wilhelmi.
Delpy, M., Die Reiſe des Kölner Männer-Geſangvereins nach Italien. Köln, Verlagsanſtalt u. Druckerei, A.-G.
Elders Patent. Ein Apparat zum Bereiten von Aufgußgetränken, Löſen u. Ziehen. Halle a. S., J. W. Reichardt.
Eggert, K., [illegible] Georg, Die gaſthofinduſtrielle Berufsausbildung. 2. Aufl. Leipzig, P. M. Peters.
Frey, W., Die franzöſiſche Revolution 1789–1795. Leipzig, O. Spamer.
Fiſcher, K., Friedrich Rückert in ſeinem Wirken. Trier, H. Stephanus.
Goebeler, A., Das Feſt des Handwerks. Regierungs-Jubiläum des Hauſes Wettin. Feſtrede. Dresden, v. Zahn & Jaenſch.
Gotſch, E., Die Frau als Sklavin. Ein tragikomiſches Märchen. Dresden, v. Zahn & Jaenſch.
Henkel, K. v., Kaiſer Wilhelm II. Reden u. Südlandfahrten u. [illegible]. Lief. 4/5. Berlin, Deutſch-Nationaler Verlag.
Hochdorf, M., Buch der Liebe. Berlin, Kreiſtner.
Kämpfe, die ſozialen, im Spiegel der Poeſie. Berlin, R. Eckſtein Nachf.
Katalog der Ausſtellung für den Wettbewerb betr. der beſten baulichen Einrichtung eines transportablen Lazareths. 2. Aufl. Berlin, Eiſenſchmidt.
Karwaler, J. A., Die Sagen am Bodenſee. Erzählend mitgeteilt. Konſtanz, W. Meck.
Mauthner, Fritz, Der Pegaſus. Eine tragikomiſche Geſchichte. Dresden, H. Minden.
Nordheim, Mich. v., Drei Prologe zum Wettiner Feſt. Dresden, J. Eylmann.
— — Vom Kilbahn bis zum Brocken u. Kyffhäuſer. 2. Aufl. Dresden, Ehlert.
Ney, J., Der Reichstag zu Speier 1526. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.
Obermaier, J., Kamerun. Zur Geſchichte der deutſchen Kolonie in der [illegible]. Leipzig, C. H. Weber.
Volkmann, Dr. H., Das Goethehaus in Frankfurt a. M. Frankfurt, Gebr. Knauer.
Skat-Rechentafel, unfehlbare. Durch einen Zug mit dem Stecher können ſämtliche Reſultate + u. — von 3 oder 4 Spielern ſofort abgeleſen werden. Berlin, G. Fröbel.
Schlag, H., Friedrich. Vaterländiſches Schauſpiel. [illegible]
Uhde, Conſt., Baudenkmäler in Spanien und Portugal. Lief. 1. Berlin, E. Waſmuth.
Wehrmann, K., [illegible]. Leipzig, G. Freytag.
Zoologiſche Vorträge. Herausgeg. von Wm. Marſhall. Heft 1. Die Spechte. Leipzig, R. Freeſe.

Kaiſer Wilhelms Fahrt nach Norwegen.

(Fortſetzung und Schluß von Seite 977.)

Die Ankunft vor Bergen erfolgte um 4 Uhr. Den hohen Reiſenden bot ſich bei der Einfahrt in den Kriegshafen ein lebendiges Bild dar. Im Hafen ſelbſt lag ein engliſches Geſchwader, beſtehend aus vier großen Panzerſchiffen und einem Aviſo; außerdem ankerten dort noch ein halbes Dutzend eleganter engliſcher Privatjachten im Hafen und zahlreiche Vergnügungsdampfer und Boote aller Art kreuzten auf der Waſſerfläche, dicht mit Menſchen beſetzt, die, ebenſo wie die gedrängte Volksmenge am Ufer, die Nachricht von der bevorſtehenden Ankunft des Kaiſers angelockt hatte.

Die alte Stadt im Hintergrunde, die dicht an das hohe Gebirge gebaut iſt und ſich ſelbſt über mehrere unmittelbar am Waſſer gelegene Felſenhügel hinzieht, vervollſtändigte das wirkungsvolle Bild. Unmittelbar nach der Mahlzeit, die ausnahmsweiſe ſchon um ½5 Uhr begonnen hatte und kurz nach 5 Uhr beendigt war, beurlaubte der Kaiſer den größten Teil des Gefolges an Land, wo dasſelbe von der Volksmenge, die in einem der Herren den Kaiſer zu ſehen hoffte, mit reſpektvoller Neugierde betrachtet und auf ſeinem Gange durch die Stadt begleitet wurde. Der Kaiſer war jedoch an Bord geblieben, da ein Kurier mit Familienbriefen und wichtigen Staatsdepeſchen angekommen war. Erſt nach Erledigung der dringendſten Angelegenheiten machte der Kaiſer um 8 Uhr, begleitet von dem Grafen Walderſee und den beiden Flügeladjutanten Kapitän zur See Freiherrn von Senden und Oberſtlieutenant von Lippe, noch eine halbſtündige Spazierfahrt auf der Dampfpinaſſe des Hohenzollern, zunächſt um die engliſchen Kriegsſchiffe herum. Nachdem der Kaiſer noch den Handelshafen befahren hatte, kehrte er gegen 9 Uhr an Bord der Jacht zurück. In der Nacht nahm der Hohenzollern friſche Kohlen auf, wobei das Schiff gegen den unvermeidlichen Staub derſelben ganz mit Tüchern bedeckt war. Am nächſten Morgen, Dienstag den 9. Juli, lichtete der Hohenzollern die Anker und fuhr zunächſt auf Befehl des Kaiſers um die engliſchen Kriegsſchiffe herum, deren Kapellen abwechſelnd „Heil dir im Siegerkranz“ und „Die Wacht am Rhein“ ſpielten.

Die Fahrt ging von Bergen ab zunächſt wieder durch die Schären mit ſeltſamen, nicht ſehr hohen Gebilden in nördlicher Richtung bis nach Sognefeſt. Dort fuhr der Hohenzollern nach Weſten in den berühmten Sognefjord, den ſchönſten aller norwegiſchen Fjords, ein. Bei der großartigen Szenerie, die ſich hier dem Auge bietet, wird der Beſchauer in Gedanken zugleich zurückverſetzt in die Frithjofsſage, auf deren Schauplatz er ſich hier befindet. Auch hier treten dem Ankommenden bei der Einfahrt in den Fjord zuerſt nur die kahlen, abgeſchliffenen, vom Meere beſpülten Felſen entgegen, bis ſich rechts und links kleine Seitenfjorde öffnen, aus deren Hintergrunde gewaltige Gletſcher hervorragen. Gegen fünf Uhr erblickte man zur Rechten, weit vorſpringend auf einem fruchtbaren Strandſtreifen, von gewaltigen Gletſchern überragt, Vangsnäs, Frithjofs Framnäs, und gegenüber zur Linken des Schiffs Baleſtrand, wo König Bele gewohnt hat und noch ſein Grab gezeigt wird. Von Vangsnäs geht die Fahrt immer mehr ſüdlich in den Aurlandsfjord. Das Fahrwaſſer verengt ſich bedeutend und wird von beiden Seiten von gewaltigen, 1000 bis 1200 Meter hohen Felswänden begrenzt.

Der Kaiſer, der ſich ſeit der Abfahrt von Bergen bis zum zweiten Frühſtück mit Leſen der eingegangenen Zeitungen beſchäftigt und dann in einem der Pavillons auf den Radkaſten gearbeitet hatte, nur hin und wieder einen Blick auf die Gegend werfend, erſchien jetzt auf der Kommandobrücke, um ſich ganz den Eindrücken der großartigen Natur hinzugeben. Immer enger wird der Fjord, bis er beim Eintritt in den Närøfjord ſich zum Flußthal verengt. Dicht vor ſich ſieht man zu beiden Seiten die gewaltigen Felſen, bald mit glatten Wänden ſenkrecht ins Waſſer abfallend, bald mit niederem Holz bewachſen und von einem ſchmalen Streifen Landes am Fuße umzogen. Um halb acht Uhr ging der Hohenzollern bei Gudvangen zwiſchen den ſteilen Felswänden vor Anker. Der Kaiſer unternahm noch eine etwa dreiviertelſtündige Promenade in das weiter nach Stalheim zu ſich hinziehende Felsthal, welches ſorgfältig bebaut und fruchtbar iſt und mit ſeinem munter dahinplätſchernden Bache einen merkwürdigen Gegenſatz zu ſeiner wilden Umgebung bildet. Es gewährte einen netten und freundlichen Anblick, wie der Kaiſer den Kindern, die ihm an einzelnen Stellen die des Viehes wegen errichteten, den Weg verſperrenden Gatterthore öffneten, ſein Bild auf einem Goldſtück ſchenkte und ihnen die kleinen blonden Flachsköpfe ſtreichelte, worauf ſie an ihn herantraten und ihm nach norwegiſcher Sitte zum Danke die Hand reichten. Am Mittwoch den 10. Juli blieb die Jacht vor Gudvangen liegen. Am Vormittage arbeitete der Kaiſer in ſeinem Kabinett und fuhr erſt gegen Mittag auf einem kleinen Fiſcherboot in Begleitung des angelkundigen Schiffsſtabsarztes Dr. Schneider zum Fiſchen aus. Nach langem, vergeblichem Warten gelang es ihm, kurz nach einander fünf größere Fiſche zu fangen, während zwei andere Angler, Graf Walderſee und Graf Wedell, nichts zur Bereicherung der Schiffstafel beitragen konnten. Am Nachmittag begab ſich die ganze Geſellſchaft nach Gudvangen ans Land, woſelbſt eine lange Reihe der ſchon früher beſchriebenen zweiräderigen einſitzigen Karjols bereit ſtand, welche den Kaiſer und ſein Gefolge durch das berühmte Närøthal und über ſeine abſchüſſige Felswand, die Stalheimsklippen, bis zur Paßhöhe fahren ſollten. Durch das Thal geht der Weg in vielen Windungen und Auf- und Abſteigen neun Kilometer lang zwiſchen nur ſpärlich mit Gebüſchen bewachſenen Felswänden bis zum Fuße des abſchließenden ſteilen Hanges. Nach einer Steigung von etwa 240 Meter erreicht der viel gewundene Fahrweg die Paßhöhe (350 Meter), auf der ſich Stalheims Hotel erhebt, einer der beſtgehaltenen Gaſthöfe in Norwegen, mit allem notwendigen Comfort verſehen. Schon aus der Ferne zeigte das Wehen der ſchwarz-weiß-roten Flagge neben der norwegiſchen, daß Deutſchlands Herrſcher mit Freuden auch auf dem Boden Norwegens begrüßt wird. — Nach längerem Verweilen auf der Veranda des Gaſthofes, welche einen großartigen Blick in das Thal hinunter gewährt, deſſen weißliche Seitenhänge wie vom Mondlicht übergoſſen erſcheinen, machte ſich die Geſellſchaft auf den Rückweg, und nach vierſtündiger Abweſenheit traf man wieder auf dem Hohenzollern ein, der alsbald die Anker lichtete und durch den wildprächtigen Näro- und Aurlandsfjord zurückdampfte. Nach zweiſtündiger Fahrt kam der Hohenzollern mitten in einem faſt kreisrunden, von ſteilen, ſpärlich bewachſenen Felſen umgebenen Becken vor dem ziemlich weit vom Ufer entfernt liegenden Flecken Lärdalsören vor Anker. Hier erwartete der Greif die Jacht mit der von Wilhelmshaven abgeholten Poſt, welche dem Kaiſer reichliche Arbeit brachte, ſo daß der Abend und der folgende Vormittag an Bord verlebt wurden. Erſt gegen Mittag des nächſten Tages, 11. Juli, wurde die Fahrt fortgeſetzt. Sie ging zunächſt nach Wiederaustritt aus dem Lärdalsfjord in den berühmten Luſterfjord hinein bis Marifjären, wo das Joſtedal mündet, eines jener Thäler, welche ihren Urſprung in dem Waſſer des firnbedeckten Juſtedalsbrä haben. Nachdem der Kaiſer das herrliche Schauſpiel der hier im Hintergrunde hervorragenden gewaltigen Firnfelder lange betrachtet, ging die Fahrt wieder hinaus aus dem Luſterfjord, da die koloſſale Tiefe des Fjords einen Ankerplatz nicht gewährte, und in zweimaliger ſcharfer Rechtsdrehung in den benachbarten Fjärlandsfjord hinein, wo ſich neue Ueberraſchungen dem Auge boten.

Die Meridianſäule bei Hammerfeſt

Man erblickt hier vom Waſſerſpiegel aus die weiten ſteilen Flächen zweier größeren Gletſcher, wie ſie das gewaltige Firnfeld des Juſtedalsbrä ſowohl in das Gebiet des Sognefjords, zu dem der Fjärlandsfjord gehört, wie in das Gebiet des Nordfjord ausſendet. Gegen Abend wurde am Ende des Fjärlandsfjords das nur aus wenigen zuſammenliegenden Häuſern beſtehende Dorf Mundal erreicht, vor dem der Hohenzollern die Nacht und den nächſten Tag vor Anker blieb. Am Abend feierte man bei der Tafel den Geburtstag der Prinzeſſin Irene von Preußen, der Gemahlin des Prinzen Heinrich, wobei der Kaiſer das Wohl ſeines Schwagers ausbrachte. Am nächſten Morgen, am 12. Juli, wurde ein Ausflug nach dem „Suphelle“, einem der Juſtedalgletſcher, gemacht. Der kaum merklich anſteigende Weg führt vom Ende des Fjärlandsfjords in etwa fünf Viertelſtunden durch ein ziemlich breites, wohlangebautes Thal, in dem einige Gehöfte mit freundlichen Häuſern liegen, an die Moräne des rieſenhaften Gletſchers, der eine 5000 Fuß hohe, faſt ſenkrecht abfallende, blendend weiß leuchtende Schnee- und Eismaſſe bildet und in der Mitte durch einen zuckerhutartigen Felſen geteilt wird. Nachdem man eine Stunde den großartigen Anblick genoſſen, wurde im Angeſichte des Rieſen das Frühſtück eingenommen und dann der Rückweg angetreten. Der Kaiſer bediente ſich ſeines vom Schiffe mitgebrachten Karjols, welches in Bergen gekauft worden war. Um 5 Uhr Nachmittags verließ der Hohenzollern Mundal und fuhr während einer prachtvollen Nacht, deren Helligkeit an den hohen Norden gemahnte, durch eine Unzahl flacher Schären hindurch, die ganz eigentümliche Steinformationen und Inſelbildungen aufweiſen. Am frühen Morgen wurde unter leichtem Stampfen des Dampfers das durch ſeine Dünung berüchtigte Kap Statland umſchifft und um 11 Uhr vormittags, Samstag den 13. Juli, Molde erreicht, welches in anmutiger Gegend zwiſchen ſanft anſteigenden grün bewachſenen Bergen lieblich daliegt und wegen ſeines milden Klimas, ſeines überraſchenden Baumwuchſes und ſeines üppigen Blumenflors „das nordiſche Nizza“ genannt wird. Da der Greif wieder Briefe und Aktenſtücke gebracht hatte und auch ein Kurier erwartet wurde, begab ſich der Kaiſer nicht ans Land, ſondern arbeitete bis zu der gegen Abend ſtattfindenden Weiterfahrt. Der Hohenzollern hielt zunächſt eine Zeit lang die offene See, ließ den Chriſtianſund rechts liegen und kam am nächſten Tage früh um 5 Uhr vor Drontheim an. Auch hier blieb der Kaiſer den ganzen Tag an Bord. Da es Sonntag war, hielt er zunächſt wie am vorhergehenden Sonntag Gottesdienſt ab, muſterte die Mannſchaft und das Schiff und arbeitete die übrige Zeit. Erſt um 7 Uhr abends begab er ſich ans Land, um den Dom von Drontheim zu beſichtigen. Von dort aus machte der Kaiſer eine kurze Fahrt durch die hinter der Stadt gelegene Gegend und beehrte den deutſchen Konſul und deſſen Familie in deſſen hübſchem, in echt norwegiſchem Stile eingerichteten Landhauſe mit einem Beſuche. Erſt gegen 11 Uhr bei vollkommener Helligkeit kehrte er an Bord der Jacht zurück. Nach Erledigung der Poſt verließ der Kaiſer am nächſten Tage, Montag den 15. Juli, um 1 Uhr nachmittags, die Rhede von Drontheim und traf dann am Dienstag den 16. Juli nachmittags 3 Uhr nach einer guten Ueberfahrt in Bodö ein. Während der Nacht um 11½ Uhr, aber bei vollſtändiger Tageshelle, begegnete der Hohenzollern einem vom Nordkap kommenden Dampfer, welcher zwei Salutſchüſſe löſte. Der Kaiſer befand ſich noch auf Deck und dankte wiederholt für das zu ihm herüberſchallende Hurrarufen. Am Vormittag des 16. wurde um 10 Uhr bei ſpiegelglatter See, unvergleichlich ſchönem Wetter und 14½ Grad Réaumur der Polarkreis paſſiert. In Bodö, welches für den Kaiſer reich geflaggt hatte, hielt ſich derſelbe eine Stunde auf, um einige Depeſchen auszuwechſeln. Der hohe Beſuch hatte in den ſonſt ſo ſtillen Ort ein merkwürdig bewegtes Treiben gebracht, und zahlloſe Boote durchfurchten die weite Waſſerfläche, die kaiſerliche Jacht neugierig umkreiſend. Dann wurde die Fahrt die Lofoten entlang bei außerordentlich günſtigem Wetter nach Tromsö fortgeſetzt, wo die Ankunft am Morgen des 17. Juli um 10 Uhr erfolgte. Schon nach einer Stunde ging die Fahrt weiter nach Hammerfeſt, in deſſen Hafen der Hohenzollern bei zwar regneriſchem, aber ſtillem Wetter abends um 9 Uhr einlief. Sofort wurde nun die Weiterreiſe angetreten. Um 1 Uhr nachts paſſierte der Hohenzollern die Inſel Hjelmsö, ein leichter öſtlicher Wind trat ein und mit dem Herankommen an das Nordkap auf der Inſel Magerö eine aus gleicher Richtung laufende Dünung, die langſam zunahm. Der Kaiſer kam gegen 2 Uhr nachts an Deck, um den in ſchöner Beleuchtung ſich abhebenden und ſteil nach dem Meere abfallenden grau-ſchwarzen Felsvorſprung von 300 Meter Höhe, welcher als nördlichſte Spitze Europas gilt, zu ſehen. Von einer Landung bei dem Nordkap mußte Abſtand genommen werden, da die nicht unbedeutende Dünung dieſelbe ſehr erſchwert haben würde. Gegen 3 Uhr wurde auf Befehl des Kaiſers die Rückfahrt angetreten und gegen 9 Uhr morgens Hammerfeſt wieder erreicht. Nach Auswechslung von Depeſchen dampfte der Hohenzollern weiter nach Süden. Das Wetter war bis 8 Uhr morgens trübe geblieben mit leichten Regenſchauern, dann klärte es ſich ſchnell auf, und die Sonne leuchtete ſo warm auf das ſpiegelglatte Meer, daß das Thermometer gegen Mittag den hohen Stand von 17 Grad Celſius im Schatten erreichte, während es beim Nordkap auf 7 Grad herabgegangen war. Gegen 3 Uhr nachmittags am 18. Juli bog die Jacht in den ſchönen und großartigen Lyngenfjord ein, lief in denſelben hinein bis in die Nähe des Ortes Lyngen, drehte alsdann um und nahm Kurs nach der Inſel Karlsö, wo gegen 8 Uhr abends geankert wurde. Der Kaiſer begab ſich ſofort in Seeoffiziersuniform an Land und unternahm einen Spaziergang in Begleitung des Gefolges auf die Höhe der Inſel, wo ein Steinmann zur Erinnerung an ſeine Anweſenheit errichtet wurde. Um 11 Uhr verließ der Kaiſer an Bord des Aviſo Greif den Ankerplatz, um die Mitternachtsſonne zu bewundern. Das Schauſpiel vollzog ſich in ſchönſter Klarheit des Himmels und bei leichtem nördlichem Winde. Nach Mitternacht wurden noch einige Manöver mit dem Greif ausgeführt und dann der Ankerplatz des Hohenzollern wieder aufgeſucht. Gegen 10½ Uhr verließen beide Schiffe den Lyngenfjord und langten 1½ Uhr vor Tromsö an. Der Kaiſer blieb an Bord mit Arbeiten beſchäftigt, während ein Teil des Gefolges ans Land ging, um ſich ein in der Nähe befindliches Lappenlager anzuſehen. Am nächſten Morgen machte der Kaiſer mit dem Grafen Walderſee einen kurzen Ausflug in die Umgebung von Tromsö. Nach der Rückkehr wurde gegen Mittag die Fahrt nach den eigentlichen Lofoten angetreten. Gegen 11 Uhr abends fuhr die Jacht in den engen, wildromantiſchen Sund ein, der Hjarkö und Oelö trennt. Die Mitternachtsſonne bot hier ein prachtvolles Schauſpiel. Dann wurde die Fahrt von Nord durch die Lofoten fortgeſetzt. Am Sonntag den 21. Juli ging die kaiſerliche Jacht um 12 Uhr mittags bei Digermulen im Raftſund vor Anker und am Nachmittag beſtieg der Kaiſer mit Gefolge einen 450 Meter hohen Berg der Umgebung, der ein prachtvolles Panorama gewährte. Noch an demſelben Abend um 10 Uhr wurde die Fahrt ſüdwärts durch den Weſtfjord angetreten, am 22. Juli morgens in aller Frühe Bodö erreicht, und nach kurzem Aufenthalte um ½11 Uhr wieder verlaſſen. Gegen 2 Uhr nachmittags umſchiffte der Hohenzollern das weithin ſichtbare Kunnenvorgebirge und fuhr gegen 4 Uhr durch den Storſjord in den Holandsfjord, wo zwei bedeutende Gletſcher vom hohen Firnrücken des Svartiſen ſich bis weit gegen die Meeresfläche hinabziehen. Am Ende des Fjords hielt der Hohenzollern, und der Kaiſer begab ſich mit der Reiſegeſellſchaft an Land, um in nicht ganz 15 Minuten Weges, der durch ebene und mit reicher Vegetation bedeckte Wieſen führt, an die Moräne des größeren der beiden Gletſcher zu gelangen. Nach etwa einſtündiger Abweſenheit kehrte der Kaiſer an Bord zurück. Die Fahrt ging nun zurück nach Bergen, an den ſchon von der Hinfahrt bekannten Inſeln Rödö und Heſtmandö vorbei über den Polarkreis, der nachts ½12 Uhr bei 14 Grad Réaumur paſſiert wurde. Am nächſten Tage, den 23. Juli, wurde erſt abends 8 Uhr zum Austauſch von Depeſchen das auf drei Inſeln aufgebaute Chriſtianſund angelaufen. Dann ging die Reiſe ununterbrochen fort bis Bergen, wo der

Das Nordkap

Hohenzollern am 24. Juli nachmittags 5 Uhr bei leichtem Regen einlief. Den 25. Juli benützte der Kaiſer zu einem Ausfluge ans Land, wobei er den deutſchen Konſul Mohr mit einem Beſuche beehrte. Am ſpäten Abend verließ dann die kaiſerliche Yacht Bergen und ſteuerte nun direkt nach Wilhelmshaven, wo die Ankunft am 27. Juli gegen Mittag erfolgte. Hier verabſchiedete ſich der Kaiſer herzlich von ſeiner Reiſegeſellſchaft, in deren Namen Graf Walderſee mit warmen Worten dankte für die Reiſe, die jedem, der die Ehre und das Glück hatte, ſie mitzumachen, für ſein Leben eine ſchöne Erinnerung bleiben wird.

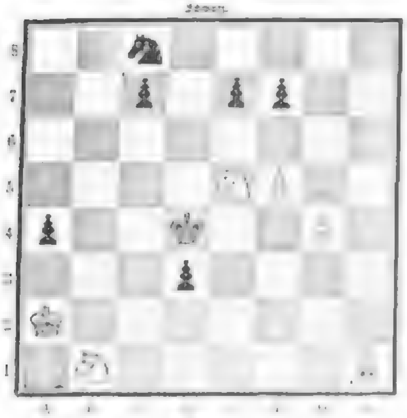
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 516.

Von H. von Lüben.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Aus der Schachwelt.

Der ſechſte Kongreß des deutſchen Schachbundes wurde in Breslau am Sonntag, den 14. Juli, nachmittags im großen Saale des Gaſthofs „Zum [illegible]“ eröffnet. Nachdem der Vorſitzende des Centralkomités, Herr B. Schäfer, die zahlreich von nah und fern erſchienenen Schachfreunde bewillkommnet hatte, [illegible] mit dem Bildniſſe des deutſchen Großmeiſters der Schachkunſt, Adolph Anderſſen, geſchmückten Kongreßkarten und die [illegible] der Spielordnung für die Turniere [illegible].

Im Meiſterturnier traten achtzehn Kämpfer an, die Herren S. Alapin (St. Petersburg), C. v. Bardeleben (Leipzig), J. H. Bauer (Wien), J. Berger (Graz), J. H. Blackburne (London), A. Burn (Liverpool), A. Fritz (Alsfeld in Heſſen), G. H. D. Goſſip (New-York), I. Gunsberg (London), M. Harmoniſt (Berlin), J. Maſon (London), J. Metger (Kiel), J. Mieſes (Leipzig), O. v. Minckwitz (Berlin), L. Paulſen (Naſſengrund, Lippe), C. Schallopp (Berlin), Em. Schiffers (St. Petersburg), Dr. S. Tarraſch (Nürnberg). Der Wettkampf dauerte vom 15. bis zum 28. Juli.

Mit Genugthuung begrüßen wir die Thatſache, daß zu dieſem Mal, wie es ſich nicht anders gebührt, ein Deutſcher auf deutſchem Boden den erſten Siegespreis errungen hat. Dieſen erſten Preis erhielt Dr. Tarraſch, der im Ganzen 13 Gewinnpunkte hatte, den zweiten A. Burn (11½ Gewinnpunkte), den dritten J. Mieſes (10½ Gewinnpunkte), die vierten, fünften, ſechſten und ſiebenten teilten v. Bardeleben, J. H. Bauer, I. Gunsberg, L. Paulſen (je 10 Gewinnpunkte). — Der berühmte engliſche Vorkämpfer J. H. Blackburne ging leer aus, indem er um 1 Point hinter den Siegern zurückblieb.

Einen von dem früheren Geſandten des deutſchen Reichs, Herrn v. Heydebrand und der Laſa, geſtifteten beſonderen Preis [illegible] des deutſchen Schachbundes, Herr O. Zwanzig, für denjenigen Teilnehmer des Meiſterturniers, der ſelbſt keinen Preis erhalten, ſich jedoch der beſten Erfolge den Preisträgern gegenüber erfreut hätte. Dieſer Preis fiel dem jugendlichen ruſſiſchen Meiſter Alapin zu.

Bei dem Problemturnier trafen die Preisrichter Hermann v. Gottſchall in Leipzig und Max Kürſchner in Nürnberg folgende Entſcheidungen: bei den Vierzügern: erſten Preis Richard Adam in Leipzig, zweiten Joh. Dobruſky in Prag, dritten Georg Chocholous in [illegible]; bei den Dreizügern: erſten Preis Joſef Poſpiſil in Prag, zweiten Georg Chocholous in Beneſchau, dritten Ladislaus Cimburek in Prag; bei den Geſamtleiſtungen: erſten Preis Georg Chocholous in Beneſchau, zweiten B. G. Laws in London.

Rätſel.

Silbenrätſel.

Aus folgenden 31 Silben ſollen 11 Worte gebildet werden, deren Anfangsbuchſtaben von oben nach unten einen berühmten Dichter, und deren Endbuchſtaben von unten nach oben geleſen, eines ſeiner berühmteſten Werke nennen.

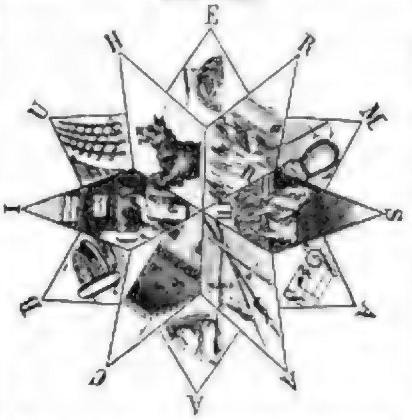
a, al, ba, burg, dam, den, di, e, feld, gel, gel, ha, i, ja, la, lo, loch, mer, mi, ne, ni, ol, on, ran, ri, rel, ſe, tee, ul, un, van.

1. Ein ſerbiſcher Fürſtenname. 2. Ein ſagenhafter Sänger. 3. Eine Nixe. 4. Eine Stadt in den Niederlanden. 5. Ein Ort in Oeſterreich. 6. Ein Schiffsbeſtandteil. 7. Ein König von Juda. 8. Ein Herzogtum in Deutſchland. 9. Ein heiliges Buch. 10. Ein italieniſcher Maler. 11. Der Titel eines Romans von Scott.

Auflöſung der rätſelhaften Fahnenſchrift Seite 945:

Der Friede iſt das Meiſterſtück der Vernunft.

Sternrebus.



Wie bei dem auf Seite 655 befindlichen Preiskreuzbuchſtabenrebus geben auch hier die an den Spitzen befindlichen Buchſtaben, in richtiger Reihenfolge, einen Namen, und die Bilder einen Spruch. Bei dieſem Rebus iſt der Name der Autor eines alten Luſtſpiels, das auch den Text zu einer bekannten Oper gegeben hat, der Spruch der Anfang einer Arie der gedachten Oper.

Buchſtabenrätſel.

Wer mit m es muß einſam verlangend entbehren.
Schafft es mit r ſich, baut er ein trauliches Neſt.

Briefmappe.

Richard H. in Konſtantinopel. [illegible] ganz [illegible] [illegible] zu geben.

Frau [illegible] in [illegible]. [illegible] beantwortet werden. [illegible] dann Sie [illegible] und [illegible]. [illegible] oder [illegible] und [illegible]. [illegible] der Farbe nicht [illegible] [illegible] gute Tinte war.

Alfred St. in B. Der [illegible] Oberſt der [illegible] Staaten von Nordamerika am Hofe von Berlin, William Walter Phelps, deſſen Bildnis Sie innerhalb unſerer Gruppe auf der [illegible] Seite 729 dieſes Jahrgangs finden, wurde als Sohn des [illegible] John Phelps am 24. Auguſt 18[illegible] in New-York geboren. Er [illegible] nach Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien ein Lehrer Joel [illegible] der [illegible], und [illegible] darauf nach [illegible], wo er [illegible] 6 Jahre verbrachte. Er ließ ſich dann 1863 als Rechtsanwalt in New-York nieder und trat 1868 nach dem Tode ſeines Vaters in den Beſitz von deſſen großem Vermögen ein. 1872 wurde er von den [illegible] Wählern [illegible] in den Kongreß gewählt, wo er ſich bald als Wortführer [illegible]. [illegible] als Geſandter nach Wien, ſchied nach der Ernennung Garfields [illegible] zurück und wurde von ſeinem alten Wahlbezirk wieder in den Kongreß gewählt — dreimal nacheinander, ſtets mit ſteigender Mehrheit. Phelps übte einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Partei und die Geſetzgebung aus. Er gilt als tüchtiger Staatsmann und Diplomat, hochgebildeter Mann und liebenswürdiger Geſellſchafter.

L. L. in Darmſtadt. Recht iſt dies nicht, da das [illegible] größer iſt als das [illegible]. [illegible] Güte der Leiſtung [illegible] und immer hervorheben und geltend machen. Die neueren Jhrer [illegible] in [illegible], J. Engelhorn in Stuttgart, W. Spemann daſelbſt, F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebelkrähen aus Stuttgart. [illegible] [illegible], die [illegible] erdichten kann, aber um andere [illegible] zu laſſen, muß man ſie [illegible] und [illegible] wiedergeben wollen.

„Militaria“. [illegible] Dank bei allen.

.... 14. Jhr. in Budapeſt. Die [illegible] zur Löſung [illegible] liegt außerhalb des Gebiets, zu deren Behandlung wir uns in unſerer Zeitſchrift verpflichtet fühlen.

Otto R. in Berlin. Der Vergleich iſt ſchon zu oft gemacht worden.

J. Br. in M. bei Fr. Das Buch hat [illegible] [illegible] und [illegible] (Berlin, [illegible], Dresden u.) zur Erwerbung [illegible] ſein. — Die „Künſtlerausgabe“ unſerer Zeitſchrift kommt Jhren Wünſchen in vollſtem Maße entgegen.

„Ein Leſer, der leider — keinen Spaß verſteht“ — [illegible] Ihr [illegible] unterhalten, da Sie dem [illegible] ſeine [illegible] die er ſeinen [illegible] Einlagen erteilt, mit [illegible] zum Vorwurf machen. [illegible] iſt die Sache durchaus nicht ſo unlösbar, wie Sie meinen. Jhnen dem die Form [illegible] in der That nur vier [illegible] iſt ſo ganz unbekannt? Denken Sie ſich nun einen ſolchen Keil mit der Spitze in den Boden geſteckt, und der [illegible] oder nach oben geſtellt, ſo haben Sie genau die Form, auf die der Verfaſſer — und das bleibt, ſo ganz gelungener und für die Deutlichkeit der von ihm geſchilderten Zeilen bezeichnender Weiſe — anſpielt.

A. W. in [illegible]. Das beſte Jhrer Gedichte [illegible] — enthält einige ganz gelungene Stellen neben anderen, die ſehr nach Übereilung [illegible]. Das Schlimmſte aber iſt, daß man den [illegible] des Gemachten empfängt: man glaubt nicht an die Empfindungen, die es zum Ausdruck zu bringen verſucht.

Moritz Sch. in R. Unmöglich; das iſt zu bedenklich.

K. Z. in .... Einen Unterſchied beſteht dort, aber keine deutſche. Die Gehaltsverhältniſſe ſind dort durchſchnittlich ziemlich günſtig und werden es namentlich in dem hier in Betracht kommenden Fall ſein; genauere Einzelheiten darüber vermögen wir Ihnen aber nicht anzugeben. Das Klima iſt angenehm und geſund, und es leben ziemlich viele Deutſche dort. Der ganze Verkehr zählt deren, abgeſehen von der beſtändig wandernden deutſchen Nachkommenſchaft, etwa 6000. Wir werden über die dortigen deutſchen Kolonien, die das Jntereſſe [illegible], demnächſt eingehender berichten.

G..... H. in Wien. Demnächſt ſollen Sie Jhre Wünſche erfüllt ſehen.

Elſe R. in Mülheim am Rhein. Die [illegible] des Jntereſſes wird durch die Allgemeingiltigkeit der Schlußfolgerungen nicht ganz aufgewogen; deshalb für ein Weltblatt nicht verwendbar.

R. H. in München. Das Vorgeſchlagene des Rätſelteils wurde wie unſeren verehrten Abonnenten nicht überladen, da wir Wichtigeres zu thun haben.

Th. R. in Kiel. Nicht verwendbar.

Blauveilchen. Der Gebrauch des Wörtchens wird iſt nicht jedem Deutſchen geläufig und das Ihr Gedicht kann derſelben verurſacht; „Mutter und Kind“ erinnert in ſeinem Gedankengang zu deutlich an eine bekannte Stelle aus Schillers „Braut von Meſſina“, und Graf Platens Jägerlatein iſt zu abgedroſchen.

Al. K. in R—heſ. Wir haben Jhre Gewehre und Lesmasch[illegible] Sie ſo viel, daß wir für den Abdruck Jhres Gedichts zum mindeſten keine Verbindlichkeit übernehmen können.

Reiſale. Den Gedanken Kennen wie nur billigen, aber die Ausführung iſt nicht in allen Teilen eine gelungene.

Max Sch. in Jever. Wir ſind überzeugt, daß ein großer Teil aller Gedichtwerke in einer an Wahnſinn grenzenden ſinnloſen augenblicklichen Gedankenverwirrung verfaßt wird. Aber daß ein Menſch ſo wahnwitzig iſt von Daus, ſich ins Waſſer zu ſtürzen, weil er das Bild der ſchönen Mutter darin zu erblicken glaubt — das können wir uns ſchwer vorſtellen. Jedenfalls machen Jhre Verſe die an ſich unglaubliche Sache womöglich noch unglaublicher. Nicht minder bedenklich iſt die betreffende Strophe „Das Meeresgrab“ ſind die „Am Meer“, deren erſte zwei wir hier folgen laſſen:

„Am Meer, am wilden Meere
Warb ſtürmiſch meine Bruſt
Um wilde Liebesbeere
Durchbogen meine Bruſt. —

Die Herde meiner Liebe,
Sie ſchlagen eine Schlacht
Sie kämpfen ſchäumend wieder
Das ſchwere Ungemach.“

Daß Sie an ſolchem „Urteil“ keine „willkürlichen Änderungen“ geſtatten, iſt begreiflich; es könnte ſo leicht unter anderem die Originalität von Reimen wie „Schlacht“ und „Ungemach“ gar zu leicht gefährdet werden. Das dem entſprechende Recht des Abdrucks in unſerer Zeitſchrift können wir freilich einer [illegible] nicht machen.

H. A. T. D. — L. in Schleſien. Das Manuſkript ging am 14. Juni an Sie zurück.

A. O. in Clarksville, Tenn. Kaiſer Friedrich war als König von Preußen der dritte ſeines Namens im Anſchluß an den großen König Friedrich II. Deſſen ſtaatliche Regierung tragend, nannte er ſich „Friedrich III., Deutſcher Kaiſer und König von Preußen“. Der von Jhnen angeführte Friedrich, der 1440 zur Regierung gelangte, war als römiſcher Kaiſer allerdings der dritte, als deutſcher König ſogar der vierte ſeines Namens, da ihm in dieſer Eigenſchaft Friedrich der Schöne als Gegenkönig Ludwigs des Bayern vorangegangen.

L. L. in Altona. 1) Streng genommen liegt allerdings auch darin eine Beziehung des Dichters heimatlich, aber wer ſich überzeugt, daß hier die Zahl der Unterthanen eine größere iſt als die derjenigen, die der Anſchauung ſpäter zu widerſprechen wiſſen. 2) Schlichter iſt es jedenfalls, das zu vermeiden, aber uns geradezu eine Beleidigung darin zu erblicken, möchte die betreffende Perſon doch von übergroßer Empfindlichkeit ſein.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork Baltimore
Brasilien La Plata
Ostasien Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Unterprimaner in T. [illegible]

[illegible]

Richtige Löſungen ſandten ein: [illegible]

[illegible] entwickelt [illegible]

M. R. Lobaſſt. [illegible] iſt für die [illegible] nicht [illegible].

[illegible] Prof. [illegible] in Leipzig, Prof. [illegible] in Halle, Prof. [illegible] in Jena.

Franz Unger. [illegible]

[illegible] Zwar wiſſen wir kein Mittel.

[illegible] Dr. Rehm.

Verantwortliche Redaktion: Otto Baiſch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** SW., Charlottenſtr. [illegible];
Wien: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** [illegible]gaſſe 5;
Budapeſt: **Moriz Boſſ** (V. [illegible])

Inhalts-Ueberſicht.

Text: [illegible] von Franz Walter. — [illegible]

An unſere verehrten Abonnenten!

Wie ſeit Jahren haben wir auch für den laufenden Jahrgang von **„Ueber Land und Meer"** elegant ausgeſtattete

Einband-Decken

in engliſcher Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpreſſung auf der Vorderdeckel und Rücken in unſerer Buchbinderei anfertigen laſſen. Jeder Jahrgang iſt in zwei Bände abgeteilt, ſo daß man zum Einbinden desſelben auch zwei Decken (für Nro. 1 bis 26 und für Nro. 27 bis 52) gebraucht. Der Preis hiefür iſt pro Einband-Decke 2 Mark (pro Jahrgang alſo 4 Mark), wozu in Oeſterreich-Ungarn noch ein kleiner Einfuhrzoll kommt. Dieſelben Decken, jedoch nur mit Goldrücken, ohne Deckelvergoldung, ſind zu Mark 1.25 pro Stück erhältlich.

Die Einband-Decken können durch jede Buch-, reſp. Kolportage-handlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; ein Beſtellzettel liegt dieſer Nummer zur gefälligen Benützung bei. Die verehrlichen Poſtabonnenten wollen die Decken ebenfalls bei einer Buchhandlung beſtellen, da die Poſtämter ſolche nicht liefern. Auf Wunſch und gegen Einſendung des entfallenden Betrages iſt auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur prompten Lieferung der Einband-Decken, die nur in bewußter Weiſe angefertigt werden, gerne bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Rudolf Moſſe [illegible] **Anzeigen** [illegible] Frankfurt a. M. [illegible] New-York

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

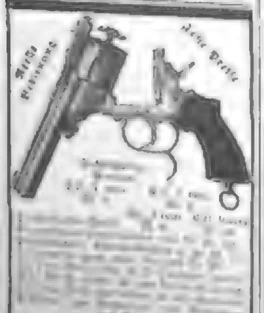
!!Deutsche Industrie!!
CACAO-VERO
[illegible]

CACAO-VERO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN

Stellung und Exiſtenz
Brieflichen [illegible] Unterricht
BUCHFÜHRUNG
[illegible]
Otto Siede — Elbing

Fahnen, echt und [illegible] **Flaggen,** wetterfeſt.
Lampions, [illegible], Luftballons, [illegible], Transparente, [illegible]
Bernhard Richter, Köln,
[illegible] gratis, franco.

Brüſſel 1888, goldene Medaille.
Krankenfahrſtühle
[illegible]
Kohler & Cie. [illegible]



Georg Knaak,
Berlin SW., Friedrichſtr. 237.

Allgemeine
Zeitung des Judenthums.
Abonnements: [illegible] für Inſerate.
[illegible]

Louis Heinrici, Zwickau i. S.
[illegible]

[illegible]
Filiale in Wien, [illegible]
Buch zur Probe.

Reich illuſtrirten Preiscourant
Granatenſchmuck
gratis und franco
Aug. Goldſchmidt & Sohn
[illegible]

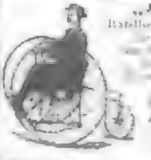
„Wir kennen keine
[illegible]

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche
[illegible]
Herren-Tricot-Jaquets
[illegible]
Radfahrer-Anzüge
[illegible]
Aug. Juncker, Leipzig, [illegible]

Für Kunſtfreunde.
[illegible]

Universal-Knet- u.
Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer.
Cannstatt u. London.

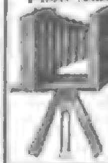
[illegible]



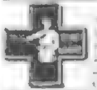
„Adler"
[illegible]
Adler-Fahrradwerke
Frankfurt a. M.

Solide Muſchelm, [illegible]
Bruno Frenzel, Cottbus.

Phot. Amateur-Apparate
[illegible]



[illegible]



[illegible]

Papierlaternen
[illegible], Cotillon u. Carneval Artikel, Cartonnagen, Attrapen etc.
[illegible]
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Photographien
[illegible]

I. Weyl, älteſte Fabrik von Bade-wannen, Badeſtühlen etc. Wien, [illegible] und Berlin, [illegible]
Illuſtr. Preiscourant gratis.

Köln
1890.

Internationale
Kriegskunst-Ausstellung,
verbunden mit einer besondern Abteilung für Armee-Bedarf.
Die Leitung: [illegible]

Garantie-Seidenstoffe

direkt ausderFabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen. [illegible] in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert, [illegible] Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Jede Schrift wird schön. Unterricht gratis. Schreiber, Buchhalter, Lehrling, Erfolg garantirt.

Buchführung

C Rechnen etc. durch briefl. Unterricht.

[illegible]

F. SIMON, [illegible]

Berlin SW. 48.

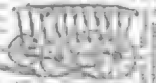
Aug. [illegible]

Berlin SW. [illegible]

[illegible]

C. L. Flemming

Kleinsteinach b. Schwarzenberg i. S.



Preislisten gratis.

[illegible]

[illegible]

Meine geschätzte [illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]

neuen Muſter pr. 1889 90

von **Strickwolle jeglicher Art** [illegible] **Rock- und Decken-Wollen** [illegible] versende ich [illegible]

Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.

Dr. med. Lahmann's Reform-Baumwoll-Unterkleidung.

Vereinigt die Vorzüge der Wolle ohne deren Nachtheile — Verhindert die Verweichlichung der Haut und vermindert die Schweissabsonderung.

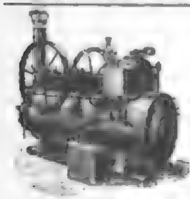
[illegible]

[illegible] H. Heinzelmann, Reutlingen. [illegible]

A. Lahmann

Dr. Lahmann.

R. WOLF



in

Magdeburg-Buckau

baut als Hauptspecialität:

Fahrbare und stationäre

Hochdruck- und Compound-Locomobilen

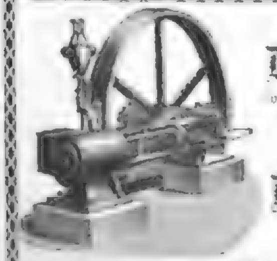
mit

ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern bis zu 120 Pferdekraft.

Die Wolf'schen Locomobilen, welchen auf **allen** [illegible] in Bezug auf den **sparsamsten Kohlenverbrauch stets der Sieg** [illegible] wurde, weisen auch gegenüber [illegible] stationären Dampfmaschinen bedeutende Vorzüge auf.

Eine von R. Wolf erbaute [illegible] **nur 0,654 Kg. Steinkohle.**

[illegible] **gegenwärtig noch sämmtlich im Betriebe.**

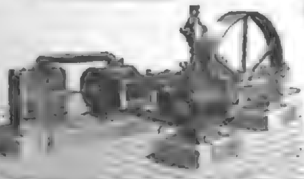


Eincylindrige Dampfmaſchinen

von 2 bis 100 Pferdekraft, in allen [illegible] auf Lager.

Compound-Dampfmaſchinen

von 12 bis [illegible] Pferdekräften.



Wand-, Bock- und ſchnelllaufende Dampfmaſchinen.

Menck & Hambrock, Ottenſen bei Hamburg.

Scherings

CHINA-WEINE

rein [illegible] Eiſen.

[illegible]

Nervenſchwäche, Bleichſucht [illegible]

Rekonvaleszenten [illegible]

Scherings Grüne Apotheke,

Berlin N., [illegible]

[illegible]

Erste Deutsche Race-Hunde-Zucht- und Versand-Anstalt

Arthur Seyfarth,

Köstritz, [illegible]

[illegible]

Garantirt nur Ia Qualität.

[illegible]

Export nach allen Welttheilen.

Geräte für Inſektenfang.

[illegible]

Uhren-Fabrik

E. Naumann,

Leipzig, [illegible]

[illegible]

ein Kind

[illegible]

[illegible] Rudolf Mosse, Stuttgart.

[illegible]

Weine nicht

[illegible]

[illegible]

bei L. Pietsch, [illegible]

[illegible]

G. C. Kessler & Cie.

Esslingen.

[illegible]

Schaumwein-kellerei.

Feinster Sect.

Gegründet 1826

19 [illegible]

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyclus von [illegible] für Klavier [illegible] **Carl Reinecke.** [illegible]

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig. [illegible] Katalog gratis.

Rudolf Mosse [illegible]

Photographiſche Apparate!

[illegible] gratis und franko.

Joh. Sachs & Co.

[illegible]

Berlin S., [illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.

[illegible]

[illegible] **M. Beetham & Son, Pharmazeuten, Cheltenham, England.**

[illegible]

Patent 20,027.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,027. *München, den 10. Juli 1884.*

[illegible]

Jessler's Ludwigs-Apotheke in München.

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf den [illegible] Dr. Pfeuffers Patent.

Preis 3 M., ausreichend für 3–4 Wochen.

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.

[illegible] **Chocolade** [illegible]

Fabrik von

Ph. Suchard in Neuchâtel

[illegible]

Entrepôt Général à Paris 41 rue des Francs Bourgeois

„ „ à Londres EC. [illegible] Lane.

Aelteste Rheinische Champagner-Fabrik

Actien-Gesellschaft

vormals

BURGEFF & Co.

Gegründet 1837.

Hochheim a. Main.

Feinste Marken: Extra Cuvée, I. Qualität, Grüne Etiquette.

Zu beziehen durch alle Weingrosshandlungen

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, [illegible]

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

[illegible]

Ostende

Schönstes und besuchtestes Seebad

[illegible] Sommer-Residenz I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier. „Jährlich 100,000 Badegäste.“

Bade-Saison vom 1. Juni bis 15. Okt. [illegible]

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch **billigster.**

½ Kg. genügt für 100 Tassen
feinster Chocolade.
[illegible]

Militär-Pädagogium Dr. Killisch

früher: Berlin. — jetzt: Schloss Wackerbarths-Ruhe
Kötzschenbroda-Dresden.

[illegible]

Landwirtsch. Institut der Universität Leipzig.

[illegible] Winter-Semesters [illegible] Oktober [illegible]

Bad Salzſchlirf

[illegible] höchſten Lithiongehalt [illegible] überraſchender Erfolge [illegible]

Badiſche Weine

Tiſch- & Tafelweine.

[illegible] 20 Mk.

Packung frei.

J. F. MENZER.

Neckargemünd

Bad Ems

[illegible]

Kurhaus f. Lungenkranke
Reiboldsgrün i. Sachsen,
altbewährt für Herbst- und Winterkuren.
[illegible]

Trunkſucht

[illegible]

Weltausſtellung
Antwerpen [illegible]
Silberne Medaille

Berliner Militär-Pädagogium von P. Killisch jr.,
[illegible] Berlin W., [illegible]

Technikum [illegible]

Königlich Sächſiſche Bergakademie zu Freiberg.

[illegible]

Der Direktor der Königl. Bergakademie [illegible]

Selters (Niederselters).

[illegible]

ohne jede Veränderung als reines Naturprodukt

[illegible]

Niederselters, [illegible]

Königl. Preuss. Brunnen-Comptoir.

TAMAR INDIEN GRILLON

VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN Apotheken. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH. LEIPZIG-PLAGWITZ

Alle Aufträge von 20 Mark an [illegible]
Deutschland, der Schweiz, Belgien [illegible]

Königl. Sächs. Hoflieferanten,

Rauch-Requisiten.

Echte Wiener Meerschaum-Cigarren-Spitzen.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Neue verbesserte **Gesundheits-Pfeifen.**

Vortheile dieser Pfeifen [illegible]

Kurze Gesundheitspfeife. Das Stück M. 2.25.

Meerschaum-Patronen. [illegible] 20 Pf. [illegible]

Gebogene Cigarren-Spitze, [illegible] Das Stück M. 6.50.

Gebogene Cigarren-Spitze, [illegible] Das Stück M. 10.—.

Nr. 26. Gebogene Cigarren-Spitze, [illegible] Das Stück M. 6.50.

Nr. 28. Gerade Cigarren-Spitze, Ungefähr 10 Cm. lang. Das Stück M. 6.—.

Deutsche Forst-Pfeifen. Deutsche Forstpfeife mit Rehkrone. Das Stück M. 3.—. Ohne Rehkrone. [illegible]

Tabaks-Pfeife [illegible] Wiener Meerschaum [illegible] Das Stück M. 7.50.

Echt Wiener Meerschaum-Cigarren-Cigarettenspitzen. [illegible]

Echt Wiener Meerschaum-Cigarettenspitze [illegible]

Cigaretten-Spitze, echt Bernstein und Meerschaum [illegible]

Cigaretten-Pistolen. Einfachster Apparat zur Anfertigung von Cigaretten. Das Stück 75 Pf.

Cigaretten-Spitzen, Cylinderform. [illegible]

[illegible] Pfeifen sind [illegible] Werkzeug [illegible]

Pfeife „Türke“ [illegible] Pf.

[illegible]

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Über Land und Meer.

Nº 48.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Das Gedicht.

Novelle
von

A. G. von Suttner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Du grober Menſch, Du haſt mir furchtbar weh gethan!" Sie rief es in ſo ſchmerzerfülltem Tone, daß Erich betreten ihre Handgelenke losließ.

„Aber, Alceſte, ich habe doch nur ganz leicht gedrückt," verſicherte er entſchuldigend, „kaum daß ich —"

„Ja, leicht gedrückt!" entgegnete ſie trotzig und wie mit Schluchzen kämpfend. „Da, ſieh nur — ganz rot ... ich glaube, Du haſt mir einen Knochen zermalmt."

„Laß einmal ſehen, daß ich darauf blaſe!" rief er lachend, aber ſie war hinter den großen Tiſch retirirt, und da, im momentanen Schutze dieſes Bollwerks, änderte ſich plötzlich ihr Weſen, der jammervolle Ausdruck wich einer ſpöttiſchen Miene, und mit triumphirendem Kichern warf ſie blitzſchnell das Papier, das er ihr hatte entwinden wollen, in den Ofen.

„So, die Liſt iſt gelungen. Nun magſt Du wiſſen, daß Du mir keinen Knochen gebrochen — nicht einmal weh gethan haſt. Aber grob war es immerhin von Dir, mir mein Eigentum gewaltſam entreißen zu wollen. Hätteſt Du ſchön höflich gebeten, dann würde ich es Dir vielleicht — doch nicht gezeigt haben." — Er zuckte die Achſel. „Du glaubſt etwa, daß mir ſo ſonderlich darum zu thun war? Bah, ich weiß ja doch, daß es eine Schwärmerei an Richard Hohenſtein enthielt, kleines Mädchen!"

Mit dem ſpöttiſchen „Kleines Mädchen!" konnte er ſie in hellen Zorn verſetzen; er wußte es, und darum bediente er ſich im geeigneten Momente regelmäßig dieſer Waffe.

„Großer Bube!" entgegnete ſie aufgebracht. „Natürlich, da es Dir durch beharrliches Zupfen endlich gelungen, ein paar Fläumchen an der Oberlippe zum Schnellwachſen zu bringen, meinſt Du, ſchon zu den bedächtigen, erhabenen Alten zu gehören. Du lächerlicher Menſch! Nimm Dir nur ein Beiſpiel an Richard Hohenſtein; der iſt kaum um drei Jahre älter und ſchon ein ganzer Mann, nicht ſo ein wackeliges Hühnchen wie Du ... Da, ſchau einmal hinauf!" Sie wies plötzlich mit dem Finger nach der Zimmerdecke, und ſein Blick folgte mechaniſch der Anweiſung. Raſch ſprang ſie auf die Thür zu und huſchte hinaus. „Aufgeſeſſen!" rief ſie fröhlich. „Haſt Du ihn oben ſitzen ſehen den Rochus Pumpernickel?" und ſie rannte lachend die Treppe hinab.

„Adieu, kleines Mädchen! Fratz!" ſchrie er ihr nach, dann ging er kopfſchüttelnd zur Thür, um ſein Gemach aufzuſuchen. Dort angekommen, machte er ſich daran, das Packen ſeines Koffers zu vollenden.

Wie doch ſo ein Urlaub ſchnell verlief! Kaum daß man ihn angetreten und ſeine Siebenſachen beruhigt in den Schrank geräumt, heißt es, dieſelben wieder in den Koffer legen. Am erſten Tage der Freiheit meint man, die reſtlichen vierundvierzig würden doch eine geraume Zeit dauern — aber bewahre! Ehe man ſich's verſieht, iſt der ſchlimme Augenblick gekommen.

Er brachte ſeine Effekten fein ſäuberlich in dem noch freien Fach unter und pfiff dazu ein Liedchen: wenn er ankam, ging es in Dur, wenn er abfuhr in Moll. Dabei dachte er an allerlei Dinge: an das blaue Meer, auf dem er ſich nun wieder ein Jahr hindurch ſchaukeln laſſen mußte, an die Kameraden, an den harten Zwieback und an die faſt ebenſo ſchwer kaubaren höheren mathematiſchen Probleme .. dann machten ſeine Gedanken

Dekamerone. Gemälde von Caſſioli.
Nach einer Photographie von N. Cantini in Florenz (Verleger: Hugo Großer in Leipzig)

wieder einen Rieſenſprung hieher zum Schloſſe mit ſeinem ſchönen, großen Parke, zum Onkel, der gleichzeitig ſein Vormund war, und natürlich zu dem kleinen Mädchen, mit dem er durchaus nicht auf Kriegsfuß lebte, hie und da aber doch kleine Scharmützel zu beſtehen hatte.

Eigentlich war ſie ein wunderbar hübſches Ding, die kleine Couſine, aber noch gar ſo jung — ein Kind mit ihren ſechzehn Jahren. Er zupfte, während er ſich das im Geiſt vorrief, mechaniſch am Flaum und fühlte ſich mit ſeinen achtzehn recht geſetzt. Freilich, wäre das der Fall nicht geweſen, ſo hätte er vielleicht den Knabenſtreich begangen, ihr den Hof zu machen; alle die Jungen, die nach den Ferien einrückten, brüſteten ſich mit ihren Eroberungen bei den „Landrattinnen", aber er war über derlei Dinge erhaben; hieß er doch unter den Genoſſen „der Philoſoph".

Eines hätte er immerhin gerne gewußt: ob ſie wirklich an Richard Hohenſtein, dem Sohne des Gutsnachbars, Gefallen fand, oder ob ſie auch damit nur großthun wollte. Heute hatte er ſie ertappt, wie ſie einen Bogen Papier vollkritzelte — von weitem hatte er geſehen, daß es Verſe waren — aber ſie war auf der Hut geweſen, und kaum hatte er das Zimmer betreten, als ſie auch ſchon ihr Papier zuſammenballte, um es ſeinen neugierigen Blicken zu entziehen. Auf das hin war das Scharmützel entſtanden, das mit ſeiner Niederlage geendet.

„So leb denn wohl, Du ſtilles Haus," rief er jetzt in ſo tieftraurigen Tönen, daß ihn ſelbſt die Rührung über ſeine Leiſtung zu übermannen drohte. Zum Glück erſchallte die Speiſeglocke, und der Onkel liebte es nicht, wenn man auf ſich warten ließ.

„Alſo, Erich, da wären die ſchönen Zeiten der goldenen Freiheit wieder vorüber," ſagte der Onkel; „und diesmal dürfte es länger dauern, bis ſie wiederkommen."

„Warum länger?" fragte der Neffe betroffen.

„Weil Dir eine große Reiſe bevorſteht. Da, eben las ich es in der Zeitung" — er nahm das Blatt zur Hand und ſuchte die Stelle: „Dem Vernehmen nach ſoll Seiner Majeſtät Korvette ‚Walroß' in wenigen Monaten eine auf drei Jahre projektirte Reiſe um die Welt antreten."

„Iſt es Spaß?" war die nicht ſehr erfreut klingende Frage.

„Durchaus nicht; vollſter Ernſt! Ich beneide Dich, Erich; das war immer ein Jugendtraum von mir; leider konnte er nicht in Erfüllung gehen. Es muß etwas Herrliches ſein, ſo tagtäglich den Aufenthalt zu wechſeln und die Landſchaftsbilder wie in einem Panorama oder vielmehr Cyklorama an ſich vorüberziehen zu ſehen, heute die italieniſche Küſte, morgen ein Stückchen Orient, dann die Länderſtreifen, wo ſich ein Teil der älteſten Geſchichte abgeſpielt hat, und ſo fort in ſteter Abwechslung."

„Ja, es mag recht intereſſant ſein," beſtätigte Erich ohne allen Enthuſiasmus; „hübſcher wäre es aber, wenn der Lindenhof am Meere läge und wir hier eine Zeit lang hin und her kreuzten."

„Das wäre freilich ſchön, wenn man unſer altes Neſt an den Ozean verſetzen könnte! Was meinſt Du, Alceſte, wäre das nicht ein Hochgenuß?"

„Ich haſſe das Meer!" erwiderte ſie unwirſch.

„Doch nicht mit allem, was darauf ſchwimmt?" fragte Erich, der vermutete, daß ſie ihm noch böſe war.

„Manchmal auch — heute jedenfalls."

„Ei, da möchte ich doch den Grund Deines Haſſes erfahren," bemerkte der Vater lächelnd.

„O, ich kenne ihn," ergriff der Neffe das Wort; „weil ich ſie ein kleines Mädchen genannt habe!"

„Nein, Allwiſſender, nicht weil Du mich ein kleines Mädchen genannt haſt," entgegnete ſie halb aufgebracht, halb gekränkt. „Uebrigens iſt es mir gleichgiltig, wie Du mich nennſt — ganz und gar gleichgiltig!" ein herausfordernder Blick traf den Vetter.

„Na, es iſt gut, Kinder, ihr werdet euch doch nicht am letzten Tage zanken — noch dazu, wo diesmal die Trennung vorausſichtlich eine lange werden dürfte," begütigte der Graf.

Alceſte hatte die Augen niedergeſchlagen und ſagte nichts; als aber ihr Vater an den Tiſchgenoſſen eine Frage richtete, blickte ſie ſcheu hinüber, und da ſie ſich unbeobachtet ſah, wiſchte ſie raſch eine Thräne hinweg, die auf ihren Wimpern zitterte.

Der Graf hatte ſeine Reiſeſchwärmerei wieder aufgenommen, und damit verlief der Reſt der Mahlzeit.

„Wollen wir noch ein wenig in den Park gehen, Alceſte?" fragte ihr Vetter, als man ſich vom Tiſch erhob. „Ich möchte gern von meinen Lieblingsplätzen Abſchied nehmen."

Sie nickte zuſtimmend.

„Ja, geht," ſagte der Vater; „aber nimm die Trennung nicht zu tragiſch, Erich, die Jahre vergehen in Deinem Alter ſehr ſchnell, beſonders wenn die Zeit mit Beſchäftigung ausgefüllt iſt."

Die beiden jungen Leute ſchritten eine Zeit lang ſchweigend die breite Kaſtanienallee hinab. Sommerliche Schwüle erfüllte die Luft, und Mückenſchwärme zitterten über einzelnen Stellen, wo der Grund eine feuchte Unterlage erkennen ließ. Erich blickte wehmütig zu Boden, das Herz voll von der bevorſtehenden Trennung. Lindenhof war ihm ein lieber Ort, mit dem ſeine früheſten Kindererinnerungen verknüpft waren; als achtjähriger Knabe verwaiſt, hatte er hier ein zweites Heim gefunden, gepflegt und verzärtelt von der Tante, die jetzt ebenfalls ſchon ſeit Jahren unter der kühlen Erde ruhte. Auch Alceſte, ſeine Spielgenoſſin von ehedem, war ihm ans Herz gewachſen — er fühlte ſich ihr wie ein Bruder zugethan, was freilich nicht ausſchloß, daß ſie ſich hie und da ſtritten, aber dieſe kleinen Differenzen waren immer ebenſo ſchnell, wie ſie entſtanden, wieder ausgeglichen und vergeſſen.

„Alceſte, Du biſt mir doch nicht mehr böſe?" ſagte er endlich, da ihm die Abſchiedsſtunde eben wieder beſonders lebhaft vor die Augen getreten war; es wäre doch zu peinlich geweſen, mit einem Gefühle der Bitterkeit auf ſo lange Zeit auseinander zu gehen.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Böſe? Nein — aber ich werde Dir doch noch beweiſen, daß ich kein kleines Mädchen mehr bin!"

„Nun, von mir wirſt Du vielleicht auch demnächſt erfahren, daß ich ebenſo gut wie Richard Hohenſtein meinen Mann zu ſtellen weiß!" Unbewußt zupfte er wieder an der Oberlippe, und Alceſte mußte lachen, obwohl ihr gerade nicht beſonders heiter zu Mute war. „Es ſcheint Dir ſehr gleichgiltig zu ſein, daß wir uns jetzt volle drei Jahre nicht ſehen ſollen," bemerkte er gekränkt.

„Verzeih, Erich, aber Du ſahſt ſo martialiſch drein, daß es wirklich komiſch war; nein, es iſt mir durchaus nicht gleichgiltig, daß diesmal die Trennung ſo furchtbar lange dauern ſoll . . . darum ſagte ich auch vorhin, daß ich das Meer haſſe."

„Wirklich? War es ſo gemeint? Das iſt freundlich von Dir geweſen, Alceſte. Ich hatte mir Deinen Ausruf anders ausgelegt, Dich ganz und gar mißverſtanden."

„Es iſt eben unſer Schickſal, mißverſtanden zu werden!" ſagte ſie im Ton einer oft Geprüften.

„Du ſprichſt wie eine Perſon von großen Erfahrungen."

„Habe ich nicht eben wieder die Erfahrung gemacht? Uebrigens las ich das neulich in einem Buche."

„So? Hm, Du magſt recht haben. Doch laſſen wir das und ſprechen wir lieber von der traurigen Gegenwart. Wer weiß, Alceſte, was für Mühſale und Leiden mir jetzt bevorſtehen. Du machſt Dir vielleicht keinen Begriff davon, was das heißt, eine Reiſe um die Welt."

„O ja, ich ſtelle es mir — ſchauerlich ſchön vor!"

„Schön?" Er zuckte die Achſel. „Das iſt Geſchmacksſache; der Verkehr mit den Wilden mag nicht beſonders reizend ſein."

„Du glaubſt alſo, daß ihr mit den ſchrecklichen Rothäuten, am Ende gar mit den Kannibalen in Berührung kommen werdet?"

„Selbſtverſtändlich," erwiderte er ſchickſalsergeben.

„Ich bitte Dich, Erich, ſei vorſichtig; nimm Dich in acht und begegne den Leuten höflich — Du weißt, mit Artigkeit kommt man —"

„Höflich mit Menſchenfreſſern! Bah, der erſte, der mir in den Weg kommt, wird niedergeſchoſſen!" Seine Stimme klang ſo entſchloſſen, als ſei der blutgierige Haufe eben im Anſtürmen begriffen.

Sie hatte ihn ängſtlich beim Arm gefaßt.

„Sprich nicht von ſo unheimlichen Dingen! Der Vater ahnt vielleicht gar nicht, daß Du ſolchen Gefahren entgegen gehſt, Erich, es gelänge ſonſt ſicherlich ſeinem Einfluß, Deine Verſetzung auf ein anderes Schiff zu bewerkſtelligen."

„Was fällt Dir ein! Glaubſt Du, ich gäbe es je zu, daß man mich angeſichts einer Gefahr beizeiten derſelben aus dem Wege brächte? Nein, Alceſte, es iſt unſere Beſtimmung, die uns als dem ſtärkern Geſchlechte verliehene Körperkraft zur Geltung zu bringen!" Er war überzeugt, etwas Tiefes geſagt zu haben und ſchielte nach ſeiner Begleiterin hinüber, um die Wirkung ſeiner Worte zu beobachten.

„Es iſt wahr," beſtätigte ſie ſeufzend, „ihr Männer ſeid ja dazu da, um eure Kraft an einander zu meſſen . . . ſo wenigſtens finde ich es häufig in den Büchern."

Dieſe Aufnahme in die Reihe der Männer, die ſie ihm einräumte, befriedigte den angehenden Streiter.

„So iſt es, Alceſte. Euer Los — das Los der Frau," ſetzte er, die Konzeſſion erwidernd, hinzu, „iſt verhältnismäßig leichter, aber auch nicht ohne Dornen . . . Vielleicht ſind die moraliſchen Kämpfe, die ihr zu beſtehen habt, ſogar in vielen Fällen noch ſchwerer."

Sie nickte, von der Wahrheit dieſer Worte überzeugt; dann trat eine Pauſe ein, da jedes fühlte, daß es am Ende ſeiner Philoſophie angekommen ſei.

„Wirſt Du hie und da ſchreiben?" fragte ſie endlich.

„Natürlich, ſo oft ich Gelegenheit habe, das heißt nämlich, ſo oft wir irgendwo landen, wo es ein Poſtamt gibt; das dürfte leider nicht zu häufig der Fall ſein."

„Du ſollſt auch von hier Nachricht bekommen. Nur darfſt Du nicht vergeſſen, zu berechnen, wie lange eine Antwort braucht, und darnach den Ort anzugeben, wohin dieſelbe zu richten iſt."

Sie waren auf dem kleinen Hügel angelangt, von wo aus man die Wieſen überblickte, die außerhalb des Parks lagen. Das war von jeher der beiden Lieblingsplätzchen geweſen, und hier hatte Erich auch am Tage, als er Lindenhof mit der Akademie vertauſchte, ſeine Initialen nebſt der Jahreszahl in die Rinde der mächtigen Linde geſchnitten. Er zog ſein Taſchenmeſſer und näherte ſich dem Baume: „Meinſt Du nicht, daß heute der Moment gekommen wäre, ein friſches Datum hinzuzuſetzen?"

„Freilich."

Raſch hatte er einen Anker eingeſchnitzt, dann Monat nebſt Jahr.

„Gib her," ſagte ſie, nach dem Meſſer langend, und bald prangte ein großes A daneben. „So, in drei Jahren wollen wir uns hier wieder einfinden. Eine lange, lange Zeit, Erich!"

„Unendlich lange . . . Willſt Du mir nun einen Abſchiedskuß geben, Alceſte?"

Sie zögerte, dann hielt ſie ihm, leicht errötend, die Wange hin, auf die er einen Kuß drückte.

Sonderbar! Bisher war das immer eine Formalität geweſen, etwa wie der Händedruck, den man mit einem Freunde wechſelt — eine Sache, die als ſelbſtverſtändlich keinen weitern Eindruck auf ihn hervorbrachte, und jetzt — jetzt hatte es ihn im Augenblicke, wo ſeine Lippen die ſammetweichen Wangen berührten, urplötzlich ganz eigentümlich durchzuckt. Es überkam ihn ein Gefühl der Befangenheit, das noch geſteigert wurde, als er bemerkte, daß ſie ſehr rot geworden war. Beide blickten verlegen zu Boden, keines ſprach ein Wort, und wie auf ſtillſchweigendes Uebereinkommen lenkten ſie ihre Schritte hinab, dem Schloſſe zu.

Es gab noch einiges mit dem Onkel zu beſprechen, dann meldete der Diener, daß der Wagen vorgefahren ſei. Ein herbes, ſchmerzliches Gefühl bemächtigte ſich Erichs, als er die Meldung vernahm, er hatte dieſen Moment gefürchtet und mußte jetzt gewaltſam mit ſich kämpfen, um ſeine Mannhaftigkeit zu bewahren; mit nervöſer Haſt verabſchiedete er ſich vom Grafen, dann reichte er der Couſine die Hand; ſie rang ſichtlich mit den Thränen und lief ins Schloß zurück, um ſich in ihr Zimmer einzuſchließen. Von einem Kuſſe war diesmal zwiſchen beiden nicht die Rede geweſen.

*

Aus den Augen, aus dem Sinn! Zwei Jahre waren vergangen und Erich hatte während dieſer Zeit den Seinen nur ſpärliche Nachrichten zukommen laſſen.

Google

Alceſte zählte jetzt achtzehn, ſie ſtand mithin in dem Alter, wo es die Sitte erfordert, daß ein junges Mädchen in die ſogenannte Welt eingeführt werde. Ihr Vater hätte nicht daran gedacht, aber eine Tante, die in Wien lebte und auf Befolgung der konventionellen Regeln ſehr verſeſſen war, ſchrieb eines Tages dem Grafen, daß es unverzeihlich wäre, ſeine Tochter in der Blüte ihrer Jahre auf dem Lande verſauern zu laſſen, und forderte ihn auf, ihr das junge Mädchen über die Wintermonate anzuvertrauen.

Der Graf befragte ſeine Tochter, die mit dieſer Neuerung in ihrer bisherigen Exiſtenz einverſtanden war. Wenige Tage nach Empfang der Einladung reiſte ſie ſomit nach Wien ab, um ſich in die Karnevalsfreuden der Großſtadt zu ſtürzen.

Sie wurde bei Hof vorgeſtellt und hatte den Vorzug, an ſämtlichen geſelligen Zuſammenkünften der oberſten Fünfhundert teilzunehmen — Vergnügen empfand ſie aber eigentlich kein beſonderes dabei, da in dieſen ihr bisher unbekannt gebliebenen Kreiſen eine drückende Atmoſphäre herrſchte. Draußen auf dem Land atmete man geſunde, freie, tannenduftende Luft; man las — freilich auch nicht gerade häufig — Bücher, die den geiſtigen Horizont erweiterten, man machte Spaziergänge, plauderte hin und wieder mit den Bauern und fühlte ſo recht, daß alles eine fortlaufende Kette bilde, zu der man als Glied gehörte. Hier in der Stadt aber roch alles nach Ylang-Ylang und Jockeyklub — man unternahm eine etikettenmäßige Spazierfahrt in den Prater, eine ſteife Promenade über die Ringſtraße und hatte nur Gelegenheit, mit ſolchen Leuten zu ſprechen, die zur ſtreng abgegrenzten Koterie gehörten; — wollte man weiter hinaus, ſo riß die Kette entzwei. Und wovon ſprach man? Was war das Thema, das ihre Altersgenoſſinnen in fortwährendem Atem hielt? Lieber Himmel, recht alberne Dinge im Grunde genommen! Daß die Gräfin Steindorf nur ausnahmsweiſe Sternkreuzordensdame geworden ſei, da ihre Großmutter mütterlicherſeits die Tochter eines friſchgeadelten Beamten geweſen — daß Zigi Rimmelsburg die Ahnenprobe ablegen werde, um Malteſerritter zu werden — daß Mizi Neuberg im adeligen Damenſtifte aufgenommen worden ſei — daß Carl Seewald im Klub hunderttauſend Gulden verloren und daß Rudi Lichtenfelds Pferd ſich ein Bein gebrochen habe . . . das waren die intereſſanten Dinge, für welche ſich die jungen Damen erwärmten und die ihnen als geiſtige Anregung genügten. Hie und da gab es eine Oper, ein Konzert, eine franzöſiſche Predigt (der Himmel mußte dieſem auserwählten Auditorium wohl die Konzeſſion der Salonſprache machen), einmal auch eine Hochzeit mit Galaauffahrt, und damit ging der Winter dahin.

Unter allen Perſonen, die Alceſte während dieſer Zeit kennen gelernt, war eine einzige geweſen, welche vielleicht ein ganz klein wenig ihr Intereſſe erregt hatte: ein italieniſcher Marcheſe mit blauſchwarzem Haar und träumeriſchen Mandelaugen. Er hatte ſich ihr genähert, um ohne Unterlaß von ſeinem heimatlichen Himmel, ſeinen Orangenhainen und ſeinen alten Dichtern zu ſchwärmen. Sein Blick und ſein Auftreten hatten etwas von einem Weſen an ſich, das ſchon einmal zur längſt vergangenen Troubadourzeit auf Erden gewandelt — traumverloren, melancholiſch, ekſtatiſch, als läge die leider entſchwundene Zeit noch deutlich vor ihm.

Dem Träger des hochklingenden Namens waren natürlich alle Thüren offen geſtanden, auch die zu dem Hauſe, das Alceſte beherbergte, und dieſe Begünſtigung hatte er fleißig benützt, ſo fleißig, daß man in den Bekanntenkreiſen davon zu ſprechen begann, was indes der Hauptbeteiligten vollkommen entging.

Endlich war die Saiſon abgelaufen, und Alceſte kehrte wieder in das Vaterhaus zurück. Es that ihr ordentlich wohl, nicht mehr die kahlen Häuſerwände und die ewig in Etikettenzwang gezogenen Geſichter vor ſich zu ſehen, und wie um Verſäumtes, Langentbehrtes eilig nachzuholen, unternahm ſie täglich lange Spaziergänge in die Umgebung. Ein Punkt im Walde war beſonders häufig ihr Ziel: die kleine tannenumſäumte Wieſe, an deren Ende eine Holzhütte ſtand, in welcher der Heuvorrat für das Wild aufgeſpeichert lag und wo auch regelmäßig Rehe anzutreffen waren.

(Fortſetzung folgt.)

Wo Becher winken.

Wo die vollen Becher winken,
Kehrt auch gern die Freude ein,
Und ſo laßt uns fröhlich trinken,
Lieblich duftet uns der Wein.

Unſer erſtes Hoch dem Kaiſer,
Dem die Herzen freudig glühn,
Statt der blut'gen Lorbeerreiſer
Schmückt ihn deutſcher Eiche Grün.

Aber ſollten Feinde wagen,
Zu bedrohn das deutſche Reich,
Wird als Held er Schlachten ſchlagen
Seinen hohen Ahnen gleich.

Nun ein Hoch dem Vaterlande
Laßt aus tiefſter Bruſt uns weihn,
Denn geſühnt iſt unſre Schande,
Frei iſt wieder unſer Rhein.

Und dabei ſoll es verbleiben,
Deutſches Blut hat ihn befreit,
Frei ſoll er die Wogen treiben
So wie heut für alle Zeit.

Drum ein Hoch dem deutſchen Heere,
Ruft die Trommel in das Feld,
Schlägt mit ſeiner blanken Wehre
Jeder Deutſche ſich als Held.

Mag der Feind auch Rache brüten,
Bräch' er los auch über Nacht,
Treu die Grenzen zu behüten,
Steht am Rhein die deutſche Wacht.

Und ſo laßt auch jeden leben,
Der für Deutſchland wirkt und ſchafft,
Ob er Aehren baut, ob Reben,
Kunſt pflegt oder Wiſſenſchaft.

Und zum Schluß ſoll noch erſchallen
Deutſchen Frau'n ein Hoch voll Glut,
Da auf ihnen ja vor allen
Unſres Volkes Zukunft ruht.

Julius Stern.

Vom Sprudel.

Eine Badeplauderei

von

Gräfin H . . . . .

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ich habe den Schauplatz meiner Wirkſamkeit nach dem ſchönen Karlsbad verlegt, und wenn es Ihren Leſern und Leſerinnen nicht unangenehm iſt, will ich ein wenig mit ihnen von hier aus plaudern. Das Karlsbad iſt ja ein Weltbad wie kein zweites, und Ihre Zeitſchrift ein Weltblatt wie — doch den Nachſatz werden Sie mir ja ohnedies abſchneiden, ich begnüge mich alſo damit, ihn zu denken — alſo in einem Weltblatt kann man wohl von einem Weltbade plaudern.

Die Pilgerfahrt zu den Quellen des Heils iſt auch in dieſer Saiſon eine überaus eifrige. Das erſte, was mir hier die Modiſtin oder die Friſeuſe erzählt, iſt die ſtatiſtiſche Thatſache, daß bis jetzt bereits 1500 Badegäſte mehr in Karlsbad angekommen ſeien als im Vorjahr, und daß man es in dieſem Sommer auf ein Plus von 3000 zu bringen hoffe. So intereſſant ohne Zweifel dieſe Zahlen ſind, die Phyſiognomie der Träger dieſer Zahlen iſt doch noch intereſſanter. Und von ihr möchte ich zuerſt erzählen.

Karlsbad befand ſich zur Zeit meines Eintreffens nach hieſiger Berechnung bereits in der dritten diesjährigen Saiſon. Ich muß zu meinem Leidweſen ſagen, daß dieſe Saiſon nicht als die feinſte von den Eingeborenen angeſehen wird. Und mit Recht! Etwa vom 15. Juli bis zum 15. Auguſt iſt hier die Saiſon der kleinen Leute, der Kleinſtädter quand même. Keine eleganten Toiletten am Brunnen, kein Luxus in den Konzerten, im Theater, keine Extravaganzen, keine Brillanten! Der, für den alle dieſe kleinen Scherze des Lebens noch Bedeutung haben, würde innerhalb der erwähnten Zeit hier kaum ſeine Rechnung finden; auch nicht einmal der, der nach Berühmtheiten jagt, gleichviel welcher Richtung ihr Ruhm auch entſpringe; — ein intereſſanter Erzbiſchof, eine berühmte Sängerin, ein gefeierter Schriftſteller, ein großer Bankier, das iſt ihnen alles gleich — nur berühmt muß er ſein. Dies alles iſt, wie geſagt, während der Hochſommermonate in Karlsbad nicht zu finden; wer ſolches ſucht, der muß im Mai oder im September herkommen. In der Zwiſchenzeit müſſen ſich die Jäger nach Berühmtheiten mit Talmigrößen zweiten Ranges begnügen. Aber die Genügſamkeit der Badegäſte iſt in dieſer Beziehung wirklich groß und anerkennenswert. Werden Sie es wohl glauben, daß die geſamte Karlsbader Badegeſellſchaft vom gekrönten Fürſten bis zu dem armen polniſchen Juden herab ſich tage- ja wochenlang mit dem Schickſal der hübſchen, kleinen Choriſtin irgend eines Wiener Vorſtadttheaters beſchäftigte, über die jeden Morgen am Brunnen neue Gerüchte zirkulierten? „Haben Sie ſchon gehört, Fräulein X. ſoll geſtern aus Karlsbad ausgewieſen worden ſein?“ Mit dieſer welterſchütternden Neuigkeit begrüßte mich ein Freund meines Gatten, Herr v. d. T. aus Berlin. Ein paar Tage ſpäter kam ein ſehr bekannter Wiener Profeſſor am Mühlbrunnen mit dem gefüllten Becher an mich heran: „Denken Sie nur, meine Gnädige, dem Fräulein X. iſt vom Bürgermeiſter verboten worden, auf der alten Wieſe zu kokettieren!“ Entſetzlich. Und zum Ueberfluß erzählte mir am zweitnächſten Morgen ein kleines munteres, zehnjähriges Mädchen: „Fräulein X. hat geſtern 68 Bouquets bekommen. Sie ſind alle am Fenſter ihrer Wohnung ausgeſtellt. Ich habe ſie geſehen“. Da haben Sie ein kleines aber charakteriſtiſches Pröbchen vom Karlsbader Badeklatſch.

Ich wäre aber eine ungetreue Chroniſtin, würde ich nicht wahrheitsgemäß berichten, daß das vielberufene Fräulein X. am erwähnten Morgen in einer ſehr chicen gelben Toilette am Brunnen erſchienen und ſo alle Ausweiſungsgerüchte ad hominem — wie die Gelehrten ſagen — dementirt hat.

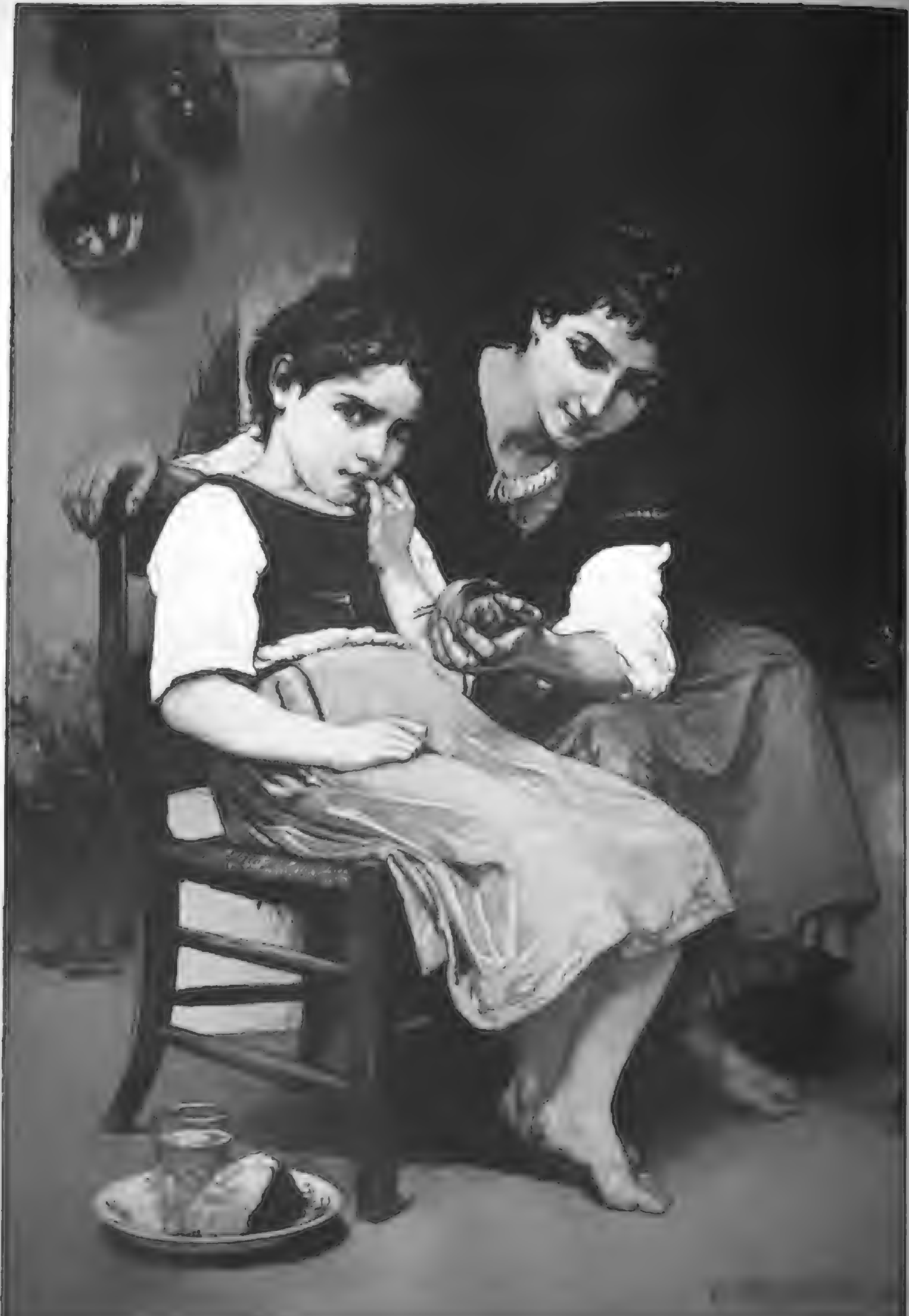
Glauben Sie aber ja nicht, daß Karlsbad, weil ſich das Intereſſe der überaus zahlreichen Badegeſellſchaft für eine Weile auf eine kleine Schauſpielerin konzentrirt hat, darum nicht auch zu ſolchem Zeitpunkt viel des Intereſſanten und Bemerkenswerten darböte. Ich wüßte außer Oſtende und Baden-Baden wahrhaftig keinen Kurort, der ſo buntbewegt, ſo intereſſant und amüſant wäre wie gerade Karlsbad. Und dieſen Reiz übt das kleine böhmiſche Städtchen auf jeden aus, der in ſeinen Bannkreis je getreten, und dieſer Reiz vermehrt ſich von Jahr zu Jahr.

Es iſt kaum glaublich, wie ſich dieſes Karlsbad in den letzten zehn Jahren vergrößert und verändert hat. Die alten Badegäſte — ein Prinz R. kommt ſchon zum vierzigſtenmale hieher — ſchütteln nur beſtändig die Köpfe. Sie erkennen ihr altes Karlsbad nicht mehr. Es iſt eben alles anders geworden in dieſer neuen Zeit: die Geſellſchaft, die Vergnügungen, die Diät, kurz das ganze Badeleben. Und ſie ſehen recht ſchwarz in die Zukunft. So lange Karlsbad, ſagen ſie, ein ſtilles, ſtrenges, patriarchaliſches Bad geweſen, ſo lange die Kur eine ſchwere und ernſte war, ſo lange hatte Karlsbad ſeine hohe Bedeutung, ſeinen berühmten Namen mit Recht. Lockern ſich aber erſt die Bande der Diät, wird die Kur nicht mehr ſo ſtreng durchgeführt wie vordem, iſt das Wort „Karlsbadreif“ kein Schreckensruf und der Ausdruck „Kurgemäß“ keine Warnungstafel mehr, dann hat Karlsbad ſeine Stellung eingebüßt. Dann mag es wohl ein elegantes Weltbad ſein, der alte berühmte Kurort iſt es nicht mehr, zu dem die Leidenden aus aller Herren Ländern pilgerten, um hier aus dem Quell des Sprudels Geneſung zu trinken.

Ob dieſe Alten recht haben, weiß ich nicht, wage ich auch durchaus nicht zu entſcheiden. Das aber weiß ich, daß in der That Kur und Diät allein ſchon in den letzten zehn Jahren, ſeit ich zum erſtenmale in dieſes felſenumſchloſſene Thal eingefahren, ſich weſentlich verändert haben und viel leichter geworden ſind. Früher pflegte man jeden neuen Badegaſt mit der Schauermär von dem Unglücklichen zu begrüßen, der hier während der Kur fünf Kirſchen gegeſſen und kurz darauf geſtorben ſei. Heute leſe ich in dem Buche eines hieſigen Badearztes von Ruf, daß der Genuß von rohem Obſt durchaus nicht ſo gefährlich ſei, wie man das Publikum bisher glauben gemacht hätte. Ich erinnere mich, daß mein Mann und einige Offiziere und Gutsbeſitzer ſeiner Bekanntſchaft, als ſie einſt in den Anlagen bei Pupp den Geburtstag eines Freundes mit Champagner feierten, von der wachhabenden Hermandad in das Innere des Lokals verwieſen wurden, weil dies bei den Badegäſten Aergernis erregen müßte. Heute wurde einer Freundin von mir, Frau v. S., die eine regelmäßige Beſucherin von Karlsbad iſt, der Genuß einer halben Flaſche Champagner zu jedem Diner von ihrem Badearzt angeordnet. Das ſind Wandlungen in der Diät, die zu denken geben. Und ſicher wäre es intereſſant, zu ergründen, welche Diät die heilkräftigere iſt, die ſchwere der Vorzeit, oder die leichte der Gegenwart?

Vor hundert Jahren wurde in Karlsbad nur gebadet, vor ſechzig Jahren trank man zwanzig bis dreißig Becher Mühlbrunn — dies alles iſt nun anders geworden in dieſer neuen Zeit. Selbſt der Genuß des Pilſener Bieres und der berühmten böhmiſchen Mehlſpeiſen iſt geſtattet; und doch ſind die Menſchen noch nicht zufrieden! Wer das Karlsbad von heute mit dem vor zehn Jahren vergleicht, der wird es kaum wieder erkennen, ſo elegant, faſhionable und buntbewegt iſt es geworden; und doch kommen die Menſchen [illegible] hieher.

Eine Entwicklungsgeſchichte des [illegible] Badelebens in Karlsbad in den [illegible] ſcher die wertvollſten pſycholo[illegible] ein ſehr wichtiger Beitrag zur [illegible] werden. Es kann nur, dem [illegible]



Trotzköpfchen. Gemälde von W. Bouguereau.

Der „Hohenzollern“ mit Kaiſer Wilhelm an Bord bei der Beſichtigung engliſcher Kriegsſchiffe.

Die Begrüßung des deutſchen Kaiſers durch den Admiral, die Offiziere und die Mannſchaft des engliſchen Kriegsſchiffes „Northumberland“.

ſchwiegen hat“, natürlich auch nicht einmal der entfernte Gedanke an einen derartigen Verſuch kommen, aber die gelehrten Herren, welche hier alljährlich am Wundergnadenquell des Sprudels ſich geſund trinken, möchte ich hiezu wohl anregen. Ich erinnere mich, in einem liebenswürdigen Buche von Eliſe von der Recke geleſen zu haben, daß ſie mit der Herzogin Dorothea von Kurland vor hundert Jahren im „Sternernen Hauſe“ auf der alten Wieſe ein Quartier für 1½ Thaler wöchentlich innegehabt haben. Ich wohne jetzt dicht nebenan für den zehnfachen Preis — und wahrſcheinlich viel weniger behaglich und angenehm. „Mir gefällt es hier ſehr wohl,“ ſchreibt die treffliche Frau in demſelben Buche. „Karlsbad iſt ein kleiner Ort, liegt im Thale und iſt rund umher mit Bergen und Felſen umgeben. Das gibt dem Ganzen ſo eine Miene der Ruhe und einſamen Stille, die meinem Herzen recht wohl thut, beſonders da wir bis jetzt in der größeren Welt umhergeſchwärmt haben. Mich dünkt, ich könnte hier recht zufrieden meine übrigen Lebensjahre zubringen, wenn mein Herz nur etwas recht Liebes fände“. Mit dieſem ehrbaren Gutdünken kommt allerdings wohl auch heute manche Dame aus Berlin oder Petersburg nach dem Karlsbade, aber freilich ohne die Prämiſſe, ihre übrigen Lebensjahre mit dieſem „recht Lieben“ hier zubringen, auch nur entfernt im Sinne zu haben. Ja, ja, andere Zeiten, andere Vögel, andere Lieder, „ach, wenn ich nur andere Ohren hätte!“

Dem Kurgaſt von anno dazumal, den die Kur ſelbſt ſehr anſtrengte und dem ſie den Tag ausfüllte, blieb nur wenig Zeit übrig für die heiteren und gefälligen Scherze des Lebens. Da ſchwieg natürlich die liebenswürdige Medisance, deren ſchwatzhafter Mund ſonſt gerade in den Bädern nicht zu raſten pflegt; da floh das Laſter, das ſich anderswo um dieſe Sommerzeit vergnügt zu Tiſche ſetzt, indes ſich die arme Tugend erdrückt; da verſtummte die Luſt, die in dieſen herrlichen Sommertagen immer und überall von neuem erwacht. Nur die ſatte Tugend und die zahlungsfähige Moral ſpielten hierorts eine Rolle; nur ein guter Magen und ein reines Gewiſſen wurden hoch geſchätzt und heiß erſehnt. Wie iſt das alles anders geworden im Lauf der Jahre! Heute konkurriert Karlsbad mit ſeinen 30,000 Badegäſten in jeder Beziehung kühn mit Oſtende und Baden-Baden, und es gibt verwegene Leute, zu denen ich mich ohne Bedenken geſelle, die da behaupten, daß Karlsbad noch intereſſanter ſei als ſelbſt jene beiden Weltkurorte. Es iſt der Reiz der Miſchung, der Zauber der Kontraſte, der hier ſeine volle Wirkung namentlich auf uns arme Frauen ausübt, und kein Moraliſt der Welt kann es uns verübeln, wenn uns die leichten und duftigen Wiener Hüte und die ſeſchen Gigerl-Jacken beſſer gefallen als unſere Berliner und Münchener Moden, zumal ſie gar nicht einmal teurer ſind als dieſe.

Ebenſo kann es auch der ſittenſtrenge Badegaſt und der exkluſivſte Ariſtokrat uns nicht verdenken, wenn wir an der bunten Miſchung der Badegeſellſchaft unſere herzliche Freude haben. Das ganze Jahr hindurch in die ſpaniſchen Stiefel der Etikette geſchnürt, fühlen wir uns hier frei und ungeniert. Kein Wunder, wenn es dabei auch hie und da zu Ausſchreitungen kommt, die aber ſelbſt die wunderbar gemiſchte Badegeſellſchaft raſch zu ahnden verſteht.

Von dieſer wunderbaren Miſchung aber möchte ich meinen freundlichen Leſerinnen ein Pröbchen geben. Mit Hilfe eines kundigen Thebaners — es gibt Leute hier, welche nach drei Tagen die ganze Badegeſellſchaft kennen — habe ich an einem der wenigen ſchönen Morgen dieſes Hochſommers an dem am meiſten beſuchten Marktplatz die im Takt der Muſik vergnügt oder verzweifelt oder auch gleichgültig einherſchreitenden Kolonnen genau fixiert und dabei mir die irgendwie intereſſanten Perſönlichkeiten gemerkt. Die wahrheitsgetreue Schilderung dieſes Aufmarſches mag ein Bild von der Karlsbader Badegeſellſchaft geben. Den Reigen eröffnete ein ſtattlicher — polniſcher Jude mit langherabwallendem Silberbart und im ſeidenen Kaftan; ihm folgten ein robuſter Bauer und eine ziemlich gleichgültig ausſehende Frau. Nun aber begann der Aufmarſch der intereſſanten Gäſte. Da war zuerſt der Biſchof von Olmütz, ein Graf K., in deſſen Gefolge ſtets einige Domherren und Pfarrer, und in deſſen Geſellſchaft meiſt der Erzbiſchof von Ereſſa in Syrien mit ſeinem kleingeſchnittenen Kopf und rabenſchwarzen Bart zu finden war; dann kam — o Ironie des Schickſals! — der berühmte Bankier Biſchoffsheim aus Paris und hierauf eine elegante Offizierswitwe aus Budapeſt, deren Eheſcheidungsprozeß vor Jahren viel von ſich reden machte; dann der hohe und noch immer ſchöne Graf Schuwaloff, der ruſſiſche Geſandte an unſerem Berliner Hof; ferner an der Seite des berühmten öſterreichiſchen Parlamentariers Otto Hausner die noch immer ſchöne polniſche Gräfin P....; hinter ihnen die zierliche Baronin Heinrich Heine-Geldern mit dem großen Namen und dem kleinen ſchönen Geſicht; der bekannte Aeſthetiker Profeſſor Wilhelm Lübke, der hier im engeren Kreiſe durch ſeine Reuter-Vorleſungen die Herzen eroberte, der Schauſpieler Karl Pander, der durch die Rolle des Juden Hirſch in dem Stück „Heinrich Heine“ ſo viel Succeß hatte, der ſchneidige Gardedragoner Graf H. aus Potsdam, zur Abwechslung wieder ein ſteinreicher Bankier P. aus Berlin, hinter ihm ein Theateragent, wahrſcheinlich als Vortrab für Oskar Blumenthal, der hier mit ſeiner Gattin weilt, und eben im angelegentlichſten Geſpräch mit Adolf von Sonnenthal, dem gefeierten Wiener Hofſchauſpieler, begriffen iſt. Und ſo geht es ſtundenlang weiter. Ich müßte Sie ermüden oder einen guten Teil der Kurliſte ausſchreiben, wollte ich alle die berühmten Namen, Stern an Stern, aufzählen, die man hier an einem einzigen Sommermorgen über den Marktplatz wandern ſehen kann.

Und das iſt am Ende das Einzige, was ſich gleich geblieben iſt zu allen Zeiten. Freilich denkt man heute, und hier beſonders, mit Wehmut an die Tage, wo Goethe und Herder, Schiller und Humboldt, Frau von Stein und Rahel über die alte Wieſe gegangen ſind, und nur errötend können wir, die Nachgeborenen, dort ihren Spuren folgen. Aber am Ende tröſtet man ſich doch gern mit der alten Wahrheit, daß es ja doch nichts Neues hier unter der Sonne gibt, und daß Liebe und Treue, Neid und Eiferſucht, Diners und Landpartien, Bälle und Reunions und Diätfehler noch heut das Karlsbader Badeleben regieren wie damals, wo Goethe durch dieſe Sprudelhalle ging, die jetzt ſein Wort verewigt hat:

„Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den unterſten Bezirken
Schwingt ſich herauf lebend'ge Spur.“

Dekamerone.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Eine vergnügliche und äußerſt behagliche Stimmung herrſcht in dem mit allem Luxus der Zeit ausgeſtatteten Gemache, in dem ſich die fürſtliche Familie gegen Abend verſammelt hat, um den geiſtreichen und witzigen Erzählungen ihres geſchätzten Freundes zu lauſchen. Eine wohlthuende Wärme ſtrahlt der große Kamin aus, in dem ein helles Feuer luſtig praſſelt, welches auch zugleich dem großen Raume das für ein heimliches Plauderſtündchen genügende und ſtimmungsvolle Licht gibt. In der Nähe des Kamins und von dem Feuer beleuchtet hat ſich die fürſtliche Familie in der ungezwungenſten Weiſe niedergelaſſen, in der Mitte in einem großen, bequemen Lehnſtuhl die Fürſtin-Mutter und ihr zur Seite, den Kopf zärtlich an ihre Schulter geſchmiegt, ihre Schwiegertochter. Der Fürſt, der neben ſeiner Gemahlin in einem weichen Fauteuil behaglich ruht, und der verwöhnte Sohn des jungen Paares vervollſtändigen die anmutige Gruppe. Die lachenden Geſichter der dem Erzähler Zuhörenden laſſen uns nicht in Zweifel über den Inhalt ſeiner Rede. Es iſt eine jener witzigen Geſchichten, die unter dem Namen der Dekamerone einen Weltruhm erlangt haben. Er iſt ſoeben bei der Pointe angelangt. Nach der Gewohnheit der lebhaften Italiener ſucht er die Wirkung des Erzählten noch durch charakteriſtiſche Handbewegungen zu unterſtützen. Seine dunklen Augen, die aus dem wohlgenährten, aber doch Geiſt verratenden Geſicht mit ſcharf geſchnittener Naſe herausſchauen, funkeln vor Vergnügen, und um ſeine vollen Lippen ſpielt ein leichter ironiſcher Zug. Der Erzähler kann mit der Wirkung ſeines Vortrages zufrieden ſein. Beſonders der Hausherr läßt ſeiner Heiterkeit ungehindert die Zügel ſchießen, er lacht laut auf und hält, wie um ſich vor Vergnügen zu halten, ſeine Hand auf den Arm ſeiner Gemahlin gelegt, während die anderen nur ſtill vor ſich hin lächeln.

Der Beſuch des deutſchen Kaiſers in England.

Von

Wilh. F. Brand.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].) (Alle Rechte vorbehalten.)

Mit welch lebhafter Genugthuung die deutſche Kolonie in London auch ſeit lange dem Beſuch des deutſchen Kaiſers in England entgegenſah, ſo miſchte ſich doch in die Freude auch ein gewiſſes Bangen, das ganze Unternehmen möchte nicht ganz und gar nach Wunſch verlaufen; denn es wäre eine thörichte Selbſttäuſchung, wollten wir uns einreden, der erlauchte Monarch hätte ſich von Anfang an unter den Engländern einer beſonderen Beliebtheit zu erfreuen gehabt. In dem jugendlich thatkräftigen Vorgehen, das ſeit ſeinem Regierungsantritt ſeine ganze Handlungsweiſe gekennzeichnet, glaubten die Engländer einen unbedingten Selbſtherrſcher wittern zu müſſen, der ihnen als ſolcher nicht ſympathiſch war. Der Kaiſer ſollte überdies allem, was engliſch war, abhold ſein, warum ſollten da die Engländer ihrerſeits ſich viel aus ihm machen! Und mit der Freiheit, die ſie ſich nun einmal nehmen, über alle Fürſtlichkeiten und die Höchſten des eigenen Landes ihr ungeſchminktes Urteil abzugeben, — über ihre eigene königliche Familie, ihre eigenen Miniſter nicht am wenigſten, da dieſe es unter allen Umſtänden ungehindert geſchehen laſſen — redete und ſchrieb man auch über den kaiſerlichen Enkel der Königin ſo manchesmal in einer keineswegs ſehr liebenswürdigen Weiſe.

Alles das war mit dem Eintreffen des Kaiſers wie mit einem Schlage weſentlich umgewandelt. Er kam, er wurde geſehen, und eroberte er die Herzen des engliſchen Volkes auch nicht gleich im erſten Augenblick in dem Grade, wie es wohl in anderen Fällen geſchehen, ſo befand er ſich doch nun mit einemmale auf dem beſten Wege dazu. Man ſchämte ſich wohl ein wenig des bisherigen ungerechten Urteils über den jungen Monarchen, man ſuchte wenigſtens durch einen um ſo freundlicheren Empfang den Ruf der Gaſtlichkeit Old-Englands aufrecht zu erhalten. Die allgemeine, die alles andere in den Hintergrund drängende Aufmerkſamkeit war auf den kaiſerlichen Gaſt gerichtet, und wo das einmal in Bezug auf unſere Hohenzollern geſchieht, brauchen wir über den ferneren Erfolg nicht weiter zweifelhaft zu ſein.

Zunächſt war es die Königin ſelbſt, die durch das liebevollſte Entgegenkommen ihrem Gaſte gegenüber hinreichend genug darthat, daß die Wärme ihrer großmütterlichen Gefühle, wenn ſie je einmal ſollte etwas herabgedämpft geweſen ſein, nun nichts mehr zu wünſchen übrig laſſe. Ganz beſonders lebhaft ſprach ſich dieſes Entgegenkommen in der Verleihung der britiſchen Admiralswürde an den Kaiſer aus, eine ſeltene Auszeichnung, die bislang nur einmal im Verlauf der Geſchichte einem Preußenkönig, nur Friedrich dem Großen, zu teil geworden war. Wie hoch ſie aber von dem Empfänger gewürdigt worden, das that am ſprechendſten die ſeltene Verleihung eines Garderegiments an die Königin kund, des 1. Garde-Dragonerregiments, das fortan den Namen der Königin von England führen wird.

Wohl mögen unſere Herzen nun höher ſchlagen bei der Erinnerung an die durch nichts getrübten glorreichen „Kaiſertage in England“, deren Schauplatz faſt ausſchließlich die liebliche Inſel Wight und die daran grenzende Meerenge von Spithead war.

Hier, zwiſchen dem Sommeraufenthalt der Königin, Schloß Osborne, auf der Inſelſeite und dem mächtigen Kriegshafen Portsmouth auf der Landſeite, in der breit geſchützten Waſſerſtraße lag die engliſche Flotte vor Anker, die mächtigſte, die je zuvor auf einem Fleck der Welt zuſammengebracht worden war, deren man eine Ausdehnung von reichlich neun Kilometer Länge und zwei Kilometer Breite noch als einen Fleck bezeichnen darf; das war ſchon mehr eine Stadt von beträchtlichem Umfang, eine Stadt, die aus lauter ſchwimmenden Seepaläſten errichtet war. Ihrer gab es, alle Fahrzeuge eingerechnet, hundertundzehn, die alsbald noch durch ein Dutzend deutſcher Kriegsſchiffe vermehrt werden ſollten.

Die Flotte iſt Englands Herz und Englands Stolz — und wohl mag ſie es ſein! — ſie iſt aber auch zugleich ein Gegenſtand des lebhafteſten Intereſſes, des eifrigſten Studiums für die Geſamtbevölkerung dieſes meerumfloſſenen Eilands; und es iſt zum Verwundern, wie außerordentlich der Engländer im allgemeinen — und nicht minder auch die Engländerin! — mit den geringfügigſten Einzelheiten ihrer Flotte vertraut ſind. So iſt es unter ſolchen Umſtänden kaum ein Wunder, wenn da die Annäherung einer fremdländiſchen Flotte, die neben der ihrigen ſich vor Anker legen ſollte und zudem noch einen mächtigen Kaiſer mit ſich bringen ſollte, eine ungewöhnliche Spannung hervorrief.

Den Vertretern der Preſſe war von ſeiten der Admiralität ein beſonderer Dampfer, das „Seeroß“, zur Verfügung geſtellt, auf welchem wir, vom beſten Wetter begünſtigt, dem Kaiſer entgegenfuhren. Mit uns zugleich zog aber eine zahlloſe Menge anderer Fahrzeuge, Dampfer wie Segler, groß und klein, in die See hinaus, voran ein paar königliche Jachten mit den Spitzen der Admiralität und dem Prinzen von Wales an Bord. Wir waren noch kaum bis zum Nab-Leuchtſchiff hinausgelangt, als auch die deutſche Flotte dem Programm gemäß am fernen Horizont ſchon in Sicht kam und nun raſch auf uns zudampfte. Die königlichen Jachten und der bunt gemiſchte Knäuel der übrigen Fahrzeuge gruppierte ſich, alles im feſtlichen Flaggenſchmuck, auf beiden Seiten, um das deutſche Geſchwader hindurchzulaſſen. Mit größter Präziſion zogen nun die zwölf vaterländiſchen Schiffe, mit der kaiſerlichen Jacht „Hohenzollern“ an der Spitze, majeſtätiſch vorüber, und ſobald ſie der „Osborne“, auf welcher der Prinz von Wales ſich befand, nahe genug gekommen waren, erdröhnte hier eine Begrüßungskanonade zu Ehren des Fürſten, während dieſer und der Kaiſer von ihren verſchiedenen Jachten aus zugleich auf das freundſchaftlichſte ſich begrüßten und ringsum die Menge ihnen zujauchzte. Das brachte die Feſtlichkeit des ganzen Auftrittes auf ihren Höhepunkt. Es war eine großartige Scene. Im fernen Hintergrund der engliſchen Flotte maſtenreicher Wald, unmittelbar vor uns die heranziehenden deutſchen Panzerkoloſſe, ringsum im bunten Durcheinander die ſtattlichen Privatjachten, Perſonendampfer und Segelboote, alle feſtlich geſchmückt, alles auf leicht bewegter See ſchaukelnd; wer könnte ein ſolches Bild je vergeſſen!

Von der Osborne und der Hohenzollern gemeinſam geführt, zogen nun die deutſchen Schiffe gerade auf die langgeſtreckten Reihen der engliſchen Flotte zu, und dann durch die zwiſchen ihnen offenliegenden breiten Fahrſtraßen hindurch, während zugleich nun die ganze Maſſe der engliſchen Schiffe den Kaiſer und das deutſche Geſchwader durch eine Kanonade zu bewillkommnen begannen, die zwar die leicht wogende See ringsum zum guten Teil in Rauch einhüllte, aber darum doch das ganze großartige Bild keineswegs weniger wirkungsvoll erſcheinen ließ. So zog die deutſche Flotte mitten durch die engliſche und ankerte dann auf der andern Seite im Anblick von Schloß Osborne, wo der Kaiſer unter dem Dach ſeiner königlichen Großmutter und Wirtin die erſte Nacht zubrachte.

Am nächſten Tage ſollte die große Revue der engliſchen Flotte ſtattfinden. Unſer „Seahorſe“ verließ wieder früh den Hafen, obſchon es weder Kaiſerwetter noch Queen's weather war — denn auch in England iſt dieſe meteorologiſche Bezeichnung fürſtlichen Wetters längſt eingebürgert; — Nebel, Regen und Sturm herrſchten heute ohne Erbarmen. Mit uns waren auch einige der großen Schiffe in See gegangen, die zur Beförderung von Truppen zwiſchen England und den Kolonien verwandt werden und die heute ſelbſt ſtattliche Verſammlungen an Bord hatten, wie das Haus der Lords und das Unterhaus, das diplomatiſche Corps, den Lordmayor und die ſtädtiſchen Behörden von London und andere hochgeſtellte Perſönlichkeiten — ſo viele wenigſtens von allen denen, die ſich an einem ſolchen Tage aufs Meer getrauten! Man vermochte bei ſolchem Wetter nur wenige Schritte weit zu ſehen, was konnte da eine Revue nützen! Nach mehrſtündigem vergeblichem Harren auf den hochgehenden Wogen kam uns endlich die Meldung zu, daß die Revue vertagt ſei.

Als dieſelbe zwei Tage ſpäter bei günſtigerem Wetter wirklich ſtattfand, hatte ſie doch manches von den verſprochenen Reizen eingebüßt. Es fehlten auch die Truppenſchiffe mit ihren intereſſanten Verſammlungen an Bord. Gleichwohl wird dieſelbe als großartiges nautiſches Schauſpiel dem kaiſerlichen Gaſt, der inzwiſchen den bedeutendſten Schiffen ſchon einen Beſuch abgeſtattet und ſie genauer inſpiziert hatte, einen großen Genuß bereitet und von der Leiſtungsfähigkeit der engliſchen Flotte einen guten Begriff gegeben haben. Der eindrucksvollſte Tag bleibt immerhin der Tag der Einfahrt der deutſchen Schiffe, und die Engländer ſelbſt werden mir zugeſtehen, daß dieſe unbedingt einen erhebenderen Anblick boten als ihre heimiſchen Geſchwader! Freilich aus keinem andern Grunde — eile ich, hinzuzufügen — als weil eben die deutſchen Schiffe in Bewegung geſehen wurden, während die engliſchen feſt vor Anker lagen, was allerdings einen weſentlichen Unterſchied macht!

Uebrigens ſind die Engländer auch ſonſt nicht karg mit ihrem Lobe auf die deutſche Flotte. Sie rühmen beſonders die präziſe Art und Weiſe, in der die Einfahrt der Schiffe ausgeführt wurde, die ſchmucke, ſtramme Haltung der Mannſchaften ſowie namentlich auch das wohlgeſittete Betragen derſelben am Lande, wo ſie mit den engliſchen Bluejackets den freundſchaftlichſten Verkehr unterhalten haben.

Es iſt kaum zu verwundern, daß die Engländer ihren kaiſerlichen Gaſt da feſtgehalten haben, wo ſie ſich von ihrer beſten Seite zeigen konnten, bei ihrer Flotte. Freilich wird dieſes auch ganz und gar den Wünſchen des jüngſten ihrer Admirale entſprochen haben, war doch überdies der Sommerwohnſitz ſeiner königlichen Verwandten hier nahe. Ein Tag war indeſſen auch für ein Manöver zu Lande und eine Truppenrevue auserſehen, zu der die Truppen der verſchiedenſten Art, von der erleſenen königlichen Garde an bis zu den ungeſchulteren „Volunteers“, zugezogen worden waren.

Es iſt wohl das erſtemal, daß bei einer ſo bedeutenden Gelegenheit die „Freiwilligen“ zum Manöver mit den Linientruppen zuſammen zugelaſſen wurden, jene Sonnabendnachmittagskrieger, welche die ganze Woche hindurch die Feder, die Elle oder auch wohl die Nadel und derlei friedgewohntes Handwerkszeug führen und am Sonnabendnachmittag — wo hier alle Geſchäfte geſchloſſen ſind — Soldaten ſpielen. Sie haben indeſſen jedenfalls mehr Anſpruch auf die Bezeichnung „Freiwillige“ als ihre deutſchen Namensverwandten. Sie dienen nicht nur wann und wo ſie wollen, wie die unſrigen, ſondern auch nur wenn ſie überhaupt wollen; und ihre Freiwilligkeit erſtreckt ſich ſelbſt auf ihr ſonnabendnachmittägliches Kommen oder Ausbleiben und auf zahlloſe andere Einzelheiten, ſelbſt wenn ſie einmal da ſind. Dieſe Freiwilligkeit ſchaut ihnen denn auch charakteriſtiſch genug aus allen Gliedmaßen wie aus der Uniformen willkürlichem Schnitt. Sie werden ja auch ausſchließlich zur Verteidigung des engeren Vaterlandes herangebildet. Nur im Falle ein Feind an der engliſchen Küſte landet oder zu landen droht, ſollen dieſe Truppen ins Feld geführt werden.

Man machte ſich auch in England in früheren Zeiten vielfach über dieſelben luſtig, namentlich geſchah dieſes viel von ſeiten der regulären Armee. In bitterer Ironie hatte man ſogar eine Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und dem Admiral Nelſon entdeckt.

„Eine Aehnlichkeit mit dem Helden von Trafalgar?“ fragte man wohl überraſcht.

„Ja!“ lautete die Antwort; „das Letzte, was der Held für ſein Vaterland gethan hat, war, für dasſelbe zu ſterben. Es dürfte gewiß auch das Letzte ſein, was die Volunteers dafür thun würden.“

Allein man muß dem Corps zugeſtehen, dasſelbe hat in ſeinem nunmehr dreißigjährigen Beſtehen nicht nur numeriſch weſentlich zugenommen, ſondern auch mit der Zeit eine beſſere Schulung erhalten und iſt damit zugleich in der Gunſt des Publikums und ſelbſt der Linientruppen bedeutend gewachſen. Der gewiß noch immer mangelhaften Ausbildung gegenüber ſpricht es aber auch wohl zu ihren Gunſten, daß das Material ein gutes iſt, inſofern ſie eben nur aus freiwilligen Kriegsenthuſiaſten zuſammengeſetzt ſind, die zumeiſt auch den intelligenteren Klaſſen zugehören. Schon die bloße Thatſache ihrer Zulaſſung an einem ſo wichtigen Tage iſt — ſofern ſie nicht lediglich durch den Mangel an einer genügenden Anzahl anderer Truppen hervorgerufen — ein neuer Beweis dafür, wie das Anſehen der Freiwilligen zugenommen hat.

Ihre Zahl beträgt heute 230,000 Mann, von denen aber nur 10,000 an dem Manöver teilnahmen. Werden ihre Schwächen dem kritiſchen Auge des kaiſerlichen Gaſtes nicht entgangen ſein, ſo werden die anderen Truppen, lang gediente Krieger, die das Soldatentum zu ihrem Lebensberuf gemacht, ihm einen um ſo wohlthuenderen Eindruck erweckt haben. Die engliſche Armee iſt gewiß nicht ſchlecht. Wenn ſie nur größer wäre! Immerhin wird auch das Manöver von Aldershot dem Kaiſer zu intereſſanten Betrachtungen und Erwägungen Anlaß genug gegeben haben.

Jedenfalls hat der hohe Herr auch von der engliſchen Armee eine beſſere Meinung gewonnen, als ſie in Deutſchland vielfach verbreitet iſt. Dürfen wir bei den Aeußerungen Seiner Majeſtät nach dem Manöver bei Tiſch auch nicht vergeſſen, daß dort eine Gelegenheit war, die einige artige Redewendungen unbedingt erheiſchte, ſo iſt doch der Kaiſer gerade am allerwenigſten der Mann, der in ſolch enthuſiaſtiſcher Weiſe ſeine Anerkennung würde ausgeſprochen haben, wenn er ſie nicht wirklich empfunden hätte. Daß die engliſche Flotte immer noch die bei weitem bedeutendſte der Welt iſt, kann ihm noch weniger entgangen ſein. Um ſo erfreulicher muß es ihm, muß es uns allen ſein, daß die Bande der Freundſchaft, die ſo lange zwiſchen England und Deutſchland beſtanden haben, durch dieſe Reiſe in ſo hohem Grade gekräftigt worden ſind, eine Reiſe, deren wichtige Folgen ſich heute noch kaum in ihrer ganzen Ausdehnung abſehen laſſen.

Ich will hier auf die politiſche Tragweite des Kaiſerbeſuchs nicht näher eingehen, die indeſſen in Deutſchland nicht überſchätzt werden darf. Die Sympathien Englands ſtehen längſt auf ſeiten derjenigen Mächte, die zur Aufrechterhaltung des europäiſchen Friedens ſich zu einem Bündnis vereinigt haben. Dieſe Sympathien ſind durch die Reiſe unbedingt noch gekräftigt worden, aber zu einem förmlichen Anſchluß an dieſes Bündnis wird ſich England aus mancherlei Gründen ſchwerlich verſtehen können. Doch wenn es ſich auch freie Hand wahrt, ſeiner kräftigen Unterſtützung ſind wir, zumal unter dem gegenwärtigen Miniſterium Salisbury, unter allen Umſtänden gewiß.

Abgeſehen von der Politik aber hat die Reiſe viel Gutes geſtiftet. Sie hat nicht nur die ſo nahe verwandten Herrſcherhäuſer der beiden Länder in noch engerer Freundſchaft verbunden, ſie hat nicht nur den Kaiſer den Engländern ſo viel näher gebracht, ihnen zu einer richtigeren Erkenntnis und Würdigung ſeiner Perſönlichkeit verholfen, ſondern es kann auch nicht fehlen, daß durch ſolch engere Beziehungen der Monarchen auch die Völker einander nähergerückt werden. Sie brauchen ſich ja nur näher kennen zu lernen, um einander noch beſſer zu würdigen und zu ſchätzen und ſo manche thörichte Vorurteile auf der einen wie auf der andern Seite zu Schanden zu machen.

Die Zugſpitze,

der höchſte Gipfel des deutſchen Reiches.

(Hierzu das Bild Seite 992.)

Es muß wohl ein wunderbarer Hochgenuß ſein, bei klarem Wetter von den höchſten Gipfeln der Alpen hinabzuſchauen auf die ſchöne Welt da unten, denn zahlloſe ältere und jüngere Bergſteiger ſcheuen weder die großen Strapazen noch die Gefahren, die damit verknüpft ſind. In den letzten zehn Jahren ſind dieſelben freilich durch die Leiter des deutſch-öſterreichiſchen Alpenvereins ſehr verringert worden, und dank ihren raſtloſen Bemühungen ſind die einſt unnahbaren Rieſenhäupter der Hochgebirge, die früher unzugänglichſten Gletſchergebiete jetzt zum Teil ſogar für kräftige Damen erreichbar gemacht. Dazu gehört auch die vor uns liegende 2974 Meter oder 10,123 Fuß hohe Zugſpitze, die höchſte Erhebung des Wetterſteingebirges und zugleich der höchſte Gipfel des deutſchen Reiches. Sie fällt gegen Bayern und gegen Tirol ab, und hoch oben iſt die Grenzſcheide zwiſchen den zwei mächtigen Kaiſerreichen bezeichnet. Am bequemſten wird ſie von Partenkirchen aus — dem Standquartier ſo vieler Sommergäſte — erſtiegen und zwar durch das vordere und hintere Rainthal. Da kommt man zuerſt durch die berühmte, eine Stunde von Partenkirchen entfernte Partnachklamm, von deren großartiger, wilder Schönheit die Zeichnung nur einen ſchwachen Begriff zu geben vermag. Dieſe Schlucht, eine der Hauptſehenswürdigkeiten des bayriſchen Hochlandes, wird ſo nahe von den ſteilen, bewachſenen Felswänden an beiden Seiten eingeſchloſſen, daß nur ſelten ein Sonnenſtrahl in die Tiefe dringt. Staunend betrachten wir das düſter-ſchöne Bild, während wir auf einem ſchmalen, von ſchützendem Geländer eingefaßten Pfade dem gähnenden Abgrund entlang wandeln und vor dem Brauſen des tobenden Fluſſes tief unten kaum ein Wort von dem, was unſere nachfolgenden Begleiter ſagen, verſtehen. So gelangen wir nach einer halben Stunde an die Teufelsbrücke und blicken ſchaudernd hinunter in die hier ſenkrecht abfallende Tiefe von 249 Fuß, wo die raſende Partnach im Lauf der Jahrtauſende die ſchroffen Felſen durchbrochen hat und ihre ſchäumenden Wogen über rieſige Steinblöcke ſtürzt. Auf einem Zickzackwege ſteigt man aus der düſtern Schlucht eine waldige Anhöhe hinauf und kommt durch eine liebliche, von Waldbergen umſchloſſene Au zum Forſthaus Graseck, wo man freundliche Aufnahme und gute Bewirtung findet. Bewundernd blickt man vom Gärtchen der Förſterei empor zu den zackigen Felſen der Dreithorſpitze und entdeckt überraſcht unter ihrem Schutz hoch oben ein rötlich ſchimmerndes Gebäude im Schweizerſtil — das iſt „das Königshaus am Schachen“.

Der Kunſt und Natur liebende, aber ſo unglückliche König Ludwig II. konnte gewiß in ſeinem ſchönen Reiche kein herrlicheres Plätzchen zu einer Einſiedelei wählen, wenn er nun einmal in ſchwindelnder Höhe und ungeſtörter Einſamkeit die Wunder der Bergwelt genießen wollte. Jetzt, wo nach ſeinem tragiſchen Ende der Beſuch dieſes Königshauſes jedermann freiſteht und man ſogar beim Verwalter oben Nachtquartier findet, können auch Damen, die im Sommer in der Gegend weilen, ſelten der Verſuchung widerſtehen, dieſes Idyll hoch oben in der Alpenwelt, deren ſtarrer Charakter hier durch üppig grüne Matten gemildert wird, zu beſuchen. Vom Forſthauſe Graseck erreicht man in anderthalb Stunden den kleinen Weiler Elmau, wohin man übrigens bequemer von Partenkirchen ab zu Wagen gelangt, und von hier führt der ſogenannte Königsweg, den Ludwig II. für ſein eigens dazu verfertigtes Wägelchen anlegen ließ, in bequemen Windungen und anfangs durch ſchattigen Wald bergauf. Nach etwa drei Stunden kommt ein Hochplateau, die Schachenalpe, auf welcher am Ufer des kleinen, lieblichen Schachenſees eine Sennhütte ſteht, und etwas höher, etwa 6000 Fuß über dem Meere, das mit einer ringsumlaufenden Altane verſehene Königshaus. Reiſende aus allen Weltteilen haben oft die Ausſicht von hier oben, beſonders von einem auf ſchwindelndem Felsvorſprung erbauten Pavillon aus, geradezu für märchenhaft ſchön erklärt. Auf der einen Seite erhebt die Zugſpitze majeſtätiſch ihr ſchneebedecktes Rieſenhaupt über die verſchiedenen ſchroffen Gipfel des Wetterſteingebirges, und wie finſtere Dämonen ſteigen die zerklüfteten drei Höllenthalſpitzen aus dem von Gletſchern erfüllten Abgrunde des Höllenthals empor. Senkrecht fällt vor uns die ſteile Wand, auf der wir ſtehen, in das hintere Rainthal ab, und auf halbem Wege feſſeln zwei klare, in der Sonne blitzende Seen unwiderſtehlich das Auge — das ſind die Juwelen der Zugſpitze, die ſogenannten Blauen Gumpen, durch einen Bergſturz vor etwa 100 Jahren aus den Rinnſalen der 300 Fuß höher entſpringenden Partnach entſtanden. Zwiſchen den gigantiſchen Felsmauern hervorſchimmernd und im Sommer durch die ſchmelzenden Schneemaſſen bedeutend vergrößert, erſcheinen dieſe beiden Seen wie zwei koſtbare Smaragde, die dem ſtarren Geſtein ringsum Leben verleihen.

Hofphotograph Johannes, der durch ſeine oft unter den größten Schwierigkeiten aufgenommenen Alpenbilder in den weiteſten Kreiſen Dank und Anerkennung findet, hat im Intereſſe ſeines Berufes ſechzigmal die Zugſpitze erſtiegen und verſicherte mir, daß die Blauen Gumpen zu den großartigſten Punkten in Oberbayern zählen. Er behauptet, daß der Weg an ihnen vorüber zu der 2045 Fuß hohen Knorrhütte, in welcher ſtets übernachtet wird, jetzt ganz ungefährlich ſei, nachdem der Alpenverein an den ſteilſten Stellen, neben den tiefen Abgründen Drahtſeile und gute Stege angebracht; ein ſolcher Weg führe auch vom Weſt- zum Oſtgipfel, der ein 16 Fuß hohes eiſernes Kreuz trägt. In früheren Jahren iſt Johannes aber oft in Lebensgefahr geweſen, wenn er mit ſeinen Arbeitern und photographiſchen Apparaten die Zugſpitze erkletterte, beſonders beim Aufſtieg vom Eibſee aus, wo der zerriſſene, zerklüftete Abſturz über 6000 Fuß beträgt. Schaudernd hörte ich, wie er bei einer ſolchen Gelegenheit einſt, von einem Schneeſturm überraſcht, über die verwehten Eisſpalten und mit lockerem Geröll angefüllten Klüfte hinweggekrochen mußte, auf Händen und Füßen zugleich, denn aufrecht gehend, würde der Sturm ihn auf den oft nur wenige Handflächen breiten Pfaden am Rande des Abgrunds hinunter geſchleudert haben. Dann wieder mußten die erprobten Führer ihn ſteile Felswände hinaufſeilen, während der zu Eisnadeln gefrorene Schnee ihnen allen die Augen blendete und entzündete. — Junge, tollkühne Bergſtürmer wählen auch heute noch gern ſtatt des gefahrloſen Weges über Partenkirchen den Abſtieg zum Eibſee, weil derſelbe viel kürzer iſt und ſie dann ſchon in 3 Stunden von der Zugſpitze aus das gute Gaſthaus am tiefgrünen, romantiſchen Eibſee erreichen. Derſelbe macht mit ſeinen 9 Inſeln keinen freundlich lieblichen, ſondern einen düſter erhabenen Eindruck durch die ſenkrecht aus der Tiefe emporſteigenden 6—8000 Fuß hohen Felswände, aber gern wählen ihn die Sommergäſte von Partenkirchen und Garmiſch zum Ziel ihrer Spaziergänge, laſſen ſich nach der Ludwigsinſel hinüberrudern und bewundern das großartige Landſchaftsbild, während die Schifferin ſie durch einen Böllerſchuß überraſcht, den die Felſen mit achtfachem Echo als fortrollenden Donner zurückgeben. — Ja, die Zugſpitze beherrſcht im weiten Umkreiſe ein herrliches Gebiet, und König Ludwig II. konnte keine ſchönere Gegend für ſeine Feenſchlöſſer ausſuchen. Der zaubervolle Linderhof und Oberammergau, wo im nächſten Jahre wieder die berühmten Paſſionsſpiele ſtattfinden werden, können von nun an auch viel leichter erreicht werden als ſonſt, da die Eiſenbahn von München nach Murnau kürzlich bis Partenkirchen verlängert worden iſt und ſchon in dieſem Frühjahr dem Betrieb übergeben wurde.

„Ja, ſo thut ſie auch!“ zuckte die Tante die Achſel. „Sie ſoll auf der Soirée im Hotel ausgelaſſen luſtig geweſen ſein!“

Das gab ihm doch einen Stich ins Herz, durchkreuzte das Hoffnungsgefühl, das in ihn eingezogen. Sie luſtig und er in Verzweiflung! Aber er war einmal in einer Galgenſtimmung; die Umſtände drängten ihn zu etwas, das er ſich nie zugetraut. Was es war oder werde ſein müſſen, das wußte er noch nicht. Er bat die Tante, ihn zu verlaſſen, er müſſe etwas thun ...

„Na, Du weißt jetzt, woran Du biſt!“ Sie erhob ſich. „Uebrigens hat ein Freund, der eben auch in Wien geweſen, Ferdinand erzählt, Krohmann habe eine alte Liebe aus ſeiner Offizierszeit dort wiedergefunden, und nur deshalb ſei er ſo lange ausgeblieben. Das muß eine ſonderbare Ehe ſein!“

Sie ging. Rennert nahm die Stirn in beide Hände. Er hatte hinaus wollen, Bernhardinens Ehre ſchützen, unaufgefordert hoch und heilig ſchwören, daß alles erlogen, aber wie war denn das alles? Sie lebten unglücklich, beide, und ſie hatte ihm geſtanden, daß ſie ihn gern gehabt! Krohmann hatte eine alte Liebe wiedergefunden und war deshalb ſo lange ausgeblieben; er hatte einen Scheidungsgrund, wenn er erfuhr, und wenn er von dieſem Gebrauch machen wollte, und ſie ...

Was war hier das richtige? Bernhardinens Frauenehre oder ... Alles hing von dem ab, was ſie wollte, und doch nicht allein! Was war ſie vor der Geſellſchaft, wenn ihr Ruf befleckt? Selbſt wenn ſie ihn noch genugſam liebte, wenn all das, was ſie ihn hatte erdulden laſſen, Zeichen der Unzufriedenheit mit ihrer Ehe, Zeichen der Strafe und der Neigung für ihn, konnte er, der ehrenhafte, unbeſtechliche Rennert, es vor ſeiner Familie, vor ſich verantworten, um ſie zu werben, wenn er ſelbſt auch für ihren Mitſchuldigen galt?

Würde ein Mann ſeine Mitſchuld gut machen, indem er ihr die Hand bot? Gewiß! Aber würde ſie dadurch freigeſprochen? Kaum, denn der Makel blieb trotzdem an ihr! Was alſo thun? Er zermarterte ſich den Kopf.

„Nichts!“ rief er endlich, mit den Armen um ſich ſchlagend. „Die Welt hält mich, den biedern Rennert, plötzlich für einen Don Juan, der leider dumm genug geweſen iſt, ſein Glück nicht zu benützen, nicht auszukoſten. Mein Rechtlichkeitsgefühl diktirt mir, Bernhardinens Ruf zu ſchützen, mein Herz verlangt, ſie zu beſitzen; ich werde höchſtens überall ſagen, ſie hätte es mir ſchließlich nicht mehr verhehlen können, daß ſie ſich unglücklich in ihrer Ehe fühle, ich hätte die arme junge Frau zu zerſtreuen geſucht; das wird ſie entſchuldigen; man mag ihm das wieder ſagen, das übrige findet ſich!“

Er richtete ſich beruhigt auf; ihm war's ſogar eine Genugthuung, daß zum erſtenmal ein Sturm einigen Wellenſchlag in ſein nüchternes Daſein gebracht.

„Ich will nicht mehr euer Onkel Rennert ſein!“ rief er, entſchloſſen ſeinen Hut aufſetzend und ſich vor den Spiegel ſtellend. „Ich will mich von euch jetzt nicht verklatſchen und verleumden laſſen! Das Schickſal ſelbſt nimmt mich gewaltſam bei der Hand, um mir einen andern Weg zu weiſen! Geh nur voraus, Schickſal, ich folge dir und lade mir auch die ganze Geſellſchaft meiner Freunde zu einem Souper im Hotel Royal ein, aber auch ohne Herrn Krohmann!“

Er drückte ſich den Hut tiefer auf die Stirn und verließ, auf alles gefaßt, das Haus.

VII.

Alwin Krohmann war keineswegs ſo liebenswürdig oder ſo gar unwiderſtehlich, wie er ſich glaubte. Als früherer Offizier hatte er in ſeinem Organ die Rauheit des Kommandotones behalten; von großer, ſchöner Geſtalt, glaubte er, alle überſehen zu können; in ſeiner Umgangsweiſe lag eine gewiſſe Rückſichtsloſigkeit.

Als ſein Oheim vor einigen Jahren geſtorben, hatte er, der einzige Erbe, in dem Teſtament die Klauſel gefunden, er habe ſich erſt zu verheiraten und dann das Kapital zu empfangen, jedoch nur mit einem Mädchen aus achtbarem Stande; und das Wort Mädchen war ausdrücklich unterſtrichen, als wiſſe der Oheim genau, was er bezwecke.

Alwin Krohmann machte darnach einen mehrwöchentlichen Kampf mit ſich durch, quittirte den Dienſt und trug Bernhardine ſeine Hand an, die dieſe erſt acceptirte, als die Mutter ihr ernſthafte Vorſtellungen wegen ihrer Zukunft gemacht.

Neigung war auf beiden Seiten nicht. Alwin war ſchroff, herriſch, verletzte leicht, und Bernhardine griff deshalb alsbald zu den ihr gegebenen Waffen; ſie ſetzte ihm ihre Launen entgegen, antwortete nicht, wenn er unfreundlich fragte, wandte ihm den Rücken, ſchloß ſich ein und fuhr zu ihren Freundinnen. Sie lächelte, wenn er artig, war lieb, wenn er es war, und klug genug, der Welt nichts zu verraten.

Ihre Mutter war's zuerſt geweſen, mit der er durch Rückſichtsloſigkeit in Zwieſpalt geraten, und als dieſe „ihm ganz aus dem Wege“ und zu ihrem Sohn ging und Alwin darnach den Unmut, mit dem er oft nach Hauſe kam, ganz auf die Gattin übertrug, rettete ſie ſich in eine Unempfindlichkeit, gegen die er nichts vermochte. Dazu kam, daß ihr gute Freunde von der ſeltſamen Klauſel des Teſtaments erzählt, die ihr zu denken und zu forſchen gab.

Sie führten alſo eine moderne Ehe, in welcher alles Gemütsleben fehlte, beſaßen aber beide den Takt, vor der Geſellſchaft als ein zufriedenes Ehepaar zu erſcheinen, ſo lange dies anging. Im übrigen ging er ſeinen Geſchäften nach, und ſie that, was ihr gut ſchien, um ſich einen Zuſtand der Nichtbefriedigung erträglich zu machen. Sie vermißte ihn wenig, wenn er verreiſen mußte; nur diesmal war ihr etwas zu Ohren gekommen, das ſie doch aus ihrem Gleichmut brachte, denn es löſte ihr zugleich das Geheimnis der Teſtamentsklauſel. Eine ihrer Freundinnen hatte ihr ſchon wenige Tage nach ſeiner Abreiſe hämiſch geſagt:

„Dein Mann ſoll ja in Wien eine frühere Liebe wiedergefunden haben, deren Mann vor einiger Zeit geſtorben; deshalb reiſt er ſo oft dahin.“

Das war die Quelle der Leiden, die der arme Rennert erdulden mußte. Ihr Mann hatte in Wien eine frühere Liebe, und ihr hatte er einen Tugendwächter beſtellt! Und deshalb blickte ſie dieſen eines Tages ſo ſeltſam überraſcht, wie von einer Erinnerung erfaßt, an.

Dieſer Mann, der da vor ihr ſaß, er war ja auch derſelbe, der, freilich in ſeiner blöden, unverſtändlichen Weiſe, ihr den Hof gemacht! Sie erinnerte ſich, wie er ihr nicht gerade eine große Neigung eingeflößt, wie aber die Mutter ihr immer geſagt: „Der wäre der Beſte für Dich! Bei Deinen Launen würdeſt Du mit dem am leichteſten auskommen, denn der iſt eine Seele von einem Mann!“ Und ſie hatte ihn auch gern geſehen, ſie hätte ihm freudig die Hand gereicht, denn er war ganz hübſch, gutmütig, reich — aber er ging ja nicht heraus mit der Sprache, er verreiſte ſogar ins Bad! Die Mutter hatte verſprochen, auch dahin zu kommen, aber das hätte ausgeſehen, als wolle man ihm nachlaufen, und da hatte Krohmann ſeinen Antrag gemacht, der jetzt in Wien ſeine frühere Liebe wieder gefunden!

Der Gedanke — ſie wollte gar nicht erſt überzeugt werden, daß es wahr; ſie fühlte, es ſei ſo — verſetzte ſie in fieberhafte Aufregung. Das Bedürfnis nach Rache, den Frauen ſo eigen, ließ ſie auf allerlei ſinnen, und je öfter Rennert kam, deſto mehr empfand ſie, daß ſie mit ihm hätte glücklich werden können.

Sie würde ein ganz anderes Benehmen gegen ihn gezeigt haben, wenn er ein anderer geweſen wäre, ſo aber, wie er da war, machte ſie ihn zum Fangeball und ſchließlich, eines Abends um dieſelbe Stunde, um welche ihr Gatte laut einer am Nachmittag erhaltenen Depeſche von Wien abreiſen wollte, kam ihr der unheimliche Gedanke: „Jetzt in dieſem Augenblick küßt er vielleicht zum Abſchied ſeine frühere Liebe, gegen die jene Klauſel gerichtet geweſen!“ Sie wollte alſo auch etwas thun; es war ja ſo ungefährlich mit dieſem Rennert! Und da machte ſie den armen Menſchen unglücklich.

Als ihr Gatte am nächſten Morgen heimkehrte, empfing ſie ihn kühl. Er war zärtlicher als ſonſt, und darin erblickte ſie ſein böſes Gewiſſen. Er brachte ihr von der Reiſe ein Brillantgeſchmeide mit, und das betrachtete ſie wie eine Entſchädigung für ſeine Untreue. Sie nahm auch das mit derſelben Kälte hin.

Erſt beim Frühſtück fragte er, ob dieſer Rennert verrückt geworden ſei; man habe ihm geſchrieben, daß er ſich überall öffentlich mit ihr gezeigt.

„Beſſer als geheim!“ antwortete ſie mit Betonung.

„Ich verlange von Dir Wahrheit! Hat er ſich etwa gegen Dich Ungebührliches erlaubt?“

„Es würde ihm wohl nicht geſtattet worden ſein! Ich hatte Langeweile, während Du Dich amüſirteſt. Du ſollſt ja intereſſante Bekanntſchaften in Wien wieder gefunden haben!“

„Unſinn! Ich habe nur für meine Geſchäfte geſorgt! Ich werde ihn ſelbſt nach der Börſe zur Rede ſtellen!“

Bernhardine ſchwieg; ſie empfand eine eiſige Kälte gegen ihn, der ſo dreiſt die Unwahrheit ſprach.

Am Mittag mußte Alwin an der Börſe nichts als ſatiriſche Bemerkungen hören. Rennert, der Glückliche, ſei von allen beneidet worden, hieß es. Ein Glück für ihn, den Gatten, daß es gerade nur Rennert geweſen!

„Dieſer Menſch ſoll mir nicht wieder die Schwelle betreten!“ ſchwor er ſich auf dem Heimwege von der Börſe. Er überraſchte Bernhardine mit der Nachricht, er habe im Hotel nur ihretwegen ſoeben eine glänzende Soirée beſtellt, in welcher ſie ihr neues Geſchmeide zeigen ſolle, ſetzte er lächelnd hinzu. Ueber Rennert ſchwieg er.

Bernhardine erſchien auf derſelben im vollen Glanz ihrer Jugend und Schönheit; ſie hatte für alle das glücklichſte Lächeln, denn ſie wollte ſich heute ſchadlos halten für ihre lange Gefangenſchaft.

Nur eins wäre faſt im ſtande geweſen, ſie außer Faſſung zu bringen; der Wirt des Hauſes führte nämlich nach Beginn der Soirée eine Dame von auffallender, fremdartiger Schönheit ein, mit dunklen, feurigen, von ſtarken Brauen beſchatteten Augen, rabenſchwarzem Haar, mit ſtark dekolletirter, ſchöner und voller Büſte, auf der Brillantcollier und Broſche glänzten. Ihre Lippen waren voll und ſinnlich, ihre Naſe edel geformt, ein ſchweres braunes Sammetkleid zog ſeine Schleppe über das Parket, als ſie, von dem Wirt geführt, ſich Bernhardine näherte, ſie prüfend anſchaute, dann ſich bei des Wirtes Vorſtellung graziös verneigte.

„Sie geſtatten, gnädigſte Frau,“ bat dieſer nämlich, „einen ſchönen Gaſt bei Ihnen einzuführen, Frau von Beda aus Peſt, die ſeit heute morgen auf der Durchreiſe unter meinem Dache! Ihrem Herrn Gemahl begegneten wir ſchon im Eingang des Salons.“

Bernhardine zuckte unwillkürlich erbleichend zuſammen, das Lächeln erſtarb auf ihren Lippen, denn an der Bruſt dieſer Fremden erkannte ſie dasſelbe Brillantcollier, das Alwin ihr mitgebracht ... das konnte kein Zufall ſein!

„Und aus Peſt!“ hallte es in ihrem Herzen. „Wenn ſie es wäre!“

Nur mit Mühe beherrſchte ſie ſich und lächelte dennoch, als die Fremde in hartem, ungariſchem Dialekt, ihre tadelloſen weißen Zähne zeigend, zu ihr ſprach. Sie brachte mühſam einige artige Worte hervor. Mit laut pochendem Herzen und ſteigendem Verdacht aber ſchaute Bernhardine der imponirenden Geſtalt nach, als der Wirt ſie anderen Damen präſentirte; ſie vergaß ihre Pflichten als Gaſtgeberin, beobachtete ſie, wohin ſie ſich bewegte, und das Unglück wollte, daß jetzt Alwin zu der Fremden trat, ihren Arm nehmend, und mit ſichtbarer Vertraulichkeit eine Frage an ſie richtete.

Sie war es, ſie mußte es ſein!

Das Orcheſter rief eben zum Tanz, alles lief durcheinander; Bernhardine überließ ſich dem Arm eines Tänzers und ſtürmte durch den Saal.

Keiner der Gäſte ſah bis zum Ende der Soirée einen Schatten auf ihrem Antlitz; ſie war von verzweifelter Luſtigkeit, vermied die Fremde, die ſich ſchon nach einer Stunde wieder entfernte, auch den Gatten.

Kurz vor Schluß der Soirée entfernte auch ſie ſich allein. Sie empfand einen Abſchen vor Alwin. Wie wagte es dieſes fremde Weib, ihr vor Augen zu treten! Wie konnte er ihr dieſen Hohn bieten, ja, dieſen Hohn! Sie hatte einen Herrn erzählen gehört, ſie ſei die Witwe eines alten Diplomaten, der in Frankfurt am Main gewohnt, und dort hatte ja Alwin vor ſeiner Vermählung ſich bei ſeinem Oheim aufgehalten.

Gegenſeitige Ueberraſchung. Gemälde von W. Weimar.

Alle hatten dieſe Fremde ſo angeſchaut, als ſei irgend etwas Ungewöhnliches an ihr; aber auch ſie war der Gegenſtand einer ihr läſtigen Beobachtung geweſen, als erzähle man ſich von ihr. Deshalb ihre Ausgelaſſenheit, um nichts davon zu bemerken, und jetzt war ſie ſo tief traurig!

Halb entkleidet warf ſie ſich auf ihr Lager, barg das Antlitz in den Händen und weinte, bis ſie ihn endlich im Vorzimmer hörte.

Sie erhob ſich haſtig, trocknete die Thränen und fuhr mit dem Puder über das Geſicht. Er ſollte nichts gewahren; heimlich wollte ſie fort zu ihrer Mutter!

Als Alwin in beſter Champagnerſtimmung den Arm über ihren weißen Nacken legte und dieſen küßte, da durchſchauderte es ſie. Was waren ſie einander noch, was waren ſie ſich überhaupt geweſen! Es mochte der Geſellſchaft nicht aufgefallen ſein, daß ſie den ganzen Abend hindurch nicht miteinander geſprochen, aber was ſollte morgen geſchehen, wenn der Tag ihre gegenſeitige Abneigung beleuchtete!

Der Regulator des Schlafzimmers ſchlug eben zwei Uhr. Sie machte ſich ſchweigend von ihrem Gatten los und klagte über Ermüdung. Auch er ſchwieg, jetzt verſtimmt werdend, und ſuchte ebenfalls die Ruhe.

Als ſie am Morgen ſpät erwachte, meldete ihr die Magd, Herr Krohmann habe ſchon früh ins Bureau müſſen. Bernhardine ſtreckte ſich tiefer auf das Kiſſen, um weiter zu überlegen, was ſie bereits ganze Stunden der Nacht gekoſtet. Ihr Herz war dabei nicht im Spiel, und dennoch meinte ſie, es thue ihr ſo weh.

Womit hatte ſie das verdient! Eine Strafe dafür, daß ſie mit dem unſchuldigen Rennert ihr Spiel getrieben, konnte es nicht ſein, denn das war ja nur aus kleinlicher Rachſucht geſchehen, als ſie die Dinge ſich ſo ſchlimm noch gar nicht vorgeſtellt. Und wenn ſie jetzt zur Mutter floh, ſo drangen dieſe und ihr Bruder jedenfalls auf — Scheidung! Der letztere namentlich, denn der hatte ſchon vor ihrer Verlobung geſagt, er habe von Krohmann, als er noch Offizier, etwas gehört, aber er erinnere ſich ſelber nicht, was. Und das mußte es geweſen ſein, was ihr geſtern mit Schrecken bekannt geworden.

Sie erhob ſich, denn es ließ ihr keine Ruhe mehr. Hätte auch ſie ſchon gewußt, was alles Rennert an Gerüchten von ſeiner Tante hatte hören müſſen, ihr wär's noch unheimlicher geweſen.

Sie ſuchte ihre liebſten Kleinigkeiten zuſammen, um ſie mit einem Griff zu haben, ſchrieb an die Mutter, verſteckte aber einſtweilen den Brief, bis Alwin nach der Börſe zu Tiſche kommen werde, und irrte dann unruhig in den Zimmern umher.

Was würde ſie heute darum gegeben haben, wenn ſie den armen Rennert nicht ſo behandelt hätte! Er wäre ihr ſicher ein Helfer und Ratgeber geworden ... Aber vielleicht konnte er es doch noch werden, wenn Alwin ſie zum Aeußerſten trieb, denn er war ja ſo gut!

VIII.

Inzwiſchen war auch Alwins Stimmung keine roſige, obgleich die glänzenden Geſchäfte, die er in Oeſterreich gemacht, ihm eine ſolche hätten bereiten können.

Junge, unverheiratete Börſenkollegen hatten ſich den Spaß gemacht, ein bißchen Eheunglück zu ſtiften, als ſie von Alwins großen Gewinnen hörten; ſie hatten Bernhardinens Intimität mit Rennert in anonymen Briefen mit entſtellter Geſchäftshand verdächtigt. Ein anderer in Wien anweſender junger Berliner Börſenmann aber hatte viel Schlimmeres von dort hieher über Krohmann geſchrieben, und das hatte allerdings mehr Wahres.

Als Alwin noch im Dienſte ſtand, hatte ein nicht ſehr ſkrupulöſer Geſchäftsmann unter den „Offizierswechſeln" auch ſeinen Namen mit ziemlich hohen Ziffern im Portefeuille. Alwin erbat ſich ſechs Monate Urlaub und reiſte nach Frankfurt zu ſeinem reichen Oheim, um dieſen breitzuſchlagen, zu ſeinem Unglück aber lernte er in Homburg die provozirende Gattin eines alten ungariſchen Magnaten kennen, der ſich des Spieles wegen ſeit einigen Jahren dort aufhielt, um die Summen, die ihm erſt ſeine Pächter, dann die Wucherer ſchickten, dem grünen Tiſch zu opfern.

Die zur Kur in Homburg anweſenden Kameraden beneideten ihn um ſein Glück, denn Kara („die Schwarze", ſo war ſie von ihrer Mutter, einer Bosnierin, getauft worden) war wirklich in der Schönheit eine Spezialität, ſtolz und doch für Galanterien ſehr zugänglich, vertraulich ſogar gegen die Kavaliere, welche ihr gefielen und ſie unterhielten, während ihr graubärtiger Gatte, der ſie damals erſt vor kurzem geheiratet, bis um elf Uhr, alſo bis zum Schluß, an der Spielbank ſaß und dann erſt mit einem „Baſſama!" über ſein Pech die Gattin ſuchte.

Alwin hatte das Glück, ihr zu gefallen, und ſie geſtattete ſeine Beſuche; wem das aber nicht gefiel, das war der Oheim, dem man in Frankfurt davon erzählt. Durch ſeinen Bankier hörte er, daß der alte Magnat ſeine Güter ſchon übermäßig belaſtet habe, die Ernte auf dem Halm verkaufe und kaum mehr ein Scheunendach ſein eigen nenne. Er ſagte alſo eines Tages dem glücklichen Neffen: „Mit der Bezahlung Deiner Schulden wird es ſo ſchlimm nicht ſein, denn ich muß mich trotz meinem Alter noch zu einer Operation entſchließen, die ich wohl nicht überſtehen werde. Ich habe mein Teſtament zu Deinen Gunſten gemacht; Du wirſt es nach meinem Tode leſen und Veranlaſſung haben, keine neuen Schulden zu machen."

Wenige Tage darauf ſtarb er unter den Händen der Aerzte, und Alwin las in dem Teſtamente drei Bedingungen, die er zu erfüllen habe, wenn nicht das Vermögen den Armen der Stadt Frankfurt zufallen ſolle. Erſtens: den Dienſt quittiren, zweitens: ein Mädchen aus achtbarer Familie heiraten, drittens: ſich mit dem Vermögen an dem Bankgeſchäfte eines alten Freundes in Berlin beteiligen, der dasſelbe ſeinem Sohn übergeben werde.

Alwin erfüllte dieſe Bedingungen mit ſchwerem Herzen: er legte den Rock des Königs ab, er heiratete, ward Geſchäftsteilhaber und fand in ſich wirklich das Talent zu einem ſolchen. Glücklich aber ward er nicht durch Erfüllung der zweiten Poſition, weil er ohne Neigung „ein Mädchen von achtbarer Familie" geheiratet, um ſeine Schulden bezahlen zu können; aber unglücklich fühlte er ſich erſt, als er nach anderthalbjähriger Ehe Kara in Wien wieder begegnen mußte, wo ſie als Witwe eine verführeriſche Rolle in der Geſellſchaft ſpielte.

Alwin war als Geſchäftsmann vernünftig genug, in dieſem Wiederbegegnen ein Unglück zu ſehen, ſein Herz aber war dafür ſo unvernünftig, gerade dieſes Genre von Schönheit zu lieben — was ja eben die Urſache war, daß er die äußeren Vorzüge ſeiner eigenen Frau nicht ſchätzen gelernt.

Inzwiſchen war das Glück geſchäftlich ſo ſehr für ihn, daß er ſich in froher, gehobener Stimmung befand, und in ſolcher iſt das Unglück immer geſchäftig genug, Verderben zu ſpinnen. Er hatte, um Bernhardine für ihr Alleinſein zu entſchädigen, am Graben bei einem Juwelier ein koſtbares Geſchenk gekauft und war in freudiger Aufwallung nach dem Wiederſehen unbeſonnen genug, es Kara zu bringen. Darnach bekam er Reue; er ging wieder zum Juwelier und — kaufte ganz dasſelbe Geſchmeide für ſeine Frau, weil ihm kein anderes gefiel. Die ſollte ſich nicht beklagen, wenn ſie, die er doch nicht liebte, ebenſo bedacht wurde wie Kara, die für ihn noch ebenſo verzweifelt ſchön war wie damals.

Aus unſerer humoriſtiſchen Mappe.

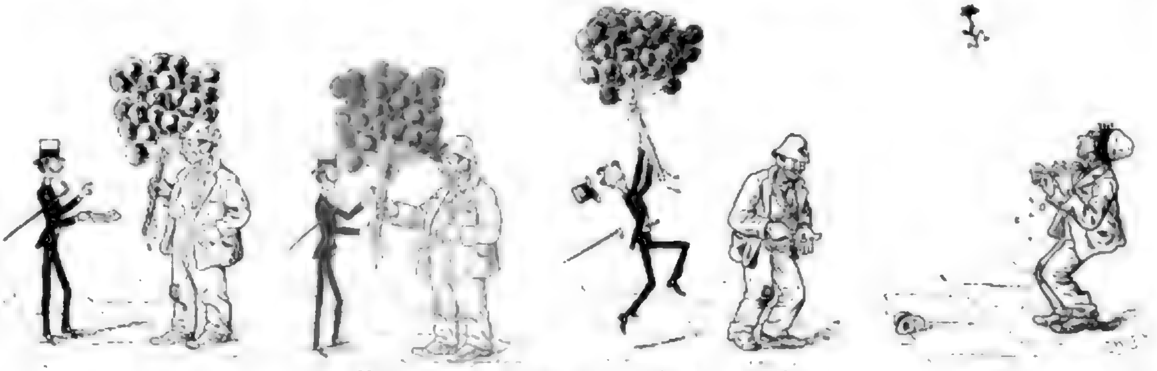
Originalzeichnungen.

Ein Stück Darwinſcher Entwicklungsgeſchichte.

Mama: „Nun, Klärchen, haſt Du dem lieben Gott geſagt, wie unartig Du geweſen biſt?"

Kind: „Nein, Mama, ich habe mich ſo geſchämt — und — und dann dachte ich auch, es wäre am beſten, wenn es unter uns bliebe."

Er: „Durch Dein Jawort haſt Du mich zum glücklichſten Menſchen gemacht, Ida."
Sie: „Das freut mich, Eugen. — Du biſt aber doch nicht abergläubiſch, oder?"
Er: „Nein, Geliebte. Warum fragſt Du?"
Sie: „Weil Du der Dreizehnte biſt, der dieſen Sommer um mich angehalten hat."



Wie ſeine Frau zur Witwe ward.

Aus den anonymen Briefen über die erſtere machte er ſich weniger, er kannte ja ſeinen Freund Rennert. Er ſelbſt fühlte ſich auch in ruhigen Momenten nicht ſchuldlos und war deshalb um ſo mehr zur Nachſicht bereit.

Als er, von den Geſchäften daheim gedrängt, ſich zum Abſchied entſchließen mußte, zeigte ihm Mara die heiterſte Stimmung. Auch ſie ſei ja reiſefertig, ſagte ſie ihm lächelnd; ſie gehe, wie ſie ihm ſchon geſagt, nach Nizza, wolle bis Neujahr, wo die eigentliche Saiſon beginne, noch in Paris verweilen und ſcheue den Umweg über Berlin nicht, wenn er ihr unterwegs ein liebenswürdiger Gefährte ſein wolle.

Alwin war das im Grunde nicht recht, und dennoch war's ihm verlockend, ſie zu ihrem Schutz die Nacht hindurch im Coupé zu begleiten, eine ſchlafloſe Nacht natürlich, denn wer hätte dieſem pikanten Weibe gegenüber an Schlummer denken können!

Unterwegs verlangte ſie immer wieder von ſeiner Frau zu hören, ein für ihn doppelt unerquickliches Thema, zumal jetzt, da er dieſe am Morgen wieder ſehen ſollte. Als der Tag noch nicht graute, reichte ſie ihm ihre weiche, warme Hand. Sie wolle in Berlin einen oder zwei Tage ausruhen, ſagte ſie, denn ſie habe noch Tag und Nacht zu reiſen, bis ſie Paris erreiche, er ſolle ihr während dieſer Zeit Gelegenheit geben, ſeine Frau zu ſehen.

Alwin gab auch darin nach. Was konnte er ihr abſchlagen, da er ſie nach langer Zeit erſt, vielleicht niemals wiederſehen ſollte! Und ſo geſchah es, daß die beiden Frauen einander gegenüber ſtanden und daß derſelbe junge Börſenkollege, der ihn in Wien im Burgtheater und im Opernhauſe mit der ſchönen Witwe in der Loge geſehen, in der Soirée ſeine Indiskretionen über dieſe unter ſeinen nächſten Freunden verbreitete, daß alſo am nächſten Mittag an der Börſe die „ſchöne Magnatin" ein Gegenſtand der Unterhaltung ward mit all den Gloſſen, an denen die Börſe ſo reich iſt.

Die Sache hatte ja zwei Seiten, von denen die andere vielleicht noch pikanter war, und ſo kam es denn auch, daß Alwin, als er die Börſe verließ, in der Taſche ſeines Paletots einen Zettel fand, auf welchem mit verſtellter Hand ihm hinterbracht wurde, was die Dienſtmagd über ſeine Gattin ausgeſprengt hatte.

Verſtört trat er hinaus, winkte dem ſeiner wartenden Droſchkenkutſcher, er möge fahren, und trat in das Börſenreſtaurant ſchräg gegenüber, um zu erwägen, was zu thun ſei. Eine eclatante Untreue ... Seine Frau! (Fortſetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Paris.

Von

C. S.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Paris — große internationale Kunſt- und Gewerbeausſtellung! Der Anziehungskraft, die in der Vereinigung dieſer beiden Veranſtaltungen liegt, vermochte ich auf die Dauer nicht zu widerſtehen. Mit Freuden folgte ich der Aufforderung einiger befreundeter Künſtler, mit ihnen in Straßburg zu gemeinſamer Fahrt nach der franzöſiſchen Hauptſtadt zuſammenzutreffen.

Das Straßburger Münſter, an dem wir natürlich nicht vorübergingen, ohne ihm unſern Beſuch abzuſtatten, iſt — hauptſächlich im Aeußeren — ſehr der Erneuerung bedürftig; der zum Bau verwendete Sandſtein ſcheint den großen [illegible] nicht ſehr widerſtanden zu haben, und es zeigt ſich das [illegible] werk an vielen Stellen ausgelaugt und zerfreſſen. Das Maßwerk der Fenſter, die Krabben und Kreuzblumen der Bogen und Pyramiden haben durch den Zahn der Zeit und wohl auch durch die Beſchießung ſo gelitten, daß es als dringende Notwendigkeit erſcheint, recht bald zur Ausbeſſerung zu ſchreiten, um dieſes herrliche Denkmal des deutſchen Glaubens der Nachwelt zu erhalten. Im übrigen hat [illegible]

[illegible]

Die Fahrt durch die Vogeſen an dem ſtrahlenden Sommermorgen war prachtvoll. Das ſchöne Gebirgsland, das ſich zwiſchen Rhein, Moſel und Saar erhebt, kann mit ſeinem öſtlichen Nachbar, dem Schwarzwald, wohl wetteifern. Ungern verließen wir die waldigen Thäler mit den klaren Waſſern und den romantiſchen alten Städtchen und Ritterburgen; allein der Zug brauſt unerbittlich weiter und führt uns bei Saarburg über die Sprachgrenze in das lothringiſche Hügel- und Flachland. Nördlich der Bahnlinie liegen die aus dem Jahre 1870 bekannten kleineren Feſtungen: Lichtenberg, Pfalzburg, Lützelſtein, Bitſch und Marſal, die der Armee des Kronprinzen Friedrich, der auch ich angehörte, mehr oder weniger Aufenthalt bereiteten, aber im ganzen trotz ihrer vorzüglichen Lage keinen nennenswerten Einfluß auf den Gang des Krieges hatten.

In Franzöſiſch-Avricourt fand eine äußerſt nachſichtige Muſterung durch die franzöſiſchen Grenzbeamten ſtatt; nach einem Paß wurde gar nicht gefragt und auch das Handgepäck keiner näheren Unterſuchung unterworfen. Trotzdem bemerkten wir bald, mit welch argwöhniſchen Augen unſer weſtlicher Nachbar zu uns herüberſieht. Gleich in der Nähe von Avricourt erhebt ſich auf einem die Eiſenbahn und das Gelände weithin beherrſchenden Hügel ein ſtarkes franzöſiſches Vorwerk. Später gewahrten wir noch mehrere derartige Befeſtigungen, hauptſächlich aber iſt Toul zu einem Waffenplatz erſten Ranges umgewandelt worden. Von einer Stadtumwallung konnte ich allerdings vom Zuge aus nichts entdecken; entweder iſt ſie gefallen oder auch nur durch Bäume und Büſche verborgen; dagegen wurden die umliegenden Höhen, vor allem der aus weiter Ferne ſchon ſichtbare und alles beherrſchende Mont St. Michel mit gewaltigen Werken verſehen und letzterer macht nunmehr den Eindruck, geradezu uneinnehmbar zu ſein. Im Jahre 1870 beſchoſſen von ſeinem umfangreichen Plateau aus zwei bayriſche Batterien, ſpäter auch preußiſche Feſtungsartillerie Stadt und Feſtung, und gut mögen die Granaten getroffen haben, jetzt iſt dieſer artilleriſtiſchen Freude ein ſtarker Riegel vorgeſchoben.

Die Bahnhöfe beinahe ſämtlicher öſtlich von Paris gelegenen Städte und Städtchen fanden wir militäriſch bewacht, und es iſt augenſcheinlich, daß der ganze Oſten von Frankreich mit ſtarken Garniſonen belegt iſt.

Von Toul ab genoſſen wir die Geſellſchaft eines Infanteriekorporals, welcher von fünf bis ſechs Kameraden an den Zug begleitet und ſehr lärmend verabſchiedet worden war, ganz unbekümmert um einen in unmittelbarſter Nähe befindlichen höheren franzöſiſchen Offizier — ich glaube einen Oberſt. Der Unteroffizier fuhr erſter Klaſſe, trug Glacéhandſchuhe, rauchte ſeine Cigaretten und las mit Eleganz ein großes politiſches Journal.

Die Gegend, die wir jetzt durchfuhren, war für mich reich an Erinnerungen. Städte und Dörfer, Höhen und Thäler grüßten als Bekannte herüber. Hatten wir doch anno 70 nach einander die Meurthe und Moſel, die Maas und Marne und noch verſchiedene Kanäle überbrücken müſſen, weil die Franzoſen ſämtliche Uebergänge — und es waren deren nicht wenige — mit Pulver und Dynamit geſprengt hatten. In Châlons und in der oberen Marne hatten wir nach dem Friedensſchluſſe wochenlangen Aufenthalt; das herrliche Marnethal übte einen ganz beſondern Reiz auf uns aus, und oft unternahmen wir Ausflüge zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen in frohem Kameradenkreiſe, führten auch in dem niemals ruhenden Dienſt größere Uebungen zu Waſſer und zu Land aus. Das alles wurde nun plötzlich wieder wachgerufen.

Als endlich nach etwa zehnſtündiger Fahrt die mit Forts gekrönten Hügel der Umgegend von Paris ſichtbar wurden, waren wir durch das Geſehene und durch die ſo mächtig erregten Erinnerungen in eine bewegte Stimmung verſetzt. Das Köpfezuſammenſtecken der Franzoſen, wenn wir uns auf einem Bahnhof der deutſchen Sprache bedienten, die militäriſchen Maßnahmen aller Art hatten uns reichlichen Stoff zum Nachdenken gegeben, und wir alle fühlten, daß der Deutſche nicht als gern geſehener Gaſt nach Paris kommt. Ein kleiner Vorfall, der ſich in einem Reſtaurant der Ausſtellung ereignete und die Situation genau kennzeichnet, mag deshalb ſchon jetzt erwähnt werden:

Wir wollten uns bei der drückenden Hitze an einem [illegible] Bier erlaben; der Garçon brachte den üblichen „bock" und [illegible] hatte einer der Herren [illegible]. Aber da kam unſer Freund ſchön an. „Nous ne sommes pas à Berlin, Monsieur, nous sommes à Paris!" ſchrie der erzürnte [illegible] und, und mit den Fäuſten drohend, lief er unter den [illegible] umher, die natürlich ſofort ihre Aufmerkſamkeit auf uns richteten. Es blieb uns nichts übrig, als möglichſt gelaſſen das Feld zu räumen.

Trotz all der tauſende von Büchern, die ſchon über Paris [illegible]

trotz aller Vaterlandsliebe mußten wir uns ehrlich ſagen, daß Deutſchland es in ſolchen Dingen den Franzoſen noch nicht gleichzuthun vermag.

In großartigen Zügen iſt dieſe Ausſtellung entworfen; die ganze Geſchichte und Entwicklung Frankreichs, ſeine innere Kraft, ſein Thun und Können auf in- und ausländiſchem Gebiet iſt vor Augen geführt und in überſichtlicher Weiſe dem Beſchauer aufgerollt. Frankreich ſelbſt ſteht überraſcht vor dem beinahe allzu breit angelegten Unternehmen, welches die Vergangenheit und Gegenwart der Nation in ſo blendendem Lichte darſtellt, daß man unwillkürlich zur Bewunderung hingeriſſen wird.

Der vorteilhafteſte Ueberblick über die Geſamtheit der Ausſtellung bietet ſich von der Terraſſe des Trocadero aus. Wie harmoniſch wirkt ſchon die Farbenſtimmung, in welcher das Ganze gehalten iſt! Golden glänzt die Rieſenkuppel des Mittelbaues, in zartem Blau und Weiß heben ſich die emaillierten Kuppeln der Seitenflügel kaum von dem Blau des Himmels ab; die Bauten der fremden Nationen ſchimmern in allen möglichen bunten Farben, viele tauſende von Fahnen, Fähnchen und Wimpeln flattern. Dazwiſchen ſchimmern die herrlichen Springbrunnen und Kaskaden, grünen die prächtigen Anlagen von Laub- und Nadelholz, Palmen und exotiſchen Pflanzen. Durch all das ſchlängelt ſich die von Dampfern jeder Art belebte Seine, auf deren Brücken eine unzählbare Menſchenmenge flutet, und hoch über dem Gewühle ſtrebt der ſchlanke, ſich beinahe in dem Aether verlierende Eiffelturm.

Die ganze Ausſtellung gründlich zu beſichtigen, würde Wochen, ja Monate in Anſpruch nehmen. Wir begnügten uns mit einem mehr ſummariſchen Ueberblick, der aber immerhin eine Reihe von Tagen in Anſpruch nahm.

Die Ausſtellung der ſchönen Künſte — der Malerei und Bildhauerei — zog uns vor allem an, und ich brauchte einen ganzen Tag, um alle die Geläſſe nur flüchtig zu durchwandern, einen weiteren Tag, um das Hervorragende etwas näher und eingehender zu beſchauen. Belgier und Holländer haben die Ausſtellung ziemlich ſtark, die übrigen Nationen weniger, Deutſchland offiziell gar nicht beſchickt. Das Wenige von deutſchen Werken, was in einem mittelgroßen Saal untergebracht iſt, wurde durch ein Privatunternehmen geſammelt. Da das deutſche Gewerbe ebenfalls vollſtändig fehlt, haben die Franzoſen auch keine Veranlaſſung genommen, die deutſchen Nationalfarben in der bunten Menge der Flaggen beinahe ſämtlicher Völker der Erde anzubringen.

Einen Reiz eigener Art bietet das Zuſammenſtrömen der vielen fremden Völkerſchaften, die ſich an den Ufern der Seine ſo frei und natürlich bewegen, als ob ſie ſich zu Hauſe an den Ufern des Nil, des Ganges, oder wie ihre Heimatsflüſſe alle heißen, befänden. Da iſt eine ganze Straße von Kairo mit ihren intereſſanten Moſcheen, Thoren, Häuſern, Cafés und Bazars, in welchen die braunen Bewohner in ihren maleriſchen Trachten das Treiben der Heimat genau wiedergeben. Eine ganze Schar niedlicher, ſchön gezierter arabiſcher Eſel ſteht bereit, um den Beſuchern der Ausſtellung das Vergnügen eines Spazierrittes zu machen; laut rufend und mit den Händen antreibend, ſetzt der braune Führer ſein Tier in Bewegung, auf deſſen Rücken ſich eine kokette Pariſerin ſchaukelt, ſich auch wohl artige Worte durch den hübſchen Jungen ſagen läßt.

Von der Straße in Kairo treten wir in eine algieriſche, dann wieder in eine tuneſiſche oder marokkaniſche Straße; dort iſt ein Zwinger mit arabiſchen Pferden, daneben das weitgeſpannte Zelt mit Beduinen und deren verſchleierten Frauen. Daran reihen ſich Dörfer und Wohnungen von Chineſen und Japaneſen, Rothäuten und Indianern der Südſee. Hier ſteht ein indiſcher, dort ein mauriſcher, ein chineſiſcher, ein ruſſiſcher Tempel; dann ſehen wir wieder Paläſte in den Bauarten der verſchiedenſten Völker. Von Zeit zu Zeit, bald hier, bald dort, hören wir fremdartige Muſik; treten wir näher, ſo ſehen wir, wie das in dieſem Blatt jüngſt ſchon eingehender beſprochen wurde, niedliche, hübſch gewachſene braune Mädchen in anmutigen Bewegungen ihre Nationaltänze aufführen — kurz, überall herrſcht ein eigenartiges, die Sinne gefangen nehmendes Thun und Treiben.

Um den Eindruck zu erhöhen, welchen dieſes intereſſante Leben und Weben hervorbringt, ſind zur Bewachung der Kolonialausſtellung ſtets auch eingeborene Soldaten verwendet. Ich ſah gerade dem Schießen mit einer Mitrailleuſe der neueſten Konſtruktion zu, als plötzlich militäriſche Hornſignale vernehmbar wurden, auf deren Klang Soldaten der verſchiedenſten Ausſehens herbeieilten. Alle reihten [illegible] der Ordnung, in welcher ſie kamen, an [illegible]

[illegible]

der Höhlenbewohner, ein Pfahldorf, ägyptiſche, aſſyriſche, römiſche, galliſche und andere Wohnungen bilden für den Gelehrten wie für den Laien eine äußerſt anziehende und anſchauliche Unterabteilung.

Die ungeheure Maſſe der Erzeugniſſe des Gewerbefleißes und der Kunſtfertigkeit beinahe der ganzen Welt iſt in verſchiedenen großartigen, palaſtähnlichen Hallen und kleineren Prachtbauten untergebracht. In einem dieſer Pavillons befindet ſich die militäriſche Ausſtellung, die wohl einzig in ihrer Art daſteht. Außer den neueſten Erfindungen der Waffentechnik iſt die heutige franzöſiſche Armee aufs eingehendſte und genaueſte in Zeichnungen und Modellen dargeſtellt — ich möchte hier nur eine Gebirgsbatterie auf Maultieren verpackt erwähnen — und ein hiſtoriſcher Rückblick auf die frühere Armee gegeben. Eine reichhaltige Sammlung von Uniformen und Waffen aller Art, koſtbare militäriſche Reliquien, hauptſächlich aus der Zeit Napoleons I., Porträts, Gemälde von Schlachten, militäriſche Werke, Karten und ſo weiter ſind aufs liberalſte dem Publikum zugänglich gemacht. Vor allem aber übte die große Gruppe, welche in Form einer Lagerſcene das Ausſehen der Armee von heute wiedergibt, eine gewaltige Anziehungskraft auf die Beſucher aus. Es ſind dies etwa hundert Figuren in Lebensgröße, ſehr künſtleriſch und ſchwungvoll gruppirt und genau der Wirklichkeit entſprechend gekleidet und ausgerüſtet.

Auch Kunſt- und Handelsgärtnerei, Ackerbau, Weinbau, das geſamte Seeweſen, die Luftſchiffahrt von ehedem und jetzt ſind vor Augen geführt; man kann wohl ſagen, daß kein Zweig des menſchlichen Strebens vergeſſen iſt, ſehen wir ja ſogar eine in geiſtreicher Weiſe angeordnete Ausſtellung des Schauſpiels und der Oper.

Um uns zu erholen, unternahmen wir Ausflüge in die reizende Umgebung. Von beſonderem Intereſſe war der Beſuch des Schlachtfeldes von Villiers-Champigny, welches wir mit der Bahn über Vincennes erreichten. Von der Station Champigny aus überſchritten wir die Marne, die, heute zwiſchen parkähnlichen Inſeln ſanft dahinſtrömend, von Kähnen und Fiſchern belebt, in ihrer idylliſchen Schönheit einen merkwürdigen Gegenſatz zu ihrer Erſcheinung im Spätjahr 1870 bildet, wo ſie trüb und angeſchwollen die beiderſeitigen Vorpoſten von einander trennte. Auf zweihundert Schritte nur ſtanden damals fünf Monate lang die deutſchen Poſten den franzöſiſchen gegenüber, und wehe dem, der ſich unvorſichtig bewegte. Das ſo berüchtigte und jedem unſerer Soldaten wohlbekannte „ſchwarze Haus“ an der Marnebrücke, welches einen franzöſiſchen Amateur, einen Schützen, der nie fehlte, barg und deshalb mit Granaten in Brand geſchoſſen werden mußte, hat ein neues, helleres Kleid bekommen, wie auch in Champigny keinerlei Spuren der erbitterten Kämpfe mehr zu erkennen ſind, obgleich das ganze Dorf zuſammengeſchoſſen und abgebrannt war. Die „Pharmacie“ an der Straßenecke iſt wieder ſo ſchön grün angeſtrichen wie am 19. September 1870, dem Tage der Einſchließung, das Mädcheninſtitut gegenüber, bei welchem die große Barrikade errichtet war, iſt wieder belebt, der Pumpbrunnen und die Waſſer holenden Frauen ſind wieder in voller Thätigkeit. Die Häuſerreihen an den Straßen nach Joinville und Le Plant haben ſich verlängert, dagegen ſind die Grenzen des Dorfes nach den Höhen zu dieſelben geblieben.

Unter ſengenden Sonnenſtrahlen ſtiegen wir die neue Straße hinan und gewahrten, auf dem Plateau angekommen, eine der ſo weit vorgeſchobenen Befeſtigungen von Paris, das Fort de Champigny zwiſchen Jägerhof und Chennevières, die Kehle wenige hundert Meter von dem Steilabfall der Marne entfernt. Von einer näheren Beſichtigung konnte natürlich keine Rede ſein, trotzdem gewahrte ich, daß das Fort bedeutende Walldimenſionen beſitzt, gut traverſirt und das Mauerwerk ſorgfältig gedeckt iſt. Obwohl in nächſter Nähe des Forts gelegen, war zu meinem Erſtaunen der Jägerhof mit ſeinen Oekonomiegebäuden nicht abgetragen; er ſteht, von ſchattigem Geſträuch und hohen Bäumen umgeben, am alten Platz.

Dagegen welch veränderter Eindruck des ganzen Geländes zwiſchen Jägerhof, Jägerhäuschen, Cœuilly und Villiers. Das Feld mit ſeinem wogenden Getreide, den Weinpflanzungen, den wieder herangewachſenen Baumgruppen und Gebüſchen atmet jetzt nur Frieden, während vor neunzehn Jahren die Felder zuſammengetreten, die Weinberge zerſtampft, die Bäume gefällt und zu Verhauen benützt, die Häuſer zerſchoſſen und zuſammengebrannt waren, mit einem Wort alles das Zeichen des erbittertſten Krieges trug.

Ernſt geſtimmt kehrten wir nach Paris zurück; ein Strauß Feldblumen, auf dem Schlachtfeld gepflückt, wird mir eine bleibende Erinnerung an die denkwürdige Stätte ſein.

Abermals ließen wir uns durch die Reize der Ausſtellung feſſeln, deren Glanzpunkt im eigentlichen Sinn des Wortes die elektriſche Beleuchtung, hauptſächlich der Waſſerwerke, bildet. Von letzteren iſt wiederum die Fontaine lumineuse des Bildhauers Coutan eine Sehenswürdigkeit für ſich.

Die allegoriſche Koloſſalgruppe ſtellt den Genius Frankreichs dar, der ſich in der Form einer ſchönen weiblichen Geſtalt auf dem Schiffe „Fortſchritt“ Paris zuwendet, am Segel die Geſtalt der Republik, umgeben von den Sinnbildern der Wiſſenſchaft, des Handels und der Künſte, die Unwiſſenheit ſtürzend. Auf dem Vorderteil des Schiffes verkündet der galliſche Hahn den Triumph der Nation.

Bei eingebrochener Dunkelheit verwandeln ſich plötzlich wie auf ein Zauberwort die nach allen Richtungen ſpringenden Waſſerſtrahlen und Kaskaden in leuchtendes Gold, den Schein einer Morgenröte verbreitend. Vergeblich ſucht das Auge die Lichtquelle zu entdecken, denn die Strahlen des Waſſers werden ſchon bei ihrem Austritt von innerhalb durch elektriſches Licht, welches in unterirdiſchem Raum in der Stärke von 245,000 Kerzen bereitet wird, erleuchtet. Bald wechſeln die Farben in Grün, Weiß, Rot, Blau und in Kombinationen von Tönen, welche nicht beſchrieben werden können. Die Mittelgruppe der Fontäne, in blendendem Weiß ſtrahlend, erhält ihre Beleuchtung von der Spitze des Eiffelturms, von welcher aus auch der ganze Komplex der Ausſtellung mit Licht übergoſſen wird.

Unſere Rückreiſe erfolgte an einem Sonntag. Ueberall an Kanälen und Flüſſen, an denen wir vorüberfuhren, ſtanden oder ſaßen Männer und Knaben, die ſich dem Vergnügen des Fiſchfangs hingaben. Die Nähe einer Garniſon verriet ſich jedesmal durch eine lange Reihe fiſchender Rothoſen, die mit den leuchtenden Farben ihrer Mützen, Epauletten und Beinkleider auf weithin ſichtbar waren. An den reizenden Ufern der Moſel zwiſchen Toul und Frouard ſahen wir ganze Familien, welche, mit Lebensmitteln verſehen, im Schatten von Bäumen oder gar eines Zeltes kampirten. Dies erinnerte mich daran, daß wir ſchon in der Ausſtellung des öftern beobachtet hatten, wie ſich die Familien Lebensmittel, Speiſe und Trank, von zu Hauſe in kleinen Körben mitgenommen und fröhlicher Dinge, auf buſchigen Grasplätzen oder im Schatten der Gebüſche gelagert, ſich die Mahlzeit ſchmecken ließen. Was würden bei uns die Wächter der Ordnung ſagen, wenn ein verwegener Fuß die Grenzen des Weges überſchreiten und einen Grashalm knicken würde!

Je näher wir der deutſchen Grenze kamen, deſto leerer wurde der Bahnzug, und in Deutſch-Avricourt waren es nur noch wenige, welche die Freuden des Paßzwanges koſteten. Da man uns zugleich als biedere Bayern und Schwaben erkannte, wurden wir nicht beſonders beläſtigt. Fremdländiſche Reiſende werden dem Hörenſagen nach ſtrenger behandelt; ſie ſollen es deshalb meiſt vorziehen, ihren Weg durch die Schweiz zu wählen, ein Umſtand, welcher in der durch Engländer ſonſt ſo beſuchten Rheingegend empfindlich wahrgenommen wird.

Mit frohen Gefühlen betraten wir wieder den deutſchen Boden, denn die Atmoſphäre in Frankreich iſt zurzeit doch etwas ſchwül. Nichtsdeſtoweniger hinterläßt uns der Ausflug nach Paris mit all dem Großartigen und Schönen, was uns dort geboten war, bewahrenswerte Erinnerungen für das ganze Leben.

Trotzköpfchen.

(Hierzu das Bild Seite [illegible].)

Entweder — oder! Ach, wie ſchwer einem das oft wird, den Alten wie den Jungen! Entweder ſtricken oder hungern, heißt's hier. Wie wird ſich die wilde Dorfhummel, die Marie, entſcheiden? Klettern kann ſie mit ihren bloßen Füßen wie eine Katze und laufen wie ein Wieſel, und im Walde draußen, im Frühling und wenn die Beeren reif ſind, o wie iſt's da ſchön! Aber eines kann ſie nicht: ſtillſitzen. Und doch muß es ſein, denn ſie iſt groß genug dazu, endlich ſich einer nützlichen Beſchäftigung hinzugeben. Aber warum muß dieſe gerade im Strumpfſtricken beſtehen? Strümpfe ſind ohnedies für ſie Luxus, wenigſtens im Sommer. Und im Winter? Bah, wer wird im ſchönſten Sommer an den Winter denken! Es gibt doch nichts Langweiligeres als Stricken: Maſche um Maſche mit ungeſchickten Fingern von der einen Nadel auf die andere hinüberbringen und nach einer entſetzlich langen Stunde kaum einen Fortſchritt ſehen! Und dazu erſt noch ſcharf aufmerken! Jetzt zwitſchert ein Vogel, jetzt ſchleicht die Katze heran, jetzt erhebt ſich vor dem Fenſter ein Lärm — und die Gedanken ſind von dem Strickſtrumpf weg, und das Ergebnis: ein halbes Dutzend Maſchen hat ſie fallen laſſen. Und die Mutter zieht's wieder auf, und das Elend beginnt von neuem.

Und heute kam ſie ſo hungrig heim und wollte raſch nach dem Butterbrot greifen. Aber: „erſt ſtricken“, lautete das ſtrenge Wort der Mutter, „dann eſſen!“ — „Alſo hungern!“ ſagt das trotzige Herzchen; „alſo ſtricken!“ knurrt der hungrige Magen. Wer wird's gewinnen? **N. W.**

Athen.

(Hierzu das Bild Seite [illegible].)

Die von altersher weltberühmte Hauptſtadt Griechenlands, welche eine deutſche Kaiſerstochter demnächſt als Braut des erſten neugriechiſchen Kronprinzen betreten wird, iſt trotz mancher Fehler eine ſchöne und auf der Höhe der Zeit ſtehende Großſtadt. Die Prinzeſſin wird nebſt einer zahlreichen deutſchen Kolonie, deren Mitglieder in allen Geſellſchaftsklaſſen zerſtreut ſind, Tauſende von Griechen finden, welche nicht nur ihre Sprache verſtehen, ſondern durch Studium und perſönliche Anſchauung das große Reich kennen, von dem ſie kommt. Erbin eines unvergänglichen Namens, Ahnenkind einer mächtigen Dynaſtie, wird ſie jedenfalls dazu beitragen, das monarchiſche Gefühl in dieſem Volke zu befeſtigen, in welchem nicht nur die Tugenden, ſondern auch die Uneinigkeit und Unbeſtändigkeit, die zerſetzende Satire und der rückſichtsloſe Spott wieder aufgelebt ſind.

Anderthalb Jahrtauſende ſind es, ſeit die Barbaren in die heilige Stadt Athen verwüſtend eingedrungen. Seit jener Zeit haben die Byzantiner, die fränkiſchen Herzoge über ſie geherrſcht, es haben ſich die Türken mit den Venetianern um ihren Beſitz geſtritten, Ypſilantis und Karaiskakis haben die Fahne der Freiheit auf ihren Mauern aufgepflanzt. — Aber dieſe fünfzehn Jahrhunderte ſind vorübergegangen, ohne eine bedeutſame Spur zu hinterlaſſen. Hie und da findet man noch ein byzantiniſches Kirchlein oder eine plattgedrückte Moſchee, überwuchert von den geradlinigen Maſſen moderner Zinshäuſer oder ſie verſtecken ſich wie verſunkene Grabſteine eines alten Friedhofes, über welchen man eine Landſtraße geführt hat.

Es ſcheint, als habe dieſe klaſſiſche Erde die ſie behandelnde Barbarei nicht vertragen können und alles, was ſie an byzantiniſchem Geſchnörkel und osmaniſcher Plumpheit erhalten mußte, wieder zu Boden geworfen. Selbſt das Römertum hat vor dieſer ewig bebenden und innerlich grollenden Erde keine Gnade gefunden, und mit Mühe erhält ſich noch der Triumphbogen Hadrians und das Theater des Herodes Attikus auf den angefreſſenen Füßen. Was die altklaſſiſche Zeit erbaut, ſteht noch aufrecht, was aber ſeit Konſtantin geſchaffen wurde, iſt in den Staub gefallen.

Noch immer ſteht das Parthenon des Phidias aufrecht auf dem ſteilen Felſen der Akropolis, noch immer lächeln uns die Karyatiden am Erechtheion entgegen, und auch die Propyläen des Mneſikles ragen noch auf mit ihren edlen Säulen und gewaltigen Querbalken. Noch iſt der Theſeustempel faſt unverſehrt erhalten, während von den hundert himmelſtürmenden Säulen des Olympion bloß noch ſechzehn aufrecht ſtehen.

Die übrigen Reſte der Glanzzeit des alten Hellas liegen verſteckt in dem Gewimmel kleiner, ſchmutziger Häuſer, welche das Athen der letzten fünfziger Jahre vorſtellen. Vor dem Doppelthor der alten Stadt, dem Dipylon, pfeift heute die Lokomotive im nahen Bahnhof, und ein uraltes Gräberfeld iſt eingefaßt von modernen wankenden Häuſern, welche der Bauſchwindel dahin gepappt hat. Vor dem „Turm der Winde“ klimpert ein franzöſiſches Café chantant und das Denkmal des Lyſikrates wird geſtreift von einem Boulevard, auf welchem ein Dampftramway einherſchnaubt.

Das Athen der letzten zwanzig Jahre hat ſich vom Gebiete des alten Athinä ganz abgewendet. Die neue Stadt klimmt jetzt mit ihren Gaſſen den Lykabettos- und den Strephishügel hinan und verläßt die Gegend des klaſſiſchen Iliſſos, ſich in der Kephiſſosebene ausbreitend. Nichts an ihr zeigt, daß wir uns im Morgenlande befinden.

Eine ſtattliche Anzahl von Paläſten ſchmückt das allerneueſte Athen. Die Akademie, die Univerſität, das Haus Schliemanns, die Augenheilanſtalt, die Bibliothek, das Arſakion und einige andere Privatgebäude bilden eine breite Straße, die an Schönheit nichts zu wünſchen übrig läßt. Das Parlament, das Polytechnikum, die Muſeen, die Metropolitankirche, das Zappeion ſind ebenfalls ganz ſehenswerte Gebäude.

Auf unſerem Bilde ſehen wir bloß einen Teil der Stadt, die nahezu 5 Millionen Quadratmeter bedeckt und über hundert tauſend Einwohner zählt. Das königliche Schloß, welches den Mittelpunkt des Bildes ausmacht, iſt erſt fünfzig Jahre alt. König Georg bewohnt es mit ſeiner Familie während mehr als der Hälfte des Jahres.

Um das Schloß herum haben ſich die Reichen und die Großen des Landes angeſiedelt und eine ſchöne Villa nach der andern hingebaut. Die Kephiſſiaſtraße, der Amalienboulevard ſind ein ſehr hübſcher Rahmen zu der wuchtigen Maſſe des Schloſſes, und im Winter, beſonders in der Faſchingszeit, ſind ſie belebt von einer feinen Geſellſchaft, der hier keine Genüſſe weltſtädtiſchen Salonlebens verſagt ſind.

Und dieſe Geſellſchaft weiß nicht nur zu leben, ſondern auch wohlzuthun. Dieſe Stadt, welche ſo rieſig ſchnell emporblüht in einem armen, dürren Lande, iſt nur von den Gaben im Ausland reich gewordener Griechen ſo herrlich geſchmückt worden. Schulen, Seminarien, Waiſenhäuſer, Spitäler, ein Gefängnis und ein Theater ſind aus dieſem Boden emporgewachſen durch die Geſchenke von Patrioten. Die Frauen, allen voran die Königin, erhalten das, was die Männer geſchaffen. Sie beſuchen die Schulen, tröſten die Kranken, pflegen die Armen. Es geht ein Zug von Vaterlandsliebe und Edelmut durch dieſes griechiſche Volk, der uns unwiderſtehlich zur Anerkennung zwingt.

Der Wiſſensdrang, welcher die Jugend beherrſcht, die Sucht, das Neueſte und Beſte bei ſich einzuführen, die Pflege der Literatur und der ſchönen Künſte haben aus dem neuen Athen eine Stadt der Intelligenz gemacht, die man da drunten im Orient gar nicht ſuchen würde.

Bei alledem ſind die Griechen keineswegs leicht zu regieren. König Georg, der fünfundzwanzig Jahre lang den verſchiedenſten Anſtürmen und manchmal auch den bitterſten Angriffen ſtandgehalten, weiß es, wie hart es war, das monarchiſche Gefühl in dieſem ewig hadernden Volke einzuwurzeln. Bald vielleicht wird er die Krone ſeinem jugendfriſchen Sohne überlaſſen und ihm damit eine ſchwere Bürde übergeben, an der er ſo lange unverzagt getragen.

Welch herrliche Aufgabe für einen jungen Mann, dieſes Volk anzuführen, das von Thatkraft, Opfermut und Ehrgeiz nur ſo ſtrotzt, das in wenig Jahrzehnten die Spuren der

Barbarei ausgereißt und aus der Wildnis ein abendländiſches Reich gemacht hat! Hierin ſoll dem jungen Manne ſeine Gattin eine Stütze ſein, ihn anſpornend mit dem Beiſpiel ihrer Ahnen, ihn ermutigend mit den unerreichten Erfolgen ihres Volkes. Das erwartet Griechenland von der Gemahlin ſeines zukünftigen Königs, und in dieſer Hoffnung bereitet man ſich vor auf einen herzlichen Empfang der Prinzeſſin, die da heißt: Sophia — die Weisheit. E. de Lodor.

Literatur.

— **Paul Heyſe weiß ſich in den verſchiedenartigſten Formen zu bethätigen** und jeder einen eigenen Reiz abzugewinnen. Seine neueſte Bühnendichtung, die [illegible] ſeiner dramatiſchen Dichtungen bei Wilh. Hertz in Berlin erſchienen, behandelt unter dem Titel: „Weltuntergang", Volksſchauſpiel in fünf Akten, die Zeit unmittelbar nach dem [illegible] Friedensſchluß. Der kaum beendete dreißigjährige Krieg wirft ſeine düſteren Schatten noch tief hinein in die Zeit, die es ſchwer hat, von den tauſendfältig geſchlagenen Wunden zu geneſen. Namentlich wuchert der Glaubenshader verderblich fort und heiſcht auch im öffentlichen Frieden noch ſeine Opfer. Davon liefert das [illegible] Städtchen, in welches Heyſe ſeine Handlung verlegt, ein lebhaftes Beiſpiel im kleinen, indem ſeine Bewohner in Anhänger des katholiſchen und des evangeliſchen Bekenntniſſes geteilt ſind, die ſich nur zur Not mit einander vertragen, während beim geringſten Anlaß der eifernde Glaubenszwiſt heftig entbrennt. Das Evangelium gegenſeitiger Duldung iſt es, das der Dichter durch die bewegte Handlung ſeines Stücks zum Ausdruck zu bringen und zum Siege zu führen beſtrebt iſt, und er benützt dabei den Umſtand, daß die Aſtrologen angeſichts des großen Kometen den Weltuntergang als nahe bevorſtehend prophezeit haben, als ſeinen Bundesgenoſſen. Indem Heyſe nun für dieſe Darſtellung den Hans Sachſiſchen Knittelvers verwendet, wie ihn bereits Goethe im „Fauſt" und Schiller in „Wallenſteins Lager" in die moderne Dichtung herübergenommen haben, wird für unſere Empfindung das Zeitkolorit in wirkſamer Weiſe gewahrt, da uns ja doch das bürgerliche Reim[illegible] des Reformationszeitalters durch den [illegible] Nürnberger Meiſterſinger beſonders eindringlich übermittelt worden und für uns ſo gewiſſermaßen mit jener Ausdrucksweiſe verwachſen iſt. Die bekannte ſpielende Leichtigkeit und melodiſche Kunſt, mit der Heyſe den Reimvers zu behandeln weiß, bethätigt er auch hier in ihrer Vollendung, und zugleich führt er ſeine Handlung zu einem ſchönen, verſöhnenden Schluß, in welchem nicht nur die Schickſale ſeiner Helden, ſondern auch die anfänglich ſtreitenden Glaubensgenoſſen [illegible] ſich verſtändigen.

— **Eine glänzende „Porträt-Galerie der regierenden Fürſten und Fürſtinnen Europas"**, herausgegeben von E. F. Schlichtegroll und Oskar Dr. O. von Zoller in Stuttgart, hat im Verlag von A. F. [illegible] daſelbſt lieferungsweiſe zu erſcheinen begonnen. Das erſte Heft enthält die wohlgelungenen Bildniſſe des Königs Karl und der Königin Olga von Württemberg, von H. Lüdecke und M. Hentſchel wirkungsvoll in Kupfer radiert, mit kurzem, aber [illegible] Text, deſſen künſtleriſche Umrahmungen nach H. Kolbs Entwurf das württembergiſche und das ruſſiſche Wappen enthalten. Die Namen der Herausgeber bürgen für eine gediegene Fortführung des ſchön und vornehm angelegten Werkes.

— **„Die Tracht der Kulturvölker Europas vom Zeitalter Homers bis zum Beginne des XIX. Jahrhunderts"** behandelt A. von Heyden in einem bei E. A. Seemann in Leipzig erſchienenen, mit 222 in den Text eingedruckten Abbildungen ausgeſtatteten Buch. [illegible] im einzelnen und [illegible] Folgerichtigkeit in der Entwicklung ſichern dem Buch einen ehrenvollen Platz neben ſo vielen denſelben Gegenſtand behandelnden Werken. Sein beſonderes Verdienſt iſt, in verhältnismäßig knappem Rahmen eine wohldisponierte ziemlich erſchöpfende Ueberſicht des außerordentlich reichen Materials zu bieten.

Wilhelm Kray.

Der jüngſt in München verſtorbene Maler Wilhelm Kray, von deſſen beliebten Gemälden wir eines der figurenreichſten auf Seite 932—933 in treuer Nachbildung unſeren Leſern übermittelt haben, zeigte die Richtung, die auch in dieſem Werke zum Ausdruck kommt, ſchon ſeit langen Jahren mit bedeutendem Glück. Seine Nymphen- und Nixenbilder ſind weltbekannt; ſeine „Venetianiſche Schwimmſchule", ſeine „Marca della carità", ſein edel und poetiſch gedachtes Gemälde: „Nach Arkadien", dann „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Wiegen", „Irrlichtertanz", „Undine", „Johannisbad", „Willkommen Herr Olaf", „Meeresſtille", „Heimgang der Seele", „Wiederſehen", „Vom Erdenthal ins Himmelreich" und viele andere Bilder beweiſen es, daß Wilhelm Kray ein denkender Künſtler, ein Malerpoet geweſen, welcher Geſtalten der Volks- und Kunſtpoeſie gern in ſeine Bilder aufnahm.

Wilhelm Kray wurde am 29. Dezember 1828 in Berlin geboren. Zu den Vorfahren des Künſtlers gehörte der Feldmarſchall Freiherr von Kray, welcher ſeine Tapferkeit und ſein Feldherrngeſchick im letzten Kriege zwiſchen der Türkei und Oeſterreich glänzend bewährt hat.

Frühzeitig zeigte ſich das Maltalent Krays. Auf einer Reiſe nach Kopenhagen lernte er den berühmten Marinemaler Anton Melbye kennen, der ihm bald ein warmer Freund wurde. In Dänemark reifte ſich ſein Entſchluß, Maler zu werden, und keinen geringen Einfluß auf dieſen Vorſatz nahm die gewaltige Poeſie des Meeres, deren Nachempfindung und Nachgeſtaltung in manchem ſeiner Gemälde wahrzunehmen iſt.

Wilhelm Kray beſuchte die Berliner Akademie und lernte bei Schrader, bei dem berühmten Landſchaftsmaler Schirmer und bei Stilke, in deſſen Hauſe er freundſchaftlich verkehrte. Krays künſtleriſche Leiſtungsfähigkeit reifte raſch, ſo daß er an der Ausſchmückung des Neuen Muſeums beſchäftigt wurde.

Im Jahre 1854 malte er das Bildnis des deutſchen Dichters Ernſt Moritz Arndt in Bonn, woſelbſt er ſich bei der befreundeten Familie der Domänenrätin von Glaer, einer Großnichte Schillers, aufhielt.

Im Jahre 1859 lebte Wilhelm Kray in Paris, wo er durch die von ihm hochverehrten Maler Cabanel und Baudry manche Anregung zur Fortbildung gewann. Nach Berlin zurückgekehrt, arbeitete er ununterbrochen an ſeiner künſtleriſchen Vervollkommnung, deren erſte Frucht das Bild „Amor und Pſyche" war, welches auf der Berliner Ausſtellung Aufſehen erregte.

In Berlin vermählte ſich Wilhelm Kray mit der anmutigen Tochter des Oberbergrats Brömel, welche ihm in glücklicher Ehe vier reizende Kinder ſchenkte. Er malte während ſeines Aufenthaltes in Berlin das Bildnis König Wilhelms, des ſpäteren deutſchen Kaiſers, und viele Porträts von Mitgliedern der Ariſtokratie.

Im Jahre 1867 ging er nach Rom, woſelbſt ſein künſtleriſches Schaffen vier Jahre hindurch ein ſehr reiches war; er ſchuf damals viele Genrebilder, deren Motive die römiſche Campagna lieferte, und dieſe Gemälde wurden beſonders von Amerikanern und Engländern gern erworben.

Wilhelm Kray malte das Meer bei Porto d'Anzio und bei Neapel, tauchte es mit Vorliebe in Mondſcheinbeleuchtung und belebte es mit ſchönen Menſchen. Damals entſtand auch unſer Bild des Fiſchers, der ſich in ſeinem Traume von einer Schar verführeriſcher Nixen umgaukelt ſieht.

Als Rom von den Truppen des Königs Victor Emanuel genommen wurde, befand ſich Kray mit ſeiner Familie auf der landſchaftlich anmutigen Fiſcherinſel Isola Maggiore im Lago Traſimeno, wo er ein altes verlaſſenes Kloſter bewohnte. Dort ſind einige ſeiner beſten Bilder entſtanden.

Im Jahre 1872 kehrte Kray nach Berlin zurück, wo er ſeine bekannten Gemälde: „Ave Maria", „Perlenfiſcher", „Fiſcherfamilie am Meer" ſchuf; bald jedoch zog es ihn wieder nach Italien, und er wählte diesmal Venedig zu ſeinem Aufenthalt. Später ſiedelte er nach Wien über, wo er die anregende Geſellſchaft von Schriftſtellern ſuchte und einige ſeiner vortrefflichen Bilder ausführte. Im Jahr 1885 erfolgte ſeine Ueberſiedlung nach München, wo der Wandervogel, der im Intereſſe ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit immer Luft und Licht wechſeln mußte, eine bleibende Stätte fand. Zu den letzten Bildern, die Profeſſor Wilhelm Kray daſelbſt geſchaffen hat, gehörten die vier Jahreszeiten und eine Reihe von Darſtellungen zu einem Lorelei-Cyklus nach der Julius Wolffſchen Dichtung, den er nicht mehr vollenden konnte; denn im Herbſt 1888 ergriff den ſonſt rüſtigen Mann eine ſchwere Krankheit; mitten im Winter reiſte er, begleitet und treu gepflegt von ſeiner edlen Gattin, nach Italien, um dort Geneſung zu ſuchen. Er weilte zuerſt in Nervi bei Genua und zog dann nach Venedig. Sein Zuſtand hatte ſich zum Beſſern gewendet; voll froher Hoffnung auf vollſtändige Wiederherſtellung kam Kray nach München zurück, wo ihn Ende Juli 1889 ein neuer Krankheitsanfall überraſchte, welchem er auch am 29. des genannten Monats erlag. Noch in ſeinen letzten Lebenstagen ſprach Wilhelm Kray davon, daß er jetzt erſt ſeine ſchönſten Bilder malen werde, und lebte ſeine „lichten, ſchönen Träume", noch kurz bevor er ohne Kampf hinüberſchlummerte.

Wilhelm Kray.

Profeſſor Wilhelm Kray war ein reich veranlagter, wohlwollender, frohgemuter Charakter, welcher dem Leben, deſſen Kümmerniſſe er oft genug zu ertragen hatte, immer die hellſten, heiterſten Seiten abzugewinnen ſuchte. Das Andenken an dieſen liebenswürdigen Künſtler und edelſinnigen Menſchen lebt fort.

Sv.

Notizblätter.

Bildende Künſte.

— **Die Jury für die erſte Münchener Jahresausſtellung** im königlichen Glaspalaſte hat folgende Auszeichnungen zuerkannt: Die goldene Medaille erſter Klaſſe den Malern: Dagnan-Bouveret, Paris, für das Bild „Ein Abſchied in der Bretagne"; Keller, Albert, Profeſſor, München, für das Bild „Porträt der Frau von K."; Maris, Willem, Rijswijk bei Haag, für das Bild „Am Teiche"; Marr, Karl, München, für das Bild „Die Flagellanten"; Uhde, Fritz von, Profeſſor, für das Bild „Laſſet die Kindlein zu mir kommen". Die goldene Medaille zweiter Klaſſe den Malern: Binet, A. G., Paris, für das Bild „Das Liebespaar"; du Chattel, F. J., Haag, für das Bild „Dämmerung"; Jeanniot, G. Pierre, Paris, für das Bild „Sonnenuntergang an der Küſte von Criquebeuf"; Duez, E. A., Paris, für das Bild „Im Sommer"; Johanſen, Viggo, Kopenhagen, für das Bild „Zu Hauſe"; Joors, Eugène, Antwerpen, für das Bild „Vorbereitungen zur [illegible]"; [illegible], Bernh., Roſt, für das Bild „Bewegtes Meer"; Le Mayeur, Adr., Veeraſſelt bei Brüſſel, für das Bild „Zur Flutzeit"; Muenier, J. A., Neuilly ſ. Seine, für das Bild „Algeriſche Frauen"; Neuhuys, Alb., Scheveningen, für das Bild „Frühling"; Reiniger, Otto, Stuttgart, für das Bild „Abend"; Stuck, Franz, München, für das Bild „Der Wächter des Paradieſes"; Truebner, Wilh., München, für das Bild „Kartoffelfeld"; Volz, Wilhelm, München, für das Bild „Maria"; den Bildhauern: Angel d'[illegible], Paris, für einen Rahmen mit 9 Medaillons; Uphues, Joſ., Berlin, für eine Bronzefigur „Bogenſchütz"; Zadow, Fritz, Charlottenburg, für eine Bronzeſtatuette „Ein Wurf"; Tilgner, Viktor, Wien, für eine Gipsbüſte „Weiblicher Kopf"; den Architekten: Salzmann, Max, Bremen, für den Entwurf zur Wiederherſtellung des St. Petridomes in Bremen; Schmitz, Heinr. Freih. von, München, für den Entwurf „Die St. Katharinenkirche in Oppenheim"; dem Graphiker de los Rios, Paris, für eine Radierung nach C. S. Pearce: „Fiſcherin".

— **Eine große Anzahl alter Wandgemälde wurde in der Jakobikirche zu Lübeck entdeckt.** Die bedeutendſten derſelben ſind: ein heiliger Chriſtophorus, mit dem Chriſtkinde durch das Waſſer ſchreitend, eine majeſtätiſche Geſtalt Gottvaters mit dem Gekreuzigten, in der [illegible] Anordnung des viel ſpäteren Allerheiligenbildes von Dürer im Wiener Belvedere, ein auferſtandener Chriſtus mit der Kreuzesfahne und eine jugendliche Gewandfigur mit der bezeichnenden Bewegung des Leibes, die der [illegible] Kunſt eigen iſt. Alle Bilder ſind vielfarbig und mit kräftigen Zügen gemalt und ſtehen unter architektoniſchen Baldachinen. Die Figuren haben etwa dreifache Lebensgröße.

— **Die Wiederherſtellung des Domes zu Metz**, zu deſſen Gunſten demnächſt ebenſo wie für Köln und Ulm eine Lotterie ins Werk geſetzt werden ſoll, iſt im vorigen Jahre unter Leitung des Dombaumeiſters Tornow in manchen weſentlichen Teilen erheblich gefördert worden. Vor allem wurde die dem dreizehnten Jahrhundert entſtammende Marienkapelle mit einem Aufwande von 34,000 Mark neu eingedeckt, mit Glasmalereien verſehen und in den Bekrönungen der Strebepfeiler und Mauern mit Maßwerk und [illegible] ausgeſtattet. Dazu traten umfangreiche Erneuerungen zwiſchen Weſtlettner und Kapitelhäuſern auf der Nordſeite, dann die Vergitterung der Triforiumsfenſter und die Ergänzung beziehungsweiſe der Ausbau von Wimpergen und Gewölben des Hochſchiffs. Dieſe Arbeiten, die zum Teil ſehr ſchwieriger Natur waren und die Verwendung von Ornament und Figurenſchmuck in reicherem Maß erforderten, koſteten rund 30,000 Mark. Der Metzer Dombauverein, der unlängſt die öffentliche Ausſtellung der Münſterſchätze in der Sakriſtei beſchloſſen hat, ſteht unter dem Schutze des Fürſten Hohenlohe; er zählt zur Zeit drei durch ihre amtliche Stellung berufene Mitglieder (Biſchof, Dombaumeiſter und Bezirkspräſident), 17 gewählte und 271 ſonſtige Mitglieder. Die Beſtrebungen des Vereins, der ein reich ausgeſtattetes Domkunſtblatt herausgibt, verdienen überall in Deutſchland Unterſtützung zu finden.

Bühne.

— **Das Gärtnertheater in München brachte eine neue** Operette von Zamara, dem jungen, talentvollen Komponiſten des „Doppelgängers"; ſie führt den Titel: „Der Herr Abbé" und nennt ſich Singſpiel. Die Aufnahme war eine recht freundliche. Die Muſik Zamaras zeichnet ſich nicht durch irgend welche Originalität aus, gewährt aber immerhin für ein paar Abendſtunden des Vergnüglichen genug. Im Ganzen wird ein Streben fühlbar, die muſikaliſchen Formen der großen Oper, welcher ſich die Operette in den letzten Jahren mehr und mehr bemächtigt hatte, beiſeite zu laſſen und anſpruchsloſer zu komponieren, was wohl auch durch die Bezeichnung „Singſpiel" angedeutet ſein ſoll. Der Text, ein [illegible] von Viktor Leon und F. X. Prall, hat keinen Anſpruch auf Inhaltsangabe. Es iſt das tauſendmal dageweſene Masken- und Verwechſlungsſpiel, wie es in den Operetten gang und gäbe iſt.

Kultur und Wiſſenſchaft.

In Wien wurde das naturgeſchichtliche Muſeum durch Kaiſer Franz Joſef eröffnet.

— **Dem Herzog Karl Theodor von Bayern**, der als Augenarzt Tauſenden ein Retter geworden und auch ſonſt ſich als Wohlthäter der Menſchheit erwieſen, wurden zu ſeinem fünfzigſten Geburtstage von den Gemeinden am Tegernſee großartige, wahrhaft von Herzen kommende Huldigungen dargebracht. Am Abend loderten auf den den Tegernſee umgebenden Bergen überall Freudenfeuer.

— **Das Gebetbuch König Ludwigs II. von Bayern**, das von dem Münchener Meiſter Franz [illegible] nach Motiven aus dem großen Kirchenſchatz angefertigt worden, wurde von dem Britiſchen Muſeum in London für 27,000 Mark angekauft.

— **Das Aachener Zeitungsmuſeum hat von dem Poſt**offizial Gabel in Augsburg eine 23,000 Blätter umfaſſende Sammlung erworben, die beſonders reichhaltig an Seltenheiten aus dem vorigen Jahrhundert iſt. Nach Einreihung der Sammlung enthält das Aachener Zeitungsmuſeum nunmehr 40,000 zum Teil äußerſt wertvolle Nummern, bildet alſo eine Sammlung, die nach Art und Umfang einzig daſteht.

— **Die Fortführung der Salzteile aus dem Meerwaſſer** durch die Vermittlung des Windes war bisher trotz vieler wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen nachzuweiſen nicht gelungen. Wie dieſe jedoch ſein muß, hat neuerdings der Forſtchemiker Ebermayer in München nachzuweiſen verſtanden. Ein höherer Forſtbeamter ſandte jenem Herrn eine große Menge Blätter von der Weſtſeite eines Waldes, der in der Luftlinie etwa 3 Meilen von der Nordſeeküſte liegt, und eine gleiche Menge von der Oſtſeite desſelben Waldes. Zweck der mit dieſen Blättern anzuſtellenden Verſuche war, feſtzuſtellen, durch welche Einflüſſe der Baumwuchs nördlich von der Elbe allmählich ſpärlicher würde, und warum das Wachstum der nach Weſten exponierten Bäume ein ſo ungleich mangelhafteres ſei als der nach Oſten ſchauenden. Bei dieſer Gelegenheit wurde ermittelt, daß der Kochſalzgehalt der Blätter von der Weſtſeite ein etwa viermal größerer iſt als von der Oſtſeite. Da die Bodenbeſchaffenheit auf beiden Seiten vollkommen gleich iſt, ſo bleibt als einzig mögliche Erklärung übrig, daß das Salz, von der Seeküſte fortgeführt, ſich auf und in den Blättern niederſchlägt.

— **Die Bürſte, eines der unentbehrlichſten Reinigungswerkzeuge,** ohne welche wir uns die Welt kaum noch denken können, ſoll gleichwohl erſt verhältnismäßig ſpät erfunden worden ſein. Oberamtmann Muth in Donaueſchingen gibt in einem Aufſatz einen [illegible] Thoma, Bürgersſohn von Todtnau im badiſchen Schwarzwald, als Erfinder an. Thoma wollte als Müllerburſche ſich das Zuſammenkehren des Mehlſtaubes erleichtern; ſo kam er auf den Gedanken, ein Stück Holz zu durchbohren und in den Löchern Schweinsborſten mit hölzernen Nägeln zu befeſtigen. Später betrieb er in Todtnau einen kleinen Tuchhandel und begann im Jahre 1750 auch gewerbsmäßig Bürſten zu verfertigen und zu verkaufen. Bald nahm ſeine ganze Familie an der Bürſtenarbeit teil. Aus der Herſtellung der Bürſtenhölzer einen eigenen Gewerbszweig zu machen, begann vor etwa hundert Jahren ein gewiſſer Balthaſar Brender. Die Bürſtenmacherei gehört alſo zu den jüngſten Handwerken.

Natur.

— **Auf den höchſten Gipfeln der Alpen blüht eine kleine,** zierliche Pflanze, Soldanella, Troddelblume oder Alpenglöckchen genannt, die ihrer ſonderbaren Eigentümlichkeiten wegen ſchon oft das Staunen ſelbſt der gelehrten Fachwelt erregt hat. Dieſe Pflanze durchbricht ſtets im erſten Frühling mit ihren jungen Blütenkegeln den harten Schnee oder auch ſelbſt das Eis der Lawinenreſte. Für dieſe wunderbare Keimungskraft hat man ſchon die verſchiedenſten Erklärungen geſucht. Unlängſt hat der ſchweizeriſche Naturforſcher F. A. Forel die ſonderbare Erſcheinung einer neuen Unterſuchung unterzogen und ſie aus der ſogenannten Diathermanität, das iſt Wärmedurchläſſigkeit des Schnees, erklärt. Da die Sonnenſtrahlen nämlich durch den Schnee dringen und den Boden erwärmen, ſo entſteht im ganzen Umkreiſe des Schneefeldes ein Gang von einigen Centimeter Höhe, die Pflanze beginnt zu treiben, und ihre Blütenknoſpen nähern ſich dem Schnee, ſie ſtrahlen die Wärme mit größerem Nutzen aus, als ſie ſie von der Sonne empfangen, und es bildet ſich daher über ihnen durch Schmelzung des Schnees eine kleine Kuppel, welche bei der fortſchreitenden Entwicklung der Pflanze immer weiter ausgehöhlt und endlich durchbohrt wird. Durch dieſen Erklärungsverſuch Forels iſt der Phyſiker Dufour angeregt worden, die erwähnte Diathermanität des Schnees zu prüfen, und er fand das überraſchende Ergebnis, daß der Schnee die Sonnenſtrahlen nur wenig durchläßt, vielmehr die Wärme ſehr gut zurückhält. Ein Thermometer, welches in ein Centimeter Tiefe in friſchen, von der Sonne beſchienenen Schnee geſetzt wurde, bekam eine Temperatur von 3,4 Grad Celſius, in zwei Centimeter Tiefe zeigte es 2,2 Grad, während es in der freien Luft auf 32 Grad ſtand. Erſt wenn der Schnee ſchmilzt, wird er durchgängig für Licht und Wärme. Hiernach, meint Dufour, iſt das Blühen der Alpenglöckchen im Schnee nicht der Diathermanität zuzuſchreiben, die Urſache iſt vielmehr in der Wärmeleitungsfähigkeit des Bodens rings um die Schneemaſſe und der Eigenwärme der Pflanzen zu ſuchen.

Sport.

— **„Padiſchah" hat in Budapeſt abermals eine totale Niederlage** erlitten, indem er am 15. Auguſt im St. Stephanspreis von 31,000 Gulden über 1800 Meter unter den letzten einkam. Baron Rothſchilds dreijährige „Teleſine", ein Pferd ſehr mäßiger Klaſſe, gewann, begünſtigt durch ſehr leichtes Gewicht, den reichen Preis vor „Tuchiz" nach hartem Kampf. „Pico" wurde Dritter vor „Evangeline", „Karoline", „Lord Ernest", „Bey", „Padiſchah", „Galiléo", „Merlin", „Kram" und „Uram kelyem". Das 3000 Gulden werte Sommerhandicap gewann Graf Moriz Eſterházys fünfjähriger „Vinaigrette" vor „Lardos" 2c., und das Criterium der Zweijährigen von 3000 Gulden holte ſich Graf Stockaubergs „Trefol" gegen „Szentivan" 2c.

— **Bei den Rennen zu Gotha gewannen B. Naps „Gaukler"** den Preis von Reinhardsbrunn vor „Victor", „Königsleutenant", den von Thüringen vor „Dalberg" und „Little Agnes", und „Marcellus" das Herzoginrennen gegen „Hildebrand". O. Oehlſchlägers „Waltraute" den Preis von Gotha vor „Meiſterin" und den von Friedrichroda vor „Mikrokosm", und „Caeſar" den Preis von Waltershauſen; B. Meyers „Erhange" das Herzog Ernſt-Jagdrennen gegen „Holſtein", und „Jeſter" das Prinz Leopold-Jagdrennen vor „Aeſa", Manſels „Hero" das Prinz Philipp-Hürden- und Baldwins „Holſtein" das Herzog von Edinburg-Jagdrennen, während Captain Jacks „Heinz" im Preis vom Bogberg über die Bahn ging.

— **„Lump", der berühmte dreijährige Traber des Geſtüts** Marienhall bei Frankfurt a. M., iſt nach Frankreich gemeldet worden, um an dem großen Traberrennen zu Paris-Vincennes teilzunehmen.

— **Das Achterrennen der vereinigten Ruderer Frankfurts** holten ſich die „Germanen" vor der Rudergeſellſchaft Sachſenhauſen und dem Ruderklub.

— **Auguſt Lehr, der Meiſterradfahrer von Europa, England,** Deutſchland 2c., iſt bei ſeiner Rückkehr aus England in ſeiner Vaterſtadt Frankfurt glänzend empfangen worden. Lehr wird vom deutſchen Radfahrerbund nun nach Holland und Norwegen geſendet werden, um auch dort an den großen Radfahren teilzunehmen.

— **Die Steppenhühner, welche nach ihrem plötzlichen Erſcheinen** in unſeren Breitegraden hie und da in Deutſchland niſteten, ſind mit ihren Jungen ebenſo unerwartet wieder verſchwunden, wie ſie kamen.

Denkmäler.

— **Auf dem Schlachtfeld bei Wörth wurde das ſtattliche Denkmal** unter militäriſcher Feierlichkeit enthüllt, welches Bayern ſeinen dort gefallenen Söhnen errichtet hat. Auf einem großen ſteinernen Unterbau, der ungefähr die Form eines antiken Tempels hat, erhebt ſich eine ſchöne eherne Gruppe, ein Werk des Profeſſor Rümann. Ein zuſammenbrechender Krieger, in der Linken krampfhaft die Fahne haltend, in der herabſinkenden Rechten den Degen, wird von einem herniederſchwebenden Siegesengel aufgefangen, der hoch den Kranz des Ruhmes über dem Sterbenden hält. Zu Füßen der Gruppe ruht ein mächtiger Löwe, der erhobenen Hauptes gen Weſten lugt.

Geſtorben.

— Geheimer Regierungsrat Rudolf Schepler, früher Kreishauptmann in Aurich und konſervatives Mitglied des konſtituierenden norddeutſchen Reichstags, 74 Jahre alt, Anfangs Auguſt, in Leer in Hannover.

— Meta Wellmer, bekannte deutſche Schriftſtellerin, 57 Jahre alt, zu Anfang Auguſt, in Oberdorf in Krain.

— Aug. Wilhelm Felix, Senior des alten Weltruf genießenden Leipziger Handelshauſes Gebrüder Felix (Seidenwarenlager), ein eifriger Förderer gemeinnütziger Beſtrebungen, 76 Jahre alt, am 2. Auguſt, in Leipzig.

— Anton Weber, bedeutender ungariſcher Architekt, im Kultusminiſterium angeſtellt, 67 Jahre alt, am 4. Auguſt, in Budapeſt.

— Dr. Robert von Helmholtz, namhafter Phyſiker, 27 Jahre alt, am 5. Auguſt, in Charlottenburg.

— Theodor Günther, Rittergutsbeſitzer auf Saalhauſen bei Oſchatz, Mitglied des deutſchen Reichstags und der zweiten Kammer des ſächſiſchen Landtags, der Reichspartei angehörig, 67 Jahre alt, am 7. Auguſt, in Saalhauſen.

— William Ralſton, engliſcher Schriftſteller und Ueberſetzer, 60 Jahre alt, am 7. Auguſt, in London.

— Geheimer Juſtizrat Dr. Richard Eduard John, ordentlicher Profeſſor des Kriminalrechts an der Univerſität Göttingen, 62 Jahre alt, am 7. Auguſt, in Göttingen.

— Benedetto Cairoli, einer der bedeutendſten Staatsmänner Italiens (ſ. Seite 776), 63 Jahre alt, am 8. Auguſt, in Capodimonte bei Neapel.

— Dr. Wilh. Friedr. Ad. Studemund, ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität Breslau, ausgezeichneter Gelehrter, 46 Jahre alt, am 9. Auguſt, in Breslau.

— Hermann von Kameke, königlich preußiſcher General der Infanterie z. D., ausgezeichneter Artillerieoffizier, 70 Jahre alt, am 9. Auguſt, in Berlin.

— Koloman Bedekovich von Komor, k. k. Geheimerat und ungariſcher Miniſter für Kroatien, Slavonien und Dalmatien, 71 Jahre alt, am 10. Auguſt, in der Hinterbrühl bei Wien.

— Profeſſor Ferdinand Konrad Bellermann, bekannter Landſchaftsmaler, 75 Jahre alt, am 11. Auguſt, in Berlin.

Schach.

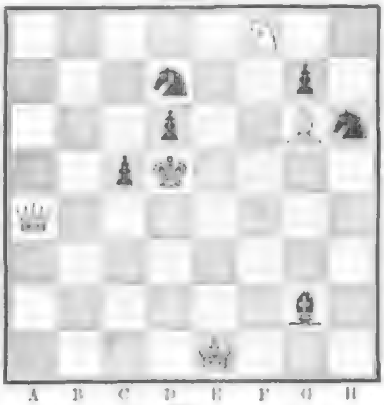
(Redigiert von Jean Dufresne.)

Erſter Preis im Problemturnier des ſiebten Kongreſſes des deutſchen Schachbundes.

Aufgabe Nro. 517.

Von Joſef Pospíšil in Prag.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 513:

	Weiß.	Schwarz.
1)	D. E 2 — G 4, drohend mit 2) D. G 4 — G 7 + und 3) S. G 8 — E 7 + matt zu ſetzen.	1) D. A 7 oder T. D 1 u. G 1.
2)	S. D 4 — C 2 + ...	2) T. G 1 (L. D 1) — D 4 oder K. E 5 — D 5 (F 5).
3)	T. C 4 — C 5 oder S. G 8 — E 7 Matt.	
	A)	
1)	. . . .	1) L. B 8 n. D 6.
2)	T. G 2 — G 7 +	2) K. E 5 — D 5 oder — F 5.
3)	S. G 8 — E 7 oder D. G 5 — F 6 Matt.	
	B)	
1)	. . . .	1) K. E 5 — F 5.
2)	D. G 4 — G 6 + ...	2) K. F 5 — E 5.
3)	D. G 6 — E 4 Matt. — Andere Spielarten leicht.	

Rätſel.

Quadrat-Rätſel.

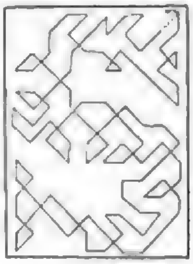
A	A	A	A	E	E
E	E	E	E	E	G
G	I	I	I	I	K
L	L	L	L	L	M
M	N	N	O	S	S
T	T	T	T	V	V

Aus dieſen Buchſtaben, richtig geordnet, ergeben ſich von links nach rechts und von oben nach unten geleſen, folgende Worte: 1) Ort an der Gotthardſtraße; 2) altſlaviſcher Name einer Inſel im Mittelmeer; 3) ein Volksſtamm; 4) Städtchen in der Nähe Roms; 5) Vorname einer gefeierten Künſtlerin; 6) Attribut bedeutender Perſönlichkeiten.

Auflöſung des Bilderrätſels Seite 965:

Drei Ding im Haus ſind ungelegen,
Der Rauch, ein böſes Weib und Regen;
Das vierte beſchwert es überaus:
Viel Kinder und kein Brot im Haus.

Auflöſung des Königsmarſches Seite 945:



Die Sterne ſtehn am Himmel,
So wunderbar belebt,
Da ſchaut ein hell Gewimmel,
[illegible]

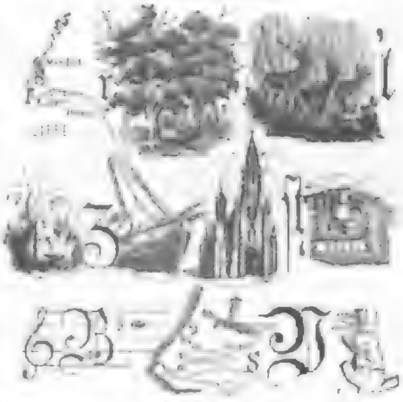
Und dennoch wallt in Scharen
Ein jeder ſeine Bahn,
Verbunden und geſchieden
Nach unbegriff'nem Plan.

Ein Geiſt hält ſie umſchlungen
Und lenkt ihren Lauf,
Von einer Kraft durchdrungen,
Gehn unter ſie und auf.

So wandeln ſie und weben
Ein himmliſches Gedicht.
Du aber ſiehſt ſie leben
Und du verſtehſt ſie nicht.
Die Sterne.

„Die Sterne", von C. F. Auguſt.

Bilderrätſel.



Dreiſilbige Charade.

Wenn die letzte den ſchuldloſen Leib dir ſchmückt
In unbefleckter Reinheit,
Wenn dein Herz die erſten iſt, doch entrückt
Des Lebens nied'rer Gemeinheit:
Dann zeigt ſich's, daß liebende Hand dir reicht
Das hochbedeut'ne Ganze,
Das der erſten und letzten Bild dir zeigt
In unvergeßlichem Glanze.

Auflöſung des Kreuzſtichproben-Monogramms Seite 965:

Wenn man das ganze Alphabet mit den Zahlen 1—26 fortlaufend numeriert, ſodann die Kreuzſtiche eines jeden das Monogramm bildenden Buchſtaben (K. S) in der Art abzählt, daß man ſtets die Stiche von einer Pauſe zur anderen, der Zeichnung des Buchſtabens folgend, abzählt, ſo gibt die gefundene Anzahl der Kreuzſtiche zwiſchen den Pauſen ſtets an, der wievielte Buchſtabe des numerierten Alphabets geleſen werden muß; z. B. iſt 14 gleich n, 2 gleich b u. ſ. w. Beim K des Monogramms beginnt man links unten beim Schäfchen, beim S oben beim Schäfchen desſelben. Die Löſung ergibt: Natalie von Serbien.

Briefmappe.

Poſtſekretär in Andernach. Von der [illegible] Erzählung „Treue Liebe" im Jahrgang 1885 unſerer Zeitſchrift. Sollten Sie dieſelbe noch nicht beſitzen, ſo können Sie ihn jetzt [illegible] durch jede Buchhandlung beziehen.

Freunde der edlen Turnerei in W. Der erſte Sieger beim VII. deutſchen Turnfeſte in München, Herr Guſtav [illegible], deſſen Bild wir hierſtehend mitteilen, iſt am 19. Januar 1863 zu Stuttgart geboren. Er gehört dem [illegible]

[illegible] Kranzgewinnung Herr [illegible] unter 75 erfolgreichen Turnern mit 68,6 Punkten, wobei er in den drei volkstümlichen Übungen [illegible] 10 Punkte, die höchſte Leiſtung, erzielte.

Eine Ausländerin. Unter dem Namen „[illegible]" [illegible]

Dr. W. in Breslau. Das Gothaiſche Taſchenbuch der freiherrlichen Häuſer (Gotha, Juſtus Perthes) [illegible]

Joſ. E. … in Düſſeldorf. [illegible]

[illegible]

Arno J. in Königsberg i. Pr. [illegible] „Der gute Ton in allen Lebenslagen".

[illegible]

Noch einmal die „Anſicht über Leben Breitenſtrube". [illegible]

[illegible]

Richtige Löſungen [illegible]

[illegible]

Verantwortlicher Redakteur: **Otto Baiſch** in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

[illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]

[illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]

Budapeſt: **Moriz Sichl** [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

[illegible]

Der Bazar.

Illuſtrirte Damenzeitung.

Preis vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.

Erſte tonangebende, reichhaltigſte Modenzeitung.

[illegible]

Inhalts-Ueberſicht der Nummern 35 und 36.

Mode: [illegible]

Handarbeiten: [illegible]

═ Hierzu doppelſeitiger Schnittmuſterbogen. ═

Unterhaltung und Belehrung: [illegible]

Wirthſchaftliches: [illegible]

═ Hierzu koloriertes Stahlſtich-Modenbild September. ═

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämmtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes. **Anzeigen** Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung. In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., [illegible] Hamburg, [illegible] Leipzig, [illegible] Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Von der Wiege bis zum Grabe.
Cyclus von 16 Fantaſieſtücken für Klavier zu 2 u. 4 Händen v. Prof. **Carl Reinecke.** [illegible] Auflage; [illegible] brillant [illegible]
[illegible] für Harmonium [illegible]
Durch [illegible] Buch- u. Muſikhdlg. wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann**, Leipzig.
Verbilderter Text u. Katalog gratis.

„Wir kennen keine
[illegible]
Steingraber Verlag, [illegible]

Solide Buckskins.
[illegible]

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork | **Baltimore**
Braſilien | **La Plata**
Oſtaſien | **Auſtralien**

Proſpekte verſendet

Bremen. Die Direction des Norddeutſchen Lloyd.

Allgemeine
Zeitung des Judenthums.
[illegible]
Abonnement: [illegible]
[illegible] der Inſerate, [illegible]

Weſt der Buchführung
Geheim-Buch
F. SIMON
Wie verlangt man eine gute Stelle
[illegible]

[illegible] Algen [illegible]
[illegible]

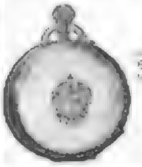
Bequemer reichlicher
Nebenverdienſt
vornehmſter Art
[illegible]

Gold- u. Silberwaarenfabrik
C. v. d. Werdt, Berlin S.,
Oranienſtr. 64 I
[illegible] **Pracht-Katalog gratis u. franko.**
Einzelverkauf zu Fabrikpreiſen.
[illegible]

Franz Chriſtoph's
Fußboden-Glanzlack
in den verſchiedenſten Farben
ſofort trocknend
geruchlos
[illegible]

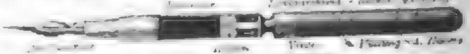
Niederlagen, die durch Plakate kenntlich, in [illegible]
Franz Chriſtoph, Berlin NW., Mittelſtr. 11.

Stottern
heilt gründlich die ſeit 22 Jahren [illegible] **Denhardt**'ſche Anſtalt in **Burgſteinfurt**, Weſtfalen. [illegible]



10 Mark. **Remontoir-Uhren**
(keine Waterbury)
vernickelt 10 Mark — in echt Silber 20 Mark.
[illegible]
Carl Hoff,
[illegible]
Cannſtatt-Stuttgart.
Illuſtr. Kataloge gratis u. franko.

Stets Tinte und Feder zur Hand!



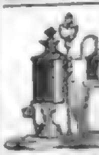
Kein Tintenfaß mehr!
beim Gebrauch unſeres Meteor-**Füllfederhalters.**
(Patentirt in allen Staaten, Dr. Hummel's D. R.-Patent)
[illegible] Sofortige Schreibfertigkeit! — Bequem in der Taſche!
[illegible]
Aktien-Geſellſchaft für Kleinmechanik (vorm. Joh. Koch & Cie.)
Auſſerſihl-Zürich (Schweiz)
[illegible] Deutſche Heereszeitung in Berlin; [illegible] Deutſche Zeitung in Wien; [illegible] Deutſchen Offiziers Vereins in Berlin durch denſelben
[illegible] der Mitglieder des Deutſchen Offiziers Vereins in Berlin durch denſelben

„Adler"
[illegible]
Frankfurt a. Main.

Photographiſche Apparate!
[illegible] von 50 Mrk. [illegible] gratis und franko.
Joh. Sachs & Co.,
[illegible]
Berlin S., [illegible]

[illegible] **Schladitz & Bernhardt,** [illegible] Germania [illegible] gegen 10 ₰ Marke.

Trikot-Stoffe, Trikot-Tuche
[illegible]
Herren-Tricot-Jaquets
[illegible] 10, ℳ 12, ℳ 12, ℳ 16, und ℳ 20.
Radfahrer-Anzüge
[illegible]
Aufträge von M. 20 an [illegible] franko [illegible]
Aug. Juncker, Leipzig, [illegible]



Eicke's
[illegible] **Kaffee-Maſchine,** [illegible]
H. Eicke, Berlin W., Friedrichſtr. 67

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-
Kunſt-Fenſter
[illegible]
Katalogs-Auszug, Muſter u. Preisliſte gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

Hamburg-Amerikaniſche Packetfahrt-Actien-Geſellſchaft.

Express-
und
Postdampferdienst.

Hamburg - New-York
Southampton anlaufend
Oceanfahrt ca 7 Tage.

[illegible]

Hâvre - New-York. Hamburg - Westindien.
Stettin - New-York. Hamburg - Havana.
Hamburg - Baltimore. Hamburg - Mexico.

[illegible]

Die Direction
[illegible]

Lebensversicherungs-Geſellſchaft
zu Leipzig
(alte Leipziger) auf Gegenſeitigkeit gegründet 1830.

Versicherungs-bestand:
Ende 1881
[illegible]
Ende [illegible]
[illegible]
Ende [illegible]
[illegible]

Vermögen:
Ende [illegible]
[illegible]

Gezahlte Versicherungssummen:
[illegible]

Die Versicherten erhalten durchschnittlich an Dividende gezahlt:
[illegible]

[illegible]

Pulverfabrik Rottweil-Hamburg

liefert
Alle Sorten Pulver
[illegible]

Centralbureau Rottweil a/N. (Württemberg)

Jagd-Körnung No 4

Gewehrpulver.
Musketpulver.
Mehl- u. Böllerpulver.

Sprengpulver.
Sprengpatronen.
Dynamit.

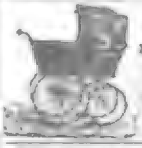
Jagdpulver
Patronen
Postversand

[illegible] Hamburg (Ovenhof)

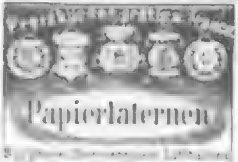
Prämirt. Stuttgart 1881
Amsterdam 1883.
Madrid 1883
Königsberg 1887
Freiburg i. B.
1887.

SEKURIT
vorzügliches dem Dynamit an Wirkung gleiches
Sprengmittel zur Vermeidung von Schlagwetterentzündungen.

NB. Sämmtliche Niederlagen der Fabrik liefern die Jagdpatronen zu Fabrikpreisen.



Kinderwagen-Bazar
Max Brinner
Berlin SW.,
[illegible]



[illegible]
Cotillon u Carneval Artikel
Cartonnagen Attrapen etc.
empfiehlt die Luxuspapierwaaren-Fabrik
Gelbke & Benedictus, Dresden

Weltberühmt [illegible]

[illegible]

Cognac
der Export-Cie.
für Deutschen Cognac
Köln a. Rh., Severing 55,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
Man verlange [illegible] mit unserer Firma.
Directer Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

Preciosa Caramellen
[illegible]
L. Pietsch.
[illegible]

[illegible]

Burks Arzneiweine

[illegible]

Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, [illegible] und blutbildende [illegible] Präparate.
[illegible]
Burks Pepsin-Wein (Essenz)
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à ℳ [illegible]
[illegible]
In Flaschen à ℳ [illegible]
Burks Eisen-China-Wein,
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
In Flaschen à ℳ 1. —, ℳ 2. — u. ℳ 4. 50.
Zu haben in den Apotheken Deutschlands
und vieler grösseren Städte des Auslandes.
Man verlange ausdrücklich:
„Burks Pepsin-Wein“,
„Burks China-Malvasier“
etc. etc.
und beachte obige Schutzmarke und die Firma: **C. H. Burk, Stuttgart.**
Export nach überseeischen Ländern.

[illegible]

Lingner & Kraft, Dresden.
Vertrieb für Holland: Gebr. Rikkers, Amsterdam.

Caesar & Minca in Zahna (Prov. Sachsen)

[illegible]
Prämiirt mit goldenen und silbernen Staats- und Vereins-Medaillen [illegible] Sr. Maj. des Kaisers v. Deutschland, Sr. Maj. des Kaisers v. Russl., Sr. Maj. [illegible] Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs [illegible] Prinzen, regierender Fürsten etc.

Spezialität
Alt-Deutsche und Deutsch-Engl. gehr. Vorstehhunde, Setters, Pointers, Retrievers, Parforce-, Schweiss- und Dachshunde, Harrier, Bracken, Russische, Schottische und Englische Windhunde und Foxhunde.

[illegible]

„Tyras“ „Reichshund“ (Ulmer Dogge).

[illegible] Caesar & Minca, Zahna [illegible]
[illegible] Dogge, Bernhardiner, Leonberger, Neufundländer, Dänische und [illegible] Englische u. Deutsche Mastiffs, [illegible] u. Löwen-Pudel, Rattler, Terrier, Pinscher, King Charles, Mopse, Spitzer, Havana- und Bologneser Hündchen etc.

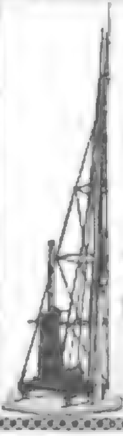
Permanente Ausstellung von [illegible] Hunden zu Wittenberg am Bahnhof.
Die Broschüre, Des Hundes Aufzucht, Pflege, Dressur und Behandlung s. Krankheit [illegible] Mk. [illegible] — K. 5 — oder Fr. 12.50.
Preiscourante in Deutsch u. Französisch incl. 30 verschiedener Abbildungen der [illegible] Hunderassen franko gratis.
[illegible] Roma, Via Uffici del Vicario 14. W. Metzmacher, [illegible]

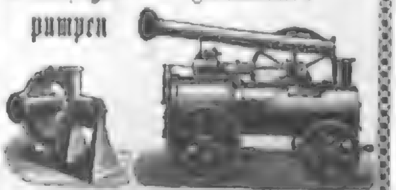
Globus-Nachtlicht,
[illegible]

Geräte für Inſektenfang.
Nadeln, Netze, Kaſten, Spannbretter, Torf u. ſ. w.
Preisliſten [illegible]
R. [illegible], Breslau.

Direkt wirkende Patent-Dampframmen
Dampframmen mit endloſer Kette
Dampframmen mit rücklaufender Kette

Centrifugal-pumpen **Locomobilen**





in allen gangbaren Größen auf Lager bei
Menck & Hambrock,
Ottenſen bei Hamburg.

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster.

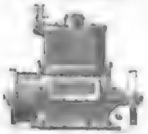
½ Kg. genügt für 100 Tassen
feinster Chocolade.
Ueberall vorrätig.

Brauer-Akademie zu Worms.
[illegible]

TAMAR INDIEN GRILLON
[illegible]
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen — Enthält keine [illegible] zum täglichen [illegible] nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. [illegible] E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon 27 [illegible]

[illegible]

Garrett Smith & Co.
Magdeburg-Buckau.
[illegible]



Westinghouse Dampfmaschinen.
[illegible]
Garrett Smith & Co.

Für jeden Haushalt!

[illegible]

Photographien
[illegible]

Nähmaschinen
[illegible]

Fahrräder

NÄHMASCHINEN- und FAHRRÄDER FABRIK
[illegible]
Meisterschaft für Deutschland
[illegible]
Jährliche Produktion
70,000 Nähmaschinen
[illegible] Fahrräder

Neue Winterstation
GRAND HOTEL & PENSION LOCARNO.
zwischen Gotthardbahn- u. Schiffsstation. LAGO MAGGIORE.
Gleichmässigstes Klima Oberitaliens. Vollkommener Windschutz.
Prächtigste Lage. — Prachtvolles Haus.
Vollständige Einrichtung für den Winteraufenthalt.
Lift — Bäder — Traubenkur.
Balli, Eigentümer.

Kurhaus f. Lungenkranke
Reiboldsgrün i. Sachsen,
[illegible]

Technikum Hildburghausen. Getrennte Fachschulen
[illegible]

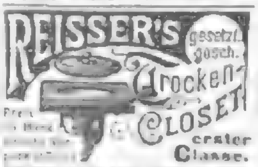
[illegible] Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nerven-leiden, Säfteverderbnis, Frauenkrank. [illegible]
Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt
Dresden, Nachstraße 8.
[illegible]

Militär-Pädagogium Dr. Killisch
Berlin, — jetzt: Schloss Wackerbarths-Ruhe
Kötzschenbroda-Dresden.
[illegible]

Weine nicht
[illegible]

besten Geschäften
Colonial-, Material-,
Droguen- u. Delicatesswaaren-Branche
[illegible]

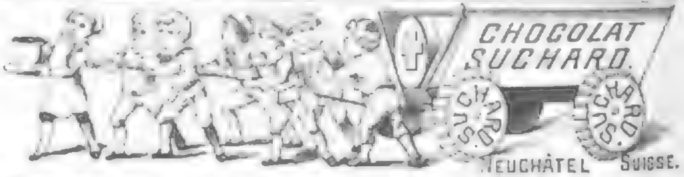
Trunksucht
[illegible]


REISSER'S
gesetzl. gesch.
Trocken-Closet
erster Classe.

[illegible]
Eugen Reisser, Stuttgart, Marienstr. 2

[illegible] prämiiert!
= Deutscher =
Wermuthwein
von Otto Maul, Leipzig
[illegible]

Gemütskranke
finden [illegible] Aufnahme in der Dr. [illegible] Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.


CHOCOLAT SUCHARD.
SUCHARD
SUCHARD
NEUCHÂTEL SUISSE.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Den geehrten Abonnenten von „Ueber Land und Meer“
offeriren wir zum Einbinden des neuesten Jahrgangs die in unserer Buchbinderei auf das eleganteſte ausgeführten

Einband-Decken

in brauner engliſcher Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpreſſung auf dem Vorderdeckel und Rücken nach nebenſtehender Abbildung von Julius Schnorr.

Preis per Stück, je für 26 Nummern oder 13 Hefte = 1 Band beſtimmt, nur 2 Mark.

Auf den Wunſch vieler Abonnenten liefern wir dieſe Decke in gleicher Ausſtattung, jedoch nur mit Goldrücken — alſo ohne Goldpreſſung auf dem Vorderdeckel — zu dem ſehr billigen Preiſe von nur 1 Mark 25 Pf. pr. Stück.

Zu dem gleich billigen Preiſe können auch Mappen zur Aufbewahrung der Wochen-Nummern in gepreßter Leinwand [illegible] allen Leſekabinetten, Gaſthöfen, Cafés, Reſtaurationen ꝛc.

(Für den Preis der Decken und Mappen kommt in Oeſterreich-Ungarn noch der [illegible])

[illegible]

[illegible] Da die früheren [illegible] nur in brauner Farbe zu haben ſind.

[illegible] — Zum Einbinden früherer Jahrgänge können jederzeit auch noch die betreffenden Decken [illegible]

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutſche Verlags-Anſtalt.

Druck und Verlag der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.
Nº 19.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3. 50.

Das Gedicht.

Novelle

von

A. G. von Suttner.

(Fortſetzung.)

Eines Nachmittags war Alceſte ſpät hinausgewandert, und die Dämmerung überraſchte ſie, als ſie noch, hinter einem Dickicht geſchützt, dem Treiben der ſchönen Tiere zuſah. Plötzlich ſcheute eines derſelben, äugte nach einer beſtimmten Richtung, und wie auf Kommando ſprang das ganze Rudel in großen Sätzen davon. Alceſte vermutete, daß einer der Forſtleute in die Nähe gekommen ſei, und trat nun auf die Wieſe hinaus, um den Mann aufzufordern, ſie nach Hauſe zu begleiten. Sie näherte ſich der Hütte und wollte eben rufen, als unverſehens ein Schatten neben ihr auftauchte. Betroffen fuhr ſie zuſammen, der Marcheſe ſtand vor ihr.

„Sie hier?!“ ſtammelte ſie, nachdem ſie ſich von der erſten Ueberraſchung erholt hatte.

Er brach ohne weiteres in einen Wortſchwall von leidenſchaftlichen Beteuerungen aus. Ja, er hatte nicht länger dem Drange widerſtehen können, ſie zu ſehen und ihr ſeine unbezähmbaren Herzensgefühle zu offenbaren. Seit ſie die Stadt verlaſſen, lebte er nur halb, wie im Traum — er war ein unglücklicher, elender Menſch, wenn ſie ihn nicht anhörte und — erhörte ... er konnte nicht anders, als ſein Schickſal, ſein Leben, ſein künftiges Glück in ihre Hand zu legen. Entweder leben oder — ſterben! Und mit einer Suada ohnegleichen floſſen ihm die Verſicherungen von den Lippen, daß ſie anfangs gar nicht zu Worte kommen konnte.

Der erwartete Effekt blieb jedoch aus. Hier hatte Alceſte ſchon längſt den Faſchingstaumel abgeſchüttelt und ſie war wieder vollkommen nüchtern geworden. Dieſer auf romantiſche Wirkung berechnete Ueberfall mißfiel ihr im höchſten Grad, und ſie gab ſich keine Mühe, es dem andern zu verhehlen, ja, ſie las ihm ſogar ganz gehörig den Text und kehrte ihm entrüſtet den Rücken, nachdem ſie ihm kategoriſch befohlen, ſeiner Wege zu gehen.

Dieſer Aufforderung wurde jedoch nicht Folge geleiſtet. Nochmals nahm er ſeine Beredſamkeit zu Hilfe, flüſterte ihr in leidenſchaftlichen Worten zu, daß unweit von hier ſein Wagen warte und daß alles zur Flucht vorbereitet ſei — aber da hatte er falſch gerechnet und ſich total in dem jungen Mädchen getäuſcht, deſſen Eroberung ihm ſo leicht und einfach geſchienen.

„Ich kann nur annehmen, daß Sie betrunken ſind oder den Verſtand verloren haben!“ entgegnete ſie empört. „Gehen Sie augenblicklich!“ und ihre Hand wies ihn gebieteriſch von ſich.

Allein er ging noch immer nicht.

„Nein, Alceſte, ich laſſe nicht von Dir, und müßte ich Gewalt anwenden!“ Er war gegen ſie losgeſchritten und ſeine Augen leuchteten in unheimlicher Entſchloſſenheit.

Im Schwarzwald. Originalzeichnung von W. Haſemann.

Alceſte war ſehr blaß geworden, aber ſie erwiderte mutig ſeinen Blick, während ihre Hand raſch in die Taſche griff und eine kleine Piſtole hervorzog, die ſie ſeit einiger Zeit bei ſich trug, da ſich hie und da verdächtiges Geſindel in der Nähe umhertrieb.

Als der andere ſah, daß ſie entſchloſſen die Waffe gegen ihn richtete, machte ihm die Sache doch über den Spaß gehen, und er ſuchte das Ganze ins Scherzhafte zu ziehen.

„Bravo, das nenne ich heldenhaft!“ rief er, ſein Geſicht zu einem gezwungenen Lächeln verzerrend. „Aber Sie werden doch nicht im Ernſte glauben, daß ich es je wagen würde —“

„Es iſt ſchon genug, daß Sie es wagen, noch ein Wort an mich zu richten. Wenn Sie nicht augenblicklich Ihrer Wege gehen, ſo drücke ich los, ich ſchwöre es Ihnen!“

„Es iſt das erſtemal im Leben, daß ich der Gewalt weiche, doch nicht etwa der Gewalt dieſes Spielzeugs, ſondern der Ihrer ſchönen Augen; ich —“ er ſtockte plötzlich, da er ſich von zwei kräftigen Fäuſten gepackt fühlte.

„Soll ich dem Burſchen einen Denkzettel geben, Comteſſe?“ fragte der Förſter, der, auf dem Heimwege begriffen, an der Hütte vorbeigekommen war und geſehen hatte, wie das junge Mädchen die Piſtole gegen einen fremden Mann zückte.

„Ah, Heinrich!“ rief ſie erleichtert. „Nein, laſſen Sie ihn laufen!“ Dann wandte ſie ſich mit ſpöttiſcher Miene an den Italiener: „Ich bedaure, Herr Marcheſe, daß Sie ſolches Fiasko gemacht haben und in die Rolle eines Poſſenhelden verfallen ſind; vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt eben nur ein Schritt!“ Sie kehrte ihm verächtlich den Rücken und ſchlug, vom Förſter gefolgt, den Heimweg ein. „Erwähnen Sie nichts davon im Schloſſe,“ ſagte ſie zu ihrem Begleiter, als ſie durch den Park ſchritten, „es könnte den Vater nur ängſtigen.“

Erſt in ihrem Zimmer angekommen, brach plötzlich die Reaktion über das junge Mädchen herein; ſie begann wie im Fieberfroſt am ganzen Körper zu zittern, und es war daher wohl am angezeigteſten, ſich ins Bett zu legen. Dem Vater ließ ſie einfach ſagen, daß ſie einen ungewöhnlich weiten Spaziergang gemacht und der Ruhe bedürftig ſei.

Das Abenteuer blieb aber trotzdem kein Geheimnis, obwohl der Graf erſt nach einigen Tagen davon erfuhr und zwar durch Richard Hohenſtein, der herübergeritten kam. Dieſer begegnete dem Schloßherrn im Hof und fragte ſogleich ſehr beſorgt, ob der Ueberfall von neulich keine ſchlimmen Folgen gehabt habe.

Höchlichſt erſtaunt ließ der Graf ſeine Tochter rufen, die ſich bereits wieder vollkommen erholt hatte und nun wohl oder übel den ganzen Hergang erzählen mußte. Anfangs ſuchte ſie den Namen des Attentäters zu verſchweigen; aber der Förſter, den Hohenſtein geſprochen hatte, war unvorſichtig genug geweſen, zu erwähnen, daß der Betreffende ganz „kavalierartig“ ausgeſehen, und daß Alceſte ihn „Herr Marcheſe“ genannt habe, alſo fiel es nicht allzu ſchwer, die Identität feſtzuſtellen.

„Es war jener Italiener, der Sie in Wien auf allen Bällen mit ſeiner Zudringlichkeit verfolgt hat,“ ſagte der junge Mann beſtimmt. „Wollen Sie es leugnen, daß ich auf der richtigen Spur bin — können Sie mir die heilige Verſicherung geben, daß ich mich irre?“

„Nein, das kann ich nicht. Aber was thut es zur Sache, daß man —“

„Was es zur Sache thut?“ unterbrach der Graf. „Daß ich gegen den Schurken augenblicklich die Anzeige einbringen werde!“

„Wollen Sie mir nicht geſtatten, die Sache zu regeln?“ wandte ſich Hohenſtein an den Grafen. „Es wäre vielleicht beſſer —“

„Mein Lieber, wie kämen Sie dazu?“ unterbrach der Graf. „Das iſt wohl in erſter Linie meine Sache!“

Hohenſtein blickte einigermaßen verlegen zu Boden, dann entgegnete er: „Es geht doch nicht an, die Geſchichte in die Oeffentlichkeit zu ziehen.“

„Ei was, warum nicht!“ Der Graf ſagte das in ſo entſchiedenem Tone, daß Richard ſchwieg. Er blieb nicht lange, da er zu Hauſe erwartet wurde. Als er aber das Schloßthor hinter ſich hatte, ſchlug er nicht den Heimweg ein, ſondern die Straße, die zur Eiſenbahnſtation führte.

Der Graf hatte beſchloſſen, am nächſten Morgen nach Wien zu fahren, um gegen den frechen Eindringling gerichtliche Schritte einzuleiten. Der Wagen wartete bereits, als ein Bote ein Billet für den Schloßherrn überbrachte. Es war von Richard Hohenſtein und lautete:

„Ich komme eben von Wien zurück, wohin mich ein dringendes Geſchäft gerufen hatte. Bei dieſer Gelegenheit glaubte ich Ihnen dienlich zu ſein, indem ich nähere Erkundigungen über jene Perſon einzog, von der geſtern zwiſchen uns die Rede war. Der ſaubere Herr iſt mit Hinterlaſſung bedeutender Hotelſchulden vom Schauplatz verſchwunden und wird bereits polizeilich verfolgt. Er ſoll ſich ganz unberechtigterweiſe einen Adelstitel angemaßt haben. Ich glaube alſo, daß vorläufig weitere Schritte überflüſſig ſein dürften.“

Natürlich war es überflüſſig, unter ſolchen Umſtänden die Angelegenheit weiter verfolgen zu wollen, der Graf gab alſo vorderhand die Idee auf.

Bald nach Erhalt jenes Billets traf die Poſt ein und brachte mehrere Briefe, darunter einen, der ein fremdländiſches Poſtzeichen trug. Die Aufſchrift ſtammte aber nicht von Erichs Hand, obwohl der Graf im erſten Augenblick geglaubt, daß es wieder einmal ein Lebenszeichen vom Neffen ſei. Er erbrach das Siegel und blickte zuerſt nach der Unterſchrift: „H. von Wulpert, Korvettenkapitän.“ Da war offenbar dem Jungen etwas zugeſtoßen! Haſtig überflog er das Schreiben:

Kapſtadt, 21. Februar 1888.

„Hochgeborener Graf!

„Jetzt, da ſich Ihr Neffe außer Gefahr befindet, kann ich Ihnen wohl Mitteilung über einen Unfall machen, der dem jungen Manne zugeſtoßen iſt und welcher ihn in bedenkliche Nähe des Grabes gebracht hat. Der Sachverhalt iſt in Kürze folgender: In die Nähe der Fidſchigruppe gelangt, wurde unſer erſter Lieutenant mit einer kleinen Bedeckung ausgeſchifft, um auf einer der noch weniger bekannten Inſeln Nachforſchungen anzuſtellen. Ihr Neffe war als zweiter Offizier mit von der Partie. Nachdem einige Vermeſſungen vorgenommen worden, beſchloſſen die beiden Herren, mit Zurücklaſſung der Bedeckung etwas ins Innere vorzudringen, um nach jagdbarem Wilde zu ſpüren, und bei dieſer Exkurſion ſahen ſie ſich plötzlich von einem Haufen wilder Eingeborenen umringt, die mit allen Anzeichen feindſeliger Geſinnung auf ſie losſtürmten. Die beiden Angegriffenen bahnten ſich einen Weg, und es gelang ihnen auch anfangs, ſich die Gegner vom Leibe zu halten, bis mehrere Wurfgeſchoſſe den erſten Lieutenant kampfunfähig machten. Der Verwundete forderte den Kameraden auf, ſich durch die Flucht zu retten, aber Ihr Neffe bot dem Feinde die Spitze, bis er ſchwerverwundet zuſammenbrach. In dieſem kritiſchen Momente kam die Bedeckung, durch die vielen Schüſſe beſorgt geworden, zu Hilfe, und bei ihrem Anblick ergriff der feige Haufe die Flucht.

„Erichs Zuſtand war eine Zeit lang ſehr beſorgniserregend, zum Glück trat aber eine plötzliche günſtige Wendung ein, und jetzt iſt er außer Gefahr. Immerhin bedarf er vollkommener Ruhe und Erholung; ich halte es daher für angezeigt, denſelben mittelſt Paſſagierdampfer in ſein Vaterland zu ſchicken, wo er bei ſeinen Verwandten ſicherlich die beſte Pflege finden wird.

„Selbſtverſtändlich habe ich in meinem offiziellen Berichte den ausgezeichneten jungen Mann zu einer Belohnung vorgeſchlagen.

„Empfangen Sie, Herr Graf, die Verſicherung meiner vorzüglichen Hochachtung

H. von Wulpert, Korvettenkapitän.“

„Teufelsjunge!“ rief der Graf, während Alceſte unbemerkt ins Zimmer getreten war. „Braver Burſche das!“

„Von wem ſprichſt Du, Papa?“

„Ah, Du biſt da, Alceſte! Da nimm und lies!“

Sie folgte der Aufforderung und las klopfenden Herzens den Bericht.

„Na, was ſagſt Du, hat ſich Erich nicht brav gehalten?“

„Sehr brav,“ erwiderte ſie, ihre Bewegung zu verbergen ſuchend, dann legte ſie das Schreiben auf ein Seitentiſchchen und trat ans Fenſter.

Der Graf hatte ſeine anderen Briefſchaften vorgenommen und ſtieß plötzlich einen ärgerlichen Ruf aus.

„Da haben wir's!“ brummte er nach einer kurzen Pauſe.

„Etwas Unangenehmes?“

„Gewiß! Von Tante Malvine ein Zetergeſchrei über den Entführungsverſuch, von dem die ganze Stadt voll ſein ſoll. Und dabei macht ſie mir noch Vorwürfe, daß ich Dich nicht gehörig überwache, als ob ich überhaupt an der ganzen Sache ſchuld wäre! Ja, hätte ich Dich lieber nicht nach Wien gehen laſſen, dann wärſt Du mit dem italieniſchen Halunken nicht bekannt geworden und —“

„Iſt es denn der Mühe wert, ſich über die dumme Geſchichte zu alteriren?“ unterbrach Alceſte ablehnend.

„Es ſcheint, daß es Deinen guten Freunden in der Stadt der Mühe wert iſt, da ſie ſogar behaupten, daß die Sache zwiſchen Dir und ihm abgemacht war.“

„Es iſt doch nicht möglich, daß man die Unverſchämtheit hätte, ſo etwas im Ernſte zu behaupten!“ rief das junge Mädchen empört.

„Da die Tante in dem Sinne ſchreibt, muß man dort wohl auch ſo reden!“

„Freilich,“ verſetzte ſie bitter, „nach der Art, wie man die dortigen Bekannten Spießruten laufen ließ, kann ich glauben, daß man mich nun auch nicht verſchonen wird.“

„Höre, Kind,“ ſagte der Graf, nachdem er den Brief noch einmal durchgeleſen hatte, „es iſt eine ſchlimme Geſchichte, die ſie Dir da an den Hals gehängt haben. Es ſcheint, daß jener Bube überhaupt kein Marcheſe, ſondern ein gewöhnlicher Hochſtapler war, der es darauf abgeſehen hatte, einen guten Fang in den oberſten Schichten zu machen. Wohl iſt ihm ſein Coup nicht gelungen, aber er hat es dahin gebracht, daß Du in den Augen der Welt kompromittirt biſt.“

„Gibſt Du etwas auf die Meinung einer ſolchen Welt?“ fragte ſie ruhig.

„Nein und ja. Die Leute haben nichts zu thun und ſuchen ſich die Langeweile durch pikante Läſterreden über ihre Freunde und Bekannten abzukürzen. Wenn es heißt: Dieſes oder jenes männliche Mitglied der Koterie hat ein unlauteres Verhältnis oder ſteckt bis über den Kopf in Schulden oder iſt ein Spieler, ein Trinker, ſo benimmt es dem Betreffenden nichts von ſeinem Anſehen, weil er eben den Vorteil hat, dem Geſchlechte anzugehören, dem gewiſſermaßen alles bis zur vagen Grenze der Ehrenhaftigkeit geſtattet iſt. Anders geſtaltet ſich jedoch die Sache, wenn ein junges Mädchen die Heldin einer heiklen Geſchichte iſt; man erklärt ſie dann einfach für kompromittirt, und damit iſt ihr moraliſches Todesurteil geſprochen.“

„Alſo ſteht es dem nächſtbeſten böswilligen Schwätzer frei, die Ehre eines jungen Mädchens an den Pranger zu ſtellen? Ich danke für eine ſolche Geſellſchaft!“

„Wäre es ein einzelner, dann könnte ihm wohl, ehe er ſich's verſieht, das loſe Maul geſtopft werden; wenn es aber einmal heißt: Die Welt ſagt das, dann geſtaltet ſich dieſer geheimnisvolle einzelne zu jenem fabelhaften Ungeheuer, dem die Fangarme, kaum daß man ſie abgehauen, auf der Stelle wieder nachwachſen, und gegen den man daher trotz aller Gegenwehr den kürzern zieht. Bedenke das, mein Kind, und laß Dir nun ſagen, was die Tante als Rettungsmittel vorſchlägt: Richard Hohenſtein war bei ihr — wie es ſcheint, hat er ſich geſtern nach Wien aufgemacht, um den unverſchämten Schurken von einem Gauner zu züchtigen; er hat alſo, ohne dazu berufen zu ſein, Deine Verteidigung auf ſich genommen, und — nach der Verſicherung Malvinens — war der Beweggrund der, daß er — Dich liebt.“

Alceſte war betroffen zuſammengefahren, und jetzt ſank ſie in einen Lehnſtuhl, während ſich ihre Hände abwehrend erhoben.

„Nein, nein, es kann nicht ſein!“

„Sei vernünftig und überleg Dir die Sache. Er hat die Tante gebeten, ſeine Fürſprecherin zu ſein. Jedenfalls würdeſt Du durch die Annahme ſeiner Hand den dummen Reden ein für allemal ein Ende machen.“

„Nein, lieber alles ertragen, als mich an eine Perſon ketten, deren Gefühle zu erwidern mir unmöglich iſt!“

„Ich begreiſe, daß Dich das Ganze in Verwirrung und Aufregung verſetzt, auch will ich Dich durchaus nicht zu einer Entſcheidung drängen. Wenn Du aber darüber eingehend nachdenkſt, ſo wirſt Du vielleicht zu dem Schluſſe gelangen, daß es die beſte Löſung der traurigen Affaire wäre. Richard Hohenſtein iſt in jeder Beziehung eine gute Partie — na, ich will Dich vorderhand nicht beſtürmen,“ lenkte der Graf ab, da er in den Augen der Tochter die hellen Thränen bemerkte. „Geh nun, mein Kind, denke ſelbſt in aller Ruhe darüber nach, und wenn ſich Deine Nervoſität gelegt hat, wollen wir weiter ſprechen.“

*

Der unterbrochene Faden wurde vom Grafen nach einigen Tagen wieder aufgenommen, ohne daß ſich jedoch Alceſte zu einer Einwilligung entſchließen konnte. Wohl nahm ſie diesmal die Sache ruhiger auf, allein zu einer entſcheidenden Antwort war ſie nicht zu bewegen. Der Graf hielt es übrigens ſchon für einen Gewinn, daß ſie keine „Nerven“ bekam, und dachte für ſich, daß nach öfterer Beſprechung und Beleuchtung der Angelegenheit das Ganze in die von ihm gewünſchte Bahn gelenkt werden würde. Zu überſtürzen brauchte man ja die Sache nicht, ob nun die guten Leute etwas länger oder kürzer Stoff zum Plaudern hatten, das blieb ſich ſchon gleich.

Richard Hohenſtein kam öfter herüber; in ſeiner Gegenwart blieb aber Alceſte kalt und einſilbig, obwohl ſie ihm das erſtemal gedankt hatte, daß er den guten Willen gezeigt, für ihre Ehrenrettung einzutreten. Selbſtverſtändlich hatte er da ſogleich eine Anknüpfung an ſein Vorhaben geſucht, aber ſie war ihm geſchickt entſchlüpft, ohne ein ermutigendes Ja oder ein ablehnendes Nein zu ſagen.

Die ganze Geſchichte hatte ſie übrigens recht niedergeſchlagen geſtimmt; mit ihrer früheren Ruhe und Sorgloſigkeit war es nun vorbei, denn ſie ſah in der Zukunft nur Unangenehmes und Unerfreuliches vor ſich. Da kam eines Tages wie ein freundlicher Sonnenſtrahl eine Botſchaft aus Pola: Erich meldete ſeine Ankunft auf vaterländiſchem Boden und teilte dem Onkel mit, daß er nach zweitägiger Raſt wieder aufbrechen wolle, um ſeinen Krankenurlaub in Lindenhof zu verbringen.

Raſch wurden die Vorbereitungen getroffen, und zwar richtete man diesmal ein Zimmer im erſten Stockwerke zurecht — dasſelbe Gemach, in welchem die beiden jungen Leute damals, am Tage der Trennung, ihren kleinen Streit ausgefochten hatten. Hier war Erich, der ſich vielleicht noch geſchwächt fühlte, beſſer untergebracht als zwei Treppen hoch; wenn er ins Freie wollte und dann wieder das Zimmer aufſuchte, hatte er einen weniger langen Weg zu machen.

Die Aprilſonne warf ſchon ſo kräftige Strahlen, daß das Gemach genügend durchwärmt wurde, wenn man tagsüber die Fenſter offen ließ, zu denen der große Birnbaum mit ſeinen blütenbeſäten Aeſten ſo zudringlich hereinſtrebte, daß es behutſam hantiren hieß, wenn man beim Oeffnen und Schließen die übervollen Zweige nicht verletzen wollte.

(Schluß folgt.)

Die kleine Zeitungsleſerin.

(Hiezu das Bild Seite 1016.)

Ein kerniger, noch vielfach von patriarchaliſchen Sitten beherrſchter Volksſtamm iſt es, der die Bretagne Frankreichs bewohnt. Hier ſchlugen Kirche und Monarchie ihre tiefſten Wurzeln, hier fand der Sammler uralter Legenden und Gebräuche die reichſte Ausleſe, hatte das Rittertum des Mittelalters ſeine glorreichſten Vertreter.

In eine der beſcheidenſten Hütten dieſes Landes führt uns der Künſtler. Die alte Großmutter iſt gewiß eine vortreffliche Spinnerin, denn in ihrer Jugend hatte ſie noch nicht wider den gefährlichen Mitbewerb der Maſchinen zu kämpfen, aber die hohe Kunſt des Leſens iſt ihr offenbar unbekannt. Sie vertritt mit ihrem Spinnrad, mit ihrer weißen, hutartigen Haube die alte, gute Zeit. Das iſt nun anders geworden. Die Enkelin iſt ein Kind der modernen Zeit mit ihrem obligatoriſchen Unterricht und den Eiſenbahnen, welche die meerumrauſchte Provinz mit zahlloſen Ausflüglern überflutet. Das junge Mädchen lieſt aus der Zeitung vor, ebenfalls eine Errungenſchaft der neuen Zeit, und die Alte lauſcht ſinnend, vielleicht gleichzeitig von der ſchönen, goldenen Zeit der Jugend träumend. Verſteht ſie auch nicht zu leſen, ſo iſt ſie darum nicht unintelligent. Ihr Geſicht iſt ausdrucksvoll und ſinnig, und der Maler hat es mit ſeltener Kunſt charakteriſtiſch geſtaltet. Mir fällt dabei ein prächtiges Wort eines mir bekannten Malers ein, dem man zum Vorwurf machte, daß er immer nur alte Frauen male. „Aber die ſind ja viel ſchöner als die jungen“, erwiderte er zur allgemeinen Heiterkeit, und er hatte recht. Der Schönheitsbegriff iſt eben nicht derſelbe für Maler und für — Liebhaber.

Die Zeitungslektüre muß übrigens nicht ſehr erfreulichen Inhalts ſein. Der Sohn der Alten, der Vater der Kleinen mit ihrem ſchlichten Hemd und ihrem dunklen, von keiner altfränkiſchen Haube verunſtalteten Haar, iſt zweifellos Seemann oder Fiſcher, wie die meiſten Bewohner der vor etwa drei Jahrhunderten noch engliſchen Bretagne, und was das junge Mädchen vorlieſt, iſt vielleicht die Liſte der Seeunfälle, welche auch das „Petit Journal“, das verbreitetſte Soublatt Frankreichs, ſehr regelmäßig mitteilt.

Nichts charakteriſtiſcher als dieſe Gegenüberſtellung des Pariſer Blattes, das ſelbſt in der ärmſten Hütte der Bretagne wohl kaum mehr fehlt, und des uralten Spinnrades, das einſt für jede junge Wirtſchaft obligat war und von dem Tiſchler, welcher für die innere Ausſtattung ſorgte, unentgeltlich geliefert werden mußte. Spindel und Spinnrad — wie erinnern ſie uns an unſere Märchenlektüre aus der ſonnigen Kinderzeit! Großmama gehört offenbar zu denen, welche noch viele alte, durch die mündliche Ueberlieferung ſchließlich wunderſam umgeſtaltete Geſchichten zu erzählen wiſſen. Die Entwicklung des Verkehrsweſens iſt dieſen Legenden, welche an die von den Gebrüdern Grimm geſammelten vielfach anklingen, nicht eben günſtig. Es war Zeit, daß das Intereſſe für die Volksüberlieferung in Frankreich erwachte und die franzöſiſchen Grimms ihre Aufzeichnungen vornahmen, denn nach zwanzig bis dreißig Jahren wird von dieſem köſtlichen Sagenſchatz bei den Bewohnern der Bretagne kaum mehr etwas zu ſpüren ſein. Die Kleine, welche das Petit Journal zu leſen verſteht, wird natürlich die aus Paris brühwarm übermittelten Tingeltangellieder für ſehr viel bewunderungswürdiger halten als das, was die arme Großmutter, die nicht einmal leſen gelernt hat, ihr erzählen kann und dem ſie nur noch mit halbem Ohre lauſcht.

Demnächſt wird auch die bretagniſche gleich ſo mancher anderen volkstümlichen Tracht nur noch der Geſchichte angehören. Es war daher eine glückliche Idee ſeitens der Veranſtalter der Weltausſtellung, dem Beſucher im Trocadero eine ſehr reichhaltige Zuſammenſtellung der verſchiedenſten franzöſiſchen Nationaltrachten zu bieten. Hie und da ſieht man wohl auch noch in Paris Dienſtmädchen und Ammen in der bretagniſchen Tracht, aber ſie ſchämen ſich derſelben nur zu ſchnell, dem abplattenden Einfluß der Großſtadt rettungslos unterliegend. In dieſem Punkt wenigſtens bewährt ſich das Sprichwort: „tête comme un Breton“ (ſtarrköpfig wie ein Bretagner), alſo keineswegs.

Unſer Maler, Ernſt Joſef Laurent, iſt in Paris geboren und gehört der Schule Lehmanns, Héberts und Merſons an. Er hat ſich vor allem durch ſeine Studien und Porträts einen Namen gemacht. Insbeſondere unſer Bild, das einigermaßen an Jules Breton und ſeine meiſt dem Volksleben der Bretagne entnommenen Meiſterwerke erinnert, zeigt eine ganz entſchiedene Begabung für eine ſcharfe Charakteriſtik.

Charles Baude, der das Bild in Holz geſchnitten hat, iſt ein Schüler Guillaumes und im Salon durch drei Medaillen ausgezeichnet worden, ſo daß er nunmehr „hors concours“ iſt, das heißt, die Jury beſitzt nicht mehr das Recht, ſeine Werke zurückzuweiſen. **E. v. Z.**

Bazar in Kairwan.

(Hiezu das Bild Seite 1017.)

So intereſſant die orientaliſchen Städte ſind, die abſeits von den großen Handelsſtraßen liegen, daher von der abendländiſchen Kultur noch unberührt ſind und in Sitten und Gebräuchen, Leben und Treiben ihre ganze Urſprünglichkeit bewahrt haben, ſo ſchwierig, oft gänzlich unmöglich, iſt es, in dieſelben zu gelangen oder gar ſie maleriſch auszubeuten. Iſt ja die Thätigkeit des Malers eine vom Koran ſtreng verpönte.

Wenn dazu die betreffende Stadt in religiöſer Beziehung von Bedeutung iſt, ſo ſteigern ſich noch die Schwierigkeiten für den Kunſtjünger, denn er muß ſtets gewärtig ſein, gerade vom beſten Standpunkte ſchnöde verjagt zu werden, oder wenn er im Begriff iſt, eine intereſſante Menſchengruppe, ſei es auch noch ſo verſtohlen, zu ſkizziren, dieſelbe in wildeſter Flucht forteilen zu ſehen. Und noch kann er froh ſein, wenn es damit ſein Bewenden hat. Bekannt iſt, daß ein Europäer ſtets in größter Gefahr für Leib und Leben ſchwebt, wenn er es wagt, den geheiligten Boden Mekkas zu betreten; er mag des Arabiſchen noch ſo mächtig ſein und in Kleidung und Gebaren noch ſo vollkommen den Eingeborenen ſich anpaſſen.

Kairwan, wohin der Maler uns in ſeinem Bilde verſetzt, iſt zwar eine heilige Stadt, ihr Beſuch aber, auch bevor ſie von den Franzoſen beſetzt wurde, war nicht gefährlich, wenn nur der Europäer es vermied, in die Moſcheen zu treten. Verſtand er die Sprache, ſo konnte er ſich freilich mit liebenswürdigen Namen anreden hören wie Kelb (Hund) oder Ihiſa (Aas). Im übrigen verließen ſich die Eingeborenen auf die vielen in der Stadt beerdigten Marabuts, von denen ſie glaubten, ſie würden keinen Ungläubigen auch nur eine Nacht in der heiligen Stadt dulden. Zum Glück hat ſich dieſer Glaube niemals beſtätigt, die mohammedaniſchen Heiligen erwieſen ſich ſtets als friedliche Männer.

Kairwan liegt 150 Kilometer ſüdlich von Tunis, faſt im Zentrum des tuneſiſchen Gebietes. Es ſoll 675 nach Chriſtus von einem der arabiſchen Eroberer, Okba-Ibn-Nafé, gegründet worden ſein und war die Hauptſtadt von Afrika, dem heutigen Tuneſien, bis 898 nach Chriſtus, in welchem Jahre Tunis zur Hauptſtadt gemacht wurde.

Die jetzt 15—20,000 Einwohner, darunter außer der Garniſon kaum 20 Europäer, zählende Stadt war in ihrer Blütezeit ſo volkreich, daß, wie behauptet wird, ein einziges Quartier, das der Nagelhändler, 70,000 Krieger ins Feld ſtellen konnte.

Der Handel iſt auch heute von großer Bedeutung, wenn auch nicht mehr ſo lebhaft wie in früheren Zeiten, da die Stadt der Bedeutung ihres Namens gemäß wirklich ein Karawanenhalteplatz war. Die hauptſächlichſten Handelsartikel ſind Teppiche und gelbes, hier verfertigtes Leder, das im ganzen Reiche beinahe ausſchließlich zu Pantoffeln verarbeitet wird.

Die hervorragendſte Bedeutung von Kairwan beruht in ihrem Charakter als heilige Stadt. Denn hier ruhen in zum Teil ſehr ſchönen Grabmälern eine ganze Anzahl von Marabuts. Die Hauptanziehung bildet aber das Grab oder die Moſchee des Sidi Sahab, der des Propheten Gefährte und Barbier war. Er ruht in einem prächtigen Gebäude, etwa ein Kilometer nordweſtlich außerhalb der Stadt, inmitten eines Komplexes von Grabmälern von Mitgliedern der Aglabiten, des erſten tuneſiſchen Dynaſtiengeſchlechtes. Auf ſeiner Bruſt ruht ein Täſchchen, in welchem ſich drei Barthaare des Propheten befinden ſollen.

Das Grab Sidi Sahabs iſt es, das Kairwan zu einem ſo bedeutenden Wallfahrtsort nicht nur für Tuneſien, ſondern für die ganze mohammedaniſche Welt macht. Sieben Wallfahrten hierher kommen einer Wallfahrt nach Mekka gleich.

Im Innern iſt Kairwan ein unentwirrbares Durcheinander von engſten Gaſſen und Gäßchen. Eine Ausnahme bildet die ſogenannte große Straße, welche von Nord nach Süd, vom Bab ed Tunis, dem tuneſiſchen Thor, nach dem Bab ed Tjaladin in einer Breite von 12—15 Meter die Stadt durchzieht. Hier ſind der Bazar, die Bäder, die Reſidenz des Gouverneurs.

Vor dem Bab ed Tunis befindet ſich der Hauptmarkt, auf welchem Tag ein Tag aus das größte Gewühl herrſcht. Hier ziehen hoch bepackt, in langen Reihen hintereinander Kamele, voran das Leitkamel, dort feilſchen auf flüchtigem Roß Beduinen miteinander, dazwiſchen ſitzen die verſchiedenen Händler ſcheinbar teilnahmlos und apathiſch.

Mühſam zerteilen wir die Menge und gelangen urplötzlich an eine Gruppe, aus deren Mitte eine gar eintönige Muſik hörbar wird. Muſik iſt eigentlich eine falſche Benennung für dieſes: tu, tu, tu, das wir vernehmen. Zwängen wir uns durch, ſo ſtehen wir vor einem Schlangenbeſchwörer, der ſeine lieblichen Zöglinge ihre Verſchlingungen und Tänze ausführen läßt beim Schalle der primitiven Muſikinſtrumente. Weiterhin ſehen wir die Leute andächtig einem Märchenerzähler lauſchen und bedauern nur, der Sprache nicht mächtig zu ſein, um die teilweiſe poetiſchen und anmutigen Erzählungen verſtehen zu können. Und über alle dem blaut der ſonnendurchglühte, afrikaniſche Himmel, verbreitet Glanz und Licht und zaubert in jeder Gruppe Bilder von ungeahnter Farbenpracht, die man zu bewundern nicht müde werden kann.

Kaiſer Franz Joſef in Berlin.

Mit Originalzeichnungen unſeres Spezialartiſten Herm. Lüders.

Abermals traf ein treuer Bundesgenoſſe Deutſchlands, Kaiſer Franz Joſef I. von Oeſterreich-Ungarn, in Berlin ein. Nur wenige Monate waren verſtrichen, ſeitdem ein anderer Gaſt des deutſchen Kaiſers und ſeines Volkes ſeinen Einzug in die Hauptſtadt des deutſchen Reiches gehalten: König Humbert, dem damals in goldener Maienſonne die frohen Mienen ungezählter Menſchen entgegenlächelten. Diesmal war die Stimmung der Bevölkerung eine feierlich ernſte. Galt es doch, den Herrſcher willkommen zu heißen, der erſt vor kurzem von den ſchwerſten Prüfungen heimgeſucht worden iſt und doch mit ſeltener Seelenſtärke den unvertilgbaren Schmerz niedergezwungen hat, um ſeinen hohen Regentenpflichten unentwegt zu genügen, und ſo war es nicht mehr als natürlich, daß man, dem Wunſch und der Stimmung des erlauchten Gaſtes Rechnung tragend, ihm den ehrerbietigen Gruß in gedämpften Accorden entgegenſandte. Aber gerade weil die Erinnerung an den jähen Tod des öſterreichiſchen Thronerben auch in deutſchen Herzen noch ſo friſch war, darum trugen die Regungen des öffentlichen Geiſtes einen um ſo innigeren Ausdruck.

Obwohl Kaiſer Franz Joſef ſich allen Glanz und Prunk von feſtlicher Einholung verbeten hatte, ſo wollte es ſich

Kaiſer Franz Joſef begrüßt am Bahnhofe den Fürſten Bismarck.

Fürſt Bismarck beſichtigt die neue Uniformirung der Schloßgarde.

doch die Bürgerſchaft der Friedrichſtadt nicht nehmen laſſen, wenigſtens in kleinen Zeichen ihre aufrichtige Verehrung für den hohen Fürſten kundzugeben. Allenthalben wehten Fahnen in deutſchen, öſterreichiſchen und — um den Gedanken des Dreibundes anzudeuten italieniſchen Farben. Die öffentlichen Gebäude zeichneten ſich durch beſonders reichen und ſinnigen Schmuck aus, und das königliche Schloß ſelbſt trug über der öſtlichen Einfahrt einen ſchweren Baldachin von goldfarbenem Sammet, der an den Seitengehängen die Farben der verbündeten Reiche und an der Decke den öſterreichiſchen Doppeladler nebſt dem deutſchen Reichsadler zeigte.

Der Einzug des Kaiſers von Oeſterreich in die deutſche Reichshauptſtadt.

In der entſcheidenden Nachmittagsſtunde klärte ſich das bis dahin nicht eben günſtig geweſene Wetter auf, damit die alte Tradition vom „Hohenzollernwetter" nicht Lügen geſtraft werde. Bei herrlichem Sonnenſchein bildete nun das Militär auf der Empfangsſtraße ein doppeltes Spalier. Bald verſammelten ſich auch auf dem kleinen Bahnhof, der wohl noch nie ſo viel erlauchte Perſonen auf einmal geſehen hat, die zum Empfang befohlenen Herrſchaften. Als einer der erſten erſchien Generalfeldmarſchall Graf von Blumenthal; ihm folgten in ununterbrochener Folge ſämtliche zur Zeit anweſenden Prinzen des königlichen Hauſes, die geſammte Generalität, Graf Moltke und Fürſt Bismarck, letztere mit ſtürmiſchen Zurufen empfangen. Endlich — es war wenige Minuten vor 5 Uhr — meldete lauter Jubel die Ankunft des Kaiſers, der in der Uniform ſeines öſterreichiſchen Huſarenregiments ſehr gut ausſah und trotz lebhafter Unterhaltung mit dem neben ihm ſitzenden Prinzen Heinrich ein ſcharfes Auge auf die Truppen hatte.

Kurz vor dem Einlaufen des Zuges betrat der deutſche Kaiſer den Bahnſteig. Kaiſer Franz Joſef ſtand bereits in der Thür der Plattform und wartete kaum den Augenblick des Haltens ab, um herabzuſteigen und ſeinen kaiſerlichen Freund zu begrüßen. Es war ein erhebender Augenblick, als beide Verbündete ſich in den Armen lagen. Und welche Gefühle mögen die Herzen der Monarchen bewegt haben, da nunmehr der öſterreichiſche Kaiſer den präſumtiven Thronerben Erzherzog Franz Ferdinand dem kaiſerlichen Freunde ſeines verſtorbenen Sohnes entgegenführte. Nach den üblichen Vorſtellungen und dem Abſchreiten der Ehrenwache begaben ſich die Herrſcher zu ihrem Wagen; dann ſetzte ſich der Zug nach der Stadt in Bewegung, eröffnet von der Leib-Eskadron der Garde du Corps mit Küraſſen und Lanzen. Kaum hatte der Wagen, der Kaiſer Wilhelm und ſeinen erlauchten Gaſt trug, die Fahrt begonnen, da ereignete ſich ein ſeltſam ergreifendes Naturſchauſpiel: über den Häuptern der beiden Fürſten wölbte ſich ein prächtiger Regenbogen, das uralte Symbol des Bundes, und ſo führte der Einzug durch ein farbenſtrahlendes, bedeutungsvolles Thor, das beſſer als aller irdiſche Prunk den Inhalt dieſes unvergeßlichen Augenblicks ſymboliſirte. — Der Einzug glich einer Siegesfahrt. Unendlicher Jubel untermiſcht mit dröhnendem Kanonendonner und den ſchallenden Hurrarufen der Truppen, brauſte allerwegen den Monarchen entgegen. Den Höhepunkt erreichte die Begeiſterung, als die beiden Herrſcher unter den Klängen der öſterreichiſchen Volkshymne in das königliche Schloß einfuhren; ihnen folgten die oberſten Würdenträger, darunter auch Feldmarſchall Beck, der während der ganzen Fahrt das militäriſche Spalier aufmerkſam gemuſtert hatte. Von der Treppe an bildete die Schloßgarde in ihrem hiſtoriſchen Paradeanzug aus der Zeit Friedrichs des Großen Spalier. Der Hauptmann trug eine Uniform, die derjenigen der Offiziere dieſer Truppe aus dem Jahre 1788 nachgebildet war; mit dem altertümlichen Sponton ſalutirte er, indem er zuerſt präſentirte und dann die Waffe mit der Spitze tief ſenkte. Fürſt Bismarck ließ ſich die Einzelheiten der Uniform genau erklären. Bald nach halb 6 Uhr fand im Garde du Corps-Saale der Empfang des kaiſerlichen Gaſtes durch die Kaiſerin und die Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes ſtatt, und um 7 Uhr vereinigten ſich die hohen Herrſchaften zu einer Familientafel im engeren Kreis.

Für den Abend war großer Zapfenſtreich angeſetzt und zur Abhaltung dieſes eigenartigen militäriſchen Schauſpiels der ſchöne Platz beſtimmt, welcher zwiſchen Schloß, Zeughaus, Muſeum und Dom liegt.

Erzherzog Franz Ferdinand von Oeſterreich und Prinz Heinrich von Preußen bei der Parade.

Der Trinkſpruch des Kaiſers Franz Joſef.

[illegible]

Ueber 700 Muſiker nahmen dort Aufſtellung, um bei dem Scheine von Magneſiumfackeln die Huldigung in Tönen darzubringen. Es war ein Bild von wahrhaft zauberiſchem Reiz, als der grünlich-gelbe Schimmer der Fackeln ſich mit der milden Helle des Mondes und dem weißen Licht der elektriſchen Lampen miſchte. Dazu rotes bengaliſches Feuer in der Säulenhalle des Muſeums und, hinter den beiden Fontänen, das Laub- und Buſchwerk des Luſtgartens, die altersgrauen Mauern der Monumentalbauten — ein überwältigender Anblick, der ſich dem öſterreichiſchen Kaiſer bot. Mit mächtig anſchwellendem Trommelwirbel begann der Zapfenſtreich. Darauf erklang die ergreifende Melodie: „Gott erhalte Franz den Kaiſer“. Unter vieltauſendſtimmigem Jubel trat Kaiſer Franz Joſef, die Mütze auf dem Kopfe, in einen Mantel gehüllt, dicht an die Brüſtung hinaus und dankte bewegt. Von den weiteren Muſikſtücken erzielte namentlich der Radetzkymarſch eine geradezu hinreißende Wirkung. Nachdem gegen 10 Uhr die bekannte Melodie des Zapfenſtreichs über den weiten Platz verhallt war und alle Welt die muſikaliſche Feier beendet glaubte, ließ Kaiſer Wilhelm nochmals die öſterreichiſche Hymne ſpielen; noch einmal trat Kaiſer Franz Joſef mit der deutſchen Kaiſerin an die Brüſtung, und noch einmal brauſte eine ſtürmiſche Ovation der Menge zu dem Schloſſe empor.

Die beiden Kaiſer auf dem Balkon des Berliner Schloſſes während des großen Zapfenſtreichs.

Kaiſer Franz Joſef am Sarge Kaiſer Wilhelms I.

Der nächſte Morgen zeigte das herrliche Paradewetter und eine dem entſprechende wahre Feſtesſtimmung in der Bevölkerung. Um 8½ Uhr kündeten laute und anhaltende Hurrarufe in den dichten Reihen von Schauluſtigen, daß die beiden Kaiſer an der Kaſerne des 1. Garde-Dragonerregiments angekommen waren. Im Kaſernenhof [illegible] Allerhöchſten Herrſchaften zu Pferde. Zuerſt ritt der deutſche Kaiſer heraus, bald darnach Kaiſer Franz Joſef in Begleitung des Prinzen Heinrich und des Erzherzogs Franz Ferdinand, welche letzteren beide ſich eng miteinander befreundet zu haben ſchienen; von allen Seiten her, aus allen Fenſtern und ſelbſt von den Dächern herab ſchallten ihnen enthuſiaſtiſche Hochrufe entgegen. Kaiſer Franz Joſef hatte erſt eine kurze Strecke zurückgelegt, als er in einiger Entfernung hinter ſich einen neuen Jubelſturm vernahm, der, wie er erfuhr, der nahenden Kaiſerin galt. Er machte ſofort Kehrt und begab ſich mit dem ganzen Gefolge zum Kaſernenhof, in dem eben der offene Vierſpänner der Kaiſerin anlangte. Nach wenigen Minuten bot ſich dem Auge ein überaus feſſelndes Bild: die deutſche Kaiſerin ritt im Galarock des Küraſſierregiments an der Seite des öſterreichiſchen Kaiſers zu dem Paradefeld, voraus die neugeſchaffene Leibgarde der Kaiſerin, reckenhafte Geſtalten in weißer Uniform mit dunkelroten Aufſchlägen, auf dem weißen Stahlhelm einen goldenen Adler.

Kaiſer Franz Joſef an der Spitze ſeines Regiments der Franz-Grenadiere.

Sobald die Kavalkade den großen Exerzierplatz hinter dem Steuerhaus erreicht hatte, gab Kaiſer Wilhelm, welcher [illegible] Kommando zum [illegible] begann. Von Bataillon zu Bataillon erklang, nach alter, ſchöner Sitte, der Gruß des Monarchen an ſeine Truppen und ihr Gegengruß, während die Trommeln raſſelten, die Trompeten ſchmetterten und die ruhmreichen Feldzeichen ſich zur Erde ſenkten.

Als zweiter Akt der Parade folgte der Vorbeimarſch. Der Kaiſer kommandierte ſelbſt die Parade vor ſeinem hohen Gaſt, während dieſer, als das Kaiſer-Franz-Regiment nahte, ſich an deſſen Spitze ſetzte und es dem Kaiſer vorführte, ein Augenblick von großem Intereſſe, den gleichfalls der Griffel feſtgehalten hat. Nach einem zweiten Vorbeimarſch in Kolonnen war die Parade beendet; die Kaiſerin mit ihrer Schweſter und die beiden Kaiſer fuhren nach dem königlichen Schloß zurück. — Gegen 1 Uhr ſammelten ſich die Unter den Linden zerſtreuten Maſſen plötzlich wieder zum Spalier, denn Kaiſer Franz Joſef begab ſich im [illegible] uniform. Der Kaiſer unterhielt ſich [illegible] Gegen 5 Uhr verließen beide Kaiſer das Berliner Schloß zur Fahrt nach Charlottenburg. Auch diesmal kannte der Jubel des Publikums keine Grenzen. — Welche Gefühle mögen die hohen Verbündeten bewegt haben, als ſie ſich der Grabkapelle des greiſen Heldenkönigs näherten! Während des Aufenthaltes am Sarge ſelbſt waren nur einige wenige Auserwählte zugegen. Kaiſer Franz Joſef legte eigenhändig einen großen, aus weißen Roſen und Lorbeerzweigen beſtehenden Kranz nieder, dicht neben jenem, den unſer Kaiſerpaar am Todestage Wilhelms I. geſpendet hatte. In ernſtem Schweigen verließen die Majeſtäten den matterhellten Raum und fuhren durch ſtillere Straßen auf Umwegen nach Hauſe zurück.

Am Abend fand in dem berühmten weißen Saal des [illegible] ſtatt. Die Majeſtäten tranken einander zu und neigten wiederholt auch gegen ihre Paladine die Gläſer. Man plauderte eifrig miteinander, und ſelbſt nach dem Diner ſah man noch den Reichskanzler und den Grafen Kalnoky in lebhaften Verhandlungen begriffen. Den Mittelpunkt der Feſtlichkeit bildeten jedoch die beiden Kaiſerreden. Zuerſt ſprach Kaiſer Wilhelm frei und mit lauter Stimme ſeinen Trinkſpruch, mit beſonderem Nachdruck die Worte betonend: „Mein Heer iſt ſich bewußt, daß es zur Erhaltung des Friedens für unſere Länder, vereint mit der tapferen öſterreichiſch-ungariſchen Armee, einzuſtehen und, wenn es der Wille der Vorſehung ſein ſollte, Schulter an Schulter zu fechten haben wird.“ Die lautloſe Stille, während die kaiſerlichen Worte ertönten, machte aufbrauſendem Jubel Platz, als der Kaiſer ſeinen Toaſt auf den Kaiſer und König von Oeſterreich-Ungarn, die kaiſerliche Familie und die öſterreichiſche Armee beendet hatte, die Muſik „Gott erhalte Franz den Kaiſer“ anſtimmte und die ganze Verſammlung von ihren Plätzen ſich erhob. Dann ergriff Kaiſer Franz Joſef das Wort, und man hörte es der leicht vibrirenden Stimme an, wie aufrichtig es der ehrwürdige Monarch mit dem Inhalt des folgenden

Schlußſatzes meinte: „Ich erhebe das Glas auf das Wohl des meinem Herzen ſo naheſtehenden Freundes und Alliirten, auf die untrennbare Verbrüderung und Kameradſchaft zwiſchen deſſen tapferem Heere und meiner Armee und auf die Mehrung und Feſtigung der Friedensbürgſchaften zum Heile und Segen der verbündeten Staaten und Völker, ſowie des geſamten Europa!“

Der dritte Vormittag brachte ein Manöver bei Spandau, das zu mancher militäriſch intereſſanten Scene Anlaß bot, und dem am Nachmittag ein Ausflug nach Potsdam folgte. Dort begaben ſich beide Monarchen zunächſt nach der würdig geſchmückten Friedenskirche, wo Kaiſer Franz Joſef eine ſchmerzliche Pflicht erfüllte, indem er an des großen Dulders Friedrich Grab einen Kranz niederlegte und dann den Neubau des für Kaiſer Friedrich beſtimmten Mauſoleums beſichtigte. Darauf machten die von dem Publikum herzlich begrüßten hohen Herren eine Rundfahrt durch das Schmuckkäſtchen der Mark, durch Sansſouci und Potsdam und gelangten endlich, am Marmorpalais vorbei, nach Babelsberg. Dort harrte die Kaiſerin-Witwe Auguſta der hohen Gäſte. Die erlauchte Frau blieb zwar dem Diner fern, unterhielt ſich aber vor und nach demſelben ſehr eifrig mit dem öſterreichiſchen Kaiſer.

Graf Herbert Bismarck und Graf Kalnoky bei der Parade.

Am letzten Morgen der denkwürdigen Zuſammenkunft begab ſich der öſterreichiſche Kaiſer mit dem Erzherzog Franz Ferdinand in die Hedwigskirche, wo zur Feier des Tages der Himmelfahrt Mariä eine durch Geſang verſchönte Betſtillmeſſe ſtattfand. Gegen Mittag empfing der Monarch den Fürſten Reichskanzler in längerer Audienz und fuhr kurz darnach in Begleitung des deutſchen Kaiſers unter erneutem Jubel der Berliner nach der Kaſerne ſeines Garde-Grenadierregimentes, in deren gewaltigem Hofe ſich das Regiment in offenem Viereck mit Breitkolonnen aufgeſtellt hatte. Nachdem der Kaiſer von Oeſterreich die Parade über ſeine Franzer abgenommen, entſprach er einer Einladung des Offizierkorps zur Frühſtückstafel im Kaſino. Dann wurde die deutſche Ausſtellung für Unfallverhütung beſichtigt, und am Abend verließ Kaiſer Franz Joſef Berlin.

Die Tage der Feſte liegen nun hinter uns; aber ihre Wirkung beſteht fort, und werden die hiſtoriſchen Trinkſprüche, die im königlichen Schloß zu Berlin ausgetauſcht wurden, von bleibendem Erfolg gekrönt, dann wird dieſer Beſuch des Kaiſers Franz Joſef in Berlin ewig unvergeſſen ſein.

Ludwig Hoſaeus.

Nikolaus Lenau in Weinsberg.

Nach eigenen Erinnerungen erzählt

von

Theobald Kerner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es war im Spätſommer 1831, als in meinem Vaterhauſe in Weinsberg ein Gaſt eintraf, der für geraume Zeit unſer aller Aufmerkſamkeit in nicht geringem Grad erregte und beſchäftigte. Es war ein junger Mann von neunundzwanzig Jahren, der folgenden an meinen Vater gerichteten Brief mitbrachte:

„Geliebter Kerner!

„Hier ſchicke ich Dir Herrn Niembſch von Strehlenau aus Wien, einen Ungar, einen herrlichen Dichter und Menſchen, wovon Du Dich bald überzeugen wirſt. Er hat bei mir gewohnt und iſt für ewig mein Freund geworden; wir ſind auch bei Uhland in Tübingen geweſen und um Deinetwillen reiſt er über Weinsberg nach München. Dich, Rickele und die Kinder grüßen Sophie und ich aufs innigſte; vielleicht laſſen wir uns um die Herbſtzeit bei euch einen Augenblick ſehen. Innig und ganz Dein G. Schwab.“

In der Perſon und dem Charakter des alſo Eingeführten vereinigten ſich Eigenſchaften von teilweiſe einander geradezu entgegengeſetzter Art, wie ſie teils durch Vererbung, teils durch einen abſonderlichen Erziehungsgang ins Leben gerufen und zur Entfaltung gebracht waren. Sein Vater, Franz Niembſch Edler von Strehlenau, 1777 zu Tartos in Oberungarn als Sohn eines k. k. Stabsoffiziers geboren, war als Kadet im Dragonerregiment Fürſt Lobkowitz ein wilder, leichtſinniger Junge geweſen. Dieſer „ſchöne Niembſch“, wie man ihn zu nennen pflegte, heiratete ſchon im Auguſt 1799, nachdem er ſein Entlaſſungsgeſuch eingegeben, gegen den Willen der beiderſeitigen Eltern die Tochter des Oberfiskals Maigraber, Thereſe. Dieſer Ehe entſprangen drei Kinder: Magdalene, Thereſe, Franz Nikolaus. Der arme Nikolaus wurde am 13. Auguſt 1802 unter den traurigſten Verhältniſſen geboren. Der leichtſinnige, ausſchweifende Lebenswandel des Familienhauptes, namentlich deſſen unaufhaltſame Spielſucht, warfen immer tiefere Schatten auf das eheliche Verhältnis und zehrten das kleine Vermögen ſchnell auf. Ein Vorfall, welchen Anton Schurz, der Schwager Lenaus, erzählt, mag ein Bild entwerfen von dem, was die Mutter Entſetzliches unter der Gewiſſenloſigkeit ihres Mannes zu erdulden hatte.

„Ich weiß nicht,“ ſchreibt der Genannte, „war es noch vor der Geburt Lenaus oder doch nicht lange darnach, etwa im Januar 1803: das nun dreijährige Lenchen litt ſchwer an der furchtbaren Gehirnhöhlenwaſſerſucht. Als das Kind immer kränker wird, verlieren die Eltern das Vertrauen zu den Ortsbürgern und der Vater eilt nach Temesvar, um einen tüchtigen Arzt von dort zu holen. Vergebens erwartet die einſame Mutter mit ſteigender Sorge und Ungeduld den Gatten. Stunde um Stunde vergeht. Das Kind ſchlägt beſtändig mit einem Händchen nach dem leidenden Haupt, es beginnt zu röcheln, es iſt tot, und die Mutter bricht, vom Schmerz überwältigt, zuſammen, der Vater aber kommt nicht. Da endlich öffnet ſich die Thür und herein tritt — nicht der Vater, nicht der Arzt, nein, zwei wildfremde Menſchen treten herein, Spielgeſellen des leichtſinnigen Mannes, und präſentiren der unglücklichen Mutter eine Schuldverſchreibung über ſiebenzehntauſend Gulden, die derſelbe an dieſe Genoſſen im Spiel verloren. Sie verlangen die Unterſchrift der Gattin als Bürgſchaft, widrigenfalls ihr in Temesvar zurückgehaltener Mann unnachſichtlich dem Schuldturm und der Schande überliefert werden ſolle. Vernichtet, halb bewußtlos, verpfändet ſie ſich wirklich durch ihre Namensunterſchrift zu Opfern, die ſie erſt mehrere Jahre darauf nach dem Tod ihrer Mutter in der That zu bringen vermochte.“

Endlich an Körper und Geiſt gebrochen, ſtarb der unglückſelige Mann im April 1807, neunundzwanzig Jahre alt. Die Großeltern wollten nun den jungen Nikolaus zu ſich nehmen, was wohl das beſte geweſen wäre. Die Mutter aber verweigerte es trotz aller Armut, und nun gab es jahrelang einen ewigen Streit zwiſchen der eigenſinnigen Affenliebe der Mutter und den vernünftigeren, beſſergeſtellten Großeltern, welche Nikolaus eine geregelte Erziehung geben wollten. Durch dieſe unſtäte, unruhige Mutter wurde Lenau zu ſeinem Schaden immer wieder von jedem ernſteren Lernen abgehalten, an ein zigeunerhaftes Herumwandern gewöhnt; nur als die Mutter 1811 einen bisherigen Militärarzt, Dr. Karl Vogel, heiratete, welcher in Peſt praktizirte, durfte Lenau vier Jahre lang das Gymnaſium daſelbſt beſuchen, wo er tüchtig lernte, nebenbei auch mit Vorliebe Muſikſtunden auf der Violine und Guitarre nahm und ein Meiſter im Pfeifen, beſonders im Nachahmen von Vogelſtimmen, ward.

Da aber ſein Stiefvater Vogel einer beſſeren Praxis wegen nach Tokay zog, war Lenau wieder ein Jahr lang ohne irgend einen Unterricht, während die Großeltern wiederholt baten und ſogar gerichtliche Schritte thaten, ihren Enkel in ihre Obhut zu nehmen und ihn geregelt erziehen zu laſſen. Ein eigener Hauslehrer überſchritt die Mittel der Mutter, und ſo zog ſie es vor, ihren Mann zu verlaſſen und mit ihren vier Kindern — zwei hatte ſie aus zweiter Ehe — wieder nach Peſt zu ziehen.

Dort lebte ſie mit ihren Kindern unter argen Entbehrungen; Nikolaus aber ſtudirte fleißig, beſtand ehrenvoll ein Examen und ſchrieb, da die Not unausſtehlich wurde, einen verſöhnenden Brief an die Großeltern, welche ihn freudig aufnahmen und 1819 zu fernerem Studium nach Wien ſandten. Hier zeichnete er ſich bei Prüfungen in Mathematik und Phyſik aus, nahm bei Joſef Mayſenthal Unterricht im Violinſpielen und fing auch an zu dichten; eine weitere Freude war ihm, daß ſeine Schweſter Thereſe, mit Anton Schurz vermählt, in Wien lebte. Aber die abenteuerliche Mutter zog von Peſt nach Preßburg und ruhte nicht, bis ihr Nikolaus nachfolgte, angeblich, um dort ungariſches Recht zu ſtudiren, ein Schritt, den er nur zu bald bereute und wogegen auch die Großeltern ſich energiſch ausgeſprochen hatten. Unvermutet kam er zu den Großeltern nach Stockerau und erklärte ihnen, er wolle wieder nach Wien. Dies war das letztemal, daß er ſeinen Großvater ſah, welcher im Juli 1822 ſtarb. Im Auguſt ſchrieb Lenau ſeiner Großmutter, er wolle ſtatt **Jus** lieber **Philoſophie** ſtudiren, aber auch dabei blieb er nicht lange, wollte Landwirt werden, bezog deshalb die Ackerbauſchule in Ungariſch-Altenburg, wohin ihm auch ſeine Mutter mit Mann und Kindern folgte; doch auch an der Landwirtſchaft hatte er nur kurze Freude, ging wieder nach Wien, um Medizin zu ſtudiren; die Mutter mit Mann und Kindern war ihm auch dahin nachgereiſt. Am 24. Oktober 1829 ſtarb ſeine Mutter, im September 1830 ſeine Großmutter, von der er zehntauſend Gulden erbte. Schnell wollte er dieſe Summe durch Börſenſpekulation verdoppeln und verlor dabei die Hälfte.

Er dachte nun daran, in Heidelberg Medizin weiter zu ſtudiren; zugleich wollte er ſeine Gedichte im Druck herausgeben. Im Juni 1831 reiſte er über Gmunden, Salzburg, München, Karlsruhe nach Heidelberg. Als ſich eine Antwort von Guſtav Schwab, dem er zwei Gedichte mit der Bitte, ſie ins „Morgenblatt“ aufzunehmen, von Karlsruhe aus geſandt hatte, verzögerte, reiſte er nach Stuttgart. Von Schwab freundlichſt aufgenommen, las er ihm und dem gerade anweſenden Guſtav Pfizer einige ſeiner Gedichte vor. G. Schwab ſchloß ihn entzückt in die Arme, und auf ſeine Veranlaſſung unternahm Cotta den Verlag von Lenaus Gedichten, welche im Sommer 1832 im Druck erſchienen. Niembſch wohnte, mit kurzen Unterbrechungen, über ein Vierteljahr bei Schwab, welcher ihn in Stuttgarter litterariſche Kreiſe einführte, mit ihm Ausflüge zu Uhland und Karl Mayer machte, und ihn am 20. Auguſt 1831 mit dem oben angeführten Briefe nach Weinsberg ſandte.

Lenau wurde von meinem Vater freundlichſt aufgenommen. Anton Schurz ſchildert Lenaus äußere Erſcheinung zu damaliger Zeit folgendermaßen: „Eher klein als groß, aber ſtämmig, um die Schultern breit, von vortrefflicher Lunge und Bruſt, mit ſehnigen Armen und Beinen, dazu voll Mut und Verwegenheit und ſtets gewaltiger Herr des Werks — wäre er ein vortrefflicher Huſarenoberſt geweſen. Sein ſehr großer Schädel zeigt die Hilfsmittel des Dichters in höchſter Ausbildung, das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun, die Stirne beſonders breit, über der kräftigen, ſanft geſchwungenen Naſe gern ſich ſtark faltend, die Brauen wie bei Vieldenkern oft ſich zuſammenziehend, die Backenknochen wie bei Slaven etwas hervorragend, die ſchmalen Lippen entſchloſſen geſchloſſen, das Kinn wie abgehackt, endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geiſt, Tiefſinn und Schwermut — welch ein herrliches Geſicht! Hand und Fuß ariſtokratiſch fein und klein, die Haltung ein gemächliches Sichgehenlaſſen; meiſt gebeugt ſitzend oder bequem liegend, auf gebogenen Knieen ſich ſchwingender Gang, in Kleidung gewählt und zierlich fein, ſtets rein behandſchuht und auf das Aeußere mehr haltend, als man gewöhnlich trifft — ſo war Lenau zu jener Zeit, als ſein Name zuerſt durch die Welt flog.“

Schurz hat bei Entwerfung dieſes Bildes etwas geſchmeichelt — für einen Huſarenoberſt war Lenaus Geſtalt zu klein und dürftig. Dies fiel namentlich auf, wenn er ſtand, da ſeine Beine im Verhältnis zum Oberleib ſehr kurz waren; auch weiß ich niemand, deſſen Geſichtsausdruck, Hautfarbe, Stimme und Haltung ſich je nach der Stimmung ſo ſehr veränderte als bei Lenau. Wenn er ſeine gute, übermütige, kokette Stunde hatte, bezaubernden Eindruck machen wollte, da konnte Emma Niendorf in ihrem ehrlichen, aber überphantaſtiſchen Weſen wohl ſagen:

„Er lehnte neben mir, nah' an dem Tramean, und ſo plauderten wir einige Zeit, wobei er mir mit ſeinen ganz geiſtleuchtenden Augen bis ins Herz hineinſah. Merkwürdige Augen! Eine Geiſternacht. Es hat wirklich etwas Schauerliches, Ueberwältigendes und Holdes zugleich. Er elektriſirt damit. Er kann einen ſo freundlich und ganz beſonders anſehen. Dieſe Blicke, wozu die ſtolze, hochgetragene Stirne ſich etwas ſenkt, ſind Lichtpfeile und, wie aus dunklen Gewölke dringend, von doppelter Wirkung.“

Aber ein kleines Unwohlſein, namentlich körperlicher Schmerz (Zahnweh, Kopfweh), eine ſchlafloſe Nacht oder ein mißſtimmender Brief machten, daß er gelb, welk ausſah, tiefe Falten hatte, gebückt ging. An ſolchen Tagen war bös mit ihm auskommen; er wußte es auch und zog ſich auf ſein Zimmer zurück, blieb am liebſten allein. Plötzlich konnte er dann wieder erſcheinen, friſch, heiter, faſt übermütig, und — „Die Schlange hat ſich wieder gehäutet!“ ſagte er dann lachend.

Doch ich will jetzt von ſeinem erſten Beſuche im Kernerhauſe ſprechen. Lenau kam kurz vor dem Mittageſſen, wozu ihn mein Vater natürlich einlud; er war aber nicht der einzige Gaſt, ein Dr. Wagemann, welcher in der Nähe Weinsbergs einen Verwandten hatte und darum öfters kam, ſaß auch mit zu Tiſch. Dieſer Wagemann war ein geiſtreicher Mann und berühmter Arzt geweſen, aber durch zu vieles Trinken vollſtändig herabgekommen. Da alle Mäßigkeitsermahnungen nichts fruchteten, beſchränkte ſich mein Vater darauf, ihm bei Tiſche ſtets nur eine Flaſche leichten Weines vorzuſetzen; aber auch da wußte ſich Wagemann zu helfen. Er rührte während des Eſſens die Flaſche nicht an, ließ ſich aber nach Tiſch einen Löffel und einen tiefen Teller geben, goß die Flaſche hinein und löffelte den Wein aus — dann fand doch eine berauſchende Wirkung ſtatt. Dies Manöver intereſſirte uns Kinder, mich und meine zwei Schweſtern, ſonſt immer ſehr, aber heute war unſere Aufmerkſamkeit nur auf Lenau gerichtet.

Ein Ungar! ein Magyar! Trotz der vielen Fremden war uns die Erſcheinung dieſes Mannes doch etwas Neues. Sein feiner ſchwarzer, mit einigen Schnüren verbrämter Anzug gab ihm in unſeren Augen etwas Vornehmes, dann die gebräunte Geſichtsfarbe, der dunkle Schnurr- und Backenbart, die hohe Stirne, die fein gebogene Naſe, ſeine tiefe, ſonore Stimme imponirten uns gewaltig. Zudem ſah er uns mit ſeinen ſchwarzen Augen oft lange ſtarr an, daß uns wahrhaft bange wurde, und machte dann ſchnell mit dem Kopf eine ſcherzhafte Bewegung gegen uns, wie ein Rehbock, der mit den Hörnern ſtoßen will, woraus wir ſahen, daß er auch Spaß verſtand, was uns ſehr für ihn einnahm. Er hatte nun meinem Vater viel zu erzählen von Guſtav Schwab, Karl Mayer, Guſtav Pfizer, Uhland, von Wien und Ungarn, den Zigeunern und Räubern. Keller Waſſermann hatte unterdeſſen ſeinen Wein ausgelöffelt und ſich manierlicher als ſonſt empfohlen.

„Auch bei uns in Ungarn,“ ſagte Lenau, „findet man viele ſolcher Unglücklichen, die dem unſeligen Drang, ſich betrinken zu müſſen, nicht widerſtehen können, aber unſere Weine machen kürzeren Prozeß und drehen ihnen ſchnell den Kragen um. In Tokay wachſen wunderſchöne Melonen, und die Gomörer Waſſermelonen ſind berühmt. Man höhlt ſie aus, gießt Wein oder Arak hinein und ſtellt ſie einige Zeit in den Keller oder aufs Eis, dann ſchmeckt es wie der beſte Sorbet. Da ſieht man oft ſolche Gewohnheitstrinker, welche täglich vor einer rieſenhaften ausgehöhlten Melone ſitzen und den Wein auslöffeln.“

Lenau las nun viele ſeiner Gedichte vor, die meinem Vater gar ſehr gefielen, und als er abends nach Heilbronn wollte, um morgens weiter zu fahren — es ging damals noch keine Eiſenbahn — bat ihn mein Vater, bei uns zu übernachten, was er gern annahm, uns alle dadurch innig erfreuend. Den andern Tag bei dem Frühſtück ſagte er:

„Ich träumte von meiner Mutter heute nacht und fühlte beim Erwachen eine ſelige Ruhe; es ſteht ein guter Stern über dieſem Hauſe; o, ich komme bald wieder!“

„Ja, thun Sie das, aber auch gewiß,“ entgegnete mein Vater; „mein Haus ſoll Ihnen eine Heimat ſein!“

Und Lenau hielt Wort, er kam oft und blieb zuweilen wochenlang; im gotiſchen Zimmer unſeres alten Gefängnisturmes ſchrieb er einen Teil ſeines „Fauſt“. Wir aßen damals — auch wenn Gäſte da waren — immer auf Zinntellern; auf den Rand derſelben kritzelte Lenau häufig in Gedanken verloren halb unleſerlich den Namen irgend einer Perſon, die er lieb im Herzen trug; nicht ſelten auch ſtach er im Eifer des Geſprächs mit dem Meſſer ins Tiſchtuch, was meine Mutter, die als gute Hausfrau viel auf den guten Beſtand ihres Weißzeugs hielt, immer mit ſichtbarem Schrecken erfüllte.

Einſt kam er in beſter Laune aus dem Turmzimmer und ſagte nach dem Mittageſſen: „Jetzt, Frau Rickele, muß ich Ihnen das Neueſte aus meinem Fauſt vorleſen. An zwei Stellen habe ich dabei an Sie gedacht.“

Und nun las er die Scene, „die Schmiede“ betitelt, wo Fauſt bei dem Schmied zu Nacht ſpeiſt. Als er die Verſe geleſen hatte:

> „Ich hab's erfahren oft auf meinen Reiſen,
> Der Frauen Herz voll rätſelhafter Züge
> Ergötzt ſich ſtets am Wohlſchmack ihrer Speiſen.
> Wenn ſo ein gutes Weib kocht, brät und ſchürt
> Und in den Topf den Wunſch des Herzens rührt,
> Daß es den Gäſten ſchmecke und gedeihe,
> Das gibt den Speiſen erſt die rechte Weihe!“

reichte er meiner Mutter die Hand und ſagte:

„Das, gute Mama, iſt ganz aus meiner Seele geſprochen; es ſchmeckt mir nicht umſonſt ſo gut bei Ihnen, ich glaube auch, es iſt Hexerei dabei; wer bei Ihnen ißt, dem iſt es, als äße er die Lieblingsſpeiſen ſeiner Jugend.“

Und weiter las er:

> „Oft ſchon ergötzte mich auf meiner Fahrt
> Der guten Hausfrau'n wunderliche Art,
> Daß ſie am Tiſchzeug hängen ſo abgöttiſch,
> Daß ſo ein Stich auf ihre weiße Linnen
> Ins Herz ſie trifft!“ Er ſtößt die Meſſerſpitze
> Tief durchs geblümte Tuch, und aus der Ritze
> Sehn alle ſchreckensbleich Weintropfen rinnen.“

„Sehen Sie, liebe Mutter, ſchon Fauſt hatte dieſe böſe Gewohnheit; ich habe ſie von ihm geerbt und darum müſſen Sie mir verzeihen. Auch mein Kritzeln in die Zinnteller ſoll morgen eine Stelle in meinem Fauſt finden.“

Lenau logirte, wenn er nach Weinsberg kam, meiſt in dem ſogenannten Alexanderhäuschen, welches dem Wohnhauſe gegenüber im großen Garten ſich befindet; dasſelbe hat ein Wohnzimmerchen und zwei Schlafzimmer. Eines der letzteren hat eine Tapete, welche Lenau beſonders gefiel. Auf ihr ſind in Medaillonform verſchiedene Scenen aus „Maria Stuart“, „Egmont“, den „Wahlverwandſchaften“, dazwiſchen wieder ein Chriſtus am Kreuz, ein Knabe, welcher angelt, ein Handwerksburſche, der mit ſchwerem Bündel über eine Brücke ſchreitet. „Es läßt ſich bei dieſer Tapete zwiſchen Wachen und Träumen ſo viel denken, und ich ſpinne oft die Bilder zu einer Geſchichte zuſammen,“ ſagte Lenau.

Oftmals brachte er ſeine Violine mit nach Weinsberg, auf der er in bunter Abwechslung Beethovenſche Sonaten und ungariſche Tänze herrlich ſpielte; auch wußte er gar nett zur Guitarre zu pfeifen und auf ihr mit den Fingern zu trommeln. Er gab ſich viele Mühe, das „Blatteln“ zu lernen. Unſere Bauernburſchen legen ein Birnen- oder Birkenblatt auf die Zunge und bringen damit flageoletartige Töne hervor, ſpielen auf dieſem einfachſten aller Inſtrumente weithin tönende Melodien. Vor unſerem Hauſe konnte man dies an ſchönen Sommerabenden täglich hören. Aber ſo viel er ſich Mühe gab und ſich von den Burſchen unterweiſen ließ, wollte es ihm doch nicht recht gelingen, dieſe ſchlichte Muſik nachzuahmen, unmutig ſagte er am Ende: „Man muß hiezu ſchon einen beſonders formirten Bauernſchnabel haben.“ —

„Heute werde ich Dir noch einen Geiſtergruß herüberſenden,“ ſagte Lenau öfters, ehe er ins Gartenhaus ſchlafen ging, und dann geigte er oft ſpät in die Nacht hinein, was ihm aber von meinem Vater nicht ſelten Vorwürfe eintrug.

„Du ſollſt Deine Nerven ſchonen und Deiner Seele Ruhe gönnen,“ ſagte er dann zu Lenau; er wußte, daß dieſer nach einer ſolchen ſchlafloſen Nacht den andern Tag elend, verſtört ausſah, als hätten ihn nächtliche Geſpenſter geplagt, und dann war auch ſeine Stimmung finſter und ernſt, und er floh, wenn Gäſte kamen, oder war gegen dieſe bis zur Unhöflichkeit ſtörriſch und ſchweigſam. Sagte dann mein Vater: „Ach, rede doch auch etwas, Lenau!“ ſo konnte er ungeſcheut ſagen: „Glaubſt Du, ich ſei eine Spieluhr und laſſe mich aufziehen!“

Ja, man hatte oft viel unter ſeinen Launen zu leiden, und dies nahm zu, je mehr er in ſeinem Dichterruhm ſtieg und in Stuttgart übermäßige Vergötterung fand. In den äſthetiſchen Kreiſen daſelbſt war den Damen alles ſo unbeſchreiblich intereſſant und unfehlbar an ihm, daß er ſich am Ende ſelbſt dafür hielt und jeder Widerſpruch ihn aufs äußerſte reizte. So mäßig ſonſt Lenau im Eſſen und Trinken war, ſo ſchadete er ſich doch offenbar durch das allzu viele Kaffeetrinken; man konnte ihm denſelben nie ſtark genug machen, und jeden Tag ſollte friſch für ihn geröſtet werden; ſo ſei er es von Wien aus gewohnt, meinte er. Auch das übermäßige Rauchen ſtarker Cigarren und ungariſchen Tabaks aus kurzen Meerſchaumpfeifchen mag ſeine Nerven oftmals überreizt haben. — „Ich vermöchte keine Zeile zu ſchreiben, ohne meine Pfeife im Munde,“ ſagte er, „nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es konzentrirt.“

Doch mehr als Kaffee und Tabak zerrüttete ſein Nervenſyſtem der Weihrauch, der ihm geſtreut wurde. Er, der frühere Sohn der Wildnis, konnte das auf die Dauer ohne Geſundheitsſtörung nicht ertragen; es ſchmeichelte ihm, auf dem pythiſchen Dreifuß zu ſitzen und jeden ſeiner Ausſprüche angeſtaunt zu finden. Selbſt wenn er ſagte: „Gottes Allmacht wedelt auch aus einem Hundeſchwanz,“ wurde das als vielbedeutend aufnotirt, und mochte er ſprechen, vorleſen oder ſchweigen, immer war er ſich des hohen Eindrucks, den er machte, bewußt, und die Hohepriesterin ſchrieb nieder:

„Da ſaß er bleich im ſchwarzen Rocke, auf dem Haupt eine Violettſammetmütze mit goldener Quaſte, und las mit ſeiner klangvollen, tiefen Stimme eintönig wie der klagende Wind oder wie Wellen oder wie ein Geiſt — höchſt melodiſch; es iſt, als ſpräche jetzt nicht Niembſch, nicht Lenau, nur der Genius. Auch in den Augen kein wechſelnder Ausdruck, alles großartige Schwermut, ruhiges Verſinken, man ſah darin eine ganze Schöpfung“ und ſo weiter.

Das einemal war er „ganz Teufel, ließ die Augen fürchterlich blitzen“, ein anderesmal „teilte er mit ſeinen Blicken geiſtige Gnaden aus“. Von Heidelberg ſchrieb er einſt meinem Vater: „Ich war bei Herren Zimmern, dem lieben alten, ehrwürdigen Juden, es war ziemlich zahlreiche Geſellſchaft vorhanden, da ſprach ich über Geiſtergeſchichten mit ſolcher dämoniſchen Weiſe, ließ meine Augen dabei ſo kurios herumſchweifen, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schauder. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Neſt voll junger Geſpenſter in mir herum; wenn das Neſt einmal ausfliegt und um mich herumſchwärmt wie im Frühling die erwachten Fledermäuſe um den hohlen Eichenbaum, worin ſie den Winter über geſteckt, ja, ja, das iſt eine kurioſe Geſchichte!“ — Es war freilich eine kurioſe Geſchichte! Der Nachtſchmetterling machte immer engere Kreiſe um das Licht, in dem er einſt verbrennen ſollte.

Eines Tages fuhr mein Vater mit Lenau nach Oehringen und führte ihn in den ihm zu Ehren erleuchteten Hofkeller, auf deſſen großes Faß Lenau ſpäter ſein bekanntes Gedicht machte:

> „Ich ſtand als hoher grüner Baum
> Vor Jahren froh im Waldesraum.“

Hierauf beſuchten ſie eine Witwe B. mit ihrer ſchönen Tochter, einem Backfiſch von ſechzehn Jahren. Nach dem Kaffee las Lenau Gedichte vor. Das Mädchen hörte ihm ſtaunend zu und ihre Blicke hingen voll Andacht an ihm, was Lenau wohl bemerkte. Als es zum Fortgehen ging, ſchlich Lenau, unbemerkt von der Alten, aber von den Augen des Mädchens verfolgt, in ihr neben dem Wohnzimmer befindliches Schlafzimmer und küßte ſchnell das Kopfkiſſen und das auf dem Nachttiſch liegende Gebetbüchlein, den Thomas a Kempis.

„Jetzt muß das nette junge Madel oft an mich denken, ich habe ſie magnetiſirt und kam mir vor wie Mephiſto im Schlafzimmer Gretchens,“ erzählte er im Heimfahren meinem Vater, der ihm über dieſe Koketterie ernſte Vorwürfe machte; aber den ſtärkſten, der faſt zu einem Zerwürfnis führte, bekam er wohlverdienter Weiſe, als mein Vater eine Begebenheit erfuhr, die ihn faſt an Lenaus Herzen irre machte.

Lenau reiſte mit dem Polen Matuſchinski, auf den ich ſpäter eingehender zu ſprechen komme, nach Stuttgart. In Heilbronn beſtiegen ſie zugleich mit einer Dame, die auch nach Stuttgart wollte, einen Fiaker. Die Geſellſchaft der Dame genirte Lenau, der ſich gern bequem ausgeſtreckt hätte; er verabredete daher mit Matuſchinski, er ſolle einen Arzt vorſtellen, der einen Wahnſinnigen in eine Irrenanſtalt zu bringen hätte, und bald benahm er ſich ſo ſeltſam, machte ſolche Grimaſſen, ſprach ſo konfus und fixirte die Dame mit ſo unheildrohenden Blicken, daß derſelben himmelangſt wurde. Als er vollends einen Tobanfall ſimulirte, indem er auf die Dame losſtürzen wollte und Matuſchinski ihn ſcheinbar mit Gewalt bändigen mußte, hielt es die Frau nimmer länger aus, verließ in Beſigheim unter Thränen das Gefährt und war nimmer zu bewegen, weiter mitzufahren.

Matuſchinski erzählte ſpäter, Lenau habe den Wahnſinn ſo gräßlich natürlich dargeſtellt, daß er ſelbſt nimmer recht gewußt habe, ob es Täuſchung oder Wahrheit ſei.

Wie oft ſtreifte Lenau mutwillig, oft aber auch ſich ſelbſt unbewußt, vom Verhängnis immer mehr dem Abgrunde zugedrängt, an der Grenze desſelben! Nicht ſelten überfiel ihn, ſcheinbar ohne Grund, eine tiefgehende Melancholie; in einer ſolchen Stimmung ſchrieb er an meinen Vater am 15. November 1831:

„O Kerner! Kerner! Ich bin kein Asket, aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieſer Schwermut, die ſich nicht wegſcherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft ſo ſchwer, als ob ich einen Toten in mir herumtrage. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die, einmal zerſchnitten, nie wieder ganz werden. Mir iſt, als wäre etwas in mir zerriſſen, zerſchnitten. Hilf, Kerner!“

Einmal — es war in ſpäteren Zeiten — kam Lenau unerwartet, während er ſonſt meiſt vorher ſein Kommen meldete, nach Weinsberg. Er ſah blaß, verſtört aus, aß bei Tiſch wenig und ſtarrte ſchweigend vor ſich hin; man ſah ihm an, daß ihn ein Kummer drückte oder er etwas auf dem Herzen habe.

„Was iſt Dir?“ fragte mein Vater; „die Reiſe ſcheint Dich angegriffen zu haben, Du biſt krank.“

„Ja, das bin ich,“ ſagte Lenau; „o lieber Juſtel, gehe mit mir auf mein Zimmer, ich habe mit Dir allein zu ſprechen.“ Dort ſagte er: „Setze Dich auf das Sofa, und mich laſſe ſo neben Dich liegen, daß mein Kopf an Deiner Bruſt ruht und ich Deinen Herzſchlag höre; ich will Dir beichten, ich muß Dir beichten, Du ſollſt mein Seelſorger, mein Prieſter ſein!“

Und nun enthüllte er vor meinem Vater ſein ganzes Leben, ſprach unter Thränen von allem, was ihn drückte, beängſtigte, von ſeiner verſtorbenen Mutter, von dem Heimweh nach ihr, von den Kämpfen, die ſie mit ſeinem Vater erduldete, wodurch er ganz gewiß ſchon im voraus zu einem Unglückskind gezeichnet worden ſei, von ſeiner armen und doch ſo ſchönen Jugend, von ſeinem vierjährigen Zuſammenleben mit Bertha, der Sehnſucht nach ſeinem Kinde, von dem er oft träume, von ſeiner reinen Liebe zu Lotte Gmelin, die er, der Verdammte, dauernd an ſich zu ketten nicht würdig und auch zu arm geweſen ſei. Schon einmal habe eine ſchwarze Katze ihm Unglück gebracht, er ſpüre, ſie komme wieder, der Dämon des Unglücks verfolge ihn, wenn er glücklich ſein wolle; zum höchſten Heiligtum irdiſchen Glücks habe ihm Prieſterhand dauernd die Eingangspforten zugeworfen, entſetzliche Träume wecken ihn nachts und ſtehen, rieſengroß wachſend, wie Geſpenſter vor ihm; dann ſei er in Schweiß gebadet und fühle ſich matt, todesmatt.

Mein Vater drückte Lenau feſt an ſich, ſtreichelte ihm die Haare und ſprach ihm Troſt und Mut ein. Allmälich beruhigte er ſich auch und ſagte:

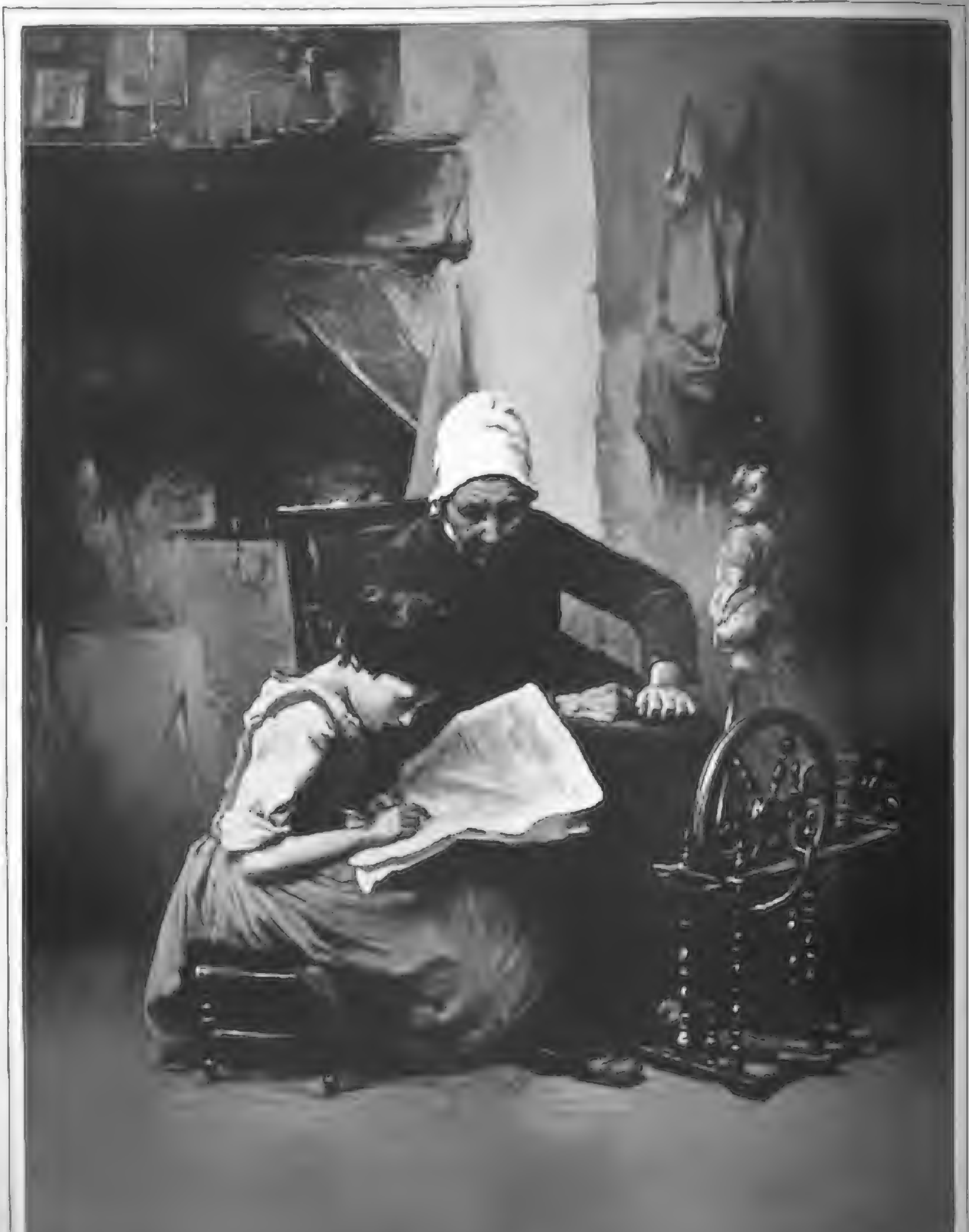
„Es iſt mir wieder gut, aber die Beichte war mir notwendig, Du trägſt jetzt mit mir; wir ſollten ein Jahr fern von den Menſchen allein miteinander auf einer Inſel wohnen, Du müßteſt dann die Wellen magnetiſiren, daß keine böſen Gedanken und Träume landen und mich erfaſſen können. Am beſten wäre es eigentlich, wir wären zuſammengewachſen!“ Und nun mußte er ſelbſt über dieſen Gedanken lachen, ſpann ihn weiter aus und ſagte: „Das wäre ein Hauptſpaß, wenn wir zuſammengewachſen durch die Straßen Stuttgarts gingen, und was würden die Kritiker dazu ſagen?“

Obſchon ſolchermaßen die ſo traurig begonnene Beichte ein freundliches Ende nahm, war mein Vater durch dieſelbe arg angegriffen und in Sorge über Lenaus phyſiſchen und geiſtigen Zuſtand; er ſagte meiner Mutter, er ſei ganz krank von all dem Grauſigen, was er habe anhören müſſen, es ſei ein wildes Chaos von Gedanken geweſen. — „Wenn ein Meer mitten im Sturme mit haushohen Wogen plötzlich zu Stein erſtarrte, könnte es nicht ſchauerlicher als in Niembſch's Seele ausſehen.“

Oft hatte Lenau aber auch ausnahmsweiſe glückliche Tage, an denen ihm kindliche Heiterkeit aus allen Zügen ſprach. Das war namentlich, wenn er mit Graf Alexander von Württemberg nach Weinsberg kam. Im offenen, mit zwei windſchnellen ungariſchen Pferden beſpannten Wagen fuhren ſie in friſcher Morgendämmerung von Eßlingen weg; die fröhliche, luſtige Fahrt, die lebhafte Unterhaltung, das ungebundene, treuherzige Weſen Alexanders thaten Lenaus Nerven wohl; er war dann ganz auch er ſelbſt, ohne ſchauſpieleriſche Zuthaten und brachte einen guten Appetit mit. Erzählte er darauf nach Tiſch von ſeinen Wiener Freunden und Originalen ſchnurrige Ausſprüche und Anekdoten, ſprach er mit Begeiſterung von Steiermark, ergriff er ſeine Geige und ſpielte Zigeunerweiſen oder pfiff oder trommelte er luſtig zur Guitarre, da mußte man ihn lieb haben, und es that einem von Herzen leid, daß ſolche Sonnenblicke ſo ſelten bei ihm waren.

(Schluß folgt.)

d by Google



Die kleine Zeitungsleſerin.

Gemälde von Ernſt Joſef Laurenti

Bazar in Kairwan. Gemälde von F. Eiſenhut.

Unglückſelige Theeſtunden.

Novelle

von

Hans Wachenhuſen.

(Fortſetzung.)

Im vorderſten Zimmer des Reſtaurants ſah Krohmann den rieſigen Blumenthal, den Wirt, der ſich eben von einer Gruppe junger Bourſiers, über die er ſich gebeugt, aufrichtete und ihn ſchmunzelnd begrüßte.

Ihm dankend und zerſtreut zum Tiſch nickend, ſchritt er ins nächſte Zimmer, um allein zu ſein. Die jungen Männer hatten bei ſeinem Eintritt haſtig ihre Unterhaltung abgebrochen und blickten ihm, einverſtändig lächelnd, nach. Es waren dieſelben, die ihm in der Garderobe den Zettel in den Paletot geſteckt.

Alwin erriet aus ihrem plötzlichen Schweigen, daß von ihm die Rede geweſen ſei. Die Sache mußte alſo ſchon ſtadtkundig ſein. Der ehemalige Offizier erwachte in ihm. Er dachte an Blut! Aber vorher wollte er Gewißheit haben.

Er riß ein Blatt aus ſeinem Notizbuch und ſchrieb mit Bleiſtift:

„Iſt das Gerücht wahr, daß Sie während meiner Abweſenheit meine Frau zu berühren gewagt? Bei Ihrem Ehrenwort: ja oder nein!

Alwin Krohmann.“

Er fügte hinzu, daß er dieſe Antwort noch am Abend mit der Aufſchrift: „Privatim“ in ſeinem Bureau zu finden erwarte, adreſſirte das Couvert an Rennert und verließ das Reſtaurant wieder, um den Brief ſofort beſorgen zu laſſen.

Nach Hauſe zur Tafel wollte er nicht; er wäre nicht im ſtande geweſen, Bernhardine in dieſer Stimmung zu ſehen; erſt wollte er Gewißheit haben. Und ſo ſchritt er denn am Packhof vorüber durch den Luſtgarten und erreichte faſt unbewußt das Hotel Karas, die heute abend ihre Reiſe nach Paris hatte fortſetzen wollen.

Er fand ſie in ihrem kleinen Salon, auf dem Zimmer ſpeiſend. Sie habe ja nicht wagen dürfen, ſich von ihm zur Gaſttafel begleiten zu laſſen; nachdem ſie vergebens auf eine Einladung von ihm in ſeine Wohnung gewartet, empfing ſie ihn recht kühl.

Alwin erblaßte bei dieſer Zumutung, die ſie ihm ſtellte in der Vorausſetzung, daß hier niemand von ihrer beiderſeitigen Beziehung etwas ahne. Er ſchwieg.

Sie lud ihn ein, an ihrem Mahl teilzunehmen. Er lehnte es ab, da er keinen Appetit habe, und ſchellte um eine Flaſche Champagner.

„Ihre Gattin iſt ſehr ſchön,“ fuhr ſie etwas pikirt fort. „Ich bedaure nur, daß ihr Mangel an Aufmerkſamkeit mich zwang, Ihre Soirée ſo früh zu verlaſſen.“

„Sie werden heute reiſen?“ fragte er ebenſo fremd und zurückhaltend, und jetzt erſt ſah er ihr reizendes Negligé von aſiatiſchem Schnitt, eine ſchwarze, mit gelber Seide garnirte Robe, über der Bruſt geöffnet und einer ganzen Brandung dieſer leicht bedeckenden feinen Spitzen Raum laſſend, die wie ſolche ihre Wellenſchläge that.

Kara war heute ausnehmend ſchön; ſie hatte es vielleicht abſichtlich ſein wollen. Ihr Haar war in griechiſcher Weiſe aufgeheftet, um dem ſchönen Nacken keinen Eintrag zu thun und die feinen roſaroten Ohren zu zeigen; ihre vollen Lippen ließen auf die weißen Zähne blicken, und der aus den perſiſchen Hängeärmeln bis über den Ellenbogen entblößte Arm war ideal, vollendet modellirt.

Das Blut kehrte in ſein Antlitz zurück, ſeine Augen fanden das Feuer wieder; er nahm über den kleinen Tiſch hin ihre runde, weiche Hand und preßte, Abbitte thuend, einen Kuß auf jede einzelne Fingerſpitze.

„Verzeihung!“ bat er, „ich that die Frage nur aus Furcht vor dem Augenblick des Scheidens!“

„Die Depeſche, daß man mich am Bahnhof in Paris erwarten ſolle, liegt hier ſchon bereit!“ Sie deutete mit halb geſchloſſenen melancholiſchen Augen auf ein Papier neben ſich, das an ein Hotel in Paris gerichtet war.

Alwin nahm es und zerriß es in kleine Stücke. Sie blickte ihn ſtrafend an.

„Wollen Sie mir ſagen, was mich hier feſſeln könnte? Man iſt in Paris aufmerkſamer gegen mich als hier!“

„Bleiben Sie bis morgen ... ich bitte Sie!“ ſetzte er ungeſtümer hinzu, ſich erhebend und ihre Hand wieder nehmend, die ſie ihm gleichgiltig überließ.

„Pourquoi faire?“ fragte ſie wegwerfend, während er verwirrt auf den ſtärkern Wellenſchlag der kleinen Brandung hinab blickte. Aber ſich ſeiner Lage erinnernd, ließ er ihre Hand ſinken, füllte die Champagnergläſer, die man eben brachte, und ſtürzte den Inhalt des ſeinigen hinunter.

„Ich weiß es heute nicht!“ Er trat an das Fenſter, kreuzte die Arme und ſchaute hinaus.

„Cher ami,“ rief ſie ihm mit nervöſer Stimme über die Schulter zu, „Sie müßten hier eigentlich ſehr glücklich verheiratet ſein nach dem, was ich geſtern abend ſah! Fürchten Sie, Ihre Frau eiferſüchtig zu machen? Ich fürchte, ſie war es geſtern ſchon! Ihre norddeutſchen Frauen — ich kenne ſie von früher — ſind ein Eis, das in Thränen zerfließt, wenn ſie einmal warm werden! Sie waren auch recht unbeſonnen! Als wir beide, Ihre Gattin und ich, an uns eine gewiſſe äußere Gemeinſchaft entdeckten, daſſelbe Geſchmeide nämlich, war ſie gleich en vedette; ich ſah es ihren erſchreckten Augen an. Ihnen zu liebe trugen wir beide ein gleiches Zeichen.“

„Mir zu liebe!“ rief Alwin vor ſich hin. „Ich bin nicht glücklich! Die nächſten Tage werden Sie überzeugen!“ Er trat zu ihr zurück und nahm wieder ihre auf dem Tiſch liegende Hand. „Sie ſind ſchuld, daß ich nicht glücklich werden konnte, ſeit ich Sie geſehen!“

„Ah, par exemple?“ Sie warf den Kopf in den Nacken und blickte ironiſch zu ihm auf. „Ich hielt Sie in Wien für einen Mann von Welt! Kann denn ein Weib Sie unglücklich machen?“

Er gab ihr den Blick finſter zurück.

„Nein!“ knirſchte er, ſich ſelbſt ihrer Frage ſchämend und die Augen niederſchlagend.

In dem Moment brachte man ihr eine Depeſche, nach der ſie erwartungsvoll den Arm ausſtreckte.

„Aus Nizza! Man erwartet mich ſchon!“ ſprach ſie leſend. Und das Papier hinwerfend, erhob ſie ſich. „Lieber Freund, hier werden wir uns doch nicht verſtändigen,“ ſagte ſie ruhig, umherſuchend, die Diamantboutons von der Etagère nehmend und vor den Spiegel tretend, um ſie in das Ohr zu hängen. „Was thun Sie hier in dem kalten Norden! Kommen Sie nach Nizza, ich verſpreche Ihnen angenehme Zerſtreuung!“

Bei den letzten Worten ſpendete ſie ihm einen funkelnden Seitenblick. Sie trat zu ihm und reichte ihm die Hand mit kokettem Lächeln.

„Ich reiſe heut abend! Wenn Sie mich ein wenig lieben ... hier würde ich nur Ihr Glück ſtören, das Sie, wie es ſcheint, nicht zu genießen verſtehen; dort finden Sie ein anderes, das ... weniger langweilig iſt ... Leben Sie wohl, und bringen Sie Ihrer Gattin meine ſchönſten Komplimente!“

Sie entzog ihm die Hand, als er dieſe feſt in die ſeinige ſchließen wollte und ſeine Miene ſie ſo leidenſchaftlich beſchwor. Aber ſie hatte nur ein kaltes, blaſirtes Lächeln, denn ihre Abſicht war es, ihn dafür zu ſtrafen, daß er feige genug geweſen, ſie in der Soirée vor ſeiner Frau und der Geſellſchaft zu verleugnen; ſie wandte ihm den Rücken, trat an den Schreibtiſch und nahm die Feder, um das Telegramm zu wiederholen.

„Nur eins noch, Kara!“ Er beugte ſich über ſie und küßte den weißen, runden Nacken, was ſie ohne Empfindung geſchehen ließ. „Ich darf Sie noch auf dem Bahnhof ſehen?“

„Wenn Sie ſich die Mühe geben wollen!“ Sie ſchrieb vor ſeinen Augen die Adreſſe und er — ſtarrte darauf hin. Dann ſchlang er ungeſtüm die Hand um ihren Hals, hob gewaltſam ihr Antlitz zu ſich, preßte einen Kuß auf ihre Lippen und ſtürmte hinaus.

Kara ſenkte, als ſei nichts geſchehen, die Feder wieder auf das Papier und ſchrieb weiter.

IX.

Auguſt Rennert kehrte eben vom Hotel Royal zurück, wo er ein Souper mit dem höchſten Preis für das Couvert beſtellt und dem Kommiſſionär die Liſte der Einzuladenden diktirt hatte.

Er fühlte ſich ſo ganz anders als ſonſt, und die Leute, die ihm begegneten, grüßten ihn auch anders.

„Es iſt ja eine Wahrheit,“ ſagte er ſich, „man iſt den anderen nur das, wofür man ſich gibt! Ich habe alles für dieſe anderen gethan, und was habe ich dafür? Einen wahren Freund? Ich brauche keinen! Ich habe ſechs Häuſer und nur eine anſpruchsloſe Junggeſellenwohnung! Ich war immer froh, wenn ich jetzt um dieſe Zeit Tauſende für dieſe anderen und ihre Kinder ausgeben konnte; alle betrachteten ſie mich wie ihren Freund und Wohlthäter, aber nur, weil ich immer mit vollen Händen kam, und für all das verklatſchen ſie mich jetzt, machen ſich luſtig über mich! Der Teufel mag ferner ihr Onkel Rennert ſein, ſeit ich die bitterſte Erfahrung gemacht, daß mich Bernhardine damals ſchon gern gehabt, als ich es nicht wagte, den Mund aufzuthun; die bitterſte Erfahrung aber iſt, daß auch ſie ſich über mich luſtig gemacht! Krohmann, der mag mich verachten, ich verachte auch ſie, wenn ſie mich bei ihm verleumdet hat ... aber das kann ſie nicht gethan haben, nein, das kann ſie nicht!“

Rennert mußte während dieſes Räſonnements immer wieder bemerken, wie ihn ſeine Bekannten ſo anders, ſo luſtig, ſo ermunternd grüßten, und dennoch machte er ſich in ſeiner Beſcheidenheit nicht die Vorſtellung, daß er der Mann des Tages geworden, er, der als geborener Berliner eine ſo allbekannte Perſönlichkeit; aber er fühlte ſich doch getragen von ſeinen neuen Vorſätzen. Mit dem Souper wollte er den Leuten den neuen Rennert zeigen, dann ſich glänzend in ſeiner Wohnung einrichten, Reitunterricht nehmen — denn wozu hatte er zwei Stallungen in ſeinen Häuſern — auf die beſten Plätze in den Theatern abonniren, namentlich in die Balletvorſtellungen gehen und dann vor allem ſeiner Toilette einen „Weltſtil“ geben, um den Lebemann zu ſpielen. Was waren einundvierzig Jahre für einen Mann von ſolchem Einkommen! Alle Mädchen ſollten froh ſein, wenn er ihnen ſeine Aufmerkſamkeiten zeigte, aber anders als bisher ... Und doch that's ihm leid um die eine, die ihn ſo grauſam gequält und ihn eine Schule hatte durchmachen laſſen ... Ja, ganz recht, eine Schule war's für ihn geweſen, und er wollte zeigen, daß er darin etwas gelernt habe.

Da trat an der Kranzlerſchen Ecke ein Kommiſſionär an ihn heran, der, höflich grüßend, ihm ein Billet überreichte und weiterging.

Rennert lehnte ſich an die Rampe, öffnete und las mit ſtarren, gläſernen Augen.

Ob er Krohmanns Frau zu berühren gewagt! hallte es in ihm. Das ging nur auf ... den verhängnisvollen Kuß ... Ihm zitterten doch die Glieder. Man hatte alſo auch Krohmann davon geſagt!

„Ein Liebesbriefchen, mein guter Rennert?“ hörte er jemand über ſeine Schulter fragen, einen Bekannten, der mit ſatiriſch lächelnder Miene weiter ſchritt.

Auch das zielte jedenfalls auf das, was man in der Stadt erzählte. Er ſchob den Brief in den Paletot, löſte ſich von dem Eiſengitter und ſuchte ſeine Wohnung.

Er wollte Antwort geben offen und ehrlich! Der alte Rennert, der nie eine Unwahrheit geſprochen, gab ihm den Entſchluß noch ein. Aber Bernhardine! Krohmann war ein ſchroffer, zu Gewaltakten fähiger Menſch, und die Tante hatte geſagt, er werde auf Scheidung dringen, da beide doch nicht glücklich lebten.

Und da gab ihm der neue Rennert den Gedanken ein: wenn Bernhardine frei ward ... Vor ſeinen Augen war ſie rein und ohne Fehl, wenn auch nicht ohne bedenkliche Launen; aber die entſprangen ohne Zweifel dem Gefühl ihres ehelichen Unglücks.

Lange ſchritt er überlegend im Zimmer auf und ab, ſetzte ſich an den Schreibtiſch, entwarf einen Brief nach dem andern, aber keiner gefiel ihm. Endlich kam er mit ſich zum [illegible]. Er wollte die Wahrheit ſchreiben, mit der [illegible] man ihm [illegible] komme. Wie hätte er dageſtanden, wenn Bernhardine dieſe Wahrheit dem Gatten bekannte und er geleugnet! So ſchrieb er alſo nur eine Zeile:

„Ja! Aber in allen Ehren! Ergebenſt Auguſt Rennert."

Den Brief ſandte er noch, ehe es dunkelte, in das Bureau Krohmanns mit der Aufſchrift: „Eigenhändig!" Beruhigt ſah er darauf den Dingen entgegen, die da kommen würden, und blieb zu Hauſe, um zu erwarten, was ſein Gegner thun werde.

Der Abend war bereits herabgeſunken, als er einen ihm bekannten penſionirten Hauptmann bei ſich eintreten ſah.

„Ich komme in einer delikaten Angelegenheit," begann dieſer, den ihm gebotenen Stuhl ablehnend, während Rennert ahnungsvoll, aber gefaßt, die Hand in den zugeknöpften Rock ſchiebend, eine halbe Verbeugung machte, als ſei er bereit zu hören, „wie es Sie nicht überraſchen wird, im Auftrage meines früheren Kameraden, des Herrn Krohmann," fuhr der Hauptmann fort.

Wieder machte Rennert die halbe Verbeugung. Er war nicht überraſcht.

„Die Angelegenheit, ſagte ich, iſt eine delikate! Es handelt ſich um eine Herrn Krohmann zugefügte ſchwere Beleidigung, die, wie Ihnen ſelbſt bekannt ſein muß, ſchon zum Stadtgeſpräch geworden und alſo eine vollwichtige Sühne erheiſcht. Ich komme, um dieſe für ihn zu begehren und Ihre Wünſche zu hören, eventuell Ihnen die des Herrn Krohmann zu ſagen."

Rennert ſtand unerſchüttert, wenn es ihm auch bei dem Wort Sühne etwas unwohl um das Herz ward. Er preßte die Lippen zuſammen und richtete ſich auf. Allerdings hatte ſich ſeinen Gedanken auch ſchon der Schatten dieſer Möglichkeit aufgedrängt, aber er hatte geglaubt, daß ſein Gegner einen Eclat vermeiden werde, der ja die Wahrheit der umlaufenden Gerüchte beſtätigen und unausweichlich eine Trennung der Gatten zur Folge haben mußte.

Aber das letztere Wort ermutigte ihn.

„Ich ſtehe Herrn Krohmann zu allem bereit," ſagte er mit gepreßter, aber ſicherer Stimme. „Ob er klug handelt, iſt zu erwägen ſeine Sache."

„Darum handelt es ſich nicht mehr!" Der Hauptmann zog einen Bogen Papier aus der Taſche und überreichte ihm denſelben. „Ich habe um der Kürze willen, die ich in allem liebe, die Formalitäten hier niedergeſchrieben. Ich bitte zu leſen und mir darnach bis morgen früh Ihre Zeugen zu melden. Ort und Stunde finden Sie hier genannt!"

Rennert trat an das Licht. Seine Hand zitterte zwar, als er das Papier zum Auge hob, aber er ſtand mit dem Rücken dem Kartellträger zugewandt. Er erblaßte auch, als er las, und einmal liefen ihm die mit großen Zügen geſchriebenen Zeilen durcheinander; aber er gewann Faſſung genug, ſich einzuprägen, was da in kurzen, kategoriſchen Ausdrücken geſchrieben war.

Einen Moment ſtand er noch abgewandt, als ſeine Hand mit dem Papier geſunken, dann kehrte er ſich zu dem Hauptmann.

„Ich bin bereit!" Es koſtete ihm unſägliche Mühe, den Heldenmut in dieſe Worte zu legen, den er nicht beſaß, aber es gelang ihm. Er hörte indes kaum noch, was der Hauptmann, ihm ſeine Karte reichend, weiter zu ihm ſprach; er ſtand darauf allein, ſank auf den am Tiſche ſtehenden Seſſel und legte die Stirn in beide Hände, um zu überdenken, was ſoeben vorgegangen.

„Gott im Himmel," ſtöhnte er vor ſich hin, „iſt es denn möglich, daß mir all dies noch hat beſchieden ſein müſſen! Und um ihretwillen, die mir bald zwei Jahre lang ſo fern geſtanden! Ich, der friedliebendſte Menſch, ich ſoll morgen nachmittag mit der Piſtole in der Hand ... in der Haſenheide ... Ich, der ich ſeit meiner Einjährigen-Zeit keine Waffe in der Hand gehabt ... Es iſt ja Wahnſinn! Erſt ein Don Juan, dann ein Raufbold! Man wird glauben, ich ſei plötzlich toll geworden, der ich mit einemmale ſolche Geſchichten treibe!"

Er ließ beide Hände flach auf den Tiſch fallen und ſtarrte auf die Platte desſelben.

„Und das arme junge Weib! Es wird verhöhnt, verſpottet werden, wird niemand mehr ins Antlitz blicken können, mag die Entſcheidung ſein, wie ſie wolle! Aber er will es offenbar dahin treiben, will einen giltigen Grund zur Scheidung haben, will mich als den Verführer ſeines Weibes vor der Welt hinſtellen, obgleich ich ihm doch geſchrieben, es ſei in allen Ehren geſchehen ... In allen Ehren!" wiederholte er ſtöhnend, denn ſein Rechtlichkeitsgefühl fragte ihn, inwieweit man in Abweſenheit eines Gatten mit allen Ehren die Frau eines andern küſſen könne.

Und da, in die Enge getrieben, ſprang er auf und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch.

„In des Teufels Namen denn!" rief er außer ſich. „Bin ich denn einmal vor den Leuten zum Frauenverführer geſtempelt, ſo darf ich nicht lächerlich werden! Was verliere ich an dem armſeligen Leben, das ich bisher geführt? Man ſoll mich auf meinem Poſten finden! Wozu hab' ich unter den Jägern gedient, und warum bin ich einer ihrer beſten Schützen geweſen? Kann's denn viel anders ſein, eine Piſtole zu richten, als die Büchſe an die Backe zu legen? Aber ich will ihm ja nichts thun, ſelbſt wenn ich's kann!" ſetzte jetzt der alte Rennert mit ſinkender Stimme hinzu. „Ich will kein Menſchenleben auf meinem Gewiſſen haben; nur daß ich feig ſei, das ſoll mir niemand nachſagen! Ich verſtehe nichts von Duellen; der penſionirte Major, der über mir wohnt (er hörte eben wuchtige Schritte über ſeinem Zimmer) — er iſt zu Hauſe; er iſt mir ſchon ſeit drei Quartalen die Miete ſchuldig — hat Piſtolen an ſeiner Wand hängen und wird alles für mich übernehmen, ſo daß ich mich nur hinzuſtellen und die Piſtole abzudrücken habe! Vorher mache ich mein Teſtament, und das übrige ſteht in Gottes Hand!"

Eine wunderbare Ruhe kam über die beiden Rennerts, über den alten und den neuen; er dachte nicht an das Souper, das er beſtellt, und ſtieg die Treppe hinan zu dem Major, der ihn mit ungewöhnlicher Artigkeit empfing, nichts anderes erwartend, als daß er ſelbſt komme, um ihm zu Neujahr die Wohnung zu kündigen.

X.

Vergebens hatte inzwiſchen Bernhardine auf den Gatten gewartet. Er kam nach der Börſe nicht zum Diner und ließ auch nicht nach ſeiner Gewohnheit melden, er ſei durch Geſchäfte behindert.

Sie durchlas den Brief an ihre Mutter wieder und that ihn zurück an ſeinen geheimen Platz; aber mit dem Entſchluß, ihn abzuſenden, wenn ... Sie blickte jede Viertelſtunde nach der Uhr, und was ſie nicht ahnen wollte, das erſchien ihr endlich als Gewißheit.

Dieſe Fremde, dieſe Frau von Beda ... Er war bei ihr! Kein Zweifel! Sie eilte in ihr Ankleidezimmer, warf ſich in den Mantel, zog den Schleier über das Geſicht und ſagte der Magd, ſie wolle noch eine kleine Kommiſſion machen.

Auf der Straße nahm ſie eine vorüberfahrende Droſchke und gab dem Kutſcher die Weiſung, er ſolle an der Ecke der Akademie halten, wo ſie ihren Gatten erwarte.

Und da ſaß ſie alsbald, tief in den Mantel gehüllt, fröſtelnd mehr vor Angſt als vor Kälte, die Augen unverwandt auf das Portal des Hotels gerichtet.

Er war bei ihr, das war ihr kein Zweifel mehr. Er mußte bei ihr ſein. Mit immer bangerem Herzklopfen zog ſie die frierenden Füße unter den Pelzmantel; es war ſo kalt in ihr, um ſie. Verraten war ſie von dem, der ſie nie geliebt, den ſie nicht geliebt! Aber ſie wollte Gewißheit haben ... doch wie nur?

Eine halbe Stunde verſtrich ihr in dieſer Situation. Ihre Zähne ſchlugen aufeinander. Warum hatte ſie den Brief an die Mutter nicht ſchon abgeſandt? Es war ja alles, wie ſie befürchtet! Noch ferner an ſeiner Seite leben, nachdem er ihr dies angethan, war ja unmöglich.

Tiefer verſteckte ſie das Kinn in dem Pelzkragen. Hu, es war ſo kalt; die Luft füllte ſich mit feuchtem Nebel, ihre Augen thaten ſchon weh von dem feſten Hinſtarren, die Lider wurden ihr müde; aber ſie wollte warten. Wenn es dunkler ward, wollte ſie ſelbſt den Portier nach dem Gatten fragen.

Da plötzlich fuhr ſie mit einem Angſtlaut zuſammen. Sie ſah eine hohe Männergeſtalt in einem ihr bekannten Paletot, mit ihr bekannter Haltung, den Hut tief über die Stirn gedrückt, vor ſich niederblickend, aus dem Portal treten. Sie duckte ſich zurück, aber ihre Augen ließen nicht von ihm, finſter glühende Augen, die beſtätigt ſahen, was die geängſtete Seele geargwohnt!

Er war es! Mit geſenktem Antlitz, halb geſchloſſenen Augen ſchritt er in kurzer Entfernung von ihr über das Trottoir. Er ſah ſie nicht, ſah niemand. Die Hände in den Taſchen des Paletots, mit feſtem Tritt verſchwand er ihr.

Bernhardine lehnte ſich erſchöpft von Angſt zurück. Sie wußte genug. Aber Minuten verſtrichen, ehe ſie fähig war, ſich zum Wagenfenſter hinauszubeugen und den Kutſcher zu beordern.

Sie wollte nach Hauſe; wohin ſonſt! Vielleicht nahm auch er dieſen Weg, und ſie konnte vor ihm eintreten. Sie öffnete auch erſt die Augen, als der Wagen hielt; mit von Froſt und Aufregung gelähmten Gliedern entſtieg ſie demſelben, bewegte ſie ſich die Treppe hinan. Er war noch nicht gekommen!

Aufſchreiend vor Seelenpein warf ſie ſich im Schlafzimmer auf das Lager und rang die Hände. Aber es litt ſie nicht auf dem Kiſſen, ſie ſprang wieder auf. Auch die Wände erdrückten ſie; der Haß gegen ihn, gegen dieſes Weib erſtickten ihr das Herz, daß es ſeine Schläge vergaß. Die geſchloſſenen Hände über dem Scheitel, ſtand ſie da wie erſtarrt! So weit hatte es kommen müſſen! Eine Ehe, die mit Gleichgiltigkeit geſchloſſen, mit gegenſeitiger Duldung fortgeführt — zerriſſen durch die ſchnödeſte, himmelſchreiendſte Untreue!

In wilder Haſt ſtürzte ſie zu dem Schränkchen, in welchem ſie ihre liebſten Gegenſtände zur Abreiſe geſammelt, nahm ſchaudernd das Etui mit dem Brillantcollier, riß dieſes heraus, ſchleuderte es auf den Boden und zertrat es. Auch was er ihr ſonſt in der erſten Zeit ihrer Ehe geſchenkt, folgte dem Collier. Dann auf die blitzenden Dinge hinſtarrend, ſtieß ſie alles mit dem zitternden Füßchen in eine Ecke und atmete befriedigt auf, als ſie es nicht mehr ſah.

Fort! Die Mutter brauchte den Brief nicht; ſie ſelbſt wollte ihr ſagen, was geſchehen! Kein geſchriebenes Wort konnte ja ausdrücken, was ſie erleide! Die Mutter ſelbſt ſollte jetzt einſehen, wie unrecht ſie gethan, als ſie in ſie gedrungen, dieſen Mann zu heiraten, für den ſie nichts hatte empfinden können — nur, um verſorgt zu ſein!

Die Erſchlaffung ihrer Nerven ließ ſie endlich auf einen Seſſel zuſammenbrechen, und jetzt erſt fanden die Thränen den Weg über ihre Wangen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Feſträume im Straßburger Kaiſerpalaſt.

Eine ganz beſondere Aufgabe war dem Baumeiſter bei der Einteilung und Einrichtung der Innenräume des Kaiſerpalaſtes in Straßburg geſtellt, über deſſen Aeußeres wir bereits auf Seite 670 und 674 dieſes Jahrgangs in Wort und Bild berichtet haben. Es galt, mit nicht ſehr reichlich bemeſſenen Mitteln vier vollſtändige, für fürſtliche Perſönlichkeiten beſtimmte Wohnungen zu ſchaffen, die, wenn auch nur für kurzen Aufenthalt berechnet, nicht hotelmäßig hergerichtet, ſondern mit dem nötigen Comfort eingerichtet werden ſollten. Hierzu kamen dann noch die Feſträumlichkeiten, die auch eine gewiſſe Weitläufigkeit beanſpruchten, da der Kaiſer auf ſeinen reichsländiſchen Reiſen, welche naturgemäß faſt ausnahmslos in die Manöverzeit fallen, von einem großen militäriſchen Gefolge begleitet wird und dieſes in Verbindung mit den Spitzen der Behörden des Reichslandes und den Gäſten aus den höheren Kreiſen der Bevölkerung eine auf zwei- bis dreihundert und vielleicht noch mehr Perſonen zu berechnende Geſellſchaft umfaßt. Daß dieſe Aufgabe in geſchickteſter Weiſe gelöſt iſt, ſagt uns ein Rundgang durch die Räume, die, wenn auch mit würdiger Eleganz doch zugleich mit edler, geſchmackvoller Einfachheit eingerichtet, einen hellen, freundlich anheimelnden Eindruck machen, den man bei fürſtlichen Bauten aus früherer Zeit meiſt ſehr oft vermißt.

Durch das Hauptportal kommen wir in eine Vorhalle, von der rechts und links die Wohnungen für den Kronprinzen (jetzt für Prinz Heinrich beſtimmt) und für einen fürſtlichen Gaſt abzweigen, dann geradeaus in das Treppenhaus, einen komplizirten Bau von Aufgängen und Galerien, über die ſich eine von Marmorſäulen getragene hohe Kuppel wölbt; das Ganze iſt in leichtgeſchwungenen Linien gehalten, wie dies in künſtleriſcher Vollendung eben nur in der italieniſchen Renaiſſance

[illegible]

Max Ley.

Das verfolgte Klapphorn.

Wer ein Klapphorn [illegible], ist ein [illegible] — [illegible] wenn's einer gut [illegible]. Und dem alten [illegible] merkte man es schon von weitem an [illegible] „[illegible]“ Behandlung des Klapphorns an, daß er [illegible] er bleibt der Musik treu auf schlechtem, verbogenem [illegible] und auf schlimmen, trostlosen Wanderwegen, durch Not, [illegible] und Bettelhaftigkeit, und kann von ihr nicht lassen, nicht für das einträglichste spießbürgerliche Amt.

So war's denn auch bei Herrn Kratochwil, dem Klapphornisten. Als Teil eines Quartetts war er in die Welt hinausgezogen aus seinem Heimatdorfe in seiner Jugend — nun er durchwanderte noch in seinem Greisenalter die Welt. Aber einer nach dem andern von seinen Kameraden war „auf dem Wege“ geblieben. Der eine war in einem Hospital gestorben, ein zweiter hatte sich mit einer Schenkwirtin verheiratet, der dritte war lahm geworden, und so wanderte das Quartett endlich nur noch in der schäbig gewordenen Person des Herrn Kratochwil mit seinem Klapphorn durch die Lande.

Auch der war aber schon gar alt und verbraucht, und als er zuletzt nicht mehr recht weiter konnte, da fing auch ihn an der Kummer zu ergreifen.

So humpelte er an einem schönen Tage einher auf fremdem Wege und war so müde auf den Beinen und so schwach auf der Brust und sehnte sich so sehr nach einem Wirtshause, wo man ihm nicht die Thür wies, wenn er den Vorschlag machte, er wolle „ein Konzert“ geben — er mit seiner schwachen Lunge und seinem herabgekommenen Instrument.

Da erblickte er im Sonnendunst der Ferne ein großes, weitläufiges Gebäude, welches wie ein Schloß aussah. Wenn er den Weg durch den herrschaftlichen Wildpark einschlug, konnte er bald dort sein. [illegible] that er das denn auch. Aber o weh! Am Ausgang [illegible] dort, wo das Brennholz zierlich aufgeschichtet lag, [illegible] ihn plötzlich eine kleine Eberfamilie, und nur ein [illegible] Klettern auf einen Holzstoß rettete ihn vor den [illegible] Hauern. Als er droben angekommen war, begannen [illegible] den Holzstoß anzugreifen, und der kranke Mann, [illegible]

Venetianische Liebeswerbung. Gemälde von Henry Woods.

[illegible]

Festsaal im Kaiserpalast zu Straßburg. Nach einer Photographie von G. Block & Sohn daselbst.

in der größten Angſt begann Kralochwil zu blaſen, zu blaſen, zu blaſen, daß ihm beinahe die Seele aus dem Leibe fuhr. Das rettete ihn. Die Tiere entflohen im höchſten Entſetzen, und der Künſtler ſank entkräftet auf ſein Inſtrument.

Er war gerettet, ja — aber ſein armes Klapphorn, durch ſeine Laſt zwiſchen die kantigen Holzſtöcke gedrückt, war rettungslos verbogen und verloren.

Was nun anfangen? Sein Broterwerb war ihm für die nächſte Zeit entzogen. Mit Thränen in den Augen wanderte der alte Mann auf den Gaſthof des Herrn Karl Auer zu.

Ein junger, luſtiger, hübſcher Wirt empfing den Alten mit mitleidiger Freundlichkeit, wie ſie der Jugend und Kraft ſo wohl ſtehen. Der arme Muſikant wagte kaum, Brot und ein ganz kleines Gläschen Wein zu beſtellen. Reichte ſein Geld noch?

Aber einen Böhmen verläßt das Schickſal nicht.

Wer trat da in die Schenkſtube? Eine Landsmännin! Eine friſche, junge, ſchöne Landsmännin, welche aus dem Klapphorn des Wanderers ſogleich mit Gewißheit ſchloß, daß derſelbe nur ein Böhme ſein könne. Ein Wort gab das andere, und ſiehe da, die junge Wirtin war eine Muhme des alten Muſikanten aus dem Klattauer Bezirk, und fortan gab's keine Not und kein Wandern mehr für den Alten, der ein neues Klapphorn bekam, hier ſein Lager aufſchlug und des Sonntags die Gäſte herbeilockte. Und das alles verdankte er den Wildſchweinchen! Wie geſagt, das Schickſal verläßt keinen Böhmen, beſonders, wenn er das Klapphorn ſpielt!

E. M. Vacano.

Das verfolgte Klapphorn. Gemälde von C. F. Deiker.

Wiener Allerlei.

Von

Armin Friedmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Glücklich, dreifach glücklich diejenigen, welche ſchon bei ihren Lebzeiten mit einiger Beſtimmtheit darauf rechnen können, dereinſtens, nach erfolgter Ueberſiedlung in die beſſere Welt, hier in dieſer ſchlechteren ein öffentliches Denkmal zu erhalten! Das Gefühl der Unſicherheit, früher oder ſpäter einem gemeingefährlichen Plaſtiker in die Hände zu fallen, der uns in ſchlechtſitzende marmorne Menſchikoffs, in unmögliche, verſchnürte bronzene Plaids, wenn nicht gar in die ſo beliebten ſandſteinernen Kutſcherdecken hüllt — ja, dies Gefühl muß ſchrecklich beunruhigend, quälend, bedrückend und angſtvoll ſein! Und wenn ſchon alles glücklich abgelaufen, der Künſtler ſein Beſtes gegeben hat, das der Kritik gerade gut genug war, dann kommen die Platzmiſèren. Im Vorjahre haben wir ihnen ein rührendes Kapitelchen an dieſer Stelle gewidmet, ſo daß für heute nur noch ein tragikomiſcher Epilog zu demſelben erübrigt. Radetzky kommt nun doch auf den „Hof" zu ſtehen, wo er eine Armee von Marktweibern in die Schlacht führen kann. Ein ſonderbares Lager fürwahr mit ſeinen Leinwandgezelten! Dem Grillparzer iſt es aber noch ſchlimmer ergangen. Er, der ſich, da er unter uns wandelte, gerade lange genug in einem mit dem hehren Dichterberufe recht unvereinbaren Amte herumgetrieben, der morgens ins Bureau mit Akten und abends „auf den Helikon" ging, wie Platen ſpottete, gehört im Tode mit zum fundus instructus eines Kaffeehauſes! Iſt das nicht luſtig? „Den Sitzlaſſer" nennt ihn der allzeit zu einem treffenden Scherzwort aufgelegte muntere Volkswitz. Iſt im Volksgarten Konzert, Militärkonzert obendrein, und wird abgeſperrt, kommt der Dichter mit in das Netz, welches die Minorität der zahlenden von der überwältigenden Mehrheit der Gratishörer ſchnöde ſcheidet. — Noch ſchlimmer haben es die großen Naturforſcher doch eben auf dem neuen naturhiſtoriſchen Muſeum getroffen. So ſauer ſie ſich auch ihr bißchen Unſterblichkeit verdient hatten, es half alles nichts, ſie mußten hinauf in die ſchwindelnde Höhe, von wo Thales ungefähr ſo ausſieht wie Pythagoras und Darwin, wie Lamarck oder wer anderes. Bedauernswertes Glück der Größe! Der ſchwärzende Rauch aller nachbarlichen Schlote ſchlägt ihnen dreiſt ins Geſicht und bleibt liegen; ſie ſehen ſchon aus wie Kaminfeger. — Nein, lieber etwas weniger unſterblich als um dieſen Preis! Beneidenswerte Unbedeutendheit, wie ſchön laſſen ſich doch die klangvollen Verſe des großen Sängers Buſch auf dich anwenden:

„. . . . Wie ſind wir froh,
Denn, Gott ſei Dank, wir ſind nicht ſo!"

Das naturhiſtoriſche Hofmuſeum iſt ſchon, nämlich endlich, eröffnet worden, und Haſenauer hat ſich wieder einmal ſelbſt übertroffen. „Genau ſo wie das Burgtheater, nur ganz anders!" hörten wir eine feinſinnige Dame urteilen, und dem iſt am Ende wenig hinzuzufügen, da die Wahrheit in dieſer ſamoſen Antitheſe mit eingefaßt erſcheint. Hier wie dort die gleiche großartige, freigebige Pracht, von demſelben geläuterten Geſchmack gemäßigt, dieſelbe weiſe Anordnung, dieſelbe ſichere Verwendung der unterſtützenden Schweſterkünſte! Nirgends überladener, protziger Luxus, überall Ebenmaß und Harmonie! Kleine, unausbleibliche Uebelſtände ſind freilich wieder zu finden, ſo die ſchon erwähnten Statuen, denen man die Hochſchätzung auf keine glückliche Weiſe ausgedrückt hat. Auch die vier mißglückten „Tabernakelchen" — wir wählen abſichtlich das häßliche Wort für die häßliche Sache — zu Seiten der machtvollen Rieſenkuppel ſind viel bekrittelt worden. In jedem ſoll angeblich eine Statue ſtehen; vertrauenswürdige Zeugen verſichern es, und man muß es auf Treu und Glauben hinnehmen. Geſehen hat dieſe Meiſterwerke keines Menſchen Auge — Dachdecker und Schornſteinfeger vielleicht ausgenommen. Hingegen iſt von der inneren Ausſchmückung alle Welt hoch befriedigt. Auch über die Akuſtik hört man diesmal nicht klagen.

Zu ſehen gibt es gerade genug im Muſeum, und an einem einzigen Saal mag man gut drei Jahre ſtudieren; vierundfünfzig Säle machen ſomit — Irrtümer und Auslaſſungen vorbehalten — netto hundertundzweiundſechzig Jahre. Bis dahin iſt das kunſthiſtoriſche Muſeum gegenüber auch ſchon fertig und eröffnet — dann kann der gewiſſenhafte Beſchauer ſeine Studien drüben fortſetzen.

Wem die mehr als tauſend Menſchenſchädel nicht imponieren, dem iſt nicht zu helfen. Sogar mehrere alte Prähiſtoriker ſind in ihren Gräbern zu ſehen. Die ethnographiſche Abteilung ſucht ihresgleichen. Das Unkulturleben aller wilden Völkerſchaften thut ſich dem geiſtigen Blick auf. Waffen und Götzenbilder, Tanzmasken und Boote, Kleider und Schmuckgegenſtände ſind der Betrachtung dargeboten. Alle Marterinſtrumente ſind vertreten; nur das Klavier fehlt. In der mineralogiſchen Sammlung vermißten wir bloß das Salz der Erde; ſonſt iſt ſie komplet. Die reizendſten peruaniſchen Mumien — ägyptiſche ſind längſt zu gewöhnlich! — ſind da, aber auch der Federnhauptſchmuck des Montezuma, den Cortez ſich zum Geſchenk machte. Der kühne Abenteurer gab ihn Karl V.; dann kam das Stück nach Schloß Ambras in Tirol und endlich nach langer Irrfahrt zu uns. An der Echtheit desſelben auch nur im geringſten zu zweifeln, iſt ſtreng unterſagt.

Von der Ausſchmückung der Schauſäle, die mehr als Anerkennung, die Bewunderung verdient, ſei noch ein weniges bemerkt. Tilgners Karyatiden, welche die Edelmetalle gar reich ſymboliſieren, ſind in ihrer ſchimmernden, andeutenden Polychromie von höchſt eigenartigem Reiz, ſeine amerikaniſchen Raſſentypen von ſcharfer, charakteriſtiſcher Wirkung. Sie ſtreifen dicht an die Grenze der Karikatur — ohne ſie zu überſchreiten. Die zahlreichen ſchönen Landſchaften, die nur nebenbei belehren wollen, vor allem aber künſtleriſche

Abſichten verfolgen, können gar nicht genug gelobt werden. Lichtenfels, Charlemont, Ruß, Schönn und viele andere haben Gediegenes und Bedeutendes geſchaffen. Im Cyklus betrachtet, erhöht ſich noch der Eindruck durch den Vergleich. Man nimmt die empfangene Anregung vom vorigen zum nächſten Bilde hinüber. Nur ſehr wenige Landſchaften entbehren höheren Intereſſes und ſind in Oel gemalte Buchilluſtrationen. Vorſintflutliche Landſchaft mit der entſprechenden Staffage darzuſtellen, iſt eine mißliche, heikle Sache. Die Nachrichten ſind unverläßlich, der Künſtler ſchaut nur mit dem geiſtigen Auge, die Phantaſie ſoll mitſchaffen, und da tritt dann leicht ein rechter Zwitter zu Tage.

Canons Rieſendeckengemälde, der „Kreislauf des Lebens“, gewinnt ſehr an ſeiner hohen Stelle. Es iſt viel erörtert worden und viel gedeutelt. Philoſophiſche Gedanken in Rubensmanier!

Ueber den großen Kuppelſaal und das Stiegenhaus durfte man, ohne der Ueberſchwenglichkeit geziehen zu werden, ein unerſchöpfliches Füllhorn aller lobenden Epitheta ergießen. Aber herzhaft loben iſt für den Leſer nicht ſo angenehm wie für den Schreiber. Im Grunde haftet der Anerkennung ein leiſes, fatales Aroma der Langeweile an, während der kräftige Tadel der Geißler, die verneinen, ein ſcharfes, ſchneidiges, belebendes Tempo mit ſich bringt, welches das Intereſſe rege hält. Deshalb alſo kein Lob mehr, weil es auf die Länge fade, aber auch keinen Tadel, weil er ungerecht wäre.

Im ſchönen, großen Vogelhaus auf dem Opernring, da flattern, wie es im Liedlein heißt, viel Vögel ein und aus, und alle bekommen frei Quartier. Gaſtſpielerei und kein Ende! Maitreſſe und Soubretten, Barbiere von Sevilla und Regimentstöchter, jede Woche gleich ein Dutzend! Die Kritik und die Claque kommen gar nicht zur Ruhe. Wehe dem, der zwiſchen den Schwiegerſohn der gaſtierenden Agathe und die begeiſterte Großmutter des Kaſpar zu ſitzen kommt! — Von allen Gäſten hatte Ritter aus Hamburg den ſeltenſten Erfolg. Stimme und Schule, Eleganz des Vortrags und der Erſcheinung, Jugend und ſchauſpieleriſche Gewandtheit — Kritikus, was willſt du noch mehr? Federn, die ſich nur in die gallig bitterſte Tinte zu tauchen gewohnt waren, ſchrieben mit eitel Zuckerwaſſer. Die älteſten, nüchternſten Orcheſtermitglieder gerieten in eine Begeiſterung, die jugendlichen Galerieenthuſiaſten energiſch zurückweiſende „St!“ zuziehen wurde. Es geſchehen noch Zeichen und Wunder am muſikaliſchen Himmel. Wir gingen aus, um einen Nachfolger für Reichmann zu ſuchen, und haben einen für unſeren unvergeſſenen J. N. Beck ruhmreichen Angedenkens gefunden.

In den anderen Schauſpielhäuſern muß es auch bald angehen. Eine Notiz nach der andern flattert aus den Kanzleien in die Redaktionen. Jeden Tag lieſt man von neuentdeckten Genies; ſie graſſieren förmlich. Wenn ſie ſich nur nicht hinterher als dramatiſche Küchlein mit der Eierſchale auf dem Kopf entpuppen.

Aufs Volkstheater iſt man am geſpannteſten. Das Aſyl für obdachloſe Dramatiker zieht aller Augen auf ſich. Schon wird geprobt und gemimt. Hilf, heiliger Anzengruber, auf daß ſich die ſo lang verwaiſte Volksmuſe recht wohl fühle in dem ſchmucken Hauſe!

Vom internationalen Frauenkongreß in Paris.

Von

Ida Barber.

(Nachdruck verboten.)

Der große Saal der Mairie St. Sulpice war bis auf den letzten Platz gefüllt. In der That eine eigenartige Verſammlung! Neben vielen jungen, nach dem neueſten Geſchmack angethanen Damen ſah man auch nicht wenige, deren einfache Haar- und Kleidertracht erraten ließ, daß ſie mit der Mode auf geſpanntem Fuße lebten und ſich für andere Ideale begeiſterten als ihre im Dienſte der Schönheit ſtehenden Schweſtern. Es waren Delegirte aus aller Herren Länder erſchienen: 30 Damen, die in England zu den Pionieren für Frauenbildung zählen, 4 aus Schottland, 2 aus Irland, 1 aus Island, 2 Frauenärztinnen aus Indien, 15 Damen, teils Advokatinnen, teils Aerztinnen aus den Vereinigten Staaten, 6 aus Belgien, 3 Inſtitutsvorſteherinnen aus Holland, 4 aus Schweden, 5 aus Dänemark, 14 aus der Schweiz, 6 aus Oeſterreich, 3 aus Deutſchland, 7 aus Rußland, 15 aus Italien, 4 aus Griechenland, 2 aus Braſilien. Eifrig beteiligten ſie ſich in Gemeinſchaft mit ihren franzöſiſchen Schweſtern an den Sitzungen dieſes „Congrès pour les oeuvres et institutions féminines“, die täglich von 9—12 und von 3—6 Uhr ſtattfanden. Man verhandelte mit Ernſt und ſtrenger Sachlichkeit, und wer etwa der Anſicht wäre, daß Damen keinen parlamentariſchen Takt beſitzen, konnte hier in aller Form eines Beſſern belehrt werden. Was den Inhalt der Verhandlungen betrifft, ſo wird die nachfolgende kurze Ueberſicht ihres Verlaufs unſere freundlichen Leſerinnen erkennen und zum Teil noch darüber hinaus erraten laſſen, daß neben recht Beherzigenswertem wohl auch manches vorgebracht wurde, was bedenklich über das Ziel hinausſchießt, wie das ja in ſolchen Fällen immer mit unterzulaufen pflegt.

Der würdige Jules Simon eröffnete die Verſammlung und legte in längerer Rede ſeine Anſichten darüber dar, daß die Mitwirkung der Frau bei allen philanthropiſchen Inſtituten, bei der Erziehung, der Geſetzgebung, nur mit Freuden begrüßt werden könne. Der Frau als der Erzieherin des kommenden Geſchlechts müſſe entſchieden, ſoll ſie ihrem Amte richtig vorſtehen können, eine tiefere Bildung und eine größere Machtvollkommenheit eingeräumt werden als bisher; die Geſetzgebung ſei in aller Herren Länder ungerecht gegen die Frauen geweſen; man habe ihnen Pflichten zuerteilt, ohne ihnen dementſprechend Rechte zu gewähren. Redner wies auf all das hin, was die Frauen Frankreichs 1870 geleiſtet, mit welchem Opfermut, welcher Hingabe ſie ihre Pflichten als Bürgerinnen des Vaterlandes erfüllt, und ſprach die Hoffnung aus, daß man angeſichts dieſer Leiſtungen ihnen auch die Rechte, die ſie beanſpruchen, nicht vorenthalten werde. Jeder vernünftig Denkende ſehe ein, daß eine Aenderung eintreten müſſe, daß es ſich mit den Anſichten von Recht und Billigkeit, die die Republik auf ihre Fahne geſchrieben, nicht vertrage, den Frauen das Anrecht auf Arbeit, auf Mitwirkung bei der Geſetzgebung, auf Gleichſtellung in bürgerlicher Beziehung zu beſtreiten. Redner hoffe, daß der Pariſer Frauenkongreß Beſchlüſſe faſſen und durchſetzen werde, die auch den Frauen anderer Nationen von Segen ſein könnten. Rauſchender Beifall dankte ihm.

Nachdem die Vizepräſidentin Madame de Bogelot die Tagesordnung verleſen, ſprach Madame de Morſier, die Schriftführerin des Kongreſſes, über das Thema: „Die Aufgaben der Frau unſerer Zeit!“ Madame de Morſier verſteht es, ihr Publikum zu feſſeln; ſie ſpricht leicht, fließend, weiß für ihre Ideen zu begeiſtern, ſelbſt die Gleichgiltigen mit fortzureißen. Sie ſucht nachzuweiſen, daß unſer heutiges Geſchlecht auf einer ganz andern Bildungsſtufe angelangt ſein müßte, wenn man der Frau die Bildung und ſoziale Stellung, die ihr von Rechts wegen gebühren, gegeben hätte. Staat und Geſellſchaft, ſagt ſie, ſchlagen ſich ſelbſt die tiefſten Wunden, wenn ſie die Frau nicht zu ihrem Rechte kommen laſſen. Es kann unmöglich heute noch Aufgabe der Frau ſein, wie ehedem am Spinnrad zu ſitzen, ihr Hausweſen zu beſorgen, zu waſchen, zu ſcheuern, ihre koſtbare Zeit in Alltäglichkeiten zu vergeuden. Im Zeitalter der Maſchinen, der gehobenen Induſtrie, des Fortſchritts auf allen Gebieten harren ihrer andere Aufgaben. Eine Frau, die nur ihrem Hauſe lebe, werde nie ihren Pflichten als Gattin und Mutter in der Art gerecht werden können, wie es unſere Zeit verlangt. Napoleons großes Wort: „Qu'est ce qui nous manque? — Des mères!“ ſollte noch heut ein vollwiegendes Echo in den Herzen aller Frauen finden. „Ja,“ fuhr die Rednerin in ſteigender Begeiſterung fort, „Mütter ſind es, die uns fehlen! Frauen, die geeignet ſind, ihren Söhnen, ihren Töchtern als Leuchte alles Guten, Edlen voranzugehen, ſie für jene Ideale zu begeiſtern, ohne die das Leben nicht wert iſt, gelebt zu werden. Eine denkende, von Vorurteilen freie, mit ihrer Zeit fortſchreitende Frau iſt ein Segen für ihr Haus, für Mann und Kinder; die beſchränkte, einfältige Frau aber iſt überall ein Hemmſchuh und ſchadet nicht nur den Ihrigen, ſondern dem Volkswohl im allgemeinen.“ Rednerin ſprach dann für Erweiterung der Wiſſensſphäre des Mädchens, für Zulaſſung zum Studium, für Heranziehung der Frau zu allen jenen Gemeinde- und Staatsämtern, die in den Bereich der Pädagogik und Armenpflege gehören.

Langer, andauernder Beifall rührte die Rednerin, eine Frau von auffallender Schönheit, faſt zu Thränen.

Am zweiten Kongreßtage ſprach Frau Lockwood, Advokat aus Waſhington, über: „Reform der Moral“. Rednerin unterzog das, was bei uns im gewöhnlichen Leben als Moral gelte, einer ſcharfen Kritik. Alles ſei Unnatur, unſere moderne Bildung oft nichts anderes als eine große Lüge. In die Einzelheiten ihres Vortrags können wir der Dame an dieſer Stelle nicht folgen.

Nach ihr ſprach Frau Kergomard, Generalinſpektorin der Pariſer Mittelſchulen, über: „Reform der Mädchenſchulen“. Sie iſt dafür, daß man den Mädchen eine Vorbildung gebe, die ſie zum nachfolgenden Univerſitätsbeſuch befähige. Es werde in den Schulen zu viel Zeit mit Formalitäten verloren, zu viel Wert auf Unwichtiges gelegt. Die Mädchen lernen, ſo führte die Rednerin aus, zu wenig denken; ſie verwenden zu viel Zeit auf Sprachen, Muſik, Tanzen. Man lehre fortab ſchon in den Volks- und Bürgerſchulen Chemie, Phyſik, Nationalökonomie, Warenkunde, befähige die Mädchen, Buchführung zu verſtehen, man gebe ihnen Gelegenheit, ſich im letzten Schuljahre zu Kindergärtnerinnen auszubilden.

Nachdem Dr. med. Mary Mitchell, Vorſtandsmitglied des Mäßigkeitsvereins der Vereinigten Staaten, einen Ueberblick gegeben, was Frauen auf dieſem Gebiet zu leiſten vermögen, wie ſie reformierend im fernen Weſten gewirkt und Tauſenden, die ſeither dem Branntweingenuß ergeben waren, geholfen, ein geordnetes Leben zu führen, nahm Miß Wangan als Abgeordnete der engliſchen Vereine für den Frieden das Wort, um die Miſſion der Frau zu kennzeichnen, wo es ſich darum handle, im heranwachſenden Geſchlechte Abſcheu gegen den völkermordenden Krieg zu erzeugen. Miß Wangan iſt der Anſicht, daß von der Frauenwelt die Initiative ausgehen müſſe, den Krieg hintan zu halten; ſie beſitze eine Macht, die, falls ſie ihren Einfluß auf Gatten, Söhne, Brüder benütze, den Krieg zur Unmöglichkeit werden laſſe; ihre Reſolution gipfelte in den einſtimmig angenommenen Sätzen: „1) Die Frauen aller hier vertretenen Länder proteſtiren gegen den Krieg. 2) Die Frau erkennt es als ihre Aufgabe, Frieden zwiſchen Nationen und Religionen zu ſtiften.“

An einen gehaltvollen Vortrag, den Miß Beard als Abgeordnete der engliſchen Geſellſchaften zur Ueberwachung der Sittlichkeit hielt, knüpften ſich lebhafte Erörterungen, an denen auch Jules Simon und Leon Desmet ſich beteiligten.

In der Nachmittagsſitzung wurden als Ergebnis eines Vortrags, den Madame de Ferrière über „das politiſche Stimmrecht der Frauen“ hielt, folgende Reſolutionen gefaßt: „1) Die bürgerlichen Rechte ſollen für Männer und Frauen gleich ſein. 2) Die Frau ſoll in der Ehe die freie Verfügung über ihr Vermögen behalten. 3) Sie hat das Anrecht auf den dritten Teil der Einnahmen ihres Mannes zur Führung der Hauswirtſchaft und Kindererziehung.“

Zum Schluß berichteten Madame Bogelot über „die Strafentlaſſenen von St. Lazare“, Fräulein E. Rand, Zürich, über „den Verein zum Schutze alleinſtehender Mädchen in der Fremde“, Frau Lina Morgenſtern über „Volksküchen und Hausfrauenvereine“.

Am folgenden Tage ſprach Herr Magnus über „die Trennung der Geſchlechter in der Schule wie in der Geſellſchaft“. Redner vertritt die Anſicht, daß die Mädchen ſich denſelben Lernſtoff wie die Knaben zu eigen machen können. Es ſei der Verdummung, in der man die weibliche Jugend halte, mit allen Mitteln entgegen zu wirken. Er befürwortet gemeinſchaftlichen Unterricht in den Schulen, Zuſammenkünfte in den Freiſtunden unter Aufſicht der Mütter, Belebung der Geſelligkeit in den Familien, gleiche Beſtrebungen in Kunſt und Wiſſenſchaft. An der nach dem Vortrage eröffneten Beratung über das angeregte Thema beteiligten ſich aufs eifrigſte Mrs. Aſhton Dilke, Baronin de Pages und Lina Morgenſtern. Erſtere vertrat die Anſicht, daß die Trennung der Geſchlechter in Schule und Haus den nachteiligſten Einfluß auf die Sittlichkeit geübt habe. In den Ländern, wo Knaben und Mädchen gleichen Unterricht erhielten, habe ſpäter der Mann weit mehr Achtung vor dem Weibe; er betrachte es dort als geiſtig ebenbürtig, nicht aber, wie hier zu Lande (in Frankreich), als eine Marionette, deren größtes Glück es ſei, mit bunten Chiffons aufgeputzt zu werden.

Mit großem Intereſſe wurde ſodann der Vortrag von Arthur Raffalowich über „die Thätigkeit der Octavia Hill auf dem Gebiet der Verbeſſerung der Heimſtätten der Armen“ vernommen. Sonderbarerweiſe habe das Beiſpiel dieſer ſeltenen Frau wenig Nachahmung gefunden, und doch ſei der Einfluß, den ſie durch ihre Einrichtungen auf die Geſundheit, Sittlichkeit und Arbeitskraft des Volkes ausgeübt, ein ſo bedeutender, daß ſie mit Recht zu den größten Wohlthäterinnen der Menſchheit gezählt werden könne.

Baronin von Pages ſprach hierauf mit Wärme „über das Wirken der Tierſchutzvereine“; ſie eiferte gegen die Tierquälerei, die gar oft in Haus und Küche von Frauen geübt werde, auch gegen den Sport, Schwalben und Tauben zu ſchießen und deren Federn zum Hutſchmuck zu verwenden.

Von allgemeinem Intereſſe waren noch die Vorträge über Frauenheime, Waiſenhäuſer, Diakoniſſenanſtalten. Am erſten Abend vereinigten ſich die Kongreßteilnehmer zu anregender Geſelligkeit im Flora Pavillon des Louvre, für den zweiten hatte Madame Marie Laurent ein Konzert veranſtaltet.

Welche thatſächlichen Wirkungen der Kongreß erzielen wird, bleibt abzuwarten.

Engliſche Seen.

Von

Ludwig Hevesi.

(Alle Rechte vorbehalten.)

So ein engliſcher See hat das bequemſte Daſein auf Erden. Ohne die geringſte Anſtrengung wird er in ganz England weltberühmt. Seine Landsleute ſchwärmen für ihn und bringen, ſo oft ſie ſich verheiraten, ihre Flittermonate an ihm zu, als wäre er eine Schweiz. Die engliſchen Dichter gründen eine eigene Seeſchule, um ihn zu verherrlichen, und werden dafür einer unſterblicher als der andere. Die engliſchen Waſſermaler malen ſich an ſeinem Waſſer zur Würde eines R. A. („Royal Academy“) hinan. Engliſche Mathematiker berechnen genau, wie viele Eimer Waſſer er enthält, und wie viele Tonnen jener berühmte Stein wiegt, der an jener berühmten Stelle eine Unebenheit ſeines gefeierten Geſtades verurſacht. Mr. Ruskin, der leitende Aeſthetiker, ſtachelt in Büchern und Zeitungsartikeln ganz England zu einem Bürgerkrieg gegen die Eiſenbahngeſellſchaft auf, die den Seebezirk mit Schnell- und Bummelzügen befahren will, als läge er zwiſchen Bradford und Mancheſter, mit Lokomotiven befahren, die keine Zinkenpfiffe von ſich geben und auf eiſernen Schienenpaaren rollen, die keine goldenen Versſpaare ſind! Und Mr. Ruskin wird ein großer Mann, denn er hat die engliſchen Seen gerettet ... So habe ich ſo einem engliſchen See ſtundenlang zugeſehen, wie er es eigentlich anfängt, ſo berühmt zu werden. Ein ſtehendes Waſſer, zuweilen ſo klein, daß man den Eindruck hat, es

Digitized

ſtehe auf einem Beine. Rundherum Grün, und zur Abwechslung wieder Grün. Sanfte Hügel, von weiblichem Charakter, die ſich offenbar ſehr unbehaglich fühlen würden, wenn ſie Berge wären. Hie und da ſcheint der See im ſtillen zu überlegen, ob es nicht doch paſſend wäre, ſich zu einer Bucht zu krümmen; aber ſchließlich findet er das doch zu anſtrengend, für ſich und für die Seedichter, welche dann dieſe Bucht wieder eigens beſingen müßten. Er hat Stellen, wo er ſichtlich Angſt empfindet, ſich zu beſchädigen, da ein Ding, das beinahe wie eine Klippe ausſieht, Miene macht, in ſeinen Spiegel vorzuſpringen. Am reizendſten iſt er, wenn er durchaus nicht begreifen kann, wie er eigentlich dazu kommt, zwei oder drei Inſeln zu haben. Sollte das auf irgend eine Unbeſonnenheit ſeiner Jugend zurückgehen? Er kann ſich nicht mehr darauf beſinnen, aber die Geologen, eine Art von alten Weibern, klatſchen etwas dergleichen, offenbar ohne Grund. Uebrigens iſt er ſo überaus praktiſch eingerichtet! Er hat ſeinen Einfluß und ſeinen Ausfluß wie die beſte Badewanne, und zuweilen ſelbſt eine Douchevorrichtung, die man Waſſerfall nennt und durch einen Zug an einer Leine in Thätigkeit verſetzt. Man kann ihn nicht nur von rechts nach links, ſondern auch von links nach rechts umgehen, gerade wie ein Tänzer den andern, was eine ſo anregende Salonbeſchäftigung iſt. Und er enthält „Char"-Fiſche von großer landſchaftlicher Schönheit, und gar nicht viel fehlt, ſo würde er ſogar Forellen führen. Und ſein Waſſer hat einen eigenen Schimmer, man möchte ſagen, einen feuchten Glanz, beinahe als wenn es naß wäre. Und er liegt ſo unvergleichlich günſtig; von allen Höhen ringsum kann man ihn, wenn er nur nicht maskirt iſt, erblicken. Beſonders fein iſt dabei, daß es auch Stellen gibt, von wo man ihn nur teilweiſe ſieht; da iſt er natürlich am ſchönſten, denn die Phantaſie hat bekanntlich die Eigenheit, den unſichtbaren Teil immer für den ſchöneren zu halten. Und endlich, wer wagt es zu ſagen, daß er nicht ſogar romantiſch iſt? „Sehen Sie dort in der Ferne, hinter den vier verſchiedenen Hügelzügen, die zwei kleinen Hörner, die ſo ſägeförmig ausgezackt ſind? Das ſind Felſen, Sir; echte Felſen, aus Naturſtein. Die Langdale Pikes ſind es, und man ſieht ſie vom Windermere Lake aus mit freiem Auge."

Der See von Windermere vereinigt nämlich alle dieſe Eigenſchaften in ſeltenem Maße. Nur die Kleinheit fehlt ihm, dem größten von allen, denn er iſt elf (engliſche) Meilen lang und an der breiteſten Stelle eine (ebenfalls engliſche) Meile breit. Das iſt ganz gut ſo, wenigſtens gibt er eine Ahnung davon, wie klein die übrigen ſein müſſen. Uebrigens ſtört das in dem parkähnlichen Lande wenig; man ſagt unwillkürlich nicht: „Welch kleine Seen hat dieſes Land!" ſondern: „Welch große Teiche hat dieſer Park!" Kein Wunder, daß der berühmte Dr. Wilſon von ihm wörtlich behauptet, die hängenden Gärten von Babylon hätten nichts mit der Ausſicht auf ihn Vergleichbares enthalten; er hat recht, denn die Gegend von Babylon muß ganz anders ausgeſehen haben als die von Bowneſs. Er ſagt freilich auch, daß es „nicht nur in Weſtmoreland, ſondern — glaubet uns — in der ganzen Welt" nichts ſo Großartiges gibt. Offenbar kannte mein Wiener Reiſegefährte dieſe Stelle nicht, ſonſt hätte er kaum die Läſterung ausgeſtoßen: „Aber gehn's, der hinterſte Langbathſee iſt mir lieber als das ganze Zeug da."

Nun denn, der Windermere Lake iſt einmal kein Bodenſee. Noch weniger ſieht er kaſpiſch aus. Aber im ganzen kam er uns recht freundlich entgegen, und zwar bis Lakeſide, wo wir mit der Eiſenbahn eintrafen. Da er ahnen mochte, daß wir ihn zu einfärbig finden könnten, hatte er ſich mit etwas Rot aufgeputzt, und zwar mit einer roten Boje, einem roten Streifen am Kiel ſeiner „Dampfgondel", wie man dieſe Schiffe im „Lakediſtrikt" nennt, und etwas Rötlichem in der Flagge derſelben. Auch eine ältere Dame in hohen Gamaſchen aus ſchwarzem Lackleder trug ein rotgeſtreiftes Kleid. Sie ſaß auf einer Bank und lag ihrer Hochzeitsreiſe ob, indem ſie ihrem jungen Gatten zuhörte, der ihr mit Hilfe einer Lupe aus einem Miniatur-Wordsworth von etwa vier Quadratzoll Flächeninhalt die auf den vorliegenden See bezüglichen Stellen vorlas. Auch ein paar graue Landhäuſer waren in der Nähe zu vermieten, was die beſchauliche Stimmung nicht wenig hob, und da die Dampfgondel einen dünnen Schlot von blankpoliertem Meſſing hatte, blieb uns in der That kaum mehr etwas zu wünſchen. Das Boot brachte uns in einer engliſchen Stunde ans andere Ende des Sees, nach Ambleſide. Der Himmel drückte ſich daſelbſt etwas unhöflich aus, atmoſphäriſche Niederſchläge ſtanden in Ausſicht. In der That begoß die Aufwärterin beim Dinner den linken Aermel meines ſchwarzen Bratenrockes mit „Cuſtard", einer Art dünnen weißen Papps, den ſie als Guß zu einer Früchtenpaſtete ſervieren ſollte. Sie war ein hübſches blaſſes Mädchen, ihr Name reimte ſich gewiß auf manchen Vers des Seedichters Southey. Wir machten dann eine lange Spazierfahrt und bewunderten den Inſtinkt des Kutſchers, der den Namen jedes landſchaftlichen Punktes zu ſagen wußte, obgleich ein Berg ausſah wie der andere, ein Thal wie das andere und ein Baum, eine Kirche, ein Haus wie der, die, das andere. Dieſe Gleichförmigkeit von grünen Hügeln, runden Baumkronen, buſchigen Waſſerläufen, eiſernen Parkgittern und unbeworfenen, ungetünchten Cottagemauern, ... man glaubt in einem Album von engliſchen Landſchaften Birket Foſters zu blättern, wo ein Bild wie das andere ausſieht. Es begann zu rieſeln, worüber wir ſehr froh waren, denn es hätte ja auch regnen können. Es war hochſommerkühl, und wir knöpften unſere langen Ulſters luft- und waſſerdicht zu; mein Wiener Gefährte behauptete ſogar, ſein Herz trage Flanellhoſen. Am Morgen aber ſchien die Sonne, die Luft war „hell wie Gin" — ſo ſagen die Engländer — und der Waſſerfall in Stock Ghyll Park, den wir in Augenſchein nahmen, führte in ſeiner Schlucht Schwünge und Sprünge aus wie ein Turner, der am Reck ſeine Morgenübung macht.

Wir thaten ein Gleiches, indem wir auf das Dach einer „Coach" kletterten, um nach Keswick zu fahren. Eine Coach iſt ein veraltetes Ding, das auf vier Rädern hinter vier Pferden einherrollt und von einem Coachman gelenkt wird. Es iſt entweder ſo oder anders lackirt, und der Kutſcher in ſeinem gelben Mantel mit fünf Kragen und ſeinem hellgrauen Cylinder mit ſchwarzem Band, auch mit dem wünſchenswerten roten Backenbart, ſieht aus wie ein Parlamentsmitglied, das zum Derby fährt. Mit der Coach ſollen ſchon die alten Britannier von Ambleſide nach Keswick gefahren ſein, und der Aeſthetiker Mr. Ruskin beſteht darauf, daß auch die neuen im Seediſtrikt ſo fahren ſollen. Ganz im ſtillen darf ich es ja geſtehen, daß er recht hat. Alles Unbequeme iſt nun einmal poetiſch, alles Langwierige ſtimmungsvoll. Und die Coach fährt vorzüglich; im Galopp ihrer ſechzehn Hufeiſen ſchwankt die Hochzeitarmee bergauf bergab, über Brücken und ſogar durch Furten, durch lange, ſchmale Dorfgaſſen voll jauchzender Kinder, nur zuweilen in Verlegenheit, wie ſie einer andern Coach ausweiche. In ſolcher Bedrängnis ſtreift eben die eine Coach ein Stück Dach der andern weg, nebſt allen Reiſenden, die darauf ſitzen; die letzte Bank auf dem Dache iſt ſtets die gefährdetſte, wird alſo ſehr bevorzugt. Es gab eine Zeit, wo ganz England ſo nach Mr. Ruskins Vorſchriften reiſte, aber damals gab es noch keine Eiſenbahnen. Wer die damalige Poſtkutſchenpoeſie noch heute miterleben will, fahre einmal mit der vierſpännigen Stagecoach von York nach Leeds, denn dieſe einzige Linie wird noch immer aufrecht erhalten. Und zwar iſt es der Großſeifenſieder Hudſon, der ſie erhält, bloß um an ihren Kutſchen Reklamen für ſein Fabrikat, Hudson's dry soap, anzubringen und den Ruhm dieſer Seife im Eaſt Riding von Yorkſhire zu verkünden. Er kann das leicht thun, denn er braucht keine Kutſcher zu beſolden. Gentlemen aus den beſten Klaſſen, die für ihr Leben gern ein Viergeſpann lenken, halten es noch für eine große Vergünſtigung, wenn ſie die Coach von Leeds bis York lenken dürfen. Mancher junge Lord läßt ſich da „von vier Pferden die Handflächen kitzeln" und nimmt nicht einmal ein Trinkgeld dafür.

So ſaßen wir denn auf der letzten Bank neben zwei ältlichen Amerikanerinnen, die ſeit anderthalb Jahren die auch ſchon etwas ältliche alte Welt durchſtreiften; ſie reiſten von New-York über Aegypten und Paläſtina vorläufig nach Keswick, eine Rundreiſe, wie ſie ungefähr ein Meridian macht. Unſere Fahrt war übrigens reizend. Zuerſt ſahen wir die im Bau begriffene Hochquellenleitung für Mancheſter. Sie wird achtundſiebenzig engliſche Meilen lang, hat unter anderem einen drei Meilen langen Tunnel und koſtet eine mir nicht mehr erinnerliche Anzahl von Pfunden. Dann zeigte man uns einen Berg, deſſen Gipfel die Form eines ruhenden Löwen hat; ohne Zweifel gibt es auch eine alte Sage darüber, was geſchehen wird, wenn dieſer Löwe einmal aufſteht. Dann kamen wir ins Dorf Graſmere, auf deſſen Kirchhof der Seedichter Wordsworth beerdigt iſt. Unſere Coach hielt dicht an der Kirchhofsmauer, ſo daß wir dieſe als Staffel benützen konnten, um vom Wagendach auf die Grabhügel des Gottesackers hinüberzuſpringen. Herren und Damen ſetzten ſo über die Mauer und folgten einem Fußpfade, den die Pietät früherer Lakeläufer längſt durch den tiefen Raſen getreten hatte, bis zur liegenden Grabplatte des Dichters, den die Engländer für ihren zweiten nach Milton halten. Einige Reiſende zogen, nachdem ſie den goldenen Namen des Dichters durchbuchſtabirt, einen kleinen zweibändigen Wordsworth in blauer Leinwand aus der Taſche, ließen den Goldſchnitt durch die Finger ſchnurren, beſahen die Goldſchrift auf dem Rücken und ſteckten die Bändchen wieder ein. Das ſchienen die Zeremonien der Andacht zu ſein, die man da verrichtet, und ſie ſchienen uns ſo würdig und ſinnvoll wie manche andere. Geſchwind traten wir dann noch in ein altes, altes Kirchlein, an dem nichts zu ſehen iſt als dieſes alte Nichts. Sehr befriedigt kletterten wir ſchließlich über die Friedhofsmauer wieder auf unſer Wagendach zurück und fuhren weiter. Zu unſerer Linken lag das kleine Thal, darin der kleine See und in dieſem eine kleine Inſel. Graſmere Lake, dieſer Tropfen Waſſer, ſchimmert in Regenbogenfarben von Sonnenſchein und Wordsworthſcher Poeſie. Alles in dieſer Gegend heißt Wordsworth. Ich glaube, wenn man ans Ufer hinabgeht und ſich über das Waſſer neigt, erblickt man darin Wordsworths Geſicht ſtatt ſeines eigenen. Hier und dort, dort und da wird ein Haus gezeigt, in dem einſt Wordsworth gelebt hat; Wordsworth als Junggeſelle, als Bräutigam, als junger Gatte, als Witwer (falls Mrs. Wordsworth vor ihm geſtorben ſein ſollte), als Greis. Dieſer Felsbrocken hier am Seeufer, unter breiten Ulmen, iſt Wordsworths Stein, auf dem er ſo gern geſeſſen. Jener Eibenbaum iſt Wordsworths Eibenbaum. Jene Kapelle, jene Bank, jene Schlucht ſind ſeine Kapelle, ſeine Bank, ſeine Schlucht. Es ſcheint, daß Thomas de Quincey, der „engliſche Opiumeſſer", gern in Häuſer zog, die Wordsworth verlaſſen. Er mochte da Echos von deſſen dreifachen, vierfachen, ſechsfachen Reimen ſammeln und in verborgenen Ecken nach einzelnen Reſten von Stimmung ſuchen, die jener achtlos zurückgelaſſen. Auch Felicia Hemans ſtöberte viel um Graſmere herum und ſchrieb, ſo ſcheint es, wenigſtens einen Vers über jeden Gegenſtand, über den Wordsworth ein Gedicht geſchrieben. So viel iſt ſicher, daß er hier nicht leicht etwas unbeſungen gelaſſen hat. Die Stimmen dieſer Natur klingen durch ſeine Verſe; ihr zu liebe wird er Onomatopoet, Klangmaler, Geräuſchdichter, deſſen Worte durch einander klappern wie Bachkieſel oder hinter einander herſeufzen gleich Windſtößen in der Nacht oder in breiten Triphthongen ſich entfalten wie der werdende Tag, je nachdem ſeine Malerei es braucht. Ich glaube immer, daß eine litterariſche alte Jungfer, à la Miß Bacon, nach dreihundert Jahren großes Aufſehen machen wird mit einem Buch, in dem ſie die Theorie aufſtellt, der engliſche Seebezirk ſei urſprünglich nur in der Phantaſie der Seedichter vorhanden geweſen. Erſt ſpäter ſei er auf Koſten einer Anzahl unternehmender Gaſtwirte durch geſchickte Landſchaftsgärtner nach den Angaben ihrer Gedichte künſtlich hergeſtellt worden, indem man den Graſmereſee grub, den Gipfel des Helm Crag zu einem Löwen zuſchnitt, die Langdale Pikes erhöhte, damit ſie „aus irgend einem andern Thal in dieſes herüberſchauen" können, in die Schlucht von Dungeon Ghyll Force den Block hinabſtürzte, der Wordsworths „müßigem Schäferknaben" als Brücke dient, und ſo weiter.

Keswick aber, wohin wir am Thirlmereſee vorbei gelangten, iſt ein reizendes Landſtädtchen, obgleich Robert Southey, der poet laureate, dort gewohnt und es in engliſchen Hexametern beſungen hat. Eine gewiſſe Holperigkeit des Pflaſters erinnert noch angenehm an dieſe dichteriſche Leiſtung. Unſer Kutſcher verſuchte es, etliche der hundert ſchreienden Kinder, welche die Coach umſchwärmten, zu überfahren, aber ſie waren viel zu flink. Selbſt die kleinen Kate Greenaway-Mädchen in ihren großen Großmutterhauben blieben ganz unverletzt, was ſie tief zu bedauern ſchienen. Nachdem wir in Geſellſchaft von etwa fünf jungen Flitterwöchnerinnen nebſt den entſprechenden jungen Ehemännern zu Tiſche geweſen, ſchlenderten wir zu dem berühmten Derwentwaterſee hinan. Um unſere Schwäche zu feiern, kauften wir uns unterwegs jeder einen Bleiſtift, der ihm als Touriſtenſtab diente. Keswick iſt nämlich eine große Bleiſtiftſtadt; im Schaufenſter des Ladens, den wir betraten, ſahen wir den „original big pencil 1858", den preisgekrönten mannsdicken Ausſtellungsbleiſtift der Fabrik. Einen Spazierſtock, durch den ein Graphitſtab geht, kauft ſich dort jeder Naturſchwärmer und läßt dann in dieſem oder jenem Laden, an deſſen Thür angeſchrieben ſteht: „Your own name stamped on pencils" (Ihr eigener Name wird hier auf Bleiſtifte gedruckt) dem Bleiſtab ſeinen Namen aufprägen wie einſt in der Schweiz ſeinem Alpenſtock. Von Browns „Shoulder of mutton Hotel" (Gaſthof zur Hammelsſchulter) bis zum See ſind es kaum ſiebenzehn Minuten. Durch einen Blinden, der, unterwegs auf einem Prellſtein ſitzend, mit den Fingerſpitzen in einer Blindenbibel las, wurden ſie um anderthalb Minuten verlängert. Ich gebe dieſe Zeitbeſtimmungen genau nach den Angaben des Gaſthofträgers. Der See iſt ſo ſchön, daß ein Lord, den man mir nannte, ſeinen Teich in einem Parke, den man mir auch nannte, mit Waſſer aus dem Derwentwater Lake hat füllen laſſen, um ſich auch daheim an dieſer Schönheit erfreuen zu können. In der That, der See ſieht ſchon faſt ein wenig Oberbayriſch aus, die hohen Berge natürlich abgerechnet. Auch iſt er recht groß: drei engliſche Meilen lang und anderthalb breit. Er gilt als unromantiſch, und Engländer, die Schottland kennen, behaupten, er habe ſchon etwas Schottiſches. Eine Partei von Naturſchwärmern gibt indes dem Ulleswaterſee den Vorzug, weil dieſer majeſtätiſcher und engliſcher ſei. Eine Flottille von Inſeln liegt im See feſtgeankert, es gibt aber auch eine, die „Floating Island", die beweglich auf dem Seegrunde ruht und nur alle paar Jahre einmal plötzlich an die Oberfläche emportaucht, um ſich ein wenig beſingen zu laſſen. Ihr pflanzenhaltiges Erdreich iſt ſechs Fuß dick und voll Luftblaſen; wenn dieſe alle geplatzt ſind, geht Vineta wieder unter und gibt Veranlaſſung zur längſten poetiſchen Erzählung oder auch zum dreibändigen Roman, in half Morocco gebunden, Preis 21 Shilling ...

Und nun ſchwanke ich aufrichtig, ob ich denn hier geſtehen ſoll, daß ich den Weſtwaterſee nicht geſehen habe, einen See, vierthalb Meilen lang und eine halbe Meile breit, — einen See, der noch nie zugefroren war, — einen See, an dem es nicht einmal ein Wirtshaus gibt, — einen See zwiſchen Bergen, deren einer 1300 Fuß hoch wird (ſelbſt der Chimborazo ſoll Stellen haben, die nicht höher liegen), kurz, einen See, der ... Nein, ich will es doch lieber nicht geſtehen, ſonſt laufe ich Gefahr, daß England meine Anſprüche in Oſtafrika nicht anerkennt. Uebrigens habe ich ja eine photographiſche Abbildung des Sees aufmerkſam betrachtet. Ich entſinne mich ihrer noch ganz deutlich; hinten zwei oder drei ſchwärzlichgraue Gipfel, davor eine weißlichgraue Fläche, ganz vorn einige ſchiefergraue Steine und über dem Ganzen ein aſchgrauer Himmel. So ſieht der See freilich nur in der Photographie und bei Regenwetter aus, aber da ſein Reiz ein düſterer ſein ſoll, ſo iſt dieſer Eindruck wohl ſein falſcher. Leider iſt Renwick ſchon Eiſenbahnſtation, und es wird ein ſo ſchöner Zug nach Penrith bereit, und Penrith iſt eine ſo ſchöne alte Stadt, ſo geeignet zu reicher Vorbeifahrt . . . und ſo haben wir richtig mehrere Lakes, die recht gut mit unbewaffnetem Auge zu unterſcheiden ſind, nicht geſehen.

Literatur

— **Wohl mag uns ab und zu unwillkürlich ein banger** Schauder überlaufen, wenn wir die Erzählungen leſen, die Oſſip Schubin unter dem Titel: „Unheimliche Geſchichten“ (Dresden und Leipzig, H. Minden) zu einem Bändchen vereinigt hat; indes erſcheint dieſe „Unheimlichkeit“ nur als ein äußeres Merkmal der fein ausgearbeiteten Kabinetſtücke, deren innerer Wert hoch anzuſchlagen iſt. Thun doch Erzählungen wie „Stammes-Leid“ und „Die Hochzeit der Tatinkda“ in glänzender Weiſe dar, wie ſich unerbittliche naturaliſtiſche Schärfe der Charakteriſtik mit tief empfundener und ergreifender Poeſie zu vollendet künſtleriſcher Wirkung verſchmelzen läßt. Andere dieſer Geſchichten wie „Die Schlange“, „Die Chimäre“, „Das harte Herz“ bedienen ſich der Märchenform, bilden aber auch in dieſe wieder einen Gehalt von überwältigender Lebenswahrheit, der vermöge der allegoriſchen Einkleidung nur mit um ſo packenderer Verſtärkung wirkt. Die Geſchichte der Eſther Blüwele, der Totenbraut, knüpft, wie es ſcheint, an eine im Prager Judenviertel volkstümlich gewordene Sage an und behandelt dieſelbe mit [illegible] der Realiſtik.

— **Die Urquelle für alle Biographien Michel Angelos iſt** die Lebensgeſchichte des großen Meiſters, die noch zu ſeinen Lebzeiten und unter ſeiner Aufſicht ſein Schüler Condivi geſchrieben. In ihrer knapp gefaßten Zuverläſſigkeit bleibt ſie gültig für alle Zeiten, und es war daher ein verdienſtliches Unternehmen des W. Kohlhammerſchen Verlags in Stuttgart, von ihr eine den Anforderungen unſerer Tage entſprechende deutſche Ausgabe zu veranſtalten. Der ungenannte Ueberſetzer und Herausgeber hat dieſes „Leben des Michel Angelo Buonarroti“ von Ascanio Condivi nicht nur geſchmackvoll verdeutſcht, ſondern es auch durch entſprechende Beigaben und Anmerkungen auf die Höhe der Jetztzeit gebracht. In zierlichem Originalband bildet das Büchlein eine billige, angenehme Gabe für alle kunſtfreundlichen Kreiſe.

— **Unter dem Sammeltitel: „Berliner Neudrucke“** veranſtaltet der Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin eine Reihe ſorgfältiger Reproduktionen von bemerkenswerten dichteriſchen und ſchriftſtelleriſchen Werken, die in und vor der glänzenden Periode unſerer großen deutſchen Klaſſiker in Berlin und von Berliner Autoren veröffentlicht worden ſind. Die bis jetzt erſchienenen Bände der erſten Serie ſind folgende: I. und II. „Friedrich Nicolais Feyner kleyner Almanach 1777 und 1778: erſter und zweiter Jahrgang,“ herausgegeben von Georg Ellinger; III. „Nikolaus Peuckers Wolklingende Paucke“ (1650—75) und drei Singſpiele Chriſtian Reuters (1703 und 1710), herausgegeben von demſelben; IV. „Muſen und Grazien in der Mark“ Gedichte von F. W. A. Schmidt herausgegeben von Ludwig Geiger. Allen, die unſere Literatur gern in ihrer eigenartigen Entwicklung verfolgen, bieten dieſe Neudrucke wertvolle Funde.

— **Ueber die deutſche Dantelitteratur hat Baron G. Locella** eine fleißige Studie veröffentlicht, aus der erhellt, daß außer der italieniſchen Nation keine andere eine ſo große und bedeutende Dantelitteratur beſitzt wie die deutſche. Sie reicht bis ins Jahr 1593 zurück und weiſt 44 verſchiedene Ueberſetzungen der divina commedia auf; überdies ſind mehrere italieniſche Ausgaben und ſogar lateiniſche Uebertragungen in Deutſchland erſchienen. Von den hunderttauſenden Exemplaren, in denen das große Gedicht verbreitet iſt, dürften 60,000 deutſchen Urſprungs ſein. 253 Autoren ſind es, die ihre Thätigkeit Dante gewidmet haben; ſie gehören den verſchiedenſten Ständen und Berufsarten an. Unter ihnen befinden ſich auch ein König (Johann von Sachſen unter dem Namen Philalethes) und die beiden unſterblichen Schuſter Hans Sachs und Jakob Böhme. Die ganze „Göttliche Komödie“ iſt ſiebenzehnmal, „Die Hölle“ allein ſechsmal, von einzelnen Geſängen Inf. V., welcher die Epiſode der Francesca da Rimini enthält, am häufigſten überſetzt worden.

— **Die von der Langenſcheidtſchen Verlagshandlung in** Berlin herausgegebenen Hilfsmittel zur Erlernung fremder Sprachen nehmen längſt einen hervorragenden Platz unter den Lehrbüchern dieſer Richtung ein. Namentlich ſind es die Originalunterrichtsbriefe der Methode Touſſaint-Langenſcheidt, die ſich allſeitiger lebhafter Anerkennung erfreuen. So iſt von den Unterrichtsbriefen für die engliſche Sprache bereits die 35. Auflage nötig geworden und vor kurzem zur Ausgabe gelangt. Dieſe Unterrichtsbriefe ſind bekanntlich zum Selbſtſtudium beſtimmt, und in der That machen ſie durch die Gründlichkeit und Sorgfalt, die überall zu Tage tritt, durch die geſchickte Anordnung des Stoffes und durch die vortreffliche Bezeichnung der Ausſprache, die gerade beim Engliſchen von großem Wert iſt, die Hilfe eines Lehrers entbehrlich. Sehr ſchätzbar ſind auch die fünf Gratisbeigaben: „The Repeater“, „Darſtellung der engliſchen Sprache“, „Geſchichte der engliſchen Sprache und Litteratur“, „Der engliſche Brief- und Geſchäftsſtil“ und „Aufſätze, Sprichwörter ꝛc.“ Die unermüdlichen Herausgeber haben mit größtem Fleiße dahin geſtrebt, daß die neue Auflage in Bezug auf überſichtliche Ausſtattung und peinliche Genauigkeit der Einzeldurchführung den weitgehenden Anſprüchen zu genügen vermag.

— **Nichts verleiht dem alltäglichen Leben einen poeſievollern Hauch,** als wenn wir es mit grünendem und blühendem Pflanzenwuchs anmutig zu umranken wiſſen. Dazu gehört aber freilich neben der Liebe zu dieſen duftigen Gaben der Natur die Kenntnis der unentbehrlichſten Bedingungen für ihr Gedeihen. Uns dieſe zu übermitteln, beſtrebt ſich das Buch: „Der Zimmer-, Fenſter- und Balkongarten in allen Jahreszeiten“ von Dr. Ed. Brinckmeier (Ilmenau und Leipzig, Aug. Schröter). Der kundige, durch eine namhafte Reihe verwandter Schriften rühmlich bekannte Verfaſſer, — der im gleichen Verlag beiſpielsweiſe ein nicht minder nützliches Buch über „Die Zwiebel-Zierpflanzen und die wichtigſten und beliebteſten Frühlingsblumen und Knollenpflanzen und ihre Kultur im Freien und im Hauſe“ erſcheinen ließ, — gibt uns hier eine praktiſche, mit 63 Abbildungen ausgeſtattete Anleitung, die zu oben gedachtem Zwecke ſich eignenden Pflanzen im Zimmer ohne Beihilfe eines Gartens oder Gewächshauſes zu ziehen, zu vermehren und zur Blüte zu bringen und ſie wohl auch innerhalb kleinerer und größerer Zimmeraquarien und Terrarien zu verwerten, deren Anlage hier ebenfalls eingehend gelehrt wird.

— **Zu den beliebteſten Landaufenthaltsorten Süddeutſchlands** zählt mit Recht Herrenalb im württembergiſchen Schwarzwald. Denen, die dieſes idylliſche Fleckchen Erde kennen und ihm gern Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wie denen, die es kennen zu lernen wünſchen, kommt das bei Max Kinge in Wildbad erſchienene Büchlein, das Stadtpfarrer Rudolf Harter dieſem idylliſchen Kurort gewidmet hat, freundlich entgegen. Mit Stadtplan, Karte und zahlreichen Abbildungen ausgeſtattet, behandelt es ſowohl die Zufahrtsſtraßen nach Herrenalb und die Reſte und geſchichtlichen Erinnerungen aus der Vergangenheit als die Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung des Kurorts, ſeine Unterkunftsverhältniſſe und ſeine zu den reizendſten Ausflügen verlockenden Umgebungen.

NOTIZ-BLÄTTER.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Ein engliſcher Forſcher, John Robertſon, hat es jüngſt** unternommen, die Zahl der Bakterien in der Luft zu beſtimmen. Er bediente ſich dazu der von Dr. J. Petri in Berlin, einem Schüler Robert Kochs, angegebenen Methode, abgemeſſene Mengen Luft durch zwei filtrierende Sandſchichten hindurch zu ſaugen, welche alsdann in Nährgelatine gebracht werden, wo die von der Welle aufgefangenen Bakterien auswachſen. Robertſon unterſuchte ſowohl freie Luft wie auch Kanalluft. Im Durchſchnitt zeigte die erſtere einen Keimgehalt von 4,5, die letztere von 4,2 im Liter. Ebenſo wie die Bakterien waren auch die Schimmelpilze in der freien Luft etwas zahlreicher als in der Kanalluft. In beiden iſt der Keimgehalt bei trockenem Wetter höher als bei feuchtem, ebenſo bei bewegter Luft größer als bei Luftſtille. Hinſichtlich der Standhöhe der Entnahmeſtelle machte ſich der Unterſchied geltend, daß innerhalb des Kanalrohrs die Luft in den tieferen Abſchnitten einen geringern Keimgehalt 12,9 im Liter aufwies, als in den höheren 13,6 im Liter! Die öfters gemachte Annahme, daß der üble Geruch der Kanalluft von einem größern Bakteriengehalt abhänge, konnte Robertſon durch ſeine Unterſuchungen nicht beſtätigen. Was die Art der gefundenen Bakterien anbelangt, ſo waren in der Kanalluft die ſtäbchenförmigen Bazillen vorherrſchend, während in der freien Luft die runden Kokkenarten überwogen.

— **Das lautloſe Pulver, die neueſte Erfindung auf militärtechniſchem Gebiet,** iſt, wenn man Benvenuto Cellini glauben darf, ſchon im ſechzehnten Jahrhundert erfunden geweſen. In ſeiner Selbſtbiographie (III. Buch, 3. Kap.), die bekanntlich von Goethe verdeutſcht wurde, erzählt nämlich Benvenuto Cellini, er habe [illegible] mit einem von ihm ſelbſt für ſeine Flinte hergeſtellten „Pulver, das kein Geräuſch machte“, geſchoſſen.

— **Ein Rieſenteleſkop ſoll demnächſt inmitten der Gärten** des Obſervatoriums in Paris aufgeſtellt werden, und der Turm dazu wurde jüngſt vollendet. Dieſer iſt viereckig, hat zwei Stockwerke, iſt 15 Meter hoch und endigt in einer Terraſſe, die als Stützpunkt für das neue Inſtrument dient. Der Turm erhebt ſich auf einem Unterbau, auf dem ſich eine breite Plattform befindet, und dort wird der Mechanismus aufgeſtellt werden, mit Hilfe deſſen man das Inſtrument nach allen möglichen Richtungen bewegen kann. Man hofft, dieſe neue Sternwarte Mitte Oktober eröffnen zu können, zu welcher Zeit mehrere wiſſenſchaftliche Kongreſſe in Paris ſtattfinden.

— **Ein holländiſcher Apotheker hat ein Patent auf einen** Automaten erhalten, der in Geſtalt einer hölzernen, menſchlichen Figur hergeſtellt iſt. Jeder Körperteil enthält verſchiedene Abteilungen, deren jede zur Aufnahme eines Geldſtückes nach Art der gewöhnlichen Automaten eingerichtet iſt und den Namen irgend eines Uebels oder einer Krankheit trägt. Bei Benützung des Automaten erhält man die gegen die betreffende Krankheit erforderliche Pille oder Salbe oder was es ſonſt ſein mag. Wenn's nur auch hilft!

— **Ein Goldſchatz wurde in einer ſüdlichen Vorſtadt** Kairos von einem Eingebornen gefunden. In Foſtat, dem älteſten vom Kalifen Omar im Jahre 639 in der Nähe des römiſchen Kaſtells Babylon gegründeten Teile der Stadt Kairo, beſitzt ein Kaufmann ein Grundſtück, auf welchem er für ſeinen häuslichen Betrieb erforderliche Ausſchachtungen vornahm. In einer Tiefe von 6 Meter unter dem heutigen Niveau des Erdbodens ſtieß er auf die Reſte einer altchriſtlichen Kapelle, in deren Mitte ſich ein Thongefäß und ſonſtige Gegenſtände befanden. In dem erwähnten Gefäß waren über 3000 Goldſtücke verborgen, von denen eins 400 Gramm wog. Daneben lag ein goldener Tiſch von einem Gewicht von 2 Kilo. Der geſamte Goldſegen ſoll einen Geldwert von über 6000 Pfd. Sterl. beſitzen. Nun haben ſich eine Menge Leute aus Kairo auf den Weg gemacht, um in Foſtat Nachgrabungen anzuſtellen.

— **Auf Douglas-Island, das gegenüber Alaska liegt,** einer [illegible] ([illegible]), wurden im Jahre 1880 durch Indianer bedeutende Goldadern entdeckt. Diejenigen, welche die erſten Gewinne aus dem neuen Goldlande zogen, hielten die Sache möglichſt geheim, bis es nun ſich nicht länger verbergen läßt, daß auf der genannten Inſel Goldminen von ganz ungeheurem Reichtum erſchloſſen ſind. Die ganze Inſel iſt nichts anderes als ein Erzberg, welcher nach der Behauptung des Exgouverneurs von Kalifornien, Stoneman, goldreich genug iſt, um die ganze amerikaniſche Staatsſchuld zu tilgen. Wie es heißt, iſt jüngſt der Alaska-Gold-Company ein Anerbieten von 14,000,000 Dollars für ihre Eigentumsrechte gemacht, von der Geſellſchaft jedoch abgelehnt worden.

— **Die Stadt Centralia im ſüdlichen Illinois hat den** Namen „Erdbeerenkönigin“ erhalten, und ſie hat begründeten Anſpruch auf dieſen Namen; denn über 1000 Acres ſind in dem Stadtgebiet mit Erdbeeren bepflanzt. Die Ernte war in dieſem Jahre eine außerordentlich reiche; es wurden 100,206 Kiſten mit Erdbeeren zum Verkauf verſandt. Da die Preiſe verhältnismäßig gut waren, ſo ſind die Erdbeerbauern mit der Ernte recht gut zufrieden. Eine Farm hat von 40 Acres einen Reinertrag von 5000 Dollars, alſo 125 Dollars per Acre erzielt. An die Arbeiter wurden für das Pflücken 13,000 Dollars bezahlt. Die Erdbeeren gehen meiſtens nach Chicago, Milwaukee und St. Paul.

Verkehr.

— **Schon mehrfach iſt der Plan der Herſtellung einer auch** für Seeſchiffe benutzbaren Schiffahrtsſtraße von Berlin nach der Oſtſee erörtert worden. Während aber die bisher bekannt gewordenen Vorſchläge hauptſächlich eine Vertiefung der Spree, welcher ſchwer zu überwältigende Hinderniſſe techniſcher und finanzieller Art entgegenſtehen, hiefür in Betracht gezogen, hat neuerlich Vizeadmiral Batſch in einer unter dem Titel: „Das erſte Seeſchiff in Berlin“ in der „Deutſchen Revue“ veröffentlichten Abhandlung den Nachweis zu führen unternommen, daß eine ſolche Verbindung auf dem Wege der Oder thatſächlich mit verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten ſich ſchaffen ließe. Zwiſchen Oder und Elbe, ſo führt der genannte Verfaſſer ſeine Idee aus, beſteht ſchon ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts eine für die Binnenſchiffahrt brauchbare Verbindung mittels des Finowkanals, der die Havel bei Liebenwalde mit der ſogenannten Alten Oder bei Oderberg verbindet und deſſen höchſter Waſſerſpiegel etwa 20 Meter über der Oſtſee liegt. Seine Entfernung von Berlin beträgt, wenn man dem Thal der Panke und der geringſten Bodenerhöhung folgt, etwa 4¼ deutſche Meilen oder 31 Kilometer, und wenn man die Höhe eines Berliner Pegels auf 90 Fuß rheinländiſch oder gegen 30 Meter über der Oſtſee annimmt, ſo ergibt ſich mit dem Finowkanal ein Niveauunterſchied von etwa 10 Meter. Ein Kanal zur Oder würde dieſen Weg einzuſchlagen haben, das heißt durch das Pankethal gehen und den Finowkanal etwa in der Gegend der Gräfenbrücker Schleuſe erreichen, dann bis zum Anſchluß an die Oder der Richtung des Finowkanals folgen. Das mit einem ſolchen Kanal verbundene Schleuſenſyſtem hätte einer nur geringen Schiffshebung zu genügen und wäre deshalb mit langen Haltungen verſehen. Spree und Havel würden für einen Kanal von Berlin bis Oderberg eine hinreichende Waſſermenge abgeben, und das obere Stromgebiet der Oder könnte zu jeder Zeit genügend Waſſer herunterführen, um die Rinne ſchiffbar zu erhalten.

— **In der argentiniſchen Republik wird gegenwärtig die** längſte und großartigſte Pferdebahn der Welt gebaut. Dieſelbe ſoll eine Anzahl von Städten mit der Hauptſtadt Buenos Aires verbinden und wird eine Länge von 300 Kilometer erhalten. Die Urſache, weshalb man Pferde und nicht Dampf als bewegende Kraft verwendet, iſt darin zu ſuchen, daß die Preiſe für Kohlen und Holz in dieſen Gegenden außerordentlich hoch ſind, während ein gutes und ausdauerndes Pferdematerial erſtaunlich billig zu beſchaffen iſt. Entſprechend der langen Strecke iſt für die Bequemlichkeit der Reiſenden nach jeder Richtung hin Fürſorge getroffen. Fünf Schlafwagen von 18 Fuß Länge mit je 6 Betten, welche am Tage zuſammengeſtellt werden können, ſorgen für das Ruhebedürfnis der Reiſenden. Der übrige Wagenpark ſoll 4 zweiſtöckige Wagen, 20 Plattformwagen, 6 Eilwagen, 4 Geflügel- und Schlachtviehwagen, ſowie zwei fahrbare Krahne zum Heben ſchwerer Laſten und endlich 200 Güterwagen umfaſſen.

Natur.

— **Obgleich ſich die Forelle am beſten in fließenden** Gewäſſern mit ſteinigem und kieſigem Grund zu halten liebt, gedeiht ſie doch auch in Teichen, durch welche reines, nicht zu warmes Waſſer fließt. Hiervon haben ſchon etwa ſeit ſieben Jahren die Bauern der Lüneburger Heide Nutzen gezogen und das Waſſer aus ſolchen Quellen, welche im Sommer nicht austrocknen, in kleinen, beſonders ausgegrabenen Teichen aufgeſtaut, deren Waſſermenge durch regulierte Schleuſen geregelt werden kann. In dieſe Teiche ſetzten deren Eigentümer Forellenbrut ein, welche in eigenen, kleinen, ſehr praktiſch eingerichteten Brutanſtalten aus angekauften Eiern ausgebrütet war, und hatten die Freude, zu ſehen, daß die kleinen Fiſchchen im dritten Jahre ſchon ein Gewicht von etwa einem halben Kilogramm erreicht hatten. Gewöhnlich legt der Lüneburger Bauer drei Teiche an, von denen der kleinſte für die Aufnahme der eben ausgebrüteten Fiſche beſtimmt iſt; ſie verbleiben darin bis zum nächſten Frühjahre, kommen dann in den nächſt größern, und im dritten Jahre in den größten Teich, aus welchem ſie im Herbſt, ſobald ſie ſtark genug geworden, gefiſcht werden. Lohnend iſt eine ſolche Anlage, denn das Kilogramm Forellen wird mit 2 Mark 50 Pfennig bis 3 Mark bezahlt.

Statiſtik.

— **An dem großen Schulzeneſſen in Paris, zu dem be**kanntlich ſämtliche Maires von Frankreich geladen waren, nahmen 13,045 Perſonen teil. Zur Bedienung waren erforderlich 1000 Kellner, alſo auf je 13 Perſonen ein Kellner; ferner 130 Köche, 100 Küchenjungen, 250 Leute für das Material und 20 Aufſeher für die Weine, zuſammen 1550 Perſonen. Verzehrt wurden unter anderem 4000 Kilo Fiſche, 3500 Kilo Ochſenbraten, 1500 Büſchel Radieschen, 2500 Kilo Paſteten, 16,000 Stück glacierter [illegible] und 30,000 Birnen. Getrunken wurden 39,000 Flaſchen Wein, 4000 Karaffen [illegible], 3000 Krüge Mineralwaſſer, 1000 Liter Fleiſchbrühe und 2000 Liter Kaffee. Fruchtkörbe wurden 1000 Stück geliefert, die an Pfirſichen allein 10,000 Stück enthielten. An

Lohngeldern wurden gebraucht: 60,000 Teller (das gibt, wie berechnet wurde, die ſechsfache Höhe des Eiffelturmes), 75,000 Gläſer und je 50,000 Meſſer und Gabeln. Zur Wegſchaffung dieſes Materials und der Speiſeüberreſte waren zwei Tage und 400 Wagen, mit je zwei Pferden beſpannt, nötig.

Von der Größe Londons geben folgende Thatſachen einen Begriff: In der Rieſenſtadt erblickt alle 4 Minuten ein Kind das Licht der Welt, ſo daß alle 2 Stunden 30 Geburten zu verzeichnen ſind, während in derſelben Zeit 20 Perſonen durchſchnittlich ſterben. Die Geſamtlänge der Straßen beträgt 7000 engliſche Meilen. Wollte man dieſelben durchwandern, ſo brauchte man dazu, ſelbſt wenn man täglich 4 geographiſche Meilen (gleich 20 engliſchen) zurücklegte, doch beinahe ein volles Jahr. Um den Hunger Londons zu ſtillen, werden jährlich verbraucht: 500,000 Ochſen, 2,000,000 Schafe, 8,000,000 Stück Geflügel, 200,000 Kälber, 500,000,000 Pfund Fiſch, 500,000,000 Auſtern, 200,000,000 Schaltiere, als Hummern, Krabben, Krebſe und ſo weiter, ſodann mehrere Millionen Tonnen (zu 20 Zentner) Fleiſchkonſerven, 50,000,000 Buſhels Weizen nebſt Unmaſſen von Obſt und Gemüſen aller Art. An Getränken verbraucht London in einem Jahre 200,000,000 Quart Bier, 10,000,000 Quart Rum, 50,000,000 Quart Wein.

Denkmäler.

— **In Belgien wurden an einem Tage (19. Auguſt) nicht** weniger als drei Standbilder enthüllt: In Brüſſel dasjenige des Bürgerhelden Franz Anneeſſens, der 1719 unter öſterreichiſcher Herrſchaft auf Befehl des Gouverneurs, Markgrafen Prié, enthauptet wurde wegen ſeiner hartnäckigen Verteidigung der ſtädtiſchen Freiheiten; in Kortryk dasjenige Jan Palfyns, des berühmten Oſteologen und Wundarztes, eines Zeitgenoſſen Anneeſſens; und ebenfalls in Kortryk das Standbild des bekannten Tiermalers L. Robbe, der vor drei Jahren in Brüſſel ſtarb. Die zwei erſten Denkmale ſind Werke des Bildhauers Vinçotte, das dritte iſt ein Werk des Bildhauers Fraikin.

Geſtorben.

— Dr. med. Albert Freiherr Frank von Fürſtenwerth, königlich preußiſcher Generalarzt a. D., 55 Jahre alt, am 4. Juli, in Hongkong.

— Wilhelm von Hellermann, königlich preußiſcher Landrat a. D., Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes und früher des Abgeordnetenhauſes, 79 Jahre alt, am 8. Auguſt, auf Karzin bei Köslin.

— Dr. Arthur Böttcher, kaiſerlich ruſſiſcher Wirklicher Staatsrat und emeritierter Profeſſor der pathologiſchen Anatomie an der Univerſität Dorpat, 68 Jahre alt, am 10. Auguſt, in Dorpat.

— Dr. theol. Karl Büchſel, der frühere langjährige Generalſuperintendent der Neumark und der Niederlauſitz, das älteſte Mitglied des preußiſchen Staatsrates, 88 Jahre alt, am 15. Auguſt, in Berlin.

— Dr. Ludwig Foglar, bekannter öſterreichiſcher Dichter und Schriftſteller, 68 Jahre alt, am 15. Auguſt, zu Kammer am Atterſee.

— Heinrich Gingle, Oberingenieur der Straßburger Straßenbahngeſellſchaft, bedeutender Fachmann, 57 Jahre alt, am 15. Auguſt, in Straßburg im Elſaß.

— Otto von Luck, königlich preußiſcher Major a. D., Dirigent der für invalide oder ſonſtwie erkrankte Militärperſonen zum Gebrauche der Wiesbadener Thermen errichteten Wilhelms-Heilanſtalt, am 15. Auguſt, in Wiesbaden.

— Oberregierungsrat a. D. Karl Ferdinand Leiſt, langjähriger Leiter der Abteilung für Steuern ꝛc. bei der Regierung in Stettin, 72 Jahre alt, am 15. Auguſt, in Stettin.

— Dr. A. Vogel, ordentl. Profeſſor für Agrikulturchemie und Konſervator des Laboratoriums für Agrikulturchemie an der Münchener Univerſität, 72 Jahre alt, am 15. Auguſt, in Roſenheim.

— Giacinta Puzzi, eine ausgezeichnete Geſanglehrerin, einſt als Giacinta Toſo gefeierte Opernſängerin, 81 Jahre alt, Mitte Auguſt, in London.

— Baron Ignaz Giovanelli, k. k. Hofrat a. D., Reichsratsabgeordneter, einer der hervorragendſten Führer der Tiroler kirchlich geſinnten Partei, 74 Jahre alt, Mitte Auguſt, in Innsbruck.

— Profeſſor Johann Heinrich Gelzer, bekannter Litteraturforſcher, großherzoglich badiſcher Hofrat, früher Profeſſor an der Univerſität Baſel und Oberleiter der Erziehung und der Studien des Erbgroßherzogs von Baden, 76 Jahre alt, Mitte Auguſt, in Baſel.

— Fritz Neuber, talentvoller Bildhauer, 52 Jahre alt, Mitte Auguſt, in Hamburg.

— Karl Zimmermann, königlich preußiſcher Generalmajor z. D., rühmlichſt bekannt durch ſeine hervorragenden Leiſtungen auf dem Gebiete der Kartographie und der allgemeinen Topographie, bis 1873 Chef der topographiſchen Abteilung des großen Generalſtabs, 76 Jahre alt, am 16. Auguſt, in Berlin.

— Dr. theol. et phil. Theodor Chriſtlieb, ordentlicher Profeſſor der evangeliſchen Theologie an der Univerſität Bonn, bedeutender Kanzelredner und Schriftſteller auf theologiſchem Gebiete, 56 Jahre alt, am 16. Auguſt, in Bonn.

Neue Bücher und Schriften.

Bode, Dr. W., Dr. Barnardos Liebeswerk in London. Leipzig, Duncker & Humblot.
Böcker-Wetzlar, W., Der Kanarienvogel u. ſeine Kanarienzucht. Ilmenau, A. Schröter.
— Der wilde Kanarienvogel u. ſeine Verwendung in der Geſangszucht. Ebend.
Brandes, Dr. G., Generalfeldmarſchall Graf v. Wolff. Baden, Sallis.
Breitſchwert, O. v., Aus ſtiller Klauſe. Lebenserinnerungen u. Gedichte. Lief. 1. Cannſtatt, L. Bosheuyer.
Caſſius, R., Spottvogel im Glaspalaſt. II. Flug. Epigramme in Wort u. Bild auf die Münchener Jahres-Ausſtellung 1889. München, M. Pöſſl.
Eichengrün, E., Hannahs Brautfahrt. Eine erzählende Dichtung. Berlin, M. Hildebrandt.
Ein B. Schäfer-Büchlein, gewidmet dem VI. Kongreß des Deutſchen Schachbundes. Breslau, S. Hayes & Co.
Fiſcher, Kuno, Ueber den Witz. 2. Aufl. Heidelberg, C. Winter.
Graphiſchen Künſte, die. Jahrg. XII., Heft 2. Wien, Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt.
Hausarzt, der, im Reich des Humors. Ein Handmittellexikon in humoriſt. Verſen. Graz, L. M. J. Wenz.
Heid, B., Ein Feſt auf der Bodenalp. Schauſpiel. Berlin, Roſenbaum & Hart.
Kruker, C., Op. 15: 6 zweiſtimmige Geſänge mit Begleitung des Pianof. Glarus, R. Tſchudi.
Lichtenau, M. v., Die Ahnen. Ein Cyklus lebender Bilder nach Guſt. Freytag. Leipzig, O. Lenz.
Lindemann, Dr. E., Die Nordſeeinſel Helgoland in topograph., geſchichtl. und ſanitärer Beziehung. Berlin, A. Hirſchwald.
Mettler, M., Der Müller oder Ein Tag des Kaiſers. Ein Bühnenjubiläumsfeſtſpiel. 2. Aufl. München, Th. Ackermann.
Nabel, K., Doctor Bernard St. Vincent. A sensational romance of Sydney. London, Ward & Downey.
Offizieller Katalog der Hamburgiſchen Gewerbe- u. Induſtrie-Ausſtellung im Jahre 1889. Hamburg, H. O. Perſiehl.
Potthmann, A., Die Taube von Gilead oder Die Tendenz der Chemie. Luſtſpiel. Freiburg, C. Schmidt.
Raydt, H., Ein geſunder Geiſt in einem geſunden Körper. Engliſche Schulbilder in deutſchem Rahmen. Hannover, C. Meyer.
Riſt, C., Nach Dänemark u. Schweden. Eine vergnügliche Nordlandsfahrt. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.
Schloßberger, Dr. A. v., Briefwechſel der Königin Katharina und des Königs Jerome von Weſtphalen ſowie des Kaiſers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg. Band III: Aus dem Napoleoniſchen Staatsarchive. Stuttgart, W. Kohlhammer.
— Politiſche u. militäriſche Korreſpondenz König Friedrichs von Württemberg mit Kaiſer Napoleon I. 1805—1813. Ebend.
Volkshefte, neue litterariſche. Nro. 1: Der Cleyer in der Dichtung. Nro. 2: Die deutſche Ader in der deutſchen Litteratur. Berlin, R. Eckſtein Nachf.
Welt-Statiſtik der Zuckerproduktion 1889. Wien, Spitz & Lichtblau.

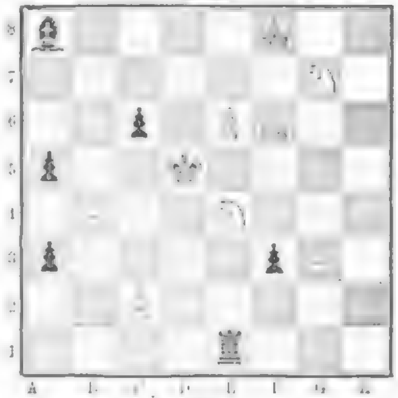
Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 518.

Von Georg Chocholous.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Mat.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 514:

	Weiß.	Schwarz.
1)	T. D 6 — G 6	1) K. C 4 — B 3.
2)	T. G 6 — D 3 + ...	2) K. B 3 — A 4 (A 2).
3)	T. D 3 — A 3 oder S. C 2 — B 4 Matt.	
	A)	
1)	. . . . . .	1) K. C 4 — B 5.
2)	T. G 6 — C 6 + ...	2) K. B 5 : C 6.
3)	S. C 2 — B 4 Matt.	
	B)	
1)	. . . . . .	1) B 5 — B 4.
2)	T. G 6 — A 6 + ...	2) K. C 4 — B 3 (D 3).
3)	S. C 2 — A 1 oder S. E 4 — F 2 Matt.	

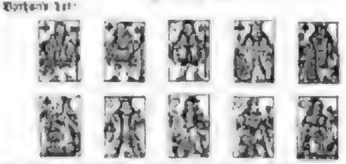
Kartenſpiele.

(Redigiert von Victor Gieſe.)

Aufgabe Nro. 88:

Skat.

Vorhand hat:

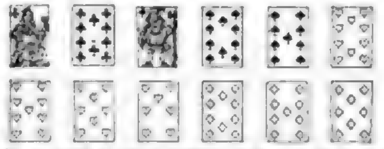


Im Skat liegt Treff-Dame und Coeur-Sieben. Welche von beiden ſie auch tourniert und welche Farbe ſie auch beſtimmt, ſie gewinnt ihr Spiel. Wie müſſen die übrigen Karten verteilt ſein?

Auflöſung der Aufgabe Nro. 80:

Piquet.

Hinterhand hatte:



Sie hat danach ein gedecktes Kunſtblatt, zwei Terzen und eine Quart, legt alſo zunächſt klein Carreau und Treff-Dame weg, an deren Stelle ſie Treff-As, Pique-König und Dame kauft. Sie ſtellt die fünf Blatt der Vorhand mit ihrem 5 mit 15 = 20, Quart = 24, [illegible] — 98.

Rätſel.

Silbenrätſel.

1.

Du ſiehſt mich ſtaunend an und ſchauſt mir zu,
Bewundernd in mir der Natur Gewalten;
Du liebſt mich, dann fürchſt und fluchſt du,
Ob es mit Recht, mit Unrecht ſo gehalten;
Du hörſt mich im Ton und wägſt hier,
Ob ich gerecht vorzeitlichem Geſchehen;
Du ſiehſt mich nie, dann, Leſer, rat ich dir:
Nimm dich in acht, du möchteſt dich verſehen!

2.

Es machen allerlei von mir Gebrauch:
Der Kloſterbruder in der ſtillen Zelle,
Der Bote, Scherge und der Bauer auch,
Der Schiffer ſelbſt auf ſturmgepeitſchter Welle.
Und mancherorts weiß keiner für mich Rat.
Gewöhnlich ſieht man allerorts mich gerade.
Mir folgt der ſchlimme Fluch der böſen That,
Und geh' ich, laß ich nirgends eine Lücke.

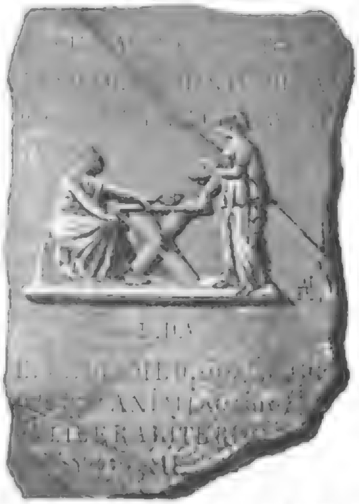
1. 2.

Vereint bin ich ein bekanntes Wort,
Wer mich im Sinn hat — jagt den Gönner fort!

Auflöſung des Buchſtabenrätſels Seite 985:

Heimat — Heirat.

Rätſelhafte Inſchrift.



Die hier abgebildete Steinplatte, leider nur ein Bruchſtück, die, wie die Jahreszahl beſagt, aus dem Jahr 455 ſtammt und als Schlußſtein einer Bogenthüre, die zu einem Bierkeller in Weilburg führte, eingemauert war, dürfte für manchen unſerer verehrten Leſer der Entzifferung wert erſcheinen. Der Umſtand, daß die fehlenden Bruchſtücke nicht zu ermitteln ſind, ſowie auch, daß größere Stellen der Inſchrift bis zur Unkenntlichkeit lädiert ſind, erſchwert allerdings bedeutend die Löſung der Inſchrift. Namentlich muß das Wort „Aſchanti“ ganz beſonders auffallen, da doch erſt die neueſten Forſchungen von ihnen Erwähnung thun. So viel ſcheint feſtzuſtehen, daß die Platte aus der Zeit der Kriege der Römer mit den Mohren ſtammt. Jedenfalls iſt dieſelbe echt und von wer weiß wie langer Zeit aus Italien hierhergebracht, wo ſie dann vor etwa 25 Jahren, als jene Kellerthüre angelegt wurde, als Schlußſtein eingeſetzt worden iſt. Immerhin iſt nicht ausgeſchloſſen, daß einem oder dem andern geneigten Leſer die Löſung der Inſchrift gelingen dürfte.

Auflöſung des Rebus Seite 985:

[illegible]

Dort vergiß leiſes Flehn, ſüßes Wimmern,
Da wo Lanzen und Schwerter dir ſchimmern.
(Sigmund Hochpich.)

Auflöſung des Silbenrätſels Seite 985:

Mikoſch	Jagello
Arion	Oldenburg
Undine	Koran
Rotterdam	Albani
Ulmerfeld	Ivanhoe
Segel	

Maurus Jokai — Ein Goldmenſch.

Briefmappe.

Abonnent in A—g. Jede Unregelmäßigkeit in der Zustellung ist nur Ihrer Buchhandlung [illegible] zuzuschreiben. [illegible] auf das Pünktlichste ausgegeben und versendet. Wollen Sie sich nur wiederholt bei Ihrer Buchhandlung beschweren und, wenn das nichts hilft, vom Beginn des nächsten Jahrgangs ab entweder bei einer anderen dortigen Buchhandlung oder, falls eine solche nicht da, bei Ihrem [illegible] [illegible] tragen Sie das Porto für die Postversendung [illegible]

[illegible] Sie wählen sich [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

Vom [illegible]
Aus der Wiederkunft
[illegible] an die Erde
[illegible] die Wintermacht."

Billardspieler in Marburg. Wir nennen Ihnen: [illegible], „Das Billardbuch, enthaltend Theorie und Praxis des Billardspiels"; [illegible], „Der elegante Billardspieler"; [illegible], „Lehre des Billardspiels".

M. R. in L. Die Erzählung „[illegible]" wird auf [illegible] [illegible] „[illegible]" zurückgesandt. [illegible] [illegible]

G. H. in Schwäbisch Gmünd. [illegible]

K. T. in Königsberg. [illegible]

[illegible]

Oskar C. in R. Mit Dank angenommen; nur müssen wir [illegible] [illegible]

A. M. in Innsbruck. Ihrer „[illegible]" ermangelt eines Zieles. [illegible]

Arnold C. in Podgorz. Unseres Wissens ist dieses Material bis jetzt noch nicht in Buchform [illegible] worden.

Langjährige Abonnentin in Aachen. Aber weil sich das nur in einem [illegible] Worte nicht entsprechend wiedergeben läßt, haben wir auf eine Abbildung verzichtet.

G. R. in Breslau. Das erste Ihrer Gedichte wiederholt nur Dinge, die [illegible] Das läßt sich von dem zweiten nicht behaupten [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: Rosa Hedinger in München. [illegible] Karl [illegible] in Bielefeld. Alex Branconier, Château de [illegible] [illegible] Martha Lessel in [illegible] „Alter Bergmann" in [illegible]

Verantwortlicher Redakteur: **Otto Baisch** in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" SW., Charlottenstr. 11.
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" [illegible] 8.
Budapest: [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: Das Gericht, Novelle von A. G. von Suttner, Fortsetzung. — [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Zum Sedanfeste!
Einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie:
Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.
Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg
Ein Charakter- und Lebensbild unseres unvergeßlichen Kaisers [illegible]
von Oskar Meding.
Mit dem Supplement:
[illegible] u. [illegible] Sr. M. des Kaisers und Königs Wilhelm I. zu [illegible]
Erinnerungsgabe für das deutsche Volk
mit Illustrationen nach den von des hochsel. Kaisers und [illegible] Allergnädigst zur Benutzung verstatteten [illegible]
herausgegeben von Carl Hallberger.
Nebst Illustrationen aus den letzten Lebenstagen des hochsel. Kaisers
23 Bogen hoch Quart. Preis geheftet Mark 1
in [illegible] Original-Einband Mark 4 —
[illegible]
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition [illegible]
Anzeigen
Insertions-Gebühr für die fünfgespaltene [illegible] 1 M. 50 Pf. Reichswährung
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Norddeutscher Lloyd
Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet | Die Direction
Bremen. | des Norddeutschen Lloyd.

Künstler gesucht!
[illegible] und [illegible]zeichner für Holzschnitt, von [illegible] verlangt wird, daß er aktuelle Bilder an Ort und Stelle rasch und [illegible] aufnimmt und sodann wirkungsvoll ausführt, wird von einer großen [illegible]handlung gesucht.
Meldungen mit Probearbeiten sub Chiffre A. [illegible] an
Rudolf Mosse's Annoncen-Expedition Frankfurt a. M.

[illegible]
neuen Muster pr. 1889/90
[illegible]
Paul Hoffmann, [illegible]

Von der Wiege bis zum Grabe.
Cyclus von 36 Fantasiestücken für Klavier zu 2 u. 4 Händen v. Prof. Carl Reinecke.
[illegible] Auflage; [illegible] brillant recensirt. — Neu: Ausgabe für Harmonium u. für Violine mit Klavier [illegible]
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Verbindender Text u. Kataloge gratis.

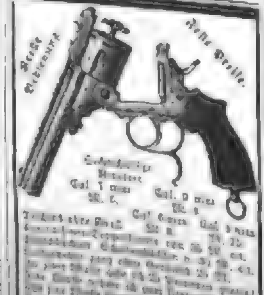
„Wir kennen keine
[illegible]
G. Damm, [illegible] Leipzig.

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
[illegible]

Große Auswahl!
Möbelstoffe
Wollcrêpe — Woll-Damast u. Rips — Plüsche, glatt u. gemustert — Portièren
Chemnitzer Fabrikat!
Fabriklager von Richard Zieger, Chemnitz.
[illegible] Abgabe jeden Maasses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.
Nur [illegible] Qualitäten!

Lebensgroße Portraits
[illegible]

Photographische Apparate!
[illegible] von 20 Mk. [illegible] gratis [illegible] franko.
Joh. [illegible] & Co.
Berlin [illegible]



Neue Construktion
Neue Preise.
[illegible]
Georg Knaak,
Berlin SW., Friedrichstr. 237.

Fritz Borstell's Lesezirkel,
verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut
Lager über 500,000 Bände
[illegible]
Wechselweise beliebig — Umtausch frei — Prospekte gratis

[illegible]
Filiale in Wien, [illegible]
Auch zur Probe.

Allgemeine
Zeitung des Judenthums.
[illegible]

Spielwaaren.
Illustr. Preisbuch [illegible]
A. Wahnschaffe, [illegible] Nürnberg.
Durch billige Preise [illegible]

Adolph Wilbrandt.

Wie den ſeltſamen Herrſchern des deutſchen Volkes lieb und unverkümmert und jugendfriſch der gewaltige Schönheitsprophet Adolph Wilbrandt — Wenn jeder Name in ſeinem Klang ein eigenes charakteriſtiſches Bild vor die Seele zaubert, ſo iſt es hier ein Bild farbenprächtiger Schönheitsfreude. Denn zu Jenen hat Wilbrandt immer gehört, die dem ſchönen Inhalt ein ſchönes Gewand zu geben trachten und ihren Geſtalten nicht [illegible] Wein im hölzernen Becher kredenzen wollen. Und er weiß immer ein freundliches Wort und hat uns oft zu Gaſt geladen. Mit unermüdlichem Schaffensdrang hat er Werk an Werk gereiht und das Schöne zum Schönen gezaubert. Im Roman, im Drama, im Luſtſpiel, im litterariſchen Leben hat er die lauterſten Erfolge errungen.

Was viel blühende Farbenpracht liegt über ſeinen Romanen und Novellen ausgebreitet, und daneben welch gedankliche [illegible] Schönheit, welch geiſtreiche Stimmung! Eine große, edle, [illegible] Natur ſpricht aus all' ſeinen Werken und [illegible] verleugnete ſich niemals das wahrhaft [illegible] Verlangen nach Größe in ihm, nach großen Leidenſchaften [illegible] Wilbrandt's. Es war zuerſt [illegible] Schönheitsfreude, und zugleich — in den ſpäteren [illegible]. Und die verſunkene Welt mit ihrer ſtolzen Schönheitsfreude [illegible], ſie zauberte ſeinen Geſtaltungsdrang heraus. Tod bei Nero und Meſſalina [illegible] — mit ihren leidenſchaftlichen Stimmungen, ſie zauberte [illegible] Romane, Luſtſpiele und Dramen, in denen er mit Meiſterhand [illegible] die Gegenwart vergeſſen und gerade [illegible] ſeinen Ruhm verbreitet. Nachdem er vor einem Jahre die Kaiſerſtadt an der Donau [illegible] verlaſſen, kehrte er in ſeine Vaterſtadt Roſtock zurück, wo er jetzt lebt, unermüdet und zufrieden in ſeiner beſchaulichen und glücklichen Arbeit.

Von Zeit zu Zeit erhält ein ſchwungvoller Vers des Dichters [illegible] erzählt uns, was der träumeriſche Poet [illegible] erſchaut. An ſolchen Tagen iſt bei den Verehrern Adolph Wilbrandt's viel Freude und Jubel, denn ſie halten ihren Dichter hoch als Einen, der allezeit für das Schöne und Edle [illegible], deſſen vornehmer Sinn zu hoch war, den Forderungen des Tages ſich zu beugen, und der einer der würdigſten Verkündiger deutſchen Dichtergeiſtes iſt und bleiben wird.

Nach vier Jahre langer Pauſe hat Wilbrandt ſich jetzt auf's Neue der Romandichtung zugewendet. Er hat in ſeiner ſtillen Zurückgezogenheit zu Roſtock, in ſeinem beſchaulichen Poetenheim oben im mecklenburgiſchen Lande, einen neuen großen Roman vollendet, den er

Adams Söhne

betitelt. „Adams Söhne“ — der Dichter ſchildert ihr Kämpfen und Ringen in der modernen, widerſpruchsreichen Welt. Der Kampf, den fanatiſche Weltverbeſſerer gegen die Geſellſchaft führen, verwebt ſich in die Schilderung eben dieſer Geſellſchaft mit all' ihren Licht- und Schattenſeiten. Dem hohlen Streberthum und den vom ſtarren Egoismus beſeelten Genußmenſchen iſt eine Zahl ſtarker, groß angelegter Naturen entgegengeſtellt, Männer von altem Schrot und Korn mit reinem Schild, Frauen mit edler Begeiſterung für das Schöne, Menſchen, nicht ohne Fehl, aber mit dem Glauben an die Ideale. Die Reſultate einer reichen Gedankenarbeit ſind in dieſem Werke niedergelegt, das neben ſeinen hohen dichteriſchen Schönheiten und ſeinem feſſelnden, allgemein intereſſanten Inhalt, der zum Schluß in den Geſchehniſſen der jüngſten Vergangenheit ausklingt, auch einen neuen Beweis für Wilbrandt's oft gerühmtes Können auf dem Gebiete pſychologiſcher Malerei darſtellt. Dieſen hochbedeutenden Roman hat der Dichter **zum alleinigen Abdruck für ganz Deutſchland** dem

Berliner Tageblatt

übergeben, das ſomit ſeinen Leſern auf's Neue eine werthvolle und glänzende Gabe zu bieten vermag — eine Gabe, um ſo ſchätzenswerther, als ſie von einem Poeten kommt, dem nur das Beſte gut genug ſcheint für das große Volk ſeiner Verehrer.

Der Fortſchritt im Zeitungsweſen Deutſchlands.

Mit dem Aufſchwung, den Berlin als Reichshauptſtadt genommen, iſt auch die Berliner Preſſe in eine neue und bemerkenswerthe Phaſe ihrer Entwicklung getreten. Die Berliner Zeitungen waren bis dahin nur wenig über eine lokale oder provinzielle Tragweite hinausgekommen. Nach dem großen Kriege und im Verlauf der [illegible] Friedensjahre, die wir ſeither genoſſen, hat das Bild, welches die Berliner Zeitungspreſſe darbietet, eine grundſätzliche Veränderung erfahren. Neben den alten Tagesblättern ſind eine Reihe von neuen publiziſtiſchen Unternehmungen ins Leben gerufen worden, die zum Theil an Friſche und Reichhaltigkeit des Inhalts ihre älteren Mitbewerberinnen zu überflügeln vermochten, und noch heutigen Tages erſtehen immer neue Organe der Oeffentlichkeit, welche geeignet ſind, in gewiſſen Schichten der Bevölkerung den Durſt nach Bildung, nach der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, nach Verſtändniß der Vorgänge, welche die Gegenwart beherrſchen, neu zu wecken.

Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß das Bedürfniß nach Zeitungslektüre in unſeren Tagen mächtig im Wachſen begriffen iſt. Die ſeltſame Klage der unbedingten Verehrer der „guten alten Zeit“, daß die Zeitung das Buch verdränge, iſt kaum berechtigt; dieſe Thatſache will uns vielmehr als eine erfreuliche Erſcheinung bedünken. Denn wenn das Buch bei unſeren deutſchen Verhältniſſen ſeither nur das Eigenthum einiger weniger, bevorzugter Geiſter werden konnte, wenn ſein Preis es von einer Maſſenverbreitung für gewöhnlich ausſchloß, ſo iſt die moderne Zeitung im Gegentheil hierzu ganz dazu angethan, in die weiteſten Kreiſe der Leſewelt einzudringen und ihr die Schätze zu erſchließen, welche das wiſſenſchaftliche, künſtleriſche und litterariſche Leben unſerer Tage in ſo reicher Fülle darbietet.

Unter den Zeitungen, welche ſich dieſe Populariſirung der Wiſſenſchaften und Künſte mit zur Hauptaufgabe gemacht, ſteht in vorderſter Reihe das nun im XVIII. Jahrgang erſcheinende **„Berliner Tageblatt“**. Es iſt aus den kleinen Anfängen eines Berliner Lokalorgans hervorgegangen und hat ſich nach und nach durch zielbewußten Ausbau und ſelbſtändige Veredelung zu einem der erſten Organe der Tagespreſſe Deutſchlands emporgeſchwungen. Sein Leſerkreis dehnte ſich ſchnell von Berlin, welches mehr und mehr zum Brennpunkt des geiſtigen Lebens in Deutſchland wurde, fächerförmig über das geſammte deutſche Reich aus und auch im Auslande, in England, Frankreich, Rußland, in Italien, wie in Amerika, am Kap und in Auſtralien, wußte es ſich eine Verbreitung zu erringen, wie ſie vor ihm noch keinem deutſchen Blatte zu Theil geworden. Das „Berliner Tageblatt“ hat dieſe Ausdehnung ſeines Wirkungs- und Abonnentenkreiſes, der ſich in den meiſten Fällen bald als ein Freundeskreis bekundete, niemals als einen Glücksfall oder als das Ergebniß einer gelungenen Spekulation, ſondern ſtets als das Ergebniß gewiſſenhafter Arbeit betrachtet.

Zu dieſem Zweck war das „Berliner Tageblatt“ namentlich beſtrebt, die litterariſche und wiſſenſchaftliche Seite ſeiner Leiſtungen auf der Höhe der Anforderungen zu erhalten, die der deutſche Leſer nach dem Vorbilde der großen Zeitungen des Auslandes berechtigt iſt, an eine große deutſche Zeitung zu ſtellen. So waren denn auch die erſten deutſchen Autoren der Gegenwart ſtets gern und willig bereit, ihre neuen litterariſchen Schöpfungen zuerſt dem Feuilleton des „Berliner Tageblatt“ anzuvertrauen. **Gutzkow, Auerbach, Heyſe, Spielhagen, Levin Schücking, Wilbrandt, Franzos, Wildenbruch, Paul Lindau, Ernſt Wichert, Richard Voß, Ludwig Habicht, Auguſt Becker, Hermann Heiberg**, denen ſich eine Schaar jungaufſtrebender Autoren anſchloß, haben einen Theil ihrer bedeutendſten Erzeugniſſe zuerſt im „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht und die Leſer gelangten dadurch zumeiſt ſchneller in den Beſitz von litterariſchen Werken bleibenden Werthes, die ſie vergebens gleichzeitig in anderen deutſchen Blättern geſucht haben würden. Denn das „Berliner Tageblatt“ verfolgt das Prinzip, die Produkte dieſer berufenen Federn durch entſprechende Honorare für ſich **allein** zu erwerben, und es hat ſich von dem ſonſtigen Brauch vollkommen emanzipirt, die Romane und Novellen unſerer beliebten Autoren gleichzeitig in ſechs oder acht Organen der hauptſtädtiſchen und Provinz-Preſſe erſcheinen zu laſſen.

Wie in den Romanen legt das „Berliner Tageblatt“ auch beſonderes Gewicht darauf, in vornehmer Weiſe das **Feuilleton** zu pflegen. Zu dieſem Zwecke ſchuf es für ſeine Montag früh erſcheinende Ausgabe eine beſondere feuilletoniſtiſche Beilage, den **„Zeitgeiſt“**. Hier haben ſich alle feuilletoniſtiſchen Talente Deutſchlands und Oeſterreichs ein [illegible] Stelldichein. Der „Zeitgeiſt“ behandelt weſentliche Probleme des Tages, Erziehungsfragen und künſtleriſche wie litterariſche Strömungen der Gegenwart mit beſonderer Vorliebe. Er ſchuf in der Rubrik der „Geſellſchaftlichen Streitfragen“ eine vielbenutzte Gelegenheit, die Mängel unſerer ſozialen Zuſtände innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft furchtlos zu beleuchten. Und in ſeinen „Anregungen“, ſowie in den „Zeit- und Streitfragen“ zeigte er ſich bemüht, dem ſelbſtgewählten Titel Ehre zu machen und dem „Zeitgeiſt“ in allen ſeinen Aeußerungen in der öffentlichen Meinung volles Verſtändniß zu erſchließen.

Neben dieſem feuilletoniſtiſchen Beiblatt der Montagsausgabe erfährt das Feuilleton auch in der **täglichen Abendausgabe** des „Berliner Tageblatts“ eine beſondere Pflege. Wie in einem bunten Kaleidoſkop wechſeln im Unterhaltungstheil des Abendblattes die Chroniken und Berichte, welche das „Berliner Tageblatt“ von ſeinen eigenen Korreſpondenten aus Paris, London, Rom, Madrid, Wien, Budapeſt, St. Petersburg, New York, in regelmäßiger Folge empfängt. Auch dieſe Plaudereien ſind von Schriftſtellern erſten Ranges eigens für das „Berliner Tageblatt“ geſchrieben und ſie bilden eine fortlaufende Chronik des politiſchen, künſtleriſchen und ſozialen Lebens der modernen Kulturvölker. An dieſe Berichte ſchließen ſich ernſte von **Fachmännern** geſchriebene Aufſätze, welche die Leſer auf dem Laufenden erhalten über alles Bemerkenswerthe der **modernen Erfindung**, der **Hygieine**, der **Kunſt** und des **Kunſtgewerbes**, des **Theaters** und der **Muſik**, der **Aſtronomie** und der **Litteratur**, der **Forſchungsreiſen** und der **Entdeckungen** auf allen übrigen Gebieten des menſchlichen Schaffens.

Während ſo der litterariſche und wiſſenſchaftliche Theil des „Berliner Tageblatts“ daſſelbe gewiſſermaßen zum unentbehrlichen Begleiter für Jeden macht, der unſere Zeit und ihre Strömungen nach allen Richtungen hin verfolgen will, bietet daſſelbe zugleich eine vollſtändige **politiſche Zeitung**, deren eigener telegraphiſcher Nachrichtendienſt im Stande iſt, mit dem bewährten Vorbilde der engliſchen Preſſe zu wetteifern. Vom freiſinnigen Standpunkt vertheidigt es muthvoll die verfaſſungsmäßigen Volksrechte und beleuchtet in weitblickenden, prägnant geſchriebenen Leitartikeln die politiſchen Tagesfragen, während es die erfahrungsreiche Mitarbeit gewiegter Fachmänner für die kritiſche Beurtheilung und anregende Behandlung aller Aufgaben des modernen Staates auf wirthſchaftlichem, pädagogiſchem, kritiſchem, theologiſchem, juriſtiſchem ꝛc. Gebiete für ſich in Anſpruch nimmt, um ſeine Leſer ſtets durch gehaltvolle und tief eindringende Beiträge von dem neueſten Stande unſerer kulturellen Beſtrebungen in Kenntniß zu ſetzen. Das „Berliner Tageblatt“ unterhält außerdem ein eigenes Netz beſonderer Korreſpondenten im ganzen deutſchen Reiche, die telegraphiſch und brieflich den Pulsſchlag der Glieder des Reiches nach dem Herzen, der Hauptſtadt, übermitteln. Gleichzeitig aber hat es an allen großen Stätten des Weltverkehrs ſeine Spezial-Vertreter beglaubigt, die ihm, nur dem „Tageblatt“ ausſchließlich, ihre Beobachtungen und Wahrnehmungen über alle politiſchen Vorgänge unter ausgiebiger Anwendung des Drahtes zukommen laſſen.

Den künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Fragen iſt im Morgenblatte noch eine beſondere Rubrik eingeräumt worden. In der Rubrik **„Theater, Kunſt, Wiſſenſchaft“** wird eine ſorgfältig zuſammengeſtellte Ueberſicht aller neuen und wichtigen Vorkommniſſe im Kunſt- und Bühnenleben geboten, unter möglichſter Vermeidung alles Reklamewerks. Ueber all' dieſe Ereigniſſe iſt das „Berliner Tageblatt“ ſo ſchnell und ſicher informirt, wie kaum die eigentlichen Theaterblätter. Zudem wird die **Theaterkritik** in ſtreng ſachlicher und ernſter Weiſe gehandhabt. Als erſter Kritiker herrſcht im Theatertheil des „Berliner Tageblatts“ **Paul Lindau**, der ſeine kritiſche Thätigkeit im vornehmſten Sinne ausübt. Paul Lindau, welcher ſich lange Jahre hindurch von der Theaterkritik ganz zurückgezogen und nur ſeinen dramatiſchen und novelliſtiſchen Arbeiten gelebt hatte, übernahm vor zwei Jahren das Amt eines Kritikers im „Berliner Tageblatt“. Er verwaltet dies Amt mit einer ſeltenen Liebe zur Sache und ehrlichem Ernſt. Als wohlwollender Arzt ſucht er die Schäden zu heilen, die er findet, ſeine Kritik will nicht tödten, ſondern belehren. Neben demſelben übt **Profeſſor Heinrich Ehrlich** das Amt eines **Muſikkritikers** im „Berliner Tageblatt“ aus, einer der berufenſten zeitgenöſſiſchen Kenner des Muſikweſens, deſſen Name längſt zu den erſten und beſten der muſikaliſchen Kreiſe Deutſchlands zählt.

Der **lokale Theil** des Blattes bietet für ſich eine wohlgeſichtete Chronik des reichshauptſtädtiſchen Lebens in ſolcher Fülle, daß der Leſer im Reiche mit leichter Mühe in ſteter Verbindung mit den geiſtigen Faktoren der Hauptſtadt zu bleiben vermag. Selbſtverſtändlich ſchließen ſich an dieſe Theile des Blattes, die den Aufgaben der Zeitung im eigentlichen Sinne des Wortes gewidmet ſind, auch Rubriken, die lediglich dem Erwerbsleben, den wirthſchaftlichen und finanziellen Angelegenheiten dienen. Zur Abendausgabe gehört eine beſondere **„Handelszeitung des Berliner Tageblattes“**, die unparteiiſch und unbefangen beſtrebt iſt, namentlich den Intereſſen des Privatpublikums zu dienen, und die es ſich angelegen ſein läßt, den Kapitaliſten ungeſtört durch die Scylla und Charybdis der [illegible] hindurchzulootſen, unbekümmert darum, ob ſie ſich durch dies Verhalten als [illegible] gewiſſer [illegible] zuziehen mag.

Daß daneben das „Berliner Tageblatt“ auch dem Humor eine freundliche Heimſtätte bereitet hat, iſt allbekannt. Der **„Ulk“**, von **Haber und Schmidt-Cabanis** redigirt, mit Meiſter-Zeichnungen **Scherenbergs** geziert, hat ſich unter den deutſchen Witzblättern eine hervorragende Stellung zu erringen verſtanden. [illegible] im Witz und treffend in der Satire, giebt der „Ulk“ nicht nur heitere Illuſtrationen zur Zeitgeſchichte, ſondern er weiß auch jenen gemüthlichen Volkswitz zu kultiviren, den der Philoſoph ſo drollig als ein „Kitzeln des Verſtandes“ bezeichnet.

Auch jene, dem deutſchen Hauſe ſo eigene Gemüthlichkeit in Scherz und Ernſt, kommt im „Berliner Tageblatt“ zur Vertretung, und zwar in einer eigenen Sonntagsbeilage, die ſich die **„Leſehalle“** betitelt. Kleine Erzählungen, die eines ethiſchen Kernes niemals entbehren, wechſeln ab mit belehrenden und anregenden Aufſätzen aus der Geſchichte, den Naturwiſſenſchaften ꝛc., während eine beſondere Spielecke gymnaſtiſchen Uebungen des Geiſtes gewidmet iſt.

Eine ganz eigenthümliche Pflege erfahren außerdem noch in einem vierten Beiblatt die praktiſchen Fragen der **Land- und Hauswirthſchaft**. In den **„Mittheilungen über Landwirthſchaft, Gartenbau und Hauswirthſchaft“** werden von ſachverſtändiger Seite die großen und kleinen Probleme des täglichen Lebens in Feld, Haus und Garten gemeinverſtändlich erörtert und in erprobten Rathſchlägen die Ergebniſſe der Erfahrungen niedergelegt, welche in langjährigen Studien wie in praktiſcher Uebung der bewährte Spezialarbeiter zu ſammeln in der Lage war.

Nach Alledem wird man vielleicht dem „Berliner Tageblatt“ die Anerkennung nicht verſagen, daß es die Fülle und Vielſeitigkeit unſeres modernen Lebens und Schaffens in ſo umfaſſender Weiſe in ſeinen Spalten widerſpiegelt, wie dies bisher in der deutſchen Preſſe noch nicht verſucht worden. Und wir wollen die Hoffnung ausſprechen, daß, wenn es dem „Berliner Tageblatt“ vergönnt iſt, ſich in derſelben Weiſe fortzuentwickeln, wie es die aufſteigende Linie ſeines achtzehnjährigen Beſtehens zeigt, daß man dann wirklich und ohne Uebertreibung vom „Berliner Tageblatt“ wird ſagen können, nicht nur: dieſe Zeitung iſt ein Buch, ſondern ſie iſt ein [illegible] alles zeitgenöſſiſchen Strebens, von dem es heißen mag wie vom Menſchen bei Terenz: „Ihm iſt nichts Menſchliches fremd.“

Außer dem auf vorſtehenden Seiten näher beleuchteten reichen Inhalt bringt das „Berliner Tageblatt“ noch folgende den verſchiedenartigſten Anforderungen dienende Veröffentlichungen:

> einen ſehr ausführlichen **Courszettel** der Berliner Börſe, eine beſondere vollſtändige **Ziehungsliſte** der verlosbaren Effekten, Handelsregiſter, Konkursnachrichten, Originalberichte von allen wichtigen **Waarenmärkten** des In- und Auslandes, die Preuß. Lotterie-Gewinnliſten, ausführliche Parlamentsberichte, Perſonalveränderungen der Civilbeamten, Perſonalveränderungen in der Preuß. Armee, Ordensverleihungen, Sportnachrichten des In- und Auslandes, Graphiſche Wetterkarte mit telegraphiſchen Mittheilungen der deutſchen Seewarte, Wetterprognoſe, Briefkaſten der Redaktion, in welchem letztere die Anfragen der Abonnenten beantwortet, ſoweit es ihr mit Unterſtützung von Fachmännern möglich iſt.

Zu allen dieſen Vorzügen eines mannigfaltigen und eigenartigen Inhalts, die das „Berliner Tageblatt“ aus der großen Maſſe der nach überlieferter Schablone redigirten Preßorgane herausheben, geſellt ſich aber noch ein weſentlich materieller Vorzug. Daſſelbe wird dem Leſepublikum zu einem **Abonnementspreiſe (5 Mark 25 Pf. bei allen Poſtanſtalten)** geboten, der faſt **nur die Hälfte** deſſen beträgt, was ſonſt in Deutſchland und Oeſterreich, wie im übrigen Auslande, für die Lieferung einer **wirklich großen Zeitung** beanſprucht wird. Dieſer billige Preis hat ihm neben der bewährten Anziehungskraft ſeines Inhaltes ſeinen großen Leſerkreis in allen Schichten der Geſellſchaft erobern helfen, deſſen es ſich erfreut und der ihm ermöglicht, ehrenvoll mit an der Spitze der europäiſchen Tagespreſſe zu marſchiren.

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
erfreut ſich allgemeiner Beliebtheit.

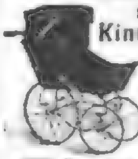
!! Deutsche Industrie !!
Kein Cacao und Zucker. Für den grössten Konsum empfohlen besonderer Beachtung. Kein Cacao und Zucker.
[illegible]
Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Drogen-Handlungen.

CHOCOLADE
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
findet täglich mehr Anerkennung.

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche
in feiner Wolle und Seide.
[illegible]
Herren-Tricot-Jaquets
[illegible]
Radfahrer-Anzüge
[illegible]
Aug. Juncker, Leipzig. [illegible]

Solide Buckskins.
das Meter von M. 4,50 ab, versendet auch an Private. [illegible]
Bruno Frenzel, Cottbus.

G. E. Höfgen.
Dresden-N., Königsbrückerstr. 75.
Fabrik [illegible]



Patent-Kinderwagen
mit und ohne [illegible]
Preise von 18–120 Mk.

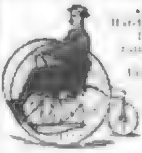
Kranken-Fahrstühle
[illegible] in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummireifen [illegible]
Preise v. 36–350 M.

Eiserne Netzbettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren, Ausserordentl. prakt. [illegible]
Preise v. 12–40 Mk.
Kataloge mit Abbildungen u. Preisen auf Verlangen an jedermann.
Engros. Detail. Export.

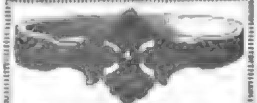
L. Weyl, älteste Fabrik von Badewannen, Badestühlen etc. Wien, Walfischgasse 8, und Berlin, Mauerstr. 11.
Illustr. Preiscourante gratis.

Jede Schrift wird schön. Probelection gratis. Angenehmer, lohnender Erwerb. Erfolg garantiert.
Buchführung
Correspondenz
Rechnen etc.
[illegible]
Verlangen Sie [illegible] Prospekt und Probe-Brief.
F. SIMON, [illegible]
Berlin SW. 48.

100 phot. Moment-Aufnahmen
[illegible]
Phot. Moment-Apparat
„Reporter“.
[illegible] M. 40. [illegible]
E. Krauss & Cie., Leipzig,
[illegible]



„Adler“
[illegible]
Frankfurt a. M.



Reich illustrirten Preiscourant
über echten, böhmischen
Granatenschmuck
gratis und franco
Aug. Goldschmid & Sohn
k. k. [illegible]
Prag I. [illegible] Nr. 16
Berlin, [illegible] Nr. 175.

Für Kunstfreunde.
[illegible] der „Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin“, [illegible]
[illegible] Photographische Gesellschaft [illegible] Berlin
[illegible]

Fahnen, Flaggen,
echt und wetterfest.
Lampions, Fackeln, Luftballons, Ballons, Transparente, Theaterdekorationen, Vereinsabzeichen, Festmedaillen. — Cotillonartikel
empfiehlt die Fabrik von
Bernhard Richter, Köln, Rhein.
Illustr. Hauptkatalog gratis, franco.

● Stellung und Existenz ●
[illegible]
Brieflichen prämiirten Unterricht
BUCHFÜHRUNG
Correspondenz
Rechnen, [illegible]
Prospekt u. Probebrief
gratis, franco.
[illegible]
Handels-Lehr-Institut
Otto Siede Elbing

[illegible] H. GÖTZE
Maschinenbau-Unterricht
Anstalt

Jünglinge
[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
[illegible]
[illegible] & Son, Pharmaceuten, M. Beetham, England.
[illegible]

Sprechende Raben,
[illegible]

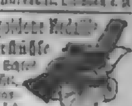
ADRESSEN-BUREAU TRIER

Dr. med. Lahmann's
Reform-Baumwoll-Unterkleidung.
Vereinigt die Vorzüge der Wolle ohne deren Nachtheile. — Verhindert die Verweichlichung der Haut und vermindert die Erkältungsgefahr.
[illegible] Reform-Baumwoll-Unterkleidung [illegible] bitte [illegible] darauf aufmerksam, daß zur Anfertigung meiner Reform-Baumwoll-Unterkleidung die Fabrik von H. Heinzelmann, Reutlingen, einzig berechtigt ist. Jedes Stück ist mit einer Echtheitsurkunde und meinem Namenszug, [illegible] Schutzstempel versehen.
Dr. Lahmann.

Die zweckmäßigsten und billigsten Holzwolle-Binden
[illegible]
M 1.— M 1.50 u. M 1.75 p. Dtz. [illegible]
[illegible] Chemnitz. [illegible]

Photographien
[illegible]

Brüssel 1888, goldene Medaille.
f. Krankenfahrstühle
f. Straße u. Zimmer, [illegible]
Köhler & Cie., [illegible]



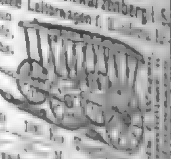
Für jeden Haushalt!

Preis [illegible]
M. 1,00.
[illegible]

Das schönste Geschenk ist und bleibt eine [illegible] Zimmerfontaine von

Louis Heinrich, Zwickau i. S.
[illegible]

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
[illegible]



[illegible] Seidel & Naumann [illegible]
[illegible]

Unentbehrlich für jeden Haushalt [illegible]
Heizbare Badestühle
[illegible]
Kosch & Teichmann, [illegible] Berlin, [illegible]
Fabrik heizbarer Badestühle u. Badeöfen [illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, [illegible]

Transportable Fördermaschinen u. Dampfwinden,
Dampfkrähne, Frictionswinden, Dampfhaspel,
Schieber-Luftcompressoren und Luftkaspel

Über Land und Meer.

№ 50.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Das Gedicht.

Novelle von

A. G. von Suttner.

(Schluß.)

Früh am Morgen des Tages, an welchem der Erwartete ankommen ſollte, eilte Alceſte in den Wald, um einen ganzen Korb voll Veilchen zu ſammeln und dann auf dem Rückweg im Park einen großen Strauß aus Flieder zu binden; Frühlingsduft und Sonnenſchein ſollten ihn bei der Ankunft begrüßen.

Endlich fuhr der Wagen vor. Vater und Tochter ſtanden vor dem Schloßthor und winkten dem Gaſt ſchon von weitem mit den Taſchentüchern Grüße zu.

„Iſt's möglich, Erich, biſt Du das wirklich?!“

Der Ankömmling drückte dem Onkel lachend die Hand und berührte dann der Couſine Wange mit den Lippen. Freilich war er es! Etwas verändert allerdings, gebräunt und männlicher, wozu das dunkle Schnurrbärtchen nicht wenig beitrug.

„Du biſt ja ein ganzer Mann geworden, Junge! Haſt Dich auch als ſolcher erwieſen — das war brav ... Und den Arm trägſt Du noch immer in der Schlinge?“

„Pah, das war die wenigſt bedenkliche Verletzung, und doch hinterläßt gerade ſie am längſten ihre Spuren!“

„Du warſt ſchlimm daran, mein armer Erich,“ verſetzte der Graf in teilnehmendem Tone.

Erich nickte und lüftete ſeine Mütze, eine rote Narbe wurde ſichtbar, die ſich von der Stirn in das kurz geſchorene Haar verlief.

„Dieſe war die gefährlichſte!“

„Das will ich meinen, Herrgott! Und mir ſcheint gar, Du hinkſt?“

„Ja, am linken Bein habe ich auch einen Denkzettel davongetragen — das wird aber bald verſchwinden, die Sehne iſt nur noch etwas ungelenk ... Sie hatten die beſte Abſicht, mich zu Wurſtpräl zu hacken.“

„Komm,“ ſagte Alceſte, ihm den Arm bietend, „ich werde Dich auf Dein Zimmer führen. Stütze Dich nur unbeſorgt auf mich.“

„Danke, Alceſte, ich werde mich jedenfalls ſo leicht als möglich machen.“

Er atmete froh auf, als er an ihrem Arme die Schwelle überſchritt.

„Ah, dieſer Duft — dieſes helle, freundliche, wärmende Licht — und der gute alte Baum, den ich ſeit meiner Kindheit nicht mehr blühen geſehen! Das thut wohl — das erfriſcht und erfreut das Herz!“

„Wirklich? Ich ſollte meinen, Sonne hätteſt Du genug gehabt, und an prachtvollen, ſeltenen Blüten dürfte es Dir auch nicht gefehlt haben!“

„Und doch kein Vergleich mit hier. Nein, nein, das Heimatliche bleibt immer das Beſte und Schönſte!“

„Ich werde Dir nun Friedrich ſchicken. Du wirſt Dir den Reiſeſtaub abſchütteln wollen, da kann er Dir behilflich ſein. Dann ſoll er Dich hinunterführen, das Frühſtück ſteht bereit.“

„Vortrefflich, wie Du befiehlſt. Apropos, Friedrich erzählte mir ſchon unterwegs von der Station hieher, wie tapfer Du Dich aus einer Affaire gezogen haſt, die ſehr ſchlimm hätte enden können.“

Ihre Miene umdüſterte ſich ein wenig.

„Laß das jetzt und beeile Dich; eine Stärkung wird Dir gut thun.“

Sie winkte freundlich mit der Hand und verließ das Zimmer.

Wie geſetzt und weiblich ſie in dieſer verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit geworden war! Eine ganz erwachſene Perſon ... Freilich, mit Achtzehn iſt man ja kein Kind mehr.

Ah, es war ein beglückendes Gefühl, wieder die Luft von Lindenhof einatmen zu können, und dazu die Ausſicht, den ganzen Sommer hier zu verbringen. Prächtig!

Auf der Düne. Gemälde von Fanny Levy.

Er hatte ſich ſchon eine Menge Dinge vorgenommen, um diesmal das Landleben nach Herzensluſt zu genießen. Ein paar Wochen mußte er ſich ſchonen, aber dann wollten ſie zuſammen ſtundenlang die Umgebung durchſtreifen und reiten und froh ſein und — den Reſt ſeiner Gedanken pfiff er in einem fröhlichen Walzer weiter, während Friedrich ins Zimmer trat und ſeines Amtes zu walten begann.

*

Eine Woche war vergangen, und Erich fühlte ſich bereits um vieles kräftiger geworden. Leider hatte ſich das Wetter am folgenden Tage ſchon verändert. Nebel, dann Regen — und heute blies ein kalter Nordwind, der die Temperatur recht unbehaglich machte, ſo daß man faſt ein Bedürfnis nach einem warmen Ofen fühlte. Erich ging in ſeinem Zimmer auf und nieder, um die noch immer etwas ſteife Sehne wieder an den Dienſt zu gewöhnen, und dachte dabei an alle möglichen Dinge, als Friedrich ihm meldete, daß der Graf ihn zu ſich bitten laſſe.

Der Gerufene folgte der Aufforderung und erſchien nach wenigen Minuten im Arbeitszimmer des Onkels.

„Komm, Erich, ſetz Dich hieher zu mir,“ ſagte der Graf, „ich habe Dir etwas mitzuteilen.“ Dann, nachdem der andere Platz genommen: „Du weißt ja ohnehin von dem dummen Abenteuer, das Alceſte vor einigen Wochen gehabt hat.“

„Ja wohl, ich kenne alle Details und kann nur ihren Mut und ihre Geiſtesgegenwart bewundern!“

„Das iſt alles recht ſchön, allein gewiſſen anderen Leuten ſcheint die Sache keine ſolche Bewunderung eingeflößt zu haben — im Gegenteil, es ſind über das Mädchen recht ſchlimme Gerüchte im Umlauf.“

„Wer ſollte es wagen, ihr nahezutreten?!“ rief Erich entrüſtet.

„Wer? Viele — alle; nicht hier in der Umgebung, wohl aber in der Stadt. Ereifere Dich nicht, Erich, die Sache iſt mir ſicherlich näher gegangen als Dir, und ich vermochte doch nichts dagegen zu thun. Es hat ſich aber zufällig ein Ausweg gefunden, der mir der beſte ſcheint und gegen den auch Alceſte, wie ich glaube, nichts einzuwenden findet: Richard Hohenſtein hat um ihre Hand angehalten; ich bin ſehr für dieſe Verbindung — auch dürfte, wie geſagt, die Kleine mit dieſer Löſung einverſtanden ſein, im Prinzip wenigſtens, wenn auch vielleicht noch einige unbedeutende Bedenken bei ihr obwalten. Eben in Bezug darauf möchte ich Dich bitten, ihr Räſon beizubringen; ihr ſeid wie Bruder und Schweſter, auch hält ſie große Stücke auf Dich; wenn Du ihr daher vernünftig zuredeſt, wird ſie um ſo eher zur vollen Einſicht kommen. Nicht wahr, Du übernimmſt die Miſſion? So ganz natürlich — geſprächsweiſe — bei paſſender Gelegenheit ... kurz, Du weißt ſchon, wie ich meine.“

Erich war über die Eröffnung des Grafen ſo beſtürzt, daß er kein Wort der Erwiderung fand.

„Nun, was ſchauſt Du ſo perplex drein?“ fragte der Onkel lachend. „Es iſt ja, als hätte ich Dir eine ſchreckliche Geſpenſtererſcheinung an die Wand gemalt!“

„Deine Mitteilung hat mich in der That überraſcht,“ ſtotterte der Neffe, „ſie kam ſo ganz und gar unerwartet — ich hatte keine Ahnung, daß Hohenſtein ſich mit der Abſicht trug —“

„Findeſt Du dagegen etwas zu ſagen? Richard iſt ein vortrefflicher junger Mann, der ſchon recht gut die Wirtſchaft drüben leitet — die Familie iſt ausgezeichnet, hat angeſehene Verbindungen in Wien — dabei iſt er ein hübſcher Junge und hat ſich, wie es ſcheint, während des Karnevals ganz ernſtlich in die Kleine verliebt.“

„Es fragt ſich nur noch, ob Alceſte — dieſe Gefühle erwidert.“

„Sagte ich Dir doch ſchon vorhin, daß ſie im Prinzip nichts gegen die Verbindung hat — es heißt alſo, wie erwähnt, nur noch ein wenig auf ſie einreden, um ſie zu einer definitiven Entſcheidung zu bewegen.“

„Ja freilich, wenn ſie einverſtanden iſt.“

„Alſo ich verlaſſe mich auf Dich; Du haſt da eine Gelegenheit, Deine diplomatiſchen Talente zu entwickeln ... Da fällt mir noch etwas ein: ich beabſichtige, Schritte zu thun, daß Du der Londoner Botſchaft als Marineattaché zugeteilt werdeſt: das dürfte Dir zugleich angenehm und förderlich ſein.“

„Gewiß, ſehr angenehm,“ beſtätigte Erich zerſtreut.

„Gut, ich glaube, die Sache wird ſich machen laſſen!“

„Ich danke Dir, lieber Onkel.“ Er erhob ſich und verließ in gedrückter Stimmung das Gemach. Oben angekommen, ſetzte er ſich an den Tiſch und verfiel in ein tiefes Brüten. Merkwürdig, wie ihn dieſe Eröffnung unangenehm überraſcht hatte! Aber warum das eigentlich? War es nicht natürlich, daß ſich jemand um der Couſine Hand bewarb, und ebenſo natürlich, daß ſie, ſobald der Bewerber ihr gefiel, Ja ſagte? Was brauchte das ihn ſo beſonders zu berühren? Gewiß, im Grunde genommen war die Sache ganz naturgemäß, ſelbſtverſtändlich — und doch ſchien ſie ihm momentan unglaublich, unmöglich.

Er erhob ſich von ſeinem Sitz und trat ans Fenſter: der Himmel war mit einer trüben grauen Decke überzogen, und der kalte Nordwind pfiff durch die Baumäſte, daß die Blüten wie Schneeflocken durcheinander wirbelten. Es fröſtelte ihn bei dieſem Anblick, und er ging zum Ofen, wo Holz bereit lag: wenn er ein kleines Feuer anmachte, mußte es gleich behaglicher werden. Raſch ballte er ein Zeitungsblatt zuſammen, nahm Zündhölzchen und Späne und öffnete die Ofenthür. Da bemerkte er ein Papierbällchen, das dort in der Zugluft der Feuerſtelle zitterte, und er zog es hervor, mit der andern Hand ein Zündholz anſtreichend; ſchon hatte er die Flamme dem Papier genähert, als ihm der Gedanke kam, vorerſt zu ſehen, was er zu verbrennen im Begriffe ſei. Er entrollte den Ballen ein wenig und entdeckte zu ſeiner Ueberraſchung, daß ſein eigener Name in künſtlich verſchnörkelten Buchſtaben am oberſten Rande ſtand. Die Schrift war nicht die ſeinige, und neugierig geworden, glättete er den zerknitterten Bogen. Ein Gedicht! Zuerſt ein Akroſtichon von fünf Zeilen, deſſen Anfangsbuchſtaben wieder ſeinen Namen bildeten, dann ein langer poetiſcher Erguß — ein ſchmerzliches Geſtändnis von Herzeleid und Weh, von Hoffen und Bangen — ein klagender Vorwurf, daß er blind ſei und nichts von der Liebe ahne, die ihm da ein blutendes junges Herz entgegenbrachte. Der poetiſche Wert war allerdings gering, die Verſe ſtolperten in unordentlichem Lauf über einander, die Reime ſtimmten oft nicht, die Gedanken waren in unbeholfener, kindiſcher, allzu ſchwärmeriſcher Art wiedergegeben, und doch ſchien das Ganze für den Leſer von inhaltsſchwerer Bedeutung zu ſein, denn er ſprang plötzlich aus ſeiner knieenden Stellung empor, während ihm das Blut bis in die Schläfen ſtieg.

Ja, jetzt wußte er, woher das ſtammte — jetzt trat ihm jener Tag deutlich vor Augen — es war ja dasſelbe Zimmer, in welchem ſie damals ihr Eigentum gegen ihn verteidigt hatte, um ihr Geheimnis ſchließlich dem Ofen anzuvertrauen! Wie unbeholfen war er auch damals geweſen! Hatte er nicht bedacht, daß man im Sommer kein Feuer mehr macht und daß ihm die Beute daher ſicher war?

Er rannte in heftiger Erregung im Zimmer auf und ab — von Kälte keine Spur mehr — im Gegenteil, es war ihm ganz ſchwül und drückend zu Mute.

„Zu ſpät, zu ſpät!“ ſeufzte er, und ein unendlich ſchmerzliches Gefühl preßte ihm die Bruſt zuſammen. Ja, hätte er an jenem Tage das gewußt, was er ſoeben erfahren, dann wäre er vielleicht heute nicht das unglückliche Geſchöpf, als das er ſich jetzt fühlte. Hatte ſie unrecht gehabt, endlich ihren Sinn zu ändern und ihre Liebe auf einen andern, gewiß dankbarern zu übertragen? Nein — zehnmal — hundertmal nein! Warum war er ein blinder Thor geweſen, warum hatte er das ahnungsvolle Gefühl nicht beachtet, das ihn damals befallen, als er den Abſchiedskuß auf ihre errötende Wange gedrückt! War das nicht ein Aufflackern in ſeinem [illegible]

Das war nun alles vorbei, verloren — für ewig verloren!

Es litt ihn nicht länger im Zimmer, und er eilte hinaus in den Park, gedankenverloren dem Hügel zu, wo ſie ſich Lebewohl geſagt. Eine geraume Weile ſtarrte er wie im Traum auf die Buchſtaben, die in der Linde noch deutlich ſichtbar waren, dann zog er mechaniſch ſein Meſſer und ſchnitt, ohne recht zu wiſſen, was er that, um ſeine Initialen ein Herz, das mit einem Pfeile durchbohrt war. Hierauf ließ er ſich auf die Bank nieder und ſtierte zu Boden, als wäre dort die Löſung aller Welträtſel zu finden.

Als er wieder zur Linde hinblickte und ſein Werk bemerkte, war er im erſten Moment ganz überraſcht über dieſe ſymboliſche Kundgebung ſeines Herzens, die er dort in einem Fieberdelirium angebracht hatte. Der kalte Wind, der heraufſtrich, ernüchterte ihn etwas, und er überlegte, ob es nicht beſſer ſei, die ganze Zeichnung zu vertilgen, aber da ertönte die Eſſensglocke, und es hieß ins Schloß zurückeilen.

Von jetzt an war ſeine Heiterkeit verſchwunden. Zerſtreut ſah er vor ſich hin, vermied es, dem Blick der Couſine zu begegnen, und gab nur einſilbige Antworten, die teilweiſe gar nicht auf die Fragen paßten, welche der Onkel an ihn ſtellte.

„Fühlſt Du Dich unwohl?“ fragte dieſer beſorgt.

Er ſchüttelte den Kopf, und da ſchnitt es ihm ins Herz, als Alceſtes fröhliches Lachen an ſein Ohr klang. Natürlich, ſie hatte Grund, luſtig zu ſein!

„Das iſt ſo eine melancholiſche Anwandlung,“ bemerkte ſie neckend. „Wahrſcheinlich denkt er an ein liebliches Chineſenfräulein, dem er dort in weiter Ferne auf Leben und Tod den Hof gemacht hat.“

Er gab keine Antwort und ging nicht einmal mit einem Lächeln auf den Scherz ein. Kaum war die Mahlzeit zu Ende, als er wieder ſein Zimmer aufſuchte, um dort bis zum Abend zu bleiben.

„Was haſt Du nur?“ fragte der Graf, als der Neffe da noch immer ſo trübſelig dreinſchaute. „Sollte etwa die Kopfwunde wieder —“

„Ja, der Kopf ſchmerzt mich ein wenig!“ erwiderte Erich ausweichend.

„Nimm Dich nur ſehr in acht. Vielleicht iſt es beſſer, Du legſt Dich zu Bett!“

Er meinte auch, daß es beſſer wäre, und begab ſich zur Ruhe.

Der folgende Morgen war wieder ſonnig und warm, das heiterte ſein Gemüt etwas auf.

„Willſt Du nicht einen kleinen Spaziergang machen?“ fragte beim Frühſtück die Couſine. „Der Tag iſt wunderſchön — die Temperatur ſo mild und angenehm ...“

„Warum nicht?“ Er erklärte ſich bereit.

Der geſtrige Sturm hatte ſeine Spuren hinterlaſſen; ſie wandelten auf einer Schneedecke von abgeflatterten Obſtblüten dahin — er einſilbig — ſie aufgeräumt und geſprächig. Allerlei Dinge kamen ihr in Erinnerung, über die ſie plauderte oder ihren Begleiter befragte. Dann verfiel ſie auf die jüngſte Vergangenheit, und da er gar ſo wortkarg war, ſuchte ſie ihn dazu zu bringen, ſeine Reiſeerlebniſſe zu erzählen. Aber er ließ ſich jede Antwort förmlich herausziehen — dieſe langweilige Art hätte ſie bald ungeduldig gemacht.

„Schmerzt Dich noch immer Dein Kopf?“ fragte ſie ihn endlich.

„Der Kopf? Wäre es nur dieſer!“

Sie ſtreifte ihn mit einem raſchen, etwas erſtaunten Blick. Was mochte nur in ihn hineingefahren ſein, daß er ſich ſo ſonderbar geberdete? Sie begriff ihn wahrhaftig nicht recht.

„Du haſt einen großen Heldenmut bewieſen, Erich,“ ſagte ſie ſchließlich, in der Hoffnung, ihn dadurch anzuſtacheln. „Freilich, es wäre mir lieber geweſen, wenn Dir das Ganze erſpart geblieben wäre — da es aber einmal ſein mußte, ſo hat es mich doch gefreut, daß Du Dich ſo wacker hielteſt.“

„Ich habe meine Pflicht gethan, weiter nichts. Durfte ich wohl einen Kameraden im Stich laſſen? Da haſt Du weit mehr Mut gezeigt, als Du Dich gegen jenen Elenden ſo energiſch verteidigteſt.“

Gott ſei Dank, das war die erſte längere Phraſe, die er ſeit geſtern geſprochen!

„Findeſt Du das wirklich?“ [illegible] freundlich [illegible] Denkſt Du noch an den [illegible] bald gegenſeitig den Beweis liefern würden, keine Kinder mehr zu ſein?"

„Ich dachte und denke oft daran," verſetzte er wehmütig. „Das waren noch ſchöne Zeiten."

„Und ſind ſie heute minder ſchön?"

„Gewiß!"

„Ich bin Dir für dieſe ſchmeichelhafte Verſicherung ſehr verbunden!"

„O, Du haſt allen Grund, zufrieden zu ſein — aber ich —"

Sie ging achſelzuckend neben ihm her.

„Du biſt mir ſeit geſtern ein Rätſel."

Ganz abſichtslos waren ſie am Fuße des Hügels angekommen, und als nun Erich den geſenkten Blick erhob, blieb er zögernd ſtehen.

„Komm," ermunterte ſie ihn, „es war ja ausgemacht, daß wir bei Deiner Rückkehr die Linde beſuchen würden. Oder haſt Du das vergeſſen?"

Er ſuchte nach einer Ausflucht, aber ſie hatte ihren Arm ſchon in den ſeinen geſchoben und zog ihn mit ſich.

„Gott, biſt Du ein ſpaßiger Menſch! Man könnte Dich für einen armen Delinquenten halten, der zum Schafott geführt wird."

Jetzt waren ſie oben angelangt, und Alceſte hatte ſeinen Arm losgelaſſen, um ſich dem Baum zu nähern. Plötzlich ſtieß ſie einen Ruf der Ueberraſchung aus.

„Komm, Erich, ſieh einmal, was man da hineingeſchnitten hat!"

Er vermochte ſeine Verlegenheit nicht zu verbergen, und ſie erriet im Nu, daß er ſelbſt der Künſtler geweſen.

„Was ſoll das bedeuten? Etwa, daß man Dein Herz durchbohrt hat?" Ihre Stimme klang etwas vibrirend, während ihr Blick forſchend auf ihm ruhte. „Erich, Du liebſt — unglücklich?"

„Ja!" kam es ſehr leiſe zwiſchen ſeinen Lippen hervor.

Sie ſagte nichts, ſondern ſtützte ihren Arm gegen den Baum und lehnte die Stirn daran. Erich ſtand einige Schritte hinter ihr, und da ſie ſo ſtill geworden, ſah er überraſcht hinüber. Was war das? Ihr Körper zuckte leicht zuſammen, wie wenn ſie ſchluchzte! Beſorgt trat er näher.

„Alceſte, was iſt Dir?"

Sie ſchüttelte den Kopf und gab keine Antwort.

„Alceſte, Du weinſt? Du, eine glückliche Braut?"

Braut? Das brachte ſie zu ſich; haſtig trocknete ſie ihre Thränen.

„Ich? Wer ſagt das?"

„Nun ja, es heißt doch, Du hätteſt Dich mit Richard Hohenſtein verlobt!"

„Niemals!" rief ſie heftig. „Ich ſchwöre es, niemals! Mein Herz iſt längſt vergeben!"

Da war es Erich zu Mute, wie wenn die Linde vor ihm einen Freudentanz aufführte.

„Alceſte, iſt es Dein Ernſt? Du liebſt ihn nicht — Du haſt den andern nicht aufgegeben? So bin ich nicht unglücklich und elend?" Er riß mit zitternden Händen ein Papier aus der Bruſttaſche und entfaltete dasſelbe. „Alceſte, kennſt Du das?"

Im erſten Moment ſchien ihr der beſchriebene Bogen ganz und gar fremd; plötzlich färbten ſich aber ihre Wangen mit brennendem Rot.

„Wo haſt Du das —"

„Ich hab's gefunden!" jubelte er. „Alceſte, ſprich, widerrufſt Du das heute, was Du damals niedergeſchrieben? Alceſte —" Er hatte die Arme ausgebreitet, und ehe er ſeinen Satz vollendet, lag ſie an ſeiner Bruſt.

„Studirt ihr hier ein Theaterſtück ein?" vernahmen ſie plötzlich hinter ſich die Stimme des Grafen. „Ich hörte Erich in höchſter Ekſtaſe deklamiren und da —" Der Sprecher ſtockte, als er aus dem Gebüſche hervortrat und die beiden jungen Leute erblickte. „Ja, aber — jetzt ſagt mir, Kinder, iſt das Spaß oder —"

„Ernſt! Voller, glücklicher, ſeliger Ernſt! Lieber, teurer Onkel, biſt Du uns böſe — wirſt Du uns zürnen, wenn wir Dir ſagen, daß wir ohne einander nicht leben können?"

„Hm, das iſt wohl etwas viel geſagt, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich euch auseinander jagen und Zimmerarreſt diktiren ſoll, oder — hm — und Richard, den habe ich ja in dieſem Augenblick der Ueberrumpelung ganz vergeſſen."

„Er wird ſich tröſten," verſicherte Alceſte mit Ueberzeugung.

„Meinſt Du? Und wenn er an gebrochenem Herzen zu Grunde geht?"

„Nein, nein, ſo ſchlimm wird er's nicht nehmen. Ich weiß, daß er lange zwiſchen Mizi Neuberg und mir geſchwankt hat — jetzt wird er dort Erſatz ſuchen!"

„Was Du nicht alles weißt, Du ſuperkluges Mädchen!" Der Graf zog ſeine Stirn in drohende Falten. „Immerhin, es bleibt dabei, ihr habt Zimmerarreſt; aber —" und ſeine Miene glättete ſich, um einem gütigen Lächeln Platz zu machen — „aber damit ihr nicht zu Grunde geht, ſo mögt ihr euch beide in dasſelbe Zimmer begeben, marſch!"

Im Herbſt.

Wenn ſich Herbſtes-Nebel ſpalten
Und beſchienen glänzt das Thal,
Das ſich faſt noch grün erhalten,
Steht auch mancher Baum ſchon kahl.
Da, ſtatt trauernd zu verzagen,
Möcht' ich lieber träumend fragen:
Kommt der Frühling noch einmal?

Martin Ernſt

Geben und Nehmen.

Von

Marie von Redwitz.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

„Geben und Nehmen!" Höre ich dieſe Worte ausſprechen, ſo ſteht mir immer mein guter alter Tanzlehrer vor der Seele, aufrecht und ſchlank, im tadelloſen ſchwarzen Frack, mit der Violine unter dem Arm und dem verbindlichen Lächeln auf ſeinem achtzigjährigen Geſicht. Die Tanzſtunde neigte ſich ihrem Ende zu, er aber ſtand noch ſtramm und unermüdet da, mit übermäßig auswärts geſtellten Füßen und ſprach feierlich:

„So, nun wiederholen wir noch ‚Geben und Nehmen‘."

Und damit griff der gelenke, weißhaarige Mann nach einem Buche. Mit einem tiefen Knix mußten wir es in Empfang nehmen, um es dann wieder mit runder, eleganter Handbewegung und nach vorne ſchleifendem Fuß in ſeine Hände zu legen.

„Keine Grazie, keine Anmut iſt heutzutage mehr zu erreichen," rief er dann oftmals ungeduldig. „Was wollen Sie denn im Leben für eine Rolle ſpielen, wenn Sie nicht zu nehmen und zu geben verſtehen?"

Die Aufſichtsdame warf uns über Brille und Handarbeit hinweg einen vorwurfsvollen Blick zu; des Herrn Tanzmeiſters Fiedelbogen aber verirrte ſich dann manchmal über zu einwärts ſtehende Füße oder über zu geſpreizte Finger der Zöglinge.

Er und die Aufſichtsdame waren immer einer Meinung: daß es nämlich nie ſo ſchlimm geweſen ſei als jetzt, und dann prieſen ſie die guten alten Zeiten, in denen noch Grazie und Anſtand mit zur Erziehung gehörten.

Wir ſteckten da wohl die Köpfe zuſammen, kicherten, ſtießen uns mit den Ellenbogen an und meinten, die Kunſt des Gebens und Nehmens werde wenig Einfluß auf unſer Glück und Wehe, auf unſere künftige Laufbahn in der Welt haben. Ach, ſie kamen uns ſo namenlos antiquirt vor, der gute Tanzmeiſter und die ſtrickende Aufſichtsdame.

Seitdem iſt manches Jahr vorübergezogen, und oftmals habe ich zurückdenken müſſen an jenen Unterricht. So oft ich jemand etwas überreichen oder entgegennehmen ſah, folgte ich beobachtend ſeinem Vorgehen und machte meine Betrachtungen. Schließlich kam es mir durchaus nicht gleichgiltig vor, in welcher Art man das that, denn angefangen von dieſen Handbewegungen ſchien mir unſer ganzes ſoziales Zuſammenleben nur noch ein wechſelſeitiges Geben und Nehmen von Blicken, Worten, Rückſichten und Rechten und ſo weiter. Wie, auf welche Weiſe das alles geſchieht, das liefert die Stichprobe für den Bildungsgrad unſeres Kreiſes, es macht uns geſellſchaftsfähig oder nicht, gebildet oder ungebildet, beliebt oder unbeliebt.

Schon die gegenſeitige Begrüßung iſt ein Geben und ein Entgegennehmen, und an der Art, wie das eine und andere geſchieht, bemeſſen wir, wes Geiſtes Kinder die uns Begegnenden ſind. Wenn mitunter moderne Dämchen meinen, daß ein Naſerümpfen den Gruß erſetze, ſo wird jeder vernünftige Menſch wiſſen, was davon zu halten ſei.

Auch das Wechſelgeſpräch iſt ein Geben und Nehmen. Das iſt, wie wenn Ball geſchlagen wird. Nicht nur der eigene Wurf ſoll gelingen, ſondern er muß dem andern zugleich das Zurückſchlagen erleichtern, damit man gegenſeitig des Vorteils teilhaftig wird. Wer im Geſpräch nicht die Intereſſen ſeines Partners mit zu den ſeinigen macht, der wird nie die Brücke herſtellen, die von einem Thema zum andern geſchlagen werden muß. Eine fortlaufende Unterhaltung kann nur gelingen, wenn Rede und Gegenrede hübſch und geſchickt gegeben und aufgenommen werden.

Geläufiger iſt uns der Begriff vom Nehmen und Geben, wenn es ſich nicht um Worte und Bewegungen, ſondern um handgreiflichere Dinge handelt — um Geſchenke.

Iſt es denn eine Kunſt, zu geben und zu empfangen? Gibt und nimmt man denn nicht, wie es gerade kommt?

Meiſt meint man ſo, und dennoch iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Geben und Annehmen des einen und des andern. Es ſpricht ſich in der einen wie in der andern Handlung der ganze Charakter der Perſon aus. Es iſt die Gelegenheit, die die ganze Liebenswürdigkeit des Herzens oder deſſen Taktloſigkeit bezeugt.

Nur wer aus Bedürfnis zur eigenen Freude ſchenkt, gibt angenehm, doch wer nur Dank ernten will, verſcherzt ſelbſt den Anſpruch darauf. Man muß gerne geben, um es gut und ſchön zu thun, denn was du lächelnd überreichſt, das wird kaum je mit düſterem Blick empfangen werden.

Wer von Herzen gibt, bittet, das Geſchenk möge angenommen werden; er mißt ſelbſt der großen Gabe, die er, der Begütertere, vielleicht als Erleichterung der engen Verhältniſſe, dem Freunde ſendet, keinerlei Wichtigkeit bei, kleidet ſie wahrſcheinlich noch in einen Scherz, um ihr alles Demütigende zu nehmen, was ſie mit ſich bringen könnte. Daß er gibt, ſcheint ihm ſelbſtverſtändlich; er will damit nur ſagen, er habe an den Betreffenden gedacht und ihm als ſichtbaren Beweis hiefür eine Aufmerkſamkeit erzeigen wollen. Ihm wird man gerne und freudigen Herzens danken, und wenn Worte auch nicht alles ausſprechen, ſo wird er einen Blick, einen Händedruck zu deuten wiſſen.

Doch noch in einer andern Weiſe muß die Dankbarkeit bekundet werden — man ſoll die Geſchenke gut behandeln. Es ſoll ihnen ein Ehrenplatz eingeräumt werden, der dem Geber zeigt, er habe ſeinen Zweck, Freude zu machen, vollkommen erreicht. Wer gut danken will, der thue es auch ſchnell, dabei hat er den Vorteil, daß wenige herzliche Worte beſſere Dienſte thun als die längſten Beteuerungen, wenn ſie verſpätet kommen.

Aber nicht alle Menſchen wiſſen angenehm zu geben. Da ſind ſo viele, die ſich dabei nur edel und mächtig fühlen wollen und den Empfänger empfinden laſſen, er hänge von ihnen ab. Dieſe drängen gern ihre Gaben in verletzender Art auf, rühmen deren Koſtbarkeit, die Großmut ihres Herzens, ſowie die Opfer ihres Beutels. Der auf ſolche Weiſe Beſchenkten bemächtigt ſich dann Beſchämung und ein bedrückendes Gefühl, das die Freude erſtickt und keine Dankesworte aufkommen läßt. Je herausfordernder ein lautes Dankesbekenntnis verlangt wird, deſto beleidigter wird ſich das Herz der Empfänger abwenden, deſto mehr wird die Wohlthat als Demütigung empfunden werden und ihnen den Mund verſchließen.

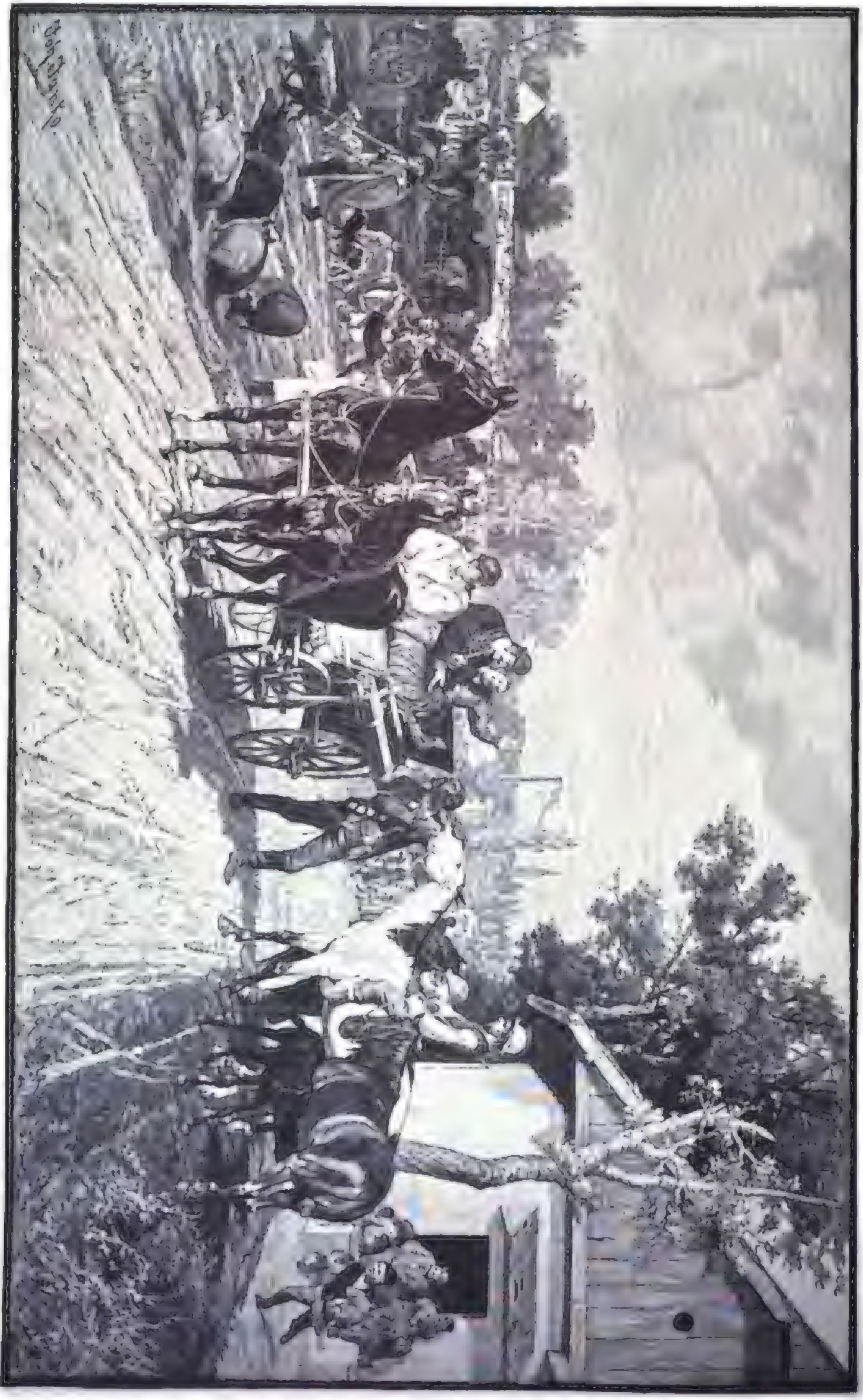
Die Gefahren der Alpen.

Von

Reinhard E. Petermann.

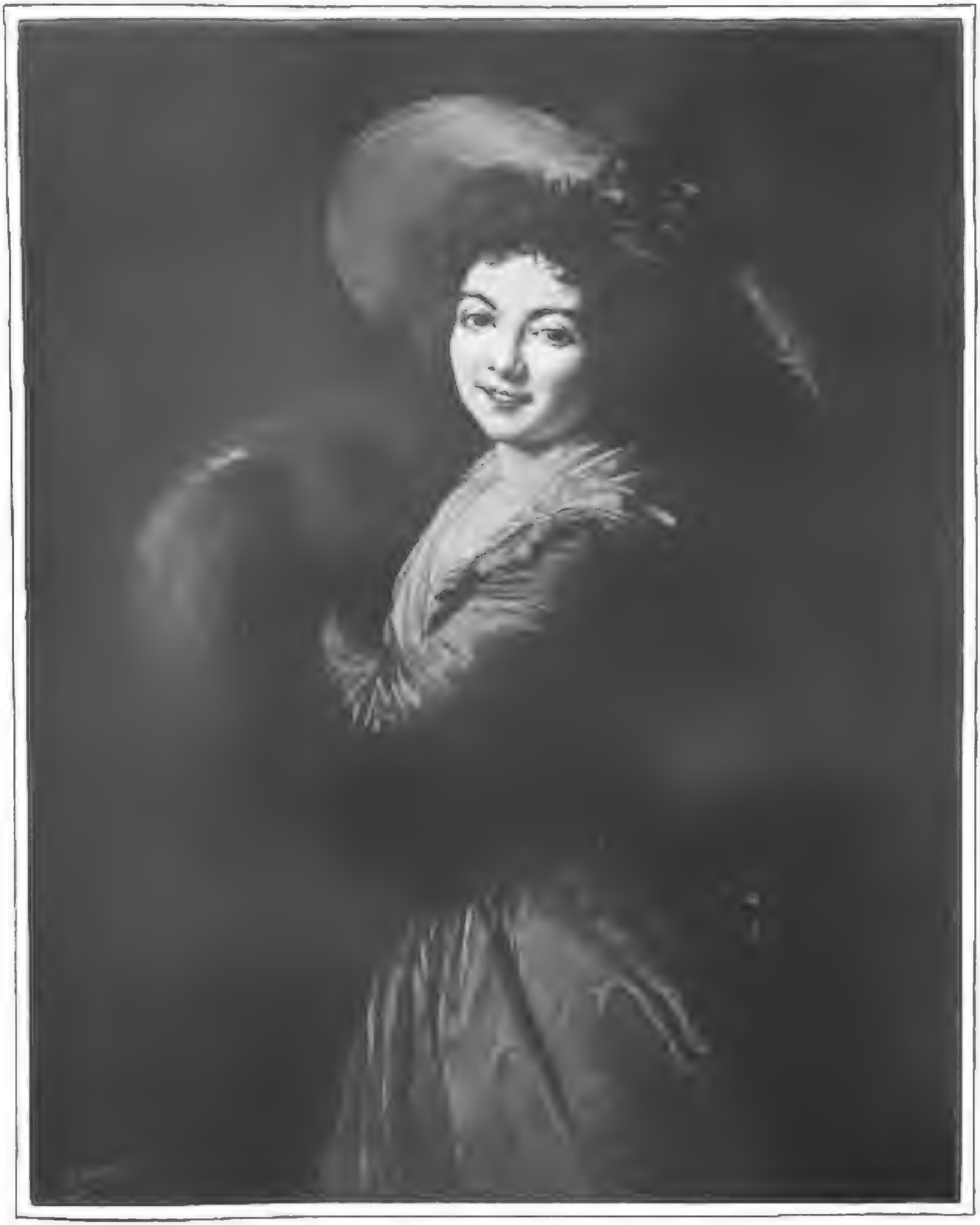
(Alle Rechte vorbehalten.)

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß das moderne Leben, wie es ſich in der Epoche der Eiſenbahnen und des Telegraphen entwickelt hat, die körperlichen Kräfte des Menſchen mehr in Anſpruch nimmt, als dies je früher der Fall geweſen iſt. Schon in der Schule muß jeder einzelne, um den geſteigerten Anforderungen an Wiſſen und Können zu genügen, geiſtig mehr arbeiten als früher. Gehirn und Auge werden ſtark angeſtrengt, während gleichzeitig vieles Sitzen die ſonſt zur Bewegung im Freien verwendete Zeit beſchneidet. Dabei hat das Spazierengehen innerhalb der Städte eigentlich nicht mehr ganz den einſtigen hygieniſchen Wert, weil mit ihrer Vergrößerung, mit der Zunahme der Fabriken, Haushaltungen und ſo weiter die Luft in den Straßen immer mehr verſchlechtert wird. Im allgemeinen fährt der Städter lieber, als er geht, und da die verbeſſerten Verkehrsmittel, welche durch die vergrößerten Entfernungen nötig gemacht wurden, ohnehin der Bequemlichkeit Vorſchub leiſten, ſo beſchränkt ſich bei ſehr vielen die körperliche Bewegung während des Tages auf ein verſchwindend geringes Maß. Um ſo größer iſt jene des Denk- und Nervengebiets. Nicht nur erfordert die Arbeit an ſich mehr geiſtige Thätigkeit als einſtens, ſondern infolge der Konkurrenz und weil jeder nach möglichſt großem Erwerb haſcht, iſt auch das Arbeitstempo ein raſcheres. Iſt dann die Arbeit vollbracht, ſo geht es ebenſo ruhelos ans Genießen. Oft verlängern wir den Tag bis tief in die Nacht hinein, um nur das Genußvermögen recht auszunützen. Daß wir uns dabei ebenſo ſtark abnützen, beſonders wenn allerlei Stimulantien, wie geiſtige Getränke, Kaffee, Tabak und ſo weiter, das Bedürfnis des Geiſtes und des Körpers nach Ruhe



Pferdehandel.

Ein Bild aus dem ungariſchen Volksleben von Johann Janko.



Das Bildnis der „Dame mit dem Muff“ von Frau Vigée-Lebrun.

Originalgemälde in der Galerie des Louvre zu Paris.

zurückkommen müſſen, iſt ſelbſtverſtändlich. Sogar auf ihren Erholungsreiſen wollen viele Menſchen wieder nur möglichſt viel ſchauen und genießen, nicht nur aus Sucht nach Abwechslung und der eitlen Begierde halber, „erzählen zu können“, ſondern auch, weil jeder intelligente rege Saiten in ſich anzuſpannen ſucht, die, indem ſie ſpäter noch widerklingen, die intellektuellen Reize des Daſeins vermehren. Mit einem Worte, ſchon vor Jahrzehnten begann die moderne Entwicklung vermöge der Beſchleunigung des Lebenstempos und Vermannigfaltigung beſonders der geiſtigen, das Gehirn und die Sinnesnerven angreifenden Lebensthätigkeiten hinzuwirken, daß der körperlichen Entwicklung Beeinträchtigung drohte. Die Gefahr phyſiſcher Entartung tauchte auf, und da mit der Abnahme der Körperkraft gewöhnlich auch eine ſolche der Willenskraft und Energie einhergeht, was wieder eine Herabminderung des Pflichtgefühls zu bewirken pflegt, ſo befürchtete man, die modernen Menſchen würden trotz aller techniſchen und wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften doch ſchließlich dem Schickſal der antiken Welt verfallen, welche durch ähnliche Vorgänge erſt ihre Freiheit und dann ihre Kulturhöhe einbüßte.

Allein noch ehe die Gefahr brennend wurde, ſtellten ſich zwei Erſcheinungen ein, durch welche ſich unſere Zeit der Hochkultur weſentlich von jeder früheren unterſcheidet. Statt daß ſich die Menſchen, wie in ſpätrömiſcher Zeit zum Beiſpiel, immer mehr dem Kriegsdienſt entziehen konnten, werden umgekehrt immer breitere Maſſen zu demſelben herangezogen, und ſtatt daß die Jugend mehr und mehr verweichlicht würde wie einſt die römiſche und griechiſche, gibt ſie ſich mit ſteigendem Eifer dem kräftigenden Leibesſport hin. Eine Menge von Umſtänden, von denen vorſtehend nur einige erwähnt wurden, wirkt zuſammen, die Menſchen ſchwächlicher zu machen; gleichwohl wird die Wertſchätzung einer geſunden, ausdauernden Phyſis und das Streben nach Erlangung einer ſolchen immer größer. Während in der Wertherzeit des vorigen Jahrhunderts, in der Epoche, da man bloß ſchwärmeriſch für die Natur ſchwärmte, anſtatt ihr wirklich näherzutreten, blaſſe Menſchenkinder für intereſſant gehalten wurden und blaſierte franzöſiſche Emigrantenwindbeutel bei der Frauenwelt in Gunſt ſtanden, ſieht die heutige Zeit in einer geſunden, energiſchen Männlichkeit ihr Ideal, und die Frauen ſchätzen — wenn auch uneingeſtanden, ſo doch mit richtigem Inſtinkt — ſchon denjenigen geringer, der ſich militäruntauglich erweiſt. Immer mehr verbreitet die Ausdehnung der Wehrpflicht jene Vorzüge unter der Männerwelt, die — wie Ausdauer in der Ertragung von Strapazen, Mut, energiſche Selbſtüberwindung zur Pünktlichkeit in der Pflichterfüllung — durch die militäriſche Disziplin gezüchtet werden; überhaupt aber ſteht man wieder ganz auf dem Standpunkt der Griechen, daß harmoniſche Ausbildung von Körper und Geiſt die Grundbedingung für ein gedeihliches und glückliches Leben ſei.

Inwieweit dieſe harmoniſche Ausbildung nun durch Ausübung von Sport angeſtrebt wird, darüber kann uns jedes Adreßbuch einer größeren Stadt belehren. Ueberall iſt die Zahl der Turn- und Rudervereine, der Veloclubs, der Fecht- und Reitinſtitute, der Schwimmſchulen, Athletenklubs und ſo weiter in raſchem Wachſen begriffen, und beſonders die Alpen- oder Gebirgsvereine haben in den letzten Jahren einen großartigen Aufſchwung genommen.

Daß gerade ſie ſo mächtig emporblühten, hat nun allerdings zunächſt einen äſthetiſchen Grund. Obwohl eklektiſch in ſeinem Geſchmack und fähig, heute an dem unendlichen Ocean, morgen an den lieblichen Waldgeländen Thüringens, übermorgen an den ſonnendurchleuchteten, kahlen Gefilden Griechenlands Gefallen zu finden, wendet der moderne Menſch doch mit größter Vorliebe ſeine Betrachtung der Alpenwelt zu, weil dieſe nach dem heutigen Gefühle nicht nur ſelbſt die großartigſten Scenerien bietet, ſondern auch den Blick in die umfaſſendſten Landſchaftsbilder geſtattet und durch Vereinigung beider den größten Wechſel gewährt. Von den maleriſchen Seen der Bergregion zu den gewaltigen Fels- und Schneemaſſen der Gipfel emporzuſteigen, die ſchon durch die Größe ihres Panoramas den auf Befreiung aus allen Schranken und Erhebung über das Gewöhnliche gerichteten Sinn befriedigen, iſt eine immer weitere Kreiſe erfaſſende Sehnſucht, die auch, dank den modernen Verkehrsmitteln, ſchon ſehr viele zu befriedigen vermögen. Ueberdies iſt es ein Hauptreiz der Alpen, daß ſie in wiſſenſchaftlicher Beziehung faſt jeder denkbaren Richtung Stoff zur Forſchung liefern. Treten aber ſolche Motive zurück, ſo bleibt noch immer ein für alle Alpenbeſucher wichtiges Moment — das hygieniſche. Das Wandern in der reinen Luft der Höhen, und vor allem das Bergſteigen, iſt heutzutage für tauſende ein wahres Arcanum geworden, eine Erholung des leiblichen Menſchen, die ſelbſt, wenn man ſie, wie der Flachländer, nur einmal im Jahre für ein paar Wochen haben darf, doch lange nachzuwirken pflegt. Wie weiten ſich während ſolcher Wanderungen die Lungen, wie wächſt der Appetit und in welchem Grade nimmt oft in kurzer Zeit die Kraft und Ausdauer der Muskeln zu! Wie eine Naturkur wirken ein paar [illegible]

vor ganz kleinen Kletterpartien oder vor kurzen Wegſtrecken, die neben einem geringfügigen Abhang hinführen, zurück; je öfter man aber dergleichen überwindet, deſto größer wird das Selbſtvertrauen; man wagt es nun, ſich an Berge heranzumachen, die, ſo gern man ſie auch beſtiegen hätte, früher zu beſchwerlich oder gefahrvoll ſchienen, und — ſchließlich kommt mancher gar dazu, in der Ueberwindung der Fährlichkeiten des Gebirges überhaupt einen Reiz zu finden.

Iſt das nun verwerflich?

Wer nicht den hohen, echt männlichen Genuß kennt, welcher in der Ueberwindung der Gefahren der Alpen liegt, kommt leicht dazu, über das Sportliche in der Alpiniſtik ein zu ſcharfes Urteil zu fällen. Denn er betrachtet das Unternehmen gefährlicher Aufſtiege einfach als Fexerei, das heißt aus der Sucht, ſich zu rühmen und aus der untergeordneten Luſt am „Kraxeln“ hervorgegangen, und findet dann natürlich, daß ſolche Ziele nicht die Menſchenopfer wert ſeien, welche die Alpen alljährlich fordern.

Hier liegen indes zwei Trugſchlüſſe vor. Erſtens iſt es gerade bei den beſten Bergſteigern nicht Fexerei, was ſie immer wieder auf gefährliche Bahnen treibt. Ihre Luſt beſteht nicht darin, die Gefahr beſtanden zu haben, ſondern darin, ihre Umſicht, Gewandtheit und Unerſchrockenheit gegenüber der Gefahr Schritt vor Schritt zu vergrößern, ſo daß für ſie Gefahren, die für andere beſtehen, eben nicht vorhanden ſind. Ein Beiſpiel mag dies erläutern.

Bekanntlich bieten die Alpen objektive und ſubjektive Gefahren, ſolche, die in der Alpennatur unbedingt liegen, gegen die, wenn ſie einmal eintreten, der Menſch machtlos iſt, und ſolche, welche der Menſch durch ausreichende alpine Schulung, Unerfahrenheit und Tollkühnheit ſelbſt heraufbeſchwört. Eine objektive Gefahr iſt zum Beiſpiel in gewiſſen Couloirs, das heißt Fels- oder Eisrinnen zwiſchen Gebirgsgraten, der Steinfall. Rumpeln in ſolchen Couloirs Steine herab, während die Bergſteiger gerade auf einem Punkte ſtehen, den ſie bei Gefahr des Abſturzes abſolut nicht verlaſſen dürfen, ſo gibt es eben keine andere Rettung als den Zufall, der die drohenden Felstrümmer gerade im letzten Moment vielleicht an einem Vorſprung abprallen und zur Seite ſpringen läßt. Das Vorgehen des geſchulten Bergſteigers in ſolchen Couloirs beſteht nun nicht darin, daß er „kühn“ auf den glücklichen Zufall vertraut, ſondern darin, daß er mit Umſicht jene Tageszeit zum Aufſtieg wählt, wo erfahrungsgemäß ſolche Steinfälle nicht oder ſehr ſelten ſtattfinden, ferner darin, daß er durch genaue Vorausbeſtimmung der Tour aus der Karte oder durch Rekognoszierung den Aufſtieg ſo einteilt, daß der Momente unbedingter Gefahr nur ganz wenige ſind. Wenigſtens einer der durch das Seil verbundenen Gefährten wird zum Beiſpiel ſtets einen ſichern Stand haben, von dem aus er den andern, falls dieſer in gefährlicher Lage einem Steinfall ausweichen müßte, zu halten vermöchte.

In ähnlicher Weiſe und mit noch größerem Erfolg begegnet der richtige Bergſteiger jenen ſubjektiven Gefahren, welche durch Ermüdung bei langen, gefährlichen Klettertouren, durch Marſchieren in unbekanntem Terrain, Glätte und Steilheit von Eis- oder Felsgehängen und dergleichen bedingt ſind. Er kennt das Maß ſeiner Körperkraft und Energie, er weiß, daß in den verwickeltſten Fällen Kompaß und Karte im allgemeinen und ſeine Gebirgskenntnis im beſonderen ihn den richtigen Weg finden laſſen, er iſt ſich in langer, fortſchreitender Schulung darüber klar geworden, daß ihn die verwickeltſte Situation nie der Hauptſache zu berauben vermag: der Kaltblütigkeit und Ueberlegungsfähigkeit. Es ſind alſo durchaus rühmliche Eigenſchaften, welche zu erringen und zu ſteigern der Bergſteiger, wie er ſein ſoll, beſtrebt iſt, und ſchon aus dieſem Grunde, ganz abgeſehen davon, daß jene gefährlichen Touren ſtets auch ein ideelles Ziel haben — wem wäre das Panorama des Matterhorn, des Ortler, Großglockner oder Dachſtein nicht einer gewiſſen Anſtrengung und Fährlichkeit wert! — darf der Alpiniſt gerechte Würdigung fordern. Daß ab und zu einer verunglückt, iſt ja richtig; aber wäre dies unmöglich, ſo könnte ja auch von Ueberwindung einer Gefahr, von Schulung und Wappnung gegen eine ſolche nicht die Rede ſein.

Nun iſt aber noch eines zu bedenken. Wie die Luſt an ſchwierigeren Touren, ſo ſtellt ſich auch die Uebung nur allmählich ein; es ſind ferner ſelbſtverſtändlich nicht alle Menſchen körperlich gleich befähigt zum Alpiniſten. Der Begriff „gefährliche Tour“ iſt alſo ein äußerſt relativer, wie das auch die öſterreichiſche Regierung erfuhr, als ſie im Jahr 1888 die Alpenvereine um ein Gutachten anging, ob und wie man den Verunglückungen in den Alpen ſteuern könnte. Eine Folge von alpinen Unglücksfällen hatte damals die öffentliche Meinung aufgeregt, und einzelne forderten ſogar geſetzliche Maßregeln. Schließlich verlief die Angelegenheit im Sande, weil ſich nach eingehendſten Gutacht- [illegible]

überwunden — da packte ihn auf ungefährlichem Hange ein Unwohlſein, er ſtürzte unglücklich und blieb tot, während der mitgeriſſene Führer nur eine Quetſchung erlitt. Umgekehrt glitt, als die Touriſten [illegible] und Klein vom Sonnblick zum Hochnarr emporſtiegen, der Führer aus, der unvorſichtigerweiſe keine Steigeiſen angelegt hatte, und riß ſeine Touriſten mit, wovon der eine, Klein, das Leben einbüßte. Ebenfalls in dieſem Jahre ſtürzte der öſterreichiſche Oberlieutenant [illegible], der infolge ſeiner Mappierungsarbeiten im Gebirge gründliche Gebirgskenntnis beſaß, von einem unbedeutenden „Kopfel“ herab und blieb tot. Solche Fälle beweiſen an ſich und dadurch, daß ſie die Mehrzahl der Verunglückungen in den Alpen bilden, daß die größte Gefahr der Alpen die momentane Unvorſichtigkeit iſt. Was die erprobten Touriſten auf ihren gefährlichen Touren fortgeſetzt üben — nicht einen Augenblick ruhende Vorſicht und Umſicht — das laſſen Ungeübte, ſobald ſie auf „leichteres Terrain“ kommen, häufig aus dem Auge. Und dies, nicht die Gefährlichkeit der Touren, iſt die Haupturſache der alpinen Unglücksfälle. Wie ſchon geſagt, iſt eben der Begriff „gefährlich“ relativ, und für den Neuling können ſelbſt Rigi und Schafberg gefährlich werden, wenn er ſich nicht von vornherein gewöhnt, ſtets mit Bedacht zu Werke zu gehen und ſich für die erſte Zeit nach tüchtiger Anleitung umzuſehen. Thut er dies aber, dann wird ihm das mit dem Bergſteigen naturgemäß verbundene Fortſchreiten zu ſchwierigeren Touren um ſo weniger Gefahr bringen, als ihn zunehmende Uebung und Einſicht in die Gebirgsnatur davor behüten, ſein Können zu überſchätzen und in ſprungweiſem Vorgehen an ſchneidige Touren zu geraten, denen er nicht gewachſen iſt.

Ein Stück ungariſchen Volkslebens.

(Hierzu das Bild Seite 1037.)

Auf dem breiten Marktplatz, der ſich außerhalb einer ungariſchen Provinzſtadt ausdehnt, iſt eine ſtattliche Menge von Vieh und Pferden aufgetrieben worden, und auch an Kaufliebhabern aus den umliegenden Ortſchaften und Pußten hat es nicht gefehlt. Schon bei Morgengrauen begann der Markt, um ſich gegen Mittag aufzulöſen, denn viele Beſucher kamen meilenweit zu Wagen hergefahren und wollen den Abend wieder am gemütlichen häuslichen Herd zubringen. So auch das heitere Ehepaar, das da auf dem leichten Wägelchen ſitzt. Schon hat der Kutſcher den Auftrag „Heimwärts“ empfangen, und es iſt nicht wegen des fehlerreichen Schimmels, deſſen Vorzüge der Zigeuner anpreiſt, daß der Wagen noch beim letzten Hauſe Halt macht. Aber der ebenſo zudringliche als häßliche Zigeuner läßt nicht ab, die guten Eigenſchaften des alten Gaules eindringlich aufzuzählen und dem „gnädigen Herrn Direktor“ und der „gnädigen Frau Direktorin“ — er iſt überhaupt nicht ſparſam mit ſchmeichelhaften und übertriebenen Titulaturen — zu verſichern, welche Freude ſie an dieſem Prachtexemplar der Pferderaſſe haben werden, wenn es ſich einmal von den Strapazen erholt haben wird, die es bisher ausgeſtanden. Allerdings mußte der Gaul bisher den Familienwagen der Zigeuner von Ort zu Ort ſchleppen helfen, wobei er eine Hungerkur à la Merlatti durchzumachen hatte, aber weder der Herr Verwalter des Domkapitelgutes zu Endréd noch ſeine Gattin zeigen Luſt, die ſchlechte Mähre mit gutem Hafer zu kurieren. Der Burſche auf dem Rücken des Schimmels wartet nur auf den Augenblick, wo ihm der Befehl wird, das edle Tier vorzureiten. Daneben ſteht der rüſtige Zigeunerälteſte. Mit ruhigem, welterfahrenem Blick findet er ſchon heraus, daß da alles Lob, alles Reden vergeblich iſt; der Verwalter läßt ſich nicht täuſchen. In der That wartet er nur auf ſein Söhnchen Béla, das wir bereits mit der großen, lederüberzogenen Feldflaſche (Kulacs) herbeilaufen ſehen, die er im Wirtshauſe für die Heimreiſe mit gutem Landwein füllen ließ. Vor der Thüre des Wirtshauſes ſehen wir einige charakteriſtiſche Geſtalten. Der geſchniegelte Kaufmann aus der Stadt greift eben in die Taſche, um die Zigeunerin zu befriedigen, die, umgeben von drei Sprößlingen, ſein Mitleid anruft und die unverkennbar zum vorerwähnten Zigeunerkleeblatt gehört, das in dieſer Weiſe den Markt nach jeder Richtung hin ausbeutet. Zwei andere Geſtalten aus dem Volke nehmen eine beobachtende Stellung ein, ohne daß ſie dabei dem Tabak und dem Weine [illegible] jungen Bauernmädchen unterhält. Noch wird auf manchen Wagen Mittagsruhe gehalten, Rinder und Pferde bekommen ihr Futter, aber der Anfang vom Ende iſt hereingebrochen. Bald wird der Marktplatz leer ſein, und nur noch im Wirtshauſe wird es hoch hergehen, wo ſich's bei der Flaſche Wein ſo gut ausruhen läßt von den Mühen des Marktes, während die Zigeuner ihre feurigen Weiſen ſpielen. **Marius Hehl.**

Eine vielgefeierte franzöſiſche Künſtlerin.

(Hiezu das Bild Seite 1021.)

Was Angelika Kauffmann in der deutſchen Kunſtgeſchichte, das iſt in der franzöſiſchen Eliſabeth Louiſe Vigée-Lebrun. Beide Frauen waren Malerstöchter und Schülerinnen ihrer Väter; beide haben frühe begonnen, ſich künſtleriſch zu bethätigen und die Augen der Welt auf ſich zu lenken — die kleine Vigée ſchon mit fünfzehn Jahren, in welchem jugendlichen Alter ſie bereits ein als vortrefflich geprieſenes Bildnis ihrer Mutter ſchuf. Beide haben neben der bildenden Kunſt auch die Muſik geliebt und ſie mit Eifer und Erfolg gepflegt, — Eliſabeth Louiſe ſogar mit ſolchem Glück, daß ſie in ihrer Blütezeit faſt ebenſo reiche Lorbeeren als Sängerin erntete wie als Malerin. Beide haben den Pinſel ruhmreich geführt bis in ihr hohes Alter, und — als hätte ſich das Schickſal darin gefallen, die Aehnlichkeiten zwiſchen den zwei Künſtlerinnen bis auf ihr intimſtes Privatleben auszudehnen — beide haben ihre Wahl auf Männer gelenkt, die ihrer unwürdig waren, und haben unter dieſem Mißgriff bitter zu leiden gehabt. Hatte Angelika ihr jungfräuliches Herz durch einen Mann bethören laſſen, der ſich als ein elender Schwindler und Hochſtapler entpuppte, ſo reichte Eliſabeth, von ihrer Mutter dazu beredet, ihre Hand dem Maler und Bilderhändler Lebrun — natürlich nicht dem berühmten Künſtler dieſes Namens, der von 1619 bis 1690 lebte, während Eliſabeth Vigée am 16. April 1755 in Paris geboren war — und dieſe Heirat lieferte ſie, wie ſich nachträglich herausſtellte, in die Hände eines gewiſſenloſen Verſchwenders, der alles, was ſie durch ihre geſuchte und hochbezahlte Kunſt als Bildnismalerin verdiente, in leichtfertigſter Weiſe durchbrachte. Mit achtundzwanzig Jahren auf Grund ihres gelungenen Selbſtporträts zum Mitglied der franzöſiſchen Akademie ernannt, glänzte ſie in Paris als Malerin und Sängerin bis zum Ausbruch der Revolution. Ihr entfliehend, ging ſie zunächſt nach Italien, dann nach Deutſchland und Rußland, überall neue Triumphe feiernd. Auch England, Holland und die Schweiz beſuchte ſie, um ſich ſchließlich doch wieder in ihrem Vaterlande niederzulaſſen, das inzwiſchen zum napoleoniſchen Kaiſerreich geworden war. Unter den 662 Bildniſſen, deren Schöpferin ſie war, hat neben den Porträts der Lady Hamilton, der Madame de Staël und dem der Nichte der Künſtlerin, Frau von Rivière, das ſie noch mit 80 Jahren malte, auch das der „Dame mit dem Muff" eine beſondere Berühmtheit erlangt. In der That übt es in der lebensvollen Anmut ſeiner Auffaſſung einen liebenswürdig feſſelnden Reiz aus. Wenn wir in dieſes zwar keineswegs vollendet ſchöne, wohl aber in ſeiner jugendlichen Friſche recht anziehende runde Geſichtchen mit den lachenden Augen und Lippen blicken, haben wir die Empfindung einer mit künſtleriſcher Vollkommenheit im Flug erhaſchten Porträtlaune, und dieſem günſtigen Haupteindruck entſpricht die ſchön gerundete, in Linien und Formen wie in der Verteilung von Schatten und Licht fein abgewogene Durchbildung des ganzen Gemäldes. Wer mag ſie ſein, die geiſtblitzende und bei all ihrer Natürlichkeit ariſtokratiſch angehaucht erſcheinende junge Pariſerin aus den Glanztagen der ſchönen Königin Marie Antoinette? — Wer ſie auch ſei, wir intereſſieren uns für ſie, und die Frage liegt uns nahe, was wohl in den ſtürmiſchen blutigen Tagen der Revolution aus dieſem lebensluſtigen jungen Krauskopf geworden ſein mag? —

Außer der erwähnten großen Zahl von Porträts wurden von Madame de Lebrun 200 Landſchaften und 15 hiſtoriſche Kompoſitionen bekannt. Mit Ehren überhäuft — ſie war im Laufe der Zeit noch Mitglied der Akademien von Bologna, Parma, Berlin, St. Petersburg, Kopenhagen und Genf geworden — ſtarb ſie am 30. März 1842. Eines ſo weit über das Grab hinaus reichenden Kultus freilich wie unſere Angelika Kauffmann iſt Frau Vigée-Lebrun nicht teilhaftig geworden. Dazu vergeſſen ihre raſch lebenden Landsleute viel zu ſchnell. O. F.

Die Franzensfeſte in Tirol.

(Hiezu das Bild Seite 1048.)

Reiſende, welche von Innsbruck aus den Schienenweg — die techniſch merkwürdige und landſchaftlich großartige „Brennerbahn" — benützen, der ſie nach dem „Garten von Tirol", dem herrlichen Bozen, bringt, kommen mitten in den Engen des brauſenden Eiſack an einer mächtigen fortifikatoriſchen Anlage vorüber. Da ſich in ihrer unmittelbaren Nähe keine größere Ortſchaft befindet, hält es ſelten jemand der Mühe wert, die Reiſetour hier zu unterbrechen. Die durch ihre Dimenſionen und Anlage merkwürdige Thalſperre iſt die Franzensfeſte. Sie liegt im Herzen von Tirol und an dem Knotenpunkte dreier Thäler, von denen das eine über den Brenner hinweg nach Innsbruck, das zweite — als Fortſetzung des erſteren — nach Bozen, das dritte, quer durch das ganze Land, nach Oſten zieht. Die Namen dieſer Thäler ſind: das Wippthal, das Eiſackthal und das Puſterthal.

Die Franzensfeſte, auf Befehl des Kaiſers Franz im Anfange der dreißiger Jahre fertiggeſtellt, liegt auf vielumſtrittenem Boden und wurde aus dieſem Grunde angelegt. In den engen Klüftungen des Eiſack und der Rienz, welche unterhalb der Feſtung ſich vereinigen, iſt namentlich in den Franzoſenkriegen 1797 und 1809 reichlich Blut gefloſſen. Jede Oertlichkeit, faſt jeder Stein erinnert hieran. Oberhalb der Eiſenbahnſtation Franzensfeſte, die ungefähr eine Viertelſtunde von der Thalſperre entfernt liegt, verbirgt ſich hinter Wald und Thalwänden das Dorf Mühlbach, der Schauplatz der Niederlage des Generals Lefebvre im Jahr 1809; eine Strecke weiter folgt Oberau, wo Mayerhofer focht, und noch näher gegen Franzensfeſte hin ſpannt zwiſchen finſteren Bergwänden die Peiſſerbrücke ihre Bogen über den wilden Eiſack. Hier ſtaute ſich am 4. Auguſt 1809 die Vorhut der Franzoſen, von den Kugeln des Tiroler Landſturms aufgehalten; denn:

„Die Bruck' am Peiſſer, die hält nicht feſt;
Und Kemenater wacht, da rollt Geſtein,
Und Kemenater ruft, da kracht es drein . . ."

Das vierte Kampfobjekt in jenen ſchweren Zeiten war die „Ladritſcher Brücke", in ſchwindelerregender Höhe über dem brauſenden Bergſtrom, über den nun der kühne Bau der Eiſenbahnbrücke, knapp vor dem Eintritte des Schienenweges in das Innere des Bollwerkes, hinzieht.

Mit dieſen hiſtoriſchen Erinnerungen, zu welchen ſich noch der Kampf bei Spinges, auf der Höhe nordöſtlich der Thalſperre geſellt, iſt indes das Mitteilenswerte über dieſe Gegend durchaus nicht erſchöpft. Im Bereiche der Franzensfeſte iſt ſo vielerlei zu ſehen, daß ein Tag, hierſelbſt zugebracht, kein verlorener ſein wird. Vom Bahnhofe aus kommt man an dem Weiler Unterau vorüber, wo in voreiſenbahnlichen Zeiten das ſchwere Fuhrwerk des Brennerverkehrs ſich ſtaute. Jetzt iſt es dort ſtill, oder wäre es vielmehr, wenn der Bergſtrom nicht rauſchte und hoch an der Lehne der ſüdlichen Thalwand die langen, ſchweren Laſtzüge nicht vorüberrollten. Wo die Fahrſtraße und der Schienenweg im gleichen Niveau zuſammentreffen, breitet ſich die ganz aus Granit erbaute Thalſperre auf einer Bodenfläche aus, welche auf drei Seiten vom Eiſack umſtrömt wird. Das Rinnſal des letzteren iſt ſchluchtartig und turmtief in die Felswände eingeriſſen. Die Kaſematten der Feſtung umſchließen ein etwas erhöhtes Reduit, welches auf dem inneren Kern der Felsmaſſe aufgebaut iſt. Knapp unter dieſem Reduit laufen die Schienen der Puſterthalerbahn, welche die Feſtung durchſchneidet. Ein techniſches Schauſtück außergewöhnlicher Art iſt vor allem die bereits früher erwähnte Eiſenbahnbrücke. Sie ruht auf zwei gewaltigen Mittelpfeilern und je zwei Landpfeilern (ausſchließlich der Widerlager), ſo daß ſieben Oeffnungen vorhanden ſind und zwar eine zu 47,3 Meter, zwei zu 22,11 und vier zu 18,3 Meter. Der Viadukt, welcher eine Geſamtlänge von 205,8 Meter hat, iſt namentlich bemerkenswert durch ſeine außergewöhnliche Höhe von 76,3 Meter über den Waſſern des Eiſack; der Viadukt liegt ungefähr gerade ſo hoch über der vorerwähnten Ladritſcher Brücke, als dieſe über dem Fluſſe. Ein anderes intereſſantes techniſches Merkmal an dieſem Bauwerke bilden die verſchiebbaren Endbrückenfelder, eine Einrichtung, welche in Rückſicht auf die militäriſche Bedeutung dieſer Feſtung getroffen wurde. Auf Rollen, welche in den kleineren Landpfeiler eingelaſſen ſind, können die Endfelder mittelſt einer Zugvorrichtung eingezogen werden, ſo daß die Brücke unbenützbar wird. Der Erbauer dieſes ſowohl in Bezug auf ſeine Größenverhältniſſe als hinſichtlich der hier zur Anwendung gelangten Konſtruktionsprinzipien hervorragenden Bauwerkes iſt der öſterreichiſche Oberbaurat Karl Prenninger.

Die Franzensfeſte beſteht aus zwei von einander getrennten Anlagen: aus der „unteren Feſtung", von welcher vorſtehend die Rede war, und aus der „oberen Feſtung", welche auf einer bewaldeten Höhe im Süden der erſteren ſteht. Zwiſchen beiden fortifikatoriſchen Anlagen ziehen die Bahn und die Fahrſtraße. Um den Offizieren der Beſatzung den Aufenthalt auf dieſem vereinſamten Poſten inmitten des Hochgebirges angenehmer zu geſtalten, ſind allerlei freundliche Anlagen im Wald und Dickicht zu Füßen der oberen Feſtung geſchaffen worden: ſchattige Terraſſen, Ausſichtspavillons, Spazierwege, eine Kegelbahn, eine Schießſtätte und dergleichen mehr . . . Dem fremden Gaſte ſtehen mancherlei mäßig entfernte Wanderziele offen: der Weg über die Ladritſcher Brücke führt zu dem trefflichen Einkehrhauſe von Aicha oder vollends nach dem anmutigen Mühlbach, der erſten Station der Puſterthaler Bahn. Auf der Brennerſtraße kommt man in wenigen Minuten zum „Brixener Klauſel", einer altehrwürdigen Wegſperre von ruinenhaftem Ausſehen, und zum „Schwarzen See", einem kleinen, finſteren Waſſerbecken am Fuße des hohen Steindammes der Eiſenbahn, die hier mit ſtarkem Gefälle gegen Brixen verläuft. Auf der weiteren Wegſtrecke ſtellen die Vorboten des Südens ſich ein, es zeigen ſich Rebendächer und im vielgeprieſenen Vahrn ſtehen herrliche Edelkaſtanien im kühlen Anhauche des Forellenbaches von Schalders. Dazu kommt der weite Geſichtskreis des Brixener Beckens mit ſeinen hochgelegenen Anweſen, ſeinen weißen Kapellen und Kirchen und den Hochwarten der Bergwelt, welche ſich zwiſchen Eiſack und Rienz ausbreitet. v. S.-L.

Das Kaiſerpaar in Straßburg.

Mit Originalzeichnungen unſerer Spezialartiſten H. Alig und R. Schmidt.

Das war ein freudig erregtes Wogen und Treiben in den deutſchen Reichslanden und insbeſondere in der elſäſſiſchen Hauptſtadt, als das ſchon mehrfach aufgetauchte, viel angezweifelte Projekt nun doch zur Wahrheit wurde, — als der Tag herannahte, an welchem Kaiſer Wilhelm mit voller Beſtimmtheit in Straßburg erwartet werden durfte. Tauſende von Händen waren lange voraus geſchäftig, die Stadt in einer dieſes frohen Ereigniſſes würdigen Weiſe zu ſchmücken, und der bedeutungsvolle Tag ſelbſt brachte mit jedem Eiſenbahnzug neue Scharen von Gäſten, die an ſeiner Feier teilnehmen wollten. Bauernmädchen in der maleriſchen Landestracht mit den vielfarbigen Schlupfbändern, alle roſig und friſch, ehrbare Männer in Feſtgewändern, manche ſogar im ſchwarzen Frack von oft ſonderbarer Geſtalt, dazwiſchen die bunten Uniformen der verſchiedenen Regimenter füllten die Straßen und Plätze. So verging der Vormittag und der größte Teil des Nachmittags in von Stunde zu Stunde geſteigerter Erwartung. Endlich gegen fünf Uhr donnern die Kanonen, läuten die Glocken, und der kaiſerliche Extrazug, der eine ſtarke Verſpätung erlitten, fährt in die Feſtung ein; — noch wenige Minuten, und er hält. Mit raſchen Schritten entſteigt der Kaiſer dem Wagen und wendet ſich in huldvoller Begrüßung dem ihn erwartenden Statthalter zu; dann nimmt er die Meldungen der anweſenden Würdenträger entgegen und wechſelt freundliche Worte mit den Umſtehenden, dem Corpskommandeur, dem Staatsſekretär, dem Bürgermeiſter und den Generalen. Inzwiſchen iſt auch die Kaiſerin ausgeſtiegen und begibt ſich, nachdem ſie von der Fürſtin von Hohenlohe, die ihr einen prachtvollen Blumenſtrauß überreicht, und der Prinzeſſin Eliſabeth begrüßt worden, nach den blumengeſchmückten Fürſtenzimmern des Bahnhofs, wo ſie Vorſtellungen entgegennimmt. Dem Kaiſerpaare ſchließen ſich der Großherzog von Baden und ein großes Gefolge an; alles ſchreitet zu den bereitſtehenden Wagen.

Feſtliche Ausſchmückung des Straßburger Landesausſchuß-Gebäudes.

Von mächtig erbrauſenden Hochs und Hurras empfangen ſetzte der Zug ſich in Bewegung, voran zwei Gendarmen, ein Landauer mit dem Bürgermeiſter Back, dem Polizeidirektor Feichter und Polizeiinſpektor Endom, und eine Abteilung Ulanen. Dann kam, von vier prachtvollen Rappen gezogen, der kaiſerliche Wagen, dem zwei Spitzenreiter voranritten. Ihm folgte der Großherzog von Baden, der kaiſerliche Statthalter und darauf ein zweiter Zug der ſchleswig-holſteiniſchen Ulanen, dem in langer Wagenreihe die übrigen Würdenträger ſich anſchloſſen. Unter fortwährendem Hoch- und Hurrarufen der Spalier bildenden Vereine und der dicht gedrängten Volksmaſſen gelangte das Kaiſerpaar auf den großen Broglieplatz, wo alle Schulen Straßburgs aufgeſtellt waren, und näherte ſich dann dem Kaiſerpalaſt. Kurz vor demſelben waren zwei Tribünen aufgeſchlagen, auf der einen die Ortsvorſteher des geſamten Elſaß, merkwürdige, typiſche Geſtalten, viele von ihnen in der Landestracht, manche mit dem Kronenorden geſchmückt, einzelne noch mit dem Orden der Ehrenlegion — auf der andern 400 der ſchönſten elſäſſiſchen Jungfrauen. Im hellen Sonnenſchein leuchteten die farbenſatten roten und blauen und violetten Röcke, während die elſäſſiſche Schleifenhaube die friſchen Geſichter anmutig einrahmte. Die mit ſchwarzen und die mit buchroten Kreuzbändern verzierten Mädchen repräſentierten die proteſtantiſchen, die mit bunten und weißen oder hellblauen Schleifen geſchmückten Jungfrauen die katholiſchen Gegenden des Elſaß. Aber ſie ſaßen nicht getrennt, ſondern in bunter Reihe auf der Tribüne und harrten mehr als zwei Stunden lang in fröhlichſter Laune des feierlichen Augenblicks, da zwei von ihnen, die anmutigſten und ſchönſten ohne Zweifel, dem Kaiſer und der Kaiſerin je ein herrliches Bouquet überreichen durften. Als der Wagenzug vor der Tribüne hielt, durchbrauſten ſtürmiſche Rufe die Luft. Die Ortsvorſteher ſtanden auf und erhoben die Hüte und riefen: „Hoch, hoch, hurra!" und in heller Begeiſterung pflanzten ſich die Rufe fort in den Reihen der Zuſchauer, hin bis zu den Studenten, die in voller Wichs erſchienen waren, ſo viel ihrer in dieſer Ferienzeit nur hatten zuſammengetrommelt werden können. Um 5 Uhr 30 Minuten ſchwebte auf dem Kaiſerpalaſte zum erſtenmale die gelbe Kaiſerſtandarte empor — das hohe Paar hatte ſeine neue Wohnſtätte betreten.

Dem Einzuge folgte alsbald die Vorſtellung der Behörden, der um 7 Uhr kleine Abendtafel und um 8½ Uhr Empfang der Damen der Straßburger Beamtenwelt ſich anſchloſſen. Eine überaus glänzende Beleuchtung des Münſters und ein großer Zapfenſtreich beendeten die Feſtlichkeiten dieſes Tages.

Jung-Elſaß auf dem Wege zum feſtlichen Kaiſerempfang.

Noch hatten die letzten Gäſte vom Abend vorher ſich kaum heimgefunden, als mit dem grauenden Morgen das laute Feſttreiben bereits aufs neue begann. Das Hauptintereſſe galt heute der Parade auf dem Polygon. Schon zwiſchen 6 und 7 Uhr begann es hier lebendig zu werden. Von allen Seiten zogen die langen Reihen der Truppen in die vorher abgeſteckte Aufſtellung, zuerſt das Fußvolk, dann Artillerie und Train, die Reiterei in kurzem Trabe, und wie ein lebendiger Rahmen um dieſes glänzende Bild zog ſich die Kette der Zuſchauer zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, welche beſonders dicht auf dem Weſtrande wurde, in der Nähe der Stelle, wo eine ſchwarzweiße Flagge den vom Kaiſer einzunehmenden Standort bezeichnete. Nach 8 Uhr begann auch die Generalität ſichtbar zu werden. Als gegen 9 Uhr die Straßburger Ulanen in ihre Stellungen eingerückt waren, hatte man die beiden Diviſionen 31 und 33 in ihrer parademäßigen Aufſtellung vollſtändig vor ſich — eine unendlich lange Reihe, deren äußerſte Enden faſt im Gelände zu verſchwinden ſchienen. Kommandorufe ertönten, unbeweglich ſtanden die Truppen, und die Muſiker begannen den Präſentiermarſch. Pünktlich um 9 Uhr traf der Kaiſer in der Uniform der Garde du Corps an der Spitze des rechten Flügels ein und ritt nun im langſamen Schritt die beiden Treffen ab, begleitet von der Kaiſerin und einem großen Gefolge. Dann begann der Vorbeimarſch der Regimenter zunächſt in Compagniefront bei der Infanterie, in Halbſchwadronen bei der Kavallerie, bei der Artillerie batterienweiſe, dann in Regiments-, beziehungsweiſe Bataillonskolonnen, bei der Kavallerie im Trab mit Schwadronsfront. Um 11 Uhr hatte die Parade ihr Ende erreicht. Während der Strom der Zuſchauer in eiliger Haſt dem heimatlichen Herde zuſtrebte, ſammelten ſich die Generale und Stabsoffiziere um den kaiſerlichen Kriegsherrn, um aus ſeinem Munde ein Urteil über den Verlauf des wichtigen militäriſchen Vorganges dieſes Tages zu vernehmen. Die Kaiſerin fuhr unterdeſſen der Stadt zu, umjubelt von dem herandrängenden Volke, welches in immer neue Hochrufe ausbrach. Etwa eine Viertelſtunde ſpäter ſetzte ſich der Kaiſer mit ſeinem Gefolge an die Spitze der am Ausgang des Polygons verſammelten Truppen und führte ſie ſelbſt in die Stadt zurück. Unaufhörlich ſchallten die Hurrarufe, und unabläſſig dankte der Kaiſer den Huldigungen, die ihm aus vollen Herzen dargebracht wurden.

Nachmittags beſuchte die Kaiſerin die Univerſität. Dann war um 6 Uhr Galatafel beim Fürſten Statthalter zu 65 Gedecken.

Der Einzug des deutſchen Kaiſerpaares in Straßburg. Huldigung der Elſaß-Lothringer vor dem Kaiſerpaar.

welche bei einer muſtergiltigen Anordnung und Bedienung nach einer Stunde vorüber war.

Um die Mitte der Tafel erhob ſich der Fürſt-Statthalter und ſprach ungefähr folgende Worte: „Ich bitte Eure Majeſtät, mir zu geſtatten, Allerhöchſtdieſelben im Namen des Reichslandes ehrfurchtsvollſt und herzlich begrüßen und dies Glas auf das Wohl Eurer Majeſtät und Ihrer Majeſtät der Kaiſerin erheben zu dürfen. Meine Herren! Ich fordere Sie auf, mit mir einzuſtimmen in den Ruf: Seine Majeſtät der Kaiſer und Ihre Majeſtät die Kaiſerin, ſie leben hoch!" Ein begeiſtertes dreimaliges Hoch erbrauſte. Kurze Zeit darauf erhob ſich der Kaiſer und ſprach: „Es drängt Mich, Meinen Dank für den herzlichen Empfang im Reichslande auszuſprechen! Bereits zum drittenmal weile Ich in Straßburg, und immer heimelt Mich die Stadt in jeder Beziehung an! Ich trinke auf das Wohl des Reichslandes, der Stadt Straßburg, des Statthalters und ſeiner Gattin."

Während des Mahles waren draußen in der Stadt die Vorbereitungen für die Beleuchtung beendet worden, die ſehr glänzend ausfiel. Ganz prachtvoll nahm ſich der Broglieplatz aus, zwiſchen deſſen Bäumen ringsum aufgereiht tauſende bunter Glaslämpchen blinkten, was im Verein mit dem abwechſelnd roten und grünen Feuer abgebrannter bengaliſcher Flammen einen zauberhaften Anblick ſchuf.

Von 9 Uhr ab gab die Stadt dem Kaiſerpaar ein Bankett im Stadthauſe. Am andern Tage um 6 Uhr hatte der Kaiſer die Vertreter der Armee, der Behörden des Landesausſchuſſes, der Stadt und der Geiſtlichkeiten bei ſich zu Gaſte. Es war ein glänzendes Diner von 180 Gedecken. Nach allen dieſen Feſten ſchien eine Steigerung kaum mehr möglich, und dennoch erreichte ſie der Huldigungszug der Vereine, der um 8 Uhr nach dem Kaiſerpalaſte ſich in Bewegung ſetzte und an dem ungefähr 8000 Perſonen mit Lampions ſich beteiligten. Sobald das Kaiſerpaar den Balkon betreten hatte, trug ein Chor von 600 Sängern unter Hilperts Leitung und unter Mitwirkung von 1200 Knaben und 200 Muſikern Stemanns: „Stehe feſt, du deutſcher Eichenwald", den alten finnländiſchen Reitermarſch und den Kaiſermarſch von Wagner vor. Oberbürgermeiſter Back als Präſident des Feſtausſchuſſes brachte ein Hoch auf die Majeſtäten aus; dann flammte das Rieſenfeuerwerk auf, bei deſſen Abbrennung 285 Mann in Thätigkeit waren. Inmitten des Kreiſes ſtellten 400 Turner mit roten und weißen Magneſiumfackeln die Namenszüge des Kaiſerpaares, ein mächtiges W A, dar; dann marſchierten 80 Krieger mit grünen bengaliſchen Lichtern auf, während zugleich die Umgebung in feenhaftem Rot erglühte. Tauſende von Raketen ſchoſſen von allen Seiten ziſchend und krachend in die Lüfte, zahlloſe Leuchtbomben flammten auf, an 200 Kanonenſchläge erdröhnten. Die geſamte, mindeſtens 40,000 Köpfe zählende Menge ſang die Nationalhymne. Nach dem Vorbeimarſch des Zuges vor dem Palaſt, der 40 Minuten dauerte, verſammelten ſich die Teilnehmer zu einem Kommers in der Markthalle. Hier machte der Bürgermeiſter Back die Mitteilung, er ſei von dem Kaiſer und der Kaiſerin beauftragt, den Feſtgenoſſen den kaiſerlichen Dank auszuſprechen; die reich bewieſene Huld der Majeſtäten ſporne aufs neue an, treu zu ſtehen zu Kaiſer und Reich. Brauſender Jubel bekräftigte den Inhalt dieſer Worte.

Mit geſpannter Erwartung ſtand am nächſten Morgen ſchon lange vor 8 Uhr die Volksmenge dicht gedrängt vor dem Kaiſerpalaſt und in den Straßen bis zum Bahnhof. Um halb neun Uhr ging plötzlich eine Bewegung durch die Reihen. Ein Vierſpänner fuhr unter dem Portale des Palaſtes vor, unter den lebhafteſten Hurrarufen des Volkes erſchienen der Kaiſer und die Kaiſerin in der Flügelthüre und beſtiegen den Wagen. Ein Wink, und die Spitzenreiter ſetzten ſich in Bewegung. Feierlicher Glockenlaut ertönte vom Münſter her, und gleich darauf fielen die anderen Glocken des Domes und die aller Kirchen ein, die Standarte auf der Zinne des Palaſtes ſank nieder, zum Zeichen, daß der Kaiſer ſeine Pfalz verlaſſen. Tauſend und abertauſend Stimmen ſandten dem Herrſcherpaar brauſende Hochrufe als Abſchiedsgruß entgegen.

Eine Viertelſtunde ſpäter trug der Eiſenbahnzug das Kaiſerpaar aus Straßburg fort in der Richtung nach Metz. C. H.

Die feſtliche Beleuchtung des Straßburger Münſters.

Der Großherzog von Baden führt bei der großen Straßburger Parade ſein Ulanenregiment dem Kaiſer vor.

Unglückſelige Theeſtunden.

Novelle

von

Hans Wachenhuſen.

(Fortſetzung.)

Die neue Magd brachte eben die rotbeſchleierte große Lampe in das Wohnzimmer. Im Speiſezimmer brannte auch ſchon der Gaslüſtre, nur das Schlafgemach verdüſterte ſich mit dem ſinkenden Abend. Aber Bernhardine konnte ſich der Magd nicht zeigen. Sie rief ihr durch die Thür zu, ſie ſolle abſervieren, auch fühle ſie kein Bedürfnis zu ſpeiſen.

Darnach ſtreckte ſie ſich auf das Bett; die Hände im Nacken gefaltet, wollte ſie überlegen. Und ſie fand auch ihre Sinne jetzt zuſammen. Sie erwog, ob es nicht beſſer ſei, ihm ein kaltes Geſicht zu zeigen, was ja nicht ſchwer war, da ſich beide eigentlich immer ein ſolches gezeigt.

Mit allem Bedacht wollte ſie lieber zu Werke gehen, wollte morgen einigen intimeren Freundinnen ſagen, ſie verreiſe zur Mutter, die krank ſei, dann am nächſten Tage verſchwinden, ohne ihm ein Wort zurückzulaſſen, und ihm dann vom Ziel ihrer Reiſe aus ſchreiben. Ja, er ſollte einen Brief erhalten, nicht die Mutter! Sie wollte ihn mündlich keines Wortes mehr würdigen, er exiſtierte nicht mehr für ſie . . .

Als er noch immer nicht kam, fuhr ſie zu ihrer beſten Freundin, einer jungen Witwe, die wegen Unwohlſeins nicht auf der Soirée erſchienen.

Dieſe empfing ſie in noch leidendem Zuſtande und mit heimlich forſchendem Blick. Bernhardine zeigte ihr gegenüber ein unbefangenes Geſicht und ſagte ihr den Zweck ihres Beſuches; ſie wolle auf acht Tage zu der kranken Mutter.

„O, da thuſt Du recht!“ antwortete jene, ihr Flacon mit engliſchem Salz an die Naſe führend. „Geh dieſen Unannehmlichkeiten lieber aus dem Wege, ſie werden ja bald vergeſſen werden!“

Bernhardine ſchaute ihr erſchreckend in das ernſte Geſicht und wagte nicht zu fragen.

„Man wird ja kühler darüber urteilen,“ fuhr die Freundin fort, „die Uebertreibungen werden auf das richtige Maß zuſammenſchmelzen, und ſchließlich iſt dieſer Mann doch als ſo ehrenwert bekannt, daß er ſeinerſeits das Nötige thun wird . . .“

„Von was ſprichſt Du denn?“ fragte Bernhardine mit heimlich bebendem Herzen. „Daß man mich mit Rennert hie und da geſehen, das geſchah ja auf ausdrücklichen Wunſch . . .“

Der Freundin ſtrenger Blick unterbrach ſie.

„Ich hätte Dich ſelbſt ſchon gefragt, wenn ich nicht hätte das Haus hüten müſſen! Wie viel Wahres iſt denn daran, daß ihr beide während Krohmanns Abweſenheit jeden Abend zuſammen Karten geſpielt und euch dabei nach Herzensluſt geküßt habt?“

Bernhardine hätte in die Erde ſinken mögen. Sie erblaßte vor Scham und brachte kein Wort hervor.

„Dein früheres Stubenmädchen iſt bei der jungen Frau von Berkow in Dienſt getreten, die Dir nicht grün iſt; ſie hat dieſer auf ihre Frage, warum ſie ſo plötzlich von Dir entlaſſen worden, geantwortet, Du habeſt ſie nur fortgeſchickt, um mit Rennert abends ungeſtört zu ſein, aber ſie habe doch geſehen, was ich Dir eben erzählt. Ich erſtaune, daß Dir allein dieſes Gerücht noch unbekannt ſein ſollte!“

Bernhardine beugte vor Scham die Stirn und barg ſie in den Händen.

„Entlaſſene Dienſtboten können viel Unheil anrichten; Du hätteſt die Magd alſo um dieſe Zeit am wenigſten fortſchicken ſollen! Ihr beide, Du und Frau von Berkow, ihr ſympathiſiert nicht; Du kannſt Dir denken, daß ſie das gleich dem alten Fräulein Wageſack erzählte, und das war ebenſo gut, als wenn's in der Zeitung geſtanden hätte.“

„Eine Lüge!“ ächzte Bernhardine; aber ſie hatte, wie ſie das ſprach, doch ein furchtbar ſchuldiges Bewußtſein. Es war ja ein Körnchen Wahrheit darin! Aber ſie durfte auch das nicht bekennen.

„Es ſcheint überhaupt alles Glück aus Eurer Ehe gewichen zu ſein!“ fuhr die Freundin fort. „Man ſpricht ja auch von Deinem Mann und einer fremden ſchwarzen Dame.“

Jetzt erſt wagte Bernhardine langſam das Haupt zu erheben. Auch von ihm wußte man alſo, und das diente ihr zu einiger Aufrichtung. Ihr heller Verſtand bemächtigte ſich der Vorteile, die ihr nach dem Gehörten aus des Gatten Schuld erwachſen konnten. Wenn ſie ihn verließ, die Welt mußte, konnte wenigſtens ihm alles Unrecht zuſchieben.

„Wahr! . . . Ach, das iſt furchtbar wahr!“ rief ſie mit wehklagender Stimme. „Ich hörte es ja ſchon bald nach ſeiner Abreiſe, und das hat mich unſäglich elend gemacht! Dieſes Weib hatte die Kühnheit, in der Geſellſchaft mit dem gleichen Brillantſchmuck vor mich zu treten, wie ich ihn trug, und den er ihr geſchenkt . . . Ich hätte mich tot ſchämen können! Alle bemerkten natürlich die beiden Geſchmeide; es war eine Schmach für mich, und heute nachmittag war er bei ihr, ich erwartete ihn vergeblich zu Tiſch . . .“ Sie brach in Schluchzen aus. „Was man mir vorwirft, das hat er ſelbſt vielleicht ausgeſprengt, um alle Schuld auf mich zu werfen, die ich hier keinen Angehörigen mehr habe! . . . O, ich litt ſchon lange, aber ich ſchwieg, ich verheimlichte es! Sag allen, wenn ich fort bin . . .“

„Du willſt alſo ganz fort?“ Die Freundin horchte beſorgt auf und ſchüttelte den Kopf.

„Ich weiß es ja nicht!“ Bernhardine trocknete ihre Thränen. „Ich will den Rat meiner Mutter, meines Bruders hören! Aber Du begreifſt, wie ſchwer es mir ſein wird, ſo tief verletzt, wie ich bin! Und weiß ich denn, was noch geſchehen wird, wenn dieſes fremde Weib mit ſeiner teufliſchen Schönheit . . .“

„Warum rühmſt Du ihre Schönheit?“ fragte die Freundin tadelnd. „Doch ſicher nur, um gerechtfertigt zu erſcheinen, wenn Du nicht wiederkehrſt! Sag doch lieber: ‚Ich kann, ich will nicht länger bei ihm ſein; ich fühle mich in meiner Würde als Frau verletzt,‘ wenn nämlich Du reines Herzens biſt!“ ſetzte ſie zweifelnd hinzu. „Du wirſt ja zugeben, daß auch die Gerüchte, die über Dich umgehen, ihre Gläubigen finden, wie wenig dieſer Rennert auch geeignet ſein mag, einer Frau wie Dir gefährlich zu werden!“

Bernhardine mußte bei der Aeußerung unwillkürlich die Farbe wechſeln. Die Freundin ſah die Röte, die ſie mit dem Taſchentuch zu bedecken ſuchte, und dachte bei ſich: „Na, ſo ein ganz klein bißchen aus Langerweile wird ja auch daran ſein!“

„Du verlangſt alſo nichts, was ich etwa für Dich thun könnte?“ fragte ſie, ſich erhebend.

Bernhardine überlegte, das feuchte Taſchentuch nervös um die Hand windend. Aber da trat das Bild dieſer Fremden vor ſie, und wieder erbleichend antwortete ſie:

„Nichts, als was ich von Dir erbeten!“

„So kann ich das traurige Schickſal Deiner Ehe nur bedauern . . . Willſt Du noch bei mir bleiben, eine Taſſe Thee nehmen?“ fragte ſie kühl.

„Ich will Dir lieber adieu ſagen und in meine einſamen vier Wände zurückkehren!“ Bernhardinens Hand war eiskalt, als ſie dieſelbe der Freundin reichte, und kalt waren auch die Lippen, die ſie ihr bot. Dann den Schleier über das Antlitz ziehend, entfernte ſie ſich ſchnell.

Noch andere Beſuche zu machen, wie ſie es beabſichtigt, hatte ſie nicht den Mut nach dem, was ſie ſoeben gehört. Sie kehrte nach Hauſe zurück, ſchloß ſich ein und traf weitere, äußerlich nicht wahrnehmbare Veranſtaltungen zur Reiſe.

Der Abend ward ihr furchtbar lang. Immer wieder kamen ihre Gedanken auf das zurück, was ihr die ſo aufrichtige Freundin von der Bosheit ihrer Stubenmagd erzählt. Wenn Rennert davon hörte, konnte er die Stirne haben, die Wahrheit zuzugeben?

Wie beſchämt ſtand ſie auch vor ihm da! . . . Ja, es war Unrecht, was ſie gethan aus . . . ſie wußte ſelbſt nicht mehr, aus welchem Antriebe. Ernſt war das ſicher nicht gemeint geweſen, aber ebenſowenig hatte ſie ſich luſtig über ihn machen wollen. Im Gegenteil, es war ihr recht traurig ums Herz geweſen, ſeit ſie von dieſer „früheren Liebe“ ihres Gatten hatte hören müſſen. Aus kindiſcher Rachſucht an ihm hatte ſie dieſen armen Menſchen erſt gequält, um dadurch Gelegenheit zu haben, Rancüne zu üben. Rennert, ſo ganz das Gegenteil ihres treuloſen Gatten, war ihr ſo ſympathiſch geworden, wie — er es ihr ja ſchon in ihrer Mädchenzeit geweſen, der gute Menſch, der nun auch in aller Leute Mund gekommen!

Bei der Vorſtellung feuchteten ſich ihre Augen. Sie hätte ihm Abbitte thun mögen, aber das wäre, wenn auch nur ihm gegenüber, ein Bekenntnis geweſen, daß ſie ſich ſchuldig fühle, und ſo blieb hier nichts zu ändern, nichts zu beſſern. Sie vertraute auf ihn, daß er ſie in Schutz nehmen werde, wenn ſie fort war.

So kam die Nacht. Bernhardine hatte ihr Lager geſucht und verſteckte ihr Antlitz bei jedem Geräuſch. Aber die Uhr ſchlug zwölf, und er war noch nicht nach Hauſe gekommen.

Endlich gegen ein Uhr hörte ſie das Geräuſch ſeiner Tritte im Korridor, und zitternd barg ſie das Geſicht. Aber ſeine Schritte entfernten ſich in die anderen Zimmer.

Sie lauſchte, im Bett aufgerichtet, mit verhaltenem Atem, wohl eine Viertelſtunde. Dann ward alles wieder ſtill, und ſie ſtreckte ſich zurück, um endlich todmüde die Augen zu ſchließen.

Alwin war allerdings in wüſter Stimmung heimgekehrt. Am Abend vom Bahnhof kommend, hatte er ſeinen früheren Kameraden noch in einem Weinhaus aufgeſucht, mit ihm das Nötige für morgen beſprochen und ſich von ihm erſt nach Mitternacht getrennt. In ſeiner Wohnung ſuchte er das Fremdenzimmer und ſtreckte ſich halb trunken, mehr von Aufregung als vom Wein, auf das Lager . . .

Dahin war jetzt auch die Rückſicht, die beide noch der Dienerſchaft und der Welt gegenüber beobachtet! Was er ſeiner Gattin angethan, das kam bei ihm gar nicht in Betracht. Er verlangte nicht, von ihr geliebt zu werden, hatte es nie verlangt, aber ſie war ſein Weib und hatte ſein Vertrauen ſchnöde mißbraucht, hatte ihn zum Spott der Börſe, der ganzen Stadt gemacht. Und mochte ſein Gegner ihm auf dem Platze auch kein ebenbürtiger erſcheinen, er wollte ſeiner Ehre dennoch eine ausreichende Genugthuung verſchaffen.

Und dann, — ſo überlegte er — mit offenen Augen ins Dunkel des Zimmers hinaufſtarrend — was galt ihm noch ein Weib, das ſich ſo weit vergeſſen konnte! Ihr ſollt's überlaſſen bleiben, was ſie thun werde, während er eine neue Geſchäftsreiſe antrat, um wenigſtens vorläufig den Folgen deſſen aus dem Wege zu gehen, was er morgen vorhatte. Von einer Verſöhnung konnte niemals die Rede ſein . . . Niemals! Damit ſchlief er ein.

XI.

Als Bernhardine am ſpäten Morgen erwachte, fühlte ſie ſich in einer furchtbaren Oede und Stille. Kein Laut in der ganzen Wohnung und — ſie blickte nach der Wanduhr — ſchon zehn!

Sie hatte den feſten Willen gehabt, nicht einzuſchlummern, ſich um fünf Uhr zu erheben, dann in aller Heimlichkeit mit dem Reiſeſack, der ihre Wertſachen und ihre notwendigſte Garderobe enthielt, die Wohnung zu verlaſſen und mit einer Nachtdroſchke zum Bahnhof zu fahren. Wenn er dann erwachte und ſie wirklich ſuchte, er konnte erraten, was ſie gethan.

Aber zehn Uhr! Zu ſpät! Erſt der Nachtzug konnte ſie von hier führen.

Sie fühlte ſich an allen Gliedern zerſchlagen, ihre Bruſt ſchmerzte von den heftigen Herzſchlägen, ihr Gehirn begann zu brennen bei dem Gedanken, ihm zu begegnen, den ganzen Tag hier noch zu verbringen, wo alles ſie zu ſchleuniger Flucht trieb.

Die Stubenmagd erſchien, als ſie mit zitternden Händen ihre Toilette beendet, um ſie ſo ſonderbar mißtrauiſch anzublicken und dann zu fragen, ob ſie das Frühſtück begehre. Herr Krohmann, ſetzte ſie hinzu, ſei ſchon um acht Uhr ausgegangen, ohne das ſeinige zu berühren.

Er war alſo fort, eine Stunde früher als ſeine Geſchäftsgewohnheit. Und Sonntag war es heute, ſo fiel ihr ein; er pflegte an dieſem Morgen in ſeinem Bureau zu ſitzen.

Herr Krohmann ſcheine eine Reiſe vorzuhaben, meldete die Magd ſo befliſſen und mit eigentümlichem Blick, als ſie das Frühſtück ins Speiſezimmer brachte; er kehre den Tag hindurch nicht zurück, habe er beim Fortgehen geſagt.

Das beruhigte Bernhardine; ſie blieb alſo ungeſtört den Tag hindurch . . . Aber welch ein Tag! . . . Sie trat ans Fenſter, als ſie wieder allein und nur das Notdürftigſte zu ſich genommen, und blickte mit müden Augen auf die Straße.

Die Leute gingen in ihren Sonntagskleidern vorüber; das Alltagsgeräuſch, es ſchwieg heute. Alles war ſo feſtlich, ſo ruhig; nur in ihrer Bruſt ging's ſo fieberhaft zu. Was die arme Mutter ſagen werde, wenn ſie ſo unerwartet und mit dem Geſicht eintreffe! dachte ſie und trat an den Spiegel.

Sie erſchrak vor ſich ſelbſt. So erſchlafft, ſo ausdruckslos waren ihre Züge, ihre Lippen ſo farblos, ihre Hände ſo weiß, wie ſie dieſelben hob, um das Haar über Stirn und Schläfen ſo zu ordnen, daß ihre Veränderung weniger auffällig.

Aber verloren, losgetrennt von allem und allen war ſie ja hier, ihr Ruf als Weib zerſtört und — welche Zukunft . . . Sie ſchwankte ins Zimmer zurück. Ihrer Bedienung ſich zu zeigen wagte ſie nicht; die Miene ihrer Magd hatte ihr verraten, daß auch dieſe ſchon wiſſe, und was wüßten die Dienſtboten nicht!

Aber lieber alles als dieſe Ehe noch länger an ſeiner Seite! Nein, es war keine Verſöhnung mehr möglich . . . Wenn nur die Stunden vorüber, die ſie noch hier bannten, denn ſich außerhalb des Hauſes zu zeigen, war unmöglich geworden.

Und dennoch verſtrich ihr der Tag. Sie begrüßte das Hereinbrechen der Dunkelheit und warf den Mantel um. Es waren noch drei Stunden bis zum Abgang des Zuges; ſie wollte ihrer älteren Freundin noch einen Abſchiedsbeſuch machen und von ihr hören, was noch weiter etwa in der Stadt über ſie geſprochen werde.

Dieſe empfing ſie in nervöſer Aufregung mit dem Riechfläſchchen in der Hand und ſtarrte ſie ſtrafend an.

„Ein neuer Skandal!“ rief ſie, Bernhardinens Hand nicht einmal nehmend. „Du ſcheinſt von nichts zu wiſſen! Mach Dich auf Schlimmes gefaßt, und reiſe noch heute ab! Ich wollte, Du wärſt ſchon hundert Meilen von hier!“

Bernhardine ſtand regungslos, kein Blutstropfen war in ihrem Antlitz.

„Heute, am heiligen Sonntag!“ fuhr die Freundin fort, ſich auf ihren Seſſel niederlaſſend. „Doppelt gottlos! Ich kann mir nicht anders denken, als daß dieſer Rennert über Dich plötzlich den Verſtand verloren hat . . . Du weißt, ich wohne hier in einem ſeiner Häuſer; wir erhielten alſo die Nachricht zuerſt von dem Duell zwiſchen ihm und Deinem Mann!“

Bernhardine tappte nach einer Stütze. Sie ſchloß die Augen. Die Freundin fuhr entrüſtet fort:

„Zuerſt hieß es, er ſei tot hereingebracht . . .“

„Wer?“ ſtieß Bernhardine, das Geſicht abwendend, todesbleich heraus.

„Nun, Rennert! Was verſteht der vom Schießen! Ich ſandte beſorgt nach ſeiner Wohnung, und da hieß es denn, Gott ſei Dank, er ſei nur verwundet, wie ſchwer, das wiſſe man noch nicht, da der Arzt eben erſt einen ordentlichen Verband anlege . . . Die Schande! Dies neue Gerede, dem ich ſo energiſch entgegengetreten! Fühlſt Du den Vorwurf, der Dich trifft? Krohmann wird als ſchwer gekränkter Gatte vor den Leuten gerechtfertigt daſtehen, Du aber . . . Reiſe ab, ſag' ich Dir, und noch heute! Mag er auch immerhin, wie Du ſagſt, ſich gegen Dich vergangen haben, er iſt ein Mann; niemand wird es ihm ſo ſchwer anrechnen wie Du, wenn er dieſer Fremden Galanterien erwieſen! Selbſt von der mildeſten Seite betrachtet: wenn Du Dich nur zu revanchiren geſucht hätteſt, keine Frau hat das Recht zu dergleichen! Was ſollte da aus der Ehe werden, wenn nicht beiderſeitige Toleranz wenigſtens ein friedliches Beiſammenleben ſtiftet . . . Reiſe! Eine Verſöhnung iſt ja nach dieſem Vorfall zur Unmöglichkeit geworden, denn Rennert, ein ſo friedliebender Menſch, würde eine Verſtändigung angebahnt haben, wenn er ſich nicht hätte ſchuldig bekennen müſſen, und dieſe, auch Deine Schuld iſt durch das Blutvergießen jetzt evident geworden, und mir iſt der Mund geſchloſſen. Was könnte ich zu Deiner Rechtfertigung noch ſagen? Daß Rennert Deine Ehre hat verteidigen wollen? Iſt es je gehört worden, daß ein anderer die Ehre von eines andern Gattin gegen dieſen verteidigt? Wird man nicht viel eher glauben, Rennert habe den Bruch zwiſchen Dir und Deinem Gatten herbeiführen wollen? Und wie ſtehſt Du da in dieſem Falle? Unglaublich, daß gerade Rennert zu ſo etwas fähig, aber das verſchlimmert die Sache nur noch! . . . Reiſe! Man wird ja auch das vergeſſen, wie alles andre, morgen aber iſt Dein Name auf aller Zunge!“

Bernhardine ſaß gebeugt, die Hände machtlos im Schoße, erdrückt, zerſchmettert von alle dem, was man auf ſie häufte. Sie empfand die Wahrheit des eben Gehörten; gerichtet war ſie vor der Welt, die ſie verurteilen mußte, und weshalb? Für einen Mutwillen, für einen Moment kleinlicher Rancüne gegen den Gatten, der jetzt den Fleck auf ſeiner Ehre nur mit Blut abwaſchen zu können geglaubt . . .

Mit wankenden Knieen erhob ſie ſich, und ohne die Freundin anzuſchauen, ſprach ſie matt und mutlos:

„Ich bin nicht im ſtande, Dir zu ſagen . . . ich vermöcht' es nicht! Verurteile Du mich wenigſtens nicht, bis ich Dir geſchrieben, und . . . Lebe wohl!“

Sie wollte ſich zur Thür wenden. Da trat eben die Magd ein und meldete auf der Schwelle:

„Ich komme eben von Herrn Rennert! Gefahr ſoll nicht ſein; er iſt nur ſchwer im Oberarm getroffen!“

Ein hoffnungsfreudiger Laut entſchlüpfte Bernhardinens Lippen.

„Gott ſei gelobt!“ ſagte ſie, die Hände faltend, und haſtig die Freundin umarmend, preßte ſie lautlos die Stirn an die Schulter derſelben, riß ſich dann wieder los und ſtürmte hinaus.

Dieſe ſchüttelte den Kopf.

„Hienach bin ich kaum noch neugierig auf das, was ſie mir ſchreiben wird . . . Es iſt gut!“ winkte ſie der Magd. „Begleite die Dame zur Thür!“

(Fortſetzung folgt.)

Nikolaus Lenau in Weinsberg.

Nach eigenen Erinnerungen erzählt

von

Theobald Kerner.

(Schluß.)

Einer komiſchen Begebenheit erinnere ich mich auch, bei der Lenau hell auflachte und wie ein ungezogenes Kind vor Freuden mit den Füßen ſtrampfte. Wir ſaßen an einem Sommertag mit Lenau und Hofrat Reinbeck nebſt deſſen Gattin beim Mittageſſen im Garten. Da kam der Hausknecht aus der „Traube“ und brachte zwei Viſitenkarten: „Graf Crivelli“ — „Herr von Starkenberg.“ „Die Herren möchten gerne ihre Aufwartung machen.“

„Sie ſollen nur kommen!“ ſagte mein Vater, und nun ſprach man davon, wer wohl der Herr von Starkenberg ſei? Den Grafen Crivelli kannten Reinbecks — er war öſterreichiſcher Geſandtſchaftsattaché — aber der Starkenberg?

„Am Ende iſt es der Prinz Montfort Napoleon,“ ſagte die Reinbeck, „das Montfort iſt ins Deutſche überſetzt, und ihn und Crivelli ſieht man oft zuſammen gehen.“

Die beiden Herren kamen.

„Es iſt Prinz Montfort,“ flüſterte die Reinbeck, wir ſtanden auf, die Ankömmlinge zu begrüßen, und ein beſonders tiefes Kompliment machte die Frau Hofrat; ſie wollte zeigen, daß ſie als Dame aus der Reſidenz wiſſe, was ſich gebühre; der Hofrat aber blieb zu unſer aller Verwunderung ſitzen und beugte nur den Oberkörper etwas vor, und ſchon dieſe kleine Höflichkeit ſchien ihm ſchwer anzukommen.

Der Prinz enthüllte ſeine Anonymität, und mein Vater ſtellte den beiden Herren ſeine Gäſte, Lenau und Reinbecks, vor. Wieder große Verbeugung der Frau Hofrat, Reinbeck aber blieb abermals ſitzen und wurde feuerrot im Geſicht. Die Unterhaltung, während der Frau Reinbeck ihrem Mann blitzend mißbilligende Blicke zuwarf, wurde ſehr animiert, Lenau beteiligte ſich lebhaft am Geſpräch, dann nahmen ſie Abſchied, und mein Vater begleitete ſie auf die Weibertreu. Großes Aufſtehen und Verbeugung, Sitzenbleiben des Hofrats. Jetzt brach das Gewitter über den armen Reinbeck los.

„Nein, da hört doch alles auf!“ zürnte die Gattin; „welch unhöfliches Benehmen von Deiner Seite! Was fiel Dir denn ein? Nicht einmal aufzuſtehen! Was wird der Prinz von Dir denken!“

„Ja, Du haſt vollkommen recht, und niemand thut es mehr leid als mir,“ ſagte Reinbeck mit kläglicher Stimme. „Ach, Theobald, ſei doch ſo gut und ſieh einmal nach, ich kann nicht aufſtehen, ich bin an den Stuhl wie angewachſen.“

Ich unterſuchte a posteriori; aus dem ſchweren Gartenſtuhl, worauf Reinbeck ſaß, hatte ſich ein langer Nagel hervorgeſpielt und ſich ſchräg in das Beinkleid Reinbecks hineingeſchoben; wenn Reinbeck aufſtehen wollte, haftete der Stuhl feſt an ihm und leiſtete tapferen Widerſtand.

Mit vielem Scharfſinn und, nachdem ich Reinbeck — nach Erweiterung der Hoſenwunde — zu einer ſtarken ſeitlichen Bewegung in der dem böſen Nagel entgegenlaufenden Richtung veranlaßt hatte, erlöſte ich ihn von der Anhänglichkeit des Gartenſtuhls. Die hierdurch geſchaffenen urkomiſchen Situationen, die perplexe Niedergeſchlagenheit Reinbecks, der Zorn ſeiner Gattin verſetzten Lenau in tolle Luſtigkeit, und der arme Reinbeck mußte unter ſeinen Witzen viel leiden. Als derſelbe Reparatur halber weggegangen war, machte die Hofrätin Lenau Vorwürfe, er habe ihren Mann allzu kindiſch behandelt, ihn lächerlich gemacht. Lenau wollte ſich dieſen Vorwurf nicht gefallen laſſen, eine ſpitze Rede gab die andere, und endlich ſprach Frau Reinbeck unter Thränen:

„Ich weiß wohl, Sie verſtehen mich — ich mag thun und ſagen, was ich will und Ihre oft recht ungerechtfertigten Launen mit der größten Sanftmut ertragen — doch immer gefliſſentlich —“

„Miß, miß, miß!“ unterbrach ſie Lenau lachend. „Ach, dieſes ſpät hintendrein wackelnde ‚miß‘ hat etwas gar zu Rührendes; ihm zu lieb bitte ich Sie herzlich um Verzeihung, laſſen ſie uns wieder gute Kameraden ſein!“

Die gute Emilie hatte mit ihrem unbändigen ungariſchen Schützling, an deſſen Verzärtelung ſie aber ſelbſt große Schuld trug, gar manches auszuſtehen; mein Vater verglich ſie einer Henne, die ein Entlein ausgebrütet habe und nun ängſtvoll am Ufer auf und ab trippele und ſeinem waghalſigen Schwimmkünſtler zuſchaue. Nicht umſonſt klagte ſie ſpäter einmal in einem Briefe: „Lenau war diesmal bei ſeinem Hierſein mißmutig, ſchroff und kalt; ich muß geſtehen, daß mich oft eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandelt, die ſo groß daſtehen vor der Welt und in ihrer Eitelkeit ſo klein ſind.“

1832 kam der Generaliſſimus der Polen, Rybinski, nach Weinsberg und wohnte zehn Tage im Alexanderhäuschen. Zu derſelben Zeit zogen gar viele flüchtige Polen, oft fünfzig auf einmal, durch Weinsberg, wurden im Kernerhauſe bewirtet und fuhren auf Leiterwagen weiter, Frankreich zu. Unter ihnen befand ſich einer, der Militärarzt im Revolutionsheere geweſen war und ſich durch ſein ſanftes Weſen vorteilhaft auszeichnete; er blieb auf Einladung meines Vaters längere Zeit da; mein Vater hatte im Sinn, ihn in Tübingen ſeine mediziniſchen Studien fortſetzen zu laſſen, aber auch Lenau hatte ihn liebgewonnen und beredete den jungen Mann, mit ihm und auf ſeine Koſten nach Amerika zu reiſen. Er ſchrieb über ihn an ſeinen Schwager Schurz: „Ich habe einen ſehr lieben Freund zum Reiſegefährten, einen polniſchen Stabsarzt, durchaus gebildet und ſehr liebenswürdig. Matuſchinski heißt mein Pole, er iſt Virtuos auf der Flöte und ſehr empfänglich für Poeſie, hat auch einen richtigen Geſchmack —“

Aber die geträumten frohen Ausſichten auf die Amerikareiſe trübten ſich immer mehr; auch Lenaus Vermögen war bedeutend zuſammengeſchmolzen, ſo daß doppeltes Ueberfahrtsgeld zu teuer geworden wäre, und ſo blieb Matuſchinski zurück. Mein Vater ſchickte ihn nach Tübingen zu Profeſſor Eſchenmayer; er ſtudierte fleißig Medizin, machte das Doktorexamen, zog ſpäter nach Paris und erwarb ſich daſelbſt eine umfaſſende Praxis, war auch ein Freund Chopins, den er in ſeiner Krankheit behandelte.

Was Lenau zu der Reiſe nach Amerika beſtimmte? Es war teils der ihm von der Mutter angeerbte Wandertrieb, teils verſprach er ſich gar viel von den poetiſchen Eindrücken, die auf ihn das Meer, die Urwälder, der Niagara machen würden; auch glaubte er, trotz aller Warnungen, feſt, er könne ſich dort ſchnell durch Güterankauf eine große Rente ſichern. So ſchrieb er von Amſterdam aus an ſeinen Schwager Schurz:

„Ich werde mir in Amerika eine Strecke Landes kaufen von etwa tauſend Morgen und den Philipp (ſeinen Bedienten) als Pächter darauf ſetzen. Ein gewiſſer Ludwig H., Zimmermeiſter aus Württemberg, geht auch mit ſamt ſeinen Söhnen und kauft ſich ebenfalls an in Amerika. Dieſer iſt nun der rechtſchaffenſte, tüchtigſte Mann, den ich jemals aus derlei Ständen kennen gelernt habe, der übernimmt die Oberaufſicht, der ganze Vertrag wird natürlich vor Gericht ratifiziert. In drei bis vier Jahren hat ſich dann der Wert meines Eigentums wenigſtens auf das Sechsfache geſteigert.“

Richtig ging Lenau auch einen ſolchen Vertrag im März 1833 in Amerika ein, aber die Spekulation erzeigte ſich als ziemlich nichtig. Der brave Zimmermann wirtſchaftete ſchlecht, ging mit ſeinen Söhnen nach Kanada durch, und erſt in ſpäteren Jahren, als Lenau ſchon im Irrenhauſe war, kam durch einen andern Beſitzer wieder einiges von dem Gelde zurück. Amerika machte auf Lenau, der von dieſem Lande weniges und auch dieſes nur in den Wintermonaten und in übelſter Laune geſehen hatte, einen ſchlechten Eindruck. Nachdem er am 8. Oktober 1832 in Baltimore gelandet, ſchrieb er am 16. Oktober an Schurz:

„Der Amerikaner hat keine Weine, keine Nachtigall. Dieſe Amerikaner ſind himmelanſtinkende Krämerſeelen, tot tat alles geiſtige Leben, mauetot. Die Nachtigall hat recht, daß ſie bei dieſen Wichten nicht einkehrt. Das ſcheint mir von ernſter, tiefer Bedeutung zu ſein, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetiſcher Fluch. Eine Niagaraſtimme gehört dazu, um dieſen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhauſe geſchlagen werden.“

Lenau war alſo erſt acht Tage in Amerika [illegible] und nicht über Baltimore hinausgekommen, was bewog ihn ſchon zu einem ſo harten Urteil über ein ganzes Volk!

Seine Eitelkeit fühlte ſich dadurch beleidigt, und er wurde ungerecht, [illegible] gereizt, nervös [illegible] Die Amerikaner [illegible] Lenau, die Damen [illegible] Stuttgart. [illegible]

[illegible]

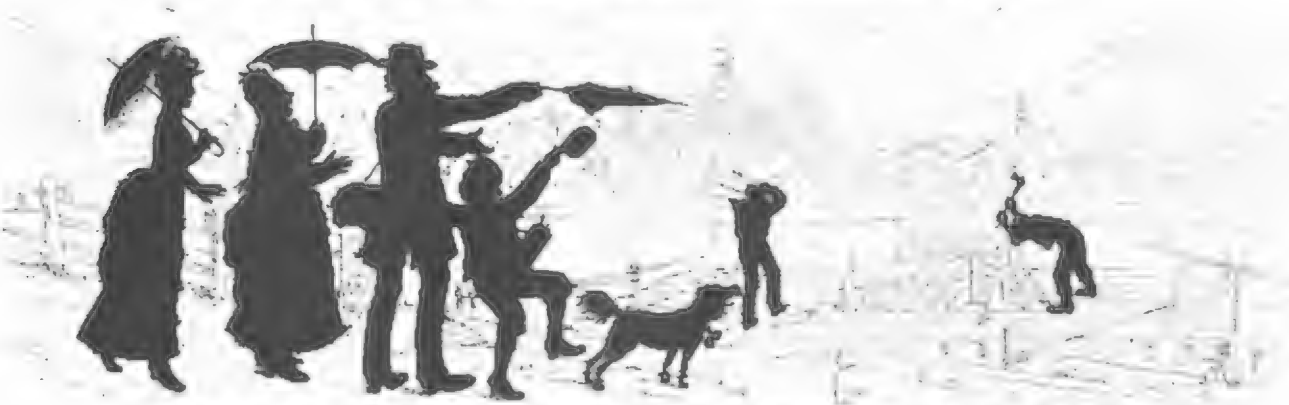
[illegible]

über Heidelberg nach Weinsberg. Mit den Worten [illegible] Zimmer: „Aber, da hab ich halt wieder; aber das ſind keine [illegible] einte Staaten, das ſind verſchweinte Staaten.“ [illegible] hatte ihm nicht gut gethan, auch nicht poetiſch erregend auf ihn eingewirkt; er ſah gealtert, ſorgenvoll aus und ſprach nur ungern von Amerika. Bis Herbſt blieb er in Stuttgart, reiſte dann über Gmunden nach [illegible] wo er [illegible] empfangen wurde und [illegible] Mayer ſchrieb: „Ich habe ins Ausland müſſen, um Wert und Bedeutung zu Hauſe zu bekommen; es geht mit Dichtern in Oeſterreich wie in Bremen mit Cigarren: die in Bremen gefertigten werden ins Ausland geſchickt, dort bekommen ſie die ausländiſche Signatur und wandern dann wieder heim, und alles wundert ſich über den [illegible] Genuß, den ſie jetzt haben, während ſie früher keinen Teufel ſchmecken wollten.“ — Im Frühling 1834 ließ ſich Lenau von dem berühmten Maler Karl Rahl in Wien für meinen Vater malen. Die Ankunft des herrlichen, ſo wohlgetroffenen, ideal aufgefaßten Oelbildes machte in Weinsberg große Freude und bekam gleich den Ehrenplatz an der Wand, wo es jetzt noch als Schmuck des Kernerhauſes prangt. Wie oft zeigte es mein Vater in ſpäteren Jahren den Fremden und ſagte: „Ja, ja, ſo ſah mein armer Lenau aus in ſeinen glücklichen Tagen!“ — In jener Zeit lernte Lenau auch [illegible] Sophie, die Frau des Dichters Max Löwenthal, kennen und fühlte ſich von ihr [illegible] angezogen, [illegible] war ſein Herz in [illegible] Bande geſchlagen, gegen die er [illegible] ankämpfte. Die Macht ihres Geiſtes [illegible] er ſtellte ſie über George Sand; [illegible] zu ſeiner [illegible] kamen im Brief[illegible] der Vergeſſenheit. Auch Stuttgart verlor [illegible] Freunde [illegible] Buchhändler[illegible] nach Stuttgart, aber

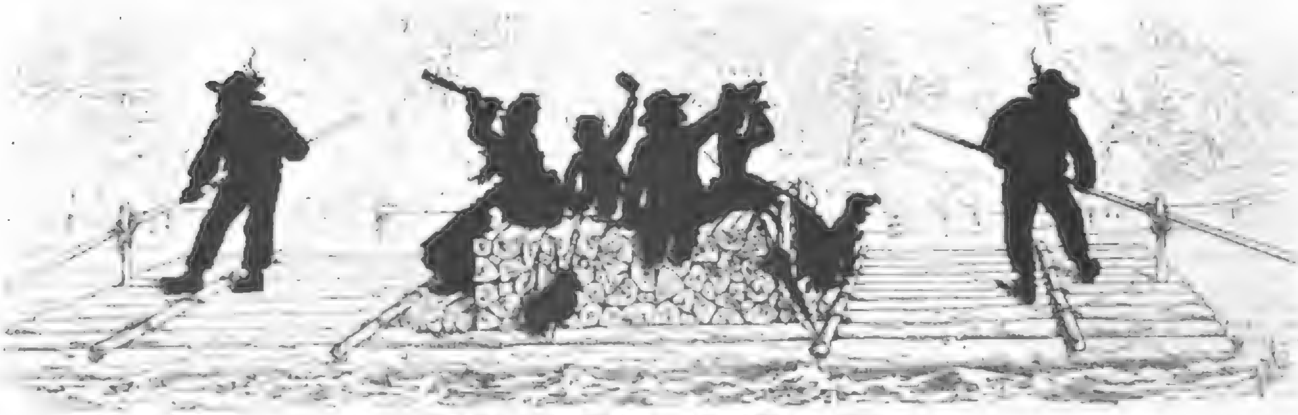
Nikolaus Lenau.

Franzensfeſte an der Brennerbahn. Nach einer Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

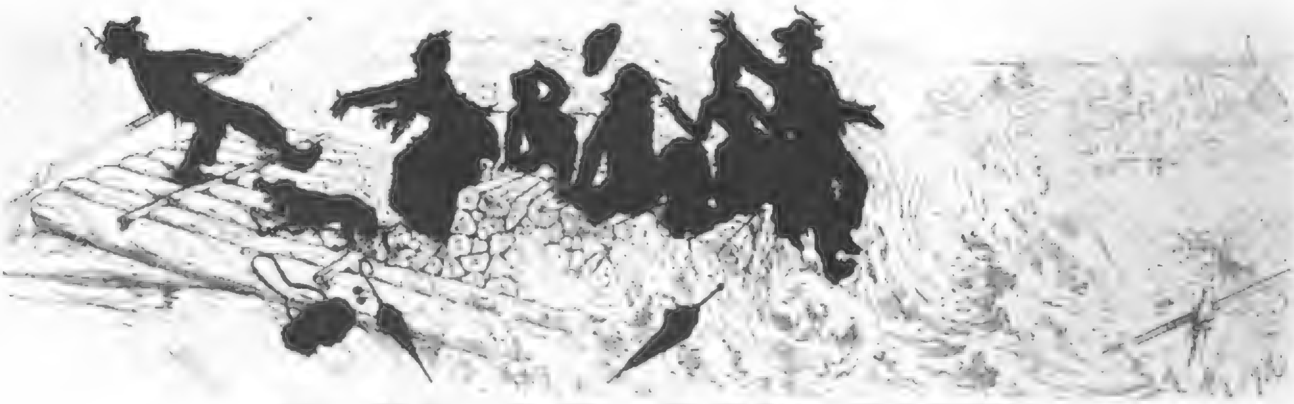
Die billige Heimfahrt aus der Sommerfriſche. Originalzeichnungen von G. Heine.



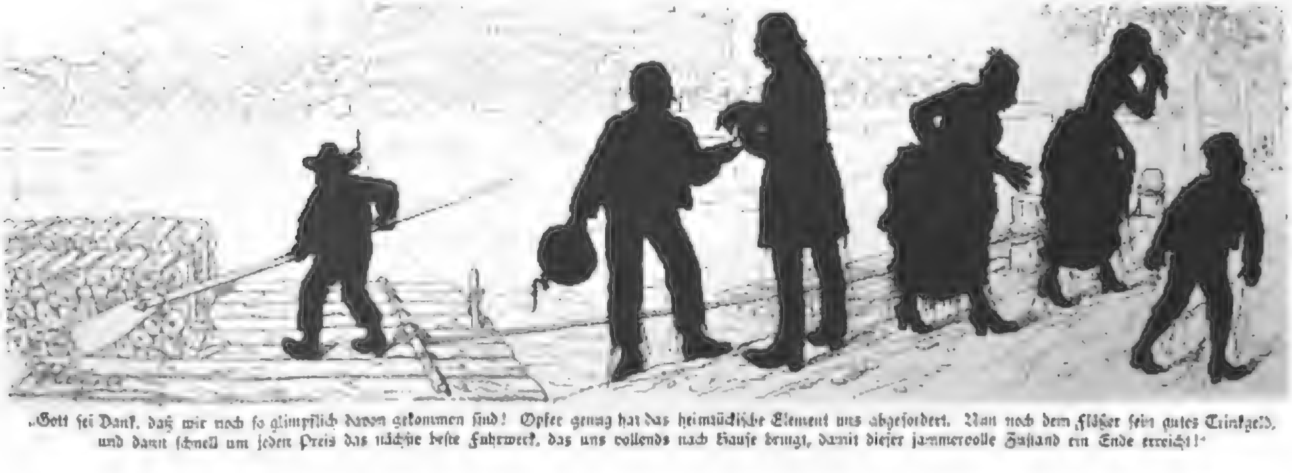
„Das trifft ſich herrlich! Das Floß da macht gerade unſern Weg; da kommen wir auf die wohlfeilſte und bequemſte Art nach Hauſe!"



„Ah, wie ſchön!" — „Wie großartig!" — „Wie romantiſch!"



„Hilfe!" — „Mein Hut!" — „Mein Schirm!" — „Mein Ueberzieher!" — „Hilfe, wir ſind verloren!"



„Gott ſei Dank, daß wir noch ſo glimpflich davon gekommen ſind! Opfer genug hat das heimtückiſche Element uns abgefordert. Nun noch dem Flößer ſein gutes Trinkgeld, und dann ſchnell um jeden Preis das nächſte beſte Fuhrwerk, das uns vollends nach Hauſe bringt, damit dieſer jammervolle Zuſtand ein Ende erreicht!"

war er dort, ſo quälte ihn eine innere Unruhe, fühlte er ſich krank, unbehaglich, zog es ihn gewaltſam ſeinem Oeſterreich zu, wo ſie weilte. Mit dieſer hoffnungsloſen Liebe wuchs immer mehr der Zwieſpalt ſeines Innern; er gab ſich alle Mühe, dieſelbe zu übertäuben, hatte einſt den feſten Entſchluß, die berühmte Sängerin Karoline Unger zu heiraten, aber das Verhältnis zerſchlug ſich zum Glück für beide.

Im Mai 1840 ſchrieb Lenau von Stuttgart aus an Sophie Löwenthal: „Sobald ich wieder geſunder bin (er war krank geweſen), ſoll es mein Nächſtes ſein, den armen, unglücklichen Juſtinus Kerner zu beſuchen. Er iſt in größter Gefahr, ſtarblind zu werden. Seine ohnehin geſchwächten Augen wurden es durch das anhaltende, heftige Weinen um den verſtorbenen Bruder noch mehr, und in einem Grade, daß die Bildung eines grauen Stars bereits eingetreten iſt und totales Erblinden bevorſteht. Schauerliche Ironie! Dafür, daß Kerner niemals ein Genüge auf Erden fand und ſtets darüber weg mit geiſterſehendem Auge in eine andere Welt hinausſchaute, dafür, ſo ſcheint es, will die reale Sinnenwelt eiferſüchtig und rächend ſich ſeinen Blicken für immer entziehen. Der beiden Welten, Menſch, darfſt du nur eine ſchauen! Dieſe Nachricht hat mich ſehr erſchreckt. Wenn ich mich des Spaziergangs erinnere, den ich mit Ihnen und Ihren lieben, fröhlichen Kindern an jenem herrlichen Frühlingsabend auf dem Wartenberg bei Hietzing gemacht, und wenn ich dabei gedenke, wie die Erde an mancher Stelle und zu mancher Stunde ſo ſchön iſt, ſo erfüllt mich die Vorſtellung, daß der gute, liebe Kerner blind werden ſoll, mit großer Traurigkeit."

Und er kam, bald mit Reinbecks, bald allein, nach Weinsberg und war da ſo lieb und herzlich und ſuchte meinen Vater zu tröſten und zu erheitern, daß dieſer einmal zu ihm ſagte: „Ich wollte gerne blind ſein, wenn ich nur immer Deine liebe Stimme hören könnte."

Oft aber klang dieſe Stimme auch wieder rauh und hart, und Lenau ſelbſt bedurfte des Troſtes, wenn er ſich geiſtig und körperlich krank und niedergeſchlagen fühlte, bitter klagend über ſeine immer mehr zunehmende Melancholie und ſeine krankhafte Empfindlichkeit, unter der er ſelbſt am meiſten leide. Dann jammerte er, er habe ein verlorenes, verfehltes Leben, das ſich ganz anders hätte geſtalten können, wenn er nicht das Glück verſäumt und in jüngeren Jahren ein liebes Weib geheiratet hätte. In einer ſolchen nervöſen Aufregung ſchrieb er einſt an Emilie Reinbeck:

„Wenn ich nur geſund wäre an Leib und Seele! Es muß etwas in mir gebrochen und geriſſen ſein, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es iſt nicht fade Phantaſterei, es iſt Krankheit. Ich will Sie nicht damit bekümmern, aber ſagen muß ich es, weil Sie um meinen Zuſtand wiſſen ſollen. Kann die Zeit mein Leiden nicht heilen, ſo wird es vielleicht abſterben, wie abgeſtorbene Glieder aufhören zu ſchmerzen. Dann iſt es auch gut. Vielleicht iſt aber das Ganze nicht ſo ſchlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einſt mit dieſer verſchwindend."

Jahr um Jahr nahm die innere Unruhe, das geheime Angſtgefühl bei ihm zu, trieb ihn raſtlos von einem Ort zum andern. Kaum in Stuttgart, überfiel ihn Heimweh nach Wien, und in Wien verlangte es ihn wieder nach Stuttgart, deſſen Luft hinwiederum Schuld an all ſeinen Leiden tragen ſollte. So ſchrieb er im Mai 1844 an Sophie Löwenthal:

„Liebe Sophie! Beſtändiges Unwohlſein, Kopfſchmerz, Schlafloſigkeit, Mattigkeit, ſchlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Aerger über den trägen Fortſchritt meiner Geſchäfte, das waren die Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten laſſen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünſtung des Teufels ſei, doch mir iſt es zu auffallend, daß ich in Heidelberg friſch und geſund war und nun, kaum wieder nach Stuttgart gekommen, krankhaft und elend ſein muß. Verdammtes Neckarthal! Die Luft iſt zwiſchen dieſen fleiſchigen, abgeſchmackten Weinbergen ſo dumpf und matt, ſo verbraucht und beſchmutzt, als wäre ſie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgezogen, ehe man ſie in Naſe und Lungen bekommt. O meine Nerven, mein unglückſeliges Sonnengeflecht! Ich ſchnappe nach Gebirgsluft wie ein Spatz unter der Luftpumpe."

Um dieſe Stuttgarter Luft mit beſſerer zu vertauſchen, reiſte Lenau im Juni nach Baden-Baden. Dort ſchien ſich ſeine Geſundheit bald zu beſſern, und ein lichter Sonnenſtrahl fiel in ſein Leben, als er im „Engliſchen Hof", wo er gewöhnlich ſpeiſte, zwei Damen erblickte, von denen die jüngere augenblicklich ſein großes Intereſſe erregte.

„Wer ſind die Damen?" fragte Lenau den Kellner.

„Eine Frau Behrends mit ihrer Nichte aus Frankfurt und ſehr reich!" berichtete der Kellner.

Lenau ließ ſich ſeinen Platz bei Tiſche neben ihnen anweiſen, und bald war er mit den Damen in eifrigem Geſpräch. Die Nichte — ſie hieß Marie [illegible] war die Tochter des verſtorbenen Bürgermeiſters Behrends in Frankfurt — gefiel ihm in ihrer Anmut und Herzensgüte ſo ſehr, daß er den kühnen Entſchluß faßte, ſie um ihre Hand zu bitten. Den andern Morgen ſandte er ihr ſeine Gedichte mit einer Widmung und war mehrere Tage bis zu ihrer Abreiſe ihr ſteter [illegible]

Obgleich er wußte, daß ſie ihn liebte, zögerte er doch mit der Erklärung, er wollte zuerſt die Mutter und Verwandten in Frankfurt kennen lernen und reiſte dorthin; die Verwandten, welche kaum etwas von ihm geleſen hatten, gefielen ihm weniger; die Mutter gab gerne ihr Jawort, geſtand ihm aber offen, daß ihr Vermögen gering ſei und ſie ihrer Tochter nur wenig mitgeben könne. So beglückt er nun auch ſich durch die Liebe ſeiner Braut fühlte und dies auch Freunden gegenüber äußerte, ſo nahten doch jetzt immer mehr Stunden der Sorge und Reue, und die Zukunft, welche er ſich ſo hell gedacht hatte, umdüſterte ſich zuſehends vor ſeinem ängſtlichen Gemüt. An eine Geldheirat hatte er nicht gedacht, aber es doch als weitere Gunſt vom Schickſal hingenommen, daß er durch ſeine Heirat allen Geldſorgen, die ihn oft ſehr drückten, enthoben werde, fortan ein freies, poetiſches Leben führen und auch die Seinigen unterſtützen könne. Statt deſſen trat jetzt die Proſa des Lebens doppelt an ihn heran. Sein Vermögen beſtand nur aus etwa viertauſend Gulden, dem bisherigen Erlös für die Auflagen ſeiner Gedichte, ſeines Fauſt, Savonarola, der Albigenſer. Er reiſte nun zu Cotta und beſchwor dieſen, ihm für ſämtliche Auflagen ſeiner erſchienenen und noch zu erwartenden Dichtungen eine feſte Summe zu geben, wozu Cotta auch endlich ſeine Einwilligung gab. Der Vertrag lautete auf zwanzigtauſend Gulden, in Raten innerhalb fünf Jahren zu zahlen, und für jeden Band weiterer zu erwartender Schriften zweitauſendfünfhundert Gulden.

Nun glaubte ſich Lenau auf einige Zeit der peinlichen Sorge um die Zukunft enthoben und hätte ſich ſeines Glückes voll und ganz freuen können, würde nicht eine andere ſchwere Sorge ihn gedrückt haben: Was wird Sophie Löwenthal zu ſeiner Heirat ſagen? In ſeinem letzten Brief von Baden hatte er ihr geſchrieben: „Es geht mit beſchleunigter Geſchwindigkeit holpernd und ſtürzend bergab," und nun ſollte er ihr als glücklicher Bräutigam ſchreiben? Er fand nicht den Mut dazu und wollte lieber zu ihr reiſen und mündlich alles ſagen; aber die Kunde ſeiner Verlobung war in Wien ſchon durch die Zeitung bekannt, und als er bei Sophie eintrat, fragte ſie ihn:

„Niembſch, iſt es wahr, was die Zeitungen von Ihnen berichten?"

„Ja!" antwortete er; „doch wenn Sie es wünſchen, verheirate ich mich nicht; ich erſchieße mich dann aber auch."

Weitere unliebſame Gedanken ſtürmten auf ihn ein; er war katholiſch, ſeine Braut proteſtantiſch. Eine Miſchehe bereitete in Oeſterreich große Schwierigkeit, er faßte darum den feſten Entſchluß, proteſtantiſch zu werden.

Dann verdarb ihm ſein Schwager Schurz die Freude an dem Kontrakt mit Cotta; er ſtellte ihm vor, daß dadurch für ſein Alter ſchlecht geſorgt ſei, Cotta müſſe das Kapital wenigſtens bis zu völliger Abzahlung verzinſen und ſo weiter.

Lenau entſchloß ſich nun, ſchnell wieder nach Stuttgart und zu Cotta zu reiſen. Als er von Sophie Abſchied nahm, ſollen ihre letzten Worte geweſen ſein: „Mir iſt, als ſollte ich Sie nie wiederſehen! Eines von uns muß wahnſinnig werden!" Er aber ſagte: „Ich bin der Ihre jetzt und ewig!" Auf der Reiſe nach Stuttgart fühlte er ſich maßlos traurig und krank, auch kam ihm immer mehr die Reue über den Vertrag; er ſchrieb unterwegs an Sophie: „Mir iſt, als ſei ich unter den Nebel geraten. Mein Genius, der bisher ſo frei gelebt, wird mißmutig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle?"

Cotta ging auf eine Aenderung des Vertrags nicht ein; unter marternden Gedanken über die Zukunft, unter qualvollen Seelenkämpfen verbrachte Lenau ſchlafloſe Nächte, in denen ſeine Lebenskraft ſich immer mehr erſchöpfte, ſeine Nerven aufs äußerſte überſpannt wurden. Plötzlich am 29. September, während er bei Reinbecks am Frühſtückstiſch ſaß und in ungewöhnlicher Aufregung war, fühlte er ein Zucken im Geſicht, ſprang an den Spiegel und ſah, daß die eine Geſichtshälfte gelähmt, totenähnlich war, das Auge ſtarr. „Mich hat ein Nervenſchlag getroffen!" rief er aus. Medizinalrat Schelling erklärte es für eine vorübergehende rheumatiſche Lähmung des Geſichtsnerven, Lenau aber war untröſtlich, und auch nach teilweiſe gehobener Lähmung ſetzte ſich in ihm der Gedanke feſt, er könne jetzt nicht heiraten, die Heirat ſei wenigſtens hinauszuſchieben, bis ſeine Geſundheit ganz wiederhergeſtellt und ſeine Vermögenslage eine geſicherte ſei. Immer leidenſchaftlicher wurden ſeine Briefe an Sophie, ſeltener die an ſeine Braut; er zeigte am Tage auffallende Unruhe, Geſprächigkeit, in den Nächten wechſelten Sorgen um die Zukunft mit wilden Phantaſien, er betete, weinte, ſchrie, rannte im Zimmer auf und ab, hielt ſich als Verbrecher verfolgt.

„Es iſt ein Traum!" ſagte Reinbeck, als er um Mitternacht in Todesangſt vor deſſen Bett trat.

„Aber wenn es Wahnſinn wäre!" ſchrie Lenau, und ja, er hatte recht, es war der Wahnſinn, der ihn auf Nimmerwiederlaſſen umkrallt hatte. Der ſchwache, todmüde Körper konnte dem wilden Anprall der dunklen Gedanken nimmer widerſtehen, über der armen, gehetzten Seele ſchlugen die Wogen des Irrſinns zuſammen. Hin und wieder zeigten ſich noch lichte Spuren, aber es war nur ein irres Flackern.

„Lenau wahnſinnig!" Dieſe ſchreckliche Kunde erſchütterte ſeine ſchwäbiſchen Freunde, beſonders meinen Vater, doch ſie kam nicht unerwartet. Sein zeitweiſe ſeltſames Thun und Reden, ſeine plötzlich auftretenden Launen, mit denen er oft ſeine beſten Freunde beleidigte, ihnen empfindlich weh that, ſo daß ſelbſt Guſtav Schwab in ſeiner Milde einſt ſagen mußte: „Lenau zieht durch das Leben ſeiner Freunde einen ſchwarzen Faden," hatten ſich nur durch ſein äußerſt zerrüttetes Nervenſyſtem erklären laſſen, und es war vorauszuſehen, daß nur noch wenig dazu gehörte, eine Kataſtrophe herbeizuführen.

Weil er ſich hatte erwürgen wollen, zum Fenſter hinausſprang, mußte man ihm Wächter beſtellen, ihm die Zwangsjacke anlegen. Seine Braut, die, ohne von dem eingetretenen Unglück zu wiſſen, mit ihrer Mutter kam, ihn zu beſuchen, durfte nicht zu ihm und kehrte troſtlos nach Frankfurt zurück, nachdem ſie auf dem Heimweg meinen Vater beſucht.

Am 22. Oktober 1844 wurde Lenau in die Irrenanſtalt nach Winnenthal gebracht. Dort hatte er Stunden und Tage, an denen man ſeine Beſſerung wieder erhoffen konnte, wo er Violine ſpielte, ruhig über ſeinen traurigen Zuſtand ſprach, an anderen Tagen ſchrie er, tobte, mußte man ihm das Zwangshemd anlegen, wobei er einmal zurechtweiſend ſagte: „Ich bin kein deliriſcher, ſondern ein lyriſcher Dichter!"

Als ſein Schwager Schurz ankam, ſprach er mit demſelben bald verworren, bald wieder klar, las mit Intereſſe mitgebrachte Briefe. Der Beſuch meines Vaters freute ihn herzlich. Lenau ſagte zu ihm: „Gelt, daß ich hier bin? Nun werde ich Dir doppelt intereſſant ſein!" Er diktierte ihm ſein neueſtes und letztes Gedicht, das er auf der Reiſe von Wien nach Stuttgart noch gemacht hatte: „'s iſt eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte," dann kam er allmählich in Aufregung, erzählte von der Schlacht von Aspern, die er in der vergangenen Nacht mitgemacht habe; es ſei eine Wonne ohnegleichen, ſo eine Schlacht, aber doch wäre er ihrer gerne bald wieder los und ledig.

„Du verlorſt Dich eben im Traumring," ſagte mein Vater, „aber ich weiß gewiß, Dein klarer, ſtarker Verſtand zerreißt dieſen Traumring, und es wird wieder alles geſund in Dir."

„Ja," ſagte Lenau, „der Trauring iſt auch zerriſſen."

Obgleich dieſer Tag einer der klarſten und ruhigſten ſeit lange war, ſo hielt mein Vater ſchon damals Lenau für unheilbar, äußerte das ſeinen Freunden in Stuttgart und meinte, das Beſte wäre, Lenau in ſein Vaterland zu ſenden.

Viele Freunde, Anaſtaſius Grün, Bauernfeld, Frankl, Karl Mayer, Guſtav Schwab, Uhland beſuchten ihn im Laufe des Jahres 1845. Einige erkannte er, andere gar nicht, alle aber ſchieden aufs ſchmerzlichſte bewegt, und immer geringer wurde der Glaube an eine Beſſerung. Nachdem Lenau dritthalb Jahre in Winnenthal geweſen, wurde er in die Privatirrenanſtalt des Dr. Görgen in Oberdöbling bei Wien gebracht. Dort nahte ſich ihm, der unaufhaltſam in immer tiefere Geiſtesnacht verſunken war, am 22. Auguſt 1850 erbarmend der Tod, und das arme, müde Herz durfte endlich ſtille ſtehen. Auf dem Kirchhof von Weidling bei Wien wurde er, einem früheren Wunſche gemäß, begraben. Eine Granitpyramide mit der bronzenen Reliefbüſte Lenaus und der einfachen Inſchrift „Lenau" bezeichnet das Grab des unglücklichen Dichters.

Literatur

— **Das Wiener Volksleben iſt — wer wüßte das nicht!** — voll unverwüſtlichen, gemütlichen Humors; aber dieſen Schatz zu heben, das bringen doch nur wenige mit ſo ſicherer Hand und dabei in ſo liebenswürdiger Weiſe fertig wie Jenny Neumann es in den ſechzehn kleinen Geſchichten ihres munteren Büchleins „Bei aner eigenen Naſ'" (Wien, A. Hartleben) gethan. Von dem Achtzehnjährigen, der uns drollige Bekenntniſſe über ſeinen erſten Ball ablegt, der [illegible] Nobiſſe, die um jeden Preis auch einmal beim Bergſteigen ſein muß, und dem blauſtrümpfigen Backfiſch, der mit ſeinem dicken Romanmanuſkript unterm Arm hochklopfenden Herzens auf ein Redaktionsbureau wandert, bis zu der alten Kaſtellanin, die den Schloßbeſuchern Tag für Tag dieſelbe Litanei herſagt, werden die verſchiedenſten Altersſtufen und Lebensſtellungen in den Bereich der luſtigen Darſtellungen gezogen und nach Gebühr durchgehechelt, ohne daß die Betreffenden ſelbſt es merken, denn die Verfaſſerin erzählt ganz ernſthaft, und die erheiternde Wirkung liegt weit mehr in dem, was ſie heimlich durchklingen läßt, als in dem, was ſie mit Worten nennt. Aber auch jene Seite des Humors, die einen naſſen Blick ins Wehmütige hat und die in ihrer ſchlichten, [illegible] Reſignation beſonders rührend wirkt, iſt dieſem Bande nicht fremd. Sie gelangt zu anſprechendem Ausdruck in Geſchichten wie der des Turmwächters, der ſich durch ſein [illegible] verlebt, aber ſich nicht früher zu dem Entſchluß ermannen kann, von ſeiner hohen Warte herabzuſteigen und vor den täglich beobachteten Gegenſtand ſeiner ſtillen Neigung mit einem offenen Bekenntnis hinzutreten, als bis er auf dem für ihn nicht mehr ungewöhnlichen Weg entdecken muß, daß es nun dazu bereits zu ſpät geworden. So findet ſich in jedem dieſer kleinen Scherze eine andere Tonart angeſchlagen, das Ganze aber geſtaltet ſich zu einem reizvollen, [illegible] Spiegelbilde Wiener Volkslebens.

— **Ein vorzügliches, anſchauliches Lehrmaterial für** [illegible] Grundlagen der Botanik liefert das Werk: „Ausländiſche [illegible] pflanzen" in farbigen Wandtafeln mit erläuterndem [illegible] ſchließt an die [illegible] die Bedeutung und das geſamte Weſen der betreffenden Pflanzen in ebenſo eingehender als gemeinverſtändlicher Weiſe.

— **Die perſönliche Veranlagung eines Menſchen aus ſeiner Handſchrift** zu erkennen, iſt eine Kunſt — wenn wir dieſe im gewöhnlichen Leben dafür gebräuchliche Bezeichnung hier anwenden dürfen — die einen großen Kreis von Verehrern zählt. Wer möchte ihr nicht gern ein wenig „in die Karten gucken“, ſich die Grundſätze, auf denen ſie fußt, nicht gern ſo viel als möglich zu eigen machen, um aus dem, was andere geſchrieben, nicht nur herauszuleſen, was ſie da aufgezeichnet, ſondern auch, wes Geiſtes Kind ſie ſind? Dieſer begreiflichen Wißbegierde nun kommt das Buch: „Die Graphologie und ihre praktiſche Anwendung“ von J. Crépieux-Jamin, herausgegeben von H. Krauß, ehemaligem Profeſſor an der Univerſität Genf (Berlin, J. H. Schorer) gefällig entgegen. Das Thema in eingehender Weiſe behandelnd, liefert es den Schlüſſel, mit Hilfe deſſen jeder befähigte Menſch bei fortgeſetzter Uebung der Sache das Weſen dieſer intereſſanten Wiſſenſchaft erkennen und auf ſeine Zuverläſſigkeit hin erproben lernen kann.

— **Alles will gelernt ſein, auch das Sehen und Beobachten,** und letzteres um ſo mehr, wenn man es mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit vornehmen und bemerkenswerte Ergebniſſe erzielen will. Dies zu lehren befleißigt ſich „Der Beobachter, allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute für Touriſten, Exkurſioniſten und Forſchungsreiſende“, von D. Kaltbrunner und E. Kollbrunner (Zürich, Wurſter & Comp., 2. Auflage). Es iſt im weſentlichen eine Verdeutſchung des vom Erſtgenannten verfaßten verdienſtvollen „Manuel du voyageur“ und empfiehlt ſich gleich dieſem franzöſiſchen Buche allen denen, die auf ihren kleinen oder größeren Reiſen mehr zu ſehen und zu ergründen wünſchen als das, wozu ihnen ihr „Bädeker“ oder ſonſt einer der üblichen Führer für Vergnügungsreiſende die bequeme Anleitung gibt. Haben ſie die Sache erſt einmal liebgewonnen, ſo werden ſie in vielen Fällen leicht dahin gelangen, an der Hand des Buches von der liebevollen Betrachtung zur tiefern, wiſſenſchaftlich wertvollen Durchforſchung des Geſchauten überzugehen.

Bildende Künſte.

— **Senat und Bürgerſchaft Lübecks haben 100,000 Mark** bewilligt für ein Kaiſer-Moſaikbild im Treppenhauſe des Rathauſes, und die Ausführung dem Profeſſor Anton von Werner übertragen.

— **Vier große allegoriſche Figuren:** „Die Staatswiſſenſchaft“, „Die Rechtswiſſenſchaft“, „Die Naturwiſſenſchaft“, „Die Kriegskunſt“, wurden auf der Balluſtrade des königlichen Schloſſes zu Berlin nach der Spreeſeite hin aufgeſtellt. Die beiden erſtgenannten ſind von Profeſſor Erdmann Encke, die beiden letzteren von Bildhauer Albert Manthe modelliert.

— **Drei Porträts von Rembrandt, darſtellend drei von** den Aerzten, welche auf ſeinem berühmten Bilde „Die Anatomie“ um Dr. Tulp bei der Sezierung eines Leichnams verſammelt ſind, gingen aus dem Beſitz der Herzogin von Sagan in denjenigen des „Kunſtinſtituts zu Chicago“ über, wie es heißt, für den Preis von einer halben Million Franken. Die drei Rembrandts befinden ſich in Geſellſchaft des Milletſchen „Angelus“ bereits auf dem Wege nach der neuen Welt.

— **Eine photographiſche Jubiläumsausſtellung iſt am** 19. Auguſt dieſes Jahres, demſelben Tage, an welchem vor einem Halbjahrhundert Daguerre im Palais Mazarin zu Paris die erſte öffentliche Mitteilung von ſeiner Entdeckung der Lichtbilder machte, in den Sälen der Berliner Kriegsakademie eröffnet worden. Die von Staatsinſtituten und Vereinen reich beſchickte Ausſtellung umfaßt neun Abteilungen. Die erſte derſelben, die geſchichtliche, bietet eine Ueberſicht des Entwicklungsganges der Photographie, dargeſtellt durch eine Reihe ausgewählter Probebilder aus verſchiedenen Zeitabſchnitten, von den erſten ſogenannten Naturſelbſtdruckbildern an bis zu den bewunderungswerten Leiſtungen der Jetztzeit. Beſonders intereſſant iſt in dieſer Abteilung das von Daguerre ſelbſt aufgenommene Originalbild des Palais Royal, das beſterhaltene Bild von ſeiner Hand, jetzt im Beſitz der königlichen techniſchen Hochſchule zu Charlottenburg, ſowie die erſte von Daguerre nach Deutſchland geſandte photographiſche Camera mit Daguerres Handſchrift und Siegel. In der zweiten, der wiſſenſchaftlichen Abteilung, welche die Lichtbildkunſt in ihren Beziehungen zur Aſtronomie, Meteorologie und Phyſik darſtellt, ſind von hervorragendem Intereſſe die von dem aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium zu Potsdam ausgeſtellten Darſtellungen der Geſchwindigkeitsbeſtimmungen von Sternbewegungen, ferner verſchiedene Aufnahmen von Sonne, Mond und Planeten, von leuchtenden Nachtwolken, von Spektren, Nebeln und Sternhaufen, Photographien geſunder und kranker Augen, mikroſkopiſche Aufnahmen der den menſchlichen Organismus zerſtörenden Bazillen und der individuellen Haarformen, photographiſche Blitzunterſuchungen und ſo weiter. Die dritte Abteilung gibt ein klares Bild der verſchiedenen, für die Vervielfältigung durch den Preſſendruck angewandten Methoden. Von hohem Werte ſind hier namentlich die Ausſtellungen der deutſchen Reichsdruckerei und des preußiſchen Generalſtabes. Die mannigfaltigſte und für das große Publikum naturgemäß intereſſanteſte Abteilung iſt die der Porträtphotographie, welche ganz hervorragende Leiſtungen aufweiſt. Eine fünfte Abteilung enthält Momentaufnahmen, beſonders aus dem Sport- und Soldatenleben, und Genrebilder verſchiedener Art. Einen Hauptanziehungspunkt in der Abteilung „Landſchaften und Architektur“ bilden die von Dr. Güßfeldt auf der Nordlandsfahrt des Kaiſers aufgenommenen Landſchaften. Apparate und Chemikalien, Photokeramik und photographiſche Litteratur füllen die ſiebente, achte und neunte Abteilung der vielſeitigen und lehrreichen Ausſtellung.

— **Aus der Dresdener Gemäldegalerie iſt ein wertvolles** kleines Bild, ein Werk Adrian Brouwers, geſtohlen worden, trotzdem es an der Wand feſtgeſchraubt war. Es iſt ein ſogenanntes Karikaturbild: auf braunem Grunde das Bruſtbild eines Bauern mit roter Mütze und verzerrtem Mund. Es iſt oval, etwa 21½ Centimeter hoch und 8½ Centimeter breit. Die Galeriedirektion hat 1000 Mark Belohnung ausgeſetzt für die Wiedererlangung des Bildes.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **Ein evangeliſches Bistum Jeruſalem, von dem ſeit** Jahren in der Preſſe verlautete, iſt im Entſtehen begriffen, und hat ſoeben durch eine kaiſerliche „Jeruſalemſtiftung“ mit einem Grundkapital von 500,000 Mark die nötige materielle Unterlage erhalten. Die urſprüngliche Idee eines evangeliſchen Bistums zu Jeruſalem ſtammt von König Friedrich Wilhelm IV., der die evangeliſche Konfeſſion auf der Urſprungsſtätte des Chriſtentums ebenbürtig der römiſch-katholiſchen und griechiſch-orthodoxen vertreten zu ſehen wünſchte. Da aber damals der Einfluß und die Mittel Preußens nicht hinreichten zur ſelbſtändigen Schaffung einer ſolchen Schöpfung, ſo traf der König ein Abkommen mit der engliſchen Kirche und Krone, und es wurde für die anglikaniſche Hochkirche und für die deutſch-evangeliſche ein gemeinſames Bistum errichtet. Indes mancherlei Unzuträglichkeiten führten 1886 zu einer Trennung, die jetzt durch die Schaffung eines eigenen evangeliſchen Bistums in Jeruſalem ihren Abſchluß gefunden hat.

— **In Frankreich macht man Verſuche, die Brieftaube** durch die Briefſchwalbe zu erſetzen. Bekanntlich fliegt die Schwalbe ſtets nach ihrem Neſte zurück und zwar womöglich noch raſcher als die Taube; dagegen vermag ſie nicht ſo viel zu tragen. Falls ſich die Schwalbe als Bote bewährt, gedenkt das franzöſiſche Kriegsminiſterium eine Schwalbenſtation auf dem Mont Valérien bei Paris einzurichten.

— **Der amerikaniſche Geologe O. C. Marſh hat zahlreiche** Ueberreſte von Säugetieren in der Kreideformation vorgefunden und damit zu einer wichtigen wiſſenſchaftlichen Thatſache erhärtet, was bis jetzt nur eine Hypotheſe der Geologie war. Näheres über die betreffenden Funde wird Marſh in einer ausführlichen, von der amerikaniſchen Geological Survey herauszugebenden Abhandlung veröffentlichen.

— **In New-York hat ein unternehmungsluſtiger Amerikaner,** A. Timby, der Erfinder der drehbaren Türme auf den Kriegsſchiffen, eine Geſellſchaft ins Leben gerufen, welche ſich die Aufgabe geſtellt hat, alle Welt mit friſcher und geſunder Luft zu verſorgen. Es iſt dies für eine Stadt wie New-York natürlicherweiſe eine Wohlthat, und der Gedanke iſt auch ſehr willkommen aufgenommen worden. Die Geſellſchaft hat ein Zentralkeſſel geſchaffen, von welchem aus für 30,000 Perſonen reine, im Winter erwärmte und im Sommer abgekühlte Luft geliefert werden kann. Durch unterirdiſche Röhren wird die Luft nach der Stadt geleitet und nach der Art des Leuchtgaſes weiter verteilt. In den unter dem Straßenpflaſter gelegenen Hauptleitungsröhren laufen andere von kleinerem Durchmeſſer, welche im Winter als Heizungsröhren zur Verwendung dienen. Letztere werden durch geeignete Kühlvorrichtungen im Sommer gleichfalls den Bedürfniſſen der Kundſchaft angepaßt. Der doppelte Zweck der Heizung und Ventilation für die kalte Jahreszeit wird dadurch auf die einfachſte und billigſte Weiſe erreicht. Die gelieferte Luft wird auf Verlangen auch mit Desinfizienten verſehen.

Erfindungen.

— **Zahlreich ſind ſie nicht, die Erfindungen, die in** Spanien gemacht werden. Heute liegen uns zwei vor, von denen man zwar nicht ſagen kann, ob ſie durchaus neu, die aber unter Umſtänden wohl geeignet ſind, die eine recht nützlich, die andere epochemachend zu werden. Ein Herr Juan Hernandez hat ein Patent auf ein Verfahren genommen, aus Heuſchrecken Seife zu machen, und zwar eine Seife, die an Feinheit der Fettmiſchung alles bisherige Fabrikat übertreffen ſoll. Da nun in ſüdeuropäiſchen Ländern, ganz von Zentralaſien zu ſchweigen, Heuſchrecken in manchen Jahren zu vielen tauſenden von Zentnern gefangen und vernichtet werden, ſo dürfte, zumal da, wie behauptet wird, das Verfahren der Fettgewinnung ein ſehr einfaches iſt, die Erfindung ſich leicht praktiſch verwerten laſſen. Gleichzeitig hat ein Salamanker Induſtrieller ein [illegible] Präparat erfunden, welches, mit flüſſigem Eiſen vermiſcht, letzteres augenblicklich und durchweg in ein weißes Metall verwandelt, und zwar in ein dehnbares Metall, welches an ſeinen Bruch- und Polierflächen glänzend wie Silber und gleichzeitig ſehr hart iſt. Auch auf dieſe letztere Erfindung wurde in Madrid ein Patent genommen, und das gleiche Patent ſoll in anderen europäiſchen Staaten bereits angemeldet ſein.

Natur.

— **Das Steppenhuhn hat ſich in Hinterpommern wieder** gezeigt. In Barnow, Kreis Rummelsburg, beobachtete ein Hütejunge, daß von etwa 10 Steppenhühnern 2 Stück gegen die Eiſenbahntelegraphendrähte flogen, von denen das eine ſich bald wieder davon machte, das andere, ſtark beſchädigt, eingefangen wurde. Das Steppenhuhn war jung, alſo dort ausgebrütet.

— **Ein neues Gemüſe, das, vor kurzem aus Japan eingeführt,** alle Ausſichten dafür bietet, zu einem ſchätzenswerten Volksnahrungsmittel geeignet zu ſein, wird zur Zeit auf dem Nutzpflanzenfeld des botaniſchen Gartens in Berlin verſuchsweiſe gezogen und gedeiht dort ſehr gut. Es iſt ein Knollengewächs, Stachys tuberifera, in Frankreich und England „Crosnes“ genannt, nach einem Orte bei Paris, wo die Pflanze für den Markt bereits im großen gebaut wird. Der Ertrag aus der Ausſaat der Pflanze iſt ein ganz bedeutender und der Anbau um ſo empfehlenswerter, als die Pflanze keinerlei Anſprüche an den Boden macht. Die 3 bis 6 Centimeter langen und ſtarken Knollen werden geſchält, gedämpft und gebacken genoſſen und ſollen im Geſchmack ſehr an Nüſſe erinnern. In Frankreich haben die Crosnes ſehr ſchnell in der Küche Eingang gefunden, und es ſteht zu erwarten, daß ſie auch in Deutſchland bald im großen gezüchtet werden. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß es einer ſorgfältigen Kultur auch gelingen wird, ganz wie von der Kartoffel, Sorten mit größeren Knollen zu züchten, was den Anbau noch mehr empfehlen würde.

Sport.

— **Die Rennen zu Baden-Baden haben der deutſchen Zucht** und noch mehr der Oeſterreich-Ungarns wiederum arge Niederlagen gebracht. Graf Lagrange entführte den Jubiläumspreis von 56,000 Mark, Diſtanz 2400 Meter, mit ſeinem dreijährigen „Tantale“, der „Panther“, „Ada“ und „Padiſchah“ ſchlug, und das Zukunftsrennen von 15,000 Mark, Diſtanz 1200 Meter, mit ſeinem zweijährigen „Fitz Roy“, der „Talberg“, „Königsleutnant“, „Oriental“ und „Dorothea“ ſchlug, nach Frankreich. Beſonders der Sieg „Tantales“ bedeutet eine beſchämende Niederlage, da dieſer in Spa kurz zuvor im Grand prix ganz unplaciert geblieben war. Im Stadt Baden-Handicap hatte „Bergrat“ trotz erheblich höheren Gewichts „Malvaſin“ geſchlagen und damit gezeigt, daß er wieder ganz zu ſeiner alten Form zurückgekehrt iſt.

— **Der öſterreichiſche Derbyſieger „Triumph“ erlitt am** letzten Budapeſter Renntage eine ganz unerwartete Niederlage. Nach einem aufregenden Kampf ſchlug Graf Taſſilo Feſtetics' dreijähriger „[illegible]“ den gefürchteten Gegner im Budapeſter Preis von 5000 Gulden über 2800 Meter ſicher mit einer halben Länge, nachdem „Triumph“ zwei Tage früher den Präſidentenpreis über 2600 Meter im Kanter vor „Jaſon“ und „Szt. Gal“ heimgetragen.

— **Bei den Trabrennen zu Paris-Neuilly ſchlug des Grafen** Mariſchall o. F.-H. „Daniel G.“ die berühmte „Mollie“ Welles, welche ihm über 4000 Meter 100 vorgegeben hatte, nach heißem Kampf.

— **Im Meiſterſchaftsſchwimmen von Berlin über 450** Meter ſiegte Georg Friebow in 8:40 und 15 Sekunden vor H. Kaxle und ſo weiter.

— **Das Hamburger Radfahrermeeting hat bis auf Lehr,** welcher die Meiſterſchaft auf dem hohen Zweirad über 10,000 Meter mit Erfolg verteidigte, folgende neue Meiſter gebracht: Dreiradmeiſterſchaft über 5000 Meter, John Ockermann-Hamburg; Sicherheits-Zweiradmeiſterſchaft über 7500 Meter Theodor Jahde-Frankfurt; Tandem-Dreiradmeiſterſchaft über 5000 Meter F. Stein und Th. Jahde-Frankfurt, und Kunſtfahren Guſtav Kaiſcher-Dresden.

Statiſtik.

— **Der Beſuch der deutſchen Hochſchulen hat ſich in dem** letzten Jahrzehnt nahezu verdoppelt. Während 1869 nur 17,632 Studierende gezählt wurden, iſt dieſe Zahl 1889 auf 31,118 angewachſen. In derſelben Zeit hat eine Volksvermehrung nur von 40,192,000 auf 48,056,000 Perſonen ſtattgefunden, ſo daß der Andrang zu den gelehrten Berufen in keinem Verhältnis zu der Bevölkerungszunahme ſteht. Während vor 10 Jahren noch von einem gewiſſen Mangel an Studierenden geſprochen werden konnte, herrſcht jetzt reichlicher Ueberfluß. Ein Studierender entfällt bereits auf 1409 Perſonen, gegen 2297 in 1869. Die Folgen dieſer Zunahme treten ja täglich in der Ueberfüllung der gelehrten Berufe zu Tage.

— **Der übelberüchtigte Londoner Rauch iſt nach ſeinem** Gewicht und Wert von Profeſſor Chandler Roberts unterſucht worden. Dieſer Gelehrte kommt zu dem Ergebniſſe, daß die tagtäglich über London ſchwebende Rauchmaſſe ein Gewicht von etwa 6000 Zentner beſitzt und daß die Steinkohle, welche in dieſem Rauch ungenützt verloren geht, im ganzen Jahr einen Wert von 45,000,000 Mark hat. Hiezu rechnet er noch 6,000,000 Mark als mittelbaren Verluſt für Transport-, Reinigungskoſten und dergleichen, ſowie endlich 40,000,000 Mark als jährlichen Betrag des Schadens, den der raucherfüllte Dunſtkreis verurſacht. Alles in allem bedeutet alſo der Londoner Rauch einen jährlichen wirtſchaftlichen Verluſt von ungefähr 90,000,000 Mark.

Geſtorben.

— Dr. **Arthur Böttcher**, bekannter Pathologe, einer der hervorragendſten ehemaligen Lehrer der Univerſität Dorpat, 57 Jahre alt, am 10. Auguſt, in Dorpat.

— **James Albery**, bekannter engliſcher Bühnendichter, 51 Jahre alt, am 15. Auguſt, in London.

— **Guilbert**, Kardinal-Erzbiſchof von Bordeaux, 77 Jahre alt, am 15. Auguſt, in Gap.

— Hofrat Profeſſor Dr. **Greiß von Rechten**, der Neſtor der Wiener Juriſten, 93 Jahre alt, Mitte Auguſt, in Preßbaum.

— General **Julien**, der älteſte franzöſiſche Brigadegeneral, 91 Jahre alt, Mitte Auguſt, in Epinay-ſur-Seine.

— Profeſſor Dr. **Viktor Eggertz**, Lehrer an der Bergbauſchule in Stockholm, bekannte Autorität im Bergbaufach, 72 Jahre alt, am 10. Auguſt, in Stockholm.

— **Karl Zimmermann**, Generalmajor z. D., 1865—1873 Chef der topographiſchen Abteilung des Großen Generalſtabs in Berlin, hervorragender Topograph und Kartograph, 76 Jahre alt, am 16. Auguſt, in Berlin.

— **Ernſt Frank**, ehemals Hoftheater-Kapellmeiſter in Hannover, begabter Komponiſt, am 17. Auguſt, in Oberdöbling bei Wien.

— Dr. **Guſtav Carus**, Generalſuperintendent der Provinz Oſtpreußen, 70 Jahre alt, am 18. Auguſt, in Weißenfels.

— Vollrath von **Kroſigk**, k. preußiſcher Wirklicher Geheimerat, 1. Kämmerer, Erbtruchſeß im Herzogtum Magdeburg, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, 70 Jahre alt, am 19. Auguſt.

— **Damala**, der Gatte der Sarah Bernhardt, am 18. Auguſt, in Paris.

— **Villiers de l'Isle-Adam**, bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, am 19. Auguſt, in Paris.

— Oberſtudiendirektor **Eigenbrodt**, langjähriger Präſident der heſſiſchen Landesſynode, am 19. Auguſt, in Darmſtadt.

— **Maria Rainer**, Stammmutter der bekannten Tiroler Sängerfamilie, am 20. Auguſt, in Schwaz (Tirol).

— Andr. Alexandrowitſch **Krajewski**, der Neſtor der ruſſiſchen Publiziſtik, 79 Jahre alt, am 20. Auguſt, in Pawlowsk bei Petersburg.

— **Ludwig von Moltke**, Geheimer Regierungsrat und Kammerherr, Bruder des Feldmarſchalls Grafen von Moltke, 83 Jahre alt, am 21. Auguſt, in Ratzeburg.

— Dr. **J. G. Geuther**, Geheimer Hofrat, ordentlicher Profeſſor der Chemie an der Univerſität Jena, 56 Jahre alt, am 24. Auguſt, in Jena.

Biſchof Dingelſtad.

Am 15. Auguſt hat das Domkapitel zu Münſter auf den durch Dr. [illegible] Ableben erledigten Biſchofsſitz den Gymnaſialprofeſſor Dr. Dingelſtad am katholiſchen Gymnaſium zu Vechta im Großherzogtum Oldenburg, welches zur Diözeſe Münſter [illegible]. Dieſe Wahl hat im Münſterlande nicht geringes Aufſehen erregt, einmal weil Dr. Dingelſtad verhältnismäßig noch jung iſt — er ſteht im beſten Mannesalter, Ende der vierziger Jahre — und dann weil er nicht nur in Oldenburg zwei ſeiner bisherigen unmittelbaren Vorgeſetzten, ſondern dazu noch in Münſter alle hohen Prälaten, einſchließlich des Weihbiſchofs und Domdechanten, des Generalvikars und des Dompropſtes, überſprungen hat. [illegible] noch nicht oft dageweſen, daß ein einfacher Gymnaſialprofeſſor unmittelbar zum [illegible] wurde, und die Ueberzeugung, [illegible] im vorliegenden Falle zu Gunſten des Dr. Dingelſtad ſich ereignet hat, iſt als eine verdiente Huldigung aufzufaſſen, welche dem edlen, makelloſen Charakter und dem gründlichen Wiſſen und der hohen Bildung des [illegible]. [illegible] und allgemein für einen Geiſtlichen [illegible] Ueberzeugungstreue mit einer [illegible] und einem edlen Sinn für feinere und höhere geiſtige Intereſſen zu verbinden weiß. Zu Anfang der [illegible] Jahre im [illegible] Teil [illegible] von wenig bemittelten Eltern geboren, [illegible] Univerſitätsſtudien an der geiſtlichen [illegible], wenn wir recht berichtet ſind, auch in [illegible] und ſeine [illegible] Prieſterweihe, eine [illegible] Lehranſtalt zu Gaesdonck bekleidet [illegible] an das katholiſche Gymnaſium in Vechta [illegible] bis zu ſeiner Ernennung [illegible] Zurückgezogenheit [illegible] und war eigens zum [illegible] iſt, wie eines der älteſten, ſo auch eines der bedeutendſten der deutſchen Reiche [illegible] Dies rührt daher [illegible] bei Aufhebung des alten [illegible] die Burg [illegible] noch heute [illegible] Herrlichkeit der alten [illegible] Weiſe, daß er irgend welches [illegible] Jahrhundert und Zeiten [illegible] die Territorial [illegible] Bevölkerung des Reiches [illegible] landesherrlichen Bekenntniſſes des Bistums [illegible] noch immer der alte landesherrliche Schimmer, und es mag dem neuerwählten Oberhirten, welcher jüngſt noch einfacher Gymnaſialprofeſſor in einem oldenburgiſchen Landſtädtchen war, eine [illegible], daß er jetzt an der Spitze dieſes großen Biſchofsſprengels ſteht, welcher ſich von den Ufern des Rheins bis weithin an die Nordſee erſtreckt. G. M.

[illegible] der neugewählte Biſchof von Münſter.

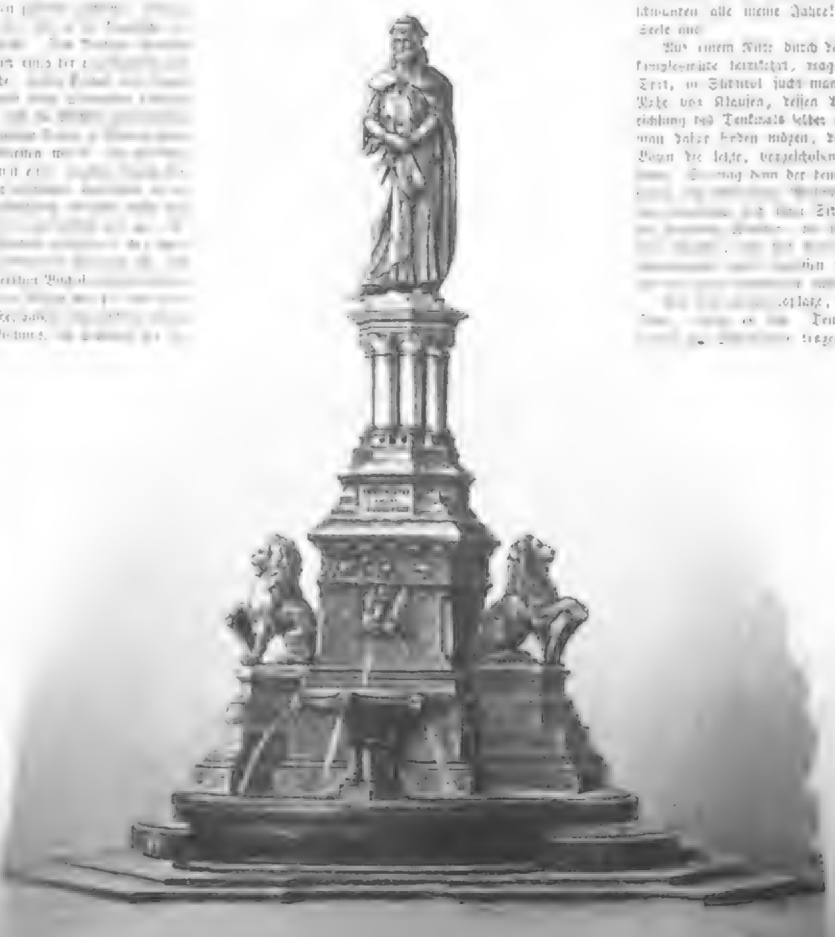
Das Bozener Walther-denkmal.

Ein faſt überreiches Erbe hat das deutſche Mittelalter [illegible] reich, und vielleicht gerade darum nur zu wenig genutzt oder auch nur gekannt. Das Gemeingut weniger Wiſſenden ſind die Minneſänger, die damals einſt die Minnelieder [illegible] hat man nur den erſten [illegible] Seine Werke [illegible] Gottfried von Straßburg nannte ihn „die Leitfrowe der [illegible]“, den vornehmſten Dichter ſeiner Zeit. Seine [illegible] aber wirkte bis zur Gegenwart fruchtreich und [illegible]lich nach; mehr: ſeine Perſönlichkeit blieb im Bewußtſein des Volkes lebendig, dem er angehört und das ſeinen beſſeren und feineren Mann [illegible] nennt.

Was ihn aus der Unzahl der Minnedichter vorderſt heraushebt, das iſt ſeine Tiefe, dann [illegible] Vielſeitigkeit. Er vor allem verſtand es, dieſe [illegible], die eigentlich konventionell war, zu beleben und adeln. Zu beleben, denn das war notwendig, [illegible] die Formen wie die Gefühle, in denen ſich der [illegible] Sänger bewegen durfte, vorgeſchrieben waren. [illegible] koſtbares Gefäß waren dieſe „Töne“, künſtlich und anmutig verziert — er aber füllte ſie mit dem [illegible]trank ſeines Weſens. Ihm war es gleich, wenn [illegible] überquoll: gegen allen Brauch hat er an ein armes niedergeborenes Mädchen — nur eine Edelfrau [illegible] beſungen werden — eines ſeiner ſchönſten Lieder gerichtet und erklärt, er tauſchte ihr gläſern Ringlein nicht um das Gold einer Königin, und es war kaum ein Edelfräulein, dem er das ſüßeſte ſeiner Gedichte, ſein „Tandaradei!“ in den Mund gelegt hat. Ein friſches, gutes Geſchöpf ſingt vom Glücke der Liebe, das es kaum recht kennen gelernt; ein übervolles Herz macht ſich jubelnd Luft — mit ſo viel Anmut und Liebenswürdigkeit, daß es in aller Dichtung kaum etwas Aehnliches an reizvoller Friſche gibt.

Geadelt aber hat er ſie durch ſeine große und ſchöne Mannhaftigkeit. Walther war der mahnende [illegible] der Zeit. Wie er allein [illegible] ſeinen ritterlichen Sangesgenoſſen mit dem Volke zuſammenhängt, ſo iſt auch nur ihm der [illegible] mit dem Volke nicht verloren gegangen. [illegible] ſtand zu Kaiſer und Reich. Strenge Strafreden hatte er gegen jede Ueberhebung. Zur Einheit hat er gemahnt alle Stunden ſeines Lebens lang. Deutſche Zucht erhob er über alles, und da er an der Wende ſeiner Tage den Glanz des Reiches geſchwunden, den deutſchen Namen verunehrt, die edle deutſche Kunſt verbleichen ſah, da entrang ſich ihm der erſchütterndſte Klagelaut, den je ein Dichter erhoben, da ſtrömte er in jenem herrlichen: „O weh, wie ſind verſchwunden alle meine Jahre!“ den ganzen Jammer ſeiner Seele aus.

Auf einem Ritt durch das Eiſackthal, ein Mann, der kreuzzugsmüde heimkehrt, mag er dies Lied angehoben haben. Dort, in Südtirol ſucht man nämlich ſeine Heimat, in der Nähe von Klauſen, deſſen Vorort ſich nun durch die Errichtung des Denkmals ſelber ehrt. Keinen beſſeren Ort hätte man dafür finden mögen, denn an italieniſchen Marken iſt Bozen die letzte, vorgeſchobene feſte Grenzwand des Deutſchtums. [illegible] mag dann der deutſche Dichter als Markwart [illegible] Sitte nimmer zu vergeſſen. Nicht [illegible] und kräftige Mann [illegible] Natter, der Schöpfer des [illegible] in ſeinem Werke, das ihm [illegible] platze, dem größten und ſchönſten der [illegible]. Den Sockel bildet ein Brunnen; [illegible] tragen die Wappen der engeren und der weiteren Heimat: Tirols und des deutſchen Reiches. Sie ſymboliſieren die wachſame Kraft. Schwäne, die immer in Beziehung zur Dichtung geſetzt werden, ſpeien Waſſer in ſchön gearbeitete [illegible] das trägt endlich [illegible] Marmor ausgeführte Standbild des Dichters, zu deſſen Füßen ſich ſein Wappen findet. Walther iſt in ritterlicher Tracht dargeſtellt. Ein Bart bedeckt das männlich ſchöne Haupt, das leicht [illegible] iſt, als wolle es etwas das Rauſchen des Waſſers vernehmen. „Ich ſaz ein waʒʒer dieʒen“ war auch das Motto, [illegible]



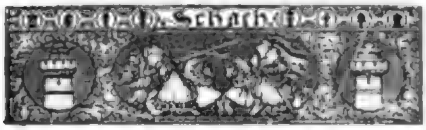
Das Denkmal Walthers von der Vogelweide in Bozen.

So erscheint Walther als das, was er im Leben gewesen: ein streitbarer Sänger.

Die Gestalt war nicht leicht zu bilden. Alle Anhaltspunkte mangelten, wie sie sonst in Zeichnungen dem Plastiker zu Hilfe kommen. Sie mußte individuell wirken, und doch die Möglichkeit in sich tragen, typisch zu werden. Das durchzuführen ist Natter geglückt. Die auf Pergament geschriebene Widmungsurkunde, die mit noch verschiedenen anderen Schriften und den gegenwärtig gangbaren Geldmünzen von Oesterreich-Ungarn in die oberste Steinplatte des Denkmalsockels versenkt und wohl geborgen wurde, enthält die Geschichte des Denkmals und gedenkt jener Männer, welche sich um das Zustandekommen des herrlichen Werkes verdient gemacht haben. Es sind dies insbesondere Professor Dr. Ignaz Zingerle, dann der vormalige Komite-Obmann Dr. med. Gustav v. Kofler-Kleinstein, das Komite-Ausschußmitglied Oberbaurat Karl Prenninger und der jetzige opferwillige Komite-Obmann Andreas Kircheberer, nicht zu vergessen den Erbauer der Stephaniebrücke, Otto Hieser, der den Sockel schuf.

Der neugegründete Tiroler Sängerbund, der den Manen Walthers seine Huldigung darzubringen nicht verfehlt, hätte einen besseren Schutzpatron kaum finden können. Wahrend rüttelt die nationale Feier an dem schlafenden Volksgefühle des deutschen Tirols. Das thut not. Es ist Zeit, daß es geweckt werde, ehe es zu spät ist. Vielleicht wirkt Walthers Bildnis in diesem Sinne. Wir aber alle, die deutsch fühlen in und außer Oesterreich, wüßten's ihm Dank!

J. J. David.

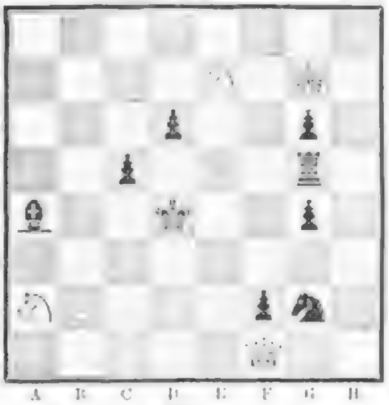


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 519.

Von A. F. Beck.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 515:

Weiß.	Schwarz.
1) B 3 — B 4	1) K. E 5 — D 5 (D 6)
2) T. G 8 — F 8 (†)	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	
A)	
1)	1) S. A 7 — C 8.
2) S. F 4 — F 4	2) S. C 8 — D 6 od. beliebig anders.
3) S. F 4 — G 6 oder Dame Matt.	
B)	
1)	1) F 5 — F 4.
2) S. E 6 — E 7	2) Beliebig.
3) Dame Matt. — (Auf 1) . . . 1) S. A 7 — C 6 (B 5), 2) T. G 8 — G 1 u.)	

Schachbriefwechsel.

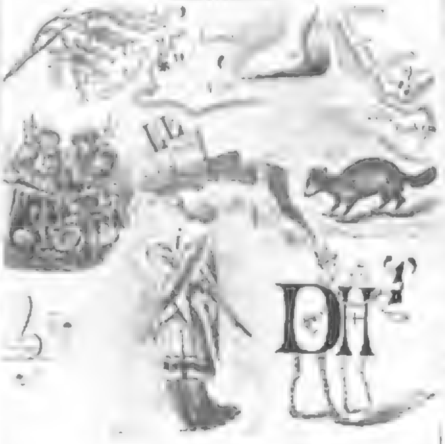
Herrn Dr. Walz in Heidelberg. Nro. 511 und 512 R. In Nro. 510 nach 1) T. A 5 — D 5, D 3 — D 4; 2) T. D 5 u. F 4 †, K. E 5 — D 5 setzt 3) D. F 6 — E 6 nicht matt, weil der König D 5 nach C 4 entrinnt. Nro. 510 R. — Karl Haisting in Pehren, Nro. 510—511 R. — W. v. [illegible] in Tellitzer. In Nro. 511 setzt 1) T. H 6 — F 6 nicht sofort matt. Es folgt K. E 4 — D 3, und nach 2) D. F 4 — F 5 †, K. D 3 — [illegible] 4; 3) D. D 5 — E 4 †, deckt S. F 3 — D 4 das Schach. Ebenso hat in Nro. 510 der Zug 1) T. A 5 — D 8 keinen Erfolg, weil Schwarz D 3 — D 4 antwortet. Nro. 513 R.

Paul Rostocker in Riga. Nro. 508 und 509 ebenso Nro. 511 und 512 R. Unsere Nro. 510 ist fehlerlos gebaut. Dazu gratulieren wir Ihnen. — Adolf Anderssen hat die Ueberlegenheit Paul Morphys niemals anerkannt, und zwar nach unserer Meinung mit vollem Recht. Trotz der Entscheidung über das Verhältnis der Spielstärke beider Meister hängt von dem Resultat einer viel größeren Anzahl Partien ab, als Morphy und Anderssen mit einander gespielt haben. Anderssen hat auch seine Niederlage sich [illegible] erklärt, Paul Morphy zur Veranstaltung eines zweiten Wettkampfes zu bewegen; jedoch erfolglos. — Rudolf Hanneke in Breslau. Nro. 509 R. — Schachclub in Wesel. Nro. 512—514 R. Die Berichtigung haben wir dem Herrn Einsender dankend gemeldet. — Mr. Émile Frau à Lyon. Votre solution de Nro. 505 est juste. Vous avez bien raison en égard de la question de principe. En Allemagne la règle domine que le pion avancé à dame venue d'être pion. — G. Burkhard in Mühlhausen und J. Hesse in Dresden. Nro. 512 R. — Fritz Fischer in Leipzig. Nro. 508—510 R. — M. R. in Graz. Nro. 510—511 R. — Treiling in Lemberg. Nro. 509 bis 511 (Scheinlösungen Nro. 510—508) R. Freundlichen Gruß. — R. Weiher in Riga. In Nro. 510 nach 1) S. E 2 — D 3 †, K. E 5 — E 4, 2) T. A 5 — A 3, D 5 — D 4, setzt 3) S. G 2 u. E 4 nicht matt; denn K. E 4 schlägt den Bauer F 3. — In Bezug auf die Regeln der Problemkomposition verweisen wir Sie auf die „Neue Sammlung leichterer Schachaufgaben“, Verlag von Ph. Anton in Leipzig. Preis 60 Pf. — Dr. C. in Glauchau. Nro. 510—513 R. — Josef Wecele in Teltsch. Nro. 508—512 R. Ihre Bemerkung zu Nro. 518 trifft den Nagel auf den Kopf. — A. H. in Pfingstenberg. Wir machen Sie auf die vorher angeführte Sammlung aufmerksam. Zu der Aufgabe von A. G. Lewis folgt nach dem von Ihnen angegebenen ersten Zuge L. G 6 — G 4, K. E 5 — E 6, worauf kein Zug Matt setzt. In der folgenden von Klein wird 1) D. B 4 u. C 5 jede Verteidigung durch K. E 4 u. F 3 vereitelt. In Kontrast gegenüber Aufgabe beantwortet Schwarz Ihren Zug 1) L. C 2 — A 4 nicht durch L. G 8 u. H 7, sondern durch C 4 — C 3. Das Zeichen 0 — 0 bedeutet: Rochiert mit dem Königsturm.

[illegible]

Rätsel.

Bilderrätsel.

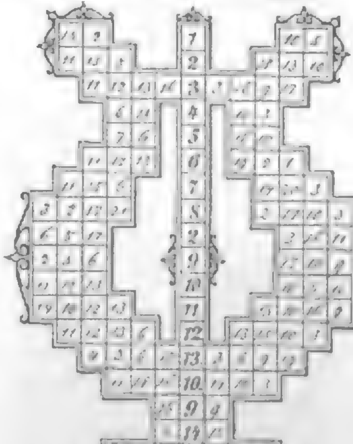


Auflösung des Quadraträtsels Seite 1005:

A	M	S	T	E	G	1) Amsteg.
M	E	L	I	T	E	2) Melite (Malta).
S	L	A	V	E	N	3) Slaven.
T	I	V	O	L	I	4) Tivoli.
E	T	E	L	K	A	5) Etelka.
G	E	N	I	A	L	6) Genial.

„Lyra“-Zahlenrätsel.

Von Rudi von Warnkenhagen.



Ersetzt man die Ziffern in den Feldern obiger Lyra durch entsprechende Buchstaben, so erhält man in horizontaler Richtung zwanzig Wörter von folgender Bedeutung: 1) Alte Citadelle in London. 2) Abschnitt eines Gedichtes. 3) Englische Silbermünze. 4) Baumstrunk. 5) Mädchenname. 6) Bildhauer. 7) Türkischer Name für Konstantinopel. 8) Anziehungsmittel. 9) Landschaft des alten Peloponnes. 10) Südfrüchte. 11) [illegible]. 12) Marketenderin. 13) Schäfer. 14) So viel wie Ebene. 15) Toilettengegenstand. 16) Nebenfluß der Donau. 17) Kirchlicher Ehrentitel. 18) Kurort in Ungarn. 19) Römischer Imperator. 20) Berühmter Tenorist. — Nach richtig erfolgter Kombination der Wörter nennt die mittlere Vertikalreihe der Lyra einen großen deutschen Dichter.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1005:

Wer erreichen will sein Ziel, denk' stets bevor des Leibes viel.

An unsere verehrten Abonnenten!

Wie seit Jahren haben wir auch für den laufenden, demnächst vollständig vorliegenden Jahrgang von „Ueber Land und Meer“ in unserer Buchbinderei elegant ausgestattete

Einband-Decken

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken anfertigen lassen. Jeder Jahrgang ist in zwei Bände abgeteilt, so daß man zum Einbinden desselben auch zwei Decken (für Nro. 1 bis 26 und für Nro. 27 bis 52) gebraucht. Der Preis hiefür ist für die Haupt-Ausgabe von „Ueber Land und Meer“ per Einband-Decke 2 Mark (per Jahrgang also 4 Mark). Dieselben Decken, jedoch nur mit Golddruck, ohne Vorderdeckelvergoldung, sind zu Mark 1.25 per Stück erhältlich.

Den verehrlichen Abonnenten der **Künstler-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer“ offeriren wir ebenfalls elegante, in unserer Buchbinderei hergestellte Einbanddecken in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken, je für 26 Nummern — 1 Band bestimmt, zum Preise von nur Mark 2.25 per Stück. Die Decken für die **Haupt-Ausgabe** sind nur in brauner Farbe, für die **Künstler-Ausgabe** nur in roter Farbe zu haben.

(In Oesterreich-Ungarn kommt zu obigen Preisen noch ein kleiner Eingangszoll.)

Die Einband-Decken können durch jede Buch-, Kunst-, Kolportagehandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; die verehrlichen Postabonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postanstalten solche nicht liefern. Auf Wunsch und gegen Einsendung des Betrages ist auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur prompten Lieferung der Einband-Decken bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Briefmappe.

Ehrsitzerin in Prag. Paul von Weilen dankt bestens für Ihre gütigen Zeilen[illegible] am blauen Plauderecken am Kamin. Es ist sehr liebenswürdig, daß Sie an den Personen der Gesellschaft, die eigentlich nur Vertreter bestimmter Klassen und Anschauungen sein sollten, so viel Anteil nehmen und deren Schicksal [illegible] möchten. Er würde Ihren Vorschlägen gern entsprechen, aber es muß doch einige Bedingungen stellen. [illegible] Graf von Nemberg [illegible] [illegible] [illegible] Tiefe und Schulze wissen, [illegible] [illegible] ca. 100 Jahren [illegible] im „Kladderadatsch“ erscheinen, [illegible] 3) Paula Erdmann, [illegible] des „Ulk“ [illegible] [illegible] 4) Die [illegible] so wohl bekannte Gesellschaft in der [illegible] [illegible] So lange dies nicht der Gräfin Ebersheit gegenüber [illegible] bleiben.

Theodor Pr. in Dresden. Durch [illegible] Buchhandlung in München werden Sie darüber am besten Auskunft erhalten können.

L. B. in Krefeld. [illegible] „Vom Aufgang und Niedergang“.

G. W. in Mühlhausen (Thüringen). Ihrem Antrag können wir nicht Folge geben, unterlassen wir nicht zur [illegible], weil dieselbe lediglich vom Kopieren handelt, sondern noch mehr deshalb, weil mit solcher [illegible] ein künstlerischer Wert kaum erreicht werden kann, [illegible] [illegible] So lange wir nicht aus eigener Anschauung die Ueberzeugung einer wirklich ganz außerordentlichen Begabung gewonnen haben.

Ein Leser, der keinen Spaß versteht. Get's denn? [illegible] [illegible] [illegible] mit seiner [illegible] [illegible].

Von B. in G. 1) [illegible] 2) [illegible] [illegible] ist durchaus nicht so leicht anzufertigen ist, wie man es sich vielfach vorzustellen pflegt, wäre es für Sie ratsam, nach einer [illegible] [illegible] Arbeiten zu suchen. Wollen Sie aber bei der andern Absicht bleiben, so wenden Sie sich, um auch nur einigermaßen günstiges Aussehen zu haben, vor allem an einer größeren Stadt [illegible] [illegible] Tageszeitungen erscheinen, und mit den Redaktionen derselben in Verbindung zu treten suchen.

Otto F. in Halberstadt. Das frühere Vandiemensland, seit 1853 in Tasmanien umgetauft — nach Abel Tasman, der die Insel im Jahre 1642 entdeckte, — besitzt ein sehr gesundes gemäßigtes Klima, in dem die Kulturpflanzen des [illegible] Mitteleuropas gedeihen. Die weißen Ansiedler, die nach dem Aussterben der [illegible] Ureinwohner alleinige Herren des Gebiets sind, sind [illegible] englischer Abkunft und [illegible] [illegible] Die Insel bildet mit der Nachbarinsel ein eigenes Gouvernement, das unmittelbar dem englischen Kolonialministerium unterstellt ist. Näheres über die heutigen Verhältnisse finden Sie in Trollopes „Victoria and Tasmania“.

P. in Deutsch-Krawarn. Mit derartigen Anfragen müssen wir Sie auf das „Adreßbuch des Deutschen Reichs und seiner Industrie“ (Berlin, Adolf Mosse Verlag) und ähnliche Quellen verweisen.

Gustav W. in Szegedin. Ihr Gedicht: „Das“ wollen wir den Lesern unseres Leserkreises nicht vorenthalten. Es lautet, wie Sie wissen:

„Dein Aug', es blickt
Doch wie es schaut
Mit liebevollem Blick,
Dein Mund, gebeut
So hehr, so traut,
Mein liebend Herz berückt!

Dein Haar, dein Mund,
Verschlossen weit
Im weiten Ozeans Schwan,
Mein Liebchen kein
Nur Liebe gilt
Mir ewig ganz allein!“

Schade, daß diese Verse so sehr an ein berühmtes Muster — die Grabschrift, die Horatio in Shakespeares Hamlet [illegible] — erinnern!

H. L. in Leipzig. Mit dieser „Verschlimmerung“ würde erlangt sein, daß Leipzig nicht zu Sachsen gehört. Das können wir doch unmöglich unterschreiben!

Ch. von L. in Görlitz. Um darüber zuverlässigen Aufschluß zu erhalten, fragen Sie am [illegible] bei der Kaiserlichen Admiralität, Berlin W., Leipzigerplatz Nro. 13, an.

L. B. in Brannau. Die Weinhandlung von O. Baldauf in Stuttgart, Gutenbergstraße 71.

A. in Antwerpen. Mit dieser Angelegenheit wenden Sie sich am besten an einen deutschen Rechtsanwalt unter Angabe aller [illegible] Punkte, namentlich auch des Ortes, an welchen Sie [illegible] [illegible] Truppenkörpers, zu welchem Sie gehört haben u. Auf diesem Wege werden Sie aller Wahrscheinlichkeit nach zu Nachrichten gelangen, deren Erfolgung ohne zu große Schwierigkeiten zu dem gewünschten Ziele führt.

Luise in Oesterreich. Wenn Sie an der Form des Namens bei königlichen Hoftheaters in Wiesbaden [illegible] [illegible] der Brief sicher in die richtigen Hände gelangen.

[illegible] Wünſche nicht leicht ergeben zu können. Wir [illegible] uns derſelben gern erinnern und ihnen nach [illegible]

Freiligrath-Verehrerin. Die Jahrgänge 1876, 1880 und 1877 von [illegible] „Illuſtrated Magazine" ſind vollſtändig vergriffen, dagegen iſt der Jahrgang 1874 noch fein gebunden für 8 ℳ 50 ₰ zu haben. [illegible] ermäßigte Preis [illegible] Jahrgang 10 ℳ. Ihre Buchhandlung wird Ihnen den ganzen Jahrgang gern beſorgen.

O. L. in R. Wir vergeſſen anzuſchaffen, welche Ausgaben [illegible] Militärdienſt behandeln [illegible]. Oder begehren Sie nur allgemeine [illegible] [illegible] in Stuttgart bei Fr. [illegible] erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen iſt (vgl. Seite 934 unter „Literatur").

J. C. in Bernau. [illegible]

von G. in B. [illegible] als die [illegible], wenn es ihre [illegible] und von [illegible] zu laſſen.

Alter Abonnent in Ratibor. In allen Einzelheiten, [illegible] gewünſchten Aufſchluß geben.

[illegible] Ein [illegible] Zeichen [illegible] vor etwa zwei Jahren in der Nähe von [illegible] und der [illegible] jetzt im [illegible] über 2 Meter hoch iſt, [illegible], was wir aus dieſer [illegible] in Ihrem Inſerate [illegible] Anfrage erſehen, das [illegible] (Juniperus virginiana).

Ludwig Adam W. in [illegible]. Das Gewünſchte werden Sie in den Fabriken erhalten, die ſich mit der Herſtellung von [illegible] befaſſen und deren Sie den [illegible] an dieſer Stelle zu [illegible] Wir [illegible] Sie dem „Adreßbuch des deutſchen Reichs und ſeiner Induſtrie" [illegible], das jede Buchhandlung Ihnen auf Wunſch [illegible].

R. M. J. in Magdeburg. [illegible]

U.-Be. in T. [illegible] „R. M. J. in Magdeburg" [illegible]

[illegible]

[illegible] leuchtet Sonne [illegible] und Zeichnung [illegible] Hamburg [illegible]

Redaktion: [illegible]

Beiträge [illegible] in Hannover (2). Gera [illegible] in Lauban. [illegible] bei München (3). [illegible] in Lahr. [illegible] in Schwabach. Georg Vier in Diehl. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Breslau. [illegible] „Deutſcher Bruderbund" in Porto Cabello. [illegible] in Ulm. [illegible] in St. Petersburg. [illegible] in Prag. [illegible] in Williamsport [illegible] in [illegible]. [illegible], Château de [illegible] (3). [illegible] in Stuttgart. [illegible] in Abfrage (3).

Verantwortliche Redaktion: Otto Baiſch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]
Wien: [illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]
Budapeſt: [illegible] Acht [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

Text: Das Geheimnis, Novelle von [illegible] — [illegible] Der Gefangene in Ballitälen [illegible] — [illegible] Das Römerſpiel [illegible] — [illegible] — Die Präſidenten [illegible] — Abend [illegible] — Die ſieben [illegible] — Reſlmatte [illegible] Juliane Bode. — Der [illegible] — [illegible]

[illegible] Der [illegible] von [illegible] — [illegible] von [illegible] — [illegible] der [illegible]

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Intereſſante Novität!

[illegible]

Pandora.

Vermiſchte Schriften

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Inhalt:

[illegible] — [illegible] aus dem [illegible] — Die [illegible] und [illegible] — Der [illegible] von [illegible] — [illegible] und [illegible] — Der [illegible] — Ein Wort über die [illegible] — Die [illegible] von [illegible] — Das Grab in [illegible]. — Die [illegible]

Preis geheftet 6 Mark; fein in Leinwand gebunden 7 Mark.

Der berühmte Verfaſſer bringt hier eine Sammlung [illegible] und [illegible] Aufſätze und [illegible], ein Inhalt aller Gebiete, nahe liegenden Gebieten. [illegible] wie der [illegible] der Pandora eine Fülle [illegible] [illegible] und [illegible] allen Freunden [illegible] und [illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.

[illegible] Hamburg [illegible] Leipzig [illegible] London [illegible] München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Das Beste Mittel zu lohnendem Erwerb im Hauſe iſt eine [illegible] ie [illegible] auf ſtrickt man Socken, Strümpfe, Unterröcke, Herrenweſten. [illegible] der Dresdner Strickmaſchinenfabrik Laue & Timaeus in Löbtau-Dresden. **Strickmaſchine**

Poſt- und Schnelldampfer
zwiſchen Bremen und
Newyork | Baltimore
Braſilien | La Plata
Oſtaſien | Auſtralien
Proſpekte verſendet
Bremen. Die Direction des Norddeutſchen Lloyd.

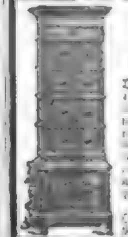
Neu! [illegible] Romane [illegible]

„Wir kennen keine [illegible]
[illegible] Verlag, Leipzig.

Kaufmänniſche [illegible] — Weſen der Buchführung — [illegible] — Kaufmänniſches Rechnen — Die Führung der [illegible] — Geheim-Buch — Wie verſchafft man ſich eine gute Stelle [illegible] F. S. [illegible] Berlin [illegible]

Allgemeine
Zeitung des Judenthums.
[illegible] für Inſerate, [illegible] Rudolf Moſſe.

Rieger's Patent-Thonofen
[illegible]



[illegible] Ferd. Rieger, [illegible] Stuttgart. [illegible]

Patentirt in allen Ländern
[illegible]
Erfolg wunderbar
[illegible]

[illegible] Warnung vor Fälſchungen. [illegible]

[illegible] zu photographieren. — Gute und preiswerte Apparate liefert die optiſche Anſtalt C. P. Goerz, Berlin W.-Schöneberg, Hauptſtr. 7. Preisliſten und Probebilder [illegible]

20 Pf. Jede Nr. **Muſikaliſche Univerſal-Bibliothek!** [illegible] Felix Siegel, Leipzig, [illegible]

[illegible] und Apparate. [illegible]

Manuſkripte
[illegible] Verlags-Buchhandlung [illegible]
Karl Minkorff's Verlag.
Danzig, Leipzig, Wien.

Solide Buckskins,
das Meter von M. 2.90 ab, verſendet auch an Private. Muſter frei.
Bruno Frenzel, Cottbus.

Gold- u. Silberwaarenfabrik
C. v. d. Werdt, Berlin S.,
Oranienſtr. 66 I,
verſendet ihren illuſtrirten **Pracht-Katalog gratis u. franko.**
Einzelverkauf zu Fabrikpreiſen.
[illegible] Gold- u. Silberwaaren

[illegible]
Tuchfabrikant
Albert Häring, Cottbus,
[illegible]

Stets Tinte und Feder zur Hand!

Kein Tintenfaß mehr!
[illegible] Gebrauch unſeres Meteor-**Füllfederhalters.**
(Patentirt in allen Staaten, Dr. Hummel's D. R.-Patent.)
Niemaliges Verſagen! — Sofortige Schreibfertigkeit! — Bequem in der Taſche!
Zu haben in allen [illegible] Schreibmaterialienhandlungen des In- und Auslandes. In [illegible] M. 3.50. [illegible] 4.50. Goldfl. 6.— Wenn nicht erhältlich, direkte Zuſendung [illegible].
Aktien-Geſellſchaft für Kleinmechanik (vorm. Joh. Koch & Comp.)
Auſſerſihl-Zürich (Schweiz).
[illegible]
Bezug für Mitglieder des Deutſchen Offiziers-Vereins in Berlin durch [illegible]

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-
Kunſt-Fenſter
[illegible]
Katalog-Auszug, Muſter u. Preisliſte gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

Hamburg-Amerikanische
Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.
Express-
und
Postdampferdienst.

Hamburg - New-York
Southampton anlaufend
Oceanfahrt ca. 7 Tage.

Ausserdem regelmässige Postdampfer-Verbindungen zwischen

Havre — New-York. Hamburg — Westindien.
Stettin — New-York. Hamburg — [illegible]
Hamburg — Baltimore. Hamburg — Mexico.

[illegible]

Die Direction
in Hamburg, Deichstrasse 7.

Sparſamem Haushalt.
[illegible]

Photographiſche Apparate!
[illegible] gratis und franko.
Joh. Sachs & Co.
[illegible]
Berlin [illegible]

Schönheiten [illegible]

Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen
iſt die Illuſtrirte Frauen-Zeitung.

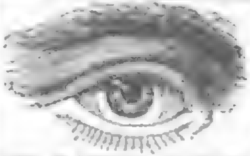
[illegible] 24 Unterhaltungs-Nummern und [illegible] (Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern ſind der „Modenwelt“ gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen [illegible] und Wäſche [illegible] ferner noch Folgendes: [illegible] Kunſtblätter für künſtleriſche Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illuſtrationen, ſo daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich hinanreicht. Kein anderes illuſtrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutſchlands, kann nur entfernt dieſe Zahl aufweiſen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern“ bringt außerdem jährlich noch 48 große farbige Modenbilder, alſo jährlich 64 bunte Beigaben, und koſtet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. [illegible] nach Durchſ.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38. Wien I, Operngaſſe 3.

Nebelbilder-Apparate
[illegible]
A. Krüss in Hamburg.

J. Weyl, älteste Fabrik von [illegible] Wien, [illegible] und Berlin [illegible]

Tuchversand
an
PRIVATE
direkt vom Fabrikationsort.
[illegible] Buckskins, Cheviots
[illegible] Kammgarnen [illegible]
[illegible] Paletotstoffen,
Jagd- [illegible] Livreestoffen, schwarzen Tuchen
Jedes Maß [illegible] Fabrikpreiſen
[illegible]
Müncheberg & Franke Cottbus.



Wichtige Erfindung für die
Augen!
Rodenstock's
neue verbesserte
Augengläser
mit Diaphragma,

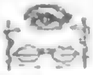
welche [illegible] Sehen und Erhaltung der Augen gibt. [illegible] kurzsichtig [illegible] weitsichtig [illegible] ermuden [illegible]

[illegible] direkt zu Originalpreisen [illegible]

Optisch-oculistische Anstalt in München, Karlsthor 8.

[illegible]

Optische Anstalt G. Rodenstock, Hoflieferant,
München.



Warnung! [illegible]

CONRAD MERZ, STUTTGART.
Königsstrasse Nr. 37.

Portofreier Versand
aller Aufträge von 20 Mark an
innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark.

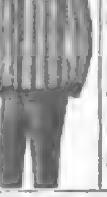
Neuheiten
in
Winter-Tricot-Anzügen
für
Knaben und Mädchen.

Irma
Isabella
Felix
Beatrice
[illegible]

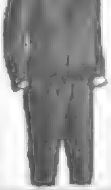
Elfriede
Marine, Cardinal od. Electric [illegible]
Lola
Electric, Cardinal oder Gobe.
Clarissa
[illegible]
Guido
[illegible]

[illegible] Tricotanzug Franz. [illegible]

[illegible] Tricotanzug Leo. [illegible]



[illegible] Tricotanzug Richard. [illegible]



[illegible] Tricotanzug Hubert. [illegible]

[illegible] Tricotanzug Rainer [illegible]

[illegible] Tricotanzug Moritz [illegible]

Die Firma CONRAD MERZ in STUTTGART, Königsstr. Nr. 37, versendet gratis u. franco ihren HAUPT-KATALOG für die Saison 1889/90

Van Houten's Cacao.

Bester – Im Gebrauch billigster.

½ Kg. genügt für 100 Tassen
feinster Chocolade.
Ueberall vorrätig.

[illegible] Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbniß, Frauenkrank-heiten [illegible]

Dr. Kles' Diätetiſche Heilanſtalt
Dresden, Bachſtraße 8.

[illegible] Dr. Kles' Diätetiſche Kuren [illegible]

Heilanstalt für
Nervenkranke
zu Bendorf am Rhein.
[illegible]

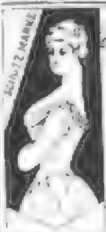
Kurhaus f. Lungenkranke
Reiboldsgrün i. Sachsen,
altbewährt für Herbst- und Winterkuren.
Prospekte durch die Verwaltung.

Militär-Pädagogium Dr. Killisch
früher: Berlin, — jetzt: Schloss Wackerbarths-Ruhe
Kötzschenbroda-Dresden.
[illegible] Ausführliche Prospekte gratis und franko!

Trunkſucht
[illegible] Reinhold Rehlaff, [illegible] Dresden 10.

Deutſche
Militairdienſt-Verſicherungs-Anſtalt
in Hannover.

[illegible] unter 12 Jahren werden auf [illegible] Zweck derſelben [illegible]



Parfum [illegible] L. Pietsch, Dresden [illegible]

MERAN

Meran, [illegible] Lungen-, Nervenkranke u. Skrophulose [illegible] Oertel'sche Terrainkuren. [illegible]

SODENER WARMBRUNNEN III

[illegible] wird geraten, wegen der Anwendung [illegible] Mineralwasserhandlungen und Apotheken [illegible]

Brunnenverwaltung Bad Soden a. T. Ph. Herm. Fay & Co

Hoflieferant
Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs
Seiner Majeſtät des Königs von Sachſen.
Seiner Majeſtät des Königs von Württemberg.
Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden.
Lieferant der Kaiſerlichen Marine ſowie der
meiſten Fürſtl. Höfe [illegible]

Garnier'sche Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt.
[illegible] — ohne Latein;
Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H.
[illegible] Die Reifezeugnisse berechtigen zum einjährigen Militärdienste.
Prospectus und nähere Auskunft durch den jetzigen Besitzer
Dr. L. Proeschholdt.

Wollen Sie die
Garantie
für ächten
Weineſſig
haben, dann verlangen Sie
Hengſtenbergs
Weineſſig

TAMAR INDIEN GRILLON

[illegible] abführende Fruchtpastille
gegen
VERSTOPFUNG
Hæmorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

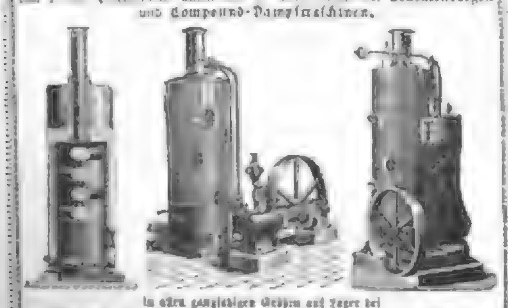
Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düſſeldorf 1887.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft Duhr & Cie.
[illegible] Central-Bureau in Trier [illegible]

Versuch bestens empfohlen
B. Hipauf, Breslau.

Rheinwein.
Gegen Einsendung von M. 30 versende [illegible] 30 Liter [illegible] **Weißwein,** [illegible]

Stehende geſchweißte Querſiederkeſſel
[illegible] Eincylindrigen und Compound-Dampfmaſchinen.



In allen gangbaren Größen auf Lager bei
Menck & Hambrock, Ottenſen bei Hamburg.

Feines Tafelgeflügel „Monopole Hongrois"
(naturell milchgemästet oder getrüffelt)
[illegible] „ungarische Legehühner u. Zuchthähne" [illegible]
[illegible] „Eierproduktion" [illegible] „die Perlen des ungarischen Tieflandes" [illegible] Garantie für lebende Ankunft [illegible]
Ungarische Hühnerzucht [illegible]
Victor Haydecker, Püspök-Ladány in Ungarn.
[illegible] Deutschland [illegible]

Kapaunen [illegible]
Poularden [illegible]
Poulets [illegible]
Masthähnchen [illegible]
Jungenten [illegible]
Junggänse [illegible]
1889er [illegible]
1889er [illegible]
1889er Kücken [illegible]
1889er Zuchtenten [illegible]
1889er Zuchtgänse [illegible]
[illegible]

LIEBIG Company's Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in BLAUER FARBE trägt.

Rüdesheimer Schaumwein Kellerei
EWALD & Co.
Zu beziehen durch alle Weingroßhandlungen

Über Land und Meer.

Nº 51.

62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Im alten Schloß.

Humoriſtiſche Erzählung

von

Karl Hecker.

(Alle Rechte vorbehalten.)

So ſehr alt war es nun gerade nicht. Anderthalb Jahrhunderte. Was will das von einem Schloß heißen? Wie mancher Edelmann rühmt ſich eines ältern Beſitzes, wenn's auch nur ein zerfallener Turm, ein wappengekrönter Thorbogen iſt, was davon übrig blieb!

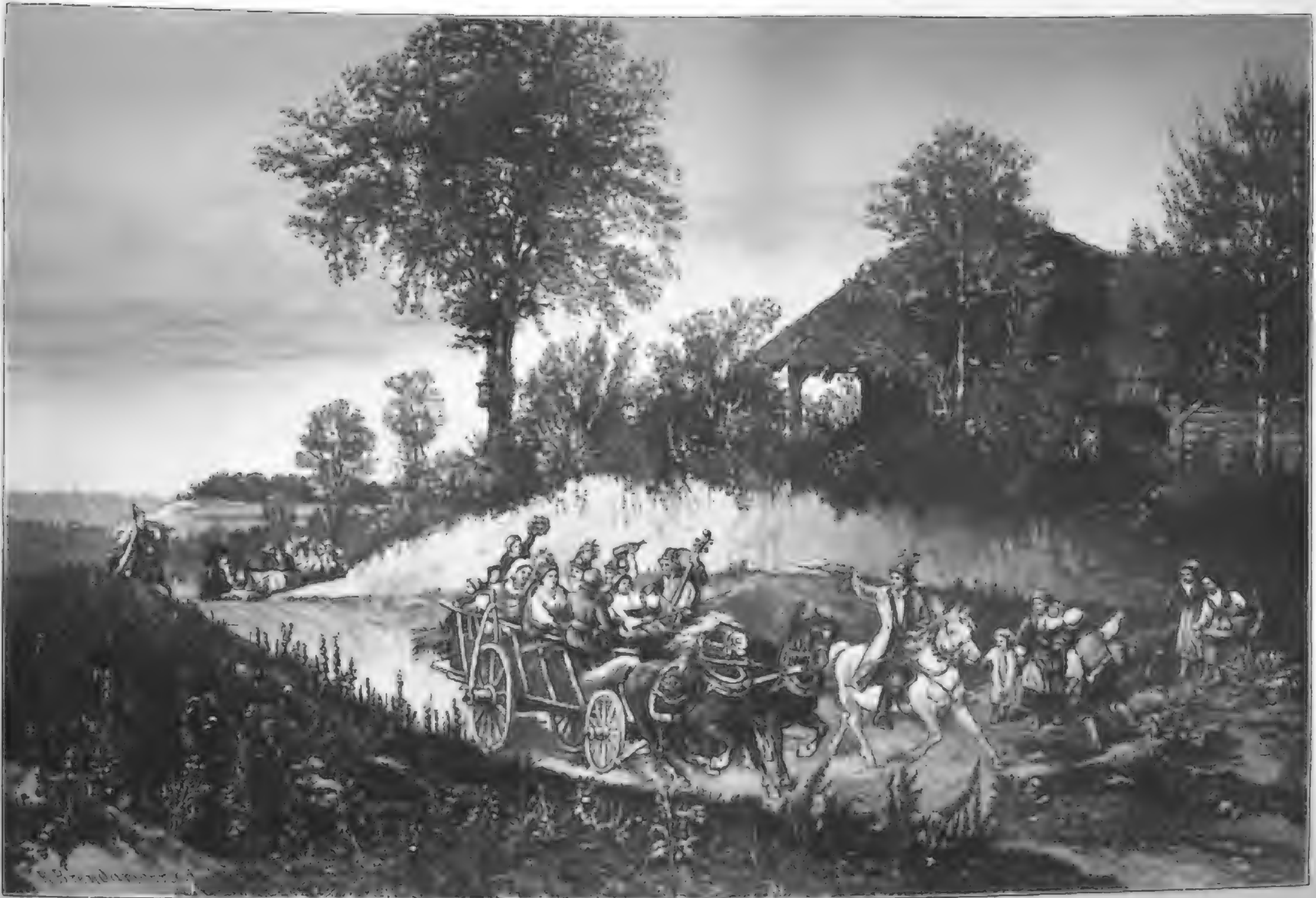
Das Schloß, von dem hier die Rede iſt, war nicht viel älter als der älteſte Teil der Stadt, die darum entſtanden, aber es war ganz.

Der Staat ſchützte es vor dem Zuſammenbruch, und ein Gleiches that der Hof den wenigen, die es noch bewohnten. Von der Gunſt, die beide einſt erhoben und getragen hatte, war gerade noch dies Reſtchen Pietät übrig geblieben.

Dieſe hüſtelnden Geheimeräte, dieſe verwitterten Hofdamen mit den verblichenen Ueberreſten einer beſſern Zeit bettelſtolz drapirt, die Sünden der Jugend in später Askeſe bereuend, dieſe wandelnden Ruinen machten einen wehmütig komiſchen Eindruck, einen unbedingt vornehmen aber machte das Schloß.

Das hatte ſich nicht bekehrt, das war Heide geblieben, und in ſeinem unbewohnten Teil barg es

Nach dem Gewitter. Gemälde von Charles J. Palmie.



Polniſche Bauernhochzeit. Gemälde von H. Lipinski. Nach einer Photographie von Viktor Angerer in Wien.

Während er ihm mit der einen Hand vertraulich auf die Schulter klopfte, deutete er mit der andern auf den Stern, der die eigene Bruſt ſchmückte, und der vielſagende Blick ſchien die Schlußſtrophe von Goethes Abendlied zu recitiren: „Warte nur, balde, balde —“

Die Dame aber zitterte bei dem Gedanken an die Gefahren, die er überſtanden, und war doch ſo begierig, recht bald Näheres aus ſeinem Mund darüber zu vernehmen. Kornemann befand ſich in der denkbar größten Verlegenheit.

Zum Glück enthob ihn die plötzlich wieder eintretende allgemeine Stille der Antwort. Die Proſceniumsloge war das Ziel aller Blicke, aber nicht alle ſtrahlten ſo begeiſtert wie die des braven Kornemann; verſchiedene hatten ſogar einen recht böſen, hämiſchen Ausdruck.

Dort war unter Vortritt von zwei Kammerherren Seine Durchlaucht eingetreten. Die Dame empfing den Allerhöchſten Beſuch mit der allertiefſten Verbeugung. Sereniſſimus küßten ihr artig die Hand und traten ſodann in lebhaftem Geſpräch mit ihr demonſtrativ bis an die Logenbrüſtung vor, ſo daß alle die Auszeichnung wohl ſehen konnten.

Und das mochte wohl nötig ſein, denn auch Kornemanns Nachbarin befand ſich unter den hämiſch Blickenden.

Er ſelbſt hatte einen harten Strauß mit ſeinem angeſtammten Loyalitätsgefühl zu beſtehen. Er beneidete den Herzog, ja — ſchrecklich! — er haßte ſeinen Landesherrn.

Aber ſieh! Flog nicht der Allerhöchſte Blick mit dem Sonnenglanz der Gnade zu ihm herüber? Gewiß, und nun wieder. Mit ſüßem Schreck durchzuckte es Kornemann. Ja, es war kein Zweifel möglich, ſeine Perſon bildete den Gegenſtand des Geſprächs drüben. Und nun noch ein letzter Sonnenblick, dann verſchwanden Herzog und Gräfin im Hintergrund der Loge, und die Bruſt unſeres Chevaliers durchtobten wieder die Stürme der Eiferſucht.

Ins Publikum kam wieder die frühere Bewegung, die Nachbarin verdoppelte ihre zärtliche Beſorgnis, zierliche Lorgnetten und Operngläſer richteten ſich von allen Seiten auf Kornemann, der Allerhöchſte Huldblick war wohl bemerkt worden. Diener in reicher Livree reichten auf durchbrochenen Tabletten Thee, ſüße Getränke, Früchte und Konfekt umher.

(Schluß folgt.)

Briefe eines literariſchen Epikuräers.

Von

Ed. Oehmke.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Genuß iſt die Loſung unſerer Zeit. Es iſt ein Jagen und Haſten, ein Ueberſtürzen und Vorwärtseilen — vorbei an wechſelnden Bildern, an flüchtig empfangenen Eindrücken, ein unabläſſiges Streben, der Langeweile, dieſer fürchterlichen Krankheit unſeres Jahrhunderts, zu entfliehen, um am Ende der Bahn zu unſerem Schrecken zu finden, daß wir wieder allein ſind, um uns her die gähnende Leere — das Nichts; als blaſierte peſſimiſtiſche Narren ſchleichen wir weiter. Wir haben alles geſehen und erlebt, alles durchkoſtet. Was bleibt uns übrig, als mit König Salomo zu ſprechen: „Alles iſt eitel!“ und uns für weiſe zu halten, weil wir zu demſelben Ergebnis gelangt ſind wie dieſer Philoſoph auf dem Königsthron.

Wie unendlich gering iſt dagegen in unſerer Zeit die Zahl der wahren und echten Epikuräer, ſolcher Menſchen, die nichts anderes ſein wollen, als vollkommene Lebenskünſtler, die das Schöne in der Natur und in der Kunſt auch wirklich zu genießen verſtehen. Denn die Kunſt, zu leben und zu genießen, will gelernt ſein wie jede andere. Wie klein iſt namentlich die Gemeinde der literariſchen Epikuräer, derjenigen, die ſich an einem Kunſtwerk ſo recht von Herzen erfreuen, im Wohllaut der Sprache, im Reichtum der Gedanken, in der Farbenpracht der Bilder ſchwelgen; und doch gibt es keinen reineren, keinen edleren Genuß, als nachzuempfinden, was ein Dichter geſchaffen hat, keinen angenehmeren Zeitvertreib, als ſich zu verſenken in die Traumwelt der Poeſie.

[illegible] leſen die meiſten Menſchen überhaupt? Wenn [illegible] man eben leſen muß, wenn man in der Geſell- [illegible] billigerweiſe [illegible] der Stadtneuigkeiten ablenkt und die Rede auf den neuen Roman von der Oſſip Schubin, das letzte Stück von Richard Voß bringt. Natürlich kann man alles, was erſcheint, nicht leſen; da gibt es ein bequemes Mittel, um ſich auf dem Laufenden zu halten: man begnügt ſich damit, die Kritiken zu leſen, und erfährt auf dieſe Weiſe nicht nur den Inhalt der betreffenden Neuheit, ſondern bekommt noch obendrein einige zündende Schlagwörter mit in den Kauf, die leicht im Gedächtnis bleiben und gelegentlich als eigene Weisheit verwandt werden können. Wie unendlich bequem iſt es doch, über Spielhagens: „Was will das werden?“ zu ſagen: „ein ſozialiſtiſcher Tendenzroman!“ ſtatt die drei dicken Bände zu leſen oder gar zu verſuchen, einiges Vergnügen daran zu finden, den anſcheinend verworrenen und doch ſo wunderbar kunſtvollen Aufbau dieſes Romans zu begreifen, die leitende Idee in ſich aufzunehmen und zu überdenken, die intereſſante Fabel mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen und ſich an der Schönheit der Dichtung zu erfreuen, wie man ſich am Anblick des Straßburger Doms erfreut, auch wenn man weder Baumeiſter noch Kunſtkenner iſt. Wir brauchen nur ein herrliches Gebäude, eine antike Statue, ein Genrebild von Defregger, eine Dorfgeſchichte von Anzengruber als denkende und fühlende Menſchen auf uns einwirken zu laſſen, ſo wird das Schöne in unſerer Seele nachzittern, uns erheben und erquicken und glücklicher machen als alle anderen Genüſſe der Welt.

Ich ſtelle mir daher nicht die Aufgabe, Kritiken über neue literariſche Erſcheinungen zu ſchreiben, herauszuſuchen, was an denſelben ſchlecht, was vom äſthetiſchen Standpunkt verwerflich iſt; ich will einfach auf wirklich gediegene Leiſtungen hinweiſen, den Eindruck ſchildern, den ſie auf mich gemacht haben, das Schöne hervorheben und verſuchen, den Genuß desſelben möglichſt vielen zugänglich zu machen, damit das Erſcheinen eines neuen Werkes unſerer beſten Schriftſteller wirklich in weiten Kreiſen ein freudiges Ereignis werde, das man herbeiſehnt, von dem man ſpricht, das man feiert.

Die alte Frage: „Was ſollen wir leſen?“ wiederholt ſich Tag für Tag in allen Tonarten ebenſo unabänderlich wie das bekannte Auskunftsmittel: franzöſiſche, engliſche, ruſſiſche und ſo weiter, nur nicht — deutſche Romane! Forſcht man nach dem Grunde, der dieſe eigentümliche Abneigung gegen einheimiſche Geiſteserzeugniſſe hervorgerufen hat, ſo bekommt man in der Regel zu hören, daß unſere beſten Schriftſteller gerade der Schilderung des modernſten geſellſchaftlichen Lebens, der Behandlung neu auftauchender Fragen und Probleme, die uns naturgemäß mehr intereſſiren als alles andere, gefliſſentlich aus dem Wege gehen. Dieſer Vorwurf iſt nur zum Teil begründet. Namentlich in letzter Zeit ſind viele bedeutende Autoren bemüht geweſen, ſowohl für die Bühne als im Roman Stoffe zu behandeln, die unſere volle Aufmerkſamkeit verdienen. Man mag über ein Stück wie die „Alexandra“ von Richard Voß denken, wie man will, das Verdienſt muß man Voß zuerkennen, daß er es mit dem Einſatz ſeines beſten Könnens gewagt hat, moderne ethiſche Probleme, wie ſie von den Franzoſen und ſodann von den Schweden, beſonders von Ibſen, ſchon längſt behandelt ſind, auf das deutſche Theater zu bringen und unſeren Verhältniſſen anzupaſſen. Denn einfach nach franzöſiſchen Vorbildern zu arbeiten, wie es ſo viele thun, genügt natürlich nicht und kann nur dazu führen, unwahre und unnatürliche Senſationsſtücke zu erzeugen und Romane hervorzubringen, die nicht unſere ſozialen Verhältniſſe ſchildern, ſondern ein Zerrbild der franzöſiſchen Originale liefern.

Um ſo erfreulicher iſt es, daß wir Autoren beſitzen, die weit davon entfernt ſind, nach franzöſiſcher Schablone zu arbeiten, die Werke geſtaltet haben von abſoluter Eigenart, ſowohl in der Art, den Stoff zu erfaſſen, als auch denſelben zu behandeln, denen es gelungen iſt, für die deutſche Literatur ein neues Gebiet zu erobern, wirkliche Typen zu ſchaffen, und die darum Anſpruch darauf haben, daß wir ihre ausgeprägte künſtleriſche Individualität zu charakteriſiren verſuchen und ihre Werke vor allen anderen einer eingehenden Betrachtung unterziehen.

In erſter Reihe gehört zu dieſen Autoren Oſſip Schubin. Schon das literariſche Debut Oſſip Schubins war von einem glänzenden Erfolg begleitet; die erſte Auflage des Romans „Ehre“ in wenigen Monaten ausverkauft. Publikum und Kritik waren entzückt; man war vollkommen davon überzeugt [illegible] hinter dem [illegible] ſeinen Urſprung [illegible] von dem [illegible] einer Turgenjewſchen Novelle herleitete? Man [illegible] ſich die Maske [illegible] auf einen nicht mehr ganz jungen Mann, der viel geſehen und erlebt, auf einen Ariſtokraten, der die Schwächen und die Vorzüge ſeiner Standesgenoſſen, ihre Art zu ſprechen, zu geben, zu fühlen und zu denken, genau ſtudirt, einen Weltmann und [illegible], der ſich ebenſo zu Hauſe fühlte in den Salons der vornehmen Geſellſchaft wie in den Boudoirs der Halbwelt. Vermutungen über Vermutungen wurden ausgeſprochen. Namentlich die Damen begannen [illegible] den intereſſanten Autor zu ſchwärmen und ſich in ſeine [illegible] wollen [illegible]

Um ſo größer war das Erſtaunen und die Bewunderung, als man erfuhr, daß dieſe Dame in der That der zu ebenſo ſchneller als wohlverdienter Berühmtheit gelangte Autor ſei. Die allgemeine Aufmerkſamkeit wurde auf die talentvolle Verfaſſerin gelenkt, und Maler und Schriftſteller wetteiferten darin, ihr Porträt zu zeichnen.

Eine elegante Erſcheinung mit einem blaſſen, geiſtvollen Geſicht, deſſen Ausdruck von Minute zu Minute wechſelt, großen grauen, in der Regel halb geſchloſſenen Augen, die ſcharf beobachten, aber auch ſinnend vor ſich hinblicken; etwas zugleich Gewinnendes und Liebenswürdiges im Auftreten, im Benehmen ruhig und gemeſſen, eine grande dame durch und durch, im Geſpräch ſprühend von Geiſt und Leben; in den Zügen, im leichten, kaum merklichen Accent, im ganzen Weſen — eine Spur ſlaviſchen Charakters; eine Frau, die viel nachgedacht und ſtudirt, aber dabei ihre natürliche Empfindung nicht eingebüßt hat, die weder vom Peſſimismus angekränkelt iſt, noch für Frauenemanzipation ſchwärmt, die an Ideale glaubt und trotz ihrer hervorragenden geiſtigen Begabung einen echt weiblichen Fonds von Myſticismus beſitzt; eine großartig angelegte, geniale Künſtlernatur, die unabläſſig nach dem Höchſten ſtrebt und mit raſtloſem Eifer die empfangenen Eindrücke zu lebensvollen Bildern geſtaltet — das iſt Oſſip Schubin.

In einem ihrer ſpäteren Romane, im „Erlachhof“, der den Leſern von „Ueber Land und Meer“ wohl noch in Erinnerung ſein wird, ſchildert die Verfaſſerin in dem Abſchnitt, der in Paris ſpielt, zum Teil eigene Erlebniſſe. Ihr bedeutendes muſikaliſches Talent, ſowie ihre ſchöne Stimme hatten in ihr den Wunſch erweckt, ſich ausbilden zu laſſen und zur Bühne zu gehen. Aber das Schickſal hatte es anders beſtimmt, ſie verlor eines Tages ihre Stimme und mußte ihre Pläne aufgeben, die ihr ohnehin, nachdem ſie Gelegenheit gehabt, hinter die Couliſſen zu blicken, wenig verlockend erſchienen waren.

Es ſind vor allem die Kreiſe des Highlife, namentlich der öſterreichiſchen Ariſtokratie, welche uns die Schubin in ihren Romanen vorführt und mit einer ſolchen Meiſterſchaft zeichnet, wie es vor ihr wohl wenige deutſche Schriftſteller gethan haben, aus dem einfachen Grunde, weil die Stellung unſerer einheimiſchen Schriftſteller bisher eine ganz andere war wie beiſpielsweiſe diejenige der franzöſiſchen und engliſchen Autoren, die in der Geſellſchaft leben und daher auch im ſtande ſind, ſie aus eigener Anſchauung zu ſchildern. Das waren endlich einmal nicht die traditionellen Geſellſchaftstypen, wie ſie im Laufe der Zeit in der Gelehrtenſtube erſonnen und ſich allmälich zu ſtehenden Figuren ausgebildet hatten, ſondern Menſchen von Fleiſch und Blut, mit all ihren Fehlern und Leidenſchaften, ihren Vorurteilen, ihrer kleinlichen Eitelkeit; ſie ſprachen nicht in wohlgeſetzten Reden über höhere Fragen des Lebens, ſondern ſie plauderten in ihrem halb deutſchen, halb franzöſiſchen Jargon ſo recht gemütlich über ihre lieben Nebenmenſchen, debattirten über Politik und Zeitverhältniſſe oder ſchwangen ſich gar auf zu einem leichten Sarkasmus, zum buntſchillernden Brillantfeuerwerk einer Konverſation voller Witz und übermütiger Laune auf; aber ſie blieben immer natürlich, ſie ſprachen und bewegten ſich ungeſucht und ungezwungen und nahmen unſer lebhaftes Intereſſe in Anſpruch.

In den beiden unter einander zuſammenhängenden großen Romanen „Unter uns“ und „Gloria Victis“ kommt das Talent der Verfaſſerin zur ſchönſten Entfaltung. Wenn man bei ihrer Eigenart überhaupt von Vorbildern reden kann, ſo ſcheinen Turgenjeff und Thackeray am meiſten auf ſie eingewirkt zu haben. In ihrer leichten, kapriziöſen Art zu erzählen, zeichnet ſie die Geſtalten mit wenigen ſicheren Strichen, und ſie ſtehen vor uns, als hätten wir ſie längſt gekannt; keine außerordentlichen Begebenheiten ereignen ſich, lauter alltägliche Dinge, aber all dieſe einfachen Vorgänge werden mit einer ſo feinen Beobachtungsgabe wiedergegeben, mit einer ſo kunſtvollen Verteilung von Licht und Schatten, ſo eigentümlichen Reflexen, daß eine Stimmung erzeugt wird, man weiß kaum, wie und wodurch; wir fühlen uns gefangen von einem unentrinnbaren Zauber und folgen der Verfaſſerin willig in die Welt ihrer Phantaſie. Bald führt ſie uns nach Rom, wo eine zahlreiche öſterreichiſche Fremdenkolonie verſammelt iſt; den ſtolzen Vertretern der Geburtsariſtokratie, deren Loſungswort „Unter uns“ dem charakteriſtiſchen Titel des Romans entſpricht, ſtellt ſie die anmutige Heldin Zinka, eine Bürgerliche, und ihren Bruder, den Sekretär der öſterreichiſchen Geſandtſchaft, gegenüber und ſchildert den Kampf der Vorurteile, denen Zinkas Bruder zum Opfer fällt, während ſie ſelber einen wahrhaft edlen und ritterlichen Vertreter der Ariſtokratie heiratet, durch die Macht ihrer liebenswürdigen Perſönlichkeit die [illegible] bezeichnet werden muß, nichts weniger als wahre Sympathien zu erwecken vermag.

Ein ganz neues Gebiet betritt endlich die Verfaſſerin in ihrem letzten Roman „Asbeïn". Die auftretenden Perſonen ſind Ruſſen und zwar wirkliche, echte Ruſſen, keine halb verrückten, exzentriſchen Narren mit ruſſiſchen Namen, wie ſie in unſerer neueſten Litteratur Mode geworden ſind. Man ſieht, daß Oſſip Schubin nicht nur Land und Leute ſtudiert, ſondern ſich auch mit der ruſſiſchen Sprache und Litteratur eingehend beſchäftigt hat. Die Handlung beſchränkt ſich faſt ausſchließlich auf zwei Perſonen, den Virtuoſen und Komponiſten Lensky und die junge Fürſtin Natalia Alexandrowna Rjäſanow. Trotz der Warnung ihres vorzüglich charakteriſierten Bruders, der als „Typus des ruſſiſchen Staatsbeamten höchſter Kategorie, des Menſchen, der ſich im öffentlichen Leben nur erlaubt ſo weit zu denken, als es ſeinem Avancement nicht ſchadet", bezeichnet wird, geht Natalia eine Ehe mit Lensky ein, den Rjäſanow, obſchon er die Genialität des Künſtlers vollkommen anerkennt, ſchlechtweg ein wildes Tier nennt, weil ihm die Ausbrüche ſeiner ungezähmten und leidenſchaftlichen Natur bekannt ſind. Der Roman iſt die Geſchichte dieſer Ehe, die mit pſychologiſcher Meiſterſchaft in künſtleriſch vollendeter Form erzählt wird. Lensky gehört „zu den ewig Unbefriedigtbleibenden, zu den großen Naturen, die ſich auf der Erde nie ganz eingewöhnen können . . . die in der irdiſchen Freude den himmliſchen Funken ſuchen und immer betrogen werden hienieden", und iſt mit geradezu erſchreckender Naturwahrheit geſchildert, während Natalia als eine Frauengeſtalt von entzückendem Liebreiz und echt weiblicher Fähigkeit ebenſo leidenſchaftlich und hingebend zu lieben, als auch zu dulden und zu ertragen verſteht. Wir ſind bis zum letzten Augenblick geſpannt und aufs tiefſte ergriffen von dem wehmütig harmoniſchen Abſchluß dieſes großartigen Seelengemäldes.

Unter den vielen trefflichen Novellen der Verfaſſerin möchten wir im Anſchluß an dieſen Roman die beiden Novellen aus dem Genielande hervorheben, nämlich „Die Geſchichte eines Genies" und die „Galbrizzi", beides Perlen unſerer Litteratur, als welche ſie auch Paul Heyſe bezeichnet, der die für Oſſip Schubin in der That ungemein charakteriſtiſche Geſchichte des armen Wunderkindes in ſeinen „Novellenſchatz" aufgenommen hat. „La bohème", das Zigeunertum in den Künſtlerkreiſen, dies gewiſſe ungezwungene, wilde und leidenſchaftliche Element, kommt auch hier wiederum ganz vorzüglich zum Ausdruck. Die Verfaſſerin findet ein durchaus eigenes Kolorit für dieſe Bilder und Geſtalten; manches iſt ſo herb, ſo ſchneidend, daß man aufſchreien möchte vor Weh, und doch wieder von ſo hinreißender dichteriſcher Kraft, daß man wie gebannt weiter lieſt und ſich nicht loszureißen vermag.

Ob uns Oſſip Schubin ein Landſchaftsbild in Böhmen, eine lärmende Straße in Paris oder den Frühlingszauber in Rom vorführt, immer liegt über ihrer Darſtellung ein wunderbarer Schimmer echter Poeſie, ein warmer, lebendiger Hauch unvergänglicher Schönheit. Aber nicht das allein iſt es, was ihren Werken jenen eigentümlichen Reiz verleiht; dies iſt vor allen Dingen auch die leiſe Ironie, mit der ſie Welt und Menſchen ſchildert, und die herrlichſte Blüte aller Kunſt — ein launiſcher, neckiſcher Humor. Am ungebundenſten und freieſten zeigt ſich derſelbe in der luſtigen Sommergeſchichte „Bravo rechts", die wir allen empfehlen können, die ſich eine genußreiche und heitere Stunde verſchaffen wollen.

Was Oſſip Schubin auch ſchreiben mag, ſie verſteht es, uns weinen und lachen zu machen, und all ihre Werke durchzieht ein Flimmern und Leuchten, ein Humor, der durch Thränen lächelt, wie aus dunkler Wolke die goldenen Lichter der Aprilſonne lächeln.

Aphorismen.

Von

Max Deſſoir.

Es gibt Leute, welche die langatmigen Höflichkeitsformeln des deutſchen Briefſtiles auch in den mündlichen Verkehr hineintragen. Man ſollte ihnen zur Legitimation eine Zehnpfennig-Marke aufkleben.

•

Ein Menſch heißt fähig, wenn er nicht zu allem fähig iſt!

•

Gewiſſe Mediziner behaupten, daß Genialität ebenſo gut eine Nervenkrankheit ſei wie die Verrücktheit; entſpringt dieſer Gedanke nun einem genialen oder einem tollen Kopfe?

•

Verleumdung und Hinterliſt ſind die widerlichſten Ausflüſſe aus zwei Wunden, die nimmer heilen: Unfähigkeit und Eitelkeit.

•

Es iſt wohl unbeſtreitbar, daß ein jeder Gedanke ſchon einmal gedacht und in anziehender Form ausgeſprochen worden iſt. Und doch finden ſich immer noch Leute, welche ſogenannte Aphorismen ſchreiben . . . Ich kenne einen ſolchen. Wer noch?

„Es war einmal!"

Skizze

von

P. von Oberkamp.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Zug, der von Hof kam, war ſoeben in den Bamberger Bahnhof eingelaufen.

„Ingolſtadt — Regensburg — München — einſteigen!" rief der Schaffner in den Warteſaal erſter und zweiter Klaſſe hinein.

Die Reiſenden drängten ſich nach den Ausgängen. Der Saal leerte ſich. Ein Herr mittlerer Jahre, ein letzter Nachzügler, ſtürmte in fliegender Haſt nach dem Perron zu.

Schon hielt er ſein Billet — ein Billet zweiter Klaſſe, das nach München lautete — dem Schaffner zum Coupieren hin, als ſein Blick auf eine Dame fiel, die, am nächſten Tiſche ſitzend, in die Lektüre eines Buches vertieft ſchien.

Und war es nun der Zauber, der von dem edlen, durchgeiſtigten Frauenantlitz ausging, das ſich über die Blätter des Quartbandes neigte, war es eine Rückerinnerung oder war es beides, was den Mann an die Stelle feſſelte?

Genug — ein leidenſchaftliches „Wanda — Wanda!" hatte ſich plötzlich über die Lippen des letzteren gedrängt; das ſchon dargereichte Billet wurde haſtig zurückgezogen; der Schaffner ſchloß kopfſchüttelnd die Thüre; der Zug brauſte donnernd in die Weite und ließ den einen zurück, der, auf einen Stuhl hingeſunken, unverwandt auf die Dame ſtarrte, die ihm noch immer leſend gegenüberſaß.

„Wanda!" Diesmal war's nur in ihm erklungen, leiſe — ganz leiſe, aber ſie ſchien ihn gleichwohl vernommen zu haben, dieſen Seufzer ohne Laut, denn jetzt hob ſie plötzlich das Haupt und zwei dunkle, wunderbare Augen fanden nun den Weg zu dem Fremden, der ihr gegenüber Platz genommen hatte.

Ein Fremder!? — Nein, unmöglich; denn obgleich kein Gruß hinüber und herüber geklungen, richtete ſich die Dame plötzlich auf. Und vielleicht nur, um die Röte, halb der Ueberraſchung, halb des Zornes, zu verbergen, die ihr trotz der vorgerückten Jugend noch immer ſchönes Angeſicht übergoß, wandte ſie ſich an einen eben eintretenden Eiſenbahnbedienſteten mit der Frage, wann der nächſte Kurierzug nach Nürnberg abgehe.

„Haben noch eine ganze Stunde Wartezeit, mein Fräulein!" lautete der Beſcheid.

Die Dame nickte.

„Auch die Stunde wird vorübergehen!" ſagte ſie, wie mit ſich ſelbſt redend. Dann auf ihren Platz zurückkehrend, ohne ihr Gegenüber auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen, entnahm ſie dem kleinen Reiſekoffer Papier, Feder und Tinte und begann zu ſchreiben.

Der Mann der Schreiberin gegenüber aber folgte den feinen Zügen der weißen Mädchenhand, und dann, indem er halb die Augen ſchloß, war ihm, als verlöre dieſe kleine weiße Hand ſich wieder wie vor Jahren in der ſeinen und als ſtänden ſie beide wieder mit einander am Waldesſaum. Stille ringsum, nur eine Lerche noch, die über den Feldern ihr Abendlied ſang. Und dann auch die Lerche nicht mehr, Windesgeflüſter allein und Blättergeliſpel, und unter den heraufſteigenden Schatten der Nacht ſie die einzigen körperhaften Geſtalten, Bruſt an Bruſt und Lippe an Lippe geſchmiegt.

Wehe . . . wehe, daß er in der Fremde jenes Abends vergeſſen am Waldesſaum!

Wehe, daß er in den Armen einer Kokette, die er verſchnell zu ſeinem Weibe gemacht, der Jugendgeliebten Eid und Treue gebrochen. Und wehe, daß er von dem glückleeren Los, das er ſich ſelbſt bereitet, ſagen mußte: „Es iſt!" — während er von dem Glück, das er beſeſſen, ſagen mußte: „Es war einmal!"

Und ſie? Sie, der er jetzt zum erſtenmal wieder begegnet war nach zehn Jahren der Trennung, was war aus ihr geworden? Die Muſe wollte nicht ruhen in ihrem Daſein, und kühn hatte da die weiße Mädchenhand nach dem Lorbeer gegriffen.

Und der Mann dachte daran, was er empfunden, als er in den Zeitſchriften da und dort dem Namen der Jugendgeliebten begegnete — die es verſtand wie keine andere in Wort und Bild die weinende Wehmut ihrer Seele wiederzugeben.

Heute aber, heute — was mochte ſie ſchreiben in dieſer Stunde des Wiederſehens? Blatt füllte ſich um Blatt, und der Mann ſtarrte auf die kleine ſchreibende Hand — und ſtarrte auf die Blätter, bis die eine Stunde verflogen.

„Nürnberg — Fürth — einſteigen!" erklang die Stimme des Schaffners.

Die Dame ſprang auf. Eben wollte ſie das, was ſie in dieſer Stunde aufs Papier geworfen, in ihrem Koffer verſchließen, da aber fühlte ſie plötzlich ihre Rechte umſpannt — und in leiſem, leidenſchaftlichem Flehen klang es mit einemmal an ihr Ohr:

„Geben Sie, Wanda — o, geben Sie, was Sie in dieſer Stunde gedacht — geträumt; es ſei ihr letztes Vermächtnis an den Mann, dem das Glück nicht mehr gelächelt, ſeit er Sie verraten und verloren!"

Er ſprach's und ſie verſchwand; auf den Blättern aber, die in ſeiner Hand zurückgeblieben, las er, was folgt:

„Man könnte das Leben mit ſeinen wirren Diſſonanzen zugleich ein Tonſtück nennen, in dem das Scherzo mit dem Andante und das Capricioſo mit dem Adagio wechſelt.

„In das Scherzo und Andante aber, in das Capricioſo und Adagio hinein klingt ein Accord, der den Grundton bildet und der immer wiederkehrt, und dieſer Grundaccord heißt in Worten wiedergegeben: ‚Es war einmal!'

„Ueber dem Menſchengeſchlechte und über dieſer Welt, ‚Erde' genannt, wollte ein zürnender Gott unendliche Himmelsweiten, aber dem Menſchen, den er unter dieſe ewigen Himmel geſtellt, rief er zu: ‚Du ſollſt ein Endlicher ſein in der Unendlichkeit, die Dich umgibt. Dein Leben ſei ein Tag, Dein Lieben und Geliebtwerden eine Stunde und Dein Glück ein Augenblick. Und von Deinem Glück der einzige Nachhall und von Deiner Liebesluſt das klagende Echo und von Deinem Leben der letzte Accord ſoll heißen: ‚Es war einmal!'

„Es war einmal! Als die Pforten des Paradieſes zufielen hinter dem erſten Menſchenpaar, da zuerſt geboren im Menſchenherzen ward jene weinende Wehmut, die, auf ein verlorenes Eden zurückblickend, ausrief: ‚Es war einmal!'

„Wie verſunkene Märchen, noch einmal leuchtend aus der Nacht der Zeiten, tauchen ſie vor unſeren Blicken auf, alle jene untergegangenen Reiche, jene zertrümmerten Städte, jene Stätten frühester Kultur, auf deren geſtürzten Säulen und zertrümmerten Urnen die Zeit ihr Vernichtung predigendes ‚Es war einmal!' geſchrieben.

„‚Es war einmal!' Die Wellen des Euphrat und Tigris, die Babylons und Ninives Paläſte geſehen, rauſchen es auf ihrem Weg zum Meer. ‚Es war einmal!' klagt der alte Nil, ſo oft ſeine Wogen vorüberflutend zertrümmerte Tempel und ſteinerne Sphinxe küſſen.

„‚Es war einmal!' Tönend klagt es uns die Memnonſäule und um die Pyramiden des Cheops am Wüſtenſaum; flüſternd eilt es mit den Schatten der Nacht.

„‚Es war einmal!' Aus den Thränen, die Scipio vergoß über den Trümmern Karthagos, weint es uns entgegen. Von der Tempelmauer zu Jeruſalem, wo die Juden hingeſunken den Untergang ihres Volkes beklagen, ruft es uns zu: ‚Es war einmal!'

„Und wenn wir das große Buch der Weltgeſchichte nun ſchließen, um unſere eigene kleine Lebensgeſchichte aufzuſchlagen, ſteht nicht auf jedem Blatt, das wir wenden, ſteht nicht hinter jedem Glück, jeder Luſt jenes wehmütig-ernſte: ‚Es war einmal!'

„‚Es war einmal!' Das iſt die Inſchrift, die geheimnisvolle Geiſterhand auf die Denkſteine ſchreibt, die wir unſerem toten Glück, unſeren toten Lieben geſetzt.

„‚Es war einmal!' Die ganze Summe unſerer Erinnerung läßt ſich in die drei Worte zuſammenfaſſen.

„‚Es war einmal!' Damit fangen alle Märchen an, und damit hören alle Geſchichten der Wirklichkeit auf — auch Deine Geſchichte, auch meine Geſchichte, mein Freund!

„Es war einmal ein Abend am Waldesſaum. Aber Lerchengeſang und Blättergeliſpel und Liebesgeflüſter — die Winde trugen's von dannen. Und die Stunde an Deinem Munde und das Beben und Leben in Deinem Arm — verweht, verwelkt! Blumen eines Augenblicks, die der Wind entblättert.

„‚Es war einmal!' Das klingt über Juliens und Romeos Gruft zu Verona, wie es über der Gruft Deiner und meiner Liebe klingt.

„Die Erde vergeht mit ihrer Luſt — und über dem erloſchenen Erdengeſtirn hin werden die Stürme ſingen und klagen: ‚Es war einmal!'

„Wir aber?!

„Wird unſer Leid mehr ſein an jenem Tag als das weſenloſe Staubatom, das treibt in dem großen Ocean des Vergehens?

„Wird unſere Seele mehr ſein in jener Stunde als ein flüchtiger Ton, der klingt und verklingt in dem großen Requiem, das hingrollt über eine verſunkene Welt?

„Ich weiß es nicht — Du weißt es nicht, mein Freund; aber ich wollte — wollte, die Ewigkeit wäre keine Sage . . .

„Ich wollte, wir fänden uns wieder auf einem andern Stern.

„Und dann auf jenem beſſern Stern, wenn unſere Erdenſorgen uns wie weſenloſe Träume erſchienen, wenn unſere Schmerzen ſich in lächelnde, leuchtende Märchen verwandelt hätten, dann begännen wir die Erzählung unſeres Erdenwallens wohl mit den Worten, mit denen wir die Märchengeſchichten beginnen, mit den Worten: ‚Es war einmal!'"

Das ſtand auf den Blättern, und der Mann, der die Blätter hielt in bebenden Händen, ſtarrte lange und unverwandt auf die Zeilen nieder.

Entſagung und Vergebung! — Sie hatte ſich die erſte zur Richtſchnur ihres Lebens gemacht, und ſie hatte ihm die zweite gewährt.

Er aber, dem dieſe Vergebung geworden war, ſenkte das Haupt. Das Tonſtück „Jugendliebe und Leben" hatte heute für ihn geendet mit einem verſöhnenden Accord; aber der Accord hieß, in Worten wiedergegeben, gleichwohl: „Es war einmal!"

Koblenz und ſeine Rheinanlagen.

V[illegible] durch [illegible] zum Kaiſerdenkmal von [illegible] ſeltenen Reiz ſeiner mannigfaltigen landſchaftlichen Umgebung ausgezeichnet, hat Koblenz noch entzückendere Zeiten ge[illegible]

[illegible] Ausdehnung die [illegible] des Ehrenbreitſteins.

[illegible]

Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaiſers Wilhelm I. Dicht daneben ſieht man die Gedenktafeln an die Jahre 1850 und 1870: Einzug des Prinzen von Preußen (Kaiſers Wilhelm I.) als Militärgouverneur der Rheinprovinz und Wohnſitz in Koblenz. Von der [illegible] der kaiſerlichen [illegible]

[illegible] den Handel. [illegible]

Als weitere Ornamente der anmutigen Uferanlagen [illegible] ſich beſonders aus eine Baluſtrade mit [illegible] eine ſchöne Skulpturarbeit, der ſpeerwerfende Knabe, gegenüber einem Ausſichtsplatz, ein Signalmaſt, ein Obſervatorium mit Fernglas und meteorologiſchen Inſtrumenten [illegible], von den allegoriſchen Figuren der vier Jahreszeiten umgeben, der mit Baluſtraden und Ruhebänken [illegible]

Anlagen. An der Doppelpforte, mit Ausſicht auf das maleriſch am Fuße der Ueberhöhe liegende Pfaffendorf, erreicht man die Trinkhalle, ein reizendes, in Laubwerk verſtecktes Schweizerhäuschen, das im Sommer nie leer wird von Fremden, die ſich tagelang darin mit Lektüre und Durchblättern illuſtrirter Werke unterhalten und vom Balkon aus die reizende Ausſicht genießen. Jeden Donnerstag nachmittag ſpielt hier ein Militärmuſikkorps, wobei ſich die ſchöne Welt von Koblenz möglichſt vollzählig [illegible].

Die Anlagen nehmen jetzt an Breite [illegible] der gärtneriſchen [illegible] zu; alle Ausſichtspunkte ſind mit Ruhebänken verſehen, lauſchige [illegible] Plätzchen laden zum ungeſtörten Träumen oder Plaudern ein, während der große Fahrweg ſeitwärts davon [illegible] mit Roſengewinden und [illegible] vorbei zu der Rotunde des [illegible] Platzes mit einer Sonnen[illegible] Blumenanlage führt. Einige Schritte weiter erreicht man den Luiſenplatz, auf dem ſich links ein [illegible] Pavillon aus Eiſenguß erhebt, eine prachtvolle Ausſicht auf den Strom bietend. Der Platz trägt den Namen [illegible] Spielplatz der [illegible] der heutigen Großherzogin [illegible]

[illegible] Platanenallee [illegible] dabei ein [illegible] Schritte [illegible] reizenden „Italieniſchen [illegible] Platanenallee die

[illegible]

Die Gedenktafeln an 1850 und 1870 und der Durchgang unter der Eiſenbahnbrücke.

[illegible]

kunſtvolle Piedeſtal der Polyhymnia erblickt. Hier ſpaltet ſich der Spazierweg; rechts unter dichtbelaubten Kaſtanien zur Muſchelgrotte führend, links unter prächtigen Ulmen zu dem hübſchen Plätzchen, auf welchem ſich ein Obelisk mit den Bruſtbildern des Kronprinzen (nachmaligen Kaiſers) Friedrich und der Prinzeſſin (jetzigen Großherzogin von Baden) Luiſe erhebt. Kein Deutſcher kann ohne die tiefſte Rührung an dieſer Stelle vorübergehen, wenn er hier unſeren geliebten „Fritz" mit den Zügen der Jugend erblickt und ſeines [illegible] Todes gedenkt. Und die [illegible] der Schweſter des großen Dulders ergreifen uns durch die Erinnerung an das unſägliche Leid, welches die edle [illegible] gleich nach einander als Mutter, Tochter und Schweſter [illegible]

[illegible]

Die Roſenpforte.

Abſchluß der Rheinanlagen anſehen. Welch herrliches Panorama von Koblenz und dem Rheinthale ſich hier vor dem entzückten Blick entrollt, mag man aus unſerem Bilde entnehmen, welches die linke Hälfte desſelben naturgetreu wiedergibt; rheinaufwärts umfaßt dieſes Gemälde die Lahnberge mit der Burg Lahneck, den beiden Städtchen Nieder- und Oberlahnſtein, in der Ferne Braubach mit der Marksburg und in größerer Nähe das ſtolze Königsſchloß Stolzenfels, als Rahmen zu dem großartigen Strombilde.

In ihrer jetzigen Ausdehnung haben die Rheinanlagen eine Länge von einer ſtarken halben Stunde. Sie bieten auf dieſer Strecke eine Abwechslung der gärtneriſchen Bilder und der Stromanſichten, die den Wanderer zu keiner Ermüdung kommen läßt, ihn von Ueberraſchung zu Ueberraſchung führt. Was kein Bild, keine Beſchreibung wiedergeben kann, iſt die außerordentliche Farbenpracht des herrlichſten verſchiedenartigſten Grüns, das in reicher Fülle und ſinnvoller landſchaftlicher Anordnung nur Gartenkünſtler erſten Ranges wie Lenné und Fürſt Pückler-Muskau herzuzaubern konnten.

Die Muſchelgrotte.

Um auch dem edlen Sport in ſeinen zeitgemäßen Richtungen Rechnung zu tragen, ſoweit es im Rahmen einer ſolchen Gartenanlage liegt, hat man nicht verſäumt, derſelben auch einen Kroket- und Lawntennisplatz einzufügen, deſſen grüner Teppich den beliebten Tummelplatz der fremden und einheimiſchen Jugend bildet. Der reizende landſchaftliche Hintergrund erhöht die Anziehungskraft dieſes wohlgepflegten Raſengrundes.

Außer dem bereits erwähnten und durch unſere Abbildung vergegenwärtigten herrlichen Blick vom Ritterſturz aus bietet ſich noch eine Reihe von Punkten, die Koblenz und ſeine ſchönen Umgebungen immer wieder in anderer anziehender Geſtaltung zeigen. Nur einer derſelben ſei hier noch ausdrücklich erwähnt: das vielbeſungene „Deutſche Eck". Von dieſer Landſpitze aus, bei der Rhein und Moſel ſich vereinigen, ſehen wir an der mehr als 900 Fuß breiten Moſelmündung und überragt von der faſt ſenkrechten Felswand des Ehrenbreitſteins den Rheinſtrom eine ungeheure Waſſermaſſe mit ungeſtümer Haſt, als käme er eben aus den Alpen, thalabwärts wälzen und vor der Inſel Niederwerth ſich zu einer ſeeartigen Breite von 1800 Fuß ausdehnen: ein wunderſam farbenprächtiges Bild, wenn hier ganze Flotten von Schiffen, große und kleine: Segelſchiffe, Salondampfer, rieſige Schleppdampfer mit ihrem Schweif von Frachtſchiffen, Lokalboote aller Größen flußauf- und abwärts fahren und den Rhein als Deutſchlands Hauptlebensader enthüllen.

Der Platz vor den vier Kandelabern.

Angeſichts des raſtloſen, lärmenden Treibens der Neuzeit auf den Ufereiſenbahnen und den von vier Brücken überſpannten Flüſſen, in welches die 680 Jahre alte St. Kaſtor-Baſilika hineinblickt, ſtellt man unwillkürlich Vergleiche mit den früheren Zuſtänden der Stadt an.

Unter den Römern ein Kaſtell an einer Pfahlbrücke, deren Reſte im Jahre 1864 einige Schritte unterhalb der heutigen Moſelbrücke gefunden wurden; hierauf Pfalz der fränkiſchen Könige und bis 1018 der deutſchen Kaiſer, dann unter den Erzbiſchöfen von Trier ein erblühendes Städtchen, welches, als es 1794 durch General Marceau in die Hände der Franzoſen fiel, kaum 7000 Einwohner zählte, blühte Koblenz ſeit 1814 unter der preußiſchen Regierung raſch auf und hatte 1833 bereits 14,000, im März 1888 über 33,000 Einwohner.

Im Mittelalter war das Leben und Treiben der Stadt mehr moſelwärts gerichtet, wo ſich ja auch die alte Königsburg und die Brücke befanden. Unter den beiden letzten Kurfürſten aber begann ſie ſich nach der Rheinſeite zu auszudehnen, beſonders infolge der Erbauung des ſchönen Schloſſes 1786. Die Franzoſen, welche am 24. Oktober 1794 in ſchmählich verlumptem Zuſtand, aber in ſtrenger Zucht gehalten, einrückten, plünderten das Schloß und machten es dann zu einem Lazaret, Koblenz 1798 zur Hauptſtadt des Rhein- und Moſeldepartements. Der ſehr umſichtige Präfekt Lezay Marneſia legte 1809 neben der Stelle der jetzigen Rheinanlagen einen reizenden Ziergarten, den „Park Lezay" an, den jedoch nach ſeinem Abgange die Stadt, der großen Koſten wegen, nicht zu unterhalten vermochte und 1815 zerſtückelt verſteigern ließ. Bald verſchwand jede Spur davon, auch aus der Erinnerung der Einwohner. Noch in den fünfziger Jahren befand ſich am Rheinufer bis zur Landſpitze nur ein holperiger, mit Geſtrüpp bewachſener Leinpfad, der zum Luſtwandeln wenig einlud. Welch ein Unterſchied gegen das herrliche Geſamtbild von heute!

Dr. Joh. Baumgarten.

Die Trinkhalle.

Unglückſelige Theeſtunden.

Novelle
von

Hans Wachenhuſen.

XII.

Der Sylveſterabend war gekommen, zu welchem Rennert ſonſt in ſo viele Häuſer zur Bowle und zur Abplünderung des Chriſtbaums eingeladen war. Diesmal erwarteten ihn ſelbſt ſeine Intimſten nicht; ſeine fünfzig Lieblinge grollten ihm, denn er hatte ſich nicht um ſie gekümmert, und Kinderherzen ſind ſchnell verſtimmt, wenn die Geſchenke ausbleiben.

Rennert war als „Onkel" geſtrichen worden. Für ſein Ausbleiben hatte man allerdings Entſchuldigung, denn er ſollte ein heftiges Wundfieber beſtanden haben, aber nicht für die Veranlaſſung desſelben. Man wollte auch den nicht vermiſſen, als welchen er ſich ſo ſpät noch entpuppt hatte; die jungen Mädchen, ſogar die Backfiſche, die ihn ſonſt ſo vertraulich behandelt, ſprachen mit Erröten von ihm, und die jungen Frauen erwähnten ſeiner gar nicht, ſeit er ſo ein Unglück angerichtet.

Nur die Männer kamen, ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Sie ſprachen nicht von der Thatſache, obgleich ſie ſehr neugierig waren und ihren Frauen gern etwas erzählt hätten; nur ſeine nächſten Bekannten fragten ihn, wie er dazu gekommen, ſolche Thorheiten zu treiben.

Er beobachtete anfangs das diskreteſte Schweigen, und deshalb waren ſie der Ueberzeugung, nur die Langeweile habe die bis dahin als unangreifbar tugendhaft bekannte junge Frau veranlaſſen können, einen Tugendbold wie ihn zu ſolchen Allotrien zu treiben.

Selbſt die Tante, die täglich kam, vermochte nicht, etwas aus ihm herauszubringen, obgleich ſie immer wiederholte: „Biſt Du einmal ſo unbeſonnen geweſen, in die Schlingen einer ſolchen Frau zu fallen, ſo haſt Du's gebüßt! Laß Dich aber wenigſtens nicht von ihr zum Märtyrer machen! Krohmann wird, wie ich vorausſagte, auf Scheidung dringen, hat es wahrſcheinlich ſchon gethan, und dadurch, daß Du ſie durch Dein Schweigen in Schutz nimmſt, ladeſt Du Dir die ganze Schuld auf. Ein anderer Mann würde anders handeln und ſagen: ‚Bah! Ich bin auch nur ein Menſch und habe genommen, was ſich mir geboten; warum verſtand Krohmann nicht, ſein Weib zu hüten!‘ Du aber biſt von einer bibliſchen Einfalt; die Spötter ſagen, Du ſeiſt dazu gekommen wie ein blindes Huhn zu einer Perle, und in den Familien heißt es: ‚Wer hätte gedacht, daß hinter dieſer ehrſamen Maske ſich ein ſolcher Vocatious verſtecke!‘"

Rennert beobachtete unverbrüchliches Schweigen, und ſo vergingen ihm denn vierzehn Tage, bis er am Feſtmorgen das Bett verlaſſen und zum erſtenmal ſich ans Fenſter ſetzen durfte.

Er hatte ſich in dem Spiegel angeſehen und gefunden, daß er magerer geworden, daß ihm das aber beſſer ſtehe, und ſo ließ er ſich denn im Seſſel von ſeinem Diener die üblichen Neujahrsgratulationen bringen und öffnen.

Unter all den Couverten fiel ihm eines auf, deſſen Adreſſe von zierlicher Frauenhand geſchrieben war. Auf dem Poſtſtempel las er: „Nice".

Er zog zwei dicht beſchriebene Oktavbriefbogen aus dem Couvert und ſuchte geſpannt auf der letzten Seite nach der Unterſchrift. Dabei aber ſtieg ihm das Blut in Wangen und Stirn, denn der Name lautete — Bernhardine.

Erſt mußte er Atem ſchöpfen, ehe er zu leſen vermochte. Sie ſchrieb an ihn — und von Nizza! Das Herz pochte ihm heftig. Aber er mußte leſen, was ſie ſchrieb; erſt den Brief überfliegend, um oberflächlich alles zu erfahren, dann — ein freudiges Lächeln glänzte auf ſeinem Geſicht — ſchloß er die Augen, ließ die Hand mit dem Brief ſinken und genoß die Freude, daß ſie ſeiner gedacht. Es ſtand ja ſo viel in dem Briefe; ſie mußte gern an ihn geſchrieben haben! Und davon überzeugte er ſich, als er die Muße gewonnen, jedes Wort dieſer zierlichen Handſchrift zu leſen.

Bernhardine begann in ihrem Briefe damit, ihn um Verzeihung für alles zu bitten, was er um ihretwillen gelitten, dann auch für ihre „Ungezogenheit", die an all dem ſchuld, und darauf bekannte ſie ihm offen und rückhaltslos, was in ihr vorgegangen während der Wochen ihres Alleinſeins.

Es waren Bekenntniſſe einer, wie ſie ſelbſt zugab, launenhaften, aber durch lange Kränkungen gereizten Frauenſeele, und Rennert ſtaunte darüber, daß in einer ſolchen überhaupt ſo viel vorgehen könne. Ihr Stolz ſei verletzt dadurch geweſen, daß Krohmann ihn zu ihrem, wie er ſich ſelbſt ausgedrückt, ungefährlichen Geſellſchafter (richtiger: Hüter, klammerte ſie ein) geſetzt; aber ſie habe ſich mit dem Gedanken verſöhnt aus alter Freundſchaft und Wohlwollen für ihn. Sie bekannte, ihn trotzdem anfangs mit Abneigung empfangen zu haben, weil die Aufgabe, die ihm übergeben, eine für ihn ſelbſt verletzende habe ſein müſſen; aber ſie habe ſich überzeugt, daß er dieſelbe arglos und mit Teilnahme für ſie erfüllt.

Da, ſchrieb ſie, hätten böſe Zungen ihr von dem Treiben ihres Gatten in Wien erzählt; ſie habe ihre Thränen getrocknet um die Stunde, wo ſie ihn erwartet; ſie ſei ihm oft wohl ungereimt erſchienen, aber ſie habe ja in ſeiner Gegenwart in ſich erſticken müſſen, was ſie litt. Sie habe ihn mit ſich hinaus geſchleppt, um der Welt, die ihr von des Gatten Untreue erzählt, zu zeigen, wie wenig ſie ſich daraus mache, und das ſei unbeſonnen geweſen; ſie habe ihn in der Wohnung gequält, ihn, den Beauftragten ihres Gatten, und dann bereut, daß ſie es gethan; ſie habe heimlich auf Rache geſonnen, aber was vermöge denn ein wehrloſes Weib, und ſo ſei ſie denn endlich in kindiſcher Aufregung zu dem Einfall gekommen, ihn zu belohnen für ſeine uneigennützige Freundſchaft und damit den Gatten zu ſtrafen —

„ſo kindiſch," wiederholte ſie, „aber ich wollte, ich mußte etwas thun, wenn es auch nichts ändern konnte in der Lage, der Stimmung, in welcher ich den Gatten gerade damals empfangen ſollte, ihn, von dem ich keine Liebe, aber die Achtung begehrte, die er mir ſchuldig war."

„Ich bereue meine Thorheit," ſchrieb ſie weiter, und an gewiſſen Stellen des Briefes hatte merkbar ihre Hand die Sicherheit verloren, „denn das Unglück mußte ihm eine Waffe gegen mich in die Hand geben, nach der er vielleicht ſuchte, ſeit er dieſem Weibe wieder begegnet, das er mir, der ſchwer beleidigten Gattin, ſogar vorzuführen wagte, mich erniedrigend, demütigend vor ihr; aber ich bereue nicht, daß er damit das Unvermeidliche gezeitigt; meine Selbſtachtung, mein Stolz hätten mir doch verboten, ferner mit ihm zu leben! Gott kennt meine Unſchuld, mein Recht, er aber hat ſich desſelben ſelbſt vor der Welt begeben, denn nicht nur ich, auch andere, die ihn kennen, ſahen ihn hier am Arm dieſes Weibes, das ihn in ſo ſchmählichen Banden zu halten ſcheint, und ſie werden vor der Welt Zeugnis reden, auf weſſen Seite dieſes Recht iſt!"

Zum Schluß erſt hatte ſie die Ruhe gefunden, ihm zu ſchreiben, weshalb ſie eigentlich in Nizza ſei: ſie habe die kränkliche Mutter dahin begleiten müſſen, um auch ihrerſeits Vergeſſen für das Erlittene zu finden, und ſei doch gerade hier ſo ſchmerzlich an dasſelbe erinnert worden; aber ſie wolle vergeſſen und werde vergeſſen. Rechenſchaft ſei ſie nur ihm, Rennert, ſchuldig, damit er wiſſe, was in ihr vorgegangen, als ſie ihm ſo thöricht erſchienen . . .

In Rennert ging, als er den Brief zweimal durchgeleſen, etwas Unbeſchreibliches vor. Zurückgelehnt, mit geſchloſſenen Augen ſaß er da, und ihm war's, als durchſtröme, was er geleſen, ſeine Bruſt mit wunderbarer Harmonie.

Es waren wohl die Kirchenglocken, die eben mit ſo vollen Molltönen draußen anhoben, aber ſie waren doch nur das mächtige Orcheſter, das ihre geſchriebenen Worte begleitete. Und ſie ſangen ihm von einem Manne, der einſt ein Mädchen geliebt, ohne eigentlich zu wiſſen, was für eine ſeltſame Naturerſcheinung die Liebe ſei; der dieſes Mädchen trauernd am Arm eines andern geſehen, nachdem er ſeine Zeit in den Wellen der Oſtſee verloren.

Aber da miſchte ſich in die mächtigen Erzwellen, die von dem Kirchturm die Luft durchbrandeten, die hellen Glockentöne der franzöſiſchen Kirche, ihm zurufend: Glaube, liebe, hoffe! Und er begann, zu glauben an eine andere, ſchönere Zukunft; zu lieben — ach er liebte ſie ja, wie ſehr ſie ihm auch mitgeſpielt; zu hoffen, denn Bernhardine war ja frei! Und ging auch gar nichts aus dieſem Briefe hervor, als daß ſie von ihm verſtanden ſein wolle, eins war ihm ja unvergeßlich, gerade das, was ſie ſo bitter bereute — jener Kuß, wenn auch nur mit den äußerſten Spitzen der ſchönen roten Lippen, der erſte, der ihm je von ſolchen freiwillig und ſo anders geboten worden als von den durch ihn beſchenkten Töchtern befreundeter Familien, wenn deren Mutter ſie durch einen Blick hiezu gemahnt. Und ſie hatte ihm ja auch geſtanden, daß ſie ihn damals gerne gehabt, daß ſie den Gatten nie geliebt!

Die Gedanken waren ihm eine Himmelsmuſik ſelbſt als die Glocken ſchwiegen. Er preßte den Brief an ſeine Lippen, — was jeder andere ſchon im erſten Augenblick gethan haben würde — ſchob ihn in das Couvert zurück und barg ihn an der Bruſt. Und als er da ruhte, litt es ihn nicht mehr im Seſſel. Den Arm aus der Binde ziehend, denn er fühlte ja keinen Schmerz mehr darin, ſchritt er im Zimmer hin und her; er hielt vor dem Spiegel inne, um ſich den Rennert zu betrachten, der eben dieſen Brief erhalten, und fand, daß er zwar blaß, aber doch vorteilhaft gegen früher ausſehe. Die Anlage zum Embonpoint war verſchwunden, ſein Antlitz hatte nicht mehr die frühere, von gänzlicher Temperamentloſigkeit zeugende freundliche Rundung und aus ſeinen ſonſt ſo nichtsſagenden, ſtummen Augen ſprach jetzt etwas, das nach Nizza verlangte.

Aber er erſchrak vor dem Gedanken. Es würde ſie beleidigt haben . . . und die Welt! Was hätte die Welt geſagt . . . Nein, das durfte nicht ſein, und der Brief gab ihm ja auch ihrerſeits nichts weniger als eine Aufforderung dazu.

Er legte die warme Stirn an die kalte Fenſterſcheibe, um zu überlegen, was er ihr antworten ſolle . . . dürfe. Daß er ſie verſtanden habe: auch ob ſie ihn verſtanden habe? Nein, auch das durfte er nicht! Was nützte auch die Frage, wenn Bernhardine nie in ſeine Wünſche einwilligte, um nicht vor der Welt einzugeſtehen, was dieſe ihr an Schuld aufgebürdet, vielleicht nie!

Das Hoſianna verſtummte in ſeiner Bruſt; er las wieder und wieder den Brief, aber er fand nichts darin, was ihn zu Hoffnungen berechtigt, auch nur ermuntert hätte, wie ſie ſo üppig in ſeiner Bruſt gekeimt.

*

Wie in dem Tagesleben einer großen Stadt eins das andere ſchnell verdrängt, ſo war auch dieſe Affaire ſchon in den Hintergrund geraten, als Rennert ſich wieder in den Straßen zeigte.

Sein Anblick friſchte zwar die Sache flüchtig auf, aber ſie war doch verblaßt, wenigſtens ſo weit es ſich darum handelte, die junge Frau ſchuldig oder unſchuldig zu finden. Man hatte die Frage, als gleichgültig geworden, in der Schwebe gelaſſen, zumal beide durch perſönliches Erſcheinen ſie nicht auffriſchen konnten. Bernhardine war ja bei ihrer Mutter und Krohmann auch von ſeiner gleich nach dem Duell angetretenen „Geſchäftsreiſe" noch nicht zurück; denn ſein Aſſocié vertrat ihn an der Börſe.

Rennert war aber dafür allen eine ganz beſonders intereſſante Perſönlichkeit geworden; er trug in ihren Augen einen gewiſſen Nimbus der Romantik. Seine Freunde ſchüttelten ihm mit beſonderer Wärme die Hand, wenn er ihnen begegnete; die jungen Frauen dankten ſeinem Gruß mit einem ſo beſonderen Blick; die heiratsfähigen Mädchen ſahen ihn an, als trauten ſie ihm, wie er jetzt war, ſchlanker, bewußter als ehedem, wohl zu, daß er dies Abenteuer erlebt, und die Backfiſche ſeiner Bekanntſchaft flüſterten ſich, die Köpfe zuſammen ſteckend, kichernd zu, wenn er an ihnen vorüber ging.

Er war ja die einzige Perſon, die am Schluſſe dieſes Dramas noch auf der Bühne geblieben, und, wie man ihm zeigte, die intereſſanteſte. Er hatte zwar allen Freunden, mit denen er intimerweiſe über den Vorfall geſprochen, feierlich geſchworen, daß Bernhardine unſchuldig, aber die Frauen dieſer Freunde hielten das nur für eine lobenswerte Diskretion. Sie waren, wie das immer geſchieht, gegen ihr eigenes Geſchlecht.

Da plötzlich wirbelte der Wind den Staub wieder auf. Krohmann, hieß es, ſei nach vier Wochen langer Abweſenheit zurückgekehrt, aber zwiſchen ihm und ſeinem Aſſocié ſeien ernſte Zerwürfniſſe ausgebrochen; man ſpreche von ſeinem Austritt aus der Firma und von Liquidation des Bankgeſchäfts.

Krohmann war auch einmal wieder an der Börſe erſchienen, aber mit finſterem, leidendem Geſicht, und ſchon am nächſten Tage hatte der Compagnon die Geſchäfte an derſelben wieder übernommen, und das gab zu denken.

Als Grund dieſes Zwieſpalts bezeichnete man hohe Summen, die Krohmann durch ein Turiner Haus auf die Firma gezogen, Summen, welche dieſelbe ſogar mit momentaner Zahlungsſtockung bedroht hätten, und das war Aufforderung genug, zu ergründen, wohin dieſe Summen gewandert.

Alles, was man ſich von ihm nach brieflichen Mitteilungen Berliner Gäſte an der Riviera unter der Hand erzählte, kam jetzt auf einen Haufen zuſammen. Man hatte ihn mit einer allgemein auffallenden Dame an den Spieltiſchen geſehen; er ſollte enorm verloren und, um dies zu decken, an der Börſe, aber auch mit Unglück geſpielt haben. —

Thatſache war die unmittelbar bevorſtehende Trennung von ſeinem Aſſocié. Dazu trat noch die Nachricht auf, der Bruder ſeiner „unglücklichen“ jungen Frau habe in deren Namen die gerichtliche Scheidung ſchon während ſeiner Abweſenheit beantragt und zudem habe ſich Krohmann vor dem Gericht wegen Herausforderung zum Zweikampf mit tödlichen Waffen zu verantworten.

Durch die erſtere Nachricht verblaßte allerdings der romantiſche Nimbus Rennerts. Wenn ſie auf Scheidung antrug, ſo konnte ſie unmöglich der ſchuldige Teil ſein; alſo hatte man doch die Gefährlichkeit des guten Rennert überſchätzt.

Aber er, er freute ſich deſſen; ſie kam dadurch ja wieder zu ihrem vollen Recht, als die öffentliche Meinung umſchlug wie der Wind vor dem Tauwetter. Er war glücklich, wenn er die Stimmen zu ihren Gunſten hörte, ſobald von Krohmanns Prozeß wegen des Duells geſprochen wurde.

Nur eins that ihm weh: daß ſie nach ihrer Rückkehr mit der Mutter ihm nicht geſtatten wollte, ſie in ihrer Zurückgezogenheit aufzuſuchen.

XIII.

Wochen und Monate verſtrichen, und der Frühling ſandte bereits ſeine Vorboten.

Alwin war aus dem Bankgeſchäft ausgetreten; man ſah ihn ſelten; er war finſter und menſchenſcheu, einer von jenen, die nur zufrieden, wenn ſie andere dominiren können. Sein Vermögen ſollte bis auf ein Geringes geſchmolzen ſein.

An Rennerts äußere Wandlung hatte man ſich gewöhnt; er erſchien allen jünger, weil ſchlanker; er war nicht mehr der weiche paſſive Menſch, der immer wohlwollend lächelte; das jetzt ſchmale Geſicht umgab ein kleiner Vollbart, aus ſeinen Augen ſprach noch immer dieſelbe Herzensgüte, aber nicht das Bedürfnis, dieſe jedem zur Verfügung zu ſtellen. Seine Kleidung war von derſelben Eleganz, aber ſie ſaß ihm anders als damals; er verſtand, ſie zu tragen. Was er eigentlich vorhatte, darüber zerbrach man ſich den Kopf: er hatte zwei ſeiner rentabelſten Häuſer verkauft, obgleich er an dieſen Erbſtücken mit großer Pietät gehangen.

Inzwiſchen trug er ſich mit einem ernſten Gemütsleiden, von dem niemand erfahren durfte, am wenigſten jetzt, da dieſer fatale Scheidungsprozeß im Gange war, und dieſes Leiden ſollte jetzt gegen das Frühjahr noch eine böſe Nahrung bekommen.

Einer ſeiner Schulfreunde, ein Stadtgerichtsrat, begegnete ihm eines Tages und erzählte ihm, Krohmann werde wohl mit einem ſehr milden Urteil davon kommen; wie er, Rennert, nur auf die Idee geraten ſei, dieſem in aller Form zu beſcheinigen, daß er ſeine Frau geküßt.

Rennert empfand etwas wie einen Schlag auf das Herz. Er ſchwieg mit ſündigem Gewiſſen und der Freund fuhr fort:

„In allen Ehren, ſchriebſt Du, aber darauf gibt der Richter nichts. Es iſt in Krohmanns Wohnung und unter vier Augen geſchehen. Die Ausſage der Stubenmagd, die euch im Spiegel geſehen, hätte als mögliche optiſche Täuſchung angefochten werden können, man hätte ihre Ausſage als boshafte Rache für ihre plötzliche Dienſtentlaſſung halten können, ſo aber haſt Du einen ſchweren Vertrauensbruch begangen, und der Angeklagte ſteht als ſchwer beleidigter Gatte da. Du warſt ſehr unvorſichtig.“

Rennert war wie vernichtet.

„Was,“ fragte er, „hätte ich anders antworten können, da Krohmann mich auf meine Ehre fragte? Das Ganze war ja nur ein Scherz; die junge Frau ſagte mir, als Krohmann gemeldet, er kehre morgen zurück, ſie wolle mich als einen alten Freund ihres Hauſes und auch ihrer Mutter belohnen für meine ritterliche Ausdauer ...“

„Lieber Freund,“ unterbrach ihn der Juriſt, „Krohmann fragte Dich auf Deine Ehre, ob Du die ſeinige verletzt habeſt, und mit der ritterlichen Ausdauer bei einer ſchönen jungen Frau iſt das auch ſo eine Sache. Wir Richter ſind ſehr nüchterne Menſchen, wenn wir die Parteien vor uns haben! Schlimmer iſt es nun aber noch, daß auch die Abteilung für Eheſcheidungsſachen eine Abſchrift Deines Billets an Krohmann begehrt hat. Ich bin in den Gang dieſes Prozeſſes nicht eingeweiht und weiß nicht, welche Haltung er einem Sühneverſuch gegenüber einnehmen wird; jedenfalls will er, deſſen Schuld viel ſchwerer zu erweiſen, weil kein Schriftſtück wie das Deinige gegen ihn vorliegt, ſich wegen der Koſten ſichern.“

„Aber wenn ich nun ſchwöre ...“ rief Rennert in ſchwerer Angſt.

„Lieber Freund, Du biſt Partei in der Sache, auf Deinen Schwur kann alſo nichts gegeben werden. Wir werden ja ſehen, wie die Sache ausläuft! Sei künftig vorſichtiger mit dem geſchriebenen Wort!“

Damit gab er ihm die Hand und ſprang in einen vorüberfahrenden Omnibus.

Rennert ſtand betäubt; er ſuchte einen Laternenpfahl, ſich zu ſtützen, und ſtarrte wie geblendet vor ſich.

Dieſe einzige Zeile, die er geſchrieben, eine Anklage, eine doppelte vor zwei Gerichtsſchranken, gegen Bernhardine! ... Wenn ſie davon erfuhr! Und ſie mußte es ja erfahren! Wie ſtand er vor ihr! Wie ſtand ſie vor ihrem Bruder, ihrem Bevollmächtigten, vor ihrer Mutter!

Aber „in Ehren“ hatte er ja geſchrieben, und die mochten das anders, als ſo betrachten, wie die Sache gemeint geweſen, nicht ſo nüchtern wie dieſe Gerichtsmenſchen ... Aber wieder die Welt, dieſe ſchnöde Welt! Und ſtand er vor dieſer nicht wie ein Einfaltspinſel da, der ſich von ſeinem Gegner ſo aufs Eis hatte führen laſſen?

Und wenn die Zeitungen, die Gerichtszeitungen, die ſchon mehrmals Notizen über die Duellverhandlungen gegen Krohmann gebracht, jedenfalls auch die Entſcheidung mit ihren Gründen veröffentlichten ...

Er war verloren Bernhardine gegenüber, die bisher ſicher nichts von ſeiner Antwort an Krohmann gewußt! Sie mußte ihm zürnen, ihn verachten, der zu ſolchem Zeugnis gegen ſie fähig geweſen war!

Er wollte ihr ſchreiben, ihr verſichern ... aber was? Daß er doch nur in dem Bewußtſein gehandelt, es ſei nichts Böſes zwiſchen ihnen vorgefallen. Das wußte ſie ebenſo gut wie er! Und was anderes denn? Daß er einfältig gehandelt, das mochte ihr einleuchten, ohne daß er ſelbſt dies brieflich beſtätigte ... Sei künftig vorſichtiger mit dem geſchriebenen Wort! hatte der Juriſt ſoeben ihn noch gewarnt.

Er ſchrieb alſo nicht. In ſeiner Angſt vor dem nahen Urteil wagte er kaum, auf die Straße zu gehen. Wenn von ſeinem Billet in der Gerichtsverhandlung und darnach in den Zeitungen die Rede war, mußte er ſich ſchämen. Er nahm in ſeiner Wohnung oft den Kopf in die Hand, ſtarrte vor ſich und fragte ſich, wie er nur ſo dumm habe ſein können, in die ihm von Krohmann geſtellte Falle zu gehen.

Er ergriff jeden Morgen mit Angſt die Zeitung und durchflog ſie, bis endlich ... Da ſtand die ganze Geſchichte unter den Gerichtsverhandlungen! Sein Billet war abgedruckt und Krohmann wegen mildernder Umſtände zu nur einem Monat Feſtungshaft verurteilt!

Faſſungslos ſank er zuſammen. Blamirt war er vor der ganzen Stadt! Er ſelbſt hatte, als er mit faſt geblendeten Augen geleſen, den Eindruck, als müſſe er, wenn ein anderer ſo etwas geſchrieben, dieſen für einen ſtrafbaren Einfaltspinſel halten ... und der war er ſelbſt geweſen!

Er ſah Bernhardine vor ſich, wie auch ſie das las, ſah ſie das Blatt zerknittern, zertreten — und damit auch ſeine Hoffnung!

Zu Ende war ſein Traum von einem neuen Leben. Thränen kamen ihm in die Augen, wie er auf die neue koſtbare Einrichtung ſeiner Zimmer ſchaute. Er vermied es, ſeinem Diener ins Geſicht zu blicken, verweilte den ganzen Tag in ſeiner Wohnung und ſuchte erſt am Abend ein entferntes Reſtaurant, in welchem er von niemand erkannt zu werden glaubte.

Und hier ſprach man um ihn herum von nichts als von Krohmanns Verurteilung. Einen Offizier hörte er ganz in ſeiner Nähe ausrufen: „Dieſen Tropf, den Rennert, hätte man verurteilen ſollen, durch ein Spalier von Frauen Spießruten zu laufen!“, worauf ein anderer, ein älterer Herr, einwarf: „Kann man denn wiſſen, ob er nicht das Duell hat provoziren wollen, um den Krohmann aus dem Wege zu räumen? Mir erſcheint ſein Verhalten gar nicht wie Einfalt, ſondern wie eine Bravour, und im Grunde war er dann der Herausfordernde.“

(Schluß folgt.)

J. J. Honegger.

Der Bildungsgang des Menſchen iſt bezeichnend für deſſen ganzes Leben; er vermag Talente zu erſticken, wenn er im breitgetretenen Geleiſe vorwärts ſchreitet, vermag Talente zu wecken, wenn er deren Keime ſorgfältig pflegt. Iſt es ſchon bedeutſam, wenn man auf gebahnten Wegen ſich die Originalität wahrt, um ſo bedeutſamer muß es erſcheinen, wenn man wie J. J. Honegger trotz aller Hinderniſſe, aus ſich ſelbſt heraus, unentwegt, kühn, mannhaft, energiſch die höchſten, edelſten Ziele erreicht. Honegger iſt ein Selfmademan in des Wortes edelſter Bedeutung, denn ſelten wohl findet man, daß ſich die eigene Kraft auf die Weiſe bethätigt, wie ſie das bei dieſem Manne gethan. An ihm kann man die Wirkung des „Müſſen“ auf Charakter, Weſenheit und Lebensanſchauung erkennen.

Geboren wurde Johann Jakob Honegger am 13. Juli 1825 als Sohn eines unbemittelten Landmannes in Dürnten, einem kleinen Bergdörfchen des Kantons Zürich. Sehr ſorgfältig, weit über ſeinen Stand hinaus erzogen, da er viel im Pfarrhauſe verkehrte, wo ſein Geiſt die erſte Pflege empfing, ward er mit den Elementen der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache wie auch mit den Perlen der deutſchen und franzöſiſchen Literatur bekannt und vertraut gemacht. In früheſter Jugend wurde ſo in ihm der Sinn für die ideale Geſchichte der Menſchheit erweckt, was von großer Tragweite für ſein ganzes Leben war, denn dieſe Einflüſſe beſtimmten ſeine Laufbahn, indem ſie diejenigen Neigungen wachriefen, welche dem Leben die Richtung geben ſollten. Aus der Primarſchule ging er in die Mittelſchule über. Hier wuchs der Wunſch, höhere Studien zu betreiben; aber ſeine Familie konnte die Mittel zum Univerſitätsſtudium nicht aufbringen und beſchloß, daß er das ſtreng geleitete Lehrerſeminar in Zürich beſuchen ſolle, um bald als Lehrer auf eigenen Füßen ſtehen zu können. Vier Jahre hindurch ſtudierte er denn auch im Seminar, um es mit dem Zeugnis eines Sekundarlehrers zu verlaſſen. Sehr jung noch trat er in den praktiſchen Schuldienſt, aber dieſe Thätigkeit vermochte ihn durchaus nicht zu befriedigen. Daß er ſich in den enggezogenen Schranken nicht wohl fühlen konnte, war bei dem höher ſtrebenden Geiſte ſelbſtverſtändlich; ebenſo ſelbſtverſtändlich bei dem energiſchen, entſchloſſenen Charakter, daß er va banque ſpielte, die Schiffe hinter ſich abbrach, indem er den Lehrerpoſten aufgab, um das heiß erſehnte Ziel: das Univerſitätsſtudium, zu erreichen. Er that den entſcheidenden Schritt, obgleich er wußte, daß er abſolut auf keine Hilfe rechnen könne — aber er verließ ſich auf ſich ſelbſt. Mit eiſerner Konſequenz verfolgte er ſieben Jahre hindurch ſtrenge philoſophiſche, geſchichtliche und literarhiſtoriſche Studien in Zürich, dann in Paris. Unterrichtgeben, Accidenzarbeiten, Entwürfe und Aufſätze, ſowie Aushilfe bei Mitſtudirenden bildeten die ausſchließlichen, mageren Hilfsquellen dieſer Studienzeit. Unterſtützung zu ſuchen oder anzunehmen duldete ſein feſter Charakter nie. Nur einmal wurde ihm auf Grund einer philoſophiſchen Arbeit über Plato — deſſen künſtleriſche Büſte jetzt ſein Arbeitszimmer ſchmückt — ein Staatsbeitrag zu dem Pariſer Aufenthalt zu teil.

Mit köſtlichem, kauſtiſchem Humor, den er ſich ungeachtet bitterſter Lebenserfahrungen bewahrt, mit der ihm eigenen

Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, die ihn trotz der früh ergrauten Haare auszeichnet, gedenkt er der hunderte von Mittagsſtunden, wo er zur Eſſenszeit regelmäßig ſpazieren ging, um ſorgfältig vor jedermann zu verbergen, daß er ſich den Luxus einer Mahlzeit nicht erlauben konnte. Mit Befriedigung und gerechtem Stolze gedenkt er aber auch der Nächte, die er bis zum Morgengrauen in ernſter Arbeit durchwachte. Ein eiſerner Wille, der von einem vorgeſetzten Ziele nie abgeht, die nie ermüdende Geduld und Ausdauer in Verfolgung eines Planes oder Gedankens, in den er ſich bis zur völligen Selbſtvergeſſenheit vertiefen kann, unermüdliche Arbeitskraft und Arbeitsluſt, ſowie der Umgang mit gleichſtrebenden Genoſſen, die in jugendlichem Feuereifer gleich ihm Berge verſetzen und alles erreichen zu können meinten, halfen ihm über dieſe ſchwere Zeit hinweg.

Mehr denn dreißig Jahre zählte er, als er in das praktiſche Leben eintrat — und zwar zuerſt an dasjenige Inſtitut, an dem er die erſte höhere Ausbildung genoſſen hatte; während vier Jahren war er Lehrer am Züricher Seminar. In dieſer Zeit promovierte er mit einer Schrift über: „Victor Hugo, Lamartine und die franzöſiſche Lyrik“ zum Dr. phil. Hierauf ſiedelte er nach St. Gallen über, wo er als Profeſſor an der Kantonsſchule thätig war und mit dem Buche „Literatur und Kultur des neunzehnten Jahrhunderts“ ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begründete. Das einbändige Werkchen war von größtem, wohlverdientem Erfolge begleitet. Das veranlaßte ihn im Einverſtändnis mit ſeinem Verleger, dem Konſul J. J. Weber in Leipzig, dem er pietätvolles Gedenken bewahrt, an die Hauptaufgabe ſeines Lebens zu gehen, Ausarbeitung des großen, fünfbändigen Werkes: „Grundſteine einer allgemeinen Kulturgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts“. Er kehrte 1865 nach Zürich zurück, vollſtändig in Anſpruch genommen von dem großen Projekt, das ihn eine Reihe von Jahren feſſelte. Nach Vollendung der hauptſächlichſten Grundzüge dieſes Werkes übernahm er eine Lehrſtelle an der Züricher Hochſchule, ſtand daneben in Verwaltungsgeſchäften, aber dabei immer ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten obliegend. Schwere Krankheiten — dreimal verlor er vorübergehend das Gehör — überzeugten ihn, daß auch die größte Kraft einmal erſchöpft und zerſtört werden kann, und machten ihm unmöglich, alle jene Aufgaben fortzuführen. Deshalb legte er die Lehrthätigkeit gänzlich nieder und lebt nunmehr nur den literariſchen Arbeiten.

Bezeichnend für ihn iſt, daß er einmal in die Politik ſeines engeren Vaterlandes eingegriffen, indem er ſtark beteiligt war bei der Schlußredaktion der neuen Verfaſſung des Kantons Zürich. Aber ſofort nach der Vollendung des Werkes wandte er ſich vollſtändig und für immer von jeder Beteiligung am öffentlichen Leben ab. Hingegen iſt er ſeit dreiundzwanzig Jahren in der engeren Verwaltung des Kunſtvereins Zürich thätig, und ſein energiſches Eingreifen, ſeine Umſicht und Klarheit halfen ſtark mit, das blühende Inſtitut zu einem der allerbedeutendſten auf dem Kontinente zu machen.

Profeſſor J. J. Honegger.

Noch ein zweites Werk, welches er nach Abſchluß ſeines erſten, großen begonnen, eine „Allgemeine Kulturgeſchichte“ iſt dazu beſtimmt, bahnbrechend auf kulturellem Gebiete zu wirken, da es die neueſten Beobachtungen und Forſchungen verwertet. In dieſem Werke und in der „Kritiſchen Geſchichte der franzöſiſchen Kultureinflüſſe in den letzten Jahrhunderten“, in ſeiner „Ruſſiſchen Literatur und Kultur“, ſowie der Fortſetzung des Robert Weberſchen Werkes: „Poetiſche Nationalliteratur der deutſchen Schweiz“, tritt uns auf jeder Seite kritiſcher Scharfblick, Univerſalität des Wiſſens und rückhaltloſe Wahrheitsliebe entgegen, die Honegger entſchieden zu einem der bedeutendſten Kultur- und Literaturforſcher der Gegenwart machen, was um ſo mehr der Fall, als ſeine Kritik völlig ſelbſtändig und fortſchrittlich iſt. Seine Werke ſind einſtimmig anerkannt; das wahrhaft Gute bricht ſich immer Bahn.

Der Grundgedanke, der ſich durch dieſe Arbeiten zieht, iſt ein völlig moderner: trotz aller Störungen und Irrgänge der unentwegte Glaube an den in den Entwicklungsgeſetzen und der Geſchichte begründeten Fortſchritt der Menſchheit.

Vielfache Studienreiſen nach Deutſchland, Oeſterreich, Italien, Frankreich und England boten ihm eben ſo reiche Natur- und Kunſtgenüſſe wie ein weites Beobachtungsfeld, und er ſelbſt erkennt in dieſen Reiſen und den daran ſich knüpfenden Beziehungen einen weſentlichen Einfluß auf ſeine geiſtige Entwicklung, zumal im äſthetiſchen Sinne, wie denn auch ſeine „Lieder und Bilder“, in denen er beweiſt, daß er zwar nicht Formkünſtler, aber ein echter, warmer Poet iſt, der Natur entſprungen ſind, und eben deshalb ſo unmittelbar aufs Herz wirken.

Neben größeren, ſelbſtändigen Arbeiten verfaßte er eine Unzahl Artikel literariſch-kritiſchen und geſchichtlich-politiſchen Inhalts für die maßgebendſten Blätter Deutſchlands. Namentlich ſeine Kritiken ſind es, die wegen ihres feinen Gefühls, ihres zarten Verſtändniſſes für das dichteriſche Empfinden ihm viele Freunde unter den Größen der Literatur erworben.

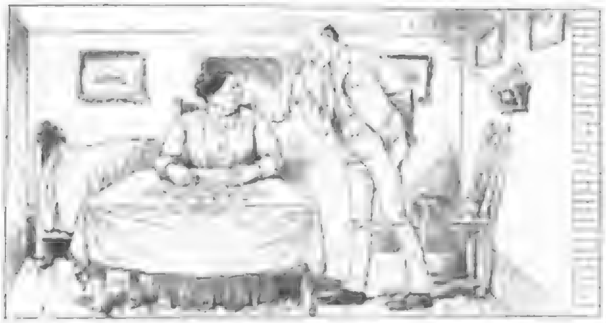
Aus ſeinem Weſen tritt uns ein vornehm reſervierter, in ſich abgeſchloſſener Charakter entgegen, eine Natur, die nicht leicht zugänglich iſt, aber dort, wo ſie einmal Vertrauen gefaßt, unentwegt feſthält. Er verſteht es nicht, um die Gunſt der Menge zu buhlen — edler Mannesſtolz, aber ohne jedwede Anmaßung, verbietet ihm das „ſich populär machen“. In äußerſter Stille und Zurückgezogenheit, immer ſein oberſtes Ziel: Hochhalten des Kultus des Idealen inmitten dieſer materialiſtiſchen Welt, im Auge, faſt einſam, nur mit ſeinen Werken, dem fortlaufenden Gange der Literatur und deren Vertretern beſchäftigt, lebt er in Zürich auf eine reiche Kette von Erfolgen zurückblickend, die er ſich ſelbſt geſchaffen. Wer je mit ihm in perſönlichen Verkehr getreten, wird bald die Einſicht gewonnen haben, daß er vor einem offenen, lautern, harmoniſchen Charakter ſteht, der in ſich abgeklärt, deſſen Aeußerungen in That und Wort gleich gediegen, gleich ſympathiſch, gleich wahr — kurz, vor einem hochbedeutenden Menſchen, deſſen bürgerliches und künſtleriſches Leben in vollem Einklang ſtehen.

Hans von Baſedow.

Eine Verhaftung. Ein Bild aus den Zeiten Richelieus von Boppo.

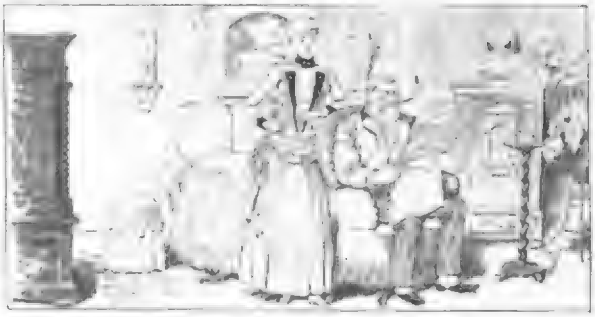
Der verhängnisvolle Traum.

Nach Skizzen von Emil Mayrhauſer.

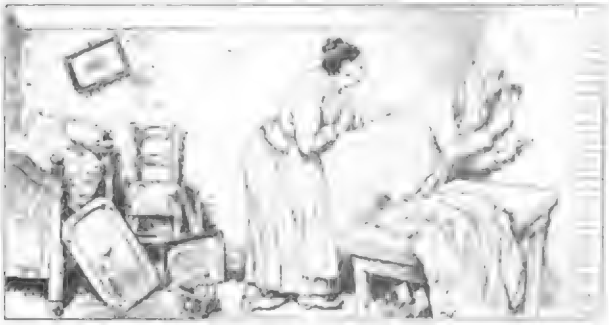


„Du, Alte, heut nacht hat mir geträumt, daß wir hier im Zimmer einen Schatz entdeckt haben.“

„Da müſſen m'r doch gleich nachſchau'n — in den Karten ſteht auch 'was von an großen Ereignis für uns!“

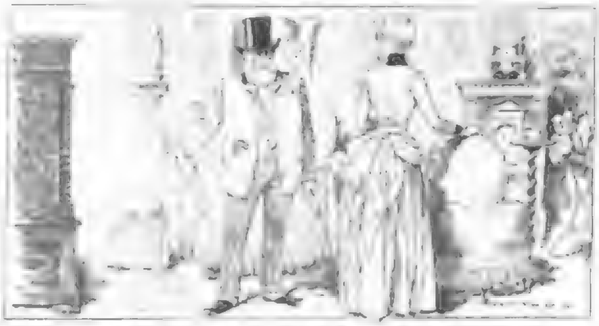


„Schrecklich — wie oft Einbruch und Diebſtahl lieſt man in der Zeitung — keine Woche vergeht, wo net wenigſtens ein großer Einbruch geſchieht; die Polizei is halt viel zu wenig energiſch!“

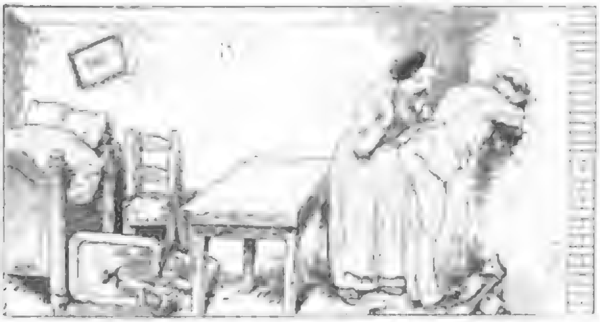


„Nu — bis jetzt hab'n mir noch nix g'funden. Horch, Alte, kommt's Dir net vor, als ob die Mauer an dieſer Stelle hohl klingen thät?“

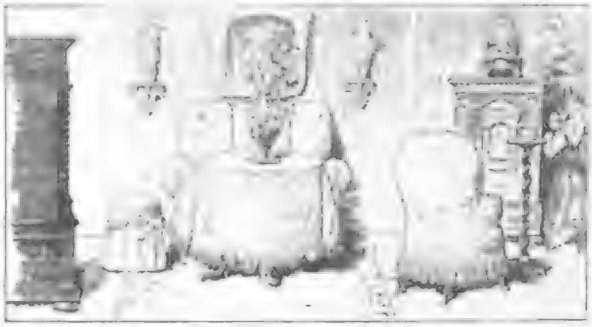
„Freilich, ich hör's ganz deutlich — hau zu!“



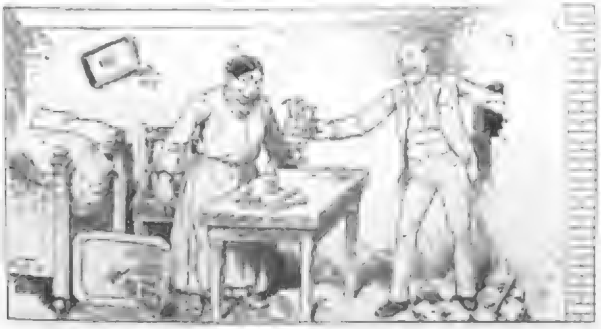
„Du, Mina, ich bitt' Dich, gib mir nur ja gut acht auf die Wohnung, und ganz beſonders auf den Kaſten, wo wir unſer Geld und Silber drin haben; ich werd's auch der Köchin ſtrengſtens anbefehlen.“



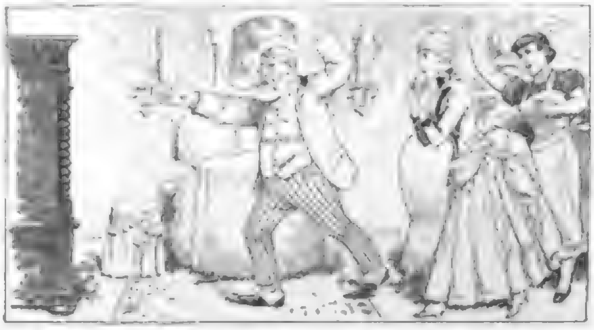
„Himmel — Gold und Silber — eine ſchwere Menge ſteckt da drinnen — freu' Dich, Alte, unſer Elend hat ein Ende, der Traum hat ſich verwirklicht. Jetzt heißt's nur, die G'ſchichte herauszuſchaffen!“



Stimme von außen: „Alſo, ich ſag' Dir's noch a mal, ja gut acht geben; und Sie, Kathl, während ich abweſend bin, laſſen's mir niemals a fremde Perſon herein!“



„Da ſchau, da ſteckt a ganzes Vermögen drin! Jetzt geht für uns erſt das Leben an, denn meine Schreiberſtelle geb' ich natürlicherweiſe gleich auf — ich werde noch ganz verrückt über dieſes Glück!“



„Was iſt denn das für ein Rumoren in dem Kaſten da? (Reißt die Thür auf.) Ha, Räuber — alles fort, Einbruch vom Nachbar aus — Kathi, ſofort auf die Polizei — g'ſchwind — Hilfe!“

(Schluß auf der nächſten Seite.)

Sicherheitswachmann: „Na, da hab'n wir ja den Einbrecher in voller Thätigkeit! Im Namen des Geſetzes — Sie ſind verhaftet!" — **Schuſter:** „Wa — wa — wa — wa — was habe ich — denn ſelber?" — **Sicherheitswachmann:** „Und das fragen Sie noch? Im Kaſten Ihres Herrn Zimmerherrn haben Sie eingebrochen!"

Im Unterſuchungsarreſt: „Ach ſo — ach ſo — verhängnißvoller Traum! Ich hab mir wohl ſchon alles mögliche dumme Zeug geträumt in meinem Leben, aber, daß ich noch einmal ins Loch ſpazieren muß, das hätt' ich mir wahrhaftig nicht träumen laſſen!"

Literatur.

— **Weit über den Wert einer Gelegenheitsſchrift hinaus** reicht die Studie „Schiller in Jena" von Profeſſor Berthold Litzmann (Jena, Fr. Mauke), die ihre Entſtehung der Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers erſter Berufung an die Univerſität Jena verdankt. Mit ſorgfältiger Benutzung der jetzt reichlich zur Verfügung ſtehenden, zum Teil noch ungedruckten Quellen, faßt der Verfaſſer alles, was auf Schillers Aufenthalt in Jena und ſein Wirken daſelbſt unmittelbaren oder mittelbaren Bezug hat, zu einem anziehenden Geſamtbilde zuſammen.

— **„Der Spottvogel im Glaspalaſt" von K. Salbund** gibt in ſeinem „[illegible] Flug" (München, [illegible]) [illegible] Bilder aus der gegenwärtigen Kunſtausſtellung im Münchener Glaspalaſte, ganz in demſelben Sinne, wie er es bei ſeinem erſten Flug im vorigen Jahre gegenüber der damaligen Ausſtellung gethan. Bild und Wort ergänzen ſich auch diesmal in recht drolliger Wirkung.

Ruſſiſche Blätter veröffentlichen folgende Mitteilungen über die Preiſe, welche die hervorragendſten Schriftſteller Rußlands für den Verkauf ihrer geſammelten Werke erzielt haben. Kurz vor ſeinem Tode verkaufte Turgenjew das Recht der Herausgabe ſeiner Werke auf „ewige Zeiten" Herrn Glaſunow für 90,000 Rubel. Von anderen bekannten Schriftſtellern erhielten für das Recht der Herausgabe ihrer Werke: Gogol 60,000 Rubel, Puſchkin 35,000 Rubel, Schtſchedrin 5000 Rubel, Krylow für ſeine Fabeln 14,000 Rubel, [illegible] 15,000 Rubel, Gontſcharow 35,000 Rubel, Oſtrowſki 10,000 Rubel für eine Druckzeile, Grigorowitſch 3000 Rubel, Maikow 3000 Rubel für eine Druckzeile, Fet 1000 Rubel.

Notizblätter.

Tonkunſt.

— **Im Sinfoniekonzert der Kurkapelle zu Bad-Kreuznach** kam am 23. Auguſt die [illegible]-Sinfonie von J. B. Zerlett zur Aufführung, und es wurde damit ein großer Erfolg erzielt. Seit der „Tonkünſtlerverſammlung" in Wiesbaden, bei welcher ſich der bis dahin eigentlich nur als tüchtiger Leiter des Wiesbadener Männergeſangvereins bekannte Muſiker auch als Komponiſt, Pianiſt und Dirigent auszeichnete, iſt man in der muſikaliſchen Welt aufmerkſam auf ihn geworden. Mehrere Chor- und Liederwerke fanden ſofort Verleger, und eine Suite für großes Orcheſter, ſowie ein umfangreiches Chorwerk mit Soli für Orcheſter ſind zur Aufführung für nächſten Winter in Wiesbaden angenommen worden. In dem Kreuznacher Konzert ſang Zerletts Braut, die am Rhein längſt als [illegible] bekannte [illegible] und eroberte ſich mit ſympathiſcher Stimme und ſeelenvollem Vortrag die Herzen

Kultur und Wiſſenſchaft.

— **In Stockholm fand die Eröffnung des Orientaliſtenkongreſſes ſtatt.** König Oskar II. begrüßte die Vertreter ſehr herzlich in franzöſiſcher Sprache und gab denſelben auf Schloß Drottningholm ein großes Feſt. Als ein Unikum ganz beſonderer Art kann die Speiſekarte zu dem großen Bankett bezeichnet werden. Die Karte iſt in Leyden gedruckt und in altorientaliſchen Sprachen abgefaßt. Die gelehrteſten Herren der Welt haben ſich bemüht, auf die einzelnen Gerichte, die für die Tafel im voraus beſtimmt waren, einen kleinen Vers zu ſchreiben. [illegible] ein Lobgedicht in der Sanskritſprache, Profeſſor [illegible] aus Berlin [illegible] in der Sanskritſprache [illegible] [illegible]

— **Der Eiffelturm wird auch als Wetterwarte benutzt** und hat als ſolche ſchon recht beachtenswerte Erfolge erzielt. Die höchſte Plattform hat eine Höhe von 300 Meter über dem Spiegel der Seine und von 335 Meter über dem Meere. Auf ihr iſt infolge einer Anregung des Phyſikers Mascart eine ganze Anzahl von Selbſtſchreibern aufgeſtellt worden, welche die Richtung der Temperatur, den Luftdruck, die Feuchtigkeit der Luft, den gefallenen Regen und ſo weiter genau verzeichnen. Ein Aktinometer regiſtriert die Intenſität der Sonnenſtrahlung auf der Höhe, ein auf einer 6½ Meter hohen Stange befeſtigter, ſehr empfindlicher Windmeſſer und Windzeiger dient zur Meſſung der Windſtärke. Es hat ſich nun ergeben, daß der Wind 300 Meter über Paris viel ſtärker weht, als nahe dem Boden; an einem der Tage, wo der Unterſchied am größten war, legte der Wind auf dem Turme 16 Meter in der Sekunde zurück, während der Windmeſſer des Bureau central, die Pariſer meteorologiſche Zentralanſtalt, nur eine Geſchwindigkeit von 4 Meter per Sekunde angab. Auch die Art und Dauer der Windſtöße iſt auf dem Turme eine andere als in der Stadt ſelbſt. Neben dieſen Beobachtungen wurden noch ſpektroſkopiſche angeſtellt. Janſſen, der in Meudon, 7700 Meter vom Eiffelturm entfernt, ſein Obſervatorium hat, benutzte nämlich die mächtige elektriſche Lampe auf dem Turme zum Studium der telluriſchen Spektrallinien. [illegible] der Lampe war in Maſſe gleich diejenigen, welche die Atmoſphäre vom Erdboden aufwärts bis zur Grenze der Luft repräſentiert. Dennoch war die Lichtſtärke ſo groß, daß Janſſen dieſelben Spektralapparate wie für direktes Sonnenlicht anwenden konnte. Fehlte er noch eine Sammellinſe vor die Spalte, ſo hatte das Spektrum der elektriſchen Lampe dieſelbe Kraft wie das Sonnenſpektrum bei höchſtem Sonnenſtande.

— **Ein Hauptmann a. D., Bötticher, hatte an den Anthropologenkongreß** zu Wien ein Schreiben gerichtet, in welchem er die Behauptung aufſtellte, daß Schliemann in Hiſſarlik nicht, wie er glaube, mehrere Städte mit Burgen [illegible], ſondern eine Feuernekropole gefunden habe, daß es ſich alſo bei den Funden gar nicht um Troja gehandelt habe. Infolge deſſen veröffentlicht Dr. W. Ch. Dörpfeld, Sekretär des kaiſerlichen archäologiſchen Inſtituts in Athen, eine längere Entgegnung, in welcher er die Behauptung Böttichers als den thatſächlichen Funden direkt widerſprechend erklärt und denſelben auffordert, entweder eine Behauptung zurückzunehmen, oder mit ihm nach Hiſſarlik zu reiſen, damit ſie die Ruinen gemeinſam unterſuchen können. Schliemann ſei bereit, alle Koſten der Hin- und Rückreiſe zu übernehmen. An Ort und Stelle werde er Herrn Bötticher die Bauwerke und Gebäude erklären und auf alle Fragen Rede und Antwort ſtehen. Inzwiſchen hat auch Schliemann perſönlich Anlaß genommen, ſich zu äußern. Bötticher hatte ſich nämlich auch an den gegenwärtig in Paris tagenden internationalen Kongreß der Anthropologen und Archäologen gewendet, und ein junger franzöſiſcher Gelehrter, Salomon Reinach, der Bruder von Joſeph Reinach, Direktor der „République Française", machte ſich dabei zum Anwalt Böttichers. Schliemann antwortete perſönlich, und unter [illegible] iſt Sieger auf der ganzen Linie geblieben. In einem längeren, mit wahrer Begeiſterung durchwehten Vortrag widerlegte er auf das ſchlagendſte alle Behauptungen ſeines Gegners und wies die Richtigkeit und Wahrhaftigkeit aller ſeiner Troja-Entdeckungen ſchlagend nach. Schliemann erntete den ſtürmiſchſten Beifall und die ehrliche Zuſtimmung des Kongreſſes und ging als unbeſtrittener Sieger aus der Debatte hervor.

Bei erblich belaſteten Geiſteskranken zeigt ſich die Entartung nicht nur in den Zeichen der Geiſtesſtörung, ſondern auch [illegible] bekannt iſt, beſteht darin, daß der gegenüberliegende Ohrknorpel hervorragt und den hohlen Raum der Ohrmuſchel bildet. Geringe Formabweichungen in den Ohren finden ſich ſehr häufig ſowohl bei einzelnen Individuen wie bei Raſſen; in ausgeprägter Weiſe finden ſie ſich indes nur bei erblich belaſteten Geiſteskranken vor. Eine genügende Erklärung für dieſe merkwürdige Thatſache hat man bisher noch nicht geben können.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Baden-Baden holte ſich am dritten** Tage des königlich preußiſchen Hauptgeſtüts Graditz dreijähriger „Panther" das St. Leger Handicap vor „[illegible]", „[illegible]" ꝛc. Das Zukunfts-Handicap fiel an Graf Fr. Metternichs „[illegible]" vor „[illegible]", das Kosmopolitiſche Handicap an Captain [illegible] dreijährigen „[illegible]" vor „[illegible]", das Merkurrennen an [illegible] dreijährigen „[illegible]" vor „[illegible]", und das Kaiſerliche Hürdenrennen an [illegible] vierjährigen „[illegible]" vor „[illegible]". Am vierten Tage gewann [illegible] zweijährige „Cicero" das Schwarzwaldrennen vor „[illegible]", [illegible] „[illegible]" das [illegible] vor „[illegible]", [illegible] dreijährige „[illegible]" das [illegible] vor „[illegible]", derſelben [illegible] „[illegible]" das [illegible] vor „[illegible]", und ſchließlich der große Badener Handicap-Steeplechaſe um 10,000 Mark über 6000 Meter Rittmeiſter von Heyden-Lindens a. F. „[illegible]" vor „[illegible]", „[illegible]" ꝛc.

— **Eine Ueberraſchung, wie alljährlich, brachte auch diesmal** der Oldenburger Flaggenpreis, das 10,000 Frankenrennen der [illegible]. Graf Moriz Eſterházys „[illegible]" ſchlug die „[illegible]", „[illegible]", „[illegible]" und ſo weiter, während der Favorit „[illegible]" auf ſchwerer Bahn zu Fall kam und das Kreuz brach. Den [illegible] gewann Graf [illegible] vierjährige „[illegible]" vor „[illegible]", das große Hürdenrennen Baron [illegible] vierjährige „[illegible]" vor „[illegible]", die lange Steeplechaſe Graf [illegible] „[illegible]" [illegible] vor „[illegible]", „[illegible]" ꝛc., und Doppelſiege an den beiden Tagen verzeichneten Baron [illegible] zweijähriger „[illegible]" und [illegible] dreijährige „[illegible]".

— **Die Hamburger Wettſchwimmen brachten W. Röhrs** den Sieg in der Meiſterſchaft von Deutſchland über [illegible] und [illegible], [illegible] Meiſterſchaftsſpringen von Deutſchland [illegible] vor [illegible].

Geſtorben.

— Dr. Schmelzkopf, Stabsarzt a. D., Arzt der Wißmann'ſchen Kolonialtruppe in Oſtafrika, am 20. Juli, bei Bagamoyo.

— J. B. [illegible], [illegible] des badiſchen [illegible], 50 Jahre alt, am 21. Auguſt, in Karlsruhe.

— [illegible], italieniſcher Senator, einer der erſten Förderer der italieniſchen Freiheits- und Einheitsbeſtrebungen, 65 Jahre alt, am 25. Auguſt, in [illegible].

— Dr. [illegible], alter ſchleswig-holſteiniſcher Veteran, 1848 Offizier im von der Tannſchen Freicorps, 80 Jahre alt, am 26. Auguſt, in Hamburg.

— Alexander Kaſimir Gintowt de Dziewaltowski, Erzbiſchof von Mohilew, Metropolit der römiſch-katholiſchen Kirche in Rußland, 65 Jahre alt, am 26. Auguſt, in [illegible] bei Petersburg.

— Karl Ludwig Auguſt Freiherr von Ende, ehemals Oberpräſident von Heſſen-Naſſau, 74 Jahre alt, am 28. Auguſt, auf ſeiner Beſitzung „[illegible]" bei [illegible].

— Lord Addington, beſſer bekannt unter dem Namen John Gellibrand Hubbard, Peer von England, ehemals [illegible] Vertreter der City of London im Unterhauſe, 84 Jahre alt, 28. Auguſt, in Addington Manor, Buckinghamſhire.

— George [illegible], bekannter amerikaniſcher [illegible], am 29. Auguſt, in [illegible].

— [illegible] taniſchen Sprachen an der Univerſität Heidelberg, am 29. Auguſt, in Freiburg i. Br.

— [illegible], [illegible]

[illegible]

— Johann Karl Graf Huyn, k. k. penſionierter Feldzeugmeiſter, einer der verdienteſten Generale des öſterreichiſchen Heeres, 77 Jahre alt, am 1. September, in Gmunden.

— Hald, Generaldirektor der däniſchen Staatsbahnen, am 1. September, in Kopenhagen.

— Dr. Emil Krauß, hervorragender Konzertſänger, eines der erſten Mitglieder des Hamburger Stadttheaters, 49 Jahre alt, am 1. September, in Hamburg.

— Julius Weizſäcker, bekannter Hiſtoriker, Profeſſor an der Univerſität Berlin, 61 Jahre alt, am 3. September, in Kiſſingen.

Wie in den Dörfern Polens gefreit wird.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Verlobungs- und Hochzeitsfeier ſind bei der polniſchen Landbevölkerung mit mancherlei altertümlichen, teils wunderlichen, teils naiven und ſinnreichen Gebräuchen durchzogen. In den Gebirgsgegenden und auch in der Umgebung von Krakau verkündigt ein großes, mit Kreide auf die Hausthüre gezeichnetes Kreuz, daß in dieſem Hauſe ſich eine heiratsfähige Tochter befindet; in anderen Gemeinden wird im gleichen Falle ein Kranz aus Rauten, Immergrün und Kornähren an das Fenſter gehängt. Wo mehrere heiratsfähige Mädchen ſind, werden dementſprechend auch mehrere Kränze aufgehängt. Der Heiratsantrag wird gewöhnlich durch Brautwerber vermittelt; wenn der Antrag abgewieſen werden ſoll, ſo deutet man dies dadurch an, daß man in Gegenwart der Brautwerber das Feuer auf dem Herde mit Waſſer löſcht. In manchen Gegenden kommt der Freier ſelbſt zu ſeinem Mädchen und bittet um ihren Kranz. Die Gewährung dieſer Bitte gilt als Jawort.

Drei Wochen vor der Hochzeit wird das Verlobungsfeſt gefeiert. Der Bräutigam, die Brautführer und die Brautjungfern ziehen vor das Haus der Braut; ſie bringen die Dorfmuſik mit, und nun wird geſungen und getanzt bis um Mitternacht.

Am Vorabend der Hochzeit finden ſich bei der Braut ihre Freundinnen ein und bleiben bei Geſang und Muſik verſammelt bis zum Sonnenaufgang. Sobald nur das Morgenrot den Himmel färbt, erſcheinen alle Brautführer und dann auch die Hochzeitsgäſte. Die Braut wird mitten in der Stube auf einen Seſſel geſetzt; man löſt ihr die Zöpfe auf, und dazu werden Lieder geſungen, die durch alte Ueberlieferung feſtgeſetzt ſind, und unter Geſang geht oder fährt dann die ganze Hochzeitsgeſellſchaft in die Kirche zur Trauung.

Auf unſerem Bilde ſehen wir, wie die freudeſtrahlende Braut an der Seite ihres Auserwählten aus der Kirche zurückkehrt. Unter Singen, freudigem Jauchzen und den Klängen der Dorfmuſik geht es im ſchnellſten Trab zunächſt in die Schenke. Dort wartet die Wirtin ſchon mit der Branntweinflaſche an der Hausthüre, und nachdem ſie auf das Wohl der Gäſte getrunken, führt ſie alle in die Stube. Dort wird weiter getanzt und geſungen, bis die Mutter der Braut melden läßt, daß das Mittagseſſen fertig ſei. Vor dem Hauſe der Braut angelangt, wird das junge Paar der Landesſitte nach mit Brot, Butter und Salz empfangen. Drei Tage lang dauert die Hochzeit; dann wird das Paar in ſein neues Heim geleitet.

Unter Richelieu.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Seit 1622 war Armand Jean du Pleſſis, dritter Sohn des Herrn von Richelieu im Lande Poitou, bereits Kardinal auf Verwendung Marias von Medici, der Mutter des regierenden Königs Ludwig XIII. von Frankreich. Der hohe Prälat ſtand erſt in ſeinem ſiebenunddreißigſten Lebensjahre. Zwei Jahre ſpäter berief ihn die Königin-Mutter in den Staatsrat. Kaum daß er da Fuß gefaßt, wußte er die Regierungsgeſchäfte an ſich zu reißen, ſeine herrſchſüchtige Gönnerin Maria vom Hofe zu entfernen und zu ächten, den jungen König völlig zu beherrſchen, im Namen dieſes beſchränkten Monarchen Gebieter in Frankreich zu werden.

Zielbewußt, mit politiſcher Liſt und kalt berechnender Gewaltſamkeit, ſuchte er Frankreich zur erſten und innerlich gefeſtigten Staatsmacht zu machen. In ſeiner eigenen Perſon und Allgewalt ſah er den von ihm regierten Staat begriffen. Was Ludwig XIV. ſpäter zu ſagen wagte: er ſei der Staat, — Richelieu war ihm thatſächlich der Vorgänger hierin. Er begründete das unumſchränkt herrſchende Königtum in Frankreich mit Blut und Eiſen. Ein ſo großer Staatsmann er in dieſer Art war, trug ſein Gewaltwerk doch die Keime des Verderbens in ſich, für Frankreich ſowohl wie für deſſen Herrſcherhaus.

Von Anfang ſeiner Macht an führte Richelieu einen ſchonungsloſen Vernichtungskrieg gegen die Vornehmen in Frankreich, waren es auch die Höchſtgeſtellten königlichen Blutes ſelbſt, ſobald ſie ihm gefährlich, ſeiner Politik hinderlich erſchienen. Seine Spione waren überall; ſie thaten es mit oder ohne Wiſſen ihrer Zwecke und jede Verſchwörung ſeiner Feinde vermochte er daher zu vereiteln. Hunderte aus der Blüte des Adels ſandte er in Tod oder Verbannung. Die meiſten der ariſtokratiſchen Familien des Landes verſetzte ſein Regiment in Trauer und in Angſt um die Ihrigen, die noch lebten. Bis zum letzten Augenblick behauptete er ſeine Gewalt, verkehrte er mit ſeinen Spionen und ließ Verdächtige einkerkern und verurteilen. Einer der letzten, der ſeiner Rache verfiel, war Heinrich von Cinqmars, der Sohn des Marſchalls d'Effiat, ein Jüngling von einnehmendem Aeußern und ein Liebling der Damen. Richelieu hatte einen ſeiner Spione aus ihm zu machen gedacht, als er ihn in die Geſellſchaft Ludwigs XIII. und in die Hofſtellung eines Oberſtallmeiſters brachte. Aber der ehrgeizige Cinqmars ſeinerſeits plante, den Kardinal zu ſtürzen, und die deshalb von ihm betriebene neue Verſchwörung von Vornehmen bereitete einen förmlichen Krieg gegen ihn unter der Beihilfe Spaniens vor. Richelieu entdeckte dieſe Gefahr noch rechtzeitig. Als ein kranker Mann, den Tod ſchon in ſeinem Leibe, ließ er ſich in einer Sänfte nach Tarascon bringen, wo der König von Perpignan her zu ihm traf. Richelieu gab die Beweiſe der Verſchwörung, und der König genehmigte darauf die Verhaftung ſeines Günſtlings Cinqmars und der Genoſſen desſelben. In Lyon wurde der Prozeß geführt. Der todkranke Kardinal ließ ſich den Rachegenuß nicht nehmen, in einer Barke die Rhone hinauf nach Lyon zu fahren und ſeine Gefangenen ſelbſt auf einem angehängten Schiff mit ſich zu ſchleppen. Am 12. September 1642 wurden ſie hingerichtet, Cinqmars und de Thou.

„Sire," hatte Richelieu in Tarascon beim Beſteigen des Schiffes zu Ludwig XIII. geſagt, „dies iſt der letzte Abſchied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabei den Troſt, daß ich Ihr Königreich auf dem höchſten Punkte des Anſehens, auf dem es je geſtanden, hinterlaſſe." Am 4. Dezember ſtarb er. Sein letztes Wort war: „Ich habe niemals andere Feinde gehabt als die des Staates."

Rechts oder links?

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Rechts oder links? Ach, zwiſchen beiden
Iſt es ſo leicht nicht zu entſcheiden.
Der Beſte ſelbſt ſchwankt ſchlechterdings
Mitunter zwiſchen rechts und links.

In welcher der zwei kleinen Hände
Hält ſie die allerwünſchte Spende?
Ihr wunderlieblich Angeſicht
Bleibt ruhig und verrät es nicht.

Nun ratet los! Doch wetten möchte
Ich drauf, ihr ratet nicht das Rechte.
Dann macht ſie lachenden Geſichts
Die Hand auf, und darin iſt nichts.

So pflegt auch wohl in ſpätern Tagen
Das Schickſal manchmal uns zu fragen,
Sonſt ſich enthaltend jedes Winks:
Links oder rechts? Rechts oder links?

Wer eine Fee nun hat zur Paten,
Wird freilich leicht das Richt'ge raten;
Und wer am Sonntag kam zur Welt,
Mit dem auch iſt es wohl beſtellt.

Doch die gemeinen Alltagskinder
Begünſtigt Frau Fortuna minder.
So treffen ſie denn manchesmal
Beim Raten die verkehrte Wahl.

O Schickſal, ſprich, wozu die Frage,
Die nur uns Aermſten dient zur Plage?
Was du zu bringen vorhaſt, bring's
Und frag nicht erſt: Rechts oder links?

J. Trojan.

Geben und Nehmen.

Von

Marie von Redwitz.

(Schluß.)

II.

Die Neigung, Geſchenke zu machen, wird immer als liebenswürdiger Charakterzug angeſehen; ſie bekundet ein Zurücktreten egoiſtiſcher Gefühle. Die Motive hiezu ſind indes verſchiedener Art. Naturgemäß müßten diejenigen Menſchen ein Bedürfnis dazu fühlen, die reich ſind an irdiſchen Gütern. Doch trifft gerade bei ihnen dieſe Annahme gewöhnlich nicht ganz zu, und deshalb macht man ihnen einen Vorwurf daraus, wenn über der eigenen Sorgloſigkeit das Verſtändnis für anderer Mangel und Entbehrungen einſchläft. Am gedeckten Tiſch vergißt es ſich ſo leicht, wie andere von Mahlzeit zu Mahlzeit kämpfen müſſen. Es geht ſo vielen wie jener Fürſtin, die, nachdem man ihr von der Hungersnot im Lande berichtet, antwortete: „Wenn kein Brot mehr da iſt, warum eſſen die Leute nicht Kuchen?"

Nicht durch die Menge des Beſitzes, vielmehr durch einen Seelenzuſtand iſt das Bedürfnis, zu geben, hervorgerufen. Es ſchenkt der leichtſinnige Verſchwender, der Menſch im augenblicklichen Glücksrauſch, der Liebende, der Freund und der Mitleidige. So wie der Verſchwender ſinnlos ausſtreut, ſo trennt man ſich auch im vorübergehenden Glückstaumel leicht von den Erdengütern zum Vorteil ſeiner Mitmenſchen. In dem moraliſchen Gehobenſein ſcheint der Beſitz wie leichter Schaum, der aufbrauſt und überfließen müßte.

Bei frohen Feſten wurde in allen Zeiten, ſogar von ſonſt geizigen Herren, Gold unter das Volk geſtreut. Das war vielleicht nicht Großmut allein, ſondern auch der egoiſtiſche Wunſch, die Umgebung froh ſehen zu wollen, damit die eigene Freude nicht beeinträchtigt werde durch trübe Geſichter. Und begegnet heute dir ſelbſt ein großes Glück, das dich im erſten Eindruck über das Alltagsleben hinweghebt, dann ſitzt auch dir das Geld loſer in der Taſche als ſonſt, dann hat wohl auch ein altes Bettelweibchen deine Gabe zweimal umgedreht und kopfſchüttelnd gemeint: „Der Herr muß ſich vergriffen haben." Fortuna hat dir eine Blume in den Schoß geworfen, und mit dem Geſchenk der wandelbaren Göttin haſt du auch ihre Laune empfangen. Du meinſt in der Seligkeit des Augenblicks der Erdengüter entraten zu können, da ein größeres Glück ihren Wert entwertet. Du weißt dich in ſolcher Stimmung ſogar von Dingen zu trennen, von denen du vorher geglaubt, dein Herz hänge daran.

Der Verſchwender ergreift das Nächſtliegende und wirft es dem Nächſtbeſten zu — heute Gold, morgen Kupfer, ohne Wahl, ohne Ausleſe. Iſt er eines edlen Pferdes überdrüſſig, ſo ſchenkt er es weg. Mit auserleſenen Weinen läßt er gemeine Schmarotzer ſich betrinken.

Auch der, den der Taumel des Glücksgefühls erfaßt, frägt nicht erſt nach, was tauge und paſſe. Was ihm unter die Finger kommt, wird er für entbehrlich halten. Seine Art, zu geben, iſt eher ein Wegwerfen als ein Schenken. Darum wird ſie auch nicht viel herzlichen Dank ernten. Der edelfühlende Menſch wird dieſem Goldregen ausweichen, und jene, die mit Abſicht ſich herandrängen, um die Stimmung auszubeuten, die danken nicht.

In der Art zu geben und in der Wahl des Gegenſtandes bekundet ſich zumeiſt die Feinheit des Herzens. Nicht auf den Wert kommt es an, vielmehr auf den Sinn. Um das Wie und das Was richtig zu erraten, müſſen wir uns an den Platz des Empfängers verſetzt, in einem unbewachten Augenblick ſeine kleinen Wünſche und Bedürfniſſe erlauſcht haben. Dann machen wir Freude, und dann wird auch herzlich gedankt. So gibt die Liebe und die Freundſchaft.

Die Liebe iſt faſt immer von dem Bedürfnis zu geben begleitet, aber ſie ſtreut nicht zwecklos aus; im Gegenteil iſt ihr ganzes Sinnen und Trachten nur auf den Gegenſtand der Zuneigung gerichtet. Nichts ſcheint ihr da gut und ſchön genug, um das Liebſte zu ſchmücken und zu bereichern, und manchmal glaubt ſie ſogar, die Gaben müßten Schritt halten mit dem Feuer ihrer Geſinnung, und geht weit über das vernünftige, den gegebenen äußeren Verhältniſſen ſich anpaſſende Maß hinaus.

Das iſt, genauer betrachtet, um ſo widerſinniger, als die Liebe ja ohnehin eine Zauberin iſt, die allem Wert verleiht. Sie weiß aus dem Nichts ein Etwas und aus dem Wenigen eine Fülle zu machen. Ein Epheublatt und eine Heideblüte wird in der Hand der Liebe unerſetzlich. Ein Nichts beglückt, ein Nichts entzückt. Alles, was der Sache an Wert abgeht, um ſie zu einer Koſtbarkeit zu ſtempeln, wird durch die Verklärung des Gebers erſetzt. Ein Tannenreis wird zum Heiligtum, und bricht die Hand des Geliebten gar auf hohem Berge ein Edelweiß für die Erkorene, ſo wird das einer Heldenthat gleichgeachtet.

Was die Liebe gibt, das dankt von Herzen die Gegenliebe; ſie ſieht in jedem Geſchenk den Beweis einer ihr gezollten Aufmerkſamkeit, den ſie gerührt anerkennt, nicht allein indem ſie Dankesworte äußert, ſondern indem ſie über alles ehrt, was ihr gereicht wurde.

„Un doux et triste souvenir," las ich einſt auf eine getrocknete und aufgeklebte Roſe geſchrieben, die ſchier vor einem Jahrhundert geblüht.

Süß und traurig, — das ſind die meiſten Geſchichten ſolcher Blätter und Blüten. Freilich iſt auch dieſe zarteſte Poeſie oft genug durch gedanken- und empfindungsloſe Nachahmer entweiht worden. Gar mancher Schmetterling hat die ganze Botanik nach und nach zu Liebesorakeln mißbraucht und das weibliche Gegenüber ſich einen Hausſchatz der Erinnerung geſammelt, der ihr ſpäter wertlos ſcheint.

Nachdem die Blumen in tauſenden von Fällen die Liebesplänkeleien eingeleitet haben, wird dann ein Schritt vorwärts gewagt, und es tauchte als wichtigeres Geſchenk die eigene Arbeit auf. Sie bleibt ſtets das Beſte, was wir zu geben im ſtande ſind; der Geldeswert tritt vor ihrem ethiſchen weit in den Hintergrund. Was kann man Beſſeres, was kann man mehr ſchenken als Zeit, Geduld, Fleiß und Geſchicklichkeit? Ein ganzes Stück Leben hängt daran, ein Teil von unſerem Selbſt.

Was in dieſer Gattung das männliche Geſchlecht liefert, ſteht meiſt weniger opferwillig als das des weiblichen Geſchlechtes da. Es beſchränkt ſich gewöhnlich auf Kopfarbeit — Verſe, die in ſchlafloſen Nächten geſchmiedet worden, die oft das Kainszeichen „reim dich oder ich freſſ' dich" auf der Stirne tragen. Gewiß gibt es auch viele begnadete Gemüter, aber ſie ſind doch in der Minderzahl. Gewöhnlich werden ſolche

Herzensergüſſe gut aufgenommen, ſie ſagen ja meiſt auch ſo ſchöne Dinge; iſt die Empfängerin noch ſehr jung, ſo werden ſie ſogar unter Thränen geleſen und im geheimen geküßt.

Vielleicht iſt es auch nichts als Schreibereien, die das Liebchen erhält. Es gibt viele Männer, die keine ſchlechten Verſe machen wollen und ſich geſtehen, keine guten machen zu können; die leihen ſie dann von den Sängern von Gottes Gnaden und geben ſie nur auf möglichſt feinem Papier wieder. Zu Stift und Pinſel greift auch mancher, dem verliehen iſt, damit umzugehen, um Amorchen, Roſen, Herzen und Liebespfeile darzuſtellen.

Hat der Herr begonnen zu ſchenken und will die Dame das erwidern, ſo greift ſie meiſtens zur Handarbeit, die ſie mit Näh-, Strick- oder Häkelnadel ausführt, wenn ſie nicht etwa auch Pinſel oder Bleiſtift zu handhaben weiß. Dieſe Arbeit der eigenen Hände wird am meiſten geachtet, wir zahlen damit eine moraliſche Dankesſchuld am beſten heim, und der Empfänger iſt auch am eheſten geneigt, den guten Willen für die ſchöne That anzuerkennen.

Die Handarbeit iſt es auch, der wir zumeiſt noch eine bezeichnende Benennung geben; ſo heißen wir ſie in häufigen Fällen — ein Andenken.

Mit dieſem Ausſpruch begehren wir einen Dank des Empfängers — er ſoll an uns denken, tragen wir ihm auf, ſo oft ſeine Blicke auf den Gegenſtand fallen. Darum macht man auch ſolche Arbeiten ſo ſinnig als möglich, ſtickt auf Pantoffeln und Hoſenträger Roſen und Vergißmeinnicht oder auf die Reiſetaſche einen treuen Hund, der unverwandt ſeinen Beſitzer mit den Augen aus Glasperlen anblickt; darum malt man Lieblingsblumen, ſinnige Sprüche und alles mögliche, das mit den gemeinſamen Erlebniſſen und Hoffnungen im Zuſammenhang ſteht, mit mehr oder minder gutem Geſchmack.

Blumen und Arbeiten ſind als Gaben der Liebe typiſch; möchte ſie auch ſtets Schmuckgegenſtände und andere Koſtbarkeiten dem Gegenſtande der Anbetung zu Füßen legen, ſo können ſich das doch nicht alle erlauben — außer dem Ring, der hier als beliebtes Symbol der Treue einen wichtigen Platz einnimmt und der auch mit beſcheideneren Mitteln zu erreichen iſt.

Die Freundſchaft gibt anders, wenn auch nicht minder ſchön und gut als die Liebe. Die Poeſie tritt da in den Hintergrund, ſie ſendet keine „Roſen, mit Thränen betaut“, noch ſeufzt ſie, indem ſie Maiblumen überreicht; die verliebten Tändeleien ſchweigen, aber ſie ſchafft Angenehmes und Nützliches. Man kennt den gegenſeitigen Geſchmack und die Neigungen, die Lieblingsblumen und Leibgerichte, alles, was Anlaß zu hübſchen Ueberraſchungen bietet. Ohne großen Koſtenaufwand noch Mühe ſtreuen die Gaben der Freundſchaft Blumen in das nüchterne Alltagsleben. Reicht ſie Blumen, Arbeiten, Bücher, ſchickt ſie eine Süßigkeit oder die neueſte Kaffeemaſchine, immer wird ſie gut zu geben und herzlich zu danken wiſſen.

Sie dankt in Wort, in Geſinnung und That, auch durch ein Gegengeſchenk; aber dazu wartet ſie mit feinem Takt die paſſende Gelegenheit ab, um wie im Scherze zu vergelten, was ihr Gutes und Angenehmes erwieſen wurde. So wird durch ihre in Thaten umgeſetzte Liebenswürdigkeit manche frohe Stunde geſchaffen, manche trübe und ſchwere freundlich erhellt.

Nach der Gabe der Freundſchaft iſt jene zu erwähnen, die das Mitleid gibt. Ihr fehlt die Heiterkeit der anderen Arten von Geſchenken, die ſich zu ihr wie Luxusblumen zu einem Heilkraut verhalten. Sie iſt von ihnen ſo verſchieden, daß wir ihr ſogar einen anderen Namen geben — das Almoſen.

Der Zweck, zu erfreuen, tritt weit zurück; zuerſt heißt es: erleichtern helfen, eine Sorge verringern, einen Mangel beſeitigen, Hunger ſtillen, erſtarrte Glieder wärmen, Kranke ſtärken und dem Verzweifelten wieder Mut geben.

Beim Almoſengeben ſpricht nicht nur das Bedürfnis zu ſchenken, ſondern auch das Pflichtgefühl, vom Entbehrlichen mit den Unbemittelten zu teilen, deren Elend eindringlich mit hohlen Augen dazu mahnt, und auch die zu unterſtützen, die vielleicht ebenſo bedürftig ſind wie jene und die es nach außen nicht zeigen.

Das Geben wird hier leicht gemacht durch die edle Genugthuung, die es gewährt, anderen zu helfen. Gewöhnlich ſagt man, man gäbe nicht Almoſen um des Dankes, ſondern um der guten That ſelbſt willen. Darum ſoll der Handlung keine prahleriſche Wichtigkeit beigelegt, vielmehr die Unterſtützung als etwas Selbſtverſtändliches hingeſtellt werden. Dann wird auch dem Empfangenden der Dank leicht gemacht. Er fühlt, du ſeieſt mit wenigen herzlichen Worten zufrieden, während ſich ſeiner ein Gefühl von Bitterkeit bemächtigt, wenn du großthuſt mit deiner Gabe und ihn ſeine Abhängigkeit von deinem Beſitz fühlen läßt.

Daß wir uns gegenſeitig beſchenken, iſt zur angenommenen Thatſache geworden; auch werden beſtimmte Tage dafür eingehalten. Dieſe offiziellen Schenkperioden ſind bekanntlich Weihnachten — in manchen Ländern Neujahr — Oſtern, der Geburts- und Namenstag. Man hat ſich ſo ſehr daran gewöhnt, zu ſchenken und beſchenkt zu werden, daß die Gaben dieſer Tage ſchon mehr wie pflichtſchuldiger Tribut als wie freiwillige Aufmerkſamkeiten angeſehen werden.

So viel wird offiziell geſchenkt. Man ſteht ſich vielleicht das ganze Jahr im Herzen fern, hat nie thatſächliche Liebenswürdigkeiten für einander, die das Leben verſchönern, plötzlich aber überſchüttet man ſich mit Geſchenken aus dem einfachen Grunde, weil es eben ſo hergebracht iſt. Man häuft zum Beiſpiel Kindern Spielſachen, Süßigkeiten und ſo weiter bis zur Ueberſättigung auf und verdirbt ihnen durch die Fülle nicht nur den Magen, ſondern auch die Freude. Die Gaben verlieren empfindlich an Wert durch die große Konkurrenz, die ſie unter einander zu beſtehen haben.

Namentlich zu Weihnachten iſt die Schenkmode zur mühſamen Arbeit und Laſt geworden. Alles läuft ſich krank und müde und ſeufzt, daß man ſo viel ſchenken „muß“. Man opfert Zeit und Geſundheit, gibt meiſtens über die Verhältniſſe Geld aus und dankt dem Himmel, wenn die ſchöne Zeit glücklich überſtanden iſt.

Tauſend andere Anläſſe bieten ſich in unſerem Leben, wo eine Gabe wohlthuender berührt, wo ſie mehr geſchätzt wird, als gerade bei jenen Gelegenheiten.

Wenn ein Kind ſich angeſtoßen oder gefallen, ſo ſchenkt ihm die Mutter eine Kleinigkeit, um es zu tröſten und zu zerſtreuen. Und wenn deinem Freund ein Leid widerfahren, ſo ſende ihm eine Blume, ein Buch, irgend etwas, was ihn erfreuen könnte, zum Troſt. Es iſt damit nicht geſagt, du ſollteſt ihn als ein Kind behandeln, aber du wirſt dadurch vielleicht ſeine Gedanken ein wenig von ſeinem Kummer ablenken und er wird ſich inmitten ſeiner Trübſal lächelnd ſagen: „Es gibt doch noch Menſchen, die mich lieb haben und an mich denken.“ Wie ein beglückender Lichtſtrahl kann dieſe Ueberzeugung ſeine düſtere Stimmung erhellen.

Das Gleiche gilt vom Krankenzimmer. Wie dankbar, wie freudig wird hier jeder Gruß der Außenwelt, von der man getrennt iſt, aufgenommen. Eine einzelne Blume kann den Leidenden mit einem ganzen Frühlingszauber umſpinnen. Das Stück blauen Himmels, das er durchs Fenſter ſieht, iſt nicht greifbar für ihn, aber mit dem Blütenzweig hält er nun ſelbſt ein Frühlingspfand in Händen — und das bedeutet auch ihm neues, erwachendes Leben und Hoffnung auf eigenes Geſunden.

Den meiſten ſcheint es aber ein Luxus, eine unverantwortliche Ausgabe, Blumen zu kaufen, auch wenn ſie für einen Kranken beſtimmt wären. Ja, dieſen bringt man ſie nicht allzu häufig — aber ſind ſie erſt tot, ſo türmt man Berge von Blumenkränzen auf ihr Grab, die dann ſehr viel mehr koſten.

Teils thut man das als letzten Liebesdienſt für den Verſtorbenen, teils um den Ueberlebenden Teilnahme zu zeigen. In Wirklichkeit iſt es nur die Erfüllung einer eingebildeten Pflicht, die keinem etwas nützt — aber dem Kranken hätten ein kleiner Veilchenſtrauß, ein paar Anemonen ſo große Freude gemacht!

Ja, ja, nicht Geldeswert iſt das Ausſchlaggebende beim Geſchenk, vielmehr fällt das Wie und das Wann in die Wagſchale. Ihr habt's gewiß auch manchmal erfahren, daß ihr mehr bekamt, als nur das Ding an ſich, daß eine Kleinigkeit ſo große Freude machte.

„Ein Schelm gibt mehr, als er hat!“ — heißt es im Sprichwort. — Dieſer Schelm iſt in einer ſehr ſchätzbaren Ausgabe vorhanden, die ihr alle kennt und rühmt, — es iſt die Grazie des Herzens — die Liebenswürdigkeit.

Karl Auguſt von Haſe.

Der altverehrte Neſtor der liberaleren deutſchen Theologie der Gegenwart, der geheime Kirchenrat Profeſſor Dr. Karl Auguſt von Haſe in Jena, deſſen Bild wir nebenſtehend geben, hat am jüngſtvergangenen 25. Auguſt in aller Stille im Familienkreiſe ſeinen Eintritt in das neunzigſte Jahr ſeines bewegten und doch ſo fruchtbaren Lebens gefeiert. Der ehrwürdige Gelehrte, einer der geiſtreichſten Theologen unſerer Zeit, iſt am 25. Auguſt 1800 zu Steinbach in Sachſen geboren und verlebte eine ziemlich harte Jugend. Dieſe fiel in die Zeit der Freiheitsbeſtrebungen der deutſchen akademiſchen Jugend, deren Ideale auch Haſe mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und der vollen Wärme ſeines Gefühls erfaßte. Begeiſtert für den Gedanken eines einigen einheitlichen freien Deutſchlands mit einer Verfaſſung, welche die Errungenſchaften der Freiheitskriege und die Erfüllung der Forderungen der Neuzeit garantierte, ſchloß er ſich mit voller Seele der burſchenſchaftlichen Bewegung an, als er die Univerſität Leipzig bezogen hatte, wurde aber bald deshalb von dort verwieſen, ſetzte dann ſeine Studien in Erlangen und Tübingen fort und hatte ſich 1823 bereits an letzterer Hochſchule als Privatdozent habilitiert, als er wegen ſeiner Teilnahme an der Erlanger Burſchenſchaft abermals in gerichtliche Unterſuchung gezogen und zu zehnmonatlicher Strafhaft verurteilt wurde. Nachdem er dieſe auf der Feſtung Hohenaſperg erſtanden, durfte er ſeine Wirkſamkeit im Lehramte in Tübingen nicht fortſetzen, ſondern mußte ins Privatleben zurücktreten, und benützte ſeine gezwungene Muße mit gewiſſenhafter Emſigkeit zur Erweiterung und Vertiefung ſeiner Studien und zu litterariſcher Arbeit, als deren Früchte namentlich drei Werke zu bezeichnen ſind, welche auf die weitere Entwicklung ſeines Lebensgangs nicht ohne Einfluß blieben. Dieſe ſind: „Des alten Pfarrers Teſtament“ (Tübingen 1824), ein ungemein anregendes, ſinniges und gemütvolles Buch, ſodann ſein ſehr verbreitetes „Lehrbuch der evangeliſchen Dogmatik“ (Stuttgart 1826), und ſeine „Gnoſis“ (3 Bände, Stuttgart 1826—28).

Dieſe Werke dienten weſentlich dazu, in den weiteſten Kreiſen auf den geiſtvollen und gelehrten jungen Theologen aufmerkſam zu machen und ihm die Wege zum akademiſchen Lehramt wieder zu bahnen. Von namhaften Autoritäten aufgefordert, habilitierte Haſe ſich im Jahre 1829 an der Univerſität Leipzig, folgte aber ſchon im nächſten Jahre einem Ruf nach Jena, wo er die Zierde der theologiſchen Fakultät geworden. Trotz verſchiedener ehrenvoller Rufe nach auswärts iſt er der Thüringer Univerſität unverbrüchlich treu geblieben. Er wurde ſchnell heimiſch in der kleinen Stadt, fand einen dankbaren und willkommenen Wirkungskreis, Stille und Anregung zur Förderung ſeiner Studien, namentlich der kirchengeſchichtlichen, und benutzte ſeine Ferien mehrfach zu ausgedehnten Reiſen, beſonders nach Italien, im Intereſſe ſeiner kirchenhiſtoriſchen und ſonſtigen litterariſchen Arbeiten. Als Schriftſteller hat Haſe quantitativ und qualitativ ungemein viel geleiſtet; wir erinnern nur an das verbreitetſte ſeiner Bücher, ſeinen „Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangeliſch-lutheriſchen Kirche“, iſt ſeit 1828 in zwölf Auflagen erſchienen.

Profeſſor Dr. Karl Auguſt von Haſe,
Geheimer Kirchenrat.

Als Theolog ſucht Haſe das kirchliche Chriſtentum mit der modernen Bildung in Ausgleich zu ſetzen; als Lehrer zeichnet er ſich durch die Klarheit ſeiner Gedanken, durch die Friſche und Lebendigkeit ſeines Vortrags und durch die Gedankentiefe und Beſtimmtheit ſeiner Lehren aus. Beſonders aber wußte er ſeine Schüler innig an ſich zu feſſeln durch ſeine Milde, ſeine unverſiegbare Heiterkeit, ſein lauteres Gemüt, ſeine Leutſeligkeit und Menſchenfreundlichkeit, die Sicherheit und Ruhe, die Lauterkeit und Feſtigkeit ſeines Charakters, die Wärme ſeines Gefühls und ſeine Begeiſterung für das Vaterland. Sein ganzes Weſen war von jeher dazu angethan, die Herzen der Jugend für ſich zu gewinnen, und ſo iſt er ſtets ein muſtergiltiger und erfolgreicher Lehrer geweſen, welcher viele Generationen von Schülern zu ſich herangezogen hat. Nach der Errichtung des neuen deutſchen Reichs gab er in ergreifenden Worten ſeine dankbare Freude darüber kund, daß es ihm noch vergönnt geweſen ſei, die Verwirklichung der Ideale zu erleben, für welche er in ſeinen jungen Jahren Kerker, Verfolgung und Schmach erlitten. Im Jahre 1883 ward er in Anerkennung ſeiner vielfachen Verdienſte in den Adelſtand erhoben. Bei ſeiner jüngſten Geburtstagsfeier gingen von allen Seiten Glückwunſch- und Huldigungsſchreiben ein; die Jenaiſche Burſchenſchaft brachte durch eine Deputation, die deutſchen Reformburſchenſchaften durch eine Adreſſe ihre Glückwünſche dar, und aller Gedanken gipfelten in dem Wunſche, daß es dem geiſtesfriſchen hochverdienten Greiſe vergönnt ſein möge, noch lange ſeines ſchönen Lebensabends ſich zu erfreuen.

Dr. A. M.

Lotterieziehungen im Monat Oktober.

Am 1. Amſterdamer Induſtriepalaſt 10-Guldenloſe vom Jahre 1867, Prämienziehung am 1. November. — Gothaer 5% Grundkr.-Pfandbriefe à 100 Thaler I. Em. vom Jahre 1869, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 100 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1889 (20. Ziehung). — Gothaer 5% Grundkr.-Pr.-Pfandbriefe II. Em. vom Jahre 1871, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 100 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1889 (18. Ziehung). — Stadt Lübeck 50-Thaler-Loſe à 3½% vom Jahre 1863, Prämienziehung am 2. Januar. — Oeſterreichiſche 250-Gulden-Loſe à 4% vom Jahre 1854, höchſter Preis 30,000, niedrigſter 300 Gulden, zahlbar am 2. Januar 1890 (70. Ziehung). — Raab-Grazer Eiſenb. 100-Thaler-Loſe à 4% vom Jahre 1871, höchſter Preis 50,000, niedrigſter 100 Thlr., zahlbar am 2. Januar 1890 (37. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100-Gulden-Loſe à 3% vom Jahre 1868, 305 Stück, jedes Los à 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1890 (42. Ziehung). — Wiener Rudolf-Stiftung 10-Gulden-Loſe vom Jahre 1864, höchſter Preis 10,000, niedrigſter 12 fl., zahlbar am 2. Januar 1890 (51. Ziehung). — Türkiſche 400-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1870, höchſter Preis 300,000, niedrigſter 400 Franken, zahlbar am 1. November 1889 55% (118. Ziehung). — Am 15. Kanton Freiburg 15-Franken-Loſe vom Jahre 1861, Prämienziehung am 15. November. — Stadt Gent 100-Franken-Loſe à 3% vom Jahre 1868, höchſter Preis 5000, niedrigſter 110 Fr., zahlbar am 15. November 1889 (83. Ziehung).

Neue Bücher und Schriften.

Brinckmeier, Dr. E., Prakt. Anleitung zur Anzucht u. Kultur der [illegible] Ilmenau. A. Schröter.
— — Der Hühnerhof. 10. Auflage. Ebend.
— — Die neueſten Konſtruktionen der Feld- u. Wieſeneggen und ſpeziell der „Lindenhöfer Egge". Ebend.
Carus, Dr. P., Fundamental problems. The method of philosophy as a systematic arrangement of knowledge. Chicago, The open court Publishing Company.
Die unter der Regierung Sr. Maj. des Königs Karl an der Univerſität Tübingen errichteten und erweiterten Inſtitute der naturwiſſenſchaftlichen u. der medizinischen Fakultät. Tübingen, H. Laupp.
Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußiſchen Offiziers aus den Jahren 1876—1887. Breslau, J. U. Kern.
Engler, A. und K. Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien. Lief. 33/34. Leipzig, W. Engelmann.
Europäiſche Wanderbilder. Nr. 149/50. Von St. Maurice bis zum Genferſee.
Freeſe, Fr., Märchen: [illegible]. [illegible]
Grenſer, A., Zunft-Wappen u. Handwerker-Inſignien. Eine Heraldik der Künſte u. Gewerbe. Mit Abbildg. Frankfurt a. M., [illegible]
Huber, Ch., [illegible] der Mechanik u. [illegible] Leipzig, J. J. Weber.
— — Geographiſch-ſtatiſtiſche Tabellen. 1889. Ebend.
Hübners ſtatiſtiſche Tafel aller Länder der Erde. Jahrg. 1889. Frankfurt a. M., W. Rommel.
Kühner, Dr. A., Das Buch der Mütter. Eine Belehrung für junge Frauen über die wichtigſten Fragen der Geſundheitspflege ſowie über die Behandlung u. Pflege des Kindes während der erſten Lebensjahre. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.
Litterariſche Korreſpondenz u. kritiſche Rundſchau, herausgeg. v. Oscar Thon. 1. Jahrg. Heft 1. [illegible]
Noltrauer-Klein, C., Triſtan u. Iſolde. Einführung in Richard Wagners Texte u. Tondichtung. Hannover, L. Oertel.
Moſer, Dr. J., Die Bühnenfeſtſpiele in Bayreuth. Leipzig, O. Spamer.
[illegible], Dr. A., Deutſches Fürſtenbuch. Lebensbilder der zeitgenöſſiſchen deutſchen Regenten. Lief. 4/6. Leipzig, [illegible]
Pogoſſki, A., Ruſſiſche Erzählungen. Volksſagen, aus dem Ruſſiſchen von Ida Kremdel. Neubrandenburg, Brünslow.
Roſeggers ausgewählte Werke. Mit 600 Illuſtr. Lief. 48/54. Wien, A. Hartleben.
Schreibers [illegible] in Tirol. [illegible] Jena, [illegible]
Spättgen, Doris v., Unter [illegible] Roman. Leipzig, [illegible]
Spielhagens ausgewählte Romane. Lief. 12/17. Leipzig, L. Staackmann.
Ziemſſen, J., Verona u. Walſtatt. Kempten, J. Köſel.
Thelnert-Michen, E., Die Schauſpielkunſt; ein Kapitel der Seelenkunde. München, J. Lindauer.
Vogel, Aug., Anleitung zur neuen deutſchen Schulſchrift. München, [illegible]
Welzhofer, H., Geſchichte des griechiſchen Volkes bis zur Zeit Solons. Gotha, F. A. Perthes.
Werner, R. v., Ein deutſches Kriegsſchiff in der Südſee. Lief. 3/6. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Wiſlede, J. v., Ein deutſcher Lieutenant und türkiſcher Oberſtkommandant. Nach den Papieren eines Verſtorbenen bearbeitet. Berlin, H. Eckſtein Nachf.
Zaeslin, E., Indien und Indern. 2. Auflage. Baſel, F. Schwabe.

(Gezeichnet von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 89:

Whiſt.

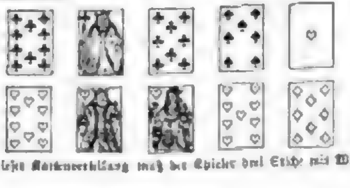
(Eingeſandt.)

Der Spieler hat in ſeinen Karten keine höhere Karte als eine Fünf, und ſpielt eine Nebenfarbe an, in welcher der Strohmann As und Dame hat. Gelingt der Schnitt, ſo können die Gegner den Groß-Schlemm nicht aufhalten; mißlingt er aber, dann verliert der Spieler gegen den Trumpf, er gibt ſieben Stiche ab. Welche Karten müſſen danach in jeder Hand ſein?

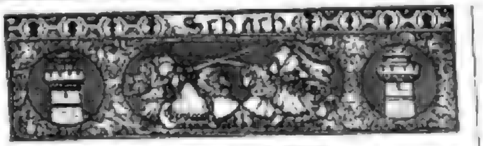
Auflöſung der Aufgabe Nro. 87:

Skat.

Mittelhand hat:



Bei dieſer Kartenverteilung muß der Spieler drei Stiche mit Wimmlung abgeben.

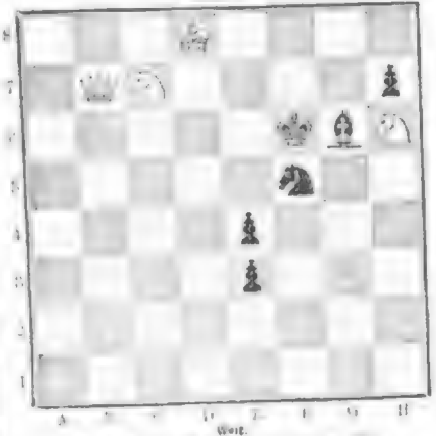


(Gezeichnet von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 520.

Von Karl Behting in Riga.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung der Aufgabe Nro. 516:

Weiß.	Schwarz.
1) S. B 1 — A 3. Von droht 2) S. E 5 — [illegible] Matt.	1) K. D 4 n. E 3.
2) S. A 3 — B 5	2) Beliebig.
3) F 2 — F 4 Matt.	
A)	
1)	1) K. D 4 — C 5.
2) [illegible]	2) K. C 5 — D 6 oder — E 4.
3) S. A 3 — [illegible] oder S. E 5 — C 6 Matt.	
B)	
1)	1) K. C 5 — B 6.
2) S. E 5 — C 4	2) K. D 4 — C 3.
3) [illegible] Matt. [illegible]	

Röſſelſprung-Königsmarſch.

ſinn	er	nie	iſt	ein	de	ſein	nicht	ſei
iſt	frei	ſchaft	dem	lich	nie	frei	ſehe	und
[illegible]	liebe	dul	ma	ſich	zwei	der	noch	ein
zu iſt	iſt	von	nicht	frak-	mich	ich	liegt	ſen
land	der	zu	um	mann	die	ich	kul	und
der	be	und	freu	zur	ſche	me	wird	geb
ge-	treue	lie	der	geh	te	inne	mich	be
er	ge	ehe	del	ſen	zu	ge	ein	ſich
re	ſtolze	leicht	ge	wer	ſin	mann	in	la

Auflöſung der rätſelhaften Inſchrift Seite 1025:

Sie, Mitzl, das nehm i nit! — Des is doch a Schand; i will a feinl für allemal ka Feldwebel (Borte auf dem Bierſeidl) nie, da nimm i lieber a Liter mehr.

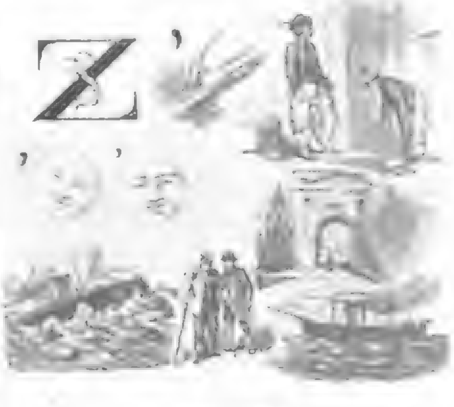
Vierſilbige Charade.

4 iſt den Kindern immer 1,
2, 3 iſt 1 den Männern,
1, 2, 3, 4 Geſchenk des Rheins,
Iſt 1 den großen Kennern.

Auflöſung der dreiſilbigen Charade Seite 1005:

Edelweiß.

Bilderrätſel.



Auflöſung des Bilderrätſels Seite 1025:

Fallſtrick.

Allen unſeren geehrten Abonnenten, welche die **Großoktav-Ausgabe** der

Deutſchen Romanbibliothek

zu

„Ueber Land und Meer"

auf einmal nach Erſcheinen des **ganzen** Jahrgangs — am liebſten gleich **gebunden** — zu beziehen wünſchen, teilen wir mit, daß der **Jahrgang 1889** demnächſt vollſtändig vorliegen wird. — Derſelbe enthält **neben einem reichhaltigen Feuilleton** nicht weniger als

elf vorzügliche Romane erſter deutſcher Schriftſteller

und bei all dieſer Reichhaltigkeit koſtet der **ganze** Jahrgang in zwei ſtarken Bänden von zuſammen 1248 Seiten elegant broſchiert **nur 8 Mark,** während dieſe Romane in Einzel-Ausgabe nach den üblichen Ladenpreiſe **mindeſtens achtzig Mark,** mithin das **Zehnfache** koſten würden.

Für einen Preis alſo, der **ſo gering iſt, daß er kaum mehr beträgt, als man in der Leihbibliothek allein für das Leſen einer ebenſo großen Anzahl** von einzelnen **Romanbänden,** als in obigem Jahrgang enthalten ſind, **bezahlen müßte,** erhält hier der Käufer des Jahrgangs als **ſein Eigentum** die **neueſten** und **beſten deutſchen Original-Romane.**

Gebunden, fein in Leinwand in zwei Bänden mit Goldpreſſung auf Deckel und Rücken, koſtet dieſer Jahrgang **M. 12.—**

Von der **„Salon"-Ausgabe** der „Deutſchen Romanbibliothek", welche in jährlich 26 Halbbänden (von je 10—11 Bogen) à 40 Pf. in Buchform erſcheint, wurde ſoeben der 19. Halbband ausgegeben. Dieſe „Salon"-Ausgabe hat den Vorteil des kleineren, handlicheren (Buch-) Formates und ermöglicht, jeden der ſonſtwie erſchienenen Romane ſofort einbinden zu laſſen. Einbanddecken werden von uns für jeden Roman geliefert.

Im laufenden Jahrgang der **„Salon-Ausgabe"** liegen bis jetzt ſchon folgende Romane **vollſtändig** vor, wovon jeder Roman apart paginirt iſt und ſofort eingebunden werden kann.

Camilla . . . . Von **Ernſt Eckſtein.**
Der Weg zum Glück. 3 Bde. . . Von **Robert Byr.**
Der älteſte Sohn . . . . Von **Moritz v. Reichenbach.**
Anonym . . . . Von **L. Haidheim.**
Im Bann der Irredenta. 3 Bde. Von **Oskar Meding.**
Die Chauviniſten . . . . Von **Eugen von Jagow.**

Beſtellungen auf beide Ausgaben der „Deutſchen Romanbibliothek" können bei derſelben Buchhandlung oder ſonſtigen Bezugsquelle gemacht werden, durch welche man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Poſt-Abonnenten wollen ſich mit ihrer Beſtellung an die nächſtgelegene Buchhandlung oder an die mit einer ſolchen in Verbindung ſtehenden Journal-Expeditionen, Kolporteure ꝛc. wenden. Erforderlichenfalls iſt auch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart bereit, die Zuſendung zu vermitteln.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutſche Verlags-Anſtalt.

Briefmappe.

Mehrere langjährige Abonnenten der Deutſchen Romanbibliothek in Breslau. Mußte aus unabweisbaren [illegible] Gründen für den demnächſt beginnenden neuen Jahrgang zurückgeſtellt werden.

Karoline H. Sie haben — vermutlich unbewußt — Goethe nachempfunden, wie Ihnen ſofort klar werden wird, wenn wir Sie an die Verſe erinnern:

„Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Weilchen."

Auch die beiden anderen Gedichte haben zu wenig Originalität.

H. von L. in Roſtock. Es fehlt uns leider an Raum dafür.

Dr. W. in Leipzig. „Die alten Märchen der Kindheit" mit Dank angenommen.

Salonweiſe in Mannheim. Sie wiſſen nicht, was Liebe iſt, ſonſt könnten Sie nicht ſo fragen. Kein Wunder, daß auch Ihre Verſe als das Ergebnis einer Selbſttäuſchung des inneren Halts entbehren.

Ein Leſer der Deutſchen Romanbibliothek in New-York. Beſten Dank! Sie haben vollkommen Recht; das wurde von der Korrektur überſehen.

Helene Freiin von Th. in Franken. Beſten Dank und Gegengruß! Leider müſſen wir aus Raumrückſichten den Abdruck verſagen.

Siebzehnjährige Magdalene in [illegible]. Ihre Zuſchrift [illegible] „[illegible]“ [illegible] Wenn Sie daher den langweiligen [illegible] [illegible] [illegible]

Franz [illegible] in [illegible]. [illegible] Verlag von [illegible] in Weimar und Paul [illegible] in Berlin.

Theodor [illegible] in [illegible]. [illegible]

[illegible]

Geſundheitspflege.

[illegible]

Abonnentin E. in Braunſchweig. [illegible]

Abonnent in S. [illegible] Tinctura Can[illegible]

[illegible]

Dr. [illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Otto Baiſch in Stuttgart.

[illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]

Inhalts-Ueberſicht.

[illegible]

Illuſtrationen: Aus dem Atelier. Gemälde [illegible] — [illegible]

Der Bazar
Illuſtrirte Damenzeitung
Erſte tonangebende, reichhaltigſte Modenzeitung

beginnt demnächſt (mit Nro. [illegible]) das Winter-Quartal [illegible] Preis 2 Mark 50 Pf. vierteljährlich.

Soeben erſchienen Nro. [illegible] und [illegible] mit folgendem Inhalt:

Moden: [illegible]

Handarbeiten: [illegible]

Hierzu doppelſeitiger Schnittmuſterbogen.

Unterhaltung und Belehrung: [illegible]

Meiſterholzſchnitte: [illegible]

Alleinige Inſeraten-Annahme bei **Rudolf Moſſe** Annoncen-Expedition für ſämtliche Zeitungen Deutſchlands u. d. Auslandes in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., [illegible] Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, [illegible]

Anzeigen

Inſertions-Gebühren für die fünfgeſpaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

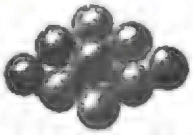
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

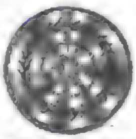
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

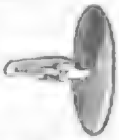
Carl Holl in Cannstatt-Stuttgart,
Gold- und Silberwarenfabrik.

Versand geg. Nachn. od. vorher. Einsdg. (auch Marken).
Nichtgefallendes wird umgetauscht od. d. Betrag zurückbezahlt.
[illegible] Preiscourant ([illegible] Seiten) gratis und franko.

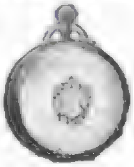


Nr. [illegible] ff. Korallenbrosche M. [illegible]



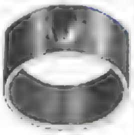


Nr. [illegible] Manschettknöpfe mit Mechanik 14kt. Gold auf Silb. doubliert M. [illegible]

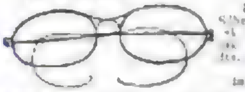


Vergoldete Remontoir-Uhren
[illegible]
Für Herren:
[illegible]
Für Damen:
[illegible]

Nr. [illegible] Bierglas mit [illegible] M. [illegible]



Nr. [illegible]
Ring mit Granatstein
in [illegible] Gold M. [illegible]
in [illegible] „ „ [illegible]
in Gold auf Silber doubl. „ [illegible]



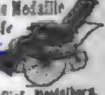
[illegible]
Silber . . M. [illegible]
echt Gold . „ [illegible]
[illegible] „ [illegible]
[illegible]
M. [illegible]
inclus. Etuis.

Von der Wiege bis zum Grabe.
Cyclus von [illegible] Fantasiestücken für Klavier zu 2 u. 4 Händen v. Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; [illegible] — Neu: Arrangements für Harmonium u. für Violine und Klavier. Durch j. Buch- u. Musikhdlg. wie v. Verlag **Jul. Heinr. Zimmermann**, Leipzig. Verbindender Text u. Kataloge gratis.

„Wir kennen keine
[illegible] und [illegible] Schule.“*)
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) G. Damm, Klavierschule, [illegible] Aufl. [illegible] Steingräber Verlag, Leipzig.

● Stellung und Existenz ●
gediegene kaufmännische Ausbildung durch
Brieflichen prämiirten Unterricht
BUCHFÜHRUNG
Correspondenz,
Rechnen, Kontorarbeit.
Prospekte u. Probebrief
gratis u. franco
[illegible]
Erstes Deutsches
Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing

Brüssel 1888, goldene Medaille
f. Krankenfahrstühle
[illegible]
Köhler & Cie., Hoflief., Heidelberg.



Lebensgrosse Portraits
[illegible] HOMMEL.
[illegible]

Das schönste Geschenk ist und bleibt eine [illegible] Zimmerfontaine von

Louis Helmstedt, [illegible]
[illegible]

→ Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. ←

Intereſſante Novität!

Soeben erſchien

Pandora.
Vermiſchte Schriften
von
Adolf Friedrich Graf von Schack.

Inhalt:
[illegible]

Preis geheftet [illegible] Mark, fein in [illegible] gebunden [illegible] Mark.

[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, [illegible]

Die reichhaltigſte aller Moden-Zeitungen

iſt die **Illuſtrirte Frauen-Zeitung.** Dieſelbe bringt jährlich 24 Moden-, 24 Unterhaltungs-Nummern und [illegible] Beiblätter, ſo daß ohne [illegible] regelmäßig wöchentlich eine Nummer erſcheint (für Oeſterreich-Ungarn der Stempelſteuer wegen alle 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern ſind der „Modenwelt“ gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen [illegible] zur Selbſtanfertigung der Garderobe [illegible] wie der Leibwäſche überhaupt [illegible] Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem reichhaltigen Feuilleton und Plaudereien über das geſellſchaftliche Leben in den Großſtädten und [illegible] regelmäßige Mittheilungen aus der Frauenwelt, Kunſtgewerbliches, Wirthſchaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, ſodann viele künſtleriſch ausgeführte Illuſtrationen und enthält endlich noch Folgendes: jährlich über 75 Artikel mit über 300 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Muſterblätter für künſtleriſche Handarbeiten und 4 Extra-Blätter mit vielen Illuſtrationen, ſo daß die Zahl der [illegible] an [illegible] jährlich heranreicht. Kein anderes [illegible] Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutſchlands, kann nur entfernt dieſe Zahl aufweiſen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „[illegible]“ mit allen [illegible] jährlich [illegible] 40 große farbige [illegible] der Beigaben, [illegible] in Oeſterreich-Ungarn [illegible]

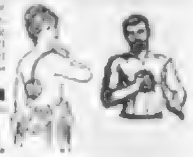
[illegible] Buchhandlungen und Poſtanſtalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngaſſe 3.

Bilden Sie ſich ja nicht ein, daß Sie ein hohes Alter erreichen und bis ins hohe Alter friſch, froh und geſund bleiben können, wenn Sie nicht beizeiten darauf achten, Ihren Körper gehörig zu pflegen. Aber heute iſt es ſo: der [illegible] wird heute gepflegt und in acht genommen als der Körper. Der Körper hat [illegible] Es iſt erſtaunlich, wenn man [illegible] Und wenn dieſe Leute dann im Alter welk und hinfällig werden, dann [illegible]

Und was am meiſten vernachläſſigt wird, das iſt die Haut. Und wie ungeheuer wichtig iſt die Hautpflege für unſer Gedeihen! — Waſchen Sie ſich nur ein einziges mal [illegible] von oben bis unten [illegible] nach dem [illegible] und reiben Sie ſich [illegible] tüchtig ab. Sofort werden Sie an dem unbeſchreiblichen Wohlbehagen erkennen, [illegible] liegt, [illegible] daß Sie ſich nicht ſchon längſt daran gewöhnt hatten. Und jetzt iſt die beſte Zeit, ſich an tägliche Abreibungen am Morgen zu gewöhnen.

Morgens habe ich [illegible]: „Ach, ich habe morgens keine Zeit, um erſt große Waſchungen vorzunehmen.“ Dieſer Einwand iſt geradezu lächerlich. Mit dem Lingner & Kraft'ſchen Waſch-Frottir-Apparat [illegible] iſt der Körper in 2 Minuten von Kopf bis zu Fuß [illegible] gewaſchen und frottirt. Zwei Minuten täglich und die einmalige Ausgabe von einer Mark und [illegible] Pfennigen, die [illegible] Wohlgefühl leiht, wird wohl Jeder ſeiner Geſundheit [illegible]

[illegible]



Ueber [illegible] Millionen im Gebrauch.

[illegible]

Lingner & Kraft. Dresden 83.

Vertrieb für Holland: Gebr. Rikkers, Amſterdam.

[illegible] gratis zugeſandt den

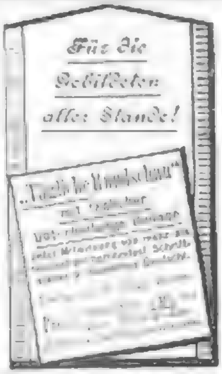
Wegweiser für Sammler

Central-Organ zur
Beschaffung und Verwertung aller Sammelobjekte.
[illegible] 5000 Exemplaren.
[illegible] Gratis-Versand an 10,000 Adressen des In- und Auslandes.
[illegible]
Verlag von Louis Stefke, Buchhdlg., Leipzig, Kurze Str. 21.

[illegible]

neuen Muſter pr. 1889 90

[illegible]



[illegible]

Das Bureau „Germania“,

[illegible]

Proſpekte gratis.

Schönheiten [illegible]

[illegible]

Tuchfabrikant

[illegible], Cottbus.

[illegible]

[illegible] Wien, [illegible] und Berlin, [illegible] Preiscourante gratis.

Buchführung

Jede Schrift wird schön.

[illegible]

F. SIMON, [illegible]

Berlin SW. [illegible]

Reich illustrirten Preiscourant [illegible] Granatenschmuck gratis und franco

Aug. Goldschmid & Sohn

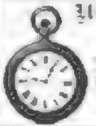
[illegible]

Prag I., Zeltnergasse Nr. 15.

Berlin. [illegible] Nr. 175.

Phot. Amateur-Apparate.

[illegible]



Uhren-Fabrik

[illegible]

[illegible]

CONRAD MERZ, STUTTGART.

Konigsstrasse Nr. 37.

Portofreier Versand
aller Aufträge
von 20 Mark an
in Deutschland,
Oesterreich-Ungarn,
der Schweiz, Belgien,
Holland, Danemark.
[illegible]

Neuheiten

in

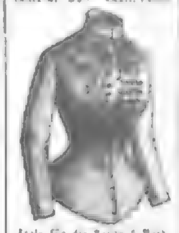
Schwarzen

Reinwollenen

Winter-
Tricot-Taillen.

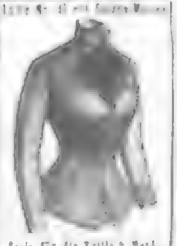
[illegible]

Taille Nr. 25 [illegible]



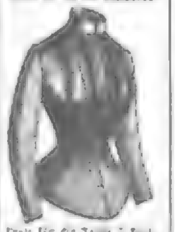
Preis für die Taille 6 Mark.

Taille Nr. [illegible]



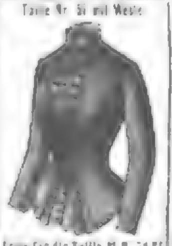
Preis für die Taille 9 Mark.

Taille Nr. 35 mit Soutaches.



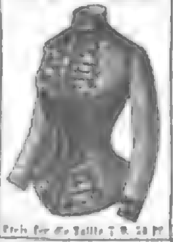
Preis für die Taille 7 Mark.

Taille Nr. 51 mit Weste.



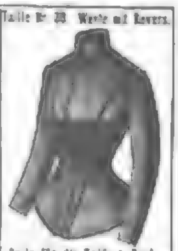
Preis für die Taille [illegible] M. 50 Pf.

Taille Nr. 46 mit Soutaches.



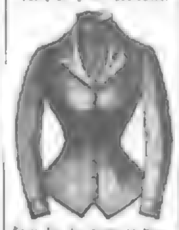
Preis für die Taille 7 M. 50 Pf.

Taille Nr. 28 Weste mit Revers.



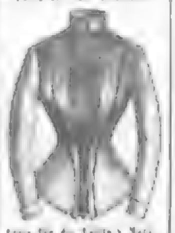
Preis für die Taille 9 Mark.

Taille Nr. 51 mit Soutaches.



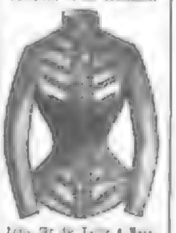
Preis für die Taille 10 Mark.

Taille Nr. 42. [illegible]



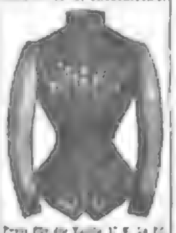
Preis für die Taille [illegible] Mark.

Taille Nr. 45 mit Soutaches.



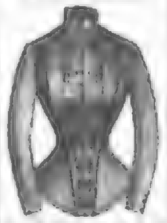
Preis für die Taille [illegible] Mark.

Taille Nr. 53 mit [illegible]



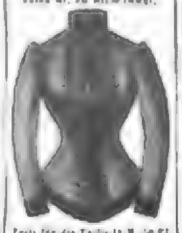
Preis für die Taille 17 M. 50 Pf.

Taille Nr. 48. [illegible]



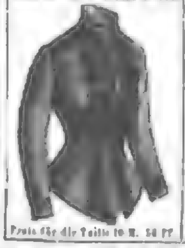
Preis für die Taille [illegible] M. 50 Pf.

Taille Nr. 16 mit Krimmer.



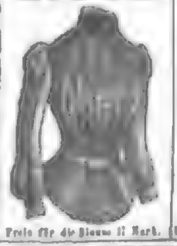
Preis für die Taille 10 M. 50 Pf.

Taille Nr. 43 m. Tresse u. [illegible]



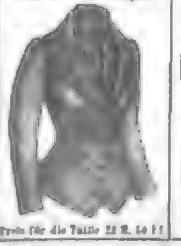
Preis für die Taille 10 M. 50 Pf.

Taille Nr. 55. Neue Blouse.



Preis für die Blouse 12 Mark.

Taille Nr. 54 mit [illegible]

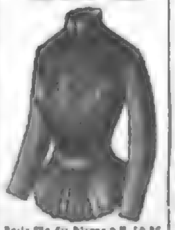


Preis für die Taille 22 M. 50 Pf.

Taille Nr. 50, [illegible] Soutaches.

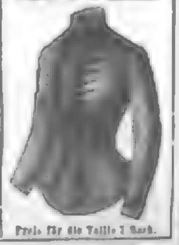
Preis für die Taille 12 Mark.

Taille Nr. 49. Blouse.



Preis für die Blouse 9 M. 50 Pf.

Taille Nr. 40 mit Soutaches.



Preis für die Taille 7 Mark.

*Die Firma **CONRAD MERZ** in **STUTTGART, Königsstr. Nr. 37,** versendet **gratis** u. **franco** den **HAUPT-KATALOG** für die Saison 1889 90.*

Stottern

Rudolf Denhardt,

Eisenach

deutschen Kaiser

herzog von Sachsen

Photographiſche Apparate!

Joh. Sachs & Co.

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche

Herren-Tricot-Jaquets

Radfahrer-Anzüge

Galvaniſche Niederſchläge

„Ueber Land und Meer“ und „Illuſtrirte Welt“

Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt

Fritz Borſtell's Leſezirkel,

Nicolaiſchen Buchhandlung in Berlin C. 2.

Größtes deutſches Bücher-Leih-Inſtitut

☛ Lager über 500,000 Bände ☚

Sendſatze frei

Dr. med. Lahmann's Reform-Baumwoll-Unterkleidung.

Dr. Lahmann.

Spielwaaren.

illustr. Preisbuch

A. Wahnſchaffe, **Nürnberg.**

Durch billige Preise

Nähmaschinen

Fahrräder

Meiſterſchaft für Oeſterreich-Ungarn auf dem Dreirad

Preisliſten gegen Einſendung von 10 Pf. für freie Zuſendung ſtehen zu Dienſten

70,000 Nähmaschinen. 3,000 Fahrräder.

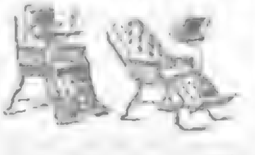
Man verlange das Fabrikat
OTTO HERZ & Co.
und beachte diese Schutzmarke
OTTO HERZ & Co FRANKFURT a/M.
PRIZE MEDAL
PARIS 1867
OTTO HERZ & Co.
auf der Sohle.

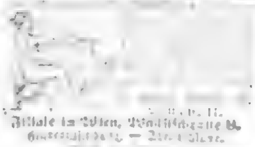
Fahnen, **Flaggen,**
echt und wetterfeſt.

Fackeln, Luftballons, Transparente, Theaterdekorationen, Vereinsabzeichen, Feſtdekoration

Bernhard Richter, Köln.

Für Kunstfreunde.





Filiale in Wien, Wollzeile

Heinrich Lanz

Mannheim.

Hochdruck-

Compound-

Locomobilen.

Kataloge gratis. Vollſte Garantie

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Unter fremdem Willen.

Roman

von

Oskar Meding (Gregor Samarow)

G. LUTHER

MASCHINENFABRIK UND MÜHLENBAU-ANSTALT

BRAUNSCHWEIG.

SONDER-ABTEILUNG FÜR

HYDRAULISCHE ANLAGEN.

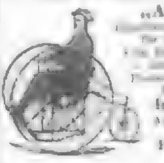
SILBER

A. KUNNE ALTENA

Rudolf Mosse

C. L. Flemming

Preisliſten gratis.



„Adler“

Frankfurt a. Main.

PATENTE

ALLER LÄNDER

C. KESSELER

PATENT-BUREAU BERLIN SW. 11.

VERTRETUNG in PATENT-PROZESSEN

CACAO-VERO

HARTWIG & VOGEL

DRESDEN

!!Deutsche Industrie!!

CACAO-VERO

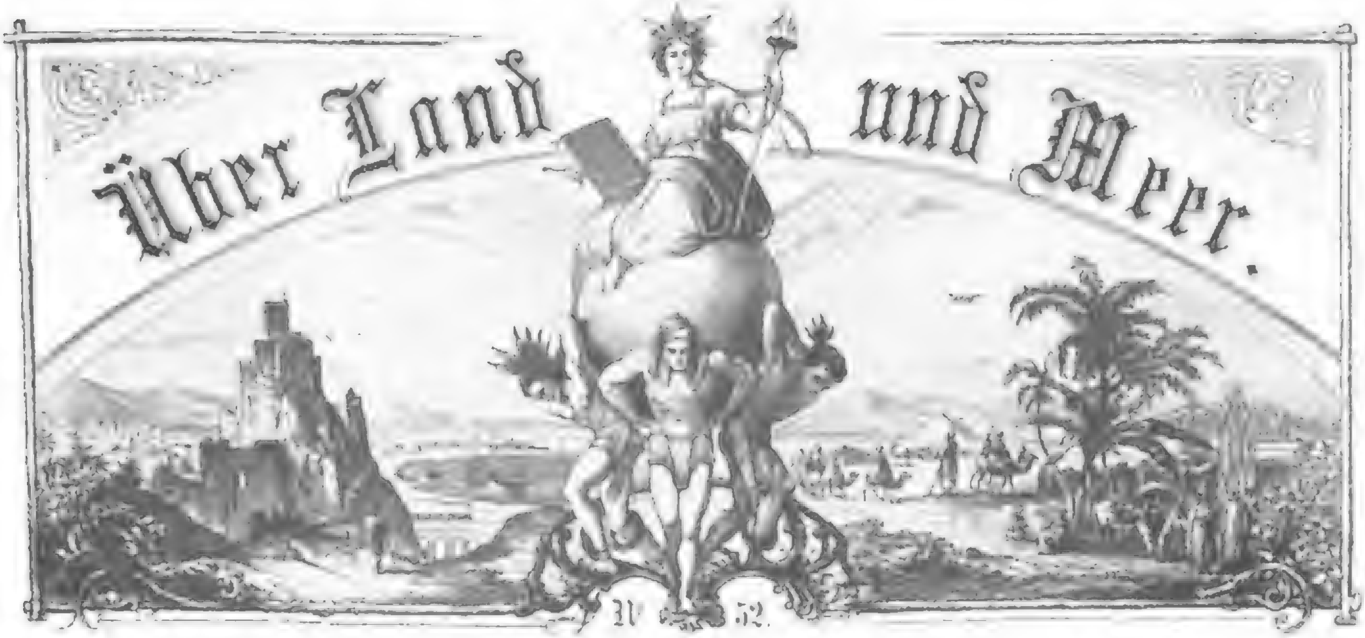
leichtlöslicher Cacao

Conditoreien, Colonial-, Delikateſs- und Drogen-Handlungen.

CACAO-VERO

HARTWIG & VOGEL

DRESDEN



62. Band.
Einunddreißigſter Jahrgang.
Oktober 1888–1889.

Deutſche Illuſtrirte Zeitung.

Erſcheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Poſt-Aufſchlag Mark 3.50.

Im alten Schloß.

Humoriſtiſche Erzählung

von

Karl Hecker.

(Schluß.)

Kornewann hatte weder Hunger noch Durſt. Kein Wunder, kam er doch kaum erſt vom Liebesmahl. Ein älterer Diener jedoch ſchob ihm ſo eindringlich eine glacierte Frucht zu, daß er nicht umhin konnte, ſie anzunehmen. Wie er hineinbiß, ſtießen ſeine Zähne auf etwas Zähes. Er hielt's für eine Faſer, wie er indeſſen näher hinſah, erwies ſich's als ein winziges Stückchen Papier von der Farbe der Frucht. Darauf ſtanden in Miniaturſchrift die Worte: „Prenez garde!“

Unwillkürlich ſah er zur Proſceniumsloge hinüber. Da ſaß wieder allein im Vordergrund die ſchöne Gräfin. Ihre Augen ruhten verſtändnisvoll auf ihm und ſtreiften ſodann mit einem Seitenblick die Nachbarin. Da fiel Kornewann das Billet ein, das er von jener noch in der Taſche trug. Mit dem Taſchentuch brachte er's unbemerkt in die Handfläche, und während der tiefen Verbeugung, mit der alle Welt den in ſeine Loge zurückkehrenden Herzog empfing, las er's.

Der Inhalt lautete: „Ce soir au bosquet. Prenez garde!“

Ja, nun merkte er endlich, vor wem er ſich in acht zu nehmen hatte.

Er ſaß während des nächſten Aktes ſteif, den Blick nach der Scene gerichtet, freilich ohne viel zu ſehen von dem, was dort vorging.

Kaum war indes der Vorhang wieder gefallen, als die Thür ſeiner Loge weit aufgeriſſen wurde. Ein herzoglicher Kammerherr erſchien auf der Schwelle.

„Chevalier Kornewann!“ rief er feierlich. „Seine Durchlaucht befehlen!“

Wie der Blitz ſprang Kornewann auf und folgte dem Höfling zur Loge des Herzogs, vor deren Thüre zwei Reihen rieſiger Nobelgardiſten in roten Fräcken regungslos Wache hielten.

„Prächtige Leute!“ dachte Kornewann, während der Kammerherr anmeldete, aber das Herz zitterte ihm doch. Gleich darauf wurde er, er wußte ſelbſt nicht wie, in die Loge geſchoben, und als er ſich von der tiefen Verbeugung, die er den anderen raſch abgelernt hatte, erhob, ſah er vor ſich, in einen lichten Nebel gehüllt, den Herzog.

„Wir freuen Uns, lieber Chevalier,“ begann der dicke Herr im gütigſten Ton — er ſprach natürlich wie alle anderen franzöſiſch — „freuen Uns, Sie von Ihren Reiſen zurück wieder an Unſerem Hof zu ſehen, dem Sie, wie Uns mitgeteilt wird, durch Ihre Manieren ſowohl wie durch Ihre kriegeriſchen Thaten alle Ehre gemacht. Ueber Ihre Erlebniſſe ſollen Sie Uns ſelbſt ſpäter mündlichen Bericht erſtatten. Es genügt indeſſen, was Wir bereits von anderer Seite vernommen haben, Ihnen Unſere beſondere Huld zuzuwenden. Zum Beweis deſſen ernennen Wir Sie zum Kapitän Unſerer Nobelgarde. Ihre feierliche Aufnahme unter die Ritter Unſeres Ordens vom goldenen Adler wird noch heute erfolgen. Inzwiſchen tragen Sie als ein

Marodeure zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.
Gemälde von F. [illegible].

die Dünen ſie der Mutter unſichtbar machten. Vor einigen kleinen, von den Wellen polirten Steinblöcken blieb ſie endlich ſtehen, deutete auf einen derſelben und ſetzte ſich auf den andern.

Rennert, der nicht wagte, ihr ins Geſicht zu ſehen, begnügte ſich mit den zierlichen Füßchen, die ſich unter dem Saum ihres Sommerkleides in den weichen Kies gruben, und ſo verſtrich ihm wohl eine Minute, während welcher die Wellen in langſamen Takten auf das Ufer ſchlugen.

„Herr Rennert,“ begann ſie endlich, die Spitze ihres Sonnenſchirms vor ſich in den Kies bohrend, „ich geſtehe, es wird mir ſchwer, die mir vorgeſchriebene Haltung gegen Sie anzunehmen, die doch unerläßlich, da wir uns hier begegnet! Sie haben mich ſchwer verletzt, unverſöhnlich, könnt' ich ſagen! Sie haben eine Unbeſonnenheit, die ich — fragen Sie nicht! — aus Laune, aus Uebermut und zugleich aus Ueberdruß beging, mißbraucht, um, wie Sie ſelbſt geſtanden, einen blutigen Konflikt herbeizuführen, der meine Frauenehre vor der Welt verdächtigte, mir gebietet, Sie mindeſtens zu vermeiden, wenn ich nicht dieſem Verdacht Beſtätigung geben will. Ich führte Sie deshalb hieher, wo uns niemand ſieht, damit uns auch ferner niemand ſehe; und daß ich dies that, mag Ihnen ein Beweis ſein, wie ſchwer es mir wird, Ihnen zu zürnen,“ — ſie zauderte hier — „weil . . .“

Sie brach, unwillig über ihn und ſich ſelbſt, ab und bohrte den Schirm tiefer in den Kies. Rennert wagte, ihr betroffen ins Antlitz zu blicken, und ſah dasſelbe bleich und ſeltſam erregt. Plötzlich aber erhob ſie ſich ungeſtüm.

„Jedes fernere Wort iſt überflüſſig! Ihr eigenes Gefühl muß Ihnen ſagen, was ich noch hinzuzuſetzen hätte!“ Sie preßte die Lippen zuſammen und wandte ihm den Rücken.

Rennert war während ihrer Rede troſtlos; nur das eine einzige letzte Wörtchen, das hatte ſie ſo eigentümlich betont, und das gab ihm den Mut wieder.

Sie ſtand noch da, ungeduldig, innerlich heftig bewegt, auf das Meer hinaus ſchauend; auch er warf ebenſo erregt einen Blick auf dasſelbe, und wie er ſich da mit ihr allein in der großen mächtigen Gottesnatur ſah, ſchwoll ihm das Herz, und das verlieh ihm Worte.

„Gnädige Frau,“ bat er mit weicher Stimme. „Sie haben unrecht! Dieſes fernere Wort von Ihnen iſt mir unentbehrlich! Sie ſagten mir, es ſei Ihnen ſchwer, mir zu zürnen, weil . . . Ich beſchwöre Sie, ſprechen Sie dies zu Ende! Beantworten Sie mir die Frage: Fühlen Sie ſich denn unglücklicher als damals? Iſt das der Fall, ſo will ich Ihnen auf meinen Knieen Abbitte thun dafür, daß ich Ihnen Schmerz, vielleicht gar Thränen bereitet . . . Antworten Sie mir!“ bat er mit ſtark bebender Stimme, dicht zu ihr tretend.

Bernhardine blickte anfangs ſchweigend vor ſich nieder, als betrachte ſie die bis dicht an ihre Füße ſpülenden Wellen.

„Nein!“ ſprach ſie endlich mit ſinnender Miene und geſenkten Augen. „Nein, nein! Das nicht!“

„Können Sie mir wirklich zürnen, mir Ihr Wohlwollen entziehen, weil — ich will dieſes Wort zu Ende reden — weil ich es gewagt habe, einem Manne gegenüber zu treten, der Sie beleidigte, als Gattin demütigte, weil . . .“

Sie gebot ihm mit einer abwehrenden Handbewegung, zu ſchweigen, und er gehorchte, vergeblich ihr Antlitz ſuchend, um ſich zu überzeugen, ob denn ſelbſt hier an dieſer einſamen Stelle, wo niemand ſie ſah, nicht eine Verſtändigung möglich. Und ſo verging wohl eine Minute.

Die Wellen plätſcherten inzwiſchen ſo melancholiſch auf das Vorland; ihm wollt's erſcheinen, als werde ſelbſt ihnen die Sache zu lang, denn die bange Stille, die in der Luft, über dem Meere lag, ward plötzlich unterbrochen durch einen heißen Atem, der die Bläue des Meeres grau färbte, da eben ſich ein Nebel über dasſelbe deckte und die Waſſerfläche erzittern, gleichſam erſchaudern machte.

Er fühlte ſich dabei wie im Fieber. Sie ſchwieg noch immer, blickte hinaus, als habe ſie ihn vergeſſen, und er ſah nicht, was auf dem Meere vorging, was ſie aber wahrſcheinlich ſo in Anſpruch nahm, daß ſie ſeiner nicht mehr achtete.

„Gnädige Frau, haben Sie keine Antwort auf meine Frage?“ wagte er endlich, als es ihm, er meinte vor angſtvoller Aufregung, ſo ſiedend heiß auf den Wangen ward.

Aber ſie hatte keine ſolche. Er ſah ſie, immer von ihm abgewandt, einen Schritt vom Ufer zurücktreten, als die Wellen ſo ſeltſam weiter heran züngelten, und das erſt machte ihn aufmerkſam auf das, was tief hinten am Horizont vorging, denn in der ganzen Sehlinie ſtieg über der zum Ufer hin noch glatten Meeresfläche eine bewegliche ſchaumgekrönte Wand auf. Er ſah vor derſelben die Schiffe auf der Höhe, die bisher ſo ſchlank ihren Kurs geſteuert, die Segel einreffen. Der beängſtigenden Windſtille folgte ein Pfeifen über das Meer, und doch war's noch ſo ſtill am Ufer ſelbſt.

Rennerts bemächtigte ſich eine Angſt, die er ſich ſelbſt zu deuten nicht die Zeit hatte. Bernhardine war unwillkürlich wieder einen Schritt zu ihm zurückgetreten, der ſo bange wartend hinter ihr ſtand, und erhob den Arm, wie ſich ſchützend vor etwas, das er nicht ſah. Er ſtreckte den ſeinigen nach ihr aus, wagte aber nicht, ſie zu berühren. Ihm war's, als bemächtige ein Taumel ſich ſeiner, und in dem wollt' er ein Ende machen, denn ſie mußten fort von hier. Der Sturm erhob ſich, deſſen Vorbote jener Pfiff geweſen, und dieſem zuvorkommend, bemächtigte er ſich ihres Armes und legte, um ſie beſorgt, die andere Hand um ihre Hüfte.

„Weil ich Sie verehre, Sie liebe, Bernhardine!“ rief er mit Todesmut, als gelte es, ſie und ſich zu retten, denn eben ſauſte der Sturm über ſie dahin.

Bernhardine hatte ihn kaum verſtanden. Ihre Hand ließ den Schirm fahren und griff nach dem Strohhütchen, das eben der Wind von ihrem Scheitel riß und weithin ins Meer ſchleuderte, ſo daß es unter der hohen, ſchaumgekrönten, jetzt eben auf das Ufer ſchlagenden Welle begraben ward.

„O mein Gott!“ Sie hatte keine Antwort. Der Wind preßte das leichte Sommerkleid an ihre Glieder, ſpielte dann landwärts mit dem Saume desſelben, ihn aufwirbelnd, und riß das loſe im Nacken aufgeheftete nußbraune Haar aus ſeinen Banden. Er ſah ſie kämpfen mit dem Sturm, dann ſchwankend die Augen ſchließen, denn auch der Dünenſand wirbelte jetzt um ſie auf.

Und da packte er zu; er umſchlang die zarte Geſtalt, als wolle er ſie dem Winde ſtreitig machen; er preßte ſie krampfhaft feſter an ſich, und ſie lehnte die Stirn auf ſeine Schulter, daß das Haar über ſeine Stirn quoll.

Es war eine Gewaltſzene der Elemente, der beider Faſſungskraft in ihrer Stimmung nicht gewachſen. Aber zum Glück war's nur ein Moment. Denn nur einmal noch, während beide, halb betäubt von dem Sauſen und Brauſen, ſich umklammert hielten, an Flucht nicht denkend, obgleich die Wellen ihre Füße netzten, fuhr der Orkan über ſie hin, dann ward's wieder Todesſtille; Bernhardine aber, wie gebannt, auf das Schlimmſte gefaßt, lag noch angſtvoll lauſchend mit ſtockendem Herzſchlag in ſeinen Armen, die kalte Stirn auf ſeiner Schulter.

Auch Rennert ſah nichts, denn das nußbraune Haar deckte ſein Antlitz; er empfand nur eins: wenn die graue, ſchreckliche, rollende Waſſerwand noch einmal wiederkehrte und ihn und ſie verſchlang, ſo ertrank er in einem Meer von Wonne . . .

Da plötzlich erſchreckte ſie wieder ein gellender Schrei, aber nicht mehr der des Orkans, eine kreiſchende Menſchenſtimme, ſo drang es ihm durch den Wuſt des braunen Haars an ſein Ohr.

Zu ſich kommend, ließ er die Arme von dem ſchlanken Leib, denn auch ſie richtete zuſammenfahrend, mit geblendeten Augen, die Stirn auf und ſuchte dieſelbe mit zitternden Händen von dem Haar zu befreien.

„Um Gottes willen, Bernhardine, welche Angſt Du mir verurſacht!“ unterſchied ſie jetzt deutlich und erbebend die Stimme der Mutter von der Düne herab, und: „Hero und Leander!“ vernahm faſt gleichzeitig Rennert von derſelben Höhe herab eine kräftige Männerſtimme, die ihm ſeine Situation zurückrief.

Er wagte nicht, hinauf zu ſchauen, und auch Bernhardine blickte nicht nach oben. Während ſie, das Antlitz zu dem noch aufgeregten Meere wendend, das Haar im Nacken, ihre Kleidung zu ordnen bemüht, zog er ihren Sonnenſchirm aus dem naſſen Dünenſand, der dieſen verſchüttet, und reichte ihn ihr mit zitternder Hand, ohne aufzublicken. Sie griff unwillig, heftig darnach.

„Jetzt haſſe ich Sie!“ hörte er ihre Stimme, erhitzt und mit keuchender Bruſt, während ſie ihm den Schirm entriß. „Mich ſo zu kompromittieren!“ Damit wandte ſie ihm den Rücken, und, weiß im Antlitz wie der Meeresſchaum, der über die blank geſchliffenen Steinblöcke und ihre Kleidung geſpritzt, ſtand ſie vor der von der Düne herab geeilten Mutter und einem ihr wohl bekannten Herrn.

„Ich war in Todesangſt um Dich!“ rief dieſe, der Tochter den naſſen Dünenſand aus den Falten des Kleides ſtreichend. „Herr Kleinſchmidt, der mich oben begrüßte, eilte mit mir . . .“

„Ich ahnte nicht, daß Sie in ſo guten und ſicheren Händen ſeien!“ ſetzte dieſer höflich und nicht ohne Ironie hinzu.

Bernhardine erwiderte ſeine Verbeugung nicht. Sie war empört über ſich, über Rennert, über alles.

„Ich war ſinnlos in meiner Angſt!“ ſagte ſie halb für ſich, halb zur Mutter. „Es war vielleicht gar nicht ſo ſchlimm!“ und für ſich hinzuſetzend: „Dieſer Menſch ſoll mir nicht mehr vor Augen kommen!“ ſchritt ſie, auf den Sonnenſchirm geſtützt, die Düne hinan.

Rennert folgte mit einem Sünderbewußtſein; aber durch dasſelbe rang ſich, als er zu den kleinen Füßchen hinaufſchaute, die ſich ſo trotzig in die Düne gruben, in ihm doch ein Siegesgefühl durch. Er hatte ſie in ſeinen Armen gehalten, hatte ihr Herz ſo bange an dem ſeinigen klopfen gehört, hatte mit ſeinen Lippen das ſeidene Haar berührt. Er ſegnete den Sturmwind, der ihm das vergönnt.

Da hörte er den unliebſamen Begleiter der Mutter vor ſich zu Bernhardine ſagen:

„Gnädige Frau, es war vielleicht ſchlimmer, als Sie ſich vorſtellen! Sie ſelbſt ſahen die Gefahr nicht ſo wie wir, denn als wir, Sie angſtvoll ſuchend, die Düne erreichten, rollte ſich eben die hohe graue Wand mit Schaum bedeckt bis dicht vor Ihre Füße, und hätten Sie nicht einen ſo ſicheren Halt an unſerem guten Freunde gehabt, der von den Schiffern ſo genannte „Sog“, die zurückflutende Brandung hätte Sie ſchwindeln gemacht und Sie unfehlbar mit fortgeriſſen.“

Bernhardine hielt nach den Worten unwillkürlich inne. Vom Aufſteigen erhitzt, ſtand ſie, erbleichend über ſich und die Gefahr, ſie blickte auf ihre Füßchen und ſah erſt jetzt, daß dieſelben durchnäßt, daß der Dünenſand noch feucht in den Falten ihres Kleides hing und bis über die Knöchel an Schuhen und Strümpfen klebte.

Sie ſchaute auf und wandte ſich an die Mutter.

„War es wirklich ſo arg?“ fragte ſie dieſe mit wahrheitforderndem Blick.

„Ja, Kind,“ verſetzte dieſe, aufatmend. „Wir und jeder andere wären zu ſpät gekommen!“

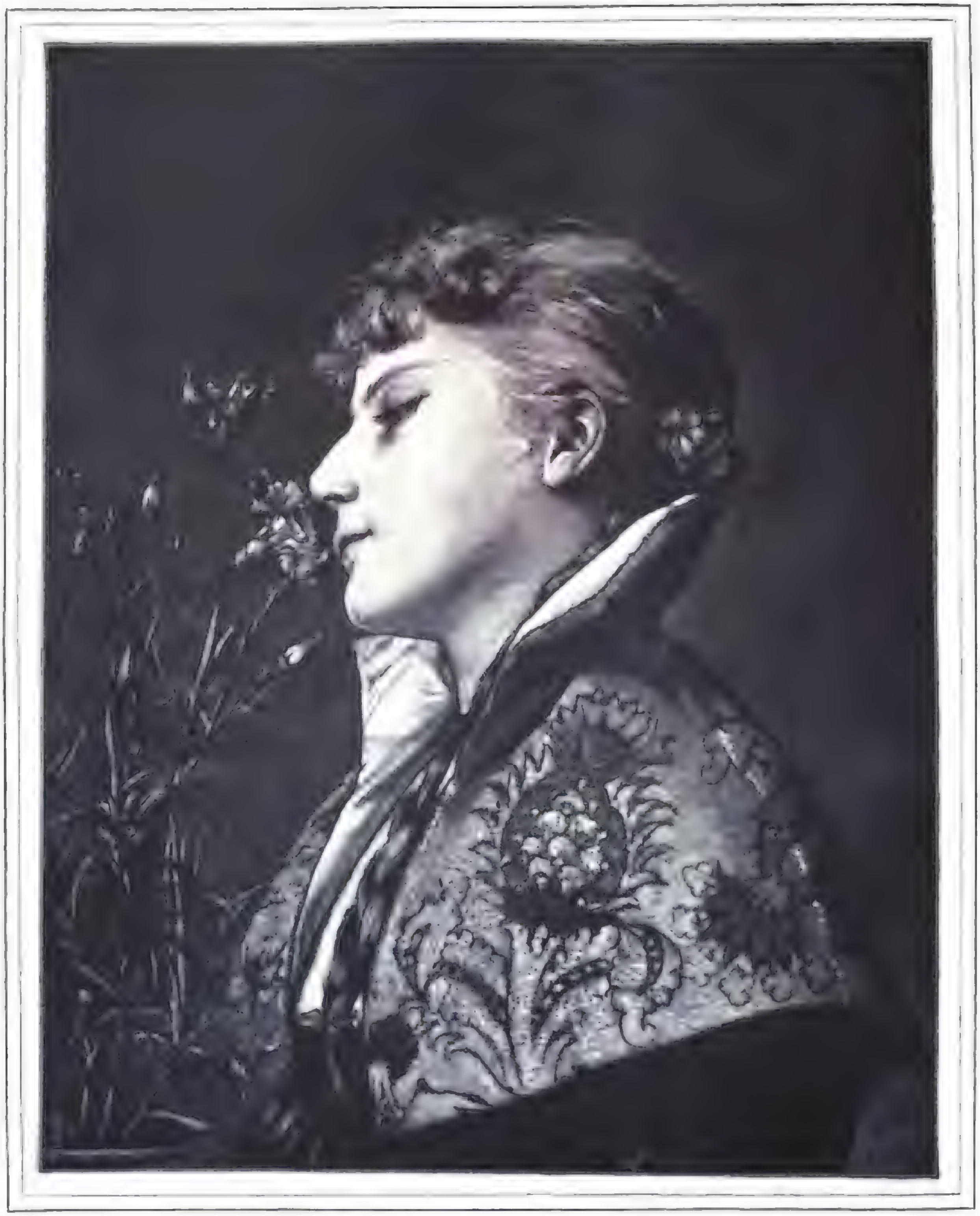
Bernhardine ſchaute auf Rennert, der, ſelbſt überraſcht durch das, was er hörte, beſcheiden die Augen ſenkte. Die ihrigen ruhten auf ihm, als kämpfe ſie noch mit ſich, wie weit ſie ihm vergeben dürfe, was der Orkan ihm Bedenkliches zu thun geboten. Dann plötzlich reichte ſie ihm in froher Aufwallung die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Rennert!“ ſagte ſie in herzlichem Ton; und: „Nein, darin iſt ſchon zu viel geſchehen!“ ſetzte ſie lachend, ihm die Hand entziehend, hinzu, als er dieſelbe an ſeine Lippen führen wollte. Ihr fiel nämlich eben ein, was er ihr zu geſtehen gewagt, ehe der Sturmwind ſie überfallen, und ihre Wangen färbten ſich wieder dunkelrot, denn das gab ja dieſer Umarmung einen Charakter, den ſie nicht billigen wollte.

Die Sonne brannte eben wieder am Himmel ſo heiß und blendete ſie, deren Strohhut eine Beute der Elemente geworden; ſie ſpannte den Schirm auf, um die Glut der Wangen zu verſtecken, und dabei ſprühte der an dem Schirm getrocknete feine Dünenſand wie ein Regen auf die Umſtehenden.

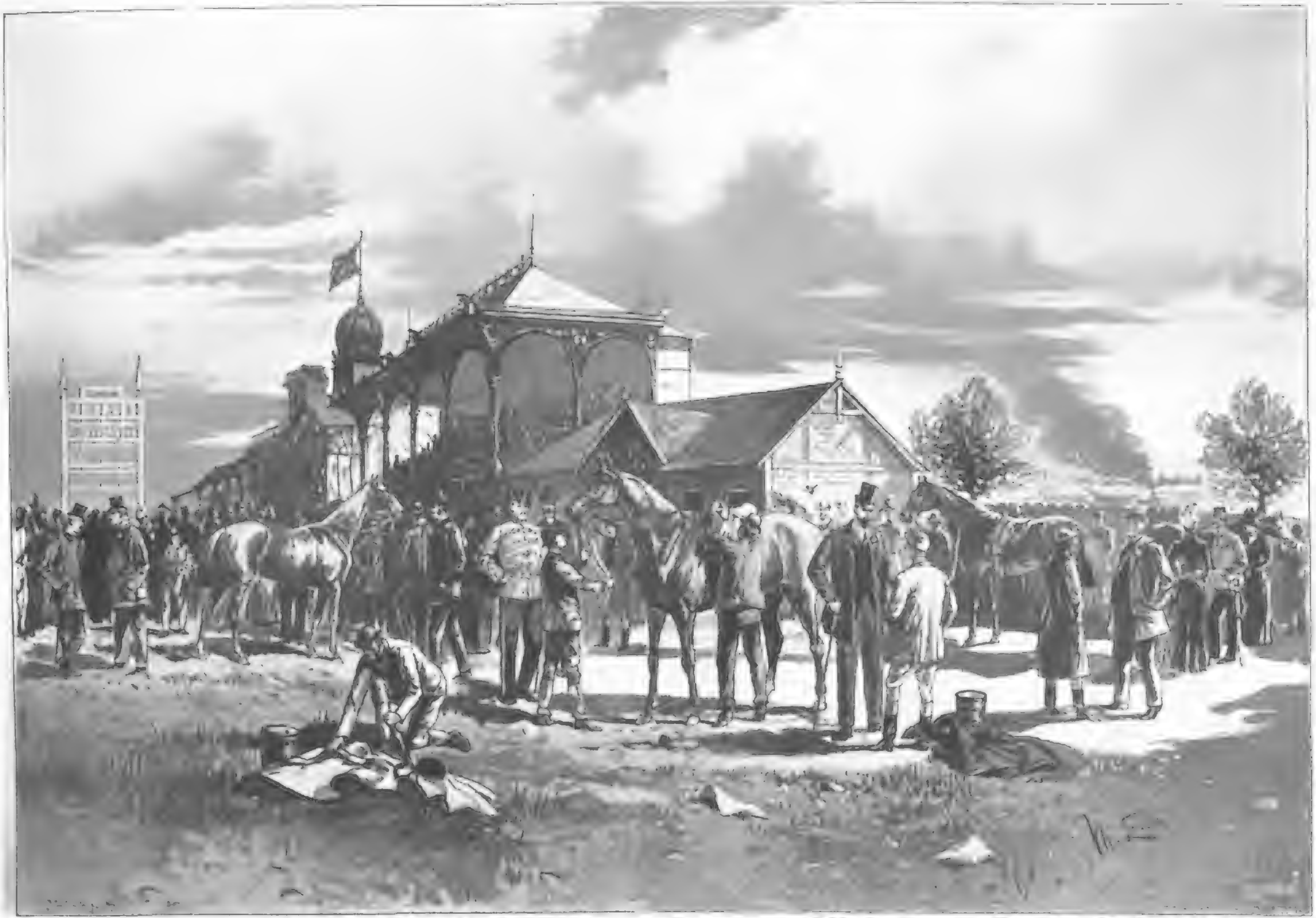
Schnell entſchloſſen ließ ſie dieſe zurück und eilte in ihre Wohnung, in das Kurhaus, auf ihr Zimmer.

„Um Gottes willen, was iſt zwiſchen dieſem Mann und mir ſchon alles vorgefallen!“ rief ſie hier, nachdem ſie im Spiegel die ganze Unbill gewahrt, die der Orkan ihrer Toilette zugefügt, ſich



Friſch erblüht.

Gemälde von G. Schachinger.



Wiener Herbſtrennen: Der Sattelplatz in der Freudenau. Originalzeichnung von M. Ledeli.

halb entkleidet auf das Sofa werfend, um dieſe Scene zu überlegen, auch namentlich das, was der Seekataſtrophe vorangegangen. „Vor dieſem Kleinſchmidt ſtehe ich freilich gerechtfertigt, aber was er mir vorher zu ſagen gewagt . . .“

Sie ſtützte das Kinn in die Hand und ſann, halb unmutig, halb verſöhnt, und ſo fand die Mutter ſie, die das Umkleiden ganz vergeſſen, im Negligé.

„Was war das nur wieder?“ rief dieſe, verdroſſen Schirm und Hut auf den Tiſch werfend. „Ich hätte in die Erde ſinken mögen, als ich euch ſah, und in Gegenwart dieſes Kleinſchmidt, von deſſen Diskretion Du nicht viel erwarten darfſt! Er machte ſchon, als Rennert gegangen, um ſeine naſſe Kleidung zu wechſeln, ſeine ſatiriſchen Anſpielungen. Die Oſtſee, ſagte er, habe doch keine Ebbe und Flut, die den Spaziergänger am Strande plötzlich überrumpeln könne, er begreife alſo nicht, wo ihr eure Augen und eure Gedanken gehabt hättet . . . Und ich, ich begreife das auch nicht!“ ſetzte ſie erzürnt hinzu. „Zwei Menſchen umklammern ſich da, als ſei es ihnen vollkommen gleichgiltig, ob der Ozean ſie verſchlinge, anſtatt vor den Wellen davonzulaufen, wenn plötzlich der Sturm ſie zu peitſchen beginnt . . . Mach doch ein Ende mit dieſem Mann, den Du ja damals ſchon gern hatteſt, der aber zu Deinem Verdruß den Mund nicht aufthat, weshalb ich Dir leider riet, den andern zu nehmen!“

Bernhardine blickte, noch immer das Kinn in die Hand ſtützend, vorwurfsvoll und ungehalten zur Mutter auf; dann plötzlich erhob ſie ſich in ungeſtümer Weiſe.

„Ja!“ rief ſie faſt heftig. „Du ſiehſt, was Du damit angeſtiftet!“ Und mit ſteigendem Unwillen blieb ſie nach einem Gang durch das Zimmer auf dem Balkon und nach einem Blick über die Dünen vor der Mutter ſtehen. „Wenn er morgen mir wiederholt, was er mir heute geſagt, ich ſchwöre Dir, ich erhöre ihn, was auch die Welt dazu ſagen mag!“

Sie ließ die Mutter ſtehen und trat in das Schlafzimmer, um die ſchönſte Toilette anzulegen, die ſie mitgebracht.

Aber Rennert brauchte das gar nicht zu wiederholen. Am Abend ſchon gingen beide, Bernhardine und Rennert, im ſchönſten Mondenſchein wieder auf der Düne ſpazieren, jedes in dem heimlichen Verlangen, ſich die Unglücksſtätte noch einmal anzuſehen, während die Mutter mit ihrem Freund in den Anblick des mit tanzenden Sternen überſäten Meeres verſunken weitab auf der Mole ſtand.

Ihr Weg führte ſie wieder an den glatten Felsblöcken vorüber, und der Zufall wollte, daß ſie auch äußerlich an den unglückſeligen Morgen erinnert wurden, denn Rennert ſah unter dem einen der Blöcke einen hellen Gegenſtand liegen und zog ihr Strohhütchen hervor, das, freilich arg zugerichtet, von den Wellen dahin zurück geſpült worden.

Sie nahm es lächelnd aus ſeiner Hand.

„Die Mutter behauptet,“ ſagte ſie, das Strohhütchen wieder richtend, „wir hätten uns heute morgen . . . recht thöricht benommen; wir hätten die Gefahr gar nicht ſo gewahrt, und der Ozean hätte uns ſo leicht verſchlingen können.“

Rennert ſchwieg im erſten Moment, dann aber ſagte er tragiſch:

„Mit Ihnen in den Tod zu gehen, wäre mir eine Seligkeit geweſen!“

Bernhardine hatte inzwiſchen gefunden, daß das Strohhütchen doch nicht mehr zu gebrauchen; in einem weiten Bogen ſchleuderte ſie es übermütig in das jetzt ſo ruhig ans Ufer plätſchernde Meer.

„Wie grauſam!“ lachte ſie, weiter ſchreitend. „Bin ich Ihnen denn lebend nichts wert?“

Rennert erſchrak freudig. Er hielt inne, und auch ſie that es. Der Mondenſchein beſtrahlte eben ihr ſo fragend lächelndes Geſicht.

„Alles! Alles!“ rief er, den Arm um ſie ſchlingend, und da es niemand ſah, ließ ſie es geſchehen . . .

Als der Herbſt gekommen, las man die Vermählung der beiden in der Voſſiſchen Zeitung und, merkwürdig genug, die Welt ſagte gar nichts dazu.

Ob Bernhardine mit ihren Launen ihn ſo glücklich gemacht, wie er es verdiente, davon erfuhr man nichts. Er bedurfte ja des Glückes ſo wenig, um zufrieden zu ſein!

Schafwäſche im Heſſenlande.

(Zu dem Bild Seite 1072 und 1073.)

Wenn in der ſchönen Frühlingszeit oder im beginnenden Herbſte die Schafwäſche im Dorfe vorgenommen wird, dann entwickelt ſich ein buntes Leben und Treiben. Alt und Jung, Groß und Klein eilt zu dem faſt immer in der Nähe des großen Ziehbrunnens für dies wichtige Geſchäft ausgewählten Platze. Die meiſten wollen ſich ſelbſt überzeugen, wie die Sommer- oder Winterwolle ausfallen wird, andere, deren Herz, um einen heſſiſchen Ausdruck zu gebrauchen, „gar ferchterlich am läime Vieh hangt,“ möchten dabei ſein, um ſelbſt mit Hand anzulegen, wenn ihre eigenen Schafe an die Reihe kommen oder doch wenigſtens durch ihre Anweſenheit zu veranlaſſen, daß „mer e winzi bedemtang mit den arme Tiehrn umgiht.“ Einige mögen aber auch unter den Zuſchauern ſein, die ſich heimlich über die heiteren Vorkommniſſe bei der Schafwäſche und über das drollige Benehmen der Tiere während der für ſie unbehaglichen Verrichtung beluſtigen.

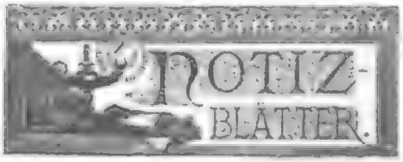
So entwickelt ſich eine Reihe lebhaft bewegter Vorgänge, die, wie auch unſer trefflich gelungenes Bild wieder zeigt, für das Auge des Malers eine Fundgrube volkstümlicher Darſtellungen werden können. Der Künſtler verſetzt uns hier auf einen Hof in einem der ſchön gelegenen Dörfer des „Schwalmer Grundes“ im ehemaligen Kurheſſen. Die Schwälmer mit ihren hohen, ſtattlichen Geſtalten und ihrer originellen Tracht gelten heute noch mit Recht für treueſte Typen altheſſiſcher Art und altheſſiſchen Weſens. Der Schäfer links auf dem Bilde mit ſeinem charakteriſtiſchen Hute, der kräftige Burſche, der die Bürſte in der Linken hält, die hübſche Dirne, die ihrem aus der Bütte ſpringenden Schafe lächelnd nachblickt, ſind alle genau der Wirklichkeit nachgebildete Geſtalten. Beſonders gilt dies auch von dem alten Schwälmer, der, ſein Pfeifchen rauchend, am Brunnenrande ſitzt. Eine ſolche gelungene Geſtalt kann nur derjenige ganz ſchätzen, der den Typus dieſes heſſiſchen Stammes genau kennt. Daß der Schwälmer ſein Haar lang trägt, iſt ein uralter Gebrauch. Bei den Chatten war ja das lange Haar ein Zeichen des freien Mannes.

Die figurenreichen Gruppen auf unſerem Bilde würden noch zu mancher Erläuterung Anlaß bieten, allein wir müſſen es dem Beſchauer überlaſſen, ſich ſelbſt das Weitere hinzuzudenken. Doch möchten wir nur noch auf die Geſtalt der Bäuerin, die ein junges Lamm auf den Armen hält, und auf den kräftigen Jungen rechts von dem Brunnen aufmerkſam machen. Das Schweſterchen auf dem Arm, beobachtet er eine Schafwäſche, die auch den Tierarzt und andere wichtige Leute aus dem Dorfe — möglicherweiſe iſt ſogar der Herr Bürgermeiſter unter ihnen — ſehr anzuziehen ſcheint. Vielleicht handelt es ſich hier um ein beſonders feinwolliges Tier.

Es iſt die Schafwäſche vor der Herbſtſchur, die der Künſtler realiſtiſch und doch mit einem poetiſchen Anfluge auf unſerem Bilde darſtellte. Wir erkennen dies an dem in offener Scheune ſtehenden Erntewagen. Schafwäſche und Schafſchur ſind ſo wichtige Ereigniſſe für den Landmann, daß ſie im Heſſenlande der Volksmund ſogar zu poetiſchen Vergleichen verwertete. Sagt doch ein altes Sprüchlein:

„Wird das Schaf geſchoren ſein,
Waſche man's erſt vom Schmutze rein;
Alſo ſeg auch Herz und Sinn,
Suchſt du köſtlichen Gewinn.“

E. Mendel.


NOTIZ-BLÄTTER.

Kultur und Wiſſenſchaft.

— Das freie deutſche Hochſtift in Frankfurt a. M. hat um Preis von 82,000 Mark, wovon 20,000 Mark ſogleich angezahlt werden, das an das Goethehaus angrenzende Grundſtück des Architekten Vogelhard erworben. Der frühere Beſitzer beabſichtigte nämlich, ein vierſtöckiges [illegible]

Gewitter, und plötzlich nahmen alle [illegible] eine weiße Feuerkugel wahr im Durchmeſſer von etwa 40 Zentimeter, von der ein loſes Strahlenbündel ausging. Die Kugel bewegte ſich, auf dem Horizonte bleibend, nach Süden etwa 12 Sekunden lang, bis ſie plötzlich verſchwand. Etwa 5 Minuten ſpäter erſchien die Kugel mit dem Strahlenbündel wieder an der Stelle, wo ſie verſchwunden, und machte den umgekehrten Weg. Da die Erſcheinung beiderſeits von mehreren beobachtet wurde, ſo iſt eine Sinnestäuſchung ausgeſchloſſen. Während alle übrigen Blitze des Gewitters gelbe Farbe hatten, erſchien die Kugel mit ihren Strahlen rein weiß.

— **Das Telephon erobert ſich immer weitere Gebiete der Verwendung.** Seit vier Jahren benützt die k. k. Generalinſpektion der öſterreichiſchen Staatsbahnen ein vom Oberinſpektor Gattinger konſtruiertes transportables Telephon, um auf einer beliebigen Telegraphenlinie, ohne das gleichzeitige Telegraphieren zu beeinträchtigen, von der Strecke aus ſich mit der Nachbarſtation in Korreſpondenz ſetzen zu können. Am 29. Auguſt wurde vor einer Kommiſſion von Eiſenbahntechnikern mit zwei ſolchen Apparaten zwiſchen Hütteldorf und Purkersdorf der Verſuch gemacht, von einem ſtehengebliebenen Zuge aus mit Station Purkersdorf zu ſprechen. In drei Minuten war die Telephonſtation auf der Strecke eingerichtet, und unmittelbar hierauf meldete ſich ſchon Purkersdorf. Das hierbei erzielte überraſchend günſtige Ergebnis wird wohl die Veranlaſſung ſein, daß dieſer Apparat bald weitere Verbreitung findet, weil derſelbe neben der telegraphiſchen Korreſpondenz ohne beſondere Einrichtung an den Telegraphenleitungen ein noch vollkommeneres Verſtändigungsmittel bietet und durch ſeine raſche Einrichtung und einfache Handhabung bei eintretenden Verkehrsſtörungen ausgezeichnete Dienſte leiſten kann.

— **In der letzten Generalverſammlung der Schillerſtiftung** waren von 35 Zweigſtiftungen, von denen 20 ſtimmberechtigt ſind, 18 vertreten. Die Zahl der Penſionäre auf Lebenszeit wurde auf 6 erhöht. Es handelte ſich dabei weniger um Neubewilligungen als um eine Umwandlung längſt zuerkannter Penſionen. Als Vorortsmitglieder traten Stuttgart und Breslau in den Verwaltungsrat, dagegen Köln und Baden ausſcheiden, während München, Weimar, Dresden und Wien darin verblieben. Als Vorort für die nächſte Verwaltungsperiode ward einſtimmig abermals Weimar erwählt, welches damit bereits zum viertenmal an die Spitze tritt. Ein Mitglied des Verwaltungsrates, Herr von Wittgenſtein aus Köln, widmete der Stiftung eine Schenkung von 1000 Mark.

— **Von der ehemaligen Römerbrücke bei Mainz wurde,** als man jüngſt Erdarbeiten zur Anlage eines Fabrikſchornſteins unternahm, ein weiterer Landpfeiler bis auf 5 Meter Tiefe bloßgelegt. Das Mauerwerk iſt noch ſehr gut erhalten, obwohl es ſchon 1900 Jahre unter der Erde gelegen. Die Außenbekleidung des Pfeilers beſteht, wie die der bereits ausgegrabenen, aus großen, behauenen Kalkſteinquadern, das Innere aus Gußmauerwerk. Die Unterſuchung, wie tief das Mauerwerk in die Erde geht, wurde aufgegeben, da man bei einem Bohrungen bis 5 Meter Tiefe immer noch nicht die Sohle des Pfeilers erreicht hatte.

— **Wie bisher angenommen wurde, verwendeten zuerſt** engliſche Bergleute um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Schiene zur Beförderung von Laſten; in der 1544 erſchienenen „Weltbeſchreibung“ von Sebaſtian Münſter befindet ſich jedoch ein Holzſchnitt, welcher den Betrieb eines Bergwerks im elſäſſiſchen Lebertal veranſchaulicht und beweiſt, daß man ſich geirrt hat. Man erkennt auf dem Bild ein kleiner vierräderiger, mit Erz beladener Wagen, welcher, von einem Bergmann geſchoben, auf Schienen dahinrollt. Münſter, der lateiniſch ſchrieb, nennt die Schienen in recht unbeholfener Weiſe [illegible]. Er bemerkt ferner, daß die Wägelchen — in der Bergmannsſprache Hunde genannt — eiſerne Räder hatten. Auch ſonſt unterſcheiden ſie ſich von den jetzt gebräuchlichen in nichts.

— **Die ſegensreiche Wirkung der Ferienkolonien** ergibt ſich am deutlichſten aus ihrer raſchen Entwicklung. Man verlegt den Anfang der ſyſtematiſchen Sommerpflegen ins Jahr 1876, in welchem der wohlthätige Schulverein zu Hamburg die erſten ſieben Kinder zur Kräftigung ihrer Geſundheit aufs Land ſchickte. Im folgenden Jahre gab derſelbe Verein die doppelte Anzahl Kinder in Pflege, und im Jahre 1878 trat Frankfurt a. M. mit den erſten wirklichen Ferienkolonien nach Züricher Muſter hervor, ſo daß die Zahl der verpflegten armen Kinder in jenem Jahre 151 betrug. Allmählich mehrte ſich nun die Zahl der beteiligten Städte und für das Jahr 1884 konnte ſchon über 11,800 Pfleglinge berichtet werden. Heute iſt die Zahl bereits auf mehr als 20,000 geſtiegen!

Lediglich um die Hüte der Modenärrinnen zu ſchmücken, iſt ſeit zwei Jahren ein allgemeines Schwalbenmorden in Frankreich an der Tagesordnung und zwar in einer ungemein grauſamen Art und Weiſe. Die Schwalbenfänger ziehen nämlich auf der Meeresküſte lange Fäden aus Draht, welche ſie an Stangen oder an Felſen, mit Zwiſchenräumen befeſtigen. Sobald nun die Schwalben in größeren Maſſen anlangen, ſetzen ſie ſich ermüdet auf die Fäden, um auszuruhen. In dieſem Augenblick ſetzt der verſteckte Jäger die Fäden in Verbindung mit einer elektriſchen Batterie, und ſämtliche auf den Fäden befindliche Schwalben [illegible] tot zu Boden. Wenn dieſes Morden noch einige [illegible] ſo wird man in Frankreich die Schwalbe nur [illegible] Sämtliche Schwalbenarten [illegible] Schmetterlingen und Nachtfaltern, von denen ſie den [illegible] doppelte und dreifache ihres eigenen Körpergewichts [illegible] aber Frankreich ein ackerbautreibendes Land iſt [illegible]

— **Erckmann und Chatrian, die Verfaſſer der berühmten,** gemeinſam in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen elſäſſiſchen Dorfgeſchichten, haben ſich getrennt. Chatrian hatte nach dem „Figaro“ in der letzten Zeit mehrere Theaterſtücke in Gemeinſchaft mit Jules Barbier und Maurice Drack verfaßt, von deren Erckmann einen Teil am Gewinn verlangte, obgleich er nicht eine Zeile daran geſchrieben. Bei zehn oder zwölf Stücken, die auch ſeinen Namen tragen, habe Erckmann überhaupt nicht einmal ein Komma geſetzt, einzelne, die noch nicht gedruckt ſeien, kenne er ſogar noch nicht. Erckmann habe nun ſeinen Neffen Alfred an Chatrian geſchickt und erklärt, er kümmere ſich nicht um das, was den neuen Mitarbeitern verſprochen ſei, aber er verlange als Schadloshaltung die Ueberlaſſung aller Rechte Chatrians an das ganze Werk, Buchausgabe und Theaterſtück. Chatrian ſei krank, gedächtnisſchwach und ein gebrochener Mann. Der Neffe Erckmanns ſchlug vor, die Sache vor ein Schiedsgericht zu bringen, und Chatrian nahm den Vorſchlag an. Man übertrug das Schiedsgericht aber nicht der Genoſſenſchaft dramatiſcher Autoren, ſondern dem Advokaten Sée, dem Kollegen Chatrians in der Association générale de l'Alsace-Lorraine. Dieſer Schiedsrichter habe erklärt, daß Chatrian die ſeinen anderen Mitarbeitern gewährte Summe an Erckmann zurückerſtatten müſſe. Chatrian, um Ruhe zu bekommen, bot die Hälfte der Summe, 22,127 Franken 85 Centimes, der Neffe nahm ſie an und ſtellte die Quittung dafür aus. Und nun beginnt der „Figaro“ Erckmann deswegen anzugreifen, weil er in Pfalzburg, alſo auf deutſchem Gebiete, wohne; er habe vollſtändig das Gefühl für das Vaterland verloren, ſeine Familie ſei deutſch geworden, ſeine Nichte habe einen braunſchweigiſchen Regimentsarzt geheiratet. Und jetzt verzehre er in Deutſchland das Geld, das Chatrian, dieſer brave Franzoſe, in Frankreich erworben.

— **Der Erbauer des Eiffelturms hat in anerkennenswerter** Beſcheidenheit den Hauptteil des Ruhmes, den der Bau erweckt, auf den genialen Erfinder der graphiſchen Statik, den verſtorbenen Profeſſor Culmann in Zürich, abgelenkt. In der That iſt unter den Technikern bekannt, daß ohne die vorangegangenen Arbeiten Culmanns die Berechnungen unmöglich geweſen wären, welche das ſichere wiſſenſchaftliche Fundament des gewaltigen Turmes bilden.

— **Das Thal von Greſſoney, einer der ſchönſten Punkte** der italieniſchen Alpen, iſt dieſen Sommer durch den Aufenthalt der Königin von Italien allgemein bekannt geworden; es iſt vor allem jedoch dadurch merkwürdig, daß dort Deutſche wohnen. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge ſoll Greſſoney im elften Jahrhundert von deutſchen Soldaten, die das Land wegen treuer Dienſte vom Kaiſer Otto erhielten, bevölkert worden ſein. Thatſache iſt, daß die Einwohner meiſtens deutſch ſprechen und auch viele Verbindungen mit Deutſchland, namentlich mit Bayern unterhalten. Deutſch ſind auch ihre Gebräuche, die Reinlichkeit und die angenehme Ruhe. Die „Greſſonari“ ſind durchgängig reiche Leute, ſie ſind die „Finanziers“ des Thales von Aoſta. Die Töchter werden in die beſten Anſtalten Deutſchlands geſchickt, und wenn ſie heimkehren, ſo müſſen die „feinen Damen“ die alten Gewohnheiten wieder annehmen, alle häuslichen Arbeiten verrichten und die Landestracht tragen. Die Reinlichkeit iſt groß, und man kann ſie nur mit derjenigen von Holland vergleichen. Ein dortiges Sprichwort ſagt, daß die Ställe in Greſſoney reinlicher ſind als die Zimmer in einer andern Gegend des Thales. In den Familien ſpricht man deutſch; dagegen wird die Predigt in den Kirchen franzöſiſch gehalten und die Unterrichtsſprache in den Schulen iſt italieniſch.

Natur.

— **Die Ameiſen unternehmen bekanntlich in Scharen große** Wanderungen. Aus Rußland wird nun von einem Heer dieſer Tiere berichtet, wie es größer noch wohl kaum geſehen worden. Es bewegte ſich durch den Perabaymoſwald von Süden nach Norden in erſtaunlicher Ordnung als ein Band von einer halben Arſchin Breite und 58 Arſchin Länge und machte etwa 12 Werſchok in der Minute. Die vorderen Reihen gingen frei, ohne Gepäck, die hinteren trugen Ameiſeneier, Körner, Fichtennadeln, Grashalme ꝛc. Als man nach dem Durchzug dieſer Armee die Ameiſenhaufen des Waldes unterſuchte, erwieſen ſie ſich ſämtliche als leer. Intereſſant iſt es, daß ähnliche Heerzüge in allen benachbarten Wäldern faſt um dieſelbe Zeit und in derſelben Richtung von Süden nach Norden ſtattgefunden haben. Wohin die Ameiſen auswanderten und wo ſie ſich wieder niederließen, iſt leider unbekannt geblieben, ebenſo der Grund ihres Auszuges.

Geſundheitspflege.

— **Nach den Beobachtungen des franzöſiſchen Schiffsarztes** Dr. Hoëk tritt die Seekrankheit nur dann auf, wenn der Kranke unthätig iſt, und hört auf, ſobald der davon Befallene arbeitet. Als Beweis führt Hoëk den bekannten Umſtand ins Treffen, daß auf der erſten Fahrt begriffene Schiffsleute, ſo lange ſie arbeiten, von der Krankheit verſchont bleiben, und daß Vergnügungsſegler, ſobald ſie ſich an der bisweilen ſehr ſchweren Arbeit an Bord ihrer Jacht beteiligen, nie an Seekrankheit leiden. Einen Beweis aber dafür, daß Arbeit und Pflichterfüllung die bereits eingetretene Krankheit verſcheucht, liefert ein perſönliches Erlebnis des Dr. Hoëk. Er lag bei ſeiner erſten Seereiſe bereits drei Tage ſchwer krank, als er zur Hülfe gerufen wurde. Ein Schiffsoffizier hatte ſich den Finger und den einen Fuß verſtaucht. Zwar koſtete es den Arzt einen furchtbaren Kampf, ſich ſo weit aufzuraffen, daß er den Verletzten pflegen konnte, doch gelang es ihm ſchließlich, und er blieb ſeitdem von der Seekrankheit durchaus verſchont, auch wenn das Schiff noch ſo ſehr ſtampfte.

Die Meſſung der Körperwärme mittelſt des Thermometers, ſo wichtig bei Krankheiten, war bisher mit mannigfachen Mißſtänden verknüpft, die in der ärztlichen Praxis von jeher übel empfunden worden ſind. Erſtens litten die meiſten dieſer Inſtrumente an großer Unſicherheit und zweitens an dem Nachteil, daß ſie erſt nach 10 bis 15 Minuten die Höhe der Körperwärme angaben. Dem erſteren Uebelſtand iſt ſeit einem Jahre dadurch abgeholfen, daß die vom Reiche errichtete techniſch-phyſikaliſche Reichsanſtalt in Charlottenburg die Prüfung jedes Thermometers übernommen hat; dem zweiten durch einen Berliner Mechaniker, der jetzt einen Minutenthermometer ſehr geſchickt konſtruiert hat. Das Inſtrument, zierlich und hübſch gearbeitet und bequem zu handhaben, wird in den Mund gelegt und gibt in 2 bis 3 Minuten ſicher und beſtimmt die Höhe der Körperwärme an. Geheimerat Leyden hat das Inſtrument bei zahlreichen Kranken geprüft und ſich ſehr zufriedenſtellend darüber geäußert. Die Herſtellung des neuen Thermometers iſt noch Fabrikgeheimnis ſeines Erfinders.

Sport.

— **Die diesjährigen Hofjagden in der Steiermark nehmen** am 6. Oktober ihren Anfang. Kaiſer Franz Joſef wird auch diesmal einen Kreis von illuſtren Gäſten um ſich verſammeln.

— **Die königlich preußiſchen Rennfarben ſollen bei den** Oktoberrennen in Budapeſt vertreten ſein, und zwar iſt „Panther“ in erſter Linie beſtimmt, für die Ehre des fiskaliſchen Rennſtalles in der ungariſchen Hauptſtadt zu kämpfen. „Pumpernickel“ und „Altenburg“ haben bekanntlich in den letzten Jahren den ſchwarzweißen Dreß an dieſer Stätte zum Siege getragen.

— **Eine Pferdeſchau wurde in Paris aus Anlaß der** großen Ausſtellung abgehalten. Nicht weniger als 1100 Voll- und Halbblutpferde aus den vornehmſten Geſtüten und den beſten Rennſtallen waren zu ſehen, und es dürfte kaum eine Raſſe geben, vom leichtfüßigen Araber bis zu den Percherons und den noch gewaltigeren Shire-Horſes, die nicht vertreten geweſen wäre. Viel bewundert wurden die Staatszuchthengſte „Bruce“, „Rewle“, „Border“, „Minſtrel“ und „Lavendel“, doch konnten ſich „Saxifrage“ und „Dexter“ ſchon neben ihnen ſehen laſſen. Der „Star“ der Ausſtellung aber war entſchieden „Stuart“, für den ſein Beſitzer bekanntlich 500,000 Franken ausgeſchlagen und der ſelbſt die Grand-prix-Siegerin „Tenebreuſe“, durch welche die Franzoſen vor einem Jahre Millionen in England gewannen, in Schatten ſtellte.

— **Der leichteſte Jockey iſt gegenwärtig G. Manſer.** Derſelbe wiegt 25 Kilogramm und iſt ein Sohn des gleichnamigen bekannten Trainers in Newmarket.

— **Johnſtone, der „König der Paßgeher“, ſowie Clingſtone** ſollen mit dem Zirkus Barnum nach England kommen. Man hofft, daß dieſe beiden Größen des Traberſports ſich auch auf dem Kontinent zeigen werden.

— **Seinen zwölftauſendſten Rehbock erlegte Prinz L. Rohan** in dieſem Herbſt auf der Beſitzung Chandert in Böhmen.

— **Eine ſehr ſchöne Meute von Fuchshunden hat der** Huntsman Hubberfield für Deutſchland in den namhafteſten Kennels in England angekauft. Mit Beginn der diesjährigen Parforcejagden ſollen dieſe Hunde bereits ihre Arbeit anfangen.

— **Eine Dauerfahrt auf Zwei- und Dreirädern wurde** von Berlin zum Hamburger Radfahrerbundestag unternommen. Trotz eines ſtark durchweichten Bodens und zum Teil heftigen Gegenwindes legte der erſte, Joh. Pundt, Berlin, dem noch dazu ſein Rad brach, ſo daß er unterwegs eine Maſchine ausleihen mußte, die 290 Kilometer lange Strecke in 22 Stunden 53 Minuten zurück. Kannenecker, Bielefeld, und Milch, Berlin, trafen mit 25 Stunden 20 Minuten auf einem Rover-Tandem die nächſten von 6 anderen.

— **Der Werner Amateur-Schwimmklub kann ſein Winter**meeting in dieſem Jahre nicht abhalten; das Wettſchwimmen wird bis März 1890 verſchoben.

Statiſtik.

— **Das Amtsblatt der franzöſiſchen Republik veröffentlicht** die Statiſtik der Eheſcheidungen im Jahre 1887, das iſt im erſten Jahre nach Geltung des vielbeſprochenen Geſetzes über die Erleichterungen zur Löſung des Ehebandes. Das franzöſiſche Geſetz unterſcheidet die séparation de corps (Trennung) von der vollſtändigen Eheſcheidung (Divorce). Im Jahre 1887 wurde in 1112 Fällen die Separation in Divorce verwandelt, in 4685 Fällen iſt ohne vorhergegangene Separation direkt le divorce bewilligt worden. Auf 1000 Eheſchließungen kamen in Frankreich durchſchnittlich 16,5 Eheſcheidungen; doch iſt zu bemerken, daß dieſe mittlere Ziffer im Seinedepartement bedeutend überſchritten wurde. Hier kamen auf 1000 Eheſchließungen 62,8 Ehetrennungen.

— **Das Bettlertum hat in Rußland eine ganz ungeheure** Ausdehnung angenommen; die Bettler bilden daſelbſt ein Volk im Volke. Eine Regierungskommiſſion hat gegenwärtig die von ihr geſammelten Angaben aus 54 Gouvernements, 9 Gebieten und 6 Städten zuſammengeſtellt. In dieſem Ländergebiet ſind im ganzen 293,445 Bettler ermittelt. Davon ſind 3235 Adelige, 3491 geiſtlichen Standes, 29 Kaufleute, 43,434 Kleinbürger, 181,932 Bauern, 11,345 Reſerviſten und aus Soldatenfamilien Stammende, 23,032 aus anderen Ständen. Die meiſten Bettler hat die Stadt Moskau (26,000) aufzuweiſen, die wenigſten Sebaſtopol, wo es angeblich gar keine Bettler geben ſoll. Von den Gouvernements weiſt die meiſten Bettler auf Livland (16,000), Kurland und Moskau (je 15,000), Warſchau (14,000), Niſhny-Nowgorod und Wjatka (je 10,000). Aus der ganzen Zahl dieſer Bettler leben 165,232 vom Betteln allein, 102,762 werden unterſtützt. Wenn man annimmt, daß in den 9 Gouvernements und den 5 Gebieten, die der Regierungskommiſſion in der Bettlerfrage noch keine Auskunft erteilten, das Verhältnis der Bettlerzahl zur Bevölkerungszahl ungefähr das gleiche iſt, ſo wird die Geſamtzahl der Bettler des ganzen Reiches mehr als 350,000 Menſchen betragen. Indeſſen dürfte in Wirklichkeit eine halbe Million vom Betteln leben; in vielen Fällen wird die amtliche Ermittlung weit hinter den Thatſachen zurückgeblieben ſein, wie ſchon allein aus der Angabe zu erſehen, daß Sebaſtopol gar keine Bettler beſitze.

Geſtorben.

— Dr. Chr. Hoſtmann, bekannter Altertumsforſcher, am 29. Auguſt, in Waldbaum (Paſſerthal).

— Freiherr Schimmelpenninck van der Oye, Vorſitzender der erſten niederländiſchen Kammer, am 30. Auguſt, auf ſeinem Gute bei Utrecht.

— Julius Theodor Grunert, früher Direktor der Forſtakademie Eberswalde, 80 Jahre alt, am 30. Auguſt, in Trier.

Wilhelm Hartmann, Reichsgerichtsrat a. D., 73 Jahre alt, am 30. Auguſt, in Berlin.

— Geheimer Hofrat Dr. jur. Friedrich Franz Floerke, Jugendfreund Fritz Reuters, Ende Auguſt, in Grabow, M.-Schwerin.

— Graf d'Aſpremont-Lynden, Senator und ehemaliger Miniſter in Belgien, 74 Jahre alt, Anfangs September, auf Schloß Salzinnes.

— Karl Anwandter, 1848 Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung, 85 Jahre alt, Anfangs September, in Valdivia (Chile).

— Albert von Sperber, ſeit zehn Jahren Vertreter des Wahlkreiſes Ragnit-Pillkallen im Reichstag, 52 Jahre alt, am 1. September, in Wiesbaden.

— Johannes von Haas, Direktor der Banque Ottomane in Konſtantinopel, am 1. September, in Konſtantinopel.

— P. Vincenz Hoſak, Konſiſtorialrat, Dechant in Weißkirchlitz bei Teplitz, bekannter Kirchenhiſtoriker und geſchätzter Schriftſteller, 77 Jahre alt, am 1. September, in Weißkirchlitz.

— Selmer, früher norwegiſcher Staatsminiſter und das Haupt des ſeinerzeit zur Abſetzung verurteilten konſervativen Miniſteriums, am 1. September, in Chriſtiania.

Neue Bücher und Schriften.

Emdreiſter, Dr. J., Ueber das Bergſteigen. Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Condivi, A., Leben des Michelangelo Buonarroti. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Cornet, Dr. G., Wie ſchützt man ſich gegen die Schwindſucht? Vortrag. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Crépieux-Jamin, J., Die Graphologie und ihre praktiſche Anwendung. Berlin, J. H. Schorer.

Dietrich, E., Eberhard. Drama. München, C. Fiſcher.

Dorfbarbier-Kalender 1890. Berlin, A. Iſleib.

Eynatten, Carola v., Herzingen. Sagen u. Geſchichten. Weimar, Jüngſt & Co.

Friderich, C. G., Naturgeſchichte der deutſchen Vögel einſchließlich der ſämtlichen Vogelarten Europas. 4. Auflage. Lief. 1/2. Stuttgart, J. Hoffmann.

Groß, F., Was die Bücherei erzählt. Literariſche Eſſays. Leipzig, W. Friedrich.

Janſen, A., Deutſche Schlachten-Denkmäler, wie ſie ſind und wie ſie ſein ſollen. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Jenſen, W., Der Schwarzwald. Mit Illuſtr. Lief. 2-4. Berlin, O. Knuther.

Krauſe, C., Vaterländiſche Lieder und Gedichte. 1. Heft. Kampflieder. Plauen, F. E. Neupert.

Löslis-Iegla. Lofüdnatha fa Klonsleven Rudolf. Leipzig, E. H. Mayer.

Lübke, W., Geſchichte der deutſchen Kunſt. Lief. 11/13. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Muſterblätter für künſtleriſche Handarbeiten, herausgeg. v. Friedr. Lipperheide. 1. Sammlung. Berlin, F. Lipperheide.

O'rell, Max, und Jack Allyn, Bruder Jonathan und ſein Land. Die amerikaniſche Geſellſchaft. Stuttgart, J. Engelhorn.

Proſpekt und Preisverzeichnis über photogr. Salon- und Reiſe-Apparate und Bedarfsartikel für Amateur-Photographen. 30. Auflage. Wien, R. Lechner.

Reiſe-Zeitung, ungariſche. III. Jahrg., Nro. 1. Fünfkirchen, L. Engel.

Riehel, A., Cora u. F. Ste. Schäferſpiel in 1 Akt. Leipzig, Schäferverlag.

Schuſter, M. J., Truthahn, Perlhuhn, Faſan u. Pfau als Nutz- u. Ziergeflügel. Ilmenau, A. Schröter.

— — Das Huhn im Dienſte der Land- und Volkswirtſchaft ſowie des Sports. 2. Aufl. Ebend.

Trautenberg, E., Briefwechſel zweier junger Mädchen. Novelle. Hamburg, G. Richters Nachf.

Treuenfels, E., Fata Morgana. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter.

Volkerecht, C., Die kaiſerliche Imperatrix. Roman. Breslau, S. Schottlaender.

Wald-Carlsdorf, A., Die Elatrale. Humoreske. Berlin, R. Eckſtein Nachf.

Zehnpfennig-Bibliothek. Nro. 3: Aus jungen Ehen, Humoriſtiſche Erzählungen. Nro. 4. Deutſche Lieder da u. dort. Berlin, E. Mirtel.

Das ſchwäbiſche Verſailles.

(Hierzu das Bild Seite 1077.)

Ludwigsburg!“ Die Offiziere mit ihren Damen, welche im Kurierzug Wien-Paris mit uns von Stuttgart herausgefahren ſind, verlaſſen das Coupé. Auch wir ſteigen aus, um dem ſtillen Ludwigsburg wieder einmal einen Beſuch abzuſtatten. Verlaſſene Reſidenzen machen immer einen etwas melancholiſchen Eindruck — ſie erſcheinen uns wie ein ſchönes Weib, das in ſeiner Jugend durch ſeine Reize herrſchte, und heute, da der Schmelz der Schönheit geſchwunden, fallen uns die fatalen Runzeln mit beſonderer Aufdringlichkeit ins Auge. So ging es noch vor zwei Jahrzehnten wohl auch den meiſten Beſuchern Ludwigsburgs, der einſt vom Glanze rauſchender Feſte erfüllten zweiten Reſidenz württembergiſcher Fürſten des vorigen Jahrhunderts.

Seitdem iſt es anders geworden, und dazu hat neben dem erſprießlichen Wirken des derzeitigen Oberbürgermeiſters, dem die Hebung der Stadt nach jeder Richtung warm am Herzen liegt, weſentlich der Umſtand beigetragen, daß Prinz Wilhelm von Württemberg, der einſtige Thronfolger, mit ſeiner hohen Gemahlin und dem Hofſtaat ſchon ſeit zwölf Jahren die Monate Mai bis Dezember in dem behaglichen Heim zubringt, das er in der „Villa Marienwahl“ ſich geſchaffen hat.

Ludwigsburg! Verlaſſene Schloßbauten, verödete Parkanlagen, ſchnurgerade, verſchwenderiſch breite Straßen, eine Reihe weitläufiger Kaſernen, ein paar ſtets ſchlecht gelaunte Beamte, viele Leutenants und Fähnriche und ſchließlich viele, viele Soldaten nebſt den dazu gehörigen Kindsmägden — das war ſo etwa der Eindruck, unter welchem Ludwigsburg früher ſich uns darſtellte. Die Stadt lag abſeits von der großen Touriſtenſtraße, und nur einzelne Feinſchmecker kehrten ab und zu in derſelben ein, um im Genuß der Barockſchnörkel an den Schloßbauten ſich zurückzuträumen in die Zeiten, wo man in den verſchwiegenen Gängen des herrlichen Schloßgartens das leiſe Gelächter der Rokokodämchen hörte und auf einen Wink des Herrſchers die Prunkſäle der Reſidenz in zauberhaftem Glanze ſich belebten.

Wer heute Ludwigsburg beſucht, iſt überraſcht, wenn er ſieht, wie dieſe halbvergeſſene Stadt, das einſtige Verſailles und jetzige Potsdam Württembergs, in deſſen Straßen und auf deſſen Marktplatz zu Juſtinus Kerners Zeiten das Gras in üppiger Fülle wuchs, zu neuer Blüte ſich emporgeſchwungen hat. Neben dem Waffenhandwerk gedeiht Kunſt und Induſtrie, und es iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß die noch junge

Stadt auf dem beſten Wege iſt, diejenige feſte Geſtaltung aus eigener Kraft zu gewinnen, die nötig iſt, um einem Gemeinweſen einen dauernden Platz in der Geſchichte zu ſichern. — Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſah man von dem heutigen Ludwigsburg noch keine Spur. Wohl hatte hier das reiche Kloſter Bebenhauſen einen mit einer Ringmauer umgebenen Hof gebaut, den Erlachhof, der nach der Reformation mit dem Fuchshof und dem Schafhof zugleich von der Herrſchaft Württemberg eingezogen und nach der Schlacht von Nördlingen von den Kaiſerlichen verbrannt, aber alsbald wieder aufgerichtet wurde. Nun wurde hier auch eine fürſtliche Falknerei und Jägerei eingerichtet, die bei den Jagden der württembergiſchen Regenten in dieſer Gegend des Landes als Mittelpunkt diente.

Herzog Eberhard Ludwig hatte eine beſondere Vorliebe für den Erlachhof. Man erzählt, er ſei gar häufig dort über Nacht geblieben, um an dem Geſang der Nachtigallen ſich zu ergötzen. Mitten in die Unruhen, welche der ſpaniſche Erbfolgekrieg mit ſich brachte, fällt die eigentliche Gründung Ludwigsburgs. Herzog Eberhard Ludwig legte nämlich am 7. Mai 1704 den Grundſtein zu einem Jagd- und Luſthaus, welches von ihm „die Ludwigsburg" genannt wurde. Das Corps de Logis iſt der Grundſtock der jetzigen weitläufigen Schloßbauten, der zuerſt entſtand.

Der Plan, hier eine Stadt zu gründen, muß in dem Herzog bald erwacht ſein, denn am 17. Auguſt 1709 erließ er ein Reſkript, in welchem er ſagt, daß er „zu mehrerer Aufnahme und Erweiterung allhieſigen Luſtſchloſſes ſich gnädigſt reſolviert habe, allen, die hier zu bauen und ſich häuslich niederzulaſſen willens ſeien, den Platz und die Baumaterialien gratis zu überlaſſen, auch 15 Jahre lang ſie von allen Beſchwerden, ſie mögen Namen haben, welche ſie wollen, zu befreien." Ein Reſkript vom Jahre 1710 brachte noch weitere Vergünſtigungen; im Jahr darauf verlegte der Herzog ſeine Reſidenz von Stuttgart nach Ludwigsburg. Damit war ein entſcheidender Schritt geſchehen. Die Schloßbauten ſchritten rüſtig vorwärts. Bis zum Jahr 1714 leitete Hauptmann Nette den Bau, von da ab übernahm Donato Giuſeppe Friſoni die Leitung desſelben. Auch der geſamte Stadtplan ſtammt von dieſem Künſtler, der von ſeinen Neffen Paolo und Leopold Retti unterſtützt wurde. Als Herzog Eberhard Ludwig am 31. Oktober 1733 die müden Augen ſchloß, hatte Ludwigsburg 5608 Einwohner, eine Ziffer, die aber nur zu ſchnell wieder fiel, als Herzog Karl Alexander den Hof und die Kanzleien wieder nach Stuttgart verlegte. Ludwigsburg wäre ſicher der Verödung anheimgefallen, wenn nicht der originelle Herzog Karl Eugen im Oktober 1764 mit dem Hof nach Ludwigsburg überſiedelt wäre. Damit begann wieder eine Periode äußeren Glanzes für die Stadt. Trotz ſeiner mannigfachen Schattenſeiten war Herzog Karl doch eine tüchtige Natur. Als er ſich mit Stuttgart überworfen hatte und nach Ludwigsburg kam, rüſtete er ſich ſofort mit der ihm eigenen Leichtigkeit zum Ausbau des Schloſſes. Ein ungeahnter Glanz ſollte ſich hier entwickeln. So ſchuf er die prächtigen Gartenanlagen, die das Schloß nach drei Seiten hin umgeben, erbaute das Arſenal, das durch ſeinen geräumigen Hof und ſeine tropfſteinartige Umgürtung dem Fremden ſofort auffällt, ſchuf ein koloſſales, kunſtreiches Orangeriegebäude und 1764 ein Opernhaus, das damals einzig in ſeiner Art daſtand. Mit dem Theater zog auch ein luſtiges Künſtlervölkchen in Ludwigsburg ein, wie denn gerade das Theaterweſen vom Herzog mit Vorliebe gepflegt wurde. Aber alle dieſe Veranſtaltungen hatten viel Geld gekoſtet, und Herzog Karls Nachfolger ließen aus Rückſichten weiſer Sparſamkeit die Ludwigsburger Schöpfungen liegen.

Heute iſt Ludwigsburg eine der größten deutſchen Garniſonen. Die Bauthätigkeit, ſo ſehr dieſelbe in der Stadt ſeit neuerer Zeit ſich gehoben und prächtige Werke geſchaffen hat, iſt für das alte Reſidenzgebäude nun wohl abgeſchloſſene. Der gigantiſche Bau, der bei aller Mächtigkeit eine Fülle der zierlichſten Motive im Rokokoſtil enthält, beſteht aus 16 einzelnen Teilen mit nicht weniger als 452 Gelaſſen! Wenn man die lange Reihe der Säle durchwandert, iſt man erſtaunt ob der verſchwenderiſchen Pracht, mit der hier einzelne Teile ausgeſtattet ſind, und es iſt wohl nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, das Ludwigsburger Schloß iſt eines der größten und ſchönſten Deutſchlands.

Bevor wir es verlaſſen, treten wir noch einmal heraus auf die Terraſſe an der Nordoſtecke des alten Corps de Logis. Vor uns breitet ſich ein herrliches Thal aus. Winkende Baumwipfel grüßen herüber, die zu einem Gang durch die Anlagen einladen. Ein murmelnder Bach führt durch ſchattige Gänge abwärts. Da dringen ſanfte Töne von Aeolsharfen zu uns, der kleine Bach, der uns bis hieher begleitet, erweitert ſich zu einem ſchilfbewachſenen Teich, über den eine vom Geiſt des Mittelalters umwehte Ruine ſich erhebt: die Emichsburg!

Wir ſteigen empor und klopfen bei dem Pförtner an, der uns ſagt, daß dieſe auf dem Rand einer ſenkrecht abfallenden Felſenwand erbaute künſtliche Ruine im Jahr 1798 fertig geſtellt worden iſt. Von der Zinne des Turmes genießen wir eine unvergleichliche Ausſicht über das Neckarthal und auf den gegenüber liegenden Hohen Asperg. Wir ſteigen hinab in den Felſenkeller, wo allerlei Folterwerkzeuge und altertümliche Geräte unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen. Wieder oben, freuen wir uns über den hellen Sonnenſchein, der ſo goldig über der Landſchaft liegt.

Bequeme Stufen führen abwärts. Wir gelangen, die Landſtraße nach Marbach überſchreitend, zu dem Park des Jagdſchlößchens „Favorite". Wir treten durch das Parkthor, und zugleich empfängt uns ein anmutiges Bild: ein Rudel Damhirſche lagert friedlich unter einer mächtigen Buche. Sobald wir näher kommen, ſpringt die ganze Herde auf und entzückt uns durch die eleganten, geſchmeidigen Bewegungen der flüchtenden Tiere.

Inmitten des Parkes ſteht einſam und verlaſſen das Favoritſchlößchen und mahnt an längſt vergangene Tage. Auch dieſes Schloß war einſt belebt von galanten Frauen und höfiſchen Herren, und mehr als eine raffinierte Intrigue mag zu Eberhard Ludwigs Zeiten hier ſich abgeſpielt haben.

Heute hallt unſer Schritt laut wider in den ſtillen Sälen, in denen jetzt die berühmte Gewehrſammlung des im Jahr 1885 verſtorbenen Prinzen Auguſt von Württemberg untergebracht iſt. Herzog Eberhard Ludwig hat das reizende Schlößchen in zierlichem italieniſchem Stil erbaut, gleichzeitig als er das alte Corps de Logis aufführen ließ.

Frau Mara Cop Marlet.

Von hier wenden wir uns weiter im Park, bis wir zum Schloß Monrepos gelangen. Auch dies iſt eigentlich eine Schöpfung Eberhard Ludwigs, doch vollendete nicht er, ſondern Herzog Karl den Bau. König Friedrich ließ ihm durch den genialen Thouret die jetzige Geſtalt geben. Mit Intereſſe betrachten wir das im Empireſtil gehaltene Gebäude, das manches Kunſtwerk von Dannecker, Guibal und Hetſch enthält, und treten hinaus auf die Galerie, wo uns ein Blick auf den See und die Kapelleninſel überraſcht. Gern laſſen wir uns vom Kaſtellan hinüberrudern zur Inſel. Stille Schwäne begleiten die Fahrt. Auf einem künſtlichen Felſen ſteht das Schmuckſtück, die Kapelle, die König Friedrich von Hohenheim hierher bringen ließ; im Schoß des Felſens aber ſelbſt fand man früher eine Nachbildung der heiligen Fehme — eine Spielerei, die nur dadurch Bedeutung gewann, daß die zur Verwendung gekommenen Waffen einen hohen Kunſtwert hatten.

Wir kehren über Eglosheim zurück nach Ludwigsburg. Vor der Stadt, rechts von der Straße, liegt mitten in einem wohlgepflegten Garten ein einfaches Landhaus — Villa Marienwahl, die Sommerreſidenz des Prinzen Wilhelm, in welcher er mit ganz beſonderer Vorliebe weilt und welche in der Zeit des Aufenthalts des prinzlichen Paares den geiſtigen und geſellſchaftlichen Mittelpunkt Ludwigsburgs bildet. Mit größtem Intereſſe verfolgen der Prinz und die Frau Prinzeſſin alles, was auf Freude und Leid der Stadt und ihrer Einwohner Bezug hat, und neben den Werken ſtiller, aber ausgedehnter Wohlthätigkeit lieben es die hohen Herrſchaften, auch in geſelligem Verkehr mit den Ludwigsburger Kreiſen zu treten. Eine unvergeßliche Erinnerung wird für alle, die daran teilnehmen durften, das Ballfeſt bilden, welches die Königlichen Hoheiten im Mai 1889 in den Räumen des Reſidenzſchloſſes gaben. Unſer Mittelbild Seite 1077 zeigt eine Scene aus dem an Ueberraſchungen reichen Cotillon jenes Abends — den Trompeter von Säkkingen, an der Hand ſein treues Roß, deſſen Decke mit Ballbouquets reich beſteckt iſt; hinter beiden ſchreitet in würdevoller Haltung und offenbar das heute beſonders zeitgemäße Thema variierend: „Warum küſſen ſich die Menſchen?" der ebenſo weiſe als tugendhafte und berühmte Kater Hiddigeigei.

Georg Haagen.

Mara Cop Marlet.

Die junge kroatiſche Schriftſtellerin, die wir unſeren Leſern heut im Bilde vorführen, iſt denſelben keine Fremde. Schon ſo manche originelle Charakteriſtik nicht nur aus dem ſüdſlaviſchen, ſondern auch aus dem morgenländiſchen Leben hat in dieſen Blättern die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Aber auch anderwärts hat ſie längſt von ſich reden gemacht. Sacher Maſoch, der im Vorjahre der auch geſellſchaftlich intereſſanten Dame in Paris begegnete, ſchrieb damals über ſie: „Mara Cop Marlet beſitzt ein großes, ſtarkes Talent der Geſtaltung und Schilderung. Sie hat ein neues Land entdeckt wie Kolumbus. Dieſes Land iſt ihre kroatiſche Heimat, ja das ganze große Gebiet der ſüdſlaviſchen Welt, in welchem die wilden, aber kräftigen Völker der Kroaten, Bosniaken, Montenegriner, Serben und Bulgaren wohnen. In dieſen Gegenden, zwiſchen Donau, Balkan und Adria, iſt ſie ebenſo zu Hauſe wie Turgenjew, der Jäger, in der ruſſiſchen Steppe, wie Björnſon in den Fjords von Norwegen, wie Sienkiewicz in der Lehmhütte des polniſchen Bauern und Koloman Mikſzath in den Karpathenthälern. Sie iſt eine koſmopolitiſche Schriftſtellerin, denn ſie ſchreibt in drei Sprachen, deutſch, franzöſiſch und kroatiſch, und man hat ſie überall, wo dieſe drei Sprachen verſtanden werden, warm und beifällig begrüßt.

„Und ſie verdient es. Alle ihre Erzählungen tragen den Stempel jener Wahrheit und jener Schönheit, welche vereint das ausmachen, was ich die wahre Poeſie nennen möchte. Alle ihre Landſchaften, alle ihre Menſchen leben. Das litterariſche Publikum in Deutſchland wird ſie bald ebenſo zu ſchätzen wiſſen, wie es einſt Turgenjew begrüßt hat, und ſpäter Ibſen, Tolſtoi und Doſtojewsky."

Mara Cop wurde im Jahre 1859 als Tochter des Geniehauptmanns Anton Cop und ſeiner Gemahlin Marie, einer vielbewunderten Schönheit und echten Deutſchen, Tochter des Majors Olberger, in Livorno geboren. Ihre Kindertage umſchließen die Erinnerungen an großen Reichtum, an zwei ſchöne Palazzi und dunkle, ausgedehnte Parkanlagen an den Ufern des liguriſchen Meeres.

Ihr Vater, eine groß angelegte Natur, ſchwärmeriſch für die Ideen der Humanität, der freien Menſchenwürde, der Arbeit eingenommen, quittierte in durchaus ehrenhafter Weiſe mit 27 Jahren als Hauptmann den Dienſt, errichtete Fabriken und Arbeiterkolonien, wo er ſelbſt abgeſtrafte Verbrecher aller Zonen aufnahm und wieder zu nützlichen Gliedern der Geſellſchaft erziehen wollte, führte ein Haus in großem Stil mit Viererzügen, Reitpferden, engliſchen und franzöſiſchen Sekretären — bis er während der Revolution in Italien durch das plötzliche Fallen der Wertpapiere und durch das Falliment eines großen Bankhauſes in Wien ſein Vermögen verlor.

Dem einſt ſo beliebten Genieoffizier wurde der Wiedereintritt in die Armee angeboten. Er verſchmähte dies jedoch und ſiedelte ſich in ſeiner Heimat Kroatien an, wo er als Zivilingenieur, ſpäter als Abgeordneter und Gutsherr des alten Turopoljer Schloſſes in beſcheidener bürgerlicher Weiſe lebte.

Die lebhafte Phantaſie des Kindes war zuerſt durch die wundervolle Natur Toskanas und die Pracht eines ſüdlichen Himmels geweckt worden. Nun vollendete das Leben in dem alten, einſt dem Grafengeſchlechte der Zriny angehörenden Turopoljer Schloſſe mit ſeiner verwilderten Romantik und den reichen Sagenſchätzen des ſüdſlaviſchen Volkes, die das Kind begierig aufnahm, die Ausbildung der poetiſchen Anlage. Ungebunden in der freien Natur umherſchweifend, war die zarte „Prinzeſſin", wie man ſie ſcherzend nannte, bald in einen übermütigen Knaben verwandelt, der das Reiten, Fahren und Jagen jeder weiblichen Handarbeit in geſchloſſenen Zimmerräumen bei weitem vorzog.

Die Dichterin iſt ihrer alten Familientradition treu geblieben, die keine Ehe von zwei Menſchen gleicher Nationalität aufweiſt. So hat auch ſie ſich keinem Slaven, ſondern einem franzöſiſchen Advokaten vermählt, deſſen gegenwärtiger Wohnort Algerien in Afrika iſt. Doch führte er ſeine junge Gattin mehrmals nach Paris, ferner nach Belgien, die Rheinufer entlang und auch zum Beſuch in ihre öſterreichiſch-ungariſche Heimat.

Ihre jüngſte größere Schöpfung iſt das mehrerwähnte, in der W. Frickſchen k. k. Hofbuchhandlung in Wien erſchienene Prachtwerk „Südſlaviſche Frauen", für das ſie ſich auch in der kleidſamen Nationaltracht porträtieren ließ, wie unſer Bild ſie wiedergibt.

Oberbayriſche Typen.

Geſchildert
von
Konrad Dreher.

Da' Wirt.

Mit Originalzeichnung von W. Diez

Allweil freundli', allweil munta',
Allweil luſti' und fidel,
Geht's aa' drüber eſſ und drunta',
Er bleibt gleich auf alle Fäll'.

Wenn aa' oana' ſo vermeſſ'n
Ebban[1] ſchimpfat über's Bier,
Oder über's ſchlechte Eſſ'n,
Er bleibt allweil voll Manier.

Wenn wer ſtreit't, der werd beſchwichtigt,
Denn a' G'ſchroa, dös derf net ſei',
Wenn er ſchö' ſei' Zech berichtigt,
Schenkt er eahm aa' no' mal ei'.

Denn er kennt koa' Widerſprecha',
Wenn eahm eſſ aa' was genirt,
Nur recht eſſ'n, trinka', blecha'[2]! —
'S is a' Planer[3], der Herr Wirt!

---

[1] [illegible] [2] zahlen. [3] [illegible]

D' Kellnerin.

Mit Originalzeichnung von G. Schachinger.

Dös is die Kellnerin, die ſaubere Leni,
A' nett's Deandl is, aber ob'n da hat ſ' weni.
Gibt ihr oaner a' Buſſl, da halt ſie ganz ſtad,
Und ſagt nach ha höchſtens: „Du, dös is fei' fad."
Und will ſ' oaner halſ'n und nimmt ſ' bei der Hand,
Da ſagt ſ' nur: „Hör auf, du verdruckſt mir mei' G'wand."
Und vergeſſ'n halt Alles, was d' ihr aa' magſt ſag'n,
Und halt allweil ſchö' langſam und ja net z'viel plag'n,
Nix wia eſſ'n und trinka', dös war' ihra Freud,
Und ſunſt nachha ſchlafa', o' mei', da feit's[1] weit!

---

[1] fehlt es.

Da' Bot'.

Mit Originalzeichnung von Hugo Kauffmann.

Am Irta[1] fahrt er nei' in d' Stadt,
Und z'ruck kimmt er am Freita',
Mit 'n groß'n Blachanwag'n, der Bot',
Und mit die alt'n Gäula'.[2]
Er b'ſorgt, was nur zum B'ſorg'n is,
Und alles recht genau und g'wiß —
Für Mana'[3], Wei' und Kinda',
In fein' Sach ko' eahm Neamad o',
Als höchſtens vielleicht d'Eiſenbeh(n)[4]. —
Die is a' wengl g'ſchwinda'.

---

[1] am Dienstag. [2] Pferde. [3] Männer. [4] Eiſenbahn.

An unſere geehrten Leſer.

„**Ueber Land und Meer**" vollendet mit dieſer Nummer ſeinen einunddreißigſten Jahrgang, der neben ſeinem reichen Unterhaltungsſtoff allgemeingiltigen Inhalts zugleich eine Reihe glänzender Zeitereigniſſe — daneben freilich auch die erſchütternde Tragödie, die den öſterreichiſchen Kaiſerthron ſo nahe berührte — widerzuſpiegeln hatte. Gerade im Hinblick auf den letzterwähnten weltbewegenden Vorgang, deſſen Eindruck noch in allen Seelen ungeſchwächt fortbeſteht, wird der hochbedeutend angelegte und nicht minder intereſſant durchgeführte Roman:

„O du mein Oeſterreich!" von Oſſip Schubin,

mit dem wir den neuen, zweiunddreißigſten Jahrgang eröffnen, von tiefgehender Wirkung ſein. Ihm tritt in der Novelle:

„Das Freifräulein" von Paul Heyſe

eine zart empfundene, von einem anheimelnd poetiſchen Hauch verklärte Herzensgeſchichte zur Seite, der ſich weiterhin eine Reihe nicht minder feſſelnder Werke von **Emile Erhard**, **Wilhelm Berger**, **Ida Boy-Ed**, **Fritz Mauthner**, **A. von Roberts**, **Adolf Stern** und anderen Meiſtern der deutſchen Novelliſtik anfügen werden. Auch nach anderen Richtungen hin haben wir Vorſorge getroffen, daß der demnächſt neu beginnende Jahrgang nicht nur auf gewohnter Höhe bleibe, ſondern wieder einen Fortſchritt bedeute. Namentlich ſoll die Abwechslung des Gebotenen eine noch größere ſein als bisher, ſoll auch eine Reihe für das moderne Leben ſo wichtiger Gebiete wie die der geſamten Naturwiſſenſchaften, der Heilwiſſenſchaft, der Technik, des Militär- und Marineweſens ꝛc. noch eingehendere Berückſichtigung finden, ſollen die Illuſtrationen noch erhöhtere Sorgfalt in der Wahl der Gegenſtände und der techniſchen Ausführung erfahren, das Ganze durchaus modern geſtaltet werden bei ſtrengſter Rückſicht auf alle die Bedürfniſſe, welche die deutſche Familie mit Recht an ſein Lieblingsblatt ſtellt.

Der zweiunddreißigſte Jahrgang von „Ueber Land und Meer" (Oktober 1889/90) erſcheint wieder als

Haupt-Ausgabe in Wochen-Nummern von mindeſtens 2½ Bogen oder 20 Seiten größtes Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 3 ℳ durch den Buchhandel, oder 3 ℳ 50 Pf. durch die Poſt bezogen;

Haupt-Ausgabe in vierzehntägigen Heften von je mindeſtens 5 Bogen größtes Folio in illuſtriertem Umſchlag (jährlich 26 Hefte) zum Preis von 50 Pfennig pro Heft;

Künſtler-Ausgabe auf feinſt Velinpapier mit jährlich 8 Extra-Kunſtbeilagen in Wochen-Nummern von mindeſtens 2½ Bogen größtes Folio in Umſchlag zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 6 ℳ

☞ Damit **keine Unterbrechung in der Zuſendung** der Nummern oder Hefte eintritt, erſuchen wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang bei der Bezugsquelle, durch welche man den Jahrgang 1889 erhielt, **ſofort zu erneuern.** Die Beſtellung auf die **Künſtler-Ausgabe** wolle ebenfalls bei der bereits bekannten Buchhandlung, reſp. dem Poſtamt aufgegeben werden. Ein Subſkriptionsſchein liegt dieſer Nummer zu gefälliger Benützung bei.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutſche Verlags-Anſtalt.

Zugleich mit „Ueber Land und Meer" beginnt auch die in Uebereinſtimmung mit dieſer Zeitſchrift redigirte

Deutſche Romanbibliothek

Großquart-Ausgabe

einen neuen und zwar ihren **achtzehnten** Jahrgang. Sie eröffnet denſelben mit den Romanen:

Die Spinne von **Hermann Heiberg,**

der neueſtigen Schöpfung des bekannten und beliebten Erzählers, und

Honni soit qui mal y pense von **Walter Morgan,**

[illegible]

[illegible]

Der arme Dichter, von **Aug. Niemann**. **Juſtane**, von **Rich. Voß**. **Schamyl**, von **A. G. von Suttner**. **Der Reichskanzler**, von **A. Ch. Zingeler**. **Die Fremde**, von **A. von Klinkowſtröm**. **Vaterland**, von **Reinhold Ortmann**.

[illegible]

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich.
Preis in 14tägigen Heften nur 35 Pfennig pro Heft.

Der Abonnent auf die „Deutſche Romanbibliothek" bekommt in jedem Vierteljahr für nur 2 Mark ſo viel Leſeſtoff, daß — wenn derſelbe in Bücherform [illegible] — derſelbe einen Buchwert von mindeſtens 18 Mark [illegible]; er erhält alſo [illegible]

die neueſten Romane der erſten deutſchen Schriftſteller

[illegible]

Beſtellungen auf den achtzehnten Jahrgang der „Deutſchen Romanbibliothek" nehmen **alle Buchhandlungen, Poſtämter und Journal-Expeditionen** [illegible]

[illegible] „Ueber Land und Meer" [illegible]

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutſche Verlags-Anſtalt.**

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Der erste holländische Schachkongreß eröffnete in Amsterdam am Montag den 24. August seine Sitzungen. [illegible]

Am [illegible] Tage begann das Meisterturnier, an dem sich die Herren Bauer aus Wien, Burn aus Liverpool, Gunsberg aus London, E. Lasker aus Berlin, Leather aus Liverpool, Loman aus London, Mason aus London, van Foreest aus Amsterdam und van Vliet aus London betheiligten. Der Kampf dauerte bis zum 2. September. Den ersten Preis [illegible] erhielt A. Burn mit 7 Gewinnpartien, den zweiten [illegible] E. Lasker mit 6 Gewinnpartien, den dritten J. Mason, den vierten van Vliet, den fünften J. Gunsberg. [illegible]

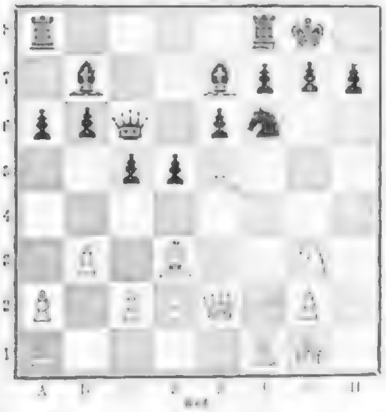
[illegible]

Partie Nro. 63.

Gespielt am 26. August

Unregelmäßige Eröffnung.

Weiß — E. Lasker.	Schwarz. — J. H. Bauer.
1) F 2 — F 4	1) D 7 — D 5
2) E 2 — E 3	2) S G 8 — F 6
3) B 2 — B 3. Um den Damenläufer [illegible] nach B 2 zu entwickeln.	3) E 7 — E 6
4) L C 1 — B 2	4) L F 8 — E 7
5) L F 1 — D 3. [illegible]	5) B 7 — B 6
6) S B 1 — C 3	6) L C 8 — B 7
7) S G 1 — F 3	7) S B 8 — D 7
8) 0—0	8) 0—0
9) S C 3 — E 2	9) C 7 — C 5. [illegible]
10) S E 2 — G 3	10) D D 8 — C 7. [illegible]
11) S F 3 — E 5. [illegible]	11) S D 7 x E 5. [illegible]
12) L B 2 x E 5	12) D C 7 — C 6
13) D D 1 — E 2. [illegible]	13) A 7 — A 6. [illegible]

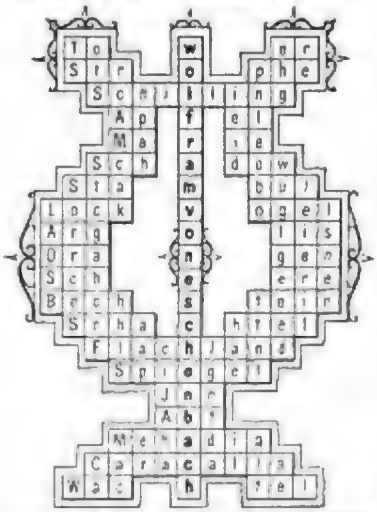


14) S G 3 — H 5. [illegible]	14) S F 6 x H 5
15) L D 3 x H 7 †. [illegible]	15) K G 8 x H 7
16) D E 2 x H 5 †	16) K H 7 — G 8
17) L E 5 x G 7. [illegible]	17) K G 8 x G 7. [illegible]
18) D H 5 — G 4 †	18) K G 7 — H 7
19) T F 1 — F 3. [illegible]	19) E 6 — E 5. [illegible]
20) [illegible]	20) [illegible]
21) [illegible]	21) [illegible]
22) D G 4 — D 7. [illegible]	22) L E 7 — F 6
23) D D 7 x B 7	23) K H 6 — G 7
24) T A 1 — F 1	24) T A 8 — B 8
25) D B 7 — D 7	25) T F 8 — D 8
26) D D 7 — G 4 †	26) K G 7 — F 8
27) F 4 x E 5. [illegible]	27) L F 6 — G 7. [illegible]
28) E 5 — E 6. [illegible]	28) T B 8 — B 7
29) D G 4 — G 6	29) F 7 — F 6
30) T F 1 x F 6 †	30) L G 7 x F 6
31) D G 6 x F 6 †	31) K F 8 — E 8
32) D F 6 — H 8 †	32) K E 8 — E 7
33) D H 8 — G 7 †	33) K E 7 x E 6
34) D G 7 x B 7 [illegible]	

Auflösung der Aufgabe Nro. 517:

[illegible]

Auflösung des „Lyra"-Zahlenrätsels Seite 1045:

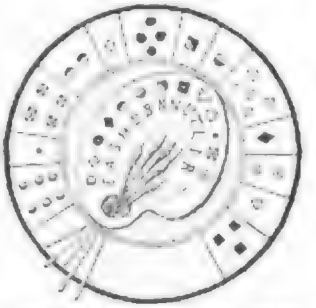


Die fettgedruckten Buchstaben der mittleren Senkrechtreihe abwärts gelesen geben: „Wolfram von Eschenbach".

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1045:

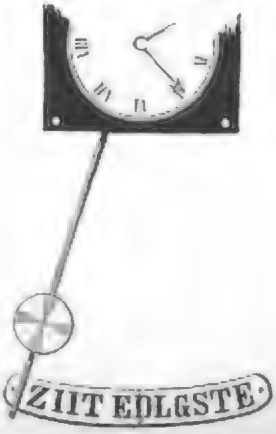
Zweimal muß den Beutel zieh'n, wer zu bald kein Geld gibt hin.

Palettenrätsel.



[illegible]

Pendelproblem.



Ergänzungsrätsel.

[illegible]

Briefmappe.

J. K. in L. bei L. [illegible]

Magdalene G. in Gr. Wir haben Ihren Wunsch entsprochen und werden auf den Gegenstand zurückkommen.

[illegible]

Paula E. in Valsom. [illegible]

Richard T. in Königsberg. Unbrauchbar. [illegible]

B. H. in Köln. [illegible]

Freund heiteren Humors im deutschen Norden. [illegible]

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible]

Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Zabelnut in Lahr. Fritz [illegible] in Altona i. W. Ernst [illegible] in Nürnberg (2). [illegible] in Colombo. „[illegible]" in Ottensen-Hamburg. Frau [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] Janssen in [illegible]. Sophie Gr. in St. Petersburg (3).

Verantwortliche Redaktion: Otto Baisch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (S.W., Charlottenstr. 11);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Herrengasse 8);
Budapest: Moritz [illegible] (V. [illegible]).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Im alten Schloß, humoristische Erzählung von [illegible], Schluß. — [illegible] im [illegible] der [illegible], von [illegible]. — [illegible], von R. W. — Die [illegible] in Wien, von Karl von [illegible]. — Zur „Heimat der Heimatlosen" auf Sylt. — [illegible], von Rudolf Falb. — Ein [illegible], von Dr. [illegible]. — [illegible], Novelle von [illegible], Schluß. — [illegible] von G. [illegible]. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Das [illegible], von Georg [illegible]. — Mein Cap Martin. — [illegible], geschildert von [illegible]. — Schach. — Rätsel, Auflösung des „[illegible]"-Rätselwettbewerbs Seite 1065. Auflösung des [illegible] Seite 1045. [illegible]. [illegible]. — [illegible].

Illustrationen: [illegible] zur Zeit des [illegible] Krieges. Gemälde von [illegible]. — [illegible] zur [illegible], Gemälde von [illegible]. — Bildnis des Reichsgrafen Julius von Platen-Hallermund. — Zur „Heimat der Heimatlosen" auf Sylt. Gemälde von Julius [illegible]. — Ludwigsburg und sein [illegible]. Originalzeichnung von G. [illegible]. — [illegible], Gemälde von G. Schachinger. — [illegible]: Die [illegible] in der [illegible], Originalzeichnung von W. [illegible]. — Bildnis der Schauspielerin Frau Mara [illegible]. — [illegible] Typen. [illegible], Originalzeichnung von G. Schachinger; „Da' Bua", Originalzeichnung von Hugo Kaufmann.

An unsere verehrten Abonnenten!

Wie seit Jahren haben wir auch für den laufenden, mit dieser Nummer vollständig vorliegenden Jahrgang von „Ueber Land und Meer" in unserer Buchbinderei elegant ausgestattete

Einband-Decken

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Schwarzpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken anfertigen lassen. Jeder Jahrgang ist in zwei Bände abgeteilt, so daß man zum Einbinden desselben auch zwei Decken (für Nro. 1 bis 26 und für Nro. 27 bis 52) gebraucht. Der Preis hierfür ist für die **Haupt-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer" pro Einband-Decke 2 Mark oder pro Jahrgang also 4 Mark. Dieselben Decken, jedoch nur mit Goldtitel, ohne Vorderdeckelverzierung, sind zu Mark 1.25 pro Stück erhältlich.

Den verehrlichen Abonnenten der **Künstler-Ausgabe** von „Ueber Land und Meer" offerieren wir ebenfalls elegante, in unserer Buchbinderei hergestellte Einband-Decken in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Schwarzpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken, je für 26 Nummern = 1 Band bestimmt, zum Preise von nur Mark 2.25 pro Stück. Die Decken für die **Haupt-Ausgabe** sind nur in **brauner** Farbe, für die **Künstler-Ausgabe** nur in roter Farbe zu haben.

(In Oesterreich-Ungarn kommt zu obigen Preisen noch ein kleiner Zuschlag.)

Die Einband-Decken können durch jede Buch-, resp. Kolportagehandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; die verehrlichen Postabonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter solche nicht liefern. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur prompten Lieferung der Einband-Decken bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Hamburg-Amerikanische
Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.
Express- und Postdampferdienst.

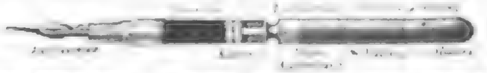
Hamburg-New-York
Southampton anlaufend
Oceanfahrt ca. 7 Tage.
[illegible]

Hâvre–New-York. Hamburg–Westindien.
Stettin–New-York. Hamburg–Havana.
Hamburg–Baltimore. Hamburg–Mexico.

Nähere Auskunft [illegible]

Die Direction
in Hamburg, [illegible]

Stets Tinte und Feder zur Hand!



Kein Tintenfaß mehr!
beim Gebrauch unseres Meteor-**Füllfederhalters.**
(Patentirt in allen Staaten, Dr. Hommel's D. R.-Patent)
[illegible] — [illegible] — [illegible] in der Tasche!
Zu haben in allen [illegible]
Aktien-Gesellschaft für Kleinmechanik (vorm. Jac. Kob & Comp.)
Aussersihl-Zürich [illegible]
Aeusserung von vielen Notabilitäten [illegible] schreibt Herr Kamport, Landesvermessungsrat der Königl. Preuss. Landesaufnahme [illegible] in Berlin:
„Den Meteor-Füllfederhalter [illegible] auf dessen Verwendung eingehend geprüft u. kann dessen [illegible] und gute Eigenschaften nur bestätigen. Den bereits zahlreich [illegible] rühmlichen Urteilen der Presse schliesse ich mich deshalb vollinhaltlich an."
Bezug für Mitglieder des Deutschen Offiziers-Vereins in Berlin durch denselben.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen
ist die **Illustrirte Frauen-Zeitung.**
Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 24 Unterhaltungs-Nummern und mindestens 28 Beiblätter, so daß alle [illegible] eine Nummer erscheint. Für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen alle 14 Tage [illegible] regelmäßige Mitteilungen aus der Frauenwelt, Kunst[illegible], sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 75 Artikel mit über 2000 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Hand[illegible] so daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich heranreicht. Kein anderes illustrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt [illegible] aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 48 große farbige Modenbilder, also jährlich [illegible] Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngasse 3.

„Wir kennen keine [illegible]

Wesen der Buchführung
Kaufmännische [illegible]
Universal-[illegible]
Geheim-Buch
[illegible] verlangt man eine gute Stelle

C. P. Goerz
Berlin W.[illegible]

So [illegible]

Bequemer reichlicher
Nebenverdienst
vornehmster Art
[illegible]

Stottern
[illegible] seit 27 Jahren [illegible] **Denhardt**'sche Anstalt
in **Burgsteinfurt**, [illegible] gratis. Honorar **nach** Heilung

[illegible] erhält jeder Interessent auf Verlangen
gratis zugesandt den
Wegweiser für Sammler
Central-Organ zur
Beschaffung und Verwertung aller Sammelobjekte.
Das Blatt erscheint monatlich zweimal in einer Auflage von
5000 Exemplaren.
[illegible] Gratis-Versand an **10,000** [illegible] des In- und Auslandes.
Inserate, die [illegible] Zeile nur à 25 Pf., finden die weiteste Verbreitung.
Verlag von Louis Stelke, Buchhdlg., Leipzig, Kurze Str. 21.

20 Pf. Jede Nr. **Musik**alische Universal-Bibliothek! [illegible]
[illegible]

Garantie-Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,
also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen.
[illegible] in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. [illegible] Fabrikpreisen.
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie
Kunst-Fenster
Lieferung des [illegible] Diaphanien [illegible] Preisen [illegible] bei Bestellung [illegible]
☞ Katalogs-Auszug, Muster u. Preisliste gratis. ☜
Grimme & Hempel, Leipzig.

Schwarze Seidenstoffe
ca. 180 verschiedene Qualitäten — direkt an Private — ohne Zwischenhändler:
von **95 Pf.** bis **Mk. 16.80** per Meter nach **Deutschland und Oesterreich-Ungarn** porto- und zollfrei. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in **Zürich** (Schweiz).
Königl. u. Kais. Hoflieferant.

Spielwaaren.

[illegible] **Illuſtr. Preisbuch** hierüber ſowie über praktiſche Geſchenk-Gegenſtände für Erwachſene wird gratis und franko an Private verſandt.

A. Wahnſchaffe, [illegible] **Nürnberg.**

Durch billige Preise [illegible]

Gold. Med. Nürnberg 1885.

Lebensversicherungs-Gesellschaft
zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenſeitigkeit gegründet 1830.

Verſicherungsbeſtand: [illegible]

Vermögen: [illegible]

Ausgezahlte Verſicherungsſummen [illegible]

Die Lebensverſicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig gehört zu den älteſten und größten [illegible] [illegible]

Für Kunſtfreunde. [illegible]

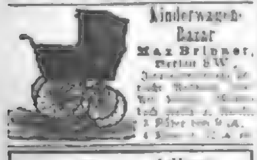
Le Salon et la Famille [illegible] **Berlin SW. 48, A. Dressels Verlag.**

Nebelbilder und Apparate, [illegible]

Solide Buckskin-[illegible] [illegible] Bruno Prenzel, Cottbus.

Tuchfabrikant **Albert Häring, Cottbus,** [illegible]

Kinderwagen-Bazar **Max Brinner,** Berlin SW. [illegible]



Patentirt in allen Ländern [illegible] Erfolg wunderbar [illegible] — Obacht vor Fälſchungen. — Prämiirt: Karlsruhe, Berlin, Wien.

„Adler" [illegible] Preisliste gog. [illegible] Adler-Fahrradwerke Frankfurt a. Main

Gold- u. Silberwaarenfabrik **C. v. d. Werdt, Berlin S.,** Oranienſtr. 66 I. [illegible] Pracht-katalog gratis u. franko. Einzelverkauf zu Fabrikpreiſen. [illegible]

Eicke's [illegible] Kaffee-Maschine, [illegible]

H. Eicke, Berlin W., [illegible]

Groſse Auswahl! — Nur solide Qualitäten!

Möbelstoffe

Woll-Crêpe — Woll-Damast u. Rips — Plüsche, glatt u. gemustert — Portièren

per Meter von ℳ 2,[illegible] an. — in jeder Preislage. — per Meter von ℳ 3,[illegible] an. — per Shawl von [illegible] an.

Chemnitzer Fabrikat!

Fabriklager von Richard Zieger, Chemnitz.

Abgabe jeden Maasses zu Fabrikpreisen. Muster und Preisliste portofrei.

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

[illegible]

Jonel Fortunat.

Ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner.

[illegible]

Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer, Cannstatt u. London.

Patentirt in allen Ländern [illegible]

Praktiſch! Neu! Bequem!
Patent-Oeſen und Treppenteppich-Stangen [illegible]

[illegible]

Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk, [illegible] **Hermann Gaiser,** Göppingen [illegible]

[illegible] Rheumatismus, Gicht, [illegible] Fussschweiss, Lungen- und Brustleiden, Blutarmut etc. [illegible]

Neu! — Neu!

[illegible] + 44 + 27cm 18 Kg.

Pianophon, Drehklavier,
Melodiopan, Drehorgel, Harmoniumtöne.

Pianophon und **Melodiopan** [illegible]

Das **Pianophon** [illegible]

Das **Melodiopan** [illegible]

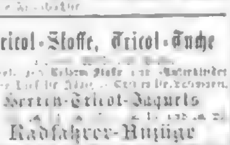
Das **Pianophon** [illegible]

Das **Melodiopan** [illegible]

Preis Pianophon 120 Mark [illegible]
Preis Melodiopan 30tönig 40 Mark 72tönig 60 Mark [illegible]

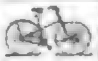
H. Behrendt,
[illegible] Berlin W., Friedrichstraße [illegible]

Garrett Smith & Co., Magdeburg-Buckau.



Locomobilen, [illegible]

Photographiſche Apparate! [illegible] **Joh. Sachs & Co.** [illegible] Berlin S., [illegible]



[illegible] Germania. [illegible]

Tricot-Stoffe, Tricot-Tuche [illegible] Herren-Tricot-Jaquets [illegible] Radfahrer-Anzüge [illegible]

Heinrich Lanz Mannheim. Arbeiterzahl 1100.

Alle Grössen Hochdruck- und Compound-**Locomobilen.** Kataloge gratis. Vollste Garantie für unübertroffene Leistung.

Direkt wirkende Patent-Dampframmen
Dampframmen mit endloſer Kette
Dampframmen mit rücklaufender Kette

Centrifugal-pumpen — Locomobilen

in allen gangbaren Größen auf Lager bei
Menck & Hambrock,
Ottenſen bei Hamburg.

Täglich 2 — 64,000. — Poſtabonnement Mk. 2.50 pro ¼ Jahr, monatlich 85 Pf. Inſerate 25 Pf.

Münchener Neueſte Nachrichten.

Volkswirtſchaftl., Alpine u. Sport-Zeitung. Wiſſenſchaftl. Rundſchau. Kunſtchronik. Schach.

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

OSR
U22
v. 61-62
1887

557501

"ber land und meer.

557501